Fauſt der zweyte,

nicht Doktor,
nicht Schwarzkünſtler;
aber nahe an Beyden.

Eine Geſchichte neuerer Zeiten.

Erſter Band.

Stettin,
bey Johann Siegismund Kaffke.
1782.

Erſtes Buch

Welches Fauſten bis ins ſiebzehnte Jahr begleitet.

Erſtes Kapitel.

Macht uns nicht ſo ſehr mit Fauſten ſelbſt, als mit ſeinen Eltern bekannt, weil der Vater vor dem Sohne war.

In ſeinen jüngern Jahren war unſer Fauſt der Augapfel einer Grosmutter die ihn unendlich liebte. Sie war es eigentlich, die den Grund dazu gelegt hatte, daß er Fauſt genannt wurde, und ſo lange er unter ihrer Gewahrſam ſeine Tage verſpielte, hieß er nur das liebe kleine Fäuſtgen. Sie ſtammte in gerader Linie von dem berühmten Fauſt ab, deſſen Nahme noch immer der Schrecken alter Weiber iſt. Sie hatte ſo viel Ehrfurcht als Furcht vor ihrem Ahnherrn, und es ſey nun, daß ſie ihn ſich zum Freunde machen wolte, indem ſie ſein Andenken erneuerte, oder daß ſie dem Nahmen würklich gut war — genung, ſie hatte beſchloſſen, ſchon ihr eigner Sohn ſolte Fauſt heiſſen. Ihr Mann aber, der einer von den Anti-Fauſten war, ſchlug ihr dies platterdings ab, und hätte ſie dadurch gewiß in ihrem erſten und letzten Wochenbette zu Tode geärgert, wenn ſie nicht überzeugt geweſen wäre, daß ſie ihm durch ihren Tod den gröſten Gefallen thun könnte.

Man ſoll zwar immer Gutes von Verſtorbnen ſprechen, aber wir würden doch der Wahrheit ein wenig zu nahe treten, wenn wir ſo geradeweg behaupteten, daß dieſe beyden Leutgen eine friedliche Ehe geführet. Vielmehr lebten ſie ohngefähr wie Hunde und Katzen, und das Haupt dieſer gepaarten Geſellſchaft hielt es für ſeine Pflicht wenigſtens einmahl in der Woche mit einer kleinen Karbatſche auf dem Rücken ſeiner Frau einige Eindrücke zu machen, weil dies, wie er betheuerte, in ſeiner Familie üblich, und er immer

Augenzeuge bey dieſer Execution an ſeiner Mutter. die er übrigens ſehr lieb gehabt hatte, geweſen.

Zu unſers Fauſts Beſten hatte ſein Grosvater nicht gar zu lange gelebt, ſonſt würde ſeinem Vater, und durch dieſen ihm vielleicht manche böſe Gewohnheit vererbt worden und beyder Ehehälften eine wöchentliche Uebung bevorgeſtanden haben.

So aber ſtarb acht Wochen nachdem Meiſter Chriſtian (ſo hieß Fauſts Vater) das Licht der Welt erblicket die nächſte Urſache ſeines Daſeyns an einem Gallenfieber, und hinterließ ſeiner entkerkerten Frau die Freyheit, ihren Sohn nach ihrem Gutdünken zu erziehen, welches ſie denn auch redlich that.

Meiſter Chriſtian, ein Schuſter ſeiner Profeßion, war alſo Autor unſers Helden, und verdient gar wohl etwas von uns beleuchtet zu werden.

Er war ein ſtiller und frommer Mann, der freylich keinen Jugendſtreich ſeiner Trine zu erzählen fähig war, weil er ſich nicht erinnern konnte, einen begangen zu haben, von dem wir alſo, auſſer dem was in der Folge von ihm vorkommen wird, nichts ſagen können, als er betete, machte täglich Schuh, und aß denn alle Tage gewöhnlich den Lohn ſeiner Arbeit wieder auf, außer wenn etwa ein großes Feſt war, an welchem der benachbarte Landmann ſich Schuhe bis aufs nächſte Jahr aus der Stadt worin Meiſter Chriſtian wohnte, zu holen pflegte.

Dies war nun keine andere, als eine der älteſten Deutſchlands die bis auf dieſe Stunde jedes Kind ſchon nennen kann, wenn man von der großen Glocke ſpricht und wir ſelbſt würden es keinem Schüler verzeyhen der es nicht wüſte, wenn man uns das Amt eines Pädagogen übertragen wolte.

Meiſter Chriſtian hatte mit ſeiner friedlichen Mutter ſchon viele Jahre gewirthſchaftet, als ein ſchönes Schuſter Mädgen ſeinen würklich feinen Bau zu bewundern anfieng. Sie hieß zwar ſchlechtweg Trine, aber es ſteckte hinter dem Mädgen mancher harte Thaler, den ihr Vater ſich erſpart, und womit er das einzige Töchtergen einſt weidlich auszuſtatten gedachte.

Sie war die einzige, folglich von Jugend auf verzogen, und ſie war als ein eigenſinniges Mädgen ſo bekannt, daß ohne Geld kein ehrſamer Schuſter ſie zur Frau würde genommen haben.

Meiſter Chriſtian würde nimmermehr von dieſer Liebe etwas gemerkt haben, denn er war einer von den pflegmatiſchen Leuten, die ſich einen guten Braten und ein Glas Wein für alle Liebe loben, wenn nicht ſeine gute Mutter für ihn gewachet und das Glück wahrgenommen hätte, was ihrem Sohne bevorſtand. Da er ganz im Gehorſam für ſie lebte, ſo war nichts leichter als ſein Jawort und zugleich das Verſprechen, welches ſie ihm abnöthigte, daß ſein erſtgebohrner Sohn Fauſt heiſſen ſolle. Und nun wiſſen wir denn, wer es war, der unſerm Leſer das Vergnügen oder Misvergnügen gemacht, das er bey dem Leſen dieſes Büchelgens fühlen wird.

Nur ein Schuſters Sohn? hör ich wohl manchen ſagen —

Aber ich wette wohl, daß mehr von ihm zu ſagen iſt, als von manchem preißlichen Held.

Und ſo füge ich denn nur noch hinzu, daß, mit ſo vielen Verdruß Trinens Vater ſeine Tochter auch Meiſter Chriſtianen gab, er es doch endlich zuließ, daß aber auch gleich Chriſtians ganzes Hausweſen geändert wurde. Alles war auf einen großen Fuß, und Trinens alte Thaler machten den vorher armen Schlucker bald zu einem berühmten Schuſter. Sein Laden war immer aufs ſchönſte belegt, und Chriſtian führte das gemächlichſte Leben, dabey, denn er arbeitete nur wenn es ihm einfiel, und wenn er vor langer Weile nicht anders anzufangen wuſte. Wir verlaſſen ihn alſo, damit er und ſeine liebe Trine mit uns dem Laufe der Geſchichte folgen können.

Zweytes Kapitel.

Welches einen Umſtand erläutert.

Ein Umſtand ereignete ſich freylich bey Fauſts Geburt, den wir unſern Leſern nicht verheimlichen können, und den Doktor Schmuck, Leibarzt des Hauſes, ſo, wie wir es vortragen werden, erläutern.

Der Umſtand war, daß Fauſt im ſiebenten Monate nach der feyerlichen Kopulation ſeiner Eltern zur Welt kam. Chriſtians Mutter machte etwas große Augen, daß er ſeine Schritte ſo ſehr verdoppelt, und ſie konnte kaum trauen, als ſie den kleinen friſchen Fauſt vor ſich ſahe, indem ſie mit viel innerer Betrübniß auf ein todtes oder doch ſehr ſchwaches frühzeitiges Kind warkete, und einige Runzeln, die auf der mütterlichen Stirn aufzogen, machten auch Chriſtianen aufmerkſam, der ſonſt in ſeiner pflegmatiſchen Einfalt ein dreymonathliches, lebendes Kind, wohl als eine Frucht ſeiner Liebe angenommen haben würde.

Man brachte indeſſen das Kind zum Doktor Schmuck, der in einem andern Zimmer ſaß, und hat ihn die Wöchnerin zu beſuchen, die ſehr ſchwach war. Er hatte mit Trinens Vater einige Flaſchen vom beſten Rheinwein ausgeſtochen, und ein Dutzend harte Thaler waren praenumerando in ſeine Taſche geſtiegen, als er mit viel Anmuth ins Wochenzimmer trat.

Er war ein ſchmucker junger Mann von 28 Jahren, und war eigentlich dadurch mit Trinens Vater bekannt geworden, daß er ihm den Antrag that, für ihn Schuhe zu arbeiten, dagegen wolle er für ſein und der Seinigen mediciniſchen Nothdurft ohnentgeldlich Sorge tragen. Anfangs leuchtete dies dem Schuſter Meiſter ſehr in die Augen, bisher hatte er ſeinem Doktor Jahr aus Jahr ein funfzig baare Thaler gezahlt, nun dachte er, ein Dutzend paar Schuhe wäre alles, was der Doktor zerreiſſen könnte.

Er ſahe nachher zwar wie ſehr er ſich geirrt Doktor Schmuck trug ein paar Schuhe nie länger als acht Tage, ſo viel Wochen alſo ſo viel paar Schuhe, und nach einem Jahre würde der Kontrakt gewiß aufgehoben worden ſeyn, wenn der Dokter nicht dadurch, daß er inskünftige die alten Schuhe zurückgab, ſich wieder in die Gunſt des Alten feſtgeſetzt.

Aber wir ſind ſchon etwas aus dem Weg gekommen. So viel Anmuth Doktor Schmuck auch hatte, ſo eine weiſe Amtsmiene konnte er in Sachen annehmen, die ſeine Wiſſenſchaft betraſen, und mit einem feyerlichen Ernſt ſagte er, als er eintrat: Das iſt ja ein foetus praematurus.

Daß Chriſtians Mutter von ihrem Vater der ein Dorfſchulmeiſter geweſen, einige Brocken Latein, und weil ihre Mutter privilegirte Hebamme war, unter andern auch dieſes Wort mit aufgefiſchet, kam unſerm Arzte freylich unerwartet, und wenn er nicht ſchon vom Rheinwein geglüht hätte, ſo wäre er gewiß über den ungehoften Streich roth geworden. Aber in der Lage worin er ſich jetzt befand, hätte er wohl ſine praeſide diſputirt.

Als alſo die Matrone ihm mit einigem Unwillen ſagte: Er ſolle ihr nicht weis machen, daß das ein unzeitiges Kind ſey, das wiſſe ſie auch wohl was dazu gehöre, ſo nahm er gleich das Wort, ehe ſie ihre Demonſtration einmahl zu Ende gebracht.

Meine liebe Frau, ſagte er, ſie hat recht, daß dieſe Worte gewiſſermaaßen ein unzeitiges bedeuten, aber wir Kunſtverſtändige pflegen noch einen andern Sinn damit zu verbinden, und das iſt — ein frühreifes Kind. Dann geſteh' ſie mir nur, daß man bey manchen Kindern einen beſonders frühen Verſtand antrift, ſolche Kinder nun kommen auch immer früher zur Welt, da hingegen die Spätlinge gemeiniglich Dummköpfe und Tuckmäuſer bleiben, und alſo, meine liebe Frau, hat ſie ſich ſehr zu freuen, daß ſie einen ſo klugen Enkel aus dieſem lieben Kinde zu erwarten hat, der gewiß nie von jemanden hören wird: Er ſey auf den Kopf gefallen.

Der Ton, der dieſe pathetiſche Rede begleitete, das ſchmeichelhafte, was eine verliebte Grosmutter für den Jungen darin vorausſahe, und Chriſtians Liebe zum Frieden waren Bewegungsgründe, warum beyde mit dem angeführten zufrieden waren, und des Doktors Weisheit, geſetzt, ſie hielten ſie auch nicht für wahr, doch wohl angebracht anſahen.

Der Alte hatte zitternd an der Thür gehorcht, und trat als er Ruhe merkte, mit einer ſo feyerlichen Amtsmiene wie der Doktor ſie nur immer haben konnte, herein. Er war eben zu dem diesjährigen Transitu des Raths gewählt worden, und ſo war ſeine Freude um deſto größer, als er die kluge Auslegung des Doktors hörte, die er bey den Gelegenheiten wiederholen wolte, wenn etwa die Raths-Mitglieder ſeiner Trine und ihrer frühen Niederkunft wegen ein Auge auf ſeinen Geldbeutel werfen, oder ihn ſelbſt auslachen möchten.

Trine war nicht minder froh. So ſchwach ſie war, ſo hatte ſie doch wohl gehört, wovon die

Rede war, und wuſte auch wohl, daß ſieben Monate zu nennen ſich wie ein Schleifweg zur Landſtraße verhielten. Aus lauter Angſt über den Ausgang verhielt ſie einen Seufzer, der ihr Herz preßte, ſo lange, bis endlich die Freude über des Doktors Kindheit, ihm Luft ſchafte.

Durch dieſes Phänomen wanden alle von dem Wunderkinde ab, und an das Bette der Wöchnerin gezogen, wo denn nun Meiſter Chriſtian zuerſt ſeine Trine für das Geſchenk, das ſie ihm gemacht, dankbar küßte, dem der Vater und der Doktor mit ihren vom Geiſte des getrunknen Weins ſchwangern Glückwunſchen folgten.

Nur die Grosmutter wolte nicht von des kleinen Fauſts Wiege, ließ Tochter Tochter ſeyn, und ſchwur innerlich, der Junge möchte nun Baſtard oder ein ehrliches fruhreifes Kind ſeyn, ſo ſolle er ihres grosmütterlichen Herzens Abgott ſeyn.

Drittes Kapitel.

Worin einige neue Perſonen erſcheinen.

Doktor Schmuck, war unter der Compagnie von Aerzten, die dieſer Stadt zur Bruſtwehr wider alle Krankheiten nur nicht wider die tödtlichen dienten, einer der angeſehenſten. Er lebte einzig und allein von ſeinem Metier, das heißt, er hatte nicht nöthig einem Bürger ins Amt zu fallen, um von ſeinem bißgen Nahrung auch für ſich etwas zu nehmen, und ſich dadurch des Hungers zu erwehren. Er hatte im Gegentheil viele Kunden, und er wurde beßer als ein andrer bezahlt, weil er unverſchämt genug war mehr zu fordern als er bekam, wenns ihm nicht genug ſchien, und ſein Ruf ſchon zu groß war, als daß man ihn hätte abdanken ſollen.

So ein ſüßer Herr er auch dem Anſehen nach zu ſeyn ſchien, ſo bitter waren die Pillen ſeines Witzes, wenn er es mit jemanden aufnahm, und mancher hatte es ihm ſchon ohne Haß nachgeſagt, daß er lieber ſeine bitterſte Medicin als ſeine ſpitzige Anmerkungen verſchlucken wolle.

Unter ſeinen anſehnlichſten Kunden war ein Baron Schleich. Dieſer Herr hatte ein artiges Gütgen nicht weit von der Stadt, wo er Sommerszeit mit ſeiner Familie, die aus ſeiner Frau, und zwey jungen Söhnen beſtand, wohnte. Da pflegte denn Doktor Schmuck des Abends wenn er Zeit hatte hinauszureiten, und auch wohl die Nacht daſelbſt zuzubringen, wenn er keine gefährliche Patienten hatte.

Baron Schleich war einer von den Männern, die, weil ſie von ihren Intereßen leben, ſich blos um ſich ſelbſt und um ihre Blutsfreunde bekümmern, anderer Menſchen Wohl oder Weh ſich nicht ſehr zu Herzen nehmen. Da indeſſen ihre Bedürfniſſe mit Eſſen, Trinken, Spiel und Schlaf ſich nicht gänzlich erfüllen, ſo war es auch dem Baron unter andern Zerſtreuungen die er ſuchte nicht unangenehm, wenn ihm der Doktor einige Stadtneuigkeiten hinterbrachte.

Den Abend nach dem Tage, da Trine die Welt mit dem jungen Fauſt vermehret, ritt der Doktor auch dahin, und mit einer brennenden Begierde ſich ſeines Geheimnißes zu entledigen, geplagt, war er nicht ſobald in des Barons Zimmer getreten, als er ſchon Trinens Niederkunft bekannt machte.

Die Baroneſſe hatte eben den Beſuch von einer Dame aus der Stadt, die wir in der Folge weiter werden kennen lernen, an der aber das merkwürdigſte, daß ſie ein lebendiges Wörterbuch alles deſſen war, was in der Stadt vorfiel, und ſie hatte auch den Namen der Stadtchronick beynahe ſchon allgemein erhalten.

Um aller Welt willen fuhr ſie im Eifer heraus: Das Weib iſt ja erſt ſieben Monathe verheyrathet! Da haben wir's! Das Krebzeug weiß vor Muthwillen nicht was es anfangen ſoll.

Die Baroneſſe Schleich war eine von den vortreflichen und ſeltenen Weibern, die ihrem Nächſten alles zum Beſten auslegen. Sie konnte es nicht gern mit anhören, wenn man über einen Unſchuldigen hergieng; für das äuſſerſte Verbrechen hielt ſie es aber, wenn man einen Schwachheitsfehler nicht zu unterdrücken ſuchte. Aus Vernunft und vernünftiger Lektüre wuſte ſie es hinreichend, daß ein Fehltritt bey einem jungen Mädgen leicht geſchehen ſey, und daß der Verführer ſo viel wären, daß nach den heutigen verderbten Zeiten die Schuld vom weiblichen Geſchlechte faſt gänzlich weggenommen werden müſte.

Wir glauben, ſie hatte Recht, denn man hat jetzt Urſache, jedes widerſtehende weibliche Geſchöpf unter die Heiligen zu zählen.

Sie muſte alſo natürlich äuſſerſt unwillig über die boshafte Anmerkung ihrer ſtädtiſchen Freundin werden, und ſie konnte ſich auch nicht enthalten, folgendermaaßen darauf zu antworten:

Wie lieblos, Herr Doktor, handeln Sie an dieſer armen Frau. Anſtatt dieſe Sache zu verdecken, breiten Sie es aus, damit das unglückliche Weib ein Geſpötte der ganzen Stadt wird. Iſt's nicht Unglück genung, daß ſie in ſich ſelbſt ihren Fehler beweinen muß? Sind wohl andere befugt, ihr das bitter vorzuwerfen, was Sie vielleicht ſelbſt, wenn Sie in dem Fall geweſen wären, gethan hätten?

Nein, fiel die Dame, der dieſe feine Anmerkung nicht die geringſte Erſchütterung im Trommelfell machte, ein, nein, das muß geſchehen, damit andere ſich daran ſpiegeln, ſonſt wird es allgemein werden.

Als dies zum zweytenmahle geſchahe, ſahe der Doktor die Dame bedenklich an, und ſagte: bey manchen Frauenzimmern bringt freylich die Komplexion etwas mit ſich.

Die Dame ſchwieg und wurde faſt roth, und die Baroneſſe fuhr fort mit ihrem liebreichen Tone die armen Schlachtopfer zu vertheidigen, die der unerſättlichen Begierde der Männer alles, was ſie ſchätzbares beſitzen, ihre Ehre in ſchwachen Stunden den Preiß geben, und mit heldenmüthiger Wärme fiel ihr Schluß dahin aus, daß alle Männer, die die Verführer ſolcher unſchuldigen Mädgen wären, mit einem öffentlichen Schandzeichen gebrandmarkt zu werden verdienten, ohne daß ſich jemand getrauete, ihr hierin zu widerſprechen, und ſelbſt ihr Mann der ſonſt kleine Galanterien leicht anſahe, und gern ſelbſt in ihrer Gegenwart zu vertheidigen pflegte, brachte dieſesmahl nur ein ſtummes Achſelzucken davon.

Doktor Schmuck ließ ſonſt nicht gerne etwas auf ſich ſitzen, aber der verehrungswürdige Karakter dieſer Dame war für ihn eine Grenze, über die ſein Witz ſich nie verlor, und ſie war ihm ſchon durch ihre offenherzige Sittenlehre manchesmahl, wo er ſich vergeſſen hatte, ſehr nützlich geworden.

Madame H. verlohr ſich auch bald aus der Geſellſchaft. Sie war es, die zu ſpät merkte, daß die Baroneſſe auch ihr einen Stich gegeben. Sie war von Natur ein wenig dumm, aber dabey hämiſch, gallſüchtig. Sobald ſie ſich alſo getroffen fühlte, empfohl ſie ſich zu Gnaden, und verließ die Baroneſſe mit dem feſten Verſatz, ſich an ihr zu rächen.

Kaum war ſie zur Thür hinaus, ſo fieng Doktor Schmuck ſeine Erzählung an. Die war abgeführt, ſagte er gleich zum Baron, denn das war ſein gewöhnliches Wort, wenn er jemanden beleidigte; die Baroneſſe hatte ihren Beſuch begleitet, und daher ſtörte ſeine geläufige Zunge die Furcht vor ihren Erinnerungen nicht.

Wiſſen ſie, ſagte er zum Baron, was ſie machte?

Nein, bey meiner Seele nicht, ich kann mich nicht um alle alte Weiber bekümmern, antwortete ihm der, in einem etwas verdrüßlichen Ton.

Dies war eine neue Reitzung für den Doktor, ſeine Erzählung ſo lächerlich als möglich zu machen.

chen, um den Baron aufzuräumen, denn er hatte ſich einen luſtigen Abend zu haben vorgenommen, und dazu gehörte der gute Humor ſeines Wirths nothwendig.

Wenn ichs nur recht überlegt hätte, ſo wolte ich ſie noch ärger beſchämt haben, ſagte er. Denn juſt ſo giengs ihr auch wie der guten Frau Chriſtian. Sie war noch nicht einmahl ſieben Monate verheyrathet, und ich war bey dem alten Doktor Schrey damahls wie Adjunkt. Er war eben krank, und ſchickte mich dahin, denn er dachte nicht daß es zur Niederkunft kommen würde. Wie ich hinkam, war das Kind ſchon da. Damahls ſchor ich mich um die ganze Welt nichts, und ich lachte nicht wenig. Erzählte es auch meinem Alten zu Hauſe ſo. Aber der ärgerte ſich weidlich, und über den Schrecken wegen meiner Unbeſonnenheit, wie er ſich ausdrückte, verlor er plötzlich ſein Zipperlein, ſetzte ſich im Wagen, und fuhr, ſorgfaltig auf ſeine Rolle vorbereitet, dahin. Hier verſicherte er nun dem Manne gleich, er habe es lange voraus geſehen, daß ſeine Frau früh niederkommen würde, ihre ganze Komplexion ſey dazu eingerichtet, bewieß ihm auch förmlich, daß die Reifung des Kindes gar wohl beſchleunigt werden könnte, und ſtellte ſo den armen Geweihten ganz zufrieden.

Der Baron fand wider ſeine Gewohnheit dieſe Erzählung herzlich kahl, und gähnte an ſtatt zu lachen, welches den Doktor bewog, zu ſchlieſſen, und diesmahl den Rückweg zu ſuchen. Das that er, und beſuchte noch ein Kaffeehaus, wo er etliche Burgunderbouteillen leerte, und einen Theil der von Trinens Vater erhaltenen Thaler ſchmolz.

Die Dame vom Hauſe bat ihn auch diesmahl gar nicht zu bleiben, ob ſie gleich ſonſt es gern ſahe, wenn er ihnen Geſellſchaft leiſtete. Die unzeitige Erzählung hatte ſie wider ihn aufgebracht.

Es gereuete ihr nachher auch nicht. Sie fand ihren Mann dieſen Abend ſo liebreich gegen ſeine ſonſt ungeſtüme Aufführung, daß ſie das ganze Glück ehelicher Liebe fühlte, und den Tag als einen beſonders glücklichen ſich merkte.

Trinens wurde auch mit keinem Worte gedacht, ob ſie gleich ſonſt keine ſolche Gelegenheit verſäumte, ihm, obwohl auf die ſanfteſte Art, eine Moral über ſeine Denkungsart, die in dem Punkte nicht ſehr rein war, zu geben. Aber die Stunden waren dem guten Weibe zu ſchön, als daß ſie ſolche ſich muthwillig hätte verderben ſollen. Sie wuſte, wie ſelten ſie in der Ehe ſind, und ſchätzte ſie darum ſehr. Vor dieſe Mäßigung genoß ſie auch das Vergnügen einer ſchönen Nacht.

die wir mit dem Schleyer der Ehrfurcht bedecken, die wir Hymens Geheimniſſen ſchuldig ſind.

* * *

Viertes Kapitel.

Worin noch mehr Einleitungsmäßiges iſt, welches beſonders auch die erwähnte Stadtchronik näher kennen lehrt.

Madam Hond war, als ſie die Geſellſchaft verlaſſen hatte, nicht zur Stadt zurückgekehrt, ſondern ſie war auf dem benachbarten Dörfgen des Guts zu einem andern Edelmann gegangen, der zwar ſonſt ein braver rechtſchaffener Mann war, da er aber nicht viel Vermögen hatte, von niemanden ſonderlich geachtet wurde.

Er war fremd, und hatte ſich in erwähntem Dörfgen einen kleinen Bauerhof gekauft, von dem er durch eigne Aufſicht und Wartung ein ziemlich erträgliches Auskommen erbeutete. Er hatte von ſeiner Frau ein Mädgen und einen Sohn, beyde noch ſehr jung, und erſtere kaum ſechs Wochen alt.

Madam Hond hatte ihm aus ihrer Handlung, denn ſie war Wittwe, die wenigen Gelder, die er aus ſeinem Unglück gerettet, zahlen müſſen, und daher war ſie mit ihnen bekannt, auch die einzige aus der Stadt, die ſie zuweilen beſuchte.

Herr von Seeliſt, ſo war der Name des Edelmanns, hatte einen vortreflichen Charakter, und er ſowohl als ſeine gute Frau waren nichts weniger als begierig auf den Beſuch der Madam Hond. Indeſſen konnten ſie ihn Ehrenhalber, und aus wenigſtens politiſchen Gründen nicht gut anders, als mit Wärme aufnehmen. Und als gute liebe Leute hielten ſie ihr auch manches Geſchwätz, manche Thorheit ihres Charakters zu gut. Beyden aber muſte es ſehr empfindlich ſeyn, daß ſie jetzt ihre nächſte Nachbarin, ihre beſte Freundin, die Baroneſſe Schleich verläumdet wiſſen ſolten, denn das war die eigentliche Abſicht der Madame Hond, und der ganze Beſuch würde dieſesmahl nicht gefallen ſeyn, wenn dieſes Frauenzimmer nicht in der Nähe einen Ort geſucht hätte, ihres Gifts und der nun im ganzen Körper ſich verbreiteten Galle, ſich etwas durch eine Mittheilung ihrer innern Bosheit zu entledigen.

Was ſo eine Baroneſſe ſich dünkt, ſagte ſie mit aufgeworfnen Lippen? Als ob ſie unſer einem Geſetze vorſchreiben dürfte? Als ob man nicht um einen Hut voll Dukaten auch den Baron vor ſeinem Nahmen haben könnte? Zu behaupten, daß eine Hure nicht vor aller Welt beſchimpft werden müſſe? Und mich in die Verlegenheit zu ſetzen, von dem ſchnippſchen Doktor mich anfahren zu laſſen, und von ihm Sticheleyen auf meinen ſchwächlichen Körper zu hören?

Wir laſſen hier vieles aus, was ſie noch hinzuſetzte. Herr von Seeliſt ſowohl, als ſeine Frau wuſten von ihrer Geſchichte nichts, aber ſie kannten die **Baroneſſe** zu gut, als daß ſie ihr ſo etwas hätten zutrauen ſollen, und die Frau vertheidigte daher ihre Freundin mit vielem Eifer.

Darüber wurde nun Madame Hond ſo wüthend aufgebracht, daß, indem ſie die Treppe heruntergehen wolte, um ohne Abſchied (denn bey dieſen armen Leuten glaubte ſie, ſich das erlauben zu können) wegzugehen, ſie ſtolperte und herunterfiel.

Wäre ein Zug von Bosheit in den beyden Eheleuten geweſen, ſo würde ein ziemlich verdientes Lachen dieſen Fall begleitet haben, ſo aber waren beyde äuſſerſt erſchrocken, und eilten gleich zu Hülfe. Das fürchterliche Geſchrey der Madam Hond, als man ſie halbtodt aufheben wolte, veranlaßte eine Unterſuchung, und man fand den Fuß zerbrochen. Dies war wohl das erſte merkwürdige, was unſers Fauſts Daſeyn hervorbrachte; ſie verwünſchte auch ihn und ſeine Mutter, die **Baroneſſe**, und ihre jetzige Geſellſchaft in den helleſten Flüchen, und alle Bitten ihrer liebreichen Wirthsleute konnten ſie nicht dahin bringen, länger als nach dem erſten Verbande zu bleiben. Sie ließ ſich unter vielen Schmerzen zur Stadt bringen, um nicht länger unter dem hochmüthigen Pack, wie ſie ſich ausdruckte, zu ſitzen,

Der junge Hond, ihr Sohn, und ihr natürliches Ebenbild empfieng ſie mit vielen Thränen. Er war zwölf Jahr alt, fühlte aber ſehr viel für ſeine Mutter, wenn er ſchon für andere als ein Klotz zu betrachten war. Der immerwährende Abſcheu, den ihm ſeine Mutter gegen andre Menſchen, durch die beſtändige Erneuerung ihrer Verläumdungen auf das menſchliche Geſchlecht beygebracht hatte, lehrte ihn jeden, als ſeinen Feind zu betrachten, der nicht völlig mit ſeinen Grundſätzen übereinſtimmte. Er hatte die Anlage zu dem rachſüchtigſten Menſchen, der jemahls exiſtirt hatte, und ein Wort war hinreichend, in ihm den Untergang eines Menſchen zu beſchlieſſen, wenn er dazu etwas beytragen könnte, ohne ſich ſelbſt zu ſchaden, denn ſein Ich war immer der erſte Geſichtspunkt; ohne den erſt ſicher geſetzt zu haben, unternahm er nichts.

Er hatte übrigens das, was man Kopf heißt, und in vielen Fällen würde ſeine Mutter beſſer gethan haben, wenn ſie ſchon jetzt ſeinen Rathſchlägen gefolgt wäre, die oft beſſer als ihre Projekte waren.

Sie hatte ihn dem Studiren gewidmet, und er hatte ſo groſſe Neigung dazu, daß er ihr nicht widerſprach. Er war zur Freude ſeiner Lehrer ſchon in die erſte Klaſſe des Stadtgymnaſii aufgenommen worden, und man erwartete ihn einſt als einen groſſen Mann glänzen zu ſehen. In wie weit er dem entſprochen, wird die Folge lehren, wir aber haben jetzt mit dem zerbrochnen Beine ſeiner Frau Mama noch etwas weniges zu thun.

Fünftes Kapitel.

Eine neue Doktorerſcheinung.

Man hatte gleich zum **Doktor Speer** geſchickt. Wäre **Schmuck** beym **Baron** geblieben, ſo würde er noch zu der Ehre haben kommen können, etwas von **Madam Hond** zu verdienen, ſo aber war er eben fort, als man aus **Seeliſts** Hauſe nach ihm ſchickte, und da er immer aufs Halsbrechen loszureiten pflegte, ſo wäre es vergebens geweſen, ihn einholen zu wollen. Der Dorfbalbier machte alſo den erſten Verband, und

Schmuck verſäumte den Braten, der zugleich einen herrlichen Schmaus für ſeine Neuigkeitsſucht würde abgegeben haben.

Speer war freylich das Gegentheil von Schmuck. Nichts weniger als ſüß deckte immer eine wollene Peruque, ſein, von mediciniſchen Düften dunſtendes Haupt. Pelzſtiefeln, die immer beſohlt wurden, ſo lange es noch möglich war, das Oberleder zuſammen zu halten, waren Sonn und Feſt, wie Alltags ſeine Begleiter, und zwey graue Ueberröcke mit meßingnen Knöpfen, machten ſeine Garderobe aus. Unter manchen ſeiner Untugenden war eine der unangenehmſten, beſonders fürs Frauenzimmer, daß er elenden Toback rauchte, deſſen Duft er denn immer bey ſich trug.

Bey allen dem war Speer ein geſchickter Arzt, und alle die geputzten Kollegen pflegten ſich ſehr für ihn zu hüten, denn wenn ſie mit ihm a Conſiliis ſeyn ſolten, ſo warf er immer mit Brocken aus Galen, Hippocrat, oder mit Celſianiſchen Latein um ſich, wovon ſie kaum die Namen kannten, oder ſchmierte ihnen ſo einen reellen Schluß in den Mund, daß ſie ihn gewöhnlich mit einem blanken Concedo und einem tiefen Bückling beantworteten, und manchem rieb er denn auch wohl deutſch ſeine Dummheit unter die Naſe, doch gewiß nicht eher, bis er ihn vorher beleidigt hatte.

hatte, ſonſt war er ſehr tolerant. Er hatte ſein Schäfgen im Trocknen, alſo gönnte er andern auch, daß ſie ſich Seide ſpannen.

Diesmahl hatte man ihn eben aus einer Tobacksgeſellſchaft gerufen, welches ihm immer am empfindlichſten war.

Nu, fieng er an, als er hereintrat, konnten ſie nicht warten bis morgen?

Ey, es wartet ſich wohl, ſagte die Patientin, ungeduldig über ihren Schmerz, und platzte mit der Erzählung der ganzen Sache heraus.

Das dumme Zeug, ſagte der Doktor, hätten Sie wohl können bleiben laſſen, ſo wär auch ich in meiner Ruhe geblieben. Ich, vorn Henker, würde mich nicht ärgern, und wenns meine eigne Frau wäre, die im erſten Monat niederkäme. Aerger iſt das, was den Körper am meiſten aufreibt, und wer ſich deſſen entſchlagen kann, der wird gewiß alt.

Madam Hond wolte nun mit den Gründen vor ihre Leidenſchaft auspacken, aber er ließ ſie nicht zum Worte kommen.

O ſo viel Zeit habe ich nicht. Ich muß wieder zu meiner Geſellſchaft. Geſchwind nur den Verband gewieſen, ob er was taugt, oder ob wir heute noch 'n andern machen müſſen. — Der Teufel, der iſt gut. Wart! den muß ich in die

Stadt bringen, unſre Schlingel von Wundärzten taugen ſo nichts. Nun können Sie in Gottes Nahmen bis Morgen Abend liegen, da will ich widerkommen, und hier iſt ein Recept. Nehmen Sie das ordentlich ein, und wenn Sie Schmerzen haben, ſo bedenken Sie, daß es ihre eigne Schuld iſt.

Mit dem Troſte gieng Doktor Speer hinaus, und überlies es dem jungen Hond, ſeine Mutter zu tröſten, indeſſen er ſich bey Bier und Toback wohl ſchmecken ließ.

Madam Hond ließ ihrer Schmerzen ohngeachtet, doch ihr großes Hauptbuch ſich aufs Bette bringen, und fand zu ihrem gröſten Vergnügen, daß Seeliſt noch achthundert Thaler von ihr zu bekommen hätte, und ſie betheuerte mit einem frechen Schwure, daß ſie es ihm, ſo lange ſie könnte, vorenthalten wolte, und gab ſogleich Befehl, ihm auf Verlangen nichts zu zahlen, bis ſie ſelbſt es ſo anordnen würde.

Aus dem Rechte, was Reichere vor Aermeren voraus haben, ſchloß ſie ganz richtig, daß das ihr nicht ſchwer werden würde, und berechnete als ein geübter Kaufmann, Seeliſt müſſe ohne dieſes Geld gewiß zu Grunde gehen, weil er noch verſchiedene Termine zu bezahlen hätte, bey deren Verfehlung man ihm das Gut wieder nehmen würde.

Die Freude machte auch, daß ſie ſchneller zu ihrer Geſundheit kam, als man es hätte hoffen ſollen. Wir werden zu ſeiner Zeit hören, wie Seeliſt mit ihr auskam; am Baron und ſeinem Hauſe, konnte ſie ſich freylich vors erſte durch nichts anders, als durch die Entziehung ihrer Geſellſchaft rächen. Dieſe war nun zwar bey den meiſten Menſchen mehr eine Strafe, als angenehm, da ſie ſelbſt aber, ſie jedermann als eine große Ehre anrechnete, ſo konnte ſie auch wahres Vergnügen daraus ſchöpfen, wenn ſie jemanden dieſe Gunſt entzog.

Sie ſuchte zwar bey jeder Gelegenheit die Baroneſſe beſonders zu verkleinern und zu verläumden, allein dieſe Dame hatte allgemeine Ehrfurcht, und man verachtete die argliſtige Hond nur deſto mehr. Doktor Schmuck, der gewiß im Klatſchen ſo ſtarke Progreſſen gemacht hatte, wie ſie, verſäumte ſeiner Seits keine Gelegenheit, ihre Geſchichte zu wiederholen, und ſo wuſte ſchon jeder, dem ſie dieſe Neuigkeit erzählen wolte, mehr davon, als ſie ſelbſt, daß man, um ſie los zu werden, auch ihre Schnurre ſie erzählen ließ.

Da ſie in einigen Jahren auf Fauſt's Geſchichte weiter keinen Einfluß hatte, auch gleich

Meiſter Chriſtianen, der bisher ihr Schuſter geweſen, ihre Ungnade ankündigen ließ, ſo verlaſſen wir ſie auch, bis ſie uns wieder zu ihrem alten ſtörriſchen Kopfe zurückzukehren zwingt.

Sechſtes Kapitel.

Worin Fauſts Geſchichte einen anſehnlichen Fortgang gewinnet, und ſein Helden-Nahme durch Prieſters Hand beſtätigt wird.

Drey Tage brachte Fauſt unter den Händen ſeiner Grosmutter zu, ohne daß ein anders als ſeine Mutter es wagen durfte, ihn zu berühren, und wenn dieſe nicht zu ſeiner Nahrung unumgänglich hätte gegenwärtig ſeyn müſſen, die Alte wäre mit ihm davon gelaufen, damit ihn niemand mit böſen Augen anſehen, und ſo etwas von Hexerey an ihn bringen möchte. Denn ſie hatte alle Bücher, die ſie von dieſer edlen Kunſt habhaft werden konnte, an ſich gebracht, hatte daraus, weil ſie ſchreiben konnte, treffliche Auszüge gemacht, und ſo war es ihr Glück, daß ſie auch für jede Art von Behexung, ein probates Mittel wuſte. Wenn alſo ein fremdes Geſchöpf, es brauchte eben kein menſchliches zu ſeyn, ihn anſahe, ſo waren einige gemurmelte Worte, ein Kreutz, oder ſonſt etwas ähnliches nach Befinden der Sache, immer in Bereitſchaft.

Den dritten Tag war die Taufe des Knaben beſtimmt, und unterdeſſen hatte Chriſtians Mutter ihren Sohn wohl zwanzig mahl daran erinnert, daß ſein Erbe Fauſt heiſſen ſolle und müſte. Er trug es alſo auf ihr wiederholtes Verlangen ſeinem Vater und ſeiner Trine vor. Trine war die erſte, die mit einem lauten Geſchrey es verwarf, und der Vater ſetzte nur ganz gelaſſen hinzu, daß Fauſt ein unchriſtlicher Nahme ſey, und daß es beſſer ſeyn würde, wenn man bey der gewöhnlichen Kirchen-Ordnung bliebe, und denen Pathen die Nahmen geben lieſſe, denn, ſetzte er mit der volligen Rathsherrnmiene hinzu: ich habe es oft erlebt, daß Leute, die ſolche aparte Nahmen haben, auch eine ganz aparte Lebensart führten, und gemeiniglich eines unnatürlichen Todes ſturben, wie man denn das lebendige Beyſpiel an dem berühmten **Doktor** Fauſt, den ja der Teufel durch die Lüfte ſogar davon geführet, zu ſehen habe.

Meiſter Chriſtian, der würklich von einem Schöpſe, in Anſehung ſeines Verſtandes, mehr als von einem Menſchen, hatte, war hier ganz am Ende. Er wuſte nichts auf dieſe Einwendung zu antworten, und Trine, die im geringſten nicht muthmaßte, daß das von der Mutter herkäme, glaubte ſchon gewonnen zu haben, und ſetzte noch ängſtlich hinzu: Sie glaube auch nicht, daß je einer der Fauſt hieſſe, anders, als durch des Teufels Hand ſterben könnte. Hier aber brach die Geduld der Frau Chriſtine, die bisher am Schlüſſelloche gehorcht. Daß Fauſt vom Teufel geholt ſey, wolte ſie nicht ſo geradeweg bezweifeln, denn alle Gründe, die ſie dagegen anzuführen hatte, waren ſeicht, und überdem zu viel Beweiſe von der Wahrheit der Geſchichte vorhanden, die man ſogar gedruckt hatte. Aber daß es Nachfolger Fauſts gegeben, die eines natürlichen Todes geſtorben, wuſte ſie gewiß.

Sie riß daher mit einem wahren Familieneifer die Thür auf.

Sie hoffe, fieng ſie an, daß ſie ihren Sohn mit Leuten verbunden habe, die ihre Voreltern nicht im Grabe beſchimpfen würden. Ihr Grosvater habe Fauſt geheiſſen, und ſey auf ſeinem Bette, in Gegenwart, des Wohlehrwürdigen Herrn Wilibald Achſel Leimkopf, damahligen Paſtoris bey ihrer Gemeinde, geſtorben. Er habe ein chriſtliches Leben geführet, wie ſolches erwähnter Herr Paſtor in der Leichenpredigt hinlänglich bewieſen, auch dafür einen Hirſchgens

Gulden, welches damahls viel Geld geweſen, erhalten. Sie ſelbſt ſey wohl eine ſo fromme Frau, als man immer eine finden könne, dennoch, ob ſie gleich oft gewünſcht, daß ſie anſtatt ihrer älteſten Schweſter, die in der zarten Jugend wider einen heiſſen Ofen ſich zu Tode gefallen, Fauſtine heiſſen möchte, ſo ſolte ihr doch der Teufel des Wunſches wegen kein Haar krümmen.

Trinens Vater wolte eben den Bock, den Frau Chriſtine geſchoſſen, aufheben, und ihn zu einem ſcharfen Pfeil wider ſie ſelbſt gebrauchen, als **Meiſter Chriſtian**, der ſich indeſſen entfernt hatte, mit einem mächtigen Wandkalender an einer Stange, wie im Triumph hereintrat, und ankündigte, er beſtehe nunmehr eifrig darauf, ſein Sohn ſolle **Fauſt** heiſſen, denn da der Nahme im Kalender einen Platz hätte, ſo müſſe er nothwendig ein chriſtlicher ſeyn.

Frau Chriſtine hätte ihren Sohn umarmen mögen, daß er dieſesmahl ſeiner Weisheit einen ſo tollen Schwung gegeben.

Allein, eine neue Dummheit verdarb die ganze Ausſicht wieder, denn ſie ſagte: daß dieſer Kalender ein altes Erbſtück von ihrem Vater ſey, er habe ihn ſelber gemacht, und dafür vom Buchbinder, fünf baare Thaler pro Honorario, wie ers nannte, erhalten. Er habe auch den Nahmen

Fauſtus mit großen Buchſtaben drucken laſſen. Nun hatte Trinens Vater freyes Feld, ſeinen Witz, der zuweilen ſehr beiſſend war, ſpielen zu laſſen. Der Nahme, ſagte er: ſey von ihrem Vater nur der Familie zu Liebe hineingeſetzt, und gehöre ſo wenig in Kalender, als der Nahme ſeines Hundes, den er Peſt geheiſſen, weil er eine Peſt für alle Haaſen und Hüner der Gegend ſey. Daß ihre Schweſter am heiſſen Ofen ihr Leben eingebüßt, ſey ebenfals offenbar ein Werk des leidigen Verfolgers der Fauſtiſchen Familie.

Dies verſchnupfte Frau Chriſtinen ſehr, und ihr Temperament, das eben keins der nachgebendſten war, würde gewiß Feuer und Flammen über den frechen Verläumder ihrer ehrlichen Vorfahren geſpieen haben, wenn nicht eben eine Geſellſchaft von Kindtaufsgäſten gekommen wäre.

Sie hatte zwar noch einen Grund, warum ſie nicht gleich losbrach. Die Erinnerung an ihre Schweſter, deren Tod ſie bisher als einen Zufall betrachtet, war ihr auffallend, und ein heiſſer Ofen reimte ſich ſo ſchön zum Teufel, daß ſie darüber in ein Nachdenken verfiel, welches ſo lange währte, bis Trinens Vater der angekommenen Geſellſchaft den Vorfall erzählt hatte.

Unter ihnen waren einige, die einen Kalender nicht bey ſich zu führen, für eine der gröſten Sünden hielten, alſo war nichts leichter, als ſie nachzuſchlagen. Man fand den Nahmen Fauſt, und Trinens Vater, der ſeines Unrechts nun überwieſen war, konnte dagegen nichts einwenden, als daß er eine Witzeley anbrachte, und ſagte: der Nahme Archipelagus, würde gewiß auch im Kalender ſtehen, und wenn er zehn Söhne hätte, ſo würde er keinen ſo nennen laſſen, weil der gewiß ein Türke werden müßte.

Einer aus der Geſellſchaft, der ein eifriger Anhänger des Kalenderweſens war, verſicherte ihm, es ſey Sünde damit zu ſpotten, und Frau Chriſtine fiel ihm mit dem ganzen Donner ihrer Stimme bey. Trinens Vater wurde von der ehrſamen Geſellſchaft überſtimmt, und ob er ſich gleich mit vielen plumpen Anſpielungen zu retten ſuchte, ſo wäre er doch bald untergelegen, wenn nicht einer aus den Anweſenden, der den Zank ſehr liebte, ihm dadurch wieder friſchen Muth gegeben, daß er behauptete, es müſſe wenigſtens ein Pathe da ſeyn, der den Nahmen Fauſt führe, ſonſt könne keine ehrliche Tauffung des Nahmens ſtatt haben.

Alles ſchwieg, alles murmelte. Furcht ſaß auf deren Stirnen, die Frau Chriſtinen und Meiſter Chriſtianen wohlwollten, die ſo wie dieſe beyden Hauptperſonen nun vollkommen niedergeſchlagen da ſaßen.

Auf der Seite des Gegentheils blickte Freude, und Frohlocken aus triumphirenden Augen, und ſtolz ſahen ſie auf die gedemüthigten Fauſtianer herab.

Frau Chriſtine war klüger, als man glaubte. Sie ſchlich ſich hinaus, und erwartete den Pfarrer, mit dem ſie nach einem kleinen Geſpräch, wieder hereintrat.

Der Streit wurde ihm vorgetragen, und er behauptete zum gröſten Aerger der ſtolzen Antifauſten, daß es nicht allein ein köſtlicher, ſondern ein ominöſer beſonders glücklicher Nahme ſey. Daß er ſchon in ältern Zeiten ein vorzüglicher Nahme geweſen, und daß es einem Vater freyſtünde, ſeinem Sohne, auſſer den Pathen-Nahmen, noch einen hinzuzufügen.

Dies brachte alle zum ehrerbietigen Stillſchweigen, und unſer Held wurde mit denen Nahmen **Wilibald Axel Magnus** Fauſt beſchenkt, und ſo ins Kirchenbuch eingetragen, und wird bis auf den heutigen Tag bey Kindern und Kindeskindern ſo genannt, auch ſo lange ſein Andenken nicht erliſcht, ſo genannt werden, wenn ſchon Frau Chriſtine in der groſſen Bibel, worin ihr Sohn ſeinen Nahmen, als ſeines erſtgebohrnen eintrug, die erſten Nahmen **Wilibald Axel Magnus** ſorgfältig wegkratzte, und nur den einzigen Fauſt ihm übrig ließ, wobey ſie die Anmerkung machte, daß alle Nahmen der ganzen Welt nicht hinreichten, Fauſts Nahmen aufzuwiegen.

Wir ſind verſichert, daß Trine und ihr wohlweiſer Vater, nimmermehr zu dieſem Hauptquerſtrich ihrer Rechnung würden ſtille geſchwiegen haben, wenn Frau Chriſtine nicht ein Wort von den ſieben Monaten wieder zuweilen dazwiſchen gemurmelt hätte. Aber dies that gehörige Wirkung, und man ſchwieg.

Indeſſen giengen die Luſtbarkeiten glücklich zu Ende, und da Trinens Vater zugleich bey ſeinem Handwerke einen Weinhandel führte, ſo wurden alle Gäſte wohl bezecht nach Hauſe geſchickt, und ſelbſt Fauſtgen bekam von Frau Chriſtinen heimlich ſo viel dieſes edlen Safts, daß wir mit gutem Grunde behaupten können, er habe hier ſeinen erſten Rauſch gehabt, eine Zeit, woher wohl die wenigſten, die Stammbäume ihrer Haarbeutel möchten leiten können.

Nach und nach giengen denn Wochen und Monate hin.

Anfänglich unterſtand ſich zwar Trine, die ſich als Mutter auch ein Anſehen zu geben, berechtigt hielt, den kleinen Fauſt zuweilen Axel-

xen

gen zu nennen, weil ihre Familie, dieſen ihr ſo ehrwürdigen Nahmen, gleichſam wie ein Wappen führte, und ihr Herr Papa ſich auch ſo nannte, allein Frau Chriſtine verſalzte ihr das Axelgen allemahl ſo, daß ſie in acht Tagen von ihrem Manne keine freundliche Miene bekam.

Unſer Fauſtgen hatte auch das Glück, der Liebling ſeines Grosvaters zu werden, der ihn fleißig mit ſich nahm, und außer ſeinem täglichen Trunk und dem Spiel mit dem Kleinen, keine weitere Beſchäftigung mehr kannte.

Das Schickſal wolte, daß Fauſt der einzige Fortpflanzer ſeines Hauſes ſeyn ſolte. Es raſte Fauſts Vater, durch die dienſtfertige Hand des Doktor Schmuck weg, als der Bube kaum laufen konnte, und zerſtörte dadurch einen Plan, der ihn zum Obermeiſter in der Schuhmacher-Zunft, wo nicht gar zum Rathsherrn hätte machen können. Trine kehrte in ihres Vaters Haus zurück, und Frau Chriſtine gieng mit dahin, wo ſie ihren Sohn nicht lange überlebte. Sie ſtarb zum Nutzen Fauſts, aus dem ſie ſonſt eine Memme würde gezogen haben. Sie hinterließ ihm ein verſiegeltes Päckgen, welches er aber aus Gründen, die die Folge lehren wird, niemals eröfnete. Etwas hatte ſie ihm indeſſen vom Teufel und ſeinen Beſchäftigungen beygebracht, welches immer wohl den Grund zu verſchiedenen Narrheiten ſeines reifern Alters gelegt.

Fauſt wuchs indeſſen heran, und ließ Züge eines reifen Kopfes blicken. Er wurde in den erſten Jahren, wo er einiger Begriffe fähig war, in die Schule geſchickt, und er übertraf alle ſeine Mitſchüler. Er that dies zwar auch in ſchelmiſcher Büberey, aber Bosheit bemerkte man nie dabey. Sein Grosvater hatte viel Freude an dem Knaben, und ſeine Mutter ſchlug, wie man ſagte, aus Liebe zu ihm, alle Partbieen hartnäckig aus, die ihr ſo vortheilhaſt geweſen wären.

Fauſt erfüllte beyder Wünſche, und er war acht Jahr, als auch ſein Grosvater den Weg alles Fleiſches gieng. Doktor Schmuck war auch ſein Beförderer, und da er bisher ſtatt der Schuhe, die ihm Trinens Vater nun nicht mehr liefern konnte, eine Quantität Wein genommen, ſo gieng ihm der Verluſt herzlich nahe, und wenn er nur ihm zu helfen gewuſt hätte, er würde es ſelbſt mit Gefahr ſeines Lebens, welches ihm ohne Wein nichts war, gethan haben.

Als Fauſts Grosvater begraben wurde, war die Geſellſchaft ſehr zahlreich, und es wurde auf die Geſundheit der Tochter, und auf das Andenken des Vaters ſo viel getrunken, daß es eher einem feſtlichen, als einem Trauertage ähnlich ſahe. Trine war herzlich trübe, und weinte aufrichtige Thränen. Fauſt empfand mehr, als man ſeinen Jahren nach hätte vermuthen ſollen. Er ſtand wehmüthig neben ſeiner Mutter, und ſtrich ihre Hände, als ob er ſie dadurch beruhigen wolte. Dann und wann ſahe er ängſtlich nach ihren Augen, ob ſie nicht etwas heiterer wären, und ob er gleich ſonſt einen guten Trunk von ſeinem Grosvater vertragen gelernt, ſo war er doch ſo zurückhaltend, heute nichts zu trinken, ſo ſehr ihm auch ein Glas Wein behagte.

Es kam unter andern ein ziemlich beſoffener Schuſter mit wankenden Schritten auf ſeine Mutter los, und wolte ihr zureden, fröhlich zu ſeyn, als der Knabe mit geſetztem Muthe ihn bat, er möchte heute den Trauertag ſeines Grosvaters nicht weiter entweihen, er wolle ihm morgen lieber ein paar Bouteillen Wein ins Haus ſchicken. Der beſchämte Trunkenbold ſchlich ſich fort, und Fauſt bekam in den Augen ſeiner Mutter und aller vernünftigen Anweſenden, einen doppelten Werth.

Trine zog nach ihres Vaters Tode alle ſeine Gelder ein, hob den Weinhandel auf, und fand ſo ein anſehnliches Kapital, daß ſie gemächlich von den Zinſen leben konnte.

Sie beſchloß ihren Fauſt den Studien zu widmen, und ließ ihn noch ſo lange ins Stadtgymnaſium gehen, bis ſich, wie wir in der Folge ſehen werden, eine beſſere Gelegenheit für ihn fand.

Siebentes Kapitel.

Welches etwas aus vergangenen Zeiten nachholt.

Madame Hond hatte an dem krummen Beine, welches ihr ohngeachtet des erſten herrlichen Verbandes, von dem nachfolgenden Wundarzt, der nach Speers Urtheile, ein dummer Teufel war, geheilt worden, ein Andenken, das ſie ohne Ende an die Seeliſtiſche Familie erinnerte. Deſto dringender ſuchte ſie ſich zu rächen, und ſie brachte es durch die Ränke ihres Advocaten dahin, daß ſie ſie gänzlich darum betrog.

Seeliſt der ſich nichts weniger dachte, als was ihm bevorſtand, ließ, als der Termin ſeiner Zahlung kam, ſie bitten, ihm das Geld zu ſchicken, und er erſchrack als er zur Antwort erhielt, ſie ſey ihm nichts ſchuldig. Er gieng ſelbſt zu ihr, und er wurde nicht vorgelaſſen. Man zeigte ihm ihr Buch, und darin war ſeine Schuld als bezahlt, angeführt.

Er wolte es anfangs ſeiner Frau nicht ſagen, daß ihn dies Unglück betroffen, aber ſeine unruhige Miene, die umwölkte Stirn, die er ihrem willkommenden Kuſſe entgegen ſetzte, und die ängſtlichen Seufzer die ſeiner Bruſt unwillkührlich entflohen, verriethen es wider ſeinen Willen.

Was iſt Dir, mein Theurer, ſagte das beklommene Weib. — Was drückt Dein Herz für ein Kummer? Theile ihn lieber, theile ihn mit mir. Leide nicht ohne mich, ſonſt glaube ich, daß ich von dem Werthe verloren, den ich Dir ſonſt hatte. Ich werde mich von Dir verachtet glauben. Iſts möglich, daß ich jetzt in der ſanften Ruhe, in welcher wir leben, Dein Auge umwölkt ſehe? Kann jetzt noch etwas in Dir ſeyn, was Dich ſchrecket, nachdem wir aus einem Labyrinth von Sorgen, in dies Elyſium gegangen?

Ja wohl, meine Beſte, ſagte der betrübte Mann, und erzählte die traurige Nachricht, die ſein Blut faſt erſtarret.

Anfangs war ſie ſelbſt erſtaunt. Es war zu unerwartet — So müſſen wir denn wieder unſrer Ruhe entſagen? So iſt die Bosheit einer Frau fähig, ein liebendes Paar zum zweytenmal zu ſtürzen? Aber Geduld! Du weiſt mein Lieber, ich bin geſchickt. Du weiſt auch Dein Brod zu finden,

den. Laß uns unſerm Stande entſagen. Armuth entehrt nicht.

Seeliſt tröſtete ſie. Er hofte noch Recht zu erhalten. Er beſprach ſich mit einem Rechtsgelehrten. Er fand einen artigen höflichen Mann, an dem er nichts auszuſetzen hatte. Deſto mehr fand der Doktor davon an ihm.

Es iſt in manchen Ländern ſo eine eigne Art, daß ſich Rechtsgelehrte immer eher nach dem Beutel ihrer Clienten, als nach der Güte ihrer Sache, zu erkundigen pflegen. Die Mode hat ſich ſehr ſchnell fortgepflanzt, und in Erfurt, wo man doch ſonſt nicht eher neue Moden einzuführen pflegt, bis ſie in andern Orten ſchon veraltet, hatten die Herren Handhaber des mein und dein, dieſe ſogleich angenommen. Auch aufs Beutelfegen verſtanden ſie ſich ſo treflich, wie es an irgend einem Orte nur ſeyn kann, und man fand dazumal keinen armen Advocaten.

Wahrhaftig, ſagte der Doktor, als Seeliſt ihm ſeine Sache vorgebracht, ſie haben es mit einer ſchlimmen Gegnerin zu thun. Sie hat Geld und Macht. Und es wird mir ſchwer ſeyn, wider den Stachel zu lecken.

Seeliſt kannte die Sprache aus alter Erfahrung ſehr gut, und ſechs Dukaten die eben damals ſeine ganze Börſe ausmachten, ſpatzierten in die

Klauen dieſes menſchlichen Wolfs, der ſie auch gleich lächelnd einſteckte, ohne zu fühlen, wie ſauer ſie dem gutwilligen und gedruckten Geber geworden.

Hm! ſagte er, dem ohngeachtet wollen wir ſchon ſehen, wie wir mit ihr fertig werden. Recht freylich haben Sie, mein Herr, und das werden Sie behalten, wenn die Frau auch alle Pfiffe aufbietet.

Das glaube ich, dachte der arme Seeliſt, aber mein Geld werd ich wohl quitt ſeyn.

Er gieng indeſſen etwas ruhiger zu Hauſe. Die Sache, dachte er, iſt zu klar, als daß ſie nicht jedem Richter in die Augen fallen ſolte.

Madame Hond erfuhr von dem Doktor alles, was zwiſchen ihnen vorgefallen, und ihr goldner Nebel umfloß ſein Gewiſſen ſo ſehr, daß auch die ſechs, von einem armen Manne genommenen Dukaten es nicht einmahl drückten, ſondern in dem Strome des übrigen zu praſſender Gelagen fortſchwebten, wo vielleicht der Schweiß des mühſeligſten Fleißes in Champagnertropfen eine gottloſe Kehle netzte.

Indeſſen befohl er doch ſeinem Schreiber eine Schrift aufzuſetzen. Der Hondſche Advokat replicirte, und Madame erbot ſich ihre Bücher zu beſchwören, wurde aber von den gefälligen Richtern dieſer Mühe überhoben, denen dafür, auſſer ihren Sporteln, einige herrliche Schmäuſe zu Theil wurden, die ſie ſich wohlſchmecken lieſſen, indeß daß Seeliſt in tauſend Sorgen, Gelder aufzutreiben ſuchte.

Wären dieſem würdigen Edelmann noch ein Dutzend Dukaten übrig geweſen, ſo würde er ein Kapital aus einem pio Corpore erhalten haben, da ſeine Hypothek gut war, allein mit Verſprechungen wolte ſich niemand abſpeiſen laſſen, der letzte Termin rückte an, und in acht Tagen ſolte ihm das Gütgen wieder genommen werden.

Traurig ſahen die beyden liebenden Seelen ſich an, aber bald wurden ſie wieder heiter. Amalien war es unmöglich ihren Mann leiden zu ſehen, und ob ſie gleich innerlich nichts von dem ganzen Gefühl ihres Elendes verlor, ſo glaubte ſie doch durch eine zufriedene Miene, ihm von den ſeinigen etwas abzunehmen, und da ſeine Seele mit der ihrigen ganz Harmonie war, ſo muſten ſie beyde durch gegenſeitiges Vertrauen und Zärtlichkeit gewinnen.

Sie pakten ihre wenigen Sachen zuſammen, und bereiteten ſich noch vor dem beſtimmten Tage, um Aufſehen zu vermeiden, ihre Wohnung zu verlaſſen. Seeliſt hatte ein kleines Logis in der Stadt gemiethet, das Amalien deswegen auch gefiel, weil er es artig fand, und ſo knapp ſie auch vorausſahe, daß ſie ſich würde behelfen müſſen, ſo wünſchte ſie doch nichts eifriger, als nur Ruhe zu ſehen, und ihren Mann von den Sorgen befreyt zu wiſſen, die ihn gewiß aufreiben muſten.

Es bleibt immer wahr, daß des Menſchen Herz ein unerforſchliches Ding iſt. Wir ſind es gewiß überzeugt, daß ſehr viele glaubten, ja gewiß in ſich wuſten, Herr von Seeliſt ſey von **Madame Hond** betrogen worden. Manche ſprachen öffentlich genung davon. Man tadelte ihr Verfahren, man ſahe des armen Mannes Untergang, allein es war keiner der ihm unter die Arme zu greifen, Luſt bezeigt hätte. Man wuſte, man verlor nichts bey ihm, aber man wolte ſich lieber nicht in Weitläuftigkeiten ſetzen. Eigennutz wird immer eine Triebfeder unſrer Handlungen bleiben, und tauſend um uns können unglücklich werden, ohne daß es uns rührt, wenn wir etwas dabey zu verlieren, befürchten können, wenn wir ihnen helfen.

Sollen wir unſern ſchönen Garten verlaſſen? ſagte der kleine vierjährige Sohn Amaliens, und die zärtliche Mutter ließ Thränen auf ihn fallen, und küßte ſie wieder von ſeinen Backen auf. Wir müſſen, ſagte ſie wimmernd, und der Knabe weinte — nicht mehr über ſeinen Garten — nein, über die Thränen ſeiner Mutter.

Bey dem Baron Schleich hatte man von der Sache nichts erfahren. Da der Rechtshandel nur kurze Zeit gedauert, und Doktor Schmuck als die Evening-Poſt des Schleichiſchen Hauſes eben krank war, ſo wuſten ſie von nichts, und es war der Baroneſſe deſto unerwarteter, als ſie in den Tagen ihre Freundin beſuchte, und Anſtalten zur Abreiſe fand.

Dieſe zwey edlen Damen hatten die genaueſte Freundſchaft geſtiftet. Da ſie beyde an ſtillen Ergötzlichkeiten mehr Vergnügen fanden, als an lärmenden Geräuſch, ſo war die Nachbarſchaft für ſie ein wahres Glück. Selten begleitete die Baroneſſe ihren Gemahl zur Stadt, der immer ſich ausſchweifende Vergnügen ſuchte, und welches für ihr am ſchmerzhafteſten, niemahls aus der Stadt nach Hauſe kam, ohne einen völligen Rauſch mitzubringen. Dann muſte auch alles herhalten, was da war; Kinder, Bediente und Hunde waren ſeinem Schelten in gleichem Grade ausgeſetzt, und ſo ſehr er auch ſeine Frau davon auszunehmen ſuchte, ſo gieng es doch nicht allemahl ſo leer ab, und ſie wuſte denn ihren Schmerz nur durch Thränen zu lindern.

Daher gieng ſie gern mit Amalien und ihrem Manne, wenn ſie zur Stadt reiſten, wo ſie Nahrung vor ihr Herz fand.

Einigemal war dies unterblieben. Die letzten Reiſen waren für Amalien traurig geweſen, und ſie hatte ſich nicht getrauet, ihre Freundin zu ihrer Geſellſchaft zu bitten. Sie wolte auch den Kummer mit niemanden theilen, als mit ihrem Manne.

Wir muſten uns etwas entfernen, ſagte Amalie, als ſie ihre Freundin beſtürzt ſahe, aber ſie werden auch ihrer Buſenfreundin in der Stadt nicht vergeſſen.

Das war der Baroneſſe alles neu, Sie forſchte nach der Urſache dieſer Entfernung, und man ſagte ihr nichts. Bitten, um fortdauernde Freundſchaft, war alles.

Dieſe kochte in dem Herzen der guten Baroneſſe wallend auf. Sie nahm unruhig, ſchleunig Abſchied, und kaum war ſie zu Hauſe, ſo nahm ſie ihren Wagen, und fuhr zur Stadt. Sie muſte über das Schickſal derer, die ihrem Herzen am nächſten waren, beruhigt ſeyn. Was half ihr all ihr Reichthum, wenn ſie den Freuden der Freundſchaft entſagen ſolte?

Ihr Wagen rollte ſchneller als gewöhnlich, der Wohlthat zu, die in ihrem Herzen beſchloſſen war. Der nehmliche Doktor, der Seeliſten die ſechs Dukaten abnahm, war ihr Anwald. Sie ließ ſich von ihm die Sache erzählen. Sie gab ihm die Gelder zur nöthigen Zahlung, er muſte wie in Seeliſts Namen, deſſen Vollmacht er zu jenem Rechtshandel noch in Händen hatte, das Gut freymachen, und die Guten, die Morgen ihre Wohnung voll Trauer im Herzen verlaſſen wolten, wurden noch den Abend von der Veränderung benachrichtiget. Staunend nahmen ſie die Quittungen.

Wer kann es anders ſeyn, als Sie, ſagte Amalie — Nur ſie ſind einer ſolchen Handlung fähig.

Sie eilte zu ihr, ſie drang in ſie, endlich ſagte die würdige Frau:

Wenn ichs recht bedenke, ſo glaube ich, Sie ſind ſtrafbar, meine Liebe, daß Sie mir das verheelet haben. Solten Sie wohl von mir unrecht geurtheilt haben? Geglaubt haben, daß ichs gleichgültig anſehen könnte, daß Sie unſer kleines Paradies hier ſtörten, und ſich ihm entzögen. Wenn ich Ihnen das Geld nur geliehen hätte, ſo müſten Sie ja gar keine Verbindlichkeit mir ſchuldig ſeyn, denn ich wäre ſicher. Aber nun ſey Ihre Strafe, daß Sie es ohne Dank geſchenkt nehmen. Nur damit können Sie das Unrecht wieder gut machen. was Sie mir gethan haben. Ich glaube, es kann kein gröſſer Verbrechen ſtatt finden, als Mangel an Zutrauen in der Freundſchaft.

Sie haben recht, ſagte Amalie, ich fühl es, daß ich ſchuldig bin. Die Baroneſſe kehrte mit ihr zurück, und es wurde ausgemacht, daß nicht ein Wort von der Sache mehr geſprechen werden ſolte.

Man packte die Sachen wieder aus, und unbekannt mit dem Stolze, den die Baroneſſe in ihrem Herzen zu fühlen berechtigt geweſen wäre, freute ſie ſich nur, ſich die ſchöne Nachbarſchaft erhalten zu haben, und froh half ſie jedes Stuckgen aufs alte Fleckgen bringen.

So behalten wir unſern ſchönen Garten, ſagte der Knabe, und hüpfte an ſeiner Mutter Arm; die Freude des Kindes war Belohnung genung für die Baroneſſe?

Und ſo eine unſchuldige Freude zu ſtören, wäre doch ſelbſt die boshafte Hond nicht fähig geweſen, dachte ſie, aber wir ſind überzeugt, ſie irrte ſich.

Ohngeachtet ſie dem Doktor befohlen, die Sache zu entdecken, ſo war doch das die Sache eines Rechtsgelehrten nicht, Wort zu halten. Er gieng ſtehenden Fuſſes zu Madame Hond. Er nahm ſich, nach der Baroneſſe Abſchied, kaum die Zeit, ſeinen Hut zu fordern.

Dieſe neue Beleidigung, brachte die rachſüchtige Dame ſehr heftig auf. Leuten zu helfen, die ſie geſtürzt wiſſen wolte, das war die gröſte Beleidigung, das übertraf alle ihre Faſſung. Sie glühete vor Rache, und dachte auf einen neuen Anſchlag, es der Baroneſſe theuer zu bezahlen.

Man wird ſehen, ſchrie ſie vor Wuth, daß ſie noch alles an Bettler verſchenken, und zuletzt ſelbſt nichts haben werden. Es wird doch das bisgen Geld ein Ende nehmen, wozu nichts kömmt.

Achtes Kapitel.

Setzt den Charakter des Barons auseinander.

Der Baron war wenige Tage nach dem edlen Streiche, den ſeine Frau ihren Freunden geſpielt, in die Stadt gereiſt. Er wolte den Doktor Schmuck ſeinen Freund, der mit genauer Noth, dem Rachen des Todes ſich entzogen, im Triumph wieder zu ſich führen. Er hatte ihm geſchrieben, daß er den erſten Beſuch wieder ablegen wolte. Er hatte ihn ſchon zu lange entbehrt. Zwey gleichere Gemüther hatte man noch nie geſehen, obgleich Schmuck etwas beſcheidener, und zurückhaltender in ſeiner Denkungsart war, als der

Baron, der ſich um niemanden bekümmerte, als um ſeine Frau.

Mit der hatte es freylich einen Haaken, warum er nicht gebietriſch verfahren konnte, und man bemerkte es immer, daß er des Abends ſchmeichelhafter gegen ſie war, als den Tag über. Denn wenn er um dieſe Zeit einen dummen Streich begieng, ſo pflegte ſie ſich allemal in ihren Zimmern, wo ſie ein kleines Feldbette hatte, niederzulegen, und es war ihm nichts empfindlicher, als dieſe Strafe. Sie übertrieb es zwar nie ſo ſehr, daß er gezwungen geweſen wäre, oder ſich auch nur berechtigt hatte glauben können, andere Hülfe zu ſuchen, allein ſein lebhaftes Temperament, beſonders wenn er ein Glas über den Durſt getrunken hatte, ließ ihn doch oft hierin fallen. Dies wuſte die gute Frau, und kränkte ſich ſehr darüber.

Er war alſo zu dem Doktor gegangen, und mit ihm ehe ſie ausgiengen, hatte er ſich zu Trinens Vater begeben, wo ſie, bey einem halben Dutzend Flaſchen, denn das ganze machten ſie wegen der Gefahr eines Rückfalls, beym Doktor diesmal nicht voll, ſich die ganze Sache mit der Baroneſſe und ihren Freunden hatten vorerzählen laſſen. Obgleich der Baron nichts dazu ſagte, ſondern äuſſerlich das zufriedenſte Geſicht deswegen

gen zeigte, ſo ärgerte es ihn doch innerlich, daß ſo etwas ohne ſein Wiſſen vorgieng. Er hatte ſchon ſeit einiger Zeit die eingezogene Lebensart der Seeliſtiſchen Familie, beſonders aber des Mannes, und das gute Vernehmen mit ſeiner Frau, welches ihm oft zum Beyſpiel vorgeſtellt wurde, beneidet. Jetzt kam es ihm in Kopf, daß wenn ſeine Frau ihm die Sache vorgetragen, dies wohl ein Mittel geweſen ſeyn könnte, den Mann mit in ſeine Gelage zu ziehen, und dadurch den Nebel ſeiner eignen ſchwärmeriſchen Lebensart zu zerſtreuen.

Wider das, was im Grunde geſchehen, und zu Seeliſts Beſten ausgefallen war, war er gar nicht unzufrieden, weil er Seeliſts Ehrlichkeit und rechtſchaffenes Herz in gewiſſen Fällen ſelbſt gelobt, und ihm alles gute wünſchte, auch im Grunde kein böſes Herz hatte.

Er war nun mit dem **Doktor** angekommen, den die **Baroneſſe** ſehr freundſchaftlich empfieng, weil es ihr in der That Wonne war, ihn geſund wieder zu ſehen.

Der **Baron**, der wenigſtens zwey Drittel von der ganzen Summe des Weins zu ſich genommen, war ſchon angeſchoſſen, und erwiederte den Kuß, den ihm ſeine Frau gab, mit merklicher Kälte, welches ihr erſt die Augen über ſeinen Zuſtand öfnete, denn gewöhnlich waren vier Flaſchen ihm nicht anzuſehen.

Aber bey Tiſche wurde wieder etwas ſtark getrunken, und mit jedem Becher, denn nie trank er aus Gläſern, weil es ihm zu weitläuftig war, den er zu ſich nahm, wuchs ſein innerer Aerger, und das Feuer des Weins erregte den Gedanken immer mehr, er ſey das Haupt der Familie, und alles was darin vorgienge, müſſe durch ſeine Hand, und mit ſeinem Vorwiſſen geſchehen.

Wenn man wider eines Menſchen Lieblingsſatz in einer Geſellſchaft ſtreitet, ſo wird der, den es angehet, wenn er die Parthie zu ſtark wider ſich hält, ſo lange er nüchtern iſt, bedächtlich ſchweigen, und ſich nichts davon merken laſſen, wie nahe es ihm gehet, denn er darf nichts anders hoffen, als überſchrieen zu werden, und wenn ſeine Idee nicht gar zu feſt iſt, ſo wird er auch wohl denken, daß andre vor ſich wieder Recht haben können, wenn auch er es nicht überzeugt iſt. Aber man darf nur ſein Blut etwas erhitzt werden laſſen, ſo wächſt mit jedem Glaſe, das er trinkt, ſein Muth und ſein Recht, jeder neue Umlauf, ſetzt den vorigen Gründen einen neuen zu, und er gleicht einem Schneeballen, der im jedesmaligen Umdrehen immer größer wird.

So giengs dem Baron. Er konnte kaum die Zeit erwarten, daß die Kinder und Domeſtiquen ihren Abſchied genommen, aber ſo bald dies geſchehen, ſchwoll ſeine Begierde, ſein Unrecht ſeiner Frau vorzuwerfen, aufs äuſſerſte.

Einige wohl angebrachte Sticheleyen, machten den Vortrab aus. So als die fünfte Bouteille angebrochen wurde, ſagte er: Kommen Sie, Doktor, das Trinken iſt noch das einzige, was uns die Weiber laſſen müſſen, ſonſt nehmen ſie uns alle Vorzüge vor der Naſe weg, und als dieſe Anmerkung die Frau, die dergleichen ſchon gewohnt war, nicht aufmerkſam machte, trunk er nach einer Weile die Geſundheit aller Weiber, die gegen arme Männer, Mitleiden hätten.

Dem Doktor, der kurz vorher von der Sache geſprochen, war dies verſtändlicher, als der Baroneſſe, die das Ganze, wenigſtens in ſoweit ſchon vergeſſen hatte, daß es ihr nicht beym erſten Erwähnen erinnerlich war.

Er hatte ungern Zank, zwiſchen Leuten, die er beyderſeits nutzen konnte, denn davon erzürnte er nicht gern einen, und alſo wuſte er immer nicht, zu welcher Seite er ſich halten ſolte. Hier am wenigſten, wo er für die Frau eine Ehrfurcht hatte, die ihr Charakter, der nie etwas unrechtes zu behaupten, ihr zuließ, ihm eingeflößt, und wo er, wenn er den Mann erzürnte, wenigſtens die Hälfte ſeines jährlichen Trunks zu verlieren, befürchten muſte. Er wolte ſich alſo herausziehen, ſuchte alle Entſchuldigungen vor, nahm ſo gut ihm auch noch die übrigen Bouteillen geſchmeckt haben würden, ſeinen Hut, und ſchob ſeine frühe Entfernung, auf die Rechnung der Sorge, für ſeine Geſundheit.

Der Baron aber merkte den Braten. Die Pfiffiologie des Doktors, war ihm zwar ſo ziemlich bekannt, aber er hielt es ſo wenig mit der vielvermögenden Wiſſenſchaft, daß er auch hier gerade zu ihm ſagte: Es ſey unfreundſchaftlich in dem kritiſchen Zeitpunkte, ihn zu verlaſſen, wo er ſein Recht behaupten wolte, wo er es ſeiner Frau ſagen wolle, daß er es überdrüßig ſey, von ihr ſo behandelt zu werden, als ob er das fünfte Rad am Wagen, und gar nicht zu wiſſen nöthig hätte, wenn aus ſeinem Hauſe achthundert Thaler weggegeben würden, oder nicht.

Und iſt Ihnen das ſo auffallend geweſen, mein Schatz, ſagte die Baroneſſe, die nun erſt wuſte, woran ſie war. Habe ich nicht öfter Gelder, ohne Ihr Wiſſen diſponirt, und habe ich ſie nicht freywillig zu diſponiren. Iſts der Mühe werth, daß Sie ihren Gaſt davon unterhalten wollen. Er wird Sie einer Schwäche, eines Mangels an

Höflichkeit beſchuldigen. Unterhalten Sie ihn lieber beſſer.

Nein, erwiederte ihr, der berauſchte **Baron**, der durch dieſe Ablehnung und das ſanfte Bezeigen ſeiner Frau, noch übermüthiger wurde, nein, ſagte er mit viel Hitze, es muß endlich einmal meine Geduld brechen, und es muß es einmal jemand wiſſen, wie verächtlich Sie mir begegnen, und wie wenig Sie mir Macht laſſen, Ihren Handlungen mit einem guten Rath, Einhalt zu thun, oder Sie auch damit zu unterſtützen. Sie wiſſen noch nicht, was es iſt, Mann ſeyn, und was für Vorrechte damit verbunden ſind. Und freylich darf ich mir nicht ſchmeicheln, daß Sie es jemals lernen werden, denn ich habe Ihnen vom erſten Anfange zuviel nachgegeben, und wie man den Baum zieht, ſo wird er. Und der Mann, der Mann iſt das Haupt, dabey ſchlug er auf den Tiſch, das Haupt, nicht wahr **Doktor**, das Haupt iſt der Mann?

Er ſahe ſich nun zwar nach dem Ehrenmanne um, der ihm jetzt mächtig, ſeinem Plan nach, helfen ſolte, allein, der war über alle Berge. Er hatte ganz ſachte Hut und Stock ergriffen, und ſich weggeſchlichen, nachdem er vorher der Baroneſſe, eine Verbeugung mit dem Kopfe gemacht, die ſie nur mit einem freundlichen Geſichte beantwortete, weil ſie nicht gern einen Fehler ihres Mannes vor andern aufgedeckt ſahe, und alſo dieſe Entfernung ſelbſt wünſchte. Er hatte ſich beym Herausgehen, auf ſeinem Klepper ſchnell davon gemacht, und nur noch die zurückgelaſſenen gefüllten Bouteillen bedauert.

Der Baron hatte in der That viel auf des Doktors Beyſtand, zur Ueberzeugung ſeiner Frau gerechnet; Als er ſich hierin betrogen ſahe, ſtieg zwar ſein Feuer auf einen Grad, der es ihm ſehr glaublich machte, ſelbſt und allein ſiegen zu können, aber der Bundesbruch war ihm doch auch ſo auffallend, daß er ſich nicht entbrechen konnte, ziemlich laut zu rufen: der Schurke, die Memme, fürchtet ſich vor ein Weib.

Die neue Beleidigung brachte die gute Baroneſſe keinesweges auf. Sie erregte vielmehr ihr Mitleiden gegen den Mann, von dem ſie vermuthen muſte, daß er ſeiner Sinne nicht mehr mächtig, und als er aufs neue anfieng ihr zu ſagen, daß ſie ihn verachtet, ſo antwortete ſie ihm:

Sie irren ſich, Kind; Warum ſolte ich es Ihnen nicht geſagt haben, wenn ich nicht geglaubt hätte, daß es eine Kleinigkeit ſey, die Ihre Aufmerkſamkeit nicht erregen würde. Und ohnedem lieber Mann, Sie wiſſen es ja, daß ich gern dergleichen heimlich thue. Warum wollen Sie mir

di

die Freude nicht laſſen, da ich mir es vorwerfe, wenn ich es mit dem Vorbewuſt anderer thue. Es iſt eine meiner Schwachheiten. Ich habe ſie, wie Sie die Ihrigen.

„Sie denken wohl, Sie thun ſehr wohl daran, daß Sie mir das ſagen. Nein, wiſſen Sie, eine Frau muß gar keine Schwachheiten an ihrem Manne ſehen. Alles was er thut, muß ihr recht ſeyn. Aber Sie habens umgedreht, alles was Sie thun, muß mir recht ſeyn.“

„Das wüſte ich nicht. Sie haben in allen Stücken zu befehlen, über ihre Kinder, über mich ſelbſt, über alles was im Hauſe iſt. Nur den Punkt, bis auf eine gewiſſe Summe zu diſponiren, habe ich mir vorbehalten.“

Wie Sie mich da Lügen ſtrafen wollen, ſagte der **Baron**, dem es nach gerade ſchon ſichtbarer wurde, daß er Unrecht behalten würde, und ſich darüber anfieng zu ärgern. Iſt es wohl von einer Frau erlaubt, dem Manne zu widerſprechen. Laufen Sie nicht alle Tage zu den tuckmäuſeriſchen Menſchen, die Ihnen gewiß alle Anſchläge in Kopf geben, wie Sie mich mit zu einem Tuckmäuſer umſchaffen ſollen? Leute, die zu bigot ſind, als daß ſie ſich mit unſer einen, in eine ordentliche Geſellſchaft einlaſſen ſelten.

„Aber, lieber Mann, Du biſt wunderlich. Seeliſt iſt ein armer Mann, er kann es dir nicht gleich thun."

Nun, ſo kann er ja mit umſonſt ſaufen. Verlang ichs denn, daß er bezahlen ſoll. Er ſoll ſich nur nicht zurückziehen, nicht den Aparten ſpielen.

„Und glaubſt Du, daß ein Mann von Ehre, wie Seeliſt iſt, ſich von Dir wird frey halten laſſen? Iſts nicht beſſer, er hält ſich eingezogen, da er ohnedem kein Freund von Ausſchweifungen iſt."

Dies Wort ſties dem Faße den Boden aus, und die Baroneſſe bereuete auch, ſo bald es heraus war, daß ſie es geſagt hatte.

Der Baron ſties den Tiſch mit Gläſern und Bouteillen in der Hitze um, und ſtand auf, indem er mit dem kräftigſten Fluch behauptete: Es müſſe ſeiner Frau angehext ſeyn, daß ſie die Menſchen vertheidigte, die keine Ehre im Leibe hätten. Die Ehre eines Kavaliers beſtände darin, daß er ſeines gleichen Trunk und Fehde nicht abſchlüge, aber wenn es freylich Memmen, wie Seeliſt wären, die lieber bey den Weibern ſüß thäten, ſo habe er den Henker von adelichen Vorzügen. Er vor ſein Theil, wiſſe wohl was er zu thun habe, und mit einer Frau, wie Sie ſey, wolle er gar nicht mehr in einem Bette ſchlafen, ſie könne ſich in ihre Kammer ſcheren, und da ein für allemal bleiben. Mit den Worten verlies er das Zimmer, und taumelte ins Bette, wo er bald ein langes Solo hintereinander wegſchnarchte.

Die arme gekränkte Baroneſſe ſchlich weinend in ihr Zimmer. Sie hätte gern ſich zu ihm begeben, um mit guten Worten, ihn herumzubringen. Allein, ſie war zu ſehr überzeugt, daß das vergebens war, und daß er dadurch nur immer eigenſinniger und hartnäckiger würde. Sie muſte es alſo der Zeit überlaſſen, wie dieſer neue Zwiſt ſich legen würde.

Der Baron ſtand den andern Morgen auf, und wuſte nichts mehr von dem, was zuletzt geſchehen war. Seitdem er den Tiſch umgeſtoßen, hatte er nur noch halbe Ideen gehabt, und ſelbſt ſeine Worte, beſtanden damals nur noch aus abgebrochnen Sylben.

Er wunderte ſich, ſeine Frau nicht bey ſich zu finden, und er hatte eine ganze Viertelſtunde nöthig, ſich an das zurück zu erinnern, was er Ihr geſagt. Endlich fiel es ihm bey, und ſeine Empfindlichkeit ſtieg darüber auf einen hohen Grad. Er wuſte, wie hartnäckig ſeine Frau in gewiſſen Punkten war, und fürchtete ſich dabey ſehr für ihren Vorwürfen.

Er nahm ſichs alſo vor, ſie zu beſänftigen, und er würde gleich zu ihr gegangen ſeyn, wenn er nicht durch das Zimmer hätte gehen müſſen, wo geſtern ſeine Aufführung ſo unartig geweſen war. Die Baroneſſe hatte wohl zuweilen die Rudera einer ſolchen Schwärmerey ſtehen laſſen, um ihm für den andern Tag einen Eindruk aufzubehalten, der ihn von einem neuen Verſuch der Art, zurückzuhalten fähig wäre.

Die Wirkſamkeit davon, hatte ſie einigemal erfahren, und er fürchtete ſich vor dieſem Anblick äuſſerſt. Als ſie ihn aber zum Kaffee bitten ließ, gieng der Mann, der geſtern ſo groß war, mit langſamen Schritten, zitternd ab.

Als er ins Zimmer trat, und alles aufgeräumt und in der größten Ordnung fand, wurde ſein Herz über die Güte ſeiner Frau, ganz erweicht.

Der Baroneſſe war es zu empfindlich geweſen, wie ſie geſtern beleidigt worden, und ſie bedauerte daher ihren unvorſichtigen Mann, mehr wegen des Auftritts, als daß ſie neue Kränkungen, ihm hätte bereiten ſollen, und war zu ſehr überzeugt, daß Reue darauf folgen müſſe, als daß ſie dieſe in Erbitterung hätte verwandeln ſollen.

Als er ſie vollends beym Eintritt in ihr Zimmer blaß und verſtellt ſahe, denn ſie hatte faſt die ganze Nacht nicht geſchlafen, und doch ein freundliches Sehnen in den verweinten Augen wahrnahm, ſo fühlte er es tiefer als jemals, wie ſehr er geſunken. Er gieng auf ſie zu, küßte ſie, und bat ſie, ihm ſeine Thorheit zu vergeben.

Das war ſchon mehr, als ihr weiches Herz zu ertragen fähig war, und Freudenthränen netzten ihre Wangen, die ſchnell glüheten.

Lieber Mann, war alles, was ſie vorbringen konnte, bis ſie nach einer kleinen Weile, wo er neue Entſchuldigungen vorbringen wolte, ihm verſicherte: Es ſey ihr am liebſten, wenn die ganze Sache der Vergeſſenheit vertrauet würde.

So wurde die Ruhe eines vortreflichen Weibes wieder hergeſtellt, und ſie müſte keinen Eindruck auf unſere Leſer gemacht haben, wenn ſie mit uns nicht wünſchen ſolten, daß die Beſſerung des Mannes von Dauer ſeye.

Neuntes Kapitel.

Stellt Lehrer und Eleven auf. Fauſt kommt
in vornehme Geſellſchaft, worin er ſich
vortreflich ſchickt.

Man wird ſich zurück an den jungen Hond erinnern, der nun ein und zwanzig Jahr alt, aber freylich in etwas andern Umſtänden war.

Madame Hond hatte ihn im 16ten Jahre auf Akademien geſchickt, wo er ſeine Zeit vortreflich nutzte. Das heißt hier: Er lernte viel, und lebte locker. Da ihn die Natur, mit ſo vortreflicher Anlage verſorgt hatte, daß er nicht viel Fleiß anzuwenden brauchte, weil er alles leicht begriff, ſo blieb ihm natürlich viel Zeit übrig, da er eben kein Polyhiſtor werden wolte, und weil ſeiner Meynung nach, der Reichthum ſeiner Frau Mama, ihn für allem Mangel in Sicherheit ſetzte, ſo wendete er denn dieſe übrige Zeit auf Ausſchweifungen, die ſeinem Verſtande und Herzen keine Ehre machten. Er gerieth auch durch ſeine hervorblickende Neigung zur Zügelloſigkeit, bald in Bekanntſchaften, wo alles Ceremoniel der Menſchheit beyſeite geſetzt, und ziemlich thieriſch gelebt wurde.

Bey allem war er politiſch genung, im Fall der Noth einen Schein des Beſſern anzunehmen, und wenn es drauf ankam, ein unſchuldiges Mädgen zu verführen, ſo war Hond die Heiligkeit ſelbſt.

Ins fünfte Jahr war es ſchon, als ſeine Mutter ihn in einem kläglichen Briefe bat, zu ihr zurückzukommen, um ein Ungewitter abzuwenden, das über ſie ſchwebte. Freylich eilte er, aber er kam doch zu ſpät.

Der Geiz der Madame Hond und die Verſchwendung ihres Herrn Sohnes, der ſie aus Zärtlichkeit keine Schranken ſetzen konnte, hatte ſie endlich zu ſo vielen Betrügereyen verleitet, daß ſie es faſt nicht mehr verbergen konnte. Ihr Gehülfe darin, der Buchhalter ihrer Handlung, glaubte bey dieſen Umſtänden am beſten zu thun, wenn er ſich entfernte, und da er ein anſehnliches aus der Handlung zu fordern hatte, ſo hielt es ſeine Patronin für beſſer, ihm zu ſagen, er bekäme nichts, wenn er nicht länger bliebe. Er lachte ſie ein wenig aus, gieng aufs Rathhaus, entdeckte alle ihre Betrügereyen, und ſetzte ſich ſo ſicher, daß ihm das Seinige nicht entgehen konnte.

Die Sache wurde ſchnell unterſucht, es waren fette Biſſen dabey zu gewinnen, und ehe der junge Hond kam, war ſchon alles verſiegelt.

Dieſer nahm gleich, da er Unrath merkte, die Miene der Heiligkeit, tadelte alles, was ſeine Mutter gethan, ſagte ſich von aller Theilnehmung los, und behielt den anſehnlichen Wechſel, den ihm dieſe mit dem letzten Briefe geſchickt, für ſich, indem er ſich von der Mutter gänzlich trennte, die ihn ſo ſehr liebte.

Die Sache wurde bald geendet. Madame Hond muſte alles erſetzen, was man beweislich auf ſie bringen konnte, und da es mit dieſen Beweiſen

weiſen nicht ſehr genau genommen wurde, weil man ſich überhaupt freuete, dieſe ſtolze Frau erniedrigt zu ſehen, ſo gieng manches Tauſend in unrechte Hände, und der Reſt des Vermögens wurde unter diejenigen vertheilt, die bey der Zerſtörung eines ſo großen Reichthums, geſchäftig geweſen waren, und nun folglich nicht nach dem Werthe ihrer Schriften, Wege oder Bemühungen, ſondern nach den Procenten der vielen Tauſende, deren Nullen ſie abgeſchrieben, bezahlt wurden.

Kurz, es blieben der Madame Hond zwey hundert und funfzig Thaler übrig, und man frug ſie, was ſie damit machen wolte. Die Frau wolte freylich raſend werden, und wir glauben, ſie hatte Urſache dazu: weil kein Richter oder Anwald, aber für ihre Wuth von dem verdienten Lohn nur zehn Thaler zu geben, Willens hatte, ſo muſte ſie aufhören zu toben, und dieſe Frau war ſogar in Gefahr, durch Bediente aus dem Hauſe des Richters geworfen zu werden, der noch für einem halben Jahre ſehr demüthig ihr die Aufwartung machte, um tauſend Thaler zu leihen.

Man ſagt, dieſe wären nicht mit in die Concursmaße gekommen, ſondern da ihm ohngefehr bey Durchſehung der Papiere, der Wechſel in die Hände gefallen, ſo habe er gleichgültig, als ob es etwas ohne Werth wäre, ihn zu einem Fidibus geſchlagen, und ſeine Pfeife damit angezündet, die auch eher nicht brennen wollen, bis das letzte Brennbare am Papier, aufgezehrt geweſen.

Wie herrlich muß dem Manne die Pfeife geſchmeckt haben? wird mancher hier gewiß ſagen.

Und wie muß ihm die Zunge darnach gebrannt haben? wird doch auch einer oder der andere, der es lieſt, darauf antworten.

Die unglückliche Mutter nahm nun ihre Zuflucht zum Sohne. Sie erſchrack, als ſie ſeine Thür für ſich verſchloſſen fand, und eine Thräne beleidigter Zärtlichkeit, ſchlich ohngeachtet aller ihrer Bosheit, über die Wangen. Sie ſchlich wieder in ihr Haus, das ſie morgen verlaſſen ſolte.

Boshaft genung, ſich ein Leben zu nehmen, was ihr unerträglich ſchien, gieng Sie die ganze Nacht mit dem raſenden Gedanken um, aber viel zu ſchwach dazu, that Sie nichts, als daß ſie ihr Schickſal verfluchte, und um ihren Sohn weinte.

Er hatte Ihr indeſſen eine Stelle im Hoſpital für die zwey hundert Thaler gekauft, denn er ſahe wohl ein, daß ſonſt die Koſten ihrer Erhaltung auf Ihn fallen würden.

Betrübt erhielt Sie die Nachricht davon, und konnte es kaum glauben, daß ihr Sohn ſo unnatürlich gegen Sie handeln ſolte. Indeſſen gieng

Sie dahin, und die folgenden Tage können wohl in Anſehung Ihrer, eine Hölle genannt werden.

Die funfzig Thaler, wofür Sie ſich noch einige Bequemlichkeiten hätte verſchaffen können, hatte der Sohn als ein Pflichttheil zu ſich genommen, und er würde noch mehr dabey gethan haben, wenn die Mutter wohlfeiler zu verſorgen geweſen wäre.

Das einzige Gute war, daß die Seeliſtiſchen Gelder wieder gezahlt wurden, die dieſe guten Leute zwar der Baroneſſe wieder geben wolten, aber von ihr ſowohl, als von ihrem Manne ausgeſchlagen wurden, wodurch der würdige Mann eine Pflicht zu erfüllen, in den Stand geſetzt würde, die Ihm immer am Herzen gelegen, nemlich ſeinen Kindern einen Lehrer zu geben.

Das geſchahe denn in der Perſon eines gewiſſen jungen Mannes, der **Gutmann** hieß, und den Seeliſt ſchon lange zu verſorgen gewünſcht hatte.

Es war ſchon einigemal zwiſchen dem Baron und der Baroneſſe ein kleiner Zwiſt, wegen der Erziehung ihrer beyden Söhne geweſen, die freylich etwas wild empor wuchſen.

Der Baron wolte gern, daß die Seeliſtiſchen Kinder mit in ſeinem Hauſe erzogen werden ſolten, und zwar deswegen, weil er keine Tochter hatte, und die kleine Karoline gern um ſich leiden mochte. Er glaubte von ſeiner Frau zu erzwingen, daß Sie ſeine Freunde dazu diſponiren ſolte, wenn er Ihr verſagte, vor dieſem Entſchluß einen Lehrer zu nehmen.

Seeliſt war ſowohl ſelbſt nicht dazu zu bewegen, denn er liebte ſeine Kinder zu ſehr, als daß er ſie andern Händen anvertrauen ſolte, als auch die Baroneſſe ſahe das unbillige dieſes Verlangens zu lebhaft ein, um ſehr darauf zu dringen.

Als Seeliſt daher Gutmann annahm, ſo war der Plan vereitelt, und der Baron, der zu ſtolz war, ſeine Kinder in ein anderes Haus zu geben, reiſete nun zur Stadt, um einen Hofmeiſter für ſeine Söhne zu hölen.

Man empfahl ihm den jungen Hond, er wurde mit Ihm einig, und da weder er, noch die Baroneſſe, ſeinen Charakter kannte, ſo ließ ſichs nicht einmal vermuthen, daß die Sache anders als vortheilhaft wäre.

Ehe wir dieſen Mann in ſein neues Amt begleiten, können wir eine kleine Begebenheit nicht vorbey gehen, die Ihm vorher aufſties.

Seine Mutter von Ihrer alten Begierde zu klatſchen angetrieben, hielt ſich in Ihrem Aufenthalte doch einige Gefährtinnen, die Ihr die Neuigkeiten der Stadt zutragen muſten, weil Sie ſelbſt wegen Ihres verkürzten Beins, ſie einzuholen nicht im Stande war. Von dieſen erfuhr Sie Ihres Sohnes Verſorgung, und Sie wählte ihre Zeit ſo gut, daß Sie Ihn Abends da er ſich es gar nicht vermuthete, auf ſeinem Zimmer überraſchte. Sie fiel Ihm um den Hals, und weinte wahre Freudenthränen, daß Sie ihn ſo wohl und munter fand. Sie hätte in dem Augenblicke ihm, ſo wenig er es verdiente, noch ein ſolches Vermögen aufgeopfert, als er Ihr ſchon gekoſtet.

Hond erſchrack über den Beſuch ſehr. Der Aufzug den Sie machte, war dem, einer Bettlerin, faſt gleich, und ſo hart ſein Herz war, ſo erwachte der Stolz in Ihm. Ehe er ſich in ein weiteres Geſpräch mit Ihr einließ, wolte er Sie in andern Kleidern ſehen. Er gab Ihr fünf und zwanzig Thaler, und beſchied Sie auf Morgen wieder.

Als Sie weg war, überlegte Er, was Er mit Ihr thun ſolte. Möchte Sie doch nur todt ſeyn, war der erſte Gedanke: ſo lange Sie lebte, war er Ihr doch immer als Mutter zu begegnen ſchuldig. Es beunruhigte Ihn unendlich, wie er ſich ihrer fernern Beſuche erwehren ſolte, und es war Ihm äuſſerſt unangenehm, daß Sie nicht anſtatt der Zärtlichkeit, in Klagen ausgebrochen, da er mehr Gelegenheit würde gehabt haben, die

Schuld Ihres Elendes auf Sie zu wälzen, und ſich dadurch Ihrer zu entledigen.

Sie kam, und mit Ihr das ganze Mutterherz. Er that Ihr gleich den ausgedachten Vorſchlag, daß er Ihr Vierteljährig zehn Thaler zu ihrem bequemern Unterhalt geben wolte, aber Sie müſſe dafür verſprechen, Ihn perſönlich nie zu beunruhigen.

Ein Strom von Thränen, quoll aus den Augen der betrübten Mutter, und Sie verſicherte Ihn, daß Sie dieſes Geld, ſo nöthig es Ihr ſey, gern entbehren wolle, wenn Sie nur zuweilen das Vergnügen haben könnte, Ihn zu ſehen.

Dies brachte Ihn aus aller Faſſung. Dieſe Zärtlichkeit, war über ſeinen Horizont, er konnte ſich nicht einmal einen Begrif davon machen, und er muſte die Ausflucht ſuchen, daß es ſeinem Glücke hinderlich ſeyn würde, wenn Sie ihn beſuchte; er wolle zuweilen ſuchen, Sie an einem dritten Orte zu ſprechen.

Dies beruhigte die ſorgſame Mutter, die von dem Augenblick an, da Sie aufhörte glänzen zu können, nur für Ihren Sohn lebte, und Sie verſprach Ihm ohne ſeine Einwilligung Ihn nie aufzuſuchen.

Aber, ſetzte Sie mit einem Herzen hinzu, welches wir zu ergründen, nicht fähig ſind, wenn

Du deine alte Mutter verbinden, wenn Du noch etwas beytragen willſt, ihre Ruhe in ihrem Elende zu vermehren, ſo laß es die Seeliſtiſche Familie empfinden, daß ſie deiner Mutter verächtlich begegneten; laß Dir es angelegen ſeyn, der Schleichen und ihren Kindern, Unglück und Schande zu bereiten, wo es in Deinen Kräften ſteht.

Hond verſprach dies. Es ſey nun, er that es, um Sie zufrieden zu ſtellen, oder weil ſein eignes Herz ſo böſe war, und daß es dieſes in der That war, ſehen wir daraus hinreichend, daß er ſeiner Mutter beym Weggehen verſicherte: Er ſey Ihm unerträglich, in einem Hauſe als Untergebner zu leben, zu deſſen Glanze er vielleicht ſelbſt hätte kommen können, und die Demüthigung, ſo viel Ihm ihre Nothwendigkeit koſte, würde Ihn wenigſtens immer gegen diejenigen erbittert erhalten, denen er zu dienen gezwungen wäre.

Sie verließ Ihn mit den aufrichtigſten Wünſchen für ſeine Zufriedenheit und ihre Rache. Dieſe war ſo tief eingewurzelt, daß das gröſte Elend ſie nicht vermochte darüber nachzudenken, wie gefährlich Ihrem Sohne der Auftrag werden würde, den ſie Ihm gegeben. Dieſer wurde indeſſen mit feyerlichem Pomp in dem Hauſe des Barons eingeführt, und die Schlangen ähnlichen Biegungen, die er mit einer wahrſcheinlichen

Frömmigkeit begleitete, machten Ihn bald beym Baron beliebt, und bey der Baroneſſe und den übrigen Hausgenoſſen, verdeckten ſie wenigſtens ſeinen wahren Charakter.

Er traf zwey junge Herren an, deren Führer er inskünftige ſeyn ſolte.

Der älteſte, **Junker Friz** war ein munterer durchtriebener Knabe. Er gieng ins zwölfte Jahr, konnte etwas leſen und ſchreiben, Sachen, die die ſorgſame Mutter, Ihn wegen ſeiner Flüchtigkeit mit vieler Mühe gelehret, da Ihn ſonſt niemand zu etwas ernſthaften angehalten. Er war des **Barons** Ebenbild, und ſein Augapfel. Er durfte daher thun, was er wolte, und es wurde daher von ſeinem Vater, ſondern der ernſtliche Befehl, ſeiner zu ſchonen, gegeben, weil man weder durch Anſtrengen ſeine Kräfte aufopfern, noch durch Studiren, Ihn zu einem Duckmäuſer machen wolte. Seine Lebhaftigkeit war ihm mehr werth, als ſein Herz, wenn das auch ein wenig nückiſch war, ſo hieß es muntre Satyre, und der Vater litt es gern, wenn er kleine Boßheiten an Ihm ſahe, die unter dem Namen des kindiſchen Spiels, doch allmälig zu merklichen, und beſchwerlichen Unarten, heranwuchſen.

Der jüngſte **Junker Carl**, war der Liebling der Mutter, nicht weil er der jüngſte war, oder weil er Ihr mehr ſchmeichelte, als Fritz, ſondern weil er Ihr weiches theilnehmendes Herz hatte, welches Sie ſchon bey jedem fremden Menſchen zu lieben pflegte. Er hatte, ob er gleich erſt ins zehnte Jahr gieng, geſündere Begriffe von allem was um Ihn war, als ſein Bruder. Ohne Mühe hatte es Ihm ſeine Mutter beygebracht, weil er alles williger annahm, als jener, der immer lieber ſpielte und tobte, auch wohl die Erlaubnis ſeines Vaters, zu thun was er wolte, den Ermahnungen der Mutter zum Fleiße, entgegen hielt.

Der Baron zwar wolte behaupten, die Mutter verzärtelte Karln ſehr, allein, er konnte es doch Ihr nicht beweiſen, weil ſie Ihn hart genung hielt, und keine der Neckereyen Ihm überſahe, die Fritzen ſo leicht hingiengen, ſo daß das Kind zuweilen ſelbſt glaubte, die Mutter ſey ungerecht gegen Ihn, ſo eine Anhänglichkeit, Sie auch in andern Fällen, für Ihn blicken ließ.

Mit Beyden ſolte nun Hond ſeine Zeit zubringen, und es ſchien auch, als ob er es thäte. Er hatte Sie den ganzen Tag in der Stube bey ſich, aber er wuſte Sie ſo treflich mit kleinen Gaukeleyen zu unterhalten, daß die meiſte Zeit Ihm übrig blieb. Er wandte dieſe zwar auf der einen Seite nicht übel an, indem er ſich vorgenommen, da ſeine Umſtände Ihm keinen Aufwand, folglich keine Befriedigung ſeines Stolzes in dieſer Art gewähren könnten, er ſie in einer andern ſuchen, und als Gelehrter glänzen wolte. Allein, es war doch immer ein Diebſtahl an denen, die Ihm vertraut waren.

Es war eben nicht lange nachher, als Fauſts Grosvater geſtorben war, als dieſes vorgieng, und der Baron hatte Trinen ſeit der Zeit nicht beſucht, weil der Weinhandel eingegangen war.

Eines Tages aber, als er mit **Hond** und **Gutmann** in die Stadt gereiſet war, begegnete er Ihr. Sie hatten ſchon etwas getrunken, und beſonders der **Baron**, hatte etwas zu viel, denn **Hond**, ſo ein großer Freund er auch vom Trinken war, hatte ſich bisher ſehr in acht genommen.

Der **Baron** klopfte Sie aus alter Bekanntſchaft auf die Backen, und ſagte: daß Sie ſehr übel gethan, daß Sie den Handel aufgegeben, machte Ihr allerhand Schmeicheley über ihre blühende Wangen, (Sie ſahe in der That noch gut aus), und erregte dadurch Ihren Ehrgeitz. Sie verſicherte Ihm, daß ob ſie ſchon keinen Handel mehr führe, ſie doch die beſten Weine für ſich behalten, und Ihn allenfalls mit ſeiner Geſellſchaft wohl zu ſich bitten wolte, wenn es nicht zu viel verlangt wäre.

Ein ſolches Erbieten, von einer jungen ſchönen Wittwe auszuſchlagen, war in der That, dem **Baron** unmöglich, und es wurde mit Freuden angenommen. **Gutmann** wolte zwar depreciren, aber der **Baron** fluchte bey allen Teufeln, und ihrem Wohnſitz, wenn er Sie nicht begleitete, wolle er nie wieder etwas von Ihm halten, und um dem ſcandaleuſen Auftritte, auf öffentlicher Straße, der ſchon viele Leute herbeylockte, ein Ende zu machen, gab er nach, und gieng mit.

Als Sie hinkamen, lief Ihnen Fauſt entgegen, und grüßte ſie ſehr ehrerbietig. **Gutmann** ließ ſich mit ihm in ein Geſpräch ein, und bewunderte ſeine naiven Antworten. Es wäre ſchade, ſagte er, daß ein ſolches Kind nicht einiger Unterweiſung genöſſe, da er ſo viele Fähigkeiten hätte. Er getraue ſich etwas aus ihm zu ziehen, und wenn ſein Patron ein reicherer Mann wäre, ſo würde er ihn bitten, ihm den Knaben zu ſeinem Unterricht zu geben.

Des **Barons** Ehrgeitz erwachte hier mächtig, und indem er ſich auf ſeinen ziemlich wichtigen Bauch klopfte, ſagte er nachdrücklich genung, um das Air zu bemerken, was er ſich über Secliſt geben wolte: das können wir, und wenn ſie, Frau Chriſtian, es zufrieden iſt, ſo wollen wir ihn gleich mitnehmen, und Herr Hond, ſetzte er hinzu, wird gewiß auch aus dem Buben etwas rechtſchaffenes machen. Hond ſchwadronirte nun von ſeinen Ausſichten für das Kind, Gutmann ſchwieg mit einer lächelnden Miene, und Frau Trine dankte für die Ehre, die ihrem Fauſt wiederfahren könnte, und ſolte.

So einen gnädigen Herrn, ſagte ſie, wiſſe ſie wohl nicht geſehn zu haben, als den Herrn Baron, und ſie würde Zeitlebens dankbar für die Gnade ſeyn, die ihrem geringen Hauſe wiederführe. Wenn meine Schwiegermutter noch lebte, ſetzte ſie hinzu, die würde erſt ein rechtes gaudium, wie ſie es nannte, haben, und würde es vor eine Vorſpiegelung halten, daß die Fauſtiſche Familie noch einmal zu großen Ehren gelangen könnte, denn ſie habe im Teſtament verordnet, daß der kleine Fauſt, ſeinen Namen, als Zunahmen für ſich und ſeine Nachkommen behalten ſolle.

Das ſoll er auch, ſagte der Baron, davor will ich ſorgen, und unſer guter Hond ſoll ſorgen, daß ihn der Teufel nicht holt, wie ſeinen Urvater.

Ja, das will ich, ſagte Hond, der ſchon einige Gläſer mehr getrunken hatte, als er vertrag[illegible] konnte. Gutmann ſahe ihn mit Verachtung an, und machte ſich vom Tiſch, wo er den kleinen Fauſt zu ſich nahm, und ſich mit ihm unterhielt, indeſſen daß die Andern mehr ſoffen, als tranken, und Hond ſich ſo ſehr vergas, daß er im eigentlichen Verſtande, kaum mehr auf den Beinen ſtehen konnte.

Hond war, wenn er getrunken hatte, ein unausſtehlicher Menſch. Niemand konnte alsdenn ſeiner Diſputirſucht entgehen, und er ſuchte ſich in ſeiner jetzigen Lage über Gutmann luſtig zu machen. Er wolte ihm beweiſen, daß ſeine Kinderzucht nichts tauge, daß der Ernſt eine Sache ſey, die man bey der Erziehung gänzlich verbannen ſolte. Die ſpielende Art, Kinder zu belehren, die vorzüglichſte ſey. —

Gutmann konnte, ſo gelaſſen er ſonſt war, über dieſen Punkt nicht viel vertragen. Er antwortete daher etwas hitzig: damit Kinder gewiß ihren Verſtand verſpielen, und in reifern Jahren ernſtliche Geſchäfte auch ſpielen treiben mögen; damit der künftige Miniſter, die Köpfe der Unterthanen, die Richter das Vermögen ihres Nächſten, die Aerzte, Leben und Geſundheit, und die Philoſophen, das bisgen noch übrige, vom geſunden Verſtand unter den Menſchen verſpielen. Damit der Lehrer der Religion auf der Kanzel gaukele, und die Bibel zu Poſſen und Fabeln drehe.

Hons lachte herzlich, als Gutmann dies ſagte, dieſer aber ſchwieg aus Achtung gegen den kleinen Fauſt, dem er keine widrige Meynung von ſeinem künftigen Lehrer beybringen wolte.

Unter dieſem Gezänke, war der Baron mit Trinen in ein anderes Zimmer gegangen. Wir vermuthen, daß dieſe Unterredung blos Fauſts wegen gehalten worden, und daß der Baron ſich nur einige Nachricht von ihr geben laſſen, wie er es mit ihrem Sohne halten ſolle, denn wir wolten um aller Welt willen, keinem etwas Böſes nachreden, ſo lange wir's nicht klar vor Augen ſehen, alsdenn aber müſſen wir freylich die Wahrheit ſagen.

Man brach auf, und der nüchterne Gutmann hatte viel Mühe, den Baron und ſeinen Herrn Kollegen im Wagen zu bringen. Fauſt folgte mit einer Thräne im Auge, die ihm der Abſchied von der Mutter herausgelockt.

Gutmann unterhielt ſich mit dem Knaben, bis die andern ausgeſchlafen hatten, welches erſt bey der Ankunft auf dem Steinpflaſter, vor dem Gute, geſchahe. Den Baron hatte das kleine Schläfgen ſchon wieder erfriſchet, aber Hons muſte ſich von ſeinem Freunde, die Treppe herauf leiten laſſen. Die Baroneſſe ſahe ihren Greuel an ihm, und ſie hätte ihn gern auf ſein Zimmer gehen laſſen, allein der Baron litt es nicht. Er betheuerte vielmehr, er würde zuviel verlieren, wenn er dieſen Abend ſeine Geſellſchaft entbehrte; er habe, ſo lange er lebe, keinen ſo braven Hofmeiſter geſehen, und er wolle ihm von heute an, funfzig Thaler Gehalt zulegen, weil er einen ehrlichen Rauſch nicht ausſchlüge.

Gutmann hatte an der Thür Abſchied genommen. Er hatte der Baroneſſe nur ganz kurz geſagt, daß Honds traurige Aufführung ihn dazu nöthige, und daß er ſehr bedaure, in ſeiner Geſellſchaft in der Stadt geweſen zu ſeyn. Darüber hatte er den kleinen Fauſt vergeſſen, der mit dem Baron indeſſen ins Zimmer gegangen, und die Frau ſahe den Knaben einigemal an, ohne zu wiſſen, was ſie aus ihm machen ſolle. Fauſt merkte es, und da er nichts weniger als blöde war, ſo half er ihr ſelbſt aus dem Traume, und erzählte ihr, der Herr Baron habe ihn mitgenommen, um ihn hier etwas lernen zu laſſen, und ſie könnte verſichert ſeyn, daß er ſich artig und anſtändig aufführen wolle, ſo, daß auch ſie, mit ihm zufrieden ſeyn ſolle. Er küßte ihr dabey ſehr artig die Hand, und dieſe angenehme Freymüthigkeit, machte ihn der Baroneſſe, vom erſten Augenblicke an, werth; ſie führte ihn zu ihren Söhnen, damit ſie ihn nur aus dem widrigen Anblicke ſeines künftigen Lehrers, der ſich wie ein Landreuter aufführte, wegbrachte.

Dieſer und der Baron, zechten noch bis in die ſpäte Nacht, und der erſte vermochte kaum ſein Bette zu finden.

Der Morgen kam ihm dieſesmal unangenehmer, als je. Der Rauſch war ausgeſchlafen, aber von dem Andenken deſſelben, konnte er ſich wohl die Vorſtellung machen, daß die Spuren nicht ſo bald vergehen würden. Er hatte ſich gegen Gutmann blos gegeben, er hatte eine gewiſſe Art von Ehrfurcht, in Anſehung des Barons verloren, die ſonſt ſein Stand und ſeine Wiſſenſchaften ihm hätten erhalten müſſen. Doch das beydes rührte ihn wenig. Den erſten verachtete er, und des letzten Beyfall war ihm gleichgültig.

Aber wie er es mit der Baroneſſe wieder gut machen ſolte, die gewiß äußerſt erzürnt auf ihn ſeyn muſte, dahin gieng ſein Dichten und Trachten, denn ſo dumm war er nicht, daß er nicht ihre vernünftige Gewalt in Anſehung ſeiner einſahe.

Er entſchloß ſich alſo kurz. Er gieng, ehe noch der Baron aufſtund, denn hätte er es gewuſt, er würde es ihm nimmermehr vergeben haben, zu der Dame, und bat ſie des Vergehens wegen, recht ſehr um Verzeyhung. Es ſey eine Schwachheit, ſagte er, die den Standhafteſten überfallen könne, und Reitzung ſtehe auch bey den gröſten Philoſophen, zuweilen der Vernunft im Wege. Seine gnädige Patronin könne überzeugt ſeyn, daß er ſich nie wieder würde hinreiſſen laſſen.

Die gute Frau nahm ſein Verſprechen für baar Geld, allein da ſie niemals gewohnt war, zu ſchmeicheln, ſo ſagte ſie ihm mit einiger Empfindlichkeit:

Sie habe keinesweges das Recht, ſeine Handlungen zu meiſtern, als in ſo fern ſie ihre Kinder mit beträfen; er möge alſo bedenken, daß er ihnen nicht blos Lehrer, ſondern auch Beyſpiel ſeyn ſolle. Er müſſe ſelbſt aus der Erfahrung wiſſen, daß ein einmal gefaßter Eindruck, ſich nicht ſo leicht auslöſchen laſſe; und daß, wenn Kindern eine Schwachheit ihres Lehrers entdeckt ſey, ſie gern auf andere daraus ſchlöſſen. Diesmal habe ſie Ihn davor behütet, und was den jungen Fauſt beträfe, ſo ſey er zu jung, auch ſelbſt zu gut, als daß er noch etwas Arges daraus nehmen könne. Er möge bedenken, wie ſchwer es ihr ſchon werde, dieſer Schwachheit bey ihrem Manne einen ſolchen Anſtrich zu geben, daß ſie nicht auf die Kinder fortarte. Bey einem Lehrer verdiene dieſe Ausſchweifung zwar den Namen einer Schwachheit nicht, allein weil es das erſtemal ſey, wolle ſie es überſehen.

Hond hätte ſich bey der Predigt die Zunge mögen abbeiſſen, allein es half doch alles nichts. So ſehr ſein Herz kochte, ſo muſte er äuſſerlich zufrieden erſcheinen, und ſich noch freuen, daß er ſo weggekommen war. Was Fauſten betraf, ſo lachte er den dummen Jungen herzlich aus, und er ſagte auch zur Baroneſſe: Er glaube nicht, daß ſie ſich zuſammen ſchicken würden, weil Fauſt doch immer bey der Erziehung der jungen Herren, ſeinem Stande nach, nicht aufwachſen könne.

Das war nun wohl eine Wirkung des geſtrigen Rauſches, daß er ſo unverſtändlich ſprach, die Baroneſſe erwiederte auch darauf:

Daß ſie ſeine Meynung nicht begriffen hätte, ihr dünke aber, der Knabe ſehr viel Anlage und ſehr viel Guthheit zu haben; ſie ſähe ihn daher gern in der Geſellſchaft ihrer Kinder, weil er ihre Wildheit etwas dämpfen würde. Uebrigens ſey es ſchade, wenn ihm nicht alles beygebracht würde, was ihm ins künftige nützlich ſeyn könnte, und ſie erbäte ſich dieſes recht ſehr von ihm, daß er ſich beſondre Mühe mit dem Knaben geben möge, ſie wolle bedacht ſeyn, es zu erſetzen.

Das war nun Honds Meynung gar nicht. Er dachte auch bey dem Baron, der im trunkenen

nen Mythe, und aus einem Anfall von Stolz, das Kind angenommen, bald dahin es zu bringen, daß er es wieder zurückgäbe, und noch denſelben Nachmittag, als er allein mit ihm war, ſtellte er ihm vor: daß es ſeinen Kindern zum Nachtheil gereichen könnte, wenn ſie mit einem gemeinen Buben erzogen würden, von dem ſie viel Pöbelhaftes annehmen könnten; daß es überhaupt beſſer ſey, wenn ein ſolcher Knabe bey ſeines Vaters Handwerk bliebe, und ohne jedoch vorgreiflich zu ſeyn, dächte er, man ſchicke den Burſchen wieder zurück.

Dem Baron, der mächtige Bewegungsgründe von Trinen mochte erfahren haben, um auf ſeinem Vorſatz zu bleiben, entrüſtete dieſe Zumuthung gewaltig.

Er fieng an, ſich heftig zu verwundern, daß man ſeine Maasregeln hintertreiben wolle, und er frug etwas zweydeutig den Herrn Hofmeiſter: Ob er auch ſeinen Rauſch ſchon ausgeſchlafen?

Nun ſahe Hond ſchon die erſten Folgen ſeiner Unvorſichtigkeit. Wie hätte ihm wohl ſein Patron ſo begegnen können, wenn er nicht ſelbſt Gelegenheit dazu gegeben?

Er muſte noch viel Empfindliches hören, welches wenigſtens den feſten Entſchluß in ihm vorbrachte, nie wieder ſich ſo gemein mit ſeinem Herrn zu machen.

Fauſten muſte er nun ſchon einmal unter ſeine Gewahrſam nehmen, und ſo wenig Mühe er ſich auch mit ihm machte, ſo begriff er doch alles eher, als die beyden Junker, die ihm aber doch ſehr gut waren, weil er ſich nie mit ſeinem mehrern Wiſſen pralte, ſondern ſie ſelbſt immer vorzuziehen ſuchte.

Trine, die eben nicht die dümmſte Frau war, hatte ihm die Hauptregel eingeprägt, zu bedenken, wie ſein Stand, gegen dem ſeiner künftigen Geſellſchafter verſchieden ſey, und Fauſt merkte dieſes, als ſeine erſte Pflicht.

Alles war ihm gut, alles liebte ihn, bis auf Hond, und manche Ohrfeige, die Fauſt von ihm einnehmen muſte, war eine Folge ſeines Unmuths darüber, daß er den Jungen erziehen ſolte, der ſeiner Mutter ſo viele Schmerzen gekoſtet, und vielleicht gar den Grund mit zu ſeinem eigenen Fall gelegt.

Fauſt merkte den Haß ſehr wohl, allein er fühlte kein Recht zu ſeiner Liebe in ſich, und wich ihm bey jeder Gelegenheit aus, beſonders, wenn er verdrüßlich war. Er hatte das erſte Betragen des Mannes als Unrecht wohl eingeſehen, und ſich über ſein Trinken innerlich geärgert. Je mehr Verſtand auch Zonds bey ihm wahrnahm, deſto mehr haßte er ihn, und der gute Knabe ſuchte ſich davor an Gutmann zu erholen, der ihn wie ſeinen Sohn liebte.

Zehntes Kapitel.

Fauſts kleine Bekanntſchaften, und ihre Folgen. Fortſetzung des vorigen.

Gutmann war bey Seeliſt ſo eingerichtet, als ob er zum Hauſe gehörte. Dieſer Vater, der gern ſeine Kinder als rechtſchaffene Menſchen einſt ſehen wolte, wolte auch nichts daran ſparen, was in ſeinem Vermögen ſtand. Er hatte Gutmannen nicht allein einen Gehalt ausgeſetzt, der ſeine Kräfte faſt überſtieg, ſondern er hatte auch für die Zukunft, ihn zu verſorgen, verſprochen.

Sein Sohn war in dem Alter des älteſten Barons. Die nahe Nachbarſchaft hatte es nicht verhindern können, daß ſie nicht oft zuſammen gekommen waren, und Wilhelm, ſo hieß der Knabe, hatte von Fritzen manche Untugenden angenommen, womit Gutmann viel Mühe hatte, ehe er ihm, das Unſchickliche, und einem Kavalier Unanſtändige, davon begreiflich machte.

Ganz anders verhielt ſich es mit der kleinen **Karoline**, dem ſanften guten Mädgen, dem Ebenbilde einer liebenswürdigen Mutter. Sie war in Fauſts Jahren, war nicht unter den bildenden Händen ihrer Führerin und Nährerin weggenommen, hatte in ihren frühen Jahren, ſchon Begriffe von Tugend, und das edelſte Herz mußte aus dem Unterricht der vollkommenſten Mutter, die vortreflichſten Eindrücke nehmen.

Gutmann ſahe in ihr den Stolz ihrer Eltern, und eine Zukunft für ſie ſelbſt voraus, die ihn entzuckte. Er gab ſich die Mühe eines rechſchaffenen Mannes, ſie ſo vollkommen, als möglich, zu machen.

Als Fauſt zum erſtenmale in Seeliſts Hauſe war, ſah ihn **Wilhelm** mit einiger Verachtung an. Er hatte ſeine Geſchichte gehört, und ein Schuſters Sohn, war ihm ein Gegenſtand, der ſich für ſeines gleichen nicht ſchickte. Die beyden **Barons**, ſo gut ſie Fauſten waren, merkten dies kaum, als ſie ſich ebenmäßig entfernten, und unſer Fauſt würde eine klägliche Rolle geſpielt haben, wenn ſich nicht die kleine **Karoline** ſeiner angenommen. Sie fand es ſehr unbillig, daß ihr Bruder ſeinen Gaſt ſo einſam ſtehen ließ, und ſie redete ihn mit einer Freundlichkeit an, die in Fauſts Herzen etwas mehr, als Zufriedenheit zurück ließ. Es war Bewunderung, Hochachtung und Dankbarkeit, was in ihm aufſtieg. Sie von ihrer Seite wurde durch tauſend kleine Gefälligkeiten, die er ihr zu beweiſen ſuchte, überzeugt, daß er ein herzensguter Knabe ſey.

Gutmann beobachte aus dem Fenſter alles, was in der kleinen Geſellſchaft vorgieng, denn ſie waren im Garten, und ſahe mit Betrübniß, daß **Wilhelm** der erſte geweſen war, der die Verachtung gegen **Fauſten** blicken laſſen. Er ſahe auch, wie er ſeine Schweſter deswegen neckte, und als der Beſuch ihn verlaſſen, nahm er ihn zu ſich, und verwies ihm ſeine Aufführung mit etwas Heftigkeit.

Diesmal aber wolten ſeine Ermahnungen nicht fruchten, ſondern der kleine **Wilhelm**, der ſich aufs äuſſerſte beleidigt hielt, behauptete mit Thränen, es geſchehe ihm zu viel, und er könne mit einem Schuſters Sohne, unmöglich wie mit ſeines gleichen umgehen.

Gutmann, der mit gutem Gewißen dies an ihm nicht überſehen konnte, nahm alſo den Vater zu Hülfe, und da machte **Wilhelm** freylich große Augen, als dieſer ihm vordemonſtrirte: Es ſey kein Menſch ſo klein, er verdiene Hochachtung. Der Stand gebe kein Recht, ſondern bloß Verdienſte machten, daß ein Menſch vor dem andern zu ſchätzen ſey. Er würde ſehen, wie er ſich einwürfe, und wenn er nicht gehörig lernte, ſo, daß er ſehe, er könnte einen Mann von Wiſſenſchaften aus ihm ziehen, ſo wolte er ihn lieber auf ein Handwerk bey Zeiten verdingen, damit er ihm nicht einmal Schande mache. Er habe ſo wenig als Fauſt auf etwas zu rechnen, als auf das, was er gelernt, und wenn dieſer Knabe, der viel fleißiger als er zu ſeyn ſchiene, ſo fortfuhre, ſo würde er ihn bald übertreffen.

Dieſe Lehre that für die folgende Zeit auf **Wilhelmen** die erwünſchteſte Wirkung.

Karoline trug den ganzen Abend den Vorfall dieſes Nachmittags im Herzen herum, und ſie konnte nicht einmal ruhig davor ſchlafen, weil ſie den kleinen Fauſt unendlich bedauerte. Den andern Morgen, als ſie bey der Mutter allein war, ſagte ſie etwas ſchüchtern; Geſtern war **Wilhelm** auch ſehr unartig.

So mein Kind, erwiederte die Mutter, Du pflegſt ſonſt Deinen Bruder nicht anzuklagen, wie kömmt das?

Ja, liebe Mutter, ich ſage es auch nicht deswegen; aber da war der kleine artige Fauſt, mit dem hat er auch kein Wort geſprochen. Und deswegen möchte ich gern wiſſen, ob es wahr iſt, daß es ſich für ihn nicht ſchickt, wie er ſagt, mit einem

Schuſters Kinde umzugehen. Ich denke, ich muß gegen jeden freundlich ſeyn, der es gegen mich iſt.

Die zärtliche Mutter fühlte es warm in ihrem Herzen aufſteigen, als ſie ihrer Tochter edle Empfindung ſahe. Gutmann hatte ihr ſchon alles erzählt, und ihr ein großes, aber wahres Kompliment, über ihre Tochter gemacht.

Freylich iſt Wilhelm unartig geweſen, und der Vater hat es ihm auch ſchon vorgehalten. Er wird es gewiß nicht wieder ſeyn. Daß Du es gut gemacht, was er verſehen, wird Dich nicht gereuen, Karoline.

Fauſt war anfänglich immer zurückhaltend, aber die Aufmunterungen von Seiten der Baroneſſe, machten ihn bald dreiſter, und nach einem Jahre war kein Unterſchied zu merken, ob er zur Familie gehöre, oder nicht. Auch im Seeliſtiſchen Hauſe ſahe man ihn gern, und Karoline hüpfte allemal für Freuden, wenn er kam.

Beyde Lehrer arbeiteten nach ihren Methoden fort. Hond war zufrieden, wenn ſeine jungen Barons äußerlich nur etwas Lerm mit auswendig gelernten Brocken machen konnten, ob ſie übrigens ſelbſt etwas davon verſtunden oder nicht, das kümmerte ihn wenig. Was ihr Herz betraf, ſo mochte es immerhin verwildern. Der älteſte ſeiner Eleven, ließ ſchon von ſeiner Mutter, ſich nichts mehr ſagen. Er hatte es Hond völlig abgelernt, mit Nichts, zu pralen, und er nahm gegen ſie ſo eine weiſe Miene an, daß die bedrängte Mutter nur noch für ihn ſeufzen konnte. Der jüngſte folgte ihr noch, war auch im Grunde beſſer, und wuſte, daß er vom Vater nicht geliebt wurde, ſuchte alſo die Zärtlichkeit der Mutter, ſich zu erhalten.

Gutmann traktirte die Sache anders. Von allem, was er ſeinen Kindern beybrachte, muſten ſie überzeugt ſeyn; ſie muſten nie etwas behaupten, deſſen Grund ſie nicht anzugeben gewuſt hätten, und er lehrte ſie, beſonders in Anſehung ihrer Pflichten und Geſchäfte, auch die geringſte Kleinigkeit nicht als ein Nebending anzuſehen, vielweniger es als ein Spielwerk zu betrachten.

Fauſt war eigentlich nur Honds Zuhörer, ſein Schüler konnte er nicht genannt werden. Denn blos was er hörte, wenn Hond die andern lehrte, das erfuhr er, und auf ſeine häufigen Fragen bekam er nie Antwort.

Dagegen hatte er einen wahren Freund an Gutmann. Der erklärte ihn mit vielem Eifer alles, was er zu wiſſen verlangte, und eignes Leſen und Fleiß ſetzte ihn bald über die andern weg.

Dies beſtimmte ſein Verhältnis bey ihnen. Wäre er ein Dummkopf geweſen, ſo würde er immer ein Gegenſtand ihrer Neckereyen geblieben ſeyn, ſo aber nutzten ſie ihn zuweilen rechtſchaffen, und theils aus Güte ſeines Herzens, theils aus einem kleinen Eigennutz, deſſen Urſache wir gleich hören wollen, that er alles, was ſie haben wolten.

Er hatte eine kleine Vertraulichkeit mit Karolinen angeſponnen. Dieſe beſtand zwar vorjetzt in nichts anderm, als daß er gern mit ihr allein war, ihre Hände drückte, und mit ihr von dem Glücke ſprach, was er fühle, wenn er bey ihr ſey. Aber ſo wenig dies auch war, ſo theuer waren ihm dieſe Augenblicke, und ſo ſehr er auch fühlte, wie Schuldlos alle dieſe Handlungen waren, ſo hatte er doch eine Art von Furcht, die in ihm den Wunſch hervorbrachte, daß dieſe kleine Vertraulichkeit verborgen bliebe.

Es konnte aber nicht fehlen, daß nicht ihr Bruder und die Barons ſie zuweilen überraſchten, und beyder Röthe, deren Urſach ihnen ſelbſt unbewuſt war, machte dieſe aufmerkſam, ſo daß ſie Fauſten droheten, es zu verrathen, wenn er ihnen nicht ihre Arbeit erleichterte. Der gute Junge machte alſo, ſtatt einer Ausarbeitung, gewöhnlich

viere.

viele, und obſchon Gutmann es endlich merkte, ſo konnte doch Hond nichts davon argwöhnen.

Die Neigung der beyden Kinder nahm von Jahr zu Jahre zu, allein, da ein Mädgen von funfzehn Jahren, gegen einem Knaben in dem Alter, nicht mehr als Kind zu betrachten war, ſo fühlte auch Karoline, daß ſie ſich etwas von Fauſten zurückzuziehen Urſache habe. Fauſt merkte es, und weinte bittre Thränen darüber. Er glaubte, er habe ſie beleidigt, und ihre Gunſt verſcherzet. Er klagte es Wilhelm, der zwar die Urſache nicht wuſte, aber aus boshafter Neckerey ihm doch weis machte, es ſey ſo, und ihn dadurch vollends niederſchlug.

Er hütete ſich aber wohl, ſeiner Schweſter etwas davon zu ſagen, denn er wuſte, wie ſehr ſie ihn liebte, und wolte nicht, daß Fauſt ſich einiger Neigung von ihr, ſich rühmen ſolte, denn meine Fräulein Schweſter, dachte er, iſt für keinen Schuſters Sohn. Er konnte ihm ſeinen Stand auch nie vergeſſen.

Eilftes Kapitel.

Welches für Honden klaatrig ausfällt.

In den Jahren hatte der Baron ſehr oft Trinen Nachricht von dem guten Fortgange ihres kleinen

Fauſts, in allem was er unternähme, gegeben. Er hatte ihn auch zuweilen mit zu ihr genommen, damit die Mutter ſich ihres Sohnes freuen konnte. Fauſt behielt eine kindliche Ehrfurcht für ſie, und die Tage waren ihm werth, wenn er ihr zeigen konnte, daß ſelbſt der Glanz, in dem er lebte, ihm kein zu theures Opfer ſeyn ſolte, wenn ſeine Mutter es verlangte.

Hond begleitete ihn aber nie. Er hatte zu viel von ſeiner erſten Uebereilung gelitten, als daß er ſich einer neuen Verſuchung hätte ausſetzen ſollen. Selbſt im Hauſe trank er nicht mehr mit dem **Baron**, und obgleich dieſer einmal ihn darum anſprach, ſo wiederholte er doch die Bitte nicht, denn er hatte durch die Einwendung, die **Hond** wegen Fauſts Erziehung gemacht, einen kleinen Groll auf ihn geworfen, den er nicht dämpfen konnte. Es kam nun die Abſonderung **Honds** von ſeinen Abendgeſellſchaften dazu, und dies zog ihm manche Sticheleyen auf den Hals, die denn auch ihn an das geſchehene zurück erinnerten.

Unſre Leſer werden ſchon bemerkt haben, daß **Hond** keiner von denen war, die etwas vergeſſen, und er trugs dem **Baron** die ganze Zeit nach, obgleich er nichts durfte ausbrechen laſſen, um ſich ſelbſt nicht dieſe vortheilhafte Stelle zu rauben.

Des Barons Beſuche bey Trinen fielen anfangs niemanden in die Augen, weil man wuſte, er ließ den Sohn erziehen. Allein auf einmal entſtand, nach vielen ruhigen Jahren, ein Gemurmele darüber.

Ein Nachbar, ein Schuſter, der lange um Trinen gebuhlt, und ſich ſehr ärgerte, daß ſie ſeinen Anfragen kein Gehör gab, wolte ſie in einer unanſtändigen Stellung mit dem Baron geſehen haben. Wir laſſen es dahin geſtellt ſeyn, ob der Mann wegen ſeines Korbes boßhaft war, und deswegen ſo etwas wider Trinen ausſprengte, oder ob er in der That eine genauere Aufſicht hielt, um ſie zu belauſchen, und hinter ein Geheimniß zu kommen, welches ſie der Welt wohl nicht gern offenbaren wolten.

Genung, es gieng die Rede, und Madame Hond, die in ihrem Hoſpital gewiß aus der zweyten Hand alles wuſte, konnte ſich kaum enthalten, ihren Sohn zu beſuchen. Sein ſtrenges Verbot, und der Verluſt der Vierteljahrsgelder, die ihr bisher gar zu wohl gethan, hielt ſie ab, und ſie ſchrieb ihm nur folgendes Briefgen:

Mein lieber Sohn!

Ich muß Dich ſprechen, eine Sache von der äuſſerſten Wichtigkeit, die ich entdeckt habe, und die Dir ſo angenehm ſeyn muß, wie ſie mir es iſt, erfordert es. Wir werden vielleicht über unſre Feinde triumphiren.

Ich bin Deine

zärtliche Mutter
Hond.

Sie hätte, faſt glauben wir es, die Nacht vor brennender Ungeduld nicht überleben können, wenn Hond den Beſuch bis Morgen verſchoben hätte. Er kannte aber ihr Temperament, und fürchtete ſich, daß ſie ihn ſelbſt beſuchen möchte, wenn er nicht bald käme. Ueberdem hatte ihm ihre Enthaltſamkeit gefallen, denn ſie hatte ihm in der ganzen Zeit keine Nachricht von ſich gegeben, auſſer, daß ſie ihn grüſſen ließ, wenn er ihr die Gelder ſchickte. Er eilte alſo zu ihr, und nahm ein anſehnliches Geſchenk mit.

Beym Eintritt wolte er es ihr gleich geben. Sie rief ihm aber mit zitternder Freude entgegen: Behalt immer Dein Geld, mein Sohn, was ich Dir geben will, iſt mehr als Geld. Es wird Rache, ſüſſe Rache ſeyn.

Sie erzählte ihm denn die erfahrne Neuigkeit, die ſie ſo treflich auszuſchmücken wuſte, daß jeder der es gehört hätte, den Baron und Trinen, als ſchuldig, verdammt haben würde.

Es iſt Dir ein Leben, ſagte ſie, wie man es in einem Hurenhauſe findet. Sie liegen auf allen Betten herum, und es kann zuſehen, wer da will. Du kannſt der Baroneſſe auf mein Wort verſichern, wenn ſie es ſelbſt ſehen will, ſo will ich ihr dazu verhelfen. O wenn der Hausfrieden erſt geſtört wäre!

Honden hüpfte das Herz im Leibe. Es war für ihn ein unerwartetes Feſt, ſolche Waffen in die Hände zu bekommen. Er war aber vorſichtig genung, ſich nichts merken zu laſſen.

Er ſagte ſeiner Mutter nur, er wolle es überlegen, und verließ ſie mit der Bitte, durch Stillſchweigen den Plan, den er ſich gemacht hatte, zu befördern.

Und er hatte wirklich einen. Er ſahe keine ſchönere Gelegenheit an dem Baron ſich zu rächen, und dem jungen Fauſt zugleich einen Streich zu verſetzen, als wenn er ſich an die Baroneſſe machte. Den Sohn der Maitreſſe ihres Mannes bey ſich zu dulden, war nach ſeinen Begriffen vom weiblichen Geſchlechte, eine unmögliche Sache. Auf die Art es beyzubringen, kam freylich alles an. Nur ſchade, daß er nicht in das Herz ſehen konnte, das er überliſten wolte.

Der Baron war drey Tage hintereinander, wegen eines Ankaufs von Ländereyen in der Stadt geweſen, und war jedesmal ſehr betrunken zurückgekommen. Die gute Frau hatte in dieſen Tagen viel geweint. Hond ſchloß, ſie müſſe nun äuſſerſt erzürnt, auf ihren Mann ſeyn. Am vierten Tage gieng der Baron wieder fort, und nahm Fauſten mit.

Nachmittags ließ ſie Hond und die Kinder zum Kaffee rufen. Es war im Sommer, und die beyden Barons verloren ſich in den Garten. Hond war mit der Baroneſſe allein. Das war ſchon öfter geſchehen. Hond war kein unangenehmer Geſellſchafter. Sie unterhielt ſich gern mit ihm, denn er hatte viel Lektüre, und ihre Geſpräche waren oft gelehrter, als man es hätte vermuthen ſollen. Diesmal aber ſchien die Baroneſſe verdroſſen, und man ſahe, daß ſie ſehr geweint hatte.

Ihr Gnaden, fieng Hond an, ſind einige Tage ſehr traurig geweſen.

Baroneſſe. Das war ich. Man hat im Leben Urſache genung dazu. Wie ſehr würde das Herz auch dabey verlieren, wenn es nicht wäre? Wenn denn nach ſo einer trüben Epoche, eine helle ſchöne Ausſicht ſich vorwärts arbeitet, ſo iſt das reiche Belohnung, man fühlt doppelt.

Hond. Richtig bemerkt — Aber es giebt doch ſo viele Menſchen, die immer zufrieden ſeyn können, denen man nicht einmal einen traurenden Zug abgewinnen kann.

B. Das iſt Taumel, Herr Hond, keine Empfindung von Zufriedenheit oder Selbſtgenügſamkeit. Man kann ſeine empfindliche Seite unterdrücken, kann ſie ganz abſtampfen. Die Seele geht den Schritt des Körpers. Schonen Sie ihn, und jene wird gewinnen, tödten Sie alles Reizbare, und ſie wird die Wirkſamkeit verlieren.

Sie ſchwieg hier etwas bedenklich. Sie ſchien ſich zu viel geſagt zu haben.

Doch fuhr ſie fort, es iſt eine Materie, die mich ſelbſt zu nahe angeht, als daß ich mich, darüber zu erklären, wünſchen ſolte.

H. Aber eines erlauben Sie mir, gnädige Frau. Das Gefühl anderer um uns, könnte doch wohl unſer eignes wieder rege machen. Ich will nicht einmal vom entferntern reden. Thränen flieſſen zu ſehen, die uns, wie unſre eigne ſeyn müſten —

Hier fiel die Baroneſſe aus ihrer Bahn. Die Sayte machte eine zu ſchnelle Rührung. Ja, ſagte ſie, das iſt hart. Es ſolte billig erweichen, billig ſolte es Eindruck machen. Es tödtet alle Luſt zum Vergnügen ſo etwas. Es macht ſehr, ſehr unglücklich.

Hond. Ja gewiß, gnädige Frau, die Thränen einer ſolchen Gattin könnte kein gefühlvoller Mann flieſſen ſehen, ohne ſie zu trocknen. Mir würden ſie brennend ſeyn, und ſie ſind es mir, ob ſie mich gleich viel entfernter treffen.

Hier erholte ſich das herrliche Weib. Geſchwind weg davon, ſagte ſie, geſchwind weg davon; Herr **Hond**, das ſolten Sie nicht thun, daß Sie mich anfeuern, mehr zu reden, als meine Pflicht mir erlaubt!

Manche Leſer werden ſich vielleicht über den Ton wundern, mit dem **Hond** mit ſeiner Prinzipalin ſprach. Allein, man denke ſich ihren leutſeeligen Karakter, und den Begrif, den ſie hatte, daß ein Lehrer ihrer Kinder, ein Freund des Hauſes ſeyn müſte. Und da **Hond**, ſeit der einen Ausſchweifung, keiner ſich wieder überlaſſen, ſo hatte ſie ihn dadurch einigermaaßen liebgewonnen, und glaubte ihm Dank und Zuthätigkeit, ſchuldig zu ſeyn. Um den Unterricht der Kinder, konnte ſie ſich nicht viel bekümmern, weil ſie in der Wirthſchaft ſehr viel zu thun hatte, und ſo konnte **Hond** ſeyn, wer er wolte, wann er nur ſeine Rolle ſo hielt, daß ihm niemand hineinſahe. Er nahm ſich alſo diesmal die Freyheit, ohngeachtet des Verbots, weiter zu reden.

Hond. Aber meine Pflicht, gnädige Frau, iſt doch auch das Wohl und die Ehre Ihres Hauſes, und die Ihrige, wenn Sie mir meine Freyheit zu gute halten wollen, alles zu entfernen, was darin Unweſen erregen könnte.

B. Unweſen ſagen Sie, Herr Hond?

H. Iſt es wohl angenehm zu ſehen, daß der Herr Baron Sie nicht nach Ihren Verdienſten ſchätzt?

B. O er ſchätzt mich gewiß. (Mit ſanfter Stimme) Nein, mein lieber Hond, Sie irren ſich, er ſchätzt mich. Sie wiſſen ja, daß jene Schwachheit dem Menſchen ſeine Vernunft benimmt, die Stunden rechne ich nicht, aber gewiß, ſonſt ſchätzt er mich.

H. Sie ſind die würdigſte Frau, die ich je gekannt habe, und es iſt mir ein wahrer Schmerz, daß ich Sie bitten muß, warnen Sie ihn für Abwegen.

B. (ängſtlich) Für Abwegen — für Abwegen ſagen Sie, Herr Hond!

H. Ich will wohl ſchweigen, wenn Sie wollen —

B. Nun ſchweigen? Erſt geſchwiegen, glaube ich, war beſſer —

H. Die Abſicht, gnädige Frau — war nicht, Sie zu beunruhigen —

Baroneſſe. Gut, Herr Hond, vergeben Sie mir alſo, aber weiter —

H. Ich war in der Stadt. Ich hörte ſo etwas, von des jüngſten Fauſts Mutter —

B. Gewiß, Herr Hond! Nun da kann es doch freundſchaftlich von Ihnen ſeyn, aber mein Kopf iſt ſehr übel, Herr Hond, laſſen Sie mich etwas alleine. Ich bin Ihnen dafür verbunden, daß Sie mich warnten.

H. Vielleicht, gnädige Frau, iſt es nur eine Erdichtung —

B. Das wolle der Himmel! Aber ich bitte Sie, verlaſſen Sie mich. Rechnen Sie auf meinen Dank, und auf meine Erkenntlichkeit.

Hond verließ Sie, froh daß er die Sache eingefädelt, und gieng mit triumphirendem Herzen, auf ſein Zimmer. Er hatte ſeine Karte dieſesmal gut gegeben, nur in einem Punkte war ſeine Vorausſetzung falſch, und wenn er das gewußt hätte, vielleicht hätte er ſich etwas anders genommen. Er glaubte die Baroneſſe erzürnt auf ihren Gemahl. Das war ſie aber nicht. Sie hatte im Gegentheil die weichſte Empfindung des Mitleidens, ihr Herz blutete für ihn, und ihre Thränen waren von der Liebe zu ihm, aus dem innerſten Blute ihres Herzens aufgelößt. Vor der Unterredung mit Hond, ſchmolz es für

Wehmuth. Nach derſelben aber, brannte es darin, wie eine Hölle nur brennen kann.

Unter allen Fehlern, die der Baron hatte, und die dieſe würdige Frau täglich an ihm beweinte, tröſtete ſie der Gedanke, die Ueberzeugung, daß er ihr treu ſey. Das war ihr ein ſanftes Kiſſen, worauf ſie des Abends ihr Haupt ruhen ließ, wenn die Laſt und der Schmerz des Tages ihre Kräfte erſchöpft hatten. Wenn alle ſeine Ausſchweifungen ſeinen Karakter beläſtigten, und ihr den Mann, den ſie ſehr liebte, in einem trüben Lichte darſtellten, ſo rechtfertigte ihn in ihren Augen, dieſe Tugend, und vertrieb jeden Nebel, der um ſeine Seele aufſtieg.

Und dieſen Troſt, der ihr ſo werth, ſo theuer war, hatte Hond wankend gemacht.

Wenn wir uns darauf einlieſſen, ſo würde es uns leicht fallen, zu beweiſen, daß Hond, wenn er auch die Sache, die er aus einer ſo ſeichten Quelle, wie ſeine Mutter war, hatte, gewiß gewuſt hätte, doch immer der gröſte Schurke auf Gottes Erdboden war, daß er das Herz dieſer guten Dame kränkte, und daß es in ſolchen Fällen, wie dieſer war, gar keine gute Abſicht geben könne.

Der armen Frau zehrte der Kummer indeſſen etliche Jahre von ihrem Lebensziele weg, und als ſie ihren Mann über den Hof gefahren kommen ſahe, ſchoß ein Strom von Thränen aus ihren Augen. Gern wäre ſie ihm um den Hals gefallen, und hätte ſo weinend ſeine Liebe geprüft, aber er war in dem gewöhnlichen Zuſtande, und gieng gleich in ſein Zimmer.

Jetzt ſchoß ihr der Gedanke auf, daß Fauſt mehrentheils ihren Mann begleitet, wenn er ſeine Mutter beſucht, und ſie erwartete, daß vielleicht durch ihn ihr ein Licht aufgehen könnte. Sie ließ ihn alſo zu ſich rufen.

Wir müſſen zu ihrer Rechtfertigung nochmals ſagen, daß ſie dies keinesweges in der Abſicht that, etwas auf ihren Mann zu bringen. Ihr Herz war zu ſehr davon entfernt, als daß ſie einen andern Wunſch hegen ſolte, als den, alle Schuld von ihm zu wälzen, und ſie würde es Honden gern vergeben haben, wenn ſie ihn nur rein gefunden hätte, daß er ihr die unnöthige Angſt gemacht.

Fauſt kam, und küßte ehrerbietig ihre Hand. Es war, als ob der Knabe vor ihrem Geſichte, das den dringendſten Kummer verrieth, zurückſchauderte, und ſeine Züge zogen ſich zum Weinen, welches ihm ſchwer zu verhalten wurde. Er war ſelbſt mit der Lage ſeiner Sachen unzufrieden, und Karolinens Kälte hatte ihn ganz betäubt. So mehr Eindruck machte das traurende Geſicht der Baroneſſe auf ihn, die er wie eine Mutter liebte. Sie unterhielt ſich lange mit ihm, frug nach dem Befinden ſeiner Mutter, lobte ſeinen Fleiß, und frug ihn endlich ganz gleichgültig: Wie er ſich denn die Zeit vertriebe, wenn er in der Stadt wäre.

Der gute Fauſt erzälte ganz unſchuldig, daß er zwar vom Baron jedesmal Geld bekäme, um aufs Billard zu gehen, daß er aber nur einmal da geweſen, wo ihm die rohe Aufführung der jungen Leute nicht gefallen, er wendete alſo die Zeit lieber zum Spatzierengehen an, weil er gemerkt hätte, daß es der Baron lieber ſähe, wenn er ausgienge, als zu Hauſe bliebe.

Dies Geſtändnis war bey der Baroneſſe von viel mehrern Gewicht, als alles was Hond ihr geſagt hatte. Es war die unverſtellte Sprache des Herzens, ohne einige Abſicht oder Zwang. Sie konnte ihm kaum eine gute Nacht wünſchen, und halb war er erſt zum Zimmer hinaus, als ſie ſich ſchon in einen Seſſel warf, und in Thränen ſchwamm. Nun ſchien ihr Mann ihr nicht mehr Schuldlos zu ſeyn. Ihr Herz, das ihn gern noch frey ſprechen wolte, wurde durch einen Zeugen überſtimmt, der ihr ganz unverdächtig ſeyn muſte. Sie ſahe ſich aufs äuſſerſte beleidigt, und doch wirkte die eigne Kränkung nicht ſo ſehr auf ſie, als der brennende Gedanke, ihr Mann ſey nun völlig verderbt, von keiner Seite ſey ſeinen Laſtern etwas mehr entgegen zu ſetzen, was ſie verringern könne.

Unglückliche Stunde! rief ſie in einer Emphaß des Schmerzens, wäreſt du durch den ſchrecklichſten Taumel vor mir vorüber geflohen? trauriges Geheimniß! hätte ich dich nie erfahren, um nie aus dem ſüſſen Traume zu kommen, der mir ihn, als treu darſtellte? O könnte ich ſeine Schuld von ſeiner Seele wegwiſchen, ich wolte den edelſten Theil meines Herzens mir ausreiſſen laſſen.

Indeſſen als ſie etwas wieder zur Ruhe kam, legte ſich ihre Beklemmniß. Sie träumte ſich noch Schatten, von Unſchuld, und in dieſem Wahn, den ſie möglich glaubte begieng ſie die Schwachheit, und nahm ſich vor, Honden zu ihrem Vertrauten zu machen.

Den andern Morgen kam ihr Mann, ihr düſter und wild vor. Es war aber bloße Phantaſie. Er war wie gewöhnlich, mürriſch nach einem Rauſche, um das Geſpräch davon zu vermeiden. Der Nachmittag kam, und er gieng aus. Sie ließ Honden zu ſich bitten. Er kam. Die Barons mit. Sie erkundigte ſich nach Fauſt. Er war krank.

Er hatte dem Anſehen der Baroneſſe nachgedacht, und etwas ſo trauriges darin gefunden, daß er den Schluß machte; da Karolinens Zurückhaltung dieſe unangenehme Empfindung in ihm hervorgebracht, ſo müſte der Baroneſſe Betrübnis, wohl von der Begegnung ihres Mannes herrühren, denn daß dieſe nicht ſo war, wie er Karolinen zu begegnen pflegte, ſahe er wohl. Es gieng ihm dies ſo unendlich nahe, daß er darüber weinte, und die bittern Thränen, die ſo vielen Antheil an ſeinem, als der Baroneſſe Schickſal hatten, brachten eine ſo heftige Wallung in ihm hervor, daß der Schlaf ihn flohe. Dies ermattete ihn bis zu einem kleinen Fieber.

Als die Barons ſich entfernt hatten, fieng ihre Mutter gegen Honden ihre Entdeckung an. Sie ſagte ihm, obwohl mit einiger Verwirrung, daß ſie der Sache nachgedacht, daß ſie ihren Mann zwar nicht für unſchuldig hielte, daß aber doch mehr dazu gehöre, als dieſes bloße Gerücht, ſich von der Sache zu überzeugen. Es iſt und muß mir viel daran gelegen ſeyn, fuhr ſie fort, es recht zu wiſſen, nicht um meinetwillen, denn meine Ruhe, wird durch dieſe Gewißheit auf ewig geſtürzt, allein ich kann alsdenn Mittel ſuchen, ihn abzuhalten, daß er ſich nicht der öffentlichen

Beſchimpfung ausſetzt, die mit einer ſolchen Ausſchweiſſung verbunden.

Die Dame konnte ſich keinen Begrif machen, was Galanterie in unſern Tagen iſt, ſie hatte ſich ſehr jung und mit dem unſchuldigſten Herzen aus einer eingezognen Lebensart, die ſie bey ihren Eltern führte, verheyrathet, glaubte alle Menſchen ſo rein, wie ſie es ſelbſt war, und verband mit der Idee ehelicher Untreue, den unwiederbringlichen Verluſt eines guten Namens.

Sie bat alſo Hond ihr behülflich zu ſeyn, dieſe Sache zu entziffern, und der Mann, der ſich durch dies Vertrauen in einem hohen Grade geſchmeichelt glaubte, war unvorſichtig genung, zu glauben, das ganze Feld ſey nun nunmehro ſein, und er brauche weiter keine Zurückhaltung ſeiner Wünſche anzuwenden, ja ſein Köpfgen taumelte vielleicht wohl bis zu einer künftigen Aventüre, mit ſeiner gnädigen Prinzipalin.

Er brach alſo in eine weitſchweifige Reihe von Komplimenten über dieſes Zutrauen aus, welches der Baroneſſe ſchon einen ſolchen Eckel verurſachte, daß ſie bereuete, ſich ihm entdeckt zu haben.

Er gieng von da in ſeinen Dienſteifer über, und ſchloß mit folgenden:

Und da Ihnen, gnädige Frau, jede Erinnerung an eine ſo unangenehme Beleidigung äuſſerſt zuwider ſeyn muß, ſo können ſie den jungen Fauſt unmöglich gleichgültig anſehen. Ich wünſchte alſo, daß ſie ihn auf eine gewiſſe Art der Mutter zurückzugeben trachteten, ſo würde zugleich die Entſchuldigung des Barons dieſe zu beſuchen, aufhören.

Er ſchwieg, und die Baroneſſe dachte etwas nach. Sie hatte die Idee des Menſchen auf einmal gefaßt, und er ſtellte ſich plötzlich ihren Augen in dem wahren Lichte dar. Sie erinnerte ſich, daß er ſchon einmal den Knaben hatte wegbringen wollen, und viele kleine Ideen reiften in ihr, die ſie ſich vorher nicht hatte erklären können, wohin die ungeſtüme Art mit gehörte, mit welcher er Fauſten kleine Fehler der Unvorſichtigkeit verwieß. Die beleidigte Delikateſſe, da er das, was ſie mit genauer Noth nur muthmaßte, als etwas Beſtätigtes anſahe, beſtärkte ihren Argwohn, daß es ihm mehr darum zu thun ſey, Zwiſt zu machen, als Gutes zu ſtiften. Sie war überdem Fauſten ſo gut als ihren eignen Kindern, und fand viel Widerſprechendes darin, daß Hond ihn zum Opfer der Ausſchweiffungen ihres Mannes machen wolte, und da ſie eine Frau von kurzer und reifer Entſchlieſſung war, ſo war es Honden freylich wie ein Donnerſchlag, als ſie ihm antwortete:

Sie habe einen andern Entſchluß gefaßt. Er ſolle ſich nur gar nicht bemühen. Einem Mann, der an einem unſchuldigen Kinde ſeine Rache nicht mäßigen könnte, könne ſie auch nichts anvertrauen. Sie finde es ſehr achtungslos, daß er ihres Mannes Umgang mit der Mutter dieſes Kindes auf ein bloßes Gerede, als etwas gewiſſes und beſtätigtes annehme, und er ſey ihres Zutrauens nicht werth.

Der Baron hatte nur einen kurzen Spaziergang gemacht. Er kam zurück. Er mußte Fauſts Zimmer vorbeygehen, und da er jemanden darin hörte, gieng er hinein. Fauſt lag im Bette. Er fühlt an ſeiner Hand eine ſtarke Hitze, und der Knabe dauerte ihn ſehr. Er frug ihn um die Urſache der Krankheit, und Fauſt verheelte bis auf ſeine Unruhe wegen Karolinen nichts von allem, was ihm geſtern begegnet war.

Der Baron horchte gewaltig auf. Er fand die Theilnehmung des Knaben an dem Weinen ſeiner Frau ſchön, aber er muthmaßte aus Frage und Antwort ihren beſtärkten Argwohn.

Er gieng gleich auf ihr Zimmer zu, vermuthlich in der Abſicht, ihr die Meynung zu benehmen. Er hörte heftig ſprechen und blieb ſtehen. Die letzte Rede ſeiner Frau hörte er ganz und deutlich, und die Augen giengen ihm auf. Er hatte lange an Honds Karakter, und beſonders an ſeiner Lehrart viel auszuſetzen gehabt. Der Baron war kein ungeſchickter Mann. Er hatte eine gute Erziehung, allein, einige in übler Geſellſchaft zugebrachte Jahre, hatten ihn zu Ausſchweiſungen verleitet, die ihn beherrſchten. Er brauchte nun nicht mehr zu wiſſen, als er vernahm, und mit einem gerechten Eifer über den heimtückiſchen Zeitungsträger, riß er die Thür auf, und akkompagnirte die Unterredung damit, daß er ſagte:

Fort mit dem Schurken, der uns gegen einander aufhetzen will. Dergleichen Lümmels, ſuchen unter dem Schein der Heiligkeit ſich in Familiengeſchäfte zu miſchen, die ihnen nichts angehen. Wenn er bey ſeiner Grammatik bliebe, Herr, und hübſch auf ſeine Untergebnen acht gäbe, ſo würde er beſſer thun.

Er wandte ſich dann zu ſeiner Gemahlin. Er betheuerte ihr aufs heiligſte, es ſey nichts von der Beſchuldigung wahr. Er wolle ſein Leben für ſie laſſen, ehe er ihr untreu würde.

Es brauchte nur halb ſo viel die Baroneſſe zu befriedigen, die ſchon für ihn im Herzen eingenommen war. Sie fiel ihm um den Hals, und bat ihn um Verzeyhung, daß ſie ſo ſchwach geweſen war, einem ſolchen Argwohne Gehör zu

geben,

heben. So wie es äuſſerlich nicht am warmen Ausbruch ihrer Freude fehlte, ſo war es in ihrem Herzen noch weit ſtärker. Ganz von der Wonne durchdrungen, den Theuren wieder allein zu beſitzen, deſſen vermeinte Untreue ihr ſchon ſo viel Thränen gekoſtet hatte, ſchlug es doppelte Liebe für ihn, und wenn Engel ſich über eines Menſchen Rückkehr zur Tugend freuen, ſo muß ihre Freude dieſer ſüſſen Empfindung gleichen.

Hond ſtand wie vom Blitz gerührt. Die Ueberraſchung hatte ihn auſſer ſich gebracht. Er war nicht fähig, etwas vorzubringen, und er hatte nicht einmal die Ueberlegung, ſich dem Anblicke zweyer von ihm beleidigten Perſonen zu entziehen.

Der Baron ſchoß ſchon wieder wütende Blicke auf ihn, allein die ſanftere Hand der Baroneſſe hielt ſeinen Arm zurück, daß er ſich nicht an ihn vergrif. Sie verſicherte, es ſey ihr mehr als zu viel Genugthuung, daß ihr Irrthum geſchwunden, und ſie wünſchte heute nichts unangenehmes mehr zu erfahren. Sie bat ihren Gemahl, er möchte ihr die Beendigung der Sache überlaſſen.

Er thats, doch fügte er ſeinem Zorne beym Hinausgehen noch die Verſicherung hinzu: Er wolle ihn zermalmen, wenn er ihm wieder zu Geſichte käme. . . . . .

Als er fort war, ſtellte die Dame Hond ſein Unrecht vor, worauf er kein Wort erwiederte.

Sie zahlte ihm auſſer ſeinem rückſtändigen Gehalt, ein anſehnliches Geſchenk, und bat ihn, ſich morgen früh in die Stadt zu verfügen, da man denn hernach ſchon einen Vorwand ſeiner Entfernung finden würde. Denn, ſagte ſie, Sie werden wohl einſehen, daß wir aus vielen Urſachen, länger nicht zuſammen bleiben können, und Sie werden wohl thun, wenn Sie überhaupt meinem Manne ausweichen.

Hond empfahl ſich, und ſchlich den Morgen wie die Katze vom Taubenſchlage fort, und eilte der Stadt zu, um ſeiner Frau Mutter ſein Leid zu klagen.

Zwölftes Kapitel.

Welches das erſte Buch beſchließt.

Der Abend nach den ſonderbaren Auftritten, war einer der ſchönſten, einer von denen, die der Liebhaber der ſchönen Natur, der Bewunderer ihrer Vollkommenheiten, nicht gern ungenutzt vorbey läßt.

Der Baron ſchlug ſeiner Frau einen Beſuch im Seeliſtiſchen Hauſe vor. Eine Sache, die ſie allemal von ihm begehren müſſen, und wovon er wuſte, daß es ihr das angenehmſte war, weil ſie nur dieſe einzige Freundin in der Welt hatte.

Die Baroneſſe war dergleichen zuvorkommende Gefälligkeiten nur ſehr ſelten von ihrem Manne gewohnt, kämen ſie alſo, ſo nahm ſie ſie allemal; und wann ſie auch in der übelſten Laune war, mit einer Bereitwilligkeit auf, die für ihn reitzend ſeyn muſte. Ihr Herz hatte ſich den unfehlbaren Schluß gemacht, daß die traurigſten Ehen, durch gegenſeitige Ungefälligkeiten entſtehen müſſen, und ſie wuſte es ſehr gut, daß wenn ſie von ihrer Seite ſeine heftige und rebutirende Art angenommen, ſie lange in einem unaufhörlichen Zwiſt leben würden. Bey allen ſeinen Fehlern war ihm ſelbſt dieſe Behandlung von ſeiner Frau achtungswerth, und wenn er bey ſich war, ſuchte er ihr manches von ihrer Güte zu vergelten.

Die Baroneſſe traute Hond nach der heutigen Scene nicht viel Gutes zu. Sie wolte alſo Fauſten ohngeachtet ſeiner Krankheit, gern mithaben. Sie gieng zu ihm, und fand ihn mit verbundnem Kopfe. Aber kaum hatte er Seeliſts Namen gehört, und daß er ſeiner Pflegemutter einen Gefallen dadurch thäte, als ſchon ſeine Bandage am andern Ende des Zimmers läg, und er fix und fertig zum Abmarſch da ſtand.

Die Baroneſſe küßte ihn zum Dank für ſeine Bereitwilligkeit, und eine unwillkuhrliche Thräne, die letzte Wirkung einer Zuruckerinnerung an ſein, ſie ſo kränkendes Zeugniß, drang noch aus den Augen.

Ob bey **Fauſten** mehr **Karolinens** Geſellſchaft, oder die Gefälligkeit gegen die Baroneſſe ſeinen ſchnellen Entſchluß bewirket, wollen wir nicht unterſuchen. Wir vergeben es ihm aber, wenn die erſte Urſache ſo wirkſam war, als die zweyte.

Man gieng. Der **Baron** ſprach auf dem Wege viel zärtliches mit ſeiner Gemahlin, welches alle Stacheln, die noch in ihrem Herzen zurückgeblieben, wegnahm. Man kann ſich kein froheres Geſchöpf unter Gottes Himmel denken, als ſie es dieſen Abend war. Sie fiel ihrer Freundin in die Arme, die bald Feuer von der lebhaften Freude ihrer zweyten Seele fieng, und dadurch verſchaften ſie ſich die reitzendſte Unterhaltung.

Der **Baron** brummte Seeliſten etwas von **Honds** ſchlechter Aufführung vor, und nach der Abrede mit ſeiner Frau, bat er ihn, daß **Gutmann** den Unterricht ſeiner Kinder mit unternehmen möchte, welches auch bald in Richtigkeit kam.

Zu dieſem Entſchluß des Barons, den er vor etlichen Jahren als erniedrigend verwarf, möchte ihm wohl ein hinreiſſender Bewegungsgrund ſeyn, daß er keinen Aufſeher über ſeine Handlungen mehr haben wolte. Das Ding war ihm ſehr empfindlich geweſen, und nur um ſeine Frau zufrieden zu ſtellen, hatte er die erſte Zeit Honden geſchont, ſonſt würde er ihm mächtig zu Leibe gegangen ſeyn. Er ſchimpfte den ganzen Abend hindurch noch auf ihn, und verſicherte Gutmann mehr als einmal, beſonders nach einigen geleerten Bouteillen, denn wo er war, muſte immer gezecht werden, daß er gegen dieſen Schuft, ein Engel des Lichts ſey.

Der Becher der Freude machte auch dieſe Geſellſchaft ſehr aufgeräumt, und die Kinder vergnügten ſich nicht wenig im Garten, bis auf Fauſt, der ganz unmuſtern war.

Beym Weggehen hatte er ſich nach menſchlicher Art, die immer ſüſſere Bilder für die Zukunft darſtellet, als der Erfolg dem Mangelhaften dieſes Lebens gewährt, eine ſüſſe Stunde bey Karolinen geträumt.

Er kam, und küßte ihre Hand. Sie erſchrack zwar über ſein blaſſes Geſicht, und frug ängſtlich und freundſchaftlich: was ihm fehle? Allein, das war ſeiner Erwartung viel zu wenig, und es hätte nicht viel gefehlt, ſo hätte er geweinet.

Wunder war es nicht. Sonſt, wenn die Beyden zuſammenkamen, war des Umarmens und Küſſens kein Ende, jetzt hatte Fauſt kaum einen magern Handkuß. Sonſt gieng man nicht von einander, man drückte ſich die Hände, Fauſt bekam allemal ein Geſchenk, und wenn es auch nur eine Feldblume war, ſo nahm ers ſorgfältig in acht, und erinnerte ſich ihrer ſo lange dabey, bis er etwas beſſers hatte. Jetzt paßirte von dem allen nichts. Ein Willkommen und ein Lebewohl war alles.

Fauſt war freylich noch zu jung, noch zu unerfahren, ſonſt hätte er in Karolinens Herzen wohl mehr ſehen können. Da ſie ihm in allen den unſchuldigen Schmeicheleyen, in allen den Liebkoſungen zuvorgekommen war, ſo war ihm alles um ſo reitzender, denn er hätte es nie gewagt, und konnte es auch noch nicht wagen, einen Kuß von ihr zu verlangen, ſein Stand hielt ihm enge Schranken. Es kam alſo alles von ihrer Seite, und alles muſte auch aufhören, ſobald ſie es unterließ. Von ihm war es mit der innerſten Herzenswärme aufgenommen, alſo der Verluſt ihm unerſetzlich.

Aber das liebe Mädgen, das im zwölften und vierzehnten Jahre nichts als Fauſten im Herzen gehabt, hatte es auch noch im ſechszehnten nicht von ihm abwenden können. Er war ihr eben ſo lieb, eben ſo werth. Ihr Herz ſchlug freudig, wenn er kam, und ängſtlich, wenn er gieng. Wie gern wäre ſie ihm oft um den Hals gefallen, aber ihre Mutter hatte ihr geſagt, es ſchicke ſich nicht mehr für ſie, und das Verbot zu übertreten, war ihr nicht allein unmöglich, ſondern ſie fühlte auch in ſich ſelbſt etwas ängſtliches, wenn ſie nach Fauſts Gegenwart gelüſtete. Indeſſen war ihr Willkommen immer ſo herzlich, als es die feurigſte Liebe vorbringen, und ihr Lebewohl ſo unwillkührlich, als es die Sehnſucht geben kann.

Fauſt hätte in ihren Augen leſen können, denn dieſe konnten dem Willen der Mutter nicht gehorchen, ſondern ſie folgten dem Herzen, das ſie leitete. Er ſah auch wohl, daß er nicht gleichgültig war, allein, er kannte dieſe Sprache noch zu wenig, um ſich nicht die Folgerung zuzuziehen, da in ſo kurzer Zeit ſoviel von ihrer Freundſchaft weggefallen, ſo würde das übrige ſich bald in ein Nichts verlieren. Für den Abend war ſeine Krankheit auch bey Karolinen die Entſchuldigung ſeiner Mißmüthigkeit, und ſie würde es geblieben ſeyn, wenn nicht beym Abſchiede ſeine Augen voll Waſſer geſtanden hatten.

Das war ein Phänomen, das Karolinen Unruhe machte, und ſie fieng zum erſtenmal an, auf den Grund von der zeitherigen Veränderung dieſes ihr ſo lieben Freundes zu fallen. Sie klagte ſich ſelbſt dabey an, daß ihre Zurückhaltung vielleicht zu weit getrieben wäre. Ihr Herz wurde über den Gedanken ſehr weich, und fiel von ihm auf andere, die Mittel für das Uebel ausfindig machen ſolten.

Das Verbot ihrer Mutter, ſtand ihr zuerſt im Wege. Aber die geſchäftige Zärtlichkeit raumte bald damit auf. Sie wuſte ſchon gewiß, daß das nur gegeben war, um ſie für künftigen Uebereilungen zu warnen, und daß unſchuldige Liebkoſungen nicht darunter begriffen wären. Eine andere innere Empfindung von Schaam, wurde ihr ſchwerer zu überwinden, und ſie konnte ſie nur mit dem Mantel des Guten, was dem armen Fauſt dadurch zu Theil werden würde, bedecken. Ob der nun gleich aller Orten etwas vorblicken ließ, weil er viel zu kurz war, ſo ſahe doch die Zärtlichkeit bald darüber weg, und der Entſchluß fiel dahin aus, daß ſie ihren Fauſt das nächſtemal, da ſie ihn wieder ſähe, herzlich küſſen und drücken wolte. Es war auch, als ob dies Ruhe in ihre Seele brächte, denn ſie ſchlief gleich ein, und ſtand heiter auf.

So weit geht die Macht des Vorurtheils, daß wir wetten wolten, die Hälfte unſrer Leſer wird den Schritt, den Karoline that, tadeln, da er doch gewiß in der Natur gegründet, und immer ein Zeichen eines guten Herzens war, da der Gedanke an ihm nicht von dem herrührte, was ihr mangelte, ſondern von ſeiner Traurigkeit, alſo das Ich, wenn es auch ſchon nachher etwas mit ins Spiel kam, doch die Sache eigentlich nicht zum Zweck hatte.

Fauſt kam nicht ſo gut weg. Er dachte wohl zuweilen: Wärſt du nur auch Baron, ſo könnteſt du wohl dreiſter ſeyn, und kurz nachher war ihm das wieder ſo fade, daß ers einer Sache auſſer ſich ſolte zu verdanken haben, daß ihn ſeine Karoline liebte.

Er gieng äuſſerſt verdrüßlich und traurig zu Hauſe. Seine Krankheit, die ihn noch nicht verlaſſen, fieng ſtärker an zu wüten, und er brachte eine äuſſerſt ſchlechte Nacht zu.

Den Morgen fand man ihn in ſtarker Hitze, und alles im Hauſe war darüber im Aufruhr. Der Baron und ſeine Gemahlin waren auſſer ſich. Karl weinte die bitterſten Thränen vor ſeinem Bette, und Fritz, ob er ihm ſchon nicht recht gut war; bedauerte doch, daß er ſoviel litt. Fauſt ſahe das alles gleichgültig an. Man nahm dies als ein Zeichen, daß die Krankheit ſchwer ſey, und Doktor Schnuck, den man gleich herbey geholt, ſchloß auf eine Unempfindlichkeit des Nervenſyſtems, und leitete eine Menge von Uebeln daher, die die Folgen des Zufalls ſeyn könnten, worunter eine zurückbleibende Stupidität das erſte und kleinſte war.

Armer Fauſt! wäre der Doktor ein guter Seelenkenner geweſen, er würde Dir nicht das Gefühl abgeſprochen haben, was doch eben am meiſten in Deinem Körper angeſtrenget war.

Es war dieſe Gleichgültigkeit in der That weiter nichts, als eine Folge des heftigen Andenkens an Karolinen, und da dieſe ſeine ganze Seele erfüllte, ſo konnte kein anderes Bild mehr darin haften.

Indeſſen muſte er Aderlaſſen, und man belegte die Hälfte ſeiner Oberfläche mit ſpaniſchen Pflaſtern, welches den armen Knaben verwirrt machte, und ihm eine eigentliche Krankheit zuzog, die vorher nur in einer Spannung ſeiner Kräfte beſtanden hatte. Doktor Schnuck triumphirte, als das Kind raſete, und prieß ſich hoch, daß er einen Körper wieder reitzbar gemacht hätte, der es vorher ſchon bis zum Springen geweſen war.

Im Seeliſtiſchen Hauſe machte die Nachricht Schrecken und Betrübniß. Karoline ſchlich bey dem erſten Worte davon, aus dem Zimmer ihrer Mutter in ihr Kämmerchen, und weinte ſich recht aus. Ihre Freude war in Betrübniß verwandelt. Die Wonne, die ſie ſich noch vor wenig Stunden darin gedacht hatte, daß ſie Fauſts Kummer enden wolte, gieng in Vorwürfe über, daß ſie an allen dieſem Schuld ſey, und vielleicht ewig es beweinen müſſe, daß ihr Mangel an Zärtlichkeit, ihren liebſten Schatz umbrächte.

Als ſie beym Aufſtehen, den ausgeſonnenen Plan durchdachte, ſo kam es ihr gut vor, daß ſie alles verheelte. Eines Theils that ſie das wohl, um ſich die etwa vorkommenden Ermahnungen der Mutter zu erſparen, hauptſächlich aber, weil ſie muthmaßte, daß es Fauſten ſchaden könnte.

Als ſie ſich recht ſatt geweint, gieng ſie zu Tiſche. Man wunderte ſich nicht darüber, man wuſte, daß ſie dem Knaben gut war. Sie ſchickte heimlich im Namen ihrer Mutter oft Boten, ſich nach ſeiner Geſundheit zu erkundigen, und jede ſchlechte Nachricht lockte tiefe Seufzer aus ihrer Bruſt. Sie fühlte zum erſtenmale, daß ſein Verluſt ihr unerträglich ſeyn würde.

In drey Tagen war ſie entſtellt, und faſt ſelbſt krank.

Ihre Mutter wurde unruhig darüber, und als ſie das merkte, bat ſie, man möchte ſie Fauſten beſuchen laſſen. Sie hatte die Zeit zu gut genommen, als daß ſie eine abſchlägige Antwort hätte erwarten ſollen. Sie wurde mit Wilhelmen dahin geſchickt.

Sie dachte ſchon im voraus, daß ihre Gegenwart einiges zur Beſſerung Fauſts beytragen würde. Ihre Gedanken waren wie ihr Herz ohne falſch, und ſie hatte keiner Vorbereitung zu einer Zuſammenkunft nöthig, wo ſie dieſes allein reden zu laſſen, ſich vorgenommen.

Der heftigſte Paroxiſmus hatte Fauſten ſchon wieder verlaſſen, und er lag in einer Mattigkeit, die eine Folge davon war. Er ſahe auſſerordentlich ſchlecht aus, und bey ſeinem Anblick rollten einige Thränen über die eingefallenen Wangen, ſeines ſonſt blühenden Mädgens.

Er erſchrack ſo ſehr wie ſie, und beyde hatten gewiß nie mehr gewünſcht, ſich alles zu offenbaren, was in ihnen vorgieng. Aber die Gegenwart der Barons und des Bruders hielt beyde ab, etwas mehr, als gleichgültige Fragen zu thun.

Deſto angenehmer war es Fauſten, als unter den unruhigen Bauſchen der Vorſchlag gethan wurde, in Garten zu gehen, und Karoline ihm zur Geſellſchaft zurückzubleiben, ſich erbot, womit auch die andern gern zufrieden waren.

Kaum waren ſie zur Thür hinaus, als Karoline ſich über Fauſts Bette lehnte, und ihm einen Kuß gab, der Röthe in ſein ganzes Geſicht brachte. Sie ſelbſt wurde roth, aber es war die Röthe der Unſchuld, und des reinſten Herzens.

O meine Liebe, ſagte Fauſt, iſts möglich, daß Sie mich nicht vergeſſen haben? daß Sie Mitleiden mit mir haben? Iſt Ihre traurige Geſtalt aus Mitleiden über mein Schickſal? Doch ich hoffe zu viel, vergeben Sie.

K. Sie hoffen nicht zu viel — zu wenig, lieber Fauſt, ich Arme, die Sie ſo gern ſieht, bin gewiß an Ihrer Krankheit ſchuld — Aber unſchuldig. Wiſſen Sie, als Sie das letztemal von mir weggiengen, als da die Thräne in Ihrem Auge ſtand, worin ich mich ſpiegelte, und zum erſtenmale ſahe, ich war hart; da nahm ich zuerſt wahr, daß ich wohl der Gegenſtand ſeyn könnte, um den Ihre Seele traurete. Habe ich mich geirrt?

F. Nein, gewiß nicht geirrt.

Er ſagte dieſes mit einem ſo freundlichen Lächeln, und ſein Geſicht zeigte zugleich ſo viel Sehnſucht nach Ihr, daß ſie ſich nicht enthalten konnte, ihn noch einmal zu küſſen. Der arme Junge bekam Leben und Munterkeit wieder. Es kam ihm zu unerwartet, das Glück, das er ſich nicht träumen ließ, als daß es nicht eine heftige Erſchütterung hätte hervorbringen ſollen, die aber zu ſeinem Beſten ausſchlug.

Sie ſagten einander noch viel zärtliches, wie man es bey Kindern von ihrem Alter vermuthen kann. **Karoline** nahm mehr Antheil daran. Ihre Begriffe waren aufgeklärter, und ſie wuſte ſich es ſchon recht gut zu denken, daß das, was ſie jetzt empfände, einſt Liebe werden würde, wenn ſie mit **Frauſten** zuſammen bliebe, und das wünſchte ſie doch. Ihr Herz ſagte ihr, daß er der gefälligſte, der zärtlichſte unter allen Knaben ſey, die ſie bis jetzt kenne, und daß er nie anders mit ihr umgehen würde, als jetzt, davon hielt ſie ſich auch überzeugt.

Fauſt klagte ihr die ganze Geſchichte, von dem, was er bisher für ſie gelitten, und beſchrieb ihr ſeinen innern Kummer ſo rührend, daß ſie viel dabey weinte. Zum Glücke überraſchte niemand die zärtliche Gruppe die ſie machten, denn der **Baron** und ſeine Gemahlin hatten verreiſen müſſen, und die Knaben im Garten würden wohl Wochenlang ihren tobenden Spielen nachgegangen ſeyn, wenn ſie niemand geſtört hätte.

Karoline war es ſelbſt, die den Aufbruch machte, weil ſie befürchtete, es möchte der Ge-

ſinde

ſundheit ihres lieben Fauſts nachtheilig ſeyn, wenn ſie ihn zu lange in der Aufmerkſamkeit lieſſe, die er für ſie zeigte. Sie verſprach ihm, bald wieder zu kommen, aber wir ſehen, wie wenig ſie nöthig hatte, Wort zu halten.

Als ſie weg war, kam Doktor Schmuck. Er fand bey dem Patienten eine ſo auſſerordentliche Veränderung, daß er vor Freuden ein Solo in der Stube tanzte.

Als die Baroneſſe zu Hauſe kam, vermaß er ſich, er habe, ſeitdem er dieſe Kunſt ausübe, noch keinen ſo ſchweren Kranken ſo ſchnell in der Beſſerung gehabt. Er ſey Willens, wenn es ſo bliebe, den Kaſum drucken zu laſſen.

Fauſt hatte ſich in der That auſſerordentlich gebeſſert, die Natur hatte durch die Wallung alle die Schmieralien, nebſt dem, was von den ſpaniſchen Pflaſtern ins Blut gegangen, geſchwinder ausgeworfen, als Schmuck ſie hineingebracht hatte, und da Fauſt ſonſt ziemlich munter war, ſo fiel ihm der Einfall des Doktors, ihn gedruckt darzuſtellen, ſo heftig aufs Zwergfell, daß er überlaut lachen muſte.

Der Doktor fand ſeine Kunſt dadurch ſehr beleidigt, denn man konnte es zu deutlich merken, daß das Gelächter auf ihn gieng. Er ſchüttelte die Peruque, die er ſich erſt vor einigen Tagen auf Zureden ſeiner jungen Frau, die glaubte, daß er alsdenn mehr Kunden erhalten würde, zugelegt, ſo ſtark, daß ſie auf einem Ohre ſitzen blieb, und wenn dies nicht etwas groß geweſen wäre, wäre ſie gefallen. Dies bewog den Knaben noch ſtärker zu lachen, und die Baroneſſe ſelbſt muſte ſich umdrehen, um das Lachen zu verbeiſſen.

Mi Faüstule, ſagte Schmuck etwas im Eifer, wir ſind noch nicht über alle Berge.

Er glaubte dies von der Krankheit, Fauſt aber zog es an, als ob ihn einmal ein gleicher Unfall begegnen könnte, und antwortete: Nein, Herr Dektor, in meinem Leben keine Peruque.

Hierüber muſte Schmuck ſelbſt lachen, und vergaß den Schimpf, der ſeiner Kunſt geſchehen, blieb aber bey ſeiner Meynung, daß es beſſer ſey; man laſſe den Fall zu anderer Beyſpiel bekannt werden.

Die Baroneſſe, die eben ſo wenig als Schmuck wuſte, worauf die ganze Beſſerung Fauſts ſich gründete, gab dem Doktor Recht, und Fauſt murmelte vor ſich: Es ſey in dem Fall wohl nöthig, Karolinen dazu drucken zu laſſen.

Der Doktor der nicht Luſt hatte, die Auslegung dieſes Murmelns zu erwarten, verſchrieb noch einige viertelellige Recepte, und begab ſich davon. Fauſt bat aber nachher ſeine Pflegemutter, ſie nicht machen zu laſſen, weil er völlig geſund, und nicht mehr einnehmen werde.

Er ſtand auch den andern Tag auf, und den dritten konnte er ſchon ausgehen, welches Schmuck zwar nicht gerne ſahe, aber doch zugeben muſte, wobey er betheuerte, wenn er gewuſt hätte, daß Fauſt ſo geſchwind ſich herausmachen wurde, hätte er ihn noch um acht Tage aufhalten wollen.

Er beſuchte nun Karolinen eher als ſie ihn, und ihre Freude war ohne Gränzen. Sie überlieſſen ſich allen den Liebkoſungen und Zärtlichkeiten, die ſie in vorigen Zeiten gegen einander gewohnt geweſen, nur mit dem Unterſchiede, daß ſie es ſonſt öffentlich thaten, und nun die heimlichſte Sorgfalt beobachteten, um von niemanden belauſcht zu werden.

Ob dies ſtrafbar war? möchten wir von einem vernünftigen Sittenlehrer hören. Wir glauben es nicht, weil wir uns zu ſehr nach dem, was im Menſchen iſt, zu richten pflegen. Man ſagt, das Gekünſtelte der Erziehung ſey eine Peſt, und wir glaubens. Hätten Karolinens Eltern die aufkeimende Neigung gewuſt, ſo würden ſie recht gethan haben, die jungen Leute zu trennen, da ſie vermuthlich ſie nicht für einander beſtimmt hatten. Allein, dieſe thaten deswegen nicht unrecht einander gut zu ſeyn, und es ſich zu zeigen. Sie genoſſen die Früchte, die der erſte unſchuldige Keim der Liebe trägt, und die allemal ſüſſer ſind als die Früchte des reifen Stammes. Sie gaukelten ihre Tage hin, die beſten die ihnen wurden. Sie ſind es jeden, und ſie gehen leider nur zu unbemerkt vor den meiſten Menſchen vorüber, die ſich die glücklicher denken, die vor ihnen ſind, und nach dem Schatten greifen, von dem ſie den Körper in Händen haben.

Gutmann kam, der Abrede gemäß, zum Unterricht in des Barons Haus. Dieſer wolte wiſſen, was ſeine Kinder gelernt. Fauſt brauchte Gutmann nicht zu prüfen. Er hatte alles von ihm ſelbſt. Die beyden Junker beſtanden ſehr kahl.

Gutmann fällte das Urtheil, Hond hätte darin unverantwortlich gehandelt, daß er den Kindern durch ſeine ewige ſpielende Lehrart die Luſt zum Lernen benommen. Sie würden nun nimmermehr den Trieb dazu haben, etwas ernſthaft zu behandeln. Er gab ſich zwar alle Mühe, allein, es wolte immer nichts werden.

Unterdeſſen daß er ſich mit dieſen jungen Herren plagte, bekam Fauſt, der alles ſehr leicht begrif, einen ſo ſtarken Vorſprung, daß er öfters in den Lehrſtunden unnüz wurde. Auch auſſer dieſen wurden ſeiner Geſchäfte täglich weniger, und er hatte deſto mehr Muſſe, ſeiner Liebe nachzuhängen. Dieſe wuchs nach gerade zu einem hohen Grad, und es war zuletzt den beyden Leutgen nicht genung, wenn ſie ſich wöchentlich ein paarmal ſahen, ſie wolten täglich zuſammen ſeyn. Sie hatten ſich immer viel zu ſagen, weil ſie glaubten, ſie könnten ſich es nicht genung ſagen, was ſie für einander fühlten, und in dem Augenblick vergaſſen ſie ſchon wieder, daß ſie es eben geſagt hatten.

Sie erſannen nun allerhand Kunſtgriffe ſich oft zu ſehen. Die Liebe iſt erfinderiſch, der Sommer gab ihnen die Gelegenheit zu Spatziergängen, der Winter brachte andere Entſchuldigungen ihren Zuſammenkünſten.

Aber es ereignete ſich ein Umſtand der ihnen gefährlich wurde. **Fauſt** konnte nicht mehr für die **Barons** arbeiten. **Gutmann** kannte ihre Schwäche, und wenn eine Arbeit ohne Schnitzer von ihnen kam, ſo ſagte er gerade zu: Es iſt **Fauſts** Arbeit. Da dieſe kleinen Patrons den Nutzen von **Fauſt** verloren, ſo verlor ſich auch ihre Gefälligkeit gegen ihm. Sie waren nicht weniger überzeugt, daß **Karoline** ein reizendes Geſchöpf ſey, als **Fauſt**. Sie ſuchten ihren Ehrgeiz daher vor, und hielten ſich beleidigt, daß dieſe Schöne, den Buben, wie ſie ſich unter ſich ausdrückten, ihnen vorzog. Sie glaubten mehr Recht zu haben, beym Spatzieren, dem gnädigen Fräulein ihren Arm zu bieten, aber da ſie es ein vor allemal ausſchlug, und nur mit Fauſten gieng, ſo wuchs ihr Verdruß zum Haß an.

Karoline hatte Urſache, warum ſie das that. Außer der Neigung zu Fauſten, muſte ſie allemal wenn ſie mit einem von den **Barons** gieng, die unanſtändigſten Reden anhören. Sie hatten ſo wenig Begriffe vom Wohlſtand, daß ſie mit ihr ſprachen, als wenn ſie ſich mit der Viehmagd unterhielten.

Hieraus aber entſtand erſt ein Gemurmele unter ihnen ſelbſt, welches ſie immer lauter und lauter wurde, bis endlich Seeliſt einmal von ohngefähr hörte, daß **Wilhelm** zum Baron Fritz ſagte: das iſt ein impertinenter Junge, er unterſteht ſich ſogar meine Schweſter zu küſſen.

Dieſem Manne war ſeine Tochter eine Sache, um deren Unſchuld er gern eins ſeiner Augen aufgeopfert hätte, ſo wenig er alſo auch Urſach hatte, Fauſten im Verdacht zu haben, weil er ihn für das ehrlichſte Gemüthe auf Gottes Erde hielt, ſo war es doch ein Antrieb, genauer auf beyde acht zu geben, und da fand ſich denn bald, daß ſie nicht gut von einander wegzubringen waren.

Dem Dinge alſo einen kleinen Einhalt zu thun, nahm der zärtliche Vater ſeine Tochter, und ließ ſich von ihr erſt ihre Neigung zu Fauſten ganz vorplaudern, und da ſie dies für Pflicht hielt, ſo ſagte ſie ihm alles, was bisher unter ihnen vorgegangen war.

Seeliſt war keiner von den Vätern, die ihrer Kinder Schickſal zu beſtimmen, unumſchränkte Gewalt zu haben glauben. Er wuſte, daß Liebe, wenn ſie rein und ohne falſch wäre, das gröſte Glück gewährte. Er hatte ſo wenig Adelſtolz, daß es ihm in der That gleichgültig geweſen ſeyn würde, ob ſeine Tochter einem Edelmanne oder einem Bürgerlichen zu Theil würde. Was er verlangte, war: der Mann dieſes ſchätzbaren Mädgens ſey ſo edel, daß er ſie verdiene.

Das Beyſpiel des Barons und ſeiner würdigen Frau lag ihm täglich vor Augen, und wenn der erſte zuweilen bey guter Laune, aus Schäckerey ſagte: Fritz und Karoline würden einmal ein Paar geben, ſo hatte er es, wenn er mit ſeiner Frau allein war, oft wiederholet, daß er Karolinen höchſt unglücklich ſchätze, wenn ſie jemals auf den Einfall kommen ſolte, Fritzen zu lieben.

Er hatte es alſo gern geſehen, daß ſie ſich mehr an Fauſten hielt, der immer ihm eine Ehrerbietung beyzubehalten ſchien, eine Sache, die der Liebe gewiß die Schranken der Tugend ſetzt. Er kannte aber auch die Schwäche eines fühlbaren Herzens, und da er von Karolinens Reitzbarkeit hinreichend überzeugt war, ſo hielt er allerdings für nöthig, ſie zu warnen.

Ich bin nicht wider den jungen Menſchen, liebe Tochter, ſagte er, im Gegentheil, ich liebe ihn, allein, noch iſt er nicht über die Jahre der Verführung, er kann ſich anders einwerfen, als wir es vermuthen. Du könnteſt alſo, wenn Du Dein Herz zu ſehr an ihn hiengeſt, einſt ihn mit vielen Thränen bezahlen, wenn er Dir abtrünnig würde, wenn er eine andere Dir vorzöge.

O das kann er nicht, ſagte Karoline, der ſchon die Thränen in den Augen ſtanden.

Die Mutter war ſchon etwas härter. Er kann erſt zeigen, ob er was lernt, ob er Dich verdient, dann kann es werden. Aber ſo lange mußt Du Dich von ihm zurückhalten, und hörſt Du es, Mädgen, unterdeſſen weg von ihm, nichts von mehr als gewöhnlichen Höflichkeiten laß mich hören. Das Küſſen, das Händedrücken, wie Wilhelm mir ſagt, nimmt kein Ende. Dazu biſt Du und er noch zu jung.

Karoline weinte. Sie war der Härte nicht gewohnt. Es kränkte ſie, daß ſie durch ihres eignen Bruder verrathen war, und dem Vater war dies auch ſchmerzhaft. Er ſchloß auf ein böſes Herz in dem Knaben. Er wolte indeſſen ſeiner Frau nicht widerſprechen, die etwas zu ſtrenge Begriffe von der Tugend und Eingezogenheit eines Mädgens hatte.

Die erſte Unterredung nachdem öfnete Fauſten die Augen über ſeinen Zuſtand. Er ſahe in die Zukunft, und Karolinens Verluſt ſchwebte vor ihm. Sein Stand ſchien bey allen Hofnungen, die der Vater der Tochter gemacht ein unabſehliches Gebürge, wo jeder Fußtritt mit neuer Gefahr verknüpft war. Die Jahre die noch zwiſchen dem heutigen Tage, und der Möglichkeit eines Entſchluſſes von der Art bey Karolinens Eltern hinflieſſen muſten, hatten in jeder Stunde die Wahrſcheinlichkeit ſeines Falles. Er konnte ſich denken, daß die Reitze dieſes Mädgens, die täglich zunahmen, auch täglich bemerkt würden, daß reiche und angeſehene Liebhaber ihn bald, wo nicht aus dem Herzen, doch aus dem Beſitz eines ſolchen Kleinods, verdrängen würden.

Karolinens Thränen, die häufig wegen des Verbots ihrer Mutter floſſen, waren ihm lauter ſchneidende Schwerdter, die ſein Herz zerriſſen.

Sie war bey ihrer Zärtlichkeit aber eine gehorſame Tochter. Sie gab ihm den Kuß des Abſchiedes. den leztten, ſagte ſie, bis ichs wieder darf. Wie feurig war er! Und wie fühlte Fauſt das bittere Wort, der lezte, ſo tief in ſeiner Seele.

Gehen Sie nun lieber, theurer Fauſt, ſagte das gewiſſenhafte Mädgen, ſonſt würde es nicht der leztte ſeyn.

Aber in Gedanken ſagte Fauſt, werde ich Sie oft küſſen —

O ſo oft Sie wollen, ich werde es gewiß fühlen, rief ſie Ihm im Umdrehen zu, und eilte nach ihrem Hauſe zu. Fauſt wandte ſchwermüthig ſeine Schritte zu ſeiner Wohnung. Sein Herz hatte eine neue Laſt, und der Troſt den er davor hatte, war, daß das reitzende Geſchöpf ihn ſo innig liebte. Da dies immer ein Stolz ſeines Herzens ſeyn muſte, ſo konnte das äuſſere unangenehme, auch nichts weiter auf ihn wirken, als daß er es aus dem Wege zu räumen ſuchte. Er zerbrach ſich den Kopf mit Projekten, und Träumereyen. Er kam dadurch faſt aus der Bahn des geſunden Menſchenverſtandes, und Gutmann erhielt oft von ihm die verkehrteſten Antworten, ſo, daß er ſelbſt nicht wuſte, was er aus ihm machen ſolte, bis ihm Seeliſt das Verſtändniß öfnete, und ihm zugleich klagte, daß ſeine Tochter ſich in einer gefährlichen Seelenkrankheit befände.

Dieſe war in der That übler daran als Fauſt. Sie hätte es ſelbſt nicht geglaubt, daß die Liebe zu ihm ſo tief Wurzel gefaßt, und ſie fieng erſt da ſie ihn entbehren muſte an zu empfinden, daß er ihr unentbehrlich war. Sie machte ſich dabey unangenehme Vorſtellungen, wie es ihm gehen würde, wenn man in des Barons Hauſe ihr Verſtändnis erführe. Sie wuſte gar zu wohl, daß der alte Baron ein ſtolzer Mann ſey, der alles anwenden würde die Sache zu hintertreiben, wenn auch ihr Vater, Fauſten einige Hofnung gäbe.

Dieſe täglich quälenden Gedanken, und die Sehnſucht ihrem Geliebten zu ſagen, daß er bey allen Hinderniſſen doch auf ſie rechnen könnte, machten ihr das Leben ſo ſauer, daß ſie zuſehends abnahm, und Vater und Mutter ſich darüber nicht zufrieden geben konnte. Seeliſt beſchloß zuletzt einen Weg zu wählen, den er für den ſicherſten hielt. Er ließ Fauſten zu ſich kommen, und ſagte ihm:

Er wiſſe es, daß er ſeine Tochter, und ſie ihn liebe. Er tadle ſie nicht. Ihm ſey er herzlich gut. Es ſey zwar wider die Klugheit ihm ſeine Tochter zu verſprechen, aber ſeine väterliche Zärtlichkeit ſiege über jene. Er ſolle mit zu ſeiner Tochter gehen.

Karoline wurde beſtürzt, als ſie ihren Vater mit Fauſten hereintreten ſahe. Aber ſeine freundliche Miene machte ihr Muth.

Als der Vater ihr ſagte, daß er ſie Fauſten verſprochen, fiel ſie ihm um den Hals, und dankte ihm mit vollen warmen Herzen.

Eine Bedingung war dabey. Seeliſt hatte ſich vorbehalten, ſein Wort zurückzunehmen, wenn Fauſt nicht der rechtſchaffene Mann bliebe, der er jetzt war. Dafür war beyden nicht bange. Und der taumelnde Jüngling träumte ſich ſchon in Ideen ſeiner künftigen Lebensart, die die Heiligkeit ſelbſt übertroffen haben würde, wenn er ſie ausgeführt hätte. Die Mutter ſagte zu Karolinen: So früh hätte ich Dein Herz nicht gefeſſelt geglaubt, Tochter, und ich ſehe aus der Heſtigkeit Deiner Liebe viel unangenehmes in den Jahren der Erwartung für Dich voraus. Ich bedaure Dich, und ich weiß, Du wirſt mir noch manche Thräne koſten. Aber das rührte die trunkne Seele nicht. In dem Augenblicke, da ſie ihren Fauſt wieder hatte, an Jahre zu denken, die noch kommen ſolten, war ihr zu weitläuftig, und ſo gaukelte ſie über den Zeitpunkt, indem ſie ſich die Wonne dachte, die nach deren Ende ſie treffen würde.

Die Sache machte viel Aufſehen. Alle Menſchen die es erfuhren, tadelten Seeliſts Verfahren. Der Baron that es nicht geradezu, allein, er brummte doch von Wegwerfen. So lieb ihm ſein Pflegeſohn war, ſo war doch das zuviel für ihn. Vielleicht hatte er in der That Abſichten mit ſeinem älteſten Sohn.

Die Baroneſſe freute ſich herzlich. Sie kannte den Karakter beyder Liebenden, und wußte, daß ſie ſich für einander ſchickten. Fauſts Glück, war ihr ein Feſt.

Gutmann, der ſich würklich als einen Vater des jungen Menſchen betrachtete, war wohl am zufriedenſten. Seine beyden liebſten Zöglinge waren durch ſich glücklich. Den giftigſten Groll hatten wohl die Barons und Willhelm. Es war ihnen ein Donnerſchlag, als ſie es erfuhren, beſonders Willhelmen, der zu den andern einmal vor Aerger faſt weinend ſagte: Ich werde doch Mittel finden, den Schuſter zu ſtürzen. Pfui des elenden Schwagers!

Indeſſen war ihre Boßheit noch nicht mächtig. Es fehlte ihr der Nachdruck, und Fauſts untadelhafte Aufführung und ſein freundſchaftliches Betragen gegen ſie, nahm ihnen alle Gelegenheit, ihn auch nur kränken zu können.

Er war auch in ſein Glück und in den Genuß der kurzen Zeit die er noch bey ſeiner Karoline zuzubringen hatte, ſo vertieft, daß er nicht einmal auf etwas um ſich achtete.

Es währte aber die Freude nicht lange. Die jungen Herren ſolten die Akademie beſuchen, und Gutmann wurde ihnen als Führer mitgegeben. Fauſten wurde überlaſſen, welchem Fach er ſich wiedmen wolte, und er wählte das Studium der Arzney.

Doktor Schmuck, der eben zugegen war, küßte ihn davor. Das war brav, ſagte er. Aurea eſt praxis, mi Fauſtule.

Daß der Abſchied nicht ohne Thränen abgegangen, kann man ſich denken. Indeſſen weiß jeder unſrer Leſer wie es dabey zugeht, und wir haben wichtigere Sachen beyzubringen, als ihn damit aufzuhalten.

Wir wünſchen alſo unſeren jungen Herren mit ihrem Mentor, die immer auf Leipzig zuführen, eine glückliche Reiſe.

Zweytes Buch

Welches nicht mehr und nicht weniger als ein Jahr enthält.

Erſtes Kapitel.

Betrift blos Fauſten und ſeine Vorfahren.

Wir haben bisher unſern Fauſt, nur in dem was mit ihm und um ihn herum vergieng, betrachtet. Was in ihm vorgieng, und von ſeiner Denkungsart wiſſen wir noch nicht viel, auſſer was wir aus ſeiner Liebe zu Karolinen und ſonſtigen Aufführung etwa ſchlieſſen können.

Fauſt hatte in den Jahren, die er beym Baron zugebracht, freylich viel gewonnen. Er hätte nimmermehr die Lebensart und Menſchenkenntnis ſich eigen machen können, wenn er nicht aus dem Zirkel ſeines gleichen herausgekommen wäre. Eine beſondre Eigenſchaft an ihm, machte, daß er ſich in alles nicht allein finden lernte, ſondern auch andern bald hinter die Spuren ihrer Denkungsart kam. Die war, daß er ſehr zurückhaltend war, und daher niemand ihn leicht auf einem fahlen Pferde ertappen konnte.

Seine Erziehung im väterlichen Hauſe war, wie wir oben gehört haben, der Sorgfalt der Frau Chriſtine anvertraut, die freylich nichts ſparte, ihn zu einem würdigen Nachfolger ihres Vaters des Herrn Dorfſchulmeiſters zu machen, denn die weitere Generation rückwärts, kannte ſie nur von Hörenſagen, und glaubte alſo ſogar, daß der berühmte D. Fauſt auſſerdem was ſie in Büchern von ihm las, ihrem Herrn Papa vollkommen gleich geweſen ſeyn müſte.

Fauſts wirkliches Genie hätte auch, wie wir in der Folge noch Gelegenheit genung zu beobachten haben werden, eben ſo gut den ärgſten Teufelsbanner und Zauberer geſpielt, als ſeine übrige Rollen, in die ihn ſeine Umſtände verwickelten. von ihm durchgeführt wurden, wenn er nicht den Händen der erwähnten Matrone noch früh genung vom Schickſal entriſſen wäre.

Indeſſen hatte ſie ihm doch ſo viele Eindrücke von der Art beygebracht, daß er ſein ganzes Leben damit zu kämpfen hatte. Die gründlichen Einſichten ihres Papas des Dorfſchulmeiſters im Wahrſagen und Traumdeuten hatten ihn allgemein den Namen des großen Zauberers, doch nur in ſeinem Diſtrikte, zugezogen. Er war nicht leer an Mutterwitz, ſeine gröſte Geſchicklichkeit aber beſtand in einer pfiffigen Art den Leuten ihre Geheimniſſe wider ihren Willen abzulocken, und es gab Menſchen, die es ſehr bedauerten, daß er ſich nicht der Medicin gewiedmet, weil er, wie man ſagte, einen weltberühmten Doktor würde gegeben haben.

Da **Frau Chriſtine** in Anſehung ihres Herrn Sohnes wohl nicht weiter dachte, als höchſtens zur Ehrenſtelle ſeines Vaters ihn zu bringen, ſo konnte ihr Wunſch auch kein anderer ſeyn, als daß er alle Vortheile und Vorzüge genieſſen möchte, die dieſen ſo glücklich und berühmt gemacht. Daher wurde ihm, als er kaum lallen konnte, die ganze Theorie vom Alp, von Tags- und Nachtgeſpenſtern, von der ſchwarzen Katze, von dem fliegenden Drachen und vom wilden Heere vorerzählt. Unter den ſchätzbaren Handſchriften der **Frau Chriſtine** war ein Buch, welches von den verſchiedenen Verwandlungen des Teufels handelte, und woraus man auf einen Punkt wiſſen konnte, wenn er in dieſer oder jener Stunde erſchiene, was für eine Geſtalt er da anzunehmen habe. Es waren ſaubere Zeichnungen von allen den ſchrecklichen und einnehmenden Geſtalten dieſes Chamäleons beygefügt.

Des Abends nun unterhielt ſie ſich mit ihm daraus, und las bey jedem Bilde das ſie ihm zeigte, den Text mit vieler Aufmerkſamkeit vor.

Anfangs war es bey Fauſten Spielwerk, und blieb Spielwerk, als aber zum bloſſen Anſehen noch Begriffe kamen, als er zuweilen mit der Drohung, dieſe oder jene der geſehenen, ſcheuslichen Geſtalten ſolte ihn holen, wenn er nicht artig wäre, geſchreckt wurde, ſo konnte er das Buch ohne Zittern nicht mehr anſehen; Wenn es des Abends herbeygebracht wurde, ſo ſchriee er überlaut, und ſeine Grosmutter muſte es ihm zu ihrem gröſten Leidweſen aus den Augen bringen.

Wo er gieng und ſtund, ſahe er ſolche Geſtalten, und er gewöhnte ſeine Einbildungskraft ſo ſehr daran, daß er gewiß, wenn ſeine Grosmutter länger gelebt, mit ihr darüber wie über gleichgültige Dinge würde philoſophirt haben.

So aber ſtarb ſie, ehe er zu einer wahren Entwickelung mit ihr kommen konnte, und ihm blieb nichts als eine Furchtſamkeit übrig, ein Geſchenk, womit ſie ihn wohl hätte unbeſchenkt laſſen können, weil es unangenehme Folgen für ihn hatte. Denn er konnte des Abends nicht allein aus ſeinem Zimmer gehen, vielweniger konnte man ihn dahin bringen, im Dunkeln über einen Kirchhof zu ſpatzieren. Er hätte ſich vor der Thür lieber todtſchlagen laſſen. Als er in das Gymnaſium kam, und etliche Bekanntſchaften gemacht, ſo ſuchte er auch ſeine ſaubern Grundſätze auszukramen. Wäre er mit ſeinen Lehrſtunden in der fünften Klaſſe, und alſo bey ſeines gleichen an Alter und Verſtande geblieben, ſo hätte er ſich vielleicht den Ruhm eines Sonntagskindes erhalten, aber zu ſeinem Unglück kamen Primaner und Secundaner dazu. Da dieſe ſchon über alle Teufel und deren Anhang weg waren, ſo wurde er nicht allein ausgelacht, ſondern man ſpottete ihn, wo man ihn ſahe. Man hieß ihn bald den lebendigen Alp, bald den Boten des wilden Heers, bald den Schwanz der ſchwarzen Katze. Er muſte alles das einnehmen, denn er war zu ſchwach einen fühlbaren Widerſtand zu thun.

Wäre nur jemand auf ſeiner Seite geweſen, der ihm die Höhnereyen als etwas mit ſolchen glücklichen Aſpekten verbundenes vorgeſtellt hätte, wie wir es von Frau Chriſtinen gewiß überzeugt ſind, ihm geſagt, daß das mit der Kunſt der Geiſterkenntnis verbunden wäre, daß die Welt ſolche Menſchen als Narren betrachtete, ſo wäre er trotz alles ſeines Genies, nicht der artige von Vorurtheilen freye Jüngling geworden, der er jetzt war.

So aber brachte ein Vorfall ihn über eine Sache zum Nachdenken, die er bisher als angenommen und gewiß betrachtet hatte. Wo nur es etwas dunkel war, da hatte er bisher immer etwas geſehen, und oft war er mit ſeinen Schulkameraden bey dem Kirchhof vorüber gegangen, über den ſie auch nach Hauſe gehen konnten, welches viele thaten, und obgleich Fauſt es nicht gewagt, ſondern immer herumgieng, ſo hatte er ihnen doch einigemal in der Nähe deſſelben Geſtalten gezeigt, und ſie gewarnt, ſich nicht dahin zu machen. Er konnte einem großen hervorragenden Stein eine halbe Rieſengröße zutheilen, und ein weiſſeres Flekgen an einer betünchten Mauer, konnte ihn ohnſchwer zu einem vielelligen Leichentuche anwachſen.

An einem dunkeln Winterabend beym Schluſſe der Schule, da die Herren Primaner ſich vor Muthwillen nicht zu laſſen wuſten, wurde unter ihnen beſchloſſen, Fauſten über den Kirchhof nach Hauſe zu führen. Sie warteten bis ſie ihn vor der Thür hatten, und dann kündigten ſie es ihm mit einem feyerlichen Antrage an. Fauſt ſahe etwas ängſtlich rund umher, ob nicht etwa ihm ein Schlupfwinkel zur Flucht übrig wäre, allein es waren von den loſen Buben alle Päſſe beſetzt. Er kapitulirte alſo und verſicherte ihnen, er würde es nimmermehr thun. Allein, man nahm ihn beym Kopfe und bey den Füſſen, um ihn fortzutragen. Da nun nichts mehr half, ſo gerieth er in ſeinen Amtseifer, und nahm ſich vor ihnen nun wenigſtens die deutlichſte Ueberzeugung zu geben, daß es Geſpenſter gebe. Er riß daher die Augen weiter als gewöhnlich auf, und die Folge davon war, daß er nichts ſahe. Jeder Stein kam ihm als Stein, und jeder weiſſe Knochen als Knochen vor.

Dies brachte ſein Blut in Wallung, er ließ ſich [illegible] übertragen, und ſagte nicht ein Wort. Er ließ ſich noch auslachen, und gieng zu Hauſe.

Es war ihm nicht mehr unwahrſcheinlich, daß die ganze Sache wohl falſch ſeyn könnte, und er bat den Herzhafteſten ſeiner kleinen Geſpielen den andern Tag, immer mit ihm zu gehen, ſo wolle er alle Abend über den Kirchhof. Den andern Tag ſahe er zwar vieles, aber ſein kleiner herzhafter Freund ließ ihm keine Ruhe. Er mußte auf alles zugehen und ſehen, und unterſuchen. Durch das Mittel verlohr er ſeine Furcht, bis auf eine innere Empfindung davon, wenn er allein war. Dies blieb bis in ſein Alter bey ihm, und es wird in der Folge mancher kleine Vorfall daraus können erklärt werden, den Fauſt ſelbſt ſich ſchwer dechiffriren konnte.

Sonſt hatte er ein edles großes Herz, vereinigte Mitleiden und Wohlthun, und hatte beſonders den Grundſatz, ſich niemanden eher als Böſe vorzuſtellen, bis er davon überzeugt war, daß er es ſey. Dies ſetzte ihn häufigen Betrügereyen aus, erhielt doch aber in ihm die Beruhigung, daß er überzeugt war, niemanden zu viel gethan zu haben.

Was ſeine akademiſchen Glücksumſtände betraf, ſo hatte ihm der Baron ein jährliches Geſchenk von zweyhundert Thalern ausgeſetzt, dem ſeine Mutter, die indeſſen ſparſam gewirthſchaftet, die doppelte Summe beylegte, ſo daß er es beynahe den Barons gleich hätte thun können, welches ihm aber nicht einmal einfiel. Dieſe Enthaltſamkeit erhielt ihm wenigſtens die äuſſerliche Achtung von Seiten ſeiner Geſellſchafter.

Zweytes Kapitel.

Von Bekanntſchaften, und ihrem Schaden und Nutzen.

Unſere jungen Herren hatten ſich kaum einige Tage eingerichtet, als ſie ſchon nach dem Ausfliegen, und neuer Bekanntſchaft ſchmachteten. Gutsmann hatte den Befehl vom Baron, die Aufſicht über ſeine Söhne, nicht über das Wiſſenſchaftliche zu verbreiten. Er muſte alſo dem zufolge ihnen ihren Willen laſſen.

Seeliſt hingegen hatte ihm Wilhelmen auf ſeine Seele vertraut, hatte ihn gebeten, Vaterſtelle bey ihm zu vertreten, und alle ſeine Handlungen unter ſeine Geſetze geſtellt.

Mit Fauſt war der Umſtand ſo, daß er eigentlich nur die freye Wohnung, doch ohne den geringſten Zwang oder Unterſchied bey ihnen hatte. Uebrigens war er eigner Herr. Aber er hatte Gutmannen ſelbſt gebeten, ſich ſeiner mit anzunehmen, und da dieſer es für eine Pflicht hielt, einen wißbegierigen und edeldenkenden Jüngling, den er ohnedem wie einen Sohn liebte, aus allen Kräften zu unterſtützen, ſo nahm er ſich ſeiner ſo ſehr wie Wilhelms an, welches aber dieſen Letztern beynahe verdroſſen hätte.

Die beyden Barons machten bald mit den liederlichſten Studenten Bekanntſchaft. Sie nahmen Wilhelmen insgeheim ſo oft ſie konnten, mit in ihre Gelage, allein es gieng doch nicht allemal, weil Gutmann ein wachſames Auge hatte. Fauſten würdigten ſie gar nicht in ihre Geſellſchaft zu nehmen.

Dieſer hatte zu ſeinem innigen Vergnügen, ſeinen alten Schulkameraden, der mit ihm über die Kirchhöfe gehen muſte, angetroffen. Er hielt ſich auch Studierenshalber in Leipzig auf, und da er ein armer Schlucker war, ſo hatte Fauſt Gelegenheit ihm ſeine Dankbarkeit zu beweiſen. Er ſagte es ihm oft, daß er ihm allein ſeine jetzige

Denkungsart zu danken habe, und er ließ es ihm auch in der That an keiner Bequemlichkeit fehlen, die er ihm zu verſchaffen im Stande war.

Müller, ſo hieß der junge Menſch, beſuchte Fauſt, allein da man wuſte er ſey nur eines Handwerksmannes Sohn, habe auch nicht viel zum Beſten, ſo zogen die **Barons** und **Wilhelm** oft ſaure Geſichter, wenn er kam, und zuweilen waren ſie ſo unverſchämt, ob es gleich auf Fauſts Zimmer war, ihm unanſtändige Sticheleyen zu ſagen.

Müller war eben nicht der ſanftmüthigſte, und daher hatte Fauſt alle Mühe ihn durch die Bitte, in Anſehung ſeiner etwas zu überſehen, zufrieden zu ſtellen.

Die Folgen dieſer neuen Bekanntſchaften zeigten ſich bald. Die **Barons** kamen ſelten nüchtern zu Hauſe, und lernten nichts, ſondern vergaßen auch das vorhergelernte, ſo daß **Gutmann** es nach Hauſe zu ſchreiben, ſich genöthigt ſahe. Als aber die Antwort zurückkam, er ſolle ſie austoben laſſen, ſo ließ der Mann, der alles gethan hatte, ihnen ihren Willen.

Wilhelmen that es in der Seele weh, daß er ſich einſchränken muſte, und er wurde darüber ſo mißvergnügt, daß er ſich gewöhnlich in ſeine Stube einſchloß und über Krankheit klagte.

Konnte er aber entwiſchen, ſo blieb auch ſeine Stube immer verſchloſſen, und Gutmann muſte ſich gleich den andern mit der Entſchuldigung, er habe geſchlafen, abweiſen laſſen.

Fauſt lernte deſto beſſer, und er machte bald Gutmanns einzige Freude und Unterhaltung aus. So viel Mühe er ſich gab, die Einigkeit unter **Müllern** und ſeinen alten Freunden zu unterhalten, ſo konnte er doch nicht verhindern, daß **Wilhelm** der immer mismüthig war, nicht mit dem jungen **Müller** angebunden, und ihm geſagt hätte, er thäte beſſer wenn er zu Hauſe ſtudierte, als ſich in Geſellſchaft miſchte, in die er nicht gehörte, da er dies nach einem kleinen Wortwechſel ſagte, wo er ſchon die Thür zum Hinausgehen in der Hand hatte, ſo konnte ihm der beleidigte Menſch nicht antworten.

Fauſt bat ihn hernach zwar, er ſolte dem Sprüchworte nach, nachgeben, und der Klügſte ſeyn, welches er auch verſprach, aber da er den andern Tag, **Willhelmen** mit den beyden **Barons** auf der Straße begegnete, und dieſer ihn wieder angrif und ihn frug, wohin er ſchon wieder zu gehen gedächte? ſo war mit der Antwort: An ihre Ohren, die Execution auch ſchon geſchehen. Freylich giengs dem armen **Müller** ſchlimm, er hatte die Zeit ſchlecht gewählt, denn ſie prügelten ihn alle Drey rein aus, und empfohlen ſich ihm hernach mit der Verſicherung, er könne ſie Morgen ſprechen, und ſeine Genugthuung abholen.

Müller wolte zwar Fauſten nichts von der Sache entdecken, allein ſie konnten es ſelbſt nicht verſchweigen, und ſtellten auch dieſen noch zur Rede, der, da er den Verlauf der Sache hörte, **Wilhelmen** verſicherte: Er könne es blos der Ehrfurcht gegen ſeine Eltern und Schweſter zurechnen, daß er ſich nicht in die Sache ſeines Freundes menge, übrigens was die **Barons** beträfe; ſo würde ſich **Müller** ſchon Satisfaction verſchaffen.

Den jungen Poltrons die noch keinen bloßen Degen geſehen, wurde bey der Sache faſt bange, als **Müller** ſie auf den dritten Tag forderte, indeſſen machte ein Zufall, daß ſie noch mit einem blauen Auge davon kamen.

Als ſie den folgenden Tag, und alſo Tags vor der beſtimmten Schlacht, zuſammen ein Dorf beſuchten, fanden ſie da einen Reiſewagen vor, und als ſie in die Stube traten, ſaß der leibhaftige Herr Hond, ihr alter Hofmeiſter und lieber Freund vor ihnen. Die gute Zeit die ſie bey ihm gehabt, wo ſie nur ſpielen und nicht lernen durften, war ihnen noch zu ſehr im friſchen Andenken, als daß ſie ſolche nicht hätten bedauren ſollen, Wie oft war es ihr Seufzer in Gutmanns Lehrſtunden geweſen: Ach wenn doch Hond da wäre! und wie vielmal waren ſie ſo unverſchämt geweſen, es dieſem hochachtungswerthen Mann ſelbſt zu ſagen: Bey Honden wäre es ihnen viel leichter geworden. Er müſſe nicht die beſte Methode haben.

Sie freuten ſich alſo ſeines Wohlſeyns ſehr. Hond ließ ſeinen Wagen abſpannen, und ſie zechten mit ihrem vorigen Lehrer auf gute Brüderſchaft viele Kannen leer.

Dann wurde nun freylich der alten Sachen gedacht, alles erzählt, und nicht ohne Misvergnügen erfuhr Hond das Glück, das **Fauſten** mit Fräulein **Karolinen** nach geendigtem Laufe ſeiner Studien bevorſtand.

Den Augenblick giengen ſo viele Triebfedern in ihm empor, die alle ſeinen Verſtand anſtrengten, eine Art auszuſinnen, wie er **Fauſten** um ſeine Hofnungen bringen könnte, und wie der Bosheit auch allemal Ränke zu Gebote ſtehen, ſo fiel es ihm nicht ſchwer, verſchiedene Pläne ſich zu denken, die er aber weislich vor ſich behielt. Die **Barons** erzählten ihm auch die Bekanntſchaft mit **Müllern** nebſt den Streitigkeiten, wobey ſie nicht wenig prahlten, wie ſie den Burſchen Morgen abzuführen gedächten, ob es ihnen gleich im Herzen ſo enge war, daß ſie immer mehr trinken muſten, um ſich ſelbſt durch die zunehmenden Geiſter von ihrem Muthe zu überzeugen.

Die Sache ſtand Honden aber nicht an, ſondern er redete ihnen zu, ſie abzulehnen. So ſehr er Fauſts Betragen bewunderte, ſo ſehr fühlte er auch daß die Schlägerey übel vor ſeine Freunde ablaufen könnte. Er ſagte ihnen nicht allein, daß es keine Ehre ſey, ſich mit einem ſo gemeinen Menſchen herumzupauken, ſondern er ſtellte ihnen hauptſächlich vor, daß wenn ſie auch Sieger ſeyn würden, ſie doch Fauſt dadurch ganz von ſich abwendig machten; Daß es beſſer ſey, man ſuche ſeine Freundſchaft, und durch dieſe ſelbſt ſtürze man ihn von dem Gipfel ſeiner Höhe herunter; die Mittel dazu wolle er ihnen ſchon bekannt machen, ſie ſolten ihn nur ſorgen laſſen.

Mehr aus Poltronnerie, und auch eine Gelegenheit zu finden, wie ſie mit Ehren ſich der Gefahr die über ſie ſchwebte, entziehen könnten, nahmen ſie nach einigem Weigern ſeinen Vorſchlag an. Sie giengen noch denſelbigen Abend zu Fauſten, bekannten ſich ſchuldig und erboten ſich, dem beleidigten Theile es abzubitten.

Fauſt war entzückt über die Nachricht. Er hatte den ganzen Tag tiefſinnig und traurig zugebracht. Seine Pflicht, und die Ehre ſeines Freundes hatten in ihm mit einander geſtritten, und einmal war er ſchon im Begriffe geweſen, Gutmannen alles zu ſagen, als Müller hereintrat und flehentlich ihn bat, nicht etwa durch ſeine Scrupel ihn in Schande zu bringen. Man würde alles auf ihn ſchieben, und er würde das Gelächter der ganzen Akademie werden. Fauſt der mit den herrſchenden Vorurtheilen dieſer Lebensart bekannt war, fühlte Wahrheit darin, fühlte aber auch mehr Angſt für den kommenden Tag, als beyde theilnehmende Partheyen.

Müller nahm zwar den gethauenen Vorſchlag der Abbitte an, konnte aber nicht unterlaſſen ſich zu wundern, daß die Herren Eiſenfreſſer ſich ſo weit herunter lieſſen. „Ich habe in meinem Leben viel mit Barons zu thun gehabt, aber ſolche Flegels habe ich unter ihnen noch nicht getroffen.“ Er konnte Recht haben. Er war ſchon ein Jahr auf der Akademie, und hatte einigen begüterten Edelleuten ihre Collegia abgeſchrieben. Fauſt rechnete es im Gegentheil ihrem guten Herzen zu, und war vergnügt über ihre Sinnesänderung. Er dankte ihnen ſogar für ihre Gefälligkeit, und verſicherte ſie, daß er ihnen dankbar ſeyn wolle. Sie wurden nach Honds Rathſchlägen ſehr freundſchaftlich, und baten ihn, ihre Geſellſchaften bey Herr Hond zuweilen zu beſuchen. Er that es, weil er nicht gern jemanden etwas abſchlug, und, ſo lange ſie in dem Schranken der Fröhlichkeit blieben, that ers gerne.

Er bezeigte Honden noch dieſelbe Ehrfurcht, die er als Lehrer vor ihm gehabt, denn nie ſagte er, muß man den vergeſſen, der einem nützlich geweſen, und ob Hond gleich ſeine Freundſchaft äuſſerlich erwiederte, ſo kochte doch ſein Herz die bitterſte Galle wider ſeine Verdienſte.

Gutmann ließ ſich ſelbſt zu einigen Beſuchen bey ihm bewegen. Er konnte es nicht ausſchlagen, ob er gleich im Herzen wünſchte, Hond möchte weggeblieben ſeyn. Er vermuthete nichts gutes aus der alten Bekanntſchaft, und Fauſten als ſeinen Liebling, warnte er ernſtlich vor dieſem Mann. Fauſt hätte ihm das faſt als eine nach Unfreundlichkeit ſchmeckende Vorſicht ausgelegt, denn er konnte nichts weniger leiden, als Vorurtheile wider jemanden zu hegen, und er wuſte nichts von den Urſachen, warum Hond das Haus verlaſſen müſſen, die Gutmann aber erfahren hatte.

Drittes Kapitel.

Welches die abgefeimteſten Bosheiten enthält.

Von Honds plötzlicher Erſcheinung müſſen wir noch etwas nachholen. Als er ſo wie er von der

Baroneſſe abgefertigt, in ſein Zimmer gekommen war, fluchte er eine halbe Stunde auf alles was ihm nur in die Gedanken kam, alsdenn beruhigte er ſich etwas, pakte zuſammen, las noch einige Scenen aus der Damenakademie, und legte ſich nieder. Den andern Morgen wie er in der Stadt dem Dinge recht nachdachte, wurde ihm der verunglückte Plan wieder rege, er wurde faſt wütend und ließ ſeine Mutter rufen, die er, mit ſo einer freundlichen Miene ſie auch angehinket kam, doch aufs jämmerlichſte anfuhr, ihr ein vor allemal fünf und zwanzig Thaler auf den Tiſch warf, und ihr ſagte: da ſie durch ihre unzeitige Hetzerey ihn um ſeinen Dienſt gebracht, ſo könne er ihr nichts mehr geben, und könne ſich ihrentwegen nicht aufopfern. Die zärtliche Mutter wolte vor Thränen in die Erde ſinken, ihr Schmerz war heftiger als ſie ihn je gefühlt, aber ſie muſte ohne Barmherzigkeit, aus dem Angeſichte des aufgebrachten Sohnes fort. Sie wäre faſt auch böſe geworden, und murmelte etwas durch die Zähne; doch war dies bey ihr nur eine vorübergehende Hitze, die ſie gegen ihren Liebling nicht lange erhalten konnte.

Hond aber, der ſich dem Gerede der Leute nicht ausſetzen wolte, gab vor, er habe einen beſſern Vorſchlag bekommen, nach Halle zu gehen, wohin er ſich auch begab, und mit der Repetition der Lehrſtunden ſich erhielt. Da es ihm nicht mehr gefiel, wolte er es in Leipzig verſuchen, und dem Entſchluſſe danken wir denn die jetzige Erſcheinung.

Hond hatte, da er die Barons ſahe, eine wahre Freude. Er wuſte, daß ſie reich waren, und dachte ſie herrlich zu nutzen. Sein Muth fiel zwar etwas, da er von Gutmanns Gegenwart hörte. Seinen ärgſten Antagoniſten ſich ſo nahe zu wiſſen, das konnte ihm nicht angenehm ſeyn. Aber die Verſicherung der jungen Leute, daß der Phantaſt mit ihrem Lebenswandel nichts zu thun, richtete ihn wieder auf. Beſonders aber gieng ſein Augenmerk auf Fauſts Untergang. Er führte ihn, um ihn erſt anzulocken, auf die ſittlichſte Art in ſeinen Geſellſchaften ein, und ſuchte ſich ihm zu verbinden. Sein Plan war, er wolte ihn auf eine irgend mögliche Art zu einem liederlichen Menſchen umbilden.

Es gehörte viel dazu, ehe er es dahin brachte, daß Fauſt ein Glas mehr als gewöhnlich trank. Doch um nicht beſonders zu ſcheinen, ließ er es einigemal ſich gefallen. Einen Abend als man glaubte, er habe genung um einen dummen Streich zu machen, ſchlug man ihm einen Spaziergang vor. Es geſchahe, und unter dem Vorwand, Erfriſchungen zu nehmen, wurde er in ein öffentliches Haus gebracht, wo der Wolluſt und dem Laſter gezollt wurde. Er ſahe aber die erſte freche Behandlung, die die Dienerinnen dieſes Tempels ihm und ſeiner Geſellſchaft machten, mit Ekel und Abſcheu an, und ſonderte ſich gleich von den übrigen ab.

Als er zu Hauſe kam, gereuete es ihm, ſich ſo weit vergangen zu haben. Es ſchien ihm, als ob jeder, der ihn ſehen, es ihm anſehen würde, daß er in einem ſolchen Hauſe geweſen, und von dem Tage an, wurde ſein Umgang mit Hond und den Barons ſehr eingeſchränkt. Er ſagte es ihnen gerade heraus, daß ſeine Denkungsart nicht mit ihrer Lebensart übereinſtimme, daß er ſolche öffentliche Ausſchweifungen für höchſt unerlaubt hielte, und daß er zwar ſich ihrer Freundſchaft erfreuen würde, ſo wie er ihren Umgang ſchätzte, aber er bäte ſie, ihn aus ſolchen Geſellſchaften wie die heutige geweſen wäre, zurückzulaſſen.

Die Barons fanden ſich hierdurch zwar ſehr beleidigt, aber ein Wink von Hond hielt ſie von der Beantwortung zurück. Hond ſelbſt ſagte ihm: Er müſſe das nicht übel aufnehmen, junge Leute müſten ſich vor alles in acht nehmen lernen, und dazu ſey nichts beſſer, als ſie mit allem bekannt zu machen.

Fauſt wolte hierauf nichts erwiedern. Er hielt für rathſamer, in ſich ſelbſt ſeine Maaßregeln zu nehmen, und bedauerte ſeine Freunde, daß ſie dem Rathe eines ſo ſchlechten Mannes Gehör geben, denn davon war er nun völlig überzeugt, daß **Hond** die niedrigſte Seite ſeines Herzens bisher verborgen gehalten.

Dieſer hatte den Widerſtand bey **Fauſten** nicht ſo ſtark vermuthet. Er glaubte, vom Weine umnebelt, könne ein feuriger Jüngling der Liebe nicht widerſtehen. Wie falſch urtheilte der Mankl, der ein Philoſoph ſeyn wolte. Die Standhaftigkeit in ſolchen Fällen, iſt immer auf die Beſchaffenheit des Herzens gegründet, und einer Buhlerin wird auf ein unſchuldiges Herz der erſte Angrif nicht gelingen, wenigſtens ſelten. Nur der Wollüſtling findet Geſchmack an ihr.

Er konnte aber ſeinen Grimm über den fehlgeſchlagenen Entwurf nicht verbergen. Er hat mich ſo oft ſchon angeführt, ſagte er, aber nun will ich ihm eine Grube graben, der er nicht entgehen ſoll. Ich habe ſein Herz ergründet. Es iſt weich, und die Sayte ſoll gerührt werden, und ſolte es mir ein Jahr koſten, ſo will ich ihn aus allen Vortheilen in einem Ruck herauswerfen, die er erwartet.

In dem ärgſten Ausbruche ſeiner Bosheit brachte man ihm noch einen Brief. Es wurde ihm berichtet, daß ſeine Mutter im Hoſpital geſtolen, und des Diebſtals wegen, auf immer aus demſelben verſtoßen ſey. Dieſe Nachricht in dem Augenblicke, in dem er jetzt war, fachte ſeine Wuth an: Du alte Hure, rief er im Grimme, muſt mir auch noch Schande machen, reich konnteſt Du Deiner Begierde zum Betrug nicht widerſtehen, und arm entſagſt Du ihr auch nicht. Wilſt Du noch Dich an Galgen bringen? Verhüngre oder erſäufe Dich, ſagte der Grauſame, und warf den Brief auf die Erde.

Er hatte ſie wohl unterſtützen können. Er hatte noch ihren ganzen Wechſel, den ſie ihm zuletzt übermacht, und er hatte den beyden Barons im Spiele ſchon viel abgenommen, welches er ihr zum Theil hätte geben können.

Dieſe ſuchten ihn zu beſänftigen. Sie waren noch nicht ſo ſehr ohne Gefühl, daß ſie es nicht fühlten, wie ungerecht er gegen eine Mutter handele. Sie baten ihn etwas für ſie anzunehmen, um ihr Schickſal zu lindern. Er ſchlug es aus, unter dem Vorwande, ihr ſelbſt helfen zu können. Er habe ſich nur über den Schimpf ereifert.

Aber er ſchickte ihr nichts. Viel zu ſehr auf ſeinem Eigenſinn beſtehend, glaubte er, es ſey ihr nützlich zu leiden, und ließ die, die ihm ſo vieles grosmüthig aufgeopfert, im ärgſten Elende faſt verhungern. Ein redendes Beyſpiel des Undanks.

Indeſſen giengen einige Wochen hin, wo nichts merkwürdiges vorfiel, auch ſchien es, als ob alles zwiſchen **Fauſten**, den **Barons** und **Hond** ſich gelegt hätte.

Wilhelm wurde nach und nach etwas klüger. Er ſahe, daß aus dem Leben der beyden **Barons** nichts herauskam, er erinnerte ſich der Erinnerung, die ihm ſein Vater wegen **Fauſten** einmal gegeben, und nahm ſich vor, nicht zurückzubleiben. Seine Aergerniß deswegen, daß dieſer einſt ſein Schwager werden ſolte, verließ ihn nicht, allein er glaubte auch, daß es nicht zu hintertreiben ſey, weil **Fauſt** einmal auf ſeiner Huth war, und auch **Gutmann** in jedem Fall für ihn interzediren würde.

Daß **Honds** Verſprechungen Wind wären, wuſte er aus der Erfahrung, und glaubte auch nicht, daß der bey ſeinem wollüſtigen Leben weiter daran denken würde. Er trieb dies auch in der That ſo weit, daß er als ein Menſch von nichts eignem, wenigſtens hielt man ihn davor, ſich eine eigne Maitreſſe unterhielt, und überhaupt auf adelichen Fuß lebte, wozu die **Barons** um einen großen Theil der Unkoſten gerupſt wurden.

Gutmann, dem dieſe Verſchwendungen auffallend waren, berichtete, was er von der Sache dachte, an den Baron, da denn der ausdrückliche Befehl kam, die jungen Herrn ſolten ſich alles Umgangs mit Hond entſchlagen.

Dies muſten ſie freylich thun, allein es blieb davor auch eine Rachbegierd gegen Gutmannen, den ſie als den Stifter [illegible] rathen konnten, übrig.

Daher kam es denn oft zu kleinen Zänkereyen, die die Barons anzuſpinnen ſuchten, wobey man ſich von der Recht- oder Unrechtmäßigkeit akademiſcher Freyheiten zu überzeugen ſuchte, die aber am Ende theils nie entſchieden wurden, theils durch Gutmanns Befehl eines Stillſchweigens ſich endigten, damit es nicht zu blutigen Köpfen käme. Die Barons waren denn immer die Verfechter dieſer Freyheiten, und wenn Fauſt ihnen beweiſen wolte, daß alle die Vorrechte, die der Student über den ſogenannten Philiſter zu haben glaubte, in einer eingebildeten und thörigten Eigenliebe beſtänden, ſo war ihre Antwort dagegen, daß es einem Sohne der Muſen gehöre, daß alles um ihn frey ſey, er müſſe in ſeinem Laufe nicht aufgehalten werden, und wenn er, Fauſt, ſich demüthige, ſo ſey dieſes blos Furchtſamkeit, die ihn abhalte, ſich nicht eben ſolcher Vergnügen theilhaftig zu machen.

Fauſt erwiederte eines Tages auf eine ſolche Hypotheſe: Er ſehe nicht, daß es dem Fortgange im Studieren Nutzen brächte, auf den Straßen zu wetzen, und alle Welt zu vexiren, und da man doch nur als ein kleines Licht von den vorübergehenden betrachtet würde, welches die Dünſte des Trunks bald auslöſchen, und ins Bette zur Ruhe bringen würden, ſo wiſſe er auch eben keinen Vorzug darin zu finden, denn ein Renommiſt und Trunkenbold ſey jetzt nicht mehr ſo im Anſehen, wie es vielleicht in vorigen Zeiten damit geweſen, wo man etwas ſadere Begriffe gehabt. Uebrigens könne er auch das Vergnügen nicht einſehen, was man davon habe, des Abends Fenſter einzuwerfen, und ſie den andern Morgen zu bezahlen.

Dies war aber Tages vorher von den beyden Barons geſchehen, und Gutmann ließ ſich auch darüber aus, ob er gleich über ſie keine Aufſicht erhalten, ſo glaube er doch als Freund verbunden zu ſeyn, ihnen das unanſtändige dieſes Verfahrens vor Augen zu legen, er hofte, ſie würden es von ihm annehmen, da er ohnedem gewiß wüſte, daß ſie geſtern, dem Befehle ihres Vaters zuwider, in Geſellſchaft mit Hond geweſen.

Dies war auch wahr, und Hond hatte ihnen unter vielen Schmähungen wider Fauſt auch entdeckt, was er von ſeiner Mutter, wegen der Geſchichte von Fauſts Geburt erfahren. Jetzt bey der Gelegenheit, da ſie den Vorwurf wegen ihres wüſten Lebens von Fauſt hören muſten, ärgerten ſie ſich mehr als jemals über ihn, und der ältere Baron ſagte voll Eifer: Sie nähmen Gutmanns Erinnerung gern an. Sie wüſten wohl, daß er ihnen einen Rath zu geben berechtigt wäre. Die Geſellſchaft mit Hond wäre von ohngefähr gekommen, und am dritten Ort könne man ſich nicht ausweichen. Allein daß Fauſt ſich unternehmen wolte, ihre Aufführung zu tadeln, würden ſie nimmermehr zugeben. Er miſche ſich wie der Mauſedreck unter den Pfeffer, und von einem Menſchen, deſſen Geburt ſogar nicht einmal von Flecken rein wäre, hätten ſie nicht nöthig, ſich etwas ſagen zu laſſen.

Hier ſtand Fauſt vom Tiſche auf. Er habe, ſagte er, blos die Beleidigungen, die man ihm täglich ſagte, durch dieſe Erklärung endigen wollen. Leuten, die ſo weit gehen kunten, wie ſie es thäten, müſte man ausweichen. Die jetzige ſey zu grob, als daß er ſie gelaſſen ertragen könne.

Indeſſen wiſſe er wohl, was er ihren Eltern für Dank ſchuldig ſey, und in Betracht deſſen, vergebe er es ihnen. Er habe ſie aber für klüger gehalten, als daß ſie eines Menſchen Geburt in Betracht ziehen können. Er glaube, daß ihre hohe Geburt nichts von dem unanſtändigen ihrer Aufführung mindere, und um inskünftige dem nicht mehr ausgeſetzt zu ſeyn, wolle er ſich eine andre Wohnung nehmen. Er hoffe, Gutmann würde ſein Verfahren billigen, und den Schritt nicht für unüberlegt halten. Gutmann nahm gleich das Wort. Er ſagte nicht allein, Fauſt thäte an ſeiner Entſchlieſſung wohl, ſondern er ſetzte noch hinzu, daß er ſich ſelbſt am meiſten bedaure, daß er den beſten Geſellſchafter an ihn verlöre. So viel Kummer ihm auch die jungen Herren machten, ſo ſey doch immer der der empfindlichſte, daß ſie ihren beſten Freund, denn das ſey Fauſt in der That, ſo unartig begegneten. Er für ſein Theil wolle ſich nun auch gar nicht mehr um ſie bekümmern. Denn wer ſo unbeſcheiden ſeyn könnte, einem Menſchen über ſeine Geburt, die niemand verantworten könne, etwas beleidigendes zu ſagen, der müſſe ſich es auch gefallen laſſen, von niemanden nicht allein geſucht zu werden, ſondern es müſſe ihn nicht befremden, wenn ihn jeder flöhe, weil keiner alsdenn ſicher für ihn wäre.

Alles ſchwieg, und Fauſt gieng hinaus. Er beſorgte auch gleich die Räumung ſeiner Sachen, und zog in **Müllers** Wohnung, die ohnedem aus ſeinem Beutel gemiethet war.

Honden war es ſehr lieb, daß er es ſo weit gebracht hatte. Nun wolte er ſchon weiter kommen. Er vermuthete, es würde nicht wenig Aufſehen machen, daß er ſeine Geſellſchaft verlaſſen. Theils konnte man es ihm als einen Hochmuth auslegen, weil man wuſte, daß er frey wohne, theils könne man nun freyer gegen ihn handeln, da Gutmann nicht alles ſähe, und ihm Handlungen zur Laſt legen, die er doch nicht mit der Gewisheit, wie vorher läugnen könnte. **Wilhelmen**, dem es nach ihm am angenehmſten war, daß Fauſt ſich von ihnen getrennet, wolte er zum Werkzeuge gebrauchen, und da man, wegen Gutmanns Zeugniſſe, zu Hauſe immer noch etwas auf ihn hielt, ſo konnten deſſen Nachrichten, immer von Gewicht und Wirkung ſeyn.

Fauſt ließ ſich von allen gegrabenen Gruben nichts träumen. Er war ſehr froh, daß er einen Anſchlag ſo zufällig gut ausgeführt, der immer bey ihm im Werke geweſen, und war nun wenigſtens darüber ruhig, daß **Müller** jenen nicht mehr ein Dorn im Auge ſeyn durfte. Er lebte auch für ſich viel glücklicher, und genoß der Geſellſchaft ſeines liebſten Freundes ohne Zwang.

Viertes Kapitel.

Ein Vorfall, der auf Fauſts künftiges Schickſal viel Einfluß hat.

Fauſt pflegte, ſo oft es nur die Witterung erlaubte, die Abendſtunden in einem Garten zuzubringen, der nicht weit von der Stadt entfernt war. Müller muſte ihn dahin begleiten, und dies Vergnugen war das einzige, was er ſich machte. Die Geſellſchaft, die gewöhnlich dahin zu kommen pflegte, und aus ſehr ordentlichen Leuten beſtand, hatte ihn wegen ſeiner Gutthätigkeit, ſo lieb gewonnen, daß er ſich, wenn er fehlte, den andern Tag muſte ſagen laſſen: Er wäre vermißt worden.

Es wurde in dieſer kleinen Geſellſchaft viel ernſthaftes, aber unterhaltendes vorgebracht, und zuweilen war man auch wohl aufgeräumt. Man überſchritt aber nie die Schranken der Ehrbarkeit.

Es traf ſich einmal, daß Fauſt zeitiger, als gewöhnlich dahin kam, und ein Mädgen traurig in einem Winkel ſitzend fand. Ihre Phyſiognomie hatte etwas anziehendes, und es ſchien, als wenn ſie kaum ihre Thränen getrocknet. Es war noch niemand da, und er wurde begierig die Leiden des Mädgens zu kennen. Er gieng hin, und frug ſie ſehr liebreich was ihr fehle. Sie ſchien aber ſchüchtern, und ſahe einigemal bedenklich auf Müllern, als ob ſie ihn fürchtete. Er bat alſo ſeinen Freund, ſie alleine zu laſſen.

Als er hinausgegangen war, ſtand ſie von ihrem Sitze auf. Vielleicht wundern Sie ſich, ſagte ſie, daß ich mich ohne Sie zu kennen, an Sie wende, und mich Ihnen entdecke. Aber wiſſen Sie, mein Herr, ich bin in einer fürchterlichen Lage. Ich habe eine Mutter —

Hier wurde die Thür geöfnet, und es trat ein Advocat herein, der ein ordentlicher Geſellſchafter in dieſer Zuſammenkunft war. Das Mädgen ſchwieg, und Fauſt winkte ihr mitzugehen. Er gieng hinaus, und bat die Wirthin in die obere Stube gehen zu dürfen, weil er mit dem Frauenzimmer etwas zu ſprechen habe. Es wurde ihm ohne Bedenken verwilligt.

Meine Mutter, fuhr das Mädgen fort, iſt für mich keine Mutter. Ich bin heute ihr entlaufen. Sie wolte mich einem Böſewicht verkaufen. Schon ſeit vier Wochen plagt ſie mich, mich ihrer Gewinnſucht aufzuopfern. Lange habe ich gebeten, lange geweint, lange geflucht, umſonſt, ſie läſt ſich nicht erweichen. Heute Morgen war Hond —

Hier erſchrack Fauſt. Hond? rief er eifrig —

Das Mädgen war ſehr erſchrocken. Ich habe ihn genannt, ohne es zu wollen — O mein Herr, hätte er Ihre Freundlichkeit, Ihr leutſeliges Anſehen gehabt — gewiß ich würde nicht umſonſt gebeten haben. Aber er war nicht zu erweichen. Ich habe ihn auf den Knieen gebeten. Aber es war alles vergebens. Seine goldne Verſprechungen waren indeſſen nicht im Stande mich einzunehmen. Ich entflohe dem Auftritte, der mir heute bevorſtand. Verlaſſen, arm, elend, wie ich bin, wolte ich mich weit weg begeben, um zu dienen. Aber wie weit werde ich kommen? Man wird nicht unterlaſſen, mich aufzuſuchen, und dann — hier ſchwieg ſie, und ein Strom von Thränen netzte ihr glühendes Geſicht.

Fauſt war außer ſich. Honds Boßheit kam ihm verabſcheuungswürdig vor. Das reitzende Mädgen machte keinen Eindruck auf ihn. Womit, womit kann man Ihr helfen, frug er. Mit Ihrem Schutze, ſagte die Verlaßne. Ich bin verſichert, ich werde Ihnen nicht zur Laſt ſeyn. Ich kann ſchöne Arbeit machen. Ich werde mich ernähren. Aber Sie müſſen mir eine Wohnung ausmachen. Sie müſſen mich für eine Verwandte von Sich ausgeben, und alsdenn zum Anfange unterſtützen.

Das kann ich nicht, mein Kind, ſagte Fauſt. Alles was ich thun kann, will ich thun. Ich will Ihr ſoviel Geld geben, als ſie braucht.

O das brauche ich nicht, ſagte das Mädgen über die abſchlägliche Antwort äuſſerſt gekränkt. Geld kann mir nicht helfen. Wenn Sie ſonſt nichts geben können, das ſuchte ich nicht. Schutz, Sicherheit ſuchte ich. Ich glaubte in Ihren Augen zu leſen, daß Sie der Beſchützer beleidigter Tugend zu ſeyn fähig wären, Aber Sie ſind es nicht. Wohlan, ich muß Ihnen für Ihr Anerbieten danken, und mit einem Seufzer ſagte ſie es, weiter gehen.

Fauſten ſchlug das Herz gewaltig, als ſie ſich umdrehte, und nach der Thür zugieng, und da ſie ſchon halb hinaus war, rief er ſie zurück. Es war ihm unmöglich, ſie ohne Troſt zurückzulaſſen. Wie würde mir ewig ihre bittende Miene, ihr thränendes Auge, vor meiner Seele ſchweben? Und wenn ſie verführt, wenn ſie nun dem Böſewicht in die Hände geliefert würde, dann — wär ich es, der es hätte verhindern können.

Nein, ſagte er zu ihr, ich gehe um alles zu beſorgen. Er befahl ſie der Wirthin, und gieng zurück in die Stadt. Er miethete in der That eine kleine Stube für eine Anverwandte, brachte ſie noch denſelbigen Abend dahin, und kam zum zweytenmale zur Geſellſchaft zurück.

Dieſe hatte ſich unterdeſſen über den Vorfall luſtig gemacht. Man hatte ihn mit ihr wegfahren ſehen, und der kleine Advocat hatte beym nachherigen Eintritt, der Wirthin gleich das Wort genommen. Er war ein kurzer unterſetzter Mann, und die Wirthin eine ſo große Standarte, daß es ihm kaum möglich war, ihr in die Augen zu ſehen, ohne ſich mit einer beſondern Biegung des Halſes den Kopf beynahe auf den Rücken zu legen, weil er noch dazu etwas unterſichtig war. Als er ſich in die Poſitur geſtellt, ſagte er zu dem vor ſich habenden Rieſen: Ja, wenn ich wüſte, Frau Bartheln, daß ſie ihr Haus verunreinigte, ich wolte nicht allein niemals wieder herkommen, ich wolte Ihr auch ein Derbes auf den Kopf geben.

Ich dachte gar, ſagte der Coloß darauf, da müſten Sie doch eine Leiter holen, und Herr Zwerg ſetzte Sie hinzu, wenn das Ihr Ernſt iſt, was Sie da ſagen, ſehen Sie, ſo ſetz ich 'n Hundsfott darauf, denn vor Herr Fauſten, laß ich Ihnen mein Leben, das iſt ein ehrliebender junger Menſch, und das arme Mädgen hat ihm ſoviel vorgeweint, daß es einen Stein hätte erbarmen

men mögen. Wer weiß, auf welche gute Wege er ſie gebracht hat. Sie ſagte das ſo poßierlich, daß die ganze Geſellſchaft darüber zu lachen anfieng, ſelbſt Müller muſte mitlachen, und Fauſts Freundin, die das ſahe, konnte ſich nicht enthalten ihn vorzunehmen: Iſt das Ihre Freundſchaft Herr Müller, aber ſo iſts wenn der Neid jemanden plagt, denn wenn das hübſche Mädgen ſich an die andern Herrn gemacht hätte, da würden Sie nichts zu ſagen gehabt [illegible] — So lieblos gleich zu urtheilen? Da hatte ich vor etlichen Jahren, nun iſt er ſchon heim gegangen, einen Magiſter immer hier, o es war gar ein leutſeliger Mann! der pflegte zu ſagen, das Tempus und die Morus veränderten ſich, ich wuſte immer nicht obs die Moden ſeyn ſolten, aber einmal erklärte er mir es, und da wuſt ich, daß es ſo das Herz der Menſchen ohngeſehr war. So gehts hier auch. Freundſchaft ſolte man nur zu Grabe tragen. Er ſprach mir immer ſo ſchön von dem Dinge, was ein rechter guter Freund ſeyn müſte, daß es mir warm ums Herz wurde, und ich dachte, hätteſt du auch ſo 'n Freund, der dir alles zu Liebe thäte, aber der Magiſter ſetzte auch hinzu: Frau Bartheln, die giebts nicht mehr, und ich ſage immer, der ſelige Magiſter war mein beſter Freund.

Hatte Sie Ihren Mann da noch? Frau Bartheln, ſagte ein einäugiger Doktorand, der gewöhnlich ein luſtiger Vogel war. Er hatte ſich etliche Jahre als ein wilder Burſch herumgezogen, bis ihm einmal in einer Schlagerey mit Handwerksburſchen, das linke Auge ausgeſchmiſſen worden, welche Züchtigung ihn zu ſich gebracht, und zum Fleiß angetrieben hatte. Er war hernach ein rechtſchaffener Mann geworden, und prakticirte mit ziemlichem Glück.

Kuken Sie mich doch von der linken Seite an, ſagte die empfindliche Dame, der dies mächtig verdroß. Haben Sie den Merks ſchon vergeſſen? Wenn Sie die Todten noch ſo beſchimpfen, ſo geht gewiß das andere Auge auch kaput. Nein, Herr Krumbholzöl, mein Magiſter war keine ſolche Schnurre wie Sie.

Baſta, baſta, rief ein Student von einem andern Tiſche herüber, ereifere Sie Sich nicht, Frau Bartheln, ſonſt muß Herr Fauſt zuviel tröſten, wenn er kommt; denn das iſt doch der Freund, der des Magiſters Stelle erſetzt, weil er ſo fromm iſt.

I nu, das könnte er eher ſeyn als Sie. Von Ihren loſen Streichen hört man ja immer. Werden auch mahl'n ſchönen Paſter geben, mit dem Munde. Thäten immer beſſer, Sie bereiteten ſich aufs predigen, daß die Bauern nicht einmal ſagen: J de Schulmeſter lißt ock better ut de Poſtille, as de Gårhans preddigt.

Kurz, ſie theilte allen ihren Text aus, und eiferte ſich dabey nicht wenig, über die in Zweifel gezogene Ehrlichkeit Fauſts. Wenn die Schelme alle nur ſoviel werth wären als der gute Herr, rief ſie noch im Hinausgehen.

Als Fauſt zurückkam, muſte er ſelbſt noch recht herhalten. Zu ſeinem Glücke währte es nicht lange, denn er war zum Spaß nicht aufgelegt, und wolte doch der Geſellſchaft kein verdrüßliches Geſicht zeigen. Er war alſo froh, daß man aufbrach. Er theilte Müllern noch den Abend die Sache mit, der zwar die Handlung lobte, doch aber auch glaubte, es könne von nachtheiligen Folgen für ſeinen guten Namen ſeyn, wenn es heraus käme.

Dies war dem gutherzigen Jüngling wohl bekannt, aber das eigne Bewuſtſeyn der Rechtſchaffenheit war ihm mehr werth. Er hatte ſich vorgenommen, nach einiger Zeit ihr den Vorſchlag zu thun, daß ſie einen andern Ort zu ihrem Aufenthalte wählen ſolte. Er erzählte Müllern noch, daß er ſie für eine Verwandte ausgegeben, und daß, als er ſich von ihr wegbegeben, ſie noch ſeine Hände geküßt, und Thränen der Dankbarkeit

keit geweint. Es habe ihn dieſes unendlich gerühret, und er ſey ſo gewiß von ihrem guten Karakter überzeugt, daß er nie mehr Zufriedenheit über eine erwieſene Wohlthat empfunden.

Müller fand es ſchön, aber er fand auch das, was Fauſt davon ſagte, übertrieben. Er wünſchte, daß der Tag nicht geweſen wäre, und ſein Herz, das Fauſten ganz ergeben war, glaubte durch die Falten der Rechtſchaffenheit eine Neigung glimmen zu ſehen, die gar zu leicht zünden könnte. Jemehr das Mädgen vor ſich hatte, je tugendhafter ſie war, deſto gefährlicher ſchien ihm die Lockung für ſeinen Freund. Er ſchlief unruhig, und Fauſt nicht weniger als er. Die Unglückliche, die er in Schutz genommen, kam ihm nicht aus dem Sinn.

Man ſagt, Weinen ſoll die Schönheit eines Frauenzimmers erhöhen, und wenn dies wahr iſt, ſo muſte ein Mädgen, das alle Reitze ohnedem ſchon beſaß, in dieſer Situation nothwendig in die Augen fallen. Fauſt ſchrieb indeſſen ſeine Theilnehmung und Sorgfalt der bloſſen Begierde zu, ſie glücklich zu ſehen, und wolte, ob Müller ihn ſchon warnte, doch nichts von einer Leidenſchaft wiſſen. Sein Herz denke nicht daran, ſagte er zu ſeinem Freunde, es ſey ſo rein von allem Verlangen, daß er ſich deswegen auf ſich verlaſſen könne. Ueberdem beſitze es ein Gegenſtand, der ſich nicht daraus verdrängen lieſſe.

Es iſt wahr, Fauſt hatte Karolinen nicht vergeſſen, ob wir gleich nicht an ſie gedacht haben. Es war beym Abſchiede ausgemacht worden, daß ſie nicht aneinander ſchreiben ſolten. Die Eltern hatten dieſes aus der Abſicht gethan, damit Fauſt nicht durch eine ſolche beſtändige Erinnerung an ſeine Liebe, vom Studieren abgehalten würde. Die Meynungen ſind verſchieden, alſo kann es ſeyn, ſie hatten recht. Unſre Meynung aber wäre in dem Fall anders, und wir ſind geneigter zu glauben, es würde nicht allein keinen Aufenthalt, ſondern noch einen ſtärkern Antrieb zum Fleiſſe ihm gegeben haben. Aber es war nun ihr Wille ſo geweſen, und wenn wir das beweiſendſte Schlußwerk darüber abfaſſen wolten, ſo würde das in einer geſchehenen Sache nichts ändern. Fauſt bekam alſo keine Nachricht, und dennoch dachte er an ſeine Karoline fleißig.

Müller hatte ſeine eignen Speculationen. Er meinte, es ſey ſehr wohl möglich und in der Natur des menſchlichen Herzens, und ſeiner Veränderlichkeiten auch wohl gar gegründet, daß ein gegenwärtiger Gegenſtand einen abweſenden verdränge; Ein andrer Satz ſeiner Philoſophie war der, man könne ſich ſelbſt nicht trauen, und das auf ſeiner Hut ſeyn, was jeder als eine leichte Kleinigkeit betrachte, ſey ein äuſſerſt ſchweres Ding, nicht es zu fühlen und zu glauben, ſondern es in Ausübung zu bringen. Er wuſte wohl, daß in der Hitze der Leidenſchaft ſich hierüber nicht viel ſagen lieſſe; aber daß es noch ſoweit nicht mit ſeinem Freunde gekommen, wuſte er auch, und nahm daher gleich den andern Morgen Gelegenheit, mit ihm darüber zu ſprechen. Ich dächte, ſagte er ihm treuherzig, und mit biederm Herzen, ich dächte, Du lieſſeſt mich zu dem Mädgen gehen, und ihr das nöthige ſagen, damit man gar nicht einmal muthmaßen könnte, daß Du bey der Sache verwickelt wäreſt.

Dies deprecirte Fauſt nun förmlich, doch nur vor den heutigen Tag, und es war auch ſeines Herzens Meynung, daß der Rath ſeines Freundes gut ſey, und von ihm befolgt werden müſſe. Aber den erſten Tag, ſagte er, könnte ſie es für eine Kränkung aufnehmen, und ich muß Dich erſt mit ihr bekannt machen.

Müller konnte dawider nichts einwenden, und glaubte auch Fauſts Worten. Sie waren beyde gleich ehrlich, und hatten nie Geheimniſſe vor einander gehabt.

Fauſt gieng mit einem vollen Herzen zu Louiſen. Er fand ſie in voller Arbeit in einem netten

Negligee. Er hatte ihr zwar etwas Geld zu nothwendigen Ausgaben da gelaſſen, allein es ſchien ihm der Anzug etwas zu koſtbar für ihre Umſtände. Das machte ihn nachdenklich, ſo ſehr auch ihre Reitze auf ihn wirkten. Ihr Anzug war weiß mit bloß blauem Bande. Ihre ſchönen Haare hiengen in freyen langen Locken über ihre Schultern, auf einen Buſen, der, ob er ſchon mit Gaze bedeckt, doch reitzend genung war, weil er eine blendende Weiſſe durchſchimmern ließ. So hinreiſſend auch der Anblick [illegible] ſo war ſie doch ſelbſt äuſſerſt ſittſam, ſo wie auch ihr Anzug nicht einmal einen Schein von Kokketterie hatte. Als Fauſt eintrat, wolte ſie ihm die Hand küſſen. Dies wolte er nicht zugeben.

Sie haben mich ganz glücklich gemacht, mein Vetter, ſagte ſie, ich bin hier in Schutz, in einer unzerſtörbaren Sicherheit und Ruhe. Aber Ihre Stirn hat Falten? Fürchten Sie etwa daß ich Sie beläſtigen werde? Nein, mein Herr. Ihr erſtes Geſchenk war mir ſehr werth. Als eine Verwandte von Ihnen, darf ich Ihnen keine Schande machen. Dieſe Kleidung und die nöthigen Matterialien zur Arbeit, hat mir Ihre Grosmuth verſchaft. Nun habe ich nichts mehr nöthig, als die Fortdauer Ihrer Freundſchaft. Dieſe angefangene Arbeit, wird mir in einigen Tagen gut bezahlt.

Dieſe ganze Rede, die mit der eindringendſten Miene der Unſchuld geſprochen wurde, hörte Fauſt wie halb bezaubert an. Die Wendung, die das herrliche Mädgen mit ſeiner Verwandtſchaft nahm, hätte einen andern, der nicht ſoviel Standhaftigkeit gehabt, außer ſich gebracht. That ſie dies nun nicht bey ihm, ſo bewunderte er ſie wenigſtens. Er konnte auch nicht unterlaſſen, ihre ſchöne weiſſe Hand zu küſſen, um ſie von ſeiner Dankbarkeit zu überzeugen. Erröthend ließ ſie es zu, und der Kuß und die Röthe thaten einen mächtigen Angrif auf Fauſts Herz. Er ſetzte ſich hernach hin, und ſahe ihrer Arbeit zu. Er redete von verſchiedenem mit ihr. Er frug auch nach ihrer Mutter Namen.

Wenn Sie es Undankbarkeit nennen wollen, mein Herr, ſagte ſie Ihm, ſo muß ich büſſen, aber ich hoffe, Sie werden einen Grund meiner Weigerung finden, der mich bey Ihrer billigen Denkungsart entſchuldigen wird. Soll ich meiner Mutter Schande offenbaren?

Nein, antwortete ihr Fauſt. Behalten Sie Ihr Geheimniß. So viel Delicateſſe hatte er ihr nicht zugetrauet. Er fand nun nicht allein, daß ſie ein ſchönes Mädgen war. Er fand, daß ſie auch Grundſätze hatte, und er glaubte ihre Tugend dadurch ſo befeſtiget, daß er ohne alle

Gefahr einen Umgang fortſetzen zu können glaubte, der ihm ſo viel angenehmes verſprach.

Es fieng ihm an zu gereuen, daß Müller etwas von der Sache wüßte. Dieſen Augenblick halten wir für einen Zeitpunkt, wo ſein Herz nicht ganz rein war. Gemeiniglich iſt ein ſolcher Wunſch, ein Anklopfen des untergehenden guten Gewiſſens. Denn wäre Fauſt nicht in der Minute überzeugt geweſen, er könne fähig ſeyn, hier zu ſündigen, ſo hätte er nicht nöthig gehabt, ſeinen Freund von ſich zu wünſchen.

Er wolte den aufſteigenden [illegible]zuken zwar damit entſchuldigen, daß Müller ihn von dem öftern Vergnügen, ſie zu ſehen, abhalten würde; allein wir können dies vor nichts anders, als für eine kahle Entſchuldigung, wie ſie es iſt, anſehen. Indeſſen hatte er ſeinem Freunde verſprochen, ihn bekannt zu machen, und ſein Wort muſte er halten. Er konnte dem Dinge keine ſchicklichere Wendung geben, als daß er ihr ſagte: da er oft ſo ſehr beſchäftigt ſey, daß er ſich nicht genung nach dem würde erkundigen können, was ihr fehle, ſo wolle er zuweilen Müllern zu ihr ſchicken.

Faſt erſchrack er, als er ſie weinend über ihren Nehrahmen weg, und mit einer trüben Miene ihn anſehen ſahe: Wollen Sie mich hören, mein Herr? ſagte ſie ſehr gerührt.

Warum nicht? antwortete Fauſt, dem es ſchon ein Stich ins Herz war, daß ſie litt.

Nun denn, wenn Sie mir etwas gut ſind, ſo laſſen Sie es nicht einem Dritten wiſſen, wo ich bin. Ich habe nichts wider Ihren Freund, da er das iſt, ſo muß er meiner ganzen Achtung würdig ſeyn. Aber ich kann keinem Fremden unter die Augen treten, der meine Verhältniſſe mit Ihnen weis, und dieſe muß er wiſſen. Wenigſtens daß ich Ihre Verwandte nicht bin, muß ihm bekannt ſeyn. Alſo überheben Sie mich dem unangenehmen Auftritte. Beſuchen Sie mich, ſo ſelten Sie wollen, und wenn Sie über Ihr Herz bringen können, meinen Wohlthäter mit nicht zuweilen zu zeigen, ſo beſuchen Sie mich gar nicht. Freylich werde ich dadurch leiden!

Der Blick, der hier auf Fauſten fiel, ſagte mehr, als alles, was das Mädgen geſagt hatte. Glühender Dank, ſchien ihm aus ihren Augen in ſein Herz. Er verließ ſie mit dem Verſprechen, Morgen wiederzukommen. Dies hatte er beym Hingehen nicht einmal entfernt ſich gedacht. Aber wie könnteſt Du, ſagte er zu ſich ſelbſt, das Mädgen verlaſſen, die ſo edel denkt. Warum ſolteſt Du nicht täglich neue Beweiſe ihrer Tugend und Rechtſchaffenheit ſehen, und Dein eigenes Herz dadurch verbeſſern? Zuweilen wurden ſolche Geſpräche wohl durch einen Ausruf unterbrochen — Wie ſchön iſt ſie gewachſen! Wie ihre Hände ſo fein ſind! Welch ein ſchmachtendes Feuer in ihren Augen! Aber das ſchienen Nebendinge, ob ſie ſich gleich oft erneuerten, dieſe Gedanken an die Bildung des Mädgens.

Als er zu ſeinem Freunde kam, und ihm ihre Antwort auf ſeinem Antrag hinterbrachte, ſtutzte dieſer nicht wenig, Lieber Fauſt, ſagte er — hüte Dich — O Du biſt auch gar zu argwöhniſch, antwortete ihm dieſer. Die Antwort kam Müllern etwas hitzig vor, und er weinte Thränen in ſeinem Herzen. Fauſt ſchien ihm ſchon zu weit gegangen zu ſeyn. Aber er hatte Unrecht. Sein Herz war noch rein, und ſeine Freude über das Glück **Louiſens**, hatte einigen Antheil an ſeiner Entzückung, mit der er von ihr zu ſprechen pflegte. Es freuete ihm würklich, einen ſo tugendhaften Engel zu kennen, und es war ihm empfindlich, daß ſein Freund ſie ihm verdächtig machen wolte. Selbſt die kleine Grille, die ihm in den Kopf gekommen war, Müllern abweſend zu wünſchen, war ſchon wieder heraus, und wenn man ihm in der Lage ſeines Herzens geſagt hätte, er würde in Gefahr kommen mit **Louiſen** zu fallen, ſo ſind wir verſichert, er würde keinen Schritt weiter zu ihr gethan haben, um alle Welt vom Gegentheil zu überzeugen.

Aber das war **Müllern** nicht möglich, weil er ſeinen Freund zu ſehr liebte, als daß er ihm etwas Beleidigendes ſagen ſolte. Er nahm alſo einen ganz unrechten Weg, und indem er das Mädgen verdächtig zu machen ſuchte, grif er eine Sayte, die Fauſten, bey ſeiner guten Denkungsart von allen Menſchen, die allerempfindlichſte war.

Indeſſen blieb es nicht lange ſo. Fauſt, der nun täglich Louiſen beſuchte, verlor ſich nach und nach aus ihren Tugenden in ihre Reitze, und in acht Tagen, war es wurklich ſoweit mit ihm, daß er ohne ſie nicht einen Tag zubringen konnte. Er fieng an, **Müllern** es zu verheelen, daß er ſie beſuchte, und ſprach mit ihm nicht mehr von ihr.

Sonſt wurde **Karolinens** alle Tage erwehnt, jetzt dachte niemand an ſie, und wenn **Müller** zuweilen von ihr anfieng, ſo waren kurze Antworten alles, was er erhielt.

Was Fauſt ſelbſt darüber dachte, war freylich eigentlich nichts, denn er hatte ſie vergeſſen. Er wolte ſich ſelbſt das zwar nicht ſagen, ſondern glaubte noch immer, ſeine Liebe gegen ſie, ſey in nichts geſchwächt, und ſo lange er auf Akademien ſey, könne er ja wohl den unſchuldigen

Umgang mit Louiſen beybehalten, und gewiſſermaſſen irrte er ſich auch nicht.

* * *

Fünftes Kapitel.

Enthält etwas von Karolinens Zuſtande, die freylich beſſer Wort hält, als Fauſt.

Kaum war Fauſt von Hauſe abgereiſet, ein Abſchied der freylich nicht ganz Thränenlos abgieng, so faßte ſich Karoline. Sie hatte ſich es einmal vorgenommen, alle ihre Standhaftigkeit zuſammen zu nehmen, und zu zeigen, daß es nicht ſo ſchwer ſey, als man es glaubte, daß zwey Liebende von einander entfernt lebten.

Die erſten Tage gieng es vortreflich. Das beſtändige Andenken an ihn, die Ueberlegung, wie bald ſein Fleiß ihn zurückführen würde, das Schöne, was alsdann für ſie folgen würde, die Erinnerung an alle die verfloſſenen ſüſſen Stunden, die Wiederholung ſeiner ſo theuren und gewiſſen Verſprechungen, immer ſie in Gedanken zu haben, das alles gab etwas Stoff zum Zeitvertreib, und hielt auch ein Weilchen vor.

Als das erſchöpft war, kamen die Ideen von dem was er ihr wohl ſagen würde, wenn er nun zu ihr käme, ſie ſtellte ſich ihn in Gedanken vor.

und bildete ſich Träume von dem, was er in dem Augenblicke vor ihr ſagen würde, ob ihre Gedanken nicht etwa auf der Hälfte des Weges ſich begegnen könnten, und was dergleichen mehr war, aber auch das Spielwerk währte nicht lange.

Endlich, als ſie einmal an ihrem Schreibtiſch ganz niedergeſchlagen ſaß, ergrif ſie ein Papier, und ſchrieb etwas an ihn. Das gefiel ihr ſowohl, daß ſie in dem Augenblicke ſich ſelbſt hätte ſchlagen mögen, daß ſie es ſo leicht zugegeben, daß kein Briefwechſel unter ihnen ſtatt finden ſolte.

Ihr Vater hatte den Vorſchlag in Gegenwart Fauſts gethan, zwar nicht als einen Befehl, ſondern als eine Bitte, die noch von ihnen abhängen ſolte. Fauſt, der die Stärke eines ſolchen Hülfsmittels bey der Liebe ſchon einſahe, zukte die Achſeln, und wolte nicht gern daran. Aber Karoline, die gehorſamſte Tochter, ſahe kaum in den Augen des Vaters, daß er es gern ſehen würde, als ſie ſchon ohne weiter an etwas zu gedenken, ein Opfer brachte, welches ihr hernach viel tauſend Thränen koſtete. Fauſt hatte es ihr damals prophezeyet; aber ſie wolte es nicht glauben. Solten wir wohl Verſicherungen unſrer Liebe nöthig haben? ſagte ſie.

Nun ſprach ſie anders. Wenn ſie ein Blatt vollgeſchrieben hatte, und es mit Aufmerkſamkeit

keit durchlas, ſo ſagte ſie ſich: nun das ſolte er leſen, gewiß er würde ſeine Karoline ewig lieben.

Hätte das gute Mädgen vollends es gewuſt, wie vortreflich es für ſie geweſen wäre, wenn ſie hätte ſchreiben dürfen, ſo hätte ſie ſich gar nicht zufrieden gegeben. Sie that nun nichts anders, als daß ſie an ihn ſchrieb, und ſich ihre Briefe beantwortete, als ob ſie von ihm kämen. Aber das machte auch bald neue Grillen; denn am Ende hatte ſie doch alles ſelbſt geſchrieben, und wuſte nichts wie ſeine Denkungsart darüber war. Sie warf alſo auch das wieder weg, und fieng nunmehr ängſtlich an, ihn ſehr zu wünſchen. Dies that ſie alles heimlich. Oeffentlich ließ ſie nicht ein lautes Wort von ihrer Sehnſucht nach ihm hören. Sie glaubte auch, es bemerkte ſie niemand. Aber die Mutter die ſchlauer war als ſie, beobachtete ſie ſehr genau. Sie kam hinter die Briefe und las ſie alle. Sie ſahe daraus, daß die Leidenſchaft ihrer Tochter unheilbar wäre.

Die beſtändigen Lobeserhebungen, die Gutmann Fauſten machte, erhielten ſie noch etwas aufrecht. Der Vater hatte beſonders verlangt, daß man in den Briefen nichts von dieſer Verbindung erwähnen ſolte. Der Grund, weswegen er es that, war nicht übel. Er glaubte, daß bey beyden eine kindiſche Aufwallung, die Urſache der Neigung geweſen. Wenn ja auch etwas reelles harmonirendes in ihren Seelen gegen einander ſich fände, ſo würde dieſes, dachte er, wohl nach einigen Jahren nach bleiben, und ſich dann zeigen, würde aber in dieſer Zeit ſich dieſe Neigung verlieren, ſo ſey es ein Zeichen, daß ſie nicht für einander wären. Man habe oft, ſagte er zu ſeiner Frau, Beyſpiele, daß nach einer Trennung die Wiedervereinigung kälter ausgefallen, als man geglaubt, und bey einer Verbindung müſſe die Liebe ſo ſeyn, daß dieſes keinen Eindruck auf ſie hätte, ſonſt würden die Ehen allezeit unangenehmen Folgen unterworfen bleiben.

Aber nach einiger Zeit ſahe man wohl, daß Karolinens Neigung nichts flüchtiges wäre. Beſonders gab die Entdeckung mit den Briefen vieles Licht. Mädgen, ſagte ihre Mutter einmal zu ihr, Du treibſt es zuweit mit Deinen Grillen. Beſchäftige Dich, ſo wird Dir die Luſt vergehen, ſolche Briefe zu ſchreiben. Warſt Du es nicht, die ſo heidenmäßig dieſe Jahre abwarten wolte? „Wie ſchnell werden ſie vorübergehen, ſie werden mir wie ein Traum an ihn ſeyn.“ Sagteſt Du das nicht, Karoline?

Ach, liebe Mutter, das ſagte ich damals als mein Herz es glaubte, ich hatte ihn noch um mich, ſagte ſie mit Seufzen. Ich war zu ſehr von dem gegenwärtigen Glück geblendet, und die vielen Jahre auf die ich zurückſahe, und ſie ſo ſchnell verlaufen fand, machten mir Muth, daß die künftigen es eben ſo machen würden.

Siehſt Du nun, fiel ihr die Mutter ein, ſiehſt Du nun das wahre meiner Erinnerung. Nun, das ſind die Schmerzen, wovon ich Dir ſagte. Aber biſt Du toll? Kaum ſiebzehn Jahr alt und ſchon ſo närriſch verliebt. Laß ſie hingehen die Zeit, ſie fließt Dir ja in der Liebe Deiner Eltern hin. Und bedenke, daß noch vieles ihn betreffen kann, daß er vielleicht von Dir ſich abwenden kann.

Hier lief Karoline auf ihre Mutter zu, und hielt ihre Hand vor den Mund derſelben. Stille Mama, ums Himmelswillen, ſtille, erregen Sie keinen Argwohn in Ihrer Tochter, der ihre Tage zu einem brennenden Feuer machen würde. O können Sie auch böſe ſeyn?

Die ſorgfältige Mutter erſchrack. Sie glaubte nicht, daß ſie das ſo rühren würde. Sie wurde immer mehr gewahr, daß die Wunde ihres lieben Kindes ſo tief ſey, daß ſie nie könne geheilet werden, und ſie wünſchte von dem Augenblicke an, nichts mehr, als daß Fauſt nur der ordentliche fleißige Jüngling bleiben möchte, der er bisher geweſen, damit ſie ihre Karoline nicht einmal durch eine ſanfte reine Liebe, wie die ihrige würklich war, unglücklich ſehen möchte.

Beyde Eltern konnten der Tochter nicht mehr ſchmeicheln, als wenn ſie von ihrem Geliebten zu reden anfiengen, aber dieſes Vergnügen währte auch nicht gar zu lange.

Die Briefe kamen endlich, worin ſowohl **Gutmann** als **Wilhelm** die Nachricht von der Trennung **Fauſts** von ihnen gaben. Der erſte ſtellte es freylich auf der Seite, wie es geſchehen war, vor, und weil er glaubte und Urſach hatte zu glauben, daß man in ſeinem Karakter kein Mistrauen ſetzen würde, ſo machte er nicht viel Weſens von der Sache. Daß Fauſt Recht gehabt, es zu thun, weil er auf dieſe Art von den **Barons** beleidigt war, war faſt alles, was er davon erwähnte.

Wilhelm aber hatte ſeinen Brief beynahe gänzlich aus **Honds** Feder. Er erzählte zwar die Sache mit den **Barons** als eine ſolche, die unerlaubt wäre, und **Fauſten** aufs äuſſerſte beleidigen müſte, denn **Hond** kannte Seeliſts Denkungsart zu gut, als daß er ſo etwas hätte billigen können. Er ließ auch **Wilhelmen** ſcharf auf die **Barons** und ihre Lebensart ſchimpfen, denn an ihnen,; war ſeine Meynung, wäre ihm nichts gelegen, wenn er nur ſeinen Plan durchſetzte.

Aber der Hauptpfiff war der, daß Wilhelm nach allem dem hinzuſetzen muſte: Er könne es nicht verheelen, daß es ihm eigentlich recht lieb ſey, daß Fauſt aus ihrer Geſellſchaft gegangen, denn er ſey ein heimlicher Zänker geweſen, welches er bisher nicht entdecken wollen, weil er gewuſt, daß Gutmann doch alle ſeine Fehler entſchuldigen würde. Nun, da er weg ſey, wolle er wenigſtens das, was er bey ihm gelitten, nicht verheelen. Beſonders ſey er ihm die letzte Zeit mit ſehr vielem Stolze läſtig geweſen, habe ſich öffentlich der Verbindung mit ſeiner Schweſter gerühmet, und ſolche als eine Folge ſeiner Verdienſte, und des Eindrucks, den ſeine Vollkommenheit auf Karolinen gemacht, dargeſtellt. Freylich habe er ſich gehütet ſo etwas in Gutmanns Gegenwart zu ſagen, als gegen welchen er immer ſehr demüthig geweſen.

Die ganze Erzählung war ſo naiv eingekleidet, verrieth ſoviel Unſchuld, und ſchien ſo ungekünſtelt aus dem Herzen zu kommen, daß Seeliſt gleich äuſſerſt aufgebracht wurde. Er war zwar von Natur nicht hitzig, aber er liebte ſeine Kinder aufs äuſſerſte, und es war ihm alſo ſehr empfindlich, ſeine Tochter in ein ſolches Licht geſtellt zu wiſſen. Er wuſte ſein Herz auf keine andere Art von dem Druck zu erleichtern, als daß er

Fauſt gänzlich von den künftigen Anſprüchen auf Karolinen ausſchloß.

Dieſe hörte ihr Todesurtheil mit einer Standhaftigkeit an, die die Seele ihres Vaters in Verwunderung ſetzte, und da er den Grund davon nicht einſahe, ſo frug er ſie gleich, was ſie für Hofnungen hätte, und ob ihre Liebe nicht bey der Nachricht ſich in Gleichgültigkeit verwandelt hätte. Er glaubte würklich, ſie habe es eben ſo ſtark empfunden, wie er, daß Fauſt ihren Namen gemißbraucht.

Karoline die nichtsweniger Willens war, als auf einen bloßen Brief gleichgültig gegen den zu werden, der der einzige Wunſch ihres Herzens war, nahm nunmehro hitzig das Wort: Sie ſey überzeugt, ſagte ſie, daß nichts von dem in Fauſten ſey, was man ihm Schuld gebe. Sie wußte es von alten Zeiten, daß Wilhelm ihm allemal feind geweſen, und auf alle Art und Weiſe geſucht habe, ihn herunterzuſetzen. Sie wolle indeſſen ihn nicht vertheidigen, ſie hoffe aber, iht Vater werde ihr erlauben an Fauſten zu ſchreiben, und ſeine Erklärung über dieſe Punkte zu verlangen.

Dies verbot er ihr ſchlechterdings, und alle Bitten und Thränen des lieben Mädgens, die nun, nachdem ſie die Hofnung ihren Geliebten Schuldfrey zu ſehen verloren hatte, häufiger wurden, konnten den aufgebrachten Vater nicht dahin bringen, ihr dies zuzugeben. Sie muſte ihn betrübt verlaſſen, und ſeit der Zeit wurden ihre Tage, aus Tagen der Sehnſucht, zu Tagen des Kummers.

Seeliſt hatte ſo unrecht nicht, wie Karoline in ihrem Herzen es ihm Schuld gab. Die Ungerechtigkeit, die er ihrer Meynung nach ihr bewieß, beſtand in nichts als in der Verſorge vor ſeinen Sohn. Er war ſo begierig wie ſie ſelbſt, die Entſchuldigung Fauſts zu wiſſen, allein er kannte Fauſts jetzige Denkungsart nicht, und wuſte alſo auch nicht ob ein ſolcher Schritt, wie Karoline zu thun Willens war, den jungen Menſchen nicht zur Rache anfeuren würde, und da ihm ſein Sohn ſo lieb als Karoline war, er auch, wenn die Sache ſich anders verhielte, Fauſten wieder eben ſo gut werden konnte, und alſo einen ſo wenig gern als den andern verlor, ſo hielt er es für beſſer, ſeine Maasregeln anders zu nehmen. Doch ehe er ſeinen Plan ausführte, kam eine neue Hinderniß, wie wir in der Folge hören werden, und es wurde nichts draus.

Karoline klagte zwar ihrer Mutter einen Theil ihrer Leiden, die ſie ſo gut ſie konnte zu tröſten ſuchte, allein den größten Theil behielt ſie bey ſich, und begrub ihn in ihrem Herzen, das der

Trauer die Wohnung geöfnet. Von ihrer Zärtlichkeit gegen Fauſt war nicht ein Gran verloren, denn ſie hielt alles für Erfindungen, den armen Jungen um ihren Beſitz zu bringen.

Sechſtes Kapitel.

Wie die Nachricht in des Barons Hauſe aufgenommen wird, und wie Fauſt dabey wegkömmt.

Es läßt ſich faſt nichts elenders denken, als die Rachgier der Barons über die Entfernung Fauſts. Aeuſſerlich zwar hatten ſie ſich darüber ſehr zufrieden bezeigt. Sie hatten beſonders, da Fauſt ſeinen Abſchied nahm, ſehr hinter ihm hergelacht, und ſich über ſeine Standhaftigkeit luſtig gemacht. Aber in ihnen kochte der Aerger über dieſen Schritt ihnen doppelte Galle. Sie ſahen es als eine Verachtung an, und ſie ſchrieben, um ſich dafür zu rächen, ihren Eltern die gröbſten Lügen von Fauſts Aufführung. Unter andern gaben ſie vor, er habe ſich über das lumpige Geſchenk von zweyhundert Thalern jährlich aufgehalten. Für einen Reichsbaron, der ſo viele Mittel hätte, ſey das eine Kleinigkeit, die man nicht erwähnen ſollte. Und doch ſey es Belohnung für die Geſellſchaft,

ſellſchaft, die er ihnen geleiſtet. Er meine, eine ſolche Belohnung habe er lieber gar nicht haben wollen, denn er thue ſehr groß damit, daß er ihnen ein Beyſpiel einer guten Aufführung geweſen. Sie ſetzten hinzu, daß er über ihren Stand geſpottet, und geſagt, mit ſeiner Gelehrſamkeit könne er viel weiter kommen, als ſie mit ihrem elenden Titel.

Baron Schleich las alles dies mit einer wütenden Hitze, und beſchwor es gleich, Fauſt ſollte von nun an keinen Heller mehr von ihm bekommen. Ich wills meinen Söhnen ſchreiben, daß ſie ihn durchprügeln wie einen Hund, den Buben da. Er wollte gleich in die Stadt, und Trinen die Aufführung ihres Sohnes bekannt machen, und jeder der ihm begegnete, ſolle es wiſſen, was für einen Hundsfott er aus ihm erlebet.

Die Baroneſſe hatte alle Mühe von der Welt, ihm dieſes auszureden. Sie kannte den Karakter ihrer Söhne, und Fauſts Betragen wuſte ſie zu gut, als daß ſie alles hätte glauben ſollen. Daß aber etwas an der Sache ſeyn könnte, dachte ſie deswegen, weil ſie kurz vorher in Seeliſts Hauſe Wilhelms Brief geleſen, der mehr Eindruck auf ſie machte. Sie hatte alſo zwar ſich vorgenommen, Fauſt nicht zu vertheidigen, aber ſeine öffentliche Beſchimpfung, und die Mutter von ihm zu kränken, das konnte ſie auch nicht zugeben, beſonders da dieſe Sache immer noch etwas zweifelhaft war.

Sie ſtellte ihm alſo vor; daß es traurig genung für Fauſten ſeyn müſſe, daß er der Gemeinſchaft mit ihrer Familie beraubt würde, daß Seeliſt auch ſchon Nachricht davon habe, und verſprochen hätte, ihm Karolinen abzuſchlagen.

Als der Baron Schleich dieſe Nachricht hörte, ſprung er für Freuden auf, und gieng gleich in das Seeliſtiſche Haus, dankte dem braven Vater für eine Entſchlieſſung, und ſetzte hinzu, daß wenn einer von ſeinen Söhnen fähig wäre, die Stelle zu erſetzen, er von ganzen Herzen die Hände dazu bieten würde.

Allein hierzu hatte Seeliſt wenig Luſt. Die Barons waren ihm ſchon als Knaben wegen ihrer Aufführung zuwider geweſen, und würden alſo bey der Zügelloſigkeit ihrer Lebensart eher ſich verſchlimmert als verbeſſert haben. Das war er überzeugt, wuſte auch wohl, daß ſeine Tochter Fauſten ſo leicht nicht vergeſſen würde.

Nach einigen kleinen Pauſen rückte der Baron mit ſeinem Briefe heraus, und las ihn Seeliſt vor. Er hätte aber beſſer für ſeine Sache gethan, wenn er dies unterlaſſen hätte. Denn kaum hörte Seeliſt die offenbare Bosheit, die in dieſem Briefe ſteckte, als es ihm durch den Kopf fuhr, ſein Wilhelm könne wohl mit unter der Decke ſtecken, und da ſein Herz zu keiner Verſtellung je eingewilliget, ſo fieng er an mit mehr Gelindigkeit von Fauſten zu ſprechen.

Der Baron fluchte nur deſto heftiger, hörte gar nicht auf ſeine Entſchuldigungen, und verſicherte Karolinen, die kurz darauf hereinkam, er würde ſie für das trefflichſte Mädgen halten, wenn ſie dem Bürſchen geradezu ſchriebe, er ſey ein Schlingel. Und wenn ſie wolle, ſo wolle er ihr einen Brief in die Feder diktiren, den der Bube gewiß keinem Menſchen zeigen [illegible]. Sie ſey ein ſo gutes Mädgen, daß ſie den beſten Mann verdiene, und ſie möchte es nur recht bedenken, was er für ein Schuft wäre, ſo würde es ihr gar nicht ſchwer fallen, ihn zu vergeſſen.

Karoline hörte mit trüber Seele, alle die Schmähungen an. Sie bat ihn, als er endigte, mit der Zärtlichkeit einer Tochter, er möchte alles reiflich überlegen, ehe er ihn verdammte. Sie wolle mit ihrem Leben davor ſtehen, daß er zu ſolchen Boßheiten nicht fähig wäre. Sie hätte ſchon ihren Vater gebeten, daß er auch den andern Theil hören möge. Sie wüßte zwar wohl, daß es heut zu Tage Mode ſey, daß man Leute von geringerm Stande, unterdrücke, und glaubte, es ſey ihnen keine Vertheidigung nöthig, allein ſie halte den Baron zu einer ſolchen Handlung zu gerecht.

Der Vater erſchrack gewaltig über die Dreiſtigkeit des Mädgens, und ſo richtig er ihren Schluß fand, ſo hatte er doch Urſach den Baron zu ſchonen, deſſen Verlegenheit deswegen er merkte. Er fiel ihr alſo in die Rede, und ſagte: Sie urtheile wie ein verliebtes Mädgen, und es ſey nichts gewiſſer, als daß Fauſt in der Sache nicht unſchuldig ſey. Indeſſen wolle er, um ſie zu beruhigen, es ſo lenken, daß Fauſt ſich vertheidigen könne, wenn er Urſach zu haben glaubte, woran er jedoch ſehr zweifle.

Der Baron, der Seeliſts Betragen hierbey ſehr poli fand, wollte nicht in der Höflichkeit zurückbleiben, er verſicherte alſo das Fräulein, die über und über roth geworden, daß er auch alle mögliche Billigkeit beobachten würde, und daß er es keinesweges tadelte, daß ſie dem Menſchen, bey der guten Anlage die er verrathen, gut geweſen, und wenn es ihm möglich wäre, ſich unſchuldig zu machen, ſo wolte er der erſte ſeyn, der ihm die üblen Beſchuldigungen, die er ihm nach der jetzigen Lage machen müſſe, abbitten würde.

So ſehr es Seeliſts Ernſt war, die Sache zu unterſuchen, ſo wenig dachte wohl der Baron daran, und auf ſeiner Seite war es bloße Galanterie, eine Praxis, die er in vielen Jahren nicht ausgeübt, und nur zu erwiedern ſich ſchuldig glaubte, weil er es von Karolinens Vater für den nehmlichen Zug anſahe.

Dies war aber für das arme Mädgen, die ſo froh auf ihr Zimmer hüpfte, als ob ſie ſchon alles gewonnen hätte, viel Beruhigung, und ſie ſahe den Baron, der ihr erſt ein fürchterlicher Gegenſtand war, nach dieſer Schmeicheley, die ſie für Ernſt aufnahm, als einen Friedensboten an.

Der gieng bald nachher fort, und erzählte den Auftritt ſeiner Frau, mit dem Zuſatz: Er glaube, daß Karoline nie von dem Böſewicht ablaſſen könne, und es ſey eine abſcheuliche Thorheit von dem Mädgen, daß ſie nicht ſuche, ſich eines ſeiner Söhne zu verſichern. So lieb er Seeliſten auch nunmehr hatte, ſo konnte er doch nicht unterlaſſen, ihn wahnſinnig zu heiſſen, daß er eine der beſten Parthien für ſeine Tochter im ganzen Kreiſe ſich nicht gewiß machte, denn des Mädgens Einwilligung, ſagte er, wolte ich als Vater bald haben. Aber er frißt ſie vor Liebe noch auf.

Der Baron wolte ſich gleich niederſetzen, und an ihn ſchreiben, um ihm in den härteſten Ausdrücken ſeine ſchlechte Aufführung vorzuwerfen. Allein die Baroneſſe, die nun die nehmliche Furcht hatte, welche Seeliſt vorher geäuſſert, und Fauſten, als einen jungen Menſchen eben nicht von Rachbegierde freyhielt, diſponirte ihn dazu, daß er es noch aufſchob, und es würden Fauſten fürs erſte nur die Gelder, wovon eben das zweyte Jahr abgeſandt werden ſolte, vorenthalten. Fauſt verlohr alſo durch den Brief der Barons zweyhundert Thaler, gewann aber durch ihn viel in dem Herzen Seeliſts, welches ihm, wenn er es gewuſt hätte, um vieles angenehmer geweſen ſeyn würde, und er hätte ſich einer völligen Gnade bey dem Vater ſeiner Geliebten ſchmeicheln können, wenn er jetzt zu ihm gekommen wäre.

Siebentes Kapitel.

Fauſts Herz wird überrumpelt. Folgen davon. Müller ſucht ſein Beſtes, welches er aber verwirft.

Weit in Gedanken von Karolinen und ihrem Vater entfernt, lebte Fauſt nur in Louiſen. Er ſahe ſie täglich, und er ſahe nichts mehr als ſie. Sonſt hatte er keinen Tag hingehen laſſen, ohne Gutmannen zu ſprechen, jetzt kam er nur dann und wann hin. Das Glück wolte ihm auch ſowohl, daß er dieſem für ihn, wenn er die Lage der Sache gewuſt hätte, gewiß beängſtigtem Manne, eine geltende Entſchuldigung entgegen ſetzte, und die war, daß die Barons ihn nie ungeneckt lieſſen. Und geſtehen müſſen wirs, daß dieſe ungezogenen Jungen ihm immer hart begegneten, ſo daß, wenn Fauſt nicht eine ſo übertriebne dankbare Seele gehabt, ſeine Geduld gewiß geriſſen ſeyn würde.

Wenn er aber doch zuweilen von einem unvermeidlichen Wortwechſel, wobey ſeine Seele ganz in Aufruhr kam, zu Louiſen eintrat, und da die Miene eines Engels ihm entgegen lächelte, ſo war ihm das ſolche Wonne, wie ſich manche Corporaliſten die himmliſche denken mögen.

Er war nach und nach mit der vermeinten Couſine ſoweit gekommen, daß ſie einander in die Arme lieſen wenn er hinkam, wobey freylich Louiſe immer vorher etwas roth wurde. Ihre Delicateſſe hatte gemacht, daß Fauſt gar nicht zu ſich ſelber kam, und indem er nur immer die Schritte, die ſie pianiſſimo vorwärts machte, ſo zu befeſtigen ſuchte, daß ſie aus Reue und jungfräulicher Empfindung ſie nicht wieder zurückgehen ſolte, ſo gieng er deſſen unbewuſt ihr immer mit ſtarken Schritten entgegen.

Da ſie immer in ein und eben demſelben Negligee gieng, weil ihre Arbeit doch nicht ſogar viel fruchtete, als ſie vorher Weſens davon gemacht, wie es mit allen Luftſchlöſſern zu ſeyn pflegt, ſo hatte ſich Fauſt in ſeinem Gewiſſen verbunden gehalten, dem guten Mädgen eine Garderobe anzuſchaffen, die, ob ſie zwar nicht koſtbar war, doch Fauſts Kräfte überſtieg, beſonders da ihm für die Zukunft, die zweyhundert Rthlr. des Barons entgiengen, wovon er aber, wie wir zu ſeiner Entſchuldigung anführen muſſen, noch nichts wuſte.

Das einzige unangenehme für ihn war dabey, daß er Müllern durch ſeine Zurückhaltung kränken muſte. Dem Uebel abzuhelfen, wandte er alle Kräfte an, und es gelang ihm endlich ſein Louisgen dazu zu bewegen, daß ſie erlaubte. ihn mitzubringen.

Freylich hätte es wenig Liebe angezeigt, wenn ſie ihm dies hätte abſchlagen wollen, ſo ſehr auch die Gegenwart eines Dritten ihr äuſſerſt läſtig war, und wir traueten ihr auch gleich anfangs ſo viel Klugheit zu, daß ſie ſich zu rechter Zeit geben würde, wenn ihr anders etwas an der Eroberung, die ſie nun würklich gemacht, gelegen wäre.

Kaum hatte Fauſt das Verſprechen von ihr heraus, als er halb entzückt nach Hauſe eilte.

Müller ſah ihm gleich das auſſerordentliche im Geſichte an, und jener war verlegen, wie er die Sache eigentlich anbringen ſolte, da er ſeit ſo langer Zeit ſich von Müllern immer mehr entfernt, und es vermieden hatte mit ihm eine Unterredung auf den Punkt ſeines Mädgens anzufangen.

Indeſſen ſiegte die Begierde, ſeinem Freunde eine Nachricht, die er für ihn angenehm glaubte, zu geben, bald über alle Zweifel, und er gab ihm in den feurigſten Ausdrücken zu erkennen, daß wenn er der Einladung ſeiner Couſine folgen wolte, er ſie dieſen Nachmittag ſehen, und aus ihren Blicken die Seeligkeit ſchöpfen könnte, die er daraus nähme. Müller lächelte, und freundſchaftlich. Doppelt, ſagte er, iſt es mir angenehm, daß ich dazu komme. Einmal, Fauſt, hoffe ich würklich Vergnügen davon zu haben, denn ſo gar; ohne Geſchmack biſt Du nicht, daß nicht an dem Gegenſtande Reitz ſeyn ſolte, den Du Deinem Freund ſo viele Tage geopfert.

Beſchämt ſahe der betroffene Jüngling vor ſich nieder. Tief verwundete es ſein ſtolzes Herz, daß er ſich einer Unfreundlichkeit bewuſt war.

Zweytens, fuhr Müller fort, ſoll es mir ein Geſchäfte ſeyn, mit meinen Augen das zu unterſuchen, was die Deinigen vielleicht überſehen.

Ich will wiſſen, ob Du Gefahr läufſt, Deine Ruhe zu verlieren.

Röthe breitete ſich über Fauſts Geſicht aus. Er waſte ſelbſt nicht, was die glühende Veränderung in ihm ſagen wolte. O Freund, rief er mit zerſtörten Mienen, wie ſehr erniedrigſt Du mich. Vergieb mir meine Unfreundlichkeit, aber laß mich Dir auch vergeben, daß Du einen ſo ungerechten Argwohn hegſt. Glaubſt Du mein Herz nicht rein?

Ich muß die Sprache eines Freundes nicht in die, eines Schmeichlers, verwandeln, am wenigſten in Stunden, wo die erſte nothwendig iſt, antwortete ihm Müller ernſthaft. Du würdeſt mich einmal beſchuldigen, ich hätte es an Warnung fehlen laſſen. Indem ich Dir das ſage, lieber Fauſt, fühle ich gewiß, daß es nicht ſo leicht iſt, ein wahrer Freund zu ſeyn, als man vielleicht glaubt. Wie ſehr iſt es meinem Herzen nahe, Dir zu ſagen, behalte Deine Freuden, und laß ſie Dein Leben Dir zum Himmel machen; aber die Stimme der Liebe zu Dir, ruft mir es zu, Dich zu warnen.

Hör auf, Lieber, ſagte Fauſt, keine Predigt mehr. Sieh Louiſen, oder vielmehr höre ſie, und dann —

Das iſts eben was ich fürchte, daß ich dann nicht mehr die Ueberlegung haben, nicht mehr herzlich Dirs werde ſagen können, was Du zu befürchten haſt. Ich kenne den Eindruck, den Unſchuld auf ein Herz, wie das Deinige, machen kann.

Er ſchwieg, und Fauſt auch, dem es bey der kritiſchen Unterredung ganz warm geworden war. Sie giengen zuſammen zu Louiſen. Müller trat zuerſt hinein, und er bekam einen ſo reitzenden und zugleich ehrerbietigen Gruß, daß er Hochachtung athmete. Fauſt wurde freylich beſſer empfangen. Man reichte ihm [illegible] Lilienhand, und das mit einer Zärtlichkeit, die Müllern die ſicherſte Ueberzeugung gab, daß das Mädgen nicht in einer weniger fühlbaren Lage ſich befände, als ſein Freund.

Dieſer küßte ſie mit einem feurigen Entzücken. Es war ihm nicht möglich, ſich etwas zu verſtellen, und Zurückhaltung ſelbſt kannte er in Anſehung dieſes Gegenſtandes kaum. Das Geſpräch, das ſie führten, wurde unterhaltend. Müller ſuchte es zwar von der Freundſchaft, die die Materie deſſelben war, auf die Liebe zu lenken, allein keines von beyden wolte darauf eingehen. So ſehr er auch zu beweiſen ſuchte, wie leicht der

Uebergang dahin ſey, ſo behauptete doch die Schöne immer, es ſey ihr unmöglich, das zu glauben.

Indeſſen geſtand ſie die Möglichkeit, weil ſie die letzte Leidenſchaft nicht kenne.

Gern hätte Müller geſagt, er glaube, ſie habe ſich ſchon in ihr Herz geſchlichen, aber die Feine ſeiner Denkungsart erlaubte es ihm nicht. Fauſt antwortete auf nichts, was den Punkt betraf, denn er fürchtete ſich zu verrathen, oder, da wir es doch eigentlich nicht ſo nennen können, denn er war nicht einig mit ſich ſelbſt, was er fühlte, er wolte keine Gelegenheit zu Schlüſſen auf ihn geben.

Sonſt war dieſe Zuſammenkunft eine der zurückhaltendſten, die jemals zwiſchen Fauſt und Louiſen geweſen, die allererſte ausgenommen, und ſie wurde auch deswegen etwas langweilig für Fauſten. Louiſe ſprach ſehr viel mit Müllern, der ihren Geiſt, und ihre Fähigkeiten bewunderte, und zufriedner weggieng, als er geglaubt hatte. Die Beſuchenden entfernten ſich von ihr, als von einem Gegenſtande der Hochachtung.

Geſtehe mir nur, ſagte Fauſt, daß ſie eins der reitzendſten Geſchöpfe iſt, die Du jemals geſehen, daß die Unſchuld auf der Stirn lächelt, daß man ſie lieben muß.

Alles das iſt gut, antwortete ihm Müller, ich finde Deinen Geſchmack gut, Dein Herz gefühlvoll, und Deiner Seele macht die Bemerkung ihrer Unſchuld Ehre. Aber bedenke doch Dich ſelbſt, Fauſt, bedenke Deine Verbindungen. Ich müſte ja keine Kenntniß von dem menſchlichen Herzen haben, wenn ich die Lage eines ſo vertrauten Umganges nicht verführeriſch nennen ſolte. Und wenn ich auch auf Deiner Seite glaube, daß Dein Verſprechen an Karolinen Dir nicht zu Laſten wird) andere Verbindungen einzugehen, ſo iſt doch das Mädgen immer ſehr übel daran. Siehſt Du es nicht, daß ſie ſchon die lebhafteſte Neigung für Dich hat? Und ſol [illegible] dieſe behalten? Wirſt Du ſie nicht aus dem Irrthum reiſſen, in dem ſie vielleicht ſteht, daß Du ihr ernſthafter Liebhaber werden wirſt.

Dies machte Fauſten aufmerkſam, und er ſagte ſeinem Freunde nichts als: Da werde ich helfen, und er dachte in dem Augenblicke daran, alle ſeine Verbindungen mit ihr aufzugeben. Als er ſich aber niedergelegt, und nun in der vollen Freyheit ſeiner Seele den Plan überlegen wolte, den er deswegen zu machen hätte, ſo war Louiſens Bild in aller Entzückung, die er nur bey ihrem Anblick gefühlt vor ihm, und Karoline, die in dieſem Augenblicke, die bitterſten Thränen um ihn vergoß, ſtand in einem entfernten Winkel ſeines Herzens, und ſie ſchien nichts zu haben, das für ſie redete, als bloß das Bisgen Verſprechen was er ihr gethan, ſie ewig zu lieben. Das Andenken an Jahre, die ſie ihm geopfert, die Leiden ihres Körpers und ihrer Seele bey ſeiner Krankheit, die Freude mit welcher ſie die Einwilligung des Vaters, ihren Fauſt zu lieben, empfieng, der Abſchied, der ihm die Verſicherung gegeben, nur ſeine Liebe könne ihr Leben ſeyn, das alles war in weniger als einem Jahre, ja in wenigen Wochen, denn noch denſelbigen Tag, als er Louiſen zuerſt ſahe, hatte er von ihr mit dem lebhafteſten Feuer geſprochen, alles das, was ſonſt hell in ihm gebrannt, lag nun, wie eine todte Kohle, verlöſcht, drückend, und wie von keinem Werthe in ihm.

O Karoline, hätte in dieſem Augenblicke einer der Briefe von denen Du ſagteſt: Würde er das leſen, er würde ewig mich lieben! hätte eines dieſer Zeugniſſe Deines treuen Herzens zu ihm kommen können, Du hätteſt gewiß geſiegt!

Aber ſo ſahe es nun windig um die Treue ſeines Herzens aus. Die lebhaftere Vorſtellung der reitzenden Unſchuld, die erſt geſtern ſo wonnevoll ihm entgegen gelächelt, unterdrückte jeden Gedanken an ſeine erſte Liebe, und anſtatt, daß er den gehabten Vorſatz befeſtiget hätte, ihr zu entſagen, und das arme Mädgen nicht ganz elend zu machen, deren Neigung gegen ihm, er Müllers Beobachtungen nicht gänzlich abſprechen konnte, ſo fiel der Schluß nicht weiter als dahin aus: Er wolle erſt unterſuchen, wie weit ihre Leidenſchaft gegangen ſey, und dann auf ein Hülfemittel denken, bis dahin aber alle Seeligkeit eines ſo reizenden Umganges noch ſchmecken.

Von dem Vorſatz konnten auch alle Vorſtellungen Müllers, die in der That edel und aus dem beſten Herzen waren, nichts verändern. Es blieb dabey, ohngeachtet dieſer warme Freund faſt Thränen vergoß, um ihn zu erweichen. Fauſt gieng wieder, und fand das nicht, was Müllern aufgefallen war. Er glaubte keine beſondre Neigung gegen ſich zu bemerken. Allein das gieng natürlich zu. Er glaubte ſich ſelbſt frey davon, und beurtheilte alſo die Sache nach ſeinem eigenen Spiegel. So ſchien ihm alles, was Müllern heiſſe Liebe war, nur dankbare Gefälligkeit, und die Erklärung brachte wieder Ruhe in ſein Herz. Er nahm auch Müllern ſeltener mit, als er ſichs anfangs vorgenommen, weil er jedesmal neue Erinnerungen hören mußte, und ſein Gewiſſen anfieng, ihn nicht ganz frey von dem zu ſprechen, was ihm jener zur Laſt legte. Müller bat ihn auch einmal, er möchte doch, da er glaubte, und überzeugt wäre, daß ſeine Abſichten die beſten, einmal Gutmannen zu Rathe ziehen; denn, ſagte er, ich wünſchte nicht, daß es ſo weit kommen möchte, daß keine Rückkehr ſtatt fände.

Fauſt ſahe ihn zwar mit großen Augen an, allein er erblickte ſo viel Standhaftigkeit in ſeinem Blicke, daß er ſich nicht getrauete, ihn hart anzureden, ſondern ihn nur bat, noch einige Zeit zu warten, da er denn mit Gutmannen darüber zu Rathe gehen wolte.

Es gieng aber eine Woche nach der andern hin, wo es immer beym Alten blieb; Fauſt immer zu Louiſen gieng, und dieſe immer ihn gern kommen ſahe; wo Liebe ihr Geſpräch wurde, ohne daß des Worts dabey gedacht wäre; wo Müller immer beſorgter um ſeinen Freund wurde, und immer nicht das Herz hatte, etwas zu ſeinem Beſten zu unternehmen; wo Karoline immer weinte, weil das Verſprechen ihres Vaters ſich zu ihrem herzlichen Verdruß in die Länge zog, der im Gegentheil immer noch wartete, ob ſich nicht die Idee von Fauſts Ausführung durch neue Nachrichten vermehren oder vermindern würde; wo der Baron immer auf den Lotterbuben fluchte und die Baroneſſe ſeufzte, daß eine ſo herrliche Ausſicht von Glückſeeligkeit, wie ſie für Karolinen und Fauſten vorausgeſehen, zerſtört wäre; und wo endlich Trine durch die vortreflichen Briefe ihres Sohnes zum voraus verſichert wurde, daß ihre mütterliche Freude an ihm nicht zu Waſſer werden würde.

Achtes Kapitel.

Enthält einen beſondern Vorfall, wodurch Fauſt wieder in Gnade kömmt, und anſtatt des Jahrgeldes ein anſehnliches Geſchenk erhält.

Wenn Fauſt auch den ganzen Tag über keine Gelegenheit gab zu glauben, daß er durch ſeine Bekanntſchaft nachläßig geworden: wenn er nach wie vorher ſeinem Fleiße keine Grenzen ſetzte: ſo war doch der Abend der Zeitpunkt, wo er ſeinem Abgotte, ſeiner Neigung zu Louiſen opferte.

Wir wollen mit deutſchen Worten unſerm Leſer ſagen, der junge Menſch war verliebt. Daß wir das nicht gleichgültig ſagen, oder uns weniger als etwa unſere Leſer darüber ärgern, daß er ſeine Karoline ſo bald vergaß, behaupten wir nicht; aber daß wir das Wort ſo lange herum paraphraſiren ſollen, bis eine Entſchuldigung für ſeine unzeitige Leidenſchaft heraus käme, iſt eben ſo wenig unſere Sache.

Da pflegte er nun etwas lange zu bleiben, und öfters kam er über die Zeit zurück, wo man einen jungen ordentlichen Menſchen noch auf der Straße zu finden vermuthet.

An einem ſolchen Abend begegnete er Gutmannen, und beyder Verwunderung war groß als ſie ſich erblickten. Wäre nicht Mondſchein geweſen, oder ſich feiner auszudrücken, hätte nicht der Verräther der heimlichen Liebe, und der Freund der traurenden Leidenſchaft ſeine ſilbernen Stralen verbreitet, ſo wären der Lehrer und der Jüngling einander vorübergegangen, ohne vielleicht einmal eine Herzensahndung von der nahen Berührung ihrer Dunſtkreiſe zu haben.

Aber dieſer bloße Schimmer jagte diesmal Fauſten eine Röthe ab, die nicht ſo bald die ſcharfſichtigen Augen Gutmanns erreichte, als er ihn ſchon mit einer feſten Stimme, und der Miene, die man wohl bey einer nachtheiligen Vermuthung zu nehmen pflegt, frug: Wo er ſo ſpät, und ohne Müllers Begleitung geweſen wäre?

Das was nach dieſer Frage in Fauſts Herzen vorgieng, läßt ſich nicht gut beſchreiben. Er wünſchte den ganzen Handel vor Gutmann zu

ver

verbergen, weil er vermuthen konnte, daß er ihn nicht billigen würde. Eine Lüge zu machen, und ihm zu ſagen, er ſey von einem Freunde aufgehalten, ſchien ihm erniedrigt, und wir ſind auch verſichert, er würde damit die Sache verſchlimmert haben, die ſeine Verwirrung, als keine der beſten, Gutmannen vor Augen legte. Er ſchwieg alſo ganz, indem ſeine Seele kämpfte. Er würde ſich gewiß bald, nach ſeiner natürlichen Liebe zur Rechtſchaffenheit, durch ein offenherziges Geſtändnis herausgezogen haben, wenn nicht die Furcht, es könnte Louiſen ſchädlich ſeyn, ihn davon abgehalten hätte.

Gutmann ſahe die Angſt in ſeinem Geſichte; und da er, wenn es auch noch ſchlimm wäre, es doch nur als einen Fehler des Leichtſinns betrachten wolte, was Fauſt vor ihm verbarg: ſo nahm er eine ſanftere Miene, änderte ſeinen Ton, und ſagte dem Jüngling, indem er ihm zärtlich bey der Hand nahm, folgendes:

Was iſt Ihnen, mein Lieber, daß Sie ſich mir zu entziehen ſuchen? Habe ich Ihnen Gelegenheit gegeben, daß Sie mir Ihr Vertrauen zu nehmen wünſchen? Ich ſehe es aus ihren Blicken, daß Ihr Herz einer Schwäche unterlegen: und ſie beſtehe, worin ſie wolle, ſo wiſſen Sie doch, ich bin nicht der Mann, der

den

den Menſchen für vollkommen hält. Fauſt. Sie ſind immer der Liebling unter denen geweſen, die meiner Aufſicht vertrauet waren. Ihr Glück iſt noch das, was ich dem meinigen gleich ſchätze, und aus dem Grunde habe ich das Recht, Sie zu bitten: verheelen Sie mir nichts. Alles was Sie in Ihrem Herzen haben können, kann in dem meinigen ſo gut verborgen liegen, als ob Sie es ſelbſt verwahrten.

Fauſt war auf dem Punkt zu antworten, als ein auf ſie zukommendes Geräuſch, ſie plötzlich aufmerkſam machte. Es waren einige Studenten, welche Streit mit einander hatten, und ſie erkannten bald den jüngſten **Baron**, der von zwey ſeiner vertrauteſten Freunde angegriffen war, und ſich nach und nach zurückzog, um ſeine Wohnung zu gewinnen. Fauſt war nicht bewaſnet, aber er lief gleich zu, und wand dem einen von des **Barons** Gegnern den Degen aus der Hand, und Gutmann rief dem andern zu, inne zu halten. Man erkannte ihn bald, und der Streit ließ nach, weil Fauſt eben den erbittertſten, und eigentlichen Urheber der Schlägerey ergriffen, und untüchtig gemacht hatte, eine ſchäumende Rache auszuführen.

Wir wollen uns über die Geſchichte dieſes Unweſens wegſetzen. Es war die Wirkung des Spiels, das ſo oft traurige Folgen hat.

Dies brachte freylich das vorige in Vergeſſenheit, und da der Baron ziemlich gefährlich verwundet war, ſorgte man dafür, ihn nach Hauſe zu bringen. Fauſt blieb bey ihm, und erfuhr bey der Gelegenheit, daß Ortmanns Abſicht geweſen war, Wilhelminen aus einer Geſellſchaft nach Hauſe zu führen, die in ſchlechtem Ruf ſtand. Er traf ihn jetzt ſchon mit dem älteſten Baron an.

Das ſind die Folgen, ſagte er von Ihrem Leben. Man opfert der Zügelloſigkeit ſeine Jugend, und verliert Ehre, Geſundheit, und gutes Gewiſſen. Er ſagte es aber nicht im zänkiſchen Ton. Er war über den Unfall des Jünglings zu ſehr gerührt, als daß er anders, als im milden Tone der Liebe und des Wunſches ihrer Beſſerung, mit ihnen hätte reden ſollen.

Sie waren alle darüber erſchrocken, und in der erſten Beſtürzung dankten ſie Fauſten, als dem Retter ihres Bruders und Freundes. So undankbar auch der älteſte Baron im Grunde ſeines Herzens in allen Vorfällen war, ſo war doch dieſe Verbindlichkeit zu ſtark, als daß er ſie hätte verkennen können, da Karl ſelbſt verſicherte, daß ohne ſein Zuthun er gewiß das Leben würde verloren haben. Es giengen auch die Tage der Krankheit ihm im Andenken an Fauſten, und ſeiner Freundſchaft, hin, und ſobald er aufſeyn konnte, ſchrieb er den empfindungsvolleſten Brief an ſeinen Vater, und rühmte darin des jungen Menſchen Betragen, bat auch ſeinen Vater, ihn als ſeinen Sohn zu betrachten und zu belohnen.

Fauſten war die Zuſammenkunft mit Gutmannen indeſſen nicht aus dem Sinne gekommen. Aber weislich ſchien es ihm, davon zu ſchweigen, bis Gutmann ſelbſt einmal wieder darauf käme. Er hätte, wenn er nicht verhindert worden wäre, alles glatt weggeplaudert, und wir ſind nicht in Abrede, daß dies für ſeine künftige Ruhe beſſer geweſen ſeyn würde. Nun überlegte er alles, was er ſagen wolte, und machte ſeinen Plan ſo, daß wenn es auch zu dieſem Geſtändniß gekommen wäre, es doch für ihn gut fallen muſte, denn er hatte ſich mit ſo vielen Befeſtigungen palliſadirt, daß Gutmann weder einen Argwohn hätte haben, noch auch das Mädgen ſo leicht hätte beſuchen können. Eigentlich geſchahe das deswegen, weil Fauſt glaubte, an Müllern Aufſehers genung zu haben, und einen neuen nicht gern dazu thun wolte.

Dem ehrlichen Gutmann war das Andenken des merkwürdigen Abends auch nicht erloſchen.

Aber er wolte nicht zu dringend ſeyn. Nachdem er mehr nachgedacht, glaubte er, es könne wohl eine Kleinigkeit ſeyn, die ihm nach der Furcht, die er ihm eingejagt, verwirrter gemacht, als eine Ausſchweifung der Art es verdiene, und bey einem guten Gemüthe, war ſein Grundſatz, ſey die Beſſerung ſehr leicht. Hätte er aber gewuſt, daß es eine Herzensſache wäre, ſo wurde er ſorgfältiger zu Werk gegangen ſeyn.

Je mehr Fauſt zu Louiſen kam, deſto ſtärker wuchs ſeine Liebe, und aus Furcht, etwas von der Naivetät, womit ſie ihre Neigung zu erkennen gab, zu unterdrücken, munterte er jeden neuen Beweis derſelben durch eine Wiederholung ihrer Zärtlichkeit auf, ohne zu bedenken, wie ſehr er ihr Herz dadurch verwunden könnte. Sie kamen nach und nach zu Schritten, die der ſtrenge Tadler nicht billigen würde, die aber Fauſten, der ſtufenweiſe dazu gekommen war, nicht auffielen, und jeden nicht auffallen würden, der den feurigen Jüngling nicht als einen ausgelebten Alten betrachtet.

So lange der kranke Baron das Zimmer hüten muſte, war Fauſt täglich da, und da er freundſchaftlicher als vorher behandelt wurde, ſo gieng er auch gern dahin. Als aber der Eindruck ſeiner edlen That ſich verloren hatte, ſo giengen die alten Neckereyen wieder an, und beſonders konnten es der älteſte **Baron** und **Wilhelm**, die ihre alten Gänge wieder anfiengen, nicht vertragen, daß er ihnen darüber Vorſtellungen machte, und das Exempel ihres Bruders ihnen anführte.

Wäre **Hond** mit ſeiner Vertraulichkeit gegen den älteſten **Baron** nicht ſo ſparſam geweſen, als er es war, ſo würde vielleicht **Fauſt** ſehr bald ihr Haus wiederum gemieden haben. So aber, da die Urſache ihrer Streitigkeiten nunmehro den Grund in ihnen ſelbſt hatte, und **Fauſt** nur ſo weit angegriffen wurde, als er der Vertheidiger eines eingezogenen und ſtillen Lebens war, ſo ließ er das ſich nicht anfechten, ſeine Beſuche bey **Karln** fortzuſetzen.

Dieſer dachte auch gewiß nicht wie die andern. Wir haben oben ſchon gehört, daß er von Jugend auf eine Neigung gegen **Fauſten** hatte blicken laſſen. Dieſe, ob ſie ſchon durch die beſtändige Reitzung von Seiten ſeines Bruders und **Wilhelms** faſt gänzlich unterdrückt war, war deswegen doch aus ſeinem Herzen, das immer etwas von dem Sanften der Mutter hatte, nicht ausgerottet, und erwachte ſtärker, als ihm dieſer Dienſt durch den Gegenſtand deſſelben geſchahe. Anſtatt alſo mit ſeinen Freunden in voriger Manier hier einzuſtimmen, vertheidigte er ihn vielmehr eifrig, und überwarf ſich ſelbſt mit ihnen.

Den Brief, den er nach Hauſe geſchrieben, wolte der älteſte Baron unterſchlagen, da er aber einmal etwas davon fliegen ließ, ſo war Karl ſo liſtig, und ſchickte ihn heimlich. Als er es ſeinem Bruder ſagte, war dieſer ſehr aufgebracht, und es fehlte nicht viel, ſo wäre es zum Handgemenge zwiſchen ihnen gekommen. Der älteſte trauete auch nicht, etwas weiter zu Fauſts Nachtheil zu ſchreiben, weil er wuſte, daß ſeine Mutter ſeinen Bruder mehr, als ihn, liebte, und alſo alle Eindrücke zerſtören würde, die er auf ſeinem Vater machen könnte. Er ließ alſo die Sache gehen, und ſuchte Troſt bey ſeinem Freunde Hond, der ihn damit tröſtete, daß er bald eine Gelegenheit finden wolte, Fauſten zu ſtürzen. Da er den treflichſten Spion nach ſeiner Anlage abgeben konnte, ſo glauben wir wohl, er hatte Urſache ſich einen glücklichen Ausgang zu verſprechen.

Karls Brief that indeſſen ſeine Wirkung ganz. Anfänglich war der Schrecken, beſonders bey der Mutter, groß, die ſich nicht darüber zufrieden geben konnte, daß ihr liebſter Sohn in einen Handel verwickelt geweſen, wo er entweder ſein Leben hätte verlieren, oder als ein Mörder vor ihr erſcheinen können. So wie der Gedanke eines ſo

vorſehvorſetzlichen barbariſchen Unternehmens, jedem, der einige Begriffe von dem hat, was der Menſch iſt, und gegen ſich ſelbſt ſeyn ſolte, äuſſerſt ſchaudernd ſeyn muß, ſo war es für eine Mutter doppelt, die Güte und Menſchlichkeit in einem ſo hohen Grade beſaß, daß ſie Mühe hatte, ſich es nicht als ungerecht zu denken, daß ein Menſch äuſſere Vorzüge vor dem andern voraus hatte, und die es um dieſer Zweifel willen, für ihre erſte Pflicht hielt, jeden ſo ſehr ſich gleich zu machen, als es ihr möglich war.

Wir wollen eben nicht ſagen, daß dieſer Grundſatz für unſere Zeiten praktikabel wäre, vielmehr glauben wir, daß die Baroneſſe ſich in kurzem der ärmſten Bettelfrau würde gleich gemacht haben, wenn nicht ihr Mann einen Riegel vor ihre Denkungsart geſchoben; aber wir können doch wohl, ohne unſern Leſer zu beleidigen, ſagen, daß wenn alle Menſchen ſo wie dieſe Dame dächten, wir nicht weit vom Paradieſe entfernt ſeyn würden.

Der Baron war zwar anfangs auch beſtürzt, über das Unglück aber nur, was daraus hätte werden können; die Handlung tadelte er ſo wenig, daß er vielmehr den Muth ſeines Sohnes, und beſonders Fauſts Herzhaftigkeit, über alles erhob, und noch hinzuſetzte, wenn er dabey geweſen wäre, ſo würde er den letztern umarmt und geküßt haben,

ben; ja ſeine Extaſe gieng ſo weit, daß er unverzüglich zu Seeliſt lief, und, ohne ihm etwas von der Urſache ſeines Beſuchs zu ſagen, ihm verſicherte, er würde ewig mit ihm zürnen, wenn er ſeine Karoline Fauſtien nicht gäbe: denn einen bravern Jungen kann es in der Welt nicht geben, ſagte er laut. Karoline ſaß dabey, und wuſte vor Beſtürzung nicht, was ſie ſagen ſolte. Sie lief auf ihn zu, und ſahe ihm ſcharf in die Augen, als ob ſie unterſuchen wolte, ob es auch die Wirkung einer Krankheit, oder einer Unordnung ſeines Kopfes ſey.

Ja, ja, ſagte er ihr, aber mit lächelnder Miene, ſehen Sie mich nur drauf an. Sie ſollen ihn haben, wenn ich ein Wort bey der Sache zu ſprechen habe. Sagt ichs nicht, ich wolte der erſte ſeyn, der den Jungen vertheidigte, wenn ers verdiente. Ja, meine ſüſſe Puppe, er iſt warlich ein braver Kerl, ein Menſch, ders werth iſt, daß man ihn liebt.

Und nun platzte er erſt mit der Nachricht heraus, daß er ſeinem Sohne das Leben gerettet, und ſetzte ſo viel zu dem Lobe ſeines Muths hinzu, daß Karoline vor Freude weinte, und Seeliſt ſich nicht enthalten konnte zu ſagen: Es muß doch ein guter Junge ſeyn, der Fauſt; ich habe es immer nicht glauben wollen, daß er nichts taugte.

Aber man muß doch vorſichtig zu Werke gehen, denn eine Tochter iſt kein Ding zum Wegwerfen.

Recht, Herr Bruder, recht, ſagte der Baron, man muß ſie wohl in Ehren halten, die lieben Dinger Ja, hätt ich ſo eine Tochter! Und nun kam ſeine ganze Herzensmeinung von dem Glück zum Vorſchein, was er dadurch entbehrte, daß einer von ſeinen Söhnen nicht ein Mädgen wäre. Er erzählte dabey die ganze Geſchichte ſeines Eheſtandes, und wie oft ſeine Frau deswegen von ihm ausgeſcholten worden. Er behauptete, ein Mädgen mache mehr Freude als zehn Söhne, und wir wollens ihm glauben, daß es in ſeinen Gedanken ſo war, wie wir auch im Gegentheil verſichern können, daß wir Leute gekannt haben, die das nehmliche von den Söhnen behaupteten, wenn ſie keine hatten.

Der Tag war ein ordentliches Feſt für die beyden Familien. Aus einem der gröſten Pokale, die man nur bey beſondern Gelegenheiten zu gebrauchen pflegte, muſte nun, auf des Barons ausdrückliches Verlangen, Fauſtens Geſundheit getrunken werden, und die Baroneſſe und Seeliſts Gattin durften ſich diesmal ſogar nicht davon ausſchlieſſen. Wäre Madame Hond zugegen geweſen, ſo würde ihre verläumderiſche Zunge nicht Worte genung gefunden haben, dieſe aufgeräumte Geſellſchaft auf den ſtärkſten Grad der Trunkenheit anzuklagen, die doch im Grunde, bis auf den Baron, der damals knüppeldick war, nur den Becher der Freude gekoſtet hatten. Karoline war aber eigentlich unter allen die froheſte. Ihr Herz war trunken, und die Ruhe, die in ihre Seele zurückgekehrt war, war ihr lieber als alle die ausſchweifenden Lobeserhebungen, die der Baron ihr ſo reichlich opferte.

Ohne alle Umſtände wurde ihr nun verſtattet, an Fauſten zu ſchreiben, und da ſie ſchon ein halbes hundert Briefe in ihrem Gehirn herumgehen hatte, wovon ſie die Aufſätze wieder der Vergeſſenheit überliefert, ſo konnte ihr wohl kein angenehmeres Geſchäft erlaubt werden, als aus dieſem allen eine Quinteſſenz für ihren Geliebten zu ſeiner Stärkung, und zur Ermunterung, ihr treu zu bleiben, zu Papiere zu bringen.

Wie dies ausgefallen, hören wir im folgenden Kapitel, und gehen indeſſen noch einen Augenblick zum Baron, um zu ſehen, was er nach ausgeſchlafenem Rauſche weiter beſchloß.

Dieſer hatte kaum ſein Haus verlaſſen, welches jedoch nicht eher als den andern Morgen geſchahe, als er ſchon in allem Ernſt darauf bedacht war, wie er Fauſten dieſe That etwas vergelten möchte.

Seinen Jahrgehalt, ſagte er, habe ich ihm einmal abgeſchworen, alſo den kann ich ihm nicht wiedergeben. Das würde auch eine ſchlechte Belohnung ſeyn, fiel ihm die Baroneſſe ein, das gehört ihm ſo, denn nun iſts ja klar, daß er verläumdet worden.

Hol mich der Fuchs! war ſo des Barons Lieblingsfluch, wenn ihm etwas ganz beſonders auffiel, und da dies nur ſelten war, ſo haben wir noch keine Gelegenheit gehabt, dem Leſer dies zu offenbaren, der, wenn er ein Kenner und Freund ſolcher Exclamationen iſt, ſich vielleicht ſchon wird gewundert haben, nichts von der Art bey einem Baron von der Manier, wie der unſrige es iſt, zu finden, wie wir denn auch ſagen müſſen, daß ſelbſt dies bey ihm rara avis war.

Aber dieſe Geſchichte ſchien ihm ſo deutlich, daß er vor Verwunderung doppelt ſo laut, wie gewöhnlich mehr ſchrie, als rief: Hol mich der Fuchs! das iſt auch wahr! Nun muß ich ihm ein wichtiges Geſchenk machen! Er hielt auf der Stelle ſein Wort.

Hundert Louisdor und die Verſicherung einer ewigen Gnade und Gewogenheit, wurde zuſammen verſiegelt, und mit dem Boten, der Karolinens liebevolles Chaos beſtellte, wurde auch dies etwas schwere Gnadenzeichen, an Fausten abgefertigt.

So glücklich für diesen standen die Sachen, als seine Unvorsichtigkeit ihn so stürzen ließ, daß alle Rettung verloren schien, zu welchem Auftritte sich der Leser im folgenden Kapitel zu versehen hat.

Neuntes Kapitel.

Worin Faust einer Versuchung unterliegt, die ihm eine harte Nuß zu knaken zurücklassen wird.

Müller hatte seit einiger Zeit die Meinung, die er von Louisen hegte, verändert. Er war zwar nicht immer der Begleiter Fausts, wenn er sie besuchte, allein er war es doch zuweilen, und da ihn dieser einmal nach einer langen Pause wieder dahin nahm, so bestand er nachher eifriger darauf, sie öfter zu sehen. Faust, der der Meinung war, daß das vortheilhafte Licht, was ihm in Ansehung des Mädgens aufgegangen schien, auch seinen Freund überführen würde, wie werth sie der Achtung sey, die er ihr bewiese, that es mit Freuden.

Er bemerkte aber bald, daß sie nicht mit einerley Augen sahen. Ein hartnäckiges Stillschweigen über diesen Gegenstand, machte Fausten ſchon manchen Verdruß, und endlich, als er in Müllern drang, ihm zu ſagen, warum er ihm niemals etwas auf das Kapitel antwortete, ſo kam manches für ihn nicht gar zu angenehm heraus.

Müller wolte da an dem Mädgen vieles geſehen haben, was ihm misfiel.

Wenn Du mir folgen willſt, Fauſt, ſagte er, ſo wirſt Du ihr nicht ſo ganz trauen. Es ſteckt etwas verſtelltes in ihren Augen, was mich bange macht. Wenigſtens wünſchte ich, Du überlegteſt alles wohl, und zögeſt Deinen Umgang etwas zurück, um zu ſehen, wie ſie ſich dabey betrüge. Ich weis nicht wie ich das von ihr nehmen ſoll, daß ſie ſich anders gegen Dich beträgt, wenn ich auch beobachte, als wenn ſie glaubt, daß ich nicht aufmerkſam gnung bin, ihre Liebkoſungen zu ſehen.

Pfui, Müller, fuhr Fauſt hier auf, wer wolte Argwohn zwiſchen zwey freundſchaftliche Seelen bringen. Das hätte ich nicht in Dir geſucht.

Müller ſchwieg wieder, Aber nach einer Weile fieng er doch an, noch manches zu ſagen, was ihm auffallend geweſen. Ihre Arbeit, meinte er unter andern, wäre ja blos Spielwerk, und da ſie doch viel Aufwand hätte, ſo könnte er es ihr nicht vergeben, daß ſie Fauſten um das viele

Geld brächte. Sie müſte doch wohl glauben, daß ſolche Verbindlichkeiten, auf ein oder die andere Art gut gemacht werden ſolten.

Der Verdacht machte Fauſten herzlich böſe. Er bewieß weitläuftig, daß für uneigennützige Menſchen keine Belohnung oder Vergeltung ſtatt fände, und da er ſahe, daß Müller, dem allen ohngeachtet, ſeine Meinung in Anſehung Louiſens nicht widerrief, ſo ließ er zwar die Sache ruhen, bedauerte aber doch ſehr, daß ſein Freund nicht mehr ſo gut gegen ihn dächte, und kam auf allerhand wunderliche Grillen, die, wenn ſie nicht die Folge einer beleidigten Leidenſchaft geweſen wären, ſeinem Herzen eben keine Ehre gemacht haben würden.

Müller ſahe wohl, daß er ihn nicht auf andere Wege bringen würde, er fuhr aber dennoch fort, Louiſens Aufführung zu beobachten, und es entdeckte ſich ihm immer mehr tadelnswürdiges, welches er nicht einmal aus Leidenſchaft für Fauſten herzuleiten geneigt war. Er wolte verſuchen, ob er durch Schmeicheley ihr Herz noch mehr öfnen könnte, da dies aber nicht geſchehen konnte, ohne daß es Fauſt bemerkte, ſo hatte es die üble Wirkung, daß es dieſen in ſeinem Argwohn beſtärkte.

Wir haben ſchon oben geſagt daß Fauſt ſehr ſpät des Abends bey Louiſen blieb. Er war einigemal gekommen, da ſie ſchon ſich niedergelegt, und weil nichts als Freundſchaft und Unſchuld in ihrem Herzen war, ſo hatte er ſich mit eben der Vertraulichkeit wie ſonſt mit ihr unterhalten. So leer konnte es aber dabey doch nicht abgehen, daß dem Jüngling nicht einige Reitze in die Augen gefallen wären, die ihm bisher verdeckt geblieben. Ihr Erröthen darüber verſchönerte ihr Geſicht, und brachten in dem Freund bald den Liebhaber zuwege.

Es war an einem der Tage, die Fauſt wöchentlich in einer kleinen Geſellſchaft zubrachte, wo er etwas vom Weine erhitzt, ſie in einem leichten Negligee auf dem Bette liegend antraf. Sie ſchlief in einer Lage, die den kälteſten Menſchen in Bewegung geſetzt haben würde, und ein Kuß den Fauſt ſich nicht enthalten konnte auf den halb ofnen Buſen zu drücken, erweckte ſie.

Wir ſind nicht Willens, eine der ſchlüpfrigen Scenen darzuſtellen, die unſern moraliſchen Leſer auf ewig mit uns veruneinigen könnte. Wir müſſen zur Entſchuldigung des Falls unſers Jünglings nur ſagen, daß Louiſe ſich hier als keine Veſtalin betrug, und daß die Leidenſchaft Fauſts wenig Widerſtand fand. Er brachte eine verlorne

Unſchuld, und ein angſtvolles Herz mit ſich nach Hauſe." Er war tief verwundet, und ſeine Reue war ohne Gränzen. Der Gedanke, Louiſen auf ewig unglücklich gemacht zu haben, war ihm der ſchrecklichſte.

Müller ſahe den andern Morgen ſein Verbrechen in ſeinem Geſichte, und zitterte bey dem Anblick. Er wuſte, daß er ſpät in der Nacht zurückgekommen.

Fauſt zwang ſich zwar eine heitere Miene anzunehmen, aber der ſcharfſichtige Freund ſagte ihm ohne Umſtände: Verſtelle Dich nicht, mein Lieber, Dir iſt das ärgſte wiederfahren, was Dir geſchehen konnte. Die Syrene hat Dich verführt.

Fauſt betheuerte nun mit aller Macht, daß er ſelbſt die Urſache ſey, er beſchwor ſeinen Freund ihm nichts von dem Mädgen zu ſagen, was ſie ihm verhaßt machen könnte. Siehſt Du, daß ich Mann bin, mein Vergehen gut zu machen, ſagte er, und zeigte Müllern ein Eheverſprechen, welches er für ſie aufgeſetzt. Müller ſeufzte. Eine Thorheit mit der andern zu häufen? ſagte er unwillig. Iſt das deine Denkungsart? erwiederte ihm Fauſt. Ey, wie habe ich Dich verkannt — und, ſetzte er mit einer feſten Stimme hinzu, von heute an müſſen wir uns trennen.

Wohl, ſagte der beleidigte Freund, aber ich werde doch ſuchen, Deinen Irthum Dir aufzudecken — Nur nichts wider ſie gethan, ſagte Fauſt, und indem trat der Bote, mit Karolinens Briefe, und dem Päkgen des Barons, ins Zimmer.

Gott, rief Fauſt, und ſchlug ſich vor die Stirn, „von Karolinen! Müller drehte ſich um, und trocknete eine ſtille Thräne. Fauſt las den ganzen Brief, und er las folgendes:

Mein Lieber!

Tauſend Gedanken ſchwimmen vor mir, die alle Ihnen meine Liebe in den feurigſten Ausdrücken ſagen würden, wenn ſie nicht ſo verwickelt wären, daß ich ſie nicht zu ſchreiben vermag. Hätte nicht eine zu zärtliche Mutter alle die Bogen, die voll von meiner Leidenſchaft waren, entfernt, ich würde ſie Ihnen alle ſchicken, und es könnte nicht fehlen, Sie müſten aus der Zeit, die ſie zu ſchreiben erforderten, ſehen, daß Ihre Karoline faſt an nichts, als an Sie gedacht. Es iſt bald ein Jahr, daß wir uns trennten, und jeder Tag dieſes Jahrs, mein Lieber, und jede Stunde eines jeden Tages, nicht etwa Einen Gedanken an Sie, nein, eine Fortdauer vieler, und nun zählen Sie, mir iſts unmöglich. Wenn das freudige Sprin-

-gen des Herzens in einer wollüſtigen Beängſtigung deſſelben beſteht, ſo habe ich es empfunden, als mir mein Vater ſagte: Schreib — und ich ſchreibe. Es war eine Zeit, wo ich ſelbſt nicht ſchreiben wolte; aber ſo ſchwach ich auch fühle, daß Schreiben gegen Beſitzen iſt, ſo ſehr habe ichs doch bereuet, denn es iſt doch etwas beſſer, als nichts haben. So ſüß mir der Gedanke iſt, daß Sie hier meine Liebe leſen werden, ſo iſt der doch tauſendmal ſchöner, daß ich die Ihrige in Ihrer Antwort ſo ganz empfinden, und immer den zärtlichen lieben Fauſt darin ſo warm von ſeiner Karoline werde reden hören, als Er mit ihr ſprach.

Es hat Menſchen gegeben, die Sie mir nicht gönnten, die es verurſachten, daß man mir ſagte, Sie wären nicht der Jüngling, der mein Herz verdiente. Ich lachte über die Schwachen, die Sie ſo ſehr verkennen konnten, aber ich weinte darüber, daß ich Sie dadurch verlieren könnte. Stolz widerſprach ich allem, was man wider Sie ſagte.

Kenne ich nicht Ihr Herz? O Fauſt! wir müſten nicht gleich gefühlt haben, wenn Sie nicht jetzt ſo entzückt ſeyn ſolten, als ich es ſeyn werde, wenn ich Ihre Antwort öfne. Das wird Ihrem Mädgen ein Feſt ſeyn. Sie wird den Tag in lautem Jubel verbringen.

Mein Vater war nicht mehr Ihr Freund, aber er iſt es nun ganz wieder. Wenn wir einmal zuſammenſtehen, und er dann ſagen wird: **Meine Kinder**, dann wird die Freude Karolinens wohl einmal vollkommen ſeyn.

Eben war die liebreiche Mutter da. Sie las. Mädgen ſagte ſie, Du ſchreibſt, als wenn Du Deiner Sachen gewiß wärſt. Lieber Fauſt, wer mir ſagt, daß ich Ihres Herzens nicht gewiß bin, den ſehe ich mit ſcheelen Augen an, und wenn es auch die gütigſte der Mutter iſt. Denn ich weiß gewiß, denn der Ihnen ſo etwas von mir ſagt, würden Sie vor Ihren Feind halten.

Wollen Sie auch etwas von meinen Empfindungen wiſſen, da ich Sie entbehrte? Es war ſo wie ein Traum, wie Sie fortreiſten. Sie wiſſen wohl, mein Lieber, daß wenn Ihr lebhaftes Mädgen mit Ihnen plauderte, daß da Tage zu Stunden wurden, und das einfältige Ding dachte, daß es mit den Gedanken an Sie auch ſo gehen ſolte. In den erſten Wochen wurde ich ſchon meinen Irrthum gewahr. Da gieng ich oft in den Garten, der Sie mir zum erſtenmale zeigte, wie Sie von meinem Bruder zum erſtenmale gemißhandelt wurden, und ich gleich dachte: Er verdient es nicht. Es iſt ein liebenswürdiges ſanftes Kind. Damals eigentlich, Fauſt, hatten Sie mein Herz ſchon erobert, und wenn Sie es bedenken, daß ſo manches Jahr ſeit der Zeit verfloſſen iſt, in denen kein Gedanke mir jemals ſo werth geweſen, als der: Er iſt der Deinige, er liebt Dich, ſo können Sie doch unmöglich anders, als Ihrer Karoline herzlich gut ſeyn.

Ich würde noch mehr mit Ihnen plaudern, noch oft würden Sie es leſen, daß ich Sie liebe, daß ich von Ihrem Herzen der aufrichtigſten Gegenliebe verſichert bin, daß ich Ihrer Zurückkunft ſo entgegen ſehe, als wenn Sie mich aus einer wüſten einſamen Höhle erretten ſolten, aber die Zeit bindet mich. Nun werde ich jede Minute zählen, bis ich Ihre Antwort erhalte; ich werde ſie küſſen, ehe ſie geöfnet wird, und wie vielmal ich ſie leſen werde, mein Theurer, das will ich doch zählen, und Ihnen wiederſchreiben. Und wenn ich wieder ſchreibe, ſo will ich, wenns möglich iſt, Ihnen noch feuriger ſagen, wie zärtlich Sie liebt

Ihre

Karoline.

Fauſt war, nachdem er dieſes geleſen, ſo auſſer ſich, und der höchſte Grad der Unruhe, ſaß ſo lebhaft auf ſeinem Geſichte, daß **Müller** Hoffnung faßte, dieſer Zufall würde ihn von dem Vorhaben abbringen, **Louiſen** ſein Eheverſprechen einzuhändigen.

Mitleiden iſt Traurigen immer willkommen, und da **Fauſt** **Müllern** von dieſer Seite als ſehr empfindlich kannte, ſo ließ er ihm den Brief von **Karolinen** leſen, als der Bote hinausgegangen war.

Was für ein vortrefliches Mädgen, ſagte dieſer, als er geleſen.

Und die habe ich verloren, auf ewig verloren, erwiederte der zitternde Jüngling. Auf immer? ſagte **Müller**, und Du könnteſt wählen zwiſchen **Louiſen** und ihr?

Bleibt mir eine Wahl? ſagte **Fauſt**. Stille davon, Freund —

Er gieng mit den Worten zur Thür hinaus, und gerade zu **Louiſen**. Er fürchtete, daß ſeine Schwachheit über ihn ſiegen möchte, und er hatte ſich das Ideal von **Louiſens** Verderben ſo tief eingeprägt, daß er es wieder gut zu machen, und ſie keine Stunde länger leiden zu laſſen, für das nothwendigſte Geſchäft hielt. Kein Gang wär ihm wohl jemals ſaurer geworden. Auf ihm lag die ganze Vorſtellung von Karolinens Zärtlichkeit, und ſeine Untreue gegen ſie preßte ſein Herz zu den empfindlichſten Stichen zuſammen. Die Zurückerinnerung an die vorigen glücklichen Zeiten, die ſchwache Neigung die für Louiſen, gegen die für Karolinen genommen, in ihm war, der Gedanke, wenn er den Brief nur geſtern erhalten, daß er noch der Glückliche ſeyn könne, der er ſo lange geweſen, und endlich das Bewuſtſeyn, die ganze Verbindlichkeit, die ihn auf ewig von Karolinen trenne, und an Louiſen feſſele, beſtehe in der Wirkung eines unvorſichtigen Augenblicks, das alles machte ihn einem Wahnſinnigen gleich, ſo daß er im Taumel, wie ein Trunkner, hingieng.

Als er aber eintrat, und Louiſen in Thränen ſchwimmend am Tiſch ſitzen ſah, traurig den Kopf in die Hand gelehnt ſie fand, und ihr Blick auf ihn, nicht bittere Vorwürfe, ſondern ſchmachtende Reue zu verrathen ſchien, ſo wachte der ganze Stolz ſeiner Seele auf. Die Grosmuth ſeines Herzens ſtand auf einem Gipfel, wo von allen Seiten ihm blühende Thäler anlachten, aber in einer ſchwermüthigen Einöde, ein traurendes Geſchöpf ihm winkte, das er unglücklich gemacht. Ohne Rührung floh ſein Blick von allen reitzenden Gegenſtänden, und folgte den Schritten der Verlaßnen.

Weine nicht, meine Louiſe, Du weinſt mit jeder Thräne blutige Wunden in meine Seele, rief er ihr zu. Er trocknete ſelbſt ihre Thränen. Er bat ſie, ſie ſolte ſich den Augenblick nicht gereuen laſſen, den ſie ſeinem Verbrechen geopfert, und den ſein ganzes Leben gut machen ſolte.

Ich will Sie zu Ihrer Mutter führen, ſagte er, wir wollen ihr unſern Fehler geſtehen, und ſie wird mit dieſem Verſprechen zufrieden ſeyn. Er gab ihr hier das verderbliche Papier, was ihm ſo vielen Kummer zu bereiten beſtimmt war. Sein Vorſatz war, Leipzig zu verlaſſen, einige Jahre an einem andern Orte zuzubringen, und dann ſie als ſeine Gattin abzuholen. Unterdeſſen, ſagte er, iſt es billig, daß ich ſie verſorge.

Er hatte viele Mühe ſie ganz zu beruhigen, doch endlich gelung es ihm, und als er ſie verließ, drückte er den Kuß der Treue auf ihre Lippen. Du haſt einen Mann, Louiſe, ſagte er, der Dich zärtlich lieben wird.

In ſolchen Enthuſiaſtiſchen Augenblicken war Fauſt immer herrlich mit ſich ſelbſt zufrieden. Es war, als ob eine Centnerlaſt von ſeinem Herzen gefallen wäre, als er heraustrat, und den Weg, den er hinwärts mit ſo ſchleppenden Schritten

ten gemacht, gieng er nun fliegend zurück. Ich habe, ſagte er, als er Müllern noch traurig bey ſeinem Briefe ſitzend fand, eine Traurige frölich gemacht. Ich bin belohnt in mir, belohnt für meine Leiden, und mein Fehler ſo groß er war, iſt gut gemacht.

Nicht ſo ganz, antwortete ihm Müller, dieſer Brief will beantwortet ſeyn, und wie viel Thränen, ſind da noch zu hemmen, und wie wird das geſchehen können? Hier iſt mehr als eine verführeriſche Geſtalt, die ſich der Leidenſchaft Preis giebt. Hier iſt warme, und wie ich glaube, unauslöſchliche Liebe.

Wenn einem bey einer Einſchläferung des Herzens und Gewiſſens, ſo ein Wurf in die Quere kömmt, der auf einmal den ganzen Traum verſcheucht, und die Stille, die man ſich dachte, verſchlingt, ſo wallt es gegen die vorher gedämpfte Unruhe doppelt auf. So ſchoß das ganze Elend, was Karolinen nun bevorſtand, Fauſten ins Herz, und er ſtand ſtumm da, ohne einen Weg finden zu können, auf dem er ſich hier herauszuwickeln hoffen könnte.

Endlich aber ſagte er, ohngeachtet ſeiner innern Trübheit, ziemlich ſtandhaft: Was ich that, war Pflicht, und was ich hier thun werde, weiß ich zwar nicht, aber mein Gewiſſen mag mich davor ſtrafen, ändern kann ichs nicht mehr. Der Engel muß mich vergeſſen, wie ich ſie werde vergeſſen müſſen. Ein Seufzer, der ihm hierbey entfloh, zeigte Müllern, daß ſein Gefühl nicht ganz unterdrückt ſey, und von dem Augenblick nahm er ſich vor, alles zu wagen, um ihn vielleicht zu retten. Er bauete dies auf Louiſens Karakter, den er beſſer als Fauſt ergründet zu haben vorgab.

Fauſt merkte indeſſen bald, daß es mit ihm nicht wie ſonſt beſchaffen war. Die Ruhe die beym Weggehen von Louiſen, die Größe, die ihm ſein Herz ſelbſt in dem Opfer was er gebracht, vorſtellte, in ſeiner Seele hervorgebracht, ſchwand beſonders als er Karolinens Brief zum zweytenmale las, und die Heftigkeit ihrer Liebe nun erſt genauer überlegte. Wie er dann zurückdachte, und freylich manchen Unterſchied in den ofnen unſchuldigen Küſſen, in den reinen Umarmungen Karolinens, und in dem mehr reitzenden als anziehenden Betragen Louiſens fand, ſo kam ihm der Verluſt immer empfindlicher vor. Er wolte vor Angſt vergehen, wenn er ſie ſich weinend, und über ſeine Untreue die Hände ringend, dachte. Dazu kam die Vorſtellung des Triumphs, den ſeine Feinde nun hätten, wenn ſie ihm das entzögen, was ſie ihm, wie er wuſte, niemals gegönnt hatten. Noch die Betrübniß, die Gutmann haben würde, und die Reue, daß er weder Müllern, noch den Bitten des erwähnten Abends, die Gutmann an ihn verſchwendete, Gehör gegeben.

Das alles wäre hinreichend geweſen, ihn raſend zu machen, wenn nicht der einzige Gedanke allen übrigen das Gewicht gehalten, er ſey es dem entehrten Mädgen ſchuldig, ihr alles zu erſtatten, was ſie durch ihn verloren.

Sein einziges Bedenken, war die Antwort an Karolinen. Ueber alles übrige, wolte er ſich als Mann wegſetzen. Hier fiel ihm auch der ehrliche Gutmann ein. Er lief gleich hin, entdeckte ihm alles, und ſahe aus den Thränen und Seufzern dieſes Mannes, wie ſehr er ihn liebte, und wie theilnehmend er es bedauerte, daß er ſo unglücklich geweſen. Seine Meinung aber war mit ihm einerley, daß er nicht anders als durch die Ehe, das verſehene gut machen könnte. Wäre ſie nicht eine Unſchuldige, ſagte er, ſo hätten Sie keine Verbindlichkeit, im Gegentheil, dann verdiente ſie Beſtrafung, aber ſo wie Sie ſie beſchreiben, iſt ſie ein armes hingeriſſenes Mädgen, die nichts als ihre Ehre beſaß.

Sie wurden übrigens einig, daß vors erſte der ganze Handel heimlich bleiben, und Fauſt unter dem Vorwand einer nothwendigen Reiſe, die Beantwortung des Briefs aufſchieben ſolte. Dann wolle Gutmann ſelbſt ſchreiben, und die Sache ſchlichten.

Das geſchahe, und der Bote wurde mit einem bloßen Dankſagungsſchreiben, an den Baron abgefertigt. Das von ihm geſchickte Geld kam Fauſten treflich zu ſtatten, denn er hätte weder fortreiſen, noch ſeine Louiſe verſorgen können, wenn er dies nicht gehabt hätte. Aber wie gern hätte er es aufgeopfert, wenn er ſich damit Ruhe erkaufen, und das geſchehene, ungeſchehen hätte machen können.

Ehe er wieder zu Louiſen gieng, pakte er den Brief, und alle ehedem von Karolinen erhaltene Geſchenke ein, und legte ſie weg, denn er ſahe von dem Augenblick Louiſen, als den einzigen Gegenſtand an, dem ſein Andenken gehörte. Er ließ noch eine männliche Thräne auf dieſe Zeugen ſeines verlornen Glücks fallen, und verſchloß ſie, um ſie nie wieder zu öfnen. Dann eilte er zu ſeinem Mädgen, um ſie, ſoviel er konnte, zu tröſten, und ſeine eigene Leiden dadurch zu vermindern, daß er die ihrigen milderte.

Er that ihr den Vorſchlag, daß ſie ihn zu ihrer Mutter führen, und ihn auch da ausſöhnen ſolte. Er wolte den andern Tag reiſen, und wolte doch vorher von allem frey ſeyn, was ihm Unruhe machen könnte. Allein ſie bat ihn mit Thränen, ſie damit zu verſchonen, denn ſie ſey noch nicht in der Faſſung, ihre Mutter zu ſehen. Sie ſchien über ſeine Abreiſe beſtürzter, als über alles. Sie bat ihn, ſie aufzuſchieben. Aber das war vergebens. Er hielt es für ſich ſelbſt nothwendig, ſich einige Zeit dem erſten Aufſehen, was entſtehen würde, wenn es bekannt werden ſolte, zu entziehen. Als ſie ſahe, daß er auf dem Punkt unbeweglich war, ſo ſchlug ſie ihm vor, er ſolte Müllern den Auftrag laſſen, mit ihrer Mutter der Sache wegen zu handeln. Dieſes Zutrauen zu ſeinem Freunde gefiel Fauſten. Der Nachmittag, den er noch bey ihr zubrachte, enthielt gegenſeitige Verſicherungen ihrer Zärtlichkeit, und ſie trennten ſich nach vielen Thränen und Küſſen. Fauſt verſorgte ſie auf ein Jahr, nach welcher Zeit er wiederzukommen verſprach, und er war ſo ſorgfältig, daß er ihr verſicherte, wenn er unterdeſſen ſterben ſolte, ſolte ſeine Mutter ſie verſorgen.

Das war nun alles freylich wenig, und weil Louiſe auf eine ſchnelle Vollziehung der Ehe hätte dringen, auch eine beſtätigtere Verſorgung verlangen können, und dieſes nicht that, ſo müſſen wir glauben, daß ſie eben ſo zärtlich als er dachte, und mit allem, was er ihr vorſchlug, zufrieden war.

Als er zu Hauſe kam, traf er Müllern an, der ganz unzufrieden über ſeine fehlgeſchlagenen Verſuche war. Er hatte allenthalben herumgeforſcht, um etwas von ihrem Herkommen zu erfahren, aber alle ſeine Bemühungen waren fruchtlos geweſen. Er ergab ſich alſo, da er ſahe, daß es Fauſts ernſter Wille war, darin, und ſuchte nun, da alle Vorwürfe vergebens geweſen wären, nur die Sache ſo beyzulegen, daß ſie Fauſten ſo wenig als möglich Unruhe und Nachrede verurſachte.

Er nahm alſo Fauſts Verlangen an, ihm, das Mädgen mit der Mutter auszuſöhnen, an, und verſprach alles anzuwenden, was zur Erleichterung von Louiſens Schickſal dienen konnte. Und da Fauſt nichts unterlaſſen wollte, ſie ganz ſicher zu ſetzen, ſo muſte ihm Müller verſprechen, im Fall die Mutter keine Perſon wäre, der man eine ordentliche Behandlung ihrer Tochter zutrauen könnte, wie ſich dann das wohl nach der von Louiſen ihr beygelegten Denkungsart ſeyn könnte, alsdenn zu ſeiner Mutter zu reiſen, und ihr das Mädgen als die künftige Gattin ihres Sohnes zu übergeben. Alles das verſprach Müller

ler mit ſchwerem Herzen, ſo wie es Fauſt mit noch ſchwererem auftrug.

Endlich ſchieden ſie, und ehe Fauſt ſich niederlegte, fiel ihm des Barons Brief in die Hände, deſſen Datum ihn erinnerte, daß es heute eben ein Jahr ſey, daß er Karolinen verlaſſen. Damals ſo glücklich, dachte er, und jetzt — nichts weiter als gerecht gegen die eine, Karolinens Zuſtand fiel ihm noch einmal ſo ſchwer auf die Seele, daß er Thränen vergieſſen muſte, und er gieng ganz mit dem Bewuſtſeyn ſeines unabänderlichen Unglücks zu Bette. Seine Phantaſie mahlte ihm auch nichts als traurige Bilder, und er fuhr mehr als einmal aus einem unruhigen Traum in die Höhe.

Müllern konnte die Unruhe noch viel weniger ſchlafen laſſen. Ob er gleich bey allen den äuſſerlichen Umſtänden nicht hoffen konnte, etwas in dem Laufe dieſer Dinge zu verändern, ſo war doch ſein Herz voll von allerhand ſchrecklichem Argwohn. Er freute ſich heimlich, daß die Verheyrathung noch nicht vollzogen worden, denn es könnte nach ſeiner Meynung alsdenn noch zu einem Vergleich kommen. Er hatte ſich zwar vorgenommen, alles was er Fauſten verſprochen zu halten, aber er wolte doch gleich den andern Tag mit Hutmannen darüber zu Rathe gehen. Mit

Karolinen ſahe er voraus würde ſein Freund ungleich glücklicher ſeyn, und er konnte es Louiſen nicht vergeſſen, daß er ſie einigemal Blicke auf Fauſten hatte ſchieſſen ſehen, die ihm verbuhlt ſchienen. Es machte ihm ihre Unſchuld verdächtig, und der Betrug den man ſeinem Freunde ſpielte, ſchien ihm empfindlicher als wenn er ihn ſelbſt betroffen hätte. Die Gedanken beſchäftigten ihn ſo ſehr, daß er unmöglich ſchlafen konnte. Er nahm alſo ein Buch, und faßte den Vorſatz die Nacht zu durchwachen, welches ihm auch keinesweges ſchädlich war.

Zehntes Kapitel.

Welches das Buch mit einigen Seiten von Liebe und Leidenſchaft beſchließt, und von dem Geſchichtbegierigen Leſer überſchlagen werden kann.

Liebe ſolte man eigentlich nichts nennen, als was die Seele empfindet, und der Leidenſchaft ſolte man das Körperliche überlaſſen. Lieben iſt nach dem Plan bey dem Menſchen, der Geiſt hat, leichter, als Leidenſchaft beſitzen, und das erſtere kann bey unverdorbenen Gemüthern ſehr lange fortdauern, ohne daß Leidenſchaft ſich darein miſcht.

Wei:

Weit entfernt, daß wir den Definitionenmachern in ihr Amt fallen ſolten, iſt blos unſere Abſicht, den Menſchen ſo zu behalten wie er iſt, und ihn aus ſeinem von der Natur angewieſenen Wirkungskreiſe nicht in Figuren zu reduciren.

Der Jüngling, der Liebe kannte, ehe er Leidenſchaft empfand, wird in dieſer nie ausſchweifende Thorheiten begehen, deſtomehr aber iſt er den Folgen ausgeſetzt, die ein unvorſichtiger Fortgang in der erſten hervorbringt. Die Neigung für das ſchöne Geſchlecht liegt in der Natur des Menſchen, und man ſperre ihn ſo lange man will ein, um ihn vor den ſchädlichen Folgen dieſer Bekanntſchaft zu bewahren, man wird das Uebel ärger machen. Der Ausbruch in den Jahren der Reiſe iſt alsdenn wütend, und wenn man die Geſchichte der Menſchen ſtudieren will, ſo wird man immer finden, daß die größten Wollüſtlinge, durch Zwang von der Liebe zurückgehalten, bey der Leidenſchaft anfiengen. So wie der Gaumen des Lekkerers beſtändig neue Reitzungen wünſcht, und gute Hausmannskoſt dem verdorbnen Magen des am Hautgout gewöhnten ekelt, ſo wird auch der Wolluſtige von einem übertretenen Laſter zum andern fortſchreiten.

Die Seele will eine andere Nahrung, eine andere der Körper. Der Trinker braucht keiner, oder doch weniger Speiſen, und der Freſſer nimmt kaum ſo viel Getränk, als die vielpfündige Maſſe ſeines Mahls nöthig hat, um ihre Wege durchzuſchlüpfen.

Wer die Seele nährt, braucht dem Körper nur wenig zu geben. Der Müßige, der Nichtsdenkende, der Gefühlloſe befindet ſich blos in einem thieriſchen Verhältniſſe. Daß Liebe die Seele nährt, bedarf wohl keines Beweiſes. Er lebt von Liebe, pflegt man ſchon im gemeinen Leben zu ſagen. Aber dieſes von Liebe leben, man ſage darüber was man will, iſt dem Ganzen des Menſchen zuträglich. Wenn wir die Seele beſchäftigen, ſo werden alle Wirkungen des Körpers gemäßigter, und der Beweiß davon ſey, daß zu ſtarke Nahrung der Seele, den Körper aufreibt, und ihn ganz untüchtig macht, ſeine mechaniſche Bewegungen in gehöriger Ordnung fortzuſetzen.

Wenn man uns alſo in Jahren, wo Leidenſchaft uns noch nichts abgewinnen kann, mit einem artigen jungen Menſchen, und einem in gleichem Grade mit Vorzügen verſehenen Mädgen in Geſellſchaft bringt, ſo wird unſere Neigung mehr der letztern ſich nähern, als dem erſtern. Und das iſts, worin wir den erſtern Anfang der Liebe ſetzen möchten, man leite die Neigung nun aus der Natur her, wie man wolle, ſo iſt doch dieſer erſte Eindruck, er ſey von Schönheit oder Geiſt entſtanden, nur auf die Seele. Ein ſolcher aber wird ſich immer nach ſeiner Entſtehungsart fortpflanzen, und in der Folge wird man bey jedem uns in der Art erſcheinendem Gegenſtande, ein Vergnügen empfinden, was nur die Seele betrift. Freylich wird man auf die Art viele lieben, und nur der Grad der Liebe iſt dann Entſcheidung.

Der aber erſt in den Jahren, wo ihn körperliches Bedürfniß drükt, zum Umgange mit Frauenzimmern gelangt, wird ſich bey jedem ſchönen Geſicht, den Baſen in Gedanken entſchleiern, und ſein Geiſt wird nicht den entfernteſten Antheil an dem reitzenden Bilde nehmen. Selbſt ihr Geiſt, ihr Verſtand, ihre Seelenkräfte, wenn nach den Graden ihrer Vollkommenheit ihm mehr oder weniger ſeine Leidenſchaft zu unterhalten fähig ſcheinen, und wir müſſen uns ſehr irren, wenn nicht ſein Gedanke dabey ſeyn ſolte: So eine Maitreſſe wünſchteſt du dir.

Es iſt eben ſo nothwendig nicht, daß der erſte Gegenſtand der Liebe eines jungen Menſchen, der einzige, und eindrucksvolleſte bleibe. Eben ſo wenig ſind wir in Abrede, daß nicht mit den Jahren Liebe und Leidenſchaft zuſammen treffen, denn ganz läßt ſie nie von den Menſchen ſich trennen;

allein uns dünkt, es iſt beſſer von der Leidenſchaft überraſcht zu werden, als ſie immer zum Hauptaugenmerk des Umganges mit dem ſchönen Geſchlecht zu machen.

Daß ſie auch ſelten dahin ausarte, wenn beyde ein wachſames Auge und gleiche Geſinnungen haben, ſind wir überzeugt, und Fauſt würde nimmermehr gefallen ſeyn, wenn Louiſe ſo gedacht hätte wie er, die ſehr viel Schritte that, die eine andere ſchon als Thathandlung betrachtet haben würde. Unſere Seele iſt zu großen Dingen fähig, wenn ſie einen feſten Willen hat, und der Körper lenkt leicht in ihre Spuren, wenn man ihn nicht durch Gewohnheit unbiegſam gemacht.

Drittes Buch.

Beſchließt mit Fauſts Abreiſe, die ſich länger verzog, als er glaubte.

Erſtes Kapitel.

Welches mit den vorigen von gleicher Beſchaffenheit iſt, und den Charakter einer Buhlerin entwirſt.

Es ſteht zwar in der Freyheit des Leſers, wenn er das letzte Kapitel des vorigen Buchs überſchlagen, es mit dem erſten dieſes nicht auch ſo zu machen, allein das wird er uns immer nicht verdenken können, daß wir ihn alsdenn unter die Zahl derer ſetzen, die von unſerm Buche kein Urtheil zu fällen vermögen. Er beliebe ſich alſo nicht zu ärgern, daß er einen halben Bogen trockne Materie, die für ſeinen Gaumen bitter wie Koloquinten iſt, mit bezahlen ſoll, denn er bedenke, daß er nicht der einzige iſt, und dann wollen wir ihm noch den freundſchaftlichen Rath geben: hat er etwa ein Mädgen, ſo gehe er und unterſuche, und er wird ſich entweder freuen, daß er es nicht ſo findet wie er las, oder er wird eine Warnung daraus mit dankbarem Herzen gegen die üble Laune, in der wir eben dieſes Kapitel ſchrieben, nehmen.

Euch aber, ihr meine ſchönen Leſerinnen, euch bitte ich, verfahrt nicht zu ſtrenge mit uns, und wißt, daß wir Eure Vorzüge ſchätzen, daß Eure ſanfte Herzen uns immer werth ſind, daß immer das unſrige klopft, wenn wir eine Würdige Eures Geſchlechts ſehen, und wenn wir Euch noch ſagen, daß wir von ganzer Seele unſer Glück Euch opfern, unſre Tage Euch widmen wolten, ſo werdet ihr uns glauben, daß es nicht Läſterung, ſondern Wahrheitsliebe iſt, daß wir eine unter Euch ſchwarz mahlen.

Eine Buhlerin iſt in der That das verachtungswürdigſte Geſchöpf aus der ganzen Natur. Es läßt ſich in den Creaturen unterer Gattung ſelbſt kein entferntes Beyſpiel finden, was auf ſie paſſen könnte. Sie iſt gerade die dem allgemeinen Zweck entgegen arbeitendſte Perſon. Anſtatt daß alles zur Vollkommenheit des Ganzen beyträgt, ſo ſucht ſie alle die ihr in den Wurf kommen, unvollkommen zu machen, ſie reitzt und ſtürzt und läßt nagende Reue in ſo vielen Herzen zurück, die hernach ihr ganzes Leben verbittert. Sie iſt in ihrem Verderben ſo weit gegangen, daß ſie um ſich herum ſieht, und ſich freut, wenn ſie keinen mehr antrift, den ſie nicht gefeſſelt hatte. Wenn diejenigen, die aus dem Taumel zu ſich ſelbſt gekommen, ſie mit Verachtung anſehen, und ihr Geſicht von dem Bilde wenden, worin ſie ihr Elend erneuert ſehen, ſo ſchlägt ſie ein Hohngelächter und durchbohrt die Seelen der Unglücklichen aufs neue. Ihr iſt keine Niederträchtigkeit zu ſchwer, die ſie nicht begehen könnte, um einen Unſchuldigen an ſich zu ziehen, und ſie ſpeyet Gift auf den, den noch eine innere Empfindung von Tugend und Selbſtachtung von ihr zurück hält. Auf Tugendhafte ihres Geſchlechts wirft ſie den ſchwärzten Neid, und ihre Bosheit ſucht Flecken an ihrer Unſchuld von allen Seiten. Laſterhafte ihres Gleichen, ſieht ſie noch mit einer Miene von Verachtung an, nicht als ob ſie ſie beſſer glaubte, ſondern weil ſie fürchtet, ſie möchten ihr Garn beſſer ſtellen, als ſie.

Der Grund hiervon liegt oft in einer verderblichen Erziehung, weit öfterer aber noch in Beyſpielen. Es geht mit dieſem Geſchlechte wie mit dem andern. Forſchen und heimlicher Unterricht in Dingen, die wir nach den Befehlen unſerer Eltern oder Obern nicht wiſſen ſollen, und woran wir nie würden gedacht haben, wäre das unvorſichtige Verbot nicht geweſen, giebt Gelegenheit zu ſchlechten Bekanntſchaften. Wir können auch hier das vorige Kapitel anwenden.

Früh ein Mädgen mit den Verbindlichkeiten, mit den Verhältniſſen bekannt gemacht, die beyde Geſchlechter mit einander haben, und ſie wird gewiß ohne Zwang zu fühlen, in den Schranken bleiben, die die Tugend ihr ſetzt.

Es giebt Stufen in der Buhlerey, wie es deren im Ganzen des Menſchen und in allen ſeinen einzelnen Eigenſchaften giebt. Es giebt deren feinere Arten, und ſie ſind oft verderblicher als die öffentlichen. Man darf nur in große Städte gehen, und wer wird nicht verehlichte Perſonen finden, von denen ihm dieſer oder jener ſchöne Geiſt zufliſtert: Sie hat die feinſte Lebensart, ſie nimmt alle Fremden gern auf.

Unglückliche Moderniſirung! wohin haſt du das koſtbarſte Geſchöpf Gottes auf der Welt gebracht? Man laſſe Even aufſtehen, und ſetze ihr eine unſerer ſchön geſchminkten Damen entgegen!

Louiſe würde nimmermehr Fauſten hingeriſſen haben, wenn ſie nicht Verſtellungskunſt gehabt, und dieſe ſo allgemeine Larve iſt der Stein des Anſtoßes, woran die meiſten guten Menſchen ſcheitern. Dem Böſen iſt ſie nicht ſo gefährlich, weil er ſelbſt dieſe Kunſt beſitzt, und immer es ſchon in der Natur des Menſchen liegt, daß er den kleinern Fehler an andern bald entdeckt, wenn er ihn ſelbſt in einem weit höhern Grade hat.

Zweytes Kapitel.

Worin Louiſens Herkunſt beſchrieben, und ihre Ankunſt in Leipzig dargeſtellt wird. Vielleicht manchen etwas anſtößig, wofür wir aber nicht können.

Wem das im vorigen Kapitel erwähnte Bild in Louiſen getroffen zu ſcheint, bey dieſer Geſchichte unangenehm iſt, der mag ſeinen Aerger darüber mit einem friſchen Glaſe Waſſer oder mit einem Unzerſchen Pulver niederſpülen. Genug, Fauſt konnte ſeine Zärtlichkeit an keine unwürdigere verſchwenden, als eben an dieſe. Sie war von der Gattung Geſchöpfe, die die Schönheit, womit ſie die Natur begabet, der Wolluſt opfern, und ſie hatte eben unter dieſen noch die boshafteſte Denkungsart. Sie war von guten Eltern, ihr Vater war nemlich ein bemittelter Handwerksmann in Fauſts Geburtsorte geweſen. Er hatte ihre Erziehung ſo gut beſorgt als ſeine Umſtände es erlaubten, und da er Geiſt und Leben in ihr wahrnahm, ſo war ſie ſeine einzige Freude. Ihre Mutter war eine fromme Frau, ſtarb aber zu früh, um ihrer Tochter ihre Geſinnungen beyzubringen. Freylich trug ihr Umgang mit einigen eben nicht zu wohl berüchtigten Mädgen viel zu ihrem Verderb bey. Da ſie uns nach einem ſo ſchlechten Zeugniſſe, nur in Anſehung des unglücklichen Fauſts, einiger Bemerkung würdig iſt, ſo übergehen wir ihre kindiſchen Bosheiten. Im funfzehnten Jahre opferte ſie ihre aufbrechenden Reize einem reiſenden Seemanne, der nach einem Hafen zugieng, um ſich einzuſchiffen. Seine Eltern hatten ihren Vater gekannt, und aus alter Freundſchaft bewirthete ihn der Alte. Zum Dank verführte er ſein Kind, oder die Wahrheit zu ſagen, ſie verführte ihn. Als ſie Unrath merkte, gieng ſie mit ihm durch, und beſtohl ihren Vater, der eine öffentliche Kaſſe zu verwalten hatte, ſo beträchtlich, daß er darüber ruinirt wurde, und vor Kummer in wenig Wochen ſtarb. Als ſie nach Hamburg kamen, ließ ihr Liebhaber ſie ſitzen, und gieng zur See mit aller ihrer Baarſchaft davon.

Da ſie immer an Schönheit zunahm, ſo wurde ſie einem Seekapitain zu Theile, der ſie ein ganzes Jahr wie ſeine Frau erhielt, und ſie vielleicht würde geheyrathet haben, wenn ihre unerſättliche Wolluſt ſeinen Sinn nicht geändert. Er lauerte ihr auf, und ertappte ſie bald mit einem ſchmutzigen Kochsjungen vom Schiffe. Er war grosmüthiger als Louiſe es verdiente. Er beſchenkte ſie reichlich und entließ ſie.

Sie reiſete darauf als eine Dame wieder nach Oberſachſen. Wir wollen die ſchändlichen Auftritte ihrer Reiſe nicht erwähnen, und noch weniger das Regiſter ihrer Liebhaber, welches faſt ins unendliche fortſchreitet. Einer derſelben faßte einen plötzlichen Haß wider ſie, deſſen Urſachen unbekannt. Er beſtohl ſie aufs neue, und belohnte ſie noch mit einem anſehnlichen Geſchenke von Ohrfeigen. Sie war nun ſo arm wie vorher, und muſte in ein berüchtigtes Haus in Leipzig gehen, wo ſie nur einige Tage war, als Fauſt ihr aufſtieß.

Bey allen dem Ueberfluße von Laſtern hatte Louiſe viel Geiſt und Feuer, eine gute Suade zum reden, und ihre Zärtlichkeit war, ob ſie gleich verſtellt war, hinreiſſend. Sie opferte ſie aber auch jeder Schmeicheley, und einmal war ſie auf den Punkt geweſen, **Müllern** von Liebe vorzuſprechen, als er ſie in einer Art von Extaſe lobte. Sie erinnerte ſich aber noch zu rechter Zeit der Rolle die ſie ſpielte, und gieng dadurch ihrem Verderben aus dem Wege. Wäre ſie nicht ſo durchaus verderbt geweſen, ſo hätte vielleicht Fauſts zärtliche Liebe einen guten Eindruck auf ſie machen, und ſie zur Tugend zurückführen können. Aber es war bey ihr, nach dem gemeinen Sprüchworte, Hopfen und Malz verlohren. Verſtellung war ihre Meiſterrolle, mit der ſie ſchon manchen ehrlichen Mann gefangen hatte, aber bey Fauſten hatte ſie es darinn ſehr weit getrieben. Sie war ſo klug, jeden Charakter ſchnell genung zu entwickeln, und daher fiel es ihr auch nicht ſchwer zu ſuchen, auf welche Art ſie dieſen Fang, der nun auf immer ihre Mühe krönen ſolte, ſich eigen machen könnte. Sie hatte auch nicht den ungeſchickteſten Gehülfen bey ihrer Anlage dazu.

Drittes Kapitel.

Giebt viel Licht in gewiſſen Dingen.

Unſere Leſer werden mit uns begierig ſeyn, den Urheber der Zuſammenkunft Louiſens mit Fauſten zu kennen, denn nach dem, was wir eben gehört, wird niemand mehr, weder an der Unwahrheit deſſen, was Louiſe Fauſten im Wirthshauſe erzählte, noch an der Unmöglichkeit, daß es ein ohngefährer Zufall war, zweifeln. Vielleicht ſind einige auf dem ſchon bekannten Böſewicht Hond verfallen, und da haben ſie ganz recht. Er war in der That der Stifter des ganzen Unweſens, was über Fauſten ſich thürmte.

Als er den Anſchlag, den er gehabt hatte, Fauſten liederlich zu machen, vereitelt ſahe, ſo verfiel er darauf, ſein Herz, welches ſehr weich war, zu untergraben. Er ſuchte alſo einen Gegenſtand, der ihm dazu dienen könnte. Wäre Louiſe damals, als Fauſt mit in dem berüchtigten Hauſe war, ſchon zugegen gewesen, ſo wäre ſie zu dem Anſchlage untüchtig geweſen, und Hond hätte lange ſuchen mögen, er würde keine gefunden haben, die ihm die Dienſte hätte leiſten können, die er verlangte. So aber, als er ſchon zehne verworfen, und faſt an einem möglichen glücklichen Ausgange zweifelte, kam ihm dieſe in den Wurf, ohne daß ſie noch jemand geſehen hatte. Die naive Art, womit ſie ihn unterhielt, die Zärtlichkeit, womit ſie ihre erſte Eroberung in Leipzig ſchmücken wolte, war ihm ſo ſchicklich zu ſeinem Plan, daß er ihr denſelben gleich entdeckte. Es war nicht allein Eigennutz bey ihr, daß ſie ſogleich willigte; ſondern es kam in der That Bosheit mit ins Spiel. Es gieng ihr wie allen Laſterhaften, denen die Tugend ein blendender Schein iſt, den ſie gar zu gern verdunkeln, wenn es ihnen möglich iſt. Sie machte ſich ein Verdienſt daraus, einen edlen jungen Menſchen zu verführen. Die Wirthin dieſer unkeuſchen Stiftung wurde zum ewigen Stillſchweigen beſtochen, und Hond unterrichtete nunmehr ſeine gelehrige Schülerin, was ſie zu thun habe. Er legte ihr alle Worte in den Mund, beſchrieb ihr Fauſten ſo genau, daß er nicht zu verkennen war, und ließ ſie in der Hofnung eines glücklichen Ausgangs gehen.

Seine Freude war ohne Grenzen, als ſie den Nachmittag nicht wieder kam, und auch der Abend vorbey gieng, ohne daß ſie ſich ſehen ließ, denn das war das abgeredete Zeichen eines glücklichen Ausganges. Er hatte ihr beſonders eingeprägt, daß ſie ſich den Geitz nicht ſolte anfechten laſſen, und alles was er ihr bieten würde, dreiſt ausſchlagen, blos auf ſeine Grosmuth und ſeinen Schutz provociren.

Ohne dieſes ausdrückliche Verbot, wäre vielleicht der ganze Plan vereitelt worden, denn Louiſe geſtand ihm den andern Morgen, daß es ihr eine ſchwere Verſuchung geweſen wäre, den wohlgeſpickten Beutel Fauſts wieder in ſeine Taſche gehen zu laſſen, welches denn Hond auch ſchicklich mit einem andern zu belohnen wuſte, der aus dem Vorrathe der Barons genommen war. Denn die Abrede zwiſchen dem ältſten Baron und Hond war ſo, daß der erſtere die Ausgaben, der letztere aber die Ausführung übernahm, wobey jedoch Hond ſich ausdrücklich vorbehielt, nicht eher etwas von ſeinem Plan zu entdecken, bis die ganze Sache gut oder ſchlecht ausgefallen wäre.

Dies war keine unrechte Kriegsliſt von dem pfiffigen Hond, denn daß der Baron ſo lange hätte ſtillſchweigen ſollen, wäre ihm unmöglich geweſen; und bey dem neuen Streit nach der Geneſung ſeines Bruders, hätte er gewiß nicht unterlaſſen, Fauſten mit ſeiner Dulzinee aufzuziehen, welches denn alles hätte verrathen können. Müller war Honden auch immer verdächtig geweſen, und ſeine Art zu forſchen, ſtand ihm gar nicht an.

Der jüngſte Baron hatte anfangs, jedoch nur aus Leichtſinn, Theil an der Verſchwörung genommen, nach der Bereitwilligkeit Fauſts aber ihm zu dienen, verabſcheuete er jeden Gedanken, der wider den Retter ſeines Lebens gieng.

Und alſo hatte Hond ſehr wohl gethan, auch dieſen nichts zu entdecken, denn die Warnung hatte er Fauſten ſchon gegeben, er ſolte auf ſeiner Huth ſeyn, weil man etwas wider ihn in Sinne habe, Aber wie hätte ſich dieſer können einfallen laſſen, daß Louiſe die Falle wäre, die man ihm geleget.

Es war gleich den Morgen, als Louiſe, wie ſie bey Fauſten vorgab, nach Arbeit ausgegangen war, daß ſie ihrem Rathgeber alles geſchehene hinterbrachte, und ſich aufs neue in der Rolle unterrichten ließ, die ſie zu ſpielen hatte. Die ganze zärtliche zurückhaltende Behandlung, die ſie gegen Fauſten beobachtete, der Pfiff der Uneigennützigkeit,

keit, die Schmeicheley mit ſeiner Verwandſchaft, und die unſchuldige Miene, alles war Honds Angeben, der Fauſts Karakter, und wodurch man ihn leiten könnte, freylich am beſten wuſte.

Louiſe ließ es von ihrer Seite an keiner Mühe fehlen, alles gehörig auszuführen, und ſo gelehrig die Schülerin war, ſo dankbar war ſie auch, denn er genoß in dem vollkommenſten Grade ihre Gunſt, und wenn Fauſt gewußt hätte, daß die unſchuldige Hexe faſt täglich mit ſeinem ärgſten Feinde in den gröbſten Ausſchweifungen lebte, ſo würde er ſeinen eignen Augen nicht getraut, oder ſich ſeiner Vernunft beraubt geglaubt haben. Er hätte in keine ſchlimmern Hände fallen können, denn Hond dachte Tag und Nacht darauf, wie er die ſchändliche Sache mit Ehren hinausführen könnte. Er ſagte ſelbſt oft in ſeinen vertraulichen Unterredungen zu Louiſen, er hielte es für ſein Meiſterſtück, wenn er ihr Fauſten zum Mann verſchaffen könnte, und es war ſeinem boshaften Herzen ungemein kitzelnd, wenn er ſich vorſtellte, daß es vielleicht wohl gar einmal Gelegenheit geben könnte, nach ſeiner Ehe ihm es im Hohngelächter zu erzählen, was ſeine Frau ihm ehedem geweſen.

Als er hernach von ihr erfuhr, daß Fauſt Müllern mitgebracht, ſo überfiel ihm eine rechte

Angſt, und Louiſe hatte viel Mühe ihn zu beſänftigen, indem ſie ihn verſicherte, ſie habe wohl eher ſcharfſichtigere Augen betrogen, als ſie Müller haben könnte. Aber alle ihre Verſicherungen konnten ihn doch nicht zufrieden ſtellen; ſeit der Zeit mistrauete er immer dem glücklichen Ausgange, und bat ſie, das Ende ſo viel als möglich zu beſchleunigen. Das war in dem Zeitpunkte, wo ſie ſich einigemal des Abends ſo früh niederlegte, damit er ſie im Bette antreffen muſte.

Um allen Verdacht von ſich abzulehnen, hatte er bey der Geſchichte, die er für ſie ausgeheckt, ſich ſelbſt hineingebracht, und ſich als den Verführer angegeben, welches Louiſe als halb unw[illegible]n herausſagte.

Am Abend, der endlich ihrer Verſchwörung die Reiſe gab, hatte ſich Louiſe Fauſten gar nicht vermuthet, weil er ſonſt an dieſen Abend nicht mehr zu kommen pflegte. Sie hatte ſich eigentlich entſchloſſen, nach einer Stunde zu Hond zu gehen, war aber darüber eingeſchlafen. Sie erwachte, wie wir ſchon erwähnt haben, von ſeinem Kuſſe, und da er dieſes noch niemals gewagt, ſo ſuchte ſie dieſe Lage ſeines Gemüths dadurch zu ermuntern, daß ſie ſich wie halb ſchlaftrunken um ſeinen Hals ſchlung, und dadurch das ihm ganz ſehen lies, deſſen Theil er eben ſo ſehr bewunderte.

Sie wuſte nachher treflich von ihrem Unglück, voll hinreiſſen, von untröſtlich ſeyn u. d. g. zu ſprechen, auch muſten einige Thränen heraus, die aber nach Fauſts Abſchiede gleich wieder getrocknet wurden.

Sie gieng den andern Morgen zu Hond, und er wolte ſie in der Umarmung faſt erdrucken, als ſie ihm alles ſagte. Du biſt ein trefliches Geſchöpf, rief er, indem er ſie küßte, mit Dir wolte ich mein Glück in der Welt machen, wenn ich Dich allenthalben haben könnte, wo ich wolte. Er unterrichtete ſie dann von dem fernern Verhalten, und prägte ihr es ein, daß ſie, doch auf eine feine Art, ein Eheverſprechen von ihm verlangen ſolte, und um der Geſchichte, die ſie einmal von ſich erzählt hatte, mehr Wahrſcheinlichkeit zu geben, wolte er jemanden ausfinden, die ihre Mutter vorſtellen ſolte, und die man nach einiger Zeit für todt ausgeben könnte. Er glaubte alsdenn würde er ſie zu ſeiner Mutter nach Erfurt ſchicken, wo ſie ſo lange bleiben würde, bis er ſie nach einem erhaltenen Dienſt zu ſich nehmen könnte, denn, ſetzte er hinzu, der Kerl hat des Teufels Fleiß, und ſeine Mutter Geld, und Du wirſt ſehr glücklich mit ihm ſeyn.

Bey dem Worte Erfurt, erblaßte Louiſe; und auf Honds Bemerkung dieſer Veränderung erzählte ſie ihm, daß ſie ſich dort nicht dürfte blicken laſſen. Aber er hielt das vor eine Kleinig-

keit.

kelt. Hätt' ich doch nicht gedacht, ſagte er, daß ſo ein Schelm in Dir ſtäke, aber wenn alles nicht hilft, ſo kannſt Du ja wegſchwören, daß Du es nicht biſt. Es wird Dich auch niemand fragen, wenn Du als die Braut, vom baldigen Herrn Doktor Fauſt, dahin kömmſt. Hond war in der That äuſſerſt ſchlechtdenkend, und wenn es ihm möglich geweſen wäre, er hätte es ſeiner Mutter abgeſchworen, daß er ihr Sohn ſey.

Den Abend darauf, als Fauſt von Louiſen auf ein Jahr Abſchied genommen, und ſie nun ohne alles eigne Zuthun das Eheverſprechen in Händen hatte, brachte ſie ihre Freude zu einer ausgelaſſenen Unvorſichtigkeit. Sie ſchickte nemlich zu Hond, und ließ ihn zu ſich rufen. Als er kam, und die Schrift fand, lief er gleich damit zu einem Notarius, und ließ eine vidimirte Copie davon nehmen, die er auf den Nothfall für ſich verwahrte. Als er zurückkam, überlieſſen ſie ſich ganz der Freude, über den ſo ſchön gelungnen Streich. Sie brachten alles noch einmal vor, was geſchehen war, hielten ſich bey jeder neuen Probe, die Louiſe von Fauſts Neigung und guten Herzen erhalten, auf, und lachten ihn deswegen aus, beſonders aber machten ſie ſich über die letzte Eilfertigkeit, ſein Verbrechen gut zu machen, ſehr luſtig, und belachten den Tropf, der eine ſo unſchuldige Frau nun am Halſe hätte. Bey allem guten Fortgange muſte auch das noch zu ihrem Beſten treffen, daß Fauſt die Reiſe unternahm. In Anſehung der Mutter trauete ſich Hond, Müllern viel eher zu betrügen, und wenn man ſie für todt ausgab, ſo konnte das auch beſſer geſchehen, wenn Fauſt nicht zugegen war.

Kurz, es ſchienen alle Umſtände dieſe ſchändliche That zu befördern, und bey einer ſo verſchmitzten und geheimen Bosheit muſte der arme Fauſt wohl das Opfer derſelben werden. Unterdeſſen, daß er mit Müllern eifrig und ernſtlich für die beſtmöglichſte Verſorgung, und für die ſicherſte Zufriedenheit ſeines ihm am Herzen liegenden Mädgens ſorgte, beſchäftigte ſich dieſe, die Reichthümer zu berechnen, die ſie von ihm gezogen, und wolte Honden einen Theil davon abtreten, der aber den Grosmüthigen machte, und ihr verſicherte, ſie habe es redlich verdient. Indeſſen hatte er wohl nicht weniger aus der Chatoulle ſeiner Freunde, für dieſe Betrügerey erhalten.

Und unterdeſſen daß der unglückliche Fauſt unruhig ſich in ſeinem Bette wälzte, und von einem ängſtlichen Traume nach dem andern aufgeſchreckt wurde, lagen dieſe Kinder der Unzucht in wollüſtigen Vergnügen beyſammen.

Aber ſo wie ſelten der höchſte Grad der Bosheit ſich knüpft, ohne wieder zu zerreiſſen, und die ſchändliche That mehrentheils der Strafe am nächſten iſt, ſo hatten auch dieſe ihr Maaß erfüllt; wie der Leſer im folgenden ſehen wird.

Viertes Kapitel.

Auftritte, die nach dem Lauf der Sache nicht unangenehm ſeyn können, beſonders wenn man Fauſten gut iſt.

Die Wirthin des Hauſes, wo Fauſt Louiſen eingemiethet, war eine rechtſchaffene [illegible] Wittwe, die keine Kinder hatte, und ſich ihrer Händearbeit nährte. Ihr edler Karakter war in der ganzen Stadt bekannt, und jeder machte ſich es zur Pflicht, Gutes von ihr zu ſprechen, und ſie ſeinen Bekannten als einen Gegenſtand zu rühmen, der ihrer Achtung und Unterſtützung werth ſey. Sie hatte nur ein kleines Häusgen, und nur dieſe beyden Zimmerchen, die Louiſe bewohnte, waren auſſer denen, die ſie bewohnte, frey.

Fauſt hatte ſie ſchon vorher gekannt. Denn bey einem Zufall wodurch ſie um einige Gelder kam, die ſie zu ihrem Unterhalt nothwendig brauchte, hatten einige Freunde von ihr eine Kollekte veranſtaltet, um ihr dies zu erſetzen, und da Fauſt ſich eben in der Geſellſchaft befand, worin es erzählt wurde, ſo hatte er nicht allein einen Beytrag gegeben, ſondern er war auch nachher zu ihr gegangen, um ſich zu erkundigen, ob er noch etwas zu ihrem Beſten thun könnte.

Es war dies keine Prahlerey von ihm. Es war eine Empfindung, die durch die Erzählung von der Rechtſchaffenheit dieſer Frau in ihm rege geworden war. Er nahm ſich ihrer nachher in der That an, und that ihr verſchiedene Dienſte, die nicht allein ihr Unkoſten erſparten, ſondern auch um der Abſicht willen, in der ſie gethan wurden, einen beſſern Erfolg hatten. Er würde vielleicht damals, als ihn Louiſe zuerſt um ſeinen Schutz bat, auf ſeiner Meynung beſtanden ſeyn, wenn ihm nicht eben dieſe Frau eingefallen wäre. Er zweifelte nicht, daß ſie ihm den Gefallen thun würde, und ſo wurde ſeine Gutthätigkeit ſelbſt eine Quelle des Unglücks für ihn. Die gute Frau freuete ſich bey ſeinem Antrage, ihm einmal wieder einen Gefallen thun zu können, und nahm ſie mit Freuden in ihr Haus auf.

Louiſe war nicht ſo blind, daß ſie nicht hätte bemerken ſollen, wie ſehr dieſe alte Dame für Fauſten eingenommen war. Die erſte Unterredung

dung überzeugte ſie ſchon völlig davon, denn es wurde ihr darin als ein Glück und Ehre angerechnet, daß ſie eine Verwandte von ihm war. Und in Rückſicht deſſen, wurde ihr auch wie einem Kinde aus dem Hauſe begegnet. Sie wurde wegen ihrer ſittſamen Auſſührung, und der Art ihrer Unterhaltung, von ihr, wie von einer Mutter, geliebt, und gewiß ſie hätte glücklich ſeyn können, wenn ſie noch zu rechter Zeit von Hond und ſeinen Anſchlägen abgegangen wäre. Aber ſie freuete ſich ſelbſt ihres Bubenſtücks.

Indeſſen wolte die Wirthin zuletzt einigen Verdacht in ſich rege werden laſſen. Auf Fauſten gar nicht, denn ſie glaubte nicht allein ſteif und feſt alles, was er ihr von der Verwandtſchaft ſagte, ſondern ſie trauete auch einem Manne, der ſo viel Proben eines guten Herzens gegeben, nicht einmal einen entfernten Gedanken von Unrecht zu. So lange auch Louiſe nur bey Tage ausgieng, glaubte ſie es ihrem Geſchäfte erforderlich zu ſeyn, aber daß ein lediges Mädgen des Abends alleine ſich heraus wagte, wolte ihr nicht in Kopf.

Und dies hatte Louiſe in den letzten Tagen zuweilen gethan. Sie hätte zwar gern nachgeforſchet, wohin ſie gienge, aber ſelbſt konnte ſie es nicht, und einer Magd wolte ſie den guten Namen ihrer Hausgenoſſin nicht anſetzen. Sie

lie=

lies es alſo zwar bey der Meinung bewenden, daß ſie Fauſten vielleicht beſuchte, und nahm ſich vor, ihn einmal darum zu befragen. Es wurde dies indeß wieder vergeſſen, und nur, als Müller an dem Tage, wo er ihrentwegen Nachforſchungen hielt, ſich auch bey ihr einfand, fiel es ihr wieder bey. Sie war zu gewiſſenhaft, von etwas zu reden was ſie nicht wuſte, und ſagte ihm alſo nur auf ſeine Anfrage, daß das Frauenzimmer wohl des Abends ausgegangen, ſonſt aber ſich immer ſittſam und ſtill betragen hätte. Hieraus konnte Müller aber nichts nehmen. Sie konnte die Freundin beſucht haben, von der ſie immer viel ſprach, und ſie als ihre einzige Vertraute, anführte.

Aber das alte Mütterchen merkte ſich alle die Worte, die Müller, der etwas in der Hitze war, hatte fliegen laſſen, und da ſie wohl ſchlieſſen konnte, daß das nicht umſonſt geforſcht war, ſo wolte ſie ein wachſameres Auge auf ſie werfen. Sie hatte ſie, als ſie Fauſten herunter begleitete, weinen ſehen, und nun kam gleich das Billet an Hond, welches ſie durch die Magd fortſchickte, der bald hernach ſelbſt erſchien, und ohne Umſtände nach Mamſell Louiſen fragte.

Frau Renna, ſo hieß ſie, war nichtsweniger als neugierig, allein hier glaubte ſie, es ſeyn zu müſſen, denn ſie zweifelte nicht, daß dieſer Beſuch ihr etwas entdecken würde. Aus Loniſens Kammer gieng ein kleines Fenſter auf den Saal. Dies war von auſſen mit einem Schieber verſchloſſen, und niemals geöfnet worden. Man konnte durch dies Fenſter und die Glasthür der Kammer, gerade in die Stube ſehen, und es wurde der guten Frau, die dieſen Weg genommen hatte, ſie zu belauſchen, warm ums Herz, als ſie die beyde lachen und ſchäkern ſahe. Kannſt Du ſo ſchnell weinen und lachen, ſagte ſie zu ſich ſelbſt, ſo kannſt Du auch mehr. Sie gieng mit betrübtem Herzen wieder an ihre Arbeit. Sie dachte, er ſolte weggehen, und dann wolte ſie zu ihr gehen, und ihr unbeſonnenes Benehmen ihr vorhalten.

Als aber der Beſuch nicht zu Ende gehen wolte, und es doch ſehr ſpät wurde, ſo gieng ſie noch einmal hinauf, und leider wäre ſie vor Schrecken bald umgefallen, als ſie ſie zuſammen im Bette liegen ſahe, ſie taumelte mehr die Treppe herunter, als ſie gieng, und ſie konnte ſich erſt gar nicht faſſen. Endlich aber überlegte ſie doch, daß ſie das nicht verſchweigen könnte, und beſchloß zu ſehen, ob Müller noch auf wäre, um ihn um Rath zu fragen, was ſie dabey zu thun habe.

Wäre Müller ſchon zu Bette geweſen, ſo wäre ſie gar nicht hineingegangen, und vielleicht wäre dann Honds Bosheit nicht ſo an Tag gekommen. So aber ſahe ſie noch Licht, und man kann ſich Müllers Erſtaunen denken, als ſie in ſein Zimmer trat. Er ſprang vom Stuhle auf, auf dem er nur mit halber Aufmerkſamkeit Yoriks Reiſen las. Alle Laune dieſes Mannes, konnte ihm die Gedanken an ſeinen Freund und deſſen Unglück, nicht aus dem Sinne bringen, und ſo war es kein Wunder, daß er eifrig fragte: Was bringen Sie mir von Louiſen.

Ach nichts gutes! ſeufzte die gute Frau auſſer Athem, indem ſie ſich auf einen Seſſel ſetzte, um ſich von dem beſchwerlichen Gange zu erholen.

Das dachte ich lange, rief Müller, als ſie ihm den tragiſchen Anblick erzählt hatte. Für ſie war er es gewiß im höchſten Grade geweſen. Er machte ſich nun kein Bedenken, ihr, als einer rechtſchaffenen Frau, unter dem Siegel der Verſchwiegenheit alles zu erzählen, was zwiſchen Fauſten und ihrer Miethsmännin vorgefallen. Die Alte rang die Hände darüber, und jammerte in den kläglichſten Ausdrücken über das Elend, was die verſtellte Hexe über den lieben jungen Mann gebracht. Ihre Klagen, und ſeines Freundes

Schelten, erreichten bald Fauſts Ohren. Er ſtand auf, und lief wild ins Zimmer, weil er von der ſpäten Erſcheinung der Frau Renna nichts gutes hoffen konnte, und leider erfuhr er auch etwas, was ihm das Blut in den Adern ſtarren machte.

Wir wollen es nicht unternehmen, ſeine Wuth zu beſchreiben. Sie würde ſanfter geweſen ſeyn, wenn es ihm nicht ſo ſchnell gekommen wäre. Aber noch ſaß das ganze Opfer, was er der Undankbaren gebracht hatte, in ſeiner Seele, noch ſahe er die Thränen, die ſie ihm geweint hatte, noch war ſein Herz ganz von allen dem voll, was er für ſie gethan, und in dem erſten Augenblicke, wo doch ſeine aufrichtige Geſinnungen, ſeine herbe Leiden, um ſie einigen Eindruck hätten haben und zurücklaſſen ſollen, konnte ſie ihn ſchon verlachen. Er ſahe zwar in einem Augenblicke durch das ganze, für ihn ſo ſchreckliche Geheimniß, allein es war auch um deſto betäubender für ihn, wie man ihn hintergangen hatte.

Sie beſchloſſen endlich, ſelbſt ſich mit ihren Augen zu überzeugen, und begleiteten die Frau, die noch die bitterſten Thränen über Fauſts Unglück weinte. Endlich kamen ſie an. Hond, der wohl das Treppengehen bemerkt haben mochte, ſtand eben auf, als Fauſt vor das Fenſter trat, und dieſer hatte alle Ueberwindung nöthig, um ſich nicht durch ein lautes Geſchrey zu verrathen. Sie berathſchlagten noch, was ſie thun, und Müller wolte Honden beym Herausgehen abwarten. Frau Renna aber hielt es für beſſer, daß ſie anpochte, als ob ſie Louiſen gute Nacht ſagen wolte, welches ſie auch wohl gewohnt war, wenn Fauſt bey ihr war, dem ſie hernach, weil ſie einen Hausſchlüſſel hatte, ſelbſt hinausgehen ließ. Das letzte wurde angenommen.

Unterdeſſen hatten ſich die Beyden ganz ehrbar an den Tiſch geſetzt, als ob ſie im ernſtlichen Geſpräch begriffen wären, denn Louiſe, ob ſie ſich gleich wunderte, daß es ſo ſpät geſchehe, vermuthete doch aus dem Geräuſch, daß ihre Wirthin noch Abſchied von ihr nehmen würde. Hätten ſie das Wetter gekannt, was bald über ſie losbrechen ſolte, ſie würden gewiß lieber die Schlafenden gemacht, und ihre Thüre verſchloſſen gelaſſen haben. So aber, als Frau Renna anpochte, lief Louiſe gleich, um aufzumachen.

Hier bring ich Ihnen noch mehr Beſuch, ſagte jene, und in dem Augenblicke traten Fauſt und Müller ein. Röthe und Bläſſe erſchienen nun im vollkommenſten Grade. Die erſte bey Louiſen, die das Gewiſſen ſchlug, die letzte bey Hond, der vor Angſt äuſſer ſich war.

Louiſe hatte ſehr viel Gegenwart des Geiſtes. Ich habe meiner Mutter geſchrieben, ſagte ſie, und ſie hat Herr Henden geſchikt.

Um dieſe Nacht bey ihnen zuzubringen, fiel ihr Fauſt in die Rede, denn das habe ich eben durch dieſes Fenſter bemerkt, Sie können ſich alſo die Mühe erſparen, es mir zu ſagen. Vermuthlich war die heutige Betrübniß von der Art, daß ſie eher einer Erholung bedurften, als da Sie mich um Schutz wider dieſen nämlichen Menſchen anriefen.

Louiſe hatte zwar ihr Geſicht ſchon in die Falten zum Weinen gebracht, als [illegible] aber ſahe, daß alles verrathen war, und ſie damit nichts ausrichten würde, ſo zog ſie andere Sayten auf, und ſagte in dem Tone einer äuſſerſt Beleidigten: Ihr Verſprechen gereuet Ihnen gewiß, Herr Fauſt, und nun wollen Sie durch das Mährgen vom Fenſter, mich beſtürzt machen, um vielleicht dadurch von mir abzukommen. Sie werden ſich aber gewiß irren. Man fängt mich nicht ſo.

Als Fauſt hingieng, und etwas dadurch von ſeiner Hitze ſich abkühlte, hatte er einigen Zweifel, ob auch alles, was die Alte geſehen, wahr ſey, und eben die erſte Erwähnung Honds, brachte ihn auf die Gedanken, daß er vielleicht ihre Wohnung ausgekundſchaftet, und ſie mit Gewalt zu zwingen geſucht. Er wünſchte recht ſehr, ſie noch unſchuldig zu finden, weil es einmal ſo weit zwiſchen ihnen gekommen; allein dieſer Zug, der Louiſens Karakter ganz darſtellte, riß ſogar alles Mitleiden für ſie, aus ſeinem Herzen. Er ſahe ſie mit einer verachtenden Miene an, der ſie einen ähnlichen Blick gab, und ſo fortfuhr:

Meine Mutter wird aus einem andern Tone mit Ihnen ſprechen, als ich armes verlaßnes verführtes Mädgen; und dieſer Herr, der nach meinem Unglück, aus meinem Feinde mein Freund geworden, iſt von ihr bevollmächtigt mit Ihnen zu traktiren. Sie müſſen ſich Morgen mit mir verbinden. Nicht wahr, Herr Hond, ſo wollte es meine Mutter?

Hond hatte die Zeit ſtumm geſtanden, allein des Mädgens Herz machte ihm auch Muth, und er nahm eine trotzige Miene, und trat beyden etwas näher auf den Leib.

Ja, ſagte er, das will ſie, und ſo ſoll es auch ſeyn. Ich will vor jedem Foro beſchwören, daß ich von der Mutter, die Rechte eines Vaters, für dieſes Mädgen handhaben ſoll. Und überdem, Fauſt, hätte ich in Ihnen nicht einen ſo böſen Zug geſuchet. Sie haben einen ſchlechten Streich geſpielt, ein unſchuldiges Geſchöpf hinzurichten, denn ſie iſt doch immer beſchimpft. Das iſt ein Bubenſtück!

Fauſt knirſchte vor Grimm mit den Zähnen, und hatte faſt den Gebrauch ſeiner Sinne verloren. Honden aber bekam es doch übel, denn Müller, der in ſolchen Fällen keinen Spas verſtand, reichte ihm ein paar ſo derbe Ohrſeigen, daß er ſich etwas ſchütteln muſte, um zu ſich ſelbſt zu kommen. Louiſe, als ſie ihren Trauten gemißhandelt ſahe, wolte ans Fenſter treten und um Hülfe rufen. Aber Frau Renna ſties ſie etwas unſanft zurück, und ſagte: Kein Wort, kein Wort hier, Mamſell, oder, bey meiner Ehre, Sie ſind gleich in den Händen der Wache, und Morgen auf meine Bürgſchaft im Zuchthauſe.

Das brachte etwas Schrecken in der herzhaften Amazone hervor.

Hond hatte ſich zuſammengeraſſt, und wolte auf Müllern zu. Fauſt ſtellte ſich aber dazwiſchen, indem er zu ihm ſagte: Du ſolſt nicht für mich leiden. Und da ihn Hond bey der Bruſt hatte, um ihn niederzuwerfen, ſo reichte er dieſem in Geſchwindigkeit, mit einem in der Hand habenden Rohre, einige ſo gut ausfallende Streiche, daß er, um nicht mehrere zu bekommen, ihn losließ.

Unterdeſſen hatte ſich Louiſe vor Müllern geſtellt, um, im Fall er Miene machte, ſeinem Freunde beyzuſtehen, mit der Wirkung ihrer Nägel ihn davon abzuhalten. Er merkte es aber, und pakte ſie behende bey beyden Händen ſo zärtlich an, daß ſie einen lauten Schrey that, der auch Fauſten aufmerkſam machte, daß er von Honden abließ.

Und Du Hexe, ſagte er ihr, ſolſt gleich das Verſprechen zurückgeben. Sie betheuerte, Hond hätte es zu Hauſe, und dieſer fluchte ſo auſſerordentlich auf dieſe Wahrheit, daß ſie, um den Gräuel nicht mehr anzuhören, ihm glauben wollten. Dies war aber neue Schelmerey. Nicht allein der Kontrakt, ſondern auch die vidimirte Copie waren in Hends Taſche, und wenn das Müller gewußt hätte, ſie wären gewiß nicht drin geblieben. Denn weil ſie ſahen, daß ſie der ſchwächſte Theil waren, gaben ſie dieſe Lüge vor, ſonſt würden ſie auf ihr Recht getrotzt und gepocht haben.

Nachdem ſie alle wieder etwas ſtille geweſen, gieng Fauſt, dem es bey der Zänkerey warm geworden war, hinaus, und Louiſe folgte ihm nach. Müller wäre zwar gerne ihr nachgefolgt, allein er trauete nicht, die alte Frau allein bey dem Unhold zu laſſen.

Louiſe machte hier wohl ein rechtes Schaafſtückgen, daß ſie ſich einfallen ließ, Fauſten noch einmal durch gute Worte zu überreden.

Wie können Sie, mein Lieber, ſagte ſie, Ihre Zärtlichkeit ſo ſehr abgelegt haben, daß Sie der, der Sie die ſtärkſten Proben Ihrer Liebe gegeben, ſo unfreundlich begegnen.

Schweigen Sie! donnerte aber ſeine Stimme auf ſie herab. Wie dürfen Sie ſich getrauen, die Augen auch nur vor mir aufzuſchlagen, da Sie mich von Anfange ſo ſchändlich hintergangen haben. Ich will mich an keine Ihrer Falſchheiten zurückerinnern, weil ſie Gift für mein Herz ſind. Wenn Sie einiges Gefühl haben, ſo müſſen Sie meinen Anblick meiden. Ich wollte es in Anſehung des Ihrigen thun. Was Sie von mir haben, behalten Sie, und ich glaube, ich habe die ſchändlichſte Betrügerey theuer genung bezahlt.

Er drehte ſich mit den Worten um, und gieng ins Zimmer zurück. Komm Müller, ſagte er, wir wollen fortgehen. Mir eckelt vor dem Andenken, was ſich mir hier erneuert.

Hond wolte wieder reden, aber Müller ſagte mit drohender Miene: Nichts beleidigendes, Schurke, ſonſt kommen Sie ganz nicht hier heraus! Es wird mir doch wohl erlaubt ſeyn, murmelte der Verzagte, zu ſagen, daß ich Louiſen mit zu ihrer Mutter nehmen will, um ſie vor Mishandlungen zu ſchützen.

O daran thun Sie ſehr wohl, antwortete ihm Fauſt, daß Sie das Haus dieſer rechtſchaffenen Frau vom Ungeziefer reinigen. Sie hätte durch dieſe Peſt in üblen Ruf kommen können.

Louiſen war es indeſſen doch nicht wohl ums Herz, und das blos eben dieſer Frau wegen. Sie wuſte, daß ihr Zeugniß viel galt, daß ſie allgemeinen Glauben hatte, und es that ihr leid, daß ſie die ſchöne Ausſicht auf ein künftiges Glück aufgeben ſolte, beſonders da ſie ſich den Plan gemacht hatte, die etlichen Jahre, die ſie noch alleine zubrächte, ihr zügelloſes Leben heimlich fortzuſetzen. Sie nahm ſich es alſo anders vor. Sie ſagte Hond, ſie hätte alle Achtung für dieſe Frau. Er ſey zu hitzig geweſen, und wenn er glimpflicher verfahren wäre, ſo würde ſich alles friedlich haben beylegen laſſen. Sie wolte nicht zu ihrer Mutter, wo ſie noch eher Mishandlungen ausgeſetzt ſey. Sie hoffte, man würde ſie nicht hier verſtoſſen, und wenn Morgen ihr Verlobter noch die nemliche Meynung von ihr habe, ſo wolle ſie in Frieden weg, aber nicht bey Nachtzeit ausgeſtoßen ſeyn. Man könne ſie keiner Schandthat überführen, die dies verdiene. Er ſolte ihrer Mutter nur ſagen, ſie wolle ihre Sache ſelbſt ausmachen.

Hond, der wohl merkte, wo ſie hinaus wolte, erwiederte hierauf, daß er keine Ordre habe, ſie zu etwas zu zwingen, ſie ſey ihr eigner Herr, und er wolte ihren Auftrag ausrichten, nahm auch gleich ſeinen Hut, und empfohl ſich, ohne daß ihn jemand gehalten hätte, denn Fauſt und Müller ſtaunten noch uber die Dreiſtigkeit des Mädgens.

Als er fort, waren ſie noch alle ſtumm vor Verwunderung, als Frau Renna das Wort nahm, und ſagte, ich will niemanden aus meinem Hauſe ſtoßen. Mamſell, Sie können dieſe Nacht noch bleiben. Morgen wird ſich alles finden.

Es kömmt auf Sie an, Madam, ſagte ihr Fauſt. Sie werden mir nichts v[illegible] allem zurechnen, denn ich bin ſelbſt auf eine unerhörte Weiſe hintergangen werden.

Schlafen Sie deswegen ruhig, ſagte die brave Frau, und klopfte ihn auf die Achſel. Sie dauren mich, junger Mann, Sie waren es am wenigſten werth, daß Sie ſo behandelt wurden.

Beym Weggehen raunte Müller Louiſen noch den Troſt ins Ohr: Morgen Hexe, aus einem andern Tone, und Du ſolſt alles herausgeben, oder es ſoll kein Haar auf Deinem Kopfe bleiben, und Frau Renna ſagte er laut, Sie laſſen ſie nicht ausgehen, bis ich da geweſen bin. Davor ſoll geſorgt werden, antwortete ſie, und Fauſt ſagte noch zu Louiſen: Ich hoffe, Sie werden ſich meines Vorſchlags beſinnen, und mit dem übrigen zufrieden ſeyn, was ich für Sie thue. Solte es aber Weitläuftigkeiten geben, ſo verfahre ich ſtrenge. Sie verlieſſen darauf das Haus, und Fauſt verſicherte ſeinem Freund, nun ſey es ihm unmöglich, die Falſche wieder anzuſehen. Er müſſe von nun an, alles für ihn beſorgen.

Als Frau Renna mit Louiſen allein war, ſo kamen beyder Plane zum Vorſchein. Louiſen ſtanden gleich falſche Thränen zu Gebote. Sie unternahm es, ihre Unſchuld zu beweiſen, ſagte, daß ſie nur in die Kammer gegangen, etwas zu holen, und da müſte Fauſt beobachtet haben, daß Hond ihr gefolgt ſey. Sie führte ihre bisherige Aufführung zum Zeugniſſe für ſich an. Frau Renna würde ſie nimmermehr die Nacht bey ſich behalten haben, wenn ſie nicht geglaubt hätte, Fauſten einen unerwarteten Dienſt zu thun. Sie erwiederte alſo ganz vertraulich und mit der gröſten Sanftmuth, daß alle ihre Entſchuldigungen vergebens ſeyn würden, denn ſie habe ſelbſt aus dem Fenſter es geſehen, wie ſie mit Hond gelachet, habe den zweyten Akt, den ſie ſich ſchäme auszuſprechen, mit ihren hellen klaren Augen beobachtet. Sie wünſchte, ſagte ſie, daß Louiſe das mannigfaltige Unrecht und die ſchlimme Betrügerey, die ſie Fauſten geſpielt, erkennen, und ihm nicht weiter Verdruß verurſachen möge. Es ſey unverantwortlich, ſetzte ſie hinzu, daß man mit den Vorzügen, die einem die Natur und der Schöpfer derſelben verliehen, ſo ſchändlich haushalte, wie ſie es mit dem feinen Bau ihres Körpers thäte. Verſtellung ſey das ſchrecklichſte Laſter, und das beſitze ſie in einem ſo hohen Grade, daß ſie glaubte, ihre ganze Lebenszeit würde nicht hinreichen, wenn ſie die Uebelthaten bereuen wolte, die ſie nach ihrer Meynung ſchon gethan haben müſte, um eine ſo hartnäckige Verſtockung über ſich ſelbſt zu erlangen. Sie ſchloß damit, daß ſie ihr Fauſts ganze Betrügerey noch einmal ſtückweiſe, ſo wie ihr Müller einen Begriff davon gemacht, vorhielt, und ſie bat, daß alles nun durch die Zurückgabe des Eheverſprechens, welches ſie doch nach dem Rechte niemals erlangen könnte, wieder gut zu machen.

Louiſe war in der That bis zu Thränen gerührt. Sie hatte noch niemals jemanden mit einer ſolchen Offenherzigkeit, von dem Unterſchiede des Laſters und der Tugend ſprechen gehört. Sie war nie davon unterrichtet worden, daß es eine Beruhigung des Herzens geben könne, wenn man einen Theil ſeiner Verbrechen vergütete. Die menſchliche Natur, die der Weichherzigkeit die Thür leicht öfnet, wenn nur auf die rechte Art angeklopft wird, war noch nicht ſo ganz unterdrückt. Sie fühlte ſich getroffen. Sie verſicherte der jammernden Frau, daß ſie morgen Honden das Papier abfordern laſſen und es ihr zuſtellen wolle, womit dieſe auch zufrieden war. Sie ſchieden alsdenn, und Frau Renna gieng ruhiger zu Bette, als ſie es vor einer halben Stunde vermuthet hatte.

Fünftes Kapitel.

Enthält mancherley in der Geſchichte, wichtiges, gutes und ſchlechtes.

Hond ſchlief freylich nur halb ſo ſanft als er ſichs hatte träumen laſſen, da er zu Louiſen gieng, wo er in der gröſten Zufriedenheit zu übernachten, und des Morgens gegen fünf Uhr, ehe Frau Renna aufgeſtanden wäre, wegzugehen; ſich vorgenommen. Die nicht ſanften Ohrfeigen von Müllern, und die noch unangenehmere Stockſchläge von Fauſten, waren ihm etwas neues, denn er ſpielte den Renomiſten in Leipzig, und weil dieſer Ort ſelten von dergleichen Mitteldingen in der Natur beſucht wird, ſo war es ihm ein leichtes allein freyes

Feld zu behalten. Ein Troſt war es ihm nun wohl, daß es niemand von Erheblichkeit geſehen, denn die Hälſe ſich mit dieſen Spasverächtern zu brechen, hatte er eben keine Luſt. Deſto grimmiger waren ſeine geheimen Anſchläge auf ſie, und das Dokument, welches er in der Taſche führte, war ihm Bürge für die Rache an Fauſten. Müllern wolte er derſelben nicht werth halten. Er war ihm zu klein.

Er hatte kaum einige Stunden geſchlafen, als er ſchon wieder auf war, und mit Tagesanbruch den Baron aus einem ſüßen Traume weckte. Ich habe den Vogel, ſagte er, aber halb iſt er mir wieder entwiſcht. Er zeigte dieſem darauf das Eheverſprechen. Der Baron, der ſich ſo etwas gar nicht vermuthet hatte, ſprang vor Freuden aus dem Bette, und rief gleich Wilhelmen, denn der jüngſte Baron wurde ſeit der Freundſchaft, die er mit Fauſten geſtiftet, in ihren geheimen Verſammlungen nicht mehr zugelaſſen.

Wilhelm wälzte ſich gar vor Freuden auf den Erdboden herum. Er pries in lautem Jubel Honds Klugheit, und dankte ihm mit den zärtlichſten Umarmungen für das Geſchenk, welches er ihm mit der Freyheit ſeiner Schweſter gemacht. Er hatte eine Zeitlang ganz daran gezweifelt, es verhindern zu können, und wenn ihm der Wunſch einmal gar zu ſtark ankam, Fauſten um dies Kleinod zu bringen, ſo hegte er ein ſtrafbares Verlangen nach ſeines Vaters Tode, weil er alsdenn einige Macht über ſeine Schweſter zu haben, und ſie mit Gewalt von einer ſolchen Heyrath abhalten zu können, ſich einbildete.

Ihre Freude wurde freylich etwas vermindert, als er ihnen erzählte, wie ſie ihm hinter die Schliche gekommen, wobey er doch von Ohrſeigen und Stockſchlägen nicht ein lautes Wörtgen fallen ließ. Aber man wurde bald einig, daß das der Hauptſache nicht ſchade, und daß ſo gut es auch geweſen ſeyn würde, wenn Fauſt eine ſolche H... hätte heyrathen müſſen, doch Strafe genug für ihn es ſeyn werde, Karolinen zu verlieren. Hond proteſtirte noch gewaltiger dawider, und meynte, er wolte wohl noch einen pfiffigen Advocaten treffen, der für Louiſen die Sache ausführte. Zu ſeinem unerwarteten Schrecken aber wurde ihm in dem nehmlichen Augenblicke, da er es ihn ſagte, ein Billet von ihr überreicht, worin ſie ihm ſehr kleinmüthig bat, ihr das Verſprechen von Fauſten zurückzugeben; auch einiger Ausdrücke ſich bediente, die Honden bange machten, daß ſie die Sache verderben würde. Er ließ ihr alſo ſagen, daß er das Blatt in keine andere Hände, als in ihre eignen geben könne, drehte ſich hernach zum Bakon, und ſagte: Hier müſſen wir noch etwas anwenden, um es ihr wieder auszureden, daß ſie ihm nicht nachgiebt.

Hond wußte wohl, daß er das nicht nöthig hatte, aber er nutzte gern jeden gelegenen Augenblick, und da des Barons und Wilhelms Börſe aus Begierde Fauſten unglücklich zu ſehen, ſich ihm reichlich öfneten, ſo bekam er hinlängliches Schmerzengeld für die empfangenen Schläge.

Er beorderte ſie nur noch keinen Augenblick zu verſäumen, und eine Abſchrift nach Hauſe zu ſchicken, beſonders ſagte er Wilhelmen, daß er wohl thun würde, wenn er die an Karolinen nicht auf ihren Vater, ſondern an ſie ſelbſt ſchickte, damit ſie ſie gewiſſer erhielte. Als er [illegible] ſataniſche Stückgen vollführt, eilte er nach Hauſe, das weitere zu verfügen.

Louiſe hatte in den wenigen Stunden, da der Schlaf ſie flohe, weil noch die Eindrücke der geſtrigen Ermahnung bey ihr hafteten, bedacht, daß ſie wohl noch alles, was ſie von Fauſten hätte, verlieren könnte, und in dem Vorſatz, die Sache zu beendigen, nach der Schrift an Honden abgeſchickt, als ſie aber die Antwort erhielt, berichtete ſie es der Wirthin, die auf ihr Verſprechen ſich verlaſſend, ſie zu Honden gehen ließ, um ſelbſt es bey ihm abzuholen.

Als ſie aber zu dieſem kam, wo ſie weislich alles, was ſie von Werth hatte, mitnahm, ſo wuſte er ſie bald herumzubringen. Er machte ihr es ſo wahrſcheinlich, daß ſie noch eine anſehnliche Summe wenigſtens für den Abtritt von ihm herausbekommen müſte, daß ſie ſich ganz ſeinen Rathſchlägen überließ, und gar nicht zu ihrer alten Wirthin zurückkehrte, ſondern eine neue Wohnung ſich miethete, wo ſie ſich auf einen anſtändigen Fuß einrichtete, und als eine Perſon von Stande leben wolte.

Hond gieng von ihr zu einem ſeiner Freunde, einen pfiffigen abgefeimten Advokaten, der nicht ſo bald die Umſtände hörte, als er hoch und theuer ſchwur, er wolle es ſo drehen, daß ſie das gröſte Recht behalten ſolte, da es aber eine kritiſche Sache ſey, das Zeugniß der redlichen und bekannten Frau Renna ungültig zu machen, ſo muſte ſich Hond ihm ſchriftlich verbürgen außer den gewöhnlichen Unkoſten für dieſen Meiſterſtreich ihm funfzig Thaler extra zu bezahlen. Dies geſchahe, und zum Abſchied überhäufte der liſtige Geldſchneider, der in dieſer Kunſt Honden noch weit überlegen war, ihn mit einer authentiſchen Erzählung verſchiedener Proceße, die er glücklich beendiget haben wolte, ob er gleich nie ein Wort in allen den erwähnten Sachen geſchrieben hatte.

Müller und Frau Renna, die ihre Freude über die Bekehrung Louiſens, wie ſie es nannte, ihm gleich mitgetheilet, warteten indeſſen vergebens auf ihre Zurückkunft, und Müller gieng äuſſerſt unzufrieden weg, daß er aufs neue betrogen war.

Er hatte beym Zuhauſegehen in der Nacht und in der Unterhaltung mit Fauſt bis zum Morgen, ihm es vorgehalten, wie er ihm zuweilen angelaſſen, wenn er ihm doch richtige Zweifel wider des Mädgens Aufrichtigkeit beygebracht, und Fauſt, der es zwar einſahe, daß er ihm zu viel gethan, aber mehr mit den Gedanken an Karolinen als jemals beſchäftigt war, bat ihn dagegen nur immer um Verzeihung, und bat ihn, daß er ſein möglichſtes thun ſolte, zu verhindern, daß es ihm bey Karolinen keinen Schaden brächte. Dieſer gieng alſo in der Gewißheit hin, Fauſts Verſchreibung im Guten oder Böſen wieder zu erhalten, denn er konnte die Angſt ſeines Freundes gelaſſen nicht mit anſehen. Da er nun unverrichteter Sachen wieder gehen muſte, ſo ließ er ſich es ſogar gegen die Wirthin Louiſens merken, wie unangenehm es ihm ſey, daß ſie ſie fortgelaſſen. Es war dies ein Eifer, der ſich entſchuldigen läßt, weil er für das Wohl eines zweyten Ichs war.

Frau Renna war über den Zufall noch betrübter, als Müller ſelbſt. Ihre gutwillige

Leichte

Leichtgläubigkeit ärgerte ſie, und es kam ihr in den Kopf, daß wohl am Ende ihr guter Ruf noch leiden könnte. Sie nahm ſich das ſo ſehr zu Herzen, daß ſie von Stund an krank wurde.

Als Fauſt nach der erſten Beſtürzung wieder zu ſich ſelbſt kam, die alles vorhergegangene in ihm hervorgebracht hatte, ſo fiel es ihm wie Schuppen von den Augen. Er ſahe vom erſten Anfange ſeiner Bekanntſchaft mit Louiſen habe er ſich von einem Scheine blenden laſſen, der ihm wie bezaubert hätte. Wie es zugegangen, daß er ſeine Karoline hätte vergeſſen können, wußte er ſich ſelbſt nicht zu erklären. Sein nachheriges Betragen bey dem einmaligen Vergehen aber blieb ihm immer pflichtmäßig, und bey aller Zufriedenheit, die er hatte, aus dem Labyrinth, das ihm gedrohet, ſich herausgewunden zu haben, konnte er doch nicht umhin den Gedanken zu denken, daß wenn Louiſe ein tugendhaftes Mädgen geweſen, er auch mit ihr glücklich hätte ſeyn können.

Daß ſein Herz aber nicht lebhaft gefühlt hätte, daß er nun Karolinen ſich ganz widmen könnte, können wir auch nicht behaupten, denn er packte mit einer Freude, der nichts gleich kam, alle die von Karolinen enthaltenen, und erſt ſorgfältig zurückgelegten Sachen wieder aus, küßte jedes Stückgen mit einer erneuerten Wonne für Karolinen.

linen, und bekräftigte ſichs in ſeinem Herzen aufs ewig, nie wieder für einen andern Gegenſtand zu leben und zu athmen.

Der Baron und Wilhelm hatten ihre Rolle indeſſen auch nicht vergeſſen. Der erſtere hatte ſeinem Vater einen Brief voll Jubel über Fauſts Verluſt geſchrieben. Da er ſich ſchon in ſeinen jüngern Jahren; weil er der Liebling des Vaters war, viele Freyheiten herausgenommen, ſo glaubte er jetzt noch mehr dazu berechtigt zu ſeyn, weil er die Idee hatte, er ſey als Student ſein eigner Herr. Er hatte dem zufolge, die Impertinenz, ihm zu ſagen, daß er es mit ihm einſehen würde, daß die Parthie gar nichts geweſen, und Fauſt ſeine Flügel viel zu ſehr erhoben hätte. Er hoffe das nemliche von der gnädigen Frau Mama, die zwar ſelbſt zuweilen ſolche falſche Principia geäuſſert; aber eigentlich herzlich froh ſeyn würde, daß es zurückgegangen. Er würde vielleicht, ſetzte er hinzu, wenn er Karolinen noch ſo fände, wie ſie ſonſt geweſen, und ſie die Grille, die ſie für Fauſten gefaßt, ablegen wolte, ſehen, ob ſie für ihn ſey; und da ſich dieſer junge Menſch ſo ſchlecht betragen, ſo hoffe er, man würde ſich auch ſeines Andenkens entſchlagen, und mit dem Geſchenke ſey er hinreichend belohnt. Dies war zuvorkommende Bosheit von Honden, der es ihm eingegeben, und dabey die Abſicht hatte, ihm alle Wege zu benehmen, wodurch er ſich etwa wieder einſchmeicheln könnte, wenn die Sache mit der Heyrath ja nach der gemachten Entdeckung fehlſchlagen ſolte.

Wilhelm, der, ſo groß ſein Fleiß ſeit einiger Zeit war, ſo ſehr auch ſeinen Haß wider Fauſten hatte zunehmen laſſen, that von ſeiner Seite noch viel mehr. Denn wenn man über des Barons dummen Stolz in ſeinen Briefen lachte, ſo bewunderte man das einnehmende, fließende und hinreiſſende des jungen Seeliſt. Der glupſche Ausfall, den er ſchon einmal auf Fauſten gethan, war ihm zu gut gerathen, wie er denn auch ſeine völlige Wirkung würde behalten haben, wenn das Duell nicht dazwiſchen gekommen wäre. Er erwartete alſo alles von einem neuen Schreiben. Er bedauerte darin ſeine Schweſter, daß ſie ihr Herz an einem ſo unbeſtändigen Menſchen verſchenkt, bat ſie, ihn zu vergeſſen, da er ihrer niemals werth geweſen, und verſicherte ſie noch, daß ſie ſich leicht ſelbſt von dem allen überzeugen würde, wenn er ihr bald mündlich alle die Proben von Fauſts verderbtem Herzen erzählen, und ihr noch Glück wünſchen würde, daß ſie ſo bald, und ehe ſie näher mit ihm verbunden geweſen, von ihm abgekommen.

An ſeinen Vater ſchrieb er des nemlichen Inhalts, und es wurden dieſe Nachrichten noch denſelbigen Tag fortgeſchickt, um allen etwa von Fauſten kommenden vorauszugehen.

Der Nachmittag wurde von dieſen dreyen, denn Hond geſellete ſich wieder zu ihnen, in Freude und Trunkenheit zugebracht, welches ſich der letztere, der dabey frey durchgieng, treflich ſchmecken ließ, indeſſen daß Karl der von allem nichts erfahren hatte, bey Fauſten einen Beſuch machte. Dieſer erzählte ihm den Vorfall, und bat ihn, das einzige für ihn zu thun, und Achtung zu geben, ob auch ſein Bruder oder Wilhelm, wenn ſie etwas von der Sache erführen, nach Hauſe ſchreiben würden. Karl erſchrack heftig als er die Sache hörte, und gerieth gleich auf den Argwohn, daß dies eine abgeredte Karte unter allen geweſen, und Fauſt und Müller wurden erſt nun darauf aufmerkſam. Es war leider nur zu wahr, und am dritten Tage erfuhr Karl, daß es ſchon nach Hauſe berichtet ſey, welches er auch Fauſten erzählte, der untröſtlich über ſein Misgeſchick war.

* * *

Sechſtes Kapitel.

Von einigen Veränderungen in den väterlichen Häuſern unſerer jungen Herrn. Fauſt bekömmt einen Brief von der Baroneſſe.

Es hatte ſich in dem Kreiſe der Eltern unſerer jungen Herrn manches verändert, was wir unſern Leſern um der Folge willen nicht verheelen können. Kurz nach dem Dankſagungsſchreiben, was Fauſt für die Rettung des Baron Karls mit wichtigen Münzſorten empfangen, hatte die Baroneſſe Trinen zu ſich rufen laſſen. Ihr Herz war ſo voll von der regeſten Erkenntlichkeit, daß ſie es nicht für hinlänglich hielt, ihm allein dafür verbunden zu ſeyn, ſondern ſie wolte auch ſeiner Mutter ihre Empfindung darüber bekannt machen.

Trine kam, und die Unterredung währte etwas lange. Man wolte behaupten, daß die Baroneſſe mit weinenden Augen aus dem Zimmer gekommen, und Trine auch nicht ohne Thränen geblieben. Es wurden allerhand Auslegungen darüber gemacht. So viel iſt gewiß, daß Trine ſeit der Zeit ſehr oft zur Baroneſſe kam, und ſich lange mit ihr unterhielt.

Man wird ſich noch einer Scene erinnern, die zwiſchen Hond und der Baroneſſe wegen Trinen vorfiel. Fauſts Ausſage hatte damals auf die Baroneſſe einiges Gewicht, und ſie würde vielleicht einigen Verdacht behalten haben, wenn nicht der Baron allen Umgang in Trinens Hauſe ſogleich eingeſtellt hätte. Wir ſagen dies, um einem Verdacht zuvorzukommen, der ſonſt bey dem Leſer noch ſeyn könnte, nachdem ihn die Baroneſſe ſo lange ſchon vergeſſen.

In Karolinens Hauſe war alles in Bewegung. Ihr Vater war an einem Hofe geweſen, wo ihn ein Miniſter von ſeinem Poſten und Gütern geſtürzet. Er war ein rechtſchaffener Mann, der ſich durchaus nicht in die durchtriebenen Falten dieſes Staatsmannes ſchmiegen wollte. Der war nun geſtorben, und man hatte ſeine Betrügereyen entdeckt. Man ſuchte ſie ſo viel als möglich zu erſetzen, und ſo wurden unter andern auch Seeliſten ſeine Güter zurückgegeben. Er muſte alſo dahin, um ſie im Beſitz zu nehmen, und er ſahe wenig Hofnung vor ſich, wieder von da wegzukommen, weil man ihm Landesdienſte antragen würde, die er nach ſeiner Denkungsart nicht ausſchlagen konnte. Dieſe Nachricht kam auch kurz nachdem der Brief an Fauſten abgegangen war. Als ſie ſie von ihrem Vater hörte, ſahe ſie ihn bekümmert an, als ob ſie ſagen wolte, ſie wüßte nicht, ob das ihrem Herzen nachtheilig ſeyn würde; allein ihr Vater küſte ſie, und ſagte: Nie, Mädgen, will ich Deiner Neigung Einhalt thun, ſo lange ſie mit der Rechtſchaffenheit beſtehen kann.

Die Baroneſſe hörte dieſe Neuigkeit, ſo glücklich ſie auch für ihre Freunde war, mit ſchwerem Herzen. Was ſoll ich nun machen, ſeufzte ſie. Meine Karoline, die mir Tochter ſeyn ſolte, wird nun von mir genommen, und meine einzige Freundin verläßt mich. Sie fühlte es in der That unendlich tief.

So ſtanden die Sachen als der Bote ohne Brief an Karolinen zurückkam. Es war ihr wie ein Donnerſchlag. Sie waren eben bey dem Baron zuſammen. J der Donner Junge, rief er, konnte er denn nicht ein paar Worte ſchreiben? Wie ich in den Jahren war, ja da hätt' ich den ſehen wollen, der mich davon zurückgehalten hätte? Was ſchreibt er mir denn. Laßt ſehen. Ach! Dank und Dank, und Dank, und nichts von Liebe. Pfui des kalten Bengels! Er nahm denn Karolinen bey der Hand, die ganz gerührt bey ihm ſtand. Nehmen Sie ſichs nicht ſo zu Herzen, ſagte er, er wird wohl übermorgen mit der Poſt ſchreiben. Es wird ihm zu lange gewährt haben. Er wird ſo ſeine Gedanken in der Geſchwindigkeit nicht alle haben aufs Papier bringen können. Er iſt zu voll geweſen, und was er noch mehr vorbrachte, um ſie zu beruhigen.

Der Vater aber nahm es anders. Es verdroß ihm, daß Fauſt nach ſo vielen Vorzügen die man ihm gezeiget, nicht einmal die Achtung gehabt hatte, ſeine Tochter auf einen ſo feurigen Brief zu antworten. Es iſt nicht alles Gold, was glänzt, meine Karoline, ſagte er ihr. Ich wünſche, daß es nur Leichtſinn von ihm iſt. Aber wenn es mehr wäre, dann, Tochter, hätte dich doch dein Vater ſelbſt dadurch unglücklich gemacht, daß er einer Leidenſchaft nachſahe, die noch ſo vielen Schwierigkeiten ausgeſetzt war.

Dies machte Karolinen ungemein traurig, und ob ſie ſich gleich, ſo lange ſie beym Baron waren, verſtellte, weil ſie ſahe, daß es ihm ein Vergnügen war, wenn ſie munter blieb, und ſie ein gutes gefälliges Geſchöpf war, ſo überließ ſie ſich doch, als ſie zu Hauſe kamen, ganz der Betrübniß, die ihre Seele niederdrückte. Ihre Mutter war ſelbſt nicht im Stande, durch alle ihre Vorſtellungen ſie zur Ruhe zu bringen. Ich will es glauben, was ſie zu ſeinem Beſten vorbringen, ſagte ſie, und ihm mag es Entſchuldigung ſeyn, Bey mir wird es nie ſo ſeyn. Ich werde mich nie überreden können, daß es einem Menſchen bey mich ſo feurig zu lieben vorgab, möglich war, meinen Brief nicht zu beantworten. Ich, liebe Mutter, wenn ich ihn bekommen hätte, hätte alles liegen und ſtehen laſſen, und wäre an mein Schreibepult gelaufen. Dieſe mochte ihr es hundertmal wiederholen, daß Fauſts Geſchäfte von anderer Art wären als die ihrigen, daß er nicht blos Liebe in Sinn und Gedanken haben könnte, und daß es das gröſte Elend für beyde ſeyn würde, wenn er eben ſo wie ſie dächte, ſo hatte das alles doch nicht den geringſten Einfluß auf ſie. Sie antwortete, daß wenn er nur in einer Zeile geſchrieben hätte, ich liebe ſie, ſo würde ſie zufrieden geweſen ſeyn. — Aber nichts — gar nichts, das ſey ihr unbegreiflich.

Mit dem Vater war kein Wort zu ſprechen. Es war der Abgott ſeines Herzens dieſe **Karoline**, und ſo dachte er ſich ihre Leiden noch weit größer, als ſie ſie in der That fühlte, nahm die ſeinigen dazu und ſchob nun die ganze Laſt auf Fauſts Schultern, da denn der arme Junge freylich drunter erliegen muſte.

Aber dieſe Verwirrungen, die er durch ſeine Unvorſichtigkeit angerichtet, waren noch nichts gegen den Auftritt, als die Briefe von **Wilhelmen** kamen. **Karoline** las den ihrigen ganz durch, woraus in der Hitze des Erbrechens, die Eheverſprechung auf die Erde gefallen war. O das iſt unmöglich! rief ſie, als ſie zu Ende war. Das iſt Verläumdung! der Menſch kann Fauſt nicht ſeyn. Nein, ich kenne ihn beſſer —

Unterdeſſen hatte ihr Vater den ſeinigen auch geleſen, und ſtand mit einem Geſichte, das Zorn und Verachtung zeigte, auf, und nahm das vor Karolinen niedergefallne Papier, welches er aufmachte, und mit einer verbiſſenen Wuth zu ihr ſagte: „Wahr, nur zu wahr, der Beweis iſt hier“; dawider lies ſich denn auch nichts einwenden. Das beſtürzte Mädgen wäre vor Schrecken faſt umgeſunken, und die Worte: O verführt, mir entriſſen; waren die einzigen, die ſie hervorzubringen vermochte. Vater und Mutter ſahen mit naſſen Augen den Zuſtand ihres Kindes, und fiengen an zu fürchten, daß ſich die Scene traurig endigen möchte. Man muſte Karolinen ins Bett bringen, und das Haus ſchien von dem Augenblicke an, eine Einöde zu ſeyn. Man gieng ohne ein Wort zu reden, man rang die Hände, man ſeufzte, man weinte, und die am meiſten litt, lag in einer heftigen Gemüthsbewegung, die einem Fieber den Weg zu bahnen ſchien.

Der Baron hatte auch ſeines Sohnes Brief empfangen, und wütete zum erſtenmale über deſſen Unverſchämtheit. Der Lotterbube, ſchrie er, ich will ihm lernen, Vater und Mutter zu belehren, wie ſie handeln ſollen. Seinem Köpfgen ſoll alles nachgehen. J, fieng er mit Unwillen an, und ſtampfte mit den Füſſen zur Erde, iſt das nicht ein dummer Teufel geweſen, der Fauſt, daß er gleich ſo einen Wiſch von Eheverſprechen hingegeben. Hat ſich was zu klagen. Ich wolte doch ſehen, ob ſo Eine mir was anhaben ſolte. Und mein Junge, der will auch noch ſehen, ob ſie ihm anſteht? Nein, ſolche Braten ſind für Dich nicht. Wart, er ſoll mir ein paar Jahre unter die Soldaten. Unterofficier, und hübſche Fuchtel. Das ſoll ihm Mores lernen.

Die Baroneſſe hatte ſchon bey der erſten Beſtürzung, über die nicht erfolgte Antwort Fauſts, eine Ahndung eines Unglücks gehabt, und da ſie alſo etwas darauf vorbereitet war, ſo fiel es ihr nicht ſo ſehr auf, deſtomehr aber empfand ſie die traurige Lage beyder Verliebten. Sie hatte, ſeitdem ſie mit Fauſts Mutter geſprochen, ihrem Manne die dringendſten Vorſtellungen gethan, für das Glück dieſes Menſchen zu ſorgen, und da er ſich die Hörner etwas abgelaufen, ſo war er jetzt weit gefälliger gegen ſie, und weit achtſamer auf ihre Bitten. Er verſprachs alſo in allem Ernſt, und es war ihm nun ſo enthuſiaſtiſch gekomkommen, daß er ſelbſt gern die Schuld von Fauſts Verbrechen über ſich genommen haben würde, wenn er ihm dadurch hätte helfen können. Dieſer Queerſtrich war der Baroneſſe alſo um ſo empfindlicher, weil er vielleicht machen konnte, daß die Hitze ihres Mannes verrauchte.

Sie zweifelte gar nicht, daß es eine leichtſinnige Handlung von Fauſten geweſen, die er hernach durch ein ſolches Verſprechen gut machen müſſen, das ihm in ſich ſelbſt, durch den Verluſt von Karolinens Liebe unglücklich machen würde. Sie konnte wohl denken, daß Karolinens Vater bey der Sache nichts thun würde, und nichts thun könnte, alſo nahm ſie ſich vor, ihr möglichſtes dabey zu verſuchen. Sie ſchrieb daher an Fauſten, wie die zärtlichſte Mutter nur ſchreiben kann. Sie bedauerte, daß er in ein Unglück gerathen, das ihm einen ſo vortreflichen Schatz geraubt, wie ſeine Geliebte. Sie wolle zwar, ſagte ſie, nicht Stifterin von Uneinigkeit, zwiſchen ihm und derjenigen ſeyn, welcher er ſein Wort gegeben, allein wenn Umſtände oder Ueberzeugung, daß er hintergangen ſey, eine Möglichkeit ſehen lieſſen, die Sache zu hemmen, ſo ſolle er es thun. Sie wolle zwar nicht davor ſtehen, daß Seeliſt, der nun äuſſerſt aufgebracht wäre, ihm ſeine Tochter noch geben würde, allein ſie wolle doch thun was ſie könne, und das beſonders deswegen, weil Karoline ſelbſt ihn nie vergeſſen würde. Tadeln müſſe ſie ihn immer, daß er nicht vorſichtiger bey einem ſo gewiß ihn erwartenden Glück gehandelt, verdammen aber wolle ſie ihn nicht, weil ſie nicht wiſſe, wie er dazu gekommen. Er möchte auch bedenken, daß ſeine Mutter, die ſie als eine brave Frau kenne, der Gram aufreiben würde, wenn ſie ſo etwas von ihm erführe, da die ganze Stadt ſchon voll von ſeiner Heyrath mit Karolinen ſey, und nun ein unausſtehliches Geſpötte darüber entſtehen würde. Sie ſchloß damit, daß ſie ihn wie einen ihrer Söhne liebte, und ihn auch in allen Vorfällen ſo betrachten würde. Kurz, man konnte nicht verbindlicher ſchreiben.

Der Baron hatte in dieſen, einen Brief an ſeinen älteſten Sohn eingeſchloſſen, worin er ihn nach einigen wohlpaſſenden Ehrentiteln vermahnte, künftig ſich einer gemeſſenen Beſcheidenheit zu befleißigen, oder ſich es gefallen zu laſſen, daß man ihn als einen ungezogenen Burſchen traktire, und da ihn alles überzeuge, daß er doch in ſeinem Leben nichts lernen würde, ſo möchte er ſich reiſefertig halten, um in acht Tagen abgehen zu können, weil er ihn zu etwas andern beſtimmt hätte. Fauſts geſchahe mit keinem Worte Erwähnung, und es war in einem Poſtſcript nur die Erinneſung hinzugefügt, er möchte ſeine Finger von fremden Sachen laſſen.

Einige Tage zweifelte man, ob Karoline nicht eine gefährliche Krankheit davon tragen würde. Aber ihre Natur ſiegte auch diesmal über den Angriff. Ihr Vater hatte ihr einmal für allemal, alles weitere Denken an Fauſten unterſagt, und ſie ſahe denn auch wohl ein, daß bey ſolchen Umſtänden keine Rettung für ihn ſtatt fände. Allein ſie behielt den Kummer deswegen in ihrem Herzen, und ſagte ſichs, daß, ob er gleich ihr untreu geworden, ſie doch gegen ihn ihr Verſprechen, was nichts aufheben könne, halten wolle. Sie ſagte es ihrer Mutter zuweilen, wenn ſie im Affekt darüber war, daß ſie glaubte, wenn man von Anfange ihr erlaubt hätte, ihr Andenken an Fauſten zu erneuern, ſo würde er beſtändiger geweſen ſeyn.

Und wenn denn die Mutter ihr ſagte: daß es beſſer geweſen, ſie habe jetzt ſeinen Karakter kennen gelernt, als wenn ſie ſchon mit ihm verbunden geweſen, ſo bat ſie ihre Mama, daß ſie ihr erlauben möchte, anders davon zu denken: denn wenn ich ihn bey mir gehabt hätte, ſagte ſie, ſo hätte ich ihn ſchon ſo lieben wollen, daß er um dieſes zu belohnen, alles gehalten, was er mir verſprechen, und mir wäre denn doch wohl geweſen, und ihm gewiß nicht ſchlimmer als jetzt. Ich kann mir es nicht anders vorſtellen, als daß er nun, nachdem er meinen Brief erhalten, weinen und trauern wird.

„Ja, Du kannſt Dir Luftſchlöſſer bauen,“ antwortete die Mutter, und wandte den thränenden Blick, daß ſie ihn nicht ſehen ſolte, und Karoline verſetzte eben ſo wehmüthig: „Ach ſie werden alle zerfallen. Ich werde nie glücklich ſeyn“; und wenn der Vater zuweilen bey ſolchen Geſprächen, die man ihnen in den Augen leſen konnte, ins Zimmer trat, ſo behielt er auch die Thür gleich in der Hand, um wieder wegzugehen. Er war zu weich, ſich darauf einzulaſſen, und wenn es ja geſchahe, ſo flochten ſich Bitterkeiten gegen Fauſt mit ein, die Karoline, ob er ſchon nicht mehr der ihrige ſeyn durfte, doch wie vorher empfand, und herzlich beweinte. Wenn er das ſahe, ſo trocknete er ihre Thränen und ſagte: Tröſte Dich, Dein Vater iſt eben ſo unglücklich als Du.

Siebentes Kapitel.

Worin Akten, Advocaten, Notare und Richter vorkommen.

Herr Sauſewind war der Mann, von dem wir oben geſagt haben, daß Hond ſich um funfzig Thaler hatte prellen laſſen. Ein junger flüchtiger Mann, ſeines Namens völliges Ebenbild, und die Schnurre eines Nachtwächters könnte nicht ſo ſehnlich den Wunſch auf einige Augenblicke taub zu ſeyn, erregen, als ſeine Erzählung, wenn er auf die Geſchichte ſeiner Wunderproceſſe kam. Dieſer kam nun Nom. Herrn Honds, als Bevollmächtigten der Jungfer Louiſe, zu Müllern, als Bevollmächtigten des Herrn Studioſi Fauſt.

Er hatte ſich zwar [illegible] bey dem ehrenveſten und wohlgelahrten Herrn Fauſt. ſelbſt ein unterthäniges Gehör ausgebeten, da aber dieſer ein vor allemal nichts von der Sache mehr wiſſen wolte, ſo wurde er mit ſeinem petito förderſamſt ab, und an obigen Herrn Müller gewieſen.

Er war kaum in die Stube getreten, als er ſich freuen zu können hofte, einen juvenem in jure verſatum in ſeinem Gegner zu treffen. Als aber Müller ihm auf die erſte Inſtanz replicirte, daß er nichts weniger als Aktenſtaub leiden könnte; und deswegen das theologiſche Fach gewählet, ſo wunderte er ſich höchlich, daß man ihn als einen Mann, der das Seinige ſchon publice praeſtiret, einem Menſchen entgegen ſetzen wolle, der nicht einmal prima rudimenta juris habe. Er ſey wenigſtens in der Hofnung gekommen, einen Baccalaurea dignum anzutreffen, und würde es ſich alsdenn für eine Ehre gehalten haben, ob es gleich eigentlich ſtili ſey, einem Promoto, einen wenigſtens im Anſtehenden entgegen zu ſetzen.

Müller ſagte ganz kurz: Er glaube, ohne Hülfe eines andern mit ihm fertig zu werden, wenn er anders Billigkeit als den Grundſatz annehme, wornach der Menſch handeln müſſe. Es ſey die Sache ſo klar, daß keine Frage ſtatt fände, daß **Fauſt** nicht auf das niederträchtigſte behandelt ſey, und daß **Hond** nach der gröſten Billigkeit mit nichts weniger als dem Staubbeſen nach Verdienſt zu beſtrafen ſey, wolle er auch im Nothfall beweiſen.

O was das anbelangt, ſagte Herr Licentiat **Sauſewind** mit einem bedenklichen, und faſt bis zum Geſchrey erhabenen Tone, ſo könnte ich freylich injuriarum ſie im Namen Herrn **Honds** belangen, allein einem Theologo hält man manches zu gut, und alſo nur ad rem. Billigkeit iſt ein ſchön Ding, ein herrliches Wort, ein ſummum bonum für den Privatmann, wenn er es beſitzt, aber in Foro, mein Herr, gilt ſie nicht einen Pfifferling, und könnte man faſt Vergleichsweiſe ſprechen: Ein Quentgen Gerechtigkeit ſey da beſſer, als viele Pfunde Billigkeit. Alſo kann ich Ew. Ehrwürden nicht anders zu Dienſte ſtehen, als wenn ſie per mandatarium mit mir reden, ſonſt ſehe ich mich genothdrungen, förmlich Rechtens wider ſie zu agiren, oder vielmehr ſit venia errori, mit Herrn Fauſto.

Müller ſuchte zwar auf alle Art ihm vorzuſtellen, wie viel vernünftiger es gehandelt ſeyn würde, wenn ſie ſich in der Güte verglichen, und Fauſt es nicht auf eine Handvoll Dukaten würde ankommen laſſen. Aber hierdurch brachte er dem Windbeutel ſo viel Verdacht wider ihn bey, daß dieſer ſagte, da Herr Fauſt offenbar Unrecht habe, ſo würde nichts, als die würkliche Copula hier ſchlichten können; worüber ſich **Müller** ſo ereiferte, daß er ihm die Thür nicht allein wies, ſondern auch ſtracks ein Inſtrument zur Hand nahm, womit er ihm dieſelbe zeigen wolte. Sauſewind fürchtete ſich für nichts mehr, als für theologiſchen Eifer, und ſtolperte die Treppe ſo ſchnell hinunter, als er in ſeinem Leben noch keine gegangen war, und noch auf der Straße, ohne geachtet er wegen der ſeidnen Strümpfe, die er beſtändig trug, ſonſt die Steine ſorgfältig zu wählen pflegte, trat er diesmal in alle Pfützen, ſo daß einer ſeiner Bekannten ihm zurief: Ob er mente captus ſey? worauf er immer fortlaufend in abgebrochenen Seufzern antwortete: O es iſt viel ſchlimmer!

Indeſſen als er fort war, überlegte Müller, daß es der Ehre Fauſts zuträglicher ſey, es nicht zur Klage kommen zu laſſen, und gieng alſo, da er ſehr ſchnell von Entſchluß war, gleich nach der Ueberzeugung davon, zu einem andern Rechtsgelehrten, um ihn in der Sache zu beſtellen. Der Mann zu dem er gewieſen wurde, hieß Sieger, war der Rechte Doktor, und hatte auch in ſo fern etwas mit ſeinem Namen gemeinſchaftliches, daß er ſelten einen Proceß verlor. Anfänglich als Müller ihm die Sache erklärte, ſchien ſie ſeiner Aufmerkſamkeit nicht werth, und er gab ſeinen Rath, zu einem andern minder Gelehrten, folglich auch minder koſtbaren Mann zu gehen, weil eine ſo helle Sache im Traum zu gewinnen ſey. Als aber Müller hierauf erwiederte, Herr Licentiat Sauſewind, der dem Gegner diene, habe von ſeiner Seite eben die Meinung gefällt, ſo ſtand die phlegmatiſche Maſchine von dreyhundert funfzig Pfund, aus ſeinem Seſſel auf, und ſagte mit einem Hohnlächeln: die Windflaſche, davor will ich ihn bezahlen. Mein Herr, ich führe ihre Sache unentgeldlich. **Müller** deprecirte zwar, indem er anführte, daß jedem für ſeine Mühe Belohnung zukommen müſſe, allein jener antwortete ganz trocken: Nun, ſo diene ich Ihnen gar nicht, und da **Müller** ſich nicht die Mühe machen, und zu einem neuen Anwald gehen wolte, ſo lies er ſich es gefallen, bedung ſich aber aus, erſt den Weg der Güte zu verſuchen, und einen Vergleich vorzuſchlagen.

Man ſagt, daß Rechtsgelehrte ſich dem niemals widerſetzen, weil ſie gewiß wiſſen, daß wenn blos ſie dieſes Hand haben, es nicht dazu kommen kann. Die Verſammlung wurde alſo in des Doktors, als des vornehmſten und gewichtigſten Hauſe feſtgeſetzt. Beyde Theile erſchienen. **Hond** und **Müller** waren auch zugegen, und der leztere hörte ſeinen Gräuel an den beyden unſinnigen Zänkern, und ſahe ihn an **Honden**, der ihm ärger als ein Brechmittel war, welches zur zweyten Doſe genommen wird.

Es würde unſerm Plane zu ſehr aus dem Wege gehen, wenn wir das ganze mit Floskeln aus allen Theilen der Jurisprudenz angefüllte, und künſtlich mit Citationen durchwebte Geſpräch, hieher ſetzen wolten. Nach den erſten Sätzen aber, die nichts als eine kurze Erzählung des Falls von beyden Seiten enthielten, können wir mit Wahrheit ſagen, daß der Klienten mit keinem Worte gedacht wurde, ſondern Sieger, ſtatt Fauſts Rechte darzulegen, machte den Privatangriff zwiſchen beyden Herren mit der Beſchuldigung, **Sauſewind** habe ſein Jus nicht begriſſen, und nicht gelernt, und dieſer, der viel zu viel Hochachtung hatte, einen Doktor ſo etwas zu beſchuldigen, fieng ganz gelaſſen, wider ſeine Gewohnheit an, zu erwiedern: Daß Herr Doktor **Sieger** das Seinige wieder vergeſſen, welches dieſer zwar mit ſeinem pflegmatiſchen Lächeln beehrte, doch aber fortfuhr, den Beweiß von **Sauſewinds** Ignoranz zu proſequiren, welches dieſer auf ſeiner Seite, ohne auf das, was Sieger ſagte, zu reflektiren, in Anſehung der ſchlechten Memorie des Herrn Doktors that, der ſich zuletzt an **Müllern** wandte, und den Ausſpruch that: **Hier iſt an keinen Vergleich zu denken**, welches **Müller** mit einem mitleidigen Achſelzucken beantwortete. Freylich hielt der Doktor dis für Beyfall, ob es gleich Verachtung heiſſen ſolte, und mit dem Vergleich wars zu Ende.

Müller bot zwar Henden noch einmal hundert Thaler für den Abtritt, allein dieſer hatte aus **Siegers** pflegmatiſchen Temperamente noch mehr Muth geſchöpft, und ſagte: Er hätte Ordre nicht eine Monarchie für Fauſts Hand zu nehmen. Der Einfall wurde von Sauſewind herzlich belacht, und zu Hauſe in ſein Vademekum eingetragen.

Den andern Nachmittag aber ſchickte er ſchon eine zwölf Bogen lange Klage, Siegern zu, der eine zwanzig Bogen lange Replik darauf gab; Beydes wurde Müllern kommunicirt, der nicht ſobald einſahe, daß auf die Art ein halbes Seenſum, und eine eigne Papiermühle zu dieſem Rechtshandel gehörten, als er ſich beym Prorektor der Akademie, der ein würdiger Mann, und ſein ſowohl als Fauſts Freund war, meldete. Ihre Aufführung hatte beyden viel Achtung und Liebe verſchaft. Müller hatte alſo kaum die Furcht, die er in ſich hatte, vorgeſtellet, als ihm ein Befehl zu einer Kommißion ausgefertiget wurde, die binnen vierzehn Tage, die Sache auszumachen, beordert wurde. Das muſten ſich beyde Streiter gefallen laſſen, und verloren dadurch zwar die Hofnung, ſich recht ihrer Beſchuldigungen zu überführen, nicht aber den Haß, der ſie denn zu allem anfeuerte, was jedem nun die Sache zu gewinnen, thunlich ſchien

Der Richter, der in der Sache ernannt war, war ein Profeſſor Juris, aber ein Mann, der nicht blos dem Schlendrian nachdachte und arbeitete; der das, was ein Menſch dem andern ſchuldig iſt, um gerecht zu ſeyn, nicht nach den Formalien abmaß; ſondern es aus der Natur der Sache herzuleiten, und Zufällen, durch die etwas verändert wurde, auch Gehör zu geben ſuchte. Man ſagte zwar von ihm, er ſpräche oft ein kauderwelſches Urtheil, worin weder juriſtiſche Kunſt noch Schönheit ſey, allein die meiſten wollten dagegen behaupten, es ſey viel Menſchenverſtand darin, und die geſunde Vernunft fehle nie ſeiner Denkungsart. Dieſer Mann wurde auch gewöhnlich von einer Parthey er- und von der andern verbeten, welches wieder zu manchen Verläumdungen Anlaß gab, weil, wenn es ſich traf, daß die Reihe an ihm war, der ſtreitende Theil der ihn gewünſcht hatte, immer gewann, und da hieß es, es wäre Dankbarkeit gegen den Ruhm, den man ihm machte. Andere aber widerlegten es auch ſo, daß es immer dem, der Recht habe, und ſeines guten Gewiſſens überzeugt wäre, angenehm ſey, einen Richter von ſeiner Rechtſchaffenheit zu haben; dem aber, den ſein Gewiſſen ſchon vorher ſchlüge, ſey an dieſem Richter nichts gelegen: denn alsdenn ſey die Sache ſo gut als verloren. Geſchenke nehme er nicht. Und auch dies ſolte ein Stolz ſeyn.

Kurz, ſo wie ein Menſch, dem man keine Schmach anhängt, ſo ſelten iſt, wie ein Himmel ohne Wölkgen im April, ſo war auch Herr Rumor nicht davon frey, und er wuſte dies zwar recht gut; allein er ſetzte ſich darüber weg, und ließ ſich auf ſeinem Wege weder zur Rechten noch zur Linken irre machen. Wäre der Mann nicht reich geweſen, ſo wäre er verhungert; denn da er niemanden etwas abforderte, weil er nicht wuſte, ob er es gut entbehren konnte, ſo gab ihm auch niemand was.

Vor ihm erſchienen nun zur beſtimmten Zeit ein Notarius, der ſogar ſein Notariatsdiplom, welches er immer bey ſich trug, um im Nothfall zu documentiren, was er für eine wichtige Perſon, und eine Feder hinter dem Ohr mit ſich brachte, weil er protocolliren ſolte. Dem folgten Herr D. Sieger, der ſich in ſeinem wohlbepolſterten, mit zwey Rappen von Küraßiermaaß beſpannten Wagen hatte hertraben laſſen, und Herr Sauſewind, der ganz ſichtlich und ſorgfältig mit dem Paraplui zu Fuße hergegangen war, weil er ſeine ſchöne Perſon nicht in einer Sänfte oder Wagen dem Publico entziehen wolte, welches, wie wir nicht läugnen können, immer hinter ihm her ſahe; aber keinesweges, wie er glaubte, ihn zu bewundern, ſondern ſeine affektirte Narrheit zu belachen.

Nachdem der Vortrag von beyden Seiten geſchehen, ſolte zwar die alte Leyer zwiſchen ihnen ſich wieder anheben; allein der Herr Richter bat. man möchte keinen Ausfall auf ſein Trommelfell wagen, der nicht mit der Streitſache kombinirt ſey, und in einiger Verwandtſchaft mit derſelben ſtehe. Dadurch wurden ſie nun ſehr in die Enge getrieben, und es kam bald zu dem Ausſpruch: daß wenn Frau Renna alles jetzt erwähnte, bekräftige, Fauſt losgeſprochen werden müſſe. Er gab zugleich dem Notario den Befehl, dies Zeugniß, weil die Dame krank ſey, in gehöriger Form herbey zu ſchaffen, und am dritten Tage bey der neuen Sitzung aufzuführen: Hier nahm Sauſewind zierlich das Wort, und movirte dagegen, daß zwar dieſes Zeugniß gültig ſeyn würde, wenn alles bey dieſer Frau in ſeiner gehörigen Ordnung wäre, was nemlich das gerichtliche anbeträfe; allein da ſie krank, und wie man ſagte: nicht ſo ganz bey Sinnen wäre, ſo könnte es doch wohl möglich ſeyn, daß ſie ſchon vorher, ehe ſie dieſes geſehen zu haben vorgegeben, einen Theil ihres geſunden Verſtandes nicht mehr gehabt, und folglich mit Blindheit, oder vielmehr Zuvielſichtigkeit geſchlagen wäre. Er kam aber damit nicht weit, indem der Richter ſagte: daß wenn es ſo eine Vermuthung geben ſolte, ſo würde der Herr Notarius dieſes ſchon beobachten, und Nachricht davon geben; wo nicht, ſo würde dieſe Ausflucht gar nicht angenommen werden: denn er kenne Herrn Sauſewinds Art ſchon, dieſer Zeugenverdacht ſey ihm eigen, und ein gewöhnliches Hülfsmittel, die Sachen zu ſeinem Beſten zu verlängern. Hiermit ſchied dann jeder von dannen, um das nächſtemal beſſer wegzukommen, als es jetzt geſchehen.

Achtes Kapitel.

Worin alle dieſe erbetenen Herren ſchnell ihren Abſchied bekommen.

Indeſſen hatte Fauſt die Briefe der Baroneſſe mit den betrübten Nachrichten wegen Karolinens empfangen. Das erſtemal war es ihm recht von ganzem Herzen lieb, daß die Sache ſich ſo gedrehet, und wenn er noch an Louiſen gebunden geweſen wäre, ſo würde er gewiß die äuſſerſte Kränkung von dieſem Briefe gehabt haben. So aber machte es ihm ordentlich Muth, daß er eine ſo wichtige Fürſprecherin hatte, und er bildete ſich ein, daß wenn der Bericht vom Baron und Wilhelm auch die traurigſte Wirkung auf **Karolinen** in Anſehung ſeiner gehabt, doch bey einer ſo mächtigen Fürſprecherin alles ſchnell wieder für ihn ſeyn würde. Es war ihm nach den Seufzern und dem untröſtlichen Bezeigen, ſeit dem Karl ihm von dem Berichte geſagt, zum erſtenmale wieder wohl, und er umarmte **Müllern** recht freudig, als dieſer ihm die Nachricht brachte, daß ſeine Sache gut ſtände.

Kinder und Verliebte gehen von einem Extremo gern aufs andere. So ein Sprung iſt ihnen eine wahre Kleinigkeit. Da Fauſt vorher mit der Sache gegen **Louiſen** nichts hatte wollen zu thun haben, nichts von ihr hören und ſehen, noch von den Umſtänden des Proceſſes etwas wiſſen wollen; ſo wolte er jetzt gleich ſelbſt zur Frau **Renna** gehen, und mit ihr von dem morgen zu gebenden Zeugniſſe ſprechen, denn nun ſehe er wohl, wie nöthig es für ſeine gute Sache ſey, bald das eigenhändige Dokument, als ein Zeichen, daß die Sache zurückgegangen, zu überſenden. Vergebens ſtellte ihm **Müller** vor, daß das nicht gut ſey, daß es dem Herrn **Sauſewind** Gelegenheit geben könne, von Zureden und Beſtechen etwas fallen zu laſſen, und daß die Beendigung dadurch aufgehalten werden könnte. Alles war einem Tauben geſagt, und für den Augenblick war gewiß kein ander Mittel ihn wankend zu machen, als wenn Karoline ſelbſt gekommen wäre. Da dies nun nicht möglich war, ſo gieng er auch ohne Umſtände fort.

Der Beſuch hätte Frau Renna nicht angenehmer ſeyn können. Sie lag ſehr ſchwer krank, und hatte ſehr gewünſcht, ihn vor ihren Ende, welches ihr nahe ſchien, noch einmal zu ſprechen, wolte ihn aber doch nicht beſchwerlich ſeyn, weil ſie ſich wohl einbilden konnte, daß er jetzt unangenehme Beſchäftigungen habe. An demſelben Abend aber hatte ſie ſich doch vorgenommen, den andern Tag ihn oder Müllern zu ſich bitten zu laſſen, weil ihre Magd auf Louiſens Zimmer ein klein Päckgen Papiere gefunden, welches ſie ihm zuſtellen wolte, um zu ſehen, ob es etwa Licht in der Sache geben könnte. Fauſt ſteckte es alſo mit Dank zu ſich, und redete nun von dem morgenden Zeugniſſe: da ſie ihm denn verſicherte, alles, was ſie nur mit gutem Gewiſſen zu ſeinem Beſten thun könne, ſolle gewiß geſchehen. Sie kam von der Sache auf andere, daß ſie nemlich ihn bedauerte: und der gute Fauſt, da er ſahe, wie warmen Theil ſie an ſeinem Glücke nahm, machte ſich kein Bedenken, ihr alles zu ſagen, was zwiſchen ihm und Karolinen vorher vorgegangen. Er ſchilderte ihr den gefürchteten Verluſt ſo lebhaft, daß ſie bey der Erzählung oft ſeufzete, und ihm zitternd die Hände drückte. Und als er mit Entzücken davon ſprach, daß nun die Hofnung ſie wieder zu erhalten da wäre, und er gewiß ihrer Liebe verſichert, und in ihren Armen der glücklichſte Mann ſeyn würde, ſo waren auch Freudenthränen das Zeichen ihrer Theilnehmung. Er vertiefte ſich auch ſo ſehr in die Beſchreibung ſeines vollkommenen Glücks, daß er ſehr ſpät weggieng, und zum Abſchiede noch viele Wünſche voll Segen und Glück erhielt.

Jemehr er ſprach und der Sache nachdachte, je gewiſſer wurde die Ueberzeugung, daß nun alles gut ſeye, und er nahm ſich den Plan zu einem ſo zärtlichen und bittenden Briefe an Karolinen, daß nur ein Wunder fähig ſeyn ſolte, deſſen gute Wirkung zu zernichten. Als er zu Müllern zurückkam, gab er die Papiere ab, die ihm dann erſt einfielen, die aber, als Müller ſie öfnete, von der größten Wichtigkeit waren, indem ſie die Korreſpondenz von Seiten Honds und ſeine ganzen Anſchläge in der Sache enthielten. Müller ſteckte ſie ſtillſchweigend ein. Er glaubte, ſie ſolten ihm den Weg zu einem ſchnellen Vergleiche bahnen, und er wolle Fauſten damit überraſchen. Sie enthielten viel Arges. Insbeſondre ſagte Hond in dem einem Briefe: Ich habe auf den Menſchen als Kind ſchon eine Boßheit gehabt, und mich geärgert, daß ich ihm Unterricht geben muſte. Ich glaube, ich hätte ihn vergeben können, wenn nicht auf einer Seite mein Leben dabey in Gefahr geweſen, und auf der andern es eine Wohlthat für den Menſchen iſt, ihm den Tod zu geben, ehe er weiß was gut und böſe iſt. Ich muß ihm alſo ſein Leben auf eine andere Art verbittern, und ich weiß, er wird es fühlen was ich ihm bereite. **Müller** zeichnete beſonders dieſe Stelle, und gieng den andern Morgen auch gleich zu Hond. Dieſer hatte ſchon bey Louiſen die Briefe vermißt, und war alſo auch ſchon bange daver geweſen, aber nun waren ſie für ihn in die ſchlimſten Hände gefallen. **Müller** zeigte ihm ſolche kaum, als er einen ſchnellen Verſuch machte, ſie ihm aus den Händen zu reiſſen. Allein, dachte er, biſt du, und wann du ſie nur haſt, ſo kömmts ja auf ein bisgen Herumbalgen nicht an. Es wäre ihm gelungen, wenn **Müller** nicht eben eine Wendung mit dem Körper gemacht, daß er alſo etwas zu kurz griff.

Ganz gelaſſen ſteckte **Müller** ſeine Briefe ein, und wolte zur Thür hinausgehen. Nun legte ſich jener aufs Bitten, und da **Müller** dies eben verlangte, ſo wurden ſie bald einig. Louiſe wurde gerufen, muſte eine Renunciation geben, und Hond bekam gegen Zurückgabe des Originaldocuments ſeine Briefe wieder. Mit frohem Herzen gieng Müller zu Hauſe, und warf das eben gerettete Fauſten auf ſeinen Tiſch, der ihm, wie man ſich es denken kann, nicht wenig dankte. Fauſt gieng gleich zu ſeinem Richter und meldete ihm, daß er die Sache gütlich beendigt. Er nahm die Nachricht mit Theilnehmung auf und ſchickte gleich zum Notar, im Fall er der Frau Renna das Zeugniß noch nicht abgenommen, möchte es unterbleiben. Dieſer aber ließ ihm zurück melden, daß es ſchon geſchehen, und er es in einer Stunde hinbringen wolle.

Dies war aber von dem Manne eine recht grobe Lüge, und da ſeine Frau ihm erinnerte, daß er die Nachtmütze noch aufhobe, und noch nicht aus dem Hauſe gekommen, auch deswegen ihm ſchalt, daß er dem Richter etwas weis machen wolte, was ihm zuletzt Verantwortung zuziehen könnte: ſo demonſtrirte er ihr im gehörigen Eifer: Ob ſie es vergeſſen habe, daß ſie geſtern den Becker auf die Hofnung des Zeugenverhörs mit einem großen Kuchen beſtellt habe. Es ſey ja nun ihre eigne Schuld, daß er zum Lügner werden müße. Ob ſie es nicht allemal ſo mache, daß ſie auf ungewiſſes Geld loskaufe, und ihn oft in ſolche Verlegenheit ſetze. Sie könne hinſchicken und den Kuchen abbeſtellen, ſo wolle er von der Sache ſich losmachen.

chen. Als aber hierauf ein zärtliches Backenſtreicheln erfolgte, welches ganz deutlich den Kuchen zum Augenmerk hatte, ſo ergab er ſich, zog ſich ſchnell an, und eilte, ſein Verhör unter dem Dato einer frühern Stunde zu Stande zu bringen, welches ſo ſchön für Hanſien ausfiel, daß auch ohne Vergleich die Sache heute geendigt geweſen ſeyn würde. Zu des Notar größter Freude, wurde ihm indeſſen ohne weitere Unterſuchung ſeine Mühe doppelt bezahlt, wovon er ſeiner Frau ihr Küchengeld gab, und das übrige auf ein Glas Wein für ſich in der Stille verwandte, denn Geld durfte er für ihr nicht blicken laſſen, oder, er muſte es, nach Privatkontrakten, die ſie unter ſich hatten, abliefern. Müller gieng nun mit beyden, dem Document und dem Zeugniſſe zum Doktor Sieger, und erzählte ihm das Stückgen mit den Briefen, nahm dabey auch wohl etwas eine hohe Miene an, wurde aber von dem mit Recht erzürnten Doktor gewaltig niedergedonnert; denn der verſicherte ihm, er hätte Zeit ſeines Lebens keine größere Impertinenz geſehen, als ohne Verwiſſen eines Advokaten, der blos Ehren halber um die Sache zu gewinnen diene, einen Vergleich einzugehen. Er habe ihm dadurch einen der ehrenvolleſten Triumphe, den er über den ausgemachten Narren Hanſewind davon tragen können, geraubt. Es wäre kein Wunder, wenn er vor Aerger ein Gallenfieber bekäme; aber das wären immer die Folgen, wenn ein naſutulus ſich in Dinge miſche, die ihm über ſeinem Horizont giengen.

Hätte der Herr Doktor ſich des Ausdrucks nicht bedient, ſo würde Müller ſich alle Mühe gegeben haben, ihn zu beſänftigen, aber ſo wurde er unwillig, warf ihn vier Dukaten auf den Tiſch, und ſagte ihm, er ziehe einen kurzen Vergleich einem langen Proceſſe vor. Der Doktor, der ſich gar nichts zu bekommen vermuthet hatte, und doch die allgemeine Liebe zum Gelde auch in ſich fühlte, nahm mit dem Griff nach demſelben einen mildern Ton, und ein freundſchaftlicher Abſchied war das Ende der Unterhandlung, und Fauſt aus allen ſeinen Verdrieslichkeiten herausgewickelt.

Hond kam nicht ſo leicht, mit ſeinem Sanſewind durch. Zwar war ihm die Erſcheinung Honds mit der Vergleichsnachricht herzlich angenehm, weil er ſchon die ganze Nacht darauf gedacht hatte, wie es möglich wäre das Zeugniß ungültig zu machen, am Morgen aber ſo klug aufſtand als er ſich niedergeleget, und einen widrigen Ausgang beym Trinken ſeiner Chokolade im wahren prophetiſchen Geiſte vorausſahe. Er war aber ein Mann, der ſein Tempo zu nutzen wuſte, und da er in gewiſſen

Fällen auſſerordentlich höflich war, ſo wünſchte er Honden zu ſeinem Vergleich Glück, denn die Briefe, ſagte er, hätten ihm freylich den Hals gebrochen, allein er holte aus ſeinem Schränkgen eine kleine Rechnung nebſt der Verſchreibung der funfzig Thaler vor, und bat ſich nunmehro nach geendigter Sache ſeine Zahlung aus.

Das kam Honden freylich ganz unerwartet, der die funfzig Thaler als gewonnen angeſehen hatte, und bey dem ſchnellen Vergleich würklich mit darauf geſehen. Er ſtellte dem Herrn Licentiaten daher vor, daß es ihm ſo ſchwer würde geweſen ſeyn, das Zeugniß der Frau Renna umzuwerfen, als ihm, Honden, ſich wider dieſe Briefe zu vertheidigen. Aber der ſchlaue Advocat ſagte ihm, daß das der Ausgang gewieſen haben würde, und daß er dieſe Nacht einen Plan ausgeſonnen, der ihn gewiß zu ſeinem Zweck gebracht haben würde. Er würde auch nicht einen Heller von ſeinen Foderungen abgehen laſſen, und wollte noch ſo nachſehend ſeyn, und nichts vor die Entſchädigung rechnen, die er vor einen ohne ſein Vorwiſſen gemachten Vergleich verlangen könnte. Er merke wohl, daß Herr Hond ein Chikaneur ſey, der ehrliche Leute um das Ihrige bringen wollte.

Hond glaubte nun auch etwas losziehen zu können, und ſagte, er hätte einen Proceß nicht annehmen ſollen, bey dem er eine Betriegerey nöthig geglaubt, denn das Zeugniß der Frau Renna umzuwerfen, ſey doch wohl nichts anders zu nennen. Er ſey nicht ſchuldig ihm einen Heller zu geben, und wolle es darauf ankommen laſſen, was das Gericht davon ſage. Wolle er aber in Güte eins für alles fünf und zwanzig Thaler nehmen, ſo ſey er zufrieden ſich mit ihm zu ſetzen. Sauſewind, deſſen Forderung ſich faſt dreymal ſo hoch belief, lachte ihn herzlich aus, und da er eben die Papiere in Händen hatte, die ihm Hond aus einer unverzeihlichen Unvorſichtigkeit gegeben, und worin die ganze Geſchichte ſeiner Bosheit enthalten war, ſo ſteckte er ſie mit einem tiefen Bückling ein, und verſicherte ſeinem Klienten, er würde ſie ſo zu gebrauchen wiſſen, daß ihm aller Muth vergehen ſolte, einen Rechtsgelehrten je um ſein verdientes Geld zu betrügen: fürs erſte, ſetzte er hinzu, ſoll aber die ſaubere Genoßin ihres Stückgens für ihre feine Männerfiſcherey bezahlt werden.

Hond ſtand wie ein angewachſener Stock da, als er ihm noch das Kompliment machte, er könne ſich nun entfernen, denn ſie hätten mit einander nichts mehr zu thun. Da dieſer nun kein ander Mittel ſahe ſeine Papiere wieder zu erhalten, ſo zahlte er was gefordert wurde, und ließ ſich eine

Quittung geben, die er dem Baron vorzulegen gedachte.

Sauſewind hatte einen vergnügten Tag, und ſomit waren alle die verwickelten Perſonen ſchneller herausgekommen als ſie vermuthet hatten, und alle waren zufrieden bis auf Hond, der dieſe Züchtigung wohl verdiente. Als er zu Hauſe kam, zerriß er im wütenden Grimm ſeine Briefe, verfluchte ſeine Dummheit, und ließ ſeine Bosheit auch an Louiſen aus, daß ſie die Papiere ſo ſchlecht verwahrt. Auch hier hatte er die Kränkung, ausgelacht zu werden, denn ſie fand ſich beleidiget, ſagte ihm alle Freundſchaft auf, und reiſete noch denſelbigen Tag von Leipzig weg, und nach Halle, um da ihr Heil zu verſuchen. Müller war unter allen der froheſte, und machte ſich ſelbſt Hofnung, daß es wohl mit Fauſts Liebe noch gut gehen könnte. Er hatte auch in der That das meiſte Verdienſt um ihn, und Fauſt geſtand ſelbſt, daß er, ohne ſeine Aufmerkſamkeit, der unglücklichſte Menſch geweſen ſeyn würde, denn wenn er dieſes Weib die ſeinige hätte nennen müſſen, ſagte er, ſo wüſte er nicht ob ihm nicht alle Faſſung verlaſſen, und die Kreatur, wenn er ihren ſchändlichen Karakter erfahren, von ſeinen eignen Händen umgebracht wäre.

* * *

Neuntes Kapitel.

Der älteſte Baron und Hond werden uneinig. Folgen davon. Fauſt ſchreibt, und erwartet ſehnlich die Antwort.

Hond gieng nun zum Baron, um ihm die Quittung des Advocaten vorzulegen, und ſich ſolche von ihm vergüten zu laſſen. Er vermuthete wohl, daß der ſchlechte Ausgang ſeines Vornehmens nicht zum Beſten würde aufgenommen werden, und deswegen hatte er ſich nicht allein mit allerhand Ausflüchten, dieſer Sache wegen, gewapnet, ſondern er hatte eine ganze Liſte anderer Projekte mit ſich. Eine halbe Stunde eher hätte er vielleicht ſeinen Endzweck erreicht; aber ſeit der Zeit hatte ſich ein Umſtand ereignet, der nicht allein Urſache war, daß Hond ſein Geld nicht wieder bekam, ſondern ihm auch noch den Schmähungen ſeines ehemaligen Freundes ausſetzte.

Man wird ſich erinnern, daß der alte Baron Schleich ſeinem Sohne in einem Schreiben eine ſchnelle Zubereitung zur Abreiſe angekündigt hatte, und obſchon dieſer ſogleich Remenſtrationen dagegen in einem viel demüthigern Tone, als ehedem, abgeſchickt hatte, ſo kamen ſie doch dießmal, wenn ſie auch von Wirkung hätten ſeyn können, zu ſpät.

In dem Hauſe Seeliſts war ein Major angekommen, der ſich Herr von Streuſand nännte, und von dem Fürſten abgeſchickt war, Seeliſten das Patent als Kammerherr, mit einer Ordre, ſchnell ſich an ſeine Stelle zu verfügen, zu überbringen. Der Mann war nun auch bey dem Baron zur Viſite geweſen, und die Rede kam auf den Dienſt. Streuſand wuſte ſo viel Weſens von ſeiner Diſciplin zu machen, daß der Baron glaubte, er könne ſeinen Wildfang keiner beſſern Subordination anvertrauen, und da ohnedem Streuſand Mignon ſeines Fürſten war, ſo konnte er hoffen, daß der Bube auch einmal noch etwas werden könnte. Er wurde alſo mit dem Major einig, daß er rückwärts über Leipzig reiſen, und ihn ſelbſt mit ſich nehmen ſolte. Er bedung ſichs aber beſonders aus, daß er ihn gleich wie ſeinen Untergebnen betrachten, und es ſo machen ſolte, daß der Bruder ein kleines Exempel daran nehmen könnte.

Der Major hatte auſſer dieſem und dem ausgerichteten Auftrage von ſeinem Herrn, auch noch eine kleine Affaire, doch nur mit ſich ſelbſt, ausgemacht, die ihm wohl näher als alles Uebrige liegen mochte. Er hatte gefunden, daß Karoline ein ganz vortreflicher Geſchöpf ſey, und er war in den Jahren und in der Lage, daß er eine Frau brauchte; und da er ein Kenner des ſchönen Geſchlechts war, ſo war es ihm nicht entwiſcht, daß dieſes gute Geſchöpf alle die Eigenſchaften hatte, die er von ſeiner Gattin wünſchte.

Sie war zwar äuſſerſt niedergeſchlagen, aber das machte ihm wenig, er glaubte vielmehr ſicher, daß ſeine Lebhaftigkeit dies bald an ihr verändern würde. Er ließ daher einige Worte von ſeiner Meynung fliegen, die der Vater, weil er ein Mann von Stande und Lebensart war, nicht ganz verneinend beantwortete. Er hatte ſich nun einmal feſt vorgenommen ſie Fauſten nicht zu geben, wenn auch ein Umſtand dieſen wieder von der alten Verbindung loszureiſſen fähig wäre. Er dachte alſo, wenn Karoline nach und nach ihn auch vergeſſen hätte, ſo könnte dieſe Parthie, wenn des Mannes Herz anders mit dem Aeuſſern übereinſtimmend wäre, wohl annehmlich ſeyn.

Karoline hatte ihm ſelbſt Anlaß gegeben, dieſes zu glauben. Sie hatte zwar nicht geſagt, daß ſie Fauſt weniger liebe als vorher, denn ihr Herz war ſo feurig gegen ihn, als es nimmer geweſen, und ihren Entſchluß, den wir ſchon oben bekannt gemacht, hatte ſie ſo feſt gefaßt, daß nichts ihn umzuſtoßen fähig war. Nur aus Liebe zu ihrem

Vater, legte ſie äuſſerlich etwas von dem tiefen Gram ab, der ſie drückte, und erſchien alſo fröliċher als ſie es im Grunde war, ſonſt, wenn ſie alle die Furchen äuſſerlich gezeigt hätte, die in ihr waren, würde ſie ſo leicht keine neue Eroberung gemacht haben.

Noch hatte ſie mit der Baroneſſe einige geheime Unterredungen gehabt, die ſichs zur Pflicht machte, ſie von dem zu unterrichten, was ſie, in Anſehung ihrer, bey Sanſſen gethan, und ſie auch tröſtete, daß ſie vielleicht ihren Vater erweichen könnte.

Der Major war nun abgereiſt, und in Leipzig angekommen, und den Brief, der vor ihm hergieng, hatte der **Baron** eine halbe Stunde vorher, ehe Hond zu ihm kam, erhalten. Seine neue Beſtimmung war ihm darin angekündiget, und aufs ſchärſſte ihm befohlen, den Major als ſeinen Herrn anzuſehen. Mit der gröſten Bekümmerniß hatten beyde Brüder die Nachricht gehöret, und Karl hatte dem älteſten geradezu geſagt, daß niemand als Hond, durch deſſen Anſchlage er ſich habe verführen laſſen, an allen dem Schuld ſey. Als ſie noch davon ſprechen, trat er eben ein; ſie zeigten ihm den Brief. Er bedauerte auf das lebhafteſte den unangenehmen Vorfall, fluchte aber in ſich ſchon uber den verwünſchten Streich, der ihm wohl zu ſchaffen machen würde. Anſtatt nach der Klugheit die Sache nunmehr aufzuſchieben, brach er vielmehr gleich das Geſpräch ab, und kam auf den Proceß, wovon er die Rechnung vorlegte, und hinzufügte: ob er zwar nicht ganz nach Wunſche ausgefallen ſey, ſo habe doch Fauſt nun Karolinen verloren, und man könne ihm doch auf andere Art wohl noch beykommen.

Dem Baron war die Galle vorher ſchon durch ſeines Bruders Vorſtellungen gegen ihn übergelaufen, und er frug ihn alſo etwas bedenklich, was er mit der Rechnung eigentlich ſagen wolle. Hond erwiederte, daß er ſie nach ihrer Abrede von ihm als Auslage zurück verlange, denn er ſey ein armer Teufel, und könne ſolche Ausgaben nicht beſtreiten. Er verlange nichts unbilliges, denn der Baron habe es ſelbſt ſo haben wollen.

So möchte ich doch wiſſen, ſagte der Baron eifrig, wer Ihnen das Recht giebt, ohne Vorwiſſen meiner, ſolche Summen für nichts hinzugeben. Ich habe bisher ſo viel an Sie gezahlet; habe faſt alle meine Gelder an Sie verloren; und Sie treiben die Unverſchämtheit noch ſo weit? Ich werde Ihnen nicht allein nichts zahlen: ſondern ich werde, wenn Sie nicht bald abſtehen, noch Rechnungen an Sie machen.

Ich weiß nicht, wie ich das verſtehen ſoll? antwortete ihm Hond. Ein Kavalier muß ſein Wort halten, oder Rechenſchaft davor geben.

Rechenſchaft? ſagte Wilhelm, der den Augenblick zur Thür hineintrat, die können Sie hier haben, wenn Sie wollen; denn Sie haben uns alle ſchändlich betrogen. Er hatte dem ganzen Geſpräche zugehöret; die Hälfte, die er zu allen den Auslagen gegeben war für ihn drückend, weil er nicht ſo viel zu verzehren hatte, als die Barons, und überdem hatte er noch eben erfahren, daß Hond falſch ſpiele. Er ſprach alſo deutlich von auswichſen und ſchlagen, und Hond, der ſo eigentlich ſich damit nicht abgab, gieng mit Unwillen fort, und ſagte nur: Nun, da Sie Ihren Willen hätten, würden Sie freylich ſich aus ihm nicht viel machen, es ſey ihm ſchon oft ſo gegangen, daß er mit Undank belohnt worden wäre.

Karl hatte alle Mühe von der Welt, Wilhelmen abhalten zu können, daß er ihn nicht mit einigen Fußtritten begleitete; er ſtellte ihm vor, daß Hond ein boshafter Menſch ſey, der gewiß ihm es nachtragen würde. Sie hielten hernach ein trauriges Mahl, wobey Gutmann noch ſeine Erinnerungen hinzufügte, die freylich richtig waren, aber nunmehr doch zu nichts dienten, als ſie noch betrübter zu machen.

Nachmittag erſchien der Herr Major ſchon, und nachdem er ſich erſt nach dem Karakter der Herren erkundigt, ſagte er zum älteſten: Er iſt mein Unterofficier, und wird dieſen Abend mit in mein Quartier gehen, ich habe für Ihn zu thun. Sie fuhren alle vor Schrecken zuſammen, aber Streuſand that, als ob er das nicht merkte, wandte ſich zu ſeinem Bruder, und ſagte ihm auf eine ſehr höfliche Art, daß er ſich freue ihn kennen zu lernen, und als es an Seeliſt kam, ſo umarmte er dieſen, und ſagte ihm: Ihre Freundſchaft werde ich ganz beſonders ſuchen, denn hol mich der T. Sie haben eine ſchöne Schweſter, die ich zur Frau haben möchte. **Willhelm** ermangelte nicht, dies als Ehre für ſich zu erkennen, der älteſte **Baron** wurde nun aber aufs äuſſerſte piquirt, und gieng auf ſein Zimmer, wo er wie ein Kind weinte. So äuſſerſt beſchimpft zu ſeyn, ſo einen fürchterlichen Nebenbuhler zu haben, denn er hatte ernſtliche Abſichten auf **Karolinen**, war für ihn zu viel. Er hielt es für die äuſſerſte Ungerechtigkeit, wie ſein Vater mit ihm umgienge, und da er keinen Ausweg ſahe, dem ihm beſtimmten Schickſal zu entgehen, ſo wolte er wenigſtens ſeinem Vater eine Angſt einjagen. Er ſchrieb alſo an ihn, er würde zwar ſeinen Willen vollführen, allein er verſicherte ihn, er würde bey der erſten Gelegenheit fortlaufen, es möchte auch daraus entſtehen was da wolle, und er könne hernach die Schande davon tragen, und Fauſt könne ſich nur in Acht nehmen, den wolle er bey der erſten Gelegenheit niederſtoßen.

Er hatte aber kaum das Herz, einen Degen zu ziehen, und es waren bloße Drohungen, womit er eine Linderung des Urtheils über ſich zu erlangen hofte.

Er muſte ſeine Reiſe mit dem **Major** antreten, und dieſer ſchonte ihn auf ſein demüthiges Bitten noch ſo weit, daß er ihn nicht auf der Straße hinter ſich her gehen ließ, welches ihm, bey der vielen Bekanntſchaft, die er in Leipzig hatte, gewiß zur Verzweiflung würde gebracht haben. Unterdeſſen ſann **Wilhelm**, der wohl merkte, daß der **Major** ihm ſeiner Schweſter wegen alles zu Gefallen thun würde, auf ein Stükgen, welches er **Honden** ſpielen wolte. Er hätte die Freude nicht vermuthet, ſo bald und ſo gewiß von der Furcht für Fauſts Schwägerſchaft befreyet zu werden, deſſen er nun um ſo mehr überzeugt war, da ihm **Streuſand** im Vertrauen entdeckt, daß der Vater es eben nicht abgelehnet. Der war auch in ſeinen Augen ein ganz andrer Kerl, als der Tuckmäuſer Fauſt, und er traute ſeiner Schweſter ſo viel Verſtand zu, daß ſie mit ihm gleicher Meynung ſeyn würde. Er hatte auch bey dieſer Gelegenheit von ſeinem Vater, der die erſte Remeſſe von ſeinen Gütern erhalten, und es ſeinem Sohne mit wolte zu gut kommen laſſen, eine ſtarke Summe Geldes erhalten. Er war alſo ſeiner Meynung nach ſowohl als ſeine Schweſter in eine ganz andere Sphäre verſetzt, und trat eine Laufbahn an, die Fauſten weit hinter ihm zurück lies. Diesmal war es gut, daß er ſo von ihm dachte, hätte er ihn noch als Streuſands Nebenbuhler gefürchtet, und dieſen etwas davon merken laſſen, ſo wäre es ihm vielleicht wie **Honden** gegangen. Allein er glaubte ſich ſelbſt dadurch zu beſchimpfen, wenn er von einem ſolchen Liebesverſtändniſſe ſeiner Schweſter redete.

Er entdeckte alſo blos die Ahndung, die er **Honden** für ſeine Aufführung ſchuldig ſey, und bat den **Major**, ihm darin behülflich zu ſeyn. Dieſer, der ſich ſeinem Schwager in der Hofnung verbindlich machen wolte, ſchlug das Mittel vor, ihn zu engagiren, und bat ſichs nur aus, ihn vorher zu ſprechen. Er wurde alſo unter dem Scheine der Freundſchaft und Wiedervereinigung zum **Baron** gebeten, und **Wilhelm**, **Streuſand** und **Karl**, der zu der Schelmerey auch ſeine Hände bot, weil er ihm ſpinnefeind war, lieſſen ſich in ein Spiel mit ihm ein, wobey ſtark getruntrunken wurde. Streuſand machte ihm über ſein Spiel einige Complimente, und wunderte ſich, daß er nicht lange das Militair ergriffen, da er alle Eigenſchaften zu einem guten Officier habe. Hond ſpitzte die Ohren gewaltig. Er hatte das Repetiren herzlich ſatt, und je mehr er ſeinen Ausſchweiffungen nachgieng, ein deſto trägeres Leben wünſchte er ſich. Beſonders fiel es ihm auf, daß der Major, der, wie er wuſte, ein vielgeltender Mann an ſeinem Hofe war, ihn ſelbſt zu encouragiren ſuchte, und er nahm ſeine Wendungen ſo fein und geſchickt, als wenn er Leute vor ſich gehabt hätte, die er überreden wolte, ihn anzunehmen. Sie wurden alſo bey ſo weniger Mühe bald ihres Wunſches gewährt, und Hond ließ ſich von Streuſand mit allen Formalien für die Dienſte ſeines Fürſten werben, und da er nichts Arges daraus hatte, ließ er ſich keine Stelle die er bekleiden ſolte, benennen. Er dachte, wenn es auch vors erſte nur Fähndrich wäre, ſo würde es mit der Zeit wohl mehr werden. Er ſchlief ruhig, als Hauptmann ſchon in ſeinen Gedanken, ein. Die andern von der Geſellſchaft machten ſich noch treflich luſtig, daß ſie ihn angeführt; und Streuſand verſicherte Wilhelmen, er ſolte davor gezüchtigt werden, daß er ihn beleidiget.

Den Nachmittag, den dieſe verſchwelgten, brachte Fauſt mit Müllern in Arbeiten an der Wiederherſtellung ſeines Glücks zu. Er beantwortete der Baroneſſe ihren Brief mit der Unterwürfigkeit eines Sohnes. Er geſtand darin ſeinen Fehler, erzählte aber aufrichtig die ganze Geſchichte, wie er dazu gekommen, und verſchwieg es ſelbſt nicht, daß ihr Sohn den gröſten Theil mit daran habe. Er bat ſie dringend, daß ſie alles anwenden möchte, ihn wieder in die glückliche Zufriedenheit zu verſetzen, die er in ihrem Hauſe geſchmeckt, und verließ ſich ganz auf ihr Vorwort und ihren Beyſtand. Seeliſt bekam einen ähnlichen Brief von ihm, dem er noch das Dokument beyfügte, daß ſein Verſprechen wieder aufgehoben. Er hatte darin die flehendlichſten Ausdrücke angebracht, die nur ihm fahig ſchienen ſein Herz zu erweichen.

Aber den Brief an Karolinen, müſſen wir ganz mittheilen, denn er zeugt zu ſehr von dem ganzen aufrichtigen und unverfälſchten Gemüthe des Jünglings. Auf dieſen ſetzte er auch ſeine gröſte Hofnung, und er berief ſich noch in dem Briefe, den er der Baroneſſe ſchrieb, auf dieſen, um ſie ganz zu überführen, daß ſein Herz rein ſey. Er lautete folgendermaßen:

Meine theure Karoline!

Wenn es mir ſchon ſchwer fällt, dieſen Brief anzufangen; wenn ſchon alle meine Ueberzeugung mir ſagt, ich habe Sie aufs höchſte beleidiget; ſo fällt es mir doch leicht, Ihnen zu ſagen: Ich liebe Sie mit der Heftigkeit, mit der man lieben kann. Ich fühle es ſelbſt, daß dies Geſtändniß Ihren Ohren wunderlich klingen muß, aber ich muß wiederholen: Es iſt wahr, und es wird wahr bleiben! Ich empfieng Ihren Brief zu einer Zeit, wo ich mir ihn nicht wünſchte. Und es konnte eine Zeit geben, wo ich von Ihnen etwas nicht wünſchte? Ja, meine Liebe, es gab eine ſolche Zeit, ich bin aufrichtig, ich will nichts vor Sie verborgen wiſſen, was mich betraf. Waren Sie nicht die Erſte, die Eindruck auf mich machte? Waren Sie es nicht, um deren liebreichen Blick ich alles hingegeben hätte? Es muß Verblendung geweſen ſeyn, da ich eine verführeriſche Schlange ſahe, daß ich nur durch einen Nebel auf Ihre Liebe blickte. Und doch, meine Theure, muß ich Ihnen ſagen, ich habe nie einen Augenblick gehabt, in dem ich von dieſer Verführerin hätte ſagen können: ich habe nur den dritten Theil der Neigung für ſie, nur einen der ganzen hinreißenden Augenblicke gehabt, die mich zu Karolinen zogen.

Aber es gab eine Stunde, wo ein Vergehen das andere nach ſich zog, und ich habe erfahren, daß der geringſte Tritt vom Wege der Vernunft, ſeine Strafe hinter ſich ſchleppt, daß dieſe mit einer Kette an jenem befeſtigt iſt, die keine Gewalt trennen kann. Ich wurde ſo beſtraft, daß ich es ewig fühlen werde, wenn Sie nicht Mitleiden mit mir haben.

Wiſſen Sie es, weil ich Ihnen nichts verheelen will, daß, als ich Ihren Brief las, ich Ihrer Liebe, Ihrer für mich verlohrnen Liebe eine Thräne weinte. War ſie nicht verloren? Und iſt ſie es mir nicht noch? Ich muß zittern, wenn ich das Geſtändnis von Ihnen verlangen ſoll, daß Sie mich noch lieben. Aber verlangen muß ich es, denn ich fühle es, daß Sie mir alles ſind. Entſchuldigung und Rechtfertigung erwarten Sie nicht von mir. Ich müſte nicht mir ſelbſt treu ſeyn, wenn ich dieſe anführen wolte. Aber das ſage ich Ihnen, und ſage es Ihnen ohne Heucheley, ich habe Sie nur wenige Tage vergeſſen. Die Decke der Menſchlichkeit riß mich zuerſt hin, und ſo lange ſie mich leitete, glaubte ich ſicher zu ſeyn, und ich wäre nicht gefallen, wenn die, der ich zu helfen glaubte, ſo gedacht hätte wie ſie ſprach.

Aber ſie war es, die mich verführte. Doch ſchrieb ich mir die Schuld zu. Und da ich einmal gefallen war, ſo gieng Pflicht vor Liebe. Der nächſte Schritt war die Verſicherung die ich von mir gab, und in dem Augenblicke, da ich dieſes that, quälte mich das Andenken an Sie am ſtärkſten. Da hatte ich alle Ueberwindung nöthig, mich von dem Gedanken meines Glücks loszureiſſen. Aber ſelbſt dieſe Entſchlieſſung, muß Ihnen Bürge für meine Denkungsart ſeyn, und Sie können daraus urtheilen, was Sie von mir zu erwarten haben, wenn Sie mir Ihre Liebe wieder ſchenken. So lange entbehrte ich alles, was ich von Ihrer Güte hatte, ich verbarg alles vor meinen eignen Augen, was mir ehemals, als Pfand Ihrer Zärtlichkeit, von Ihren theuren Händen gegeben wurde. Aber kaum erfuhr ich die Freyheit, die mir durch die Unverſchämtheit meiner Verführerin, gegen die ich ſo billig dachte, wieder wurde, als ich alle Wonne empfand, die man fühlen kann, wenn man aus einer Lebensgefahr gerettet wird. Mit einem nie gefühlten Eifer riß ich alles, was ich vor mir verborgen hatte, wieder hervor, jedes Blümgen, jedes Bändgen wurde geküßt, wurde mit mehr Eifer geküßt, als ich es ehedem that, denn das verlorne wieder zu erhalten, iſt immer ſuſſer, als ein fortdauernder Beſitz.

Solte ich, Karoline, wohl hier eine Anwendung machen dürfen? O ich weiß es, Sie ſind die Güte ſelbſt, und dieſe blos flehe ich an. Ich habe wider ihr Herz nicht geſündigt, denn das meinige war nicht dabey. Aufrichtige Reue, daß mich ein unglücklicher Augenblick hinriß, ſoll jede meiner Stunden begleiten. Ich werde ſchmachten, ſeufzen werde ich ſo lange, bis ein glückliches Ja, mir wieder ſagt, daß Sie noch die Meinige ſind. Ich bin ſtolz genung, überzeugt zu ſeyn, daß Sie um mich geweinet haben, und ich bin kindiſch genung, in meiner Freude zu glauben, daß Sie auch meine Reue annehmen werden, denn Ihre Liebe war aufrichtig. Laſſen Sie mich nicht zu lange warten. Laſſen Sie mich aber nicht Unglück hören, ſonſt wird zu ſehr, zu ſchmerzlich beſtraft

Ihr

ewig treuer
Fauſt.

Dieſem Briefe legte Fauſt eine Erzählung ſeiner ganzen Geſchichte bey, die mit der ihm eignen Treue abgefaßt war, denn er konnte es nicht über ſein Herz bringen, etwas zu ſeinem eignen Beſten hinzuzuſetzen, oder davon zu laſſen. Wir glaubeſt auch, daß er daran am beſten that, denn die Leſer, die es recht bedenken, müſſen mit uns geſtehen, daß die ganze Sache nicht ſo ſehr zu ſeinem Nachtheil war, ob er ſich gleichwohl zuweilen mehr an **Müllers** Erinnerungen hätte kehren können. Aber wenn zu einer einmal gefaßten guten Meinung, noch anziehende Reitze wirken, und das Spiel der Unſchuld dabey iſt, ſo möchten wir doch ſehen, wo der iſt, der auf die erſte Schuld, die man dem Gegenſtande ſeiner Empfindung zur Laſt legt, glaubt. Alles beſteht im menſchlichen Leben faſt in der Verblendung.

Als Fauſt die Briefe fortſchickte, begleitete ſie mancher Seufzer, der aus der Tiefe ſeines zwiſchen Angſt und Hoffen ſchwebenden Herzens kam. Tröſtlich war ihm der Gedanke an den herrlichen Katakter **Karolinens**, an ihre Sanftmuth, und an ſo manche Probe ihrer Neigung zum Vergeben. Aber ſchwer wurde es in ſeiner Seele, wenn er an ihre Delikateſſe in der Liebe, an die Gröſſe ſeines Vergehens, und an ſo manchen widrigen Eindruck dachte, der unterdeſſen durch Nachrichten von dieſer oder jenen Seite, ihr könnte beygebracht ſeyn. Der Zuſtand war in der That bedauernswürdig, in dem er war.

* * *

Zehntes Kapitel.

Worin Hond und Wilhelm neue Aemter erhalten, und Gutmann ſeine Dimiſſion ſucht.

Den andern Morgen, als Hond noch in ſanfter Ruhe ſchlief, wurde er auf eine eben nicht ſanfte Art aus dem Schlaf geweckt, da er aber die Augen aufſchlug, freute er ſich unendlich zwey Unterofficiere vor ſeinem Bette ſtehen zu ſehen, und er glaubte, daß ſie ihn nun bald fragen würden, was der Herr Fähndrich zu befehlen hätten. An deſſen ſtatt aber redete ihn eine Baßſtimme ziemlich hart an, indem ſie ihm andeutete, wer dienen wolte, müſſe nicht ſo lange ſchlafen. Sie hätten geglaubt ihn ſchon auſſer dem Bette anzutreffen, ſie hätten ihm hier Mondur und Gewehr von Seiten des Herrn Majors zu bringen. Hond immer noch im Bette, verſicherte ihnen, ſie müſten unrecht ſeyn, er habe ſich keinesweges als Soldat, ſondern als Officier eingelaſſen. Sie lachten ihn baß aus, und antwortelen ihm, jeder Soldat könne, wenn er ſich brav halte, Officier werden, aber in ihren Dienſten ſey es nicht Mode, ohne von unten auf zu dienen, etwas zu ſeyn. Daß der Herr Baron gleich Unteroffiecier geworden, ſey der Familie wegen geſchehen.

Hier ſahe es nun freylich windig um Honden aus, beſonders da ſie hinzuſetzten, wenn er nur erſt ein Auge und ein halbes Bein verloren, etliche Stücke von der Hirnſchaale aufgeopfert, oder ein paar Kugeln im Leibe ſitzen hätte, ſo würde es ſchon beſſer gehen, und er bald zum Sergeanten, oder gar noch höher kommen.

Hond ſtellte ihnen nun vor, er müſſe nothwendig erſt mit dem Major ſprechen, aber der eine hob ſeinen Stock, der ein ächtes ſpaniſches Rohr war, auf, und kündigte ihm an, ihre Ordre laute, ihn in Mondur zum Major zu bringen, und da ſie ihre Zeit beſſer anwenden müſten als mit ihm zu kapituliren, ſo möchte er ſich gleich anziehen. Hond ſprang nun aus dem Bette, zog den Schlafrock an, und klingelte der Aufwärterin Caffee zu bringen, auch vor dieſe Herren, ſagte er. Aber nur geſchwind, fuhr der eine mit einem tüchtigen Fluch heraus. Hond zog nun ſeine Börſe, und bot jedem einen Louisd'or, um ihn allein und in ſeiner gewöhnlichen Kleidung zum Major gehen zu laſſen. Aber ſie ſahen ſein Geld mit Verachtung an, und ſchienen erbittert, daß er ſie beſtechen wolte. Er widerſetzte ſich noch einmal die Mondur anzuziehen, aber ein Hieb auf den dünnen Schlafrock machte ihn bald willig dazu. Unterdeſſen, daß die beyden den Caffee, wozu ihm aller Appetit vergangen war, tranken, brachte er ſich in Ordnung, nahm mit knirſchender Wuth das Gewehr, und gieng mit niedergeſchlagenen Augen über die Straſſe fort.

Als er beym Major eintraf, trank dieſer mit Wilhelmen Chocolade. Ein ärgerer Poſſen hätte ihm wohl nicht können geſpielt werden. Er wolte gleich vertraulich auf den Major zulauffen, um ihn zu fragen, ob das ſo der Gebrauch in ſeinem Dienſte ſey; allein dieſer überhob ihn der Mühe, indem er ihn ſelbſt anredete: Ich wünſchte ſagte er, Sie in unſre Geſellſchaft bitten zu können, allein da die Gewohnheit unſers Dienſtes iſt, daß Sie einige Zeit als Gemeiner dienen und leben, ſo könnt Ihr, fuhr er mit gebieteriſchen Tone fort, mit dieſen Leuten gehen, die Euch den Dienſt etwas lernen werden. Geht nun nur, und macht, daß Ihr bald etwas begreift. Aus Wilhelms höniſchen Lächeln, konnte Hond alles ſchlieſſen, und da ihn die Begleiter ermahneten, mit ihnen abzugehen. und er Miene machte, dies nicht thun zu wollen, ſo gab ihm der eine einen heimlichen, aber ſo derben Rippenſtoß, daß er ſich geduldig allen übrigen unterwarf. Er wurde zum Exerciren abgeführt, wobey er noch die Kränkung hatte, daß der Baron, der ſich dieſes beſonders ausgebeten hatte, ihm die nöthigen Prügel zuzählte, wenn er etwas verſahe.

Dieſer wäre auch wohl nicht dazu gekommen, wenn nicht Wilhelms Verbitte etwas über den Major vermochte, der es auch dahin brachte, daß er Officiersuniform bekam, und nicht ſo ſtrenge gehalten wurde, wo nur ihm Karl, dem ſeines Bruders Schickſal nahe gieng, mit der wärmſten Freundſchaft zugethan wurde.

Weil aber doch die Freyheit junge Leute von der Academie mitzunehmen, Streuſanden übel hätte bekommen können, ſo machte er ſich mit dem neuen Zuwachs ſeiner Geſellſchaft fort, und verlies Wilhelmen mit der Verſicherung, ihm bald bey Hofe einen Dienſt zu verſchaffen, wogegen er das Verſprechen erhielt, mit Seeliſts Willen ſolte niemand als er ſeine Schweſter bekommen.

Ob nun gleich dieſer hierin nicht das geringſte zu ſagen hatte, ſo hatte er doch, da er ein großes Maaß von Eigendünkel beſaß, und gern prahlte, dem Major weis gemacht, er habe die ganze Zuneigung ſeiner Schweſter, und ſie frage ihn bey der geringſten Kleinigkeit um Rath. Man müſſe nicht leicht eine ſtärkere Liebe finden, als die ſich von Kindheit an unter ihnen Beyden entſponnen, und bis auf dieſe Stunde fortgeſetzt hätte. Wieoft habe ſie es ihm geſagt, daß blos ſein Rath, blos ſeine Wahl ihre Neigung beſtimmen ſolle. Jede neue Verſicherung in der Art, machte dem **Major** das Herz im Leibe hüpfend, und wenn einmal ein Fluch von **Wilhelm**, ihn ganz wegen ſeiner Wünſche auſſer Zweifel ſetzte, ſo umarmte er ihn brüderlich, und verſiegelte ſeine Freundſchaft mit einem reichlichen Maaße Champagner, der, wie die Schwelger ſich auszudrücken pflegten, wie Waſſer bey ihm floß. Wenn ſie denn beyde taumelnd ſich wegen der neuen Bekanntſchaft Glück wünſchten, ſo fieng **Wilhelm** wohl an, ihn zu erinnern, daß er bey ſeiner Schweſter ſehr eingezogen und douce thun müſſe, weil ihre Erziehung ſehr ſtill geweſen, und ſie ſonſt wider ihn etwas einwenden möchte; er machte aber auch ganz treuherzig den Anhang, ſie möchte ihn einmal nur genommen haben, ſo könne er thun was er wolle, denn er für ſein Theil, wenn er einmal eine Frau nähme, würde ſich von ihr nicht einſchränken laſſen.

Karl, der dieſe Geſpräche immer mit anhörte, und wohl beurtheilen konnte, wie wenig dieſer Mann für die tugendhafte ſanfte **Karoline** ſich ſchicke, hatte doch nicht das Herz, **Wilhelmen** dieſes zu ſagen, und mochte auch Fauſten nicht mit der Unruhe kränken, daß er ihm Nachricht von dem Nebenbuhler gegeben hätte; aber ſo viel that er doch, daß er ſeiner Mutter davon ſchrieb, und **Streuſands** Abſichten bekannt machte, wobey er jedoch ſeiner Aufführung nicht erwähnte, weil er zum Theil Mitgenoſſe davon geweſen.

Als die ſchwärmende Geſellſchaft weg, und mit **Honden**, **Louiſen** und dem älteſten **Baron** der gröbſte Unrath ausgefeget, kamen die zurückgebliebenen wieder in ihre alte Ordnung. **Gutmann** aber konnte mit **Wilhelmen** lange nicht ſo auskommen wie ſonſt. Er glaubte ihm keinen Gehorſam mehr ſchuldig zu ſeyn, und der ſtolze Lehrer auf ſeine Mühe ſahe deutlich, daß alles, was er vor Natur und gutes Herz angeſehen, nichts als Verſtellung und Furcht geweſen, daß **Wilhelm** im Grunde ein böſes Herz hatte, wenn ſchon ſein Kopf offen war. Er fieng nunmehr an, ſeinem Vorgeſetzten nicht allein ſchnöde zu begegnen, ſondern er ſuchte alle Wege auf, wo er ihn kränken konnte. **Karl**, der durch einige Fälle **Gutmanns** Freund geworden, verwies ihm dieſes zwar, allein er bekam nichts zur Antwort, als daß er dieſes wohl an ihm verdient, und daß er nun anfangen werde nach ſeinem eignen Kopf zu leben. Daher kam es, daß **Gutmann** ſich nun mehr zu **Fauſten** und **Müllern** hielt, die ihn mit Wärme und Achtung aufnahmen. Dieſe ſuchten ihm den

Gram, den er über die fehlgeſchlagene Hofnung bey ſeinem Zögling hatte, ſo viel ſie konnten, zu erleichtern. Dies Geſchäft gab auch Fauſten etwas Zerſtreuung, dem die Antwort ſehr lange ausblieb, und der deswegen äuſſerſt ungeduldig wurde. Karl, dem er alles offenbaret, ſahe ihn immer mitleidig an, denn er zweifelte gar nicht, daß aus Streuſands Antrage eine Veränderung mit Karolinens Beſtimmung erfolgen würde. Er bedauerte, daß er ſich nicht eher nach der Verrätherey erkundigt, die zwiſchen Honden und ſeinem Bruder gegen ihn im Werke geweſen.

Fauſt und Müller erfuhren nachher auch, wie es Honden gegangen, und der erſtere tadelte wider aller Erwartung dieſen Betrug. Karl ſtellte ihm vergebens vor, daß er eben um ihn alles das und noch viel mehr verdienet; Müller behauptete umſonſt, daß keine andere Behandlung ihn vernünftig machen würde, daß für ſo eingewurzelt böſe Menſchen der Stock die einzige wirkende Beſſerung wäre; Gutmann entſchuldigte die That damit, daß ſie vielleicht nützlich für ihn ſeyn, und daß es nicht anders im Laufe der Dinge ſeyn könne, ein Menſch müſſe des andern Peiniger ſeyn; alles war nicht vermögend den redlichen Fauſt davon abzubringen, daß man es nicht hätte thun ſollen.

Er hat noch dazu eine Mutter, ſagte er, und dieſe hätte man bedenken müſſen.

Wir können hier nicht unterlaſſen noch einen Zug ſeiner Denkungsart beyzubringen, der ihm Ehre macht. Karl hatte beyläufig, kurz nachdem es geſchehen war, von dem Bezeigen Honds bey dem Empfang der traurigen Nachricht von dem Unglück ſeiner Mutter geredet. Fauſt konnte den Gedanken nicht ertragen, dieſe arme Frau, die, wie er wuſte, nun nichts mehr zu leben hatte, untergehen zu ſehen. Er ſchrieb daher an ſeine Mutter, daß ſie ihm den größten Gefallen thun würde, wenn ſie Honds Mutter ſo viel als ſie zu ihrem Unterhalt nöthig hätte, gäbe, ſolte ſie aber es nicht können, ſo wolle er von den ihm beſtimmten Geldern ſo viel dazu anwenden. Es ſey ihm unmöglich, den gewiſſen Ruin eines Menſchen zu wiſſen.

Trine, die wir in der Folge noch beſſer kennen lernen werden, freute ſich über ihres Sohnes mitleidigen Karakter, und gab ihm ſo ſchnell als ſie konnte die Antwort, ſie würde für alles, was der Frau nöthig wäre, ſorgen, doch unter dem Vorbehalt, ihren Namen nicht zu nennen, weil ſie von der Frau auf eine gewiſſe Art beleidigt ſey. Sie unterhielt ſie auch in der That beſſer als ſie es im Hoſpital gehabt hatte, und Fauſt hatte viel

Beruhigung darüber, und ſchrieb ſeiner Mutter den empfindungsvolleſten Brief zum Dank für die Erfüllung ſeiner Bitte.

Das war eben in dem Zeitpunkt, wo Hond mit der ſchwärzeſten Verrätherey gegen ihn umgieng. Kontraſtirt das nicht fürchterlich? Und ſolten wir wohl bey ſolchen Beyſpielen glauben, daß der Menſch einer ſo gut wie der andere auf die Welt kämen. Und doch iſts ſo. Doch iſt es blos die Wirkung der erſten und nach und nach zunehmenden Eindrücke, die eine Beſtimmung von Gut und Nichtgutſeyn in uns hervorbringt. Natürlich boshaft? Nein, weg mit dem Fantom was die ganze Natur verunehren würde.

Niemand als Gutmann wuſte von dieſer Grosmuth Fauſts. Er hatte den Brief ſeiner Mutter von ohngefähr in die Hände bekommen, und er faßte eine warme Hochachtung für den jungen Mann, wäre ſein **Wilhelm** ſo geweſen, ſo würde ſeiner Freude nichts gleich geweſen ſeyn. Dieſer kam bald dahin, wohin er wolte, nemlich in eine uneingeſchränkte Freyheit. Er bekam noch ehe Fauſt Antwort erhielt das Patent als Kammerjunker von Seiten des Fürſten durch Streuſand zugeſchickt, und er bereitete ſich ſchon zur Abreiſe, als Gutmann ihm vorſtellte, er hofte, er würde es erſt ſeinem Vater melden, deſſen Einwilligung dazu nöthig wäre. Er vor ſeine Perſon könne ihn nicht aus ſeiner Gewahrſam laſſen, bis er Ordre dazu habe. Das war dem Knaben ſehr empfindlich, aber es war doch nichts dabey zu thun als Geduld zu haben. Er ſchrieb alſo deswegen, und Gutmann ſchrieb zugleich mit an den Vater. Er meldete ihm, daß, da er vermuthlich die Stelle für ſeinen Sohn annehmen würde, ſo wolte er hierdurch um ſeine Dimißion anſuchen; im Fall aber er verlange ſeinen Sohn erſt zu ſprechen, ſo erbiete er ſich, ihn nach Haus zu begleiten. Er muſte zu ſeinem Verdruße geſtehen, daß er die letzte Zeit ſehr unartig ſich bezeiget, und in Anſehung ſeiner Aufführung ſich unendlich verſchlimmert. Er hoffe man würde ihm das nicht beymeſſen, da er es an keiner Aufmerkſamkeit bey ihm fehlen laſſen. Aber freylich ſetzte er hinzu: Böſe Exempel verderben gute Sitten, und dies würde der Herr Vater ſich ſelbſt zu erklären wiſſen. Er ſchriebe dies mit blutendem Herzen, weil er gern bey ſeinem Zögling ſich das Zutrauen eines Freundes erworben hätte, welches ihm aber niemals gelingen wollen.

* * *

Eilftes Kapitel.

Wie die Briefe in Seeliſts Hauſe aufgenommen werden, und was für Antwort erfolgt. Trauriger als das vorige, obgleich keine Schläge darin paſſiren.

Seeliſt gieng immer noch in ſeinem Hauſe umher, als ob ihm etwas fehle. Im Grunde war dies Etwas nichts, als Fauſt ſelbſt. Er hatte zwar ihn nicht perſönlich da gehabt, allein es war immer von ihm als von einem wiederkommenden, als von einem, der zur Familie gehörte geſprochen worden. Das alles hörte nun auf einmal auf. Man ſprach nicht mehr von ihm. Es war die Rede von keinem Menſchen mehr, der ehemals der Liebling **Karolinens** und des ganzen Hauſes geweſen war. Unbegreiflich war und blieb es aber Seeliſten, wie es zugegangen wäre. Und das aus ganz natürlichen Gründen. Er hatte nie ſtudiret, war nicht aus ſeiner Eltern Hauſe gekommen, die ſehr fromme Leute geweſen waren, und ihn zur Beſcheidenheit beſonders angeführt hatten. Nachher früh verheyrathet, und das an eine liebenswürdige Frau hatte er nie Ausſchweifung gekannt. Er las oft den Brief **Wilhelms** wieder durch, und jedesmal wuchs in ihm der Vorſatz, nie Fauſten ſeine Tochter zu geben. Wieder eine unvermeidliche Folge, denn Wilhelm ſprach darin von vielen heimlichen Ausſchweifungen und Unarten dieſes Menſchen.

Seeliſt hatte einen großen Fehler, und das war der, daß er zu ſtolz auf ſeine Kinder war. Als einen guten, lieben, biedern Mann kennen ihn unſre Leſer ſchon, und ſie werden auch wohl gemerkt haben, daß er ſeine Kinder ſehr liebte. Freylich, ſo lange ihn ſeine Vernunft eines andern belehrte, gieng es ſehr gut, und er ſahe ihnen nichts durch die Finger, wovon er glaubte, es wäre unrecht. Aber wenn die Verſtellung es dahin gebracht hatte, daß er einmal etwas Gutes von ihnen gewahr wurde, oder wenn es auch Natur und Wahrheit war, ſo ließ er ſich davor todtſchlagen, und ſeine Gefälligkeit für ſie war übertrieben.

Wilhelm war von Jugend auf ein liſtiger Bube geweſen, und deswegen hatte er dem Vater ſeine Schwäche abgemerkt. Er wuſte alle ſeine kleine Tücke ſorgfältig zu verbergen, und nahm eine ſo ſcheinheilige Miene bey jeder Gelegenheit an, daß man ihm alles Gute zutrauete. Er hatte ſich nun beſonders in den letztern Jahren, und in ſeines Vaters Gegenwart gegen Fauſten allemal ſehr ordentlich betragen, ſo, daß ſein Vater nicht vermuthete, daß er auf jenen einigen Groll habe, ſonſt würde er ihm doch nicht ſo leicht geglaubt haben. So aber dachte er im Gegentheil, ſein Sohn könne nichts als Wahrheit reden, und verdammte den beſten jungen Menſchen auf das Urtheil eines wahren Verläumders.

Eben hatte er den erwähnten Brief noch in der Hand, als der neue von Fauſt mit der Abbitte und der Bitte wegen Erneuerung ſeines Entſchluſſes in Anſehung Karolinens ankam. Da er eben ſehr aufgebracht, ſo halfen alle Bitten, alle Vorſtellungen bey ihm nichts. Er ſoll ſie nicht haben, ſagte er, und warf alle die erhaltenen Briefe in ſein Schreibepult, ohne ſie einmal ganz zu leſen, und ohne ſeiner Tochter den ihrigen zu geben. Er ſoll ſie nicht haben, ſagte er noch einmal im Hinausgehen aus dem Zimmer, und ſollte ich ſie verlieren. Die Baroneſſe hatte ihren Brief auch erhalten, und ſprang vor Freuden in die Höhe. Sie glaubte gewonnen zu haben. Sie lief damit nicht etwa zu ihrem Manne, denn von dem wuſte ſie ſchon, daß er jetzt alles zu Fauſts Beſten that, nein, zu Seeliſt gieng ſie, und ſchrie ihm faſt entgegen: Wiſſen Sie es, daß Fauſt unſchuldig iſt? Ich weiß es, meine Liebe, ſagte er ganz kalt, aber was hilft mit das? O ihre

Karoline, ſagte ſie — Wird doch wohl einen Menſchen nicht nehmen wollen, der ſo gröblich ſie beleidigt hat? — Solte er keiner Entſchuldigung werth ſeyn — keine Vertheidigung von ihm angenommen werden, erwiederte ſie darauf? Lieber Freund, ſetzte ſie hinzu, ſeyn Sie nicht grauſam, bedenken Sie das Wohl Ihrer Tochter. Iſt ſie Ihnen nicht werth? O ich weiß gewiß, Sie gäben alles für ſie, wenn Sie ſie glücklich machen könnten.

Ja, ſagte er eifrig, wenn ich ſie glücklich zu machen wüßte, wenn ich überzeugt wäre, ſie ſey es, dann würde ich Ihren Vorſtellungen Gehör geben. Aber überlegen Sie ſelbſt, ob der zärtliche Vater da mit gutem Gewiſſen ſeine Tochter geben kann, wo ſchon eine ſolche Untreue, ein Leichtſinn, der ſo weit gegangen, vorhergegangen iſt? Ob er ſich nicht die gröſten Vorwürfe machen muß, wenn dann dieſe Ehe unglücklich ausfällt? Sahe er es nicht vorher? Konnte er ſichs nicht abſtrahiren, daß dieſe Liebe eine kurze Zeit dauern, und dann wieder verfliegen wird, ſo wie die erſte bey ihm verflog?

O ſein Herz, ſeine Denkungsart, ſeine Zurückkehr, ſelbſt die Gerechtigkeit, die er dieſer Louiſe, zum Nachtheil ſeines Glücks, wiederfahren laſſen wolte, zeugt für ihn. Sein Brief kann gewiß an Sie nicht minder rechtfertigend ſeyn, als er es an mich war. Er beruft ſich auf den Brief an Karolinen. Gaben Sie ihn ihr?“

Nein, meine Freundin, ich gab ihn nicht und werde ihn nicht geben, da ich entſchloſſen bin, alles was von ihm kömmt, vor ihr zu verheelen. Warum ſoll ich ſie aufs neue aufmerkſam machen, da ſie ſchon zum Theil es vergeſſen zu haben ſcheint? Wer ſteht mit davor, daß ſeine Briefe aus ſeinem Herzen gefloſſen, daß ſie nicht aus dem Gefühl der Vortheile entſprungen, die ihm die Verbindung mit meiner Tochter, nun um ſo mehr geben würde? damals als ich ihn um mich hatte, kannte ich ſein Herz, ſeine Denkungsart, und ich war entzückt davon. Ich hätte keinen würdigern, als ihn, in meine Familie aufnehmen können. Jetzt ſehe ich ihn als einen Ausſchweifenden an. Ich muß noch überdem vermuthen, daß er nichts gelernt, denn wenn man ſolche Händel hat, pflegt man nicht fleißig zu ſeyn. Und daß ich ihm meine Tochter geben ſolte, damit ſie in ihm einen Müßiggänger erhalte, dazu iſt ſie mir zu lieb.

Die Baroneſſe fand dies auſſerordentlich hart, und wolte ſchon weinen, als er ihr noch ſagte: Ich lobe den Antheil, den Sie an dem Schickſale Ihres Pflegeſohns nehmen, und könnte ich etwas thun, ich würde vieles um Ihretwillen überſehen.

Allein hier bin ich Vater, und muß ſorgſamer Vater ſeyn. Und ich ſehe an Karolinen kein ſo ſehnliches Verlangen nach ihm. Ich werde gewahr, daß die Behandlung ihrer warmen Liebe ſie, und das mit Recht, gegen ihn unwillig gemacht. Sie wird ihn vergeſſen.

„O ſie kann es nie! antwortete die Baroneſſe, Sie ſehen mit geblendeten Augen, mein Freund, wenn Sie nicht ſehen, daß es ein zurückhaltender Gehorſam iſt, den Ihnen das theure Mädgen gern beweiſen möchte, da Sie ihr verboten haben, weiter an ihn zu denken. Sehen Sie nicht in ihren Augen die Unruhe weben? Sehen Sie nicht die heimlichen Thränen kaum getrocknet, wenn Sie ohngefähr eintreten? Iſt die Miene der Freundlichkeit Ihnen wohl ſo natürlich wie ſonſt, wenn ſie Ihnen in die Arme eilet? Die Bläſſe ihrer Wangen, die Röthe der Augen, der Mangel an der offnen Heiterkeit, die ſie uns allen ſonſt werth machte, iſt das alles nichts?“

Gewiß iſts, ſagte der hartnäckige Vater, daß ſie trauret, und welches Mädgen wird es nicht thun, aber hat ſie die erſten Eindrücke überwunden, ſo werden die leichtern von der Zeit ausgelöſchet werden. Ich kann und darf als Vater nicht anders handeln. Alle Bitten der Baroneſſe waren auch nicht fähig, ihn von dieſem Entſchluſſe abzubringen. Er gab ihr den Brief nicht. Alles was er that, war, daß er ihr verſprach, es noch einmal reiflich zu überlegen, und ſeine Antwort einige Zeit aufzuſchieben.

Die Augen der Baroneſſe, die ſeitdem wenig trocken wurden, wurden bald geöfnet. Karls Brief, worin Streuſands Anwerbung gemeldet wurde, gab ihr Licht. Der Baron fluchte über Seeliſts Stolz, aus dem er alles herleitete, und die Baroneſſe ſelbſt konnte ſich nicht enthalten, dieſem Grunde Gehör zu geben, der doch in der That unwahr, und gar nicht in Seeliſts Denkungsart befindlich war. Er hatte vielmehr bey der erſten Nachricht ſeines Glücks, wo Fauſts Verbrechen noch nicht bekannt war, ſich gefreuet, daß dieſer mit daran Theil nehmen würde, und ſeiner Tochter mehr als einmal das Reizende vorgeſtellt, was ſie fühlen würde, wenn ſie auch in dieſem Punkte ihren Mann ganz glücklich machen könnte.

Die Baroneſſe glaubte nun zwar, daß der Vater Unrecht handle, aber ſie glaubte ſich eben ſo ſehr verbunden, ſeine Rechte nicht zu kränken, und gegen ſeinen Willen zu arbeiten. Sie ſagte alſo Karolinen nichts, ob dieſe ſie gleich oft trübe anſahe, um ihr Mitleiden zu erregen, und ſie dadurch zu bewegen, ihr einige Neuigkeiten von

Fauſten mitzutheilen. Was hätte ſie ihr indeſſen wohl ſagen können, was ihrem Herzen nicht noch ſchneidender geweſen wäre, als alles, was ſie ſchon wuſte.

Unterdeſſen daß Seeliſt Fauſten zwar nicht, aber doch ſeine Briefe vergas, die in ſeinem Pulte eingeſchloſſen blieben, kam das neue Schreiben Wilhelms, zugleich mit der Nachricht von Gutmann, und der neuen Würde des Sohnes an.

Dieſe Briefe brachten in dem guten Vater, eine neue Gährung hervor. Seeliſt ſchrieb darin, daß Streuſand ihm dieſes Patent geſchickt, und daß er wünſchte, ſein Vater möchte in die Einwilligung mit einſtimmen. Er glaube ſo viel gelernt zu haben, daß er ſeine Studia für ſich fortſetzen könne. Er müſſe ſich ohnedem, ſo ungern ers thäte, beklagen, daß Gutmann ſich ſeiner nicht mehr wie ſonſt annehme, ſondern mehrere Zeit bey Fauſten, als bey ihm zubrächte. Er wolle zwar nicht urtheilen, allein daß Fauſt ſein Freund nicht ſey, wiſſe er gewiß.

Dem Vater war dies genung. Er nahm Gutmanns Brief nachher, und las mit unwilligem Erſtaunen die Klagen gegen ſeinen Sohn. Ganz ſchon wider dieſen ehrlichen Mann eingenommen, ſuchte er deſſen alte Briefe hervor, und ſie enthielten nichts als Lob für ihn. Er machte alſo den Schluß, daß dies eine angelegte Karte, und da er nun Fauſten tückiſch glaubte, ſo war es ganz mit ihm vorbey.

Wäre dieſes Schreiben von Gutmann ein halb Jahr eher gekommen, ſo würde der alte Seeliſt ſehr verlegen geweſen ſeyn. Er hatte dem Manne als er ihn zu ſich nahm, eine Verſorgung verſprochen, und auf ſein Wort hielt er auf das pünktlichſte. Dieſe gedachte er ihm in ſeinem eigenen Hauſe zu geben, und als Freund ihn bey ſich zu behalten, da durch ſeinen Fleiß ſeine Umſtände täglich ſich beſſerten, ſo konnte er ihm einmal wohl zu einem Poſten verhelfen. Es war aber ſeiner Denkungsart ganz zuwider, einen Menſchen um ſich zu leiden, der nicht mehr ſo freundſchaftlich wie ſonſt gegen ihn war, und alſo auch von ihm dies nicht erwarten konnte. Der Plan fiel alſo jetzt durch. Er freute ſich ſehr dieſem Uebel abhelffen zu können, indem er Gutmann ſchrieb, er dankte ihm für ſeine geleiſteten Dienſte, ſtände ihm die verlangte Dimißion, die er ihm nicht vorenthalten könnte, zu, und würde ihm jährlich zweyhundert Rthlr. zahlen laſſen, wohin er Ordre gäbe, worüber er hierbey ein vollſtändiges Dokument beylege. Er fügte noch ein anſehnliches Geſchenk hinzu. Sein Sohn ſolle nunmehr nach dem Orte ſeiner Beſtimmung abgehen. Dieſem ſchrieb er, daß er alle Ehrerbietung gegen Gutmannen, auch beym Abſchiede behalten, und eine kleine Mishelligkeit nicht ſo groß aufnehmen ſolte. Er ſey ihm immer den lebhafteſten Dank ſchuldig, und Undank gegen Lehrer lieſſe ſich nicht entſchuldigen, würde auch in dem Leben gemeiniglich mit unſeeligen Verfällen bezeichnet.

Fauſt bekam den trübeſten Brief. Er ſey ſonſt, ſagte er, ihm Freund und Liebling geweſen, aber er habe auch ſeine Delikateſſe genung kennen lernen, um erwarten zu können, daß er einen Fehler von dieſer Art überſehen würde. Er vergebe ihm von ganzem Herzen alle die Unruhe, die er ſeiner Tochter gemacht, davon wolle er ihn frey ſprechen, aber auf etwas mehr dürfe er ſich nicht die geringſte Hofnung machen. Den Brief an ſeine Tochter, und das überſandte Eheverſprechen ſende er ihm zurück. Mit erſterm wolle er ſeiner Tochter Schmerz nicht erneuern, der nun ſchon etwas vorüber wäre, und das leztere könnte ihm zu nichts weiter dienen, als daß er ihm Glück wünſchen müſte, ſo guten Kaufs ſich aus einem ſo ſchlimmen Handel gezogen zu haben. Wenn er ihm auſſer ſeiner Tochter womit dienen könne, hielte er es für ſeine Pflicht.

Dieſe Briefe wurden fortgeſchickt ohne daß es jemand wuſte, ſie kamen alſo beſonders Fauſten, der in der Länge ſich etwas gutes prophezeyte, beſonders da ihm die Baroneſſe nicht antwortete, wie ein Donnerſchlag im Januar. Er war auch nicht anders wie wahnſinnig, da er es geleſen. Gutmann vergas den eignen Schmerz, den die kurze Abfertigung, nach ſo vielen treu gedienten Jahren ihm gemacht, ſehr leicht auf einige Augenblicke, um ſeinem Freunde zu Hülfe zu eilen. Allein die erſten Tage war alles umſonſt, ihn zu beruhigen. Er weinte, er ſeufzte, er klagte ſich an, er jammerte, daß er Louiſen je geſehen, und am empfindlichſten war es ihm, daß der Brief, auf welchem er eigentlich alles geſetzt, nicht einmal geleſen war, daß Karoline nichts davon wiſſen ſolte, daß er ſich rechtfertigen könne, und daß die Baroneſſe nicht ein Wort geſchrieben.

Nach und nach gelang es aber doch Gutmannen, ihn etwas zurecht zu bringen. Er hatte in dem Briefe des Vaters eine Stelle bemerkt, die er Fauſten ſo vorzuſtellen wuſte, daß er aus einem Nichts neue Hofnung ſchöpfte. Er glaubte es ſey beſſer nach und nach, als auf einmal alles in ihm auszulöſchen. Es war die, wo Seeliſt ſagte: daß er durch Leſung des Briefes, den Schmerz in ſeiner Tochter nicht habe erneuern wollen. Sie wird alſo, ſagte Gutmann, gewiß fortfahren, Sie zu lieben. Fauſt fieng ſelbſt an, es zu glauben, als ihn die Schwierigkeit, daß ſie ja ſeine Freyheit nicht wiſſe, wieder ganz zu Boden ſtürzte. Indeſſen erweckte der Gedanke eine Idee, die ihn beſchäftigte, und nun war er ſchon weit traktabler als vorher.

Gutmann ſtellte ihm auch ſeinen eignen Unſtern vor. Ich glaubte wenigſtens, ſagte er, einen warmen Abſchied zu erhalten, aber der Brief iſt ſo kalt wie das Metall was darin liegt. Wüßte er, wie das einem rechtſchaffenen Mann, der das ſeinige gethan, kränkte, er würde anders verfahren, und lieber ſein Gold behalten.

Wilhelm machte ſich indeſſen zur Reiſe fertig, folgte diesmal dem Rathe ſeines Vaters, und nahm einen äuſſerlich wenigſtens wehmüthigen Abſchied von Gutmann. Der edle Lehrer, der leicht vergeben und vergeſſen konnte, nahm die Verſtellung für baare Münze, und gab dem Jüngling ſeinen Segen warm und reichlich. Er begleitete ihn eine Tagreiſe, und wie er ihn dem Schutze der Vorſehung empfohlen, kehrte er zu ſeinem traurigen Fauſt zurück.

Unterdeſſen hatte der alte Seeliſt nach der Abſendung der Briefe, der Baroneſſe ſeinen Entſchluß, und was darauf geſchehen, entdeckt. Er hatte ihr die neuen Beweggründe nicht verhehlt, warum er es gethan. Die brave Dame wolte ihm ſeinen Sohn nicht verdächtig machen, ſchwieg alſo, und weinte im ſtillen bittre Thränen.

Sie kannte **Wilhelms** Tücke, und bedauerte den armen **Gutmann**, der, wie ſie gewiß wußte, ſich über dies Betragen ärgern und grämen würde. Noch näher gieng ihr Fauſt, den dieſe Nachricht auf den Tod erſchreckt haben würde.

Einige Tage darauf wolten Seeliſts abreiſen, und alle waren bey dem **Baron**, um Abſchied zu nehmen. Er war rührend, aber er würde es noch mehr geweſen ſeyn, wenn nicht die Behandlung der Sache mit Fauſt, den **Baron** etwas kalt gemacht hätte. **Karoline** war die traurigſte. Sie ſuchte ſich einen Augenblick, wo ſie allein mit der Baroneſſe ſeyn konnte. Wollen Sie ewig grauſam ſeyn, ſagte ſie, und mir nichts von dem ſagen, was Sie doch gewiß wiſſen. Iſt alles verloren? Sie machten mir ja Hofnung! Laſſen Sie mich nicht wegreiſen, ohne meines Unglücks oder einer Ausſicht gewiß zu ſeyn. Dieſe Ungewißheit iſt noch mein Tod.

Die **Baroneſſe** konnte ſich nicht mehr halten, das Weinen des Mädchens war ihr zu empfindlich. Sie erzählte ihr alles, mahlte ihr Fauſts Verführung, ſeine Freyheit, ſeine Rückkehr zu ihrer Liebe, ſie ſagte ihr aber auch, daß ihr Vater es durchaus nicht wolle. Ja, ſo bin ich verloren, ſeufzte Karoline, denn ihm kann ich nicht ungehorſam ſeyn, und jenen werde ich ewig lieben. Aber doch iſts mir eine freudige Botſchaft, daß er mich noch liebt. Ich will ihm gern alles verzeihen alles vergeſſen. Er liebe mich nur.

Zärtliches Mädgen, ſagte die Baroneſſe, und nahm ſie in ihre Arme, für Deine Ruhe wird wohl ſo wenig Ausſicht ſeyn, als für die Ruhe des Jünglings.

Indeſſen ſetzte ſie ſich hin, und ſchrieb an Fauſten, ſagte ihm zwar alle Hofnung zu des Vaters Einwilligung auf, verſicherte ihn aber, Karoline liebe ihn noch eben ſo heftig, wie ehedem. Sie fügte zuletzt hinzu, daß ſie in etlichen Tagen von hier abgehen würden.

Das geſchahe auch, und bey der letzten Trennung verſuchte ſie nochmals ihr Heil bey Seeliſt, redete mit Wärme und Eifer, nahm Bitten, Thränen, Gründe und Ueberredungen zu Hülfe; alles vergebens. Sie konnte ſich nichts aus allen ſeinen Antworten formen, als die Unmöglichkeit, daß Fauſt jemals Karolinen erhalten würde. Dies vortrefliche Mädgen, ſetzte ſich weinend in Wagen, und was ſie da dachte? wie ihr Herz geſinnt war? das wollen wir dem Leſer für das nächſte Buch aufheben, damit wir ihm nicht zu viel auf einmal ſagen. Kann er rathen, deſto beſſer.

Zwölftes Kapitel.

Nach dem empfangenen Briefe entſchließt ſich Fauſt zur Abreiſe, und das Buch wird mit einem Fragmente beſchloſſen.

Wenn ein Engel vom Himmel käme, um in einer traurenden Verſammlung eine freudige Botſchaft zu bringen: ſo könnte er nicht willkommner ſeyn, als dieſer Brief es Fauſten war. Er kam zu einer Zeit, wo er eben tief über ſein Elend nachdachte, wo alle die Wege, die er ſich machte, ihm ſo fade ſchienen, als ob keiner ihm nur einen Schritt vorwärts bringen würde. Als er ihn geleſen, rannte er damit zu Gutmannen, der eben mit Müllern im Geſpräch über ihn und ſeine Verdrüßlichkeiten begriffen war. Die Freude ſahe ihm aus den Augen heraus, und er gab Gutmannen den Brief mit einem Entzücken, das ſehr lebhaft war.

Zu der Zeit, als er noch in Karolinens Gunſt war, glauben wir nicht, daß eine Nachricht, wenn es auch die Beſtimmung der Zeit ihrer Vereinigung geweſen wäre, ihn ſo froh hätte machen können, als jetzt, da er in ängſtlicher Erwartung alles zu verlieren, einen Troſt erhielt, der ihn von der Seite des Herzens, die ihm die angelegendſte war, in Sicherheit ſetzte.

Er frug nun mit heitrer ofner Stirn ſeine Freunde, was er zu thun hätte. **Müller** bedachte ſich ein wenig, und ſagte ihm hernachmals, daß er es für das Beſte hielte, wenn er Leipzig verlieſſe und nach Göttingen gienge, wo er **Karolinen** näher ſey, und eher Hofnung habe, ſie zu ſehen, und gelegentlich ſeine Unſchuld ihr zu beweiſen. **Fauſt** umarmte ihn vor den Einfall, und entſchloß ſich gleich dazu, und da **Karl** eben von ſeiner Mutter auch zurück beruffen war, ſo wolte er mit dieſem über Erfurt reiſen, um ſeine Mutter zu ſprechen. Daß er **Müllern** nicht zurücklaſſen wolte, kann man ſich denken, und **Gutmann**, der frey und ſein eigner Herr war, glaubte keine beßre Geſellſchaft finden zu können, und entſchloß ſich auch mitzureiſen.

Die wenigen Tage, die ihm noch in Leipzig übrig waren, brachte er nun ruhig zu, erinnerte ſich freylich mit Schmerzen an alles, was ihm da begegnet war, freuete ſich aber doch nur, daß er es gewiſſermaßen wieder geheilt glaubte. Er nahm vorher noch von der ehrlichen Frau Renna

Abſchied, die immer kränker wurde, und ihrem gewiſſen Tode ſich täglich näherte. Er würde ſich nicht zufrieden gegeben haben, daß er einigermaßen an ihrem Tode ſchuld ſey, wenn ſie ihm nicht verſichert hätte, daß ihre Krankheit ein altes Uebel wäre. So wie ſie an dem Unglücklichen, was in ſein Schickſal verwebt war, Theil nahm, ſo that ſie es auch an dem Angenehmen, und Fauſt, der gern andre Menſchen frölich ſahe, ſagte ihr mehr von ſeinen Erwartungen, als er ſelbſt davon hofte.

Er ſahe ſie nach dieſem Abſchied nicht wieder, denn ſie ſtarb kurz nach ſeiner Abreiſe. Ihre Liebe gegen ihn war ſo groß geweſen, daß ſie ihm einmal in einer Stunde des Enthuſiasmus, ihr kleines Vermögen, welches ſich auf einige hundert Thaler belief, vermachte. Alte Leute haben zuweilen ſolche Grillen. Sie hatte ſonſt arme Verwandte, die aber nicht viel aus ihr machten, wie ſie Fauſten einigemal geklagt hatte. Er erfuhr dieſes Vermächtniß hernach, und ſchenkte alles dieſen wieder, doch mit einer Erinnerung, daß ſie ſich ihrer Schuldigkeit inskünftige gegen Blutsfreunde beſſer erinnern möchten.

Sonſt verließ Fauſt in Leipzig eben nichts anziehendes. Einige akademiſche Freunde bedauerten ihn ſehr, und ſeine Lehrer gaben ihm Wünſche mit auf dem Weg, die aus theilnehmenden Herzen kamen. Karolinens Geſchenke begleiteten ihn alle in ſeiner Taſche, denn er wolte das einzige nicht verlieren, was ihm von ihr noch übrig war. Er ſetzte ſich mit einem heitern Gemüthe in den Wagen, von denen die ihm am liebſten waren, begleitet, und rollte auf dem Wege wieder zurück, den er vor faſt anderthalb Jahren hergekommen war. Zwar war er nicht ſo glücklich wie damals, und ſeine Empfindungen hatten die ſtolze Ruhe nicht zur Begleiterin, die ihm alsdenn folgte, dagegen aber hatte er vieles gelernt, und als Menſch hatte er Vorzüge erlangt, die aus der Erfahrung im Leiden immer entſtehen. Ueberdem flog er einer Mutter und einer Pflegemutter entgegen, die er beyde liebte. Der erſten brachte er Ehrerbietung, der zweyten Hochachtung, und von beyden konnte er ſich eine Aufnahme verſprechen, die ihn wohl zuvor mit Freude erfüllen konnte.

Fragment.

Warum eben ein Fragment? Das wollen wir dem Leſer nicht verheimlichen. Deswegen weil ſich ein ganzes Buch davon ſchreiben lieſſe. Und wovon denn? Eben von der Kleinigkeit, die dem Menſchen nöthig iſt, um ihn glücklich zu machen.

Der Leſer wirds uns nicht übel nehmen, wenn wir ſo einen Einfall haben, daß wir ihn zuweilen mit in die Geſchichte einflicken. Doch verſteht ſichs, am gehörigen Ort, das heißt am Ende eines Buchs, oder wenigſtens eines Kapitels.

Wir haben eben gehört, daß ſo eine kleine unanſehnliche Hofnung, Fauſten ſo wieder zu ſich ſelbſt brachte, da er doch vor Betrübniß ganz auſſer ſich war, und im Grunde war es doch ein Nichts. Seht einmal, liebe Leſer, wie wir da unſre Zufriedenheit befördern könnten, wenn wir auf dergleichen Dinge recht Acht gäben. Kann wohl eine Freude ſtatt finden, wenn kein Leid vorher gegangen, oder wenn das dem Schlußfabrikanten nicht anſteht, wenn keine Leiden in der Welt wären? Dem es alle Tage zu Glück geht, der hat gewiß wenig Freude. Der Millionär ſieht ſein Tonnen-Goldes-Schiff einlaufen, ohne davon gerührt zu werden; der ſeinen ganzen Reichthum auf einen Antheil darin wagte, frägt ihn, indem er ihn bald über den Haufen rennt: Iſt das unſer Schiff? Gottlob, ich glücklicher Mann, und der Reiche lächelt höniſch, daß er ſeine Freude in einer ſolchen Kleinigkeit findet. Er ſtreicht an demſelben Tage hunderttauſend Gulden Gewinnſt ohne eine Miene zu verziehen in ſeinen Beutel, und ſein Schreiber hüpft mit funfzig

Gulden; die er ihm davon ſchenkt, als mit einem Königreiche, in die Arme ſeiner Amaſia.

Doch es iſt eigentlich nicht das, was wir zeigen möchten. Unſre Hauptſache iſt die, wie froh wir ſo manchen Menſchen machen könnten, wenigſtens manchen auch unter unſern Leſern. Und den nun das Glück ſo lieb hat, daß es ihm der Empfindung des Vergnügens in ſich beraubt, der könnte es doch wohl auſſer ſich ſuchen, und wird es finden, wenn der ſtammelnde Dank vieler, denen er nun durch Kleinigkeiten Glück verſchafte, ihn faſt anbetet.

Iſts nicht des Schöpfers Werk, daß er in die Natur ſo viele unbedeutende Dinge legte, die doch im Grunde alle ſo unendliche Quellen des Vergnügens für ſeine Geſchöpfe ſind? Wir können alſo durch weniges froh werden — und das wenige, wenn wir es nicht an einem Orte, nicht eben in der Sache finden, wo wir es ſuchen, ſo können wirs daneben, oder weit davon, oder hier oder da ſuchen — Und finden? O das wird nicht ſchwer. Wer ſuchte wohl etwas vergebens, wenn ers nur am rechten Orte ſuchte? Glück iſt Spielwerk, wirds Ernſt, ſo wirds übertrieben, und ein übertriebenes Ding fliegt gern davon — Alle Menſchen können glücklich ſeyn, wenn ſie dies Spielwerk nicht fliegen laſſen.

Hm! Und das wäre ein Fragment — und das ganze Fragment?

Viertes Buch.

Worin mit Fauſts Hofnungen wie mit einem Ball geſpielt wird.

Erſtes Kapitel.

Geht ohne Umſchweif im Laufe der Dinge fort.

Vielleicht, lieber Leſer, biſt Du keiner von denen, die ſo neugierig auf das ſind, was Karoline dachte, als ſie in den Wagen ſtieg, und die lieben Freunde, das ſchöne Gärtgen, und viele andere kleine anziehende Dinge verlaſſen muſte. Wir verſichern Dir aber, daß wir es ſind, und dieſe kleine Zauberin, hat uns beſonders durch das gute Herz, mit welchem ſie Fauſten vergab, ſo angezogen, daß jeder Gedanke von ihr, uns etwas werth iſt. Und ſo nehmen wir auch an dem Abſchiede Theil, mit dem ſie alles oben erwähnte verließ.

Du magſt es nun kindiſch heiſſen, was ſie that; wir folgen der Spur der Wahrheit. Ehe ſie noch fortgieng, theils ſchon eine ganze Zeit vorher, beſonders aber in den letzten Tagen, warf ſie auf alles, was ſie ſahe, ein mitleidiges Auge. Nicht als ob ſie dieſe Gegenſtände bedauerte, daß ſie ſie, eine Bewunderin aller ihrer Vollkommenheiten verlören; nein, ſie bedauerte ſich ſelbſt, weil es ihr ſchien, als hätte ſie nichts von dem in den Gegenden, die ſie nun bewohnen ſolte, zu erwarten. Alles würde ihr öde und leer ſeyn. In der Tiefe ihres Herzens lag das Andenken an Fauſten, und es geſellete ſich dieſes eigentlich zu allem, was ihres Andenkens ſonſt nur würdig ſchien. Bey jedem Blick, den ſie um ſich that, erinnerte ſie ſich einer eben nicht unmerkwürdigen Situation, mit dieſem Lieblinge ihrer Seele. Hier hatte er ihr die theureſten Verſicherungen ſeiner Liebe gegeben; dort den erſten reinſten unſchuldigſten Kuß erhalten; an einem andern Orte hatte ſie einen eindrucksvollen Zug ſeines Karakters bemerkt, der ihre Neigung zu ihm, noch um einige Grade höher geſtimmt, und dergleichen mehr, wodurch ihre Einbildungskraft ihr Feuer unterhielt. Wäre ſie noch in dem Verhältniſſe mit ihm geweſen, indem ſie vor dem traurigen Zufall ſtand, der ſie auf immer von ihm zu trennen ſchien, ſo würde ſie mit weniger ſchwerem Herzen alles verlaſſen haben. So aber blieb von ihrer ganzen Liebe eben nichts ihr übrig, als daß ſie ſich das zurückrufen konnte, was ſie vorher mit ihm genoſſen hatte

Sie hatte ſich, da alles ihre Erwartungen und ihre Hofnungen umzuſtoßen ſchien, einen Plan gemacht, nach dem ſie ihren Vater bitten wolte, ſie inskünftige leben zu laſſen. Freylich ſtimmte er gar nicht in die Rolle, die ſie jetzt übernehmen ſolte. Der Rang und die Stelle ihres Vaters, verſprach ihr Vorzüge, die blendend ſeyn würden, und ſie wolte alles das mit einem einſamen Aufenthalte vertauſchen, weil es ihr unmöglich war, an etwas andern, als Fauſts Schickſale, warmen Antheil zu nehmen. Sie würde ohne Zweifel ihrem Kopfe gefolgt ſeyn, und ihr Vater würde, ſo ungern er es gethan hätte, ihr nachgegeben haben, weil er ſie zärtlich, und, wie oben ſchon geſagt worden, zu zärtlich liebte, wenn nicht die Nachricht, die ihr die **Baroneſſe** gab, dis alles in ihr zernichtet hätte. –

Dem Leidenden iſt ein ſchimmernder Funke, wenn er auch noch ſo entfernt iſt, der Prophet von dem Ende ſeines Unglücks. Es iſt eine innre Regung, die bey einem Bewuſtſeyn des gegenwärtigen unverbeſſerlich ſcheinenden Schlimmen; doch Gutes, ſo viel möglich, da durchſcheinen läßt, daß wir die unſeeligſten Geſchöpfe ſeyn würden, wenn wir dies nicht zu fühlen, fähig wären. So giengs auch **Karolinen**. Sie baute auf einen oder den andern Zufall, und in Ermangelung eines beſſern

Troſtes, war ſie ſchon damit zufrieden, daß nichts ſein Herz mehr band, daß ſie wieder frey an ihn denken, und ſich ihrer Liebe ganz überlaſſen könnte.

Daher erklären wir auch das Phänomen, daß Karoline, nachdem ſie eine Stunde ohngefehr gefahren, und das Abſchiednehmen ziemlich vergeſſen hatte, ihre Thränen trocknete, und in eine Art von äuſſerer Zufriedenheit verfiel, die aber blos von dem ſtrengen Nachdenken, auf eine oder die andere Art eines ſo möglichen Zufalls herrührte. Von dem Vater wurde ſie hingegen als ein Zeichen angenommen, daß ſich der Sturm in ihrer Seele lege, er ſchöpfte Hofnung zu einer gänzlichen Stille, und erwartete dann, denn er war nichts als Menſch, und ſchmeichelte ſich alſo ſo gut wie ein anderer, daß vielleicht ein neuer Eindruck auf ihr Herz wirkſam werden ſolte. Er machte ſich von ſeiner Seite Ausſichten, wie ſie von der ihrigen, und ſie hätten ſich beyde herzlich auslachen müſſen, wenn ſie einer des andern Schimären gewuſt, und die Sache auf eine ſpaßhafte Seite hätte nehmen können. Indeſſen drückte es doch dem guten Seeliſt ans Herz, daß er den Brief, der für Karolinen beſtimmt war, ihr nicht gegeben, und er muſte das ganze Gewicht der Vatergewalt gegen die beleidigte Zärtlichkeit nutzen, um die Waage zum Stehen zu bringen, und auch dann ſank in gewiſſen Stunden die leztere noch beträchtlich.

So viel Zärtlichkeit Karoline aber auch für Fauſten hatte, und ſo ſehr ſie gewünſcht hätte, daß ihr Vater ein Geſpräch von ihm anfangen möchte, damit ſie aus dem innerſten ihres Herzens alles heraus plaudern könnte, was ſie für ihn empfand, ſo konnte ſich doch bey ihr der Muth nicht entwickeln, ſelbſt das Geſpräch aufzubringen, und ſo blieben ſie ohne Erklärung gegen einander. Die ganze Reiſe wurde mit einer Stille geendiget, die man nicht erwartet hätte, wenn man als Geſellſchafter bey ihnen geweſen, und vorher die einnehmende Munterkeit, die in dem Hauſe und in der kleinen edlen Geſellſchaft herrſchte, gekannt hätte.

Sie kamen an den Ort ihrer Beſtimmung, und die Freude, die Seeliſt empfand, daß er ein Haus wieder beziehen konnte, das ehedem ſeiner Familie und ihm ſelbſt ſchon eigen geweſen; die Rechtfertigung, die ſeinem Herzen und Karakter durch die Wiederherſtellung in ſeine Aemter und Güter geſchahe; die Gnade des Fürſten, die ſich ihm deutlich bey der erſten Unterredung mit ihm zeigte, und tauſend andere Kleinigkeiten, die ſeine Seele beſchäftigten, lieſſen ihn auf einige Zeit die unglückliche Lage mit ſeiner Tochter vergeſſen.

Hierzu trug auch der Anblick ſeines Sohnes nicht wenig bey. **Wilhelm** kam ſeinem Vater mit einer Unterwürfigkeit, mit einer ſo zärtlichen Empfindung von Wonne entgegen, daß nach einer ziemlich langen Trennung, eine Quelle von Vergnügen für ihn daraus erwachſen muſte. Er ſchien gleichſam auch in dieſem Sohne wieder aufzuleben, der unterdeſſen an äuſſeren Vollkommenheiten zugenommen hätte.

Er berührte bey dieſem die Sache von Gutmannen noch einmal, und man kann ſich denken, wie ſchwarz **Wilhelm** ihn darſtellte. Zwar alles mit Feinheit, und einer gewiſſen Art von Zurückhaltung, als ob man von ſeinem Lehrer nichts Böſes ſagen zu dürfen lieber ſähe, allzeit den Befehl des Vaters erwartend, um eine neue Verläumdung, auf die man ihn ſchon neugierig gemacht, vollends zur Geburt zu bringen, aber doch ſo hinreichend, ſo beglaubigend, daß am Ende der Unterredung, Verachtung gegen Gutmannen in in dem Herzen Seeliſts an ſtatt der Hochachtung war, die er ſonſt gehabt hatte. Er dankte dem Himmel, daß ſein Sohn nichts von allen dem angenommen, und freute ſich, ihn nicht nach einer ſolchen gefaßten Meynung wieder ſehen, und alſo in die Verſuchung kommen zu müſſen, ihm für die geleiſteten Dienſte etwas Unangenehmes zu ſagen.

Dagegen wuſte Wilhelm das Geſpräch geſchickt auf Streuſand zu bringen, den er deſto eifriger lobte, und ihm dem Vater als ein Licht der Welt vorſtellte. Sein freundſchaftliches Herz, ſein leutſeeliges Betragen gegen den Baron, der ihm untergeben war, ſeine gerechte Beſtrafung Honds ſogar, muſte herhalten, um ihn zu erheben, und da er wuſte, daß ſeinem Vater der ganze Verlauf der Sache bekannt war, ſo zog er auf deſſen Bosheit gegen Fauſt entſetzlich los, und ſetzte hinzu, daß Streuſand, als er ihm dieſes erzählt, den Vorſatz gefaßt, Honden zu züchtigen.

Da Fauſt einmal genannt war, ſo wurde vom Vater das Geſpräch fortgeſetzt, und hier war Wilhelm freygebiger als bey Gutmann: Er ſagte ſelbſt: Er habe hier nicht allein keine Pflicht zu ſchweigen, ſondern es ſey im Gegentheil brüderliche Liebe, daß er rede. Fauſt wiſſe ſich ſo ſehr zu verſtellen, daß er im geringſten nicht zweifle, wenn er ſich einmal ſehen lieſſe, ſo würde er alles wieder für ſich einnehmen. Allein er habe es bey ſo vielen angeſtellten Proben geſehen, daß ſein Herz nichts tauge, und daß er ſeine Schweſter würde unglücklich gemacht haben. Die Hülfe, die er zufälliger Weiſe Karln geleiſtet, habe ſeine und des Barons Dankbarkeit erregt, daß ſie ihn wieder in ihre Geſellſchaft aufgenommen, und auch darin gelitten. Junge Leute wären ja wohl zuweilen etwas luſtig, und da habe er ſich beſtändig ausgeſchloſſen, habe durch einen Schein der Heiligkeit etwas apartes vorzuſtellen geſucht. Er ſetzte hinzu: Er wiſſe nicht, ob ſein gnädiger Herr Vater auch ſo denke, allein er glaube für einen Heuchler müſſe man ſich mehr fürchten, als für einen offenbaren Laſterhaften. Den letztern könne man vermeiden, für den erſtern könne man ſich aber nicht hüten.

Wie hätte ein eingenommener Vater wohl einen Sohn bey ſolchen Grundſätzen nicht loben, und ihn dabey erhalten ſollen. Er verſicherte ihm auch, daß er ſchon ſeit einiger Zeit die Heyrath **Karolinens** mit **Fauſt**, gänzlich ſich aus dem Sinn geſchlagen, und daß er Hofnung habe, auch **Karoline** würde ihren erſten unwürdigen Liebhaber bald vergeſſen. **Wilhelm** freute ſich hierüber unendlich, und er ſchöpfte einige Hofnung, daß er wohl am Ende, wenn er ſich recht in die Sache zu ſchicken wüſte, das Anſehen, welches er ſich bey dem Major gegeben, erhalten könnte, woran er eine Zeitlang ſehr gezweifelt, wenn er ſich des Vaters Liebe zu ſeiner Schweſter, und ihre Standhaftigkeit, die er einen hartnäckigen Eigenſinn nannte, vorſtellte.

Zu dem Ende bewillkommete er ſie mit einer Freundlichkeit, die ihr an ihm ganz ungewohnet war, und er erlangte dadurch in ſoweit ſeinen Endzweck, daß ſie ihn einmal nicht mit gleichgültigen Augen anſahe, wie ſie es ſich vorher vorgenommen, ſondern ſie wurde auch durch dieſes Betragen, etwas in Anſehung ihrer ganzen Meynung von den vorhergegangenen Dingen verwirrt. Sie hatte ſich eine ganz andere Aufnahme von ihm vorgeſtellt, und dachte wenigſtens, er würde ihr etwas Bitteres von Fauſten anzuhören geben. Hierzu wäre auch Wilhelm bey aller ſeiner Freundlichkeit wohl geneigt geweſen, wenn nicht die Unterredung mit dem Vater vorhergegangen wäre, worin dieſer die Meynung äuſſerte, wenn niemand Fauſten nennte, ſo würde Karoline am erſten ihn vergeſſen. Dies hatte ſich der Burſch ad notam genommen, und folgte dem Rathe treulich.

Er hatte mit Streuſand eine Karte abgeredet, die ihnen nicht leicht das Spiel verlieren konnte. Der letzte hatte vorher eine ziemlich lockere Lebensart geführt. Ob gleich ſeine großen Einſichten in Staats- und Kriegswiſſenſchaften, ihn dem Fürſten ſo angenehm gemacht hatten, daß er ſein Liebling war, ſo hatte er doch auch darin etwas geniemäßiges, daß er ſeine Ergötzlichkeiten, alle auf einen ausſchweifenden Fuß einrichtete.

Dies hatte Wilhelm erſt bey ſeiner Ankunft bemerkt, und wohl voraus geſehen, daß bey der Denkungsart ſeiner Schweſter, in der Sache nicht viel würde gethan werden, und ſie auf den Fuß nie ſeine Gemahlin werden könnte, ſo wenig als ſein Vater, der in dem Stücke mit der Tochter gleich, und nach der Meynung Wilhelms einfältig dachte, ſie ihm, als einen bon vivant, geben würde. Er ſuchte alſo dies Streuſand beyzubringen, der, da ſein Herz ganz an Karolinen hieng, ohne weitere Umſchweife, von ihm verlangte, er möchte ſelbſt alles nach ſeinem Willen in ſeiner Aufführung reguliren, da denn ſeine ganze Wirthſchaft eingeſchränkt, und er noch, ehe Karoline ankam, der ordentlichſte Menſch war.

Unterdeſſen, daß alles um Karolinen herum froh war, ſaß dieſe arme Seele in faſt fortdauernden Thränen. Sie hatte nichts von aller Wonne empfunden, die Vater und Mutter fühlten. Ihr Herz war keiner Freude an wiedererlangten Reichthümern und Ehren offen. Es konnte auch den Flor der Zufriedenheit über das Glück ihrer Eltern verbreiten, Mitgefühl aber miſchte ſich nicht darein. Es hatte alles verloren, was ihm Heiterkeit geben konnte. Wenigſtens hofte ſie doch etwas von Fauſten zu hören, um ihre Vertheidigung, und alles, was ſie von der Baroneſſe erfahren,

fahren, anbringen zu können. Aber auch dieſe Zuflucht war ihr abgeſchnitten, denn niemand erwähnte auch nur ſeines Namens. Sonſt ſchüttete ſie alle ihre Sorgen in das Herz der zärtlichen Mutter, und zu ihrem gröſten Leiden flohe dieſe ſie jetzt auch, und ſuchte ihren Thränen auszuweichen, die ſie ohnedem ſonſt jedem auſſer ihr verberg.

Hier müſſen wir eine kleine Ausſchweifung auf Karolinens Mutter machen, die zwar ihre Tochter im Grunde herzlich liebte, aber doch ihren Mann noch in einem weit höherm Grade. Sie beſaß alſo die Eigenſchaften einer guten Mutter, ſo wie einer zärtlichen Frau, und beyde kamen hier mit einander in Streit. Sie glaubte, und hatte es ihrem Manne geſagt, daß er beſſer thun würde, wenn er alles mögliche verſuchte, Fauſten wieder auf einen guten Weg zu bringen, und ihn ſeiner Tochter würdig zu machen — Sie fürchtete in der That für Karolinens Temperament, daß es zu viel von der Unterdrückung, die ſie ſich ſelbſt auflegte, leiden möchte. Aber Seeliſt war nun theils einmal zu ſehr wider Fauſten eingenommen, theils hofte er von der Ueberwindung ſeiner Tochter, und von ihrer ſcheinbaren Beruhigung zuviel, und brachte alſo ſeine Frau auch auf ſeine Seite, indem er ſie mit den nachdrücklichſten Gründen bat, ſie auf keine Weiſe daran zu erinnern. So herbe dies nun auch für die Frau war, ſo ließ ſie ſich es doch aus Liebe zum Mann gefallen, und Karoline muſte darunter leiden.

Dieſer blieb nun kein Troſt mehr übrig, als die Erwartung der Nachricht, die ihr die Baroneſſe geben würde, die ihr verſprochen hatte, alles zu berichten, was ſie von Fauſten erfahren würde. Zu ihrer mehrern Quaal muſte ſichs noch fügen, daß Streuſand faſt täglich in ihrem Hauſe war, daß er mit ihrem Vater und mit ihrem Bruder nicht allein ſehr vertraut umgieng, ſondern auch ihre eigne Bekanntſchaft mit einem gewiſſen Eifer ſuchte, der ihr verdächtig war. Auch in Anſehung ihres Bruders gieng ihr nach und nach mehr Licht auf, der zwar nicht mit deutlichen Worten ihren Geliebten nannte, aber doch durch verſchiedene Anſpielungen von Wegwerfen, von niedriger Geburt, von bevorſtehendem Glück, ihr Herz zu dem vorbereitete, was ihm bevorſtand. Der älteſte Baron war auch fleißig in ihrem Hauſe. Ihm hatte Seeliſt eine nachdrückliche Ermahnung wegen der Unverſchämtheit gegen ſeine Eltern gegeben, und die hatte, nebſt den Bitten **Wilhelms**, ſo viel gefruchtet, daß er artig und beſcheiden geworden war. Durch Seeliſts Bemühung, und des **Majors** Vorwort, war er vom Fürſten mit einer Fähndrichsſtelle begnadigt wor-

den,

ben, die ihm nun erſt den völligen und ungezwungenen Zutritt im Seeliſtiſchen Hauſe verſchafte, wo jetzt faſt täglich Geſellſchaft war.

Er hatte aber vorher dem Major und Wilhelmen ein feyerliches Verſprechen thun müſſen, alle Gedanken auf Karolinen fahren zu laſſen, welches er auch von ſich gab, aber wie er es gehalten, können ſich die Leſer, die von ſeiner Denkungsart ſchon etliche Proben haben, leicht vorſtellen.

Wilhelm hatte nun nach und nach Streuſand, der ſich die Zurückhaltung Karolinens auf keine Weiſe erklären konnte, da er doch nicht ſahe, daß ſie einem andern beſſer begegnete, auch ſich ihr beſtändig trübes Auge, aus keinem Grunde herleiten konnte, etwas von der Geſchichte mit Fauſten erzählet, der anfänglich die Ohren gewaltig dabey ſpitzte. Es gieng ihm nicht wenig im Kopf herum, daß die Liebe vielleicht ernſthafter geweſen ſeyn möchte, als Wilhelm ſie ihm mahlte, der ſie blos für eine kindiſche Spielerey ausgab, und ſich dabey erklärte, daß wenn er nur erſt einmal die rechte Zeit abſehen könnte, um ſeiner Schweſter beyzukommen, ſo ſolle eine Stunde ſie bald herum drehen. Ob nun ſchon Streuſand, der von Wilhelms Windmacherey nach gerade einigen Begriff bekam, hierauf wenig rechnete, ſie machte doch die Erzählung von Fauſts akademiſchem Streiche, den ihm Wilhelm mit allen möglichen Vergröſſungen vorlegte, ihn wieder ruhig. Ja er bekam dadurch noch näheren Aufſchluß, wie er ſich gegen ſie zu betragen habe, wovon wir denn in der Folge die Wirkung ſehen werden, wenn wir vorher mit Fauſten ein wenig weiter vorgerückt ſind.

Zweytes Kapitel.

Von Reiſen, und Reiſebegebenheiten.

Wir können wohl von unſerm Leſer vermuthen, daß er mit uns überzeugt ſeyn wird, daß ſolche Paſſagiere wie Gutmann, Fauſt, Müller und Karl, nicht in der Art reiſen, die man, en Coffre reiſen, zu nennen pflegt, und ſo klein denn auch ihre Reiſe war, ſo hatte ſie auſſer dem wichtigen Gegenſtande, daß Erfurt ein Standpunkt derſelben war, noch verſchiedene kleine artige Auftritte, die uns die Zeit zu vertreiben, nicht uneben ſcheinen.

Sie fuhren demnach ganz gemächlich durch alle zwiſchen Leipzig und Naumburg belegnen Dörfer und Flecken, und vergaſſen nicht wo ſie, oder ihr Fuhrmann es nöthig fanden, einzukehren. In dieſer Stadt aber war es im berühmden Scheffel, wo ſie ihren Abtritt nahmen, obſchon ihr Pferdephiliſter ihnen es ſehr widerrieth, indem er ſie erinnerte, ihren Geldbeutel vorher wohl zu unterſuchen. Da ſie ſich aber von der Seite alle, bis auf Müllern, der aber an Fauſten ſeinen Wehrmann hatte, wohl befanden, welches ſonſt die Pferdekönige ſelten bey abgehenden Muſenſöhnen ſo gewohnt ſind, ſo kehrten ſie ſich nicht daran.

Was nun eigentlich für ein Wirth damals in dieſem Hauſe geweſen, können wir nicht ſagen, weil unſre Chronik nichts davon erwähnt, ſo wenig wir, da die Chronologie von Fauſts Leben verloren gegangen, uns ohngefähr darnach erkundigen können; ſo viel aber melden unſere Urkunden, daß er ein kurzer untergeſetzter Mann, mit ſehr viel Wirthslaune geweſen. Ferner, daß er die Kunſt treflich verſtanden habe, Geld einzuſtreichen, und mit ſeinen Gäſten ſeinen beſten Wein trinken zu helfen.

Karl und Fauſt waren nach der Abreiſe Wilhelms, die allergenaueſten Freunde geworden. Der erſte hatte Fauſten immer beſſer kennen lernen, und immer treflichere Eigenſchaften an ihm entdeckt, und der letztere hatte ſich alle Mühe gegeben, das rohe, was durch die Bekanntſchaft mit Hond, und durch die unanſtändigen Geſellſchaften die er beſucht, bey ihm aufgekeimet war, zu unterdrücken, und das ſanfte, was ihm von ſeiner Mutter angeerbt ſchien, und immer unter allen Ausſchweifungen hervorleuchtete, wieder recht lebendig zu machen. Es glückte ihm auch, und durch die gegenſeitigen Gefälligkeiten, wurden ihre Herzen immer näher verbunden. Unter andern beſchloſſen ſie, ſich, ſo lange ſie in Göttingen wären, nicht zu trennen, und da ſie beyde ihr Wort zu halten gedachten, ſo waren ſie zum Beſten ihrer Bequemlichkeit auch darauf verfallen, einen Bedienten anzunehmen, der ihnen gemeinſchaftlich ihre Geſchäfte beſorgen ſolte. Das geſchahe denn auch, und der junge Menſch, der dazu gewählt wurde, war kein andrer als Chriſtoph, Sohn des Gaſtwirths in Naumburg, der aber eben ſo wenig wuſte, daß ſein Vater, den er in zwey Jahren nicht geſehen, ſein Wirth wäre, als jener erwarten konnte, denſelbigen Tag ſeinen Sohn bey ſich zu ſehen.

Als aber die Herren abgeſtiegen waren, und Chriſtoph am Wagen ſich beſchäftigte, ſo bemerkte der Wirth ſein Geſicht. Er ſahe ihn lange an, und fuhr endlich heraus: Je zum Teufel biſt Du es denn Chriſtoph? Hat Dich denn der Donner hierher gebracht, oder welcher böſe Geiſt hat Dich hergeritten? Junge, tritt mir einmal unter die Augen, und ſag mir, wo biſt Du herumgelaufen? Deinem alten Vater ſo aus dem Revier zu wiſchen? Teufels Junge, wo biſt Du geweſen? Je, Herzens Chriſtoph, wo hat Dich denn der Donner gehabt?

Viel länger noch, als wir den Leſer hier damit unterhalten, währte dieſes Selbſtgeſpräch, denn ob es gleich eigentlich an den Burſchen gerichtet war, ſo ſtand dieſer doch da, ohne zu wiſſen, wie ihm eigentlich geſchähe. Ehe hätte er ſich des Himmels Einfall vermuthet, als ſeinen Vater, den er in Weſtphalen gelaſſen, hier anzutreffen. Da er würklich von ihm gelaufen war, und des Mannes hitziges Temperament ihm ſehr nachdrücklich bekannt, und faſt auf allen Rippen noch alte Denkzeichen ihm hinterlaſſen hatte, ſo vermuthete er ſich nichts gutes. Auf der andern Seite war er eine ſo ehrliche Haut, daß er doch gern ihm in die Arme gelaufen wäre, um ihn nicht allein herzlich zu bewillkommen, ſondern auch Vergebung wegen ſeines Ausziehens zu bitten. Er hörte alſo von allem, was der Vater ſagte, nichts, denn die erſten Worte, und der Anblick hatten ihn ſchon betäubt gemacht. Als aber nach einer kleinen Pauſe, denn lange konnte dieſer Wirth überhaupt den Mund nicht zuhaben. der Vater ihn wieder ziemlich barſch anredete: Nun Junge, kennſt Du

Deinen Vater, oder ſoll ich Dir ihn kennen lernen, ſo überwand die kindliche Liebe allen Zweifel. Er lief auf ihn zu, und fiel ihm in die Arme. Ach! ſagte der Vater: Du biſt doch immer ein guter Chriſtoph, und wenn Du auch zehnmal davon gelaufen wärſt.

Fauſt ſahe dem Auftritte am Fenſter zu, hatte auch einiges von dem Geſpräch gehört, lief alſo hinunter, und wolte dem rührenden Auftritte theils näher ſeyn, theils den Zuſammenhang deſſelben hören. Er näherte ſich alſo dem Wirth, und freuete ſich, daß er Gelegenheit gegeben hätte, ihm ſeinen Sohn wieder zu zeigen, aber er bat ſich zugleich eine Erklärung von dem Schimpfen und von dem Weglaufen aus. Er habe zwar noch nicht viel mit ihm zu thun gehabt, meinte er, aber ſo weit er ihn erforſchet, habe er ein gut Gemüth entdecket, und könne alſo nicht wohl einſehen, warum er weggelaufen, und zweifle deswegen, ob er ſich nicht in ihm geirret.

Chriſtoph ſahe ſo groß aus, und ſtand ſo unerſchrocken über dieſe Beſchuldigung da, daß mans ihm auf der Stirne hätte leſen können, wes Geiſtes Kind er war, ſo daß Fauſt ſchon hierdurch ſich überzeugt fand, er ſey unſchuldig. Der Alte platzte aber auch bald mit der Urſache davon heraus. Die Liebe war's, ſagte er, und wenn's nur noch eine geſcheute Liebe geweſen wäre, aber ſo hatte er ſich an eine Landläufern gehängt, und wolte ſie durchaus nehmen, und die wolt ich ihm nun abſlut nicht zugeſtehen, und Junge, wenn Du mir ſie etwa geheyrathet hätteſt, oder noch heyrathen wolteſt, ſieh, ich ſchmiß Dir den Kopf ein. Damit ſchlug er ihn mit den Knöcheln ſeiner Finger vor die Stirn, daß es laut ſchalte, und Fauſt ſich drein legen, und ihm ſagen muſte: Er ſolle ſeine Hitze mäßigen, er wiſſe gewiß, daß Chriſtoph nicht verheyrathet ſey.

Nun, ſo mags gut ſeyn, ſagte der Wirth, indem er Fauſten beym Ermel nahm, und ihn wieder in die Stube führte. Chriſtoph gieng aus einer eignen Bewegung nach, und blieb in der Stube an der Thür ſtehen. Er konnte wohl vermuthen, daß ſein Vater von ihm fortſprechen würde, und wolte doch hören, was er ſagte.

Ja, es iſt ein Teufels Junge, fieng er an. Er hat mir was rechts Verdruß gemacht. Ich hatte ſo recht meine Freude an ihm, denn im zwölften Jahre konnte er ſchon leſen und ſchreiben, wie unſer Schulmeiſter. Ich hatte ſo eine ſchöne Meyerey dort in Weſtphalen, und der Bube hätte da einmal wie ein Prinz leben können. Da führt mir der Henker ſo ein verlaufenes Menſch von Hamburg her, wolte eine große Dame ſeyn, hatte nichts als die paar Lumpen, die ſie auf dem Leibe hatte. Da verſchammerirt er ſich, und wolte ſie durchaus nehmen. Aber wie ich mit ihr ſprach, und ſie wolte nicht heraus mit ihrem Namen, und wo ſie geboren und gezogen wäre, ſo ſagte ich ihr, ſie ſolte ſich zum Galgen ſcheeren, und ſperrte den Chriſtoph ein. Nach vierzehn Tagen dacht ich alles wäre gut, und laſſe ihn los. Wie der Bliz iſt der hinterdrein, fort über alle Berge. Nun hatt' ich den Lerm von der Frau, die warf mirs alle Tage vor, daß ich ihm nicht die Wetterhexe gegeben, und ſo und ſo. Ich forſchte, und ſchrieb, und reiſte ſelbſt. Aber wer nicht zu finden war, und von wem kein Menſch was wiſſen wolte, war Chriſtoph. Darüber nun grämte ſichs Weib, legte ſich hin und ſtarb.

Fauſt drehete ſich hier um, und ſahe die hellen Thränen über Chriſtophs Backen rinnen. Sie fühlten alle Mitleiden für den armen Menſchen, der auf ſo eine unerwartete Art erfuhr, was ſeine Liebe für unglückliche Folgen gehabt

Der Vater aber immer in einem Tone, drehte ſich zu ihm, und ſagte nur: Ja, heule immer, denn Du haſt mich um die brave Frau gebracht. Und dann erzählte er wie vorher. „Da war mir nun alles zu enge im Hauſe, und ich hatte keine ruhige Stunde mehr. Bald ſtand mir die Frau vor dem Geſichte, und jammerte mir die Ohren voll. Bald ſah ich den Buben mit ſeinem Nikel im Arm mich auslachen. Und ein andermal ſahe ich ihn zu meinen Füſſen, wimmern. Wie ichs nicht mehr aushalten konnte, verkaufte ich den ganzen Bettel dort und wanderte. Und hier habe ich nun den Gaſthof gekauft. Siehſt du Bengel, mir iſts nun lieb, ſagte er zum Sohne, daß Du weiſt, wo Du Dein Erbtheil zu holen haſt. Denn hier behalten will ich Dich nicht, ich ſchlüge Dich nur todt.

Er frug hernach Chriſtoph, ob er ſein Mädgen wieder geſehen, und als der es mit Nein beantwortete, ſo fuhr er heraus: Nu ſo gieb Dich zufrieden, der T. wird ſie ja wohl geholt haben. Er muſte ihm denn ſeine Begebenheiten auch erzählen. Fauſt und ſeine Geſellſchaft gaben ſich zwar alle Mühe, Vater und Sohn zu vereinigen, allein der erſte verfluchte ſich, daß er ihn gewiß einmal umbringen würde, wenn er an ſeine Frau zurück dächte, die er ſo ungern, wie ſeinen Meyerhof verloren habe. Indeſſen hatten ſie doch den Vortheil davon, daß er ihnen das Beſte auftrug was zu finden war, und nur mit genauer Noth dahin konnte gebracht werden, daß er die Bezahlung annahm. Chriſtoph genoß indeſſen nichts davon, ſo ſehr hatte ihm ſeiner Mutter

Tod, die er einig geliebt hatte, alle Freude verdorben. Der Vater gab ihm einen guten Zehrpfennig, und ließ ihn reiſen, ohne eine Thräne zu vergieſſen, erinnerte ihn nur, daß er zuweilen ſchreiben ſolte.

Für Fauſt war Chriſtoph nun ſchon ein Gegenſtand ſeiner Vorſorge. Er begegnete ihm mit ſo viel edler Sanftmuth, daß der Menſch darüber entzückt wurde. Er geſtand ihm einmal in einer beſondern Unterredung, daß er glaube, ſein Vater ſey mehr am Tode ſeiner Mutter ſchuld, als er ſelbſt, denn er ſey ſo hitzig, daß er nichts vertragen könnte, und gleich drauf los ſchlüge, und ſo wie ers ihm gemacht, habe ers auch mit der Mutter gehalten.

Wir müſſen ſonſt ihm zum Ruhme ſagen, daß er ein ſo guter Menſch war, wie man wohl in ganz Weſtphalen ihn hätte finden können, und daß es ihm herzlich nahe gieng, daß ſein Vater ſeinen Meyerhof ſeinetwegen verlaſſen müſſen, daß er aber auch verſicherte, es wäre ein ſo ſanftes gutes Geſchöpf geweſen, daß er es nicht habe über ſein Herz bringen können, ſie zu vergeſſen. Er kümmere ſich noch immer darüber, daß er ſie nicht habe wieder finden können, und es würde ihm beſtändig ein Gegenſtand des Schmerzes ſeyn, denn er habe, und würde nie einen Gedanken an ein anderes Mädgen haben können.

Fauſt hatte ſo ſeine eigene Gedanken über die Aehnlichkeit, worin er ſich gewiſſermaßen mit dem Kerl befand, und um ſo mehr neigte ſich ſein Herz zu ihm. Ihnen begegnete ſonſt auf der Reiſe bis Erfurt, eben nichts merkwürdiges. Ihre Unterhaltung war mehrentheils von Chriſtoph und ſeinem Vater.

Gutmann behauptete: der Karakter des Vaters ſey durch nichts als durch Erziehung und Beyſpiel verdorben, alles zeige von einer Biegſamkeit des Gemüths bey ihm, und wenn die Erinnerungen an ſeinen Verluſt bey ihm empor kämen, ſo könne man deutlich wahrnehmen, wie das Gefühl durch die aufwallende Hitze verdrängt würde. Er glaubte zwar, daß dem Menſchen, einem vor dem andern, eine mehrere oder wenigere Empfindlichkeit durch den Bau ihres Körpers angeboren ſey, aber die Hauptſache beſtände in der jugendlichen Bildung des Menſchen.

Wir wollen hier aber nicht in ein Fach kommen, worin ſo viel große Philoſophen vor uns geſchrieben haben; aus Furcht ihnen und ihren Nachfolgern den Kram zu verderben, und unſerm Leſer langweilige Augenblicke zu machen. Aber daß Gutmann ſo Unrecht nicht hatte, daß Bil-

dung

bung die Hauptſache beym Menſchen ſey, und daß der Keim, durch den ſo viele Entwickelungen hervorgebracht, gewöhnlich gut aus dem Verhältniſſe ſeiner Zubereitung komme, davon ſind wir faſt überzeugt. Zurück doch! Manum de tabula.

Unſere Geſellſchaft traf an einem ſchönen Abend in Erfurt ein, und Trinens Haus war natürlich der Ort, wo ſie Halt machten. Das gute Weib war auf die Scene vorbereitet, und wuſte, daß ſie heute ihren Fauſt wiederſehen ſolte. Sie hatte ſchon ſeit einigen Stunden, mit dem Strikſtrumpfe in der Hand, an einem Fenſter ihren Poſten genommen, wo ſie die Gaſſe etwas überſehen konnte. Jeder Wagen, den ſie kommen hörte, machte ſie aufmerkſam, und begierig ſahe ſie nach der Gegend zu, woher er kam, und wenn ſie ſich denn in ihrer Hofnung betrogen fand, ſo pochte ihr Herz ängſtlich, weil ſie die Urſache ſeines langen Auſſenbleibens nicht begreiffen konnte, welches uns doch ſehr begreiflich iſt, weil wir uns vorſtellen können, daß Minuten ihr wie Viertelſtunden vorkamen.

Es iſt zwar hier der Ort nicht, wo Trinens Geſchichte vorkommen ſoll, welches für den folgenden Theil aufgehoben iſt, aber der Deutlichkeit wegen, können wir doch einen Punkt nicht übergehen. Trine war es nicht zufrieden geweſen, daß ihr Sohn, Fauſt genennt worden, und es waren ihrem Herzen alle Eindrücke geblieben, die ſich bey dem Streit darüber vorgefunden, und ihr eingeprägt hatten. Sie hatte auch die Idee, daß der Name ihn mehr unglücklich werden laſſen würde, als andere Menſchen, denn ob ſie ſchon nicht den hohen Grad von Aberglauben beſaß, den Frau Chriſtine hatte, ſo war ſie doch nicht ganz frey davon, und bey dieſer Gelegenheit ergriff ſie manche Angſt darüber, ſo daß ſie auch den Einfall verwünſchte, den ihre Schwiegermutter gehabt, ihn ſo nennen zu laſſen. Jetzt wird er auf einem Creutzwege unglücklich ſeyn! — Jetzt wird ihm ein ängſtlicher Tod bevorſtehen — Räuber, von böſen Geiſtern zu ihm geleitet, werden ihn aufreiben — So dachte ſie, ſo ſeufzte ſie, bis der Wagen vor der Thüre ſtand. Dann warf ſie in aller Eil, die Arbeit auf die Seite, und lief an die Thür, die ſie aber nicht ſo bald erreichte, als ſchon Fauſt in ihren Armen war. Freudenthränen floſſen über ihre Wangen, und des Sohnes Empfindung war über alle Beſchreibung. **Gutmann, Müller und Karl**, ſahen dem Auftritte mit Vergnügen zu. Der erſte fand darin ſo viel Erhabnes, ſo viel Reitzendes, daß er ſich nicht enthalten konnte, auszurufen: Wie glücklich ſich iſt man doch, wenn dieſe Pflicht kindlicher Liebe noch in unſrer Gewalt ſteht!

Er hatte ſeine Eltern frühzeitig verloren, und wie oft hatte er ſichs ſchon vergebens gewünſcht, daß er das Glück haben möchte, ſie noch gekannt zu haben, und ihnen noch zeigen zu können, daß er für kindliche Empfindung keinesweges abgeſtumpft ſey. Karl empfand einen Vorſchmack von dem, was ihm doppelt bevorſtand, denn er hatte noch Vater und Mutter, da hingegen Müller wie Gutmann, ſchon beyde beweinte, und ſeinen einzigen Troſt in Fauſts Freundſchaft noch hatte.

Trine hatte für diesmal nicht lange die Freude ihren Sohn zu ſehen. Dankbarkeit trieb ihn, Karln zu den Seinigen zu begleiten, und da dieſe ihm faſt ſo werth wie ſeine Mutter waren, die dies auch wuſte, ſo bat ſie ihn nur, daß er bald wiederkommen ſolte, und verließ ihn mit heiſſen Segenswünſchen, von denen begleitet, ſie dann auch bald des Barons Haus erreichten, wo Freuden die Fülle ſie erwarteten, wo der Baron und die Baroneſſe wie neu belebt, Karln, der allen ihren Wünſchen entſprach, und wie vom Tode ihnen wiedergeſchenkt ſchien, umarmten, und nicht weniger Zärtlichkeit, dem Retter ſeines Lebens erwieſen wurde, welches wir als Auftritte, die jedem Leſer bekannt ſeyn werden, übergehen. Die Baroneſſe wolte zwar Fauſten vor die ſchöne Aufopferung, die ihr durch die kurze Viſite bey ſeiner Mutter geſchehen war, ſchadlos halten, und lies ſie zu ſich holen, allein er ſprach auch dann wenig mit ihr, denn ſeit dem erſten Eintritte ins Haus, hatte er einen ganz andern Gegenſtand im Kopfe, der ihn beſchäftigte. Eindrucksvoller konnte ihm nie etwas geweſen ſeyn, als ihm jetzt die Erinnerung an alle Süſſigkeit war, die er in dieſem Hauſe geſchmeckt, und die er jetzt in der Hofnung ſogar verſchwunden ſah.

Er ſuchte jeden Augenblick, den er nur gewinnen konnte, zu nutzen, nur von ſeiner gütigen Pflegemutter, die ihn ſo mitleidig und ſo bedeutend anſahe, etwas von Karolinen zu erfahren. Freylich vermehrte alles, was ſie ſagte, ſeine Erwartungen um nichts, im Gegentheil verſchlimmerte es ihm Hofnungen, die er vielleicht heimlich noch hegte; allein es gab ſeiner Seele doch Ruhe, die ihm ganz würde gefehlt haben, wenn er ihre Liebe und Neigung nicht mehr beſeſſen hätte. Er wunderte ſich, daß der Engel ſo leicht vergeſſen könnte. Er erzählte ſeiner Pflegemutter alles, wie ſchändlich man ihm hintergangen, und wie er ein unzurettendes Opfer ihrer Falſchheit geweſen ſeyn würde, wenn man bey ihm den

Endzweck ganz würde erreicht haben. Ich war wie von einem Irrlicht verführt, ſagte er, ich glaubte auf einem Wege zum tugendhaften Wohlthun zu ſeyn, und war auf einer verderblichen Laſterbahn. Die Baroneſſe weinte viel. Sie konnte ohne Rührung ſeine Vorſtellungen davon nicht anhören. Hernach erzählte er ihr es, wie es ihm mit den Briefen gegangen, und wie viel er von ihrer Wirkung erwartet hätte. Er bat ſie, er beſchwor ſie, alles anzuwenden, ihm die einzige Glückſeeligkeit, die ihm auf Erden übrig bliebe, wieder zu verſchaffen. Er trug hauptſächlich darauf an, ſie möchte ſeinen Brief ihr überſchicken, und nach einer ziemlich langen Weigerung willigte ſie, weil ſie ſeinen Bitten und Thränen nicht widerſtehen konnte.

Fauſt kam in eben das Zimmer, welches er ehedem bewohnt hatte. Sein Bette in dem er ſchlief, ſtand noch auf dem alten Fleck. Gott! wie oft habe ich ſie hier an meiner Hand gehabt! rief er aus, und es war möglich, daß ich ſie vergeſſen konnte? Erſt nach dem lebhaften Eindrucke dieſer Zurückerinnerung ſahe er, wie ſehr er untreu an ihr geweſen, wie er den erſten feurigen Kuß, den er auf Louiſens Hand und Lippen drückte, hätte vermeiden, und nie daran denken ſollen, wieder nach dem erſten Beſuche hinzugehen, wie jedes ſüſſe Wort was er ihr geſagt, eine Beleidigung für Karolinen geweſen wäre. Er würde in dem Zuſtande halb raſend geworden ſeyn, wenn das Andenken an ſie, ihn nicht einigermaſſen beſchäftigt hätte. Und weil ihm das ſo werth war, ſo wolte er ſichs ſo lebhaft als möglich machen; Er ſetzte daher alles, ſo wie es in ſeiner Krankheit geweſen war, weil ihm der Eindruck davon, wegen der himmliſchen Güte, die Karoline ihm damals bezeiget, am angenehmſten war. Als er ſich niederlegte, ſpielte ſeine Einbildungskraft mit ihm, wie mit einem Kinde. Er glaubte ſich wieder krank, ſahe ſie ſo vor ſich, wie er ſie geſehen hatte, fühlte ihren Händedruck, und rief laut: Ich habe ſie wieder, ſie iſt wieder mein — Aber dies erweckte ihn aus dem Taumel. Er war wieder ſo unglücklich wie vorher, und bejammerte nun nach der ſüſſen Empfindung der träumeriſchen Idee, ſein Elend um ſo fühlbarer.

Man wird ſich vielleicht wundern, daß Fauſt, dem man doch Kenntniſſe zutrauen kann und muß, einer ſolchen ſchimäriſchen Vorſtellung fähig war, aber auſſerdem, daß der Zuſtand ſeiner Seele jetzt alle Ausſchweifungen derſelben entſchuldigte, ſo erinnere man ſich, daß ſchon oben von ſeiner geerbten Furcht die Rede war, und daß dieſe mit der Einbildungskraft eine große Verwandtſchaft habe, und alſo in einem vorkommenden Falle, auf der empfindſamen Seite des Vergnügens auch wirkſam werden könne, wird unſer Leſer uns zugeben. Dies war hier gewiß beweislich, und wenn es ihm ohngeachtet der nachfolgenden Schmerzen, doch wohl war, dies Gefühl zu haben, ſo hatte er ohne allen Zweifel dies Frau Chriſtinen und ſeinem Namen Fauſt zu danken, ohne welche beyde Stücke in das reelherzhafte Gemüth des Jünglings, gewiß nie ſich ſo etwas würde eingedrungen haben, was Furcht verräth, vielweniger aber ein ſo hoher Grad der Einbildungskraft, bey ſeinen philoſophiſchen Kenntniſſen bey ihm haben haften können.

Drittes Kapitel.

Fortſetzung der Reiſe, Ankunft in Göttingen. Fauſts erſtes Geſchäft.

An einem gewiſſen Orte, läßt der Verfaſſer der Lebensläufe, einem Pfarrer die Anmerkung machen, daß ihm eine neue Schlafſtelle anderthalb, und ein neues Bette eine halbe Nacht koſte. Wahr muß es wohl ſeyn, weil ers ſagt, aber wir glauben doch, daß der Herr Paſtor mächtig kommode geweſen ſeyn muß. Denn wir getrauen uns, eine Menge Menſchen aufzuweiſen, denen es nicht

treuf

drauf ankömmt, wenn ſie müde ſind, ſie mögen ſchlaſen wo ſie wollen, ſie ſchlafen gut und feſt. Und wenn einer nicht müde iſt, nun ſo dächten wir, er legte ſich nicht zu Bette. Denn er kann immer etwas Nützliches thun. Das Schlafen iſt wirklich nicht zum Zeitvertreibe, und wer ihn drin findet, von deſſen geſunden Menſchenverſtande, würden wir nicht zu allen Zeiten die beſte Meynung haben. Aber es giebt doch einen Fall, wo man im alten Bette ſo gut wie im neuen, ſich wirft und wälzt, und um nicht Fauſten beſchuldigen zu laſſen, ein neues Bett habe ihm eine ſolche Unmännlichkeit zugezogen, ſo führen wir den Fall an, und der iſt, wenn die Seele nicht mit dem Körper zugleich müde iſt. Um hier auch allen, die etwa keine Seele glauben, ihren Schuß zu verſagen, ſo bitten wir jeden, der ein beſſeres Wort davor weis, die Seele in Geiſt, Nervenſaft, oder wie's ihm gefällt, nach Beſchaffenheit des Syſtems das er hat, zu verändern, und mit Dinte, oder im Fall unſer Verleger Drukpapier nehmen ſolte, mit Bleyſtift oder Röthel die Seele ohne Barmherzigkeit zu vernichten. Denn dawider wird hoffentlich niemand etwas einwenden, daß bey einer offenbaren Müdigkeit des Körpers, der Schlaf durch unruhige Vorſtellungen, zum gröſten Schaden unſer Maſchine gehemmt wird.

Und dies war der Fall bey Fauſten, der Morgens um ſieben Uhr müde und blas, elend am Körper und unthätig an der Seele aufſtand, dagegen aber manche Vorſtellung von Traumbildern, ſüß und bitter, und in jedem Karolinen an der Spitze, gewonnen hatte.

Die Baroneſſe bemerkte dies bald, und bedauerte ihn, daß er in dieſem ihm ſonſt ſo angenehmen Hauſe ſo ſchlecht geſchlafen. Weis ich doch nun, ſagte ſie lächelnd, warum es Ihnen hier gefiel, und daß ich mir vergebens ſchmeichelte, wenn ich glaubte, unſre Liebe zu Ihnen ſey die Quelle ihrer Ruhe und Zufriedenheit. O meine gütige Pflegemutter, antwortete ihr Fauſt! das wiſſen Sie beſſer, und ich weis es zu gut, daß Sie mir es nicht zurechnen werden, daß ich trübe bin, ſo lange alle Hofnung mir fehlt.

Man wurde bald wegen der Abreiſe einig, und Karls Eltern willigten gern darin, daß er mit Fauſten gemeinſchaftlich leben ſolle. Des Barons Freude war über Fauſt ſo groß, wie über ſeinen Karl, und er bat dem erſten ſeinen falſchen Argwohn herzlich ab. Aber wegen Karolinen war ſeine Meynung, Fauſt ſolle ſie laufen laſſen, ihr Vater wäre ein ſtolzer Kerl, und es gäbe ja der Mädgen mehr. Es fehlte auch nicht viel, daß er ſie nicht Beyde zwang, ſich vor Freude mit ihm zu betrinken.

Fauſt war noch einigemal in der Stadt, und hatte auch es nicht abſchlagen können, einem Gaſtmal bey ſeiner Mutter beyzuwohnen, welches ſie allen ihren Freunden und Bekannten gab, da dies Stück aber in ihre Geſchichte gehört, ſo verſparen wirs. Er eilte von ſo vielen theuren Umarmungen weg, und was er auch fühlte, da er ſie verließ, ſo überwog es doch die Freude nicht, die er über den Brief der **Baroneſſe** an **Karolinen** hatte. In dieſem war der ſeinige eingeſchloſſen, und nun gieng ſeine ganze Hofnung darauf. Er nahm ihn in ſeiner Brieftaſche mit, deren Daſeyn er alle Minuten unterſuchte, um allen ohngefähren Zufall des Verluſts aus dem Wege zu gehen.

Sie reiſeten alſo fort, nachdem **Gutmann**, Dank und Belohnung geerndtet, **Müller** Achtung genoſſen, und beyde Söhne mit Liebe überhäuft waren, und der traurige **Chriſtoph**, deſſen Geſchichte auch wieder hatte herhalten müſſen, begleitete ſie mit ſchwerem Herzen. Er konnte ſich ſo wenig freuen, als Fauſt einer lebhaften Empfindung des Vergnügens genoß. **Karl** ſuchte ihn zwar aufzumuntern, indem er ihm lauter gute Wirkungen des Briefs prophezeyte, aber das, was ihm der Baron von Seeliſts Stolze geſagt hatte, wiegelte ſeine Seele auf, und unterdrückte den Gedanken an ſeine Hofnung faſt gänzlich. Das ſchöne Wetter, ſo viele anziehende Gegenſtände der Natur, die die andern unendlich beſchäftigte, und immer neue Ideen zu Betrachtungen in ihnen hervorbrachte, hatte auf ihn keine Wirkung. Er nahm keinen Antheil an ihren Beſchäftigungen, und nur zuweilen konnte ein mächtiger Stoß des Wagens ihn aus der Tiefe ſeiner Träumereyen erwecken.

Ich weiß nicht mehr, was ich hoffen, was ich glauben ſoll, ſagte er einmal zu Müllern, der mit ihm ausgeſtiegen, und in ſeiner Geſellſchaft neben dem Wagen hergieng. Wenn es Stolz bey Seeliſten iſt, wie mir der Baron verſichert, ſo muß ich alle Hofnung aufgeben. Dann werde ich ſie nie beſitzen. Wie willkommen muß denn dem Alten die Thörheit von mir geweſen ſeyn, daß ich die Gelegenheit zum Bruche gab.

Müller meinte, er habe ſo Unrecht nicht, daß er ſich darauf gefaßt mache, ſie zu verlieren, er würde wohlthun, wenn er das Werk ſo triebe, als ob es eine zwar nicht unmögliche, aber doch unwahrſcheinliche Sache ſey, und was er ihm ſonſt noch für allgemeine Regeln vorerzählte, die ihn davon abbringen ſolten, denn Müller glaubte im Ernſt, daß aus der Sache nichts werden würde.

Der Baron ſowohl als ſeine Gemahlin, da ſie ſahen, daß er Fauſts ganzes Vertrauen beſaß, hatten ihn höchlich gebeten, alles anzuwenden, ihn von dem hartnäckigen Entſchluß, ſie zu erhalten, abzubringen. Beſonders fürchtete die letztere, daß er ohngefähr mit Streuſand zuſammen kommen, und mit ihm ſich in Streit einlaſſen möchte. Doch gieng Müller, der Fauſts Hitze kannte, leiſe zu Werke, wolte auch ſelbſt erſt die Wirkungen des Briefes abwarten.

Wir wiſſen nicht, durch was für einen Zufall es geſchahe, daß unſre Reiſegeſellſchaft den Weg nach Göttingen über Duderſtadt wählten, aber gewiß iſts, daß ſie Abends ſpät dahin kamen. Sie beſtellten friſche Pferde, um noch die wenigen Meilen abzufahren. Allein dies wurde durch ihres Wirths Geſchäftigkeit vereitelt, der ihnen hoch und theuer verſicherte, es ſey nicht möglich durchzukommen, und da Fauſt ſehr darauf beſtand, zuletzt geradeweg ſagte, es ſey kein Durchkommen, weil Waſſer und Wege nicht bey der Nacht fahrbar wären. Er hatte ſeine Abrede ſo gut genommen, daß der Poſtknecht der ſie hinbringen ſolte, und eine erznärriſche Priſe war, unter keiner Bedingung anſpannete. Der Wirth verſicherte dabey hoch und theuer, ſie würden bey ihm weit kommoder ſchlafen, als in ihren Waken, welches ſie alle ſchon zum voraus ſehr in Zweifel zogen, weil ſein Anſehen ſowohl als alles deſſen, was um ihn herum war, ſie des Gegentheils überzeugte. Sie würden reichlich ſatt bey ihm werden, war ein andrer Bewegungsgrund, den er für das Bleiben anbrachte, und dieſen geſtanden ſie eher ein, denn ſie waren es ſchon von Anſehen.

Warum Fauſt eigentlich der einzige war, der ſich ſo lange es nur möglich blieb, widerſetzte, wird man entſchuldigen, wenn man weis, daß es eben den andern Morgen in Göttingen der Poſttag war, wo er den Brief der Baroneſſe hätte abſchicken können, der aber nun drey Tage durch dieſen Unfall aufgehalten wurde.

Auf der andern Seite wird jeder den Wirth, noch mehr aber den Poſtknecht entſchuldigen, der die Wege von Duderſtadt und Heiligenſtadt bis Göttingen kennt, denn wir verſichern es, daß wir nie etwas ſo erbärmliches von Wegen geſehen haben, und daß faſt mit jedem Tritte vorwärts, man in Gefahr iſt, entweder Hals und Bein zu brechen, oder im Schlamm zu verſinken, und wir rathen allen Reiſenden lieber einen Umweg zu nehmen, wenn ſie dieſe Straße reiſen wollen. Sie könnten denn unmasgeblich über Kaſſel ganz kommode fahren, wo auch noch etwas für den Schnabel eines Wißbegierigen zu finden iſt. Wir wiſſen wohl, daß wir dem jetzigen Duderſtädter Wirthe damit keinen Gefallen thun, der ſchon manchen Schnitt durch die üblen Wege gemacht hat, und bey dem der Eigennutz auch eine kleine Strafe verdient.

Diesmal freuete er ſich nicht wenig, da er ſeine Speiſen faſt gänzlich zurückbekam, ſeine Verwunderung ſtieg aber noch viel höher, wie er ſahe, daß auch **Chriſtoph**, von dem er noch einen gräßlichen Raub ſich vermuthen war, wenig eß, und er machte den vernünftigen Schluß, entweder die Leute müſten ſehr vornehm, und alſo lauter Leckerbisgen gewohnt ſeyn, wovor er freylich ſeine Hausmannskoſt auszugeben, noch zu gewiſſenhaft war, oder ſie müſten in einer Schenke vorher eingekehret ſeyn, und etwa an Käſe und Brod, oder ſo etwas, ſich ſatt gegeſſen haben. Dies letztere kam ihm am wahrſcheinlichſten vor, und er glaubte nun feſt, weil ſie durchaus nicht da bleiben wollen, ſie wären geitzige Patrons, die, um nicht zu Abend eſſen zu dürfen, ſich in einem Dorfe etwas geben laſſen. Zu dieſer Idee geſellete ſich noch eine, daß ſie nemlich vielleicht glauben könnten, weil ſie das Eſſen nicht ganz verzehrt, es nicht ganz bezahlen zu dürfen, aber, ſagte er zu ſeiner Frau, dazu weis ich die Rechte eines Gaſtwirths zu gut, ſie ſollen mir damit nicht durchkommen, und es iſt immer gut, wenn ſolche Menſchen auch einmal den Beutel ziehen müſſen. Er hatte auch ſich vorgeſetzt, die Rechnung ſo zu erhöhen, daß wenn ſie ihm auch etwas abzögen, es doch ohne Schaden für ihn, und ſeinen Gewinſt abliefe. Der Mann machte ſich würklich die unnöthigſte Sorge, indem er ſich die ganze Nacht darüber quälte, wie pfiffig er es eigentlich anzufangen habe. Ihm war alſo der Geitz diesmal die Quelle des unruhigen Schlafs, obſchon er in ſeinem gewöhnlichen Bette lag. Seine Gäſte hatten eben ſo wenig Ruhe, und die Urſache war auch zu ergründen. Sie hatten wieder Gäſte, die ſich aber ohne Bezahlung an ihnen ſatt zu eſſen vorgenommen, und die daher, als der Unhöflichkeit ſchon gewohnt, ohne die geringſten Complimente zum Werke giengen. Beſonders trafen dieſe häufig bey **Gutmann** und **Karl** ein, die in einem beſondern Zimmer ſchlieſen. Fauſt und Müller waren wieder mit einem andern Beſuche geplagt, der zwar weniger beſchwerlich iſt, und von manchem nicht geachtet wird. Dies waren nichts anders als eine Schwadron Mäuſe, die ſichs zuweilen einfallen lieſſen, ſich auf ihrem Bette luſtig zu machen, und dadurch Fauſten, der eine widrige Empfindung ſchon bey den Gedanken an dieſe Art Thiere hatte, einen wahren Angſtſchweiß auspreßten. Es war ihm dieſes, ſo wie alle dergleichen Schwachheiten entſtehen, durch eine jugendliche Vernachläßigung zu Theil geworden. Frau Chriſtine war dieſer Art Geſchöpfen ſpinnefeind, denn nach ihrer Theorie, pflegten ſich die böſen Geiſter am häufigſten hierin zu masquiren, um die Menſchen zu belauſchen, und mit ihren eignen Unternehmungen ſie zu ſtrafen. Denn wenn ſolche eine Reiſe vorhätten, oder einen Spatziergang zu machen Willens wären, und der böſe Geiſt wüſte es nur vorher, ſo würde er gewiß ein Mittel, etwas ſchädliches auf den Weg zu bringen, finden. Aus dem Grunde hatte ſie ihn ermahnet, wo er gienge und ſtünde, beſonders aber in fremden Häuſern, allezeit zu horchen, ob ſich auch Mäuſe hören lieſſen, und alsdenn ganz leiſe und ſo wenig als möglich zu reden, denn wider dieſe Bezauberung ſchütze kein Kraut und kein Wort. So lange Fauſt unverſtändig blieb, hatte er dem Orakel gefolgt, und war durch dieſes Horchen auf Mäuſe, ſo furchtſam für die Thiere geworden, daß obſchon er jenen närriſchen Wahn überwand, er dieſe doch beſtändig beybehielt. Da er alſo es zuletzt nicht mehr aushalten konnte, ſo wurde er gezwungen aufzuſtehen, und darin leiſtete ihm denn ſein Freund

Müller Geſellſchaft. Sie giengen mit einander in das Zimmer Gutmanns, wo ſie ihrer Gefährten Unglück auch hörten.

Der Wirth, der, wie wir ſchon geſagt haben, nicht ſchlief, hörte ſie herumgehen, dachte, es wären vielleicht gar Spitzbuben, ängſtete ſich im Bette mit ſeiner Ehehälfte, denn herauszugehen trauete er aus Liebe zum Leben nicht. Sobald aber der Tag anbrach, ſtand er auf, unterſuchte Kiſten und Kaſten, und war froh, ſein Haab und Gut unverſehrt zu finden.

Unſre Reiſegeſellſchaft war es höchſt überdrüßig, länger ſich bey allen den Unbequemlichkeiten zu verweilen, und da ſie ſeine Rechnung, die zum Erſtaunen groß war, zu ſeiner Verwunderung, wobey jedoch kein Gewiſſensbiß ins Spiel kam, bezahlt, ſo giengen ſie weiter, und verſchlieſſen aus wahrer herzlicher Müdigkeit, ſoviel ſich in Anſehung der nicht ſparſamen Ribbenſtöſſe thun ließ, den häßlichen Weg bis Göttingen, wo ſie gegen Mittag ankamen.

Da ihre Wohnung ſchon beſtellt war, ſo hatten ſie nicht nöthig im Gaſthauſe abzutreten, und ſich etwa neuen Unbequemlichkeiten auszuſetzen. Sie legten ſich nach einem kleinen Mehl alle nieder, und ſchlieſen bis den andern Morgen ununterbrochen. Da war nun beym Erwachen

Fauſts erſter Gedanke, ſein Brief. Er nahm ihn auch gleich aus dem Behältniſſe, das ihn verborgen hielt, beſahe ihn, drükte ihn, als ob es Karoline ſelbſt wäre, an ſeine Bruſt, und überlegte, was es wohl vor eine Wirkung bey ihr haben könnte. Er that in den drey Tagen, bis der Brief weggieng, eigentlich nichts, als daß er daran dachte, denn alles, was er ſonſt that, war blos mechaniſch, und beſchäftigte blos ſeinen Körper. Endlich trug er ihn auch ſelbſt hin, und rekommendirte ihn ſo ſorgfältig, als ob es das wichtigſte Dokument geweſen wäre, welchen Werth es denn auch ſicher bey ihm hatte.

Er wurde etwas ruhiger, nachdem er den Stein vom Herzen hatte, und erwartete geduldig den Ausgang ſeiner mißlichen Sache.

Viertes Kapitel.

Karoline bekömmt den Brief. Wilhelm bemerkt es. Folgen davon. Streuſand rükt mit ſeiner Meynung immer näher und wird Fauſten immer gefährlicher.

Karoline hatte einige Tage vorher, ehe dieſer Brief in ihre Hände kam, viel von ihrem Bruder

auszuausʒuſtehen gehabt. Daß ſeine Denkungsart ſich in nichts als im äuſſerlichen Anſehen verändert, und immer noch die nemliche tückiſche und boshafte war, die ſie ſonſt geweſen, davon war ſie ſehr bald nach ſeiner Ankunft überzeugt worden. Allein, der Vater liebte ihn, und wenn ſie dieſen Grund auch nicht gehabt hätte, ihn zu ſchonen, ſo wäre ihr eignes Herz nicht fähig geweſen, ſie gegen ihren Bruder anders als gütig handeln zu laſſen.

Er wolte doch ſein gegebenes Wort in Anſehung Strenſands halten, und ſuchte daher jede Gelegenheit hervor, ihr, obwohl mit Güte und liebreicher Ueberredung, dieſes Mannes Verdienſte zu preiſen. Karoline widerſprach niemals, gab immer zu, daß es eine ausgemachte Wahrheit ſey, daß der Major ein artiger Mann und Geſellſchafter ſey, und daß ſie überdem ihrem Bruder ſo viel Beurtheilung zutraue, daß ſie das für wahr hielte, was er von ſeinen Verdienſten, und edlen ſchätzbaren Eigenſchaften ſagte. Durch dies Betragen wurde Wilhelm verführt, daß er endlich mit der Sprache heraus gieng, und einmal ſie geradezu frug, was ſie von einer Verbindung mit dem Major dächte, und ob er nicht der Mann wäre, der ihr alle Ideen erfüllen könnte, die ſie ſich von einer glücklichen Ehe machte? Karoline ergriff die Gelegenheit begierig, etwas von Fauſten und ihrer Denkungsart gegen ihn vorzubringen. Er wiſſe es ja, ſagte ſie, wie es ihr mit ihrer erſten Liebe gegangen. Sie glaube, man könne es ihr nicht zumuthen, ſo ſchnell an einen andern zu denken, und ſie ſey uberhaupt entſchloſſen, lieber ledig zu bleiben, als ſich noch einmal einer ſolchen Gefahr auszuſetzen, ubrigens ſey ſie auch in ihrem Herzen überzeugt, daß Fauſt nur aus Uebereilung gefehlt, und ihr Verſprechen, ihn ewig zu lieben, ſey keinesweges dadurch aufgehoben, daß er das ſeinige nicht gehalten, wovon die Umſtände und die Veranlaſſung ihr doch nicht einmal hinreichend bekannt wären. Sie müſte allerdings es bereuen, daß ſie nicht gleich darauf gedrungen habe, ſeine Vertheidigung zu hören.

Wilhelm, der dies erwartet hatte, hielt es für ſehr leicht, dieſe Schwierigkeit zu heben. Er ſagte: Wenn ſie es ſo wüſte, wie er, ſo würde ſie keinen Augenblick anſtehen, Fauſten für einen ihrer nicht würdigen Menſchen zu erklären. Er habe zwar bisher nichts von ihm erwähnt, weil er geglaubt, er ſey auch bey ihr ſchon lange vergeſſen, aber nun er ſähe, daß ſie noch immer an ihn zu hängen ſchiene, ſo halte er es für ſeine Pflicht, mit der Sprache herauszugehen, und ihr zu ſagen, daß Fauſt das liederlichſte Leben geführt, nicht etwa von Louiſen hingeriſſen geweſen ſey, ſondern ſie ſelbſt, und noch dazu nach und nach überredet, ſich ihm zu überlaſſen. Sie könne ſich ja wohl ſelbſt denken, wie wenig er aus ihr machen müſſe, da in ſo langer Zeit kein Gedanke an ſie, ihn habe abhalten können, den Umgang mit Louiſen fortzuſetzen. Sie ſolle nur nicht glauben, daß es etwa nach ſeinem Vorgeben eine einzige übereilte Stunde geweſen, er habe den Umgang ſehr lange unterhalten, das wiſſe er gewiß, und wenn der noch weit tollere Hend ſich nicht drein gemiſcht, ſo würde er ſie haben heyrathen müſſen. Auch das gegebene Eheverſprechen ſey ein Zeugnis von ſeiner Verachtung gegen ſie.

In dem Munde eines jeden andern würden dieſe Nachrichten Karolinen untröſtlich gemacht haben, aber ſo hatten ſie wenig Wirkung auf ſie, beſonders nachdem ſie wuſte, daß der Bruder für den Major eingenommen war, und von dieſem vielleicht verſchiedene Vortheile genöſſe, um ſie zu der Heyrath mit ihm zu überreden.

Sie antwortete ihm alſo: Ob ſie zwar in Anſehung Fauſts und ſeiner Aufführung ihm nicht widerſprechen wolle, ſo paradox es ihr auch vorkomme, daß er ſo ſchnell von ſeiner ihnen bekannten Liebe zur Tugend, zum Laſter übergeſprungen ſeyn ſolle, daß ſie doch aber abzuwarten gedächte, wie es ſich nach geendigten akademiſchen Jahren mit ihm anlieſſe. Sie glaubte zwar nicht, daß ihr Vater ferner in ſolcher Art an ihn denken würde, allein, wenn ſeine nachherige Ausführung verdienen ſolte, daß ſie ihm Wort hielte, und ihre Liebe nicht einem auſſer ihm ſchenkte, ſo wolle ſie es auch halten. Die Begriffe, die ſie ſich von ihrer Ehe mit **Fauſten** gemacht, wären ſo ſchwer zu erfüllen, ja ſie könne ſie faſt romantiſch nennen, ſo daß es einem andern als ihm unmöglich ſeyn würde, ihre Grillen zu ertragen.

Wilhelm ſahe wohl, daß das Winkelhölzer waren, die zur Wehre dienen ſolten. Er ſagte ihr alſo, alles das würde ſich geben, und wenn ſie nur erſt mit dem Major näher bekannt ſeyn würde, ſo würde ſie bald finden, daß er ihr das reichlich erſetzte, was ſie an Fauſten verloren, indem ſein Gemüth weit beſſer als jenes ſey. Ueberdem müſte ſie ja bemerken, daß ihr Vater es gerne ſehen würde, wenn ſie dieſen Vorſchlag annähme.

Karoline verſicherte ihm, ſie habe bey ihrem Vater noch nicht die geringſte Spur bemerkt, daß er ein ſolches Verlangen habe, und ſo bald ſie es bemerken würde, hätte ſie im Sinn ihn zu bitten, daß er es einmal vor allemal dem Major aufſagen möchte.

Wilhelm wandte alles mögliche an, ihr dieſes auszureden; aber jemehr er ſie bat, deſto dringender wurde ſie, ihm zu ſagen: er möchte, wenn er es könnte, es hintertreiben, und es gar nicht ſo weit kommen laſſen, wenn er ſeine Schweſter liebte; und da er alsdenn noch tiefer in ſie drang, um die wahre Urſache zu erforſchen, und immer mehr Freundlichkeit und Leutſeeligkeit annahm, um ſie recht offenherzig zu machen: ſo vergaß ſie würklich, daß er eigentlich ein Spion ihres Herzens ſey, und entdekte ihm, daß nichts als Liebe zu **Fauſten** ſie ſo widerſpenſtig gegen dieſe Heyrath mache. Kaum aber war dies unglückliche Geſtändniß aus ihrem Munde, ſo nahm er eine andere Geſtalt, ſchalt ſie aus, daß ſie ihm und ihrer Familie einen ewigen Schimpf anhängen wolle, und nannte **Fauſten** einen Nichtswürdigen, der nicht werth ſey, der geringſte Aufwärter in ihrem Hauſe zu ſeyn, geſchweige denn gar, ſie zur Frau zu haben. Anfänglich ſtutzte **Karoline** zwar hierüber, weil ihr dies in Anſehung der zärtlichen und freundſchaftlichen Lage, in der ſie mit **Wilhelmen** zu ſeyn glaubte, unerwartet kam. Sie hatte mit dem Gedanken ihm ihr Herz zu offenbaren, das ſeinige, durch alles was ſie vorher geſaget hatte, genug vorbereitet, um mit warmem Mitgefühl und mitleidiger Theilnehmung ihre Liebe anzuſehen. Allein ſo ſchnell ihre Beſtürzung war, war auch ihre Faſſung, und ſie wunderte ſich, daß ſie nur einen Augenblick hatte ihm zutrauen können, daß er mit ihr gleich denken ſollen. Sie ſagte ihm in kurzen Worten, ſie wolte nichts zu allem ſagen, was er gegen Fauſt vorbringe. Dieſer würde immer ihrem Herzen werth bleiben, und nicht daraus zu verbannen ſeyn.

Wilhelm befand ſich dadurch in einer üblen Lage. Sie war zwar deſſen überhoben, ihm weiter ihre Meynung zu ſagen, allein ſie wurde doch darum nicht von ſeinem beſtändigen Zudringen wegen Streuſand befreyet. Von deſſen Liebe und Würden wurde ihr, mit vielen harten Ausdrücken gegen Fauſt, täglich vorgeſprochen, und die arme Seele muſte ihren Bruder ordentlich fliehen, wenn ſie nicht von ihm gemartert ſeyn wolte. Er getrauete ſich nicht dem Vater etwas von ſeiner Entdeckung bekannt zu machen, weil er wuſte, daß er Karolinen nicht wenig liebte, und vielleicht gar ihren ſonderbaren Einfällen nachgeben würde. Er ſahe alſo keine Hofnung, wenn ſie nicht zu überreden ſtände, und darum ſuchte er dies ſo eifrig, daß er allenthalben hinter ſie drein lief.

In dieſer Lage kam Fauſts Brief. Hätte Karoline nicht zu ihrem und des unbeſonnenen Jünglings Glücke eben an der Thür geſtanden, ſo würde Wilhelm, der nicht weit von ihr ſtand, gewiß den Brief angenommen, erbrochen, und ihr nie gegeben haben, wie er in der Folge ſelbſt geſtand. Allein, ſo nahm ſie ihn ſelbſt, und als er etwas heftig auf ſie zugieng und ſie frug: Von wem? ſo zeigte ſie ihm ganz gleichgültig die Aufſchrift und ſagte: von der Baroneſſe. Aber ihre Augen konnten ſich nicht ſo ſehr verſtellen, daß Wilhelm nicht darin eine gewiſſe Art von Erwartung bemerkt hätte, die ihn hernach zur Unterſuchung veranlaßte, was wohl der Brief enthalten haben möchte.

Karoline aber eilte mit ihrem Schatze auf ihr Zimmer. Sie war wohl gewiß, Nachricht darin von Fauſten zu finden; denn ſonſt hätte die Baroneſſe nicht ſo bald geſchrieben; aber, wie dieſe Nachrichten beſchaffen ſeyn würden, darüber ſchlug doch ihr Herz etwas ängſtlich. Sie öfnete den Brief, und da die Hand ihres Geliebten ihr gleich in die Augen fiel: ſo konnte ſie nicht erwarten den Brief ihrer Freundin zuerſt zu leſen, ſie legte ihn zurück, um den andern zu erbrechen.

Mit welcher Rührung las ſie des armen Jünglings Entſchuldigung! Wie frey ſprach ihn ihr

Herz von aller Schuld! und welche ſanfte Verzeihung würde aus ihren Augen und aus ihrer Seele ſich auf ihm ergoſſen haben, wenn er zugegen geweſen wäre! die Erzählung ſeiner Geſchichte lag dabey. Wie war ihr jeder Zug von Menſchlichkeit gegen Louiſen willkommen, ob er gleich ihr etwas raubte. Wie zitterte ſie bey jedem neuen Zuge von Honds Boßheit. Lange konnte ſie keine Ruhe über den abſcheulichen Gedanken faſſen, daß die Syrene auf den Punkt war, ihn ihr ganz zu rauben, und es gewiß gethan haben würde, wenn die Vorſehung nicht durch Müllers Hand und Sorgfalt über ihn und über ihre eigne unſchuldige Liebe gewacht hätte.

Und hieraus! ſagte ſie zu ſich ſelbſt — hieraus will man ihm ein Verbrechen machen? Eine Handlung, deren Abſicht wegen er eine Belohnung verdiente, ſoll ihm die Hand eines Mädgens rauben, die ſein edles Herz ſchätzt, und eine Schwachheit mit dem Rechte, was die natürliche Billigkeit giebt, unter die Reihe der Fehler zu ſetzen, nicht unternimmt, weil ſie es für ſtrafbar halten würde? O Vater! Vater! Solteſt Du nicht das Herz ſchätzen, das ſo denken, ſo handeln kann? Kann Deine Tochter glücklicher ſeyn, als bey ihm? O warum habe ich das Zutrauen verloren, mit dem ich ſonſt zu Dir kam, und die verborgenſten

Winkel meines Herzens waren Dir offen. Jetzt muß ich dieſe Briefe verbergen, muß alles Dir verheelen, was zu ſeiner Rechtfertigung dient, denn Du willſt nichts von ihm wiſſen.

Dies war wahr, und machte Karolinen manche trübe Stunde. Die ſeligen Tage, wo ſie alles, Sorgen und Freude ihrer Seele, ihm mittheilte, waren für ſie verſchwunden. Es war ihr, als ob ſie eine Verlaßne wäre, die allenthalben mit einem unwilligen Blick und abweiſenden Händen behandelt und zurück gewieſen würde. Um ſo mächtiger fühlte ſie aber, was Fauſt ihr ſeyn könnte, wenn ſie mit ihm verbunden wäre. Sie hielt denn die edle Handlung ihres Geliebten, ſein Betragen gegen die verlaßne Louiſe, gegen das, welchem ſie jetzt ausgeſetzt wäre, und da ſtieg freylich die Schaale der letztern merklich.

Zuletzt nahm ſie auch den Brief der Baroneſſe. Sie fand ihn voll von Fauſts Lobe. Ich habe geglaubt, ſagte dieſe redliche Frau, einen guten edlen Menſchen in ihm wieder zu ſehen, aber er hat meine Erwartungen ſehr übertroffen. So vollkommen konnte ich mir ihn nicht denken. Wie ſehr iſts Schade, daß ſeine reine liebenswürdige Unſchuld ſo ſchändlich hintergangen iſt! Wie viel hat der Böſewicht nicht zu verantworten, der der Stifter alles des Elends iſt, was er und ſie jetzt zum Lohne ihrer Liebe haben? Sie bat Karolinen, ſie möchte ihm ja ihre Liebe laſſen, denn ſie wäre gewiß überzeugt, daß er ohne dieſe unglücklich ſeyn würde. Dies hätte ſie nicht zu bitten nöthig gehabt: Karoline fühlte ſo viel für ihn, daß ſie faſt unſinnig darüber wurde, daß ſie nicht gleich etwas zu ſeinem Beſten anfangen konnte. Sogar keinen Brief durfte ſie zu ſchreiben wagen. Einmal hinderte ſie das Verbot ihres Vaters, und dem wolte ſie nicht gern ungehorſam ſeyn, und wenn ſie auch hätte ſchreiben wollen, ſo würde ſie den Brief gewiß nicht haben fortbringen können. Sie quälte ſich alſo am meiſten über die Art, wie ihr Geliebter erfahren würde, daß ſie ihm noch ſo herzlich gut wäre, nichts von Ahndung für ſeinen Fehler empfände, und ſo gerne ihn alle Tage als ihren Gatten aufnehmen würde, wenn das Schickſal nur ein glückliches Ja, bey ihren Eltern für ſie zubereiten wolte.

Wilhelm verlies ſie einige Tage ganz, und ſie glaubte, er habe endlich ſeine vergebne Mühe eingeſehen, und von ſeinem Vorhaben abgelaſſen. Allein darin irrte ſie. Er ſchien ſie deswegen nicht zu beobachten, damit er die Briefe in ſeine Hände bekäme. Lange trug ſie ſie bey ſich. Aber endlich gelang es ihm doch einen davon zu erwiſchen, und das war eben der, den Fauſt geſchrieben hatte. Da er gar nicht bemerkt wurde, ſo nahm er ihn mit ſich weg, und Karoline, die ihn aus Verſehen, und ohne es zu wiſſen, hatte liegen laſſen, glaubte ihn verloren, und jammerte ſehr darüber; nicht weil ihn jemand leſen würde, denn der Brief verunehrte ſeinen Verfaſſer gewiß nicht; ſondern weil ſie ihn entbehren muſte; und dann, weil er ihr vielleicht einmal zum Beweiß von Fauſts Unſchuld bey ihrem Vater mit hätte dienen, und zu ſeinem und ihrem Glück beytragen können. Sie weinte würklich in der Stille bittre Thränen darüber.

Wilhelm las den Brief, und wuſte ſelbſt nicht recht, wie ihm dabey zu Muthe war. Er fand ſo viel naive Unſchuld, ein ſo treues offenherziges Bekenntniß ſeines Fehlers, und doch zugleich ein ſo durchdringendes angreifendes Geſtändnis ſeiner Liebe, daß es ihm nichts anders als Zauberey zu ſeyn ſchien. Er las es einigemal, und er empfand immer mehr Wahrheit und Vollkommenheit; da er gründlich unterrichtet war, wie man überhaupt dabey zu Werke gegangen: ſo ſah er, ohne viel Ueberlegung, die Wahrheit und das Ungekünſtelte deſſen, was Fauſt geſchrieben hatte; und da er in Anſehung der Würkung, die es auf ſeine Schweſter gehabt hatte, im geringſten nicht zweifelhaft war: ſo überlegte er nichts weiter, als wie er verhindern könnte, daß es nicht mehr nach ſich zöge. Vor einem deklarirten Briefwechſel durfte er eben nicht bange ſeyn; alſo blieb ihm nur übrig, ihn heimlich zu verhindern. Eine der erſten Ausſichten hierzu, war eine neue Erinnerung von Fauſts Seite zu vermeiden, und zu dem Ende beſchloß er dieſen Brief gleich zu beantworten.

Ich habe, ſagte er, in dieſem Schreiben, den Auftrag von meinem Vater Ihnen zu ſagen, daß Ihre Mühe vergeblich iſt, und von meiner Schweſter Ihnen das nemliche anzudeuten. Der erſtere bittet Sie, den Abſtand zu bedenken, der ſchon vorher zwiſchen Ihnen und ſeiner Tochter war; und es dazu zu nehmen, welchen Schandfleck Sie Ihren Verdienſten, die Ihnen damals das Jawort meiner Eltern ſchaften, durch Ihre Ausſchweifung und daher zu leitende Verachtung meiner Schweſter angehängt. Die letztere will nicht von einem Manne wiſſen, der ſie ſo leicht vergeſſen, und ſich einer Landläuferin überlaſſen könnte, Beyde rathen Ihnen, lieber zeitig ſich aller Gedanken an eine Sache zu entſchlagen, die nun von Ihnen nicht mehr aus Neigung, ſondern blos aus Eigennutz geſucht werden kann. Ich ſelbſt möchte dieſen Rath mit hinzufügen, Dies war ihm nicht genung. Er trieb nunmehr den Major ſelbſt, ſein Wort anzubringen, vorher aber den Vater darum zu fragen. Er glaubte zwar, ſagte er zum Major, daß die alte Liebe noch ſehr tief da ſtecke, allein es ſey auch kein Mittel, als durch neue ſie zu vertreiben. Streuſand redete mit dem Vater, der ihm allemögliche Satisfaktion in ſeinem Geſuch gab, ſobald er ſeine Tochter zu diſponiren fähig wäre. Er erzählte dies Wilhelm wieder, der ſich darauf verlies, daß, wenn ſeine Schweſter nicht wolte, er ihr mit der Eröfnung des Briefwechſels drohen, und dadurch ihre Einwilligung erzwingen wolle. Er freute ſich unendlich, dies Zeugniß ihres Ungehorſams ſo beweislich in Händen zu haben.

Indeſſen machte ſich Streuſand an Karolinen, und ſtellte ihr Himmel und Hölle vor, um ſie zu bewegen, daß ſie ihn nehmen ſolte. Er bediente ſich würklich recht vieler einnehmenden Gründe, ſie auf ſeine Seite zu bringen. An Verſprechungen lies ers auch nicht fehlen. Da ſolte kein ſo treuer Ehegatte, kein ſo fortdauernder Liebhaber ihm zuvorkommen können. Es waren lauter goldne Berge. Wie konnten die aber auf ein Herz, wie Karolinens ihres war, Eindruck machen? Sie nahm ſeine erſte Viſite, ſeinen erſten Antrag zwar nicht verneinend auf, aber ſie gab ihm doch zu verſtehen, ſie könne ihr Herz nicht verſchenken, weil es ſchon geſchehen ſey, und ſie wünſchte alſo, daß er ſie mit allen Zumuthungen dieſer Art verſchonen möge.

Er kam alſo weislich auf die Einwilligung des Vaters, und das Mädgen zitterte darüber. Er bat ſie aber, ſie ſolle ſich nicht fürchten, er wolle keinesweges iht zum Nachtheil dieſe gebrauchen. Er hoffe das Einzige, daß ſie etwas von der Liebe, die ſie in ſo reichlichem Maaße für ihren Vater, auch in dieſer Sache anwenden, und ſeinem Wunſche nachgeben würde.

Bey aller Ehrerbietung, mit welcher er das verbrachte, beleidigte es Karolinen doch, ſich auf den Gehorſam gegen ihren Vater, von einem Liebhaber verwieſen zu ſehen, der noch nicht einmal wuſte, ob ſie ihn auch achtete. Sie, die ſo ſtolz auf ihren Gehorſam und ihre Liebe war, fand dies äuſſerſt erniedrigend. Sie gab auch dem Major ihre Verwunderung darüber lebhaft zu erkennen, der ſehr beſtürzt wurde, da er ſie im Tone des Ernſtes ſo ſtandhaft und feſte ſprechen hörte, welches ihm noch niemals vorgekommen war.

Sie wurde ihn zwar dadurch auf etliche Tage los; allein ſie bedachte auch, daß, wenn ihr Vater darauf beſtehen ſolte, daß ſie ihn nehmen müſte:

es alsdenn ihre Pflicht wäre, die ſie nicht aus der Acht laſſen könnte. Und wie unglücklich würde ſie dann ſeyn? Der innere Streit machte ihr manche ſaure Stunde, und unterhielt ſie in einer beſtändigen ängſtlichen Geſchäftigkeit.

Streuſand und Wilhelm ärgerten ſich mit einander über des Mädgens Hartnäckigkeit, und beſchloſſen andere Wege noch einzuſchlagen, die den Vater, deſſen Schwäche ſie belachten, weil er ein thörichtes Mädgen nicht durch einen Machtſpruch zwingen wolte, nöthigen ſolten, in ihren Plan, auch wider ſeinem Willen, mit zu arbeiten. Dies war nun kein anderer, als den Fürſten ins Spiel zu bringen. Streuſand fieng an, heftiger zu lieben, und **Karolinens** Widerſtand feuerte ihn noch mehr an. Er war nicht gewohnt viel Widerſpruch zu ertragen, und es ärgerte nicht allein die Art von Gleichgültigkeit von **Karolinen** für ihn, ſondern er hatte auch bemerkt, daß ſie eifrig auf die Erfüllung ihrer Pflichten hielt: er wuſte alſo, daß wenn ſie ihn, auch mit Widerwillen nähme, ſie doch eine gute Ehefrau ſeyn würde: und das war alles, was er ſich wünſchte, niemals zu finden gehoft hatte, und nun ſo unerwartet fand.

Wie gefährlich dies für **Karolinen** wurde, wird uns die Folge lehren.

Fünftes Kapitel.

Was Hond in ſeinem neuen Stande für Schickſale erfährt, und was für Würkung ſie auf ſeinem Karakter haben.

Wir haben Honden eine Weile ſeinem Schickſale überlaſſen, welches wohl auf keinem Fall glücklich geprieſen zu werden verdiente. Er hatte den beſchwerlichen Marſch zu Fuſſe nach dem Orte ſeiner Beſtimmung thun müſſen, welches er nicht einmal auf einige Meilen ſonſt gewohnt geweſen. Dies hatte ihn ſo ſehr mitgenommen, daß, ehe die Hälfte zurück gelegt war, er ſchon hinken muſte, wo aber der unbarmherzige Baron, der gewöhnlich neben ihm herritt, weidlich auf ihn zuſchlug, damit er gerade und ordentlich gehen ſolte. Hond würde gewiß auch den Strapazen unterlegen haben, wenn nicht ein alter Sergeant ſich ſeiner angenommen, und dem Baron geſagt hätte: Es ſey nicht genung, daß ſolche naſeweiſe Bürſchgen, die kaum drey Tage dienten, und kommode nebenher ritten, an armen Menſchen, die alle Beſchwerlichkeiten tragen müſten, ihren Stock üben wolten. Wenn er ſo fortführe ſich zu betragen, ſo würde ihm alle Freundſchaft des Majors nichts helfen, weil ihm ſeine Kameraden genung zu ſchaffen machen würden.

Er ließ darauf Honden auf einen von den Bagagewagen ſetzen, der ihm zur Dankbarkeit einen Gulden in die Hand ſtecken wolte. Der redliche Soldat aber ſagte ihm: Er ſolle ſein Geld behalten. Es ſey ſeine Pflicht, das zu thun; wenn ers ja übrig habe: ſo ſolte er ſich im nächſten Standquartier eine Bouteille Wein geben laſſen, da wolle er mit ihm trinken.

Wir müſſen hier, um allen Irrungen vorzubeugen, erinnern: daß der Baron und Hond vom Major gleich zu einem Transport geſchickt wurden, mit dem ſie hernach zur Hauptſtadt marſchiren muſten. Da kamen ſie denn auch an, und Honds Feinde hatten täglich die Freude ihn hier oder da auf der Schildwache zu ſehen, und ſie waren boshaft genung, öfters die Wege zu gehen, um ihren Spott an ihm zu weiden. Dies konnte nun wohl niemand anders als der Baron und Wilhelm, die ſich dadurch an ihm, für das ihnen abgenommene Geld, zu rächen gedachten, denn Streuſand nahm nur in ſo weit an ihm Antheil, als er Karolinens Bruder einen Gefallen dadurch that, und dieſe beſchäftigte jetzt ſo ganz ſeine Seele, daß er dieſen beyden Buben übrigens freye Hand lies, mit ihrem Wiederſacher zu ſchalten und zu walten, wie ſie wolten, die denn nichts ſparten, ihm die härteſten Plagen, die ſie nur vor der Welt verantworten konnten, aufzulegen.

Man wird leicht einſehen, daß Hond dadurch nicht wenig auf ſie, als die Urheber ſeines Unglücks, aufgebracht wurde; und ob er ſchon ſo vieles von ihnen einſtecken muſte, ſo wuchs doch auch die Begierde zur Rache mächtig, und wenn der Baron und Wilhelm klug geweſen wären, ſo hätten ſie die Sache nicht ſo hoch getrieben. Sie verriethen aber ſchon damals wenig Verſtand, als ſie ſich von ihm hinters Licht führen lieſſen, und nachher, da ſie einſahen, wie wenig der Menſch ihre Achtung und Freundſchaft verdiene; noch viel weniger, daß ſie ihn nicht gleich laufen lieſſen, ohne weiter ſich mit ihm abzugeben. Im Grunde war er nicht viel ſchlimmer als ſie ſelbſt, und alſo konnten ſie ihn auch nicht weiter unter ſich ſetzen.

Verſchiedenes aber hatte Hond bey dem veränderlichen Sprunge ſeines Glücks gelernt. Er war zwar vorher als ein herzensboshafter Menſch ſchon vorſichtig und mistrauiſch gegen jeden; allein er wurde es nun doch noch weit mehr, beſonders wo er Nicke merkte. Ein anderer Vortheil, den er ſich dadurch verſchafte, war der, daß er umgänglicher und artiger wurde; er lernte andere Menſchen in dem Maaße ſchätzen, wie er ihrer bedurfte, und da er vorher geglaubt hatte, er könne allenthalben mit Geld und dem, was er gelernt zu haben glaubte, durchkommen, ſo ſahe er hier das Gegentheil. Er merkte mehr, als zu bald, daß er, ohne gefällig zu ſeyn, in ſeinem jetzigen Stande eins der elendſten Geſchöpfe ſeyn würde, an das ſich jedermann zu reiben verſuchte. Er gieng alſo ſeinen Kameraden mit Freundlichkeit entgegen, und ſein anſehnlicher Geldvorrath diente ihm, ſich bey ſeinen Obern beliebt zu machen, die in ihrer Art zuweilen ſelbſt ſo viel Mangel litten, wie er.

Daß es ihm nicht oft eingefallen wäre, davon zu laufen, wollen wir nicht behaupten. Beſonders in den erſten Tagen ſetzte ihm der Teufel, wie man zu ſagen pflegt, gewaltig zu. Allein es war ſo eine Gefahr dabey, die ihm unangenehmer war als alle Beſchwerlichkeiten, nemlich Spitzruthenlaufen und Hängen. Das Beydes war ſeiner delikaten Konſtitution abſcheulich. Ueberdem bedachte er nach einiger Zeit, da er ſchon mehr über das Verdrüßliche ſeiner Lage weg war, was es ihm wohl helfen würde, wenn er auch durchkäme. Kollegia zu repetiren war ihm ärger, als exerziren; einem Hofmeiſter zog er die Schildwache noch vor; und Schreiber zu werden, war ihm, wegen des beſtändigen Sitzens, eine Art von Tortur. Vielleicht könnte es ihm glücken, bald weiter zu kommen, und wenn er ſein Geld auf dem rechten Fleck anzubringen wüſte, ſo würde er es wohl auf keine ſparſame Intereſſe legen.

Zu dem Ende trug er ſich ſehr propre, führte ſich ſehr ordentlich auf, und gelangte dadurch zu der Ehre mit ſeinen Unterofficiers in Geſellſchaft gehen zu dürfen. Er muſte dieſe Ehre zwar jedesmal etwas theuer bezahlen; allein er hatte auch Nutzen davon zu erwarten: denn man verſprach ihm, bey allen Officiers zu empfehlen. Nach und nach kam er würklich bey einigen Hauptleuten in gutem Kredit, die ihn beſonders zum Schreiben ſehr wohl nutzten, und bey der erſten Vakanz zu befördern verſprachen. Er begriff auch ſeinen Dienſt ſo wohl, daß der Baron, unter deſſen Kommando er noch immer ſtand, ſeinen Stock an ihn muſte ruhen laſſen.

Unter andern Bekanntſchaften die er gemacht, waren zwey Unterofficiers die genaueſten. Der eine hieß Blok, und der andere Grünwitz. Der erſte war ein durchtriebener Kerl, hatte ehemals unter Freybeutern gedient, und ſo viel Tapferkeit gezeigt, daß man ihn unter regulirte Truppen aufnahm. Er war auf dem Sprung, Officier zu werden, und mit ſeinem Umgange ſonſt ſehr rar. Aber er hatte gemerkt, daß Hond Geld hatte, und daran fehlte es ihm eben, um zu ſeinem Zwecke zu kommen.

Grünwitz war im Grunde ein erzdummer Teufel, aber er hatte von Hauſe ein jährliches anſehnliches Geld. Von dieſem Zuſchuß hatte niemand ſonderlich gewußt, allein Hond kam ihm auf den Grund, und lockte es von ihm heraus. Nachher beredete er ihn, in alle Geſellſchaften zu gehen, wohin er gieng, und dadurch hatte er nur die Hälfte der Ausgaben zu beſtreiten, welches ſeinem Beutel, den er immer offen haben muſte, ungemein wohl that.

Blok, der nicht viel Weſens machte, wenn er etwas unternahm, entdeckte Honden, daß er hundert Thaler brauchte. Er ſtellte ihm dies von einer vortheilhaften Seite vor, und zeigte ihm, wie viel er ihm helfen könnte, wenn er ſelbſt erſt einen höhern Poſten bekleidete. Hond ſahe dies zwar als keine kleine Revolution unter ſeiner gelben Armee an, aber er ſahe doch auch wohl voraus, daß, wenn er es ihm abſchlüge, es für ſeine eigne Abſichten ſchädlich ſeyn würde. Er ſann alſo den Plan ſo aus, daß ſie Grünwitz bereden wollten, die Hälfte dazu zu geben, weil dem dummen Teufel doch kein Geld nütz wäre, und was

Honds Theil anbeträſe, ſo ſolte ihm Blok darüber eine Verſchreibung geben, ihn von ſeiner Gage nach und nach zu bezahlen, wenn er ihm aber zu einer Unterofficiersſtelle hülfe, ſo ſolte die Schuld vernichtet ſeyn. Blok konnte es niemanden verdenken, ſo klug zu ſeyn, wie er ſelbſt in dem Falle geweſen ſeyn würde, und ließ es alſo damit gut ſeyn.

Man nahm Grünwitz auf die Seite, und da er ein Menſch war, dem man alles vorſchwatzen konnte, ſo wurde ihm weis gemacht, Blok hätte hernach die Gewalt, ihn auch zum Officier zu machen, und dieſes Monument der Einfalt, beſchenkte den verſchmitzten Blok auf der Stelle, mit ſo viel, als man von ihm verlangt hatte.

Blok dankte Hond mit einer herzlichen Umarmung, als Grünwitz ſich entfernt hatte. Es iſt gewiß, daß er ohne ſeine Hülfe dies nicht würde erlangt haben. Er hatte ſelbſt zu vielen Stolz, ſich zu ſolchen Ueberredungen herabzulaſſen, deren ſich Hond bediente, und wenn er etwas von jemand verlangte, ſo war eine Miene des Unwillens hinreichend, ihn abzuſchrecken, aber auch ſeine Ahndung zu erwecken, die er, da es ihm nicht an Nicken fehlte, gemeiniglich ſchmerzlich ausführte. Er bekam alsdenn, gegen ſeinen Schein von Hond, die andern funfzig Thaler, und in weniger als acht Tagen, hatte er ſeine Beſtallung.

Von der Zeit an wurde Blok Honds beſter Freund, und er hatte die Eigenſchaft, daß wenn ihm jemand irgend worin gedient hatte, ſo ſuchte er es auf alle Art zu vergelten.

Da ſie täglich beyſammen waren, ſo konnte es nicht fehlen, ſie muſten auf ihre eigene Geſchichten zurückkommen, und da erfuhr denn Blok von Honden, den ganzen Verlauf ſeiner Umſchaffung zum Soldaten. Da Hond nach ſeiner löblichen Gewohnheit ſeine Geſchichte mit einer Ausſchmückung aller ſeiner Handlungen begleitete, ſo war Blok, der nichts weniger vertragen konnte, als Freundſchaft ſo niederträchtig zu erwiedern, über die beyden ſchlechten Seelen, wie er ſie nannte, äuſſerſt aufgebracht, und bewieß in einer mit kräftigen Flüchen vermiſchten langen Rede, daß er nichts weniger thun würde, als dieſe beyden zu Trosbuben machen, wenn er über ſie diſponiren könnte.

Hond ſpitzte die Ohren nicht wenig bey dem Chaos voll feuriger Theilnehmung, mit der er ſeine Widerſacher von ſeinem Freunde verdammt ſahe, und da noch alle die Rachbegierde in ihm lag, die ihn immer beſeſſen hatte, ſo ſuchte er auch die Wallung Bloks für ſich zu nutzen, und frug ihn: ob denn für jetzt zu ſeinem Beſten nichts zu thun wäre, damit er wenigſtens etwas gerächt würde? Er pralte dabey nicht ſchlecht mit dem Muthe, mit dem er ihn für die Klinge fordern würde, wenn es nur ſein Stand erlaubte, und er beſchwor es hoch und theuer, er ſey einigemal in Verſuchung geweſen, ihm das Bajonet im Leib zu ſtoſſen, wenn er ihn ſo unbarmherzig behandelt hätte.

Blok, der dies alles für Ernſt aufnahm, machte ihm viele Komplimente über ſeine Courage, und prophezeyte ihm, daß wenn er ſo fortfahren würde zu denken, er noch einmal ein großer Mann werden könnte. Er ſtellte ihm aber alle Beyſpiele von der Beſtrafung ſolcher Uebereilungen vor, und gab ihm den brüderlichen Rath, ſich nicht zu ſo etwas verführen zu laſſen, weder hängen noch todtſchieſſen, ſey eine angenehme Sache, und er würde noch Gelegenheit genung haben, ſich an ſolchen Sch. . . Kerlen zu rächen, fürs erſte aber ſolle er ihm ſorgen laſſen. Er wolle dem **Baron** eins anhängen, daß ihm die Luſt vergehen ſolte. ihn weiter zu beunruhigen.

Dies war alles, was **Hond** haben wolte, der an nichts weniger gedacht hatte, als den von ihm eben angeführten Tod, ſich durch eine ſo überherzhafte That zuzuziehen. Er wuſte auch wohl, daß was Blok verſprach, ſo gut wie geſchehen war, drang alſo nicht weiter in ihn, um zu wiſſen, wie er es eigentlich anfangen wolte, ſondern verſiegelte nur das Unternehmen ſeines Freundes mit einigen Flaſchen Wein, die ſie in der Stille ausleerten, und beyde wohl beladen in ihre Quartiere ſchieden.

Hond, der nicht ſo viel vertragen konnte, muſte ſich auf Bloks Anrathen gleich aufs Ohr legen, damit keiner ſeiner Vorgeſetzten ſeinen Rauſch merkte, welches ihm großen Schaden hätte thun können. Das that er auch, und wiegte ſich in rachſüchtige Träume, die ihn bey der jetzigen Beſchaffenheit am meiſten ergötzten.

Blok aber, der einigen Flaſchen den Hals brach, ohne davon aus ſeinem Gleichgewichte gebracht zu werden, ließ ſich die Sache ſeines Freundes ſo angelegen ſeyn, daß er noch ein öffentliches Haus beſuchte, wo er wuſte, daß der Baron ſich gewöhnlich aufhielt. Er war eben in einer Stimmung, die für dieſen und ihn ſelbſt, hätten unglücklich ausfallen können, wenn er ihn getroffen hätte. Denn ſo raſch, wie er nach Honds Erzählung, die er als wahr annahm, zu Werke gehen konnte und wolte, wäre es dem Baron leicht geweſen, ſich zu vertheidigen.

So aber war dieſer zu beyder Beſten eben nicht zugegen, ſondern in Zecliſts Hauſe, wo er mit Karolinen eine geheime Unterredung hatte, die ihn für den Abend von aller Geſellſchaft abhielt. Der Innhalt derſelben wird uns in der Folge nicht unbekannt bleiben, und da ſie nicht ohne wichtige Folgen war, die nicht zu des Barons Ehre gereichen, ſo glauben wir nicht Unrecht zu haben, wenn wir ſagen, daß es beſſer geweſen wäre, er hätte vor das, was er dort anſtiftete, einige Schläge von dieſem eingenommen, die ihn ſo übel ſie ihm auch hätten bekommen mögen, nicht unverdient zu Theile geworden waren.

Blok ſahe zwar diesmal ſeinen Endzweck vereitelt, behielt ſich es aber für ein andermal vor, und hatte noch den Vortheil, daß er ausſchlaſen, und beſſer überlegen konnte, wie er es anfienge, um nicht ſelbſt den Kürzern zu ziehen, denn in der Hitze hatte er nicht überlegt, daß der Baron des Majors Freund, und alſo auch einen Beſchützer an dieſen habe, der nicht zu verachten ſey.

* * *

Sechſtes Kapitel.

Welches Wilhelms Brief an den beſtimmten Ort bringt, und auch Karln Nachricht von ſeinem Bruder giebt, wobey manches von deſſen heimlichen Anſchlägen zum Vorſchein kömmt.

Aus der Baroneſſe Brief an Karolinen, wovon dieſe einen Theil ihren Eltern bekannt machte, erfuhr man, daß Fauſt und der jüngere Baron ſich in Göttingen aufhielten. Die gute bedrängte Seele des lieben Mädgens hatte Hofnung, daß man, wenn ſie Fauſts erwähnen würde, von ihm ſprechen ſolte. Es geſchahe auch, allein die Erwartung wurde betrogen, die ſie ſich von dem Inhalt des Geſprächs gemacht. Denn kaum war dieſer Theil des Briefes von ihr vorgeleſen, als ihr Vater ſchon ſagte: Die Baroneſſe denke zu freundſchaftlich von Fauſten, und dies zwar ſo übertrieben, daß ſie ihre andere Freunde dadurch beleidige. Sie wiſſe es, daß er nichts mehr von einem Menſchen wiſſen wolle, der ſeine Ruhe ſo unwiederbringlich geſtört, und doch berührte ſie ihn an dem allerunrechteſten Orte. Er würde ſie bitten, inskünftige ihn ganz mit Stillſchweigen zu übergehen, ob er gleich übrigens ihm alles Gutes wünſche.

Der zärtlichen Karoline liefen Thränen über die Wangen, die der Vater nicht ſahe, weil er ſorgfältig vermied, ſeine Tochter anzuſehen. Die Lebhaftigkeit, womit ſie die Stelle las, hatte ihm ſchon genung geſagt, um ſich vor dem rührenden Anblick zu hüten, wenn er anders ſeinen Zweck durchſetzen wolte, der in nichts andern beſtand, als ihr alle Hofnung zu nehmen, ihn zu beſitzen. Karoline ſchlug ihren Brief zuſammen, und ſteckte ihn voll Wehmuth ein, und zu ihrem Glücke verlangte ihr Vater ihn nicht zu ſehen, ſonſt würde er noch mehr gefunden haben, als er von dem guten Herzen der Baroneſſe erwartete.

Wilhelm nahm das Wort, und verwunderte ſich, daß Karl, der doch Fauſts Aufführung in Leipzig kenne, ſich mit ihm ſo gemein mache, und es würde kein Wunder ſeyn, wenn er ihn auch zu ſo einem Früchtgen mache, wie er ſelbſt wäre, er wiſſe auch nicht, ob ſich eben ein Hond finden würde, der ihm die Laſt vom Halſe nähme, wie Fauſten.

Karoline antwortete hierauf: Sie wiſſe ſich ſehr wohl zu erinnern, daß Karl immer beſſer geweſen, als ſein Bruder, daß er ein weicheres nachgebenderes Gemüth gehabt, auch nicht ſo ſehr vom Stolze eingenommen geweſen, als jener. Zugegeben, ſagte ſie, daß Fauſts Verbrechen ihm als eine Schwachheit anzurechnen iſt, muß ſie deswegen ſo hoch aufgenommen werden? O Wilhelm, lieber Bruder, ſetzte ſie etwas bitter hinzu, wenn man alles Dir ſo hoch anrechnen wolte, was ein Fehler Deiner Unbeſonnenheit geweſen, ſo würdeſt Du übel wegkommen.

Wilhelm war eben im Begriff eine beleidigende Antwort, die wir aber unterdrucken wollen, hierauf zu geben, als der Vater ſich darein legte, und ſagte: Er ſähe ſolche empfindliche Auftritte nicht gern unter ſeinen Kindern, ſie möchten ihm den Gefallen thun, und von einer Sache, die billig längſt vergeſſen ſeyn ſolte, nichts weiter reden. Beyde ſchwiegen, und Karoline ſahe wohl, daß hier alle Hofnung für ſie verloren ſey, und je mehr ſie davon überzeugt wurde, deſto heftiger grämte ſie ſich.

Wilhelm hatte aus dem Zufall noch einen andern Nutzen geſchöpft. Er würde nimmermehr auf den Einfall gekommen ſeyn, an Fauſten zu ſchreiben, wenn er nicht dadurch deſſen Aufenthalt erfahren hätte. Er war ſo froh darüber, als ein anderer über das Gegentheil geweſen ſeyn würde, daß er ein neues Bubenſtück ausführen konnte, und die Art, mit der ſein Vater ihm bey ſolchen Gelegenheiten beyſtand, und die, wenn ſie gleich nicht offenbar partheyiſch ſchien, doch im Grunde nichts als eine Anwendung für Karolinen zum Augenmerk hatte, vermehrte ſeine Dreiſtigkeit ſo ſehr, daß er ſeiner Schweſter faſt grob begegnete. Die höfliche Zuthätigkeit, mit welcher er ſich ihr zu nähern geſucht, war fruchtlos geweſen, und ſo dachte er, hilft vielleicht Pochen.

Fauſt hatte ſchon einige Tage auf Antwort gehoft, als der unverſchämte Brief des Menſchen ankam. Er war eben nicht zu Hauſe, und **Müller**, der den Brief empfieng, und **Wilhelms** Hand kannte, vermuthete gleich nichts gutes, und erbrach ihn daher. Er las ihn mit einem innern Grimme auf deſſen Schreiber durch, und als Fauſt von ſeinem Spatziergange zurückkam, entdeckte ers ihm: Er wolle zwar gern etwas Unangenehmes ihm verheelen, da aber die Bosheit von einer ſo offenbaren Hand käme, daß ſie gar nicht zu verkennen ſey, ſo halte er es nicht für nöthig. Er trauete ihm ſo viel Beurtheilung als Faſſung zu, und er hoffe, daß er, ſo wie er ſelbſt von der Sache denken würde, ſie ſey nicht werth, weiter bemerkt zu werden.

So vorbereitet, nahm der zitternde Jüngling das Papier. Er las es mit nicht weniger Gemüthsbewegung. Ich ſehe es, ſagte er, daß ich das verlieren werde, was mir das Theureſte auf der Welt war, und ich werde es durch die Tücke eines Menſchen verlieren, den ich nie beleidigt habe. Er gieng von der Zeit an tiefſinnig herum. Studieren wurde ſeine einzige Beſchäftigung, aber ſeine Munterkeit war ganz dahin. Er ſchrieb an die Baroneſſe, daß die von ihrem Briefe gehofte Hülfe auch ihm umſonſt geſchmeichelt hätte. Er habe zwar die Hofnung, daß ihn Karoline liebe, aber nicht die Hofnung, es jemals von ihr zu hören. Er müſſe glauben, daß dieſer Brief unterſchlagen ſey, ſo wie es mit allen übrigen gehen würde. Er ſey zu bedauern, daß er für eine Schwachheit ſo viel leiden müſſe.

So ſehr Müller und Karl, Fauſts Freunde waren, ſo konnten ſie doch nicht unterlaſſen, ihre Beobachtungen zu machen, und heimlich darüber zu lachen, daß Fauſt und Chriſtoph ein ſo ähnliches Schickſal hatten. Der letztere gieng ſo verwirrt herum wie der erſte, ſeufzte, beklagte ſein Schickſal, und wünſchte ſich, wenn man ihn darum befragte, nur noch einmal diejenige zu ſehen, die einen ſo unauslöſchlichen Eindruck auf ihn gemacht. Er war im Grunde auch nicht weniger zu beklagen, dann er hatte auſſer dem Verluſt ſeiner Geliebten, noch ſeines Vaters Ruhe, ſeiner Mutter Tod, und die Veräuſſerung eines Familienguts auf ſeinem Herzen. Es war eine ſo feyerliche Schwermuth in dieſer kleinen Geſellſchaft, daß **Karl** und **Müller** die ſtärkſte Freundſchaft nöthig hatten, um es auszuhalten, denn **Gutmann** hatte ſie verlaſſen.

Und weil auch wir alſo wenig Unterhaltung von dem Aechzen dieſer unglücklichen Liebenden haben würden, ſo wollen wir ſie bis auf einen wichtigen Zeitpunkt, der bald erſcheinen wird, wieder verlaſſen, und etwas von dem Baron erzählen, der unterdeſſen allen möglichen Mutterwitz aufgeboten hatte, um durch ſeine Klugheit ſich einmal einen Schwung über alles, was um ihn war, zu geben.

Er hatte, wie wir ſchon oben gehöret, durch **Wilhelms** und **Streuſands** Vermittelung eine Fahndrichsſtelle erhalten, er war aber von Natur, ein ſo abgeſagter Feind von aller Dankbarkeit, daß er nicht einmal bey dem Verſprechen, welches er ihnen that, ſeine Gedanken an **Karolinen** fahren zu laſſen, im Ernſte redete. Selbſt in dem Augenblicke, da er es that, fiel ihm der Gedanke nicht ein, daß er es vielleicht halten möchte, ſondern er freute ſich nur darüber, daß er nun wieder freyen Zutritt zu ihr habe. Er gieng alſo vor allen Dingen mit ſich zu Rathe, wie er es anzufangen ſangen habe, **Streuſand** ihr zuwider zu machen. Er bildete ſich die Idee, daß wenn er auch **Fauſt** bey ihr etwas wieder ins Andenken brächte, und ſie dadurch nur etwas erſt zu ſich lenkte, ſo würde dies ihm keinen Eintrag thun, weil der Vater ſie ihm doch nicht geben würde. Er hatte von **Wilhelm** gehöret, daß ſie immer noch ſehr für ihn ſey, und er entblödete ſich gar nicht dies Geheimniß zu ſeinem Nutzen anzuwenden.

Auf der andern Seite war er theils ſelbſt ein Augenzeuge von **Streuſands** Aufführung eine Zeitlang geweſen. Er hatte ſich auch genau darnach erkundigt, wie er vorher gelebt, und hatte ſo viele überzeugende Beweiſe von den ausſchweifendſten Stücken die er gemacht, daß er von der tugendhaften **Karoline** hoffen konnte, ſie würde bald den Gedanken verabſcheuen, ihn zu wählen. Wenn er denn nun dieſen entfernt, und die Unmöglichkeit, **Fauſten** zu erhalten, ſie von jenem trennte, ſo dachte er, würde ſie ſich wohl für ihn erklären, beſonders wenn er jetzt ſich nichts davon merken lieſſe, daß er ſelbſt Abſichten habe.

Seine erſte Aufführung, als er wieder in das Haus durfte, war alſo ſehr von der alten unterſchieden, und wenn man ihn auch nicht lieb gewann, ſo litt man ihn doch gern. Er machte ſich viel an **Karolinen**, und da ſie Beſcheidenheit und Artigkeit bey ihm ſahe, ſo ließ ſie ſich zu einer Zeit, wo ſie keine weitere Geſellſchaft hatte, weil alles ſie flohe, gern mit ihm ein. Wilhelm entgieng dies nicht, und er wolte den Baron zum Mittelsmann gebrauchen, weil er das Zutrauen ſeiner Schweſter gegen ihn gröſſer, als gegen ſich ſelbſt ſahe. Er bat ihn alſo für Streuſands Beſtes zu reden, denn eine ſo häміſche Verrätherey trauete er ihm nicht zu. Der Baron verſprach, was man von ihm verlangte, in einem Athem weg, und bekam dadurch freyes Feld zu handeln.

Er fieng ſeine Operationen damit an, daß er Karolinen der trüben Schwermuth wegen bedauerte, die ſie immer begleitete, und als ſie ihm antwortete: daß das bey den Widerwärtigkeiten die ſie empfunden, nicht zu verwundern wäre, ſo fiel ihm erſt ein, daß es ihr auch wohl bekannt ſeyn müſſe, welchen Theil er ſelbſt an dieſem Schickſale habe. Er müſte alſo ſich von der Idee, die ſie wider ihn haben konnte, frey zu machen ſuchen, und ſagte mit einem überzeugenden Tone: Er wiſſe es ſehr wohl, das man ihm den gröſten Theil des Uebels, was ihr begegnet, zur Laſt lege. Er könne ſie aber verſichern, daß dem nicht ſo ſey. Er habe ſo wenigen Theil daran, daß er vielmehr vieles zu hintertreiben geſucht, was man noch wider Fauſten im Sinne gehabt hätte. Er könne zwar nicht läugnen, daß er Fauſten nicht gar zu gut geweſen, ja daß er im Anfange wohl in einige Anſchläge gewilliget, die man wider ihn gefaßt, allein er ſey nachher überzeugt worden, daß Fauſt gar nicht der Menſch ſey, für den man ihn gehalten. Er habe beſonders mit der Rettung ſeines Bruders immer ſeine Freundſchaft geſucht, und er freue ſich unendlich, daß dieſer jetzt durch ſeine Gefälligkeit und Gemeinſchaft mit ihm einigermaſſen jene Wohlthat zu vergelten ſuche. Er habe es ſelbſt Tauſendmal bereuet, daß er nicht gleich anfangs die theure Freundſchaft dieſes Menſchen geſucht, und wenn er noch jetzt durch die eifrigſten Dienſte ihm etwas Erſatz für ſeinen ehemals ihm gethanenen Schaden thun könnte, ſo würde er beyde Hände mit Vergnügen dazu bieten. Karolinen war es unerwartet, und neu, ſo von ihrem Geliebten reden zu hören, deſſen gewöhnliche Ehrentitel bisher die Beywörter ſchlecht, niederträchtig, verachtungswerth und dergleichen in ſich gefaßt. Wer wird es ihr verdenken, daß es ihr willkommen war, einmal Gutes von ihm ſprechen zu können, ohne Widerſpruch zu erwarten zu haben, daß ihr Herz Freude ſchlug, da ſie etwas zu ſeinem Lobe hörte. Sie ließ ihrer geläufigen Zunge freyen Lauf. Die Züge der

Redlichkeit ſagte ſie, ſtehen an ſeiner Stirn, und ſein Geiſt kann nur edel denken. O die Bereitwilligkeit, mit welcher er Louiſen das Eheverſprechen gab, muſte mir ein ewiger Bürge für ſeine Liebe ſeyn, wenn ich ſein Herz nicht ſo ſchon kannte. Er kam mir recht erhaben vor, als ich die Aufopferung bedachte, die er der Gerechtigkeit und Billigkeit gab. Ich weiß gewiß, er liebte mich in der Stunde ſo ſehr, wie jemals, und herbe war es ihm gewiß, aber ſo ſein Herz zu überwinden, das war mehr, als einem Menſchen zuzutrauen war.

Der Baron freute ſich, daß ihm ſein Anſchlag ſo wohl gelungen war. Er hatte ſo viel Offenherzigkeit nicht bey ihr vermuthet. Es würde zu weitläuftig ſeyn, alles zu erwähnen, was ſie von ihm ſagte, genung, der Baron wurde überzeugt, daß ihre Liebe gegen Fauſten, die heftigſte ſey, allein er ſahe auch ſo viel vortrefliches bey dem Mädgen, daß er immer mehr zu wünſchen anfieng, ſein ganzer Plan möchte ihm gelingen. So wie ſie jetzt gegen jenen dächte, würde ſie auch gegen ihn denken, wenn ſie bey überzeugter Unmöglichkeit, Fauſten zu beſitzen, ihn wählen würde. Und dies machte ihm keinen Zweifel mehr. Er betrug ſich ſo wohl, wuſte ſich hinter den Schein, für Fauſten zu arbeiten, ſo zu verſtecken, daß ſie ihm ihr ganzes Zutrauen ſchenkte, und ihm zuletzt die eigenhändige Erzählung von Fauſts Geſchichte ſchrieb, worin auch er freylich, doch mit ziemlichem Glimpf, vorkam.

Er wurde etwas beſtürzt, daß ſie ihm auch ſogar das nicht verheelte, faßte ſich aber bald, und ſagte: Es ſchmerze ihm lebhaft, daß Fauſt ſelbſt noch eine ſo üble Meynung von ihm habe, und er würde alles anwenden, ihm dieſelbe zu benehmen.

Karoline bot ihm hierauf an: Sie wolte ſelbſt an Fauſten ſchreiben, und ihn von ſeiner Unſchuld, und ſeiner Freundſchaft für ihn zu überzeugen ſuchen, aber er müſſe dagegen es übernehmen, den Brief zu beſorgen, denn auf eine andere Art könne ſie nicht erwarten, eine Antwort auf einen Brief ihm in die Hände zu bringen, den er auch leſen würde, wenn ſie ihn nicht unvorſichtiger Weiſe verloren.

Der **Baron** hatte ſchon von Wilhelm etwas, von einem Briefe von Fauſten gehört, und zweifelte nicht, daß es nicht der nemliche ſey. Er verſicherte ſie alſo, der Brief ſey nicht verloren, und wenn ſie ihn wieder zu haben wünſchte, und ihn auf keinen Fall verrathen wolte, ſo wolle er ſehen, daß er ihr ſolchen wiederſchaffe.

Sie verwunderte ſich nicht wenig, verfiel aber gleich auf die Wahrheit, und meinte, da müſte ihn gewiß ihr Bruder genommen haben, welches er denn bejahete. Sie bat ihn hernach, ihn zu ſchaffen, und ſagte, daß ſie das für einen der gröſten Dienſte halten würde, die er ihr jemals thun könnte, denn der Brief ſey ihr einziges Heiligthum, um an ihn zu denken.

Der Baron verſprach ſein möglichſtes, und nahm bey dieſem Vorfall Gelegenheit, von ihrem Bruder und Streuſand zu ſprechen. Für den erſten, ſagte er, hüten Sie ſich. Er iſt Fauſten ſo gram, daß er ihn gern mit den Augen tödtete, wenn es möglich wäre. Und Sie haben an ihm einen ſtrengen Beobachter. Ich habe bemerkt, daß er jede Ihrer Handlungen auffängt, um eine neue Thorheit, wie er es nennet, dem Vater zu hinterbringen. Er ſagt, Sie wolten ſich wegwerfen, hätten keine Begriffe von Ehre und Stande. Wenn ſie Katholiſch wäre, hat er oft geſagt, ſo müſte ſie ins Kloſter, ehe ſo ein närrſcher Kerl durch ſie in die Familie käme, der durch ſeine Aufführung ſowohl, als durch ſeinen Karakter ihr Schande machte. Es thut mir Leid, ſetzte er hinzu, daß ich ſo von Ihrem Bruder reden muß, aber aus Liebe zu Ihnen, kann ich der Verſchwiegenheit wohl ſo etwas anvertrauen, das weiß ich, iſt der Fall bey Ihnen, und ſo bin ich ohne Sorgen.

Mit einem Seufzer, der deutlich genung zeigte, wie nahe ihr das Geſtändniß gieng, ſagte ſie, daß ſie es leider wohl wüſte, wie ſehr ihr Bruder in ſeiner Denkungsart von ihr ſich unterſcheide, und daß er mehr Glück darin ſetze, den Mignon eines Fürſten, als einen redlichen Liebenden zum Manne zu haben.

Das war wieder Waſſer auf des Barons Mühle. Ja, was Streuſand anbetrift, ſagte er bedenklich — Nun, und was von ihm? frug Karoline —

Ja, hier muß ich ſchweigen, denn er iſt ja Ihr Liebhaber, und Ihnen, wie Ihr Bruder mir ſagt, zum künftigen Gemahle beſtimmt, alſo verbietet mir die Ehrfurcht —

Baron! wenn Sie einige Achtung für meine Empfindung und für meinen Schmerz haben, ſagte ſie, ſo bitte ich Sie, treiben Sie eine Sache nicht ins Lächerliche, die mir zu einem ernſthaften Trauerſpiele werden könnte. Derjenigen, die Ihrer Freundſchaft ſo offenherzig das innerſte ihrer Seele entdeckt, müſſen Sie alles, was ſie angehen kann, entdecken, nichts ihr verheelen, was zu ihrem Troſte, oder auch ſelbſt zur gröſſern Gewißheit ihres Verderbens gereichen kann.

Nein, wenn Sie das meinen, antwortete er heftig, ſo muß ich Ihnen alles ſagen, gewiß, beſte Karoline, bey unſerer jugendlichen Freundſchaft, verſichere ich Ihnen, Streuſand, iſt kein Mann für Sie. Er hat Eigenſchaften, die ihn einer ſo vollkommnen Gattin unwerth machen. Ich will nicht von ſeinem rüden Leben in Leipzig ſagen, als ich ihn kennen lernte, es wäre zu entſchuldigen, durch Stand, Karakter, Gelegenheit, und was man ſonſt davon anführen könnte. Allein, hier ſind mir die Augen aufgegangen. Er ſey klug, weiſe, geſchäftig, der Liebling des Fürſten, und ihm nutzbar, ſo iſt er ein Ausſchweifender, der Ihrem Geſchlechte die Beleidigungen, das Unrecht nicht erſetzen kann, das er ihm zufügte. Ich habe, glauben Sie mir es, ich habe um Ihrentwillen geforſcht, und ich bin erſchrocken, über das, was ich erfahren habe. Ich will Ihnen, wenn Sie es wollen, Gelegenheit verſchaffen, zwey Frauenzimmer kennen zu lernen, die er unglücklich machte. Bey der einen habe ich Thränen geſehen, die ihn ſchrecklich drücken müſſen; Thränen, die ſie nicht über ſich, nicht über ihre verlohrnen glücklichen Ausſichten weinte; nein, ſie weinte ſie über ein armes Kind. Dieſes, ſagte ſie mir, hat das Schickſal nicht verdient, faſt vor Hunger zu ſterben, denn meine

Kräfte reichen kaum hin, ſie zu ernähren. Sie iſt drey Jahr alt, ein bildſchönes Kind. Die Mutter iſt es nicht weniger Er hat nichts für ſie gethan und wollen thun.

Karolinens Augen glänzten. Thränen ſammleten ſich darin. Und dieſen ſolte ich, ſagte ſie, mit Fauſten vertauſchen? Mit dem, dem ein Wort, eine Pflicht ſo heilig war, der er viel eher hätte ausweichen können? Dank Ihnen. Freund, für dieſe Belehrung. Wie froh kann ich nun ſelbſt meinem Vater ſagen, daß ich den Mann nicht haben will, der ſo denken kann.

Der **Baron** erinnerte ſie nur, ſeiner zu ſchonen, und ſie verſprach ihm dies heilig. Machen Sie nur, daß ich die Perſon ſpreche, und dann ſoll niemand erfahren, woher ich ſie kenne.

Wir müſſen noch etwas ſagen, um **Karolinen** hier zu entſchuldigen. Es war keine Neugierde, daß ſie des **Barons** Gedanken über Streuſand erforſchen wolte. Schon lange hatte ihr Herz gewünſcht, den Mann näher zu kennen, den ihr Vater für ſie beſtimmt hatte, und den ſie vielleicht noch einmal nehmen müßte, wenn ſie ſich nicht eine ewige Ungnade dieſes Vaters zuziehen wolte. Auf welche Art ſolte ſie dies thun, da jeder, den ſie darüber ſprechen konnte, partheyiſch für ihn eingenommen war. Es konnte der Fall kommen, daß man ihr mit väterlicher Macht befohlen hätte, Fauſten zu entſagen, und einen andern zu wählen. Zu gehorchen war ſie zwar nur in dem Fall entſchloſſen, wenn Bitten nichts fruchteten, aber wenn dieſer entſtund, ſo ſahe ſie nicht ein, warum ſie den nicht wählen ſolte, den ihr Vater wünſchte, wenn er es verdiente. Nun war ſie auf einmal aus der Blendung, wolte nicht geradezu dem Baron trauen, wolte aber unterſuchen, und denn mit Recht jeden Gedanken auf den Major aufgeben. Sie war alſo nicht zu tadeln, lieber Leſer.

Sie ließ ſich noch die Wohnung des Frauenzimmers anzeigen, der ſie gewiſſermaßen Nebenbuhlerin zu werden beſtimmt war, dankte dem Baron nochmals für ſeine Freundſchaft, und beſtellte ihn den andern Tag wieder, um den Brief an Fauſten abzuholen, den er ihr zu beſtellen verſprochen hatte.

Der Baron war ganz von dem Fortgange ſeiner Sache eingenommen. Der Brief ſolte ihn auch bey Fauſten wieder ins Gleis bringen, damit er die beyden durch ſich ſelbſt betrügen könnte. Vorläufig ſchickte er ſeinem Bruder noch einen Brief, worin er ihm meldete, wie er mit Karolinen ſtände, und daß er eheſtens einen Brief von ihr an Fauſten ſchicken würde. Die Nachricht enthielt aber nichts von ſeinen eignen Abſichten, denn er hatte das leidige Exempel an Hand, was ſolche Papiere für Schaden thun können. Karl erhielt den Brief, und wuſte nicht was er davon denken ſolte. Daß ſein Bruder ſich auf einmal gegen ſeinen ehemaligen Feind geändert, konnte er nicht glauben. Er hielt alſo alles für einen Spaß, und ſchwieg alſo lieber ganz mit der Nachricht, um Fauſten keine vergebne Unruhe zu machen. So gewiß auch dieſe Sache diesmal war, ſo können wir doch nicht anders, als ihn deswegen loben, denn nicht alles fällt gut aus, und Verſchwiegenheit zu rechter Zeit, hält am Werth das Gewicht des Goldes.

Siebentes Kapitel.

Karoline erfährt leider die Wahrheit deſſen, was der Baron geſagt. Nach einem ſchweren Kampf ſchreibt ſie an Fauſten, und es wird ohne ihr Wiſſen der Plan einer Zuſammenkunſt gemacht.

Womit Karolinen der Abend, und der gröſte Theil der Nacht beſchäftigte, wollen wir diesmal zurückſetzen, und ihre Morgenarbeit erſt betrachten. Sie war kaum aufgeſtanden, als ſie gleich ſich zu der Perſon begab, die ihr der Baron genannt, und welche ſie ſehnlich zu ſprechen wünſchte. Wenn es wahr wäre, was er ihr geſagt, ſo waren alle ihre Entſchlieſſungen wegen des Majors, auf einmal geendigt. So wenig ſie Fauſten es würde vergeben haben, und ſo ſehr ihr die Handlung gefiel, die er begangen, ſo wenig wolte ſie auch einer rechtmäßigen Forderung auf Sternſand, auch nur einen Augenblick im Wege ſeyn, ſo entfernt auch ſelbſt noch die Ausſicht war, in welcher ſie ihn anzunehmen, nicht ausſchlagen konnte.

Sie traf die Leidende in der Nahrungsbeſchäftigung ihrer kleinen Tochter an. So nett ſie auch ihre kleine Amalie, die ſchon drey Jahr alt war, ausgeputzt hatte, ſo zeugte doch alles was um ſie war, von Mangel. Sie ſchien etwas beſtürzt, als Karoline eintrat.

Fürchten Sie ſich nicht, ſagte dieſe. Ich komme als eine Freundin zu Ihnen. Ich verehre Sie wegen der Liebe, die Sie für Ihre Tochter bey allem ausgeſtandnem Elend haben. Sie ſind eine Heldin für unſre Zeiten. Ich komme, meine Liebe, Ihnen, wo möglich, Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen, wenigſtens Ihnen zu zeigen, daß es eine Perſon giebt, die nicht ſo unedel denken

ken kann, ſich Anſprüche eigen zu machen, die Ihnen gehören. Der Major Streuſand wirbt um mich.

Wir glauben überzeugt ſeyn zu können, daß dies auch Karolinens Denkungsart geweſen ſeyn würde, wenn nicht eigne Vortheile ſie von der Vereinigung mit dem Major abgehalten hätten. Sie hatte Proben gegeben, daß ſie zwar leiden, aber auch bey ihrem Leiden gerecht ſeyn konnte.

Sind Sie alſo Diejenige? O ich habe es ſchon gehöret. Und Sie wollen alſo ſeinen Anträgen kein Gehör geben? O davor muß Sie der Himmel ſegnen! Und wenn Sie es dahin bringen könnten, daß er nicht mir, nur meiner Tochter Gerechtigkeit wiederfahren laſſen wolte, ſo würde ich Sie doppelt ſegnen. Es war eine Zeit, wo er mich ſehr liebte, allein da es jetzt nicht mehr ſo iſt, ſo will ich auch nicht durch Zwang mir ihn eigen machen. Ich habe alles von ihm gehabt, Eheverſprechen, Geld, reiche Geſchenke, und er hat mir, da er aufhörte mich zu lieben, alles genommen. Er wuſte es mir abzulocken. Ich habe ihn hernach flehentlich gebeten, nur meine Amalie, als ſein Kind anzuſehen, aber er hat mich nicht gewürdiget, es zu beantworten. Ich habe durch ſeine unglückliche Liebe, die gütigſten Eltern verloren. Ein Vater, der mich liebte, und eine

Stiefmutter, die mir nie als eine ſolche begegnete, habe ich verlaſſen, um ihm zu folgen. Zu ihnen kann ich nicht zurückkehren, lieber will ich arbeiten, wie ich es auch thue. Das wenige Vermögen, was ich von meiner Mutter habe, will ich auf meine Amalie wenden.

Und iſt er Ihnen nach einer ſolchen Handlung noch ſo werth, daß Sie nicht Ihr Recht gültig machen wollen? frug Karoline —

Und wenn ich es auch könnte, wenn ich auch die Papiere, die er mir genommen, noch beſäſſe, könnte ich es wohl thun, ohne meinen Fehler allgemein aufzudecken? Sie ſind ein Frauenzimmer, Sie kommen zu mir, als Freundin. Ihnen kann ich mein Herz öfnen. Geſtern ließ ſich ein Baron Schleich bey mir anſagen. Er wolte mir rathen, ließ er ſagen, wie ich meine Sache auf einen beſſern Fuß bringen ſolte. Ich nahm ihn nicht an. Wie er es erfahren, weis ich nicht, es ſind nur wenige Perſonen, die mein Schickſal wiſſen.

Er iſt mein Freund, antwortete ihr Karoline. Er iſt es, der mir geſtern Ihren Fall erzählte, und mich für den Major, den ich mit aller Gewalt heyrathen ſoll, warnte.

So muß er doch ein theilnehmendes gutes Herz haben, erwiederte die traurige Schöne, und wer würde es nicht mit ihr geurtheilt haben. So wenig ſind wir im Stande in die wahren Bewegungsgründe menſchlicher Handlungen einen Blick zu thun, und ſo nothwendig iſt es mit unſerm Urtheil in Fällen zurückzuhalten, wo es Gewicht haben kann. Wie oft beklagen wir hernach ſelbſt die Uebereilung, und ſehen den Irrthum mit Schrecken. Aber, was macht es uns nothwendig den Menſchen gegen den Menſchen, Verſtellung und Zurückhaltung zu predigen? Beſſer wäre es freylich, wenn wir alle gegen einander offenherzig ſeyn könnten, dann, gewiß wären auch alle Menſchen gut. Aber wir ſind ſo ſehr in den Geſchmack der Veränderung gekommen, daß es uns viel zu einförmig ſeyn würde, immer offenherzig zu ſeyn, immer Menſchen der Art vor uns zu ſehen. Je mehr Pfiffe einer in ſich verbirgt, je mehr er ſeinem Karakter Geſtalten zu geben weis, ein deſto feinerer Kopf iſt er, und deſto mehr wird er geſchätzt. Und daher alle die politiſchen Kramereyen.

Karolinen fiel, indem ſie noch bey ihrer neuen Bekanntſchaft war, der Gedanke ein, Amalien zu ſich zu nehmen. Sie ſahe darin ein liebenswürdiges Kind, das ihr tauſend Vergnügen machen würde. Sie hofte auch dadurch einen andern Plan zu erleichtern; ſie wolte gern Beaten, ſo hieß die unglückliche Geliebte des Majors, mit ihren Eltern vereinigt wiſſen. Sie rieth ihr alſo, dahin zu reiſen, und zu verſuchen, ob ſie ihre Liebe wieder erlangen könnte. Jene meinte, ſie wäre deren gewiß, wenn ſie ſich nur meldete, und da Karoline dies wuſte, ſo trieb ſie ſie noch mehr an, weil ſie es ſogar in dem Fall für Unrecht hielt, daß ſie es nicht thäte. Sie ſetzte hinzu, ſie wolte Amalien ſo lange zu ſich nehmen, wolte ſie wie ihre eigne Tochter halten, und machte ihr es ſo lebhaft, wie vortheilhaft es ſeyn würde, wenn ſie bey Unterhandlungen mit dem Major, nicht ſelbſt zugegen wäre, daß ſie darein willigte.

Als Karoline wieder zurück kam, und wohl überlegt hatte, was ſie thun ſolte, ſo faßte ſie den Entſchluß, niemanden das wahre der Sache zu entdecken, ſondern ſie ſagte blos, ſie wolle gern ein Kind von einer Mutter zu ſich nehmen, die auf einige Zeit verreiſen müſte. Ihr Vater gab ihr es gern zu. Sie ſahe wohl ein, daß wenn ſie jetzt gleich mit der Wahrheit herausgeben, es einen großen Lerm, und Beaten vielleicht äuſſerſt ſchädlich werden würde. Streuſand ſelbſt würde zu heftig bey der ſchnellen Entdeckung der Sache werden, und das ganze könnte einen üblen Ausgang nehmen.

Nachdem ſie dies eine Geſchäft vollbracht, blieb ihr noch eines für den Tag übrig, und das war der Brief an Fauſten. Dies war es, was ihr ſo viel Kopfbrechens für den Abend, und den andern Morgen verurſachet hatte, und womit ſie ſich einen Theil der Nacht hindurch gequälet. Sie hatte das ſtrenge Verbot ihres Vaters nicht vergeſſen, in keiner Art an ihn zu denken, und ihn als einen Unwürdigen anzuſehen, der ihrer Liebe nie anders als mit Undank würde gelohnt haben. Von dem Gegentheile des letztern war ſie zu ſehr überzeugt, und unmöglich war es auch, daß ihr Vater ihrer Denkungsart und ihrer Ueberzeugung befehlen konnte. Sie nahm ſichs alſo im geringſten nicht übel, hiervon anders zu urtheilen, als er. Allein das erſte war er berechtigt ihr zu hindern, und ohne ſeinen Willen etwas zu thun, das war immer von ihr gefehlt. Sie wuſte dies wohl, und es war kein kleiner Kampf, den ſie unternahm.

Sie ſtellte ſich aber Fauſts Leiden lebhaft vor. Sie mahlte ſich die Ungerechtigkeit, die ſie ihm ſelbſt dadurch that, daß ſie ihn gänzlich vergaas, mit ſo ſchrecklichen Farben, daß ſie ihrem Herzen eine ewige Unruhe darüber prophezeyen muſte. Sie nahm ſeine Erzählung, und verglich ſie mit ſeinem Briefe, den ſie faſt ganz auswendig konnte.

Sie nahm der Baroneſſe ihr Urtheil dazu, und nun noch alles, was der Baron, einer ſeiner ärgſten Feinde, zu ſeinem Beſten ihr vorgebracht. Aus dieſem allen konnte ſie beurtheilen, wie ſehr man ihm zu nahe gethan. Des Vaters Unwillen gegen ihn muſte ſich auf etwas anders gründen, als auf ſein eignes Verbrechen. Ihres Bruders und Streuſands Abſichten kannte ſie, und dieſe zu befördern, hielt ſie ſich nicht für verbunden. Sie glaubte alſo nicht ſo Unrecht zu thun, wenn ſie dem traurigen Fauſt einigen Troſt gäbe, ohne ihm jedoch Hofnung zu machen. Sie hielt ſich ſogar für verbunden, ihre eigne Denkungsart vor ihm zu vertheidigen, und zu retten, damit er nicht denken ſolte, ſie erkenne den Werth der Liebe nicht, die er gegen ſie habe. Sie konnte auch nicht wiſſen, was für Ideen man ihm von ihr beygebracht, die ſie gern zerſtören, und ihren Eindruck vernichten wolte. Und dann rechnete ſie auch noch etwas auf die Liebe ihres Vaters, der, wenn er es auch ja erfahren ſolte, ihr doch es leicht vergeben würde.

Indeſſen zitterte doch ihre Hand als ſie ſchrieb. Und ſo feſte ſie ſich vorgenommen hatte, kurz zu ſchreiben, ſo gerieth es doch lang genung, denn wir können das dem Leſer unmöglich vorenthalten, was ſie ſchrieb, und wir glauben auch, daß es keinem ſo leicht unangenehm ſeyn wird, die Empfindungen einer hofnungsloſen Liebe, mit ſeiner Theilnehmung zu begleiten.

Mein lieber Theurer

Hier ſitzt Ihre Karoline, immer noch die Ihrige, ſo vielen Kummer Sie ihr auch gemacht, und ſchreibt zum zweytenmale an Sie. Aber ſie ſchreibt nicht mit dem freyen uneingeſchränkten Herzen, mit welchem ſie es das erſtemal that, nicht mit der leichten Hand unſchuldiger und erlaubter Liebe. Nein, ſie ſchreibt Ihnen zitternd vor der Furcht, von einem Vater überraſcht zu werden, der es ihr verbot; glühend von dem Gedanken, einer guten Mutter einen traurigen Anblick des Ungehorſams zu geben. Sie iſt nicht mehr die Unſchuldige, die jeden Gedanken der Prüfung ihrer gütigen Eltern unterwarf. Und dies alles iſt ſie aus Liebe zu Ihnen.

So hoch meine Eltern es aufnehmen, was ich Ihnen nie wieder erwähnen werde, weil der Ausgang Sie rechtfertiget, ſo müſſen Sie doch Ihre Karoline zu gut kennen, als daß Sie ihrem Herzen eine Unbilligkeit zur Laſt legen ſolten. Und wenn Sie ſo von ihr denken, ſo müſſen Sie die Tage wenigſtens beruhigter zugebracht haben, die ich Sie muſte in der Ungewißheit ſchmachten laſſen, ob ich auch Schein für Wahrheit nehmen würde.

Dies iſt ein Troſt für mich, und gewiß, er iſt nicht klein, weil er der einzige iſt, den ich habe. Und was man hat, muß man hoch halten, um es nicht auch zu verlieren. Fühlen Sie nicht auch einen Troſt, mein Lieber, wenn Sie daran denken, daß Ihr Brief, Ihre offenherzige Erzählung auch mich beruhiget hat?

Ich wiederhole Ihnen hier das, was ich Ihnen ſo oft geſagt habe, ich will Sie ewig lieben. Ich bin in einer großen Gefahr geweſen, aber ich hoffe, ich bin nun davon erlöſet. Ich habe etwas entdeckt, was unſrer Liebe vielleicht nützlich ſeyn kann. Doch was ſage ich? Nein, auch das kann nichts helfen, da mein Vater, mein Bruder, und alle wider mich ſind, alle wollen, daß ich Sie vergeſſen ſoll. Vergeſſen? Nein, das kann ich nicht. Höchſtens, mein Lieber, kann man mich zwingen, meine Hand wieder meinen Willen zu verſchenken, weiter kann man nicht gehen. Meine Liebe kann man Ihnen nicht nehmen.

Aber fürchten Sie ſich darum nicht ſo ſehr. Glauben Sie, daß Ihre Karoline es aufs äuſſerſte ankommen läßt, um die Ihrige zu werden, und daß nur eine pure Unmöglichkeit fähig iſt, einen andern Entſchluß von ihr gebilligt zu ſeh[illegible] Es iſt dem Herzen zu ſüß, das Andenken an Sie, als daß es, wenn es auch niemals zu Ihrem Beſitz kommen könnte, nicht dieſes allen Vortheilen vorziehen ſolte, die es je aus einer andern Verbindung erwarten könnte. Vortheile, ſage ich? — Ja, ſie müſten es in dem ſeyn, was keine Reitze für mich hat.

Aber ich muß — ich muß das harte Wort Ihnen auch ſagen: Ich ſehe wenig Hofnung. Und mit dieſer Ueberzeugung, die Thränen begleiten, möchte ich auch Sie gern bekannt machen, damit Sie ſich auch etwas daran gewöhnen, und aus meinem Beyſpiel lernen, daß auch aus der Liebe ohne Beſitz, einige Seligkeit zuweilen in die Seele ſtralt. Mir iſt es ſo, und wenn mich nichts aufrichten kann, ſo iſts der Gedanke, daß Sie ſo viel für mich fühlen, als ich für Sie.

Aber dieſer Brief ſolte höchſtens zehn Zeilen werden — und nun? — Sie haben Zeit ihn zu zählen, ich nicht. Ich könnte überraſcht werden, und dann wäre es auch mit dieſer Freude aus, die ich mir darin denke, wenn Sie dies leſen. Wüſte ich die Stunde, in der Sie ihn erhielten, ich wolte mich in Ihre Seele verlieren, und alles fühlen, was Sie fühlen. Nochmal, ewig liebt Sie

Ihre

Karoline.

Sie ſchloß den Brief eben als der Baron eintrat. Sehen Sie, ſagte ſie, da habe ich über meine Liebe, Ihre Angelegenheit vergeſſen. Warten Sie aber einen Augenblick, ich will den Fehler wieder gut machen. Sie ſetzte ſich, und ſchrieb folgende Nachſchrift:

Sie erhalten dieſen Brief durch die Güte eines Mannes, den Sie für Ihren Feind hielten, aber er iſt es nicht, und wenn Ihnen Karoline das ſagt, ſo können Sie es glauben. Er iſt der einzige, der mir hier Troſt und Muth einſpricht. Der einzige, auf den ich mich als Freund verlaſſen. Es iſt der Geſpiele unſrer jüngern Jahre, Baron Fritz. Er hatte einigen Haß wider Sie. Aber er hat ihn ganz abgelegt. Sie können ſich ihm vertrauen, und durch ſeine Hände wird alles richtig gehen.

Sie legte dann den Brief zuſammen, und bat den Baron, ihn bald zu beſtellen, beſonders da dieſer ihr erzählte, er habe erfahren, daß Wilhelm auch ſchon an Fauſten geſchrieben, denn der würde allem Vermuthen nach nicht viel Gutes berichtet haben. Wilhelm hatte es ihm würklich erſt denſelben Tag, nebſt noch vielen Anekdoten von Streuſand, erzählt, die er auch alle getreulich Karolinen hinterbrachte, ſo heilig er die Verſchwiegenheit darüber angelobt. Wilhelm war zu flüchtig, um das, was ihm der Major als Geheimnis entdeckte, dieſem nicht wiederzuſagen, und dieſer zu boshaft, es Karolinen zu verſchweigen.

Dies war eben der Abend, an dem er den Fähndrich Blok in die Hände gerathen wäre, wenn er dieſe Zuſammenkunft nicht gehabt hätte, wo er die letzte Hand daran legte, um Karolinen ganz wider Streuſand aufzubringen. Er brachte es auch ſo weit, daß ſie ihm zuletzt ſagte: Er möchte ganz davon aufhören, ſie wolte nichts mehr von ihm wiſſen. Sie entdeckte ihm dann ihren Plan mit Amalien, wobey er ſie ungemein lobte, und hier, wo Verſchwiegenheit zu ſeinem eigenen Beſten gereichte, konnte er es wohl ſeyn, denn niemand erfuhr ein Wort davon.

Er hatte ſich eingebildet, Karoline würde ihm vielleicht ihren Brief vorleſen, da dies aber nicht geſchahe, ſo konnte er ſeiner Neugierde, und dem Verlangen zu wiſſen, was ſie eigentlich von ihm geſchrieben, nicht wiederſtehen. Er erbrach alſo den Brief. Er erſtaunte über alle die Zärtlichkeit, die ſie Fauſten darin bewies, und ſein Verlangen ſelbſt dieſe einmal zu genieſſen, wurde bey ihm ſo groß, daß ſeine Einbildungskraft mit ins Spiel kam, und er ſie ſich, als ſchon in ſeinem Beſitz vorſtellte.

Er ſahe aber wohl, wie nöthig es war, nachdem er den einen von ihr entfernt, auch den andern nicht zu nahe kommen zu laſſen. Eine Vereinigung unter weichen Seelen wie Karoline und ihre Eltern waren, war ſehr leicht, und dann war alles vergebens. Er machte alſo einen Plan, wodurch er Fauſten auf einmal abſchrecken wolte. Karoline hatte ihn gebeten, mit von der Geſellſchaft bey einer Luſtreiſe zu ſeyn, die ſie wider ihren Willen mit Streuſand machen muſte, damit ſie nicht ganz verlaſſen den erſten Tag bey ihm und Wilhelm zubrächte, weil ihre Eltern den andern Tag erſt nachkommen würden. Er nahm ſichs vor, hier Fauſt und Karolinen zuſammen zu bringen, und von dem Major ſie überfallen zu laſſen, der denn nebſt Wilhelm den ungebetnen Gäſt ſchon ſo wegbringen würde, daß er nicht Luſt haben möchte, wiederzukommen.

Der Baron dachte ſo unrecht nicht. Die Vortheile, die er ſich dadurch auch von der Seite der väterlichen Ahndung denken konnte, wenn es herauskäme, würden nicht klein geweſen ſeyn, und daß er nicht verrathen würde, wuſte er gewiß, weil alle, mit denen er es zu thun hatte, ehrliche Leute waren. Er ſetzte ſich alſo hin, und ſchrieb an ſeinem Bruder: Er lege hier ſeinem Verſprechen gemäß, einen Brief von Fauſten bey. Er wolle noch mehr thun. Er beſtimme ihm einen Tag, wo er ihn in * * treffen ſolte. Er wolte ihm da, das Vergnügen verſchaffen ſeine Karoline zu ſehen, und dort, ſchrieb er an Karln, will ich Dir alles entdecken, was ich keiner Schrift vertrauen konnte. Er ſchickte dies mit dem Briefe von Karolinen fort, und war ſo ruhig, als ob er die beſte Handlung von der Welt begangen. War es nicht beſſer, Blok prügelte ihn durch?

◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆

Achtes Kapitel.

Fauſt und Karl erhalten mit vielem Erſtaunen die unerwarteten Nachrichten, und entſchlieſſen ſich zur Reiſe, die Müller nicht mitmachen kann.

Karl hatte Fauſten nicht das geringſte von dem Verſprechen geſagt, was ihm ſein Bruder gethan, weil er es für Wind hielt. Seine Verwunderung war daher nicht klein, als er es erfüllt ſahe. Er erbrach den Brief noch in der völligen Ueberzeugung, daß es Neckerey geweſen, und er trauete kaum der Wahrheit, als er ſchon **Karolinens** Hand auf der Aufſchrift ſahe. Seines Bruders Brief überzeugte ihn indeſſen. Nur was die Note, darin ſagen wolte, daß er ihm alles entdecken wolte, konnte er nicht recht einſehen. Er hatte zwar allen guten Willen, das Beſte zu glauben, allein ſeines Bruders Gemüth ließ ihm wohl nichts von der Art vermuthen. Er konnte alſo nicht ſo froh ſeyn, als er es geweſen wäre, wenn er ſich von dieſer guten Meynung hätte überzeugen können.

Indeſſen wuſte er doch, daß es **Fauſten** ein Entzücken ſeyn würde. Er nahm alſo den Brief in die Hand, und gieng damit auf das Zimmer ſeines Freundes. Ein Brief! — **Fauſt**, ſagte er — Von wem? frug dieſer ganz traurig — Ich kenne die Hand nicht, ſagte **Karl**, und hielt ſie ihm vor, zog aber den Brief, als er darnach faſſen wolte, geſchwind zurück. **Fauſt**, der es nur zu genau kannte, ſprang auf: Was biſt Du mir vor ein glücklicher Bote, ſagte er, laß mich nicht länger warten, mein Lieber, ich weiß gewiß, dieſe Hand ſagt mir etwas beſſeres als **Wilhelms** Hand. Er nahm den Brief, und erbrach ihn furchtſam, aber fröhlich. Er zitterte, und in der überſchwenglichen Wonne überſah er es, daß er mit des Barons Pettſchaft verſiegelt war. Karl hatte dies wohl geſehen, und die Wahrheit, wie es zugegangen wäre, vermuthet. Er freuete ſich aber doch, daß Fauſt es nicht bemerket, denn es war ihm daran gelegen, wo möglich die Ehre ſeines Bruders bey dem Handel zu retten.

Fauſt, der zwar keine ſchlimme Nachricht erwartet, aber doch einen ſolchen Grad von Nachgeben und Liebe bey ſeiner Theuren nicht vermuthen konnte, war anfangs ordentlich beſtürzt. Er konnte ſich nicht ſo ſchnell durch die Sache finden, die ihm ein großes Glück aufklärte. Die unſchuldige Art, mit der ſie ſich nahm, da ſie es entdeckte, wie ſie ihn wider den Willen ihrer Eltern liebte, das edle Stillſchweigen über ſeine ganze vorhergehende Geſchichte, und die volle Ueberzeugung bey ihr, daß er ſie, ohngeachtet ſeiner Untreue, doch noch herzlich liebe, waren ihm ſelige Träume, in die er ſich ganz verlieren mußte, wollte er nicht ganz unempfindlich ſeyn.

Er riß ſich aus Karls Armen, den er dankbar umfaßt hielt, um Müllern die Größe ſeiner Seligkeit vorzuſtellen. Er konnte mit dieſem noch offenherziger ſprechen, weil ihm alle die vorigen Auftritte in ſeinem Herzen bekannt waren. Er gab ihm den Brief und ſagte: So ſelig könnte ich jetzt ſeyn, wenn ich mich nicht verblenden ließ, daß alle, die mir zuwider ſind, mich hätten beneiden müſſen! Wenn ich daran zurückdenke, daß ſie mit einer allgemeinen Einwilligung die Meinige war, und überlege es, was nun noch für Hinderniſſe mir zwiſchen ihrem Beſitz ſind, und daß ſie ſelbſt meint, mich verloren zu haben, ſo denke ich mich als den elendeſten Menſchen, der je gelebt.

Indeſſen wirkten dieſe Betrachtungen doch nicht ſo viel, daß ſie der Freude hätten das Gleichgewicht halten können, die über den Brief in ihm herrſchte. Leben und Munterkeit war wieder da, und **Chriſtoph** war nun nur der einzige, der traurete.

Fauſt ſchrieb auch den Brief gleich ab, und ſchickte ihn der **Baroneſſe**, denn das Original hätte er um vieler Vortheile willen nicht aus ſeinen Händen gegeben. Er trug es immer bey ſich, und las es oft, um ſich die große edle Denkungsart dieſes Mädgens zu einem Muſter ſeiner eignen dienen zu laſſen, um ſeine Hochachtung für ſie recht lebhaft zu machen, und um ſich ihrer in jeder Stunde zu erinnern. Dies letzte hätte unterbleiben können, denn er hatte von der Zeit an nichts als ſie in Gedanken. Studieren war nun nichts mehr für ihn, wo er gieng und ſtand, erfüllte **Karoline** alle ſeine Ideen, alle Kräfte ſeines Denkens, und es wäre eher nöthig geweſen, ihn etwas davon abzuziehen, als ihn noch aufmerkſamer darauf zu machen.

Seiner Wohlthaterin, der **Baroneſſe**, berichtete er alles, und bat ſie, ſich weiter, wo ſie nur könnte, ſeiner anzunehmen.

Erſt den andern Tag, um ihn nicht auf einmal in der Freude ein zu großes Uebergewicht zu geben, entdekte ihm Karl die Hofnung, die er habe, daß er **Karolinen** ſprechen ſolte. Er ſagte ihm daß ſein Bruder ihm einen Ort dazu beſtimmt. Er frug ihn, ob er wohl dies wünſchte, und ob er wohl mitreiſen würde? Und Fauſt frug ihn dagegen, ob er glaubte, daß er das Gegentheil denken könne? Ich will Deinen Bruder umarmen, ſagte er, und will ihm mein Leben danken. denn nur durch ſie kann ich leben. Es fiel ihm nicht einmal ein, daß der Menſch ehedem ſo viel, und faſt das meiſte zu ſeinem Unglück beygetragen. Er hatte auf alles üble, was man ihm erwieſen, ein ſchlechtes Gedächtnis, Wohlthaten aber konnte er lange darein bewahren. Er ſtellte ſich alſo nur die jetzige Handlung des Barons vor, ohne ſich der vorigen zurück zu erinnern, und ſie kam ihm ſo edel vor, daß ſein Herz für ihn glühete. Ich werde ſie durch ihn wiederſehen, ſagte er, und welches Glück kann gröſſer, welcher Dienſt alſo thätiger ſeyn, als dieſer. Es ſchwamm vor ſeiner Seele ſo vieles, was er ihm ſagen wolte. Er dachte an ſo manches, was ihm vielleicht wieder angenehm ſeyn könnte, und wodurch er ſich ihm verbinden würde. Ueber die Dankbegierde für eine ſo große Gefälligkeit, gieng ihm nichts, und es ſchien ihm auch nichts fähig, dieſer das Gleichgewicht zu halten.

Müller dachte eben ſo davon wie **Karl.** Sie hatten beyde kein Intereſſe dabey, alſo ſahen ſie gründlicher als Fauſt. Sie beſprachen ſich mit einander darüber, was ſie für Vorſicht anzuwenden hätten, und beſchloſſen beyde, zu Fauſts Beſten, ein wachſames Auge auf den **Baron** zu haben.

So ſehr ich es Ihnen nicht zu ſagen wünſchte, redete **Müller** zu **Karl**, ſo erfordert es hier die Pflicht von mir. Ich habe nie Ihrem Bruder viel Gutes zugetrauet, und ſeine Vertraulichkeit mit **Karolinen**, kann unmöglich auf ein gutes Herz gebauet ſeyn. Er war immer ſtörriſch, immer hatte er die Gewohnheit, Freunde zu entzweyen, und ſolte er ſich ſo ſchnell in einer Sache verändert haben, gegen welche ſonſt ſein Haß ſo groß war?

Karl beantwortete dies mit Aufrichtigkeit, ſo weh es ihm auch that. Ich kann ſelbſt nichts

Gutes glauben, ſagte er, und ich verdenke es niemanden, daß er ſich vor meinen Bruder hütet. Ich habe ihn ſo oft gewarnt, und ich werde es auch jetzt thun, denn gewiß wird er mich zu ſeinem Vertrauten machen, und ſolte er Anſchläge haben, die verderblich für beyde Liebende ſind, ſo werde ich ſie zu hintertreiben ſuchen.

Müller konnte wohl eigentlich hierin noch mehr thun, als Karl, allein es überfiel ihm eine Krankheit, und als die Zeit kam, wo ſie reiſen ſolten, wurde er ſchlimmer. Fauſt hatte die Zwiſchentage in einer glücklichen Beruhigung zugebracht, und ſich immer ſüſſe Vorſtellungen dieſer Zuſammenkunft, und der Folgen, die für ihn ſo ſchön ausfallen könnten, gemacht. Seine Freude wurde aber nicht wenig durch die Krankheit ſeines Müllers gemindert. Es war ihm ein trauriger Gedanke, daß dieſer ſeine Karoline nicht ſehen, nicht mit ihm das ganze Glück empfinden ſolte, was er erwartete. Er ſolte ſich durch ihren eignen Anblick überzeugen, wie werth ſie ſeiner Verwunderung und ſeiner Liebe ſey, wie unbeſonnen er gehandelt, daß er nur einen Augenblick ihrem Andenken entziehen können.

Müllern war dies nicht das einzige, warum er es bedauerte, hier ein Hinderniß gefunden zu haben. Er glaubte, wenn er nicht ſelbſt mitgehen könnte, würde etwas verſehen werden. Seine Beſorgnis und ſeine Freundſchaft für Fauſten war ſo groß, daß niemand ihm thätig genug für ihn ſchien, und er blieb alſo in einer unbeſchreiblichen Angſt über den Ausgang einer Sache zurück, deren Entwickelung ihm des Menſchen wegen, der ſie angeſtellt hatte, äuſſerſt bedenklich ſchien. Er bat deswegen Karln vor der Abreiſe recht dringend, alle mögliche Vorſicht zu gebrauchen, alle Sorgfalt anzuwenden, um ihm ja ſeinen Freund unbeſchädigt, und wo möglich ruhig zurück zu bringen.

Fauſt aber dachte an keine Gefahr. Voll in ſeiner Seele von Karolinen, und trunken von der Freude, daß dies nach ſo vielen äuſſerſt traurigen Tagen, ein glücklicher für ihn ſeyn ſolte, ſetzte er ſich zu Pferde, und nur ein kleiner Theil ſeiner Gedanken blieb für ſeinen kranken Freund Müller zurück.

Neuntes Kapitel.

Enthält ein langes Geſpräch, und beſchließt das vierte Buch, und mit dieſem den erſten Theil der Geſchichte.

Der Schauplatz wohin der Baron, Fauſten und ſeinen Bruder beſchieden, und wo er ſeine Rolle auf das feinſte zu ſpielen gedachte, war ein

Luſtſchloß des Fürſten, zu welchem der Major Streuſend einen freyen Zutritt hatte, weil der Fürſt ſelten dahin kam. Er hatte Seeliſt und ſeine Familie dahin gebeten, um einige ruhige Tage da zuzubringen. Seeliſt hatte eben für den Tag, der zur Abreiſe beſtimmt war, einige wichtige Geſchäfte, und verſprach alſo den folgenden nachzukommen, und auf des Majors Anhalten gab er ſeinen Kindern die Freyheit, gleich mitzufahren. Dies war für Karolinen äuſſerſt unangenehm, und doch ſah ſie keine ſchickliche Urſache es abzuſchlagen. Sie verſprach es alſo, ohne Willens zu haben, es zu halten. Da indeſſen der Fall mit dem Baron kam, und ſie ſich in deſſen Händen ſicher glaubte, ſo ſagte ſie ihrem Bruder, mit dem ſie ſeit einiger Zeit weniger Komplimente machte, gerade zu, ſie würde ſich krank machen, wenn der Baron nicht mitreiſete. Wilhelm ſahe dies blos für einen Pfiff des Barons an, um mit von der Parthie zu ſeyn, und brachte es alſo bey dem Major bald dahin. Er getrauete ſich auch dem Major nicht einmal zu ſagen, daß es auf Anſuchen ſeiner Schweſter geſchähe, der ſonſt gewiß große Augen darüber würde gemacht haben, und von dieſer hielt er es für eine Gefälligkeit, womit ſie die Geſellſchaft, die er ihr oft leiſten muſte, erwiedern wolte.

Den Morgen als ſie wegfahren wolten, entdeckte erſt der Baron Karolinen, daß er es angeſtellet, daß ſie Fauſten ſprechen ſolte. Das arme Mädgen zitterte am ganzen Leibe. Sie ſahe alle Gefahr, die damit verbunden war, ein, und ſie ſahe ſich jetzt in dem Fall des vollkommenſten Ungehorſams. Eine heimliche Zuſammenkunft war gewiß das kränkendſte, was ſie wider ihren Vater vornehmen konnte; ſie beleidigte ihn dadurch ſo empfindlich, daß ſie ſich keine Vergebung verſprechen durfte. Doch war ihr der Gedanke, ihren Geliebten zu ſehen, und zu ſprechen, ſo ſüß, daß ſie ſich nicht davon losreiſſen kennte. Lange Zeit behielt das Gewiſſen die Oberhand, und ſie ſuchte das Vergnügen, welches ſie fühlte, dadurch zu dämpfen, daß ſie ſich alle die möglichen Zufälle dabey vormahlte. Sie erzählte dem Baron, wie leicht ſie überraſcht werden könnten, wie er wohl den aufmerkſamen Augen des Majors und ihres Bruders entgehen wolte, wenn er ihn zu ihr brächte, wie dieſe ein ſolches Unternehmen anſehen, und was die traurigen Folgen davon ſeyn würden, wie Fauſt ſelbſt der gröſten Gefahr ausgeſetzt ſey, und was ihren Vater zu beſänftigen wohl übrig bliebe, wenn er es erführe. Sie ſprach hiervon ſo überzeugend, und mit ſolcher Wärme, ſie ließ etwas von Unterlaſſung der ganzen Reiſe ſich merken, und daß ſie lieber eine Unpäßlichkeit vorwenden wolte, als ſich um einer angenehmen Stunde, der Ungnade und der Ahndung ihrer Eltern ausſetzen wolte, daß dem Baron bange wurde.

Er ſah nun erſt, wie unvorſichtig er gehandelt, daß er die Zuſammenkunft nicht von ohngefähr veranſtaltet, daß er ihr es nicht bis auf den letzten Zeitpunkt verheelt. Er muſte alle Ueberredungskraft zuſammennehmen, um ſie zu überzeugen, daß er vor alle dieſe Zufälle ſchon zum Voraus geſorgt, daß keiner derſelben ihnen begegnen könne, und doch würde er nichts ausgerichtet haben, wenn er nicht zuletzt hinzugeſetzt hätte, daß er auf allem Fall, wenn ſie ſich nicht entſchlieſſen könne, Fauſten wieder überreden wolle, zurückzukehren. Sie hatte mit jedem Augenblick die Gefahr, die ſie lief, gröſſer geſehen, und nur ein ſolcher Vorſchlag war vermögend, die Ruhe in ihrem Herzen wieder herzuſtellen. So konnte es als ein ohngefährer Fall angeſehen werden, daß er da geweſen war, und wenn ſie ihr nur nicht ſprach, ſo konnte es ihr nicht zur Laſt gelegt werden, daß ſie ihn geſehen hatte. Und das Sehen war denn wenigſtens eine Sache, die ſie nicht gern entbehren wolte, da die Gelegenheit dazu einmal da war, und da ſie ſich ſo ſehr gegen die Reiſe geſperret hatte, ſo konnte man ihr keine Verabredung zur Laſt legen.

Sie reiſete alſo auf die Bedingung, allein auf dem Wege, wo Streuſand beſonders ſie aufzumuntern ſuchte, war ſie immer tiefſinnig, antwortete kurz, und dachte in ihrem Herzen an nichts als an Fauſten. Sie überlegte, ob es nicht möglich wäre, eine Unterredung ſo gut, als eine zufällige Sache anzugeben, als das Sehen. Sie dachte ſich die Wonne, ihm es ſelbſt zu ſagen, was ſie ihrem Briefe anvertrauet hatte, ſo groß, daß die Begierde darnach unwiderſtehlich wurde. Sie glaubte am Ende, man könne ihr ein unſchuldiges Geſpräch für keinen Fehler anrechnen, und die Furcht vor dem Ungehorſam und der Ahndung der Eltern, verlohr ſich allmählich. So wie bey dem Menſchen, der ſich in einer kommenden Sache etwas fürchterliches denkt, alle Furcht ſich verliert, wenn ſie nähert, oder wenigſtens zum Erſtaunen ſich vermindert, und ſogar dem, der ins Treffen geht, das Herz leichter wird, wenn alles um ihn donnert, ſo giengs auch Karolinen, die, je näher ſie dem Orte kam, deſto weniger dabey zu fürchten glaubte, und beym Ausſteigen ſchon den Baron frug: Ob denn hier ein Ort wäre, wo ſie wie unvermuthet mit Fauſten zuſammen kommen könnte? Daß ſie dieſe

Frage ängſtlich genung gethan, kann man ſich vorſtellen, wenn man ſich ein Mädgen denkt, die an die ſtrengſte Tugend gebunden war, und ſchon das Verlangen zu einer ſolchen Unterredung, als eine verbotene Frucht anſahe. Aber es bleibt wohl wahr, daß dem liebenden Herzen jedes Geſetz kleiner wird, wenn es auf die Befriedigung eines leidenſchaftlichen Verlangens ankömmt.

Der **Baron** gab ihr die Nachricht, daß der Schloßgarten hier jedem Fremden offen ſtände, und daß er das ſchon vorher gewuſt, und gar nicht in der Sache einen Schritt würde gethan haben, wenn ihm dies nicht bekannt geweſen wäre. **Karolinen** lachte die Freude aus den Augen, als ſie es hörte, und ſie nahm den **Baron** bey der Hand, bat ihn, nicht über ihre Schwachheit zu lachen, und ſagte: Er ſolte es einrichten, und ihr Nachricht geben, wenn und wo ſie ihn antreffen ſolte. In ſeinem Herzen fluchte der **Baron**, über die glücklichen Augenblicke, die Fauſt mit ihr zubringen würde, und wenn er ihm nicht eine theure Nachleſe davor bereitet hätte, ſo würde er nimmermehr die Hände zu dieſer verliebten Unterredung geboten haben.

Karl und Fauſt waren indeſſen noch eher angekommen, als **Karoline** mit ihrer Geſellſchaft ankam, und Fauſt lag an dem Fenſter eines Gaſt-

hofe,

hofs, als ſie vorbey fuhr, doch hatte ihn **Karl** ſo geſtellt, daß er nicht geſehen werden konnte, denn er wolte nicht gern bey Wilhelmen Aufmerkſamkeit erregen, da er ſeines Bruders Abſicht und Einrichtung noch nicht kannte.

Als Fauſt ſie ſahe, wurde er ſo vom Vergnügen berauſcht, daß er laut ausrief, das iſt ſie, das iſt die himmliſche Seele! **Karl** riß ihn vom Fenſter weg, aber dies hemmte nichts von ſeinem Vergnügen. O **Karl**! fuhr er fort, ich werde ſie wiederſehen, und wenn ſie mir ſo viel Liebe ſagt, als ſie mir ſchrieb, ſo werde ich auſſer mir ſeyn.

Bald darauf erſchien der **Baron**. **Karl** fiel ihn um den Hals, und Fauſt desgleichen. Der letztere verſchwendete Danksagungen, die ſehr übel angebracht waren. Die beyden Brüder entfernten ſich hernach. **Karl** kam nach einiger Zeit wieder, hatte aber eine unruhige und unzufriedne Miene, die indeſſen Fauſt in ſeiner Emphaſe überſahe. Er brachte ihm die Nachricht, daß er um vier Uhr im Garten ſeine **Karoline** antreffen würde. Er bat ihn aber auch zugleich, daß er ſich ja nicht länger als eine Stunde da aufhalten ſolte. Du würdeſt Dich nicht allein, Du würdeſt **Karolinen** in die äuſſerſte Verlegenheit ſetzen. Nein, das werde ich gewiß nicht, ſagte

Fauſt, ſie iſt mir zu lieb, als daß ich ſie der geringſten Unruhe wieder ausſetzen ſolte.

Karl begleitete ihn noch in den Garten. In den dunkeln Gängen rechter Hand wird ſie ſeyn, ſagte er. Wie gerne gienge ich mit Dir, um Deine Freude anzuſehen, aber ich muß mich hüten, und um alles in der Welt bitte ich — fünf Uhr wieder bey mir, oder meine Angſt wird unbeſchreiblich ſeyn. Dieſe zweyte Erinnerung, war in Anſehung Fauſts überflüßig. Ein Wink, daß es ſeiner **Karoline** ſchädlich ſeyn könnte, war ſchon genung, ihn zu beſtimmen.

Er gieng, nachdem ihn **Karl** verlaſſen, mit ängſtlichem Herzklopfen auf die Gänge zu, und er ſahe ſchon durch die Büſche, ſeine theure **Karoline** gehen. Er drehte ſich in einen Gang, und ſtand vor ihr.

Sind Sie es Fauſt? rief ſie, und fiel ihm in die Arme. O wie ſehnlich habe ich auf einen ſolchen Augenblick gehoffet. Und ſo unerwartet — Heute erſt den Gedanken, und nun ſchon Sie — Heute erſt? fiel ihr Fauſt ein. Nein, meine **Karoline**, ich weide mich ſchon lange an dieſen ſeligen ſchönen Gedanken — Ich habe Tage und Nächte ſchon es überdacht, wie ich die glückliche Stunde recht genieſſen wolte, die Sie mir ſo unverdient ſchenken. O laſſen Sie mich bitten, um Vergebung laſſen Sie mich Sie bitten, für alle die Sorgen, für alle die Bekümmerniſſe, die ich Ihnen gemacht habe! Laſſen Sie mich Ihr Mitleiden für mich erflehen —

Was wollen Sie Fürſt? ſagte die Zauberin mit dem einnehmendeſten Tone, den wohl je ihre Stimme hervorgebracht — Iſts jetzt Zeit, daß Sie bitten? Iſts da der Ort, wo Sie meine Liebe hinführte, um Mitleiden zu bitten? Ich denke, Sie können dieſes entbehren, wenn Sie jene haben — Nein, beſſer wollen wir die wenigen Augenblicke nutzen, die wir die unſrigen nennen können. Laſſen Sie mich Ihnen ſagen, wie ich Sie ſchätze, wie Sie alle meine Wünſche erfüllen. Glauben Sie nicht, daß jener widrige Zufall Ihnen Schaden gethan, nein, er hat Ihnen Nutzen gebracht. Ihre Karoline hat nun erſt fühlen lernen, was Sie ihr waren. Nun ſieht ſie es erſt, daß eine Stunde ohne Sie, zum

Tage wird, ſo wie ein Tag mit Ihnen zur Stunde ward. Jetzt zählt das Mädgen alle Augenblicke ihres Leidens, damit ſie vorüber gehen ſollen, und unendlich dauren ſie ihr, weil ſie keine Hofnung zur Beſſerung hat — Auch trennt eine Menge ſolcher plagenden Augenblicke nichts von der langen, von der unendlichen Reihe, die da kommen ſollen. Wäre ein Ziel da — o wäre ein Ziel da, mein Lieber! dann könnte ich ſagen — Eine von der Reihe der traurigen Stunden iſt vorüber — Eine, und ihr werden ſie alle folgen.

„Und Dich, das beſte Geſchöpf, konnte ich mir rauben?“ ſagte Fauſt unwillig, und ſeine Zunge ſtokte durch die Gewalt der innern Empfindungen gedrängt.

Rauben? erwiederte **Karoline**. Bin ich Ihnen denn geraubt? Wer that es? Wer kann ſich rühmen den kleinſten Antheil an meinem Herzen zu haben, an einem Herzen, wo Sie nur leben. Nie, nie Fauſt, und wenn das äuſſerſte, wenn das ſchrecklichſte mich trift, nie Fauſt verlieren Sie mein Herz. Sie können immer mit freyer Stirn ſagen: Ich beſitze ein Mädgen, die nur für mich lebt, die ſchon ihre erſten Jahre mir opferte, und immer auch in den gröſten Widerwärtigkeiten die Meinige blieb.

Fauſten machte das, was er hörte, einen tiefen Eindruck. Sich aller dieſer Zärtlichkeit, wenigſtens der täglichen Empfindung derſelben, beraubt zu ſehen, gieng ihm nicht wenig nahe. Er brach in laute Klagen aus, die, wenn ſie Karoline auch nicht gern hörte, ihr doch ein thätiger Beweis waren, daß er ſie liebte. Er fiel zuletzt im fragenden Ton —

Iſt denn gar keine Hofnung übrig? Solten Ihren Vater, den zärtlichen, dem ſeine Tochter immer der Schatz ſeines Hauſes war, Ihre Thränen nicht rühren? Solte die Vorſtellung meiner aufrichtigen Reue, keine Wirkung auf ihn machen? Iſt denn keine Art von Buſſe, die dem Grade des Verbrechens bey ihm den Werth hielte? O er lege ſie mir auf, und ich will ſie geduldig annehmen und ſie ertragen, wenn ich dadurch ſeine Gunſt, die mir gewiß immer werth war, erhalten kann! Er wäre immer noch der gute

Vater, antwortete Karoline hierauf, wenn er ſich ſelbſt überlaſſen wäre, oder wenn ich es allein mit ihm zu thun hätte. Aber weg davon. Von dieſer Seite iſts nicht anders möglich zu hoffen, als durch die Zeit. Aber von der Seite meiner Zärtlichkeit hoffen Sie alles — Alles ſage ich Ihnen, Fauſt. Guter, lieber Mann! Was habe ich ausgeſtanden, ehe ich wuſte, daß Sie wieder der Meinige ſeyn würden? Aber wie viel mehr, mein Beſter, müſſen Sie ausgeſtanden haben? Was muß Ihr Herz gelitten haben, da ſie Ihre Karoline verloren glaubten? Ich habe mir erſt nachher einen rechten Begriff davon gemacht. Anfangs, mein Lieber, o ich muß es zu meiner Schande geſtehen, anfangs hatten die Erzählungen, die man machte, auch Wirkung auf mich. Ich fieng auch an zu glauben, mein Fauſt ſey nicht der redliche Jüngling mehr, der er immer zu ſeyn geſchienen. Aber wie bald, wie ſehr ſchnell verloren ſich dieſe Wolken von meiner leidenden Seele der Einbildungskraft zugejagt. Ich hörte bald auf zu glauben, daß der anders als edel denken könne, der gegen Louiſen ſo edel handeln wolte.

Hören Sie auf, fuhr ſie fort, als Fauſt ſeine Bitten wieder anfieng. Reden Sie nicht ein Wort davon. Ich ſagte es nicht, um Sie darauf zurück zu führen. Ich ſagte es, nur mich zu rechtfertigen. Sie dachten ja ſo rein, mein Lieber, und ich will den ſehen, der auftreten, und Sie beſchuldigen ſoll. Sehen Sie, dies Herz ſoll das für ihre Belohnung ſeyn. O es ſoll Ihnen ſo rein, ſo lauter bleiben, daß ſie Ihre Freude daran haben ſollen. Heute will ich alles das erneuren, was ich Ihnen verſprochen habe, was jemals aus meinem Munde gieng, um Ihnen mich zu verbinden. Und noch dazu dieſes, daß meine Hand die Ihrige ſeyn ſoll, ſo lange die arme Karoline ſie verſchenken kann. Nur der ausdrückliche Befehl meines Vaters geht über die Gewalt, die ich ſelbſt darüber habe. Und dieſen Befehl, ſolte ich ihn wohl fürchten dürfen? Sie kennen ihn ja, den Vater, der gegen ſein Mädgen nicht wüten kann, und das wäre gewütet, ſchrecklich gewütet wäre es, Fauſt, wenn man mich dazu zwingen wolte.

„Nein, gewiß nicht meine Theure, wenn Sie weiter nichts fürchten, dieſen Vater werden Sie nie als einen Tyrannen fürchten. Er war ja ſo auf jeden Wink ſeiner Tochter bereit, ihre Wünſche zu erfüllen, daß es Ihnen nie eine Bitte koſtete.“

Das that er, da er noch keine Schlange zum Sohne hatte, deſſen ſchöne glänzende Haut ihn verführte. Der Schein, mein Lieber, betrügt den Klügſten. Mein Vater liebt ſeine Kinder ſehr, aber er glaubt, und das mit Recht, Gehorſam von ihnen fordern zu können, und da nun ſeine Tochter ihm dieſen nicht zeigen, nicht aus ihrem Herzen einen Mann reiſſen kann, den er daraus verbannt wiſſen will, ſo muß er ſie ja wohl haſſen, muß einen Bruder vorziehen, der ihm Gehorſam lügt. Wie ungern, mein Theurer, ſpreche ich ſo von einem Bruder. Es war mir immer ſo werth einen zu haben, aber jetzt ſteigt oft, ſehr oft der Wunſch in mir auf: Hätteſt du ihn nicht, daß er nicht dein Unglück beförderte!

Gewiß, er haßt mich ſehr, ſagte Fauſt, mehr als ich es verdiene. Und ſeiner Denkungsart nach muß er mich haſſen. Ich muß ihm ein Dorn im Auge ſeyn, denn ich bin ſeinem Stolze im Wege.

„Nun erwiederte Karoline, ſo bin ich denn ſtolz auf Sie. Ich habe ihm das ſelbſt oft geſagt, daß ich es immer ſeyn würde. O er iſt jetzt hart. Er ſagt mir die beleidigendſten Reden. Er ſetzte mich unter die niedrigſte Klaſſe von Menſchen, wenn er nicht die Reinigkeit meines Herzens ungetadelt laſſen müſte. Aber er mag ſagen, was er will. Es ſoll mir einerley ſeyn. Ich bin ſo ruhig, ſo heiter, wenn ich daran denke, daß ich Ihnen Gerechtigkeit wiederfahren laſſe, und ich bin für mich ſelbſt ſo belohnt, wenn ich Ihre Liebe mir denke, daß alle Zufriedenheit der Seele, alle Güter und Glanz der Erden, mir nichts zu meinem Glücke zuſetzen können. Was ich entbehre, und was ich beweine, daß ich es entbehre, iſt die Liebe meiner Eltern. So vollkommen, wie ich ſie ſonſt hatte, habe ich ſie nicht mehr. Freylich Fauſt, könnte mir die Ihrige davor Schadloshaltung ſeyn, aber nennen Sie es Schwachheit, oder wie Sie wollen, es zerreißt mein Herz, das den Verluſt nicht tragen kann.“ Schwachheit! fiel Fauſt hier ein — O ſo muß ich dieſe Schwachheit bewundern, eine ſchönere kannte ich noch nie. Sie iſt auch nur für ein Herz, wie das Ihrige — Ja Karoline, könnte ich Ihnen ein Herz zurückgeben, und Sie erhielten die ganze Ruhe in dem Schooße Ihrer Eltern wieder, die Sie ſonſt hatten, ich thäte es, und ich lieſſe das Meinige brechen.

„Nein, Fauſt, ſo ſtark kann ich nicht ſeyn — Sie kann ich nie opfern — Kann mir es auch auf keine Weiſe denken, wie mir es möglich wäre. So wie ich jetzt würklich bey Ihnen bin, ganz das Glück fühle, die Ihrige ſeyn zu können, mich ſelbſt ſeelig nennen kann, daß mir ſo eine Zeit vom Schickſal gegönnt wird, ſo werde ich, wenn Sie weg ſind, freylich in weit ſchwächerm Maaße der Freude, aber doch immer mit heftiger Empfindung, fühlen, daß Sie der Meinige ſind, und wenn mir jemand käme, und ſagte: Es iſt ſein Glück, ſeine Wohlfahrt hängt daran, wenn Sie ihn laſſen, ſo würde ich ihm antworten: Nein, ich laſſe ihn nicht, er kann kein Glück haben, ohne mich. Ihm kann nicht wohl ſeyn, auſſer mit mir.“

„Und da würden Sie nichts als Wahrheit ſagen, Karoline. Aber Ihre Beruhigung, Ihre

Zufriedenheit, iſt nicht die Empfindung, die ich habe. Ich wünſche mehr, als mich mit dem Gedanken zu unterhalten, daß Sie mich lieben. Ich wünſchte lieber täglich dies von Ihnen ſelbſt zu hören, täglich dieſe theuren Zeichen davon zu ſehen.“

Und iſt das unmöglich? erwiederte Karoline. Ich will Sie nicht ohne allen Troſt weggehen laſſen, den ich Ihnen geben kann. Ich habe mir einen Liebhaber vom Halſe geſchaft, oder ich werde vielmehr es thun, der mir und Ihnen ſehr gefährlich war.

Sie erzählte hier die ganze Geſchichte mit Streuſand, die wir zu wiederholen für unnöthig halten. Sie ſetzte am Ende noch hinzu: Nun hoffe ſie, daß ſich keiner wieder melden ſolle, und wenn es auch wäre, ſo wäre ſie doch überzeugt, daß Ihr Vater gewiß vor keinem andern die Gefälligkeit haben würde, ſie zu zwingen.

Die Stunde war faſt verfloſſen, und traurig ſahe Fauſt auf ſeine Uhr. Nicht länger als eine Stunde ſeufzte er, und ach — ſie iſt ſchon dahin. Vielleicht kömmt ſie nimmer wieder, ſo ſüß, ſo ſchön. Wie lang werden nun die folgenden ſeyn, Karolinen fiel in dem Augenblick alle die Gefahr ein, die ſie heute Morgen erſchreckt hatte. Sie wolte lieber die angenehme Unterredung abbrechen, als ſich und ihren Geliebten ſo vielen Unruhen ausſetzen. Froh, daß es bis hierher ſo gut abgelaufen, denn von Karls Beſorgniſſen wuſte ſie nichts, ſagte ſie ſelbſt zu Fauſten: Sie wolle ſich nun von ihm trennen. Er möchte gleich nach Hauſe gehen, damit ihn hier niemand ſähe.

Ich bleibe acht Tage hier, fuhr ſie fort, und wer weiß, mein Lieber, wo es wieder eine Gelegenheit giebt, uns zu ſehen. Aber Morgen kömmt mein Vater, und vor dem hüten Sie ſich. Nehmen Sie meine heftigſte Liebe mit, nehmen Sie das Herz des Mädgens, das nur für Sie es will ſchlagen laſſen, und lieber ſoll es ſtehen, als daß es für einen andern ſchlüge. Meine Seele und meine Gedanken folgen Ihnen, und Sie ſollen mir immer vor Augen ſeyn. Nicht länger, mein Lieber, denn meine Angſt würde ſich mit jeder Minute vermehren. Für heute habe ich mehr Seeligkeit geſchmeckt, als ich je erwartet hätte.

Und auch ich mehr, ſagte Fauſt, und bekam den zärtlichſten Kuß zum Abſchiede. Die Vorſehung begleite Dich und mich, und unſre gerechte Sache wird dann gewiß noch glücklich geendiget. Meine Seufzer ſollen immer um Dich ſeyn, und mein Sehnen nach Dir, und wenn zuweilen ein heiterer Augenblick in Deinen trüben Tagen Deiner Seele zu Theil wird, ſo denke, es ſey ein Gedanke voll heiſſer Wünſche von Deinem Geliebten vor Dich —

Nicht länger Fauſt! ſagte **Karoline**, und verſchwunden war der liebe Jüngling vor ihren Augen.

Trübe ſchlich das Mädgen in den nächſten dunkeln Gang, und bedauerte, daß ſie Ihn nicht mehr hatte, aber froh war ſie, daß er ſicher wieder von ihr weg war. Sie bat den Himmel, auf ihre reine Liebe mit Wohlthun herabzuſehen, und es kam kein Vorwurf in ihr Herz, über das was ſie gethan hätte. Ich habe ihn zufrieden gemacht, ich habe mich beruhiget, ſagte ſie, und ich habe niemand Schaden gethan. Das iſt äuſſerſt unſchuldig. Es iſt kein Verbrechen.

Sie war nicht lange auf- und abgegangen, als Streuſand, **Wilhelm** und der **Baron**, auf ſie zukamen. Dem Himmel ſey Dank, daß er fort iſt, ſagte ſie noch einmal, und gieng munter auf ſie zu.

Der Major freuete ſich, ſie heitrer zu ſehen. Er ſchrieb es dem ſchönen Garten zu, denn er wuſte die Unterhaltung ihres Herzens nicht, die ſie ſo über alle Traurigkeit erhob.

Der Baron konnte ſich gar nicht darein finden, daß er ſie alleine traf. Das war ihm unvermuthet. Es währte lange, ehe er mit ihr allein ſprechen konnte, endlich gieng es. Ich konnte ſie nicht länger aufhalten, ſagte er, aber wie kömmt es, daß er noch nicht da iſt, es iſt ſchon ſpät. Nun iſt es beſſer, ſetzte er hinzu, um keinen Verdacht zu erregen.

Er iſt ſchon weg, ſagte das erröthende Mädgen, und ich habe eine vortrefliche Stunde mit ihm durchſchwatzt.

Schon weg! rief der Baron, und Wuth ſaß in ſeinem Geſichte, unterdeſſen daß ſie mit zur Erde geſchlagenen Augen ihm Dank ſtammelte, und ſeine Hände ihm drückte. Es war gut, daß ſie nieder ſahe, ſonſt hätte ſie ſeinen Grimm bemerkt, und er wäre verrathen geweſen.

Und wenn Du lieber Leſer dies alles zu enträthſeln wünſcheſt, ſo verweiſen wir Dich auf den zweyten Theil, wo wir nach unſern Kräften, Dir den unverfälſchten Reſt von des Helden Geſchichte vorſetzen wollen, wenn Du noch Luſt haſt, unſer Gaſt zu ſeyn, und iſt es Abend wenn Du dieſes lieſeſt, und Du legſt Dich zur Ruhe, ſo ſchlafe mit unſern beſten Wünſchen ein.

Ende des erſten Theils.

Fauſt der zweyte,

nicht Doktor,
nicht Schwarzkünſtler;
aber nahe an Beyden.

Eine Geſchichte neuerer Zeiten.

Zweyter Band.

Stettin,
bey Johann Siegismund Kaffke.
1783.

Fünftes Buch.

Enthält eine Haupt-Epoche in dem Leben Fauſts, nehmlich ſeine Annäherung zum Doktorhut, und deſſen Vernichtung.

Erſtes Kapitel.

Verbreitet Licht und Dunkelheit, ob es gleich nicht zuſammen zu beſtehen ſcheinet. Voran ein paar Worte an den Leſer.

Wir müſten die unwahrſte Unwahrheit reden, wenn wir behaupten wolten, daß wir die Feder zitternd in die Hand nähmen, um den zweyten Theil der Geſchichte unſers Fauſts anzufangen. Wir nehmen ſie vielmehr mit Vergnügen und mit der Ueberzeugung in die Hand, daß ein Theil unſerer Leſer mit uns gleich denkt. Und wir dachten, da wir mit Aufmerkſamkeit den erſten Theil wieder durchlaſen, daß Fauſts Begebenheiten in dieſem unterhaltend genug wären, und da wir den Stoff zum zweyten überſahen, daß deſſen Inhalt noch unterhaltender ſeyn würde.

Von mehr als dieſer Eigenſchaft unſers Buchs zu reden, verbietet uns die Beſcheidenheit, und es bleibt uns nichts übrig, als zu wünſchen, daß alle andere nöthige Eigenſchaften, um es lesbar zu machen, mit dieſer übereinſtimmend ſeyn mögen.

Im Punkt einzelner Ausfälle, die im vorigen Theile vorgekommen ſind, und in dieſem vorkommen werden, und worüber wir einige Anfechtungen leiden müſſen, haben wir nur das wenige zu ſagen: Wir wollen niemand beleidigen, aber wir können doch nicht umhin, hinzuzuſetzen: Wer AuAugen hat zu ſehen, der ſehe, und wer Ohren hat zu hören, der höre.

Und ſo gehen wir mit dem beſten Gewiſſen an unſre Arbeit, und fahren in dem Leitfaden den uns der Stoff unſrer Geſchichte giebt, fort. Es ſteht bey dem Leſer, es zu bedauren oder ſich darüber zu freuen, daß wir einen Rückmarſch anſtellen müſſen, der uns ſogar über die Zeit der Geburt des

Sterns, der in unſrer Geſchichte leuchtet, hinausſetzt. Die Urſache iſt dieſe:

Es war mit Fauſts Entſtehung nicht ſo richtig zugegangen, wie Doktor Schmuk zu beweiſen ſuchen muſte, als er die zwölf harten Thaler nebſt einem neuen ſchönen Haarbeutel, wie im zweyten Kapitel des erſten Buchs nachzuſchlagen iſt, erhielt.

Ohne den Doktor Schmuk alſo, durch die Auslegung ſeiner Meynung, die wir verwerfen, beleidigen zu wollen, müſſen wir mit Grund der Wahrheit ſagen, daß Fauſt ſeine vollen neun Monathe exiſtirte, da er zur Welt kam, und daß auch nicht ein Tag daran fehlte, und das zweyte, was wir erinnern müſſen, iſt, daß Trine und ihr Vater vielleicht an Meiſter Chriſtianen nie würden gedacht haben, wenn nicht die vorhergehenden acht Wochen eine, beyden, wenn nicht der ganzen Welt, merkliche Veränderung bey der künftigen jungen Frau hervorgebracht hätten.

Dieſe Veränderung muſte auf jeden Fall eine weſentliche Urſache haben, und ſo ſchwer es uns wird, etwas auf die Mutter unſers Helden zu bringen, was ihrem guten Karakter eben nicht viel Ehre bringt, ſo können wir doch dazu nicht ſchweigen, ſondern müſſen unſerm Leſer umſtändlich erzählen, wie dieſe Schwachheit ſich ereignete. Wir ſagen aber vorher denen jungen vorwitzigen Leckern, die ſich etwa auf dieſe Scene ſpitzen möchten, daß für ihren Schnabel hier nichts gewachſen, und wir können jeder Leſerin, die unſern Fauſt bis hieher ohne Widerwillen begleitet, verſichern, daß ſie nicht nöthig hat, dieſes Kapitel zu überſchlagen.

Wenigen unſrer Leſer und Leſerinnen wird es unbekannt ſeyn, daß es eine gewiſſe Art von Vergnügungen giebt, die man Masqueraden nennt, und ſollten ſie auch ſelbſt nie einer ſo glänzenden Mummerey beygewohnt haben, ſo haben ſie doch vom Hörenſagen einen Begriff davon. Eine Beſchreibung davon zu machen, würde vielleicht das Zwergfell eines manchen der gern lacht, zur Genüge erregen, aber es würde im Ganzen dieſer Art von Geſellſchaft keinen Nutzen bringen, ſondern es würde ſie vielmehr lächerlicher machen, als wir ſie wegen ihres mannigfaltigen Guten haben möchten. Wenn der Rechtsgelehrte den Aktenſtaub abſchüttelt, der Arzt ſeine Pillen vergißt, und der Kaufmann aus dem Buche der ſchlechten Bezahler ſich einmahl herausreißt, um die Fröhlichkeit ohne den Zwang zu genießen, den die Ungleichheit der Menſchen in andern Geſellſchaften hervorbringt, ſo iſt er in der That darum nicht zu verdenken. Wenn wir aber eine Geſellſchaft von Harlequins, Kolombinen, Aſterärzten, lächerlichen

Mota-

Notaren, u. ſ. w. darſtellen, und ſagen wollen, daß dieſes die Männer wären, die am Ruder des Staats arbeiteten, daß große Gelehrte, ernſthafte Kaufleute, und wohl gar eine Gemahlin eines Doktors der Theologie, der wir doch dieſe Freude gern gönnen, und dem Vorurtheile unſrer Welt dabey nicht beypflichten, darunter enthalten wären, ſo würde es Stoff zur Verläumdung geben, und das wollen wir vermeiden. Frey vor aller Welt behaupten wir, daß wir es für ein ſehr erlaubtes Vergnügen und jedem Theil daran zu nehmen, berechtigt halten, der im Stande iſt, es, ohne Misbrauch zu genieſſen.

Aber daß dieſer Misbrauch ſich nicht zuweilen finden ſolte, können wir nicht in Abrede ſeyn, und wir wollen, zu dem Ende ein Geſpräch hierher ſetzen, welches in Trinens Hauſe darüber gehalten wurde.

Trinens Vater ſaß eben mit einem ſeiner Mitrathsherren faſt ſo junggebacken wie er, und trank in bona pace, wie der Alte zu ſagen pflegte, wenn er zeigen wolte, daß er im Gymnaſio geweſen, ſein Glas Wein.

Seinen Mitzecher wollen wir Meiſter Steich nennen, und Trine war die dritte Perſon dieſes Geſprächs; zu welcher ſich noch eine vierte geſellete, die man Jungfer Hering nannte.

Der Alte. Heute iſt nun der erſte Ball, Meiſter Steig, da wirds luſtig hergehen. Ich habe dem närrſchen Dinge mahl zugeſehen, und ich thäts dies Jahr wieder, aber da unſer einer nun Rathsherr iſt, ſchickt ſichs nicht mehr wohl, da könnte man wohl mit Ehren und Reſpekt ſelbſt unter der honetten Geſellſchaft auftreten.

Trinen lachte das Herz im Leibe, wie ſie ihren Vater ſo reden hörte, denn ſie hatte noch nie ſeine Neigung bemerkt, weil ſie damahls nicht mit auf der Gallerie geweſen, als er da war. Sie hatte nie gewagt, etwas von ihrem Verlangen, dieſen Schauplatz der Fröhlichkeit zu beſuchen, ihm zu entdecken, und nun ſahe ſie im Geiſte die Erfüllung eines ihrer beſten Wünſche ſo nahe. Indeſſen verdarb Meiſter Steig ihr vieles von ihrem Plan.

Meiſter Steig. Ich wolte, daß der Henker die verfluchten Bälle holte. All unſer Creuz und Elend, alle unſre ſchlechte Zeiten, alles haben wir dem Teufelsfeſte zu danken. Da hat der Böſe recht ſein Spiel, da verführt er Weiber und Mädgen, da iſt der Ort, wo Pech und Schwefel brennen ſolte.

Der Alte. Nun, Gevatter, er iſt auch gar zu aufgebracht. Das iſt ſo ein Einfall, den ihm gewiß ſein Kaplan in den Kopf geſetzt. Die Herren wollen alles Vergnügen von der Welt verbannen. Sie glauben, woran ſie nicht Theil nehmen dürfen, das muß verbannt ſeyn. Und wer wehrts denn den Herren es mitzumachen. Kein Wort ſteht in der Schrift davon, daß ſie nicht mit den Fröhlichen fröhlich ſeyn ſollen.

Meiſter Steig hatte zuweilen von Trinens Vater einen freyen Trunk, und dies hätte ihn billig etwas gelaſſner in Anſehung des Widerſprechens machen ſollen. Wenigſtens erwartete Trine mit viel Sehnſucht, daß er den Satz ihres Vaters billig finden, und ſich von der Unſchädlichkeit des Balls, der ihr ſo ſehr am Herzen lag, überzeugen laſſen würde, und ſie verſprach ihm in ihren Gedanken dafür einen kleinen Vorrath in ſeinen Keller.

Aber Meiſter Steig war ſo ſehr nach altväteriſcher Art geſinnt, daß alles von der Leber muſte was drauf war, und wenn die Flaſchen wirklich ſchon vor ihm geſtanden, und er gewiß gewußt hätte, in welchem Falle ſie ihm entgehen würden, ſo würde er deswegen kein Wort weniger und kein Wort mehr geſagt haben. So gern er ein Glas Wein trank, und in deſſen Ermangelung beym berühmten Erfurter Stadtbier ſichs wohl ſeyn ließ, ſo hätte er doch lieber ſauren Kovent getrunken, als eine ſeiner Meynungen nicht zur Welt gebracht, wenn ſie ihm das Herz drückete.

Ich rede nicht von der Geiſtlichkeit ſagte er: Ich weiß wohl, daß die Herren ihre Fehler, ſo wie ihr Gutes haben, und ich reſpektire ihren Rock und ihr Amt. Da muß man wirklich das Böſe verdecken, und das Gute nur beybehalten. Aber was ich ſage, rede ich aus mir. Da wird alles aufgeputzt wie im Paradies. Muſik, Tanz, Augenweide bringt das Blut in Wallung. Was kann daraus Gutes entſtehen. Sauſen und Freſſen fehlt auch nicht. Ich laſſe mir das vor die Leute gefallen die einmahl lahmes Blut haben, und ſolcher Mittel bedürfen. Aber wenn man an Hausmannskoſt gewohnt iſt, und die Backen einem von Blut platzen möchten, ſo taugt das nichts. Und das iſt der Fall bey ſeiner Trine da.

Trinen fiel mit dem Strickſtrumpf aus ihrer Hand, eine Thräne aus den Augen. Von mir ſolſt du keinen Trunk mehr ſehen, alter Schadenfroh brumte ſie vor ſich.

Trinens Vater konnte nicht unterlaſſen, auf ſeine Tochter zu ſehen, allein, da ſie eben im Bücken begriffen war, bemerkte er ihr Weinen nicht.

Und warum denn eben meine Trine zum Beyſpiel, fiel er Meiſter Steigen ein.

Steig. Darum, Gevatter, weil mir das Mädchen juſt ſo ausſieht, als wenn ſie Luſt hätte, hinzugehen. Aber hör ſie, Trine, ſie iſt meine Pathe, und wenn ichs erleben ſolte, daß ſie ſich ſo von dem Böſen hinreiſſen ließe, ſo würde ich es verwünſchen, daß ich ſie dazu angenommen.

Trine drehete ſich mit dem Geſichte nach dem Fenſter. Der Vater merkte, daß das Geſpräch ihr unangenehm war, und wolte, weil er ſie aufs äuſſerſte liebte, es abbrechen. Laß er mir das Mädchen gehen, Gevatter, ſagte er, ſie iſt immer fromm und gut geweſen, und ſie wird es auch ferner ſeyn.

Meiſter Steig war weit davon entfernt, über etwas empfindlich zu werden, wenn es auch ſchon würklich etwas ſtichelndes hatte. Weil er ſelbſt dergleichen nie vorbrachte, ſo glaubte er auch, andere könnten keine Abſicht dabey haben, wenn ſie ſo etwas ſagten. Er ſuchte vielmehr jedes Wort, wovon er etwa dachte, es könnte ihm übel ausgelegt werden, gleich wieder zurückzunehmen. Er erwiederte alſo:

Wenn er glaubt, Gevatter, daß ich das Ding übel gemeynt habe, ſo irrt er ſich in der That, denn es war nichts weniger. Er weiß ja, daß ich für Trinen immer eine Zärtlichkeit gehabt, als wenn ſie meine Tochter wäre, und ich habe ja vor aller Welt geſagt, daß ich auf der Welt kein ſittſameres Mädchen kennete, als eben ſie. Aber warnen muß man jeden der einen lieb iſt, das erfordert die Chriſtenpflicht. Und wenns auch noch ſo ſittſam da zugienge, ſo weiß er ja wohl ſelbſt, wie viele Mädchen ſich den Tod ſchon zugezogen haben. Auf das Sauſen und Brauſen wird man ja erhitzt, denn trinkt man kalt, oder geht im kühlen nach Hauſe. Unſer einer kann ja nicht die Kutſche oder den infamen Tragſeſſel nehmen, wenn mans auch bezahlen wolte. Ich dächte immer, ich fiele mit meinem Korpus durch, wenn ich mich hineinſetzte.

Meiſter Steig hatte noch nicht ganz ausgeſprochen, als Jungfer Hering als Schäferin gekleidet ins Zimmer trat.

Da iſt ja gleich einer von den Narren, ſagte Meiſter Steig. Nun iſt meines Bleibens nicht mehr, ſetzte er hinzu, nahm ſeinen Hut, und nachdem er dem Alten die Hand herzlich gedrückt, und von Trinen für ſeinen herzlichen Abſchied mit einem Kopfnicken belohnt worden, ſo wandte er ſich noch zu Jungfer Hering, und ſagte: ſie thäte beſſer, wenn ſie die Naſe in ein Kochbuch ſteckte, als daß ſie in eine Geſellſchaft geht, wo ſie doch nur ausgelacht wird, und dann ſtolperte er ſeinen Weg nach Hauſe, ohne weiter an etwas zu denken, als wie er recht ruhig auf ſeinen Rauſch ausſchlaſen ſchlafen wolte, und ohne irgend etwas mit der kommenden Masquerade zu thun zu haben, oder während derſelben davon zu träumen.

Trine war herzlich froh, daß er ſich entfernt hatte, denn ihr ganzes Trachten gieng jetzt dahin, dieſe Luſtbarkeit, und zwar wo möglich noch denſelben Abend zu beſuchen. Dieſer Gedanke war beym Eintritt der Jungfer **Hering** rege geworden, und wütete wirklich in ihr bis faſt zur Raſerey.

Ohngeachtet ſie ohne dieſe Empfindung im Herzen, in dem Zuſtande in dem jetzt ihr Vater war oder wenigſtens zu ſeyn ſchien, ſich zu jeder andern Zeit nicht an ihm gewagt haben würde, ſo that doch dieſesmal die Begierde bey ihr mehr, als ihr natürlicher Muth.

Ich weiß auch nicht, ſagte ſie, was Meiſter **Steig** mit ſeiner Predigt haben wolte. Er iſt juſt ſo einer von denen, die einem keine Freude gönnen.

So tief Trinens Vater in Gedanken an dem Tiſch geſeſſen hatte, und das war immer der Fall, wenn er unzufrieden war, und da ſtörte ihn auch ſelten jemand, weil er dies einmal als eine große Beleidigung bekannt gemacht, ſo weckte ihn doch diesmal die Stimme ſeiner Tochter zu einem freundlichen Geſichte.

Es war nicht Laune, ſondern Nachdenken über alles geweſen, was Meiſter Steig ihm geſagt hatte, denn er war wirklich willens, dieſen Winter einigemal dieſe Luſtbarkeit mit zu beſuchen, und wurde von ſeinem Gevatter darin geſtört.

Auf das Geſicht ihres Vaters war Trine ſogleich aufmerkſam geweſen, und ſobald ſie dies freundlich ſahe, fuhr ſie in dem angefangnen Tone fort. Sie bat ihren Vater, er möchte ſich nicht an die Einfalt des altmodiſchen Steigs kehren, es giengen ſo viele die unter ſeinen Stand wären, dahin, und um das Vorurtheil auf friſcher That zu beſtreiten, ſolte er gleich dieſen Abend mit ihr in Geſellſchaft der Jungfer Hering dahin fahren.

Nichts iſt gewiſſer, als daß Trinens Vater dieſen Vorſchlag ſogleich würde angenommen haben, wenn der Gevatter nicht bey ihm geweſen wäre. Aber die Furcht ſich bey dieſem verhaßt zu machen, der den allgemeinen Ruf eines ehrlichen Kerls hatte, hielt ihn ab, für ſich dieſe Luſtbarkeit zu genieſſen. Seiner Tochter wolte er es nicht geradezu abſchlagen, ſondern ſuchte größtentheils aus wahrer väterlicher Empfindung alles was Meiſter Steig geſagt hatte, wieder vor, betheuerte aufs äuſſerſte, daß er in ihre Aufführung nicht den geringſten Verdacht hätte, ſondern ſchob alles auf das Gefährliche, was für ihre Geſundheit daraus entſtehen könnte.

Dieſe Einwendung ſchien nun beyden Mädchen nicht unüberwindlich, und ſie machten ſich daher gleich mit ſtürmenden Bitten an ihn, denen denn auch der Alte nicht widerſtehen konnte, ſondern ſeine Einwilligung unter der Bedingung gab, daß es äuſſerſt heimlich zugehen ſolte, damit der Gevatter keinen Wink davon bekäme.

Das wurde heilig verſprochen, und nun gieng es in der gröſten Geſchwindigkeit über Küſten und Kaſten, und Trine putzte ſich mit Hülfe ihrer Freundin ſo artig heraus, daß ſie keine der übelſten Figuren auf dem Balle zu machen gedachte, und auch würklich machte, wie wir in der Folge ſehen werden.

Alles was ihre Freundin ihr von der Herrlichkeit dieſes Aufenthalts geſagt hatte, war nichts gegen das, was ſie beym Eintritt empfand, und wir müſſen es geſtehen, daß wir ſelbſt wenig Scenen in der Welt gefunden haben, die ſo viel Eindruck bey ihrem erſten Anblick verurſachen, als dieſe Art von Luſtbarkeit.

Die glänzende Geſellſchaft die da zugegen war, die Erleuchtung durch einige hundert Lichter, der Wohlgeruch, die Muſik; kurz, Nahrung für alle Sinne zugleich war Trinen ein unbekanntes Gefühl

fühl geweſen, und ſie nahm es alſo auch ſo ein, daß ſie ihr Haus darüber ſo wie ihren Stand vergaß. Nur das einzige Verſprechen, ſich nicht zu entdecken, hielt ſie, und dies mehr aus Furcht, ihr Stand möchte ihr die öffentliche Verachtung zuziehen, die das Ungeheuer das Vorurtheil in ſolchen Fällen nur zu oft hervorbringt.

Indeſſen gieng Trine nicht lange unbemerkt umher. Ein Mädchen mit einer ſchönen Taille, einem ſaubern Anzuge, einem niedlichen Fuß, und meiſterhaft im Tanzen, war ein Gegenſtand, der, wenn er ſchon auf den ganzen hohen Adel, und dem Adel gleich ſeyn wollenden Ausſchuß der Bürgerſchaft keinen Eindruck machte, weil er ihnen unbekannt war, dennoch unter gewiſſen andern, die man Kaper der Unſchuld nennen kann, eine gewaltige Revolution hervorbrachte.

Man machte ſich alſo ſtark an Trinen, ſie kam nicht vom Tanzplatze, und ſie wurde aufs dringendſte gebeten, ihr Geſicht ſehen zu laſſen, denn man vermuthete mit Recht, daß es mit dem übrigen nicht kontraſtiren würde.

Da ſie aber niemanden mit dieſer Bitte Gehör gab, ſo führte ſie zuletzt ein Herr im rothen Domino aus dem Tanzſaale, that ſehr beſorgt, daß ſie ſich ermüden möchte, und erbot ſich eine halbe Stunde zur Unterredung mit ihr, die er ſo gut anzuwenden wuſte, daß das Feuer des Mädchens ganz wallete, und ſie ihm verſprach, mit ihm nach Hauſe zu fahren, um ein Geſicht ihm zu zeigen, welches ſie öffentlich nicht ſehen laſſen wolte.

O Trine! Du ſaheſt freylich durch einige Gläſer ſüßen Weins, alles was du thateſt im Lichte der Unſchuld, aber wäre dir der Gevatter in dem Augenblicke gegenwärtig geweſen, du würdeſt wenigſtens nicht ſo ſchnell in deinen Untergang gewilligt haben.

Trine ſtand jetzt in einem Fenſter allein, indeſſen der Domino den Wagen beſtellte. Vor ihr gieng in dieſem kritiſchen Zeitpunkte ein Mann vorüber, der ihr die Hand ſanft drückete und leiſe ſagte: Nehmen Sie ſich in acht. Es war ein Bekannter, hatte ſie erkannt, und hätte ſie gern von dem Verderben gerettet, was er voraus ſah, wenn er nicht ſelbſt ein heimlicher Zuſchauer hier geweſen wäre, dem es öffentlich ſich hier ſehen zu laſſen, keinen Ruhm gemacht haben würde, kurz, den das Vorurtheil auch unter ſeiner eiſernen Hand gefangen hielt.

Trine fuhr zuſammen, und wolte denken, aber ſie konnte nicht mehr. Indeſſen kam der Domino zurück, bemerkte etwa eine Schüchternheit, und ſo ſehr er willens hatte, gleich wegzufahren, argwohnte er doch einige Unzufriedenheit, ſchlug einen Tanz vor, dann ein Glas Punſch, und führte die Schöne mit triumphirender Zufriedenheit in Wagen.

Nach einer Stunde erſchien ſie wieder in dem Saale, und Fauſt war aus dem Chaos auf die erſte Stufe des menſchlichen Daſeyns gebracht.

Zweytes Kapitel.

Welches man nicht ganz ohne Rührung leſen wirt.

Trine kam in den Tanzſaal, um die verlorne Munterkeit wieder zu ſuchen. Sie tanzte mit ihrem Domino, allein ihr Tanzen war nicht mehr ſo lebhaft. Es hatte ſich eine Trägheit ihres ganzen Körpers bemächtigt, die ſie ungeachtet des Taumels in dem ſie war, unfähig zum Gefühl der ganzen Freude machte, die ſie vorher genoſſen.

Wenn man ihr jetzt die Larve würde abgezogen haben, ſo würde man geſehen haben, daß ſie geweint hatte. Wüſte doch jedes Mädchen ſich die Empfindung vorher lebhaft zu machen, die gleich nach einem ſolchen Vergehen folgt, ſo würden viele nicht fallen.

Gute Seelen! Ihr die ſchönſten Werke der Schöpfung, ihr ſeyd die glänzenden, die verehrungswürdigſten, ſo lange Unſchuld bey euch iſt. So wie wir uns entzückt freuen können, wenn wir die ſchöne weiße Lilie unter einer Menge farbigter Blumen ſchimmern ſehen, ſo wie wir ſie als das Meiſterſtück bewundern, ſo bewunderte der Schöpfer ſein Werk, als er das Weib ſchuf, ſo war ihre Unſchuld ihre Weiſſe, ihr Glanz ihr Zauber. So ſucht noch jetzt der Beobachter der Menſchheit unter den Geſichtern die das Verderben zeichnet, die Miene der ſeligen Unſchuld, die er, der euch ſchuf, euch allen gab, und bewundert ſie, wenn er ſie findet. Und hier betrügt uns keine Larve der Verſtellung. Wir ſehen durch ſie ins Herz, und ſie trügt nie. Aber der Augenblick, da ihr fallt, macht euch kenntlich. Weg iſt es von euch, das Zeichen, was den reinen Engel uns darſtellte, der Blick der ſeligen Unſchuld in eure Augen gelegt, wie wenn der weiſſe Punkt verwiſcht wird, mit dem der Mahler ihm das Feuer gab.

Tretet alle auf, ihr Töchter Evens, die der Schwachheit untergelegen, und ſprecht, ohne zu heucheln. War es euch nicht, als ob die Laſt der Welt auf euren Schultern läge, da ihr die Reinigkeit des Herzens verlohrt? War es nicht, als ob ihr aus einem Himmel in einen Abgrund ſtürztet? War es nicht als ob der Engel mit dem flammenden Schwerdte euch aus dem Paradieſe verbannete? Weintet ihr nicht Thränen, wie ihr ſie nie weintet? Und wenn ihr hart genug waret, nicht zu weinen, war es nicht das Gefühl eines verlornen nie wiederzubringenden Guts, was Muth und Blut in euch unterdrückte? Und wenn ihr das Gefühl wenige Minuten vorher gehabt hättet, würde eure Seele ſich nicht widerſetzt haben, das Kleinod zu opfern, in dem euer ganzes Glück beſtand? Was würdet ihr gegeben haben, es wieder zu erkaufen? Sind euch nachher Welt und Schätze dagegen vergleichbar?

Liebenswürdige Seelen? Ihr, die ihr es noch wißt, was Reinigkeit des Herzens iſt, mahlt euch das ſchrecklichſte Bild von dem Verluſt derſelben, und ihr könnt es nicht ſchrecklich genug mahlen. Nehmt jeden Schritt zurück, der euch nur dahin zu führen ſcheint, daß ihr euch zur geringſten Kleinigkeit vergeſſen könntet. Wißt, daß aus dieſer erhaltenen Unſchuld tauſend andere Tugenden entſpringen, die euch vollkommen, die euch zu Muſtern des weiblichen Geſchlechts machen. Wißt, daß auf die verlorne Unſchuld eben ſo viel Laſter und Vergehen folgen, die euch verachtungswürdig machen. Seht jeden Menſchen, es ſey ein Mann, oder er ſey eures Geſchlechts als eine Peſt an, ſobald

bald ſie euch einen Weg zeigen wollen, der nicht zu ihrer Erhaltung führt. Laßt euch ja nicht von dem Gedanken bethören, daß es nicht ſo viel mit dieſem Verluſt zu bedeuten habe, daß es Schimäre ſey. Hört mitten im Genuſſe eines Vergnügens auf, ſobald ihr merkt, daß es euch zu einem Gedanken hinreißt, der eurer unwerth iſt.

O wie ſchön iſt es, wenn man nach allem Ungemach, das einen den Tag über gedrückt, am Abend die Ruhe ſuchen, und ſagen kann: Ich habe ein reines Herz. Und wenn ihr dieſes nur jeden Abend thut, nicht vergeßt, was ihr für ein Gut beſitzt, ſo wird euch der Gedanke von einem Tage zum andern fortgepflanzt, allemal wachſam erhalten. Ihr werdet das Bild der Gottheit bleiben, und ſelbſt die Gefallenen werden euch verehren müſſen.

Wir kehren nach dieſem Ausbruch unſrer Liebe zur Unſchuld wieder zu der unglücklichen **Trine** zurück, die wie ein verirrtes Schaaf umher gieng, und nicht wuſte, was ihr fehlte, weil ſie ihres Denkens nicht ganz mächtig war. Ihr Verführer ſuchte zwar alle Mittel hervor ſie aufgeräumt zu machen, aber es war, als wenn der Wein an ihr ſeine Kraft verloren, und der Tanz ihre Adern nicht mehr ſtärker ſchlagen ließ.

Der Unmuth verfolgte ſie, und ſie kam mit ihrer Freundin zu Hauſe, ohne ihrem Liebhaber, von dem ſie ſich wegſchlich, geſagt zu haben, wer ſie wäre.

Trinens Vater hatte ſich noch nicht niedergelegt. Er muſte ſein einziges koſtbares Eigenthum erſt wieder in Sicherheit wiſſen. Er hatte die Stunden ängſtlich gezählt, eine Flaſche über die andere zu ſich genommen, und er würde doch die Zeit nicht haben tödten können, wenn er nicht zu einem Buche gegriffen, das ſeit langer Zeit unangerühret bey ihm gelegen. Es war des weltberühmten Doktor Fauſts Leben, und er las mit viel Emſigkeit darin, ohne zu wiſſen, wie nahe ihm dieſer Name in eben der Stunde gelegt werde.

Er warf es aber gleich hinter den Ofen, als ſeine Trine hereintrat.

Dieſer konnte zu ihrem Unmuth kein größerer Zuſatz kommen, als daß ſie auch ihren Vater noch um ſeine Ruhe gebracht, und ſo viel Mühe ſie ſich gab, ſich heiter zu ſtellen, ſo ſahe der Alte doch den Unmuth auf der Stirn, und ſeine erſte Frage war, ob es ihr nicht gefallen? Es zu ſagen, daß es ihr nicht gefallen, wäre theils Unwahrheit geweſen, theils hätte ſie ihn damit gekränkt, alſo wurden Müdigkeit, Kopfſchmerz und was dergl.

mehr war, jetzt lauter Entſchuldigungen ihres gebeugten Herzens.

Er bat ſie ängſtlich, ſich niederzulegen, und beſorgte ſehr zärtlich, daß die Prophezeyhungen ſeines Gevatters in Anſehung ihrer Geſundheit wahr werden möchten. Hätte er aber in dem Augenblick gewußt, daß ſie es in Anſehung der Unſchuld ſchon geworden, ſo wäre er vielleicht todt zu ihren Füßen niedergefallen, denn er hatte es ſtark willens, ſie weit über ihren Stand zu verheyrathen.

Jungfer Hering, die zum Glück von der ganzen Verſchwindung nichts gemerkt, ſchrieb die Unzufriedenheit Trinens auch auf die Ermüdung, und wünſchte ihr in der Hofnung eine gute Nacht, daß ſie ſie morgen wieder ganz aufgeräumt antreffen würde.

Trine brachte ihren Vater zu Bette, und gieng in ihr Schlafzimmer, ſetzte ſich hin, um nachzudenken, was ſie gethan, aber ihre Augen fielen zu. Sie war von der Seite der Seele und des Körpers geſchwächt, und ſie ſchlief ein, ſich ihrer unbewußt.

Aber am Mittag erwachte ſie. So war ſie noch nie erwacht. Immer heiter war ihr erſter Blick in die Morgenröthe geweſen. Noch nie hatte ſie den erſten des Tages in die helle Sonne gethan, und jetzt war er trübe. Sie dachte ſich ſeit der Betäubung von geſtern zum erſtenmale, und ein Strom von Thränen war die Folge davon.

Trine wuſte ſehr gut was ſie verlohren hatte. Sie hatte bisher auf Sittſamkeit, wie auf einen güldenen Schatz gehalten, und ſie kam ſich ſo elend vor, wie wir oben ſagten, daß ſich alle vorkämen, die ſo gefallen wären. Dazu kam, daß ſie würklich krank war.

Ihr Vater überraſchte ſie im Weinen.

Trine hatte nach ſo vieler Erfahrung vom Unrecht, auch ſchon eine Folge deſſelben geerbt, und das war die Verſtellung. Es fuhr ihr, da ſie ihren Vater ſahe, durch die Seele, daß ſie alles verheelen müſte, und ſie gab ſich alſo krank bey ihm an, und der Vater trauerte darüber.

Wie Trine wieder allein war, dachte ſie nach, ob der Fehler auf keine Art wieder gut zu machen wäre. Schwachheit war er, und ihr Vorſatz war nicht übel, dieſer Verführung ſich nie wieder auszuſetzen. Er beruhigte auch ſie ſelbſt, und ſie würde wieder heiterer geworden ſeyn, wenn ſie nicht tägliche Anfälle ungewohnter Unpäßlichkeiten geſpürt hätte. Ihre Unruhe, ihre Bläſſe und ihre Schwermuth entgiengen dem Vater nicht, aber ſie ſchlug hartnäckig aus, ſich einiger Mittel wider die Krankheit zu bedienen.

Sie vermuthete ihr ganzes Unglück, und ſie weinte in der Stille. Eine Nacht, ja ein thörichter Augenblick hatte ſie um alles Glück ihres Lebens gebracht.

Sie dachte nun auf nichts mehr, als einen Mann zu kriegen, damit wenigſtens ihr Schickſaal nicht noch wäre, ihren Vater durch eine öffentliche Beſchimpfung unter die Erde zu bringen. Sie muſte, um dies zu bewerkſtelligen neue Pfiffe, Folgen ihrer Schwachheit, zu Hülfe nehmen. Ohne auf das Wohl der Zukunft zu denken, ſuchte ſie nur einen einfältigen, und in Meiſter Chriſtianen fand ſie ihn. Ihr Charakter wurde jetzt ſo unleidlich, daß ſie ſich in den wenigen Wochen den Namen des eigenſinnigſten Mädchens erwarb.

Wie ſie es bey Frau Chriſtinen dahin gebracht hatte, daß ſie um ſie anhielt, wolte der Vater gar nicht. Er ſtellte ihr ſeine Dummheit, ſeine Armuth, ſeinen Stand, die weit beſſern Parthien vor, die ſie haben könnte, aber alles umſonſt. Mit Thränen bat ſie um Chriſtian.

Endlich merkte der Alte Unrath und nahm ſie ernſtlich vor, und Trine geſtand. Mit welcher Gemüthsbewegung vermögen wir dem Leſer nicht zu ſchildern. Vierzehn Tage gieng der Alte umher und ſeufzete, und in dieſen Tagen wurden ihre Augen nicht trocken. Beyde waren ein klägliches Beyſpiel, was für ein Uebel der Verluſt der Unſchuld eines Mädchens für ſie und die ihrigen iſt.

Endlich gab der Vater die Heyrath zu. Beyde wurden aber nicht ehe zufrieden geſtellt, bis Dokter Schmuck die Sache ins Gleis brachte, da der Alte den Fehltritt vergaß, und die Tochter froh war, wenigſtens ehrlich zu ſcheinen.

Drittes Kapitel.

In welchem uns der Leſer wieder auf das Luſtſchloß, und ſo weiter begleiten wird.

Des **Barons** Wuth konnte ſich nicht lange in ſich ſelbſt verbergen, er eilte alſo zu ſeinem Bruder, dem er unvorſichtiger Weiſe ſeinen ganzen Plan mitgetheilt hatte, und von welchem er leicht den unglücklichen Ausgang dieſes Plans herleiten konnte.

Karl war auch diesmal die Urſache von Fauſts Rettung, und das durch eine Kleinigkeit, denn anſtatt ihm zu ſagen, daß er um fünf Uhr erſcheinen möchte, beſtellte er ihn um vier Uhr, und band es ihm ſo eifrig ein, nicht über eine Stunde zu verziehen.

Wenn man einen guten Ausgang einer Sache wünſcht, ſo glaubt man ihn gemeiniglich. So gieng es Karl, und er wurde erfüllt, weil das Glück den Liebenden beyſtand. Denn ſehr zu glauben war es, daß der Baron auch Karolinen die Stunde nicht eher als Fauſten beſtimmt haben würde. Allein dieſe war um vier Uhr ſchon allein, weil der Baron es unternommen hatte, Streuſand und Willhelm zu einer Parthie Billiard zu verleiten, bis es etwas kühler im Garten wäre.

Dieſes, welches eine wahre Entſchuldigung für Karolinen hätte abgeben können, konnte ihr unruhiges Gemüth nicht abhalten. Sie gieng gleich in den Garten, und dachte über die Handlung nach, die ſie zu thun willens war, wurde aber bald durch die ſchon vorgetragene Zuſammenkunft darin geſtört.

Es war kaum eine Stunde nach dieſer Zuſammenkunft verfloſſen, als der Baron bey ſeinem Bruder erſchien. Da Karl die Wuth ſchon in ſeinem Geſichte ſahe, kam er ihm in dem Ausbruche derſelben zuvor, geſtand gleich, was er gethan, und entſchuldigte ſich damit, daß er einem Freunde wie Fauſt ihm es ſey, unmöglich unangenehme Stunden machen könnte.

Der Baron ſchloß aus der Feſtigkeit, mit welcher ſein Bruder ſprach, daß er nichts bey ihm ausrichten würde. Er bereuete den übereilten Schritt, den er gethan, ſagte Karln verſchiedene Unannehmlichkeiten, die wir zu wiederholen für unnöthig halten, und gieng mit einem Fluche hinaus, der die Abſicht hatte zu beweiſen, daß er ernſtlich an Fauſts Untergang denken wolte.

Die ganze folgende Nacht, dachte er darauf, dies auszuführen, und die neuerſonnene Bosheit beſtand darin, daß er durch Karolinens Hülfe ihn in die Stadt locken, und ihm ein Traktament bereiten wolte, wie es Wilhelm Fonden ehedem zubereitet, und ſeine Maasregeln waren nicht ſo unrecht.

Karl erzählte dem entzückten Fauſt, was er zu ſeiner Sicherheit beygetragen, und da dieſer keine Möglichkeit fand, den Baron zu entſchuldigen, ſo glaubte er, dankte ſeinem Freunde, bedauerte aber doch im Herzen, daß er nicht den Baron auch für den unwillkührlichen Dienſt dankbar ſeyn könnte, den er ihm geleiſtet

Am andern Morgen bekam der Major die Nachricht, daß Seeliſt krank geworden, und ertheilte ſie Karolinen ſogleich mit. Der ganze

Plan des Vergnügens wurde dadurch gehemmt, und ob es gleich nur ein kleiner Anfall war, ſo war doch **Karoline** zu ſorgſam, als daß ſie nicht gleich zurück hätte wünſchen ſollen, und die Anſtalten zur Abreiſe wurden gemacht.

Aber **Karoline** vergaß auch ihren **Fauſt** nicht ſo ſehr, daß ſie ihm nicht hätte ſollen Nachricht von ihrer ſchleunigen Abreiſe geben. Sie ſchrieb ihm in einigen Zeilen, daß er auf öftere Briefe von ihr rechnen ſolte, deren Antwort ſie allemal durch des **Barons** Hände richtig bekommen würde.

Sie gieng in des **Barons** Zimmer, fand ihn aber nicht. Nun ſuchte ſie ihn im Garten, wo ſie ihn ebenfalls nicht antraf. Sie kam dadurch auf die Gedanken, daß er vielleicht die Nachricht eher erhalten, und ſchon zu ihrem Vater gereiſet wäre. Sie wuſte nicht, was ſie machen ſolte, als ihr der Gärtner entgegen kam. Ihre entſchloſſene Ueberlegung verließ ſie ganz, und ſie gab ihm das Billet, mit Bitte, es in **Fauſts** Wohnung, die er ihr geſagt, zu bringen, und ſie wolte hier die Antwort erwarten.

Kaum war der Gärtner fort, als die Sache von einer ganz andern Seite von ihr betrachtet wurde. Sie warf ſich nun ihre Unbeſonnenheit bitter vor. Es ließ ſich zwar nicht gewiß beſtimmen,

men, aber doch muthmaßen, daß der Gärtner eine Kreatur vom Major war. Er konnte aber auch ehrlich genug ſeyn, und ſie konnte dennoch beym Empfange des Billets überraſcht werden. Sie konnte nicht auf ihr Zimmer gehen, denn der Gärtner würde ihr dahin folgen. Sie trauete ſich nicht recht im Garten zu bleiben, kurz, ſie fühlete die Folgen eines böſen Gewiſſens, wegen einer Handlung, die, in Anſehung ihrer kindlichen Pflicht, Ungehorſam war.

Doch muſte ſie das beſte erwählen, und aushalten. Der Gärtner kam auch nach einer Viertelſtunde wieder, und brachte Antwort. Er war nicht allein kein Vertrauter des Majors, ſondern wenn er es auch wirklich geweſen wäre, ſo würde doch das unſchuldige Anſehen **Karolinens**, und ihre ſchmachtende Bitte an ihn, ihn bewogen haben, ſein eignes Intereſſe einmal aus den Augen zu ſetzen.

Karl, des **Barons** Bruder, hatte auch in den Augen des Mannes Ehrlichkeit bemerkt. Er hatte ihm ſo viel zu wiſſen gethan, als ihm nöthig war, und dadurch ſein Vertrauen und das Verſprechen von ihm erhalten, inskünftige alles zu beſtellen, was man ihm auftragen würde.

Karoline nahm den Brief mit Heftigkeit dem Gärtner ab, belohnte ihn reichlich, erſchrack aber auch nicht wenig, als er ſich erbot, fernere Beſtellungen anzunehmen. Sie erröthete, wie ſie ihm antwortete, wenn ſie es nöthig hätte, würde ſie ſich deſſen bedienen, und ſie mit der kränkenden Vermuthung von ihm, daß ein Menſch in der Welt wäre, der ſchlecht von ihrer Denkungsart urtheilte, denn noch wuſte ſie nichts von ſeiner Unterredung mit Karl.

Fauſts Brief den ſie auf ihrem Zimmer erbrach, beruhigte ſie über den Punkt, aber er ſetzte ſie in eine noch weit größere Verlegenheit wegen des Barons, den ſie nun abermals als einen Verräther kennen lernte. Sie konnte ſich das mürriſche Weſen nun erklären, welches er den ganzen geſtrigen Abend angenommen, und ſie machte jetzt ihre eignen Bemerkungen, die wir nicht ganz übergehen können, weil ſie Einfluß auf ihre künftige Entſchlieſſungen hatten.

Wolten wir unſere Karoline nicht nach dem Leben, ſondern wie eine gewöhnliche Romanheldin ſchildern, ſo würden wir ſie ohne alle Schwachheiten müſſen erſcheinen laſſen. Aber da ſie das nicht ſeyn ſoll, ſondern blos Kopie des wahren Originals, ſo werden uns unſere Leſer nicht verargen, wenn wir ſagen, daß ſie ſich jetzt vornahm, allen Kabalen entgegen zu arbeiten, die man wider ſie ſchmiedete.

Sie hatte, wie der Leſer ſchon weiß, einen völligen Begriff vom kindlichen Gehorſam, und die Ausübung deſſelben war ihr auch nicht ungewohnt. Allein ſie ſahe hier nicht ohne Grund, daß ihre Eltern, ihr Vater wenigſtens, wider ſie eingenommen wäre, oder doch mehr von ihrem Bruder und dem Major, als er es ohnunterſucht ſeyn ſolte.

Sie konnte alſo ihr offenbares Unglück vor Augen ſehen, wenn ſie ſich jetzt blindlings dem Willen ihres Vaters überließ. Sie glaubte einige Rechte zu haben, die ihr in Anſehung ihres künftigen Glücks allein zukämen, und die ſie alſo für ſich vertheidigen muſte.

Und dies war es, was ſie jetzt thun wolte. Sie glaubte ſich nicht allein einen Dienſt damit zu thun, ſondern Fauſten, deſſen edles Herz ſie aufs neue kennen lernen, ihn ſchuldig zu ſeyn.

Sie gieng mit dieſen Ueberlegungen um, als der Baron hereintrat. Er hatte mit Tages Anbruch einen Boten in die Stadt geſchickt, und Hond heraus beſchieden, und mit dieſem war er eben im Geſpräch wegen Fauſts Anwerbung, als ihn **Karoline** ſuchte.

Man wird ſich wundern, daß der Baron, als Honds ärgſter Widerſacher, eben dieſen zu Hülfe nahm, allein er hatte verſchiedene Urſachen dazu.

Einmal hatte er gemerkt, daß Hond durch ſeine gute Aufführung viele Freunde ſich erworben, und da erwartete er nichts Gutes, wenn er einmal höher ſteigen ſolte, und dies konnte erneuerte Freundſchaft leicht hindern.

Die andere Urſache aber war, weil er wuſte, daß es keinen ärgern Feind von Fauſten gabe, und er alſo die Sache nicht ſicherer anbringen konnte.

Hond verſprach ihm, was er wolte, wenn er ihm eine Unterofficierſtelle verſchafte. Darauf gieng der Baron hin, ſein Frühſtück bey den übrigen zu nehmen, und erfuhr da die beſtimmte Rückreiſe, die ihm gar nicht ungelegen war. Da er auch bey der Gelegenheit auf andere Dinge kam, ſo ſprach er vieles zu Honds Beſten, und vermochte den Major leicht, daß er die Stelle für dieſen verſprach, denn Streuſand war noch voll Wonne von dem geſtrigen heitern Tage mit Karolinen.

Voll Zuverſicht trug der Baron dieſer ſeine Meynung vor, daß ſie Fauſten ſchreiben möchte, er ſolte in die Stadt kommen.

Aber die erſte Folge ihrer Ueberlegungen war, daß ſie ſich gegen ihn ganz verſtellte, und behauptete, die geſtrige Gefahr hätte ſie ſo ſchüchtern gemacht, daß ſie es eine Zeitlang wolte anſtehen laſſen, welches der Baron unter der Hofnung, daß ſich die Gelegenheit ſchon beſſer finden würde, gut ſeyn ließ.

Die zweyte Folge war, daß ſie mit dem Gärtner die Abrede nahm, ihr alle Woche Blumen in die Stadt zu bringen, um ihre Briefe auf dieſe Art zu beſorgen.

So reiſte ſie vom Schloſſe, und hatte ſich, ohne daß ſie wuſte wie, in einen der gefährlichſten und ihrem Rufe höchſt nachtheiligen Handel eingelaſſen.

Streuſand fertigte gleich nach ſeiner Zurückkunft Honds Patent aus, und eilte dann wieder zu ſeiner Karoline, die er zwar vergnügt antraf, weil ihres Vaters Krankheit nicht viel zu bedeuten hatte, aber doch etwas merkte, was ihm nicht ſo ganz angenehm war.

Viertes Kapitel.

Was Streuſand merkte, und wie Karoline ihren Plan gegen ihn fortführte.

Wie Karoline in die Stadt zurückkam, und nur einige Worte mit ihrem Vater geſprochen, welmeldete man ihr, daß eine Dame mit einem Kinde ſchon zweymal da geweſen. Sie muthmaßte gleich wer es geweſen, und ſchickte zu Bearen.

Dieſe war ganz reiſefertig. Sie hatte nach Karolinens Entfernung ſelbſt dem Entſchluſſe näher nachgedacht, und ihn gut befunden. Sie wünſchte alſo nun nichts mehr, als bald ihren Zweck zu erreichen, und ſie eilte daher zu ihrer mitleidigen Wohlthäterin. Sie wurde auf das beſte empfangen, und nahm, nach einer viertelſtündigen Unterredung, von ihrer Amalie ſowohl, als von der vieldenkenden Karoline, einen thränenvollen Abſchied. Dieſe hatte ſie mit allen verſorgt, was ihr nöthig war, und die feyerliche Verſicherung gegeben, Amalie ſolte wie ihre eigne Tochter behandelt werden.

Amalie, ohngeachtet nur drey Jahr alt, hatte von einer ſo herrlichen Mutter ſchon viele Vollkommenheiten, unter andern aber eine feſte Zufriedenheit für alles, was ihre Mutter von ihr verlangte. So hatte ſie ihr auch nur geſagt, ſie müſte ſo lange bey Karolinen bleiben, bis ſie wiederkäme, und die kleine gute Seele ergab ſich darein, und weinte nur dann, als ſie ihre Mutter weinen ſahe. Als dieſe weg war, ſchmeichelte ſie Karolinen wie ihrer Mutter, und erwarb ſich dadurch ihre völlige Gunſt.

Sie

Sie ſtellte ſie ihren Eltern vor, und beyde nahmen das Kind mit Entzücken auf. Seeliſt ſagte es ſeiner Tochter ins Geſicht, daß er ſtolz auf dieſe Handlung von ihr wäre, und dieſe wünſchte nur, daß ſie zu ihrer Rettung ausſchlagen möchte.

Wie man ſich ſo mit dem Kinde beſchäftigte, trat **Streuſand** ins Zimmer. Er grüßte alle und achtete anfangs nicht auf das Kind, bis er ſich ſetzte, da ſie nach ihrer Gewohnheit zu ihm gieng und ihm die Hand küßte, wie ſie allen Fremden zu thun bey ihrer Mutter gewöhnt war.

Streuſand küßte ſie davor auf den Mund, aber er erblaßte zugleich. **Karoline** ſaß ihm gerade gegenüber, und konnte ſowohl ihn als Amalien ſehen. Sie bemerkte jetzt mehr, als vorher, die auffallende Aehnlichkeit mit der Mutter, und erklärte ſich ſeine Empfindung. Er hatte einige Minuten nöthig, ehe er ſich erholte.

Dann frug er aber mit einiger Feſtigkeit: Wem dieſer angenehme Beſuch zugehöre, und bekam die Antwort von **Karolinen**:

Es iſt kein Beſuch. Es iſt jetzt meine Tochter, denn ihre Mutter hat ſie verlaſſen muſſen, weil ſie ſich mit erzürnten Eltern zu verſöhnen wünſcht.

Während der wenigen Minuten die der Mann zur Erholung nöthig hatte, hatte er aber auch Feſtigkeit genug geſammlet, und ob er ſchon den Zuſammenhang der Sache von einer andern Seite betrachtete, ſo ſahe er doch mögliche Folgen davon ein, und ſo gleichgültig er ſich nun äuſſerlich ſtellte, ſo kochte es in ſeinem Herzen, dieſe zu vereiteln.

Er machte Karolinen einige Schmeichelenen wegen der Güte ihres Herzens, ſprach eine halbe Stunde von gleichaültigen Dingen, und gieng dann mit dem unruhigen abſtracto, welches er ſich gemacht, weg.

Dies war kein andres, als, weil Karolinens wohlthätige Denkungsart allgemein bekannt war, daß ſich Beate an ſie gewandt, und um Hülfe gebeten hätte. War dies der Fall, ſo konnte er auch ſicher ſchlieſſen, daß Beate ſeiner nicht erwähnt habe, denn er kannte die großmüthige Geliebte, deren er ganz unwerth war.

Was er vornahm werden wir weiter unten hören.

Die Lage in welcher Karoline mit ihren Eltern war, war auch ganz eigen. Von der gegenſeitigen Liebe hatte ſich nichts vermindert, wohl aber von der Vertraulichkeit. So ſehr Karoline davon entfernt war, eine Verbindung mit Streuſand einzugehen, ſo gewiß war der Gedanke ſchon bey den Eltern feſt. Aber da jeder des andern Widerwillen gegen ſeine eigne Meynung wuſte, ſo wolte ſich der eine Theil aus Ehrfurcht, und der andere aus Zärtlichkeit nicht ehe erklären, bis die äuſſerſte Noth es erforderte. Verſteckt aber dachte doch jeder auf Mittel, ſeine Meynung zum voraus geltender zu machen.

So wolte Karoline auch die Gelegenheit nicht entwiſchen laſſen, ihrem Vater einen Vorſchmack von dem zu geben, was er in Anſehung ſeines erwähnten Schwiegerſohns zu erwarten hätte.

Wenn das Kind ſeinen Vater kennen dürfte, ſo würden wir vielleicht einen auffallendern Auftritt jetzt gehabt haben, ſagte ſie, als Streuſand hinaus war.

Es war nicht ſchwer, hier durchzudringen, und Seeliſt hatte es kaum gehört, als er mit nicht wenig Heftigkeit ſie anrief: Weißt du, daß er der Vater iſt? Es war der Ton nicht ganz frey von Bitterkeit, mit dem er es ſagte, allein er nahm auch gleich wieder einen andern ſanftern. Irre dich nicht Karoline, fuhr er fort. Die Beſchuldigung iſt hart, denn Streuſands Kind ſolte wohl keiner Wohlthat bedürfen.

Ich wolte es ihm noch verzeihen, erwiederte Karoline, ohne ſich aus ihrer Faſſung bringen zu laſſen, wenn er ſie nur der Mutter nicht bedürſen lieſſe. Sie ſolte ihm ungleich näher angehen, denn er hat ſie ganz unglücklich gemacht. Es war beleidigte Unſchuld und Tugend, die Hülfe bey mir ſuchte.

Das hätte ich dem Manne nicht zugetrauet, ſagte Seeliſt, und legte ſeinen Kopf wieder aufs Küſſen. Karoline fuhr auch nicht fort, denn da ſie öffentlich noch keinen Antheil an Streuſand hatte, ſo wolte ſie auch nicht verrathen, daß dieſe Sache von ihr eingefädelt wäre, um dieſen möglichen Antheil zu vernichten. Auch ihr Vater dachte dies nicht, aber das dachte er, daß dies mehr als Schwachheit von Streuſand wäre, und er ſahe nun nicht ein, warum er ſeine Tochter nicht rechtfertigen ſolte, wenn ſie etwas wider ihn einzuwenden hätte.

Karolinens Mutter war es willkommen. Sie litt in ihrer Seele über den Gedanken, daß ihre Tochter gezwungen werden ſolte. Sie war in der Denkungsart von Fauſt mit der Baroneſſe gleicher Meynung, und wenn es auf ſie angekommen wäre, ſo hätte ſie den jungen Menſchen nicht aus der Nähe gelaſſen, um, wenn er ihrer Tochter nicht würdig wäre, ihn dazu zu machen.

Fünftes Kapitel.

Welches noch eine andere Scene dieſes Tages darſtellt.

Hond erhielt noch vor dem Mittagseſſen die Ausfertigung, die Streuſand ihm verſchaft, und er war darüber kindiſch froh. Er war mit ſeinem Beutel ſo vorſichtig zu rathe gegangen, daß er noch Mittel genug darin ſahe, es bis zum Officier zu bringen, und dann that ſich ihm ein weites Feld auf, wo er nie Mangel leiden konnte, und das war das Spiel, worin er Meiſter war, welches er aber in ſeinem jetzigen Stande nur zu ſeinem Nachtheil würde haben brauchen können. Zum erſtenmale ſtieg ein Funke von Dankbarkeit gegen den **Baron** in ihm auf, und da dieſer ſich noch mit Bitterkeit gegen Fauſt vermiſchte, ſo eilte er zum **Baron**, und dankte ihm nicht allein mit lebhafter Wärme, ſondern verſprach zu thun, was in ſeinen Kräften ſtände, um Fauſten gänzlich zu vernichten, das hieß in Honds Seele ihn ſo elend zu machen, daß er ſeines Lebens in ſich überdrüßig würde.

Der Baron der aus Karolinens Weigerung ſahe, daß er mäßig verfahren müſte, erklärte ihm, daß die Sache einige Wochen ruhen müſte, und daß er ihn wieder benachrichtigen würde, wenn es Zeit wäre, Hand an das Werk zu legen.

Hond verließ ihn, und gieng zu Hauſe, um eine neue fröhliche Botſchaft zu erfahren. Er fand einen Brief aus ſeinem Geburtsorte, worin ihm gemeldet wurde, daß eine anſehnliche Summe Geldes für ſeine Mutter angekommen wäre, daß man ihr aber ſolche nicht eher ausliefern wolte, bis er ſelbſt zugegen.

Er hatte die beſondere Gabe, die er gut hätte anwenden können, eine richtige Entſchlieſſung auf der Stelle zu faſſen. Er eilte mit dem Briefe zum Major Streuſand. Er ſtellte ihm vor, wie es ihn erniedrigen würde, wenn er als Unterofficier erſcheinen müſte, und ließ eine Hand voll Ducaten ſehen, darauf es ihm nicht ankäme, wenn er es bis zum Fähndrich auch ohne Gage, bis er einrückte, bringen könnte.

Streuſand war eben in tiefem Nachdenken, wie er der kleinen Amalie eine Bruſtwehr entgegenſetzen wolte, und er kannte Honds Pfiffigkeit.

„Sein Geld brauche ich nicht. Ich will ihm aber den Mann zeigen, wo er es brauchen kann, und das, im Fall er für mich eine Reiſe thun will.“

will.“ Hond hätte wohl zehne gethan. Die Abrede war bald genommen. Der Major ſetzte ſich in ſeinen Wagen, und fuhr mit Hond zum Obriſten. Die Dukaten wurden auf den Tiſch gelegt, das Patent und der Urlaub auf ſechs Monat ausgefertigt, und Hond war der glücklichſte Menſch der ſich denken läßt.

Indeſſen war der Baron den Nachmittag, wie er es gewohnt war, auf das Kaffeehaus gegangen, wo Blok ihm ſchon einige Tage aufpaßte. Der Baron grüßte ihn als einen neu gebacknen Fähndrich ſehr gleichgültig, und Blok dankte ihm in der nehmlichen Art. welches dem Baron ſchon einige Galle rege machte. Er kannte ihn auſſerdem nicht, und würde, ohne Honds Vertraulichkeit mit Blok, gewiß auch nie ſo nahe mit ihm bekannt geworden ſeyn.

Blok der im Ganzen auf nichts, als auf ſein eignes Glück ausgieng, hatte die Gewohnheit, daß er ſehr zurückhielt, mit jemanden anzubinden, der auch nur in der Entfernung ihm hierin hinderlich ſeyn könnte. Wenn aber einmal etwas im Menſchen rege wird, ſo läuft die Uebereilung mit der Vernunft davon. Der kaltblütige Blok ließ ſeinen Groll durch des Barons Gleichgültigkeit wachſen.

Dieſer hatte die Gewohnheit, viel von ſeinen Dienſtkenntnißen zu prahlen, und wenn man ihn ſchon nicht einen von den Dümmſten unter den Dummen nennen konnte, ſo war er doch davor bekannt, daß er weit mehr Erfahrung hatte, wo ſich dies oder jenes artige Mädchen aufhielt, als wie es um die Vertheidigung dieſer oder jener Batterie beſchaffen wäre. Alſo machte er ſich gleich unter die Geſellſchaft die von Officieren da war, und frug, wovon die Rede wäre?

Nun hatte man ſich davon unterhalten, wie weit die Pflicht eines Befehlshabers gienge, ſeine Leute zu ſchonen, wenn er ſähe, daß eine feindliche Macht ihm überlegen wäre, und es waren die Meynungen verſchieden geweſen, je nachdem einer mehr oder weniger Menſchenliebe und geſunde Vernunft hatte.

O was das betrift, fieng der Baron gleich an, ſo wüſſte ich wohl, wie ich mich dabey zu nehmen hätte, und wenn ich einen Mann gegen zehne hätte, ſo müſte ich fallen, oder ſiegen. Man hat der Exempel, ſetzte er hinzu, daß Wunder durch Tapferkeit geſchehen ſind, und das iſt der Weg, ſich auf einmal einen Namen zu machen.

Nun war Blok derjenige geweſen, der das Gegentheil behauptet hatte, und die Gelegenheit verbey zu laſſen, war ihm unmöglich. Indeſſen

wurwuſte er wohl, daß alle andere ſchweigen würden, wenn er auch würklich das allervernünſtigſte vor ſich vorbrächte, und doch hielt er es auch für eine Schande, daß ein ſo junger unerfahrner Mann ſie zum Schweigen bringen ſolte.

Wenn es blos darauf ankäme, ſagte er, daß man tollkühn in die Gefahr rennete, ſo wäre Ihr Vorſchlag der beſte. Aber, mein Herr, bedenken Sie, daß Sie in einem ſolchen Falle nicht für ſich allein zu verantworten haben. Alle die Ihnen untergeben, liegen auf Ihrem Gewiſſen, und es iſt nicht einerley, ob man brave Leute, die dem Landesherrn ſchon mit ihrem Blute gedient, und in andern Fällen noch wichtiger dienen könnten, in einen gewiſſen Untergang führt, oder nicht. Wenn man ſelbſt von untenauf gedient hat, und einem ſo zu Muthe geweſen, wie es dem armen Soldaten iſt, ſo lernt man beſſer ſchonen, als wenn man mit aller Bequemlichkeit und ohne aus Erfahrung zu wiſſen, was es heißt, im Feuer ſtehen, dazu kömmt.

Alle Augen ſahen auf Blok, wie er es ſagte, und dem Baron wurde bange. Hätte man ihn nicht eben ſo ſcharf beobachtet, ſo hätte er vielleicht geſchwiegen. Allein ſo dachte er, es wäre nothwendig, wenigſtens etwas zu ſagen, um nicht ſein Anſehen zu verlieren.

Das reichte auch nicht, meynte er, zur Tapferkeit hin, daß man jemanden herunterſetzte. Wenn die Gelegenheit zu fechten käme, würde man von ſeiner Erfahrung ſprechen können, aber nicht eher. Und ſo lange möchte man denn auch wohl beſſer thun, mit dem Prahlen ſeiner eignen Thaten zurückzuhalten.

Mit Verachtung, die auf ſeinem Geſichte ſaß, demonſtrirte ihm nun Blok, wie wenig er ſich verſtände, Prahlerey zu beſtimmen, er hielte viel eher davor, daß er ſelbſt mit ſeiner künftigen Tapferkeit prahle, und er wünſchte ihm, daß er nie in dem kritiſchen Fall ſeyn möchte, das Leben braver Soldaten um ſeiner Rodomontaden willen in Gefahr zu ſetzen. Mancher der dem Stock ausgeſetzt wäre, würde ſich vernünftiger aufzuführen wiſſen, als er.

Blok ſtand bey den Worten auf. Der Baron war von einigen Gläſern Wein, die er heftig hineingetrunken, erhitzt, und beantwortete dies damit; Er glaube, Blok nähme ſich der Leute ſo ſehr an, weil er ſelbſt noch nicht lange dem Stock entlaufen.

Wäre Blok nicht in dem Augenblick gebeten worden, die weitere Ausführung der Sache bis morgen zu verſchieben, ſo wäre es auf einmahl losgegangen, aber einige ſeiner Freunde hielten ihn.

Der Baron beantwortete aber Bloks Antrag, ihm den andern Tag Genugthuung zu geben, weil er ſein Betragen für Muthloſigkeit hielt, mit der neuen Beleidigung, daß ſein Stock dieſes wohl könnte, und nun ſanken die Hände, die Blok hielten, und der erſte Billiardqueu, den er ergriff, machte ſich auf des Barons Puckel äuſſerſt luſtig, noch ehe dieſer einmahl recht wuſte, wie ihm geſchahe.

In dem kritiſchen Moment trat Hond in Kavalierkleidung ins Zimmer, und ſahe den Auftritt, der ihm ſo ſehr zur Unzeit kam.

Er gieng gleich auf beide los, und brachte ſie aus einander. Man erkannte ihn nicht eher, bis es ein wenig ruhig wurde, und einige von den Officiers, die nicht einmahl von ſeiner erſten Veränderung wuſten, verwunderten ſich nicht ſowohl wegen ſeiner Handlung, als wegen ſeiner Kleidung. Blok ſelbſt hielt es für einen höchſt unüberlegten Streich ſeines Freundes, aber Hond löſte ihnen bald das Rätſel auf, indem er Patent und Urlaub hatte. Die meiſten wünſchten ihm aufrichtig Glück, denn er hatte ſich ihnen von der beſten Seite gezeigt.

Ihm war es jetzt nur allein darum zu thun, die beyden zu vereinigen, und er fliſterte Blok ins Ohr, daß ihm ſeine Anordnung nicht gereuen ſolte. Er ließ ſich den Fall erklären, behauptete, eine Uebereilung hätte die andre hervorgebracht, und ſagte, die ganze Sache würde ſich im Saale in wenig Minuten abmachen laſſen, wobey er zugegen ſeyn wolte, und jedem der anweſenden Herren es frey ſtünde mitzugehen.

Dies lies ſich aber keiner einfallen. Als die drey in den etwas entlegenen Saal kamen, bat ſie Hond, einige Gänge zu machen, oder, ſagte er zum Baron, ich glaube, Blok als der beleidigte Theil wird ſich auch mit einer Hand voll Dukaten, ſtatt Blut, abfinden laſſen. Der Baron hatte ſchon gezittert, und gab iezt, was man wolte. Die Degen klirrten etwas, und hernach gieng man zur Geſellſchaft, wo jeder glaubte was er wolte, alle aber zufrieden waren, daß die Sache beygelegt war. Für dich habe ich ihn geprügelt, ſagte Blok zu Hond, und für dich habe ich ihn gerupft, erwiederte dieſer, als ihm Blok das Geld geben wolte. Ich habe jetzt genug. Deine Handſchrift iſt auch zerriſſen.

Die beyde blieben noch zuſammen, und lachten herzlich über den Auftritt, und der Baron trug voll Verdruß ſeine theuer bezahlten Schläge zu Hauſe.

Sechſtes Kapitel.

Welches uns mit wenigen Worten mit den Handlungen bekannt macht, die in einer geraumen Zeit vorfielen.

Fauſt war, nach der erhaltenen Nachricht, nach Göttingen zurückgekehrt, und traf Müllern ſehr krank an. So wie Müller Fauſten kein gleichgültiger Menſch war, ſo vermuthen wir, daß er es dem Leſer auch nicht iſt, und er verdient wegen ſeiner ehrlichen und uneigennützigen Anhänglichkeit an Fauſten unſere ganze Hochachtung. Wahr iſt es, er lebte größtentheils von ihm, allein er lebte auch ſo mäßig, daß er ſich nur das unentbehrliche nicht entzog, und ſtudierte dabey ſo fleiſſig, daß ihm kaum noch ein halbes Jahr übrig war, ſo war er in allen Wiſſenſchaften, die er ſich zu lernen vorgenommen, geſetzt genug, um ſich ſelbſt forthelfen zu können.

Aber ſo wie wir über das Schickſal zu gebieten nicht im Stande ſind, ſo war es auch weder Müller über ſein Leben, noch Fauſt und Karl über die Erhaltung ihres innigen Freundes. Müller wurde zuſehends kränker, und Fauſt mochte Hülfe ſuchen wo er wolte, ſo konnte ſie ihm niemand geben. Sein Freund, der die Urſache ſeines ganzen erneuerten Glücks war, ſtarb in ſeinen Armen und ſetzte ihn aus dem vollkomnen Glück, in dem er zurückgekommen war, in eine neue Schwermuth.

Da **Müller** ſeinen völligen Verſtand bis in der letzten Stunde behielt, ſo wuſte er es auch, daß er ſterben würde, und da er ſich in ſeinem ganzen Leben keiner vorſetzlichen Vernachläßigung irgend einer Menſchenpflicht bewußt war, ſo ſtarb er als der rechtſchaffene Mann, der der Welt zu früh entriſſen wurde, ſich ſelbſt aber gewiß nicht, denn er hatte Gelegenheit genug gehabt, die Erfahrung zu machen, daß man ohne Beſchwerlichkeit und Ueberwindung das Prädikat des Guten nicht wohl erlangen kann.

Unter andern aber entdeckte er, noch ehe er von ſeinen Freunden den letzten Abſchied nahm, warum [illegible]mann ſie verlaſſen. „Der edle Mann, ſagte er, that es blos, um euch nicht beſchwerlich zu ſeyn. Fünfhundert Thaler, die er von Seeliſt erhalten, und die ſeinen ganzen Reichthum ausmachten, ſind ihm entwendet worden. Er konnte nun die Ausgaben zu ſeiner Nothdurft nicht mehr beſtreiten, und gieng, ſich einen Dienſt zu ſuchen. Er gebot mir aber niemanden hiervon etwas zu ſagen,

gen, bis er mir Nachricht von ſeinem neuen Aufſenthalt gegeben haben würde. Jetzt alſo glaube ich, von dieſer Verbindlichkeit los zu ſeyn, und ich bitte euch beyde, bemüht euch, ſeinen Auſſenthalt zu erfahren. Denn vielleicht geht es ihm nicht wohl, und ihr ſeyd im Stande, etwas zu ſeinem Beſten beyzutragen.

Fauſten war die Nachricht ſehr ſchmerzhaft. Er fühlte ſchon, daß Gutmann um ihn es nicht verdient habe, unglücklich zu ſeyn, und daß er ihm mehr ſchuldig ſey, als dazu gehöre, ihn zufrieden zu machen.

Es war für Fauſts Temperament ſehr gut, daß ihm das Glück auf einer Seite anlächelte, wie es ihm auf der andern den Rücken zukehrte. Der Tod ſeines Freundes, und die Unmöglichkeit Gutmannen ſeine Liebe zu vergelten, waren zwey ſo wirkende Urſachen auf ſeine Schwermuth, daß es nothwendig ein wöchentlicher Brief von Karolinen ſeyn müſte, der ihn wieder zur Freude ſtimte. Und dieſen empfieng er alle Wochen richtig.

Der Major Streuſand und Wilhelm hielten ſich jetzt ſehr eingezogen, und arbeiteten in der Stille an dem Plane fort, den ſie mit Hend entworfen, und der zu ſeiner Zeit erſcheinen wird. Ob der erſte gleich täglich, wie vorher, in Seeliſts Hauſe war, ſo waren doch gegen die vorigen, allemahl auf eine Verbindung zielenden Unterhaltungen, jetzt nie Anſpielungen darauf in ihren Geſprächen, und Karoline merkte deutlich, daß ihr Vater zurückhaltend war.

Er hatte ſich zwar eigentlich vorgenommen, dem Major, ſobald er ausgehen könnte, es zu ſagen, wie unbillig er ſich betrüge, und ſein erſter feſter Vorſatz, ſeine Tochter ihm nun nicht zu geben, änderte ſich nicht eher, bis er nach einigen Tagen, die ihn ſeine Unpäßlichkeit noch im Hauſe hielt, bemerkte, daß der Major ſehr liebreich, und faſt zärtlich, mit Amalien ſich unterhielt.

Daß dies eine Veränderung in ihm hervorbrachte, wird niemanden ſo auffallend ſeyn, der es fühlt, daß ungerecht ſeyn, eine drückende Laſt iſt, und da der alte Geeliſt den Zuſammenhang der Sache noch nicht wuſte, aus dieſem Vorfall aber auf des Majors gute Denkungsart ſchloß, auch durch die Länge der Zeit gelernt hätte, daß Männer ſchwach wären, ſo wolte er ihn allein nicht verdammen, ſondern glaubte, daß er unter den unreinen noch immer der reinſte ſeyn könnte, und wenn ſeine Tochter nun von der erſten Gattung keinen träfe, woran er ſeit Fauſis Falle gänzlich verzweifelte, ſo blieb ihm der gegen ſein Kind zärtliche Mann immer noch der beſte.

Aber ſchweigen, und abwarten, bis man auf den Grund der Sache käme, war ihm das nothwendigſte und **Karolinen**, die auf den Plan des **Majors** ſchloß, war dies auch alles, was ſie verlangte, weil ſie hofte, daß die Verſtellung nicht verborgen bleiben würde und könnte. So ſehr ſie von ihm befreyt zu ſeyn wünſchte, ſo dachte ſie doch auch edel genug, um es lieber zu ſehen, daß er Amalien ſchmeichelte, und ſie gewöhnte das Kind nicht allein an eine Art von Ehrerbietung, ſondern ſogar an einen gewiſſen Grad von Liebe gegen ihn.

Seitdem ſie über den Punkt weg war, daß kein uneingeſchränkter Gehorſam ſtatt fände, wo man ſie ſo offenbar unglücklich zu machen ſuchte, erfuhr Fauſt durch die wöchentliche Poſt alles, was ihr begegnete, und da ſie die Urſache meldete, warum ſie jetzt Ruhe hätte, ſo bauete er alles darauf, und hofte.

Da Seeliſt aber ſelbſt einen ſchönen Garten beſaß, ſo gieng es doch nicht ſo leer ab, daß **Karoline** nicht zuweilen gefragt worden wäre, warum ſie die Blumen vom Schloßgärtner lieber nähme, als die ihrigen? Roth wurde ſie allemahl, allein niemand ſchloß daraus etwas, denn man war es gewohnt, dies bey jeder Kleinigkeit zu ſehen.

Indeſſen macht die Liebe erfinderiſch. Sie wuſte bald von fremden Blumen zu ſprechen, die ihr der Gärtner auch würklich brachte, und ihr Herz wurde zu dieſer Schwachheit verleitet, ſo manche ſaure Stunde ſie ihr auch verurſachte.

Seeliſt der immer noch, bis auf den Punkt von Fauſten, ſehr zärtlich für ſeine Tochter war, lies, weil er es für wahre Neigung zu Blumen hielt, alle die ſchönſten Sorten derſelben mit groſſen Unkoſten kommen, und **Karoline** grämte ſich im Herzen darüber, daß ſie Verſtellung ſpielen muſte, und trauete doch nicht, das Vergnügen aufzugeben, was ſie von dem Briefwechſel hatte, und noch weniger, die Vortheile, die ſie von demſelben in Anſehung ihrer Liebe erwartete. Sie fühlte hinreichend, wie gleich beym Entſtehen eine Unternehmung drükt, die ſich nicht ganz auf Unſträflichkeit gründet.

Fauſt meldete nicht allein **Karolinen** ſeinen zwiefachen Verluſt, ſondern er ſchilderte auch ſeine Schwermuth darüber ſo mahleriſch, daß ſie ihn deswegen nur noch unendlich höher ſchäzte, und der Brief, in welchem er ihr dies meldete, koſtete ihr viel Thränen, nicht allein weil er rührend war, ſondern, weil ſie ihn ihrem Vater nicht zeigen durfte, der nach ihrer Meynung eben ſo ſehr davon hingeriſſen ſeyn müſte.

Müller wurde in der Stille begraben. Fauſt lies ſeine Sachen verſiegeln, und ſchrieb ſeinen Eltern, daß ſie ſolche möchten abholen laſſen. Er bekam aber zur Antwort, daß er ſie nur verkaufen, und ihnen das Geld davor übermachen möchte, da ſie ohnedem bey der häufigen Erinnerung, wenn ſie ſeine Sachen ſähen, unendlich leiden würden, da er ihre einzige Hofnung geweſen wäre.

Fauſt machte ſich alſo daran, und fand, zu ſeinem und Karls Erſtaunen, in Müllers Schreibepulte eine Rolle mit 500 Rthl. von **Gutmanns** Hand beſchrieben. Beyde ſahen ſich eine ganze Weile an, und keiner getrauete ſich eine Meynung wegen dieſes Phaenomens hervorzubringen. Fauſt redete endlich zuerſt wieder. Das iſt **Gutmanns** Geld, ſagte er, und dem Himmel iſt nur bekannt, wie dies zugegangen. Für Müllern ſtehe ich mit meinem Leben. Ich kann hier nichts thun, als dieſes Geld verwahren, bis ich irgend etwas von dem Eigenthümer höre. So lange wollen wir auch ſelbſt unter uns davon ſchweigen, denn ich möchte nicht gern dem einen oder dem andern etwas zu nahe treten.

Karl war es zufrieden, und ſo ſchwiegen ſie, und ohngeachtet aller Mühe die er ſich gab, war Fauſt noch nicht im Stande, **Gutmann** auszuforſchen,

forſchen. Er nahm die öffentlichen Blätter zu Hülfe. Vergebens. Und da ihm, wie wir im folgenden Kapitel ſehen werden, auch Karl entriſſen wurde, der bisher ihm treulich geholfen hatte, ſo nöthigten ihn ſeine Geſchäfte, die Mühe aufzugeben, und Gutmann ſchien in dem Kreiſe ſeiner Bekannten gänzlich vergeſſen zu ſeyn.

Darüber gieng ein halbes Jahr hin, in welchem wir von Fauſt und Karolinen nichts, als etwa kleine Nuanzen ihrer Herzen entwickeln könnten, die wir aber lieber in die Geſchichte verweben wollen, und andere Heldenthaten behalten wir uns in den folgenden Büchern vor, denn wir müſſen eilen, Fauſt unſern Leſern in dem Lichte zu zeigen, in dem wir ihn darzuſtellen verſprochen haben.

Siebentes Kapitel.

Warum Karl von Fauſten getrennt wurde.

Baron Fritz welcher geglaubt hatte, daß Karoline ſich nach einigen Tagen, wenn der erſte Kampf vorüber wäre, wieder an ihn wenden, und um die Fortſetzung ſeiner Dienſte bitten würde, wurde aufmerkſam, da dieſes nicht geſchahe.

Er hatte ſich ſeine erhaltenen Schläge gänzlich aus dem Gedächtniß verbannt, denn ſie verurſachten ihm immer neuen Aerger, wenn er ſich zugleich an die ſchönen verlohrnen Dukaten erinnerte, die ihm der Vater eben nicht ſehr häufig zuſchickte, denn der alte Groll war noch nicht vergeſſen.

Bisher hatte ihn ſein Bruder, der ſie deſto reichlicher bekam, zuweilen damit ausgeholfen, allein ſeitdem er Fauſten ſo ſchändlich verrathen wollen, blieb dieſes auch aus.

Durch alles dieſes hätte ſich der Baron ſollen witzigen laſſen, und hätte einſehen können, daß er auf einem gebahnten Wege ruhig und glücklich fortgehen würde. Aber an deſſen ſtatt nahm er die krummſten Nebenwege, und verwickelte ſich in ein Labyrinth, deſſen Entwickelung für ihn verderbend war.

Es war nicht allein, daß Karoline ihm nichts mehr von Fauſten und ihrer Liebe zu ihm vorſagte, denn vielleicht hätte er ſich da die Idee gemacht, daß ſie ihn vergeſſen, und ſeine eignen Hofnungen wären dadurch gröſſer geworden, ſondern er würde auch nichts von der Streuſandsſchen Sache mehr geſprochen haben.

Er machte auch liſtig und klüglich genug einſtmahl den Verſuch, mit ihr anzubinden, da er denn ſelbſt gleich die Unterredung von Fauſten verwarf, und ihr zu einer ſo ſchnellen Unterdrückung dieſer Schwachheit Glück wünſchte, aber deſto heftiger von Streuſand und deſſen Verderben ſprach, wogegen ihm aber Karoline einwandte, daß ſie nunmehro die Waffen wider dieſen in Händen hätte, und ſich damit vertheidigen könnte, ſobald ſie angegriffen würde. Sie ſetzte etwas unvorſichtig hinzu, ſie merkte ſchon daß ihre Eltern nicht mehr ſo ſehr für Streuſand eingenommen wären.

Hierdurch wurde der Baron kühner, und drang in ſie, ihm mehr zu ſagen, und da ſie ihren Fehler wahrnahm, und ganz zurückhaltend wurde, ſo faſte er Argwohn. Da er vorher ſchon bemerkt, daß ſie bey dem Glückwunſch wegen Fauſt roth wurde, ſo fielen ihm die Schuppen von den Augen. Er ſchwieg zwar, aber ſein Schweigen war mit unglückeſchwangern Nachdenken verbunden.

Entdecken, daß ſie einen anderen Weg zu Fauſten gefunden, und auf ſeinen Bruder, als den Mittelsmann, dabey zu fallen, wär eins. Er hatte auch zu ſeinem Vorhaben den liſtigen Hond verlohren, und da dieſer allein fähig war, ſeinen Bruder zu hintergehen, denn in der Kunſt ſetzte er ſich ihm nicht gleich, ſo muſte er darauf denken, ihn von Fauſten zu entfernen, ehe er gegen dieſen etwas ausrichten konnte.

Er hatte ſich durch ſeine wenigſtens äuſſerliche Eingezogenheit wieder ziemlich in die Gunſt ſeiner Eltern eingeſchmeichelt. Er glaubte auch, ſtark genug bey ihnen wirken zu können, um, wenn nur die Vorſtellungsart die rechte wäre, ſeinen Zweck zu erreichen. Er reiſte alſo nach Göttingen, wo er ſich mit ſeinem Bruder beſprach, that, als wenn er alle Verbindungen mit **Karolinen** aufgegeben, Fauſten manche Angſt verurſachte, weil er ihm von des alten Seeliſt tödtlichen Haß vorredete, und zuletzt, als er im Begriff war, wieder abzureiſen, ſeinen Eltern ſchrieb.

„Er wäre bey ſeinem Bruder geweſen, und hätte die gröſte Urſache ihn zu bedauern. Er habe ſich durch ſein weiches Herz hinreiſſen laſſen, ſeine ganze Empfindung für Fauſten zu verwenden. Er denke nur für ihn, und da Fauſt nach ſeiner nie zu verbeſſernden Lage, denn der alte Seeliſt ſey ihm ſpinnefeind, faſt immer ſchwermüthig wäre, und nur zuweilen durch nichtige Hofnungen ſich aufmunterte, ſo wäre ſein Bruder in der gröſten Gefahr, das nehmliche Temperament anzunehmen, und für die Welt völlig verlohren zu gehen. Er habe nicht allein allen Umgang mit dem Seeliſtiſchen Hauſe aufgegeben, ſondern er ſähe es auch nicht einmahl gern, wenn er ihn beſuche.“

Der Brief kam dem Baron Schleich zuerſt in die Hände, und er las ihn ſeiner Gemahlin mit einer Begleitung von vielen Flüchen über den Tuckmeuſer vor, der nicht einmahl ſo viel Macht in ſich fühlte, einem Geſchöpf zu entſagen, welches er tauſendfach auf der Welt wieder antreffen könnte.

Die Baroneſſe hätte das Geſchöpf gern vertheidiget, denn ſie war es überzeugt genug, daß man weit und breit gehen könnte, ohne ihres Gleichen zu finden, aber ſie hielt es iezt für unzeitig. Sie holte alſo an deſſen ſtatt lieber Fauſts Briefe, die von nichts als guten Ausſichten voll waren, und die Briefe ihres Sohnes, die die gröſte Zufriedenheit mit ſeiner jetzigen Geſellſchaft verriethen, und ſtellte dieſe dem Manne als Gegengründe vor. Sie mahlte ihm dabey die vorigen Streiche ſeines älteſten Sohnes, obwohl mit vielem Glimpf, um ihm nicht zu nahe zu treten, vor Augen, und dachte dadurch zu erlangen, daß ihr Sohn nicht von ſeinem Freunde getrennt würde, denn ſie konnte muthmaaßen, daß dies ihm ein unangenehmer Ruf ſeyn würde. Aber ſo ſehr der Baron ſonſt ihren Vorſtellungen Gehör zu geben pflegte, ſo war er doch diesmahl taub. Vielleicht waren einige geheime Triebfedern für ſeinen Entſchluß mit im Gange, und eine offenliegende davon war gewis des Vaters Stolz einen ſeiner Söhne bey ſich zu haben. Hierzu kam, daß er in einigen von Fauſts Briefen Stellen antraf, die voll von Schwermuth waren, und die er gleich aufnahm.

Man ſiehts augenblicklich, daß er ein Narr wird, fieng er an. Schade iſts freylich um den Menſchen, denn er hat alles, was zu einem treflichen Kavalier gehört. Die Baroneſſe konnte bey dieſer Gelegenheit einen Seufzer nicht unterdrücken, der auch dem Baron nicht entgieng. Weil er ihn aber auf Fauſts jetzige Lage zog, und wir den Grund davon nicht wiſſen, ſo müſſen wir ſeine Entſtehung in der Finſterniß laſſen.

Er fieng nun an, ſeiner Gemahlin vorzudemonſtriren, wie leicht man eine Hofnung die im Grunde ſehr klein wäre, vergröſſern, ja einen Anſchein zur Wirklichkeit ſich denken könnte, wenn man auch ſchon nicht die geringſte Wahrſcheinlichkeit zur Erfüllung deſſelben ſahe. Er fuhr hernach fort, ſein Unglück zu beklagen, daß es ihm den älteſten Sohn durch Hartnäckigkeit geraubet, die wohl nie zur Beſſerung bey ihm ausſchlagen würde, und ſchloß damit, daß er den zweyten nicht gern auf einem Wege verlieren wolte, der zwar jenem ganz entgegengeſetzt, aber nichts weniger verderblich wäre. Er wuſte dabey die neuere Empfindeley ſo vortreflich herunterzureiſſen, daß ein Dritter gegenwärtiger geſtanden haben würde, er hätte ihn noch nicht ſo vernünftig über eine ernſthafte Materie ſprechen hören.

Es ſey nun, daß die Baroneſſe durch ſeine Gründe überzeugt wurde, oder, daß ſie es für gut hielt, den Vater mit ſeinen Söhnen ſchalten zu laſſen, genug ſie wiederſtritt ihm nicht länger, und der Baron ſchrieb ſeinem Sohne einen gemeſſenen Befehl, ſogleich zurückzukehren, weil er ihn zu Hauſe nöthig hätte, fügte aber ein goldſchweres Schreiben an Fauſt bey, worin er ihm für die ſeinem Sohne geleiſtete Geſellſchaft dankte, und ihn ſchlieslich in ſeinem Tone, den der Leſer nicht übel nehmen wird, bat, ein Madgen zum T. gehen zu laſſen, die ihm ſo viel Unruhe machte, denn er hätte, ſeitdem er ſeinen Sohn gerettet, eine wahre väterliche Liebe gegen ihn, und wünſchte ihn glücklich zu ſehen. —

Die Baroneſſe fügte dieſen Briefen ein Schreiben bey. Sie wünſchte Fauſten aus dem innerſten ihres Herzens Glück zu allem dem, was ihm bisher begegnet, aber ſie bat ihn auch, auf ſeiner Hut zu ſeyn, damit ihm nicht ſchnell entriſſen würde, was er ſich mit ſo vieler Mühe erworben, und beſonders rieth ſie ihm, ſich für ihren Sohn in acht zu nehmen, denn daß ſie nicht etwas von deſſen Anſchlägen ſolte gemerkt haben, werden unſre Leſer ſelbſt, nach den Kenntniſſen von ihr, wohl nicht vermuthen.

Wie Karl ſeine Briefe öfnete, gab er Fauſten erſt die ſeinigen, die darin eingeſchloſſen waren, und erſt dann gieng er auf ſein Zimmer, um die eignen zu leſen.

Fauſt, der in der Baroneſſe Brief nichts von Karls Abſchiede fand, las ihn mit einer beſondern Empfindung der Dankbarkeit, für die Theilnehmung dieſer Dame. Er freuete ſich zugleich, daß er von den liſtigen Anſchlägen ihres älteſten Sohnes nichts mehr zu fürchten hätte. Er erbrach darauf des Barons Brief, und die Münzen, die er enthielt, waren ihm keinesweges unwillkommen.

Fauſt verzehrte viel Geld. Er bekam von ſeiner Mutter reichlich, und der Baron bedachte ihn oft. Dennoch war Fauſt immer arm, und das machte die Freygebigkeit, mit welcher er jedem mittheilte, wenn er hatte. Er entzog ſich hernach, wenn es ihm mangelte, vieles ſelbſt. Weil er aber ſichs zur feſten Regel gemacht, nie Schulden zu machen, ſo erhielt er bey dem allen ſeinen Kredit ſehr. War es im alleräuſſerſten Nothfall, ſo muſte Karl helfen, und bis dahin hatte er ſich noch nicht überwinden können, von ſeiner Mutter mehr zu verlangen, denn er hatte keine Kenntnis von ihrem Vermögen, und ſtand in dem Wahn, daß ihr das, was ſie ihm gebe, ſchon ſchwer genug würde.

Nun hatte er eben etwas im Sinne, wovon wir dem Leſer im folgenden Kapitel benachrichtigen wollen, wozu er eine ziemliche Summe Geldes brauchte, und eben keines vorräthig hatte. Er beſtimmte es alſo gleich beym Herausnehmen aus dem Briefe dazu, und überzählte würklich mit innigem Vergnügen die Füchſe, noch ehe er den Brief geleſen hatte. Als er aber dazu kam, ſahe er zu ſeinem weit größerm Schmerz, daß ſich ſein einziger übriger Freund von ihm trennen müſte, und er würde ohne Verzug zu ihm gegangen ſeyn, wenn er nicht durch den angehängten Rath, in Anſehung Karolinens, etwas aufgehalten worden wäre. Es kam ihm ganz unglaublich vor, daß es nur möglich ſey, von einem ſo vollkommnen Mädchen in einem ſo niedrigen Ton zu ſprechen, und es gehörte alle die Hochachtung dazu, die er für den Baron hatte, um nicht in beleidigende Ausrufungen gegen ihn auszubrechen. Nein, ſagte er laut, indem er von dem Beleidiger zu der Beleidigten übergieng, nein, dich will ich nicht laſſen, und wenn ſich die halbe Welt wider mich ſetzte!

Hernach fiel ihm Karl ein, und er fand ihn, als er zu ihm kam, in Thränen. Ich muß mich von Dir trennen, ſagte er, und der Abſchied wird mir ſchwerer, als er mir von meinen Eltern wurde, da ich gieng. Doch ſie wollen es, und ich muß gehorchen.

Fauſt, der noch denſelben Tag an **Karolinen** ſchrieb, meldete ihr dieſe neue Unruhe zugleich. **Baron Fritz** hatte an eben dem Tage die Nachricht von ſeinem Vater erhalten, und er gieng zu **Karolinen** um ihr es zu ſagen, und an ihrem Betragen zu ſehen, ob ſie etwa ſchon davon wüſte.

Er fand ſie ſchon mit roth geweinten Augen. Was ihrem Fauſt unangenehm war, war es ihr auch, und der **Baron** durfte nur ſeinen Bruder erwähnen, als die Unruhe, ungeachtet ſie ſie zu verbergen ſuchte, merklicher wurde, und dieſer in ſich ausrief: Ha! da habe ich ein Wespenneſt geſtöret, und ich werde keine Beute davon zu befürchten haben!

Er hielt ſich auch diesmal nicht lange bey der Schöne ſeines Herzens auf, ſondern eilte, einen neuen Bosheitsplan anzuſpinnen, der ihm aber vereitelt wurde.

Achtes Kapitel.

Macht uns mit Fauſts Entwürfen näher bekannt.

Fauſt hatte ſich, wie wir ſchon irgendwo gehört, dem mediciniſchen Fache gewidmet. Obgleich der Baron damals der Meynung war, es wäre heut zu Tage bey der Rechtsgelehrſamkeit mehr zu verdienen, ſo hatte Fauſt doch ſeinen Vorſatz verfolgt, und das zwar keinesweges wegen des Doktor Schmuck's Anmerkung der güldenen Praxis, ſondern allein aus dem Grunde, weil er in dieſem Stande mehr Nutzen zu ſtiften hofte.

Der Leſer mag uns nun für ſo altväteriſch anſehen, als er will, daß wir hier einen obſoleten Satz anbringen, indem niemand mehr ſtudieren ſoll, um jemanden anders, als ſich ſelbſt nutzbar zu werden, ſo verſichern wir doch auf unſere Autorehre, die wir vielleicht ſchon irgendwo, aber gewiß nicht mit Verluſt verpfändet, daß dies Fauſts Gedanken waren, als er wählte. Und daß dies ſein Zweck ſey, und daß er, um dieſen zu erreichen, nichts weniger als nachläßig ſeyn müßte, das war

Fauſten während ſeines ganzen akademiſchen Laufs nie aus den Gedanken gekommen.

Wir proteſtiren aber, irgend einen Streit hierdurch mit denen anheben zu wollen, die lieber den Zweck zu bedenken, bis ans Ende dieſer Laufbahn verſchieben. Es würde ſehr unartig ſeyn, wenn wir uns allein dem allgemeinen Strome widerſetzen wolten, da es jetzt Mode iſt, jeden glauben zu laſſen, was er will. Würden wirs irgend einen unter ihnen zu wehren wagen, wenn er glaubte, er ſey ein Pagode?

Um wieder ins Gleis zu kommen, ſo ſtudierte Fauſt alſo fleißig. Schon in Leipzig hatte er alle die zur Vorbereitung ſeiner Wiſſenſchaft gehörigen Studien getrieben, und in den theoretiſchen einen merklichen Fortgang gemacht.

Er hatte ſogar auſſer dem, was zu ſeinem eigentlichen Studieren gehörte, ein Collegium Mago-Caballiſticum beſucht, welches heimlich geleſen wurde. Er hatte zwar im Grunde nichts von dem verſtanden, was der Lehrer dieſer Wiſſenſchaft ſagte; allein, weil der Mann auſſer ſeinem guten Vortrage eine geheimnißvolle Miene anzunehmen wuſte, und viel von einer nothwendigen innern Erleuchtung ſprach, ſo dachte Fauſt, nach ſeiner gutmüthigen Art, es könne ihm an dieſer Erleuchtung fehlen, oder er ſey vielleicht noch nicht auf den rechten Punkt des Begreifens gekommen. Er reiſte darüber weg, und hielt den Mann immerfort für einen wunderbaren Gelehrten, weil er es ſelbſt geſagt, und er, Fauſt. noch nie das Gegentheil davon wahrgenommen. Er hätte dieſes Studium, an welchem er Geſchmack zu finden ſchien, gern fortgeſetzt, allein, es fehlte ihm an Gelegenheit dazu, und ſo gieng er mit mehrerem Fleiße an das Wahre ſeines Wiſſens. Er dünkte ſich nunmehr, und dies nicht etwa blos aus ſeiner eignen eingebildeten Wichtigkeit, geſchickt, die höchſte Würde in der Arzneygelehrſamkeit anzunehmen. Auſſer den Zeugniſſen ſeiner Lehrer war er ſchon mit vieler Menſchen Segen beladen, denen er gedienet, und wenn es einem unſrer Leſer etwa einfallen ſolte, uns auszulachen, daß wir hier einen ſo ernſthaften Ton annehmen, ſo werden wir ihm auflegen, in der Stunde; da es einmal mislich um ſein Leben ausſieht, an unſern Fauſt zu denken, und nicht allein zu bereuen, daß er ihn zu verachten geſchienen, ſondern auch, daß er ihn nicht bey ſich hat, denn wenn wir irgend einmal in die Gefahr kommen ſolten, uns ein ſo nothwendiges Uebel nahe kommen zu laſſen, ſo würden wir unſere Zuflucht gewiß zu Herrn Fauſt nehmen, und alle wohl gehütete Doktores, doch unbeſchadet ihrer Wiſſenſchaft und Ehre, ihm nachſetzen. Denn jeder hat ſein Köpfgen, und ſo haben wir auch unſers.

Nun hatte Fauſt noch ein heimliches Projekt, und das beſtand darin, gleich nach erhaltener Würde ſich an den Ort zu begeben, wo ſich Karoline aufhielt, und da durch Fleiß und Wohlthun ſich ihrem Vater augenſcheinlich in dem Lichte darzuſtellen, das ſeinem Herzen eigen war.

Nun war aber Göttingen ihm zu nahe, und das Gerücht ſeiner Promotion konnte leicht an jenen Ort kommen, auch die Ahndung deſſen, was er etwa Willens haben möchte, dieſem oder jenem einleuchten, und Hinderniſſe gemacht werden.

Selbſt Karoline die alles wußte, und mit ihm über alles Briefe wechſelte, war ſeiner Meynung, einen entfernten Ort zu wählen. Er brachte alſo noch einige Zeit, nachdem er ganz einſam war, mit der Wiederholung aller Schulfüchſereyen, und alles Reellen zu, was er gelernt, ſchwitzte Tag und Nacht für Arbeit auf das Examen los, und ſtellte ſich dieſes nicht anders vor, als wie ein hundertköpfiges Ungeheuer, gegen welches man hunderterley Waffen nöthig hätte.

Die zärtliche Karoline ermahnte ihn oft, ſeiner Geſundheit durch übermäßiges Studieren nicht zu ſchaden, war aber im Grunde eben ſo beſorgt für den Ausgang, den er ihr ſo gefährlich machte, und glaubte, daß dieſer Augenblick in dem er ſiegte, ein entſcheidender für ihr beyderſeitiges Glück ſeyn würde.

Nie hat wohl ein Mädchen ſo vielen Antheil an einem ſolchen Schritt ihres Liebhabers genommen, und wenn nicht Umſtände gekommen wären, die ſie weit drückender beſchäftigt hätten, ſo würden wir dem Leſer mehr von ihrer Theilnehmung ſagen können.

Fauſt war indeſſen mit ſeinen Zubereitungen fertig, und da ſeine Börſe ihm, wie aus dem vorigen zu ſehen, weiter kein Hinderniß machte, ſo beſchloß er in aller Stille abzureiſen, und um nicht den geringſten Verdacht zu geben, wohin, ſo ſolte ſein Chriſtoph ihn nur auf die Hälfte des Weges begleiten, und dann nach Göttingen zurückkehren, und jedem, der ihn fragte, ſagen: er erwartete ſeinen Herrn in einigen Wochen zurück.

Den Ort wohin Fauſt gieng, können wir dem Leſer nicht nennen. So viel Hochachtung wir für akademiſchen Eifer haben, ſo wenig wünſchen wir der Gegenſtand deſſelben zu werden, und wir wünſchen nichts ſehnlicher, als daß wir eine Urſache haben möchten, zu bereuen, daß wir unſern Fauſt in die Welt gehen laſſen.

Wer da ſtehet, der ſehe wohl zu, daß er nicht falle. Unſer Herz iſt rein.

Neuntes Kapitel.

In dem wir uns mit allen unſern Leſern auf reiſenden Fuß ſetzen.

Wir können nicht beſtimmen, ob der Morgen, an dem unſere erſten Stammeltern, dieſe entfernteſten Ahnen des ganzen menſchlichen Geſchlechts, zum erſtenmale die Sonne am Horizonte aufgehen ſahen, ſchöner war, als der, an welchem der Nec Doctor in ſpe ſich aus den Federn machte, um ſich zu ſeiner Reiſe zuzubereiten.

Wir würden, ſo wenig wir jenen Morgen, und das Entzücken von Vater Adam und Mutter Even uns anders, als bildlich, vorſtellen können, eben ſo wenig von Fauſts Entzücken, und dieſem ſchönen Morgen Nachricht geben können, wenn uns nicht ein Fragment eines Briefes an Karolinen dazu berechtigte, welches er am Morgen deſſelben Tages entwarf, und das wir ſtatt aller Declamationen dem wißbegierigen Leſer mittheilen wollen.

„Ich bin mit einer Heiterkeit aufgeſtanden, meine Beſte, die derjenigen vollkommen gleich kommt, die ich damals hatte, als mir täglich die Freyheit blieb, zu Ihnen zu gehen, damals, als mich noch keine Sorge drückte, als die, wie ich meine theure Karoline recht zärtlich unterhalten wolte. Ich gieng an die Thür unſers Gartens, und ich fühlte einen balſamiſchen Duft, der die lebendige Welt erquickte, wie eine Ahndung der Seligkeit. Wie erquickend hat der Schöpfer doch jedem Menſchen das Leben gemacht, wenn er es nur aus ſeiner Hand nehmen will, das Geſchenk was ihm die Natur giebt. Wer an einem ſolchen Morgen ſagen kann, ich bin unglücklich, der iſt nicht werth, Gottes Geſchöpf zu heiſſen. Selbſt Karoline, ich, wenn ich auch nicht die Hofnung nährte, Dich zu beſitzen, würde heute geſagt haben, haſt du ſie mir hier nicht beſtimmt, ſo haſt Du ſie mir für ein Leben beſtimmt, wo jeder Augenblick mir ſeyn wird, wie dieſer. Ich fühle alle Laſt von meinen Schultern genommen, Karoline, und ich will, daß auch Du ganz ruhig ſeyn ſolſt!

Wir wiſſen zwar nicht, was Adam damals geſprochen, aber wir getrauen uns zu behaupten, empfunden hat er nicht richtiger. Solten wir auch von den Freunden der Extaſen Nackenſchläge erhalten, daß wir uns nicht feuriger ausgedrückt, ſo wollen wir ſie gern annehmen, doch aber die Herren freundlich bitten, unſrer Ohren zu ſchonen.

Ob Fauſt nach dieſem Ausfluß ſeiner Gedanken Thee oder Chokolade getrunken, kann uns einerley ſeyn, genug, er ſetzte ſich mit Chriſtoph im Wagen, und fuhr fröhlich und gutes Muths fort.

Er vergaß auf dieſem Wege ſeine Angſt und ſeine Präparation. Sein Gefühl der ſchönen Natur machte ihn zu einem glücklichen Beobachter derſelben. Feld, Wald, Bach, Wieſe, Baum und Inſekt hatte Reitz für ihn, und nur zuweilen ſtörte ihn der Wunſch etwas: könnte doch Karoline dies gemeinſchaftlich mit mir fühlen.

So ſchlief er die erſte Nacht ruhig, erwachte den andern Morgen mit den nehmlichen Empfindungen, und kam am Mittage in einem artigen Dorfe an, wo er zu ſpeiſen, und ſich dann von Chriſtoph zu trennen beſchloß.

Er hielt vor dem Gaſthofe ſtille, der ſchön und groß war, und trat in die Gaſtſtube, und wie er den erſten Blick hinein that, ſahe er den leibhaſtigen — Hond vor ſich ſitzen.

In würklicher perſönlicher Gegenwart war es in der That niemand anders, als der Herr Fähndrich Hond, mit dem Fauſt die Ehre haben ſolte, zu Mittag zu ſpeiſen, eine Ehre, in Anſehung deren wir es ihm gar nicht verdenken würden, wenn er ſie ſich verbeten hätte.

Zu ſagen, es ſey ihm angenehm geweſen, wäre wider Wahrheit und Wahrſcheinlichkeit geſprochen. Aber da es einmal nicht zu ändern war, ſo nahm Fauſt die klügſte Parthie die er ergreifen konnte, und ſetzte ſich vor, gleichgültig bey dem Auftritte zu ſeyn.

Aber das hatte er nicht erwartet, daß Hond ſo unverſchämt ſeyn, und auf ihn zukommen würde, um ihn zu umarmen. Und dies that er doch. Ey, willkommen, mein lieber alter Freund, ſagte er zu ihm.

Nicht ſo ganz, ſagte Fauſt mit ziemlicher Kälte, und drehete ſich von ihm weg. Unſere Bekanntſchaft muß wenigſtens in einer gewiſſen Entfernung ſeyn, denn die letzten Auftritte, die wir mit einander hatten, waren ſo beſchaffen, daß wir uns beyde für einander ſchämen ſolten.

Meynen Sie das, erwiederte Hond, mit einem bedeutenden Lächeln, das nicht ganz frey von Bosheit war. Ich dächte wir vergäßen dergleichen akademiſche Stückchen. Ich bin jetzt in einem ehrenvollern Stande, und Sie gehen vermuthlich bald einer Würde entgegen, die Ihnen zu Brod helfen wird.

Fauſt wolte, oder fühlte würklich nicht die Stiche, die ihm Hond gab. Er abſtrahirte wenigſtens davon, und nahm nur das aus Honds Geſpräch, was ihm einer Berichtigung werth ſchien. Der Mann, ſagte er, giebt dem Stande die Ehre, und nicht der Stand dem Manne.

Es ſolte ſo ſeyn, ſagte Hond, dem dies Geſpräch nicht gefiel, und ſahe nach der Thür — Aber da iſt unſer Eſſen, fuhr er fort, und wir werden als Freunde es mit einander genieſſen.

Fauſt war aber, ohngeachtet ſeines Vorſatzes, dennoch etwas in Bewegung gekommen, und gieng hinaus, um ſich wieder in friſcher Luft zu erholen.

Er hatte nur flüchtig bemerkt, daß ein Frauenzimmer, indem er in die Stube trat, zu einer andern Thür herausgegangen war. Jetzt fiel ihm dieſes mehr auf, als er in einem Zimmer auf der Seite, wo er ſtand, jemand reden hörte.

Eine Stimme fieng an zu moraliſiren und behauptete, es müſte doch mit dem Menſchen nicht gar zu richtig ausſehen, der ſich nicht ſehen zu laſſen getrauete, und dies war die Wirthin, denn die andere feinere Stimme nannte ſie ſo, und bat ſie, ruhig zu ſeyn, denn das wäre ein Menſch, der ſeinem Vater ſchon einmal um ihrentwillen entlaufen und wenn er ſie wiederſähe, vielleicht neue dumme Streiche machen könnte.

Fauſt erkannte, ohne viel Kopfbrechen, daß dies ſeines Chriſtophs Geliebte wäre, und da ihm an dem Kerl gelegen, er auch nichts als Unglücks genug für ihn durch eine neue Zuſammenkunſt vorausſahe, ſo eilte er wieder in die Gaſtſtube, und befahl Chriſtoph ihm nicht von der Seite zu gehen. Chriſtoph war gewohnt, den Befehlen ſeines Herrn pünktlich zu folgen.

Fauſt ſprach nun, da er viel nachzudenken hatte, ſehr wenig, und Hond hielt jene Sache noch für zu feſt eingewurzelt, nahm aber für dieſe geglaubte Verachtung Rache in ſein Herz.

Sobald ihr Mahl geendigt war, muſte Chriſtoph ſchnell eſſen, und dann ſogleich ſich in Gegenwart ſeines Herrn auf den Rückweg nach Göttingen machen, und nun erſt war Fauſt ruhig.

Er nahm ſelbſt Abſchied von Hond, und da er niemanden in der Welt gern mit Groll zurückließ, ſo bat er ihn, alles vergangene zu vergeſſen, und von ihm verſichert zu ſeyn, daß er ihm alles vergeben hätte, was er ihm zuwider gethan.

Hond ſahe dies im Grimm ſeines Herzens für eine Sticheley an, und wuſte ſich doch meiſterlich zu verſtellen. Kaum flog aber Fauſt mit dem Wagen davon, ſo brummte er ihm nach: Könnte ich dich nur einmal ſo weit bringen, wie man mich in Leipzig brachte, du ſolteſt die Rippenſtöße hundertfältig haben, die ich bekam.

Er reſolvirte ſich auch gleich, ihm nachzureiſen, und trennte ſich von ſeiner Begleiterin, denn das war die Perſon würklich, die Fauſt hatte ſprechen hören. Sie reiſte dem Chriſtoph nach, den ſie nicht hatte ſehen wollen, und er gieng ſeinem erwartendem Raube nach, denn der Kutſcher hatte ihm den Weg verrathen, den ſie gehen würden.

Dieſem hatte Fauſt zwar Verſchwiegenheit auf Leib und Leben angeſagt, und ſein Verſprechen gleich mit einer goldnen Belohnung verſiegelt. Allein der Kerl war mit ſeinem Gewiſſen ſo ſchnell fertig, wie ſeine Pferde es gewöhnlich mit ihrem Freſſen waren, (eine gute Eigenſchaft an Pferden, welches jene an Menſchen deſto weniger iſt.) Und da er hier keine Gefahr ſahe, verrathen zu werden, ſo nahm er einen Gulden mit, der ihn nicht einmal eine Minute drückte.

Zehntes Kapitel.

Beſchluß der Hinreiſe, und Geſchäfte Fauſts bis zu dem Augenblick, da er vor den fürchterlichen Richterſtuhl gehen ſoll.

Fauſt brachte die zweyte Nacht in einem kleinen Städtgen zu, in welchem ſie auch Hond, obwohl in einem andern Gaſthofe, verſchlief. Er hatte viele ernſthafte Betrachtungen über Honds Lebensart angeſtellt, und er verfiel in eine Schwermuth, die ihm eigen war, wenn er über den Punkt nachdachte, daß alle Menſchen gut ſeyn könnten, und es nicht wären.

Dies machte ihm auch kein ſo heitres Erwachen, und da der Himmel trübe war, ſo vermehrte dies den Anſatz zu hypochondriſchen Anwandlungen.

Er reiſte ſo mit etwas Unmuth weiter, aber gegen Mittag gab es ſich. An dem Orte wo er war, kam ein Mädgen zu ihm, und ſchmeichelte ihm ſehr. Sie mochte ohngefähr vierzehn Jahr alt ſeyn, und ſie gefiel ihm ſo wohl, daß er ſich genau nach ihr erkundigte. Er erfuhr von der Wirthin, daß ſie ihr mit einer ziemlichen Summe von Madam Hond zugeſchickt wäre. Nachher wie dieſe reiche Dame heruntergekommen, habe ſie nichts mehr erhalten. Nun wäre es ihr ſehr ſchwer geworden, es zu erhalten, aber ſie hätte es doch nicht können verſchmachten laſſen. Der ganze Reichthum, den ſie ihr laſſen könnte, ſey die Tugend, und die Gefälligkeit gegen jedermann. Damit, hoffe ſie, ſolte ſie durch die Welt kommen.

Fauſt erſtaunte. Er nahm ſeine Schreibtafel, und ſchrieb ſich eine kleine Note hinein. Dann that er, was er nach ſeiner jetzigen Lage vermochte, um die Frau zu unterſtützen, und reiſte weit zufriedner weg, da er eine gute That ausgeführt. Im Wagen ſagte er unter andern noch zu ſich ſelbſt: habe ich nicht recht, daß man dem Schein nicht trauen ſoll! Wer hätte eine ſo edle Handlung von Honds Mutter vermuthet?

Es beſchäftigte ihn der Gedanke bis er hinkam, ſo bald er aber an Ort und Stelle anlangte, erinnerte er ſich ſeines Berufs, und legte ſeine Seele in die Falten, die er dazu für angemeſſen hielt. Verſteht ſich ganz natürlich und durch den Zuſammenhang der Dinge, denn verſtellen, und etwas ſcheinen, was er nicht war, konnte Fauſt nicht.

Das erſte was er that, war, den Hausknecht nach dem Univerſitätspedell zu ſchicken, der auch auf geſchehene Einladung erſchien. Er hatte zwar ſchen von dem der ihn gefordert, und der einen Haupt Spasvogel unter den Studenten vorſtellte, wiſſen wollen, was ſeines Amts da ſeyn ſolte, allein zu ſeinem eignen Misvergnügen geſtand ihm der Hausknecht, daß, ohngeachtet er drey verſchiedene Späßgen angebracht, er dennoch es nicht dahin bringen können, daß ihm der Fremde Rede gehalten. Er müſte entweder tiefſinnig ſeyn, oder ein böſes Gewiſſen haben.

Der Pedell, der ein Mann war, der ſeinem Alter, ſeiner Statur, ſeiner Ehrlichkeit, und ſeinem Verſtande nach, mittelmäßig war, machte zwey mittelmäßige Bücklinge, die ihm Fauſt von ohngefähr eben ſo mittelmäßig zurückgab.

Sie können mir einen Dienſt thun, ſagte Fauſt.

In des Pedells Seele hob ſich allemahl ein gewiſſer Stolz, wenn er gewahr wurde, daß er wichtiger, als gewöhnlich, war. In dem Falle wurde er aber auch gemeiniglich etwas voreilig.

Befehlen Sie etwa, ſagte er im einigermaaßen diktatoriſchen Tone, ein Logis, Anweiſung zu Kollegien, das Verzeichniß der Lektionen, oder ſuchen ſie rare Diſputationen, (er war der Zeit Diſputationshändler,) oder wollen ſie unſere akademiſchen Gebäude ſehen, davon ich die Schlüſſel vom Auditorio maximo bis zum Karzer habe — oder —

Nichts von alle dem, erwiederte Fauſt, und ſo vermuthlich auch nichts von dem, was ſie noch ſagen wolten, denn ſie ſcheinen nicht errathen zu können, was mich hierher treibt. Ich werde einen gradum —

Der Pedell ſahe ihn hier ſcharf an, und ſchloß von der Jugend weiter — Ha! ha! Sie wollen in magiſtrum — Nicht doch, ſagte Fauſt lächelnd, daß der Mann immer fehl gieng. Ich will Doktor der Arzneykunſt hier bey ihnen werden.

Nun überſchritt der Pedell ſein gewöhnliches Maaß und Ziel, und es erfolgte ein Bückling ſo tief ihn ſein Rücken nur hervorzubringen im Stande war. Aber das war auch kein Wunder, denn der Pedell machte ſie ihn im Namen der ganzen Fakultät, als ein Präambulum des Danks, den man ihm für dieſe Ehre zudenken würde.

Und alſo wäre meine Bitte, fuhr Fauſt fort, (und holte einen großen Geldbeutel hervor,) ſie machten mich morgen Vormittag mit den Fakultätsbeyſitzern bekannt, und weil ſie dadurch doch verſäumen, ſo nehmen ſie dieſes Wenige fürs erſte zum Erſatz.

Es war ein halber Ld'or, und obgleich der Pedell tauſend Verſicherungen machte, daß das nicht nöthig geweſen, und ſich am Ende wohl würde geſunden haben, ſo näherte er doch den in der Hand habenden) Hut dem Herrn Neodoctor und Fauſt, ohne weiter an Urſache und Wirkung zu denken, ließ das Stück hineinſchlupfen, und erbot ſich, die Ehre ſeines Wiederſehens auf morgen früh um acht Uhr zum Koffee.

Die Einladung wurde mit einem neuen übermäßigen Bückling alles auf Rechnung der Facultät angenommen, und der Pedell empfohl ſich, ohne im geringſten etwas von der Angſt zu fühlen, die Fauſten mit unter herzhaft anpackte, wenn er an ſein baldiges Examen dachte.

Beym Hinausgehen aus dem Zimmer, ſagte der Pedell: Jung, aber viel Geld — Wer hätte es dem Manne anſehen ſollen, daß er ſchon zum Doktor ſchritte.

Auf der Treppe kam ihm der Hausknecht entgegen. Nun, wo iſt der Herr, fieng er an — „Er will Doktor werden“ — Gewiß der Theologie, darum iſt er ſo meditiviſch —

Fauſt hatte das Unglück, oder das Glück, daß man ſich hier immer in ihm irrte, denn obgleich der Pedell den Hausknecht verſtändigt, ſo kam doch der Wirth, der auch etwas vom Doktorwerden gehört hatte, um ihm ſein Kompliment zu machen, und verſicherte, die Advocaturen wären hier einträglich, und bey ſeinem Vermögen und Wiſſenſchaften könnte es ihm hier gar nicht an Kunden fehlen.

Von beyden wuſte er zwar noch nichts, allein das erſte ſchloß er aus dem, was der Pedell von der Börſe fallen laſſen, und das zweyte glaubte er ſelbſt nicht, wolte aber eine ſolche Höflichkeit anzubringen, um vieles in der Welt nicht unterlaſſen. Ueberdem war er Patriot, und hätte ſeiner Vaterſtadt gern einen reichen Einwohner zugewandt.

Fauſt ließ ſich herrlich bewirthen, und legte ſich zur Ruhe, erwachte auch am Morgen zum letztenmale ängſtlich. Der Pedell hatte ſeine Ruheſtädte nicht ſo bald geſucht. Er gieng noch zum damaligen Dekanus der Fakultät, welcher gewöhnlich bis eilf Uhr in ſeiner Nachtmütze und ſeinem Schlafrock blieb, um ſeine mächtige Zirkumferenz nicht zu früh in eine Preſſung der Kleider zu bringen. Es muſte ſich auch jeder gefallen laſſen, ihn ſo zu ſprechen, und ſeine Patienten muſte in dieſen Stunden ſein amanuenſis beſuchen. Aber bey jedem neuen Doktor der ſich meldete, war eine Ausnahme, und da muſte der Pedell wenigſtens eine Stunde vorher es melden, damit ſeine Haushälterin, denn er war Wittwer, ihn in ſeinem majeſtätiſchen Staat werfen könnte.

Der Pedell fieng ſeine Anrede mit einem Glückwunſch für die Fakultät an, deren Ruhm ſehr weit erſchollen ſeyn muſte, weil ein entfernter

Fremder gekommen wäre, um hier den Huth zu holen. Zufrieden zogen ſich die paußbäckigten Wangen des Herrn Dekanus in ein Lächeln, und er frug, wie denn der Name des Kandidaten zur neuen Würde wäre.

Da ſtand der Pedell wie Butter an der Sonne, denn er hatte über Börſe und Buckling dies zu fragen vergeſſen, und er muſte davor einen Wiſcher einnehmen. Da aber der Name ſich einmal nicht nennen ließ, und man es nach einer kleinen Konferenz von beyden Seiten für unſchicklich hielt, den Fremden heute wieder zu beunruhigen, ſo muſte der Pedell von den übrigen Qualitäten reden. Unter dieſen war der volle Beutel keine der unangenehmſten, allein die Jugend des zu promovirenden ſtand dem Dekanus nicht ſo recht an, und er ſagte mit einem bedenklichen Tone: Wenn er nur nicht zu wenig gelernt hat, daß man ihn nicht annehmen kann. Es wäre doch Schade, wenn man die Promotionsgelder nicht auch bekäme. Der Pedell, der mit dem Dekanus auf einem ziemlich vertraulichen Fuße ſtand, ſagte darauf eine kleine Liſte von Dummköpfen her, die ohne irgend etwas zu verſtehen, kreirt worden waren, und meynte, dieſer würde ſich ja wohl noch anhängen laſſen, wozu der Dekanus aber wohl weislich ſtille ſchwieg, und nur den Pedell beorderte, morgen um neun Uhr mit dem Kandidaten zu erſcheinen, vorher aber ihm den Namen deſſelben ins Ohr zu raunen, welches der Pedell mit einem mittelmäßigen Bückling beantwortete, und von dannen ſchied. Noch hatte die Glocke nicht Achte geſchlagen, als dieſer ſich ſchon in der Gaſtſtube des Wirths einfand, und auf gemeſſenen Befehl des Wirths auch ſogleich mit einem Glas doppelten Kümmel vom Hausknechte angeſchnellt wurde, welches er um des Nebels willen, der früh um fünf Uhr, da er noch im Bette lag, gefallen war, zu ſich nahm.

Dann gieng er die Treppe hinauf, ſo daß er mit dem letzten achten Schlage vor Fauſten ſtand, der einen neuen Haarbeutel ſich eben von ſeinem Friſeur einbinden ließ. Fauſt hatte auch wieder nicht das Glück, dieſem zu gefallen, denn er hatte ſich vorgeſtellt, auſſer ſeiner Bezahlung auch noch ein Pack Neuigkeiten zu erhalten, die ihn bey ſeinen Kunden beliebt machen ſolten. Da er nun die erſte reichlich und von den letzten nichts bekam, ſo trank er einen Schluck auf das Verderben aller Tuckmäuſer, und half ſich, ſo gut er konnte, welches wir hier ganz füglich verdollmetſchen können, er log in Fauſts Seele.

Der Pedell hingegen nahm Koffee und Frühſtück in aller Behaglichkeit ein, und obwohl er auf dem ganzen Wege von ſeinem Hauſe bis in den Gaſthof immer ſich ſelbſt erinnert hatte, den Doktor um ſeinen Namen zu fragen, ſo verflog ſein Gedächtniß doch mit dem Geiſte des Kümmels, und er würde ſich ſicher einen neuen Wiſcher beym Dekanus geholt haben, wenn nicht der Wirth heraufgekommen wäre, und ihn um ſeinen hochwerthen Namen gebeten hätte, um ihn dem Nachtzettel einzuverleiben. Da ſchlug ſich der Pedell vor die Stirn —

Mein Name iſt Fauſt —

Der Wirth ſchlug heimlich ein Kreutz, der Pedell ließ die Hand von der Stirn ſinken. Es wurde eine allgemeine Pauſe. Der Hausknecht meldete einen Fremden beym Herrn Doktor, und Hond trat ins Zimmer.

So herzlich Fauſt Honden vergeben hatte, ſo unangenehm kam dieſer ihm jetzt.

Alſo wird meine Prophezeihung wahr, ſagte Hond, und ich kann Sie Herr Doktor nennen?

Noch nicht, erwiederte ihm Fauſt, und da ihm jetzt die ganze Faſſung ſeines Geiſtes nöthig war, ſo wolte er ſich mit ihm nicht einlaſſen, ſondern bat ihn auf den Mittag zu ſich, denn es fiel ihm ein Mittel ein, wodurch er ihn vielleicht entfernen könnte.

Hond nahm die Einladung an, und gieng. Der Wirth begleitete dieſen, und rief ſich heimlich zu: Wäre der Teufelsbanner nur erſt fort, und Fauſt gieng mit klopfenden Herzen mit dem Pedell zum Dekanus.

An der Stubenthür empfieng dieſer den Kandidaten, und als er vor ihm vorüber war, raunte ihm der Pedell ins Ohr: Fauſt. Der Dekanus, der dem Dinge keinen rechten Glauben beymaß, ſahe den Pedell bedenklich an, aber dieſer wiederholte es mit zwey Betheuerungen, denn er ſagte: Ja, ja, Fauſt.

Der Dekanus nahm nun weiter nichts daraus, aber der Pedell eminirte.

In einem ſilberfarbnen Kleide mit handbreiter Stickerey von Golde, mit einem Korpus vor ſich, deſſen Schmeer gewiß ſeine 60 Pfund hatte, mit einer Knotenperuque von drey Enden, deren zwey reitzend über die Schultern ſchlugen, mit dickgeſchwollenen kaum vom Podagra verlaſſenen Füßen, ſetzte ſich jetzt der kleine Gott der Arzneykunſt in einen Seſſel, und nöthigte Fauſten, ihm gegenüber ſich in einen ähnlichen zu ſetzen, wovon er freylich kaum den vierten Theil einnahm. In himmelblauer Seide, einer Leibfarbe ſeiner Karoline, ſaß Fauſt, einem Liebesgotte ähnlicher, als einem

Sohn des Aeſkulaps, in ſeinem weitfügigem Seſſel.

„Lange ſtudiert, Herr Kandidat?“

Drey Jahr —

„Wie jetzt gewöhnlich. In alten Zeiten ſtudierten wir länger, aber da verlangte man auch mehr von uns. Tempora mutantur. Auch Anatomie gehört?“

Welche Frage, Ihro Magnificenz. (Er war ſchon Rektor geweſen.) Kann man die Arzneykunſt üben, ohne dieſe zu wiſſen. Es war eine Zeitlang mein Lieblingsſtudium.

„Meins auch — Aber nun habe ich das praktiſche Fach. (etwas huſtend,) Schon in Praxi etwas gethan?“

Was ein Anfänger ſich getrauen darf.

„Wie iſts mit der lateiniſchen Sprache?“

Etwas blöde freylich darin. Indeſſen wenn es Ihnen nicht beſchwerlich wäre, zu unterſuchen. Und damit fieng Fauſt einen lateiniſchen Sermon an, den wir um der Leſer willen nicht mit einrücken, die blos deutſch ſind, leitete das Kapitel auf den Nervenſaft, oder auf deren fortgepflanzte Bewegung durch Erſchütterung, gab eine Definition vom Gefühl für der unſerm Leſer ſo bange werden würde, wie dem Dekanus, und bat ſich die Meynung dieſes berühmten Mannes, als einen nützlichen Beytrag zu ſeinen Kenntniſſen aus. Es war recht gut, daß der Dekanus ſeinen Stuhl gerade ausſullte, ſonſt würde ſeine innere Gemüthsbewegung ſich gewiß durch ein hin- und wiederrücken auf demſelben entdeckt haben, allein ſo ſaß er ſteif, und begann nur etwas zu ſchwitzen. Als Fauſt nun aufhörte, fieng er an, und erzählte ihm wie aus dem Blut der Nervenſaft ſeinen Urſprung nehme, citirte faſt oft ein Heer von Autoren, die Fauſt nicht einmal dem Namen nach kannte, und verſicherte denn endlich, daß, wenn dem Herrn Kandidaten nur die Zeit erlaubte, ſeine ganze Demonſtration anzuhören, ſo würde ſie ihm ad oculos den Beweis darlegen, daß ein Nervenſaft exiſtirte.

Fauſt bewunderte ſeine Beleſenheit, bedauerte daß er den grundgelehrten Mann nicht zu kapiren geſchickt genug, und wähnte nicht einmal im Traume, daß der Mann ſelbſt nicht verſtand, was er ihm ſagte.

Er empfahl ſich ſeiner Gewogenheit, und bekam zum Abſchiede vom Dekanus den Troſt, daß er ein ſumme capax der Würde wäre, nach welcher er ſtrebte, und daß er ſich keinen Kummer deswegen machen ſolte. Vorher aber zählte Fauſt das Geld auf, und da der Pedell bey dieſer Handlung zugegen war, und dem Dekanus ins Ohr raunte: Wie iſt er? ſo antwortete dieſer mit einer

Miene voll Wunder: Nur zu gelehrt — zu gelehrt — eine wahre Krone unſrer ſechsjährigen Promotionen. Der Pedell bekam in dem Augenblick eine hohe Meynung von Fauſt, aber auch einen Argwohn wider denſelben, der ſich weiterhin aufklären wird.

Von da giengen ſie zum zweyten Facultiſten, welcher Profeſſor der Chemie war. Ein flinkes muntres Männchen, voll Feuer, welches auch zur Naſe und zum Geſichte bey ihm hervorbrach.

Kaum hatte der Pedell Fauſten angekündigt, als er ſchon bedauerte, daß er nicht eine Stunde eher gekommen. Sie hätten können mein Kollegium hören, ſagte er. Habe da unumſtößlich eben bewieſen, daß alle Goldmacher Betrüger ſind. Iſt nichts mit 'n. Der neue Marktſchreyer da in London will den Leuten 'n blauen Dunſt machen. Laßt 'n ſein Pulver mahl machen. Woll'n ſehn obs wahr iſt. Ich kann auch Advokaten, Dokter und Miniſter, und Soldaten und Pagoden zuſammennehmen und 'n was weis machen. Nicht wahr, Herr, 's iſt nichts mit der Alchymie.

Er ſchwieg etwas, und da er Fauſts Stillſchweigen vor Beyfall nahm, ſo ſprang er vor Freuden hoch auf. Das wußt ich wohl, Herr, daß wir einerley Meynung wären. Ich weiß ne beßre Alchymie. Herr Pedell, beſorg er doch 'n paar Bouteillen Wein.

Der Mann deſtillirte in der That täglich ſeine ſechs Bouteillen von dieſem Getränk, und ſo ſehr Fauſt widerſtrebte, ſo muſte er doch die zwey Bouteillen mit ihm leeren, indeſſen der Pedell auch eine zu ſich nahm, denn da er die Beſtellung hatte, ſo hatte er ſich nicht vergeſſen.

Während deſſen hatte Fauſt ein andres Geſpräch mit dem Profeſſor der Chemie, welches verſchiedene Erläuterungen über die Eigenſchaften des Vitriols enthielt, und da er Fauſten einerley Meynung mit ſich fand, ſo umarmte er ihn einigemal, und ſagte: wenn es auf ihn ankäme, ſo wäre das Examen unnöthig, und er wolte ihn zur extraordinairen Profeſſur der Chemie verhelfen, die eben offen wäre, wenn er bey ihnen bleiben wolte. Dies verbat ſich aber Fauſt, denn er hatte eine lebendige Chemie im Kopfe.

Wie Fauſt und der Pedell von dieſem Profeſſor weggiengen, kam es ihnen vor, wie wenn ſie wankten, das war Fauſten ungelegen, er bat daher den Pedell, ohngeachtet er ihn ungern bemühete, die beyden übrigen den Nachmittag vorzunehmen.

Das geſchahe auch, da aber der eine eine Schlafmütze im eigentlichen Verſtande vorſtellte, und der andere einen Windbeutel nicht allein ſpielte, ſondern es auch war, ſo finden wir am beſten, im Gaſthof zurückzukehren, Fauſten da drey Tage noch zubringen zu laſſen, in welchen er den Druck ſeiner Diſputation die *de fauſto exitu apoplexiae maligniſſimae indolis* handelte, beſorgte, und am vierten Tage des Morgens um fünf Uhr aufſtand, um ſich noch einmahl mit Muth zu wafnen.

Eilftes Kapitel.

Ein Strich durch die Promotion, und die Folgen deſſelben in loco.

Wer nicht ſagt, daß Fauſt ſehr nahe am Doktor war, der hat in der That unrecht. Zwey Stunden waren nur noch zum Examen übrig, denn es war ſieben Uhr, und um 8 Uhr erwartete Fauſt den Pedell, um neun Uhr mit ihm in die Verſammlung zu gehen, und auf den künftigen Tag war die Promotion feſtgeſetzt. Von fünf bis es halb ſieben ſchlug hatte Fauſt noch einmahl repetirt. Sein Muth war durch die Tröſtungen aller Profeſſoren gewachſen, er wuſte, was er wiſſen ſolte, und nahm ſich vor, die paar Stunden nun noch recht ruhig zuzubringen.

Ununterſucht ob es Fauſtens Komplexion zuträglich war, oder nicht — ununterſucht ob es für einem, der auf Freyers Füßen ſeit ſeinem dreyzehnten Jahre gegangen, anſtändig war oder nicht, ſagen wir dem Leſer, daß er ein Freund vom Toback geworden. Er lag alſo Punkt ſieben, vergnügt und frölich im Fenſter, und ſchmauchte, als ein Mann im Kourierkleide ſich nach ihm an der Thür erkundigte. Man zeigte ihn hinauf. Fauſt überlief den erhaltenen Brief, warf mit Heftigkeit die Pfeife in tauſend Stücke, befahl dem Kourier zu beſorgen, daß in einer Viertelſtunde Poſtpferde da wären, forderte vom Hausknecht, der dabey ſtand, ſogleich ſeine Rechnung, und gieng ohne etwas weiter zu ſagen ans Einpacken.

Der Wirth aus wohlbedachten Urſachen machte die Rechnung ohngeweigert, und während deſſen packte Fauſt alles, ſogar die Diſputationen im Koffer. Der Wirth kam, die Rechnung wurde bezahlt, und die Pferde erſchienen kurz darauf. Koffer aufpacken, einſetzen, und fortfahren, war ein Werk von einigen Minuten, und es blieb von ihm nichts weiter übrig, als die umherrollenden Louisd'or und das Andenken, er wäre da geweſen.

Wir können uns unmöglich von dieſem Orte entfernen, ohne zu ſagen, wie dieſe Verſchwindung daſelbſt aufgenommen wurde, und was zu deren Beſchleunigung ſelbſt an dem Orte beytrug. Zuerſt müſten wir denn wohl von dem Mittagseſſen etwas berichten, was Hond der geſchehenen Einladung gemäs bey Fauſten einnahm.

Hond hatte nichts weniger erwartet, als daß Fauſt dieſe Reiſe unternahme, um zu promoviren. Seine Gedanken waren, er habe den Verfolgungen des Barons ſich zu entziehen, von Göttingen ſich weggewandt. Daß er noch Abſichten auf Karolinen hatte, das wuſte er, aber von ſeinen Hofnungen nichts.

Er hatte zwar herzlich gelacht, daß der Baron an dem Tage an welchem er ihm zu ſeinem ganzen Glücke verholfen, ſeinetwegen noch Prügel einnehmen müſſen, aber er ſahe auch ein, daß er es ihm gelegentlich bitter genug wieder vergelten könnte, und zu ſeinem künftigen Avanciren ſahe er dieſen keinesweges als entbehrlich an.

Er glaubte alſo vielleicht auf Fauſts Verderben wieder eine Stufe empor ſteigen zu können, und ihn mit Liſt oder Gewalt anzuwerben, war die Abſicht warum er ihm folgte. Er hatte einen Sergeant bey ſich, der in ſolchen Fällen abgefeimt war.

Er hörte aber nicht ſo bald, daß Fauſt ſich ſo verändern wolte, als er die nun weit größere Gefahr einſahe, und um ſeines Beſten willen von ſeinem Vorſatz abſtund. Er gieng nun blos darauf aus, von ihm die Projekte ſeines künftigen Glücks zu hören, und ein oder das andre davon zu Waſſer zu machen, damit es Fauſten in ſeinem Leben nicht glücklich gienge, denn er war ihm nach wie vor ein Erbfeind.

Zu dem Ende kam Hond mit der Biegſamkeit eines Ohrwurms, mit der Heucheley eines Chamäleons, und mit dem Gifte einer Kröte zu ihm.

Fauſt hatte ſchon am Morgen beſchloſſen, ſich von ihm zu entledigen, und da er von des chymiſchen Profeßors Weine etwas erhitzt war, ſo faßte er die Idee noch feſter, denn er trauete ihm nichts Gutes zu.

Auf die Fragen, die Hond an ihm that, brauchte er wohl das erſtemahl in ſeinem Leben die Verſtellungskunſt, und verſicherte ſeinem Gaſte, daß Erfurt der Ort ſeyn würde, wo er ſein Heil verſuchen wolte, und dieſer lachte in ſeiner Seele, denn er hatte ſchon vor die Renomme des Mannes geſorgt, und konnte ihm nicht viel Glück prophezeyhen. Demohngeachtet aber betheuerte er ihm, er würde bey dem Mangel der dort an

Doktoren herrſchte, gewiß ein merkwürdiges Licht werden.

Fauſt ließ das unbeantwortet, weil ers für Spötterey hielt, und fieng dagegen an, Honden zu erzählen, daß er auf ſeiner jetzigen Reiſe von ohngefähr Gelegenheit gehabt hätte, ſeiner Mutter edles Herz kennen zu lernen, gelegentlich aber auch die Wohlthat die ſie angefangen fortzuſetzen. Hond ſpitzte die Ohren. Seine Mutter in Fauſts Munde war ihm ſchon Misklang, und da er erſt die Geſchichte mit dem kleinen Mädchen hörte, und bey andern völlig ſo viel Bosheit verborgen glaubte, wie er würklich hatte, ſo hielt er dies für eine zweydeutige Anſpielung. Er muſte aber doch Fauſten, um ſich ſelbſt nicht zu verrathen, danken. Er ſagte, er würde ſelbſt dahin reiſen, um ſich nach den Umſtänden zu erkundigen, und da ſeine Mutter wieder in den glänzendſten Umſtänden wäre, ſo würde er ihm Fauſten ſein ausgelegtes Geld, welches er doch zu ſeinem Anfange nöthig genug brauchen würde, erſtatten.

Fauſt wurde hierüber etwas verlegen, und bat ihn, ſich nicht mehr ſolcher Ausdrücke zu bedienen, denn er habe keines Erſatzes nöthig, wenn er etwas weggäbe, auch nicht im geringſten eine Abſicht gehabt, als die, ihm zu zeigen, wie die Denkungsart ſeiner Mutter wäre.

Hond ſchwieg, bekam aber immer mehr Gift und Galle, weil ihm zugleich ein Argwohn aufſtieg, den er nicht unterdrücken konnte.

Er kam, nachdem Fauſt mit dem Pedell wieder ausgegangen war, in die Wirthsſtube, wo er den Wirth in einer Stimmung fand, die Verlegenheit zu verrathen ſchien. Da er ſelbſt auch ſeine Unzufriedenheit nicht ganz verbergen konnte, ſo wagte es der Wirth ihn anzureden. Herr Hauptmann ſagte er (denn das muſte er ihm wenigſtens geben, da er ihn nicht kannte) iſt ihnen denn der Doktor Fauſt bekannt?

„Bekannt und nicht bekannt, wie mans nimmt. Es iſt ſo ein Haken wovon man nicht gern ſpricht.“

Das habe ich mir wohl eingebildet. Fauſt — welcher ehrliche Menſch wird nun wohl ſo heiſſen? —

„Ja, und das tollſte iſt, daß er den Namen hat, ohne daß ihn ſeine Eltern hatten, noch irgend einer ſeiner Verwandten, noch jemand ſeiner Vorfahren. Er ſoll freylich eines Schuſters Sohn ſeyn.

Eines Schuſters! ſagte der Hausknecht der auch ſeinen Urſprung aus einem ſolchen Stamme hatte. Nun da hatte er nicht nöthig, ſo ſpekulativiſch gegen mich zu thun —

„Aber er kam zu früh. Kein Menſch wuſte, woher."

Das Gott! wer weis, wer das iſt? ſagte der Wirth zitternd. Ich wolte ich hätte ihn nicht aufgenommen.

„Und hat immer Geld, weiß kein Menſch woher. Ich habe mich oft gewundert. Und ein Mädchen hat er ſchon um ihre Ehre gebracht und ſitzen laſſen, und geht jetzt ums andere herum."

Wäre er doch nur erſt fort. Sein Geld — das mag — ich — gar nicht. — Doch ich wills gleich ins Geſchoß tragen laſſen, da mags denn machen, was es will. Es wird uns ſo zu viel aufgelegt.

Der Leſer wird wohl ſehen, daß hier der Wirth ſpricht, der ſich gern des Fauſtiſchen Geldes entſchlagen hätte. Aber ſein Geiz war ſo groß, daß wir glauben, wenn Lucifer ſelbſt gekommen wäre und glühend Gold gebracht hätte, er hätte mit Zittern und Beben eine Hand daran gewagt.

Der Hausknecht, dem die Verwandſchaft mit Fauſten von Seiten der Schuſterey im Kopf ſteckte, wolte doch ein Wort zu ſeiner etwanigen Vertheidigung ſagen, und ſtellte den Hauptmann zur Rede, warum er denn mit ſo einem Menſchen freundlich thäte?

Hond wuſte ſich nicht anders zu helfen, als daß er das Eheverſprechen, wovon er die vidimirte Copie bey ſich hatte, nahm, und es den Beyden zeigte. Ich wolte ihn freundlich auf den Weg leiten, daß er dieſe ſeine Unterſchrift erfüllen ſolte, aber er leugnete alles, und ſagte, er wolte das Blatt ſchon ohne meinen Willen wieder bekommen.

Bey meinem ehrlichen Namen, Herr Hauptmann, ſagte der Wirth, ich behielte es nicht. Es kann ſie um ihren Hals bringen. Ich gäbe es ihm gutwillig, daß mirs nicht übel bekäme.

Ich habe ſchon einigemahl willens gehabt, es ins Feuer zu werfen, ſagte Hond jetzt, dem der Spas, der auf Fauſts Unkoſten gemacht wurde, zu gefallen anfieng, und ich habe auch jetzt Verſuchung dazu. Der Wirth ſprang nun mit gleichen Füßen auf Hond los, faßte ſeine beyden Hände, und bat ihn ſehr dringend, nur in ſeiner Küche dies nicht vorzunehmen, denn es könnte ihm einen Theil ſeines Schornſteins koſten, und Hond lies ſich denn bereden, es wieder einzuſtecken.

Er machte ſich den andern Tag wieder von da weg, und gieng in das Städtgen, welches ihm Fauſt angezeigt, und wir werden ihn da zu ſeiner Zeit wieder antreffen.

Seine Auſſage hatte ſo viel bey dem Wirth und dem Hausknecht gefruchtet, daß man ſich vor

Fauſten unehdlich fürchtete. Einer der erſten Vortheile, die dieſer davon hatte, war, daß er in den folgenden Tagen ganz auſſerordentlich bedient wurde, denn man glaubte, dadurch es abwenden zu können, daß er ſchädlich würde. Daher kam es auch, daß der Wirth ſo ſchnell ſeine Rechnung machte, denn jeder andere würde ſich gewiß die Freyheit genommen haben, dem Herrn Kandidaten einige Einwendungen wieder die Abreiſe zu ſo ungelegener Zeit zu machen.

Nun dem Himmel ſey Dank, ſagte der Wirth, als er fort war, wenn er nur nicht wiederkömmt. Er hatte das Geld, welches Fauſt ihm auf den Tiſch gezählt, zwar ſorgfältig nachgerechnet, aber ſich wohl gehütet, es anzugreifen. Er befahl jetzt dem Hausknechte, hinaufzugehen, das Geld zu nehmen, und es in die Steuerkaſſe zu tragen.

Dieſer aber gab ihm trocken zur Antwort, er würde das wohl bleiben laſſen. So wenig er, der Wirth, ſelbſt ſich damit befaßt hätte, es anzugreifen, ſo wenig würde er es thun. Er glaube einmahl nichts Gutes von ihm, und er hätte es dem Kurier ſehr deutlich angeſehen, daß er auch einer von ſeinen Konſorten wäre. Es könnte das Geld ſich wohl unter ſeinen Händen verwandeln, und dann er es vielleicht erſetzen ſollen, und davor danke er.

Der Wirth verſuchte dies noch mit einigen weiblichen Geſchöpfen in ſeinem Hauſe. Allein dieſe hatten alles Haarklein vom Hausknecht erfahren, und hüteten ſich alſo wohl, dazu ſich gebrauchen zu laſſen.

Er wuſte alſo kein anderes Mittel, als mit einer Feuerzange das Geld in einen ledernen Beutel zu ſtecken, den er wieder mit einem Schnupftuche anfaßte, und ſo ihn in die Steuerſtube trug. Hier bat er den Einnehmer ſelbſt, weil er ſich die Hand verbrannt hätte, den Beutel zu öfnen, und verwunderte und freuete ſich, wie dieſer das Geld gezählt und ihn darüber quittirt hatte. Auf dem Rückwege warf er den Beutel in das erſte fließende Waſſer, und war froh, ſo davon gekommen zu ſeyn.

Wie er zurückkam, trat der Pedell eben ins Haus, denn es ſchlug achte. Er hörte, daß der Doktor fort wäre, und wolte es nicht glauben. Man lies ihn daher die Treppe hinaufgehen, und er fand das Neſt leer. Er ſchlug kein Kreutz, aber er betheuerte, daß ihm ſo etwas geahndet habe, denn mit dem Namen und der Gelehrſamkeit dieſes Menſchen ſey es nicht richtig zu gegangen.

Es entſtand zwiſchen ihm, dem Wirth, und dem Hausknecht eine ungelehrte Abhandlung, ob es möglich ſey, daß ſich der Teufel in einen

Kandidaten der Doktorwürde verwandeln könnte, und obgleich es mehrentheils bejahet wurde, ſo fand man doch einige Skrupel dabey, weil man an ihn ſelbſt auch nicht eine Spur eines Pferdefuſſes wahrgenommen.

Der Pedell machte ſich aus dieſer Geſellſchaft bald weg, und in eine gelehrtere. Er hatte würklich drey Viertelſtunden verſchwatzt, und eilte nunmehro zum Dekanus, wo er die anſehnliche Verſammlung gegenwärtig fand, und nicht wenig Verwunderung erregte, weil er allein kam. Er erzählte die Abreiſe des Doktors mit allen Umſtänden, und ſtumm und erſtaunt hörte ſie die ganze Fakultät an. Keiner von den Beyſitzern getrauete ſich, ein Wort zu ſagen, ehe die andern geſprochen hätten, und hierdurch bekamen die beyden Pedellen Zeit, ihre Meynungen herauszulaſſen, die denn der erſte, als der beſtändige Begleiter des Herrn Fauſts nach ſeiner Theorie aus der Wirthsſtube vortrug.

Sein Kamerad der in ſeiner Jugend durch eine lateiniſche Schule gelaufen war, erwähnte hierauf, daß ihm die Diſputation gleich nicht gefallen habe. Er habe es anfangs für Stolz gehalten, daß der Kandidat ſeinen Namen auf den Titel gebracht, allein nun ſey es ja ſonnenklar, daß er mit dem fauſto exitu nichts als ſeine Verſchwindung, oder ſeinen Ausgang vor der Zeit, andeuten wollen.

Da dieſe Anmerkung ein lautes Gelächter bey der ganzen Fakultät hervorbrachte, ſo gab die Veränderung denen Profeſſoren Muth, und der Chymiſt erhob zuerſt ſeine Stimme. Der Pedell hatte etwas von des alten Fauſts Geſchichte erwähnt, und nun behauptete dieſer grundgelehrte Mann, es wäre alles Alfanzerey, was man vom Bündniſſe dieſes Mannes mit dem Teufel ſagte. Da die andern Herren hierzu ſchwiegen, und wir folglich auch nicht wiſſen, was ſie dabey dachten, ſo nahm der Sprecher dieſes wieder für Beyfall an, und da wir hierüber einig ſind, meine Herren Kollegen, ſo wäre es nicht unrecht, wir unterſuchten hier in corpore was unſerm neodoctor wohl den Entſchluß beygebracht haben möchte, denn ich vor meine Perſon bin überzeugt, daß er ein trefliches Subject war.

Dies bejahete der Dekanus mit der Verſicherung, er habe ihn ſelbſt ſchwitzen gemacht. Es wurde jetzt eifrig pro und contra diſputirt, und der Fall bey Fauſten durch einen Fakultäts-Ausſpruch als eine mania ſubitanea angegeben, und das übermäßige Studieren, als cauſa primaria, die jetzige Anſtrengung, als cauſa diſponens, und der Brief, als cauſa proxima feſtgeſetzt. Der jüngſte der Beyſitzer, der mit einer neuen Claſſification der Krankheiten, die er nächſtens ediren wolte, ſchwanger gieng, nahm die dicke Brieftaſche, die das Skelet ſeines Buchs enthielt, hervor, und ſetzte auf dieſe Art den neuen caſum unter ſeiner Rubrik:

mania

lenta	ſubitanea
caret	caſus, Herr Neodoctor Fauſt.

Nachher hielt der Dekanus eine förmliche Parentation wegen des unglücklichen Falls, und nach deren Endigung that der Chymiſt, der ſchon lange mitleidig die Reihe Bouteillen auf dem Nebentiſch ſtehen ſehen, den Vorſchlag, das angeſchafte einſtweilen zu verzehren, denn wenn Fauſt auch zurückkäme, ſo würde es die geringſte Schadloshaltung ſeyn, daß er dieſen apparatum noch einmahl herbeyſchafte.

Auch hier fehlte ihm der allgemeine Beyfall nicht, und es wurde nun bis um 12 Uhr gezecht, da der Dekanus ſie alle zu Mittag da behielt.

Weil der Leſer ſich vielleicht ärgern könnte, wenn wir die Scene fortſetzten, ſo ziehen wir wohlbedächtig einen Vorhang davor.

Aber Pedellen, Wirth, und Hausknecht hatten es doch in dem Orte dahin gebracht, daß es allgemein bekannt wurde, und es geſchahe durch den Umlauf in wenig Tagen ſo viel, daß man hörte, der Teufel habe ſich unter dem Namen Fauſts des zweyten bey der mediciniſchen Fakultät gemeldet, um die Doktorwürde zu erhalten, ſey aber abgewieſen worden, weil er auch platterdings nichts verſtanden.

Zwölftes Kapitel.

Welches dieſes Buch beſchließt — ſo wie es beſchloſſen werden ſolte.

Wir haben noch nie ein Buch mit dem eilften Kapitel beſchloſſen, und obgleich wir von Fauſten nichts mehr zu ſagen übrig haben, was wir in dieſes Buch bringen könnten, ſo müſſen wir doch dem Leſer geſtehen, daß wir ein für allmahl dieſer Mode zugethan ſind. Machten wir uns ein Bedenken, mit dem dreyzehnten Kapitel aufzuhören, ſo könnte der Leſer glauben, wir wären abergläubig. Aber das ſind wir nicht.

Und um denn, lieber Leſer, dir ein kleines Licht von unſrer Idee zu geben, ſo höre, was einſt einem großen Redner begegnete. Er ſolte juſt drey Viertelſtunden eine Verſammlung von großen

Gelehrten unterhalten. Er hatte Kopfſchmerzen und war launig, hatte nichts fertig, als einen ſchönen Schluß einer Rede, den er ſorgfältig auf einen beſondern Fall bewahrte. Er wolte nicht gern ſeinen Ruhm verlieren, und er half ſich heraus.

Er unterhielt ſeine Zuhörer mit dem fadeſten Geſchwätz, was unter der Sonne geboren war. Seine Neider triumphirten. Seine Verehrer ſchüttelten den Kopf. Man war im Begriff einzuſchlafen, als er ſeinen ſchönen Schluß deklamirte. Alle wurden aufmerkſam. Beyfall von allen Seiten. Man ſagte, man habe das fade um des Schluſſes willen gern gehört. Seine Neider konnten nicht aufkommen, und er blieb in ſeinem Ruf.

Lieber Leſer! Solteſt du nicht etwas gefunden haben, was dir gefallen hätte? Höre denn auch uns. Als wir das eilfte Kapitel geſchloſſen, war faſt eine ganze Quartſeite leer. Wir ärgerten uns, und wir ſchrieben (NB. wir ſchreiben etwas enge) dieſes zwölfte Kapitel. Laß es immer der Rede des Mannes gleich kommen, und wenn die eilf Kapitel nur ſeinem Schluſſe ähnlich, wenn du nur mit ihnen zufrieden biſt, ſo ertrage auch unſre Laune, die kein leeres Blatt gern leidet.

Biſt du aber zornig, ſo verſöhne dich, ehe du in das ſechſte Buch übergehſt, damit dieſes nicht die Wirkungen deines Zorns erfahren müſſe. Bedenke daß der Autor bey jedem Kapitel vor Furcht ſchwitzte, ob es dir auch gefallen würde, und nimm wenigſtens gute Laune mit, wenn du ihn beurtheilſt. Und du, furchtbarer Recenſent, der du in deinem weichgepolſterten Stuhle mit Leben und Tod ſchalteſt, bedenke, daß auch du ein Menſch biſt, und daß bey dir nicht Anſehen der Perſon gelten muß. Laß daher leben, was leben kann, ſo wird dir zur Belohnung einſt in Elyſium die Waage der Gerechtigkeit wiedergegeben werden, und man wird dich nennen: die **Wahrheit die auf Erden** leuchtete.

Sechſtes Buch.

Welches den armen Fauſt ganz unglücklich zu machen, und ihn um den Reichthum ſeines Herzens zu bringen ſcheint.

Erſtes Kapitel.

Welche von Honds Abreiſe ſeinen Anfang nimmt, als ihn der Major entließ.

Den andern Morgen, nachdem der Baron ſeine Schläge empfangen, reiſte Hond ab, um zuerſt nach Erfurth zu gehen. Dieſer Rückzug in unſrer Geſchichte würde nicht vorkommen, wenn wir nicht dazu der Wichtigkeit der Umſtände wegen genöthigt wären. Denn ſo ſehr Hond auch in den Augen der Leſer unbedeutend ſeyn mag, weil er wirklich in Anſehung ſeines Charakters unter aller Betrachtung iſt, ſo iſt er doch zu ſehr verwebt, als daß wir unſern Liebling in ſeinem ganzen Lichte darſtellen könnten, wenn wir ihn weglieſſen.

Die Nachrichten, die er von Obrigkeitswegen erhalten, waren ihm angenehm und nützlich geweſen. Er wünſchte nur eigentlich zu wiſſen, wieviel das angekommene Kapital betrüge, und wie es damit zugegangen.

Da wir nun unſere Leſer ſelbſt neugierig darauf glauben, und wir von Honds Reiſe nichts als alltägliches vorzubringen im Stande ſeyn würden, ſo begnügen wir uns damit, ihn gleich nach Erfurth zu verſetzen, und erzählen dem Leſer den Zuſammenhang der Sache, wie ſie ſich nach authentiſchen Nachrichten verhielt.

Lange vor dem betrübten, und für ſie endlich verderblichen Wittwenſtande der Madame Hond, hatte ihr Gemahl, ein würdiger Mann, deſſen Seele nicht in ſeinen Sohn übererbte, einen anſehnlichen Vorſchuß in eine fremde Handlung gethan. Der Beſitzer derſelben war unglücklich, und verlohr ſein ganzes Vermögen in wenigen Jahren. Es blieb alſo nicht einmahl ſo viel übrig, die Schuldner zur Hälfte zu bezahlen. Der Antheil, den der alte Hond aus der Koncursmaſſe zu heben hatte, war dennoch noch anſehnlich, allein dieſer Mann ließ ihn dem Gläubiger auf die

Bedingung, daß er ihm alsdenn denſelben vergüten ſolte, wenn es ſeine Umſtände erlaubten. Da Honden dieſe Summe nicht drückte, ſo beſchloß er nicht einmahl etwas ſchriftliches davon zu nehmen, damit ſein Endzweck nicht vereitelt würde, wenn nach ſeinem Tode der Geitz ſeiner Erben erwachte, denen er ohnedem genung hinterließ.

Darüber wurde alles vergeſſen. Der Kaufmann kam indeſſen, obwohl ſehr langſam, wieder empor, und er war in den Jahren, in denen die Wittwe Hond in den dürftigſten Umſtänden lebte, ihrer eingedenk, und wolte ſein Wort halten. Da nun in allen Handlungen dieſes Haus ſchon längſt vergeſſen war, ſo konnte er nicht allein zu keiner Korreſpondenz kommen, ſondern bekam zufälligerweiſe auch noch eine falſche Nachricht, daß daſſelbe ausgeſtorben wäre. Endlich aber reiſte ein Einwohner der Stadt Erfurth des Weges, und da ſich der Kaufmann mit ihm einließ, ſo erfuhr er den wahren Verlauf ihrer Sache, und die kläglichen Umſtände der Wittwe.

Ganz vom wahren Gefühl der Dankbarkeit durchdrungen, brachte er eine Berechnung in Ordnung, die den Betrag des ganzen erhaltenen Kapitals zum Grunde hatte, und die Zinſen deſſelben von allen den Jahren her in ſich begriff.

Ob es gleich den vierten Theil ſeines Vermögens ausmachte, ſo fühlte er doch nicht den geringſten Kampf in ſich, und es entgieng ihm der Wunſch nicht, es an ſich zu behalten. Er verwandelte die Summe in Papier und überſandte ſie dem Rath, um ſie der Wittwe auszuhändigen.

Dieſe hatte ſeit dem Briefe ihres Sohnes aus Leipzig keine weitere Nachricht von ihm erhalten, wuſte aber dagegen auch von den traurigen Umſtänden nichts, in denen er ſich eine Zeitlang befand. Sie gieng nun einem noch kümmerlichern Leben entgegen, als ſie bisher geführt hatte, als ſie einmahl unvermuthet von unbekannter Hand ein Päckchen Geld erhielt. So oft ſie hernach in Noth war, wurde dieſes wiederholt, ja einſt bey einem Krankenlager, welches ſie ausſtehen muſte, wurde ihr unentgeltlich, vom Arzte und Apotheker ſowohl, als in Anſehung ihrer Wartung, hülfreiche Hand geleiſtet.

Sie glaubte, daß alles dies vom Sohne herkäme, der ſich nur dabey nicht entdecken wolle, allein ſie irrte ſich gewaltig. Ihre Wohlthäterin war niemand als Trine, die ihres Sohnes Bitte viel zu heilig hielt, als daß ſie ſie nicht mit allen möglichen hätte verſorgen ſollen.

Hond hatte ſich den ganzen Weg über mit einer Spekulation beſchäftigt, wie es wohl möglich zu machen wäre, daß er das Geld allein in ſeine Hände bekame, und ſeiner Mutter nur etwas gewiſſes davon geben dürfte, und er fand zuletzt, daß dieſes auf keine andere Art möglich ſeyn würde, als wenn er ſeine Mutter als eine offenbare Verſchwenderin anklagte. Jetzt fieng es an, ihm zu gereuen, daß er nicht zuweilen etwas an ſie gewendet, und er bedachte, daß ihm dies nicht allein zum Vorwurf, ſondern auch zur Hinderniß gereichen könnte.

Ueber ſich ſelbſt aber ſich zu ärgern, war nie ſeine Sache geweſen, und ſo vergas er die Grille bald. Er fürchtete indeſſen, Verweiſe zu hören, und verwunderte ſich nicht wenig, als er nichts in der Art vor ſich fand, denn er machte bald Beſuche bey denen, die das Geld in Händen hatten. Noch ließ er ſich aber nichts merken, ſondern gieng erſt zu ſeiner Mutter, die ihn mit ofnen Armen empfieng, und wie ihren Wohlthäter bewillkommte.

Eine neue unerwartete Scene für Honden, denn er vermuthete die kläglichſte Dürftigkeit, und ſahe faſt Ueberfluß. Er war unverſchämt genug, den Dank für etwas anzunehmen, was er nicht gegeben hatte, aber er zerbrach ſich den Kopf, woher es wohl rühren könnte. Er nahm ſie gleich aus dem Hoſpital weg, und miethete ihr eine artige Wohnung.

Bey dem Plan den er hatte, die Gelder gänz an ſich zu nehmen, war er keineswegeſ gewillet, ſeine Mutter Noth leiden zu laſſen. Nicht um ihrer Perſon willen, denn die war ihm immer im Wege, und todt hätte er ſie ohne Rührung geſehen. Aber es war ein unbegränzter Stolz die Triebfeder,, die hier wirkte, und das konnte er doch nicht machen, daß ſie nicht mehr ſeine Mutter war, und ihre Schande war auch ſeine Schande, und ihre Zärtlichkeit gegen ihn in ſo vielen Prüfungen ſtandhaft geweſen.

Nun, da ſie in ihrer neuen Wohnung war, erzählte er ihr das Glück, was ihr Alter getroffen, und war eben im Begriff, ihr vorzuſtellen, daß die Benützung ihres Geldes ihm dienlicher wäre, als ihr, als ſie ihn dieſer Mühe überhob, indem ſie ihm ſagte: ſie dankte dem Himmel, daß er ihr in ihrem Alter dieſe Gnade gegeben, nicht um ihrentwillen, denn ihr bisgen übriges Leben wäre wohl hinzubringen, ſondern um ſeinetwillen, und daß ſie doch ſähe, daß er noch bey ihrem Leben belohnt wäre. Sie ſagte dies mit ſo viel Empfindung, daß Hond würklich glaubte, er habe ein Recht, daran Theil zu nehmen, und ſich ein Verdienſt dabey zuzurechnen anfieng. Sie bat ihn hernach, alles zu ſich zu nehmen, und ihr nur ſoviel davon zu laſſen, als ſie bisher gehabt hätte.

Hond glaubte nun alles gewonnen zu haben, und da er ſich ein gewaltiges Air zu geben wuſte, und ſich noch dazu einbildete, daß ſeine Uniform ihm Reſpekt verſchaffen müſte, ſo dachte er weiter an kein Hinderniß. Dennoch aber ſagte er denen, die das Geld in Händen hatten, was er fur Urſachen habe, es für ſich zu nehmen, und bedeutete ihnen, daß ſeiner Mutter eigner Wille dabey wäre, mit einem ziemlich diktatoriſchen Ton.

Aber der gute Mann, der ſonſt klug genug war, auch ſchon oft geprüft hatte, wie unentbehrlich das Geld in den meiſten Fällen iſt, wo man etwas erlangen will, vergaß diesmahl ſeine Politik. Man begegnete ihm ziemlich froſtig, als er kam um das Geld zu heben, und als er ſich abermahls erklärt, er wolte das Geld nehmen, und ſeine Mutter ſtandesmäßig unterhalten, ſo bekam er zur Antwort: da er in fremden Dienſten wäre, könne er nicht der Vormund ſeiner Mutter ſeyn. Noch weniger aber gehöre ihm das Geld, weil er erſt nach der Mutter Tode es erbte. Es würde ihr zwar frey geſtanden haben, es per donationem ihm zu geben, weil er ſie aber als eine Verſchwenderin erklärt, wolle man ihr ex officio Vormünder ſetzen, und ihr die Intereſſen jährlich ausliefern.

Seine Mutter ſtand beſtürzt, und Hond wolte raſend werden. Aber ſein Raſen half ihm nichts. Zwey Monate und viel Geld giengen hin, ehe er es dahin brachte, daß ihm die Hälfte gezahlt wurde, und die andere Hälfte behielt man da. Auch wurde ihm noch ein ſchweres Abzugsgeld genommen, und am Ende raunte ihm der gute Freund bey dem er zuerſt geweſen, ins Ohr, er habe mit dem vierten Theil deſſen, was es ihm nun koſte, wenn er ihn gleich angewendet, das ganze Kapital ſein nennen können. Er kratzte ſich hinter den Ohren, und nahm die theure Lehre an.

Aber alle dieſe Verdrüßlichkeiten hinderten ihn nicht ſeine Rolle nach dem angelegten Plane fortzuſpielen. Er prahlte wohin er nur kam, und den Dienſt verſtand niemand ſo gut wie er. Seine Mutter muſte einen Theil ihrer alten Geſellſchaften wieder aufſuchen, womit es aber doch ſo recht nicht fortwolte. Viele verachteten ihren Charakter, und beſonders mieden viele ſie um ihres Sohnes willen.

Einmahl ſogar war Hond ſo unverſchämt den Baron zu beſuchen. Er glaubte, man müſte ihm als einen Officier Ehrerbietung erzeigen. Man ſahe ihn von weiten kommen, und nahm ſeine Maasregeln. Der Baron nahm ihn zwar an, aber ſehr kalt. Hond wolte ſich etwas in Poſitur ſetzen, und fieng mit der neuen Freundſchaft zwiſchen ſich und dem älteſten Sohn an. Aber der Baron antwortete ihm ganz trocken, daß ihm das nichts weniger als angenehm wäre.

Hond wüthete ſchon in ſich, aber er wolte es noch einmal mit Unverſchämtheit verſuchen, und that, als wenn er es umgekehrt verſtanden. Er frug darauf: ob er nicht die Ehre haben könnte, die Baroneſſe zu ſprechen?

Herr, ſagte ihm hier der Baron, Sie ſind unverſchämt. Erinnern Sie ſich nicht mehr, daß ich Ihnen mein Haus damahls auf immer verbot? Sie ſind ſo unverſchämt, es wieder zu betreten, ich ſo nachgebend, Sie höflich aufzunehmen, und nun wollen Sie mich noch an Ihre Jugendſtreiche erinnern.

Ey, ey, Herr Baron, fieng Hond an, ich wüßte nicht womit ich Sie beleidiget hätte. Ich hätte mir auch einen ſolchen Dank für meine Dienſte nicht vorgeſtellt.

Hören Sie, Herr Hond, fieng nun der Baron in einem ernſthaften Tone an: zum letztenmahle rede ich jetzt in Güte. Sie ſind es, der mir meine Kinder vernachläßigt und verderben hat. Ihnen habe ich ſo manche Unruhe in meinem Hauſe zu danken, und durch dies alles ſind

Sie mir ſo zuwider geworden, daß ich Ihnen ungern ins Geſicht ſehe. Sie werden alſo wohl thun, wenn Sie ſich entfernen, und nicht wieder kommen. Die Urſache ihres Beſuchs iſt mir unbegreiflich, ſolte ſie aber ſeyn, daß Sie noch nicht genug für Ihre Dienſte belohnt zu ſeyn glauben, ſo ſteht Ihnen noch ein Zuſchuß von hundert Thalern zu Dienſte.

Dies brachte Honden aufs äuſſerſte. Er hielt es für die gröſte Beſchimpfung, ſo gut es der Baron auch meynte und er lies ſich den Eifer verleiten, einige unanſtändige Ausdrücke zu gebrauchen, worunter der mit war, daß er ſich genug ärgere in ſeinen Lumpendienſten geweſen zu ſeyn.

Das verſtand der Baron aber unrecht, ergriff eine an der Wand hängende Hetzpeitſche, und ungeachtet ſeiner Vorſtellungen, daß er Kavalier und in Dienſten ſey, ſchlug der Baron einigemahl zu, und ſagte: Ich verunehre nicht die Uniform, ſondern den nichtswürdigen Kerl der drinne ſteckt. Er ermahnte ihn auch, ſich nur davon zu machen, und rechnete es ihm noch zur Gnade an, daß er ihn nicht zum Hauſe hinaus verfolgte und öffentlich beſchimpfte.

Das beſte Theil was Hond wählen konnte, war, ſachte fortzugehen. Er ſchwur zwar im

Grimm ſich zu rächen, aber als er ſich abgekühlet, ſagte er: Was fange ich an — er ſteht mir nicht zur Klinge, am beſten, ich laſſe den Schurken lauſen — ſtrafe ihn mit Verachtung.

◆ ◆ ◆

Zweytes Kapitel.

Hond verläßt nach noch einigen Proben ſeiner Bosheit ſeinen bisherigen Aufenthalt, und eilt zur Ausführung neuer Unthaten.

Es war für Honds Charakter ein Glück, daß ſeine Bosheit mit einer Selbſtzufriedenheit verknüpft war, die das Unangenehme ſchnell auslöſchte, was er oft durch die erſtere davon trug, und wieder kann man es auch ein Unglück nennen, denn er wurde durch die Vergeſſenheit eben ſo ſchnell zu neuen Bosheiten angetrieben. Wäre ſie aber nicht geweſen, ſo hätte Hond nothwendig ein Opfer der Empfindlichkeit werden müſſen, die auf ſolche Auftritte gefolgt wäre.

Bis Hond vom Baron eine ſo nachdrückliche Erinnerung ſeines immer noch geringen Werths erhielt, hatte er ſich nur mit ſich ſelbſt beſchäftigt, und war bemüht geweſen, ſein Ich der Welt als höchſt merkwürdig vorzuſtellen. Wo ihm dieſes nun gelingen konnte, da war es ihm ſchon gelungen, und an allen andern Orten, fuhr er, um auch einmal einen akademiſchen Ausdruck zu gebrauchen, ſo heßlich ab, daß ihm aller Appetit vergieng, weiter anzubeiſſen.

Theils muſte er nun auf etwas neues denken, denn ſein Geiſt konnte nicht wohl ruhig ſeyn. theils hatte ihm das Andenken und die Erneuerung deſſelben im Schleichſchen Hauſe etwas in die Gedanken gebracht, was ihm auch ſowohl hätte einfallen können.

Dies war niemand als Fauſt, den er ſich nun wieder lebhaft als die Grundurſache ſeines ganzen Unglücks, ja aller einzelnen unglücklichen Fälle darſtellte, die ihm in ſeinem Leben begegnet waren.

Auf dem Rückwege vom Baron vereinigte er ihn ſchon in Gedanken mit dieſem, und daher erſtreckten ſich ſeine Verwünſchungen auch auf beyde zuſammen. Er kam zu Hauſe an, und traf ſeine Mutter. Er erkundigte ſich gleich nach Trinen.

Die Beſtie! fieng Honds Mutter an. Ich habe ſie dir nicht nennen wollen, weil ich fürchtete, daß ſie in dir zu viel Bewegung hervorbringen würde. Sie lebt wie eine Prinzeßin, und thut ſich erſchrecklich viel auf ihren Bankert zu gut. Sie hat ſich bey der Baroneſſe ſo eingeſchmeichelt, daß ſie faſt beſtändig dort iſt. Wer weiß, was das für ein Leben iſt. Sie thut ſo groß darauf, wenn ihr Sohn einmahl als Doktor zurückkommen würde, als wenn alle die andern denn einpacken müßten, und was mich am meiſten ärgert, iſt, daß Doktor Schmuck, der Naſeweis auch ſo albern iſt, allen Leuten zu ſagen, er habe etwas gelernt.

Hond fieng an, mit allen möglichen Schimpfnamen Fauſten zu belegen, und verſicherte ſeine Mutter, er habe nichts gelernet. Sie hätte es für Sünde gehalten, ihrem Sohne nicht mehr zu glauben, als allen andern Menſchen, und er wußte gewiß, daß, was er ihr heute ſagte, am andern Tage ſchon wie ein Lauffeuer durch die Stadt gieng. Weil aber ihre verläumderiſche Zunge bekannt und man alſo Mistrauen in dieſe Nachricht ſetzen konnte, ſo ſchmiedete er einige falſche Briefe, die an einige der Vornehmſten der Stadt kamen, und ob ſie gleich unter verdeckten Namen waren, doch ſo viel wirkten, daß man Doktor Schmuck Partheylichkeit Schuld gab, und von Fauſt anders zu urtheilen anfieng.

Unter dem gemeinen Mann hingegen wurde Fauſts übler Ruf allgemeiner, und Trine erfuhr ihn auch, wuſte auch recht gut woher er kam, und hatte ſo viel Ueberwindung demohngeachtet ihre bisherige Wohlthaten zu verſchweigen, und dieſe Undankbarkeit nicht zu rügen.

Sie dachte freylich von ihrem Sohne, er habe niemand ein gut Wort zu geben nöthig, da er von ſeinen Zinſen leben könnte, und wenn ſeine Geſchicklichkeit dennoch wahr wäre, ſo müſten die Leute wohl kommen.

Es war aber Honden nicht allein genug, daß er boshaft war, ſondern er beſtärkte auch ſeine Mutter in ihrer eben ſo unverzeihlichen Härte. Sie hatte die Erlaubniß erhalten, ihre Stelle im Hoſpital an eine andere arme Frau zu verſchenken, die ſie ſelbſt wählen konnte. Nun hatte es eine Perſon am nothdürftigſten, die um ihre Augen gekommen war, gar kein Vermögen, und keinen Freund hatte. Sie war ſchon einigemahl in Gefahr geweſen, auf den Straßen zu verhungern, und durch blos zufällige Barmherzigkeit allemahl gerettet worden. Madam Hond lies ſich den Namen derſelben nennen, und kaum war er ihr genannt, ſo betheuerte ſie, der Frau würde ſie kein Stückchen Brod geben, und ſolte ſie auf der Straße ſie verhungern ſehen, denn ſie habe gelacht, als ſie im Seeliſtiſchen Hauſe die Treppe heruntergefallen.

Und hier war es, wo Hond ſagte: Recht, Mama, ſolchen Menſchen, die einem Unglück gegönnet, muß man nichts geben. Man mochte auch beyden vorſtellen, daß dieſes nicht Böſes mit Gutem vergolten hieße, ſo war da keine Möglichkeit ſie zu bewegen, und die Stelle wurde einer Plauderſchweſter von Honds Mutter zugeſchanzt, die ſo elend dachte wie ſie.

Zur Ehre Trinens müſſen wir hier anführen, daß ſie mit der Baroneſſe gemeinſchaftlich dieſe Frau hernach verſorgte. Die letzte wolte es zwar allein thun, aber Trine wolte ſich nicht alles Verdienſt nehmen laſſen, und gab alſo den vierten Theil dazu.

Jetzt waren vier Monate verfloſſen, und da die Briefe vom Major Streuſand an Hond ſehr dringend wurden, der Sache ein Ende zu machen, ſo machte er ſich von Erfurt weg, ſeinen Auftrag auszuführen.

Der beſtand aber in nichts anders, als zu Beatens Eltern zu reiſen, und es bey ihnen dahin zu bringen, daß ſie ihr Tochterkind zurück fordern, und alle Anſprüche auf den Major fahren laſſen ſolten. Dies zu bewerkſtelligen, war Honden die Gewalt gegeben, alle Mittel zu gebrauchen, die er am würkſamſten dazu hielte.

Lug und Trug war ihm ſo geläufig, und das waren das erſte, was angewandt werden ſolte. Wenn auch der gute Name des Majors bey den Leuten verlohren gienge, (als wenn er es nicht ſchon geweſen wäre,) ſo ſolte das nichts zu bedeuten haben. Verläumden war ein anderes brauchbares Mittel. Gute Worte und Drohungen, die erſten aber vorſichtig anzuwenden. Dann wenn alles nicht helfen wolte, Geld. Aber dies als die äuſſerſte Zuflucht.

Zur Ausführung hätte man niemand beſſer wählen können, und Hond reiſte, nachdem er von ſeiner Mutter den zärtlichſten Abſchied genommen, und beſonders ihr befehlen hatte, alles zu Fauſts Untergang anzuwenden, mit einer noch ſchwärzern Seele ab, wenn es anders möglich war, daß ſeine Seele noch ſchwärzer werden konnte.

Viele unter ſeinen Bekannten wünſchten, er hätte die Mutter mitgenommen, damit ſie nur die ganze Brut losgeworden wären.

Drittes Kapitel.

Von Honds fernern Geſchäften, und deren Fortgang.

Beatens Eltern waren angeſehene Leute, und wir gaben deswegen nicht die geringſte auch entfernteſte Anzeige, damit wir die guten nicht durch eine Erinnerung quälen, die ihnen gewiß Unruhe verurſachen würde.

Ihre Beate war bey ihnen angekommen, und ſie hatten ſie mit ofnen Armen, obwohl mit Thränen des Kummers empfangen. Es war eine ſchmachtende Liebe bey ihnen, die auch im Unglück nicht wanket, und die eine Schwachheit nicht zu unterdrücken im Stande iſt. Beate konnte keine Reue fühlen, denn ſie war hintergangen, und ihr Herz entſchuldigte ſie. Aber ſie fühlte Betrübnis, und da ſie ihre Eltern weinen ſahe, wurde ſie ſogar im Glauben an ihre eigne Unſchuld unſchlüßig. Aber das reine Herz ſiegte, ſie ſtellte alles vor, wie es war, und ſie erhielt mündlich die Vergebung, die ſie im Herzen ſchon lange von ihnen hatte.

Die guten Eltern hatten es nicht gern geſehen, daß ſie Amalien nicht mitgebracht. War dein

Kind nicht das unſrige, ſagten ſie, und würden wir dich weniger gütig aufgenommen haben, wenn du mit ihm kameſt? Als aber Beate ihnen erklärte warum ſie es zurückgelaſſen, waren ſie zwar auch zufrieden, aber ihr Vater fand es nicht gut, daß ſie ſich noch einige Mühe um den Mann gegeben. Ich kann unmöglich glauben, ſagte er, daß der nur ein erträglicher Ehemann werden kann, der dein Verführer war. Er wird dich, und dein Kind nicht lieben. Beſſer, meine Tochter, in den Armen der Eltern die beyde ſchätzen.

Beate weinte. Was ſolte das gute Weib ſonſt thun.? Aber die liebreichen Eltern trockneten bald ihre Thränen, und war ihre Stiefmutter gleich nicht die, die ſie unter ihrem Herzen getragen, ſo liebte ſie ſie doch eben ſo zärtlich, und wünſchte eben ſo ſehr ihr Glück und ihre Ruhe.

Das Zutrauen was Beate auf Karolinens Hülfe ſetzte, war eine Urſache, warum man Amalien nicht gleich zurückrief. Auch Karolinens bald hernach ankommende Briefe, in denen ſie die Zärtlichkeit meldete, die der Major gegen Amalien zeigte, machten Beaten ſo viel Muth, daß ſie noch Hofnung ſchöpfte, er würde ſie vielleicht wieder annehmen.

Liebe ſoll blind ſeyn. Wenigſtens hatte Beate ſeine vielfachen Fehler nicht geſehen, ſondern ihn nur von der guten Seite betrachtet, als er ſich eine Zeitlang in ihrem Geburtsorte aufhielt. Die Neigung die ſie zu ihm gefaßt hatte, konnte ſie ihm nicht ſo verbergen, daß er nicht etwas davon hätte merken ſollen, und er nahm ſich gleich vor, das Verderben der unſchuldigen Seele darauf zu bauen. Da er ihr weis machte, er dürfte ohne beſondre Erlaubnis des Landesherrn nicht heyrathen, ſo lockte er ſie in jene Stadt, damit er ſie deſto freyer behandeln könnte.

Beate ließ ihren Eltern keine Ruhe. Sie mußten ihr erlauben eine weitläuftige Verwandtin zu beſuchen, die ſie dort hatte, und die war zu ihrem Unglück mit dem Major in einer genauen Verbindung.

Der Major ſchmeichelte Beaten von nun an nicht wenig, und nach wenigen Wochen gab er vor, er habe Höfnung die geſuchte Erlaubnis zu erhalten, ſchilderte aber ſeine Liebe ſo groß, daß ſie eingieng, ſich indeſſen heimlich mit ihm trauen zu laſſen.

Dies geſchahe. Den Tag nach dieſer Verbindung ſahe Beate einen Unterofficier vor ihrem Fenſter vorübergehen, der ſo vollkommen die Phyſiognomie des Geiſtlichen hatte, der ſie geſtern getrauet, daß ſie davor zurückſchauderte. Es überfiel ſie eine ungewöhnliche Angſt, und als der Major kam ſie zu beſuchen, ſtellte ſie ihm das alles mit ofner Unſchuld vor.

Da er verwirrt wurde, und ihr dieſes nicht entgehen konnte, ſo wählte er den Weg, ihr alles zu geſtehen, fiel ihr zu Füßen, bat ſie, ſeiner Liebe zu verzeyhen, und verſprach ihr zu geben, was ſie nur von ihm verlangen konnte. Er gab ihr ein Eheverſprechen. Beate wolte für Kummer untergehen, allein ſie hatte Schwachheit für den Mann und ſo gab ſie wieder nach. Einmahl konnte ſie auch nichts beſſers thun, als ſich ihn zu erhalten ſuchen. Auch das Eheverſprechen lockte er ihr in einer ſchwachen Stunde wieder ab, und kurz darauf verließ er ſie ganz. Nun machte auch ihre Anverwandte ihr das Leben ſauer, und trieb dies ſo lange, bis ſie von ihr gieng, und ſie würde ſich nicht wieder zu ihren Eltern gewagt haben, wenn Karoline ihr nicht den Muth dazu eingeflößet.

Sie ſtand in den beſten Hofnungen, als Hond kam. Er gab ſich gleich bey Beatens Vater für einen Bevollmächtigten vom Major aus, ſetzte aber auch gleich hinzu, er müſte äuſſerſt vorſichtig zu Werke gehen, damit er nicht von dieſem böſen Manne Undank zum Lohn für einen Auftrag bekäme, den er mit dem gröſten Misvergnügen übernommen hätte.

Dieſer Eingang konnte für Streuſands Ruf von keiner guten Wirkung ſeyn. Beatens Vater lies ſich mit Hond in eine Unterſuchung des Charakters des Majors ein, und Hond der aus der erſten Anlage merkte, auf welche Art er am beſten zu ſeinem Zweck kommen würde, ſprach denn auch mit ſolcher ſchwärmeriſchen Verläumdung von ihm, daß der Mann ſich glücklich ſchätzte, ſeine Beate noch nicht in ſeinen Händen zu wiſſen. Aber demohngeachtet konnte man nicht gleich Beaten das alles ſagen, theils weil ſie es für Ueberredung halten konnte, theils weil Hond ſeinen Namen durchaus geſchont wiſſen wolte.

Es giengen alſo manche Wochen darüber hin, bis endlich das immerwährende Klagen über Streuſands ſchlechte Denkungsart Beaten ſelbſt aufmerkſam machte. Hierzu geſellete ſich die Sehnſucht nach Amalien, an welche Beate nun ſchon zu ſehr gewöhnt war, und die ſie zu miſſen anfieng. Sie war dadurch die erſte geworden, die laut von einer Aufhebung aller Gemeinſchaft und weitern Bemühung um den Major ſprach.

Hond war ſchlau genug geweſen, zu bemerken, daß man nichts weniger als eigennützig in dem Hauſe war, und um dem Major alle weitere Verbindlichkeit abzunehmen, that er nun das Anerbieten einer Summe Geldes, welches natürſich gleich mit Verachtung zurückgewieſen wurde, und dann entſchuldigte er ſich damit, daß er ſich ſeines ganzen Auftrags entledigen müſſen, und er ihm deswegen auch ſo ſchwer geworden wäre.

Sobald Hond mit der Sache des Majors in Richtigkeit war, ſo fieng er an ſeine eigne zu treiben. Er war jetzt im Beſitz eines anſehnlichen Vermögens, hatte durch dieſe neue Verbindlichkeit des Majors Hofnung bald weiter zu ſteigen, und wünſchte nun durch eine Heyrath in eine gewiſſe Verbindung mit adelichen Häuſern zu kommen. Er hatte wohl voraus geſehen, daß dies nicht wenig Schwierigkeiten ſetzen würde. Er hatte einigemahl auf Karolinen Anſchläge gehabt, denn das war ein Mädchen, die freylich in allem Betracht die vollkommenſte war, und ſein Stolz hätte ſich ohngeachtet alles deſſen, was man ſchon wider ihn wuſte, nicht ſo ſchnell gedemüthiget, wenn es nicht der Major geweſen wäre, dem er ſeine Anſchläge durch die ſeinigen vernichtete, und den er gar nicht entbehren konnte. Hier war aber eine Gelegenheit die ihm durch die vorhergegangenen Umſtände erleichtert wurde. Er hatte eine Miene angenommen, die ihn beliebt machen muſte, Beate ſelbſt, ob ſie gleich in ihren Umſtänden an nichts weniger dachte, als ſich wieder in ein Liebesverſtändnis einzulaſſen, und auch heimlich noch immer an dem Major hieng, war ihm doch nicht ungünſtig.

Ihre Familie war gut, das Mädchen in allen Betracht noch viel zu gut für ihn, und er erreichte eine Abſicht wie die andere, ein gutes Weib zu haben, und in eine angeſehene Verwandſchaft zu kommen. Er wandte ſich zuerſt an den Vater. Dieſer verwunderte ſich. Nach dem was Sie wiſſen, ſagte er, hätte ich das nicht erwartet.

Wundern Sie ſich nicht, fieng Hond an, um ſich das ganze Zutrauen zu erwerben. Ich habe Ihre Tochter von einer Seite kennen lernen, die ſie mir äuſſerſt verehrungswürdig macht. Sie wird an einem Manne ſo feſt hangen, wie ſie an dem Liebhaber hieng, und da ihre Zärtlichkeit bey einem Nichtswürdigen unter tauſend üblen Begegnungen ſich erhielt, ſo wird ſie ſich bey der zärtlichſten Theilnehmung eines Mannes an ihr Schickſal noch vermehren und ich kann mir keine beſſere Gattin wünſchen.

Nun, ſagte der ehrliche Vater, und wuſte nicht, welchem Schelme er auf die Schulter klopfte, ſo verſuchen Sie Ihr Heil bey ihr ſelbſt. Aber das ſage ich Ihnen, Sie bekommen ſie nicht ehe bis ich den Erlaubnißſchein ſehe, und unſer Paſtor muß ſie trauen. Unbeſchadet Ihrer Ehre können

Sie das einem Vater vergeben, der ſchon einmahl wegen ſeines Leichtſinns ſchwer geſtraft worden.

Hond wäre faſt nicht fähig geweſen, ſeinen Unmuth über dieſes Zumuthen, ſo gerecht es auch war, zu verbergen, denn er dachte ſich durch ſein Betragen ſo eingeſchmeichelt zu haben, daß man ihm dergleichen nicht zu verſtehen geben dürfte. Ein weit mächtigerer Grund ihn zu ſchätzen, ſchien ihm noch der zu ſeyn, daß er dem Hauſe eine Ehre anzuthun glaubte, wenn er ein Mädchen, die ſchon einen ſolchen Flecken hatte, nähme. Da er aber des Vaters eignen Kopf kannte, ſo unterdrückte er den Unwillen, den er über dieſe Erinnerung hatte, und machte nur eine ernſthafte Anmerkung, die darin beſtand, daß man ihn nie auf einem Wege antreffen würde, der etwas anders, als Aufrichtigkeit zum Zweck hätte.

Er gieng zu Beaten und that ihr ſeinen Antrag. Sie erröthete und weinte. Warum das, meine Beſte, ſagte er. Sie konnte ihm aber die Erklärung darüber nicht geben. Sie war zu ſehr gerührt. Sie verſchob ſie bis auf den andern Tag.

Dann ſtellte ſie ihm vor, wie gern ſie ſeiner Anwerbung würde Gehör gegeben haben, wenn er ſie gekannt hätte, ehe ſie den Major geſehen. Ich finde Sie als einen rechtſchaffenen Mann, ſagte ſie, und ich würde ohne Bedenken meine Hand Ihnen zugeſtanden haben. Jetzt aber kann ich es nicht. Ich habe mich entſchloſſen, meine erſte Liebe die einzige ſeyn zu laſſen.

Hond hatte keine abſchlägliche Antwort erwartet. Er glaubte dem Mädchen angenehm zu ſeyn. Er freuete ſich zwar, daß er ſie ſo delikat fand, und trauete deſto mehr auf ſeine eigne künftige Ruhe, allein er wünſchte deſto mehr die Einwilligung, und er drang ſo ſehr in ſie, ihm die Urſache ihrer Weigerung zu ſagen, daß ſie ihm zuletzt geſtand, es hielte ſie nichts ab, als die Furcht, daß ihr voriges Unglück ihr vorgeworfen werden möchte.

Von dem Augenblick an, wandte Hond alles an, dieſe Furcht zu zerſtreuen, und Schmeicheleyen, Betheurungen, und Verſprechungen brachten es endlich dahin, daß ſie ihn würklich für das anſahe, was er nicht war, und ihm ihre Hand verſprach.

Nun machte ſich Hond zur Abreiſe fertig, nachdem er vorher dem Major Nachricht zugeſandt, daß ſeine Sache beendigt wäre. Auf dieſer Reiſe traf er mit Fauſten in jenem Dorfe zuſammen.

Beate aber ſchrieb Karolinen einen feurigen Dankſagungsbrief für alles was ſie für ſie gethan. Zugleich meldete ſie ihr, daß ſie einen Gegenſtand geſunden hätte, der ihr vielleicht das erſetzen würde, was ſie durch Streuſand ſeines ſchlechten Charakters wegen nicht einmahl hätte verlieren können. Sie bat ſie, ihr Amalien ſobald ſie eine ſichere und ſchickliche Gelegenheit wüſte, wieder zuzuſenden, und übrigens enthielt ihr Brief die deutlichſten Zeichen von Hochachtung und Liebe.

* * *

Viertes Kapitel.

Eine Zuſammenkunft, die der Leſer vermuthen konnte.

Fauſt reiſte mit ſeinem Gefährten mit der Schnelligkeit fort, mit der man ohngefähr einen flüchtigen Schuldner wieder aufſucht. Er kam am Abend in das Städtgen, wo er den Auftritt mit dem Kinde gehabt, und er verwunderte ſich zwar nicht, daß er Honden vor ſich fand, aber er befürchtete doch, daß er länger als er wolte, würde aufgehalten werden, und das mit Recht, denn es geſchahe.

Hond hatte ſich genau nach dem Kinde erkundigt. Er hatte keinen geringen Schrecken gefühlt, als er einige Aehnlichkeit mit ſeiner Mutter bey dem Mädchen fand. Auſſerdem, was ihm das Weib ſo wie Fauſten auch erzählt hatte, hatte ſie noch hinzugeſetzt, daß den Tag nach Fauſts Abreiſe, auch Madam Hond ihr eine ziemliche Summe geſandt, und befohlen, dieſe zur Ausſteuer des Kindes an irgend einen ehrſamen Bürger anzuwenden.

Hond nahm aus dieſen Umſtänden eine Erneuerung ſeiner Muthmaßung, war aber zu gleicher Zeit ſehr froh, daß ſeine Mutter ſo klug geweſen, wie ſie würklich war.

Nun machte er der Frau eine wunderliche Erzählung von den Umſtänden, die dieſes Kind zu ihr gebracht, die wir hier aber nicht wiederholen, weil ſie ganz aus Lügen zuſammengeſetzt war. Er kam hernach auf Fauſts Geſchenk, und glaubte ſich berechtigt, nach der Größe deſſelben zu fragen.

Die Frau nahm dies zwar übel auf, denn ſie glaubte, er ſetze ein Mistrauen in ihre Ehrlichkeit, weil ſie aber würklich ganz ehrlich war, ſo ſagte ſie es ihm, ſetzte aber bitter genug hinzu, wenn er Vormund über das Kind ſeyn wolte, ſo wolte ſie es ſeiner Mutter melden. Hond, der willens geweſen war, gleich wieder abzureiſen, beſchloß nun bis zu Fauſts Ankunft hier zu warten, weil er aus der nähern Korreſpondenz dieſer Frau mit ſeiner Mutter, etwas übles für ſich erwartete. Er ſtellte ſie auch dadurch zufrieden, daß er ihr ſagte, ſie würde ſehen, daß er ohne eigennützige Abſichten gehandelt.

Wie nun Fauſt ankam, paßte er die erſte Gelegenheit ab, wo ſie allein waren, und rief die Wirthin dazu. Sie haben, ſagte er, dieſer Frau ſo viel Geld gegeben, und hier erſetze ichs Ihnen, denn da meine Mutter einmahl glaubt, ſie ſey berechtigt, oder verpflichtet, dies Kind zu verſorgen, ſo würde ſie es dieſer Frau übel aufnehmen, wenn ſie von jemand anders einen Beytrag dazu annehmen wolte.

Fauſt wünſchte, wo möglich in Frieden mit ihm wegzukommen, er demonſtrirte ihm alſo ziemlich philoſophiſch, daß es der Wohlthat ſeinen Abbruch thäte, wenn ein anderer ſie vergröſſerte, aber Honds Stolz brach in Uebereilungen aus, die beleidigend für Fauſt geweſen ſeyn würden, wenn er nicht den Menſchen unter aller weitern Betrachtung geglaubt hätte, und ſo wählte er einen andern Weg, nahm das Geld, und ſagte zur Wirthin, daß ſie nun die Summe auf Honds Rechnung ſchreiben könnte. Weil ſie aber ſelbſt Kinder habe, ſo wolle er dieſen ein Geſchenk mit dem Gelde machen.

Dies wurde mit nicht wenigerm Danke angenommen, und ſo gerne Hond der Nehmerin die bitterſten Vorwürfe über ihre Bereitwilligkeit gemacht hätte, ſeinem Plane von Fauſts Demüthigung entgegen zu arbeiten, ſo muſte er ſie doch ſchonen, deſto ſicherer aber trug er Fauſten dieſe neue Vereitelung nach, und faßte die grauſamſten Entſchlieſſungen gegen ihn.

Er ermangelte auch nicht, nach ſeiner Abreiſe ihn der Wirthin ſo ſchwarz als möglich zu ſchildern. Dieſe aber, die ſeine Denkungsart aus ſeinen Handlungen hatte hervorleuchten ſehen, glaubte ihm nicht allein nichts, ſondern vertheidigte Fauſten auch mit einer Wärme, die ihr Honds ganzen Haß zuzog. Er reiſte mit der Verſicherung ab, er wolte nie wieder ihr Haus betreten, und die ehrliche Frau wünſchte es auch nicht, dachte aber auch nicht, daß es ihr, und ihrer Pflegetochter einſt ſchaden würde.

Fünftes Kapitel.

Fauſts fernere Reiſe und Ankunft an den Ort, wohin ihn jener Brief rief.

Fauſt dachte nicht mehr an Hond, ſobald er den Auſſenthalt verlaſſen, wo ſie zuſammengekommen waren. Er hatte ſeiner Pflicht ein Genüge gethan, und was übrigens unangenehmes bey der Sache war, das hatte er als eins von den nothwendigen Uebeln angeſehen, die gewöhnlich mit den beſten unſerer Handlungen verknüpft zu ſeyn pflegen, weil es immer Geſchöpfe um uns giebt, die lieber ſähen, wir wären nicht ſo gut als wir es ſind.

Und wenn er auch darüber hätte nachdenken wollen, ſo hielten ihn doch weit wichtigere Sachen davon ab, denn es iſt Zeit dem Leſer zu ſagen, daß der Brief, den Fauſt durch den Kourier erhielt, von niemand anders, als von Karolinen war, und wir ſetzen das Gericht dem Leſer ſo lakoniſch vor, wie wir es fanden, und erwarten von ihm, daß er die Geduld habe, die wir haben mußten, bis wir nähere Nachricht erhielten.

Mein Beſter

Eilen Sie zu mir. Es iſt zu unſerer beyderſeitigen Beruhigung höchſt nöthig, daß Sie ſelbſt da ſind. Sie müſſen mir einen erzürnten Vater verſöhnen helfen. Ich bin

Ihre

Karoline.

Uns war es, nachdem wir dieſes geleſen, gar nicht mehr wunderbar, daß Fauſt den nahen Doktor, den erhaltenen Ruhm, und die gezahlten Gelder im Stiche ließ. Wenn wir betrachten, daß der Doktor um des Mädchens willen angenommen würde, ſo muſte die Gefahr das Mädchen zu verlieren immer mehr Aufmerkſamkeit hervorbringen, als alle die Gründe, weswegen Fauſt hätte dableiben können, und hätten das die Herrn Fakultiſten gewußt, ſie würden wenigſtens ihn nicht einſtimmig für raſend erklärt haben.

Fauſt konnte auch nach dem Briefe, den ihm das Mädchen geſchrieben, nichts anders glauben, als ſeine ganze Glückſeligkeit wäre damit verknüpft, daß er eine Stunde eher käme. Er dankte in ſeiner Seele ſeinem treuen Chriſtoph unterwegens ſchon tauſendmahl, daß er ihn ſogleich davon benachrichtigt, und als er in Göttingen ankam, umarmte er ihn in der Extaſe ſeiner Dankbarkeit.

Es könnte wohl manchem meiner Leſer paradox vorkommen, daß ein Herr ſeinen Bedienten umarmt, aber wir haben ſchon irgendwo geſagt, daß ihn Fauſt beſonders liebte, und daß er mehr auf den Fuß eines Geſellſchafters bey ihm lebte. Uebrigens mögen auch alle diejenigen, die ſich daran ſtoßen, bedenken, daß ihre Bedienten Menſchen wie ſie ſind, und daß es eigentlich nicht ſo weit in der Welt hätte kommen ſollen, daß man ſich unter einander ſo tief herabwürdigte, daß man es für unanſtändig zu halten Urſache hätte, daß man Ausbrüchen der Menſchlichkeit nachgiebt.

Fauſt wolte, ſobald er in Göttingen ankam, weiter reiſen, allein er wurde auch noch durch eine Sache aufgehalten, für der jeder der Kritiker in Anſehung meines vorigen Satzes vorübergegangen ſeyn würde, ohne acht darauf zu haben.

Dies war die Veränderung die er an Chriſtoph bemerkte. Sonſt höchſt melancholiſch, niedergeſchlagen, den Gram in Augen, und jetzt ihm mehr entgegen hüpfend als gehend, froh, heiter, voll Leben und Luſt.

Wäre die Veränderung nicht ſo ſchnell geweſen; ſo hätte ſie Fauſt auf die Rechnung der Zeit geſchrieben, die alles dämpft was Unruhe und

Sorgen hervorbringen. Aber ſo ſchrieb er ſie auf einen beſondern Zufall, und da der für ſeinen Chriſtoph ſo gut ſchädlich als nützlich ſeyn konnte, ſo war er ihm nicht gleichgültig.

Er hielt alſo mit ſeiner Abreiſe an, und ſuchte Chriſtoph gegen ſich offenherzig zu machen. Dieſem war es nun nie eingefallen dies nicht zu ſeyn, und er erzählte ihm alſo, daß ein unvermutheter Zufall ihm ſeine Schöne wieder zugeführt, daß er ſie angetroffen, wie er aus der Thür gehen wollen, und daß ſie ihm Hofnung gemacht habe, die ſeinige zu werden.

Fauſt erſchrack bey der Erzählung, wie man erſchrickt, wenn man einen Freund in einer großen Gefahr ſieht, und er hielt auch wirklich die Gefahr ſeines Chriſtophs nicht ohne Urſache für groß. Er ſtellte ihm vor, daß er ihm ſo viel Liebe gegen ſeinen Vater zutrauete, daß er ihn nicht durch neuen Gram unter die Erde bringen würde.

Er konnte ſich nicht enthalten, ihm zu ſagen, daß er jetzt zu ſo ganz ungelegener Zeit ihm dieſen Aufenthalt ſeiner Reiſe mache, und weil er gleichſam vor ihm bey ſeinem Vater gut geworden, ſo könnte er ihn nicht verlaſſen, weil er ſonſt fürchten müſte, daß er ſich durch dieſes Mädchen bethören lieſſe.

Chriſtoph, ohne einen Augenblick nachzudenken, nahm ſeine Hand und küſte ſie. Er wäre ihm, ſagte er, für ſeine Theilnehmung im höchſten Grade verbunden, und ſo würde es Undankbarkeit ſeyn, wenn er ſich des Verbrechens ſchuldig machte, ihn um irgend etwas gebracht zu haben, was ihm Vergnügen oder Nutzen verurſachte. Er ſolte ſeinetwegen ganz ruhig ſeyn, er verſpräche ihm, ſich mit der Perſon auf nichts einzulaſſen, bis er zurück gekommen wäre, alsdenn aber würde er ihm erlauben, ausführlich mit ihm über die Sache zu ſprechen.

Fauſt konnte ſich, das wuſte er gewiß, auf das verlaſſen, was Chriſtoph verſprach, und deswegen reiſte er auch gleich ab. Er wuſte auch wohl, daß Chriſtoph an ihm keinen Vater zu fürchten hatte, der ihm mit Prügeln drohete, oder gar damit zur Vernunft bringen wolte.

Fauſt ſehnte ſich nun nach dem Augenblicke, der ihn mit Karolinen zuſammenbringen ſolte. Ob er ſich gleich kein Elyſium in dem träumte, was ihn erwartete, ſo ſtellte er ſich doch kein tantaliſches Leiden vor. Er war nicht ungeneigt zu glauben, daß es manchen Verdruß geben würde, ehe ſich die Sache zu ſeinem Beſten entwickelte, aber er war doch auch geneigt zu denken, daß man endlich Karolinens Herzen nachgeben, und auch ihn rechtfertigen würde. Es wankten in ſeiner Seele Furcht und Hofnung, und die Ueberzeugung von ſeiner Unſchuld, ließ die letztere mehr ſteigen, und machte, daß er ruhiger aus ſeinem Wagen ſtieg, als er vor Seeliſts Hauſe hielt, als er gethan haben würde, wenn er vorher einen Blick in daſſelbe gethan hätte.

Zu ſeinem und **Karolinens** Glücke war der alte Seeliſt nebſt **Willhelmen** nicht zu Hauſe, ſonſt möchte es ihm wohl nicht ſo gut geworden ſeyn, daß er von dem lieben Mädchen empfangen, und mit einem Kuße bewillkommt worden wäre.

Dies geſchah aber jetzt, und war der Kuß ſchon von Thränen begleitet, und lockten dieſe auch ſchon Thränen in Fauſts Augen, ſo war es doch ein ſüßer ſelger Augenblick für ihn, gegen den ihm kein Schmerz in Vergleichung kommen konnte.

Karolinens erſte Worte nachher lauteten freylich nicht gar zu tröſtlich. Wir ſind entdeckt, ſagte ſie, und es wird viele Mühe koſten, das wieder gut zu machen, was wir verſchlimmert haben.

Es wäre für die Liebenden ſo unrecht nicht geweſen, wenn ſie eine halbe Stunde hätten allein bleiben, und einige Abrede nehmen können. Aber davor war vorgebauet. Seeliſt hatte nicht allein den gemeſſenſten Befehl gegeben, ihm ſogleich Nachricht zu geben, wenn ein Fremder käme, ſondern

dern da Fauſt vor dem Hauſe vorbey gefahren war, in dem er ſich eben aufhielt, ſo hatte er ihn erkannt, und war auch gleich fortgegangen.

Er kam ins Zimmer, als ſie noch ihre Hände in einander geſchloſſen hatten. Sie fuhren zuſammen: Siehſt du, ſagte Seeliſt, obwohl mit der ſanfteſten Stimme, was es wirkt, wenn man ſich nicht ſicher weiß. So, meine Karoline, kannte ich dich vor manchen Jahren noch nicht, und der väterliche Schmerz kann dir es nicht verheelen, ſo hofte ich dich auch nie zu ſehen. Nie, meine Tochter kam es in meinen Sinn, daß ich dich einſt anders als mit ofner Stirn ſehen ſolte. Jetzt verlaß uns etwas, und wenn es zu deiner Ruhe beytragen kann, daß dein Vater dir vergeben hat, ſo nimm das Geſtändniß von mir.

Karoline küßte ihm die Hand, und ihre Thränen netzten ſie. Sie gieng mit der Ueberzeugung, daß man ihr zu hart begegnete, und wenn ſie ihrem Vater nicht antwortete, ſo geſchahe es, weil ſie ihn nicht kränken wolte, aber vieles war in ihrem Herzen, was ſie für ſich anführen zu können glaubte.

Als ſie weg war, ſagte Seeliſt zu Fauſten: Ich hätte gewünſcht, mein Herr, daß wir uns in einer andern Lage geſehen hätten. Ich will glauben, daß Sie überrümpelt worden ſind, als ſie das theure Verſprechen brachen, das Sie mir und meiner Tochter gegeben, allein da es geſchehen iſt, ſo hätten Sie doch einſehen ſollen, daß dieſe Verbindung nun nicht weiter ſtatt fände. Sie haben mir vielen Kummer gemacht, und das iſt nicht billig. Doch ein andermahl mehr davon. Jetzt will ich Sie nur bitten, reden Sie mit meiner Tochter nicht allein. Sie ſind mir die Genugthuung und ihr dieſe Schonung ſchuldig. In meinem Hauſe ſind Sie als Freund. Ich bin nicht einer von denen, die Böſes mit Böſem vergelten. Meine Frau wird Ihnen Ihre Zimmer anweiſen.

Die Dame trat eben herein. Fauſt konnte den Kummer auf ihrer Stirn leſen. Sie zeigte aber gegen ihn etwas freundſchaftliches und theilnehmendes, und Fauſt ſchmeichelte ſich mit der Hofnung, daß ſie ihm gewogner ſeyn würde, als er es von ihrem Gemahl vermuthete. Der arme Schelm war würklich ſo beſtürzt, daß er nicht allein nichts antworten konnte, ſondern auch ſich ſchuldig glaubte.

Er ließ ſich ſtillſchweigend ſein Zimmer zeigen, und blieb da in einer Art von Betäubung, bis man ihn zur Abendtafel rief. Er war anfangs unſchlüßig, ob er gehen ſolte oder nicht. Er hatte für beydes Gründe. Unangenehme Geſichter hatte er genug zu erwarten, aber auch Karolinen zu ſehen, war mehr Vergnügen, als ihm alle dieſe Geſichter Schmerz machen konnten. Er gieng alſo. Er traf niemanden an, den er noch nicht geſehen, als Willhelmen, der eben zu Hauſe gekommen, und weder wuſte, daß ein Fremder da, noch daß es Fauſt wäre. Da er auch ſogar nicht einmahl wuſte, daß Fauſt kommen ſolte, noch weniger aber vermuthete, daß er bey ſeinem Vater wohnen, und als Freund angeſehen werden würde, ſo verwunderte er ſich nicht wenig über deſſen Anblick.

Fauſt hatte es auch noch im frühen Andenken, daß ihm Willhelm eigentlich den Grund zu ſeinem ganzen Unglück gelegt. Er konnte daher ihn nicht ſo empfangen, wie er es gethan haben würde, wenn er noch in dem Verhältniſſe wie vor den akademiſchen Jahren mit ihm geweſen wäre. Er freuete ſich zwar ihn wohl zu ſehen, aber halb hatte ſein Kompliment gewiß die Kälte, die Willhelm ſeines hatte, was er ihn aus Höflichkeit nicht verſagen konnte.

Uebrigens war Fauſt ſo niedergeſchlagen, daß er vor ſich kein Wort ſprach, ſondern ſich damit begnügte zu beantworten, was er gefragt wurde. Auch wagte er es nur verſtohlen, Karolinen anzuſehen, ſahe wie ſie glühete, und wenn ſich ihre Blicke ja begegneten, bemerkte er Thränen in ihren

ren Augen. **Willhelm** ſaß wild und ſtumm, ſeine Augen ſchoſſen Strahlen von Mismuth umher, und ſuchten den Gegenſtand deſſelben mit ihrem Feuer zu tödten. **Karolinens** Mutter war ſtill und traurig, und ihr Gemahl war nachdenkend. Man hätte ihm in den Augen leſen können, wie unzufrieden er mit ſeinem ganzen Schickſal war. Er ſprach wenig, und wenn er ſprach, ſahe man, daß es gezwungen war, und denn alles von gleichgültigen Dingen, über die er Fauſten befrug.

Nach der Mahlzeit ſtand man auf. **Karoline** ſetzte ſich am Flügel, und zeigte auf eine Violine. Fauſt verſtand den Wink, und nahm ſie. Er akkompagnirte eine Arie aus der Alceſte. Der alte Seeliſt gieng hinaus, denn er konnte den Gedanken nicht verbannen, wie gut es geweſen wäre, wenn Fauſt unſchuldig geblieben.

Willhelm ärgerte ſich gewaltig über die Freyheit, die ſich Fauſt nahm, und über die Thorheit ſeiner Schweſter, wie er es nannte. Er ſetzte ſich in eine ganz entgegengeſetzte Ecke, denn aus den Augen laſſen wolte er ſie nicht.

Da **Karoline** aufſtand, hatte ſie eben Zeit, Fauſten zu ſagen: Wollen Sie mich ſo leicht aufgeben, daß Sie ſo träumend ſind? Mehr Muth, und Sie werden mich gewinnen. Sie hatte es kaum geſagt, ſo war Willhelm da, und überhob Fauſten der Antwort, die er ohnedem nicht herauszubringen wuſte.

Karoline wünſchte gute Nacht und gieng. Fauſt auch. Er ſetzte ſich am Tiſch, und dachte drey Stunden nach, was er thun und laſſen ſolte, und nach den drey Stunden wuſte er nichts, als daß er Karolinen noch reitzender fände, als er ſie je gefunden, und daß er elend ſeyn würde, wenn er ſie verlöre. Indeſſen der Gedanke, mit ihr unter einem Dache zu ſeyn, machte ihn ruhiger, als es Karoline vermuthete, und er legte ſich nicht ohne Hofnung nieder, daß er ſie noch einſt die ſeinige nennen würde.

* * *

Sechſtes Kapitel.

Erklärungen über die Erſcheinung des Brieſes, die wir nebſt den nothwendigen, was noch nachzuholen iſt, beybringen.

Wir wollen den Schlaf dieſer Nacht allen denen wünſchen, die ſich dazu niederlegten, wir ſind es aber faſt überzeugt, daß wir in der vergangenen Nacht, die wir ſehr unruhig zubrachten, die Urſache

ſache unſerer Schlafloſigkeit unſerer Geſchichte und der richtigen Ordnung deſſen zu verdanken haben, was unſerm Leſer noch fehlt, um ſelbſt die kleinſte Aufklärung der gegenwärtigen Lage nicht mehr zu wünſchen.

Zu gleicher Zeit hatte Karoline den Brief von Beaten bekommen, daß ſie ihre theure kleine Geſellſchafterin nun miſſen ſolte, als Streuſand von Hond die Nachricht bekam, daß ſeine Sache geendigt, und zugleich von Beatens Vater eine förmliche Aufkündigung, nie wieder an ſeine Tochter zu denken.

Streuſands Plan war nunmehr reif, und wäre ohne alle weitere Unruhe in ſeinem Herzen reif geweſen, wenn Willhelm dieſe nicht wieder etwas rege gemacht hätte, indem er ihn auf den Wahn zurückbrachte, daß Karoline ein heimliches Verſtändniß mit Fauſten unterhalten müſſe. Bey der boshaften Scharfſinnigkeit dieſes Jünglings konnte er leicht die Veränderung merken, die in ihrem ganzen Weſen vorgieng, aber ohngeachtet ſeines genauen Aufmerkens, konnte er es nicht dahin bringen, daß er den Schlupfwinkel ihrer Liebe entdeckt hätte, würde es auch nie dahin gebracht haben, wenn ihm nicht das den Liebenden unfreundliche Glück beygeſtanden hätte.

Der Baron der auf der andern Seite für ſich allein arbeitete, ſuchte nicht allein Fauſt unglücklich zu machen, ſondern muſte auch Streuſand ſtürzen, wenn er ſeine Abſichten erreichen wolte. Sobald er daher den Bruder von Fauſten weg hatte, ſuchte er Mittel dieſen zu kapern, und weil er Hond nicht mehr bey ſich hatte, ſo wolte er ſich keinem andern anvertrauen, ſondern nahm ſich vor, es nun alleine, ohne eines Menſchen Mitwiſſen auszuführen. Er wandte ſich an Streuſand, und bekam von ihm Urlaub auf einen Monat. Er wolte dieſe Zeit in Göttingen zubringen, und ſeine Abreiſe traf juſt in die Zeit, da Fauſt im Begriff war zu ſeiner Doktoravantüre abzugehen.

Er reiſte den Weg über das Luſtſchloß, in welches er Karolinen und Fauſt ſchon einmahl zuſammengebracht, und hatte dieſes wieder zu dem Auftritte beſtimmt, der ſie auf immer von einander trennen ſolte. Da er zu verſchiedenen Nebenplanen doch einen ſichern Menſchen brauchte, ſo wolte er den Gärtner dazu nehmen, den er zwar rechtſchaffen, aber auch ſo dienſtfertig kannte, daß er bereitwillig half, wo nur keine offenbar ſchlechte Abſicht war. Und dieſe konnte man ihm verheelen, und ein guter Mann, das wuſte der Junker Friz ſehr gut, war leichter zu hintergehen, als ein böſer, der aus Erfahrung und Eigennutz manches hätte verderben können.

Aber wie er ſo unvermuthet in des Gärtners Zimmer trat, ſahe er einen Brief von Fauſt an Karolinen auf dem Tiſch liegen, und da ihm die Hand ſehr bekannt war, und Irrthum nicht ſtatt finden konnte, ſo fiel das Vorhaben gleich in ein Nichts zurück, was er mit dem Vertrauten der beyden Liebenden hatte. Jetzt überlegte er nur, was er mit dem Briefe machen ſolte. Allein war er, und ihn wegzunehmen war leicht. Er durfte auch nicht befürchten, daß ihm der Gärtner deswegen etwas zur Laſt legen könnte, denn die Sache war unrecht. Aber das fürchtete er, daß er es mit Stillſchweigen übergehen würde, und daß der Brief dann, wenn er ihn auch dem Vater brächte, immer noch kein Beweis wäre, daß hier eine geheime Unterhandlung würklich vorhanden ſey, und daß die Trennung wenigſtens von Karolinens Seite nicht ſo gewiß wäre, als ſie es ſeyn würde, wenn ſie den Brief würklich annehmen, und ſich dadurch ſchuldig zeigen würde.

So ſehr alſo die Hand zuckte, ſo hielt er ſie dennoch zurück, ſtellte ſich ans Fenſter und nahm eine ſehr gleichgültige Miene an. Der Gärtner trat herein, erſchrack, daß der Brief da läge, nahm ihn heimlich weg, und glaubte, er wäre ungegeſehen. Der Baron ſtellte ſich auch, als wenn er nichts wüſte, machte ſeinen Beſuch zu einem gleichgültigen, und gieng bald wieder.

Aber kaum war er im Gaſthofe, ſo berichtete er **Willhelmen** den ganzen Vorfall, und gab ihm verſchiedene Anſchläge, wie er ihn gut benutzen könnte, und meldete zugleich, daß er einen Bericht von dem Ausgange erwarten wolte.

Willhelm erhielt dieſen Brief eben als Streuſand bey ſeinem Vater war, um das Ende des Unternehmens, was ihm ſo viel Mühe ſchon gekoſtet, zu beſchleunigen. Er nahm nemlich den Brief von Beatens Vater mit ſich. Das erſte war, daß er dem alten Seeliſt ſagte, er habe bisher noch nicht ſo ernſtlich und dringend wie er es wünſchte, von der Heyrath mit **Karolinen** geſprochen, weil ihm eine andere Sache drückend und hinderlich geweſen wäre. Er würde auch die glänzenden und ruhigen Ausſichten, die ihm durch die Verbindung mit ſeinem Hauſe bevorſtänden, längſt aufgegeben, und ſeinen Gram darüber in ſich behalten haben, wenn er nicht Hofnung gehabt hätte, von jener Sache loszukommen, ohne daß ſeine Pflicht darunter litte. Streuſands Erzählung, die er von ſeiner Schwachheit und deren Folgen machte, lautete freylich ganz anders, als die Wahrheit, aber es konnte ihm niemand widerſprechen, und Seeliſt glaubte ihm.

Nachdem er alſo den Brief vorgezeigt hatte, kam er mit einer völligen Anwerbung, und ſchilderte ſeine Liebe zu Karolinen ſo rein, daß der alte Seeliſt ihm ſie zuſagte, und nur in Anſehung ſeiner Tochter die einzige Bedingung machte, daß man durch noch einige Zeit ſie erſt gleichgültiger gegen den vorigen Gegenſtand ihrer Hochachtung machen müſte.

Daß Streuſand nicht widerſprach, war natürlich, aber er wuſte doch auch auf eine ſo feine Art etwas von ſeinem Verdacht in Anſehung eines heimlichen Verſtändniſſes mit Fauſten beyzubringen, daß der Alte aufmerkſam wurde, ihm aber zum Troſte verſicherte, er glaubte, daß Karolinens Munterkeit blos ein Werk der Zeit und der langen Trennung wäre.

Er hatte noch nicht ganz ausgeſprochen, als Willhelm ins Zimmer kam, und Fauſts Brief in der Hand hatte.

Der Gärtner hatte ſich gleich nach des Barons Abreiſe auf den Weg gemacht, um das Papier was ihm in ſeiner Meynung bald ſo nachtheilig hätte werden können, an den beſtimmten Ort zu bringen. Willhelm der dieſes wohl erwartete, hatte ihn hinausgeführet, als er gekommen war, welches er ſchon oft gethan, weil er ein guter Freund vom Gärtner war, und es ihm nie in den Sinn gekommen, daß er dergleichen heimlicher Unternehmungen fähig ſeyn könnte. Wie oft hätte **Willhelm** durch ein ohngefähres Umkehren gleich das ganze Geheimniß herausbringen können, denn **Karoline** war unvorſichtig genug, gleich die Briefe zu erbrechen und zu leſen.

Diesmahl aber that ers, und überraſchte beyde mit einem Briefe in der Hand, denn **Karoline** hatte einen, den ſie ſchon fertig hatte, dem Gärtner wieder zugeſtellt. Sein Eintritt in die Stube kam dem Gärtner ſo unerwartet, daß er vergaß ſeinen Brief wegzuſtecken, und dies war alſo der erſte, deſſen ſich **Willhelm** bemächtigte. Wie **Karoline** ſahe, daß ſie auf alle Fälle verrathen war, hatte ſie Faſſung des Geiſtes genug, ihm den ihrigen hinzureichen, und ſagte zu ihm: Vermuthlich fehlt dieſer dir noch. Aber ich möchte doch wiſſen, wer dich zum Richter über meine Handlungen geſetzt hätte?

Das ſolſt du bald erfahren, erwiederte **Willhelm**, und gieng hinaus.

Karoline bat nun den Gärtner ſich gleich zu entfernen, damit ihm für ſeine Dienſtfertigkeit kein unangenehmer Lohn würde, und auf alle Fälle wenn er gefragt würde, möchte er nur dreiſt ſagen,

gen, daß ſie ihn um dieſe Gefälligkeit gebeten, und er ſie nicht abſchlagen können.

Der Gärtner frug ſie darauf, ob ſie denn in ihrem Herzen dieſer Sache wegen ſo heiter wäre, wie ſie äuſſerlich ſchiene, und da ſie ihn verſicherte, daß es ſich ſo verhielte, und daß man, wenn man rein wäre, ſich für der Entdeckung eines Geheimniſſes nicht zu ſcheuen brauchte, ſo gieng der Mann zufrieden weg; denn ſeine Ruhe gründete ſich ſehr darauf, nichts zu einer unrechtmäßigen Handlung beygetragen zu haben.

Willhelm berichtete dieſen Ausgang mit wenigen Zeilen ſogleich dem **Baron**, der nach deren Empfang ſeine Reiſe nach Göttingen fortſetzte, ohne ſich einige Sorge zu machen, daß der Vorfall in ſeinen Abſichten bey **Karolinen** ihm ſchaden könnte.

Er dachte wegen **Streuſand** vollkommen geſichert zu ſeyn, denn er hatte gleich, nachdem **Karoline** Amalien zu ſich genommen, ſich an den alten **Seeliſt** gemacht, der damahls ganz Ohr auf alles war, was wider **Streuſand** gieng. Er hatte ihm ſehr viel Wahres geſagt, aber er hatte nach ſeiner löblichen Gewohnheit auch viel Unwahrheiten dazu geſetzt, die alle vom alten **Seeliſt** für baar Geld angenommen, aber nachdem er wieder auf war, auch gleich unterſucht wurden.

Und unglücklicher Weiſe für den **Baron**, traf er gleich auf einige Unwahrheiten, deren Evidenz ſich ihm nicht ſo bald gezeigt hatte, als er ſich die Mühe nicht weiter nahm, das übrige zu unterſuchen, ſondern in ſeinem Herzen den Baron geradezu für den ſchmähſüchtigen Verläumder erklärte, den er ſonſt in ihm gekannt. Da aber dieſer immer noch fortfuhr, ihm von dergleichen Dingen vorzureden, ſo vermuthete er noch eine andere Abſicht dahinter, und wolte dieſe gern aus ihm herausbringen. Deswegen fertigte er ihn nicht mit Schande ab, wie er ſonſt gethan haben würde, und der Baron glaubte ihn gegen Streuſand im höchſten Grade aufgebracht. Nach ſeiner gänzlichen Abfertigung hielt er es für Zeit genug, ſeine Abſichten ſehen zu laſſen, da er ohnedem erſt die Epoche ſeiner Erhöhung abwarten wolte, die er von einem General, bey dem er ſich eingeſchmeichelt, erwartete.

Wir müſſen aber wieder zurück zum Erfolge von Willhelms Bemühungen gehen. Dieſer trat freylich Seeliſten zu einer ungelegenen Zeit ins Zimmer, denn er konnte nicht gut leiden, wenn er in einem Vorhaben geſtört wurde, und jetzt beſtand das ſeinige darin, daß er Streuſanden alle die Eigenſchaften ſeiner Tochter, von der Seite, wie er ſie ſelbſt kannte, ſchildern wolte.

Er redete daher Willhelmen auch ziemlich hart an, und frug: Was er jetzt verlangte?

Ich verlange nichts, antwortete Willhelm, aber ich bringe eine Nachricht, die mich zu ſehr zu Boden ſchlägt, wie ſie meinen Vater und meinen Freund kränken wird. Ich habe es immer geſagt, daß Fauſt ein Verderben für unſer Haus und unſere Ruhe ſeyn wird. Wie lange habe ich ſchon gemerkt, daß dieſe Schlange wieder einen Weg in unſer Haus gefunden.

Seeliſt, deſſen Denkungsart der Leſer nach und nach wird kennen gelernt haben, und die im Grunde, wenn ſie ſchon durch einige äuſſere Umſtände in eine andere Richtung gebracht wurde, doch immer eben dieſelbe blieb, nahm jetzt im Vortrage ſeines Sohnes eine Hitze wahr, die ihm unangenehm ſeyn muſte. Sie ſchien ihm mehr Partheylichkeit gegen Fauſt als für ſeine Schweſter zu verrathen, und dies hatte eine gute Folge für Fauſt, denn es kam ein Argwohn in dem Vater empor, daß auch wohl manches was der Sohn von ihm geſagt in dieſer Partheylichkeit, und nicht in reifer Beurtheilung ſeinen Grund haben könne.

Dies war der Augenblick, in welchem er beſchloß, ihn ſelbſt zu ſprechen, und wenn ſchon dabey nicht der entfernteſte Gedanke war, ihm ſeine

Tochter zu geben, ſo war doch der Vorſatz dabey, ihm in Anſehung ſeines Charakters öffentlich Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen.

Da Willhelm ihm in dem Augenblicke, in dem er ſprach, auch die Briefe übergab, ſo ſahe der Vater anfänglich nur Fauſts Aufſchrift, und weil er ſeinem Sohne gern etwas von ſeiner Empfindlichkeit über ſeine Hitze wolte zu verſtehen geben, ſo ſagte er zu ihm, ein Brief mache es nicht aus. Es wäre Fauſten im ganzen nicht zu verdenken, daß er ſich alle Mühe um Karolinen gäbe. Dies ſey auch keine Störung ihrer häuslichen Ruhe zu nennen, denn ſo tief wie Fauſt einmahl in Karolinens Herzen geweſen, würde ihn doch kein Brief wieder bringen.

Sorgen Sie, fuhr er fort, für nichts, und wandte ſich zum Major. Ich habe Ihnen meine Tochter zugeſagt, und ich werde ſie Ihnen geben.

Indem ſchlug ſich Fauſts Brief über den andern weg, der darunter lag, und der alte Seeliſt ſahe Karolinens Hand in einer würklichen Aufſchrift an Fauſten. Er hatte alle mögliche Faſſung nöthig, um ſich nicht zu verrathen, aber ſein Geſicht hatte er doch nicht ganz in ſeiner Gewalt, denn er erblaßte vor dem innern Schrecken.

Er entfernte ſich auch bald, nachdem er ſeine Verſicherung an den Major wiederholt hatte.

Als er weg war, nahm **Willhelm** das Wort. Er hatte die Bedeutung deſſen, was ſein Vater ihm ſagte, ſehr wohl verſtanden, und war mit ſich ſelbſt unzufrieden. Ich bin zu hitzig geweſen, ſagte er zum **Major**, und das dient meiner Schweſter zum Nutzen. Hätte ich den Weg gewählt, dieſe Sache als entſchuldigungsfähig vorzuſtellen, ſo würde ſich die ganze Liebe meines Vaters zu mir gewendet, und natürlich ſie nichts übrig behalten haben. Aber ſahen ſie es, wie es wirkte, als er ſahe, daß das geliebte Töchterchen auch heimlich Briefe ſchreiben kann? Das war etwas über ſeine Erwartung.

Der **Major** hörte kaum, was **Willhelm** ſagte, ſo froh war er über den guten Ausgang ſeines Unternehmens. Er hatte ſelbſt nicht geglaubt, **Karolinen** ſo leicht zu bekommen, und er triumphirte über ſeinen guten Einfall. Er vergas dabey auch nicht in Lobeserhebungen über **Hond** auszubrechen, dem er eine herrliche Belohnung verſprach.

Indeſſen, daß dieſe beyden ſich über ihr Glück freueten, war Seeliſt voll Kummer im Herzen auf ſein Zimmer gegangen. Er wuſte noch bis jetzt nichts davon, daß **Karoline** **Fauſts** Entſchuldigungen wiſſen konnte, nun aber konnte er ſich leicht denken, daß ſie alles wüſte. Er konnte ſich's entziffern, daß Fauſt keinen Ueberredungsgrund ſeiner Unſchuld und keinen Beweis davon geſpart haben würde, und konnte ſich die ganze erneuerte Liebe mahlen. Eine andere Beobachtung war noch die, daß Karoline ihn nun für einen ungerechten Mann halten muſte, weil er alle dieſe Entſchuldigungen des Jünglings gewuſt, und dennoch ihr denſelben immer als ſchuldig dargeſtellt.

Wenn nun auch Recht zu Hitze und Verwürfen in ihm geweſen wären, ſo würde er doch durch dieſe Betrachtungen geleitet, den Weg der Milde gewählt haben. Allein dies war nicht einmahl, denn er brannte für die Ruhe und das Glück ſeiner Tochter.

Er gieng alſo ſanftmuthsvoll zu ihr, und ſie hatte ſich auf das Gegentheil vorbereitet. Sie wolte feſt und ſtandhaft ſeyn, ſie hatte ſich ihn aber als heftig und ungerecht gedacht. Nun kam er bittend, und niedergeſchlagen.

Ach, meine Tochter, ſagte er, ſo weh war meinem Herzen noch nichts, als daß ich mit dir nicht mehr mit der Vertraulichkeit reden kann, die ich ſonſt gegen dich hatte, daß ich ſehen muß, daß du dein Glück ohne deines Vaters Rath ſuchen willſt. So konnteſt du von dem Grundſatze abgehen, den du hatteſt nichts ohne deines Vaters

Willen zu thun? Soll ich den Mann nicht unglücklich für mein Haus nennen, der fähig war einem Vater den Gehorſam ſeiner Tochter zu entziehen, auf den er ſo ſtolz war? Ich bitte dich, **Karoline**, gieb mir etwas Ruhe in meine Seele, und ſchenke mir wenigſtens einen Theil deiner Offenherzigkeit wieder.

Das Mädchen ſchwamm in Thränen. Auf ſo etwas war ſie nicht allein nicht bereitet, ſondern wenn ſie ſich auch darauf bereitet hätte, würde ſie doch nicht ſtark genug geweſen ſeyn, ihren Vorſatz zu halten, denn ihre Seele war zu weich, hier ungerührt zu bleiben.

Nehmen Sie die ganze Offenherzigkeit wieder, mein Vater, ſagte ſie, die Sie hatten, denn es war Schwachheit, die Ihre Tochter davon hinwegriß.

Sie erzählte jetzt mit der gröſten Aufrichtigkeit, daß ſie **Fauſten** durch des Barons Hülfe geſprochen. Sie nahm alle Briefe, die er ihr geſchrieben, und gab ſie ihrem Vater. Sie bat ſich von ihm aus, daß er dieſe Briefe leſen, und **Fauſten** nicht ungehört verdammen möchte. Sie verſprach nichts wieder ohne ſein Wiſſen vorzunehmen, wenn er nur mit ihren Leiden Geduld haben wolte.

Seeliſt war würklich begierig, Fauſts Briefe zu leſen. Er verſprach es, und er verſchob ſo lange ein Wort von dem Major zu ſagen.

Er las, und er fand, daß Fauſt edel dachte. Er wurde immer mehr überzeugt, daß er ihm zu viel gethan, und bereuete es von ganzer Seele. Aber ſo ſehr Fauſt in ſeinem Charakter dadurch bey dem alten Seeliſt gewann, ſo wenig wirkte es auf ſeine Abſichten.

Er kam wieder zu Karolinen. Ich vergebe dir, meine Tochter, und ich entſchuldige Fauſten. Aber ich muß das Schickſal anklagen, daß es, anſtatt meine Abſicht, daß du Fauſten vergeſſen ſolteſt, zu beſördern mir gerade zuwider geweſen iſt. Ich muß nun von neuen anfangen, und dich bitten, wenn du meine gehorſame, meine liebe Tochter ſeyn willſt, von heute an alle Verbindung mit Fauſten aufzuheben.

Karoline war nicht ſo thörigt geweſen, daß ſie aus der Bereitwilligkeit ihres Vaters, die Briefe zu leſen, ſich eine Hofnung geſchöpft hätte, daß ſie ihre Wünſche erreichen würde. Sie dachte jetzt lebhafter an ſo viele Hinderniſſe, die ihr entgegenſtunden, und ſie ſahe, daß alle ihre bisherige Hofnung in Verblendung von einer reichen Einbildungskraft beſtanden, die ihr indeſſen manche ruhige Stunde hervorgebracht. Die Behandlung ihres Vaters hatte ſie aber ſo gerührt, daß ſie feſt entſchloſſen, ihm ihre ganzen Hofnungen zu opfern, nur von ihm zu verlangen, daß er keine andere Verbindung ihr vorſchlagen ſolte, denn die Sache mit Streuſand glaubte ſie beendigt.

Hätte **Karolinens** Vater erwarten können, daß dies mehr als eine bloſſe Folge der Empfindlichkeit wäre, welche ſie nach ihrem guten Charakter gegen ſeine Zärtlichkeit hätte, ſo würde er gewiß mit dieſer Aeuſſerung zufrieden geweſen ſeyn, und indeſſen die Zeit erwartet haben, bis ſie fähig wäre, andere Eindrücke anzunehmen. Aber ſo vermuthete er, daß dieſe Wallung verfliegen würde, und wünſchte die Ergebung in ſeinen Willen die er in der Folge immer ſeltener vermuthete, zu nutzen, weil ſie da wäre.

Er dankte ihr alſo für ihr Verſprechen in Anſehung **Fauſts**, ſetzte aber hinzu, daß ſie ſeine Zufriedenheit unendlich viel vollkommner machen könnte, wenn ſie ſich nicht länger weigerte, dem **Major** die Hand zu geben.

Erſchrocken brach die ſanfte **Karoline** mit ihren Beſchuldigungen gegen dieſen Mann loß, und glaubte völlig recht zu behalten, als ſie hören muſte, daß ſie ſchon zum voraus widerlegt war. Die ganze Geſchichte, wie der **Major** ſie ſelbſt erzählt, kam mit den Zeugniſſen, und Briefen zum Vorſchein, und da **Karoline** darin ſo vieles nicht fand, was ihr der **Baron** weis gemacht, und auf ſeine Ausſage nach den neuen Beweiſen ſeiner Bosheit nicht trauen konnte, ſo wuſte ſie ſich hier nicht herauszufinden.

Nach einiger Erholung von der unvermutheten Beſtürzung ſagte ſie aber doch ihrem Vater, daß ſie den **Major** wenigſtens eben ſo ſchuldig hielte, wie **Fauſten**, und daß ſie deswegen nicht ſähe, warum ſie ihm einen Vorzug in ihrem Herzen einräumen ſolte.

Hierwider fand nun ihr Vater erſtaunlich viel einzuwenden, und kramte ſeine ganze Beredſamkeit aus, um ihr zu beweiſen, daß **Streuſand** ehe er ſie gekannt, nicht die geringſte Verbindlichkeit auf ſich gehabt habe, die doch **Fauſt** ehe er mit **Louiſen** bekannt geworden, ſchon in einen ſo hohen Grade gegen ſie gehabt hätte. Uebrigens habe **Streuſand** das nehmliche gegen **Beaten** thun wollen, was jener ſich gegen **Louiſen** erboten, und ſo ſey hier keine große Wahl wem der Vorzug gebühre. Wenn ſie nun noch ihre Familienumſtände dazu nähme, wenn ſie bedächte, daß ihr Bruder **Fauſten** im höchſten Grade zuwider, und alſo nothwendig eine Uneinigkeit unter ſeinen Kindern entſtehen müſte, wenn er dieſes Bündniß eingienge, ſo könnte ſie nicht erwarten, daß er die

Hand dazu bieten ſolte, geſchweige daß er ſelbſt Fauſten ſich wieder anzubieten, ſich bereden laſſen würde.

Die Urſache, warum Seeliſt dies letztere hinzuſetzte, war, weil er Fauſten nie das Herz zutrauete, daß er ein Wort darum verlieren würde, da er es ihm ſchon ſo rund abgeſchlagen.

Karoline wuſte in der Angſt ihres Herzens nicht was ſie thun ſolte. Sie frug ihren Vater alſo, ob er nicht Fauſten einmahl zu ſprechen ſich überwinden könnte.

Seeliſt hatte ſich ohnedem vorgenommen, dieſes zu thun, und verſprach es ihr unter der Bedingung, daß ſie ſich nicht mehr weigern ſolte, den Mann aus ſeinen Händen zu nehmen, den er ihr zugedacht. Er wuſte dabey ſo viel von väterlicher Vorſorge und Zärtlichkeit zu ſagen, daß ſie endlich ihrem geängſteten Herzen nicht anders Luft machen konnte, als daß ſie zuſagte, doch ſich noch vorbehielt, daß er Fauſts Ankunft abwarten ſolte, um zu ſehen, ob er dann nicht anders Sinnes würde.

Dies konnte ihr Vater kühn verſprechen, denn er war gewiß, daß, welche Vorzüge auch Fauſt hätte, er doch nicht in die Verſuchung kommen würde, deswegen ſeine häusliche Ruhe aufzuopfern, ſo weh es ihm auch übrigens thun würde, wenn Fauſt bey einer ſo beſtändigen Liebe, alle ſeine

Vorzüge wiedererlangt haben ſolte, ihm ſeine Tochter abzuſchlagen.

Aus dieſer Unterredung hatte Karolinens Brief ſeinen Urſprung, die an nichts weniger dachte, als daß er Fauſten in einer ſo kritiſchen Lage antreffen, und ihn zum allgemeinen Geſpräche einer ganzen Stadt, und zwar nicht allzuſehr zu ſeinem Vortheil machen würde.

Willhelm wurde zwar wohl gewahr, daß ſie einen Brief fortſchickte, allein er vermochte es nicht zu verhindern, und als er dem Vater es klagte, ſagte dieſer: Er ſey mit dem Gehorſam ſeiner Tochter nunmehr zufrieden, und erwarte, daß man ſie ihm nicht zuwider mache.

Ein ſolches Wort war dem liſtigen **Willhelm** genug um ſich nicht zu weit zu wägen, und da er nicht gern mehr von der Glaubwürdigkeit verlieren wolte, mit welcher man ihn bisher betrachtet, ſo ſchwieg er lieber ganz ſtille, und begnügte ſich mit heimlichen Beobachtungen.

Siebentes Kapitel.

In welchem ſich eine wichtige aber traurige Epoche für Fauſts Schickſal anſpinnet.

Willhelm hatte ſich äuſſerſt mismüthig niedergelegt. Zwar merkte er an Fauſts Anſehen, an den trüben Augen ſeiner Schweſter, an der Schwermuth ſeiner Mutter, und der Stille ſeines Vaters wohl, daß die Sache eben nicht böſe für ihn und den Major wäre, allein er hatte auch Gründe genug zu glauben, daß ſie es werden könnte.

Fauſts einnehmendes Weſen, die Aufrichtigkeit die er in ſeinem Charakter hatte, die Redlichkeit die aus allem hervorblickte, was er unternahm, die Geſchicklichkeit die er ſich erworben, das waren alles Urſachen, die ihn ſehr leicht wieder in die Gunſt des Vaters ſetzen konnten, und was war in dem Fall wohl natürlicher, als daß die Schweſter für **Streuſand** ſo leicht verloren gehen konnte, wie der Ruf in dem er ſich beym Vater geſetzt.

Alle dieſe Gedanken hatten ihn die Nacht hindurch beſchäftigt, und er hatte ſich die Folgen ſo lebhaft vorgeſtellt, daß er im Geiſte ſchon Fauſten mit **Karolinen** verbunden, **Streuſanden** als ſeinen Feind, und ſeinen Vater auf ſich erzürnt ſahe.

Als er daher aufſtand, war er mismüthiger als er ſich niedergelegt. Fauſten der neben ihm ſchlief, verwünſchte er vielmahl, und wenn er ohne Furcht und Gefühl gekonnt hätte, er hätte ihn aus dem Wege geräumt. Da dies aber nun nicht angieng, da er auſſer ſich kein Mittel ſahe, wie er dem entſtehenden Uebel entgegen arbeiten könnte, ſo muſte er es in ſich ſuchen.

Er machte ſich auf und gieng zum Major, der eben ſo wenig wuſte, daß Fauſt da wäre, und ſicher es nicht geglaubt haben würde, wenn ihm nicht **Willhelm** es geſagt hätte, dem er keine Unwahrheit zutrauete.

Dieſer erſchrack noch mehr als **Willhelm.** Er hatte zwar Seeliſts Wort, allein er wäre doch froh geweſen, wenn er ſchon mehr als das gehabt hätte, weil er ſich ſelbſt ſo vieler Sachen bewuſt war, die ihn ſchnell aus der Gunſt des alten Seeliſt bringen könnten, und nicht zweifelte, daß Fauſt und **Karoline** ſich gemeinſchaftlich alle Mühe geben würden, ihn verhaßt zu machen, und aufzuſuchen, was in ihren Kram dienen könnte.

Sie frugen ſich beyde lange um Rath, was ſie thun ſolten, ſie dachten beyde tief nach, und konnten immer keinen Ausweg finden. Sie wurden

den beyde darin einig, daß es unmöglich ſey, den Eingang in dieſes Labyrinth ganz zu verhindern, und der Major fand ſehr ſcharfſinnig, daß nun kein beſſer Mittel wäre, als den Ausgang wieder zu ſuchen, und die Perſonen die ihnen überflüßig wären, ſo zu verwickeln, daß ſie ſich in Nebengänge, aus denen nicht herauszukommen wäre, verlören.

Zu dem Ende hielt er es für das beſte, den Fürſten, deſſen Liebling er war, mit in das Spiel zu ziehen, und durch deſſen Anſehen, ſowohl den Vater beym Wort zu halten, als auch den zudringlichen Fauſt in gehöriger Entfernung zu erhalten.

Der Fürſt war ein Herr von Kenntniſſen und Talenten, doch nicht ohne Schwächen, man ſagt, daß Fürſten ihrer mehr haben als andere Menſchen. Aber der Schluß iſt falſch. Sie werden nur mehr beobachtet, und da es ihnen viel ſchwerer iſt, es vielen recht zu machen, als einem Privatmann, wenigen, ſo kann man höchſtens ſagen, ſie haben mehr Urſache ihre Schwächen zu verbergen.

Eine davon bey dieſem Herrn war, daß er ſich von Streuſand ſo ſehr hatte einnehmen laſſen, daß er alle ſeine Fehler überſahe. Wäre dieſer blos ausſchweifend und leichtſinnig geweſen, ſo konnte es theils dem Beobachtungsgeiſte entwiſchen, theils war es zu verzeyhen, aber ſo war er zu Zeiten würklich beshaft und rachgierig, und das war nicht zu überſehen.

Streuſand gieng nun zum Fürſten, erzählte ihm ſein Verhältniß im Seeliſtiſchen Hauſe, und machte ihm eine Schilderung von den Hinderniſſen die ihm zuwider wären. In dieſe Schilderung aber flocht er einen Theil von des alten Seeliſt Eigenſinn ſo geſchickt ein, daß der Fürſt ſich den Schluß zog, Seeliſt ſey zu ſehr zärtlicher Vater, um ſeine Tochter dem Raube eines unnützen Menſchen zu entziehen, den ſie liebte.

Er hatte gleich eine doppelte Abſicht, warum er ſich der Sache annehmen wolte. Einmahl ein Mädchen von dem Unglück zu befreyen, in das ſie ſich ſtürzen wolte, da er ſchon von ihren vortreflichen Eigenſchaften gehört, und zweytens, ſeinem Lieblinge einen Dienſt zu erweiſen, dem er Dankbarkeit für ſeine bisherigen Dienſte ſchuldig zu ſeyn glaubte.

Nachdem er Streuſand die Verſicherung gegeben, daß er für ſein Beſtes ſorgen wolte, gieng dieſer beruhigt zu Hauſe, und erzählte Willhelminen was er ausgerichtet.

Fauſt war in eben der Gemüthsbeſchaffenheit aufgewacht, in welcher er eingeſchlafen war. Es waren ihm weder angenehme noch unangenehme Vorſtellungen im Traume vorgekommen, und er hofte, ſo wie er geſtern gehoft hatte, daß ſeine Karoline noch einmahl die ſeinige werden würde. Er wafnete ſich, dem Vater derſelben mit aller Standhaftigkeit ſeiner Seele vorzuſtellen, daß er gewiſſermaſſen verpflichtet ſey, ihm ſeine Tochter zu geben.

Dieſer erſchien.

Ich wolte Sie geſtern nicht beunruhigen, mein lieber Fauſt, ſagte er, weil es der erſte Tag war, den Sie nach ſo langer Zeit in meinem Hauſe wieder zubrachten, und auch heute möchte ich Sie gerne verſchonen, aber die dringende Sache erfordert meine ſchnelle Erklärung.

Fauſt, der aus dieſer Einleitung nichts Gutes erwarten konnte, bat ſich etwas Gehör aus, ehe dieſe Erklärung gegeben würde, und man geſtand es ihm zu.

Er kramte ſeine ganze Geſchichte wieder aus, und wir müſſen es geſtehen, daß, ſo ſehr er auch ſeine Unſchuld behauptete, er dennoch nicht wegließ, was zu ſeinem Nachtheil hätte gereichen können, wenn es anders wahr war. Er nahm Seeliſten durch dieſe Offenherzigkeit mehr ein, als er es durch ein förmliches Weisbrennen von jedem nachtheiligen Schritte würde gethan haben. Der Alte hörte ohne ihn zu unterbrechen mit beſondrer Geduld alles an, was Fauſt ihm wiederholte, und als dieſer nach ſeiner erzehlten Geſchichte etwas inne hielt, ſagte er:

Ich habe alles dieſes ſchon gewußt, aber dennoch habe ich es gern angehört. Ich geſtehe, daß ich ungerecht gegen Sie geweſen, indem ich Sie ſo ſehr ſchuldig geglaubt, und ich verſpreche Ihnen, daß ich es vor aller Welt bekennen will, daß Sie ein rechtſchaffener Mann ſind. Aber mein Verſprechen Ihnen meine Tochter zu geben, bezog ſich doch nur darauf, wenn Sie der Mann blieben, der Sie ehemahls waren. Und der blieben Sie nun nicht. Der Schritt, den ich in Anſehung Ihrer that, muſte ſich nothwendig mit einem ganz untadelhaften Charakter entſchuldigen laſſen, und glauben Sie, daß ich das jetzt kann.

Er griff Fauſten hierdurch gewiß auf der empfindlichſten Seite an, die dieſer hatte, aber der edle Jüngling ſcheuete ſich nicht zu geſtehen, daß er hierin vollkommen Recht habe. Ich weiß es, antwortete er ihm, daß ich Ihre Tochter nie verdienen kann, und nie verdienen werde, und wenn ich noch ſo ſehr ſtrebe es wieder gut zu machen, denn ich kann das nicht ungeſchehen werden laſſen, was ich gethan habe. Ich bitte auch nicht für mich. Ich muß alle Anſprüche aufgeben, eine Perſon zu erlangen, die ſo weit über mir iſt, aber Ihre Tochter, mein Vater, ich werde Sie ſo nennen, wenn Sie es auch nicht werden, denn ich ſolte Ihnen doch Sohn ſeyn, ihre Tochter liebt mich noch mit der Heftigkeit, mit der ſie mich ſonſt liebte, und um ſie zu erhalten — ſolte da keine Vergebung für den ſtatt finden, der ſo voll Reue, ſo voll unveränderlicher Standhaftigkeit für den Werth Ihrer Tochter iſt!

Ich habe Ihnen nichts zu vergeben, mein lieber Fauſt, ſagte der alte Seeliſt, als daß Sie der Schwachheit untergelegen, und ich hatte ja nie Rechte über Sie, als zu wünſchen, daß Sie der Liebe meiner Tochter entſprechen möchten. Daß ein unfreundliches Schickſal meine und Ihre Wünſche und Abſichten vernichtet, das kann ich nur beklagen, wie Sie es beklagen werden.

Aber ſagen muß ich Ihnen, daß nunmehro es nicht mehr in meiner Gewalt ſteht, meiner Tochter zu helfen. Nicht aus Eigenſinn. Glauben Sie mir, ſeitdem ich Sie brav und rechtſchaffen wieder ſehe, ſolten Sie mir als Sohn ſo willkommen ſeyn, wie Sie mir es als Freund ſind. Aber die Lage meines Hauſes iſt eine andere, ich hänge nicht mehr von mir ab. Meine Karoline iſt ein gutes Mädchen, ich halte ſie keiner Unterjochung von Vorurtheilen fähig, allein ich kann nicht davor ſtehen, daß nicht mit der Zeit, wenn die Schwermuth aus ihrem Herzen geriſſen iſt, die

Begierde in ihr aufwachen ſolte, in dem Stande und Würden zu leben, in denen ſie gebohren iſt, und die kann ich Ihnen doch nicht geben.

Von dieſer erſten Urſache kam er auf eine andere, die **Willhelmen** betraf. Er forſchte von Fauſten wie ſein Umgang mit ihm geweſen, und unverfälſchte Offenherzigkeit überzeugte ihn hier, daß ſein Sohn ſelbſt der Heuchler geweſen, zu dem er Fauſten hatte machen wollen. Das gieng dem Vater freylich ſehr nahe, aber es war ein noch ſtärkerer Grund, nicht weiter dieſe Verbindung zu unterſtützen, und er verheelte dies Fauſten auch nicht. Er führte auſſerdem noch ſeine äuſſere Verbindungen und die gänzliche Zerrüttung derſelben an, und Fauſt ſahe ſo viel traurige Hinderniſſe, daß er in eben ſo laute Klagen ausbrach, wie der Vater hätte vorbringen müſſen, wenn er nach ſeinem innern Gefühl hätte reden wollen.

Dieſer fühlte würklich viel Mitleiden mit dem armen Fauſt, und verſicherte viel von Freundſchaft und Genugthuung für die Leiden, die er ihm machte, wolte ihm auch eben ſagen, daß er ſich in allem was ihm vorfiele, an ihn wenden, und ihn wie ſeinen Vater behandeln ſolte, als ein Bote vom Fürſten kam, der ihn zu ſich bitten ließ.

Da Fauſt ſahe, daß kein Troſt für ihn in Secliſts Herzen übrig wäre, ſo bat er ihn, er ſolte ihm wenigſtens erlauben, noch einmahl mit Karolinen zu ſprechen. Ich ſehe, ſagte er, daß meine Gegenwart hier nichts als Unordnung hervorbringt. Ich will ihr das letzte Lebewohl ſagen, und ſie bitten einen Unglücklichen zu vergeſſen, der ihrer nicht werth iſt.

Sie wären ihrer wohl werth, ſagte hier der Vater, der noch einmahl auf ihn zugieng, aber Sie ſehen, ich kann ſie Ihnen nicht geben. Thun Sie das, was Sie ſagten, und ich werde Sie davor ſegnen.

Fauſt dachte würklich ſo wie er ſprach. Er wuſte ſehr wohl, daß durch ſeine fernere Standhaftigkeit Vater und Tochter beunruhigt würden, und war er gleich an Karolinens Unruhe ſchuld, ſo wolte er doch an ihrem Ungehorſam nicht ſchuld ſeyn.

Der alte Seeliſt quälte ſich in ſeinem Herzen, daß er es nicht beſſer vom Anfange unterſucht, er ſahe es aber für eine Beſtimmung an, und wolte weiter nichts ſagen. Er hofte auf die Zukunft und gieng zum Fürſten, nicht erwartend, was ihm bevorſtand.

Achtes Kapitel.

Welches den Faden für Fauſten noch immer ſchlimmer verwebt.

Seeliſt war gewohnt mit dem Fürſten auf einem ziemlich vertrauten Fuße umzugehen, und wuſte auch, daß Streuſand ſein Liebling war.

Es kam ihm daher gar nicht unerwartet, als der Fürſt ihm zu ſeinem Bündniſſe mit dem Major Glück wünſchte, aber unerwartet war es ihm, da er ihm ſagte, er hätte von einer andern Geſchichte etwas gehört, die einen liederlichen jungen Menſchen beträfe, dem er ehedem ſeine Tochter verſprochen, und von dem ſie noch nicht ganz laſſen könnte.

Es muſte dem Alten der Vorwurf, der in dieſen Worten auch für ihn mit lag, äuſſerſt empfindlich ſeyn, noch kränkender, daß Sachen, die ſelbſt in ſeinem Hauſe nicht allgemein bekannt waren, ſo öffentlich geſprochen würden, am allerempfindlichſten aber, daß Fauſt, dem er jetzt ſelbſt Genugthuung für ſeine eigne Ungerechtigkeit zugedacht, ſo hinterliſtig angeſchwärzt würde.

Der letzte Punkt war daher auch der erſte, der ſeiner Aufmerkſamkeit würdig war. Er erwiederte dem Fürſten, daß er dem beſagten Manne würklich ſeine Tochter verſprochen, daß er aber nichts weniger als ein liederlicher, ſondern ein hofnungsvoller junger Mann wäre, der auch gewiß ſein Schwiegerſohn geworden ſeyn würde, wenn er nicht durch einen unglücklichen Zufall ſeine Unſchuld und dadurch ſeine Gunſt verloren.

Er ſetzte noch mit einigem Eifer hinzu, daß er jetzt, da er von der Reinigkeit und bloſſen Schwäche des Mannes in jener Sache überzeugt wäre, ihm noch ſeine Tochter ohne Bedenken geben würde, wenn er nicht theils dem Major die Zuſage gethan, theils ſeine häuslichen Umſtände jene Verbindung unmöglich machten.

Der Fürſt glaubte aus dem Eifer des Alten ſchlieſſen zu können, daß er unrecht habe, und das im Gegentheil wahr wäre, was ihm der Major von Fauſten geſagt. Er hielt das für blinde Liebe, was Eifer für die Gerechtigkeit war, und er würde aus einem harten Ton mit dem Kammerherrn geſprochen haben, daß er ſein Haus mit einem ſo unnützen Subjekt beläſtigte, wenn der Mann an und vor ſich ihm nicht zu lieb geweſen wäre.

Für Fauſten würde ſicher ein beſſerer Ausgang herausgekommen ſeyn, wenn der Fürſt dies gethan hätte, denn der alte Seeliſt war ſchon feſt entſchloſſen, wenn weitere Beleidigungen vorfielen, ſeinen Dienſten wieder zu entſagen.

Aber der Fürſt ließ es dabey bewenden, daß er ihm zugab, er könnte ſich in Anſehung deſſen, was man ihm von dem jungen Fauſt hinterbracht, geirrt haben, und da Sie ſelbſt entſchloſſen ſind, dem Major Ihre Tochter zu geben, fuhr er fort, ſo können wir von dieſer Sache abſtrahiren. Die unbeſchreibliche Freude, mit welcher der Major mir ſeine Verbindung zu wiſſen gethan, macht, daß ich vielen Theil daran nehme, und ſie beſchleunigt wünſche. Und zu dieſem Wunſche geſellet ſich der, daß ich die Perſon ſelbſt kennen möchte, die den Major ſo vollkommen glücklich machen wird.

Bisher hatte Seeliſt ſeine Tochter dem Fürſten noch nicht vorgeſtellt, und dieſer erkundigte ſich nun mit einem Ton der Empfindlichkeit darnach, warum es nicht geſchehen?

Warum nicht? ſagte der Alte. Darum in Wahrheit, weil ſie immer zu traurig war, in glänzenden Geſellſchaften zu erſcheinen, weil ſie die Einſamkeit in ihrer melancholiſchen Stimmung allen Vergnügungen vorzog.

Seeliſt fühlte, indem er dieſes ſagte, würklich was er ſprach, und ſein Ton und ſein Geſicht verhehlten es nicht, daß er im Herzen Kummer über dieſen Fall in Anſehung ſeiner Tochter hatte. Auch der Fürſt war nicht ohne Theilnehmung, und da er den Schmerz des Alten ſahe, tröſtete er ihn mit der Hofnung auf eine baldige Aenderung, und mit der Verſicherung, daß er ſelbſt alles dazu beytragen wolte, ſie zu zerſtreuen.

Der alte Seeliſt ſahe kaum, daß ſich ſein Fürſt ſo weit zu ihm herunterließ, als er allen Groll unterdrückte, der wegen der vorigen Beleidigung in ſeinem Herzen war, und ihn aus der Wärme eines treuen Unterthans für ſeine Theilnehmung dankte.

Der Fürſt hatte ſich nun auch in ſeinem Herzen feſt vorgeſetzt, die Sache aufs eifrigſte zu betreiben, und deswegen bat er den Alten mit ſeinem ganzen Hauſe auf den folgenden Mittag zu ſich.

Hier konnte Seeliſt freylich nichts thun, als zuſagen, aber er wolte doch die Laune und die Theilnehmung des Fürſten ſo gut nützen, als er konnte, und erbat ſich daher als eine Gnade von ihm, daß er Fauſten wenigſtens ſprechen möchte, um zu ſehen, daß er Recht habe, und daß man dieſen jungen Menſchen verläumdet. Er zweifelte keinen Augenblick, daß ſein Willhelm der Urheber davon wäre, und Fauſt hatte durch dieſen ſchon zu viel gelitten, als daß man ihm noch die guten Eigenſchaften, die er würklich beſaß, zu ſchlechten hätte umſchaffen ſollen.

Der Fürſt, der zwar nicht zu glauben anfieng, daß Fauſt die Vorzüge hätte, die ihm der Kammerherr beylegte, fand doch ſo viel Edles in dem Enthuſiaſmus deſſelben, daß er ihn davor belohnen welte, und ſagte: Er wolle ihm zeigen, daß er ihm ein werther Unterthan ſey, und er möchte den jungen Menſchen morgen mit zur Tafel bringen.

Dem Alten hätte er nichts erwünſchters ſagen können, und dieſer verließ ihn ſo voll Dankbarkeit, daß er ſie nicht ſtärker hätte fühlen können, wenn er ihm das wertheſte Geſchenk gemacht.

* * *

Neuntes Kapitel.

Welches eine Unterredung zwiſchen Karolinen und Fauſten enthält, welche nach beyder Meynung in dieſem Leben die letzte unter ihnen ſeyn ſolte.

Der alte Seeliſt hatte Fauſten kaum verlaſſen, als dieſer ſich keinen Augenblick bedachte, zu Karolinen zu gehen. Dieſe gute Seele war durch die gehäuſten Leiden die ihr weiches Herz ſchon ſo jung getroffen, ſo gelaſſen geworden, daß ſie getroſt erwartete, was aus ihr werden ſolte.

Die vielen Hinderniſſe ihrer Liebe, und die ſo oft vergebens gefaßte Hofnung hieß ſie ſtandhaft ſeyn, und ſo ſahe ſie Fauſten zwar ſchwermüthig, aber doch nicht verzweiflungsvoll in die Augen, als ſie ihn mit bangem Kummer und ſchwarzem Unmuth vor der Stirn in ihr Zimmer eintreten ſah.

Sie blieben eine Zeitlang einander in den Armen, ehe eins reden konnte. Endlich machte Fauſt den Anfang. Ich wünſchte, ſagte er, daß ich dieſe Unterredung nie anfangen dürfte, denn meine theure Beſte, es ſoll die letzte, die ſchreckliche letzte ſeyn.

So feſt Karoline ſich auch vorgenommen hatte, keine Thräne mehr bey irgend einer traurigen Scene zu vergieſſen, ſo überwand doch die Empfindung den Vorſatz bey der erſten Probe, und Fauſt muſte ſich mit Gewalt zurückhalten nicht mit zu weinen, denn das hätte ihn auſſer aller Faſſung geſetzt, das vorgenommene auszuführen.

Erholen Sie ſich erſt etwas von dem Schrecken, den ich Ihnen ſo plötzlich gemacht, ſagte er, und denn will ich Ihnen alles ſagen.

Aber Karoline hatte ſich bald wieder gefunden. Sie bat ihn, den Ausbruch ihres Schmerzes auf ihre Zärtlichkeit zu rechnen, und verſicherte ihn, ſie habe ſich vorgenommen, wenn es nicht anders ſeyn könne, dem ſüßen zu entſagen, was eine Verbindung mit ihm haben könne, und für ſie gewiß gehabt hätte, aber was ihre Liebe im Herzen beträfe, ſo würde er ſie ewig haben.

Auch das iſt noch mehr als ich verdiene, fiel ihr Fauſt ein, welcher ganz gedemüthigt von der Unterredung mit ihrem Vater ſich ſo weit in ſeiner Würdigkeit zurück geſetzt fand. Ich kann den Wunſch nicht einmahl mit gutem Gewiſſen thun, daß Ihr Vater mir Sie geben möchte. Wenn meine Leidenſchaft ſpricht, dann freylich wünſche ich alles, wenn aber mein Herz ſpricht, welches ſich ſo unendliche Vorwürfe macht, dann bilde ich mir ein, ich müſſe mich entfernen, wenn ich billig handeln wolte, und dann iſt nur der Gedanke, daß Sie mich noch lieben, und durch mich glücklich zu werden hoffen der, der mich erhält.

Wir erſparen dem Leſer die Wiederholung von dem was er ſchon weiß, und führen alſo nichts von **Karolinens** Bemühungen an, alle Schuld von ihrem Fauſt abzuwälzen, und wir bedauren nur wie es der Leſer mit uns thun wird, daß alle dieſe ſchmeichelhafte Verſicherungen von **Karolinens** Seite in Fauſts Schickſale nichts änderten, und ihm den Vortrag nur ſchwerer machten, den er ihr doch thun muſte.

Denn nun kam er auf ſein Geſpräch mit ihrem Vater, welches er ihr ganz wiederholte, und ſie ſo nach und nach auf ſeine Entfernung und gänzliche Entſagung ſeiner Anſprüche auf ſie, zuzubereiten ſuchte. Als er auf den Punkt des Verſprechens mit dem **Major** kam, unterbrach ſie ihn.

Sie wolte immer noch behaupten̄, ihr Vater dächte zu zärtlich, als daß er ſie dem Manne mit Gewalt geben würde, den ſie nicht leiden könnte. Sie hätte ihm zwar ſelbſt das Verſprechen geben müßen, aber ſie würde doch mit Bitten nicht aufhören,

hören, bis er ſie von dieſer Verbindlichkeit losſprache. Fauſt war jetzt einmal in den Enthuſiaſmus der Rechtſchaffenheit gekommen, und da die Abſicht ſeines Beſuchs auſſer dem Abſchiede war, die Schuld ihres Ungehorſams gegen ihren Vater von ſich zu wälzen, ſo gieng er mit ſeinem Verlangen rein heraus.

Er gründete den Satz, den er ihr jetzt vorſchlug, auf die feſte Standhaftigkeit ihres Vaters in Anſehung der Heyrath mit dem Major. Da kein ander Mittel übrig bleiben wurde, als mit Gewalt dagegen ſich zu ſetzen, ſo ſtellte er ihr die Unruhe vor, die ſie in ihrem ganzen Hauſe hervorbringen würde, die Verfolgungen denen ſie ſich und ihn ausſetzen würde, die Gewiſſensbiſſe, die ſie dann einmal treffen, wenn ein oder anderes Unglück daraus entſtehen würde, und machte daraus endlich den Schluß, daß ſie gehorſamen müſte, mit einer Kälte, die keinesweges den warmen Liebhaber, ſondern den geſetzten Philoſophen verrieth.

Aber Karoline war ein Mädgen, der dieſer Ton nicht zu allen Zeiten misfiel, weil ſie ſich theils zuweilen ſelbſt dahinein ſetzte, theils dieſe Philoſophie für ein Zeichen eines hohen und feſten Geiſtes hielt. Da ſie eine Schülerin von Gutmann war, ſo wuſte ſie, daß ſich überwinden eine Vollkommenheit beym Menſchen wäre, und dieſe auszuüben, gieng ihr alſo als Pflicht an.

Zwar hätten wir nicht davor gut ſeyn wollen, daß in Lagen die nicht eine ſo äuſſerſte Vernichtung ihrer Wünſche mit ſich brächten, die Ueberwindung ihr ſchwerer geworden wäre, und daß es ihr nicht zu Muthe war, wie manchem Sterbenden, der dem Tod nach einem harten und langen Lager mit einer Geſetztheit entgegen geht, welche glauben läßt, daß er gern ſtirbt. Aber es war doch immer ſchön von ihr, daß ſie mit ihrem Geliebten in der Ueberwindung einſtimmte.

Sie gab ihm alſo ihr Wort, daß ſie gehorſamen wolte, aber aus Zwang, und wiederholte es, daß er in ihrem Herzen bleiben ſolte.

Du warſt der erſte, mein Theurer, ſagte ſie, der in mir ein Gefühl erregte, und ich durchwandelte ſo manches Jahr, das ſchnell dahin flog, wie der Sturm den Staub der Blumen dahin führt, und den ſüßen Balſamduft der Roſe uns entgegenwehet. Mir war damahls Natur ein Reitz, der alles überwiegte, weil du in ihrem Reitze die gröſte Vollkommenheit fandeſt, und Kunſt war mir werth, weil du ſie liebteſt, und weil du in ihren Schätzen Nahrung fandeſt. Die Stunde war mir aber auch trübe, die dir nicht heiter verfloß, und nun werden mir alle trübe ſeyn. Das

Andenken an dich wird meiner Empfindung nicht Stoff genug ſeyn ſchön zu finden, was du nicht mit mir genieſſen kannſt, und unwiſſend, woran du deine Freude findeſt, werde ich bey allem gleichgültig ſeyn, was man Freude nennt.

Fauſt fand alles das ſo herrlich für ſein Herz, daß er ſich ordentlich wie ein Märtyrer vorkam, als er überdachte, was er verlöre, und wie ein Held, wenn er das Opfer betrachtete, was er that.

Welcher Leſer wird es unſern Liebenden verdenken, daß ſie bey ſolchen Auftritten ins romantiſche übergiengen, und welcher wird es uns verdenken, daß wir etwas davon wiederſagen. Wir können in ſolchen Fällen nicht ganz ſchweigen, ohne entweder aus der Laufbahn unſrer Zeiten und Sitten ganz heraus zu treten, oder eine falſche Darſtellung von der Wahrheit zu machen, die wir ohne Zahl, Fehler und Gutes unſrer Spielenden auf der großen Weltbühne mitgerechnet, vorzutragen verſprochen.

Fauſt ſtimmte ſich alſo leicht mit in den Ton, den Karoline angab. Ich ſuchte, ſagte er, in der Welt etwas zu werden, allein ich ſuchte es nur Ihrentwegen. Nun ich Sie nicht habe, werden alle meine Bemühungen aufhören, wie des Arztes, wenn er den Tod unbezwinglich in den Augen des

Sterbenden lieſt. Ich werde alles Wiſſen verachten, wie der Weiſe den Reichthum, der ihm erſt die Ruhe ſeiner Seele raubte. Ich werde nur nachdenken, warum der Menſch zum Elend und zur Nichterfüllung ſeiner Wünſche gebohren iſt, denn ich werde denken, alle Menſchen ſind dazu gebohren, weil ich es bin. Glauben Sie denn, daß ich den Mann beneide, der Ihre Hand haben wird? Er iſt ſehr zu bedauren, denn ohne Ihr Herz, ohne Ihre Liebe, iſt Ihr Beſitz ihm eine Hölle, oder er iſt ein Böſewicht, ein hartherziger, der nicht erkennt was er haben könnte, und dann iſt er doppelt zu bedauren, denn er verdient nicht Menſch zu heißen.

In dieſer Art ſtärkten ſie ſich beyde in ihrer Standhaftigkeit, und bald hernach machten ſie einander Lobſprüche über ihr eignes Verhalten. Wie ſie lange genug dieſes getrieben hatten, kam es endlich auf den Abſchied.

Laſſen Sie uns von einander ſcheiden, ſagte Fauſt, ohne das ſtarke Gefühl zu unterbrechen, was in uns iſt. Wir wollen keine Thräne weinen, die uns einſt vorwerfen könnte, daß wir keinen Muth gehabt hätten. Leben Sie auf ewig für dieſe Welt wohl, denn ich werde gewiß nie den Ort ſuchen, wo Sie ſind. Ich würde nur den Schmerz haben, Sie in eines andern Armen zu

ſehen,

ſehen, und das könnte eine Reue in mir hervorbringen, daß ich nicht, was ich konnte, Unrecht und Gewalt angewendet habe, das Eigenthum meines Herzens mir nicht entreiſſen zu laſſen.

Ich wünſche Sie ſelbſt nicht wiederzuſehen, ſagte **Karoline.** Ihr Verluſt und der meinige würde mir zu lebhaft wiederkommen, als daß er nicht das Feuer, was zur Erhaltung der Ueberwindung in mir iſt, dämpfen ſolte.

Sie gab ihm den letzten Kuß. Beyde wünſchten einander Ruhe, weil ſie ihrer bedürſten, und Fauſt wolte eben aus dem Zimmer gehen, um von dem alten Seeliſt Abſchied zu nehmen, und dann zu reiſen, als dieſer ihm entgegen hereintrat.

Ich habe Wort gehalten, ſagte Fauſt jetzt. Hier iſt Ihre Tochter, willig Ihnen zu gehorſamen, und ich will Ihnen ein ruhiges Herz wünſchen, will Ihnen Lebewohl ſagen, und dann reiſen.

Nicht ſogleich, erwiederte Seeliſt. Er erzählte ihm daß er beym Fürſten verleumdet worden, und daß er es für ſeine Pflicht hielte, dies widrige Vorurtheil auszurotten.

Morgen gehen Sie mit uns zum Fürſten, Fauſt, dann ſind Sie gerechtfertigt, können in Frieden reiſen, und meinen Segen mit ſich nehmen, daß Sie mir meine Tochter wiedergeſchenkt.

Wenn auch Karoline und Fauſt, welches wir doch nicht behaupten wollen, aus dem neuen Auffenthalte einen Argwohn gefaßt hätten, als ob Seeliſt ſeine Meynung geändert hätte, ſo hätte doch das was er dazu ſagte, wie es denn auch that, Ihnen alle Hofnung benehmen, und Sie in Ihrer Feſtigkeit beſtärken müſſen.

Indeſſen ſtand Fauſt verlegen da, und konnte ſich nicht entſchlieſſen, des Kammerherrn Antrag anzunehmen. Was hilft die Rechtfertigung vor Menſchen, die ich nie wiederſehen werde, ſagte er, ſo viel verloren iſt alles verloren, und alſo kann ich nichts mehr gewinnen.

Aber Seeliſt ſtellte ihm vor, daß er es zu ſeiner eignen Rechtfertigung von ihm ſich erbitte. Es ſoll wenigſtens niemand von mir ſagen, daß ich eine Verleumdung von dem nicht hinweggenommen, den ich zu kränken gezwungen bin.

Karoline ſahe ein, daß dies ihr in Anſehung künftiger Zeiten einen großen Vorſprung für die Anfechtungen von Seiten **Willhelms** und des **Majors** geben würde, und weil auch für ſie immer mehr Ehre dabey war, einen Geliebten gehabt zu haben, der der Hochachtung anderer ſich rühmen konnte, ſo vereinigte ſie aus dieſem doppelten Grunde ihre Bitten, mit den Bitten ihres Vaters, und Fauſt gab endlich nach, und verſprach ſich dieſem unangenehmen Auftrage zu unterwerfen.

Karoline konnte es nicht über ihr Herz erlangen, daß es nicht froh geweſen wäre, Fauſten noch einige Tage länger zu ſehen, und dies war eine Vorbedeutung ihres Wankelmuths, der aber bey Fauſten viel ſpäter eintrat.

◆ ◆ ◆

Zehntes Kapitel.

In welchem zwey Perſonen wieder erſcheinen, die die Sache aller Erwartung nach nicht verbeſſern werden.

Der Baron war, nachdem er von Willhelmen die Nachricht vom glücklichen Ausgange ſeiner neuen Spitzbüberey erhalten, ſogleich weiter nach Göttingen gegangen, wo er Fauſten leicht zu übertölpeln hofte, daß er mit ihm reiſte. Er hatte jetzt den alten Plan nur dahin verändert, daß er ſich des Briefes, den er von Willhelmen erhalten, und der ſo abgefaßt war, daß er ihn nicht verdächtig machen konnte, noch mit bedienen wolte. Das ſolte ihm eine Art von Ueberredung ſeyn und er dachte im Herzen, Fauſt wäre leichtgläubiger diger Narr genug, ſich ihm wieder gänzlich zu überlaſſen. Dann hofte er, daß es unterwegens oder an Ort und Stelle gewiß Gelegenheit geben würde, ihm etwas thun zu laſſen, was ihm einen Zwang, Soldat zu werden auflegte, und war er das nur einmahl, ſo hatte der Baron ſchon was er wolte, und es war an keine Sorge zu denken, daß er das übrige nicht zu ſeinem Untergang zu-ſtande bringen würde.

Allein diesmahl gieng er vergebens, denn er erfuhr von Chriſtoph, daß Fauſt verreiſt ſey, um im Vertrauen geſagt ſich den Doktor zu holen. Dies brachte Chriſtoph nicht ohne ſchwere vorhergegangene Ueberwindung heraus, denn es war ihm verboten, und nur das eifrige Forſchen, und der Unglaube des Barons lockten es hervor.

Ob es dieſem gleich jezt wahrſcheinlicher vorkam, was Chriſtoph ausſagte, als vorher, ſo trauete er doch nicht recht, ſondern paßte dem Diener auf, und bemerkte das Haus wohin er gieng. Den andern Tag gieng er ſelbſt dahin, und da er ſich nach Chriſtoph erkundigte, fand er deſſen ſogenannte Braut, und lies ſich mit ihr in ein Geſpräch ein.

Sie ſchlug dieſes nicht aus, und es entſtand hier bald ein Liebesverſtändnis, welches weit um ſich griff, und wovon wir in der Folge mehr hören.

Da der Baron durch dieſes Frauenzimmer die Beſtätigung von Fauſts Reiſe erhielt, und Chriſtoph ihm auch nichts von Fauſts Zurückkunſt und ſeinem kurzen Auſſenthalte gemeldet hatte, ſo erſchrack er äuſſerſt, als ihm Willhelm ſchrieb, daß Fauſt dort wäre, und noch mehr, als er las, daß die Heyrath des Majors mit Karolinen richtig, und daß ſein Vater ſowohl als auch der Fürſt die Einwilligung gegeben.

Er wolte raſend werden, daß ihm ſo ein Querſtrich in ſeine ſichere Erwartung gemacht worden war. Er eilte noch zu einer kleinen Avantüre, wovon im folgenden Buche mehr; und dann reiſte er über Hals und Kopf zurück, um zu ſehen, ob er nicht ſeiner Bosheit über die Liebenden noch einen Ausweg ſchaffen könnte.

Er gieng, als er ankam nicht gleich zu dem Kammerherrn, ſondern erſt auf ſein Koffeehaus, wohin er zu gehen gewohnt war, und er fand da niemanden als den Herrn Lieutenant Hond.

Dieſer war den Tag vorher angekommen, und war von Streuſand aufs zärtlichſte umarmt worden, der ihm nach der feurigſten Dankſagung, das für ihn fertig liegende Patent als Lieutenant einhändigte.

Zugleich aber erzählte er ihm, wie es ihm in Anſehung Fauſts gienge, und bat ihn, er möchte indeſſen auf einige Mittel denken, dieſen Menſchen wegzubringen, doch ehr thätig nichts thun, bis er ihm wieder Nachricht davon gegeben.

Hond ſpintiſirte nun was er konnte, und fand doch nichts, weil er nicht vermögend war, in des Kammerherrn Haus zu kommen, welches ihm ohngeachtet Streuſands Verbitten verſchloſſen blieb.

Es konnte ihm alſo nichts gelegener ſeyn, als wie **Baron Fritz** nach den erſten Höflichkeisbezeugungen die ſie einander gemacht, ihm ſagte, daß er ihm zu dem nehmlichen Endzwecke ſehr nöthig habe, um den er ihn damahls auf das Luſtſchlos holen laſſen.

Hond wurde dadurch gewahr, daß er noch ſo feindſelig gegen Fauſten geſinnt ſey. Er ließ ſich jetzt nichts merken, daß er auch den Auftrag habe, dieſem ſeinem Erbfeinde aufzupaſſen, ſondern er that, als wenn er alles blos dem **Baron** zu gefallen thun wolte, was er zu thun im Stande wäre. Er wuſte ſehr gut, daß er bey der Gelegenheit eine Tracht Prügel ſo gut ſich holen könnte, wie er vor Honds Abreiſe erhalten, allein das bekümmerte ihn nicht, wenn er nur die Katze fand, die die Kaſtanien aus dem Feuer holte, ohne daß er die Pfoten dabey zu verbrennen brauchte.

Wäre dieſer neue Auftrag nicht geweſen, ſo würde er ſicher nicht unterlaſſen haben, den Baron wegen der vorigen Begebenheit auf eine empfindliche Art aufzuziehen.

Der Baron hätte auch lieber jeden andern als ihn um Beyſtand gebeten, wenn er nur einen ſo ſtandhaften Gefährten ſeiner Bosheiten hätte finden können. Aber das konnte er nicht. Sonſt haßte er ihn von Herzen, weil er ihm in ſeinem Range ſo ſchnell gleich gekommen, und ſeine Seele gieng damit um, ihm gelegentlich es reichlich entgelten zu laſſen, daß ihn das Glück ſo verfolgt hatte. Aber Hond muſte auch den Befehl des Majors, nicht ſobald etwas zu unternehmen, befolgen, und um dies auch verdeckt vom Baron zu erhalten, ſagte er, er möchte ſich indeſſen in des Kammerherrn Hauſe an Fauſten machen, und erwarten, wohin er ihn hernach mit dieſem ſchon ſo gut wie gefangnen Vogel beſtellte.

Der Baron war nun vollkommen zufrieden. Vor die Bekanntſchaft wolte er ſchon Sorge tragen, und vor die Intrigue glaubte er, würde Hond hinreichend ſorgen. Er heckte nun nur lauter neue Projekte aus, wie er Streuſanden anſchwärzen wolte, und deswegen gieng auch ſein Weg zuerſt zu Karolinen.

Karoline wunderte ſich nicht ihn zu ſehen, denn er war oft in ihrem Hauſe. Da Willhelm ihm die Verſicherung ſchon ſchriftlich gegeben, daß es mit dem Major richtig wäre, ſo nahm er die Wendung, daß er ſie bedauerte, ihren Geliebten nun bey ſich zu haben, und doch keine Hofnung die ſeinige zu werden. Er kam von dieſem Punkt auf den Major, und wolte Karolinen ausforſchen, wie ſie gegen ihn dächte, aber ſie bat ihn, nicht weiter in ſie zu dringen, weil ſie dem Manne ihre Hand zu geben genöthigt wäre.

Genöthigt! ſagte hier der Baron, und eine Dame wie Sie, will ſich zwingen laſſen? Sie kennen Ihre Rechte nicht, und Ihren Vollkommenheiten nach müſſen Sie ſie gültig machen. Und wenn Sie nicht mit Gewalt es erzwingen wollen, ſo ſind andere Mittel da. Ich bringe Ihnen noch mehr Zeugen wider Streuſand.

Wäre Karoline nicht ſo gewiß überzeugt geweſen, daß er ein Betrüger wäre, ſo hätte ſie dies angenommen, denn wenn ſie auch nicht mehr darauf ausgieng, Fauſten zu bekommen, ſo hätte ſie doch die Gelegenheit mit Freuden ergriffen, den Major loszuwerden. Aber ſo dankte ſie ihm für alle ſeine Bemühungen, und ſagte, ſie wolte ihr Schickſal ſo gut ertragen, wie es ihr möglich wäre. Der Baron muſte auch mit dieſer Erklärung zufrieden ſeyn, weil hier fürs erſte nichts anders zu machen war, und gieng von ihr zu Willhelmen. Willhelm war unvorſichtig genug, ihm die ganze Geſchichte mit Hond und Beaten zu erzählen, und zugleich, daß Hond der Ehemann von dieſer werden würde.

Mit dieſer Nachricht eilte er wieder zu Karolinen, die ſie zwar gern erfuhr, weil ſie Beaten für ihren neuen Geliebten zu warnen ſich verpflichtet hielt, aber auf ſie ſelbſt machte es keine Veränderung.

Von ihr gieng er zu Fauſten, dem er das nehmliche bekannt machte, aber ohngeachtet aller Mühe die er ſich gab, ihn anzufeuern, doch nichts weiter ausrichtete, als daß er ſein Schickſal beſeufzte. Weil aber Fauſt nichts weniger als rachgierig war, ſondern ſich gern mit denen verſöhnte, die ihn beleidigt hatten, ſo nahm er die verſtellte Freundſchaft des Barons abermahls an, und ſetzte ſich dadurch in die Gefahr allen Fallſtricken entgegen zu gehen, die man ihm legte.

Der Baron brachte den ganzen übrigen Tag in des Kammerherrn Hauſe zu.

Da er von Willhelmen gehört, daß ihr ganzes Haus den folgenden Tag beym Fürſten ſeyn würde, ſo wuſte er es dahin zu bringen, daß er für den Tag die Schloßwache bekam, deren Anführer

führer allemahl mit zur Tafel gezogen wurde, denn er hofte, daß es da für ihn nicht ganz ohne Stoff zu neuen Ränken abgehen würde.

Auſſer dem Kammerherrn und **Karolinen** wuſte aber niemand, daß Fauſt mit beym Fürſten ſeyn würde, ſonſt hätte man es gewiß an keinen Kunſtgriffen fehlen laſſen, dieſes zu hintertreiben.

Karoline und Fauſt hielten ſich dieſen Abend auch gar nicht zurück. Sie ſaſſen faſt immer zuſammen, und ſprachen von alten vertraulichen Sachen. Der Kammerherr, der ſich auf beyde verlaſſen konnte, ließ es geſchehen, und jammerte nun würklich im Herzen, daß er ſie zu trennen genöthigt war. Aber der **Baron** und **Willhelm** ärgerten ſich nicht wenig daran, und Neid und ſchwarze Bosheit wurde immer reifer in ihnen.

* * *

Eilftes Kapitel.

Karoline bekömmt den vierten Liebhaber, und die Geſchichte rückt bis auf den Abend des folgenden Tages fort.

Unter allen die ſich am Vormittage zu dem heutigen Ehrenſchmauſe herausſtaffierten, that es wohl niemand ungerner als Fauſt und **Karoline**. Sie waren auch diejenigen, die ohne irgend einen Endzweck dabey erſchienen, denn alle die übrigen verwickelten Perſonen hatten ihre Abſichten einer zum Guten der andere zum Böſen, und weil dieſe aus eines jeden Charakter, und aus dem was wir von ihren Zubereitungen geſagt, leicht zu entwickeln ſind, ſo verlaſſen wir dieſe Bahn, um uns ein wenig mit dem Fürſten bekannt zu machen, der uns nun auch eine wichtige Perſon wird.

Daß er ein weiſer Herr war, haben wir ſchon irgendwo geſagt, dabey aber erwähnt, daß er Schwachheiten wie jeder Menſch hatte.

Eine unter denen war, daß er das andere Geſchlecht ſehr liebte, und man weiß ſchon, daß wo in andern Fällen mancher ſeiner Leidenſchaft einen Zaum anlegen muß, dieſes doch bey Fürſten ſelten der Fall iſt, weil ſie gewöhnlich glauben, der Vorzug hierin ungebunden zu ſeyn, komme ihnen für die Beſchwerlichkeiten zu, die ſie für alle tragen müſſen.

Wir müſſen aber auch zugleich zur nicht großen Ehre der Menſchheit ſagen, daß dies ſo oft der Fall iſt, als die Gewalt dazu da iſt, Ausnahmen jedoch beyſeite geſetzt, und wir kennen ſelbſt ein Land, wo der Edelmann in dieſem Stücke mit ſeinen Sklavinnen ſelbſt dann noch unumſchränkt umgeht, wenn ſchon unauflösliche Bande ſie feſt geknüpft.

Doch da es Gelegenheit zu grübeln und Unwillen geben möchte, wenn wir hierin fortführen, ſo müſſen wir wieder ſchweigen, und zu unſerm Gegenſtande zurückkehren.

Es war nicht leicht das Herz unſers Fürſten in Flamme zu bringen, aber wenn es geſchahe, ſo war es auch als wenn ſich ſelbſt Oehl ins Feuer göſſe. Auch hatte er nicht den Mangel der Empfindung und Achtung für Tugend, und manche edle Ueberwindung war ſchon mit in die Geſchichte ſeines Lebens verwebt. Aber ſeine Leidenſchaft hatte auch manchen Sieg davon getragen, der ihm Reue und Unmuth zum Lohn brachte.

Er hatte die verſchiedenen Erzählungen von Seiten des Majors und des Kammerherrn gegen einander gehalten, und das ſonderbare in den Vorfällen hatte ihn nachdenkender darin gemacht.

Ein Vater, der ſeine Tochter dem Liebhaber nicht gab, den er doch ſo eifrig vertheidigte, ein feuriger Liebhaber, den man wirklich unter diejenigen rechnen könnte, die zu wählen hatten, der eine Geliebte wählte die ihn nicht wieder liebte, und doch ſo eifrig auf ihrem Beſitz beſtand, das waren immer auſſerordentliche Entwickelungen.

Die erſte Schlusfolge die er ſich daraus zog, waren die beſondern Vollkommenheiten dieſer Karoline, und dies vermehrte ſeine Begierde ſie kennen zu lernen auf einen hohen Grad, und ſetzte ſeine Seele in eine Spannung, wo die Einbildungskraft leicht mit ihrer vergröſſernden Eigenſchaft wirken konnte. Sein Verlangen gieng ſo weit, daß er wohl zehnmahl aus den Fenſtern des Schloſſes ſahe, um wahrzunehmen, ob ſie nicht bald kämen.

Beyde unglückliche Liebende hatten den Vormittag gröſtentheils mit einander, aber nicht vergnügter als den vorigen Tag zugebracht, denn ihre Unterhaltungen konnten natürlich nur von den Erwartungen ihrer Trennung anfangen, und in die traurigen Folgen derſelben übergehen, und reitzend konnte das nicht ſeyn.

Willhelm wunderte ſich nicht wenig, als er ſahe, daß Fauſt die vierte Perſon im Wagen machte, und der Baron war hierin ſein getreuer Nachfolger, als er ihn die Woche vorbeyfahren ſahe. Am meiſten aber erſchrack der Major der ſchon beym Fürſten war, und ſich ſchon verwundert hatte, dieſen ungewöhnlich zerſtreut zu finden.

Der Fürſt gieng ſelbſt Karolinen bis an die Treppe entgegen, und empfieng ſie mit allen Zeichen der äuſſerſten Hochachtung. Es war würklich in ſeiner Seele ſchon mehr Feuer für ſie, als darin ſeyn ſolte, denn das äuſſere übertraf ſeine Erwartung ganz.

Er hatte aber den Endzweck über ihren Anblick doch nicht ſo ganz vergeſſen, den er eigentlich für dieſen Tag hatte, und als er daher nur einige Worte mit dem **Kammerherrn** geſprochen, wandte er ſich an Fauſten.

Fauſt war von Natur blöde, und er würde eine äuſſerſt ſchlechte Figur geſpielt haben, wenn er ſich ſelbſt überlaſſen geweſen, und nicht Umſtände dazu gekommen wären.

Aber ſo hatte ſich **Karoline**, welche ſich eine genaue Kenntniß des innerſten ſeiner Denkungsart verſchaft, an ihn gemacht, und hatte ihn gebeten, ſich heute einmahl zu überwinden, damit ihre kleine Eitelkeit die ſie nun einmahl nicht überwinden könnte, nicht gedemüthiget würde.

Fauſt hatte alſo alle ſeine Standhaftigkeit aufgeboten, und ſahe zwar nicht ganz heiter aber doch wie ein Mann aus, der ſeinen Verluſt zu ertragen im Stande iſt, ſo tief er ihn auch fühlt.

Dazu kam zu ſeinem beſten, daß ihn der Fürſt gleich in das Fach der Wiſſenſchaften brachte, in dem Fauſt allenthalben zu Hauſe war. Nach einer viertelſtündigen Unterredung muſte der Fürſt ſich geſtehen, daß Fauſt, was ſein äuſſerliches und ſeinen Geiſt beträfe, die Achtung verdiente, die der Kammerherr ihm gäbe, weswegen er dieſen auch, nachdem er ſich mit einer zufriednen Miene von Fauſten wegwandte, freundſchaftlich anlächelte, als wenn er ihm dadurch ſeinen Beyfall zu verſtehen geben wolte.

Dem Major und Willhelmen war dies ein Herzensſtich, und als der Fürſt gleich nachher Karolinen anſahe, ſo wurde ſie feuerroth, und er ſchlos daraus, daß dieſe Neigung tiefe Wurzel geſchlagen.

Wer weiß, wozu ſich der Fürſt entſchloſſen haben würde, wenn ſich nicht in dem Augenblicke ſelbſt in ſeinem Herzen eine Flamme entzündet, die ihn mehr auf ſich als auf andere denken ließ. Die übrige Zeit bis zur Tafel unterhielt er ſich blos mit ihr, und wurde mit jedem Augenblicke entzückter, denn er fand, daß ſie auſſer ihrem ſchönen Anſehen und Verſtand, Gefühl und überhaupt Vorzüge hatte, die er bey allen ſeinen bisherigen Geliebten vergebens geſucht hatte.

Kurz wie man ſich zur Tafel ſetzte, hatte Karoline den vierten wahren Liebhaber, der höher, folglich gefährlicher war, als alle die übrigen.

Der Baron der erſt jetzt hereinkam, hatte nun nichts von allem was vorgegangen war, bemerkt, aber er ſchien alles in den Augen der gegenwärtigen Perſonen zu leſen. Wenigſtens war es die erſte Gewisheit bey ihm, daß der Fürſt ſelbſt ein Auge auf Karolinen geworfen, und dieſe

Entdeckung war ihm wichtig genug um daraus allen ſeinen künftigen Unternehmungen ein gutes Ende zu prophezeyhen.

Während der Tafel unterhielt ſich der Fürſt am meiſten mit Karolinen, oft mit Fauſten, und zuweilen mit dem Kammerherrn. Die übrigen kamen bey ihm nicht in Betrachtung, und da ſie alle innerlich von Furcht und Leidenſchaft gequält wurden, ſo war ihre Unterhaltung auch nichts weniger als lebhaft.

Der Major und Willhelm fielen gar nicht darauf, daß der Fürſt ſelbſt etwas für Karolinen fühlen könnte, ſondern es breitete ſich nach ihrer Meynung eine ſchwarze Wolke über ihre Häupter, die ſie verdunkeln, und dadurch alles Licht auf Fauſten fallen laſſen, und dieſen glücklich machen würde, beſonders kochte der Major Gift und Galle.

Nach der Tafel nahm der Fürſt Fauſten bey der Hand und gieng mit ihm in ein Nebenzimmer.

Dieſe Scene weckte die ſchwärzeſte Bosheit in des Majors Seele, und er würde ſich von ihrer Aufwallung überwältigt haben wegbegeben müſſen, wenn nicht der Kammerherr zu ihm gekommen wäre, und ihm ſeine Tochter zugeführt hätte.

Ich bringe ſie Ihnen, ſagte er, damit ſie die Ihrige bleibe. Ihr Wille iſt dabey. Ich wünſche, daß Sie die Schwermuth, die in ihrem Herzen iſt, bald durch Ihre Liebe vollends ausrotten mögen.

Karoline wurde blas. Aber der Major, der dieſen Auftritt gar nicht vermuthet hatte, nahm in feuriger Entzückung die Hand ſeiner lieben künftigen Braut, und verſicherte ſie in einem Enthuſiaſmus, den er noch nie ſo lebhaft blicken laſſen, daß er alles was in ſeinem Vermögen ſtände, anwenden wolte, ſie glücklich zu machen, und wir glauben, daß dies in den Augenblicken da er ſprach ſein Ernſt war.

Karoline, die ſanfte, die allezeit ihren Mund reden ließ, was ihr Herz ſchlug, ſagte ganz offen zu ihm: Er wiſſe ihre Verbindungen und die Beſchaffenheit ihres Herzens. Sie glaube, daß er aufrichtige Abſichten habe, und ſie wolte gern ihre eigne Neigung dem Willen ihres Vaters aufopfern. Sie wiſſe, was ihre Pflichten gegen ihren künftigen Gatten wären, und ſie würde keine derſelben aus den Augen ſetzen, aber ſie hoffe dagegen, daß er ihrer Schwermuth etwas zu gute halten würde.

Der Major verſicherte ſie, daß er dieſe Schwermuth zu unterdrücken hoffe, und daß er gewiß glaube, ihre Pflicht werde ſich in Liebe verwandeln, und er leitete dies aus dem her, was er gegen ſie fühlte, und was daher ſein Betragen gegen ſie ſeyn würde.

Jeder der ihn gehört hätte, ohne ihn zu kennen, würde Karolinen eben nicht für unglücklich gehalten haben, und das war der Fall auch bey dem Kammerherrn, der ſich über ſeines künftigen Schwiegerſohns ſichtbare Entzückung herzlich ergötzte, und ſich eine gute Zukunft daraus verſprach.

Der Major ſagte würklich in der Zeit, daß er allein war, Karolinen noch vieles, was ihr aus Fauſts Munde herrlich geklungen haben würde, was aber hier auf einen unfruchtbaren Boden fiel, und keinen andern Eindruck machte, als die Erinnerung an glücklichere Zeiten.

Willhelm hatte auch ſeine Freude dies anzuhören, der Baron war wieder hinausgegangen, um ſeinen Poſten vorzuſtehen.

Als der Fürſt mit Fauſten wieder ins Zimmer trat, fiel aller Muth, den Willhelm und der Major gehabt hatten. Denn das ſahen ſie nun leicht ein, daß wenn der Fürſt wolte, die Sache ſo leicht eine ſchiefe Wendung nehmen konnte, wie ſie eine gute genommen. Und der Fürſt ließ würklich gegen Fauſten nicht allein viel Achtung, ſondern würkliche Theilnehmung blicken, und der

Major glaubte würklich in den Augen des Fürſten einen vorwurfsvollen Blick zu ſehen, der ihn traf.

Nachher kam mehr Geſellſchaft, und man ſetzte ſich zum Spiel. Karoline kam in des Fürſten Parthie, und dem Major war es wieder ärgerlich, daß er nicht dazu kam. Zu ſeinem größern Unglück muſte er mit ſeinem Nebenbuhler zuſammentreffen. Er machte aber der Parthie bald ein Ende, und entfernte ſich ganz.

Der Fürſt hatte Fauſten gleich um die ganze Beſchaffenheit ſeiner Liebe befragt, und der treue Bericht, den ihm dieſer davon gab, machte ihn weichmüthig, und würde gewiß einen guten Ausgang für ihn genommen haben, wenn er nicht ſelbſt verliebt geweſen wäre. Aber ſo hatte er ſchon bey der Tafel den Entſchluß gefaßt, einen Verſuch auf Karolinens Herz zu machen. Der erſte Gegenſtand, den er alſo entfernen muſte, wär Fauſt, und er nahm daher die Wendung ihn zu bedauern, und ihm vorzuſtellen, wie edel er thun würde, ſeiner Neigung Zwang anzuthun, und die Ruhe einer Familie wieder herzuſtellen.

Fauſt entdeckte hierauf alles, was ſein Herz darüber dachte, und der Fürſt fand dies ſo ſchön zu ſeinem Zwecke, daß er ihn bat, dieſen Entſchluß je eher je lieber zu beſchleunigen.

Der Fürſt dachte, und jeder hätte es mit ihm gedacht, auch in dieſem Augenblicke nicht, daß Fauſten der Sieg ſo ſchwer würde. Da er aber wohl einſahe, welchen großen Dienſt Fauſt ihm in dieſem Augenblicke that, ſo wolte er dies nicht unbelohnt laſſen, und er bat Fauſten, eine anſehnliche Summe Geldes zu ſeinem künftigen beſſern Fortkommen von ihm anzunehmen.

Aber das ſchlug Fauſt hartnäckig aus, und als der Fürſt auf die Gründe dazu drang, ſo ſagte er, daß er theils zu dem, was er in der Welt vorſtellen könnte, Geld genug hätte, daß theils aber ihn die Furcht des Anſehens was die Sache mit ſich führte, abhielte, weil er ſonſt wohl zu beurtheilen wüßte, daß Geld, Gutes zu thun immer angewendet werden könnte. Er würde ſich ſelbſt nicht einmahl den Gedanken ganz entſchlagen können, daß er ſeine **Karoline** verkauft, und andere würden ihm dieſes gerade ins Geſicht ſagen. Sein Gefühl erlaube ihm alſo gar nicht, dieſes zu thun, und er bäte den Fürſten ſeine Weigerung auf keine andere Art auszulegen.

Es ließ ſich hierwider nichts einwenden, und da der Fürſt ſahe, daß es vergebens war, ſo bat er ihn, wenigſtens eine Uhr von ihm zum Andenken zu nehmen, und wenn ihm etwas in der Folge ſeines Lebens vorfiele, zu bedenken, daß er an ihm einen Freund und Beſchützer habe.

Da dies ſo wenig auszuſchlagen war, als jenes anzunehmen, ſo nahm Fauſt das Geſchenk, und dankte, ohne weiter auf die Worte die der Fürſt damit begleitet, einiges Augenmerk zu richten.

Der Major hatte die Geſellſchaft aus bloßer innrer Unruhe verlaſſen. Er war nach Hauſe gegangen, und hatte Hond rufen laſſen. Die Hitze gegen Fauſten gieng bey ihm ſo weit, daß er ſich des Ausdrucks bediente, man möchte Fauſten lebendig oder todt aus der Stadt ſchaffen. Hond hatte den Baron als Helfershelfer vorgeſchlagen, und dieſer wurde auch gerufen. Mit Vergnügen ſahe er des Majors Hitze, die Hond mit Furcht ſahe, weil er ſie nutzen wolte, und dieſer ihre Folgen ſcheuete.

Er verſprach, Fauſten den andern Tag in ein gewiſſes Haus zu liefern, ob er gleich gewiß verſichert war, daß in Anſehung ſeiner für Karolinen nichts zu fürchten wäre, und Hond übernahm es, ihn gleich durch ein Kommando wegbringen zu laſſen, daß niemand erfahren ſolte, wohin er gekommen wäre.

Darauf gieng der Major wieder zur Geſellſchaft. Das Spiel des Furſten hatte zu Karolinens großen Nutzen ſich geendet, und obgleich der Fürſt nachher noch viel mit ihr ſprach, ſo war er doch behutſam genug, ſo viel es möglich, ſeine Neigung zu verheelen. Man nahm Abſchied, und Karoline ſahe ſich genöthigt in des Majors Wagen und ſeiner Geſellſchaft ſich nach Haus bringen zu laſſen, wo er ihr noch viel ſchmeichelhaftes ſagte.

Wie Fauſt zurückgekommen, gieng er zu Karolinen.

Ich habe dieſe Uhr vom Fürſten zum Andenken erhalten, und ſie nehmen müſſen. Aber ſie würde nur ein ſchmerzliches Andenken ſeyn. Nehmen Sie ſie, und heben ſie auf. Wir haben beyde glaube ich keines Andenkens nöthig.

Nein Fauſt, ſagte die beklommene Seele, das haben wir nicht. Aber die Uhr will ich als ein Pfand unſers Unglücks verwahren.

Nun noch einen Kuß und den letzten, ſagte Fauſt. Sie gab ihn, und er nahm mit dem Wunſche einer guten ruhigen Nacht Abſchied.

Dann gieng er zum Kammerherrn. Ich habe Ihren Willen erfüllt, ſagte er, und nun werden Sie mich entlaſſen.

Seeliſt war mit einer Zufriedenheit, die er lange nicht gefühlt hatte, vom Fürſten weggegangen. Die Achtung die Fauſten erwieſen worden, war ſo gut von ihm aufgenommen, als wenn man ſie ihm ſelbſt erzeigt hätte. Und zur völligen Reiſe dieſer Zufriedenheit war auch noch gekommen, daß der Major ſich ſo gegen ſeine Tochter betragen, daß er Hofnung hatte, die Ehe würde nicht ganz unglücklich ſeyn, denn ſonſt würde manche Gewiſſensangſt in ihm aufgeſtiegen ſeyn, daß er ſeine einzige Karoline einem gewiſſen Verderben opferte.

Aber ſo ſagte er mit viel Wärme zu Fauſten: Ja ich entlaſſe Sie, als meinen beſten, wärmſten Freund, als den, dem ich am liebſten meine Tochter gegeben hätte, wenn ſie noch in meiner Macht ſtände. Ich werde auch für Sie alles thun, was Sie wollen.

Wir wiſſen nicht wie es zugieng, aber gewiß iſts, daß Fauſt dieſe warme Anrede nicht mit der Wärme erwiederte, die ſie hatte. Es ſchien, als wenn es ihm misfiele, daß der Kammerherr ſich weis zu brennen ſuchte, und er dachte, es würde ihm beſſer angeſtanden haben, ſeine Schwachheit dem nicht zu verhehlen, der ihm mit einem ſo redlichen Herzen in allem entgegen gegangen war, daß er ein gleiches wenigſtens damit verdiente.

Und wir denken ſelbſt ſo, und es iſt uns äuſſerſt unangenehm, daß wir einen Mann wie dieſen in dem nachtheiligen Lichte aufſtellen müſſen. Aber wir können uns nicht helfen. Wolten wir beſtürzt ſeyn, wie der Künſtler, der ſeine Maſchine in ihrer Vollkommenheit zeigt, wenn ihm plötzlich ein Vorhang fällt, der manches Flickwerk daran ſehen läßt, ſo würden wir uns einem Hohngelächter blosſtellen, und ſo fordern wir den Leſer auf, mit uns vorlieb zu nehmen, wie er mit ſich ſelbſt vorlieb nehmen muß.

Fauſt nahm einen ziemlich gleichgültigen Abſchied von dem Kammerherrn der ſeinem Herzen nicht mehr ſo werth war, wie ehedem, und legte ſich zur Ruhe.

* * *

Zwölftes Kapitel.

Welches das ſechſte Buch beſchließt, und zugleich das tragiſche Ende aller Ueberbleibſel in und auſſer Fauſten von der gehoften Promotion enthält.

Den andern Morgen, wie alles noch ſchlief, machte ſich Fauſt aus den Federn. Er hatte von dem Kammerherrn einen Domeſtiken erhalten, der völlig zu ſeinem Befehl, und mit dieſem hatte er es abgeredt, daß er um fünf Uhr die Pferde vor die Thür beſtellen ſolte.

Da alles ganz ſtille zugieng, ſo ſetzte er ſich im Wagen, ohne daß jemand etwas davon wuſte, und fuhr davon.

Er war ſelbſt in einer ſo auſſerordentlichen Betäubung, daß er kaum wuſte, wie ihm war. Er hatte ſo viel Standhaftigkeit gehabt, nicht im geringſten an etwas zu denken, was ihn zurückhalten konnte, und da er vor Karolinens Zimmer vorbeygehen muſte, hatte er ſich mit dem Geſichte weggewendet, und dadurch ſeinen Vorſatz erzwungen.

Auch noch jetzt war er feſt. Er verſuchte erſt zu ſchlafen, denn er hatte die Nacht kein Auge zugethan, und das wegen der Sorge, ob auch ſeine ſchnelle Abreiſe ſo unbemerkt vor ſich gehen könnte. Denn alle hatten vermuthet, daß er wenigſtens den Tag abwarten würde. Aber es wolte mit dem Schlaf auch nicht gehen. Er war zu unruhig, und er wuſte ſelbſt nicht recht warum, oder was ihm fehlte. Denn was ihm eigentlich fehlte, wolte er nicht wiſſen, und was ihm nicht fehlte konnte er ſich doch nicht einbilden. Er fuhr ſo über manche Wieſe und über manches Feld. Er wolte die Schönheiten bewundern, die ſich ihm darſtellten, aber mitten in der Bewunderung entfuhr ihm ein Seufzer, als wenn es die Empfindung des Gegentheils in ihm wäre.

Nach und nach ſtellte ſich ihm Karolinens Bild vor. Er wolte es verſcheuchen, aber es gieng nicht. Er mochte hier oder dorthin ſehen, ſo verwandelte ſich was er ſahe in Karolinens Bild. Er wurde verdrüslich über ſich ſelbſt, und auch dies konnte ihn nicht zerſtreuen.

Der Wirth in dem Orte, wo er ſeine Mittagsmahlzeit hielt, und der ihn ſehr ofte unterhalten hatte, war ein Mann voll Leben und Schalkheit. Er ſahe ihm den Mismuth an der Stirn an, näherte ſich ihm, und ſagte, er ſolte nicht traurig ſeyn. Der liebe Gott habe die Menſchen erſchaffen, ſich immer zu freuen.

Fauſt fand den Satz nach ſeinen jetzigen Umſtänden ſehr paradox, und verſicherte den Wirth, um ihn zu widerlegen, wenn man verlohren habe, was er verlohren hätte, ſo fiele alle Freude weg.

J! ſagte jener, was können Sie denn groß verlohren haben? Jſts Geld, ſo achten Sie es wie Koth, das ſoll man ja. Jſts eine Ehrenſtelle, ſo wolt ichs Jhnen doch verdenken, wenn Sie ſich 'n Augenblick darum grämten, denn das iſt wahrer Plunder. Jſts 'n Mädchen, ſo giebts ja mehr, und wer weiß, was die Hexe Jhnen für Unfug angerichtet. Und noch eins will ich Jhnen ſagen, ich thäts ſo der Schadenfreude nicht zu gefallen, und ärgerte mich. Jch würde alles in mich freſſen, und lachte drüber, und freute mich, daß ich mich ſo ſchön überwinden konnte.

Das letzte war auch wohl das geſcheuteſte, Herr Wirth, was er vorbrachte, ſagte Fauſt, denn dieſe Uebereinſtimmung ihrer Gedanken machte die Beleidigung bey ihm wieder gut, die er eben unbekannterweiſe ſeiner geliebten Karoline gemacht.

Er kam durch dieſe zu rechter Zeit angebrachte Erinnerung wieder ins Gleis, was er eigentlich ununterbrochen hatte gehen wollen, er ſpann den Faden wieder an, den er zerriſſen, und die erſte Folge davon war, daß er mit guten Appetit aß. Er hatte noch nicht abgegeſſen, als er Chriſtoph in das Zimmer treten ſahe, der ſich gewaltig im Kopfe kratzte. Herr, fieng er an, das iſt mir recht ungelegen, daß Sie hier ſind und daß ich mit Ihnen umkehren muß.

Mir noch weit ungelegner, ſagte Fauſt, daß du meine Sachen verlaſſen. Aber worin ſtöre ich dich denn, daß du ſo unruhig biſt?

In einem recht guten Werke, mein Herr Doktor, ſagte Chriſtoph —

Chriſtoph wuſte, daß ſein Herr als Doktor Kandidat ſeine Reiſe gethan, und glaubte nichts gewiſſer, als er wäre mit dem Doktor zurückgekommen. Er wunderte ſich alſo ſehr, als er den

Befehl erhielt, ſich nie wieder dieſer Titulatur zu bedienen, weil er ihn ſonſt ſtracks aus dem Dienſte jagen würde, und dieſe ungewohnte Drohung ließ ihn einen Schluß auf Zorn und unangenehme Geſchäfte von Seiten ſeines Herrn machen.

Alſo Herr Nichtdoktor, fieng er in der Angſt an, und Fauſt muſte unwillkührlich lachen, in einem recht guten Werke, denn ich gieng, um einem lüſternen Baron aufzupaſſen, und ihm den Puckel ſo zu waſchen, wie es ihm Zeitlebens gewiß noch nicht geſchehen iſt.

Nach einigem Forſchen war Fauſt überzeugt, daß die Rede von niemanden, als vom Baron Fritz wäre, weil es aber an dem Orte gar nicht füglich angieng nach der Urſache ſeines Zorns zu forſchen, ſo begnügte er ſich damit, ihm vorzuſtellen, daß die Strafe ungerecht ſey, es möchte auch das Vergehen ſeyn, welches es wolle, doch las er ihm davor eine derbe Moral, daß er ſo wenig verſöhnlich geſinnet ſey.

Chriſtoph war indeſſen ſo offenherzig, ihm darauf zu antworten, er wolte ihm das jetzt glauben, weil er doch ſeinen Zweck nicht ausführen könnte, aber davor ſtände er nicht, daß er es nicht geglaubt haben würde, wenn er weiter hätte reiſen können, denn unmöglich könne er es für unrecht halten, einen Wollüſtling zu beſtrafen.

Fauſt wolte auch nicht widerſprechen, was er dem Baron gern gegönnt hätte, und ließ es gut ſeyn, ſetzte ſeine Reiſe fort, und hieng ſeinen Gedanken wieder nach. Jetzt war er nicht allein durch des Wirths Zureden ſo ſtark geworden, daß er mit vielem Vergnügen an ſeine Ueberwindung dachte, ſondern Eſſen und Trinken hatte auch ſeinen Körper wieder ſo entgeiſtert, daß er ehe eine Stunde vergieng, in einen ſanften Schlaf fiel, und ſchlafend vor ſeiner Thür anlangte, wo ihn Chriſtoph nach mancher gegebenen Mühe erſt aufweckte.

So bald er ſich aus der erſten Betäubung vom Schlaf wieder erholt, war das erſte, was ihm in die Augen fiel, ſeine Diſputationen, die Chriſtoph alle in ſchöner Ordnung auf einen Tiſch gelegt hatte. Als ihn Fauſt frug was das bedeute, ſo ſagte dieſer: er erwarte nur ſeinen Befehl, um die in Goldpapier gebundenen an die ſämmtlichen Profeſſoren der Akademie abzugeben.

Fauſt gieng einigemahl auf und ab, und ſchien gleichgültig, dann ſagte er zu Chriſtoph der dieſen Auftritt ſchon wieder vergeſſen hatte, daß er ihm etwas Feuer im Kamin machen ſolte.

Während dieſer ganzen Pauſe war nun Fauſt mit dem Verluſt beſchäftigt den er erlitten, und hatte er vorher den Gedanken an Karolinen zu überwinden geſucht, ſo überwand er jetzt nicht einmahl den Eifer, mit dem er voll Misvergnügen alles betrachtete, was auch nur entfernt ſie angegangen war. Der Gedanke, daß das Schickſal eine Ungerechtigkeit an ihm begangen, kam ſtärker als je in ſeine Seele, und ihm folgte der Vorſatz von nun an alles aus dem Wege zu räumen, was je um ihrentwillen von ihm geſchehen wäre.

Chriſtoph hatte alſo kaum das Feuer im Kamin fertig, als er mit vielem innerlichen Behagen eine Diſputation nach der andern hineinwarf, und ſie ſeiner Karoline gleichſam opferte.

Chriſtoph ſahe mit Erſtaunen zu, und frug ihn was das bedeute, und ob es ſo ſeyn müſte? Es ſind lauter falſche Hofnungen, die da aufbrennen, und ich hätte den Tod davon, wenn ich ſie länger ſehen müſte, war die Antwort die der beſtürzte Bediente erhielt.

Das Wort war aber kaum aus dem Munde, als dieſer auch Hände voll von den heßlichen Sachen, wie er ſie nannte, ins Feuer warf, damit er ſeinen Herrn von einem ſo traurigen Tode befreyen helfen möchte.

So brannte der Fleiß ſo vieler Jahre auf, und nie iſt wohl ein Produkt von dem Autor ſelbſt mit ſo vieler Ueberzeugung verbrannt worden.

daß es das unnützeſte Geſchöpf ſeiner vorigen Jahre ſey.

Aber **Fauſt** ließ es noch nicht damit zu Ende ſeyn, daß er alle dieſe nebſt andern zu dieſem wichtigen Werke gehörigen Papieren verbrannte, ſondern er nahm ſich auch auf einmahl alle Möglichkeit, je wieder an eine ſolche Erhöhung zu denken, denn er that (welches wir keinem unſrer Leſer nachzuthun anrathen wollen) einen gräßlichen Schwur, in ſeinem Leben nie Doktor zu werden.

Chriſtoph ganz Eifer für ſeinen Herrn, glaubte alles thun zu müſſen, was jener für Recht hielt, und that ein eben ſo heiliges Verſprechen, daß er ſich dieſe Würde nie wolte beylegen laſſen, und wenn es die mediciniſche Facultät gewußt hätte, daß man mit ihren Würden ſo verächtlich umgienge, ſie hätten wenigſtens **Fauſten** auch in ihren Protokollen als einen Maniacum angeführt.

Und ſo hätten wir denn das eine Epitheton unſerer Geſchichte dargeſtellt, und bange wirds uns, und wir hoffen von dem Urtheil unſrer Leſer, auch ihnen nicht ſeyn, daß wir nicht auch das zweyte ohne unſre Schande ausführen werden.

Siebentes Buch.

Welches darſtellet, daß Fauſt nicht Schwarzkünſtler war, und dem Troz bietet, der uns darin widerſpricht.

Erſtes Kapitel.

Welches eine vielleicht unerwartete Erſcheinung darſtellt.

Fauſt war den Abend, an dem er die Reſte ſeiner zu erhaltenden Würde dem Feuer ſo heiß geopfert, das geweſen, was man füglicher einen Raſenden als einen vernünftigen Mann nennen kann. Wenn gewiſſe Stunden, die der Menſch in einer Extaſe zubringt, die ſeine Denkkraft zerrüttet, daß ſie wider ſich ſelbſt handelt, eine Krankheit zu nennen ſind, ſo war er dieſen Abend ein ſolcher Kranker, wie der Ausſpruch der mediciniſchen Fakultät mit ſich brachte.

Aber den andern Morgen hatten ſich die aufgebrachten Lebensgeiſter etwas geſetzt, und den Verluſt den er geſtern mit einer alles verzehrenden Wuth angeſehen, betrachtete er jetzt mit einer Schwermuth, die ihn ſanfter angriff, aber ſeinem Herzen und ſeiner Geſundheit unendlich ſchädlicher war, als jene Bewegung, die zwar Hitze genug verurſachte, aber auch gleich wieder verflog.

Er lebte ſo einige Tage in ſeiner Träumerey weg, und dachte zwar nicht daran, je ein Gut wieder zu erhalten, was er einmahl ſelbſt ſchon aufgegeben, aber er dachte deſto mehr an die Gröſſe dieſes Verluſtes, und mahlte ſich Bilder und Zeichnungen, was er hätte ſeyn können, wenn er dazu gekommen wäre, Barclinen zu beſitzen. Und daraus muſten paradiſiſche Ausſichten entſtehen, die denn freylich vom Verſtande ſchmerzlicher verlaſſen, als von der Einbildungskraft dargeſtellt wurden.

Endlich kam ihm Chriſtoph wieder in den Sinn, und da dieſer auch etwas mißmüthig umher gieng, und auſſer dem Verdruß den er aus Theilnehmung gegen ſeinen Herrn fühlte, auch noch eignen zu empfinden ſchien, ſo nahm er ihn wegen deſſen, was er mit dem Baron vorgehabt hatte, in eine ſcharfe Prüfung.

Chriſtoph aber ließ ſich nicht lange nöthigen, ihm eine weitläuftige Erzählung zu machen, ſondern er berief ſich gleich auf die gegebene Erlaubniß, offenherzig mit ihm zu ſprechen.

Da Fauſt ſogleich dieſe Erlaubniß bejahete, ſo hub Chriſtoph ſeine Erzählung mit dem Augenblicke an, da er ſeine Schöne wieder geſehen. Ich fand ſie ſo liebreich, ſo gut, ſo ſchmeichelhaft wie ſonſt, ſagte er, und mein Gedanke war, daß ich nun bald meinen Himmel in ihrer Heyrath finden würde, denn ſie ſagte mir dieſe gleich zu. Aber ſeitdem bin ich wieder ganz unglücklich geworden. Erſt erfuhr ich an dem Abend vorher, ehe ich dem Baron nachreiſte, von einem Unterofficier, der in dem Hauſe wohnte, wo mein Mädchen iſt, daß der Baron bey ihr aus und einginge, und ſie mir zu verführen ſuchte, und an ihr ſelbſt merkte ich einige Kälte, auch daß ſie den Unterofficier, der ſonſt mein Herzensfreund iſt, nicht recht leiden konnte, ſeitdem der Baron bey ihr geweſen. Das wurmte mich im Herzen ganz gewaltig, und ich reiſte deswegen dem Baron nach, aber Sie hielten mich davon ab, ihm zu zeigen, wie es einem bekömmt, rechtſchaffenen Leuten die Bräute abſpenſtig zu machen.

Jetzt, da ich zurückkomme iſt ſie ganz mürriſch, ſchlägt es zwar nicht ab, mich zu heyrathen will aber haben, daß mein Vater vorher verſprechen ſoll, ſeinen Gaſthof uns gleich abzugeben. Nun weiß ſie, daß ich in meinem Leben ſeine Einwilligung nicht erhalte. Ich habe es ihr lang und breit vorgeſtellt, daß wenn wir nur einmahl Mann und Frau ſind, ſo würde ſich das ſchon geben, und der Alte uns lieber aufnehmen, als in der Welt herumlaufen laſſen. Aber ſie hat keine Ohren dazu, und da weiß ich gar nicht was ich machen ſoll.

Die Aengſtlichkeit, die der Kerl dabey verrieth, die Thränen, die ihm in den Augen ſtanden, und die Erwartung, was Fauſt dazu ſagen würde, die ihm auf der Stirn ſtand, machten daß dieſer ſchneller, folglich mit mehr Hitze antwortete, als er ſich vorgenommen, und als die Sache zu erfordern ſchien.

Es ſey offenbahr, ſagte dieſer, daß das Mädchen ihn nur zum beſten habe, und da er ſie nie zur Frau mit ſeines Vaters Willen erlangen würde, ſo möchte er ſie fahren laſſen. Daß das Mädchen auf dieſes letztere beſtände, könnte er ihr gar nicht verdenken, da er ſie für ein ehrliches Frauenzimmer hielte, und es ſey ihm ganz ungewohnt an ihm, daß er ſo etwas unternehmen wolte, was offenbahr wider das vierte Gebot lieſe.

Ey, mein guter Herr, erwiederte Chriſtoph, mit der Erlaubniß es zu ſagen, die ich von Ihnen habe, ſo müſſen Sie gar nicht wiſſen was Liebe iſt. Ich kann doch auch nicht warten, bis mein Vater mir einmahl ein altes puckliches heßliches Weib aufdringt. Ich bin alt genug zum Heyrathen, ich liebe das Mädchen, ſie mich, was brauchts mehr. Wenn ich meinem Vater kein Brod mehr koſte, und ihm nichts damit zuwider geſchieht, ſo kann ich immer mich mit einer Frau behängen. Thäts ihm Eintrag, ſo wolt ich nichts ſagen, und auch dann nicht, wenn man die Mädchen auf allen Gaſſen ſo gut fände wie man ſie haben wolte. Aber da kann ich durch die halbe Welt laufen. Setzen Sie ſich erſt einmahl an meine Stelle, und verlieren ſo eine, der Sie ſo gut ſind, wie ich dieſer.

Fauſt konnte nicht unterlaſſen tief zu ſeufzen, und er empfand jetzt wie ſehr er unrecht hatte. Er nahm das Beyſpiel von ſich ſelbſt, und nahm ſich vor das Unrecht was man ihm that, nicht auf andere fortzupflanzen. Er überlegte zugleich des Vaters Eifer, und daß nach ſeinem Betragen zu urtheilen er eine einmahl geſchehene Sache leicht vergeſſen würde, und deswegen ſagte er zu Chriſtoph, er wolle ſehen, was er bey der Sache vermöchte,

möchte, er wolte aber erſt ſeine Braut kennen lernen.

Hier wurde nun Chriſtoph über und über roth, und konnte eine Art von Verlegenheit nicht verbergen. Als Fauſt ihn eifrig um die Urſache befrug, ſo ſagte er, er wolte nur ganz offenherzig ſeyn, und geſtehen, daß ſein Mädchen ſich eher in gar keine Traktaten mit ihm einlaſſen wolte, bis er aus dem Dienſte wäre, wie er den Wunſch aber erfüllen könnte, wäre ihm ſelbſt noch unmöglich einzuſehen, denn er habe zu viel Liebe dazu für ihn.

Fauſt war zu klug, als daß er jetzt weiter etwas hätte ſagen ſollen. Er entließ ihn mit der Verſicherung, er wolte darauf denken, wie ihm zu helfen wäre, und Chriſtoph, der mit dem allen ſehr zufrieden war, gieng froh von ihm, weil er ſich durch den bloſſen Gedanken, daß ſein Herr ihm beyſtände, ſchon in dem Beſitz ſeiner Wünſche glaubte.

Fauſt wuſte eigentlich nicht, woran er war, Entweder es war Eiferſucht von Chriſtoph oder es war Bosheit und Hinterliſt von dem Mädchen. Die erſte hatte er noch nie bemerkt, und war die letzte richtig, ſo war es ſeine Pflicht, ſeinen Diener dem Verderben zu entreiſſen.

Um gewiſſer dahinter zu kommen, nahm er ſich vor, mit dem erwähnten Unterofficier Bekantſchaft zu machen, und nach einigen Tagen erfuhr er durch Chriſtoph, der im guten Verſtande zu einfältig war, etwas dahinter zu ſuchen, den Namen des Mannes.

Er gieng ſogleich zu ihm, und fand an ihm ein ſo biederes Geſicht, daß er etwas gutes erwartete. Er ſprach gleich von der Braut ſeines Chriſtophs, und bat ihn, ihm etwas von ihr zu erzählen, da er gehört, daß er auch mit ihr bekannt ware.

Ja das bin ich, ſagte dieſer, aber leider zu meinem großen Misvergnügen. Chriſtophs Beſchreibung von Ihnen macht, daß ich recht offenherzig reden will. Der arme Menſch dauert mich. Sie und er nennen ſie ſeine Braut, und das — bald hätt ich ein böſes Wort geſagt — denkt jetzt an nichts weniger, als die ſeinige zu ſeyn oder zu werden. Im Anfange ſtellte ſie ſich heilig wie ein Engel Gottes, aber hernach zeigte ſich kaum ein Baren der ihr was ſüßes vorſagte, gleich war ſie fertig mit ihm zu buhlen, ich nahm mir die Freyheit, weil ich Chriſtophs Freund bin, ihr zu ſagen, daß ſich das für eines ehrlichen Mannes Braut nicht ſchicke, und anſtatt mir ihre Denkungsart zu verbergen machte ſie mir ſelbſt Schmeicheleyen, und wolt' auch mich zu ihrem Galan. Aber ich machte ſie weidlich herunter, und ſagte ihr ſo viel von ihrer Schande, daß ſie anfieng zu weinen.

Da kam der Baron dazu, und ſie klagte ſie ihm ihre Noth. Der Mann glaubte ſich in ihr beleidiget, und fieng an mich darüber zur Rede zu ſetzen. Aber ich erzählte ihm in einem langen Sermon, daß er ſo ſchändlich handele wie die Dirn. Darüber wurde er ärgerlich, und verbot mir das Maul, und wie ich ihm ſagte, er könnte das nicht, und ich würde immer das ſchlechte ſchlecht heiſſen, ſo hob er ſeinen Stock, und ſchlug auf mich.

Der Schlag that mir wahrhaftig weh, und ſo konnt ichs Blut nicht dämpfen, kehrte das Ding um, riß ihm das Rohr aus der Hand, und walkte ihn damit nach Noten. Die Hexe fiel mir zwar in die Haare, aber ein Schub mit meinem Ellenbogen brachte ſie in die andere Ecke. Wie ich aufhörte, bat der niederträchtige Menſch ſowohl als die Dirne, ich ſolle nur von der ganzen Sache ſchweigen. Ich hab auch Chriſtoph nichts geſagt, als ihn für den Baron gewarnt, denn er iſt bis zum närrſchwerden in das Menſch verliebt. Und ich hätt auch Ihnen nichts geſagt, aber vielleicht halten Sie ihn noch ab, daß er keine Thorheit mehr begeht.

Fauſt war nach dieſer Erzählung niedergeſchlagen, denn er ſahe, daß ſein Chriſtoph verlohren war; wenn er die Frau bekäme. Nur konnte er nicht begreifen, warum ſie ihn nicht ſehen wolle. Er erkundigte ſich beym Unterofficier, ob ſie denn ſo viel reitzendes hätte. Dies wurde von dem Mann bejahet, und beſonders, daß ſie ſich verſtellen könne, wie er es noch nie geſehen.

Nun wohnte der Unterofficier unten, und Chriſtophs Braut oben, und ſie muſte wenn ſie ins Haus gieng unter ſeinen Fenſtern weggehen. Er ſtand eben davor, und ſahe ſie von weiten kommen. Er rief alſo Fauſten, er möchte kommen und ſie ſelbſt betrachten.

Fauſt war noch nie ſo begierig geweſen, jemanden zu ſehen, als dieſes Frauenzimmer. Er eilte alſo ans Fenſter. Aber wir vermögen nicht die Beſtürzung zu beſchreiben, die ihn überfiel, als er ſie ins Geſicht faßte, und ein lauter Ausruf: Biſt du es Ungeheuer! welches mit einem Schlag der Hand für die Stirn begleitet war, machte den Unterofficier erſtaunen —

Uns nicht, denn es war niemand, als Louiſe, und der Leſer wird uns erlauben, hier abermahls eine kleine Ausſchweifung vorzunehmen.

* * *

Zweytes Kapitel.

Iſt mit dem zweyten Kapitel des dritten Buchs von einerley Inhalt.

Im zweyten Kapitel des dritten Buchs werden unſere Leſer wenn ſie die kurze Lebensgeſchichte dieſer Louiſe nachſchlagen eine Stelle finden, wo ihrer Reiſe von Hamburg nach Oberſachſen erwähnt, aber die Begebenheiten derſelben mit Stillſchweigen übergangen wurden. Eine derſelben war, daß ſie Chriſtoph ſeinem Vater abſpenſtig machte. Sie wuſte wohl, daß ſie ihn ganz gefeſſelt, ſie wuſte eben ſo gewiß, daß er ihr nachfolgen würde, und ſie hatte ihm einen ganz unrechten Ort ihrer Zuſammenkunft angewieſen, weil ſie ihn ohne Geld nicht brauchen konnte.

Und hier iſt der Ort wo wir unſerm Leſer ihre folgende Geſchichte mittheilen müſſen. Er mag es uns nicht zurechnen, daß wir ſie nicht ganz verſchweigen. Sie ſey dem heimlichen Laſter eine Warnung, und es iſt nicht immer rathſam, das öffentliche Laſter zu verbergen, wenn man deſſen Folgen zugleich in der ganzen Schädlichkeit vorſtellen kann, die ſie haben

Mar

Man braucht nun zurückzugehen, wo die liſtige Schlange den Betrüger Hond ſo frech verließ, um ſich nach Halle zu begeben. Sie feſſelte hier einen wohlhabenden academiſchen Bürger, welcher, da er nicht die ſchönſte Figur ſpielte, durch ſein Geld dieſes erſetzte. Aber Louiſen war am äuſſeren Anſehen auch viel gelegen, und ſie ſuchte ſich bald einen wilden aber mit äuſſeren Vollkommenheiten verſehenen Liebhaber aus, der ſich aber, indem er ſich ihr ergab, die unumſchränkte Freyheit über ihre Börſe ausbat, die er auch ſo oft zu erſchöpfen wuſte, als ſein Nebenbuhler ſie füllte.

Dieſer bemerkte nicht, woher ihr großer Aufwand kam, und kam dadurch auf unrechte Gedanken. Er beobachtete bald, was vorgieng, und es kam zwiſchen den beyden Liebhabern zum Duel, worin der reiche, der würklich noch vor ſeinem Tode geſtand, daß er ſie heyrathen wollen, erſtochen wurde.

Louiſe wurde in Verhaft genommen, und unter den erbärmlichſten Umſtänden, nach erhaltenem Staupbeſen, den ihr die Ausſage ihres zweyten Liebhabers, der ſich an ihr rächen wolte, zuzog, des Landes verwieſen.

Nun bettelte ſie ſich durch, und beherbergte ohne Unterſchied was vorkam, war auch liſtig und glücklich genug, ſich ſo viel zu ſammlen, daß ſie wieder etwas Figur machen konnte.

Sie gieng in eine andere große Stadt, wo ſie das Herz eines jungen reichen Kaufmanns an ſich zog, der zwar das Geld liebte, aber doch in gewiſſen Fällen freygebig genug war.

Er hatte aber auſſerdem auch noch eine Leidenſchaft, und die war für die Jagd. Er hatte einen Jagdhund der ihm beſonders lieb war, und Dame hieß. Er bewies durch die That, daß ihm die Leidenſchaft zur Jagd lieber war, als Louiſe, denn als ſie einmahl dieſe Nebenbuhlerin ſtark beleidigte, kündigte er ihr allen Umgang auf, ohne bemerkt zu haben, daß er während ſeiner Liebſchaft genug Gevattern und Freunde gehabt.

Louiſe war hier ſchon ſo bekannt, daß ſie abermahls ſich wegbegeben muſte, und auf dieſer Reiſe traf ſie mit Honden in dem erwähnten Gaſthauſe zuſammen, wo er eine Nacht mit ihr zubrachte, als den andern Tag Fauſt erſchien.

Louiſe glaubte, daß es einmahl Zeit wäre, auf eine Verſorgung zu denken, und da Chriſtoph ein hübſches Kerlgen war, auch ein artiges Vermögen hatte, ſo ſuchte ſie ihn wieder auf. Aber die Ankunft des Barons ſtimmte ſie um.

Sie hatte nun ſchon durch des Unterofficiers Betragen ſich den Schluß gemacht, daß wenn ſie

Chriſtophen auf einen Nothfall ſich erhalten wolte, ſie ſich jetzt wieder entfernen müſte damit er glaubte, ein Zufall habe ſie ihm entriſſen.

Sie hatte ſich ſchon eine andere Wohnung bereitet, und da ſie im Vorbeygehen es gewahr wurde, daß Fauſt am Fenſter ſtand, trauete ſie keinen Augenblick länger, ſondern ließ gleich nach dem Eſſen ihre Sachen wegbringen, bezahlte ihre Miethe, und gieng, da der Unterofficier eben weg war, in ihr neues Logis.

Fauſt ärgerte ſich nicht wenig als er es erfuhr, denn er hatte ſich vorgenommen, durch ihre eigne ihr abgezwungene Auſſage ihrer ſchändlichen Lebensart ſeinen Chriſtoph zu überzeugen, und dadurch ſeiner Liebe ein Ende zu machen.

Sie hatte es auch ſo liſtig angefangen, daß er nichts von ihr erfahren konnte.

Aber endlich ſahe er unvermuthet den Baron, und es fiel ihm gleich ein, wenn er auf ſeine Gänge Achtung geben würde, daß dann Louiſens Aufenthalt ſich leicht entdecken würde. So kam es auch, und er traf ſie beyde in einer Unterhaltung an, die ihm eine traurige Erinnerung ſeiner vorigen Vergehungen war.

Sie hatte an den Baron geſchrieben, und er war auch ſogleich erſchienen. Er hatte aber nicht einmahl einen Gedanken, daß ſie ſchon mit ihm in eine vorige Sache verwebt ſeyn könnte, und wunderte ſich daher nicht wenig, als Fauſt kam.

In dieſem Augenblick gieng der betrogene Baron Fauſten würklich nahe. Er ſahe wohl, daß er zornig wurde. Er ließ ihn aber nicht zu Worte kommen, ſondern ſtellte ihm gleich vor, wie er ſich mit einer Perſon einlaſſen könnte, von welcher er ſchon wüſte, wie ſchändlich ſie ihn hintergangen.

Der Baron ſahe ſtarr und beſtürzt auf. Wie ſo? ſagte er, indeſſen daß Louiſe nachdachte, was ſie thun ſolte, ſich herauszuwickeln. Sie entſchlos ſich endlich, barſch ſich zu ſtellen. Hond hatte ihr die ſidimirte Kopie von Fauſts Eheverſprechen bey ſeiner Durchreiſe zugeſtellt, um, womöglich, ihm noch Verdrus damit zu machen. Sie ſagte alſo halb weinend halb unwillig, er wäre eben an dieſer Lebensart ſchuld, die ſie ergreifen müſſen, denn wenn er ihr Wort gehalten hätte, ſo wäre das alles nicht geſchehen. Hier ſey ſein Eheverſprechen.

Nun war der Baron aus dem Traume, und er ſchämte ſich vor Fauſten unendlich, daß er ſich von der nehmlichen Betrügerin anführen laſſen. Zugleich kam es ihm ins Gedächtnis, was ſie ihm durch Honds Hand für Summen gekoſtet, und daß ſie eigentlich ſchuld an ſeinem Verderben geweſen.

geweſen, weil er der Sache wegen Soldat werden müſſen.

Dieſes alles auf einmahl machte die Rache in ihm rege, und er vergriff ſich würklich thätlich an ihr, und würde ſie ſehr übel zugedeckt haben, wenn nicht Fauſt ſich ins Mittel geſchlagen, und ſie ihm entriſſen hätte.

Er betheuerte dem Baron, er wolle ſie empfindlicher zu ſtrafen wiſſen, und winkte aus dem Fenſter Chriſtophen, mit dem er ſchon Abrede genommen, und der Wache herbeyholte.

Aber das wuſte der arme Schelm nicht, daß die Sache ſeine Braut betraf, und er wolte in die Erde ſinken, als er ſahe, daß ſie es war, die Fauſt den Händen der Gerechtigkeit übergab.

Ob er nun gleich glaubte, daß dies blos wider ihn gehandelt, und die gröſte Ungerechtigkeit von Fauſt ſey, ſo wolte er doch nicht aus den Schranken gehen, in denen er in Anſehung ſeines Herrn ſtand, und legte ſich aufs bitten, daß man ihr doch nicht ununterſucht einen ſolchen Schimpf anthun ſolte.

Aber Fauſt nahm ihn beyſeite, und verſprach ihm, er wolte ihn ſo überzeugen, daß er ihm danken ſolte. Wäre der Baron nicht äuſſerſt aufgebracht auf Louiſen geweſen, ſo würde es Fauſten ſchwer geworden ſeyn es dahin zu bringen, wohin er es haben wolte, denn er hatte längſt viele Papiere zernichtet, die zu ſeiner Rechtfertigung nöthig waren. Aber ſo bezeugte der Baron alles, und da wurde Louiſen nicht allein das Eheverſprechen abgenommen, ſondern ſie wurde auch verurtheilt, ihre Lebenszeit in einem Arbeitshauſe zuzubringen, wo ſie Zeit genug hatte, über ihre Ausſchweifungen zu weinen und ſich zu beſſern, wenn ſie anders einer Beſſerung fähig war. Ob dies auch geſchehen iſt, davon können wir dem Leſer keine Nachricht geben, denn Louiſe beſchließt hier die Rolle, die ſie in unſerm Werke ſpielt.

Der Baron, der durch dieſe Gelegenheit mit Fauſten näher wieder bekannt wurde, erfuhr von ihm ſeine und Karolinens Entſchließungen, und da er alſo von dieſer Seite nichts zu befürchten hatte, ſo fiel auch ſein Haß gegen Fauſt, und er fieng an ihn als einen Menſchen zu betrachten, der ſeine Achtung verdiente.

Chriſtoph konnte eine lange Zeit Louiſen nicht vergeſſen. Zwar fiel ſeine Liebe ſogleich, als er ihre Streiche hörte, aber er bedauerte es immer daß ein ſo ſchönes Mädchen, die ihm ſo ſanft und vollkommen geſchienen, es nicht in der Würklichkeit geweſen wäre.

Endlich aber fraß die verſchlingende Zeit auch das Andenken an ſie, und Chriſtoph fand nun eine

eine Art von Zufriedenheit darin, ſeinem Vater ſchreiben zu können, daß er ganz von ihr abgelaſſen, welches mit einem ſehr ſchmeichelhaften Briefe und einem reichlichen Geſchenk beantwortet wurde.

Chriſtoph fand auch, daß er ſeinem Herrn ſein ganzes Glück zu danken. Er that es, und zeigte dieſe Dankbarkeit ſo ſehr, daß Fauſt würklich in ſeinen trüben Umſtänden keinen beſſern Freund kannte, als ihn.

Drittes Kapitel.

In welchem dieſe Umſtände etwas näher beleuchtet werden, und der erſte Schritt zu einem unverzeyhligen Verſtandsfehler von Fauſten geſchiehet.

Der feſte, ſtandhafte Fauſt, entſchloſſen, nie wieder an Karolinen zu denken, ſie ganz als aus ſeinem Geſichtskreiſe verbannt zu ſehen, daß der Menſch als Philoſoph machen könne was er wolle, war, wie wir ſchon geſehen haben, nichts weniger als das, was er ſich vorgenommen. Wäre es dabey geblieben, daß er ſich über das betrübt, was er verlohren, hätte er der Träumerey nachgehängt, die ſich in ſeine Seele geſchlichen, und ſich der Schwermuth überlaſſen, zu welcher ihn die Gröſſe ſeines Verluſts berechtigte, ſo würden wir ihm nicht den geringſten Vorwurf machen.

So aber ließ er, anſtatt dem Feinde zu widerſtehen, ihn tief in ſein Herz dringen, und dieſer Feind war niemand, als das wiederauflebende Verlangen, Karolinen noch zu beſitzen. Hatte er die ganze vorige Zeit noch die Hofnung gehabt, ihren Vater zu beſiegen, hatte er das eifrige Verſprechen von ſeiner Geliebten ſelbſt gehabt, nie auſſer ihm jemand ſich zu ergeben, hatte er die Vorſprache der Baroneſſe, einer wichtigen und noch immer im Seeliſtiſchen Hauſe aus Dankbarkeit und Neigung werthgeſchätzten Perſon gehabt, ſo hatte er nun nichts von alle dem mehr übrig. Dem Vater hatte er ſein Ehrenwort gegeben, die Tochter ihres Verſprechens entlaſſen, und der Baroneſſe hatte er geſchrieben, daß er ſich ſtark genug gefunden, ſein Herz zu überwinden, und daß er ſich blos in ſich ſelbſt beruhigen wolte.

Ueber den Entſchluß hatte er viele Complimente vom alten Baron ſowohl, als von Karln erhalten, und der erſte hatte ihm geſchrieben, er ſolte ſich nun in allen Fällen ſowohl durch Rath als That ſicher an ihn als an ſeinen eignen Vater halten, denn er wolte ihn von nun an ganz als ſeinen Sohn betrachten.

Fauſt hätte auch gern Zerſtreuung und Beruhigung da geſucht, wo er Zufriedenheit und Theilnehmung fand, da er ohnedem ſeine Zeit mit nichts weniger als mit Studiren zubrachte, allein dies verhinderte ſeine vorherbegangene Unbeſonnenheit.

Er hatte, da er auf ſeine Doktorwanderung gieng, dieſes ſowohl der Baroneſſe als ſeiner Mutter berichtet. Alles glaubte alſo ihn bald in dieſer Würde zu ſehen. Nun kam ihm zwar keine Reue ſeines gethanenen Gelübdes in den Sinn, und er hatte würklich einen ſo ſtarken Widerwillen gegen alles was nur nach ſeiner vorigen Beſchäftigung ſchmeckte, daß er lieber Vice-Steuerkopiſt in der erſten Dorfacciſe geworden wäre, als nur etwas davon unternommen hätte.

Aber er wagte es dennoch auch nicht, ihnen das Gegentheil von dem zu berichten, was er vorher ihnen geſaget. Er ſchrieb alſo ſeiner Mutter, er habe für gut gefunden, dieſe Handlung noch einige Zeit auszuſetzen, weil er ſich noch nicht vollkommen genug fühlte, dieſe Würde zu bekleiden.

Trine betrübte ſich zwar hierüber, ſo wie der Baron und ſeine Gemahlin glaubten, daß es eine übertriebene Bedenklichkeit wäre, aber man wolte

Fauſten doch in ſeinen eignen Willen nichts hindern.

Dieſer Mangel an Offenherzigkeit, den eine unzeitige Schaam in ihm hervorbrachte, brachte ihn um das Vergnügen, die Seinigen zu ſehen, und um einen großen Theil ſeiner künftigen Zufriedenheit.

Fauſts Geiſt war zu lebhaft, als daß er ohne Beſchäftigung hätte bleiben können. Schmiß er nun gleich alle andere Bücher auf die Seite, und war ihm gleich alles, was Wiſſenſchaft hieß, äuſſerſt zuwider, ſo fand er doch an etwas Geſchmack. Daß ſich dieſer nach ſeiner ſchwerfälligen Lebensart richten muſte, das war gewiß ſehr natürlich, und ſo wie ſeine Seele grübelte, alles was ſein Unglück verurſacht hätte zu wiſſen, ſo fand er alles grübelnde und tiefſinnige ſchön.

Es iſt uns noch erinnerlich, daß Fauſt während ſeines Auffenthalts in Leipzig ein Collegium Mago Caballiſticum hörte, und daß er Geſchmack daran fand. Er wolte dieſe Wiſſenſchaft in Göttingen fortſetzen, fand aber keine Gelegenheit dazu. Er ſtudirte zwar in den Büchern, die man darüber hat, fleißig, allein Müller war damahls ſein Schutzengel, daß er ſich nicht vertiefte. Er ſtellte ihm die Sache von einer ſehr lächerlichen Seite vor, und ob Fauſt dieſer gleich nicht beypflichtete, ſo unterließ er doch aus Freundſchaft zu ſeinen. Müller das fernere Studiren darin, und vergas es ganz.

Eifriger aber als jemahls wurde es nun ſeine Beſchäftigung, und es gieng faſt ſein Verſtand darüber verlohren. Er hatte eben damahls wie er mit Müllern ſo manchen Zwiſt deswegen hatte, unter andern Bekanntſchaften auch mit einem gewiſſen Menſchen einen Umgang gepflogen, der ſich Schrenkmann nannte, und ein großer Freund von dieſem Studio war. Aber auch den hatte er aus Liebe zu Müllern wieder aufgegeben. Denn da er bey ſeiner damahligen Ankunft wegen der faſt ſo kritiſchen Lage, wie die jetzige war, auch ſchon Neigung zur Schwermuth in einem hohen Grade blicken ließ, ſo konnte der Umgang eines mürriſchen Menſchen wie Schrenkmann war, ihm unmöglich nützlich ſeyn.

Jetzt eröfnete er dieſe Bekanntſchaft auf einmahl wieder, und Schrenkmann nahm ihn mit ofnen Armen auf, denn er hatte an ihm einen offenen Kopf bemerkt, und da ſeine Beſchäftigung nicht für einen jeden war, ſo fand er auch keine Bekanntſchaft. Dennoch aber hätte er gern einen Freund gehabt, den er ſo das innerſte ſeines Herzens hätte mittheilen können, und dazu ſchien ihm Fauſt geſchickt.

Dies machte ihn offenherzig und vertrault, und Vertrauen war es eben was Fauſt ſuchte.

Schrenkmann war von Jugend auf in Hände gefallen, die ihm eine Liebe zur Schwärmerey beygebracht, und daher war er völlig von dieſem Uebel angeſteckt. Sein Hauslehrer, ein Geiſterſeher in ſeinem Sinn, hatte eine möglichſt vollſtändige Sammlung aller Bücher die zu dieſem Fache gehören, und täglich brachte er den gröſten Theil ſeiner Zeit mit dem Leſen derſelben zu. Daraus folgte, daß ſich dieſe Grundſätze alle in ſeine Lehrſtunden einſchlichen, und daß er ſie unvermerkt ſeinem Zöglinge beybrachte. Auch muſte alles was geleſen wurde, es mochte nun ſeyn in welcher Sprache es wolte aus Büchern dieſer Art geleſen werden.

Nach und nach, da Schrenkmann älter wurde, bemerkte ſein Lehrer mit Vergnügen, daß er nicht ganz abgeneigt war, ſeinen Lehrſätzen beyzupflichten. Er brachte ihm nun die erſten Grundſätze ſeiner Meynungen bey, welche ſich hauptſächlich auf die Harmonie der Geiſter, und auf die Möglichkeit derſelben ſich einander ſichtbar zu machen, erſtreckten. Es ſey nun wahr oder nicht wahr, denn wir fühlen uns nicht ſtark genug, dieſes Urtheil zu fällen, ſo ſagte er doch, daß er es ſo weit gebracht habe, daß er öftere Beſuche von andern elementariſchen Bewohnern körperlicher Kräfte habe, und Schrenkmann glaubte ihm dieſes, weil er auf ihn ein uneingeſchränktes Zutrauen ſetzte. Zugleich drang bey ihm die Ausſage ſeines Freundes und Lehrers tief ein, daß die Kräfte in dieſer Wiſſenſchaft es ſo weit zu bringen, eine ganz beſondere Anſtrengung und einen unermüdeten Fleiß in Erforſchung der Natur und des Weſens, und der Vereinigung des Körpers und der Seele erforderten, ehe man zu ihnen gelangte.

Als Schrenkmann deswegen ſeinen Lehrer verlies, um die Academie zu beſuchen, ſo war ſein ganzer Fleiß auf die Ergründung der Seelenlehren gerichtet, und im Denken und in der Einbildungskraft hatte er es auch würklich ſchon weit gebracht, ſo wie er ſchöne und feſte Grundſätze in allem hatte, was zur Kenntniß der Natur gehörte.

Freylich ſahe er noch keine Geiſter, aber ſeine Hofnung war ſehr groß, und wurde täglich gröſſer, daß dieſe angenehmen Gäſte nun nicht lange mehr ausbleiben könnten.

Fauſt hatte ohnedem ſchon für alles Achtung und Zuneigung, was Fleiß verrieth, und was edel und ſchön dachte; und Schrenkmanns Unterhaltungen waren immer voll Forſchen und Weisheit, alſo muſte ihm Fauſt täglich günſtiger werden.

Auch waren Fauſts ſchwermüthige Grillen ſehr feuerfangend für Schrenkmanns Syſtem. Er fand um ſich herum nur Menſchen, die ihn nichts mehr angiengen, und für die er ſich weniger intereßirte, weil er weniger Menſch war als ehedem.

Was alſo über dieſe Sphäre gieng, konnte ihm ſehr wohl vernunftsfähiger ſeyn, und konnte ſehr leicht ihn ganz von der Erde abziehen. Wenn alſo Schrenkmann von Geiſtern ſprach, ſo lebte ſchon alles in Fauſten, und er brannte ſchon die zu ſehen, die ihm Schrenkmann als ſo geſellig und ſo vertraulich gegen Menſchen mahlte. Bey dem Eifer den er zeigte, und mit welchem er nun ſich dieſem Fache widmete, verſprach ihm ſein neuer Freund auch einen ſchnellern Fortgang, als ſich ſelbſt.

Fauſt theilte nun ſeine Zeit zwiſchen dem täglichen Leſen in Schrenkmanns Bibliothek, und zwiſchen dem Andenken an Karolinen, denn das konnte er nicht vergeſſen.

Es fiel ihm oft ein, wenn er mit dem erſten beſchäftigt war, und dann wünſchte er, daß das liebe Mädchen mit unter den Geiſtern ſeyn möchte, die ihm erſchienen, und wenn er auf dieſen Gedanken

danken kam, ſo gieng er gewöhnlich in das körperliche über, und rief ſich die Auftritte voriger Zeiten lebhaft zurück. Dieſes brachte ihn auf Wünſche, und von den Wünſchen kam er auf Mittel.

Als Mittel konnte er nichts weiter für ſich erſinnen, als die aus ſeiner jetzigen Denkungsart und Beſchäftigung ihren Urſprung hatten. Er las zu dem Ende nunmehro alles, was von der Erreichung der Wünſche eines Menſchen handelte.

Wir werden unſre Leſer mit keinem Regiſter weder von Schwärmern, noch von dem, was ſie ſchrieben, unterhalten, aber in allen die er las, fand er beſonders, daß es rechtmäßige Wünſche ſeyn müſten, die man erreichen wolte, wenn ſie anders durch gute Geiſter erlangt werden ſolten, und mit böſen wolte Fauſt nun einmahl nichts zu thun haben. Er hatte wahre Frömmigkeit, wie ſie bey allen Schwärmern der Art ein Grund ihrer Handlungen zu ſeyn pflegt, und bey welchen ſie es nicht iſt, doch immer ein Anſtrich davon da iſt.

Nun konnte Fauſt ſeine Handlung oder ſeinen Wunſch nicht für rechtſchaffen ausgeben, weil er alle ſeine gethanene Verſprechungen dadurch brach. Er war alſo ganz auſſer ſich. Noch hatte er auch keinen Vertrauten in ſeiner heimlichen fortdauernden Liebe, und deren Entdeckung hatte er auch willens allein für ſich zu behalten. Aber bey dieſen Umſtänden brauchte er auch Rath. Er ſagte alſo zwar nicht deutlich, aber doch verblümt Schrenkmannen etwas von ſeinen Wünſchen und von einer Herzensſache die er habe, und verlangte von ihm zu wiſſen, ob man nicht rechtmäßige Mittel habe, jemanden ſich geneigt zu machen.

Schrenkmann erſchrack, als ihm Fauſt dies vortrug. Der einzige Gedanke ſchon, ſagte er, würde ihn in ſeiner Wiſſenſchaft auf lange Zeit zurückſetzen. Ein magiſcher Geweyheter dürfte keinesweges an etwas körperliches denken. Er hoffe auch, daß er ſich ſo etwas nicht werde im Sinn kommen laſſen. Indeſſen wolte er ihm nicht verhehlen, daß es gar wohl Mittel gäbe, ſich jemanden geneigt zu machen, ſagte auch, er wolte ihm die Hülfsmittel angeben, derer man ſich dazu bediente, aber er hofte, daß er für ſich keinen Gebrauch davon machen würde.

Fauſt hielt ſeinen Freund in manchen Stücken für einen Schwärmer, und ſo ſahe er wohl, daß er hier zu viel ſchon geſprochen. Er zog alſo nunmehr zurück, und wolte ganz abbrechen. Da aber durch dieſes Mittel ſein Freund nur eifriger wurde, ihm einen neuen Zweig ſeiner Kenntniſſe zu zeigen, ſo ſchleppte er alle Werke herbey von Folianten, bis auf das kleinſte Sedez, die nur etwas von dieſen Künſten enthielten, denn er hatte eine auſſerordentliche memoriam loci und konnte faſt ſeine ganze Bibliothek auswendig. Er ſagte nunmehro Fauſten, er möchte das nur alles durchſtudieren, ſo würde er leicht ſeinen Zweck erhalten.

Fauſt erſchrack freylich vor der Menge von Büchern, aber er machte ſich an das Werk. Sein Zweck gieng würklich dahin, den alten Seeliſt durch magiſche Mittel ſich ſo geneigt zu machen, daß er noch von ſeinem Vorſatz abgienge; allein dazu gehörte, daß keine Zeit verſäumet würde, und wir verlaſſen unſern ſo tief geſunkenen Fauſt wieder, um ein wenig in Karolinens Herz zu ſehen, wo wir mehr Freude zu erleben hoffen.

◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆

Viertes Kapitel.

Welches abermahls mit einem Rückſprunge anfängt.

Fauſt war ſchon einige Stunden von dem Orte entfernt, wo er alles zurückließ, was für ihn einen Werth hatte, als man ſeine Abreiſe gewahr wurde, und allgemein darüber betrübt geweſen wäre, wenn Willhelm nicht war, der mit inniger Freude dieſe Abreiſe erfuhr.

Zwar ſagte Seeliſt, Fauſt habe ſich meiſterlich verhalten, daß er ſeine Reiſe ſo geheim gehalten, und Karoline dankte ihm in den Stunden, wo ſie ihrer ganz mächtig war, daß er ſie nicht mit einem thränenreichen Abſchiede gequälet.

Aber in andern Stunden fühlte Karoline, daß es ihr angenehm geweſen ſeyn würde, ihn noch einmahl zu ſprechen, ſie glaubte, ſie habe ihm nicht deutlich genug zu verſtehen gegeben, daß ſie in ihm ſo viel verlöhre, als man Glück im menſchlichen Leben nennen könnte, ſie wünſchte, daß er ihr noch einmahl ſagen möchte, wie ſehr er ſie geliebt häte, und wie unverändert er ihr Andenken lieben würde.

Kurz, ſie war ohngeachtet ihrer Standhaftigkeit noch ſo verliebt, wie ſie vorher geweſen, und es war eben keine Ausſicht dazu da, daß ſie mit der vorgenommenen Feſtigkeit ihre Hand dem Major geben würde. Wenigſtens traten bey dem Gedanken, als ſie ihn zuerſt nach ſeiner Abreiſe dachte, verſchiedenemahle Thränen ihr in die Augen, und dieſe waren wohl kein Beweis ihres Vergnügens über dieſes ihr Schickſal. So viel Freude ihr der geſtrige Tag gemacht, ſo wenig brachte ihr der heutige, und ſie nahm unzufrieden die Uhr in die Hand, die Fauſt ihr zurückgelaſſen. Du ſolteſt nicht wieder vor meine Augen kommen, ſagte ſie, und verſchloß ſie in ein geheimes Fach ihres Schreibtiſches.

Der alte Seeliſt gieng auch trübe umher. Er war ihrer werth, ſagte er oft vor ſich, und er dauret mich, denn ich möchte ihm nicht gern ſein Leben traurig gemacht haben. Den Nachmittag war er zum Fürſten beſchieden. Die erſte Frage deſſelben war nach Fauſten, und als der Kammerherr ſeine Abreiſe meldete, ſo ſprang der Fürſt für Freuden auf. So hat er Wort gehalten? ſagte er. Das iſt brav und edel. Er ſagte auſſerdem noch vieles zum Lobe dieſes verdienſtvollen Jünglings, wie er ihn nannte.

Der Kammerherr kam nun, ſo bald es nur thunlich war auf den Major, aber der Fürſt antwortete ihm ſo kurz, und ſuchte ſo ſchnell eine andere Materie, daß der gute Seeliſt, der ſich nicht wohl verſtellen konnte, herausbrach und ſagte: Er wünſche, daß Ihro Durchlaucht ſich entſchlieſſen möchten, ihre Einwilligung nunmehr zu der Heyrath ſeiner Tochter zu geben, denn er würde dieſe Verbindung nun je eher je lieber geknüpft ſehen, damit er in Ruhe käme. Mädchen wären wankelhaft, und man müſſe das Eiſen ſchmieden ſo lange es warm ſey.

Der Fürſt konnte nun nicht mehr ausweichen, und muſte eine Erklärung geben.

Er bedachte ſich nur einen Augenblick, und ſagte dann: Er habe an Karolinen ein zu weiches Herz wahrgenommen, als daß er nicht muthmaßen ſolte, man würde ſie verderben, wenn man eine Strenge gleich auf die andere ſetzte. Er wäre der Meynung, man müſſe ſie etwas zu ſich ſelbſt kommen laſſen, damit ſie jenen Auftritt vergäße.

Um aber den Kammerherrn auch völlig einzuſchläfern, daß er nicht etwas merkte, ſagte er: er wolte ſelbſt ſein Haus fleißig beſuchen, und ſich Mühe geben, durch Zerſtreuung und Vernunft ſein Kind glücklicher zu machen, als ſie es durch ſchnelle Uebereilung ſeyn könnte.

Seeliſt war hiermit noch nicht zufrieden. Er brachte von Karolinens Beſtändigkeit, und von der ſehr möglichen Rückkehr ihres Herzens zu Fauſts Liebe alles vor. Er ſagte, daß er das Wanken, welches ſie jetzt ſehen laſſen, blos dem Gehorſam gegen ſich zuſchreiben müſte, und da er ſich ſelbſt anzuklagen nicht unterlaſſen könnte, daß er zu hart mit ihr verfahren, und die Herrſchaft etwas zu weit getrieben, ſo ſey es ſein

Schuldigkeit, jetzt wieder davor zu ſorgen, daß ſie keiner neuen Unruhe unterliegen dürfte, die durch die Zögerung ihrer Heyrath in ihr zu entſtehen nicht ermangeln würde.

Hier erhob ſich ein philoſophiſches Geſpräch zwiſchen dem Fürſten und dem Kammerherrn, welches wir aber unſerm Leſer nicht zu wiederholen für gut finden, weil es ſich ſo endigte, wie ſich gemeiniglich die Geſpräche zwiſchen Fürſten und Dienern enden, daß heißt: der Kammerherr hatte Recht, und der Fürſt behielt Recht. Hier kam noch Leidenſchaft ins Spiel, und da ſie auf einer Seite Ueberzeugung gebahr, ſo brachte ſie dieſelbe auf der andern zuwege.

Es wurde, kurz geſagt, dem Fürſten der ganze Plan überlaſſen, um ihn auszuführen, und der Kammerherr ergab ſich darein, im eigentlichen Verſtande nicht mehr der Vater ſeiner Tochter zu ſeyn. Von dieſem Tage an, war der Fürſt täglich im Hauſe des Kammerherrn, oder deſſen Familie bey ihm, und es hieß allgemein, daß Seeliſt der erſte Günſtling des Fürſten geworden, und obgleich nicht er, ſondern ſeine Tochter es war, ſo müſſen wir doch geſtehen, daß er es hätte ſeyn können, wenn es auf Verdienſte, und zwar wahre Verdienſte aller derer angekommen wäre, die um ihn waren.

Streuſand, der dieſe Veränderung wohl bemerkte, und ſeinen Fürſten kälter gegen ſich ſahe, fiel doch nicht auf den wahren Grund, ſo wenig als der Kammerherr. Er ſchrieb es auf die oft gewöhnliche veränderliche Laune großer Herren, und nahm zur kriechenden Schmeicheley ſeine Zuflucht. Er war hier in dem Fall, in dem oft Günſtlinge ſind. Er vergaß das Vergangene. Er glaubte mit der veränderten Neigung zu ihm habe ſich auch der Charakter des Fürſten geändert, und er that nun ſelbſt das, wodurch er ſchon ſo viel andere bey dem nehmlichen Fürſten hatte fallen ſehen.

Da dieſer ſich ganz von der Vernunft regieren ließ, Schwachheit ihm in jedem Fall verzeyhungswürdig vorkam, wo er ſie auch antraf, und nur Leidenſchaft ſeine richtige Urtheilskraft beſiegen konnte, ſo war ihm der, der ihn aus Uebereilung immer aber ſtandhaft in ſeinem Charakter beleidigte, ein Gegenſtand, der nichts von ſeiner Achtung verlohr, und dagegen der Schmeichler als Ahne des Heuchlers verachtungswerth im erſten Blick.

Hierzu kam, daß er an Karolinen immer mehr Vollkommenheiten fand, die auf einer Seite ihn zwar nicht angenehm waren, weil ſie ſie von ihm zu entfernen ſchienen, auf der andern aber ſeine Bewunderung täglich vermehrten, da ſein Geiſt mit ſeiner Leidenſchaft arbeitete, und es gewohnt war, nie einen Schritt zurückzubleiben.

Der Fürſt hatte in der That etwas einnehmendes und überredendes, und wir können es nicht läugnen, er hatte ſchon manches gute Mädchen hintergangen. Wahr zwar, daß er edel genug dachte, alles wieder gut zu machen, was er gut zu machen im Stande war, aber das betraf denn immer nur das äuſſerliche, und wenn ſchon manche weltlich genug dachte, eine kleine Galanterie mit einem Fürſten ſich zu verzeyhen, und ſie unter die unwiderſtehlichen Verſuchungen zu ſetzen, ſo waren ihrer doch auch wieder, die den Wurm tief in ihrer Seele mit ſich umhertrugen, daß ſie unrecht gehandelt, und ohngeachtet des Glanzes, den ihnen der Fürſt ſo reichlich gab, im Auge einen niederſchlagenden Blick behielten, der oft mitten im Feuer derſelben ſich ihrer bemächtigte, wenn die Scene des Vergehens ſich ihren Augen darſtellte, und oft herbe Stunden ihnen machte, die der betrogne Gatte durch Zärtlichkeit zu verſüßen vergebens unternahm, weil eben dieſe Zärtlichkeit das Gefühl des Unrechts vermehrte.

Auch der Fürſt ſelbſt fühlte nicht ſelten, daß ſich nagende Furien um ſeine Seele ſchlangen, allein der Taumel ließ ihm nur Reue nach der That fühlen, und ein neuer Taumel riß das Andenken dieſer geſchäftig fort, denn ſonſt hätte keine neue Gelegenheit für den Dämon des Selbſtbewußtſeyns entſtehen können, ſeine rachgierige Macht zu zeigen.

Auch bey **Karolinen** waren die erſten Verſuche des **Fürſten** nicht fruchtlos, denn ſeine Art war, ſich allezeit erſt von der Seite des Geiſtes zu zeigen, ehe Leidenſchaft durchblickte. Nun hatte er hier Vortheile, die ihm bey andern nicht einmahl den Weg bahnten. Auſſer der Schilderung die ihr Vater ſchon vor ſeiner Wiedereinſetzung von dem guten aber betrognen Herzen des Herrn gemacht, war ſeine Gerechtigkeit gegen ihren Vater eine wichtige Urſache ſeiner beſſern Aufnahme, und in ihrem Herzen ſprach auch noch das Andenken an die Begegnung gegen **Fauſt**, mit mehr als gewöhnlicher Wärme.

Auch hatte **Karoline** in der ganzen Zeit da ſie von **Fauſten** getrennt war, auſſer den wenigen Unterredungen die ſie mit dieſem gehabt, keinen Menſchen finden können, dem ſie ihr Herz entdecken dürfen, und die kleine Vertraulichkeit mit dem **Baron** war ihr auch ſo übel bekommen, daß ſie ſich gänzlich vorgenommen, nie wieder jemanden zu einer ſolchen Scene mit ſich kommen zu laſſen.

Aber da ſtieß ihr der Mann auf, für den ſie ſo ſehr eingenommen war, den ſie ſo redlich wie irgend einen in der Welt, ja gar glaubte, daß das mit ſeiner Würde unumgänglich verbunden wäre, denn Karoline kannte die Welt noch wenig, und ſo griff ſie mit beyden Händen zu.

Ehe vier Wochen vergiengen, war nun der Fürſt Karolinens Vertrauter, wuſte daß ſie Fauſten immer noch liebte, immer lieben, aber nie anders als im Herzen und mit ihm davon ſprechen würde, und beneidete Fauſten um dieſes Herz — wuſte, daß ſie Streuſand nehmen und alle Pflichten erfüllen würde, die ſie ihm ſchuldig, und beneidete Streuſanden um dieſe Perſon, und ſahe täglich mehr, daß dieſer ſie nicht verdiente.

Und mit dieſem Neide im Herzen gieng er niedergeſchlagen umher, ſobald er allein war, und ſegnete Fauſten für ſeine Standhaftigkeit, und verabſcheuete den Major um Schmeicheley und niedrige Denkungsart, und dachte auf Mittel, Karolinen ſich eigen zu machen, und ob er gleich überzeugt war, daß der Major ſie nicht verdiente, ſo machte ihn doch die Leidenſchaft ſo ungerecht, daß er beſchloß ſie ihm zu geben, nachdem ihm der

Plan gelungen wäre, den er angelegt, denn nun machte ihm Karolinens Zutrauen den Kopf ſchwindelig, daß das Liebe werden müſte.

Und den Plan, den er ſich gemacht, fieng er denn auch an auszuführen, ſobald er mit ſich ſelbſt darüber einig war, daß Streuſand den Eintrag ſehr wohl verdiene, den er ihm thun würde.

Sobald er nun zu Karolinen kam, fieng er an aus einem andern Ton zu ſprechen. Bisher hatte wahres Mitleiden gegen ſie den Platz in ſeinem Herzen genommen, und war auch in ſeinen Reden der erſte Grund geweſen. Theilnehmung hatte ihm zur Seite geſtanden, und Wünſche und Hofnungen, daß ſie glücklicher ſeyn möchte als ſie es zu ſeyn glaubte, waren die Ausbrüche dieſer innern Empfindungen geweſen.

Nun bereitete er ſie nach gerade zu künftigen Anträgen. Er nahm, wenn ſie von Fauſten ſprach, die Parthie ihren Endſchluß zu loben, und den ſeinigen zu bewundern, und wenn die Rede von Streuſand war, ſo verſicherte er, man könne auch in einer gewiſſen Rückſicht bey einem Manne gut und vergnügt leben, den man eben nicht liebte.

So lange er verblümt redete, pflichtete ihm Karoline völlig bey, als er aber ſich merken ließ, Liebe und Verbindung wäre zweyerley und könnte zugleich bey verſchiedenen Gegenſtänden beſtehen, ſo wurde das Mädchen ſtutzig, und dachte zuerſt in ſich, daß das auſſer dem Kreiſe ihrer Grundſätze läge. Doch ſchob ſie noch immer den Irrthum auf ſich ſelbſt, und glaubte, er meynte es im Herzen nicht ſo, wie er ſich ausgedrückt.

Als er aber nach und nach ſo weit kam, daß er ihr die Vorurtheile des Eheſtandes aus einander zu ſetzen ſuchte, ſo kramte ſie alles, was ſie von den Pflichten deſſelben wuſte, aus, und ſtellte dem Fürſten ein ſo vollkommnes Ideal einer guten Frau hin, daß er der Leidenſchaft ohngeachtet die in ihm war nicht unterlaſſen konnte, ſich ſelbſt eine ſolche Gattin zu wünſchen.

Wir laſſen es hier in ſuſpenſo, ob er Wittwer war und alſo vergeſſen hatte, was geſchehen war, oder ob er die traurige Wahrheit des Gegentheils täglich im Blick hatte, doch ſind wir geneigter, das letztere zu glauben, denn im erſtern Fall iſt unſre Meynung, würde er ſich wohl ſelbſt den Gedanken gemacht haben, daß es eine Frau für ihn wäre.

* * *

Fünf-

Fünftes Kapitel.

Nebſt einigen andern kömmt mancher Zug von Karolinen und etwas von Hondiſchen Streichen vor.

Während der ganzen Zeit nun, daß der Fürſt im Hauſe des Kammerherrn aus- und eingieng, hatte der Major ſeine Beſuche nicht weniger fortgeſetzt, und ſo wie er dem Fürſten geſchmeichelt, ſo hatte dieſer im Gegentheile nicht unterlaſſen, ihm keine Gelegenheit zu geben, daß er etwas von ſeinem Vorhaben merken können.

Karoline hingegen war mit dem Major als mit ihrem Bräutigam umgegangen, hatte zwar ihre traurige ſchwermüthige Miene beybehalten, aber ihm ſchon alle Ehrfurcht erzeigt, die ſie ihrem künftigen Gemahl ſchuldig zu ſeyn glaubte.

Und da ſie ihn als einen ſolchen betrachtete, ſo nahm ſie ſich auch von der Seite ſeines Charakters ſeiner an, und wünſchte ihn auch von manchen Fehlern befreyt zu wiſſen, die ſie auf ihm zu haften glaubte.

Unter andern Geſprächen, in denen ſie ihn mehrentheils bat, wenn er etwa in puncto des

Fran-

Frauenzimmers irgend eine Schwachheit noch zu verantworten hätte, er ja nicht ungerecht ſeyn möchte, ließ ſie ihm auch einmahl ganz deutlich merken, daß ihr die Geſchichte mit Beaten nicht ganz unbekannt, und daß ſie wohl wüßte, daß Amalie ſeine Tochter ſey.

Nun haben wir, unſer Gedächtnis müßte uns denn ſehr untreu ſeyn, dem Leſer zwar geſagt, daß dieſe kleine Amalie von ihrer Mutter zurückverlangt worden, aber nicht, daß ſie zurückgegeben worden. Und da dieſes würklich geſchehen, müſſen wir es nachholen.

Ungern, daran wird keiner zweifeln, geſchah es immer, daß ſie ſich von der kleinen trennte, aber unbillig ſchien es ihr ſelbſt, ſie der Mutter vorzuenthalten. Sie war ihre Geſellſchaft in den trüben Tagen, die ſie hatte, ſo gewohnt geworden, daß ſie ſie zur Zeugin ihrer Thränen gemacht, wenn dieſe über ihre Wangen floſſen, und Amalie hatte treulich dieſe Thränen begleitet. Dadurch, und durch ihren ſanften Anſtand und ihren Gehorſam gegen Karolinen als Mutter gewann ſie in ihrer Gunſt.

Aber Karoline hatte dennoch das Mädchen gewöhnt, ſie nur als den zweyten Gegenſtand anzuſehen, für den ſie Ehrfurcht haben müßte. Der erſte blieb immer in allen Lehren, welche ſie ihr gab, ihre Mutter, und durch dieſe Grundſätze wurde es Amalien hernach nicht ſo ſchwer, Karolinen zu verlaſſen, und es waren auch noch Scenen von den Zeiten her zurückgeblieben, da ſie unter der Aufſicht ihrer Mutter war, die ſie begierig machten, dieſe wiederzuſehen.

Sie weinte alſo zwar bey der Trennung, doch nahm ſie auch den Troſt an, den ihr Karoline gab, daß ſie ſie wiederſehen würde, und wurde dadurch ruhiger. Karoline hatte dieſes Mädchen gewiß nicht verſchlimmert, allein ſie hatte durch die tägliche Bekanntſchaft mit Thränen, ſie auf einen ſo weichen melancholiſchen Ton geſtimmt, daß wenn es dieſe Blätter erlaubten, wir ſchon von ihren Jugendjahren Proben anführen könnten, daß ſolche eingeprägte Empfindungen nicht zur beſten Wahl der Erziehung gehören.

So leicht auch die kleine Amalie den Verluſt ihrer zweyten Mutter fühlen konnte, ſo ſchwer fühlte ihn dieſe. Sie hatte ihren ganzen Endzweck bey ihr verlohren, und verlohr nun auch ihre ganze Freude an ihr, und das iſt genug geſagt.

Als ſie dem Major es ſagte, daß ſie darum wüßte, hatte ſie es vielleicht am allermeiſten bereut, daß ſie ſie nicht mehr bey ſich hätte, denn ſie ſetzte hinzu; Wenn die Mutter dieſes Kindes ſo unbillig geweſen ſeyn würde, wie deſſen Vater, ſo würde ſie die Verlaßne gern aufgenommen haben.

Der Major erſchrack nicht wenig über dieſen Auftritt, denn noch hatte er nicht geglaubt, daß Karoline davon unterrichtet wäre. Er hatte auch Amalien unterdeſſen, daß ſie bey ihr geweſen, lieb gewonnen, und da die Sache auf einem ſo offenbaren Fuße ſtand, wäre es ihm gleichgültig, ja vielleicht wohl noch lieber geweſen, wenn Amalie geblieben wäre.

Er ſprach alſo über dieſen Punkt offenherzig, und machte ſich dadurch ſeine Braut würklich etwas gewogner. Er entſchuldigte ſich hernach über die Ausſchweifung mit Leidenſchaft und Schwachheit, gab ſich aber doch mehr ſchuldig, weil er wuſte, daß Karoline leichter vergab, als entſchuldigte, und erreichte auch ſeinen Zweck.

Nachher wolte er noch etwas zum Deckmantel; beſonders daß er ihr nicht noch Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, vorbringen, allein er verſchlimmerte ſeine Sache.

Denn er hatte kaum es ausgeſagt, daß das Mädchen ja ſelbſt Hond zu ihrem Liebhaber gewählt, als ſich Karolinens Stirn in Falten zog.

Hond hat ſie gewählt? ſagte ſie. Iſt er es, den ſie mit Ihnen vertauſcht? Der Mann muß ſie ſchändlich hintergangen haben, denn ich bin doch nicht fähig, von ihr zu denken, daß ſie ſeine Tücke gekannt, und ihn dennoch gewählt hat. Man muß ſie für ihn warnen, und ich werde es mir zur erſten Pflicht machen.

Der Major, der in einem Augenblick einſahe, daß er zu weit gegangen war, wolte jetzt zum erſtenmahle einen Funken von Dankbarkeit in ſich aufkeimen laſſen, und verſuchte daher, Honden den er mit Beaten ſehr glücklich hielt aus dem Netze zu wickeln, in welches er ihn ſelbſt gebracht.

Er machte alſo Karolinen alle mögliche Vorſtellungen, und packte alle Gründe die er entfernt oder näher ſich denken konnte zuſammen, um ſie abzuhalten, worunter keiner der unwichtigſten war, daß Hond durch Beaten gebeſſert werden könnte, und daß Beate doch keinen andern Mann kriegen würde.

Der Erfolg dieſer Gründe war aber nicht ſo, wie er es erwartet hette. Beym letztern gab ihm Karoline gerade zu ſchuld, daß er die Urſache dieſer traurigen Lage ſey, und daß es ſeine und nunmehr auch ihre Schuldigkeit wäre, geſchehenes Unrecht gut zu machen, das erſte gab ſie zu, ſo wie vieles von ſeinen übrigen, ohne jedoch von dem feſten Endſchluſſe abzugehen, daß Beate wenigſtens von allen unterrichtet ſeyn müſte, und bliebe ſie dann noch auf ihrer Wahl, gut ſo müſte ſie ſich darein finden.

Wenn auch ſchon der heiſſeſte Trieb zum Gutes thun in dem Major erweckt wurde, ſo legte ſich doch gewöhnlich der Eifer bey ihm in dem Augenblick, da ſein Eigennutz ins Spiel kam, und da nun Karoline ſich nur etwas weniges von einem Verdachte mit merken ließ, den ſie hätte, als ob er zu dieſer ungereimten Verbindung etwas beygetragen, ſo zog er nicht allein mit allem weitern Anliegen zurück, daß man ihm in etwas folgen möchte, ſondern er drehete ſeine Vertheidigung mit ſo viel Offenherzigkeit auf die Bitte, daß ſich Karoline ſelbſt darnach erkundigen möchte, daß dieſe ſchon glaubte, ſie hätte ihm zu viel gethan, und ihn nun um Verzeyhung wegen ihrer Zudringlichkeit bat.

Allein das unterließ ſie doch nicht, daß ſie an Beaten ſchrieb. An Verleumdung war nicht zu denken, ſelbſt Streuſands, den ſie ihr nunmehr als ihren Bräutigam vorſtellte, wurde ſehr geſchont, und von Hond nur ſo viel geſagt, daß er ein intrikater Mann ſey, für welchen man ſich zu hüten Urſach hätte, und daß ſie unmöglich glauben könnte, daß er ſie aufrichtig liebte.

Aber bey Beaten hatte dies eine andere Würkung als Karoline vermuthete. Anſtatt zu glauden, was ſie ihr ſagte, hielt ſie jetzt alles für eine Vergeltung, daß Hond Streuſanden, der nun Karolinens Bräutigam ſey, in einem ſo ſchlechten Lichte geſchildert, und die Mäßigung, mit welcher ſie von deſſen Charakter ſprach, den ſie ſonſt wie den Tod gehaſſet, und die gleichgültige, ja zufriedne Art, mit welcher ſie ihr die Heyrath ankündigte, ließ ſie zwar in einer unbegreiflichen Beſtürzung darüber, rechtfertigte aber ihre Gedanken, und als Hond kurz darauf auf einen Tag ſie beſuchte, und ſeine Standeserhöhung ihr meldete, ſo zeigete ſie ihm offenherzig den Brief.

Nun wandte Hond ſehr natürlich alles an, die ſchlechte Meynung von Karolinen in ihr zu beſtärken, und nahm ſo ſehr in Beatens Herzen Platz, daß ſie ihm ſogleich ihre Hand gegeben haben würde, wenn der Vater in Ermangelung des Erlaubnisſcheins indeſſen Honds Ehrenwort hätte wollen gelten laſſen.

Aber die Ehrenwörter waren dem Alten, seitdem Streuſand das Seinige im Wind gejagt, ärger als Brechpulver, und deswegen wolte er auch von dieſem nichts wiſſen, und Hond muſte mit Grimm im Herzen, den er doch nicht auslaſſen durfte, davon reiſen, denn er hatte ſich ſeine Dummheit nur vorzuwerfen, da er bey damahligen Zeitläuften den Erlaubnißſchein durch Streuſand leicht hätte erhalten können, und dies verſäumt.

Die Urſache ſeiner jetzigen Reiſe war auch eben nicht die edelſte, noch der Ausgang der angenehmſte.

Er würde ſeinen Poſten, der jetzt wichtig genug war, nicht verlaſſen haben, um vielleicht durch Zufälle zu verlieren, oder wenigſtens durch ſeine Abweſenheit nicht zu gewinnen, wenn ihm nicht das kleine Mädchen im Sinn geſteckt, die er, wir wollen es dem Leſer gerade zu ſagen, für ſeine Schweſter hielt. Er ſchloß zwar von der Art ſeiner Mutter ſie zu behandeln auf die Neigung ſich von ihr loszumachen. Allein dergleichen konnte ſich ändern. Auſſerdem war er mit der Frau, die die Pflegemutter vorſtellte, geſpannt, ſie hatten ſich erzürnt getrennt, und dieſe konnte leicht auf den Einfall kommen, dies Verhalten ſeiner Mutter zu hinterbringen. Es konnte auch geheime Anſprüche in Zukunft geben, kurz Hond wolte nun einmahl rein ſeyn.

Er eilte alſo nach Erfurt, und er traf ſeine Mutter eben nicht in der beſten Laune an. Sie war von den Richtern, die ihr Vermögen verwalten ſolten, unterrichtet worden, wie ſehr ihr Sohn ſie beſchimpft und zugleich ſie eingeſchränkt. Man hatte ihr Mittel und Wege angegeben, dieſes richtig zu machen, und beſonders der Gedanke ihre Handlung wieder zu errichten, und im vorigen Glanze zu leben, hatte ſie bewogen dieſe Mittel zu ergreifen. Er fand ſie alſo im völligen Beſitz ihres Vermögens, und mit einem geſchickten jungen Buchhalter beſchäftigt ihre Handlungsbücher in Ordnung zu bringen.

Hond war bey ihr weniger, als bey irgend jemand gewohnt ſich zu mäßigen, und polterte alſo mit gewöhnlicher Hitze es heraus, daß er ſie für toll hielte, und da dieſes nichts helfen wolte, kam er auf die Geſchichte mit dem Mädchen.

Etwas beſtürzt konnte Madam Hond zu werden nicht umhin, und wenigſtens wurde ihr Eifer zur Handlung von dem Augenblicke an träger, und ob ſie gleich ihrem Sohne antwortete, daß ihm die ganze Sache nichts angienge, ſo war ſie doch verlegen.

Er wolte dieſe Augenblicke nutzen, tobte die Wahrheit zu erfahren, und ſchlich ſich einmahl, da ſie abweſend war, über die alten Handlungsbücher, fand den Punkt der erſten Auszahlung, gieng zu dem Buchhalter, der damahls in ſeiner Abweſenheit da geweſen, und erfuhr von ihm, daß das Mädchen einem jungen durchreiſenden franzöſiſchen Kaufmanne ſein Daſeyn zu danken.

Er kam wieder zu ſeiner Mutter, erzählte ihr in Gegenwart des Buchhalters, was er gehört. Madam Hond weinte, und würde ohnſtreitig allem was er verlangte nachgegeben haben, wenn er nur weniger unbeſcheiden geweſen wäre.

So aber gab es bittre Vorwürfe, die er noch bittrer erwiederte, und wodurch ſie anſtatt zuſammenzukommen ſich immer weiter von einander entfernten, und der Groll auf beyden Seiten wuchs. Hierzu kam nun noch ein beſonderer Umſtand, der Hond ganz unbekannt war, weil er den ganzen Tag auſſer dem Hauſe zugebracht hatte, um die Entdeckung vollſtändig zu machen.

Schon lange hatte ſich die Pflegemutter des Mädchens vorgenommen, der Madam Hond das Kind, welches ſie ſo grosmüthig erhalten, einmahl vorzuſtellen, damit ſie ihr ſelbſt für die Wohlthaten danken könnte, die ſie an ihr gethan. Sie hatte eben in dieſen Tagen nicht allein Zeit in ihrer Haushaltung abzukommen, ſondern eine ſo lange gewünſchte Gelegenheit gefunden, auf eine wohlfeile Art nach Erfurt zu reiſen. Sie war gegen den Mittag des Tages an dem Hond die wichtige Unterſuchung machte angekommen. Gleich bey ihrem Blick regte ſich das mütterliche Herz in der Alten, und ſie küßte ſie wärmer als ſie noch je eine Perſon geküßt. Sie dankte der

Frau,

Frau, daß ſie ſie ihr gebracht, ſie muſten beyde mit ihr am Tiſche eſſen, und ſie machte dem Kinde viel Geſchenke, und ſagte ihr viel Süßigkeiten. Aber dabey ſolte es denn doch bleiben, und nach einigen Tagen ſolte ſie mit ihrer Pflegemutter wieder reiſen, ob dieſe gleich zu Madam Hond ſagte: Wenn ſie ſie etwa zur Aufwartung bey ſich behalten wolle, ſo wolle ſie ſich das Vergnügen entziehen, ſie noch bey ſich zu behalten, bis ſie verheyrathet würde.

Aber der junge Buchhalter, der wohl von dem Streit der Mutter und des Sohnes wuſte, und dem letzten ſchon wegen ſeiner ſchlechten Denkungsart herzlich gram war, dachte anders von der Sache. Er hatte dem kleinen Mädchen etwas zu tief in die Augen gekuckt, und fühlte ſo etwas, daß es ihm nicht unangenehm ſeyn würde, wenn ſie da bliebe. Als nun gegen Abend Hond zu Hauſe kam, und den Lerm machte, ſo war es dieſem jungen Menſchen als wenn dieſer entdeckte Stand des jungen artigen Mädchens ſich mit ſeinem neuvermehrten Abſcheu gegen Hond vereinigte, und er erwählte den erſten Augenblick, da Hond das Zimmer verließ, der Madam vorzuſtellen, daß dergleichen Betragen ganz unerhört wäre, und daß er ihr einen Verſchlag thun wolte, der ſie weit ruhiger ſetzen würde, als ſie ſonſt zu werden hoffen könnte.

Jetzt war Madam Hond zu dergleichen gar nicht misgeſtimmt, und als er ihr vorſtellte, da durch ihren Sohn doch jedermann erführe, daß das ihre Tochter ſey, ſo möchte ſie ſich über alles Vorurtheil wegſetzen, ſie ſelbſt davor erkennen, und ſie ihm zur Frau geben. Er verlangte vor ihrem Tode nichts als den Verdienſt der Handlung zu theilen.

Madam Hond hatte lange Wohlgefallen an dem Menſchen gehabt, und da ſie es auch an ihrer Tochter hatte, ſo ſprang ſie ohngeachtet ihres lahmen Beines auf, und hinkte an die Thür. Der Erfolg war, daß ihre Tochter mit ihrer Pflegemutter erſchien, denen ſie gleich das Geheimniß erklärte.

Nach dem erſten Ausbruche der Freude von Seiten der intereßirten erſchien Hond, der nicht ſobald alles hörte, als er voll Fluchen und Raſerey das Haus verließ, und nach allen vergeblich angewandten Mitteln es zu hintertreiben, auch die Stadt.

Darauf gieng er zu Beaten, wo er auch ſo verdrüslich weg kam. Er wolte jetzt keinen Augenblick verſäumen, ſich feſt zu ſetzen. Er eilte zurück, und hielt gleich bey Sirenſand um den Erlaubnißſchein an. Dieſer der ſich freuete, daß Karolinens Abſichten verfehlt waren, verwandte ſich auch mit aller Macht davor. Allein er bekam von dem Fürſten die Antwort, er müſte es erſt genauer überlegen.

Ihm war das auffallend, uns nicht, ſo bald wir wiſſen, daß Karoline die Sache dem Fürſten vortrug, weil ſie Beaten nicht vergeſſen konnte, und der Fürſt, der Karolinens edler Abſicht nicht zuwider war, machte ſich nun einmahl nichts daraus, ob Hond ſchmollte oder nicht, und eben ſo wenig aus dem Major.

Sechſtes Kapitel.

In welchem wir unſern Fauſt in der äuſſerſten Betrübniß verlaſſen müſſen.

Indeſſen ſetzte Fauſt ſein Studium mit allem Eifer fort, den ſein Lehrer und Freund Schrenkmann nur von ihm verlangen konnte. Sie hatten ſich in puncto der Geiſterſeherey ſo nahe mit einander bekannt gemacht, daß Schrenkmann jetzt in Fauſts geräumigen Quartiere mit wohnte, und zu Fauſts Beſten ſtand deſſen ganze Bibliothek jetzt mit da, in welcher Fauſt ſchon manches von ſeinem Ahnherrn geleſen, und ihn würklich mit ſeiner Grosmutter Frau Chriſtinen für einen wichtigen Mann zu halten anfieng.

Da Schrenkmann jetzt ſahe, daß Fauſt, was die Wiſſenſchaften betraf, faſt ſo weit wie er gekommen, ſo fieng er ſein Lamento über die Unvollkommenheit ihrer beyder innern Kräfte lauter als jemahls an. Er ſprach Stunden lang mit Fauſten, wie traurig es wäre, daß ſie noch nicht dazu gelangen könnten, ein Geſicht zu ſehen, das ihnen die völlige Ueberzeugung von dem gäbe, was ſie ſchon glaubten. Fauſt, der eines Theils ſchon enthuſiaſtiſcher war als Schrenkmann, und andern Theils dieſen gern ſo ruhig als möglich machen wolte, redete in ſolchen Fällen immer zum Beſten. Er für ſeinen Theil, ſagte er, brauchte dieſer Ueberzeugung gar nicht, weil er ſo ſchon überzeugt wäre, und er rieth alſo Schrenkmann zur Geduld, und warf es gar nicht weit weg, daß eben ſein Mangel an Ueberzeugung ſchuld daran ſey. Wenn Schrenkmann ſo etwas hörte, ſo lachte ihm das Herz im Leibe, und er ſagte denn zu Fauſten, daß er ihn als ſeinen Engel anſähe, und daß er nun völlig Glauben haben wolte, da er einen ſo feſten Vorgänger habe. Allein Schrenkmanns Glaube erſtreckte ſich dann gewöhnlich nicht weiter, als bis er Fauſten nicht mehr in den Augen hatte, und weil Fauſts Gegenwart nun ſo viel auf ihn würkte, ſo kam er gar nicht mehr aus ſeinem Zimmer und aus ſeinem Geſichte.

Bisher hatte dieſer die Stunden, die Schrenkmann von ihm entfernt zubrachte, darauf gewandt, die ganze Bibliothek durchzuleſen, die dieſer ihm zum Behuf der magiſchen Mittel ſich jemanden geneigt zu machen, zuſammengetragen. Da ihm Schrenkmann geſagt, er könne erſt denn einen Schluß ziehen, wenn er alles geleſen was dazu gehöre, und er, was Kenntniß betraf, ihm alles zutrauete, ſo flog ein Foliante nach dem andern bald auf die linke und rechte Seite, bald auf Stühle die um ihn herſtanden, bald unter den Tiſch. Die häufigen Citaten, die er des Anführens wegen nachſchlagen muſte, machten ihm viele Mühe, und wer ihn in dieſer Arbeit geſehen, hätte leicht glauben können, daß er ſich blos durch das viele Umherwerfen der Bücher eine ſchweißtreibende Bewegung machen wolte.

Nach Nächten und Tagen, die der ſonſt weiſe Fauſt jetzt ſo unnütz verſchwendete, war er endlich bis auf ein kleines Sedezbändchen durch, worin, wie ihm Schrenkmann ſagte, dann die Quinteſſenz von allen vorigen zu finden wäre, und dieſes wolte Fauſt nun mit Muſe durchleſen. Aber es öfnete ſich ihm da ein unabſehbares Feld von Citationen, und das Werkchen, was ihm die Arbeit eines Tages geſchienen, wurde zum Schweiß vier voller Wochen. Nach deren Ende wolte Fauſt einen tröſtenden Erholungsſeufzer thun, als ihm in margine eine kleine und kaum lesbar geſchriebene Citation in die Augen fiel.

Nun ſuchte er zwey volle Tage, und fand das angeführte Buch nicht. Er klagte alſo Schrenkmann ſeine Noth, der noch verlegner als er war, daß er ein Buch nicht habe, welches doch in ſein Fach gehöre. Ob es entbehrlich oder unentbehrlich wäre, davon wurde diesmahl gar nicht geſprochen, ſondern das leztere unumgänglich beſtätigt, ja Schrenkmann ſagte, es könnte vielleicht den ganzen Schatz enthalten, den ſie bisher vergebens geſucht.

Der Schluß fiel dahin aus, daß ſie von beyden Seiten keine Mühe ſparen wolten, ſich dieſes Werk zu verſchaffen, und nun lieſen beyde vom Morgen bis in den ſpäten Abend umher, in Bibliotheken, bey Antiquären, Leſegeſellſchaften, Buchläden, Makulaturhändlern, ja in allen Material- und zuletzt Käſekrämereyen, um das ſummum bonum aufzuſuchen.

Waren ſie vorher nur in der Stille als Schwärmer bekannt geweſen, ſo wurden ſie es nun allgemein. Indeſſen erinnerte ſich ein armer aber fleißiger Student, der bisher von 30 Thalern knapp und ſpärlich ſein Jahr aushalten muſſen, daß er dieſes Buch in der kleinen Sammlung ſeines Vaters, der ein Keſſelflicker war, und ſeiner Bibliothek unter dem Bette den Standplatz angewieſen, geſehen hätte. Er erhielt es zwar auf Verlangen, aber zugleich die bange Nachricht, daß ſein Vater für dieſes Vierteljahr ihm die gewöhnlichen 7 Thaler 12 Groſchen nicht ſchicken könne, weil die Nahrung ſchlecht geweſen.

Nun gieng der arme Schelm lange mit ſeinem Gewiſſen zu rath, ob er es wagen dürfte, dieſes Buch um den Preis von 7 Thalern 12 Groſchen Fauſten anzubieten, und da er mit dieſem innern Bewohner nicht fertig werden konnte, ſo gieng er zu einem Profeſſor der Theologie, welches auch ſein Fach war, und erkundigte ſich bey ihm darnach.

Dieſer machte ihm eine ganz andere Rechnung und ſagte, da das Buch ſein Eigenthum, und ſo zu ſagen jetzt ſein ganzer Reichthum wäre, ſo könnte er deſſen Werth beſtimmen wie er wolte, und er ſolte nur ganz dreiſt 100 Thaler fordern.

Was ein Profeſſor Theologiä ſagte, muſte wahr ſeyn, und der Student forderte es alſo ohne alles Bedenken. Wir können auch nichts anders ſagen, als daß wir mit dem Herrn Profeſſor gleicher Meynung ſind, und dem Manne auch dieſen Rath gegeben hätten, und wir ſchreiben es gänzlich auf die Rechnung der Verläumdung, als ob der Profeſſor von einem Privatcollegio mit dem jungen Menſchen geſprochen.

Genug dieſer machte Fauſten keine kleine Freude, und bekam zu ſeiner innigen Verwunderung und zur mächtigen Vergrößerung ſeiner Augen das Geld im Augenblick, da er es forderte.

Fauſt brachte den Schatz Schrenkmannen, der ihm mit Leib und Seele Glück dazu wünſchte, und ihm auch ſogleich anbot, ihm das Geld davor wiederzugeben.

Aber Fauſt wurde darüber etwas unwillig. Er hatte es für den langen Gebrauch der Schrenkmanniſchen Büchersammlung ihm zu einem Geſchenk beſtimmt, und da jener alſo ſahe, daß Fauſt ſich zu Wiederannahme des Geldes nicht erbitten ließ, ſo nahm ers mit Freude und Dank an.

Wir glauben würklich, daß dies der einige Nutzen iſt, den Fauſt durch ſeine Schwärmerey geſtiftet, denn der arme Student abſolvirte ſeine Studia für dieſes Geld, und iſt jetzt ein würdiger Lehrer der Religion.

Aber beyde machten ſich nun über das Studium des erworbenen Reichthums, und beyde ſahen einander bedeutungsvoll an, da ſie nichts als wahren Unſinn gewahr wurden, den ſie zwar nicht dafür annahmen, aber doch nichts klüger waren, als da die 100 Thaler noch in Fauſts Börſe lagen.

Indeſſen war nun alles durchgeleſen, was durchgeleſen werden konnte, und der Schluß muſte gezogen, und der Anfang zur Operation gemacht werden. Dies geſchahe denn. Fauſt behauptete was Schrenkmann behauptet hatte, ehe er Fauſten alle die Bücher gab, und glaubte die Möglichkeit von dem, wovon er lange vorher ſchon die Möglichkeit geglaubt hatte.

Er nahm alles, was die Leute ſchlecht oder gut geſagt hatten, zuſammen, formte daraus einen Miſchmaſch, den er, ſo gut er konnte in ein Syſtem brachte, vereinigte Seeliſts Namen mit vollkommnen und unvollkommnen Zahlen, und ſchleppte ihn in tauſend magiſchen Charakteren umher, die er wieder mit den Charakteren verglich, die er ſeinem Namen beylegte.

Da wir dieſe Künſte nicht kennen, und uns alſo nicht ſtark genug fühlen, ſie zu verwerfen, noch weniger aber zu denen uns rechnen, die etwas billigen, ohne es zu kennen, ſo laſſen wir die Sache ſo weit dahin geſtellt, ob es Zufall oder Grund war, daß dieſe beyden Namen in keinem Proceſſe ſich vereinigen lieſſen, den Fauſt machte. Er nahm ſich daher nach langer Entſchlieſſung vor, dem Rathe eines alten in Schweinsleder gebundenen Tröſters zu folgen, und dem Kammerherrn ſelbſt und in eigner Perſon einen Talisman auf den Tiſch zu prakticiren, an dem er gewöhnlich arbeitete, deſſen Anblick ihn ſogleich gegen ihn anders geſinnt machen würde. Hätte aber der ſchwärmeriſche Fauſt gewuſt, wie gut ihm der Kammerherr ohnedem ſchon war, er hätte ſich dieſes unſinnigen Mittels zu bedienen, gewiß ſich nicht einfallen laſſen.

Ganz ſchon bereit heimlich zu reiſen, mit allen Künſten bekannt, die zur Erfüllung ſeines Zwecks gehörten, von Schrenkmanns Wünſchen aufs feyerlichſte geleitet, der ein herrliches Phänomen aus dieſem Unternehmen erwartete, kam aber von der Hand des Schickſals ein Hinderniß, welches Fauſten tief niederdrückte. Den Tag vor ſeiner beſtimmten Abreiſe, kam ein ſchwarz geſiegelter Brief, den Fauſt ohne ſonderliche Gemüthsbewegung öfnete, weil er nicht von ſeiner Mutter war. Aber er war von der Baroneſſe, und enthielt die ſchmerzhafte Nachricht, daß Karl an einem hitzigen Fieber geſtorben.

Da der Brief uns nicht ſelbſt aufbehalten iſt, ſo wagen wir es nicht einer Mutter nachzuſchreiben, die ſo dachte, wie die Baroneſſe. Wir ſind zufrieden zu ſagen, daß Fauſt bis zur tiefſten Schwermuth gerühret wurde, und daß auf einmahl alle Gedanken auſſer dem Kreiſe dieſes Verluſts ſich von ihm trennten, und alſo auch der weitere Gedanke an die Reiſe, die er vorgehabt hatte.

Ins beſondre aber rührte es ihn, daß ihm die Mutter ſchrieb, ihr Sohn habe ſich in den letzten Tagen ſeines Lebens ganz allein mit ihm beſchäftigt, und das mit einer Aengſtlichkeit und ſo vielen Wünſchen ihn noch einmahl vor ſeinem Tode zu ſprechen, daß ſie gewiß überzeugt wäre, er wäre in ſeinem Herzen ſein erſter Freund geweſen.

Er iſt es in meinem auch geweſen, rief Fauſt aus, und ich habe nun das zweytemahl empfunden, was es heißt, ein unſchätzbares Gut verlieren.

Schrenkmann nahm aufrichtig Theil an ſeinen Leiden, nur verwunderte er ſich, daß er nicht die geringſte Ahndung von dieſer Sehnſucht gehabt, und Fauſt wünſchte nur immer zu wiſſen, ob Karl ihm etwa noch etwas zu ſagen gehabt, daß er ſo ängſtlich ihn zu ſprechen gewünſcht, und konnte ſich nicht darüber zufrieden geben, daß er nicht bey ſeinem Sterbebette geweſen.

* * *

Siebentes Kapitel.

In dem der Fürſt, der Major, Karoline, der Baron, Hond, und andere mehr auf den Schauplatz treten.

Der Fürſt war in einem ziemlichen Zeitraume zwar immer mehr in Karolinens Vertraulichkeit, aber nichts mehr in ſeinem Endzwecke fortgerückt. Dieſe gute Seele wuſte jedesmahl, wenn er nur den entfernteſten Wurf auf eine Zweydeutigkeit that, ihm die gute und rechtſchaffene Seite auf eine ſolche Art entgegen zu halten, daß er entweder ſich nicht mehr als den edeldenkenden Mann anſehen muſte, oder auf einmahl ſeinen Plan zu ändern und ihr nachzugeben genöthigt war.

Natürlich geſchahe das letztere, und es geſchahe gemeiniglich gern. Denn ſo lange ſie bey ihm war, fehlte es ihm nicht an Unterhaltung, und ſeine Seele wurde für das entſchädigt, was ſeine Sinne einbüßten. Er hätte um einen Kuß von ihr viel von ſeiner Pracht gegeben, aber ſelbſt das Verlangen verlohr ſich, wenn er bey ihr war, und nun überzeugt wurde, daß er, wenn er den Wunſch nur merken lieſſe, alle die Glückſeligkeit verlieren würde, die er in ihrem Umgange fühlte.

So ſehr er in dem Fall im Stande war, ſich zu mäßigen, ſo wenig konnte er ſeine Leidenſchaft im Zaum halten, wenn er allein war. Hier ließ er ſeine Klagen den Wänden hören, und ſeinen Unmuth denen fühlen, die um ihn waren.

Eines Morgens kam Streuſand zu ihm, und da er ihn gegen ſonſt ziemlich bey Laune fand, ſo verſuchte er ihn zu bitten, daß er doch endlich ſeines Verſprechens eingedenk ſeyn, und ihm Karolinen geben möchte. Der Fürſt frug ihn etwas ernſthaft, ob er denn Karolinen auch würklich zu verdienen glaubte? Der Major war zu Zeiten ſtolz. Er wuſte wohl etwas von des Fürſten Neigungen, und er hatte ehedem wohl oft mit ihm von verſchiedenen Umſtänden geſprochen, die für das weibliche Geſchlecht eben nicht die vortheilhafteſten waren.

Er nahm ſich alſo auch jetzt heraus, die Frage ſo zu beantworten, wie es ihm ſonſt oft gelungen war, und behauptete, es wäre ein ſchlechter Mann, der irgend ein Frauenzimmer in der Welt für ſich zu gut halten ſolte.

In alten Zeiten hätte der Fürſt vielleicht gelächelt, und vielleicht auch jetzt, wenn er eine Buhlerin gehabt hätte, welcher ſeine Reitze unwiderſtehlich geweſen wären. Aber jetzt da ihn eine unüberwindliche Schöne mit Geiſtesfeſſeln gefangen hielt, ſchien ihm der Ausdruck ſo beleidigend, als wenn er ihm ſelbſt geſchehen wäre.

Er that indeſſen nichts als daß er mit einem noch ernſthaftern Geſichte ſagte: Vielleicht wäre ſie ſogar für mich zu gut, und dann wandte er ſich und gieng in ſein Kabinet.

Der Major der dies als einen hohen Grad von Ungnade kannte, eilte aus dem Zimmer, ehe jemand dazu käme, um im Triumph ſeinen Fall zu ſehen. Er faßte hier den erſten Argwohn der Liebe des Fürſten, und das erſtemahl kam Demüthigung in ihn, die ihn auch faſt verzweifeln ließ. Er wählte indeſſen den beſten Weg, und gieng gleich zu Karolinen. Er erzählte ihr den Auftritt, er entdeckte ihr ſeine Muthmaßungen, und bat ſie ſo flehentlich, ſo dringend, ihn nicht unglücklich zu machen, daß ſie ihm heilig verſprach, heute noch beym Fürſten um die Einwilligung zu bitten. Was aber den Verdacht betraf, den er merken laſſen, ſo räumte ſie ihn zwar völlig aus ſeinem Herzen, nicht aber den Vorſatz, daß er ſie, wenn ſie nun die ſeinige wäre, für den Fürſten nicht wenig hüten wolte.

Als der Fürſt den Tag zu Karolinen kam, erzählte ſie ihm alles was der Major ihr geſagt, und ſie bediente ſich des Verdachts, den er gezeigt, als einen Grund, der ſeine Liebe ſtärker beweiſen ſolte. Der Fürſt erſtaunte über die Dreiſtigkeit des Majors. Er wuſte ſehr wohl, daß dies aus keiner guten Abſicht bey ihm ſeyn konnte, denn er kannte ihn ſchon von verſchiedenen nicht rühmlichen Seiten. Auſſerdem hatte er ihm jetzt ſein Concept gewaltig verrückt, denn der Fürſt war in der würklichen Abſicht hingegangen, ihr ſeine Liebe zu geſtehen. Er wolte ihr unter dem Scheine einer Prufung, wenn kein andrer Weg ſich herauszuwickeln ihm übrig bliebe, vorſtellen, daß da ſie nur ihrem Vater zu gefallen den Major nähme, es von ihr nicht könnte verlangt werden, daß ihr Herz ſich nach ihm allein einſchränken ſolte. Glänzende Verſprechungen hatten auf ſie keine Würkung, das wuſte er, alſo ſolte ſeine Zärtlichkeit dieſe erſetzen, und mit dem ganzen verliebten Leſ, den ſeines Herzens wolte er ſie beſtürmen.

Durch die Entdeckung des Majors fiel alles dieſes, allein zugleich fiel auch für den Major alle Hofnung, daß Karoline die ſeinige würde. Denn der Fürſt ſahe keinen andern Ausweg mehr für ſich, als Aufſchub, und den erlangte er, wenn er dieſe Heyrath ganz hintertrieb.

Nun war aber Wille des Mädchens und des Vaters ihm entgegen, und die erſte ſchien ihm wegen der Abneigung am leichteſten bezwingbar. Als daher Karoline ihrem gegebnen Worte gemäß, das ihr heilig war, weiter in ihn drang, ſeine Einwilligung zu geben, ſo zeigte er ihr ſeine Verwunderung darüber, daß ſie eine Sache ſo eifrig wünſche, die ihr doch zuwider ſeyn müſſe, wenn man nach ihren Neigungen urtheilen wolte.

Karoline muſte ihm hierin Recht geben, und ſagte hingegen zu ihrer Vertheydigung, daß ſie in dem Augenblicke, da ſie es ihrem Vater verſprochen, ſich vorgeſetzt, ihr Wort zu halten, und da ſie in ihrer Ueberwindung den Schritt einmahl gethan, ſie nicht zurückgehen, und ihren ganzen Charakter verläugnen würde.

Alſo würde man Ihnen keinen Gefallen thun, ſagte der Fürſt, wenn man dieſe Heyrath noch hintertriebe?

Nein in Wahrheit nicht, erwiederte Karoline, und der Fürſt gab ſeinen Beyfall darüber zu erkennen. Allein ſagte er, weil Sie nicht ſo weitſehend ſind, und weil Ihr ganzes künftiges Glück von dem Charakter und Betragen dieſes Mannes abhängt, weil Ihr Vater viel zu gut iſt, als daß er auf den Grund gehen ſolte, ſo will ich dies übernehmen, und Sie müſſen mir erlauben, daß ich für Sie erſt des Majors wahre Geſinnungen erforſche.

Karoline ſtutzte etwas über dieſen Antrag. Sie gab auch zu erkennen, daß ſie nicht einſehe, woher dies rührte, und der Fürſt that ihr mit offner Stirn und einem würklich in dem Augenblick unbefangnen Herzen die Erklärung, daß, ſo lange er ſie noch nicht gekannt, er ſich in ihre Familiengeſchäfte zu miſchen ſich nicht unterfangen. Allein überzeugt von der Vortreflichkeit ihres Charakters, halte er es für Pflicht ſich ihrer anzunehmen.

Und dieſe ſchmeichelhafte Erklärung anzunehmen, ſahe ſich Karoline freylich auch genöthigt, aber ihr Geiſt war auch zu ſcharfſichtig, als daß er nicht das Urtheil hätte fällen können, daß es ein anderer Bewegungsgrund ſeyn müſſe, der den Fürſten auf einmahl auf dieſen Gedanken brächte, wovon er vorher nichts merken laſſen. Zu unſchuldig aber war ſie zu glauben, daß wahre Leidenſchaft dabey wäre, ſondern ihre Meynung war, daß Streuſand den Fürſten beleidigt, vielleicht durch die Erklärung beleidigt, die er gegen ſie ſelbſt gethan, und daher bat ſie ihn dringend, er möchte dieſe Uebereilung dem Manne nicht zurechnen, und der Fürſt verſprach ihr, daß ſie keinen Einfluß auf ſeine Unterſuchungen haben ſolte.

Den Major, der jetzt auf jeden Schritt des Fürſten acht hatte, ſahe ſie wenige Minuten nach deſſen Abſchiede bey ſich, und ſie erzählte ihm mit eben der Unſchuld das Reſultat ihrer Unterredung, und der **Major**, dem bey der Sache banger wurde, als er ihr geſtehen wolte, ſuchte nur ihr und ihres Vaters Wort feſt zu halten, und brachte beyden wenigſtens einen entfernten Verdacht gegen den **Fürſten** bey, der ihm faſt noch nützlich geworden wäre.

Indeſſen nahm er ſich doch auch vor, **Karolinens** Rath zu befolgen, und ſich gegen den **Fürſten** zu demüthigen, ſo gut er konnte. Aber er hatte einen heimlichen Feind, der ihm verderblicher war, als des **Fürſten** Zorn, der doch nie ohne vorhergegangene Ueberlegung auszubrechen pflegte.

Dieſer Feind war kein andrer als der **Baron**. Ohngeachtet der kleinen Galanterie, die er mit **Louiſen** gehabt hatte, war ſeine Neigung gegen **Karolinen** immer fortwährend geweſen. Er hatte in ihrem Hauſe ſeine tägliche Niederlage gehabt, war vom **Kammerherrn** zwar nach und nach immer mit mehr Zurückhaltung im Punkte der Vertraulichkeit behandelt worden, hatte aber der Bekanntſchaft wegen mit ſeinem väterlichen Hauſe jederzeit die höflichſte Aufnahme genoſſen. Dies hatte auch der **Fürſt** vom **Kammerherrn** erfahren, und war deswegen weniger beſorgt, als er

ſonſt

ſonſt gegen jemanden geweſen wäre, der ſo nahe und ſo oft um **Karolinen** war.

Bey dem **Major** aber erweckte er gar keinen Verdacht, denn ſeitdem **Hond** ihn als einen Theilnehmer ihrer Geheimniße eingeführt, glaubte der **Major**, daß er der eifrigſte Anhänger von ihm ſey.

Der **Baron** hatte auch nicht unterlaſſen, jedesmahl, wenn vom **Fürſten** geſprochen wurde, den Verdacht gegen ihn zu vermehren, und hatte **Streuſand** ſo viel ſpecialia ſeiner beſonders hervorblickenden Leidenſchaft gemacht, daß er ihm ſich ganz anvertrauete.

Itzt that er das nehmliche, da er ihn bey ſich antraf, und erzählte ihm ſowohl des **Fürſten** als **Karolinens** Unterredung. Dagegen regalirte ihn der **Baron** mit der Gewißheit, daß er nichts mehr von **Fauſten** zu beſorgen, weil dieſer der Neigung völlig entſagt, die er gegen **Karolinen** gehabt. Sprach er dies aber ſchon um den **Major** zufrieden zu ſtellen, ſo achtete er doch ſehr genau auf alles was dieſer ſagte, und er nahm ſich gleich vor, dieſen ſo ſchön gelegentlichen Augenblick aufs beſte zu nutzen.

Er gieng alſo auch ſogleich zum **Fürſten**, und bat ſich ein beſonders Gehör aus. Der **Fürſt** ſchlug dies nie jemanden ab, und da er jetzt eben ganz gleichgültig war, und nachdachte, wie er den Major um den Schatz bringen wolle, den er beſitzen ſolte, ſo kam es ihm gar nicht unrecht, als der Baron etwas vom Major anfieng.

Nach einem kurzen Sermon erzählte er, daß er überzeugt wäre, der Major wäre ein niederträchtiger Mann und beſonders führte er dazu an, daß er darauf ausgegangen Fauſten im Fall der Noth heimlich aus dem Lande der Lebendigen wegzuſchaffen.

Der Fürſt mit dem auf dieſen Punkt kein Spas zu machen war, wurde äuſſerſt ernſthaft, und ſagte dem Baron, dies ſey eine ſchwere Beſchuldigung, und er müſte ihm triftige Beweiſe geben, daß ſich das ſo verhalte. Als aber der Baron ihm den Tag der Zuſammenkunft mit Fauſt auf dem Schloße nannte, ihm anzeigte, daß während der Zeit, da er vom Schloße weggegangen, er ihn und den Lieutenant Hond zu ſich kommen laſſen, und daß da die Ueberlegung vor ſich gegangen, und bey der Gelegenheit dieſes mit vorgefallen, ſo glaubte der Fürſt, und vielleicht kam etwas Schwachheit mit dazu.

Es war aber dem Baron auch darum zu thun, daß er nicht leiden wolte, und da es ihm nicht an Feinheit fehlte, ſo ſtellte er dem Fürſten vor, er könnte, wenn er wolte, wohl ſeinen Namen nennen,

nen, und ſein Zeugnis zu jeder Stunde wieder erhalten, aber angenehm wäre es ihm, wenn er um der Ruhe ſeiner ſelbſt willen nichts von ihm erwähnte, und damit er vor Nachſtellungen ſicher bliebe. Wahrſcheinlichkeit konnte der Baron genug in ſeine Unterredungen miſchen, und bey dieſer Art von Vortrag glaubte der Fürſt, er thue nicht unrecht ſich vorzuſehen, und verſprach ihm ſeinen Nahmen zu verſchweigen.

Als aber der Baron fort war, ließ der Fürſt Hond en rufen. Er kannte dieſen Menſchen noch gar nicht. Da er aber den Baron nicht verrathen wolte, muſte er auf eine Nothlüge denken. Er ſagte daher, einer ſeiner Leute wäre dem Major damahls auf ſeinen Befehl gefolgt, und habe ihm die Nachricht von dieſem und jenem gebracht, die ihm nicht angenehm geweſen wäre. Er habe es eine Zeitlang aus der Acht gelaſſen, jetzt aber ſey es ihm wieder eingefallen, und er wünſchte doch die Wahrheit oder die Verläumdung an den Tag zu bringen. Da er nun angeführt ſey, daß er damahls bey dem Major geweſen, ſo verlange er ſein Zeugniß, um des Gegentheils überzeugt zu werden, oder ſich als den Fürſten zu zeigen, der einen ſolchen Frevel ahnden müſte.

Hond nahm bey der Unterſuchung keine andere Miene als ſeine gewöhnliche an, aber in ſeinem Herzen gieng ein kleiner Kampf vor. Er ſahe auf einer Seite des Majors Gnade verſcherzt, auf der andern ſich in Gefahr mit einem ſolchen Kerl in einer Sache confrontirt zu werden, die immer durch einen andern ans Tageslicht kommen konnte, wenn es durch ihn nicht war. Ueberdem hatte er ſich, eben weil er dem Baron nicht trauete, damahls ſehr in acht genommen. Auf ihn konnte alſo nichts kommen, und er fürchtete ſich vor den langen Armen der Juſtitz in jedem Falle. Er geſtand alſo gerade, daß es wahr ſey, und der Fürſt ließ ihn gehen.

Nun hatte er ſchon aus zweyer Zeugen Munde die Wahrheit. Nun ſchickte er fürs erſte Leute hin, die ſeine Sachen verſiegeln, und ihn in Arreſt nehmen muſten, und alles, beſonders das Seeliſtiſche Haus erſchrack über dieſen Vorfall.

Achtes Kapitel.

Welches den Major in erbärmliche Umſtände führt, und mit Hond einen ähnlichen Anfang zu machen ſcheint.

Der erſte Beſuch, den der Fürſt wieder bey Karolinen machte, ſetzte ihn den bitterſten Vorwurfen von ihrer Seite aus, daß er ihrem Bräutigam dieſen Schimpf angethan. Ich kann Ihnen dieſe Empfindlichkeit nicht verdenken, ſagte er zu ihr, aber Sie thun mir unrecht, denn ich habe wichtige Urſachen ſo zu verfahren. Vertheydigt er ſich, nun ſo beſchimpft ihn dies nicht, und der ihm dieſe Strafe auflegte, kann ihm nicht allein ſie wieder abnehmen, ſondern er kann auch den guten Ruf den er vorher hatte, ihm wiedergeben und ihn verdoppeln. Vertheydigt er ſich nicht, ſo iſt er Karolinen nicht werth, und dieſe Urſache muß in Ihrem Herzen alles billigen, was ich thue.

Karoline bat zwar eifrig genug, daß er ihr ſagen möchte, worin eigentlich ſein Verbrechen beſtände, aber der Fürſt wünſchte ſo ſehnlich, daß ſie nicht weiter in ihn dringen möchte, daß ſie zuletzt nachgab.

Das würde ſie nicht gethan haben, meine Leſer, wenn ſie nicht ganz unſchuldig, ſogar an dem Gedanken war, daß der Fürſt ihr Liebhaber ſeyn könnte. Eine Ehrfurcht wie die zwiſchen dem Herrn und dem Unterthan iſt, hört gewiß auf, wo Liebe ins Spiel kömmt, wenigſtens ſahen wir noch nie die Geliebte eines Fürſten dieſe behalten, und geneigter Leſer, ſieh nur rechts und links um dich, ſo wirſt du ihrer genug finden, die in der einen Hand das Herz, und in der andern die — ihres vornehmen Liebhabers haben. Der Fürſt verließ **Karolinen**, beſuchte ſie den andern Tag wieder, und ſo den dritten, und ſo wurde immer nichts von dem Major geſprochen.

Deſto mehr aber hatte der Fürſt gearbeitet. Untreu fand er den Major in Anſehung ſeiner Pflichten gegen ihn nicht. Aber er fand ihn ungerecht gegen andere, er fand ihn rachgierig, er fand ihn endlich in einem ſo hohen Grade ausſchweifend, daß er ihn Karolinens vollkommen unwerth hielt, und in dieſem Augenblicke hatte er doch ſeine eigne Liebe einmahl ganz vergeſſen, und betrachtete ſie als einen Gegenſtand, den er als Menſch und Fürſt glücklich zu machen ſchuldig wäre.

Nach 8 Tagen wurde der Major auf freyen Fuß geſetzt. Hier ſagte der Fürſt zu ihm, ſind alle Ihre Papiere, bis auf die, die Ihre Ausſchweiſungen betreffen. Die habe ich behalten. Ich will ſie Karolinen vorlegen, um zu verhindern, daß Sie die edelſte ihres Geſchlechts nicht auch unglücklich machen, wie Sie es ſo vielen zwar nicht ſo guten, aber vielleicht auch ohne Sie glücklichen gethan haben.

Der Major war durch die Schwere des Unglücks, die ihn traf, wie raſend geworden. Er wünſchte ſeine Wuth auslaſſen zu können, und er fand hier eine Gelegenheit. Er frug den Fürſten, ob er etwa frey von Ausſchweiſungen wäre, und ob durch ihn keine unglücklich geworden?

Wir bedauren es, daß wir unſerm Leſer hier eine Scene öfnen müſſen, die nicht die beſte iſt.

Der Fürſt erſchrack zwar ſehr über dieſen Vorwurf, aber er faſte ſich, und indem er zu ſeiner alten Denkungsart zurückkehrte, ſagte er: Keine unglücklich gemacht, denn ich will es Ihnen beantworten, ſo unverſchämt auch die Frage iſt. Daß dieſe Opfer der Leidenſchaft fielen, das war Ihre eigne Schuld, denn ſie hatten Stärke genug in ſich zu widerſtehen. Allein ich ließ keine im Elend ſchmachten, wie Sie. Ich verſprach keiner die Ehe, wie Sie ſie hintergiengen. Ich ſpottete endlich nicht ihrer Religion, und betrog ſie durch Verkleidungen. Beate iſt nach allen göttlichen und menſchlichen Rechten Ihre Frau, und, fuhr er fort, wie iſt der Lieutenant Hond ſo ſchnell zu dieſer Höhe gekommen? Weil er es verdiente, ſagte der Major. Die Verdienſte möchte ich kennen, ſagte der Fürſt, da aber der Major ſchwieg, ſo lies er es ruhen.

Er entließ ihn mit der Erinnerung, er möchte es nicht wagen, weiter an Karolinen zu denken. Dies war indeſſen des Majors Meynung gar nicht. Er glaubte immer noch, der Fürſt hätte das gröſte Unrecht, und es war in ihm eine Hofnung, daß ihm ſein Zweck noch gelingen würde, die auch nicht gar zu ſeichte war, und die war auf den Kammerherrn.

Dieſer hatte ihm oft geſagt, daß die Ausſchweifungen, die er vorher begangen, Karolinen nichts angiengen: Freylich hatte Seeliſt dies nur angenommen, weil er nichts beſſers mehr in der Welt finden zu können glaubte, aber einmahl wär es doch aus ſeinem Munde.

Der Major wandte ſich alſo an ihn, und dieſer faſt in dem nehmlichen Augenblicke an den Fürſten. Der Fürſt wurde unwillig. Er ſagte dem Kammerherrn, er könnte überzeugt ſeyn, daß er, was er thäte, gewiß zum Beſten ſeiner Tochter thäte. Seeliſt glaubte, der Fürſt ſey unwillig auf ihn, da er es doch nur auf den Major

jor war. Er ſchwieg ſtille, aber ſie misverſtanden einander. Der Fürſt nahm ſich vor, den Major zu ſtrafen, und der Kammerherr nahm ſich vor, ſich ſeine Rechte nicht nehmen zu laſſen, die er über ſein Kind hätte.

Als der Kammerherr weg war, überlegte der Fürſt was er thun ſolte. Er nahm die Protokolle ſeiner Unterſuchung noch einmahl vor, und beſchloß ihn ſeiner Dienſte zu entlaſſen. Dies geſchahe ſogleich.

Als er darauf zu Karolinen kam, ſagte er ihr was er gethan, und Thränen traten ihr in die Augen. Warum, ſagte ſie, wolten Sie mich nicht die ſchöne Ueberwindung ganz erfüllen laſſen, die ich einmahl angefangen habe? Warum wollen Sie meinen Vater noch betrüben, und mir auflegen, daß ich ihn betrüben ſoll? Warum wollen Sie mir den Vorwurf ins Herz bringen, daß der Major um meinetwillen unglücklich geworden?

Nicht um Ihrentwillen, mein liebes Kind, erwiederte er, ſondern um ſeiner eignen Denkungsart willen. Es iſt Zeit, daß ich Ihnen zeige, daß ich nicht ungerecht bin. Er nahm die Beweiſe von des Majors Ausſchweifungen, und legte ſie ihr vor. Aber die ſtandhafte liebe Karoline wolte davon nichts wiſſen. Ich habe von dem Major ſchon gewuſt, ſagte ſie, daß er ausſchweift, und ich habe geglaubt, daß er es mehr gethan als ich es weiß. Ich habe mir aber nach der Regel, die mir mein Vater gegeben, vorgeſetzt, alles vorhergegangene zu vergeſſen, und da die Zukunft mir die Ausſicht gewährte den Mann zu beſſern, da mein Vater ſelbſt mir daraus ein Verdienſt machte, ſo bin ich entſchloſſen geweſen, zu glauben, daß es mir Pflicht wäre, das alles zu vergeſſen.

Dem Fürſten kam dieſe Antwort nicht unerwartet. Er hatte Vater und Tochter kennen gelernt. Er kam alſo nun mit dem zweyten Punkt heraus, und das war die Aeuſſerung des **Majors**, daß er wohl auf das Leben Fauſts einen Angriff gewagt hätte. Gleichgültig konnte dieſe Beſchuldigung nicht in **Karolinens** Seele würken. Sie erſchrack. Sie ſahe aber den Fürſten ſtarr in die Augen. Sie wollen mich erforſchen, ſagte dieſer, ob ich die Wahrheit rede. Aus zweyer Zeugen Munde beſteht bey mir die Wahrheit. Er erzählte, was ihm mit dem **Baron** und mit **Hond** begegnet. **Karoline** ſahe freylich in der Art der Unterſuchung Grund. Sie konnte es auch nicht wagen, den **Baron** verdächtig zu machen, denn ſie konnte ihm vielleicht Unrecht thun. Aber **Hond** war ihr von der Seite ſeiner grundſchlechten Denkungsart zu bekannt, als daß er nicht mit ſeiner Ausſage hätte können verworfen werden. Sie ſagte es daher dem Fürſten, daß der zweyte Zeuge ihr verdächtig ſey, und dieſer verſprach ihr noch einmahl zu unterſuchen, ob ſeine Ausſage richtig, aber er ſagte ihr auch zum Voraus, wenn er ihn als einen Verläumder träfe, ſo würde es dem Major nichts helfen, weil er ihn ſeiner Ungerechtigkeiten wegen nicht länger behalten wolte und könnte.

Durch alle dieſe Zufälle war der Fürſt aber doch zu einem Ernſt gekommen, der ſeine Leidenſchaft dämpfte, und je wichtiger ihm die Sache wurde, deſto mehr ſahe er, daß er hier ſeine ganze Würde nöthig hätte.

Daß ihm aber dieſe Nothwendigkeit ſein Herz zu zwingen, nicht äuſſerſt ſchmerzhaft geweſen wäre, können wir nicht behaupten. Er litt durch die Ueberwindung an mancher Eigenſchaft ſeines guten Herzens, und der Major wurde in dieſem Herzen weit ſchuldiger als er war.

Er ließ auch Hond gleich rufen, und er frug ihn auf eine ziemlich harte Art, ob das was er geſagt, wahr ſey? Da nun Hond immer auf ſeiner Meynung beharrte, ſo machte er es zur Bedingung, ihm zu glauben, daß er ihm erzählen ſolte, auf welche Art er zu ſeinem Poſten gekommen.

Da er die Miene dabey annahm, als wenn er ſchon alles wüſte, ſo trauete Hond mit Erdichtungen und Lügen nicht durchzukommen, und da er die Idee noch faßte, daß er vielleicht durch ein ofnes Geſtändniß ſich in die Gunſt des Fürſten einſchmeicheln könnte, ſo erzählte er alles, und vergaß auch ſogar ſich ſelbſt dabey zu ſchonen. Wenigſtens erfuhr der Fürſt, daß er Beatens Jawort auf eine niederträchtige Art erhalten, und da er ohnedem nicht gut bey Laune war, ſo warf er ihm dieſes nicht allein als ein beſtrafenswürdiges Verbrechen vor, ſondern ſagte ihm auch, er wolte ſich nach ſeiner übrigen Aufführung erkundigen, und alsdenn ihm ſeine verdiente Strafe ankündigen laſſen.

Der arme Hond glaubte vom Schlag gerührt zu ſeyn, und war in ſeinem ganzen Leben nicht ſo beſtürzt über ſein künftiges Schickſal geweſen, als jetzt.

Neuntes Kapitel.

Welches die Vor- und Zubereitungen zu einem komiſchen Auftritte enthält, der ein tragiſches Ende gewinnt.

Um wieder zu unſerm Helden zu kommen, der vielleicht bey manchen ſo tief geſunken iſt, daß er keine Aufmerkſamkeit verdient, müſſen wir die betrübte Karoline etwas verlaſſen.

Solte etwa dieſer oder jener der unſrigen, die bisher mit Vergnügen uns geleſen haben, lau bey unſern fortgeſetzten Erzählungen von Fauſts Schwachheiten werden, ſo verweiſen wir ihn auf den Titel, der ihm nichts mehr und nichts weniger ſagt, als daß dieſe Schwachheit eine Hauptepoche in Fauſts Leben ausgemacht. Und dieſe zu übergehen, würde uns eben ſo übel anſtehen, als es einen Advokaten kleidet, einen Haupttermin zu verſäumen, geſetzt auch, er ſolte ſich bey demſelben eher Schande als Lob zuziehen. Wenn es richtig iſt, daß, wenn man einen zu weiten Schritt mit dem einen Fuße gethan, man ihn nicht zurückziehen kann, ſondern den andern Schritt ungebeten thun muß, ſo können wir dieſes Gleichniß ſehr wohl auf uns appliciren, und erklären uns, daß es uns jetzt unmöglich iſt, unſer Wort zurückzunehmen, ſondern daß wir ohne uns zu übereilen, und einem Stolpern auszuſetzen, den zweyten Fuß gemach nachziehen, und erwarten wollen, was man zu demſelben ſagt.

Unſern Fauſt alſo zu ſchildern, wie er jetzt war, ſagen wir, daß wir ihn ſelbſt verkannt hätten, wenn wir ihn in dem Zuſtande geſehen, ohne das Zwiſchenſpiel ſeit der Zeit zu kennen, da er zur Doktorſchöpfung abgieng.

Er hatte alle Lebhaftigkeit verlohren, die ihm doch vorher noch zum Theil übrig geweſen war, und die er durch die Hofnung erhielt. Wäre er nicht ſo tief in die ſogenannten höhern Wiſſenſchaften eingedrungen, ſo wäre ſeine Seele mit Karolinen beſchäftigt geblieben, ſo aber war er würklich kälter, und ſelbſt die Erwartung, Seeliſt ſich geneigt zu machen, war mehr auf Begierde das Stück auszuführen, als auf die etwanige Veränderung bey Karolinen gerichtet. Nach und nach gieng es zwar mit dieſer Kälte zu, und Schrenkmann hätte ihn nicht beſſer ziehen können. Kam ihm ja zuweilen das Mädchen noch vor ſeine Seele, ſo war ſie der letzte Geſichtspunkt ſeiner Glückſeligkeit, und vor ihr lagen ſo viele höhere Träumereyen von Vollkommenheit.

So hoch dieſe neuen Kenntniſſe und ihre Erweiterung aber auch ſeine Seele zuweilen brachten, ſo war doch immer eine Schwermuth mit ſeinem Charakter verbunden, die ſich nun um ſo viel vermehrte, daß er nicht mehr vermochte, die Laſt zu tragen.

So wie der Menſch, wenn er lange in einer Unthätigkeit, oder doch in einer Beſchäftigung geſeſſen, die ſeiner Seele nicht angemeſſen iſt, begierig etwas ergreift, was ihm und ſeiner natürlichen Empfindung näher kömmt, ſo hatte Fauſt den Eindruck, den Karls Tod auf ihn machte, begierig eingenommen. So wie man ſich aber dann mit ſolchem Gegenſtande zu ſehr beſchäftigt, ſo that dieſes **Fauſt** auch. **Schrenkmann** bemühete ſich, ſo viel ſich nur ein inniger Freund bemühen konnte, ihn aufzuheitern, da aber alle Verſuche vergebens ausfielen, ſo fieng er zuletzt an in ihn zu dringen, ob es denn nicht eine Möglichkeit gäbe, ihn etwas von dieſer Laune wegzubringen. Dieſes Freundes unverbeſſerliche Sorgfalt brachte endlich den ſchwermüthigen **Fauſt** wenigſtens zu einem Geſtändniß, daß die letzten Worte ſeines Freundes in Anſehung ſeiner, ihm ſeine Unruhe ſo ſehr vermehrten. Er konnte ſich nichts anders denken, als daß er etwa noch eine Bitte oder einen Auftrag an ihn gehabt, den er nun auch gern von ihm zu erfahren wünſchte, wenn es ſelbſt durch ungewöhnliche Mittel geſchehen ſolte.

War dieſer Einfall bey Fauſten blos Würkung ſeiner Seelenſpannung, ſo war er bey **Schrenkmann** im Augenblick da er ihn empfieng in Begierde ausgeartet, in ſeiner Lieblingswiſſenſchaft weiter zu kommen, und da er ſich bisher durch ſeine eignen Kräfte ſo ſehr betrogen fand, ſo wandte er alles jetzt an, durch die Kräfte anderer ganz ohnfehlbar zu ſeinem Zweck zu kommen.

Er ſchlug alſo, kaum von Fauſts Denkungsart unterrichtet, eine Citation an den Geiſt des verſtorbenen Karls vor, eine Sache, die Fauſt in ſeinem Herzen wünſchte, aber nicht gewagt hatte, den Vorſchlag dazu zu thun. **Schrenkmann**, der altes und neues darüber geleſen, der ſchon ſo manchen vergebnen Verſuch angeſtellt, der zwar nicht glücklich aber doch nicht unglücklich abgelaufen war, rühmte jetzt ſeinem Gefährten ſeine Kunſt in dergleichen Unternehmungen, und Fauſt kämpfte noch innerlich mit der Rechtmäßigkeit oder dem Unrecht derſelben, kam nach und nach mit ſeinen Zweifeln zum Vorſchein, ließ ſie ſich aber auch alle in der leichteſten Form von **Schrenkmann** widerlegen, denn was iſt uns wohl leichter aus der Seele zu bringen, als was wir nicht geneigt ſind, anzunehmen.

So wird es dem Laſterhaften leicht, ſich vom Nichtſeyn einer Hölle zu überreden, und der Tugendhafte wankt und zweifelt lange, und wünſcht ihr Daſeyn um des Mitleidens willen gegen ſeine Nebenmenſchen nicht.

Sobald Schrenkmann ihn ſo weit hatte, daß er ſeine Einwilligung zu der Sache gab, ſäumte er nicht, die gehörigen Anſtalten dazu zu treffen.

Nun waren Fauſt ſowohl als er auf der Akademie hinlänglich davor bekannt, daß ſie Schwärmer waren, und ſo wie unter einem Haufen Menſchen zu Sekten, Gattungen, Charaktern, Meynungen, Thorheiten, und Weisheiten, immer ſich Anhänger und Widerſacher finden, ſo fanden auch dieſe Menſchen in Menge, die ihnen widerſprachen, und wieder andere, die an ihrem Weſen im höhern oder geringern Grade Theil nahmen.

So ſehr an dieſem Schrenkmannſchen Weſen es nun zu thun, wie Fauſt, dazu gehörte Fauſts Lage und Fauſts Denkungsart. Aber viele, die gern verborgene Dinge theils aus Neugierde theils aus Liebe zu Kenntniſſen wiſſen wollten, hatten ſich doch an dieſen Mann gemacht, und beſonders einige, die ſich gern überzeugen

wollten,

wolten, ob man ſich mit Verſtorbenen unterhalten könnte, oder nicht. Sie hatten ſchon verſchiedenen von den vergebnen Verſuchen beygewohnt, und waren ſchon einigemahl auf dem Sprung geweſen, alles gerade weg zu leugnen. Schrenkmann hatte ſie aber noch immer zu beſänftigen gewuſt, und ſo wie er ſchnell, immer ſchnell enthuſiaſtiſch für etwas wor, ſo war er es auch jetzt für die Unternehmung mit Fauſt. Sie muſte gut gehen, das wuſte er. Er rannte alſo in aller Eile zu ſeinen Bekannten, kündigte ihnen an, daß er ihnen nun den deutlichſten Beweis geben wolte, und beſtimmte ihnen einen Tag, an dem ſie bey ihm erſcheinen ſolten.

Jetzt wurde ein Zimmer ſchwarz ausgeſchlagen, und mit magiſchen Charakteren von oben bis unten behangen. Lichter faſt ohne Zahl, der Todtenköpfe mancherley, die Schrenkmann von Anatomie und Kirchhöfen zuſammenholte, Fußdecken, die die Schritte abmaßen die man zu gehen hatte, machten den Staat dieſes Zimmers aus, und beſchäftigten Schrenkmannen und Fauſten Tag und Nacht.

Zwar konnte Fauſt nicht umhin, ſeinem Freunde die Zweifel deutlich zu erkennen zu geben, die in ſeiner Seele aufſtiegen, daß dieſes unnöthige Ceremoniel nicht zur Sache gehören könnte, allein dieſer bewies ihm, nicht etwa aus Gründen, denn wo hätte er dieſe hernehmen wollen, ſondern aus einem alten Manuſcripte ſeines Lehrers, daß höhere Weſen als Menſchen, wenn ſie es auch nur in einer Stufe wären, von den Menſchen, eine gewiſſe Art von Ehrerbietung erforderten, die ſich auch auf das äuſſerliche erſtrecken müſte, und daß auſſerdem keine Erſcheinung oder Gemeinſchaft mit ihnen ſtatt fände.

Da zu allen Sachen dieſer Art ein blinder Glaube erforderlich iſt, ſo wolte Fauſt auch wider dieſen nicht ſündigen, ſondern nahm über den Punkt ein Stillſchweigen an, das Schrenkmannen befriedigte, wenn es ihm, Fauſten ſchon kein Genüge that.

Deſto mehr thaten es Schrenkmanns philoſophiſche Unterhaltungen über die Sache ſelbſt. Er behauptete, es habe ſchon in Karls Seele gelegen, daß er in dieſer Art das, was er ihm zu ſagen, ihm ſagen wolte, und deswegen habe er auch keine Ahndungen noch Träume von ihm gehabt. Die Beweiſe davon brauchte er nicht weit zu ſuchen, ſie lägen offenbahr in dem innern Anliegen, welches er ſelbſt hätte, dieſes zu ergründen, und er könnte ſich ſicher darauf verlaſſen, daß dieſe Bemühung nicht umſonſt ſeyn würde, und daß ſie dieſesmahl das erreichen würden, was ſie ſo lange vergebens geſucht. Es vereinigt ſich, ſagte er, Himmel, Erde, Seele, Körper alles was ich nur aufſuche giebt mir Verſicherungen, alle Charakter die ich zuſammen ſetze, ſchlagen gut aus.

Fauſt war entzückt über dieſe Verſicherungen. Seine Seele beſchäftigte ſich nun mit dem herrlichen Auftritte, dem er entgegen ſahe, und er ſchwamm in Geiſterwelten, indeß daß Schrenkmann Figuren mahlte, und mit den Planeten ſich herumſchlug.

Die Erwartung des einen war ſo ſehnlich auf den beſtimmten Tag, als des andern, und vor der Begierde, und dem Andenken darnach hatten beyde faſt nicht gegeſſen und nicht getrunken, denn ſie waren in Sphären verſetzt, wo alles körperliche ihnen zur Laſt wurde.

Endlich erſchien der gewünſchte Tag. Voll Entzücken ſprang Schrenkmann von ſeinem Lager auf, und umarmte Fauſten, da er ihn ſchon auf fand. Heute werden wir glücklich ſeyn, rief er, heute werden unſre Hofnungen erfüllt, heute wird unſer Fleiß gekrönt, der Tag iſt ein Tag der Freude.

Zehntes Kapitel.

Welches Begebenheiten aus dem Seeliſtiſchen Hauſe dem Leſer darſtellt.

Unter allen den Verwirrungen, die jetzt in Karolinens Herzen und Handlungen waren, ohngeachtet der Kabalen, die ſie nun bald offen vor ſich liegen ſahe, ohngeachtet des Eifers mit welchem ſie in ſich ſelbſt auf den vollendeten Gehorſam gegen ihren Vater drang, und unter den drückenden Ausſichten künftiger Zeiten hatte dieſes liebe Mädchen immer ihren Fauſt im Munde und im Herzen.

Ihre Mutter, die ſtill und traurig umhergegangen war, weil ſie nicht vermogte, etwas zum Beſten ihrer Tochter auszurichten war jetzt ihre Vertraute geworden. Da ſie ihr nur klagte, was ſie verlohren, und nicht eine Bitte, nicht ein öffentlicher Wunſch ſich mit einmiſchte, daß es noch geändert werden möchte, wozu Karoline würklich auch in ſich alle Hofnung verlohren, ſo konnte ſie der Tochter wohl die Theilnehmung nicht abſchlagen, die ſie würklich fühlte.

Karo=

Karoline fand auch nicht wenig Troſt darin, dieſe Mutter ſo ganz mit ſich gleich geſinnt zu finden, und dieſe erzählte ihr jetzt oft, daß ſie und ihr Vater ſich beyde im Anfange ſo wie in der Folge geirrt. Freylich floß eins aus dem andern. Hatte Fauſt erſt des Vaters ganze Gunſt und äuſſerte die Mutter Zweifel, ſo hatte er jetzt der Mutter ganzes Herz, und nur des Vaters Widerwille hinderte ihn an ſeinem Glück.

Und wenn wir es recht von allen Seiten betrachten, ſo war ſie im Herzen gleicher Meynung. Der erſte Widerwille der Mutter kam nur aus einer Furcht ihre Tochter unglücklich zu machen, und der letzte des Vaters auſſer dieſem Grunde noch aus der kleinen Eitelkeit auf ſeinen Namen und Haus. Zufall alſo und nicht Haß von irgend einer Seite hatte die Sache zerſchlagen.

Von Fauſten alſo gut zu ſprechen, ihn bis in den Himmel zu erheben, jede ſeiner liebenswürdigen Eigenſchaften auszukramen, waren Beſchäftigungen der Mutter und der Tochter, indeſſen daß der Vater ein hartnäckiges Stillſchweigen darüber beybehielt, und Fauſt ganz von dem Wege ſich wandte, den dieſe ihn in ihren Gedanken gehen lieſſen.

Der **Major** war freylich über ſeine Lage äuſſerſt beſtürzt, aber er nahm, um die Hauptſache nicht fahren zu laſſen, eine ſtandhafte Miene an.

Theils war würklich Liebe gegen Karolinen in ſeinem Herzen, theils war es jetzt Rache gegen den Fürſten, die ihn zur Eil in Anſehung ſeines Zwecks antrieb.

Er kam zu Karolinen und ihrem Vater, ſchrie laut uber Unrecht, forſchte bey ihr zärtlich, ob ſie dem verachteten Streuſand ihre Hand wohl noch weyhen würde, deren ihn ſein Fürſt unwürdig ſchätzte, und frug den erſtaunten Kammerherrn, ob er einen verabſchiedeten Major den Zutritt in ſeinem Hauſe noch gönnen wolte.

Ich wolte Sie darin aufnehmen, und wenn Sie nichts mehr hätten, ſagte Seeliſt, denn ich bin nie einer Sache mehr Feind geweſen als der Ungerechtigkeit. Von mir erlangt es der Fürſt nicht, daß ich Sie laſſe, und er wird dem Vater nicht wehren können, ſeine Tochter zu geben, wem er will. Mein Wort iſt nicht zum Spielen gegeben.

Aufrichtender konnte dem Major wohl nichts ſeyn als dieſes,

Bey Karolinen war eine andere Unterredung für ihn übrig, die nicht ſo tröſtlich ausfiel. Er erzählte ihr wie es der Fürſt mit Hond gemacht, und da er um ſein ſelbſt willen dieſen nicht gern wolte fallen laſſen, ſo ſchien er ihr Vorwort erbitten zu wollen. Das aber zu erhalten, war unmöglich. Karoline hatte theils ſelbſt zu viel von Hond gelitten, als daß ſie gleichgültig ſeinen Namen nur konnte nennen hören, und wenn ſie auch dieſes, wie ſie es denn gern that, hätte vergeſſen wollen, ſo wuſte ſie ſchon zu ſehr, daß je mehr Macht Hond haben würde, deſto mehr würde er unglücklich machen, und alſo konnte ſie für den Mann nicht ſprechen, und alles was ſie thun konnte, war, daß ſie nicht wider ihn ſprach.

Sobald der Major gewahr wurde, daß Hond unumgänglich nicht zu retten war, ſo nahm er ſeinen unverſtellten Charakter an, und der beſtand darin, in einem ſolchen Falle auf anderer Trümmern ſich zu erheben. Er glaubte, ſich bey Karolinen ſehr einzuſchmeicheln, wenn er ihre Meynung nunmehr bekräftigte, und er that das mit einem ſo übertriebenen Eifer, daß er die ganze geſpielte Karte mit Beaten verrieth, und dadurch verurſachte, daß Karoline einen ſchauervollen Blick in das Innerſte ſeines Herzens that, und in der Stärke hatte ſie ihr Unglück noch nie gefühlt, und konnte einen lauten Seufzer über dieſes Schickſal nicht unterdrücken.

Gern hätte der Major, der nun ſeinen Fehler merkte, ſeine Worte jetzt zurückgenommen, aber es war zu ſpät, er muſte viele Vorwürfe hören, und rettete ſich zuletzt noch von einer ſchweren Strafpredigt durch das Geſtändnis ſeines Vergehens, und durch das Verſprechen der Beſſerung. Karoline war freylich leicht zufrieden geſtellt, glaubte was man ſagte, und hielt alle Menſchen für ſo ehrlich wie ſich.

Aber wir haben zeither von Willhelm nichts geſprochen, und müſſen leider geſtehen, daß er eben nicht die glänzendſte Rolle ſpielte. Der Umgang mit dem Major hatte ihn zu Ausſchweifungen gebracht, zu denen er lange vorher ſchon geneigt geweſen, und da Seeliſt von ihm anfangs eine ſehr gute Meynung hatte, ſo hütete er ihn nicht: Selbſt nachdem er nach Fauſts Daſeyn überzeugt war, daß Willhelm einen unerlaubten Haß gegen ihn trüge, nahm er doch in Anſehung ſeiner übrigen Denkungsart keine ſchlimmere Meynung von ihm an, ſondern hielt es für Schwachheit.

Nur ein Kummer drückte ihn in Anſehung ſeiner, und das war wegen Gutmann. So ſchadenfroh wie er Fauſten beurtheilt, konnte er dieſen doch auch beurtheilt haben, und war das der Fall, ſo war der Kammerherr immer der undankbare. Dies bewog ihn Nachrichten von Gutmann zu ſuchen, allein er bekam keine.

Willhelm hatte ſich nun ſchon einen Plan gemacht, ſeine Tage ſo epikuriſch, wie es nur im ſchwärzeſten Verſtande zu nehmen iſt, zuzubringen, und der Major ſolte in ſeinem Sinn ſein Geſellſchafter bleiben, denn an Karolinen würden ſie ſich beyde nicht viel kehren.

Allein Willhelm war im höchſten Grade ſtolz und dieſer Leidenſchaft wich alles übrige. Er nahm alſo keinen kleinen Theil an des Majors Ungnade, und der Mann war nun nicht mehr würdig, ſeine Schweſter zu beſitzen. Er war klug geweſen, etwas von des Barons Abſichten zu entdecken, hatte ſie aber theils keiner Aufmerkſamkeit gewürdigt, weil er wohl wuſte, ſie würden nie erfullt werden, theils wolte er ſeinem alten Kameraden nun juſt keinen Verdruß machen.

Nun aber ſahe er ihn aus einem ganz andern Geſichtspunkte an, denn er hatte bemerkt, daß der Fürſt einigemahl mit ihm geſprochen, dachte, es könnte wohl kommen, daß er Streuſands Stelle zu vertreten bekäme, und wolte ihm alſo lieber ſeine Schweſter gönnen.

Streuſand war ihm jetzt ſchon nichts mehr, weil er nichts mehr galt, und er begegnete ihm ſchon mit einer merklichen Kälte. Aufrichtig geſagt, glaubte er von Karolinen, ſie ſey deswegen ſeine Schweſter, daß er ſie nach eignem Gefallen an den verhandeln könnte, wo er es am zuträglichſten hielte, und wo er den meiſten Nutzen erwarten konnte.

Er machte ſich gleich an den Baron und ſprach eſſen mit ihm davon, daß Streuſand nun keine Parthie mehr für ſeine Schweſter wäre, und daß es jetzt Zeit ſey, ſeinen Haken zu ſchlagen.

Der Baron ſtimmte mit ihm augenblicklich ein. Er hatte nur die Gelegenheit erwartet. Er war ſo aufgeblähet, wie Willhelm von den wenigen Unterredungen mit dem Fürſten, und er glaubte ſicher nicht weniger als dieſer, daß er in kurzen beym Herrn etwas gelten würde.

Die vertrauteſte Freundſchaft herrſchte von der Minute an unter ihnen, und Willhelm verſprach das erſte Wort für ihn zu thun. Er glaubte, er ſtände bey ſeinem Vater noch ſo, daß er ihm alles einreden könnte, was er wolte.

Seeliſt gieng wie wir ſchon wiſſen, ſobald er Unrath im Herzen eines Menſchen merkte, ſehr ſäuberlich zu Werke, um ihn ganz auszuſpähen, und verſtand ſich meiſterlich darauf, die Gleichgültigkeit anzunehmen, die dazu erforderlich iſt. Da er es in keinem Falle zum Böſen anwendete, ſo war es bey ihm Klugheit zu nennen, da es ſonſt wohl Liſt hätte verdient genannt zu werden.

Alles, was ihm Willhelm alſo vom Major vorerzählte, hörte er mit kaltem Blute, ſo viel ohne Bosheit auch damit verknüpft war. Denn er fieng gleich damit an, daß es doch endlich dem ausſchweifenden Manne einmahl recht geweſen, daß er geſtraft worden, und daß nun ſein Stolz gedemüthigt, und er nicht mehr daran denken würde, ehrliche Mädchen zu verführen. Er habe freylich den Umgang mit ihm immer wegen der Verbindungen mit ihrem Hauſe fortſetzen müſſen, allein es ſey ihm allezeit unangenehm geweſen, ſo viel Verſtellung und Falſchheit bey ihm zu bemerken.

Dem Vater fuhrs wie ein ſchneidender Dolch ins Herz, daß er einen ſo böſen Buben hatte. Er ſahe nun, daß er in der Wurzel verdorben war, und er hätte vor innern Vorwürfen in Anſehung Gutmanns in dieſem Augenblicke zerſpringen mögen. Er hofte nun auch auf keine Beſſerung bey dem Jungen, und war entſchloſſen, ihm die Ruthe fühlen zu laſſen, da die gute Behandlung nicht anſchlagen wollen.

Der Sohn ſahe des Vaters kalte Miene, und da er ihrer ſchon gewohnt war, argwohnte er nichts böſes daraus. Er blieb aber nicht bey dem ſtehen, was er geſagt hatte. Er glaubte zwey Dinge auf einen Schlag zu ſchlagen, und da die Furcht vor

Fauſten immer noch in ihm, und er keineswegges ſicher war, daß nicht der wieder aufs Tapet käme, wenn jener abgienge, ſo fieng er gleich von den Vorzügen des Barons an zu reden, und behauptete, der habe einen weit beſſern Charakter und würde ſich weit eher für Karolinen ſchicken.

Seeliſt konnte ſich kaum halten, doch ermannte er ſich, und ſagte: Er habe jetzt nicht Zeit daran zu denken, und er möchte ihn allein laſſen.

Willhelm gieng, dachte ſeinem Vater fehlte es nicht an Ueberlegung, und glaubte völlig richtig zu ſeyn, kam auch zum Baron, machte dieſem ſeinen Antrag, und der entſchloß ſich nun auch den ſeinigen nicht länger aufzuſchieben.

Tief ſaß der Kammerherr in ſein Unglück verſunken, und ſchmiedete Anſchläge, ob er nicht ſeinen Sohn noch retten könnte, überdachte ſich ſelbſt als einen unglücklichen Vater, der ſo glücklich zu ſeyn geglaubt hatte, und ſich nun von ſeiner Höhe heruntergeſtürzt ſahe, wünſchte lieber keinen Sohn zu haben, als einen ſolchen — als der Baron in ſein Zimmer trat.

Hier gehörte gewiß Kunſt dazu, alles zu verbergen, was in ſeiner Seele vorgieng und eine andere Miene anzunehmen, als die bisherige geweſen war, die freylich die leſerlichſten Spuren von Schwermuth getragen hatte.

Der **Baron** nahete ſich ihm mit der Zuverſicht, daß **Willhelm** die Sache ſchon faſt richtig gemacht.

Er war unverſchämt genug, ſeinen Antrag mit mehr Stolz als Dreiſtigkeit zu machen, und der **Baron** hörte die Forderung die er an ſeine Tochter machte mit einer Kaltblütigkeit an, die dem **Baron** keinen Argwohn erregen konnte. Er nahm ſich aber, indem er in ſich darüber nachdachte, feſte vor, er wolte den jungen Leuten zuſammen die Luſt vergehend machen, ſolche Intrigen anzulegen. Er wuſte, daß der **Fürſt** den andern Tag hinkommen würde, um **Karolinen** zu beſuchen, und er beſtellte den **Baron** wieder, um die Antwort auf ſeinen Antrag abzuholen.

Dieſe beyde liederlichen Freunde brachten nun dieſen Abend noch im Wohlleben zu, und dachten an nichts weniger, als daß es der letzte ihrer vereinten Schurkenſtreiche ſeyn ſolte. Sie träumten ſich vielmehr voll Begierde immer ſchlimmer durch ihre genauere Vereinigung zu werden in künftige Scenen hinein, die ihnen ſo angenehm ſeyn ſolten, und nachdem ſie die liederlichſten Handlungen begangen, giengen ſie wohlbezecht mit keinem andern Gedanken zur Ruhe, als morgen es wieder anzufangen, wo ſie es heute gelaſſen.

Aber den andern Tag erſchien der **Baron** bey Willhelminen, und beyde giengen in das Viſitenzimmer, ſobald ſie wußten, daß der Fürſt da war. Sie hielten dies für eine ſehr gute Vorbedeutung, und der **Baron** bekummerte ſich gar nicht darum, daß er **Karolinens** Wort noch nicht hatte, ſo ſehr hielt er dieſe von ihrem Vater abhängig.

Aber nur wenige Minuten, nachdem ſie da waren, nahm der **Kammerherr** das Wort, ſtellte ſeinen Sohn zuerſt dem Furſten in dem ſchlechten Lichte vor, in welchem er ſich gezeigt, und brachte hernach auch des **Barons** Antrag vor. Von dieſem ſagte er zwar nicht viel, aber deſto mehr wuſte der Furſt ſchon, der von **Hond** alle die vorigen Auftritte beſonders mit **Blok** gehört hatte.

Da nun der **Kammerherr** von ihm Rath begehrte, was er mit ſeinem Sohne anfangen ſolte, und ihm es überließ dem **Baron** für ſeine Zudringlichkeit eine Buße aufzulegen, ſo entſchlos ſich der Furſt in Anſehung des letztern, ihn gerade nach Hauſe zu ſchicken, weil er zu nichts taugte, welches Seeliſt durch ſeine Vorbitte noch dahin milderte, daß er, wenn er rechtſchaffener würde, wieder in ſeine Dienſte kommen könnte.

Willhelminen aber, ſagte er, will ich zu einem Miniſter geben. Er ſoll da ſo viele Arbeit bekommen, daß er ſich in keine Angelegenheiten mehr miſchen wird, die ihn nichts angehen.

Die Urtheile wurden auch ſogleich vollzogen, und dem **Baron** ein Unteroffizier mitgegeben, der ihn als Arreſtanten ſeinem Vater überbringen muſte.

Willhelm muſte auch noch den Abend ſein neues Plätzgen antreten, und den Anfang machen, die erſte Nacht bis 2 Uhr zu arbeiten. Da er auch in den nachherigen Schickſalen des Hauſes nie mehr einigen Einfluß hatte, ſo bleibt uns von ihm nichts übrig zu ſagen, als daß er nach einer langen Zeit endlich bey einem corpore angeſtellt wurde, wo er noch iſt, und noch immer wider ſeine Neigung arbeiten muß.

So einig nun der Fürſt und der Kammerherr in Anſehung dieſer Punkte waren, ſo uneinig waren ſie doch in Anſehung des Majors, da dies aber ins folgende Buch gehört, ſo empfehlen wir uns, um noch etwas in dieſes Buch zu bringen, was zum Hauptinhalt deſſelben gerechnet werden muß.

Eilftes Kapitel.

Enthält das tragiſche Ende des im neunten Kapitel ſchon erwähnten Auſtritts.

Man hat eben nicht allemahl nöthig, jemanden auf der Stelle eine Antwort auf eine Anrede zu geben, die er einem thut, und wenn wir ſchon glauben, unſern Leſern die gröſte Ehrerbietung ſchuldig zu ſeyn, ſo brauchen wir doch auch wohl eigentlich keine Rechenſchaft zu geben, warum wir unſern Fauſt nicht gleich auf Schrenkmanns enthuſiaſtiſche Anrede repliciren laſſen.

Aber da es uns würklich eine Kleinigkeit geweſen wäre es zu thun, und vielleicht manchem Leſer ein Grimm auf uns in ſeine Seele gekommen, daß wir eben da aufhörten, denn das wäre doch traurig, wenn wir an dem Orte keinen intereßirt hatten, ob wir gleich zugeben, daß für manchen die Neigung vorübergegangen ſeyn könnte, ſo geſtehen wir aufrichtig, daß es von uns ein kleiner Kunſtgriff, um ein Räzel löſen zu laſſen. Und dieſes Räzel würde denn freylich in nichts andern als der Erörterung beſtehen, was Fauſt hierauf geantwortet.

Von ſeiner damahligen Laune und dem Gedanken der vergangenen Nacht hieng hier wohl alles ab. Nun war Fauſt alle die vorhergehenden Tage munter und aufgeraumt geweſen, war voll Hofnung und Freude geweſen, hatte Erwartungen genährt, die für ihn ſchmeichelhaft waren.

Wer könnte alſo wohl anders rathen, als daß er Schreinmanns Entzücken mit einem zweyten Satz erwiedert, der eben ſo voll Geiſt für den heutigen Tag geweſen wäre.

Indeſſen möchte der wohl beſſer gerathen haben, der auf das Nichtbewußtſeyn dieſer Freude ſein Augenmerk gerichtet. Denn wenn ſchon Fauſts Geiſt voll genug von Erwartung war, und nichts von der Begierde, Karln zu ſprechen verlohren hatte, ſo war doch dieſes Verlangen jetzt in einen Winkel zuſammengedrückt, und es hatten andere Vorſtellungen in Kopf und Herz den gröſten Raum eingenommen.

Je näher man einer wichtigen Sache kömmt, die noch dazu etwas geheimnißvolles hat, und deren Grundveſten erſt noch einer Beveſtigung bedürfen, deſto mehr wankt man. Der entſcheidende Augenblick iſt immer der ſchwerſte Punkt, weil in demſelben ſich tauſenderley Gegenſtände ſammlen, und vor die Ausführung ſtellen. Fauſt hatte die ganze Nacht nicht ſchlafen können. Der

Zweifel, ob die Sache an und vor ſich recht wäre, die Furcht **Karln** in ſeiner Ruhe zu ſtöhren, und die nun zurückkehrende Vernunft, daß vielleicht die bloße Freundſchaft, die er für den Verſtorbenen gehabt, an dieſer Erinnerung und Sehnſucht ſchuld geweſen, quälten ihn jetzt wechſelsweiſe, und er war dadurch in ein Nachdenken verfallen, aus welchem Schrenkmanns ſchwärmeriſche Anrede ihn nicht herauszubringen fähig war.

Ich bin betrübt, mein beſter Gefährte, ſagte er, und erzählte ihm alle die Zweifel die ihm aufgeſtiegen waren, und die ihn niedergeſchlagen machten.

Allein bey Schrenkmannen würkte dies juſt das Gegentheil von dem, was es bey Fauſten that, und er behauptete, es wären die böſen Geiſter, die alles Gute ſo gern zu hintertreiben ſuchten, die ihn umſchwebten, und die den Vorſatz in ihm gern vernichten wolten, ſeine Wiſſenſchaft höher zu bringen.

Es brauchte nicht mehr als einen ſcheinbaren Bewegungsgrund, aus welchem Fauſt die Urſache dieſer Zweifel in ſich rege machen konnte, und hier war ein ſehr wichtiger für ihn. Er hatte einmahl zu viel mit Geiſtern zu thun, als daß er ihre Exiſtenz auf der Körperwelt hätte in Zweifel ziehen ſollen, und da war es ſehr wahrſcheinlich, was Schrenkmann ſagte. Er fieng alſo ſeine Beſſerung damit an, daß er ſich ſelbſt auslachte. Durch dieſes Mittel wurde die halberſtorbene Begierde wieder ganz rege, und nun zerſtreute ein Augenblick nach dem andern immer mehr von dieſen Nebeln, die ihn umwölkt hatten. Er nahm mancherley zur Hand, was in die Sache ſchlug, und gerieth wieder in den vorigen Enthuſiasmus. Da Schrenkmann ihn zu der Perſon gewählt hatte, die heute die Hauptrolle machen ſolte, denn nach ſeiner Meynung konnte der Verſtorbene nur von dem herbeygebracht werden, der ihn ſelbſt ſprechen wolte, ſo nahm ſich **Fauſt** vor, dieſe wichtige Sache mit der möglichſten Geſchicklichkeit auszuführen.

An Eſſen und Trinken wurde gar nicht gedacht. Chriſtoph, der ſich ein paarmahl die Freyheit genommen hatte, ſeinem Herrn zu ſagen, daß er alles für Thorheit hielte, und dafür mit einem gelinden Verweiſe und der Verſicherung, daß er das nicht verſtände, geſtraft worden war, wurde aufs Land geſchickt, und ſolte kein Zeuge ſeyn. Sich alſo ſelbſt überlaſſen, denn **Chriſtoph** hatte bisher noch für ihres Leibes Nahrung und Nothdurft Sorge getragen, ſaßen ſie über ihren ketzeriſchen Büchern, wie Chriſtoph ſie nannte, und das zwar den ganzen Tag, bis die Glocke Eilfe ſchlug.

ſchlug, und nur noch eine Stunde zur Mitternacht, dem Lieblingsaugenblik der Geiſter übrig war.

Alsdenn erſchienen die zwey Bekannten Schrenkmanns, und freueten ſich, ihn noch in den vorigen Gedanken zu ſehen, erſtaunten über die mächtigen Zubereitungen, und wünſchten von ganzer Seele einen beſſern Erfolg, als der bisherige geweſen war.

Mit dem Glockenſchlage Eilfe wurde aber auch das Haus verſchloſſen in dem Fauſt wohnte, und wer denn noch bey ihm war, mußte bis den andern Morgen aushalten. Dann gieng alles zu Bette, und Fauſt war ganz ſein eigner Herr.

Die Stunde bis es Zwölfe ſchlug, wurde mit verſchiedenen Unterredungen zugebracht. Unter andern ſprach man ſich Muth ein, und verſprach einander beherzt zu bleiben, und in Noth und Tod ſich nicht zu verlaſſen.

Mit dem Schlage Zwölfe aber gieng man in Prozeßion in das ſchwarze Zimmer, wo ihn Fauſt aufführte, die beyden Fremden in der Mitte giengen und Schrenkmann den Zug beſchloß. Für die drey nicht handelnden waren drey Stühle auf den Boden genagelt, damit ſie ſich nicht aus ihren magiſchen Kreiſen bewegen, und ihnen dadurch Schaden zugefügt werden könnte, denn

Schrenkmann zweifelte nicht, daß Karls Geiſt gewiß von vielen böſen Geiſtern umſchwebt werden würde, die die Sache rückgängig zu machen nicht unterlaſſen würden, wenn man ihrer Macht nicht Einhalt thäte.

Aber Fauſt hatte einen Zirkel in der Mitte, in welchem er umher gieng, und ſeine Operation mit einem weiſſen Stabe, unter tauſend charakteriſtiſchen Schlängungen, und eben ſo viel Murmeleyen vornahm.

Da er ſich das Ceremoniel dabey durch öftere Uebungen ganz eigen gemacht, und alſo gewiß war, darin nicht zu fehlen, ſo beſchäftigte dies ſeine Seele bey der Handlung gar nicht, ſondern er dachte nur mit Begierde und Verlangen an den Augenblick, da er ſeinen Freund Karl umarmen, und ſich dieſes Wiederſehens freuen wollte.

Er mochte ohngefähr eine Viertelſtunde agirt haben, und die Hälfte ſeines Vortrags mochte zu Ende ſeyn, als auf einmahl eine ſchwarze Geſtalt auf einer Seite da ſtand, welche Fauſt zwar ſogleich, die übrigen aber nicht eher bemerkten, als bis ſie die Augen, die ſie vor ſich gerichtet, auf Fauſts Stillſtehen in die Höhe ſchlugen.

Aber Fauſten war das ganz unerwartet. Er hofte auf kein Geſpenſt, ſondern auf ſeinen natürlichen Karl, ſo kenntlich, ſo freundlich, ſo ohne

Ceremonien, daß er ihm gleich in die Arme zu laufen ſich vorgenommen; aber aus dieſem Dinge wuſte er nichts zu machen, es kam ihm wie eine von den Geſtalten vor, die er ehedem auf den Kirchhöfen geſehen zu haben ſich einbildete, und von jenen Vorſtellungen war ihm nachher ein ſo widriger Eindruck geworden, daß er gar nicht mehr an ſie denken mochte. Er ſtand alſo ſtill, und bedachte ſich, was er hier thun oder laſſen ſolte.

Bey den übrigen waren auch verſchiedene Leidenſchaften. Die beyden Freunden waren in ihren Sinn völlig von der Mahlzeit geſättigt, denn ſie hatten das Gericht gekoſtet, was ſie koſten wolten. Jetzt zitterten ſie, wie arme Sünder vor dem was da kommen ſolte, und hätten einen Theil ihrer Neugierde gern von ſich gewünſcht, auch gern ſich zurückgezogen, wenn es nicht zu ſpät geweſen wäre.

Schrenkmann aber, der vor Freude ganz auſſer ſich war, daß er nur einmahl etwas ſahe, ſchloß aus Fauſts Stillſchweigen, auf einen Mangel an Muth bey dieſem, und um zu verhindern, daß die Erſcheinung nicht ungenutzt vorübergienge, wagte er ein Auge, und that einen Sprung von ſeinem Stuhl bis in den magiſchen Zirkel, in dem Fauſt ſtand. Seiner Idee nach, konnte ihm in dem Zwiſchenraum bis zu dieſem Zirkel viel Unglück begegnen, und er war herzlich froh als er darin war.

Jetzt rief er der Geſtalt zu, ob er Karls Geiſt wäre? und dieſe ſchien über die Frage etwas zuſammen zu fahren. Aber gleich fuhr ſie auf Schrenkmann ein, und brüllte im fürchterlichſten Baß: Ich bin nicht Karl, ſondern der T. — abgeſandt, dich zu holen, weil du ſeinen Freund verführſt. Schrenkmann ſtürzte jetzt ſinnlos zur Erde, die beyden andern auf beyden Seiten nieder.

Fauſt war der einzige, der noch aufrecht ſtand. Dieſem war Stimme und Geſtalt verdächtig, auch hatte er bey der Erſcheinung einen Theil des ſchwarzen Tuchs beweglich geſehen, und er war nichts weniger als furchtſam. Im Gegentheil wolte er überzeugt ſeyn, ob man ihn äffete

Ganz vergeſſend der nöthigen Ceremonien, ſprang er aus dem Zirkel, und auf die Geſtalt zu. Dieſe wolte nun gern wieder verſchwinden wo ſie erſchienen war, verwickelte ſich aber in das Tuch, und ſobald Fauſt nur etwas körperliches fühlte, ſo entbrannte ſein Zorn, und er machte mit ſeinen geballten Fäuſten eine ſolche Wirthſchaft auf dem Kopf des Geſpenſts, daß dieſes laut zu bitten anfieng und alles zu entdecken verſprach.

Nun riß er die Kappe weg, und der grimmige T. war niemand als der Sohn aus dem Hauſe, der ſchon ſeit langer Zeit einen mächtigen Grimm auf Schrenkmann gehabt, weil er ihm ſeiner Meynung nach nicht Ehrerbietung genug erwies.

Er erzählte Fauſten, daß er ſie immer behorcht, und ihr ganzes Vornehmen entdeckt. Da habe er ſich an eine verborgene Seitenthür gemacht und ſie geöfnet. Die Tapeten und den Vorhang habe er erſt jetzt ſeit dem Anfange ihrer Beſchäftigung durchſchnitten. Er habe ſich nicht denken können, daß einer von ihnen würde ſtandhaft bleiben, und ſchon wie Schrenkmann ihn gefraget, habe er für den Ausgang gezittert, und ſich da mit jener Lüge noch heraushelfen wollen.

Fauſt erſtaunte über den Menſchen, ſtellte ihm vor, wie er nnr eine Schuld wie dieſe auf ſich laden können, denn nun wüſte er doch nicht, wie er es mit den drey todten Menſchen machen ſolte um ſie wieder zu ſich zu bringen.

Da Fauſt eben ſo viel Unrecht in des Burſchen Handlung nicht ſahe, weil ſie ſelbſt die Gelegenheit dazu gegeben, ſo nahm er deſſen Vorſchlag an, daß er ihm behülflich ſeyn wolte.

Vor Fauſts Augen war auch jetzt der Nebel völlig geſunken, der ſie vorher ſo dick umwölkt hatte.

Er ſahe auf einmahl die Thorheit aller vorigen Tage ein. Er ſahe gleichſam in einem Spiegel, worin er ſich äuſſerſt abgeſchmackt fand, und er ließ auch ſeine erſte Wuth über dieſe ſeine eigne Schuld an den magiſchen Charakteren aus, die er alle von der Erde zuſammen rafte, und in den Ofen warf, wo er ſie einen Raub der Flamme werden ließ.

Alsdenn gieng es über die Todtenköpfe, die in einen Kaſten gelegt wurden. Indem Fauſt mit den ausgebläueten Teufel dieſe wegtrug, erholte ſich einer von den zwey Fremden, ſahe die Zerſtörung und Schrenkmann nebſt ſeinen Gefährten auf der Erde liegen. Kaum wagte er es, dieſem einen Rippenſtoß zu geben. Zu ſeiner Freude erwachte er davon. Nun ſchlichen ſich beyde ſachte hinunter ins Haus, kamen durch ein Fenſter in den Hof, kletterten über einige Mauern, und fanden ſo ihre Wohnung wieder, wo ſie ſich freueten, glücklich aus Beelzebubs Händen entkommen zu ſeyn.

Als Fauſt zurückkam, und ſie nicht mehr fand, ärgerte er ſich doch, daß er ihnen nicht gleich auf der Stelle das Verſtändniß öfnen können. Nachdem aber alles ſo wieder aufgeräumt war, daß niemand Spuren des vergangenen ſehen konnte, war ihre Sorge Schrenkmann zu ſich zu bringen. Aber ſie verſuchten alles vergebens. Endlich wurde alſo Lerm gemacht und ein Arzt geholt. Nach einem Aderlaß kam Leben in ihn, aber zugleich eine Hirnwuth die ſein Lebensgebäude in 24 Stunden unbrauchbar machte. Zwey Stunden vor ſeinem Tode bekam er ſeine Vernunft wieder, und forderte einen Notarium, denn er wolte Fauſten ſeine Bibliothek vermachen. Bey dieſer Gelegenheit erzählte ihm Fauſt den Verlauf der Sache. Glauben muſte er ſie, denn er wuſte, Fauſt log nicht, und in manchen Stücken muſte es ihm wohl angenehm ſeyn. Aber dahin konnte ihn Fauſt nicht bringen, daß er mit ihm zur Sinnesänderung gekommen wäre. Er glaubte vielmehr ſteif und feſt, daß wenn dieſer Menſch nicht dazwiſchen gekommen, es ein gutes und gewünſchtes Ende genommen haben würde.

Er bat Fauſten ſogar, er möchte dieſe Citation nach einiger Zeit in Punkto ſeiner wieder vornehmen. Dem jungen Menſchen vergab er von Herzen. Dieſer hingegen war lange Zeit äuſſerſt ſchwermüthig darüber, daß er Schuld an dem Tode eines Menſchen ſey. Nach und nach legte ſich dieſe Schwermuth zwar, allein ſo viel blieb doch nach, daß er aus einem wilden Menſchen ein ſtiller ordentlicher Mann wurde, von dem man ſich viel Gutes für die Zukunft verſpricht.

Zwölftes Kapitel.

Folgen, die dies ferner auf Fauſt hatte, und zum Schluß eine Wiederholung von dem, was Fauſt nicht war.

Schrenkmanns Tod machte entſetzlich viel Aufſehen, und ob er gleich ſchon öffentlich durch ſeine Landsleute mit allen Solennitäten begraben war, ſo hörte man doch hin und wieder von der Teufelsholerey ſprechen. Daran waren einzig und allein die beyden zugegen geweſenen ſchuld, die hin und wieder von der Sache im Vertrauen geſprochen hatten.

Die Sache kam auch dem zeitigen Rektor zu Ohren, welcher davor hielt, es könnte ein ſolches Gerücht der Schule ſchädlich werden, und deswegen Fauſten kommen ließ, um den Grund der Wahrheit zu hören. Es giengen nun freylich allerhand Gerüchte darüber umher, und einige wolten auch ſelbſt dem Rektor es als bloße Neugierde, andere aber als Geldſchneiderey auslegen.

Da wir aber den wahren Grund wiſſen, ſo können wir dem Leſer davon Unterricht geben. Der Mann war ſelbſt ein Freund von geheimen Wiſſenſchaften, hatte ſelbſt mit Schrenkmannen zuweilen geſprochen, kannte beſonders deſſen Büchersammlung ſehr gut, und wollte von Fauſten, den ihm der Verſtorbene ſehr gerühmet, berichtet ſeyn, wie wir ihm denn das auch nicht verdenken wollen.

Aber es misfiel ihm gleich im Anfange, daß Fauſt von ſeiner eignen Verblendung ſprach, und als die ganze Geſchichte zu Ende erzählt war, hinzuſetzte; daß er nun von dieſer Narrheit zurückgekommen.

Jetzt hütete ſich der Rektor wohl, ſich für einen Anhänger ſolcher Künſte auszugeben, und that als wenn die ganze Sache aufs beſte ausgeführt wäre. Beyläufig aber kam er doch auf die Bibliothek zu ſprechen.

Nun würde Fauſt, wenn er nicht Abtrünniger geweſen wäre, kein angenehmeres Geſchenk erhalten haben können. So aber war es ihm würklich etwas ekeliches geworden, und weil er feſt glaubte, daß Schrenkmann ſowohl als er, durch dieſe Bücher zu Narren geworden, ſo nahm er ſich gleich vor, dieſe Bibliothek nach und nach beym Einheitzen und Koffeekochen zu verbrauchen, damit ſie aus der Welt kommen, und nicht weiter Schaden ſtiften möchte.

Er hatte auch den Anfang ſchon ſtark, und zwar mit den gröſten Folianten gemacht.

Bey dieſer Gelegenheit müſſen wir den Leſer auf pag. 37 des erſten Theils zurückweiſen, wo er finden wird, daß eines verſiegelten Päckchens Erwähnung geſchieht, welches Frau Chriſtine Fauſten gegeben.

Dies war bisher uneröfnet liegen geblieben, weil Fauſt es verworfen, und nicht geachtet. Hätte er es vor wenig Wochen gefunden, ſo würde es Schrenkmannen gewiß eine große Entdeckung geſchienen haben. So aber fand er es itzt, und ob ihm gleich die Neugierde etwas brannte, ſo behielt doch der Vorſatz die Oberhand, nie wieder etwas von der Art zu unternehmen, und das Päckchen flog mit einem Folianten ins Feuer, ohne den geringſten Lerm zu erregen, wie Fauſt denn überhaupt bemerkte, daß die magiſchen Bücher nicht die geringſte Würkung weder auf die Wärme des Zimmers noch auf die Lebensmittel hatten, die damit zubereitet wurden.

Der Rektor war klug genug, ſo hoch auch ſein Herz für Aerger ſchwoll, ſichs nicht merken zu laſſen, daß ihm der Verluſt der beſten klaßiſchen Autoren in der Wiſſenſchaft nahe gieng, und als Robert Fludd mit genannt wurde, drückte er die Thräne im Auge zurück.

Aber wegen der übrigen Bücher ſprach er ein Wort mit Fauſten. Er ſtellte ihm nehmlich vor, daß er weit beſſer thun würde, ſie der Bibliothek zu ſchenken, damit ſie als ein Spiegel der Thorheit zur Warnung junger Leute gezeigt werden könnten.

Wie dem Manne das Urtheil über ſich ſelbſt aus der Kehle gekommen, wiſſen wir nicht, und mögen uns auch nicht den Kopf darüber zerbrechen.

Fauſt war wie gewöhnlich leicht zu überreden, und überließ es dem Rektor, ſich dieſer Bücher nach ſeinem eignen Gefallen zu bedienen. Er ſchafte ſie auch denſelben Tag zu ihm hin, und war froh, daß er ſelbſt ſie nur los war.

Daß eine ſolche Schenkung nicht auf die Bibliothek angekommen, haben wir gehört. Mit welchem Gewiſſensgrunde der Rektor ſie behalten, oder durch welchen unglücklichen Zufall ſie ihm entriſſen, ingleichen ob er Schaden oder Nutzen damit geſtiftet, und ob es nicht beſſer geweſen wäre, Fauſt hätte ſie vollends verbrannt, darüber wollen wir keine Unterſuchungen anſtellen, weil in unſern Urkunden und Hülfsquellen auch kein Wort davon enthalten iſt.

Vielmehr eilen wir, dieſes Buch mit dieſem zwölften Kapitel zu ſchlieſſen, woraus unſer Leſer erſehen hat, daß Fauſt nicht Schwarzkünſtler war, wie aus dem vorigen, daß er nicht Doktor war.

Zwar wolte uns einfallen, Fauſt könne wohl bey manchen für einen Schwarzkünſtler, nach dem was er gethan, paßiren, aber denen müſſen wir den Irrthum aufklären, daß ſie unſerer Meynung ſeyn müſſen, und das wird geſchehen, wenn wir ihnen ſagen, daß wir unter einem ſolchen Mann nur den verſtehen, nur den dieſes Namens würdig halten, der das würklich hervorzubringen im Stande iſt, was er verſpricht.

Sage auch, wer da wolle, daß es in ſolcher Definition dann gar keine Leute dieſer Art gebe, ſo wollen wir ihm nach gethanenen Beweiſe gern beypflichten, aber unſer Fauſt muß denn noch immer auch nicht Schwarzkünſtler ſeyn.

Auch um uns mit allen beym Ende dieſes Buchs zu verſöhnen, die dieſe Stelle etwa ganz überflüßig fänden, müſſen wir ein paar Worte ſagen:

Wenn ein Mann, deſſen Geſchichte ich mir zu ſchreiben vorgenommen ein Narr geworden iſt, ſo muß ich ihn als einen Narren beſchreiben, oder ich halte nicht rein Wort. Wenn ich nicht ſchon manchen Nackenſtreich empfangen, ſo wolte ich ſagen, ich verſtehe die Kunſt der Herren Juriſten nicht, recht link zu machen. Ich will alſo nur ſagen, ich laſſe den Weiſen weiſe ſeyn, und der Thor bleibt bey mir ein Thor.

Wer nun ja Fauſts Schwachheit zur Narrheit macht, der muß glauben, wir beſchrieben einen ſolchen, und ſo ſind wir wieder einig. Wers für klug hält, und wieder mit Fauſten zürnt, daß er abgegangen, der zanke ſich ſo lange er will.

Aber nur nicht mit uns, denn wir ſind auf den Punkt etwas hart, und wollen nicht gern dran.

Was Fauſt war das war er, und das wiſſen wir noch nicht. Was wir aber wiſſen, iſt, daß er nicht Doktor, nicht Schwarzkünſtler war, weil er bey beyden den großen mächtigen Schritt noch nicht gethan, der den Doktor und nicht Doktor, den Schwarzkünſtler, und nicht Schwarzkünſtler trennet, wir meynen beym erſten den Hut, der ſeinen Kopf noch nicht zierte, beym zweyten die

Macht, die den Platz ſeiner Ohnmacht noch nicht eingenommen.

Weil wir aber mit dem folgenden und letzten Buche, das den zweyten und letzten Theil beſchlieſt, aufhören, ſo kann man ſich ja wohl nach gerade den Schluß machen, daß dies enthalten wird, was Fauſt war, wir müſten uns denn etwa vorgenommen haben, den Leſer um unſre Geſchichte zu prellen, welches uns doch übel bekommen, und viel ſcheele Geſichter verurſachen würde. Und da wir darauf ausgehen Ruhm und nicht Schande zu erwerben, ſo bitten wir den Leſer noch das achte Buch durchzuleſen, wo wir uns ihm beym Abſchiede zu geneigtem Andenken nach hergebrachter Gewohnheit empfehlen werden.

Achtes Buch.

In welchem wir zu guter letzt, nachdem wir wiſſen, was Fauſt nicht iſt, erſahren, was er iſt, und was aus ihm wird.

Erſtes Kapitel.

Welches unſern Helden zurück in das Haus des Baron Schleich bringt, wohin er ſich ſo lange geſehnet.

Wenn wir aus Mangel an Stoff, was wir dem Leſer ſagen ſollen, den Faden des vorigen Kapitels wieder anſpinnen wollten, ſo hätten wir unter einer andern Rubrik wohl noch einige Seiten füllen können, ohne daß uns eben ein Vorwurf darüber hätte gemacht werden ſollen, denn es läßt ſich von dem Seyn und Nichtſeyn der Dinge gewaltig viel gutes ſagen, und im Vertrauen

trauen, wir würden uns auch nicht entblöden, es zu thun, wenn wir uns nicht ein gewiſſes Ziel vorgeſchrieben hätten, nach dem wir uns einrichten müſſen, und da bleibt uns für dieſes Buch noch ſo viel zu ſagen übrig, daß wir über Langeweile nicht klagen, hoffentlich alſo unſer Leſer auch nicht. Da nun immer Fauſt das erſte Augenmerk unſeres Forſchens iſt, ſo gehen wir auch wieder zuerſt zu dieſem Freunde, um zu ſehen, was er macht.

Wir finden ihn aber in einer erſchrecklichen Unthätigkeit, mit einer weſentlichen Unruhe verknüpft, die ihn ſtumm machen würde, wenn wir nicht für ihn ſprächen.

Seine bisherige Beſchäftigung war nun geendet. Er fieng an zu fühlen, daß er eine andere wählen müſte, und er fand keine nach ſeinem Geſchmack und nach ſeinen Bedürfniſſen.

Chriſtoph der dieſe Unſchlüßigkeit wohl ſahe, der auch froh war, daß die kezeriſchen Bücher nicht mehr vorhanden waren, bat ihn zwar innig, zu Zerſtreuung ſeiner Schwermuth ſein voriges Fach wieder zu erwählen, bey dem er ihn ſo fleißig und glücklich geſehen.

Allein dieſes Anmuthen beantwortete Fauſt kürzlich mit der Unmöglichkeit ſeinen Schwur zu brechen, und ſeinen Widerwillen zu überwinden, und da Chriſtophs Kenntniſſe nichts weiter ver-

mögmogten vorzuſchlagen, ſo ließ er denn ſeinen Herrn müßig gehen und ſich grämen, gieng mit müßig und grämte ſich mit, und erwartete wie jener, daß ein unverſehener Zufall ihm auf einmahl einen andern Sinn zuwege bringen würde.

Das Schickſal wachte auch würklich über ihn, und ließ ihn nicht lange in dieſem Zuſtande. Es kam ganz unvermuthet ein Brief von der Baroneſſe, worin dieſe ihn aufs zärtlichſte bat, zu ihnen zu kommen. Dem war ein Einſchlag beygelegt der vom alten Baron war, und in dieſem lag wieder einer von ſeiner Mutter. Der erſte enthielt unter vielen Betheurungen von Liebe zu ihm die gleiche Bitte, die die Baroneſſe ſchon gethan, und das Schreiben ſeiner Mutter machte dieſer beyder Bitten ihm zu einem Befehl, den er zu erfüllen nicht verſäumen ſolte. Sie für ſich ſelbſt bat nur wie jene, und ließ ihm den Gedanken deutlich merken, daß ſie nunmehr ihn für ganz unabhängig von ſich anſähe, und daß ſie überzeugt wäre, er würde ihr tauſend Freude machen.

Fauſt las dieſen letzten Brief vielmahl. Er hatte nicht allein viel Zärtlichkeit gegen ſeine Mutter, ſondern er ſchien auch in dem Briefe etwas geheimnisvolles gewahr zu werden, was er nicht ergründen konnte. Aber dennoch war er auf den erſten Wink bereit, obgleich ſeine Lage ihm nicht diejenige ſehlen, in welcher er ruhig auftreten, und den Seinigen in die Augen ſehen konnte. Denn zu den Seinigen zählte er nun auch diejenigen, die ihn ſo freundſchaftlich eingeladen hatten, und die ſo vielen Theil an ſeinem Schickſale nahmen. Er befahl Chriſtoph, Anſtalten zur Abreiſe zu machen. Er hatte niemand mehr an dem er an dem Orte Anhänglichkeit hatte, ſeitdem Schrenkmann weg war. Seiner Karoline dachte er als eines verlohrnen Kleinods, und da ihm deſſen Wiedererlangung unmöglich war, ſo war es ihm einerley, ob er 13 Meilen weiter davon entfernt war oder nicht. Sein Entſchluß war alſo auf einmahl durch die Bitten ſo lieber Leute feſtgeſetzt, nachdem er ſo lange gewankt hatte.

Indeſſen war auch der Baron, den wir nunmehr wieder den Junker nennen wollen, um ihn mit ſeinem Vater nicht zu verwechſeln, in ſeinem väterlichen Hauſe angekommen. Mit welchem Herzen und Erwartungen läßt ſich denken. Er hatte alle mögliche Kunſtgriffe angewendet, um ſeinem Gefährten zu entgehen. Als ein Taugenichts und mit Schande überhäuft war es ihm unausſtehlich, ſich in dem Hauſe ſehen zu laſſen, wo er Ehre vor allen hätte einlegen ſollen. Er wäre lieber nach Amerika gegangen, und die Verzweiflung über ſeinen Zuſtand war würklich ſo groß, daß ſie ihn ſehr leicht zu etwas thörigten hätte bringen können, wenn er Muth genug gehabt hätte. Aber dieſer erſtreckte ſich nicht über das Fach der Niederträchtigkeiten.

Er wolte einigemahl entwiſchen, und einmahl wäre es ihm faſt gelungen, aber ſein Gefährte, der ſchneller auf den Füßen war, und von ohngefähr auf die Spur kam, die er genommen, holte ihn noch zu rechter Zeit ein. Er verſuchte dann Drohungen, die aber der herzhafte Kamerad verlachte. Nun wandte er ſich zum Mittel der Beſtechung, womit er aber verächtlich abgewieſen wurde. Als nichts mehr übrig blieb, legte er ſich aufs Bitten, und ſtellte in den wehmüthigſten Ausdrücken dem alten Schnurrbart vor, wie ihn ſein Vater aufnehmen würde, und was für Beſchimpfungen er zu erwarten hätte.

Jetzt nahm der Knaſterbart zum erſtenmahl einen ordentlichen Ton gegen ihn an. Wenn irgend, junger Herr, ſagte er, etwas für Sie zu hoffen geweſen wäre, ſo war es von dem Mittel, das Sie jetzt ergreifen, denn ich kann würklich Bitten nicht gut widerſtehen. Ich ſehe die ganze traurige Lage ein, die Ihnen bevorſteht. Aber wiſſen Sie, ich habe dem Fürſten die Hand darauf gegeben, ſie Ihrem Vater ſelbſt wieder zu liefern, und ich lieſſe nicht wieder mich vor ihm

ſehen,

ſchein, wenn ich es nicht ausführte. Schmerl gab noch nie ſeine Hand umſonſt. Kein Schwur kann ſo binden wie mich dies Pfand.

Der Junker war nun wohl reichlich überzeugt, daß nichts für ihn zu hoffen war, aber der alte Held fuhr doch noch fort. Er ſtellte ihm nehmlich erſt vor, daß es gründlich genommen ſehr nützlich für ihn wäre, daß er zu ſeinen Eltern käme. Die Ruthe des Vaters, ſagte er, zuchtigt oft, was die Fuchtel des Generals nicht zwingt, und da können Sie noch gut, folglich auch noch glücklich werden.

Der Junker hatte ſich nie träumen laſſen, daß ihm noch ſo etwas ſolte geſagt werden, aber er muſte hier ſchweigen, und das that er in Bekümmerniß verſunken. Einen Troſt gab ihm indeſſen der Mann, indem er ihm ſagte, er wolle ſelbſt bey ſeinem Vater verbitten, daß man ihm nicht zu hart begegnete.

Es war dem Junker alles, was mit ihm vorgenommen wurde, nicht ſo kränkend, als daß er in Karolinens Gegenwart theils ſo beſchimpft worden, theils nun die Hofnung auf ſie gänzlich aufgeben muſte. Da er von jeher ein Prahler geweſen, ſo hatte er an dem Tage, an welchem ihm Willhelm die erſte Hofnung machte, gleich die Ungnade Streuſands ſeinem Vater berichtet, und gemeldet, daß Karoline ſein wäre, wobey er ſich, obwohl nur ganz obenhin, die Erlaubniß ſeiner Eltern zu ſeiner Verbindung ausbat.

Nicht dieſes letztere aus dem Briefe, der 24 Stunden vor dem Junker ſelbſt ankam, hatte den Baron ſo ſehr aufgebracht, wie er es damahls wider ihn war, ſondern der ſchurkiſche Streich den nach ſeiner Meynung ſein Sohn jetzt Fauſten geſpielt. Er hielt es für ſchlecht, ein Mädchen ſich zuzueignen, die mit einem andern ein glückliches Liebesverſtändnis unterhielte. Die Baroneſſe ſelbſt fand ſich darüber betreten, denn Fauſt muſte nothwendig einen Theil der Schuld auf ſie mit legen, wenn durch ihren Sohn ſeine Geliebte geraubt wurde.

Auch konnte ſie nicht begreifen, wie Karoline zu dem Entſchluß kommen können. Als ſie aber mit dem Baron deswegen eine Conferenz unter vier Augen hielt, fiel die endliche Meynung dahin aus, daß es wohl einmahl wieder Wind, wie gewöhnlich, von Fritz ſeyn würde, und die Antwort die der Baron gab, enthielt eine völlige abſchlägige Antwort ſtatt der Einwilligung.

Die Dame hofte auf Fauſts Ankunft und war begierig durch ihn das Räzel entwickelt zu ſehen, und der Brief ſolte eben fortgehen, als der Wagen mit dem Junker ankam.

Es war für dieſen kein kleines Glück, daß ſeine Mutter ihn ſelbſt zuerſt empfieng, denn wenn ihm ſein Vater entgegengekommen wäre, die Galle von geſtern und der neue Aerger wären zuſammengekommen, ſo hätte es übler mit ihm ausgeſehen.

So begleitete ihn die Dame, nachdem ſie ihm erſt einen gelinden Verweis wegen ſeines Schreibens gegeben, und der Unterofficier mit raſcher Stimme zum Vater ſogleich verlangt hatte, auf deſſen Zimmer. Er ſahe ihn kaum, ſo fuhren ihn die Worte heraus: Nun, ungerathener Bengel, biſt Du ſelbſt da.

Das war kein guter Anfang, beſonders da der Unterofficier mit ſeinem Auftrage in demſelben Augenblicke herausrückte, und den Vater bedauerte, daß er ſeine Ausſage beſtätigen müſſe.

Es läßt ſich die Wuth des Barons nicht beſchreiben, als er hörte, daß ſein Sohn auf eine ſo ſchimpfliche Art fortgeſchickt worden, und da er offenbahr ſelbſt es verdienet, ſo fiel natürlich der ganze Zorn des Vaters allein auf den Sohn zurück.

Er wolte ihm gleich 100 Fuchtel geben laſſen, und bat den Unterofficier dieſes Liebeswerk an ihm auszuüben, wovor er dankbar ſein wolte. Und dieſer ſagte ſelbſt, daß die Strafe nicht zu harfür die Schmerzen wäre, die er ſeinem Vater machte.

Aber der alte Held war ohngeachtet ſeines wilden Anſehens doch weich. Er ſahe die Thräne in dem Auge der Mutter, und bat nun ſelbſt bey dem Vater vor.

Die Dame gab ihm dafür einen Blick der Zufriedenheit. Der Unterofficier verſprach beym Fürſten es dahin zu bringen, daß wenn die erſte Nachricht von des Junkers Beſſerung käme, er wieder in ſeine vorige Stelle eingeſetzt würde.

So wurde die Ruhe wieder hergeſtellt, nachdem ſich der Baron die beſondere Bedingung bey der Verſöhnung vorbehalten, daß ſich der Junker gegen Fauſten allezeit wie gegen einen Bruder betragen ſolte, und darauf beſtand die ganze künftige Gnade.

Der Unterofficier wurde reichlich beſchenkt und entlaſſen, nachdem man ihm alle Ehre angethan, die er auch beym Fürſten zu rühmen wuſte, und dadurch, wie wir weiter unten hören werden, zum Glücke des Junkers etwas beytrug.

Der Junker fand freylich in ſeinem väterlichen Hauſe eine groſe Veränderung. Seine Mutter regierte alles, und wurde ſelbſt von dem Baron als ein Orakel verehrt, der gegen ſeine Frau jetzt die ſtilleſte freundlichſte Laune hatte, die man nur haben kann. Seine Liebe zum Trunk war zwar nicht erloſchen, aber die Erholung die ſich der Junker davon verſprochen, und die Freude die er ſich in ſolchen Gelegenheiten vorſtellte, fiel weg, weil ſein Vater dieſer Neigung nur in der Stille opferte.

Trine war im Hauſe, und wurde als eine zum Hauſe gehörige angeſehen. Sie ſchien etwas zu ſagen zu haben, aß mit am Tiſche, und hatte der Dame die ganze Sorge der Wirthſchaft abgenommen.

Dieſes alles zu entwickeln, wird jetzt unſer Augenmerk ſeyn, und in dieſem Kapitel haben wir nur noch anzuführen, daß Fauſt wenige Tage nach des Junkers Ankunft in Chriſtophs Begleitung im Schleichiſchen Hauſe eintraf, und von deſſen Empfange werden wir weiter reden, wenn wir vorher eine Reiſe-Scene deſſelben mit ihren Folgen und Würkungen dargelegt, die uns nicht gleichgültig iſt.

Zweytes Kapitel.

Eine Reiſe-Scene mit ihren Würkungen und Folgen, nicht unangenehm für Freunde wahrer Menſchlichkeit.

Fauſt verließ Göttingen ohne dieſesmahl zu wiſſen, daß es eine Trennung ſey. Seine letzte Laune und Unthätigkeit hatte ihm den Ort ſelbſt zuwider gemacht. Muliers Andenken war ihm gleich wo er auch war. Ueber Schrenkmann fühlte ſein Herz nicht ſo viel, und das nicht etwa, weil er ihm weniger werth geweſen. Im Gegentheil, er erkannte deſſen Zuneigung zu ihm mit einem lebhaften Danke, aber es war die Ueberzeugung, die er ſich durch weiteres Nachdenken gemacht, daß dieſer doch unglücklich geweſen ſeyn würde, wenn er langer gelebt hätte, weil er es nie dahin gebracht haben würde, ſeiner falſchen Lieblingsidee zu entſagen.

Karln, der ihm unter ſeinen verlohrnen Freunden am allermeiſten am Herzen lag, konnte er weit lebhafter im väterlichen Hauſe im Andenken erhalten.

Da aber ſo in Fauſts Seele lauter trübe Ideen ſchwammen, ſo konnte man auch keine trü-

bere

dere Reiſe finden. Er ſaß mit ſeinem Chriſtoph im Wagen, und es wurde kein Wort geſprochen. Man ſahe ſich nicht einmahl an, weil man bemerkt hatte, daß ſich beym Blick auf einander Wehmuth in die Seele prägte. Fauſt dachte über ſein, und Chriſtoph über ſeines Herrn Schickſal nach. Weder Natur noch Zufall waren auch ſo mild, ihrer Melancholie etwas im Weg zu legen.

Es war ein rauher kalter Herbſttag, an dem man ſich träge in ſeinen Mantel hüllt, und gern zufrieden iſt, wenn einen nichts ſtört. Der Weg konnte auch nicht ſchlechter ſeyn, als er war. Aber das Stolpern der Pferde und die Stöße des Wagens waren ſich immer gleich. Der Fuhrmann hatte auch die Gefälligkeit nicht irgend einmahl umzuwerfen, um ſeine Paſſagiere aus dem Taumel zu bringen. Er pfiff nachläßig ſein Stückgen und ſchländerte fort.

Aber am Abend kamen ſie in ein kleines Dorf, wo ſich ein unangenehmer Zufall fand, den Fauſt hernach nicht um vieles Gold vertauſcht hätte. Sie fielen mit dem Wagen in ein Loch, und mit einer ſolchen Heftigkeit, daß er umfiel. Die ſchmutzige Beſchreibung ihres nunmehrigen Anſehens wird uns der Leſer erſparen. Es war nicht möglich den Wagen ſo ſchnell wieder in Ordnung zu bringen. Sie patroullirten alſo durch den Koth, bis ſie endlich auf das Wirthshaus trafen. Schräg, ehe ſie dieſes erreichten, muſten ſie vor der Pfarrwohnung vorbey, und Fauſt ſahe von ohngefähr in die Höhe, und wurde durch das blinde Fenſter ein bekanntes Geſicht gewahr. Weil aber die Perſon, welcher dieſes Geſicht eigen war, ſich ſogleich umdrehete und vom Fenſter weggieng, ſo konnte er nicht hinlänglich es erkennen, und muſte ſeiner Neugierde Gewalt anthun. Nun giebt es viele Geſichter in der Welt, die mit einander Aehnlichkeit haben, und daher kann es leicht kommen, daß uns eins und das andere aufſtößt, mit dem wir ſchon vorher einige Sympathie in einer andern Phyſiognomie gefunden haben, und man vergißt dann, wenn man nicht dazu kommen kann, es genau zu unterſuchen wer es geweſen, daß man es geſehen.

Allein das war dieſesmahl der Fall bey Fauſten gar nicht. Vielmehr lag in ihm eine große Begierde naher zu wiſſen, wer das geweſen, und die erſte Frage, als er in das Wirthshaus trat, war: wer in dem Hauſe wohnte? da hieß es denn, der Pfarrer des Orts, und vors erſte war Fauſt damit zufrieden. Aber uber dem Eſſen lag ihm immer der Pfarrer noch im Sinn. Die erſte Idee war geweſen, daß das der Pfarrer ſelbſt geweſen, aber auf einmahl aſſociirte ſich der

Gedanke, es könnte ja wohl noch jemand im Hauſe ſeyn, der Gedanke machte die Frage rege: Ob der Pfarrer allein wäre? der Wirth beantwortete dieſe mit Nein.

Da der Wirth keiner von denen war, die von ſich ſelbſt erzählten, ſo muſte Fauſt noch die dritte Frage thun: Wer denn bey ihm wäre? Da wurde der Mann etwas ofner, und gieng mit der Erzählung heraus, daß es ein Kandidat ſey, der des Pfarrers Sohn unterrichtete. Zwar dieſes nur zufälliger Weiſe, denn das wüſte man wohl, daß der Pfarrer keine ſo große Einnahme hätte, daß er einen Lehrer beſolden könnte. Aber es ſchiene, daß jeder an der Denkungsart des andern Vergnügen fände, und deswegen blieben ſie zuſammen.

Fauſten kam nun der Wunſch an, näher zu wiſſen, wer der Fremde wäre, und er ließ ſich beym Pfarrer melden, der ihn auch annahm. Er hofte gewiß die beyden Freunde zuſammen zu treſſen, irrte ſich aber, denn der Pfarrer war allein, und war nicht das Geſicht, was er ſuchte. Ohne weiter verlegen zu werden, erzählte Fauſt dem Pfarrer die Urſache und den Wunſch ſeines Beſuchs, und erwartete eine günſtige Antwort.

Aber dieſer entſchuldigte ſich, daß er ihn nicht mit ſeinem Freunde, ſo ein rechtſchaffener Mann er auch wäre, und ſo gern er ihm jeden Redlichen bekannt zu machen wünſchte, in Bekanntſchaft bringen, noch weniger ſeinen Namen nennen könnte, weil das die erſte Bedingung ihrer gegenſeitigen Freundſchaft ſey.

Ganz durchdrungen vom Schmerz, ſeinen Wunſch nicht erreicht zu haben, beklagte **Fauſt** etwas laut, daß er nicht erfahren könnte, wer der Mann wäre. Ich bin ſelbſt, ſetzte er hinzu, unglücklich, und es kam mir vor, als wenn ich etwas ſchwermüthiges in ſeinem Blick geſehen hätte. Hätte **Fauſt** gleich ſeinen Namen ſagen laſſen, ſo wäre er vielleicht ſeines Wunſches gewähret worden.

Der Mann der bey dem Pfarrer war, war Gutmann, und Fauſts erſter Gedanke war auch gleich geweſen, ob es nicht etwa Gutmann ſeyn möchte. Es war alſo kein Wunder daß er Aehnlichkeit fand, und daß er ſich über den mislungenen Anſchlag betrübte.

Er war der einzige, der Müllers Geheimniß beſaß, und er war auch Herr über die 500 Thaler, die ihn ſehr drückten, und die er dem rechtmäßigen Beſitzer ſo gern wiedergeben wolte.

Der Leſer würde aber ſo wenig wie wir erfahren haben, daß es Gutmann geweſen, wenn er nicht im Nebenzimmer, wo er ganz vertieft

ſtudier=

ſtudierte, bey Fauſts lautem Sprechen durch den Ton der Stimme erſchreckt worden wäre, die ihm ſo auffallend war. Er ſprang auf, warf das Buch bey Seite, rief ziemlich laut: das iſt Fauſts Stimme, und war mit einem Sprung in die Stube und in Fauſts Armen. Sie ſind nicht mit unter denen, die ich nicht ſehen will, und ich hätte durch meine Unvorſichtigkeit mich eines groſſen Vergnügens berauben können.

Fauſts Freude war unbeſchreiblich. Aber ſo groß ſie war, ſo wolte er doch ſogleich ſeinen Chriſtoph daran Theil nehmen laſſen, und Gutmann hörte auch nicht ſobald daß er da wäre, als er ihn ſelbſt eifrig zu ſprechen wünſchte.

Chriſtoph ſahe ihn lange an, und wolte nicht glauben, daß ers wäre, bis ihm Gutmann brüderlich die Hand drückte, da er gleich dieſes biedern Mannes ehemalige Freundſchaft gegen ſeinen Herrn mit deſſen jetzigen Zuſtande vereinigte, und in ſeinem Herzen ſo manche Communication vorgieng, daß er ſich nicht länger halten konnte, ſondern in folgenden Ausruf überfloß: O Herr Gutmann, wären Sie bey uns geblieben, manches wäre nicht geſchehen. doch wenn Sie nur jetzt mit uns gehen und bleiben, ſo ſoll mein Herr ſchon wieder von ſeiner Laune zurückkommen.

Als ihm Gutmann für ſeine Treue einen Lobſpruch beygelegt, und ihm geſagt, er möchte das beſte von ſeinem Herrn hoffen, trübe Tage währten nicht ewig, ſo nahm er wieder Fauſten bey der Hand, und ſagte: Nun was macht denn unſer Karl?

Und da rollte eine warme Thräne über die Wange unſers Helden, und heiß fiel ſie auf die Hand des edlen Lehrers. Ich verſtehe ſie, dieſe Thräne, ſagte Gutmann, ich werde ihm keine weinen, denn es iſt mir gewiß, daß er mehr lebt als wir. Aber betrübt wird meine Seele über Sie ſeyn, daß Sie dieſen theuren Jüngling verlohren haben, der Sie ſo zärtlich liebte.

Fauſt wolte die Frage nicht an ſich thun laſſen, was **Müller** machte, und fieng alſo ſelbſt von ihm an. Bey der Nachricht ſchien Gutmann noch weit beſtürzter und betrübter. Er konnte faſt das Weinen nicht unterlaſſen. An dieſem, ſagte er, hat die Welt verlohren. Er war gebohren Gutes zu thun. Er konnte nichts denken, als was zu eines andern Nutzen gereichte. Er hätte gewiß alle glücklich gemacht, denen er einſt vorgeſetzt worden wäre.

Fauſt wolte nun nicht länger zögern, ſich ein Licht in der Sache zu ſchaffen, die ihm ſo nahe am Herzen lag. Er hatte die 500 Thaler gleich bey ſich geſteckt, ſo gewiß war er ſeiner Sache geweſen, und eben wegen der Art der Ueberzeugung die er hatte, war es ihm auch ſo ſehr aufgefallen, als er im Anfange abgewieſen worden.

Als er **Gutmann** erinnerte, ob er nicht 500 Thaler gehabt, bejahete dieſer es gleich, und ſagte auch, er wäre von dem Gelde gekommen, ohne zu wiſſen wie. Da haben Sie es, ſagte **Fauſt**, und gab es ihm. **Gutmann** verwunderte ſich nicht wenig, aber er ſtand ganz beſtürzt, als ihm **Fauſt** ſagte, er habe es nach **Müllers** Tode in dem und dem Fache ſeines Schreibſchrankes gefunden.

Fauſt glaubte, es wäre aus Verdacht gegen **Müllern**, daß er ſo erſtaunt wäre, und es gereuete ihn faſt, daß er geſagt, wie er dazu gekommen, denn es that ihm weh, daß ſein Freund, den er ganz unſchuldig glaubte, leiden ſolte.

Aber **Gutmann** half ihm bald aus dieſem unruhigen Traume. Ich ſelbſt, ſagte er, erinnere mich nun ganz deutlich, daß ich das Geld in dieſes Fach gelegt, um es recht zu verwahren, und ich habe hernach nie wieder daran gedacht. So weiß man nicht, wozu oft etwas gut ſeyn kann, was böſe ausſicht. Hätte ich jenes Geld behalten, ohne jemahls hierher zu kommen, ohne dieſen meinen Freund kennen zu lernen, ich hätte nicht die unausſprechliche Wonne gefühlt, jetzt durch dieſes Geld dieſem Freunde ſeine Umſtände zu verbeſſern.

Ich will nicht hoffen, ſagte hier der Paſtor —

Was wollen Sie nicht hoffen, fiel Gutmann ſchnell ein. Nicht, daß ich ein Menſch bin, nicht daß ich für Sie ſo viel fühle, wie Sie für mich? Sie hatten weniger als ich jetzt habe, da Sie alles mit mir theilten, und ich ſolte nun, da ich mit dieſem wenigen uns ſo reich, ſo glücklich machen kann, nicht theilen? Wenn Sie mein Freund ſeyn wollen, ſo ſagen Sie nichts mehr davon.

Nun die Freude müſſen Sie ihm nicht verderben, ſagte Fauſt, ich weiß es, was Gutmann bey einer ſolchen Handlung empfindet, und dieſe Empfindung ihm nicht laſſen, das wäre ſündlich.

Sie ſagens, erwiederte der Paſtor, und was kann ich widerſprechen. — Gutmann war dann äuſſerſt zufrieden. Die Ausſicht, die ich hier zu einem vergnügten Leben habe, ſagte er, iſt ſehr reitzend, und ich muß Ihnen eine kleine Schilderung davon machen. Mein Freund hier hat juſt ſo viel Einnahme, daß er ſparſam und doch nicht kümmerlich davon leben kann, juſt ſo viel, daß ſo ein Schmarotzer wie ich mit durchgehen kann. Wie ich nun ganz von meinem Vermögen mich entblößt glaubte, da gieng ich, um mich in einem Winkel zu verbergen, wo mir das Unglück nichts

anhaanhuben, das Glück aber mich nicht mehr aufſuchen könnte, um mich zu täuſchen.

Es war mein Vorſatz, bey irgend einem Landprediger für den Unterricht ſeiner Kinder ſo viel als ich mein Leben zu unterhalten brauchte, zu erlangen. Aber es war auch gleich der Vorſatz in mir, einen ſolchen zu ſuchen, mit dem ich meine Tage in Freundſchaft und Einigkeit hinbringen könnte. Ich geſtehe es ſelbſt, mein Vorſatz hatte viel lächerliches, aber es möge nun eine bloße eitle Hofnung oder ein inneres Bewuſtſeyn geweſen ſeyn, genug ich glaubte den Endzweck zu erreichen, und was mir ſelbſt am bewundernswürdigſten an mir vorkam, denn ich kenne mich und meine Fehler ſehr genau, ſo wurde ich nicht verdrüßlich, als mirs in dem Vorſatze einigemahl unglücklich gieng. Ich traf entweder Leute an, die ganz andern Neigungen nachhiengen als ich, oder Männer die Mistrauen in mich ſetzten, oder die ſich mit keiner Laſt beſchweren wolten, die ſie nie wieder loszuwerden hoffen konnten.

Ich kam endlich hierher. Meine Aufnahme war gleich ganz anders. Nach einer brüderlichen Umarmung, und einen unverſtellten Danke für mein Zutrauen, zeigte er mir einen Knaben und ein Mädchen. Ich bin ein Freund der Landwirthſchaft, und ich bin leider auch in dem unangenehmen Fall, daß ich die beſte Zeit die ich auf meine Heerde wenden konnte, auf dieſe meine Nahrung wenden muß. Ich habe doppelten Acker und Pflug. Hierzu kömmt noch, daß ich ein Freund der Kräuterwiſſenſchaft bin, und ſo ſehr ich auch den Trieb dazu unterdrücke, um nicht zu weit zu gehen, ſo glaube ich doch, es läßt ſich entſchuldigen, daß ich mein Vergnügen nicht ganz entbehren will.

Nach dieſem Eingange frug er mich, ob ich mit ihm theilen wolte, was er ſelbſt hätte, und davor den Unterricht und die Aufſicht über ſeine Kinder übernehmen, und ob mir die Belohnung für die Arbeit nicht zu geringe wäre.

O mein lieber Fauſt, fuhr Gutmann enthuſiaſtiſch fort, das war mehr als ich geſucht und gewünſcht hatte, mehr als ich hoffen konnte. Ich nahm auch den Antrag an, ohne einmahl zu bedenken, ob ich dem guten Herzen meines Freundes nicht zur Laſt fiele. Und nun ſehen Sie. Drey Viertel dieſer Gelder wenden wir an einige eigne Aecker, denn das Schickſal ſpielt wunderlich mit dem Menſchen, und den vierten Theil legen wir zur Verſchönerung unſers Gärtgens an.

Wenn Sie der Welt einmahl überdrüßig ſind, ſo kommen Sie zu uns, denn in unſerm Bezirk iſt nicht Welt, es iſt Himmel.

Fauſt konnte ſich mit voller Theilnehmung in die Wonne ſeines Freundes verſetzen. Wie gern bliebe ich jetzt ſchon bey Ihnen, ſagte er, wenn mich nicht eine zärtliche Mutter und Pflegeeltern riefen, denen ich Dank ſchuldig bin.

Davon wolte ich Sie auch ſelbſt um den ſchönen Genuß ihrer Gegenwart willen, nicht abhalten. Denn der Eltern Segen, mein Sohn, bauet den Kindern Häuſer, und die Häuſer ſind ſo wie das Unſrige. Das ſind Häuſer, wo Friede und Freude immer herrſcht, wo Eintracht wohnet, und wo Engel unter den Menſchen einkehren, und ihre Wege lenken.

Fauſt ſahe ohngeachtet der Freudenthränen, die dem Paſtor in den Augen ſtanden, daß er bey dieſem Geſpräch verlegen war. Er ſuchte es alſo abzuleiten, und kam auf Gutmanns andere Bekanntſchaften. Ich mag nichts von ihnen hören, fiel er ihm ein, als daß ſie wohl ſind. Das wünſche ich ihnen ſo wie jedem Nebenmenſchen. Karolinen war ich vorzüglich gut, aber ich mag ſie mir vorſtellen wie ich will, ſo iſts beſſer, ich denke nicht an ſie. Hat ſie ſich zu einer andern Liebe entſchlieſſen können, ſo macht mich ihr Betragen in ihrem Charakter irre, und ich kann ſie nicht mehr ſo ſchätzen. Iſt ſie Ihnen treu geblieben, ſo iſt ſie ja unglücklich, und ich kann ſie mir nicht anders als im Kummer vor die Augen ſtellen, und da ſehe ich ſie lieber nicht.

Nach einigen Minuten, die Fauſt über Karolinens Andenken in der tiefſten Schwermuth verträumte, kam er auf den Kammerherrn zu ſprechen.

Fort über den Mann weg — ſagte Gutmann, ſein Andenken iſt mir am allerunangenehmſten, denn ich habe ihn ſehr geliebt, und noch tröſte ich mich gern damit, daß es mehr Verhängniß über ihn, als Schuld von ihm war, daß ich ihn nicht wiederſahe. Er wird einen Sohn kennen lernen, deſſen Heucheley ihn einnahm.

Er hat ihn kennen lernen, ſagte Fauſt darauf, und er iſt von dem Unrecht überzeugt, was er Ihnen gethan. Seeliſt hatte würklich auch an Fauſten Gutmanns wegen dringend geſchrieben.

„Unrecht hat er mir weiter nicht gethan, als daß er mir die Vertraulichkeit entzogen, die ſonſt unter uns war. Gut iſts für ihn, wenn er das glaubt, denn ſo was macht den Menſchen beſſer. Und kennt er ſeinen Sohn nun, ſo iſts mir um deſſenwillen lieb, ſo kann er als Vater ihn noch ziehen, denn dem Lehrer folgte er nicht mehr.“

Fauſt ſetzte darauf an, ob er Seeliſt nicht Nachricht von ſeinem Aufenthalt geben könnte. Im Anfange ſtritt Gutmann ſchlechterdings dawider

wider. Sein Wohlſeyn ihm zu melden, das ſtellte er ihm frey, denn das kann ihm nicht unangenehm ſeyn, ſagte er, aber vom Aufenthalte wolte er deswegen nichts wiſſen laſſen, weil er auf den Punkt des Eigennutzes ſehr eigenſinnig war, und doch es ſcheinen könnte, als ob der mit in dieſe Nachricht verwickelt wäre.

Fauſt muſte alſo mit andern Gründen hervorrücken, da dieſe nicht anſchlugen, und er ſtellte ihm vor, daß es in dem Falle ſeine Pflicht wäre, wenn Seeliſt ſeinetwegen unruhig wäre, und ſich über ſein Betragen ſo lange ängſtigen würde, bis er mündlich ihm es abgebeten. Und ich weiß es, endigte Fauſt, daß es zu ſeiner ohnedem ſo ſchwankenden häuslichen Glückſeligkeit etwas beytragen wird, wenn er die Sorge aus ſeinem Herzen los wird. Ich kann Ihnen davon ſchriftliche Beweiſe zeigen.

Dann würde ich ungerecht handeln, fieng Gutmann an, wenn ich das von Ihnen verlangte. Sie haben mich jetzt ſo weit gebracht, daß ich Ihnen freye Hand laſſe, zu thun und zu laſſen, was Sie wollen, nur ſchonen Sie mich dabey. Dies verſprach Fauſt.

Dieſer brachte hier einige frohe Tage zu. Er konnte ſeinem alten treuen Lehrer das theils nicht abſchlagen, theils wäre er ſeiner innern Neigung nach wohl ganz dageblieben. Aber das verſprach er, daß er oft wiederkommen wolle, und wir glauben, daß er Wort gehalten.

Kaum war Fauſt ſich ſelbſt überlaſſen, als er ſich hinſetzte, und an den Kammerherrn ſchrieb. Er meldete ihm den ganzen Auftritt, ſchilderte ihm des edlen Gutmanns immer ſich gleiche Denkungsart, und bat ihn bey allem, was er in Anſehung ſeiner thun würde, zu bedenken, daß es ihm nur nach vieler Mühe und Ueberredung gelungen wäre, die Erlaubniß zu erhalten, ihm dieſes zu melden, und er möchte alſo vorſichtig ſeyn, daß ſie nicht wieder um ſeinen Beſitz kämen.

Bey dem Kammerherrn machte aber die erſte Zeile des Briefes, die ihm ſchon vom Wiederfinden Nachricht gab, ſo viel Wallung und Eindruck, daß er ihn nicht ausleſen konnte. Er ſahe ihn nur flüchtig durch, fand den Ort ſeines Aufenthalts, und war in weniger als einer Stunde ſchon auf dem Wege dahin.

Es waren alle die vorigen Auftritte aufgewacht, die er mit ihm auf ſeinem kleinen Gütgen gehabt, wo er immer in dem innerſten ſeines Herzens war, und kein Geheimniß ihm verborgen blieb. Der Kammerherr hatte auch ſeit der Zeit keinen Menſchen wieder gefunden, der ihm die Lücke erfüllt hätte, die durch den Verluſt dieſes Mannes in ſeine Seele gekommen war, und er war umhergegangen, als wenn er immer etwas ſuchte, hatte ſich oft zu Menſchen gewandt, und ihr Herz erforſcht, immer aber keinen Gutmann gefunden. Hatte ihn blos Zufall und nicht Verläumdung aus ſeiner Geſellſchaft geriſſen, ſo hätte er es nicht ausgehalten. So aber hatte er ſchlimmere Begriffe von ihm bekommen, und ſo wie dieſe nun wieder wegfielen, ſo erwachte jene Leidenſchaft für Freundſchaft und Vertraulichkeit mit der Heftigkeit, mit welcher ſie in ihm war.

Er eilte auch was er nur konnte, als ob er fürchtete, jede Stunde könnte ihm ihn wieder entreiſſen. Als er hin kam, fiel er ihm gleich um den Hals. Laſſen Sie mich zu Ihren Füßen Sie um Vergebung bitten, rief er aus, daß ich Sie ſo übel behandeln konnte. Laſſen Sie mich es nicht entgelten, daß ich eine Affenliebe gegen meinen Sohn hatte, und meine Seele einmahl ſchwachſichtig war. Nehmen Sie mich wieder wie den vorigen Freund auf, und ſeyn Sie wieder mein theurer edler Gutmann. Kommen Sie wieder zu mir, und ſeyn Sie bey mir wie ſonſt zu Hauſe, und Herr ſo gut wie ich. Vergeſſen Sie daß ich fähig war, ſo ſehr Sie zu beleidigen.

Die Ankunft war zu ſchnell, der Empfang zu treuherzig, als daß Gutmann nicht hätte gerührt werden ſollen. Er nahm die Verſicherung des Kammerherrn, daß ſeine Reue groß wäre, mit der Gegenverſicherung an, daß ſeine Liebe gegen ihn nichts geringer geworden, und mit dem erneuerten Bande der Vertraulichkeit war er bis auf den Aufenthalt im Seeliſtiſchen Hauſe vollkommen zufrieden. Die Gründe, warum er dieſes ausſchlug, brauchen wir wohl dem Leſer nicht zu ſagen. Er wird ſie von ſich ſelbſt einſehen, denn ſogar der Kammerherr nahm ſie ohne Bedenken an.

Sie kamen auch auf die Verſprechungen, die der Kammerherr Gutmannen gethan. Dieſer wolte zwar von nichts mehr wiſſen, aber der andere wuſte ſeine Unruhe und ſeine trübe Stunden deswegen ſo zu ſchildern, daß ſich Gutmann, um ihn zu beruhigen, in ein Geſpräch darüber einlaßen muſte. In dieſem ſuchte er nun zu beweiſen, daß ihm jetzt nichts, weder am nothdürftigen noch an dem, was man zum Vergnügen rechnete, fehlte, und machte denn die reitzende Beſchreibung ſeines Glückes, die er ſchon Fauſten gemacht.

Der Kammerherr that ihm darauf die verfängliche Frage, ob er ſich nicht auch der Kinder

derdes Mannes annehmen wolte, wenn dieſer einmahl, die Welt verlaſſen ſolte? Allerdings, erwiederte Gutmann. Und von dieſen paar Aeckern Land doch wohl nicht, verſetzte der **Kammerherr**, wenn nun die Einkünfte der Pfarrey zu Grunde gehen?

Gutmann ſchien verlegen, und nachdem er ſich etwas bedacht, ſagte er: Die Tochter iſt in dem Alter, daß ſie einen Mann glücklich machen kann, und ihre vortreflichen Eigenſchaften werden ihr bald einen zuführen. Und wenn der Sohn erſt ſtudiert hat, kann er ſich ſein Brod ſuchen, wie viele in der Welt es thun müſſen, und ſo lange er ſtudiert, leben wir etwas ſparſamer, und ziehen uns etwas ab. Solte aber der Vater früher ſterben, nun dann komme ich zu Ihnen.

„Und dann iſt Seeliſt vielleicht auch ſchon tod, und **Karoline** ſteht unterm Manne, und wie gut Ihnen **Willhelm** iſt, das wiſſen Sie. Nein, mein Freund, Sie müſſen ein für allemahl jährlich von mir etwas annehmen, ſo lange Sie leben."

Er ließ auch Gutmann keine Ruhe bis er ihm das verſprach. Ueber die Unterhandlungen aber giengen Tage hin, und das Abſchiednehmen fiel dem **Kammerherrn** nicht ein.

Gutmann erfuhr nun nach und nach von ihm alle die verſchiedenen Auftritte in ſeinem Hausweſen, und es kam denn auch auf Karolinen oft. Er erzählte die ganze Geſchichte mit Streuſand, wie auch deſſen Ungnade, und führte denn auch an, daß er ſie dennoch dem Manne geben würde. Das iſt edel und ſchön gedacht, ſagte Gutmann, aber warum dachten Sie bey Fauſten nicht ſo? Er hätte Ihre Tochter verdient, und ſie glücklich gemacht. Ich müßte dieſes liebe Mädchen ganz verkannt haben, wenn ich nicht behaupten wollte, daß ſie nichts als Gehorſam dazu bringt, Ihnen nachzugeben. Freude werden Sie nie daran erleben, daß Sie ſie gezwungen haben.

Mit dem Kammerherrn hatte ſeit Gutmanns Entfernung niemand ſo offenherzig geſprochen. Seine Frau war die einzige, die es hätte thun können, und die hatte eine gewiſſe Art von Ehrfurcht für ihn, die ihr das nicht zuließ. Es fuhr nun die Wahrheit wie ein Blitz durch ſein Herz. Der Gedanke, daß beyde Liebenden ſich ziemlich zufrieden gegeben, war noch das einzige was ihn aufrecht erhielt. Wäre der Major noch in ſeinen vorigen Ehren und Würden geweſen, ſo hätte er vielleicht die Sache noch einmahl in Ueberlegung gezogen, ſo aber ſchien es ihm ungerecht an dieſem Manne gehandelt, und jenes war doch einmahl. Aber die Erinnerung erregte eine gewiſſe Unruhe in ihm, wieder zurück zu ſeyn, und alles anzuwenden, daß er Karolinens Schickſal erleichterte.

Daher beſchleunigte er ſeine Abreiſe, brachte aber doch vorher noch eine Sache zu Stande, die ihm ſeit einigen Tagen im Kopf herumgieng. Als er an einem Abend ſo in recht enger Vertraulichkeit mit dem Paſtor und Gutmann zuſammen ſaß, frug er den letztern, ob er immer geſonnen geweſen, ſich nicht zu verheyrathen? Gutmann wolte wiſſen, woraus er das ſchlöſſe, und ſagte, er wäre im Gegentheil immer entſchloſſen geweſen.

Ich ſchlieſſe es daraus, ſagte der Kammerherr, weil Sie hier die Gelegenheit nicht ergreifen, ein Mädchen glücklich zu machen, die wie Sie ſelbſt geſagt, ihren Gatten wieder glücklich machen wird.

Gutmann gab ihm recht, ſagte aber, daß er es nicht wagen würde, eine Perſon anzuſprechen, die ſo viel jünger wäre als er, und daß er auch jede Gelegenheit vermeiden müſte, ſich gegen ſeinen Freund in irgend etwas eigennützig vorzukommen.

Sie treiben die Sache zu weit, fiel jetzt der Paſtor ein, wenn Ihnen mein Mädchen anſteht, ſo gebe ich ſie niemanden lieber als Ihnen, und ich glaube gewiß nicht, daß ſie es ausſchlagen wird, denn ich habe bemerkt, daß ſie mehr als Hochachtung für Sie fühlt.

Der Kammerherr nahm den Antrag auf ſich, und führte ihn aus. Gutmann wurde den andern Tag getrauet, und den dritten reiſte der Kammerherr. Vorher hatte er es noch ſo weit gebracht, daß man das Kapital des Jahrgeldes, welches er Gutmann geben wollen, als ein Hochzeitgeſchenk annahm. So hatte Fauſts Reiſeſcene gewiß vortrefliche Würkungen, und ſeine Freude über die Nachricht davon war auch in der Folge die gröſte.

* * *

Drittes Kapitel.

Von Fauſts Empfange im Schleichiſchen Hauſe, und den erſten Bemerkungen die er daſelbſt macht.

Trinens Mutterherz konnte ſich nicht verbergen, ſie mußte die erſte ſeyn, die ihren Sohn empfieng und umarmte. Sie hatte ſchon einmahl, da der Junker ankam, vergebens freudenvoll die Thür geöfnet, und wäre ſie zum zweytenmahle betrogen, ſo wurde ſie vielleicht zum drittenmahl angeſtanden

den haben, ſo ſchnell zu ſeyn. Aber diesmahl wurden ihre Hofnungen erfüllt. Es war ihr Sohn, ihr geliebter Fauſt, der aus dem Wagen ſtieg und ihr in die Arme eilte Freudenthränen ſeiner guten Mutter netzten ſeine Wangen, und ſie waren gewiß nicht mit mehr Aufrichtigkeit und Zuthätigkeit geweint, als hier.

Trine verſicherte ihren Sohn, daß dieſer Empfang in ihrem Herzen noch weit wärmer, dieſe Stunde ihrer Seele noch weit freudebringender wäre, als jenesmahl, da er von Leipzig zurückkehrte. Denn jetzt habe ich Dich auf immer wieder, und werde Dich nicht wieder aus meinen Armen laſſen, ſagte ſie, und wenn Du erſt alles wüßteſt, lieber Fauſt! —

Wir glauben es, daß es der Mutter ſauer geworden iſt, ein Geheimnis ihrem Sohne verborgen zu halten, was ihm ſo nahe angieng, und wäre Fauſt neugieriger, folglich zudringlicher geweſen, wir glauben ohngeachtet ihres feſten Verſprechens hätte ſie ihm unter dem Siegel der Verſchwiegenheit und der Verſicherung, nichts davon merken zu laſſen, geſagt was er noch nicht wiſſen ſolte.

Aber vor Fauſt konnte ein Geheimnis bis in alle Ewigkeit ein Geheimnis bleiben, ohne daß er einmahl den Gedanken kannte, es wiſſen zu mögen.

Er hatte den Begriff, den wir von den Myſterien haben, daß ſie entbehrlich ſind, und ſobald uns einer mit der Eröfnung eines Geheimniſſes kömmt, ſo bitten wir ihn, ſich die Mühe zu erſparen, weil wir nicht die Bewahrer von ſo undankbaren Schätzen ſeyn mögen. Fauſt verlangte alſo nichts zu wiſſen, nahm aber an der Zärtlichkeit ſeiner Mutter mit kindlicher Freude Theil, und erwiederte ihr ihre Liebe mit vollem Maaße.

Die Baroneſſe, die eben ſo herzlich und ſehnlich auf ihn hofte, wolte Mutter und Sohn nicht ſtören, ließ ſie alſo erſt alle Seligkeit aus ihrer Zuſammenkunft ſchmecken, und ließ dann Fauſten zu ſich bitten. Er kam und konnte ſich nicht enthalten, ſich vor ihr hinzuwerfen und ihre Knie zu umfaſſen. Aber ſie nahm ihn in ihre Arme. Sie weinte auch, aber nicht ganz Freudenthränen waren es. Das Andenken an Karl und die Entwickelung anderer Umſtände machten einen Theil derſelben zu Thränen des bitterſten Schmerzes.

Auch Fauſt wurde gezwungen einige Thränen noch um Karl zu weinen. Könnten Sie mir doch in dieſem ſüßen Augenblicke meinen Karl wiedergeben, ſagte er. O verzeyhen Sie, daß ich die Wunde des mütterlichen Herzens wieder aufreiſſe. Verzeyhen Sie es meiner Liebe, meiner Empfindung.

Warum ſolte ich es Dir nicht verzeyhen, beſter Pflegeſohn, erwiederte die liebreiche Mutter. Ich freue mich, daß Du mit ſo viel Zärtlichkeit an meinen einzigen guten Sohn zurück denkſt, denn leider macht uns Fritz keine groſe Freude, und wir müſſen ſie ganz allein von unſerm Pflegeſohn erwarten.

„Und ſolte der arme, gekränkte, niedergebeugte Fauſt Ihnen dieſe geben können? Nein, meine theure Pflegemutter, da ich von der Höhe fiel, auf welcher ich mit Karolinens Liebe war, da fiel zugleich aller Muth, und mit ihm alle Freude, die ich oder irgend jemand an mir haben konnte.“

Der Baroneſſe war aber alles nicht unbekannt, was in Anſehung Karolinens und Fauſtens vergangen war. Zwar war die ehemahlige Vertraulichkeit nicht geblieben, die unter beyden Familien herrſchte; weil man wuſte, daß die Baroneſſe auf Fauſts Seite war, hatte man den Briefwechſel immer eingeſchränkter werden laſſen, und es war faſt ein Höflichkeitskompliment daraus geworden. Die einzige Karoline ſchrieb noch zuweilen einen warmen herzlichen Brief, aber da ſie hatte verſprechen müſſen, nie eines Worts von Fauſten zu erwähnen, ſo war, was die Baroneſſe von ihr erfuhr freylich weiter nichts, als die Klage, ſie ſey immer noch unglücklich wie vorher.

Hingegen von Fauſts Seite bekam ſie getreulich auch die kleinſte Nachricht von dem, was in dieſer Liebesintrigue vorgieng, und auch als ſie ſich ſchloß, die genaueſte Schilderung der Scene.

Da ſie auch nicht der kleinſten Verſtellungskunſt fähig war, ſo war es ihr, ſo ſehr es zu Fauſts Glück vielleicht hätte beytragen können, nicht möglich anders als traurig über den Fall zu ſchreiben, vielweniger denn zu denken. Und hatte ſie nicht alles was ſie darüber dachte, gleich ausgelaſſen, als ſie ſchrieb, ſo that ſie es jetzt mit der wärmſten Leidenſchaft. Sie redete von Karolinen mit Lobeserhebungen, die Fauſten durch die Seele drangen, und natürlich den Wunſch in ihm aufs neue erregten, der ſchon einigemahl nach dem Ende ſeiner Schwarzkünſteleyen in der Tiefe ſeiner Schwermuth in ihm aufgeſtiegen war, daß er ihr nicht möchte entſagt, ſondern ſein Recht auf ſie beybehalten und fort behauptet haben. Sie ließ ſich auch über Seeliſts Verfahren als höchſt ungerecht aus, und da Fauſt dieſen mit Leib und Seele vertheidigte, ſo ſagte ſie, er habe ein viel zu gutes Herz, als daß er eine Sache von der wahren Seite betrachten könne, ſobald ſie nicht ſo gut wäre, wie er ſelbſt. Sie berührte aber doch die Saite nicht weiter, ſondern ließ ihn bey ſeinem Glauben. Indeſſen bat ſie ihn, ihrem Manne nichts von ſeiner erneuerten oder vielmehr nie geſchwächten Neigung zu Karolinen zu erwähnen, und ſie ſtritt noch lange mit ihm, ehe ſie ihn zu der Entſchlieſſung brachte, ihr zu folgen und zurückzuhalten.

Sie that es theils um ſein ſelbſt willen, denn er hatte ſich durch die Handlung ſehr tief in die Gunſt des alten Barons feſtgeſetzt, theils wolte ſie ihrem Manne nicht gern die ganze Freude verderben, die um ſo lebhafter geworden war, da ſein Sohn ihm beſtätigt hatte, wie groß Fauſts Aufopferung dabey geweſen, und als ihn daher die Baroneſſe zu ihrem Gemahl führte, gieng ihm dieſer mit ofnen Armen entgegen, ſchloß ihn in dieſelben, und ſagte: Siehſt Du, ſeitdem ich keinen Karl mehr hatte, biſt Du mir es geweſen. Mit der Wärme, mit welcher ich an ihn dachte, habe ich an Dich gedacht, und mit der Sorge, mit welcher ich für ihn ſorgte, will ich für Dich ſorgen.

Das alles muſte Fauſten unerwartet ſchmeichelhaft ſeyn, und war es auch. Aber die volle Freude konnte er nicht empfinden. Wenn der Baron, welches er nun einmahl nicht unterlaſſen konnte, zuweilen auf Karolinen und ihre ganze Familie ſchimpfte, daß ſie ſo dumm geweſen, und einen ſo guten Fang, wie ſie an Fauſt machen können, gegen den Lumpenmajor vertauſchen können.

nen, ſo war das allemahl ein ſchneidendes Schwerdt für den armen Fauſt, und dann ſuchte er in den ſanftern Tröſtungen der Dame vom Hauſe wieder Ruhe. Ihre Schmeicheleyen gegen Karolinen waren denn der Balſam, der ihn wieder aufrichtete, und eine Thräne, die ſie ihm und ſeinem Unſtern weinte, konnte ihn aus ſeinem Strudel von Wehmuth ſo ſehr herausreiſſen, daß er ſie ſelbſt tröſtete, und ihr ſagte, ſie möchte ſich etwas aus dem Sinn ſchlagen, was, nachdem es doch nicht zu ändern, ihr ſo viel Traurigkeit in ihr Herz brächte.

Mit dem Junker war Fauſt ſo zufrieden, wie dieſer mit ihm. Fauſt hätte jetzt wohl eine höhere Miene über ihn annehmen können, denn er war augenſcheinlich Liebling, und der Junker hätte es auf keinen Fall wagen dürfen, mit ihm deswegen zu zürnen, wenigſtens nicht öffentlich. Aber Fauſt that das nicht, ſondern er bezeigte ihm vielmehr eine Art von Ehrfurcht, die er ihm ſonſt bezeigt hatte, da er noch als ein Knabe von keiner Bedeutung umherlief, und man nicht wuſte, ob er früh oder ſpat das Haus wieder verlaſſen müſte.

So wenig es indeſſen mit des Junkers Charakter zuſammen reimte, Fauſts Aufmerkſamkeit zu erwiedern, ſo that er es doch. Aber er war auch nicht wenig gedemüthigt, und er ſahe wohl, daß er mit ſeinem Kopf nicht durch die Welt kam. Da die Kur des Soldatwerdens, die ſein Vater mit ihm vorgenommen, nicht angeſchlagen, ſo konnte er erwarten, daß man eine noch ſchlimmere vornehmen würde, um zu ſehen, ob dieſe beſſer anſchlüge. Ueberdem hatte er in ſeiner Seele einige Hochachtung für Fauſten gefaßt. Die edle Art, mit welcher er ihn aus der Sache mit Louiſen gezogen, anſtatt daß ein andrer ein Hohngelächter angeſtimmt haben würde, hatte den Grund dazu gelegt, und die ſichtbare Gleichheit in Fauſts guten Betragen, hatte ſie feſtgeſezt. Sie vermehrte ſich nun mit jedem Tage, und wurde zulezt ein Bewegungsgrund zur Nacheiferung.

Da ein Gemüth, welches nach allen Ausſichten nicht zu verbeſſern ſchien, durch ein gutes Beyſpiel würklich gebeſſert wurde, ſo iſt dies ein Beweis für den Saz, daß die Schilderung des Laſters nur den Eindruk des Abſcheues, und nicht der Prüfung beym Menſchen hervorbringe dahingegen die Schilderung des Guten wahre Unterſuchung, ob man ſo ſey, oder nicht ſo werden könne. Ein Lieblingsſaz, den wir uns ſelbſt bey jeder Gelegenheit vorpredigen.

Fauſt würde wie in einem Paradieſe gelebt haben, wenn ihm nicht jeder Blik den er that, an einen Auftritt mit Karolinen zurükerinnert hätte, und in den Stunden, in denen ihn denn der Schmerz zu sehr übermannete, war er kindiſch genug, manche Stelle mit ſeinen Thränen zu netzen, wo er ſonſt ihre Küſſe eingeerndtet. Mehrentheils wenn er allein war, ſtieg ſeine Schwermuth auf einen hohen Grad, wenn aber andre um ihn waren, ſo gab er nichts davon zu erkennen. Dies verurſachte, daß man ihn ſelter allein ließ, beſonders machte ſich ſeine Mutter viel mit ihm zu ſchaffen. Sie ermahnete ihn auch bey jeder Unterredung, daß er das Glük wohl bedenken ſolte, was er in dieſem Hauſe hätte, und ſich darauf gefaßt machen, ein weit größeres zu erwarten.

Er hörte dies freilich ſo oft, daß er zulezt aufmerkſam werden muſte. Er bemerkte etwas geheimnisvolles in den Unterredungen, die unter dem **Baron**, der **Baroneſſe** und **Trinen** vorfielen, und es ſchien ihm, als wenn ſie ſehnlich was erwarteten, woran er auch nicht unrecht hatte, wie der Leſer bald ſehen wird.

Er erwartete auch etwas, aber er ſehnte ſich eben nicht darnach. Täglich fürchtete er, die Nachricht von **Karolinens** Vermählung mit dem **Major**, und ob er gleich völlig überzeugt war, daß ſie nicht zu hintertreiben wäre, ſo konnte er ſich doch nicht überwinden, anders zu denken, als daß es der traurigſte Tag, und daß er vielleicht für ſein Leben gefährlich ſeyn würde, wenn er dieſe Nachricht erhielte, und wir glauben ſelbſt, daß mehr als menſchliche Standhaftigkeit dazu gehöre, in einer ſolchen Epoche gleichgültig zu ſeyn.

◆ ◆ ◆

Viertes Kapitel.

Beſchäftigt ſich gänzlich mit Karolinen, und denen, die ſie umgeben, giebt aber noch keinen Anſchein zur guten Beſſerung für Fauſten.

Wir wiſſen wohl noch, daß der **Kammerherr** und der **Fürſt** ſehr einig in Anſehung der Schikſaale waren, welche für **Willhelm** und dem **Baron** beſtimmt wurden, daß ſie es aber nicht ſo ſehr in Anſehung des **Majors** waren, bleibt uns noch näher zu beweiſen übrig.

Schon den andern Tag, als der **Kammerherr** hörte, der **Fürſt** ſey wieder bey **Karolinen**, gieng er auch auf das Zimmer ſeiner Tochter. Er fieng von ſeinem Wunſche an, dem **Major** Wort zu halten, und erbat ſich die Gnade der Einwilligung vom **Fürſten**. Der **Fürſt** ſtritt ſogleich dawider, und wunderte ſich ſehr, daß er darauf beharren könnte, einem Manne ſeine Tochter zu geben, den er ſeiner fernern Gnade ganz unwürdig ſchäzte.

Wundern Sie ſich darüber gar nicht, ſagte der Kammerherr, denn daß Sie ihn als Staatsmann nicht gebrauchen können, hindert ihn keineswegs ein guter Ehemann zu ſeyn, und daß Sie ihn Ihrer Dienſte entlaſſen, giebt mir kein Recht mich meines Worts zu entlaſſen. Ich würde mirs überhaupt nicht vergeben, einen Unglüklichen zu verlaſſen, den alles verläßt, und der dann ſeine einzige Ruhe noch darin ſezt, eine Frau um ſich zu haben, die ihn liebt, wenn auch nicht aus dem Herzen, doch aus Pflicht, und meine Karoline iſt recht dazu gebohren, Traurige zu tröſten.

Der Fürſt ſchlau genug, das empfindliche zu merken, was in der Rede für ihn lag, that doch nicht den geringſten Ausfall auf des Kammerherrn Freymüthigkeit, ſondern ſagte, er würde ihm nicht verdenken, als ehrlicher Mann ſein Wort zu halten, und als Vater ſeine Tochter zu verſorgen. Seinetwegen hätte er heute die Freyheit dazu, allein er wolte ihn nur bitten, ſeine Tochter nicht einem gewiſſen Untergange aufzuopfern, und einem Schwiegerſohne auszuweichen, der im völligen Verſtande ſchon den Namen eines Meuchelmörders verdiente.

Der Fürſt glaubte ſicher, daß Seeliſt ſich bald in ſeinem Vorſatz ändern würde, wenn er von dem Vorhaben gegen Fauſt hörte, aber er erſchrak nicht wenig, als er alles erzählt hatte, und hörte, daß der Kammerherr es rein aus für Wind erklärte, und ihm Beweiſe verlegte, daß beyde auch wohl hierin hätten übereinſtimmen können, da ſie in mehreren Schelmſtüken mit einander gearbeitet hätten.

Er brachte den Fürſten, der ſich durch ſeine Einwilligung einmahl alle Macht vergeben hatte, ſo weit, daß er ihm nicht mehr antworten konnte, ſondern betrübt ihn verließ, und zu Hauſe auf Mittel dachte, dem Uebel abzuhelfen, was nun einmahl entſtanden wäre.

Er konnte nichts finden, was in einer ſolchen Kürze der Zeit wirkſamer ſeyn könnte als die Verbannung. Er behielte aber dies ungerechte Mittel bis zur äuſſerſten Noth zurük. Da Seeliſt öffentlich einen Termin zur Vermählung ſeiner Tochter feſtgeſezt, ſo wolte er deſſen Annäherung abwarten, weil vielleicht unverſehene Umſtände ohne ſein Zuthun es ſo weit bringen könnten, wie er mit der Schärfe im Stande wäre.

Demohngeachtet aber verſäumte er nicht, täglich zu Karolinen zu gehen, und ſuchte ihren Widerwillen gegen den Major wieder rege und äuſſerſt lebhaft zu machen. Wenn es auch nicht mehr auf ſie wirkte, ſo verhinderte es doch gewiß, daß ſie ihm geneigter würde, weil der Fürſt immer mehr Anekdoten auftrieb, die von ſeiner Niederträchtigkeit zeugten.

Das ſchlimmſte dabey aber war, daß, ſo viel er auch von dem Major redete, er nie von ſich ſelbſt reden durfte, damit man nicht auf die wahre Meynung ſeines Herzens käme, und dann, um der Sache mit ihm ein Ende zu machen, jenen Faden geſchwinder knüpfte. So quälte ihn ſeine Leidenſchaft auf eine ſo traurige Art, daß er in allen ſeinen Geſchäften unthätig wurde, alles liegen ließ, und traurig und mismüthig umher gieng, wenn er auſſer Karolinens Zimmer war. War er aber bey ihr, ſo vergaß er, daß er mehr zu wünſchen hätte, als ſich mit ihr zu unterhalten, und dieſe Vergeſſenheit dauerte bis er ſie nicht mehr ſahe.

Die Zeit würde das bisgen Verſtellung, was er ja noch beobachtete, auch aufgerieben, und in kurzer Zeit andern Menſchen die Augen über die wahre Beſchaffenheit geöfnet haben, wenn nicht allerhand Veränderungen dazwiſchen gekommen wären. Seeliſt arbeitete nemlich eben ſo eifrig an der Heyrath als der Fürſt dawider. Der Ehekontrakt lag zum Unterſchreiben fertig, und ſolte am Morgen der Hochzeit, die auf acht Tage beſtimmt war, unterzeichnet werden, und eben ſo fertig, nur ſchon unterſchrieben, lag des Majors Verbannung im Pulte des Fürſten, als der Brief von Fauſten Seeliſten zu Gutmannen rief. Der Major war eben da. Ich muß verreiſen, ſagte der Kammerherr, aber wenn ich zurükkomme, bleibt Ihre Vermählung das erſte Geſchäft für mich.

Der Major kannte Fauſts Hand, und ahndete nichts Gutes. Er bat, ob die Vermählung nicht gleich geſchehen könnte, aber der Kammerherr ſchlug ihm das ab. Darauf beſtärkte ſich ſein Argwohn.

Er kam zu Hauſe, und wolte raſend werden. Nichts war ihm gewiſſer, als daß er Fauſten ſein Mädchen noch abtreten müſte. Er konnte ſich nicht zufrieden geben, ſondern dachte auf Plane. Nun war er geblieben, bis Seeliſt abreiſete. Gewiß wuſte er alſo, daß Karoline den Innhalt des Briefes noch nicht kannte. Er ſchloß alſo, ſie würde ſich ihm nicht widerſetzen, wenn er ſie entführte, und in einem nahen Orte ſich mit ihr trauen laſſen wolte.

In dem Vorſatz beſtärkte ihm die Nachricht, die ihm Hond brachte, daß ſeine Verbannung beſtimmt wäre. Er war mit dieſem immer noch freundſchaftlich umgegangen, und da Hond immer noch glaubte, er würde einmahl wieder eingeſezt werden, wenn des Fürſten Zorn verflogen wäre, ſo wolte ers nicht mit ihm verderben.

Der Major hielt auch dies wieder für angeſtellt, und nachdem er eine halbe Stunde geflucht, nahm er Hond mit in ſein Projekt, der ihm auch treulich beyzuſtehen verſprach, wenn ſein eigner Name verſchwiegen bliebe. Dies verſprach der Major ohne Bedenken, und nun nahmen ſie die Abrede, und veranſtalteten alles.

An einem Sonntag Morgen, da Karoline aus der Kirche kam, begegnete ihr der Major als von ohngefähr, und bat ſie, einen Spatziergang vors Thor mit ihm zu machen. Vorm Thore ſtand ebenfalls wie von ohngefähr des Majors Wagen, und ſie muſte ſich mit ihm einſetzen. Anſtatt der Stadt zuzufahren, ließ er im vollen Jagen davon wegrennen.

Dies kam Karolinen zwar unerwartet, aber in des Majors Händen hielt ſie ſich völlig ſicher, und deswegen lächelte ſie, und frug ihn: Ob er etwa wüſte, wo ihr Vater ſich aufhielte, daß er ſie unvermuthet zu ihm bringen wolte.

Wenn der Major nur ein bißgen mehr mit der Unſchuld bekannt geweſen wäre, ſo müßte er geſehen haben, daß ſie hier ganz lauter war, und daß keine Verſtellung ſtatt finden konnte. Aber ſein falſches Herz ſahe alles für falſch an, und wolte auch der ſanften Karoline dies zum Verbrechen machen. Indeſſen ſchöpfte er neuen Muth, und erzehlte ihr, daß er verbannt werden ſollen, erzehlte, daß der Brief, den er vor der ſchnellen Abreiſe ihres Vaters geſehen, von Fauſten wäre, und daß er ihm tauſend Bekümmerniße machte, und verlangte von ihr als ein Zeichen ihrer Liebe, daß ſie ihm an dem Orte, wohin er ſie bringen wolte, ungeweigert ihre Hand geben ſolte.

Karoline nahm den ſanfteſten Ton, der in ihrer Gewalt war, und erwiederte ihm: daß ſie ihm dieſe übereilte Handlung ſehr verdenken würde, wenn der Punkt ſeiner Verbannung nicht dabey wäre. Aber in Anſehung deſſen, wolte ſie ihm ſein gewaltſames Verfahren gänzlich verzeyhen. Sie hielte ſich in ſeinem Schutze ſo ſicher, wie in dem Schutze ihres Vaters: Sie wolte ihm auch ohne Sorge folgen. Allein dem zweyten was er angeführt, müſte ſie widerſprechen. Und wenn der Brief auch von Fauſten geweſen wäre, ſo hätte er doch gewiß nichts nachtheiliges für ihn enthalten. Dazu kenne ſie ihren ehemaligen Freund zu gut, als daß er ſo etwas unternehmen könnte, und ihren Vater zu gut, als daß er ſein gegebnes Wort bräche. Er könnte ſich darauf verlaſſen, daß er nichts zu fürchten habe.

Aber der Major wolte gar nichts wiſſen, und beſtand eifrig auf das Zeichen ihrer Liebe. Es iſt kein weiterer Beweis möglich, ſagte er, dieſen ausgenommen. Ich halte Sie ſonſt für eine Verrätherin.

Ohngeachtet der Beleidigung, war **Karoline** immer noch ſanft. Sie bewies immer gegen ſeine Beweiſe. Sie ſchlug ihm vor, an ihrem Vater zu ſchreiben, und ihn zu erwarten, und das härteſte, was ſie ihm ſagte, war, daß ſie ſich feſt vorgenommen, ohne ihres Vaters Gegenwart ſich nicht trauen zu laſſen, und daß ſie dieſes auch halten würde. Der Major wurde hierüber zornböſe, und ſagte ihr viel Unangenehmes. Er hatte eine kleine aber niedliche Wohnung an dem Orte gemiethet, wo ſie am Abend anlangten. **Karoline** machte ſich hier mit ihrer Wirthin bekannt, und da ſie fand, daß ſie eine geſezte vernünftige Perſon war, war ſie zufrieden. Sie ließ ſich ihre Zimmer zeigen, und bezog ſie. Er gieng in die ſeinigen, denn er war ſo aufgebracht, daß er nicht einmahl mit ihr ſprechen wolte.

Sie riegelte ſich ſorgfältig ein, denn ſie erinnerte ſich an jene Geſchichte mit Beaten und dem verſtellten Pfarrer, und an ſo viele andere, die ihr der Fürſt erzählt, und wir könnens ihr nicht verdenken, daß ſie ſich vorſahe.

Er hatte unterdeſſen die Vorſicht gebraucht, ſeinen Wagen immer durch die Poſt weiter, und mit einem Bedienten, der hernach zu Fuß wieder zu ihm kam, vermittelſt eines Umwegs wieder nach Haus fahren zu laſſen.

Fünftes Kapitel.

Fortſetzung dieſes Abentheuers.

Karolinens Mutter wartete indeſſen mit dem Mittagseſſen auf ihre Tochter. Als ſie nicht kam, glaubte ſie zwar, ſie würde bey irgend einer Freundin ſeyn, aber ſie ängſtigte ſich dennoch, weil ſie dies Auſſenbleiben ohne Nachricht nie gewohnt war.

Nachmittag kam der Fürſt, dem es gleich aufs Herz ſchoß, als er hörte, was geſchehen war. Im Augenblik ſchikte er zum Major, der aber am Morgen ausgefahren war.

Sobald er den Weg erfahren, den der Wagen genommen, ſchikte er Reuter nach, die die Spur deſſelben verfolgten, aber auch in dem Zirkel den er genommen, nachdem ihn der Bediente auf der lezten Station verlaſſen, und durch Schlupfwinkel und Nebengänge, nun den Weg zu ſeinem Herrn zu Fuß ſuchte.

Mit dem Wagen zugleich kamen die Bedienten des Fürſten nun an, ohne etwas gethan zu haben. Der arme Fürſt wolte vor innren Aerger zerplatzen, die gute Mutter grämte ſich halb todt über ihr Kind, und das ſchlimmſte war, daß niemand wuſte, wo der Kammerherr ſich aufhielt, und man alſo von ihm keine Hülfe erwarten konnte. Indeſſen that der Fürſt was er konnte, ſchikte Leute an alle Orte, durch welche der Major gereißt war. Aber der war zu ſchlau geweſen, und ließ ſich nicht verrathen.

Der Kammerherr kam auch zurük, und fand ſeine Tochter nicht. Bei der erſten Nachricht erſchrak er. Als er hörte, daß ſie mit dem Major gereißt, gab er ſich etwas. Er forſchte an den Fürſten, und erfuhr, daß er ihn verbannen wollen, frug weiter, ob niemand etwas davon gemerkt, und erſt dieſe Frage machte den Fürſten aufmerkſam, daß er ſich beſann, Hond habe einſt das Papier bey ihm geſehen. Er ſchikte nun nach dieſem, und die Antwort war, daß er auf einige Wochen Urlaub genommen, um zu Haus zu reiſen. Nun war dem Kammerherrn alles klar, und er machte dem Fürſten gelinde Verwürfe, daß er ihn dadurch um ſeine Ruhe brächte, daß er ſich zu nahe in ſeine Familie miſchte. Der Fürſt war überzeugt, und ließ ſichs geduldig ſagen. Er ſeufzete nur, daß er ſo unglüklich wäre, ſich nicht entdeken zu können.

Gutmanns Erinnerung hatte den Kammerherrn die ganze Zeit ſeiner Reiſe beſchäftigt. Sie hatte ihn wankend in dem Vorſatze gemacht, dem Major unbedingt ſeine Tochter zu geben, aber den hatte ſie nicht erſchüttern können, ſie ihm zu geben, ſobald er ſich genugſam für ihr Glük legitimirte.

Er wolte alſo dem Major Punkte vorlegen, die er beantworten, feſtſetzen und ſeiner Tochter verſichern ſolte, und wie dieſe Art von Examen ausfiele, ſo ſolte auch ſeine Entſchlieſſung darauf ſeyn.

Die erſte Beſtürzung die er fand, ſezte nun alle dieſe Projekte in Vergeſſenheit. Aber ſobald er ruhiger war, kam dies mit kältern Blute wieder in ſeine Seele, und da wurde ihm doch bange. Wäre die ganze Sache mit Karolinens Bewilligung geſchehen, ſo war es glaublich, daß ſie ihrer Mutter etwas geſagt hätte, und war ſie ohne ihre Bewilligung geſchehen, ſo fürchtete er traurige Folgen für die Zukunft.

Nicht als ob er geglaubt hätte, daß der Major irgend unehrbar gegen ſeine Tochter ſeyn können, ſondern weil er dachte, ſie würde keinen Augenblik anſtehen, ihm ihre Hand zu geben, weil ſie in dem Wahn ſtehen würde, daß ſie ihm dadurch den gröſten Gehorſam und die gröſte Gefälligkeit erzeigte. Und ſeine Furcht war, daß wenn der Major eine ſolche That ohne ihre Bewilligung unternehmen können, er ſchlecht denken, folglich ſie unglüklich machen müſte. Seeliſt war auch gegen ihn ſo nachgebend, daß er alles hervorſuchte, was ihn noch vertheidigen konnte, und ſelbſt das ſeiner Gemahlin vorhielt, die freylich ſehr wimmerte, und ihr Kind von ſeinen Händen forderte. Er glaubte, er habe ihr auf dem Wege aus der Kirche begegnen, ſeine nahe Verbannung ihr bekannt machen, und ſie ſo bereden können, gleich mit ihm ſich aufzumachen.

Allein die Mutter wandte immer als die wichtigſte Erklärung ihrer Meynung vom ſchlechten Karakter des Mannes ein, daß in dem Falle ſchon Briefe da ſeyn müſten, und darauf war der Kammerherr nicht im Stande zu antworten. Er konnte alſo nichts mehr thun, als philoſophiſch ſich in ſein Unheil ſchiken, und ſeine Gattin tröſten.

Aber ſeine Karoline lebte unterdeſſen trübe bittre Tage. Sie hatte ſichs feſt vorgenommen, des Majors Ungeſtüme mit Sanftmuth entgegen zu gehen. Als ſie den andern Tag aufgeſtanden war, erſchien die Wirthin vom Hauſe, um ſie anzukleiden. Sie war ſo ſehr in ihre Lage vertieft, daß ſie kein Wort mit dieſer ſprach. Nun kam der Major. Dieſer war voll von dem Gedanken, es wäre alles abgekartet, und darauf angefangen, daß er ſie verlieren ſolte. Dies hatte die äuſſerſte Wuth in ſeiner Seele hervorgebracht. Doch noch einmahl wolte er ſich faſſen, und ſich zurükhalten. Er bat alſo mit allem ſchmeichelnden Anſtande eines Liebhabers, daß ſie ihn glüklich machen möchte. Er verſprach ihr ſo viel daurende Liebe und Zuthätigkeit, er machte ſo viel Weſens von ſeiner Leidenſchaft zu ihr, daß Karoline alles glaubte, daß ſie anfieng zu wähnen, daß ihr Schikſal erträglich ſeyn würde, und daß ſie ihm wieder ſo viel Freude und Liebe für ſein künftiges Leben verſprach, daß jeder andere damit zufrieden geweſen ſeyn würde.

Da aber der Major es nicht war, ſondern dringend ſogleich auf ihrer Hand beſtand, ſo war ſie auch feſt in ihrem Entſchluß, und ſagte und wiederholte, daß ſie es ihrem Herzen zuwider hielte, daß ſie ohne ihres Vaters Gegenwart ihre Hand verſchenken ſolte.

Der Major der ſo wenig klug war, wenn er in Hitze kam, zeigte auch hier einen großen Staatsfehler, da er unanſtändig gegen ſeine Braut wurde. Aber er glaubte ſie in ſeiner Gewalt zu haben, und ſagte zu ihr, daß das bloße Ziererey wäre, daß er ſich nicht daran kehren, daß er ſie ſo lange eingeſperrt halten würde, bis ſie ſeinen Willen vollführte.

Karoline verwunderte ſich zwar über dieſen Ton. Sie war aber ſanft genug, ihn blos auf die Rechnung ſeiner Hitze zu ſchreiben. Sie ſuchte alſo durch die ſüſſeſten Worte ihn zu beſänftigen, that ihm noch einmahl den Vorſchlag, ſie wolte an ihren Vater ſchreiben, er ſolte ſelbſt den Brief leſen, ſolte daraus ſehen, wie rein ihr Herz gegen ihn wäre, denn ſie wolte ihren Vater bitten, ſchnell zu kommen, weil ſie nichts ſehnlicher als die Verbindung mit ihm wünſchte.

Karoline hatte wahres inneres Mitleiden mit dem Major, und die traurige Lage in welcher er war, ſchien ihr alle ihre Sanftmuth zu verdienen. Sie wolte ſich ihn durch die gelinde Behandlung ganz verbindlich machen, und einen Grund einer guten Begegnung für ſich auf die Zukunft legen.

Wie weit war Karoline von ihrem Zwek entfernt! Alles war dem Major ausgedacht, war geſtimmt, war Verrätherey. Auf jedem Fall glaubte er, ſey alles für Fauſten angeſtellt. Karoline die in ſeinem Sinn eine Schlange war, und ihn ſchon ſo oft hintergangen hatte, ſuchte nichts, als ſich nur ſeinen Händen zu entreiſſen, ſelbſt dieſe Sanftmuth bey ſeinen Beleidigungen war Liſt, um ihn einzuſchläfern, ihr Verſprechen von Liebe war Verſtellung, um ihm dahin zu bringen, daß er ihr traute. Im Herzen war bey ihm die meiſte Bosheit, wenn er auf den höchſten Grad der Hitze kam, und dann war er zu allen Niederträchtigkeiten fähig.

Dieſe wolte er auch izt verüben. Er lies zwar einige Tage Bedenkzeit für Karolinen, hingegen ſie hielt, wie ſie ihm gleich voraus geſagt hatte, ihr Wort, und blieb auf ihrem Sinn. Da machte er Anſtalten, ſie des Nachts zu überfallen. Aber Karoline hatte in ſeinen Augen etwas wildes geſehn, was in ihr ein Entſetzen hervorbrachte, und glaubte Urſach zu haben, ſich zu hüten. Sie blieb daher die Nacht nach dem Tage, an welchem er ihr gedrohet, ſie würde ihre Hartnäkigkeit bereuen, in

Kleidern, und ließ ſich nicht durch ſeine Drohungen irre machen.

Er kam auch durch einen Nachſchlüſſel in ihr Zimmer. Auch hier behielt Karoline noch ihre Sanftmuth. Sie gehen faſt zu weit Herr Major, ſagte ſie, der Tag läßt mir keine Ruhe für Ihren kränkenden Anerbietungen, und auch die Nacht ſoll mir nun noch durch Ihre Beunruhigungen geraubt werden. Laſſen Sie doch von den ſchimäriſchen Einbildungen ab, die Sie ſich gemacht haben, und Sie werden glüklich ſeyn, und ich zugleich mit Ihnen.

Keine ſchimäriſche Einbildungen, fieng der Major an. Jedes Wort von Ihnen hat Gift im Munde, und wenn ich Sie anſehe, ſcheinen Ihre Blike Baſiliskenblike.

Sie ſind wirklich übel daran, Major, erwiederte Karoline darauf. Wenn ich mit der ganzen weichen Seite meines Herzens Sie mit mir zu vereinigen ſuche, ſo entfernen Sie ſich durch ihre Härte immer mehr davon. Wenn ich bitte, ſo drohen Sie. Wenn ich Liebe verſpreche, ſo wähnen Sie Haß. Ihre Seele muß ſo voll von Schrekbildern ſeyn, daß ich Sie bitten muß, tödten ſie dieſe, oder Sie machen mich zur unglüklichſten Perſon.

Der Major fiel ihr ins Wort. Er ſagte, ſie wäre diejenige, die dieſes alles auf einmahl tödten und vernichten könnte. Sie würde mit ihrer Hand ihn auf einmahl vollkommen glüklich machen.

Und wer verſagt Ihnen dieſe Hand? fieng Karoline ſchmeichelnd an. Iſt jemand der ſie Ihnen ſtreitig macht? Ich will Ihnen die ſchriftliche Verſicherung geben, daß ich niemands Braut je ſeyn will, als die Ihrige.

Und warum denn nicht die mündliche? Und mit ihr gleich das Geſchenk dieſer Hand? Nicht ſo meine Karoline. Sie wollen mich nur hintergehen. Geſtehen Sie mirs. Was hilfts mehr. Soll ich unglüklich ſeyn, ſo ſagen Sie mirs wenigſtens, und ich will mich in mein Schikſal finden, will ruhig meinem Unglük entgegen ſehen.

Was für ſchwarze Gedanken plagen Sie, mein Lieber. Machen Sie die Sache ſo geheim wie Sie wollen. Laſſen Sie durch die dritte vierte Hand meinem Vater ſagen, daß ich ihn ganz allein zu ſprechen wünſchte; damit er niemanden mitbringt, ſo thun Sie als ob ich allein wäre und Sie nicht bey mir. Dies hatte einige Wirkung auf den Major. Ich will das thun, dachte er, ſo habe ich den Vater auch in meiner

Gewalt, und beyde müſſen dann wohl, wie ich will.

Aber er änderte dieſen Endſchluß bald. Er hatte Karolinen verſprochen dies zu überlegen, und ihr Antwort zu bringen. Er gieng nun mit Hond in Berathſchlagung. Dieſer hatte Urlaub genommen, um mit ihm zu reiſen, und ſeinen Endzwek ihm ausführen zu helfen. Hond war gar nicht der Meynung, daß er hierauf hören ſolte. Er ſchlug ihm vielmehr ein ſchändliches Mittel vor, wodurch er ſich ihrer verſichern ſolte, um unzertrennlich mit ihr zu werden.

Der Major, den ſeine ausſchweifende Leidenſchaft ſchon lange zugeſetzt, war gar nicht wider dieſen Rath, vielmehr ſehr dazu geneigt; allein er wuſte, daß es ihm tauſend Unannehmlichkeiten bringen würde, wenn ers auch ausführte. Alſo wolte er noch einmahl einen Satz wagen.

Er gieng wieder zu ihr, und ſagte zu ihr, er könnte ſich auf ihren Vorſchlag nicht einlaſſen. Er nannte ihr Hond als denjenigen, der ihn von dieſer Unmöglichkeit überzeugt, und er verhehlte ihr auch das Mittel nicht was er ihm gerathen.

Karoline ſprang auf, und fuhr voll Entſetzen zurük. O Sie haben einen niederträchtigen Rathgeber, ſagte ſie, und wenn Sie ihn nicht entfernen, ſo wende ich alles an, mich Ihren Händen zu entreiſſen. O davor iſt geſorgt, erwiederte der Major. Iſt das alſo die Urſache warum Hond Ihnen zuwider iſt? weil er Ihre Plängen entdekt? nicht ſo leicht zu betrügen iſt wie ich — Nun wir wollen ſehen, wer es von uns ausführt, ſagte er im Weggehen, und ließ Karolinen nicht zu Worte kommen, die traurig überlegte, was wohl für ſie für ein Rettungsmittel übrig wäre, und ſelbſt keins ſahe, als ſich ſeinem Willen zu ergeben. Mag denn mein Vater die Schuld tragen, wenn ich unglüklich bin, ſagte ſie, denn er verläßt mich.

Sie legte ſich wieder in Kleidern nieder, wachte bis nach Mitternacht in der gröſten Unruhe, und nahm endlich die treibende Einladung des Schlafs an, ruhete auch ſanfter in ſeinen Armen, als ſie erwartet hatte. Aber gegen fünf Uhr wurde ſie von der verwegnen Hand des Majors erwekt. Dieſer hatte wohl erwartet, daß ſie ſich nicht früh niederlegen würde, und doch auch vermuthen können, daß ſie ſich des Schlafs nicht ganz erwehren könnte.

Sie ſprang auf, ſo bald ſie erwachte, und nur mit Mühe entriß ſie ſich den Armen des Verwegnen. Gehn Sie gleich, Unverſchämter, ſagte ſie, und unterſtehen Sie ſich nicht mir wieder vor die Augen zu kommen. Beſchämt und wütend gieng der Major, denn ſie ſchrie laut, und ihr Geſchrey hätte leicht Leute herbeyziehen können, da der Morgen ſchon da war.

Aber mit dieſer Empfindung war auch noch Rache vergeſellſchaftet. Sobald Karoline allein war, weinte ſie bitterlich, und klagte laut über ihr unglükliches Schikſal. Ihre Wirthin traf ſie im Weinen und Klagen an, und nahm ſich das Herz ſie anzureden.

Karoline wolte noch einen Weg verſuchen. Da die Frau in ſie drang, erzählte ſie ihre Geſchichte, und frug, ob ſie ihr helfen wolte. Gern und gewiß, war die Antwort die darauf fiel, denn eine ſolche Bosheit habe ſie nicht vermuthet.

Nun war Karoline froh und zufrieden. Sie ſchrieb einen Brief an ihren Vater, worin ſie ihren Zuſtand ſchilderte, und ihn frug, ob er ſie denn ganz verlaſſen hätte, daß er ſich keine Mühe gäbe ſie auszuforſchen? Ob er ſie etwa für eine Abtrünnige hielte, die ſeiner väterlichen Hand überdrüßig in den Schoos der Freyheit ſich werfen wolte?

Dieſen Brief gab ſie der Frau, die ihn auch ſogleich durch einen Expreſſen beſorgte.

Indeſ

Indeſſen hatte der niederträchtige Major ſich vorgeſezt, es koſte was es wolle, Karolinen zu beſitzen oder unglüklich zu machen. Der Teufel Hond blies der unkeuſchen Flamme immer zu, und der ſchwärzeſte Plan wurde verabredet.

Um Mitternacht traten beyde in Karolinens Zimmer. Eine ſo weit getriebene Unverſchämtheit hatte dieſe freylich nicht erwartet, denn ſie hofte, daß der Major ihr wenigſtens ihren Erbfeind nicht unter die Augen bringen würde. Da ſie die sataniſche Bosheit dieſes Menſchen kannte, und das Schreyen ein zweifelhaftes Mittel war, weil alles ſchlief, und man ſie auch bald zum Schweigen bringen konnte, ſo erwählte ſie ein anders, ſagte dem Major, ſie hätte nicht geglaubt, daß ſeine Verwegenheit ſo weit gehen würde, wolte aber alles auf die Rechnung einer verzweifelnden Liebe ſchreiben, und ihm denn, weil er auf gar keine andre Art zu befriedigen wäre, morgen ihre Hand rechtmäßig geben.

Hond ſahe den Major hart an, und frug ihn, ob er es auf dies liſtige Verſprechen ankommen laſſen wolte, welches der Wind mit dem grauenden Morgen verwehen würde.

So ſind Sie immer mein Widerſacher? ſagte Karoline zu ihm. Gehen Sie, lernen Sie Tugend kennen, und lernen Sie von einem Mädchen Wort halten, denn Sie hielten es noch nie. Und können Sie zweifeln Major?

Nicht einen Augenblik, ſagte jezt Streuſand, und fiel ihr zu Füßen, aber wenn Sie mich morgen hintergehen, ſo iſt Ihr Unglük gewiß. Dabey ſprang er wieder auf — und damit Ihre Syrenenworte mich nicht treffen, daß ich mich ſelbſt ändere, verlaſſe ich Sie.

Er gieng wirklich weg, und verließ Karolinen, obwohl mit leichtern Herzen, doch in tiefen Nachdenken, worin wir ſie auch laſſen, um einen wichtigen Auftritt mit Fauſten zu betrachten.

Sechſtes Kapitel.

In welchem Fauſt wird was er iſt, und nicht zu ſeyn erwartet hat.

Lange wartete man im Schleichiſchen Hauſe vergebens auf die Nachrichten die man hofte. Lange erwartete Fauſt die bittre Erſcheinung der Verheyrathung ſeiner Karoline. Wäre die leztere zuerſt gekommen, ſo würde man Wehklagen und Schwermuth auf dem ganzen Hauſe haben ruhen ſehen, denn Fauſt hätte ſich nicht verbergen können, und ſelbſt der Baron würde Theil daran genommen haben, wenn er geſehen hätte, daß es Fauſten ſo ſehr nahe gegangen wäre.

Aber ſo blieb dieſe Nachricht zum Glüke und Vergnügen aller aus, die im Hauſe waren, und dagegen erſchien die erſtere an einem Morgen, an dem eben zum Frühſtük alles verſammlet war. Der Baron erhielt den Brief der ſie in ſich faſte, erbrach ihn, lächelte voll Freude auf ſeine Gemahlin, und dieſe hatte kaum den Blik aufgefangen, als ſie ihn Trinen wiedergab; da ihm aber einer von anderer Bedeutung folgte, den Trine eben ſo gut verſtand, ſo verließ dieſe das Zimmer, und der Baron ſezte ſich in Poſitur, die übrigen drey Perſonen, die aus ſeiner Gemahlin, ſeinem Sohne und Fauſten beſtanden, anzureden.

Nach einigen abgetrokneten ängſtlichen Schweistropfen, ſagte er zu dem lezten: Du biſt mein Sohn, Fauſt, lange biſt du mir ſchon als Sohn werth geweſen, der mir Freude für die Erziehung machte, die ich ihm gab; aber heute biſt du mirs doppelt, da ich dir alle die Rechte geben kann, die eine Ausſchweifung, ein jugendlicher Leichtſinn dir raubte. Spiegelt euch Kinder, ihr ſeyd es mir beyde gleich, und ich liebe dich Friz, ob du gleich nicht ſo gut biſt, ſpiegelt euch an meinem Beyſpiel, und lernt, daß ein Vergehen allezeit bittre Reue nach ſich zieht. Du biſt mein Sohn Fauſt, aber daß du es biſt, hat mir unendlich viel gekoſtet. Ich habe in der beſtändigen Gefahr geſchwebt, die Liebe deiner Mutter zu verlieren, Friz, und die Liebe dieſer verehrungswerthen Gattin wäre für mich unerſezlich geweſen.

Es iſt natürlich, daß dieſe Rede einen beſondern Einfluß auf beyde hatte. Junker Friz ſtand ſtill und tief nachdenkend. Es war ihm, wie wenn ihm jemand einen Peitſchenhieb über den Pukel gereicht, und er ſich beſänne, ob er ihn wiedergeben ſolte oder nicht. Zum erſten trieb ihn der

Schmerz, der ihm dadurch verurſacht worden, zum lezten die Unterwürfigkeit von dem, und die Ueberlegenheit deſſen, der ihn ihm gegeben.

Fauſt der hier etwas ſahe, was er noch nie gekannt hatte, einen Vater, wuſte nicht, ob er ehrfurchtsvoll danken, oder voll zärtlichem Feuer ſich ihm in die Arme werfen ſolte. Das leztere überwand endlich. Er lief auf ihn zu, und fiel ihm zu Füßen. Er ſtammelte ihn den Dank für eine Entdeckung die ihm ſo viel werth ſey, die ſeine Seele ſo viel mehr der ſeinigen zuneigte, und er ſtellte ſein Glük ziemlich bildlich vor, einen Vater in Jahren zu finden, wo er ſchon oft daran gedacht hätte, daß er gänzlich verlaſſen wäre, wenn ſeine Mutter ſtürbe.

Der Baron hob ihn auf. Das wärſt du doch nicht geweſen, ſagte er, denn wenn das Schikſal mir auch nicht entdekt hätte, daß du mein Sohn wäreſt, ſo würde doch eine Sympathie in mir gegen dich immer für dein Wohl gewacht haben.

Indeſſen daß der Baron ſich ſo mit Fauſten unterhielt, beobachtete die Dame ihren Sohn, und las an ſeiner Stirn, was in ſeinem Herzen vorgieng. Sie gieng alſo zu ihm, und ſagte: Lieber Friz, ich ſehe in deinen Augen dein Herz. Du biſt unwillig daß du einen Bruder haſt. Sey es nicht. Denke es iſt Karl. Er denkt ſo edel wie Karl. Er liebt dich eben ſo ſehr. Glaubſt du, daß du durch ihn verlieren wirſt, ſo irreſt du dich. Du wirſt gewinnen. Das Vermögen deines Vaters iſt mehr, als ihr beyde nöthig habt, um in dem Glanze zu leben, den euer Stand euch erlaubt. Auſſerdem, daß dir alſo nichts abgeht als etwa der Ueberfluß, als das, was Karln ohne, dem gehört hätte, haſt du einen wahren, warmen Freund, einen Bruder zur Seite, der dir immer rathen kann, und von dem du jezt ſchon ſo manchmahl guten Rath angenommen. Und jezt iſt der Zeitpunkt, wo du dich ganz wieder in die Gnade deines Vaters feſtſetzen kannſt, wenn du Liebe gegen den zeigſt den er liebt.

Fritz muſte wohl nachgeben. Es kam alles zuſammen, ihn dazu zu bewegen. Die vorherige Demüthigung, die Abhängigkeit von ſeinem Vater, der ihn immer noch ganz enterben konnte, die guten Geſinnungen Fauſts gegen ihn, der Weg ſich durch ihn zu etwas zu helfen.

Er verſprach alſo der Mutter, allen Groll über dieſe neue Brudererſcheinung aus ſeinem Herzen zu verbannen, und er verſprach es auch aus feſtem ernſtlichen Vorſatz.

Der Baron nahte ſich jezt der Dame mit ſeinem neuen Sohne. Nehmen Sie ihn denn auch als einen ſolchen an, ſagte er, und laſſen Sie ihn uns beyden Freude machen. Ich bitte Sie noch einmahl um Verzeyhung wegen des Unrechts, was ich Ihnen gethan. Vielleicht kann Fauſt durch ſeine Liebe, durch ſeinen Gehorſam und durch die zärtliche Sorgfalt die Sie immer für ihn als Mutter hatten, etwas beytragen, meine Schuld in Ihrer Seele zu verringern.

O ſie iſt längſt getilgt, längſt ausgelöſcht, ſagte die Dame. Das wiſſen Sie, lieber Gemahl. Habe ich dieſer Schuld nicht die Wiedererlangung aller Ihrer Zärtlichkeit zu verdanken? Es iſt ein wunderliches Geſchik unglüklich zu werden, um glüklicher zu ſeyn. Aber es iſt oft unſer Loos auf der Welt, das habe ich empfunden. Ich bin glüklicher durch Unglük geworden. Ich habe Sie und Ihre Liebe wieder. Ich habe eine Freundin, die ich nicht um Schäze vertauſchen würde, und wenn ſie noch ſo groß wären, und ich habe in Fauſten meinen **Karl** ſo glüklich erſezt, als ichs wünſchen kann.

Der **Baron** wandte ſich zu dem Junker, freuete ſich ihn heiter zu ſehen, und verſicherte ihn, er würde ſich ſeiner beſtändigen Liebe zu erfreuen haben, wenn er ſich dieſe Gerechtigkeit die er Fauſten habe wiederfahren laſſen, ohne Murren gefallen lieſſe. Der Junker war geſcheut genug, ſich von der Seite bey ſeinem Vater völlig gerechtfertigt darzuſtellen.

Aber nun nahm dieſer noch einen Punkt vor. So wie ich überzeugt bin, ſagte er zu Fauſten, daß du deiner neuen Mutter mit Ehrfurcht und kindlichem Gehorſam entgegen gehen wirſt, ſo verlange ich auch von dir, mein Sohn, und dabey wandte er ſich zum Junker, daß du Trinen alle Achtung erzeigaſt, die du einer Perſon ſchuldig biſt, die deines Bruders Mutter iſt, die die Achtung deines Vaters und deiner Mutter, und den edelſten Karakter hat.

Zwar zog Fritz etwas den Mund, als dies geſagt wurde, aber der **Baron** ſahe es zu ſeinem Glüke nicht. Die Dame gieng jezt hinaus, und brachte Trinen herein. Umarmen Sie denn Ihren Sohn nun auch als den meinigen, ſagte ſie. Unſer Landesherr hat alles beſtätigt was wir gewünſcht, er iſt in unſre Familie aufgenommen worden Ihr Sohn, und genießt gleiche Rechte mit Fritzen. Trine weinte Thränen der innigſten Freude. So viel Wonne an ihm zu erleben, hatte ſie nicht geglaubt, und da ſie nicht wenig ſtolz auf ihn war, ſo konnte ſie den Wunſch nicht unterdrüken, ſeinen Verdienſten etwas von ſeinem

Glüke zuzuſchreiben. Wäre er nicht ſo gut geweſen, ſagte ſie, hätte er nicht durch ſeine Aufführung ſich die Liebe ſo würdiger Freunde erworben, ſo würde man ihn jezt nicht ſo willig in den Schoos einer ſo edlen Familie aufnehmen, und alle ſtimmten ihr darin bey, und vereinigten ſich zu Fauſts Lobe.

Und nun haben wir alſo die Ehre, unſern Leſern den bis hierher in trüben Zeiten umhergeirrten Fauſt den zweyten benannt, nicht als Doktor, nicht als Schwarzkünſtler, ſondern als den **Baron** von Schleich Erbherrn u. ſ. w. vorzuſtellen, und brüſten uns nicht wenig ihn hierher gebracht zu haben, wo ihm ſeine Verdienſte und ſein Herz gar wohl einen Platz erlauben. Weil aber unſer Glaube jezt iſt, daß der Wunſch den wir jezt fühlen, die Art dieſer Entwikelung zu entdeken, ziemlich allgemein bey unſern Theilnehmern ſeyn wird, ſo wollen wir auch dieſes wichtige Aktenſtük jezt nicht überſehen, ſondern in der deutlichſten Erläuterung es unſern Leſern vortragen. Vorher aber ſehen wir es der Billigkeit gemäß an, daß wir die arme **Karoline** aus der ſchreklichen Lage herausreißen, in welcher ſie ſich befindet, und ihr eine tröſtliche Nachricht bringen, wie ſie es uns war, als wir ſie laſen, und es unſern Leſern ſeyn wird, wenn ſie anders die geängſtete Taube in den Händen des Geyers bedauren.

Siebentes Kapitel.

Stellt eigne Auftritte, und eigne Begebenheiten vor, und endet mit Ketten und Banden.

Noch in der Nacht, in welcher der ruchloſe Hond das Bubenſtük ſo gern ausgeführt hätte, was er Karolinen zugedacht, verſuchte er alles den Major zu bewegen, daß er wieder umkehren ſolte, um es zu vollbringen. Aber es ſey nun, daß ein guter Geiſt über Karolinen wachte, oder daß der Major glaubte, was ſie ſagte, er willigte nicht darein. Er bereuete es aber am andern Morgen ſehr bald, denn er lief lange in der Stadt herum, und war nicht im Stande einen Geiſtlichen zu finden, der die Trauung hätte verrichten wollen. Alle beſchwerten ſich über ihre ſtrengen Geſetze und ſchützten die unumgängliche Nothwendigkeit ſchriftlicher Beweiſe von dem vor, was er behauptete und zur Rechtmäßigkeit ſeiner Ehe vorbrachte. Bey einigen wurde er gleich abgewieſen, die ihm mit einem Worte ſagten, es wäre ihrer Pflicht entgegen, und beym Scheine des Goldes welches er ihnen zeigte, ihm geradezu ſchuld gaben, er müſſe unrechtmäßige Abſichten haben, daß er zu dergl. Mitteln ſeine Zuflucht nähme.

Andere aber ſchienen mit unzufriednen und gierigen Blicken den Blitz des Goldes aufzufangen, ſagten, es ſey traurig, daß man ihnen nicht erlaubte kleine Vortheile zu benutzen, und der Major gieng bey dieſen ſo weit er konnte, verſprach reichliche Belohnung und gewiſſe Verſchwiegenheit, erhielt aber zur Antwort, da die unmittelbare Suſpenſion vom Dienſte darauf ſtände, könnten ſie ſein Anerbieten nicht annehmen.

Er kehrte ganz misvergnügt zu Hond zurück, und dieſer rieth ihm denn das abgedroſchene und vom Major ſchon einigemahl in Ausübung gebrachte Mittel der Verkleidung zu Hulfe zu nehmen. Sie fanden auch bald einen Niederträchtigen, der ſich dazu entſchloß. Es wurden Kleider angeſchaft, und er in des Majors Zimmern auf alles gehörig vorbereitet.

Es war nun bald Mittag. **Karoline** hofte mit Schmerzen auf ihre Errettung, hatte ſich bey ihrer Wirthin erkundigt, ob ihr Brief würklich fort wäre, hatte das Ja darauf erhalten, und ſchwankte zwiſchen Furcht und Hofnung, als der

Major hereintrat, und ihr ſagte, daß, da er aufs äuſſerſte wäre, er hofte, daß ſie ihm jetzt Wort halten würde. Er habe den Geiſtlichen ſogleich beſtellt. Karoline zitterte und bebte. Sie ſagte, wenn er ſie ja ſo unglücklich machen wolte, daß ſie den Gehorſam gegen ihren Vater aus den Augen ſetzen müſte, ſo mögte er wenigſtens bis den Nachmittag warten, denn er könnte ſich einbilden, daß Faßung und Entſchlieſſung zu der Sache gehöre, und die müſte ſie ſich erſt ſammlen. Der Major gab ihr bis zwey Uhr Zeit, betheuerte aber mit einem ſchrecklichen Fluche, daß er hernach ſich nicht wieder würde abweiſen laſſen. Jetzt wurde ihr ſehr bange Bisher hatte ſie dem Major wiſſentlich noch keinen Schritt gethan, der ihm verdächtig hätte vorkommen können. Jetzt aber that ſie einen ſolchen, denn ſie gieng hinunter um bey ihrer Wirthin irgend einen Rath für ihre Umſtände zu holen. Sie war aber nicht lange unten geweſen, als der Major ſie erſuchte heraufzugehen, und der Wirthin ſagte, wenn ſie ſich unterſtände, ſich in ſeine Sachen zu miſchen, ſo mögte ſie auch die Folgen ihres unbefugten Verfahrens tragen, denn was dieſe Perſon ihr auch entdeckte, ſo ſey es alles unwahr, und ſeine Rechte ſchon dadurch beweißlich gut, daß er zur Trauung nach ihren hieſigen ſtrengen Geſetzen einen Prieſter gefunden.

Dieſe Eingebung von dem Belial, der ſich hatte erkaufen laſſen, war ſehr würkſam, und machte ſie ſchüchtern.

Nun ſchloß der Major auch ſeine obere Etage ab, und ſobald es zwey Uhr war, gieng er von Hond und dem bösartigen Pſeudo-Pfaffen begleitet in das Zimmer der halbtodten Karoline. Da dieſe gar kein Rettungsmittel übrig ſahe, redete ſie den Geiſtlichen an, erzählte ihm die ganze Geſchichte, bat ihm ihr Beyſtand zu ſeyn, bis ihr Vater käme, und glaubte ſchon einen Rettungsweg gefunden zu haben. Der Major ſahe nun, wie wenig es ihm geholfen haben würde, wenn er auch einen Geiſtlichen hätte überreden können, und man nahm in ſeinen ſo wie in Honds Geſichte auf einmahl eine boshafte Freude wahr, wovon ſich Karoline den wahren Grund doch nicht erklären konnte.

Wie entſetzte ſie ſich aber, als der Geiſtliche, welchen ſie als ihr einziges Rettungsmittel noch anſahe, gerade das Gegentheil von dem ſagte, was ſie erwartete; wie er alle ſeine wenige Beredſamkeit zuſammennahm, um ſie zu überzeugen, ſie müſſe dem Major die Hand geben, und zuweilen mit einem halb ausgeſprochenen Fluche bekräftigte, es könnte nicht anders ſeyn.

Noch merkte ſie nichts. Noch nahm ſie auch wiederum alle ihre Seelenkräfte zuſammen, um ihm das Gegentheil darzulegen.

Indem ſie ſo für und wider ſtritten, und es andem war, daß **Karoline** zwar Recht behalten aber der Macht doch nachgeben ſolte, und der Angſtſchweiß ihr tropfenweiſe herunterrann, kam etwas ſtark die Treppe heraufgegangen, ſprengte die Thür die auſſen verſchloſſen war, und trat ſogleich ins Zimmer wo die böſen Buben das arme Mädgen quälten.

Der Anblick des Fürſten brachte zuerſt Eiskälte in Honds und des Majors Adern hervor, und in Karolinens Seele ſchwamm beym Anſchauen ihrer Eltern Ruhe, Entzücken und Wolluſt über. Sie lief ihrer Mutter in die Arme. Ihre erſchöpften Kräfte aber konnten die jählinge Veränderung vom Kummer auf ſo unbegränzte Freude nicht ohne Kampf ertragen, und ſie blieb auch gleich ohnmächtig in den Armen ihrer gütigen Mutter, die bitterlich über ſie weinte, und man hatte viel Mühe, ehe man ſie wieder zu ſich brachte.

Dieſe plötzliche Erſcheinung war nun wohl offenbar dem Briefe zuzuſchreiben, der den Eltern wie ein Bote des Friedens kam. Auch der Fürſt erfuhr es gleich von ihnen. Des Vaters Empfindung war mehr Wuth auf den Major, als

Rettung für ſeine Tochter. Der Mutter aber lag dieſe mehr am Herzen, und ihre erſte Bitte war, daß ſie mitreiſen dürfte, denn der Befehl zu den Anſtalten wurde mitten in der Nacht gegeben, und da er kaum gegeben war, erſchien der Fürſt ſelbſt in ſeinem Reiſewagen vor Seeliſts Hauſe, und nahm die beyden Eltern mit ſich hinein.

Er hatte die ganze Zeit der Abweſenheit Karolinens ſo trübe zugebracht, wie man ſie von einem geliebten Gegenſtande entfernt zubringt. Er hatte aber in dieſer trüben Zeit auch ernſtlich über ſich und ſeine Liebe nachgedacht, und ob er gleich überzeugt war, daß dieſe ihn nie zu einer niederträchtigen Handlung verleiten würde, ſo muſte er es doch im Grunde als richtig glauben, daß er eben ſo ſtraffällig, ja in Anſehung der gröſſern Unrechtmäßigkeit ſeiner Liebe noch ſtraffälliger wäre, als der Major.

So hatten ſich oft in ſeiner Seele Gedanken entſponnen, daß es ihm ſehr wohl anſtehen würde, wenn er die Sache, die ihm am Ende keine Ehre machen könnte aufgäbe, und ſo feſt der Vorſatz auch zuweilen wurde, ſo hatte doch die Leidenſchaft immer noch mehr Oberhand. Beſonders erwachte ſie jetzt wieder, als er des Majors unfehlbaren Untergang in ſeiner Liebe vor Augen ſahe.

Wir können nicht umhin unſre Verwunderung zu erkennen zu geben, daß der Fürſt nur einen Augenblick noch zweifeln konnte, daß er ſeinen Endzweck nie erreichen würde, weil er den Charakter des Vaters und der Tochter ſo gut kannte, aber wenn die Alten ſagten, die Liebe wäre blind, ſo nahmen ſie unter den Verluſt eines Sinnes wohl den für alle an, und das war auch richtig genug.

Jetzt da der Fürſt im Wagen ſaß, glaubte er ſehr wohl zu thun, wenn er immer mehr bewieſe, daß der Major ein elender nichtswurdiger Kerl wäre, und jede Bejahung, die nun von Seiten des Kammerherrn reichlich darauf fielen, war ihm eine Hofnung. Er nährte dieſe auch bis ſie ankamen.

Die Wirthin des Hauſes vermuthete, wer es wäre, da ſie den Wagen inne halten ſahe, und oben hatten ſie über der Hitze mit welcher ſie ſprachen, das Raſſeln nicht gehört. Man erkundigte ſich alſo zuerſt bey ihr, und man hörte, daß ſie zwar nicht wiſſe, wenn und wie der Geiſtliche hineingekommen, daß ſie aber vermuthe er ſey da, weil es eben ſehr hitzig zugienge. Der Kammerherr brauchte nicht mehr zu wiſſen, um vor Grim auſſer ſich zu ſeyn, ſprengte die Thür und machte ſo dieſe Erſcheinung in der Geſchwindigkeit fertig.

Während daß der Fürſt den beyden den Leviten las, und die Mutter die Tochter zu ſich zu bringen ſuchte, war der Kammerherr mit dem Prieſter beſchäftigt, und frug vor allen Dingen ob die Ceremonie ſchon vor ſich gegangen? Dieſer beantwortete es ihm mit nein, und ſagte, er habe es nicht gewagt, mit ſo ſeichten Gründen wie der Major gehabt die Traurigkeit der Dame und ihren Widerwillen ins Gleichgewicht zu bringen, und er hätte ſich wider die Trauung erklärt. Der Kammerherr verſicherte ihm, daß ihm der Dienſt nicht unvergolten bleiben ſolte, und mit dieſer Erklärung zufrieden, ohne weiter einigen Gebrauch davon machen zu wollen, ſchlich ſich der Gauner hinaus, und wäre durch dieſen böſen Streich ohnfehlbar durchgewiſcht, wenn nicht die Wirthin eben zur Stubenthür hätte herein gehen wollen, die ihm unter die Augen ſahe, als einen bekannten liederlichen Menſchen erkannte, und ihn anpackte. Weil er ſich aber losreiſſen wolte, muſte ſie um Hülfe rufen, da der Kammerherr und der Fürſt heraustraten.

Ein Spitzbube, und kein Paſtor, ſchrie ſie laut, verkleidet iſt er.

Sogleich packte ihn der Fürſt bey der Bruſt an, warf ihn wieder ins Zimmer, und ſagte, er wolle bald Anſtalt machen, daß das boshafte Kleeblat in Sicherheit wäre.

Der Kammerherr ſagte nichts als: Ey, ey, hätte ich doch bald gedacht, hinter dem unverkennbaren Schelmgeſicht wäre etwas ehrliches.

Indeſſen hatte man Karolinen wieder zu ſich gebracht. Von der Mutter weg eilte ſie in die Arme des Vaters. Dank, tauſendfaltigen Dank Ihnen, mein beſter Vater, daß Sie mich gerettet haben. Und auch Sie, mein Fürſt hier. So viel Gnade verdiente ich nicht. O Sie verdienen alles, Karoline ſagte er, wenn man Ihnen nur alles geben könnte.

Was dies ſeyn ſolte, merkte wohl jeder, denn der Fürſt hatte ſich im Eifer ſeiner Entzückung nicht mäßigen können. Dem Kammerherrn aber ſchoß das Blut ins Geſicht, und es that ſich ihm ein Flor auf, der die vorige Aufführung des Fürſten erklärte. So ungern er dieſe Entdeckung machte, ſo konnte er doch nicht umhin zu geſtehen, daß ſie die Urſache wäre, die ihm ſeine Tochter erhalten hätte.

Der Fürſt faßte ſich aber auch gleich wieder und ſprach in einem andern Ton. Sagte ichs Ihnen nicht, fieng er zu Karolinen an, daß der Major ein Niederträchtiger wäre. O der Streiche hat er mehr gemacht, mehr als Sie glauben. Der

Kammer=

Kammerherr verlangte nun von Streuſand zu wiſſen, was ihn zu einer ſolchen Handlung bewogen, da man ihm nicht die geringſte Gelegenheit gegeben hatte, zu zweifeln, daß er Karolinen erhalten würde.

Gern hätte der Major ſich mit der Wahrheit entſchuldigt, und ſein Mistrauen gegen ſeinen Furſten eingewandt. Aber er ſtand jetzt ganz in ſeiner Gewalt, und wolte er nicht ganz ſinken, ſo muſte er ihn ſchonen. Demüthigung war die einzige Hulfe. Da der Major alſo ihn nicht nutzen konnte, muſte Fauſt herhalten, und der Umſtand mit dem Briefe gab der Sache ein wahrſcheinliches Anſehen.

Der Kammerherr fand, daß er nicht ſo ganz unrecht gehabt hatte. Ich bedaure Sie immer noch ohngeachtet Ihrer Bosheit, ſagte er, und beſonders wenn ſie meine Tochter würcklich liebeu, denn der Liebe halte ich erſtaunlich viel zu gut. Hätten Sie nur dem Rathe meiner Tochter gefolgt, und ſie gleich ſchreiben laſſen, ſo wären Sie jetzt in ihren Beſitz. Ohngeachtet ich jemanden ſprach der mir ans Herz griff, weil er meinem Gewiſſen in Anſehung Fauſts wehe that, wolte ich Ihnen doch Wort halten, und hätte es Ihnen gehalten, wenn Sie ſich nicht von einer ſo ganz niederträchtigen Seite gezeigt hätten. Aber daß

Karoline nun für Sie verloren iſt, ſehen Sie wohl von ſich ſelbſt ein. Was ich thun kann, Ihr Schickſal zu erleichtern, das will ich thun, und wenn meine Vorbitte beym Fürſten etwas gilt.

Nur jetzt nicht, fiel ihm der Fürſt in die Rede. Man muß erſt gerecht ſeyn, dann gütig. Er nahm eine Feder, und ſchrieb etwas, was einer ſeiner Leute wegtrug. Kurz hernach kam Wache, deren Befehlshaber dem Fürſten ſehr ehrerbietig ſagte, daß er zu befehlen hatte.

Darauf befahl der Fürſt dieſe drey krumm ſchlieſſen zu laſſen, bis er weiter etwas verfügen würde. Der **Major** warf ſich ihm zu Füßen. Nein ſagte der Fürſt. Wenn keine Strafe iſt, ſo iſt keine Beſſerung. Ich will unterſuchen, was ich für Sie thun kann, um nicht aufzuhören, gerecht zu ſeyn. Wäre **Karoline** noch im Zimmer geweſen, vielleicht wäre es beſſer gegangen, allein ſie hatte ſich mit ihrer Mutter entfernt, denn ſie hatte Ruhe und Erholung ſehr nöthig. Die drey wurden alſo abgeführt, und ſogleich in Ketten gelegt, worin wir ſie auch verlaſſen müßen, um unſern Fauſt wieder zu beſuchen.

Achtes Kapitel.

Enthält die Art der Entwickelung von welcher im ſechſten Kapitel dieſes Buchs geſprochen werden.

Im ſechſten Kapitel des dritten Buchs ſagten wir, daß die Baroneſſe damahls Trinen zu ſich rufen laſſen, als Fauſt ihrem Sohne das Leben gerettet, und daß ſie ihre lebhafte Dankbarkeit auch ihr mit zu erkennen geben wollen. Das geſchahe auch. Daß ſich aber die Unterredung etwas lange verzog, daß die Baroneſſe mit weinenden Augen aus dem Zimmer kam, und auch nicht ohne Thränen blieb, das kam nicht von der bezeugten Erkenntlichkeit.

Der Verdacht, den die Baroneſſe gegen Trinen hatte, war zwar in ihrer Seele gänzlich erloſchen, aber das Andenken war ihr doch geblieben, und ob ſie gleich nicht weiter darüber zu denken ſich vorgenommen, ſo blieb doch die Ausſage des Kindes ihr ein Rätzel, deſſen Erklärung ſie gar zu gern gehabt hätte.

Bey dieſer Gelegenheit ſtellte ſich ihr das alles nun wieder im alten Lichte vor Augen, und lebhaſter, da ſie die Mutter des Kindes vor ſich ſahe, und das gab zu Seufzern und Thränen Anlaß. Die Baroneſſe konnte freylich gut auslegen, und als Trine ſie daher um die Urſache dieſer Empfindlichkeit frug, machte ſie ihr eine Deutung, die ſo ganz annehmlich war. Aber weil ſie ſich ſchlecht zu verſtellen verſtand, ſo ſahe Trine, daß ihr Herz nicht ſo dachte, wie der Mund ſprach, und da Trine aus der Seele gut war, und gern tröſten mogte, ſo bat ſie ſie, ihr nicht mit Zurückhaltung zu begegnen, weil ſie fähig wäre ihren Schmerz mitzufühlen.

Nach vorhergegangenen Entſchuldigungen nahm ſich alſo die Dame das Herz, Trinen die ganze Geſchichte nebſt dem, was Fauſt geſagt hatte, wieder zu erzählen, und da ſie Trinen dabey unverwandt anſahe, dennoch aber keine Veränderung bemerken konnte, ſo fieng ſie an ruhiger zu werden.

Als ſie ganz ausgeredet hatte, fieng Trine an, daß ſie es nicht läugnen könne, daß ſie glaube, der Baron habe Abſichten auf ſie gehabt. Er ſey allemahl mit gewiſſen Anträgen gekommen, habe Schmeicheleyen zu Hülfe genommen, habe gern geſehen wenn ſie allein geweſen, und habe deswegen auch faſt immer ihren Sohn weggeſchikt. Da ſie aber ſich immer mehr und mehr entfernt, und ihm zuletzt ziemlich deutlich zu verſtehen gegeben, daß er dergleichen nie von ihr erwarten ſollte, ſondern ſein Zuſpruch ihr blos als freundſchaftlich angenehm ſey, ſo ſey er weggeblieben.

Um auch der Baroneſſe, welches doch unnöthig war, allen weitern Verdacht zu benehmen, fieng ſie die Erzählung ihrer eignen Verführung unter vielen Thränen an, und nahm das Sprüchwort: Ein gebrandt Kind fürchtet das Feuer, als einen nähern Beweis ihrer Unſchuld mit an.

Dies ſetzte die Dame würklich nicht allein aus allem möglichen Zweifel, ſondern brachte in Erwiederung dieſer Aufrichtigkeit eine warme Freundſchaft gegen Trinen in ihr hervor.

Aber daß ſie ſich demohngeachtet nicht hätte betrüben ſollen, das läßt ſich nicht behaupten. Schon der Gedanke, daß ihr Gemahl es nur unternehmen können, ihr untreu zu werden, kränkte ſie bis auf den Tod. Nicht alle Gelegenheiten, das wuſte ſie ſehr gut, konnten ſo zurückweiſend ausfallen wie dieſe, und ſie war nach einer ſolchen Ueberzeugung keinen Augenblick ſicher, ob ſie nicht von ihm hintergangen würde.

Wenn man hier die Frage aufwerfen wolte, ob Trine nicht beſſer gethan hätte, alles zu verhehlen, als der Dame die Unruhe zu machen, ſo müſſen wir die Entſcheidung nothwendig zu Trinens Beſten fallen. Sie war auf keine andere Art im Stande ſich zu rechtfertigen, denn der Augenſchein war zu ſehr wider ſie, und ſie konnte mit aller Delikateſſe, die ſie auch gegen die Dame gern bezeigen wolte, doch nicht weniger ſagen, als ſie that, und das war wenig genug; denn wenn der Baron ein Glas Wein zu viel hatte, ſo pflegte ſeine Zunge ſelbſt ſeiner Frau nicht zu ſchonen, und da hatte Trine gewiß genug gehört, was, wenn ſie anders dazu geneigt geweſen wäre, wohl Zwiſt hätte können hervorbringen.

Dieſe Unterredung endigte ſich alſo mit einer genauen geſtifteten Freundſchaft, und dem zu folge entſtanden noch ſehr oft neue Zuſammenkünfte, nie aber wurde dieſer Sache wieder erwähnt. Die Baroneſſe behielt ihren Kummer in ſich, und die Zeit linderte ihn.

Nicht wenig trug dazu bey, daß ihr Gemahl ſeit der Affaire mit Trinen ſehr ſtill und eingezogen lebte, und daß dieſes täglich zunahm. Er ſahe auch Trinen gern um ſeine Frau, denn ſie war unterhaltend und er hatte jene Bekanntſchaft ſchon lange wieder aus ſeinem Gedächtniſſe entfernt.

Einmahl ſchickte die Dame Trinen in eine Kammer, in welcher verſchiedene Kleidungsſtücke aufgehoben waren, die man nicht immer gebrauchte, um etwas zu holen. Trine blieb etwas lange weg, und weil die Baroneſſe glaubte, ſie könnte die Sachen etwa nicht finden, und ſie ihr nicht zu viel Mühe mit Suchen machen wolte, ſo gieng ſie endlich ſelbſt nach.

An der Thür ſchon kam ihr Trine entgegen, brachte was ſie bringen ſolte, ſahe aber ſo verſtört und blas aus, daß die Dame ſie bat gleich mit in ihr Zimmer zu kommen, und ſich zu Bette zu legen. Trine folgte ihr zwar, und hatte würklich auch Ruhe nöthig. Aber ſelbſt einige Stunden Schlaf konnten ſie nicht wieder in Ordnung bringen. Sie war noch eben ſo blas und ſchreckenvoll. Die Dame hatte noch nicht den geringſten Argwohn, daß es eine andre Urſache als eine plötzlich zugeſtoſſene Unpäßlichkeit wäre; aber als Tage vergiengen, und Trinens Kummer immer kein Ende nahm, wurde ſie aufmerkſamer, und drang noch mehr in ſie, daß ſie ihr doch ſagen möchte, ob ihr dort etwas begegnet ſey, denn ſie könne die Unruhe nicht ertragen, daß ſie vielleicht zufälliger Weiſe Gelegenheit zu ihrem Kummer und ihrer jetzigen Unpäßlichkeit gegeben.

Trine konnte ſich nicht ſo ganz verſtellen, ſie ſagte alſo der Dame, ſie möchte es um ihrer eignen Ruhe willen nicht verlangen zu wiſſen, was es wäre, was ihr dieſe Unruhe verurſachte.

Man iſt oft in dem Fall zu glauben, daß man einen Menſchen beruhige, oder wenigſtens hat man die Abſicht ihn zu beruhigen, wenn man ihm etwas ſagt, was ihm die gröſte Unruhe verurſacht. Man verfallt auch ſehr leicht in dieſen Irrthum, und es iſt dies eine bloße Uebereilung die aus einer nicht reifen Beurtheilungskraft in dem Augenblick entſteht.

Trine war in dem Fall, denn durch das was ſie ſagte machte ſie die Dame nicht etwa neugierig — nein ſie machte ſie ſo unruhig, wie ſie ſelbſt es war.

Nun erfolgte eine bittende Scene von beyden Seiten. Die Baroneſſe ſuchte Trinen in dem lebhafteſten Lichte, was ſie nur auffinden konnte, ihren Schmerz, daß ſie ſo wenig Vertrauen zu ihr hätte darzuſtellen, und betheuerte, ſie ſelbſt litte am meiſten dadurch, daß ſie es ihr verſchwiege.

Dagegen bat Trine immer erneuerter und dringender, ſie von einer Pflicht zu befreyen, die ihr ſo ſauer werden würde, denn wenn ſie ihr es beföhle, ſo müſte ſie es freylich ſagen. Es ſey genug, meynte ſie, daß ſie es wüßte, und ſich zeitlebens darüber beunruhigen würde. Da ſie, die Baroneſſe es nun noch nicht wiſſe, ſo würde ſich die kleine Unruhe die ſie jetzt fühlte, wieder verlieren, und es würde höchſt ungerecht ſeyn, wenn man ſich die Tage noch bekümmerter machen wolte, als ſie ohnedem ſchon wären.

Die Delikateſſe beyder Damen gieng ſehr weit und da es wider unſern Zweck und Abſicht iſt das deswegen entſtandene weitläuftige Geſpräch hierher zu ſetzen, ſo fuhren wir blos das Ende deſſelben an, welches darin beſtand, daß die Baroneſſe ihren Willen erhielt, und Trine nachgab.

Und damit der Leſer nicht etwa auf Spuckerey zu denken ſich unternehme, ſo entdecken wir ihm kurz das Geſtändnis Trinens. Sie hatte unter den alten Kleidern einen Domino gefunden, der ihr ſehr auffallend geweſen, denn es war der nehmliche Domino, den der wahre Vater unſers Fauſts angehabt hatte, als er dieſe Fabrique eröfnete. Zu kenntlich war ſein Schwarz mit weiſſen Fior und italieniſchen Blumen beſetzt.

Als ſie ihn geſehen, war ſie erſt vor Schrecken zuſammen gefahren, dann hatte das Erſchrecken ſie ihrer Sinne beraubt. Sie war genöthigt geweſen ſich auf ein Ruhebette zu ſetzen, welches im Zimmer ſtand, und erſt nach einiger Zeit war ſie zu ſich gekommen. In einem Spiegel, der gegen über ſtand, ſahe ſie nun ihre klägliche Geſtalt, und um die Baroneſſe nicht durch ihre Leichenfarbe zu erſchrecken, beſchloß ſie ſich erſt etwas zu erholen, würde auch noch länger dageblieben ſeyn, wenn ſie ſich nur vor der Dame verbergen können, als ſie kam.

Es war hier freylich kein glaublicher Fall, daß es der Baron nicht ſelbſt geweſen ſeyn ſolte, aber ſeine Güte gegen ihren Sohn, ſelbſt ſein Betragen gegen ſie, waren hinreichend ſie zu beſtimmen, daß ſie die ganze Sache mit dem Mantel der Verſchwiegenheit bedecken wolte, und ſie hielt auch darin tapfer Wort, bis ſie gezwungen wurde, zu geſtehen.

Die Dame erſchrack ganz übermäßig, als ſie dies hörte. Aber Trine ſorgte nur, daß ſie nicht zu heftig durch dieſe unerwartete Nachricht erſchreckt würde, und bat ſie daher, die Sache von der leichteſten Seite zu betrachten, und das wäre ihrer Meynung nach die, zu vergeſſen, was einmahl geſchehen wäre.

Die Dame ſeufzte tief. Das zu vergeſſen? ſagte ſie. Nein, Trine, das iſt zuviel von einer liebenden Frau verlangt. Ich habe es nicht um ihn verdient.

Immer könnte dem Leſer noch ein Zweifel übrig bleiben, ob der Baron auch würklich das Corpus delicti in dieſer Sache geweſen wäre, ſo wie den Damen deswegen ein Zweifel hätte übrig bleiben können, wenn nicht Trine der die Kleidung ihres damahligen Liebhabers auffallender als ſein

Geſicht war, ſich nun einiger Züge erinnert hätte, die ihr am Baron kentlich wurden, und wenn nicht der Dame das Bild jener Nacht ganz deutlich vor Augen geweſen wäre, wo ſie einer Unpäßlichkeit wegen vom Balle früher wegfuhr, und ihren Gemahl zurückließ, der auch den andern Morgen ſo ſehr verſtört wieder kam, daß ſie ihm die Schuld in den Augen hätte leſen können, wenn ſie anders gedacht, und weniger ſanft in der Auslegung der Fehler anderer geweſen wäre.

Nachdem Trine das Unglück der Dame beklagt und ſie gebeten hatte, es ihr nicht entgelten zu laſſen, daß ſie unſchuldig zu ihrer Beunruhigung beygetragen, und die Dame ſie verſichert, ſie liebe ſie nur deſto mehr, weil ſie nachher des Barons Verſuchungen ſo treulich widerſtanden, ſo erhob ſich ein neuer Zwiſt zwiſchen ihnen, der darin beſtand, daß Trine glaubte, man müſſe dem Baron nichts ſagen, und die Dame alles zu entdecken für Pflicht hielt. Der Grund der erſten beruhete auf Schonung, der letztern auf Gerechtigkeit, denn Fauſt muß nicht darunter leiden, ſagte ſie, er iſt der Sohn meines Mannes, und muß ſo gut wie meine Söhne Recht an Namen und Vermögen haben.

Der Verſchlag war für Trinen freylich zu ſchmeichelhaft, als daß ſie ihn nicht hätte eingehen ſollen, und wir können es ihr nicht verdenken, daß ſie ſich nicht ſehr dawider geſetzt.

Die Baroneſſe aber eröfnete ihre Laufbahn, und das erſtemahl, da ſie ihren Gatten in einer einſamen Stunde ſprach, führte ſie das Geſpräch auf den damahligen Beſuch des Doktor Schmuk als Madame Hond ſo heftig ſich erzürnte. Das hätte ich damahls nicht gedacht, ſagte ſie, als Trine beſchuldigt wurde daß ſie würklich nicht unſchuldig wäre, und hatte nimmermehr geglaubt, daß Trinens Mann nicht Fauſis Vater geweſen.

Der Baron ſtutzte ſchon, aber doch trug ihn ſein Gedächtniß nicht bis auf die Zeiten zurück, wo etwas errinnerndes in ihn hätte kommen können. Jetzt beantwortete er dies alſo nur mit einem gleichgültigen So? und ſetzte hinzu, es wäre doch allemahl lieblos von Madam Hond, und unzeitig vom Doktor geweſen. Die Dame bejahete das, und fuhr fort zu philoſophiren:

Ich bin nicht diejenige, die ein unſchuldiges Vergnügen deswegen tadelt, weil es zuweilen böſe Folgen hat. Jede Sache in der Welt hat ſie. Aber junge Mädgen ſolte man doch vor Gelegenheiten hüten, wo dergleichen Verführungen mehr ſtatt finden, mehr reitzen, als daß oft die ſtrengſte Tugend ihnen widerſtehen könnte. Hätte mir der Himmel eine Tochter geſchenkt, nie hätte ſie ohne meine Aufſicht und Gegenwart öffentliche Luſtbarkeiten beſuchen ſollen.

Nun ſagte der Baron, ich dächte doch Trinens Stand könnte Ihnen auf dieſe Gelegenheiten keinen Argwohn einſtößen?

Nicht! — O nur zu gewiß. Es iſt eine Folge der Masquerade, wo alle Stände zuſammenkommen, und wo eben deswegen, weil gewiſſermaaßen der Unterſchied der Stände aufgehoben wird, der größere und liſtigere, und ſchuldige ein Recht ſich nimmt den kleinern und unſchuldigen ins Netz zu ziehn. Fauſt iſt nichts weiter als die Frucht einer Ballbekanntſchaft, und die ausſchweifende Stunde iſt von Trinen endlich bitter und lange genug beweint worden.

Des Barons Geſicht färbte ſich immer mehr bey den Worten, und die Baroneſſe ſahe immer mit mehr Wehmuth auf ihn. Sie glaubte jetzt, er habe die Ausſchweifung nicht vergeſſen, wie ſie ſonſt gedacht, ſondern er wiſſe ſie ſehr gut, und habe ſich ſo gleichgültig, ja einigemahl ſo ungerecht gegen Fauſten betragen können. Sie fieng nun um ihn zu einem Geſtändniſſe zu bringen, an, von dem ſchwarzen Domino mit italienſchen Blumen zu ſprechen, vom Wegfahren in der Kutſche vom Meublement des Zimmers.

Schon da der Ball zuerſt genannt wurde, lag des Barons ganzes Verbrechen vor ſeinen Augen und er wuſte es, daß er der ſchuldige war.

Vorher aber hatte er es nicht gewuſt. Zwar war ſein Ernſt, als Dokter Schmuk mit Madam Hond ſcherzte aus einem innern Gewiſſensſchlag gekommen, und nachher als er Fauſt von Trinen wegnahm, hatte er ſelbſt Argwohn gehabt, ob ſie die Perſon nicht etwa wäre, aber da alle ſeine neue Verſuche fehlſchlugen, ſo abſtrahirte er gänzlich davon.

Jezt war er wieder in ſich ungewiß, ob ſeine Frau es würklich ſchon wiſſe, oder ob ſie ſich nur ſo ſtelle, als wenn ſie auf ihn muthmaßte. Daher kam ſeine Unentſchlüſſigkeit, ob er ſich ihr entdecken ſolte oder nicht. Doch wurde ſein Feuer und ſeine Reue in der erſten Empfindung ſo groß, daß er es gewiß geſtanden haben würde, wenn die beyden Ehegatten nicht in dem kritiſchen Geſpräch durch einen Beſuch geſtört worden wären.

* * *

Neuntes Kapitel.

Wer dieſer Beſuch geweſen, was er für Eindruck auf die Baroneſſe und für Einfluß auf Fauſis Schickſal gehabt.

Dieſer Beſuch war niemand als ein ſehr alter Bekannter des Barons der mit ihm erzogen und bey der Durchreiſe, die er jetzt von einer Geſandſchaft zu ſeinen Landesherrn machte, dieſen alten Freund nicht hatte übergehen wollen. Er wurde wie man ſich denken kann, ſehr gut aufgenommen, und die Baroneſſe nahm Gelegenheit, ihm den Fall in terminis vorzuſtellen, der jetzt bey ihr exiſtirte, und ihn zu fragen, ob es nicht möglich wäre einen ſolchen zu einen rechtmäßigen Erben auch für Lehngüter zu adoptiren.

Der Mann der eben nicht an Weitläuftigkeiten gewöhnt war, antwortete kürzlich, mit Geld ſey in der Welt alles zu machen. Das war für die Baroneſſe genug. Nun gieng ſie ihrem Manne nach wo ſie ihn nur antraf, und redete von dem Unrecht, was Fauſis Vater Trinen angethan, und von dem weit gröſſern, was er jetzt dem Sohne anthäte, daß er ihn nicht in ſeine Rechte einſetzte. Aber der Baron hatte jetzt keine Ohren.

Er hatte mit kältern Blute überlegt, daß ſeine Frau die Sache nie ganz wiſſen, nie ganz erfahren könne, daß ihm wenn es aufs äuſſerſte käme, nur zu ſagen übrig bliebe, er habe die Masque mit jemanden gewechſelt, und er hatte ſich freylich nach dem würklichen Bekanntnis weit gröſſere Vorwürfe gedacht, als ihm zugedacht waren.

Er wolte alſo nichts ſagen. Die Pflichten von denen ihm vorgepredigt wurde, hatte er theils ſchon erfüllt, theils konnte er ſie reichlich erfüllen, ohne ſich in die Weitläuftigkeit zu ſetzen, vor der ganzen Welt ſich zu ſchanden zu machen.

Die Dame, die würklich eine ſolche Hartnäckigkeit argwohnte, nahm ſich es ſehr zu Gemüthe, und der Fremde, der an ihren ſanften Charakter viel einnehmendes fand, wagte es ſie um ihr Vertrauen zu bitten, da ſie ihm denn auch erklärte, ſie habe von ſich ſelbſt geſprochen, als ſie die Geſchichte der Adoption erzählt.

Nun machte ſich dieſer wieder an den Baron, der kaum hörte, daß ſeine Frau ihm ſo glimpflich begegnen würde, kaum erfuhr, was ſie willens hätte, als er ſogleich mit ſeinem Geſtändnis herausbrach und alles entdeckte. Die Baroneſſe wurde ganz verſöhnt, da ſie hörte daß ihr Gemahl in Anſehung des Wiſſens unſchuldig wäre wer die Perſon geweſen. Trine freuete ſich am meiſten, daß ihr Sohn in einer ſo großen Familie aufgenommen werden, ja daß ſie ihr gleichſam auch mit inkorporirt wurde. Sie muſte gleich in der Stadt alles was ſie beſaß verkaufen, um für immer bey der Baroneſſe zu bleiben. Ob ſie gleich eine Frau in ihren beſten Jahren war, ſo hatte die Baroneſſe doch nicht nöthig, eiferſüchtig zu ſeyn, denn ſie war es auch. Man war auch von des Barons gebeſſerter Denkungsart überzeugt. Indeſſen glauben wir, daß die Baroneſſe die Abſicht hat, wenn Trine ſie überlebt, daß dieſe dann die Geſellſchafterin des Barons für ſeine übrige Lebenszeit ſeyn ſoll, doch können wir davon nichts gewiſſes ſagen, weil alle die Perſonen noch leben, und uns nicht tiefer als wir ſollen in ihre Geheimniſſe Blicke thun laſſen.

Man kann ſichs denken, daß dies der Zeitpunkt war, wo die Briefe zur Zurückkunft an Fauſten abgiengen, auf welche man nun deſto ſehnlicher hofte, da man ſo enthuſiaſtiſch für ihn eingenommen war.

Auch nahm der Fremde die nöthigen Schriften und Gelder mit ſich, und die Antwort auf die Expedition war es, die man im Schleichviſchen Hauſe erwartete, und die hernach ſo glücklicher

Weiſe eher ankam, als die Nachricht von Karolinens Verheyrathung. Wer leugnet alſo wohl daß der Fremde vieles zur Baroniſirung unſers Fauſts beytrug?

Zehntes Kapitel.

Welches der Leſer wohl nicht erwartet hätte.

So vergnügt nun die Tage im Schleichiſchen Hauſe hätten hinſtreichen können, und ſo unruhig ſie wegen Fauſts Unruhe hinſtrichen, ſo erſchien doch ein Tag, an welchem nicht die von Fauſten überſchrecklich gefürchtete Nachricht von Karolinens Vermählung, ſondern eine Kutſche mit 6 Pferden erſchien, aus welcher der Fürſt, Seeliſt mit ſeiner Gemahlin und Karoline heraustraten. Die Baroneſſe freute ſich ohne Beſchreibung ihre alte Freundin und Karolinen wieder zu ſehen, und indem dieſe Freude noch im lebhafteſten Ausbruche war, machte ſich Seeliſt mit dem Fürſten in den Saal zu dem Baron, der nun wohl nicht wenig erſchrack, ſo unvermuthet einen ſo vornehmen Gaſt bey ſich zu ſehen, aber theils ſchon Weltmann genug war ſich darin zu faſſen, und theils durch des Fürſten eigne Erklärung, er wolle bey ihm als Privatmann behandelt ſeyn ſich ganz wieder in Faſſung ſetzte.

Die Baroneſſe, die nebſt Trinen, und ihren alten Freundinnen in ihrem Zimmer war, hatte das Abentheuer erzählt, was ſie unterdeſſen überſtanden, war aber noch nicht ſo glücklich geweſen, eine gleiche Genugthuung von Karolinen zu erhalten. Da ſie alſo noch ungewiß war, ob ſie für Fauſten etwas hoffen durfte, ſo ſtand ſie auch noch an, ob ſie ihn produciren durfte, doch überwand die Liebe zu ihm alle Bedenklichkeiten, und weil ſie gewis glaubte, ihm einen frohen Anblick zu bereiten, ſo ließ ſie ihn zu bitten.

Er kam und wuſte von allen noch nichts. Er ſahe kaum Karolinen, ſo vergas er alles, was zwiſchen ihnen verabredet war, lief auf ſie zu, und ſchlos ſie in ſeine Arme.

Soll ich Sie denn noch einmahl wiederſehn, ſagte er. Aber er fuhr gleich wieder zurück. Und wie vielleicht, fieng er an, und ſahe etwas wild im Zimmer umher.

Sie ſuchen den Major, ſagte jetzt Karoline mit verdoppeltem Feuer ihrer Augen. Sie ſuchen ihn vergebens. Er iſt nicht mehr mein Verfolger. Er hatte die Saite zu hoch geſpannt, und ſie riß. Ich bin wieder ſo frey, wie vorher, und ich bin hierher gekommen, zu fragen, ob der Bavon Schleich das Mädgen verachten wird, was Fauſt ſeiner werth ſchäzte. Fauſt war außer ſich, Trine jubelte laut, die Baroneſſe rief einmahl über das andere aus, daß ſie einen ſo freudigen Wonneaugenblick noch nicht gehabt, und Karolinens Mutter drückte ihre Empfindungen mit Thränen aus.

Fauſt und Karoline lagen einander in den Armen, und wurden auch ſo vom Fürſten, vom Baron und vom Kammerherrn überraſcht, die das Lautwerden im Zimmer ſchnell herbeygelockt hatte.

Das war nun wohl wider unſre Abrede, mein lieber Fauſt, rief der Fürſt, als er ihn ſahe, und Fauſt fuhr zuſammen, als er ſeine Stimme hörte, und ihn erblickte. Er warf ſich vor ihm nieder, und küßte ſeine Hand. Karoline hat mir erlaubt, ſie wieder zu lieben, ſagte er, und da glaube ich, bindet mich kein Verſprechen mehr.

Es ſoll Sie auch nicht binden, ſagte der Fürſt, und ich bin hierher gekommen, ein Zeuge Ihres Glücks zu ſeyn, das Sie ſo ſehr verdienen. Aber immer müſſen ſie mirs auch ganz danken, denn ohne mich wäre der Major lange im Beſitz Ihrer Geliebten. Der Niederträchtige hatte ſich ohne Liebe zu fühlen, ſo feſtzuſetzen gewußt, daß nur die

Wege des Schickſals, das über Ihr Wohl wachte fähig waren, das Verſprechen rückgängig zu machen, was man ihm gegeben.

Aber nun ſollen Sie ſie auch allein und gewiß beſitzen, und ich führe ſie Ihnen als unzertrennlich zu. Ich weiß Sie haben kein beſſeres Geſchenk erwartet, und dies werden Sie nicht wieder verſchenken, wie jene Uhr, die ich Ihnen gab.

Dieſe Uhr hatte der Kammerherr, als er auf Karolinens Zimmer nach einen etwa zurückgelaſſenen Brief ſuchte, gefunden, und weil er ſie kannte, den Fürſten gefragt, wie ſie dazu gekommen.

Der Baron, der jetzt ganz in Fauſten lebte. machte ſeine Freude ſehr laut bekannt, und bat Karolinen wegen aller der Beſchuldigungen um Vergebung, die er ihr ſo oft in ſeinem Herzen gemacht, und betheuerte nun, keine Tochter könne ihm lieber ſeyn, als ſie.

Eilftes Kapitel.

Welches Erläuterungen wegen des vergangenen giebt.

Als der Fürſt jenesmahl das Urtheil über Hand und den Major ausgeſprochen, und es auch ausgeführt war, dachte der Leſer wohl ſo wenig wie wir, daß die Sache eine ſo ſchnelle Wendung nehmen, und daß wir Fauſten ſo bald glücklich ſehen würden, denn die Leute ſind uns im Schleichiſchen Hauſe wie ein Pfeil über den Hals gekommen.

Der Fürſt wolte gleich Karolinen ſprechen, da dieſe aber auf Zureden ihrer Mutter den freyen Augenblick genutzt hatte, um die langentbehrte Ruhe wieder etwas zu genieſſen, und alſo niemanden ſprechen konnte, ſo redete er eine Weile mit der Wirthin, die er fürſtlich für ihre Theilnehmung an Karolinens Schickſal belohnte, und gieng alsdenn auf eine Stunde an einem einſamen Spatziergange umher. Ganz allein in das Bild von Karolinen vertieft, ſtellte er ſie mit andern ihres Geſchlechts die er gekannt hatte und noch kannte, in Parallelen, und fand nun wohl einen ſo großen Unterſchied, daß ihm, die reine Wahrheit zu ſagen, ein Widerwille gegen alle ankam, den er für unüberwindlich hielt. Aber in je größern reinerm Lichte Karoline ſich ihm zeigte, deſto weniger war für ihn Hofnung da, glücklich zu ſeyn. Er ſelbſt fieng an ſich zu ſchämen, daß er ſie ſo lange hintergangen, und ſahe ein, daß er eine ernſtliche Rolle zu ſpielen anfangen müſte.

Aber dieſe Ueberlegung half Karolinen noch nicht viel. Sie gieng darauf hinaus, daß er ihr eine ſolche Verbindung wie er mit ihr im Sinne hätte, als ſehr erlaubt vormahlen, und als vor der ganzen Welt untadelhaft ſchildern wolte. Im Fall, war freylich die Conſequenz, ſie dieſes nicht ſie überzeugte, wolte er von der Eroberung abſtehen, weil ſie — theils unmöglich war — theils ſchändlich geweſen wäre.

Aber dieſe Conſequenz war bey ihm noch von keiner Wichtigkeit. Er war völlig der Meynung, ſie würde ſich durch äuſſern Schimmer blenden laſſen, ſie würde dem Antrage eines Fürſten nicht widerſtehen können, ja ſie würde auch wohl zärtlich gegen ihn ſeyn können.

Sobald ſie daher aufgeſtanden war, gieng er zu ihr. Er traf ſie ziemlich erquickt an; ſie gieng ihm ſelbſt entgegen, und dankte ihm für die ſchöne Theilnehmung, die er an ihrem Schickſale zeigte, und für die gütige Bemühung, die er ſich ſelbſt ihres Wohls wegen machte.

Die Bemühung iſt ſehr klein, ſagte der Fürſt, und ſie wird und muß in Ihren Augen noch geringer werden, wenn ich Ihnen ſage, daß ſie nicht um Ihret ſondern um mein ſelbſt willen geſchehen iſt. Ja ich muß es Ihnen nur geſtehen, Karoline, der Major hatte nicht unrecht, da er ſagte, daß er fürchte, ich liebte Sie, denn ich liebe Sie würklich, liebe Sie, wie Sie vielleicht noch nicht geliebt worden ſind. Halten Sie nun meine Bemühung noch für groß? Nein, Karoline, Sie verdienen weit mehr als dieſes.

Karoline ſahe ſich auf einmahl wie am Abgrund eines neuen Meeres von Sorgen, und war in augenſcheinlicher Gefahr ſich hier auf eine oder die andere Art zu verderben. Die eine nehmlich, dem Fürſten auch nur die geringſte Hofnung zu machen, war bey ihr ganz unmöglich, denn es war wider ihre Begriffe, und ſie kannte des Fürſten Lage und Verhältniſſe zu genau, als daß ſie ſich auf eine rechtmäßige Art Anſprüche auf ihn haben zu können ſchmeicheln durfte. Sie muſte alſo der andern geradezu in die Arme laufen, und die war, ſich durch eine gegebene abſchlägige Antwort auf einmahl die Ungnade des Fürſten zuzuziehen. Sie zog aber doch, das letzte dem erſten ſo vor, daß ſie ſich gleich dazu entſchloß.

Sie behauptete, ſie müſte ſich höchſt unglücklich ſchätzen, daß ſie die Urſache an einer auch der entfernteſten Unruhe ihres Fürſten wäre, und ſie wolte lieber wünſchen, daß er ſie und ihren Vater nicht zurückgerufen als daß nun aus ihrem Hauſe noch ein Unheil über ihn ſelbſt kommen ſolte. Sie ſetzte aber doch noch hinzu, daß es vermuthlich nur ein Scherz von ihm ſey, daß ſie zwar ſeine Liebe gern annähme, daß ſie ihn aber als ihren Vater betrachtete, der ihr mit guten Rath beyzuſtehen nicht unterlaſſen, dagegen aber auch ihre kindliche Liebe allzeit haben wurde.

Der Fürſt lächelte, ob ihm gleich bey der Sache nicht ganz lächerlich war. Sie ſolte nicht glauben, fieng er aufs neue an, daß es ſo gemeynt wäre. Es wäre vielmehr Leidenſchaft in der Stärke, wie ſie nur von dem zärtlichſten Liebhaber ſie erwarten könnte, und er wolle jetzt, da ſie frey wäre, ſie, wenn es anders möglich wäre, ſie ihm zu geben, um ihre Gegenliebe bitten.

Er legte nun alle ſeine Verſchläge vor, und erwartete mit Sehnſucht, die Wahl derſelben.

Aber wenn auch einer darunter geweſen wäre, der Karolinen nach aller Menſchen Gedanken ganz glücklich gemacht hätte, ſo würde ſie doch nichts gewählt haben, weil ſie auſſer Fauſts Liebe keinem Vorſchlage Gehör geben wolte, als den ihr Vater ihr als Zwang auflegte, wie es der mit dem Major war.

Da nun aber alle die würklich gethanenen ſo waren, daß ſie mit Karolinens Reinigkeit ſich nicht verknüpfen lieſſen, ſo redete ſie mit dem gröſten Ernſt und ſagte dem Fürſten: da ſie nunmehr es nicht mehr vor Probe annehmen, ſondern vor Wahrheit halten müſte, ſo müſte ſie ihm aufrichtig ſagen, daß ſie alle ſolche Verbindungen verabſcheuete, und wenn er ſie auch ganz unglücklich machte, wenn er ihr ganzes Haus dieſer Leidenſchaft aufopferte, ſo würde in ihren Herzen doch nie eine Aenderung vorgehen.

Und nachdem er nun völlig davon überzeugt war, daß ihre Liebe niemand habe und niemand erhalten würde, als Fauſt, ſo hörte er auch noch den zweyten ihm noch weit ſchrecklichern Ausſpruch, daß wenn ſie ihn auch würklich liebte, wenn ſie ihr Herz durch nichts als durch ſeine Gegenliebe glücklich zu machen wüſte, ſie auch dann lieber in dieſer unglücklichen Liebe, wie in der ihrigen jetzt verſchmachten würde, als daß ſie ſich einigen Verbindungen unterwerfen ſolte, da ſie ſich einmahl Vorwürfe davon erndten könnte.

Die Antwort, und die Erklärung war zu deutlich, als daß der Fürſt nicht hätte wiſſen ſollen, woran er wäre, und da ſein eigner Charakter gut war, ſo war ihm an Karolinens Hochachtung ſo viel gelegen als an ihrer Liebe. Dieſe muſte er verlieren, wenn er weiter inſiſtirte, es wurde alsdenn ſeine Leidenſchaft, mit der Abſicht aus welcher er gehandelt, dem Kammerherrn und deſſen Gemahlin auch bekannt, und deren Hochachtung war ihm auch werth. Die Convenienz befahl ihm alſo ſich vor Karolinen zu demüthigen. Er hies ihre Gründe recht, bekannte, daß er ſchwach geweſen, bat ſie, dieſe Schwäche nicht auf die Rechnung ſeines Herzens zu ſchreiben, und ſie in Anſehung auch ſeiner gänzlich zu vergeſſen.

Das verſprach ihm Karoline, und hat es gehalten, und wenn wir nicht die Tagebücher, die ſie zu ſchreiben pflegte, einmahl in die Hände bekommen hätten, ſo wäre dieſer geheime Theil unſrer Geſchichte für uns und unſre Leſer verloren gegangen.

Damit ihm aber der Teufel nicht einmahl wieder zuſetzen möchte, daß er ſeine Geſinnungen änderte, ſo beſchloß er, ſie gleich Fauſten zuzuſchanzen, und begieng dadurch würklich einen edlen Streich, der in unſern Augen alles wieder gut macht, was er vorher ſelbſt verſchlimmert hatte.

Zwar würde das auch ohne ſeine Mühe geſchehen ſeyn, denn der alte Seeliſt ſchien ſich höchlich zu wundern, wie er ihm den Vorſchlag that, daß er zweifeln können, daß er ſelbſt dieſes Mittels ſich ſo ſchnell bedienen würde, als er könnte, um Karolinen das erlittene Unrecht zu erſetzen; und dadurch entſtand jene Reiſe.

Zwölftes Kapitel.

In welchem der Vorhang zufällt, und der Autor ſich empfiehlt.

Lieſſe ſich zwar noch manches von dem zärtlichen Brautpaar ſagen, was der Leſer nun ſo glücklich ſieht, nachdem er es, wir wollen es zu unſerer Beruhigung hoffen, die ganze Länge unſers Buchs hindurch glücklich gewünſcht. Wir könnten auch den langen Hochzeitzug, alle Ceremonien, und was ſie einander noch den Tag vorher, und an dem Tage ſelbſt ſagten, füglich beybringen, wenn wir den Verleger noch um einige Dutzend Thaler zu ſchnellen begierig wären, aber wir lieben nichts weniger als ſolche Hochzeiten mit Soſen.

Und da wir im Gegentheil auch keine Freunde von dem kurzen Abbrechen sind, wo eigentlich ſo viel wie nichts ausgemacht wird, ſo hängen wir ein kleines Paquetgen noch an, und folgen darin dem Schickſal der Perſonen, die uns intereßirt haben nicht bis auf ihr Ende, weil ſie alle noch in dermahligen Wohlſeyn leben, ſondern nur ſo weit ſie jetzt ſind.

Der Fürſt verliebte ſich in die ganze Familie ſo, daß er zuletzt den Baron überredete in ſeine Dienſte zu treten, und in ſeine Reſidenz mitzugehen. Seine Gemahlin iſt damit zwar nicht ſo ganz zufrieden, weil er hier oft mit andern alten Knaſterbärten Gelegenheit hat ſeiner Leidenſchaft zu opfern. Da ſie indeſſen weiß, daß er Vergnügen daran findet, ſo gönnt ſie ihm den Ausbruch ſeiner zweyten Natur, und er begegnet ihr davor gut.

Die Baroneſſe iſt wider ihren Willen gezwungen die Staatsdame zu machen, aber ſie findet ſich meiſterlich darin. Trine nimmt ihr indeſſen alle Geſchäfte ab, und wird allenthalben hochgeſchätzt.

Fauſt iſt der Liebling des Fürſten geworden, er kann nichts ohne ihn unternehmen, er nutzt ihn aber auch in allen Geſchäften ſo, daß dieſer nicht über Müßiggang klagen kann. Karoline verſüßt ihm dagegen alles, und von ihr kann man auch wieder nichts mehr und nichts weniger ſagen, als, ſie iſt eine ganz glückliche Frau.

Gleich nachdem der Fürſt nach erfahrnem Auffenthalt von Karolinen abgereiſt war, war Beate mit ihren Eltern in die Reſidenz-Stadt gekommen, denn der Vater wolte wiſſen, woran er mit ſeiner Tochter wäre. Die erſte Nachricht, die die ganze Stadt durchlief war die, daß der Major und Hond in Ketten wären gebracht worden, und der Vater ſagte jetzt der Tochter ſpöttiſch genug, daß ſie ja vortrefliche Liebhaber ausgeſucht, und beſtand darauf, daß ſie gleich wieder abreiſen wolten. Aber Beate wolte nicht. Ich muß den Fürſten ſprechen, ſagte ſie, und Genugthuung von ihm bitten. Sie ſprach ihn auch; und nachdem ſie ihm erzählt, wie ſie auf eine doppelte Art hintergangen, ſagte der Fürſt, daß was Hond beträfe er dieſen Böſewicht ihr nie geben würde, wenn ſie aber den Major noch ausſtehen könnte, ſo ſolte er wieder in ſeine Stellen eingeſetzt werden. Beate trauete ihrer Liebe ſo viel zu, daß ſie ihn beſiegen würde, und der Major der ganz gedemüthigt war, nahm Beatens Hand, um deren willen er wieder zu Ehren kam, gern an. Er kam auch durch ſie wieder in die alte Bekanntſchaft, denn Karoline konnte ſie, und beſonders ihre kleine Amalie gut leiden.

Hond aber wurde zum gemeinen Soldaten degradirt, iſt es noch, und wird es wohl bleiben, weil er ſeine Mücke immer noch ſehr thätig mit ſich herumträgt.

Daß Fritz vom Fürſten nicht vergeſſen wurde, läßt ſich denken, und da ſein Alter ihm immer mehr Reife zuwege brachte, ſo fieng er ſo wie Willhelm an einzuſehen, daß man um durch ein Bret zu rennen, etwas feſteres als einen Kopf haben muß.

* * *

Und ſo viel brauchſt du zu wiſſen, lieber Leſer. Hatteſt du dir eine Fauſtiade gedacht, da du das Buch in die Hand nahmſt, ſo bedauren wir dich, daß du ſie nicht fandeſt. Hat dich dann unſere Geſchichte doch ergötzt, wohl dir und wohl uns. Daß wir aus dem Fauſt keinen Dokter, und keinen Schwarzkünſtler machten, kannſt du uns nicht verdenken, weil er keiner war, und daß wir ihn nicht gleich auf dem Titel zum Baron kreirten, das wirſt du der Schwachheit zu gute halten, die man hat, ſein Geheimniß nicht vor der Zeit zu verrathen und die, im Vertrauen geſagt, wir dir ſogar anrathen wolten, wenn du auf den Einfall kämeſt, Autor zu werden.

Ende.

Und —

Dieſe Ehen? —

waren wohl nicht im Himmel geſchloſſen.

Erſter Theil.

Hamburg, bey B. G. Hoffmann.
1786.

Emil Rüstel

yoc + (112)

646

Vorrede.

Und wie viele, meine lieben Leſer, von allen Ehen, die wir jetzt auf Erden haben, waren denn im Himmel geſchloſſen, konnten nach allen dem, was man davon weis, im Himmel geſchloſſen ſeyn?

Und doch hört mans noch aus dem Munde ſo vieler nicht blos alter Matronen, die am Aberglauben hängen, ſondern aus dem Munde ſo vieler vernünftigſcheinendeſt Menſchen, daß die Ehen im Himmel geſchloſſen werden. Die Mutter predigts der Tochter, der Vater dem Sohne, der Onkel dem Neffen, ſo mancher Liebhaber ſeiner Geliebten, ſo manche mannſüchtige dem Jüngling den ſie gern mögte.

Mancher lacht drüber, und kehrt ſich doch daran, und will man nicht glauben, ſo wird oft ein Schwarzrock dazu genommen, und honoris cauſa kann man nicht anders, man muß glauben, was er ſagt, und will man ſich mit Exempeln behelfen, und führt Beyſpiele unglücklicher Ehen an, ſo giebts einen ſolchen

chen Hagel von Strafgerichten, die Gott über die Menſchen auszuſchütten hat, daß die böſen Ehen nur einen kleinen Theil davon ausmachen. Da iſt man wieder am Ende.

Ehen ſind jetzt nur noch Schattenbilder von dem was ſie waren. Könnte man ſie aufdecken, ſo würde man ſcheusliche Gruppen da finden, wo ſonſt vortrefliche mahleriſche Gegenſtände waren. Die Ehen unſrer Vorväter waren Muſter für Liebe, Zärtlichkeit und Treue. Der Mann heyrathete das Weib, nicht ihr Geld. Der Jüngling gieng zum Mädgen, ſie zur Frau zu wählen, nicht ſie zur Hure zu machen. Weib ſeyn, war in den Ohren dieſes Geſchlechts etwas

Ehrwürdiges. Man war ſtolz auf Treue, jetzt iſt mans auf Kokketterie. Weiber entzogen ſich ſonſt den wollüſtigen Blicken derer, die um ſie buhlen wollten. Jetzt wetteifern ſie, wer ſie am beſten lockt.

Männer alter Zeiten hielten Treue gegen ihre Weiber ſo ſehr zur Pflicht, als ſie ſie von ihren Weibern forderten. Jetzt iſts lächerlich, wenn man davon ſpricht.

Die Frau ſagt laut genug: Wenn ichs nur ſo mache, das mein Mann nichts merkt, ſo beleidige ich ihn nicht. Und der Mann? — o! das iſt ja nichts Neues, Ehemänner bey privilegirten Huren zu finden.

Es giebt ein Land in dem der Mann, um von ſeiner Frau geſchieden zu ſeyn, nur eine ſeiner Sklavinnen in ihrer Gegenwart brauchen kann, und der Ehebruch iſt bewieſen.

Bey der Sitzung eines Konſiſtorii in einem kleinen Herzogthum, wurden dreyzehn Ehen geſchieden, und ſechzehn andere Paare meldeten ſich zum Prozeß für die künftige Sitzung.

O ihr edlen Deutſchen, wie treflich erhaltet ihr den Ruhm eurer Vorfahren!

Ein reicher Kaufmann verheyrathet ſeine Buhlerin einem jungen Mann, giebt ihr ein groſzes Vermögen mit, und macht zur Bedingung, daß der Mann ihm die Frau verabfolgen laſſe, ſo oft er will, und der giebt ihm das, wie man ſagt, ſchriftlich. Und das konnte ein Deutſcher von ſeinem Weibe ſchreiben?

War die Ehe auch im Himmel geſchloſſen?

Ein Jüngling erkühnt ſich dreiſt genug, einem Mann von Verdienſt, der nur das Unglück hat, ein leichtſinniges Weib zu haben, hundert Louisd'or zu bieten, wenn er ſie ihm ein halb Jahr mit auf Reiſen geben will.

Zu der Forderung mußte doch wohl das Weib Anlaß gegeben haben. Und ſie iſt aus deutſchem Blut?

Es iſt zu merklich, daß fremdes Blut mit dem unſern vermiſcht iſt.

Da auch die Ehe in unſern Zeiten ob dem Staate koſtbar geworden iſt, ſo mögte es wohl heißen: die Ehen werden in dem Geldbeutel geſchloſſen. Mancher dem es zu koſtbar fällt, ſich eine eigne Frau zu halten, macht mit ſeinem Nachbar Moitie, giebt ihm was Gewiſſes jährlich, und bedingt ſich davor Stunden aus.

Ein Andrer, dem ſeine Hälfte nicht ſonderlich mehr behagt, macht ſich bey drey, vier andern Weibern bekannt, und furnirt ihnen pro honorario das Nöthige an Putz, welches ihre Männer nicht zu erwerben im Stande ſind.

Solche Exempel der Ehen ſtellt nun zwar dieſe Geſchichte nicht dar, denn es würde meinen Leſern zum Eckel werden, wenn ich ſie damit unterhielte. Man hält viele Ehen dem äußeren Anſcheine nach noch für ſehr gut, weil man die innern Zerrüttungen in denſelben nicht gewahr wird.

Entweder wir ſollten alle Ehen aufheben, und wieder einen Stand der Unſchuld einführen, oder wir ſollten uns bemühen, dieſe edle Vereinigung des Menſchen, die ſeinem Verſtande Ehre machen, und vom Thieriſchen ihn entfernen ſoll, wieder in ihre alte Rechte einzuſetzen.

Würde der Menſch bey der Ehe mehr auf Harmonie ſehen, als auf Nebendinge, ſo würde ſicherlich unter zehn Paaren kaum eins unglücklich ſeyn.

Auch iſts nicht zu leugnen, daß die überſpannten Begriffe von Liebe, ſo viele Ehen unglücklich machen. Wahr iſts, daß wir einen großen Theil davon der Lektüre zuzuſchreiben haben. Aber da unſre Lektüre einmal auf einen überſpannten Grad gekommen, und der ſich nicht ſo ſchnell wieder herunterſtimmen läßt, ſo ſollten wir uns bemühen, wenigſtens die Wirkungen davon, ſo wie ſie ſind, darzuſtellen, um die Leſer aufmerkſam zu machen, daß ſie nicht ſich von der Träumerey zum Leichtglauben blenden ließen.

Der Menſch iſt für dieſe Welt ſicher in gewiſſe Schranken geſtellt. Wir überſchreiten dieſe von allen Seiten, und reiben uns dadurch nicht blos unſerm Körper nach, den wir zu ſehr anſtrengen, ſondern nach allen unſern Fähigkeiten, auf. Wir gehen, anſtatt mit richtigen Kenntniſſen ausgeſtattet zu ſeyn, mit ſchwärmeriſchen Begriffen erfüllt in eine andere Welt über, und was kann daraus anders entſtehen, als daß wir dort wieder Kinder werden müſſen, wo wir Weiſe ſeyn ſollten.

Doch ich verliere mich zu weit. Ich wollte ja nur zu meinem Buche eine Vorrede ſchreiben, und nicht zum Chaos unſrer Zeiten.

Wenn der Leſer meine Schilderungen wahr und richtig findet, wenn er Theil an dem Unglück meiner Leidenden nimmt, wenn er ſich vornimmt, die ſichern Warnungen die die Geſchichte giebt, zu Herzen zu nehmen, und wenn er mit mir ſagt — Dieſe Ehen waren nicht im Himmel geſchloſſen — ſo thut er, was ich dachte, und belohnt mich. Im November des 1785. Jahrs.

Erſter Brief.

Madam Haſten an Louiſen.

Sie werden ſich freylich wundern, einen Brief von meiner Hand zu ſehen, nachdem wir ſchon ſeit zwey Jahren aufhörten an einander zu ſchreiben. Nie wurde mir eine Trennung ſchwerer, nie war mir eine unangenehmer, als die von Ihrer Freundſchaft. Deswegen ergreife ich den zerriſſenen Faden mit Freuden wieder, nachdem die Hinderniſſe es zu thun gehoben ſind.

Ich bin Madam Haſten. Alle meine Anſprüche auf Ferdinand ſind Ihnen nun eigen. Sie wiſſen wie ſehr ich ihn liebte, Sie wiſſen, wie verhaßt mein jetziger Gemahl mir war, und Sie müſſen nun wiſſen, wie ſchwer mir es geworden iſt, dieſe Verbindung einzugehen:

Sie waren mir zu ſehr am Herzen, und ſind es noch, als daß Sie nicht alles wiſſen ſollten, was meine traurige, vielleicht von mir zu übereilte Beſtimmung betrift.

Ferdinands Familie wollte den Verluſt ſeines Vermögens nicht zulaſſen. Die meinige wollte davon abſtehen, aber die ihrige berief ſich auf ihre Rechte, ſo wurde das Glück zweyer Liebenden untergraben. Noch hatten Sie Ferdinand nicht geſehen, nun mußten Sie ihn ſehen, und — kann ichs Ihnen verdenken, daß Sie eben das empfanden, was ich für ihn fühlte. Von dem Tage an, da man das merkte, trennte man mich von ihm, und Sie waren unſchuldigerweiſe die Urſache meines Unglücks.

So vergieng denn eine lange Zeit, in welcher man Herrn Haſten meine tägliche Geſellſchaft ſeyn ließ. Anfänglich mir im höchſten Grade unausſtehlich, gab ich ihm offenbare Zeichen meiner Verachtung, aber der Mann ſetzte mir ſo viel kaltblütige Philoſophie entgegen, daß er mich bald hiervon zurückbrachte. Er bewies mir zu deutlich, daß ich ihm unrecht thäte. Er zeigte mir, da Ferdinand nie mein werden könnte, ſey es unbillig, daß ich einem Andern nicht wenigſtens erlauben wollte, zu verſuchen, ob er etwas bey mir auszurichten vermögte. Ich mußte ihn alſo wider meinen Willen dulden.

In kurzer Zeit zeigte er ſich als einen edlen rechtſchaffenen Mann, und ſeine Ehrerbietung gegen mich, ſeine auſſerordentliche Geduld mit allen meinen Grillen, ſeine Bemühungen den Gram meiner Eltern über mein Schickſal zu zerſtreuen, erwarben ihm bald meine Hochachtung.

Täglich näher und vertrauter mit uns war er bald Zeuge davon, wenn meiner Eltern Thränen um mein hartnäckiges Betragen floſſen. Denn kam er zu mir, redete nicht die Sprache des Liebhabers, ſondern die des Sohnes, überzeugte mich, daß ich die wenigen Tage meiner Eltern zu trüben, äuſſerſt unrecht thäte, und erweckte den Gedanken in mir, aus Pflicht zu thun, was ich aus Liebe nicht vermögte.

Nie haben meine Eltern mir ein böſes Wort geſagt. Nie waren ſie meinen Neigungen zuwider geweſen. Sie ſuchten meine Verbindung mit Ferdinand zu befördern. Mein Glück war ihr Glück, und nun, da der Gram ſie verzehrte, ſollte ich ſie mit Undank belohnen.

Heute vor acht Tagen ſaſſen wir nach Tiſche wie gewöhnlich zuſammen, und tranken Kaffee. Mein Vater rauchte ſeine Pfeife, ohne wie er ſonſt immer pflegt zu ſcherzen und die Geſell, ſchaft aufzumuntern. Meine Mutter ſaß mit den ſichtbarſten Zeichen da, daß der Kummer ihrer Seele ſchon tiefen Eindruck auf ihren Körper gemacht. Haſten fantaſirte am Klavier — es ſollten heitere Empfindungen herauskommen, weil er uns aufmuntern wollte, und ehe er ſichs verſahe, war er in einen der hinſchmelzenden melancholiſchen Töne verwickelt, die ſo lebhaft auf unſere Nerven wirken, und wodurch wir oft kennen lernen, was unwillkührliche Thränen ſind.

Laſſen Sie gut ſeyn, Herr Haſten, ſagte mein Vater. Sie ſehen ja wohl, daß es nicht will. Oder ſoll ich auch noch wider meinen Willen weinen?

Sie können nicht glauben, Louiſe, wie tief das in meine Seele drang. In dem Augenblicke ſtand die ganze Reihe trüber und unglücklicher Tage vor mir, die ich dieſer kleinen Geſellſchaft gemacht, und rieſenmäßig der Vorſatz in meiner Seele, da ich die Perſon wäre, die alles das ändern könnte, es zu thun, es mögte auch für mich heraus kommen, was da wollte.

Indem ich dies gedacht hatte, war mein Vater mit Haſten in ein Geſpräch über die menſchliche Glückſeligkeit verwickelt. Haſten behauptete, ſie läge in der Einbildungskraft des Menſchen, und es ſtände in unſerm Vermögen, ſie uns zu ſchaffen. Mein Vater gab ihm recht und ſetzte hinzu, auch alles Unglück des Menſchen beſtehe in ſeiner Einbildungskraft, und es müßte ihm eine Kleinigkeit ſeyn, jedes Unglück ſich umzuſchaffen, wenn er Herr über ſeine Seele wäre, und es müßte ihm aus dem Grunde Glück werden, weil er in ſich die Fülle der Kräfte habe, ſich glücklich zu machen. Dieſes Vermögen aber mißbrauchen, es über die Schranken gehen zu laſſen, heiße man Schwärmerey, und Schwärmerey ſey es, die den Menſchen unglücklich mache, und ſie wurzle ein, wenn man ſich nicht ſchleunig von ihr loszumachen ſuchte.

Ich fühlte es ganz, daß ich Schwärmerin ſey, und um mich ſchnell von der Krankheit loszureiſſen, warf ich mich meinem Vater zu Füſſen, beſchwor ihn, mir alles zu vergeben, was ich ihn leiden gemacht, und erklärte mich freywillig, Herrn Haſten meine Hand zu geben, und das Glück des ganzen Hauſes dadurch wieder herzuſtellen.

Die Freude von allen Seiten war ſo groß, als ich ſie noch nie in unſerm Hauſe ſahe, wo es doch ſonſt immer ziemlich aufgeräumt herzugehen pflegte. Nur Ihre Jette konnte ſich nicht ganz freuen. Die That lag zwar ſchön vor mir, aber das Opfer beſchwerte mich auch in ſeiner ganzen Stärke auf meinem Herzen.

Der Tag zur Verbindung wurde auf geſtern feſtgeſetzt. Sie iſt vollkommen zur Freude aller Theilnehmenden vollzogen, und auch ich habe mich ruhiger dabey befunden, als ich glaubte.

Wie ich mit Herr Haſten ſtehe und was für Abrede ich mit ihm genommen, ſollen Sie morgen erfahren, denn ich muß heute noch an Ferdinand ſchreiben. Ich will Ihrer nicht vergeſſen, meine beſte Louiſe. Ich will ihn bitten, das edelſte, tugendhafteſte Mädgen mit ſeinem Beſitze glücklich zu machen, und ich hoffe bald von Ihnen Nachricht von Ihrem Glück zu erhalten. Ich bin ſo, wie wir uns ehedem umarmten

Ihre

unzertrennliche
Henriette Haſten.

Zweyter Brief.

Madam Haſten an Ferdinand.

Lieber Ferdinand!

Wenn dieſe Zeilen Dich erſchrecken — wenn mein Entſchluß Dir aus einem andern Geſichtspunkte erſcheint, als aus dem, daß kindliche Pflicht ihn heiſchte; ſo machſt Du mich zum unglücklichſten Weibe auf dieſer Welt. Ich habe Haſten meine Hand gegeben und dadurch auf ewig den Anſprüche auf die Deinige entſagt. — Auf ewig ſchrieb ich — nein, Ferdinand, nur auf dieſes Leben. Auch hat mein Herz keinen Theil an dieſer ganzen Schenkung. Mein beſſeres ich bleibt Dein, und er weis es, daß es Dein iſt, er weis es, daß ich mit ganzer Seele an Dir hänge, er, den ich nur meinen Gemahl — nicht meinen Geliebten nenne.

Wie ſie einſtens, da wir noch Hofnung hatten, ſo ſchön vor mir ſtanden, die Tage des Glücks die wir zuſammen verleben wollten, ſo ſtehen ſie noch vor mir, nur in einem entferntern Lichte nur jenſeits des Grabes, wo nicht Konventionen und Verbindungen Schranken für Glückſeligkeit ſind.

Mein Mann, nicht mein Geliebter, Ferdinand, glaube mir das um alles in der Welt, hat mir verſprochen, den Umgang mit Dir nicht zu verwehren, alſo ſchreibe ich frey an Dich und Du kanſt mir frey antworten. Wir wollen die Gemeinſchaft unſerer Seelen nicht aufheben, und wenn mein Mann ſo edeldenkend bleibt, wie er jetzt iſt, ſo wird er ſelbſt Freude daran haben, denn unſre Liebe war ja immer rein, immer nur Seelenliebe, immer Vorſchmack einer ſchönen Seligkeit.

Ich erwarte ungeduldig Deine Antwort, erwarte, daß Du es zufrieden biſt, daß ich meine Eltern beruhigt, meine Pflicht erfüllt habe. Weiter habe ich auch nichts auf der Welt zu fürchten. Noch eins, Ferdinand, Louiſe liebt dich. Du kannſt ſie glücklich machen. Du biſt es gewiſſermaſſen verbunden. Gib ihr Deine Hand, gib ihr auch einen Theil Deines Herzens, nur einen Theil laß derjenigen, deren ganzes Herz Du beſitzeſt, Deine

Henriette.

N. S. An Dich werde ich nie den Namen unterſchreiben, den ich um Deinetwillen einſt wieder verläugnen muß — nicht muß — will.

Dritter Brief.

Herr Haſten an Ferdinand Wähler.

Ich kenne Sie zwar nicht perſönlich, mein Herr, aber die Schilderung meiner jetzigen Gattin, Ihrer ehemaligen Henriette mahlt Sie mir als einen edlen, rechtſchaffenen Mann. In dieſer Rückſicht wage ich es, an Sie zu ſchreiben.

Sie können ſich wohl vorſtellen, daß ich nicht um Verzeihung bitten will, daß ich Ihnen ein Mädchen raubte, die Sie nicht beſitzen konnten; denn ſolchen Fügungen des Schickſals ſind wir Männer täglich unterworfen. Die Rede iſt hier von etwas ganz andern, und zwar von dem Eindruck den Sie als Liebhaber auf meine Frau gemacht haben. Er iſt Ihnen, damals als Sie ſich noch um ſie bewerben konnten, ſehr nützlich geweſen und hat mir unendlich viel Hinderniſſe verurſacht. Klugheit und Liſt mußten die Stelle der Vorzüge vertreten, die Sie in Ihrem äuſſern oder innern hatten. Aber ich habe überwunden. Sie iſt durch unauflösliche Bande mein, und Ihnen kann der Eindruck den Sie gemacht haben, jetzt keinen Vortheil mehr ſchaffen.

Meine Gattin glaube ich als Mann ſo glücklich zu machen, als Sie die Geliebte als Liebhaber machten. Allein es wird dazu erfordert, daß ich hinwegräume, was mir anſtößig iſt. Dies iſt die fernere Bekanntſchaft meiner Frau mit Ihnen. In eben einer von den Stunden, wo ich die Klugheit zu Hülfe nahm, um über Sie zu triumphiren, verſprach ich ihr, daß ich Bekanntſchaft und Briefwechſel mit Ihnen dulden wollte. Ich kann dies Verſprechen nicht zurücknehmen, aber ich erſuche Sie als Mann von Ehre, ſich nicht in die Angelegenheiten eines Ehepaars zu miſchen, und alſo durch Stillſchweigen und Entfernung meiner Frau ſelbſt alle Gedanken auf fernere Seelenſympathie zu benehmen.

Ich glaube Sie werden ſelbſt, wie ich, fühlen, daß Liebe nur das Spielwerk bey der Ehe iſt, und die Erfahrung hat zu ſehr gelehrt, daß wenige Jahre, Ehen, die blos die Liebe ſchloß, zu den unglücklichſten machten. Ich erwarte meine Bitte erfüllt, und bin zu allen Gegendienſten bereit, als Ihr

ergebenſter Freund
Haſten.

Vierter Brief.

Ferdinand Wähler an den Advokat Stockberg.

Liebſter Freund!

Sie halten es alſo erſt jetzt für eine Unmöglichkeit, das Teſtament meines Onkels umzuſtoſſen und mich zum Inteſtaterben zu machen, nachdem wir zwey Jahre darüber prozeßirt. Dem Himmel ſey Dank, daß Sie den ſchweren Glauben endlich gefunden. Ich ſagte Ihnen das vor zwey Jahren, aber Ihr enthuſiaſtiſcher Eifer für mich riß Sie hin, daß ſie mir einige Hunderte noch aus meinem Beutel gelockt, wovon Sie freylich nichts erhalten haben, die aber indeſſen doch pour la bonne bouche angewandt worden ſind, und Sie wiſſen, wie ungern ich von jeher Richtern und ihren Gehülfen etwas gab.

Aber Sie könnten es wohl gar für Ernſt nehmen. Nein, lieber Stockberg, was Sie thaten, thaten Sie aus edlen, freundſchaftlichen Abſichten; daß ſie Ihnen fehlgeſchlagen, davor können Sie nicht.

Aber das iſt keine Ihrer beſten Seiten, daß Sie mir vorſchlagen, Louiſen zu nehmen, um dadurch mein Vermögen zu erhalten. Sie wiſſen, wie feind ich allen eigennützigen Heyrathen bin. und nun ſollte ich bey mir ſelbſt anfangen. Schon deswegen iſt mir Louiſe verhaßt, weil ſie Anſprüche auf mein Vermögen hat, und ich würde ſie nicht nehmen und wenn ſie mehr als Engel wäre.

Auſſerdem wiſſen Sie, ich liebe, und liebe ein Geſchöpf, die mein würde, und wenn ich nichts hätte, deren Eltern ſie mir gegeben hätten, da ich nichts hatte, wenn meine Freunde nicht damals noch Macht über mich gehabt hätten.

Jetzt iſt dieſe dahin, und ich werde wieder zu Jetten eilen. Und ich werde meinem Mädgen doch nicht arm erſcheinen.

Ja, lieber Freund, der Himmel hat ein Einſehen in die gerechte Sache gehabt. Ich habe doppeltes Glück gehabt, weil ich meinem Vermögen freywillig entſagt. Ich habe die Profeſſur mit Beſoldung erhalten, warum ich angehalten, und habe in der Lotterie 8000. thr. gewonnen. Beyde Nachrichten kamen mir an einem Tage. Mein einziges Wort dabey war; Henriette!

riette! denn nur an ſie dachte ich und nur mit ihr wollte ich dies Glück genießen.

Und was fehlt mir nun lieber Stockberg? Reich bin ich nicht, wie ich es war, aber ich habe genug, und mit Henrietten mehr, als die 40000. thr. die ich hatte. Louiſe hat heute von mir die Abtretung und die Belege bekommen, um alles in Empfang zu nehmen.

Und Sie, lieber Stockberg, laſſen alſo die ganze Sache ruhen, ſchicken mir die Berechnung der Auslagen und erwarten für Ihre Bemühungen den lebhafteſten Dank von Ihrem

Ferdinand.

Fünfter Brief.

Advokat Wurm an Louiſe Wedemeyer.

Hiebey, Mademoiſelle, empfangen Sie von mir die Nachricht Ihres gewonnenen Prozeſſes. Auch hat Ihr Gegner gleich das Gewehr geſtreckt, und will nicht weiter appelliren. Das Urtheil iſt nun rechtskräftig, das Teſtament unumſtößlich gültig und das Vermögen das Ihrige, ſobald er ſich weigert, Ihnen die Hand zu geben, und natürlich auch das Ihrige wenn er ſich deſſen nicht weigert.

Wie ſchwer mir es geworden, dieſen Prozeß zu gewinnen, muß Ihnen alles ſagen, was ich von jeher für Sie gefühlt. Hätte es mein Gewiſſen und Ihr Glück erlaubt, ich hätte ihn gern umgeworfen. So habe ich mich aller meiner Hofnungen, aller meiner Glückſeligkeit ſelbſt beraubt, und muß nur mir die Schuld geben, daß Sie nicht die Meinige werden.

Doch Sie gaben mir ja-nie Hofnung. Verzeihen Sie mir alſo dies ſonderbare Geſchwäz. Noch mehr. Ich weis, Sie lieben Ferdinand, und we[illegible] alſo meine Geſchicklichkeit etwas zu Ihrem Glücke beygetragen, und ihn Ihnen nähert, ſo denken Sie zuweilen mit theilnehmung an

Ihren

Verehrer
Wurm.

Sechſter Brief.

Profeſſor Wähler an Advokat Stockberg.

Wenn es einen Teufel giebt, ſo muß es ihm eine kitzelnde Freude ſeyn, wenn ein Menſch, den er auf dem höchſten Gipfel der Glückſeligkeit ſieht, auf einmal in den tiefſten Abgrund des Elends herabfällt. Leſen Sie die beyden Briefe, Stockberg, und urtheilen Sie von meiner Empfindung. Eben im Begriff mich in Wagen zu ſetzen, um meinem Glücke entgegen zu fliegen, muß ich das ſchreckliche Unglück empfangen. Nicht genug, eine Geliebte verloren zu haben, die mein ganzes Leben war, muß ich mich von dem Schändlichen verſpotten laſſen, der ſie gleisneriſch zu hintergehen wußte.

Dem Mädchen kann ichs nicht verdenken. Sie hat mir oft von Haſſen, noch öfterer von der Traurigkeit ihrer Eltern geſchrieben, und ich habs gewünſcht und vielmal gewünſcht, daß ſie nur ja ſagen mögte, aber heißen wollt ichs ihr doch nicht. Sie bleibt doch das Mädgen meines Herzens, und ich könnte ein Narr über ſie werden, wenn ich nicht zu geſetzt dazu wäre. Nimmermehr hätte ich daran gedacht, ohne dieſe Glücksfälle ſie zu nehmen. Was helfen ſie mir nun? Konnte das Schickſal nicht vier Wochen früher mir ſie beſcheren, ſo war ſie mein und mit ihr die Wonne des ganzen Lebens mein. Mehr aber als der Verluſt, denn ich hatte mich ja ſchon einmal darein ergeben, iſt mir das Betragen ihres Mannes. Auch nicht ganz um meinetwillen. Ich habe mich mit philoſophiſcher Stärke darein ergeben und ich muß das als Lehrer derſelben thun. Ich habe dem Manne ſo geantwortet wie er es verdienet. Ich verachte ihn von ganzer Seele, und er wäre nicht einmal fähig, meine Galle rege zu machen, wenn er nicht meiner Henriette Mann wäre.

Aber um ihrentwillen iſt mir ſein Betragen unangenehm. Wenigſtens wünſchte ich dem Weibe meines Herzens ein ruhiges Geſchick, und das hat ſie nun nicht zu erwarten. Könnte ich ihr doch Gedult zu allen den Leiden ſchaffen, die ſie hat und die ihr noch bevorſtehen. Aber ich muß ſie leider noch vermehren. Ich muß als Mann von Ehre ſeine Bitte erfüllen, und die ihrige unerfüllt laſſen. Ich kann ihr nicht ſchreiben,

ben, ohne ihr auf einer Seite eine ſchimpfliche Begegnung von ihrem Manne zu bewirken, und von der andern meine Pflicht zu verletzen.

So, mein Freund, iſt alle meine ſchöne Ausſicht verſchwunden, alle meine Freude dahin, ſo bin ich verlaſſen von dem Rufe, den ich hatte, unter die ſeligſten Menſchen zu gehören. Ich denke, ich bin gefaßt es zu ertragen, aber vielleicht denke ichs auch nur. Vielleicht iſt das die erſte Wirkung der Bitterkeit der Seele über ihren Verluſt.

Henriette ſchreibt mir auch, ich ſoll Louiſen nehmen. Aber den Triumph ſoll Louiſe nicht genießen. Und um es ganz gewiß zu verhüten, daß man mich nicht übertäubt und meinen Entſchluß ändert, ſo will ich morgen nach W* reiſen, wo ich ein Mädgen ſahe, und viel Gutes von ihr hörte. Sie iſt arm, aber deſto beſſer für mich. Vielleicht erfahren Sie übermorgen, daß ich eine Frau habe, die ich nur einmal ſahe.

Ich bin Ihr

unzertrennlicher

Wähler.

Siebenter Brief.

Profeſſor Wähler an Herren Haſten.

So wenig ich Ihre Grundſätze gut heiſſen kan, womit Sie Ihren unverſchämten Brief beſchlieſſen, ſo ſehr verachte ich den Mann der ſie hegt. Aber daß Sie ſie hegten, berechtigte Sie nicht einen Mann zu ſpotten, den Sie, wozu ſoll ich es verhehlen, durch den Raub unglücklich gemacht haben, den Sie an ihn begiengen. Wären Sie einige Tage ſpäter gekommen, ſo wären Sie der glückliche Mann nicht geworden. Ich kam und mit mir ein mäſſiges Glück, und doch gros genug, um meine Henriette glücklich zu machen. Jetzt bin ich arm, und Sie im Beſitz deſſen, wodurch ich allein reich werden konnte — eines Schatzes, den Sie, Herr, nicht verdienen. Da ich dieſes feſt fühle, da ichs überzeugt bin, weil Sie in den erſten Tagen ſchon den Tyrannen über ſie ſpielen wollen, ſo können Sie leicht denken, würd ich keine Zeile mehr an Sie verlieren, wenn ichs nicht um des Gegenſtandes willen thäte, der dieſen Briefwechſel verurſacht.

Ihnen will ich nicht läſtig ſeyn. Der Mann, der ſich herablaſſen kann, den Liebhaber ſeiner

Frau zu bitten, daß er ſich entfernt, iſt zu armſelig, als daß man nicht Mitleiden mit ihm haben ſollte. Herr! Ich wollte kein Weib haben, die ich hüten müſte, und wenn ſie Kronen hätte. Auch bin ich zu ſehr Mann von Ehre, um die Glückſeligkeit eines Mädgens zu ſtören, die ich ehedem liebte, und deren ganzes künftiges Glück nun leider in der erbärmlichen Liebe eines erbärmlichen Mannes beſteht.

Aber ich glaube ein Recht auf Henrietten zu haben, und das iſt das Recht der Menſchheit, und dieſes laſſe ich nicht ſchweigen, ſo bald Sie ihr Unrecht thun. Das ſage ich Ihnen, und warne Sie davor. Ich werde gewiß Ihre Schritte beobachten, werde Ihre Behandlung Henriettens in dem kleinſten Winkelzuge entdecken, und wehe Ihnen, wenn Sie ihr zu viel thun. Sie ſollen jetzt mit Gewalt ein guter Mann werden, und das ſollen Sie dem Liebhaber zu danken haben, den Sie entfernen wollten. Wenn Sie noch halb menſchlich ſind, ſo ſagen Sie Ihrer Frau, daß Sie mir das Schreiben verboten, damit ſie mich nicht für einen Schurken hält; wie Sie einer ſind.

Ferdinand.

Achter Brief.

Profeſſor Wähler an Advokat Stockberg.

Ich ſchrieb Ihnen, Sie ſollten vielleicht heute erfahren, daß ich eine Frau hätte, und mit dieſem Briefe ſtatte ich Ihnen denn davon den Bericht ab. Kaum hatte ich meine Briefe vorgeſtern befördert, ſo ſetzte ich mich im Wagen, und fuhr nach W*.

Aber Sie müſſen vorher einige Umſtände wiſſen, warum dieſe Reiſe geſchahe.

Wie ich mich vor acht Tagen in W*. bey Ihrem Bruder aufhielt, ſahen wir gegen uns über bey einer Putzhändlerin ein junges ſchönes Mädgen, und mein aufgeräumter Freund konnte nicht unterlaſſen, ſeinen Spas darüber zu machen, und beredete mich zuletzt mit ihm dahin zu gehen, und etwas zu kaufen.

Je näher ich dem Mädchen kam, deſto intereſſanter wurde mir ihr Geſicht, und ſie ſchien mir in ihrer Miene etwas Leidendes zu haben, was mich anzog. Ihr Bruder wollte mit ihr ſchäkern, aber ſie zog ſich zurück, und machte bald darauf ſich ein Gewerbe hinauszugehen.

Ihr Bruder frug nun die Puzhändlerin ziemlich zweydeutig, wo ſie dieſe Waare aufgetrieben, und ob ſie ſie etwa von Berlin kommen laſſen.

Da die Frau aber in einem guten Rufe ſteht, ſo nahm ſie die Frage ſehr hoch auf, und ihr Bruder hatte viel Mühe ſie zu beſänftigen, und ſie zu bewegen, daß ſie uns etwas von ihr ſagte. Sie war mit einem kleinen Bündelchen Wäſche zu ihr gekommen, und hatte ihre Arbeit angeboten. Die Frau hatte ihr nicht getraut, und deswegen auf vielerley Art geforſcht, aber ſie wäre immer bey einer Rede geblieben, daß ſie eine von einem Landprediger aufgenommene Wayſe ſey, und ihr Pflegevater und Pflegemutter ſehr arm, und mit einigen Schulden geſtorben, daß man nach ihrem Tode alles weggenommen, und ſie mit ihrem Bündelchen ausgeſtoſſen, da ſie denn hieher gekommen, um Arbeit oder Dienſte zu ſuchen.

Wie das Mädgen wieder hereinkam, ſchien ſie geweint zu haben. Ich gieng zu ihr, und ſagte, daß mir die Geſchichte ihres Leidens bekannt wäre, bat ſie um die Erzählung einiger nähern Umſtände, und erhielt dieſe mit ſo viel

Freymüthigkeit, mit ſo viel Anſtand, mit ſo vielen Zeichen? eines geſunden Verſtandes, daß ich ihr Glück zu dem allen wünſchte, was ihr die Natur gegeben, und ihr verſicherte, bey den Gaben könnte es ihr nicht an Glück fehlen.

Sie nahm dies eben ſo beſcheiden an, und auf die Frage, ob ſie wohl bey einer Herrſchaft in Dienſt gehen würde, wenn ſie zugleich als Geſellſchafterin betrachtet würde? antwortete ſie mir, daß ſo lieb ihr ihre Freyheit auch wäre, ſie doch ein ſolches Glück auszuſchlagen ſich nicht berechtigt glaubte Ich frug ſie noch, ob ich ihr mit einer Unterſtützung an Geld dienen könnte, und ſie erwiederte: außerdem, daß ſie kein Geld brauchte, ſey ſie auch zu pünktlich auf ihre Ehre, als daß ſie ein Geſchenk annehmen konnte, das, wenn man es nur in ihren Händen ſehe, ſchon zu Mistrauen Gelegenheit geben könnte.

Da ich nun abreißte, verlies ich ſie mit dem feſten Entſchluß, ſie bey Henrietten in Dienſte zu bringen. Ich kannte Vater, Mutter und Mädgen zu gut, als daß ich nicht meiner Sache gewis hätte ſeyn ſollen. Nun wandte ſich das Blatt Ich kam wieder her. Ich eröfnete Ihrem Bruder meinen Entſchluß. Er lobte ihn, aber was mehr als das war und wovor ich ihm nicht genug danken kann, er bot ſich an, jeden Stein des Anſtoſſes aus dem Wege zu räumen, und perſönlich Nachricht von der Wahrheit der Erzählung des Mädgens einzuziehn. Er ſetzte ſich gleich zu Pferde, und war geſtern Abend von dem zwey Stunden vor Berlin gelegenen Dorfe zurück, und brachte mir die glaubwürdigſten Beweiſe der Wahrheit.

Während deſſen war ich ſchon ſo weit gekommen, daß wenn er ſie nicht gebracht hätte, er mich in unendliche Verlegenheit geſetzt haben würde, nicht, daß ich das Mädgen liebte, denn ich kann nur eine Henriette lieben, aber ich hatte ihr ſchon meine ganze Lage entdeckt, ihr geſagt, daß ich mich verheyrathen müßte, ihr geſtanden, daß ich nie einen Grad von Zärtlichkeit gegen ſie haben könnte, den ſie gewiſſermaſſen zu verlangen das Recht hätte, daß ſie aber darauf rechnen könnte, daß ich immer ein hochachtungsvoller Ehemann und warmer Freund von ihr ſeyn würde.

Das gute Geſchöpf hatte eingewilligt, ihr Schickſal mit dem meinigen zu vereinigen, ſie hatte mir viel rührendes und theilnehmendes über mein Unglück geſagt, und ihr Verſprechen, mir meine Leiden ſo wenig als möglich fühlbar zu machen, war mir ein Beweis, daß ich als Geſellſchafterin und Freundin nie beſſer hätte wählen können.

Ihr Bruder freute ſich ſo ſehr wie ich, und die Puzhändlerin, die die beſte Seele unter allen ihres gleichen hat, war auſſer ſich, da ſie von dem Glück ihrer neuen Pflegetochter hörte. Ich lies gleich Anſtalt zur Trauung machen.

Marie war die einzige die nach der geſchehenen Verbindung etwas ſtill und düſter wurde. Es befremdete mich anfangs, und ich machte mir Vorſtellungen, daß ſie vielleicht den übereilten Schritt bereuen könnte, da ich ihr nicht alles zu geben im Stande wäre, was ihr Recht und meine Pflicht erforderten. Ich näherte mich ihr, um ihr gleich meine Gedanken zu eröfnen, denn ich wollte ſo aufrichtig mit ihr verfahren, als mir es möglich wäre.

Aber ſie riß mich bald aus meinem Irthum, denn kaum hatte ich ihr meine Furcht erklärt, ſo antwortete ſie mir, mit einer heitern Engelsmiene: Nie wird mich mein Entſchluß gereuen. Sie denken zu edel, als das ich nicht mit Ihnen glücklich ſeyn ſollte. Mein Tiefſinn rührte von dem Wanken her, ob mein Unglück meine Pflegeeltern verloren zu haben, oder das Glück größer ſey, in Ihnen ſie reichlich erſetzt zu finden.

Konnte ſie mir etwas ſchmeichelhafteres ſagen? Und es kam ſo ganz aus ihrer Seele, war ſo ohne allen Kunſtprunk hingeſprochen. Wahrlich Freund, hätte Henriettens Bild nicht ſo tiefen Eindruck gemacht, wäre es nicht immer vor mir, ſchwebte nicht der Ton ihrer Stimme immer vor meinen Ohren, läge nicht ihr Blick immer in meinen Augen, ich könnte dieſe Marie lieben.

Aber als Weib ſoll ſie mir ewig ſchätzbar ſeyn. Ich nehme ſie morgen mit mir in die Stadt und hoffe wenigſtens das ruhigſte Leben zu führen, wenn ich auch nicht das glücklichſte führen kann. Ich bin unverändert

Ihr

Freund
Ferdinand.

Neunter Brief.

Herr Haſten an Herrn von Fett.

Warum läßt Du denn gar nichts von Dir hören, Du lockrer Paſſagier? Biſt Du immer noch der alte liederliche Fett? Der Henker weis wie das zugeht, daß ihr Adelichen — es immer beſſer aushalten könnt, als wir. Aber ihr ſitzt im Gelde bis über die Ohren, und habt keine Sorgen, indeſſen daß unſer einer ſich placken und plagen muß, woher er die Unkoſten zu ſeinen menus plaiſirs nehmen will.

Aber ich muß Dir eine Neuigkeit berichten, die Dich ganz auſſer Faſſung bringen wird. Ich habe dem ledigen Stande entſagt, und mich in den der g — h. — begeben. Du kannſt Dir nun wohl denken, daß ich mir nichts Schlechtes ausgeſucht habe, und ich habe dabey das Vergnügen gehabt, einen gelehrten Krippenreuter aus dem Sattel zu heben, der ſich ſchon infam feſtgeſetzt hatte.

Glaube Du nur, liebes Herzensbrüdergen, wenn dem Mädgen anders beyzukommen geweſen wäre, ich hätte mich nicht ſo herabgewürdigt, ſie zu heyrathen. Aber das war nicht allein ganz umſonſt, ſondern ich habe mich müſſen zwey Jahr in ganz andere Falten werfen. Hätteſt Du mich mit der ernſten, moraliſchen Miene geſehen, die ich anzunehmen wußte; hätteſt den Predigerton gehört, mit dem ich mein Mädchen von dem Geliebten ihrer Seele ab, zu mir zu ziehen wußte; hätteſt den ſittſamen Menſchen in der Geſellſchaft der Altgen geſehen, denen ich um den Bart zu gehen, mich gemüßigt ſahe, du hätteſt Dich halbtodt gelacht. Aber ich bin dir auch verliebt geweſen bis zum Sterben. Nun da ſie mein iſt, giebt ſich das, und weis ich ſie nur erſt vor dem gelehrten Stockfiſch in Sicherheit, ſo ruck ich einmal nach Berlin, und ſchwärme als Blancheville noch mit Dir umher.

Was macht die kleine Marie? Schreib mir doch etwas von Deinen Neuigkeiten, denn ich werde verdammt lange Weile haben, wenn ich mein Weib noch etwas mehr ſatt kriege. Ich bin

Dein

unzertrennlicher

Blancheville.

Zehnter Brief.

Louiſe Wedemeyer an Henriette Haſten.

Vortrefliches Jettgen!

Ich habe Ihren Brief mit Freudenthränen geküßt, denn Sie nach einer ſo langen Trennung wieder mein zu wiſſen, das war mir ein unerwartetes Glück.

Nicht um meiner Neigung willen zu Ferdinand, nein um dieſes Vergnügens willen lief ich gleich zu meinem Vater, erzehlte ihm, daß Sie ſich verheyrathet hätten, und bat um die Erlaubniß, Ihnen antworten zu dürfen.

Sie wiſſen, wie er iſt, wenn er ſeinen Willen hat. Er glaubte alle Hinderniſſe meiner Heyrath mit Ferdinand auf einmal gehoben, drückte mich in ſeine Arme, nannte mich ſeine Goldtochter, und ſagte, ich könnte alles thun, was ich wollte.

Er machte mich gewis in dem Punkte glücklich, worinn ich es auch allein ſeyn werde, eine Freundin wieder zu erhalten, die ich verlohren hatte.

Ferdinand, meine Liebe, Ferdinand iſt für mich dahin, ſo wie er es für Sie iſt. Er iſt verheyrathet. Sie werden mir das vielleicht, wenn Sie es noch nicht wiſſen, aufs erſte Wort ſo wenig glauben, als ichs meinem Vater glaubte, da er mirs ſagte, und mir ankündigte, Ferdinands ganze Erbſchaft ſey ihm bereits ausgeliefert.

Ich ſtand ſtarr und ſtumm vor ihm, denn ich konnte mir keinen Begriff davon machen, daß er ſie ſo bald vergeſſen. Ich muß ihn aber wieder entſchuldigen. Der Advokat Wurm hat mir die Aufklärung gegeben. Er hat blos geheyrathet, um nie in die Verſuchung zu kommen, auf mich zu denken.

Iſt das nicht demüthigend, beſtes Jettgen! O ich habe die ganze Tiefe gefühlt, in die ich verſunken war, ſo liſtig auch mein Freund Wurm es zu bemänteln ſuchte, daß ich die Gekränkte wäre, und ſagte, er könne es Ferdinand nie vergeben, daß er meine Hand ausgeſchlagen.

Nein, Jettgen, er hatte Urſache die zu haſſen, die auf den Raub ſeines Vermögens ausgieng. Hatte ich ihm ſchon oft verſichert, daß ich für meine Perſon allen Anſprüchen auf ſein

Geld entſagen würde, ſo hatte doch ſein Betragen gegen mich jederzeit verrathen, daß er es nicht glaubte, daß er jedes Wort für Verſtellung hielt. Und da ich ihm nie in einem beſſern Lichte erſcheinen konnte, weil er mich immer für den Störer und das Hindernis ſeiner Liebe zu Ihnen hielt, ſo kann ichs ihm nicht verdenken, daß er mich haßte. Er wußte es nicht, wie unausſprechlich ich ihn liebte, und er weis es noch nicht, daß ich uneigennützig war, daß ich für ſeine Perſon ſein ganzes Geld hingegeben hätte, er wird es nicht wiſſen, nicht erfahren, daß ich um ſeinetwillen ewig unglücklich ſeyn werde.

* * *

Mein Vater kam, und fand mich weinend am Schreibtiſche. Er frug warum ich weinte? Ich liebte Ferdinand, ſagte ich, ich liebe ihn noch, und er wird nicht mein, mein Vater!

Er ſahe vor ſich nieder, und zum erſtenmahl ſahe ich ſeine Augen naß, zum erſtenmale ſagte er ſanft zu mir: tröſte dich, meine Tochter, die Zeit wird alles heilen, und du wirſt doch noch glücklich ſeyn.

Ich fühlte, daß das nicht wahr werden könnte, aber dieſe ungewohnte Behandlung meines Vaters war mir doch viel Balſam. Ich ſtand auf, fiel ihm um den Hals, und dankte ihm für ſeine Theilnehmung. Er iſt hart und rauh, aber er kann zuweilen wirklich auch gut ſeyn.

Bey dem Andenken an das Erſtere, kann ich nicht umhin, eine Geſchichte Ihnen zu erzehlen, die ſonderbar genug iſt, um bemerkt zu werden.

Da mein Bruder noch lebte und auf Univerſitäten war, brachte er einmal in den Ferien einen ſeiner Freunde mit ſich. Er hies Weiſtadt, und war zwar nicht ſehr vortheilhaft gebildet, hatte aber eine Kunſt ſich einzuſchmeicheln, die mir Verſtellung ſchien, die aber mein Vater für vollen Ernſt aufnahm. Da ſich der Jüngling in jede ſeiner kleinen Grillen zu ſchicken wußte, ſo gewann er ihn lieber, als ſeinen eignen Sohn. Er trennte ſich mit Thränen von ihm, und er rühmte ihn nachher bey jeder Gelegenheit, ſo lange bis ſich die Sache mit Ferdinand entſpann, da an ihn nicht weiter gedacht wurde. Vier Wochen, nachdem das Gerücht von der nothwendigen Verbindung Ferdinands mit mir erſchollen war, kam auf einmal Herr Weiſtadt zu uns. Ich bemerkte gleich an meinem Vater eine beſondre Art von Beſtürzung, und obgleich Herr Weiſtadt ihn ſehr warm grüßte, ſo wurde er doch merklich kälter empfangen, als ich nach dem was vorher zwiſchen beyden vorgegangen war, hätte erwarten ſollen. Mein Vater wandte auch bald einige Geſchäfte vor, und verlies uns.

Ich gerieth in einige Verlegenheit, als Weiſtadt ziemlich vertraut auf mich zukam, und mir verſicherte, er hielte es für ſein größtes Glück, mich zu kennen, und für ein noch größeres, mich ſein zu nennen. Er hofte, ſeine Denkungsart für mich würde mich zur Gegenliebe gegen die reinſte, wärmſte Neigung bewegen, die er zu mir hätte.

Mir fehlten anfangs Worte, denn mein Erſtaunen war jetzt auf den höchſten Gipfel gekommen. Ich muſte aber doch antworten, und erwiederte, meiner ſelbſt kaum bewußt, daß ich in ſeinem Geſichte etwas zu leſen glaubte, was keinen Scherz anzeigte, und daß ich doch nach allem, was er mir jetzt geſagt, ſo geneigt wäre, dieſen Antrag von ihm als Scherz aufzunehmen, daß ich ihn bitten müßte, keinen Spas mehr mit einer Sache zu treiben, die für mich unendlich viel empfindliches hätte.

Er bat mich tauſendmal um Vergebung. Er hätte gehoft, fuhr er fort, daß mein Vater meine Beſtimmung mir nicht verhehlen würde, und er ſey um ſo unzufriedener mit dieſer Geheimhaltung, da der Umſtand ihn vielleicht in ein ſchlimmes Licht bey mir ſetzte, welches ihm Zeit zur Verlöſchung koſten würde. Ich müßte aber ſein Betragen ganz auf meines Vaters Rechnung ſchreiben, da er beweislich unſchuldig und im Irthum wäre.

Vater, Irthum, Betragen, unſchuldig — dieſe Worte ſties ich alle hinter einander ziemlich ſchnell heraus, und bat mir aufs ſchleunigſte eine Antwort aus, die zur Erklärung alles deſſen dienen ſollte.

Ich würde gewis, ſagte er nun, mit einem Tone, der zwiſchen Empfindlichkeit und Zärtlichkeit inne ſtand, den Weg zu Ihnen zu gelangen, anders genommen haben, wenn ich nicht erwartet hätte, Sie vorbereitet zu finden. Ihren Willen zu thun, und allem Misverſtändnis vorzubeugen; muß ich Ihnen jetzt ſagen, daß Sie meine Verlobte ſind, durch Ihres Vaters Einwilligung es ſind, wenn Sie ſchon nichts davon wiſſen. Erinnern Sie ſich der Zeit, wo ich mit Ihrem verſtorbenen Bruder bey Ihnen war. Zu dieſer Zeit war es, wo ich das feyerlichſte Verſprechen von Ihrem Vater erhielt, niemand als ich ſollte ſein Sohn werden. Und wie freuet mich der ſchmerzlichen Erinnerung ohngeachtet, noch der letzte Ausruf ihres ſterbenden Bruders, da er ſagte, er verließe die Welt nur dadurch getröſtet, daß eine unſchätzbare Schweſter ſeinem beſten Freunde zu theil würde.

Im Augenblick rief ich mir meines Vaters Beſtürzung bey Weiſtadts Eintritt zurück, und da mir ſeine übereilte Art zu verſprechen ſchon bekannt iſt, ſo zweifelte ich keinen Augenblick an der Wahrheit, von welcher ich aber bald noch näher vergewiſſert wurde.

Ich wollte indeſſen, da ich nie auf den Gedanken kommen konnte, dieſen Mann zu lieben, den erſten Zeitpunkt benutzen, und ſagte ihm alſo, es thäte mir leid, ſeine Wünſche vereitelt zu ſehen. Ich hätte zwar keine einzige Urſache ſeine Hand auszuſchlagen, wenn das Herz dabey nicht mit ins Spiel käme, da aber dies eine ſolche Wahl beſtimme, ich auch nicht das geringſte Wort von dieſem Verſprechen meines Vaters gewußt, folglich mir keine Mühe gegeben hätte, meine Neigung einzuſchränken, ſo hätte mein Herz ſchon eine andere Wahl, und zwar mit Genehmigung meines Vaters, der dies vermuthlich vergeſſen, getroffen, die mich nöthigte, Ihn zu bitten, von ſeinen Gerechtſamen abzuſtehen.

Abzuſtehen, rief er aus, und ſchien erſchrocken. Himmel! in welches unglückliche endloſe Labyrinth hat mich ihr Vater geführt. Er erweckt in mir den Keim der Liebe zu Ihnen, läßt mich mit den bündigſten Verſicherungen meines Glücks abreiſen. Ich gehe, ſuche mich Ihrer immer mehr und mehr würdig zu machen, ſtelle mir Ihr Bild unaufhörlich vor, denke, rede, träume nichts als von Ihnen, ich komme, und finde mich getäuſcht. —

Aber mein Herr, ſagte ich, denn die Wärme mit welcher er ſprach, ſchien mir beleidigend, hat denn mein Vater ſo ohne alle Bedingung, ohne alle Rückſicht auf mich und meine Einwilligung mich Ihnen verſprochen?

„Was mich ſo ſehr wundert als Sie — aber „er hat es, und hier haben ſie den Beweis.“

Er zog eine Verſchreibung hervor, nach welcher ihm mein Vater auf das bündigſte das Alleinrecht über mich ertheilt hatte. Er glaubte viel-

* * *

vielleicht ich würde darüber verwirrt werden, aber ſo ſehr ichs auch war, ſo faſte ich mich doch, und zeigte ihm, daß auch ein Weib bey unvermutheten Zufällen ſtandhaft zu ſeyn vermag.

Und was wollen Sie mit dieſem Verſprechen machen? ſagte ich. Es verbindet den Vater Ihnen die Tochter zu geben, aber verbindet es auch die Tochter dieſen Willen des Vaters zu erfüllen? Iſt ein übereiltes Verſprechen keiner Nachſicht von einem edlen Manne werth? und auf dieſen Namen, hoffe ich doch, machen Sie Anſpruch, hätten gewis Anſpruch darauf zu machen, da mein Vater mich Ihnen verſprach, denn einem Unedlen würde er ſeine Tochter nie zugeſagt haben. Sie werden alſo gewis von der Tochter nicht erzwingen wollen, was Sie vom Vater freywillig erhielten, beſonders da auch ſeine Gedanken vermuthlich wegen Ihres langen Stillſchweigens ſich geändert, und er nicht der Tyrann ſeiner Tochter wird ſeyn wollen.

„Tyrann ſeiner Tochter! Gott! wie demüthigen Sie mich. Mich heyrathen ſollen, iſt alſo Tyranney, iſt mit dieſem Namen zu belegen. —

Sobald, mein Herr, fiel ich ihm ein, mein Wille nicht dabey iſt, iſt es ſo.

„Aber mich unglücklich machen, das iſt „nichts. Sie können alle meine Ausſichten ſehr „gleichgültig zerſtört ſehen, und die ſonſt ſo „reitzbare weibliche Empfindlichkeit empört ſich „nicht dabey.“

Ich weis in der That nicht, liebes Jettgen, wie es kam. Aber ich fühlte wirklich nichts. Ich bin doch ſonſt nicht hart, und hier war in meinem Herzen etwas, was widerſtrebte.

Ich freute mich recht ſehr, daß mein Vater hereintrat, und ihn mit ſich fortnahm, denn ich hätte vielleicht bey dieſer Gelegenheit in einem andern Lichte erſcheinen können, als im Grunde meines Herzens war.

Mein Vater lies mir kurz darauf ſagen, ich mögte auf meinem Zimmer bleiben. Ich bekam meinen zudringlichen Gaſt nicht wieder zu ſehen, und hörte am andern Morgen, daß er abgereißt ſey. Wäre aber der Fall mit Ferdinand nicht geweſen, ich bin verſichert, mein Vater würde mir ihn aufgedrungen haben.

Indeſſen hat mich dieſe Geſchichte jetzt, da alles mit Ferdinand vorbey iſt, ſo bange gemacht, daß ich bey der erſten Gelegenheit meinen Vater bitten will, mich nicht wieder zu verſprechen.

Habe ich einmal das Ja von ihm, ſo hält ers, und habe ich ſchon nicht die geringſte Ausſicht und Hoſnung nach Neigung heyrathen zu können, ſo will ich mich doch dafür hüten, jemanden in die Hände zu fallen, den ich geradezu nicht ausſtehen kann.

Wohl mir und Dank dem Himmel, daß ich wenigſtens jetzt den Troſt habe, wieder eine Freundin zu haben, die mir alles ſeyn, und der ich alles entdecken kann. Aber werden Sie auch Gleiches mit Gleichen vergelten, meine Theure? Hab ich Hoſnung, daß Sie eben ſo aufrichtig ſeyn werden, wie ich? Doch was zweiſle ich. Sie waren es ja immer, und warum denn jetzt nicht gegen

Ihre

Louiſe.

Eilfter Brief.

Marie Wähler an Mademoiſelle Baskernage.

Die Veränderung meines Namens, liebes Lettgen, wird Dir ſonderbar vorkommen. Indeſſen hat ſie Grund, iſt diesmal kein Gaukelſpiel,

ſpiel, womit etwa eine Kuplerin zu beſchwatzen, oder ein Liebhaber zu beängſtigen wäre.

Meine unternommene Epiſode iſt mir ſo treflich gelungen, daß ich zu einem Mann, zu Vermögen, und zu einer Epoche gekommen bin, bey welcher ich die alten, zwar ſüſſen, doch aber immer höchſt gefährlichen Freuden vergeſſe. Wenigſtens bis jetzt habe ich ſie vergeſſen, denke nicht mehr daran, wünſche ſie mir nicht mehr, und wünſchte ſie ganz vergeſſen, und auch allen denen die darum wiſſen, das Gedächtnis daran auslöſchen zu können.

Ich weis nicht, iſts die Schwermuth der kleinen Unglücklichen, deren Namen und Geſchichte ich mir angemaſſet, oder iſts Gefühl, was in mir nur während der Zeit meiner Ausſchweifung verborgen lag, genug, ich fühle ſo etwas, was Reue mir zu ſeyn ſcheint.

Oder wart — jetzt werd ichs getroffen haben. Es iſt das böſe Gewiſſen, was in mir erwacht. Ja, Lottchen, das iſts — das Gefühl ich that unrecht, in ein ſo ausſchweifendes Leben mich einzulaſſen. Zwar — wenn ich den Gedanken hege, daß es vergeſſen ſeyn könnte, ſo beruhigt mich der ganz, läßt auch nicht die geringſte

Spur eines Unwillens in mir zurück, und alſo kanns doch das Gewiſſen nicht ſeyn, das fortarbeiten müßte, wenn auch ich nur allein wüßte, was ich gethan.

Ich habs — Lottgen — leider nur zu gewiß iſt es die Furcht als eine Betrügerin entdeckt zu werden, die Furcht vor aller Welt beſchimpft zu ſeyn.

Ich bin alſo nicht glücklich dadurch, daß ich einen vortreflichen Mann, daß ich Vermögen, daß ich Ruhe habe — nicht glücklich dadurch, daß ich mir feſt vorgenommen, tugendhaft zu werden — nicht glücklich dadurch, daß ich bereue was ich that. Ich war nicht glücklich, da ich das alles nicht fühlte, da ich mich einem Taumel der Ausſchweifung nach dem andern Preis gab? — Wenn werde ich denn glücklich ſeyn, und was ſoll ich thun, um es zu werden?

Ach Lottgen, wenn ich an gewiſſe Jahre meines Lebens denke, doch Du kennſt dieſe ja nicht. Laß Dir etwas von meiner Jugend ſagen:

Ich bin Tochter aus einem der erſten Häuſer in Berlin, hatte Eltern, die mich ſehr liebten, die die Hochachtung der ganzen Welt verdienten, die nichts mit dem allgemeinen Verderben

derben gemein hatten, das in dieſer großen Stadt herrſcht, die auf Tugend und Rechtſchaffenheit hielten, wie auf zwey Säulen des ewigen Seelenfriedens, die mir dieſe Grundſätze beygebracht, die mich ohne Strenge und Bigotterie erzogen hatten, mir jede erlaubte Vergnügung verſtattet, bey jeder aber mich gewarnt hatten, ſie nicht zur unerlaubten auszudehnen, die mir den Misbrauch und den guten Gebrauch jedes angenehmen in ſo richtige Grenzen geſetzt hatten, daß ich nicht hätte fehlgehen können, wenn ich nur irgend auf meiner Hut geweſen wäre.

O wie entzückt waren ſie, daß ich ihre Lehren ſo gut annahm, ihre Vorſtellungen ſo richtig begrif! Schon waren ſie ſo weit, daß ſie mich nicht mehr hüten zu dürfen glaubten, ich ſo weit, daß ich den verlacht haben würde, der mir etwas von Verführung vorgelallt hätte.

Ich war 15 Jahr, wußte, daß es Liebe in der Welt gäbe, aber nicht was ſie war. Dagegen kannte ich den ganzen Umfang von Tugend und Rechtſchaffenheit, ſprach darüber, wie ein Buch, bedauerte jede meiner Geſpielinnen, von der ich hörte, ſie hätte ſich hinreißen laſſen, und hielt mich für unüberwindlich.

Es war jeder Mannsperſon ſehr ſchwer, den Zutritt in meiner Eltern Hauſe zu erlangen. Er mußte ſich gewis entweder durch thätige Beweiſe von Rechtſchaffenheit beliebt gemacht haben, oder er mußte von Leuten die Gewicht hatten, empfohlen worden ſeyn. Bis jetzt hatte keiner gewagt, mir etwas mehr als gewöhnliche Schmeicheleien über meine Schönheit zu ſagen. Ich hatte jeden kurz und faſt empfindlich abgefertigt, und man hielt mich für eine Stolze, Kalte, Unempfindliche, die keine Aufmerkſamkeit verdiente. Meinen Eltern war das ſehr angenehm. Sie hielten mich dadurch für geſichert, wollten gar nicht, daß ich im ledigen Stande Liebesromane ſpielen ſollte, ſondern ſchilderten mir das Reizende der Liebe blos in der Ehe.

Indeſſen hatte Blancheville gewußt, ſich in unſer Haus zu niſteln. War er wofür er ſich ausgab, oder hatte er die Empfehlungen erſchlichen, mit denen er Eintritt fand? Ich weis das nicht. Die Jahre ehe ich ihn kennen lernte, waren die Jahre meiner Zufriedenheit. Da war ich ſtolz, da war ich ruhig, da fühlte ich eine Ruhe, die nicht wieder in meine Seele gekommen iſt, und nicht wieder hineinkommen wird.

Aber doch bin ich nicht mit mir einig, ob auch das alles ſo geblieben ſeyn würde, wenn Blanchevilles Entzweck nicht gelungen wäre. Wenn ich die heftigen Leidenſchaften bedenke, die nachher in mir erwachten, und mich unwillkührlich von einer Ausſchweifung zur andern hinriſſen, ſo ſcheints mir, daß es nur die Schuld der nicht gereiften Natur, und der elterlichen Predigten war, daß ich noch nicht ſo dachte, und wenn ich mir das vorſtelle, ſo nehm ich Praedeſtination oder Temperament, was mir zuerſt zu Hülfe kömmt, und ſuche mich dahinter zu verbergen.

Oft fällt meine Wuth auf Blancheville zurück. . Wäre der Betrüger bey den Verſicherungen ſeiner Liebe geblieben, wäre ſein Herz geweſen, was er es zu ſeyn vorgab, dann wäre ich vielleicht ganz glücklich geweſen, denn ich liebte ihn unausſprechlich.

Aber Du wirſt fragen, wie ers bey meinen Grundſätzen, bey meinem Stolze, bey der Selbſtgenügſamkeit dahin hat bringen können, mich zu überliſten?

Ich war nicht die Erſte, Lottgen, die er überwand. Er war ein ausgelernter Böſewicht. Er wußte ſich anfangs bey meinen Eltern ſo veſtzuſetzen,

zuſetzen, Grundſätze die den ihrigen ſo gleich waren, in ſeine Unterredungen zu miſchen, daß ſie all ihr Zutrauen auf ihn ſetzten. Sie geboten mir ſelbſt zu meinen Parthien ihn zum Begleiter zu nehmen. Lange konnte Blancheville ſich nicht einmal eines Blickes von mir rühmen. Unſere Unterhaltungen betrafen immer Gegenſtände von Gelehrſamkeit oder aus dem menſchlichen Leben, aber freylich hatten wir Stoff genug, um uns lange und oft zu unterhalten. Ich wurde ihn dadurch gewohnt, fand ihn angenehm, und fieng an ihm vieles zu glauben, was ich ſonſt nicht geglaubt haben würde.

Der Uebergang von menſchlicher Uebereinſtimmung auf platoniſche Liebe war bald gemacht. Der geiſtige Liebhaber war für mich eine Quelle von tauſend Annehmlichkeiten, er ſchmeichelte meinem Stolze, dieſe Liebe gab mir einen Vorzug vor allen meinen Schweſtern. Mit der Seele erhitzte ſich der Körper. Wie kann ich es vergeſſen, daß er alle Künſte anwandte. Wein, Nacht, Leidenſchaft — alles trug zu ſeinem Triumph bey, und das Schlimſte dabey war, daß von dem Augenblicke an bey mir ein Zweifel entſtand, ob der Zweck des Vergnügens nicht dem Menſchen ſo nahe läge, als der, der Ueberwindung.

Mein Heuchler trug dazu mächtig bey, dies in mir zu beſtärken. Da ich ihm Vorwürfe über ſein Betragen machte, und die Grundſätze die er ſelbſt angegeben ihm vorhielt, antwortete er mir geradezu, das ſey das einzige Mittel, Vorurtheile, wie ich ſie gehabt, zu beſtreiten. Ich würde bald einſehen lernen, daß, wenn ich länger dabey geblieben, ich mich in einen unſeligen Abgrund von Selbſtüberwindung geſtürzt haben würde, der mich nach und nach aufgerieben hätte, weil der Körper zu ſchwach wäre, der Seele in ſolchen Praetenſionen gleich zu kommen.

Freylich war ich leicht zum Glauben zu bewegen, weil die ſüſſen Vorſpiegelungen ſeiner ewigen unzertrennlichen Liebe mich für alles unangenehme zu ſichern ſchienen.

Du weiſſt, Lottgen, daß ich mich von ihm aus meiner Eltern Hauſe rauben lies, aber die Veranlaſſung dazu weiſt Du nicht.

Der Hofrath G*. war einer der vertrauteſten Freunde meines Vaters. Sie waren zuſammen erzogen, dachten gleich, und hielten die genaueſte Verbindung ihrer Häuſer mit einander.

Wir Kinder waren auch immer zuſammen. Die Tochter, die einzige Tochter des Hofraths ſchien die Sittſamkeit ſelbſt. Alles liebte ſie, alles ſchätzte ſie deswegen. Sie war meine beſtändige Gefährtin geweſen, nur hatten wir nie warme Vertraulichkeit gegen einander gehabt, denn ſie ſchien zurückhaltend, und ſo mußte ichs auch ſeyn.

Einige Monate, nachdem ich mit Blanchesville ſchon in einer Art heimlicher Ehe gelebt, und ihn, da ich ſeine Grundſätze kannte, nicht einmal zu bitten wagte, daß er bey meinen Eltern um mich anhalten mögte, kam der Hofrath trübe und traurig zu uns, und mein Vater ſchloß ſich eine halbe Stunde mit ihm ein.

Hernach wurde ich gerufen. Mein Vater nahm mich liebreich bey der Hand und ſagte: Ich habe keine Urſache, meine Tochter, unzufrieden mit dir zu ſeyn. Aber um der Warnung willen muß ich dir das traurige Schickſal des Hofraths bekannt machen. Seine ſittſame Tochter hat ſich ſo weit vergeſſen und ſeit einem halben Jahre Umgang mit einem Menſchen gehabt, dem ihr Vater ſie nicht zur Frau geben kann. Die Folgen dieſes Umgangs ſind da, und der

Vater iſt durch das Mädchen unglücklich, auf die er all ſeinen Stolz ſetzte.

Kann ſie ſich vergeſſen, ſo wäre es wenigſtens bey dir möglich. Du gehſt mit Blancheville täglich um. Hat er dir etwas von Liebe geſagt?

Ich wurde feuerroth. Dein Geſicht antwortet mir, fuhr mein Vater fort, und ich wundre mich, da der Mann meine Liebe zu dir und zu ihm ſelbſt kennet, daß er ſich nicht näher erklärt hat. Dies iſt mir ein Grund an der Wahrheit des Karakters zu zweifeln, den er ſpielt. Hüte dich alſo vor ihn, bis ich dir nähere Nachrichten gebe. Ich werde dieſe von ihm und ſeiner Familie einzuziehen ſuchen, welches ich übereilter Weiſe verſäumte.

Ich hatte nur ſchwer die Erſchütterung verborgen, in der ich mich befand, und war ſehr froh, daß mir mein Vater zu gehen befahl. Die ganze Welt lag auf mir, ich vermochte nicht durch das Chaos hindurch zu denken, was in meiner Seele von meiner Pflicht und ihrer Uebertretung lag, und ich erwartete ſchmerzlich, daß Blancheville kommen und mich von dem allen retten ſollte. Er kam. Ich ſtellte ihm alles vor. Das wäre ſchlimm, ſagte er. Er hieße gar nicht Blancheville, dürfe auch ſeinen Familien Namen nicht nennen. Mein Vater würde daher ganz gewis nicht einwilligen, mich ihm zu geben, da er ihn für einen Avanturier halten würde.

Meine Zuflucht waren Thränen. Er trocknete ſie mitleidig, ſtellte ſich wie in Verzweiflung, that mir den Vorſchlag, meiner Eltern Haus zu verlaſſen, und ſeine ewige Liebe als meinen Schutz anzunehmen.

Jung, unbeſonnen, in einer unbeſchreiblichen Furcht für meinen Vater, war mir der Vorſchlag willkommen. Ich glaubte in ſeiner Liebe allen Erſatz zu finden. Anſtatt daß das Beyſpiel meiner Geſpielin auf mich zur Aenderung hatte wirken ſollen, ſetzte es mich in meiner Meynung veſt, daß jedes Mädgen ſo fühle, wie ich, und daß mein Vater unrecht habe. Alles das beſtärkte mich darin, mich aus einem Hauſe zu entfernen, wo man kein Vergnügen kenne, und keins dem Menſchen erlaube. Wenn ich daran denke, wie leicht und ohne Rührung ich das Haus meiner Eltern verlies, ſo ſchwindet mir der Gedanke, daß ich damals Unrecht hatte, denn der Verführer hatte mich ganz verblendet. Mein Vater erfuhr den andern Tag meine Entfernung, und ſtarb am Schlagfluß. Meine Mutter folgte ihm bald nach. Blancheville bekam meine Vollmacht, mein Vermögen in Empfang zu nehmen. Ich war verblendet genug, ihm alles zu überlaſſen, und nicht einmal auf eine gültige Ehe zu dringen. Das Reizende, was er mir von Freiheit mahlte, ſeine Schilderung vom Sterben der Liebe in der Ehe, der Abſcheu, den ich fühlte, einen Funken dieſer Liebe bey ihm erſterben zu ſehen, alles das hielt mich ab, auch auf die kleinſte Sicherheit für mich zu denken. Zwey Jahre dauerte das ſo fort, und ich glaubte in einem Himmel zu ſeyn.

Plötzlich überzogen dieſen Gewitterwolken. An dem unglücklichſten Morgen meines Lebens fand ich einen Brief auf meiner Toilette. Er war von Blancheville. Ich hatte noch nichts Arges da ich ihn erbrach. Aber lies ihn, und denk Dir mein Erſchrecken. Ich lege die Abſchrift bey.

Nun war mein ganzes Blut in Wallung, aber ich doch ſtandhaft genug, den Verworfnen zu verachten. Alle Liebe war auf einmal verloſchen, und ich dachte mit keinem Gedanken daran, ihn mir wieder zu verbinden. Er hätte mit Tonnen Goldes mir begegnen können, und ich hätte vor ihm ausgeſpuckt. Du biſt Zeugin deſſen geweſen, was ich ihm einſt, ſagte, da ich ihn von ohngefehr antraf, und wirſt nicht gewußt haben, warum ich ihm immer mit ſo ausgezeichneter Verachtung begegnete.

Bis ich Dich kennen lernte, Lottgen, war ich ſehr unglücklich Die ruhigen Tage in meines Vaters Hauſe kamen mir da aufs neue in Erinnerung. Jetzt drückte es mich, daß ich der Grund vom Tode meiner Eltern war. Ich weinte Tag und Nacht, und doch wenn ichs recht überdachte, ſchien es mir, daß ich mehr über Blanchevilles ſchändlichen Betrug, und über den Mangel an Unterhaltung weinte, als über jenes. Tauſend Vorſchläge that mir mein Herz, mich an ihn zu rächen, denn von dem was er mir geſchrieben, glaubte ich nichts, als daß er meiner überdrüßig wäre. Meine Eitelkeit war entſetzlich gedemüthigt. Ich kam mir häßlich vor, wenn ich mich vor den Spiegel ſtellte. Die größte Raſerey, die ich begieng, war, daß ich einem meiner Brüder ſchrieb, um Verzeihung wegen meines Vergehens bat, und verlangte wieder im Schoos der Familie aufgenommen zu werden.

Man antwortete mir, man habe nur eine Schweſter, kenne nur eine. Ich mögte mich äuſſerſt ruhig verhalten, und nie merken laſſen, daß ich zu ihnen gehört hätte, oder man würde den Vater⸗ und Muttermord auffallend beſtrafen.

Ich war über die Antwort wütend. Man will mir den Weg verſperren, ſchrie ich, zur Tugend zurückzukehren, wohl, ich will denn mich dem Laſter ergeben. Dies war die Zeit in der Du kamſt, und mich abhielteſt, den Gedanken, an meine Schweſter zu ſchreiben, auszuführen. Du mahlteſt mir Dein Leben, und du weißt alles Uebrige.

Hätte mich der Rittmeiſter nicht zu Grunde gerichtet, ich würde dich nie verlaſſen haben. Aber ich hatte ja nichts mehr, und die Gelegenheit war mir zu ſchön, um nicht davon Nutzen zu ziehen.

Freylich glaubte ich nicht Hymens, ſondern Cytherens Gegenſtand zu werden, dachte nicht, daß es eine ehrliche Puzhändlerin in der Welt gäbe.

Obs nun zu meinem Beſten ſeyn wird, weis ich nicht. Das Einzige was ich weis, iſt, daß ich mich vortreflich in die Lage geſchickt habe, in welcher ich war, und das Einzige, was ich von Dir bitte, iſt Stillſchweigen und Bemühung, mich ganz vergeſſen zu machen. Denn einmal muß ich nun hier aushalten, und vielleicht heilt die Zeit alles, was übrigens noch nagt an dem Herzen

Deiner

Marie.

Zwölfter Brief.

Blancheville an Marien.

Wie gern erſparte ich mir das Geſtändnis Ihnen, liebſte Marie, ſagen zu müſſen, daß unſere Trennung unvermeidlich iſt. Weil ich auch fürchtete der Eindruck des Abſchieds würde auf uns beyde zu wirkſam werden, ſo bin ich heimlich abgereiſet. Meine Familie hat mich zurück verlangt.

Die Streitigkeiten, die meinetwegen waren, ſind beygelegt. Vielleicht muß ich nun bald mich in ein Joch ſpannen laſſen, deſſen Sie nie bedürfen werden. Faſt beneide ich Sie, daß Sie ſo unabhängig ſind. Aber ich kann die nicht beneiden, die ich einſt liebte — noch ſchätze.

Sie wiſſen es ſelbſt, Marie, daß tägliches Einerley ſehr ſchnell Eckel ſchafft. Ob ſie gleich ſo viel Reize haben, daß man dieſes nie befürchten darf, ſo muß man ſich doch hüten, daß Leidenſchaft nicht in eine gewiſſe Gleichgültigkeit ausartet.

Wir haben immer ſo aufrichtig mit einander geſprochen, warum ſollte ichs jetzt nicht? Wir haben den Menſchen zu ſehr nach allen ſeinen Seelenkräften anatomirt, und ſind zu ſehr einerley Meynung geweſen, als daß Sie nicht auch jetzt mit mir einſtimmig ſeyn, wenigſtens, wenn Sie ja ſtärker ſind, als ich, nicht mit mir Nachſicht haben ſollten.

Ich fühle ſchon ſeit faſt einem Jahre Etwas, was mir zuflüſterte mich von Ihnen zurückzuziehen, damit Sie mir eben ſo werth blieben, wie Sie mir ſind. Ich habe dieſem geheimen Etwas lange widerſtritten. Ich habe mich bemüht.

mühe, Ihnen ſo gefällig wie vorher zu ſeyn, und Sie werden keine äuſſere Abnahme meiner Liebe bemerkt haben. Jetzt aber kömmt mir der Ruf meiner Familie eben gelegen, um dies zugleich auszuführen.

Ich werde mich ſo viel ich kann hüten, mich in Verbindungen einzulaſſen, die meiner Freyheit zuwider ſind, und dann kehre ich einmal wieder zurück, um in erneuerter Liebe der Ihrige zu ſeyn. Die jetzige Freiheit knüpft dann goldne Feſſeln.

Genießen Sie indeſſen alles Vergnügen, was Ihnen Ihre Vorzüge und Ihre Reize gewähren müſſen. Sie ſind zu ſchön um nicht von Anbetern umzingelt zu ſeyn, ſo bald man weiß, wir haben unſre Verbindung aufgehoben.

Die Berechnung Ihres Vermögens ſchließe ich bey. Sie werden es zwar faſt geſchmolzen finden, aber wenn Sie Ihren Aufwand bedenken, wird es Ihnen nicht beſonders vorkommen. Sie haben überdem Mittel in Händen Ihre Kaſſe ſchneller zu füllen, als ſie geleert wurde.

Mit den wärmſten Verſicherungen des Dankes für Ihre unſchätzbare Liebe, und des Verſprechens,

ſprechens, wir werden einſt wieder ſo zuſammen kommen, bin ich

Ihr

Verehrer und Freund

Blancheville.

Dreyzehnter Brief.

Demoiſelle Baskernage an den Rittmeiſter Strundel.

Ich höre eben, Herr Rittmeiſter, daß Sie nach N*. reiſen wollen, um ſich da zu zerſtreuen. Ich wünſche, daß Sie ſich da für die Untreue Ihrer Geliebten ſchadlos halten, und ſich an der kleinen Loſen rächen mögen.

Die Urſache meines Schreibens iſt eine Bitte an Sie. Ich habe eine Freundin in N*. Es iſt die Frau Profeſſorin Wähler. Wollen Sie ihr wohl dieſen Brief zuſtellen laſſen. Aber es muß unvermerkt geſchehen, daß es der Mann nicht gewahr wird. Am beſten Sie ſuchen ſelbſt Bekanntſchaft, und übergeben ihn, und ich verſpreche Ihnen eine freundſchaftliche Aufnahme.

Vergeſſen Sie aber meinen Auftrag, ſo verſichere ich Ihnen, ich werde auch dem Ihrigen kein Genüge leiſten. Ich bin

Ihre
ergebene
Charlotte Baskernage.

Vierzehnter Brief.

Lottgen an Marien.

Ich weis in der That ſo wenig wie Du, ob ich Dir Glück wünſchen, oder Dich bedauren ſoll. Das Letztere liegt mir indeſſen ziemlich viel näher, es müſte denn ſeyn, Du hätteſt Dich ſo ganz in der Gunſt deines Mannes feſtzuſetzen gewußt, daß dein Wille nur der ſeinige wäre.

Da Du mir doch aufrichtig deine ganze Geſchichte vor unſerer Bekanntſchaft erzählſt, ſo kan ich Dirs nicht verhehlen, daß ich ſie ſchon wußte, daß mir Blancheville alles anvertraut hatte, daß er eben zu der Zeit von mir Liebe ſuchte, und daß er mir auftrug, Deine Bekanntſchaft zu machen. Ich hab alſo keine Verwunderung über Dein Betragen gegen ihn blicken laſſen, weil ich wußte, wie niedrig er an Dir gehandelt, und ich habe ihn ſelbſt deswegen gehaßt.

Wäre der Baron nicht ein Opfer ſeiner zügelloſen Lebensart geworden, liebes Mädgen, ſo wärſt Du noch glücklich, und hätte der Rittmeiſter das Vermögen des erſtern, Du wäreſt es auch. Dieſer iſt in Verzweiflung und will eine Reiſe vornehmen, um ſich zu zerſtreuen. Wahrſcheinlich zu Fuß, denn an Münzen fehlts ihm ganz. Ich hab ihm unter der Hand durch einen Juden eine kleine Summe anbieten laſſen, und er hat ſie als Darlehn angenommen, denn geſchenkt nimmt er nichts, als was von ſeiner lieben kleinen Marie kömmt.

Deine Nachfolgerin iſt bis auf ihre ſchwärmeriſche Melankolie ziemlich glücklich. Wie weit Graf V* mit ihr iſt, weis ich nicht, erfahre es auch nicht von ihm, denn er iſt jetzt ſehr geheimnißvoll. Daß er ſie wirklich unterhält, iſt gewis, aber es läßt ſich davon noch nichts ſchließen, denn er iſt auch oft Schwärmer, und das Mädgen affektirt eine unüberwindliche Tugend.

Ich werde Dir von Zeit zu Zeit durch den Ueberbringer dieſes Briefs der Dir hoffentlich nicht unangenehm ſeyn wird, Nachrichten von den Progreſſen des neuen Paars geben. Du biſt mir aber davor welche von Deiner Lage, und beſonders eine genaue Beſchreibung Deines Mannes ſchuldig. Ich mögte wohl wiſſen, wie ſo ein Ehemann ſich gebärdet. Wir ſahen zwar Ehemänner genug bey uns, weil es aber, dem Himmel ſey Dank, nicht die unſrigen waren, ſo wiſſen wir auch nicht, wie ſie es mit ihren Weibern halten.

Da kannſt Du Dich ſicher drauf verlaſſen, daß ich mir auſſer einem, kein Joch anlegen laſſe. Dagegen aber lebe ich auch äuſſerſt oekonomiſch, und bald habe ich ſo viel zuſammen, daß ich zur Noth leben, und auch noch andern Leidenden etwas zu gute thun kann, wenn mein jetziger Ritter, der gewis der letzte iſt, ja abſpringen ſollte.

Man hält uns, liebe Marie, wenigſtens viele von uns für weit ſchlimmer, als wir ſind, und mancher ehrlichen Frau ſind wir an Ehrlichkeit, manchem andächtigen Geſichte an Frömmigkeit,

migkeit, und mancher empfindelnden Seele an thätigen Mitleiden überlegen.

Antworte mir bald, und ſey verſichert, troz der Liebe eines Mannes liebt Dich

Dein

Lottgen.

Funfzehnter Brief.

Madame Haſten an den Profeſſor Wähler.

Ferdinand! — Ferdinand! — O ich muß den Namen noch einmal, zum drittenmale ſchreiben — Ferdinand! Kannſt dus über dein Herz bringen, Henrietten nicht zu antworten, als Freund der Freundin nicht zu antworten? O daß Du den Namen ſo auf dem Papiere ſäheſt, wie er aus meiner Seele dringt! Könnte ich mit blutigen Thränen ihn ſchreiben, daß er Dirs darſtellete, wie mein Herz blutet, und wie meine Seele nach der Verſicherung dürſtet, daß Du mich nicht für treulos hälſt.

Und wenn Du den Spott meines Mannes — ach! eines Mannes, den ich ganz verkannt habe, ſeinen Spott über meine Leiden hörteſt, Du würdeſt ſchnell eine Feder ergreifen, um die Jette zu tröſten, die Du immer Dein nannteſt. Iſt ſie es auch nicht mehr, ſollte Ferdinand haben können vergeſſen, ſollte er anders denken, als er dachte, wie er noch für mich lebte. o ſo laß mich wenigſtens den Troſt aus deinem Munde hören: daß Du mir vergiebſt — vergiebſt um der Eltern willen, die ich gern glücklich ſehen wollte.

Ich bin unglücklich verheyrathet. Ich brauche Dir nicht mehr zu ſagen, um Dich das ganze ſchreckliche Gefühl meiner Lage empfinden zu laſſen. Du weißt es, was für eine Glückſeligkeit ich mir in der Ehe mahlte, denke Dir ganz das Gegentheil und bemitleide mich.

* * *

Eben bekomm ich einen Brief von Louiſen. Ich zittre ihn zu erbrechen. O daß es doch tröſtliche Nachrichten wären, daß doch Deine Henriette einen fände von Dir — von Dir als Louiſens Mann.

* * *

Schrecklich! Du haſt alſo nicht gewollt. Nicht Louiſe iſt Dein. Auch das Mädchen iſt unglücklich wie ich, und eine Andre beſitzt Dich — Dieſe Andre — Ach wie ſelig muß ſie ſeyn! Ich muß Sie beneiden, Ferdinand. Ich fühls, ich ſollte es nicht, aber ich kann nicht anders. Es iſt ſehr traurig, und der Gedanke grenzt an Schwermuth — was ſage ich, an Schwermuth — an Verzweiflung grenzt er, das mein Ferdinand ſeiner Henriette nicht Gehör gab — nicht ihren Wunſch wenigſtens überlegte, und jenen raſchen Entſchluß um ihrer Bitte willen aufſchob, denn raſch muß er geweſen ſeyn.

Aber ſtill mit allen Klagen. Laß Dir, mein Theurer, laß Dir, mein Ferdinand, die Wünſche liſpeln, die vielleicht mein Mund nicht ausſpricht, die aber mein Herz denkt — Möge ſie, der Du Deine Hand gabſt, Dir den Weg Deines Lebens mit Roſenduft umdüften; möge ſie ſanft wie der Weſt, nur labende Kühlung Dir zufächeln; möge ihre Seele ſchön ſeyn, und rein, wie die Liebe Deiner Henriette war, und möge ſie Dir immer lächeln mit ewigen Vergnügen. Nur das — Ferdinand, nur müſſe ſie nicht das Andenken an Deine Henriette ganz aus

Deinem Herzen verdrängen! O ſie macht noch ſo volle warme Anſprüche auf Deine Zärtlichkeit, auf Deine Freundſchaft, die in einem beſſern Leben Liebe iſt, daß — lies das ja Deiner Gattin nicht vor — ſie einſt dieſe erneuern, und vor allen behaupten wird, die ſich zu Dir drängen.

Und nun, Ferdinand, um alles willen, was Du liebſt — nur wenige Worte. Nur die Verſicherung, Du verachteſt Deine Henriette nicht, wenn Du auch weiter nichts für ſie fühlen könnteſt.

Zwar die Gewißheit,wäre Tod für mich — Ich muß aufhören. Das Blut tritt mir zum Herzen. O daß es nur es zerſprengen mögte, daß es nicht mehr für irgend einen ſchlüge, wenn Ferdinand nicht mehr mein iſt.

Henriette.

Sech-

Sechzehnter Brief.

Madam Haſten an Louiſen.

Beſte Louiſe!

Ich habe Ihren Brief geleſen — Schauder und Freude haben bey mir gewechſelt. Auch Sie haben Ferdinand verlohren? Wir waren alſo beyde zum Unglück beſtimmt!

Davon hernach mehr. Mein Herz iſt zu voll; Ihnen nicht gleich es auszuſchütten, würde es tödten. Die Laſt meines Unglücks iſt ſo groß, daß ich mir keinen Begriff davon denken kann, um es Ihnen ganz zu ſchildern.

Ich wollte Ihnen ſchreiben, was ich für Abrede mit meinem Manne genommen. Ich wollte Ihnen recht viel von ſeinem Edelmuth, von ſeiner Nachſicht, von ſeiner Güte, von all den Freyheiten ſagen, die er mir gelaſſen. Aber jetzt brauche ich nur wenig zu ſagen, ſo wiſſen Sie alles. Hören Sie denn: Er iſt ein Bundbrüchiger, ein Treuloſer, der verſprach, was er wohl halten konnte, aber nicht halten wollte — Er hat ſich zwey Jahr unter einer Larve verſteckt, um mich zu fangen, und nun, da er mich gefangen hat — zieht er ſie gleich im erſten Monate herab, hebt den Schleyer, der ein ſchwarzes Herz bedeckte, und läßt da Falſchheit ſehen, wo er Wahrheit und Biederſinn log.

Seine erſte Veränderung bemerkte ich an der Gierigkeit, mit welcher er meine Gelder zur Mitgift von meinem Vater in Empfang nahm. Dieſe war auch ſo auffallend, daß mein Vater ſelbſt ihm ſagte: Herr Sohn, iſts doch, als wenn Sie nie Geld gehabt hätten, und ich weis doch das Gegentheil. Er betrog meinen Vater wieder, aber mich nicht. Der Heuchler nahm einen liebevollen Blick, auf mich an, den aber, wie ich ihn ſahe, die Tücke aus dem Herzen gebildet, und ſagte: das Geld iſt mir ſo werth, weil Ihr unſchätzbares Jetzigen mirs bringt. Sind Verliebte nicht Kinder, ſagte der gute Vater, der es ſo ganz vortreflich mit mir gemacht zu haben glaubt.

Da ich auf meinen erſten Brief an Ferdinand keine Antwort erhielt, ſo lies ich mir zuweilen merken, daß ich traurig darüber wäre, und da hub er, der keine Liebe kennt, an der treueſten Liebe zu ſpotten, da lachte er mir ins Geſicht, und ſagte, ich ſollte nur nicht glauben, daß es je mit Ferdinands Liebe Ernſt geworden. Auf eine Verführung könnte es wohl abgeſehen geweſen ſeyn, nie aber auf eine Heyrath.

Dieſe Beſchuldigung entrüſtete mich ſehr. An mich halten konnte ich nicht. Ich ſagte ihm alſo, er mögte bedenken, unter welcher Bedingung ich ihm meine Hand gegeben. Auf dieſem Wege könne er nie Liebe von mir hoffen, wohl aber wenn er Mitleiden bezeugte, und mich wegen eines verlohrnen Gutes zu tröſten ſuchte.

Nun wahrhaftig, Madam, ſagte er, das wäre etwas neues, wenn der Mann die Frau über den verlohrnen Liebhaber zufrieden ſtellen ſollte. That ich nicht genug, daß ich den Briefwechſel erlaubte? Kann ich davor, daß er Schurke genug iſt, Ihnen nicht zu antworten?

Ich weinte. Mit dieſen Ausdrücken, mein Herr, ſagte ich, beleidigen Sie mich zu hart. Setzen Sie mich nicht auf die Probe, ob ich Sie haſſen kann, denn meine Liebe gehört ſo nicht in unſer Heyrathsverſprechen. Unterdrückung geht nur bis auf einen gewiſſen Punkt, dann hebt ſich der Gegenſtand derſelben elaſtiſch, und wirft alles von ſich, was ihm entgegen war.

Sie verſprachen, ſich meine Liebe zu verdienen? Iſt dies die Art?

Er gieng weg, wurde aber nun immer mürriſcher gegen mich. Ich nahm mir vor alles zu thun, was einer Frau Pflicht iſt. Ich ſuchte ihn aufzuheitern. Ich that ihm alles zu gefallen. Aber dadurch verdarb ichs noch mehr. Er glaubte, ich würde mir nun alles gefallen laſſen. Er fieng an, mir die kleinſten Vergnügungen zu verſagen. Ich ergab mich darein, und er und mein Schickſal werden mir bald gleichgültig ſeyn. Nur der Name Ferdinand iſts noch, der in mir lebt, und der meine Seele beunruhigt, und mich für meinen Verſtand zittern macht.

Wie der Monat um war, ſeitdem ich zuerſt ſchrieb, fieng ich den zweyten Brief an. Bey dieſer Arbeit überraſchte mich Ihr lieber Brief. Der brachte mir die Nachrichten von Ferdinand. O ich habe Sie bedauert, und beneidet, die ihn beſitzt.

Dieſen zweyten Brief ſahe mein Mann eben in den Händen des Bedienten, der ihn auf die Poſt tragen ſollte. An wem, Madam, ſagte er. An Profeſſor Wähler — „Ha! verziehen Sie doch ein wenig.“ Ich nahm ihn aus den Händen des Bedienten, und dieſer gieng.

„Haben Sie Antwort auf den erſten?“ — Nein — „Und wollen ſich wegwerfen, den zweiten zu ſchreiben?“ — Der erſte kann verlohren ſeyn — „Das iſt nicht glaublich.“ — So wird der zweyte ihm Erinnerung ſeyn, den erſten zu beantworten.

„Als ob Sie ſo blödſinnig wären, nicht „einzuſehen, daß er nichts mehr mit Ihnen zu „thun haben will. Zwar ich kanns ihm nicht „verdenken, denn ich würd es eben ſo mit einer „Geliebten machen, die mir einen andern vorzöge, eben ſo mit ihr, ſo bald ſie eines andern „Gattin wäre.“ —

Vorwürfe, mein Herr? — die hab ich nicht erwartet. Hab ich ihm jemanden vorgezogen? Ich gab Ihnen meine Hand, mein Herr, weil ich meine Eltern beruhigen wollte. Ha! Sie werden bald ſehen, wie unglücklich ihre Tochter iſt. Ich gab Ihnen meine Hand, weil Sie ſagten, ſie könnten nicht ohne meine Liebe leben, und ſchon ſehe ich, wie wenig Ihnen daran gelegen iſt. Sie haben meine Perſon und mein weniges Vermögen geſucht. Sie haben das erhalten was Sie ſuchten, und nun ſind Sie geſättigt.

„Ihre Vorwürfe halten wenigſtens den „meinigen die Wage. Wir ſind einmal Ehe„leute, alſo laſſen Sie uns dergleichen Geſpräche „abbrechen. Ich will die Korreſpondenz aufge„hoben wiſſen.“

Und ich, mein Herr, berufe mich auf Ihr Verſprechen. Das iſt gültig, muß gültig ſeyn — Es geſchahe vor unſrer Heyrath, und nur unter der Bedingung gab ich Ihnen meine Hand, und ich werde mein Recht zu behaupten wiſſen —

„Gar Drohungen! Nun Madam, und „wenn Sie auf dieſen Brief wieder keine Ant„wort erhalten?“ —

Dann will ich ſchweigen, ſagte ich mit niedergeſchlagenen Augen und einem Thränenguß —

„Nun ſo ſchicken Sie dieſen Brief noch — „Aber denn auch keinen wieder. Und ſpüre ich „etwas, ſetzte er mit einem gebieteriſchen Tone hinzu, der mich ganz fühlen lies, in welche Sklaverey ich gerathen — denn werde ich ſtrenge ſtrafen, denn der Mann der nicht auf ſeine Ehre und den guten Ruf ſeiner Frau hält, iſt nichts werth.

Er gieng darauf trotzig fort, und verlies mich laut ſchluchzend und ganz in mich gekehrt.

Ich hielt lange an mich, und zweifelte, ob ich den Brief an Ferdinand ſchicken ſollte oder nicht. Aber zuletzt ſiegte meine Liebe und die Gerechtigkeit. Hab ich denn dem Mann mehr verſprechen, als die Pflichten einer Gattin zu erfüllen? Und das thue ich, und Freundſchaft kömmt nicht in den Plan.

Ich habe alſo den Brief an den theuren Mann fortgeſchickt, aber wenn er mir nun nicht antwortet, dann iſt Henriette ſehr unglücklich — Ich will ja nur Vergebung, will nur einige Zeilen von ihm. O Louiſe, Louiſe, Sie ſind dem Manne näher als ich. Könnten Sie ihm das doch einmal zuflüſtern?

Aber was rede ich? Ich bedenke nicht, daß Sie in dem Falle ſind, wie ich. Theures, beſtes Mädgen! Innigſte Freundin! halten Sie mir das alles zu gut. Ich will nichts mehr von Ferdinand ſagen. —

Ich nehme nicht weniger Antheil an Ihrem Leide, meine Beſte! Möchten Sie doch im Vater einigermaſſen Schadloshaltung für Ferdinands Verluſt finden. Er wird gewis gütig gegen Sie ſeyn. Offenbaren Sie ſich ihm ganz, und laſſen Sie ſich von ihm das Verſprechen geben, Sie zu keiner Heyrath zu zwingen. Es wäre traurig, wenn Sie in meine Lage kommen ſollten.

Meine Augen ſind vom Weinen und ſchreiben dunkel. Ich muß ſchließen. Aber jeden Gedanken ſollen Sie erfahren, der, und ſollte es auch in der tiefſten Trauer ſeyn, aufkeimt in der Seele Ihrer

Henriette.

Siebzehnter Brief.

Herr Haſten an Herrn Profeſſor Wähler.

Ihr Brief, mein lieber Herr Profeſſor, iſt der Auswuchs einer Stunde, wo Leidenſchaft über Philoſophie triumphirte. Wir Gelehrte müſſen mit der Feder fechten, laſſen wir alſo das Schimpfen bleiben. Satyriſiren mögen Sie ganz artig, aber das ſetzt bös Blut, alſo auch das auf die Seite.

Sie haben Wort gehalten, und meiner Frau nicht geſchrieben; aber Sie bekommen jetzt einen zweyten Brief, und der erfordert eine zweyte Warnung. Ich will nichts von dem wiederholen, was ich vorher Ihnen ſchrieb, weil Sie es ſo übel aufnahmen.

Ich will Sie nur bitten, fortzufahren wie Sie angefangen, ſo wird die Entfernung in welcher wir leben, uns ſchon vor allen fernern Unannehmlichkeiten ſchützen. Ich bin

Ihr

ergebenſter
Haſten.

Achtzehnter Brief.

Louiſe an Madam Haſten.

Ich will Ihre Antwort nicht erſt erwarten, meine Beſte, ehe ich Ihnen weiter ſchreibe. Ich könnte es auch nicht, denn die Empfindung iſt zu ſüß einer Freundin ſich wieder ganz entdecken zu können. Ich bin in einem Punkte glücklich geweſen, worin ich es nicht zu ſeyn hofte.

Mein Vater iſt ganz der meinige. Stellen Sie ſichs vor, daß er ſeine höchſte Leidenſchaft, die Liebe zum Gelde, mir geopfert.

Er kam geſtern zu mir, und war etwas niedergeſchlagen. Ich ſchmeichelte ihm, und ſuchte ihn aufzuheitern. Ich frug ihn was ihm fehlte, und ob ich im Stande wäre, etwas von ſeinen Leiden zu mildern. Du eben, Mädgen, war ſeine Antwort, biſts um die ich traure. Ich habe mirs da in der Welt ſauer werden laſſen, habe Geld auf Geld gehäuft, um Dich und Deinen Bruder glücklich zu machen. Ihn nahm mir das Schickſal, Dich hat es mir gelaſſen, und ich bin nicht im Stande, Dich nach Deinem Werth zu verſorgen. Du verdienſt den beſten, zärtlichſten Mann, einen Mann, den Du liebſt. Er hat Dich nicht gewollt. Muß das nicht einen Vater traurig machen? Wenn ich ſo die ganze Sache mit allen den Umſtänden die dabey vorgefallen ſind überdenke, ſo wollt ich lieber, daß Ferdinands Onkel das Teſtament nicht gemacht hätte, ob er gleich eigentlich die Hälfte des Vermögens Dir zu geben ſchuldig war.

Ich hielt die Gelegenheit für zu ſchön, um meinen lange durchgedachten Plan nicht wenigſtens

ſtens in Vorſchlag zu bringen. Liebſter, beſter Vater, ſagte ich, laſſen Sie denn ihrer Tochter wenigſtens eine Ruhe zukommen, die ſie ſo ſehr bedarf, und ohne die ſie nie glücklich werden wird.

Sags — ſags, meine Tochter, was Du willſt, rief er, eifriger als er je vorher etwas geſagt hatte, ich will gern — gern alles thun, was dich glücklich machen kann.

„So erlauben Sie mir, daß ich Ferdinand
„die Hälfte dieſes Vermögens zurückgeben darf.
„Jedermann ſieht jetzt, daß ich damit nichts erkaufen
„will, denn er iſt verheyrathet. Aber
„die ganze Welt, die uns eigennützig glaubt,
„und allgemein denkt, daß wir das Teſtament
„erſchlichen, wird beſſer nach dieſer Handlung von
„uns denken, und wird den üblen Ruf von uns
„wegnehmen. Ich werde ſo vielen Leuten freyer
„ins Geſicht ſehen können, die mich jetzt mit
„einer zweydeutigen Miene anſehen, und Sie
„ſelbſt, beſter Vater! werden ſich in den Augen
„vieler rechtfertigen, die da öffentlich ſagten:
„der Mann iſt reich, und doch iſt er eigennützig
„genug, Ferdinands Vermögen auch noch ertrotzen
„zu wollen.“

Er ſtand bedenklich vor mir. Endlich faßte er meine beyden Hände. Haſt recht — mein Louisgen, ſagte er, ich habe Geld genug, mehr als Dus nöthig haſt. Iſt auch alles ehrlich erworben. Und weißt Du was? des Onkels Geld iſt mit dem meinigen verdient, und ich hatte nach unſerm Kontrakt die Hälfte des Gewinſts zu fordern. Ich habs aber nicht genommen. Alſo kann ichs jetzt. Nur Schaden will ich nicht leiden, und da muß ich Dir noch etwas ſagen.

Du erinnerſt Dich doch Weiſtadts. Ihm hatt ich Dich verſprochen, und ich mußte dem Schurken 10000. Rthlr. vor den Abtritt geben. Ich will Dir ſeine Quittungen weiſen. Die will ich nun nicht einbüſſen, denn ihm gab ich doch wegen Ferdinand das Geld. Und Ferdinand kann auch nicht klagen, denn ich wollt ihm ja Dich mit meinem ganzen Vermögen dazu geben. Der junge Mann war ein Hitzkopf, daß er das ausſchlug, und es wird ihm ſchon gereuen. Willſt Du ihm nun von den übrigen 30000. Rthlr. die Hälfte ſchicken, ſo will ichs Geld einpacken.

Ich wollte mich ihm zu Füſſen werfen, aber er hob mich auf. „Haſt das nicht nöthig. Louisgen.

gen. Vorm Jahre hätte ich das nicht gethan. Jetzt thu ichs gerne. Ich fange an einzuſehen, daß Geld nicht allein glücklich macht, und ich liebe Dich jetzt darum, daß Dich das todte Metall nicht ſo reizt, wie mich.

Gott! einen ſo ſeligen Tag habe ich noch nicht gehabt. Stellen Sie ſich vor, Henriette, ohne auch nur ein einzigemal zu murren, packte der Mann die 15000. Rthlr. zuſammen.

Ich habe ſie Ferdinand mit einem Brief geſchickt, und will ſehen, was er antwortet. Alsdenn ſollen auch Sie ſogleich Nachricht davon haben, denn ich weis, daß es Ihnen nicht gleichgültig iſt. Ich bin mit der wärmſten Freundſchaft Ihre

Louiſe.

Neunzehnter Brief.

Marie an Lottgen.

Liebes Lottgen!

Ich bin recht wohl, daß ich einen Brief von Dir habe — Nicht als ob ich mich dadurch jener

ner Zeiten zurückerinnerte, und mir die jetzigen damit erleichterte, ſondern weil ich an Deinem jetzigen und allen Deinen künftigen Briefen gleichſam eine Freundin finden werde, die mir hier fehlt, weil ich niemanden recht ins Geſicht zu ſehen traue. Ich glaube alle, die ich ſehe, werden zu Verräthern an mir werden. Was Du mir vom Rittmeiſter ſchreibſt, thut mir weh, denn der Mann liebte mich außerordentlich, und nichts in der Welt wäre mir zu theuer für ihn geweſen. Aber meine Kräfte vermogtens nicht mehr auszuhalten. Ich danke Dir, liebes Lottgen, daß Du ihm nach Deinem Vermögen ausgeholfen. Ich wills Dir erſetzen, und will Dir noch etwas mehr ſchicken, was Du ihm unter der Hand geben kannſt. Aber wiſſen darf ers nicht, daß es von mir iſt, weil ich gewis Urſach habe auf meiner Hut zu ſeyn.

Du verlangſt eine genaue Beſchreibung meines Mannes?

Gewis, Lottgen, er iſt ein Mann von Verdienſten, ein Mann der aller Hochachtung werth iſt. Liebte er mich ſo ſehr, als er mich ſchätzt, es würde vielleicht keine glücklichere Perſon auf Erden ſeyn, als ich bin. Aber ſo hat er mich geheyrathet, um eine andre nicht zu nehmen, die ihn liebte, weil ſie ihn abhielt eine andre zu nehmen, die er liebte.

Das heißt doch Reißen um einen Mann. Aber er iſt auch ein ſchöner Mann. Der Brief den ich Dir hier abſchriftlich beylege, den Du aber gleich zerreißen mußt, damit er in keine fremde Hände kömmt, wird Dir ohngefehr ein Licht in der Sache geben.

Er erhielt ihn vor einigen Tagen mit den 15000. Rthlr. Er hat ſie behalten, und er lobte nun die Schreiberin ſehr. Nicht des Geldes wegen, das liegt ihm nicht ſehr am Herzen. Aber weil das Mädgen nun das nicht iſt, wovor er ſie gehalten, freuet er ſich. Und ich merkte es ihm wohl an, daß er es zufrieden geweſen ſeyn würde, wenn er mich noch nicht gehabt hätte.

Wahr iſts, die Beyden mögen leicht beſſer ſeyn als ich, auch wohl ſchöner — aber einmal bin ich doch ſeine Frau, und hat er ſchon alle erſinnliche Achtung für mich, ſo iſt das doch mit einem gewiſſen Zwange verbunden, der mir, wie Du leicht denken kannſt, gar nicht behagt.

Oft, Lottgen, wenn er mir ein ſchön Preſent macht, denke ich, wärs lieber ein herzlicher

Kuß, und doch getraue ich mirs nicht zu ſagen, denn das war ja Bedingung, daß keine Liebe im Spiel wäre. Am Ende, glaub ich, bin ich verliebt in ihn. Wenigſtens werde ichs ſeyn, wenn meine Seelenruhe mehr zunimmt, die nun in der Zeit ſehr gewachſen, da nichts herausgekommen. Wärt das noch ein Vierteljahr ſo, ſo halte ich mich ganz ſicher, und kömmt denn ja einmal einer, und ſagt etwas, ſo leugne ich gerade weg.

Daß er das Geld behalten hat, iſt mir gar nicht unangenehm. Du kennſt meinen Hang zur Verſchwendung. Er hat mir den dritten Theil deſſelben geſchenkt. Ich ſoll es auf Intereſſen legen, und es ſoll mein Nadelgeld ſeyn. Ich werds aber wohl hübſch baar im Kaſten behalten, denn für allen Nothfall iſt ſo etwas recht gut.

Ich glaube doch, Lottgen, wenn Blancheville ehrlich und ſeine Liebe treu geweſen wäre, ich hätte mit ihm als Mann glücklich leben können. Denn wäre dieſer, was er gegen ſeine Henriette geweſen ſeyn würde gegen mich, ich müßte mehr als Teufel ſeyn, um ihn nicht ganz und mit der unverbrüchlichſten Treue zu lieben.

Ich laſſe mich wenig an öffentlichen Oertern ſehen, und das ſcheint meinem Manne zu gefallen. Mir gefällts gar nicht, ich weis aber ſchon warum ichs thun muß.

Ueber den Ueberbringer Deines Briefs habe ich herzlich gelacht. Ich fertigte ihn gleich mit 2 gl. ab. Und nun ſteht in deinem Briefe, er würde mir nicht unangenehm ſeyn. Was hab ich denn mit dem alten ſchmutzigen Bauer zu ſchaffen? Iſt das Spaß oder Räthſel? Nächſtens mehr von Deiner

Marie.

Zwanzigſter Brief.

Louiſe Wedemeyer an Profeſſor Ferdinand Wähler.

Es gab eine Zeit, Ferdinand, wo ich Ihnen mit den größten Betheurungen verſicherte, ich ſey nicht die, wofür Sie mich hielten — ich ſey nicht eigennützig, ich gänge nicht darauf aus, Ihr Vermögen zu beſitzen. Sagten Sie mir gleich aus Galanterie es nicht ins Geſicht, daß Sie das Gegentheil glaubten, ſo ſagtens doch Ihre Mienen. Jeder Ihrer Blicke ſchoß Verachtung auf ein Mädgen, das unglücklich genug war Sie zu lieben, und zu fühlen, ſie könnte ohne Ihren Beſitz nicht glücklich ſeyn.

Daß Sie mich nicht liebten, vergab ich Ihnen. Dies iſt Beſtimmung in unſrer Seele, die ſich nun einmal nicht erzwingen läßt. Und ich wußte, daß Sie ſchon liebten, einen Gegenſtand liebten, dem ich gern den Vorzug vor mir eingeſtehe. Ich that Ihnen alſo kein Unrecht, denn ich ſahe Ihre Liebe als billig an, und Sie thaten mir dadurch keins, daß Sie mich nicht liebten.

Aber daß Sie mich eigennützig glaubten, war Ungerechtigkeit, daß Sie meinen Verſicherungen des Gegentheils nicht traueten, war hart und kränkend. Ich war geduldiger als Sie. Ich hatte es damals nicht in meiner Macht, Ihnen die deutlichſten Beweiſe meines Uneigennutzes zu geben. Ich hieng von einem Vater ab, der die Unbilligkeit Ihr Vermögen Ihnen zu nehmen, damals noch nicht einſahe, der jetzt aber davon überzeugt iſt, und mir es frey gelaſſen hat, die

Hälfte dieſes Vermögens Ihnen zurückzugeben, weil, wie er Ihnen durch Dokumente beweiſen kann, die Hälfte deſſelben wirklich ihm zukömmt.

Die Hälfte ſollte 20000. Rthlr. betragen. Aber auf 5000. davon hat er einen andern Anſpruch gemacht. Schelten Sie jetzt ſeine Oekonomie nicht, und wenn Sie können, ſo lachen Sie nicht über den Vater, den die Tochter wegen ſeiner Handlung ſchätzt, die ſie ihm nie zugetrauet hätte.

Er hatte mich jemanden verſprochen, und da er mich Ihnen geben wollte, mußte er 10000. Rthlr. jenem bezahlen, daß er ſeine Anſprüche aufgab. Dieſe nimmt er von Ihrem Kapital. Halten Sie ihm dieſe Schwachheit immer zu gute, und bedenken Sie, ob Sie Urſach haben, von ihm und mir übel zu denken, da Sie, wenn auch meine Perſon Ihnen gleichgültig geweſen wäre, wenigſtens ein doppelt-ſo ſtarkes Vermögen, als das Ihrige mit dieſer Frau bekommen hätten.

Stände es ganz bey mir, Ferdinand, ſo erhielten Sie alles zurück, aber wozu ich Erlaubnis habe, gebe ich, und das erfolgt. Daß ich es nicht wieder zurücknehme, iſt gewis.

Sollten Sie aber Wahn von falſcher Großmuth in Ihrem Herzen haben, ſollten Sie ſich im geringſten weigern dieſes Geld anzunehmen, ſo bedenken Sie, daß Sie mich aufs neue kränken.

Sollten Sie hinter dieſer Zurückgabe etwas anders als wahre Rechtſchaffenheit, wahre Ueberzeugung ſuchen, daß das Geld Ihnen gehört, ſo bedenken Sie, daß Sie den guten Ruf meines Vaters und den eines Mädgens verletzen, die Ihnen nichts that, als daß ſie Lieblingin Ihres Oheims war, es war, ohne es ſeyn zu wollen, es war, ohne je eigennützige Abſichten zu haben. Ich pflegte dieſen alten würdigen Greis, weil ich ihn gleich meinem Vater liebte. Er glaubte, Sie würden mit mir am glücklichſten ſeyn, glaubte, Sie würden meine Hand nicht ausſchlagen. Hätte er das gewußt, er würde gewiß getheilt haben, ſo wie wir jetzt theilen. Sobald ich mein eigner Herr bin, erhalten Sie auch die 5000. Rthlr. denn es wäre widerſinnig, wenn Sie meine Liebhaber bezahlen ſollten.

Und ſollte keine andre Bitte, keine andre Vorſtellung, daß Sie dieſer fatalen, in dem Munde der ganzen Welt liegenden Geſchichte ein Ende machen, ſtatt finden; ſo laſſen Sie es die, daß Sie es der zu gefallen thun, die nur für Sie zu leben gedachte, die es nie vergeſſen wird; ſie hätte vielleicht ohne alle dieſe Umſtände eines Ferdinands Weib werden können, und die, es komme auch ihr Schickſal wie es wolle, immer ſagen wird: mit Ferdinand wäre ich glücklicher geweſen.

Könnten Sie ein ſo aufrichtiges Geſtändnis der Schwachheit eines Mädgens ohne Theilnehmung leſen? Glauben Sie mir, Ferdinand, wäre Henriette die Ihrige geworden, nichts hätte meiner Freude ſollen gleich kommen. Wer recht wahr liebt, der iſt nicht blos eigennützig. Er vergißt oft ſich ſelbſt, wenn er nur Zufriedenheit bey dem Gegenſtande ſeiner Liebe erblickt.

Mögen nie, Ferdinand, Sie trübe Stunden, weder über mein und Henriettens Schickſal treffen, und erlauben Sie mir immer die kleine Erinnerung — mögten Sie doch für die letztere, die unglücklicher iſt, als ich — etwas mehr Mitleiden fühlen.

Es würde auch Troſt ſeyn für

Ihre ergebene

Louiſe Wedemeyer.

Ein und zwanzigſter Brief.

Profeſſor Wähler an Advokat Stockberg.

Mit aller meiner Klugheit, mit aller Philoſophie, mit aller Ueberzeugung ich hätte es gutgemacht, mit all dem innern Troſt, du biſt Mann geweſen, mit aller Vorſtellung, du willſt nun deiner Pflicht leben, und was weis ich mit welchen Schimären allen, mit denen mein Gehirn ſchwanger gieng, und noch oft gehet — mit allem dem, lieber Stockberg, iſts nichts — nichts — ſage ich Ihnen.

Da ſuch ich mirs zu denken, ich hätts recht ſchön gemacht, demonſtrire mirs mit allen meinen logiſchen Kenntniſſen von der erſten bis zur vierten Figur durch, daß ich treflich gehandelt habe, ſchwatze meinem Herzen, das mir da das Gegentheil behaupten will, in deſſen bündigſten Rednerton vor, es habe unrecht, und wie der Blitz ſtehts rieſengros und felſenfeſt vor mir, ich habe einen dummen Streich gemacht. —

Und was denn? — Daß ich ein Weib genommen habe, die ich nicht liebe. Nimm einen Engel, dummer Teufel, und ſtell dir einen andern tauſendmal beſſern vor, wenn du ihn ſiehſt, und er wird dir verhaßt werden.

Und was kann die arme gekränkte Seele, mein Weib, davor, daß ich das alles falſch überlegte, falſch ſchlos und falſch behandelte? Ich ſeh es augenſcheinlich, daß ſie mich liebt, und mir iſt ihre Liebe läſtig. Ich weis oft nicht, was ich ſagen ſoll, wenn ſie mich bittet, freundlich zu ſeyn, lieber alle Wohlthaten ihr zu nehmen, und dafür nur etwas mehr Zuneigung ihr zu ſchenken.

Zuweilen rührt ſie mich, ich fange an zu fühlen, daß aus Pflicht Neigung erwachſen kan, aber der Name Henriette darf mir nur irgendwo vorkommen, ich darf nur ein Buch in die Hand nehmen, aus dem ich ihr etwas vorgeleſen, ich darf mir nur ihr Bild denken, ſo iſt all jene Empfindung weg, und nehme ich gar etwas was ſie geſchrieben, oder mir geſchenkt in die Hände, dann kömmt mir jedes weibliche Geſchöpf, das ich ſehe, ſade und abgeſchmackt vor.

Das geht ſo weit, Stockberg, daß mir zuweilen mein Weib in Blick und Betragen, wie eine Buhlerin erſcheint, ſie, die das unſchuldigſte naivſte Geſchöpf war, wie ich ſie heyrathete, die nichts einmal von Liebe wußte, die eben aus der Schule der beſten Pflegeltern wie ein Kind aus Mutterleibe gekommen war. Ein paarmal wahrhaftig, war mirs als ob ich einer Metze in die Hände gefallen, und ich hatte es auf der Zunge, ich wollts ihr ſagen, aber zu rechter Zeit faßte ich mich noch, und die Vernunft hielt die verwirrte Einbildungskraft zurück.

Ich ſuche das ſo viel als möglich wieder gut zu machen. Der Puz iſt ihr etwas Neues, und da ſchenk ich ihr, was ihr Herz nur begehren kann. Schwach genug bin ich indeſſen immer, ſie zur Vertrauten aller meiner Geheimniſſe zu machen. Ich habe ihr meine ganze Liebesgeſchichte erzählt, und ich habe ſie ſogar gebeten, mir zu verzeihen, wenn ich manchmal durch das Andenken daran noch mislaunig und verdrüßlich gemacht würde. Ich ſehe ſie denn allemal niedergeſchlagen, und oft ſtehen ihr Thränen in den Augen. Im Grunde hat ſies ſo ſchlimm wie ich. Einen Mann zu haben, den man liebt, und von ihm nicht wieder geliebt zu werden, das iſt ſchwer zu ertragen.

* * *

Ich bin auſſer mir. Ein neuer Beweis iſt aufgeſtanden, daß ich unrecht habe, daß ich dumm war, daß ich mit lichten Augen nicht ſehe, was mir gut war. Hier waren auch Sie, lieber Steckberg, ſehender als ich. Sie gaben mir den Rath, Louiſen zu nehmen, und ich verwarf ihn. Ich übereilte mich, unterſuchte nicht, verkannte das Mädgen, das edle Mädgen — Leſen Sie dieſen Brief.

Haben Sie wohl eine edlere gefunden? Ich habe das Geld genommen. Was ſollt ich machen? Nach allen Beleidigungen ſie noch aufs neue beleidigen? Wäre ſie jezt mein, ſo könnte ich wenigſtens warm und herzlich von Henrietten mit ihr ſprechen, denn ſie waren die vertrauteſten Freundinnen. Und Henriette bat mich darum, ſie zu nehmen. Und ich thats nicht? Ha! wo hatte ich denn meine Liebe für die, die die Vorbitterin war. Ferdinand! das war ſchlecht.

Nehmen Sie nur, Steckberg, das Glück, was ich jezt gehabt hätte, da Louiſe mit ihr Briefe wechſelt. Immer etwas von ihr zu leſen, immer Neuigkeiten von ihr zu hören, durch Louiſens Feder ſie tröſten, ihr Muth einſprechen zu können. — Aber das Schickſal hat mich ganz unglücklich machen wollen, da es mich nicht ganz glücklich machen konnte.

Sie muß es merken, mein Weib, daß ichs bereue, ſie genommen zu haben, denn in gewiſſen Stunden bin ich meiner nicht mächtig. Ich lief mit dem Briefe und mit dem Gelde zu ihr. Ich überfloß in Lobeserhebungen von Louiſen, und erſt nachdem ich alles ausperorirt, und mich hundertmal den unglücklichſten Menſchen auf der Welt genannt, beſann ich mich. Da ſtand das gute Weib in Thränen. Sie ſagte zwar, ſie weine nur des Schickſals der beyden Frauenzimmer. Aber ſo viel Kenntnis des weiblichen Herzens hab ich denn doch auch noch, daß ich mich wohl überzeugen konnte, ſie weine um mein Betragen über ſie.

Ich wollts wieder gut machen, ſchenkte ihr den dritten Theil des Geldes. Sie nahms, aber gleichgültig, ſahe aber mit einem Blick auf mich — der ſagte: behalt all dein Geld, und ſchenk mir deine Liebe davor.

Und geſtern, noch geſtern konnt ich ſie nicht ausſtehen, ich gieng ihr aus dem Wege, wo ich ſie ſahe, denn ich war ſo widerſinnig, daß ich Händel an ihr hätte ſuchen können.

Und was ſoll nun aus mir — und noch mehr, was ſoll aus meiner Ehe werden?

Louiſen hab ich geantwortet. Ich will mich wenigſtens ihrer bedienen, Henrietten ſagen zu laſſen, daß ich nicht ſchlechter denke als ſonſt, und daß ihr Mann mir verboten zu ſchreiben.

Leben Sie wohl, lieber Freund, und zürnen Sie nicht über den langweiligen klagenvollen Brief Ihres

Ferdinands.

Zwey und zwanzigſter Brief.

Marie an Lottgen.

Böſes Mädgen! was haſt du angefangen? Jetzt verſtehe ich den Boten deines Briefs. Du haſts gut mit ihm und vielleicht auch mit mir gemeint, gut heißen aber kann ichs immer nicht, was du thateſt. Du haſt in meinem Herzen ein Feuer erregt, was ich zu verlöſchen ſo bemüht war, und was ich gewis zu meinem und des Rittmeiſters Beſten verlöſcht haben würde.

In der That, Lottgen, es wäre nie in meine Seele gekommen, mir wieder eine Liebe zu träumen, ich hätte mich ganz nach und nach von der Empfindung abgewöhnt, die nun wieder ſo heiß in meinem Herzen aufwallt, wenn ich nur den Gegenſtand meiner Zärtlichkeit nicht wieder geſehen hätte. Nun iſt der Vorſatz dahin, ich fühl es, ich kann der Macht der Liebe nicht widerſtehen, und freylich iſt ein Wort aus dem Munde Karls hinreichend, meinen gleichgültigen Mann, mit allen ſeinen Wohlthaten und aller ſeiner Aufmerkſamkeit aus meinem Herzen zu verdrängen.

Aber wenigſtens bin ich ihm die nemliche Aufmerkſamkeit ſchuldig, und ich will nicht allein äuſerſt vorſichtig handeln, ſondern ich will mich zwingen, ſo lange zurückhaltend zu ſeyn, bis ich weis, ich kann ohne etwas zu fürchten, mit Karln umgehen. Wie ich das machen will, ſollſt Du hören, wenn Du erſt wiſſen wirſt, wie ich mit dem halb verzweifelten Liebhaber zuſammen gerieth.

Mein einziger und öfterer Spaziergang iſt in einem kleinen Hölzgen, nahe bey der Stadt, wo immer viel Menſchen ſind, und wo meine kleine Eitelkeit, die ſonſt keinen Zeitvertreib hatte, ſich oft mit ihrem Kleiderputz ſehen ließ. Geſtern gegen Abend war ich dort, und ärgerte mich ſchon über das Spiel des Ohngefehrs, das auch gerade niemanden dahin gebracht hatte. Und dieſes war doch ſo glücklich vor mich. Nicht hundert Schritt war ich gegangen, ſo ſtand Karl ſeitwärts vor mir. Ich wurde verwirrt, und ſuchte ihm in der Angſt auszuweichen. Aber das nahm er ſo hoch auf, daß er mir gleich zurief: Marie! ſo willſt Du mit deinem Karl handeln?

Wären Menſchen zugegen geweſen, ſo hätt ich mir nothwendig mit einer Ohnmacht heraushelfen müſſen, die denn wohl mich für dieſesmal gerettet, aber doch zum Nachforſchen Gelegenheit gegeben haben würde.

So konnte ichs anders machen? Ich trat zu ihm, und ſagte: daß ich Ihnen mich verbergen will, Karl, geſchieht zu Ihrem und meinem Beſten. Ich bin verheyrathet, und Sie werden mich wahrſcheinlich nicht unglücklich machen wollen.

Verheyrathet! ſagte er, doch nicht an Profeſſor Wähler?

„An eben den" — Und ich war dumm genug, Dir Lottgens Brief nicht ſelbſt zu bringen. — „Hatten Sie den? Nun, Karl, weil „Sie denn hier ſind, ſo mags ſeyn, daß wir „uns einmal ſprechen." —

Himmel und Hölle! — Einmal! Nein, ich werde Dich öfters ſprechen. —

„Karl, ſagte ich ihm in einem Tone, mit „dem ich ſonſt alles von ihm erhielt, können Sie „ſo unbeſonnen ſeyn? An einem öffentlichen „Orte mich du zu nennen, wo jeden Augenblick „ein Verräther horchen kann. Glauben Sie „mir, ich liebe Sie noch, wie ich Sie ehedem „liebte, ſoll aber dieſe Liebe zu meinem Verderben gereichen? Dieſe Unterredung dürfte nur „vor meinen Mann kommen, ſo wäre er im „Stande einen Verdacht auf mich zu werfen. „Verdacht hat Forſchen zur Folge, und das muß „ich wohl am erſten vermeiden, wenn ich in „meiner Lage bleiben will."

Iſt Sie denn ſo glücklich, Marie? Lieben Sie Ihren Mann ſo ſehr, und wollen Sie mir keine Hofnung laſſen, Sie zuweilen zu ſehen, da ich nur in Ihnen lebe?

„Nur eine Möglichkeit, Karl, iſt, daß „wir wieder glücklich ſeyn können. Suchen Sie „meines Mannes Bekanntſchaft. Machen Sie, „daß er Ihr Freund wird, daß Sie mich ohne „Aufſehen ſprechen können. Schwer kann Ihnen „das nicht werden. Und weil Ihre Finanzen „immer wankend ſind, Karl, und Sie vielleicht „zur Ausführung meines Plans Geld brauchen, „ſo will ich dieſe Gelegenheit nicht verſäumen. „Nehmen Sie und thun Sie als ob Sie mich „nicht kennten und geſehen hätten.“

Ich gab ihm meinen Geldbeutel und gieng fort. Zu meinem Glücke, denn bald darauf kam ein ganzer Schwarm von meines Mannes Zuhörern, die mich ehrerbietig grüßten, welches wohl unterblieben ſeyn würde, wenn ſie mich mit einem Officier geſehen hätten.

Wie Karl nun ſeine Sachen einrichten wird, weis ich nicht. Heute früh iſt er ſchon bey meinem Manne geweſen. Was er aber geſprochen hat, und ob er Hofnung hat, wieder zu kommen, kann ich noch nicht wiſſen. Ich weis ſo viel, daß ich nicht aus meinem Hauſe gehe, ehe ich ins Reine bin. So ſehr ich Karln liebe, ſo gern ich alles Geld, was ich habe, für ihn hingeben will, ſo will ich doch den Ruf, den ich hier habe, nicht opfern.

Und noch einmal, Lottgen, deinen guten Willen in Ehren, Du haſt aber einen böſen Streich geſpielt Deiner

Marie.

Drey und zwanzigſter Brief.

Ferdinand Wähler an Louiſe Wedemeyer.

Verehrungswürdiges Mädgen!

Wenn ich von Schaam durchdrungen, und voll Reue über mein Verfahren gegen Sie, mich Ihnen nähere, ſo hoffe ich, wird die, welche mich ſo grosmüthig behandelte, auch grosmüthig genug ſeyn, mir zu verzeihen.

Ich that unrecht, daß ich Ihren Werth verkannte, aber ich betrachtete Sie von einer falſchen Seite. Ich glaubte, Sie wären es, die mir Henrietten entziehen wollte. So fehlt man oft, wenn man die beſten Schlüſſe zu machen glaubt.

Aber Sie ſind zu gut, edles Mädgen, als daß Sie mich nicht von allen fernern Entſchuldigungen befreyen ſollten. Ich will lieber auf eine Sache kommen, die mir ſehr nahe liegt, und auf die Sie mich ſelbſt gebracht haben.

Sie wünſchen, ich mögte für Henrietten etwas mehr Mitleiden fühlen — Ha! Louiſe, was ich fühle, vermag keine Feder auszudrücken. Ich fühlte es ſo mit ihr, da ſie mir ſagte, ſie wäre unglücklich, von mir entfernt zu ſeyn — und damals hatte ſie noch die Hofnung einſt die Meinige zu werden. Und nun — unter einer Tyranney die gewis ihres gleichen ſucht, geopfert für ein weiches theilnehmendes Herz, ſo belohnt, wo ſie einen Himmel verdiente. — Ich fühle — nein, Sie haben recht, Louiſe, ich fühle kein Mitleiden. Wuth iſt mein Gefühl — Wuth wider den, der ſie ſo unbillig behandeln kann — ach! oft auch wider ſie ſelbſt, daß ſie ſich in die Hände des Böſewichts werfen konnte.

Ich habe nicht gefehlt. Sie wiſſen es vielleicht nicht, Louiſe, daß er mich beym kützlichſten Punkt anpackte, bey der Ehre eines Mannes. Er, der ſelbſt keine hat, machte dieſe zur Scheidewand zwiſchen Henriette und mir.

Wie willkommen, beſtes Mädgen, ſind Sie mir nun jetzt mit Ihrem ſchönen theilnehmenden Gefühl für dieſe Edle! Befreyen Sie mich von meiner Unruhe, ſagen Sie ihr, daß ich noch denke wie ſonſt, noch immer Ihr Ferdinand bin, und es bleiben werde. Sagen Sie ihr, daß mich Pflicht und Ehre, und das ausdrückliche Verlangen ihres Mannes, unter deſſen Gewalt ſie nun einmal ſteht, bände, nicht an ſie zu ſchreiben, daß ich ihr ſonſt mit aller Wärme der innigſten Freundſchaft, mit aller Empfindung der zärtlichſten Liebe, ſelbſt das ſagen würde, was Sie ihr jetzt ſagen müßten.

Sie, Theuerſte, ſeyn Sie mit dem Geſtändniſſe zufrieden, daß ichs Zeitlebens bereuen werde, Sie nicht ſo glücklich gemacht zu haben, als ich vielleicht gekonnt hätte. Dies in Anſehung Ihrer und Ihres Geſtändniſſes.

In Anſehung meiner aber, Louiſe, muß ich anders reden. Sie hätten nicht gefunden, was Sie erwarteten. Henrietten nicht zu beſitzen hat mich äuſerſt mislaunig gemacht. Mein armes Weib, der ich die Freuden ihres Lebens verbittert, empfindet das nur zu ſehr, und von der Seite bitte ich Sie alſo, ſeyn Sie zufrieden.

Kann ich ſonſt etwas für Sie thun, ſo befehlen Sie über mich, und ſagen Sie Ihrem würdigen Vater, er könne nie einen größern Verehrer haben als

Ihren

ergebenſten Diener
Ferdinand Wähler.

Vier und zwanzigſter Brief.

Ferdinand an Louiſen.

Raſch, Louiſe, folgt meinem Briefe ein anderer. Könnte ich eben ſo raſch hinfliegen, und Henrietten ſagen, daß ich über ſie geweint habe, geweint, bittre Thränen, die einſt für mich zeugen ſollen.

Um alles, was Ihnen lieb iſt, Louiſe, ſchreiben Sie ihr gleich. Ich lege ihren ſchrecklichen Brief bey, der mich beynahe um meinen Verſtand gebracht. Unausſprechliches Leiden, warum trifſt du eben auf uns beyde? Er ſpottet ihrer — der Unempfindliche! Louiſe, was muß das für ein Mann ſeyn. Aber einen Verſuch, den letzten wag ich, und hört er dann nicht — ändert er nicht ſein Betragen gegen die Unglückliche; ſo zerreiße auch ich Feſſeln, die nur ſo lange binden können, als die Menſchlichkeit nicht leidet, ſo mache ich aus dem Ehre, was eigentlich Ehre iſt, und dann will ich ihm lehren, wie er mit einem Weibe umgehen muß, wie die ſeinige iſt.

Sie erhalten dieſen Brief mit einem Expreſſen. Ich kann nicht mehr hinzufügen, damit ich der Unglücklichen keine Minute von dem Troſt raube, den ſie durch meine Betheurungen haben kann. Die Stunde, in der Sie mich mit tröſtlichen Nachrichten von ihr erfreuen, wird meine ſeligſte ſeyn, und Sie wird der Himmel dafür ſegnen.

Ferdinand.

Fünf und zwanzigſter Brief.

Ferdinand an Herrn Haſten.

Unwürdiger Mann meiner Henriette!

Sie haben meinen Vorſchlag nicht angenommen, meiner Bitte nicht Gehör gegeben, es Ihrer Frau zu ſagen, daß Sie mir das Schreiben verboten. Sie haben mich dadurch nicht ſo ſehr in's Unglück gebracht, denn ich werde mich vertheidigen können, als Ihre Henriette. Sie opfern das Weib.

Wiſſen Sie es, Herr, ſie kann den Gedanken nicht ertragen, daß ich ſo ein Schurke ſeyn könnte, wie Sie. Alſo jetzt zum letztenmale. Sagen Sie es ihr, daß Sie mir verboten zu ſchreiben. Sagt mir der dritte Brief, daß ſie noch ſo leidet, ſo zerreiße ich mein Verſprechen, und ſchreibe ihr, nur einmal das verſpreche ich Ihnen. Aber wollen Sie auch dies einemal nicht, ſo können Sie es verhindern, durch wenige Worte verhindern, die Sie doch nicht verhaßter bey einem Weibe machen können, die, nach Ihrer Behandlung, und wenn ſie alle

Mäßigung eines Sokrates hätte, Sie doch nicht ausſtehen können.

Haben Sie denn einen Begriff davon, was es heißt, mit jemanden leben, dem man nicht gut iſt? Sollten Sie nicht alles anwenden, der Ruhe zu ſchaffen, die Ihnen gezwungen die Hand gab, und wenden Sie nicht im Gegentheil alles an, ihr Leben ihr ſauer und unruhig zu machen?

Sie ſehen ja wie zurückhaltend ich bin, und wie ich mich bemühe, Ihnen nichts im Weg zu legen. Daß nun das arme Weib nicht dieſelbe Standhaftigkeit hat, daß ihre Liebe zu mir vielleicht noch ſtärker war, daß mein Andenken nicht ſo ſchnell verlöſchen kann, das verdrüßt Sie, verdrüßt Sie wider ihr Recht, und Ihr Verſprechen.

Ich will nicht mehr ſchimpfen, und nicht ſatyriſiren, mein Herr Haſten. Aber eine Lehre mögt ich Ihnen wohl geben, und das iſt die: ſuchen Sie ſich Ihrer Frau durch Gefälligkeit beliebt zu machen. Das iſt der Weg den Liebhaber bey ihr zu verdrängen. Sie ſehen hieraus, daß der Liebhaber nicht ſo ſehr wider Sie iſt, als Sie wohl glauben.

Doch die Wahrheit zu ſagen, wider Sie genug. Nicht um Ihrentwillen, wegen Henrietten hab ich Mitleiden mit Ihnen. Sie, wollte ich wären als Blancheville in Berlin, bey Ihrer niederträchtigen Lebensart geblieben, ſo wäre mir Henriette nicht entriſſen worden.

Zu guter letzt alſo noch einmal — Sie — mein Herr Haſten, richten meinen Auftrag aus, oder das D — — — — r ſoll Ihnen auf den Kopf fahren.

Ferdinand.

Sechs und zwanzigſter Brief.

Advokat Wurm an den Rittmeiſter Strundel.

Lieber Seelenbruder!

Du bitteſt und treibſt mich, Deinen Proceß zu betreiben und Dir Geld zu ſchaffen. Wenn Du nur wüßteſt, guter Junge, daß jeder Deiner Briefe mir ein Stich ans Herz iſt, Du würdeſt Mitleiden mit mir haben, und nicht ſo oft ſchreiben.

ben. Ich kann mir Deinen ganzen Zuſtand denken, und wie weh thut mirs, daß ich noch nicht ſo recht reußiren kann! Deine Gegner werfen mir gar zu viel Querelen in den Weg, und haben nebſt ihrer vortreflichen Gabe, Kabalen zu ſchmieden, auch noch manche von den Richtern auf ihrer Seite, die ſie nicht gern beißen wollen.. Indeſſen Du haſt Recht, und wirſt, ſo die Gerechtigkeit nicht einmal das Fell von den Augen zieht, Recht behalten, und Geld in ſchwerer Menge erhalten.

Um Dir aber doch nicht ganz untröſtliche Nachrichten zu ſchreiben, ſo muß ich Dir ſagen, daß ich vielleicht ſelbſt bald im Stande bin, Dir einige tauſend Thaler zu leihen, und daß dies Vielleicht ſchon ziemlich gewis iſt. Auf dieſe Hofnung, die, im Vertrauen geſagt, in der Liebe zu einem reichen Mädgen ihren Grund hat, und in der Heyrath mit ihr, ihre Erfüllung finden wird, ſchick ich Dir 300. Rthlr. die Hälfte meines ganzen Vermögens, und würde Dir die andere Hälfte auch ſchicken, wenn es thunlich wäre, daß ein Bräutigam ohne Geld bliebe.

Das Mädgen iſt ſehr reich, aber ich verbitte mir, Brüderchen, daß Du etwa glaubſt, ich nehme ſie ums Geldes willen. Und wenn ſie keinen Heller hätte, ſo nähm ich ſie, und ich wollte ſie hätte keinen Heller, ſo nähm ich ſie lieber. Da liebte ſie mich vielleicht, und wir wären glücklicher, als wir ſeyn werden. Denn ſo ein Narr ich auch auf ſie bin, ſo hat ſie ſich doch in einen gewiſſen Profeſſor Wähler verliebt gehabt, der ſie aber nicht wollte, ſondern eine andre nahm.

Nun iſt das Mädgen ſo lieb und gut, als Du Dir irgend eine im heiligen römiſchen Reiche denken kannſt, und ich glaubte auch nichts ſicherer, als der Profeſſor, den der Teufel des Stolzes reiten muß, würde ſie nehmen, gewann ihren Proceß, und entſagte denn ſo in völliger Form Rechtens meiner künftigen, vielleicht mir zuweilen übereilter Weiſe geträumten Glückſeligkeit.

Ich hörte nun wohl, daß er den dummen Streich gemacht, und ſie untröſtlich darüber weinte, aber mir fiels nicht ein, weiter an ſie zu denken, außer daß ich vor Liebe noch immer raſete.

Vor ſechs Tagen komm ich hin, weil ich mußte, und hatte ſo dem Alten ſelbſt einige Sachen vorzulegen, weil ich all ſeine Proceſſe führe.

Kömmt mirs Mädgen ſo gerade im Wurf, 'n bisgen melankoliſch, aber ſo reizend ſchön, daß man nicht umhin kann, beym Anblick des T. zu werden. Ich drehe mich, bücke mich, will vorbeygehen — ja, da kriegt ſie mich bey der Hand — Nun lieber Herr Advokat, ſo kalt vorbey? Ich werde roth bis über die Ohren — Ich glaube gar, fuhr ſie fort, Sie ſind böſe. Sie bleiben doch heut Mittag bey uns? — Wenn Sie befehlen, ſagte ich in aller Dummheit, und hatt es auf der Zunge, mirs zu verbitten.

Ich gehe zum Alten, aber das Mädgen hatte mir all meine Koncepte verrückt. Wo ich vorn anfangen ſollte, fieng ich hinten an, und kam nicht zu Ende und zu Stiel. Lange ſuchte er mich ſelbſt in Ordnung zu bringen. Endlich ſagte er: Sie haben was anders im Kopfe, Herr Advokat. Laſſen wir die Sachen bis nach Tiſche. Gehn wir 'n Gang im Garten.

Mit gieng ich, aber wo ich hinkuckte, ſah ichs Mädgen, und auf einmal kam er mir mit der Frage quer Feld ein: Haben Sie meine Tochter ſchon geſehen? Ja, ſagte ich, aber wie ich ausſahe, weis der Himmel, und er kuckte mir juſt gerade in die Augen.

Aber er iſt ein ſchlauer Patron. Er läßt ſich nichts merken, und wenn man da noch ſo aufmerkſam auf ihn iſt. Wie ich mit ihm dran war, wußt ich alſo nicht.

Den Mittag aber war er doch ſehr aufgeräumt, und Louiſe war auch munterer, als ich geglaubt hatte. Ich muß aber entſetzlich dumm ausgeſehen haben. Ich ſprach mit dem Alten faſt immer von Prozeſſen, und ſie ſprach immer drein, und wollte uns auf andre Sachen bringen.

Wie wir aufſtanden, ſagte der alte Wedemeyer, er wollt 'n Stündgen ſchlafen, wir ſollten uns indeſſen ſo gut amüſiren, als wir könnten. Das war eben kein übel Zeichen für mich.

Aber in dieſer Welt hätte ich das Herz nicht gehabt, ihr wieder einen Antrag zu machen, wenn ſie nicht ſelbſt angefangen hätte.

Lieber Herr Advokat, fieng ſie wieder an — das Wort fuhr mir immer durch meine Seele — Sie wiſſen meine ganze Lage. Mein Vater dringt in mich, ich ſoll heyrathen. Er will mich vor ſeinem Ende gern verſorgt und in Ruhe ſehen. Sie haben einmal geäuſert, daß ich Ihnen nicht gleichgültig wäre: Nach Ferdinand weis ich niemanden, den ich mehr ſchätze als Sie. Ich weis wohl, daß es einem Mädgen nicht recht anſteht, ſich ſelbſt anzubieten. Aber ich bin über ſolche Vorurtheile weg. Wenn Sie es vergeſſen können, daß ich liebte, und daß in meinem Herzen eine Leidenſchaft herrſcht, ſo biete ich Ihnen meine Hand an.

Ich war wie aus den Wolken gefallen. Ich konnte nur ſtammeln. In dem Augenblicke kam ſie mir tauſendmal reizender vor. Louiſe — iſts möglich — ſoll ich ſo glücklich — ſo ſelig —

Still, lieber Wurm, fuhr ſie fort — Keine Uebereilung — keine Ektaſe — Ich will kaltes Blut — Laſſen Sie ſich Zeit. Daß Sie mich lieben, weis ich, aber ich muß wiſſen, ob Sie auch mich ſo wie ich bin, ertragen können.

Ich gebe Ihnen acht Tage Zeit — dann bringen Sie mir Antwort. Damit flog ſie aus dem Zimmer.

Fünf Minuten ohngeſehr ſtand ich da, und konnte mich noch nicht recht beſinnen, da brachte ein Bedienter ein Billet vom alten Wedemeyer. Ich erbrachs, da ſtand drin:

„Ueberlegen Sie, was Ihnen meine Tochter
„geſagt. Ich bin alles zufrieden. Reiſen

„Sie glücklich, und kommen Sie in acht Tagen ſo vergnügt zu uns, als wir Sie erwarten.

Ich gieng fort. Ich ritt und ritt, und war vor meiner Hausthür, ehe ichs wußte, dachte wahrhaftig noch, ich wär bey Louiſen. Den Abend träumte ich nichts als Louiſen, und nichts war gewiſſer, als daß ich der glücklichſte Menſch auf der Welt wäre, und das Vielleicht was ich Dir im Anfange ſchrieb, kam noch nicht in meine Seele. Aber: beſſer Rath kömmt über Nacht — Wie ich am Morgen erwachte, wars noch weit, weit mit meiner Entſchlieſung. Und übermorgen iſt mein Termin um und noch iſts eben ſo in mir wies war.

Du weiſt, Rittmeiſter, ich war von jeher ein kurioſer Kerl. Da hab ich mirs einmal in Kopf geſetzt, eine Frau zu haben, die mich ſo recht herzlich liebt, wie ich ſie lieben werde. Wahr iſts nun, daß mir keine wieder vorkommen kann, die mir das ſeyn wird, was Louiſe mir iſt, aber wahr iſts doch auch, daß ſie mir das nicht das ſeyn wird, was ich mir träume. Davon hängts alſo ab, ob ich mirs denken kann, mir ihre Liebe ſo zu erwerben. Kann ich mir das bis übermorgen denken, ſollts auch nur Chimäre meiner Einbildung ſeyn, nun — ſo-wirds richtig, mein lieber Bruder.

Bis dahin erhältſt Du alſo wieder Nachricht von Deinem

Wurm.

Sieben und zwanzigſter Brief.

Der Rittmeiſter Strundel an den Advokat Wurm.

Goldjunge, um alles in der Welt willen, was haſt Du vor? Haſt Du mich nicht zum Sterben erſchreckt mit all Deinem Krimbs Krambs von Ueberlegungen und Bedenklichkeiten. Hab Dir, mein Seel, keine Ruhe, bis ich Dir eine Staffette abgefertigt. Siehſt Du, ich ſchwörs Dir bey meiner armen — bald hätt ich wahrhaftig geſchworen — 's geht alles gut. Nimms Mädgen nur erſt.

Schick mir nur gleich wieder 'ne Staffette mit deinem Ja zurück, ſonſt werden die 300. Rthlr. alle. Denn nun muß ich die Grillen in

Champagner verſaufen, bis ich weis, daß Du glücklich biſt.

Seelenbrüdergen, 's iſt mir pur und put drum zu thun, daß Du die Parthie machſt. Ein verdammter Streich wärs, wenn Du ſie Dir aus der Naſe gehen lieſeſt. Könntſt es in Zeit und Ewigkeit nicht verantworten.

Bedenk nur einmal, wie lieb Du das Mädgen haſt, und denn die ſchönen Gelder, und wie glücklich Du alle Menſchen um Dich her machen könntſt, und das iſt doch Dein Hauptſpas. Bey meiner Ehre Bruder, 's giebt ſich. Ich ſehe ſie all im Geiſt, wie ſie Dich hätſchelt. Kuck mal 'n Menſch an, wie das ſo herrlich geht. Spiegle Dirs nur recht vor, Brüdergen, und denn gleich hin zu ihr. Kennſt die Mädgen noch nicht ſo wie ich. Das ſind all man Frazen. Nun, gut Glück. Hab ich beym Schreiben 'ne ganze Bouteille ausgezecht.

Wart, ſollſt auch noch närſch Zeug von mir hören. Aber erſt die Staffette. Hörſt Dus?

Dein

Strundel.
Rittmeiſter.

Acht

Acht und zwanzigſter Brief.

Advokat Wurm an den Rittmeiſter Strundel.

Reitet Dich denn der lebendige S — — daß Dus Geld in Staffetten und Champagner verthuſt. Denk ich nicht, ich ſoll närſch werden, wie ich von Louiſen komme und finde den Spektackel. Da hab ich 'n Boten zu Pferde genommen, koſtet doch nicht ſo viel, wie die blitz Staffette.

Bruder — Bruder! bald mögt ichs Geld wieder auspacken, was ich für Dich hier beygelegt habe. Aber diesmal mags noch gut ſeyn. Schick mir nur ein kleines Wechſelchen darüber. Es ſind 2000. Rthlr. mit den dreyhundert. So bald ich die Frau habe, will ich die fünftauſend voll machen. Ich hatte mich ſchon entſchloſſen, ehe mein Termin um war. Ich bedachte bey mir ſelbſt, daß man mirs übel auslegen könnte, wenn ich den letzten Augenblick abwartete, und daß es weit ſchicklicher geweſen wäre, gleich den andern oder dritten Tag hinzugehen. Eben wie der Brief an Dich fort war, fiel mir ſo ein Gedanke

danke ein, daß der beſtändige Umgang Menſchen mit einander harmoniſch mache, und daß es ſich da auch wohl zwiſchen mir und Louiſen ſo treffen könne. Ich brachte freylich meine Liebe zu ihr gros mit in Anſchlag, und ihr ſanftes weiches Temperament auch nicht wenig, und da kam eine ſo artige Ehe heraus, daß ich mich ganz freudig niederlegte, die ganze Nacht von meinem Glücke träumte, und am andern Morgen noch mit den nemlichen Gedanken und Geſinnungen erwachte. Nun war freylich kein Haltens mehr. Nun ſetzt ich mich aufs Pferd und fort.

Doch hatte ich noch, wie Du es nennſt, ſo einigen Krimbs Krambs im Kopfe, und wollte mit Louiſen erſt über dies und jenes konferiren, und ſie fragen, wie ſie dazu dächte, und wie das wohl werden würde.

Da kam mir aber der Vater gleich auf der Treppe entgegen. Ha! willkommen, willkommen Herr Advokat, iſts richtig, habens überlegt — Schön, ſchön, alſo gut Glück, Herr Schwiegerſohn, ſoll Ihnen bey meiner Tochter an nichts fehlen. Iſt reich, das Mädgen.

Was konnt ich da nun antworten. Ich mußte mich freuen. Ich deprezirte, daß das

Geld keinen Einfluß hätte. Der Alte meinte aber wie Du, es wäre doch gut ums biegen Metall, wenn mans hätte, und brauchte nicht davor beſorgt zu ſeyn, und ſich zu quälen und zu grämen, und was denn der Sachen mehr waren.

Wie Louiſe hereintrat, fuhr er gleich in dem Tone fort: gratulire Dir, Louiſe, kriegſt recht einen braven Mann, einen fleiſigen Mann, und was rara avis iſt, einen ehrlichen Advokaten. Ja, ja, Herr Advokat, ſo gehts oft, der Prozeß ziehts Mädel nach ſich.

So ſchwazte er noch wohl fünf Minuten fort, in aller Freude ſeines Herzens, und hernach verlies er uns, damit wir uns wie er ſagte, mit einander beſprechen könnten.

Wie er fort war, fieng Louiſe ſelbſt an: Sie haben alſo meine Hand nicht ausgeſchlagen, lieber Wurm, ſoll ich Ihnen davor danken, oder wollten Sie mich dieſer Pflicht überheben.

Das konſternirte mich ganz. Sie war wie eine Grazie ſo ſchön, und alles was ich mit ihr hatte reden wollen, war in meiner Seele ſchon in Ergieſungen über mein Glück umgeſchmolzen. Es war mir faſt ärgerlich, daß ſie in den Ton gekommen war, den ich doch nun nicht ganz vernachläßigen konnte.

Ich nahm mir zwar vor, dem Dinge eine andere Wendung zu geben, und zu verſuchen, den ganzen Artikel einzulenken. Aber ſie lies mich nicht zu Worte kommen. Wie ich ihr verſicherte, ich wüßte nicht, ob ſie das Vorurtheil bey mir noch gegenwärtig wähnte, was ſie bey ſich überwunden hätte — ſagte ſie, davon wäre nicht mehr die Rede. Das würde ich aber doch nicht leugnen können, daß der Entſchluß mir eine ziemliche lange Ueberlegung gekoſtet. Sie müßte geſtehen, das habe ſie aufmerkſam gemacht. Sie wollte keinesweges, daß jemand durch ſie unglücklich würde, und obgleich ſie mirs nicht genug danken könnte, daß ich ihrem Vater die Freude nicht verdorben, ſo müßte ſie doch hinzufügen, daß wenn ich irgend Bedenklichkeiten bey dieſer Ehe trüge, ſie ſichs zur Pflicht machte, ihren Vater nach und nach davon abzulenken. Aber aufrichtig müßte ſie mirs geſtehen, daß ihr Zweck geweſen wäre, den Wünſchen, die ich ehedem blicken laſſen, Genüge zu leiſten, und daß ſie ſichs vorgeſetzt hätte, mich durch dieſe Ehe nach allen ihren Kräften glücklich zu machen.

Hatte mich der Vorderſatz ihrer Rede aufmerkſam und faſt ſchüchtern gemacht, ſo war der Nachſatz deſto willkommner in meine Ohren. Mit dieſem Verſprechen ſtand ja der ganze Plan von Glückſeligkeit vor mir, und ſo wie ich ihn mir gedacht hatte, mußte er nun auch ausgeführt werden, wenn Louiſe anders Wort hielte.

In ganzer voller Entzückung antwortete ich ihr: Dies Geſtändnis, Theureſte, iſt ſo ſchön, ſo reizend, wie Sie ſind. Es übertrift alle meine Erwartungen. An der Hand des liebenswürdigſten Mädgens, von ihr beglückt, werde ich meine Tage wie paradieſiſch verleben.

Schwärmer, erwiederte ſie mir, laſſen Sie doch die ſphäriſchen Begriffe von dem weg, was noch auf die Erde gehört. Wiſſen Sie nicht, daß man ſich ſeine Bilder nie zu hoch mahlen muß. Unſre Einbildungskraft, dieſe Prophetin einer gewiſſen Zukunft, ſpielt uns gemeiniglich einen böſen Poſſen, wenn ſie es mit uns am beſten zu meynen ſcheint.

Sie ſind aber auch zu ſcrupulös, Louiſe, erwiederte ich ihr. —

Wenn man aus Erfahrung ſpricht, verſetzte ſie mir darauf, ſo ſpricht man wahr. Hat man ſich ſchon Ideale gemacht gehabt, und man iſt darum betrogen worden, ſo ſtellt man ſich den Betrug immer leicht vor, wenn man ſich neue Ideale denkt.

Würde aber, fiel ich ein, nicht ſo leicht ſich den Betrug denken, wenn das erſte Ideal eingeſchlagen wäre. —

Wohl, ſagte ſie, ich will ſie nicht aus dem Taumel Ihrer Freude wecken. Wohl mir, wenn ich dazu beytragen kann, ihn auf immer zu erhalten.

Der Alte kam wieder zu uns, freute ſich uns ſo einig zu ſehen, und that alles, Louiſens keimende Heiterkeit zu vermehren. Daß ſie noch nicht ganz wieder das muntre ſchalkhafte Mädchen iſt, das ſie ſonſt war, kann ich ihr nicht verdenken. Auch verlange ich das nicht eher von ihr, als bis der Tag vorüber iſt, der ſie denn nun ſie immer an Pflicht das Vergangene zu vergeſſen, und an Beförderung unſrer beyder Glückſeligkeit bindet.

In acht Tagen iſt dieſer, und ich dann ganz glücklich. Dieſe Liebe und dieſe Ehe hoffe ich, ſollen mir auch meine oft ſo düſtre Laune vertreiben, und mich ganz von meinen Anfällen zur Melankoſte heilen. Wenigſtens jetzt ſpüre ich mich heiterer und belebter.

Ich dächte, guter Rittmeiſter, Du machſt es wie ich, ſuchſt Dir ein Weib, und damit ſetzeſt Du Dich in Ruhe. Denk, daß Deine ausſchweifende Lebensart nie ein gut Ende nehmen kann, und unterſtützt biſt Du ja nun durch mich ſo lange, bis Dein Prozeß zu Ende geht. Auch für Deine oekonomiſchen Umſtände wäre das gut, denn man kann auch das ſtärkſte Vermögen zu Ende bringen. Ich bin

Dein

aufrichtigſter Freund

Wurm.

Neun und zwanzigſter Brief.

Louiſe an Henrietten

Liebe Unglückliche!

Wohl mir, daß ich wenigſtens einen Theil Ihrer Leiden lindern kann. Hier ſind zwey Briefe von Ferdinand. Beyde werden Ihnen willkommen ſeyn, und werden in Ihrer traurigen Lage, Ruhe in Ihre gekränkte Seele gießen.

Ich habe beym Leſen Ihres Briefs viel geweint. Sie, die jeden lieben, die jeder verehrt, müſſen eben an einen Mann kommen, der ganz fühllos war, der Sie nicht liebte, und über den Sie mit all Ihrem guten Herzen nichts vermögen!

Ihr Brief, meine Beſte, hat viel zu meinem Entſchluß beygetragen, einem Manne meine Hand zu geben, den ich wenigſtens von der Seite der Rechtſchaffenheit kenne, und der mir es gewis verdanken wird, daß ich ihn wählte. Es iſt der Advokat Wurm, der meinen Prozeß führte, und ſchon vor dieſer Art von Bekanntſchaft, vielmal ſeine Wünſche auf mich äußerte, denen ich aber damals nicht entſprechen konnte, weil der Mann außer meiner Hochachtung für ihn, nichts intereſſantes für mich hat, und auch nicht haben kann, weil Ferdinand immer noch mir im Herzen iſt, wie Ihnen. Und von dieſem Ferdinand wollen Sie nicht mehr mit mir ſprechen? Henriette, was müſſen Sie ſich für ein Bild von dem Herzen Ihrer Louiſe entwerfen, wenn Sie glauben können, daß ſie eiferſüchtig auf Sie ſeyn kann. So ſicher, als mein Herz rein iſt, ſo gewis als ich nie eine Falſchheit dachte, ſo gewis, Henriette, hätte ich Ihnen den Mann gegönnt, ſelbſt da ich noch Hofnung hatte, daß er mein werden könnte. Hier iſt nicht der Fall, daß ich glaube, Sie hätten ihn zärtlicher geliebt als ich; nicht der, daß ich eine beſondere Uneigennützigkeit heuchele, ſondern blos der, daß ich weis, Sie ſind ſchwärmeriſcher in jeder Ihrer Empfindungen; reizbarer bey allen, was auf Sie wirkt. Sie haben mehr durch ſeinen Verluſt gelitten als ich, und das iſt der Grund aus dem ich rede.

Laſſen Sie uns alſo immer von dem geliebten Gegenſtande fortreden, der uns beyden werth iſt, und laſſen Sie uns eine die andere darüber tröſten, daß wir ihn nicht beſitzen konnten. Glauben Sie mir, meine Liebe, ich habe das menſchliche Herz einigermaſſen kennen lernen, und ſo wie ich Ferdinands jetzige Briefe beurtheile, ſo fürchte ich, habe ich die Wahrheit getroffen, wenn ich ſage, wir werden ihn und ſeine Gattin bald ſehr bedauren, denn was kann aus einer Ehe werden, die Liebe nicht würzt.

Ich geſtehe es, daß ich bey dem Gedanken herzlich ſeufze, und wenn ich hier nicht dächte, daß Bemühung und ernſtlicher Vorſatz etwas über den Menſchen vermögen, ſo würde ich vor mich ſelbſt zittern.

Mein Vater hält mich jetzt in der That ſehr für alle meine Leiden ſchadlos. Wie er mir die Erlaubnis ertheilt hatte, Ferdinand das Geld zurückzugeben, ſagte er zu mir: und nun meine Tochter ſähe ichs gerne, wenn Du Dir, um mich ganz von Sorgen zu befreyen, einen würdigen Mann wählteſt.

Ich glaube nicht, Henriette, daß irgend einer Tochter Herz wärmer für einen Vater ſchlagen kann, als das meinige für ihn ſchlägt. Da er noch nicht ſo liebreich gegen mich war, wie er jetzt iſt, damals ſchon, theureſte Freundin, war ich heiterer wenn ich ihn nur ſahe. O er liebte mich immer, aber freylich war dieſe Liebe mit einiger Härte verbunden. Jetzt iſt er ſanft gegen mich; jetzt bin ich ſein ganzer Reichthum — und alſo dachte ich ernſtlich darauf, ſeinen Willen zu erfüllen.

Immer aber fürchte ich noch, der alte Hang mögte wieder Herr bey ihm werden, und er mich ſcheel anſehen, wenn ich ihm eine unvermögende Parthie vorſchläge. Ich wagte es alſo ihm mit der ſanfteſten Miene, und mit der bittendſten Stimme zu ſagen, daß wenn er nicht böſe werden wollte, wenn ich ihm jemanden nennete, der keine Mittel, der aber ein braves ehrliches Herz und eine Rechtſchaffenheit ohne Grenzen hätte, ſo wollte ich den Mann, dem ich meine Hand wohl zu geben geſonnen wäre, ihm ſagen.

Er ſahe mich durchſchauend an, und ſagte: Ich habe wohl unrecht, mein Kind, daß ich Dir ſo oft Gelegenheit gegeben habe, dies von mir zu glauben. Aber laß jetzt alles Mistrauen fahren. Meine Liebe muß Dich überzeugen, daß ich dem Eigennutz entſagt. —

So gütig — Henriette, hätt ich ihn nicht geglaubt. Ich ſagt es ihm auch mit meinen wärmſten Empfindungen — und er that noch mehr — er brach in die Worte aus:

Ach! wie hab ich Dich verkannt, meine Tochter — Mir haſt Du Dein edles Herz nicht zu danken. Blos Dir ſelbſt. Du haſt Dich gebildet. Ich habe nichts dazu beygetragen.

O! er hat viel dazu beygetragen, liebe Henriette. Hatte er auch eine nicht ganz glänzende Seite, ſo hat er dagegen hundert andere Vorzüge, die ich nur gar zu wohl kannte, und ſelbſt durch ſeine Liebe zum Gelde ſchimmerte zuweilen eine Art von Edelmuth hervor, der ſich nicht verläugnen lies.

Als ich ihm den Advokat Wurm vorſchlug, nahm ers mit vielen Freuden an. Er ſagte, er wäre ihm ein lieber Mann, er habe ſchon lange die Abſicht gehabt, ihn einmal auszeichnend für die vielen Dienſte die er ihm ſo redlich und uneigennützig geleiſtet zu belohnen.

Aber was werden Sie dazu ſagen, Henriette, daß ich mich dem Manne ſelbſt in aller möglichen Form antrug? Heißt das nicht die Delikateſſe eines Mädgens verleugnen?

Doch, glaube ich, wir werden auch hierin ſo gleich denken, wie wir gewis in ſo vielen Punkten denken. Eben als ob ich mirs zur Schwächung meines innern mir bewußten Werths rechnen wollte, daß Ferdinand meine Hand ausſchlug. Demüthigend wars für mich. Auch leugne ich nicht, daß die Empfindung davon bleiben wird. Aber nehmen thut mirs nichts.

Ueberdem war Wurm mein Liebhaber, ehe ich an Ferdinand dachte, und ihn geſehen hatte.

Ich hatte dem Manne ſchon einmal alle Hofnung abgeſprochen, und wußte gewis, er würde es nicht wagen, wieder zu reden. Ja mein Antrag kam ihm ſelbſt ſo unerwartet, daß ich in ſeinen Mienen zu leſen glaubte, er ſey nicht ganz damit zufrieden. Vielleicht, und das kömmt mir ſehr wahrſcheinlich vor, träumt ſich der Mann ſchwärmeriſche Zärtlichkeit in der Ehe. Die kann ich ihm freylich nicht zuſichern, obgleich meiner Bemühung nichts fehlen ſoll, ihn mir zu verbinden.

Und nun noch ein Wort von Ferdinand. Er leidet gewis ſo unausſprechlich wie Sie. Verſäumen Sie alſo keine Zeit ihm ſelbſt es zu ſagen, daß Sie ruhiger ſind. Alles was Sie ihm wollen wiſſen laſſen, kann durch meine Hand geſchehen, denn den Briefwechſel mit einer Freundin wird Ihnen Herr Haſten nicht wehren, und ich bins überzeugt, daß mein Mann mir nie den mit Ferdinand unterſagt, beſonders wenn ich ihm die Urſachen bekannt mache, warum es geſchiehet.

Leben Sie wohl, meine Theure, und bald müſſen von Ihnen ruhigere Nachrichten kommen zu

Ihrer

Louiſe.

Drey=

Dreyßigſter Brief.

Herr von Fett an Herrn Haſten.

Du haſt mich in der That aus einem Taumel geweckt, in dem ich Dich ganz vergeſſen hatte. Mit meinem Lottgen zufrieden, bekümmre ich mich um die ganze Welt nicht, und wenn nur die gnädige Frau Mama dem Himmel einmal ſo gefallen wollte, daß er ſie von der Erde zu ſich nähme, ich glaube, ich heyrathete Lottgen, und ſetzte mich aufs Gut.

Das Mädgen hat nun in den Jahren, da ich ſie kenne, alle Proben ausgehalten, und allen Fallſtricken widerſtanden, die ich ihr gelegt. Ich will alle Fräulein in zehn Meilen der Runde meines adelichen Sitzes nehmen, und will den ganzen adelichen Sitz gegen eine Nußſchale wetten, daß keine mir den zehnten Theil der Proben aushält.

Wovor ſoll ich mich alſo mit dem Geſchmeis behängen, wie meine gnädige Mama will. Weil ich des Geldes ein bisgen ſehr viel habe, ſo will jede in mein Garn. Und kriegte mich meine Mutter einmal feſt, ſie ließe mich nolens volens

kopus

kopuliren. Aber ich hüte mich, und Kredit habe ich, und das gutherzige Mamachen bezahlt doch alle Wechſel des jungen Herrn.

Du haſt alſo ein Weib. Das gefällt mir, Burſche; aber das gar nicht, daß Du Dich ſo ſonderbar dazu anſtellſt. Wenn ſie hübſch, klug und vernünftig iſt, lieber Junge, ſo leb mit ihr gut, denn das giebt ſonſt dumm Zeug. Satt kriegen mußt Du ſie gar nicht. Heilig ſchwör ich Dirs, Lottgen krieg ich in meinem Leben nicht ſatt. Und ſollte mich das Unglück verfolgen, Daß ich ja heyrathen müßte, denn lebt meine Mutter noch lange, ſo möchte ſies doch wohl durchſetzen, daß mir wegen gewiſſer Familienprädikate ein Riegel vor meinen Plan geſchoben würde; ſo mach ichs mit meiner künftigen gnädigen Frau aus, daß Lottgen doch mein bleibt. Verſteh mich recht, Burſche, ich heyrathe dann nicht aus Inklination, ſondern aus Muß. Du aber haſt aus Neigung zum Mädgen geheyrathet, und da muß man nicht wetterwendiſch werden.

Daß Du im Nothfall einen herrlichen Moraliſten zu ſpielen weißt, habe ich aus der Erfahrung, und vor Deiner Verſtellung kann ſich

Beelzebubs erſter Geſandter nicht hüten. Aber mach zu den alten Streichen nicht mehr neue, ſonſt mögten ſie einmal alle an Tag kommen, und Dir den Paß gewaltig verrennen.

Du frägſt mich was die kleine Marie macht? Sie iſt fort, man weis nicht wohin. Der Rittmeiſter hatte die gutherzige Seele aufgefreſſen. Er verſchwendete zu ſehr. Zwiſchen der Kleinen, die ſie an ihre Stelle hergeſetzt, und dem Grafen B*. hat ſich ein ernſthafter Liebeshandel entſponnen. Heyrathen darf er ſie nicht. Obs nun das Mädgen von ſeiner eignen Offenherzigkeit weis, oder ob ein andrer ſo gefällig geweſen iſt, ihrs zu ſtecken, das weis ich nicht, genug das Mädgen weis es, und ſie iſt zu tugendhaft, auf eine andere Art eine Verbindung mit ihm einzugehen. Demohngeachtet hängt er ganz erſchrecklich an ihr, und nöthigt ſie von ihm ſo viel anzunehmen, als ſie braucht. Sie thuts, richtet ſich aber ſo knapp ein, daß es ihm faſt nichts koſtet. Sie liebt ihn ſehr, und läßt keiner andern Mannsperſon den Zutritt.

Die ganze Sache iſt ſo ausgemacht bekannt, daß man ſie für ein Wunderthier hält; denn wer glaubt mehr an Mädgentugend?

Kann ich Dir ſonſt worin dienen, ſo ſags nur, und mit Freuden wird dir zu Willen ſeyn

Dein

alter Freund
von Fett.

Ein und dreyßigſter Brief.

Herr Haſten an Herrn von Fett.

Du biſt einer von den gewöhnlichen Menſchen, Herzensbruder, die mit den Jahren an Pflegma zunehmen, und weil Du bey Deiner Lotte alles haſt, was Du wünſcheſt, und ſie Dich kaſcholirt, wie Dus verlangſt, ſo brauchſt Du Dich freylich um die ganze andere Welt nicht zu bekümmern. Aber nimm einmal ein Mädgen, die Du nun einmal Dir vorgenommen, zu genießen, und die Du nicht anders, als durch eine Heyrath habhaft werden kannſt. Und wenn Du ſie zur Frau haſt, ſo laß Dir die Ohren voll heulen, und hör ſie immer vom alten Liebhaber, und ſieh immer Thränen in ihren Augen, und wiſſe, daß das Mädgen Dich nicht vor eines Hellers Werth lieb hat — und ſey denn zufrieden.

Sey ſo gut, lieber Fett, und ſchaff mir einmal all die Paſteten vom Halſe. Das Weib hat ſchon ein paarmal an den Bücherwurm geſchrieben, und weil ich ihms Schreiben verbeten habe, ſo hat er mir zwey wahrhaftig ſehr ungalante Briefe geſchrieben, die ich Dir mitſchicke.

Reis einmal zu ihm hin, ſtell ihm die Sache vernünftig vor, und ſage ihm, er mögte ſich mit einemmale gegen mein Weib erklären, daß es ihre Pflicht wäre, an ihn nicht weiter zu denken, und daß ſie die Leidenſchaft, die ſie für ihn gehabt hätte, mir ſchuldig ſey. Wenn er das thut, ſo ändert ſich das Ding nach und nach. Alsdenn laſſen ſich vielleicht Deine vernünftigen Erinnerungen gebrauchen, und ich kann eher mit meinem Schickſale ruhig ſeyn. Sag ihm auch er ſoll nicht ſo mit Schurken um ſich werfen. Er iſt ſonſt wahrhaftig in Gefahr, daß ich mich vergeſſe, und auch mit einem Gelehrten einmal einen kriegeriſchen Spas mache. Ich habe meinen Abſchied zwar genommen, und den Degen einſtweilen zurückgelegt, aber er darf ſich eben nicht ſo ſehr darauf verlaſſen, ich hole ihn wieder vor. Forſch ein wenig ob der Kerl Kuräſche hat, und iſt das nicht, ſo kannſt Du ihn ja leicht ſo in die Furcht jagen, daß er alles weitere Denken an die Sache vergißt.

Du verſtehſt mich ſchon, und wirſt auch alles ſchon aufs Beſte einrichten. Er heißt Profeſſor Wähler, und wohnt in M*. Ich bin

Dein

unzertrennlicher

Haſten.

Zwey und dreyßigſter Brief.

Der Rittmeiſter Strundel an Herrn von Fett.

Ich bin vor einigen Tagen zum Beſuch bey Deiner Mutter geweſen, mein lieber Fett. Sie hat mir die Einlage gegeben, die hierbey folgt. Sie hat mir aber auch mündlich aufgetragen, Dich zu bitten, Du mögteſt Dich doch nicht länger den guten Geſinnungen widerſetzen, die ſie vor dich hätte. Sie wollte von mir wiſſen, wie du lebteſt. Natürlich ſagte ich ihr nicht die Wahrheit. Aber ſie wußte alles ſchon beſſer, als ichs ihr hätte ſagen können.

„Ich verdenke es Ihnen nicht, ſagte ſie zu mir, daß Sie meinem Sohne das Wort reden wollen, da er Ihr Freund iſt. Ich freue mich vielmehr, daß er noch Freunde hat. Aber Sie werden mir auch Recht geben, daß ſeine Lebensart äuſſerſt anſtößig iſt, und daß es nicht recht iſt einer Mutter, die ihn ſo ſehr liebt, wie ich, dieſes Herzeleid zu machen. Auch dächte ich, er könnte nun noch gerade der Lebensart überdrüßig ſeyn, die doch endlich den Menſchen ſättigen muß.“

„Ich habe um der Aufrechthaltung der Familie und ihrer Rechte willen, einen Schritt thun müſſen, der ihn mir wieder zuführen wird. Ich habe ihn ſo heimlich als möglich gethan. Man weis nur im Kabinet des Landesherrn etwas davon. Es kömmt nun auf meinen Sohn ſelbſt an, ob er ſich der öffentlichen Bekanntmachung dieſes Schritts entziehen will. Kommt er auf dieſen Brief zurück, ſo fällt alles Weitere weg, und jedermann denkt er kömmt freywillig. Thut er aber jetzt nicht warum ich ihn bitte, ſo muß ich mich des landesherrlichen Befehls bedienen.“

Ich konnte ihr Verfahren nicht tadeln. Im Gegentheil, es war alle mögliche Vorſicht für eine gekränkte und aufgebrachte Mutter. Ich ſtellte ihr nur vor, daß ſie wohl wiſſen würde, in welcher Verbindung du mit Lottgen ſtändeſt, und was ſie deswegen wegen ihrer beſchloſſen.

Es iſt mir doppelt lieb, ſagte ſie, daß ich Sie deswegen ſpreche. Es iſt immer hart für eine Mutter, wenn ſie über dergleichen mit dem Sohne reden muß. Sie können ihm alſo meine Meynung hinterbringen, ihn bitten, die Sache ſo in der Stille abzumachen, daß wir ſelbſt nicht nöthig haben, weiter ein Wort darüber zu wechſeln.

Ich höre, fuhr ſie fort, daß das Mädgen nicht ganz ſchlecht ſeyn ſoll, wenigſtens hat ſie meinen Sohn von andern Ausſchweifungen abgehalten. Sie mag ihn ſogar lieben, obgleich ich nicht der Meynung bin, daß eine ſo gefällige Liebe ſehr herzlich iſt. Sie muß aber doch wiſſen, daß ſie ſeine Frau nicht werden kann. Damit ſie alſo nicht nöthig habe, einſt meinem Sohn Vorwürfe zu machen, daß ſie ſeinetwegen nachtheilige Schritte thun müſſen, ſo ſoll ſie unter zwey Verſchlägen wählen. Entweder ſie erhält Lebenklang eine Penſion wovon ſie anſtändig leben kann, und dieſe kann ſie verzehren wo ſie will, nur nicht in dem Bezirk von zwölf Meilen dieſes Guts, oder ſie erhält, wenn ſie ſich einen Mann ſuchen will, tauſend Piſtolen von mir.

Das ſind die Vorſchläge Deiner Mutter, die ich Dir zu hinterbringen habe. Ich dächte, Lottgen könnte damit zufrieden ſeyn, und auch Du brauchteſt Dich nicht weiter zu weigern. Zurück, lieber Fett, mußt Du doch, denn das Aufſehen mußt Du auf jeden Fall vermeiden. Und damit Du auch Deine Mutter gewiſſermaſſen Dir wieder gefällig machſt, welches doch nöthig ſeyn will, ſo dächte ich, Du reiſeteſt bald. Wenigſtens antworte Deiner Mutter gleich, und ſuche ſie zu befriedigen. Denn wenn Du zögerſt, ſo fürchte ich, macht ſie von der Drohung die ihr wahrer Ernſt iſt, Gebrauch. Ich bin

Dein

aufrichtiger Freund
Strundel.

Drey und dreyßigſter Brief.

An Herrn von Fett von ſeiner Mutter.

Unartiger aber immer mir noch theurer Sohn!

Faſt ſollte ichs überdrüßig ſeyn, im Tone einer Mutter an Dich zu ſchreiben, doch will ichs noch einmal thun, will Dich noch einmal bitten, ehe ich Richterin Deiner Handlungen werde.

Bedenke ſelbſt, mein lieber Sohn, ob es Deiner Herkunft und Deinen Talenten rühmlich iſt, daß Du alles was Dir eine gütige Natur gab, alles wozu eine vorzügliche Geburt Dich berechtigte, vernachläſſigſt, und einen Wandel führſt, der Deiner Beſtimmung ganz entgegen geſetzt iſt.

Haſt Du ja kein Gefühl für das allgemeine Lob oder den Tadel der Welt, ſo ſollteſt Du es doch wenigſtens für deren Meynung haben, die etwas über Dich zu ſagen haben.

Dein Vaterland verſprach ſich von Dir ausgezeichnete Dienſte. Es hatte ein Recht ſie zu verlangen. Freunde, die Du Dir verſcheuchſt ſprachen laut von Deinen Fähigkeiten — und nun müſſen eben dieſe ſich dem Spott der übrigen überlaſſen, die öffentlich ihnen entgegen ſetzen, daß Du Deine Jugendkräfte in einer Lebensart verſchwendeteſt, deren Namen ich mich zu nennen nicht getraue. Du hatteſt ehedem Stolz. Wo iſt er? hat ihn die zügelloſe Lebensart ganz geknickt, dieſen Stamm auf den ſich Dein Haus verlies?

Dein Vater hatte zwey Brüder. Beyde entſagten den ehelichen Freuden, damit der Sohn ihres älteſten Bruders einſt deſto mehr glänzen könnte. Wenn ſie es ſähen, wozu Du anwendeſt, was ſie Dir ließen, Deinen Adel zu erhöhen, was würden ſie ſagen?

Was würde Dein Vater ſagen, dem ſein Fürſt ſo oft ſchmeichelhaft zurief: Was werde ich thun, wenn Sie todt ſind, und der ihm dann antwortete: Ich erziehe Ihnen einen Sohn, der einſt bieder denken wird wie ich — was würde er ſagen, wenn er jetzt ſeinen Sohn nichts von dem erfüllen ſähe?

Ueberdenke das alles einmal, mein Lieber. Rufe das Andenken an die Zeiten in meinem Hauſe zurück, wo Du mir ſagteſt — Du wärſt ſo glücklich, wo Deine Mutter Dir ein Gegenſtand war, den Du ungern verließeſt — wo Du Dir Plane machteſt, auf der Bahn der Ehre Deinem Vater ganz nachzueilen.

Kömmt nicht ein Gedanke der Reue Dir zurück, daß Du das alles ſo liegen laſſen, und auch nicht einen Gedanken daran mehr hegſt? Iſt die Zärtlichkeit der Mutter Dir nichts mehr, und ſehnſt Du Dich nicht einmal, ſie zu ſehen?

O mein Sohn! bey dieſem Gedanken kann ich meinen Thränen keinen Einhalt thun. Sie fließen unwillkührlich. Sie ſtrömen Vergebung für Dich aus meinem Herzen. Kehre zurück, kehre in die liebreichen Arme Deiner Mutter zurück, die Dich noch eben ſo warm empfangen wird, als wenn Du nie gefehlt hätteſt. Du ſollſt hier keine Auftritte erwarten, die Dich vom mütterlichen Hauſe zurückſchrecken. Es ſoll kein Wort vom Vergangenen vorfallen. Ich und alle Deine Freunde, wir wollen uns bemühen, Dir reichlicher, weit unſchätzbarer wieder zu geben, was Du dort verlohreſt.

* * *

Doch, mein Sohn, ich mußte abbrechen, denn ich hatte einige Faſſung nöthig, um Dir das zu ſagen, was ich Dir im Namen Deines

Standes und Deines Rufs ſagen muß. Die Mutter muß hier ſchweigen, und das Herz verſchließen. Folgſt Du jetzt nicht, iſt dieſe letzte Stimme der Ermahnung, dieſe letzten flehenden Bitten, ſind ſie umſonſt, willſt Du ihnen kein Gehör geben, nun, dann mußt Du die hören, die noch mehr Recht auf Dich haben, als ich, mußt Fürſten und Vaterland hören, und ihnen gezwungen folgen, wenn Du nicht freywillig willſt.

Dein Fürſt will nicht, daß Deine Einkünfte in fremden Ländern verthan, noch weniger, daß Dein Vermögen dort verſchwendet wird. Er will auch nicht, daß ein Haus untergehen ſoll, welches ihm ſo viele Dienſte leiſtete. Er hoft, daß, wenn Du Dich nicht beſſerſt, wenigſtens Dein Sohn, ſo gut wie Du Deinem Vater nicht nachſchlugſt, Dir ausarten und wieder gut werden könne.

Er will alſo, Du ſollſt zurückkehren, und Dir eine Gattin ſuchen.

Du weißt er hat Mittel in Händen Dich hierzu zu bringen. Folge alſo lieber dem gütigern Rufe einer Mutter. Komm und laß ſie wieder Freude an dem Sohn haben, den ſie immer liebte, ſo ſehr er ſie auch kränkte. Thuſt Du es, ſo will ich zärtlicher als je ſeyn, und Belohnungen ſollſt Du ſtatt Vorwürfen erndten, und fröhlich wirſt Du machen

Deine

traurende Mutter
Karoline.

Vier und dreyßigſter Brief.

Henriette Haſten an Ferdinand Wähler.

Und wenn die ſchrecklichſte Behandlung meines Mannes darauf ſtände, Ferdinand, und wenn ich ſchon den Tod von ſeiner Hand in meinen Adern wühlen fühlte, ſo müßte ich Dir ſchreiben, ſo könnte ichs, ſo dürfte ichs nicht laſſen. Ich ſündige nicht wider ihn, das weis ich, denn ich verſprachs ihm, ich ſagte es ihm in der Stunde der feyerlichen Verbindung eben ſo feyerlich zu, Du würdeſt immer der erſte Freund meines

Herzens ſeyn, und als dieſen Freund würde ich Dich noch über ihn ſetzen.

Ha! es ahndete mir, daß er es nie ſeyn würde, nie ſeyn könnte; deswegen machte ich den Bund ſo veſt, damit mein Gewiſſen mir nicht einſt in der letzten Stunde Vorwürfe machte. Jetzt, und wenn ſie dieſen Augenblick erſchiene, dieſe groſe lautredende Stunde, ich bebte nicht. Zu ihr wollte ichs rufen: Ferdinand iſt allein mein, und ſchallen ſollt es durch den weiten blauen Raum, bis es hinausdränge zum Sitz der Unſterblichen, daß es alle hörten, und alle mir das Zeugnis geben könnten, nie wankte mein Herz von Ferdinand, wenn ſchon meine Lippen anders ſprechen mußten.

O es liegt in den Gedanken ſo viel Troſt für mich, wenn der Grauſame, den ich Mann nennen muß, mir jetzt das Herz durchſchneidet. daß er damals mit kriechender Gefälligkeit, die ich für Grosmuth nahm, mir zu allem ja ſagte, was ich begehrte; mir ja ſagte, an Dich ſchreiben zu dürfen; mir ja ſagte, Dich ſehen zu dürfen. Das zweyte Ja hat er gebrochen, vielleicht für die Zeit meines Lebens gebrochen. Das erſte wollt er auch brechen, aber es iſt ihm nicht gelungen, ſoll ihm nicht gelingen, und wenn er noch ſo ſehr eiferte.

Wie kann ichs Louiſen danken, Ferdinand, daß ſie mich aus dem Taumel, der zur Verzweiflung führte, geriſſen? Sie hat mir Leben wieder gegeben. Ich habe Deine Briefe geleſen, habe geſehen, daß Ferdinand noch der nemliche iſt, der er war, um nichts ſich geändert hat, um nichts ſchlimmer geworden iſt — ſchlimmer! ich hätts denken ſollen, daß Ferdinand das nicht werden konnte.

Stand nicht immer der Gedanke gros und mächtig in Dir, ewig mir treu zu bleiben. Und Du biſts, Ferdinand, und wir ſinds beyde einander. Unſere Trennung iſt eine Prüfung, wird gewis Wiedervereinigung werden.

Ich bin ſo frölich, Ferdinand, ſeitdem ich Louiſens Briefe habe, ſo froh, daß mein Mann ſelbſt aufmerkſam iſt. Er frug mich, warum ichs wäre?

Ja, ſagt ich ihm, weil in meiner Seele ein Licht aufgegangen, das mir leuchtete, wie Ferdinands Liebe, das mir freundlich ſchien, wie ſein Blick.

Du hätteſt ihn ſehen ſollen, wie wütend er mein Zimmer verlies. Ich bereuete, es geſagt zu haben, denn ich wolte ihn nicht kränken, aber ich ſagte es ſchwärmend im ſüſſen treflichen Traume.

Fühlte der Mann nur etwas Mitleiden mit mir, begegnete er mir nur leidlich, o er ſollte wenigſtens ſehen, daß der Menſch ſtark iſt, daß er viel kann, wenn er will. Ich wollte meinen Kummer vor ihn verbergen, daß er ihn überſehen, und die Leidende zufrieden glauben ſollte.

Aber ſo mahnt er mich jeden Augenblick ſelbſt daran. Ferdinand, glaub es mir, ich hatte Stunden, in denen der Gedanke an Dich ganz ruhig in mir war, wo ich mich begnügte, meiner Pflicht Genüge gethan zu haben, und wo die Hofnung zur Gewisheit wurde, ich würde Dich einſt ohne Zwang lieben können. In ſolchen Augenblicken bemühte ich mich, mich meinem Manne gefällig zu machen. Ich ſuchte ihn mir zu verbinden, ſeine mürriſche Laune aufzuheitern. Menſchlichkeit trieb mich an, ihm Worte zu ſagen, die ich bey der Erinnerung an Deine Liebe ihm nicht geſagt haben würde.

Aber, wie geſagt, mein guter Engel lies jene Liebe in ſüſſem Hofnungsſchlummer ruhen, um mir einmal auch in dieſer irdiſchen Hülle einen ſorgenfreyen Tag zu machen.

Da weckte mich der rauhe Mann mit der bittern Anmerkung: Ob ich denn endlich einmal einſähe, daß er die Zärtlichkeit verdiente, die Ferdinand gehabt hätte? Das mußte mich von ihm zurückſcheuchen, und ein Thränenſtrom war meine Antwort.

Dann ſties er mich von ſich, ſchallt mich mit Namen, die ich nicht wieder ſagen mag, die ich aber nimmer, nimmer verdiene. Dann dacht ich oft, ich hätte unrecht daran gethan ihm meine Hand zu geben, aber wenn mir meine Eltern einfielen, ſo tröſtete michs wieder, daß ich ihnen einen ſtillen Frieden in ihre alten Tage gebracht.

Zwar ſo ganz ohne Wolken iſt ihr Himmel auch nicht. Sie ſehen meine Thränen oft, und weinen mit. Sie wiſſen zwar nicht, daß mein Mann allein ſie verneacht, und ich bin auch edel genug, ihn nicht bey ihnen zu verklagen, nichts auf ſeine Rechnung zu ſchreiben. Nicht blos um ſeinetwillen, denn ich fürchte, wüßten ſie, wie er mit mir umgienge, ſie klagten ſich ſelbſt, als die Urſache meiner Leiden an, weil ſie mich beredeten, ihn zu nehmen.

Ich wünſchte mir auch gewis oft den Tod, wenn ſie nicht wären, und ich nicht um ihrentwillen noch leben mögte, denn ihr Gram würde unausſprechlich ſeyn.

Du konnteſt es immer nicht leiden, Ferdinand, wenn ich von der Seligkeit des frühen Sterbens ſprach, Du wolteſt mir es immer als Kleinmuth der Seele anrechnen, und ich war geneigt Dir zu glauben. Aber der leiſe Wunſch iſt doch immer in mir, ich wollte ich wäre geſtorben, ehe ich Haſſen kennen lernen. Mit voller — voller ununterbrochner Liebe zu Dir, wäre ich dann geſtorben — hätte mich dahin legen laſſen, wo wir ſo oft auf dem Kirchhofe zuſammen waren, und ſagten: das iſt das ſchönſte Plätzgen zur Ruhe. Weiſt Du noch unter den vier großen Ulmen, wo der kleine Hügel iſt?

Ich hatte immer willens, meinen Vater zu bitten, er mögte ſich das Plätzgen kaufen, und da ein Familienbegräbnis anlegen. Nun iſt mir aber der Gedanke vergangen. Ohne Dich, mag ich doch liegen, wo man mich hinbringen will.

Aber der Platz hat immer etwas Liebes für mich. Ich gienge gewis jetzt hin, wenn es die Witterung erlaubte, und die Zeit mir nicht koſtbar wäre, um an Dich zu ſchreiben, denn Haſten iſt verreiſt, ſonſt dürfte ich auch nicht ſchreiben, denn er beobachtet alle meine Handlungen.

Aber ſo bald es möglich iſt, will ich gehen. Da will ich an Dich denken, Theurer, will denken, ach! ſchliefen wir beyde ſchon wo kein Ruf uns weckt, als der zur ewigen Vereinigung, in der keine Trennung mehr ſtatt findet. Jetzt, Ferdinand, hoffe ich, wirſt Du weniger auf meinen Wunſch zürnen, denn was bin ich in der Welt nütze. Mir und andern zur Laſt, iſts beſſer, ich ſchlafe!

Rufen wirſt Du mich, Ferdinand, oder ich Dich. — Wer von uns zuerſt erwacht, dem wird eine ewige Kraft zeigen, wo der andere ſchläft, oder erwachen wir beyde zugleich, dann werden wir uns entgegeneilen, und uns umarmen, und dann von Welt zu Welt ungetrennt mit einander fortwallen, durch all die Oerter, die der gütige Schöpfer den Verklärten zum Aufenthalte ſchuf, wo wir ſo viel tauſend glückliche Geſchöpfe ſehen werden, die hier unglücklich waren, und doch werden wir die Glücklichſten unter ihnen ſeyn. Wenn ich mir die Freude ganz lebhaft denke, denke, wie wir dann alle nichts mehr von Unruhe fühlen werden, daß meine Eltern heiter, froh und zufrieden ſeyn, wir ſie lieben werden, wie ſie uns, ſo kömmt mirs leicht vor, dieſe Sorgen noch einige Jahre zu tragen.

Noch einen Dank, Ferdinand, hab ich Dir zu bringen. Du haſt Louiſen Deine Freundſchaft geſchenkt. Das hatte ich gewünſcht. Lieber wärs mir freylich geweſen, Du hätteſt ihr Deine Hand gegeben. Aber ich will Deine Gattin nicht beleidigen. Sie wird ihrer auch werth ſeyn. Könnteſt Du, Ferdinand, ihr dieſen Brief und meine Liebe nicht verbergen, ſo ſage ihr, ich wäre eine Schwärmerin, und ſie mögte Mitleiden mit mir haben. Ich liebe ſie, weil ſie Deine Gattin iſt, aber ich ſchaudre, wenn ich denke, Du könnteſt ſie mehr lieben, als

Deine

Henriette.

Fünf und dreyßigſter Brief.

Herr von Fett an Herrn Haſten.

Ich habe Dir von vielerley Dingen Nachricht zu geben, Liebſter Haſten. Ich will bey mir ſelbſt anfangen, und davon Dir nur wenig Worte ſagen.

Meine Mutter hat es, wie ich fürchtete, dahin zu bringen gewußt, daß ich zurück muß, wenn ich nicht beſchimpft ſeyn will. Ihr will ichs nicht übel nehmen, denn ſie liebt mich. Sie hat mir einen Brief geſchrieben, bey deſſen erſten Theile mir die Thränen in die Augen kamen. Es iſt wahrhaftig nie mein Wille geweſen, ſie zu kränken, aber ſie ſoll mich auch nicht ſo einſchränken, daß ich noch wie Kind betrachtet werde. Du kannſt Dir denken, daß der Brief ſo zärtlich er auch war, doch verdammt moraliſch eingerichtet iſt. Vater und Onkels waren zitirt, um mein Blut in Bewegung zu bringen. Ich will die guten Kerls ruhen laſſen, denn ſie ließen mir doch ſchönes Geld.

Aber den Rathgebern der gnädigen Frau Mama hab ich eine Naſe gedreht, die ſie wahrhaſtig wohl unabgeſchraubt ſeyn laſſen ſollen, und die ihre Plängen etwas ſtören wird. Doch um meine Mutter nicht zu kränken, will ich von dem allen keiner menſchlichen Seele eher ein Wort ſagen, bis ſie todt iſt, und bis dahin mich begnügen, im Stillen mein Späsgen mit ihnen zu treiben.

Um aber in meiner Geſchichte etwas weiter zu kommen, ſo ſchrieb ich meiner Mutter, ich wollte kommen, und vorher nur den Rittmeiſter in N*. beſuchen, denn durch ihn gehen unſre Unterhandlungen. Es iſt ein Blitzkerl, ob er gleich keinen Heller Geld hat, ſo iſt er doch allerwärts gelitten, und wohl aufgenommen.

Wie ich nun nach N*. kam, wo ich denn Deine Aufträge allerdings als Hauptſache mit im Kopf hatte, und dem Rittmeiſter ſagte, ich wollte zum Profeſſor Wähler gehen, ſo wollte dieſer es durchaus nicht haben. Ich wußte nicht, was das bedeuten ſollte, forſchte und forſchte nach den Urſachen, und konnte keine richtige herauskriegen, bis ich den Hut nahm und ſagte: ſo gehe ich gleich hin.

Da kam das Geheimnis zum Vorſchein, und ſtell Dir vor, wie Dein Nebenbuhler der arme Teufel von Profeſſor angeführt iſt, er hat die kleine Marie geheyrathet, und hält ſie für einen Tugendſpiegel. Anfangs, Haſten, mußt ich lachen, aber wie der Rittmeiſter, der zum T — — holen moraliſch geworden, mirs vorſtellte, es wäre nichts Lächerliches, denn Wähler wäre ein verehrungswerther Mann und habe in der erſten Hitze, da er Henrietten verlohren, das Mädgen genommen, die wahrhaftig eine Heilige recht gut lügen kann, ſo fiel mirs auch auf, daß der Mann mehr zu bedauren wäre.

Nachdem ich alſo dem Rittmeiſter erklärt, daß ich hier ſo billig dächte wie er, mußte ich ihm verſprechen, nie ein Wort gegen irgend einen Menſchen davon zu gedenken.

Ich nahm Dich gleich aus, und obwohl der Rittmeiſter viel wider Dich einzuwenden hatte, und meinte Du wärſt eben der, der am wenigſten davon wiſſen müßte, ſo nahm ich doch Deine Partie, und behauptete, Du wärſt nicht ſo ſchlecht, als er Dich hielte, hätteſt Rache genug an Deinem Nebenbuhler, und würdeſt Dich ſolcher niederträchtigen Mittel ihn zu kränken nicht bedienen. Da lies ers denn geſchehen.

Ich erzählte ihm darauf den Auftrag, den ich von Dir hätte, und er erbot ſich, mich beym Profeſſor einzuführen. Da mußt ich aber vorher alle Reihen von Verſicherungen durchgehen, bey welchen nur der körperliche Eid fehlte, um ihm zu verſprechen, daß ich nicht thun wollte, als ob ich Marien kennete.

Nun kamen wir hin, ſie war aber nicht zugegen.

Wähler iſt ein ſchöner Mann, und hat eine Feſtigkeit in Blick und Mienen, die ihn gleich als einen braven Mann ankündigt. Man darf auch nur zwanzig Worte mit ihm reden, um für ihn eingenommen zu ſeyn. Um Dir zu zeigen, wie vernünftig er denkt, und wie ſehr unrecht Du in Anſehung ſeiner haſt, will ich unſer ganzes Geſpräch, was Dich betrift, herſetzen.

„Außer dem Vergnügen, Ihre Bekanntſchaft zu ſuchen, lieber Herr Profeſſor, habe ich auch noch einen Auftrag eines meiner Freunde an Sie, deſſen ich mich zu entledigen wünſchte.“

Reden Sie, Herr Baron, und ſeyn Sie verſichert, wenn ich worin dienen kann, daß ich die Pflichten eines Menſchen gegen den andern zu gut kenne, um nicht zu willfahren.

„Der Auftrag iſt von Herrn Haſten, der ſchon einige Briefe mit Ihnen gewechſelt, und ſich beklagt, daß Sie ihn durch harte Ausdrücke beleidigt, die er nicht verdient.“

Es thut mir leid, Herr Baron, daß Herr Haſten Ihr Freund iſt, denn ſo muß ich einem Freunde von ihm ſagen, daß er dieſe Behandlung von mir allerdings verdient hat. Sie verzeihen, daß ich dies ſagen muß, denn Sie fordern mich auf. Ueber Herrn Haſten und unſre Bekanntſchaft ſchweige ich ſonſt gern.

„Ich glaube Ihnen das gern, Herr Profeſſor, erwiederte ich ſchon etwas warm. Indeſſen der beſte Weg hierüber zu ſchweigen, wäre, dieſe Ausdrücke zu vermeiden.“

Ich werde es thun, ſobald er zeigt, daß er ein rechtſchaffener Mann iſt.

„Und worin, ſagte ich noch wärmer, hat er die Rechtſchaffenheit verletzt? Er liebte mit Ihnen einen Gegenſtand — iſt das unedel? Er ſuchte die Hand des Mädgens, wie Sie — kann er davor, daß die Umſtände ihm günſtiger waren, als Ihnen? Gab ſie ihm die Hand nicht freywillig? Iſts jetzt nicht ihre Pflicht, dem Manne zu leben, dem ſie ſie gab, und iſts nicht die Ihrige, ſie ſelbſt daran zu erinnern, daß ſie jetzt niemanden mehr lieben muß als ihn? Sagt Ihnen das nicht die Menſchlichkeit, die Sie mit dem Munde ſo ſtrenge predigen? Laſſen Sie dies den Dienſt ſeyn, deſſen Sie mich verſicherten, und Sie werden alle Wünſche meines Freundes erfüllen.“

Wenn Sie mich verbinden wollen, Herr Baron, und die Meynung, die ich von Ihnen habe, und nicht gern verlieren will, beybehalten, ſo laſſen Sie uns die Sache abbrechen. Sagen Sie Ihrem Freunde, er ſolle ſich Ihrer Freundſchaft dadurch werth machen, daß er Ihnen die Wahrheit entdeckt, und er ſollte mir den Verdruß erſparen, mich ſeiner öfterer zu erinnern, als es mein Herz ohnedem thut.

„Ha! mein lieber Freund, das iſt nicht bieder. Ihre Leidenſchaft verblendet Sie ſo ſehr, daß Sie nicht bedenken, was Sie einem ehelichen Bündniſſe ſchuldig ſind. Iſt das pflichtmäßig gehandelt, die Rechte eines Mannes zu kränken, und ſeine Gattin in dem Wahn zu erhalten, eine unrechtmäßige Liebe ſey recht. Entſagte ſie Ihnen nicht, als ſie ihm ihre Hand gab? Bedenken Sie nicht, daß Sie das Leben des Mannes verbittern, und Tage die er ſich an Henriettens Hand voll Seligkeit träumte, voll Hölle für ihn machen?“

„Wiſſen Sie wohl, daß der Mann Galle wider Sie faſſen, und eine Genugthuung von Ihnen verlangen kann, die eine ihrer Gattinnen ohnfehlbar unglücklich machen muß? Würden Sie in dem Fall mit gutem Gewiſſen ſich ihm ſtellen?“

Sie ſind zu warm, Herr Baron, und im Fall Sie nicht gelaſſener ſeyn wollen, muß ich Sie bitten, dies Geſpräch abzubrechen, und zu verſchieben, bis wir bey kälterm Blute ſind. Ihrem Freunde und ſeinen Aufträgen bin ich keine Rechenſchaft ſchuldig, und würde ſie auch nicht geben. Aber Ihnen und dieſem würdigen Freunde bin ich Vertheidigung ſchuldig, und will mich vertheidigen, wenn Sie mir verſprechen, daß Sie mich nicht unterbrechen wollen.

„Das bin ich Ihnen ſchuldig, ſagte ich weit gefaßter, denn ich bemerkte es bald, daß ich zu hitzig geworden war. Ich werde es gern ſehen, wenn Sie ſich vertheidigen können, und noch lieber, wenn ich ein Mittel finden kann, Sie mit meinem Freunde zu verſöhnen.“

So hören Sie: Herr Haſten hatte mi heuchleriſcher Verſtellung Henrietten und ihrer Eltern einen ſanften Karakter vorgelogen. Henriette liebte ihn nie, aber ſie verehrte dieſen an ihm. Sie gab ihm ihre Hand mit der ausdrücklichen Verſicherung, ich würde ihr Freund bleiben. Er gab dies zu, verſprach Umgang un Briefwechſel zu erlauben. Es war ihm blos um ihre Perſon zu thun. Wie er ſie beſaß, wurd er bundbrüchig. Er hielt nichts von dem was e ihr verſprochen. Meiner ſpottete er, anſtatt mi gefällig zu begegnen, da er mich doch zu ſeine Ruhe nöthig glaubte. Ich vergab ihm alles da Ich bat ihn aber, und dies freylich nachdrückli und hart, wie aufwallendes Blut es denn nic anders kann, er ſollte es Henrietten entdecke daß ich nicht ſchreiben könnte, weil er mirs ve boten. Und das that er nicht. Er wollte mi bey der, die ich mehr wie er geliebt hatte, in e ſchlechtes Licht ſetzen. Er wollte, daß ſie mi für undankbar, für unedel halten ſollte. U das konnte er nicht. Durch ſein Betragen brac er die gute Seele zum mehrern Andenken an m und meine gütigere Behandlung. Er begegn ihr unmenſchlich hart. Hier haben Sie die Bewe

Er holte darauf die Briefe Deiner Frau. Es waren ihrer drey. Jeder zeigte zwar, wie unausſprechlich ſie ihn geliebt hatte, und noch liebte, aber in jedem waren auch Beweiſe, daß Du ſie gemishandelt, und aus jedem war augenſcheinlich und unwiderſprechlich zu leſen, daß wenn Du ſie anders behandelt hätteſt, Du mit ihr glücklich leben könnteſt. Nachdem wir dieſe Briefe geleſen fuhr der Profeſſor fort:

Urtheilen Sie nun, ob ich Ihren Freund einen edlen Mann nennen kann. ob ich nicht beym Andenken an Henrietten weinen ſollte, da ichs ſo gewis weis, ſie wäre bey mir glücklicher, zufriedner geweſen, als bey ihm. Sagen Sie ob ich den Mann edel nennen kann, der der Geliebten meiner Seele ſchlecht begegnet, und ob ich nicht Urſache habe Sie zu bedauren, daß Sie ſich in einem Freunde irrten?

Ich wollte ihm in die Rede fallen, aber er bat mich, ihn ganz ausreden zu laſſen.

Jetzt, fuhr er fort, muß ich Ihnen den Punkt beantworten, den Sie mir vorgelegt. Es giebt nur einen wahren Heldenmuth, und er beſteht darin, grosmüthig ſeinem Feinde zu vergeben. Die Drohung eines Duels von Seiten

Ihres Freundes iſt mir nicht unerwartet. Ich bin mehr in dergleichen Fällen geweſen. Ich fürchte ſie nicht. Obgleich Ihr Freund nicht werth iſt, daß ich mein Leben gegen ihn ſetze, ſo verſichere Ihnen doch, es giebt einen Fall, worin ich es thun kann. Es iſt der, wenn er Henrietten ſo grauſam begegnet, daß ich mich verbunden halte, es zu rächen. Aber auch nur der einzige Fall kann mich dazu bewegen. In jedem andern, werde ich dem auszuweichen ſuchen, weil ich es für Pflicht halte, ſein Leben zu erhalten, ſo lange man damit nützen kann.

Und das können Sie Ihrem Freunde ſagen. Ich werde mich gewis vorſehen, weil ich dieſen Fall fürchte, daß ich, wenn er kömmt, nur mit dem Glücke, und nicht mit ihm zu ſtreiten habe, es ſchützt ihn alſo gewis auch nichts, als da Glück.

Er machte eine Pauſe. Ich ergriff da Wort.

„Sie brachen einen Gedanken ab, den Si äußerten, lieber Herr Profeſſor, und ich hät gewünſcht, Sie hätten ihn fortgeſetzt. Es w der, daß Sie es für den größten Heldenmu hielten, ſeinem Feinde grosmüthig zu vergeb

Wahrſcheinlich halten Sie es alſo auch wohl für edler, eine ſtreitige Sache gütlig beyzulegen, als ſie auf Thätlichkeiten hinauszuführen. In der Rückſicht, daß Sie nicht jeden Vorſchlag zur Güte für ihn verſchloſſen halten, gebe ich Ihnen recht, daß er Ihnen zu viel gethan, und verſpreche Ihnen es bey ihm dahin zu bringen, daß er ſeiner Frau menſchlicher begegnet.

Wahrhaftig ich habe in meinem Leben noch keinen Menſchen freudiger geſehen, als ihn. Wenn Sie das können, ſagte er, und fiel mir um den Hals, denn will ich ſagen, Sie ſind mein beſter Freund. Ich habe nichts auf der Welt, mein Herr Baron, was mir näher liegt, als die Wohlfarth dieſes Mädgens — oder wenn Sie wollen, dieſer Frau Ihres Freundes. Wer etwas zu ihrem Wohl beyträgt, der macht mich ſelig, und wer nur etwas zu ihrem Wohl beytragen will, der iſt ſchon mein Freund. Mit Freuden und mit inniger Verehrung für Sie nehme ich dieſes Anerbieten an. Sagen Sie Herrn Haſten, er könne aus meinem Feinde mein Freund werden, wenn er meine Henriette lieben und ſchätzen will. Ich will ihm dafür danken, als ob er mir Wohlthaten erwieſen hätte, und jeder Augenblick ſoll mir werth ſeyn, worin ich höre, daß er ihr werther geworden. Es iſt augenſcheinlich, daß hierbey kein Eigennutz ſtatt findet, denn ich bin nicht bey ihr, kann nicht bey ihr ſeyn, und würde es auch nicht wagen, weil ich meinen Pflichten zu treu bin, und die Wirkungen der Liebe zu gut kenne. Auch verlange ich nicht einmal die Fortſetzung des Briefwechſels von ihrer Seite, und wenn Herr Haſten mir ſelbſt ſchreibt, daß er es zufrieden, ſo will ich zum Erſten und Letztenmale an ſie ſchreiben, und will ihr erklären, nicht zwar, daß ſie ihrem Manne die Zärtlichkeit ſchuldig iſt, die ſie gegen mich hatte, denn das iſt ſie nicht, ſoll es auch mit meinem Willen nicht, aber daß ſie ſich bemühen ſoll, meiner ſo wenig als möglich zu gedenken, und Herrn Haſten ſich ſo viel als möglich gefällig zu machen.

Hier ſchwieg Wähler, und ich mußte mit dem Rittmeiſter geſtehen, daß dieſe Erklärung die rechtſchaffenſte wäre, die ein Mann in ſeiner Lage von ſich geben könnte.

Ich habe Dir hier alles treulich hinterbracht. Ich wünſche, daß Du Dich jetzt gegen den Mann erklärſt, und den Zwiſt mit ihm aufhebſt.

hebſt. Am beſten thuſt Du, wenn Du ihn ſchreiben läßt. Wär ich in Deiner Stelle, ich ließe ſie beyde aneinander ſchreiben. So eine Leidenſchaft nährt man, wenn man ſich ihr entgegenſetzt, und ſie verraucht wenn man ihr freyen Lauf läßt. Was haſt Du überhaupt zu fürchten, da ſie ſo viele Meilen auseinander ſind, und er Dir verſpricht, ſie nicht zu ſehen.

Ueber Deine Behandlung gegen ihn bin ich noch lange nicht ſo aufgebracht, als über die gegen Dein armes Weib. Da Du vorher wußteſt, ſie liebte; da Du den Vertrag mit ihr gemacht, ſo mußteſt Du auch billiger mit ihr umgehen. Das iſt gar nicht fein von Dir, lieber Haſten, und beſtärkt mich in meiner Meynung, daß Dein Karakter nicht der beſte iſt. Ich ſagte es Dir immer man kann ſchon genießen, was vorkömmt, aber anführen muß man niemand. Ich hoffe indeſſen, Du wirſt den guten Rath zu Herzen nehmen von

Deinem

Freunde
von Sett.

Sechs

Sechs und dreyſigſter Brief.

Advokat Wurm an den Rittmeiſter Strundel.

Meine Heyrath, lieber Rittmeiſter, iſt vorüber, und läßt ſich nun nimmermehr trennen.

Zum Beweiſe davon für Dich erfolgt hier der Reſt von den 5000 Rthlr. Wenn Du wüßteſt mit welcher Freude meine Louiſe ſie hergegeben, Du nähmſt ſie noch einmal ſo gern.

Ich kann Dir von meinem Glücke noch nichts Beſtimmtes ſagen, ich muß es erſt formen, um es recht zu finden.

Schön iſt meine Louiſe wie das Morgenroth, ſanft iſt ſie wie ein Engel, mitleidig liebt ſie alles was leidet. Nun werde ich ſehen, ob ſie auch gerecht iſt, ob ſie auch vergeſſen kann, daß ſie ſchon liebte. Das, mein Lieber, gehört zu meinem Glück, ſonſt vergehe ich.

Soll ich Dir etwas von den Freuden meines Hochzeittages ſagen. Sie waren wie ein ſchöner Herbſttag. Man freuet ſich, daß es ſo iſt, aber es fehlt einem doch etwas, was man ſich ſelbſt nicht ſo recht erklären kann. Es iſt immer nicht wie ein Frühlingstag, der einem den ſchönen Sommer entgegenlacht. Das Trübe des Welkens liegt ſo in uns, daß wirs nicht auszurotten vermögen.

Ich hatte Louiſen die ganze Beſorgung des Feſtes überlaſſen. Ihr Vater hatte mich darum gebeten, und ich hatte mirs auch einmal vorgeſetzt, ehr ſie nicht mein wäre, auch in der geringſten Kleinigkeit ihren Willen nicht zu meiſtern. Ich empfinde es nur zu gut, daß ichs auch nicht werde thun können, wenn ſie mein iſt. Wer kann ſie anſehen, und nicht alles thun, was ſie wünſcht?

Ganz recht wars mir indeſſen nicht, daß bey dieſem Feſte nicht alles war, was ich dazu rechne. Eine Hochzeit ohne Muſik iſt mir eigentlich ſchon keine Hochzeit. Dieſe mußte es mir wohl ſeyn, aber eine etwas widrige Empfindung nahm mich doch auf einige Augenblicke ein.

Die Gäſte kamen nach dem Mittagseſſen zuſammen. Da ich mich ſchon vorher, gefaßt zu ſeyn, bereitet hatte, ſo nahm michs nicht Wunder, daß ich nur erzwungene Heiterkeit in Louiſens Blicken las. Indeſſen war auch dieſe mir lieb, und ich nur froh, daß ſie nicht weinte. Bey der Trauung giens ſo leer nicht ab. Weil aber alle Welt das auf die weibliche Ziererey ſchreibt, ſo machts da nicht viel aus. Hätte ſie mir außer der Zeit aber geweint, ſo hätte man laut ſagen können, ſie nähme mich nicht gern, und ich kuckte ohnedem ſchon jedem in die Augen, ob ers etwa dächte, denn ihre Geſchichte mit Ferdinand iſt ja jedem Kinde bekannt.

Wie die Geſellſchaft hernach ein wenig munter wurde, wurde ſies auch, und beſonders war der Alte ſehr aufgeräumt. Das heiterte mich auch ziemlich auf.

Geſtern morgen, als den Tag darauf zehlte mir der Alte 40000. Rthlr. auf, und ſagte, ich kriegte wenigſtens noch einmal ſo viel, wenn er ſtürbe, und wenn ich wollte, ſollte ich die Praxin niederlegen, und bey ihm aufm Gute leben. Doch wolle er mich nicht bereden. Ich müßte am beſten wiſſen, wie mirs am beſten wäre.

Da deprecirte ich ſeinen Vorſchlag, ſagte ihm, er mögte mir erlauben, dort in der Stadt zu bleiben. Ferienzeiten wollt ich allemal gern bey ihm zubringen. Auch könnt er ja öfters bey uns ſeyn, und ſo genöſſen wir uns doch.

Es wäre mir, ſagt ich ihm ferner, nicht blos ums bißgen Geldverdienen zu thun, denn das hätt ich ja genug durch ſeine Güte, aber es wäre der gewohnten Arbeit wegen, von der ich mich freylich nicht gut abgewöhnen könnte, und denn diente man auch manchem armen Schlucker, der nicht viel Geld anwenden könnte, und verſchafte ſo manchem ſein Recht, ders ſonſt nimmermehr gekriegt haben würde, und das ſo aufzugeben, hieße wohl gewiſſermaſſen wider ſeine Pflicht handeln.

Da lobte mich nun der Alte, und ſagte, das wäre brav und gut, würde auch Segen über mich bringen, und würde mir wohl gehen in meiner Ehe.

Das drang mir ans Herz, lieber Rittmeiſter, daß ich beynahe geweint hätte. Louiſe kam zu rechter Zeit dazu, und der Alte gieng.

Ich frug ſie jetzt, was ſie mit all dem Gelde machen wollte? Da hies ſie mich zum erſtenmale du, und antwortete: Das iſt Deine Sorge, liebes Männchen, darum bekümmre ich mich nicht.

Das war mir ein Wonneklang in meine Ohren. Ich bin nicht eben davor, daß du und du in der Ehe ſeyn muß. Ich glaube vielmehr es giebt ihrer, wo es ſehr gut iſt, wenn, die darin leben, in einer gewiſſen Entfernung von einander bleiben. Die Ehe iſt immer eine kützliche Verbindung. Es iſt bey Menſchen, die nicht ganz ihren Zweck kennen und einſehen, ſehr leicht Ueberdruß und Eckel die Folge davon, und eine ſolche Art von Vertraulichkeit ſetzt den Theil, der nun etwa nicht fein genug empfindet ſogleich in die Rechte der ungeſitteten Begegnung. Das Du und Du ſagt ſichs manchmal ſehr grob, warum dies oder jenes nicht nach ſeinem Sinn eingerichtet wird, wogegen jene feinere Benennungsart immer einen gewiſſen Grad von Zurückhaltung beybehält.

Hätte ich irgend ein Weib eines andern Schlags nehmen müſſen, als meine Louiſe iſt, ich hätte auf dieſe Vertraulichkeit keine Anſprüche gemacht, ja ich hätte ſie zu verhindern geſucht.

So aber in der Lage worin ich mit ihr bin, verräth es von ihr, daß ſie ſich meines Vertrauens dadurch verſichern will, und da ſie von ihrer Seite zeigt, ſie will ſich mir verdient machen, und ich von meiner Seite, um des Nutzens meiner ſchwärmeriſchen Liebe willen, ſie mit der größten Delikateſſe behandeln werde, ſo giebt dieſe Benennung eine offne Vertraulichkeit, die uns die Entdeckung der Geheimniſſe unſers Herzens erleichtert.

Ich dankte ihr meinen Dank dafür, und frug ſie alsdenn, ob ſie mir wohl erlaubte, einem Herzensfreunde den ich hätte, und der es bedürfte, ein Kapital hiervon vorzuſtrecken, beſonders da ich ſeine Sachen führte, und mir das durch die Wiederbezahlung der Gelder ganz gewis wäre.

Sie ſahe mich zärtlich an, und ſagte, wie ich doch ſo viel Mistrauen in ihre Theilnehmung an das Schickſal anderer ſetzen könnte. Ich ſollte alles ſo anwenden, daß Gutes damit gethan würde. Sie hätte in Anſehung ihres Geldes keine beſſere Wahl treffen können, da ich gewis wüßte, wer litte und bedürfte.

Die Antwort wäre mir auch in Anſehung Deiner ganz recht geweſen, für mich war ſies nicht ganz, und mit etwas trübern Muthe als vorher, packte ich meine Gelder zuſammen.

Ich wußte das zwar, daß ſie glaubt ſie hätte in Anſehung der Perſon beſſer wählen können, aber was kann ich nun davor, daß ich ſo empfindlich bin, und das meinem Herzen Wallung macht.

Heute ſind wir nun hier in der Stadt, und Louiſe bemüht ſich ihre Haushaltung einzurichten.

Ich werde Dir treulich alle Neuigkeiten meines Eheſtandes mittheilen, erwarte aber auch endlich einmal Briefe von Dir. Ich bin

Dein

Freund

Wurm.

Sieben und dreyſigſter Brief.

Marie an Lottgen.

Jetzt, Lottgen, bin ich wieder ziemlich mit Dir ausgeſöhnt, ſonſt könnt ich Dir auch nicht ſo heiter ſchreiben. Du biſt aber nicht die Urſache davon, ſondern die Klugheit meines Karls.

Freylich iſt der Vorſatz tugendhaft und meinem Ferdinand treu zu leben, untergraben und geſtürzt. Wie konnte das aber auch anders ſeyn? Wie konnte mir es verdacht werden, da der wärme zärtliche Liebhaber ſich an die Stelle des kalten immer um ſeine Henriette ſeufzenden Gatten ſetzte?

Da ich jenesmal Karln ſagte, wir würden unſre Bekanntſchaft nicht anders erneuern können, als wenn mein Mann ſein Freund würde, gereuete mich dieſer Ausſpruch bald. Wie ich den andern Abend auf ſein Zimmer gieng, und mir eine Heldin ſchien, und ſchwankend glaubte, ich könnte wohl meinem Mann dies Opfer bringen, traf ich ihn mislaunig und ſchwermüthig. Er hatte den Kopf in eine Hand geſtützt, und las etwas. Ich bot ihm einen guten Abend. Er hörte mich nicht. Ich gieng näher, um zu verſuchen, ob ich ihn aufheitern könnte, da hatte er einen Brief von Henrietten vor ſich, und Thränen waren drauf. Es kränkte mich. Ich ſeufzete und wollte gehen.

Da mogte er mich bemerken. Er ſprang auf, legte den Brief weg, brachte mich von der Thür zurück und ſagte, ich mögte ihm vergeben, er wäre vertieft geweſen.

Ich weis nicht wars Rührung, oder wars Mismuth über mein Schickſal, was eine Thräne in mein Auge brachte.

Sie weinen, Marie, ſprach er — Warum das? Kann Sie eine falſche Stimmung ihres Gatten ſo unmuſtern machen? Erheitern Sie ſich — Ich will es auch. Wir wollen uns wenigſtens das Leben nicht verbittern, wenn wirs uns nicht verſüſſen können.

Hätte mir das Karl geſagt, ich wäre ihm um den Hals gefallen, aber es wäre auch gewis wärmer geſprochen geweſen, und der Inhalt wäre ein andrer geweſen. Indeſſen that ich freundlicher, machte ihm einige Liebkoſungen, freylich nicht ganz von Herzen, immer ſo gezwungen, wie mans ohngefehr einem reichen Alten macht, der einem das Herz nicht rühren kann. — Und ich ſage Dir, Lottgen, weit empfindlicher ſind kalte Schmeicheleien eines Mannes den man lieben könnte, als Zudringlichkeiten eines verbuhlten Alten.

Merkte ers, oder iſts natürliche Abneigung vor mich, die bey ſeiner raſenden Liebe zu jener wohl ſtatt haben kann; genug, er verlies mich, und ich glaube, mit einer Art von Verachtung. Ganz genau hatte ich nicht Acht gehabt, denn ich hatte Karln im Kopfe, aber ich denke, er ſties mich etwas zurück. Wenigſtens war nachher die

Empfindung in mir, als ob es geſchehen wäre, und ich erinnerte mich, daß er mirs ſchon einigemal ſo gemacht. Meine Kränkung darüber war unbeſchreiblich, und ich nahm mir gleich vor, die Bekanntſchaft mit Karln wieder anzufangen, und ſollts auf keine andre Art möglich ſeyn, wegen ſeines Betragens auf Scheidung zu dringen.

Er ſchrieb mir noch denſelben Abend ein Billet, bat mich tauſendmal um Verzeihung, ſetzte aber doch hinzu, er könne ſein Temperament nicht umſchmelzen. Er habe eine Thorheit begangen, daß er ohne Liebe mir ſeine Hand gegeben, aber ſie ſey einmal nicht zu ändern, und ich mögte ihm ſagen, womit er mir mein Leben angenehm machen könnte. Ich ſollte über ſeine Kaſſe befehlen.

Natürlich gab er mir hierdurch die Waffen wider ſich ſelbſt in die Hände. Ich überzeugte mich bald, denn wie leicht überzeugt man ſich nicht, wenn man liebt, daß man Recht hat, daß ich nicht mit Unrecht Karln den Zutritt zu mir geſtatten würde.

Aber er erleichterte mirs ſelbſt noch mehr. Fünf Tage waren vergangen, ſo kam er und bat mich, einem Freunde von ihm, dem Rittmeiſter von Strundel den Zutritt zu mir zu erlauben, da ich doch gar keine Bekanntſchaft machen wolle. Er wiſſe, ſetzte er hinzu, daß ich ein Vergnügen an öffentlichen Luſtbarkeiten fände, und ſie bisher aufgeopfert, weil ich ſeine Begleitung dabey nicht haben können. Da der Rittmeiſter ein rechtſchaffener Mann und weitläuftiger Verwandter von ihm wäre, ſo könnte mir niemand in deſſen Geſellſchaft etwas zur Laſt legen.

Ich erſtaunte über die Einfädelung, und faſt hätte er mich wieder gedauret. Aber die Liebe kam mir mit aller ihrer Macht zu Hülfe. Die Vorſtellung vergangener, theurer, ſüſſer Zeiten, und das Gewicht der jetzigen bittern dagegen thaten auch das Ihrige.

Ich nahm mich wie eine kluge Frau, verſicherte ihm, ich könnte ohne dieſe rauſchende Zerſtreuung leben, wollte aber manchmal etwas mitmachen, wenn er glaubte, es heiterte mich auf, oder wenn ich ſeinem Freunde einen Gefallen damit thäte.

Er ſchien ſehr zufrieden mit meiner Entſchlieſung. Den Mittag aß der Rittmeiſter mit uns. Wir waren äuſerſt höflich, aber auch ſehr kalt gegen einander. Er bat ſich einen Spaziergang von mir aus.

Wir wählten einen nicht ganz einſamen Ort, aber doch nicht einen, wo wir viel behorcht werden konnten. Ich wollte wiſſen, wie Karl es angefangen, aber er wollts mir nicht ſagen. Ich frug ihn ob er Geld benöthigt wäre? er ſagte: nein.

Den andern Tag erſchien er mit einer koſtbaren Equipage. Ich frug ihn: ob ſein Prozes gewonnen wäre? Es hies auch: nein. Ich bat ihn darauf, keine Schulden zu machen, und er verſicherte mir, das wäre der Fall nicht, ich mögte ihn nur ſorgen laſſen. Ich kam auf den Verdacht der Untreue, und glaubte, er habe irgend eine reiche Bekanntſchaft, wie denn das der Fall oft bey Leuten von ſeinem Metier und ſeiner Schönheit iſt. Aber er ſtellte mich auch hierüber vollkommen zufrieden.

Er lenkte das Geſpräch bald auf andere Gegenſtände. Er ſagte, mein Mann wäre geneigt, mir jedes Vergnügen zu erlauben, und da er ein völliges Zutrauen in ihm geſetzt hätte, ſo könnten wir unſern Umgang öffentlich und ſicher fortſetzen, ohne weiter etwas dabey fürchten zu dürfen.

Ich mahlte ihm das aber aus einem andern Geſichtspunkte, bedeutete ihm, daß das Zutrauen meines Mannes zu ihm, nur ſo lange währen würde, bis man ihn verdächtig machte. Ich ſtellte ihm vor, daß der kleine Verdacht von gewiſſer Art, den Ungerechtigkeiten meines Mannes gegen mich ein gewiſſes unverwerfliches Recht geben würde. und daß ich, ſobald mein Ruf etwas angetaſtet wäre, unendlich weit leichter zu entdecken ſey, als ſo, wo ich immer auch jedem, der mich zu kennen vorgeben ſollte, unters Geſicht treten, und mich darauf berufen könnte, daß es wohl Aehnlichkeit zwiſchen zwey Menſchen gäbe, die trüglich wäre.

Um alſo zu einem gewiſſen Zwecke mit ihm zu kommen, frug ich erſt, ob die Verwandſchaft mit meinem Manne Grund hätte? Da er mir dieſes ganz bewieſen, ſtützte ich alles darauf. Wir machten mit einander ab, daß wir viele Privatgeſellſchaften, aber wenig öffentliche Oerter beſuchen, uns nie in einſamen Gegenden, nie allein finden laſſen, eine gewiſſe Art von zurückhaltender Höflichkeit gegen einander behaupten, unſere geheimen Zuſammenkünfte aber ſo einrichten wollten, daß außer uns beyden kein Menſch

davon

davon auch nur etwas muthmaſſen zu können ſich einfallen ließe.

Dies alles iſt ſo gut in Ausführung gebracht, als wirs uns vorgenommen hatten. Wir haben verſchiedene Privatbekanntſchaften gemacht, die mir beſonders viel Freude machen. Mein lebhaftes Temperament und heiterer Geiſt haben mir Freundinnen verſchaft, die ich nie zu erlangen hofte. Ich bin in einem Zirkel gekommen, der für mich ganz verſchloſſen war, und der jetzt die Quelle unſäglicher Freuden iſt. Ich liebe meinen Karl unausſprechlich, aber ich bin ſo weiſe, dies vor der Welt zu verbergen. Nur ich und er wiſſens.

Mein Mann ſcheint ſehr mit meinem Geſchmack am Vergnügen zufrieden, und kömmt auf keinen Argwohn. Ich kann ihm auch jetzt leichter ſeine miſantropiſchen Launen laſſen.

Doch, Lottgen, muß ichs geſtehen, nicht ſelten ſteigt der Gedanke in mir auf, daß ich ihm unrecht thue. Er iſt mir doch nicht untreu, und läßt mir Wohlthaten zuflieſen, die ich nicht von ihm verdiene.

Oft koſtet mich der Gedanke Thränen, und Karl iſt nicht ſo unbillig, daß er nicht Theil daran nehmen ſollte. Er ſagt, wenn er mich ſo gekannt hätte, wie jetzt, ſo ſollte ich nimmermehr an Ferdinand gekommen ſeyn. Und wenn ich mirs denke, Lottgen, daß Karl mein Mann ſeyn könnte, ſo kömmt mirs vor, als wenn das Schickſal beſchloſſen hätte, den Schritt grauſam zu rächen, womit ich meine Eltern beleidigte.

Auch ziehen ſich mitten in allen Freuden Ausſichten zuſammen, die bittre Leiden verkündigen. Es kommen nach und nach Bekanntſchaften alter Zeiten, und denen kanns Karl freylich nicht verhehlen, wer ich bin. Jetzt iſt Dein Liebhaber hier. Ich hab ihn zwar noch nicht geſehen, aber ich verſichere Dir, ich werde vor ſeinem Blick erſchrecken.

Thu mir den einzigen Gefallen, und ſchreib ihm in Anſehung meiner, und bitte ihn um Verſchwiegenheit. Du verbindeſt dadurch ohne Gränzen

Deine

Marie.

Acht und dreyſigſter Brief.

Henriette Haſten an Louiſen.

Wie ſoll ich Ihnen mein Elend ſchildern, Louiſe? Wie kann ichs Ihnen ſagen, wie unausſprechlich hart ich leide. Meine Freude über Ihre Briefe, und über Ferdinands Erklärung hat ſich ſchnell in Kummer verkehrt, und hätte ich nicht jetzt den Troſt von Ferdinands Liebe, und wüßte ich nicht, daß der Tod dieſen Kummer einſt endigen, und mich wieder trennen würde, wo mich unauflösliche Bande knüpfen, ich würde verzweifeln.

Den letzten Brief den ich Ihnen an Ferdinand ſchickte, konnte ich mit keinem an Sie begleiten. Er war mir zu ſchnell wieder da, der Störer meiner Ruhe. Aber ich glaubte wenigſtens nicht, daß er die Kraft oder die Liſt hätte, alle Geheimniſſe auszuforſchen.

Geſtern früh kam er, nachdem wir vorher ruhig gefrühſtückt hatten, wie wütend zu mir.

Madam, ſagte er, ich glaubte Sie würden mir Wort halten. Das war die Bedingung, worauf ich mein gutes Betragen gegen Sie gründete.

dete. Sie haben das nicht. Sie haben dreymal an Ferdinand geſchrieben. Sagen Sie mir, wie das zugegangen. Ich weis ſonſt doch daß Sie Wort halten. Alſo müſſen Sie von Ferdinand auf den zweyten Brief Antwort haben, ſonſt hätten Sie den Dritten nicht geſchrieben. Woher iſt das? und wie unterſtand ſich der Menſch dem Weibe eines Andern wider des Mannes Willen zu ſchreiben? —

Ich zitterte am ganzen Körper. Ich warf mich in einen Stuhl und weinte. —

Antwort, Antwort, Madam, ſchrie er, und keine Thränen.

Ja, ſagte ich, ich weis es, daß er wider Ihren Willen geſchrieben haben würde, wenn er geſchrieben hätte. Ich weis, daß Sie ſo unbarmherzig geweſen ſind, mir dieſen Troſt zu verſagen; weis es, daß Sie nicht Wort gehalten haben Aber er hat nicht geſchrieben. Ich will Ihnen alles erklären. Ich habe eine Freundin. Sie war ganz meine Vertraute, ehe Sie mich kennen lernten, und iſts wieder, ſeitdem ich Ihren Namen angenommen. An dieſe hat Ferdinand geſchrieben, und durch Louiſen erhielt ich Nachricht, nicht Briefe von ihm. Auf dieſe

Nachricht, die mir ſo gut als Briefe waren, hab ich wieder geſchrieben.

Louiſe, frug er, was für eine Louiſe?

Louiſe Wedemeyer. — Ha! Louiſe Wedemeyer, antwortete er hitzig, und ein Grad von Beſtürzung war jetzt in ſeinem Betragen. — Ein ſchönes Komplot! fuhr er nach einem Weilgen fort. — Eine artige Kupplerin. Aber ich will das Neſt zerſtören, was für meinen Untergang arbeitet. Mein ernſtlicher Wille iſt, daß Sie allen Briefwechſel — alles was irgend Gemeinſchaft heißt, mit dieſer Louiſe Wedemeyer aufheben. Daß ich nichts mehr merke. Sie ſehen, ich erfahre alles — und erfahre ich einen Buchſtaben, ſo begegne ich Ihnen, wie Sie es verdienen.

Ich war in einer entſetzlichen Wallung, aber es war gut, daß ich zu wenig Kräfte und zu wenig Muth hatte, den ganzen Grad der Wildheit auszulaſſen, der in mir war. Er verwandelte ſich wieder in Thränen. Aber der Ausbruch des Jammers war doch auch heftig.

Wer giebt Ihnen das Recht, mein Herr, ſagte ich, unſchuldige Handlungen an mir zu meiſtern? Wer kann Ihnen das geben, mir alle

Freuden meines Lebens zu rauben? Ich bin nicht Ihre Gefangne, der Sie befehlen können, was ſie thun und laſſen ſoll. Sobald ich meine Pflicht gegen Sie nicht verletze, hört Ihre Gewalt auf. Meine Freundin ſoll mir niemand rauben. Das Recht auf ſie werde ich behaupten, und ſollte ich es vor Gericht ſuchen. Ihre niedrigen Beſchuldigungen auf ſie werde ich zu ſchanden machen, und noch mehr: Ich verlange ferner an Ferdinand ſchreiben zu dürfen. Wehren Sie mirs, ſo ſind Sie nicht mein Gemahl, Sie ſind mein Tyrann, und dann werde ich Sie verabſcheuen.

Ach Louiſe, kaum hatte ich die Worte ausgeſprochen, ſo kam er auf mich zu, und ſchlug mich ins Geſicht. Das iſt für ihre Verwegenheit, ſagte er. Ihren Ungehorſam werde ich zu bezwingen wiſſen.

Dieſes hörte ich noch, und wußte nichts mehr von mir. Wie ich zu mir kam, ſand ich mich voll Blut und naß von Thränen.

Da ich ſehr oft allein bin, und ungerufen niemand um mich leide, ſo hatte man meinen Zuſtand nicht muthmaſſen können, und ich hatte meiner ganz unbewußt, faſt eine

Stunde geweint, und aus der Naſe geblutet.

Ich rief mein Mädgen, welches ſehr erſchrack, und die Urſache errieth, ob ich gleich eine andere vorgab. Wie ſie mich auskleidete, ſah ich, daß ſie weinte. Das rührte mich ſehr, und ich konnte jetzt dieſe Theilnehmung nicht unbemerkt vorübergehen laſſen. Ich danke Dir, Mädgen, ſagt ich, daß Du mich liebſt, und ich wünſche und hoffe, daß Dirs um dieſer Thränen willen einſt recht wohl gehen möge.

„Liebe Frau, ſagte ſie, ich will lieber bey Ihnen bleiben, ſo ſind Sie doch etwas mehr geſichert. Laſſen Sie mich in ihrem Zimmer arbeiten. Ich ſeh es doch immer, wenn ſie geweint haben, und weis es, daß ſie Urſache zu weinen haben. Ach Gott! Herr Wähler war doch ein ganz andrer Mann.“

Die Erinnerung preßte mir wieder Seufzer und Thränen aus. Ich hab es ihr zugeſtanden, warum ſie mich gebeten. Ich ſagte ihr aber, ſie würde nicht viel Freude haben, weil ich immer weinen würde.

„Hab ich denn, antwortete ſie mir, ſchon Freude gehabt, ſeitdem Sie verheyrathet ſind.

Aber ich liebe Sie ſo herzlich, daß ich um alles in der Welt willen keine Freude haben mögte, wenn Sie keine haben.

Ich bekam meinen Mann nicht wieder zu ſehen, und auch heute früh iſt er ausgeritten. Ich habe Liſetten müſſen zu meiner Vertrauten in Anſehung Ihrer Briefe machen. Sie wird ſie inskünftige beſorgen. Es iſt traurig für mich, daß ich mich dieſer Liſt bedienen muß, aber bringt mich mein Mann nicht dazu? Unerträglich müßte mir ja das Leben ſeyn, wenn ich nicht einmal in Ihrem Buſen meinen Schmerz ausſchütten könnte.

Louiſe! lebten meine Eltern nicht, ich wüßte nicht, ob ich nicht auf eine Scheidung dränge. Denn wenn dieſe Behandlung auch noch nicht hinreichender Grund dazu iſt, ſo wird dieſer bald eine noch härtere folgen. Ich ſehe aus allem, daß ſeine Bosheit ohne Grenzen. Und doch weis ich nicht warum? Geliebt hat er mich nie, und meinen Beſitz, warum es ihm zu thun war, hat der Heuchler erlangt.

Stellen Sie ſich nun das Leiden vor, ſo leben zu müſſen, ohne zu klagen. Meine Eltern mache ich unglücklich, wenn ich mir etwas davon

merken laſſe. Gott! dieſen Haſten ſo kenne
lernen zu müſſen, den ich Ihnen in meinem er
ſten Briefe von ihm als einen edlen rechtſchaffe
nen Mann beſchrieb.

Wenn Sie an Ferdinand ſchreiben, ſ
verhehlen Sie ihm mein Unglück. Er mögt
wütend gegen den Urheber deſſelben werde
Sagen Sie ihm, ich traurete um ihn, un
ich würde trauren, bis mein Leben ſich endete
Ich dächte aber jede Minute an ihn, un
würde auch ſchreiben.

Und das werde ich auch, Louiſe, nur we
ichs erſt noch einmal meinem Manne ſagen, da
mit er nicht hernach auftreten und mir Schul
geben kann, ich hätte ihn hintergangen.

Entſtehe auch daraus was da wolle, (
will ich nun nicht abſtehen, denn ſchlimme
als mirs gegangen iſt, kann es doch nic
gehen

Ihrer

ganz unglückliche
Henriette.

Neun und dreyßigſter Brief.

Lottgen an Marien

Deine Einrichtung mit dem Rittmeiſter, liebes Mariechen, iſt wahrhaftig vortreflich, und ich gratulire Dir von Herzen dazu. Aber beſſer als Du hab ichs doch noch mit meinem Liebhaber gemacht. Ich war auf den Punkt ihn ganz zu verlieren. Seine Mutter hat alle Künſte anzuwenden gewußt, um ihn wieder zu ſich zu bringen.

Und deswegen iſt er auch abgereiſt, und mit meinem Willen; aber nicht ohne gefeſſelt zu ſeyn. Er brachte mir den Brief ſeiner Mutter, ſtellte mir vor, wie ſie ihn liebte, und ob ichs nicht ſelbſt billigen müßte, wenn er hinreiſete, und ſie und alles was um ſie wäre, einzuſchläfern ſuchte, damit ſie nicht mit einem herrſchaftlichen Befehl kämen, und ihn zurückriefen.

Natürlich billigte ich das alles, ſagte ihm, es wäre ihm Pflicht für ſein Glück zu ſorgen, und ich wollte keine Minute ſchuld daran ſeyn, daß er es verſäumte.

Er ſchien meine Bereitwilligkeit nicht erwartet zu haben, und brach ab. Er fieng von andern

andern Dingen an zu reden. Ich antwortete ihm zwar freymüthig, aber doch etwas kürzer als ich zu thun pflegte, mengte zuweilen einige Aengſtlichkeit in meine Sprache, und unterlies nicht hin und wieder Seufzer auszuſtoſſen, die ihm denn auch nicht entgiengen.

Er wurde bald ſelbſt ängſtlich, und frug, was mir wäre. Ich ſuchte ihn treuherzig zu machen, ſagte, ich hätte Wallung, hätte mich den ganzen Tag nicht wohl befunden, und widerſtrebte nicht, als er ſagte, er wollte mich verlaſſen, ich nahm auch ſein Erbieten willig an, mir den ganzen Tag zu überlaſſen.

Den Tag hatte ich ſehr nöthig, um meinen Plan der mir durch den Kopf gefahren war, und den ich auszuführen mir vorgenommen, durchzudenken. Eine Andere an meiner Stelle, würde geweint, und ſich die Haare über ihren Verluſt aus dem Kopf geriſſen haben. Ihr hätte er unvermeidlich verloren geſchienen, mir war er es nicht.

Du weißt es ſelbſt, daß ich, ſo bald ich Herrn von Fett kennen lernte, und er mir ſeine völlige Liebe erklärte, auch mir hinreichende Verſicherung gab, daß ſie nicht ſo bald abnehmen ſollte, mich entſchlos, jener zügelloſen Lebensart ganz zu entſagen. Es war dieſes wirklich Ueberdruß. Ich hatte zu viel genoſſen, um mehr Freude daran zu finden. Man ſagt oft, wir wären unerſättlich. Ich widerſtreite dem, Marie. Es war mir blos darum zu thun, für mein künftiges Fortkommen zu ſorgen, und das Vermögen meines neuen Liebhabers war ſeinem Namen ſo angemeſſen, daß ich bey ihm die beſte Gelegenheit dazu fand.

Ich brauchte alle Künſte, die erforderlich waren, ihn ganz zu feſſeln. Ich hatte alle Eigenſchaften, die äuſerſt Verliebte zu ſpielen, und er alle, aufs äuſerſte Feuer zu fangen. Im ganzen Ernſt war er bald der treueſte Liebhaber, und treu nahm ich mir vor ihm zu ſeyn, aber geliebt habe ich ihn nie. Unſere Nation iſt immer flatterhaft, und kann keine veſte Neigung faſſen. Wäre ich nicht auf einen gewiſſen Grad von ſtoiſcher Gelaſſenheit gekommen, die kleinſte ſeiner Proben hätte ich nicht ausgehalten, geſchweige denn den ganzen Haufen, den er mich hat durchgehen laſſen.

Nun muß ich Dir ſagen, daß ich ſeit dem Zeitpunkte, wo ich ſeine ganze Schwäche gegen mich kennen lernte, mir gleich vornahm, daß er mir nicht entwiſchen ſollte, ob ich gleich mir wenig davon merken lies. Von der Stunde an wollte ich gnädige Frau, und Erbfrau der ſchönen Güter des Mannes ſeyn. Aber freylich hofte ich auf den Tod der Mutter, die nun den verzweifelten Streich machte, lange zu leben, und noch dazu den, mir ihn entrücken zu wollen.

Das ſahe ich, wenn ich ihn einmal zurückließe, mußte ich mich mit einer Penſion oder einem Stück Geld abfinden laſſen.

Ich hatte aber darauf ſo wenig gerechnet, daß ich um nicht eigennützig zu ſcheinen, nur wenig von ihm genommen, und auch mit dieſem als kluge Wirthin auf den Fall er ſtürbe, ſparſam umgegangen war. Ich hatte ihn auch vor Ausſchweifungen gehütet, und nur, damit er nicht gar zu oekonomiſch für die Frau würde, dem Liebhaber hin und wieder kleine Verſchwendungen zugegeben.

Gewiſſermaſſen hatte ich alſo weſentliche Verdienſte um ihn, und das alles ſollte ich umſonſt gethan haben? Gehorſamer Diener! meine theure gnädige Mama.

Alſo die Falle war in Ordnung und den andern Morgen kam mein ſchöner junger Herr in aller Frühe vor mein Bette um ſich zu erkundigen, was ich machte. Ich hatte davor geſorgt, in ſichtbarer Wallung zu ſeyn, und die Unruhe meiner Sprache, das Zittern meiner Hände, und alles was ich ihm halb in Fantaſie vorſchwatzte, machte ihn ſo verwirrt und unruhig, daß ich ſchon meines Sieges über ihn ziemlich gewis wurde.

Nach vielen vielen Bitten und Dringen, ihm doch zu ſagen, was die Urſache einer ſo heftigen Bewegung wäre, lies ich mich erweichen, und bat ihn ſich zu ſetzen, und mich anzuhören.

„Ich fühle es, mein Lieber, ſagte ich zu ihm, daß ich Dich zu ſehr liebe, um Deinen Verluſt ertragen zu können. Das leichtſinnige Mädgen hat ſich nie einfallen laſſen, an etwas Anderm, als an Deine Befriedigung, Deinen Beſitz, und die ſüſſen Tage mit Dir zu denken. Daß ſie ein Ende nehmen würden, daß Du ſie ſelbſt endigen würdeſt, das fiel ihr nicht ein. Freylich kann ich Dir keine Vorwürfe machen. Du haſt mich zärtlich geliebt, und haſt gegen ein Mädgen, die wie ich vom Glücke verlaſſen war, und ihre Zuflucht zu einer erniedrigenden Lebensart nehmen mußte, ſehr edel gehandelt. Mit Recht läßt ſichs nicht verlangen, daß Du ein ſolches Mädgen mit der Zärtlichkeit anſehen ſollteſt, mit der Du eine andre Unſchuldige die Du verführt, betrachten würdeſt. Ich muß alſo mich beruhigen wenn Du mich verläßt, und daß Du mich verlaſſen mußt, ſehe ich.“

„Da es einmal nicht anders ſeyn kann, fuhr ich mit Thränen fort, und das Schickſal will mir auf einmal meine Freuden abſchneiden, ſo wünſche ich nur, daß Du bald reiſeſt, damit Du nicht nöthig haſt, den Untergang Deiner Charlotte mit anzuſehen.“

Ich hatte dem guten Jungen ſo bange gemacht, daß er vor meinem Bette weinte.

Lottgen! Lottgen! rief er, Du ſprichſt in der Fieberhitze. Wer will es, daß Du mich verlieren ſollſt? Nein, ich ſchwöre Dirs ins blaue des Himmels — ſchwöre Dirs bey allem —

„Schwöre nicht, denn Du würdeſt nicht halten können, was Du ſchwörſt. Du willſt mich immer lieben, das weis ich, das bin ich überzeugt. Mit der Verſicherung will ich auch Dich reiſen laſſen. Aber Du haſt eine Mutter die Dich zärtlich liebt. Das Uebergewicht der Mutterliebe iſt nicht gros ſo lange Du bey mir biſt, aber ſehr gros wird es, ſobald Du abweſend biſt. Ihre Thränen, ihre Bitten, der erweckte Stolz, die glänzenden Ausſichten des groſen Lebens, die Liebe zum Ruhm, das alles ſind Klippen deren jede ein Stück Deines Herzens von mir reißet, bis nichts mehr da iſt.“

„Laß denn, mein Lieber, noch ein Mädgen mit ſanften Blicken und geheuchelter Unſchuld im erborgten Schmucke Dir vorgeführt werden, ſo ſteht Deine arme Lotte mit all ihrer Liebe verlaſſen da, und hat keinen Fürſprecher, denn Dein Herz iſt ihr geraubt. Und wenn die Buhlerin, die es nicht mehr war, ſeitdem ſie Dich liebte, tauſendmal zärtlicher liebte, als die Gattin, ſo wird ihrer nur im verhaßten Lichte gedacht, und tauſend ihrer guten Eigenſchaften ſterben vor der matten Vergoldung.“

Du ſtellſt mir ein fürchterliches Bild der Zukunft auf, Lottgen, ich fühle aber, daß es wahr ſeyn könnte. Glauben kann ichs nicht, weil ich mich zu gut kenne, Dich zu zärtlich liebe. Aber um Dir auch jeden Schein des Verdachts, als ob ich Dich nicht mehr mit gleichem Feuer liebte, hinwegzuräumen, will ich Dir eine Probe geben, die keine Vergoldung vergänglich machen kann. Ich will Dich heyrathen.

Marie! Marie! jetzt hatte ich gewonnen. Aber meine Klugheit verließ mich nicht. Ich fuhr heſtig auf: „Ha! das iſt edel, das iſt ſchön, der Gedanke iſt Wonne. O für dieſe Liebe will ich Dich umarmen, will Dir ſo danken, als ob Du mich aus dem Feuer gerettet“ —

Aber ich bog mich ſchnell zurück, da er mich umarmen wollte.

„Träume ich? Wache ich? Iſts Fantaſie? Nein! Laß mich — Laß mich — Du ſagteſt Du wollteſt mich heyrathen — ja das ſagteſt Du — und ich, ich glaube das. Aber ich thue es nicht. Wie? Ich ſollte die Störerin Deines Glücks ſeyn? Ich ſollte mir die Flüche Deiner Familie, einſt Deine eignen über den Hals laden? Du haſt das nicht recht überlegt — Reiſe, reiſe, Theurer, und laß das arme Lottgen wenigſtens ruhig verſchmachten. Glaubſt Du man würde die Heyrath billigen. Man verlachte mich — machte mich zum Spott.“ —

Ums Himmels willen, Lottgen, höre mich. Du haſt nichts zu fürchten. Es giebt bündige

Mittel, ich kann die Heyrath ſo feſt machen, daß keine Gewalt im Stande iſt, ſie zu trennen. So lange meine Mutter lebt, verberge ich ihr, um ihr den Kummer zu erſparen, daß ich Dich geheyrathet. Aber dann, Lottgen, dann erkläre ich Dich vor aller Welt als meine Frau, und laſſe Ehrenſtellen und Ruhm, und lebe nur in Dir.

„Wollteſt Du das? Sollte Dichs nicht einmal reuen? Nun dann, ſo könnteſt Du mich wohl noch einmal ins Leben zurückrufen. Wenn Du mich ſo ſicher für Deine Liebe ſetzen willſt, ſo will ichs ertragen, noch Jahre Dich im Stillen zu lieben. Aber bedenke wohl, was Du thuſt, was Du verſprichſt. Leicht iſts Dir jetzt, aber vielleicht iſt die Reue ſchwerer, als Du denkſt. Und ich will nicht, daß man einſt ſagen ſoll, daß Du ſelbſt einſt ſagen ſollſt, ich hätte Dich zu dieſem Schritt verleitet. Noch einmal, ich gebe Dir alles zurück, was Du mir verſprachſt. Ich will ſterben, will Dich ganz Deinem Glücke überlaſſen, wenn irgend eine Bedenklichkeit in Deiner Seele iſt.“

Keine — Lottgen — gar keine. Ich will Dirs heute noch beweiſen, daß es mein Ernſt iſt. Beruhige Dich ganz. Dieſen Nachmittag bin ich wieder bey Dir.

Er hielt Wort. Er kam und brachte einen förmlichen Heyrathskontrakt mit ſich. Er brachte Zeugen, und erklärte ſich, daß ich ihm nicht die geringſte Anleitung zu dieſer Heyrath gegeben, daß er freywillig der Meinige würde, daß nie eine Trennung unter uns ſtatt finden ſollte, wenn ſie nicht mein Wunſch und Wille wäre.

Alles wurde aufs bündigſte feſtgeſetzt, und wir noch denſelben Abend getrauet.

Was ſagſt Du dazu, Marie? Gefällt Dir das Stückgen nicht? Iſts nicht meiſterhaft ausgedacht, und macht es mir nicht Ehre?

Den andern Tag iſt mein Gemahl fortgereißt, denn ich wollte ihn nun ſelbſt nicht länger aufhalten. Du kannſt denken, daß ich zu ſeiner Zeit von meinen Gerechtſamen Gebrauch machen, und mich dann, wenn mir Einwendungen gemacht werden, von einer andern Seite zeigen werde, als es hier geſchehen. Schreibe mir bald von deinen Neuigkeiten.

* * *

Eben da ich ſchlieſſen will, kömmt mir eine Nachricht, die für Dich von äußerſter Wichtigkeit kelt iſt. Die Geſchichte Marianens wird laut. Der Graf V*. iſt wirklich äußerſt verliebt. Da ſie ſagt, ſie ſey nur Pflegetochter des Pfarrers geweſen, wo ſie ſich aufgehalten, ſo ſpekulirt der Graf auf große Dinge, und will allenthalben forſchen, wer ſie wohl ſeyn könnte. Er hat ſich öffentlich für ihren Beſchützer erklärt. Seine Mutter, heißt es jetzt, werde ſie zu ſich nehmen, und wie Tochter halten. Ich wollte der gutherzigen Seele, denn das iſt ſie, gern das wahrſcheinliche Glück gönnen, Gräfin zu werden, wenn Du nur nicht dabey ins Spiel kämſt. Kömmt es aber heraus, daß Du Dich für ſie ausgegeben, ſo kann daß Folgen haben. Ich ſagt es immer, wie die Bekanntſchaft mit ihr und dem Grafen eingefädelt wurde, das würde nicht gut gehen, aber das glaubte mir niemand.

Er iſt ein Schwärmer, und das ſanfte Geſicht, und die tugendhaften Bedenklichkeiten des quaſi Mönchens mußten ſeine Einbildungskraft in Bewegung ſetzen.

Wenn Dein Mann nur nicht etwa Deiner Erzählung wegen, Erkundigungen hat einziehen laſſen, ſo hats weiter nichts zu ſagen. Iſt das aber, ſo müßteſt Du auf Mittel denken, dem vorzubeugen. Wie wärs, wenn der Rittmeiſter hinreiſete und verhinderte, daß Deiner nicht mehr erwähnt würde.

Das Mädgen macht ihr Glück, ſie iſt jetzt das allgemeine Geſpräch. Leute die nie wußten, was Tugend war, rühmen ſie und ihren Heldenmuth hoch, und Damen, die ausgezeichnet als wollüſtig bekannt ſind, laſſen ſie zu ſich kommen, beſchenken ſie, und verehren ſie daß ſie dem geſunknen weiblichen Ruf wieder aufgeholfen. Alle dieſe hängen ſich an ſie, um durch das allgemeine Urtheil über ſie auch mit in den Zirkel zu kommen, wo man von Tugend und ihrer Verehrung ſpricht. Der größere Theil lobt es freylich, daß ſie ſich einer Unterdrückten annehmen. Die es aber wiſſen, lachen ſie aus.

So iſts in der Welt, meine liebe Marie, und wir werden nicht eher ſehen, wer im ganzen Umfange ſeiner Handlungen recht hatte, als bis wir in eine andre kommen, die denn ſo unſichtbar iſt, daß es wirklich ſchwer hält daran zu glauben

Deinem

Lottgen.

Vierzigſter Brief.

Henriette an Louiſen.

Geben Sie die Einlage an Ferdinand ab, beſte Louiſe, ſie iſt zwar ohne meines Mannes Wiſſen und Willen abgeſandt, aber ich bin einem Tyrannen keinen Gehorſam ſchuldig.

Kaum war Ihr letzter Brief fort, als er zurückkam. Er trat ins Zimmer, wie ich eben beſchäftigt war, warmen Wein auf die Beule zu legen, die er mir geſchlagen.

Folgen, ſagte er, die Sie ſich ſelbſt zuzuſchreiben haben. Die Frau, die einen Mann auf den Grad erbittern kann, kann und darf ihm nichts von dem zur Laſt legen, was daraus entſteht. Sie hat ſich ſelbſt alle Wirkungen ſeines Eifers zuzuſchreiben.

Ich antwortete ihm ganz gelaſſen: Ihre Handlung, mein Herr, bedarf keiner Entſchuldigung, denn ſie läßt ſich nicht entſchuldigen. Sie hat ein Band getrennt, welches noch zwiſchen uns war, das Band der gegenſeitigen Achtung. Sie haben es aufgehoben. Sie werden natürlich von Tage zu Tage ſie mehr aus den Augen ſetzen. Ich weis es, daß mir ein ſchreckliches Leben bevorſteht. Sie haben mir Zeit gelaſſen, es zu überlegen, und ich habe beſchloſſen, um meiner guten Eltern willen es zu ertragen. Thun Sie nun, was Ihnen gefällt.

Ihre ſtoiſche Gelaſſenheit, ſagte er darauf, iſt ſehr übel angebracht. Sie können die Aufwallung meiner Hitze vergeſſen, und ſich vor einen fernern Ausbruch derſelben in Sicherheit ſetzen. Ich verlange nicht viel von Ihnen. Sie ſollen nur Ferdinands und Louiſens Bekanntſchaft aufgeben, und Sie ſollen übrigens Meiſter Ihrer Handlungen ſeyn.

„Das heiſt, ich ſoll das einzige Vergnügen, den einzigen Troſt aufgeben, den ich habe. Nein, mein Herr. Ich ſichre jede Forderung die Sie thun können, die Ihres guten Rufs und meiner Unſchuld dadurch, daß ich Ihnen verſichere und verſpreche, nie will ich Ferdinand, und wenn Sie wollen, auch nie Louiſen ſehen. Aber der Briefwechſel zwiſchen beyden muß mir bleiben, das erkläre ich Ihnen hier, und Ihr ferneres Verbot wirkt hierin nichts auf mich. Ich ſchreibe auf jeden Fall, bediene mich, wenn Sie mir Hinderniſſe im Weg legen, jedes Kunſtgriffes, der mich in den Beſitz meines Willens ſetzen kann.“

Er ſtampfte mit dem Fuße wider den Boden, daß das Zimmer zitterte. Meine Mutter war diesmal meine Retterin, ſie fuhr vor, und er mußte ſeiner Wuth Einhalt thun, weil er fürchtete, ich mögte ſonſt ſein Betragen verrathen.

Wie meine Mutter hereintrat, gieng er mit der verſtellteſten heuchleriſchſten Freundlichkeit auf ſie zu, küßte ihre Hand, und ſagte: recht ſchön, Mutterchen, daß Sie kommen. Unſer Jettchen befindet ſich ſeit geſtern nicht wohl und ich muß ſie auf einige Stunden verlaſſen. Leiſten Sie ihr doch Geſellſchaft, bis ich zurückkomme. Er gieng bey den Worten fort, und lies meine Mutter in äußerſter Verwunderung ſtehen.

Sie wiſſen es, liebe Louiſe, daß ſie die Gabe hat, tief zu ſehen. Hier iſts nicht, wie es ſeyn ſoll, Jettgen, ſagte ſie, das ſieht man wohl. Ich weis auch, daß es unter Eheleuten nicht allemal wie im Himmel zugehen kann. Aber wenn etwas vorgefallen iſt, wie ichs denn veſt überzeugt bin, und Dein Mann konnte ſich zu dem Anſehen verſtellen, was er beym Weggehen hatte, ſo biſt Du ſehr übel berathen. Sprich, Jettchen, und verhehle mir nichts.

Ich wollte nichts ſagen ich hatte mirs feſt vorgenommen. Aber mir iſt die Verſtellung eben ſo unnatürlich, als ſie ihm natürlich iſt. Ich ſuchte es meiner Mutter auszureden, brachte meine Kopfſchmerzen und meine üble Laune zum Vorwand vor, und weinte, wie ich nicht weiter mit allem dem fort konnte.

Du willſt mirs nicht gern ſagen, meine Tochter, fieng ſie jetzt an. Gut, ich verlange kein gezwungenes Geſtändnis. Vielleicht denkſt Du das kleine Wetter wird übergehen, und da thuſt Du wohl, daß Du es abwarten willſt. Vielleicht, und das, Mädgen, wünſche ich nicht, biſt Du auch ſelbſt daran Schuld. In dem Fall bitte ich Dich, ſuche das zu verbeſſern. Gib nach wo es möglich iſt. Sollteſt Du aber mehr zu tragen finden, als Du tragen könnteſt, ſo denke, daß Deine Mutter gewis Deine beſte Freundin iſt. Aber Deinen Mann werde ich beobachten.

Ich war froh, daß es ſo übergegangen. Ich bewunderte die liebreiche Güte meiner Mutter, und nahm mir vor, meinen Mann vor ihren ſcharfſichtigen Augen zu warnen. Ich brachte einige Stunden ziemlich ruhig zu, und hoſte, daß alles wohl noch gut gehen könnte.

Mein Mann blieb meiner Mutter zu lange aus, ſie ſagte ſie dürfte ihren Alten nicht länger warten laſſen, und beym Weggehen bat ſie mich noch einmal alles anzuwenden, daß unſre Ehe friedlich bliebe. Bey den Worten ſtürzten wider meinen Willen Thränen aus meinen Augen.

Gott! ſagte ſie, meine Tochter, ich verlaſſe Dich heute mit einer erſchrecklichen Unruhe. Gebe der Himmel, daß mir die Ahndung nichts bedeutet.

Einige Stunden hernach kam mein Mann erſt. Wir aßen zuſammen, und es fiel bey Tiſche kein Wort vom Vergangnen. Nach dem Eſſen ſagte er: Ich wollte Ihre Mutter nicht wieder ſprechen, darum gieng ich.

Ich wollte, antwortete ich, Sie ſprächen ſie ſo wenig als möglich. Sie muthmaßte, daß etwas unter uns vorgefallen, und ſagte, ſie würde Sie genau beobachten.

Das wäre mir eben recht, antwortet er hitzig, wenn die Schwiegermama ſich mi der Tochter wider mich vereinigte. Auf den Fall würde ich ihr mein Haus verbieten.

Ich hatte nichts als Weiberwaffen, Thränen, wider ihn. Beleidigen Sie die würdige Frau nicht, ſagte ich, der Himmel mögte es ſchrecklicher ſtrafen, als was Sie an mir begehen. Ich ſtand auf, und wollte in mein Zimmer gehen.

Haben Sie ſich entſchloſſen, rief er mir zu: Wird das Schreiben unterbleiben?

„Nein, Herr Hoſten, mein Entſchluß iſt feſt und unumſtößlich. Nichts kann ihn ändern, und der Himmel ihn nicht misbilligen. —

Wohl, ſagte er, und warf den Tiſch, an den wir gegeſſen hatten, mit allem was darauf ſtand, um, daß mir vor Schrecken das Licht aus der Hand fiel — wohl, ich werde meine Maasregeln nehmen.

Ich ſteckte zitternd mein Licht wieder an einem Wandleuchter an, und gieng zu Bett wo ich die ganze Nacht geweint habe. Sagen Sie von allen dem Ferdinand nichts, ſondern geben ihm nur meinen Brief. Ich bin Ihre

unglückliche

Henriette.

* * *

Ich muß dieſen Brief wieder öfnen, und anders kuvertiren. Mein Mann hat auf der Poſt befohlen keine Briefe von meiner Hand und Siegel anzunehmen. Wenn das nur nicht vor meinen Vater kömmt, der dieſe öffentliche Beſchimpfung nicht ungeahndet laſſen wird.

Liſette nahm den Brief und ſagte, ich ſollte ſie vor alles ſorgen laſſen. Ich habe aber den Brief an Ferdinand einſtweilen herausgenommen, bis ich ſehe, wie es mit dem Ihrigen geht.

Ein und vierzigſter Brief.

Herr von Fett an Lottgen.

Liebes, theures Weib!

Wenn das Geſtändnis, daß mein Entſchluß, Dich völlig zufrieden geſtellt zu haben, mich noch nicht gereuet, etwas zu Deiner größern Zufriedenheit beyzutragen im Stande iſt, ſo haſt Du es hier in der ganzen Fülle meines Herzens.

Ich bin bey meiner Mutter, habe alles ins gehörige Gleis gebracht, alle vorige Streitigkeiren aufgehoben, und mir von ihr tauſend Piſtolen geben laſſen, die ich Dir hier, als eine kleine Verſicherung meines Andenkens ſchicke. Meine Mutter glaubt freylich, ſie ſind dazu angewandt, Dich von mir loszukaufen, aber doch hat ſie noch nicht ein Wort mit mir darüber geſprochen.

Die ofne Heiterkeit mit welcher ich zu ihr kam, hat ſie, glaub ich, im erſten Augenblicke überzeugt, daß ich nicht mehr an alles Vorige dächte. Sie ſchmeichelt mir ſehr, und ich werde mich in kurzer Zeit hier ſo veſtſetzen, daß ich hernach Herr ſeyn werde, zu thun und zu laſſen was ich will. Ich hoffe nemlich, es dahin zu bringen, daß ſie nach und nach von ſich ſelbſt die Superioritäten, die mein Vater im Teſtament ihr über mich zugelaſſen, abtritt, und der fernern Herrſchaft über mich entſagt.

Vielleicht kann ichs alsdenn, liebes Lottgen, dahin bringen, daß wir zuſammen leben, ohne von ihr geſtört zu werden, ob ich gleich voraus ſehe, daß in Anſehung der Heyrath keine Bekanntmachung erfolgen kann und darf, bis ſie todt iſt.

Die Urſachen, warum ich das glaube ſind, weil ſie mich täglich mit Gegenſtänden bekannt macht, die ſie dazu beſtimmt hat, mich zu feſſeln, ſein. Der Himmel weis es, wo der Schwall von Fräuleins herkömmt, der täglich beſucht. Immer neue, immer eine ſchöner als die andere, nota bene, angeputzt. Denn reelles trift man entweder wenig, oder es iſt ſo in Flor, Schminke und Puder verhüllt, daß man kein gehöriges Urtheil davon fällen kann. Indeſſen divertirt mich das Ding zum Entzücken. Meine kleine Einbildungkraft kömmt nun dazu, die mirs ſo ſüß vormahlt, daß das alles meinetwegen geſchieht, und ich mache mir manchmal mit der Einen oder Andern einen Spas. Auf den Abend aber, wenn meine Mutter denkt, wunder, was ich für Feuer gefangen, ſo ſag ich ihr ganz trocken, ſie hätte mir noch nicht eine gebracht, die nur zum dritten Theil Deine Vorzüge hätte.

Darauf krieg ich nie Antwort, denn ſie muß ſichs zum Geſetz gemacht haben, nie von Lottgen zu ſprechen. Sie fürchtet vielleicht, ich preiſe Dich ihr zu ſehr an.

Haſt Du denn nicht irgend eine Möglichkeit, Dir einen Stammbaum anzuzaubern, daß Du als Fräulein erſcheinen könnteſt. Dann wäre der Spas auf einmal gehoben, und ſi müſten Dich für meine Frau erkennen. Man hat ja doch der Beyſpiele genug, daß ein alter, nie exiſtirter Adel zum Behuf einer Sache, beſonders zu Heyrathen aus dem Kericht hervorgeſucht worden, und trefliche Dienſte gethan hat. Zieh einmal darüber einen geſchickten Flauſenmacher zu rathe. Vielleicht helfen auch ein Dutzend Piſtolen. Oder wie, wenn Du Dich adeln ließeſt?

Wir gehen nun in etlichen Wochen in die Stadt. Ich kann Dir verſichern, liebes Weib, mir eckelts wenn ich daran denke. Den Hofton und die Hofart bin ich ganz entwöhnt, und ſchmeicheln und kriechen kann ich nicht. Und Liebe habe ich auch nicht hier, alſo wird mir die Zeit entſetzlich lang werden, da wirſt Du mich wohl mit Deinen Briefen unterhalten müſſen, ſonſt gehts mir ſchlimm.

Indeſſen bin ich nur froh, daß alles ſo weit gut iſt, und warte nun ſehnlich auf Nachricht von Deiner Zufriedenheit, die Du gewis nicht verſagen wirſt Deinem

zärtlichen

Friz.

Zwey und vierzigſter Brief.

Ferdinand Wähler an den Advokat Stockberg.

Ich muß Ihnen ſchon wieder ſchreiben, Stockberg, ob ich gleich drey Briefe angefangen und wieder zerriſſen habe, weil ich mirs zur Sünde machte, Sie mit unangenehmen Briefen zu beläſtigen. Aber dieſen ſollen Sie doch erhalten, denn er enthält wenigſtens von einigen Seiten, leidlichere Nachrichten.

Im ganzen, lieber Freund, werde ich entſetzlich hypochonder. Die Lage, worin ich mich befinde, wider meinen Willen ſo oft den Hausfrieden ſtören zu müſſen, macht die überleateſte Weisheit unweiſe, und wenn ich meine Lehren vom Katheder gegen meine Handlungen halte, ſo mache ich mirs zur Pflicht, meine Stelle niederzulegen, wozu ich auch faſt ſchon entſchloſſen bin.

Ich glaube es iſt beſſer für mich, die übrige Zeit meines qualvollen Lebens in der Einſamkeit zuzubringen. Ich will ſehen, daß ich mir einen kleinen Landſitz kaufen kann, und hat meine

Frau keine Freude am Landleben, ſo mag ſie in der Stadt bleiben.

Der Advokat Wurm, der Louiſen geheyrathet hat, hat mir andre 15000. Rthlr. übermacht, die ich ſeiner Gründe wegen auch annehmen müſſen. Er ſagte, ſeine Frau wolle und könne nicht ehr ruhig ſeyn, bis ſie das Geld aus dem ihrigen heraus wiſſe. Sie habe die Grille gefaßt, es würde Unſegen mit auf das ihrige bringen. Zehntauſend hat ein gewiſſer Weiſtadt bekommen, um von ihr abzuziehen. Das muß ein niederträchtiger Menſch ſeyn, der fürs Geld ein Mädgen abtreten kann, beſonders da ſie ihm nie Rechte auf ſich gegeben, ſondern nur der Vater.

Doch vielleicht urtheile ich auch hier zu menſchenfeindlich, und hat ers gebraucht, der arme Teufel.

Ich kann jetzt meinen Plan ausführen und meiner Frau dennoch noch genug zu ihrem Unterhalte in der Stadt laſſen.

Eine angenehme Freude wars mir in dem hier ſehr prächtig lebenden Rittmeiſter Strundel, einen Verwandten zu finden, der mir auch jetzt in meinen häuslichen Angelegenheiten ſehr zu ſtatten kömmt. Er machte ſich mir bekannt, bat um meine Freundſchaft, und daß er mich, während ſeines Aufenthalts hier oft beſuchen dürfte, weil er ſonſt keine Bekanntſchaft habe. Ich ſagte es ihm, ich würde wenig zu ſeiner Unterhaltung beytragen können, wenn er aber die Bekanntſchaft meiner Frau machen wolle, die ohnedem wegen Mangel an einem Begleiter nicht viel auskäme, ſo ſollte mirs lieb ſeyn.

Das gieng. Ich habe das Vergnügen zu ſehen, daß die beyden ſich gut vertragen, und da beyde bieder denken, wie die ganze Stadt ihnen das Zeugnis giebt, ſo beruhigt michs wenigſtens, daß meine Frau kein ſo ganz trübes Leben zu führen braucht. Denn ich bin immer mehr und mehr ihr zuwider. Jedesmal, wenn ich ſie ſehe, erinnere ich mich aller der Seligkeit, die ich haben könnte, und verwünſche denn nicht allein meine Ehe, ſondern die ganze Einrichtung dieſer Welt, und all ihre Konventionen, die mich um die trefliche Henriette brachten.

Aber mit ihr iſts mir doch auch durch Louiſens Vermittelung gelungen, ſie ruhiger zu machen. Sie weis es, daß ich nicht an ſie ſchreiben darf, und ſie hat mir wieder geſchrieben —

e einen ſo herzlichen Brief! Traurig iſt er. Ich leſe ihn alle Tage, um mich nur mit ihr zu beſchäftigen. Ich habe all ihre Briefe beantwortet, und habe die Antworten zuſammengelegt, denn wer weis, kömmt noch ein Zeitpunkt, wo ich ſie ihr geben kann.

Ich fürchte dieſer Haſten iſt ein Teufel gegen ſie, und das kann mir nicht verborgen bleiben. Und iſt ers, ſo breche ich mein Wort, ſo hab ich das Recht es zu brechen.

Ein Freund von ihm war bey mir, ein vernünftiger biedrer Mann, nicht von ſeinem Schlage, viel zu gut, ſein Freund zu ſeyn. Er wollte mir Vorſtellungen machen, und er ſprach vernünftig. Aber man hatte ihm die Sache freylich anders erzählt, als ſie war, und ſo mußte er wohl glauben, ich hätte unrecht. Er ſprach warm für die Sache ſeines Freundes. Das gefiel mir und darum lies ich mich mit ihm ein. Aber ich überzeugte ihn bald ſeines Unrechts, und nun war er warm für mich, und ich ſehe daraus, daß es doch noch edel und billigdenkende Menſchen in der Welt giebt.

Mein hypochondriſcher Zuſtand iſt auch ſchon allerwärts bekannt. Meine Zuhörer bedauren mich, wenn ich oft mitten in der Stunde ſie verlaſſe, und ſie bitte, meinen Launen mich zu überlaſſen.

Das kömmt nicht ſelten, und wenn ich einmal etwa auf einen Text komme, wo von Ehen nur etwas Erwähnung geſchieht, ſo mögte ich meinen Panegyrik darüber ſelbſt nicht gern gedruckt ſehen. Ja, ich habs mir ſogar angewöhnt, auf die Liebe zu ſchimpfen, ob ich gleich mit ihr das ſüſſeſte meines Lebens geſchmeckt. Ich thue das, um die Jünglinge zu warnen, daß ſie ſich nicht wie ich, einer Leidenſchaft überlaſſen, die ſich das Schickſal ſo ganz zum Spielwerke erſehen, und mit welcher es den klügſten Mann, der ſich über alles erhaben glaubt, zum Narren macht. Und das ſoll die beſte Welt ſeyn? —

Doch ſtille, Herr Philoſoph! Er wird bitter, und faſt dächt ich, ſollt er nur über ſich ſelbſt ſchelten. Ich will ein wenig ſpatzieren, vielleicht hilfts, denn die böſe Laune kömmt.

* * *

Nichts hats geholfen, als daß ich mislauniger zurückkomme, als ich gieng. Ich hab ein ſtilles Plätzgen, da geh ich oft hin, gieng auch

im

o einen ſo herzlichen Brief! Traurig iſt er. Ich leſe ihn alle Tage, um mich nur mit ihr zu beſchäftigen. Ich habe all ihre Briefe beantwortet, und habe die Antworten zuſammengelegt, denn wer weis, kömmt noch ein Zeitpunkt, wo ich ſie ihr geben kann.

Ich fürchte dieſer Haſen iſt ein Teufel gegen ſie, und das kann mir nicht verborgen bleiben. Und iſt ers, ſo breche ich mein Wort, ſo hab ich das Recht es zu brechen.

Ein Freund von ihm war bey mir, ein vernünftiger biedrer Mann, nicht von ſeinem Schlage, viel zu gut, ſein Freund zu ſeyn. Er wollte mir Vorſtellungen machen, und er ſprach vernünftig. Aber man hatte ihm die Sache freylich anders erzählt, als ſie war, und ſo mußte er wohl glauben, ich hätte unrecht. Er ſprach warm für die Sache ſeines Freundes. Das gefiel mir und darum lies ich mich mit ihm ein. Aber ich überzeugte ihn bald ſeines Unrechts, und nun war er warm für mich, und ich ſehe daraus, daß es doch noch edel und billigdenkende Menſchen in der Welt giebt.

Mein hypochondriſcher Zuſtand iſt auch ſchon allerwärts bekannt. Meine Zuhörer bedauren mich, wenn ich oft mitten in der Stunde ſie verlaſſe, und ſie bitte, meinen Launen mich zu überlaſſen.

Das kömmt nicht ſelten, und wenn ich einmal etwa auf einen Text komme, wo von Ehen nur etwas Erwähnung geſchieht, ſo mögte ich meinen Panegyrik darüber ſelbſt nicht gern gedruckt ſehen. Ja, ich habs mir ſogar angewöhnt, auf die Liebe zu ſchimpfen, ob ich gleich mit ihr das ſüſſeſte meines Lebens geſchmeckt. Ich thue das, um die Jünglinge zu warnen, daß ſie ſich nicht wie ich, einer Leidenſchaft überlaſſen, die ſich das Schickſal ſo ganz zum Spielwerke erſehen, und mit welcher es den klügſten Mann, der ſich über alles erhaben glaubt, zum Narren macht. Und das ſoll die beſte Welt ſeyn? —

Doch ſtille, Herr Philoſoph! Er wird bitter, und faſt dächt ich, ſollt er nur über ſich ſelbſt ſchelten. Ich will ein wenig ſpatzieren, vielleicht hilfts, denn die böſe Laune kömmt.

* * *

Nichts hats geholfen, als daß ich mislauniger zurückkomme, als ich gieng. Ich hab ein ſtilles Plätzgen, da geh ich oft hin, gieng auch im Anfange nach meiner Heyrath oft dahin, und ſprach da meiner Frau vieles vor, was ich ihr nicht hätte ſagen ſollen.

Ich gehe immer in Gedanken vertieft, und wie ich durch die Allee gehe, ſtößt mir auf einer Bank ſitzend meine Frau auf. Ich ſtutzte etwas, und gieng auf ſie zu. Ich ſahe, daß Thränen in ihren Augen ſtanden, und Thränen ſind für mich magnetiſche Kraft. Ich ſetzte mich zu ihr, und ſahe nun den Rittmeiſter auf einer andern Bank in einem Buche leſen. Ich rief ihn und frug ihn, ob es ihm möglich wäre, während dieſe trauerte zu leſen?

Sie will es ſo, ſagte er. Wenn wir hierher gehen, ſind wir nie vergnügt. Und warum nicht? Marie! frug ich mit ſichtbarer Wallung.

Jetzt floſſen ihre Thränen. Wie könnte ich hier fröhlich ſeyn, ſagte ſie, wo Sie mir ſo oft Ihre traurige Geſchichte erzehlt, wo ich mich jedesmal erinnere, daß ich einen Mann habe, der durch mich nicht glücklich werden kann. All Ihr Geld und Gut hält mich für den Verluſt nicht ſchadlos, den ich litt, ſo wie Sie alle meine Empfindung für Sie nicht für den Ihrigen.

Das iſt wahrhaftig zum Raſendwerden. Ich konnte nichts antworten. Vergeben ſie mir, Marie, ſagte ich äußerſt bewegt, dann wandte ich mich zum Rittmeiſter, und bat ihn, ſie an einen lebhaftern Ort zu führen.

Ich bin gleich wieder hierher gegangen, um meine Trauer aller Welt, nur mir nicht, zu verbergen. Und Ihnen nicht, lieber Stockberg, der Sie ſo edel freundſchaftlich für mich denken.

Haben Sie ferner Mitleiden mit Ihrem traurigen

Ferdinand.

Drey und vierzigſter Brief.

Henriette an Ferdinand Wähler.

Nicht wahr, mein Lieber, Du wünſchteſt, mir ſchreiben zu dürfen? — Ha! dieſes Wort, dieſer Gedanke, iſt in den Stunden ſo tröſtlich für Deine Henriette, wo ſie ganz allein an Dich denkt.

Könnte ſie nur immer allein an Dich denken, ſo würde ſie das traurige Leben noch lieber leben, welches ſie wirklich lebt. —

Aber mehr doch, mehr kann ich an Dich denken, als ehedem. Jetzt verläßt er mich öfter, er, der jeden meiner Gedanken belauſcht, und Dich ſchilt, und mich auch, wenn ers auf meiner Stirn ſo deutlich ließt, daß vom Herzen aus, Ferdinand darauf ſteht. Aber er kann nun machen, was er will, ich ſags ihm ſo oft er will, daß es nicht anders iſt, und daß ich nicht verbergen kann, was in mir iſt. Daß ich aber oft trübe bin, kannſt Du Dir denken, und weil ich nicht immer allein ſeyn kann, ſo werde ich denn oft gefragt: warum ichs bin? Da ſchwebts denn auf meiner Zunge zu ſagen, ich bins um Ferdinands willen. Aber ich halte zurück. Ich muß aber geſtehen, daß ich nicht vor mich haſten kann, denn es iſt eine innere Stimme die mir ſagt, du mußts doch einmal vor aller Welt ſagen. Was thuts, wenn ſie Dich auch für verrückt halten. Bringſt du doch Ferdinand ein Opfer, was ihm gebührt.

* * *

Wart einmal. Ich wollte Dir gern etwas erzählen — aber es iſt nicht zum Erzählen. Doch, doch, ich habe geweint, recht viel geweint.

Ja, lieber Ferdinand, unter den vier großen Ulmen, da hab ich geweint. Ich wollte Dirs erſt nicht erzählen, um Dich nicht traurig zu machen. Aber nun will ich Dirs erzählen, denn es iſt mir, als wenn Dirs doch lieb ſeyn würde, es zu hören.

Es war geſtern ein ganz ſchöner Tag, ſo heiter und unbefangen, wie wir einſt waren. Der Himmel ſo rein wie unſre Seelen. Mutter und Vater waren mit Haſlen aufs Gut gefahren, und ich nicht mit, weil ich gern die Gelegenheiten vermeide, in ihrer Gegenwart mit ihm zuſammen zu ſeyn, damit ſie nicht merken ſollen, daß ich ihn immer weniger leiden kann.

Ich thue Dir das Geſtändnis wahr gutherzig, lieber Ferdinand. Nimmt mirs der Himmel böſe, daß ich ihn nicht liebe, ſo kömmts auf Deine Rechnung, denn Du liegſt mir zu tief im Herzen.

Ich hatte mirs gleich vorgenommen, auf den Kirchhof hinauszugehen. Und weißt Du, was ich alles that? Ich nahm den weißen Leviten, den Du mir einmal Weynachten ſchenkteſt. Den zog ich an. Und nahm Deinen Fächer, und das kleine goldne Kreuz that ich um. O ich hebe das alles ſo ſorgfältig auf. Und Haſten kriegts gar nicht zu ſehen. Der muß ſo etwas von Dir nicht ſehen, das verdient er nicht. Ich hatte Liſetten vorausgeſchickt und den Kirchhof aufſchließen laſſen, und nun gieng ich, geſchwind, geſchwind, durch alle Gaſſen, daß mich niemand aufhalten ſollte, und auch, daß mich niemand ſehen und meinem Manne es wiederſagen ſollte.

Wie ich an den Kirchhof war, huſch, war ich drin, und Liſetten lies ich draußen, daß ſie achtung geben ſollte, daß niemand herein käme. Und da lief ich unter die Ulmen, und ſetzte mich auf den Hügel, und weinte lange. Und wie meine Augen trocken wurden, ſtand ich auf. Da wars in meiner Seele heiter, als wenn ich allen Kummer weggeweint. Und ſo lebhaft ſtand Dein Bild vor mir, daß ich mir einbildete, ich gienge mit Dir umher, und wir ſprächen davon, wie wir uns einſt lieben wollten, und wie die Zeit nur ſo kurz wäre, die Haſten uns von einander getrennt, und es war mir, als wenn wir hier öfters zuſammenkommen könnten, und könnten uns mit einander beſprechen. Und das war ſo lebendig vor mir, daß ich vor Freuden ſchrie, und wollte Dich umarmen.

Da verſchwand die Erſcheinung aus meiner Seele, denn Du warſt nicht da, und ich trauerte, und rief meinen Thränen wieder zu kommen und ſie kamen.

Ich erinnerte mich da einer ſchwermüthigen Unterredung, die wir einmal gehabt hatten, bey welcher mir es ahndete, wie es gehen würde. Weiſt Dus wohl noch, Ferdinand, wie ich ſagte, der Tag werde ſo trübe, und ich dächte unſre Liebe werde auch ſo werden, und es wär eine Vorbedeutung, daß ich immer ſo die traurigen Plätze ſuche. Und Du wollteſt mirs ausreden, daß es nichts wäre, und wollteſt auch nicht wieder hingehen, giengſt auch lange nicht, bis ich Dich recht ſehr bat.

Siehſt Du wohl, mein Lieber, daß ich recht hatte, und daß meine Bedeutung nicht eitel war. Und wie ich ſo wieder recht weinte, da ſtand jemand vor mir, und ich erſchack, und kannte ihn erſt nicht, wie ich ihn aber recht anſahe, wars Dein ehemaliger Liebling, Vetter Eduard.

Und

Und ich wollte meine Thränen abwiſchen, aber er ſagte: Weinen Sie immer, liebe Muhme, ich weis doch, warum ſie weinen. Sie weinen um Ferdinand. Und er verdients auch.

Gott! wie herzlich freute ich mich da, daß es doch gäbe jemanden, der an Dich dächte, und mit mir um Dich trauerte. Wie dankte ich dem lieben Vetter.

Wie ich ihn frug, wie er hier hereingekommen, ſagte er, er habe auf dem Wall geſtanden, wo man hierher ſehen könnte. Nun habe er mich zwar der Ulmen wegen nicht recht ſehen können, aber am Kleide habe er mich erkannt, denn das wäre das nemliche Kleid in welchem er mich einmal mit Ferdinand hier geſehen. Er wäre von Wall herabgegangen, um in den Kirchhof zu gehen. Liſette aber habe ihn nicht hereingelaſſen. Da ſey er über die Mauer der andern Seite geſtiegen. Wenn ich etwas an Ferdinand zu beſtellen hätte, wolle er mirs beſorgen.

Ich dankte wieder dem guten Vetter, daß ers ſo herzlich mit mir meinte, und ich dankte Gott, der mir nun in ihm ſchon die zweite gute Seele ſchafte, mich mit Dir zu unterhalten.

Ich ſprach mit dem freundlichen Vetter noch viel von Dir, und er ſchien ſich zu freuen, daß ich Dich nicht vergeſſen hätte. Er ſprach recht viel Gutes von Dir, und ſagte, er hätt es meinem Vater und meiner Mutter oft geſagt, ich wäre mit Dir glücklicher geweſen. Ich erſchrack, ſagte ihm, er ſolte das nicht wieder thun, und lies mirs von ihm verſprechen, daß er alles Gutes von Haſten inskünftige reden wollte. War das nicht gut von mir, Ferdinand?

Der Vetter mußte mich nach Hauſe führen, und es war mir ſo wohl mit jemanden wieder von Dir ſprechen zu können, aber auch ſo weh, Ferdinand, wie der Vetter wieder fortgieng und ich war nun ganz allein, und Du warſt ſo weit, weit von mir.

Ich zog mich geſchwind aus, und weinte wieder, wie ich die Kleider von Dir weglegte, und bald darauf kam mein Mann — und — ach! laß mich einen Vorhang für den Abend ziehen, denn ich hatte noch mehr Urſache zu weinen.

* * *

O daß die Sonne doch alle Tage ſo heiter aufgienge, wie dieſen Morgen. Dies iſt Louiſens Hochzeittag. O daß ihr Leben ihr ſo verfließen

fließen mögte, wie mir der Augenblick, da ich ihr dieſes wünſchte. Guter, guter Gott! du haſt gewis nicht alle Geſchöpfe zu ſolchen Leiden erſchaffen, wie mich und meinen lieben Ferdinand! Laß ſie unter der Zahl derer ſeyn, denen du ſchon hier Seligkeit bereiteſt!

Nicht wahr, Du gönſt es ihr auch, Ferdinand? Ich höre meinen Mann. Geſchwind weg, daß er nicht ſieht, daß Du der Gegenſtand meiner Gedanken biſt.

* * *

Ein ſchrecklicher — ſchrecklicher Traum! Ferdinand! Erwache aus jedem Schlummer, wenn Du ſo träumſt — oder ſchlaf tief — tief — daß der Traum vorbeygehe — Ha! ich wache wieder.

Sieh, Ferdinand, wenn mir ſo etwas im Wachen begegnete, ich würde auch denken, ich träumte, ich würde erwachen, das heißt — ich würde denken — laß die Träume, der Tod giebt tiefen Schlaf — ohne Traum, ohne Traum, Ferdinand.

Ob ich ihn Dir erzählen ſoll? Ja, ich wills thun. Sollſt alles, alles wiſſen. Träume nie ſo, Ferdinand. Es war mir als ob ich erwachte und blutete, ganz voll Blut wäre. Und mit dem Blute hatten ſich Thränen gemiſcht, und beydes zuſammen hatte mein ganzes Kleid gefärbt von oben bis unten.

Und es war mir als ob ich vor dieſem Erwachen, betäubt von einem Schlage entſchlummert, und als ob Haſten mir dieſen Schlag gegeben, und deswegen mir ihn gegeben, weil ich an Dich ſchreiben wollen. War das nicht ein harter Traum, aber auch ein ſüſſer, Ferdinand, denn ich litt es ja um Deinetwillen? —

Mein Kopf — Ferdinand, thut mir weh, ich muß aufhören zu ſchreiben. Solche Träume taugen nicht für mein armes ſchwaches Gehirn. Der Brief ſoll fort. Ich habe Gelegenheit. O Ferdinand, liebe Deine

Henriette.

Der Brief iſt noch nicht fort. Ein böſer Dämon ſchien mir zu gefährlich für ihn, da nahm ich ihn wieder weg, und legte ihn an meinen Buſen, bis die Gefahr vorüber war. Jetzt denk ichs, ſolls ſo ſeyn. Ich habe den Brief vielmal geküßt, wo Du ihn küßteſt, da war gewis ein Kuß von mir. Rein, Ferdinand, alle rein, wie meine Seele.

Vier und vierzigſter Brief.

Advokat Stockberg an Ferdinand Wähler.

Theurer, Beſter!

Ich habe verſchiedene Ihrer Briefe nicht beantworten können, weil mir platterdings die Zeit dazu fehlte, und, ich will Ihnen nur meine Schwäche bekennen, ich würde auch jetzt noch nicht antworten, wenn ich Sie nicht um einige Nachrichten bitten müßte, die Sie mir zu ertheilen im Stande ſind.

Aber glauben Sie nicht, daß das weniger Freundſchaft verräth, als ich immer für Sie hatte. Ich würde Ihnen bey jeder Gelegenheit, wo es nur möglich iſt, zeigen, daß ich Ihnen gern und aufrichtig diene. Aber in der Lage worin ſie ſind, kann Ihnen meine Dienſtfertigkeit nicht helfen, und andern würde ich mich entziehen müſſen. Ich bedaure Sie von Herzen. Ich würde Ihnen von Ihrer übereilten Heyrath abgerathen haben, aber es war zu ſpät. Jeder Brief, den Sie mir ſchreiben, macht mich auf einige Stunden nachdenkend, und nur die beſtändige

ſtändige Gelegenheit die ich habe, Menſchen dienen zu können, kann die traurigen Eindrücke davon verlöſchen.

Sie ſchreiben ſo ſchwermüthig, Freund, daß ich Ihnen ſelbſt rathen will, legen Sie Ihr Amt nicht ganz nieder, denn ganz ohne Arbeit iſt Ihr Geiſt nicht fähig zu ſeyn, aber nehmen Sie auf einige Zeit Urlaub, und ſuchen Sie auf dem Lande Ihre Seelenkräfte wieder zu ſammlen. Laſſen Sie Ihre Frau indeſſen in der Stadt, damit ihr Anblick Sie nicht an unangenehme Augenblicke erinnert.

Die Sache die ich von Ihnen zu wiſſen wünſche, betrift den Rittmeiſter Strundel. Ich kann mich in alles das, was Sie mir da ſagen, nicht finden. Ich wünſchte zu wiſſen, ob es der nemliche wäre, deſſen Streitſache Advokat Wurm führt, und gegen den ich die Gegenparthey bediene.

Wenn er aber der iſt, ſo müſſen beſondre Metamorphoſen mit ihm vorgefallen ſeyn. Einmal iſt der Mann nichts weniger als vermögend, denn ſein ganzer Reichthum beſteht in dieſem großen Prozeß, und er kann nicht einmal die Unkoſten davon beſtreiten, welches der ehrliche Wurm für ihn thut.

Dieſer hat mir ſchon einigemal den Vorwurf gemacht, ich führe eine höchſt ungerechte Sache, und er kann es wohl mit Recht glauben, weil er nicht weis, was mir davon bekannt iſt.

Des Rittmeiſters Gegner haben ein Dokument, nach welchem die Hälfte des ſtreitigen Vermögens das auf die Schweſter fiel, nach deren Tode ohne Erben nicht auf den Bruder, ſondern auf ſie zurückfällt. Dieſes Dokument habe ich noch nicht vorbringen mögen, weil wir gewiſſe Gründe hatten zu glauben, daß der Rittmeiſter bis zum Beweiſe des Todes der Schweſter das Vermögen in die Hände bekommen mögte. Nun iſt er ein bekannter Verſchwender, und alſo würden wir in Gefahr geweſen ſeyn, das Geld zu verlieren.

Wir haben uns alſo bisher mit kleinen Ausflüchten beheifen müſſen, ehe wir mit den großen eintreten können, die denn Wurm uns für Chikanen ausgelegt.

Es geht uns Rechtsgelehrten oft ſo, daß wir es leiden müſſen, daß der Schein wider uns iſt, dagegen aber deckt auch manchen Schurken unter uns der Schein des Rechts während daß er die größten Bosheiten ausübt. Unter welcher Klaſſe der Menſchen aber, ſollte es nicht ſo zugehen.

Wenn dies nun alſo der nemliche Rittmeiſter iſt, deſſen ich erwähnt, ſo kann ich Ihnen, beſter Freund, eine andre Anekdote von ihm nicht verhehlen; die darin beſteht, daß er in Berlin ſehr wild gelebt, und unter andern einem öffentlichen Mädgen, die ſeitdem verſchwunden, ihr Vermögen verzehrt.

Ich habe der Fälle ſelbſt gehabt, daß Leute ſich ſchnell in ihren Geſinnungen verändert, auch ſetzt eine Ausſchweifung von der Art nicht voraus, daß dadurch Biederſinn und Rechtſchaffenheit verlohren geht. Es kann alſo mit dem guten Herzen und ehrlichen Abſichten, die Sie ihm beylegen, ſehr gut ſeine Richtigkeit haben, aber den einen Punkt wegen des Geldes wünſchte ich doch näher unterſucht. Zu Verſchwendungen ſcheuet man gewöhnlich nicht den Altar der Freundſchaft, und vielleicht iſt Ihre Frau willig genug hinzugeben, was ſie hat.

Auch würde ich ſelbſt wider dieſes nichts einzuwenden haben, weil der Rittmeiſter gewis zu einem großen Vermögen kömmt, aber er kann auch große Schulden haben. Und zu Ihren andern

dern Leiden mögte ich das nicht hinzukommen ſehen, daß Sie einmal Mangel fühlen ſollten.

Doch jetzt genug von dieſen Ihren Angelegenheiten, als freundſchaftliche Warnung.

Wenn Sie alſo wirklich ſich überzeugt haben, daß Ihr Rittmeiſter Strundel mein Gegner iſt, ſo fragen Sie ihn doch in meinem Namen, ob er nichts von einer Schweſter ſich entſinnet, die jugendlich durch einen Zufall von ihm und ſeinen Eltern getrennt worden.

Geben Sie mir alsdann ſogleich Nachricht und erwarten Sie die freundſchaftlichſten Gegendienſte von Ihrem

Stockberg.

Fünf und vierzigſter Brief.

Marie Wähler an Lottgen.

Durch die letzte Nachricht Deines Briefes, liebes Lottgen, haſt Du mein Blut in eine Wallung gebracht, die ich noch nicht verwinden kann. Was ſoll aus mir werden, wenn dieſe Geſchichte

Einfluß auf mich haben ſollte. Wie werde ich der Schande entgehen können, die auf mich wartet. Und das eben jetzt, da ich anfange am bürgerlichen geſellſchaftlichen Leben Geſchmack zu finden. Statt den guten Ruf in dem ich ſtehe zu behalten, werde ich vor aller Welt Augen als eine niederträchtige Kreatur bekannt. Und ich mag mir ſelbſt Vorwürfe machen, wie ich will, ſo ſtehts immer noch in meinem Herzen, daß ich das nicht verdient habe. Ich muß dem unedlen Verführer fluchen, der mich aus meiner Eltern Armen lockte, um ſo mehr ihm fluchen, da ich jetzt einſehe, daß es Glückſeligkeit im tugendhaften Leben giebt.

Würde ich je in dieſes Labyrinth gekommen ſeyn, wenn ich nicht von einem Unrecht zum andern übergegangen wäre. Immer lies ich durch meinen Verführer die feſten Begriffe von Tugend ſchwankend machen, die ich hatte. Dies zog meinen Fall, dieſer die Flucht meiner Eltern nach ſich. Gewöhnt an die Stricke der Wolluſt, ſuchte ich den verlohrnen Gegenſtand meiner Liebe in andern wieder. Mein Verderben war rechtmäßiger Lohn. Ja, Lottgen, ich habe unrecht. Ich habe alles verdient.

Und iſt etwa mein jetziger Zuſtand nicht verdient? Habe ich nicht doppelt meinen Mann betrogen? Spielte ich nicht die unſchuldige Heuchlerin, da ich ihn nahm; nicht jetzt die treue Gattin, da ich ihm untreu bin?

Alles kömmt verdient über mich, Lottgen, nichts iſt ungerecht.

Ich habs ſchon ſeit einiger Zeit ſchwer geſpürt, daß der Schmerz eines böſen Gewiſſens mich quält.

Wie ich meinen letzten Brief ſchrieb, wars noch nicht ſo. Ich war froh über den Beſitz meines Karls, und noch freue ich mich darüber. Ich fühls, daß ich ohne ihn nicht ſeyn kann. Aber eben der Gedanke, daß ich mit ihm allein glücklich ſeyn könnte, quält mich ſo entſetzlich. Ich fange an einen Begrif vom Laſter zu kriegen, den ich noch nicht hatte, und da kömmt mir ſchauerlich vor, daß ich nicht anders glücklich ſeyn kann, als indem ich meinen Mann hintergehe.

Ich gerathe ganz in meines Mannes Launen, wenn ich allein bin. Es gehören jetzt ſchon lebhafte Menſchen, oder wenigſtens Aufmunterung von Menſchen dazu, wenn ich ſo munter ſeyn ſoll, wie ich ſonſt auf meinem Zimmer vor mich allein ſeyn konnte. Der Rittmeiſter muß oft das Opfer meiner trüben Stunden werden, und nicht ſelten laſſe ich ihm die Laſt von dem tragen, wozu er eigentlich nichts beygetragen hat. Ich ſuche nicht mehr lebhafte Oeter, ich ſuche einſame. Ich fliehe die Gegenwart meines Mannes, weil ich glaube, er lieſt mir meine Untreue an der Stirn.

Vor einigen Tagen gieng ich mit dem Rittmeiſter ſpazieren. Da begegnete uns Ferdinand. Wir ſahen ihn von weiten kommen. Ich fuhr zuſammen, wie ich ihn ſahe. Gott! was wird er denken, ſagte ich.

Der Rittmeiſter war über mich erſchrocken, er faßte ſich denn aber ſchneller, und antwortete: Sey ruhig, Marie, er weis ja nichts, kann ja nichts wiſſen. Wir wollen ihn anreden, und uns freuen ihn einmal hier zu ſehen.

Nein, nein, ſagte ich ganz ängſtlich, ich verrathe mich. Ich ſehe zu verwirrt aus. Das böſe Gewiſſen trügt nicht. Ich wollte in einen Nebengang gehen. Aber Karl hielt mich davon ab. Wenn er das ſieht denkt er, wir ſind ihm ausgewichen, ſagte er, und das verräth weit mehr.

Es kam eine Bank. Ich ſetzte mich hin. Karl wollte ſich zu mir ſetzen. Karl, ſprach ich leiſe, ums Himmels willen nicht, dort hinüber.

Karl gieng, ſetzte ſich, und zog ein Buch aus der Taſche. Ferdinand kam näher, ganz tiefſinnig aber, daß ich hofte, er würde vorüber gehen. Wie er aber nahe kam, mogte er jemand bemerken, und ſahe auf. Ich dachte ich ſollte in die Erde ſinken. In meinem Leben hab ich die Empfindung nicht gehabt. Es traten mir Thränen in die Augen, aber ich hielt ſie zurück. Er ſetzte ſich zu mir, ſahe mich bedenklich an, dann auf und erblickte den Rittmeiſter. Den rief er und frug ihn ſanft: wie es ihm möglich wäre, zu leſen, während ich traurete?

Der Rittmeiſter ſchob alles auf mich, indem er ſagte: ich wollte es ſo. Ich wäre nie vergnügt, wenn wir hierher giengen. Ferdinand ſtieg Röthe in die Wangen, und er frug raſch: Warum das, Marie?

Ich mußte mir jetzt heraus helfen, und meine Fertigkeit mich in ſolche Ausflüchte ſchicklich zu finden, gab mirs ein, daß ich ihn ſelbſt zum Gegenſtande nehmen könnte. Aber ohne Wehmuth konnt ichs nicht, und die Thränen die ich ſo lange aufgehalten hatte, ſtürzten jetzt auf einmal heraus. Wie könnte ich, ſagt ich, an einem Orte vergnügt ſeyn, wo Sie mir ſo oft Ihre traurige Geſchichte erzählt haben, wo ich gewis überzeugt worden bin, daß ich einen Mann habe, den ich nicht glücklich machen kann, wo ich immer mich erinnere, daß all Ihr Geld mich nicht für meinen, all meine Empfindung Sie nicht für Ihren Verluſt ſchadlos halten kann.

Das letzte und der Händedruck waren mein völliger Ernſt. Er dauerte mich in dieſer Minute unbeſchreiblich. Ich hätte ihm Gott weis was, verſprechen können, wenn ers gefordert hätte.

Er gieng. Was er noch ſagte, hörte ich nicht. Ich war zu betäubt dazu. Auch ſagte mir Karl davon nichts, denn dieſer war eiferſüchtig auf das, was ich meinem Manne geſagt.

Ich bin wohl recht unglücklich, Marie, ſagte er, daß ich nicht im Stande bin, den Mann Dir aus Deinem Herzen zu bringen, der Dich doch nicht liebt, und nie lieben wird. Aber das iſt gewöhnlich der Weiber Art, daß ſie, was ſie haben nicht achten, und was ſie nicht haben können, gern hätten. Ich habe freylich geglaubt, meine Marie wäre eine Ausnahme davon, und meine Liebe zu ihr, würde mir Gegenliebe zuſichern. Aber leider ſehe ich, es iſt nicht ſo. Du traureſt um Ferdinand, weil Du ihn liebſt, und meine Liebe haſt Du, und ſie iſt Dir nichts.

Ich mußte noch ſtärker weinen. Karls Beleidigung zerriß mir das Herz. Ich traure nicht um Ferdinand, ſagt ich, weil ich ihn liebe, ſondern ich traure, daß er mein Mann iſt. Wollte Gott dieſes Band wäre nie geknüpft worden, ſo hätte ich nicht nöthig zu ſeufzen. Wollte es mit Dir knüpfen, und Du ſollteſt ſehen, wie veſt es dann halten ſollte. Aber würdeſt Du eine Gattin, wenn Du ſie auch nicht liebteſt, nicht dennoch ſchelten, wenn ſie Dir untreu wäre, und kannſt Du es mir verdenken, daß ich mein Geſchick verwünſche, das mich dieſes zu ſeyn zwingt.

Karl that alles, mich wieder zu beſänftigen, aber ich blieb unruhig, beſonders da ich merkte, daß er von ſeiner Eiferſucht im Grunde nichts nachgelaſſen, ſondern nur ſo ſprach, um mich zufrieden zu ſtellen. Er hat es ſeitdem weniger gut, nicht, weil ich ihn weniger liebe, ſondern weil mir immer mein Schickſal und die Folgen, die es nun nach meiner Meynung haben muß, am Herzen liegen.

Deinen Vorſchlag zu verhindern, daß man dort nicht mehr von mir ſpricht, habe ich in Ueberlegung genommen, und will ihn wo möglich ausführen.

* * *

Da dieſer Brief zwey Tage liegen geblieben weil ich ihn in der äußerſten Unruhe in welcher ich war, nicht fortſchicken wollte, ſo kann ich noch etwas hinzufügen. Dieſe zwey Tage war Karl nicht zu mir gekommen. Mein Mann erhielt vorgeſtern früh einen Brief, bey deſſen Leſen er mich ſehr bedenklich anſahe, und das Zimmer verlies. Er ſchickte zu Karln, der auch gleich erſchien, eine halbe Stunde mit ihm ſprach und wieder gieng. Er kam den Nachmittag wieder. Geſtern nachmittag desgleichen, betrat aber in beyden Tagen mein Zimmer nicht. Ich ſtand viel Angſt aus, zu ihm ſchicken wollt ich nicht, weil es noch nie geſchehen, um mich nicht verdächtig zu machen, und den Augen meines Mannes mußt ich mich doch auch heiter darſtellen.

Endlich heute kam er. Er ſagte, er habe einen wichtigen Auftrag von meinem Manne erhalten, der ihm dieſe Tage ſo warm gemacht, daß er ſie ohne Zerſtreuung zubringen müſſen, und das ſey die Urſache, warum er mich nicht geſehen. Ich wollte es zwar nicht glauben, aber ich mußte wohl. Er ſetzte hinzu, er müßte in eben dieſen Geſchäften eine Reiſe thun. Ich nahm dieſe Gelegenheit ihm zu entdecken, was Du mir wegen Marianen geſchrieben, und bat ihn zugleich mit an den Ort ihres Aufenthalts zu reiſen, ſich zu erkundigen, ob weiter nach ihr gefragt worden, und zu verhindern, daß man von mir etwas erwähne.

Er hats mir verſprochen. Ich würde ihm ſein Vorgeben wegen meines Mannes noch nicht geglaubt haben, wenn ich nicht, da ich meinen Mann wieder ſahe, eine Heiterkeit an ihm bemerkt hätte, die er in den zwey Tagen nicht gehabt hatte.

Er kündigte mir zugleich an, er würde auf einige Monate aufs Land reiſen, um ſich von der bisherigen Anſtrengung ſeiner Kräfte zu erholen. Ich bot mich an, ihn zu begleiten, er ſchlug es aber aus, und ich drang nicht weiter in ihn.

Dein Liebhaber und jetziger Gemahl iſt glücklicherweiſe fort, von dieſem alſo hätte ich nichts mehr zu fürchten. Du haſt Deine Sachen ſehr brav gemacht, ich wünſche nur daß die Heyrath von beſſern Erfolge ſeyn möge, als die meinige. Wenn es zwar am Temperament liegt, ſo wirſt Du Dich ſchon finden, denn ſo weich wie ich, biſt Du nicht.

Deine

Marie.

Sechs und vierzigſter Brief.

Advokat Wurm an den Rittmeiſter Strundel.

Der Menſch, mein lieber Freund, iſt das elendeſte Geſchöpf auf Gottes Erdboden, und das iſt er deswegen, weil er Verſtand hat. Zwar iſt er unmittelbar ſelbſt die Urſache dieſes ſeines Elends, weil es unläugbar in ſeiner Gewalt ſteht, ſich dieſes Verſtandes mehr zu ſeinem Beſten zu bedienen, als er es thut. Aber daß er immer die Neigung hat, dieſen Verſtand ſchlimmer anzuwenden, daß er immer das Schlechte für ſich beſſer hält, als das Gute, das iſt doch auch ein trauriger Vorzug. Was hilſt aber das Murren.

Der gröſste Eſel in Europa hätte nicht ärger angeführt werden können, als ichs bin. Laſs doch ſehen, lieber Rittmeiſter. Ich glaube, ich habe noch Kopiam meines letzten Briefs an Dich liegen.

* * *

Richtig, richtig. Ich habe all meine vorige Briefe durchgeleſen, und ich finde, daſs ich viel viel Hofnung hatte, daſs ich von meinem hypochondern Zuſtande geheilt werden würde, wenn meine Louiſe erſt mein wäre. Gefehlt, Rittmeiſter, weit vom Ziele geſchoſſen. Ich bin mehr als jemals hypochonder.

Ich hab mir freylich ſo ein Ideal vom Eheſtande gebildet, das ganz treflich ſchön glänzte, und worin Louiſe nach meiner Meynung die einzige Perſon war, die ihre Rolle ſpielen konnte. Und der Meynung bin ich auch noch. Aber der Querſtrich iſt mir dazwiſchen gekommen, auf den ich freylich nicht rechnete, daſs ſie ſchon verliebt war. Ich kann Dir ſagen, es iſt nichts emmiganter, als wenn ein Weib, die man liebt, ſeufzt und traurig iſt, wenn man ſie gern fröhlich ſehen mögte, und beſonders, wenn es einen Liebhaber betriſt.

Sie wechſelt auch Briefe mit ihm. Der vernünftige Mann muß ſich nun wohl darüber wegſetzen, beſonders wenn er keine Anſprüche auf ihr Herz zu machen hat.

Aber die wollt ich doch haben. Dachte doch ſo in meiner Seele, meine zuvorkommende Gefälligkeit ſollte ſie bald auf meine Seite bringen. Auch iſt ſie freundlich und ſchmeichelnd, und wenn ich wüßte, daß michs im ganzen Ernſt gelten ſollte, ſo wär ich ruhig dabey, aber ich weis ja doch, daß es Verſtellung iſt, und der Gedanke, das alles wäre ihr Ernſt, wenn Ferdinand ihr Mann wäre, kann mich zur Raſerey bringen.

So hab ich mich nun in ein Labyrinth von Heucheley geſtürzt, die mir eigentlich unerträglich iſt, und die ich nun doch praktiziren muß. Denn welchem Teufel könnte es einfallen, dem Weibe trübe Tage zu machen. Ich mache ihr unvermerkt manchen dummen Augenblick, denn wenn ſie mich bittet, aus meinen Akten herauszukriechen, und einmal mit ihr einige Stunden zuzubringen, ſo gehe ich zwar, aber ich ſitze halbe Stunden ohne zu ſprechen, bis ſie mich denn wieder aus meinem Tiefſinne weckt.

Da ärgere ich mich über mich ſelbſt, daß ich ſo dumm ſeyn konnte ſie zu betrüben. Wenn wir zum Vater reiſen, oder er bey uns iſt, da muß das Heucheln wieder angehen. Denn ich darf mirs ja nicht merken laſſen, daß ich nicht zufrieden mit ſeiner Tochter bin. Stands mir nicht frey, nein zu ſagen? Und beleidigt ſie mich etwa? Kömmt ſie mir nicht in allem zuvor? Iſts nicht meine Schuld, daß ich mir ſo ein raſendes Ideal einer Ehe entworfen habe?

Daß das ganze Projekt für mein Leben, welches hierin beſtand, übern Haufen geworfen iſt, daß ich jetzt ihm nicht mehr nachgehen, und meine Glückſeligkeit nicht mehr zu befördern ſuchen kann, weil ſie einmal untergraben iſt, das iſt das Traurigſte dabey.

Andere fremde Leute fühlen meinen Mißmuth mehr, als die in meinem eignen Hauſe, und letzthin ſagte mirs ein Bauer, einer meiner Klienten gar unters Geſicht.

Er kam, wie ich eben in tiefen Betrachtungen über mein Schickſal ſaß, und die Möglichkeit auspunktirte, es zu verbeſſern. Der Kerl iſt mir ſonſt ſehr lieb, denn er räſonirt ſeinem Stande nach zu rechnen ſehr vernünftig. Ich habe ihm einigemal aus Dingen geholfen, wo ihm andere das Recht abſprachen, weil die Sache einige Große angieng.

Jetzt hatte er wieder ſo etwas, und kramte aus, wie ich in der beſten Chimäre ſaß, Louiſen mir ganz ergeben zu machen.

Geh er zum Teufel, ſagte ich in der Hitze, und laß er mich mit Frieden.

Ja, dahin wird wohl ſein Weg gehen, Herr Advokat, antwortete er, denn ſeitdem er ein Weib genommen, iſt der bey ihm los. Pfui über die garſtigen Weiber. Bringen doch lauter Unheil in die Wirthſchaften. Ich habe auch ſon Drachen. Sonſt, Herr Advokat, hörte und half er jederman, jetzt kömmt ihm kein Menſch recht. Adieu.

Ich lies ihn natürlich nicht gehen. Ich wollte ihm die üble Meynung benehmen, die er von meiner Frau hatte, und wir waren ſchon wieder nahe ans Schimpfen, als ichs merkte, daß ich unrecht hatte. Ich brach ab, hörte ſeine Sache, und werde ſie ſehr fleißig führen. Er brachte mich mit ſeiner Dreiſtigkeit wenigſtens auf das Nachdenken, was ich meiner Pflicht ſchuldig bin, nicht zu verſäumen.

Dabey fällt mir auch Dein Prozes ein, lieber Rittmeiſter. Advokat Stockberg iſt ſonſt ein ſo braver Kerl. Ich weis nicht, warum er eben an Dir zum Hunsvot werden will. Ich habe ihm aber einen derben Brief deswegen geſchrieben. Es hilft ihnen doch nichts, ſie müſſen alles am Ende hergeben, und machen ſich noch dazu unnöthige Unkoſten.

Das verſichere ich Dir, wer nicht recht veſt in ſeinen Grundſätzen iſt, der muß als Advokat ſchlecht werden, denn weil ſie ſich alle aufs Rechtverdrehen legen, um ihren Partheyen durchzuhelfen, ſo denkt man drauf, wie man ſich ihren Chikanen entgegenſetzen will, und wird unvermerkt verleitet, ihnen ſelbſt dergleichen entgegen zu ſetzen.

* * *

So eben krieg ich den Brief von Dir, mit der Nachricht die Du mir giebſt. Lieber Rittmeiſter, das iſt nicht fein, das kann ich nicht loben, und wenn Du mir auch noch ſo viel zu Deiner Entſchuldigung ſagſt. Beynahe mögt ich Dir Deinen Prozeß zurückgeben, denn für einen

Menſchen, ders mit dem Weibe eines andern hält, mag ich nicht ſtreiten. Laß das immer ſeyn, daß ſie Deine Maitreſſe vorher war. Schlimm genug für den armen Mann, daß er ſo angeführt iſt. Aber jetzt iſt ſie doch ſeine Frau, und Du mußt Dich von ihr zurückziehen, oder Du handelſt wider Deine Pflicht.

Ich wollte, Du hätteſt mir gar nichts davon geſchrieben. Du haſt mich äußerſt verdrüßlich gemacht. Ich habe nicht geglaubt, daß es ſolche weibliche Ungeheuer geben könnte. Das hat bey mir gleich einen Einfluß aufs ganze weibliche Geſchlecht.

Ob ich gleich, das verſichre ich Dich, von meiner Louiſe Tugend ſo überzeugt bin, daß nichts auch nur einen Zweifel rege machen kann, ſo freue ich mich doch, daß ich mit Wählern nicht an einem Orte wohne, denn Leidenſchaft ſiegt nur zu leicht über Tugend.

Sieh, ich muß den Brief zurücklegen, und mir andere Luft ſchöpfen, oder ich werde verwirrt. Es hat eine ſchreckliche Wirkung auf mich gemacht.

* * *

Ich bin wieder ruhiger. Mein Weib hat mich in eine andere Laune gebracht. Ich gieng im Garten, denn ich glaubte Dein Brief wäre vergiftet, ſo ängſtlich wurde mirs. Wie ich zweymal auf und nieder gegangen war, kam Louiſe der Gartenthür herein. Eben in dem Augenblick hätte mir nichts ungelegener kommen können, als der Anblick eines weiblichen Geſchöpfs. Ich vergas mich ſo ſehr, daß ich in einen Seitengang auswich. Aber ſie kam mir auf der andern Seite entgegen, und ich hätte müſſen gerade umkehren, und zum Garten hinausgehen, wenn ich die Unterhaltung mit ihr hätte vermeiden wollen, und das konnte ich doch nicht übers Herz bringen.

Warum fliehſt Du vor mir? ſagte ſie, als ſie mir näher kam. Was that ich Dir, mein Lieber? Glaube mir, es kränkt mich, daß ich nicht ganz Deine Wünſche erfüllen kann. Daß ich es nicht kann, zeigt mir Dein öfterer Unmuth.

Kann man liebevoller ſprechen? Ich muſte davon gerührt werden. Ich wurde es auch. Ich gieng mit ihr im Garten herum. Ich ſagte ihr, es wäre nicht ſie, ſondern eine ganz andre Sache, die mich beſchäftigte, und mir Kummer machte. Sie drang ſehr in mich, es ihr mitzutheilen. Sie ſagte, das Vertrauen unter uns würde gewinnen, wenn wir keine Geheimniſſe für einander hätten.

Im Anfang war ich zweifelhaft, ob ich es ihr mittheilen ſollte. Zuletzt überwogen ihre Bitten, und ich kanns nicht leugnen, noch ein andrer Bewegungsgrund, nemlich der, zu ſehen, wie ſie ſich bey dieſer Nachricht von Wählern benähme.

Ich traure über das Schickſal Ihres ehemaligen Lieblings, ſagte ich, und ich erzählte ihr, jedoch ſo glimpflich als möglich die Geſchichte, doch den Punkt noch nicht, daß Du Dich mit Wählers Frau wieder eingelaſſen.

Sie gerieth in ein tiefes Nachdenken, und ſagte hernach: Das iſt eine ſehr harte Strafe, für einen Augenblick Uebereilung. Der Rittmeiſter hat Dir das geſchrieben, fuhr ſie gleich fort, und wo iſt er? Doch nicht dort im nemlichen Orte? Der ganze Sinn deſſen, was ſie fürchtete, lag in ihren Augen.

Deine Furcht iſt gegründet, ſagte ich. Ferdinand iſt von dieſer Seite der unglücklichſte Mann, und liebt er ſie gleich nicht, wie er es denn auch nicht Urſache hat, denn ſie betrog ihn von Anfang, ſo ſollte ſie doch nicht ſo gewiſſenlos an ihm handeln.

Aber Dein Freund, ſagte ſie darauf. Kanſt Du einen Freund haben, der ſo unedel denkt.

Hierüber kamen wir nun in einen weitläuftigen Diskurs. Ich ſuchte und wünſchte zwar Dich zu vertheidigen, da aber dies theils zwiſchen Mann und Frau eine kützliche Unterredung iſt, theils ich nach meinen Grundſätzen dergleichen gar nicht vertheidigen mag, ſo warſt Du bald der geſchlagene Theil.

Blos die Verſicherung, daß ich Dich von andern Seiten als edeldenkend kennete, brachte ſie dahin, daß ſie Dich nicht ganz verachtete. Sie bat mich aber zu gleicher Zeit, da ich einmal Dein Freund wäre, mögte ich Dich von dieſem Abgrund zurückziehen.

Du arbeiteſt ſo ſehr für Gerechtigkeit und Billigkeit, ſagte ſie unter andern, und wollteſt nicht eine der erſten Ungerechtigkeiten verhindern? Soll denn Ferdinand alles Unglück treffen? Verdient er für die Güte gegen ſeine Gattin, die gewis gros iſt, nicht einmal, daß ſie ihm treu bleibt? Sind göttliche und menſchliche Geſetze ſo wenig der Gegenſtand der Gedanken dieſer Frau? Vielleicht könnte ſie eine vernünftige Vorſtellung beſſern. Ich werde ihr ſchreiben. Ich will ſehen, ob ich in ihrem Herzen nicht einen Funken der Rechtſchaffenheit erwecken kann. Du, mein Lieber, ſchreib an den Rittmeiſter. Such ihn nur dort weg zu bringen. Sag ihm, er ſoll zu uns kommen, und ſo lange hier bleiben, bis ſich die Flamme ſeiner ſtrafbaren Leidenſchaft gekühlet.

Ich verſprachs ihr, und ich halte Wort. Ich bitte Dich, verlaß den Ort auf einige Zeit, ſo wirſt Du auch die Frau vergeſſen. Es iſt unmöglich, daß Du nicht wünſchen ſollteſt, dieſe Ungerechtigkeit nach und nach von Dir abzuwälzen.

Bedenke ſelbſt, wenn der Mann hinter die Geſchichte ſeiner Frau kömmt, welches doch ſo leicht geſchehen kann, was er denken muß, wenn ihr voriger Liebhaber ihr ſo nahe iſt. Jenes kann er nicht ändern, und muß ſich ſchon über den Betrug zufrieden geben, dies aber muß Verdacht erwecken, und der muß Rache nach ſich ziehen.

Komm zu uns. Wir werden Dich freundſchaftlich aufnehmen, und Du wirſt ſehen, daß

Du es mit gutmeinenden Seelen zu thun haſt. Meine Louiſe verſpricht Dir, Dir keine Vorwürfe über das Vergangene zu machen, und Dir zu danken, daß Du zur Tugend und ihren Vorzügen zurückkehrſt. Ich bin

Dein

aufrichtiger
Wurm.

Sieben und vierzigſter Brief.

Lottgen an Marien.

Das iſt wahr, Dein Brief iſt ein ganzes Klaggedicht. Ich habe Dirs aber immer angeſehen, daß etwas von Melancholie in Deinem Temperamente lag, und ſolche ſchicken ſich freylich nicht in die Wirbel, die Du durchlaufen haſt. Der Strom des Vergnügens riß Dich nur mit fort, ſonſt wärſt du lange auf die eignen Gedanken gekommen, mit denen Du Dich jetzt herumtreibſt. Die Stille, in der Du lebſt, die öftere Einſamkeit,

keit, das Nachdenken wegen Deiner Lage, das ſind die Urſachen dieſer Veränderung.

Daß ſie nicht gleich anfangs eintrat, daran war die ſchwärmeriſche Idee ſchuld, Du willſt nun tugendhaft werden. Der Gedanke beſchäftigte Dich nicht allein, ſondern weil Du die Vergnügungen faſt bis zum Eckel genoſſen, ſo behagte er Dir, und Du nahmſt die Beſſerung ſo lange für wahr, bis jene Empfindungen wieder zurückkehrten.

Jetzt ſind ſie das, aber weil Du keine hinlängliche Zerſtreuung haſt, weil Du immer noch an jenen eingebildeten Begriffen von Tugend klebſt, die Du doch ſo ſchnell zu übertreten wußteſt, ſobald wahres Gefühl wieder ſeinen Platz einnahm, ſo kannſt Du die Freude nicht ganz genießen. Rechne die Erwartung einer Entdeckung dazu, die nicht wenig beyträgt, Dir alles trübe vorzuſtellen, und Du wirſt finden, daß es eben ſo ſonderbar nicht iſt, daß Du dieſe Launen haſt.

Verzage alſo nicht, liebes Weib. Die trüben Wolken werden vorübergehen, und der helle Himmel der heiterſten Wonne wird Dir wieder lachen.

Es iſt ſehr gut, daß Dein Mann in dieſen kritiſchen Augenblicken Dich auf einige Zeit verläßt, da kannſt Du deſto genauer auf alles Acht haben, was etwa an ihn vorkömmt. Laß kein Billet ungeleſen, keinen Brief unerbrochen, ſo kann es Dir gar nicht fehlſchlagen, daß Du nicht alles erfahren ſolteſt. Vielleicht haſt Du es gar nicht nöthig. Marianen hat die Mutter des Grafen wirklich zu ſich genommen. Man trägt ſich mit einem Briefe, den ſie geſchrieben haben ſoll, und der dieſen Entſchluß der Gräfin bewürket hätte. Wir mögen darin eben nicht im beſten Lichte geſchildert geweſen ſeyn. Ich habe aufgeſtellt, um den Brief zu bekommen. Ich hoffe es, und werde ihn Dir dann zuſchicken.

Die Gräfin hält ſie wirklich wie ihre Tochter, nimmt ſie in alle Geſellſchaften mit. Man will behaupten, ſie wäre ein Fräulein.

J nun! Was läßt ſich nicht alles aus ſo gefundnen Kindern machen. Schreibt mir doch mein Fritz auch, ich möchte mir entweder einen Stammbaum herausklauben, oder wenns nicht anders wäre, mich adeln laſſen, das laß ich aber wohl bleiben. Ich habe meinen Kopf darauf geſetzt, ſo wie ich bin, als

Frau von Fett zu erſcheinen, und allen die Köpfe zu verrücken.

Herr Graf B*. Marianens Amoroſo hat ſich indeſſen müſſen auf Reiſen begeben, und wird wohl ſo lange ausbleiben, bis das Alterthum ihrer Familie erwieſen iſt. Die Frau Mama liebt ihn zu zärtlich, als daß ſie ihm den tugendhaften Gegenſtand ſeiner Liebe verſagen ſollte. Warum iſt nur meines Fritz Frau Mama nicht ſo? Habe mich doch auch in einen Engel des Lichts meiſterlich zu verhüllen gewußt.

Meines Bleibens wird hier in Berlin wohl nicht lange mehr ſeyn. Ich habe mir vorgenommen, den Herrn Fritz zu belauſchen. Ich werde in die Reſidenz des Fürſten reiſen, und werde da als Kavalier unter verdeckten Namen mich den Winter hindurch aufhalten. Wegen der Vermählung des jungen Fürſten werden viel Feyerlichkeiten ſeyn, wozu man einem Fremden den Zutritt nicht verſagt. Ich werde ihn erhalten, und da meines Fritz ganze Aufführung beobachten können.

Ich habe von einem amerikaniſchen Offizier für eine kleine Gefälligkeit, wovon mein Fritz nichts erfährt, Patent und Freyheit erhalten, mich ſeines Namens zu bedienen. Ihn kennt dort niemand, und ich habe alſo gar nichts zu befürchten.

Die Sorgfalt der Mutter, dem jungen Herrn eine Schöne nach der andern vorzuführen, macht wenigſtens in mir den Verdacht rege, daß er wohl ſich mir abſpenſtig machen lieſſe. Aber merk ich davon nur etwas, ſo werde ich gewis auftreten, und Lerm machen. Ich ahnde es immer, Marie, daß mir noch eine groſſe Revolution bevorſteht, und ich gehe ihr mit Vergnügen entgegen, denn ſo eine heroiſche Ausführung iſt eben recht für mein Temperament.

Wenn dieſer Plan nicht in meiner Seele ſchwebte, ſo käme ich zu Dir, Marie, und hülfe Dir Deine Sache endigen. Du gehſt mich eben ſo nahe an, wie ich mir ſelbſt. Wir ſind durch lange Bekanntſchaft und innige Freundſchaft, mehr Schweſtern geworden, als man es in der Blutsfreundſchaft iſt.

Das verſpreche ich Dir: ſollte Deine Sache ſchief gehen, und Dein Mann trennt ſich von Dir, und Du biſt verlaſſen, und ich bin Beſitzerin meines Namens und meiner Gerechtſame, ſo nehme ich Dich zu mir, und alle die in meinem

nem Hauſe aus und eingehen, ſollen Dich trotz Deiner Geſchichte verehren wie mich, und wenn es möglich iſt, ſollſt Du ein glückliches Leben führen. Verlaß Dich auf das Verſprechen

Deines

Lottgen.

Acht und vierzigſter Brief.

Mariane an die Gräfin von B*.

Gnädige Gräfin!

Sie haben zu mir geſandt, haben mich Verſchiedenes fragen laſſen, worüber ich nur im Stande bin, ſchriftliche Antwort Ihnen zu ertheilen. Mündliche dem Ueberbringer zu geben, war, wie Ihnen mein Brief ſagen wird, unmöglich.

Sie wollen wiſſen, wie ich mit Ihrem Sohne bekannt geworden? ob ich Ihren Sohn liebe? ob er mich liebt? und ob das, was er von mir ſagt, wahr iſt? ob ich tugendhaft bin? und ob ich nicht zu der Art Geſchöpfe gehöre, zu denen man mich zu zehlen, kein Bedenken trägt?

Um auf dieſes alles Ihnen ſo antworten zu können, wie es meine Aufrichtigkeit erfordert, muß ich Ihnen meine ganze unglückliche Geſchichte erzählen. Ich bitte Sie, gnädige Gräfin, leſen Sie ſie geduldig, und ohne Erbitterung gegen die Schreiberin, und Sie werden finden, daß dieſe eine Unſchuldige iſt, die den Namen nicht verdient, den man ihr beylegt.

Wollen Sie aber mit partheiiſchen Augen leſen; wollen Sie das, was ungeſchminkte Wahrheit vorbringt, nicht glauben, und mich für eine Lügnerin halten, ſo nehmen Sie lieber dies Blatt nicht weiter in die Hand. Verwerfen Sie mich lieber ungehört, ehe Sie meine Vertheidigung für erdichtet halten, und vergeſſen Sie eine Unglückliche, die Ihren Sohn nicht ſuchte, aber da er ſie ſuchte, ihn liebenswürdig fand, ihn liebte, und ewig von ihm getrennt, ihn dennoch lieben wird.

Aber wie könnte ich dieſes von der Mutter des edelſten Jünglings glauben, der ſo grosmüthig an mir handelte, und eben ſo grosmüthig mir dieſe vortrefliche Mutter beſchrieb.

Der Muttername, gnädige Gräfin, iſt meinem Herzen immer ſo theuer geweſen, ob ich ſie gleich nicht gekannt habe, die mir das Leben gegeben. Aber ſie hatte mich mit Mutterliebe werth, die mich als eine arme verlaſſne Waiſe aufnahm, als eine ſolche mich erzog, als einer ſolchen mir Mutter wurde.

Ja, verehrungswürdige Mutter eines edlen Sohnes, ich hatte nicht das Glück. Eltern zu kennen. Die mich aufgenommen hatten, hielt ich davor, liebte ich ſo. Erſt wie ich erkennen konnte, was es hies, keinen Vater und Mutter haben, erfuhr ichs von ihnen, daß ſie es nicht wären, und ich lies meinen Thränen freyen Lauf, nicht ſowohl, weil ich die verloren hatte, die mir es waren, ſondern weil ich die nicht mehr davor halten durfte, die ich ſo gern, mit ſo kindlicher Ehrfurcht bisher davor geglaubt. Als ſie mir verſicherten, ich ſey ihnen ſo werth wie eine Tochter, ſie wollten mich ferner ſo lieben, gab ich mich zufrieden, und brachte noch einige Jahre bey ihnen in einer ungeſtörten Ruhe zu, Jahre, die ich nie, das fühle ich zu ſehr, wieder erlangen werde, und wenn ſich auch mein Schickſal glücklicher drehen ſollte, als es den Anfang hat.

Ich war dieſen meinen Pflegeeltern einſtens nach einer blutigen Schlacht von einem Soldaten gebracht werden, der Mitleiden mit mir gehabt, da er mich in einem Zelte allein weinend gefunden, und gefürchtet, ich mögte, wenn er mich nicht rettete, ein Opfer der barbariſchen Wuth eines andern werden.

Mein Pflegevater war Paſtor in einem kleinen Dörfgen. Es lag nicht weit vom Schlachtfelde, und er führte mich nach der Zeit oft dahin, und erinnerte mich, daß meine Eltern aller Wahrſcheinlichkeit nach hier das Ende ihres Lebens gefunden, eine Erinnerung, die mir zwar ſchmerzlich war, die er aber für ſehr nothwendig hielt, weil er ſagte, ſie würde mich, wenn ich ſie in Gedanken behielte, auch in Zeiten an meine Sterblichkeit erinnern, wo ich in Gefahr wäre, den Weg der Rechtſchaffenheit zu verlaſſen.

Verzeihen Sie, gnädige Gräfin, wenn ich zu weitläuftig bin, aber ich muß, um mich Ihnen ungekünſtelt und ungeſchminkt darzuſtellen. Dieſe Warnung iſt nicht umſonſt geweſen. Sie hat mich manchmal geſchützt, wenn ich wirklich in Gefahr war, zu wanken.

Der gute Greis ſtarb mit ſeiner würdigen Gattin in einem Tage. Seine Milde und beſonders glaube ich, ſeine Freygebigkeit gegen mich, hatten ihm in der letzten Zeit ſeines Lebens eine kleine Schuldenlaſt gehäuft, die kaum von ſeinem Nachlaß getilgt werden konnte. Ich gab meine Sachen bis auf etwas weniges Wäſche zu ſeinem und ihrem Begräbniſſe her, weinte an ihrer beyder Grabe eine kindliche Thräne, und machte mich, mich auf Gott und meine Rechtſchaffenheit verlaſſend, hierher nach Berlin auf den Weg, weil ich oft hatte ſagen hören, mit dem, was ich gelernt, käme man durch die ganze Welt. Den Weg mußte ich wohl einſchlagen, denn im ganzen Dorfe hätte ich bey niemanden Aufnahme gefunden, weil man meinen Pflegevater, wegen ſeiner Strenge, womit er auf gute Sitten und Handlungen hielt, allgemein haßte.

Ich kam, ohne irgend einen Menſchen zu kennen, hierher, und meine erſte Sorge war, mich zu erkundigen, wo Dienſte offen wären. Ich konnte ſehr viele Handarbeiten, ſprach Franzöſiſch, ſpielte Klavier, und glaubte man würde mich mit offnen Armen aufnehmen, wo man mich brauchte. Ich wurde zu einem ledigen Frauenzimmer gewieſen, die ein Kammermädgen ſuchte. Ich kam hin. Man lies mich ſetzen, frug nach meiner Geſchichte, und wie ich dieſe erzehlt und alles was ich konnte, hergenannt, ſagte man mir, ich wiſſe zu viel für ein Kammermädgen, und man könne mich auf dieſen Fuß nicht brauchen. Ich war im Begrif zu weinen, denn ich hatte nicht gewußt, daß man zu etwas zu viel wiſſen könnte. Man unterbrach aber meinen Mismuth. Das Frauenzimmer ſagte, ſie lebe von ihrem wenigen Vermögen auf einen bürgerlichen Fuß, müſſe ſich aber ſelbſt um durchzukommen etwas mit Handarbeiten verdienen. Wenn ich bey ihr und ihrer Schweſter bleiben, und ihnen helfen wollte, ſollte es mir an nichts fehlen, denn Arbeiten aller Art würden ſtark bey ihnen geſucht.

Ich nahm den Vorſchlag mit vielen Freuden an, und wollte die Hand meiner Beſchützerin küſſen, ſie umarmte mich aber ſehr zutraulich, und nahm mich bey der Hand, um mich, wie ſie ſagte, zu ihrer Schweſter zu führen. Sie ſtellte mich ihr mit den Worten vor, ſie hätte da eine artige Mitarbeiterin bekommen, die ſehr geſchickt wäre, und gewis ihr Glück hier machen würde.

Ich glaubte ihr das aufs Wort. Was wußte ich armes Kind davon, wohin ich gerathen wäre, oder was dieſe Frauenzimmer für ein Handwerk trieben. Ich wurde eben ſo wenig ſtutzig, als den Nachmittag zwey Herrn, deren einer Rittmeiſter, der andere Baron genannt wurde, zu uns kamen. Wo ich geweſen war, wohneten nur Bauern, die konnten auch nur in unſer Haus kommen, hier war es Stadt, wo ich noch nie geweſen. Die Herren führten ſich ſehr ehrbar auf, und der Rittmeiſter der ſehr viel heimlich mit der einen, mit der ich zuerſt geſprochen, und die Marie hies, redete, war ſehr traurig, und Marien ſah ich im Stillen weinen. Man bat mich auf dem Klavier zu ſpielen, ich thats, ſang dazu, und wurde ſo gelobt, daß ich roth darüber wurde.

Den andern Tag hatten mir meine beyden Herrſchaften, denn dafür nahm ich ſie an, beſſere Kleider als die meinigen gegeben, und ich gefiel mir außerordentlich. Den Nachmittag traten die Herren wieder herein, und brachten Ihren Sohn mit ſich.

Ich geſtehe es Ihnen, gnädige Gräfin, der erſte Blick, den ich auf ihn that, machte mich roth, und jagte ein Feuer durch alle meine Adern. Alle ſchienen dies an mir zu bemerken, und das machte mich noch verwirrter, als ich ſchon war. Ich ſollte ſpielen, ich ſpielte ſchlecht und ſang noch ſchlechter. Ihr Sohn unterhielt ſich viel mit mir, und wenigſtens verhinderte die beſondre Empfindung die ich hatte, mich nicht, natürlich gut zu antworten. Mein Pflegevater hatte mich ein wenig Philoſophie vom Menſchen gelehrt.

Wir waren in einem ziemlich ernſthaften Geſpräch, als ich bemerkte, daß wir ganz allein waren. Ich gab meine Verwunderung darüber zu erkennen.

Wollen Sie mir erlauben, ſagte der Graf, daß ich etwas ähnliches über einen andern Punkt wage?

Ich bat ihn zu reden. So wundre ich mich ſehr, ſprach er, daß ich ſie bey ſolchen Grundſätzen wie Sie äußern, in dieſem Hauſe finde.

In dieſem Hauſe — wie verſtehen Sie das? Ich muß arbeiten, weil ich kein Vermögen habe.

„Sie wiſſen alſo nicht wo ſie ſind? Armes Mädgen!“

Nichts, Herr Graf, als daß ich in Berlin bin. Mich überfiel eine Aengſtlichkeit, ohne daß ich doch etwas von dem gemuthmaſſet hätte, was war. Ich bat ihn ſehr, ſich näher zu erklären.

„Das kann ich jetzt nicht, ſagte er, aber einmal werd ichs. Verſprechen Sie mir etwas, Mariane.“

Gern wenn ichs halten kann. „Daß Sie von unſrer Unterredung nichts erwähnen wollen. Dagegen will ich Ihnen morgen mehr, und ſo viel ſagen, daß Sie zufrieden ſeyn ſollen.“

Ich hatte ſchon ſo viel Zutrauen in ihn geſetzt, daß er mich nicht zweymal bitten durfte.

Er gieng. Den Abend weinte Marie viel, und ihre ſogenannte Schweſter Lottgen ſuchte ſie zwar aufzuheitern, aber vergebens. Den Grund konnte ich nicht errathen. Nur einmal, ſagte Lottgen: Wenn Du Dich von Deiner Grille nicht willſt abbringen laſſen, Marie, ſo iſt Dir nicht zu rathen. Die andere aber bat ſie, nichts mehr davon zu erwähnen, und ſo hörte ich nicht eher etwas, als den andern Morgen, da mir Lottgen ſagte, Marie wäre verreiſet, und würde vielleicht gar nicht wieder kommen.

Das that eine ſolche Wirkung auf mich, daß ich weinte, denn Marie hatte mich ſo gütig aufgenommen, und ſie war überhaupt weit ſanfter, als Lottgen. Ich behaupte auch noch bis auf dieſe Stunde, daß ſo ſchlecht auch ihre Lebensart war, ſie doch ein gutes Herz gehabt hat, und vielleicht zu beſſern geweſen wäre. Lottgen lobte mich, daß ich ſo theilnehmend wäre, und ich bat ſie, in der Güte gegen mich fortzufahren, die Marie für mich gehabt hätte.

Närriſches Mädgen, antwortete ſie mir, Du biſt meine Schweſter an Mariens ſtatt, und Du wirſt mich bald nicht mehr bedürfen. Das machte mich zuerſt auf ſie aufmerkſam.

Ihr liebenswürdiger Sohn kam mit den beyden andern Herren wieder. Der Rittmeiſter, der bey der Nachfrage nach Marien erfuhr, daß ſie weg wäre, gieng mit weinenden Augen fort. Der Baron machte ſich mit Lottgen zu ſchaffen, und er ſetzte ſich zu mir. Er ſagte, wenn ich von ihm den Aufſchluß ſeines geſtrigen Räthſels hören wollte, ſo müßte ich ihm ins Kabinet folgen. Ich ſtand unbefangen auf, reichte ihm meine Hand, und gieng mit ihm.

Kind, ſagte er zu mir, machen Sie ſich gefaßt, etwas zu hören, was Ihnen gewis nicht angenehm ſeyn wird, und verſprechen Sie mir, ganz gelaſſen zu bleiben, und ihr Erſchrecken zu mäßigen. Ich verſprachs, aber ich zitterte dabey.

Sie ſind bey Frauenzimmern, fuhr er fort, die ſich öffentlich der Wolluſt gewidmet. Zwar nicht von der gemeinſten Klaſſe, aber doch immer ſo unwiderſprechlich, daß jede, die bey ihnen wohnt, ihnen gleich gehalten wird, und ihren Ruf gänzlich verlohren hat.

In dem Augenblick gieng mir ein Licht über vieles auf. Jetzt wußte ich, was meines Vaters Warnungen bedeuteten, wenn er mir ſagte, ein Mädgen ſey tauſenderley Verführungen ausgeſetzt, und könne ſich nicht genug hüten. Ich hatte aber nicht das Herz es dem Grafen aufs erſte Wort zu glauben, daß Marie und Lottgen Geſchöpfe der Art wären. Ich ſagte ihm meine Zweifel.

Und was hätte ich davon, erwiederte er mir, daß ich Sie hintergienge, Mariane. Wiſſen Sie, man hatte mich für Sie ausgeſucht. Von Ihrer Geſchichte hatte man mir erſt nichts geſagt, ſondern Sie mir als eine Perſon angetragen, die keinen andern Ausweg in der Welt zu leben, hätte, als dieſen. Jeder Andre als ich, liebes Mädgen würde die Unſchuld genutzt haben, in welcher Sie noch ſind, und hätte ſie verführt. Ich bin nie auf dieſen Wegen gegangen, ſo ſehr mans auch ſuchte. Ich gieng ungern mit meinen Gefehrten, da ſie mich mit zu Ihnen nahmen. Aber wie ich Sie ſahe, fühlte ich, daß ich Sie lieben könnte, und ich bedauerte Ihre Beſtimmung. Ich glaubte Sie nicht unſchuldig, und ſuchte Sie von dem Wege zurück zu bringen, den Sie giengen. Ich fand Sie unſchuldig und wollte nicht ihr Verführer ſeyn. Halten Sie ſich, da Sie doch ohne Aufſehen zu machen, noch nicht aus dieſem Hauſe weg können, ruhig und leidend, und wenn es Ihnen möglich iſt, ſo widerſprechen Sie nicht, wenn man Ihnen ein geheimes Verſtändnis mit mir aufbürdet. Es iſt dies der einzige Weg, ihnen ihre Zweifel zu benehmen. Man wird ſie bald ſichtlich überzeugen.

Ein Thränenguß war meine erſte Antwort. Ich glaubte jetzt, denn ich hatte mich nun von des Grafen Redlichkeit überzeugt. Ich warf mich ihm zu Füſſen, und ſagte: Um Gotteswillen, Graf, bringen Sie mich gleich aus dem Hauſe.

Das geht nicht, ſagte er. Sie müſſen jetzt eine Maske annehmen, wenn Sie durchkommen wollen. Die erſte Miene Sie hier wegzubringen, muß in der Art geſchehen, als ob ich Sie unterhalten wollte. Thue ich das nicht, ſo ſetzt Lottgen alle Segel bey, um Sie unglücklich zu machen. Denn ſie kann keine Tugendhafte neben ſich leiden. Und was wollen Sie, ſchwaches Kind, gegen mehrere. Verlaſſen Sie ſich auf mein Ehrenwort, ich ſuche Ihnen eine Wohnung, wo Sie ſicher und unbeſcholten ſeyn können.

Ich mußte mich ihm ganz überlaſſen. Was ſolte ich thun? Jeder meiner Gedanken machte mich für mein Schickſal in dieſem Hauſe zittern. Und er hatte ſich ſchon in mein Herz geſchlichen, Ihr liebenswürdiger Sohn. Ich konnte ihn ſchon nicht mehr anſehen, ohne daß mein Blut ſtärker gewallt hätte.

Ich gieng mit ihm zu den Andern zurück. Die Geſellſchaft war durch den Rittmeiſter wieder vermehrt.

Lottgen frug mich etwas unverſchämt, ob der Graf nicht ein liebenswürdiger Mann wäre? Es kränkte mich bis zu Thränen, daß dieſe Unterredung mich ſchon verdächtig gemacht hätte. Sie ſpaßte in dem erſten Tone über mich fort. Ich konnte es nicht mehr ertragen, ich gieng weinend in meine Kammer, und war nun völlig überzeugt.

Ich hatte die ganze Nacht mit Weinen zugebracht, und ſahe ſehr entſtellt aus. Ihr Sohn kam, und erſchrack. Was fehlt Ihnen, Mariane? ſagte er. Ich habe eine ſchlechte Nacht gehabt, antwortete ich ihm, und wenn ich noch eine unter dieſem Dache zubringen ſoll, ſo glaube ich, ich halte ſie nicht aus. Retten Sie mich, edler Mann, und ich wills Ihnen danken.

Er brachte mir die freudige Nachricht, er habe in einem Hauſe ohne Tadel einige Zimmer gemiethet, und Lottgen ſchon geſagt, daß er mich mitnehmen würde.

Es war mir ein ſchwerer Augenblick, da ich von Lottgen Abſchied nehmen mußte. Ich dankte ihr für den gegönnten Aufenthalt, konnte aber nicht unterlaſſen, hinzuzuſetzen, daß ich ihr geſtriges

ſtriges Betragen gegen mich nicht gut heißen könnte.

Närrchen, ſagte ſie, vor der Geſellſchaft hätten Sie ſich nicht zu verſtellen gebraucht. Ich wünſche Ihnen aufrichtig, daß Sie mit dem Grafen recht glücklich ſeyn mögen.

Ich wurde feuerroth, ich war im Begrif zu antworten, als der Graf mir die Hand veſt drückte. Ich glaubte den Wink zu verſtehen, und ſchwieg. Ich gieng mit ihm, er führte mich an einen Wagen, und brachte mich in meine jetzige Wohnung.

Ich ſtutzte, wie ich hereintrat. Iſt das meine Wohnung? ſagte ich. „Ja.“ So gehen auch Sie nicht rechtſchaffen mit mir um, erwiederte ich weinend. Wovon ſoll ich eine ſo koſtbare Wohnung bezahlen. Ein armes Mädgen die von ihrer Hände Arbeit leben muß, kan das nicht.

„Habe ich denn nicht verſprochen für Sie zu ſorgen? Halten Sie mich irgend einer ſchlechten Abſicht in mir verborgen? Sie ſollen meine Schweſter ſeyn, ſo lange Sie wollen. Ich läugne es nicht, ich liebe Sie unendlich. Aber ich will meine gute That durch keinen Frevel verdunkeln.

dunkeln. Ich bin reich, Mariane. Sie arm. Kann ich beſſer thun, als ich erhalte das Gleichgewicht, was der Himmel unter den Menſchen haben will, und mache die Ungerechtigkeiten des Schickſals gut. Das erſte Wort, Mariane, was Sie von mir außer den Schranken der Ehrerbietung hören, ſoll Ihnen das Recht geben, mich nie wieder vor ſich zu laſſen. O Mariane, lieben Sie mich nicht, wenigſtens um meiner Ehrlichkeit willen ſo viel, daß Sie mir geſtatten wollen, Ihre nothwendigen Bedürfniſſe zu übernehmen."

Ach Gott! gnädige Gräfin, ich war dieſe ſüſſen Worte, dieſe Bitten gar nicht gewohnt. Sie durchſchnitten mein Herz, würden es gethan haben, wenn ich ihn auch nicht geliebt hätte. Er lag zu meinen Füſſen, und war der ſchönſte Jüngling, den ich je geſehen. Er ſagte, er liebte mich — und ich fühlte nur zu ſehr, daß es bey mir der Fall war, eben weil ich die Liebe noch nicht kannte. Ich bat ihn aufzuſtehen, und dieſe beſchämende Stellung gegen ein verlaſſenes, verwaißtes, elternloſes Mädgen nicht wieder anzunehmen. Ich bat ihn ſich zu mir zu ſetzen, und mich anzuhören.

Ich glaub es Ihnen, ſagte ich, daß Sie mich lieben, und Ihr offnes Geſicht und ihr edles Betragen beſtätigt mirs, daß Sie keine unedle Abſichten haben. Ich will Ihnen auch geſtehen, daß ich Sie liebe; daß ein Gefühl in mir iſt, welches ich noch nie empfunden. Aber der Abſtand unter uns beyden iſt zu gros, als daß wir je daran denken dürften, dieſe Liebe zu nähren.

Und in dieſen Verhältniſſen, Herr Graf, darf ich nichts von Ihnen annehmen, denn es würde mich in der Lage um nichts verbeſſern, aus der Sie mich geriſſen. Wenn Sie mich nicht von meiner Hände Arbeit mich ernähren laſſen wollen, ſo ſuche ich ſelbſt einen Ausweg, denn wir ſind nur bis auf einen gewiſſen Punkt ſchwach, dann aber haben wir Herz unſre Ehre und unſre Tugend zu vertheidigen.

Der Graf war etwas beſtürzt. Sie thun mir unrecht, Mariane. Ich will Sie gleich davon überzeugen. Er klingelte. Es erſchien eine ältliche Dame.

Madam Dummer, ſagte er, erklären Sie dieſem Frauenzimmer meine Verhältniſſe und Abſichten, und vertheidigen Sie mich.

Madame Dummer nahm mich freundlich bey der Hand. Glauben Sie nicht, ſagte ſie mit einer Ehrlichkeit, die ihre ganze Seele darſtellte, daß mein Haus ein ähnlicher Ort mit dem iſt, den Sie eben verlaſſen haben. Der Graf hat mir Ihre ganze traurige Lage anvertrauet. Er hat mich gebeten, um der Liebe zur Unſchuld willen, Sie aufzunehmen, und Sie zu retten. Ich habe das in dieſer Rückſicht gethan. Ich hoffe, Sie werden ſich meiner Führung überlaſſen, und nur dieſe eine Unterredung habe ich ihm ohne meine Gegenwart zugeſtanden. Ins Künftige ſieht er Sie nie ohne mein Beyſeyn, und ich hoffe, er wird Wort halten, und Sie anſtändig zu verſorgen ſuchen.

Ich ſetze kein Mistrauen in alles, liebe Madam, was Sie mir da ſagen; Ihre Anerbietungen ſind zu gut, als daß ich ſie ausſchlagen ſollte. Des Herrn Grafen gute Geſinnung nahm ich an, weil ich Rettung bedurfte. Ich danke ihm ſchweſterlich davor. Seinen Unterhalt nehme ich nicht an, weil ich arbeiten kann, arbeiten muß, und mir dieſes abgewöhnen würde, wenn ich eine Zeitlang müßig wäre. Wollen Sie mich als Mädgen oder Geſellſchafterin zu ſich nehmen, wohl, ſo bleibe ich bey Ihnen, und meine Arbeit wird ſo viel bringen, als ich brauche. Können Sie das nicht, ſo muß ich Sie verlaſſen, und mich zu vermiethen ſuchen, wo es geht.

„Sie ſind grauſam, fiel mir hier der Graf ein, aber laſſen Sie mich wenigſtens Ihrer Grauſamkeit Schranken ſetzen. Ich bin es zufrieden, daß Ihre Arbeit Sie ernährt. Frau Dummer wird davor ſorgen, daß es Ihnen nie daran fehlt, aber verſprechen Sie mir, ein Jahr dieſe Wohnung zu behalten, weil ich ſie gemiethet. Dann ſoll alles in Ihrem Willen ſtehen.“

O gnädige Grafin! Ihr Sohn bat ſo ſchön, und er hatte einen ſo treflichen Fürſprecher in mir, daß ichs ihm nicht abſchlagen konnte. Ich verſprach es, und verſprach mein Unglück. Denn wie konnte ich dem, in deſſen Wohnung ich war, den Zutritt dahin verſagen. Ich ſahe ihn täglich, und ich vermogte ihm nicht zu ſagen, daß er nicht mehr kommen ſollte, ob ichs gleich fühlte, ich ſollte es thun.

Ich ſahe und ſprach ihn nie, als in Gegenwart von Madam Dummer. Aber ſie war es auch ſchon gewohnt, uns nur von Liebe ſprechen zu hören, und oft wenn ſie heimlich ſeufzte und ich frug: warum? ſagte ſie, ich ſey der Grund, und ſie bedaure unſre reine Liebe, die nie belohnt werden würde.

Gott! wie ſchmerzlich war mir jetzt eine ſolche Anmerkung. Ich war ſchon nicht mehr ſtark, ich bat ſie darüber wegzuſchleichen, ich hatte keinen Muth mehr, Verluſt mir zu denken.

Einſtens ſaß ich mit ihm zuſammen, ganz in Liebe verſunken, keiner Unruhe gedenkend, er ſagte mir von Zukunft die gut werden, von unaufhörlicher Seligkeit. O er ſprach ſo lieb, ſo ſchön, und mein Kopf war auf ſeine Bruſt geſunken.

Auf einmal fieng Frau Dummer an: Was aber wird Ihre Mutter ſagen, Graf, wenn ſie die Sache erfährt?

Es war als ob mir ein Schwert durch meine Seele gienge, und ich fuhr auf und ſagte: Und Sie haben eine Mutter, Graf? O ich Unglückliche! —

Das müſſen Sie nicht ſagen, ſagte mir Ihr lieber Sohn ſehr ernſthaft, wenn Sie meiner Mutter gedenken, denn um ihrentwillen iſt kein Menſch unglücklich, kennten Sie die treffliche Frau, Sie würden nicht über ſie ſeufzen.

Ich weis nicht, wie es kam, aber ſeine Worte goſſen wieder Zutrauen in meine Seele.

Wie würde ich ſonſt jetzt ſo freymüthig an Sie ſchreiben. Jenes Wort liegt mir noch vor Augen. Die Trefliche, denke ich noch, wird mich nicht verſtoſſen, wird vielleicht des Mädgens Unbeſonnenheit vergeben, und ſie wenigſtens nicht haſſen, denn ſie liebte ja Ihren Sohn rein und unſchuldig.

So, gnädige Gräfin, iſt die Geſchichte meiner Liebe. Sie können ſehen, wie ſie ſich in mein Herz einſchlich, meiner unbewußt. Sie wird nicht vergehen, aber der innere Beſitz derſelben iſt auch der ganze Anſpruch, den ich geltend machen will. Daß ich Ihnen dieſen Sohn raubte, geſchahe ohne Vorbedacht, ohne zu wiſſen, daß ich ihm und Ihnen dadurch ſchadete. Bin ich alſo nicht Ihrer Liebe werth, ſo hoffe ich es doch Ihres Mitleids zu ſeyn. Beſtimmen Sie ſelbſt mein Schickſal. Sagen Sie was ich zu thun habe. Sorgen Sie für einen andern Aufenthalt für mich.

Ich werde den Mann den ich unſchuldig liebte, und unendlich liebenswürdig fand, freylich nicht vergeſſen, aber der Gedanke an meinen

Abſtand von ihm, und die Sorge für mein künftiges Fortkommen, werden wenigſtens Beſchäftigungen für mich ſeyn, die den Gram nicht bis an die Seele dringen laſſe.

Was ich Sie noch bitte, iſt, Ihren Sohn beneiden zu dürfen, daß er eine Mutter hat die für ihn ſorgt, daß — doch meine Thränen ſind zu mächtig bey dem Gedanken an dieſes Glück.

Ich ſchließe, und empfehle mich Ihnen als eine

unglückliche aber unſchuldige
Mariane.

Ende des erſten Theils.

Und —

Dieſe Ehen? —

waren wohl nicht im Himmel geſchloſſen.

Zweyter Theil.

Hamburg, bey B. G. Hoffmann.
1786.

Erſter Brief.

Ferdinand Wähler an Advokat Stockberg.

Ihr Brief hatte mich in eine entſetzliche Wallung gebracht. Ich wuſte nicht wo ich war, was ich thun ſollte, als ich ihn geleſen. Mein Weib war unglücklicher Weiſe eben dabey. Doch hatte ich noch Mäßigung genug mich zu halten, und daran that ich ſehr wohl. Ich gab genau auf ſie Achtung, aber ich bemerkte nur ihren gewöhnlichen Trübſinn, weiter nichts. Ich gieng weg, und lies den Rittmeiſter holen. Alle meine Kälte bot ich auf, um nicht ungegründeten Verdacht zu zeigen. Ich empfing ihn wie ſonſt, bat ihn ſich zu ſetzen, und redete wie ein Freund zu einem Freunde. Lieber Vetter, ſagte ich, Sie haben mir, daß wiſſen Sie, durch Ihre Bekantſchaft ſehr viel Vergnügen gemacht. Sie haben ſogar gewiſſermaſſen eine Ruhe in meine Seele gebracht, die mir nothwendig war, und die ich nie zu erlangen hofte, ich meine die, meiner Frau einen Geſellſchafter gegeben zu haben, der ſie für meine Kälte, und meine Launen durch ſeinen Umgang ſchadlos halten könte. Sie haben geſehen, daß ich nicht undankbar davor geweſen bin, daß ich Ihnen bey jeder Gelegenheit meinen Dank, und meine Freundſchaft ſehen laſſen.

Der Rittmeiſter hatte mir aufmerkſam zugehört. Jetzt unterbrach er mich.

Wozu die weitläuftige Einleitung, Freund, ſagte er offen und heiter, daß ich ihn gleich unſchuldig glaubte. Wir ſind ſo fremd nicht wie Sie ſelbſt ſagen, und Sie gehen doch ſo ängſtlich um das herum, was Sie mir ſagen wollen.

Recht, recht, lieber Vetter. Alſo gerade heraus. Ich hab es von der Hand eines Freundes, daß Sie nichts weniger als reich ſind, doch es werden können. Ihr Aufwand ſtimmt mit dieſem nicht überein. Glauben Sie nicht, daß ich das um meinetwillen ſage, es iſt mehr um Ihr ſelbſt willen. Sollte meine Frau Ihnen die Gelder geliehen haben, die ſie zu ihrer freyen Diſpoſition von mir erhalten, ſo tadle ich ſie gar nicht darum, daß ſie einem Freunde hilft, aber ich glaube, Sie ſollten bedenken, daß dieſe Quelle nicht unerſchöpflich iſt, und Ihr Prozeß kann noch lange dauren.

Der Rittmeiſter nahm ganz gelaſſen ſein Portefeuille heraus. Ich habe nichts von Ihrer Frau genommen, obgleich ſie mir Geld vor zuſtrecken angeboten. Hier ſind die Briefe meines Advokaten Wurm, der es mir gegeben. Aber Ihre Warnung ſollen Sie mir nicht umſonſt gegeben haben. Ich will bedenken, daß auch dieſe Quelle meines Freundes nicht unerſchöpflich iſt. Es iſt wahr, daß ich einen unmäßigen Hang zur Verſchwendung habe, von heute an aber ſoll er unterdrückt werden.

War das nicht ſchön von dem Manne. Mit weit gröſſerer Freymüthigkeit näherte ich mich nun der zweiten weit kitzlichern Sache. Wohl, ſagte ich, es ſoll mich freuen, wenn ich dieſen Vorſatz nicht umſonſt in Ihnen rege gemacht, und in dem Fall iſt auch mein Vermögen zu Ihren Dienſten. Aber nun etwas anders, was Sie mir nicht ungleich auslegen müſſen. Sie haben in Berlin ein ausſchweifendes Leben geführt, und hauptſächlich dies in Anſehung des weiblichen Geſchlechts. Wir ſtehen beyde hier als Männer von Ehre, aber, lieber Freund, auch als ſchwache Menſchen. Ich weis wie ſchwer Leidenſchaften von der Art zu unterdrücken ſind. Sollten Ihre Wünſche auf etwas mehr als bloßen Umgang gehn, ſo ziehen Sie ſich lieber von einer Gattin zurück, die gewiß tugendhaft iſt, die aber eben um der Launen ihres Mannes willen leichter ſchwach ſeyn könnte —

Die ſichtbarſte Verlegenheit des Mannes machte, daß ich aufhörte. Ich las es zu deutlich in ſeinem Geſichte, daß dieſe Beſchuldigung ſeine Ehre zu ſehr kränkte. Stille davon, ſagte ich, ich bin überzeugt, daß Sie nicht ſo denken, und alles iſt auf dem alten Fuß.

Es giebt kein größeres Vergnügen, lieber Stolberg, als zu ſehen, daß ein Mann, den man durch Unrecht in Verlegenheit geſetzt, das Vertrauen wieder zu einem gewinnt, was vorher verlohren gegangen war. Ich bat ihn nun an nichts weiter zu denken. Ich ſahe, daß er die Rechte eines gekränkten Ehemannes völlig einſahe, und darauf dachte, mir es deutlich zu machen, daß er nie ſo etwas wider mich denken können. Ich brach alſo zur rechten Zeit ab.

Ich frug ihn darauf, ob er ſich nicht entſinnen könnte, eine Schweſter jugendlich verlohren zu haben. Er wollte gleich wiſſen wie ich darauf käme. Ich ſagte ihm von Ihrem Dokumente, und daß er vielleicht die Hälfte des Geldes in Depot lieſſe, die andere Hälfte gleich bekommen könnte.

Das war ihm anſchaulich, und er beſchloß gleich zu Ihnen zu reiſen.

Er ſagte auch, er habe Papiere in Anſehung der Schweſter die verlohren gegangen, liegen, und in Zeit von zwei Tagen, wo er mir alles brachte, was er davon beſaß, brachten wir folgendes zuſammen.

Daß ſein Vater der verlohren gegangenen Tochter, die Hälfte ſeines Vermögens im Fall ſie ſich wiederfände, vermacht, im Fall ſie aber nicht erſchiene, nach dreißig Jahren die Hälfte dieſer Hälfte an die Familie, welches Ihre Parthey iſt fallen ſollte.

Hierüber hat der Rittmeiſter gültige Dokumente. Er wird ſie Ihnen zeigen, und ich glaube er wird dieſes Viertel gleich abtreten.

Den nächſten Brief von mir erhalten Sie vom Lande. Ich habe ein kleines Gut gekauft. und werde mich da einige Zeit aufhalten. Bis dahin bin ich

Ihr

ergebenſter

Ferdinand.

Zweyter Brief.

Der Rittmeiſter Strundel an den Advokat Wurm.

Eben da ich mich in Wagen ſetzen wollte, lieber Wurm, erhielt ich Deinen Brief. Ich muß Dir es ſagen, daß ich ihn in einer Stimmung erhielt, welche doppelte Wirkung auf mich machte. Und ich ſage Dirs daher im voraus zu, ich werde zu Dir kommen.

Wenn ich mich ganz jetzt in Wählers Lage ſetze, ſo komme ich mir als ein ſchreklich ſchlechter Kerl gegen ihn vor. Es hatte ihm irgend jemand von meiner ehemaligen Lebensart Nachricht gegeben, und gewiß ich wäre mit meinem Verdacht auf Dich gefallen, wenn nicht der Umſtand meiner ſchlechten Geldumſtände mit dabey geweſen wäre, von denen Du als gütiger Geber freylich beſſer unterrichtet biſt.

Aber wie ich ihn hierüber beruhigt hatte, gab er mir ſeinen Verdacht in Anſehung meines Umgangs mit ſeiner Frau zu erkennen. Ich wurde verwirrt, ich wußte nichts zu antworten, ich konnte auch nicht. Der Gedanke kam mir in den Kopf, mich ihm zu Füßen zu werfen, ihm alles zu geſtehen, und mich ihm zu überlaſſen. Aber ſeine zuvorkommende Güte überhob mich dieſer und aller fernern Beſchämung.

Der Mann iſt ſo ganz rein, ſo ganz ohne eine falſche Idee von irgend einem Menſchen, daß er meine Verlegenheit für Empfindlichkeit über ſeinen Verdacht nahm. Er bat mich um Verzeihung, daß er mir das hätte zutrauen können. Indeſſen nahm meine Verwirrung und Verlegenheit dadurch merklich zu. Ich ſtand nun vollends, wie der ärmſte aller Sünder vor ihm da, und meine Seele, die denn doch immer noch auf den Namen eines rechtſchaffnen Kerls etwas gehalten, war erſchreklich verſtimmt, da ſie mich ſo ganz als das Gegentheil betrachtete.

Ich hätte mich anſpucken mögen, lieber Wurm, und nun bey allem was heilig iſt, ich komme ſo bald meine Reiſe vorbey iſt zu Dir, und ich will ſie nicht wieder ſehen.

Wie ich nach der blutſauren Unterredung von Wählern weggieng, wagte ichs nicht zu ihr zu gehen, auch gieng ich zwey Tage wegen andrer Sachen bey ihm aus und ein, ohne zu ihr zu kommen. Ich habe ſie ſeit der Zeit nur einmal geſprochen. Ich war feſt entſchloßen, ihr die Unterredung mit ihrem Mann zu entdecken. Aber es war mir nicht möglich. Sie war zu ſchmeichelnd zu ſüß gegen mich. Wie ich das Wort auf der Zunge hatte, ſchmolz es ſchon wieder, und ich mußte mich mit Gewalt losreißen, um nicht Schwachheiten zu unterliegen, die ihre Reize in mir rege machten.

Bey allem dem liebe ich ſie unausſprechlich, und ſie dauret mich ſehr. Sie hatte gewiß ein braves edles Herz ehe ſie verführt wurde, und ich kans dem Schurken dem Haſten gar nicht vergeben; ſo oft ich daran denke, mögt ich zu ihm, und ihm ſo alles Unglück in den Bart werfen, was er über ſo viel gute Menſchen gebracht. Du weißt es wohl noch nicht, daß er es iſt, der unter dem Namen Blancheville das gute Mädgen verführte. Jetzt hat mirs entdeckt. Ich habs aber Marien noch nicht geſagt. Wüßte Wähler, daß er ſo von allen Seiten ſein Teufel wäre, ich glaube nicht, daß ſeine trefliche Philoſophie Stich hielte. Er würde gewiß ſich an ihm rächen.

Glaube ja nicht, mein lieber Wurm, daß wir ſo glücklich ſind, als wir anfangs waren. Marie iſt ſo wenig von Gewiſſensvorwürfen frey als ich, und ſie weint manche bittre Thräne. Sie wird ihrer noch mehr weinen, wenn ſie erfahren wird, daß ich ſie verlaſſe. Sie hat mir das ſchon oft geſagt, daß traurige Ahndungen in Anſehung deſſen ſie umſchwebten, und ſie wird nun leider, die Erfüllung dieſer Ahndungen bald gewahr werden.

Meine Reiſe betrift die Angelegenheiten meines Prozeſſes. Ich werde Dir darüber ſchreiben, ſo bald ich mit Stockberg geſprochen, und ſollte ich zu einem Vergleich kommen, ſo werde ich ihn Dir erſt mittheilen. Bis dahin leb wohl. Danke deiner Louiſe für ihre Theilnehmung an mein Schickſal. Sag ihr, wer ſich beſſern könne, ſey kein ganz ſchlechter

Kerl. Das könne ich, und wolle es. Bis ich Dich mündlich ſpreche bleibe ich

Dein

unzertrennlicher Freund

Strundel.

Dritter Brief.

Henriette an Ferdinand

Wehe! wehe! dreifach wehe über mich, Ferdinand, daß ich von Dir ablaſſen konnte, daß Mutter und Vater ſo viel über mich vermochten, daß ich verblendet vom Schickſal, Ja! — ſagte, wo ich mit ewigen, ewigen Widerſtreben hätte Nein! — ſagen ſollen.

Sie iſt gekommen, die fürchterliche Stunde, wo der Gedanke, ich war Dir untreu, an meiner Seele nagt, ſtärker mich zermalmet, als wenn man mich unter einem Mühlſtein gelegt hätte. Da ſtehn ſie vor mir alle die Martern, die mich quälen, lächeln mir ins Geſicht — nein ſie hohnlachen — laut — ſchreyend lachen ſie —

ſie lachen dem Gewiſſen zum Trotze mir zu — daß ich das alles verdient — verdient weil ich Dich verlaſſen —

O Ferdinand! wie tief biſt Du gefallen — gefallen durch mich —

Schläfſt Du? — Wach auf, Siebenſchläfer — und wenn Dein Schlaf Tod wäre, Ferdinand, Du müßteſt erwachen, wenn ich Dir zurufe, was ich Dir zurufen will — will — muß, muß um Dich zur Rache gegen mich zu reizen.

Daß Du nicht etwa das Herz mir durchſtößt, und auf einmal meinem Leiden ein Ende machſt! Ferdinand! Du mußt mich recht peinigen. Nimm eine glühende Nadel und ſtich mich ſo lange leiſe damit, bis der Brand in meine Knochen kommt, und denn erſt mein Herz angreift.

Und nun höre, was ich verſchuldete; Höre es aber recht! Nimm all Deine Standhaftigkeit zuſammen — doch — was ſage ich — laß dieſe weg. Nimm alle Wuth, die in Dir iſt. Du haſt ſie nöthig. Laß dein weiches Herz Dir nicht etwa einen Streich ſpielen —

Dein Weib, Ferdinand, Dein Weib iſt eine Hure. Eine öffentliche Buhlerin iſts, die

Du ſtatt Henriettens in Deine Arme ſchließeſt — und der Teufel der ſie verführte, da ſie unſchuldig wie ich, da ſie ſanft, und reizend war, der Teufel iſt eben der, der Deine Henriette hintergieng — ja, auch ſie verführte, denn der Unmenſch, der Böſewicht iſt nicht mein Mann. Auch ich war ſeine Buhlerin. Ich ſage mich von ihm los, hier und dort vor des Ewigen Angeſichte. Ich will die Strafe einer Buhlerin dulden, und nicht ſein Weib geweſen ſeyn.

Armer! armer Ferdinand! Dir — Dir iſt das geſchehen! Dir, dem edelſten unter allen Menſchen! Du, der Du nie den Gedanken hatteſt, irgend jemanden zu betrügen, Du biſt ſo betrogen worden, daß Engel über den Betrug weinen, und Teufel frohlocken müſſen.

Und glaubſt Du, Ferdinand, daß ich, dieſe Henriette, die an allem Deinem Unglück ſchuld iſt, daß ich die noch bedauren kann, die mit heuchleriſcher Miene Dich hintergieng, die Dir gewiß Tugend gelogen hat, denn ſonſt wäre ſie nicht Dein geworden? Ja, ich kann es, aber nur deswegen weil Haſſen ſie betrog —

Haſſen! Wie ſchaudert mich für den Namen! Und doch muß ich ihn ſchreiben. Da iſt etwas in mir, was mirs zuruft, ich ſoll ihn ſchreiben, ſoll ihn dann anſehen, und den Inbegriff aller Bosheit darin erkennen. Ich werde wütend, wenn ich ihn ſehe — Ferdinand! Ferdinand! es iſt nicht richtig mit dem Verſtand Deiner Henriette —

Deiner Henriette — Pfui! der Buhlerin! Was ſie ſich heraus nimt! Verzeih, edler großmüthiger Mann, verzeih dem Schmerz — der iſts, der mir noch zuweilen Dich als Tröſter nennt. Die Vernunft, ha! ſie iſt dahin, und wenn ſie es nicht wäre, müßt ich vor Schaam vergehen. So denk ich aber, Du wirſt einem armen, leidenden, gekränkten, verwirrten Geſchöpf etwas zu gute halten.

* * *

Liſette hatte mich von hier weggeriſſen, denn ich ſaß, und ſchrieb, und weinte, und ſie ſagte mir, das taugte mir nichts. Ach Gott! ſie weiß nicht was mir taugt. Wären meine Thränen nur Gift, und fräßen um ſich und ergriffen mein Blut, und würzten es mit tödlicher Lauge. —

Liſette wollt es aber, bat und flehte gar zu rührend. Da hörte ich auf, und legte mich etwas nieder. Ich that als ob ich ſchliefe, und da legte ſie ſich auch. Und wie ich merkte, daß ſie eingeſchlafen war, ſtand ich wieder auf. Und nun ſchreibe ich Dir weiter, ſchreibe dies bey dem Schein einer Nachtlampe, denn ich traue mir kein Licht anzuſtecken, denn ich fürchte, es mögte erwachen das Mädgen, und mögte mirs wieder verbieten.

Auch iſt mirs ſo wohler, weils ſo ſchauerlich um mich iſt. In manchen Augenblicken denk ich, es iſt meine letzte Nacht, und in andern wieder erſchrecke ich davor. O ich habe noch ein großes, großes Regiſter abzuthun und mögte nicht gern ſo plötzlich ſterben.

Ha! es war am Fenſter, wie eine Lichtgeſtalt. Denkſt Du denn noch an mich, lieber Ferdinand? Es war, als wenn Du es wärſt, und mir zuwinkteſt ruhig zu ſeyn.

Oder ſollteſt Du es nicht ſeyn? Du nicht — aber Dein Geiſt. Buhlerin! Furie! haſt du ihn umgebracht? Haſt Du ihn ermordet, Weib, ſo ſchleudre ich dich mit dieſer ſchwachen Hand zu Boden.

Nein! Es iſt nichts — O Ferdinand — räche Dich. Blut! Blut muß hier rächen —

Mein Blut, Ferdinand, meines — Nein! nicht das. Auch das verdient er nicht; von Deiner Hand ſterben, das wäre Lohn, nicht Strafe. O Du guter Ferdinand! wüßteſt Du mit welcher Schadenfreude er mirs erzählte —

* * *

Liſette regt ſich. Schlaf wohl Ferdinand — Schlaf wohl! Ich lege mich, wenn dieſer Brief verſiegelt iſt. O wärs zum ewigen Schlaf. Getröſtet wäre dann Deine

Henriette

Vierter Brief.

Louiſe an Marien

Eine unbekante, fremde Perſon ſchreibt Ihnen, aber ſie ſchreibt aus einem innern Gefühl des Herzens, welches ſie nicht zu verläugnen im Stande iſt.

Ich habe Gefühl für Tugend und Rechtſchaffenheit und ich wünſche dies jeder meines Geſchlechts. Ich zittre und ſeufze wo ich ſie nicht finde. Aber bey einer liegts ſtärker auf meiner Seele, und mein Kummer iſt herber, wo ich nähern Antheil nehme.

Es war eine Zeit, wo ich Sie zu meiner Freundin wünſchte. Jetzt kann ich dies nicht. Sie haben einen Gatten, den ich einſt liebte, den ich gern glücklich gemacht hätte. Einen Mann, Frau, der zu ſchätzen iſt, der Sie, das weis ich, aus einem tiefen Labyrinth von Unglück gezogen, der Sie ſo gern glücklich machen will, als er das Leben hat, und den Sie, ich kann der Sache keinen andern Namen geben, ſchändlich hintergehen. Sagen Sie mir, Sie Verirrte unſers Geſchlechts, haben Sie keinen Begriff von dem, was er für Sie that? Fällt es Ihnen nicht ein, daß Sie ihm Dank dafür ſchuldig ſind? Scheint es Ihnen nicht Leiden genug, für einen rechtſchaffenen Mann, wenn er die Verführte für unſchuldig nimmt? Können Sie ohne Schamröthe ihm nur deswegen ins Geſicht ſehen?

O laſſen Sie mich nicht an das übrige denken. Laßen Sie mich Ihnen nur ſagen, daß die Ehre eines Ehemannes verletzen, das uns edelſte in der ganzen Natur iſt, daß dieſe Betrügerey allen Betrug übertrift, der je erſonnen wurde.

Sehen Sie doch den zärtlichen, der ganz in dem Wunſche lebt, ſeine Gattin glücklich zu machen, ſetzen Sie noch hinzu, wie der Fall denn bey Ihnen iſt, nicht, weil er Sie ſo unausſprechlich liebt, ſondern weil er blos ſeine Pflicht zu erfüllen ſucht. Fühlen Sie nicht, daß ſein Verdienſt dadurch größer, und Ihre Pflicht dadurch ſtärker wird. Liebe für Liebe iſt Gefühl des Herzens, aber Pflicht für Pflicht, iſt Gefühl der Rechtſchaffenheit. Sie können das nicht mehr ändern, was einmal geſchehen iſt. Aber Sie können wenigſtens Ihrem Manne die Entdeckung erſparen, daß er in einem ſo hohen Grade unglücklich iſt. Sie können jtzt zurückziehen, können noch rechtſchaffene Frau werden, und Ihr Ruhm wird nicht viel geringer ſeyn, als wenn Sie es von Anfange geblieben. Ich kenne den Werth der Ueberwindung, und der Beweis den Sie mir davon geben werden, wenn Sie mir verſichern, daß Sie es wollen, wird mich mit Freude überſchütten.

Sie haben gewiß, oder Sie müßten einem Ferdinand nicht haben gefallen können, von Natur ein gutes ſanftes Herz. Erinnert Sie dies nicht ſelbſt zuweilen daran, daß Sie unrecht thun, und thut es Ihnen nicht Vorſchläge, wie Sie ſich ändern, und einem Manne Gerechtigkeit wiederfahren laſſen können der ſie verdient? Ergreifen Sie den erſten Gedanken, den es Ihnen wieder eingiebt, folgen Sie ihm nach, und Sie werden ſehen, es geht.

Liebt er Sie auch nicht ſo ganz, wie Sie es von einem Gatten verlangen zu können glauben, ſo finden Sie doch gewiß in ſeiner Freundſchaft Genugthuung davor. Und haben Sie eine Seele zur Freundſchaft geſtimmt, und Sie wollen zur Tugend zurückkehren, ſo ſteht Ihnen mein Herz offen, ſo will ich Sie warm und gut darin aufnehmen, will alles vergeſſen, was vorher geſchehen iſt. Ich will Ihren Vorſatz ſtählen, daß er ſtandhaft bleibe, und will Ihre Seele der meinigen gleich zu machen ſuchen, die, meine Freundin, ſo nenne ich Sie, da ich gewiß glaube, Sie werden mir nicht widerſtehen, durch harte Leiden geprüft worden iſt, und noch geprüft wird, und die ſich blos mit dem Gedanken der Tugend, und einſt ihrer Belohnung in einem andern Leben tröſten kann.

Mit Sehnſucht ſehe ich Ihrer Antwort entgegen als
Ihre

Freundin

Louiſe.

Fünfter Brief.

Louiſe an Henrietten

Lange, meine Beſte, las ich nichts von Ihnen. Vergeſſen können Sie mich nicht haben, das weis ich. Sollte Ihr Zuſtand noch trauriger geworden ſeyn, und ſollten Sie gar nicht mehr ſchreiben dürfen? Ich zittre, wenn ich mir das denke.

Jetzt iſts mir, das zu denken, um deſto empfindlicher, weil ich ſelbſt, liebe Henriette, zwar keine unglückliche, aber eine höchſttraurige Ehe führe. Die ganze Lebhaftigkeit meines Mannes hat ſich in Schwermuth verwandelt, und je mehr ich in ihm dringe, mir den Grund derſelben zu geſtehen, deſto weniger hört er mich, bittet mich nicht davon zu reden, ſcheint unzufrieden,

den, daß ich ihn liebkoſe, ſpricht von Krankheit, von Liebe zur Einſamkeit, von Mismuth, der ihm wider ſeinen Willen käme.

Ich merke wohl, daß das allemal ſtärker wird, wenn er mich einmal weinend findet, und ich ſuche daher alle Gelegenheit dazu zu vermeiden. Aber ganz kann ichs doch nicht verhindern, weil er immer freyen Zutritt in meinem Zimmer hat, und mich oft überraſcht.

Und mir ſtehen Thränen in den Augen, ſo oft ich an die ganze Reihe unſrer Schickſale denke, ſo oft ich mir Sie, ſo oft ich mir den weit unglücklichern Ferdinand denke. Zwar hat er keinen Tyrannen ſeines Herzens, aber einen ſeiner Ehre, deſſen Geheimniß, wenn es ihm einmal aufgeht, ihn gewiß ganz zu Boden ſtürzen wird.

Sollten Sie es glauben Henriette, daß Ferdinands Gattin nicht tugendhaft iſt, daß er ſich betrog, da er ſie nahm, daß ſie damals ſchon nicht mehr tugendhaft war. Ich habe an die Unglückliche geſchrieben, und will das meinige thun, ſie von ihrem Abgrund abzuziehen, und wenigſtens Ferdinand das Unangenehme einer ſolchen Entdeckung erſparen.

Aber ſollten Sie denken, daß dieſe Entdeckung Wirkung auf das hypochondriſche Gemüth meines Mannes gemacht? Er iſt ſorgfältig genug mir es nicht geradezu merken zu laßen, denn er räumt alles aus dem Wege, was nur irgend meine Delikateſſe beleidigen kann.

Aber er hat eine Art, deren tiefen Eindruck er nicht kennt. Er geht vor mir vorbey, ohne mich zu bemerken, ſieht ſeitwerts, daß ich ihn nicht etwa aufmerkſam auf mich machen, und nimmt Liebkoſungen von mir mit einer gewiſſen Ehrfurcht an. Das zerreißt oft den Faden, der ſich voll Liebe zwiſchen ihn und mir knüpfte, und bringt uns wieder bis zu einem Standpunkt zurück, wo wir ſchon vor vielen Monaten waren, zu dem, durch äußerſte Hochachtung den Grund zu einem neu anzuknüpfenden Faden von Liebe zu legen.

Auch hat er nicht Vorſicht genug, in gewiſſen Punkten mir ſeine Gedanken zu verbergen. Er ſagt ſie mir nicht, aber er pflegt allemal auf kleine Papiere ſeine Gedanken die ihm einfallen hinzuwerfen, und dieſe läßt er unvorſichtig umherliegen. Ich fand anfangs einige trefliche Gedanken, kleine Nüanzen der Seele über Gegenſtände des menſchlichen Lebens. Ich gewöhnte mich dadurch alle dergleichen aufzunehmen und zu leſen. Ich thue es auch jetzt noch. Aber minder gern. Ich finde oft bittre Anmerkungen über unſer Geſchlecht. Eine davon iſt mir merkwürdig geweſen, weil ſie mir eine Eiferſucht zu verrathen ſcheint, der ich keinen Grund zu geben weis. Ich habe ſie aufgehoben, und will bey Gelegenheit, wenn er einmal bey guter Laune iſt, mit ihm davon reden. Sie iſt folgende:

„Weib! dein Weſen iſt Schwachheit. Du
„giebſt den Beweiß, daß das ſchönſte immer
„das unvollkommenſte iſt. Scheine ſtärker
„als ein Mann — ſcheine es Jahre, und ein
„Augenblick ſchaft dich wieder um zum Weibe
„— Louiſe! — flüſterteſt du, Stimme?
„Wilſt du mir glauben machen, ſie könne
„eine Ausnahme ſeyn? Ich mögts mir ſelbſt
„gern glauben machen. Aber es iſt nicht ſo.
„Wer du auch biſt guter Genius, der du mir
„dies zurieſeſt, du wirſt ſehen, es kömt eine
„Zeit, wo ich zittern werde, und ich bin nicht
„ſtark genug, dieſe Zeit nicht kommen zu laſſen.

Dieſe Zeit verſtehe ich nicht, Henriette, aber das ſehen Sie doch wohl, daß hinter dem

Gedanken ein hämiſcher Verdacht verborgen liegt, der ſich in ſein Herz eingeſchlichen, und, der ſehr leicht zum Teufel unſrer Ehe werden kann.

* * *

Er überraſchte mich während meines Schreibens, frug mich, an wen ich ſchriebe, und als ich Ihren Namen nannte, ſagte er, er wolle mich nicht ſtören, und gieng ohnerachtet meiner Bitten hinaus. Ich wurde feuerroth, wie er mich frug. Ob er das wohl muß bemerkt haben? Hat ers, ſo nährt es gewiß den Verdacht, den er hatte, ſo denkt er ich habe ihn hintergangen, und ſchreibt meine Verwirrung wohl auf eine Lüge, die ich ihm vorgebracht, da ſie doch nichts, als traurende Empfindung war, daß ich eben von ihm ſolche Wahrheiten ſchreiben muß.

Aber ich habe mir vorgenommen ihn noch heute aus dieſem Traume zu bringen, und ich will deswegen Ihren Brief nicht ehr fortſchicken, um ihm denſelben im Fall der Noth ſelbſt vorlegen zu können. Er iſt edel, das iſt er gewiß, und ſo wird er ſich auch gern von der Wahrheit überzeugen laſſen.

Eins von ihm, was mir ihn am ſchätzenswertheſten macht, iſt, daß er ſo oft mein Vater

kommt.

kömmt, all ſeine Grillen bey ſeite ſetzt, und ſo heiter ſich macht, wie es ihm immer ſeine Lage erlaubt. Der gute alte Mann denkt dadurch, daß ſeine Kinder einen Himmel haben, und für Eltern iſt das gewiß ein Grad der Seligkeit, und ihnen den nicht gönnen, wäre teufliſch.

* * *

Leider, Henriette, netzen den Brief Thränen des Grams, den ich mit Freude, und Verſöhnung zu ſchließen dachte. Man bildet ſich oft den Ausgang eines Plans ganz anders, als man hernach die Wirkung findet. Auch ich hätte das bedenken ſollen. Anſtatt einen Verdacht in ſeiner Seele auszulöſchen, der mir unausſtehlich ſchrecklich war, hab ich ihn genährt.

Voll von dem Gedanken, daß mir mein Vorſatz gelingen würde, gieng ich zum Abendeſſen. Ich glaubte, ich thäte wohl, ihn in eine gute Laune zu bringen, und ich ſprach viel mit ihm. Nach Tiſche ſetzte ich mich mit ihm aufs Sopha, und tändelte. Ich konnte lange nicht recht mit dem heraus, was ich ihm zu ſagen hatte, endlich fieng ich an. Ich hätte geglaubt zu bemerken, ſagt ich, daß er meinen Brief an Henrietten nicht für baare Münze genommen hätte. Er ſtutzte, aber ganz wenig, und ſagte gleich mit der äußerſten Gelaſſenheit: Laß uns nicht davon reden, liebes Weib, Du weißt, Louiſe, daß ich Deine Korreſpondenz nicht einſchränke. Meine Frage geſchahe blos, um zu wiſſen, ob ich meine Geſellſchaft bey Dir, dem Briefe vorziehen ſollte. Es ſchien mir aber, daß die Freundin an die Du ſchriebſt, den Vorzug verdiente.

In dieſen Worten, ſagte ich ihm, liegt entweder ein Vorwurf mein Lieber, oder Du ſuchſt mir etwas zu verhehlen, was Du ſo aufrichtig ſeyn ſolteſt, mir zu ſagen. Dieſer Mangel an Aufrichtigkeit darf unter uns nicht einreiſſen, denn ſonſt verliert ſich nach und nach alles. Ich will aufrichtiger ſeyn, als Du glaubſt. Ich wurde roth, wie Du mich um den Brief frugeſt. Sage mir, ſollte dieſe Röthe Dir nicht einen Verdacht eingeflößt haben, als ob ich Dich zu hintergehen ſuchte, und vermiedeſt Du nicht deswegen, bey mir zu bleiben, um mir ihn nicht merken zu laſſen.

Du weißt es alſo, Louiſe, daß Du errötheteſt, ſagte er ein wenig hizig.

„Allerdings weiß ich es. Sollte ich nicht „jede Empfindung, meiner Seele kennen, und

„ſollte ich nicht wiſſen, wie ſie auf mich wirkt. Mein Erröthen war die Wirkung des Gedankens, daß ich Henrietten von Dir ſchrieb, vielleicht nicht ganz vortheilhaft von Dir ſchrieb. Wenigſtens meinen Verdacht auf Deine mögliche Eiferſucht ihr bekannt machte."

Wie wärſt Du denn darauf gekommen. Doch, Louiſe, wir wollen über den Punkt nicht ſtreiten, ſo wenig als über Deinen Brief. Laß uns unſre Tage, uns nicht ſelbſt mit Chimären unangenehm machen, es giebt in der unvollkommnen Welt der Wirklichkeiten genug, die ſie uns verkümmern.

Er ſagte dies aber ſo betroffen, oder wenigſtens ſo unwahrſcheinlich glaubbar, daß es ſeine wirkliche Meynung ſey, daß ich mich nicht beruhigen konnte.

Nun, mein Beſter, ſagte ich, Du mußt mich frey ſprechen, mußt mich von der Schuld frey ſprechen, daß ich etwas anders geſchrieben, denn der Unglaube ſteht Dir auf Deiner Stirn. Ich will Dir die Briefe an Henrietten holen. Ich habe ſie noch nicht fortgeſchickt. Du ſollſt alles leſen, ſollſt die Stelle ſehen, wo Du mich überraſchteſt, und wo ich erröthete, ſollſt mir über vieles, vieles Auskunft geben, was Du ſagteſt und ſchriebeſt.

Immer unruhiger antwortete er mir: Louiſe! ich bitte Dich zum letztenmale, laß uns davon nicht reden. Du weißt ich habe ein argwöhniſches Temperament. Deine Zudringlichkeit, fernere Zudringlichkeit in der Sache könnte mich auf Muthmaſſungen bringen, die ich nicht haben mögte. Und ſetze einmal den Fall, ich könnte glauben, Du hätteſt nicht an Henrietten geſchrieben, würde Dein Brief, und deſſen Leſen, und Stellen mich wohl von dem Argwohn abbringen? Kann er nicht das Werk der vörhergehenden oder der folgenden Zeit geweſen ſeyn? Und ſetze einmal den Fall, ich hätte den Glauben, daß Unſchuld ſich nicht zu vertheidigen ſuchte, wenn ſie nicht angegriffen wird, was könte daraus entſtehen.

Ich war bey dieſer Erklärung ſtarr vor Schrecken. Ich konnte nur zu Thränen meine Zuflucht nehmen.

Wenn Du weinſt, ſagte er, ſo muß ich ganz ſchweigen. Du weißt, Thränen entwaſnen uns den Augenblick. Ihr greift uns damit an der ſchwächſten Seite an.

Gott! rief ich aus, was hat unſer Geſpräch für eine ſchreckliche Wendung genommen! Wie iſt alles was ich geſagt habe, in ein ſo falſches Licht gekommen. Nein, mein Beſter, meine Thränen ſollen Dich nicht entwafnen. Sie rechne der weiblichen Schwachheit zu, aber ſonſt keine meiner Handlungen. Sag mir alles, was Du denkſt, damit ich auf einmal die ſchreckliche Laſt von meiner Seele hinwegwälzen kann. Wenn Du nicht leſen willſt, was ich an Henrietten ſchrieb, nicht mir die Freyheit gönnen, den Brief zu holen, und Dich zu überzeugen, ſo ſage mir wenigſtens, wie die ſchrecklichen Gedanken in Deine Seele ſich drangen, daß eine Zeit kommen werde, wo Du Urſach haben würdeſt für meiner Schwachheit zu zittern, wie ſie ſich ſo in Deine Seele drängen, daß Du ſie ausgießen mußt. O ich fand dieſen fürchterlichen Verdacht von Deiner Hand ſchon auf verſchiedenen Papieren und er koſtet mich ſchon manche Thräne. Dies war es, was ich Henrietten ſchrieb.

Wenn Du etwas mehr Menſchenkenntnis hätteſt, liebe Louiſe, ſo müßteſt Du den Punkt nicht berühren, da Du weißt, daß meine Seele oft an tiefer, tiefer Schwermuth leidet. Geſetzt auch dieſe Schwermuth hat ihren Grund blos und allein in der Einbildungskraft, ſo iſt doch ihre Wirkung da, die mich mismuthiger, argwöhniſch macht. Muß ich dirs denn ſagen, daß die Geſchichte des Rittmeiſters einen Eindruck auf mich gemacht, der ſo tief gewurzelt iſt, daß ich jedem Verdacht Gehör gebe, der in meiner Seele aufſteigt. Aber ich will ihn unterdrücken, ich verſpreche Dirs Louiſe, nur zürne nicht, wenn ich Dich bitte in ſolchen Stimmungen mir aus dem Wege zu gehen. Ich mache mir ſelbſt hernach die bitterſten Vorwürfe, wenn ich Dir zuviel geſagt habe, und doch zwingt mich meine Laune dazu.

Er hatte mich mit ſeinem Verdachte tief — ſehr tief gekränkt, Ich wußte wohin ſein Mistrauen gieng, aber ich hätte doch nicht gedacht, daß er michs in dem Maaße würde fühlen laſſen. Mich mit einer Buhlerin, mit einer Untreuen in eine Klaſſe zu ſetzen?

Ich konnte nicht ganz meine Empfindlichkeit verbergen. Das wähnte meine Seele wohl nicht, ſagte ich, als ich Dir freundſchaftlich meine Hand bot, daß ſich von mir einſt das würde denken laſſen. Den Engel aus dem Himmel hätte ich angeklagt, der mir meine Tugend angeriſſen hätte, aber Dich will ich nicht anklagen, ich will im Stillen über Dich weinen, und Dir vergeben.

So verlies ich ihn, er rief mich nicht zurück, um mir etwas tröſtliches bey meinem Leiden zu ſagen. Es iſt unausſprechlich, was ich fühle. Der Verdacht iſt hart, und doch wag ichs den Mann zu entſchuldigen, der ihn hegte, denn er liegt unwillkührlich in ihm. Und ich fürchte die Heyrath mit mir iſt der ganze Grund ſeines Mismuths, und in dem Fall hätte ich doch unrecht, denn ich bot mich ihm ja an. Er hatte ſich ein zu hohes Ideal von der Ehe gebildet, und noch jetzt, wenn er mir mit dem wärmſten Enthuſiasmus davon vorſpricht, kann ichs nur fühlen, daß es vielleicht mit Ferdinand der mögliche Fall bey mir geweſen wäre, und wenn ich denn bedenke, daß Ferdinand mich nicht geliebt hätte, ſondern eure Seelen mit einander ſympathiſirten, ſo ſeh ichs ja deutlich, daß das Schickſal mir nichts hat zuwenden wollen, und daß meine Beſtimmung unglücklich iſt.

Mit ſo heißen Thränen legt ich mich noch nicht nieder wie heute, und nicht wieder aufzuſtehen, iſt der heißeſte Wunſch

Ihrer

zärtlichſten Freundin

Louiſe.

Sechſter Brief.

Henriette an Louiſen.

Matt und entkräftet ſchreibe ich dies, meine Beſte, um Sie zu bitten, wo möglich ein Uebel abzuwenden, was ich gewiß angerichtet, in einem Anfall von Raſerey über mein Unglück angerichtet habe.

Ich habe Ferdinand die ganze Geſchichte ſeiner ſchrecklichen Lage geſchrieben, wovon Sie in Ihrem Briefe nur mit einem Worte Erwähnung thun. Ich weis ſie ganz und ſchrecklich aus dem Munde meines Mannes, meines Teufels muß ich ſagen. Er iſt es ſelbſt, der ſie in Berlin unter dem Namen Blancheville verführte, geſtand es mir ſelbſt mit teufliſchem Hohnlachen, und ſpottete des Ferdinands, der ſo weit edler iſt, als er, daß er ſtatt der tugendhaften Nonne, ſo nannte er mich voll Hohn, eine erklärte Buhlerin von ihm nehmen müſſen. Das brachte mich zur Wuth. Ich ſagte ihm alles, was beleidigter Stolz ſagen kann, und der Elende beantwortete mir das alles damit, daß er eigentlich nie willens gehabt mich zu heyrathen, daß er blos auf den Zweck der Buhlerey ausgegangen, und ſich um meiner dummen Vorurtheile willen, dieſer Ceremonie habe unterwerfen müſſen, daß er mich nicht anders als jene betrachtete, und mich ohne jenes verwünſchte Band wie jene verlaſſen würde.

Ich kam natürlich in die äußerſte Wuth über ſein Betragen, die aber bald in eine Art von Raſerey ausartete, daß ich mir meiner kaum bewußt war. In der ſtärkſten Ekſtaſe hiervon, voll Thränen und Jammer ſchrieb ich Ferdinand einen Brief, der ihn zum unglücklichſten Menſchen machen muß, und Liſette die den Brief am andern Morgen verſiegelt liegen ſieht, trägt ihn fort, ohne mir vorher etwas zu ſagen. Wie ich aus ängſtlichen Träumen erwache, fällt mir der Brief ein, und zugleich ſteht Ferdinands ganze Lage vor mir. Ich hatte mit ihm, und mit dem unglücklichen Weibe Mitleiden. Mein Vorhaben kam mir als eine zu ſchreckliche Rache am Schickſal vor, und ich wollte den unglücklichen Ferdinand lieber in der Ungewißheit ſeines zu bedaurenden Geſchicks laſſen.

* * *

Weil er ſieht, daß ſeine Gegenwart mich quält, ſo iſt er jetzt öfter da, als ehedem. Er kann mich aber nicht mehr überraſchen, weil ichs weis, ſo bald er über den Gang zu mir gehet. Man muß alle Politik zuſammen nehmen, um den Fallſtricken eines ſolchen Mannes zu entgehen, und ich würde mir nicht einmal ſolche kleine Kunſtgriffe vergeben, wenn er mich nicht gar zu barbariſch behandelte.

Er hat meine Reue über den abgeſchickten Brief ſehr dadurch vermehrt, daß er mir ſagte, Ferdinands Gattin ſey in ihrer Eltern Hauſe ein ſehr tugendhaftes Mädgen geweſen, und er habe viel Mühe gehabt, die Vorurtheile bey ihr auszurotten, die auch ich noch hätte. Sie war alſo gut, und wäre glimpflich vielleicht zu beſſern geweſen. Ihr Brief, beſte Louiſe, hätte das

viel-

vielleicht gethan. O wie ſind Sie ſo viel gütiger als ich. Eilen Sie beſtes Weib, ſuchen Sie das Uebel zu verhindern. Suchen Sie Ferdinand alles wieder auszureden. Sagen Sie ihm, ich habe im Wahnſinn geſchrieben. Es ſey alles Traum geweſen.

So muß ich noch ganz die Störerin der zeitlichen Freude meines Ferdinands werden. Gott! Gott! die Beſtimmung iſt hart. Louiſe! ich fürchte, mein Leben endet noch ein ſchwarzer Strich. Wenn mirs zuweilen durch meinen Geiſt fährt, daß ich vielleicht noch Stifterin vieles, vieles Unglücks ſeyn könte, und dann bedenke, wie gut es wäre, wenn ich nicht mehr lebte, ſo brennt mein Kopf voll unglücksſchwangrer Gedanken, und ich muß mir mit Gewalt eine andre Stimmung geben.

Beſſer iſts mir, wenn ich ſo in einem düſtern Taumel von Schwermuth dahin walle, dann ſcheine ich mir vielleicht idealiſch glücklicher, ich träume mich in Fantaſien, nähere mich dem was ich liebe, und bin in der ſüßen Hofnung, daß meine Träume werden erfüllt werden.

Antworten Sie mir ja bald, liebe Louiſe. Ich werde in einer fürchterlichen Unruhe die ganze Zeit ſeyn, bis ich weis, ob Sie etwas ausgerichtet.

Wenn ich denke, daß es nicht ſeyn könte, daß Ferdinand all ſeinen gerechten Grimm auf ſeine Gattin ſchon ausgelaſſen, daß ich die ſcheinbare Ruhe dieſer Ehe, ihr einziges Blendwerk geſtört habe, ſo mögte ich — ach! ich kann es nicht ausſagen. Meine Seele, Louiſe, iſt krank in einer tödtlichen Krankheit. Sie heißt Verzweiflung, und hat gewöhnlich ein ſchreckliches Ende.

Ich bin elend, verlaſſen, bejammernswürdig. Ach verlaſſen Sie wenigſtens nicht

Ihre
unglückliche
Henriette.

Siebenter Brief.

Lottgen an Marien.

Meine Unternehmung, liebe Marie, geht treflich von ſtatten, und ich fange an, einzuſehen,

ſehen, daß ichs blos mir ſelbſt werde zu danken haben, wenn ich Frau von Fett bleibe.

Wir ſind wahrhaftig ſehr übel daran, wenn wir nicht ſelbſt ein wenig Unternehmungsgeiſt haben, und uns blos auf andere Leute verlaſſen müſſen. Und wir, die man uns Gefallene nennt, ſind hierin noch immer übler daran, als andere, gegen die man eine gewiſſe Aufmerkſamkeit doch wenigſtens affektirt, die man dem weiblichen Geſchlecht ſchuldig ſeyn will, da wir hingegen nur Verachtung zu gewarten haben.

Meine Verſtellung iſt mir nach Möglichkeit gelungen. Ich hätte ſelbſt nicht geglaubt, daß es ſo gut damit gehen würde. Ich bin ſchon drey bis viermal vor meinem Fritz vorbey gegangen, und wir haben uns hart angeſehen, ohne daß er den geringſten Argwohn gefaßt hat. In Geſellſchaft war ich noch nicht mit ihm, und ich muß mich auch davor hüten, weil eine Entdeckung da bey genauer Unterſuchung, und einer längern Unterhaltung der ich nicht wohl ausweichen könte, möglich wäre.

Sobald aber nun die öffentlichen Luſtbarkeiten angehen, werde ich mich in alle miſchen, und habe da den beſten wahren Weg, die Gänge, die man ohngefehr mit meinem Fritz geht, auszuſpüren. Es iſt immer ein wilder lebhafter Junge, und ich kanns ihm nicht verdenken, wenn er unter einer ſolchen Menge von Schönheiten, zwar alle an Leib, und wahrſcheinlich auch an Seele gemahlten Schönheiten kleine Untreuen gegen mich unternimmt. Indeſſen kann ich ihm bis jetzt nichts ſchuld geben. Ich ſuche ihm immer ſo viel als möglich in der Nähe zu ſeyn, und habe ihn noch nie mit irgend einer Dame, auſſer mit ſeiner Mutter fahren ſehen.

Ja was mich unendlich freuet, er hat den Ruf eines ſehr ungalanten Kavaliers, und man ſchreibt dies offenbar ſeiner Lebensart in Berlin, und ſeinem Umgange mit mir zu, denn von ſeiner Geſchichte mit mir iſt jede ſorgfältig unterrichtet. Wüſten ſie nur, wie galant er ſeyn könte, wenn er will, ſie würden anders ſprechen.

Aber auf einer andern Seite iſts mir auch gefährlicher. Denn weil ſie die Lebensart des jungen Mannes kennen, ſo gehen ſie jetzt immer eher einen Schritt vorwärts, als ſie ohne das thun würden, weil ſie wiſſen, daß ihm das nicht ſo ſehr auffält wie einem andern.

Fritzens Mutter hab ich einigemal geſehen, aber noch nicht geſprochen. Sie iſt eine Dame von würdigen hohen Anſehen, ſcheint aber äuſſerſt ſtolz zu ſeyn, und wird mir wohl als Schwiegermutter manches zu ſchaffen machen. Die Familie iſt groß, angeſehen und ſehr reich.

Du kanſt denken, daß ich hier auch einige weibliche Bekantſchaften gemacht habe, und ich traf einmal auf eine die eine Zeitlang als Kammerjungfer bey der Baroneſſe gedient. Bey ihr fieng ich faſt an mich meines Geſchlechts ein wenig zu ſchämen, daß es ſo plauderhaft iſt, obgleich meine Neugierde ſich dabey treflich ſtand, denn ich erfuhr von ihr auch die kleinſten Nachrichten meines Hauſes.

Sie war, wie gewöhnlich Kammermädgen ſind, die Behorcherin aller Geheimniße ihrer Herrſchaft geweſen, und wuſte mir vieles zu erzählen, was über mich geſprochen war. Gar zu viel Lob über mich hörte ich freylich nicht. Ganz im Tone der Dame deklamirte ſie wider die Ausſchweifung, und doch ſchien ſie mir eben keine Feſtung für die Tugend zu ſeyn. Sie ſagte mir, die Dame hätte ſehr oft bittre Thränen über die Verführung ihres Sohnes vergoßen, und viele Gelübde gethan, wenn er wieder zurückkehrte. Einen Theil derſelben habe ſie auch ſchon erfüllt, und ſie glaube, eins davon ſey mit geweſen, ſie abzuſchaffen, denn kaum wäre der junge Herr auf der Herreiſe geweſen, ſo habe ſie ihren Abſchied erhalten, und die Dame habe ein altes Müttergen, (ſo nannte ſie ein etwas bejahrtes Mädgen das bey der Baroneſſe war,) ſich zur Aufwartung zugelegt.

Ich erkundigte mich was ſie denn für ein Urtheil über die Geliebte des Sohnes gefället. Anfangs erzählte ſie mir, ſey ſie bey jeder Nachricht, daß der Umgang noch fortdaure auſſer ſich für Schmerz geweſen, und habe ſich verlauten laſſen, wenn die Perſon im Lande wäre, könte ſie ſie ins Zuchthaus bringen.

Ein ſchönes Quartier, liebe Marie, vor mich, die ich mich nach ihren Gütern und Beſitzungen ſehne. Hernach wie man denn doch manches Gutes von mir geſprochen, und geſagt ich ſuchte meinem Fritz nicht auszuziehen, ſondern hielte ihn gewiſſermaßen in Schranken, hat ſie ſich herabgelaſſen, mir einige Lobſprüche beyzulegen, und hat verſichert, wenn ihr Sohn mich verließe, wollte ſie mich auf Zeitlebens verſorgen. Der guten Meinung ſind wir aber zuvorgekommen edle Frau.

Ich machte mir den Spas das Kammermädgen zu fragen, ob ſie nicht auch ſo handeln würde, wenn ihr ein junger Herr von der Art aufſtieße? Sie ſträubte ſich mit allen ihren Waffen dagegen, und kaum wagte ich kurz nachher einige Vorträge, ſo fand ich das Schäfgen äuſſerſt willig, ſich mit mir in Kontrakte einzulaſſen. Es iſt eine traurige Beſchäftigung, ſo ſeines eignen Geſchlechts Schwächen erforſchen zu müſſen, und zu ſehen, wie wir uns in unſern Neigungen ſo ſehr gleichen. Es müßte denn ſeyn, daß ich noch nicht unter die gekommen wäre, die beſſer ſind, als wir. Aber ich zweifle zum voraus, daß ich etwas da finden werde, wo ich ſuchen will.

Morgen iſt unvermuthet eine Redoute angeſagt. Ich werde Dir dieſen Brief alſo nicht eher ſchicken, bis dieſer erſte Spas meiner Unternehmung vorüber. Da ich ſchon hin und wieder bekannt bin, wird mir der Zutritt zu denen nicht ſchwer, die ich gern ſprechen will, ja ich weis es, daß manche es ſchon darauf angelegt haben mich näher kennen zu lernen. Natürlich hat mein Weibergeſicht hin und wieder den Eindruck nicht verfehlt, und mir bleibt die Hofnung mancher artigen Epiſode.

* * *

Ich bin von der Redoute zu Hauſe, und ich weis nicht, ob ich mich mehr über die Mutter ärgern, oder über meinen Fritz freuen ſoll. Ich wurde umzingelt, als ich erſchien, und Fritz war mit unter denen die mir Eifer und Dienſte anboten. Da ich aber nicht genau mit ihm bekannt ſeyn mogte, ſo that ich gegen andre wärmer als gegen ihn, welches er bald zu bemerken ſchien, und mich verlies. Nun verfolgte ich ſo viel es ohnvermerkt geſchehen konnte, ihn auf allen Wegen.

Du weißt daß er unvergleichlich tanzt, und er ſchien ſich heute doppelte Mühe zu geben. Es kam mir vor, als wenn er gefallen wollte, das fieng mich an zu verdrieſſen, und mislaunig zu machen. Aber ich kam bald wieder in gute Laune, da ich ſahe, daß er jede Tänzerin ſtehen lies ohne ſich weiter mit ihr zu unterhalten. Nur mit einer, der er einen Wink gab, der mein Blut kochend machte, gieng er nach geendigtem Tanze in ein Seitenzimmer. Ich verfolgte ihn mit den Augen. Hineinzugehen durfte ich nicht wagen. Ich wurde aber gewahr, daß ſie auf einem Sofa ſaßen, der vor einer Thür ſtand. Ich gieng hinaus, dieſe Thür wo möglich aufzuſuchen. Ich fand einen kleinen Verſchlag, ſchlich ſachte hinein, und verriegelte inwendig. Ich fand die Thür, und eine Rize, durch welche ich ohnbemerkt ſehen und hören konnte. Ich wurde bald von meinem Irthum überzeugt. Es war in den Geſchäften eines Freundes, daß Fritz ſprach, und die Schöne anfeuerte, ihren Liebhaber nicht länger an einem Gängelbande zu führen, das zulezt reiſſen, und ihn ihr ganz entziehen könnte. Er ſprach ſehr frey, von der unangenehmen Gewohnheit der Damen Liebhabern den Zutritt ſchwer zu machen, und behauptete, daß das in der Folge der Ehen kleine Pikanterien nach ſich zöge die dann Verdruß verurſachten.

Die Dame ſchien nicht ſo ganz unbefangen bey der Sache zu ſeyn, wie Fritz es wirklich war. Sie frug einigemal ſehr ängſtlich, ob er denn ſich nicht zu verheyrathen gedächte? Nach dem drittenmale ſagte ihr Fritz äußerſt trocken, er habe nur einmal geliebt, und er habe die Meinung, man könne nur einmal lieben.

Ich hatte jetzt genug. Ich ſchlich mich aus meinem Verſchlag wieder hervor, und miſchte mich unter die andern Masken. Nach einem Weilgen kam Fritz mit dem Fräulein aus dem Seitenzimmer heraus. Seine Mutter ſtand eben in meiner Nähe, als er vor ihr vorbey gieng.

Fritz, ſagte ſie zu ihm, es ſollte mir leid thun, wenn Dein Herz etwa auf dieſe Perſon fiele. Sie iſt ſo gut wie verſprochen, und ich wünſchte nicht, daß mein Sohn irgend eine Verbindung ſtören ſollte.

Mamachen, Sie haben nichts zu fürchten, erwiederte er ihr. Noch hat keine den geringſten Anſpruch auf mein Herz, und ich hoffe es ſoll auch nicht dahin kommen, denn was ich noch ſahe, das geht alles nicht auf Herzenseroberung aus. Er ſprang davon und die Dame ſeufzte. Ich wandte mich ſchnell um, als ob mich dieſer Seufzer aufmerkſam gemacht hätte, und ſahe die Baroneſſe an.

Sie ſcheinen ſich zu verwundern, mein Herr, ſagte ſie zu mir, daß an einem Orte, wo nichts als Freude herrſchen ſoll, man auch Seufzer findet. Aber glauben Sie mir, das Herz einer bedrängten Mutter die ihren Sohn erſt aus räuberiſchen Händen geriſſen, und jede Minute fürchten muß, daß er wieder hinein fällt, kann an ſolcher Freude keinen Antheil nehmen. Ich bin auch hier nicht zu dieſem Entzweck ſondern ich ſuche blos meinen Sohn zu bewachen, Verzeihen Sie, mein Herr, fuhr ſie fort, daß ich Sie vom Vergnügen abhalte, ich wollte das nicht, aber Sie geben mir Gelegenheit dazu.

Sie wollte gehen, aber ich bat ſie zu bleiben. Ich verſicherte ihr, ich nähme viel zu viel Theil an dem Leiden einer Mutter, als daß ich jetzt noch an der allgemeinen Freude Unterhaltung fände. Ich hätte auch eine Mutter, und ſie würde gewiß eben ſo beſorgt für mich ſeyn, als ſie für ihren Sohn. Sie ſchien von meiner Erklärung entzückt. O wie beneide ich ſie, dieſe Mutter, ſagte ſie, um dieſen Sohn. Kommen Sie, erzählen Sie mir etwas von ihr. Ich mußte mich zu ihr ſetzen, und ich wußte meine Erdichtung ſo glaubwürdig zu machen, daß ſie meine Mutter ſehr, und mich noch lieber gewann, aber die Freude dauerte nicht lange. Das

Geſpräch kam bald dahin, wohin ichs haben wollte.

Sie erzählte mir die Ausſchweifungen ihres Sohnes, und beſchrieb ſeine unendliche Liebe zu einem Mädgen, an welcher unmöglich etwas ſeyn könnte, weil ſie ſich ihm ganz überlaſſen, und von welcher er, wie ſie fürchtete, noch nicht geheilet wäre.

Ich nahm mir die Freyheit ihr einzuwenden, daß ſie hier wirklich nach Vorurtheilen urtheilte, daß Liebe eine Leidenſchaft des Menſchen ſey, die ſich nicht ſtimmen ließe, und daß aus der Aufopferung des Mädgens ihr Karakter gar nicht zu beſtimmen wäre, weil dies lediglich Wirkung der Liebe gegen ihren Sohn ſey, daß edler Sinn und biedere Denkungsart ſich ſehr wohl damit zuſammenreimen lieſen. Kurz, ich übernahm meine eigne Vertheidigung ſo warm und zutraulich daß ſie mir ſagte, mein Enthuſiasmus müſſe ſie auf den Gedanken bringen, daß ich auch liebe. Sie wolle mir gar nicht widerſtreiten, nur mir zu bedenken geben, daß eine ſolche Liebe auf alle Fälle das Unglück ihres Sohnes gemacht habe, daß es ihn aus der Karriere heraus geriſſen, die Stand und Beſtimmung ihm angewieſen, daß ſie auf jeden Fall die Süßigkeiten des ehelichen Lebens ihm verſchloßen, und daß er ſie, wann er auch aus Politik heyrathen müßte, doch nie zu fühlen fähig wäre, weil ſein Gefühl verſtimmt ſey.

Ich nahm mir wieder die Freyheit ihr zu widerſprechen. Ich ſagte ich glaubte Kenntnis der Liebe ſichre den Genuß derſelben. Im Fall ihr Sohn aufhörte, die Perſon zu lieben, für die er bisher gelebt, und die er nothwendig dann ſeiner Liebe nicht mehr würdig finden müſſen, ſo würde er ganz ſicher eine Wahl treffen, die ſeinem Verſtande und Herzen Ehre machte. Wann er aber noch fortliebte, und die Gebieterin ſeines Herzens ſeiner werth wäre, und unauslöſchlichen Eindruck auf ihn gemacht, ſo würde er gewiß keine andre Wahl vornehmen, ſondern der treu bleiben die er einmal liebte, und das machte ſeinem Herzen Ehre.

Ich bin nicht im Stande Dir eine Beſchreibung von der Veränderung zu machen, die bey dieſen meinen Worten auf dem Geſichte und in dem Betragen der Baroneſſe vorgieng.

Mein Herr, ſagte ſie, Sie ſetzen mich in Erſtaunen. Bey allen den Grundſätzen die Sie mir erſt ſehen laſſen, bey aller der Liebe für ihre Mutter, bey der Achtung, die Sie für meinen Schmerz bezeugten, können Sie einer ſtrafbaren Liebe das Wort reden?

Erlauben Sie mir gnädige Frau, ſagte ich, ich trenne den Menſchen von den Geſetzen. Ohne dieſe macht ihn jene Liebe nicht ſtrafbar. Sie iſt Wirkung der Natur. Höchſtens iſt der Fehler Ihres Sohns, daß er nicht auf eine Heyrath mit dem Mädgen dachte, ehe er ſie verführte, und ſie war unvorſichtig, daß ſie vor der geſetzmäßigen Verbindung ihrer Leidenſchaft den Lauf lies.

Stille, Stille, fiel ſie mir geſchwind in die Rede. Kein Wort mehr davon, denn das wäre ſchrecklich wenn er das gethan hätte. Da wäre er um all ſein Glück, um alle ſeine Ausſichten. Da hätte er ſeine Familie beſchimpft, ſich beſchimpft, da hätte er mich unter die Erde gebracht. Wie können Sie, mein Herr, der Sie von Adel ſind, eine Mutter haben, die gewiß für Ihr Glück ſorgt, wie können Sie es nur denken, daß eine ſolche Misheyrath ſich verantworten ließe.

Gnädige Frau, ſagte ich, da die Liebe unter den Menſchen Platz nahm, da beyden Geſchlechtern dieſe göttliche Eigenſchaft gegeben wurde, da exiſtirte noch keine Konvention noch Verbindung des einen Menſchen, den andern weniger zu dünken, als er ſelbſt iſt. Menſch war Menſch, und iſt, und bleibt Menſch. Und wir lieben uns als Menſchen, und unter keinen Verbindlichkeiten. Alle fallen weg, ſobald Neigung ins Spiel kommt. Und glauben Sie mir, oft iſt die ſogenannte Misheyrath glücklicher, als die am ſtärkſten parallel beſtimmte.

Mein Herr, ſagte die Dame, wir ſind hier in ein Geſpräch verwickelt worden, wohin ich bey Gott nicht zu kommen gedachte. Wiſſen Sie alſo, um klug zu ſeyn, meine Meinung. Wäre das Mädgen, das mein Sohn liebte, ein braves rechtschaffenes Mädgen geweſen, ſo hätte ſie Liebe und Anträge von ihm ausgeſchlagen, wäre ſie tugendhaft geweſen, ſo hätte ſie ſich ihm ohne geſetzmäßige Verbindung nicht überlaſſen, und wäre ſie klug geweſen, ſo hätte ſie eingeſehen, daß das Glück ihrer Liebe kurz ſeyn, er nicht ihr Glück machen könnte, und ſie verlaſſen müßte.

Hier hatte ich alſo meinen ganzen Panegyrick und ich ärgerte mich nicht wenig darüber.

Ich muſte etwas vorbringen, was zwar wider meine Denkungsart war, was aber doch in dem Augenblicke mir vortheilhaft ſeyn zu können ſchien.

Wenn nun aber, denn daß Leidenſchaft der Liebe nicht durch vernünftige Vorſtellungen zu überwinden iſt, wiſſen Sie gewiß, gnädige Frau, wann nun das Mädgen ganz von den Reizen ihres Sohnes hingeriſſen, auſſer ihm ſich nicht den kleinſten Grad von Glückſeligkeit denken konnte, wenn ſie ganz von ihm überzeugt, durch die theureſten Verſprechen überzeugt, daß ſie einſt ſein Weib werden würde, ſich ihm überlies — wenn ſie ſo wie er ſprach, allem Glanze der Welt entſagen, und nur im Genuß der Liebe glücklich ſeyn wollten, können Sie ſie noch unrechtſchaffen, laſterhaft, und unklug nennen?

Das ſagte ich, aber ich wäre das unglücklichſte Geſchöpf wenn das ſo mit mir wäre. Des Glanzes wegen liebte ich ihn ja, des Glanzes wegen lies ich mir alles gefallen, des Glanzes wegen wage ich jetzt alles, und mag die Mutter noch ſo niederträchtig von mir reden, ſie ſoll mich erkennen, für ihre Tochter erkennen, und ſollte ichs mit Feuer und Schwert durchſetzen.

Die Dame ſtand nach meinen letzten Worten auf. Ich muß dieſe Unterredung abbrechen, ſagte ſie. Ich ſehe, Sie ſind in den Grundſätzen der Ehre ein eben ſolcher Freygeiſt, wie mein Sohn es iſt. Vielleicht von ihm abgeſandt, eine Sache zu vertheidigen, die kein Menſch vertheidigen kann. Die einmal mit meinem Sohne fiel, iſt nie werth, ſeine Gattin zu ſeyn, wenn ich auch über alles andre wegſehen könnte. Merken Sie ſichs. So denken Mütter, und wenn Sie Gewiſſen haben, ſo machen Sie nicht, daß Ihre Mutter einſt unglücklicher wird als ich, mehr Urſache einſt über Sie zu klagen hat, als ich über meinen Sohn, der noch meiner werth iſt.

So verließ ſie mich. Meine Gedanken waren Rache, und Gift ſtrömte in meinen Adern. Aber ich hatte Unrecht. Was ereiferte ich mich, und was thue ichs noch, da ich alle Gewalt in meinen Händen habe. Meine Dokumente ſind ſo bündig, ſo unumſtößlich, daß ich trotzen kann, darf. Mutter! Mutter! du wirſt durch mich gewiß unglücklicher werden, als durch deinen Sohn.

Nein, ich werde die nicht Mutter heiſſen können, die mir ſo geradezu ſagte, ich ſey ihres

Sohnes nicht werth. Das heißt mein Herz wird es nicht. Aber freuen werd ich mich, wenn ſie mich Tochter nennen muß. O dieſes erzwungene Wort wird ſüß in meinen Ohren klingen.

* * *

Soll ich Dir denn noch etwas von meinen übrigen Bemerkungen mittheilen?

Heiß es Eitelkeit, oder wie Du willſt, Marie, genug, ich glaube, es war kein Frauenzimmer auf der ganzen Redoute die mir beykam. Alle gemahlt wie Puppen, gekleidet wie Puppen, und ſteif wie Puppen in jeder auch der kleinſten ihrer Bewegungen. Keine Natur, kein wahrer Reiz, kein Lächeln, ohne abgemeſſene Falten. Ha! Marie, Du hätteſt alle Blicke Deiner Buhlerheiten aufbieten können, und ſie würden dieſer die hier waren, keinen verdunkelt haben.

Wie ſie mich anlockten. Wie jede alles aufbot, um mich bey der andern auszuſtechen, mit der ich ein freundlich Wort ſprach. Nein — ſo giengen wir nie zu Werke. Man kam uns wahrhaftig mehr entgegen, als ich dieſen.

Und wenn ſie ſprachen, wie fade, wie eintönig, wie ſo ohne Annehmlichkeit. Es kann

ſeyn,

ſeyn, daß es Einbildung bey mir iſt. Aber ich wollte mich doch nicht täuſchen. Ich ſuchte Vorzüge von mir. Man pflegt ſie ja ſonſt nur zu leicht zu finden. Ich fand keinen.

Ich ſuchte mit eben der Dame in ein Geſpräch zu kommen, mit welcher Fritz es geweſen war. Wir redeten von Liebe. Es iſt in unſerm Stande traurig ſagte ſie, daß wir nach Befehl lieben müſſen, und ſie warf dabey einen Blick auf mich der mehr ſagte, als Worte. Ich konnte es nicht lange bey ihr aushalten. Sie will die ganze Welt haben, dachte ich, denn kurz vorher hatten ja ihre Blicke Fritzen das nehmliche geſagt. Mit wenig Worten geſagt, Marie, ich glaube, Fritz iſt ſicher, und es wird keine hier ſeine Eroberung machen. Nächſtens ſollſt Du mehr davon hören von

Deinem

zärtlichen

Lottgen.

Achter Brief.

Louiſe an Profeſſor Wähler.

Lieber, beſter Ferdinand!

Ich ſchreibe Ihnen eilig, und in einer Sache, worauf ſie alle Aufmerkſamkeit ſchon haben wenden müſſen, in welcher Sie gewiß ſchon etwas beſchloſſen haben, und deren Richtigkeit Sie jetzt erſt erfahren.

Iſt Ihre Philoſophie ſo mächtig geweſen, den Sieg über das warme Blut und über beleidigte Ehre davon zu tragen, wohl Ihnen dann, lieber Mann. Sollte das warme Blut aber den Sieg davon getragen haben, ſo kommen Sie aus einem Irrthum zurück, den ich Ihnen entdecken will.

Haſten der alles hervorſucht, was ſein Weib unglücklich machen kann, hat das Mährgen mit Ihrer Gemahlin erſonnen, und dieſe im erſten raſchen Eifer ſchrieb im Anfalle von Wahnſinn noch mehr als er ihr geſagt hatte, und ſchickte den Brief während ihrem Unbewußtſeyn fort. Sie hat mir geſchrieben, und mich gebeten, das ſchreckliche Unheil abzuwenden, was aus dieſem Briefe entſtehen könnte.

Trift Sie alſo mein Brief noch zur rechter Zeit, ſo überlegen Sie, daß eine Erzählung eines Boshaften, und träumeriſche Darſtellungen eines kranken Gehirns unmöglich jemanden zu verdammen im Stande iſt, nehmen Sie nichts wider die Unglückliche vor.

* * *

Mein Mann überraſcht mich, wie ich dies ſchreibe, und da ich ihm die ganze unglückliche Geſchichte erzähle, ſagte er, hier müſſe ſich die Menſchheit thätig zeigen. Er will ſelbſt zu Ihnen reiſen, dieſe Zeilen überbringen, und Sorge tragen, daß allem Unglück ſo viel möglich vorgebeuget werde.

Geben Sie ſeinen Vorſtellungen Gehör, lieber Ferdinand, und bedenken Sie, daß nicht alles in dieſer Welt ſo ſeyn kann, wie wir es wünſchen, und daß wenn Sie ſich ſelbſt auch ſchon betrogen haben ſollten, es doch beſſer iſt verzeihen, als Uebel mit Uebel zu vergelten.

Louiſe.

Neunter Brief.

Der Rittmeiſter Strundel an den Advokat Wurm.

Ich bleibe meinem genommenen Vorſatze treu, lieber Wurm. Ich habe es Marien geſchrieben, daß ich ſie nicht wieder ſehen würde. Mit ſchwerem Herzen freylich. Aber ſie iſt gut, und ſie wird ſich darin finden. Wenigſtens hoffe ich nun Ferdinand aufs künftige zu ſichern.

Was meinen Prozeß betrift, ſo wird er wohl zu Ende gehn. Ich ſchicke Dir die Abſchrift des Vergleichs mit, den wir gemacht, aber den ich nicht eher unterſchreiben werde, bis ich deinen Konſens dazu erhalten habe. Während dieſer Zeit werde ich eine Reiſe an den Ort machen, wo Mariens Geſchichte herſtammt, und ſuchen dieſe zu unterdrücken. Wenn ich in acht Tagen Deine Antwort habe, ſo bin ich in vierzehn Tagen gewiß bey Dir. Bis dahin aber Dein

unzertrenlicher Freund
Strundel.

Zehnter Brief.

Der Rittmeiſter an Marien.

Ich konnte in der Stunde meines Abſchieds, liebe Marie, Dir es nicht ſagen, daß dieſes das letztemal wäre, daß wir uns ſähen. Ich hätte Dein Herz gebrochen, und Deine Leiden hätten vielleicht meinen Vorſatz geſchwächt. Auch ſage ichs aus dem innerſten meiner Seele, ich konnte mich nicht dazu überwinden. Und noch jetzt, da ich ſchreibe, muß ich bey jedem Worte die Feder aus der Hand legen. Sie verſagt mir den Dienſt, weil ich Dir — und in Dir allem, was ich liebe, allem was mir werth iſt entſagen ſoll.

Marie, ich fühle es mehr als jemals, daß wir einen Himmel in uns gehabt haben würden, wärſt Du mein Weib geworden, und es iſt eine beſondre Beſtimmung vom Schickſal, daß ich an nichts von dem allen denken mußte, da mir die Freyheit dazu noch offen war, daß mir nicht dieſe Verbindung, die Hülfe nicht, die ich von Wurm zu erwarten hatte, einfiel.

Ich müßte die Unwahrheit reden, wenn ich behaupten wollte, daß mein Umgang mit

Dir, ſeitdem ich Dich verheyrathet weis, mich gereuete. Ungerechtigkeit ſehe ich zwar dabey, und daß ich ſie ſehe, davon iſt meine Trennung von Dir Beweis. Aber das iſt es auch alles. Mit Freuden denke ich an unſre Sympathie, und es ſchmerzt mich, daß ich der Ueberlegung und dem Rathe meiner Freunde Gehör geben muß.

Ich gewöhne mich an den Gedanken, Deinen Mann mir weit unglücklicher zu denken, als ichs bin, wenn er Deine ganze Geſchichte erfährt, und dies beſtärkt meinen Vorſatz. Ich glaube ihm die Aufopferung ſchuldig zu ſeyn, und im ganzen, liebe Marie, gewinſt Du auch dabey.

Ich erinnere mich jetzt ſo ganz lebhaft mancher Augenblicke, Stunden, ja Tage, wo Du im tiefſten Nachdenken über dem Schickſal ſaßeſt, wo Du ſelbſt es nicht ergründen konnteſt, warum Deine Handlungen immer vorwurfsvolle ſeyn müßten, wo Du bey aller herzlichen warmen Liebe zu mir wünſchteſt, ich wäre nicht gekommen, damit Du tugendhaft nach Deinem Vorſatze wenigſtens in Deiner Ehe geblieben wärſt.

Meine Gegenwart wäre immer ein Hinderniß der Ausführung geblieben. Meine Entfernung macht Dich und mich von Schwachheiten frey, die zu tief in unſrer harmoniſchen Denkungsart liegen, als daß ein ander Mittel als Trennung davor ſich finden ſollte.

Von nun an, Marie, laß den Frieden alſo in Deiner Seele wieder aufkommen, den ich zerrüttete, da er ſchon ſo ziemlich Wurzel gefaßt hatte. Von dieſem Tage an, wollen wir uns lieben wie Freund und Freundin, und jeder andere Gedanke ſey verbannt. Doch ſchwör ichs Dir, Liebe, in meine Seele ſoll kein Funken von Zärtlichkeit kommen, als für Dich, nie ſoll eine andere Liebe meine Gedanken beſchäftigen, oder mein Herz von Dir abwenden, und wenn Dirs möglich, und wenn ich Dich recht kenne, ſo iſt es das, ſo laß Du Dein Herz mit dem Beſitz des meinigen zufrieden ſeyn.

Dein Mann iſt verehrungswürdig. Sein Umgang iſt mir werth geweſen und ich werde ihn ewig ſchätzen, und ewig es bereuen, daß ich nicht gleich vom Anfang den Vorſatz faßte ihm meiner Pflicht gegen ihn die Oberhand über die Liebe zuzugeſtehen.

Ihm hab ich's zu danken, daß ich von meiner Verſchwendung zurück gekommen bin. Den Funken den er in mir erwekte, konnte ſelbſt mein Freund Wurm nicht anfachen, ſo viele Vorſtellungen er mir auch darüber gemacht hat,

Die Liebe, oder wenigſtens die ſichtbare, thätliche Achtung, die er Dir zeigt, iſt Deiner ganzen Aufmerkſamkeit werth. Glaube mirs Marie, hätte mir jemand, da Du noch ganz mein warſt, dieſen Mann, als Deinen künftigen Ehemann, dargeſtellt, ich hätte alles angewandt, und geſucht, ihn aus dem Wege zu ſchaffen. Da ich zu Dir kam, und es nicht mehr zu ändern vermogte, was geſchehen war, da haßte ich ihn, jetzt liebe ich ihn Könnten wir allemal jeden Menſchen mit dem wir es zu thun haben, ſo völlig durchſchauen, wir würden manchen lieben, den wir jetzt haſſen.

Ich ſchicke dieſen Brief nicht eher ab, bis ich Deinen Auftrag ausgerichtet, wohin ich jetzt reiſe.

* * *

Unglückliches Weib! und noch unglücklicher ich, wann ich nicht noch den Troſt erhalte, daß meine Schweſter durch ihre trefliche Erziehung

ziehung von dem Stande des Verderbens ſich gerettet.

Ja, ſie iſt meine Schweſter, ſie deren Namen Du angenommen, und deren Schickſale Du für die Deinigen erklärteſt.

Ich mußte eben damals ſo ganz mit Dir beſchäftigt ſeyn, wie die Unſchuldige in eure Hände fiel, ſonſt hätte ich ſie gewiß näher betrachtet, und es hätte ſich Sympathie in mir geregt, und hätte ſie von der Verführung zurückgebracht.

Marie! Marie! Dich ſpreche ich frey, wenn ſie nicht mehr iſt, was ſie war. Gott! wie rühmt man ſie hier. Wie hat ſie alles geliebt, wie iſt alles von ihrer herrlichen Denkungsart überzeugt, und doch hatte keiner der Barbaren, ſo viel Mitleiden gehabt ſie aufzunehmen, daß ihre Unſchuld ohne Nachſtellung geblieben, und ihre Reinigkeit keine Gefahr gelitten hätte.

Noch hoffe ich darauf, daß ich ſie ihrer Mutter, die eine der edelſten Weiber war, werth antreffen werde. Iſt ſie es nicht, ſo trägt Lottgen die ganze Schuld ihres Untergangs. Die verſchmitzte Buhlerin wußte alle Künſte anzuwenden, ein ſo junges Herz zu verführen, lies nicht nach, bis ſie ihres gleichen gemacht, und wenn nicht des Grafen edlere Denkungsart, die ich kenne, ſie erhalten hat, um ihrentwillen iſt ſie verloren.

Fürchterliche Strafe dann für meine Vergehen, und doch, Marie, doch ſind dieſe ſo groß nicht. Ich liebte keine andere als Dich, und habe Dich geliebt mit der Liebe eines Mannes, und liebte Dich treu — und lies mein Vermögen in die Hände anderer über, die es immer, glaub ich, nöthiger brauchten, als ich. Iſt das ſo ſtrafbar? Verdient es, daß ich darüber eine Schande erlebe, die mich vor der ganzen Welt vernichtet? Verdient es, o Marie, glaube nicht, daß ich über der Schweſter Deiner vergeſſen kann? Verdient es, daß ich Dich leiden ſehe?

Du wirſt leiden, Marie, wirſt jetzt ſchon unausſprechlich leiden. Traute ich nicht der edlen Philoſophie Deines Mannes Mäßigung zu, ſo würde ich vor Deinem Schickſal zittern.

Höre aber die ganze Erzählung und urtheile.

Wie ich abreiſete, nachdem ich jenen Abſchnitt dieſes Briefs an Dich geendet, kam mir auf einige Meilen ein Bote vom Advokat Stockberg

berg nach, der mir berichtete, es wären Briefe von dem Orte da, in denen die Herkunft, und das Daſeyn meiner Schweſter erwieſen wäre, und ſie wäre keine andere, als eben die Frau des Profeſſor Wählers, die mir ſchon bekannt wäre. Ich mögte gleich umkehren, und meine Schweſter mit dieſer freudigen Nachricht überraſchen.

Ich kehrte ſogleich zu Stockberg um, freylich aber nicht in der Stimmung wie er mich erwartet hatte.

Ich konnte das Ganze durchſchauen, und ſein forſchender Blick durchſpähete es auch gleich, daß ich nicht ganz mit der Entdeckung zufrieden wäre. Er frug mich um den Grund. Ich konnte ihm nichts antworten, als daß mir bey dieſer Entdeckung einige Zweifel übrig blieben. Er hielt mich für einen Grillenfänger, und ſagte, ich müßte irgend eine unglückliche Liebe haben, daß ich mich bey dieſer Sache daran errinnerte. Ich war ſo unvorſichtig, die Worte fahren zu laſſen, daß ich um alles in der Welt nicht wollte, daß meine Zweifel und Einwendungen unrichtig wären. Das fiel ihm ganz gewaltig auf.

Ich will nicht hoffen, ſagte er bedenklich zu mir, daß Du auf Koſten der Freundſchaft einen ſchlechten Streich gemacht haſt. In dem Falle müßte ich Dich ja ganz verkannt haben.

Die Wahrheit durfte ich ihm nicht geſtehen. Ich ſuchte ihm was er dachte, ſo gut auszureden, als ich konnte, aber es wollte doch nicht fort. Die Sorgen die um Dich und meine Schweſter in meiner Seele lagen, beſchäftigten mich zu ſehr, und ich antwortete verwirrt und gebrochen. Ich beſorgte nur gleich meine Abreiſe, und Stockberg ſprach von nichts als Bedauren und Mitleiden, ſetzte aber immer hinzu, er könnte meinen Mangel an Delikateſſe gegen Freundſchaft gar nicht begreifen. Sein letztes Wort war, er hielte mich vor den unglücklichſten Menſchen auf der ganzen Welt.

Gottlob, daß ich es nicht ſo war, wie er es glaubte, aber ich war es doch genug. Der Gedanke an meine unglückliche vielleicht verlohrne Schweſter machte es, denn daß Du ſchon leiden würdeſt wußte ich noch nicht. Auch Stockberg hatte mir verſprochen, er wollte nichts an Deinen Mann ſchreiben.

Wie ich hierher kam, gieng ich zum Schulzen des Dorfes, der den Brief an Stockberg geſchrieben, weil er wußte, daß dieſer den Pro zes für ein verlohren gegangenes Fräulein von Strundel und ihre rechtmäßige Erben führte.

Der Schulze erzählte mir gleich, da ich ihn um die genauern Umſtände der Sache befrug, daß der Nachfolger des Predigers in einem in der Wand verborgenen Schränkgen gewiſſe Papiere gefunden, die bey Lebzeiten des verſtorbenen Vorgängers nicht geöfnet geweſen, weil ſie noch zu ſorgfältig verſiegelt waren. Er habe dieſes den Obern des Dorfs bekannt gemacht, und man habe ſie in der Verſammlung vorgeleſen. Sie hätten meine Schweſter betroffen.

Ich lies mir die Papiere von ihm zeigen. Sie enthielten einige Zeilen meines Vaters, des Inhalts daß, im Fall dieſes Kind, während des Krieges irgend wohin kommen, und von ihm ſo wie es von der Mutter getrennt worden, getrennt werden ſollte, wer davor ſorgen, und vom beyliegenden ſo lange es erziehen ſollte, bis es möglich wäre, an einem Orte, den mein Vater beſtimmt hatte, nach ihm Nachfrage zu thun. Die Beylage war eine Anweiſung auf 1000 Rhlr.

Nachher hatten ſie ein andres Papier des Paſtors geöfnet, welches dabey gelegen, und worin enthalten war, welche Gründe ihn bewogen

gen, dieſes Papier nie zu öfnen. Einmal führte er als Urſache an, daß ſeine Frau und er, kinderlos, ſich lange gewünſcht hätten, ein Kind aufzunehmen und wie das ihrige zu erziehen. Daß ſie dieſe Gelegenheit als eine vom Himmel ihnen zugeſandte angeſehen, um ihre Wünſche in Erfüllung zu bringen. Daß ſie deswegen beſchloſſen gar nicht nachzuſehen, weſſen Kind es wäre, ſondern es für das ihrige erkennen, annehmen, und halten können, und wollen. Er, der Paſtor, wäre überzeugt, daß die wahre Glückſeligkeit des Menſchen, nicht in Stand, Rang und Gütern, ſondern in der Zufriedenheit des Herzens beſtände, daß dieſe ſich nur eine gute Erziehung, und durch Tugend und Rechtſchaffenheit erhalten laſſe. Er glaube nach ſeinen Kräften, und dieſen Plan die Kleine glücklicher zu machen, als ſie ohne dies bey Vermögen und Rang geworden, habe ſich alſo nichts vorzuwerfen, wenn er ihr etwas davon entzogen. Er habe ſo viel Erfahrung in der Welt gehabt, woraus er geſehen, und überzeugt worden ſey, daß man im niedrigen Stande ungleich glücklicher, nemlich nach ſeinem erwehnten Syſtem glücklicher ſey, als im hohen, und er hoffe dereinſt, wenn er einmal von allen ſeinen Handlungen Rechenſchaft ablegen müßte, nicht allein für dieſe von dem Kinde ſelbſt Dank zu erndten, ſondern auch von den Eltern, und am meiſten von dem Ewigen der alle Handlungen der Menſchen wäge mit der Wage der Gerechtigkeit nach der Liebe die er uns zu unſerm Nächſten eingepflanzt.

Seine Gattin, ein würdiges braves Weib, ſey mit ihm einig geworden, Mutter des Kindes zu ſeyn, wie er Vater, und alle Pflichten derſelben zu erfüllen.

Weil er aber doch nicht wiſſen könne, was die Vorſehung über ſein Pflegekind beſchloſſen, ſo wolle er die Papiere nicht vernichten, die wahrſcheinlich ihre Herkunft enthielten, ſondern ſie an einem Orte verwahren, wo ſie zwar ſo leicht niemand finden, wo aber die Vorſehung der nichts unmöglich leicht Mittel und Wege finden könne, ſie ans Licht zu bringen, wenn die Entdeckung etwas zum Wohl des Kindes beytragen könnte.

Ich muß geſtehen, liebe Marie, die Rechtſchaffenheit dieſes Mannes lockte mir Freudenthränen aus den Augen. Ich war ganz von der edlen Großmuth durchdrungen, womit er meine

Schweſter aufgenommen, und als ſein Kind erzogen hatte. Es konnte ihm doch wohl eingefallen ſeyn, daß bey den Zeugniſſen ihrer Geburt, auch Mittel ihrer Verſorgung liegen könnten, und ich traue es ihm zu, daß er um ganz alles für ſie gethan zu haben, ſelbſt in der äuſſerſten Noth nicht den Verſuch des Oefnens gewagt hat.

Hätte ihn die Vorſehung doch noch einige Jahre leben laſſen, um ganz zu vollenden, was er ſo großmüthig angefangen. Gott weis es, ich würde nicht murren, wenn ich ſie als Gattin irgend eines rechtſchaffenen Handwerkers gefunden, nur tugendhaft ſie zu finden, das war mein Wunſch. Doch ich will noch nicht urtheilen, denn vielleicht iſts beſſer als ich denke.

Ich ſagte dem Schulzen und den übrigen, die zugegen waren, daß es meine Schweſter wäre, und machte ihnen Vorwürfe, daß ſie nicht gleich, nach dem Beyſpiel ihres treflichen Lehrers das verlaßne Mädgen aufgenommen hätten. Sie machten mir den Einwurf, der Paſtor hätte ſie zu vornehm erzogen und es hätte ſich keiner unter ihnen getrauet, ſie zu ſich zu nehmen. Ganz konnte ich dieſen Grund nicht verwerfen, und ich verzieh den Leuten wirklich. Aber ich konnte mich nicht enthalten, ihnen zu ſagen, daß ſie Gelegenheit zum Verderben, des Mädgens gegeben hätten, wenn ſie auf Abwege geraſhen. Nun glaubten ſie mich ganz zu beruhigen, und mir eine frohe Nachricht mitzutheilen, wenn ſie mir ſagten, daß meine Schweſter glücklich verheyrathet wäre, daß das gleich nach ihrer Entfernung geſchehen, daß man ſich nach ihr bey ihnen erkundigt, und daß ſie das Zeugnis der Wahrheit gegeben. Zwar fuhren ſie fort, habe ſich ſeitdem ein kleiner Zweifel hervorgethan, denn ſie hätten von Berlin einen Brief bekommen, daß ſich jemand für ſie ausgäbe, daß müßte aber eine Betrügerin ſeyn, und das hätten ſie auch geſtern zurückgeſchrieben.

Die Nachricht ſetzte mich in Schrecken. Ich fuhr ſie an, daß ſie ſo übereilt und falſch handeln könnten, und ſagte ihnen, eben jene wäre meine Schweſter, und mit der andern ſey es Misverſtändnis geweſen. Meine Hitze brachte auch ſie in Harniſch und ſie ſagten mir trocken, es könnte hier kein Misverſtändnis ſtatt finden, ſondern offenbarer Betrug. Ich ziehe einen Schleyer über dieſe fernere Unterredung, denn ſie mögte Dir zu kränkend werden.

So viel erfahr ich noch, daß ſie auch an Deinen Mann geſchrieben, und daß der Bericht dahin auch ſo gelautet habe daß ſich irgend eine, die Vortheil davon zu ziehen hofte, für Deine Perſon angegeben, wahrſcheinlich, um das Vermögen, was durch die Entdeckung auf Dich fiele, zu erhalten.

Ich zweifle, daß Dein Mann dies für Wahrheit aufnimt, weil er gegen mich ſelbſt ſchon einigemal den Zweifel ſich hat merken laſſen, daß manche Aeußerungen von Dir ihm nicht mit der Erziehung, die Du gehabt zu haben vorgäbeſt, übereinzukommen ſchienen. In dem Fall glaube ich leideſt Du, und leideſt heftig. Sollte er aber die Sache anders aufgenommen haben, und wirklich glauben, Du wärſt meine Schweſter, ſo laß ihn dabey. Thue, als ob Du Dich darüber freueſt, und erwarte dann die Zeit, bis ich zurückkomme, und ihn auf all die gewiß traurigen Auftritte bereite. Ich hoffe durch meine Hülfe, und meine Ueberredungskraft es dahin zu bringen, daß alles ruhig abgehet.

Jetzt muß auf den Flügeln brüderlicher Liebe nach Berlin zur Gräfin B*. eilen. Sie iſts die hierher geſchrieben hat, und von ihr muß ich in Anſehung meiner Schweſter Leben oder Tod erwarten. Aber wehe auch dem, der ſchuld an ihrem Verderben iſt.

Von Berlin aus erfährſt Du mehr von Deinem getrennten aber immer Dich liebenden

Freunde
Strundel.

Eilfter Brief.

Advokat Wurm an Louiſen.

Louiſe!

Mit Gedanken, von denen ich Dir nichts zu ſchreiben im Stande bin, denn ſie waren der Menſchheit nicht Ehrebringend, reiſte ich ab von Dir, um ſo ſchnell wie möglich zu Wählern zu kommen. Wie ich ankam, traf ich ihn nicht zu Hauſe. Er war verreißt. Ich ſollte gleich zu ſeiner Frau geführt werden, ich widerſtand, ich mogte das Weib nicht ſprechen. Sie war mir verachtungswerth.

Aber weil ich Mitleiden mit ihr fühlte, und weil ich gern wiſſen wollte, ob der Mann ſchon etwas in Anſehung der Sache gethan. Ich lies es alſo zu, daß ich bey ihr gemeldet wurde.

Ich hatte mich häslich verirrt. Ich glaubte eine Buhlerin am erſten Blick zu erkennen, und ich fand ein ſanftes Engelsgeſicht. Auch fand ich tiefe, tiefe Schwermuth, und ich mogte meine ganze Einbildungskraft zuſammennehmen, ſie mir, als erkünſtelt zu mahlen, ſie blieb natürlich, wie ſie war.

Sie bat mich, mich zu ſetzen, und ſetzte gleich hinzu, daß ſie, da ich wahrſcheinlich ihren Mann zu ſprechen wünſchte, mir jemanden mitgeben wollte, der mich auf ſein Gut brächte.

Ich dankte für ihre Bereitwilligkeit, und ſagte, ich hätte gewünſcht Ihren Mann in Ihrer Gegenwart zu ſprechen. Sie ſchien aufmerkſam, und in ihre Augen traten Thränen — Aber fuhr ich fort, das wird wohl nicht geſchehen können, weil mir meine Ahndung und Ihr Anſehen zu ſagen ſcheint, daß Sie keine vergnügte Ehe führen.

Sie ſahe mich mit einem durchdringenden Blick an. Dann ſtand ſie auf, nahm meine

Hand, und ſagte: wenn Sie meines Mannes Freund ſind, wie ich glaube, ſo bin ich ihm es ſchuldig, Ihnen zu ſagen, daß ich ſeiner nicht werth bin. Entſchuldigen Sie ihn alſo ganz. Haben Sie mit einer Perſon Mitleiden die ſehr elend iſt, und wenn Sie ihn ſehen, ſo ſagen Sie ihm, daß Sie meine Thränen geſehen hätten.

Sie wollte aufſtehen, und weggehen.

Bleiben Sie, Madam, ſagte ich ſehr entſchloſſen zu ihr. Erhielten Sie nicht einen Brief von einer Louiſe? Schmerz und Angſt mahlten ſich in ihrem Geſichte. Ich erhielt ihn, ſagte ſie mit niedergeſchlagenen Augen. Und dieſe Louiſe iſt meine Frau — Gott! rief ſie auf, ſo ſind Ihnen meine Verbrechen bekannt. Aber mein Herr, um Ihres eignen Geſchlechts willen, bitte ich Sie, haben Sie Mitleiden. Verführt, aufs ſchändlichſte von einem Verräther verführt, ward ich ein Opfer, das ſeiner Leidenſchaft nicht mehr zu widerſtehen vermogte, und nur erſt jetzt einſieht, daß es äuſſerſt unglücklich iſt. Sie wollen meinen Gemahl ſprechen, und wiſſen das alles. Ich will Sie nicht davon zurückhalten, ihm die Augen zu öfnen. Mein Betragen verdient

dient Entdeckung und Strafe. Aber um ſein ſelbſt willen wünſchte ich, daß er nicht alles erfähre. Ich weis, der Schmerz betrogen zu ſeyn, wird ihn heftiger angreifen, als daß ers zu ertragen, fähig wäre.

Ich komme nicht in der Abſicht, Frau, ſie ihm zu entdecken. Ich komme in der entgegengeſetzten Abſicht Unrecht zu verhüten, und Unglück zu hintertreiben. Haben Sie noch keine Nachrichten von Ihrem Manne, die Ihr Vergehen, und Ihren ehemaligen Stand betreffen?

„Keine“ — Nun ſo wiſſen Sie denn — er weis alles. Er weis wie Sie vorher gelebt haben, er weis wie Sie nachher mit dem Rittmeiſter lebten. Entweder er hat eine gute Meinung von Ihnen, und glaubt es nicht. Oder er ſinnt auf Rache für dieſe Beleidigungen. Im erſten Fall will ich ihn dabey laſſen. Im letzten aber will ich ihn zu mäßigen ſuchen.

„So ſind Sie ein Engel, zu meinem „Troſte mir zugeſandt, da mich der Rittmei„ſter verlies.“

Auch um deſſen willen thue ichs mit. Ich bin Advokat Wurm, kann mich rühmen, der beſte Freund des Rittmeiſters zu ſeyn, bin auch gewiſſermaſſen, und das thut mir weh, an dieſer Erneurung der Bekanntſchaft Urſach, denn ohne mein Geld würde es wohl ſchwerlich dahin gediehen ſeyn.

„Da irren Sie ſich, mein Herr. Ich war
„ſo verblendet, auch kam das kalte Betragen
„meines Mannes, die gewiſſe Ueberzeugung daß
„er mich nicht liebte, dazu, und das wirkte ſo
„ſehr, daß ich alle Dankbarkeit vergas, und
„hätte der Rittmeiſter kein Geld gehabt, mit dem
„guten Namen meines Mannes, auch ſein Vermögen
„ihm geopfert hätte. Ich liebe den Rittmeiſter
„noch unausſprechlich, aber Vernunft
„und ein Gefühl von Ehre, was nicht ganz in
„mir unterdrückt iſt, was aber Leidenſchaft erſtickte,
„iſt aufgewacht, und ich verlange ihn
„nun nicht wieder zu ſehen, ſo ſchwer mirs
„wird, ihn zu laſſen.“

Es war Ernſt was die Frau ſagte, und das ſöhnte mich mit ihr aus. Bleiben Sie bey dem Vorſatz, ſagte ich ihr, ſo werden Sie noch die Achtung der Menſchen wieder erlangen können, die es einſehen, daß Leidenſchaft unter gewiſſen Umſtänden ſo ſtrafbar ſie iſt, doch verzeihlich iſt, und daß es ſchwerer iſt vom Laſter um-

zu

zukehren, als ſich ungenoſſen für daſſelbe zu bewahren.

Ich durfte mich nicht lange aufhalten, um nichts bey dem Mann zu verſäumen. Ich verſprach ſie auf dem Rückwege wieder zu beſuchen, und ſie zu benachrichtigen wie es um ihre Sache ſtände.

Ich hatte meine eigne Gedanken auf meiner weitern Reiſe über ſie. Sie hätte gewiß können das bravſte treflichſte Weib werden, wenn ſie nicht verführt worden wäre. Sie hat ein weiches biegſames Herz, und noch glaube ich, wenn Wähler ſie mehr geliebt hätte, ſo hätte der Rittmeiſter keine weitere Gewalt über ſie gehabt.

Aber es iſt erſchrecklich für mich, wann ich bedenke, wozu eine unharmoniſche Ehe führen kann. Ich bin auf mich ſelbſt böſe geworden, liebe Louiſe, daß ich zuweilen ſo mürriſch gegen Dich bin. Du kannſt denken, wie wenig ich es ſeyn will, aber auch mich übereilt Leidenſchaft. Ich bitte Dich, laß von dieſem Betragen keine Folgen in Deiner Seele zurückbleiben, oder Du machteſt mich zum unglücklichſten Menſchen. Iſt denn der Rittmeiſter ſchon bey Dir? Oder hat er geſchrieben?

Ich kam bey Wählern an, und man wollte mich nicht vorlaſſen. Er habe verboten, ſagte man jemanden zu ihm zu laſſen. Ich wuſte mir nicht anders zu helfen, als daß ich ihm ſagen lies, ich käme von ſeiner Frau. Er nahm mich alſo an.

Wie ich hereintrat, ſagte er: vermuthlich, mein Herr, ſind Sie von meiner Frau abgeſandt, ſie zu vertheidigen, und zu rechtfertigen. Sie wird alſo ſchon durch andere Kanäle wiſſen, was ich erfahren habe, und Sie werden den Auftrag haben, mir zu ſagen was wahr oder nicht wahr iſt. Ich werde, das verſichre ich Ihnen, mit aller möglichen Kälte dabey zu Werke gehen, denn ich habe Wärme und Feuer für einen ganz andern Gegenſtand nöthig, und der ſoll auch beyde hinreichend empfinden.

Nachdem er mich zum Sitzen genöthigt, ſagte ich ihm, ich hätte den Vorwand von ſeiner Frau geſchickt zu ſeyn, nur gebraucht um vorgelaſſen zu werden. Ich habe ſeine Frau zwar geſprochen, aber nur gelegentlich, da ich ihn aufgeſucht. Ich habe alſo von ihr keinen Auftrag, ſondern der meinige beſteht darin, Ihnen dieſen Brief von Louiſen, meiner Frau zu bringen.

Ich ſcheuchte anfangs zurück, als der Mann aufſprang, und auf mich zueilte. Sie Advokat Wurm, ſagte er, Sie Louiſens Mann! — Willkommen mir in meiner Einſamkeit.

Nun merkte ich daß der Paroxiſmus Freude war, und lies alſo auch meine Freude aus, den Mann, als meinen Freund vor mir zu ſehen, dem ich ſein Vermögen und ein herliches Weib geraubt. Er umarmte mich ſo herzlich, wie ichs mir nur von meinem beſten Freunde verſprechen konnte.

Er verfiel aber bald wieder in einen ſchwermüthigen Ton. Und was iſt ferner Ihr Auftrag von Ihrer Louiſe, und was der Inhalt Ihres Briefs? Iſts eine traurige Nachricht? Iſt vielleicht die unglückliche wahnſinnige Henriette nicht mehr? Hat ſie das leidenvolle Leben geendet, was ihr der größte von allen Böſewichtern bereitet. O mein Freund! die Wege der Vorſehung ſind wunderlich. Wir wären glücklich zuſammen geweſen — eine Wahrheit die ſich nicht beſtreiten läßt. Er muß ſie zum unglücklichſten Weibe machen. Und doch wer wagt es zu tadeln.

Er hatte während deſſen den Brief von Dir aufgebrochen, und las ihn.

Es iſt ein herliches Weib — ſagte er. Sie müſſen glücklich mit ihr ſeyn. Wie ſchmerzte der Ausdruck mir in meine Seele. Ich fühl es, fühl es ſo ſehr, daß ich Dich nicht glücklich machen kann. Es iſt ein eiſernes Verhängniß, über unſre Ehe, und ich glaube, es ruhet Fluch über alles, was mit der unglücklichen Henriette bekannt iſt. Ich mäſigte indeſſen meine innere Empfindung, und ſagte nichts darauf.

„Dank Ihrem gutem Weibe fuhr er fort, „daß auch ſie mir Mildigkeit anräth. Sie beſtärkt mich in meinem Vorſatze, jede, auch die „härteſte Prüfung geduldig zu ertragen.“

„Hier ſitz ich ſeit drey Tagen, und ſinne, „und denke, und vertiefe mich in tauſend Ideen, „verwirre mich immer mehr, und kann zu keinem rechten feſten geſetzten Schluße kommen. „Hier iſt der traurige Brief von Henrietten, „der Steine zum Weinen bewegen, und einen „eiskalten Menſchen in Flammen bringen muß. „Ich hab ihn mit innern Schauder geleſen. „Ich wurde bald warm, bald kalt. Ich ſahe „den Wahnſinn aus jeder Zeile, doch mußte er

„ſich auf Wahrheit gründen. Und nahm ich „denn das was ſie ſchrieb, in manchen Augenblicken für Wahrheit, ſo lief mirs eiskalt über, „ſo ſchauderte ich zurück vor dem ſchrecklichen „Betrug der mir geſpielt war, ſo wars mir als „müßt ich ſie umbringen, die mich ſo ſchändlich „hintergehen, und Tugend mir lügen konnte.“

„Ich that indeſſen wohl daß ich nicht übereilt zu Werke gieng. Ich bekam bald darauf „Nachrichten die ſie näher angiengen, und woraus erhellet, daß ſie des Rittmeiſters Strundels Schweſter iſt, wenn nicht woran ich doch „faſt zweifle, ihre ganze mir erzählte Geſchichte „nebſt den Beweiſen davon Betrug und untergeſchoben iſt.“

„Ich habe alſo den Weg gewählt, ihr das „alles zu ſchreiben, und ich habe ohngefehr vor „einer Stunde den Boten an ſie abgefertigt. „Ich erwarte ihre Erklärung, um mein ferneres „Betragen gegen ſie darnach einzurichten.“

Der Entſchluß war gewiß der beſte, und ich war vergnügt, daß ich ein glückliches Ende der Sache ſahe. Ich wünſchte aber doch es ganz zu ſehen, und erſuchte ihn mir zu erlauben, daß ich die Antwort abwarten dürfte. Er geſtand mir dieſes nicht allein gern, ſondern mit den lebhafteſten Aeußerungen der Freundſchaft zu, und ich werde Dir ſobald die Antwort ſeines Briefs der hier abſchriftlich folgt, ankömt weitere Nachricht von mir, ihm, und ihr geben.

Dein
unzertrennlicher
Wurm.

Zwölfter Brief.

Ferdinand Wähler an Marien.

Einer der betrübteſten Gegenſtände, die mich in meiner Einſamkeit beſchäftigen, Madam ſind Sie. Ich habe immer für Sie einen ſehr hohen Grad von Achtung gefühlt, der ſich theils von der Art unſrer Bekanntſchaft, die uns freylich ganz andere Verhältniſſe prophezeyen lies, theils von der Duldung nährte, mit welcher Sie mein öfters unſchickliches leidenſchaftliches Betragen ertrugen. Sachen aber, die mir von Ihnen zu Ohren gekommen ſind, müſſen dieſe Achtung nothwendig ſchwächen, und müſſen mich wenn ich die Wahrſcheinlichkeit durch Wahrheit beſtätigt, gegen Sie aufbringen, und zur Rache reizen.

Es iſt mein Fehler nicht ungehört zu verdammen.

Sie erhalten hierbey Beweiſe, was man Ihnen ſchuld giebt, ſo wie auch Mittel für Sie damit verbunden ſind, ſich zu vertheidigen. Iſt die Geſchichte, die Sie mir von Ihrer Herkunft und Auffenthalt vor unſrer Bekanntſchaft machten, wahr und gegründet, ſo ſind Sie entſchuldigt. Sie ſind dann des Rittmeiſters Schweſter, und können ſich für den Verluſt eines zärtlichen Gemahls, der ich Ihnen nun einmal nicht ſeyn konnte, durch den Gewinn eines Bruders tröſten, der Sie liebt.

Iſt jene ganze Geſchichte erlogen, ſo iſt der Betrug ſchrecklich, ſo ſind meine Leiden denen meiner Henriette gleich, ſo iſt alles wahr, und Sie ſind ein ſehr gefallnes Geſchöpf. So hart Ihnen auch Ihre Ehe mit mir ſeyn mag, ſo hatte ich doch das nicht verdienet.

In dem Falle habe ich tiefes Mitleiden mit Ihnen, denn es iſt unmöglich, daß Sie nicht ſollten die ganze Laſt fühlen, die auf Ihrer Seele liegt, da ich Funken geſpürt zu haben glaube, daß Sie ein empfindliches Herz haben, und ich mir von der Verſtellung noch keine ſo ſtarke Zeichnung machen kann, daß ſie in Ihren Farben erſcheinen könnte.

Es wäre ſchändlich, wenn Sie und der Rittmeiſter mich hätten hintergehen können. Unter dem Namen eines Freundes ſchlich er ſich bey mir ein. Ich nahm ihn um Ihrentwillen willig auf. Ich wollte Sie durch einen Freund für den Mangel meines Umgangs ſchadlos halten. Laſſen Sie mich den Misbrauch nicht denken. Er ſetzt mich ganz herab.

Und doch ſo ſehr ichs wünſche vom Gegentheil überzeugt zu ſeyn, um noch einige Linderung in meinen Schickſalen zu ſehen, ſo mögte ich doch auch gern die Wahrheit wiſſen, denn ich mag nicht aufs neue hintergangen werden. Iſt ſie da, die ſchreckliche Wahrheit, nun ſo weis ichs, daß mich das Schickſal zum verworfenſten aller Menſchen beſtimmte, mich reizen wollte, allen Gedanken an Nachſicht zu entſagen.

Antworten Sie mir bald denn meine ganze Entſchließung hängt hiervon ab. Zu fürchten haben Sie auf keinen Fall etwas, denn in dem einen bin ich Ihnen die auszeichnendſte Genugthuung ſchuldig, und im andern — ſind Sie ſo bemitleidenswerth, daß es Sünde wäre, Rache an Ihnen zu nehmen.

Ferdinand.

Drey zehnter Brief.

Advokat Wurm an Louiſen.

Von Marien kann ich Dir noch nichts weiter ſagen, Louiſe, deſto mehr aber von mir. Es ſcheint dieſe Reiſe iſt beſtimmt, das zu vollenden, was die Schwermuth bey mir angefangen. Mit jedem Tage nimmt die Verſicherung meiner Seele zu, daß ich Dich unglücklich machen werde, wenn ich länger bey Dir bleibe, und dann fährt es mir durch den Kopf, daß ich mich wieder von Dir trennen muß.

Man fühlt nicht ehr den ganzen Unwerth ſeiner ſelbſt, als bis mans an andern ſieht, wie weit ſie über einen erhaben ſind. Ferdinand und ich — welch ein Abſtand! Glaube mirs, Louiſe, wenn ichs bedenke, wie ſehr eure beyden Temperamente zuſammenpaſſen, ſo kann ich nicht anders, ich muß mich verachten, denn ich bin nicht fähig, Dir das zu ſeyn, was er Dir geweſen ſeyn würde. Ich kann Dirs auch in ſolchen Augenblicken gar nicht verdenken, daß Du keine Liebe für mich fühlteſt, und noch keine fühlſt. Die Zurückerrinnerung an den ſanften, nachgebenden, zärtlichen Mann, muß den ſtörriſchen unbiegſamen, launigen, nicht nur verdrängen, ſondern ihn auch verhaßt machen.

Wäre Dein Vater nicht, Du ſollteſt mich nie wieder ſehn; ich wollte den Deinen Blicken entziehen, der Dir keine Freude machen kann, der nur jeden Gedanken an Dich, ſich es ſagt, daß er Dich unglücklich macht.

So ſchrecklich, Louiſe, hatte mich dieſe Laune noch nicht überfallen, als ſie es jetzt gethan. Ich hoffe aber es ſoll ſich wenigſtens etwas wieder geben, denn ſo wie ich jetzt bin, würde ich mich nicht trauen, mich zu Dir zu wenden.

Ich glaube den Grund davon in einem Geſpräche zu finden, welches ich noch geſtern Abend mit Wählern hatte. Wir ſprachen von ſeiner Frau. Er erzehlte mir, wie er alles hervorgeſucht hätte, um ihr das Leben leidlich zu machen, weil er zum Umgange mit ihr ſich ganz unfähig gefühlt. Seine wilde Lebhaftigkeit habe ihm oft in Stunden wo er ſich geneigter gegen ſie gefühlt, Henriettens Bild gemahlt, und da habe er ſie wild von ſich geſtoßen. Dies habe ihn behutſamer gemacht, und um nicht wieder ſich zu vergeſſen habe er ſich von ihr zurückgezogen. Ich konnte gewiſſe Auftritte hier nicht aus meinen Gedanken bringen, die ich mit Dir gehabt, wo ich Dich oft zurück wies, wenn Du Dich freundſchaftlich und bittend um mich beſchäftigteſt. Und wenn ich nun bedenke, daß ich einem Engel das thue, was Wähler einem Teufel that, ſo muß mein Verbrechen doch wohl ungleich höher ſeyn. Und das allerſchlimſte dabey iſt, daß ichs fühle, daß ich es doch nicht unterlaſſen würde, wieder zu thun, wenn der Fall wieder da wäre.

Ich frug Wählern, wie er es denn halten würde, wenn er ſeine Frau unſchuldig fände. Er antwortete mir, die ganze Schadloshaltung, die er ihr geben könnte, beſtände in ſeinem Vermögen. Ich ſuchte ihn darauf zu bringen, ob nicht eine Art von näherer Vereinigung bey ihnen möglich wäre, und ob der Fall nicht Liebe zu ihr, die vorher nicht da geweſen, rege machen könnte? Es war im Grunde Thorheit von mir, unter dieſen Umſtänden die Frage zu thun, aber ich that ſie mehr ſeine Standhaftigkeit, von der ich ſchon überzeugt war, deſto mehr zu bewundern — oder um ganz die Wahrheit zu ſagen, noch mehr Beweiſe zu meiner Erniedrigung einzuſammeln.

Liebe, ſagte mir Wähler, ganz aus dem Herzen, läßt ſich durch nichts erzwingen. Von Vorurtheilen kann man durch Handlungen zurückgezogen werden, aber eine heftige Leidenſchaft läßt ſich nicht unterdrücken, und wenn ſich gegen ſie Berge thürmten. Ich ſehe meine Frau auf keinen Fall wieder.

Auf keinen Fall? ſagt ich. Würde das Genugthuung ſeyn? —

Allerdings, erwiederte er, denn ich würde ihr geſtehen, daß ich mich nicht werth hielte, ſie wieder zu ſehen. Sagen Sie mir, mit welchem Geſichte ſollte ich der unter die Augen treten, die mir, wie dann das alsdenn der Fall wäre, ihr ganzes Glück geopfert, und der ich auſſer dieſem denn auch noch ihre Ehre anzutaſten verſuchet. Es wäre mir Pflicht mich von ihr entfernt zu halten.

Auf den andern Fall müßte ichs noch mehr vermeiden. Der gelaßne Philoſoph könnte dem aufbrauſenden Ehemanne unterliegen, und die welche ich des größten Mitleidens werth hielte, wenn ich ſie unter einer andern Rubrick, als der meiner Frau, ſähe, könnte unter dieſer meinen Zorn aufs äußerſte bringen, und mich zum Unmenſchen gegen ſie machen.

Dieſen Karakter fuhr er etwas gekränkter fort, habe ich geſpürt. Aber ich will ihn zeigen, Freund, habe mirs feſt vorgenommen ihn zu zeigen. Stellen Sie ſich an meine Stelle, und denken ſich dann Haſten wenn das alles wahr iſt, was man von ihm ſagt. Denken Sie ſich Henrietten, denken Sie ſich mein Weib, und wie elend beyde ſind, die Unſchuldige mit der Schuldigen. Und er der Teufel, der die Eine verdarb, und die Andere von der Stufe ihrer Glückſeligkeit herunterris. Und mir aufbehalten die Strafe dieſes Buben. So denk ich, Freund —

Ich denke, Louiſe, das muß noch ein tragiſches Ende nehmen, und es muß ſo beſchloſſen ſeyn. Und wenn auch Wählers Weib das Mittel ergreift, ſich zu verſtellen, und ihm Scheinheiligkeit zu lügen, ſo glaube ich, daß die Entdeckung wegen des Rittmeiſters Schweſter der Sache eine andere Wendung geben kann, und muß. Ich wünſchte, daß der Rittmeiſter bald zu uns käme, weil alsdenn vielleicht bey ihm noch Mittel vorhanden wären, dem ſtarkwachſenden Uebel Einhalt zu thun.

Hernach kam Ferdinand auf Dich, und er überfloß in Lobeserhebungen. Ich ſah es nur zu deutlich, daß ſeine Seele an der Deinigen hing, und daß Du alle die Wetter innerer Unruhen, von ihm würdeſt abgewandt haben, wenn Du ſein Weib geworden wärſt, daß das ſanfte, wohlwollende ſeines Geiſtes, die Menſchenliebe, die in jedem Zuge hervorblickt, es davon getragen haben würde, über ſo vieles leidenſchaftliches was nun die Oberhand gewinnen müſſen. Du hätteſt ihn geliebt, hätteſt Deine Zärtlichkeit offenbar gegen ihn gezeigt, und ſie hätte ihn entzückt, wie ſie mich entzückt haben würde, hätteſt Du mir ſie gegeben. Doch was ſtelle ich hier

Vergleiche an. Liebes beſtes Weib, laß mich trauren, trauren daß ich mehr zu verdienen glaube, als ich erhalte — trauren, daß ich vielleicht ungerecht bin.

* * *

Die Briefe von Marien ſind da, und alles, alles iſt verloren. Ha! einmal wieder mich betrogen, einmal wieder geradezu geurtheilt, und auf Rechnung des Menſchen geſchrieben, was auf Rechnung der Umſtände kommen mußte. Haſten iſt der erſte Schurke, den Gottes Erdboden getragen. Er iſt Mariens Verführer aufs teufliſchſte. Er hat in ihr der Tugend ein Herz entwandt.

Ich überlaſſe es Dir, ſelbſt ihren Brief zu leſen, den mir Ferdinand abzuſchreiben erlaubt, hat, und zu urtheilen, ob ſie nicht ganz Dein Mitleiden, ſo wie das, der ganzen Welt verdient. Auch wird Ferdinand mit ihr ſo glimpflich verfahren, als man es von ſeiner Grosmuth erwarten kann, ſo kränkend es ihm auch im ganzen iſt, und ſeyn muß, ſeine Ehre beleidigt zu ſehen.

Aber gegen ihren Verführer iſt er unerſchöpflich aufgebracht. Die Reihe von Schändlichkeiten,

ten, die er ihm nachrechnet erfordert freilich des toleranteſten Menſchen Nachdenken, und es kann keinem zu verdenken ſeyn, wenn er es für erlaubt, ja für edel hält, das Unthier von der menſchlichen Geſellſchaft abzuſondern.

Seine Plane kann ich nicht ganz durchdringen, aber der Schimmer von Haſtens Untergang leuchtet allenthalben durch. Wenn er nur vorſichtig dabey zu Werke geht, und ſich nicht ſelbſt aufopfert. Vors erſte hat er an Henrietten geſchrieben; und ſo ſehr ich ihn auch bat es zu unterlaſſen, ſo hab ich ihn davon nicht abhalten können. Ich ſtellte ihm vor wie gefährlich das Auffangen der Briefe von Haſten für das arme Weib werden könnte. Er gab mir ganz trocken zur Antwort, ſie könne nicht mehr leiden, als ſie ſchon litte, und ſeine baldige Gegenwart ſollte ſie gewiß von jeder Tyranney des Mannes befreyen.

So weit iſts, und nun werde ich zu Dir zurückeilen, doch werde ich meinen Rückweg wieder zu der Unglücklichen nehmen, um ihr es anzukündigen, daß ihr Schickſal leidlicher iſt als ſie glaubt.

Dann eil ich zu Dir, Louiſe, um noch einmal zu verſuchen, ob meine Seele Herr meiner

Leidenſchaften werden kann. Doch ſag ich Dirs vorher, ich habe die Bemerkung gemacht, daß ich mürriſcher geworden bin, als ich war, und daß ich alſo auch wohl noch unerträglicher Dir ſeyn werde. In dem Falle ſehe ich nicht, wie es mit uns werden wird. Doch ich ſchweige, um Dich nicht zum voraus zu betrüben. Vielleicht ſinds Grillen, die mit den jezigen beſtändigen Gedanken an die unglücklichen Ehen, die ich vor mir ſehe verbunden ſein müſſen, und aufhören, wenn der Eindruck dieſer ſich zu verlöſchen anfängt. Bald iſt wieder bey Dir

Dein

Wurm.

Vierzehnter Brief.

Marie an Ferdinand.

Mein Herr!

Wenn ich Ihnen ſage, daß Schaam und Betrübnis meine Zeit jetzt theilen, ſo glauben Sie nicht, daß es erſt von jzt an iſt, da ich Ihren will ich doch den Ruf, den ich hier habe, nicht opfern.

Und noch einmal, Lottgen, deinen guten Willen in Ehren, Du haſt aber einen böſen Streich geſpielt

Deiner

Marie.

Drey und zwanzigſter Brief.

Ferdinand Wähler an Louiſe Wedemeyer.

Verehrungswürdiges Mädgen!

Wenn ich von Schaam durchdrungen, und voll Reue über mein Verfahren gegen Sie, mich Ihnen nähere, ſo hoffe ich, wird die, welche mich ſo grosmüthig behandelte, auch grosmüthig genug ſeyn, mir zu verzeihen.

Ich that unrecht, daß ich Ihren Werth verkannte, aber ich betrachtete Sie von einer falſchen Seite. Ich glaubte, Sie wären es, die mir Henrietten entziehen wollte. So fehlt man oft, wenn man die beſten Schlüſſe zu machen glaubt.

Aber Sie ſind zu gut, edles Mädgen, als daß Sie mich nicht von allen fernern Entſchuldigungen befreyen ſollten. Ich will lieber auf eine Sache kommen, die mir ſehr nahe liegt, und auf die Sie mich ſelbſt gebracht haben.

Sie wünſchen, ich mögte für Henrietten etwas mehr Mitleiden fühlen — Ha! Louiſe, was ich fühle, vermag keine Feder auszudrücken. Ich fühlte es ſo mit ihr, da ſie mir ſagte, ſie wäre unglücklich, von mir entfernt zu ſeyn — und damals hatte ſie noch die Hofnung einſt die Meinige zu werden. Und nun — unter einer Tyranney die gewis ihres gleichen ſucht, geopfert für ein weiches theilnehmendes Herz, ſo belohnt, wo ſie einen Himmel verdiente. — Ich fühle — nein, Sie haben recht, Louiſe, ich fühle kein Mitleiden. Wuth iſt mein Gefühl — Wuth wider den, der ſie ſo unbillig behandeln kann — ach! oft auch wider ſie ſelbſt, daß ſie ſich in die Hände des Böſewichts werfen konnte.

Ich habe nicht gefehlt. Sie wiſſen es vielleicht nicht, Louiſe, daß er mich beym kützlichſten Punkt anpackte, bey der Ehre eines Mannes. Er, der ſelbſt keine hat, machte dieſe zur Scheidewand zwiſchen Henriette und mir.

vor meiner Geſpielin das Anſehen geben mogte, daß eine tugendhafte Empfindung meine Schritte leitete, ſo wahr iſt es, und ſo gewiß kam damals kein Gedanke als der von feſter unerſchütterlicher Standhaftigkeit in mein Herz.

Sollten Sie auch noch aus dem Briefe an Lottgen, Zweifel wähnen, ſo bedenken Sie einmal, daß ich an ein Mädgen ſchrieb, die jeder tugendhaften Empfindung ſpottete, und dann, daß es bey dem beſten Vorſatze Stunden der Schwäche, wo ein kleiner Triumpf des Andenkens an die Vergangenheit das Laſter eben noch nicht wieder erneuert.

Wie Sie mir ſagten, Sie könnten mich als Weib ſchätzen, nicht ganz mit der Zärtlichkeit eines Mannes lieben, da war mirs, als ob mir das lieb wäre, nicht weil ich auszuſchweifen gedachte. Der Gedanke war weit von mir entfernt. Aber ich war betrogen worden, und hatte geliebt, liebte noch, und wußte alſo, ich könnte nicht ganz erwiedern, wenn Sie mir auch ganz gegeben hätten. Ich glaubte Sie aber auch nicht unglücklich zu machen, denn hätte ich das vorher ſehen können, ſo hätte ich die Verbindung mit Ihnen gewiß und unausbleiblich ausaufgeſchlagen. Ich wollte ja mein eignes Glück befördern. Ich glaubte dem Schickſale nicht genug für dieſen Wink danken zu können, den ich jetzt bereuen muß.

Erinnern Sie ſich gütigſt, daß es hernach unter uns zu verſchiedenen nicht ganz angenehmen Unterhaltungen kam, daß ich anfieng Ihre Grosmuth und Ihr Betragen gegen mich zu ſchätzen, endlich Sie zu lieben. Es war eine Zeit wo dieſe Leidenſchaft heftig wurde, wo ſich noch weiblicher Stolz zu ihr geſellete, wo ich mit aller Gewalt Sie erobern wollte. Da kann es ſeyn, lies ich etwas zu viel Erfahrung für ein unſchuldiges Mädgen blicken. Da nannten Sie mich eine Buhlerin — ich war es da nicht — aber ich war es geweſen und ich erſchrack. Von der Zeit an zog ich mich zurück, und in einer der unglücklichſten Stunden, da ich ſchon oft geweint hatte, und tiefſinnig darüber trauerte, daß ich nicht lieben ſollte und dürfte, zeigte ſich mir der Rittmeiſter, den ich ſo zärtlich geliebt, der mich ſo unendlich wieder geliebt hatte, und meine Standhaftigkeit war dahin.

Aber nicht ohne das Gefühl, daß ich unrecht handelte. Gleich nach dem Vergehen empfand ich das. Aber ich kämpfte mit einer Leidenſchaft, die mich ſpielend zu Boden werfen konnte, und wie konnte ich da ſiegen. Ich ſuchte damals alles hervor, um mein Verbrechen mir leichter zu machen. Der Mangel Ihrer Liebe, des Rittmeiſters ältere Rechte, die Heftigkeit meines Temperaments, alles wurde in die Schale gelegt, um das Unrecht zu überwiegen, aber immer ſtieg die Schale Himmelan. Zuletzt quälten mich meine Vorwürfe unaufhörlich, und ſo unausſprechlich ich den Rittmeiſter liebte, ſo mußte er doch alle dieſe Qualen mit empfinden. Unſere Geſpräche waren nur größtentheils Vorwürfe, und Liebe kam nur mit ins Spiel um es zu beklagen, daß wir ſie nicht gegen einander zu beweiſen berechtigt wären.

Kann es etwas zu Ihrer Verſöhnung beytragen, wenn ich Ihnen ſage, daß wir in der letzten Zeit unſrer Bekanntſchaft ganz unſchuldig uns geſehen, ſo nehmen Sie das feyerliche Geſtändnis von mir an. Wir haben trübere Tage verlebt, als ich je von der Hand des Schickſals erwartet hätte, und Sie mein Herr, ſind eſt der Gegenſtand unſrer Unterredung geweſen. Wir haben es beweint, daß wir Sie hintergehen mußten. Wir haben uns ſo klein in Betracht Ihrer Grosmuth und Ihres Karakters geſehen, daß wir uns ſelbſt verachtet haben.

Wollen Sie einer Unglücklichen die Ihren ganzen Zorn verdient, erlauben etwas zur Vertheidigung deſſen zu ſagen, der ihr Mitſchuldiger iſt, ſo ſey es das, daß er mich liebte, wie vielleicht kein Mann ſein Weib liebt, daß er Sie ſchätzte, und ſich oft fluchte, daß er Sie hintergehen müßte, und der einliegende letzte Brief von ihm ſey ein Beweis, wie er jtzt denkt, und ob er nicht auch Mitleiden verdient.

Dies, mein Herr, iſt das offenherzige Geſtändnis, welches Sie von mir verlangen. Ich hatte keinen Grund, warum ich die Wahrheit hätte verheimlichen ſollen. Denken Sie ſich Marien als die elendeſte unglücklichſte Perſon. Zerriſſen vom Gefühl meiner Schande, niedergedrückt von der Empfindung laſterhaft zu ſeyn, nicht werth von einem Menſchen auf der Welt der rechtſchaffen denkt eines Blicks gewürdigt zu werden, die Laſt auf meiner Seele, Eltern früh ins Grab gebracht zu haben, die Qual, Sie der Sie ſo ſchon des Unglücks Gegenſtand waren, noch unglücklicher gemacht zu haben, die

Gewißheit, daß ich bey dem erneuerten Umgange mit dem Rittmeiſter die wirkende Urſache war, und ihn hätte abhalten können, endlich der folternde Gedanke bey jeder meiner Handlungen, daß nichts auf der Welt fähig iſt, das wieder gut zu machen, und wenn ich ein Jahrhundert büßte — ſo iſt mein Zuſtand. Nehmen Sie das zuſammen, und ſagen Sie mir, ob Sie eine elendere Perſon kennen, als ich bin —

Und nun, mein Herr, wenn ein Mittel in Ihren Kräften wäre, für das alles mich ſo büſſen zu laſſen, daß ich hernach einige Beruhigung hoffen dürfte, ſo wählen Sie es. Strafen Sie mich aufs ſchrecklichſte. Vielleicht hilft es meinem beängſtigten Herzen. Keine Schande, kein Spott der Menſchen, keine Kränkung, keine Erniedrigung ſoll mir zu ſchwer ſeyn zu tragen.

Grosmüthiger Wohlthäter, dem ich einſt die Wiederkehr meiner Unſchuld zu danken hatte, laſſen Sie das Gefühl in meine Seele kommen, daß ich für das leiden kann, was ich that.

Mit welchem heißen Gefühl wünſchte ich nur einmal wieder in die Jahre zurückzukehren, wo ich unſchuldig und gut an der Seite meiner Eltern in einem Paradieſe war, aus dem mich der Verführer hinwegris.

Könnte mir ſo ein Wunſch gewährt werden, ich wollt es verſuchen, ob ich durch Standhaftigkeit, durch Verläugnung jedes Vergnügens die ewige Folter von mir abwenden, und das Geſchehne vergeſſen machen könnte.

Geiſt meiner Mutter! Rechtſchaffener verklärter Vater! War euch ein Blick auf eure unglückliche Tochter erlaubt, o ſo ſehet jetzt auf ſie herab, wo ſie zerknirſcht und reuevoll unter ihrer Laſt ſeufzt, wo ſie jedes Unrecht doppelt einſieht, was ſie euch that, wo ſie euch bittet, für ſie zu bitten, daß der Zorn der ewigen Gerechtigkeit ſich mildere über ſie.

Zürnen Sie nicht, mein Herr, daß meine Wehmuth Sie mit Klagen übertäubt. Ich ſollte ſchweigen vor Ihnen, denn einer ſolchen Verbrecherin geziemt es nicht zu reden. Aber mein Gefühl iſt ſo heftig daß ich es nicht verbergen kann. Auch ſollen dieſe Klagen kein Mitleid von Ihnen erflehen, Sie ſollen Ihnen nur zeigen, daß ich nicht ganz verhärtet, nicht ganz weggeworfen bin.

Beſchleunigen Sie Ihren Entſchluß in Anſehung meiner. Mir bangt mehr für Ihrem Mitleid, als für Ihrer Härte. Laſſen Sie die letztere, die mir willkommen iſt, im ganzen Umfange derjenigen fühlen, die ſich nicht mehr nennen darf

Ihre

Marie.

Funfzehnter Brief.

Ferdinand an Marien.

Unglückliches Weib!

Ich bin ſehr hintergangen worden. Sie haben das ganze bisgen Glückſeligkeit, was ich mir noch für dieſe Welt träumte, nemlich Sie glücklich zu machen, untergraben. Sie haben mich zweifeln gelehrt, daß es Unſchuld in der Welt gäbe, Sie haben meine Ehre angetaſtet, und haben einem Schurken die Mittel an die Hand gegeben, mich ganz zu erniedrigen.

Ich würde, wenn ich nicht die ganze Gewalt menſchlicher Philoſophie zuſammen nähme, gewiß auf Rache gedacht haben. Aber wie kann ich es bey Ihnen. Da ich mehr Unglück für Sie als für mich in dieſem Ausgange unſrer Ehe ſehe, da ich in Ihrer Geſchichte, und in Ihrer Denkungsart Entſchuldigungen für Sie finde, die ich nicht erwartete, da Ihr Brief mir, dem beleidigten Theile, Thränen aus den Augen gelockt, ſo kann ich nicht grauſam ſeyn.

Trennen müſſen wir uns, das iſt ausgemacht. Allein die Geſchichte unſrer Trennung ſoll der Welt ſo viel es möglich ein Geheimniß bleiben.

Ich könnte Ihnen nicht hart begegnen, und wenn Sie mich noch mehr beleidigt hätten. Sie waren unſchuldig an dem was Sie thaten, und nur Ihr Verführer iſt der Schuldige. Der Sie aus den Armen Ihrer Eltern ris, und Sie lehrte, den Weg der Tugend verlaſſen, der mag die Strafe davon tragen.

Jetzt erkläre ich mir das Betragen des Rittmeiſters, da ich ihm kurz vor unſrer Trennung meinen Verdacht wegen Ihrer zu erkennen gab. Sein niedergeſchlagenes Auge, ſeine Beſtürzung war alſo nicht Unſchuld, ſondern Bewußtſeyn ſeiner Schuld. Ich vergebe auch ihm, denn vorſetzlich beleidigte er mich nicht. Ich ſehe das ganze als eine Fügung des Himmels an, um mich an dem Böſewicht zu rächen, der das Unglück all hervorbrachte.

Ich werde Anſtalten treffen, daß unſere Scheidung in der Stille geſchieht. Advokat Wurm hat die nöthigen Maasregeln dazu, und wird auch von Ihrer Seite die Sache einleiten. Sie behalten nicht allein was Sie von mir haben, ſondern ich gebe Ihnen auch noch einen Theil deſſen was ich habe, denn ich brauche nicht viel mehr.

Es thut mir leid, Marie, daß ich eine wahre Liebe, die zwiſchen Ihnen und dem Rittmeiſter zu ſeyn ſchien unterbrochen habe, und ich wünſchte, es wäre nicht geſchehen. Sie wiſſen aber, daß ich unſchuldig war, und ich glaube nach Ihrem Geſtändnis, daß Sie damals ſelbſt glaubten, Sie würden mit mir glücklich ſeyn.

Indeſſen bleibt Ihr Fehler immer Fehler, ſo viel auch zuſammen kommen mag, um ihn zu vermindern. Ich überlaſſe es Ihnen ſelbſt, wie Sie es machen wollen, dieſen Flecken in Ihrem künftigen Leben, ſo zu decken, daß er nicht in ſeiner ganzen Größe erſcheint.

Iſt Ihnen der Rath eines Freundes etwas, denn das werde ich Ihnen bleiben, wenn mir auch ſchon der größere Theil der Menſchen das Recht zugeſteht, Ihr Feind zu ſeyn, ſo wählen Sie die Einſamkeit. Sie iſt mehr als jede andre Lebensart im Stande uns zu überführen, in wie fern wir recht oder unrecht handelten, und im Grunde beſteht in dieſer bloſſen Ueberführung unſre Reue und Beſſerung, denn ſie bringt uns dahin, nie wieder etwas zu thun, was wir einmal als Unrecht einſahen. Trägt, wie ich nicht zweifle, reine, herzliche, und unbedingte Vergebung etwas dazu bey, eine Sache vergeſſen und ungeſchehen zu machen, ſo haben Sie die meinige.

Machen Sie ſich übrigens über mein Schickſal keine Sorge. Es ſey für dieſe Welt ſo ſchwarz und blutig geſchrieben wie es wolle, ſo weiß ich, dort iſt ein Richter, deſſen Richtſchnur Recht iſt, und Recht habe ich gewiß. Leben Sie glücklicher, als es werden kann

Ihr

Freund
Wähler.

Sechzehnter Brief.

Ferdinand an Henrietten.

Ruhe! Ruhe! Ruhe über Dir, meine beſte Henriette, wenn Deine Lage einiger Ruhe fähig iſt. Ich habe ihn getrunken, den bitterſten Kelch meiner Leiden. Schauderndes Entſetzen habe ich dabey empfunden. Zehnfach iſt der Tod durch alle meine Adern gegangen, hat mein Blut erſtarrt, und es wieder flieſſend gemacht, um aufs neue mich zu peinigen.

Ha! es iſt alles wahr, was Du geſagt haſt. Ich bin gefallen. So tief gefallen, daß kein Aufrichten mehr helfen kann. Nur ganz — ganz hinab — gerochen, wo Rache Wohlthat iſt, und vielleicht erſtehet dann einſt mein Geiſt, als ein Wohlthäter für die Menſchheit.

Der Engel des Verderbens ſtand oft neben mir, wenn ich mein Geſchick überdachte. In einer guten Lichtgeſtalt ſtellte er ſich dar, ſchmeichelte mir mit möglicher Vernichtung alles geſchehenen. Aber ich hab ihm widerſtanden. Und nun bin ich ruhig, habe mir alles was ich leide, als nothwendig vorgeſtellt, ſehe eine Reihe künftiger Handlungen, als im Buche des Schickſals geſchrieben an, will ſo dem Plan, den ich gemacht folgen, und thun, was ein geheimer in mir feſtſtehender, nicht von mir abhangender Trieb mir eingiebt.

Und dieſem zu Folge wirds mir Wohlthat ſeyn, daß Wir uns ſehen — Ja, Henriette, ich komme zu Dir — komme mit aller reinen aufrichtigen Liebe, wie ich ſie ſonſt hatte, komme offenbar und unverſtellt, komme als Freund von Dir, wo kein Menſch mir den Zutritt wehren kann, ſelbſt Dein Gatte nicht —

Gatte! Nein, das iſt er nicht! der Name mit Dir in Verbindung macht mich wütend, läßt mich Unglücklichen oft zweifeln, daß es eine Vorſehung giebt, und nur ſtrenges Nachdenken bringt mich zurück —

Weg mit den ſchwarzen Bildern. Ich ſehe Dich Henriette, ich werde Dich gewiß ſehen. Ich weis es, daß ich nicht das blühende muntere Mädgen ſehen werde, was ich verlies, das Ebenbild himmliſcher Schönheit, die Geſtalt ohne gleichen, die Entzücken über mich brachte. Ich beſcheide mich gern, Kummer und Schwermuth in jedem Deiner Züge zu leſen — eine abgehärmte Geſtalt zu ſehen, die Bosheit und Unterdrückung von ihrer Höhe herabwarf. Aber iſt nicht das alles für mich geſchehen? Haſt Du nicht um meinetwillen gelitten, und muß ich nicht bey allem Deinem Unglück Beruhigung für mich finden?

O ich werde dieſe bleiche, abgehärmte, kummervolle Geſtalt verehren, wie man eine Heilige verehrt, wie man einen Wohlthäter verehrt, der uns vom Tode rettete. Könnt ich ſie rächen, dieſe Vernichtung, rächen, bis in aller Schöne Deine Blüthe wieder käme, bis ich wieder alle meine Rechte auf Dich erhalten — Aber der Gedanke iſt unausführbar — Die Hofnung iſt dahin, wie die Zeit die nie wiederkehrt — Ich täuſche mich mit Fantaſien, und erhitze mein Blut mit Vorſtellungen von dem, was nicht iſt, und nicht ſeyn kann. Ich bin unglücklich mitten im glücklichen Andenken.

Und Du ſprichſt von Rache an Dir — Träumſt, wähnſt, glaubſt, Du biſt an meinem Unglück ſchuld? O ſchweig, arme Betrogne, die Du Pflicht übteſt, darin Glück ſuchteſt, und nicht fandeſt, die Du Deine eigne Glückſeligkeit für die Deiner Eltern opferteſt, und dann ſehen mußteſt, daß auch ſie es nicht waren. Laß uns nun unſer Unglück, unſer Geſchick in eine Wage gegen einander legen, es wird ſich nichts nachgeben. Es wird inne ſtehen, und ſollten wir durch gleiches Unglück vereinigt, nicht einſt ein Recht haben, mit einander verbunden zu werden, und mit einander dann, wo kein Unglück mehr iſt, glücklich zu ſeyn?

Du bedaureſt Marien. Und ich ſollte Dir nicht nachfolgen? Nicht auch ſie bedauren? O noch mehr, liebe Jette. Ich will für ſie ſorgen, und das muß ich, weil ſie Reue zeigt, weil ſie Beſſerung verſpricht, weil ſie — doch lies ihren Brief ſelbſt — Thränen der Theilnehmung werden Dein Auge netzen, und Du wirſt ihr als einer Unglücklichen, mehr als wir es ſind, denn wir ſind doch ſchuldlos, ſelbſt Deine Freundſchaft nicht verſagen. Ich habe ihr verſprochen ihr Freund zu ſeyn, und ich habe ihr ſo viel gegeben, daß ſie nie nöthig hat, die Gnade anderer zu ſuchen.

Zwiſchen mir und der übrigen Welt auſſer Dir iſt jetzt aller Umgang aufgehoben. Ich habe vor drey Tagen um die Erlaſſung von meinem Dienſte mit ſo dringenden Gründen angehalten, daß man es mir nicht abſchlagen kann, und thäte man es, ſo würde ich doch gehen, denn mein Kopf und mein Herz taugen für nichts mehr, als Dir die wenigen Tage Deines Lebens zufriedner zu machen, und Dein trauriges Schickſal zu rächen. Wo ich einen Menſchen ſehe, da bedaure ich ihn, daß er Menſch iſt, da mögte ich ihm begreiflich machen, wie übel er daran iſt, daß ers iſt. Nur die Gewohnheit alles in der Welt von der beſten Seite zu betrachten, ſtößt mich dann wieder zu einer Vernunft zurück, die ich lieber nicht haben mögte.

So wanke ich, und ſo werde ich wanken, bis ich Dich ſehe, dann vielleicht, wenigſtens tröſte ich mich damit, wird mir beſſer ſeyn.

Alle Pflichten gegen Deinen Mann hören mit ſeiner Behandlung auf. Hier ſind die Briefe, die ich Dir auf die Deinigen antwortete; jetzt ſende ich ſie Dir ganz frey, und bald, ſehr bald wird ihnen nachfolgen

Dein

Ferdinand.

Auf den Erſten.

Erſchrocken! ja erſchrocken haben mich Deine Zeilen, das muß ich Dir ſagen, und wenn Du darüber zum unglücklichſten Weibe würdeſt, denn ich kann die Empfindung nicht verläugnen, ohne mein Herz zu ſchänden. So etwas verlieren — in einem Augenblicke es verlieren, wo ich alles was mir das Glück beſchied, zu Deinen Füſſen legen wollte — und nicht erſchrecken — das geht nicht Henriette.

Iſts mir doch, als wenns wohl gemacht wäre, daß ich Dir nicht antworten darf — daß Ehre und Pflicht — Ha! die Wörter wecken mich aus einem Taumel, den ich ſchlief — Ehre, Pflicht, gegen einen Buben der Dich mir raubte! — Stille — Stille! zu raſches Blut! Du, Henriette, ſagſt ja, er wäre edeldenkend, da iſt er kein Bube.

Komm denn, du Troſt aller Unglücklichen, Faßung! komm gelogner Muth! komm Verſchanzung, hinter die ſich tiefe Schwermuth verſteckt — um tiefer noch zu werden —

Komm auch du ſüße Täuſchung alles deſſen, was Du mir ſchreibſt — Dein Herz hat keinen

Theil — Dein beſſers Ich bleibt mein — Komm du reizende Vorſtellung des Glücks was wir in beſſern Tagen ſehen werden —

O Jette, Jette, ich rufe umſonſt. Es kömmt nichts — Du biſt verloren für mich — verloren auf immer — Schreib immer den verhaßten Namen unter Deinen Brief — ich weis ihn ja — Gott! mit glühenden Buchſtaben ſteht er in mein Gehirn gebrant —

Doch — doch will ich Dich lieben — Ja, Jette, ich will Dich ewig lieben — lieben ohne Hofnung — vergehen im Schmerz. Louiſen, ſagſt Du meine Hand, ehe ſoll ſie der Teufel haben, als dieſe Störerin unſrer Ruhe. Ich habe ſie, wie jenen Geitzhals, mit Golde, ihrem Abgott gepfroft —

Im Vertrauen, Dein Mann iſt doch ein Bube! — Ein Menſch unter Gottes Sonne Dein Mann, und nicht ich — wer mir das geſagt hätte.

* * *

Ich bin wie raſend geweſen, Henriette. Der Paroxismus iſt vorüber. O Gott, was iſt der Menſch. Dein Mann wird Dirs ſagen, daß ich nicht ſchreiben darf.

Ich werde verwirt, ſo oft ich Deiner denke. Da ſchreib ich Dinge, die Du nothwendig wiſſen mußteſt, und weis Du erhältſt meine Briefe nicht. Aber ich will fortfahren. Kann ich mich beſſer unterhalten, als von Dir und mit Dir?

Auf den Zweiten.

S. d. 15ten.

Ja! Weib! Nein — Mädgen! meine, meine Jette — ich ſahe den Namen ſo auf dem Papiere, wie Du ihn aus Deiner Seele heraus geſchrieben. Dreymal brennend ſteht er da, und ruft mich ſchrecklich auf zur Rache gegen den Buben, der Dir heuchelte, der Dir log, der Dein ſpottet.

Ich ergreife ſie ſchnell die Feder, aber ſie ſinkt wieder aus meiner Hand, denn Du wirſt ſie ja nicht leſen die Zeilen.

Unglücklich verheyrathet! Du ſagſt mirs zwar jetzt erſt, Henriette, aber ich wußt es lange, ohne daß Du mirs ſagteſt. Aber ich weis noch mehr. Du biſt an dem bübiſchſten aller Männer gekommen, an einen kalten unempfindlichen, an einen boshaften Molch, der Dir eine ſchöne Auſſenſeite zeigte, und den Gift verbarg. Er tritt die Rechte der Menſchheit mit Füſſen. Der Elende der nichts von Liebe weis, hat ſeine Freude daran, der Liebe zu ſpotten. Er hat ein Werk geſtiftet, wofür ihn Teufel ſegnen, und Engel ihm fluchen, wenn es bey den möglich iſt, ihr Gefühl ſo auszudrücken. Er hat ein Seelenband getrennt, was nie, das fühl ich, auf Erden wieder ſo vereinigt ſeyn kann. Er hat zwey Menſchen unglücklich gemacht, deren paradieſiſche Seligkeit die Vorſehung hier auf Erden beſtimmt hatte.

Ach gutes — gutes — dreymal gutes Jettgen! Wie nahe ſind mir die guten herzlichen Wünſche gegangen, die Du für meine Gattin, und mich gethan. Du hältſt ſie für ſelig. O ſie iſts nicht. Wie kann ſie es ſeyn, da ich ſie nicht liebe, da ich — Du glaubſt ſie könne Dich aus meinem Herzen verdrängen — ſie oft haſſe, oft ſie von mir wünſche. Sie iſt mir läſtig, denn ſie iſt nicht Du. Sie iſt auch ein unglückliches Weib — durch mich — nein! durch den Buben

Deinen Mann, denn ein andrer hätte ſie glücklich machen können, wenn ich Dich beſaß.

O Deine vollen warmen Anſprüche auf mich ſind gerecht, Du treues zärtliches Mädgen. Du wirſt ſie einſt geltend machen. Ich fühl es, es muß einen Zuſtand der Menſchen geben, der einſt gut macht, was der, hier auf dieſer Erde bey ſo vielen — vielen verdarb. Sollte es möglich ſeyn, daß da keine Vergeltung für die Leiden ſtatt fände, die Du und ich hier hatten, ſo wäre der Ewige ungerecht, und das iſt er gewiß nicht. Die Spuren ſeiner Gerechtigkeit ſind oft zu unleugbar ſichtbar, als daß ein Zweifel daran ſtatt finden ſollte.

Aber eine Stelle Deines Briefes hat mich zu Thränen der Reue gebracht. Ich habe Louiſen verkannt, und Deine Vorwürfe haben mirs ganz geſagt, ganz bewieſen, daß ich ſie verkannt habe. Ja, meine Theureſte, ich hätte ihr meine Hand geben ſollen. Sie hätte nicht gezürnt, wann ich mit ihr von Dir geſprochen hätte. Eine Freundin hätte ich gehabt, in deren Buſen ich meinen ganzen Kummer hätte ausſchütten können.

Es wäre aber eine Glückſeligkeit mitten im Unglück geweſen, und die verſagte mir das

Schickſal aus Gerechtigkeit, denn ich ſollte Deinen Verluſt ganz fühlen. Seine Größe ſollte nicht gemildert werden, damit ich einſt deſto beſſer empfände, was ich wieder erhalte.

Erhalte — ſiehſt Du mit ſolchen Träumen ſchmeichele ich meiner Einbildungskraft, wie Du. O mögten es nicht blos Träume bleiben!

Auf den Dritten.

S. d. 34ſten.

Vergnügen und Trauer haben bey mir gewechſelt, da ich Deinen Brief las. Vergnügen darüber, daß Du doch weißt, ich liebe Dich noch von ganzer Seele. Trauer, daß Du ſo ganz niedergedrückt biſt.

Es giebt auch bey meiner Lage, liebe Henriette, Augenblicke, wo ich um Dein ſelbſt willen wünſchte, Du mögteſt Deinem Mann ſo nachſehend wie möglich begegnen, damit Dein Leben auf dieſer Welt nicht ganz zur Hölle würde. Auch iſt mir in meiner Seele oft ein Bild künftiger Seligkeit, wenn man hier Widerwärtigkeiten gelaſſen ertragen kann. Und was Du mir von Deinen Eltern ſchreibſt, die ich verehre und ſchätze, thät denn auch ſeine Wirkung mit dabey.

Das Verhältnis, in dem wir in dieſer Welt leben, zwingt uns eigentlich anders zu handeln, als wir nach den Empfindungen unſrer Seele handeln würden. Nach dieſem, Henriette, würde ich alles aufbieten, um Dich aus den Händen eines Tyrannen zu befreyen, der Dir ſo übel mitſpielt. Aber das Verdienſt der Sache würde dann wegfallen, und Du würdeſt nicht die Krone der Duldung davontragen.

Freylich iſt es hart, unſchuldig zu leiden. Aber weſſen Menſchen Loos iſt das nicht. Nur iſt das Maaß verſchieden mit welchem dieſe Leiden vertheilt ſind. Mancher empfindet das ſeinige nur zu gewiſſen Zeiten. Du aber, theures Mädgen, und ich, wir empfinden es jeden Augenblick. Uns verläßt unſer Kummer nicht. Davor aber wird auch unſer Lohn —

Ich muß mich ſelbſt unterbrechen. Im Augenblicke wechſelt bey mir die Laune, und auch die Denkungsart. Das iſt auch eine Schwäche, die ich ſonſt nicht kannte, und die ich blos meinem unglücklichen Schickſale zu verdanken habe.

Schwermuth ergreift mich wenn ich der Stunden denke, die wir unter jenen Bäumen zubrachten. Ach wären ſie doch nur noch einmal da. Eine — nur eine einzige Unterredung mit Dir. Nur noch einmal Deinen Engelsblick — nur noch einmal das ſchöne Geſicht ſehen voll Liebe und Innigkeit — Ach! das wäre Vorſchmack einer Seligkeit, wenn nicht Seligkeit ſelbſt. Es iſt mir gar zu theuer das Andenken, an Orte und Zeiten der Vergangenheit. Ich nehme auch jeden Augenblick wahr, der in meiner Seele etwas davon zurückruft, und hänge ihm nach, verliere mich — und ſcheine mir mitten im gefürchteten Tode zu leben. Ich kann mir fröhliche Augenblicke dadurch machen, und Deine Vorſtellung einer kommenden Zeit, wo Zufriedenheit unſer Loos ſeyn wird, hat mich ganz, ganz beglückt. Nur ſchade daß der Nebel ſo bald ſich zerſtiebt, und die Gruppe des Leidens dann wieder lebhafter da liegt — Ich Dich in den Armen des unfreundlichen Mannes ſehe, und von Kummer hingeriſſen durch Thorheiten mein Gefühl ausdrücke.

Du ſagſt, Du liebteſt meine Gattin; weil ſie das wäre. Ich danke Dir in ihrem Namen dafür. Ich habe es ihr geſagt, und ſie ſchien ſich darüber zu freuen. Ich ſage, ſie ſchien, denn ſie behält ſo oft ich von Dir oder Louiſen ſpreche, eine Art von Gleichgültigkeit in ihren Minen, die ich ihr nicht zurechne, die mir aber doch nicht ganz ihr Herz aufklären kann. Und ſind das geheime Vorwürfe des Herzens, ſo kann die Freude nur anſcheinend ſeyn.

Auf den Vierten.

S. d. 43ſten.

Ich fühls nach und nach, Henriette, daß Du dieſe Briefe bald erhalten wirſt. Ich bins überzeugt daß ich ſie nicht mehr fürs unnütze Vergehen ſchreibe. Alles in der Welt nahet ſich ſeiner Reife. Auch Bosheit wächſt, wird gros und mächtig wie Unkraut, wird auch dadurch immer dem Feuer reifer. Feuer und Blut — Iſts nicht, als ob das eins wäre? Ja, wirklich zuweilen iſts mir ſo. So wars mir oft wenn ich an Deinen Tyrannen dachte. Auch er iſt hoch aufgewachſen und reif. Das Unkraut dem Feuer, und ihm blutiger Rache. Iſt das nicht eins?

So iſt auch oft Traum und Wirklichkeit eins, denke ich. Freylich war es ſchrecklich, daß es ſo bey Deinem Traum ſeyn ſollte. Aber in dem Augenblick da ich ihn las, quollen heiße, heiße Thränen aus meinen Augen, und er ſtand wie Wahrheit vor mir. Eine Wahrheit, die den Stein aus der Erde wälzen müßte, wenn er einiges Gefühls fähig wäre.

Sieh nun, Jette, auf dieſe Wahrheit gründet ſich meine Gewißheit, daß Du dieſe Briefe erhältſt, und die, daß ich Dich ſehe. Doch iſt er nicht mehr, ſo will ich beyden gern entſagen, denn ſo iſt Dein Leiden weniger geweſen, und mein vergrößertes Unglück wird auch von mir ertragen werden. Denn ich mag mein Glück nicht auf Deinen Ruin bauen.

Schlimm genug, Mädgen, daß ich mirs ſchon ſelbſt geſtehen muß, daß Rache mein Glück iſt. Die Empfindung macht der Menſchheit keine Ehre.

Ihr macht eine andere Platz. Ich habe Dich beneidet. Um die Stunde Dich beneidet die Du auf dem Kirchhofe zubrachteſt. Das wäre Seligkeit, Lohn für vieles geweſen, ſie mit Dir da zuzubringen. In dem Augenblicke murrte ich, daß unſere Schutzgeiſter nicht die Macht hätten uns ſo etwas vorauszuſagen. Wie hätte ich eilen wollen, um bey Dir zu ſeyn, und die glückliche ſelige Stunde zu genießen.

Bald aber kehrte meine Vernunft zurück, und ſagte mir daß es nicht gut geweſen ſeyn würde. Sie ſtellte mir Dich in der ganzen Feſtigkeit Deiner Pflicht dar, und ich war überzeugt, daß Du mich nicht einmal gelitten, ſondern mich gebeten haben würdeſt von Dir zu eilen, damit kein geheimer Vorwurf auf Deiner Seele läge, der der Grauſamkeit Deines Mannes einen Anſtrich von Gerechtigkeit geben könnte.

Auch will ich auf dieſe Art nicht zu Dir. Ich will mit einem Rechte kommen, und das ſoll ſiegreich werden über den der die Unſchuld zertrat. Lange kanns nicht mehr dauern, gutes leidendes Geſchöpf, ſo liegt die Wahrheit vor mir, und die räche ich, und komme ich auch mit um. Dein

Ferdinand.

Siebzehnter Brief.

Lottgen an Marien.

Ich ſagte Dir in meinem letzten Briefe, ich glaubte, Ferdinand wäre ſicher. Ich war ſicher, wie mans immer zu ſeyn glaubt, wenn die Gefahr entfernt iſt. Himmel! hätte ich mirs denken können, daß ein ſchlechtes Landmädgen, die hier die einfältigſte Figur ſpielt, mir auf den Blick intereſſant werden, auf den zweiten mich eiferſüchtig machen, und bald hernach mich zur Verzweiflung bringen ſollte.

Drey Tage nach der vorigen Entrewüe mit der Mutter meines Fritz war groſſer Balpare. Frau von N*. erſchien unter den erſten mit ihrer Tochter. Sie war prächtig, das Mädgen ganz einfach gekleidet. Weis mit einigen Roſen, ohne Brillianten, ohne alles andere Zubehör der hier ſonſt belaſteten Kutſchpferde. Sie war nichts weniger als blendenden Geſichts, denn ſie war blas, nicht regelmäßig, eine kleine ſtumpfe Naſe, aber blaue Augen, ſchönes Haar, ein blendender Wuchs, ein treflicher Fuß, eine feine Hand kündigten ſie als äußerſt intereſſant an. Ueberdies alles aber trug eine ſchmachtende Mime den Sieg davon, die alles hinris, was ſich ihr nahete. Natürlich wurde Aufſtand. Die Schönen ziſchelten, und jede ſprach mit ihrem Zizisbeo ein leiſes Wörtgen, welches wahrſcheinlich den Befehl enthalten mogte ſich dieſem Wunderthier nicht zu nähern. Keiner der Stuzer gab ſich mit ihr ab, der Ball wurde eröfnet, und ſie blieb auf ihrem Stuhle ſitzen. Den Augenblick wählte ich mich zu ihr zu ſetzen, ohne ſie zum Tanze aufzufordern, denn ich dachte an den ganzen Ball nicht mehr ſondern ich hatte mir vorgenommen um einer gewiſſen innern Ahndung willen mich wo möglich näher an ſie zu liiren, um ſie dann wo möglich von Fritzen abzuhalten.

Sie antwortete auf meine Fragen mit äußerſter Richtigkeit. Ich fand bald, daß ſie nicht allein natürlichen Verſtand hatte, ſondern, daß ſie ihn auch treflich ausgebildet.

Ich ſagte ihr, ſie habe in dieſem Zirkel, durch ihren natürlichen und reizenden Anzug neue Epoche gemacht. Sie antwortete mir, ſie habe gewußt daß ſie ein Gegenſtand der Perſifflage werden würde, allein ſie ſey ſchon gewohnt ſich über Vorurtheile der Art wegzuſetzen. Sie könne einmal ihren Grundſätzen deswegen nicht untreu werden. Natur ſey ihr Liebling, und ſie hieſſe es ihren Liebling ſchänden, wenn ſie ihm untreu werden ſollte. Ihre Mutter wäre ſo gütig, ihr hierin ihren Willen zu laſſen, und mache ſie dadurch ganz glücklich.

Das führte uns aufs Landleben, wo ſie mir ſagte, ſie wäre nur wenige Wochen in der Stadt, und dieſe würden ihr gewöhnlich beſchwerlich. Ich wunderte mich darüber, und führte unter andern an, ich glaubte, Liebe machte in ihrem Alter eine Hauptbeſchäftigung ihres Geſchlechts aus, und ſie habe unmöglich Gelegenheit auf dem Lande ſie in allen den Geſtalten kennen zu lernen, in denen ſie in der Stadt erſchiene.

Wenn ich mir vorgenommen hätte, antwortete ſie mir, die Liebe kennen zu lernen, um ſie zu fürchten, ſo müßte ich ihre Bekanntſchaft in der Stadt machen, und ich würde mich gut dabey ſtehen, da ich aber ihre Schöne zu kennen wünſche, ſo muß ich hier ganz fliehen, erwarte ſie im Schooſe der Natur ſo rein, wie dieſe iſt, und hoffe Freude zu haben, wo ich hier nur Schmerz zu erwarten hätte. Ich weis leider von vielen meiner Freundinnen, wie leicht es iſt Eröberungen machen, wie ſchwer, ſie behalten. Sollte ich einmal eine machen, die meinem Herzen angenehm wäre, und ich wäre nicht ſtark genug ſie zu behaupten, ſo wäre ich verloren.

In dem Augenblicke trat Fritz zu uns, und frug, ob ich mit der Dame engagirt wäre. Ich weis nicht warum ich nein ſagte, und hinzuſetzte, ich würde den ganzen Abend nicht tanzen.

So bitte ich um Ihre Hand, Fräulein Nettgen — Ich ſtutzte, das Mädgen ſtutzte. Meinen Namen, mein Herr, ſagte ſie — Verzeihen Sie erwiederte ſie, Ihre gütige Mutter befahl mir Sie ſo zu nennen.

Ihr Geſicht wurde ſehr freundlich, ich ſahe ihren Blick auf Fritzen, er ſchien mir viel zu ſagen, und die Eiferſucht quoll hoch auf.

Mit ſo viel natürlicher Anmuth ſahe ich aber auch noch kein Mädgen tanzen. Aller Augen richteten ſich auf ſie, und ein Paar ſchlos nach den andern, um ihr zuzuſehen. Nettgen wurde über und über roth, kam aber weiter nicht aus ihrer Faßung. Fritz ſchien gern mit ihr zu tanzen denn er zögerte lange mit dem Schluß. Indeſſen ſagte ihm jemand etwas ins Ohr. Er ſchloß ſo gleich, und führte Nettgen am obern Theil des Saals, um eine Angloiſe mit ihr aufzuführen. Nun war ich ſchon wütend. Mit jeder Tour ſchien mir das Feuer beyder zuzunehmen. Als ſie durch waren ſetzten ſie ſich wieder zu mir.

Sie haben mich etwas zum Beſten gehabt, Herr von Fett, ſagte Nettgen, aber ich werde es Ihnen gewiß vergelten. Müſſen Sie eine Neulingin ſo der ganzen Geſellſchaft preis geben?

Um den Preis der allgemeinen Bewunderung konnte ichs, erwiederte er.

„Häufen Sie nur Ihre Schuld. Es wird
„Ihnen gewiß ſchwer werden, ſie zu entrichten.
„Und ich bin im Fordern ungeſtüm, wo ich
„Recht habe.“

Soll ich etwa Ihre Mutter zur Schiedsrichterin zwiſchen uns rufen? —

„Ums Himmelswillen nicht, die iſt ſo ſchon
„partheyiſch für Sie.“

Jetzt wars klar, daß die Sache von den Müttern abgeredt, und dieſes Nettgen die Beſtimmte meines Fritzs war. Nun kams nur darauf an, zu erfahren, ob ſie auf Fritzen Eindruck gemacht. In meiner Gegenwart würde er ſich darauf nicht eingelaſſen haben, ich mußte alſo gehen, und ſie von weiten beobachten. Ich gieng zu meiner gnädigen Frau Mama.

Warum ſo ſtill, mein Herr, ſagte ſie, kein Tanz heute für Sie?

„Man hat mir den Appetit verdorben, „gnädige Frau.“

Hats gewirkt? Sehn Sie, Herr, das iſt ein Mädgen für meinen Sohn, die hab ich ihm beſtimmt, und er müßte kein Gefühl haben, wenn er für ſie unempfindlich bliebe.

„Das iſt er nicht geblieben, das haben Sie „wohl geſehen, aber nicht jedes Gefühl ſchlägt „zur Leidenſchaft aus, und noch weniger kann „es feſte Leidenſchaft wankend machen.“

Sie müſſen Ihr Vergnügen daran finden, mir alle Hofnung für meines Sohnes Beſſerung zu benehmen, und mir glaubend zu machen, daß ein redliches Mädgen keinen Eindruck auf ihn machen kann.

„Das habe ich nicht geleugnet gnädige Frau, „auch wünſchte ich, daß Ihr Sohn um dieſer „Aengſtlichkeit ſeiner Mutter willen frey wäre, ſo „würde der heutige gewiß Ihre Wünſche krönen.“

Ich dachte nicht was ich ſagte. Ich fürchtete mich, daß es ohnedem ſo kommen würde.

Ich ſahe wohl in der Entfernung, daß Fritz in ein tiefes Geſpräch mit Nettgen verwickelt war, und das Herz dabey gewiß mit im Spiele wäre. Auch ſahe ich, daß die Mutter ihre Augen nicht von da verwandte. Alles gieng mit mir herum, ich war wie verworren. Rache kochte in mir. Die erſte Wirkung war, daß ich zur Mutter ſagte: Sie könnten alſo ohngeachtet Ihrer treflichen Denkungsart zwey Mädgen auf einmal unglücklich machen?

„Sie ſchwärmen, mein Herr. Die eine
„machte ſich durch ihre Ausſchweiffungen un-
„glücklich, die andere wird mit meinem Sohne
„glücklich ſeyn, und er mit ihr.“

Sie irren. Er wird die Eine fortlieben, ſobald der Taumel, der ihn an die Andere nur auf kurze Zeit feſſelt, vorüber iſt. Und auf kurze Zeit wirds gewiß nur ſeyn. Das einfache Landmädgen wird ihm der des briliantern gewohnt iſt, bald alltäglich werden, und lange Weile machen. Er wird ſich zurück nach der Unterhaltung jener ſehnen. Das ſchon einmal betrogne Landmädgen, denn wie würde ſie ihren Fritz lieben, wenn ſie ſeine Geſchichte wüßte, wird ſich zum zweytenmale betrogen ſehen, wenn er ſie verläßt, und den Müttern die Schuld geben, die ſie hintergiengen. Verzweiflung wird ihr Loos ſeyn, wie es das Loos jener war, die er betrog, und ſie verlies.

„Mein Herr, erwiederte mir die Mutter, Sie ſprechen mit einem Enthuſiasmus von der Sache, der mich fürchten macht, daß ſie Sie näher angeht, als ich glaube. Gewiß ſind Sie mit meinem Sohne in Berlin bekannt geweſen?“

Gnädige Frau, ich ſahe Ihren Sohn, ſo wie ich hier bin, nie, als hier — Aber —

„Aber — welch aber? Geſchwind ziehen Sie mich aus meiner Unruhe —“

Aber ſein Lottgen ſahe ich, habe ſie gekannt —

„O es kannten ſie viele, und keiner ſagte mir die Wahrheit, auch Sie werden ſie mir nicht ſagen, und ſo ſagen Sie mir nichts von ihr. — Ich wünſche ſie aus meinem Gedächtniße verbant, ſo wie aus dem Herzen meines Sohnes.“

Alle werden Ihnen die Wahrheit geſagt haben, und Sie werden ſie nicht haben hören wollen, wie man ſie nie gern hört. Wahrheit iſts, daß dieſes Lottgen Ihren Sohn unausſprechlich liebte, Wahrheit daß er nie beſſer für ſich wählen konnte, daß an Vorzügen des weiblichen Geſchlechts nichts als Geburt und Rang ihr abgeht, daß ſie ſo feſt an ihn anhängt, daß ſie nie von ihm laſſen wird, und daß er vielleicht durch unauflösliche Bande —

„Halten Sie ein, mein Herr. Schonen Sie einer Mutter, die, wenn Sie mehr ſagten, vielleicht nicht genug ihrer mächtig wäre, um nicht zum Gegenſtand des allgemeinen Spottes zu werden. Was Sie geſagt haben, iſt, darf nicht wahr ſeyn. Es ſind Erfindungen, eine Mutter zu hintergehen, und Sie ſind mit meinem Sohne in ein entehrendes Bündnis getreten. Sie haben mir die Augen auch in Anſehung ſeiner geöfnet. Ich kenne nun ſeine Verſtellung. Er hat mir zweymal verſichert, er habe ſie nie als jetzt gekannt.“

Ich ſahe, daß ich zuviel geſagt hatte. Ich wäre gern zurückgegangen, allein es war nun zu ſpät. Sie hatte ſich ſchon von mir entfernt. Ich durchſchlich den Saal ganz traurig, denn immer ſah ich die beyden noch im tiefen Geſpräche, und doch wollte ich ſie nicht ſtören, um mich nicht verdächtig zu machen.

Endlich forderte jemand Nettgen zum Tanz auf, und Fritz wurde frey. Ich näherte mich ihm.

Eine lange ernſthafte Unterhaltung, Herr von Fett, ſagte ich.

Ernſthaft und herzlich, erwiederte er. Ich bin kein Freund von Verſtellung. Das Mädgen iſt ein Engel. Ich habe nie ſo viel richtiges Gefühl, ſo viel ſchwärmeriſche Tugend, und ſo viel reizendes Intereſſe bey einander geſehen. Himmel! welch ein Abſtand zwiſchen ihr, und einem Stadtmädgen.

„Alſo würden Sie wohl Berlin bey ihr vergeſſen können?“

Machen Sie meine Empfindlichkeit nicht mehr rege, als ſie es ſchon iſt. Ich habe Urſache über Berlin zu ſeufzen. Dieſe Empfindung dachte ich, ſollte nie in mir aufſteigen. Nettgen hat ſie rege zu machen gewußt. Zum erſtenmale habe ich eine Stunde und eine Handlung meines Lebens bereuet.

Ich wußte kaum mehr wo ich war. Alſo waren meine Hofnungen nun dahin. Ich aus ſeinem Herzen fort. Er bereuete was er gethan. So ſchnell? Und für wen aufgeopfert? Für ein

Landmädgen, die er einmal geſprochen, die ihm ſo etwas von Liebe zur Natur, von Schwärmerey von Tugend vorgeplaudert hatte. Ich ſuchte, wie ich mich ſchnell von ihm losreiſen könnte, und eilte nach Hauſe.

Hier legte ich mich äußerſt ſchwermüthig nieder. Aber die Unruhe lies mich nicht ſchlafen. Ich ſtand wieder auf, kleidete mich ganz an, und gieng wieder auf den Ball. Der erſte Blick war Fritz und Nettgen. Ich dachte vor Wuth auſſer mir zu kommen. Sie tanzten wieder, und zwar ſichtbarlich mit mehr Empfindung, als das erſtemal. Dem Mädgen leuchtete die Freude aus den Augen, und er ſchwebte von ihr entzückt immer in ihrer Parallele.

Ich ſuchte mich zu mäßigen. Ich dachte, ich müßte lieber kalt bleiben, um auf Mittel zu denken, dem einreißenden Uebel zuvorzukommen.

Ich gieng wieder nach Hauſe, und habe nun überlegt, was ich thun will. Wenn ichs dem Mädgen beybringen kann, was man hier von ſeiner ehemaligen Lebensart ſpricht, ſo glaube ich ſchwerlich, daß ſie ihm ihre Hand giebt. So könnte ich das Uebel heben ohne weiter Lerm zu machen.

Habe ich ihm nur einmal dieſe aus dem Herzen gebracht, ſo ſchleicht ſich weiter keine ein, davon bin ich überzeugt. Nächſtens mehr, und laß doch, liebe Marie, ein Wort von Dir hören

Deinem

Lottgen.

Achtzehnter Brief.

Louiſe an Henrietten.

Da Ferdinand noch nicht bey Ihnen ſeyn kann, liebe Henriette, ſo will ich Sie darauf vorbereiten, daß er kömmt. Er hoſt von ſeiner Gegenwart bey Ihnen Ihre und ſeine Beruhigung. Ich wünſche es, und ich hoffe daß Ihr Mann jetzt wenigſtens ihm keine Schwierigkeiten mehr wird machen können. Er hat zu viele Beweiſe ſeines ſchändlichen Lebenswandels, und ich kann Ihnen jetzt auch noch Beweiſe ſeiner teufliſchen Bosheit geben.

Ich ſuche vor acht Tagen unter den nachgelaſſenen Sachen meines Bruders, die ich wegen

gen des Schmerzes den ich über ſeinen Tod hatte, noch wenig durchgeſehen, und finde ein klein Paket an mich überſchrieben. Ich öfne es, und es fällt mir nebſt einigen Kleinigkeiten von Werth ein Brief in die Hände. Ich öfne ihn, leſe, und erſtaune. Ich habe einen ganzen Tag geweint. Ich theile Ihnen den ganzen Brief mit. Wenn Sie auch das Original haben wollen, um Gebrauch davon zu machen, ſo ſchicke ich Ihnen ſolches. Sie haben in einer unglücklichen Stunde dieſem ehrloſen Ihre Hand gegeben, und ſich und ſo viele unglücklich gemacht.

Liebſte Schweſter!

Wenn man den Schritt vor ſich hat, den ich jetzt thun muß, ſo pflegt man mit Wahrheit umzugehen. Aber der Unglückliche ſieht die Wahrheit gemeiniglich auch nicht ehr ein, als bis er nicht mehr im Stande iſt, ſein Unglück zu hemmen. So geht es mir. Jetzt am Rande meines Lebens denke ich an daſſelbe zurück, und ſehe mich leider als einen verworfnen, ſehe den größten Theil meiner Handlungen mit Abſcheu an. Ich war nicht ſo, da ich von Dir, und meinem redlichen Vater Abſchied nahm. Damals hatte ich noch edle Denkungsart im Herzen, ich glaubte, und arbeitete darauf ein nützliches Mitglied der menſchlichen Geſellſchaft zu werden. Ich wäre es nun nie geworden, und es iſt eine traurige Gewißheit, die ich in mir habe, daß die Welt nichts an mir verliert.

Ich bin verführt worden; hingeriſſen von einer Schlange, die ich mir in meinem Buſen nährte, und der ich in allem folgte, gieng ich auf einer Bahn, die die Menſchheit entehrt. Du kennſt Weiſtadt — ihn, den ich Dir einmal brachte, Dir als Bräutigam vorſchlug, dem mein Vater ſein Wort gegeben, daß er der Deinige werden ſollte. Er hatte ſchändliche Abſichten in Anſehung Deiner. Er bemerkte aber bald, daß Deine Tugend nicht wanken würde, und ſo beſchloß er wenigſtens meinen Vater zu betrügen. Er wird ihm nun eine große Summe Geldes für die Loslaßung von Dir zahlen müſſen. Warne ihn alſo davor, und ſage ihm, er würde unter meinen Papieren Sachen finden, die ihn von dieſer Verbindlichkeit los machten.

Dieſer Böſewicht iſts, der von meinem Herzen Beſitz nahm, um es zu verderben. Er lehrte mich ein Laſter nach dem andern in einer ſüßen Geſtalt kennen, und ich glaubte im Beſitz des echten Lebensgenuſſes zu ſeyn. Er betäubte meinen Verſtand und meine Sinne. Eine Schuld nach der andern lud er auf meine Seele, die nun bis zur Verzweiflung mich drücken.

Unter dem Namen Blancheville machte er in Berlin ein tugendhaftes Mädgen unglücklich. Auf die teufliſchſte Art untergrub er ihre edle Tugend, und warf Grundſätze um, auf die ſie das Glück ihres Lebens gebauet haben würden. Er brachte ihre Eltern unter die Erde, und ſie zu der Nothwendigkeit, die Zahl der Verworfenen zu vermehren, die die Noth zwingt ſich jedem Preis zu geben. Bubenſtücke dieſer Art hat er unzählig begangen.

Der Zuſtand in den er mich gebracht, iſt unausſprechlich elend. Ich habe einen feſten ſtarken Körper ſo verdorben, daß mir bey vollem Verſtande, bey voller Empfindung keine Hofnung zum Leben übrig bleibt. Meine Seele leidet daher ſo ſehr wie jener. Jede Stunde bringt mich einer Ewigkeit näher, wo ich gewiß die bitterſten Vorwürfe über ein verſchwendetes Pfund zu erwarten habe.

Jetzt entfernt ſich der Undankbare vor meinen Vorwürfen, und läßt mich meiner Verzweiflung allein zum Raube. Auch iſt niemand der mich einigermaßen tröſten könnte, denn alles verachtet mich, und auch ich habe zu keinem Zutrauen, daß ich mich ihm entdeckte. Mein einziger Troſt iſt, daß mein guter rechtſchaffener Vater es nicht weis, wie unglücklich ſein Sohn ſtirbt. Auch bitte ich Dich, Louiſe, ſage es ihm nicht, damit er ſein graues Haupt mit Friede zur Ruhe legt. In einem andern Leben will ich ihm ſagen: Vater! ich habe geſündigt, und will Vergebung von ihm flehen. Du wirſt meinem unglücklichen Ende Thränen ſchenken. Laß ſie ihn nicht ſehen.

Aber vor dem Buben hüte Dich, daß er Dich nicht einnehme. Er würde nicht allein Dein Mörder, er würde der Mörder Deines guten Herzens und Deiner Tugend werden, wie er es bey mir wurde. Der Teufel hat nicht genug uns hier zu verderben, ſein Ruin geht auf die Ewigkeit los. Entlarve ihn, ſtelle ihn vor den Augen der Welt dar, und rette den ſchlechten Namen den Dein Bruder hinterläßt, dadurch, daß Du einen Theil der Schuld auf ſeinen Verführer wälzeſt. Dir thue ich das Bekänntnis: Ich lebte ſchändlich, und ich ſterbe ſchändlich. Aber ich bereue es tief und innig, daß ich mich hintergehen lies. Und da Reue nicht von Gott verworfen wird, ſo hoffe ich, ſoll mein Urtheil gelinder ausfallen, als ich es verdient habe.

Ich verſtecke dieſen Brief unter verſchiedene zuſammengepackte Sachen. Haſten hat gewußt ſich zum Meiſter meines ganzen Schickſals zu machen. Er wird alſo alles entfernen, was zu ſeiner Entlarvung dienen kann. Fände er den Brief, ſo würdeſt Du ihn nie erhalten.

Und nun, Louiſe, nehme ich Abſchied von Dir. Jenſeits des Grabes hoffe ich Dich wieder zu ſehen. Deine Vorwürfe werden wenigſtens weniger bitter ſein, wenn Du dies geleſen haſt. O wie wohl ſollte mirs ſeyn, wenn ich Dich nur noch einmal ſehen, und Vergebung von Dir erflehen könnte. Zwar nein, das habe ich nicht verdient, daß es mir noch ſo wohl wird, und auch Du müßteſt Dich dem Abſchaume nicht nähern, der die Schmerzen ſeiner Schuld trägt, und ſeinen Körper durch ſich ſelbſt dahingeriſſen fühlt. Ich trenne mich von Dir wie der Schuldige vom Unſchuldigen. Vergib Deinem

ſterbenden Bruder

Wedemeyer.

* * *

O Jette! Jette! Sie weinen gewiß wenn Sie dies geleſen. Ich ſehe Thränen der Theilnehmung über Ihre Wangen herabſtrömen. Ich fühle Ihr Herz warm ſchlagen. Es ſchlägt Mitleiden.

O Natter! die du mir einen Bruder raubteſt, der mir jetzt Troſt ſeyn könnte, womit willſt du den Raub gut machen? Muß denn jede deiner Handlungen ein ganzes Geſchlecht unglücklich machen, und Unglück forterben, auf alle die ihm angehen.

Gewiß, Jette! jetzt könnte ich dieſen Bruder brauchen, jetzt wäre er mir Freund und Rathgeber. Ich weine mehr als ich in meinem Leben geweint habe. Mein Haus iſt ein Haus der Trauer. Keine Freude blickt auch nur auf Minuten durch das Dunkel der Schwermuth herdurch.

Mein Mann iſt ſo hypochondriſch zurückgekommen, daß ich nicht ſehe, wie er je wieder zur menſchlichen Unterhaltung brauchbar ſeyn kann. Ich glaubte ihn mit meiner Hand glücklich zu machen, und ich ſehe, auch dieſer Zweck iſt verfehlt. Er ſpricht unaufhörlich davon, daß er mich nicht glücklich machen, daß ich ihn nicht lieben könnte, und daß ers auch nicht verdiente, von mir geliebt zu ſeyn.

Gott weis es, daß ich ihn jetzt mehr als jemals liebe, daß meine Leidenſchaft gegen ihn mit jedem Tage wächſt, daß ich an dem kleinſten Antheil nehme, was ihm begegnet, oder was in ſeinem Herzen liegt, und daß ich nimmermehr ihn mehr hätte lieben können, und wenn er auch damals aus Liebe meine Hand erhalten hätte. Ich ſtelle ihm das alles vor, ich gebe ihm die deutlichſten Beweiſe meiner Zuneigung, ich ſuche ſeine Wünſche ihm an den Augen abzuſehen, aber ich mag thun was ich will, ſo behauptet er, es ſey Zwang, und er unglücklich, daß ich mich ſeinetwegen ſo verſtellen müßte. Das iſt hart für mich, und faſt unterliege ich.

Ein anderes Leiden, was mich zittern macht, iſt, daß mein Vater ſehr kränklich iſt. Sollte ich ihn verlieren, dann wäre ich von allen verlaſſen. Oft zwar bin ich froh, daß er nicht zu uns kom-

kommen kann. Die traurige häusliche Lage worin wir uns befinden, würde ſeiner Seele den letzten Stos geben, und ſein Leben bald endigen. So theile ich meine Zeit zwiſchen ihm und meinem Manne, tröſte beyde, ſo gut ich kann, und denke es iſt ſo Beſtimmung für mich.

Ferdinand iſt in der Stille von ſeiner Frau geſchieden. Mein Mann hat die ganze Sache geſchlichtet, daß niemand erfahren hat warum. Marie iſt äußerſt niedergeſchlagen geweſen. Mein Mann ſagt, er habe nie etwas dergleichen von Traurigkeit geſehen. Sie hat geſagt, das und alles was ſie ſchon im Leben gelitten, wäre Strafe für den Gedanken eines Augenblicks der ſie von ihren Grundſätzen abgebracht, denn wenn ſich Blancheville dieſes Augenblicks nicht bedient hätte, ſo wäre ſie gewiß feſt geblieben. Das iſt ſehr betrübt. Gott! wenn Fehler ſo beſtraft werden wie werden wir in jener Welt einſt beſtehen.

Sie hat ſich noch nicht entſchloſſen, was ſie nun thun will. Sie hat aber verſprochen, mir Nachricht von ihren Entſchließungen zu geben. Ich habe einen tröſtlichen Brief an ſie geſchrieben, und ihr geſagt, ich wollte ihre Freundin

din ſeyn, und wenn ſie die ganze Welt verließe.

Himmel! Eben kömmt ein Bote von meinem Vater. Er iſt ſehr ſchlecht, und ich muß gleich fort. Wurm kann nicht mit, er iſt ſelbſt ſehr krank. Gott! was wird mir bevorſtehen. Ich ſchließe den Brief nicht eher als nach meiner Zurückkunft.

* * *

Er hat mirs verboten zu klagen, und doch muß ich klagen. Er wird es aber von oben herab ſehen, wie es ſeiner geängſteten Tochter zu muthe iſt, und da wird er ihr ganz gewiß vergeben. Er wird ſehen, daß ſie es aus Liebe vor ihn thut, daß ihr Schmerz größer iſt, als er ſich ihn dachte.

Henriette! beſte, liebſte Geſpielin meiner jüngern Jahre, weinen Sie mit mir, klagen Sie mit mir. Ich habe nun den nicht mehr, der allein noch mich tröſten konnte, für den ich noch lebte, leben mußte, und ach, daß ich es ſagen muß, ich habe niemand mehr. Seitdem mein Vater todt iſt, iſt Wurm nicht mehr mein. Er hat mirs trocken heraus geſagt, er würde mich verlaſſen. Iſt denn die Schaale des himmliſchen Zorns über uns alle ausgegoſſen? Iſt keine Vollendung der Leiden möglich?

Wie ich vor das Bette meines ſterbenden Vaters kam, frug er mich, wo mein Mann wäre? Ich ſagte ihm, daß er krank wäre. O meine Tochter, antwortete er mir: Ich weis ſeine Krankheit. Er liebt Dich nicht. Er hat Dich nicht geliebt. Ich verlaſſe in Dir das unglücklichſte Weib. Ich kann mich nicht darüber tröſten, daß ich aus der Welt gehen muß, ohne einmal durch ſo viele Wünſche und Beſtreben Dich glücklich gemacht zu haben. Was hilft mir all mein Geld? Was hab ich Dir erſpart? Einen todten Klumpen, der nicht einmal ein bisgen Ruhe Deines Lebens befördern kann. Und das hielt ich für Glückſeligkeit? Das für Wohlthat? O wie hab ich mich betrogen! Vergieb, Tochter, vergieb, Louiſe, ich weis es ich hätte mehr für Dich thun können, aber ich war verblendet. Hätte ich nicht auf den Mammon beſtanden, Ferdinand hätte denn gewiß nie Abneigung gegen Dich gefaßt, und wäre gewiß Dein Mann geworden.

Er weinte. Gott! ſolche Thränen in den letzten Augenblicken ſind brennend. Hören Sie auf, Vater, ſagte ich, ſich unnütz zu martern. Sie thaten an mir, was Sie konnten. Haben Sie der Freuden mehr gehabt, als ich. Gehen Sie Ihr Leben durch. Sorge und Kummer und Mühe waren Ihr Loos. Und Sie hatten doch gewiß die Abſicht, Ihre Kinder glücklich zu machen. Und die Abſicht thut ja in der Welt alles, und richtet dereinſt in jenem Leben. Sie hatten Ihre ganze Glückſeligkeit auf Ihren Sohn geſetzt, und Sie verloren ihn. O mein Vater! dieſen treffen Sie dort an, begegnen Sie ihm wie Ihrem Sohn. Rechnen Sie nicht auf Fehler, die er hier in der Unbeſonnenheit begieng.

Weißt Du ſie? ſagte er haſtig — Weißt Du, daß er ſelbſt an ſeinem Tode ſchuld war. Ich habe alles nach ſeinem Tode erfahren, und wollte Dirs nicht ſagen, um Dich nicht zu kränken. Darum ſprach ich nie etwas von ihm. Darum freute ich mich nicht ihn wieder zu ſehen. Sein Freund Weiſtadt hat mir alles geſagt. Er konnte ihn nicht von der Bahn des Laſters zurückhalten.

Er — der Böſewicht. O mein Vater ſo habe ich Ihnen doch noch eine tröſtliche Nachricht zu geben. Ihr Sohn war verführt. Der Bube

Weiſtadt war es, der ihn zum Laſter brachte, und ihn darauf leitete. Er hat tauſend Schulden auf ſeiner Seele. Er hat uns alle unglücklich gemacht. Er iſt der Haſten der Henrietten beſitzt. Er hat Sie ſchändlich um Ihr Geld betrogen. Im Tode redet die Wahrheit, und mein Bruder hat ſie mir entdeckt.

So wäre er unſchuldig, rief mein Vater freudig aus, verführt, nicht im Grunde ſeines Herzens boshaft. Ich danke Dir, Louiſe, für dieſen Troſt. Ich ſterbe nun freudiger, und Du ſollſt nicht mich bedauren, nicht um mich klagen. Sey ruhig, und trage Deine Leiden bis wir wieder vereinigt werden.

Er wurde immer ſchwächer, und ſtarb in meinen Armen. Ich wußte nicht wie mir geſchehen war, ich ſtand da wie aus der ganzen Schöpfung heraus geſtoſſen, allein, verlaſſen. Ich nahm ſeine kalten Hände, ich drückte ſie, ich benetzte ſein Geſicht mit meinen Thränen. Auf einmal war mirs als ob er mir winkte, wegzugehen, und mein Mann ſtand vor meiner Seele. Mit ſtummen Schmerz ordnete ich, was noch anzuordnen war, und gieng weg, um dieſen zu tröſten.

Ich glaubte nicht, daß die Scene mich erwartete.

Wie ich herein trat, mußte er ſehen, daß ich geweint hatte, denn meine Augen waren dick und roth. Dein Vater iſt alſo todt, ſagte er. Armes Weib! da haſt Du alles verloren, was Du hatteſt. Bereite Dich zu mehr Unglück. Du biſt dazu beſtimmt. Du wirſt auch Deinen Mann verlieren.

Meine Thränen ſtürzten wieder hervor. Ums Himmels willen, Wurm, fiel ich ihm ein, vermehre meine Leiden nicht. Mache ſie mir nicht ſo ſchwer, daß ich ſie nicht tragen kann. Sage mir, daß Du mein ſeyn, mein bleiben willſt. Laß die Schwermuth fahren, und laß uns einer des andern Troſt, und nicht einer des andern Peiniger ſeyn.

O daß ichs ſeyn muß! ſagte er bitter. Glaubſt Du ich könnte auch nur eine Thräne um den Tod Deines Vaters vergießen? Fühle meine Augen. Trocken ſind ſie, und kalt mein Herz. Und ich ſollte mich darüber nicht kränken, und ſollte nicht machen, daß ein ſo undankbarer aus Deiner Atmoſphäre ſich entfernte. Was thateſt Du für mich, und wie lohne ich Dir? Wie begegne ich Dir — Nein Louiſe, ich bleibe nicht bey Dir. Ich kann nicht bey Dir bleiben, denn ich bin Deiner nicht werth. Seys körperliche Krankheit oder ſeys Krankheit meiner Seele, genug mich quält die Einbildung, daß Du mich nicht ſo lieben könnteſt, wie ich es wollte, und wie ich mir den Begriff von Liebe gemacht hatte. Das macht mich ſo elend, daß ich den Gedanken nicht denken kann, Dich ferner zu quälen. Du wirſt gewiß glücklich ſeyn, wenn ich nicht mehr bey Dir bin.

Ich wagte den letzten Verſuch. Ich warf mich vor ihm nieder, ich weinte, wie ich noch nie geweint habe. Bey der Aſche meines Vaters, ſagte ich, bey der Hand, die Du mir einſt gabſt, um mich glücklich zu machen, bey Deiner Ruhe, bey meinem Leben, bey allem, mein Lieber, was nur einigen Werth für Dich haben kann, beſchwöre ich Dich, laß den Gedanken fahren. Noch nie liebt ich Dich ſo, wie ich Dich jetzt liebe, noch nie fühlt ich mir Deinen Beſitz ſo nothwendig als jetzt. Gott weis es, ich weis nicht, ob man mehr lieben kann, als ich Dich liebe. Glaube mirs, Ferdinand iſt ganz aus meinem Herzen. Du nur biſt darin. Aber doch will ich Dir nicht Deine Pflicht vorhalten. Ich will Dir nicht das jammernde Weib darſtellen, die Du ſich ſelbſt überlaſſen, und zum Spott aller Menſchen verlaſſen willſt. Ich will Dir nicht die Grauſamkeit des Verfahrens mahlen, das wilde Nationen verabſcheuen, und geſittete leider vertheidigen. Ich rufe nur Dein Mitleid an. Aendere aus Barmherzigkeit gegen mich Deinen Entſchluß. Um meiner Thränen willen thue es. Ich will kriechen im Staub, bis Du mich erhörſt, und jeder Deiner Winke ſoll mir Befehl ſeyn.

Er lies mich aufſtehen. Es hatte ihn mein Schmerz zu Thränen gerührt. Wüßteſt Du, wie kränkend dieſe Sprache für mich wäre, ſagte er, Du würdeſt ſie nicht führen. Du verſchanteſt mich mit jedem dieſer ſchmeichelnden Worte, die alle Gift in meine Seele wider mich ſelbſt ſammlen. Ich will aber ſehen, was ich thun kann. Kann ich mich überwinden, ſo behälſt Du die Plage einen launigen Mann um Dich leiden zu müſſen.

Wie gern wollt ich ihn leiden, Henriette, wie gern will ich alles mit ihm leiden. Vielleicht heilt ihn die Zeit, und er wird beſſer. Was ich dazu beytragen kann, will ich gewiß.

Schreiben Sie mir doch ob Ferdinand bey Ihnen, und ob Haſten ihn leidet. Vielleicht trüge es etwas zur Aufmunterung meines Mannes bey, wenn wir zu Ihnen reiſten. Sind wir Ihnen willkommen, ſo geſchieht es. Glauben Sie aber den geringſten Verdruß davon zu haben, ſo ſeyn Sie ſo offenherzig, und ſchreiben.

* * *

Geſtern begleiteten wir den Reſt unſers Vaters zur Gruft. Mein Mann war ſehr ſtill und ſchwermüthig, aber gut freundlich, und liebreich gegen mich. Ich habe ihm in der Seele davor gedankt daß er mir den Tag nicht verdorben, den ich ſo gern in ſtillen ruhigen Seelenkummer verbracht habe. All meines Vaters Güte gegen mich fiel mir wieder ein, und es wurde ein heiteres Licht in meiner Seele, wenn ich bedachte, daß er die letzte Zeit ſeines Lebens ſo ganz anders gegen ehedem geweſen, daß er jeder ſeiner Lieblingsneigungen entſagt, und wohlthätig und mitleidig geworden. Der Gedanke machte, daß ich ihn weit gelaßner verſenken ſah, als ich ſonſt gethan haben würde, und als ich mirs vorher ſelbſt vorgeſtellt. Er blühe einſt wieder hervor, und dann möge auch ſeine Tochter keins der Leiden mehr empfinden, die jetzt ihre Seele quälen. Den Wunſch vereinigen Sie gewiß mit

Ihrer

Louiſe.

Neunzehnter Brief.

Henriette an Louiſen.

Beſte Louiſe!

Er iſt da. Ich habe ihn geſehen, geſprochen, werde ihn wieder ſehen, ſprechen. Dieſe Wochen her, habe ich äußerſt elend zugebracht. Beſtändig auf meinem Zimmer von aller Geſellſchaft auſſer der meines Mädgens entfernt, immer in der Hofnung etwas von Ferdinand zu hören, und immer darin getäuſcht. Und nun ſeine öftere Geſellſchaft dazu, wenn er kam, und mich quälte, und mich frug, ob ich den Liebhaber bald vergeſſen würde, und ſeine Bemühung, wenn ich ihn bat, meiner Geſundheit zu ſchonen, eben da alles anzuwenden, um mich zu kränken. O ich fühlt es bey jedemmale, daß er bey mir war, daß ich ihm zu lange lebe, daß er mich gern los ſeyn mögte. Im Grunde könnte es ihm einerley ſeyn, denn was macht er ſich aus mir. Er läßt mich wimmern und klagen, und geht ſeinen Freuden nach. Aber er fürchtet das Urtheil der Welt. Er will noch für ihr in einem gewiſſen gerechten Licht erſcheinen, das er lange nicht mehr hat, und nur noch in ſeiner Einbildung beſteht. Mein Tod würde aber alle ſeine Schande bedecken, und das verlöſchen, was je davon bekannt iſt.

Da meine Geſundheit zeither ſo entſetzlich abgenommen, ich nur noch einem Gerippe ähnlich ſehe, und meines Seelenzuſtandes wegen ganz zerrüttet und zuweilen wie in Verzweiflung war, ſo kam mein Vater auf die wahre Urſache davon. An einem Tage, da er wußte, daß Haſten nicht zu Hauſe war, kam er zu mir. Ich will nicht unterſuchen, ſagte er, in wie weit ich ſelbſt an Deiner unglücklichen Ehe ſchuld bin. Es mögte kränkender für mich ſeyn, als Du glaubſt. Auch iſt das Uebel einmal da. Aber ich halte es für meine Pflicht Dich zu fragen, was ich etwa für Dich thun könnte. Ich dächte, eine Trennung von deinem Manne würde Dich wenigstens von seinem Anblick, und dadurch von vielen seiner Mishandlungen befreyen. Du fristetest Dein Leben, und das bist Du Deinen Eltern schuldig, die, da Du keine Kinder hast, in Dir alles verlieren. Wenn Du mir nur Deine Einwilligung giebst, so will ich Dich bald von ihm befreyen, denn ich habe Beweise genug, die ihn völlig von Dich absondern müssen.

Ich war entschlossen dies nicht zu thun, es rührte mich aber doch sehr, daß mein Vater so besorgt für mein Leben war, und es schmeichelte mir, daß er wünschte, ich mögte es sein und meiner Mutter wegen fristen. Ich dankte ihm für seinen Vorschlag und Liebe. Ich stellte ihm vor, daß die kurze Zeit, die ich noch so schmerzhaft zu leben haben würde, ihm und meiner Mutter kränkend genug seyn, und daß meine Leiden Sie selbst bald zu dem Wunsche bringen würden, daß ich nicht mehr seyn mögte.

Was meinen Mann betrift, fuhr ich fort, so hab ich mir fest vorgenommen, so lange seine Begegnung zu tragen, als ich kann. Ich fühle mich ſtark genug dazu. Ich will ihm nichts entgegen ſetzen. Eine Trennung von meiner Seite veranſtaltet, würde ſeiner Schuld ein gelinderes Anſehen geben, und nicht als ob ich ſo rachſüchtig wäre, ihm dies nicht zu gönnen, ſondern blos um nichts gegen ihn mir vorzuwerfen zu haben, will ich nicht den geringſten Verſuch machen, ihn von mir zu entfernen.

Es machte meinen Vater traurig, er ſagte aber doch, ich hätte recht, und er könnte es nicht tadeln. Er erzehlte mir darauf, daß er einigemal mit Haſten von mir geſprochen, daß er allemal mir die ganze Schuld beygemeſſen, und geſagt, er könne eine Frau nicht lieben, die mehr an einem alten Liebhaber, als an ihrem Manne hienge. Er habe ſich nicht viel mit ihm einlaſſen wollen, weil er ein grober Mann ſey, und ihn und meine Mutter ſchon verſchiedenemal auf eine ſo unverantwortliche Art beleidigt, daß nur Schonung für mich ihn abgehalten, ihm nicht die Thür zu weiſen.

Ich dankte ihm für ſeine Mäßigung. Ich wünſchte, ſagte ich, daß er ferner damit fortführe, damit würde er mir manche Mishandlung erſparen. Dann in der That, Louiſe, das Leichteſte,

teſte, was ihm, auch in Sachen die mich nicht angehen, in den Weg kömmt, muß ich büſſen. Alle Galle, die er von andern bekömmt, läßt er an mir aus, und ich bins auch ſchon ſo gewohnt, daß wenn ich ihn hereintreten ſehe, ich mich auf eine Scene gefaßt mache.

Vorgeſtern war der Tag an dem mir Liſette die lieben, lieben Briefe von Ferdinand brachte. Sie weckte mich mit dem frohen Geſchenke auf. Anfangs erſchrack ich, da ich ſeine Hand ſahe, und hätte bald laut geſchrieen. Aber Haſten wohnt nicht ſehr entfernt, und das hemte unwillkührlich den Ausbruch. Wo haſt Du ſie her — woher? frug ich zitternd. Ich habs liſtig gemacht, ſagte ſie, und ich bekomme ins künftige alle Briefe an ſie. Sie wollte mir nicht ſagen, wie, und ich ließ ſie auch gehen, und forſchte nicht weiter. Hatte ich doch, was ich ſo lange entbehrt hatte. Ich glaubte es ſelbſt kaum, daß es wahr wäre. Ich war ſo furchtſam es anders zu finden, daß ich mich lange nicht entſchlieſſen konnte, das Kuvert zu erbrechen. Endlich that ichs, ſahe meines lieben Ferdinands Hand, ſahe noch mehr, ſahe, daß er ſelbſt kommen wollte. Meine Empfindung war über alle Beſchreibung ſelig. Ihn wiederſehen, und dann den letzten Athemzug thun, das ſchien mir jetzt paradieſiſche Wonne. Bald aber nach reiferer Ueberlegung ſtiegen fürchterliche Gedanken in meiner Seele auf, wenn ich an Haſten dachte. In der erſten Hitze wollte ich an Ferdinand ſchreiben, er ſollte ja nicht kommen. Ich fürchtete für ihn, und er wäre mir zu lieb, als daß ich ihn der rauhen Behandlung meines Mannes ausſetzen ſollte. Ein anderer Augenblick ſtürtzte aber das alles wieder zu Boden. Ich ſollte ihn alſo nicht ſehen, und das war das ſchwache Geſchöpf nicht im Stande auszuhalten.

So ſchwankte ich den ganzen Tag, wovon doch der größere Theil in ſchwärmeriſcher Freude hingieng, und ſehr gut war es, daß Haſten gerade den Tag nicht auf den Einfall kam mich zu beſuchen. Er ſtörte ſo die herrliche Lage nicht, in der meine Seele war, und konnte auch mit ſeiner hämiſchen Bosheit nicht an mich, um zu entdecken, was mich ſo froh machte, denn darin iſt er Meiſter, ſo etwas hervorzubringen.

Geſtern war ich ſchon ganz entſchloſſen, dem Schickſal alles zu überlaſſen, als mein Vater zu mir kam, und mir ſagte, Wähler wäre da, und beſtände darauf mich zu ſprechen. Ich fiel meinem Vater um den Hals, und bat ihn, ihn gleich herzuführen.

So geſchwind geht das nicht, Kind, ſagte er. Ich muß erſt deswegen mit Haſten ſprechen. Ich hatte Ferdinand vorgeſchlagen, wir wollten die Zuſammenkunft heimlich veranſtalten. Das hat er mir abgeſchlagen. Er brauche nichts heimlich zu thun ſagte er. Er käme als Freund und Bekannter. Er wollte öffentlich ins Haus gehen, wolle nicht anders als in Haſtens Gegenwart mit Dir reden, aber das ſolle ihm auch kein Menſch wehren. Er trug mir an, ob ichs Deinem Manne ſagen wollte. Größers Unglück zu verhüten, will ichs, und ich komme gleich wieder, Dir Nachricht von der Unterredung zu geben.

Mein Vater gieng. Ich wußte nicht, ob er weg, oder noch da war, ſo freudig hatte mich Ferdinands Nähe gemacht. Ich wußte wohl, daß er den Weg zu mir finden würde, es mögte nun gehen wie es wollte, und als Freund ihn zu ſehen, konnte mir erlaubt bleiben. Ich nahm mir auch vor im ſtrengſten Sinn jede der Pflichten gegen meinen Mann zu halten, und die kleinſte ſie nicht zu verletzen. Mein Vater kam bald wieder. Er ſahe zufrieden aus, ſchüttelte aber den Kopf beym hereintreten. Es iſt ein bösartiger Gauner, ſagte er. Er iſt ſchlau genug, da er ſieht, daß er nicht zurecht kömmt, ſich zurückzuziehen, und es ſich zum Verdienſt zu machen. Du wirſt Deinen Ferdinand ſehen, aber ſey klug, meine Tochter.

Ich konnte bey der Erinnerung meine Thränen nicht zurückhalten. Ich fühlte es zu ſtark, daß mein Geiſt ſo niedergedrückt war, daß ich es wohl ſeyn mußte. O ich hätte viel darum gegeben, wenn ich noch ſo viel lebhaftes Blut gehabt hätte, dieſe Erinnerung in Wind zu ſchlagen.

Im Augenblick trat Haſten ſelbſt herein.

Nun, ſagte er, dächte ich, wären die Thränen überflüſſig. Zwar ich kann und will nicht vorſchreiben. Alſo zur Sache. Ihr Herr Vater hat die Gütigkeit gehabt, mir zu berichten, daß Ihr voriger Liebhaber angekommen, daß er mich gegen Sie grauſam zu finden beliebt, daß er zu Ihrem Troſte und Ihrer Rettung ſeinen Dienſt niedergelegt hat, und hergekommen iſt. Er beſteht auf den Zutritt in meinem Hauſe als ein

Freund von Ihnen. Er will vor der ganzen Welt die Rechtmäßigkeit dieſes Zutritts vertheidigen, und das ertrotzen, was er nicht in Güte erhält. Ich ſehe mich genöthigt um nicht auf der einen Seite als ein Tyrann zu erſcheinen, auf der andern weil ich nicht ein Gegenſtand des öffentlichen Geredes ſeyn will, und weil mir auch meine Sicherheit lieb iſt, dieſem Tollkühnen nachzugeben. Ich mache Ihnen alſo Platz. Ich verreiſe auf vier Wochen. Urtheilen Sie ob man gefälliger ſeyn kann. Ich hoffe, das ſoll mich in Ihren, Ihrer Eltern und der Welt Augen rechtfertigen. Ich erwarte aber auch von Ihnen die gehörige Schonung und Beſcheidenheit.

Er war bey dieſen Worten zur Thür hinaus, und mein Vorſatz alſo vergebens. Ich wollte ihn bitten — bitten wollte ich ihn, er mögte doch die Sache nicht von dieſer Seite betrachten, ſondern da bleiben, mögte meines Freundes Freund werden, und den Troſt der Verſöhnung mich mit ins Grab nehmen laſſen. So viel Bitterkeit auch in ſeinem Antrage war, ſo war ich doch zufrieden, und hätte ihm gedankt, daß er mirs erlaubte, ſo ungern es auch geſchähe, mit Ferdinand zu ſprechen. Auf jeden Fall konnte er ſich doch dagegen ſetzen, und konnte Verdrüslichkeiten machen, die in dem Urtheile vieler Menſchen zu meinem Nachtheile ausgefallen wären.

Ich ſchickte zu ihm aber er kam nicht, ließ mir ſagen, er habe nichts mehr mit mir zu ſprechen, und war eine halbe Stunde darauf abgereiſt.

* * *

Wie ſoll ich Ihnen aber beſte Louiſe, ſchildern, was ich fühlte, als ich Ferdinand wieder ſahe. Mein Vater brachte mir ihn. Gott! was ſind wir Weiber doch gegen die weit ſtärkern Männer! Freylich ein wenig blas, abgezehrt, nicht mehr die volle Wange, und die ſchöne Röthe, die ſie ehedem ſchmückte. Aber doch immer noch den rollenden Feuerblick, immer noch die Feſtigkeit auf der Stirn die ſonſt ihn zugleich edel und liebenswerth machte. Ich dagegen von allen Kräften herunter, nur noch Schatten von dem, was ich war, ganz vom Kummer verzehrt, nicht mehr die Macht eines ſprechendes Blicks — Er wollte auf mich zu, und mich in ſeine Arme ſchlieſſen. Ich hielt ihn gelinde zurück. Nicht, ſagte ich, als ob ich nicht ganz die Wonne fühlte, die in dieſer Umarmung liegt, nicht als ob ich nicht immer noch Dir die wäre, die Du verlieſeſt. Aber Ferdinand, mich binden Pflichten, deren Band Dich nicht mehr knüpft. Wir wollen keine derſelben verletzen. Ich will, daß Du mit dieſer Erdenhülle nichts mehr zu thun haben ſollſt. Mein Geiſt blos ſoll ſich mit Dir unterhalten, im Voraus auf jenes Leben ſich mit Dir unterhalten. Ich vergeſſe Leiden und Trauer, da ich Dich ſehe. Komm, gieb mir Deine Hand, die kann die Freundin dem Freunde drücken, und das wollte ich in Gegenwart deſſen thun, der allein darüber ſcheel ſehen könnte —

Ha! das ſollte er nicht, fiel mir Ferdinand ein. Ich wollte es ihm zeigen, ihm es beweiſen, daß er kein Recht an Dein Herz hat — und daß Du mir ſagen könnteſt, was Du wollteſt — daß keine Deiner Freundſchaftsbezeugungen ihm etwas angiengen, und daß ich berechtigt wäre den Kuß der Freundſchaft auf Deine Lippen zu drücken. Wäre er nur da, daß ich meine Forderungen geltend machen, und ihm beweiſen könnte, daß er alle Rechte auf Dich verloren. Er weis es, daß ichs ihm beweiſen kann, und er zittert vor meiner Gegenwart, darum iſt er davon gegangen. Er hüllte ſeine Zaghaftigkeit in den Mantel der Großmuth, und ſchien das Feld uns zu überlaſſen wo er wußte, daß Beſchämung und Schande ſeiner harrete.

Er wurde wärmer, und redete enthuſiaſtiſch weiter:

Wo iſt er, der Räuber alles deſſen, was ich liebte — Iſt das die blühende Henriette, die ich verlies? Ich fordere ſie von ihm, dieſe entzückende Geſtalt — dieſe feurigen Augen, dieſe vollen blühenden Wangen, dieſen Mund dem Purpurroſen nicht glichen. Er mag wieder geben, was er nahm. Ha! kann er? Beſchämt ſollte er da vor mir ſtehen, und ſollte ſagen: Ich bin unter Gottes Sonne der erſte Schurke, daß ich eine Blüte zertrat, die in ſeiner Herrlichkeit blühete —

Er ergriff mich bey der Hand, und führte ſie zum Munde. Er küßte ſie innig. Aber Du, gutes Geſchöpf, ſagte er, Du ſollſt nicht dadurch leiden. Auch in dieſer Geſtalt biſt Du noch mein Engel. Verblühte nicht das alles um meinetwillen? Wars nicht der Gram um mich, der Dich dahinrie? Ich danke Dirs, danke Dirs von ganzer Seele, bin mit meinem ganzen Herzen noch ſo bey Dir, daß Du auf mich zählen kannſt wie ſonſt. Laß den auftreten, der Dir weiter etwas thun will. Ich bin gekommen, Dich ruhig ſterben zu laſſen, ich will alles von Dir entfernt halten, was Dir zuwider iſt, und denn will ich machen, daß ich bald ſelbſt wieder mit Dir vereinigt werde.

Gott! wie gut biſt Du, ſagte ich zu ihm. Du erreichſt wirklich Deinen Zweck. Du beförderſt mir einen glücklichen Tod. Laß uns denn die Zeit, die wir noch zuſammen ſind anwenden, uns recht viel von unſrer künftigen Vereinigung zu unterhalten. Laß uns das Andenken an alle vergangene Leiden aus dem Gedächtniſſe verbannen. Laß uns ihn auch daraus verbannen, der uns die Leiden verurſachte. Wir wollen ihn ſeinem Schickſale überlaſſen, und denken wir ja an ihn, mitleidig ihm Beſſerung wünſchen.

Ich kann Ihnen nicht ſagen, Louiſe, wie vergnügt wir waren. Meinem Vater lieſen Thränen der Freude über die Wangen, und er ſagte, er habe doch nun einen Begriff von dem, was ich geworden wäre, wenn ich glücklich geheyrathet hätte. Es war recht gut daß Haſſen nicht dabey war, denn der würde tödtende Aergerniß über unſre Freude empfunden, und ſie gewiß gänzlich verdorben haben. Auch ſahe ich Ferdinands Herz auf ſeiner Stirn, und ſahe wohl, wie es von Rache glühete. Mein ſchlechtes Anſehen, mein häufiges Huſten, und andere Zeichen einer unheilbaren Krankheit führten ihn auch immer wieder darauf zurück, daß er dieſen an mir begangenen Raub nicht verzeihen könne, und daß es in ſeiner Seele feſt geſchrieben bleibe, ihn zu rächen.

Jetzt will ich davon nichts reden, denn das mögte ihn reizen, nach und nach aber will ich ihm ſchon ein Verſprechen abzulocken ſuchen, daß er ſich nicht rächen wolle. Sanftmuth krönt ja doch nur unſer Leben, und Vergeben war ja unſers Erlöſers erſter Vorzug vor uns und allen ſeinen Zeitgenoſſen.

Und ich ſollte nach der Freude nicht gern vergeben, die ich jetzt habe? Haſten! Haſten! Du haſt noch vom Glücke zu ſagen, denn ohne dieſes wäre ich nicht vor meinem Ende mit Dir ausgeſöhnt worden. So vergebe ich Dir alles, und ſterbe als Deine Freundin.

Fer-

Ferdinand ſchied hernach von mir. Der Tag iſt der erſte Freudentag, ſeitdem ich Dich verlaſſen, ſagte er, und ich konnte ihm mit dem aufrichtigſtem Herzen das nehmliche verſichern. Jetzt erwarte ich ihn wieder.

Aber ich muß ſchlieſſen. Das viele Schreiben hat in mir eine Wallung hervorgebracht, die mich daran errinnert, daß ich bey all meiner Freude dem Tode nahe bin. Doch hoffe ich ſollen Sie noch einen Brief erhalten von

Ihrer

Henriette.

Zwanzigſter Brief.

Rittmeiſter Strundel an den Advokat Wurm.

Lieber Wurm!

So gerne ich ſchon bey Dir ſeyn mögte, ſo hindert mich doch eine ganz beſondre Geſchichte daran. Ich muß recht zum Avanturier gebohren ſeyn. Kaum finde ich eine Schweſter, glaube ſie recht feſt zu haben, reiſe zur Gräfin B*. die ihre Beſchützerin iſt, um ſie da in Empfang zu nehmen, ſo verſchwindet ſie uns unter den Händen.

Du wirſt aus meinem letztern Brief alles wiſſen, bis ich von jenem Dorfe abreiſete. Ich komme ſpät nach Berlin, und laſſe mich den andern Morgen bey der Gräfin melden. Sie empfängt mich ſehr artig. Ich erzähle ihr die Abſicht meiner Reiſe, entdecke mich ihr, als Mariannens Bruder, und ſehe, daß ich äußerſt willkommen bin. Ich bin ſeit geſtern ſagte ſie mir in der entſetzlichſten Unruhe. Die Antwort die man mir von jenem Dorfe Ihrer Schweſter wegen gegeben, war mir, ſo wenig ich ſie auch glaubte, doch äußerſt auffallend. Marianne, die ich bisher in alle Geſellſchaften mitgenommen, war ſo beſtürtzt deswegen, daß ſie mich bat, ich mögte ſie ſo lange auf mein Gut gehen laſſen, bis ſich die nähern Umſtände entwickelten. Ich habe das gethan.

Nun dieſe ſind entwickelt, gnädige Frau ſagte ich, wenn Marianne Ihnen ihre Geſchichte erzählt hat, ſo wird ſie darauf gekommen ſeyn, daß ſie zuerſt in Berlin bey zwey ſogenannte

Putzhändlerinnen kam, deren eine nach einigen Tagen ſie verlies —

Ja, das hat ſie mir ſehr umſtändlich geſchrieben —

Nun der Rittmeiſter, der dabey war, war ich, und das Mädgen, die weggieng, nahm Namen und Umſtände von Mariannen, und verſchafte ſich dadurch einen Mann. Da ſie ſich zuerſt erkundigen lies, ſo hielt man nothwendig die Nachfolgende für eine Betrügerin. Aber das wäre denn nun entdeckt, Gräfin, und jetzt bitte ich Sie um eine Entdeckung, die meiner Seele ſehr nahe anliegt — Und welche? mein Herr —

Finde ich meine Schweſter rein, unſchuldig, tugendhaft — oder nahmen Sie eine Perſon aus Mitleiden zu ſich, die ſich von Ihrem Sohne verführen lies, die Sie nach Ihrer bekannten Grosmuth nicht dem gewöhnlichen Elende Preis geben wollen —

Mein Herr Rittmeiſter, ſagte die Dame mit einer Würde, daß ich ihr zu Füſſen fallen mögen, hätte mein Sohn eine Perſon wie Mariannen verführen können, ſo würden Sie mich hier nicht ſo ruhig ſitzen ſehen. Ich würde gewiß weinen. Aber er denkt edel wie ich. Er verehrte Mariannens Tugend, und beſchützte ſie. Ich hätte ihn davor belohnt. Er liebt das Mädchen unausſprechlich. Ich mußte aber ſeinen guten Namen ſicher ſetzen. Ich lies ihn reiſen, und verſprach indeſſen es ſo einzurichten, daß ſie die ſeinige werden könnte. Ich wußte ihren Stand nicht, aber ich hätte ſie ihm ſo gegeben. Nun iſts nicht nöthig. Ich werde ihm ſchreiben, daß auch ihre Geburt der ſeinigen gleich iſt, und laſſe ihn zurückkommen. Ich warf mich ihr zu Füſſen, und dankte ihr für die Nachricht und für die Theilnehmung und Liebe für Mariannen. Ich bat ſie nun mich meine treſliche Schweſter ſehen zu laſſen. Sie verſprach ſogleich aufs Gut zu ſchicken, und beſtellte mich den andern Morgen wieder.

Wie ich kam, traf ich ſie in Thränen. Ihre Schweſter iſt nicht da, mein Herr, ſagte ſie, und was das traurigſte iſt, ich muß glauben, daß ſie ſelbſt mit ihrem freyen Willen weggegangen. Sie iſt mit jemanden weg gereiſt, wer es iſt, weis niemand. Ich ſitze hier, und gräme mich, und habe ſchon unaufhörlich geweint. Wenn ſie ſich nicht wiederfindet, ſo iſt mein Troſt und Freude dahin. Wie ſoll ich mich gegen meinen Sohn vertheidigen, wenn er kömmt, und ſie von mir fordert. Helfen Sie mir mein Herr, machen Sie mich ruhig.

Ich war verſtummt. Ich mußte doch zuletzt reden, und ſagte, ich müßte geſtehen, ich wäre ſo beſorgt, wie ſie es immer ſeyn könnte. Wenn die fehlgeſchlagene Hofnung auf meine Schweſter etwas gewirkt, und ſie zur Melancholie geneigt iſt, ſo kann es leicht die Wirkung haben, daß ſie ſich aller Bekanntſchaft entzieht, ſich einen andern Namen giebt, und nie wieder zum Vorſchein kömmt.

Ich konnte der Gräfin keine Vorwürfe machen, denn ſie jammerte ſelbſt als ob es ihre Schweſter wäre. Da ſie mir verſicherte, daß ſie ſchon auf allen Wegen nachgeſchickt, ſo that ich nur noch das, daß ichs in den Zeitungen bekannt machen lies, wer ſie wäre, und daß ſie ſich wieder bey der Gräfin einfinden mögte. Ich bin ſeit der Zeit täglich bey dieſer würdigen Frau, und ich finde bey ihr treſliche Unterhaltung. Ich kann ihr auch nicht Aufmerkſamkeit genug beweiſen, denn ſie iſt durch Mariannens Abweſenheit ganz unglücklich, und das muß ich ihr erleichtern.

* * *

Eben erhalte ich Deinen Brief. Alſo Marie iſt von ihrem Manne geſchieden, und alles iſt übrigens in der Stille und gut abgegangen. Das hat mich gefreuet. Ich habe immer gefürchtet, es mögte etwas Lermend gehen, denn wenn Wähler einmal in die Hitze kömmt, ſo iſt mit ihm nicht zu ſpaßen. Ich mögte nur gerne mit ihm ausgeſöhnt ſeyn, und ich wünſchte wohl, daß Du den Auftrag übernähmeſt. Du kannſt ihm verſichern, daß meine Uebereilung mir das Herz zerreißt, und daß ſeine Vergebung zu meiner Ruhe unumgänglich nöthig. Will er mich nicht wieder ſehen, ſo will ichs auf alle Weiſe vermeiden. An Marien werde ich ſchreiben. Ich will ſie bitten ruhig zu ſeyn, bis ich die Sache mit meiner Schweſter beygelegt. Ich mögte gern ihre Hand, aber ich mags noch nicht wagen, ihr den Vorſchlag zu thun. Ihre Seelenwunde iſt noch zu friſch. Sie mag ſich erſt ein wenig ſetzen. Ich kann es nicht mit anſehen, daß das Weib verlaſſen bleibt. Sie war gewiß des beſten Schickſals werth. Das Glück war ihr zuwider, und daher fiel ſie ſo tief.

Sobald ich mehr weis, ſchreib ich mehr. Die Vergleichspunkte wegen meines Prozeßes wirſt Du wohl durchſehen, und mit Deinen Anmerkungen verſehen, mir wieder zurückſchicken. Ich bin Dein

Freund

Strundel.

Ein und zwanzigſter Brief.

Lottgen an Marien.

Die Erklärung iſt geſchehen, und alles iſt in Aufruhr.

Die drey Tage, ehe ich wieder ſeit dem letzten Ball zu einer öffentlichen Luſtbarkeit kommen konnte, waren mir wie ſo viel Wochen. Ich hatte die misgünſtigſte Laune von der Welt und dabey mußte ich noch zweymal Fritzen im Wagen mit der jungen Dame vorbeyfahren ſehen. Theils meine Vorſicht, nicht verrathen zu werden, theils die Furcht nicht gehörig mich mäßigen zu können, waren die Urſachen, warum ich einige

Privatgeſellſchaften nicht beſuchte, zu denen ich eingeladen war.

Geſtern kam endlich die lang gewünſchte Maskerade. Ich hatte meine Spione ſorgfältig ausgeſtellt, und erfuhr, daß beyde in neuen rothen Dominos mit Silber erſcheinen würden. Ich lies mir einen ähnlichen machen. Zu meinem größten Verdruße aber erkannte man mich bald, und ich mußte das Kompliment geduldig annehmen, daß ich ihnen eine Galanterie hätte machen wollen. Neidiſch ſagte ich, daß beyde unausſprechlich ſchön, und mit unausſprechlicher Empfindung tanzten, und ich ſchloß mich unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit gänzlich davon aus.

Ich gieng im Saale hin und wieder; verſchiedene Masken redeten mich an, und faſt alle kamen auf die bewundernswürdige Neuigkeit, daß Herr von Fett verliebt geworden, den Berliner-Geſchmack mit einer Landnymfe vertauſcht, daß er aber ſchön gewählt, und die Wahl ſeiner Familie, und ſogar dem fürſtlichen Hauſe viel Freude mache. Zu muthe war mir dabey, als ob mir jeder der Redenden Ohrfeigen gäbe, ob ich gleich überzeugt bin, hätten ſie ſchon gewußt, wer ich wäre, ſie hättens noch ärger mit mir gemacht.

Ich konnte ehr keine Mine ſpringen laſſen, bis ich ganz von Fritz eigner Denkungsart überzeugt worden. Ich kleidete mich alſo um, um ihn zu beſchleichen, und traf ihn glücklicherweiſe, ſo tief im Geſpräche, daß beyde mich nicht bemerkten. Ich will Dir einen Theil des ganzen Geſprächs herſetzen, um Dich völlig zu überzeugen, daß ich nicht unrecht habe.

Sie. Sie ſind immer unzufrieden wie zuvor. Sie betheuren mir, daß Sie mich lieben, und doch klagen Sie immer über Ihr Schickſal. Unſre Eltern willigen in unſre Verbindung. Sie finden Sich darin glücklich, ich willige von ganzem Herzen, ſage Ihnen, daß niemand jemals auf mein Herz den Eindruck gemacht, noch machen wird den Sie darauf machten, und glaube, ich räume dadurch jedes Hinderniß Ihrer Unzufriedenheit aus dem Wege.

Er. Das glauben Sie, Fräulein, das glauben Sie, engliſches Nettgen, aber ich ſage Ihnen das Gegentheil. Es ſchmeichelt mir unendlich, daß Sie das alles von mir denken, und mir ſagen; ich finde eine Wolluſt in dieſem Ge ſtändniße, die alles, was ich mir noch je dachte, übertrift, aber ich bin alles deſſen nicht werth. Sehn Sie, ſo ſtehe ich vor Ihnen da, mögte Ihnen gern ſagen, daß ich mein Glück verſcherzt, weggeworfen, liederlich weggeworfen habe —

Ha! das drang mir bis ins innerſte der Seele, das nahm jeden Funken, der noch für ihn in mir brante, weg, riß heraus jede Empfindung. Das ſollſt du mir büſſen, ich will in deiner Familie ein Feuer anzünden, das ſoll dieſes ausgeſprochne Wort verbrennen.

Und doch zaudre ich gern, es zu thun. Ich will ſo lange als möglich noch die Wolluſt genieſſen, die mir der ſüſſe Traum gewährt —

Ich konnte mich nicht länger halten. Das wird nicht lange ſeyn, ſagte ich ziemlich laut, ſtand auf, entfernte mich, und hörte nur noch, daß Nettgen ſagte: Ha! was hat das zu bedeuten? Fritz, erklären Sie ſich.

Wie er ſie da wieder muß herum gebracht haben, weis ich nicht, denn wie ich wieder herein kam, tanzten ſie wieder. Ich ſuchte nun die Mutter auf. Sie hatte mich auf den Tag vorher bitten laſſen, und ich machte ihr mein Entſchuldigungskompliment.

Sie haben das nicht nöthig, ſagte ſie. Es war auf kein Kompliment angeſehen, ſondern aufs wirkliche Kommen. Ich muß Ihnen ſagen, daß mir mein Sohn aufs neue verſichert hat, nie mit Ihnen genaue Bekanntſchaft gehabt zu haben, und doch haben Sie mir einigemal ſo viel geſagt, daß ich Sie noch näher zu kennen wünſche.

„Wenn nur die Bekanntſchaft, gnädige Frau, für Sie nicht unangenehmer ausfällt, als Sie glauben“ Wie ſo? Soll ich hierüber auch keine Erklärung haben?

„Wollen Sie belieben, in ein Nebenzimmer zu gehen, denn hier mögte unſer Geſpräch Aufmerkſamkeit erregen“ — Ich führte ſie hinein — Nun, Sie haben mich in der That beſorgt gemacht.

„Sie haben es auch Urſache zu ſeyn. Ich ſehe, gnädige Frau, es iſt Ernſt, daß Sie Ihren Sohn verheyrathen wollen“ Allerdings, ich ſehe mit Vergnügen, daß mein Sohn nicht unempfindlich gegen Nettgen iſt. Ich habe ihm den Geſchmack an ein ſimples Landmädgen nicht zugetrauet, aber ich ſehe, Verſtand und Tugend machen noch Wirkung auf ihn, und das iſt ein Zeichen eines nicht ganz verdorbenen Herzens.

„Ich will Ihren Bemerkungen nichts in den Weg legen. Ich glaube, daß ſie richtig ſind, glaube daß Ihr Herr Sohn Geſchmack an dem Mädgen findet, und noch weit mehr das Mädgen an ihm. Sie muß ich aber in dem Fall bedauren, und das Mädgen noch unendlich mehr. Die wird am meiſten verlieren, denn aus der Heyrath kann nichts werden" — Die Dame ſprang auf —

„Seyn Sie ruhig, fuhr ich fort. Das befürchtete ich, und deswegen führte ich Sie aus dem Saale. Ich muß Ihnen etwas ſagen, worauf Sie ſich gefaßt machen müſſen. Ihr Sohn iſt mit ſeinem Lottgen verheyrathet."

Ich erwartete, daß dies eine andere Empfindung bey ihr machen würde, als es hervorbrachte, denn ſie fing laut an zu lachen. Jetzt gieng ich weiter. Nehmen Sie die Sache nicht ſo auf die leichte Achſel, gnädige Frau. Es iſt keine gewöhnliche Verbindung die Sie etwa ſo leicht wieder aufheben. Man hat ſich ſelbſt wider die Macht Ihres Landesherrn geſichert, und die Ehe wird geſchützt werden.

Es ſchien als wenn es eine ganz andere Wirkung thäte. Mein Herr, ſagte ſie, und nahm mich bey der Hand, woher wiſſen Sie das? Sie müſſen doch auch genauere Nachrichten haben.

Die hab ich, ſagte ich, und ſtand auf. Wiſſen Sie denn, ich bin der Bruder des Mädgens, und ich werde jede Beleidigung, die man ihr anzuthun glaubt, vertheidigen. Meine Schweſter aber wird ſelbſt erſcheinen, und ihre Rechte vorbringen.

Ich verſchwand von ihr, und lies ſie beſtürzt ſtehen.

Ich bekümmerte mich weiter nicht um Fritz noch um ſeine Mutter. Ich gieng in mein Logis, und machte alle Anſtalten zur Abreiſe, und in weniger als einer Stunde war ich aus der Stadt. Ich hatte alles was mir zu meiner weiblichen Equipage nöthig war, auf einem Dorfe liegen laſſen, wo ichs gleich erhalten konnte. Ich hatte ein Kammermädgen und einen Bedienten parat, und hielt früh meinen Einzug unter dem Namen einer gnädigen Frau von Fett. Ich gieng aber in ein anderes Hotel, und das erſte war, daß ich nach meinem Bruder ſchickte. Es hies er wäre abgereiſet. Da aber gleich am frühen Morgen Nachfrage nach ihm geweſen war, meldete man jenem dieſe Nachricht, und in weniger als einer viertelſtunde darauf, war mein ſaubrer Patron da.

Ums Himmelswillen Lottgen, ſagte er, was fängſt Du an. Haſt Du mir nicht verſprochen Dich ruhig zu verhalten, bis ich Dir Nachricht gebe.

So lange, mein lieber Fritz, bis Du eine andere Liebe anfiengſt, habe ichs verſprochen. Hingegen dies iſt wider unſre Abrede, und ich hoffe nun, daß Du Dein Wort halten, und mich nicht zwingen wirſt, das mit Gewalt zu ſuchen, was ich gewiß erhalten werde.

Lottgen, ſagte er, und log all die Zärtlichkeit, die er ſonſt wirklich beſaß, in jeder ſeiner Minen, wer hat je daran gedacht, wer je davon geſprochen, daß ich nicht halten will, was ich verſprach. Du biſt ja geſichert. Bey dem erſten ernſthaften Schritte den ich thue, kannſt Du auftreten, und Dein Recht vertheidigen. Aber wenns blos dabey bleibt, daß ich meiner Mutter zu Liebe, und um ihrer Zärtlichkeit ein Blendwerk zu machen, mit Damen umgehe —

Fritz, ſagte ich, warum mich hintergehen? Wiſſe der Dich, und alles was Du thateſt, beobachtete, war ich. In der Offizierskleidung wars wo Du mich nicht kannteſt, Dich mir offenbarteſt, und ich von Dir ſelbſt erfuhr, daß Du wankteſt. Ich war die Maske die Dir ſagte, daß es nicht lange dauren würde. Läugne es, Fritz, wenn Du kannſt, daß Du mir Deine Neigung hier ſtahlſt und verſchenkteſt. Ich wollte ja nicht blos Deine Hand, ich wollte Dein Herz.

Fritz ſtand eine Weile ganz ſtill. Ich kann meinem Herzen nicht befehlen, ſagte er, das nicht liebenswürdig zu finden, was liebenswürdig iſt. Es iſt wahr, ich kann Dir es nicht verdenken, daß Du Deiner Eiferſucht nachgeheſt, aber das weis ich, Nettgen würde das nicht gethan haben. Du haſt nicht wohl gethan, von dieſer Seite mich anzugreifen. Glaube mir in kurzem wäre der Traum verflogen, und ich wäre zu Dir zurückgekommen, jetzt aber werde ich immer der Vergleichung denken, und wünſchen, Du hätteſt das nicht gethan.

Ich war voll Galle. Daß war offenbare Zurückſetzung. Ich ſagte es ihm, daß ich durch alle dieſe Kunſtgriffe hindurch ſähe, und daß ich wohl wüßte, daß er mich zu hintergehen dächte, wenigſtens meiner überdrüßig wäre, und das, was er gethan hätte bereuete.

Die Antwort von ihm, fiel völlig zu meiner Kränkung aus. Wenn er die Begegnung hätte vermuthen können ſagte er, ſo würde er freylich nie den Schritt gethan haben. Seine Mutter hätte er ſchonen wollen, und wenn ich ſie nicht ſchonte, würde er mein Feind werden. Sein Plan wäre geweſen, ſich Nettgen zu entdecken, und ihr die Unmöglichkeit ſeiner Heyrath vorzuſtellen. Er würde ſie um ihren Beyſtand gebeten haben, und gemeinſchaftlich würden ſie die Mutter ſo lange hingehalten haben, bis ſie geſtorben, oder bis ſich eine bequeme Gelegenheit zur Entdeckung dargeboten hätte.

Und mittlerweile, fuhr ich etwas hitzig auf, wäre ich alt geworden, und hätte nichts von allen Vorzügen genoſſen, die mir dieſe Heyrath mit allem Rechte gewährt.

Dies fieng er im Augenblick auf. Alſo war es nicht meine Liebe, nicht meine Hand, ſondern blos dieſe Vorzüge, die Du ſuchteſt. Da hab ich ja treflich gewählt. Lottgen, Lottgen, dieſe

Geſinnung hätte ich nicht bey Dir geſucht. Willſt Du der Mutter deſſen, der alles für Dich that, zum Anfange den Tod bereiten? Willſt Du dem Sohn dieſe ſchwere Laſt auf den Hals laden? Laß davon ab. Ich verſpreche Dir, ich will Nettgen alles entdecken, und ſie ganz meiden. Meine Mutter will ich, wie ich ſie ſchon überredet habe, dabey laſſen, daß nichts an der ganzen Heyrath iſt. Alles wird ſich legen, alles wird noch gut gehen, und wir werden unter uns ſelbſt einer Uneinigkeit entgehen, die wir ſonſt nicht vermeiden können. Ich mögte weinen, Lottgen, daß Du mir meinen Plan geſtört, und meiner armen Mutter Leiden gemacht.

Ich wäre aber nicht gerührt worden, und wenn er die bitterſten Thränen geweint hätte. Einmal war mein Stolz beleidigt. Ich gehe keine Bedingungen ein, ſagte ich. Ich will und muß für das erkannt ſeyn, was ich bin, dann will ich Deiner Mutter zeigen, daß ſie an mir eine eben ſo gute Tochter hat, als wenn ſie ſie gewählt hätte, und ſobald ich Deiner gewiß bin, will ich auch ganz wieder ſeyn, die ich ehedem war. Jetzt aber will ich meine Rechte trotz einem jeden behaupten.

Ha! Tyrannin, ſagte er, nun kenne ich Dich. Ich weis was ich thue. Ich will mich meiner Mutter zu Füſſen werfen, und ſie bitten, daß ſie ihrem ungerathenen Sohn vergebe, daß ſie trage, was nicht zu ändern iſt, und Mitleiden mit dem Reuevollen habe —

Glaubſt Dus Marie, daß das alles Verſtellung iſt. Hätte ich nur getrauet. Man hätte mich hintergangen, und hätte mich doch wohl noch überliſtet. Die Landnymfe hat ſich in ſein Herz eingeſchlichen, und ſo bald werde ich ſie nicht heraus bringen. Wohl mir, daß ich that was ich gethan habe. Hätte ich doch da ſitzen, und ewig warten können, bis man mir Nachricht gegeben.

Morgen will ich zur alten Dame.

* * *

Eben da ich ſchließen will kömmt ein Abgeſandter von ihr, und bringt mir die Nachricht, daß ſie mir 20000 Rthlr. geben wolle, wenn ich abtrete und mich ſcheiden laſſe. Ich habe gerade zu geſagt mir wärs nicht ums Geld ſondern um mein Recht zu thun.

Ich habe die Auftritte geahndet, und mich darum ſo feſte geſetzt. Nimmermehr hätt ich gedacht, daß Fritz in eine Scheidung willigen würde. Nächſtens mehr von

Deinem

Lottgen.

Zwey und zwanzigſter Brief.

Henriette an Louiſen.

Beſte, theuerſte Louiſe!

Mitten in meiner Freude hat mir Ihr Brief Thränen ausgepreßt. Hätte ich doch nicht geglaubt, daß Ihre Ehe unglücklich ſeyn könnte. Sie lies ſich ſo reizend, ſo gut an. Gott im Himmel! Was ſoll das? Ihr ſeyd beyde brave Leute, und misverſteht einander. O beſte Louiſe, wäre nur der Schatten von dem guten Herzen Deines Mannes bey Haſten geweſen, ich glaube ich wäre nicht ſo unglücklich geworden. Und Du ſollſt es werden? Nein Louiſe; faſſen Sie Muth. Es iſt körperliche Krankheit. Es wird ſich alles geben. Sie werden einig und wieder glücklich werden.

Ich lebe jetzt treflich wohl. Immer zwar mit ſchnellen, ſchnellen Schritten näher zu meinem Grabe, aber doch in der Geſellſchaft meines Ferdinands. Er findet ſich ſelbſt beruhigter, und das iſt doch eine Wohlthat die ich ihm thue, und die mir den Reſt meines Lebens noch mit Wonne würzet. Er hat mir die ganze Geſchichte ſeiner Leiden erzählt, und er hat ſehr viel ausgeſtanden. Haſten iſt ein wahrer Böſewicht. Ich habe Marien herzlich bedauert. Ich habe ihr vollkommen vergeben, wünſche daß ſie noch recht glücklich wird, und mögte ſie wohl ſprechen, um ihr zu ſagen, daß ich keinen Groll wider ſie habe. Es muß dem Weibe die von der ganzen Welt verlaſſen iſt, gut thun noch einige Freundinnen zu finden.

Ich habe Ferdinands ganze Wuth auf Haſten gedämpft. Er hat mir verſprochen, er will ihn ſeinem Schickſale überlaſſen, und meinen Tod nicht an ihm rächen. Doch hat ers nur unter der Bedingung verſprochen, wenn er mich jetzt noch ruhig ſterben läßt, und weiter kein Hindernis unſern Zuſammenkünften in den Weg legt.

Das hat gemacht, daß ich die Beſchleunigung meines Todes gewünſcht habe, denn ſo ſtifte ich wenigſtens etwas gutes, ob mir gleich jede Stunde die ich mit Ferdinand zubringe ſo werth iſt, daß ich ſie mit Schmerzen erkaufen will. Aber ich kann mirs nicht denken, daß Haſten ſo ſtill und ohne alle Ränke auf unſer Glück ſich verhalten ſollte, denn er iſt von jeher neidiſch ſogar auf jeden Gedanken geweſen, den ich an Ferdinand dachte. Wie ſollte er es nicht auf dieſe wirklichen Freuden ſeyn!

* * *

Ferdinand war eben wieder da. Er ſagte, wenn er mich ſähe, ſo göße mein Blick auch Sanftmuth in ſeine Seele, aber wenn er ſich von mir entfernte, ſo hörte die Empfindung wieder auf. Das iſt traurig ſagt ich. Was habe ich da zu erwarten, wenn ich tod ſeyn werde —

Laß mich den Gedanken nicht denken, erwiederte er mir, er ſteht weit, weit von mir —

„Und ſollte doch ſo nahe bey Dir ſeyn. Man muß ſich nie von dem überraſchen laſſen, was man gewiß zu erwarten hat. Vorſicht iſt die Mutter der Ruhe. Ich ſehe dem Kommenden ſo wonnevoll entgegen, und hoffe meine Erlöſung daraus. Du ſollſt Deine Beruhigung daraus ſehen, denn Du weißt, ich bin dann von allen den Qualen frey, die mich jetzt niederdrücken, und wie leicht iſt die Zeit des Wartens zu überſehen. Wie lange wirds währen, ſo biſt auch Du dem Ziele nahe, was ich nun bald erreicht habe. Wende Deine Kräfte noch an, Deinem Nebenmenſchen zu dienen, und dann wirſt Du deſto ruhiger ſterben, und ich deſto glücklicher Dich erwarten können. Wenn ich aber weis, Du bleibſt mit dem Vorſatz in der Welt, mich zu rächen, ſo muß ich für Dein übriges Leben fürchten, ſterbe unruhig und ungern, und wähne immer, daß irgend eine Ahndung Deiner Handlungen uns noch auf längere Zeit von einander trennt, und eine Vereinigung verzögert, die ich ſo ſehnlich wünſche.“

Du ſprichſt ſchön und hinreiſſend, Henriette, antwortete er mir, und wer vermögte Dir zu widerſtehen? Nur bedenke, daß ſich das leichter ſagt als thut, daß des Menſchen Vorſatz allemal erhabner iſt, als ſeine Handlungen, daß der Schritt vom Wollen zum Thun, ſo raſch er oft geht, zuweilen äußerſt langſam iſt, daß der Wille einer ſchnellen Veränderung unterworfen, und ſich mehr nach der augenblicklichen Darſtellnng, als nach der überlegten richtet. Auch wage es, der Leidenſchaft etwas entgegenzuſehen. Das verſpreche ich Dir noch einmal, hält Haſten ſich ruhig, und bringt er mich nicht durch Handlungen auf, die ich nicht verſchmerzen kann, ſo ſoll er nichts von mir fürchten. Aber will er Dich noch quälen, ſo ſoll er dieſen ſchmerzlichen Anblick mir büſſen, denn Dich ſterben ſehen, das kann nur der unempfindlich, der Dich nicht liebt. —

Wie unruhig mich dergleichen macht, glauben Sie nicht. Ich forſche, ob meine Kräfte nicht abnehmen. Ich horche meinen Pulsſchlägen zu, ob ſie nicht ſchwächer werden, und ich halte meinen Athemzug auf, um ihn mir kürzer zu machen. Könnte ich mein Herz ſtillſtehen laſſen, ich würde es thun, denn ich habe nun das Leben ſatt. Ich bin zufrieden, Ferdinand geſehen zu haben, und mögte ihn gern ruhig verlaſſen. Ich mag Haſten nicht wieder ſehen. Der Schmerz meiner Eltern wird ſich über dem Andenken an meine Leiden verlieren, und ſie werden mir Glück wünſchen, daß ich nicht mehr bin.

* * *

Nachts um 12 Uhr.

Wahrſcheinlich, liebe Louiſe, iſt dies der letzte Brief, den Sie von mir erhalten, und

Sie werden es an meiner zitternden Schrift ſehen. Ich bin dem Augenblicke näher gekommen, dem ich näher zu ſeyn wünſchte. Aber nicht wie ichs wünſchte. Mein Gebet iſt nicht erhört worden. Ich habe ihn wiederſehen, ich habe ihn hören müſſen. Die ſchändlichſten Schmähungen hat er wider mich ausgeſtoſſen, die ihm nie, nie können verziehen werden. Sie ſollen, ſo lange ich noch ſchreiben kann, werde es mir ſo ſauer es wolle, von mir ſelbſt noch mein ganzes Schickſal erfahren.

Es mogte ohngefehr 5 Uhr dieſen Nachmittag ſeyn. Ich hatte meine Hand in Ferdinands Händen, und aus Mattigkeit meinen Kopf an ſeine Schulter gelehnt. Wir ſprachen vom Verzeihen. Auf einmal öfnet ſich die Thür und Haſten tritt herein. Ich erſchrecke, fahre zuſammen, ſchreie. Ferdinand beſchäftigt ſich mich zurecht zu bringen, denn ich war einer Ohnmacht ſehr nahe. Haſten gieng wieder hinaus und ſagte nichts weiter, als: Verzeihen Sie Madam. Wie ich mich etwas wieder erholt hatte, ſchickte ich zu ihm, und lies ihn herüber bitten. Er lies mir ſagen er wollte mich nicht ſtören, er hätte geglaubt, ich wäre allein, ſonſt wäre er gar nicht gekommen. Gelegentlich mögte ichs ihm ſagen laſſen, wenn ich allein wäre. Ich ahndete daraus ſchon nichts gutes. Auch Ferdinand nicht. Er war in einer Stimmung die ſich recht für den Beſuch gepaßt hatte, gelaſſen, und ſanft. Er wollte auch mit aller Gewalt mit ihm ſprechen. Er ſchickte ſelbſt in ſeinem Namen hin, und lies ihn bitten, ihm eine kurze Unterredung zu gewähren. Wars Poltronnerie oder Bosheit, Haſten ſchlugs ab. Er glaubte, lies er ſagen, Sie beyde wären beſſer aus einander als bey einander. Er wüßte auch nicht, was er eigentlich mit ihm zu ſprechen habe. Erklärungen Ihrer Verhältniſſe wären gefährlich.

Nun wurde Ferdinand ſchon etwas wild. Ich bat ihn er mögte mich verlaſſen, damit ich hören könnte, was mein Mann wolle. Da that er mir den Vorſchlag, daß er ſich bey unſrer Unterredung verborgen halten wollte. Das ſchlug ich ihm gleich rund ab. Ich ſtellte ihm vor daß es einmal meiner Pflicht und Ehre zuwider wäre, und dann ich die Folgen einer ſolchen heimlichen Verbergung, die durch ſeine Hitze und Haſtens Beleidigungen leicht offenbar werden, und in Thätlichkeiten ausarten könne, nicht zu tragen vermögte.

Er gab mir recht, und hierin gleich nach. Aber deſto mehr hatte ich mit einer andern Grille zu thun, die darin beſtand, daß er öffentlich bey der Unterredung zugegen ſeyn wollte. Haſtens bisheriges Verfahren gegen mich berechtige ihn dazu, mich für ſeinen Mishandlungen zu ſchützen. Noch nie ſah ich ihn in einem ſolchen enthuſiaſtiſchen Eifer, und ich mußte eine ganze Weile ſeinen Deklamationen zuhören, ehr ich zu Worte kommen konnte.

Ferdinand, ſagte ich darauf, wenn Du Richter zwiſchen uns wärſt, ſo könnteſt Du ſo ſprechen, ſo aber biſt Du nicht einmal Mittelsmann, Du biſt Gegner. Du haſt kein Recht, als was Dir die Freundſchaft und mein Herz geben. Haſten hat das Recht eines Mannes. So lange ich die Beſchuldigungen gegen ihn nicht rüge, kannſt und darfſt Du es nicht thun. Wird er ſeine Unterredung wohl in Deiner Gegenwart unternehmen? kann er ſie nicht aufſchieben, oder gar aufheben? hat er nicht hernach den Beweis wider mich in Händen, daß ich meine Pflicht gebrochen? Soll ich jetzt vor der ganzen Welt mich ſchuldig bekennen, die bisher von meiner Unſchuld und meinem unverdienten Leiden überzeugt war.

Dies brachte ihn zu dem Entſchluß mich zu verlaſſen, aber mit der äußerſten Beſorgnis. Ich werde Dich nicht ſo ruhig wieder ſehen, ſagte er, und er ahndete es richtig.

Kaum war er weg, ſo ſchickte Haſten, der alſo ſorgfältig darauf gelauert hatte, und lies fragen, ob ich ihn ſprechen wollte. Er kam ganz gelaſſen gegen ehedem.

Madam, ſagte er, ich überraſchte Sie zwar wider meinen Willen, aber wie Sie wiſſen, nicht ganz zur unrechten Zeit. Ich glaube es war die beſte, um einen Zwang aufzuheben, der unter uns ſtatt findet. Ihre Verwirrung, Ihr Zuſammenfahren, Ihr Geſchrey, der Zuſtand, worin ich Sie verlies, mögen Ihnen Beweis ſeyn, wie ſehr ich Ihnen verhaßt. Sie geben meinem Nebenbuhler, der meine Rechte doch nicht verdrängen ſollte, offenbar einen Vorzug womit Sie mich herunter ſetzen. Sie bringen ganze Tage mit ihm zu, da Sie mich Stundenlang zu ſehen äuſerſt langweilig fanden. Jederman ſieht das, jederman weis es. Ich muß zum Gegenſtande des Spotts dienen. Dieſem Unfug will ich ein Ende gemacht wiſſen. Ich komme hierher, um Sie zu unſerer Scheidung vorzubereiten,

ten, und Ihre Einwilligung dazu zu verlangen. Unſere beyderſeitige Abneigung und Ihre Zuneigung zu Ferdinand geben den beſten Vorwand. Ich erwarte Ihre Antwort.

Ich zitterte am ganzen Körper, und mein Blut wallte fürchterlich. Das iſt alſo die letzte Beleidigung womit Sie mich zu Boden ſchlagen wollen, und auch meinen guten Namen noch aufopfern. Aber dieſen Endzweck erreichen Sie nicht, Herr Haſten. Hätte ich mich von Ihnen ſcheiden laſſen wollen, ſo hätte ich die Gelegenheit früher ergreifen können, da meine Geſundheit noch nicht durch Sie geopfert war. Das wollte ich aber nie; und will es auch noch nicht. Ich ſpiele nicht mit Schwüren und Betheurungen. Für dieſes Leben ſind wir gebunden. Warten Sie noch kurze Zeit, und Sie ſind meiner los. Lieb wäre mirs geweſen, nie den Namen Haſten geführt zu haben, da er aber einmal von mir angenommen wurde, ſo will ich ihn ſo lange tragen, als es meine Pflicht erfordert. Sterbe ich, dann gebe ich ihn Ihnen gerne zurück, denn ich habe ihn nie gern gehabt. Wollen Sie als rechtſchaffener Mann handeln, ſo laſſen Sie mich die wenigen Tage meines Lebens noch in Ruhe, laſſen Sie mich ſie mit dem Freunde hinbringen, dem Sie mich entriſſen, um mich nicht glücklich zu machen. Auch ſage ich Ihnen, Ferdinand iſt Ihr Freund, ich habe ihn dazu geſtimmt. Gewähren Sie ihm eine Unterredung. Er hat Sie nie beleidigt, aber er liebt mich, und wenn Sie fortfahren mich zu mishandeln, ſo könnte ſeine Rache leicht erwachen —

„Drohungen? — Ey! ey! Madam, Sie ſind ſtolz geworden, ſeitdem Sie einen Beſchützer um ſich haben. Aber trotzen Sie nicht zu ſehr darauf. Der Mann widerſteht dem Manne. Sie ſagen mir Bitterkeiten, die Sie mir unter andern Umſtänden nicht geſagt haben würden. Es iſt nicht unſchwer zu errathen wer der eingebende Geiſt davon iſt. Verſtecken Sie ſich nicht hinter einer Unſchuld, die man nicht mehr glauben wird, ſobald ich die wahre Lage der Sache bekannt mache. Kurz Madam, meine Ehre iſt gekränkt. Ich erlaubte Ihnen Unterhaltungen mit Ferdinand, aber nicht Tagelange. Ich verlange Genugthuung. Ich verlange Scheidung. Verhüten Sie öffentlichen Lerm, und Unterſuchungen, die vielleicht Ihrer Ehre nachtheiliger ſeyn können, als Sie glauben."

Ihre Schmähungen treffen mich nicht, mein Herr, ſagte ich in voller Hitze. Es iſt eine ſchändliche Art, die Sie wählen, mich zu kränken. Ich ſahe Ferdinand nie ohne Zeugen. Ich kann mich zwingen, ihn nicht wieder zu ſehen, wenn Sie es nicht wollen. Sie werden mir die paar Tage noch ſchmerzlicher machen, aber die Hofnung bald frey zu ſeyn, wird mir alles ertragen helfen.

„Ich will Ihre Predigten nicht hören. Ich verlaſſe Sie. Ich ſehe auch Ihren Vater und Ferdinand kommen. Ich müßte thörigt ſeyn, mich unter ihre Rotte zu mengen. Ueberlegen Sie mit ihnen, was Sie thun wollen. Morgen um 8 Uhr erwarte ich Ihre Entſcheidung, und bejahend oder“ —

Erwarten Sie nichts, rief ich ihm nach, aber er war ſchon weg. — Mein Vater und Ferdinand kamen, fanden mich weinend und zitternd. Sagt ichs nicht, rief Ferdinand, daß ich Dich nicht ſo wieder finden würde. O daß ich das Ungeheuer zertreten könnte!

Ich hatte Mühe ihn zu beſänftigen, und es war gewis recht gut, daß ich nicht darein gewilliget hatte, daß er ſich bey mir verborgen.

Ich erzählte den Antrag Haſtens, und ich erſchrack, als ich beyde ſo geneigt fand, ihn einzugehen. Insbeſondre machte mich der Ausſpruch meines Vaters ſehr beſtürzt, da er mir ſagte, er hielte es für Pflicht, und ich ſey mir dieſe Ruhe ſchuldig. Die größten körperlichen Krankheiten würden oft durch Gemüthsruhe gehoben, und ich könnte noch glücklich ſeyn.

Ferdinand machte das ſehr heiter, er ſtimmte meinem Vater gern bey, und ſagte, er hätte ihn durch die Hofnung zum glücklichſten Menſchen gemacht. — Und Du, beſte Henriette, wirſt Dich dort einer Ausſicht —

Es thut mir leid, Ferdinand, fiel ich ihm ein, daß ich Dich unterbrechen, und Ausſicht und Hoffnung zugleich endigen muß. Sieh mich nur einmal an. Betrachte den Tod in jedem meiner Züge. Sieh dieſen ausgemergelten Körper, dieſe brechenden Augen, ſieh dieſes Sehnen nach Auflöſung. Auch kein Gedanke winkt mir zum Leben zurück. Keine Anſtrengung zum Wunſche eines Tages. Es iſt nicht Schwärmerey hier, nicht Einbildungskraft. Es iſt Ueberzeugung, Gefühl, daß die Maſchine zu Ende geht, und mein Geiſt drängt ſich aus der beſchwerlichen Wohnung heraus zu eilen. Auch wüßte ich nicht, wo und wie noch mögliche Ankettung an dieſes Leben zu hoffen wäre, da ich deſſen Nichtigkeit eingeſehen, und die Gewißheit eines beſſern kommenden kenne.

Und dann, Vater und Freund, fuhr ich fort, und reichte beyden meine Hände, wenn auch wirklich noch Ausſichten für mich wären, ſo könnt ich doch in dieſen Vorſchlag nicht willigen. Ich habe einmal meiner Seele es feſt eingeprägt, daß eine Scheidung das Band nicht löſt, für dieſes Leben geknüpft. Jetzt, da es mir Troſt iſt, daß das Schickſal, das jedem zu ſeiner Zeit zu ſeinem Wohl ruft, es bald löſen wird, jetzt ſollte ichs mir zum ewigen Vorwurf thun? Sollte um der Tage willen meiner Seele noch eine Laſt aufladen, die ſie bey ihrem Scheiden von der Welt aufhalten könnte? Ferdinand! ſollten wir beyde nicht ſo viel Standhaftigkeit haben, uns nicht mit Gewalt einem Looſe zu entziehen, das einmal über uns geworfen iſt? Und wenn nun die Vorſehung uns reifen beſſern Lohn vor unſere Ueberwindung beſtimmt hätte, wollten wir ihr vorgreifen, und uns ſelbſt lohnen? Wollten jenem entſagen, wo uns gegeben wird, und hier ſelbſt nehmen? Laß mich den Gedanken nicht denken, daß Ferdinand das wollen könnte, und mich es könnte wollen machen —

„Ach! wozu ſollteſt Du einen nicht überreden, was mich nicht wollen machen. Henriette, ich weiß was Du willſt. Könnte ich auch nur, was Du kannſt. Du kannſt ſterben, das kann ich nicht.“

Ich tröſtete ihn ſo gut ich konnte, aber meine Kräfte waren ſehr matt. Ich ruhete einige Stunden. Wie ich erwachte, ſaß er mit meinem Vater noch vor meinem Bette. Ich bat ihn wegzugehen, und Haſiens Zorn nicht durch ſein langes Dableiben zu vermehren. Mit meinem Vater nahm ich die Abrede, er ſollte der Ueberbringer meiner abſchlägigen Antwort bey Haſien ſeyn.

Sie giengen, und ich ſetzte mich nieder, um Ihnen dies zu ſchreiben. Nun muß ich aber auch ſchließen. Ich zittere daß ich kaum die Feder zu halten vermag. Ich fühle das Schleichen des Todes in meinen Adern. Er kömmt und ich fürchte mich nicht. Er findet mich doch viel glücklicher, als er mich vor einigen Wochen gefunden hätte. Ich nehme Abſchied von Ihnen, Louiſe, für dieſe Welt. Ein ſchmerzlicher Abſchied, denn Sie ſind meine einzige Freundin. Stille der Nacht umgiebt mich. Ich ſehe Sie vor mir, und ſehe Sie mir Muth zulächeln. Möge doch der Himmel auch den Ihrigen ſtärken. Möge er doch die Freude noch über Sie bringen, mit dem, den Sie lieben, glückilch zu ſeyn.

Ich kann Ihnen jetzt nichts mehr ſagen — Ich werde es auch nicht, bis in einem andern Leben Sie wiederfindet — gewis wiederfindet

Ihre

ſterbende

Henriette.

Drey und zwanzigſter Brief.

Ferdinand an Louiſe.

Wenn Sie meine Hand ſehen, theureſte Louiſe, ſo werden Sie muthmaſſen, daß Henriettens Ahndung gegründet iſt, daß die Theure bald Verklärte Ihnen nicht mehr ſchreiben kann. Noch lebt ſie, wenn man den Uebergang vom Leben zum Tode, Leben nennen kann. Die gewelkte Blume neigt das Haupt, ihrer Schönheit und ihrer Farben beraubt, und wird bald es ſenken, um es nicht wieder zu erheben. Ich könnte Ihnen nicht ſchreiben, wenn es nicht der ausdrückliche Befehl Henriettens wäre. Theils glaubt ſie, ich werde mich dadurch zerſtreuen, theils will ſie, daß Sie vor ihrem Tode noch wiſſen ſollen, wer vollends ihr Mörder war.

Ich brauchte es Ihnen nicht zu ſagen, Louiſe, Sie wiſſen es ſo. Wer anders als der Wüterich in ihrem Leben. Wie ihm Henriettens Vater die Nachricht brachte, daß ſeine Tochter nicht in die Scheidung willige, ſondern bis an ihren Tod aushalten wolle, iſt er wütend geworden. Er hat den alten Mann durch die ſchändlichſten Reden entſetzlich gemishandelt. Er hat ihn einen Kupler genannt, der ſeiner Tochter den Liebhaber wohl zuführen, nicht aber ſie ihrer Pflichten gegen ihren Mann erinnern könnte.

Der alte gekränkte Vater hat darauf geantwortet: Er wolle dieſe Beleidigung mit zu jener ſchlechten Handlung ſchreiben, da er ihn um ſeine Tochter, und dieſe um ihr Leben gebracht. Er wolle es dem Richter dieſer Welt überlaſſen, in jener ſeine Unſchuld klar darzulegen.

Haſten aber iſt immer raſender geworden, hat ihm geheißen, ihm aus dem Geſichte zu gehen, und hat ihm geſagt, er mögte ſich nur nicht widerſetzen, denn er würde mit Gewalt verſuchen, was er in Güte nicht erlangen könnte. Er hat darauf Hut und Stock genommen, und iſt trotz der Bitten des alten Vaters ihn doch nur wenigſtens anzuhören fortgegangen.

Im Vorbeygehen hat er Henriettens Schlafzimmer aufgeriſſen, ſie aus einem erquickenden Schlummer erweckt, und ihr in die Ohren gedonnert, daß er jetzt ins Konſiſtorium gehen und um die Scheidung anhalten wolle, daß ſie bald um ihre Meynung würde befragt werden, und daß ſie ſich nur nicht unterſangen ſollte, eine verneinende Antwort zu geben, ſonſt würde er Dinge aufdecken, die ihr und mir Schande genug machen ſollten.

Sie war dieſes Erwecken nicht gewohnt, die arme Henriette, aber doch bat ſie ihren Mann zitternd, er mögte das nicht thun, er mögte nur betrachten, wie ſchwach ſie wäre, und wie bald der Tod ihn von ihr befreyen würde.

Der wütende Menſch gab keine andere Antwort, als die: Er könne ſich nicht an ihre verſtellte Krankheit kehren, noch könne er auf ihren Tod warten. Er wolle und müſſe von ihr getrennt ſeyn.

Während daß dies vorgieng, wartete ich mit Ungeduld auf des Alten Zurückkunſt. Endlich kam er und ſagte mir mit naſſen Augen, wenn ich Henrietten noch einmal ſehen wollte, ſo ſollte ich kommen, denn ſie wäre äußerſt ſchwach. Die Nachricht ſchlug mich ſo nieder, daß ich kaum die Kräfte hatte, mit ihm zu gehen. Die Erſchütterung hatte ihr faſt ganz den Odem genommen, und ſie lag bleich und erſchöpft im Todeskampf da. Nach einer kleinen halben Stunde erholte ſie ſich etwas wieder.

Jetzt wurde ich nebſt ihrem Vater herausgerufen. Wir fanden zu unſerm Erſtaunen, daß Haſſen ſeinen Vorſatz ins Werk gerichtet, und ein alter Freund von Henriettens Vater, ein Beyſitzer aus dem Konſiſtorio war da, um mit ihr der Sache wegen zu ſprechen. Er hatte zum Grunde ſeines Verlangens meine beſtändige Gegenwart, und die hinterliſtige Art angeführt, mit der man mich ihm aufgedrungen. Man hätte ihm zwar Vorſtellungen gemacht, aber da habe er ſich darauf berufen, man ſollte ſie nur befragen, würde ſie verneinend antworten, ſo wollte er ſich dann ſeines Hausrechts bedienen, mich hinauswerfen, und dem Vater die fernern Beſuche bey der Tochter verbieten.

Ich gieng darauf zu ihr, um zu fragen, ob ſie gefaßt wäre, mit dem Manne zu reden. Ich fand ſie mit ihrer Mutter, die ſehr betrübt war, und laut weinte.

Sie antwortete mir, ich ſollte den Mann herführen, und ich brachte ihn alſo zu ihr. Sie ſehen, mein Herr, ſagte ſie, wie es mit mir ſteht. Ich bereite mich, jeden Augenblick dahin abgefordert zu werden, wo wir alle die Rechenſchaft unſres geführten Lebens abgeben müſſen. In dieſer Stimmung ſage ich Ihnen, ich bin himmelſchreiend von meinem Manne beleidigt. Er hat nicht das entfernteſte Recht auf eine Scheidung zu dringen. Ich hätte es, aber mein Gewiſſen erlaubt mir auch nicht einmal daran zu denken. Sagen Sie ihm, ich vergebe ihm ſterbend auch dieſen Schimpf, den er mir noch ins Grab mitgegeben. Meinen Freund wird er in den letzten Augenblicken nicht von meiner Seite trennen können und wollen, oder er müßte ganz Unmenſch ſeyn.

Der Mann vergoß Thränen des Mitleids. Er gieng und kam bald wieder. Sie haben nichts mehr zu fürchten, ſagte er. Ihrem Manne iſt ſein unmenſchliches Verfahren ſtark verwieſen worden, und man hat ihm erklärt, daß er dem Profeſſor Wähler nicht wehren könne, bey Ihnen zu ſeyn.

So will ich in der Hofnung, daß ſie bald ſtirbt, ſie und ihren Anhang auch nicht wieder ſehen, hatte er geantwortet, und war fortgegangen.

Eben höre ich, daß er wieder verreiſet iſt, und ich fange an zu muthmaſſen, daß die ganze Sache wieder irgend einen Betrug zum Grunde hat.

Doch das auf ſeinen Kopf. Wir ſind froh, daß wir ihn nicht wieder ſehen. Seiner Strafe wird er nicht entgehen, wenn auch meine Hand nicht beſtimmt iſt, ſie ihm zuzutheilen.

* * *

Traurige Nachrichten, liebe Louiſe. Eben ſagt mir der Arzt, Henriette könne keine 24 Stunden mehr leben. O des Unglücklichen, der ein Leben wie das ihrige auf ſeiner Seele hat, und dem es noch wohl geht. Was muß ihm für Strafe aufbehalten ſeyn.

Verzeihen Sie, Louiſe, daß ich von Ihnen eile. Ich darf keine dieſer Stunden verſäumen, die Theure noch zu ſehen, und mir ihr Bild recht einzuprägen. Haben Sie Mitleiden mit

Ihrem

unglücklichen

Wähler.

Vier und zwanzigſter Brief.

Marie an Lottgen.

Dumpf und ſchwermüthig ergreife ich die Feder, Lottgen, um Dir den letzten Brief zu ſchreiben, den Du bekömmſt, denn eigentlich wollte ich Dir gar nicht mehr ſchreiben. Blos der Gedanke, daß dieſer Brief Dich vielleicht noch zu rechter Zeit trift, um Dich zu warnen nicht zu verwegen in Deiner Sache zu Werke zu gehen, iſt der Grund davon. Ich habe Deine Briefe geleſen, finde Dein Unternehmen kühn und verſchlagen, aber finde daß Du unrecht haſt, eine Mutter zu kränken. Lottgen, wenn man ſo glücklich geweſen iſt, eine Mutter zu kennen, wie ich ſie gekannt habe; wenn man ſo unglücklich geweſen iſt, ſie zu kränken, wie ich ſie gekränkt habe, ſo kann man mit Wahrheit zu einer ſeiner Mitſchweſtern, wie ich zu Dir ſagen: Hüte Dich, daß Du nicht gleiche Laſt auf Dich ladeſt.

Auch, Lottgen, muß ich Dir ſagen, das Andenken, an die Bekanntſchaft und den Umgang mit Dir, iſt mir ſehr bitter, und wird es mir immer mehr. Ich bin einigemal auf dem Wege geweſen, von der Lebensart die wir führten abzulaſſen, und jedesmal biſt Du die Urſache geweſen, daß es nicht geſchehen.

Aber was mehr, als alles Andere nagt, iſt die letzte Güte von Dir, da Du mir den Rittmeiſter wieder zuſchickteſt. Du haſt dadurch meine Ruhe, mein Gewiſſen und mein Glück zu Grunde gerichtet. Was ich mir als Mädgen vergeben konnte, mußte ich als Frau verabſcheuen. Ich habe aber dem Strome der Leidenſchaften nachgegeben, der mich hinriß. Die Reue kam bald nach. Ich brachte meine Tage melancholiſch und meine Nächte mit Weinen zu. Selbſt die Gegenwart des Rittmeiſters konnte mich nicht heiterer machen. Im Gegentheil ſie vermehrte meinen Kummer, ſo heftig ich ihn auch liebte.

Nun die Folgen. Hier ſind ſie. Die Sache mußte einen Aufſchluß bekommen. Von einer Seite meldete ſich die, deren Namen ich angenommen, die Mariane, die bey uns war, die tugendhaft geblieben iſt, und deren Schickſal jetzt Belohnung ſeyn wird. Nicht allein, daß ich als die Betrügerin bekannt werden mußte, ſondern ſie iſt auch noch des Rittmeiſters Schweſter. Mein ganzer Umgang mit dieſem, meine Verirrungen mit ihm wurden meinem Manne verrathen. Ein edles Weib, die ich nicht kenne, eben die, die meinem Manne das Vermögen ſo großmüthig aufoferte, ſchrieb an mich, hielt mir meine Verbrechen vor, und bat mich um meines Mannes willen den Umgang abzubrechen.

So ſtand ich beſchämt vor meinem Herzen und vor rechtſchaffenen Leuten Höllenqual aus, daß jeder Augenblick meine Schande allgemein bekannt machen, und mich in einer Blöße darſtellen würde, die mich nothwendig zum verachteteſten Geſchöpf machen müßte. Noch fand ich einen Weg mich eine Zeitlang zu halten. Mein Mann lies alles auf mein eignes Geſtändnis beruhen, und ich fand freundliche Menſchen genug, die mir durchhelfen wollten und mir riethen, zu leugnen.

Aber mein Herz widerſtrebte. Ich ſagte ihm die Wahrheit. O er war groſsmüthig und edel. Er vergab mir, aber ſeine Vergebung war mir empfindlicher als mir ſeine Strafe geweſen ſeyn würde. Auch er beſchämte mich. Er hat ſich von mir ſcheiden laſſen, ohne die Urſache bekannt zu machen. Er hat mir den gröſsten Theil ſeines Vermögens geſchenkt.

Die Vorſehung iſt in allen Aeuſseren gütiger gegen mich geweſen, als ich es verdiente. Ich habe von keiner Seite zu klagen. Sogar an denen die meine Feindinnen ſeyn ſollten, hab ich Freundinnen gefunden. Aber deſto tiefer liegt meine Schuld in mir. Ich denke jeder der mich anſieht, weis meine Schuld, und ſieht mich darauf an. Das böſe Gewiſſen verfolgt mich wie den Dieb die Furcht vor der Gerechtigkeit. Ich bin mir ſelbſt zur Laſt, wenn ich es andern Leuten nicht bin.

Der Rittmeiſter hat mich verlaſſen, und ich liebe ihn darum,. ſo ſehr ich ihn vermiſſe. Seinem nen letzten Brief nahm ich zitternd in die Hand. Ich glaubte daß ſein Abſchied darin wäre. Er liebt mich, er iſt nicht treulos. Aber er will nicht mehr zu mir. Er weis es noch nicht, daß ich geſchieden bin, und ich wollte, er erführe es nie, damit er nicht etwa auf den Einfall käme, mich wieder zu ſehen. Ich kann ihn nicht ſehen, und mag ihn nicht ſehen.

So, Lottgen, ſteht es mit mir. Ich bin das unglücklichſte Geſchöpf, was Du Dir denken kannſt. Das Laſter der ganzen Welt ſcheint auf mir allein zu liegen. Schande iſt ein ſchreckliches Gefühl. Es drängt in allen unſern Sinnen alles hinweg, was nur rechtſchaffen erſcheint. So muß es dem gefallnen Abbadonna zu Muthe geweſen ſeyn.

Wenn ich Dir ſage, daß Du mit an meinem unglücklichen Zuſtande ſchuld biſt, ſo nimm das nicht ſo, als ob ich die Laſt von mir hinwegwälzen, und auf Dich bringen wollte. Nichts weniger, aber ich will Dich warnen. Ich will Dir mein Beyſpiel vorſtellen. Ich ſchien glücklich, ſchien auf einer Stufe zu ſtehen, wo ich unerſchütterlich zu ſeyn glauben konnte, wo ich es auch geweſen wäre, wenn ich mich nur nicht aufs neue? — Jetzt ſehe ichs ein, daß ich allem Vergangenen hätte trotzen können, daß ich trotz meiner Verſtellung, trotz meiner vorigen anſtößigen Lebensart, nimmermehr von meinem Manne verſtoſſen worden wäre, wäre nur der letzte Fehler unterblieben. Und von dieſer Höhe der Selbſtberuhigung, von dieſer Größe keimender Rechtſchaffenheit habe ich mich herabgeſtürzt. — Thue nicht ein Gleiches, Lottgen. Gib den Bitten eines Sohnes nach, der Dich haſſen muß, wenn Du die Mutter nicht ſchonſt. Er wird Dich als Gattin lieben, wenn Du Tochter ſeyn kannſt — kannſt Du es nicht, als Buhlerin Dich haſſen.

Und wie kannſt Du es der Mutter verdenken, daß ſie die nicht auf den erſten Anblick lieben, ſich nicht ſo gleich an ſie gewöhnen kann, die doch immer den Sohn ihr hinterliſtig entriß, mit dem ſie ſo groſe, groſe Ausſichten hatte. Willſt Du, daß ſie die Hinterliſt, die Du angewendet, Dir vergeben ſoll, ohne Dich zu kennen, ohne zu wiſſen, ob Du auch eine freudige Stunde ihr zu machen fähig biſt? Würdeſt Du ſie nicht zu ihrer Einwilligung gezwungen haben, wenn Du es gekonnt hätteſt, wie Du den Sohn zwangeſt? Das weis ſie, und ſoll Dich lieben?

Oder glaubſt Du, daß die Bande einer buhleriſchen Vereinigung veſter halten, als die Bande zwiſchen Mutter und Sohn? Und, Lottgen, Du fängſt an die Furie zu ſpielen, deren Anblick man ſo ſchon haßt, und jene leidet, und wird ſo ſchon bedauret.

Kann alles das nichts auf Dich wirken, ſo muß ich Dich als ein Opfer des Schickſals wie ich es bin, bedauern. Du wirſt keine Früchte aller Deiner Mühe und aller Deiner Liſt einerndten. Und nun nichts mehr, als den Wunſch, daß Du meinen Rath nicht in den Wind ſchlägſt.

Ein Wort noch von mir. Vergiß mich — vergiß, daß Du eine Freundin — ach eine traurige Freundſchaft! — vergiß, daß Du ſie hatteſt, wie ich wünſche, daß die Welt mich vergißt. Ich will nichts mehr von Deinem Schickſal wiſſen. Iſt es gut, ſo gönne ichs Dir; iſt es nicht gut, ſo würde es meine Trauer vermehren. Ich traure ewig. Ewig begleitet mich das Gefühl der Schande, wenn nicht eine höhere Macht etwa nach dieſem Leben Schande durch Strafe ganz hinweglöſcht. Dann erſt kann ſich wieder glücklich nennen.

Marie.

Fünf und zwanzigſter Brief.

Mariane an die Gräfin B*.

Theureſte Wohlthäterin!

Indem ich ganz unter Ihrem Schutze zu ſtehen glaube, indem ich es mit Ihnen bedaure, daß ich nicht bey Ihnen ſeyn kann, indem mir mein Herz blutet, daß ich nie Ihren Sohn wieder ſehen werde, und daß Umſtände und Konventionen ein Band zerreißen ſollen, das herzliche innige Liebe unzertrennlich veſt geknüpft hätten, fallen mir Zweifel ein, daß Sie vielleicht nichts von dem allem wiſſen, daß ich hintergangen bin. Freylich, wenn ichs recht bedenke, ſo iſts äußerſt unwahrſcheinlich und ſind dumme Zweifel. Da Herr Haſien alle und jede Umſtände von Ihnen weis, alles was er thut in Ihrem Namen thut, und ich überdem Ihre Hand darüber in Händen habe.

Aber der Himmel mag wiſſen, wie es zugeht, ſeit einiger Zeit iſt mir ſogar Ihre Hand verdächtig, und heute da ich Gelegenheit hatte einen Arbeitsmann zu ſehen, deſſen Geſicht mir noch unbekannt war, kam ich auf den Einfall ihn zu fragen, ob er mir wohl ohne daß es jemand wüßte einen Brief an Sie beſtellen wollte. Ein kleines Trinkgeld machte ihn willig, und er verſprach auf den Abend nach geendeter Arbeit gleich fortzugehen.

Machte die Hofnung, die ich in mir hatte meinen Glauben ſtärker, oder iſt die Sache wirklich ſo, genug ich wurde immer veſter in der Meynung, und zu dem Ende ſchreibe ich Ihnen alles, was mit mir vorgefallen iſt. Jemehr ich jetzt Ihr Billet anſehe, jemehr ſcheint es mir untergeſchoben zu ſeyn.

Es war an dem Morgen als ich Ihr Gut verlies, daß Herr Haſten zu mir kam, in Ihrem Namen mir eine Empfehlung und das folgende Billet überreichte, und mich um meine Entſchließung frug. Das Billet lautete ſo:

Beſte Mariane!

„Es thut mir leid, daß ich Dir keine beſſere „Nachrichten geben kann. Deine Sache verwickelt ſich immer mehr. Ich glaube, daß „Du die biſt, wofür Du Dich ausgiebſt, aber „alle Welt leugnet es. Ich habe verſchiedene „Vorwürfe und Unannehmlichkeiten deswegen „auszuſtehen, deren ich gern überhoben ſeyn

„mögte. Du könnteſt dies bewerkſtelligen, „wenn Du Dich einige Zeit an einem andern „Orte aufhielteſt, und es ſchiene, als ob Du „von mir ganz entfernt wärſt. So bald es „möglich iſt, nehme ich Dich wieder zu mir. „Der Ueberbringer dieſes Briefs, der ein „rechtſchaffener Mann, und mein Freund iſt, „hat mir verſprochen, Dich ſo lange auf einem ſeiner Güter zu behalten, bis ich mich „weiter Deinetwegen entſchließen kann. Von „allem Uebrigen ſollſt Du bald mehr wiſſen, „jetzt bitte ich Dich nur dem Rathe Deiner „Dich liebenden Pflegemutter zu folgen, und „Dich einſtweilen von meinem Gute zu entfernen.“ Deine

ergebene

Gräfin B*.

Wie ich dies geleſen hatte, traten Thränen in meine Augen. Herr Haſten ſahe mich mitleidig an. Ich bedaure Sie, Kind, ſagte er, es ſcheint, Sie werden den Willen Ihrer Pflegemutter ungern erfüllen. Ich kann Sie auch nur darum bitten, denn kränken will ſie Sie nicht. Sie hat mich gewählt, um Ihnen es etwas vorzuſtellen, wie nothwendig es iſt. Und fehlen ſoll es Ihnen bey mir an nichts. Sie ſollen alle Bequemlichkeit haben, die Sie ſich wünſchen können.

Ich weinte immer fort. Können Sie ſich nicht entſchlieſſen, ſagte er darauf, ſo bin ich bereit, ihr die Nachricht zurückzubringen.

Ich bin entſchloſſen, ſagte ich. Ich weine mehr über die traurige Verlegenheit, in welche ich die Frau ſetze, als über meinen Zuſtand. Es wäre Undank für ihre vielen Wohlthaten, wenn ich ihr die Bitte abſchlüge. Ich überlaſſe mich Ihnen ganz, mein Herr, denn dem muß ich trauen, den mir eine ſo vortrefliche Frau empfiehlt.

Ich packte meine wenigen Sachen zuſammen, und ſetzte mich mit ihm in Wagen. Wir fuhren ohngefähr 12 Stunden, ehe wir auf das Gut kamen wo ich jetzt bin. Herr Haſten wies mir ein artiges Zimmer an, das ich noch jetzt bewohne, und das alle Bequemlichkeiten hat, die ich nur wünſchen kann. Er erlaubte mir Haus und Garten zu benutzen, wie ich wollte, nur bat er mich, außer dieſen Gränzen mich nicht ſehen zu laſſen. Ich hatte im Wagen viel geweint, und er hatte mir ſo vieles von meiner Bekanntſchaft mit Ihnen, und den Umſtänden, die unter uns ſchon vorgegangen waren, erzehlt, daß ich nicht den entfernteſten Zweifel damals von denen in mir fühlte, die jezt in mir aufgeſtiegen ſind.

Bis jezt war meine Unzufriedenheit nur noch über den Mangel Ihrer Geſellſchaft, über die Unmöglichkeit Ihnen zeigen zu können, wie weh mir es thäte, Störerin Ihrer Ruhe zu ſeyn.

Bald aber wurde meine Betrübnis ſchmerzlicher. Denn in wenig Tagen las mir Herr Haſten einen Brief von Ihnen vor, worin Sie mich baten, mich nach und nach daran zu gewöhnen, meine Liebe als unglücklich anzuſehen. Sie betheuerten mir ihre Unſchuld an dem, was Sie mir jezt ſagen müßten. Die ganze Familie habe ſich der Sache angenommen, ſey an Landesherrn gegangen, und habe Sie des Rechts einer Mutter beraubt. Wahrſcheinlich würde man einen Befehl geben, nach dem die Heyrath zwiſchen mir und Ihrem Sohn völlig unterſagt würde.

Jezt litt' ich unausſprechlich. Auf dieſe Liebe beſtand meine ganze Hofnung, und immer wenn ich davon geſprochen, hatte ich in Ihren Augen theilnehmenden Troſt erwartet, und auch gefunden. Jezt waren alle meine Wünſche dahin.

Herr Haſten ſahe die Tiefe meiner Seelentrauer, und wandte alles an, mich aufzurichten. Ich muß ſagen, ich bewunderte ihn damals und wenn die Heftigkeit meiner Leidenſchaft mir nicht vieles von der von meinen Pflegeeltern mir gelehrten Standhaftigkeit im Leiden hinweggenommen hätte, ich hätte ſeinen Gründen Gehör gegeben können. Aber meine Betrübnis ſtand auf den äußerſten Grad. Sie artete in Schwermuth aus, als ich bald hernach in einem Ihrer Briefe ſelbſt las, daß der Befehl wirklich da wäre, daß ich nicht allein nie daran denken könnte, die Gattin Ihres Sohnes zu werden, ſondern daß es auch ſehr nothwendig wäre, daß ich mich ſo lange ich keine andere Verbindung beſchloſſen, verborgen hielte. Sie ſetzten hinzu, wie ſchmerzhaft es Ihnen wäre, um mein ſelbſt willen nicht einmal meine Beſchützerin zu ſeyn, aber Sie thaten mir das großmüthige Verſprechen, daß, ſo lange Sie leben, es mir nie an etwas fehlen ſollte.

Und es fehlte mir an allem, denn meine Liebe war mir alles. Zu meiner eignen vergrößerten Qual fielen mir die Worte meines Pflegevaters ſo oft ein, daß ich nie im Unglück gegen die

Vorſehung murren ſollte, weil immer etwas Böſes zu etwas Gutem Gelegenheit gäbe. Ich hatte noch nie in einem ſeiner Grundſätze etwas Widerſprechendes gefunden, jetzt glaubte ichs zu finden. Ich konnte mir unmöglich denken, daß etwas Gutes daraus entſtehen könnte, daß ich aller meiner Hofnungen, aller meiner Freuden, des ganzen Glücks meines Lebens beraubt wäre!

Indeſſen wirkte das Andenken an ihn und die Ermahnungen, die er nie geſpart hatte, mich zu überzeugen, daß ich geduldig ſeyn müßte, es möchte mir auch begegnen, was da wollte, ſo viel, daß meine Schwermuth nachzulaſſen anfieng, und ſich blos in einen düſtern Schleyer verwandelte, der mir über alles, was ich dachte, zu liegen ſchien.

Herr Haſten kam faſt nicht von meiner Seite. Ein Vater hätte ſich nicht mehr Mühe geben können. Er ſtellte mir vor, daß nach und nach die unangenehmſte Lage unſers Lebens uns erträglich würde, und daß der Grund davon in der Gewohnheit läge, die wir als unſern immerwährenden Geſellſchafter endlich ertragen lernten. Er ſtellte mir den Abſtand meines ganz ungewiſſen Herkommens, von der Höhe Ihres Sohnes vor, und daß es von mir ein ſchwärmeriſcher Gedanke und von Ihnen ſelbſt eine unüberlegte Handlung geweſen ſey, die Hofnung in mir zu erhalten, daß ich vielleicht ſeine Gattin werden können. Er ſchob die ganze Schuld auf Ihre übertriebene Liebe zu mir. Wenn ich nicht Ihr und Ihres Sohnes Glück zu ſtören dächte, ſo mögte ich ſelbſt dem letztern entſagen.

So tief er mit ſeinen Gründen Eindruck auf mich machte, ſo konnte ich doch das nicht über mein Herz bringen. Freywillig dem zu entſagen, was ich fühlte, ich würde es ewig lieben, das konnte ich nicht. Muß ich, ſagte ich zu Herrn Haſten, ſo will ich ihn entbehren, aber ich thue keinen Schritt. Er muß mir entriſſen werden, ſonſt laſſe ich ihn nicht frey.

Das iſt er ſchon, antwortete er mir, denn der Befehl verhindert ihn auf ewig, an Sie zu denken, und Sie dürfen ſich unverheyrathet nicht öffentlich zeigen, ohne ſich der Gefahr einer Beſchimpfung auszuſetzen.

Ich erwiederte ihm mit Thränen: Ich könnte alſo nichts weiter thun, als über die Macht weinen, die Große ſich herausnähmen oder hätten, Liebe zu ſtören, die allen Menſchen heilig ſeyn ſollte.

Wenige Tage darauf kam er an einem heitern Morgen zu mir, wo ich eben beſſer geſtimmt war als ſonſt. Ich habe von jeher Freude am Schönen der Natur gefunden, und der Tag war beſonders reizend für die Jahreszeit.

Sie müſſen mir vergeben, liebe Mariane, ſagte er, daß ich zu einem Briefe, den ich eben von der Gräfin B*. erhalten, eine Einleitung Ihnen machen muß. Alle Ihre Vorzüge und die Treflichkeit Ihres Karakters haben einen Eindruck auf mich gemacht, den ich einer ſo theilnehmenden Freundin, wie die Gräfin iſt, nicht zu verbergen im Stande war. Ihnen konnte ich unmöglich etwas davon ſagen. Es würde mir ſelbſt wie Spott mit ihrem Schmerze vorgekommen ſeyn. Aber jetzt, da ich Ihnen eine gewiſſe Stelle des Briefes der Gräfin nicht vorenthalten kann, da ſie mir ausdrücklich befiehlt, ſie Ihnen vorzuleſen, ſo vergeben Sie ein Geſtändnis, was ich alſo gezwungen Ihnen thue. Ich liebe Sie, Mariane, von einem gewiſſen Augenblicke an unausſprechlich. Das Feuer was Ihre Schwermuth in meine Seele goß, war vielleicht erſt Mitleiden, aber bald verwandelte es ſich in heftige unauslöſchliche Leidenſchaft. Ich habe dies der Gräfin geſtanden. Ich habe ihr geſagt, daß nie in meiner Seele ein Wunſch lebhafter geworden wäre, als der Sie zu beſitzen, daß, Sie Gattin zu nennen, ich alles, was ich hätte, gern aufopfern wollte, und daß ich nicht wüßte, ob ſie mich nicht durch die Bekanntſchaft mit Ihnen zum unglücklichſten Menſchen gemacht. Hören Sie ſelbſt, was ſie mir darauf ſchreibt:

„Leid ſollte mir es thun, lieber Herr Haſten,
„wenn ich etwas zu irgend einem Unglück in
„Anſehung Ihrer beygetragen hätte. Allein
„ich ſehe das nicht“ —

Hier unterbrach Herr Haſten ſich ſelbſt, und bereitete mich darauf, daß ichs nicht als Stolz auslegen ſollte, daß er die Lobſprüche, die Sie ihm beylegten, nicht ausließe, weil ſie mit zur Sache gehörten.

„Einem Mann von Ihrer Rechtſchaffenheit
„und Ihren Vorzügen, wird Mariane gewis
„Ihre Hand nicht verſagen. Leſen Sie ihr
„dies vor. Sagen Sie ihr, ich könnte ihr,
„da ich einmal ſo unglücklich wäre, ſie nicht
„Tochter heißen zu können, keinen beſſern
„Rath geben, als Sie zu wählen. Ich wäre
„gewis, daß ſie mit Ihnen glücklich ſeyn wür-

„de. Daß Sie übrigens Marianen Ihrer Liebe werth gefunden, kann mir nicht auffallend ſeyn, da ich ſie zur Gattin für meinen Sohn beſtimmt hatte. Sagen Sie ihr auch, daß ich ſie auch als Ihre Gattin mit Freuden wieder in meinen Armen ſehen, und ſie wie Tochter betrachten will.

Er gab mir den Brief um ſelbſt die Wahrheit ſeiner Ausſage zu ſehen. Ich las es, und es war damals Ihre Hand — Jetzt — zweifle ich thörigtes Mädgen. —

Nun was ſagen Sie dazu Kind, fuhr Herr Hallen jetzt fort. Wollen Sie mir vergeben, daß ich die Empfindungen meines Herzens nicht verleugnete? Und wollen Sie Ihrer Pflegemutter eine Antwort auf das geben, was Sie in ihrem Briefe angeht.

Ich wußte erſt nicht was ich ſagen ſollte. Ich fühlte Hochachtung für den Mann, aber weiter auch nichts. Er hatte mir alles zu Gefallen gethan, aber alles um Ihrentwillen nicht um meinetwillen. Ihre Bitte hätte einiges Gewicht haben können, und nicht die ſeinige. Aber bey jener ſtand mir die glückliche Vergangenheit im Wege. Die Seligkeit Ihre Tochter zu ſeyn, konnte von meinem Herzen nicht ſo ſchnell vergeſſen werden.

Ich faßte mich zu dieſer Antwort: Sie ſehen mich beſtürzt, Herr Haſten Ihnen aber habe ich nichts zu vergeben. Es ſollte mir ſchmeichelhaft ſeyn, von einem Manne geliebt zu werden, den ich ſchätze. Aber mein Herz iſt für dieſe Leidenſchaft verſchloſſen, die kann nur einmal ſtatt finden. Es iſt wahr, der Wille meiner Pflegemutter ſollte mir Befehl ſeyn, aber ich kann noch nicht mich gewöhnen, Befehlen zu gehorchen, die meine Neigungen zwingen. Schreiben Sie ihr, ich wollte noch ſo lange es angienge in der glücklichen Ueberzeugung bleiben, daß ich der Möglichkeit ihre Tochter zu werden, kein Hindernis entgegen geſetzt. Sollte ich aber jemals daran denken, jemanden meine Hand zu geben, ſo würde ich niemanden als den wählen, den ſie mir vorgeſchlagen hätte.

Herr Haſten ſchien mit meiner Antwort völlig zufrieden, und ſagte, er wolle es ſchreiben. Die erſten Tage erwähnte er nichts weiter davon. In der Folge aber fieng er an von ſeiner Liebe deutlicher zu reden, fieng an mir ſeine Qualen zu ſchildern,, und ſuchte, wie ich ihn zwar bedauerte,

dauerte, aber doch keine Hofnung ihm zu geben im Stande war, mir es beyzubringen, als ob meine Verheyrathung nothwendig würde.

Er ſagte mir, man habe meinen Aufenthalt ausgekundſchaftet, und man wende ſich täglich an Sie, und erkundigte ſich, ob ich nicht bald eine Wahl treffen würde? Man habe ſich ſogar verlauten laſſen, man würde widrigenfalls mich aufſuchen, und eine gezwungene Heyrath veranſtalten.

Dieſe Erklärung erſchreckte mich nicht wenig. Ich fand es ungerecht, aber ich konnte mir doch die Möglichkeit denken, denn ich hatte von dergleichen Fällen wohl gehört.

Herr Haſten bemerkte meine Angſt, und brachte ſeine Neigung zu mir gleich wieder ins Geſpräch, ſtellte mir vor, daß eine Verbindung mit ihm mich aus aller Verlegenheit riſſe, und daß er gewis ſorgen wollte, daß ich keine Urſache mein Schickſal zu beklagen haben ſollte.

Ich dankte ihm für ſeine Großmuth, wandte ihm aber ein, daß ich immer noch in Anſehung Ihrer im Zweifel ſtände. Ich hielte es für undankbar, nach einem ſolchen Verluſte ſo ſchnell wieder wählen zu können.

Nach vielen Gründen und Gegengründen bat ich ihn denn endlich, an Sie ſchreiben zu dürfen. Dies geſtand er mir ſogleich zu, verſicherte mir aber, ich würde keine Antwort bekommen, weil Ihnen der Briefwechſel mit mir völlig unterſagt wäre. Ich weinte — meine gewöhnliche Retirade, wenn mich etwas ganz unerwartet elend macht.

Da ich hiermit nicht durchdrang, ſo wollte ich doch nicht eher mein Wort geben, bis ich Sie geſehen. Eine Zuſammenkunft, ſagte ich, wenn ſie auch verboten wäre, kann wie von ohngefähr gemacht werden, und iſt ganz insbeſondre unſchädlich, ſobald ich mein Wort gebe, Ihnen ſogleich nachher meine Hand zu geben.

Herr Haſten zuckte hierüber die Achſeln, und dieſes war der erſte Augenblick, wo ich zweifelhaft zu werden anfieng. Er ſagte zwar nachher, er wolle ſich Mühe geben, dies bey Ihnen zu bewerkſtelligen, aber er zweifelte gleich an dem guten Ausgange, und verlies mich auch in einer Art von Beſtürzung.

Wenn das alles ſo richtig iſt, dachte ich, daß man nur meine Verheyrathung wünſcht, wenn meine ganze Wiederherſtellung in Ihrem

Hauſe darauf beruhet, ſo kann man mir ja wohl dieſes zugeſtehen.

Er kam darauf wieder zu mir, und ſagte, er würde jetzt zu Ihnen reiſen, und Sie zu bereden ſuchen, ihm Gehör zu geben, ſetzte aber wieder hinzu, er verſpräche keinen guten Ausgang.

Jetzt wurde mir bange. Ich nahm Ihr Billet zur Hand, und die Züge ſchienen mir nicht ganz die Ihrigen zu ſeyn. Meine Angſt vermehrte ſich. — Ich that, was ich Ihnen ſchon geſchrieben. Jetzt will ich ſchließen, um dem Manne den Brief zu übergeben.

Ach! vielleicht wiſſen Sie das alles ſchon, und ich Unglückliche ſchmeichle mir ohne Hofnung. Dann, dann, Mutter, rechnen Sie meine Verwirrung auf die Liebe zu Ihrem Sohn. Ich kann ihn nicht aus meinem Herzen verbannen. Dann aber befehlen Sie mir auch, dieſem Manne meine Hand zu geben, ſonſt thue ichs doch nicht. Nur Ihr Befehl kann die Untreue wegnehmen, und unglücklich, Mutter, werde ich zwar ſeyn — aber Ihre Unruhe werde ich doch nicht vermehren.

Wenn aber der Schreckensmann wahr geredet hat, wenn keine Antwort auf dieſen Brief käme, oder wenn Sie mich gar nicht mehr liebten — dann — bin ich doch ewig

Ihre

unglückliche aber dankbare
Tochter
Mariane.

Sechs und zwanzigſter Brief.

Rittmeiſter Strundel an Advokat Wurm.

Geſtern komme ich von einer kleinen Exkurſion zurück, die ich meiner Schweſter wegen vergebens gemacht hatte, und finde eine ſchöne Beſcherung. Der Teufel muß perſönlich in dieſem Haſten ſitzen, und ihm eine Unthat nach der andern eingeben. Und zum größten Unglück muß ich nicht zugegen ſeyn. Lies einmal den Brief von meiner Schweſter, und ſage mir, ob man ſich etwas feiner Eingefädeltes denken kann. Den Kerl kann nichts zur Vernunft bringen. Doch kann ich noch gar nicht begreifen, wie ers mit ſeinem Weibe hat machen wollen, denn ſo geſchwind geht das doppelte Heyrathen doch auch nicht an.

Wäre ich nun da geweſen, ſo wäre ich gleich ſelbſt hin, und da hätten wir wohl alle Flauſen müſſen wegbleiben. Aber ſo hat die Frau Gräfin reſpektive den dummen Streich gemacht, und den Boten zwar mit einer recht artigen Antwort abgefertigt, aber ſich nicht einmal erkundigt, wie das Gut eigentlich heißt, wo ſie ſich aufhält, und ſo iſts denn immer möglich, daß Herr Haſten klüger iſt, als wir; aber viel ſolls ihm nicht helfen, denn ſo wie ich dieſen Brief geſchloſſen, reiſe ich zu ihm ſelbſt ab, und da ſoll er mir wohl in Guten oder in Böſen Marianen zurückgeben.

Mit der Gräfin ſprach ich etwas hart über den Vorfall und ihre Unvorſichtigkeit dabey. Aber das gute Weib fieng an zu weinen. Vergeben Sie mir den Fehler, ſagte ſie, wenn ich einen machte, ſo war es in der Freude Marianen wieder gefunden zu haben. Liebe ich ſie nicht, wie meine Tochter? und will ſie nicht Tochter nennen, und ihr alle Rechte einer Tochter geben? Wie können Sie alſo glauben, daß eine andere Abſicht dabey geweſen, oder wie können Sie wähnen, daß es mir nicht eben ſo ſchmerzlich ſeyn ſollte, wie Ihnen, daß es ſo iſt.

Was ſollte ich machen? Sie liebt ſie wirklich, und hätte ſie freylich lieber gleich bey ſich gehabt. Und im Grunde habe ich nicht viel zu fürchten, da das Mädgen ſchreibt, ſie würde ehr nichts thun, bis ſie die gewiſſe Einwilligung der Gräfin hätte. Auch habe ich ihr eigentlich es zu verdanken, daß Mariane wieder mein iſt, denn ohne ihre Aufnahme hätte ſie, wenn ſie auch der Tugend treu bleiben können, ſich in ein Dunkel verbergen müſſen, wo ich ſie vielleicht nie gefunden hätte.

Ich lege Dir die Antwort der Gräfin an Marianen bey, die rührend, edel und ſchön iſt.

Sobald ich weiter etwas weis, erfährſt Du es, und ſobald meine Schweſter wieder in Sicherheit iſt, komm ich zu Dir, theils um Dir Wort zu halten, theils wegen Marien mit Dir zu ſprechen.

Deine Annotata zu meinem Vergleich habe ich dem Advokat Stockberg geſchickt, und ſobald ich meine Schweſter legitimirt habe, hoffe ich ſoll es weiter keinen Anſtand finden.

Was ich aber für ein ordentlicher Menſch geworden, kannſt Du Dir kaum denken. Es fällt mir auch hier in Berlin, wo alles Genoſſene mich aufmuntern könnte, nicht einmal ein, einen Exzeß zu begehen. So iſts auch durch mein Beyſpiel gewis, daß Trägheit den Menſchen verdirbt, und Beſchäftigung ihn ſeiner Beſtimmung nähert. Deiner lieben Frau meinen beſten Grus. Ich bin

Dein

innigſter Freund

Strundel.

Sieben und zwanzigſter Brief.

Gräfin B*. an Marianen.

Liebes, unglückliches Kind!

Deine Ahndung war nicht ohne Grund. Du biſt betrogen, ſchändlich hintergangen worden. Ich kenne den Herrn Haſten nicht, weis nichts von ihm, habe nie, niemals Briefe mit ihm gewechſelt. Er muß ein feiner abgefeimter durchtriebener Betrüger ſeyn, der alle unſere Geheimniſſe von irgend jemand erfahren hat. Wohl Dir, daß Deine Unſchuld und Deine Liebe zu mir Dich ſo lange erhalten, und mein eifriger Wunſch und Gebet iſt, daß Du nur noch ſtandhaft geblieben biſt.

Wie unglücklich bin ich in der Zeit geweſen, da Du weg warſt, und wie viel unglücklicher würde ich ſeyn, wenn Du Dich hätteſt hinreiſſen laſſen, dem Böſewicht Glauben beyzumeſſen, wenn Du, die ich zu meiner Tochter beſtimmt habe, die mein Sohn ſo unendlich liebt, des Niederträchtigen Raub geworden wärſt.

Ich verſichere Dir Mariane, die Wonne aller meiner künftigen Tage hat auf dem Spiel geſtanden, ohne daß ichs gewußt habe. Daß Du unglücklich, verlaſſen, auch vielleicht, daß Du entführt wärſt, habe ich mir eingebildet, aber daß man auf eine ſo betriegeriſche Art, Dich von mir losreiſſen wollte, das konnte ich nicht wähnen.

Setze Dich an meine Stelle wenn mein Sohn zurückgekommen wäre — ſetze Dich an ſeine eigne. Da er weggieng, waren ſeine letzten Worte: Mutter, ich befehle Ihnen Maria「nen

nen als mein einziges Gut. Ohne ſie giebts nichts für mich wiederzufinden — finde ich ſie nicht, ſo rechnen Sie darauf, Sie haben keinen Sohn mehr.

Das Schreckbild was ich an ihm geſehen haben würde, wenn er Dich in eines andern Armen, als eines andern Weib angetroffen, mag ich mir nicht mahlen.

Ich habe mich niedergeworfen vor dem Allmächtigen, und ihm gedankt, daß er Dich mir wieder geſchenkt, daß er dem Böſewichte nicht Macht gelaſſen über die Unſchuld zu triumphiren. Er war es der Dir jene Zweifel an ſeine Aufrichtigkeit eingab, und er wird Dich auch noch ſchützen.

Gerade alles was der Bube Dir geſagt hat, iſt falſch. Von allem ſage ich Dir das Gegentheil. Deine Herkunft iſt erwieſen, und iſt ſo, daß niemals jemand meines Sohnes Heyrath tadeln kann. Du ſtammſt aus einem der erſten Häuſer. Der Rittmeiſter Strundel iſt Dein Bruder.

Aber glaube nicht, Mariane, daß ich Dir deswegen meinen Sohn lieber gebe. Du hätteſt ihn erhalten, und wenn dies alles nicht an den

Tag gekommen wäre. Keine Gewalt konnte mir Mutterrecht und meinem Sohne Menſchenrecht nehmen. Keine Macht hätte uns zwingen können, die nicht glücklich zu machen, die ſo treflich in unſern Zirkel ſtimmte, ſo harmoniſch mit uns dachte, ſo ſympathetiſch mit uns fühlte.

Dieſer Brief wird Dich alſo gewiß überzeugen, daß ich noch die vorige Mutter bin, daß Konventionen und Umſtände nichts über mich vermogt hätten, wenn ſie auch, wie jetzt der Fall nicht iſt, in Anſchlag gekommen wären, daß ich Dich mit ofnen Armen erwarte; noch mehr, und für Dich gewiß angenehmes, daß ich meinem Sohne ſchon geſchrieben, und ihn gebeten habe zurückzukehren.

Dein Bruder iſt verreiſ't, ſo bald er aber kömmt, wird er Dich abholen, und Dich der Mutter wiederbringen die Dich ſo ſehnlich erwartet.

Gräfin B*.

Acht und zwanzigſter Brief.

Advokat Wurm an Louiſen.

Wenige Meilen von Dir entfernt, Louiſe, ſchreibe ich Dir einen Abſchiedsbrief. Nach allem, was bisher unter uns vorgegangen, nachdem, was ich Dir ſo oft geſagt habe, kann es Dir nicht ganz unerwartet kommen, daß ich mich von Dir entferne. Es iſt kein ſchneller übereilter Schritt, keine Frucht einer aufbrauſenden Hitze. Es iſt kalte, reife, mänliche Ueberlegung. Höre mich ganz und Du wirſt mir wenigſtens nicht ganz unrecht geben.

Ich war von meiner früheſten Jugend an, in jeder meiner Handlungen, und in jedem meiner Gedanken enthuſiaſtiſcher Schwärmer. Was ich ſahe, war mir ein Gegenſtand, woraus ich mehr ſchöpfen konnte, als andere, und man durfte mir nur die entfernteſte Skizze entwerfen, ſo mahlte mein Geiſt ſie mit tauſend Schönheiten, ſelbſt mit denen, die ſie auch nicht hatte, aus.

So waren alle Vorſtellungen, die ich mir von den Schickſalen meines künftigen Lebens machte, ſchwärmeriſch, und ich mahlte ſie mit ſo untreuen Farben, daß ſie, wenn ich die Nähe erreichte, gemeiniglich verbleicht waren.

Wie ich nun in Dingen die mich überraſchten, weit mehr fand, als darin lag, und mich ſeltſam aber glücklich täuſchte, indem ich dergleichen für lautere Wahrheit nahm, was einmal meinen Sinnen eindrucksvoll war, ſo giengs mir im Gegentheil viel ſchlimmer mit dem, wovon ich mir vorher das Ideal gebildet, insbeſondre, wenn mir etwas in den Weg kam was mir ein augenſcheinliches Hindernis der gewünſchten Vollkommenheit ſchien, und was ſich mir denn auch ſo koloſſaliſch bildete, daß ichs unüberſteigbar dachte, und fand.

So giengs mit meiner Ehe. Ich ſahe Dich, Louiſe, und mein ganzes Blut gerieth mit der ganzen Fülle des Enthuſiasmus in Bewegung. So ein Weib, dachte ich, mir zum Weibe, und die ganze Glückſeligkeit der Welt iſt nichts dagegen. Jetzt wuchs mit jedem Tage mir die Vorſtellung von dem ehelichen Glück. Ich lernte Dich kennen. Jede Deiner Eigenſchaften machte mir meinen Gedanken ſtolzer. Deine Sanftmuth, Deine Sittſamkeit, Deine Unſchuld, Deine ungekünſtelte, ganz der Natur überlaſſene, mit keinem Flitterſtaat verdorbene Reize machten Dich in meinen Augen ſo wünſchenswerth, daß ich nicht wenig murrte, als ich die Lage Deines Vermögens und noch mehr als ich Deine Verbindungen mit Ferdinand hörte. Daß ich den Gedanken an Deinen Beſitz aufgab, war das erſte, daß ich aber die Ueberzeugung von Deinen Vollkommenheiten, und dem Glücke, was ich mit Dir gehabt haben würde, aufgegeben haben ſollte, das konnte nicht ſeyn, und war nicht.

Du warſt und bliebſt das Ideal meiner Seele, und dem zu Folge ſuchte ich Dir auch ohne Dich beſitzen zu hoffen, wo ich konnte, zu dienen. Deinem Vater trug ich deswegen an, Deinen Prozeß zu führen, und meine Wonne war unausſprechlich, ihn zu Deinem Beſten ausgeführt zu haben.

Unbegreiflich war mirs, daß Ferdinand Dich vergeſſen, und Dich aufopfern konnte; um Dich nicht zu beſitzen, ein groſſes Vermögen hinzugeben, das ſchien mir einzig. — Ich glaubte er würde ſeine Gründe haben, ich konnte ſie aber nicht durchdringen. Sie machten auch in Anſehung Deiner keinen Eindruck auf mich. Du bliebſt mir was Du warſt, und er ein Thor, vielleicht aus Grundſätzen.

Immer noch war mir das Bild einer Ehe mit Dir, Höhe der Vollkommenheit. Aber in dem Augenblicke, da Du mir Deine Erklärung machteſt, fieng es an zu wanken. Ich erfuhr was ich ſchon lange hätte muthmaſſen können, daß Du ihn liebteſt, dieſen Ferdinand. Verdenken konnte ich Dirs nicht, denn Du hatteſt ihn ehr gekannt, als mich, und hatteſt ihn gekannt, mich nicht. Aber mir war er nun ein Stein des Anſtoſſes. Noch verdrängte ein gewiſſer innerer Stolz den Gedanken, daß er meiner Glückſeligkeit gefährlich werden könnte. Ich glaubte vielleicht durch meine Liebe zu Dir, es über ſeine Verachtung davon zu tragen. Aber nach und nach wuchs eben dies Bild zu jener koloſſaliſchen Größe. Ich ſtellte mir ſogar vor, Du könnteſt eben aus dem Grunde mehr an ihm hangen, weil er Dich ausſchlagen können. Es war mir, als ob ſeine Handlung eine Art von Groſmuth wäre, mit welcher man angebotne Glückſeligkeit von ſich ſtößt, und wenn ich mich betrachtete, der ich dieſes ihm nachzuthun nicht im Stande geweſen war, ſo wurde ich ſo klein, daß ich vor ihm in Staub ſank.

Jetzt machte ich den falſchen, aber für mich leicht betrieglichen Schlus, alles auf Dein erſtes Betragen gegen mich ankommen zu laſſen. Dies mußte mich triegen, da ich dies Betragen ſchon in mir beſtimmt hatte, ohne es mehr auf Dich ankommen zu laſſen. Ich bin überzeugt, daß ich mir ein Ideal gemacht hatte welches unerreichbar war. Aber es lag ſo in mir, daß ich nur einmal die Folge meiner Launen darauf ſetzte.

Glaube mir, Louiſe, ich muß jetzt in dieſem Augenblick mich ganz beſonders zwingen, daß ich nicht aus dem Ton heraus komme, den ich mir vorgenommen habe. Ich muß mich für jedem Nebengedanken hüten, daß er ſich nicht Meiſter von der Laune mache in der ich eben bin, die Sache von der rechten Seite zu betrachten.

Ich that Dir gewiß zu viel. Ich glaubte jeden Blick, jedes Wort, jede Handlung von Dir gezwungen. Es kam mir immer vor, als wenn Du unzufrieden wärſt, und mit wem konnteſt Du es ſeyn, als mit mir und Deiner Wahl! Ich glaubte oft den Namen Ferdinand aus Deinem Munde zu hören. Jede Liebkoſung von Dir ſchien mir Ferdinanden zu gelten, und ich nur der Gegenſtand wie eines Bildes zu ſeyn. Wegen dieſem allen, Louiſe, haßte ich Dich nicht, aber ich haßte mich, daß ich nicht mehr bey Dir zu gelten vermogte. Ich wurde dadurch mislaunig bey allem was ich that. Da ich mir die Ehe als die glücklichſte Verbindung gedacht hatte, und nun ſahe, daß ſie mich meines ganzen Glücks beraubt, haßte ich den Stand, und ich kann bis auf dieſen Augenblick noch nicht von der Idee zurückkommen, daß es der unglücklichſte Stand iſt.

In Stunden wie die jezige iſt, ſahe ichs ein, daß ich Unrecht haben kann, aber dieſe dauren nicht lange, und meine Phantaſie iſt oft ſo zerrüttet, daß ich mir gar nicht zu ſeyn ſcheine, wer ich bin, daß ich dann anders handeln könnte, als mein Ich es thun würde. Ich wollte ich könnte jeden Menſchen warnen, ſich nicht in ſchwärmeriſche Vorſtellungen einzulaſſen, nie den Wirkungen der Einbildungskraft zu folgen, und ſich von Dingen Vollkommenheit zu träumen, die mit der Unvollkommenheit des Menſchen in Verhältnis ſtehen.

Du kannſt glauben, Louiſe, daß mein Zuſtand ſo iſt, daß er Dein Mitleiden, nicht Deinen

nen Zorn verdient. Da ich oft wider mich ſelbſt wüten kann, da ich wenn ich Dich und Dein Kind ſehe, bald mich bald Dich ſchuldig glaube, und in Leidenſchaft falle, die gefährlich iſt, ſo iſts beſſer, ich entferne mich von Dir, um nicht zu Handlungen hingeriſſen zu werden, die mir Vorwürfe, und auch unſchuldige, unverdiente Leiden machen.

Ich habe eine Reiſe vorgegeben, die mich nöthigte, wenigſtens ein Jahr wegzubleiben, damit jeder Zunge Einhalt gethan wird, die etwa Dich verläumden könnte. Ich habe Diſpoſitionen gemacht, die Dich von allen Seiten ſicher ſetzen, und ich hoffe Du wirſt mit dem allen zufrieden ſeyn.

Ich achte und ſchätze Dich, erkenne es ſo oft ich bey mir ſelbſt bin, daß ich Dir zu viel gethan, und habe mich entfernt, um vielleicht mich dadurch zu heilen.

Du haſt hier mein ofnes aufrichtiges Bekänntnis, Du haſt mich nie beleidigt, und das Verſprechen, verläßt mich meine hypochondriſche Laune, komme ich je wieder zu der Ueberzeugung, ich kann Dir beſſer begegnen, ſo komme ich zurück. Sonſt aber nicht.

Denke dann, Louiſe, Du habeſt einen Mann verloren, und denke, daß es beſſer iſt, einen verloren haben, als einen um ſich haben, der mit jedem Tage neue Leiden über einen bringt.

Jetzt muß ich von dieſem Briefe hinwegeilen. Mich packt eine unglückliche Wuth. Ich glaube recht zu haben. Habe Mitleiden, und bedaure Deinen

höchſt unglücklichen Mann
Wurm.

Neun und zwanzigſter Brief.

Louiſe an Henrietten.

Vielleicht, beſte Henriette, trift mein Brief Sie noch am Leben, um Ihnen ſagen zu können, daß Sie Ihre Freundin höchſt unglücklich in dieſer Welt zurück laſſen. Die Einlage wird Ihnen mein ganzes Schickſal erklären. Ich bin troſtlos, und habe auch niemanden der mich tröſtet, als die kleine Henriette, die um mich herumſpielt, als ob ſie mich aufheitern wollte, und zu ihrem Leiden wie zu dem meinigen lächelt, weil ſie nichts davon empfindet.

Möge doch Ihr Loos nicht ſo ſchwarz geſchrieben ſeyn, wie das meinige, oder mögte ſie doch lieber unempfindlicher bleiben, um über ſolche Schläge des Schickſals mit gelaſſnerm Herzen weggehen zu können.

Wie ich den Brief bekam, erſchrack ich gleich. Der Bote der ihn brachte, ſagte mein Mann wäre gleich weiter gereiſet Ich wagte es nicht ihn zu öfnen. Ich rief meinem Mädgen. Ich frug ſie, wenn mein Mann weg wäre. Sie ſagte, der Bediente habe ihr geſagt, daß er bis 2 Uhr gearbeitet, und dann befohlen anzuſpannen. Er habe dem Bedienten geſagt er könne zurückbleiben, weil er eine weite Reiſe zu thun hätte, und die Frau ihn nöthig haben würde.

Ich ſchickte das Mädgen wieder fort. Ich war äußerſt beklommen. Hätte der Bote nicht geſagt, daß er ihn ſelbſt von dort abreiſen ſehen, ſo wäre ich auf den Argwohn gekommen, daß ſein Entſchlus vielleicht ſein Leben betroffen, denn aus ſeiner Hypochondrie, und verſchiedenen auf den Punkt zielenden Reden, konnte ichs wohl vor einen möglichen Fall annehmen.

So erbrach ich etwas beruhigter. Ich habe wenige Augenblicke meines Lebens gehabt, wo mir ſo unerwarteter Muth zu Theil geworden wäre, als in denen, da ich ſeinen Brief las. Erſt am Ende deſſelben, wo er Mitleiden von mir bittet, floſſen meine Thränen. O er iſt zu bedauren! Aber bin ichs weniger? Kann man ſchrecklicher leiden, als verlaſſen zu ſeyn, und es nicht einmal ſagen, und klagen zu dürfen, daß man verlaſſen iſt? Und den zu lieben, der uns verläßt, wie ich ihn liebe? Auch der Troſt ihm das ſagen zu können iſt mir verſagt.

Ich gieng auf ſein Zimmer, hofte ſeine Adreſſe zu finden, ſchwor mir heimlich, daß ich aller Verſuchung widerſtehen wollte, ihm nachzureiſen, wenn er mirs verboten hätte. Aber er hatte davor geſorgt. Ich fand gleich in dem Pakete was er an mich überſchrieben, und verſiegelt war folgende Worte:

„Meinen Auffenthalt erfährſt Du nie, Louiſe, wenn ich nicht zurückkehre. Zum Vorwand meiner Entfernung nimm eine nothwendige Reiſe nach Oſtindien zu meinen Verwandten. Die Welt wußte nie von meiner Unzufriedenheit mit mir ſelbſt. Auch

„habe ich nie über Dich geklagt. Man kann
„alſo nichts böſes ſagen. Meine Sachen
„trifſt Du alle in der größten Ordnung."

Meine Augen fielen gleich auf ein Miniaturgemählde von ihm, das groſe Aehnlichkeit hat. Ich küßte es inbrünſtig. Gott weis es ſagte ich, daß ich an dieſem traurigen Zufall unſchuldig bin. Ich hätte nicht trüber ſeyn können, und wenn er geſtorben wäre. Er hatte verſchiedene Diſpoſitionen mit den Leuten gemacht. Ich lies ſie rufen.

Mit Kummer im Herzen und Geſichte ſagte ich ihnen: Euer Herr iſt verreißt. Er thut eine weite und gefährliche Reiſe. Vielleicht kömmt er erſt in einigen Jahren zurück. Er ſtellt es euch frey ob ihr andere Dienſte ſuchen, oder bey mir bleiben wollt. Auf jeden Fall hat er euch ein Geſchenk ausgeſetzt.

Sie weinten alle, und es war keiner der nicht bey mir zu bleiben gewünſcht hätte. Ich habe ſie auch alle behalten, will ihnen gutes thun, und ſie verſorgen.

Ich beneide Sie theureſte Henriette, daß Sie dem Ziele Ihrer Leiden ſo nahe ſind. Den Wunſch es auch zu ſeyn, darf ich meines Kindes wegen nicht äuſern, denn ich bin ihm mein Leben ſchuldig. Der Name, den ich ihr von Ihnen gegeben, ſoll mich oft an Sie, Theure, erinnern, ſoll mir das Andenken Ihrer Leiden zurückrufen. Ich will der Kleinen Ihr Bild vorſtellen, will ihr Ihre Geſchichte erzählen, und ſie aufmerkſam darauf machen, um ſie zu ſtärken, wenn ſie einſt auch leiden müßte.

Mein Vorſatz iſt, feſt, ſtill, und ſtandhaft zu ſeyn. Ich hoffe Kräfte dazu zu haben, hoffe daß die Vorſehung mich nicht verlaſſen wird.

Was mir mit am empfindlichſten iſt, iſt, daß Wurm von meinem ganzen Vermögen nicht allein nichts mit ſich genommen, ſondern mir auch noch einen Theil des ſeinigen gelaſſen, und alſo nur ſehr, ſehr wenig mitgenommen haben kann. Er hätte doch bedenken ſollen, daß man unter fremden Menſchen tauſend Zufällen unterworfen iſt, die man nicht vorher ſehen kann, und wo man ſo ſelten Hülfe findet.

* * *

So eben erhalte ich Ferdinands Brief. Wahrſcheinlich, Theureſte, biſt Du alſo ſchon einer Welt entflohen, wo Du nichts als Leiden hatteſt. Und ſollſt dies nicht mehr leſen — dort erſt meinen traurigen Zuſtand erfahren, wo Du vielleicht weit in die Zukunft hinaus blicken, und Troſt für mich ſehen kannſt!

* * *

Lieber Ferdinand!

Sie werden meine traurige Lage erfahren, und Mitleiden mit mir haben. Sollten Sie irgendwo meinen Mann antreffen, ſo ſeyn Sie ſein Freund. Ich will Sie nicht bitten, daß Sie mir ihn zurückbringen ſollen, denn er könnte es für ſein Unglück halten. Aber ſtellen Sie ihm wenigſtens meine Reinigkeit und meine Liebe vor.

Melden Sie mir etwas von Henriettens Ende, ſie war mir Schweſter, und mein Schickſal war ſo ſehr ins ihrige verwebt, daß ich auch wiſſen muß, wie ſie geſtorben iſt. Empfangen Sie davor ſchweſterlichen Dank von

Louiſen.

Dreyſigſter Brief.

Lottgen an Marien.

Ob Du mir gleich ſchreibſt, daß Du nichts mehr von meiner Geſchichte zu wiſſen verlangſt, ſo muß ich das doch nur für eine Aufwallung Deines ſchwärmeriſchen Temperaments nehmen. Wer wird ſich gleich von ein bisgen Unfall in der Welt niederdrücken laſſen.

Und denn im Vertrauen, Marie, ſo ſehe ich nicht ein, was Du zu klagen haſt. Deine Sache hat ja einen Ausgang genommen, wie Du ihn gar nicht beſſer wünſchen, ſo gut nicht erwarten konnteſt. Biſt jetzt eine reiche Witwe, kannſt wählen wie Du willſt, kannſt Dich wieder an Deinen Rittmeiſter machen, und ſo vergnügt und ohne alle Sorge mit ihm leben. Iſts Dir wohl ſchon ſo gut geworden? Laß die kopfhängeriſchen Grillen fahren, die Dir von Deiner Erziehung noch ankleben, und lebe frölich und vergnügt. Ich habs immer geſagt, es kömmt nichts dabey heraus, wenn man einen Gelehrten, beſonders einen Philoſophen zum Manne hat. Sie philoſophiren einen ſo ganz aus dem Glück dieſes Lebens heraus, daß man zuletzt ſelbſt anfangen könnte zu glauben, dieſe Welt wäre nicht die beſte.

Dein Brief iſt ja ſo kläglich moraliſch, daß ich über Deinen Zuſtand weinen mögte. Biſt nicht mehr fähig, die geringſte Freude zu empfinden. Aber was ich thun kann, Dich aus dem Labyrinth der Schwermuth herauszubringen, das ſoll geſchehen.

Meine Geſchichte geht luſtig genug. Ich ſetze alles mit Gewalt durch und kitzle mich nicht wenig. Freylich werden einige Todesfälle paßiren, die ich aber nicht auf meinem Gewiſſen habe, denn ich habe ja den Weg der Güte hinreichend verſucht. Mamachen liegt am Tode, die Galle iſt ihr ins Blut getreten, und das Aefgen das Nettgen ſoll gar Anſatz zur Schwindſucht haben. Nun Glück auf die Reiſe, armſelige Liebhaberin, wenn Du nicht ſo viel aushalten kannſt, ſo ſiehts ſchlimm um dich aus. Mußt dir eine Natur anſchaffen, wie ich ſie habe.

Wie geſagt, die Vorſchläge die man mir that, verwarf ich mit der äußerſten Verachtung. Ich ſetzte meinen Kopf durch, fuhr den andern Morgen zu Fritzens Mutter, und lies mich als

Baroneſſe von Fett anſagen. Ich wußte wohl, daß ich abſchlägige Antwort bekommen würde, aber ich hatte mich vorgeſehen, und war dem Bedienten auf dem Fuße nachgefolgt. Wie ſie eben die Antwort ertheilte, ſie kenne und erkenne keine Dame dieſes Namens, und verbäte alſo den Beſuch, trat ich ſchon ins Zimmer.

So müſſen Sie ſie kennen lernen, gnädige Frau, ungehört verdammt man niemanden.

Es verſchnupfte mich entſetzlich, daß ſie mich Mademoiſelle nannte. —

„Das ſoll mir auch niemand nachſagen. Kommen Sie alſo, Mademoiſelle, und ſetzen Sie ſich.

Unter dieſer Benennung kann ich die Offerte nicht annehmen.

„So werden Sie ſich nicht ſetzen, denn unter einer Andern kann ich Sie nicht erkennen.“

Sie werden es müſſen, Gnädige. Ich bin den Weg der Güte gegangen. Ich habe Sie gewarnt. Ich war es ſelbſt, die unter der Verkleidung all die Unterredungen mit Ihnen gehabt hat, worüber Sie ſo aufgebracht waren. Urtheilen Sie nun ob ich das Recht hatte, Sie zu warnen, ob ich nicht das Recht hatte, mich zu ſchützen, und meine rechtmäßige Ehe zu vertheidigen?

„Wenn Sie eine erſchlichene Ehe rechtmäßig nennen, ſo können Sie es haben. Aber wer gab Ihnen das Recht, die Mutter des Sohnes zu brüſquiren, der dieſe Verheyrathung vor der Mutter geheim hielt, und doch wohl wichtige Gründe haben mußte, ſie geheim zu halten, der jetzt auftritt, öffentlich und freywillig bekennt, er habe ſich hintergehen laſſen, und wünſcht, es nicht gethan zu haben. Von Ihren buhleriſchen Reizen gefeſſelt, wußte er nicht, was wahre Liebe war, wußte nicht, was für ein Schatz Unſchuld und Tugend eines Weibes iſt. Jetzt hat er dieſe kennen lernen, und will gern von den Feſſeln derjenigen los ſeyn, die er verkannte.“

Ich kann wider alles das, gnädige Frau, ſagte ich ſehr bitter, nichts einwenden, als daß Sie mich verkennen, daß meine Liebe zu Ihrem Sohne ſo gros iſt, als irgend eines Geſchöpfs, wäre ſie auch das ſchwermüthigſte, weichherzigſte, ſchwächſte Ding unter der Sonne, daß Sie ſehr übel thun, daß Sie diejenige beſchämen und herabſetzen wollen, die Sie doch als Ihre Tochter erkennen müſſen. —

„Hören Sie auf, Unbeſonnene. Bedenken Sie daß Sie in meinem Hauſe ſind, und daß ich ſelbſt von meinem Sohne dergleichen nicht leiden würde.“

Indem trat Fritz herein. „Und vergeſſen Sie die Ehrfurcht nicht, die Sie einer Dame von dieſem Stand und Würde ſchuldig ſind, wäre Sie auch nicht meine Mutter.“

Hätte ich mich nicht vorher auf alles gefaßt gemacht, was hier vorgehen könnte, ſo wäre ich dadurch aus meiner Faſſung gekommen. Aber ſo blieb ich ganz in meiner Stimmung, wandte mich zu ihm und ſagte: Und Sie, mein ſaubrer Freund, haben ſich alſo mit Ihrer Mutter vereinigt, mir hier unanſtändig zu begegnen? Das ſind alſo die Folgen Ihrer Schwüre, Ihrer Betheurungen? Das iſt die Wirkung der Liebe? Ha! da habe ich ja wohl gethan, daß ich mich vorgeſehen habe; wohl gethan, daß ich meinen Freund nicht ſo ſchnell aus dem Garne ließ. Ich habe eine charmante Ehe mit Ihnen zu hoffen, mein Herr, da Sie den Anfang ſo treflich machen. Dachte ichs doch, daß das erſte Geſichtgen, das Sie ſehen, Ihnen den Kopf verrückt machen würde.

„Ich

„Ich bitte Sie, einzuhalten, Lottgen. Ich habe nie daran gedacht, meine Betheurungen, meine Schwüre zu brechen, noch meine Liebe von Ihnen abzuwenden. Aber freylich glaubte ich keine Furie zu lieben. Daß meine Familie mit der Ehe nicht zufrieden ſeyn würde, wußten Sie. Alſo eine Familie unglücklich zu machen, kamen Sie offenbar hierher. Daß ich meinen Empfindungen nicht widerſtehen konnte, davor kann ich nichts. — Was ich für Nettgen fühlte, war keine Untreue an Ihnen. Ich wollte ihr meine begangenen Schwachheiten entdecken, ſie ſollte mir mithelfen, meine Mutter beſänftigen."

„So aber wie ich Sie jetzt kenne, Lottgen, muß ich wünſchen, daß Sie nie meine Gattin geworden wären. Und der Wunſch zieht natürlich den nach ſich, daß ich wieder von Ihnen getrennt zu ſeyn wünſche. Meine Mutter wiederholt ihr Anerbieten. Sie können damit zufrieden ſeyn. Sie werden glücklicher leben, als mit mir, denn meine Liebe haben Sie verſcherzt."

Ich wurde wütend. Nein, ſagte ich im grimmigſten Zorn, ich will lieber in einer Hölle mit Dir leben, als eine andre Gattin Dich beſitzen

ſitzen ſehen. Quälſt Du mich, ſo werde ich auch dies zu erwiedern wiſſen.

O ja, nur zu gut, das iſt gewis, ſagte ſeine Mutter, davon ſehen wir jetzt das Beyſpiel. Aber ereifern Sie ſich nicht, Mademoiſelle. Und wenn ich auch wirklich über die Thorheit meines Sohnes zu beſänftigen geweſen wäre, ſo muß ich doch nach dieſen Anzeigen ſeines künftigen Schickſals alles hervorſuchen, um ihn von einer ſo gefährlichen Begleiterin zu befreyen. Wir wollen alſo ſehen, in wie weit Ihre Forderungen auf meinen Sohn gegründet ſind. Kommen Sie morgen wieder her, und bringen Sie einen Anwald zum Beyſtand mit, um Ihrer Sache gewis zu ſeyn.

Das war mir eben recht, denn das hatte ich nur gewünſcht, ſie zu überzeugen. Sie glaubt, ich habe mich nicht hinreichend vorgeſehen, und ich werde die Freude haben, zu ſehen, wie ſie beſchämt und beſtürzt daſtehen.

Die Dame mag nun wohl ſchon einigen Wind davon haben, denn man ſagte mir dieſen Nachmittag, ſie ſey todtkrank, beſteht aber doch auf die morgende Zuſammenkunft. Eben der Mann wars, der mir ſagte, Nettgen

gen ſey untröſtlich, und Friz käme nicht von ihrer Seite.

Ich ſchließe dieſen Brief nicht eher, bis Du alles weißt.

* * *

Es iſt mir doch ein kleiner Querſtrich in den Weg gekommen, den ich aber noch glücklich zu überwinden denke. Wie wir zuſammen kamen, empfieng uns die Dame im Bette. Ich hatte einen der geſchickteſten Advokaten angenommen, und er ſetzte meine Sache ſo treflich ins Licht, daß ſein Gegner, der der Dame bedient war, ihr gleich erklärte, daß bey der Sache, außer einem fruchtloſen und kurzentſchiedenen Prozeß, nichts auszurichten wäre, weil ich mich auf jeden Fall vergeſehen.

Friz trat zu ſeiner Mutter ans Bette, und bat ſie um Verzeihung, daß er ihr ſo vielen Kummer machte.

„Ich werde ihn Dir erwiedern müſſen, ſagte ſie, und dann bedenke nur, daß ich nicht die Urſache davon bin.“ — Sie winkte hierauf ihrem Sachwalter, und nun brachte dieſer das Teſtament des alten Herrn von Fett zum Vorſchein, nach welchem die Dame in den völligen

Beſitz des größten Theils des Vermögens ſo uneingeſchränkt eingeſetzt war, daß ſie ſolches, bis auf einige wenige Lehngüter, wenn Ihr Sohn ſich ungehorſam gegen ſie betrüge, teſtiren könne, wem ſie wollte. Das Teſtament war mit landesherrlichen Konſens, und ſo legal, daß ſo wenig dagegen einzuwenden war, als gegen meine Heyrath.

„Ich kann, ſagte jetzt die Dame, unmöglich zugeben, daß dieſe Perſon, die ſo ganz Dein Unglück macht, dieſes Vermögen mit Dir in Uneinigkeit genießt, und wenn keine Trennung unter euch möglich iſt, ſo muß ich Dir dieſes entziehen. Damit Sie aber, fuhr ſie fort, und wandte ſich zu mir, nicht glauben, daß es mir mehr um Privatrache, als um die Ruhe meines Sohns zu thun, ſo gebe ich Ihnen, wenn Sie abtreten, das Ganze, was ich ſonſt meinem Sohne hätte geben müſſen.“

Ich dachte, ich ſollte in die Erde ſinken. Entweder abtreten, oder nicht das ſeyn, was ich mir geträumt hatte. Auf der einen Seite betrachtet, konnte ich ſehr gut leben, und das ſtand mir zwar wohl an, aber auf der andern Seite kam mein Stolz ins Spiel und der ſiegte. Auch kam meine ganze Rachſucht darüber in Bewegung, daß die Frau im Stande geweſen war, mir etwas einzuwenden.

Ich will nichts, erwiederte ich, gar nichts, als das Recht einer Frau. Ich verachte Ihr Geld. Nehmen Sie Ihrem Sohne alles, wenn Sie eine ungerechte Mutter seyn können. Er mags auch büſſen, daß er Liebe und Treue ſchwur, und ſie nicht halten wollte. Und um Dich nun ganz zu überzeugen, wie weit ich Dir in der Liſt überlegen bin, und was Du aus Rache von der zu erwarten haſt, die aus Liebe zu Dir, weis der Himmel was, gethan hätte, ſo wiſſe, daß die ganze Krankheit verſtellt war, womit ich Dich hintergieng. Ich wollte mich Deiner verſichern, und das iſt mir gelungen. Macht nun was ihr wollt, Mutter und Sohn, ich will meine Sache durchſetzen.

Die Dame zitterte vor Beſtürzung. O mein Sohn, ſagte ſie, welchen Teufel haſt Du Dir auf den Hals geladen? Prophezeyte ich Dirs nicht in allen Briefen, Du würdeſt Deine Mutter, und Deine Freunde unglücklich machen? Wie unruhig läßt Du mich jetzt ſterben?

Fritz warf ſich vor ſeiner Mutter Bette nieder, und weinte laut. Ich bin unglücklich, Mutter, ſagte er, ich bringe Sie ins Grab. Ich habe es nicht gewußt, daß dieſe Bande ſo veſt ketten. O wäre ich doch zu Ihnen zurückgekehrt, ehe ich den traurigen Schritt that! Gott! was vermag der Blick einer ſterbenden Mutter. Schwarz ſteht mein Leben vor mir, unwiederbringlich die verlohrne Zeit.

Ich fühlte es, glaube ich, daß er nicht ganz unrecht hatte, und das aus dem Grunde, weil ich nichts fühlte. Ich hatte ihn ja nicht aus Liebe geheyrathet, ſondern aus Stolz, und ich ſahe ja den Wurm jetzt kriechen. Ich hatte auch gar kein Mitleiden weder mit ihm, noch mit ſeiner Mutter, warum ſollte er denn welches mit mir haben.

Der Auftritt kam mir indeſſen doch etwas kränkend für mich vor. Ich ſagte, ich wollte mich entfernen, und erwarten, was ſie thun und beſchließen würden. Man lies mich gehen ohne mir zu antworten.

Das bin ich nun wohl gewis, daß die Mutter den Sohn nicht enterben wird um meinetwillen. Aber daß ich eben nicht das vergnügteſte

Leben mit ihm haben werde, weis ich auch. Doch was bekümmre ich mich darum.

* * *

Die Dame iſt tod, und Fritz ſoll außer ſich ſeyn; auch ſoll Nettgen ſehr krank ſeyn, und ihre Mutter ſoll Fritzen geſagt haben, er habe ſich ein großes Unglück bereitet, denn wenn ſie ihn ſchon gern von der Schuld an dem Untergange ihrer Tochter freyſprechen wollte, ſo würde es doch ſein Gewiſſen nicht.

Sie werden ihm wohl noch den Kopf ſo verdrehen, daß ich Mühe haben werde, ihn wieder zurecht zu bringen. Mein Advokat hat mir indeſſen gerathen, mit einer Suplik an den Fürſten einzukommen, und um mein Recht anzuhalten. Das habe ich gethan, und zur Antwort erhalten, nach der Eröfnung des Teſtaments der Dame würde man mir den Beſcheid geben. Weil ich nun die Zeit deſſelben nicht weis, ſo muß ich den Brief ſchließen. Ich bin

Deine

warme Freundin

Lottgen.

Ein und dreyſigſter Brief.

Ferdinand an Louiſen.

Meine Jette iſt nicht mehr; der Arzt hatte recht, Louiſe. Ich weis nicht recht, ob ich ſie bedauren ſoll, meine Standhaftigkeit iſt gröſſer, als ich es erwartet habe. Meine Ueberzeugung von ihren unendlichen Leiden macht es glaube ich, daß ich das ruhige ſanfte Geſicht der Toden gelaſſener anſehe, als ich ſie in ihrem Leben betrachtete.

Er iſt gekommen, wie ein Freund. Freundlich hat er ſie eingeſchläfert, daß ſie nicht gefühlt hat die Schreken, die er ſonſt mit ſich zu bringen pflegt. Ich bin dem Tode gut geworden, weil er ſo liebreich mit ihr umgegangen.

Ich mögte mir immer denken, ich hätte viel verlohren, und dann ſagt mir ein inneres Gefühl, ich habe wenig verlohren, und bald iſts mir, als wenn ich gewonnen hätte.

Ich habe dadurch gewonnen, daß ihre Verbindung mit Haſten aufgehört hat, denn nun iſt ſie mein, mein vor Himmel und Erde, und ich ſehe es voraus, ich werde den Augenblick nicht erwarten können, bis ich mit ihr vereinigt werde.

Sie hatte ein vortrefliches Herz. Nie vergab jemand in ſeinem Tode Beleidigungen aufrichtiger, als ſie Haſten vergeben hat. Sie hat es ſo weit zu bringen gewußt, daß ich ihr verſprechen müſſen, ihren Tod nicht an ihn zu rächen, und auch deswegen nie etwas zur Verkürzung meines Lebens beyzutragen. Wer hätte ihren Ueberredungen in den letzten Augenblicken widerſtehen können? Und wie konnte ichs, dem ſchon lange jedes Wort von ihr Befehl war.

Wie Mutter und Vater an ihrem Bette ſtanden und weinten, und ich ihre Hand veſthielt, und mit Gewalt die Thränen zurücktrieb, die jeden Augenblick hervorrollen wollten, ſahe ſie uns mit Engelsfreundlichkeit an und ſagte:

„Sie weinen, liebe Eltern, und Du, Ferdinand, willſt Deine Thränen verbergen? Ich mögte wiſſen, warum Ihr das thut? Thut Ihrs um des Andenkens willen, wie glücklich wir hätten ſeyn können, und wie viel länger zuſammenleben, wenn dieſer an Haſtens Statt geweſen wäre, ſo vergebe ichs euch. Und doch wiſſen wir nicht, ob wir nicht alle dieſe Prüfung nöthig hatten, ehe wir zu einem glücklichen Leben reif waren, was uns gewis, davon fühl ich ſterbend die Ueberzeugung, bevorſteht. Thut Ihrs aber deswegen, weil ich ſterben muß, ſo muß ich euch Vorwürfe machen, denn eigentlich ſolltet Ihr alle dem Himmel danken, daß er mich aus einem Leben abfordert, wo ich nur zu leiden hatte. — verſprecht mirs alle, daß Ihr euch bemühen wollt, dem erſten Ausbruch eurer Leidenſchaft Einhalt zu thun, denn hernach wird es ſich ſo wohl geben. Wüßtet Ihr, wie ſehnlich ich um den Augenblick geflehet und ihn erwartet habe, der jetzt bald erſcheinen wird, ihr wärt mit mir einig, daß er der ſeligſte meines Lebens iſt, ſeitdem ich Ferdinand verlaſſen mußte."

Sie können mir auf mein Wort glauben, Louiſe, daß die gute Henriette mir ſo ſympathetiſch ſprach, daß mein Kummer größtentheils verflog. Freylich den Eltern war es nicht ſo. Sie verlohren die Stütze ihres Alters. Ihr Leben hieng ſo zu ſagen nur noch an dieſem Kinde.

Wie ich merkte, daß es zu Ende gehen würde, ſuchte ich ſie von ihrem Bette zu entfernen. Ich ſtimmte den Arzt, daß er ſagen mußte, die Gegenwart ſo vieler Menſchen beunruhige ſie, und in der Ruhe wäre vielleicht noch Wiederherſtellung zu hoffen.

Worin ſucht man nicht Hofnung, wenn alles verzweifelt zu ſeyn ſcheint? Die Eltern glaubtens, und entfernten ſich, weil ſie glaubten, Henriette würde ruhen. Sie ruhete auch wirklich, denn ihr ewiger Schlummer nahm ſeinen Anfang. Ein Einzigsmal, ohngefehr eine halbe Stunde nachher, drehte ſie ſich mit dem Kopfe zu mir, und ſagte: „Ferdinand, vergiß nicht, warum ich Dich gebeten.“

Die Worte werden mir ewig im Sinn liegen. Sie legte den Kopf wieder nieder, und athmete nur noch einigemal. Es trat ihr noch eine ſtarke Röthe ins Geſicht, und dieſe erhielt ſich auch bis den andern Tag, obgleich ihre Seele ſchon befreyt auf uns herabſahe.

Wie ich den Eltern die Nachricht brachte, ſetzte ſich der Vater gleich in Wagen und fuhr nach Hauſe. Die Mutter aber wollte ſie mit aller Gewalt noch einmal ſehen. Sie wollte es gar nicht glauben, daß ſie todt wäre, weil ſie noch ſo blühend ausſahe. Der Arzt überzeugte ſie aber, und endlich lies ſie ſich überreden, und fuhr auch weg.

Man weis nun nicht, wo Haſten iſt. Auf ſein Gut iſt ein Bote geſchickt. Die ganze Stadt iſt voll von ſeiner letzten Thorheit, und jedermann iſt wider den Mann aufgebracht, der einen Engel von Weibe ſo hinſterben laſſen konnte, ohne einmal zugegen zu ſeyn. Ich habe im Namen des Vaters die Anſtalten zur Beerdigung übernommen. Sie können denken, mit welcher Empfindung und was ich dabey leide. Sobald aber Haſten ankömmt, werde ich das Haus verlaſſen. Theils iſt es in Anſehung ſeiner unſchicklich, theils traue ich meiner Uebereilung nicht.

Dann will ich zum Grabe der Theuren wallfahrten, ihr den lezten Zoll treuer Liebe bringen, und mich auf immer aus einer Gegend entfernen, die mich an ſo viel Leiden erinnert.

* * *

Ich habe die Nachrichten Ihrer Widerwärtigkeiten erhalten, Louiſe, und bin erſtaunt. Denken kann ich darüber nicht. Ihre Bitte ſoll mir Befehl ſeyn. Ich werde Ihren Mann aufſuchen, und vielleicht kann ich ihn finden, um noch ein gutes Werk zu ſtiften. Es iſt mir lieb, daß die gute Henriette Ihren Brief nicht geleſen hat. Sie hätte noch Kränkung und vielleicht Widerwillen gegen die Menſchen mit ins Grab genommen.

* * *

Haſten, der Böſewicht, iſt aufs neue entlarvt. Er hat die Nachricht von Henriettens Tode mit ſichtbarer Freude angehört. Er hat befohlen ihr Begräbnis zu beſorgen, und will ſelbſt gar nicht dabey erſcheinen. Kann man ſich etwas Unempfindlichers denken? Mein Blut ſtarrte wie ichs hörte. Aber bald entwickelte ſich alles. Der Rittmeiſter Strundel kam am Tage des Begräbniſſes mit wütenden Zorn, und erzehlte uns, er habe ſeine Schweſter entführt, und wande die niederträchtigſten Mittel an, ſie zu einer Heyrath mit ihm zu bewegen. Das war alſo der Grund, warum er die Scheidung wünſchte.

Wir reiſen in einer Stunde ab, um ihn unverſehens zu überfallen, und ſie ihm zu entreißen.

* * *

Ich habe noch einige Augenblicke an Henriettens Grabe zugebracht. Ich habe die Stelle geküßt, wo ſie ruhet. Ich werde ſie nun nicht wieder ſehen. Von ihren Eltern habe ich ſchriftlich Abſchied genommen, mündlich wäre mirs nicht möglich geweſen.

Noch einmal ſchreibe ich Ihnen, wie es mit Haſten abgelaufen. Ich bin Ihr

Ferdinand.

Zwey und dreyſigſter Brief.

Advokat Wurm an den Rittmeiſter Strundel.

Ich kann Dir nur in der Geſchwindigkeit berichten, daß ich beym Advokat Stockberg geweſen, und Deine Sache dort ganz in Ordnung gebracht, und verglichen habe. Du wirſt alles von ihm erfahren, was Dir nöthig iſt. Du erhälſt ein anſehnliches Vermögen. Wirthſchafte gut damit. Die 5000 Rthlr. zahle an meine Frau, die Dir die Verſchreibung geben wird. Ich habe eine weite Reiſe zu thun, und halte mich nur noch 14 Tage hier auf, wenn Du alſo noch etwas zu erinnern haſt, ſo mußt Du mir bald ſchreiben.

Bey Marien bin ich ſelbſt geweſen, und es folgt hierbey ein Brief von ihr. Er wird Dir alles ſagen. Das arme Weib leidet viel, und ſie verdient das Mitleiden der ganzen Welt.

Leb wohl, und denk zuweilen in glücklichen Stunden an den

unglücklichen Freund
Wurm.

Drey und dreyſigſter Brief.

Marie an den Rittmeiſter Strundel.

Mein Theurer!

So werde ich Dich ewig nennen, ob wir gleich nunmehr auf immer getrennt ſind. Denn von nun an, ſteht der Entſchluß veſt in mir, ich will der Einſamkeit und der Reue leben.

Ich geſtehe Dirs, ich wankte etwas, als Dein Freund Wurm zu mir kam, und mir ſagte, daß Du eine Verbindung mit mir vorhabeſt. Der Antrag war mir ſchmeichelhaft, und ich ſehe Deine ganze Liebe darin.

Ich wußte nun gewis, daß es nicht Verſtellung geweſen war, wenn Du mir ſo oft verſichert, Du würdeſt, wenn Deine ſchlechten Vermögensumſtände nicht geweſen wären, auf jeden Fall, und in jeder Lage, mir Deine Hand gegeben haben. Und unter den jetzigen Umſtänden iſt Dein Anerbieten noch grosmüthiger. Du biſt ein reicher Mann. Du haſt eine Schweſter wieder gefunden, um derenwillen Du nothwendig Konnexionen anfangen mußt, die Du ſonſt vermieden haben würdeſt. Hierzu kömmt, daß meine Geſchichte bekannt geworden, daß es ihr nicht verborgen bleiben kann, daß ich die bin, die ſie damals in einem ſo häßlichen Lichte kennen lernte, und daß ſie, wenn ſie auch für ihres Bruders Frau Liebe und Achtung haben wollte, doch immer zurückſchaudern, und ſie mit einem innern Widerwillen ſie betrachten müßte.

Alle dieſe Umſtände machen, daß Dein Herz in dem edelſten Lichte erſcheint, und ich muß Dir für dieſes Zeichen der Liebe zu mir, den ungeheuchelteſten Dank ſagen, und werde ihn ewig ſagen.

Aber annehmen kann ich es nicht. Ich will Dir meine Gründe darlegen, und Du wirſt ſehen, daß ich nicht unrecht habe.

Einmal bin ich in Anſehung Deiner veſt entſchloſſen, Dich nie in die Verlegenheit zu ſetzen, in der Du kommen müßteſt, wenn ich mit Dir öffentlich erſchiene. Was durch meine Zurückziehung von der Welt in Vergeſſenheit kommt, das würde durch meinen Anblick im Augenblick wieder aufgeregt, und Du und ich ein Gegenſtand der allgemeinen Perſiflage werden.

Meine Heyrath von Dir würde die Scheidung von meinem Manne, die bis jetzt in einem Dunkel verborgen iſt, worüber niemand ein Licht zu verbreiten wagt, ganz aufdecken, und die lange forſchende Neugierde würde die Gelegenheit begierig ergreifen, und Gloſſen und Zuſätze darüber ausſtreuen. Du würdeſt, wenn Du auch noch ſo viel Gefühl für mich hätteſt, doch Urſach haben, den gethanenen Schritt zu bereuen, und wenn Du es mir auch nicht merken ließeſt, von allen Deinen Freunden und Bekannten Vorwürfe darüber hören müſſen, daß Du es gethan.

Ich würde mich ſchämen, meine Augen aufzuſchlagen, wer mich betrachtete, würde mir ein Geſchichtgen von mir zu erzählen zu haben ſcheinen. Ich würde mich nicht unter Deine Familie zu rechnen wagen, und jede Art von Achtung die man mir um Deinetwillen erwieſe, würde mir ein Stich in mein Herz ſeyn, denn das Gefühl, daß ichs nicht verdiente, würde ſich nicht verläugnen.

Aber ich will von den äußeren Urſachen weggehen, deren ich noch viele hätte, und zu innern kommen, die mir die wichtigſten ſind, und Dir es ſeyn müſſen.

Sey es überzeugt, mein Lieber, daß ich nicht mehr die bin, die ich ſonſt war. Kummer, Sorge, und alle die verſchiedenen trüben Auftritte, die ich erlebt, haben meinen Geiſt ſchlaff gemacht, und meine Lebhaftigkeit in düſtre Schwermuth verwandelt. Anſtatt eine Frau zu erhalten, die Dich aufheitern, und Dir die Laſt des Lebens erträglich machen ſollte, würdeſt Du Deine ganze Zeit ihr ſchenken müſſen, um ſie nicht immerwährend in den ſchwärzeſten Launen zu ſehen.

Auch fühle ichs zu mächtig, daß meine Schönheit dahin iſt, oder doch im Abnehmen, und ich kann mirs nicht denken, daß ihr Männer, ich kann Dich hier nicht ausnehmen, dies an uns vermiſſen könntet, ohne weniger gefühlvoll zu ſeyn. Wenn alſo von dieſer Seite mir kein Reitz übrig bleibt, wenn ich Dir auch ſagen muß, daß die Lebhaftigkeit nicht wieder kann erweckt werden, mit welcher ich ſonſt die Stunden der Langenweile Dir kürzte, ſo ſehe ich nicht, was ich Dir durch meine Hand nütze, wohl aber daß ich Dir ſchade.

Und denn, Theurer, iſt das wichtigſte von allem, daß wenn ich auf mein Leben zurück ſehe, ich ſo viel Misfallen an mir ſelbſt, und meinen Handlungen finde, daß ich die übrige Zeit meines Lebens damit zubringen mögte, ernſtlich darüber nachzudenken. Ich würde dies nicht können, wenn ich in neue Zerſtreuungen, und in neue

Pflichten mich einlieſſe. Beyde würden den Gedanken der Beſſerung meines Geiſtes bald erſticken, und — ich ſage Dirs mit heißen Thränen — ich habe die Aſche meiner Eltern zu verſöhnen, die ich ungezweifelt ins Grab brachte.

Das will ich thun, und zwar in einem Aufenthalte der Frömmigkeit, in einem Kloſter. Vielleicht bin ich die einige die darinnen iſt, um zu büſſen, wenn man es büſſen nennen kann, daß es mir auſſer der innern Seelenruhe an nichts fehlt. Kann aber gutes denken, und gutes thun etwas gut machen, ſo wird es der Fall gewiß bey mir ſeyn.

Alſo Abſchied für dieſe Welt auf immer, mein Lieber. Ich verliere dadurch nichts von der Zärtlichkeit gegen Dich. Ich ſehe Dich immer als den an, den mir das Schickſal eigentlich zum Geſellſchafter beſtimmte, aber die Flecken meiner Jugend tödteten dieſe Glückſeligkeit.

Möge es Dir wohl gehen. Deine Fehler waren Leidenſchaft, und weiter nichts. Auf Dich ruhet deswegen kein Unſegen. Laß Dich die thörigte Leidenſchaft zu mir ja nicht abhalten, Dir eine Gattin zu ſuchen, die Dir die Tage Deines Lebens heiter mache. Unſre Herzen bleiben doch vereinigt, und wo wir uns einſt wiederſehen, da gilt nur dieſe Verbindung.

Wohl wünſche ich noch, daß Ferdinand ſich mit Dir verſöhnte. Er hat gewis keinen Groll gegen einen Menſchen, da er mir vergeben konnte, und er wird Dir um ſo viel leichter vergeben, da er weis, daß ich mehr Urſach bin, als Du.

Wenn ich dieſen Brief geſchloſſen habe, ſetze ich mich in Wagen, und eile in die heilige Stille, wo mich Ruhe erwartet, die ich noch nie fühlte, wenn ich dem Vorſatz getreu bleibe, den ich mir gemacht.

Ich will am Altar meine Ruhe zurückbeten, und wenn es ſeyn kann, meine Unſchuld. Vielleicht erhört mich die Vorſehung, weil ich noch zu einer Zeit gieng, wo man es Ueberwindung nennen kann, weil ich in einer Lage, die Welt verlies, wo ſie Deinetwegen noch ſo viele Reize vor mich haben könnte. Andenken und Theilnehmung wirſt Du nicht verſagen

Deiner

Marie.

Vier

Vier und dreyſigſter Brief.

Herr von Fett an Lottgen.

Es war eine Zeit, Madam, wo mir Ihr Andenken theuer war, wo ich Sie für eins der ſanfteſten weiblichen Geſchöpfe hielt, wo Sie Mitleid, Gefühl, und Theilnehmung logen, wo ich glaubte einſt glückliche Tage mit Ihnen zu durchleben.

Sie ſind dahin, dieſe Hoffnungen und dieſe Wünſche. Sie haben ſich zu früh für meinen Verluſt, und nicht zu ſpät zur Warnung für mich in Ihrer ganzen unverſtellten Geſtalt gezeigt. Der Raub, den Sie an mir begangen haben, iſt fürchterlich. Sie haben mich zu einer Zeit um eine Mutter gebracht, wo ich anfieng zu fühlen, was ich dieſer Mutter ſchuldig war, daß ich ihr bisher die Tage ihres Lebens verbittert hatte. Ueberzeugt an jeder trüben Stunde ihres Lebens ſchuld zu ſeyn, mußte ich nun auch noch das Werkzeug ihres Todes werden.

Nachdem Sie ſich letzthin auf eine ſo unedle Art betragen, und ſo wenig Menſchlichkeit, als Theilnehmung gegen die trübe Lage meiner Mutter

ter gezeigt, wurde dieſe zuſehends ſchlimmer. Sie bat mich ſie zu verlaſſen, weil ſie fühlte, daß ſie nicht lange mehr zu leben hätte. Es wurde ihr Teſtament in meiner Abweſenheit gemacht.

Ich würde in dieſem Augenblick nicht gemurrt haben, und ich glaube in meinem Leben nicht, wenn ſie mir auch alles entzogen hätte, was ſie mir entziehen konnte. Die Zeit, die ich jetzt allein zubrachte, war in Wahrheit für mich Hölle. Ich konnte mirs nicht denken, daß eine Perſon, der ich wie Ihnen alle Hofnungen meines Lebens und mein ganzes Glück aufgeopfert, gegen meine eigne Mutter wüten können, da wüten können, wo Sie mit ſehr wenigem Verſtande hätten einſehen können, daß mit Sanftmuth und Nachgeben weit mehr auszurichten wäre.

Endlich durchdrang ichs, und ſahe Ihren Plan durch. Mangel an Erziehung und übertriebner Stolz ſind die Quellen Ihrer Behandlung. Das erſtere würde Ihnen zu vergeben ſeyn, wenn das letztere nicht ſo herſchend bey Ihnen geworden wäre, daß Sie dadurch aller menſchlichen Gedanken beraubt ſind. Sie wollten Ihren Titel nicht der Güte meiner Mutter, ſondern einem Zwange zu danken haben, der Ihnen wahrhaftig keine Ehre gemacht haben würde. Gut gezeigter Karakter hätte Sie mit dieſer vortreflichen Mutter, mit dem edeldenkenden Mädgen, und mit allen meinen Bekannten ausgeſöhnt, und dieſen werth gemacht. Was ſollte ich nun, da dies alles auf immer vorbey iſt, wohl für die Zukunft für Freude in Ihrer Geſellſchaft zu erwarten haben? — Doch davon unten mehr.

Wie meine Mutter mit ihren Geſchäften fertig war, wurde ich zu ihr gerufen. Ich warf mich wie unſinnig vor ihr Bette nieder. Es war mir entſetzlich hart, ſie entbehren zu müſſen, ſie getödtet zu haben. Ich weinte wie ein Kind — O ich war hier Kind, fühlte es, daß wir oft älter mehr Kinder ſind, als in frühеſter Jugend.

Meine Mutter nahm mich mütterlich bey der Hand. Der Anblick Deiner Reue, mein Sohn, über Deine übereilte Handlungen, ſagte ſie, iſt mir ſehr tröſtend und beruhigend. Er iſts, der mich es einigermaſſen vergeſſen läßt, welch eine Schwiegertochter Du mir gabſt, und wie Du allen meinen ſchönen Ausſichten ein ſchnelles Ende machteſt.

Das Geſchehene läßt ſich nicht ungeſchehen machen, das ſehe ich ſehr deutlich ein, aber ich wünſche doch von Dir zu wiſſen, ob Du es erkennſt, daß ich Dir einen Himmel auf dieſer Welt zugedacht hatte. Haſt Du das Mädgen ganz kennen lernen, was ich Dir zur Geſellſchafterin Deines Lebens erziehen lies? Ich habe in dem Laufe meines Lebens ſo viel Bemerkungen gemacht, daß ich beſtimmen zu können glaubte, was die Eigenſchaften einer Frau ſeyn müßten, die ihren Mann im ganzen Umfange glücklich machen wollte. Ich legte alle dieſe Eigenſchaften unvermerkt in den biegſamen treflichen Karakter Nettgens, und ſie nahm ſie alle ſo willig an, daß ich immer mehr Freude an ihr hatte. Ganz unverdorben von den Modeſitten unſrer Zeit, wäre ſie die Frau geweſen, die Dir in Deinem Hauſe tauſenderley Unterhaltungen geſchaft haben würde, zu der Du gern von den faden ſchnell ermüdenden Ergötzlichkeiten des Hofes, und der ſogenannten Mode zurückgekehrt wärſt. Nie hätte ſie Deinen häuslichen Frieden geſtört. Sanftmuth und Edelmuth würden ſie der ganzen rechtſchaffenen Welt ſchätzbar gemacht haben. Glaube mir mein Sohn, es iſt eine Glückſeligkeit

keit mit ſeinem Weibe Ehre einlegen. Ich habe das oft erfahren, oft gefühlt, wenn Dein Vater ſo innig vergnügt mich bey der Hand nahm, und mir für meine Aufführung dankte. Darum wünſchte ich Dir auch ein rechtſchaffenes Weib, damit Du dieſer Freude theilhaftig werden mögteſt.

Und nun lies ſich das alles ſo treflich an. Nettgen liebte Dich — das war die Erfüllung aller Wünſche — was ſage ich — ſie liebte Dich — ſie betete Dich an —

Ich war auſſer mir über der Beſchreibung. Hören Sie auf, Mutter, rief ich — laſſen Sie michs nicht ſo herbe empfinden, was ich verſcherzt habe — ich mögte allen meinen muth verlieren, und mein raſches Blut mögte mich zu Handlungen verleiten, die noch mehr Reue über mich brächten. O ich Thor! daß ichs vergeſſen konnte, wie oft Sie mir ſchon Wahrheit ſagten, um nicht zu fühlen, daß Ihre prophezeyte Reue auch Wahrheit ſey.

Wie die gütigſte aller Mütter ſahe, daß mich ihre Schilderung zu lebhaft angrif, ſagte ſie: laß ſie fahren die Träume. Sie ſind vorbey. Deine Frau iſt das und bleibt das. Das einzi ge warum ich Dich bitte, iſt, nimm Dich Nettgens an. Sie und ihre Mutter ſind in Umſtänden, die Hülfe bedürfen. Die Welt weis es aber nicht, und ich überlaſſe ſie Deiner Grosmuth. Mutter und Tochter thaten von jeher alles was ſie mir nur anſehen konnten, mir zu gefallen, und nahmen mich als ihre Beherrſcherin an. Wie ſie es mit Dir meinten, weiſt Du.

Von dieſem Augenblick an verbot ſie mir nichts mehr von der ganzen Sache zu erwähnen. Sie brachte die wenigen Stunden ihres Lebens mit Beweiſen ihrer Zärtlichkeit gegen mich zu, und ſtarb als meine Freundin, und als verſöhnte Mutter.

So viel, Madam, von dieſer, deren Liebe ich noch ſo lange hätte genieſſen, und erwiedern können, und die Sie ganz allein mir entriſſen.

Aber auf der andern Seite mahle ich Ihnen noch ein Bild, welches, wenn es auch Ihnen nicht ſo ſchauderhaft iſt, es mir doch gewiß im hohen Grade ſeyn muß.

Das arme, liebe kranke Mädgen, an der Hand ihrer Mutter, der der Gram die Wangen bleichete, ſtand heute vor mir. Thränen rolten haufenweiſe aus ihren ſchon verweinten Augen.

Sie machte mir Vorwürfe, daß ich ſie in einer Hofnung erhalten, oder wenigſtens nicht ihr Einhalt gethan, die jetzt die ganze Glückſeligkeit ihres Lebens durch ihren Sturz raubte. Ich wäre ſo glücklich mit Ihnen geweſen, ſagte ſie, und bins nun auf Zeitlebens nicht. Und das thut mir doch nicht ſo weh, als daß Sie um eines leichtſinnigen Augenblicks willen auf immer unglücklich ſeyn müſſen. Denn unmöglich können Sie es bey der anders ſeyn, die der Tugend ſo leicht entſagen, und noch mehr, die Ihre Mutter ſo gleichgültig morden konnte.

Jetzt empfand ichs zum erſtenmale, daß Weibertugend ein ſeltner aber koſtbarer Schatz iſt, daß nur in ihr das wahre Glück des Mannes liegt. Lottgen! Weib! O daß ich Dich ſo nennen muß, Du hätteſt beſſer gethan, Du wärſt bey dem verführeriſchen Handwerk geblieben, daß Du triebſt, da ich Dich kennen lernte, als daß Du mich ohne Dich ſelbſt gebeſſert zu haben zum Sklaven einer Laſterhaften, einer Furie machteſt!

Doch das iſt vorüber. Sie ſind meine Frau, und ſollen es bleiben. Ich will, obwohl ichs mit Gewalt zu erzwingen gedächte, keinen falſchen Schwur gethan. Sie bleiben mein Weib, aber von mir getrennt, und nie ſehen Sie mich wieder. Ich werde nur in einem Fall auf eine Eheſcheidung antragen, und das iſt der, wann Sie meinen Namen verunehren. Davor hüten Sie ſich, denn die Schande werde ich nicht ungeahndet laſſen, und Sie können glauben, daß ich Sie beobachten laſſe. Sie können auf eine Eheſcheidung dringen, ſo bald Sie wollen, denn meine Entfernung von Ihnen giebt Ihnen das Recht dazu. Meine gütige Mutter hat mir ihr ganzes Vermögen hinterlaſſen, und mich in den Stand geſetzt, auch Sie in dem Rang meiner Gemahlin leben laſſen zu können.

Sie erhalten jährlich 2000 Rthlr. außer den Beſitz eines Guts, welches noch die Hälfte dieſer Summe einträgt. Da wohnen Sie, wenn Sie wollen, oder wo Sie wollen, nur nicht in dem Bezirk von zehn Meilen der Reſidenz. Auch dürfen Sie nie hierher.

Zur Verſicherung deſſen liegt der landesherrliche Befehl hierbey. Mein Entſchluß iſt von ihm gebilligt, und Sie müſſen ſich ſeinem Urtheil unterwerfen. Ich wünſche Ihnen, daß Sie bereuen, mich unglücklich gemacht zu haben, und daß Sie es einſehen, daß Sie ſelbſt die Liebe deſſen verſcherzten, der für Sie alles gethan hätte, nun aber ſich nur nennen kann

Ihren

ergebnen

von Fett.

Fünf und dreyſigſter Brief.

Mariane an die Gräfin B*.

Unter meinem Zuſtande vor 24 Stunden und dem jezigen iſt ein ſo himmelweiter Unterſchied daß ich gelernt habe, daß die Vorſehung gemeiniglich da plötzlich hilft, wenn wir ihrer am meiſten bedürfen. Ob ich Sie, theuerſte Mutter, denn nun kann ich Sie ſo nennen, gleich in wenig Tagen ſpreche. ſo kanns ichs doch nicht unterlaſſen, Ihnen ſchnell von meiner Errettung und meinen Schickſalen Nachricht zu geben. Wie mir Haſten prophezeyt hatte, ſo war es. Ich bekam keine Antwort auf meinen Brief. Aber was mich zweifelhaft machte, war, daß ich auch den Arbeitsmann nicht wieder zu ſehen bekam.

Haſten war einige Tage verreißt geweſen, kam wieder, ſagte er bedaure mich, er wäre bey Ihnen geweſen, habe Sie geſprochen, und auch Sie bedauert.

Sie hätten geweint um mich wie ein Kind, hätten beſonders geſagt, der zweyte Brief, den ich Ihnen ohne ſein Vorwiſſen geſchickt, habe Sie ſo gerührt, das Sie ſich gar nicht davon losreiſſen können. Meine Einbildungskraft wäre Siegerin über mich geworden, und hätte mich verwirt gemacht. Sie hätten mir gern antworten wollen, aber Ihr Verſprechen mache es ſo unmöglich, wie mich eher zu ſprechen, bis ich verheyrathet wäre. Mich zwingen, könnten Sie nicht, aber Ihren Rath wiederholten Sie, wünſchten, daß ich willigte, Herrn Haſten mein Hand zu geben.

Er war überredend, und eindringlich — aber zu meinem Glücke fiel es mir ein, ihm den Einwurf zu machen, warum der Arbeitsmann nicht wieder gekommen. Wäre er nicht verwirt geworden, ehe er mir Antwort gegeben, ſo hätte ichs alles glauben müſſen, ſo aber verrieth ſich mir ſeine Verſtellung immer mehr. Nach einigen Stottern ſagte er: Es verriethe von mir ſchon ein auſſerordentliches Mistrauen, daß ich den Kerl heimlich geſchickt, noch größeres aber, daß ich nun ihm nicht trauete — Ich könnte mir wohl denken, daß er Leute die ſich beſtechen lieſſen, nicht bey ſich behielte. Er ſey eben bey der Gräfin geweſen, als der Brief gekommen, und habe den Kerl ins Zuchthaus ſtecken laſſen.

Härter hätte er mich nicht erſchüttern können, als daß der arme Menſch für mich unſchuldig leiden mußte. Ich ſagte ihm, dies verriethe eben keinen menſchenfreundlichen Sinn, und es wäre mir lieb, ihn ſo kennen zu lernen, ehe ich mich auf etwas eingelaſſen. Er hätte wenigſtens die Schonung für mich haben, und der traurigen Situation in welcher ich wäre, das zuſchreiben ſollen, was ich gethan, nicht aber von dem Kerl verlangen, daß er einer Verſuchung wie ich ſie ihm gethan wiederſtehen ſollen.

Er wollte ſich herauswickeln, und es jetzt leugnen, aber ich ſagte ihm, wenn es auch nicht wahr wäre, ſo habe ſeyn Vorſatz, mich erſchrecken zu wollen, ſo viel bey mir gewirkt, daß ich ihm nie meine Hand geben könnte.

Er erwiederte mir, das wäre äußerſt traurig, und es habe ihm das Unglück bey meiner

Bekanntſchaft geahndet. Da ich indeſſen durch ſeine Hand mich nicht retten wolle, ſo müßte er auf andere Mittel denken mich der Wuth meiner Feinde zu entziehen.

Er verlies mich, und kam den andern Tag ſehr vergnügt zu mir. Was ihm mußte begegnet ſeyn, wußte ich damals noch nicht, und erſchrack, als ich nachher erfuhr, daß er verheyrathet geweſen, und an dieſem Tage ſeine Frau geſtorben wäre. Gott! welch ein Schickſal ſtand mir bevor!

Aber weiter in meiner Erzählung. Er ſagte mir, daß er zwar äußerſt niedergeſchlagen über meine Entſchließung geweſen wäre, daß ihn aber doch eine Entdeckung in Anſehung meiner Sicherheit ſo vergnügt gemacht, daß er ſich eine Zeitlang von ſeiner Traurigkeit entfernen müſſen. Er habe ſeit ſehr langer Zeit um einen kleinen Meyerhof in einer benachbarten Provinz gehandelt, der eine außerordentliche Lage hätte. Man hätte ihm den Kauf lange ſtreitig gemacht. Heute habe er die Beſtätigung erhalten. Zugleich hätte er heute Briefe von Ihnen erhalten. Er ſollte bis Morgen meine Verheyrathung melden, oder man würde mich abholen.

Er thäte mir alſo den Vorſchlag, um mich keiner gezwungnen Heyrath auszuſetzen, mich ſo lange auf dieſen Meyerhof zubringen, wo ich ganz ſicher bleiben könnte, ſo lange ich wollte.

Ich ſtutzte. Er konnte mich hintergehen. Es konnte aber auch wahr ſeyn.

Ich trauete doch nicht. Ich wollte lieber in die Hände derer fallen, die mir unrecht thäten, und die denn doch nicht gleich ohngefragt mich verheyrathen könnten, als länger mich einem Manne überlaſſen, den ich einmal nicht mehr achtete.

Er ſagte, ich könnte es ihm nicht verdenken, daß er in mein Begehren zu Ihnen zurückzukehren nicht willigen könne. Er wolle thun, was ſeine Pflicht wäre, und mich hinbringen, ich möge wollen oder nicht. Hernach könnte ich gehen, wohin ich wolle. Er habe nicht geglaubt, daß ich ſo halsſtarrig wäre. Gegen Abend lies er mir ſagen, ich mögte alle meine Sachen zuſammenpacken, und machen, daß ich den dritten Tag zur Abreiſe fertig wäre.

Ich vermuthete nichts gutes. Ich lies ihm ſagen, ich würde nicht reiſen. Erſt den andern Abend kam er ſelbſt. Ich hatte nichts gepackt.

In ſeiner Gegenwart mußten ſeine Leute meine Sachen einpacken. Ich war auſſer mir, ich wußte nicht was ich thun ſollte. Ich antwortete ihm nicht. Ich war nur traurig, und beſeufzte mein Schickſal. Ich ſchlief die Nacht gar nicht. Weinen und Denken an Sie und Ihre Güte war meine Beſchäftigung.

Endlich geſtern Morgen kam er früh um 8 Uhr. Ich war noch nicht gekleidet. Er bat mich, ich ſollte mich ihm und ſeinem Gutmeinen nicht wiederſetzen. Längerer Wiederſtand, als den von einer halben Stunde würde machen, daß er Gewalt brauchen müßte.

Ich warf mich ihm zu Füſſen. Ich verlange Ihre Güte nicht, ſagte ich. Ich wollte ich hätte ſie nie angenommen. Ich will zur Gräfin zurückkehren. Sie liebt mich und ſie wird es nicht zugeben, daß ich ſo gezwungen werde. Und geſetzt auch, ſie müßte es, nun ſo will ich mich meinen Feinden in die Arme werfen, und erwarten, was ſie über mich beſchlieſſen. Da ich einmal unglücklich bin, ſo kann es Ihnen, mein Herr, nichts verſchlagen, wo ich es bin.

Aber er war taub zu meinen Bitten. Nun ſagte er, habe ich genug. Ich will nicht der Stifter Ihres Unglücks ſeyn. Man muß mit Ihnen wie mit einem Kinde umgehen. Bleiben Sie denn, wie Sie ſind, wenn Sie ſich nicht anders kleiden wollen, ich werde Sie in den Wagen tragen.

Ich ſprang auf, ich fühlte Kräfte und Muth. Ich will ſehen, ſagte ich, wer mich zwingen ſoll. Er kam raſch auf mich zu, und indem gieng die Thür auf. Zwey Männer traten herein. Einer hielt ihn gleich von mir ab, der andere eilte auf mich zu, und nahm mich in ſeine Arme.

Ach Mutter! es war mein Bruder. Der Ton, Schweſter, klang ſo ſüß in meine Ohren. Ich ſahe ihn verwundernd an. Ja, fuhr er fort, ich bin Dein Bruder, ich will Dich von dieſem Wüterich und von all Deinem Elend retten —

O ſo hab ich jemanden, fiel ich ihm entzückt ein, an den ich mich anklammern, und für mein elendes Leben wenigſtens Theilnehmung ſuchen kann —

Haſten hatte ſich indeſſen von Ferdinand ſo hies der Begleiter meines Bruders losgeriſſen —

Und Sie, ſagte er, unterſtehen ſich noch mir unter die Augen zu kommen?

Unglücklicher, erwiederte ihm Ferdinand, kein Wort mehr, oder Du biſt des Todes —

Haſten fuhr zuſammen und ſchwieg. Ferdinand wandte ſich zu mir:

Danken Sie dem Himmel, daß wir zu rechter Zeit gekommen ſind, ſie zu retten. An des Böſewichts Hand wären ſie den Weg gegangen, den das herrliche Mädgen gieng, die er mir raubte, und die jetzt der Himmel ihm entriſſen hat. An allem dem, was er Ihnen geſagt, iſt nicht ein wahres Wort. Die Gräfin liebt Sie, ſehnt ſich nach Ihnen, hat Ihnen ihren Sohn beſtimmt.

O meine Mutter! wie ſüß klangen dieſe Worte in meine Ohren. Ich ſahe mit Verachtung auf den Unhold herab, der mir die beſte aller Mütter rauben konnte. Barbar, ſagte ich, und Du konnteſt mich zu Deinen Füſſen wimmern ſehen, und nicht ein Wort zu meinem Troſte mir ſagen?

Und, ſetzte mein Bruder hinzu, was dachten Sie denn mit ihr zu machen?

Schaumend vor Wuth ſchrie er, daß wenn er mich nur einmal von hier weggehabt hätte, niemand mich wieder zu ſehen bekommen. Dann hätte ich über ſie triumphirt, rief er, und zur Rache für ihre Verachtung, wäre ſie nicht einmal

mal mein Weib geworden. Aber, ſetzte er noch wütender hinzu, triumphirt Ihr nur noch nicht über eure Freude, ich kann ſie euch in Leid verwandeln.

Er hatte unter den Worten ein Taſchenterzerol hervorgebracht, und ſchoß nach mir. Die Kugel ſtreifte mir am Kopf hin. Ich wurde ohnmächtig, und mein Bruder trug mich fort.

Von dem was nachher geſchehen iſt, will mir mein Bruder nichts ſagen. Wie ich zu mir ſelbſt kam, befand ich mich in dem Hauſe zweyer würdigen aber traurigen Alten, die in des Böſewichts Gattin ihre Tochter beweinten.

So hat mich der Himmel gerettet, und ich danke ihm aus dem Grunde meiner Seele davor. Bald, ſagt mein Bruder, ſoll ich bey Ihnen ſeyn, und o der unausſprechlichen Wonne, Mutter, Geliebten und Bruder mein nennen. Ich bin

Ihre

dreymal glückliche
Mariane.

Sechs und dreyſigſter Brief.

Ferdinand an Louiſen.

Ich muß Ihnen, theureſte Freundin, ehe ich dies Land verlaſſe, nur noch den Ausgang der neuen Büberey Haſtens melden. Mariane wurde von ihrem Bruder und mir im kritiſchten Zeitpunkte gerettet. Dennoch hatte der Böſewicht noch ſo viel Wuth, daß er ein Terzerol nach ihr feuerte, das aber nicht traf. Ich ſahe, daß er das andere hervorzog. Ich fiel ihm in die Arme und entwand es ihm. Es gehörte Mäßigung dazu es ihm nicht gleich an den Kopf zu ſetzen. Doch hielt ich mich, ich war Henriettens und meines Verſprechens eingedenk.

Aber ich konnte nicht von ihm los, wir waren in den Kleidern verwickelt. Ich ſahe, daß er ein Stilet entblößte. Jetzt kam Selbſterhaltung zur Rache, und ohne Bedenken jagte ich ihm die Kugel durch den Kopf. Es war mir alſo von der Vorſehung aufbehalten, das Ungeheuer von der Welt zu ſchaffen. Einige ſeiner Leute hatten alles geſehen, und dankten mir, denn welcher Menſch ſollte ihm gut geweſen ſeyn? Ich

getrauete

getraute mir alſo die That wohl zu vertheidigen, aber da mir dieſes Land ohnedem zu enge iſt, wie es die ganze Welt ſeyn wird, ſo will ich mich nicht damit abgeben.

Ich verlaſſe Europa. Ich weis, wo Ihr Mann ſich aufhält, weil ich aber die Stimmung ſeiner Seele nicht weis, ſo melde ich Ihnen ſeinen Aufenthalt nicht. Ihr Enthuſiaſmus könnte Sie verleiten zu ihm zu reiſen, und das Unglück könnte ärger werden, als es iſt. Ich gehe zu ihm, will alles anwenden, daß er zu Ihnen zurückkehrt. Kann dies aber nicht ſo geſchehen, daß es Ihre häusliche Ruhe wieder herſtellt, ſo nehme ich ihn mit mir, und werde für ihn ſorgen.

Auf jeden Fall rechnen Sie auf meine Freundſchaft, und ich bitte Sie um Ihr Andenken.

Ferdinand.

Ende.

Dreyerley
Wirkungen.

(geheime Geſchichte Friedrich Wilhelm II [illegible]

Eine

Geſchichte aus der Planetenwelt,

tradirt und ſo erzählt.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Erſter Band.

von Albrecht)

Germanien, 1789.
bey Peter Sandhof.

Er ſchloß hierauf mit einer Tirade, die niemand verſtand, worüber aber alle weinten, und nachdem noch einige ſehr erbauliche Lieder geſungen waren, gieng die Geſellſchaft wieder aus einander, und der Herzog war völlig überzeugt, er habe hier ein Häufgen der beſten Unterthanen, die je ein Regent hätte haben können.

Der geheime Schazmeiſter, der an dem Abend noch bey ihm war, lies ſeine holde Stimme ebenfals noch zum Lobe deſſen erſchallen, was heute vorgegangen war, und ſtellte ſich ſo gerührt, als ob er kaum noch die Thränen zurükhalten könte. Er bat in dieſem Enthuſiasmus für Herrn von Lebenzows baldige Beförderung, und daß man dieſem Manne ein Amt geben mögte, wodurch er aufs ganze Einfluß hätte.

Der Herzog wußte zwar nicht gleich, wohin mit ihm, weil er keinen andern vor den Kopf ſtoſſen wolte, indeſſen beſchloß er in ſeinem Herzen, ihm bald zum groſſen Mann zu befördern.

Mit dieſen Gedanken legte er ſich nieder, gab aber bald beſſern Raum, denn kaum war er im erſten Schlummer gefallen, ſo träumte er von Heloiſen.

Dreyerley
Wirkungen.

Eine
Geſchichte aus der Planetenwelt,

tradirt und ſo erzählt.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Zweiter Band.

Germanien, 1789.
bey Peter Sandhof.

Dreyerley

Wirkungen.

(geheime Geschichte Fried. Wilhelm II u. s. Hofes)

Eine

Geſchichte aus der Planetenwelt,

tradirt und ſo erzählt.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Erſter Band.

(von Albrecht)

Germanien, 1789.
bey Peter Sandhof.

Einleitung.

Finſternis — Barbarey — tiefes Dunkel! Ihr ſeyd die Gefährten der Menſchheit. Wohin wir unſern Schritt wenden, dahin begleitet ihr uns ohne uns nur auf einen Augenblik zu verlaſſen. Wohin wir bliken, da ſeyd ihr, verwirrt unſre Vernunft, benebelt unſern Geiſt, täuſcht unſre Sinne. Der erſte Menſch war euer Spiel, auch der lezte wird es ſeyn. Und wann das menſchliche Geſchlecht auch bis in Ewigkeit fortdauern ſollte, wenn auch nicht groſſe Revolutionen ihm ein Ende machten, wenn auch nicht die immer abnehmenden Kräfte deſſelben uns einen endlichen Untergang befürchten lieſſen, ſo wird doch dieſe Gefährten der Menſchheit, ſelbſt einiges Daſeyn derſelben nicht ausrotten.

Warum nicht?

Deswegen, weil Aufklärung zwar Licht gebiert, Licht aber wieder verlöſcht, und finſterer es werden läßt, als es vor war. Das iſt der Zirkel der Unvollkommenheit, lieber Leſer, und wenn wir uns nicht Vollkommenheit als ein daſeyendes Muß vorſtellen konten, ſo müßte dieſer Zirkel uns alle raſend machen. Er iſt der Stein der Narren; wer mit ſeiner Weisheit an ihm ſtehen blieb, dem wurde ſeine Weisheit zur Thorheit.

Dieſer Zirkel iſts, der den Kreislauf in allen menſchlichen Seelen ausmacht. Er iſt der Gegenſtand des Denkens, des Erfindens, des Handelns. In der Finſternis ſehen wir zuerſt uns alle. Wir tappen alle nach Licht. Es zu erreichen, wollen wir uns und alles um uns aufklären. Das große Triebrad, welches dieſen Zirkel immer im Gange erhält, und nie ſich abſchleift, iſt unſere Einbildungskraft, die uns freylich nur zu oft Finſterniß als Licht, Verdunkelung als Aufklärung, Licht als Finſternis mahlt. Dies Gängelband, das den Menſchen leitet, läßt ihn ſich immer im Lichte, andere in der Finſternis betrachten. Der das helleſte Licht mit einem Hauche ausbläßt, glaubt immer noch Aufklärer zu ſeyn. Er ſizt in der Finſternis, und ſeine Einbildungskraft läßt Engelſchein um ihn her entſtehen.

So wurde, ſo erhielt ſich, und ſo vergieng in der Welt alles was Menſchenhände machten, alles was Menſchenſeelen dachten. So ſchlug ein Dummkopf nieder, was ein Geiſt erbauet hatte. So beſtritt ein Pinſel, was ein Denker bewies. So ſchlug ein Machtwort des Beobachters reifſte Erfahrungen, und das Licht, was er angezündet hatte, und das ſchon tauſenden leuchtete, verloſch, und verbreitete Barbarey, wo menſchliches Gefühl war.

Daß das alles in der Welt ſo bleiben — und troz unſerm Büchlein in ieder Sphäre derſelben, ſo bleiben wird, lieber Leſer, das wiſſen wir ſehr wohl. Wir ſchrieben auch nicht um des Lichts willen, auch nicht um der Aufklärung willen, auch, wahrhaftig nicht der Finſternis zu gefallen.

Und warum denn?

Um Dir zu zeigen, daß das ſo iſt, um zu beweiſen, aus Thatſachen dir darzulegen, daß das ſo iſt. — Um Deine Unruhe über dem: Es könte anders ſeyn — zu mindern: denn es iſt einmahl nicht anders, und wird einmahl nicht anders — um jede vergebne Mühe über das Lichtmachen, und Aufklärung geben, Dirr zu erſparen — und durch unſre

Darſtellung Dich zu bitten, daß Du keinen Zirkel zu ſtören ſuchen ſolſt, von deſſen mächtigem Triebrade Du ſelbſt eine Feder biſt, an deſſen ewigen Umdrehen Du vielleicht Dir unbewußt mitwirkſt.

Du wirſt Finſterniſſe, Aufklärungen und Licht bey uns finden. Wir nennen es ſo, ob es aber darum Dir immer ſcheinen wird, was wir es nennen, dafür können wir unmöglich halten, weil Dein Licht und unſer Licht zwey verſchiedene Kerzen ſeyn können, weil Deine Aufklärungsſucht vielleicht höher geſpannt iſt, als die unſre, weil Deine Finſterniſſe den unſern nicht entſprechen.

Nenne Du alſo nach Deinem Wohlgefallen unſere Beſtimmungen mit andern Namen. Wir zürnen nicht darüber, noch weniger darüber, wenn Du mehr Recht zu haben glaubſt, als wir. Suum cuique iſt das wahre Wort für den Weiſen, ſo wie für den Narren. Beyde gehören zur beſten Welt, und beyde ſind ſich ſelbſt genügend, und klüger iſt der, der andere auslacht, als der vor Gram über andre Körper und Seele ſich auszehrt.

Erſte Finſternis.

Enthält etwas, was vielleicht nicht wahr iſt.

In einem der Planeten, die in keiner unmittelbaren Korreſpondenz mit uns ſtehen, ſondern zu deren Kentnis wir nur durch gewiſſe höhere Eingebungen kommen können, hat ſich eine Geſchichte zugetragen, deren Gang gerade ſo parallel in Individuis mit Vorfällen unſers Jahrhunderts läuft, daß ſie bekant gemacht zu werden verdient.

In jenem Planeten wird unſre Sprache nicht geſprochen. In der Sprache geſchrieben würde ſie unverſtändlich ſeyn, und ſo wie unbekante Sprachen gewöhnlich barbariſch dem ungewöhntem Ohr klingen, ſo würde es ſelbſt für die Leſer dieſer Schrift barbariſch klingen, wenn wir die Namen aus der erhaltenen Tradition beybehielten.

Wir würden zum Beyſpiel ſagen müſſen, ein Karidaru habe die Hauptrolle in dieſen Auftritten. Da aber ein ſolcher Mann ein regierender Herr von circa der Potenz eines Herzogs bey uns iſt, ſo wandeln wir dieſes in unſre Sprache um, und machen ihn zum Herzog. So werden wir es mit allen übrigen halten.

Uebrigens fällt dieſe Geſchichte auf jenem Planeten in unſer Jahrhundert, und mögte wohl ſchwerlich weiter zurükgehen.

Zwiſchen Planeten und Planeten iſt aber ein unſrer menſchlichen Meßkunſt ziemlich unermeslicher Zwiſchenraum, und es mögte alſo die herübergereichte Tradition unſerm Leſer wohl Finſternis bleiben, wenn wir nicht beſchloſſen hätten durch die

Erſte Aufklärung

Iſt ein wenig myſtiſch.

ihn ſo ziemlich au fait von der Sache zu ſezen.

Es kan den meiſten unſrer Leſer nicht unbekant ſeyn, und wo dies ja der Fall iſt, da ſind wir ſo frey, es ihnen hiermit anzukündigen, daß in unſern Zeiten es um die Beſchaffenheit der Seele eben kein ſo groſſes Geheimnis mehr iſt, als es ehedem war. Freilich ſind dieſe Kentniſſe nicht in den Händen der Layen. Groſſe Künſtler, tiefe Denker in dieſer Wiſſenſchaft haben beſchloſſen ſie den Sinnen der Monarchen nahe zu legen, und denken, wenn ſie nur dieſe begeiſtert haben, ſo ſey es leicht, die ganze Welt zu begeiſtern. Daß es mit dieſen myſtiſchen Operationen kein Spielwerk ſey, beweiſet unſre Geſchichte, daß die Unternehmer derſelben quaſi heilige Leute ſind, beweiſet der gute Fortgang der Sache, und der Seegen Gottes, der unmittelbar darauf ruhen muß, weil ſeine Geſalbten ihr nicht allein nachdenken, ſondern ihr anhängig werden, und in ihr gewis noch Ruhe, Troſt und Zufriedenheit für tauſend Unglüksfälle finden werden, die der gröſſere Haufe, der aber nur kleiner Pöbel iſt, ihnen zur Laſt legt.

Wir erwähnen dieſer beſondern Epoche unſers Zeitalters aus dem Grunde hier nicht weitläuftiger, weil wir Gelegenheit haben, tiefer hinein darüber Betrachtungen anzuſtellen, wie Dinge, von denen man bey der ſo allgemeinen Vorurtheilsſucht, nie geglaubt hätte, daß ſie ſogar auf Regierungen Einfluß haben könten, doch zulezt durch die alles wirkende Gnade, den Ungläubigen zum Stein des Anſtoſſes gedeihen, würklich ihnen ein Fels der Aergernis werden.

In einer alſo dieſer myſtiſchen Operationen einer der gröſten Städte Deutſchlands war es, wo zwey gleichgeformte Seelen gerade einerley Extaſe hatten, gerade zu einerley Planetenharmonie ihre Seelen ſich entkörperten, und als ob durch zweyer Zeugenmunde auch hier die Wahrheit ſich beſtätigen ſolte, beyde einerley Tradition erhielten.

Aus unſerm Munde geht daher als Wahrheit aus, was wir ſagen.

Zweyte Finſternis.

Solte es Ausnahmen geben?

Der Herzog, der die Hauptrolle in unſerer tradirten Geſchichte ſpielt, war ein ſanftmüthiger liebreicher Regent. So nante ihn ſein ganzes Volk, da er zur Regierung kam, ſo fand man ihn durch Handlungen, die die erſten ſeines mächtigen Einfluſſes waren, ſo wünſchte man ſich ihn, und ſo, ſagten ſeine Feinde, täuſchte ſich die Einbildungskraft der Nation, oder wenn man will, ſeiner Unterthanen.

Daß dies der Fall nicht ſeyn könne, daß Täuſchung nicht leichter bey einer erhizten Einbildungskraft ſtatt habe, daß dieſe nicht bey jeder wichtigen Veränderung vorhanden ſey, das wollen wir nicht behaupten. Veränderung einer Regierung iſt eine der wichtigſten. Die Laſt, ein Volk zu beherrſchen, beſteht hauptſächlich darin, daß dieſes Volk nicht einen Kopf hat, daß die Denkungsarten dieſer verſchiedenen Köpfe nicht nach gewiſſen einförmigen Syſtemen beſtehen, daß Maſchinenbewegung nicht nach einem Zuge geſchiehet, daß Formen der Handlungen nicht über einen Leiſten gebildet ſind. Wäre das, ſo bedürften wir zum Regenten nur einen Mann, dem man den Faden in die Hand gäbe, woran er ziehen ſolte, er bedürfte nur einer bewegenden Kraft, keiner richtenden. So muß er in die verſchiedenen Denkungsarten des Volks eindringen, muß aus Individuen Karaktere des Ganzen ſtudiren, muß kombiniren, trennen, wieder vereinigen, und das Verhältnis finden, wie und auf welche Art ſeine Einflüſſe auf daſſelbe wirkſam werden können. Und wenn er dieſes alles gethan, dann erſt wird dieſer Einfluß, wenn er gut gerichtet iſt, auf den beſſern, wenn er eine ſchlechtere Richtung hat, auf den ſchlimmern Theil wirkſam. Auf einen Theil alſo bleibt er immer unwirkſam, und das iſt dann der Misvergnügte. Der misvergnügte Theil zieht viele des zufriednern mit ſich in ein Bündnis, weil auch ihnen nicht jeder Theil des wirkſamen Einfluſſes angenehm, und weil die Denkungsarten eines jeden Individui von der Denkungsart des Monarchen verſchieden iſt, ſo iſt auch in irgend etwas, was der leztere unternimmt, etwas mit den erſtern unharmoniſches. Ein ſolcher nur aufgeregter Funke wird von denen, die begierig alles, was wider den Regenten geht, auffangen, angefacht, und bald zur Flamme erhizt. Der weiſeſte Regent kan alſo von dem größern Theile ſeiner Unterthanen im Herzen getadelt werden, wenn ſie ihn auch nicht anfeinden.

Sein Tod kan patriotiſche Theilnehmung und Bedauren hervorbringen, weil man nur zu leicht zu glauben geneigt iſt, er wäre ganz erleuchtet geweſen, wenn er nur die Denkungsart gehabt hätte, die man ſelbſt hat. Alles dieſes aber zieht ſich zulezt in die ſchmeichelhafte Hofnung zuſammen, der neue Regent werde dieſe Denkungsart haben, die man ſelbſt hat, werde ganz ſo handeln wie man ſich ſeine Wünſche bildet. Dieſe Wünſche werden von der erhizten Einbildungskraft in Wirklichkeit verwandelt.

So entſteht der Wahn, daß neue Regierungen beſſer wären; daher iſt der erſte Schall der allgemeinen Stimme Lob, und ſelten bleibt er es, ſondern der ſchnelle Nachhall iſt gewöhnlich Tadel.

Zweyte Aufklärung.

Pure Reflexionen.

Iſt das gut oder böſe? — Sehr gut! — Wie kan es aber gut ſeyn, wenn das Ende das Werk krönen ſoll, und das Ende ſchlimm ausfällt.

Das iſt Folge eigner Nachläſſigkeit, eigner Verſäumniß. Das erſte Lobgeſchrey eines Volks iſt die Schuzwehr, hinter welcher jeder Fürſt, der zur Regierung kömt, wenn er vorher ernſtlich über das, was ſeine künftigen Pflichten ausmacht, nachgedacht hat, ſich verbergen kann, um Misbräuche abzuſchaffen. Thut er aber dies nicht, behandelt er den Anfang als Oberfläche, ſchiebt er dieſe Abſchaffung der eingeriſſenen Misbräuche bis auf gelegenere Zeit auf, macht er mit Kleinigkeiten den Anfang, ſieht er Dinge aus einem falſchen Geſichtspunkte, und giebt Befehle, die er hernach widerrufen muß, dann wird der Nachhall des Tadels gerecht.

Läßt er ſich vollends blenden, zu glauben, dies Lobgeſchrey ſey Wahrheit, fängt er an, ſein Volk für ungerecht zu halten, weil ſie tadeln, was ſie doch tadeln müſſen, ſo iſt er für ſeine ganze Regierungszeit verloren.

Braucht er aber dieſe erſte Schutzwehr, wie er ſie brauchen ſoll, läßt er Kleinigkeiten bey Seite, verwirft die Maxime dem Volke Sand in die Augen zu ſtreuen, und benuzt deſſen erſte natürliche Verblendung zu ſeinem Wohl, da es alles noch für weiſe hält was er thut, ſieht er die Verehrung und Anbetung, die man ihm zollt, im ſchimmernden Lichte, welches ſchnell vergeht, ſo wird der nachfolgende Tadel für ihn das ſeyn, was er iſt, ein Dunſt, den Misvergnügte aufſteigen laſſen, und der in Nichts zerfließt.

Die Folge wird dem Leſer lehren, was man ohngefähr von unſerm Herzoge hierüber ſagen kan.

Erſtes Licht.

Leuchtend und wahr.

Scheine hell, erſter Funke auf unſrer Planetenwelt! Leuchte ſchön, erſte angezündete Kerze der Wahrheit! Zeige dich den Erdbewohnern, ſtralend wie du biſt, nicht blendend, wie Sonnenſchein in der Mittagsſtunde, wo man ſchnell hinwegblikt, wenn man ihrem brennenden Ausfluß zu nahe kömt: Mild, wie ſie am Morgen erſcheint, wenn ſie auffähet und den Horizont röthet, ſo ſey deine Wirkung!

Er glich einem Gott, der Vorfahr unſers Herzogs!

Schon hören wir einen Theil unſrer Leſer ſpöttelnd ſagen: Dieſes Licht läßt ſich leicht mittheilen. Es ſpricht ſich gut von Todten. Sagen, und beweiſen iſt zweyerley, und was dergleichen Alltagsſprüche mehr ſind, womit ſie unſrer Wahrheit gern einen Stoß verſezen mögten, ehe ſie noch wiſſen, ob wir ſie darſtellen werden, oder nicht. O ihr Phariſäer! Die ihr eure Schüſſeln rein waſchet, und laſſet ſie nur äuſſerlich prangen, inwendig aber ſeyn voll Unflats — ihr hattet mit dieſen Menſchen viel ähnliches. Nun, lieber Leſer, kehre den Saz um. Du glaubſt innerlich unſre Wahrheit, und äuſſerlich läugneſt du ſie. Deine Schüſſel iſt voll Guten, und ihre äuſſere Geſtalt ſoll dem Inhalte nicht entſprechen.

So ſagte der Traditor unſrer Geſchichte zu uns, als er dieſen Saz vorbrachte, als er dieſe Wahrheit uns als das erſte Licht zeigte. Nähere Beleuchtung wird wirkſamer ſeyn.

Der Regent, der einem Gotte ähnlich iſt, thut alles was er kan, um die Glükſeeligkeit ſeines Volks zu befördern, durch welche ſeine eigne Glükſeeligkeit beſteht. Die Glükſeeligkeit des Menſchen aber beſteht in ſeiner natürlichen Freyheit. Sie iſt der erſte Grundſtein, worauf jene ſich ſtüzt. Unter natürlicher Freyheit aber und konventionellen Zwang iſt ein himmelweiter Unterſchied. Jene wird durch dieſen nicht angetaſtet. Zum konventionellen Zwang biete ich meine Hände, die natürliche Freyheit wird mir mit Gewalt geraubt. Der konventionelle Zwang bindet mich an Geſetze. Aber eben, weil ich die Konvention eingegangen, habe ich mich freywillig dieſem Zwange unterworfen.

Geſeze ſind nur für Verhältniſſe da. Verwandle man die Verhältniſſe in Einheiten, und die Einheiten ſind keinen Geſezen unterworfen. Der Regent alſo der für Einheiten Geſeze giebt, greift der natürlichen Freyheit in ihr Recht.

Wenn der Monarch ſagt, der Diebſtahl ſoll in meinem Lande beſtraft werden, ſo hat er Recht; würde er ein Geſez geben, niemand ſolle wünſchen reicher zu ſeyn, als er iſt, ſo wäre er ungerecht: denn wenn unter hunderttauſend Menſchen auch nur einer bigott genug wäre, über einen ſolchen

Wunſch ſich einen Scrupel zu machen, weil er den Geſezen zuwider iſt, ſo hätte er dieſes Menſchen natürliche Freyheit unwiederbringlich zu Grunde gerichtet.

Wer hierin der geſundeſten Vernunft Gehör giebt, wer ſich immer nur als den Vater ſeiner Unterthanen, ſie als Kinder betrachtet, wer ſie nicht zu glauben, was ſie nicht glauben wollen, nur die ſtörriſchen zwingt, zu thun, was dem allgemeinen Beſten am zuträglichſten iſt, wer Liebe und Sanftmuth mit Strenge und Gerechtigkeit verbunden, in der rechten Abſicht anwendet, nicht die erſten an Unwürdige verſchwendet, und die leztern bey Würdigen misbraucht; wer nie durch die Augen anderer ſieht, ſondern ſeine eigenen beſtändig zu Hülfe nimt, und ſich einen ſo ſcharfen Blik verſchaft, daß der Betrüger davor zurükſchaudert; wer um die Kentnis des kleinſten Individui ſich bekümmert, und ſie zu Hülfe nimt, um den Zuſtand des Ganzen zu beſtimmen, der regiert ſo, daß man von ihm ſagen kan:

Er war einem Gotte ähnlich.

Und ſo regierte der verſtorbene Herzog, und unter dieſer Regierung war ſein Land hoch geſtiegen, mächtig geworden, glüklich geweſen. Selbſt die klagten, hatten Ehrfurcht vor ihn, ſelbſt die ihn tadelten, ſchimpften, wenn andre ihn tadelten. Selbſt die bey Veränderung der Regierung das gröſte Glük ſich verſprachen, weinten an ſeinem Grabe. Wer blind genug war, ihn nicht als Regent zu ehren, liebte ihn als Vater, wer nicht als Vater ihn zu lieben, Urſach zu haben glaubte, ehrte ihn als Regent. Die ganze übrige Planetenwelt rief mit einer Stimme: Es iſt ein Gott geſtorben! — und dir, lieber Leſer, überlaſſen wir, dazu zu ſagen, was du willſt.

Dritte Aufklärung.

Ueberſicht der Reſidenz.

Die Stadt, in welcher der Herzog reſidirte, war eine der ſchönſten Reſidenzſtädte, aller umliegenden Länder. In der vorherigen Regierung waren auſſerordentliche Summen angewandt worden, ſie zu vergröſſern und zu verſchönern, und auch der regierende Herr fuhr fort, dieſer Lieblingsleidenſchaft ſeines Verfahren Raum zu geben, und ſezte dadurch eine Menge Menſchen in Brod und Nahrung. Dies wurde auch nicht ohne Wahl und Geſchmak ausgeführt. Wo man nur hingieng, da ſahe man etwas, was einem ſchön ins Auge fiel. Breite Straſſen, und ſchöne Pläze, Alleen und Denkmähler wechſelten ab. Oeffentliche Gebäude waren nicht in Winkeln verſtekt, ſondern dem forſchenden Auge offen.

So herrlich aber der äuſſere Anblik derſelben war, ſo übel ſahe es hingegen aus, wenn man die innere Beſchaffenheit der Einwohner durchſchauete. Eine gewiſſe Art von Glükſeeligkeit hatte ſich bey ihnen ſehr rar gemacht, und das war die des Menſchſeyns.

Wir wollen aber unſerm Leſer, damit er uns nicht falſch verſtehe, Menſchſeyn erklären. Fühlen, daß man andre glüklich machen könne, wiſſen, man könne es durch ſich, einſehen, daß auſſer uns es Dinge gebe, für die wir in der Welt ſind, und daß dieſe alle nicht um unſertwillen blos da ſind, ſich einen Wirkungskreis um ſich her denken,

ken, und nicht alle Wirkungskreiſe um ſich her auf ſich beziehend ſich denken, überzeugt ſeyn, man ſey ein Rad in dem groſſen Triebwerke der Natur, und ſtöre das Ganze deſſelben, wenn man ſich nicht in demſelben fortbewege, das heiſſen wir Menſchſeyn.

Von dem allen nun, was dazu gehört, war der bey weitem gröſſere Theil der Einwohner gerade im entgegengeſetzten Glauben. Sie fühlten nur, ſie könten ſich glüklich machen, wuſten nur, daß ſie um ihrer ſelbſt willen da wären, ſahen nur darauf was andre für ſie zu thun ſchuldig wären, und glaubten ſich gegen jene zu gar nichts verbunden — drehten alle Wirkungskreiſe um ſich her Schneckenähnlich auf ſich zu, waren überzeugt, die ganze groſſe, ſo allmächtige Natur, habe alle ihre Räder blos für ſie geordnet und in Bewegung geſezt — und dieſes dachte jedes Individuum mit einem ſo beleidigendem Stolze, daß jeder, der nicht in ihre Mitte gehörte, beym erſten Anblik es ihm an der Stirn geſchrieben las: Nur um meinetwillen iſt alles um mich her da.

Daß unter dieſen kraſſen Egoiſten der eine es dem andern nicht anſahe, das war gar nicht zu verwundern,

dern, weil er ſelbſt es an der Stirn hatte, und es alſo nur als einen Widerſchein erblikt haben würde, der von ſeinem Kronenwerk, ob der parallelen Richtung auf den andern reflektirte.

Deswegen war dieſe Reſidenzſtadt ein ſo unnatürliches Monſtrum, wie es ſich immer denken läßt. Die Mutter aller echten Freuden, die liebe Natur, war in ihr nur in Winkeln anzutreffen, wohin man ſie verſcheucht hatte. Oeffentlich durfte ſie ſich gar nicht ſehen laſſen, ſie wurde verſpottet, ausgeziſcht, bejammert und mit Narrenſchellen behangen, wo man nur irgend ſie ihr anbringen konte. Was ſie verlangte, davon that man gerade nichts.

So fand man Haufen von Laſtern, die wider die erſten Eindrüke ſtritten, die ſie in uns legt. Man verlachte den Unterſchied der Geſchlechter, den ſie doch feſtſezt. Ohne zu bedenken, daß der weibliche Theil die Freuden der Begattung theilen ſolte, glaubte der Mann ſich berechtigt mit dem Manne zu buhlen, ja es gab Männer, und deren viele, die es für Schande hielten, das andere Geſchlecht auch nur als daſeyend anzuſehen.

Einen nicht minder ſchlimmen Einfluß hatte dieſe Denkungsart der Männer aufs weibliche Geſchlecht. Von einem Theile ausgeſchloſſen, klammerten ſie ſich deſto ſtärker an den andern an, und wie Blutigel nicht ehr zu ſaugen aufhören, als bis ſie keinen Tropfen Blut mehr antreffen, ſo giengen auch ſie den Männern nicht ehr aus dem Wege, die ihnen Gehör gaben, als bis kein Mark mehr in ihnen anzutreffen, und ihre Knochen hohl waren. Bei weitem der gröſſere Theil der Schönen dieſer Stadt dachte ſo, handelte ſo, und glaubte nur blos da zu ſeyn, um ihre Wolluſt auf Koſten jedes zu fangenden Mannes zu befriedigen. Doch theilten ſich auch dieſe in Klaſſen. Die niedrigſte Sorte derſelben, zu gemein, als daß man darüber viel Worte verlieren ſolte, hielten ſich in öffentlichen Häuſern auf, die vom alten Herzog aus dem Grunde privilegirt waren, damit durch junge zügelloſe Leute weniger Verführungen in Familien ſtatt fänden, und dem Sittenverderbnis des eigentlichen nährenden Standes Einhalt geſchähe. Der Erfolg war freylich nicht ganz ſo, wie man ſich ihn verſprechen hatte. Denn auch hier wirkte die Einbildungskraft mit, ſo wie ſie bey allen neuen Anordnungen geſchäftig iſt, von denen man ſich immer den beſſern Erfolg verſpricht. Einmahl war ſchon vielfältig dieſes Verderbnis der Sitten eingeriſſen, und dann gab es eine groſe Menge junger Leute, die an jenen ſo ganz unſchmakhaften Freuden öffentlicher Buhlerinnen keinen Wohlgefallen fanden, weil da Salopperie in einem ekelhaften Grade herrichte.

Eine andere Klaſſe, die Buhlerinnen des zweyten Ranges, waren die, die in Häuſern für ſich wohnten, und um ſich zum Verkauf auszubieten, gewiſſe Matrönchen beſuchten, wo ſich junge und alte Herren einfanden, die ſie alsdenn mit ſich zu Haus und zu Bette nahmen. Dieſe dünkten ſich mehrentheils noch etwas zu ſeyn, und lehnten ſo gar es ſehr höhniſch ab, wenn man ſie mit dem Nahmen Freudenmädchen belegen wolte. Sie wolten eine Gattung von Hochachtung verlangen, und hätten ſie nur zum voraus bedacht, daß ſie, wie es denn am Ende immer geſchah, einmahl in die Klaſſe kommen müſſen, die die einzige unter der ihrigen war, ſo hätten ſie gewis jeden Gedanken auf irgend eine, auch die kleinſte Achtung fahren laſſen.

Die dritte Klaſſe war in der Anzahl die ſtärkſte, und man hätte ſie können Legion heiſſen. Sie beſtand aus den Weibern und Mädgen, die ſich den äuſſern Schein der Ehrbarkeit und Tugend zu geben wiſſen, und in der Stille weit ärger ſind, als andere. Man könte ſie wieder in verſchiedene Klaſſen theilen, je nachdem ſie aus Eigennuz oder Wolluſt, oder unerträglicher Eitelkeit, Männer und Eltern hintergehen, Treue und Wort brechen, und ſich ſelbſt zu ſchändlichen Heuchlerinnen machen können. Sehr oft iſt ein öffentliches Mädchen um viele Grade beſſer, als ſie: denn ſie geſteht, daß ſie dies Leben gewählt, wo jene ſich weiß brennen. Die Verehelichten giengen hierin weit freyer zu Werke, als die Ledigen, beſchönigten ihre Handlungen in der Stille mit dieſem oder jenem Recht, eine, weil der Mann ihr nicht den gehörigen Puz ſchaffen könne, die andere weil er ſelbſt ausſchweife, und was dergleichen Beſchuldigungen mehr waren, wodurch der Arme zum Stillſchweigen und ruhigen Leben angewieſen wurde.

Daher war der Fall, auch ſehr gewöhnlich, daß wenn ein Fremder von einem einheimiſchen jungen

Manne, um die ſo berühmten Konnoiſſancen zu machen, in ſolche öffentliche Häuſer geführt wurde, der leztere gemeiniglich ſehr zurükhaltend darin zu Werke gieng, und wenn man ihn befragte, warum? es gar nicht läugnete, daß er ein paarmahl in der Woche dieſe Dame, ein paar andremahle jene zu bedienen habe, und daß er deswegen ſich ſchonen, und auſſerordentlichen Fällen entſagen müſſe. Ihm in der That nicht zu verdenken, da er an jenen Orten nichts wagte, und immer ein erſchrekliches Sittenverderbnis, daß es zur Mode geworden, daß Männer ihre Weiber für andre unterhielten.

Auſſerdem war dieſe Reſidenz im Luxus erſoffen. Dieſes unheilbare Uebel hatte ſich aller Stände bemächtigt, keinen verſchont, und war zu einer freſſenden Eiterbeule geworden, die ſchon bis ins Mark eingedrungen war. Zufluß von allen Seiten, vortrefliche Einrichtungen von Seiten des Herzogs, um Gleichgewicht zwiſchen Reichthum und Armuth hervorzubringen, fremde Hülfe, die weiſe Anſtalten bewirkten, alles das war nicht fähig, den Mittelmann wohlhabend zu machen, oder ihn einſehen zu laſſen, welch ein Glük es ſey, daß er unter einem ſolchen Regenten lebe, und wie unglüklich er wäre, wenn dieſer nicht mehr ſorgte, als er Begriffe von ruhigem Alter, und anpaſſender Verſorgung ſeines Hauſes waren bey ihm gar nicht feſtzuſezen, er handelte nicht nach Grundſäzen, ſondern nach Begierden. Nur gänzliche Unmöglichkeit konte ihn abhalten ſich ein Vergnügen zu verſagen, und überſtieg ein auſſerordentliches Glük einmahl ſeine gewöhnlichen Einkünfte, ſo mußte auch der Aufwand auſſerordentlich ſeyn: denn nun ſchloß er, es müſſe immer das Glück ſo auſſerordentlich ihm zulächeln.

Der alte Herzog wußte das ſehr gut, und es war mit unter ſeine empfindlichſten Bekümmerniſſe zu zählen, daß er dieſem Uebel nicht abhelfen konte. Es war auch ſein ewiges Sprichwort, daß die Einwohner ſeiner Reſidenz nichts taugten, und er beehrte ſie ſo wenig als möglich mit ſeiner Gegenwart, und brachte ſeine Zeit auf ſeinen Luſtſchlöſſern zu, von da er mit ſcharfen Blik alles überſahe, und jeder Unordnung vorbeugte.

Die Einwohner der Stadt mangelten auch des Enthuſiasmus für ihren Regenten ſo ſehr, daß ſie ſich daraus gar nichts machten, ſondern ſie ſahen es lieber, wenn der alte, der ihnen zu genau auf die Finger ſah, weit weg von ihnen war. Er brummte ihnen zu viel, machte ſich zu wenig aus Vergnügen, rief ihnen nicht, wenn ſie zu tanzen Luſt hatten, und hatte immer etwas zu tadeln.

Der Herzog, dem troz aller der Widerſpenſtigkeit ihr Wohl dennoch am Herzen lag, ſuchte daher jeden Fremden, der ſich nur irgend da niederlaſſen wolte zu unterſtüzen, und ſo ſehr dies auf ihr Wohl abzwekte, ſo wenig waren ſie damit zufrieden, weil ſie noch dazu glaubten, er thäte ihnen unrecht, wenn er jene mit ihnen in eine Klaſſe ſezte.

Der Herzog ſchlos gar nicht übel, daß Faullenzer nicht aus ihrem Geburtsorte gehen würden, daß der zu arbeiten Luſt habe, anderwärts ſein Fortkommen ſuche, wenn er in ſeiner Vaterſtadt nicht fortkommen könne, und daß das Sprichwort wahr ſey: Ubi bene, ibi patria. Auch that er dies mit, um den Stolz der Einwohner zu demüthigen, der thörigt genug war, ſo weit zu gehen, daß der Regent ſie deswegen ſchäzen ſolte, weil ſie in ſeiner Reſidenz geboren wären. Troz dieſen Uebeln aber, mit welchen ſie behaftet waren, haßten ſie den Regenten nicht. Sie wußten vielmehr ſehr gut, wie viel er für das ganze Land gethan, wie ſein Heldenmuth allein daran ſchuld ſey, daß ſie in Ruhe ihr Wohlleben fortführen könten, wie auch ſeine Anſtalten dieſes beförderten, nur ihre ganze Klage war, daß er ſie nicht beſonders auszeichnete. Sie ſperrten das Maul auf, wenn er einmahl zu ihnen kam, und thaten es zu, wenn er wieder fortgieng.

So wie ihr Stolz in dieſem Punkte war, ſo war er in allen übrigen Dingen. Es gab nichts in der Welt — keine Kunſt, keine Wiſſenſchaft, die ſie nicht beſſer verſtehen wolten, als alle übrige. Litteraten unter ihnen thaten Machtſprüche, und dieſe waren gewöhnlich ſo matt, daß ſie kaum die nächſten Ohren berührten. Kam je einmahl etwas gutes, ſo war es einem Stük Fleiſch zu vergleichen, welches in einem Ozean abgeſtorbner Brühe ſchwamm. Es gab da Lebensbeſchreibungen nach bunkeliſchen Schlag, und Reiſen, an denen man erſtikte. Traten reelle Gelehrte und echte Genies auch einmahl unter ihnen hervor, ſo hüteten ſich dieſe ſorgfältig für den pralenden Ton, und erwarteten in der Stille

le

ſe den Beyfall des Publikums: denn ſie ſchämten ſich ihrer Mitbrüder.

Und ſo könten wir ohngefehr durch alle Stände durchſchildern, wenn unſer Buch nicht dadurch nicht eine Anlage zu einem Folianten bekommen könte, welche wir bey dem izigen beliebten kleinen Formate zu vermeiden ſuchen müſſen.

Vierte Aufklärung.

Ueberſicht des Landes.

Alle übrige minder bedeutende Städte und das ganze Land waren unter der Regierung des alten Herzogs auf einem gewiſſen Mittelwege zwiſchen Arm- und Wohlhabendſeyn, zwiſchen Darben und Wohlleben. Gerade das Verhältnis, welches den Unterthan am glüklichſten, ihn in einer beſtändigen Thätigkeit zur Arbeit, und im Wohlſchmak an den Freuden erhält, die er ſich verſchaffen kan. Glüklicher Zuſtand! wo Sorge die Geſichter nicht mit Kummerfurchen überzieht, und Ueberfluß nicht Ekel an Arbeit heit finden, wo der Morgen einen froh erwachen, und der Abend ermüdet die Ruheſtätte ſuchen läßt.

Wenn das Armſeyn heißt, alles entbehren müſſen, was zum Ueberfluß und Naturverderb gehört, dann waren die Staaten des alten Herzogs arm. Wenn man aber Zufriedenheit, wenn man Befriedigung jedes Bedürfniſſes, wenn man häusliche Freuden Glük nennen kan, dann waren dieſe Staaten glüklich.

Der Regent wolte ſeinen Landmann, Landmann bleiben laſſen, nicht in Amphibien von Stadt und Land ihn umwandeln, deswegen legte er hohe Abgaben auf alles, was ihn träge, faul, wollüſtig machen konte. Er wolte ihn Fülle ländlichen Wohls ſchmeken laſſen, deswegen ſuchte er alles, was dazu gehörte, ſo wohlfeil als möglich zu erhalten. Manche, die ſchon ein wenig verwöhnt waren, murrten anfangs darüber, endlich aber fanden ſie ſich wieder in ihren Zirkel, und lebten zufriedner als vorher.

Die groſſe Kunſt des alten Herzogs beſtand darin, daß er das rechte Verhältnis der Stände gefunden, daß er Bedürfnis von Ueberfluß zu unterſcheiden wuſte, daß er perſönlich manchmahl jeden Stand anfeuerte, daß er Belohnungen nur Verdienſten zutheilte, und dabey noch ſie immer ſo einrichtete, daß die Luſt aufs neue welche zu verdienen, nicht dabey verloren gieng. Und die groſſe und wahre Glükſeeligkeit des ganzen Landes beſtand durch dieſe Kunſt.

Dritte Finſternis.

Räzel über Räzel!

So ſehr der Herzog das Ruder des Staats ſelbſt in Händen hielt, und nicht unterlies iedesmahl die Richtung eigenwillig zu geben, die dies immer ſchwankende Schiff nehmen ſolte und mußte, um die rechte Bahn nicht zu verfehlen, ſo bedurfte er doch manchmahl mehr als eines Steuermanns, weil er die göttliche Vorſicht beobachtete, ſeinen Kräften nicht mehr zuzutrauen, als einem ſchwachen Menſchen zuzutrauen war.

Er war deswegen immer von Männern umgeben, die er ſelbſt nach allen ihren Fähigkeiten geprüft, und von denen er glaubte, wenn ſie als Regenten geboren wären, würden ſie eben ſo fähig ſeyn zu regieren, als er. Realität war die erſte Eigenſchaft, die er bey ſeiner Wahl als nothwendig erforderte. Flüchtlinge fanden keinen Eingang, und traf er ja einmahl auf ein Genie, welches bey dieſer übeln Parthie dennoch ſeine guten Seiten hatte, ſo, daß er es nuzen zu können glaubte, ſo gab er ihm den Anſtrich eines Lieblings, hütete ſich aber ſehr wohl, es in Geſchäfte zu vermengen, und etwa durch dumme, flüchtige, unüberlegte Streiche den guten Gang auf der Regierungsbahn zu hemmen.

Am allerwenigſten machten Heuchler ihr Glük. Der Schein der Demuth war nicht vermögend, ihn zu hintergehen. Ofnes unverſteltes Weſen nahm ihn ein. Den kriechenden Schmeichler verachtete er. Sein Hof wimmelte nicht von Scherwenzeln, die auf jeden ſeiner Blike lauerten, um auszuſpähen, in wie weit er ihnen nüzlich werden könte, oder nicht. Wer ſich ihm mit dem freyen ofnen Auge des Unbefangnen näherte, den ſah ſein durchdringendes Auge liebreich an.

Aber den Schein von der Wahrheit zu trennen zu wiſſen, das gehörte dazu um einen ſolchen Schaz von würdigen Männern um ſich her zu haben, wie der alte Herzog hatte. Daher war ſelbſt das Vergnügen bey ihm lehrreich, und er gewöhnte alle, die an der Regierung Antheil nehmen muſsten, daran, ſelbſt in Dingen ihr Vergnügen zu finden, die zum Wohl des Staats abzielten. Ohne dies von ihnen zu begehren, gieng er blos mit dem Beyſpiel voran, und dem Beyſpiele eines ſo groſſen Mannes folgte alles.

Unter den mannichfaltigen Edlen, die ihn umgaben, war Herr von Beliwald einer der ausgezeichneteſten. Der Herzog hatte auf dieſen thätigen Mann ſchon ſehr das Auge, als er noch Beyſizer in einem der niedern Gerichte war. Er ſahe, wie unermüdet er zu Werke gieng, alle ſeine Pflichten zu übertreffen, und er bemerkte noch eine andre Eigenſchaft an ihm, die, ſo zweydeutig ſie damahls war, doch einen ganz beſondern Geiſt verrieth, und ganz beſondern Geiſt ſuchte der Herzog zu ergründen und zu nuzen.

Dieſe Eigenſchaft beſtand darin, daß man dem Manne nie auf den Grund ſeiner Handlungen kommen konte. Er enträzelte das Warum des Thuns und des Unterlaſſens niemanden, ſondern er verräzelte es vielmehr iedem, der ihm darauf zu achten ſchien.

Endlich kam es ihm vor, als ob der Herzog ihn bemerke, und anſtatt ſich zu hüten, dieſem geheimnisvollen Weſen Einhalt zu thun, behielt er es vielmehr bey, gab zwar ſeinem Regenten, wie ſeine Pflicht es erforderte von allem, was er von ihm zu wiſſen verlangte, richtige Red und Antwort, lies ſich aber nie über Gründe zur Entſchuldigung oder Rechtfertigung wegen einer ſo oder anders entſchiedenen Sache ein.

Der Herzog drang nicht weiter in ihn, forſchte aber beym Vorſizer des Kollegii nach der ohngefehren Denk- und Lebensart des iungen Mannes, und erfuhr ſo viel Gutes, daß er der Sache tiefer auf den Grund zu kommen, ſich angelegen ſeyn lies.

Der Herzog bediente gewöhnlich gegen einzige Subiekte ſich auch einziger Behandlungen, und da die Stelle eines Oberrevisions-Rechnungs-Rathes eben offen war, ſo erhielt der Vorſizer in Beliwalds Kollegio den Befehl dieſem Beyſizer das Patent zu dieſer Stelle zu überreichen.

Sie war die müſſigſte im ganzen Lande, und gewöhnlich gab man ſie einem, deſſen Alter und lange Dienſte Ruhe erforderten, und der auf Müſſiggang mit Recht Anſpruch machen konte. Der Vorſizer des Gerichts, wo Beliwald arbeitete, war keiner von den weitausſehenden Köpfen, konte alſo unmöglich in die eigentliche Meynung des Regenten einen Blik thun, und da er Beliwald ungern verlor, der ſein fleiſſigſter Arbeiter, und eigentlich ſeine rechte Hand war, ſo rannte er gerade zum Herzog, brachte Klagen und Vorſtellungen an, und ſagte unter andern, Ew. Durchlaucht mögten doch brauchbare Menſchen nicht zu unbrauchbaren umſchaffen.

Meint er das, ſagte der Fürſt lächelnd, ſo geh er nur, und befolge er meine Befehle. Der arme Mann glaubte, der Herzog wäre ungehalten, gieng zitternd zu Beliwald, und brachte dieſem den ihm ſo traurigen und doch in ſeinem Sinn für Herrn von Beliwald ſo fröhlichen Erhebungsbrief.

Dieſer hörte ſeinen Vorgeſezten ganz aus, ohne ihn zu unterbrechen, oder eben ſonderlich zu erſtaunen. Als aber jener mit der traurigen Bemerkung ſchlos, es thäte ihm troz dieſem Glüke leid, einen ſo fähigen Kopf aus ſeinem Kollegio zu verlieren, ſo verſicherte ihm dieſer, daß er nicht hoffe, daß das geſchehen ſolle, daß er ihn im Gegentheil bäte, das Patent dem Herzog wieder zurükzugeben, für die beſondre Gnade zu danken, und ſich die für ihn auszubitten, daß er bleiben dürfe, wo er wäre.

Das kleine alte Mängen erſtaunte über die Dreiſtigkeit und Thorheit des Herrn von Beliwald, wolte ſich kaum überreden laſſen, es ſey Ernſt, und ſtieg noch weit zitternder zum Fürſten aufs Schloß zurük, als er vorher weggegangen war. Mit einer Verlegenheit, die der Regent gleich bemerkte, brachte er das Patent wieder zum Vorſchein. Der Herzog ließ ihn nicht zu Worte kommen, befahl ihm das Siegel zu erbrechen, und nun das Patent dem zu überbringen, deſſen Namen es enthielte. Das Kuvert behielt er ſelbſt an ſich. Die kleine Figur fand mit Erſtaunen den Namen eines alten verdienten Raths, konte ſich das Räzel nicht entziffern, und bekam noch gemeſſenen Befehl nie dieſes Misverſtändniſſes Erwähnung zu thun.

Dem Herrn von Beliwald gieng indeſſen die Sache doch im Kopfe herum. Er ſahe ein, man hatte ihn auf die Probe geſezt, aber Proben der Art ſchienen ihm für einen Fürſten zu gefährlich, und für ſeinen Fürſten zu unbedachtſam.

Es gieng ein ganzer Monat hin, ehe der Herzog mit ihm ſprach. Auf einmahl am Morgen wurde er gerufen um ſchleunig auf dem Schloſſe zu erſcheinen. Etwas aus der Faſſung brachte ihn die eilfertige Art, allein ehe er ins Zimmer trat, hatte er ſich ſchon wieder beruhigt.

Herzog. Er iſt ſtolz, Beliwald, er will ſein Glük nicht aus meinen Händen.

Beliwald. Jhro Durchlaucht, müſſig gehen iſt kein Glük, wenigſtens nicht für mich.

Herzog. Warum iſt ſeine Aufführung ſo geheimnisvoll?

Beliwald. Damit niemand mich kennen ſoll.

Herzog. Der Rechtſchaffene braucht ſich nicht zu ſcheuen. Was fürchtet er?

Beliwald. Daß man meinen Abſichten aufs allgemeine Beſte ſich entgegenſeze. So lange ich den Leuten ein Geheimnis bin, hoffen die Gutdenkenden, ich bin auf ihrer Seite, und die Schlechtdenkenden thun mir nichts, bis ſie ſehen, wohin ich ziele.

Herzog. Er hat recht. Und wie lange will er ſich ſo erhalten?

Beliwald. Das iſt das einzige, was ich ſelbſt Ew. Durchlaucht zu verhehlen wünſche. Sonſt bin ich zu allem bereit.

Herzog. Ich will es wiſſen.

Beliwald. Bis ich Präſident werde.

Herzog. Glük zu. Der Weg iſt lang — Geh er ihn glüklich.

Hiermit entließ der Herzog Beliwald, und dieſer gieng an ſeine Arbeit ohne ſich weiter um etwas zu kümmern. Er that bald dem Lande ſo wichtige Dienſte, daß der Herzog auf ihn reflektirte. Er kam in die Regierung, und erhielt den Beyfall aller ſeiner Zeitgenoſſen. Aber Räzel blieb er.

Das war ohngefehr die Art des Herzogs zu forſchen. Und wann er ſeine Leute ſo fand, wie er

welwolte, ſo wurden ſie ſeine Vertraute. Und wer ſein Vertrauen einmahl hatte, der ſchäzte ſich glücklicher, als wenn er ihm viel Geld gegeben.

Vierte Finſternis.

Auch die Liebe hat Räzel.

Natürlich aber war der Herr auch wieder auſſerordentlich ſtrenge gegen alles, was ihm nicht nach ſeinem Gutdünken einſchlug. Eins dieſer Uebel für ihn, war ſein Sohn, der nunmehr regierende Herzog. Er wolte ſeinen Sohn nicht zu ſeinem Sklaven machen, aber er ſolte auch ſeinen Glanz vermehren helfen. Freylich hatte der Vater in jüngern Jahren anfangs nicht ſehr ſtrenge auf Moralität gehalten, aber bey ſeinem angebohrnen Stolze waren ihm einige unangenehme Zufälle, Folgen der Ausſchweifung, ſo empfindlich geweſen, daß ſie plözlichen und unerſchütterlichen Ernſt hervorgebracht. Er glaubte, bey ſeinem Sohne ſolte eine gleiche Wirkung ſtatt finden, und da irrte er ſich nicht wenig.

zig. Dieſer war ſanftern, nachgebendern, gefälligern Temperaments, hatte nicht den väterlichen Stolz, und war gerade deswegen ſo wenig tadelnswerth, als jener es deswegen geweſen, weil er ihn hatte.

Da ihm die Wege auszuſchweifen anfangs nicht verſchloſſen wurden, ſo ward er bald Freund davon und fühlte bald die Folgen. Der alte Herzog lachte, wie man ihm die Nachricht brachte, und erwartete bald von ſeinem Sohne das Geſtändnis zu hören, er ſey auf einen Weg gekommen, den er nicht wieder betreten würde. Er hörte nichts, ſahe hingegen ganz das Gegentheil. Der Prinz hatte kaum ſich von den Beſchwerden befreyt geſehen, als er wütender als vorher der Neigung zur Wolluſt nachhieng, und bald wurde der Herzog gewahr, daß es ſeine Lieblingsleidenſchaft zu werden anfienge.

Nun wollte er mit allen Kräften dagegen arbeiten, und wie die Beſten fehlen, ſo fehlte auch der alte Herr in der zu genauen Aufſicht über ſeinen Sohn. Zwang legt unſerm Willen immer mehr Reiz an. Der Prinz, je ſchwerer ihm die Ausſchweifungen wurden, deſto mühſamer ſuchte er ſich ihnen zu überlaſſen, und mancher Schritt, der auſſerdem ihm blos vorübergehend anziehend geweſen ſeyn würde, wurde nunmehr zur bleibenden Leidenſchaft.

Der Karakter des Prinzen enthielt nicht eigentlich Beſtändigkeit, aber ſeine Anhänglichkeit konte ſo lange fortwirken, als der Gegenſtand derſelben nach ſeiner ſich gemachten Idee es für ihn blieb. Auch war er gegen genoſſenes Vergnügen dankbar, großmüthig und ſchäzte den Verſtand am ſchönen Geſchlechte.

Unter ſeinen unzählichen Liebſchaften hatte eine gewiſſe Madame Mind, deren Verſtand ſich beſonders auszeichnete, auch einen beſondern Vorzug. Sie war, was man eine erklärte Geliebte nennt, und es machte ihr auch kein Menſch den Vorzug ſtreitig, daß ſie es zu ſeyn verdiente. Auſſer den anziehenden körperlichen Vorzügen, war ihr Geiſt heiter und lebhaft, ihr Verſtand durchdringend und ſchnell überſchauend.

Wie der Prinz ihr zuerſt Liebe entdekte, war ſie ſchon verliebt in ihm. Aber dies war nicht blos buhleriſche Liebe. Es war Neigung, die feſt gewurzelt hatte. Es war Neigung, die darauf ausgieng, den Prinzen ſich eigen zu machen. Daß ſie ihn für ſich allein feſſeln wolte, das fiel ihr, als einem Weibe von Kopf nicht ein, allein, ſie wolte die Führerin ſeines Herzens werden. Sie verband die zärtlichſte Liebe mit der zärtlichſten Sorgfalt für ihren Gegenſtand. Des Prinzen Aufmerkſamkeit auf ſie hatte ſie ſchon ſeit geraumer Zeit bemerkt, allein ſie war ihm ausgewichen. Das war der Prinz bisher noch wenig gewohnt geweſen. Mit ofnen Armen kam man ihm allenthalben entgegen. Eine thats aus Liebe zum ſchönen Mann — die andere liebte ſein Geld, die dritte mochte es ſich zur Ehre des Prinzen Buhlerin geweſen zu ſeyn. Bey dem ſo ziemlich allgemeinen Verderben des weiblichen Geſchlechts war es kein Wunder, daß was nur ſchön in der Reſidenz war, ſich ihm näherte.

Und Madame Mind zog ſich zurük. Warum das? war die Frage, die in des Prinzen Herzen aufſtieg, und ſie verlies ihn nicht, ſo lange Madame Mind zurükhaltend gegen ihn war. Er wuſte nicht, daß es ihr eben ſo viel koſtete, ihn zu meiden, als ihm, ſie immer fruchtlos zu ſehen. Sie wußte ſich ſogar einigen Geſandſchaften, die er an ſie ſchikte, äuſſerſt ſchlau zu entziehen, und war glüklich genug jedesmahl die Leute zu errathen, die dazu angeſtellt waren.

Endlich hintergieng ſie doch einer. Der Sohn des nehmlichen Herrn von Beliwald, deſſen wir eben Erwähnung gethan, nahm die Mühe über ſich, mit ihr vom Prinzen zu reden, und ſeinen Antrag ihr bekant zu machen. Da dieſer wußte, wie ſie andern ausgewichen, ſo ergrif er einen andern Weg, und der beſtand darin, daß er ſelbſt nach ihr zu ſeufzen ſchien. Dergleichen Anfälle waren der Madam nichts neues, und ſie blikte ſeit einer gewiſſen Zeit über Herren, die ſich das merken lieſſen, mit einer Art von Grandezza weg, die zwar keine Spur von Verachtung oder beleidigendem Stolze ſehen lies, dennoch aber ſehr deutlich ihnen zu verſtehen gab, ſie müßten blind ſeyn, wenn ſie ihr nicht höhere Gedanken zutrauten.

Indeſſen lies Beliwald ſich dadurch nicht irre machen, und dreiſt drauf los, wagte er es, ſie immer zu verfolgen, immer gleichſam ihr Schatten zu ſeyn, immer ſo zu ſeufzen, daß ſie allein es hören konte, und endlich nahm er ſich die Freyheit ſie um eine geheime Unterredung bitten zu laſſen. Dieſe wurde angenommen, und zu des Prinzen Erſtaunen traf Beliwalds richtige Prophezeyung, daß es ſo ſeyn würde, ein. Beynahe wäre der Prinz eiferſüchtig geworden, beynahe hätte es Beliwald die Gnade deſſelben gekoſtet, und obgleich er alles anwandte, die Furcht deſſelben zu zerſtreuen, ſo trauete ihm dieſer doch nicht ehr, als bis er von der Dame zurükgekehrt war.

Sie empfieng den Herrn von Beliwald mit einem Anſtande, der würklich ſchon das verrieth, was ſie zu ſeyn ſich vorgenommen, nöthigte ihn ſich niederzulaſſen, und wolte eben mit ziemlich pathetiſchem Tone ihm ſeine Zudringlichkeit verweiſen, als Beliwald ſelbſt alſo anfieng.

Beliwald. Madam! Um jedem Misverſtändniſſe zuvorzukommen, und nicht etwa ein kleines unverdientes Erröthen auf ihre Wangen zu jagen, muß ich ihnen ſagen, daß jede Aeuſſerung, die ich ihnen gethan, daß meine Verfolgungen, meine Dreiſtigkeit, meine Bitte um ein geheimes Gehör, daß dieſes alles keinesweges mich ſelbſt zum Gegenſtande hat.

Dieſe Anrede ſezte Madam Mind würklich in Verlegenheit. Sie wurde jezt in der That roth: denn fühlen mußte ſie wohl, von wem nun die Rede ſeyn würde, und da ſie ſo wenig Blöße als möglich geben wolte, da ſie den Ton der großen Welt ſchon verſtand, ſo entſchloß ſie ſich lieber ſelbſt gleich das Geſpräch auf den rechten Gegenſtand zu leiten, als ſich zu verſtellen.

Madam Mind. Sie haben mich würklich überliſtet, Herr von Beliwald. Ich wolte eigentlich niemanden ſprechen, der vom Prinzen abgeſandt wäre, habe dieſe Abſicht auch bey ihnen nicht vermuthet. Läßt ihr Auftrag ihnen zu, zu ſchweigen, und können ſie mich nicht geſehen haben, ſo bitte ich ſie darum.

Beliwald. Das iſt platterdings unmöglich. Der Prinz weis ſchon, daß ich bey ihnen bin, und hätte ich für mich nur den zehnten Theil deſſen gethan, was ich für ihn in Anſehung ihrer that, wir wären lange Feinde. Auch, Madam, iſts einem, der ſie genauer und mit andern Augen beobachtet, als der Prinz, nicht ſchwer, zu ſehen, daß ſie ihn lieben.

Madam Mind. Alſo das Läugnen bey Seite. Sie ſollen recht haben, und habens auch. Aber eben ſo tief bliken ſie auch einmal dahinein, daß man nicht wohl den Prinzen lieben kan, wenn man mehr als wütende Leidenſchaft befriedigen will, wenn man auf wahre Liebe Anſprüche machen mögte.

Beliwald. Wie ſo? Madam, ich verſtehe das nicht ganz.

Madam Mind. Soll ichs denn ſo deutlich ſagen? Der Prinz liebt die halbe Stadt, und bey weitem den ſchlechtern Theil derſelben.

Beliwald. Madam! Sie reden ein wenig dreiſt.

Madam Mind. Gerade ſo, wie ich zum Prinzen ſelbſt reden würde. Ich glaube in Angelegenheiten, die Liebe und Herz betreffen: denn daß ich mich blos auf Wolluſt einlaſſen würde, werden ſie ſelbſt mir nicht zutrauen, findet keine Zurükhaltung ſtatt. Oder glauben ſie, der Prinz, der Damen liebt, könne es einer Frau, die er ſelbſt ſchön findet,

det, übelnehmen, wenn ſie ihn durch ein freymüthiges Bekentnis den Händen der gemeinen Dirnen entriſſen wünſcht?

Beliwald. Wenigſtens mögte ich es nicht über mich nehmen, ihm dieſen Vertrag zu machen. Selbſt in ihrem Namen nicht, Madam. Uebrigens mag ich ihr Projekt nicht tadeln, da es ſo beſchaffen iſt. Ich billige es ſogar, und finde es, ſo eigennüzig es auf ihrer Seite auch ſeyn mag, für den Prinzen nicht ſchädlich.

Madam Mind. So helfen ſie es unterſtüzen. In der That Beliwald, ich liebe den Prinzen wie man einen Mann lieben kan, und der Gedanke nur, er könte mich lieben, macht mich ſchon ſeelig, macht, daß ich das ganze übrige Männergeſchlecht vergeſſe, und gerne vergeſſe. Aber ſeine Flüchtigkeit —

Beliwald. Madam! Nichts mehr davon. Ich bin zwiſchen zwey Feuern. Ich kan nicht für, und nicht wider den Prinzen reden. Handeln ſie die Sachen mit ihm ſelbſt ab. Herr von Beliwald wolte ſich nicht länger aufhalten, noch weniger ein Wort weiter verlieren. Es wurde eine Unterredung feſtgeſezt, zugeſtanden, und er entfernte ſich mit dem Verſprechen, ſo lange der Freund der Madam Mind zu bleiben, als der Prinz es ſeyn würde, denn alsdenn, ſagte er, folge ich dem, deſſen Schatten ich bin.

Freylich war dies nicht Sprache des Hofmanns, aber Madam Mind hatte den Hofmann auch nicht aufgefordert, ſondern den Freund, und Herr von Beliwald war noch nicht mit der Mode bekant, Kleider à deux mains zu tragen, und alſo den Hofmann mit dem Freunde, und den Freund mit dem Hofmann zu füttern.

Fünfte Finſternis.

Der Sprung wird nachgeholt.

Wir haben in Anſehung des Herrn von Beliwald, der auf den Präſidenten los arbeitete, einen kleinen Sprung gemacht, über den wir kein gänzliches Stillſchweigen beybehalten können. Wir laſſen geradezu ſeinen Sohn auftreten, da er uns kaum als junger Menſch noch bekant geworden.

Herr von Beliwald hatte in den Jahren, die dazwiſchen waren, einen faſt unerreichbaren Fleiß gezeigt, war bald ſo weit gekommen, daß der Herzog eine Wohlthat der andern folgen, eine Belohnung die andre jagen lies, um dieſen treuen Diener immer feſter an ſich zu ketten. Er hatte beſonders in verſchiedenen traurigen Jahren, in denen der Herzog abweſend ſeyn mußte, um gegen die Feinde ſeiner Staaten zu kämpfen, mit weiſen Einrichtungen das Land ſo erhalten, daß es immer troz den Bedrükungen, die Kriege nothwendig machen, ſeinen Herrn noch unterſtüzen konte.

Nach dieſen geendeten Unruhen hatte der Herzog ſelbſt ihm den Rath gegeben, ſich zu verheyrathen und in Ruhe zu ſezen, nicht um aufzuhören zu arbeiten, ſondern durch ſtilles Nachdenken noch wirkſamer zu werden: denn er behielt alle ſeine Poſten bey, nur daß ihm Theilnehmer der Arbeit gegeben wurden.

In ſeiner Ehe war er unglüklich genug, nur einen Sohn und eine Tochter zu zeigen, unglüklich,

lich, weil die Liebe des Vaters und der Mutter dadurch nur einen Gegenſtand erhielten, und beyde von ihnen verzärtelt worden.

Nanny von Bellwald, war um acht Jahr jünger, als Friz, und alſo zu der Zeit da dieſer ſeine erſten Rollen mit dem Prinzen ſpielte, noch Kind. Sie war durch ihr ſpäteres Erſcheinen gewiſſermaaſſen noch glüklicher als der Sohn: denn dieſer hatte erſt acht Jahre lang der Verzärtelung von beyden Seiten unterlegen, und ſie empfing izt zwar die ganze Lage von der Mutter im verſtärktern, vom Vater aber auch in einem weit geringern Grade.

Frizens Bekantſchaft mit dem Prinzen war nicht ganz von Jugend auf geweſen: denn damahls war des Vaters Rang noch nicht ſo, daß er hätte Anſprüche auf den genauern Umgang mit dem herzoglichen Hauſe machen können. Auch war der Prinz ſehr lange Zeit unter Weiberhänden, und kam aus dieſen in eine ziemlich ſtrenge Aufſicht eines biedern Mannes, der viele Wege einſchlagen muſte, ehe er hinter die eigentlichen, durch Weiberliſt verſteckten Grundlagen der Geſinnungen ſeines Zöglings kam, endlich aber doch Sanftmuth und gutes Herz als zu benuzende Eigenſchaften fand. Auch würde vielleicht dieſer ſein Lehrer ihm nie in Ausſchweifungen Willen gelaſſen haben, wenn nicht der alte Herzog dieſe Freyheit ausdrüklich gebilligt hätte. So war der Prinz ohngefähr 20 und Beliwald 18 Jahr alt, als das Abentheuer mit der Mind beſtanden wurde, und zwey Jahr hatte der Prinz ſchon vorher in einer Lebensart zugebracht, die ihm zugelaſſen zu haben, der Vater nunmehr bereuete.

In dieſe Epoche, nur etwas ſpäter, fiel die Begebenheit, die den alten Beliwald beynahe gänzlich hätte ſtürzen können, von welcher wir weiter unten reden werden, vorläufig aber ſo viel von ihrem Ausgange ſagen können, daß es dem beſtimten Opfer dadurch glükte, Präſident zu werden.

Fünfte Aufklärung.

Prinzen haben auch Leib und Seele.

Beliwald hatte dem Prinzen kaum die Nachricht gebracht, daß Madam Mind ihn ſprechen wolte, als dieſer ihm um den Hals fiel, ſeinen beſten einzigen Freund ihn nannte, ihm jede Härte, mit welcher er vorher ihn in Verdacht gehabt hatte, abbat, und dieſe zu Stande gebrachte Sache, als den Bund erklärte, der nun auf immer ſie mit einander vereinigen ſollte.

Wolte Gott, ſagte Beliwald, ſie ſprächen wahr, mein Prinz. Aber glauben ſie nur nicht, daß ſie ſchon alles überſtanden haben. Ich wenigſtens will ihnen mit keiner ſchnellen Eroberung ſchmeicheln. Madam Mind ſcheint mehr zu wollen, als daß ſie ſie lieben, ſcheint Prätenſionen zu machen, die vielleicht mit ihrem Temperamente nicht ganz harmoniren.

Der Prinz frug, ob Beliwald Verſtand an ihr bemerkt hätte, und da dieſes mit einer ſehr anſehnlichen Bejahung beantwortet wurde, ſo gab er doppelte Freude darüber zu erkennen, ſein Vertrauter hingegen Verwunderung und Erſtaunen.

Der Prinz ſahe dem ſtummen Spiele der Verlegenheit ſeines Freundes ein wenig zu, weil es ihn ergözte, hernach ſagte er:

Können ſie denn glauben, Beliwald, daß, wenn ſchon phyſiſches Bedürfnis mich am Wechſel bindet, ich nicht auch Augenblike habe, wo Unterhaltung eines Weibes mir ſeeligeres Gefühl iſt? Die Seele hat auch ihre Bedürfniſſe. Nicht eben weil ſie ſo viel Macht über uns hätte, wie Körper, ſondern deswegen, weil ſie den Reiz deſſelben, wenn er erſchlaft iſt, erneuert.

Beliwald erwiederte hierauf nichts. Der Prinz ſchwieg auch. Der Tag der Zuſammenkunft näherte ſich. Der Prinz konte kaum die beſtimte Stunde erwarten, er flog, da ſie ſchlug, mehr als er gieng, und war troz dem ſtrengſten Galop ſeines Poſtzuges ſeiner Meinung nach, noch immer zu ſpät an Ort und Stelle.

Zweytes Licht.

Phyſiſcher Ausguß von Wonne.

Es war eins der ſchönſten Sommerhäuſer, in dem Madam Mind die Zuſammenkunft beſtimt hatte.

Sie hatte es von dem Beſizer deſſelben, expreß zu dieſem Auftritte gemiethet. Der Eingang dahin, war durch einen langen dunkeln Ulmengang, durch welchen man nicht fahren konte, ſondern der Weg mußte zu Fuß gemacht werden, und gab dem Durchgehenden zu allerhand Gedanken Anlaß, wenn er nur irgend dazu geneigt war, die eben nicht fähig waren, zur Liebe zu ſtimmen. Aber dann empfing einen auch, ehe man noch ins Gebäude trat, ein ſchöner ofner freyer Plaz, der mit Raſen bedekt, mit natürlichen Heken beſezt, und durch beyde ſo liebevoll ſchattirt war, daß man aus dem ſchwärmeriſchen Düſtern der Seele ſich ſehr leicht ins Anmuthige, Wonnevolle derſelben verlor, doch ohne ausſchweifende Ideen zu erregen, ohne den geringſten wolluſtwirkenden Anſtrich.

Hier noch ſtand der Tempel der Freundſchaft mitten inne. Die merkwürdigſten Scenen der Freundſchaft waren da in Marmor vereinigt, und wen nicht überſpante Leidenſchaft rief, der blieb gewiß ſtehen, um dieſen von jedem Menſchen ſicher einmahl gefühltem Wonnegefühl ſein Andenken zu ſchenken.

Der Prinz flog durch den Ulmengang, und gieng vor dem Tempel vorüber ohne ihn anzubliken. Man glaube nicht, daß dieſes erſte Phänomen der Madam Mind entgieng. Ungeſehen lauſchte ſie an einem Fenſter. Man glaube noch weniger, daß ihr dieſer Anblik unangenehm war. Sie freute ſich von ganzem Herzen: denn wenn dieſe Gegenſtände den guten Prinzen anhalten konten, dann war ſeine Liebe nicht, die ſie ſich wünſchte, dann war der größere Theil ihrer Hofnungen und ihrer Freuden zertrümmert, dann war ſie nur halb befriedigt. So überſtrömte ſie Wonne. Er liebt mich, er liebt mich, rief ſie ihrem Herzen leiſe zu. Meine Wünſche werden erfüllt werden, er wird mein ſeyn.

Nun ſprang ſie hervor, um auf der Treppe den Abgott ihres Herzens zu empfangen, aber nicht froh erſchien ſie vor ihm, nicht ſo heiter, wie ſie allein es geweſen. Sie nahm eine ernſte Stimme an: denn Ernſt gehörte zu ihrem Vorhaben.

Der Prinz ſahe ſie kaum, als er auf ſie zuflog, ſie in ſeine Arme ſchloß, und ihr den feurigſten Kuß gab, den ſie in ſeiner ganzen Wirkung fühlte, aber nicht wagen durfte, ſo wieder zu geben, wie ſie es gern gethan hätte.

Sie haben mich ſchlimm überraſcht, Prinz, ſagte ſie; es iſt viel Liebe in ihrem Empfang, aber ſo geſpannte Leidenſchaft läßt wenig für die Zukunft hoffen.

Der Prinz ſolte hierauf vorbereitet ſeyn, aber er war es nicht. So wenig Ulmengang und Freundſchaftstempel ihm etwas angiengen, ſo wenig lag die Zukunft in dem Plan ſeiner jezigen Empfindungen. Die Mind war ſeine Gegenwart, und die Gegenwart ſein Himmel. Auch ſagte er es ihr gleich. Liebes Weib, waren ſeine Worte, was kan ich dafür, daß du ſo reizend biſt, was ich dafür, daß mein Temperament ſo wild iſt. Elend bin ich, wenn du nicht den ganzen Zauber der Liebe über mich verbreiteſt. Laß dieſen Ernſt fahren. Deiner Schönheit kleidet er übel.

Die Mind hatte alles überlegt, was er ihr würde ſagen können. Auch dieſes war ihr nicht entgangen. Sie war auch darauf vorbereitet. Mein Prinz, mein angebeteter Prinz, ſagte ſie, will mich unglüklich machen. Aber ich liebe ihn, ich kan ihm nicht widerſtehen. Er mache aus mir, was er will. Doch laſſen ſie mich mein Gebieter in jeder Art, mich wenigſtens erſt etwas von dieſen Schreken erholen, damit ich nicht betäubt und fühllos die Gröſſe meines Glüks empfinde, um hernach deſto tiefer mein Unglük zu fühlen.

Prinz. Was träumen ſie von Unglük? Wo läge die Möglichkeit dazu?

Madam Mind. Weg davon, mein Prinz, weg mit allen Unterſuchungen. Sie könten einen ſchreklichen Ausgang haben. Kommen ſie mit mir —

Sie drükte jezt dem ganz entzükten Prinzen einen Kuß auf den Mund, um den ihn der Gott des Donners beneidet haben würde, wenn er in den Zeiten ſeiner Abentheuer gegeben worden wäre. Hingeſunken in Liebeſchmachten, voll körperlicher Begierde, und doch in der Seele eben ſo wonnereichen Gefühls, lies er ſich führen, wohin ſie wolte.

Der Garten war der Ort, wo ſie ſeine Wonne aufs höchſte zu ſpannen ſich vorgenommen. Obgleich bey der Anlage deſſelben man wohl nicht auf ein ſolches Tete a tete darin gedacht hatte, ſo hatte er doch ſo viel Idealiſches, was wollüſtiges Begehren regte, was den Sinnen Kizel, und dem Gefühl Reiz darbot, daß Madam in ihm eine ſichre Zuflucht für Vergeſſen des erſten Eindruks zu finden glaubte.

Man hatte Gänge ſo geordnet, daß die Sonnenſtralen durchs reflectiren einen vermehrten Grad von Wärme hineinbrachten, die den Körper auflößte, die Pulſe ſchneller jagen, die Säfte ſchneller rennen ließ, den Nervenſaft in ſeinen Gefäſſen ſchwellen und vermehren machte. Für zu lange wäre dies Gefühl ohne Sättigung drükend geweſen, und zu dieſer war freylich keine Gelegenheit vorhanden. Für Gegenmittel dieſes Uebermaaſes war daher durch freye ofne Pläze geſorgt, wo häufiges Sprudeln des Waſſers Kühlung verbreitete, und es gab unter dieſen einige, die es bis zum gelinden Reiz eines Froſtes brachten, der eine der angenehmſten Empfindungen war, und wo, wenn er ſich ins Unangenehme verbreiten wollen, gleich Niſchen in der Nähe waren, in denen wollüſtige Wärme ſie verwechſelte.

Der Prinz fühlte das alles, wenn ſchon nur halb, weil er ganz an den Bliken ſeiner Geliebten hieng, doch genug, um durch die Abwechſelung des Reizes Vermehrung einer Flamme gewahr zu werden, die er ſchon auf der höchſten Stufe geglaubt hatte. Er ſchwebte in einem Nebel von Gefühl, das er noch nicht genoſſen, er glaubte ſich von unſichtbaren Genien umgeben, deren jeder ſeiner Wonne einen neuen Beytrag gab, und ſie zu einem Berge aufthürmte, durch den er ſich durchzuarbeiten, nicht mehr für möglich hielt. Würklich wußte auch Madam Mind, dieſen Angriffen der Natur noch ſo viel Aufmunterndes hinzuzuſezen, daß er, ohne auf der höchſten Stufe der Glükſeeligkeit zu ſeyn, ſchon geſtand, noch nie ſey er von der Liebe ſo überraſcht werden, habe ſie noch nie aus einem ſolchen Geſichtspunkte gekant, und zolle ihr zum erſtenmahle in Vereinigung mit der Seele ſeine Opfer.

Dies Geſtändnis wirkte auch auf das Herz ſeiner Geliebten. Es ſchlug wallender und Röthe ihrer Wangen, Wärme ihres Körpers, Funkeln ihrer Augen gaben deutlich genug zu erkennen, daß auch bey ihr, was in ihr vorgieng, nicht Kunſt wäre, daß Natur den groſſen Sieg über dieſe davon getragen, und ihr Opfer verlange.

Endlich kam man an den Tempel der Liebe. Er lag mitten in einem dichten Haine verſteckt, der ihn den Augen ſo lange entzog bis man davor war. Der erſte Tritt auf die Marmorſtufen, machte die Flügelthüren aufſpringen, und nun trat man in einen Saal, wo alles zur Wolluſt aufforderte. Weibliche und mänliche Schönheiten unter verſchiedenen Geſtalten halb oder gar nicht verhüllt, gaben dem Auge zu ſchaffen. Das Ohr hörte die Melodie des Murmelns der auf allen Seiten rieſelnden Springbrunnen, deren einige wohlriechende Wäſſer in erwärmte Gefäße ſprudelten, und dadurch den Sinn des Geruchs beſchäftigten. Von allen Seiten lachten einladende Sophas den Ruhebedürftigen entgegen, und ſchon hatte der Prinz willens, auf einem derſelben von ſeiner Göttin das Opfer der überſchwenglichſten Wolluſt zu fordern, als durch den Tritt auf eine Feder ſie ihn durch Eröffnung eines Kabinets überraſchte, in dem Amor und Pſyche auf einem blendendpurpurnen Bette, ganz wie Mutter Natur ſie geſchaffen, ſchlieſen. Sie nahm den Prinzen bei der Hand und führte ihn zu dem betrüglichen Kunſtſtük, welches ſich immer mehr verlor, je näher ſie kamen: denn die geſchikte Hand der Stikerin hatte hier ſo künſtlich gewebt, daß nur der Seitenblik den Proſpekt gewährte, damit Liebende ſich nähernd ihn ſelbſt erſezen mögten.

Nach dem Eintritt beyder in dieſes Kabinet ſchloß ſich die Thür, und läßt ſich ſchon denken, in welcher Wonne die Zeit dort verfloſſen, ſo läßt ſichs doch nicht als Augenzeuge beweiſen. Wer liebt nicht einen Schleyer, wenn die Liebe ihn beglükt. Leſer! ſey beſcheiden — auch der Dichter ſoll es ſeyn.

Und dann! — giebt es Lichter verſchiedener Gattungen. Man wundre ſich alſo nicht, dieſes von dem vorigen ſo verſchieden zu finden.

Sechſte Finſternis.

Ein etwas hämiſches Dunkel.

Der alte Beliwald ſtand nur noch eine Stufe vom Ziel, welches er ſich geſezt hatte. Jede Ausſicht ſie zu erreichen eröfnete ſich ihm. Auch trachtete er nicht mit einer Begierde darnach, die ſo merklich geweſen, daß man ihm das Ambiren dieſer Stelle auf dem Kopf hätte ſchuld geben können. Er hatte aber doch gewiſſermaaſſen einen Stolz darin geſezt, ſeinem Regenten zeigen zu können, er wäre im Stande auszuführen, was er einmahl geſagt. Auch der Herzog ſahe mit Verwunderung all den Fortſchritten zu, und ſo ſehr er ſie auch unbemerkt aufmunterte, ſo war er doch überzeugt, Beliwald arbeite nicht dieſer Wohlthaten wegen, ſondern aus dem erſten Zweke des allgemeinen Beſten, und aus dem zweyten ſeines eignen Ruhms. Der Mann hatte das genaueſte Vertrauen des Herzogs, und war, wie die Folge zeigen wird, täglich bey ihm, und dennoch hatte der Fürſt nie weder gegen ihn ſelbſt noch gegen einen andern jener Unterredung gedacht, die er ehedem mit ihm gehabt hatte.

Beliwalds ganzer Karakter war auch die Zeit über, auſſer dem Herzoge jedem andern Menſchen ein Räzel geblieben. Das allgemeine Urtheil von ihm lautete ſo, daß er ein wankelmüthiger launenreicher Menſch wäre, deſſen Vorzug darin beſtände, daß das Glük ihm alles, was er unternähme zum Beſten gedeihen lieſſe, daß es ſeine Thorheiten allemahl zu verdeken, und ſein Gutes glänzen zu machen wiſſe. Weil er gefällig war, wo er gefällig ſeyn konte, ſo ſagte man, er ſey ein unſchädliches Geſchöpf und bemühete ſich auch aus dem Grunde nicht, ihm irgend etwas zu hintertreiben, was er unternahm, beſonders da er aus ſeinen eignen Unternehmungen, den übrigen allen Nuzen ziehen ließ, den ſie ohne ſeinen Schaden daraus ziehen konten. Wenn er ja einmahl etwas abſchlagen muſte, ſo geſchahe es zwar ſehr troken, allein dann wurde es auf ſeine Laune geſchrieben, und da er verſchiedenemahl Gelegenheit gehabt hatte, durch irgend einen andern Zufall dergleichen wieder gut zu machen, ſo hofte jeder darauf, daß das bey ihm auch einmahl der Fall ſeyn würde, und ſo war niemand ſein Feind, wenn ſchon auch niemand eigentlich ſein Freund genant werden konte.

Herr von Bellwald war ſo frühzeitig in das Kollegium der Landesregierung gekommen, daß er ſchon ſeit geraumer Zeit der erſte Rath war, und zween hinter ſich gehabt hatte, die an Jahren weit älter als er, und deren einer ſchon der Präſidentenſtelle eines andern Collegii vorgeſtanden. Dieſer alte verdiente Mann wurde ihm vorgezogen, wie die Präſidentenſtelle ſeines Collegii vakant wurde, und Bellwald murrte nicht allein nicht dazu, ſondern es war ihm im Herzen würklich angenehm, und er wünſchte ſeinem neuen Vorgeſezten von ganzer Seele Glük. Seine Kollegen, die geglaubt hatten, er würde darüber rege werden, wenigſtens ſich es merken laſſen, daß ihm das Ding verdrüſſe, um künftigen Verſuchen vorzubeugen, hielten ihn für einen Schaafskopf, glaubten, der Herzog hielte ihn eben auch dafür, und machten ſich Rechnung, ſie würden alle einer nach dem andern ihn überſpringen.

Einige Jahre nach dieſem Zufall, den der Herzog gegen Beliwald gar nicht in Erwähnung brachte, weil in Anſehung des Alters und der Verdienſte jenes Mannes ihm kein Unrecht geſchehen war, verlor der zeitige Präſident ſehr an Geiſtesſtärke, und es fielen einige Dinge vor, die wenigſtens die Möglichkeit muthmaaſſen lieſſen, man würde ihm wohl einen Vicepräſidenten an die Seite ſezen müſſen.

In einer der launigen Stunden des Herzogs war es, wo er einem ſeiner Generale das ganze mit Beliwald gehabte Geſpräch erzählte, und zugleich merken lies, daß er ihn für den geſchikteſten zur Adjunktur hielt. Der General, dem dieſes nicht verboten war, ſagte es im Vertrauen einem der Regierungsräthe, und dieſer der nach Beliwald der zweyte war, und gerade am wenigſten dieſen Feind ſeiner einſtigen Erhebung gefürchtet hatte, warf in der Minute einen Blik auf all die vergangenen Lebensjahre Beliwalds, und ſahe nun in ihm den feinſten Hofmann — den, der ſie alle hinters Licht geführt, der durch ihre eigne Mitwirkung ſo manches durchgeſezt hatte, was man blos auf ſeine Rechzung geſchaden. Gegen den General, der auf des Regenten und Belimalds Seite war, verſtellte ſich der Rath, aber kaum war er ſeiner ſelbſt mächtig, als er eine geheime Zuſammenkunft mit allen übrigen Räthen veranſtaltete, und in dieſer wurde nach gemachtem Vortrage, einmüthig votirt, man müſſe dieſe Schlange, die man in ſeinem Buſen genährt, dieſen ſo heimlich ſtechenden Skorpion auszubeiſſen ſuchen.

Nachdem dies Opfer beſchloſſen war, wurde die feinſte Intrique ausgeheckt. Der alte ſchwache Präſident muſte zum Stichblatt dienen. Zu dieſem verfügte man ſich in Korpore, erzählte nicht allein, was man wuſte, ſondern ſezte auch noch hinzu was man wiſſen wolte, nemlich, daß der Präſident in ſpe ſich habe verlauten laſſen, ſey er nur einmahl adjungirt, ſo wolle er die Entlaſſung des alten Herrn ſehr bald zu bewirken wiſſen.

Der Präſident, den nur ſein Alter ſchwach machte, und der übrigens einer der ehrwürdigſten und treueſten Diener des Herzogs war, fand es ſehr ſchmerzhaft von jemanden, den er für einen ehrlichen Mann gehalten, immer ſo behandelt hatte, und von ihm ſo behandelt zu werden, geglaubt, nun ſo ſchreklich hintergangen zu werden, und fand es doch noch ſchmerzhafter, daß er ſich in eine Intrique einlaſſen ſolte, da er ſein ganzes Leben hindurch keiner ſich zu unterziehen nöthig gehabt. Indeſſen ſezte man ihm von allen Seiten ſo ſehr zu, daß er, da ſieben Stimmen wider Beliwald ſprachen, nicht anders glauben konte, als, er müſſe unrecht haben, und ſein Sturz wäre gewis. Er weinte faſt, daß er in ſeinem Alter eine ſolche Beſchimpfung erleben müßte, und da man ihm dann den Vorſchlag that, jenes Ränken zuvorzukommen und beym Regenten ſelbſt um einen Adjunkt ſeiner Geſchäfte anzuhalten, ſo ergriff er dieſen mit Freuden. Zu dieſer Perſon wurde nun der auf Beliwald folgende Rath, der zweyte ältere als er erkieſet. Es wurde jedem ein unverbrüchliches Stillſchweigen auferlegt, und der alte Präſident ſolte ſogleich ein Zirkular umhergeben laſſen, und die Einſtimmung aller Räthe zu ſeinem Geſuch vorher verlangen. Man zweifelte keinen Augenblik, daß Beliwald ſie abſchlagen würde, wann er ſelbſt darauf gerechnet.

und das wär freylich vors erſte ſchon genug, um ihn dem Herzoge verdächtig zu machen.

Beliwald, ganz unbekant mit allem was vorgefallen war, erhielt das Zirkulare des Präſidenten zuerſt — und zum erſtenmahle erſtaunte er. Auch er hatte dieſen Greis für den biederſten Mann gehalten, und wenn ſchon er ihm ſelbſt dieſen Schritt hätte vergeben können, ſo fand er es doch beleidigend, daß ihm als dem, der die nächſten Anſprüche hatte, gerade zuerſt, ſeine Uebergehung berichtet wurde. Zugleich ſtieg der Gedanke auf, man möge ihm vielleicht in eine Karte gekukt haben, die er zu unvorſichtig ſehen laſſen, und er könte Feinde haben, wo er keine vermuthet. Er hielt für rathſam, die ſämtlichen Herren auf die Probe zu ſezen, und ſchrieb alſo an den Plaz der Beyſtimmung, er erwarte in der Lage, in welcher er ſich befände, würde man ihm freyſtellen zulezt zu reden.

So gieng die Schrift an den, der eigentlich erhoben werden ſolte. Dieſer votirte laut Abrede auf Beliwald, dankte indeſſen für das Zutrauen des Präſidenten, und ſezte hinzu, wenn die meiſten Stimmen ihn wählten, und der Rath Beliwald ihm ſeine Freundſchaft deswegen nicht entziehen wolte, ſo würde er dankbarlich es annehmen.

Natürlich waren die Stimmen aller ſechs übrigen für ihn, und jezt gieng es an Beliwald zurük. Der erſtaunte nicht wenig. So hab ich mich denn würklich geirrt, ſprach er, da ich glaubte keine Feinde zu haben, und habe ſie ſo fürchterlich nahe um mich her. Auch nicht einen Freund? Hab ich mich denn ſelbſt verrathen, oder wer muß mich verrathen haben? Oder ſoll dies wieder eine Prüfung des Herzogs ſeyn, wie ſo vielmahl ſchon der Fall war?

Ja, fuhr er ganz niedergeſchlagen fort, wer nun aushalten konte! Gern thät ich es. Was verſchlüge mich es, ob noch einer vor mir zu dieſer Stelle gelangte, oder ich ſogleich? Aber hier fordern Gewiſſen, Gerechtigkeitsliebe Weigerung. Oder ſolte ichs thun? Solte ich wohl ſtark genug ſeyn, den Damm zu bauen, daß der Strom der Ungerechtigkeit nicht durchriſſe? Nein, Beliwald, dazu biſt du nicht ſtark genug.

„Troz den ſechs Stimmen, die man dem Herrn „Rath von Mörbenhauſen gegeben, ſehe ich mich „genöthigt, die meinige, wenn ſie etwas bey der

„Sache ändern kann, zu verſagen. Ich willige „alſo nicht ein.“

Das waren die Worte, die Beliwald mit feſtem geſezten Geiſte niederſchrieb, die Worte über die ſeine Feinde jubelten, und die dem Herzog im Vortrage der ganzen Sache auch mit vorgelegt wurden.

Sechſte Aufklärung.

Löſung des Räzels der Liebe.

Der Prinz trat izt mit Madam Mind aus der Grotte der Liebe hervor. Er hatte einen Arm um ſie geſchlungen, er hing an ihren Bliken, er ſog Leben aus ihren Zügen, aus ihrem Buſen. Noch nie war Atmosſphäre um ein weibliches Geſchöpf her, ihm ſo wonnereich geweſen. Er hatte wirklich die Wolluſt in Begleitung aller ihrer delikatern Gefährtinnen geſchmekt, ſie hatte ihn nicht geſättigt, er war nicht ermattet, nicht erſchöpft. Ihn ekelte die Liebe nicht an, wie ſie es wohl im Gefühl des Uebergenuſſes zu thun pflegt.

Madam Mind zog ihn auf ein Sopha, lehnte ihr ſchönes Geſicht an ſeinen halb offenen Buſen, blikte mit getheilten feurigen und ſchmachtenden Blikken zu ihm hinauf, und ein Thränenſtrom entquoll ihren Augen.

Was iſt das? rief der Prinz auſſer ſich, wolte aufſpringen, aber die reizende Lage dieſer Venus neuerer Zeiten war ihm erſt im Wege, und bald zu ſüß, um ſich von ihr trennen zu können.

Was iſt das? rief er alſo noch einmahl, und drukte einen Kuß auf das naſſe himmelwärts gerichtete Auge. Warum weinen ſie, holder Engel?

O mein Prinz, antwortete ſie, ganz aus Herz und Seele heraus, es ſind gemiſchte Thränen — Thränen der Wonne, und Thränen des Schmerzes. Beyde müſſen ſich vereinigen. Der Gedanke ſie zu beſizen, lokt die erſtern, die Furcht ſie zu verlieren, die zweyten hervor.

Ja, fuhr ſie fort, richtete ſich auf, troknete die Thränen, und ſahe ihm feſt in die Augen, ja Prinz, ſie haben mich ſchön überraſcht — aber ſelbſt ſo ſchön überraſcht ſeyn, wolte ich nicht. Glauben ſie mir, es war mein feſter Vorſaz, daß ſie nie meine

Liebe erreichen ſolten. Ich wolte die meinige ſtill tragen, und ſie mich verzehren laſſen. Das wußte ich, daß ich ihnen nicht würde widerſtehen können. Ich habe mich geopfert — ich habe gegeben, was ich hatte, Fülle des Gefühls. O ich fürchte, ich bin zu freygebig geweſen.

Zum erſtenmahle in ſeinem Leben war der Prinz vor einem weiblichen Geſchöpf in Verlegenheit. Nach einer kleinen ängſtlichen Pauſe frug er: Was kan ich, was ſoll ich thun, um ſie zu beruhigen?

Nichts jezt verſprechen, antwortete ſie raſch, und dann deſto mehr halten.

„So ſagen ſie mir doch wenigſtens, welch ein Kummer drükt ſie denn?

Prinz, ſagte die Mind mit einer Miene voll Wahrheit, ich wolte ſie keinen Augenblik auf eine Seeligkeit warten laſſen, die in meiner Macht ſtand. Die kluge Frau hätte anders gehandelt, hätte gewartet, ihnen etwas zuzugeſtehen, bis ihr Endzwek erreicht geweſen wäre. Aber unſre Zweke, wenn wir Prinzen lieben, ſind ſo ſehr verſchieden, daß die Gabe und der Lohn nicht immer ein Verhältnis ausmachen. Der Lohn, den ich verlange überſteigt die Gabe weit und deswegen wolte ich nicht dieſe höher anſchlagen, als ich ſie halte. Auch das haben ſie wohl ſelbſt gefunden, war ſie mit ſo viel eigennüzigem Antheil gegeben, daß ein großer, wo nicht der gröſte Theil des Genuſſes wieder auf mich zurükfiel. Zu verlangen hätt ich alſo eigentlich ſehr wenig.

„Unbegreifliches Geſchöpf, was willſt du denn haben?

Prinz! Viel — ſehr viel — Ihr Herz, dieſes trefliche Herz verlange ich.

„Das haſt du ſchon, Seelenweib, du haſt es.“

Ernſt ſahe ihn jezt die Mind an. So habe ichs gewis nicht, ſagte ſie. Nein, mein Prinz, ein ſo koſtbares Geſchenk giebt man um keinen ſolchen Preis weg — verſchenkt es nicht ſo leichtſinnig. Was ſie ſagten, das ſind Worte, die ſie in ſolchen genuſſesvollen Augenbliken einer jeden ſagen würden. Ich habe mich betrogen. Ich habe mir zugetrauet mehr über ſie zu vermögen, als jene, die nur Begierden oder Eitelkeit bey ihnen zu befriedigen ſuchen. Ich kan nichts mehr. Ich muß mich ſelbſt unter die Klaſſe der Buhlerinnen zählen.

Ich habe umſonſt ein Vierteljahr durchweint, zu überwinden geſucht all meine innern Antriebe, gedacht, und erdacht den Weg, ihrem Herzen mich nahe zu bringen. Ich bin verloren.

Ein Thränenſtrom ſtürzte aufs neue aus ihren Augen, der den Prinzen ganz aus der Faſſung brachte. Er ſtand auf, gieng einigemahl heſtig im Zimmer auf und nieder, blieb dann vor der leidenden Geſtalt, die ihm noch hundertmahl reizender erſchien, ſtehen, rang mit einem innern Gefühl, welches er noch nie gekant hatte, und warf ſich dann auſſer ſich wieder aufs Sopha bey ihr hin.

Ich habe einſt gehört, ſagte er, Liebe habe ihre Schmerzen, und ich lachte die aus, die mir es ſagten. Solten dieſe das ſeyn, ſo haben ſie wahrhaftig recht. Und gehören ſie dazu, um ernſtlich verliebt zu ſeyn, ſo bin ichs gewis.

Die Mind ſchlang bey dieſen Worten ihre Arme um ſeinen Hals, und drükte ſein Geſicht an ihren heißen, nur mit leichtem Flor bedeckten Buſen. Vergebung dann, mein Prinz, Vergebung, daß ich an dieſen Schmerzen ſchuld war, aber auch Dank-innigen Dank: denn ſie ſind der erſte Beweis, daß ihr Herz nicht gleichgültig gegen mich iſt. Die Theilnehmung an Wolluſt iſt für die Seele nur vorübergehend, ſie giebt rauſchenden entfliehenden Taumel — Eindruk, der ſich wieder durch Elaſtizität verliert. Aber Leiden — o Prinz! wenn Leiden bis zur Seele kommen, dann iſt es gewis, daß ſie erweicht wird — Und nun verbannen ſie alle traurige Ideen. Ich getraue mir noch nicht zu behaupten, daß mein Glük gewis iſt. Der Sprung von der Ausſicht, die ich wirklich auf daſſelbe habe, wäre zu unvorſichtig. Aber dieſe ſehe ich wenigſtens, und das iſt ſchon viel gewonnen.

Der Prinz drükte ſie jezt feſt an ſich. In der That drang ſich alles, was er ſagte, aus ſeinem Herzen: denn in der Extaſe war er noch nicht geweſen. Seine Worte waren kräftig und von wahrem Gefühl begleitet.

Du haſt ein unbegränztes Recht über mich erhalten, ſprach er. Du haſt mich zu rühren gewußt, und das Gefühl iſt mir in vieler Rükſicht theuer. Ich will dir dieſen Augenblik lohnen, nicht wie man einen gedungnen Diener zu lohnen pflegt. Nein, der Lohn, den ich dir ſchenke, ſoll mein Zutrauen ſeyn. Meine Seele ſoll immer offen vor dir liegen, du ſolſt mir Rathgeberin und Freundin ſeyn. Ich glaube, ich habe mehr daran gewonnen, als an deiner Liebe.

So leicht hätte die Mind einen vollkomnen Sieg über den Prinzen ſich nicht gedacht: denn ſie hatte iezt wirklich, was ſie erobern wolte, ſeinen Verſtand.

Sie blieben noch eine ganze Stunde in wonnevoller Unterhaltung zuſammen, ohne den Genuß der Liebe zu erneuern, ein Phänomen, welches beym Prinzen ganz gewis das erſte war, da Sinnlichkeit bisher allemahl noch den Sieg über ihn davongetragen.

Auch ſagte er Beliwald, da er von ihr zurükkam, er habe noch nie ein ſolches Weib gefunden, und Beliwald, der die Karte bey ihr nach ziemlich gewöhnlichem Schlage gemiſcht geglaubt hatte, wunderte ſich nur, daß der Prinz würklich genoſſen hätte: denn das hatte er noch im weiten Felde ſich gedacht.

Sie.

Siebente Aufklärung.

Es iſt nichts ſo fein geſponnen, es kömt endlich an die Sonne.

Der Herzog hatte die Supplik wegen einem zu ernennenden Vicepräſidenten kaum mit einem Blike überſehen, als er ſchon ſehr erſtaunte, daß man einen andern als Belinwald in Vorſchlag gebracht. Er vergas in dem Augenblik, daß die Welt ihn nicht ſo kante, wie er, daß der Rath ſelbſt all ſein Gutes ſo viel möglich verborgen hielt, und daß man es daher auch niemanden verdenken konte, wann er nicht das Zutrauen in ihn ſezte, mit dem der Herzog auf ihn zu bauen Grund hatte.

Aber wie ſehr vermehrte ſich ſein Erſtaunen, als er bey der Zuſtimmung aller übrigen Räthe Belinwalds Namen unter einer abſchlägigen Antwort fand. Es enthüllte ſich ihm für Belinwalds Karakter ein ſo ſchädliches Licht, daß ihm würklich in dem Mann ein Heuchler erſchien.

Das wäre ſchreklich, rief der Herzog aus, wenn ich mich in dem geirrt hätte, und doch iſt der Augenſchein wider ihn, und faſt Gewißheit wider ihn. Will er mich durch ſeine abſchlägige Antwort aufmerkſam machen, daß ich ihn nicht übergehen ſoll, ſo hat er ſich ſehr geirrt.

Es wurde alles hervorgeſucht, was zu Beliwalds Vertheidigung beytragen konte. Allein nichts haftete. Der Fürſt mogte hin und her ſinnen. Es blieb eine ungerechte Handlung. Er wolte indeſſen nicht übereilt zu Werke gehen. Er lies die Sache einige Tage liegen. Beliwald hatte ihm Berichte zu machen. Er erſchien. Der Herzog glaubte in ſeinem Geſichte etwas zu leſen. Es war ſtumm, zeigte auch nicht eine Spur von Veränderung. Bis jezt hatte er immer noch ſein räzelhaftes Verfahren, ſelbſt ſo oft gegen ihn noch ſichtbar, gebilligt, nun wurde es ihm aber auf einmahl zur Laſt.

Beliwald war nicht im geringſten verlegen. Er vermuthete, die ganze Sache rühre vom Herzog ſelbſt her, und geſezt auch, ſie war nicht ſo, ſo hatte er ein gutes Gewiſſen, und konte gelaſſen zuſehen.

ben. Der Herzog war nicht gerade heftigen Temperaments, allein Verſtellung wurde ihm ſchwer. Wie Beliwald ſeine Berichte abgeſtattet, war eine kleine Pauſe, da der Herzog ſonſt gewöhnlich gleich von andern Dingen zu reden anfieng. Er erwartete iezt, iener ſolte anheben, und ſo ſtanden ſie eine ganze Weile. Endlich mußte doch dem Regenten das Spiel ärgerlich werden, und er ſagte:

Hat er mir weiter nichts zu ſagen?

Beliwald. Nichts, Ihro Durchlaucht, wenn Dieſelben keine weitere Befehle zu beſorgen haben ſollten —

Herzog. So geht er. Nun, geh er nur. Er wird doch auch zu den Undankbaren gehören.

Beliwald verneigte ſich, und gieng. Des Fürſten Ausdruk war ihm nicht entgangen, allein er glaubte, der Fürſt habe verlangt, er ſolle um ſeine Beförderung bitten, und das wolte er nicht. Das war ſeine Sache nicht. Verdienſt, glaubte er, bedürfe dieſer Erniedrigung nicht, und habe er nicht das Verdienſt dazu, nun, ſo ſey er auch willens, den Poſten nicht zu erbetteln.

Dem Herzog gieng dies Fortgehen durch die Seele. Wie iſts möglich, dachte er, daß Beliwald ſich einen Undankbaren ſchelten laſſen kan, ohne ſich zu verantworten, ja ohne ſich zu erzürnen?

Jezt ergriff er die Supplik des Präſidenten, und ſchrieb darunter:

„Der Rath Beliwald hat anzugeben, warum er dem Rath von Mörbenhauſen ſeine Stimme verweigert hat, ſodann wird weitere Reſolution erfolgen.“

Der Präſident wußte nicht, was er hieraus nehmen ſolte. Die übrigen Räthe alle frohlokten. Der Herzog ſieht Beliwalds Abſichten ein, ſagten ſie, er wird ſich nicht vertheidigen, keinen andern Grund angeben können, warum er ihn haßt, als den, daß er ihm vorgezogen wird. Die Erinnerung des Regenten wurde Beliwald von ganzen Kollegio aus, mit der Bitte inſinuirt, die Sache nicht aufzuhalten, weil der Präſident wirklich aus Verdruß über ſeine Widerſpenſtigkeit ſich krank befände.

Beliwald hatte dies nicht erwartet. Nach dieſer Aeuſſerung des Herzogs konte er nicht mehr vermuthen, daß die Falle von ihm ſelbſt herrühre. ſondern er ſahe nun den Hinterhalt, der auf ihn gelauert hatte, und hervorgebrochen war, um ihm den Garaus zu machen. Erſchüttern that ihn das nicht: denn er hatte zu redlich gebauet als daß ſein Gebäude einſtürzen ſolte. Aber eines andern Gebäude muſte er einſtürzen, wenn er das ſeinige nicht des Grundpfeilers berauben wolte, und das hatte ihm von jeher weh gethan. Jede Gelegenheit, wo er vermeiden konte, eines andern Unglük zu befördern, ergriff er — nur muſten nicht mehrere darunter leiden, nicht gröſſeres Unheil entſtehen, als er zu verhindern trachtete.

Und das war würklich hier der Fall. Er kante ſeine Leute, und wuſte, Mörbenhauſen war gerade der Mann, der unter allen übrigen verfinſtert daſtand, deſſen eigennützige Abſichten kein Unrecht ſcheueten. Durch ihn war dieſe Laufbahn jezt gehemmet worden, und er konte ſie hemmen, ſo lange er über ihn war. Er hatte auf verborgene Art verhindert oder gut gemacht, was jener verſchlimmern wolte. Mörbenhauſen hatte verſchiedene Warnungsbriefe von unbekanter Hand erhalten, worin ihm begangene Ungerechtigkeiten vorgehalten, und er gewarnt worden war, welche, die er eben auszuüben willens hatte, zu unterlaſſen. Man hatte ihm Beweiſe gegeben, die er nicht verwerfen konte, und Wege gezeigt, die man gehen könte, um ihn unglüklich zu machen. Aber nie hatte er ſelbſt bemerkt, woher dieſe Nachrichten kamen. Dadurch vernichtete Plane machten ihm die Hofnungen jezt Präſident zu werden angenehm, und in den Augenbliken, da man Beliwald das Laſter der Undankbarkeit ſchuld gab, ſann er würklich darauf, wie er den Präſidenten ganz niederdrüken könte, wenn er einmahl die Adjunctur hätte.

Mit ſeiner gewöhnlichen biedern Offenheit wolte Beliwald nicht mehr verhehlen, was ihm ſein Gewiſſen zu entdeken auflegte, und um doch ſo viel als möglich ſeines Nebenmenſchen zu ſchonen, legte er die Antwort auf des Fürſten Anfrage verſiegelt bey, und bat, ſie dem Regenten verſiegelt zu übergeben. Sie lautete:

„Obgleich der Rath von Mörbenhauſen Fähig-
„keit und Routine genug hat, um die Stelle
„eines Präſidenten zu bekleiden, ſo traue ich ihm

„doch nicht den hierzu nöthigen Umfang der
„ſtrengſten Gerechtigkeitsliebe zu, und halte je-
„den unter ihm befindlichen Beyſizer ehr dieſer
„Stelle würdig — ein Geſtändnis, welches nur
„Ew. Durchlaucht Befehl mir entreiſen konte,
„und welches ich nicht zu des Mannes Schaden
„anzuwenden, unterthänigſt bitte, da wir nicht
„alle gleich fehlerfrey ſeyn können.“

Der Herzog las dieſe Erklärung verſchiedene mahl kaltblütig durch. Einer von beyden ſahe er iſt ein Spizbube. Die Unterſuchung: welcher? dürfte mir vielleicht ſehr ſchwer werden. Wäre es Mörbenhauſen, ſo wärs zu verzeihen. Wärs aber Baliwald — hätte er den Heuchler ſo weit getrieben, daß er nicht allein jenen verdächtig machen, daß er ſogar um mich zu hintergehen, andere jüngere vorſchlagen konte, weil er wohl weis, ich würde ihm dieſe nicht verziehen — wär es ſeine Kabale, daß er mich bittet, dem, der ſich vergangen, den Fehler nicht ſo hoch anzurechnen, dann — ja dann müßte ich einmahl ein Exempel ſtatuiren.

Der Herzog lies die Sache wieder vier Wochen liegen, und jedermann wunderte ſich darüber.

Er war mit Beliwald oft zuſammen, aber den vertraulichen Ton hatte er abgebrochen. Es gieng dieſem in der That nahe, ſeines Fürſten Zutrauen verloren zu haben, aber daß es unverdient geſchehen war, das tröſtete ihn.

Nachdem der Herzog auf keine Art eine Spur in der Sache bekommen zu können überzeugt war, weil Beliwald zu hartſinnig war, ſich zu öfnen, und die übrigen zu vorſichtig ihre Pläne merken zu laſſen, ſo ergriff er den Weg, jeden Rath des Kollegii, und zuerſt den Präſidenten beſonders vorzunehmen, und auf ihr Gewiſſen ſie zu befragen, ob ſie jemahls eine Ungerechtigkeit von ihrem Kollegen begangen bemerkt, oder den Verdacht hätten, daß er wohl dergleichen begehen könte? Alle, die den Ernſt des Herzogs kanten, wenn er ernſtlich ſprach, ſezten Ehre und alles zum Pfande, daß ſie nie dergleichen wahrgenommen, ihn auch für den redlichſten Mann hielten.

Wenn das wahr iſt, ſagte der Herzog, ſo haben ſie auch einen ſehr groſſen Böſewicht unter ſich, denn Verläumdung iſt das ſchwärzeſte aller Laſter, und Beliwald hat mir dieſen Mann ſchwarz gemahlt.

mahlt. Alle unterlieſen nicht die Vermuthung zu äuſſern, daß der Grund davon in der vereitelten Hofnung liegen würde, ſelbſt dieſen Poſten zu erhalten, und keiner ermangelte hinzuzuſezen, daß dieſe Schwachheit eine Uebereilung wäre, die man ihm leicht verzeyhen könte.

Ich wünſchte lieber, daß keiner ſo dächte, ſagte der Herzog, ſo hätte ich beßre Räthe, und entlies ſie mit dieſer Ermahnung, die alle ſehr erſchütterte.

Indeſſen war ihm doch zu ſeinem Leidweſen Beliwalds Karakter nun offenbar, und nicht gleichgültig, daß ſeine erſte beſte Hofnung für das zukünftige Glük ſeiner Unterthanen verloren gegangen. Wenn ich nur nicht, ſagte er zu ſich ſelbſt, noch ſein eignes Geſtändnis brauchte, ihn nicht noch einmahl ſehen und ſprechen müßte — aber um der Gerechtigkeit willen, iſt das nothwendig.

Den Nachmittag kam Beliwald. Der Herzog gab ihm die Papiere, die er brachte, zurük.

Herzog. Das hat Zeit. Er hat mir von Mörbenhauſens Ungerechtigkeiten geſchrieben.

Beliwald. Wie es meine Pflicht erforderte, Ew. Durchlaucht.

Herzog. Es iſt nicht genug jemanden verdächtig zu machen. Hat er Beweiſe?

Beliwald. Wie würd ich ohne dieſe einen ſolchen Schritt wagen.

Herzog. Hüte er ſich. Ich werde ſcharf drauf achten. Er läuft ſehr Gefahr. Wenn werde ich ſie erhalten.

Beliwald. Ich hoffe noch heute, und die unleugbarſten.

Herzog. Das wäre ein Wunder. Aber ich hoffe, die Zeit des Räzels iſt aus. Ich will ihm die Gnade erzeigen, daß er mein Angeſicht nicht wieder zu ſehen braucht, wenn er ſie nicht bringen kan.

Beliwald. Die Gnade wäre wohl ſehr niederdrükend, Ihro Durchlaucht —

Beliwald lachte, und der Herzog ärgerte ſich, weil er nicht wuſte, was er ſagen ſolte. Er war in ſeinem Herzen ſo geneigt, zu glauben, daß er ſie bringen würde, und doch fand er es in ſeiner Ueberzeugung ſo unmöglich, daß ihm ſein Verſtand ſtille ſtand, und das war bey ihm ein Fall, der ihn ſehr miſmuthig machen konte. Er war ſonſt gewohnt, wenn er mit jemanden nicht mehr reden wolte, ihm entweder zu ſagen, er ſolle gehen, oder ſelbſt ſich umzudrehen, und in ſein Kabinet zu wandern. Jezt wuſte er nicht, was er thun ſolte.

Beliwald half ihm ſelbſt aus dieſer Verlegenheit. Er ſagte gelaſſen: Ihro Durchlaucht ich gehe, und vergnügt: denn ich weis gewiß, wenn ich ſie wieder ſehe, finde ich ihr Geſicht heiterer, und ſie ſind gnädiger gegen mich.

Mach er das wahr, rief der Herzog ihm noch nach, da er ſchon in der Thür war, und dies Wort war dem treuen Diener viel werth.

Kaum war Beliwald zu Hauſe, ſo ſchikte er nach dem Rath von Nordenhauſen. Dieſer lies ihm ſagen, er wäre eben im Begriff geweſen, ihn zu beſuchen. Er kam auch würklich ſogleich, und trozige Vorwürfe, wie er ſich habe unterfangen können, ihn bey dem Fürſten zu verläumden, machten den Eingang ſeines Geſprächs.

Beliwald ließ ihn ſich außer Athem reden, und bat ihn dann ganz gelaſſen, ſich niederzuſezen. Er ſagte ihm, es thäte ihm unendlich leid, daß gewiſſe Dinge, die er bemerkt, nur allein bemerkt hätte, die er im Stillen gerüget, die aber ſein Gewiſſen ihm jezt zu verſchweigen nicht zugelaſſen, an den Tag kommen müßten. Er legte ihm darauf das Regiſter ſeiner begangnen Exceſſe vor, bewies ihm, daß er es geweſen, der ihn ſo oft gewarnt, und vom Rande des Verderbens zurückgezogen, lies ihm ſehen, wie oft es in ſeiner Macht geſtanden habe, ihn zu Grunde zu richten.

Mörbenhauſen ſahe alles ein, wurde blas und ſtumm, und rief endlich: Ach, ich bin verloren, wenn ſie das dem Regenten vorlegen.

Ich weis noch ein Mittel, ſie zu retten, ſagte Beliwald — und jener verſprach es ſogleich zu ergreifen. — Sie müſſen zum Herzog gehen, fuhr er fort, da müſſen ſie ſich ſelbſt anklagen, müſſen ſagen, ſie hätten ſich übereilt, müſſen ſich auf mich berufen, und zum voraus alles bejahen, was ich ſeiner Durchlaucht ſagen würde. Präſident können ſie freylich nicht werden, aber ihre Stelle ſollen ſie behalten, und niemand ſoll etwas erfahren.

Mörbenhauſen dankte dem Grosmüthigen, den er für ſeinen Feind gehalten, und eilte zitternd aufs Schloß. Ich weis ſchon, ſagte der Herzog, als er hereintrat, man hat ihn verläumdet. Er braucht ſich nicht zu entſchuldigen.

Mörbenhauſen. Nein, Ihro Durchlaucht, ich komme mich anzuklagen. Die Beſchuldigungen ſind wahr. Ich habe mich oft, ſehr oft übereilt. Ich bin Ihrer Gnade nicht werth.

Herzog. Was ſagt er? Wahr wäre es, was Beliwald ſagt — Scharmant! Alſo hat man mich um dieſen ehrlichen Freund bringen wollen?

Mörbenhauſen. Ich glaubte mein Unrecht verbergen, glaubte auch nicht, daß Beliwald es wüßte. Erſt eben hab ichs erfahren —

Herzog. Worin beſtehen ſeine Verbrechen?

Mörbenhauſen. Der Rath Beliwald wird ihnen alles entdeken —

Herzog. So geh er unnüzer Menſch, und ruf er mir den Rath — Komm er mir nicht wieder. Beliwald erſchien. Er hat einmahl wieder Recht, und es iſt mir lieb, daß er Recht hat, was hat aber der Menſch gethan, und warum wiſſen die andern nichts davon.

Beliwald. Keiner iſt ſo aufmerkſam geweſen, drauf acht zu haben.

Herzog. Das iſt ſchön. Laß er ihn in die Karre bringen.

Beliwald. Das halt ich nicht für rathſam, Ihro Durchlaucht.

Herzog. Nicht? Nun, ſo laß er hören, was er für rathſamer hält.

Beliwald. Daß Ihro Durchlaucht ihn in ſeinem Poſten laſſen. Er hat ſich ſchon um vieles gebeſſert, und unter guter Aufſicht wird er es noch mehr. Nur darf er nicht Herr ſeyn.

Herzog. So mag der Schlüngel bleiben. Behalt er das alles bey ſich. Jezt ſtehen wir auf dem alten Fuß — und ſchlaf er wohl.

Siebente Finſternis.

Eine ſonderbare Geliebte doch immer.

Der Prinz war immer noch unſterblich in ſeine Göttin verliebt, allein den Rükfällen körperlicher Schwachheiten konte er doch nicht widerſtehen. Er beſuchte alſo im Stillen manches Freudenmädgen. Er war der Abwechſelung zu gewohnt, um mit einer Speiſe vorlieb nehmen zu können, und da Madam Mind überdem ihren Gunſtbezeugungen allemahl einen gewiſſen Anſtrich von Feyerlichkeit gab, ſo entzükte ihn dieſes wohl in Stunden, die er zum voraus beſtimt hatte, die Liebe zu befriedigen, allein in Stunden, wo ſie ihn überraſchte, war ſie ihm doch auch willkommen.

Die ſchlaue Mind war klug genug am öfterſten dies nicht bemerken zu wollen, aber auch fein genug einzuſehen, ſie müſſe manchmahl ſich darüber beſchweren, wenn ſie nicht in dem Lichte eigennüziger Abſichten erſcheinen wolte, und ihr Eigennuz mogte von ſo guter Beſchaffenheit ſeyn, wie er immer wolte, ſo konte er ihr beym Prinzen ſchädlich ſeyn.

Anfangs weinte ſie einige mahl, wenn er zu ihr kam, und aller ſeiner Bemühungen ohngeachtet, wolte ſie nicht mit der Sprache heraus, warum ihre Thränen floſſen. Sie erheiterte ſich bey ſeinem Anblik, kam aus der traurigen Laune bis zum Muthwillen herauf, und ließ ſo ihn auch vergeſſen, daß er ſie misvergnügt angetroffen hätte. So wie ſie ihn aber wieder auf jenen Wegen wußte, nahm ſie auf längere Zeit die Miene der Betrübnis.

Heftiges Dringen lokte ihr denn endlich das Geſtändnis heraus.

Glauben ſie nicht, Prinz, ſagte ſie, daß ich von ihnen Treue verlangte. Ich habe kein Recht ſie zu fordern, auch hat Liebe nicht die Künſte der überſättigenden Wolluſt in ihrer Gewalt. Aber daß es mir weh thut, daß ſie ſich Sirenen überlaſſen, die ſie verführen könten, mir untreu zu werden, das können ſie mir nicht verdenken. Zitternd muß ich jeden Augenblik erwarten, daß mir eine ihr Herz raubt.

Der Prinz, der ſehr gut fühlte, das könne Zeine, ſprach mit Worten, die ihr ans Herz giengen, das Urtheil ihres Lebens, und jede neue Zuſammenkunft, die die Mind mit ihm hatte, überzeugte ſie aufs neue, er werde immer der ihrige bleiben.

Einſt an einem ſchönen Sommerabend gieng ſie auf einem öffentlichen Spaziergange, und ſahe durch die Heken in einer andern Allee den Prinzen mit einer Kreatur ſich unterhalten, die ganz gewiß zu den ſchönſten, aber eben ſo ſicher auch zu den verächtlichſten ihres Geſchlechts gezählt werden konte. Sie lehnte ihr Ohr an die Heke, und erlauſchte den Ort und die Stunde, in welcher und wohin der Prinz zu ihr kommen wolte. Sie gieng zu Hauſe, warf ſich in Mannskleider, und erwartete nun den Prinzen vor der Thür. Wie er in die Thür eintrat, warf ſie ein Billet mit hinein, und entfernte ſich ſogleich. Der Prinz hob es auf, und las folgendes:

„Eine weinende Liebende beneidet die Glükliche,
„die es ſo wenig verdient, daß dieſe Stunde ihr
„geopfert wird.“

Der Prinz ſtuzte, und wäre vielleicht umgekehrt, wenn nicht in dieſem Augenblike ſeine Schöne ſchon vor ihm geſtanden, das Billet ihm weggenommen, geleſen und ausgerufen hätte: So kan die Bosheit des Neides denn auch bis in die verborgenſten Winkel dringen, und die verfolgen, die ſich freuet, ihnen eine ſchöne Stunde geben zu können. Zweifeln ſie daran, Prinz, ſo verlaſſen ſie mich, ſezte die Buhlerin halb weinend hinzu.

Da umzukehren, war nun wohl unmöglich. Der Prinz brachte auch ſeine Zeit hin, ohne es ſich gereuen zu laſſen, daß er ſie dort zugebracht.

Wie er aus der Thür trat, ſtand die Perſon im Mantel noch da, die er beym Hereintreten ſehr wohl bemerkt hatte. Er gieng auf ſie zu, und frug: Ob ſie es geweſen wäre, die das Billet ihm nachgeworfen? und auf die bejahende Antwort: Wer ihr das Recht gäbe, ihn in ſeinen Freuden zu ſtören?

Die Liebe, rief jezt die Perſon mit einer Stimme aus, die der Prinz nur zu gut kante. O Gott, antwortete er, ich ſtehe beſchämt da —

Nein, Prinz, das ſollen ſie nicht, wurde ihm dagegen geſagt. Aber ſie ſollen mit mehr Wahl wählen. Dieſe iſt eine der niedrigſten Kreaturen. Bedenken ſie, in welches Unglük ſie ſich, und andre, die ſie lieben ſtürzen können. Nur mehr Vorſicht. Das Leben hat der Reize zu viel, als daß wir es ſo klein anſehen ſolten, wann wir es verlieren können.

Der Prinz warf ſich ihr dankbar in die Arme, und verſprach folgſam zu ſeyn. Er gieng mit ihr zu Hauſe, aber er konte ſie nicht bewegen, daß ſie heute ihm Freuden der Liebe geſchenkt hätte.

Ihre Entſchuldigung beſtand darin, daß ſie ihm das ganze Andenken an die heutige Scene laſſen wolle, um nicht etwa einer Buhlerin Unrecht zu thun, wenn ſie ihre Freuden ihm vergeſſen machte. Im Grunde wolte ſie den Prinzen nur feuriger machen. Er mußte ſie ſchmachtend verlaſſen, und er fühlte, er hätte dieſe Strafe verdient.

Drittes Licht.

Poſt nubila Phoebus.

Der Präſident und die Herren Räthe erwarteten izt mit freudiger Neugierde, was der Herzog über ihrem ihren Kalumnianten beſchlieſſen würde. Ihre Alteration war aber keine der kleinſten, als am andern Tage der zeitherige Präſident in Gnaden mit einer Penſion entlaſſen, und ihnen entboten wurde, folgenden Tages in der gewöhnlichen Seſſion ſich einzufinden, und da zu erwarten, daß der neue Präſident ihnen vorgeſtellt würde.

Sie forſchten und forſchten, und konten nichts erforſchen. Mördenhauſen war in ſeiner gewöhnlichen Laune, weil Beliwald ihm ſchon ſeine Begnadigung eröfnet hatte, und dieſen vermogte gar nichts aus ſeiner gewöhnlichen Faſſung heraus zu bringen.

Sie erſchienen in ſtummer Erwartung und verſteinerten faſt, als Beliwald ſein Dekret vorzeigte und das Präſidium übernahm. Alles blieb ihnen auch ein Räzel ſo wie er ſelbſt.

Aus der Seſſion verfügte Beliwald ſich zum Herzog, ſtattete Bericht ab, und dankte alsdann dem Herzoge in den lebhafteſten Ausdrüken.

Herzog. Er dankt mir, daß ich ihm Gerechtigkeit habe widerfahren laſſen.

Beliwald. Es wäre zu ſtolz, Ew. Durchlaucht Gnade ſo nennen zu wollen.

Herzog. Fahr er fort, Belimaſt, mir zu dienen, wie bisher. Mein Zutrauen zu ihm kan jezt nichts mehr ſchwächen: denn dieſe Probe war ritterlich.

O ihr Fürſten aller Planeten, laſſet doch ſo euer Licht leuchten vor den Menſchen, daß ſie das Gute ſehen, was es von ſich ſtralet, und daß ſie euch preiſen. Ihr ſeyd ja die Götter der Erden, ſeyd auch die Schöpfer des Weltenglüks!

Achte Finſternis.

Der Präſident und ſein Sohn.

Der Präſident hatte es ſich von dem Zeitpunkt an, da er in Staatsgeſchäfte trat, zur Gewohnheit gemacht, alle Morgen fünf Uhr ſich weken zu laſſen, eine lange geſtopfte Pfeife von ſeinem Kammerdiener anzunehmen, und nun eine ganze Stunde vor ſich zu überdenken, was er zu thun und zu laſſen hätte, um ſeinen Planen gemäß in der Welt fortzukommen. Die Folgen dieſer gedankenreichen

Stunde haben wir zum Theil ſchon geſehen, zum Theil werden wir ſie noch erfahren.

Jezt war die Zeit gekommen, wo er für ſich dieſe Stunde entbehren konte. Der Präſident war gereiſt, er war ſein Ziel geweſen, er hatte für ſich nichts mehr zu denken. Seine Fäden waren ſo feſt geſponnen, daß keine Gewalt ſie zerreiſſen konte.

Sein Augenmerk wurde alſo von ſich auf den geleitet, der nach ihm ſeinen Namen führen, und ſeinen Ruhm erhalten ſolte. Friz von Beliwald, dieſer hofnungsvolle Sohn, wurde von heute an beordert, den andern Morgen, ſo wie alle folgende fünf Uhr ſich in ſeines Vaters Schlafzimmer zu begeben; und daſelbſt das bisher allein genoſſene Frühſtük einzunehmen.

Friz vom Beliwald war gewohnt zu gehorchen, und gieng alſo, ſo wenig ihm auch an der Geſellſchaft ſeines Vaters gelegen war. Er hätte auch um alles in der Welt ſich keine Blöſe zu ſchulden kommen laſſen, und der gutmüthige Vater war in Anſehung eines einzigen Kindes leicht zu hintergehen. Seine enge Freundſchaft mit dem Prinzen war ihm nicht unbekant geweſen, und gewiſſermaaſſen war ſie ihm lieb, weil er erwartete, daß ſein Friz, wenn ſchon ein wenig ausſchweiffend, doch immer viel von ſeinen Lehren auffangen, und dadurch ganz unvermerkt dem Prinzen ein Lehrer werden konte.

Der erſte Morgen ſeiner Unterredung mit ihm hub mit folgenden Sermon an.

Lieber Friz!

Mein Zutrauen, ſo wie meine Liebe zu dir, ſind unbegrenzt. Du haſt das erſtere zwar oft gemisbraucht, aber die leztere noch nie unterdrükt. Ich habe all deine Ausſchweifungen, als eben ſo viele Wirkungen deines lebhaften Temperaments angeſehen, und deswegen ſie dir vergeben. Ich liebe es nicht, wenn ein Jüngling zu früh angehalten wird, für die Welt zu leben. Er lebe für ſich. Er ſchmeke die Freuden, die ſeinen Jahren angemeſſen ſind, und die ſie ihm gewähren. Allein lernen, in ſpätern Zeiten für die Welt zu leben, das kan man immer nicht früh genug. Dieſes dich lehren, iſt meine Pflicht. Ich kenne den Umfang deines Geiſtes. Ich weis auch, daß er nicht unthätig iſt. Ich ſehe aus dem Zunehmen deiner Kentniſſe, daß du Geſchmak daran findeſt, ſie zu erweitern. Ob dies allemahl auf die rechte Art geſchieht, will ich nicht unterſuchen. Mein Gefühl iſt nicht das eines Jünglings. Ich bin dem Fehlen ſo gut unterworfen, wie du. Ich überlaſſe dir alſo den ganzen Tag zu deinem willkührlichen Gebrauch. Nur dieſe Frühſtunde ſolſt du mir ſchenken. Thuſt du es gern?

Friz. Ich wüßte nichts in der Welt, lieber Vater, was ich ihnen zu gefallen nicht gern thäte. Die Liebe zu ihnen tritt allen übrigen Empfindungen vor.

Präſident. Es ſolte mir leid thun, wenn du den Heuchler mit Vorſaz ſpielteſt. Ich will aber lieber glauben, es iſt würklich Empfindung dieſes Augenbliks.

Hätte der Präſident ihm ins Herz ſehen können, er hätte vielleicht ſeine Unterweiſungen für heute und für alle übrige Tage beſchloſſen. So war es bey ihm über ſeinen Sohn noch eben ſo finſter, wie es bey uns iſt, und er fuhr alſo fort.

Präſident. Ich will keinesweges dieſe Stunde mit dir zubringen, um über deine Handlungen

Tadel oder Lob zu verbreiten. Das magſt du beydes aus dem Munde der Partheyen hören. Ich will dich aufmerkſam auf die Lage machen, in welcher du dich würklich befindeſt, und einſt noch enger darin befinden mußt. Du ſcheinſt der Liebling des Prinzen zu ſeyn —

Friz. Ja, Ihro Durchlaucht thun mir die Gnade an, mich ihrer Freundſchaft zu würdigen, ſogar Vertraulichkeit auf mich überzutragen —

Präſident. Du ſprichſt enthuſiaſtiſch davon. Ich wünſchte du thäteſt das weniger. Die Freundſchaft eines Fürſten iſt gerade kein beneidenswerthes Glük, ſeine Vertraulichkeit iſt ein äuſſerſt gefährliches. Du ſtuzeſt — Ich will nicht allein reden. Friz, du haſt die Freyheit mit mir wie mit einem Fremden zu ſprechen.

Friz. So wundere ich mich, lieber Vater, daß ſie, der ſie der Gnade eines Fürſten alles zu danken haben — dieſe ſo wenig ſchäzen —

Präſident. Der Gnade — richtig — ſie muß immer unſer Glük machen — Der Freundſchaft nichts, und ſie macht gemeiniglich unglüklich.

Hieran iſt wenigere mahle der Fürſt ſchuld, der ſie uns ſchenkt, als wir ſelbſt —

Friz. Wenn ſie von uns gemisbraucht wird — richtig —

Präſident. Zu voreilig, mein Sohn — wenn wir ſtolz darauf werden, wenn wir ohne des Fürſten Zutrauen zu verlieren, der ganzen übrigen Welt Feindſchaft uns eigen machen. Nicht gerade das in Ungnade fallen, macht unglüklich. Das iſt oft ein beneidenswerthes Loos —

Friz. Den Gedanken kan ich noch nicht recht faſſen, mir fehlt es vielleicht noch am Licht —

Präſident. (lächelnd) Das auch jezt an dir verſchwendet wäre. Uebrigens iſts ſchön, warm gegen den Freund denken. Alſo weiter. Deine Vertraulichkeit mit dem Prinzen macht dich natürlich auch zum Vertrauten ſeiner Ausſchweifungen.

Friz. Des Prinzen Ausſchweifungen — mein Vater?

Der Präſident trank izt eine Taſſe Kaffee, und ſchien wegzuſehen. Friz ſtokte.

Präſident. Warum nicht ganz ausgeſprochen, mein Sohn, damit ich der Zweydeutigkeit deines verwunderungsvollen Ausrufs überhoben geweſen wäre. Entweder du hältſt des Prinzen Ausſchweifungen nicht dafür, oder du glaubſt ich wage zu viel ſie ſo zu nennen.

Hierüber entſtand unter beyden ein etwas verlängertes Geſpräch, welches gröſtentheils dahinaus lief, daß Friz behauptete, bey einem Fürſten wäre nicht Ausſchweifung, was bey einem Partikulier ſo genant zu werden verdiente. Er brachte die alltäglichen Gründe der mehreren Reizung von ſeiner, und der leichtern Nachgiebigkeit von der andern Seite vor. Der Präſident im Gegentheil berief ſich ſtark auf die Nothwendigkeit des Beyſpiels, und endlich ſchien Friz einzuſehen, daß ſein Vater recht habe. Dieſer bat ihn alſo beym nächſten möglichen Falle die Unterredung ſo zu lenken, daß der Prinz wenigſtens weniger öffentlich ſeinen Begierden nachhienge, und Friz gab ſein Wort das zu thun.

Der erſte Morgen wurde alſo friedlich geendet. Der Vater glaubte gewonnen, der Sohn verloren zu haben, dieſer leztere aber nur die Stunde, die er einem der galanten Bücher entzogen, die auf unſerm Planeten, Frankreich ſo reichlich uns ſchenkt, und Deutſchland ſo ſchlecht nachahmt.

Achte Aufklärung.

Und was that der Sohn.

Friz war kaum auf ſeinem Zimmer angelangt, hatte noch eine Taſſe Schokolade getrunken, ein paar flüchtige Blike auf ein ſchlüpfriges Gemählde geworfen, und gefühlt, er könne des Vaters Morgenunterredung füglich entbehren, wenn er die Scene natürlich vor ſich hätte, als das Kammermädgen der Madam Mind vor ihm ſtand. Dieſe kleine reizende Blondine war an ihn abgeſandt worden, um ihm anzuzeigen, man habe auf den Abend eine Partie fine in einem Garten beſtellt: ausgeſuchter, als noch irgend eine geweſen.

Da Friz derjenige war, der zu allen geheimen Gängen des Prinzen den Schlüſſel geben mußte, ſo ſchmeichelte man ihm unendlich, und Minchen, die kleine Blondine, hatte daher Order hinzuzuſezen, man habe für den Herrn von Beliwald das ſchöne Fräulein von Harditſch zur Geſellſchafterin gewählt.

Beliwald lächelte, verſicherte Minchen, er würde beym Prinzen Willfahrung zur Parthie bewirken, dankte für die vortrefliche Wahl der Madame Mind, und ließ beyläufig ſich merken, daß es Schade wäre, daß das Glük Minchen den Stand verſagt hätte, um Theilnehmerin ſolcher Luſtbarkeiten zu ſeyn.

Minchen, die den ſchönen Beliwald ſo vor ſich ſtehen ſahe, und bey welcher dieſer Anblik Feuer durch alle Adern goß, mogte nicht minderes Gefühl bey Fritzen vermuthen, und vielleicht ihrer genauen Spekulationskraft gemäß erbliken; ließ daher einen der feurigſten Stralen aus ihren Augen ſchießen, der ihnen je entquollen ſeyn mogte, und verfehlte ihren Endzwek nicht: denn er ſchos wie ein Wetter durch Beliwalds ganzes Syſtem, konzentrirte ſich bald, und Minchen erhielt ihn in einem elektriſchen Kuſſe zurük.

Zu mehrerem ſich erlauben, wäre lächerlich geweſen, denn Minchen war bey Madam Mind in Dienſten, und Madam Mind war die Geliebte des Prinzen,

zen, und bey ihr waren faſt täglich Zuſammenkünfte, wo auf dem Altar der Liebesgöttin brennender Weyrauch loderte.

Friz entkleidete alſo Minchen, und benahm ihr die Furcht überraſcht zu werden, durch die Verſicherung, ſeine Leute hätten Befehl nie ohne Aufforderung dazu ihn zu ſtören, wenn er mit einem weiblichen Geſchöpfe allein wäre. Schnell ſtand die entkleidete Grazie da, und Bellwald weidete ſich mit nicht minderer Wolluſt an ihr, als jener Bildhauer empfand, da er das Werk ſeiner Einbildungskraft belebt ſahe. Es war einer der ſeltenen Augenblike bey ihm, wo man zu fühlen aufhört, daß man zu fühlen aufhören werde. Auch wußte Minchen Nerve auf Nerve zu reizen, wußte der Ermattung zuvor, der Entkräftung zu Hülfe zu kommen — kurz, die Liebesgöttin ſchwebte mit allen ihren Künſten über ſie und ſie erhielt den ſchönen Friz länger als eine Stunde im Taumel noch nie ſo reizend gefühlten Entzükens. Was Wunder, daß er da jeden vom Vater ihm gegebnen Auftrag aushauchte, vergas, daß Fürſtenfreundſchaft ihm ſeicht, Vertraulichkeit gefährlich 'geſchildert war, vergas, daß er den Fürſten von dem abhalten ſolte, wozu er ihn eben zu führen bereit war.

Mehr geſtärkt als entkräftet, denn gewiſſe Reize geben wieder, was ſie nehmen, verlies Beliwald ſeine Wohnung, um ſich zum Prinzen zu verfügen, und dieſen die Parthie vorzuſchlagen. Er fand ihn mismuthig. Er forſchte, warum? O ſagte dieſer, ich muß Tage in Jahren trübe zubringen, die blos zur Freude geſchaffen ſind. Gebunden an Gehorſam, von dem ich doch wohl frey ſeyn ſolte, muß ich mir Wonneaugenblike verſagen. Geſtern habe ich nicht zur Mind kommen können, und ſie kennen ihre Reizbarkeit, ihr heftiges Temperament. Friz, ich fürchte jeden Augenblik einen Nebenbuhler bey ihr. Dem Weibe iſts nicht um Schäze, es iſt ihr um Befriedigung zu thun. Sie liebt mich, das iſt wahr. Allein, wenn ſie mein öfteres Ausſezen für Kälte annähme, wenn ſie in einem dieſer Augenblike, wo Künſte eines ſie liebenden Satans mitwirken könten, mir ihre Treue wanken ließe —

Welche Unruhe, Prinz! Wer ſie liebt kan keinen andern lieben. Sie iſt nicht minder unruhig, als ſie es ſind. Sie muß, ſie will ſie ſehen. Sie hat eine Parthie für dieſen Abend arrangirt, gegen die ein Götterſchmaus aus dem römiſchen Zeitalter nichts ſeyn muß. Sie verzweifelt, wenn ſie nicht erſcheinen.

Der Prinz war entzükt. Er umarmte Beliwald. Er beſchwur ihn, ſich ſeiner ferner anzunehmen und ihn nicht zu verlaſſen. Ich kan dich jezt nicht belohnen, Friz, ſagte er, aber rechne auf die Zukunft.

Das meinte der gute Prinz auch ſo ganz ernſtlich, daß wenn Beliwalds Vater dieſen Augenblik ins Herz hätte ſehen können, ſo würde er geſagt haben: Dieſe Freundſchaft wäre beneidenswerth, hätte ſie einen andern Gegenſtand.

Der Prinz entdekte izt ſeinem Buſenfreunde, daß er für den ganzen Tag zur Arbeit beſtimt wäre, daß er erſt, nachdem der Herzog zu Bette wäre, kommen könte, und daß er ſich, um aus dem Schloſſe zu entwiſchen, einer Verkleidung bedienen müßte, weil er zu genau beobachtet würde.

Neun-

Neunte Finſternis.

Der Präſident und der Herzog.

Eine ganze Stunde täglich, ſo wie ſie der Präſident bisher ſich gewidmet hatte, und nunmehr ſeinem Sohne widmen wolte, hatte der Herzog dem Präſidenten gewidmet. Zwar paßt der Ausdruk im ganzen nicht, denn er widmete ſie mehr dem Volke, welches er glüklich machen wolte, und wozu der Präſident das meiſte beytragen muſte, weil er die geringere Klaſſe der Menſchen näher kante, als der Herzog ſelbſt. Gewöhnlich war alſo der Gang dieſer Unterhaltung ſo, daß der Präſident zuerſt berichtete, was ohngefähr auſſerordentliches vergefallen, worauf der Herzog beſchloß, wie das abzuändern, jenes zu verbeſſern wäre, und war dann noch Zeit übrig, ſo verloren beyde Philoſophen ſich ein wenig in die Ideenwelt, ſpekulirten über Volksglük, wie es hervorzubringen ſey, und wie ſie es hervorzubringen trachten wolten, mahlten zu ihrem innigen Vergnügen ſich Möglichkeiten als Würk-

lich-

UNIVERS.

lichkeiten, und genoſſen ſo auch einmahl das Glük, was uns Menſchen durch das Feld der Einbildungskraft verliehen iſt. Sehr oft pflegte denn der alte Herzog, dem zwar auch alten, aber doch weit jüngern Präſidenten als er, vorzuerzählen, wie weit ſie es doch ſchon gebracht hätten, wie dieſes und jenes Werk ſchon durch ihre Bemühungen zu Stande gekommen, wie ſo viel tauſend Menſchen ihn ſegneten, und er auf zehn mismuthige gewis hundert zufriedne unter ſeinen Unterthanen rechnen könte. Auch heute lies er ſich hierüber aus.

Ich habe, ſagte er zum Präſidenten, hier Nachrichten aus einigen Provinzen, wo ich Anſtalten getroffen habe, dem verarmten Adel aufzuhelfen. Es geht alles ganz vortreflich. Ich habe mehr als hundert Güter vom Verfall gerettet. Man dankt mir verbindlich und herzlich für meine Beyhülfe. O Gott! Es iſt ein ſo großes Glük Vater ſeiner Unterthanen zu ſeyn. Aber, fuhr er fort, und drükte dem Präſidenten warm die Hand, das Wort Vater ſtört allemahl meine Heiterkeit. Meint er nicht auch, daß wir im engſten Verſtande ein paar unglükliche Väter ſind? Sag er mir einmahl aufrichtig ſeine Meinung.

Die Frage ſezte den Präſidenten aus der Faſſung. Er ſtammelte einige Worte heraus, er verſicherte Se. Durchlaucht, der Prinz könne noch einſt ein guter Regent werden —

Geh er: ſprach der Herzog lächelnd, er hat doch eine Schwachheit mehr als ich: er getraut ſich nicht zu glauben, daß ſein Sohn gerade um nichts mehr taugt, wo nicht noch weniger, als der meinige. Glaub er es immer. Er iſt ein zu guter Vater, ich habe ſeinem Sohne auf den Zahn gefühlt; es iſt nichts mit ihm: er erlebt keine Freude daran.

Dem Präſidenten traten die Thränen in die Augen.

Es thut mir leid, Beliwald, fuhr der Herzog fort, daß ich ihm einen misvergnügten Augenblik bey mir machen muß. Allein ich kann es doch nicht ändern. Ich wolte ihn gern beyzeiten mit dem Wermuth bekant machen, damit er ihn hernach nicht auf einmahl zu bitter findet.

Der Präſident küßte dem Herzoge jezt die Hand, und halb gebrochen ſagte er: Ihro Durchlaucht denken ſo gut gegen mich. Aber ſie ſehen zu ſcharf.

Herzog. Eines Fürſten Sohn und deſſen Freund können nicht ſcharf genug beobachtet werden. Das merk er ſich. Glaubt er denn, daß michs nicht auch mismuthig macht, daß es nicht anders iſt? Glaubt er, ich könne das gleichgültig anſehen, daß eine Arbeit, die ich ſo viele Jahre hindurch mit Mühe, Sorgen, und Aufopferung zu Stande gebracht, wie ein Traum verſchwinden, und wieder in nichts zurükkehren ſoll?

Präſident. Ums Himmelswillen, Ihro Durchlaucht, das haben wir nicht zu fürchten.

Herzog. Weis er denn nicht, mein lieber Beliwald, daß das das Schikſal aller Staaten iſt. Aus Barbarey in Aufklärung, aus dieſer in Barbarey. Wenn die Ausſicht nicht wäre, ſo gäbs ja keinen glüklichern Menſchen auf Erden als mich — Wenn ich wüßte, mein Nachfolger würde ſo fortwirken, wie ich gewirkt habe, ja, da wär es eine Seligkeit, die nichts überträfe, Regent geweſen zu ſeyn.

Präſident. Ihro Durchlaucht ſind dem Tode noch nicht ſo nahe, und mitlerweile kömt der Prinz zur Reiſe, ſieht ein, wie ſehr ſie Recht haben, und folgt —

Herzog. Seinem Kopfe — und ſolchen Leuten, wie ſein Sohn iſt. Es darf ein Dummkopf, ſo nenn ich alles, was nach Bigotterie ſchmekt, das weis er doch, es darf ein Dummkopf ſeinem Herzen zu nahe kommen, und das ganze Gebäude, welches ich der Denkfreyheit aufgeführt, iſt dahin, iſt verloren für jeden thätigen Geiſt. Da läßt man dann erſt die Köpfe aufhören zu denken, oder wenn ſie ſtark genug ſind, doch denken zu wollen, ſo läßt man ſie aus dem Lande gehen. Ich habe manchen Fremden ins Land gezogen. Ich mußte, denn ich fand ſtörriſche Gemüther, die am alten Schlendrian hiengen, und meinen neuen Einrichtungen nicht die Hände bieten wolten. Es glaubts nicht jeder ſo, wie ich und er es wiſſen, was Unterthanen einem in ſeinen Planen ſtören können, und wie oft durch niederträchtige Kabale eines Heuchlers, den wir in Dienſten haben, ein ſehr gutes Werk geſtört werden kan. Ich wußte am beſten, wo der Schuh mich

drük

drükte, und mußte meine Zuflucht zu Ausländern nehmen. Mein Sohn könte einſt die einländiſchen Köpfe brauchen, die ich geſtimt habe. Ich weis das ſehr gut, daß in der Länge der Zeit es nicht gut gethan hätte, wenn wir mit Fremden das Land überſchwemmt hätten, und wenn ich nun noch einmahl eine Regierungszeit durchzuführen hätte, ſo wolte ich ſie alle ausſterben laſſen: denn die Fremden haben mir nun eigne kluge und willige Köpfe angezogen. Aber bey meinem Leben darf ich nichts von meinen Grundſäzen fahren laſſen. Wir, die wir regieren, müſſen uns ſo wenig Dementis geben, als möglich. Verſteht er mich, Beliwald?

Präſident. Recht ſehr gut, auch hab ich nie gegen Dero Denkungsart über dieſen Punkt Einwendungen gehabt. Und das erſtemahl iſts bey alledem, daß ich höre, wie Ihre Durchlaucht über ihre Landeskinder denken. Es ſind wahrhaftig brave Menſchen darunter, die wir an die Stellen mancher Fremden ſezen könten, wenn dieſe mit Tode abgiengen. Und da Ew. Durchlaucht Kronprinz der Nation gewogen ſind, ſo ſind ja die beſten Ausſichten für Dero Willensmeinung.

Herzog. Aber weis er wohl, daß dieſer Nationaleifer ſich auf unſere Nachbarn mit ausdehnt. Er wird ſeine Leute, die mit dem Lande und deſſen Einrichtungen bekant ſind, die Vortheile und Nachtheile kennen, die ſelbſt ſchon geſehen haben, was Volksglük befördert und was es niederſchlägt, dieſe wird er aus der Acht laſſen, und wird andere ſich wählen, die vielleicht Kentniſſe genug haben, aber Kentniſſe des Landes in dem ſie ſich befinden, nicht deſſen in das ſie übergehen ſollen. Ich hätte auch Ausländer von meiner Nation, und beſonders von meinen Nachbarn wählen können, aber er ſieht wohl ein, daß das hieße, ſeine eigne Kraft ſeinen Nachbarn in die Hände geben. Mein Sohn iſt einer der gutwilligen Menſchen, die zu einem reichen Privatleben gerade recht ſind, aber ein Regent muß nicht zu gut ſeyn, es giebt Fälle, wo er ſtörriſch ſeyn muß. Geb er Acht, er kans erleben, ich red ihm die Wahrheit, die künftige Regierung wird heute ſo, und morgen anders ſeyn.

Präſident. Gewis nicht auf lange. Ich geb es zu, der Prinz kan ſich hinreißen laſſen, und er iſt gutwillig genug dazu. Allein er wird bald einſehen, daß man ihn hintergangen hat. Er wird dann zurükkehren, und feſter werden.

Herzog. Feſter werden, wenn es zu ſpät iſt. Hör er, mein Lieber, mein Sohn und ſein Sohn verſchwenden jezt ihre körperlichen Kräfte, und da gehen die Seelenkräfte mit zum Teufel. Hilft denn mein Ermahnen, mein Bitten, mein Zwang.

Präſident. Ihro Durchlaucht ſind im leztern zu ſtrenge. Folgen ſie mir einmahl. Laſſen ſie dem Prinzen mehr Freyheit, und er wird weniger ausſchweifen.

Herzog. Wir werdens weniger ſehen, wenn wir weniger Acht geben. Und wenn wir denn uns erſchöpft haben, werden wir ſchwach, und geben jedem nach, der uns dieſes oder jenes weismacht — laſſen unſren Kopf von andern Köpfen, die nicht einmahl denken können, lenken — Verſteh er mich, das geht auf unſre Söhne. Doch ich will die Probe machen — ich will meinem jungen Herrn heute ankündigen, daß ich ihm ein Vierteljahr freye Gewalt über ſich ſelbſt geben will, und ich verſpreche ihm ſogar, Beliwald, ich will mich nicht einmahl nach dem erkundigen, was er vornimmt. Aber ihm will ichs auftragen, acht zu haben, und er darf gar nicht auf den Prinzen Rükſicht nehmen. Er darf nur ſeinen Sohn beobachten, wo der ſteckt, das iſt der meinige gewis auch.

Der Präſident wagte es, vieles izt zur Entſchuldigung ſeines Sohnes vorzubringen. Der Regent hörte das alles gelaſſen an. Endlich ſagte er. Hör er einmahl, Beliwald, wie er mir vor vielen Jahren ſagte: Ich gehe auf den Präſidenten los, da wünſcht ich ihm Glük, und er hat es zu Stande gebracht, zu ſeinem Sohn wünſch ich ihm wahrhaftig kein Glük, und er verſteht ihn gar nicht zu beurtheilen. Nun geh er.

Der Präſident gieng ziemlich betrübt weg. Sein Sohn war ſein Abgott. Niemand hatte es je gewagt ihm die Wahrheit in dieſem Tone zu ſagen, und von niemanden als von ſeinem Fürſten würde er ſie angenommen haben. Hier aber war ſie ihm doch zum Herzen gedrungen, und er nahm ſich vor, beſſer auf Frizen Acht zu haben. Der alte Herzog war ein Mann, der ſich auf Herzen verſtand, und auf einen Blik zu unterſcheiden wußte. Noch war ihm nie ein Urtheil dieſes Herrn fehlgegangen, und daß er ſich zum erſtenmahl hier betrogen haben ſolte, das ſchien ihm troz allen ſeinen Wünſchen, es mögte ſo ſeyn, dennoch ſchwer zu glauben. Er hätte ſich gar zu gern überredet, der Herr ſey um des Alters willen hypochondriſch, und gönne jungen Leuten die Freuden der Welt nicht mehr. Allein es waren zu viel Gegenbeweiſe in Anſehung dieſer Sache da. Er wolte alſo in der erſten Hize ſeines Eifers ſeinen Sohn ſondiren. Er lies ihn, denn ſonſt aß er auswärts, zum Mittagseſſen bitten, aber Friz war nicht zu Hauſe. Er erwartete den Nachmittag und Friz kam nicht. Das machte ihn ſchon unruhig, und um ſo mehr, da die Leute verſicherten, er käme Nachmittags nie zurük. Er erwartete den Abend, mit vergröſſerter Unruhe, als aber die Mitternachtsſtunde vorüber war, wurde ihm die Zeit zu lang, und mit trüben Sinn und beklommenem Herzen legte ſich der Alte ſchlafen.

Zehnte Finſternis.

Wie kan der Regent den Vater vergeſſen?

Der Herzog hatte ſeinen Sohn würklich gleich nach des Präſidenten Entfernung zu ſich kommen laſſen, und nach einigen gleichgültigen Geſprächen, hatte er ihm geſagt, er wünſchte, daß er einſt vollkommen guter Regent werden mögte, daß hierzu gehöre, daß man ſich ſelbſt beherrſchen müſſe, und daß um dieſes bey ihm zuwege zu bringen, er ihm völlige Freyheit über ſich zuerſt auf ein Vierteljahr, und wenn dieſes vorüber wäre, alsdenn auf ſeine ganze Lebenszeit zugeſtehen wolte, im Fall dieſes Vierteljahr nach ſeinen Wünſchen ausfiele.

Der Prinz küßte ſeinem Vater entzükt die Hand und die Freude, die ihm dabey aus den Augen leuchtete, war ſo beſchaffen, daß der alte mit dem Herzen der Menſchen ſo bekante Herzog leicht einſehen konte, es habe einen Gegenſtand, dieſes Uebermaas des Vergnügens. Indeſſen wolte er ſein gegebnes Wort halten, und ſich nicht um ihn bekümmern. So gerne er die Erlaubnis in dieſem Augenblike widerrufen hätte, ſo war ihm die Schwäche eines ſolchen Widerrufs dennoch zu einleuchtend. Er blieb Mann, verbiß, was er dachte, und der Prinz verließ ihn mit weit froherm Muthe als der zurükgebliebene Vater ihn fühlte.

Seine Seele hatte ihm in dieſem Augenblike nur die Zuſammenkunft mit Madam Mind dargeſtellt, die ihn immer noch unmöglich geſchienen, und der er jezt ohne das geringſte Hindernis entgegen ſehen könte. Noch mehr! Er ſahe einen vierteljährigen ungehemten Umgang und Genuß ſeiner Liebe. Er kam in ſeine Wohnung an, und ſein erſtes war, Friz Beliwald holen zu laſſen. Dieſer freuete ſich nicht weniger als er, rieth ihm aber, da der Prinz ſogleich zu Madam Mind gehen wolte, den Abend abzuwarten, um jedem Verdachte auszuweichen.

Friz hätte eigentlich keinen ſchlimmern Rath geben können: denn gerade ſeine Geſellſchaft war es, die dem alten Herzog die ungelegenſte war, und es konte nicht vor ihm verborgen bleiben, daß ſie den ganzen Tag zuſammen geweſen, ſpät Abends ausgegangen, und erſt am frühen Morgen der Prinz zu

Hauſe gekommen wäre. Mit ſtoiſcher Gelaſſenheit ſezte er ſich indeſſen darüber weg, und beredete ſich ſelbſt, daß er es nicht wiſſe.

Eilfte Finſternis.

Etwas ſehr dik.

Selten unſre Leſer darüber murren, daß wir hier das Motto beſeufzen:

Ehen werden im Himmel geſchloſſen

ſolten ſie uns die Alltäglichkeit dieſes Sprüchworts vorwerfen, ſo berufen wir uns darauf, ob es nicht jedem Chriſtenmenſchen einfallen wird, der eine unglükliche Ehe gewahr wird.

Der Präſident Beliwald hatte einen jungen Menſchen fleiſſig in ſeinem Hauſe, an dem er Talent und Gaben bemerkte. Lebenzow war ſein Name. Er war nicht unter der Aufſicht ſeiner Eltern, die ihm zu früh ſtarben, ſondern unter Vormündern erzogen worden, die man für reiche Leute hielt, und denen man alſo des jungen Lebenzows Vermögen ganz anvertrauet hatte. In ihrem Hauſe, denn ſie machten beyde nur eine Familie aus, gieng es ſplendid zu, und hier legte dieſer junge Mann den Grund zu allen den künftigen Auftritten ſeines Lebens. Er erhielt eine galante Erziehung, lernte alles was zu einem Kavalier gehörte, ob er gleich nur bürgerlichen Standes war, und bekam zu gleicher Zeit einen Hang fürs groſſe Leben. Da ſeine Vormünder ihre Rechnungen immer richtig ablegten, ſo bekümmerte man ſich von Seiten der Vormundſchaftsdirektion weiter nicht um ſeine Erziehungsart. Er lernte alſo von dem, wozu er beſtimt war, blos Oberfläche, nichts gründliches, verſchafte ſich aber einen meiſterhaften Schwall der Zunge, eine reichliche Portion Kunſtwörter, und eine unnachahmliche Verſtellungskunſt. Er ſchien in allem, was er anfieng, mehr zu ſeyn, als er war, und mehr zu thun, als er am Ende zu ſtande brachte. Er hintergieng jeden, der nicht auſſerordentlich tief ſahe, daß er ihn für einen denkenden Kopf hielt, und anfangs glaubte auch Beliwald das. Indeſſen konte er deſſen ſcharfen Blik nicht lange verſtekt bleiben, und da der

Präſident ihn nicht kränken wolte, ſo leitete er es ſo, daß er ihm die reellen Geſchäfte zu beſchwerlich machte, und ihn bat, bis er eine anſtändige Verſorgung für ihn wüßte, ſeine Kinder ein wenig in Sprachen, Zeichnen, Singen, und was zur galanten Welt gehörte, zu unterrichten.

Lebenzow wurde bald des jungen Belwalds Freund, und da er in Fräulein Nanny ein gelehriges Mädchen fand, ſo erndtete er Ruhm von ſeinem Unterrichte. Mehr aber als bey allen übrigen gewann er in dem Herzen der Frau vom Hauſe.

Frau von Belwald war eine blendende Schönheit geweſen, da ihr Gatte ſie im 15ten Jahre geheurathet, und die 19 Jahre, die ſie in der Ehe gelebt, hatten ſie zwar gereift, aber noch keinen Strich zum Welken angeſezt. Sie war eine Dame von vielem Temperament, reizbaren Nerven, übrigens aber eben nicht im Beſiz eines hinreißenden Verſtandes. So lange der Präſident noch von Jahren und Geſchäften nicht ſo ſehr mitgenommen war, widmete er alle ſeine übrigen Stunden ſeiner Gattin, und dieſe Aufmerkſamkeit hielt ſie ſo ziemlich zurük von dem gewöhnlichen Sittenverderbnis Antheil zu nehmen, und die galante Frau zu machen. Je wichtiger aber des Präſidenten Arbeiten wurden, je mehr Ernſt ſich in ſeine Geſchäfte miſchte, je mehr Stunden das Wohl des Landes von ihm forderte, deſto mehrere mußten der Zeit entzogen werden, die er ſeiner Familie widmete.

Unrecht war dies nicht, und nach des Präſidenten Schlußfolge lag es auch in der Natur der Sache, daß Frau von Beliwald ſich nunmehr wohl mehr mit ihren Kindern beſchäftigen könte, als mit ihrem Manne.

In der Dame Schlußfolge hingegen lagen jene Stunden der ſorgfältigſten Aufmerkſamkeit als ewig daurend, und wo ſolte ſie wohl den Verſtand hernehmen, einzuſehen, daß das Wohl eines ganzen Volks ihren kleinen Freuden vorgezogen werden müſte. Sie machte ihrem Manne einigemahl Vorwürfe darüber, die er mit ſehr vernünftigen Gründen beantwortete, aber da ſie ſchlechterdings Feindin von allem war, was zur Vernunft gehörte, ſo beleidigte ſie das, und dachte ſie ſchon in dem Augenblik die Rache nicht aus, die ſie an ihm nehmen

men wolte, ſo war doch eine gewiſſe Pflicht, die ſie gegen ihn in ſich fühlte, erloſchen.

Nun kam dieſer junge Mann, mit allem dem Einnehmenden, was zur Galanterie gehörte, zu ihr, und ſie fand anfangs nur Vergnügen in ſeiner Unterhaltung. Lebenzow hatte Feuer und raſches Blut, war gewohnt jedes Wort einer artigen Frau zuvorkommend auszulegen, bauete an, wo nur ein Grundſtein zu faſſen war, um darauf fuſſen zu können. Mit jedem Tage gefiel er ihr mehr, ſeine Geſpräche waren ihr Balſam für die Langeweile, und bald ſprachen in dieſen Geſprächen Blike und Hände mit. Es ſchien ihr, als ob er täglich wärmer ihre Hand küßte, und als dies einſt nach einer kleinen Erhizung geſchahe, triebs dieſe Hand, wie mit einem elektriſchen Schlage, die ſeinige zu drüken. Das Signal war für den feurigen Mann Aufruf zum Kampfe. Er grif nicht leicht an, er ſtürmte.

Da er ſelbſt nur vom Verſtande die Oberfläche hatte, ſo ſuchte er ihn auch bey ſeiner Dame nicht gründlich, und da ſie alles beſaß, was zu einer Geſellſchafterin, zur Unterhaltung, zum Benton gehörte, kurz da ſie ganz Harmonie mit Lebenzows

Aeuſſern war, ſo war es nicht ſehr zu verwundern, daß dieſe Funken zündeten. Sie waren bald Liebetrunken, und eines Wonnegefühls voll, das Beliwalds Gattin vergeſſen lies, daß ſie Gattin war.

Hätte ſie in einem ſolchen Taumel — in einer der menſchlichen Schwäche ſo verzeihlichen Ueberraſchung, den neunzehn Jahr hindurch errungnen Preis der Weibertugend dahin gegeben, dann hätte der Wandrer an ihrem Grabſteine ſtill ſtehen, und ſagen können: Sie verdiente Mitleiden, Verzeihung.

Allein dazu war würklich in Beliwalds Hauſe keine Gelegenheit. Sie konte wohl ſich, wenn Lebenzow bey ihr war, mit ihm ohne Furcht unterhalten, allein ſie war keine Minute ſicher, daß nicht ein Fremder, der ihren Mann ſprechen wolte, ſie überraſchte, und verſchloſſene Zimmer waren in dieſem Hauſe nie eingeführt geweſen, alſo hätte ſie ſich ſehr verdächtig gemacht, wenn ſie ſie eingeführt hätte.

Nur in ihrer Schlafkammer war ſie des Nachts eingeſchloſſen, und von aller Unruhe frey, weil ſie ihrem Manne gänzlich, ſeitdem ſie einen andern liebte, den ehelichen Dienſt aufgeſagt, worauf der Präſident ſich auch eben nicht viel mehr machte.

Es war ihr zu vergeben, wenn ſie in den Augenbliken, wo des Jünglings feurige Liebe ihr zu Füſſen lag, wünſchte, ſie könte ihn ganz den ihrigen nennen, zu vergeben, wenn ſie in dem warmen einſtimmigen Geſpräch ſeinem Kuſſe ſich nicht entzog, zu vergeben, wenn ſie in der ganzen Schöpfung dann ſich und ihn nur allein dachte; aber nicht zu vergeben, daß ſie in ihrem Ehebette auf Mittel dachte, es zu befleken, nicht zu vergeben, daß ſie verabredete Anſtalten traf, es zu bewerkſtelligen, nicht zu vergeben, daß ihr auch nicht ein einzigesmahl ihres Mannes gekränkte Ehre dabey einfiel.

Und eben um die Zeit, als der alte Präſident ſich mit trüben Sinn und beklommenem Herzen ſchlafen legte, als er ſeines Sohnes wegen anfieng zu ſinnen, ob ſeine Ehe nicht unter einem unglüklichen Geſtirn geſchloſſen wäre, ſtieg Lebenzow durchs Fenſter ins Zimmer ſeiner Gattin, warf ſich in ihre buhleriſche Arme, und beſtätigte dadurch den Traum des guten Gatten von ſeinem Unglük.

Tiefe der Vorſicht, in die niemand ſchauen kan, warum muſte der menſchenfreundliche Mann ſo hart gedemüthigt werden? Warum mußte er den Kelch eines Leidens koſten, das er gewis nicht verdiente, da er der treueſte Gatte, der zärtlichſte, der liebevollſte Vater war.

Wie viel Gefühle in einer Nacht beym Menſchengeſchlechte! Wie oft wechſelt Traurigkeit und Fröhlichkeit? Wer all die verſchiedenen Auftritte auf einmahl überſehen könte, wie müßte er über Menſchheit zu gleicher Zeit ſeufzen, und zugleich ſie ehren, zugleich aber auch ſich überzeugen, daß ſie ſo weit von Vollkommenheit entfernt iſt, als himmliſche Gefühle vom Böſewichte.

Der Herzog lag unruhig, und wolte ſich überreden, er ſey es nicht, der Präſident wachte in Seelenangſt — ſeine untreue Gattin lag in ehebrecheriſcher Wolluſt, und die beyden Söhne dieſer unglüklichen Väter waren glüklich.

Neunte Aufklärung.

Ihnen floß der Nächte ſeeligſte dahin.

Der Prinz hatte, ſeitdem er ſo eingezogen zu leben gezwungen geweſen, einen groſſen Theil ſeiner Freuden der Madame Mind zu danken gehabt. Es lag in ihrem Plan, daß er den Geſchmak an Liebe und Wolluſt nicht verlieren ſolte, und ob er gleich am wenigſten Luſt dazu hatte, ſo furchte ſie doch, ſeines Vaters Vorliebe für Ernſt und Thätigkeit könte wohl endlich die Oberhand gewinnen. Kein Wunder alſo, daß ſie ihre reiche Einbildungskraft erſchöpfte, um alles, was ſeinen Hang erhalten konte, ihm darzuſtellen. Und ſo fein, wie ſie es anlegte, konte der Durchlauchtige Liebhaber auch nicht erſchöpft werden. Sie wuſte ſich ſelbſt von ihm zurükzuziehen, allein ſie wuſte das ſo einzurichten, daß es das Anſehen hatte, als wenn er ſich von ihr zurükzöge. Sie wuſte ſich immer unbefriedigt zu ſtellen, und dieſer Mäſſigung den Anſtrich zu geben, als wenn ſie um ſeinetwillen ſie ſich gefallen lieſſe.

Daher des Prinzen ewige Furcht, er mögte ſie verlieren, daher ſeine Klagen über ihr Temperament. Sie war im Grunde ſelbſt oft ſchuld, daß er ſie vernachläſſigte, und andern opferte, nie aber durfte er glauben, daß ſie daran Schuld wäre, ſondern er mußte die Laſt immer auf ſich zurükwerfen. Durch dieſes feine Gewebe, welches der flüchtige unerfahrne Prinz freylich nicht durcharbeiten konte, hielt ſie ihn in den feſteſten Nezen.

Die heutige Parthie war eine von den ausgeſuchtvorbereiteten, die mit zu den unzerbrechlichen Ketten gehören ſolte. Die ſchöne Nacht entſprach ihren Wünſchen vollkommen. Sie war warm, die Luft heiter, der Himmel geſtirnt. Unter andern hatte Madam Mind in ihrem Garten, wo ſie dem Prinzen das erſte Opfer gebracht, und den ſie nunmehr an ſich gekauft, eine kleine Schaubühne anlegen laſſen, in welcher man zuweilen geſellſchaftliche Stüke ſpielte, und wozu hin und wieder Freunde, die um dieſen Umgang wußten, eingeladen wurden.

Das Feſt ſolte ähnlich eröfnet werden, nur mit dem Unterſchiede, daß die Spielenden zwar den Zuſchauern, dieſe aber nicht jenen ſichtbar waren. Die Zuſchauer beſtanden aus niemanden, als dem Prinzen mit ſeiner Geliebten, und Beliwald mit dem ſchönen Fräulein Hartiſch.

Das Stük ſelbſt war ein Duodram, die Natur der Liebe genant. Ein erfinderiſcher Kopf hatte all ſein Genie mit der Stärke der Erfahrung verbunden, hatte aus ſo vielen geſehenen und erlebten Scenen ſich eine Ideenfolge gemacht, die die Grade ſteigender Leidenſchaft anzeigte, und nachdem er ſie bis zum Genuß getrieben, mahlte er auch das Wachſen dieſer wonnereichen Augenblike mit gleichem Kolorite aus. Schon beym Leſen bewunderte Madam Mind dieſes Meiſterſtük dichteriſchen Pinſels, und wie, dachte ſie, muß es nicht bey einer würklichen Aufführung gewinnen? Freylich ſahe ſie alle Schwierigkeiten ſehr gut ein, welcher eine ſolche Aufführung ausgeſezt wäre; allein ſie hatte ja mehr als dergleichen Hinderniſſe überwunden. Das weibliche Geſchöpf zur Ausführung fand ſich bald. Minchen, ihr Kammermädgen, die kleine reizende Blondine, von welcher wir oben gehört haben, war es, der ſie dieſe Rolle zudachte. Sie gab ihr das

Stük erſt zu leſen, und ſie bekam es mit einem faſt wieherndem Ausbruch von Vergnügen. Das Mädgen hatte es allerliebſt gefunden, und beantwortete die Frage: Ob ſie ſich das Späschen wohl zu machen getrauete? mit einem zudringlichen Ja.

Nun zeigte ihr die Dame erſt die Verlegenheit, in welcher ſie wäre, den männlichen Schauſpieler dazu zu finden, und die Zofe fand ſelbſt, daß ein Herr hierin in der That weit leichter Zufällen unterworfen wäre, die die Aufführung gerade im kritiſchen Punkte unmöglich machen könte. Lange war dies ein Stein des Anſtoſſes, und es gingen Wochen hin, ehe man noch einig war, ob man ſo etwas zu unternehmen wagen dürfe. Endlich fiel Minchen ſelbſt auf ein Mittel.

Ich habe einen Liebhaber, ſagte ſie, den ich immer noch nicht habe erhören wollen. Er iſt ein feiner ſchöner Menſch, jung, raſch, feurig, voll Säfte. Ich geſtehe, daß ich ihn mir aufgeſpart hatte, wenn ich etwa in die Lage käme, heyrathen zu müſſen. Ich will ihn ihnen opfern.

Du ſpaßeſt, mein liebes Minchen, ſagte Madam Mind. Er muß blöde ſeyn, ſonſt hätte er nicht ſo lange gewartet, und einen blöden Menſchen, der vielleicht in den Geheimniſſen der Liebe noch gar nicht eingeweihet iſt, können wir zu dieſen Auftritten nicht wohl brauchen.

Eingeweihet in den Geheimniſſen der Liebe iſt er gewis, oder ich müßte meinen Mann nicht kennen. Aber was die Blödigkeit betrift, ſo hätte ich ein Mittel ſie zu verſcheuchen, und ein Mittel, welches mir nicht trügen kann —

Und das ich ſehr begierig zu hören wäre, verſezte die Dame, die nicht wenig aufgeheitert über die Ausſicht war, daß ihre Wünſche befriedigt werden könten.

Ich mache die Aufführung dieſes Stüks zum Ziel ſeiner Erhörung. Ich geſtehe ihm unter keiner andern Bedingung den Genuß meiner Liebe zu. Er muß, er müßte denn mich lieber verlieren wollen, hierein willigen. Die Begierde mich zu beſiegen, und die Vorbereitungen, die ich vorher gehen laſſen werde, werden ſeine Blödigkeit ſo ſicher unwirkſam machen, daß wir das angenehmſte Schauſpiel zu erwarten haben.

Du ſicher das angenehmſte, kleine Hexe, ſchikt Madam Mind, und befahl ihr, ſo ſchnell als möglich ihre Einrichtungen zu treffen.

Minchen war nicht läſſig ihrem Liebhaber die Rolle vorzulegen, die er ſpielen ſolte, und er erſchrak anfangs, fand aber doch auch etwas Selbſtbehagen darin, daß man ihn für fähig hielte, den wichtigen Schritt thun zu können. Er war zufrieden, wie er hörte, er ſolte nur wenige Zuſchauer, und dieſe verſtekt haben, und das Glük, was ein junger feuriger Jüngling im Beſiz des Engels, den er liebte, zu finden glaubte, war ihm Erſaz für das Opfer einer innern Schaamhaftigkeit, die jeden Menſchen eigen iſt.

Wie er ſeine Rolle konte, hatte die Dame ſelbſt die Gnade, einigen Proben, die aber ohne weſentliche Aktion vorgenommen wurden, beyzuwohnen, und ſie fand die beyden Liebenden ſo allerliebſt leichtfertig, daß ſie nicht allein den glüklichſten Erfolg ſich verſprach, ſondern auch ſogar es ſehr heldenmäßig nante, daß ſie ihrem Temperamente nicht ſchon bey den Proben unterlägen.

Mit der würklichen Aufführung des Stüks wurden die Gäste der Madam Mind in der That ſehr überraſcht. Sie hatte die Vorſicht gebraucht, jedem eine beſondre kleine Loge bauen zu laſſen, aus welcher er zwar die Bühne überſehen, nicht aber geſehen werden konte, und dieſe Vorſicht war würklich ſehr nöthig geweſen, weil, wann ſie beyſammen geweſen wären, es leicht unter ihnen ſelbſt Unordnungen hätte geben können, die den Gang des Stükes unterbrochen, und es vielleicht gar vervielfältigt hätten. Die kleine Blondine nahm ſich übrigens ganz vortreflich, ſo daß Bellwald ſich nicht mehr wunderte, wie ſie am Morgen bey ihm in dem Feuer hatte ſeyn können, da die Proben, die dieſem Stüke vorhergegangen, ihr Blut immer in Wallung erhalten haben muſten.

Wir übergehen den weitern Inhalt und die Beſchreibung des Duodrams, weil in der That auf unſerm Erdplaneten dergleichen ſich auch, nur unter andern Titeln befinden, und wir keine ſchlüpfrige Scene mahlen, ſondern nur der wahren Geſchichte treu bleiben wollen. Wir wenden uns alſo zur Wirkung auf die hohe Geſellſchaft.

Der Prinz war auſſer ſich, er hatte die Ueberraſchung ſo ſchön gefunden, daß, als Madam Klind wieder vor ihm erſchien, er ſie feſt in ſeine Arme ſchloß, und mit Küſſen faſt erſtikte. Er verlangte auch, ſie ſolte die erregten Begierden ſogleich löſchen, aber das lehnte Madam Klind ab.

Wolten ſie wohl, ſagte ſie, einen Gegenſtand, den ſie lieben, ſo erniedrigen, daß er ein Feuer löſchen ſolte, welches er nicht erregt. Nein, mein Prinz, laſſen ſie dieſe Glut ſich ſelbſt dämpfen: glauben ſie mir, ächte Liebe, ſie ſey ſo leidenſchaftlich, als ſie wolle, hat einen Grad von Delikateſſe, den nichts beleidigen muß.

Was wolte der Prinz thun? Der Einwurf hatte Anſchein, und entweder fiel es ihm nicht ein, oder wagte er es nicht ihr den Vorwurf zu machen, daß dergleichen Bilder eben ſo wenig für Delikateſſe in der Liebe gehörten. Er bequemte ſich. Beltwald und das ſchöne Fräulein hatten ſich in den Garten verloren, und waren gewis glüklicher geweſen als er. Man gieng auch dahin. Man ſuchte ſie auf, fand ſie lange nicht, bis endlich beyde ihnen entgegen kamen. Der Prinz war ein wenig tüklich, daß es allen außer ihm ſo wohl gieng, aber die Mine durfte ihn nur anlächeln und gleich war Heiterkeit in ſeinen Augen.

Jezt gelangte man bis zu einer Baumgruppe, und ſahe auf derſelben eine Erleuchtung. Bald entdekte ſich, daß oben ein Windhaus angelegt wäre, welches mit farbigen Lampen erleuchtet war. Da war die Tafel ſervirt. Es war einer der ſchönſten Proſpekte. Die Anlage war hoch, man konte den ganzen Garten überſehen: dieſer war völlig illuminirt, doch nicht unterwärts, ſondern in den Gipfeln der Bäume. Es gab einen vortreflichen Anblik, das ganze erleuchtete Farbenſpiel in einer gewiſſen doch unordentlichen Symmetrie zu ſehen; denn die lezte brachte nur die Perſpektive hervor, die das Auge ſich bildete. Ueber den Garten hinaus gieng eben der Mond feurig auf, und ſezte gleichſam die ganze Fläche der Gegend in Brand. Auf der andern Seite funkelten die Sterne noch hell, und zeigten wie in einem Nebel den Proſpekt der Stadt und verſchiedener umliegenden Dörfer. Es war wie wir ſchon erwähnt haben eine warme Nacht, welche wol-

[illegible]

ſtigen als reizbaren Gefühls, mehr lichtſchimmernd, als Dämmerung verbreitend.

Jezt zog Madam Mind ihren geliebten Prinzen auf die Seite. Würden wir wohl, ſagte ſie, das alles ſo ſchmecken, wenn wir ſchon genoſſen, und unſere feinern Gefühle abgeſtumpft hätten? Ich wette, Beliwald und ſeine Schöne habens gethan, davor aber iſt ihnen auch dieſer vortrefliche Anblik nur Erhohlung von ihrer Ermattung, da er uns Wollgenuß iſt.

Der Prinz fühlte in der That, ſie habe ihn für das, was ſie ihm entzogen, ſehr ſchadlos gehalten, er nante ſie eine Zauberin in dem, was den Sinnen Reiz geben könne, und verſprach ihr in dieſem Taumel des Gefühls, er wolle nie mehr wider ihre Anordnungen murren, ſondern ſich allem unterwerfen, und ſie als Siegerin über ſich anerkennen.

Man war von allen Seiten ziemlich froh, daß aufgetragen wurde. Auch hier bediente ſich Madam Mind der ſorgfältigen Aufmerkſamkeit, daß ſie jede Art von Erfriſchungen bis jezt zurükgehalten hatte, um ihr Mahl deſto gewürzter zu machen. Auch dämpfte Hunger und Durſt beym Prinzen ſchon die Begierde nach andern Befriedigungen im etwas, und Beliwald und ſein ſchönes Fräulein bedurften in der That dieſer Erhohlung ſehr.

Nach aufgehobner Tafel, bey welcher die beyden Schauſpieler des Duodrams im alten Koſtum aufwarteten, und manchen Lobſpruch über ihr fertiges Memoriren, und ihre vortrefliche Aktion einerndteten, wobey Minchen nicht ſelten dem Herrn von Beliwald einen ſchlauen Seitenblik gab, verfügte man ſich auf Anregen der Madam Mind ins Bad.

Hier fand die Geſellſchaft vier verſchiedene Abtheilungen, jede mit einem Kabinetchen, worin ſie ſich entkleiden konten. Sie fanden das Waſſer des Baſſins lau und wohlriechend, und alles war entzükt, nur der Prinz fieng an zu murren, daß ſchon wieder Trennung ſtatt Vereinigung ſein Loos war.

Er blieb nicht lange in dieſer unangenehmen Stimmung: denn kaum war er ins Waſſer, ſo hob ſich die Scheidewand unmerklich, und auch hier gebietet die Delikateſſe uns den Schleyer zu laſſen, den ſich jeder Leſer nach ſeinem Temperamente ſelbſt enthüllen kan.

Zwölfte Finſternis.

Der frühe Morgen nach dieſer Nacht.

Schon ſaß der alte Herzog zu Pferde, um den ſchönſten aller Morgen nicht ungenoſſen vorbeygehen zu laſſen, und überdachte im ſtillen ruhigen Geiſte, wie er dem Glüke ſeiner Unterthanen, einen Zuwachs geben könte, eine Beſchäftigung, um die beym Himmel, alle Fürſten unſrer Erde ihn beneiden ſolten; ſchon wälzte ſich der unruhige Präſident im Bette umher, und rief nach ſeinem Kammerdiener, ſeiner Pfeife und ſeinem Sohne, obgleich es noch nicht fünf geſchlagen hatte; ſchon hatte der geſättigte Lebenzow ſchlaf- und ſündentrunken das Bette der Präſidentin verlaſſen, und war durchs Fenſter wieder hinausgeſtiegen, wo er hereingekommen, während daß die Dame den Schlaf der Vergeſſenheit ſchlief; als Minchen, die wachſame Blondine, die Liebenden, aus dem ſüſſen Taumel der Ruhe erwekte, und ſie ermahnte, dem ſtark ſich nähernden Tage Plaz zu machen.

Daß der Ausruf ihnen Wonne geweſen wäre, läßt ſich nicht behaupten, doch waren ſie alle in den Jahren, wo der Trübſinn nie über Minuten dauert. Erwacht, vergaßen ſie die ihrem Feuer noch nicht ſo unumgänglich nothwendige Ruhe, und lebten im entzükenden Anblik an einander ein erneuertes Leben. Sie trennten ſich froh, wie ſie ſich empfangen, freuten ſich der kommenden Wiederholung ihrer Freuden, und nahmen keinen Theil an irgend einem Leide oder einer Freude, die auſſer ihnen lag.

Der Prinz begab ſich in ſeine Wohnung, um zu überdenken, was er thun oder laſſen ſolte, da er nunmehr eigener Herr wäre, und der junge Beliwald eilte aufs ſchnellſte der ſeinigen zu, um den Vater wo möglich noch zu hintergehen, und zur geſezten Stunde zum Frühſtük bey ihm zu ſeyn.

Nun müſſen wir dem Prinzen zum Ruhme nachſagen, daß er beym Nachdenken des erſten Augenbliks, ſeines Vaters und der Güte deſſelben eingedenk

denk war, daß er darauf dachte, wie er ihm dieſe vergelten ſolte, und daß er in dieſer Rükſicht ſogleich einige Arbeiten vornahm, von denen er wußte, der alte Herzog wolte ſie gern beſchleunigt haben; auch war das Glük ihm ſo hold, daß ſie ihm über alle Erwartung gut geriethen, und ſo ſchnell von der Hand giengen, daß er um acht Uhr ſich im Stande ſahe ſie ſeinem Vater zu überbringen.

Beliwald, der in der gewiſſen Hofnung geſtanden hatte, niemand wiſſe zu Hauſe etwas von ſeinem Ausbleiben, erfuhr zu ſeinem nicht geringem Schreken das Gegentheil, gieng nur einen Augenblik auf ſein Zimmer, um ſich in Poſitur zu ſezen, kleidete ſich in ſeinen Nachthabit um, und erſchien dann vor ſeinem Vater, dem er ſich jezt als ſeinem Richter, und mit dem unglüklichen Verſaze näherte, ihm ſo viel als möglich aufzubinden, um ihn von der Wahrheit wegzuführen.

Dreyzehnte Finſternis.

Nicht minder erſchrak der Vater als der Sohn.

Nicht minder entſezte ſich der Präſident, als Friz ins Zimmer hereintrat, wie dieſer erſchrecken war, da er gehört, er wäre verrathen. Wäre Friz in ſeinen gewöhnlichen Kleidern gekommen, dann hätte er leichter denken mögen, es ſey ihm dieſe Ausſchweifung, gleich vielen andern zu verzeihen, ſo aber ſahe er den Heuchler viel zu deutlich vor ſich, als daß er zweifeln ſolte, ſein alter gütiger Herzog, ſo viel beſſerer Beobachter, als er, habe Recht.

Auch verſtellte er ſich da nicht lange. Friz, ſagte er mit einer Stimme, die dem verdorbenen Jungen bis ins Innerſte hätte dringen müſſen, wäre ſein Herz nicht gegen ihm verſchloſſen geweſen, Friz, warum thuſt du mir das? Warum ſoll ich glauben, du biſt nicht weggeweſen, da du doch eben erſt zurükgekommen biſt? Warum veränderteſt du deinen Anzug.

Friz. Meine Meinung war nicht ihnen glauben zu machen, ich ſey zu Hauſe geweſen. Sie wiſſen ja ſchon das Gegentheil, alſo warum ihnen liegen. Allein weil der Anblik eines derangirten Anzugs am frühen Morgen, ihnen vielleicht einen unangenehmen Augenblik verurſacht hätte, ſo legte ich ihn ab.

Präſident. Ich verſtehe dich. Das ſoll ſo viel heißen, als wolteſt du zu deinem Vater ſagen: Sie hätten beſſer gethan, meine Reue aus meinen veränderten Anzuge zu ſehen, und mir den Fehltritt gar nicht vorzuhalten. Sieh, da ſchließen wir beyde einmahl wieder ganz verſchieden. Wärſt du ſo ſo wie du gehört, ich wüßte alles, ſo wie du in der Minute warſt, zu mir hereingeflogen, und hätteſt geſagt: Vater, ich habe gefehlt, ſo hätt ich dich liebreich wieder gehen heißen. Ich liebe das ofne Herz, und bin jeder Art von Kunſtgriffen äuſſerſt zuwider. Hüte dich, mir ſie je wieder zu zeigen. Jezt ſage mir noch, wo haſt du deine Zeit zugebracht, und ich will über den Vorfall ſchweigen.

Friz. Beym Prinzen, mein Vater. Der Herzog hat ihm geſtern völlige Freyheit ertheilt, zu thun und zu laſſen, was er will, und der gute Prinz war ſo froh darüber, daß er mich und einige andere Freunde zur Feyer dieſes Feſtes einlud. Wir ſind bey ihm bis jezt vergnügt zuſammen geweſen.

Präſident. Gut, es ſey vergeſſen. In dieſer Rükſicht wirſt du Ruhe bedürfen, ich will dich alſo nicht länger aufhalten. Meine Unterhaltung würde bey deiner Gemüthsſtimmung dich doch nur einſchläfern.

Friz war ſehr froh, daß er auf dieſe Art losgekommen, küßte mit heuchleriſcher Dankbarkeit ſeinem Vater die Hand, und entfernte ſich, ohne ſichs zweymahl ſagen zu laſſen, ohngeachtet er der Ruhe eben nicht ſehr bedurfte. Er legte ſich auch würklich nicht nieder, ſondern arbeitete eine Epiſtel an das ſchöne Fräulein Hartiſch im Geſchmak eines berühmten Dichters aus, der ganz das Ebenbild unſers Grecourt iſt. Er ſchilderte darin die Freuden der verfloſſenen Nacht, und wir würden ſie dem Leſer mitzutheilen nicht ermangeln, wenn die Delicateſſe, der Mittheiler dieſer Tradition, uns nicht verhinderte es zu thun, denn ſie waren platterdings nicht zu bewegen, uns dieſelbe zu eröfnen.

Zehnte Aufklärung.

Eine etwas reizendere Ausſicht

Wie Friz von Beliwald ohngefehr am Schluſſe ſeiner Epiſtel ſeyn mogte, trat der Prinz zu ſeinem Vater hinein, und überreichte ihm ſeine Arbeiten. Der Herzog ſahe hinein, traf auf eine Stelle die ihm gefiel, ſezte ſich in Armſtuhl, und las das ihm übergebne von Anfang bis zu Ende durch. Dann frug er, ob dieſe Arbeiten geſtern ſchon fertig geweſen? Der Prinz antwortete, daß ſie das Werk der heutigen Morgenſtunden ausmachten.

Herzog. Und ſo einen treflichen Kopf, mein Sohn, vernachläſſigſt du? Wenn man nach einer durchſchwärmten Nacht noch ſo viel Geiſteskräfte behält, was müßte da dieſer Geiſt würken, wenn er ganz ungeſchwächt arbeiten könte. Nicht wahr, wir waren die vergangene Nacht bey irgend einem wollüſtigen Gelage, wo man die Nerven ſchwächt, und den Geiſt abſpannt?

Prinz. Ich will ihnen nicht lügen, mein Vater. Ja, ich opferte dieſe Nacht einer Leidenſchaft. Es iſt eine der froheſten meines Lebens geweſen, und aus Dankbarkeit, daß ſie mir ſie geſchenkt, dachte ich auch an Sie, und ihre Arbeiten.

Herzog. Dazu hat ſie dir der Teufel geſchenkt, und nicht ich. Ich werde dir nie ſchmeicheln. Ich lobe dich, wo du zu loben biſt, und wo ich dich tadeln muß, da erwarte keine Nachſicht von mir. Indeſſen müſſen dieſe Arbeiten wohl die Schwelgerey dieſer Nacht bezahlen.

Bey dieſen Worten gab der Herzog dem Prinzen ein ziemlich anſehnliches Geſchenk, und ſezte noch hinzu: Laß dich aber in deiner Freyheitszeit eben nicht ſehr von mir bliken, wenn du nicht dergleichen Verſprachen wie die heutigen, bey dir haſt.

Der Prinz verlies den Vater diesmahl ungern. Das Herz that ihm weh. Er hätte ihn ſo gern noch mehr überzeugen mögen, wie ſehr er ihn liebte. Er hätte ihm vor ſein Geſchenk, welches ihm gar nicht unwillkommen war, ſo gern danken mögen, aber er wuſte er litt das nicht, und die Mine des Herzogs verrieth ſogar, als wenn er ihn los zu ſeyn wünſchte. Eine Thräne ſtand ihm im Auge, als er gieng.

Der Herzog bemerkte ſie wohl. Das hilft alles nichts, ſagte er, als er hinaus war. Etwas weniger Weichherzigkeit, und etwas mehr Vernunft. Man braucht deswegen die Menſchlichkeit nicht zu verläugnen. Gut wär er, wenn er auch nur weiſe wäre.

Viertes Licht.

Die Konferenz. Ein Dialog.

Die Stunde des Präſidenten beym Fürſten erſchien auch, und wurde Dialog.

Herzog. Ja! kömt er endlich. Heute iſt mir die Zeit ordentlich lang nach ihm geworden. Seh er einmahl, da ſind wieder ein paar Schmähſchriften auf mich. In der einen heiſt man mich einen

Brummbär, und in der andern einen Leuteſchinder. Ich habe recht herzlich gelacht.

Präſident. Ich bedaure die Leute recht ſehr, die das geſchrieben haben: denn ſie müſſen würklich unglüklich ſeyn, wenn ihr Schikſal ſie treibt, einen ſo guten Regenten anzutaſten.

Herzog. Nein, mein Lieber, die Leute die das geſchrieben haben, ſind nicht unglüklich. Die ſind muthwillig. Wahre Unglükliche wenden ſich an mich, und denen verſage ich meine Hülſe gewis nicht. Aber die ſich ſelbſt in ihr Unglük geſtürzt, und denen nicht zu helfen iſt, die ſchreyen über mich, und ſolcher Schreyer Reden ſchreibt man nach. Laßt ihr den alten Bär nur brummen, er brumt euch immer zum Beſten, und ſein Schinden nimt euch nur den wollüſtigen Kizel, deſſen ihr nicht bedürft.

Präſident. Solten ſolche Schriften aber nicht Gährung machen, und wärs nicht beſſer, wenn man ihnen Einhalt thäte?

Herzog. Mein lieber Beliwald! Die Stufe die ich vom Präſidenten bis zum Herzog höher ſtehe, als er, die macht, daß ich das beſſer einſehe. Jeder,

der mir im Ernſt den Rath giebt, daß ich den Leuten das Reden über mich und meine Einrichtungen verbieten ſoll, der hat ſeine eigennüzigen Abſichten, und ſieht mehr auf ſein, als auf mein Wohl. Das ſind die Opiate für Regenten, wenn man ihnen einbildet, es habe niemand das Recht über ſie zu urtheilen. Laß er die Leute reden. Der kluge Regent nimt daraus, was er brauchen kan. Er erfährt da manches, was er ſonſt nie erfahren würde. Nein, mein Freund, Miniſtern, die nicht auf dem rechten Pferde ſizen, denen ſind das eigentlich Steine des Anſtoſſes. Die ſuchen es aus dem Wege zu bringen, daß man ihnen auf die Finger Acht hat. So lange ein Fürſt das Wahre aus ſolchen Scharteken ſich zu nuze macht, und weislich anwendet, ſo kan ihm das alles nichts ſchaden. Aber, wenn er ſich freylich bereden läßt, wahr, ſey nicht wahr; wenn man Misbräuche auf Misbräuche häuft, eine gute Anſtalt nach der andern umwirft, dann wird das Geſchrey laut, die Schreyenden bitter, und das Krazen derer, die es jukt, hilft nichts mehr. Dann muß man zu ſolchen Verboten ſeine Zuflucht nehmen. So lange ich regiere, hör er, da ſollen die Leute ſchreiben, was ſie wollen. Kann er prophezeyen, Präſident?

Präſident. Nein, Ihro Durchlaucht, ich habe mich nie auf Mantian und Jſlikam gelegt. Alles was dahinein ſchlägt, floh ich cane et angue pejus.

Herzog. Schon recht, da that er wohl dran. Aber ein Fürſt muß von allem etwas können. Ich will einmahl prophezeyen: Nach meinem Tode werden ſie einſt alles das loben, was ſie jezt an mir tadeln.

Präſident. Die Prophezeyung könte wahr werden.

Herzog. Er meint alſo wohl, es gehöre kein großer Prophet dazu. Ich zähle mich auch gern unter die Kleinen, und als bibliſcher hätte ich nicht viel Aufſehen gemacht. Aber apropos, wie ſiehts mit unſern Herren Söhnen. Die haben die erſte Nacht unſere Freyheit, dünkt mich, ein wenig ſtark gemißbraucht.

Präſident. Sie haben ein wenig geſchwärmt. Aber da es in Ihro Durchlaucht Zimmern war.

Herzog. Wer hat ihm denn dieſe Neuigkeit erzählt?

Präſident. Mein Sohn war offenherzig genug —

Herzog. Da nehm er mirs nicht übel, da iſt ſein Sohn der offenherzigſte Schurke, den die Welt jemahls getragen haben kan. Sie waren bey Madam Mind —

Präſident. (mit Thränen im Auge) Iſt das wahr, Ihro Durchlaucht? Gewis wahr?

Herzog. Gewis wahr. Mein Sohn hat mirs geſtanden. Aber weinen ſollt er nicht.

Präſident. Es ſollen auch die lezten Thränen ſeyn, Ihro Durchlaucht, die ich um den Undankbaren weine. In den Augenbliken, wo ich ihm die wärmſte väterliche Liebe zeige, belügt mich der Bube, indeß ihr Sohn, der einen weit härtern Vater hat, als er, ſichs nicht einfallen läßt, ihnen Unwahrheiten zu ſagen.

Herzog. Ja, mein Lieber, mein Sohn hatte auch keinen ſchlechten Vorſprecher. Seh er einmahl, dieſe Arbeiten hat er heute früh, wie er von der Schwärmerey kam, geliefert.

Praſident. Und der meinige entzog ſich meiner Gegenwart ſo ſchnell als möglich, um nicht etwa in einen ernſthaften Diſkurs verwikelt zu werden, der ihm eine Moral ins Gedächtniß riefe, die ſeinem ſchwelgeriſchen Leben Einhalt thäte.

Herzog. Les er einmahl mit Bedacht, die Arbeiten ſind gut.

Der Präſident ſezte ſich und las, und während deſſen arbeitete der Herzog am Schreibtiſch. Wie er ausgeleſen hatte, überreichte er die Papiere den Fürſten, und eine Thräne zitterte wieder in ſeinem Auge.

Herzog. Sein Auge iſt ſchon wieder naß. Ich bedaure ihn wegen ſeines ungerathnen Buben. Aber ſind die Aufſäze nicht ſchön?

Präſident. Vortreflich, Ihro Durchlaucht, und dieſe Thräne galt auch nicht meinem, ſondern ihrem Sohne. Es war eine Freudenthräne. Sie floß der Ausſicht des künftigen Glüks ihres Landes. Wahrhaftig ich verkaufte dieſe Stunde nicht um vieles Geld. Ich habe mir noch nie vom Prinzen den guten Begrif gemacht, den ich nun gefaßt habe. Er wird guter Landesvater werden. Er wird ihr würdiger Nachfolger ſeyn. O wie viel glüklicher iſt es, daß der ihrige einſchlug, und der meinige ausartete, als wenn der Fall der umgekehrte geweſen wäre. Gern ſieht der Vater dem Patrioten nach.

Herzog. Brav gedacht. Allein, mein lieber Präſident, wir wollen noch nicht zu früh jubeln. Wahr, daß der Prinz viel gute Eigenſchaften und beſonders ein mildes theilnehmendes Herz hat, wahr, daß Einſichten und Kentniſſe nicht auſſer ſeiner Sphäre liegen. Allein ſein Leichtſinn, ſein nachgebendes Weſen macht mir eben ſo bange ,für die Zukunft, als weniger Biegſamkeit mich froh machen würde. Wenn er noch einigermaaſſen feſten Sinn bekömt, ſo kans gehen. Allein bleibt er ſo, läſt er ſich von jedem Schmeichler, der ihm nach dem Munde ſpricht, hinreiſſen, ihm Gehör zu geben, dann werden ſie ihn bald zu einem Mittelding, wie leider unſre meiſten Fürſten es ſind, machen, der halb regiert, und halb ſich regieren läſt. Iſt das der Fall, ſo wird er in kurzem umreiſſen, was ich mit ſo viel Mühe gebauet, und wohl ihm und dem Lande alsdann, wenn er nach einer Reihe be von Jahren nur einſieht, daß man ihn gemisbraucht. Ich kenne der Kriecher manche, die nach meinem Tode ihm den Kopf warm machen werden, und ich ſahe ſie eine junge Brut bilden, die meinen Planen entgegen würken ſoll. Aber, lieber Beliwald, vergeß er ſeinen Sohn, und laß er uns dieſen entgegenarbeiten, damit wir unſere Sache ſo feſt machen, daß ſie zur Noth eines Menſchenalters Erſchütterung ertragen kan.

So endigte ſich dieſer Dialog, der uns zum vierten Lichte diente, und den unſre Leſer vielleicht ganz anders betrachten, als wir, vielleicht glauben, es ſey nicht möglich, daß Fürſten ſo reden könten. Liebe Leſer! Köntet ihr in die Kabinette der Fürſten manchmahl bliken, ihr würdet das Herz wahrhaft erbliken, was ſie äuſſerlich verſteken müſſen. Sie ſprechen wie Menſchen, die fühlen.

Vier-

Vierzehnte Finſternis.

Wie die Arbeit, ſo der Lohn.

Der Präſident war noch keine Viertelſtunde zu Hauſe, als Friz ſchon ein Billet von ſeinem Vater in Händen hatte, worin er ihm auftrug, ſeine Sachen ſo einzurichten, daß er binnen drey Tagen zu einer auswärtigen Expedition, die er ihm auftragen wolle, abreiſen könne. Uebrigens da er gewis wiſſe, daß er theils kein Freund vom frühzeitigen Arbeiten wäre, theils überzeugt, daß er nie die Wahrheit in irgend einer Sache von ihm zu hören hoffen dürfe, ſo verbäte er ſich ſeinen Beſuch bis zur Stunde ſeines Abſchieds, da er ihm dann die nöthigen Ordres ertheilen würde.

Beliwald, der Sohn, hätte müſſen ein Strohkopf ſeyn, um nicht einzuſehen, daß die Ungnade ſeines Vaters von der Entdekung ſeines Aufenthals der vergangenen Nacht herrühre, und da er gleich auf den Prinzen Verdacht hatte, ſo eilte er zu ihm, und erfuhr auch nur zu ſchleunig, daß dieſer dem Herzog alles gebeichtet.

Auch der Prinz beſtätigte ſeines Vaters ſcharfſichtige Vermuthung nur zu ſehr, indem es ihm äuſſerſt leid that, von der Sache geſprochen zu haben. Er wünſchte lieber einen erzürnten Vater zu haben, als einen Freund von der Seite zu verlieren, der ſeine Freuden ſo ſehr mit ihm theilte, und ohne deſſen Mitgenuß er beynahe nichts zu genieſſen, fähig war. So waren ſeine meiſten Empfindungen von der Dauer eines Augenbliks, und wurden hernach bald durch andre verdrängt, die wieder nur ſo lange daureten, bis neue Gegenſtände zu ihrem Verlöſchen ihm aufſtieſſen.

Die beyden Unzertrennlichen überlegten lange, was ſie ihrer Trennung etwa in den Weg legen ſolten, und der Prinz erbot ſich mit ſeinem Vater ſelbſt deswegen zu reden. Aber Friz, dem des alten Herzogs Denkungsart ſehr wohl bekant war, der ſeiner Abneigung gegen zu enge Freundſchaft eben ſo gewis war, als der raſchen Härte mit welcher er übereilte Vorbitten aufnahm, wolte dieſes nicht, ſondern verſchob eine Unternehmung dieſer

Art bis während ſeiner Abweſenheit. Er ließ auch die Hofnung bliken, ſchriftlich über ſeinen Vater mehr zu vermögen, als mündlich, und ſo wurde von beyden Seiten die Abreiſe genehmigt, und wie man nur über dieſen Punkt einig war, wurde die getrübte Freude über ihre Trennung bald durch Beliwalds Vorleſung ſeiner Epiſtel in ausgelaſſene Munterkeit verwandelt. Man gieng in die Geſchichten der vorigen Nacht zurük, und es fehlte nicht viel, daß nicht die ganze künftige durchplaudert worden wäre, um ſich ſo lebhaft als möglich jedes Umſtandes zu erinnern. Der Prinz erfuhr von Beliwald ſein frühes Glük bey dem Fräulein, und beneidete ihn doch nicht darum, weil ſein ſpäteres ihm mehr wonnereich zu ſeyn ſchien.

Dieſes Fräulein ſtand übrigens in den Ruf eine der ſittſamſten Perſonen zu ſeyn, ſo wie ſie eine der ſchönſten war, und auſſer Madam Mind, Minchen, und die beyden beglükten Liebhaber wußte niemand von dieſen Demarſchen.

Der dritte Tag erſchien endlich und mit ihm die Stunde der beſtimten Abreiſe des jungen Beliwalds. Er hatte indeſſen ſeine Mutter ſehr ange-

regt,

rent, ihm wenigſtens eine Unterredung mit ſeinem Vater zu verſchaffen. Der Präſident war aber unerbittlich, und zu der Präſidentin geheimen Abſichten war ihres Sohnes Abreiſe gar nicht übel: denn ſie erwartete nun, daß Lebenzow von ihrem Manne deſto mehr gebraucht werden, und dadurch ihre Pläne, dieſen zu reuſſiren, beſſern Fortgang haben würden. Sie redete alſo Fritzen auch zu, ſich die Reiſe, die ſo unangenehm nicht ſeyn konte, gefallen zu laſſen.

Wie der Wagen ſchon vor der Thür ſtand, wurde Fritz zum Präſidenten gerufen. Hier, junger Herr, ſagte der Vater, iſt eine verſiegelte Ordre wohin ſein Weg von der erſten Station aus gehet. Hier iſt Reiſegeld. Ich verlange von ihm nichts zu hören, und zu ſehen, bis ich erfahre, daß ſeine Aufführung beſſer geworden. Aufpaſſer dazu ſind angeſtellt. Nun kan er reiſen.

Der Sohn wagte es dennoch, den Vater zu fragen, warum man ſo hart mit ihm verführe?

Weil es mir Pflicht iſt, die Peſt zu entfernen, die den Prinzen anſteckt, war die ganze Antwort des Vaters, und damit lies er ihn ſtehen.

Er ergrif die Parthie, ſich ziemlich ruhig, ob der erhaltnen ſehr geſpikten Börſe im Wagen zu ſezen, und ſeinem Schikſale entgegenzufahren.

Der Herzog erfuhr bald die Maasregeln des Vaters, und bey der nächſten Zuſammenkunft dankte er ihm für den Schritt, den er ihm nicht vorſchlagen mögen, um den Vater nicht zu ſehr zu kränken.

Eilfte Aufklärung.

Bringt uns um einige Jahre weiter.

Des jungen Belimalds Abweſenheit machte in der That eine kleine Revolution unter des Prinzen Beſchäftigungen. Es war ihm empfindlich, einen Freund zu entbehren, der ihm würklich wichtige Dienſte gethan, die aber in ſeinen Augen doch noch um vieles wichtiger waren, weil er die Mind durch ihn allein erhalten zu haben glaubte. So lieb ihm dieſe war, ſo waren die Freuden, die er bey ihr genoß, ihm nur in der Stille angenehm, er konte ſich nicht entſchlieſſen einen neuen Vertrauten einen Blik in ihre Geheimniſſe thun zu laſſen, und er beſtand auf die Weglaſſung aller der Feſte, womit ſie ihm ihre Liebe ſonſt angenehm gemacht.

Die ſchlaue Mind ſchlug nun den Weg ein, ihren Geiſt wirken zu laſſen, eine Seite, die ſie für den Prinzen bis jezt ſo ziemlich verborgen gehalten, und ſehr weislich verborgen gehalten, weil ſie nun zu neuen Reizen Gelegenheit gab. Der Prinz bewunderte ihren tiefen Blik, ihre ſcharfe Beurtheilungskraft, ihre richtigen Schlußfolgen, und was vorher blos phyſiſche Liebe geweſen war, wurde izt ſpirituelle Zuneigung. Sie ſelbſt, da ſie ſahe, daß der Verluſt ſeines Serailes ihm ſo nahe gieng, ſuchte ihn in der Neigung zum Arbeiten zu erhalten, und ſo kam es, daß der Herzog würklich eine Zeitlang beſſer für ihn geſtimmt wurde, und ſogar den Umgang mit der Mind erhalten wünſchte, da er ſahe, der Nachtheil wäre geringer, als er geglaubt, und etwas geringer, als er bey einer andern Bekanntſchaft ſeyn würde. Er fieng an, von dem Weibe eine vortheilhafte Meynung zu faſſen, und ſo wenig günſtig er dieſem Geſchlechte im allgemeinen war, ſo ſtatuirte er doch Ausnahmen, wie er denn ſelbſt einigen Perſonen deſſelben die gröſte Hochachtung bezeigte.

Unvermerkt traf er einmahl in einem Spaziergange auf ſie, wo eben ſonſt niemand zugegen war. Er blieb ſtehen, und blikte ihr ſcharf ins Auge. Die Mind, die wohl vermuthen konte, er kenne ſie, faßte ſich kurz, warf ſich ihm zu Füſſen, und wolte ſeine Hand küſſen. Er zog ſie zurük, und ſagte ſehr unwillig: Steh ſie auf.

Die Mind ſtand auf, und wuſte, ſo verlegen ſie im Grunde war, doch die Gemüthsfaſſung meiſterhaft zu verbergen. Ich werde ſie ſprechen, ſagte der Herzog izt, hier aber nicht, auch darf ſie niemand zu mir gehen ſehen: denn die Menſchen konten denken, ich billigte meines Sohnes Exceſſe. Morgen früh um vier Uhr wird die Hinterthür am Schlosgarten auf ſeyn —

Er gieng hierauf gleich weiter, und niemand hatte dieſe Unterredung bemerkt. Madam Mind war ſehr zufrieden damit, und brachte den ganzen Tag damit zu, ſich Gründe zuſammenzudenken, die mehr zu des Prinzen Beſten, als zum ihrigen, ihrigen Umgang entſchuldigen ſolten.

Dieſe Mühe war vergebens. Sie fand die Thür würklich offen, und den Herzog nicht weit davon. Sie fieng an, in verſchiedenen Wendungen von ihren Verhältniſſen mit dem Prinzen zu reden. Der Herzog unterbrach ſie gleich.

Mein Sohn iſt ein Prinz, ſagte er, und heyrathen kan er ſie nicht. Daß ſie vernünftig iſt, das erhält ſie, ſonſt wäre ſie lange fort. Aber, wenn ſie bleiben will, ſo gebe ich ihr den Rath, nehm ſie ſich wenigſtens pro forma einen Mann. Es iſt zu vielen Dingen nüze. Hier iſt das Heyrathsgut.

Bey dieſen Worten legte der Herzog ein Papier auf eine in der Nähe befindliche Raſenbank, drehete ſich um, und gieng fort. Madam Mind hatte nicht das Herz ihm nachzufolgen, und ſich von ihm wenigſtens ſeine Gnade zu erbitten. Sie ſtand auf dem Punkt, das erhaltne Geſchenk liegen zu laſſen, aber da ſie gewiß wußte, der Herzog würde, wenn er es auch wieder erhielte, dennoch nie thun, als ob ſie es zurükgegeben, würde vielleicht ſeinen Sohn es empfinden laſſen, daß ſie ihm dieſen Stolz gezeigt, ſo beſann ſie ſich kurz, nahm es, vergoß eine Thräne des Schmerzes, über ihre ſo ſehr fehlgegeſchlagene Hofnungen, und verlies den Garten noch weit unruhiger, als ſie vorher ihn betreten hatte.

Hierin hatte nun Madam Mind höchſt unrecht. Ihre Einbildungskraft hatte ſie verleitet, zu vergeſſen, wer ſie war, und in welchen Verhältniſſen ſie in Anſehung ihres Geliebten, und beſonders ſeines Vaters ſtand. Und wenn ſie das beſte Herz von der Welt hatte, ſo mußte ſie wiſſen, daß das Herz der Politik nachſtehen muß, ſobald man mit Groſſen dieſer Erde in Verbindung iſt. Und wenn ſie das weichſte Gefühl beſas, und wenn ſie geſchaffen war, auf jeden Eindruk zu machen, ſo mußte ſie wiſſen, daß hier eine Ausnahme ſtatt fand, daß gerade der Fürſt thörigt gehandelt hätte, wenn er den Eindruk von ihr hätte abwarten wollen, anſtatt, daß izt ſie die Thörin war, die dieſen Eindruk zu machen, unternehmen konte.

Wie der Prinz ſie zum erſtenmahle wieder beſuchte, traf er ſie, wie man ſichs denken kann, nicht in der Laune an, in welcher ſie ſonſt gewöhnlich war. Gern hätte Madam Mind ihm den ganzen Vorfall verhehlt, allein ſie mußte ſich in Anſehung des guten Raths, den der Herzog ihr gegeben, ohne ſeinen Rath nicht zu benehmen. Furchtſam war ſie, der Prinz mögte ſchelten, daß ſie ſich dem Herzog zu blos gegeben, und furchtſam war ſie auch, der Fürſt mögte die in Honig eingekleidete bittre Bemerkung, wodurch ſie ſich erhielte, nicht umſonſt geſagt haben.

Das Geſtändnis wurde alſo nach vielen Zudringen von Seiten des Prinzen, unendlich unter Seufzern und Thränen von der Geliebten abgelegt, und der Prinz erſtaunte nicht wenig. Er hatte ſichs gar nicht gedacht, daß ſein Vater in Anſehung ſeiner Liebe noch ſo glimpflich urtheilen würde, und der erſte Eindruk, den dieſe neue väterliche Güte auf ihn machte, brachte ihn zu dem Ausruf: Ja, Mind, ſie müſſen ſich verheyrathen! Einen ſolchen Rath verwerfen, hieſſe einen gütigen Vater mit Gewalt zornig machen wollen.

Die Wirkung, die dieſe Worte auf die Mind machten, blieb in ihrem Herzen verſchloſſen. Aber ſie war ſo fürchterlich, daß ſie in dieſem Augenblike ſelbſt wünſchte, der Prinz mögte ſich wegbegeben, um ſie nicht gewahr zu werden. Ihr Wunſch wurde erfüllt. Wie der Prinz in allen raſch war, ſo war er es auch im Nachdenken ſeines Vaters Wünſche zu erfüllen. Er erbat ſich von ſeiner Geliebten, ſie verlaſſen zu dürfen, damit jedes einzeln auf Pläne zu dieſer Ausführung denken, und ſie dann ſie ſich mittheilen könten.

Der Prinz hatte ſie kaum verlaſſen, als ſie halb wütend ſich auf ihr Bette warf, und in unſinnige Raſerey ausbrach. Ha! rief ſie aus, ſo habe ich meinen ganzen Endzwek verfehlt? So iſts mir nicht möglich geweſen, mit Reizen, Zärtlichkeit, und Klugheit, über einen Vater zu ſiegen, der dem Sohne Tyrann iſt? Nicht möglich geweſen, dies Hirngeſpinſt kindlicher Liebe zu unterdrüken? So iſt die Belohnung meiner Mühe, meines Denkens, meiner unerreichbaren Liebe, daß ich gleich der gemeinſten Buhlerin behandelt werde, daß man mich, wie eine Dirne, die Aergernis giebt, aus dem Wege zu ſchaffen ſucht?

Der Prinz im Gegentheil war ganz Freude, ganz Wonne. Ich will meinem Vater den Willen thun, ſagte er, ich will ihr einen Mann pro forma geben. Wenn ihn das verſöhnen kan, ſo ſoll er mir bald wieder gut werden. Er hatte unter ſeinen Leuten einen Sekretair, den er beſonders liebte. Dieſen ließ er kommen, und that ihm den Vorſchlag, eine Frau zu nehmen, ohne eine Frau zu haben. Mit vieler Freude wurde er angenommen — und nun eilte der Prinz zur Mind, um ſeinen glüklichen Einfall ihr bekant zu machen, bildete ſich ein, er würde viel Dank dafür einerndten, und fand ſie in Thränen und entſtellt.

Kaum hatte der Prinz das Wort herausgeſagt, daß er einen Mann für ſie gefunden, als ſie auch zu ſeinen Füſſen in Ohnmacht lag.

Man habe nie darüber einig werden können, ſagte unſer Traditor, ob dieſe Ohnmacht eine ächte oder verſtellte geweſen; ziemlich lange habe ſie indes angehalten, und nur mit vieler Mühe wäre ſie wieder zu ſich gebracht worden. Der Prinz ſelbſt hat viel Jahre nachher, da er zur Regierung gekommen, noch behauptet, er habe das Zutrauen zu dieſer Ohnmacht gleich verloren, und ein ſehr enger Freund der Madam Mind hat ausgeſagt, auch ſie habe ſich ſehr zweydeutig über ihr eignes Gefühl in Anſehung dieſer Ohnmacht herausgelaſſen.

Genug, Madam Mind erwachte wieder, und fand nicht, was ſie wünſchte — fand den Prinzen nicht auſſer ſich vor Schmerz und Verzweiflung — ſondern fand ihn gelaſſen und nachdenkend, und ward auch gelaſſen und nachdenkend.

Nach einer ziemlich langen Pauſe von beyden Seiten fand ſie es denn doch für gut, zuerſt das Stillſchweigen zu brechen: denn des Prinzen ſtilles Nachdenken ſchien ihr immer gefährlicher zu werden, und mögte auch wohl es geworden ſeyn, weil er immer mehr und mehr den Gründen ihrer Weigerung nachſpürte, und nie andere als ungerechte fand.

Sie wollen es ſo, mein Prinz, ſagte ſie, und ich füge mich in ihren Willen. Vergeben ſie mir, daß ich zauderte — rechnen ſie es aber auf meine Liebe, deren ausgedehnte Gränzen ſie noch gar nicht hinreichend kennen. Sie fürchtet die entfernteſte Möglichkeit, eingeengt zu werden, und die Frau eines andern nur zu heißen, wann auch ſchon nicht zu ſeyn, das iſt ein ſchrekliches Bollwerk für eine ſo heftige Leidenſchaft.

Der Prinz war zu kaltblütig, um dieſe Wendung ſchön zu finden. Er dachte an ſeinen Vater, an ſeine Pflichten, an das, was er würklich ſchon für die Mind gethan hatte, und fand Härte darin, daß ſie auch nur einen Augenblik hatte zögern können, ihm dieſes Opfer zu bringen. Er ſagte ihr auch ganz trocken, nur weibliche Schwäche könne es entſchuldigen. Sie verſöhnten ſich zwar wieder, allein in des Prinzen Herzen blieb ein Haken über dieſe Sache, der ihn unaufhörlich ſtach, und nie ſich ganz wieder abſtumpfte, ſo viel Mühe auch die Mind ſich gab das alte Verſtändnis zuwege zu bringen.

Der Sekretair wurde der Mann der Dame, und in der Folge wie wir hören werden, ein großes Licht, das aber doch immer dunkel brante, weil der Dacht nicht aus ächter Baumwolle war.

Es iſt aber Zeit, daß wir einmahl einen Blik auf das Belwaldſche Haus thun, wohin wir ſeit der Abreiſe des hoffnungsvollen Stammhalters nicht gekommen. Die Dame vom Hauſe hatte jezt für ihren Geliebten freyes offnes Feld — es gieng kein Tag hin, an dem ſie ihn nicht ihrem Gemahl empfahl, immer neue gute Eigenſchaften an ihm entdekte, und dieſe herausſtrich — ſo daß der Präſident, eigentlich um die Plage los zu werden, weil er ihm die Ausführung nicht zutraute, ihm einige Arbeiten gab, und verſprach, ihm zu placiren, wenn er ſie gut behandelte.

Lebenzow, der, wie wir ſchon gehört, ſo wenig gründliche Wiſſenſchaft er auch hatte, doch gute natürliche Fähigkeiten beſaß, bediente ſich mit Beyhülfe der Präſidentin insgeheim der Kentniſſe, die andre ſich erworben, und bearbeitete hernach ihre rohe aber reelle Aufſäze in einem leichten gefälligen Tone um, ſo daß der Präſident erſtaunte, wie er ſie erhielt, und ob ihn gleich ſein richtiges Urtheil von Lebenzow nicht ſo ſehr hatte betrügen können, daß er ſich hintergangen zu haben glaubte, ſo vermogte er doch nicht in das Geheimnis zu dringen, wie die Bearbeitung zugegangen, und hielt dieſen Meiſterſtreich wenigſtens für einen eben ſo guten Freybrief zu einer einträglichen Stelle, als den ränkeſchmiedenden Kopf manches Beyſizers in ſeinem Dikaſterio. Lebenzow wurde ſehr gut verſorgt, und triumphirte mit der Präſidentin im Stillen über die Naſe, die ſie dem weiſen Rate gedreht.

Der gute Präſident gieng ſeinen Weg mit den geradeſten Schritten fort, arbeitete unaufhörlich mit dem Fürſten an dem Wohl des Staats, und hatte die Ausſicht, viele Jahre noch zweyter Vater des Vaterlandes zu ſeyn, als eine ſchreckliche Ueberraſchung ihn auf einmahl aus der Zahl der Lebendigen hinwegriß, und uns die

Funfzehnte Finſternis,

Eine der ſchreklichſten unter ihren Schweſtern,

bereitete.

Fräulein von Belmwald war zwar noch ſehr jung, aber die Natur hatte ihre Reife vor den Jahren befördert. Schlank, wohlgewachſen, voll und blühend war ſie eine der geſuchteſten Mädchen, wo irgend man für Huldigung der Schönheit ſich beeiferte. Sie umflatterte das Heer von Stuzern, ſie bewunderte der Kenner der Grazien, ſie betete der ſeufzende Adonis im ſtillen an, und für ſie brannte mancher biedre, aber blöde Jüngling.

Was ihre Erziehung, was das Beyſpiel auf ſie gewürkt hatte, davon in der Folge mehr. Da die Präſidentin ſich wenig mehr um ihren Mann bekümmerte, da der einzige Sohn von ihm entfernt war, ſo war ſeine Tochter, noch der Reſt ſeiner häuslichen Freuden. Er ſahe es gern, wenn ſie ihn auf ſeinem Zimmer beſuchte, er dankte ihr für jede heitre Stunde, die ſie ihm ſchuf — ihr ofnes unbefangnes Betragen entzückte ihn. Auch ſie war gern bey ihm: denn der Vater überhäufte ſie dann mit Wohlthaten, und der Mutter Zärtlichkeit fieng nach und nach an abzunehmen, weil die Tochter zu ſehr mit ihren Reitzen wetteiferte.

Der Präſident hatte ſchon verſchiedene Anträge wegen des Mädchens gehabt, hatte jeden geradezu wegen ihrer Jugend abgewieſen, hatte ſie aber doch bey ſolchen Gelegenheiten aufmerkſam betrachtet, und gefunden, er ſelbſt würde in ſeinen jüngern Jahren um ein ſolches Mädchen angehalten haben.

Jezt kam ein Brief, der einen ähnlichen Antrag enthielt, und der ihm zu wichtig war, als daß er ihn ſo geradezu hätte abweiſen ſollen. Er war von einem der reichſten Grafen im Lande, von einem nen ſchönen jungen und geſchikten Mann, deſſen Vater vertrauter Freund des Präſidenten geweſen, mit deſſen Familie verbunden zu ſeyn, er als ein anſehnliches Glük betrachtete. Freude leuchtete in ſeinen Augen, als er las, als er in den empfindungsvollen ſo warm aus dem Herzen quellenden Ausdrüken, das künftige Glük ſeiner geliebten Tochter las. O Mädgen, rief er nach einer Pauſe aus, glüklicher kan ich dich nicht machen, als du hier wirſt. Nein, ich ſelbſt kan als Vater nicht beſſer für dich ſorgen. Er ſoll ſie haben — er ſoll ſie haben, und nun eilte er, ſo ſpät es auch ſchon war, zum Kabinette ſeiner Frau, um ihr die fröliche Nachricht zu bringen.

Sie war nicht im Zimmer. Er nahm ſein Licht, und öfnete die Schlafkammer. Sein Blik mußte gerade auf ihr Bette gehen. Sie lag ſchon in ſüſſen Träumen, und in Todesgottes Armen.

Dieſes erbliken, laut aufſchreyen, rüklings niederfallen, und todt ſeyn, waren Sekundenräume. Der edelſte und gröſte Mann nächſt dem Herzog im ganzen Lande war nicht mehr.

Zwölfte Aufklärung.

Und man weinte an ſeinem Grabe.

Des Präſidenten Geſchrey, ſein Schlag auf die Erde, und die Flamme des Lichts, welches einen Bogen Papier ergriff, erweckte beyde aus dem laſterhaften Schlummer. Man erſchrak, löſchte vors erſte die Flamme, und unterſuchte alsdenn den Zuſtand des Präſidenten. Da er nach allen wahrſcheinlichen Zeichen todt war, ſo beruhigte man ſich: denn nun konte man doch nicht verrathen werden, und ſolte er auch würklich wieder zu ſich kommen, ſo läugnete man, und ein optiſcher Betrug mußte die Schuld tragen.

Lebenzow mußte ſich alſo ſchnell ankleiden, und nach Haus eilen, und wie er fort war, fieng die Präſidentin im Bette aus Leibeskräften ſo an zu ſchreyen, daß alles hätte erwachen müſſen, und wenn ſie im Todenſchlafe gelegen hätten. Das ganze Haus lief zuſammen, und die Präſidentin hörte nicht auf zu ſchreyen, man hob den Präſidenten auf, die Präſidentin hörte nicht auf zu ſchreyen, die Tochter, die des Vaters Leiche mit Thränen benezt hatte, näherte ſich dem Bette ihrer Mutter, und bat ſie wimmernd, ſich ihr nicht auch zu rauben, die Präſidentin ſties ſie von ſich, und hörte nicht auf zu ſchreyen. Hierauf trugen einige Bediente den erblichenen Präſidenten weg, die Kammerfrau der Präſidentin, die ſehr gut wußte, wo die Dame der Schuh drükte, führte das Fräulein mit Gewalt fort. Die übrigen verloren ſich, die Präſidentin blieb allein, und hörte auf zu ſchreyen.

Sie ſtand auf, ſpielte jezt die gefaßte Frau, gieng zu den herbeygerufenen Aerzten, bat ſie, einer unglüklichen verlaßnen Frau ihren Mann wieder zu ſchenken, ſchikte nach Lebenzow, der ganz erſtaunt hereintrat, und über den Verluſt ſeines Wohlthäters wimmerte, und ſuchte dieſen noch zu tröſten. Da aber keine Mittel, den Präſidenten zu retten, anſchlugen, ſo nahm ſie aufs neue die Thränenſäke, die in ihrer Gewalt ſtanden, zu Hülfe, und weinte ſo jämmerlich, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen.

Unſre Traditores ſagten uns, bey einer gewiſſen ſehr frohen Gelegenheit habe in einem kleinen Zirkel Lebenzow die Geſchichte ſelbſt verrathen, es wäre aber doch einem in der Geſellſchaft ſchauerlich geweſen, und dieſer habe ihm eingewandt: Da er doch ſelbſt Glauben an Geiſter habe, ob er nicht gezittert hätte, daß einer dieſer Patrone auftreten, und ſagen mögte: Seyd ihr denn ganz ausgeartet, ehebrecheriſche Brut, daß ihr nicht einmahl Trauergefühl beym Tode eines ſo würdigen Mannes habt, den ihr doch hingerichtet! — Lebenzow lachte hierzu.

Niemand war beſtürzter, wie der Herzog, als er dieſen Todesfall erfuhr. So iſt ſie dahin — meine rechte Hand — mein zweytes Ich! Guter Beliwald, ich hätt ihn gern noch behalten. Ihn haben ſeine Leute zu Tode geärgert, und das iſt ſchändlich. Ja, er dachte, ich hätts nicht gemerkt, wie er um Lebenzows Stelle bat. Guter Alter! ich wolt ihn nur nicht kränken. Nun — ſchlaf er wohl — ich werd ihm wohl bald nachfolgen, und 's wird auch Zeit. Wir haben das unſre gethan, nun mögen andre auch ihr Heil verſuchen. Aus dem Wege gehen muß man ſich: denn alle haben keinen Plaz.

Der Herzog war Philoſoph. Er verbarg alſo ſeinen Schmerz ſo gut er konte, weil es einem Fürſten nach ſeiner Meynung nicht ziemte, ſich irgend einer Leidenſchaft zu überlaſſen. Aber er fühlte ihn tief im innern, und am meiſten fühlte er ihn, wenn ihn Regierungsſorgen drükten.

Das: **Was meint er dazu?** — zu ſeinem Präſidenten, war ihm ſo zur Gewohnheit geworden, daß er es ſehr oft um die gewohnte Tagesſtunde, die er nun immer allein war, laut ausrief, und dann, wenn er keine Antwort bekam, ſich raſch umdrehte, und nun ſahe, daß er in die Luft geſprochen hatte. Bey einer ſolchen Gelegenheit rollte ihm einmahl eine Thräne die Wange herab.

Pfui, ſagte er zu ſich ſelbſt, das iſt mir doch noch nicht paſſirt. Beliwald! Beliwald! er koſtet mich mehr als viele Siege. Er effektuirt, was nichts in der Welt vermogte.

Der Herzog aber war es nicht allein, der jammerte. Alle Rechtſchaffene und Edeldenkende, die von Beliwalds Redlichkeit oder Güte Proben hatten, fühlten, wie viel ſie an ihm verloren; alle die den Staat und das allgemeine Beſte liebten, jammerten, daß die erſte Stüze deſſelben geſunken war; alle, die von ihm gelernt hatten, klagten, daß ſie nun mitten auf dem Wege zu ihrer Vollkommenheit ſtehen bleiben müßten.

Mehr als alle aber hatten Bedürftige, und Nothleidende verloren. Dieſen war er ein wahrer Vater und Verſorger geweſen. Dieſe begleiteten ihn thränend und ſtönend an ſein Grab, und konten es lange nicht verlaſſen. Einige ſahen mit ſtummen Schmerz auf die verſcharrten Reſte ihres Erdengottes herab, und nur die dunkle Nacht entzog denſelben ihre Blike. Andre riefen laut weh über ihren Verluſt aus, und nanten ihn unerſezlich. Die meiſten ſchloſſen ſich in ihre Kämmergen, und zolten dort dem theuren Verewigten ihr Andenken, jeder, nachdem er an ihm verloren zu haben glaubte. Viele Monate hörte man Beliwalds Namen ertönen, ſahe ſeinetwegen trübe Blike, und ſprechende Beweiſe wurden beygebracht — noch nie habe ein Miniſter ſo redlich regiert.

O ihr, die ihr über das Wohl und Weh ganzer Völker beſchließt, die ihrs in Händen habt, Glükliche und Unglükliche zu machen, an deren Bliken und Denken die Seeligkeit, oder die Verdamnis von Tauſenden hängt — die ihr Himmel auf Erden ſchaffen, und Hölle auf derſelben bereiten könt — ſagt — iſts nicht beſſer einen ſolchen Nachruhm mit ſich in die Gruft nehmen, als hinter ſich her tönen zu hören: — Dank dem Himmel, daß er nicht mehr lebt — er drükte uns zu Boden.

Sechzehnte Finſternis.

Wird, wie viel Dunkel in der Welt, nur zu oft Licht genant.

Die Präſidentin hatte ihren Gemahl kaum zur Erde beſtattet, hatte kaum, obwohl mit einem ſehr ungnädigen Blik, und der Verſicherung, es geſchähe nur um ihres Mannes willen, vom Herzoge eine anſehnliche Penſion erhalten, deren ſie bey anſehnlichem Vermögen wohl eben nicht ſehr bedurfte, als ſie anfieng auf einen Plan zu denken, wie ſie ihr Haus empor heben könte. Ehrgeiz gieng bey ihr noch über Wolluſt, allein ſie hatte ihn bey Lebzeiten ihres Mannes nicht fröhnen dürfen, weil dieſer platterdings nicht litt, daß Weiber ſich im geringſten in Staatsgeſchäfte miſchten.

Der erſte Schritt war, daß ſie ihren Sohn zurükberief, und der zweyte, daß ſie Lebenzow anvertrauete, ſie habe beſchloſſen, ihn mit ihrer Tochter zu verheyrathen. Verwunderungsvoller hatte wohl noch nie jemand einen Plan angehört, als dieſer den ihm eben vorgelegten. Die Wirkung ſeines Erſtaunens war auch ſehr natürlich. Mit dem Gedanken, wie ſchön eine ſolche Verbindung wäre, war er ſchon lange ſchwanger gegangen, allein daß ſie auszuführen ſey, lag ſo weit auſſer ſeinem Geſichtskreiſe, daß er die Ausſicht nie überſehen hatte. Bey dieſem Antrage drängte ſich noch eine andre Furcht in ihm empor. Es konte eine Falle von der Dame ſeyn, und wenn er ſie annähme, er ihre ganze Gnade verlieren.

Er bat ſich Bedenkzeit aus, und erhielt ſie mit einem etwas ſtolzen Blike, der ſeine Verlegenheit nur noch vergrößerte.

Indeſſen war der junge Beliwald zurükgekommen, und lies ſich dem Herzoge präſentiren. Keines Menſchen Wiedererſcheinung hätte ihm weniger willkommen ſeyn können, als dieſes. Er wolte aber den Vater nicht in dem Sohne kränken, er begegnete ihm kalt aber höflich. Er entlies ihn mit der Verſicherung, wenn er Applikation zeigte, ſo ſolte ſein Vater auch für ihn nicht umſonſt der Buſenfreund ſeines Regenten geweſen ſeyn.

Um deſto zärtlicher war die Zuſammenkunft Beliwalds und des Prinzen. Oreſt und Pylades, Damon und Pythias, Jonathan und David, und was man ſonſt noch für Beyſpiele von inniger Freundſchaft finden könte, ſo wogen ſie wenigſtens in dieſem Augenblike jene nicht auf.

Nachdem die erſten Ergießungen des Entzükens vorüber waren, frug Beliwald nach der Mind, und hier ſahe er im Geſichte des Prinzen ein Etwas, was ihn verwirrte.

„Sie iſt verheyrathet, höre ich.“

Ja, ſie hat pro forma einen Mann, weil mein Vater es ſo wolte.

„Pro forma—Nun—es ſcheint mir aber doch, Prinz, als wenns das alte Verſtändnis nicht mehr wäre."

Das iſts auch nicht mehr. Ich will dir alles ſagen, Beliwald. Die Frau hat einen zu gebieteriſchen Ton angenommen. Sie hat ſich einer Art von Recht über mich angemaßt, welches ſie doch im Grunde nicht hat, welches ich ihr nicht zugeſtehen kan und darf. Doch hat ſie noch ſo viele Reize, daß ich ihr nicht widerſtehen kan. Ich glaube, ich habe ihr zu viel eingeräumet, das misbraucht ſie nun. Wir ſind einigemahl hart zuſammengeweſen. Sie, die ſonſt die Sanftmuth ſelbſt war, wurde Furie. Weiber verſtellen ſich doch immer. Meine Hize iſt auffahrend, wenn ich einmahl ins Feuer komme, und ſo konte es nicht anders ſeyn, es mußte einigemahl von meiner Seite zu Thätlichkeiten kommen.

„Wobey ſie nichts gewonnen haben, Prinz."

Weiter ſagte Beliwald indeſſen nichts über dieſen Punkt. Mehr lag ihm die Unterredung im Sinn, die er bereits ſchriftlich ſowohl als mündlich mit ſeiner Mutter gehabt hatte, und die ihr künftiges Fortkommen und den Plan der Größe betraf, den ſie zu bauen willens war. Weiſe genug hatte er ſie von dem Vorhaben abgelenkt, noch unter der jezigen Regierung das Unternehmen zu gründen. Das wird ein Gebäude, ſagte er, welches ſtürzen muß, ſobald dieſe Regierung ein Ende hat. Andere ketten ſich an den Prinzen, wenn wir es nicht thun, und wir können es nicht, ſo bald wir dem Herzoge nachgeben müſſen. Laſſen ſie uns den Faden beym Prinzen anſpinnen, und ſo feſt ihn damit umſpinnen, daß niemand ſich weiter ihm nähern kan. Wie lange kan es mit unſerm Herzog noch dauren? Er iſt alt. Seine kränklichen Umſtände nehmen täglich zu. Wie bald reibt die ſchon ermattete Maſchine ſich auf, und zerfällt. Die neue Regierung hebt mit Veränderungen an, und wen treffen dieſe anders, als die ſich zulezt empor hoben, noch nicht ganz feſt ſizen, und alſo auch nicht Macht genug haben, ſich zu erhalten. Beſſer alſo, Mutter, wir ſteigen zwey Jahre ſpäter, als daß wir fallen, nachdem wir kaum geſtiegen. Ich zweifle gar nicht, ſezte der windige Patron hinzu, daß ihre Klugheit und meine Verdienſte es nicht dahin bringen ſolten, daß wir noch izt Fortſchritte machten — allein, wie geſagt — ſie helfen nichts. Laſſen ſie mich machen. Ich habe einen Plan, o! er iſt adorabel — ich beſize ein Geheimnis — kurz Mama, unter der neuen Regierung ſpielen wir die erſten Rollen.

Die Dame erinnerte ihn, nur Lebenzows dabey nicht zu vergeſſen, und Beliwald antwortete lächelnd, dieſer ihr ſo wichtige Mann ſey ihm noch unendlich wichtiger, und ſolle eine Hauptperſon in ſeinem Stüke ſpielen.

Da er izt beym Prinzen war, rükte er mit der Vorbereitung heraus. Glauben ſie nicht, mein Prinz, ſagte er, daß ich mich auf meinen Reiſen blos mit Wein und Liebe beſchäftigt habe. Ich bin indeſſen ernſthafter geworden. Ich habe in einem uns nicht ſehr bekanten Lande weiſe Männer angetroffen, die uns arme Layen weit überſehen, die in den Einfluß höherer Weſen auf uns eindringen, die durch gewiſſe, dem Denken gewidmete Zeiten, ſich Kentniſſe verſchaffen, die andre nicht haben. Sie ſind nicht ſo ſtrenge, dieſe Weiſen, als gewiſſe Sektiſten, die man auf der Erde haben ſoll. Sie predigen nicht

Enthaltſamkeit von phyſiſchen Vergnügungen. Sie ſagen nicht, der Menſch ſoll aufhören dies zu ſeyn. Nein, er ſoll ſichs ſchmeken laſſen, wenns ſeinem Gaumen lüſtet, er ſoll trinken, wenn ſeine Zunge lechzt, er ſoll der Liebe pflegen, wenn die Natur ihn dazu treibt. Aber er ſoll gewiſſe Stunden wählen, und in dieſen ſoll er ſich ſo zu ſagen auſſer ſich ſezen. Er ſoll eine gewiſſe Art von Andacht üben, die ihn dann auch ſogar ohne ſein Zuthun zum Guten treibt.

Der Prinz war nichts weniger als böſe, und Gutes ohne ſein Zuthun ſelbſt zu üben, das war ihm eine herrliche Erfindung. Er frug alſo ſehr ernſtlich um nähere Berichtigung.

Es iſt eine Geſellſchaft, ſagte Beliwald, die Geheimniſſe unter ſich haben, allein ihre Geheimniſſe beſtehen blos darin, Gutes zu üben, und ich habe die Erlaubnis von den geheimſten Obern dieſer Geſellſchaft, einen Zweig derſelben hier einzupfropfen. Ich ſoll zwey Mitglieder wählen, und mit dieſen ſoll ich gemeinſchaftlich arbeiten. Wir machen dann die drey geheimen Obern aus, und ziehen gute Menſchen in unſer löbliches Intereſſe.

Der Prinz verlangte ſogleich eins dieſer drey Mitglieder zu ſeyn.

Das iſt unmöglich, erwiederte Beliwald. Kein regierender Herr, und keiner, der Hofnung hat es einſt zu werden, kan zu den Obern dieſer Geſellſchaft gehören. Eintreten kan er darin, und gut iſt es, wenn er eintritt, aber Oberer kan er nicht werden, weil er die ſouveraine Gewalt, die er hat, misbrauchen, und dadurch den weiſen Endzwek dieſer Geſellſchaft vernichten kan. Regenten ſind dem Fehlen ſo gut unterworfen, als andre ſchwache Erdenſöhne. Weiſe Regenten ſehen das ein, und legen ſich ſelbſt gern einen kleinen Zwang an, um ſich von dieſer Möglichkeit zu fehlen, zu befreyen. So fand ich in jenen Ländern verſchiedene, die in dieſen Geſellſchaften Mitglieder waren, und waren ſie darin zugegen, ſo demüthigten ſie ſich von ihrer Würde herab, und waren ihren Brüdern gleich. Ich ſage dieſes keinesweges, mein Prinz, um ſie zu bereden, daß ſie ein gleiches thun ſolten, aber geſezt, ſie fühlten innern Trieb — angenommen, ſie hätten auch ſo etwas von dieſer gutmüthigen Denkungsart, ſo könten ſie nicht beſſer thun, als ſie wählten ein ſolches Mittel, der Gröſſe, die die Natur ihnen gewährt, auch von Seiten ihrer Seele einen Zuſaz zu geben.

Amen! ſagte der würklich edeldenkende Prinz: In dieſem Augenblik fiel die Falle, und er war gefangen.

Dreyzehnte Aufklärung.

Von äuſſerſter Wichtigkeit.

Mit des Prinzen Bewilligung hatte Beliwald ſeinen Freund Lebenzow, und den Sekretair, der Madam Mind geheyrathet hatte, zu ſeinen zween Brüdern im Herrn erwählt, und beſchäftigte ſich nun Tag und Nacht mit ihnen, um ihnen Aufklärung in den äuſſerſt wichtigen Geheimniſſen zu geben, die dem Leſer Geheimniſſe bleiben werden, wenn er ſie in der Folge nicht ſelbſt entwikelt.

Vierzehnte Aufklärung.

Ein Herr klärt eine Dame auf.

Während daß der geheime Obere Beliwald ſich beſchäftigte, die jungen Bären ebenfalls zu geheimen Obern auszulecken, bemühete ſich die Präſidentin ihre Unterhandlungen mit Lebenzow zum glüklichen Ende zu befördern. Bey der nächſten Unterredung frug ſie ihn noch einmahl ernſtlich, ob er ihren Antrag überlegt hätte. Lebenzow hatte ſeit dieſer Zeit unendlich an Muth gewonnen, weil ihn Beliwald in ſein ganzes Projekt gezogen, und es ſchon einmahl etwas geheimes werden ſolte, glaubte er, es könten ſich wohl mehr Geheimheiten daran hängen. Um indeß der Frau Präſidentin ganz gewis zu ſeyn, machte er zwey Einwendungen. Die eine war der Graf, der um das Fräulein angehalten, die andre, daß das groſſe Glük ihn doch für die Liebe der Präſidentin nicht ſchadlos halten würde, und dies wußte er mit einer ſo liebenswürdigen Schaamröthe und Verlegenheit hervorzubringen, daß die Präſidentin ſeit zwanzig Jahren zum erſtenmahle ſelbſt wieder erröthete.

Indeſſen dauerten die Unterhandlungen nun nicht lange mehr, und ohne uns darum zu bekümmern, wie ihre zärtlichen Vergleichspunkte gelautet haben mögen, gehen wir zur Ausführung der Sache ſelbſt über, die nichts weniger als ohne Intereſſe iſt.

Das Mädgen war bald geſtimmt. Lebenzow hatte etwas angenehmes — ſie kante ihn, als einen gefälligen nachgebenden Mann, konte ſich voraus denken, welch ein ruhiges Leben ſie mit ihm führen würde. Der Wille ihrer Mutter war ihr Befehl. Vom Grafen hatte man nicht mehr geſprochen, weil die Präſidentin ſich erklärt hatte, ſie wolte von einem Schwiegerſohne nichts wiſſen, der am Tode ihres Gatten ſchuld wäre, und das Gerücht war allein, daß er über den Brief des Grafen geſtorben.

Der Bruder ergriff den Antrag mit Freuden, denn dadurch kam Lebenzow in einen gewiſſen Rang, und dann waren wenigſtens zwey Drittel des geheimen Kleeblatts anſehnlich.

Allein nun fehlte eine Hauptperſon. Der Herzog mußte ſeine Einwilligung zu dieſer Heyrath geben, und ſo glimpflich man ſie ihm vortrug, ſo ſchlug er ſie doch rund und ſehr zornig ab. Man ſtekte ſich hinter den Prinzen, der ſich auch einen derben Wiſcher holte, und man blieb hierauf eine ganze Weile in einer ziemlich empfindlichen Verlegenheit, bis endlich eine Konferenz Beliwalds mit der Präſidentin der Sache einen Ausſchlag gab.

Es iſt in der That der Mühe werth, dieſe wörtlich herzuſezen. Nachdem beyde eine lange Weile über die Unmöglichkeit, ihren Zwek zu erreichen, geſprochen, endeten ſie alſo:

Beliwald. Aber Mama, es iſt ja nichts in der Welt unmöglich.

Präſidentin. Wie ſo, mein Sohn, erkläre dich doch deutlicher.

Beliwald. Es läßt ſich in Gegenwart einer Dame nicht ſo ganz ſchiklich thun.

Präſidentin. Mon cher, du biſt ja mein Sohn, und einer Mutter kan man alles ſagen.

Beliwald. Nun dann — ſie wiſſen doch, es giebt Hülfsmittel, wodurch man es erzwingen kan, die Einwilligung zu erhalten. Mittel, die den Schein einer Uebereilung haben, die man mit dem Mantel der Liebe zudekt — Verſtehen ſie denn noch nicht, es giebt Fälle, wo die Ehre reſtituirt werden muß, wenn ſchon — mit ihriger gütigen Erlaubnis, die Ehre eines Frauenzimmers ein Unding iſt. Ich wundre mich würklich, daß Lebenzow nicht verliebt oder ſo gar blöde iſt, da doch meine Schweſter eben nicht Widerwillen erweken kan.

Präſidentin. Ach! nun geht mir ein Licht auf. Wahrlich, du haſt dich auf deinen Reiſen ſehr gebildet. Dein Vater hätte dir und uns allen nie einen wichtigern Dienſt leiſten können, als daß er dich fortgeſchikt hat. Du haſt profitirt pour faire etonner. Ich ſchäme mich, daß du mich ſo ſehr übertroffen haſt. Ich werde mein möglichſtes thun, die Parthie zu arrangiren.

Beliwald. Sie werden ſehr wohl thun, wenn ſie eilen: denn der Herzog könte Maasregeln nehmen — einen von beyden Theilen zu einer andern Verbindung zu zwingen. Indeſſen bis auf Wiederſehn, Mama. Ich muß zum Prinzen, ich darf ihn nicht lange allein laſſen.

Die Präſidentin hatte eine unbeſchreibliche Freude über den Vorſchlag. Nicht lange hernach erſchien Lebenzow. Mit dem beſten Air ſagte ihm die Präſidentin, es ſey kein ander Mittel zu dieſer Verbindung übrig, als daß er ihre Tochter verführte. Sie glaubte nicht, daß das ſchwer halten würde, da ſie ihr übrigens eben nicht die ſtrengſte Moral beygebracht hätte, auch jezt ſo viel als möglich gemeinſchaftlich mit ihm arbeiten würde, die Niederlage zu ſtande zu bringen. Er wolte zwar einige Einwendungen machen: denn, das ſahe er nun wohl ein, daß in der Folge dies eben nicht das beſte Licht auf ſeinen Karakter werfen würde, aber ſie brachte ihn mit dem Machtworte, es muß ſeyn, ſehr bald zum Stillſchweigen. Immer hart, daß von den Liebkoſungen der Mutter er ſich zur Tochter begab, um die erſte Grundlage zur Verſchlechterung ſeines eigenen künftigen Weibes zu legen.

Fräulein Beliwald war im Ernſte unzufrieden über die abſchlägige Antwort des Herzogs. Theils hatte ſie ſichs nun einmahl in den Kopf geſezt, Lebenzow müßte ihr Mann werden, theils wuſte ſie, ſie that ihrer Familie keinen kleinen Dienſt mit dieſer Verbindung. Sie hörte alſo Lebenzows tröſtende Liebkoſungen mit willigem Ohr an, ſie horchte aufmerkſam auf die Ermahnung ihrer Mutter, dieſen jungen Mann, troz dem, was man ihrer Ehe in den Weg legen wolte, immer als ihren Gatten zu betrachten, und ſo gewöhnte ſie ſich bald, ihn würklich ſo anzuſehen. Es dauerte nicht lange, ſo war Fräulein Beliwald die treue Bewahrerin der Früchte von Lebenzows Fleiſſe.

Was der Bruder indeß vermuthet hatte, war geſchehen. Der Graf, der um das Fräulein angehalten, nicht abgeſchrekt durch der Mutter abſchlägige Antwort, wandte ſich an den Herzog, und verſuchte, ob er durch dieſen Weg nicht beſſer reüſſiren könte. Der Herzog lies die Präſidentin rufen, ſtellte ihr die glüklichen Ausſichten vor, die von dieſer Parthie zu hoffen wären, verſprach dem jungen Paare ſeinen beſondern Schuz, und mahlte ihr die übeln Folgen jener Meſalliance.

Die ſchlaue Präſidentin weinte Thränen, die ganz rührend ausſahen, dankte dem Fürſten für ſeine mehr als väterliche Vorſorge, verſprach den Augenblik mit ihrer Tochter zu reden, und ganz gewiß

wiß es dahin zu bringen, daß ſie dem Grafen ihre Hand geben ſolte.

Sie verließ hierauf das Schloß, ließ einige Stunden vergehen, und ſchrieb dann dem Herzoge einen Brief, der die verzweiflungsvollſte, unglüklichſte Mutter darſtellte.

Sie habe eine Tochter, die nicht werth ſey der Gnade, die Ihro Durchlaucht für ſie hätten. Auch Lebenzow, der Heuchler, habe ſie ſchändlich betrogen, habe ihre Tochter entehrt. Sie wäre ſchwanger von ihm, und um die Schande zuzudeken, müſte ſie Ihro Durchlaucht nur zur Vereinigung um ſchnelle Erlaubnis anflehen. Die bedrängteſte Mutter bäte nur, daß die Ungnade nicht auf ſie fallen möge.

Was wolte der Herzog thun? Den alten ehrlichen Präſidenten im Grabe beſchimpfen? die Ausſichten mit dem Grafen waren ohnedem dahin; wie würde er eine entehrte Perſon wollen. Er gab die Einwilligung, ſagte aber, er wolle nie jemanden aus dem Hauſe wieder vor Augen ſehen. Der Präſidentin ſchrieb er: hätte ſie ihr Kind beſſer erzogen, ſo hätte es ſeinem würdigen Vater im Grabe keine Schande gemacht. Uebrigens kan ſie es weismachen, wem ſie will, daß ſie nichts davon gewußt hat.

Die Pille war zwar ein wenig herb zu verſchluken, aber doch war alles Wahrheit, und man tröſtete ſich damit, daß der Endzwek erreicht wäre, und damit, daß es unter der künftigen Regierung anders ausſehen würde.

Beliwald wurde als ein Licht am Firmament der Politik betrachtet, und als Ledenzow, als Schwager ihn umarmend für ſeinen guten Rath ihm dankte, ſagte er: Freund! man muß die Aufklärung zu verbreiten ſuchen.

Und zu ſeiner Zeit ſie auch unterdrüken, nemlich die wahre, antwortete dieſer im prophetiſchen Geiſte.

Funfzehnte Aufklärung.

Und andre Leute werden auch klüger.

Wahr war es, daß Madame Mind ſeit einiger Zeit ihren ganzen Karakter verändert hatte, wahr, daß ſie, welches ſie vorher nie geweſen, eiferſüchtig geworden. Sie war dem Prinzen einigemahl öffentlich in den Weg getreten, wenn er ſchlüpfrige Geſellſchaften beſuchen wolte, zu denen ſie nicht eingeladen war. Sie hatte es ſogar dahin gebracht, daß ein fremdes Frauenzimmer, von der ſie ihn zurükzuhalten nicht vermogte, dem Herzoge ſo gefährlich geſchildert wurde, daß er ſie des Landes verwies. Sie hatte den Prinzen durch unanſtändiges Betragen ſo heftig erzürnt, daß er einigemahl in Thätlichkeiten gegen ſie ausgebrochen war. Dies waren evidente Beweiſe, daß entweder ihre erſte kluge Aufführung eine glüklich verſtellte geweſen war, oder daß ſie ſich im Ernſt zu einer Art von Furie umgeſchaffen, wie denn die Beyſpiele bey dieſem Geſchlechte nicht ſelten ſind.

Beliwald beſuchte ſie pflichtſchuldigermaaſſen gleich nach ſeiner Ankunft, allein da ſie des Prinzen mit keiner Silbe erwähnte, ſo glaubte er auch keinen Beruf dazu zu haben, und ſchwieg von ihm. So dauerte es fort, bis die öfteren Zuſammenkünfte mit ihrem Manne ihre Neugierde in eine ununterdrükbare Bewegung ſezten. Sie fieng ſogar an zu fürchten, man ſchmiede wider ſie ſelbſt etwas, wolte etwa den Prinzen ihr abwendig, und ihren pro forma Mann zu ihrem würklichen Gatten umſchaffen. Sie frug den Prinzen über die Urſache dieſes geheimnißvollen Betragens und erhielt keine Antwort. Das machte ſie ganz untröſtlich. Endlich konte ſie nicht länger ſchweigen. Sie entdekte Beliwalden ihren Verdruß von einem Thränenguß begleitet. Sie ſehe wohl, ſagte ſie, daß ihr Geſchlecht immer das leidende ſeyn müßte, und daß Männer ewig den Sieg davon trügen. Er habe jezt das ganze Herz des Prinzen in Händen, und für ſie ſey es verloren.

Beliwald bat ſie zum voraus, ihn nicht zu unterbrechen, bis er ganz ausgeredet habe.

Sie ſind würklich in der Gefahr, ſagte er hierauf, dieſes Herz ganz zu verlieren, was ſie ſo ganz in Händen hatten, und welches ſie ſo ſchön und ſicher hätten erhalten können. Die Klugheit erforderte, daß ich nichts redete, ehe ſie ſelbſt anfiengen. Hätten ſie es nicht gethan, ſie hätten nie den Rath gehört, den ich ihnen nunmehr geben werde. Ihr Kopf, liebe Frau, iſt mit ihrer Leidenſchaft davon gegangen. Sie iſt dahin die ſchöne Vorſicht mit der ſie des Prinzen Hang und ſein Gefühl ſonſt feſſelten — und einmahl verloren, kehrt ſie nie wieder zurük. Nicht mehr ihr ſanftes nachgebendes hinreiſſendes Weſen kettet ihn an ſie; denn ſie haben nichts mehr von allem dem. Nur noch ihre körperliche Reize ſind es, die ihn halten, daß er ſie nicht ganz verläßt. Zur Favorite, Madam, ſind ſie verdorben, zur Erholung geht es noch. Fallen können ſie ſehr leicht. Sich zu erhalten iſt nur ein einziges Mittel da. Es iſt das, daß ſie nicht blos auf den alleinigen Beſiz des Prinzen gänzlich abſtrahiren, ſondern auch eine phlegmatiſche Kälte gegen ſeine Abweichungen der Liebe ſehen laſſen. Ihre geheimen Aengſtlichkeiten über die Zuſammenkünfte mit ihrem Mann ſind Thorheiten. Dieſe betreffen wichtigere Dinge als ſie. Sie können Theilnehmerin derſelben werden, wenn ſie es wollen. Suchen ſie des Prinzen Freundin in den Stunden zu werden, in denen ſie ſeine Geliebte nicht ſeyn können. Kömt er zur Regierung, ſo iſt dann ihr Glük gemacht. Bleiben ſie in dem Verhältniſſe, in dem ſie izt ſind, ſo ſind ſie die erſte geſtürzte. Ueberlegen ſie alles, was ich ihnen geſagt habe, und ſie werden finden, ich habe recht. Was ſie durch ſich nicht ſind, werden ſie durch ihren Mann ſeyn. Ich verſichre Ihnen, er wird einſt eine groſſe Rolle ſpielen. Ich habe übrigens nie geglaubt, daß ſie ſolche Fehltrite begehen konten, da ſie aber einmahl ſchwach genug dazu waren, ſo ſuchen ſie ſie zu verbeſſern, ſo gut es geht. Sie hätten bedenken ſollen, daß die Liebe eines Prinzen äuſſerſt delikat behandelt ſeyn will.

Madame Mind war beym Anhören dieſer Moral wie verſtumt. Sie konte aber nicht leugnen, daß Beliwald recht hätte. Sie fand die ihr vergeſchlagene Partie gut, und verſprach ihr zu folgen. Sie bildete ſich auch in kurzem ſo, daß ſie dem Prinzen in allem nachgab, und nun wenigſtens keine weitern Thätlichkeiten von ihm zu beſorgen hatte. Uebrigens ſo bald ſie nur einen Blik in die Angelegenheiten ihres Mannes gethan hatte, bekümmerte ſie ſich nicht weiter darum. Sie wurde eine völlige Epikureerin, as und trank vortreflich, und alles behagte ihr auch ſo, daß ihr Embonpoint eins der anſehnlichſten wurde.

Siebzehnte Finſternis.

Fortſezung des ſogenanten Lichts.

Nachdem Beliwald die zwey andern Herren ſänderlich zu geheimen Obern initiiret, ſo ſorgte man davor, mehreren Mitgliedern weis zu machen, nichts ſey etwas, und unter dieſen war nun der Prinz einer der erſten. Man deklamirte bey dieſer Aufnahme ganz unſinnig über das Glük, deſſen man theilhaftig würde, einen ſolchen Prinzen in ſeine Mitte aufnehmen zu können, man vergas aber auch nicht, ihm ganz ohne Umſchweiſe zu verſtehen zu geben, ſein Glük ſey nicht minder gros, in eine Geſellſchaft einzutreten, wo er der Vollkommenheit, die eines Regenten Augenmerk ſeyn ſolte, ſo nahe kommen konte. Der Glanz, der gewöhnlich um einen Fürſten ſey, halte ſelbſt die die nächſten um ihn wären, zurük, die Wahrheiten zu entdeken, die ſie wegen ihrer mehrern Gemeinſchaft mit Menſchen genauer ſähen, und einſähen.

Allein ſo bald der Fürſt in dieſe Geſellſchaft träte, ſey er von dem Augenblik an Menſch, Bruder, Kind der Natur, lege ab alles das, was ihn von andern trenne, werfe ſich in die Arme der Freundſchaft, in den Kreis brüderlicher Liebe. Da dürfe der Beobachter und Freund es wagen, ihm zu ſagen: Hier thateſt du nicht recht, dort konteſt du beſſer handeln — hier iſt Glük zu befördern — dort heimliche Bosheit zu ſtrafen.

Eben ſo ſey es der Fall mit den Zerſtreuungen. Dieſe hielten einen Regenten oft ab, gehörig an ſich und ſeine Pflichten zu denken. Vergnügen wechſelten gemeiniglich immer mit müſſigen Stunden der Erholung ab, und auch nicht eine bliebe übrig, um einen wahrheitforſchenden Blik in ſeine Verhältniſſe zu thun. Da nun in dieſen Verſamlungen blos Weisheit den Vorſiz führe, ſo werde der Menſch theils durch Verehrung des höheren Weſens, theils durch Erkentnis einer Niedrigkeit auf den richtigen Maasſtab ſeines Daſeyns gebracht. Der Fürſt ſehe ſich ſo, wie er ſeyn würde, wenn ihn das Schikſal nicht zum Fürſten gemacht, werde durch dieſe wahre anſchauende Erkentnis mild und liebenswürdig.

Alles dieſes war in einem Konvolut von ſchönen Floskeln und einnehmendem Unſinn verwebt, ſo daß mehr der Deklamation als des Inhalts wegen die Nerven des Deklamators ſowohl als der Zuhörer erſchüttert, und Thränen hervorgebracht wurden, die man der Rührung zurechnete, die aber mit Herz und Seele ſo wenig Verbindung hatten, als des Deklamators Worte mit ſeinen Gedanken.

Der einzige Prinz betrog ſich über ſein Gefühl, weil er gerade nicht allein der weichſte, ſondern auch der beſte in der ganzen Verſamlung war. Er glaubte den mahleriſchen Ausſichten ſeiner Beſſerung, weil er nur zu geneigt war, ſelbſt immer Fehler an ſich zu finden, und emſig genug ſie gern verbeſſern zu wollen.

Er verſicherte dieſen drey Weiſen aus dem Reiche der Politik, ſo wie den übrigen anweſenden Planetenſöhnen, er erkenne das Glük, deſſen ſie ihn theilhaftig machten, er verſpreche ihnen getreuer Anhänger ihrer Verſamlungen zu bleiben. Wolle die Verſicht ihn zur Regierung kommen laſſen, ſo betheuerte er, er wolle allemahl den Purpur zurüklaſſen, und als Menſch in ihrer Mitte erſcheinen — Bruder von ihnen dann ſeyn, jede Lehre, jede Warnung willig annehmen.

Er machte in wahren ſchönen natürlichen Ausdrüken eine Schilderung ſeiner Denkungsart, ſtellte dar, wie er es mit den Menſchen meine, wie er keinen Leidenden ſehen könne, ohne den Wunſch und Willen ihm zu helfen, wie er aller Ungerechtigkeit Feind ſeyn, und ſie auszurotten gedenke, wo er ſie fände. Er zeigte ſich ſo ganz im guten Lichte, daß er Thränen hätte hervorloken müſſen. wenn ſeine Zuhörer nicht bloße kalte Bewunderer des Wortſchwalls geweſen wären — wenn ſie nicht Herzen von Stein gehabt hätten, wenn ſie nicht alle während, daß er ſo ſprach, mit Plänen ihn zu benuzen, beſchäftigt geweſen wären.

Und in ſolche Hände fiel ein Prinz, der in beſſern ſchon ſo jung zum Muſter hätte gedeihen können, nachdem Fürſten ihre Bildung beſtimt hätten. O Welt! O Schikſal!

Dieſe geheime Verſamlung war es, in welcher der Grund zu allen den Veränderungen gelegt wurde, die in der Folge ſich zutrugen, ſie war es, die ſo manches rechtſchaffenen Mannes Glük in der Zukunft den Hals brach, ſie war es, die ſo manchen zu Aemtern brachte, denen er nicht gewachſen war, und durch deren ſchlechte Verwaltung nun Tauſende litten. So wird Frömmigkeit zum Dekmantel der Bosheit, Güte zum Schilde der Heucheley, Gerechtigkeit zum Stichblat der Falſchheit gebraucht.

Nachdem der Prinz äuſſerſt gerührt und äuſſerſt gemisbraucht, ſich entfernt hatte, entließen die drey geheimen Obern die übrigen planetoriſchen Mitbrüder, die ſich gern entfernten, um ruhig zu Hauſe das Glük zu überdenken, Brüder eines Prinzen geworden zu ſeyn, und den Plänen beſſer nachzuhängen, die ſie während der Verſamlung ausgehekt hatten.

Das ehrwürdige Trifolium aber ſezte ſich nun zu Schmaus und Wein nieder, und lachten ſich herzlich ſatt, daß ihnen ihre Anſchläge ſo ſchön gelungen waren. Lebenzow der der Spekulativſte unter allen war, und den Beliwald würklich nicht mit Unrecht gleich von Anfang eine wichtige Rolle zugedacht, hatte kaum etwas in Beliwalds Karte gekukt, als er ſchon einſahe, daß dies der wahre Weg ſey, eines Fürſten Herz ſich ganz eigen und gehorſam zu machen, wenn er anders nur einmahl einen Schritt zu thun bewogen worden wäre. Dieſer Schritt war nun geſchehen. Jezt war es ein leichtes ihm ehe er zur Regierung kâme, alles verdächtig zu machen, was man nicht um ihn wiſſen wolte. Der Präſidentin ſtolzer Karakter hatte dieſen ihren treuen Galan ganz angeſteckt, und ſeine Ausſichten bereiteten ihm Stufen, auf denen er ſich dem herzoglichen Stuhle ſchon nahe ſahe. Beliwald hingegen, der durch ſeine Geburt Ehre genug zu haben glaubte, gieng mehr auf Gewinn aus, und der Sekretair, der angebliche Gemahl der Madam Mind, war eine Wetterfahne, die jedem Winde zu Gebote ſtand.

Wir haben ihn, ſagte Lebenzow — er iſt feſt, er hat ſich in Schlingen verwikelt, die wir ihm ewig angenehm erhalten werden.

Madam Mind freute ſich nicht wenig, wie ſie den glüklichen Ausgang des Unternehmens erfuhr. Sie wurde noch Theilnehmerin an dem fröhlichen Abend, und ſagte Amen! zu der Geſundheit des Prinzen, den als Herzog man beherrſchen würde.

Fünftes Licht.

Sterbendes Lämpchen zwar, aber noch ohne Wolken hell.

Der alte Herzog arbeitete indeſſen ohne Aufhören am wahren Wohl ſeines Landes fort, obgleich er izt einſam war. Er hatte nicht vermogt, einen Freund wieder zu ſuchen, der ihm des Präſidenten Verluſt hätte erſezen können, auch wäre die Mühe vergebens geweſen, die er ſich damit gegeben haben würde. Samleten ſich zuweilen Greiſe, Theilnehmer ſeines jugendlichen Ungemachs um ihn, ſo freuete er ſich mit ihnen des Ueberſtandenen, und zeigte ihnen ſeine heitre Zufriedenheit über ſeine eigne und ſeines Volks beßre Lage. Dieſe Stunden waren ihm wohl einigermaaſſen Troſt für ſo manchen Verluſt, den er zu bedauren Urſach hatte. Er ſahe alles um ſich her ſterben, und ſich noch allein von den Zeiten ſeiner erſten Jahre faſt übrig. Doch nahm ihm das nichts von ſeiner Heiterkeit.

So heimlich die geheimen Obern mit ihren Veranſtaltungen umgiengen, ſo war es doch nicht möglich, daß hin und wieder nicht ein Wörtchen hätte verlauten ſollen, was unter den Anhängern des alten Herzogs ſowohl als unter den Partikular-Antagoniſten dieſer Herren Aufmerkſamkeit hervorgebracht hätte. Man horchte alſo theils aus Politik, theils aus Neugierde, und man erfuhr von ſo manchen Redſeeligen leicht genug, um zu ſchlieſſen, worauf der Plan mit dem Prinzen angelegt war. Man berichtete dies dem alten Herzoge.

Von jeher hatte dieſer einen Widerwillen gegen alle ſolche Geſellſchaften gehabt. Er hatte aber auch auf der andern Seite eingeſehen, daß ſie oft ein ſehr nützliches Spielwerk wären, welches von ſchädlichern Projekten abzöge. Er ſelbſt hatte ehedem ſich einmahl in eine ſolche Geſellſchaft aufnehmen

men laſſen, und da ſein heller Kopf die Schwächen derſelben ſehr bald eingeſehen, ſo hatte er ſie auch gleich für unſchädlich erklärt, und ſich weiter um die Kindereyen nicht bekümmert. Ja, einsmahls als man ihm eine Ode zufertigte, aus welcher wohl der Geiſt eines Mannes hervorblikte, der ins Staatsſyſtem Blike zu thun fähig war, in welcher man Thätigkeit und Wirkſamkeit auf das Allgemeine von ſich, nicht uneben zu verſuchen gab, ſagte, man glaubte Einfluß auf allgemeine Sittlichkeit und Denkungsart zu haben — ſo ſchrieb der Herzog von dem entlegenen Orte, in dem er ſich damahls aufhielt, an eins ſeiner Dikaſterien: **Man ſolle dieſen Zünftnern bedeuten,** er der Herzog habe gar nichts dawider, daß ſie ſich manchmahl einen fröhlichen Tag machten, und vergnügt im Zirkel der Freundſchaft wären, welches denn eigentlich, wie er bemerkt zu haben ſchiene, wohl der Hauptzwek ſey, allein man ſolle ſich ja nicht einfallen laſſen, die Sache ernſtlicher zu nehmen, ſie mit Politik zu vermengen, ſeine Geſchäfte und Amt zu verſäumen, und ſchimäriſchen Luftſchlöſſern nachzujagen. In den Schranken bleiben, in die man ſich ſelbſt geſezt, ſey der Weg, ſeine Verfaſſung zu erhalten, vom Uebertreten wäre das Reſultat — aufgehoben zu werden.

Dieſe ſeltne Sentenz witzigte die Herren, und ſie lieſſen das Odenmachen bleiben. Die neue Bundsgenoſſenſchaft ward dem Herzoge nun auch hinterbracht, und ihm vorgeſtellt, ſie könne für die künftige Regierung gefährlich werden.

Kinder, ſagte dieſer Vater ſeines Volks zu den Männern, die ihm das hinterbrachten, Kinder, laßt dem Dinge ſeinen Lauf. Die Räder ſolcher Maſchinen laufen ſich bald ſtumpf, hemmt man ſie aber, ſo warten ſie in ihrer vollen Stärke, bis die ſie hemmende Kraft unwirkſam geworden iſt, und dann laufen ſie um deſto ſchneller. Laßt ſie immer ſich jezt abſtumpfen, weil ich noch lebe, ſo werden ſie hernach deſto weniger ſchaden. Dieſe Luftgebäude fallen in ſich ſelbſt zuſammen, ſie ſind auf zu ſchwache Stüzen gebauet, als daß ſie dauerhaft ſeyn könten. Auch gehören zu dem Weſen einige Köpfe, und wenn dieſe uneins unter ſich werden, ſo zerfällt das Reich. Ich glaube wohl, daß ſie meinen Sohn eine Zeitlang an ihrem Strikgen umherführen können, aber lange nicht, denn ſo ſehr leicht er ſich einmahl einnehmen läßt, ſo wenig wird man ihn zum zweytenmahle hintergehen. An Scharfſinn nimt er ſehr zu. Und die Leutgen, die da Antheil haben, ſind ſo gefährlich nicht.

So behielt alſo die Sache ihren Lauf. Der weiſe Fürſt ſahe vorher, was da kommen würde, ſahe, daß wenn er den Funken mit Aſche bedekte, er einſt mit verdoppelter Kraft hervorglimmen würde, und lies alſo lieber ihn jezt zur Flamme werden, damit er ſeine brennende Gewalt noch verfliegen ſähe.

Sechzehnte Aufklärung.

Der Geſchmak verfehlt ſeinen Gegenſtand nicht immer.

Die Arbeiten, Denk- und Ruheſtunden der Bündner giengen einige Jahre hindurch immer ihren Train fort, und der Prinz beſuchte ſie fleiſſig, und erholte ſich dann oft am Abend in den Armen der ihm immer noch reizenden Mind, die nicht ermangelte, da die Betſtunden in ihrem Hauſe gehalten wurden, dem Prinzen beym Erwachen aufzupaſſen, und ihm einen Prefekt zu erwählen, der freylich unterhaltender war, als jene trocken zugebrachte Zeit.

Jezt erſchien aber eine Epoche, in welcher der Prinz die Verſamlungen nicht mehr ſo häufig beſuchte, und wenn er auch da war, doch die Aufmerkſamkeit nicht zeigte, die er ſonſt darin hatte ſehen laſſen. Einigemahl merkte man nicht darauf, die öftere Wiederholung machte ſein Betragen auffallend, und nun geſellete ſich hierzu die Furcht, er möchte etwa den Geſchmak daran verloren haben. Kein Raubvogel, der izt einen mächtigern ſeines gleichen auf ſich zu fliegen ſieht, um ſeine gemachte Beute ihm zu entreißen, kan ängſtlicher zittern, als dieſe drey Herren, da ſie ſich dieſen Gedanken mittheilten. Einer nahm ihn dem andern gleichſam aus dem Munde, und daß ſie ſo überein dachten, zeigte ihnen zwar ſehr deutlich, daß ſie alle eines Geiſtes Kinder wären, aber um deſto gewiſſer auch, daß ſie alles zu wagen hätten. Nun wurden Seegel beygeſezt, um des Prinzen Laune nachzueilen, nun wurden Beſuche über Beſuche bey ihm abgelegt, nun wurde geſchmeichelt und gelokt. Der Prinz aber blieb ſich gleich, geheimnisvoll und nachdenkend.

Endlich entdekte man dieſe Noth der Madam Mind, und ſchlau wie ein Fuchs ſchlos ſie ſogleich, der Prinz müſte verliebt ſeyn. Wolte der Himmel das, riefen die Herren in der erſten Hize aus, nachdem aber Madam Mind einige nicht gar zu ehrenvolle Titel ausgetheilt, bewies ſie den Herren, daß ſie nicht minder durch eine neue Liebe leiden würden, als ſie ſelbſt, da dieſe nie ohne Anhang ſeyn, und der Anhang gewis gegen ihre Projekte arbeiten würde. Neue Beſtürzung erwekte neue Sorgen, und nur der Gedanke, was geſchehen, ſey nicht mehr zu ändern, gab endlich den Frieden ihren Seelen wieder, der ganz dahin war.

Beliwald unternahm es, die Unterſuchungen deswegen anzuheben, und entdekte denn leider, daß die Vermuthung der Madam Mind nur zu ſehr gegründet. Der Prinz machte ihm gar kein Geheimnis daraus, und wie er ihm die Schöne nante, erſtaunte Beliwald: denn ſie war eine der angeſehenſten Damen im Lande. Er konte kaum Verſtellungskunſt genug beybehalten, dem Prinzen ſeine Verlegenheit nicht ſehen zu laſſen, und er hätte ihm ſicher die Furcht, daß er von ihrem Bunde abtreten möchte, merken laſſen, wenn er nicht erſt die Meynung der Mind darüber hätte hören wollen, die im Fache der Damenwirkung freylich mehr Kentnis hatte, als er.

Der Abend des nehmlichen Tages war zu einer Konferenz beſtimt, und Beliwald trat mit einer ſo ängſtlichen Eilfertigkeit zwiſchen die ihn Erwartenden, daß alle eine Todesangſt überfiel. Es iſt wahr, rief die Mind, gleich aus — es iſt unglüklich wahr, er iſt verliebt, und alles — alles iſt verloren.

Alles drängte ſich um Beliwald. Man brachte die Ohren ſo nahe an ſeine Sprachwerkzeuge, als es nur irgend auf eine ſchikliche Art geſchehen konte; alles wolte den Gegenſtand wiſſen, und o Wunder! kaum hatte ihn der Liebling genant, als alles ſchon von ſeinem Erſtaunen zurükkam.

Die am meiſten dabey intereſſirt war, die Mind, ſezte ſich ganz gelaſſen in einen Seſſel, ihre theure Ehehälfte pro forma rief ein dummes: Die iſt es? heraus, und des Herrn von Lebenzow Hochwohlgeb.

oder vielmehr Hochwohlgemachten ſchienen einer ſehr phlegmatiſchen Ruhe ſich nähern zu wollen.

Jezt ſtand Beliwald wie verſteinert da. Und mehr Eindruk hat meine Nachricht nicht hervorgebracht? ſtotterte er halb unwillig heraus, und ſie bedenken alle nicht, daß dies gerade eine Perſon iſt, die uns am allergefährlichſten werden muß, weil der ganze Adel auf ihrer Seite ſeyn wird?

Die zwey Herren ſtimten ihm gleich bey, geſtanden, daß ſie ſich von einer Würkung wie eines Opiats hätten einſchläfern laſſen, wolten nun anfangen, über die traurige Lage zu deklamiren, die ihnen bevorſtehen würde, als auf einmahl Madam Mind ein lautes Gelächter erhob. Beliwald war bereits geneigt, ſich nach ſchnellen Hülfsmitteln umzuſehen, weil er den Zufall für einen Anfall von Wahnſinn nahm, wie er ſie aber betrachtete, und ſie übrigens ganz vernünftig ſahe, auch eben im Begrif ſand, den Mund aufzuthun, ſo wolte er doch wenigſters erſt den Effekt auf die Aeuſſerungen wahrnehmen.

Die Rede ganz herzuſezen, die die Mind jezt hielt, mögte die Leſer ermüden, wir begnügen uns alſo das merkwürdigſte derſelben auszuziehen. Sie behauptete kurz und gut, dieſe Dame konne ihnen ſchlechterdings nicht gefährlich werden, weil ſie viel zu gut erzogen wäre, einen zu guten Karakter hätte, und zu wenig Kentniß in den Wiſſenſchaften beſäſe, die dazu gehörten, einen groſen Herrn lange zu feſſeln. Verſtellung kenne ſie nicht — Liebenswürdigkeit ſey ihr Karakter, Offenheit ihr Wahlſpruch. Jene Kunſt erfordre Heucheley, Pfiffe, und mit unter auch Kniffe. Wie, ſagte ſie unter andern lachend, wie wird ſie ſich in die Kabalen ſchiken können, die wir ihr anzetteln werden. Sie wird ſie gar nicht ſehen, und in jede Falle gehen, die wir ihr legen. Wie wird ſie die tauſenderley Aergerniſſe, die wir ihr anthun, zu ertragen fähig ſeyn? Ihr weiches Herz wird über das alles ſich grämen, und ſchnell, ſehr ſchnell wird ſie ein Opfer des Kummers werden. Fürchtet alſo nichts meine Freunde. Für jeden Schaden, der hieraus entſteht, will ich euch haften. Weiche Geſchöpfe ſind der Politik nie gefährlich. Edle Menſchen thun denen, die nach Glük jagen müſſen, keinen Schaden. Dieſe Wahl des Prinzen iſt mir nicht zuwider. Eine

Unſchuld, wie Heloiſens, vermag der Liebe keinen Reiz zu geben. Es iſt hier bey dem Prinzen weiter nichts. Ihre Lebhaftigkeit reizt ihn. Geiſtesfeuer iſt nicht immer Temperamentsfeuer, und natürliches Temperamentsfeuer iſt dem, der das künſtliche gewohnt iſt, nur einmahl befriedigend.

Aber, liebe Mind, fiel Beliwald ihr ein, ſie rechnen ein wenig gar zu viel auf den Wollüſtling. Nehmen ſie doch den Mann von Kopf, nehmen ſie den geiſtvollen, den denkenden auch mit. Vergeſſen ſie nicht, daß unſer Prinz viel genoſſen hat, daß die Seele endlich die Oberhand gewinnt, daß mehr als bloſſer ſchöner Körper dazu gehört, um ihn für die Länge der Zeit zu feſſeln.

Sie machen mir da ein ſehr galantes Kompliment, ſagte die Mind hierauf, aber ich will es dem Herrn zu gut halten, weil er vielleicht um des allgemeinen Beſten willen, Privatſachen überſieht. Aber in ſo weit muß ich mich erklären: Was Heloiſe zu beſitzen glaubt, das traue ich mir auch wohl noch zu. Die Rechnung können ſie alſo ſtreichen.

Sie verlies die Konferenz ein wenig empfindlich. Wie ſie hinaus war, ſagte Lebenzow: die Frau ſpricht zu viel. Sie kan nicht Wort halten.

Ja, erwiederte der Sekretair, laſſen ſie ſie gehen. Sie wird ſich ſchon mit Ehren durchs Leben hindurchwatſcheln.

Siebzehnte Aufklärung.

Und hält ihn feſt, wenn er ihn einmahl hat.

Würklich war Heloiſe eine Dame vom erſten Range, und beſaß eine Heiterkeit, die allein ſie liebenswürdig gemacht haben würde, wenn auch nicht ſo viele andre vortrefliche Eigenſchaften von Natur und Schikſal ihr zu Theil geworden wären. Sie lebte an einem Orte, wo die Tugend in ihrer ganzen Vollkommenheit verehrt und geſchäzt wurde, wo der ſtrengſte Tadler nichts aufzubringen vermogte, um einen ſeiner tauſend Zweifel an Tugend des weiblichen Geſchlechtes gültig zu machen.

Der Prinz ſahe hier zum erſtenmahle unſchuldige Offenheit. Sein Umgang mit dieſem Geſchlechte war bisher immer auf ſolche eingeſchränkt geweſen, die entweder der Wolluſt ſchon geopfert hatten, oder doch im Unterliegen des Kampfs mit derſelben begriffen waren. Seine Blike auf ſie wirkten alſo entweder begehrende Gegenblike, oder man ſenkte ſchaamroth über ſeine eigne Empfindungen die Augen nieder, und geſtand ſo den Triumph der Leidenſchaft.

Hier wurde ihm raſch in die Augen geblikt. Kein Erröthen und keine Verlegenheit gaben ihm ein Recht, weiter zu gehen, oder Auslegungen zu machen, oder ſich eines bevorſtehenden Sieges zu ſchmeicheln. Führte er die Sprache der Unterhaltung, ſo kam man ihm mit Wiz und Laune zuvor. Fiel er in den Ton ſeiner Zweydeutigkeiten, ſo zog man ſich durch Stillſchweigen zurük, wenn man ſie nicht verſtand, und machten ſie auf richtiges Naturgefühl einen widrigen Eindruk, ſo gab ein ernſter Blik ihm hinlänglich zu verſtehen, daß man auch von Prinzen die Achtung verlange, die kein Mann der Tugend verſagen muß.

Anfänglich hielt der Prinz das für eine neue Methode ſich gegen ihn zu benehmen. Schon manche Dame hatte barok angefangen, und ſehr flach geendet. Er erwartete hier den nehmlichen Fall. Er betrog ſich ſehr. Es giengen Monate hin, und man blieb ſich gleich. Wie die Erklärungen des Prinzen freyer wurden, ſo nahm ſichtbarer Unwille zu, und man würde ſich ganz von ihm zurükgezogen haben, wenn der Wohlſtand und die Lage in der man ſich befand, es erlaubt hätten.

Endlich bemerkte der Prinz denn doch, Heloiſe müſſe eine andre Gattung von Menſchengeſchöpf ſeyn, als ſeine bisherige Bekantinnen. Es ſtieg eine Idee der Tugend in ihm auf, von der er nicht allein wenig gewußt, ſondern auch an das wenige nicht geglaubt hatte, weil keine einzige ſich die Mühe gegeben, ihn von dieſer Wahrheit zu überzeugen. Aus dem Gefühl der Begierde ward nun Gefühl der Achtung, und ſo wie ſich davon Proben äuſſerten, näherte ſich ihm Heloiſe wieder mehr. Jezt unterhielt ſie ſich länger mit ihm, und entzog ſich ihm nicht mehr. Sie freute ſich, daß er einem innern Rufe, Tugend zu verehren, Gehör gäbe:

ihr Ernſt machte wieder jener liebenswürdigen Heiterkeit Plaz, und aus der Achtung des Prinzen zu ihr, ward bald Liebe.

Aber ihr Plan war es keinesweges geweſen, dieſe hervorzubringen: denn ſie kante ſie ſelbſt noch nicht. Waren vorher ſeine Zweideutigkeiten, ſeine Aeuſſerungen von Leidenſchaft ihr zuwider geweſen, ſo waren es izt ſeine Erklärungen. Sie wich ihnen eben ſo ſehr aus, wie jenen, ſo ehrerbietig ſie auch eingerichtet waren: denn ſie merkte es izt, daß ſie wahre Liebe erregt hatte, ohne es zu wollen.

Dieſe neue Entfernung war es, die den Prinzen beunruhigte, die ihn nachdenkend machte. Sie war es, die ihn abhielt, die Verſamlungen der Verbündeten ſo oft zu beſuchen. Troz ihrer Widerſezlichkeit blieb ſeine Liebe ſtandhaft. Je weniger er ſie ſahe, deſto mehr ſtellte er ſie ſich vor, deſto reicher wirkte ſeine Einbildungskraft. Maleriſch vollkommen ſtand ſie Tag und Nacht vor ſeiner Seele. War das Bild von ihrem Verſtande gleich nicht übertrieben, ſo erreichte es doch wenigſtens, das ihm noch nicht genug bekante Original, und ihm war es eine ſo neue Erſcheinung, daß ſein Geiſt ſich mit dem äuſſerſten Wohlgefallen daran weidete.

Achtzehnte Finſternis.

So machen es Engel des Lichts nicht.

Lebenzow konte die ganze auf jene merkwürdige Konferenz folgende Nacht nicht ſchlafen. Unaufhörlich ſchwebte Heloiſe vor ihm, wie ſie eine Leiter ihm darreichte, deren Höhe er nicht abſahe, und auf welcher er im Himmel hätte ſteigen können.

Ob er in ſeiner Jugend vielleicht, ſezte unſer Traditor hinzu, das Buch geleſen, welches ihr in eurem Planeten Bibel nent, von dem wir aber ganz andre Begriffe haben, ob er da von Jakobsleiter etwas geleſen, und ſein jeziger Traum mit jenen damahls gefaßten Bildern in Kombination geſtanden, das wage ich nicht zu unterſuchen, obgleich ich annehmen muß, daß der Glaube an ſo manche Sache beym Menſchen gröſtentheils daher entſpringt, weil man ihm die Bilder davon gemahlt, da ſie noch weichern Eindruk fanden — genug Lebenzow glaubte beym Erwachen an dieſen Traum, wie ihr an die ſymboliſchen Bücher, und ſo nahm er ſich vor, des Prinzen Wünſche zu befördern, es koſte was es wolle.

Seinem Vorſaz Ausführung zu verſchaffen, war aber Beliwald ihm ſo nothwendig, als er jenem beym Verbündniſſe geweſen. Zu ihm zu gehen, und ihn zu ſeinem Plan zu ſtimmen, war alſo ſein erſtes Unternehmen, und er fand dieſen Freund nur gar zu geneigt ihm beyzutreten.

Beliwald hatte keineswegs die nehmlichen Gründe, die Lebenzows Schritte leiteten. Ahndungen, Viſionen und Träume waren ihm nichts. Politik war ſein Stekenpferd, und Eigennuz ſein Abgott. Des Prinzen Liebling geweſen zu ſeyn, wäre eine ſchrekliche Harmonie für ihn geworden, und doch konte er es nicht bleiben, wenn er nicht Mittel ſchafte, Heloiſens Beſiz dem Prinzen zu ſichern. Willkommen war ihm daher Lebenzows Antrag. Dieſer ſolte izt die Kaze abgeben, mit deren Pfoten die Kaſtanien aus dem Feuer geholt werden ſolten. Lebenzow vergas nicht ſeinen Traum, noch auch in dieſen Beliwald mit zu verweben, ſo wenig auch ein Gedanke an ihm dabey geweſen. Beliwald umarmte ihn, nante ihn einen liebenswürdigen Träumer, einen Sohn des Glüks, einen Mann, der beſtimt wäre, andere ſeines Glüks mit theilhaftig zu machen. Gib acht, ſagte er, du wirſt noch tauſende deine Füſſe küſſen ſehen, und die jezt ſtolz auf dich herunterbliken, werden einſt aus der Tieſe zu dir hinaufſchauen, und um einen lächelnden Blik betteln.

Wie ſchnell war dieſes Par nobile fratrum einig, Heloiſen eine Grube zu graben; wie ſchnell waren ſie einig, daß die Wind geſtürzt werden, doch aber nicht ganz geſtürzt werden, ſondern als ein Hinterhalt angeſehen werden ſolte, von dem man im Nothfall immer noch guten Sukkurs zu erwarten hätte. Lächerlich fanden ſie beyde den Stolz dieſer Kreatur, wie ſie ſie izt nanten, aber ſie fanden dieſen lächerlichen Stolz ſo ſchön in ihre Ausſichten paſſend, daß im Augenblik nicht allein beſchloſſen wurde, ſie zur Theilnehmerin, ſondern auch zur Mitwirkerin im Geheimnis und Ausführung zu machen. Da ſie ſie nicht fürchtet, ſagte Beliwald, ſo wird ſie den Plan herrlich finden, ſie den Prinzen bald genieſſen zu laſſen, damit er ihrer deſto ehender überdrüſſig wird.

Madame de Lebenzow, Beliwalds Schweſter muſte den erſten Schritt thun. Sie war mit Heloiſen bekant, und man glaubte ſogar, ſie vermögte etwas über ſie. Ungern unterzog ſich dieſe dem Auftrage, ihrer Freundin Geſinnungen auszuforſchen, aber Zureden des Mannes und Bruders, und Machtwort der Mutter heiſchten hier Nachgeben.

Einige mahl noch war ſie von Heloiſen weggegangen, und hatte doch nichts geſagt. Furcht hatte ihre Zunge zurükgehalten. Wenn ſchon die Mutter ſie nicht nach der äuſſerſten Strenge erzogen hatte, ſo hatte ſie doch um des Projekts der Heyrath willen ihre eigne Ausſchweifungen ihr verhehlt, übrigens aber hatte ſie ſie beſonders, ſeitdem ſie Frau geworden, in Dingen unterrichtet, die wie ſie ſchon wuſte, ganz gegen Heloiſens Grundſäze waren. Sie geſtand der Mutter den Grund, warum ſie noch nicht geſprochen, und wurde deswegen ſo ausgeſcholten, daß ſie lieber alles wagen, und mit Heloiſen darüber ſich beſprechen, als wieder einen ſolchen Auftritt mit ihrer Mutter erleben wolte.

Wie ſie alſo das nächſte mahl bey Heloiſen war, und dieſe wie gewöhnlich, ſtatt ihrer heitern Laune, die ſie in Geſellſchaft immer noch anzunehmen ſich zwang, aber gegen eine Freundin nicht verſtellen konte, traurig war, und ſeufzte, frug ſie ſie: Wie es möglich wäre, daß ſie in der Lage, in welcher ſie ſich befände, misvergnügt ſeyn könte?

Heloiſe. (erſchroken) In welcher Lage meinen ſie denn, liebes Kind? Reden ſie doch.

Fr. v. Lebenzow. Ein Geheimnis werden ſie mir doch nicht aus dem machen, wovon die ganze Stadt voll iſt, daß der Prinz ſie liebt, und anbetet — und daß ſie ihn wieder lieben.

Heloiſe. Still, liebe Frau. Das iſt nicht wahr. Ich liebe ihn nicht. Ich darf ihn ja nicht lieben. Alſo weis die ganze Stadt, daß er mich liebt? Traurig, wahrlich, ſehr traurig. Ich wolte niemand wüßte es, und am allerliebſten wolt ich, ich ſelbſt wüßte es nicht. Wüßte ichs nicht, ſo wäre

mein

meine Heiterkeit noch da, ſo braucht ich nicht ſchwermüthig zu ſeyn.

Fr. v. Lebenzow. Aber dieſe verlohrne Heiterkeit zeigt doch wohl Gegenliebe an.

Heloiſe. O da urtheilen ſie ſehr übereilt, meine Beſte. Gefühl der Gefahr, in welcher ich mich befinde, das kan ſie anzeigen. Furcht, ihm auch nur einen Schein von Nachgeben zu zeigen, hält mich bey dem kleinſten Ausbruch einer guten Laune auf; die geringſte Unbeſonnenheit macht mich in den Augen der Welt ſtrafbar, die ſich die Idee nicht denkt, daß ein weibliches Geſchöpf auch wohl ſtark genug ſeyn könte, einem Prinzen zu widerſtehen. Mein Ruf iſt das Spiel eines Augenbliks. Werſe ich falſch, ſo iſt er auf ewig verloren. Sie haben meine Angſt nun vermehrt. Ich wußte noch nicht, daß die Schlinge, die ſo unglüklich für mich liegt, den Augen der ganzen Welt offen wäre.

Fr. v. Lebenzow. Sie treiben ihre Pünktlichkeit in der Tugend bis zur Schimäre. Das ſolten ſie wirklich nicht, weil ſie die Freuden darüber ganz aus dem Geſichte verlieren, die ſie ſich doch ſchuldig ſind. Es ſolte ihnen ſchmeichelhaft ſeyn, daß der künftige erſte Mann im Staate ihnen huldigt, und ſie ſeufzen darüber. Ein andres Mädgen würde für Freuden in die Höhe ſpringen.

Heloiſe. Wenn ſie das denken können, ſo that ihre Mutter ſehr unrecht, ſie ſo zu unterrichten. Die meinige lehrte mich, daß der Reichthum unſers Geſchlechts in dem Benehmen gegen das andere liege, daß wir die Superiorität, die es in ſo manchen Stüken über uns hat, blos durch die Achtung, die wir uns durch unſre Aufführung erwerben, kompenſiren können. Ich kan ihnen ihr weniger feines Gefühl vergeben: denn man kan es nicht haben, und doch gut ſeyn, aber anderer feineres Gefühl ſchwächen wollen, das liegt bey mir auſſer dem Kreiſe des Gutſeyns, und ich kan faſt nicht glauben, daß eine Freundin, wie ſie mir es ſind, das aus ſich wünſchen ſolte.

Fr. v. Lebenzow. (verlegen) Wie meinen ſie das, Heloiſe? Solten ſie denken, ich ſolte geſucht haben, ihr feines Gefühl zu ſchwächen — ich —

Heloiſe. (umarmt ſie) O dieſe Verlegenheit — dieſe wenigen Worte Herzensſprache geben mir meine Freundin ganz wieder. Nein, ſie können das nicht wollen, ſie wolten es nicht. Aber man wolte es durch ſie. Sezen ſie ihrer Aufrichtigkeit die Krone auf. Sagen ſie mir, wer wolte es, wer gab ihnen den Auftrag, daß ſie in Anſehung dieſes Punkts über mich, forſchen ſolten? Sagen ſie es mir, damit ich mich für dieſen Feinden meiner Unſchuld hüten kan? Sie weinen Kind! O ich weiß alles. Gewis ſind es die, die ihnen am nächſten ſind. Gut! ich will nicht weiter in ſie dringen.

Fr. v. Lebenzow. Sie ſollen alles wiſſen. Ich will kein Geheimnis mehr für ſie haben. Ich habe immer ihre Denkungsart verehret, und weh hat es mir gethan, daß ich ſie nicht auch hatte. Meine Mutter und mein Mann ſind es, die mich gezwungen haben, dieſe verfängliche Unterredung mit ihnen zu halten. Sie wünſchen es, daß ſie ſich dem Prinzen ergeben, warum, das weis ich nicht.

Heloiſe. O ich weis es ſehr gut.

Fr. v. Lebenzow. Sie haben mir Dinge in den Mund gelegt, die ich ihnen ſagen ſolte, die ich aber unmöglich ihnen ſagen kan, Heloiſe, die ich

Ihnen auch nicht geſagt hätte, da ich voraus wußte, daß ſie nichts erſchüttern konte. Man hat mich mit meiner Meinung über ſie ausgelacht, man wurde böſe, da ich wünſchte, ihre Denkungsart zu beſitzen. Man verſprach meiner Gewalt über ſie, den glüklichſten Erfolg.

Heloiſe ſahe aus allen dieſen, wie ernſtlich man die Sache triebe. Sie redete es mit ihrer Freundin ab, daß ſie ihr das, was man wünſchte, vorgeſtellt zu haben, vorgeben möchte, daß ſie zwar vieles dawider bliken laſſen, daß ſie aber doch auch gewünſcht hätte, die Urheber eines ſolchen Glüksgebäudes für ſie zu wiſſen, daß ſie endlich ſelbſt auf Mutter und Mann verfallen, und troz ihrer eignen Weigerung, ja hierzu zu ſagen, ſichs vorgenommen habe, ſelbſt mit ihnen zu reden.

Hierdurch ſezte ſie nicht allein ihre Freundin aus aller weitern Konnexion, ſondern ſie hofte auch ihren Zwek zu erreichen, die Quelle an ihrem Urſprunge zu verſtopfen.

Frau von Lebenzow hatte dieſes kaum vorgebracht, als man ſchon Triumph rief. Beliwald ſelbſt lies ſich hintergeben, und war unvorſichtig genug, dem Prinzen eine Entdekung zu machen, die ihm mit vergebner Hofnung ſchmeichelte. Es fehlte nicht viel, ſo hätte ſie ihm die Gnade des Prinzen gekoſtet, der ſich ſehr entrüſtete, da er anſtatt einer zuſtimmenden Antwort, eine völlig abſchlägliche erhielt.

Denn ſicher ihrer Beute, in ihrem Sinn, giengen beyde Herren zu Heloiſen, und nach einer enthuſiaſtiſchen Schilderung des Glükes, welches ſich ihr darbote, erboten ſie ſelbſt ſich, den erſten Grundſtein zu dieſem Gebäude zu legen, und baten ſich ihr Vertrauen aus, um dem Prinzen die Bedingungen bekant zu machen, unter welchen ſie ihn glüklich zu machen willens wäre.

Troz dem, daß Heloiſe etwas dergleichen von dieſen Herren erwartet, und ſich darauf vorbereitet hatte, ſo war ſie doch auf dieſe Wendung nicht gefaßt. Sie hatte ſich eigentlich vorgenommen, einen Spas mit ihnen zu haben, aber dieſer ſogleich zu ernſthafte Anfang, lies jede Luſt dazu ſterben.

Wüßte ich nicht, wer ich bin, und wer ſie ſind, meine Herren, ſo wolte ich allenfalls einer Dreiſtigkeit verzeihen, die ſo ganz nahe an Unverſchämtheit grenzt, und wegen welcher ſie einen ganz kleinen Grund zur Entſchuldigung vor ſich haben, weil ich mich nicht ganz deutlich gegen die Gemahlin des einen unter ihnen erklärt habe. Allein hiermit mache ich ihnen bekant, daß ich bloß um meine Freundin zu ſchonen, es that, daß kein Gedanke irgend einer Verbindung mit dem Prinzen in meine Seele gekommen iſt, da keine rechtmäſſig unter uns ſtatt finden kan. Alſo jede Mühe, die ſie ſich deswegen geben, iſt vergebens. Und nun kan ich nicht umhin, ihnen meine Verwunderung darüber zu erkennen zu geben, daß ſie, Männer, die durch des Prinzen Zutrauen einſt Hofnung haben, am Wohl eines Staates zu arbeiten, ſich zu dem Gewerbe herablaſſen, welches ſie hier treiben wollen.

Sie erklärte ihnen hierauf noch den ganzen Umfang einer ſolchen Handlung, und als Beliwald und Lebenzow durch die unerwartete Ueberraſchung verwirrt gemacht, ſich mit dem Rechte entſchuldigen wolten, das ein regierender Herr habe, um ſeiner gröſſern Sorgen willen auch gröſſere Freuden zu genieſſen, ſo ſagte ſie ihnen ganz kurz: Daß ihre Denkungsart über dieſes Recht ihnen immer ein Geheimnis bleiben würde, daß izt blos von ihrer von der Sache abgeſonderten Handlung die Rede ſey, und dadurch glaubten jene ſo viel gewonnen zu haben, daß ſie, ſo wie ſie ſie verlaſſen, ihre gänzlich abſchlägige Antwort vergaßen, zum Prinzen eilten, und ihm den Rath gaben, dieſe Wendung bey ihr zu nehmen.

Der Prinz, viel zu blind bey dieſer Liebe, als daß er mit Ueberlegung hätte handeln können, ſuchte Heloiſen zu ſprechen, leitete das Geſpräch auf ihre Zuſammenkunſt mit dieſen Herren, und auf die geheimnisvolle Erklärung gegen ſie, und freuete ſich, ſie nicht ganz abgeneigt zu finden, ihm ein Recht über ſie zuzugeſtehen.

Allein wie gros war ſein Erſtaunen, als ſie ihn bat, auf Menſchen, die nicht mehr Realität beſäſſen, als Lebenzow und Beliwald ſich nicht zu verlaſſen, als ſie ihm erklärte, ſie wiſſe zu gut, wie kurz die Glükſeeligkeit einer unrechtmäßigen Liebe, und Verbindung durch dieſelbe ſey. Sie halte ſich fähig, einen Mann glüklich zu machen, und in einer rechtmäßigen Ehe ſelbſt Glük zu fühlen. Sie könne den Gedanken nicht ertragen, dieſes entbehren zu müſſen.

Der Prinz war auſſer ſich, ſeine Klagen giengen ihr zu Herzen: denn ſie kamen aus dem ſeinigen, und ſeine Liebe zu ihr, war nicht bloße Wolluſt. Je theilnehmender ſie für ihn wurde, deſto lebhafter wurde ihm das Bild ſeines Unglüks. Seine Seele war würklich in einer Stimmung, die nahe an Verzweiflung grenzte, als er ſie frug: Ob ſie denn gar keine Liebe für ihn fühlte?

Die Frage machte Heloiſen ſtuzen. Sie ſolte aus dem Innern ihres Herzens antworten. Zu Anfang dieſer nehmlichen Unterredung würde ſie ihm vielleicht geſagt haben, ſie kenne dieſe Leidenſchaft in Anſehung ſeiner nicht. So liebenswürdig er auch wäre, ſo fände ſich doch zwiſchen ihren Verhältniſſen gegen einander ein zu großer Unterſchied, als daß ſie ohne Ehrfurcht an ihn denken könne, und Ehrfurcht und Liebe beſtehe nicht bey einander.

Allein ſeit der halben Stunde dieſer Unterredung waren bey ihr auch mancherley Ideen entſtanden, die laut und vortheilhaft für den Prinzen ſprachen. Er hatte Schilderungen vom Glük der Liebe gemacht, ohne auf Verhältniſſe dabey zu ſehen. Er hatte ihr den beſten Theil ſeines Herzens ſehen laſſen, hatte von ihren Grundſäzen durchdrungen, ſelbſt in dieſe mit eingeſtimt — hatte ſich unglüklich erklärt, und Mitleiden war ja in Heloiſens Seele herrſchend. Wie konte ſie alſo hart genug ſeyn, ihn gänzlich niederzuſchlagen! Wie konte ſie ſagen, ſie fühlte keine Liebe für ihn, da ſie nicht wußte, welch ein Gefühl es war, welches ſie neu in ſich ſand.

Er wiederholte ſeine Frage, da ſie mit der Antwort zauderte, nahm ihre Hand, und ſezte noch hinzu: Machen ſie mich nicht ganz unglüklich, Heloiſe.

Prinz! antwortete ſie jezt mit einem Feuer, das er noch nie an ihr bemerkt. Ich weis nicht, was ich ihnen antworten ſoll, ja ich geſtehe, ich weis nicht, was ich fühle. Das weis ich, daß ich unſerer beyden Laſten trage, daß ſie drauf rechnen können, daß man bey ihren vortreflichen Eigenſchaften nicht gleichgültig bleiben kan. Ich darf nicht ſagen, daß ich ſie liebe, ſelbſt wenn ich auch überzeugt wäre, dem ſey ſo.

Der Prinz hatte nie Gelegenheit, Heloiſen allein zu ſprechen. Eltern und ganz nahe Verwandte hatte ſie nicht mehr. Sie war bey einer würdigen Dame, die dem Range des Prinzen gleich war. Heloiſe war alſo im Geſellſchaftszimmer mit dem Prinzen, und war von den übrigen nur ſo weit entfernt, daß ganz gedämpftes Reden von ihnen nicht verſtanden werden konte. Sie konte bey dieſer feurigen Antwort unmöglich an dieſe Lage denken, und nur, daß ſie der Geſellſchaft den Rüken zugekehrt hatte, ſchüzte ſie davor, daß nicht alle Worte verſtanden wurden.

Indeſſen hatten ſehr viele die Wärme des Geſprächs bemerkt, und ſo wenig ſie auch darauf zu achten ſchienen, ſo beobachtete die Dame vom Hauſe dennoch, daß viele Ohren ſich ganz im Stillen dem Orte zudrehten, wo dieſe beyde ſprachen. Sie ſtand alſo auf, und gieng auf ſie zu, und der Prinz, der nie an der gehörigen Achtung irgendwo es fehlen lies, unterhielt ſie ſogleich.

Damit endigte ſich für diesmahl dieſes Tete a Tete, und ſo viel Mühe ſich der Prinz ſeitdem gab, ein neues zu erhaſchen, ſo war ihm dies vor der

Epoche, die ihn zur Regierung brachte, dennoch unmöglich.

Beliwald und Lebenzow hatten kaum die erſten Proben ſeines Zorns empfunden, als ſie ihre Klagen in dem Zimmer der Mind ausgoſſen, und hier war es, wo man beſchlos, Heloiſe ſolte und müßte des Prinzen Maitreſſe werden, hier war es, wo alle Karten dazu gemiſcht und ausgetheilt wurden, wo Freunden Heloiſens es begreiflich gemacht wurde, daß, wenn ſie auch ſchon an der Freundſchaft zu ihr untreu handelten, ſie doch ihr eigenes Glük beförderten, wenn ſie dieſem Bündniſſe beyträten, wo ehrliche Menſchen zu Schurken, Rechtſchaffenheit zu Spizbüberey umgeſchaffen wurde.

Neunzehnte Finſternis.

Welche alles verfinſterte, was es noch nicht war.

Daß Madame Mind ſo weit gekommen war, ſelbſt an einer Maitreſſe für ihren angebeteten Prinzen mit arbeiten zu helfen, dazu hatte es mancherley Künſte gebraucht. Lächerlich war es immer, daß eine Perſon ohne Stand und Rang, die des Prinzen wollüſtiger Leidenſchaft entgegengekommen war, es unternehmen wolte, ſeine Maitreſſe zu bleiben, wenn er das Ruder der Regierung in Händen hätte, und das war doch eigentlich der Dame Abſicht. Da ſie dieſe Lächerlichkeit nicht ſelbſt einſehen wolte, ſo ſtellten Lebenzow und Beliwald ſie ihr ſo ziemlich deutlich dar, ſagten auch unter andern, daß wenn jenes ihr Ernſt geweſen wäre, ſo hätte ſie dem ſehr politiſchen Einfalle des alten Herzogs, ſie zu verheyrathen, nothwendig ausweichen müſſen, wodurch ſie ſich des Rechts begeben, über ihn herrſchen zu können.

Auſſerdem war Madame Mind erſtaunlich eitel. Sie glaubte noch immer eben die Schönheit zu ſeyn, die ſie ehedem geweſen, und konte ſichs nicht überreden, daß gewiſſe feine Züge ganz bey ihr verwiſcht wären, daß eine gewiſſe Ueberreife Plaz genommen. Ferner hielt ſie ihren Verſtand immer noch für ſo blendend als er ehedem geweſen, wolte ſich gar nicht einreden laſſen, daß durch übertriebne Wolluſt, ſie ihn gleichſam eingewiegt hätte, daß er mit einer harten Schleimhaut überzogen wäre, die ihn verhinderte anders als mit Nebel von ſolchen Dünſten umgeben ſich darzuſtellen.

Dieſe beyden Punkte, über die niemand ihr etwas zu ſagen wagte, wurden ihr einſt von einem liebenswürdigen Freunde aus dem Thierreiche ſo nahe ans Herz gelegt, daß ſie aufmerkſam darauf ward. Madam Mind bekam nehmlich einen äuſſerſt ſchönen Papagay geſchenkt, der ſehr gelehrig war. Er kam von ſo unbekanter Hand, daß auch nicht das kleinſte Wörtgen dazu geſchrieben war, und er wurde ſo ſehr der Liebling der Dame, daß ſie ſich entſchloß, ihn in ihr Schlafkabinet zu nehmen. Eines Tages als ſie den Prinzen erwartete, und ſich in ein reizendes Negligee geworfen hatte, welches ehedem ſie zu einer Grazie gemacht, aus deſſen Falten aber jezt das nicht mehr ſo konſiſtente noch elaſtiſche Fleiſch wie ehedem, hin und wieder herauszudringen anfieng; als ſie mit ſich ſelbſt überlegte, ob dieſer Zuwachs ihrer Zirkumferenz ſie wohl ſchöner oder weniger ſchön machte, und im Begriff war das erſte zu behaupten: fieng ihr Papagay unvermuthet an: Wenn man alt wird, wird man heßlich. Puz dich nicht.

Sie drehte ſich, wie vom Donner gerührt um, und fieng ſchon an zu wähnen, daß dies ein geſpielter Streich wäre. Doch machte es ſo viel Wirkung, daß ſie ſagte: Du kanſt recht haben, mein Schäzgen, wir wollen uns hüten, und das Ding überlegen. Aber ſolte ich ja meinen körperlichen Reizen zu viel zutrauen, ſo hab ich doch Verſtand, und der ſoll mich erhalten. Kaum hatte ſie das Wort ausgeſprochen, als der Papagay zu ſingen anfieng:

Verſtand nimt mit den Jahren ab,
und Wolluſt iſt ſein Grab.

Wütend ſprang ſie jezt auf das Thier zu, und hätte ihn gewis umgebracht, wenn nicht glüklicher Weiſe die Thür ſeines Käfichts offen geweſen wäre, und er vor ihren Zorn ſich auf den Ofen retirirt hätte.

Der Prinz trat eben ein, und ſo hatte die Bataille ein Ende. Weil der Prinz den Abend ziemlich aufgeräumt, und ſie mit ihm zufrieden war, ſo hatte ſie ihrem Vogel eine Verſöhnungsſcene zugedacht, und lokte ihn mit allerhand ſüſſen Namen. Aber der beleidigte Freund war unerbittlich, und nichts konte ihn bewegen, ſich ihr zu nähern. Erſt wie ſie hinaus war, lies er ſich von der Kammerjungfer beſänftigen, und ſo viel Mühe ſich die Mind gab, ihn ſich wieder eigen zu machen, ſo brumte er doch jedesmahl, wenn ſie ins Zimmer trat, ſprach, ſo lange ſie darin war, kein Wort, und biß ſie einmahl ſo heftig in den Finger, daß ſie ſeines künftigen Zorns wegen beſorgt wurde, und ihn wegſchenkte.

Indeſſen lagen ihr dieſe angebrachte Warnungen immer vor Augen, und von der Zeit an entſchloß ſie ſich, den Prinzen von der Seite der nehmlichen Schwäche anzugreifen, durch welche ſie bey ihm geſtiegen war.

Sie brachte ihn ſelbſt aufs Geſpräch von Heloiſen, geſtand ihm, daß es ihr ſchmerzhaft ſey, eine Nebenbuhlerin zu wiſſen, daß, da ſie aber die Anſprüche eines Mannes von ſeinen Vorzügen Einzige zu ſeyn, aufgeben müſſe, ſie wenigſtens unendliche Freude empfände, eine ſo würdige Perſon ihre Stelle erſetzen zu ſehen. Sie erhob Heloiſen bis im Himmel, führte an, ſie ſey um der Liebe willen zu ihm verbunden geweſen, ſo genau nach ihr ſich zu erkundigen, und log eine Menge guter Ergenſchaften

ten her, die ſie erfahren zu haben vorgab, von denen ſie aber nicht wuſte, ob ſie würklich bey Heloiſen anzutreffen waren, und ſie auch nicht hätte beurtheilen können, wenn ſie gleich ſie an ihr geſehen hätte.

Dem Prinzen war das ſchmeichelhaft, und der Kniff legte würklich den Grund zu ihrem künftigen Glüke. Die Würkung davon erfuhr ſie ſehr bald, denn ſchon einige Tage nachher, kam ihr Mann, der immer beym Prinzen noch ſehr in Gnaden ſtand, und täglich für ihn arbeitete, mit der Nachricht, der Prinz habe verſprochen, wenn er zur Regierung käme, für ihn und für ſie zu ſorgen. Er habe ſich ſehr gefreut, daß ihr Verſtand zugenommen. Alſo haſt du doch unrecht, Papgen, ſagte die Mind. Ihr Mann wußte aber nicht, was dieſe Ausrufung heißen ſolte, und hatte auch kein Recht darnach zu fragen.

So ſtanden die Sachen; der Prinz lebte in Zweifel, was aus ſeiner Liebe werden würde. Lebenzow, Beliwald, und die Mind waren überzeugt, Heloiſe würde des Prinzen Maitreſſe werden. Der Sekretair bekümmerte ſich nur darum, wie er ſich des Prinzen Gnade recht vortheilhaft zu nuze machen kónte; Heloiſe glaubte nichts gewiſſer, als der Prinz würde ihrer ſorgfältigen Zurükhaltung endlich überdrüſsig werden, und ſich einen andern Gegenſtand ſuchen; als auf einmahl die Nachricht erſcholl, der alte Herzog ſey plözlich krank geworden.

Unruhe und Unordnung ward allgemein. Man ſahe nichts als erſchrokne Geſichter. Keiner getrauete ſich den andern um die wahre Beſchaffenheit der Sache zu fragen, aus Furcht, er mögte eine nachtheilige Antwort erhalten.

Der Prinz war äuſſerſt gerührt. Er eilte zu ſeinem Vater. Sein edles Herz ergoß ſich in Klagen. Er nahm warmen aufrichtigen Antheil an den Leiden deſſen. Er küßte ſeine Hände, nezte ſie mit Thränen. So ſchmeichelhaft die Ausſicht zur Regierung zu kommen, für ihn war, ſo war der Gedanke daran aus ſeiner Seele verbannt. Kindliche Liebe verdrängte jede andre Empfindung. Er hätte ſo gern einen Theil ſeiner Leiden ihm abgenommen. Er wünſchte aufrichtig, er mögte ihm noch leben, damit er an ſeinem groſsen Beyſpiel noch lernen könte.

Die Vorſehung hatte es anders beſchloſſen. Des Herzogs Tage waren gezählt. Er entſchlummerte, und der Prinz war verwaiſt.

Trauer fiel über die Natur. Finſternis wurde ödes Licht. Wohin man hörte, erſchallte es ſeufzend: Er iſt tod! Nur die ſchon verfinſtert waren, nur die lange ſchon auf den Tod des Herzogs nicht blos gewartet, die um dieſen gebetet hatten, dieſe traf dieſe Finſternis nicht. Schwarz wie Pech waren ſchon ihre Seelen. Sie konte nichts mehr verdunkeln.

Sechſtes Licht.

Funken, der hell geblieben wäre, hätte man ihm Oehl gegeben, und nicht Waſſer.

So ſchmerzhaft der gute Prinz den Tod ſeines Vaters fühlte, und ſo weh ihm im Augenblik deſſelben der Verluſt that, ſo war er doch im andern gleich gefaßt, die Pflichten eines Regenten, die ihm nun zufielen, zu erfüllen. Er troknete die Thräne mit mänlichem Muthe. Um ihn ſtanden, die beym Leben ſeines Vaters die erſten Stellen im Lande vertreten hatten, die Nächſten um ihn geweſen waren, und weinten.

Weinen ſie nicht, meine Freunde, redete ſie der Prinz an. Wir haben alle einen vortreflichen Vater verloren. Ich ſoll izt der ihrige ſeyn. Wenigſtens will ich ſuchen es zu ſeyn, will ſehen, ob ich in die Fußtapfen deſſen treten kan, dem ſie ſo treu dienten. Verſprechen ſie mir jenen Gehorſam zu leiſten, und ich beſtätige ihnen alles, was mein Vater gethan hat. Seine Geſeze ſollen mir heilig ſeyn. Seinen Willen will ich erfüllen. Sie ſind meine Räthe, wie ſie die ſeinigen waren. Sie ſind meiner Macht Stüzen, meines Volks Seegen, wie ſie es bey ihm waren.

Dieſe Rede gab allen Muth und Leben wieder. Trübe Augen wagten es hell zu ihrem Herzog aufzuſehen. Alles gelobte ihm gern Gehorſam. Alles lies wenigſtens Freude zwiſchen der Trauer hervorbliken, wenn ſie auch nicht ohnbewölkt froh ſeyn konten.

Der Prinz dachte, was er ſprach, heuchelte nicht. Der neue Herzog hatte würklich den Vorſaz zu thun, was er hier geſagt hatte, wolte in die Fußtapfen des Herzogs treten. Er zeigte es gleich dadurch, daß er keine Veränderungen vornahm, die Leute an ihren gehabten Stellen beſtätigte, jedem, auf den ſein Vater Zutrauen geſezt hatte, Zutrauen zeigte, und ſo es verdiente, das Lob, was man ihm beylegte.

Wir können hier nicht umhin, eine kleine Anmerkung unſrer Herren Traditoren, unſern Leſern ebenfalls ſo wiederzugeben, wie wir ſie von ihnen erhalten.

Sie müſſen nicht, ſagten ſie in manchen was wir von Anfange ſagten, und dem, was ſie jezt hören, Widerſprüche ſuchen. Wenn ſie bedenken, daß dert vom Ganzen, hier von Einzelnen die Rede iſt, wenn dert allgemeine Ueberſicht, hier Ausführung der Skizze gegeben wird, ſo ſind das verſchiedene Dinge.

Acht-

Achtzehnte Aufklärung.

Wie ſich die Spielenden aus der Finſternis dabey benehmen, und ihre erſten Angriffe auf den neuen Herzog.

Auſſer dem Sekretair war von den Perſonen, die auf den Tod des alten Herzogs mit nicht ganz ſeichtem Grunde gehoffet hatten, kein Menſch zugegen, auch bekam in den erſten Tagen keiner den neuen ſo zu ſehen, daß er insbeſondre mit ihm hätte reden können. Nothwendig aber ſchien es dem Sekretair zu ſeyn, ſeine Perſon einigermaaſſen in Erwegung zu bringen, und wo möglich, ſich der erſten als regierender Herr auszutheilenden Gnade von ihm zu erfreuen. Er that dieſes auch richtig, und weil er in Ausdrüken ſprach, die zu gleicher Zeit Ehrfurcht gegen den alten Herrn, und Dienſteifer gegen den neuen verriethen, ſo wurde er gleich mit einer Stelle begnadigt, die ihn nicht allein zum Vertrauten ſeines Herzogs machte, ſondern ihm auch Anſehen und etwas reichliches Brod gab. Er wurde geheimer Schazmeiſter der Privatangelegenheiten. Er kündigte ſeiner quaſi Gattin dieſes Glük an, die nicht mindre Freude darüber bezeigte, und nun doch in der Welt zu einen gewiſſen Namen gekommen war, der ſie zu Frequentirung von Geſellſchaften berechtigte, in denen ſie ſich ſonſt nicht wohl durfte ſehen laſſen. Mit meinem Gelde, ſagte ſie, will ich izt wohl zwingen, was der Stolz mir noch verweigert.

Auch Beliwald und Lebenzow ſchienen über den Schritt, den der Sekretair gethan, ſehr erfreut, obgleich in ihrem Herzen ſie es wohl nicht ſeyn mogten, denn der Sprung war ein wenig ſtark. Je tiefer ſie nun das Auſſerordentliche des Glüks fühlten, deſto tiefer bükten ſie ſich auch vor dem neuen Herrn Schazmeiſter, und verſicherten, daß ſie es immer gewünſcht hätten, ſeine Verdienſte auf eine ſolche hervorſtechende Art belohnt zu ſehen, baten ihn dringend ſich nun nicht ſowohl ihrer, als beſonders der Schäflein ihres Betſtalles anzunehmen, und für den Flor der neuerrichteten Geſellſchaft beſorgt zu ſeyn.

Der neue Herr Schazmeiſter, höflicher als ein Ohrwurm, ſich von groſen Lichtern ſo ſehr flatirt zu ſehen, gar nicht gewohnt, bedeutete ihnen, nur zu befehlen, was er thun ſolte, und verſprach ſogleich alles ihrem Willen gemäß einzurichten.

Sehr weiſe aber ſagten ſie ihm, er möge einige Zeit verſtreichen laſſen, weil es nicht rathſam ſey, ſich gleich von Anfange zu ſehr nach Begnadigungen zu beſtreben.

Lebenzow brachte hierauf einen Entwurf vor, den er gemacht hatte, den Herzog nächſtens zu einer Feyerlichkeit in ihre Verſamlungen einzuladen. Hier wolten ſie ihn ganz auſſerordentlich überraſchen. Hier ſolte er hingeriſſen werden, zu glauben, ſein Herzogthum würde ein Paradies ſeyn, wenn er lauter ſolche Unterthanen hätte. Vorher wolten ſie nicht die geringſte Spur irgend einer eigennützigen Abſicht zeigen.

Beliwald und der Schazmeiſter ſtimten dieſem Projekte höchſt erfreut bey. Der fromme Lebenzow, denn dieſen Ruf hatte er ſich beym Herzoge ſchon erworben, wolte die Verſamlung mit einer Rede: Ueber die Glükſeeligkeit eines Landes unter einem frommen Regenten eröfnen, durch welche er des Herzogs Augen zu Waſſerquellen umſchaffen wolte.

Wenn man bedenkt, daß dieſer Mann zu gleicher Zeit vor kurzem Liebhaber von Mutter und Tochter war, ſo kan man ſich denken, welchen Grad von Frömmigkeit er eigentlich in ſeiner Seele hatte. Und wenn wir ſchon, ſagten unſre Traditores, dieſes Uebel nicht für eins der gröſten Laſter bey uns halten, ſo gehört es doch auch nicht unter die Tugenden eines Frommen, und unter die Eigenſchaften eines Heiligen.

Man lies den neuen Herzog jezt erſt ein wenig zu Athem kommen, und nahm den Zeitpunkt ſehr ſorgfältig wahr, in welchem ſeine Liebe erwachte. Bellwald, der nichts weniger ſuchte, als öffentliche Aemter zu erhalten, ſondern es blos darauf anſezte, der Liebling ſeines Herrn zu bleiben, mengte ſich in gar nichts, was Staatsgeſchäfte angieng, und da der Herzog von ihm erwartete, daß er Wünſche äuſſern würde, auch nicht gern ihn in einem Fache anſtellen wolte, wo er nicht gern wäre, ſo gieng die Zeit hin, bis der Herzog endlich anfieng unruhig zu werden, und ihm nun klagte, daß ſeine Leidenſchaft gegen Heloiſen immer mehr und mehr

zunäh=

zunähme, und daß er ſelbſt als Regent ohne ihren Beſiz unglüklich ſeyn würde.

Das war der Zeitpunkt in dem Bellwalds Wirkungskreis anhub. Jezt erſahe er ſeine Gelegenheit, dem Herzoge vorzuſtellen, daß blos Liebe für ihn, und der Gedanke, ihn nicht ohne ſpeciellen Freund zu laſſen, ihn abgehalten hätten, um eine Verſorgung zu bitten. Dem Staate dienten tauſende. Eigentlich dem Fürſten ſo leicht keiner. Es ſcheue ſich vielmehr jeder ſeinem Regenten zu nahe zu ſeyn, weil man da zu viel zu fürchten zu haben glaube. Er habe einmahl das Glük ſeinen Herzog näher als andre zu kennen, und ſeiner Gemüthsſtimmung gewis zu ſeyn. Eine Liebe, wie er ſie für ihn habe, wähne keine Furcht, und von der wolle er auch nichts wiſſen. Seine Zärtlichkeit für den Regenten gründe ſich nicht auf Eigennuz.

Der Herzog fand dies ſehr ſchön geſagt, allein er fand nur, daß es ein ſchlechter Troſt für eine Leidenſchaft ſey, ihren ſchlechten Erfolg jemanden klagen zu können. Bellwald hatte nur hierauf gewartet. Er ſagte, wenn ihm der Herzog erlauben wolte, eigene Federn in Bewegung zu ſezen, wenn er ihm es nicht verdenken wolte, daß Heloiſe manchmahl einen unfreundlichen Tag hätte, ſo getraue er ſich, ihm einen gewiſſen guten Erfolg zu verſprechen. Er ſezte hinzu, der Herzog konne ihr ja dieſe, wenn er einmahl in ihrem Beſiz wäre, durch tauſend köſtliche wieder erſezen.

Dieſer Vorſchlag ward eingegangen. Beliwald erhielt uneingeſchränkte Vollmacht. Als alles das arrangirt war, eröfnete Beliwald dem Fürſten noch, daß die Verſamlung, deren Eingeweiheter und Bruder Sr. Durchlaucht wäre, ihn innigſt erſuchten, den Freudenbezeugungen, die ſie wegen ſeiner Gelangung zur Regierung zu feyern ſich vorgenommen, beyzuwohnen, und ein ſo dankerfülltes Seelenfeſt mit Höchſtdero Gegenwart zu beehren.

Der Herzog antwortete ſehr gnädig, daß er erſcheinen würde, und er mache es ſich zur Pflicht dies löbliche und ihm ſo angenehme Inſtitut in ſeinem Lande aufrecht zu erhalten, und deſſen Unterſtüzer zu befördern.

Die Nachricht war ein Jubel für alle Bundesgenoſſen. Immer hatten ſie gezittert, der Herzog mögte entweder durch die ihn drükende Laſt der Regiegierungsſorgen abgehalten, oder durch irgend einen heimlichen Feind wider ſie eingenommen werden. Davor konten ſie indeſſen ſehr ſicher ſeyn: denn da der Fürſt nie irgend einem von ſeines Vaters Räthen Gelegenheit zur Vertraulichkeit gegeben, ſo hatte auch keiner jezt den Ton annehmen mögen, ihm dergleichen zu ſagen, aber gehoft hatte man, daß er von ſich ſelbſt von einer Sache abſtrahiren würde, die im Grunde mehr Spielwerk als Realität war.

Alle Anſtalten wurden nun in dem Verſamlungsſaale zu einer feyerlichen Aufnahme gemacht. Von den Ceremonien konten die Traditores uns nicht viel ſagen, weil, wie es in dem Planeten Mode wäre, man in Anſehung dieſer ſehr pünktliches Stillſchweigen zu halten pflegte, wie es auch wohl auf unſrer Erde gebräuchlich iſt, allein wegen der Realitäten nahmen die Brüder es nicht ſo genau, und daher liefen im Publikum verſchiedene Exemplare von Lebenzows Rede herum, von welcher wir einige Stellen unſern Leſern nicht vorenthalten wollen.

„Ein Regent, ſagte dieſer ſeltne Neuigkeitskrämer unter andern, ein Regent ohne Frömmigkeit iſt wie eine Maſchine ohne Bewegung. Sie dauert ſert, aber ſie wirkt nichts. Frömmigkeit iſt das was unſre Vollkommenheit bewirkt. Ohne ſie giebt es gar keinen, auch nicht den kleinſten Grad derſelben. Alle Regierungen alſo, die nicht mit ihr verbunden ſind, wirken nichts zum allgemeinen Beſten. Sie machen keinen einzigen Unterthan vollkommener. Gottlob! rief er im äuſſerſten Enthuſiasmus aus, Gottlob, daß wir dahin gekommen ſind, einen ſolchen Regenten zu haben! Dank ſey es dem Himmel, daß endlich die Augen eines Führers der Schaafe aufgegangen, daß er ſehen kan, wohin er ſie leitet. Ja, Ew. Durchlaucht, ſie ſind es, der die wahren reinen Lehren des Gottesdienſts aufrecht erhalten will. Sie ſind es, der uns auf den rechten Weg führen, der endlich einmahl dem Dunkel Einhalt thun will, welches man über unſern Glauben gezogen, der dem ſchädlichen Inſekte Aufklärung die Augen ausreiſſen, und es wieder blind machen wird, dieſem Inſekte, was die ächte Rechtſchaffenheit bisher in ſich geſchlungen. Wir alle, Ew. Durchlaucht, die wir hier verſamlet ſind, haben, ſeitdem ſie zur Regierung gekommen ſind, nicht aufgehört für ſie zu beten, zu beten, daß der Geiſt von oben, der in unſern Zirkeln auf ſie niederkam, ſich auf ihnen erhalten möge: zu beten, daß die irrigen Begriffe, die Denkfreyheit unter der vorigen Regierung ausgebreitet, ſie nicht anſteken, zu beten, daß die Freygeiſter nicht auf ihre arme Seele wirken, und ſie zum Schaden ihres Volks verderben mögen.

Was kan wohl ſchädlicher ſeyn, als wenn jeder denken kan, was er will? kan er da nicht auch thun, was er will? und wenn er thun kan, was er will, thut er dann nicht auch Böſes, wenn er es thun will? Heißt das nicht der Bosheit Thür und Thor öfnen? Und iſt der Regent nicht da, dieſe zu ſchlieſſen?

O würdiger Herzog, ſchlieſſen ſie in ihrem Lande der Bosheit Thür und Thor zu! Würdiger Bruder in dem Herrn, laſſen ſie das Flehen derer, die ſo treu an ihnen hangen, nicht vergebens ſeyn! Oefnen ſie der wahren Lehre wieder den Weg! Wir alle ſind bereit, Hand an zu legen, wohin ſie uns ſezen. Wo ſie uns anſtellen, wollen wir wirken. Gern wollen wir ertragen, wenn Neid und Bosheit uns niederdrüken. Gern wollen wir, Freuden, Blut und Leben, für unſern treflichen Bruder wagen.

Er ſchloß hierauf mit einer Tirade, die niemand verſtand, worüber aber alle weinten, und nachdem noch einige ſehr erbauliche Lieder geſungen waren, gieng die Geſellſchaft wieder aus einander, und der Herzog war völlig überzeugt, er habe hier ein Häuſgen der beſten Unterthanen, die je ein Regent hätte haben können.

Der geheime Schazmeiſter, der an dem Abend noch bey ihm war, lies ſeine holde Stimme ebenfals noch zum Lobe deſſen erſchallen, was heute vorgegangen war, und ſtellte ſich ſo gerührt, als ob er kaum noch die Thränen zurükhalten könte. Er bat in dieſem Enthuſiasmus für Herrn von Lebenzows baldige Beförderung, und daß man dieſem Manne ein Amt geben mögte, wodurch er aufs ganze Einfluß hätte.

Der Herzog wußte zwar nicht gleich, wohin mit ihm, weil er keinen andern vor den Kopf ſtoſſen welte, indeſſen beſchloß er in ſeinem Herzen, ihm bald zum groſſen Mann zu befördern.

Mit dieſen Gedanken legte er ſich nieder, gab aber bald beſſern Raum, denn kaum war er im erſten Schlummer gefallen, ſo träumte er von Heloiſen.

Dreyerley

Wirkungen.

Eine

Geſchichte aus der Planetenwelt,

tradirt und ſo erzählt.

Zweiter Band.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Germanien, 1789.
bey Peter Sandhof.

Erſte Finſternis.

Geht ſtufenweiſe in die Tiefe.

Der Schazmeiſter ſaß alſo izt dem Glüke im Schoos, und für Lebenzow war geſorgt, allein Berlinwald war noch übrig, den die Reihe treffen mußte. Er hatte ſich gegen den Herzog deutlich genug erklärt, daß er kein öffentliches Amt verlange, ſondern in Privatſachen ſeines Fürſten gebraucht werden wolle.

Er hatte ſich aber auch zu gleicher Zeit einer der ſchwerſten Privatſachen unterzogen. Des Prinzen Herzen Genüge zu leiſten, war ein leichteres Verſprechen, als dem Herzoge ſeine Geliebte zuzuführen. Jener mußte immer beym Fehlſchlagen etwas auf ſeine eigne Abhängigkeit rechnen, dieſer konte ſehr leicht denken, ihm müſſe nichts im Wege ſtehen. Es war daher ſo gut zuſammenzurechnen, wie zwey mahl zwey, wie, daß wenn die Sache nicht gelänge, ge, Beliwald troz der gehabten Freundſchaft beym Herzoge als Prinzen, fallen muſte.

Nach einer reifen Ueberlegung, und dem Anſtrengen alles deſſen, was er an Kopf und Verſtand beſas, hekte er einen Plan aus, der in ſeiner Art meiſterhaft war, und wir wollen ſehen, wie er ihn ausführte. Der erſte Weg, den er einſchlug, war der, zu jener würdigen Dame ſelbſt zu gehen, bey welcher Heloiſe ſich aufhielt. Gewohnt dahin zu gehen war er. Seine Erſcheinung fiel alſo nicht auf. Deſto mehr aber ſein Vortrag.

Nachdem er die Dame beſchworen, ihm nichts von dem, was er vorbringen würde, auf Rechnung des Eigennuzes zu ſchreiben, nachdem er eine weitläuftige Beſchreibung von dem gemacht, was er über ihren Karakter und über ihren Verſtand dächte, eröfnete er ihr, wie weit die Liebe des Herzogs für ihre Heloiſe gienge, und wie unmöglich es ſey, dem Strome dieſer Leidenſchaft Einhalt zu thun, ohne zugleich den ſchädlichſten Einfluß auf den ganzen Staat zu befürchten.

Er beſchwor ſie hierauf aufs neue, ihm nicht zuwider zu ſeyn, daß er ſeine Gründe vorbrächte, eine Verbindung zwiſchen Heloiſen und dem Fürſten zu befördern, wenn er auf die Quellen zurükgienge, die ſie vertheidigten, wenn er ihr ſelbſt Bewegungsgründe vorlegte, die Hände dazu zu bieten.

In einem Staate, ſagte er, iſt jedes einzelne Mitglied verbunden, zum Beſten des Ganzen beyzutragen, was es kan, folglich iſt es eines jeden einzelne Pflicht, den Fürſten ſeinem Staate ſo viel möglich nüzlich zu machen. Je weniger des Fürſten Leidenſchaften beunruhigt, je ſüſſer und angenehmer ihm ſeine Tage gemacht werden, deſto leichter wird ſeine Regierungslaſt ihm fallen. Wer dieſe erſchwert, wer ſeine Tage beunruhigt, der macht ſich allerdings nicht allein eines Verbrechens gegen ihn ſchuldig, ſondern er ſündigt gegen den Staat im ganzen. Wenn nun vollends die gänzliche Ruhe eines Regenten von einem einzelnen Mitgliede abhängt, wenn durch Eigenſinn, oder falſchen Stolz, oder chimäriſche Tugend das Leben eines Fürſten ihm zur Quaall gemacht wird, dann iſt das Betragen dieſes einzelnen Mitglieds eines Staats abſcheulich zu nennen.

Bis hierher hatte die Dame ſtill geſchwiegen, jezt unterbrach ſie lächelnd Beliwald. Daß ſie enthuſiaſtiſcher Redner für ihren Fürſtlichen Freund ſind, das verzeyhe ich ihnen, aber daß ſie die Tugend zur Chimäre umſchaffen wollen, das hätten ſie wenigſtens nicht unter meinen Augen ſagen müſſen. Hätten ſie der Sache die Wendung gegeben, daß Tugend, des Opfers ohngeachtet, dennoch Tugend bleiben könne, dann, Herr von Beliwald, hätte ichs gelten laſſen. Fahren ſie fort!

Fortfahren ſoll ich, rief Beliwald entzükt aus — fortfahren, um mich von ihnen, würdigſte ihres Geſchlechts, noch öfterer beſchämen zu laſſen! Nein! ſo tiefer Blik in die Wahrheit kan alles das überſehen, was ich auf meiner Seite, und für meine Sache ihnen noch zu ſagen haben könte. Sie werden gewis mir nicht zuwider, ſie werden für mich reden.

Seyn ſie nicht vorlaut, mein Herr, ſagte die Dame jezt mit vielem Ernſt. Verwechſeln ſie mich nicht mit ſolchen Perſonen, die leichtſinnig eines edlen Mädgens ſeltne Denkungsart aufopfern können. Ich werde keinen Schritt thun. Frägt mich aber Heloiſe, ſo werd ich ihr ſo antworten, wie mein Gewiſſen es erfordert, welches nicht gerade ſo eng iſt, daß es bigott auf Zeremonien ſieht, aber auch nicht ſo weit, daß es Skrupel, die unglüklich machen, unterdrüken ſolte. Dieſe Meynung behalten ſie hübſch im Gedächtniß, wann die Sache etwa nicht ganz nach ihren Wünſchen ausfallen ſolte, und übrigens nehmen ſie ſich inskünftige ein wenig artiger.

Herr von Beliwald war izt ſchon zu ſehr Hofmann, als daß er dies Kompliment nicht mit der größten Artigkeit hätte ſollen aufnehmen. Er bat wegen ſeiner Unbeſcheidenheit ſehr um Verzeihung, und glaubte dieſe Vorſprecherin nicht zu theuer erkauft zu haben. Er war froh, daß ihm der erſte Schritt ſo weit über ſeine Erwartung gelungen war, und dreiſt genug, ſogleich einen Beſuch bey Heloiſen zu unternehmen.

Hier nahm er freylich eine ganz andere Geſtalt an, als er bey der Dame gehabt hatte. Seine Stirn ſchien Traurigkeit zu umwölken, und jede Mine drükte Kummer aus.

Was fehlt ihnen, Beliwald? frug Heloiſe gleich bey ſeinem Eintritt. Sie ſehen ſo unmuſtern aus, daß man vor ihnen laufen mögte. Wenn wir hier im Hauſe es thäten, nachdem was wir durch den Tod des Herzogs verlohren haben, dann lieſſe ich mirs noch gefallen. Aber ſie, der Liebling des neuen Regenten —

„O meine gnädige: wenn alles Lieblingsſeyn mit ſo trüben Augenbliken überſäet iſt, wie das meinige, dann will ich gern meine Stelle andern überlaſſen".

Soll ich lachen, Beliwald? haben ſie den Spleen, oder irgend eine dem ähnliche Krankheit, ſo muß ich ihnen ſagen, ſchaffen ſie ſich das alles ab, denn gerade in ihrer Lage, wäre es der ſchlimſte Zufall.

„Heilen ſie mich davon, Fräulein, ſie können es, und ſie allein."

Schon mit etwas mehrerm Ernſt verſicherte Heloiſe ihm, dieſe Sprache verſtände ſie im geringſten nicht.

So haben ſie vergeſſen, ſagte Beliwald, daß der Prinz ihr Liebhaber war, und vergeſſen izt, daß der Herzog es noch iſt; daß jeder Augenblik bey ihm mir das in klagenden Tönen ſagt, daß jede Aufheiterung, die ich ihm machen will, kalt verworſen wird, das geſtehe ich ihnen izt, und nun wiſſen ſie den Grund meines Unmuths.

Soll ich denn nimmermehr von dieſer ewigen Leyer befreyt werden? erwiederte Heloiſe unwillig.

„Bringen ſie mich etwa nicht darauf? O Heloiſe, ſie thun mir ſehr unrecht. Es war heute nicht das erſtemahl, es war das zwanzigſtemahl, daß er mir den Auftrag gab, zu ihnen zu gehen, und zu forſchen, wie ſie gegen ihn dächten. Hab ich ſie wohl behelliget? Immer hab ich es abzulehnen geſucht, und auch heute hätte ich irgend einen gebrauchten Kunſtgriff wiederholt, wenn nicht —“

Und welch ein: wenn nicht — Sie wiſſen, ich bin von den abgebrochnen Worten keine Freundin. Haben ſie einmahl ſo viel geſagt, Beliwald, ſo reden ſie ganz aus —

„Wenn ich nicht gefürchtet hätte, er käme ſelbſt, und da glaubte ich ihnen einen Dienſt zu thun, wenn ich ſie nicht ganz ohne Nachricht dieſes wenigſtens möglichſten Falles lieſſe.“

Wie könte es dem Herzoge einfallen zu mir zu kommen?

„Der Liebhaber wird den Herzog wohl zurüklaſſen. Er wäre gewiß lange ſchon da. Aber eine Art von Delikateſſe hat ihn zurükgehalten. Heloiſe könnte denken, ſagte er zu mir: ſie müßte mich als Herzog anders aufnehmen, als als Prinzen, oder ich wollte einen Punkt meiner Macht geltend machen. Das muß ihnen immer ſchmeichelhaft ſeyn, meine Beſte, denn es zeigt von einer vollkommnen Achtung.“

Wenn die Achtung nicht ohne Liebe ſeyn kann, wie gern wollte ich ſie entbehren. O Beliwald, mögte der Gedanke ihn doch ewig zurükhalten! Solte er es nicht? Wird er es nicht?

„Wie geſagt, Fräulein, ich ſtehe vor nichts. Ein Augenblik der Leidenſchaft kan ihn auſſer ſich bringen. Aber ich finde doch, daß ſie eine ſtarke Egoiſtin ſind, eine Eigenſchaft, die ich bey ihnen nicht erwartete.“

Heloiſe ſtuzte, und ſahe ihn bedeutend an. Wie ſie das meinen, das hätte ich wohl von ihnen zu wiſſen Luſt, ſagte ſie nach einer Pauſe. Beliwald

ſezte

ſetzte ihr hierauf auseinander, wie er fände, daß ſie nur blos für ihre Ruhe arbeitete, und daß der Prinz in gar keinen Anſchlag bey der Sache käme. Sonſt habe er ſie nie ohne Mitleiden gefunden. Die geringſte Betrübnis des verworfenſten Menſchen könne ſie unmuſtern machen, und bey des Herzogs Leiden bleibe ſie unempfindlich und kalt.

Heloiſe konte troz dem, daß Beliwalds plözliches Stillſchweigen ſie zur Antwort aufforderte, doch nicht gleich reden, denn eine Thräne zitterte in ihrem Auge, und die geringſte Bewegung hätte dieſe fallen gemacht, und ſie verrathen. Sie nahm alſo eine Wendung auf die Seite, und wiſchte ſie weg.

Auch die Thräne war dem ſchlauen Forſcher nicht entgangen. Er hatte ſie mit frehem Muthe im Auge zittern ſehen. Sie war ihm eine herrliche Vorbedeutung. Fühlen iſt der Vorläufer des Nachgebens.

Warum, rief er in einem ſchmerzhaften Tone aus, warum mir das verhehlen, was ich doch ſehe? Fürchten ſie etwa ich mögte dem Herzoge dieſe Thräne mahlen? Ich will ja nicht ihren Untergang.

Heloiſe. Ich mögte ſie gern beyde retten, denn ſie ſind in der That beyde auf einem falſchen Wege, und der der Glükſeeligkeit liegt vor ihnen. Sie bedenken nicht, Heloiſe, daß hundert und mehr Menſchen um ihrentwillen des Herzogs Trübſinn ertragen müſſen.

Heloiſe entrüſtete ſich hierüber etwas. So wäre es ja beſſer, ſagte ſie, man gienge aus der Welt, wenn man durch Tugend ſogar Aergernis geben kan. Das komt bloß auf die Begriffe an, die man von der Tugend hat, erwiederte Beliwald. Aber glauben ſie nicht, daß ich darüber mich mit ihnen einlaſſen will. Ich habe nur den Auftrag des Herzogs ausgerichtet. Ich werde ihm ſagen, was ich gehört habe.

Aber, ſprach Heloiſe warm und innig, tragen ſie es ihm ſo glümpflich als möglich vor. Nicht etwa um ihn nicht zornig auf mich zu machen. Könte er zornig ſeyn, ſo wäre ich glüklich. Nur um ſein unangenehmes Gefühl zu mildern. Ich weis es ja, daß er ein gutes Herz hat, und wäre wohl etwas ſchmerzhafters in der Welt, als ein gutes Herz zu kränken? Und ich bin dazu geboren.

„Engliſches Fräulein! Sie entzüken mich. So liebenswürdige Gefühle hab ich verkant! O verzeyhen ſie mir, daß ich einen Augenblik an dieſer himliſchen Güte zweifelte. Ich Thor konte glauben, ſie wären gleichgültig gegen des Fürſten Leiden! Jezt ſehe ichs, jezt ſage ich nichts mehr. Von nun an ſind ſie in meinen Augen ein Engel, gegen den ich mich verbergen muß, mit jedem meiner Gedanken, jeder meiner Handlungen. Befehlen ſie über mich. Sagen ſie, was ſoll ich dem Fürſten ſagen. Machen ſie mich zum Vertrauten ihrer Seele. Rechnen ſie darauf, daß ich für ſie mich den gefährlichſten Unannehmlichkeiten ausſezen, daß ich das ſchäzbarſte, die Gnade meines Herzogs, um ihrentwillen verſcherzen kan."

Nein, Beliwald, das ſollen ſie nicht. Wollen ſie aber mein Freund bleiben, ſo werde ich mich freuen, wenigſtens jemanden zu haben, dem ich klagen, oder mit dem ich mich freuen kan. Sagen ſie dem Herzoge alles wieder, wie ſie es gefunden haben. Er wird durch mein Gefühl das ſeinige erwekt ſehen. Er wird gewahr werden, daß er unrecht hat, andere durch mich leiden zu laſſen. O

Beliwald, wenn ſie mir erſt ſagen werden, daß das bewirkt iſt, dann werd ich erſt wieder heiter und zufrieden ſeyn. Ich glaubte alles wäre geendet. Mit dem Herzoge habe er ſolchen ausſchweifenden Zügen entſagt.

„Vergeben ſie ihm das, Heloiſe. Er liebt ja ſie. Bey jeder andern würden es ihm vielleicht mehrere nicht verzeyhen. Bey ihnen vergiebt es ihm jeder. Aber nehmen ſie nun auch meinen wohlgemeinten Rath an. Thun ſie nichts ohne mich zu befragen. Wir wollen ſehen, ob ihnen beyden zu helfen iſt.“

Heloiſe verſprach alles. So wenig ſie ſonſt für dieſen Herrn von Beliwald geweſen war, ſo ſehr war ſie nun für ihn eingenommen, und ein groſſes trug dazu bey, daß die Frau von Lebenzow ſeiner auch nicht einmahl bey jenen Endeckungen erwehnt hatte.

Ihre Trennung war von den Zeichen der innigſten Freundſchaft begleitet. Beliwald flog einem Gotte gleich zum Herzog, erzehlte ihm das alles, legte ihm das, was er von ſeinem Operationsplane wiſſen ſolte, vor, und legte ihm beſonders in den

Sinn, mismuthig und verdrieſlich zu ſcheinen, ſobald Heloiſe ihn bemerken könte, einnehmend zu ſeyn, wenn ſie ihn ſelbſt unterhielte.

Sie ſind ein vortreflicher Lehrmeiſter, ſagte der Herzog, aber lange werde ich dieſen Lehren nicht treu bleiben, denn Verſtellung iſt meine Sache nicht, und ein fühlbares Herz zu betrügen, thut mir weh.

Lange ſolls auch nicht dauren, Ihro Durchlaucht, verderben ſie mir nur meinen Kram nicht. Er hüpfte fort, um noch an demſelben Tage den dritten Plan auszuführen, und dieſer war kein andrer als die halbe Welt gegen Heloiſens fühlbares Herz aufzuwiegeln.

Der Anfang wurde mit ihren Verwandten gemacht. Zwar hatte ſie keine nahen, die über ihr Schikſal etwas zu befehlen gehabt hätten, aber der entfernten deſto mehr, die mit Bitten ſie quälen konten. Zu allen dieſen wurde gegangen, und ſie mit Hofnungen aufgemuntert, daß ſie Würden und Reichthum erwarteten, wenn ſie das durchſezen würden, und jeder bekam ſeine Inſtruktion. Dann giengs noch an viele Blutfremde, und wen er nur finden konte, der Luſt hatte, über des Herzogs Temperament zu klagen, den ſchikte er zu Heloiſen.

Erſte Aufklärung.

Nachdenkend und ſchwermüthig.

Die arme Heloiſe war nun auf einmahl von allen Seiten belagert. Zu ihrer würdigen zweyten Mutter, die ſie als Geſellſchafterin angenommen hatte, kam ſie zuerſt. Da ſie trübe war, forſchte dieſe wie gewöhnlich nach dem Grunde. Sie wollte erſt nicht damit heraus. Die hohe Dame ohne böſe zu werden, verſicherte, ſie wolle niemanden Geheimniſſe abdringen. Das rührte Heloiſen ungemein. Sie warf ſich ihr zu Füſſen, bat ſie wegen ihrer Zurükhaltung tauſendfach um Verzeihung, bat ſie aber auch, ihr den beſten Rath zu geben, den eine Mutter ihrer Tochter geben könnte: denn der Herzog höre noch nicht auf ſie zu verfolgen.

„Den eine Mutter ihrer Tochter geben kan, ſagte die Dame, den werd ich dir wohl ſchwerlich geben können, Heloiſe, aber wohl den eine wahre Freundin dir geben kan. Mütter, mein Kind, ſind zu oft im Fall der Verblendung, und ſehen eine Sache mit Prädilektion für ihre Töchter an, die ſie aus einem andern Geſichtspunkte ſehen ſollten. Welche Mutter würde ihr Kind gern als die Maitreſſe eines Fürſten ſehen, wenn auch die Tugend nichts dabey litte?“

Die Tugend nichts dabey litte? Sollte das wirklich ein möglicher Fall ſeyn?

„Ein ſehr möglicher. Die Tugend leidet doch wohl nichts dabey, wenn ich eines Mannes Frau bin. Und Ceremonien machen doch nicht die Ehe aus. Wenn der Fürſt ſich von dieſen Ceremonien eximiret, nach der Macht die er dazu hat, ſo bleibt doch wohl die Ehe von Seiten des Mädgens rechtmäſſig und der Name Maitreſſe nur Name?“

Würklich? Und ſollte eine Freundin nicht eben ſo ungern die Freundin als Maitreſſe des Fürſten ſehen, wenn auch die Tugend nichts darunter litte?

„Nein, meine Liebe, denn die Freundin ſieht aufs ganze, wo die Mutter nur aufs einzelne blikt. Die Mutter bleibt am Rahmen haften, die Freundin dringt in die Sache.“

Und wie könnte die Sache wohl ſo beſchaffen ſeyn, daß die Freundin dafür und nicht dawider ſtimmte? Wodurch könte ſie ein Recht erlangen, etwas wegzugeben, was die Mutter nicht weggeben würde?

„Das Recht käme aus der Beſchaffenheit der Lage. Nicht dadurch, daß dem Fürſten damit ein Gefalle geſchähe, das wäre nicht zu verzeihen. Nicht dadurch, daß ſie ihre Freundin glüklich machte, denn das Kapitel müßte ſehr genau abgehandelt werden; nicht dadurch, daß ſie ſelbſt dadurch gewönne, das wäre äuſerſt niederträchtig“ —

Mit allen Vortheilen wären wir wohl ziemlich fertig, und um eines Nachtheils willen ſolls doch nicht geſchehen?

„Noch nicht ganz mit den Vortheilen, liebes Kind. Nicht wahr, der Fürſt würde eine andre ſuchen?“

Und in wie fern könnte das hier in Betrachtung gezogen werden?

„Eine Maitreſſe alſo würde der Fürſt haben, und in den Händen dieſer Maitreſſe wäre des Fürſten Herz, und von dem Herzen dieſer hingen alſo die Bewegungen des Fürſtlichen Herzens ab, die auf das Ganze des Staats einflieſſen. Wenn nun dieſe Freundin ein gutes Herz, ein ſolches hätte, welches man gewiß nicht beſſer anträfe“ —

O das iſt ja nichts. Warum ſolten nicht aller Herzen gut ſeyn?

„Kind, das iſt in den Wind geſprochen. Hüten ſie ſich, daß ihr Leichtſinn nicht bey ernſthaften Dingen die Oberhand gewinnt: denn dann iſt die Reue doppelt folternd.“

Jezt weinte Heloiſe. Dieſer Vorwurf bey einer Sache, wo ſie Recht zu haben, und ſtrenge ſeyn zu müſſen, glaubte, war ihr kränkend.

Und gleich weint das Kind, ſagte die Dame, wenn man ihm nicht giebt, was es haben will. Ich zwinge ſie ja nicht, Heloiſe, aber verdenken müſſen ſie mir nicht, daß ich die Sache ſage, wie ſie iſt. Ich habe noch nicht leicht einen Karakter geſehen, der ſo vortreflich, wie der ihrige iſt, und das Lob iſt ihnen zuwider.

Allerdings zuwider, meine theure Wohlthäterin, wenn es mich meine Tugend koſten ſoll.

„Daß es ihnen die nicht koſtet, habe ich ſchon vorher geſagt. Der Pöbel unter den Menſchen ſieht das mit andern Augen an, als der Edeldenkende. Was die thut, die nicht dazu berechtigt iſt, das geht ſie nichts an. Sie berechtigt allgemeine Glükſeeligkeit. Doch wir wollen abbrechen. Ueberdenken ſie'ſichs allein. Einſame Ueberlegung gehört zur Ueberzeugung."

Heloiſe war auch nicht im Stande eine Sylbe hervorzubringen, ſo erſtaunt war ſie. Auch als ſie auf ihr Zimmer kam, war ſie nicht im Stande nachzudenken: denn alles in der Welt hätte ſie ehr erwartet, als daß dieſe Dame ihr den Rath geben würde. Sie war vielmehr ihre einzige Stüze, ihre einzige Hofnung geweſen. Sie dachte alſo über nichts, brachte ihre Stunden kummervoll zu, endete den Tag, und fieng den folgenden ſo an.

An dieſem erwartete ſie ein neuer Auftritt. Der Herzog lies ſich bey der Dame anſagen. Heloiſe bat, bey dem Beſuche nicht gegenwärtig ſeyn zu dürfen. Das wurde abgeſchlagen. Es würde ſo ausſehen, ſagte die Dame, als ob ich ſie für ihn verbergen wolte. Wozu ſolten wir beyde die Feindſchaft des Regenten uns aufladen! Laſſen ſie uns offen und frey zu Werke gehen. Es fehlt ihnen nicht am Verſtande, ſich bey ihrer Lage gut zu nehmen.

Heloiſe wurde auch muthig. Und was habe ich denn zu fürchten, dachte ſie in ſich, wenn ich recht handele? Was kan er mir thun, wenn ich nicht geneigt bin, ſeine Wünſche zu erfüllen? Mich haſſen? Das wäre ja Heilung für mich. Mich verbannen? Das würde mich nicht beſchimpfen. Ich will ihn erwarten, und will ihm troken ſagen, daß ich ſeine Liebe ſchäzen würde, wäre er kein Fürſt, aber ſo müßte ich ſie auf immer von mir ablehnen.

Heloiſe hatte ſehr falſch gerechnet. Der Herzog erſchien, aber nicht um ſie mit ſeiner Liebe zu quälen, nicht um ihr Vorſtellungen zu thun, um ihr zu ſagen, er ſey Regent, und ſie Unterthanin, nein, er kam, um ihr Herz in Wallung zu bringen. Er ſahe trübe und mismuthig. Die Dame bedauerte das, ſuchte ihn würklich heiter zu machen. Das half alles nichts. Die verſtellte Gelaſſenheit, die er an Heloiſen bemerkte, hies ihm, auch nicht einen Augenblik ſeine Laune zu verlaſſen.

Als endlich die Dame in ihn drang, wenigſtens den Grund ſeines Kummers zu entdeken, ſagte er zu ihr: Haben ſie je Heiterkeit bey Menſchen geſehen, denen der Friede des Herzens fehlt? Oder glauben ſie, daß Fürſten nicht Herzen haben, wie andre Menſchen, daß ſie fühlen, daß ſie leiden, daß ihnen Vollkommenheiten nicht eben ſo lebhaft ſich mahlen als andern, und daß, wenn ſie ihnen entſagen zu müſſen, genöthigt werden, dies ihnen nicht weit ſchmerzhafter iſt, weil man ſie gewiſſermaaſſen daran gewöhnt hat, ihre Wünſche freyer auszudehnen. Meine Leiden liegen in meinem Herzen, und ich darf ſie nicht klagen.

Heloiſe hatte ſich während dieſer Rede ganz vergeſſen. Sie ſahe mit trübem Blik, und niedergeſchlagenen Augen auf den Fürſten, ihre ganze Seele war bewegt, und Theilnehmung ſaß zu lebendig auf ihrer Stirn, als daß man ſie hätte verkennen können. Ihre Augen waren nahe am Weinen.

Der Herzog ſahe ſich jezt um, und als er ſie in dieſer Stellung bemerkte, ſtand er auf, und gieng auf ſie zu. Heloiſe fuhr zuſammen. Er nahm ihre Hand. Erſchreken ſie nicht, theilnehmendes Mädgen, ich komme, um ihnen für das Gefühl zu danken, das ſie nicht verläugnen können. Was kan uns glüklicher machen, als wenn die Unſchuld unſerm Kummer beyſtimmt. Laſſen ſie es immer ſeyn, daß zwey Herzen aufgerieben werden, die innrer Gram verzehren muß. Litten ſie doch mit einander. Gehen ſie doch mit einander unter.

Heloiſens Herz war zu voll. Ein Thränenſtrom brach aus ihren Augen hervor, ſie drehte ſich ſchnell um, und floh auf ihr Zimmer.

Und iſt es nicht möglich, ſagte die Dame izt zum Herzog, daß ſie das Mädgen in der ſeltenen Reinigkeit laſſen können, in der ſie iſt? Glaubten ſie wohl, daß man ihnen, beſonders als gefühlvollen Liebhaber ſo lange widerſtehen würde, und ſolte dies nicht Aufforderung für ſie ſeyn, auch eine Ausnahme zu machen?

Soll ich ihnen auf alles dieſes antworten, erwiederte der Herzog. Solten ſie nicht aus ſich ſelbſt ſehen, daß hier ein Etwas iſt, was aller meiner Kräfte ſpottet? Eben weil ſie nicht nachgiebt, reizt ſie um ſo mehr. Eben ihre Seltenheit iſts, die einen wahnwizig machen könte. Die Ehrfurcht für ſie würde mich vielleicht zwingen, ſie fahren zu laſſen, aber ſolten ſie grauſam genug ſeyn, die einzige Freude meines Lebens mir entziehen zu wollen?

Ich will das nicht, aber ob ich ſie ihnen gewähren kan, dafür ſtehe ich nicht. Daß das Mädgen für ſie fühlt, ſehen ſie ſelbſt. Ob die Begriffe, die ſie ſich von ihren Pflichten gegen ſich macht, ſtark genug ſeyn werden, dies Gefühl zu überwinden, läßt ſich bis jezt noch nicht beſtimmen. Iſts aber nicht, Herzog, wie ich faſt es glaube, ſolte ſie dem Dringen, woran es nicht fehlen wird, nachgeben, und ſich in ihre Arme werfen, dann bedenken ſie, daß ſie einen Schaz haben, der ſeines gleichen ſucht, daß es von meiner Seite eben ſo gut iſt, als ob ich ihnen meine Tochter gebe. Bedenken ſie, daß Heloiſens Karakter dazu gemacht iſt, jeden glüklich zu machen, und ſolten ſie ſie je kränken, ſo würde es mich ewig gereuen, zu dieſem Schritte beygetragen zu haben.

Der Herzog beantwortete dieſes durch Aeuſſerungen, die die Dame völlig befriedigten, und ſie überzeugten, nicht blos Wolluſt ſey der Endzwek dieſer ſeiner Liebe. Sie wagte es, eine glükliche Zukunft für Heloiſen zu hoffen, und verſprach dem Herzoge viel.

Zweyte Aufklärung.

Darſtellung, wie der Wille dem Verſtande unterthänig wird.

Beliwald bemerkte ſehr ſchnell am Herzoge, daß ſeine Mühe nicht fruchtlos geweſen, und die Beſchreibung, die der Fürſt ſelbſt ihm von dem Auftritte machte, den er mit Heloiſen gehabt, war ſchön und hinreiſend. Die andern Wege aber, die er noch eingeſchlagen hatte, um Heloiſen zu einer baldigen Einwilligung in ſeine Wünſche zu bringen, verhehlte er ihm.

Denn gleich am folgenden Tage wurde die gute Seele von einer Menge weitläuftiger Verwandten überlauſen, die alle, einer auf dieſe, der andere auf jene Art ihr vorſtellten, es würde ihr Glük ſeyn, wenn ſie einen ſolchen Poſten bekleidete, es würde auf einen jeden unter ihnen Einfluß haben, ſie würde ſo viele Menſchen ruhig, und glüklich machen, würde den Flor ihrer Familie befördern, und von dieſer Seegen und Dank einzuerndten haben.

Heloiſe hörte das auf verſchiedene Art an, je nachdem es vorgebracht wurde. Verſchiedene, die würklich unglüklich waren, thaten ihr leid, und dieſen helfen zu können, das ſchien ihr einen ſolchen Schritt einigermaaſſen zu billigen. Andere hörte ſie gleichgültig an, die ihr fade Schmeicheleyen ſagten, und einige entrüſteten ſie gewaltig, die von Erhöhung zu anſehnlichen Poſten, von reichwerden, von glänzenden Rollen, die ſie ſie könte ſpielen laſſen, ſie unterhielten.

Glauben ſie denn, ſagte ſie, daß mein Gewiſſen es je billigen würde, wenn ich jemanden zu einem Poſten verhülfe, dem er nicht gewachſen wäre, oder ſeinetwegen einen andern verdrängte, der ein näheres Recht und mehr Verdienſte dazu hätte? Bilden ſie ſich ein, daß ich ein Opfer, wie ich es bringen müßte, bringen würde, um Ungerechtigkeiten zu begehen, und ſie begehen zu helfen? Oder daß ich im geringſten in einem ſolchen Falle mich in Geſchäfte mengen würde, die mich nichts angehen? Wenn ihr Zureden weiter keinen Grund hat, als ihren Eigennuz, ſo laſſen ſie ihn ja fahren, und bereden ſie mich lieber in meinen Geſinnungen ſtandhaft zu bleiben: denn es mögte ſie am Ende gereuen, zur Unterdrükung meiner Denkungsart geholfen zu haben, wenn ſie keinen Nuzen davon hätten. Feyerlich und frey erklär ich ihnen, ich maſſe mir nie eine Gewalt an, die das Herz des Fürſten mir vielleicht geben würde, die mir aber nicht gehört, ich misbrauche keine ſchwache Seite deſſen, der Vertrauen genug in mich ſezt, ſie mir zu zeigen.

Wie dieſe Leute ſie alle wieder verlaſſen hatten, überlegte ſie bey ſich ſelbſt, daß ſie wirklich mit ihnen allen ſo geſprochen, als ob die Unterhandlung richtig wäre, daß ſie ſich über einen Fall als da eingelaſſen, von dem ſie doch glaubte, er wäre noch in einer unermeßlichen Entfernung.

Wie geht das zu, ſagte ſie zu ſich ſelbſt. Sonſt bin ich doch Herr über mich, und weis es zu gewis,

daß

erklärte Geliebte des Herzogs. Werden ſie es izt nicht, trennen ſie ſich von ihm, ſo heißt es nicht, ſie haben widerſtanden, ſondern eine Mishelligkeit unter ihnen hat den Handel gehoben. Das Opfer, was ſie alſo izt bringen können, bringen ſie nur ſich ſelbſt, und einigen wenigen edeldenkenden, der Welt nicht mehr. Dieſe wenigen ſchäzen ſie nie minder, ſie mögen thun, was ſie wollen. Die Welt ſpricht ſie nicht blos frey, ſie heißt die Handlung unter dieſen Umſtänden gut. Dies ſind keine Ueberredungsgründe, Heloiſe, aber es ſind Dinge, die ſie wiſſen müſſen, um nicht unüberlegt zu wählen.“

Wählen! Wie ſoll ich wählen, wo ſie ſelbſt mir rathen?

„Rathen! hab ich ihnen dies alles als Rath geſagt. Nein, Heloiſe, rathen kan ihnen hier kein Menſch, muß ihnen hier kein Menſch, wer es thut, thut unrecht. Ich bin ihre Freundin, und die bleibe ich, ſie mögen wählen, wie, und welchen Weg ſie wollen. Bleiben ſie, wer ſie ſind, ſo werd ich ſie tröſten, wenn ſie Ungemach darüber auszuſtehen haben, werde ſie tröſten, wenn ſie es einſt bereuen ſollten. Geben ſie ſich, ſo werde ich ſie nicht verlaſſen, an ihren Freuden Theil nehmen, und Leiden, die nicht ausbleiben können, ihnen zu erleuchtern ſuchen.“

Heloiſe fiel der Dame um den Hals. Ich muß ihnen für dieſe Freundſchaft danken, und ſie vergeben mir, daß ich es ſo innig thue. Aber glüklich macht ſie mich doch nicht. Ihr Rath würde mich beruhigen.

„Scheinruhe, Heloiſe. Es thut mir leid, daß ichs ihnen ſagen muß, aber ihr Fall gehört unter die wenigen in der Welt, wo platterdings keine Ruhe zu erwarten iſt. Sie mögen das eine oder das andre wählen, ſie werdens nicht ſeyn, weil für keine Wahl entſcheidende Gründe da ſind. Der Ausſchlag iſt auf keiner Seite. Sie würden immer bereuen, gethan zu haben, würden immer bereuen, unterlaſſen zu haben. Es werden Augenblike kommen, wo ſie ſehr gut, andre, wo ſie ſehr übel gethan zu haben, wähnen. Und eigne Wahl iſt noch das einzige, was zu ihrer Beruhigung beytragen kan. Glauben ſie mir es, in Stunden des Leidens, erleichtert uns der Gedanke, ſelbſt der Schöpfer derſelben geweſen zu ſeyn. Er giebt uns Stärke, ſie weit leichter zu tragen.“

Sie können leicht recht haben, das fühl ich. Allein um deſto trauriger ſind meine Ausſichten. Iſt etwas bedauernswerther, als in der ganzen groſſen Welt ſo allein daſtehen zu müſſen, und von jeder theilnehmenden Seele weggeſcheucht zu werden?

„Ruhig, Heloiſe, wählen ſie nur erſt, dann werden ſie von allen Seiten Troſt finden.“

Heloiſe konte ſich noch nicht entſchlieſſen. Sie verlies die Dame wieder, um, nachdenken zu wollen, und doch es nicht zu können.

Daß ſolcher Kampf in ihr vorgehen mußte, wußte Beliwald nur zu gut. Er ſchmiedete das Eiſen, weil es warm war. Er hatte allenthalben ausſprengen laſſen, dieſe Unterhandlung wäre ſchon abgeſchloſſen. Er hatte gemacht, daß das der Dame zu Ohren gekommen. Er war es, der durch die Spione forſchen lies, wie ſie ihre Zeit zubrächte, und kaum erfuhr er, ſie ſey bey der Dame geweſen, ſo eilte er auch ſchon ſelbſt zu ihr.

Der Antheil, den Heloiſe an dem Fürſten nahm, war ſeit den verſchiedenen Auftritten ſchon ſo ſehr angewachſen, daß ſie, wie Beliwald hereintrat, im Begrif war, ihn zu fragen: Was der Herzog mache? Doch unterdrükte ſie dies noch zu rechter Zeit.

Er war nicht ſo diskret. Er bat ſie, ſie mögte, ehe von etwas anderm geredet würde, erlauben, ihr eine Relation von dem Zuſtande ſeines groſſen Freundes bringen zu dürfen, und er that dieſes mit ſo redneriſcher Emphaſe, und ſo rührenden Ausdrüken, daß ſchon wieder Thränen in Heloiſens Augen zitterten, die ſie aber mit männlichem Muthe wieder zurükgehen hies. Sie wuſte wohl, und hatte ſichs ſeit der lezten Unterredung mit ihm öfters vorgehalten, daß ſie in Beliwald einen Hofmann vom feinſten Schlage vor ſich hätte, dem ſie nur halb glauben müſſe. Heloiſens ſo reifer Verſtand gieng ſelten in irgend einer Beurtheilung fehl, aber das gute Herz ſtand immer ſo weit über ihn, daß es ihn unaufhörlich hintergieng.

Beliwald entgieng ihrer Zurükhaltung nicht. Sie ſind kalt, Heloiſe, ſagte er. Eis ſind ſie gegen die Wärme unſers lezten Geſprächs. Gilt das mich, dann habe ich nichts dawider. Wir Lieblinge der

Fürſten haben ja nichts anders zu erwarten, als alle übrige Welt für uns fliehen zu ſehen, denn man neidet in uns den zweyten Fürſten, da wir gerade die tiefſte Klaſſe ſeiner Sklaven ausmachen. Solte aber dieſes Betragen den Herzog angehen, dann verdiente er würklich bedauert zu werden, denn für ſo warme Liebe ſolte Kälte nicht das Loos ſeyn. — Eine Vergeltung der Art —

Weg war das ſanfte Geſchöpf. Verzeyhung bat ſie von dem feinen Patron, der ſie überliſtet hatte, geſtand mit einer unerhörten Offenherzigkeit, ſie habe Mistrauen in ihm ſelbſt geſezt, und verſprach ſo treulich, als wäre er ein Engel vom Himmel geweſen, ihm keine Falte ihres Herzens unaufgedekt zu laſſen.

Wie lächelte der ſchlaue Fuchs in ſich über den Fang. Seine erſte Frage war nun: Ob ſie denn würklich feſt beſchloſſen hätte, einen von allen Seiten ſo treflichen Geliebten untergehen zu laſſen.

Schaam und Verwirrung überzogen das Geſicht des liebenswürdigen Mädgens mit hohem Roth, und Beliwald erſparte ihr die Antwort. Ich verſtehe alles, was das ſagen will —

Nein, fiel Heloiſe ihm ein, das verſtehen ſie nur, daß mein Mund von meinem Herzen lügen würde, wenn er ſagte, es wäre nicht voll Gefühl für den Fürſten. Aber zum ergeben hab ich noch keine Gründe.

Und ich tauſend, ſagte Weliwald ſchnell. Izt pakte er mit allem dem aus, was er ſich geſamlet hatte, wiederholte, was er ſelbſt ſchon vorgebracht, was die Dame geſagt, das Urtheil des Publikums, und kam dann auf eine Seite, von welcher Heloiſe nimmermehr geglaubt hätte, daß er ſie berühren würde, da er ſelbſt der Mittelsmann dort geweſen. Auch ſagte Heloiſe, ſo bald als er die Mind genant hatte, es wäre wenig ſchmeichelhaft für ſie, daß er den Namen nennete, und da ſie wüßte, daß er er einſt hier auch für den Fürſten geſprochen, ſo müßte ers ihr verzeyhen, daß ein Schauer bey dem Gedanken ſie überliefe, mit dieſer Perſon auch auf die entfernteſte Art nur in Parallele zu kommen.

Eben das muß ihnen mich rechtfertigen, daß ich von einer Verblendung zurükgekommen bin, die zwar leicht zu erkennen, aber deſto ſchwerer zu heilen war. Eben weil ich fühle, ich habe dort unrecht gethan, will ichs hier wieder gut machen. Eben weil dieſe Perſon das Herz des Fürſten noch in etwas beſizt, wills ichs ihr ganz entreiſſen. Was iſts, das es ihr noch erhält? Nichts, als der Unmuth, daß ſie ihn nicht lieben. Da ſucht dieſe glänzende Schlange noch die Macht ihrer Zuthätigkeit hervor, um ſich um ihn zu winden, und ihn feſt an ſich zu klammern. Ihnen ſelbſt, Heloiſe, wird es Pflicht, dieſen Umgang zu vernichten. Sie würde viel Unheil ſtiften. Sie hat einen gierigen Geiſt, der ſich in alles mengt, haben wirs nicht geſehen, da der Herzog noch Prinz war. War ſie nicht Regentin über ihn? Hat ſie ihn nicht manchmahl auf eine unverſchämte Art beherrſcht? Durfte wohl etwas geſchehen, wowider ſie ſich ſezte? Das wäre ihr eben recht; jezt die Hand im Spiele zu haben, und in dem Willen des Regenten nach Gutdünken wählen zu können. Nein, von dieſer müſſen — ſollen ſie uns befreyen. O Heloiſe, ein Volk wird ihnen danken, ein Staat wird ſie ſegnen.

Still, Beliwald, war Heloiſens Gegenrede. Dieſer Grund wirkt noch nicht recht. Glauben ſie denn, ich ſolte das alte Sprichwort nicht kennen:

Alte Liebe roſtet nicht. Solte nicht fürchten müſſen, daß dieſe Frau ihren Einfluß nicht ganz verlieren wird, da ſie Liſt mit ihren Talenten verbindet, die ich nicht kenne; nicht erwarten, da ich mich in keine Angelegenheiten miſchen würde, ſie würde es dennoch thun? Und dann, Bellwald, der Herzog iſt ein gütiger Herr. Was er liebte, kan er nicht verſtoſſen. Iſt ſie alſo ſo ſchlimm, wie ſie ſie mahlen, ſo habe ich ja durch ſie eine Hölle zu erwarten, und ſo iſts beſſer, ich bleibe in dem Himmel, den mir meine Tugend gewährt.

Dieſer Einwurf brachte Bellwald doch ein wenig auſſer Faſſung, er erholte ſich aber bald, und blieb bey der nehmlichen Sache ſtehen, gieng aber ſehr fein auf die Liebe des Herzogs zu Heloiſen über, wie er ſie ihm geſchildert, und mahlte ſie ſo rein, ſo ganz von jeder wollüſtigen Leidenſchaft verſchieden, daß es ihm nicht ſchwer wurde, ſie zu überzeugen, Leere treibe den Herzog noch zur Mind, ſie ſey ſchuld, wenn er dieſes ſchon faſt aufgegebne Bündnis erneuerte, den Regierungsſorgen ſich entzöge, wenn jene ihn zum unthätigen Regenten umſchafte.

Nach einigem hin und wiederſtreiten, wobey ſie immer zu kurz kam, warf er ſich vor ihr nieder, und flehete ſie an, der Schuzengel des Fürſten zu ſeyn, und ihm eine fröhliche Nachricht für ihn mitzugeben. Anfangs ſchlug Heloiſe dies gänzlich ab.

Nun ſprang er auf. Gut! ſagte er eifrig und gerührt. Ich wolte heute ein gutes Werk ſtiften, aber ich ſehe wohl, es ſoll nicht ſeyn. In ihr Herz kan ich nicht leſen. Aber loben kan ich ihre Härte auch nicht. Er erwartet meiner, um zu hören, was ich ihm bringe. Mißmuth wird ihn bey meiner Nachricht ergreifen. Er wird mich nicht anſehen. Sein trüber Sinn will Heiterkeit. Er ſucht ſie in der Ausſchweifung. Er geht zu dieſer Mind. Er ſaugt Gift aus ihrer Denkungsart, aus ihren Bliken, aus ihren Handlungen. Ha! der ſeelige Traum, den ich mir mahlte, er iſt nichts! Ich wolt ihm eine Nachricht von ihnen bringen, die ihn ſo ganz in den Frieden der Seele verſezt hätte. Heiter und rein hätte er den Abend zugebracht. Von ihnen wäre unſer Geſpräch geweſen. Mit Gedanken an ſie hätte er ſich niedergelegt, wäre unſchuldig geblieben, hätte an das Wohl ſeiner Unterthanen gedacht. So denkt er an manches Verderben. Und ſie ſtiften das, freylich unſchuldig, aber ſtiftens doch immer, und köntens ſo ſchön ändern. — Sie ſind gerührt. O Heloiſe: Ein Wort der Linderung, und ſie werden ein Engel. Nur Hofnung, nur Hofnung.

Er lag wieder vor ihr auf den Knien. Sogar Thränen ſtanden ihm zu Gebote. Sie konte nicht wiederſtehen. Er ſoll hoffen, er ſoll hoffen, ſagte ſie ſchluchzend. O Beliwald, hier Hofnung geben, iſt ja ſchon Gewisheit. Er hat mich überwunden. Ich gebe nach. Aber Ruhe, Ruhe, daß ich mich faſſen kan.

Beliwald flog von ihr, denn die Erklärung war zu ſchön, als daß er ſie dem Herzoge eine Minute hätte vorenthalten ſollen.

Zweyte Finſternis.

Hier wird aber der Verſtand dem Willen unterthänig.

Auch der Leſer muß ſich faſſen, und alſo gehen wir ein wenig vorwärts, und laſſen unterdeſſen die **Liebesleutgen abreden**, was wir in der Folge ſchon alles erfahren werden.

Es war mitlerweile eine anſehnliche Stelle im Staate vakant gewerden, der Herzog dachte mit Beyhülfe des geheimen Schazmeiſters der Privatangelegenheiten, an den Bruder Redner, und ſie wurde ihm auch auf der Stelle verliehen. Freylich waren der gröſte Theil der Einwohner der Reſidenz, der kleinern Städte, und des platten Landes, eigentlich alſo der gröſte Theil der Unterthanen überzeugt, daß der Herr von dem Amte nicht viel verſtand, aber ſie hatten ihn ja auch nicht als Bruder Redner gehört, und konten viel wiſſen, ob dieſe Menſchen ſich nicht zu allem ſchiken. Es iſt in der That ein wenig naſeweis, alles beſſer wiſſen zu wollen, und gut war es nur, daß niemand ſich dagegen ſezen durfte: denn ſonſt wäre es ihnen ſo gegangen, wie auf der Erde den Bauern mit dem Pfaffen in Gellerts Fabeln.

Das war aber noch nicht alles. Es giebt in dem Planeten quaeſtionis, ſo wie auf der Erde verſchiedene Meynungen über gewiſſe Dinge der Vorzeit, der Gegenwart und der Zukunft. Ueber dieſe Meynungen beſtand in ältern Zeiten ein Gericht, welches entſchied, was die Menſchen meinen ſolten, und ſo wie dies Gericht wolte, daß man meinen ſolte, ſo mußte man meinen. Der vorige Herzog hatte, wie oben ſchon hin und wieder angemerkt worden, einen beſondern Begrif von natürlicher Freyheit, und bürgerlichem Zwange, einen ganz ſcharmanten, geſunden vernünftigen Begrif, und weil er ſich in die Autorität geſezt, daß ihm niemand widerſprechen durfte, ſo giengen ſeine Begriffe durch. Er behauptete, das guten Rath geben ſey eine Beſchäftigung die öfterer ſchädlich als nüzlich ſey. Was der Menſch meine, ſchloß er nun gehöre, in die natürliche Freyheit, wie er handle, in den bürgerlichen Zwang. Er hob alſo dieſes Gericht um derer Willen, die darnach meinen wolten, nicht auf, allein er befahl dieſen, niemanden mehr zu zwingen zu meinen, was es meinte. So zum Beyſpiel konte, wer da wolte, meinen, Brod ſey Fleiſch, er konte auch dieſe ſeine Meinung laut und öffentlich ſagen, aber zwingen durfte er niemanden, Brod für Fleiſch von ihm zu kauen.

Nun hatte der Bruder Redner ſchon vor dem Antritt der Regierung des jungen Herzogs ſehr geeifert, daß es ſehr übel ſey, wenn ein Land nicht einerley meine, und tauſend Sophismen, die er vorbrachte, hatten dem Prinzen es wahrſcheinlich gemacht, daß aus vielerley Meynungen, verſchiedene Arten zu handeln entſtehen, und Spaltungen und Irrungen ſelbſt in Anſehung der Geſezze hervorgebracht werden könten. Es ſey nöthig, dem gemeinen Mann etwas meinen zu laßen, womit er ſich in müßigen Stunden beſchäftigte, und nicht etwa am Regierungs-Syſtem kauete. Das Exempla nihil probant wuſte er ganz meiſterhaft hier mit einzumiſchen, denn gerade die jezige Regierung widerlegte ihn, und daß dieſe ihn widerlegen konte, ſchrieb er auf die Rechnung einer ganz beſondern Langmuth Gottes, die freylich ihre weiſe Wege hätte, da nicht ſtrafen zu wollen, wo Strafe nöthig wäre.

Sobald nur der Bruder Redner jezt ſahe, daß er einen feſten Fuß beym Herzog gefaßt, brachte er die Leyer wieder vor, und erlangte ſogleich Siz und Stimme in dem Meinungsgericht. Nach einigen Wochen legte er dem Herzoge ein ſcheusliches Verzeichnis alles deſſen, was man meinte, und nicht meinte, vor, und mit Beyhülfe des geheimen Schazmeiſters der Privatangelegenheiten wurde der Herzog ſo überlaufen, das Meynungsſyſtem zu ändern, daß der neue Meinungsrichter endlich den Auftrag bekam, einen neuen Meynungsplan für die herzoglichen Lande zu entwerfen.

Dritte Finſternis.

Man verſtellt ſich oft in einen Engel des Lichts.

Madame Mind hatte bisher immer noch ſehr darauf gerechnet, daß Heloiſe ſich bis auf den lezten Mann wehren würde, aber freylich war dieſe Rechnung gänzlich ohne den Wirth gemacht. Sie wuſte wohl, daß Beliwald ſich alle Mühe von der Welt geben würde, ſie zu bekehren, aber, daß ſie ſelbſt die lezte an das Werk gelegte Hand ſeyn, daß Darſtellung ihres Karakters den Entſchluß beſtimmen würde, das war ihr nicht eingefallen. Deſto öfterer aber fiel es ihr ein, wenn die Sache einmahl durchgeſezt ſeyn ſolte, auf Beliwalds Unterdrükung ein wenig loszuarbeiten, weil dieſer ihr zu mächtig wurde, und zu tief ſich ins Herz des Fürſten einfraß.

So ſind Belials Reiche gewöhnlich unter ſich uneins, und fallen dann zuſammen.

Sobald ſie von Beliwald die Nachricht der Ergebung erhalten, ſäumte ſie nicht, troz ihrem innerlichen Aerger, ihm zu dieſer Konquete Glük zu wünſchen, ihn aber auch zugleich vor der gänzlichen Zurükſezung ſeiner alten Freunde zu warnen, eine Erinnerung, die, ſo altäglich ſie war, doch Beliwalds aus einem Seelenſchlaf wekte, in welchem er im Begrif war, ihr etwas von ſeiner Prozedur zu entdeken.

Hierauf paßte ſie dem Herzog gelegentlich auf, und ſobald ſie ihn allein hatte, expektorirte ſie ſich gegen ihn über die neue Akquiſition auf eine ſehr feine Art.

Ew. Durchlaucht, ſagte ſie, gehen den Freuden einer neuen Liebe entgegen, die nothwendig ihnen reizend und angenehm ſeyn muß, die ihnen Unterhaltung verſchaffen wird, und die jeder, der ſie liebt, ihnen gönnen wird. Hätte jemand in der Welt Urſach neidiſch darüber zu ſeyn, ſo wäre ichs. Allein nichts weniger. Ich freue mich der Erfüllung ihrer Wünſche. Fragen ſie ihren Liebling Beliwald, fragen ſie den Meynungsrichter Lebenzow, und beyde werden ihnen die Verſicherung geben, daß ich das meinige treulich ſelbſt zu ihrer Eroberung beygetragen habe. Allein fußfällig bitte ich Ew. Durchlaucht, vergeſſen ſie bey den neuen Freuden die alten nicht ganz. Toujours perdrix, ſagte jenes groſſe Lekermaul — und eine alte bekante wohlſchmekende Schüſſel aus vorigen Zeiten, verſchmähet man auch zuweilen nicht, wenn man in beſſere gekommen iſt.

Der Herzog, der dieſe Sanftmuth von ihr in ältern Zeiten nicht gewohnt geweſen, und der ſehr geneigt war, alles auf der beſten Seite auszulegen, glaubte, daß, was ſie ſagte, von Herzen käme, und verſprach ihr in dieſem kritiſchen Augenblike ihr Freund zu bleiben, und dieſer ihrer Ergebung eingedenk zu ſeyn.

Nicht bloß Freund, ſagte ſie ſo ſchmeichelnd als ſie es nur vorbringen konte, auch ein wenig Liebe.

Der geheime Schazmeiſter, der nicht wuſte, daß Se. Durchlaucht zugegen wären, trat eben ins Zimmer, und die Illuſion der Szene war weg. Auch hies der Herzog ihn da bleiben, als er wieder gehen wolte, und mogte ſichs überlegen, daß es jezt nicht Zeit ſey, den Fallſtriken der Dame unterzuliegen.

Terrain hatte ſie aber immer gewonnen, und blieb immer eine Art von Appendix, ſelbſt in den brillianteſten Zeiten der erſten Leidenſchaft gegen Heloiſen, die ſie auch perſönlich nie zu ſtören ſich getrauete, ſondern für ihre Drängungen ſtets andre Hände in Bereitſchaft hatte. Sie lebte ein glüklicheres Leben als jene, denn ſie hatte nichts mehr von Launen und Unwillen zu befürchten, ſuchte ſich artige Geſellſchaften, die ihr nicht fehlen konten, da ſie aufgehen laſſen konte, gieng wohin es ihr gefiel, bat, wen ſie wolte, paßte die Stunden beym Herzog ab, wo Demuth galt, nuzte die, wo eine kleine Impertinenz nicht übel aufgenommen wurde, und hieng den Mantel ſo ſchön nach dem Winde, daß ſie immer volle Seegel hatte.

Vierte Finſternis.

Eine kleine Exkurſion ins Reich der Republiken.

Unter andern warf ſie ſich auch als Patronin einer kleinen Republik auf, die dazumahl in der Reſidenz exiſtirte, und die man die **Exempten** nante.

Das Geſchäft dieſer Exempten war auf einer dazu errichteten Bühne die Handlungen andrer Menſchen aus allen möglichen Ständen nachzuahmen.

Wir konten uns nicht enthalten unſern Traditeren zu ſagen, daß wir nicht geglaubt hätten, daß dieſe Zunft, die auf unſrem Erdboden ſchon manchen kleinen bürgerlichen Krieg veranlaßt, auch in andern Planeten republikaniſche Geſinnungen hätte.

Kein Wunder, erwiederten dieſe vernünftigen Leute, daß man die Nation nie zu einer richtigen Beurtheilung ihrer ſelbſt bewegen kan. Da ſie auf der Bühne alles vorſtellen, ſo glauben ſie auch im gemeinen Leben alles zu ſeyn. Weil ſie Könige, Helden, Philoſophen ſpielen, ſo glauben ſie, ſie ſinds, weil ſie den Wiz andrer auswendig lernen, ſo denken ſie ſich wizig, weil man ihre Nachahmung bewundert, ſoll man auch ihre Erfindung bewundern, und weil ſie gewohnt ſind ſich auf der Bühne oft applaudirt zu ſehen, wenn ſie es nicht verdienen, ſo thäte, um ſie zu befriedigen, es noth, man applaudirte ſie in Geſellſchaften, ſo oft ſie nur den Mund aufthun. Anſtatt, daß es ihr Geſchäfte ſeyn ſolte zu lernen, wollen ſie lehren, und ſie würden es nicht übel nehmen, wenn ein würklicher König ſie bäte, ſie mögten ihn lehren, König ſeyn.

Die Süffiſangs dieſer Leute, und der Unſinn mit denen ihnen oft Beyfall gegeben wird, iſt der Grund, warum ſie es nicht zu der Vollkommenheit bringen, zu welcher ſie es bringen könten. Anſtatt daß ſie zu ihrer Geſellſchaft Leute von andern Ständen wählen ſolten, um andere Stände der Natur nach darzuſtellen, gehen ſie gewöhnlich blos mit ſich ſelbſt um, und daher ſieht man immer mehr zwey Exempten mit einander ſpielen, als daß man einen Herrn und Bedienten, eine Dame und Zoſe, einen König und Unterthan ſehen ſolte. Bringen ſie ja durch Talent und Anſtrengung es dahin, daß bey der erſten Vorſtellung eines neuen Produkts man vergißt, daß ſie Exempten ſind, und die zu ſehen glaubt, die ſie vorſtellen ſollen, ſo laſſen ſie bey der zweyten Vorſtellung gleich nach, denn ſie haben ſich ja ein Genüge gethan, haben gezeigt, ſie könten es, was geht ihnen die übrige Welt an.

Ich will vielleicht glauben, ſagte einer der Herren Traditoren, daß es an andern Orten Ausnahmen unter dieſen Republikanern giebt, aber hier in der Reſidenz iſt das nun einmahl ſo mit ihnen eingeriſſen, daß wenn auch ein neues ordentliches Mitglied dazu kömt, die andern es gleich in den Strom mit ſich fortreiſſen. Es iſt platterdings nicht dahin zu bringen, daß ein Exempter, wenn er ſich in einer Geſellſchaft befindet, nicht ſeinen Exemptiemus aufs Tapet bringen ſolte, um entweder ſich ſelbſt zu loben, oder doch andre zu zwingen, daß ſie ihn aus Höflichkeit loben. Er vermeidet ſogar die Geſellſchaften, wo er nicht gelobt wird, er ſieht ſich immer als die erſte Hauptperſon an, er ſey auch wo er wolle, weil er keinen Rang hat, glaubt er jeden Rang zu haben.

Weil der Exemptismus würklich eine Sache iſt, zu deren Vollkommenheit beſondre Naturgaben, beſondrer Fleiß, und reife Beurtheilungskraft erfordert werden, ſo hat man denen ausgezeichneten Exempten, wiederum viel Auszeichnung ſehen laſſen, das aber eben verwandelt ihre Selbſtliebe in Eigenliebe und Stolz.

Würklich hat kein Stand in der Welt mehr Gelegenheit ſich beliebt zu machen, als dieſer. Angenehm wird man dem Menſchen durch Gefälligkeiten, die man ihm erweiſen kan. Je mehreren ich alſo auf eine ſolche Art diene, deſto mehreren werde ich angenehm. Einer der angenehmſten Dienſte aber iſt, wenn ich ihnen Stunden reizend machen kan, die ſie ſonſt mismuthig zubringen würden. Darin liegt die Vorliebe des Publikums für den guten Exempten, und der Widerwille gegen den ſchlechtern, und doch vergeben ſie dem mangelnden Talente noch weit ehr, als ſie dem nachſehen, der ſie unterhalten könte, und vorſezlich langweilige Stunden ihnen noch langweiliger macht.

Der junge Herzog nahm ſich dieſer Exempten, deren Einrichtung eben nicht in der beſten Lage war, gleich nach ſeiner Regierung recht fürſtlich an. Er fand Vergnügen an ihren Vorſtellungen, und ein groſer Theil der Einwohner der Reſidenz folgte denn darin nach. Anſtatt, daß die Exempten ſich um dieſer Unterſtüzung willen noch mehr Mühe hätte geben ſollen, ſo lieſſen ſie vielmehr in ihrem Eifer nach. Wenn das Haus nicht gerade ſo voll war wie ſie es wünſchten, ſo ſpielten ſie nicht allein äuſſerſt nachläſſig, ſondern lieſſen auch wohl ganze Stellen aus den Produkten heraus. So ſahe der eine Traditor einmahl in einem ſolchen Stüke, wo ein Exempter redend eingeführt wurde, und eine gewiſſe Art von Deklamation lächerlich machen ſolte, den Spielenden auf die Bühne treten, ſich ſezen, hörte ihn ſagen er ſey ein Exempter, und dann verlies er die Bühne ohne ſeine Stelle rezitirt zu haben. Unter den wenigen Zuſchauern befanden ſich einige fremde Kenner, die ſich über den Exempten blos ärgerten und ſagten, das hieſſe einem Publikum unanſtändig begegnen. Dieſer nehmliche Exempte ſpielte einſt bey vollem Hauſe den erſten Theil einer Rolle ganz vortreflich, und gleich die folgenden Theile äuſſerſt ſchlecht. Ein Freund, der eine fremde Geſellſchaft in das Haus geführt hatte, um dieſen Exempter zu bewundern, gieng noch während der Vorſtellung zu ihm, und frug um den Grund. Sehen ſie, ſagte er, dort in der Loge die zwey Damen. Sie plaudern, und wenn man nicht aufmerkſam iſt, ſo pflege ich mich nicht anzugreifen. Er thats auch nicht.

Aber mein Herr Exempter! ſpielten ſie denn blos für dieſe Damen, und war es recht, ihre Privatempfindlichkeit ein volles Haus entgelten zu laſſen?

Wenn die Woche aus iſt, holt die ganze Republik hingegen ihre volle Gage, und frägt nicht, ob das Haus voll oder leer geweſen. Man bedenkt alſo nicht, daß das Publikum es iſt, dem man Verbindlichkeit ſchuldig iſt, ſondern man glaubt, das Publikum ſey einem Verbindlichkeit dafür ſchuldig, daß man es unterhält. Wo in der ganzen Welt Verhältnis iſt, da ſoll hier keins ſeyn. Der Zuſchauer ſoll bezahlen, und zufrieden ſeyn, daß er ſich lange Weile erkauft.

Ich finde gar nicht, daß der Künſtler Urſach habe, ſich darüber zu ereifern, wenn man ihm ſagt:

Wer dir dein Brod giebt, dem mußt du dienen, nach Pflicht und Gewiſſen dienen. Der Direkteur giebt dem Künſtler nichts, er iſt nur der Kaſſirer des Publikums. Jedes Individuum des Publikums hat von dem Exempten die nehmliche Aufmerkſamkeit zu erwarten, die das ganze volle Haus verlangen kan. Auch finde ich den Einwurf falſch, daß es unangenehm ſey, vor einem halbleeren Hauſe zu ſpielen. Jedes Spiel des Exempten ſoll ihn vollkomner machen, und alſo muß er um ſein ſelbſt willen jedesmahl gut ſpielen, weil er ſich dadurch verbeſſert, und das nächſtemahl bey vollem Hauſe beſſer ſpielt, wenn er beym leeren gut ſpielte, und ſpielte er ſchlecht, immer ſich vernachläſſigt hat.

Man habe in der Reſidenz, ſo wie am andern Orten die Mode, daß man die Exempten auf der Stelle durch Beyfall und Misvergnügen für gutes oder ſchlechtes Spiel belohne oder beſtrafe. Allein dieſe Rügen würden vom Publikum gewöhnlich zur Unzeit angebracht, und falſch verſtanden.

Man gebe zum Beyſpiel dem Exempten der ſchlecht ſpiele ſein Misvergnügen zu erkennen, man bedenke aber nicht, ob er auch im Stande ſey, beſſer zu ſpielen, ob er auch in ſeinem Fache angeſtellt ſey. Dem Exempten geſchehe hier offenbares Unrecht, denn wenn er falſch angeſtellt ſey, ſo falle dieſer Fehler auf den, der ihn zum Exempten, und die Rolle für ihn gewählt. Dafür ſey der Direktor, daß er beurtheile, ob er die gehörige Fähigkeit habe, und in den Fällen müſſe man dieſem ſein Misvergnügen zu erkennen geben. Hierin verfahre man zu ſcharf.

Allein darin ſey das Publikum wieder zu nachſichtig, daß es offenbare Nachläſſigkeiten nicht auf der Stelle rüge, daß es erlaube, ein Exempter könne ſeinen Eigenſinn auslaſſen. Ich will hiermit gar nicht geſagt haben, ein Exempter ſolle und müſſe allemahl eine Darſtellung auf gleiche Art darſtellen. Er hat Launen, wie jeder andre ſie hat. Dieſe muß das Publikum ertragen, ſo wie er die Launen des Publikums. Allein vorher ſagen, ich will heute nachläſſig seyn, ſich damit berühmen, man habe das Publikum in ſeiner Gewalt, das wären ſehr unartige Freyheiten, die man ſich herausnähme.

Wir gaben unſren Traditoren abermahls unſre höchliche Verwunderung zu erkennen, daß dieſe

Republiken ſo viel Aehnlichkeit mit den unſrigen der Art hätten. Nachdem ſie uns noch manches von den ihrigen, und wir ihnen verſchiedenes von den unſrigen erzählt, kam folgendes Reſultat zu ſtande.

Es wird nie die Kunſt der Exempten zu einer Art von Hohe und Vollkommenheit gedeihen, als bis man ſie mit dem übrigen bürgerlichen Leben vereinbart. So lange ſie als etwas für ſich beſtehendes betrachtet, ſo lange dem Exempten, weil er dieſes iſt, auf eine beſondre Art begegnet wird, er werde nun verachtet oder hochgeſchäzt, je nachdem es die Laune oder Konvenienz des Ortes, wo er ſich aufhält, ſo will; ſo lange wird das einzelne Mitglied dieſer Zunft auch glauben, das Recht zu einen beſondern Betragen zu haben, und wird je nachdem man ihn behandelt, die Naſe höher werfen, oder kriechen, je nachdem ſeine Begriffe von ſeinem Stande ſind, ſich mehr dünken als die andre Welt, oder ſich tiefer unter ſie herabſezen.

Wird aber eine Art von bürgerlicher Verbindung daraus, ſo wird er ſich den übrigen Menſchen gleich betrachten, einen Rang unter den andern Menſchen

ſchen behaupten, der in ihre Rangordnung harmonirt, nicht über, noch unter ſie, ſich zu ſeyn dünken, ſondern da zu ſtehen glauben, wo er ſeinen Kentniſſen und Fähigkeiten nach ſtehen muß.

Der nehmliche Fall iſt bey ſeinem Metier. Wird es mit dem bürgerlichen Leben vereinbaret, ſo wird ſeine Pflicht die Pflicht eines Bürgers, er hat weder Gelegenheit noch Entſchuldigung blos nach ſeiner Laune zu handeln, ſo wenig als der Richter nach Laune richten darf.

Das Abgeſonderte dieſes Standes iſt natürlich ſchuld geweſen, daß ſo wenig Leute, deren Talent dazu ſo auſſerordentlich war und iſt, ſich dazu begeben haben und noch begeben, ſo lange ſie ſich eine gewiſſe Verachtung dabey dachten, oder wo auch Hochſchäzung dabey war, immer eine Art von Avantüre. Wird alſo dieſe Kunſt als ein Dienſt betrachtet, der dem Staate geleiſtet wird, ſo können nach dieſem Dienſte Leute aus allen Ständen aſpiriren. Werden die Fähigkeiten des Exempten nicht blos dem Gelde, ſondern auch der Ehre nach belohnt, wie ſie gros oder klein ſind, ſo entſteht Emulation, die wirkſam iſt, anſtatt daß die, die aus einem unzeitigen Beyfall entſteht, auf Irrwege leitet, und nie die rechte Straſſe fortgeht. Dann wird nicht mehr die Hefe des Menſchengeſchlechts unter Leuten von Talent Unruhe ſtiften, und den Eifer für eine ſo lobenswürdige Kunſt erſtiken. Der Karakter des Menſchen macht ſeine Schande, nicht ſein Stand. Der Handwerkers Sohn, der General oder Superintendent wird, genießt ſeiner Stufe Ehre wie der Adeliche, und ein anderer Handwerkers Sohn, der ein Schuft iſt, darf ſich mit ihm nicht meſſen. Bey dem Exempten hingegen ſieht dieſer neben dem Manne von Herzen und Talent, und ſagt: ich bin was du biſt!

Iſt es denn bloſes pium desiderium, daß ein Fürſt dies einmahl erwegte?

Erſtes Licht.

Mit Stralen für die Ewigkeit.

Es iſt Zeit, daß wir von Verſprüngen und Exkurſionen uns wieder auf den Rükmarſch, und zu der liebenswürdigen Heloiſe begeben, die wir in eben nicht der ſanfteſten Situation gelaſſen haben, da Beliwald ſie verlies.

Ein Verurtheilter zum Tode kan nicht mehr auſſer ſich ſeyn, als ſie es itzt war. Einſam ſtand ſie da, und dünkte ſich noch einſamer, als ſie würklich war, denn ſie wähnte, ihre Tugend, dieſe edle ſchöne Begleiterin ihres Lebens habe ſie verlaſſen. O liebenswürdiges Geſchöpf, du hätteſt verdient, daß ein Engel vom Himmel gekommen wäre, und dich getröſtet hätte! Aber dir war eine Freundin geſandt.

Sie hatte geweint. Schluzend hatte ſie Beliwald Hofnung und Gewißheit verkündigt. Eine Weile weinte ſie noch. Endlich verſtopfte ſie die Quelle ihrer Thränen plözlich. Sie erwachte zum mänlichen Muth. Er iſt geſchehen, ſagte ſie, der große Wurf. War er falſch, ſo vergebe mirs der Himmel. Meine Abſicht war das nicht. Zu beurtheilen vermag ich ihn auch nicht. Mögen ſie das Urtheil über mich ſprechen, die ſich ſtark genug dazu glauben. Mein Herz ſpricht mich frey. Sey es denn dieſesmahl mein Richter.

Sie gieng zu ihrer Dame. So geſezt, wie ſie diesmahl war, hatte ſie ſie noch nie geſehen. Sie trat ihr entgegen, und ſagte mit zuverſichtlichem Tone: Sie haben gewählt, Heloiſe, ich leſe es in ihren Augen, aber wie ſie gewählt haben, verräth mir ihr Blik und ihr Weſen nicht.

So möge dieſer Augenblik, antwortete Heloiſe, einſt als Zeuge für mich auftreten, daß ich mir keiner Schuld bewußt war. Möge dann, was nicht recht war, auf die Rechnung des Schiksals oder auf die Schultern derer fallen, die die Sache einleiteten und beförderten. Ich habe für den Fürſten gewählt.

„Sie haben gut gewählt.“

Wären das auch ihre Worte geweſen, wenn ich anders gewählt hätte?

„Daß läßt ſich nicht beſtimmen. Das Gefühl des Augenbliks ſpricht aus mir, und hätte dann auch aus mir geſprochen. Sie haben gut gewählt, weil ſie einen Fürſten ſeinem Volke wieder gegeben, weil ſie einem Fürſten ſeine Ruhe wieder gegeben, weil ſie ſchlimmere Ausſichten zu beſſern gemacht.“

Und ſie ſind würklich meine Freundin noch, wie ſie es waren?

„Können ſie mich das fragen? Aber wie werden ſie den Herzog empfangen?“

Standhaft und gefaßt. Das Opfer, was ich bringen mußte, iſt ja gebracht. Er ſoll von nun an nie wiſſen, daß es mir ſchwer wurde. Er iſt liebenswürdig, und nun iſts meine Pflicht ihn zu lieben. Jede Pflicht einer Gattin liegt für ihn in meiner Seele. Von meiner Seite iſt dies Gelübde, wenn es von der ſeinigen keins ſeyn kan.

„So iſts recht, liebes Kind. So iſt ihre Wahl vor dem Himmel gerecht, vor ihrem Herzen gerechtfertigt, und vor der Welt tadelfrey. Der Ungerechte mag ſie verdammen. Der Spötter läßt ja den nicht unangetaſtet, der ihn ſchuf, und der Moraliſt zupfe ſich an ſeiner Naſe. O Heloiſe, ſie lagen mir ſo nahe an meiner Seele. Würd ich nicht gleich nein geſagt haben, wenn dieſes Bild nicht auch vor mir geweſen wäre?

Es läßt ſich denken, daß unter dieſen Umſtänden Heloiſe ſich bald beruhigen konte. Jetzt lag ihr eins nur am Herzen, und das war die Grille, ob der Herzog nicht vielleicht darum ſie ſo ſehr geliebet, weil ſie ſich geweigert und ob das dennoch nachgeben, nicht etwa einen Grad ſeiner Zärtlichkeit für ſie gemindert. So ſehr dieſer Gedanke auch würklich Grille war, ſo hatte er doch in der That ſein karakteriſtiſches, und gereicht ihr immer zur Ehre.

Die Nachricht, die Beliwald dem Herzog gebracht, wurde ihm koſtbar genug belohnt. Dieſer feurige Liebhaber wolte gleich zu ihr eilen. Nein, ſagte Beliwald, ſie hat mich um Zeit gebeten, ſich zu faſſen. Jezt würden Ew. Durchlaucht ſie noch unruhig, ängſtlich, vielleicht gar misvergnügt finden, und das alles würden ſie mit ihr werden. Laſſen ſie ſie zu ſich kommen, und ich flehe ihnen dafür, bey dem Verſtande und Talent dieſes reizenden Geſchöpfs wäre es ſchlimm, wann ſie nun, da ſie einmahl entſchloſſen iſt, noch einen ſchlimmen Augenblik zu fürchten hätten. Ich werde Ew. Durchlaucht morgen anmelden.

Dies wurde angenommen, und geſchahe. Beliwald fand mehr als er erwartete. Mein Fürſt und mein Geliebter, ſagte ſie, ſind mir beyde willkommen.

Unſre Traditoren bedauren, daß ihnen von dieſem Beſuch nichts zu Ohren gekommen, und der Dichter wagt es nicht ſeine Einbildungskraft hier ſpielen zu laſſen. Denken läßt ſich, daß es eine der zärtlichſten, innigſten und reinſten Unterhaltungen geweſen. Die Dame war dabey gegenwärtig, weil der Herzog ſelbſt ſie zur Zeugin der Erklärungen verlangte, die er Heloiſen that, und die er zeitlebens zu halten ihr verſprach.

Dritte Aufklärung.

Gut bleibt wohl ewig gut.

Kaum war die Gewisheit ruchtbar geworden, daß Heloiſe die erklärte Geliebte des Herzogs ſey, ſo empfand ſie bey den Freuden der Liebe des Fürſten auch ſchon einige kleine Unannehmlichkeiten. Eine derſelben, die ihr aber ſehr gleichgültig war, und die ſie ſehr ſchnell überſah und überwand, war, daß ſie von einer Menge Menſchen überlaufen wurde, die alle in der erſten Hize ſich der neuen Konnexion bedienen wolten, um ihr Glük zu machen. Es kamen Bekante zum Vorſchein, von denen Heloiſe nie das geringſte gehört und geſehen hatte. Einige baten demüthigſt um ihren Beyſtand, andre machten es ihr zur Pflicht, ihnen zu Aemtern zu verhelfen, und einige legten ſich, bey ihren Weigerungen gar aufs drohen, und machten unanſtändige Ausfälle auf ihre Situation. Gleich geduldig hörte ſie alle an, gleich ſanftmüthig antwortete ſie allen, ſie riethe ihnen, den Weg rechtens zu gehen, dann würde ſie ihr Geſuch gewis nach Möglichkeit unterſtüzen, allein für ſich ſey ſie dergleichen zu verlangen, nicht befugt. Sie menge ſich ſchlechterdings in keine Staatsangelegenheiten.

Eine weit unangenehmere Gattung von Menſchen, deren aber zum Glük nur wenige waren, waren diejenigen, die ihr in die Ohren lagen, ſie ſolte den Herzog bereden, den Umgang mit der Mind gänzlich aufzuheben. Dieſes waren heimliche Abgeſandte von der Mind ſelbſt, die ſich das Projekt ausgehekt hatte, daß ſie etwas wider ſie unternehmen ſolte, damit ſie Urſach hätte, ihren Kredit beym Herzoge gleich anfangs zu ſchwächen.

Wahr war es nun zwar, daß die Nachrichten, die man ihr ſo wiederholt von den fortdauernden Zeichen der Liebe mit der Mind brachte, ihr keinesweges angenehm waren, und daß ſie, wenn ſie allein war, darüber weinte. Allein, wenn ſie die Leute betrachtete, die ihr die Nachrichten brachten, und das Wind ihr Karakter ſey, ſo gab ſie ſich wieder zufrieden.

Sie ſelbſt fertigte ſie aber kurz ab. Ich verlange nichts zu wiſſen, ſagte ſie, was meinen Geliebten angeht. Was ich wiſſen ſoll, wird er mir ſchon ſelbſt ſagen. Wer mir dergleichen hinterbringt, thut mir keinen Dienſt. So mußten Herren und Damen, denn unter dieſen leztern hatte Heloiſe bey weitem den gröſſern Theil der Neider, ſchweigen, und ſich zur Ruhe begeben.

Ihre natürliche Herzensgüte ſiegte indeſſen zuweilen über ihren feſten Vorſaz und Willen. Sie hätte gewünſcht allen denen, die von ihr geholfen zu ſeyn wünſchten, helfen zu können.

Ein Beyſpiel machte ſie auch hierin ſehr ſchüchtern. Ein Mann von würklich vielem Verdienſt meldete ſich zu einer Bedienung, und da er vorher ſchon das Glük hatte, mit Heloiſen bekant zu ſeyn, ſo wagte er es, obwohl ſehr beſcheiden, ſie um ihre Fürſprache bey dem Manne anzuſprechen, der in Anſehung des Dienſtes das entſcheidende Votum hatte. Sie ſahe nichts unrechtes in dieſer Handlung und rekommandirte würklich den Supplikanten, als ein brauchbares Subjekt. Man nahm gleich auf ihr Wort Rükſicht, und er erhielt die Stelle.

Wenige Wochen darauf erhielt ſie einen Brief, der nicht vorwurfsvoll, ſondern nur klagend eingerichtet war. Der ihn ſchrieb, hatte ſechs Kinder, und eine Anwartſchaft auf dieſe ihrem Klienten vergebne Stelle. Er war ohne Brod, und ohne Hofnung, ſobald wieder eine Verſorgung zu bekommen. Er hatte alle zum Amte erforderliche Geſchiklichkeit, wie jener. Er bat ſie, da ſie durch ihre grosmüthige Vorſprache für jenen ihm nachtheilig geweſen wäre, wenigſtens ihre Güte auch für ihn anzuwenden, und ſeiner Noth nur Hofnung zum baldigen Ende zu verſchaffen.

Heloiſe wurde gerührt und unwillig. Das leztere darüber, daß man ihr verhehlt, daß bereits eine An-

Anwartſchaft auf dieſe Stelle da geweſen. Sie gab dem Manne das Quantum jener Beſoldung aus ihrer Schatulle, nahm ſich aber vor, ſelbſt mit ihrem gutem Herzen vorſichtiger zu ſeyn, da ſie nun ſo deutlich ſahe, daß die beſte Abſicht die ſchlechteſte Wirkung haben kõnte.

Aber bey einem ſo edlen Zuge lies ſich wohl gleich anfangs ſchlieſſen, daß Heloiſe das Herz des Fürſten immer gut lenken würde, auch brachte ſie es blos dahin, daß jeder rechtſchaffene Bürger des Landes ſie hochſchäzte, und von ihrer Gewalt über den Herzog ſich die glüklichſten Folgen verſprach.

Dies tröſtete ſie für ſo manches Ueberlaufen, für ſo manche Kabale von Seiten ihrer Antagoniſten, für öftere kleine Ausſchweifungen des Herzogs, die nicht unterblieben.

Fünfte Finſternis.

Verdunkelt der Sonnen Licht, gleich einem Heuſchrecken-Heer.

Nach einer geraumen Zeit, die, ſo wie man dem Lande begreiflich machen wolte, mit Nachdenken, Erwägen, Forſchen, Selbſtunterricht, und mühſamen Betrachtungen älterer und neuerer Gedanken, über inneres Gefühl, Meynungen, Begriffen, mit deren Gegeneinanderſtellung, Unterſuchung ihrer beſſern und ſchlechtern Seiten mit tiefer Prüfung der beſten Meynung, aller beſten Meynungen, zugebracht war, erſchien denn endlich das neue projektirte, bewilligte, und ausgeführte Meynungsſyſtem für die Herzoglichen Lande.

Nun waren freylich viele von den Menſchen, die oben bey Beſetzung der Stelle eines Meynungsrichters, mit ihren ſchiefen Urtheilen, über ſeinen Verſtand zu dieſem Amte, ins Spiel kamen, hier wieder ſehr vorlaut, und ſatyriſche Hunde unter ihnen glaubten, dem Sprichworte wäre nicht Genüge geleiſtet: Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch Verſtand. Andre aber, die etwas näher mit den Umſtänden des Herrn Meynungsrichters bekant waren, und eine auſſerordentliche Wahrſcheinlichkeit für ihr Urtheil zum Vorſchein brachten, widerſprachen dieſer ſchmähſüchtigen Behauptung, weil aus dem, was einer nicht verfertigt, ſich nicht ſchlieſſen lieſſe, was er könne oder nicht. Der Meynungsrichter, ſagten Köpfe, habe gewis Kopf, aber Kopf zu ganz andern Dingen. Für ſeinen Kopf wären das Allotria, aber um mit ſeinem Kopfe das zuſtande zu bringen, was er eigentlich ſuche, müſſe er ſich der Köpfe anderer bedienen, und das Meynungsſyſtem ſey ein Werk eines andern kleineren Meynungsrichters, bey dem der Geiſt der Sanftmuth und der Geiſt des Weins wechſelsweiſe Schildwache ſtänden. Man wiſſe nun eigentlich nicht zu ſagen, welcher von beyden damahls auf dem Poſten geweſen, und man überlieſſe eines jeden Beurtheilungskraft, ſelbſt nach dem Inhalte dies zu beurtheilen.

Wir baten alſo die Traditoren, ſie mögten uns ebenfalls einen kurzen Begriff von dem Inhalte dieſes

ſes Meynungsſyſtems gewähren. Und ſie huben folgendermaaſſen an:

Der neue Meynungsrichter habe in ſeinem Meynungsſyſtem der richtigen Prophezeyung des alten Herzogs zu Folge, ſich ein Geſchäft daraus gemacht, die unter voriger Regierung gegebenen Freyheiten, und abgeſchaften Misbräuche in Anſehung der Meynungen verdächtig zu machen, die Verbeſſerungen in den Meynungen der Menſchen für Verſchlimmerungen auszulegen, das ihnen dort gewordene Licht zu Finſternis umzuſchaffen, und den Grundſaz, der vor Olims Zeiten politiſchermaaſſen angenommen war, der gemeine Mann müſſe dumm bleiben, wieder hervorzuſuchen.

Freylich ſezten unſre Traditoren aus ihrem eignen Sinn hinzu, ſey es immer für hochhinauswollende Genies ein Stein des Anſtoſſes und ein Fels der Aergernis geweſen, daß ein Mann, den die Feder zum Kopiren zu führen verdamt, oder der am Handwerkstiſche im Friede ſeinen Geiſt wirken laſſen, oder gar einer der hinter dem Pfluge über Gröſſe und Beſtimmung des Menſchen, nachgedacht, ihnen in die Karte gekukt, und ihr Spiel verrathen, und deswegen hätten ſich dieſe von jeder des ſonſt ſo nöthigen bürgerlichen Zwanges misbrauchsweiſe bedient, um ſchweigen zu laſſen, was reden zu können, Kraft und Muth in ſich gefühlt — und wir wagten es wenigſtens nicht, ihnen hierin zu widerſprechen.

Er würde auch, fuhren ſie nun von jenem Inhalte fort, ſeinen Zwek weit beſſer erreicht haben, wenn er nicht allenthalben zu viel Partheylichkeit gegen ſeine Oppoſitionsparthey bliken laſſen, denn ſo lieſſe ſich alles nennen, was durch klare Augen, und erleuchteten Verſtand ein wenig in ſeine Abſichten einzudringen fähig wäre.

So hätte er auch darin ſehr gefehlt, daß er zu deutlich zu erkennen gegeben, er wolle ſich nicht zu viel Feinde auf einmahl auf den Hals laden. Es ſey nehmlich bey der Lehre von den Meynungen zweyerley zu betrachten. Einmahl müſſe man auf die ſehen, die angeſtellt wären, die Meynungen zu lehren, und dann auf die, denen dieſe Meynungen gelehrt würden. Der erſtern Klaſſe bey weitem der gröſſere Theil, wäre den verbeſſerten Meynungen zugethan geweſen, und da dieſe alle ſich wider ihn hätten erklären müſſen, ſo habe er ihnen die Erlaubnis gegeben, in Anſehung ihrer ſelbſt bey ihren verbeſſerten Meynungen zu bleiben, übrigens aber nie andre, als die alten dunkeln, von ihm nun wieder aufgewärmten und aufgetiſchten Meynungen zu lehren.

Freylich habe er dadurch der Heucheley und Verſtellung gar ſehr hülfreiche Hand geboten, wer könne aber wiſſen, ob es nicht in ſein Syſtem paſſe, Heuchler zu Freunden, und Wahrheitliebende nicht zu Feinden zu haben.

Sie erzählten uns hierauf noch folgende Bemerkung von ihm: In der Zeit, als der Meynungsrichter unter der Regierung des alten Herzogs noch manche ſeiner geheimen Ideen verſtekte, nicht allein nicht alles ſehen lies, was er im Schilde führte, ſondern auch gleich dem, was er eben izt anbefohlen, ganz andre Dinge zu glauben vorgab, als er würklich glaubte, hatte er einen ſehr guten Freund, einen Mann von biederm Herzen und Karakter, der ihn würklich gut glaubte, an ſeinem Umgange und ſeinen Fähigkeiten Geſchmak fand. Auch fand der Meynungsrichter an ihm etwas, was ihm ſehr intereſſant war. Es hatte nemlich dieſer Mann ganz auſſerordentliche Kentniſſe in allen Fächern, in denen nicht bloß zu arbeiten, ſondern ihr Primus zu ſeyn, der Meynungsrichter damahls im Sinn hatte. Dem Lehrbegierigen ſein Wiſſen zu verſchlieſſen, war des Biedern Mannes Sache gar nicht, und er entdekte, theilte mit, unterrichtete ſo gar weitläuftig in allem, was ſein Scholar zu wiſſen verlangte.

Nicht ganz hatte der Meynungsrichter aber in wenigen Jahren alles begreifen können, was des Mannes lange Erfahrung zuwegegebracht. Des Mannes Schule war ihm alſo nicht blos nüzlich, ſondern gewiſſermaaſſen noch nothwendig.

Seine Erhöhung lies dieſe Freundſchaft alſo von Seiten ſeiner nicht erkalten. Einige ſeiner Demarchen aber, machten ſeinen Freund aufmerkſam, ſtekten ihm ein gewaltiges Licht auf, wie ſehr er ſich in dieſem Patron geirret, und innerlich ſchamroth über ſeine ſchlechte Beurtheilungskraft, übel zufrieden mit der Verſchwendung ſeines Wiſſens, und traurig, vielleicht die zufällige Urſach des Unglüks vieler Menſchen zu ſeyn, zog er ſich zurük, und das Uebel war noch geſtiftet, daß er nun mistrauiſch gegen alle die wurde, die ſich ihm näherten.

Der Meynungsrichter bemerkte dieſe Zurükhaltung mit ſehr unruhigem Geiſte. Eines Tages als ſie zu ſichtbar wurde, wagte ers, um die Urſache zu fragen. Sie ſind mir zu gros geworden, antwortete jener. — „Und glauben Sie denn, daß ich bey meinem Glük alte Freunde vergeſſen kan?“ — Aber alte Sitten, alte Denkungsart, Biederkeit, ohne die ich keinen Freund mag — Sie ſehen das, was Hofton mir nothwendig macht, als Wirkung aus meiner Seele an —

Herr Meynungsrichter, ſagte der alte Rath jezt ſehr ernſthaft, ich kan keine Heucheley leiden, ſie ſey unter dem Worte Hofton verſtekt, oder zeige ſich unter einer andern Rubrik. Ich ſehe ein für allemahl unſrer Denkungsarten und Grundſäze harmoniren nicht. Es iſt alſo beſſer, wir bleiben aus einander. Daß dies beſſer iſt, mögen ſie daraus ſehen, daß ich geſtehe, ich war ein alter Eſel, daß ich ihre Seele nicht durchſchauete.

Dieſe Erklärung ſchien dem Meynungsrichter deutlich genung zu ſeyn, als daß er noch mehr zu hören gewünſcht hätte. Er ſuchte die Sache auf einen ſchäkernden Ton zu bringen, um davon abkommen zu können, und mied ſeinen alten Freund dann, verſuchte zwar ihm Beweiſe ſeiner Gewogenheit zu geben, da dieſe aber ſtandhaft zurükgewieſen wurden, ſo lies er es dabey bewenden ſich ihm immer von der beſſern Seite darzuſtellen, wenn ihrer zwey vorhanden waren.

Wieder auf das Meynungsſyſtem zu kommen, ſo war eine gewiſſe Ordnung in den Meynungen nicht allein feſtgeſezt, ſondern auch die verſchiedenen Verſamlungen um Meynungen auszulegen, aus einanderzuſezen, ſich und andere davon zu überzeugen, waren namentlich beſtimt, und durften nach dem gemachten Plan keine andre zugelaſſen und erlaubt ſeyn. Allein unglüklicherweiſe hatte der Meynungsrichter die eigne mit Herrn von Beliwald errichtete und feſtgeſezte Verſamlung, wo man den Prinzen und einen groſſen Theil der Reſidenz Einwohner gezogen, vergeſſen, und die nun nicht dazu gehörten, ſkoptiſirten gewaltig, aus was für Gründen man dieſes ſalubre exercitium, wovor man es doch ausgab, mögte aus der Zahl der übrigen verbannt haben. Man hielt allgemein dafür, es habe ganz andre Zweke, als die man ihm beylege, diene entweder nur dazu, eine Blendlaterne für den Herrn zu ſeyn, oder man wolle Privatneugierden darin befriedigen. Weil aber die geheimen Obern, die geheimen Untern immer in ſtrenger Verſchwiegenheit zu erhalten mußten, ſo kam man nicht dahinter, was eigentlich daſelbſt vorgieng, und wer es ja wußte, der legte ſeiner Zunge einen Zaum an, welches, ſagt man, überhaupt die beſte Methode ſeyn ſoll, um ruhig durch die Welt zu kommen.

Daß aber der Meynungsrichter dieſer Geſellſchaft, deren Haupt er doch mit war, und die er alſo nach Pflicht und Gewiſſen ſchüzen muſte, nicht erwehnte, war wohl ebenfalls keine politiſche Ausſicht, denn es gab ſolcher Geſellſchaften und Konventikuln noch mehrere, die allerſeits ſich ſehr movirt haben würden, wenn er die ſeinige blos zugegeben, und die ihrigen mit zuzugeben, war wider ſeine Grundſäze und Ausſichten.

Man ſagte von ihm, daß, von dem Augenblike an, da er andern Freyheit und Erlaubnis gegeben hätte, zu heucheln, er ſelbſt auch ſich dieſes Fehlers mehr als gewöhnlich ſchuldig gemacht, mehr Frömmigkeit bliken laſſen, als vorher ſeine Sache geweſen; daß er es einigemahl darauf angeſezt, den Herzog zu überzeugen, er ſey ſo from, als er ſcheine. Er habe daher verſchiedene mahle ſich vom Herzoge überraſchen laſſen, wenn er in der andächtigſten Stellung auf den Knien gelegen, und wenn er dann gefragt worden, was dieſes ſowohl als ſein Erſchreken beym Eintritt ſeines Fürſten bedeute, habe er zur Antwort gegeben: Er bete für das Wohl ſeiner Durchlaucht, für fortdauerndes Glük der ſo treflich angefangenen Regierung, für Ohnmacht der Feinde, die ſich wider die beſten Abſichten, die Se. Durchlaucht ſowohl, als er ſelbſt habe, ſtellten.

Der Herzog, weich, und von dem vielleicht nicht erwarteten Zuge gerührt, habe ihn hierauf die deutlichſten Beweiſe ſeiner Zufriedenheit gegeben.

Uebrigens habe er ſich aus den neuen Meynungsſyſtem die Kontenta vom Meynungsrichter verleſen laſſen, und man ſehe eine Möglichkeit, daß dieſer dem Herzoge nicht vorgeleſen, was da ſtand, ſondern was da hätte ſtehen ſollen, es wäre alſo auch kein Wunder, wenn der Herzog dächte, dieſer Plan ſey aufs beſte eingerichtet, und ſich höchlich wunderte, daß es Menſchen gäbe, die ſich erfrechten, ihn anzugreifen. Da nun auch das, was dawider geſchrieben, vom Meynungsrichter ſelbſt Sr. Durchlaucht vorgeleſen wurde, da es wenigſtens eben ſo ſehr Möglichkeit war, daß er ihn ganz andre Dinge vorlas, als da ſtanden, die Autoren dieſer Schriften verdächtiger machte, als ſie es waren, ſo war es dem Herzoge eben ſo wenig zu verdenken, wenn ſein Zorn über dieſe Menſchen gros, und ſeine Strafe ſchwer war. Er ſtrafte Ungerechtigkeiten, freylich, wenn die Sache ſich ſo verhielt, am unrechten Mann. Der Meynungsrichter wäre der ſtrafbare geweſen, und er gieng frey durch.

Wir baten unſre Traditoren ſich ein wenig kurz zu faſſen, damit endlich einmahl unſre Neugierde befriedigt, und wir auf das gebracht würden, was dieſes Meynungsſyſtem hervorbringen ſolte.

Es ſolte, ſagten ſie, allen Meynungslehrern die gute Methode, die ſie bisher hatten, denen ihnen anvertrauten Häufleins geſunde Vernunft beyzubringen verboten, und ſie dagegen angehalten werden, unvernünftigen, aber durch Vorurtheile beſtätigten Unſinn zu meinen, und meinen zu laſſen. Wenn man behauptet, was Jahrhunderte gemeint worden iſt, ſey aus dieſem Grunde gut, und löblich, es fortzumeinen, ſo iſt dieſer Grund wenigſtens etwas, wenn man von keinem beſſern weis, und es noch zweifelhaft bleibt, ob die neuen beſſer ſeyn werden. Wenn aber die neuen offenbar Beſſerung hervorgebracht haben, dann iſt es hölliſch und teufliſch, die alten aus dem erwähnten Grunde hervorzuſuchen.

Es gab freylich hin und wieder noch kleine Häuflein, die den alten Meynungen anhingen, und feſt an Vorurtheile klebten. Dieſe alle waren aber auch nie gezwungen worden, neue anzunehmen, und waren nicht mehr der zehnte Theil der Einwohner. Nun ſolten neun Zehntheile auf einmahl in ihrer Meynungsfreyheit geſtört werden. Freylich, ſagte man, wir laſſen euch die Wahl zu meinen, was ihr wolt, allein wie ſolte nun denen, die bisher ſo gelehrt worden, neue Lehre behagen, die wider ihre Meynung gieng? Was ſolten ſie von ihren eignen Lehrern denken, von denen ſie wußten, ſie hätten ſelbſt eine ganz andre Meynung? Was ſolten ſie von ihrer bisherigen Meynung, und was von ſich ſelbſt denken?

Dieſes Meynungsſyſtem ſolte Irrungen vorbeugen, und neun Zehntheile wurden in der Vernunft irre, die ſie verehrt hatten. Und vorher war niemand irre geworden, die alten Meynungen glaubten, denen waren alte Meynungen gelehrt worden, und den aufgeklärtern hatte man neue Meynungen gepredigt.

Auch hatte vorher es keiner von denen, die neue Meynungen lehrten und annahmen, darauf angeſezt, alte Wahrheiten zu verdrängen, ſondern man war blos darauf ausgegangen, das fabelhafte unbegreifliche in den Meynungen von ihnen zu trennen. Von jeher waren Meynungen nur alsdenn gefährlich geworden, wenn Zwang ſie begleitete, und Feuer und Schwerdt ſie predigten. Hunger und Durſt aber ſind wahrhaftig nicht minder angreifend, als Feuer und Schwerdt, und zwinge ich den Lehrer, ſeinen Dienſt zu verlaſſen, oder anders zu lehren als er meint, ſo mache ich ihn zum Bettler oder zum Heuchler, und in beyden Fällen iſt er dem Staate ein unnützer Menſch, wenn er ihm nicht gar gefährlich wird.

Wenn ein Menſch durch das, was er bisher gemeint hatte, zur richtigſten Erfüllung aller ſeiner Pflichten gebracht wurde, wenn er dem Staate und dem Landesherrn aus dieſen Meynungen Gehorſam und Dienſte ſchuldig zu ſeyn glaubt, und man macht ihm itzt ſein Meynungsſyſtem verdächtig, läßt ihm glauben, die Vernunft, welcher er bisher gehuldigt, ſey nichts, ſondern er müßte meinen, was wider ſeine bisherige innere richtige und richtig gefundne Empfindungen liefe, wird nicht bey ihm der Zweifel aufſteigen, ſo wie ſeine bisherige Meynung irre geweſen, ſo könne auch Lehre und Ueberzeugung von ſeinen Pflichten irrig geweſen ſeyn, ſo ſey auch die Meynung von Gehorſam und Dienſt irrig, ſo ſey er vielleicht nur Unterthan, weil er nicht das Herz habe, es nicht zu ſeyn?

O Fakel des Lichts! Mögte man doch dich nie verdunkeln, wenn du einmahl aufgeſtelt biſt. Es dahin zu bringen, daß du leuchteſt, iſt ſo fürchterlich ſchwer, erfordert beſonders in unſren Zeiten, wo Menſchenhaufen Maſchinen-Werk ſind, daß ſo viele Triebräder zuſammen ſtimmen müſſen, die Menſchenköpfe ſind, und von Menſchengrillen abhangen, und wenn denn einmahl eine glükliche Epoche dieſes ſeltne Phänomen hervorbringt, ſo ſtürzt die folgende es wieder über den Haufen, weil ein Menſch will, daß es geſtürzt werden ſoll, weil Privathaß, und allgemeiner Haß gegen die, die aufgeklärter ſind, als er, ihn leitet, weil der Dämon des Unglüks ihm Macht genug gewinnen läßt, um ſchädlich zu werden, und betend wird man dann am ſchädlichſten.

Prophezeyhungen werden verlacht, antworteten mir unſere enthuſiaſtiſchen Traditoren, allein wir haben ein Buch auf unſrer Erde, deſſen Prophezeyhungen wir glauben. Dieſes Buch ſagt uns, es werde eine Zeit kommen, wo man nicht mehr im Tempel anbeten wird, ſondern im Geiſt und in der Wahrheit. Dieſes Anbeten war in manchen unſrer

Länder auf dem Wege, aber noch muß ſeine Zeit nicht erſchienen ſeyn: denn immer noch wird es gehemt. Das iſt die innere Ueberzeugung, die da anbetet, nicht die, die gelehrt wird, und die ewig nur Oberfläche bleiben kan.

Unſre Traditoren freueten ſich uns ſo reden zu hören; denn ſie fanden Harmonie mit ihren Meynungen darin. Sie behaupteten, der Augenblik einer Uebereinſtimmung aller Meynungen in allen Welten würde nicht geſchehen, bis eine Hauptveränderung im Weſen aller Menſchen entſtände, die der Urheber aller dieſer Welten ſich vorbehalten. Dann würde auf einmahl jeder ſehen, wie er ſich geirret, und wie er recht gedacht; dann würde man nicht mehr meinen, was alt ſey, ſey gut, oder Dummheit ziere den gemeinen Mann. Da wo der Bauer und der Miniſter eins ſeyn würden, werde dieſer vor jenem erröthen, ihm die Hand reichen, und ſagen: Bruder, ich that dir zu viel.

Sechſte Finſterniß.

Geht vom philoſophiſchen Fache viel ab.

Madam Mind hatte, wie wir eben ſchon gehört, ſehr mächtig es darauf angeſetzt, Heloiſen der Kabalen nicht wenig zu machen. Da ſie nun ſahe, wie es faſt unmöglich war, den Herzog gegen Heloiſen einzunehmen, erboßte ſie in ihrem Sinn nicht wenig.

Freylich war es äuſſerſt unangenehm, daß Heloiſe in keine der Fallen fiel, die man ihr legte, daß ſie ſich platterdings in Staatsgeſchäfte nicht miſchte, oder doch, wenn ſie ja es that, ſo es einkleidete, das es dem guten Herzoge gut erſchien, und er darauf reflektirte, als ob dieſe Reflektionen aus ihm ſelbſt kämen, und nie einmahl es merken lies, ſelbſt faſt nicht glaubte, daß ſie etwas dazu beygetragen, denn der vertraut freundſchaftliche Fuß, auf dem ſie ſtanden, war ihm ſo ehrwürdig und heilig, als unterhaltend und angenehm.

Heloiſe, die einige rechtſchaffene Männer, die man in der Folge obgleich ungenant, dennoch wirkſam finden wird, ſehr hochſchäzten, war ihrem Beobachtungsgeiſte nicht entgangen. Ihre Aufführung war zu auffallend verſtändig, als daß ſie ſie nicht im Geiſte als künftige Stüze des Staats hätten betrachten ſollen. Sie näherten ſich ihr mit Ehrfurcht, wurden von ihr mit Achtung empfangen, und bald gewahr, daß ſie echte Verdienſte von ſchwindelnden zu unterſcheiden wußte.

Man lies ſich mit ihr über Staatsſachen ein. Sie wußte Wohl und Weh des Landes zu unterſcheiden und abzuwiegen. Man bat ſie das erſte zu befördern, und das lezte zu verhindern, und zu vermindern. Sie erklärte ſich, ſie fühle ſich zu ſchwach dazu, doch wolle ſie insgeheim beytragen was ſie könne. Sie wirkte dann, wie wir oben gehört haben, ohne je ſich das Anſehen zu geben, als wenn ſie wirken wolte.

Sie liebte den Herzog aufrichtig und warm. Wenn ſeine ſchwache Seite, die ſein gutes Herz war, ſich zu ſehr preis gab, wenn Menſchen, von denen ſie wußte, ſie giengen drauf aus, dieſe zu benuzen, zu kühn wurden, ſo wagte ſie es, ihm einen liebevollen Wink zu geben, und er befolgte ihn. Die Wirkungen erſchienen, und wenn ſie der Gegenparthie ſchon Räzel bleiben, ſo waren ſie doch da, mußten eine geheime Quelle haben, die ſich errathen lies, und konten in der Folge gröſſere Wirkungen erzeugen.

Madam Mind wurde alſo ſehr vom Gegentheil der Prophezeyhung überzeugt, die ſie einſtens gemacht, daß Heloiſe ihnen nicht gefährlich ſeyn könte. Sie ſahe eine Zeit herannahen, zwar ſchleichen, aber doch immer näher kommen, in welcher das Wort dieſer Lieblingin ſchon Befehl ſeyn würde, in welcher ſie würde ſtürzen und erheben können, wie es ihr gefiele. Sie betrachtete Heloiſen nicht als die, die ſie war, nicht ſahe ſie ſie im Lichte der Sanftmuth und Rechtſchaffenheit, welches ſie umgab, nicht war ihr Edelmuth, nicht ihre Tugendliebe, nicht ihr ganz uneigennüziges Herz ihr vor Augen. Wie ſie ſich ſelbſt kante, leidenſchaftlich, eigennüzig, wollüſtig, wild, und gehäſſig war ihr Bild, nach dieſen Eigenſchaften beurtheilte ſie ihre künftigen Handlungen, und ſo ſchloß ſie, würde ſie ſelbſt dann ohnfehlbar das erſte Opfer ſeyn, was ſie ſchlachtete.

Nun ſolte der Herzog ſelbſt das Opfer werden, da Heloiſe zu fein war, ihr die Hand zu ihrem Untergange zu bieten. Sie gegen ihn einzunehmen, war Wille und Vorſaz bey ihr, und um es auszuführen, wolte ſie die allerſchwächſte Seite des Herzogs, Leidenſchaft gegen das weibliche Geſchlecht benuzen, ohne den Schein zu haben, als ob ſie ihn verführte. Daß der Herzog von Heloiſen geliebt werden muſte, konte ſie aus ihren vorigen Verhältniſſen ſicher ſchlieſſen, daß wahre Liebe nicht ohne Eiferſucht iſt, wuſte ſie, daß dieſe endlich bey augenſcheinlich unmöglicher Beſſerung in Haß und Verachtung ausarten müſſe, glaubte ſie feſt. Ihr Saz war alſo: Heloiſe ſoll den Herzog durch meine Hülfe haſſen und verachten lernen. Weil dies aber immer ein Unternehmen iſt, was man ſchändlich nennen würde, wenn jemand es offenbar thäte, ſo blieb ſie Beſizerin ihres Geheimniſſes.

Madam Mind, die ehedem nicht ſo ſehr der Wolluſt ergeben geweſen, hatte nach und nach Geſchmak an dieſer Störerin alles guten gefunden, und jedes Korn von der Art in ihr war durch ſie zu Grunde gegangen. Schon von der Zeit an, in welcher ſie vom Prinzen nicht mehr ſo häufig beſucht wurde, waren ihr andre Liebhaber in der Stille willkommen geweſen, und nachdem der Herzog gewählt, behandelte ſie die Sache als gebrochen, und machte aus ihrer Wahl und Neigung kein Geheimnis mehr. Doch hatte ſie bis izt noch nicht ganz Verzicht auf eigne Benuzung ſeiner Durchlaucht gethan.

Dies war der Zeitpunkt, in dem dieſer Vorſaz reif wurde. Sie gegen Heloiſen, war kein Verhältnis, allein es gab doch Mädgen, die ſchöner waren als Heloiſe. Veränderung hatte ihr ſo manche trübe Stunde beym Herzoge gekoſtet, ſolte er ganz von dem Fehler zurükgekommen ſeyn? Sie wußte zu gut, daß das nicht war.

Ihre ausgebreitete Bekantſchaft in der Reſidenz gab ihr bald Gelegenheit mehrere Gegenſtände zu finden, die in ihren Plan paßten, und Selbſterfahrung und Erforſchung andrer hatten ſie gelehrt, auf den erſten Blik zu ſehen, welche ohngefähr ihren

ren Wünſchen auf den erſten Wink entſprechen würde. Sie irrte ſich auch nicht, und beym nächſten Beſuche, den der Herzog bey ihr machte, traf er ſchon verſchiedne Damen, die ſchöner waren, als Heloiſe.

Wie der Herzog ſich erklärt, ob er der Madam Mind die erſten Winke gegeben, oder ob ſie ihm zuvorgekommen, ob er Heloiſen ohne ihre Bemühung hier treu geblieben wäre, oder ob ſein feuerfangendes Temperament ſchlechterdings der Verſuchung unterliegen müſſen, darüber konten die Traditoren uns keinen Bericht geben. So viel iſt gewis, daß von dieſer Zeit an bey Madam Mind ein Verſamlungsort junger liebenswürdiger Frauenzimmer war, deren Patronin ſie zu ſeyn nicht allein ſchien, ſondern war. Ob ſie ſich eine Stufe in einen anderm Leben dadurch erbauet, laſſen wir dahingeſtellt ſeyn.

Oeffentlich davon zu reden, daß Madam Mind eine Art von Serail für den Herzog angelegt, unterſtand ſich niemand. Insgeheim ſprach man aber ziemlich ſtark davon, es wurden verſchiedne Anekdötgen ausgebracht, die bald auf Koſten des Herzogs, bald der Mind, bald ihrer geſelligen Geſpielinnen ſinnen giengen, und das machte mehr Aufſehen, und Redens, und hekte mehr Lügen aus, als wenn der Herzog ſich ſein Serail öffentlich angelegt hätte: denn hatte doch Salomo, der weiſeſte unter der Sonnen 700 Weiber und 300 Kebsweiber.

Oeffentlich beſuchte ſie auch der Herzog nie. Es geſchahe immer incognito, und wenn nicht einer ihrer geheimen Anbeter, der in dem nehmlichen Hauſe wohnte, Sr. Durchlaucht einmahl die Fleurette machen wollen, ihn mit zwey ſilbernen Armleuchtern, auf deren jedem drey Lichter leuchteten, die Treppe hinauf zu begleiten, ſo hätte vielleicht niemand davon geſprochen.

Daß aber Heloiſen alles das von einer ganz andern Seite dargeſtellt, zu Ohren kam, davor ſorgte die Dame Mind aufs genaueſte. Die Relation, die ſie davon erhielt, war folgende. Der Herzog habe dieſes und jenes Frauenzimmer da oder dort geſehen, und gefunden, ſie übergehe ſeine Geliebte ſo ſehr an Schönheit und Reizen, daß er nicht nur nicht unterlaſſen könne, ſie liebenswürdig zu finden, ſondern, daß er auch wünſche, ſie zu beſitzen. Er habe der Mind den Auftrag gegeben, die Bekanntſchaften zu machen, die ſich zwar ſehr geweigert, und ernſtlich mit ihm über die Untreue an ſeiner ihn ſo zärtlich liebenden Heloiſe ſich zu unterreden gewagt; allein jeder Verſuch ſey fruchtlos geweſen. Er habe angeführt, er habe das ewige Einerlei ſatt, und lechze nach einer neuen Erfriſchung. Heloiſe werde ihm zu ernſthaft, wolle kleinen Grillen nicht nachgeben, und was der Beſchuldigungen mehr wären, die deutlich gezeigt hätten, ſie ſey ihm nicht mehr, was ſie ihm ehedem geweſen. Da die Mind noch darauf beſtanden, ſich in die Sache nicht einzulaſſen, habe ein Machtwort ſie zum Schweigen gebracht, und die Verſicherung der Ungnade ſie endlich genöthigt einzuwilligen. Daß man von der andern Seite nicht viel Schwierigkeiten gemacht habe, ſeinem Fürſten zu willen zu ſeyn, könnte ſie ſich wohl denken. Vergnügter habe man aber den Herzog noch nie geſehen, als er über dieſe erhaltnen Siege geweſen, und man zweifle gar nicht, daß die Stunden in dem Hauſe der Mind, jezt ſeine Lieblings, wo nicht gar Erholungsſtunden werden würden.

Verſtellung kante Heloiſe nicht, auch war weder Vermuthung noch Ausſicht, daß ſie jemahls ſie würde kennen lernen, allein das hatte ſie gelernt, daß andre ſich in Engel des Lichts, und der Finſternis verſtellen konten, wie ſie es wolten. Auf den erſten Angrif alſo glauben, was man ihr vorbrachte, war nicht mehr ihre Sache. Dennoch rührte es ſie innig und ſchmerzhaft, daß der Herzog auch nur Gelegenheit geben konte, ſo von ſich reden zu laſſen. Dieſe Aeuſſerungen waren den Abgeſandten der Mind ſchon hinreichend, ſie glaubten das mehrere Gefühl verberge ſie nur, und brachten triumphirend Nachrichten von Eindrüken, die gar nicht exiſtirten.

Heloiſe erwartete den Herzog, um ſich zu belehren. Er erſchien, und war zärtlich und wohlwollend. Sie bemerkte auch nicht die geringſte Veränderung zu ihrem Nachtheile. Ihre Unterhaltung feſſelte ihn, wie gewöhnlich, ſeine Liebe war ungeheuchelt, ſeine Liebkoſungen unverſtellt.

Und wenn er auch, ſagte ſie zu ſich ſelbſt, dir untreu war, ſo war es nur ſeine Leidenſchaft, ſeine Seele nicht. Laßt mir dieſe, ihr triumphirenden

Nebenbuhlerinnen, und mein Triumph iſt weit gröſſer, als der eurige.

Jede Furche, die etwa ihre Heiterkeit geſchmälert hatte, verlor ſich, und die glänzende Rolle, die ſie gerade den Abend ſpielte, warf alle Bemühungen der Mind über den Haufen. Der Herzog wurde ihr lieber, als er ihr noch je geweſen. Sie verachtete alle von ihm gefällte nachtheilige Urtheile, und nahm ſich vor, keinem mehr Glauben beizumeſſen.

Vierte Aufklärung.

Läßt Licht durch die Wolken ſchimmern.

Die nachgebende Güte des Regenten, und die mindere Rechtſchaffenheit der Miniſter öfnet allen, die ſie einſehen, und nicht rechtſchaffen denken, Thür und Thor zu Ausübung ihrer Bosheiten. Den Böſewicht kan nichts von ſchlechten Handlungen abhalten, als Furcht für Strenge. Güte wirkt nichts auf ihn, und Nachgeben ſichert ihn nur für der Strafe, und läßt ihn deſto ungeahndeter auf neue auszuübende Streiche denken.

Eine Regierungsform, die aus Strenge in Nachſicht übergeht, erwekt ſchlafende Laſter. Anfangs bemerkt man die Wirkung nicht in ihrer Fülle, denn theils ſind viele, die ihre Denkungsart verbergen mußten, noch nicht kühn genug, ſogleich damit hervorzurüken, theils hält man viele ihrer Handlungen immer noch aus guten Endzweken entſprungen, wann ſie auch einen böſen Anſtrich verrathen. Man iſt nicht gewohnt, an ſolche Erſcheinungen zu glauben, und alſo glaubt man auch würklich nicht daran, bis die Gewisheit überzeugt.

Ein Böſewicht braucht nicht gerade Straſſenräuber und Mörder zu ſeyn, es giebt feinere Bosheiten, die ungleich mehr ſchaden. Der Heuchler und der Verläumder ſind Gifte für jede menſchliche Geſellſchaft. Die Verachtung, mit welcher der alte Herzog dergleichen Laſter zu behandeln pflegte, war Urſach, daß ſie ſich nach und nach verloren. Beyſpiele beſſerten, man wußte nichts von der Kunſt, durch ſeine Zunge unglüklich zu machen, wenigſtens getrauete traucte ſichs niemand ſie öffentlich auszuüben, und insgeheim wirkte ſie nicht viel.

Bey den neuen Einrichtungen wimmelte in ſehr kurzer Zeit alles von Heuchlern, Schmeichlern, Verläumdern, Herumträgern, Familienpeſten, die Uneinigkeit in die friedlichſten Häuſer brachten. Wo Heucheley ſo öffentlich geſchützt wurde, da konte es nicht fehlen, ſie muſte zum Gewerbe für den werden, der dadurch mehr Verdienſt fand, als ſeine bisherige Arbeit ihm im Schweiſſe ſeines Angeſichts abgeworfen.

Ehedem hatte ſich kein Menſch um den andern bekümmert, die Familien waren in ihrer Ruhe ungeſtört geblieben, es hatte ſich niemand zu ihnen gedrängt, um zu forſchen, wes Geiſtes Kinder ſie wären: denn jedermann konte denken, ſprechen, handeln, was und wie er wolte. Wer den Tadelgeiſt hatte, konte die ganze Welt tadeln, konte von Regierung und Regenten reden, wie er dachte und für gut hielt, durfte keine Meynung, die er hatte, verheelen; es war denen, die um den Fürſten waren, gleichviel, was man von ihnen ſprach: denn ſie waren ſich ihrer Redlichkeit bewuſt. Sie brauchten

ten keine Spione, um zu horchen, was man über ſie dächte. Unwahrheit und Bosheit fielen in ihre eigne Netze, weil es niemanden gab, der ſie unterſtüzte.

Jezt waren, die das Ruder führten, beſorgt, man mögte es ihnen aus den Händen reiſſen. Das war der Fall bey denen nicht, die es vorher hatten. Ihnen war es anvertraut, weil man von der guten Führung deſſelben überzeugt war, weil man ſie als Männer geprüft hatte, die Rechtſchaffenheit und Kentniſſe mit einander verbanden. Das forſchende Auge des alten Herzogs hatte es eingeſehen, daß ſie gerade die einzigen waren, die die Laſt zu tragen vermögten, die damit verbunden iſt, die vorher hinreichend ſchon in andern Fächern gearbeitet, und ſich Kentniſſe genug von der Lage des Landes und der Unterthanen verſchaft, um das Beſte beyder beurtheilen zu können, und alſo die beſten Vorkehrungen zu ihrer Erhaltung und Beſſerung zu treffen.

Mit den jezigen verhielt ſich der Fall ganz anders. Sie waren Lieblinge, als Lieblinge zu Stüzen des Staats erhoben, nicht vom Herzoge geprüft, ob ſie ihm vorzuſtehen im Stande wären. Konte man ihre Rechtſchaffenheit auch nicht angreiffen, ſo warens doch ihre Kentniſſe, die man in Zweifel ziehen durfte. Zum Tragen ſolcher Laſten gehören ſtarke Geiſter, und ſie waren ſchwach und nachgebend. Sie kanten weder Land noch Unterthanen hinreichend, um zu beurtheilen, was Wohl oder Weh des Landes beſtimte. Daß ſie den beſten Willen hatten, kan ſeyn, daß ſie gegen ihre ſonſtige Gewohnheit viel arbeiteten, läßt ſich auch zugeben, daß aber bey ihnen alles vom Glük und Zufall abhieng, daß ſie nie mit Gewißheit beſtimmen konten, dies oder jenes ſey der poſitive Ausgang einer oder der andern Sache, das hatte ebenfalls ſeine völlige Richtigkeit. Immer alſo in Furcht und Erwartung, wie es kommen würde und mögte, waren ſie im ewigen Krieg mit ſich, ob nicht etwa ein übler Ausgang ihr Gelten verringern, und den Regenten wider ſie einnehmen mögte.

Das machte, daß ſie Schmeichlern und Heuchlern Gehör gaben, um eine Parthie zu haben, anſtatt daß jene alten, deſſen gar nicht bedurften, weil ſie allezeit nach Recht und Gründen, und nicht nach Glük gehandelt zu haben überzeugt waren, und alſo nicht der unglükliche Ausgang auf ihre Rechnung kam, weil ſie beweiſen konten, ſie handelten recht.

Anfangs machten neue Einrichtungen nicht ſo viel Eindruk, denn ſie waren alle, ſo klug war man wohl noch geweſen, in dem Schein der Beſſerung eingehüllt, ſie ſchienen alle Laſten zu erleichtern, und die neuen, die ſie hervorbrachten, erſchienen nicht drükend, wurden es aber bald.

Hatten die vorigen Auflagen einen Schein von Druk gehabt, ſo waren ſie doch die wahrhaftleichteſten geweſen. Hatten die jezigen den Anſchein nicht ſchwer zu fallen, ſo waren ſie es im Grunde um deſto mehr, weil ſie mehr Bedürfnis als Luxus trafen.

Beym gemeinen Mann erhob ſich Murren, beym Patrioten Nachdenken, beym Forſcher Einſicht, und bey dem, der im Stillen ſeine Entdekungen nicht an ſich behalten konte, oder ſich berechtigt glaubte, durchs innere Gefühl, oder durch äuſſere Verhältniſſe reden zu dürfen, brachten die Dinge eine Gährung hervor, die er in Worte kleidete, und dem Publikum mittheilte.

Es erſchienen Schriften und Schriftgen, die freylich manchen hämiſchen Zug, aber auch viele, viele Wahrheiten enthielten. Hätten all die Leute, auf welche dieſe Produkte arbeiteten, das Hämiſche davon getrennt, hätten entweder dem Schmähenden die Galle verziehen, oder bedacht, daß ſie vielleicht ſelbſt ihm dazu Gelegenheit gegeben, hätten ſie dem Löwen gleich den Stich einer Müke verachtet, hätten ſie das Gute aus den Schriften und Schriftgen, das Gute was ihre Beſſerung würklich befördern konte, herausgenommen, hätten ſie bey vorkommenden Gelegenheiten mit Milde, ohne Bitterkeit über die bekanten oder unbekanten Verfaſſer geredet, hätten ſelbſt geſagt, es ſey, ſo wie manches Verläumdung und Has, manches auch gut darin; hätten ſie ſich auch nicht die entfernteſte Bemühung merken laſſen, die unbekanten Verfaſſer herauszubringen, und die bekanten zu drüken; hätten ſie jeder Ahndung, ſie mogte ſeyn, von welcher Art ſie wolte, ſtandhaft ſich widerſezt; und weder gelitten, daß Unterſuchungen angeſtellt, noch Strafen verhängt würden; — dann wäre die allgemeine Stimme des Publikums gewiß für ſie, nicht wider ſie geweſen, dann würde man geſagt haben: Es wird alles gut werden, alles beſſer gehen: denn man giebt der Wahrheit Gehör; dann wäre Satyre in den Augen des Publikums als Pasquil, nicht als Wahrheit erſchienen, und geſchwiegen hätten alle dieſe Schriftſteller und Redner, der beſſere Theil aus dem Gefühl, es kan beſſer werden, der ſchlimmere, aus Furcht vor dem allgemeinen Urtheil, er ſey ein hämiſcher Verläumder.

So aber lies man ſichs freylich zu ſehr merken, man fürchte ſich auch wirklich, mehrere ſelbſteigne Fehler, die noch verborgen lagen, mögten laut werden, und man mögte dann mit ſchärfern Hieben zu Werke gehen, als bey den vorigen kleinern. Alle dieſe Fehler konten gebeſſert werden, und Annahme der Lehre wäre Zeichen geweſen, man wolle ſie beſſern. So wie man ſich aber betrug, zeigte man Verſtokung.

Durch die Verfertigung des Meynungsſyſtems kam insbeſondre der Meynungsrichter ein wenig in die Klemme. Man konte nicht unterlaſſen, die Schwachheiten, die es enthielt, und deren einige wir oben angeführt haben, zu beleuchten, auseinanderanderzuſezen, und was für den Verfaſſer das ſchlimſte und unangenemſte ſeyn muſte, der Welt zu zeigen, er verwirre mehr, als er aufkläre, oder da dies Wort vielleicht ihm anſtößig wäre, er wirke übles mehr als er gutes ſtifte. Dergleichen erleuchtete das Publikum.

Ein andrer Theil freylich mit wenigerm Rechte, und wenigerm guten Gewiſſen, ſuchte die ganze Sache ins lächerliche zu ziehen, griff nicht allein das Meynungsſiſtem, ſondern deſſen Verfaſſer und den Gegenſtand ſelbſt an, fiel in grobe Ausdrüke, die dem Gegenſtande nicht angemeſſen waren, mengte Privatperſonen hinein, die nicht hinein gehörten. Dieſer Theil fand auch nicht allgemeinen Beyfall. Man las, was er ſchrieb, wegen der Wahrheiten, die darin waren, und verachtete das Pöbelhafte und Verächtliche.

Dem Meynungsrichter aber waren alle dieſe Dinge Dornen, die ihn bis aufs Blut ſtachen. Er war ganz niedergedrükt. Er gieng mit ſeinen Innigen blos zu Rathe, und der Rath, den man ihm gab, war der unglüklichſte, den man ihm geben konnte: denn er verrieth ſehr viel Schwachköpfigkeit. Er beſtand darin, den Leuten das Schreiben über ſolche Dinge zu verbieten.

Ohne zu bedenken, von wie vielen Seiten eine ſo wichtige, von der Vernunft, und vorigen Regierung mit ſo vielen guten Folgen unterſtützte Freyheit zu betrachten ſey, ehe man in die Aufhebung derſelben willigte, ohne zu bedenken, wie viele Menſchen vielleicht ihr Brod verlieren würden, wenn man dieſe Freyheit verringerte, wurde dieſer Plan vom Meynungsrichter angenommen, und die Ausführung beſchloſſen.

Ehe wir aber zu dieſem wichtigen Schritte übergehen, müſſen wir vorher noch eines andern fehlgeſchlagenen Erwehnung thun, der einige Aufmerkſamkeit erregte, und bey welchem faſt ein kleiner Umſturz der an ſich gezogenen Macht für den Meynungsrichter zu fürchten war.

Zweytes Licht.

Weißt in die Augen, daß ſie ſich öfnen:

Heloiſe, die ſanfte, gute, menſchenfreundliche Heloiſe wurde dem Herzoge täglich werther. Sie war in Stunden der Erholung ſeine einzige Geſellſchaft. Ihr ausgebreiteter von Kentniſſen erfüllter Geiſt war ihm angenehme Unterhaltung. Hatte ſie nie von Sachen, die die Regierung betrafen, mit ihm geſprochen, ſo fieng er izt an, mit ihr ſich darüber zu unterhalten, und ſie freuete ſich unendlich, daß ſie in ihm nicht allein den Geliebten, nicht allein den Bewunderer ihrer reizenden Vorzüge, ſondern den Freund, den Vertrauten fand.

Erſt da wurde ihr Glük vollkommen, erſt da lebte ſie in der Wonne, die die edelſte aller Pflegemütter ihr verſprochen hatte, erſt da ſagte ſie den Freunden, die am nächſten um ſie waren: Ich bin glüklicher als ich erſt war, denn oft iſt mein Geliebter bey mir, viele Stunden ſchenkt er mir, er ſchenkt mir Freundſchaft und Vertrauen.

Heloiſe misbrauchte dieſes auch nicht. Nicht ſelten verlangte der Herzog Wünſche von ihr zu hören, die ſie erfüllt haben mögte. Ich habe keine Wünſche, erwiederte ſie ihm. Der, ſie immer mit mir zufrieden zu ſehen, iſt mein einziger — Wünſchen ſie nicht auch Wohl und Beförderung dieſes oder jenes ihrer Bekannten? — Wenn er ſie verdient, werden Ihro Durchlaucht ihm ſelbſt ſie geben — Man ſieht aber doch über manches weg. Solten ſie etwas ſehen, was ich überſehen habe, ſo erinnern ſie mich.

Heleiſen war das ſchmeichelhaft. In einem der Augenblikke, in welchem er ſo ganz liebevoll für ſie war, wagte ſie es, ihm einige der Schriften zu zeigen, die theils wider ihn, theils wider ſeine Lieblinge gerichtet waren.

„Daß Sie grosmüthig genug ſind, denen zu ver-
„zeihen, die Sie beleidigen, weis ich. Daß es
„ſchändlich iſt, einen Regenten anzugreifen, bin ich
„überzeugt. Den Vater des Volks mit dem Vol-

„ke zu entzweyen, iſt eine der unedelſten Handlungen, die ſich denken läßt. Aber ſie iſt auch zu „unedel, als daß ſie irdiſche Ahndung verdiente. „Verachtung allein ſtraft dieſe Verbrechen. Sie „begangen zu haben iſt ſchon empfindliche Strafe. „Das Bewußtſeyn unterdrükt ſich nie, wacht früh „oder ſpät in brennenden Gewiſſensbiſſen auf. „Allein, wenn in Schriften ſolcher Art auſſer den „perſönlichen Beleidigungen des Regenten Dinge „angetaſtet werden, die Tadel verdienen, ſo muß „man allerdings die Aufmerkſamkeit mehr darauf „heften. Die Abſicht Ew. Durchlaucht Meynungsrichters kan bey dem neuen Meynungsſyſtem die „beſte geweſen ſeyn, allein das Syſtem ſelbſt verräth nicht die Duldung, die die Meynungslehrer „bisher gepredigt haben, und ferner lehren ſollten. „Es verräth kleine Partheylichkeiten und enthält „Widerſprüche, ich mögte wohl ſagen, groſſe „Widerſprüche.“

„Ein Staatsfehler, Ihro Durchlaucht, war es „immer, es ausgehen zu laſſen. Indeſſen iſt dieſem noch abzuhelfen. Nicht gar zu ſtrenge Haltung über alle Punkte deſſelben ſchwächt Eindruk

„und Wirkung. Es läßt ſich eine ehrenvolle Re-
„tirade denken. Allein ein Punkt des Meynungs-
„ſyſtems enthält eine Drohung der Miſchung der
„Meynungen mit den bürgerlichen Geſezen. Das
„dieſſe natürliche Freyheit in den konventionellen
„Zwang vermengen. Dieſen konventionellen Zwang
„legten Ew. Durchlaucht Unterthanen ſich ſelbſt
„auf, und werden nach ihm gerichtet. Aber na-
„türliche Freyheit behielten ſie ſich vor.

„Ew. Durchlaucht Meynung kan nach ihrer
„Denkungsart nicht ſeyn, ins natürliche Recht ir-
„gend eines Menſchen Eingriffe thun zu wollen.
„Laſſen Sie alſo auch ihren Miniſtern nicht die Ge-
„walt, es thun zu können.“

Vielleicht würde jeden andern Fürſten eine Offenherzigkeit dieſer Art äuſſerſt empfindlich gemacht haben, dieſen nicht. Er verſicherte Heloiſen ſeines Danks für ihre Aufmerkſamkeit, geſtand, wie ihm einige Stellen des Meynungsſyſtems nicht ganz gefallen, ſezte aber nach ſeiner angebohrnen Güte hinzu, auch Miniſter fehlen, und wären dem Irthume unterworfen, doch könne ſie verſichert ſeyn, daß das Licht, welches ſie ihm ſo vortheilhaft aufgehen laſſen, nicht umſonſt leuchten ſolle.

Drittes Licht.

Scheint wirkſam, und löſcht blendenden Schein.

Würklich hatte der Meynungsrichter, die Exekution ſeinem Syſteme auf dem Fuſſe folgen zu laſſen, nicht übel willens, und er arbeitete an dem Plane dem bürgerlichen Zwange die Meynungen der Seelen zu unterwerfen, ſo emſig, daß ſchon ein neues Syſtem auf dem Wege war, was die Meynenden den Ruthenſtreichen der Strafgeſeze auſſezen, und gewiſſermaaſſen Feuer und Schwert in die Gedankenfreyheit bringen ſolte.

Das, was nach Heloiſens und andrer, ſelbſt des Regenten Meynung nach richtig geprüfter Sache, das, was das einzige Mittel war, die ſchlimme Seite des Plans vergeſſen, und die gute beliebt zu machen, das tolerante Ausführen deſſelben, ſolte durch dieſes neue Zwangsſyſtem völlig vernichtet werden. Jeder Verräther, der verläumderiſchſte Ankläger hätte nicht allein einzelne Menſchen, Familien und ganze Habitationen unglüklich zu machen, hinreichende Macht gehabt, ſondern jede Art von Duldung ſey darin unterdrükt geweſen. Alles dieſes aber wäre mit einer ſehr feinen blendenden Kruſte von Frömmigkeit übergoſſen, und ſo anſcheinend geweſen, als ob es Frömmigkeit blos beförderte, Laſter verdrängte, und der Menſchheit zum wahren Nuzen gereichte.

Der Herzog, der ſich Heloiſens Unterricht überdacht, das Meynungsſyſtem ſelbſt noch einmahl durchgeſehen, und damit verglichen, lies den Meynungsrichter zu ſich kommen. Nichts weniger erwartete dieſer zwar, als daß er den Herzog mit dem Leſen ſeines Syſtems beſchäftigt, erbliken würde, auch ſezte es ihn in einige dem Auge eines weniger gütigen Regenten, gewis nicht entgangene Verlegenheit. Er faßte ſich aber ſchnell, da er hörte, wovon die Rede wäre. Der Fürſt frug nemlich, ob die in dem Syſtem enthaltene Berichtigung durch ein bürgerliches Geſez noch nicht bearbeitet wäre.

Voller Freuden erwiederte der Meynungsrichter, daß er dieſen Plan würklich bereits fertig haben, und nur auf eine Gelegenheit gewartet, ihn Sr. Durchlaucht vorzuleſen.

„Schiken ſie mir ihn, ich will ihn ſelbſt leſen.“

Die Freude des Meynungsrichters war dahin. Zwar fürchtete er nicht ganz mit ſeiner Arbeit durchzufallen, allein gewiſſe Punkte hätte er doch beym Leſen gern gemildert, wo nicht gar weggelaſſen. Er machte ſich ſo ſchnell er konte weg, pakte das Paket zuſammen, ſchikte es dem Herzoge, und erwartete nun mit ängſtlicher Ungeduld den Ausgang dieſes Handels.

Der Herzog las und las wieder. Freylich fand er hin und wieder Stellen, die ihm unter dem Schein des ſo nöthigen Guten, Strenge zu verrathen ſchienen, daß aber manchmahl Härte nothwendig ſey, wußte er ſchon aus traurigen Erfahrungen. Uebrigens hatte alles einen ſo frommen Anſtrich vom Wunſch der Einigkeit, der brüderlichen Liebe, der Gleichgeſinntheit, daß er mit ſeinen Urtheilen darüber nicht zurechtkommen konte.

Der Plan gieng alſo an Heloiſen ab. Wie der Fürſt ſelbſt kam, und ihre Meynung wiſſen wolte, lehnte ſie dies ohne Zwang mit einer natürlichen Offenherzigkeit ab. „Ich bin, ſagte ſie, weder hinreichende Denkerin, noch hinreichend unterrichtet, dies beurtheilen zu können. Allein einen Rath will ich Ew. Durchlaucht wohl geben.

Und welchen? rief der Herzog, welchen? Heloiſe, ſie verbinden mich ſehr.

„Den, des Kollegium der ältern Räthe darüber zu befragen. Sie ſind mit der Lage in ſolchen Dingen bekant, und wiſſen, aus welchen Gründen ältere Geſeze gegeben und aufgehoben wurden."

Der Herzog willigte ſogleich hierein.

Dies war ein deutlicher Beweis, konkludirten unſre Traditoren, daß der Fürſt keineswegs der Meynung war, das Gute zu unterdrüken, was ſein Vater geſtiftet, daß blos die verläumderiſche Zunge der Bosheit ihm dieſes nachrede, das vielleicht Leute, die ſelbſt ſo etwas abgeſchaft wünſchten, es wären, die dergleichen Misbrauch mit ſeinem Namen und Willen trieben.

Alſo wurde dieſer neue Plan jenen Räthen zur ſtrengen Einſicht und Beurtheilung übergeben, und der heimliche Schrek des Meynungerichters hierüber war anſehnlich.

Dort fand man freylich bald, daß die Arbeit ein Werk ſey, welches auf einmahl alles niederreiße, was ein halbes Jahrhundert gebauet, daß der Geiſt der Einigkeit und Gleichförmigkeit gemisbraucht ſey, um dem Geiſte der Zwietracht und Schaltungen einen ſchleichenden Eingang zu verſchaffen.

„Die Beurtheiler waren übrigens billig. Sie ſchoben nichts auf Rechnung des Willens und Karakters des Verfertigers, ſondern alles auf Mangel an gehöriger Prüfung, auf Anhänglichkeit an veraltete wider Vernunft und Toleranz ſtreitende Vorurtheile. Sie ließen aber als Hauptſache ſichs angelegen ſeyn, dem Herzoge zu beweiſen, daß der Zwang im Meynen und Handeln gar verſchiedener Gattung ſey, daß nichts leichter Erbitterung zuwege bringe, als richtig denken zu können, dem Menſchen abſtreiten zu wollen; daß der geringſte Unterthan denken könne, du haſt ſo gut Gehirn, als die hohen Perſonen, die für dich meinen, und was ſie meinen, dich glauben laſſen wollen. Sie bewieſen, daß man bereits bey dem Meynungsſyſteme zu weit gegangen, daß ſolche Aeuſſerungen eigentlich mit einer Genauigkeit abgefaßt und bearbeitet werden müßten, daß niemand Widerſprüche darin fände. Denn was müßte der Unterthan von denen denken, die für ihn Regeln entwürfen, und nicht einmahl der erſten Regel der Natur treu blieben: Rede wie du denkſt. Sie unterfiengen ſich keinesweges zu ſagen, daß ein ſolches Syſtem ohne Nuzen wäre, nur dürfe es keinem gegründeten Angriffe von Tadel unterworfen ſeyn.

Da dies nun aber einmahl der Fall wäre, ſo würde es die ſchon dadurch entſtandene Gährung nicht allein vermehren, ſondern bis zu einem rechtmäſſigen Widerwillen erhöhen, wenn man noch Strafgeſeze auſſer dem ſchon dort angeführten entwerfen, und boshaften Leuten Gelegenheit geben wolte, Aufpaſſer auf Meynungen und Urtheile ihres Nebenmenſchen zu werden, Belohnungen ſich durch ſchlechte Handlungen zu verſchaffen, einmahl eingeführte Ordnung zu ſtören, und das Verderben edeldenkender und nur im Allgemeinen von der Meynung abgehender Mitbrüder zu befördern.

Es ſey ein ſehr verzeyblicher Irrthum, zu glauben, daß der Schein, den man ſelbſt annehme, und wahr fühle, Wahrheit ſey, aber es ſey äuſſerſt unvorſichtig, zu wollen, daß ganze Menſchenhaufen den Schein aus dem nehmlichen Geſichtspunkte betrachten ſollen, und unverzeihlich ſey es, vor gehörig unterſuchter Sache Schein als Wahrheit zu verbreiten. Da nun in dem Syſtem vieles befindlich wäre, was unmöglich von jedem Meynenden gebilligt werden könte, ſo ſey der beſte Rath, das Gute daraus zu befolgen, das minder Gute nach und nach einſchlafen zu laſſen, mit einer Berichtigung aber einſtweilen inne zu halten.“

Der Herzog erhielt dieſe Gründe, und die Wichtigkeit derſelben war ihm zu klar, als daß er nicht gleich darein hätte willigen ſollen, den neuen Plan zu unterdrüken. Doch war er immer gütig genug zu glauben, der Meynungsrichter habe in der beſten Abſicht gearbeitet. Daher machte er ihm auch keine Vorwürfe, ſondern ſagte nur: Mein lieber Ledenzow, ich habe beſchloſſen, dieſe Sache genauer zu überlegen, und bis ich davon zu reden anfange, laſſen wir ſie ruhen.

Siebente Finſternis.

Von illuminirter Gattung.

So ganz konte es nicht verborgen bleiben, wie es eigentlich mit dieſem erſcheinen ſollenden, und nicht erſchienenen Plane zugegangen war. Spizköpfe guter und ſchlechter Art machten alſo ihre Gloſſen darüber, und kamen ſie gerade nicht gedrukt ins Publikum, ſo kamen ſie doch per Tradition vor die Ohren derer, die ſie angiengen. Aber auch das erſte blieb nicht aus, und da der Meynungsrichter und andre mehr fürchteten, es mögten zulezt Schwächen angegriffen werden, die ſie mit möglichſtem Fleiße zu verbeſſern ſuchten, allein doch auf den erſten Sturz es nicht ſo zuwegebringen konten, ſo dachten ſie ernſtlich darauf dem Unweſen Einhalt zu thun, die Finger der Freyſchreiber zu lähmen, und die Ausbreitung wahrheitsvoller Tadelſucht zu hemmen.

Aus einer ganz ſonderbaren Furchtſamkeit glaubten ſie aber, es würde mit allen ihren Planen ins künftige ſo gehen, wie mit dem zulezt übergebnen, da doch der Herzog an nichts weniger dachte, als ihnen etwas zu verweigern, was mit der geſunden Vernunft, und mit dem Wohl des ganzen übereinſtimte, wenn die Herren ihre Plane nur allemahl darnach hätten einrichten wollen.

Wir müſſen den Herzog wieder auf unſre Seite bringen, war ihre Spekulation, und das ſolte durch die Verbindung geſchehen, in welche er ſich mit ihnen eingelaſſen, und durch die Ausſicht auf höhere Wiſſenſchaften, von denen er noch keinen Begriff hätte.

Nicht körperliche Dinge, nicht Veredlung der Metalle — Entzükungen, und Blike in die Geiſterwelt, war das Ziel, welches ſie ſich geſtekt. Sie wußten das ſehr gut, daß menſchliche Wünſche und Begehren ſehr leicht zu reizen ſind, daß nichts mehr ſterne, als Kentniſſe in Dingen zu haben, die weiter gehen, als es die von Körper und Geiſt zuſamgeſezte Maſchine erlaubt.

Man ſprach dem Herzoge von ſolchen Möglichkeiten viel vor, man betheuerte, man wäre durch Gebet und Heiligkeit ſo weit gekommen, daß man Gemeinſchaft mit Geiſtern abgeſchiedner und in andern Planeten lebender Menſchen gehabt, man machte Schilderungen vom Wiſſen, welches man dadurch erlangt, man machte Beziehungen auf die jezige Finſternis in dieſen Sachen, man leitete dieſes Dunkel aus Grundſäzen her, die die zu groſſe Freyheit verbreitet. Alles was man vorbrachte, gieng dahin, ſeinen Plan zum Zwange durchzuſezen.

Der Herzog war anfangs nicht geneigt, dieſem allen Gehör zu geben. Indeſſen machte Zureden von ſeinen Lieblingen, Leuten, denen er nun einmahl trauete, daß er verſchiedenen Zitationen der Art beywohnte, und daß er am Ende mehr Geſchmak daran fand, als man anfänglich einmahl geglaubt hatte. Freylich hatten dieſe auch manchen Weg eingeſchlagen, der wohl einer kleinen Spizbüberey ähnlich ſahe, und auch wohl ſo ausgelegt zu werden, verdient hätte. Kaglioſtro und andere mehr ſind ja herrliche Lehrmeiſter darin, wie man menſchlichen

lichen Verſtand verblenden, und ihm Schattenbilder vor den Augen wegziehen laſſen kan, die er als Würklichkeiten vorhanden glaubt.

Man verband mit dunkeln Vorſtellungen von Seelenexiſtenz, Seelenbeſtimmung und Seelengemeinſchaft, kleine chymiſche, alchymiſche und magiſche Prozeſſe, die dem Auge und den Sinnen wohlthun, und den Geiſt ſtimmen mehreres zu erwarten. Man ſpante dieſe Erwartung des Herzogs aufs äuſſerſte, und wenn man ſie nicht befriedigen konte, wenn er dringend ward, man Seelenoperationen vornehmen mußte, und natürlich ſie nicht gelangen, ſo hatte man Gelegenheit genug, aus Büchern und Demonſtrationen ihm zu beweiſen, daß ſeine Lebensart noch zu ſehr ſich mit dem Irdiſchen beſchäftige, als daß man vorizt einen glüklichen Erfolg ſich verſprechen könne. Der Herzog, der nicht wußte und glaubte, daß ſeine Brüder in dem Herrn die Welt eben ſo ſehr, wo nicht mehr genöſſen, als er, wähnte, ſie hätten recht, nahm ſich vor einmahl ganz ſtrenge zu leben, wurde in dem Vorſaz von ihnen beſtärkt, und von ihnen ſelbſt hernach wieder durch Hülfe der ſchlauen Madam

Mind weit tiefer in den Abgrund der Wolluſt geſtürzt.

Was war leichter, als auf dieſe Art in ihm Anhänglichkeit für eine Sache zu erhalten, die man zu zeigen nie bedurfte. Was war natürlicher, als daß es Stunden gab, wo auch er der Wolluſt überdrüſſig ward, daß dieſe ihm angenehmer in dem Zirkel hinfloſſen, wo andre für ihn dachten.

Freylich hatten ſie ſich in Heloiſen etwas geirrt. Sie hatten geglaubt, ſie würde ſehr leicht mit ihnen einſtimmig werden. Sie hatten an keine, beſonders weibliche Standhaftigkeit geglaubt, und fanden nun, daß dieſe, nicht allein andre Grundſätze, als ſie hegte, ſondern daß Beharrlichkeit darin ihr Karakteriſtiſches ſey. Auch war es ihnen nicht einleuchtend geweſen, daß man ſelbſt als beſtimte Geliebte eines Herzogs, mehr Stunden ernſten Betrachtungen, als phyſiſcher Liebe opfern konte. Sie muſten ſich fürchten, daß die Dame ihnen das ganze Herz des Fürſten ſtehlen würde, und was ſie fürchteten geſchah, aber ſo, daß ſie es nicht bemerkten.

Ihre geheimen Zuſammenkünfte waren ihnen immer noch das einzige Refugium, und ſie hatten eine ganze Weile damit inne gehalten. Bey der jezt ſo nothwendig ſcheinenden Epoche der Erneurung wolten ſie doch erſt an Helviſen forſchen laſſen, ob ſie ihnen wohl zuwider gehandelt hätte, und handeln würde. Der geheime Schazmeiſter der Privatangelegenheiten muſte es über ſich nehmen, den Herzog deswegen zu ſondiren. Nach einem Preambul, der auf ganz enorme Lobeserhebungen der Dame hinausgieng, wurde von Frömmigkeit geſprochen, und auch hiernach hatte der Vertraute die Dreiſtigkeit ſich zu erkundigen. Der Herzog verſicherte heilig und feſt, daß Helviſe eine fromme Perſon ſey, daß ſie beſondre Grundſäze über die Art dieſes zu äuſſern habe, welche von den ſeinigen in ſofern abgiengen, daß er mehr von äuſſerer Darſtellung verlange, als ſie für nöthig hielte, daß ſie glaube, das wahre der Frömmigkeit läge in der Ueberzeugung, die der Menſch in ſich fühle, nach gewiſſen Regeln zu handeln, daß aber ſie ihrer einmahl gefaßten und angenommenen Meynung auch ſo treu bleibe, daß nichts fähig ſey, ſie davon abwendig zu machen.

„In der Art wird ſie alſo wohl unſern Betſtunden nicht ſehr gewogen ſeyn?“

Warum? erwiederten Se. Durchlaucht. Sie hat nichts dawider, denn ſie behauptet jeder Menſch habe eine andre Ueberzeugung, und keiner dürfe den andern darin ſtören. Ich bin ehedem wohl aus den Verſamlungen zu ihr gekommen, habe ihr erzählt, ich hätte mich ſehr darin erbauet, und ſie hat ſich darüber gefreut, hat mir ſelbſt geſagt, man müſſe keine Gelegenheit verſäumen, wo man einen Zuwachs ſeiner Kentniſſe erhalten könte. Ich habe ihr ſogar verſchiedenes über den Inhalt deſſen geſagt, was ich gehört, und ſie hat auch dieſen gebilligt.

So wie der Fürſt geſprochen hatte, erzählte der Abgeſandte treulich wieder. Da fand man nun in dieſem Berichte ſchlimmes und gutes. Gutes, daß Heloiſe dem Fürſten keinen widrigen Begrif von dieſer Geſellſchaft beygebracht, ſchlimmes, daß er ihr von dem etwas mitgetheilt, was in den Verſamlungen vorgefallen war. Bis jezt war freylich noch nichts vorgekommen, was ihr Argwohn erregen konte. Den Glauben an Beten und Frömmigkeit

keit konte ſie nicht zu beſtreiten ſuchen, der aber an Geiſter und Geiſterey konte ihr ſehr zuwider ſeyn, und ſie war es, die ihre Projekte zu Waſſer machen konte.

Indeſſen war immer mehr gewonnen, als verloren. Denn was geſchehen, war gut, und dem, was noch nicht geſchehen war, konte man Hinderniſſe in den Weg legen.

Auch wurde das ohne Verzug unternommen. In der nächſten Verſamlung, ward es einem Manne aus der Zunft ſehr nachdrüklich verwieſen, daß er einer Geliebten von ſich, Dinge geoffenbaret, die unter ihnen vorgefallen wären. Der Mann ſtellte ſich äuſſerſt erſtaunt, läugnete zwar nicht, wunderte ſich aber nur, wie es ihnen möglich wäre, dergleichen zu wiſſen, da es erſt dieſen Nachmittag und zwar kurz vorher geſchehen, ehe er in die Verſamlung gekommen, er alſo gewis wiſſe, daß ſeine Geliebte ihn nicht habe verrathen können.

Man erwiederte ihm, ob er denn nicht wiſſe, daß in der Bibel ſtände; der Verräther ſchläft nicht. Ueberdem könne er ja leicht den Schlus machen, daß die Seelen der Abgeſchiednen, oder die den

Himmel oder die Hölle bewohnenden Geiſter, wenn ſie wiſſen und erfahren, was hier auf Erden vorgienge, wenn man ſie rieſe, auch auſſerdem mit demjenigen nicht unbekant ſeyn müſſen, was ſich in Anſehung ihrer zutrüge. Er, der Sprecher habe in den Lehrſtunden, die er hierüber gegeben, ja hinreichend bewieſen, daß es denen Geiſtern, gut oder böſe, allemahl eine unangenehme Aufforderung ſey, ſich aus dem Zirkel ihrer Beſchäftigungen herauszureiſſen, und dahin zurükzukehren, oder zu gehen, wohin ſie eigentlich nicht gehörten. Da ſie aber gröſtentheils doch immer den Willen hätten, gute Abſichten zu befördern, ſo müßte es ihnen um ſo empfindlicher ſeyn, wenn ſie den Weg doppelt zu gehen genöthigt wären. Dies ſey der Fall izt bey ihm. Die lezte Zitation habe unendlich viel gewirkt, und alles ſey ſchon zur Abfarth des Geiſtes auf heute bereit geweſen. Der Augenblik, in dem er geplaudert, habe jede vorhergegangene Wirkung ungeſchehen gemacht, und da der Geiſt einmahl voraus geſehen, er würde dennoch erſcheinen müſſen, und ſeine Erſcheinung ohne Wirkung ſeyn, ſo habe er ſich bey der erſten Zubereitung zur heutigen Zitation unſichtbar eingefunden, mit vornehmlicher Stimme ſeinen Namen, ſeine Geliebte, und ſein Verbrechen genant. Der Ordnung der Sache gemäs habe man den Geiſt gefragt: Ob man ſeinen Widerſacher ausſtoſſen ſolle, allein er habe erwiedert: Man möge es noch einmahl verſuchen, der erſte Fehltritt verdiene eine ſo harte Beſtrafung nicht. Hiermit wäre die Sache zwar beygelegt, aber alles vorherige müßte wiederholt werden.

Da nun für den Tag nichts in Zitationsgeſchäften zu machen war, ſo unterhielt man ſich mit Erzählungen, Lehren, Gebeten. Unter andern brachte der Bruder Redner das Kapitel vom weiblichen Geſchlechte aufs Tapet. Wir haben zwar, ſagte er, ſo eben ein deutliches und trauriges Beyſpiel gehabt, daß auch Männer dem Plaudern ergeben ſind, allein wenn wir auf den Grund der Sache gehen wollen, ſo iſt das Weib immer die Urſache davon geweſen. Wir wiſſen ja wohl wie es uns geht. Die Macht, die dies Geſchlecht über uns erhalten, trift unſre ſchwache Seite zu ſehr, als daß wir nicht auf den Wahn kommen ſolten, wir thäten ihnen unrecht, wenn wir ihnen alles verhehlen wollen. Wir ſehen an ihnen Gefälligkeit, Einnehmendes, wir werden Geiſt gewahr, der freylich nur in der Oberfläche iſt, der uns aber tief zu liegen ſcheint. Um ſo reizbarer ihre Nerven ſind, um ſo ſchneller beurtheilen ſie eine Sache, und dieſe ſchnelle Beurtheilung iſts, die wir für Vorzug für unſern Verſtand anſehen. Wir bedenken aber zu gleicher Zeit nicht, daß je reizbarer Seelenkräfte ſind, deſto ſtärker und ſchneller wirken ſie auf die Sinne, erregen Begierden, fordern Befriedigung. Eine der gröſten Begierden des weiblichen Geſchlechts aber iſt, ſich andern mitzutheilen, und je geheimer das Geheimnis iſt, um deſto heftiger wird dieſer Reiz, der die Begierde erweckt. Aus dieſem Grunde ſind Männer ſchuldig, Geheimniſſe, die das bleiben ſollen, dieſem Geſchlechte nicht mitzutheilen.

Wir wollen den Fall, fuhr er fort, hier beſonders appliziren, weil wir ganz beſondre Urſachen ſehen, die ihn hier gefährlicher machen können. Eben der Reizbarkeit wegen iſt das weibliche Geſchlecht furchtſamer als das mänliche. Laſſen ſie nun jener Begierde ſich mitzutheilen, noch die Furcht ſich zugeſellen, daß ein Geheimniß in ihrem alleinigen weiblichen Beſiz ihnen geſährlich werden könte, daß es vielleicht ihrem Manne, ihrem Geliebten, ihrem Geſchlechte oder wohl gar dem ganzen Erdkreis den Untergang bereitete? Glauben ſie etwa nicht, daß dergleichen Ideen möglich ſind? Nur zu ſehr. Geiſter zitiren! Das Wort, meine Freunde und Brüder, hat ſchon manchen Kopf verrükt, manchen Männerkopf, geſchweige denn Weiberköpfe. Gemeiniglich ſteht die Idee von Hals umdrehen, todt niederfallen, durch die Lüfte wegführen, nicht weit davon. O Menſchen! wie thörigt ſeyd ihr, daß ihr glaubt, Geiſter, die allein mit euern Seelen in Harmonie ſtehen, mit denen euer Körper gar nichts zu thun hat, werden Tüke an dieſem ausüben. Nicht einmahl auf eure Seelen wirken ſie. Der böſe und der gute — ſie ſind beyde gleich gebunden. Erſcheinen können ſie. Eindruk auf euch zu machen ſind ſie im Stande. Allein ſeyd ihr verſtokt, wollt ihr nicht glauben, ſo kümmern ſie ſich auch wahrhaftig nicht weiter um euch, und überlaſſen euch euren ſelbſtgewählten Schikſaale, von dem ſie euch nicht zu retten vermögen.

Doch ich komme ganz von meiner Materie ab, ſchloß er ſeine Rede. Weiber waren nur mein Gegenſtand, nicht Männer. Nennt nur einen Geiſt und ſie werden ſchreyen. Und ſind ſie weltklug, denn es giebt ihrer auch, die ſo gern Männern gleich ſeyn mögten, ſo wird ihr Herz innerlich ſchreyen, denn es vermag nicht den Reiz zu ertragen, den dieſes Wort auf ſie hervorbringt. Solte auch würklich in der Folge nach dieſem evidenten Beyſpiel jemand im Stande ſeyn, dennoch ſeine Pflicht zu verlezen, und dieſem Geſchlechte irgend etwas zu ſagen, was dieſe Verſamlungen betrift, ſo werden wir ihm kein weiteres Zeugnis von dem ablegen, was wir erfuhren, denn nicht immer ſieht uns dieſe Macht frey. Aber beweiſen ſolten wir, nach dem Befehl der allergeheimſten überirdiſchen Obern, daß wir zu wiſſen im Stande wären, was wir wiſſen wollen.

Feiner konte man wohl nichts einkleiden, um den Herzog zu überzeugen, man wiſſe ſehr viel von dem, wovon man doch nichts wußte. Wie konte er wiſſen, daß die Sache mit dem Manne abgeredet war, der ſeine Rolle ſo gut zu ſpielen wußte. Die ganze übrige Geſellſchaft, die nicht in das Wahre der Sache initiirt war, glaubte mit dem Herzoge gleich, ärgerte ſich nicht wenig über den Unbeſonnenen, der ihnen die heutige Erſcheinung verdorben, und dieſer war dafür ſo belohnt worden, daß er mit kaltem Blute obgleich äuſſerlichem ſehr verdrieslichem und reuevollem Anſehen das alles einſteken konte.

Der Herzog bewunderte das Geſchehene, kettete ſich näher an, und lies ſich nach einem etwas langen Ueberreden, [illegible] ſehr weit hergeſuchten Vorſtellungen von dem Uebel, welches diejenigen anrichteten, die ihre Meynungen dem Publikum gedrukt mittheilten, bewegen, in einen neuen Plan zu Einſchränkung der Federn und Preſſen im Lande zu willigen.

Fünfte Aufklärung.

Welche größtentheils Parallele iſt.

Unter der vorigen Regierung hatte eine ſehr vernünftige Preßfreyheit geherrſcht. Sie war nicht ganz uneingeſchränkt geweſen, das heißt der Herzog hatte ſich würklich nicht erlaubt, den guten Namen ſeiner Unterthanen einem jeden Schmierer Preis zu geben, der Pasquille ſchreiben konte. Allein er hatte jedem, der Kopf dazu hatte, erlaubt, über Dinge, die er einſah und nicht einſahe, zu reden, und ſie zu beurtheilen. Beurtheilte er ſie falſch, dachte der Regent, ſo wird man ihn auslachen, wird ſagen, er ſolte ſich nicht in Dinge miſchen, die auſſer ſeiner Sphäre lägen. Beurtheilte er ſie hingegen richtig, ſo könte man ſelbſt Nuzen daraus ziehen, und den Mann befördern, wohin er anzuſtellen ſey. Tadelte er Dinge, die zu tadeln wären, ſo ſey man ihm Dank ſchuldig, tadelte er Dinge, die es nicht verdienten, ſo ſey er dadurch hinreichend beſtraft, daß er ein Narr wäre, den man ſo lange in der menſchlichen Geſellſchaft dulden könne, bis er ihr gefährlich würde, und das hieß der Herzog, bis er in Thätlichkeiten ausbräche, denn durch ſolchen Tadel verlor ſeiner Meynung nach niemand etwas.

Eine andre Urſache, warum er die Preßfreyheit erlaubte, war die, daß er lieber wolte, die Leute ſchrieben dummes Zeug, als daß ſie bettelten, oder gar ſich aufs Stehlen legten. Der Herzog war nicht geradezu richtiger Beurtheiler in allen Wiſſenſchaften, auch war ihm das nicht zuzumuthen, in gewiſſen aber hatte er groſſe Kentniſſe, und auſſerdem einen natürlichen Verſtand, der ihn wenigſtens oberflächlich eine Sache überſehen lies. Nicht allemahl trafs ſich, daß wenn ein Verleger ihm ſchrieb, er wolte dies oder jenes Buch druken, und er antwortete: Wenn er ſein Geld wegwerfen will, ſo thuers, es iſt dummes Zeug, daß da der Verleger ſein Geld einbüßte, aber weit öfterer war doch ſein Ausſpruch Wahrheit, und wo er fehlte, war mehrmalen die Schuld der dummen Welt zugemeſſen, die der Verleger beſſer kante, und wohl wußte, ſie würde ihn mit ſeinem Projekte nicht ſizen laſſen.

Die verſchiedenen Schriften, die ſchon bey den erſten nicht ſo wichtigen aber immer doch auffallenden Veränderungen erſchienen waren, hatten Gährung gemacht, waren auch wegen verſchiedener Perſonalien verboten worden, und man hatte geſucht, ihre Ausbreitung zu vermindern, und ihre Verfaſſer ans Licht zu bringen, um ſie zu beſtrafen.

Bey Gelegenheit des Meynungsſyſtems gieng die Sache weiter. Man ſtrafte würklich, obgleich nicht ganz mit Recht, weil man die, die eigentlich ſtrafbar waren, nicht habhaft werden konte, und alſo auf minder ſtrafbare oder vielleicht gar nicht ſtrafbare fiel, nur um Exempel zu ſtatuiren.

Wahr iſts, daß der Meynungsrichter in mancher dieſer Schriften ſtark mitgenommen wurde, wahr, daß man weiter gieng, als er es verdiente, allein ganz unſchuldig war er doch nicht.

Wahr, daß man ſelbſt des Herzogs manchmal nicht ſchonte, und das war ſchändlich. Allein wer vermag es ein geſalbtes Haupt zu läſtern? Die Sache ſelbſt macht ihn zum Unmenſchen, und man muß ihn als einen verachten, der nur aus Erbarmen in der bürgerlichen Geſellſchaft geduldet wird. Der Fürſt muß lachen, denn ihn kan keins dieſer Stüke treffen, die die Bosheit erdenkt und fortpflanzet.

Und auch die übrigen ſolten lachen, ſie mögten nun es können oder nicht. Einmahl ſind ſie doch die erſten im Staat. Gut, daß man ihre Fehler aufdekt, ſie dem Publikum zeigt, damit es ſich hüten kan, allein für ſie gut, wenn ſie zwar alles Gute aus dieſem aufgeklärten Spiegel ſaugen, die Sache ſelbſt aber zu unterdrüken, und ſo zu unterdrüken ſuchen, daß ſie nicht weiter aufkommen, und ſtärker ſich rühren kan.

Durch Verbot und Strafe geſchieht das nie. Politik alſo gegen Politik. Jede Sache, die beſte, kan von einer ſchlechten, die allerſchlechteſte von einer guten Seite vorgetragen werden. Man ſeze alſo die Sache derer, die den Staat regieren, in das helleſte Licht. Man mahle die, welche gegen ſie ſchreiben nebſt ihren Schriften aufs allerlächerlichſte ab, dann werden ſie gewis aufhören weiter zu ſchreiben, und das Uebel der Verachtung ſolcher Männer wird aufhören

Man ſieht leicht ein, fuhren unſre Traditeren fort, daß der Rath, der hier gegeben wird, parador mit dem klingt, was wir von dem Guten geſagt haben, was dergleichen Schriften zuwegebringen, daß er dem Wunſche widerſpricht, daß ſie aufklären und beſſern mögten. Allein dieſer Widerſpruch liegt nur als Anſchein da. Wir reden von der Möglichkeit ſich zu retten, wenn man ſieht, man hat gefehlt: von der Möglichkeit die ganze Welt glauben zu laſſen, der Tadel, der in dieſen Schriften liege, ſey ungegründet, und der Verfaſſer derſelben der Tadelnswerthe, nicht der, der den Stof dazu gab.

Hierzu aber iſt ſchlechterdings nöthig, daß alsdenn die Sache ſich ändere, und beſſer werde, ſonſt würde ja der Schriftſteller Gelegenheit und Recht haben, die ihn lächerlich machten, noch lächerlicher zu machen, und wechſelte das auch eine ganze Zeit, ſo käme doch am Ende der ganz ſicher zu kurz, der würklich gefehlt hätte.

Es iſt wahr, und das Sprichwort ſagt nicht übel: Groſſe Herren haben lange Hände, Aber gute Schriftſteller haben wahrhaftig auch lange Hände, und die Kunſt ſelbſt aus dem verborgenſten Kerker Gedanken ans Tageslicht zu bringen, die andre erbliken und fortpflanzen können, iſt weder ausgeſtorben, noch hat ſie ſich vermindert. Dieſe Parallele bleibt alſo immer, und die Aufklärung, von welcher wir denen Leidenden bey ſolchen Streitigkeiten Gebrauch zu machen rathen, iſt nur anwendbar, wenn ſie ſelbſt ſie gehörig anwenden können, ſonſt bleibt ſie ein Meſſer in der Hand eines Kindes.

Achte Finſternis.

Der Meynungsrichter war andrer Meynung.

Hätte vielleicht der Meynungsrichter, ehe er den Schreib- und Preßplan entworfen, einen ſolchen Rath erhalten, und wäre er ihm von einem Manne gegeben worden, der ihm ſeine Schwächen zeigen, und ihn auf die Beſſerung derſelben hätte vorbereiten können, wer weis, ob er ſich da je hätte gelüſten laſſen, abermahls ein Zeichen ſeines Unkopfs zu geben. Hätte er gleich einen Schriftſteller bey der Hand gehabt, dem er gezeigt, er könne ſich beſſern, und der dann nicht aus Bosheit, ſondern aus Liebe zum allgemeinen Wohl, ſeine Gegenparthie in ein äuſſerſt lächerliches Licht gebracht, ſo hätte er gewonnen Spiel gehabt, und die auch noch nicht an ihn geglaubt hätten, hätten doch wenigſtens geſagt: Er iſt noch nicht auf den Kopf gefallen, er wird ſich durchwickeln und klügere Anſtalten machen.

So aber fiel freylich ſein Anſehen auf einmahl um hundert Klaftern tiefer, da er offenbar bewies, er habe willens durchzuſetzen, was er angefangen, er wolle nicht etwa unter die Streiche ſeiner Peitſche, ſondern unter die Biſſe ſeiner Skorpionen zähmen, alles, was ſich ihm, und ſeinen unüberlegten Willen und ſeinen widrigen Anſtalten und Einrichtungen entgegenſezte.

Durch dieſen nunmehro neu eingeführten Schreib- und Preßplan, wurde das ganze Heer der Autoren im Lande ihm unterthan, deren Finger er zu Krämpfen zwingen wolte, die ſie wieder zwängen, zu ſchreiben, was ſie nicht dachten, ein F. in ein Z. unter ihrem Kiel zu verwandeln, und Zwang ſtatt Freyheit aufs Papier gemahlt zu ſehen.

Aber auch die Autoren auſſer Lande hielt er dadurch feſt im Zügel, oder wolte ſie darin halten, daß er alle diejenigen, die irgend ihr Brod durch dieſen Handlungszweig ſich verdienten, in Beſchlag nahm, und ihnen die Ausſicht bereitete, ſtatt Braten hinfort Kartoffeln zu eſſen.

Weil er aber ſehr wohl wußte, daß das alles einen Anſtrich heilſamer Anordnung haben mußte, daß um das groſſe Werk zu regieren, viel tauſend Zungen und Hände zu zähmen, wieder viel Menſchen erfordert würden, und dieſen er nicht allein unſägliche Arbeit, ſondern auch Verantwortung auflegte; weil unter dieſen Menſchen viele waren, die vielleicht ſelbſt reden konten, viele, die er nicht wenig furchte, viel andere, die ihn überſahen, und beſſere Plane machen konten, als er, ſo bediente er ſich einer ganz eigenen politiſchen Mauſefalle, durch welche die gröſſeren durchſchlüpfen konten, die kleinern aber darin ſteken bleiben muſten.

Jeder Verfaſſer eines Buchs ſoll dieſes Buch der Reviſion unterwerfen, doch mag er es der Reviſion unterworfen haben, oder nicht, ſo ſoll er im leztern Fall ſchon davor geſtraft werden, daß er es nicht der Reviſion unterworfen, im erſtern Fall aber geſtraft ſeyn, troz der Reviſion geſtraft ſeyn, wenn es etwas enthält, was man nicht billigt.

O! Ach! Eheu! lieſſe ſich da wohl ausrufen. Hätte ſichs nicht weit beſſer ausgenommen, wenn das gelautet hätte:

Ich baue einen Galgen auf den Markt, der da heiſſet der Schriftſteller-Galgen. Wer inskünftige eine Feder anſezt, ſtelle ſich unter dieſen Galgen, denn wenn es ſchon das beſte Buch iſt, was er geſchrieben hat, könnte mir es doch mit der Zeit einmahl einfallen, den Sinn ſeiner Worte ſtrafbar zu finden, und ihn aufhängen zu laſſen. Schriftſteller! haltet eure Kehlen warm!

Wenn in einem gewiſſen allen Planeten geoffenbart ſeyn ſollenden Buche ſteht: Du wirſt Rechenſchaft geben müſſen von jedem unnüzen Worte, ſo bleibt doch dies Wort ſo lange von Reviſion und Kritik unangetaſtet, bis die Zeit erſcheint, da es beurtheilt wird, und wie es dann beurtheilt wird, ſo bleibt es.

Aber nach ſchon erhaltener Abſolution, nach ſchon gefälltem Urtheil, nach revidirter und abgeſchloſſener Rechnung, ſich noch einmahl Defekte machen laſſen, ſchuldig erſcheinen, nachdem man unſchuldig erklärt iſt, die Laſt ſeiner Sünden tragen, nachdem ſie ſchon ſchneeweis gewaſchen, das iſt etwas, was auch einem noch minder zum Meynungsrichter gebohrnen und beſtimten Mann nie hätte einfallen müſſen. Das iſt etwas, was offenbare Partheilichkeit verräth, etwas, was zu deutlich darlegt, man wünſche, daß alle Federn ſtumpf werden, alle Schreibende das Schreiben verlernen, alle Denkende den Kopf verlieren, daß Barbaren und Dunkel wieder erſcheinen, und unſern fruchtbaren Boden zu einer Wüſte machen mögten.

Was hilft gleisneriſche Einkleidung als ob man dies nicht meyne, wenn der offenbare Sinn vor Augen liegt? Was ſollen all die Deklamationen, daß die Abſicht keinesweges ſey, Forſchen nach Wahrheit zu verhindern, daß Wiſſenſchaft und Künſte ausgebreitet werden ſollen, wenn ein andrer Satz ſagt dem ſoll nicht ſo ſeyn?

Was ſollen die Reviſoren, wenn ihre Reviſion nicht privilegirt? O ihr lieben Herren all, die ihr zu dieſem reizenden Geſchäfte auserleſen ſeyd, was übrigens eben nichts angenehmes haben mag, wie glüklich ſeyd ihr, daß man euch ein Amt gegeben, welches keins iſt. Laßt ihr es euch immer wohl ſeyn! Eßt, trinkt, ſchlaft! Laßt euch ganze Stöſſe Schriften ins Haus ſchiken, damit die Sportelchen ſich mehren, legt ſie fein eine Nacht unters Schlafküſſen, habt ihr ſie nicht geleſen, ſo habt ihr doch drauf gelegen, was geht euch der Inhalt an. Der arme Teufel vom Autor mag davor ſtehen, verdient er geſchunden zu werden, ſo laßt ihn ſchinden, verdient ers nicht, laßt ihn auch ſchinden. Euer weiſes Oberhaupt ſieht es gerne, wenn dieſe Brut kleiner wird, denn ſie ſind die Stechfliegen, die den Waden ſeines Verſtandes hart und eigenſinnig zuſezen.

Aber ich ſehe noch einen tiefern Abgrund vor euch, arme bedauernswürdige Federknaben: Einen Abgrund, vor dem ihr fliehen müßt, als ob die Sohlen euch brennten. Küßt eurem Durchlauchtigſten, gut es mit euch meinendem Herzoge die Hand, fallt nieder, und bittet ihn, ſeine Gränze verlaſſen zu dürfen, denn ihr ſeyd allen Raubvögeln des Landes preis gegeben.

Solte man wohl annehmen können, daß unter den Reviſoren, ſo wie unter denen, die den Schweis der Autoren in Geld verwandeln, es lauter redliche biedre rechtſchaffene Leute gäbe? Schon der weiſeſte Menſch, jenes oben angeführten Buchs ſagt: Es iſt leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein reicher ins Himmelreich komme. Die Applikation mache man ſelbſt. Iſt nicht einer der am meiſten in die Augen fallendſten Misbräuche aus dieſem Geſeze, der, daß ein ſolcher Alchymiſt und Reviſor ſich vereinigen können, ein Buch durchgehen zu laſſen, was eigentlich nicht durchgehen ſolte, denn die Reviſoren ſind ja nach dem ganzen Inhalte des Plans, Freyherren der erſten Klaſſe, und der Goldmacher iſt auſſer Schuld, ſo bald er hat revidiren laſſen. Das Nitimur in vetitum, iſt zu ſchön, zu wirkſam, zu allgemein einleuchtend, als daß nicht die Auflage vergriffen ſeyn ſolte, ehe man rechtens ausgemacht, daß das Buch nicht weiter zu verkaufen ſey. Der Goldmacher nent des Buchs Verfaſſer, und der Autor kan bey Waſſer und Brod in irgend einer Verwahrung ſeine guten Einfälle bereuen, hat übrigens aber doch den Troſt, daß am Tiſche des Goldmachers ſeine Geſundheit ſehr oft in zypriſchen Weine ertönt. Wo ein ſo augenſcheinlicher Misbrauch zugelaſſen wird, findet da wohl ſtatt, daß man Einrichtungen billigen kan?

Man wende uns ja nicht ein, daß alsdenn der Reviſor mit zur Verantwortung gezogen würde. Das

Buch kan ſo eingerichtet ſeyn, daß es wohl unter gewiſſen Umſtänden den ehern Meinungswächter ſelbſt ſo lange eingeſchläfert hätte, bis ihm jemand die Augen darüber geöfnet. Er iſt der beſte Ausleger alles deſſen, was er darüber gedacht, und würde er ja darüber gefragt, ſo wird er gewis gerichtet, nachdem er geurtheilt, und zu ſeinem Schaden wird er nie urtheilen. Der Autor — ja bewahre der Himmel, daß man da drauf ſehen ſolte, wie oder was er gedacht, wie er es niederſchrieb. Man legt die Worte aus, und damit holla.

Ein Mann, der leichtgläubig genug iſt, zu denken, er werde durch offenbare Widerſprüche einem Uebel Einhalt thun, welches er dadurch nur vermehrt, wird auch gar leicht zu Ungerechtigkeiten verleitet, weil er glaubt, durch irgend eine kleine, unbedeutend ihm ſcheinende Gewaltthätigkeit, gröſſeren Uebeln, die auf ihn zuſtrömen, zuvorzukommen, weil er ſieht, er kan durchdringen, und hoft, wenn er nur einmahl durchgedrungen hat, ſolle ſich niemand weiter an ihn wagen.

Sich furchtbar machen, ſoll ihm zum Schilde dienen, wenn er ſich nicht beliebt machen kan, und er wagt es weit ehr, ein Tyrann zu werden, als daß er eingeſtehen ſolte, er verdiene Rüge für ſo manchen unüberlegten Schritt. Aber wie komt denn das unſchuldige Schlachtopfer dabey zurecht, an dem er ſeine angefachte Wuth ausläßt?

Man laſſe dieſes nun noch einen Mann ſeyn, der ſchon lange von den Schlägen des Unglüks und der Verfolgung niedergedrükt wurde, weil er zu freymüthig war, weil er glaubte, er müſſe endlich durchdringen und die Welt nicht kante, die dieſe von ihm vorgebrachte und angefangene Aufklärung nicht annehmen wolte, die ihn für einen Thoren hielt, daß er ſich da aufopfere, wo ihm niemand für ſeine Aufopferung dankt.

Allein iſt das Schikſal aller Wahrheitslehrer wohl ein anderes als Aufopferung geweſen, fuhren unſre Traditoren fort. Haben wir wohl jemahls geſehen, daß ihre Meynungen ehr, als nach ihrem Tode gegolten hätten? Gebt ihr in die Geſchichtbücher eurer Erde zurük, wir wollen euch die unſrigen aufſchlagen. Noch mehr! Iſts euch je vorgekommen, daß Verdienſte ſo belohnt worden wären, wie ſie es verdient hätten? Ja, daß ſie ſo geſchäzt worden wären, ehe eine neue Generation, die der alten gleich nicht blind ſeyn wolte, die Augen geöfnet?

Aber wir kommen zu weit ſeitwärts. Zurük alſo zu unſerm Plan.

Männer giebts in einem Lande allezeit, die hellere Augen haben, als andere. Wenn das Unglük nun gerade Kurzſichtigern mehr Macht in die Hände giebt, da leiden jene, da ſind ſie dieſen Dornen im Auge, da ſucht man ſich von ihnen, ſie vom Staate loszuwikeln. Wenn nun ein ſolches helleres Buch erſcheint, ſo iſts am beſten, man ſchreibt es auf Rechnung des helleren Mannes, dem man gern an den Hals will; man ſucht ſcheinbaren Verdacht, pakt ihm gleich auf dieſen an, und nun ſize du, daß du ſchwarz werden mögteſt. Biſt du doch aus der Thätigkeit geſezt, kanſt nicht mehr wirken, biſt in gewiſſem Verſtande tod.

Schon zwey offenbare Uebel, die aus Plänen entſtehen, die unüberlegt ausgeführt werden.

Aber auch ſchon vollkommene Zähmung, und Furcht und Schreken über die armen Autoren, die in den Herzoglichen Landen von Führung der Feder zu Mittheilung ihrer Seelenkräfte auf dem Papier Gebrauch machen, und Bred und Waſſer, höchſtens Bier ſich erwerben. So würden uns die Herren Verfertiger entgegenrufen, wenn ſie unſere Apologie hörten, denn ſie machen ſich ſo wenig aus den Kritikern, als aus der ganzen Welt etwas.

„Nehmt Nähnadel oder Pfrieme, Hobel oder wenn ihr Kräfte habt Beile! Hört auf zu denken, hakt Holz, und hakt mit dem Holze eure Vernunft zu Stüken, denn ſie iſt die miſerabelſte unbrauchbarſte Samlung für dieſe Zeiten, die ihr hättet machen können.

Aber denen Auswärtigen hätten wir den Mund noch nicht geſtopft, war der Einfall eines jungen Mannes, dem man in einer auswärtigen Schrift einen entſezlichen Peitſchenſtab gegeben. Davor iſt aber auch Rath.

Wenn dieſe Herren dergleichen ſchreiben, wo ſolten ſie wohl anders Liebhaber dazu finden können, als in den herzoglichen Landen? Was kümmern ſich andere darum? Die ſind bey ſich genug beſchäftigt, haben an ſich genug zu waſchen. Wir verbieten alſo den Eingang ſolcher Produkte, und damit hat das Lied ein Ende.

Wir zweifeln, meine Herren, ohne dem Liede ein Ende zu machen, thun ſie ſich den gröſten Schaden von der Welt. Hier wollen wir einmahl wieder zweyerley betrachten, das Innere und Aeuſſere.

Was das Innere betrift, ſo legen ſie den Männern, die wir oben Goldmacher nanten, die aber im Eiſenhandel nun übergehen werden, auf, kein Buch, welches etwas wider ihren Willen gehendes enthält, ins Land zu bringen, und doch holen dieſe Herren den gröſſern Theil ihrer Waaren bey weitem aus dem Auslande, und konnen gar nicht ſubſiſtiren, wenn ſie dieſe nicht haben.

Dieſer Vorderſaz ſezt die Verleger in ein ſehr gutes Licht. Denn man trauet ihnen einmal zu, wie Polyhiſtorn, daß ſie in allen Fächern menſchlichen Wiſſens bewandert ſind, daß ſie eine alles überſehende Beurtheilungskraft haben, und, daß ſie zehn Bücher wenigſtens auf einmahl leſen können, denn ſonſt wäre es gar nicht möglich, daß ſie die Ballen nur verluſtiren könten, die ſie hereinbringen.

Der Nachſaz lautet zwar ein wenig milder. Wenn es ohne ihr Vorwiſſen geſchiehet, und ſie hernach erſt in die Sache eindringen, ſo ſollen ſie anhalten, und anzeigen. Wenn mögte denn aber der Verleger eines Buchs wohl inne werden, daß dieſes Buch nicht in den gehörigen Willen der Herren Richter paſſe? Wer wird ihm dieſes ſagen, da er nicht alles ſelbſt leſen kan? Reiſſender Abgang, und öffentliche Stimme würden es vielleicht thun: denn aber iſts doch wohl zu ſpät?

Dieſer Nachſaz aber iſt auch wieder auf eine ſo erſchrekliche Art eingeengt worden, daß bey auswärtig gedrukten Büchern der Verleger eben ſo ſehr in die Klemme kömmt, als der einländiſche Autor bey ſeinen Schriften. Man ſahe ein, daß ein Beweis, daß der Verleger etwas vom Inhalt gewußt, äuſſerſt ſchwer ſey, und weil man ſchlechterdings geſonnen iſt, hier Gewalt vor Recht ergehen zu laſſen, ſo vermengt man Umſtände und Uebereilung, mit Schuld und Vorſaz. Wer in der Welt iſt nicht verdächtig zu machen? Und Verdacht wird hier ſchon beſtraft. Wer in der Welt iſt alſo hier für Strafe frey, wenn er auch unſchuldig iſt?

Iſt es auf dieſe Art nicht beſſer, der Buchhändler entſchlägt ſich ganz des Handels mit auswärtigen Produkten? Beſſer das, als daß er ſich der Gefahr ausſezt, durch Verläumdung, falſche Zeugen, und was der möglichen Fälle der Art mehr ſind, um Brod, Vermögen und Ehre zu kommen?

Heißt dieſes Verfahren nicht, der Bosheit die Hand bieten, um ſich das Verderben andrer zu eignem Kizel zu Nuze zu machen? Oder will man hier auf Unbeſtechbarkeit der Gerechtigkeit provoziren, und behaupten, dieſe würde das wieder ins Gleis bringen, was Undeutlichkeit in Geſezen verderbe? Haben wir etwa nicht der Beyſpiele von Partheylichkeit der Richter täglich? Wehe dem, deſſen Vermögen und Leben vom Zufall der Blindheit oder des Scharfbliks der Gerechtigkeit abhängt! Dann ſteht wenigſtens eben ſo viel zu verlieren auf dem Spiel, als zu gewinnen da ſteht, und der arme Schelm, den das Unglük ſein ganzes Leben hierdurch verfolgt, wird eben nicht glüklich genug ſeyn, einem gewiſſenhaften Advokaten oder Richter in die Hände zu fallen. Greift zur Hake, ihr Herren Verleger, und werdet Bauren!

Die Buchdruker ſind nicht minder übel daran, und ich mögte faſt ſagen, am übelſten. Schriften, die bisher von Auswärtigen im Lande gedrukt wurden, werden dieſem izt entzogen, denn wer wird ſich der Gefahr ausſezen, daß eine Stelle ſeines Buchs dieſem oder jenem Herrn nicht gefällt, und er dann ſeines Eigenthums verluſtig wird? Einländiſche Autoren werden für einländiſche Verleger nichts mehr arbeiten, auswärtige ebenfalls nicht, Handel und Wandel hört auf, die Buchdruker ſehen ſich an und leben vom Winde.

Das wären innere Inkonvenienzen. Aber äuſſerlich hätte man doch ſeinen Zwek erreicht. Staupenſchläge brächten den einländiſchen Autor zum Schweigen, den ausländiſchen Mangel an Abſaz ſeines Produkts. O wie ſehr irren ſie ſich, meine lieben Herren! Sie glauben, man bekümmre ſich auswärts nicht um ſie und ihre Handlungen? Mehr als im Lande. Glauben ſie mir das aufs Wort. Wo Miniſter und Räthe das wahre Wohl eines Landes zum Zwek haben, da haben ſie Acht auf andre Regierungen, da erforſchen ſie ihr Gutes und ihr Böſes — um aus ihrem Gutem und ihrem Böſen Nuzen zu ziehen. Auch ſehen es andre ſehr gern, wenn über Dinge, die vorfallen, freymüthige Meynungen geäuſſert werden, weil dieſe wieder zum Unterricht dienen.

Und denn giebts in jedem Lande eine Menge privilegirter Müſſiggänger, die nichts zu thun haben, als ſich um Neuigkeiten zu bekümmern, und mit politiſchen Anekdoten ſich abzugeben, die ihre Zeit gar nicht beſſer vertreiben können, als wenn ſie rechte körnige Satyren über öffentliche Einrichtungen, groſſe Herren, und ihre Miniſter leſen. Dieſe werden immer und ewig den Geiſt des Läſterns in Thätigkeit erhalten.

Eben ſo wenig würde es ihnen gelingen, wenn ſie darauf rechnen wollen, daß andere groſſe Herren, um ihrentwillen ihren denkenden Unterthanen die Köpfe abſchlagen, das heißt, moraliſch ſie abſchlagen werden. Freylich wird man aus Gefälligkeit für einen Mann, der das Ruder einer wichtigen Regierung in Händen hat, nicht ganz ſtillſchweigen. Man wird einwilligen zu unterſuchen, wird unterſuchen, aber nicht auf bloſſen Verdacht ſtrafen.

Findet man Unſchuld, wie man ſie denn finden muß, ſobald der verdächtige Gegenſtand beweiſet, er habe um des allgemeinen Beſten willen gethan, was er that, und iſt irgend mehr Aufklärung in den benachbarten Ländern, als die Weisheit der Hohen in jenem darin übrig läßt, ſo wird man, vielleicht vielleicht auch das nicht einmahl, ſeinen Unterthanen verbieten, ſich weiter um die Geſchäfte und Einrichtungen jener Länder zu bekümmern, aber für geſagte Wahrheiten, die, ſo lange ſie nicht verboten ſind, frey geſagt werden dürfen, wird man niemand zur Strafe ziehen.

Es iſt immer gewis, daß jeder ſeinem Regenten eine ſo unbegränzte Ehrfucht ſchuldig iſt, daß er ſchlechterdings ſeine Handlungen nicht tadeln, noch weniger einen Schleyer über ſeine guten Seiten ziehen darf, um ſie den Augen des Publikums zu entziehen. Hieraus folgt noch keinesweges, daß der Regent ohne Fehler ſey, aber ſeine Fehler ſind gewis um des willen in die Augen leuchtender, weil er alles unverhüllt handelt, und von ſo vielen beobachtet wird, die ihn als die erſte Perſon, theils als Muſter annehmen, theils wünſchen, daß er nicht ſo ganz auf wäre, um ſagen zu können, ſich wenigſtens ſagen zu können, daß Schikſal ſey ungerecht, daß es ſie nicht zu einem ſolchen Poſten befördert. Wenn ein andrer Menſch die Fehler eines Regenten in einem weit gröſſern Grade hat, ſo wird er deswegen nicht in der Hälfte ihrer theilhaft erkannt werden. Jeder alſo, der ſich berechtigt glaubt, welches er nie ſeyn kan, ſeinem Regenten Fehler vorzuwerfen, fehlt, und jeder, der Fehler, die Miniſter oder Lieblinge oder Räthe eines Fürſten begeben, auf Rechnung des Regenten ſelbſt ſchreibt, fehlt doppelt.

Man könte uns einwenden, wir widerſprechen uns, weil in der zweyten Aufklärung wir ſagen, der Fürſt ſey ungerecht, der ſein Volk ungerecht halte, weil es tadle, was es tadeln muß. Allein hier findet nichts weniger als Widerſpruch, blos Unterſchied ſtatt. Die Perſon des Fürſten, ſo wie ſein Karakter ſoll uns heilig ſeyn, das heißt alles was Beziehung auf ihn allein hat. Alles aber, was Beziehung auf uns hat, alles was Einrichtungen und Veränderungen in Beziehung der Menſchen auf einander iſt, das iſt der Beurtheilung, der rechtmäſſigen

Beurtheilung des wahrheitsliebenden Beobachters unterworfen, und dieſes Recht gehört ſo ſehr zur Menſchheit, daß man nur einen Begriff von dieſer zu haben braucht, um es billig zu finden.

Allein die Schuld iſt deswegen nicht auf den Regenten zu ſchieben, denn welcher Menſch iſt nicht ſo ſchwach, daß er ſich von andern zu Handlungen verleiten läßt, die nicht ganz mit dem allgemeinen Beſten übereinſtimmen. Wenn nun vollends des Regenten Abſicht gut iſt, wenn würklich ſein Herz von Liebe für ſeine Staaten überfließt, wenn er nichts ſehnlicher wünſcht, als jeden glüklich zu ſehen iſt er deswegen zu läſtern, weil Scheinheilige ihn umgeben? Soll er in Herz und Blik eines jeden leſen, was er denkt, wenn er es ihm anders vermahlt? Alſo niemahls iſt der Tadelnde berechtigt die Schuld auf ihn zu werfen. Er werfe ſie auf das Schikſal, und auf die, die böſes Herzens genug ſind, ſich in Schaafskleider zu hüllen, da ſie reiſſende Wölfe ſind, auf die, die Wahrheit und Menſchenwohl lügen, und Lügen und Eigennuz im Herzen haben.

Könte mancher nur in einem Spiegel ſehen, was eigentlich die Pflichten eines rechtſchaffenen Miniſters ſind, er würde vor dieſem Bilde zurükſchaudern, würde es nicht wagen, ſich in eine Laufbahn zu begeben, wo fallen, ihm, dem Schwachen, Unerfahrnen, Selbſtliebenden bey jedem Schritte droht. Aber ſo traut ſich der Menſch immer alles, was ein andrer thut, auch zu, ohne zu bedenken, daß die kleinſte Handlung ſeiner Jugendjahre ſchon eine Wendung in ſein Leben und Denken gebracht haben könne, die ganz von jenem groſſen Plane des Wirkens für alle ihn losreißt, und ihn unnüz macht, andern nüzlich zu werden, weil er mit der Verbeſſerung ſeiner ſelbſt genug zu thun hat. Denn gewiſſe Handlungen machen, daß ein Mann nie im ganz rechtſchaffenen Lichte mehr erſcheinen kan, und wenn er auch ſich noch ſo ſehr beſſerte, wenigſtens nicht in dem rechtſchaffenen Lichte, daß er fähig wäre, allem Mistrauen zu trozen, und die Liebe eines ganzen Volks ſich ſo eigen zumachen, daß man ihn Vater nennen könte. Und jeder Fürſt ſoll Vater ſeines Volks ſeyn, und iſt es bey guter Abſicht, ſelbſt wenn Glük und Freunde ihm nicht beyſtehen.

Er kan es alſo nicht immer durch Handlungen zeigen. Der Miniſter aber ſoll es jedesmahl zeigen. Er iſts, der liebreich jeden aufnehmen ſolte, der ſich ihm nähert. Er iſt die Brüke, über welche der Unterthan ſicher zu ſeinem Fürſten gehen ſolte: wenn er aber freylich ſich zurükzieht, und die er lieben ſolte, in den Abgrund ſtürzt, der zu tief iſt, als daß der Fürſt das Winſeln der Verlohrnen hören könte, ſo ſteht er ſeinem Berufe ſchlecht vor, erfüllt ſeine Pflicht ſchlecht, und verdient es ſehr, daß der Einſichtsvolle, beſſer ſeine ſchwachen Seiten aufdekt, um wenigſtens Gelegenheit zu geben, ihn zu entlarven.

Liegt hierin etwas unrechtes? Sollte irgend ein Fürſt fühlen können, man verdiene beſtraft zu werden, wenn man beſſern will? Solte alſo irgend ein Fürſt es verbieten, wenn Dinge bekant gemacht werden, von denen er nichts weis, aber doch wiſſen ſolte — und was das Wichtigſte iſt, ſolte er nicht einſehen können, daß man Gründe habe, wenn man nichts über ſich geſagt haben will?

Warum verachtet man denn den Läſterer nicht, der einen heimlich angreift? Warum fordert man ihn nicht auf öffentlich aufzutreten, und zu beweiſen, was er ſagt? Solte ſich hier eine andre Antwort finden laſſen, als die, weil man kein gutes Gewiſſen hat?

Das iſt etwas, was man jedem Fürſten ſagen kan, ohne ihn zu beleidigen: Unterſuche das Gewiſſen derer, die um dich ſind! Scheuen ſie das Licht, ſo verdienen ſie den Glanz nicht, in dem ſie ſtehen. Suchen ſie Rache an dem, der ſie angrif, ſo entſprechen ſie dem kalten Blute nicht, was der patriotiſche Enthuſiaſt in Anſehung ſeiner Perſon beybehalten muß. Der Biedere ſteht ja für jeder Verläumdung ſicher. Will man alſo eine Einſchränkung der Preßfreyheit, ſo ſchränke man ſie doch blos auf das ein, was wahren Schaden ſtiften kan, ſchränke ſie namentlich und deutlich auf das ein, und ſtelle das Ganze nicht in ſo weitläuftige Schranken, daß man im Nothfall den Freund laufen laſſen kan, wenn man ſchon ſehr gute Anſtalten getroffen, den Feind feſtzuhalten.

Man erlaube uns, fahren unſre Traditoren fort, bey dieſer groſſen Ausſchweifung noch eine kleinere, auf einen Punkt, der ihrer nicht unwerth iſt. Geſeze ſind das, woran ganze Völker ſich halten, worin ſie ihre Glükſeeligkeit oder ihren Untergang finden. Geſeze geben iſt alſo keine Kleinigkeit, denn es heißt eigentlich vielen tauſenden den Zwang auflegen, gut oder böſe zu handeln; wie wichtig alſo der Gegenſtand für einen Fürſten ſey, brauchen wir wohl nicht zu ſagen, noch weniger, wie unglüklich der Fürſt ſey, wenn ſein Zutrauen hintergangen, wenn der Mann, dem er dieſes Amt aufgetragen, entweder der Sache nicht gewachſen iſt, oder gar ſich erlaubt, Geſeze zu ſeinen eignen Vortheilen, oder zur Privatſache anzuwenden. Geſeze geben und widerrufen müſſen, iſt das Härteſte, was einem Geſezgeber vorkommen kan. Geſeze aber geben, und ſie ſo einrichten, daß damit geſpielt werden kan, iſt das, was den Ruin eines Landes befördert. Der eigentliche Geſezgeber iſt freylich der Fürſt. Aber der iſt mehr zu tadeln, der das Geſez verfertigt, und dem Fürſten es von einer nüzlichen Seite vorgeſtellt, da es doch nur Unheil zu ſtiften fähig war. Für ein ſolches Geſez, lieber keins. Lieber dafür ältere gelaſſen, an die man ſich einmal gewöhnt hat, die den Menſchen nun ſchon ohne Zwang binden. Neue Geſeze ſind allemahl ein küzliches Ding für Fürſten, und ſie ſolten mit einer beſondern Genauigkeit nicht allein abgefaßt, ſondern mit einer ganz beſondern Vorſicht eingeführt werden. Insbeſondere aber nicht der geringſten Zweydeutigkeit unterworfen ſeyn. Der Miniſter, der ſie zu einem Spielwerk macht, mit dem man nicht allein umgehen kan, wie man will, ſondern auch ſie wegwerfen und andre nehmen, wenn ſie einem nicht mehr behagen, der hat ſehr unrecht, der könte wohl eine Peſt des Landes genannt werden, und es ſieht immer zu befürchten, daß er den Fürſten mit ſeinen Grundſätzen anſteckt.

Doch weg von dem Bilde, was würklich Traurigkeit über die ganze Menſchheit verbreiten müßte, wenn man es ſo ganz mit den düſtern Farben mahlen wolte, die es gewähren kan. Davor iſts beſſer, zu hoffen, daß wenn auch hin und wieder einmahl ein ſolcher Mann auftreten ſolte, die Weisheit des Fürſten, und der Beobachter um ihn her, ihn bald durchſchauen, und ihn und ſeine Unternehmungen dem Lande unſchädlich machen würden.

Um wieder auf unſern Schreib- und Preßplan zu kommen, fiengen die Traditoren nach einer kleinen Pauſe wieder an, ſo haben wir vielerley Inkonvenienzen deſſelben dargelegt, insbeſondre gezeigt, daß man in Anſehung derer, die die Bücher beurtheilen ſollen, zu leicht, gegen die armen Autoren zu hart, gegen die Verleger zu zweydeutig verfahren. Es waren aber der Mängel noch mehrere in dieſem Plan, die allem übrigen darin gleich, deutlich bewieſen, daß der oder die Verfertiger die Sache nicht allein nicht verſtanden, ſondern auch in einem ganz falſchen Lichte betrachtet hätten.

Einmahl war ſchlechterdings keines Individui Erwehnung geſchehen, welches dergleichen Bücher, wie man im Lande nicht dulden wolte, erhielte, verkaufte, verſchenkte. Auf dieſe Art blieb ein freyer Weg offen, dieſe unerlaubten Sachen in jedermanns Hände zu bringen, wenigſtens den Inhalt derſelben mitzutheilen, wenn man wolte.

War der Endzwek blos, den Handelsleuten den Gewinn einzuſchränken, oder war er der, daß der Inhalt ſolcher Schriften nicht gefährlich werden ſolte? Das Leſen zu verhindern war eben ſo nöthig als der Druk, wenn das leztere der Zwek war. Im Gegentheil würde es noch nöthiger geweſen ſeyn.

Freylich iſt es ganz wider natürliche Freyheit, jemanden verbieten wollen, zu leſen, was ein andrer denkt, und zu urtheilen, ob ſeine Meynungen mit denen des andern übereinſtimmend ſind, oder ob ſie von ihm abgehen, ſich zu belehren, in wie fern er richtiger als andre denke, und in wie fern er alſo ſich mehr zuzutrauen habe, als jener. Aber wenn es ſchon einmahl auf den Verluſt der natürlichen Freyheit angefangen iſt, ſo nehme man ſie doch lieber ſchnell und auf einmahl, als daß man den Leuten noch eine Puppe zum ſpielen laßt, der doch ein Stükgen ihres Puzes nach dem andern genommen wird, bis ſie endlich nakt und leblos da ſteht. Man gebe auch der ganzen Sache einen Anſtrich von Allgemeinheit, und trenne nicht die Wirkung von der Urſache.

Sechſte Aufklärung.

Wie die Räder der Uhr verderben werden.

Die Erſcheinung dieſes Schreib- und Preßplans, machte, wie es denn nicht anders möglich war, viel Aufſehen, und erregte der Urtheile mancherley, die wir übergehen, weil ſie mehrentheils das nehmliche ſagten, was wir oben ſchon erwähnt haben.

Allein, was ſchlimmer, als alle Urtheile der Menſchen darüber war, war die würkliche Konfuſion, die im allgemeinen Bataus entſtand. Diejenigen, die zum Zenſiren der Manuſcripte angeſtellt waren, wußten nicht, wie ſie ſich dabey benehmen ſolten. Da das allgemeine Beſte, ſo viele Jahre lang unter der vorigen Regierung, bey der uneingeſchränkteſten Preßfreyheit nicht gelitten hatte, ſo konten ſie ſichs an den Fingern abzählen, daß die Gelegenheit zu dieſem Plane blos die perſönlichen Angriffe auf einige der Erſten im Staat, gegeben, daß der Zwek deſſelben blos war, die Erſcheinung und Ausbreitung ſolcher Produkte zu verhindern, daß man dem Herzoge eine Blende gezeigt, deren Werth oder Unwerth er nicht erforſchen können. Das alles aber war geheime Meynung, und die öffentlich in dem Plane ſelbſt gegebne Inſtruktion war nicht fähig, denen Zenſoren zu enthüllen, was ohngefehr dieſen Herren angenehm oder unangenehm wäre. Manche waren zu gewiſſenhaft, und lieſſen gar nichts mehr durch, weil man doch Worten und Redensarten eine verſchiedene Wendung und Auslegung geben könne, andere waren zu leicht, lieſſen alles durch, und verlieſſen ſich denn darauf, daß auch ſie auslegen könten, wie ſie wolten, daß jede andere Auslegung ſie als ein Wortverdrehen angebe, und ſagen könten, man habe die Erlaubnis erſchlichen, ſie zu hintergehen gewußt.

Es kamen in kurzem in dieſem Handelszweig ſo viel Tüten, daß laute Klagen darüber zum Vorſchein kommen mußten, die aber immer noch die Ohren des Herzogs nicht erreichten, theils weil ſie zu entfernt von ihm waren, theils weil man ſie ihm verbarg. Im groſſen Triebwerke der Maſchiene that aber auch dieſes die richtigſte Wirkung, nemlich es trug ſeinen Theil zur Zerrüttung bey, die wenn ſie lange ſo fort dauerte, auf jeden Fall gänzlichen Untergang hervorbringen mußte, wenn ſchon, wie der vorige Fürſt ſo weislich ſie eingerichtet, ſie eines Menſchen Alter zu überleben, ſtark genug war. Auch waren Stürme dieſer Art auf dieſelbe wohl nicht vorhergeſehen worden.

Eins der gröſten Uebel war noch das, daß ſo viele Menſchen, die ehedem gewis wußten, blos ihrer Hände Arbeit, und nichts anders könne ſie erhalten, nun glaubten, und einſahen, daß das Projektirweſen ein müſſiggehendes Geſchäft, das man gänzlich verbant hatte, wieder einträglich zu werden anfienge. Sie wählten daher den Weg, den Fleis, der ſie bisher ernährt, an den Nagel zu hängen, und legten ſich mit Macht und Kraft aufs Windmachen. Viel verſprechen, und wenig halten, iſt ein ſehr bequemer Weg, ſich durch dies Leben durchzuarbeiten, und wo nicht genau auf die Finger geſehen wird, da ſteht man ſich ſcharmant dabey. Unter der vorigen Regierung, wo ſchlechterdings nicht verſprochen werden durfte, oder man mußte halten, war das gar nicht möglich. Verſprechen allein war da ſchon verdächtig. Wer viel verſpricht, der hat Betrug im Sinn, war das gewöhnliche Urtheil, und man hörte dergleichen Leute gar nicht an.

Da ſolche Windmacher, bey denen, die izt das Ruder führten, oft Eingang fanden, da man vielerley anhörte, und wieder vergas, was man gehört hatte, da man oft ſelbſt um einer Schmeicheley willen, oder um einen Anhänger mehr zu haben, verſprach, was man nicht halten konte, ſo beläſtigte man am Ende die Herzogliche Milde mit einer Menge von Müſſiggängern, die auf Dero Koſten zehrten, und ſichs wohl ſeyn lieſſen.

Man projektirte ferner auf Pläne, die Herzoglichen Einkünfte zu vergröſſern. Die Oekonomie des verſtorbenen Herzogs war auf eine bewundernswürdige Stufe gekommen, und ſie war ſo eingerichtet, daß, wann auch die halbe Welt darüber ſchrie, der gröſſere und ruhigere Theil doch ſehr zufrieden dabey war. Die Abgaben waren ſo geordnet, daß ſie den ärmern Theil der Unterthanen auch nur ärmlich trafen, und daß ſie mehr auf Luxus giengen, je nachdem ſich die Verhältniſſe des Luxus in jedem Stande finden und befinden. Freylich waren von

Seiten des Herzogs unter den Luxus manche Dinge gezählt worden, die man allgemein ſchon unter die Bedürfniſſe zu rechnen anfieng. Daß man darüber aber murrte, darüber lachte der Herzog. Er wußte am beſten, daß ſo es ſeinem Staat am vortheilhafteſten wäre, und wenn ſichs ein ſtörriger Theil der Unterthanen gleich nicht gefallen lies, das, was Luxus war, als Luxus anzuſehen, ſondern es immer als Bedürfniſſe betrachtete, auch ſich ſelbſt ehr aufopferte, als daß er nachlaſſen ſolte, ſo behielt der Herzog doch bey dem geſundern Theil recht, bewies auf dieſe Art, daß er Recht hatte, und hielt dafür, es würden nach und nach ſchon alle dieſer Meynung werden.

Bey der neuen Regierung wurde dem Herzoge nun gleich der Rath gegeben, um ſich beliebt zu machen, verſchiedene dieſer Einrichtungen abzuſchaffen, und einige Punkte des Luxus beym gemeinen Mann, bekamen würklich eine anſehnliche Erleichterung. Der Jubel hierüber war natürlich allgemein, allein er dauerte nicht gar zu lange. Die Lüken, die entſtanden, mußten wieder gefüllt werden, und das konte nun auf keine andre Weiſe geſchehen, als wenn man vom Luxus zu den Bedürfniſſen ſelbſt übergieng. Nach und nach fühlte man die Härte allgemeiner. Ehedem litt nur der ſtörrige, ſich widerſezende Theil, izt litten alle, gute und ſchlimme. Izt ſahen ſich die leztern gezwungen den Luxus abzuſchaffen, weil ſie ſonſt nicht im Stande geweſen wären, Bedürfniſſe zu beſtreiten. Izt wünſchte man, alles mögte auf dem alten Fuſſe ſeyn, und izt war der Wunſch vergebens.

Der Fürſt glaubte gerade das Gegentheil von dem, was die Welt glaubte; er glaubte alles beſſer, als es geweſen war. Er legte ſich mit dem Gedanken nieder, ſein Volk ſey glüklich. Er ſtand mit dem Gedanken auf. Auch mußte er in dieſem Glauben beharren, denn jeden Morgen wiederholten ihm das alle, die um ihn waren. Jeder ſeiner Räthe mußte ihm eine Neuigkeit zu bringen, die ihn erfreute..

Man wird uns hier einwenden, wie dergleichen möglich geweſen, da es doch auch alte Räthe gegeben haben müßte, die der neue Fürſt nicht ganz von ſich abhalten können und die bey ſo einleuchtendem Unfug gewis nicht ganz ſtumm geweſen wären.

Die Erklärung hierüber iſt ſehr leicht. Anfangs hatte der Herzog würklich dieſe Leute, die er nach Verdienſten ſchäzte, in mehrerem zu Rathe gezogen, und ſie ſelbſt hatten es gewagt, über dieſe und jene Aenderung ein Wörtgen zu ſprechen, und vorzuſtellen, daß das Alte beſſer ſey. Der Herzog hatte das auch gar nicht übel genommen, denn er wolte ja das wahre Wohl ſeines Volks. Er hatte es überlegt, war mit ſeinen Lieblingen aber ebenfalls zu Rathe gegangen.

Dieſe hatten hier nun eine ſehr feine Wendung gebraucht. Sie hatten dem Fürſten die Vorliebe dieſer alten Lieblinge für den verſtorbenen Herzog, und für alle ſeine Anſtalten dargelegt. Sie hatten ihn überzeugt, jene ſtänden in der Meynung, es gäbe an der ganzen vorigen Regierung nichts fehlerhaftes, und ſogar die Schwächen des verſtorbnen Herzogs wüßten ſie in Tugenden umzuwandeln. Sie könten den Gedanken einer Veränderung nicht einmahl ertragen.

Dieſe Partheylichkeit wäre ihnen aber gar ſehr zu verzeyhen. Sie, die immer mit dem Strome geſchwommen, und beſtändig dem Herzoge ſo nahe geweſen wären, hätten gleiche Denkungsart mit ihm angenommen, wären ihrem Geiſte nach wie Brüder von ihm anzuſehen. Kein Wunder alſo, daß ihnen troz allen ihren Kentniſſen und Urtheilskraft dennoch alles widerſinnig vorkäme, was gegen jene Grundſäze abziele. Das Beſte wäre, ſie in ihrer Ruhe ungeſtört zu laſſen, ſolche Aenderungen aber ohne ſie vorzunehmen, ſie nicht einmahl darum zu Rathe zu ziehen, denn dazu wären ſie klug genug, ſich nicht mehr darum zu bekümmern, wenn die Sache einmahl geſchehen.

Und dazu waren ſie auch würklich klug genug. Sobald ſie bemerkten, man wolle ihrer nicht mehr, zogen ſie ſich ſehr weislich zurük, thaten, als hörten und ſahen ſie nichts, lieſſen ſchalten und walten, wer ſchalten und walten wolte, übten aber jede ihrer Pflichten getreulich, und was ſie dachten, werden wir vielleicht in der Folge noch zu erzählen Gelegenheit haben.

Neunte Finſternis.

Sie ſchlafen nie, die Boshaften, und ſchlummern doch.

So warm der Herzog ſich auch an Heloiſen kettete, ſo ſehr ſeine feinen Gefühle für ſie zunahmen, und er immer, wenn er von ihr zurükkehrte, ſeine Seele erhaben, und ſeinen Geiſt für ſie eingenommen fühlte, ſo waren doch die Bemühungen der Madam Mind auch nicht fruchtlos, und der Herzog brachte manchen Tag in neuen Unterhaltungen zu, die ſie ihm in immer neuen Gegenſtänden verſchafte. Sie glaubte, endlich ſolte Heloiſe es müde werden, immer zu vergeben, und immer wieder erneuete Urſache zum Vergeben zu erhalten.

Sie wuſte aber nicht, daß Heloiſe gar nichts davon ſagte. So viel ſie ſich Mühe gab, bis in ihre Zimmer hinein zu ſpioniren, um zu erfahren, wie und wie oft Heloiſe mit dem Herzoge ſich zanken mögte, wie ihre Verſöhnungsart beſchaffen ſey, und ob Hofnung da wäre, daß aus einem ſolchen

Zank einmahl ein gänzlicher Bruch entſtehen würde, ſo war ihr doch dies gänzlich unmöglich. Heloiſe hatte auſſerdem, daß jeder, der um ſie war, ihr gut war, ein paar treue Leute, die ſichs aufs ſorgfältigſte angelegen ſeyn lieſſen, all ihre Heimlichkeiten verborgen zu halten, die alles, was verdächtig war, zu gewiſſen Stunden ſogar aus der Nähe ihrer Zimmer abhielten, und ſo konte ſie nicht einmahl inne werden, daß alles, was ſie anwandte, vergebens angewandt ſey.

Auch ein andrer Plan, den ſie hatte, ſcheiterte. Sie wolte nemlich aus Heloiſen etwa herauslocken, was den Karakter des Herzogs beträfe, und ſie ſtellte es mit einigen Perſonen von Stande, die ſie in ihre Vortheile zu ziehen gewußt, ſo an, daß ſie einen Briefwechſel mit Heloiſen anfangen mußten, daß ſie darauf drangen, ſie mögte ihnen doch einige Scenen ihrer Liebe, und etwas über den Karakter ihres vornehmen Liebhabers ſagen.

Aber ſtandhaft lehnte Heloiſe das alles ab. Es ſind mir heilige Pflichten, ſagte ſie, die mich binden, alles was ihn betrift, verborgen zu halten. Nicht aus Politik, denn dieſe kante mein Herz nicht, und wird ſie auch in dieſem Stüke nie kennen lernen. Und wär er mein Gatte, wofür meine Seele ihn ſo annimt, ich würde nie ein Wort von Geheimniſſen reden, die die Liebe nur allein kennen darf, noch viel weniger mich über irgend eine Handlung herauslaſſen, die vielleicht ſein liebevolles Herz mir allein anvertrauete. Alles was ich ihnen ſagen kan, iſt dies, daß unſre Liebe von einer zufriednen glüklichen Gattung iſt, daß unſre Seelenharmonie von Tage zu Tage zunimt, und daß ich keine Urſache habe, es zu bereuen, daß ich ſo wählte.

Dies erfuhr Madam Mind freylich auch allein, ſo wie ſie es auslegte, war es nicht im Stande, ſie ſelbſt zu dekontenanziren. Sie hielt es für eine feine Wendung, die Heloiſe deswegen genommen, weil ſie den Zwek gemerkt, nicht gerade gemerkt, daß er von ihr herkäme, aber doch wohl vermuthet, daß er eine angeſtelte Sache ſey, um die der Herzog ſelbſt vielleicht wüßte, und ſie prüfen wolte.

Hätte die Mind gewußt, wie entfernt die Möglichkeit einer ſolchen Prüfung unter dieſen beyden war, hätte ſie ſich denken können, daß dergleichen für Heloiſen ſchon Tod geweſen wäre, daß Verdacht

In ihre Redlichkeit, und Wähnen, daß ſie des Herzogs Güte und Liebe misbrauchen könte, ſie ſchon an den Rand der Verzweiflung gebracht haben würde, ſo hätte ſie gewis, von Zorn und Bosheit entbrant, noch weit mehrere unbeſonnenere Wege gewählt, um dieſe Herzen zu trennen.

Im Syſtem der verbündeten Geſellſchaft aber paßte, beſonders ſeitdem ſie ſich überzeugt glaubten, der Herzog würde von ihren Unternehmungen nie mit ihr reden, dieſe ſtille Perſon ganz vortreflich, und weil ſie wohl ſahen, daß die Mind würklich ſie zu untergraben ſuchte, ihnen aber daran gelegen war, daß dieſes nicht geſchehen, ſo arbeiteten ſie gegen ihre eigne Mitverſchworne.

Oeffentlich das zu thun, wäre unpolitiſch geweſen, denn die Mind wußte doch würklich ſo manches von dem, was ſie nicht wiſſen laſſen wolten, daß ſie ihnen ſehr gefährlich hätte werden können, und gewis geworden wäre, da Neigung zur Rache ohnedem in ihrem Karakter lag. Sie machten ihr alſo weis, der Herzog klage insgeheim zuweilen ſehr über Heloiſen, und daß er ihr ſelbſt nichts davon merken lieſſe, läge daran, weil Heloiſe ihm einige kleine

Verſuche bekant gemacht, wodurch ſie ſie mit dem Herzog zu entzweyen geſucht. Sie brachten dadurch es ſo weit, daß die Mind ſich ſelbſt vornahm, nichts mit dem Herzoge davon zu reden, und ſo ruhete alles, ohne würklich zu ruhen. Jedes Triebrad der Kabale drehete ſich vor ſich, ohne mit dem andern einzugreiffen, denn wäre dies geſchehen, ſo wäre die Wirkung entweder richtig geweſen, und Heloiſe gefallen, oder das ganze Uhrwerk wider ſie wäre zuſammengeſtürzt, und vernichtet worden.

Viertes Licht.

Nähert gewiſſe Dinge immer mehr der Vollkommenheit.

So wie Heloiſe im vorigen Kapitel geſchrieben hatte, war es würklich. Ihre Seelenharmonie mit dem Herzog ward von Tage zu Tage ſtärker. Er gewann ſie immer mehr. Sie ſchien ihm ein Engel vom Himmel ihm geſandt, um die Laſt des Regierens ihm zu erleichtern. Immer mehr von ihrem

Verſtande entzükt, wurde ſie ihm bald ſo nothwendig, daß er nicht ohne ſie ſeyn konte. Sie war ihm nicht blos Erholung mehr, ſie wurde ſeine Rathgeberin, ſein zweytes Herz.

Nur zwey Dinge waren noch, die Geheimniſſe für ſie waren, alle übrigen kante ſie, wußte ſie, billigte oder tadelte ſie, und was ſie billigte oder tadelte, das wurde beybehalten, oder verworfen. Nur der Zwek der Beſuche bey Madam Mind, und die Vorfälle im Zirkel der Verbündeten waren es, von denen ſie nicht die entfernteſte Wiſſenſchaft hatte. Sie unterdrükte ſogar ſelbſt ihre Muthmaſſungen darüber, weil ſie ſchlechterdings nicht durch irgend ein Nachdenken oder Tiefſinn dem Herzog Gelegenheit geben wolte, zu wähnen, ſie könne Verdacht auf ihn haben, weil ſie durch keinen einzigen, auch nicht den entfernteſten Beweis, ihm Urſach zu klagen geben wolte, ſie habe ſeiner Stunden eine trübe gemacht. Sie hielt es für Pflicht ihm Alle zu verſüſſen, und that es mit einem Herzen voll warmen Gefühls.

Der Herzog, der doch wohl vermuthete, daß bey einer Menge von Feinden ſie nicht ganz ohne unangenehme Nachrichten bleiben konte, wunderte ſich ſehr, daß ſie, troz ihrer zärtlichen Liebe zu ihm, nie deſſen Erwähnung that, hatte anfangs Mistrauen in die ganze Reinigkeit der Gefühle, die ſie vorgab, und nur das ſo ganz immer ſich gleich bleiben war es, was ihn endlich in die Tiefe ihres ſchonenden Herzens einen Blik thun lies, der auch auf ſein Herz ſo mächtig wirkte, daß er ſich geſtand, er thue ihr unrecht.

Lange noch gieng er mit ſich zu Rathe, und nach allen überlegten Gründen wider und für dieſe ſeine Ausſchweifungen, beſchlos er, des Süſſen ohngeachtet, was ſie noch für ihn hatten, ſie gänzlich aufzugeben, und Heloiſen allein für die künftige Zeit ſeines Lebens ſeine Liebe zu widmen.

So wie der Vorſaz feſt in ihm war, brante er vor Ungeduld, ihn ihr bekant zu machen.

Es war eine der ſchönſten Abende, wo er in Park in Spaziergängen, die er ſeinen einſamen Gefühlen gewidmet hatte, und wohin niemand kommen durfte, mit ihr wonnevoll ſich unterhielt, als er ſeinen Vorſaz ausführte. Nicht Sternenhell, auch nicht vom Monde erleuchtet — ſondern mit Wolken bedekt, die einen ſchwermüthigen aber angenehmen Schatten über die Erde breiteten, was der Horizont. Das Dunkel der Bäume, und die Stille, die umher herrſchte, machte alles noch feyerlicher.

Heloiſens Geſpräch fiel auf die Glükſeligkeit, mit reinem unbefangnen, keiner Schuld ſich bewuſſten Herzen dies genieſen zu können. Das fieng der Herzog auf.

Welche Saite, Heloiſe, berühren ſie da, rief er aus. O ſie können es, ich kan das nicht, und ſie haben die Glükſeeligkeit dieſes Abends mir ſehr vermindert.

Heloiſe erſchrak würklich. Es war ihr Wille nicht geweſen, und doch fühlte ſie, ſie hätte es gethan. Allein ſie war nicht auf dem rechten Wege. Sie wähnte, er glaubte, es wäre vorſezlicher Vorwurf geweſen. Sie wolte ſich entſchuldigen, that das mit Verlegenheit, und innig genug unterbrach ſie der Herzog.

„Hiervon iſt nicht die Rede, Heloiſe! Sie ſind hier nicht der ſchuldige Theil — Ich bin es. Sie ſind erſchroken. Faſſen ſie ſich. Sie können mir wieder geben, was ſie mir genommen haben. Mein Glük ſteht bey ihnen".

Geſchwind, geſchwind, was iſts? Was kan ich — was ſoll ich thun?

„Vergeben — mir vergeben! Sie ſtaunen, ſehen mich verwunderungsvoll an. Ja, Heloiſe, ich bin ein Verbrecher an ihnen, aber ein reuiger Verbrecher. Mein Geſtändnis überzeuge ſie davon.“

Jezt erzählt ihr der Herzog den Gang ſeiner Verſührung und Untreue. Und beym Schluſſe ſezte er hinzu:

„Nun, Heloiſe, liegt mein Schikſal in ihren Händen. Können ſie mir vergeben, ſo iſt von nun an ganz reine Liebe und Treue mein Vorſaz, und er iſt unumſtöslich. Können ſie mir nicht vergeben — wohl — ſo werde ich unglüklich ſeyn, aber die Laſt des Fehlers iſt doch durch das Geſtändnis von meinem Herzen.“

Was konte Heloiſe thun? und was that ſie? Sie fiel ihm zu Füſſen, dankte ihm mit innigem warmen herzlichen Seelendank, für ſo viel Liebe. Sie verſicherte, das Geſtändnis ſey ihr theuer, faſt ſo theuer, als das erſte überzeugende Gefühl ſeiner herzlichen Liebe.

Sie ſegnete den Abend. Engel ſahen vom Himmel herab, und lächelten Beyfall. Sie waren das glüklichſte Paar unter Gottes ſchönem Himmel, ſie fühlten Vorſchmak von Seeligkeit.

Dies war der Zeitpunkt, in dem der echte Grundſtein zur Beſſerung alles deſſen gelegt wurde, was bisher falſch geſchehen war. Dies war der Augenblik, in dem die Säulen des Bundes zu wanken anfiengen, und das Gebäude der Mind auf die Wolluſt des Herzogs, ſtürzte.

Siebente Aufklärung.

Die Sache wird wichtig genug.

Indeſſen, daß der Meynungsrichter ſo mächtige Fortſchritte in ſeinem Willen, und dem Ausführen deſſelben machte, indeſſen, daß er des Herzogs Verſtand und gutes Herz gebunden hielt, daß beydes nicht wirken konte, wie es bey beſſrer Leitung gewirkt haben würde, indeſſen Beliwald dem Herzoge rieth, ſein ganzes Vertrauen in Staatsſachen auf den Meynungsrichter, in Liebesſachen auf ihn, wie die Figur gezeigt, zu werfen, indeſſen der Schazmeiſter der Privatangelegenheiten für ſeinen Beutel mächtig beſorgt war; gab es auch einige denkende, nicht ganz unwichtige Köpfe, die Schritt vor Schritt den Fußtapfen des Meynungsrichters folgten, der den erſten im Staat ſpielte.

Dieſer hatte viel zu viel auf ſich geladen, als daß er alles zu beſorgen und auszuführen im Stande hätte ſeyn können. Ohne Routine in dieſen Geſchäften, ohne Gehülfen um ſich zu haben, die darin routinirt waren, denn er nahm neue Subjekte, weil die Alten ſeine eigne Schwäche eingeſehen hätten, blieb eine Menge von Sachen, die da hätten müſſen ausgeführt werden, liegen. Die ältern Herren, die mehr als das zu thun gewohnt waren, und jezt nicht ſo viel zu thun hatten, nahmen ſich vor, zum Wohl des Staats fortzuarbeiten. Sie theilten alſo alle die Fächer, die der Meynungsrichter ſich eigen gemacht, unter ſich, und da ſie alles wiſſen konten, was an ihn kam, ſo merkten ſie ſich nur ſorgfältig, was ausgefertigt wurde, und was liegen blieb, welches ſie aus den Wirkungen mit leichter Mühe ſich abſtrahiren konten, wenn ſchon ſie nicht in die Kammern kamen, wo Arbeiten ſich thürmten, die vergebens auf Erlöſung warteten, wo manches Menſchen Schikſal kummervoll vergraben blieb, was lange glüklich hätte ſeyn können, und wohin zu ſehen niemand ſich mehr wagte, weil es ihm durchzukommen ſchauderte.

Die Patrioten ſchloſſen, daß endlich dieſe Thürme zu Hügeln, und die Hügel zu Bergen werden würden. Ueber Berge aber wegzuſehen ſey nicht ſo leicht, und eben ſo wenig leicht, ſie auf ſeinen Schultern zu tragen. Der Blik des Herzogs würde alſo entweder darauf haften bleiben, oder das Gebäude des Meynungsrichters würde durch dieſe Schwere zuſammenſtürzen. Entweder würde er ſein eigner Ankläger werden, weil er ſelbſt nicht mehr durchzukommen ſich getrauen würde, oder Stönen und Aechzen derer, die ihn für ihren Verderber hielten und halten mußten, würden zulezt das Ohr des Herzogs erreichen.

Auch war dies würklich das, was der alte Herzog vorhergeſehen hatte. Meine biedern Männer pflegte er wohl zu ſagen, werden mein Land nicht untergehen laſſen. Sie ſind ſo eifrige Menſchenfreunde, daß eine kleine Gegenwehr von Seiten des Schikſals keinen Eindruk auf ſie zu machen fähig iſt. Sie werden ſich ſchmiegen, aber nie ſich beugen laſſen. Sie werden von aufſteigenden Irlichtern ſich nicht irre machen laſſen, ihren geraden Weg fortzugehen, und durch Unerſchrokenheit und Redlichkeit werden ſie zulezt an das Ziel kommen, wo des Umſturzes Rettung iſt, und wo Wahrheit immer gegen Lug und Trug Recht behält.

Die Männer, die er zu dieſem Zweke auserſehen, ſcheueten das Licht nicht. Allein ſie wußten, daß man, wenn man ſich zu ſehr in die Sonne ſtellt, verrükt wird. Er kante ſeine Leute ſo gut, daß er manchen unter ſeinen Erſten nichts von dieſen ſeinen Planen und Abſichten bekant gemacht, ſondern blos denen es entdekt, die keine Gefahr, Schreken, kein Sturm wankend machen konte. Jene hatten kaum einige empfindliche Demüthigungen, wahr, oder ihnen nur ſo ſcheinend erlitten, ſo zogen ſie ſich zurük, forderten ihre Entlaſſung, ſezten ſich in Ruhe, und verdienten gewis nicht getadelt zu werden, da ſie ſich ſelbſt die nächſten waren, obſchon jene mehr Lob verdienten, die ſich zum Opfer fürs Vaterland hingaben.

Jede Sache nun, die den Krebsgang gieng, wann ſie gut war, notirten ſie ſich ſorgfältig mit dieſem Himmelszeichen. Jede, die nicht dem Staate Zinſen trug, ſondern das Kapital ſchwächte, ſie mogte zur Rubrik des Reichthums oder der Glükſeligkeit gehören, ſchrieben ſie ebenfalls ins Minus dieſes Regiſters.

Sie waren aber auch nicht ſo ortodox, daß ſie nicht einſahen, es gäbe Wege, die, wenn ſie ſie giengen, ihnen nützlich ſeyn könten. Sie wolten es nicht darauf ankommen laſſen, ob das Ohngefehr ihnen beyſtehen würde, ſondern wie ſie ſahen, daß Heloiſe ſich ſo gut benehme, wie ſie überzeugt waren, ſie wäre ein Subiekt, welches in ihrer Sache wenigſtens Beſchleunigung befördern könte, die fürs allgemeine Beſte nicht aus der Acht zu laſſen war, ſo ſtanden ſie nicht einen Augenblik an, ſie von ihrer Abſicht, und dem wünſchenswerthen möglichen Gange zu unterrichten.

Der erſte und würdigſte unter ihnen, der ganz das Herz des alten Herzogs nach Beliwalds Tode in Händen gehabt, der auch derjenige war, den er eigentlich zu Beförderung ſeiner Anordnungen bevollmächtigt hatte, legte einen ganz unerwarteten Beſuch bey Heloiſen ab.

Sie empfieng ihn mit ganz beſonderer Achtung. Er freuete ſich des Glüks in ihrer Behauſung ihr aufzuwarten, und Heloiſe fand ſich dadurch zwar geſchmeichelt, allein ſie fühlte auch, daß dies entweder Ironie war, oder daß ſein Beſuch eine Abſicht hatte.

Ohne zu unterſuchen, ſagte ſie, ob ſie mir hier ein Kompliment machen wolten, oder ob ſie ſich dem Strome der Zeit gemäß geändert, und in einen ſatyriſchen Ton gefallen ſind, muß ich ihnen doch ſagen, daß mir ihr Beſuch unendlich ſchmeichelhaft iſt, daß ich mich nicht wenig freue, den Mann zu ſehen, der dem vorigen Fürſten ſo werth war, den der itzige Fürſt ſchätzt, und der mir verehrungswürdig iſt.

Der ehrwürdige Greis betheuerte ihr, er kenne den Ton der Schmeicheley nicht; er wiſſe aber Gutes von Böſem zu unterſcheiden, und um ihr einen Beweis zu geben, daß er der Schmeicheley nicht held ſey, müſſe er ihr geſtehen, daß ſein ſpäter Beſuch blos zur Urſache habe, daß er ſie erſt habe wollen kennen lernen, erſt ſehen, wie ſie ſich in einem ſo kizlichen Poſten betragen würde, den tauſend haben könten und unglüklich und unbeſonnen dabey wären, und das ſey der gewöhnliche Grund ihres eben ſo ſchnellen Fallens als Steigens.

Wie Heloiſe dies hörte, ward auch ſie ofner. Wenn das iſt, ſagte ſie, ſo geſtehe ich ihnen, ihre nähere Bekantſchaft iſt mir erwünſcht. Sie haben Hochachtung für mich, das iſt nicht der gewöhnliche Ton unter Leuten ihres Standes und Geſchäfts, gegen Perſonen meiner Gattung. Aber wenn ſie mein Herz kenneten, mein Herr, wenn ſie das Gefühl ſähen, welches ich für Menſchheit und allen was ſie angeht, wahrhaft auslaſſen kan, ſo würden ſie ſagen, ich verdiene dieſe Achtung. Zwar ſie ſagen es ja dadurch, daß ſie ſelbſt mich beſuchen. Beweiſt das nicht, daß ſie mich nicht verachten? Und nun was ſind ihre Wünſche? Dem Mann, der mich nicht mit den Augen der Welt anſieht, kan man ja wohl nichts abſchlagen.

Dem guten Alten ſtürzten Thränen aus den Augen. O ſie Theure, ſprach er, werth, daß ſie den Namen der Fürſtin trügen, wie wonnevoll iſt mir es, ſie in dieſer Stimmung zu ſehen. Ich komme freylich mit einer groſſen Bitte, mit einer Bitte, die das Wohl des Landes angeht, deren Erfüllung tauſende vom Verderben retten kan.

„Verhehlen ſie die Bitte nicht länger: Doch, was ſag' ich, Bitte? Sagen ſie mir meine Pflicht: Fordern ſie mich ſchnell auf, etwas zu thun, was ich ſchon gethan hätte, wüßte ichs; daß dieſe Bedingungen meinen ganzen Eifer anfeuren, daran zweifeln ſie doch nicht?“ —

Nein, ich habe mich nicht geirrt; es iſt ganz das liebevolle Geſchöpf, werth des guten Fürſten, der ſo warm und innig ihr ergeben iſt. Aber ſchnell, meine Beſte, geht es nicht. Wir könnten geradezu handeln, vollbringen, was ich ihnen ſagte, wann keine Teufel uns im Wege ſtänden, die unſre Engel übertreffen. Auf Erden iſt das oft ſo. Sie kennen diejenigen, die izt das ganze Ruder in Händen haben, und regieren, wie ſie wollen, weil unſer guter liebreicher Herzog ſie für die ehrlichſten, wohlmeynendſten Menſchen hält. Auch will ich nicht der Mann ſeyn, der ihre Ehrlichkeit verdächtig machen wolte. Laß ſie es ſeyn, aber Kraft und Wiſſen fehlt ihnen, da vorzuſehen, wo ſie vorſehen wollen. Das Land geht zu Grunde, tauſende verloren. Sie gelten beym Herzog. Oefnen ſie ihm die Augen über Dinge, wo er ſie verſchließt.

„Theurer Greis! Sie ſagen mir es, und ſo iſt es gut. Heilig ſchwör ichs ihnen aber, wären ſie es nicht, ich ſagte kein Ja. Dann würd ichs für eine Falle halten, die man mir legte, wie man mir ſchon ihrer ſo viel gelegt. So, da ſie es ſagen, iſt es Wahrheit. Feſte, gewiſſe Wahrheit. Und dieſe Wahrheit wirkt bis ins innerſte meines Herzens, zerreißt es, läßt es bluten. O ich will mit dieſem gewis guten Herzog ſprechen, wie das Gefühl zum Mitleiden. Er ſoll nicht kalt bleiben, davor ſtehe ich ihnen. Er liebt ſeine Unterthanen, und er wünſcht, und will, daß, die unter ihm ſie beherrſchen, ſie auch lieben“.

Aber nur vorſichtig, Heloiſe. Bedenken ſie, daß die, welche wir nicht ſtürzen, nur ſie verhindern wollen, böſes zu thun, auch mächtig ſind, daß ſie vielleicht ihn wider uns einnehmen könten, wenn wir zu hizig verfahren, daß ſie endlich auch Menſchen ſind, die ſich irre führen lieſſen, und die troz allen ihren Fehlern auf unſre Menſchheit auch Anſprüche haben.

„Ha! jezt erkenne ich ganz den Mann von beſtem Herzen. Feinden vergeben iſt ſehr edel. Von nun an ſagen ſie mir, was ſie wollen, ich werde alles befolgen, und ich verſpreche ihnen auch mit der gröſten Vorſicht zu Werke zu gehen."

Der Greis gieng vergnügt von ihr weg, nachdem er ihr noch eine weitläuftige Entdekung alles deſſen gemacht hatte, was ihn zu dieſen Schritten bewog, nachdem er ihr gezeigt, daß er losbrechen muſte, wenn nicht unerſezlicher Schade entſtehen ſolte, ihr bewieſen, er würde noch ſtille geſchwiegen haben, wenn er nicht in ihr den Weg entdekt hätte, wodurch die Sache ſich gut enden könte.

Heloiſe weinte Tränen der Rührung. Wenn ich das Werkzeug zu ſo vielem guten werden kan, ſagte ſie, ſo mögte mein Opfer mir wohl reichlich bezahlt ſeyn, und ich habe nicht Urſach es zu bereuen.

Fünftes Licht.

Welches den lezten Ausdruk in der ſiebenten Aufklärung beſtätigt.

Die alte Dame, bey welcher Heloiſe gleichſam als Tochter geweſen, die ſie oft genug Mutter zu nennen, das Glük gehabt, mit der ſie ſo innige und wichtige Unterredungen vor ihrer Wahl gehabt, und die dieſe zum Theil mit beſtimmt hatte, war jeder ihrer Handlungen nachgefolgt, weil ſie ſie immer noch als Tochter liebte, und ſo gern ſie glüklich ſehen wolte.

Ihr eigentliches Projekt mit Heloiſen war freylich ganz anders geweſen. Sie hatte ſie einem vortreflichen jungen Manne von Stand und Vermögen beſtimt, der auch ſchon darum wußte, nur mit dem Verbot, ſich ihr vor der Zeit nicht zu entdeken. Er hatte voll Wonne und Freude ihre Vollkommenheiten täglich wachſen geſehen, und dieſe unerwartete Beſtimmung ſeines Herzensmädgens hatte ihn ſo niedergeſchlagen, daß er die Reſidenz verlies, und ſie auch nie wieder beſuchte. Er gehörte zu den ſeltenen Unglüklichen, deren Uebel ohne Heilung iſt.

Der Dame war Heloiſe dadurch noch theurer geworden. Jener war ſchon unglüklich — ſolte dieſe es auch noch ſeyn? Aber ſie ſahe zu ihrem Troſte, dem wäre nicht ſo. Sie freuete ſich der guten Bahn, auf der ihre Lieblingin gieng, ſie freuete ſich des Herzogs, daß er ihr ſo wohl wolte, und der Harmonie, die ihre Seelen knüpfte.

Kurz nach dem Auftritte mit dem Greiſe, war Heloiſe einmahl bey ihr. Sie hatten bisher zwar manche Lage Heloiſens berührt, oft war der Herzog ihr Geſpräch geweſen, allein noch nie war es darauf gekommen, ob es denn wohl zuweilen Stunden geben könte, in denen ſie würklich bereuete, den Schritt gethan zu haben? — Heloiſe beſann ſich nur einige Augenblike, dann wandte ſie ſich lebhaft zur Dame:

„Glauben ſie nicht, ſagte ſie, daß die Zögerung meiner Antwort, Beziehung auf meine izige Lage hat. Ich wolte nur in die Vorzeit zurükfliegen, um zu vergleichen, und auch darüber ihnen Bericht zu geben, welches ſie vielleicht in ihrer Anrede mit

Fleiß,

Flek, und zwar aus Schonung vermieden haben. Meine theure Mutter! Augenblike gabs im Anfang, ehe ich die Verſtellung ſo mancher mich umgebender kriechender Schmeichler inne wurde, die mit jedem Lobe ein gallenreiches Gift für meinen Untergang verbargen, ehe ich überzeugt wurde, die meiſten der Nachrichten, die man mir vom Herzoge brachte, enthielten Unwahrheiten, ehe ich meinen ſo theuren Geliebten überwieſen hatte, daß er von nun an allein mich glüklich mache, da gabs ſolcher Augenblike — ſolcher Tage ſogar, wo die Leiden ſehr — ſehr über die Freuden ſiegten, da hat Kummer oft mein Herz niedergedrükt, und wärs ſo geblieben, ich hätte nicht lange ausgehalten. Ich wäre gewis das Opfer eines Kummers geworden, den Boshafte mir bereiteten."

Izt bin ich ganz froh. Ich fühle nichts mehr von unangenehmen. Ich beſize das Herz meines Geliebten ganz und allein. Ich habe die Hochachtung meines Fürſten, und ich ſtehe auf den Punkt, das Glük des Landes zu machen! —

Das gebe Gott! erwiederte die Dame. Nöthig iſt, daß es ſich damit ändere. Es freut mich, daß es Leute giebt, die dich daran erinnern. Gute Heloiſe! Du kanſt viel dabey thun.

Weiter aber wolte ſie ſich darauf nicht einlaſſen. Sie verlies den Faden, und that nun die Frage an Heloiſen: Ob ſie jezt überzeugt wäre, daß Tugend in gewiſſem Betracht nichts durch eine Aufopferung ſeiner ſelbſt litte — ob ſie bald erkennen würde, daß dieſes Opfer ſogar zuweilen nothwendig ſey?

Hierüber, erwiederte Heloiſe, muß ich mich noch etwas weitläuftiger erklären. Wenn ſie meynen in Anſehung meiner, ja, da haben ſie vollkommen recht. Ich fühle es, daß ich nichts aufgeopfert habe, ich kan ſogar zuweilen glauben, ich habe gewonnen. Mein Herz und mein Gewiſſen ſprechen mich ſo vollkommen frey, daß der ſtrengſte Ortodoxe mich nicht überzeugen könte, ich hätte unrecht. Aber in den Augen der Welt gewinne ich durch dieſe eigne Ueberzeugung nichts. Sie iſt nichts mehr und nichts weniger, als was jedes Mädgen von ſich fühlt und ſagt, das ſich auf eine ähnliche nur verhältnißmäſſig niedrigere Art von den Konventionen losreißt, die wir Menſchen unter einander feſtgeſezt haben. Ueber das, worüber jene ſich wegſezen würde ich mich vielleicht nicht wegſezen können. Ich liebte es, wenn man von mir ſagte: Sie hat den Bund nicht gebrochen, den ſie ſtillſchweigend bey ihrem Werden der Sittſamkeit ihres Geſchlechts geſchworen. Daß die Welt das ſagen könte und ſolte, daß mein Fall mich hierin keines Verachens zeyhet, das bin ich gewiß. Aber daß ſie es nicht thut, iſt eben ſo ſicher, und der Gedanke, es wird uns unrecht gethan, iſt unſrer Seele nicht allemahl gleichgültig. Alſo in ſo fern finde ich zwar nicht, daß Tugend ſelbſt durch eine Aufopferung dieſer Art verliert, aber Wirkung der Tugend, und der Name macht es doch nicht allein, Seelenruhe und Selbſtzufriedenheit bekömt dadurch einen Stoß.

Wenn irgend etwas auſſer dieſem Punkte fähig wäre, mich meine Wahl reuen zu laſſen, ſo iſt es äuſſerlich, denn dem Innern wiegt würklich das Glük einen Geliebten von ſo treflichen Karakter zu haben, ſo innig von ihm geliebt zu werden, ſo viel gutes ſtiften zu können, vollkommen entgegen.

Und was wäre denn, frug die Dame, das Aeuſſere, was ſo vielen Eindruk auf ſie zu machen vermögte? Was könte ſie da wohl zu einer Art von Reue bewegen.

„Mehr, als ein Umſtand. Aber bedenken ſie wohl, daß ich jezt nur von dem rede, was war, was hätte ſeyn können, nicht von dem, was iſt. Es giebt Dinge, die uns über das tröſten, was da hätte ſeyn können, allein darum dürfen ſie das Andenken nicht vertilgen, wie es geweſen ſeyn würde, wenn ſie nicht waren. Eine der angreifendſten Empfindungen war wohl die, daß ich auf einmahl aus dem Zirkel heraus geriſſen wurde, in dem ich lebte. Man kettet ſich doch allemahl an Menſchen, ſucht ſich harmoniſche Gefühle, und laſſen ſie auch in unſern Augen den Werth dieſer Gegenſtände viel gröſſer ſeyn, als er würklich iſt, ſo giebt doch unſre Meynung ihm den Werth, und wir trennen uns nach Maaßgabe dieſes eingebildeten Werths, mehr oder weniger ſchmerzhaft von ihm. Und nun nach ſolchen Trennungen keine Ausſicht zu erbliken, wie man neue Harmonie finden könte? Wiſſen, man wird vielleicht von den beſten Seelen, die erſt uns ſchäzten und liebten, beneidet und geläſtert, denn

man

wo könten dieſe Schwachheiten bey unſerm Geſchlechte ſich verleugnen?

Daß ich eine wo nicht beſſere doch eben ſo gute Seele gewann, als die, welche ich verlor, daß dieſe Seele ſich meiner Leitung überlies — das war Zufall. Glauben Sie wohl, Mutter, daß mir der Gedanke nicht einmahl, hundertmahl aufgeſtiegen iſt, mein Beyſpiel habe Aergernis gegeben, weil man mir dieſen Schritt vielleicht am allerwenigſten zutrauete? Glauben ſie, daß ich troz allem, was ſie mir geſagt, und ich mir immer wiederholte, kaum es wagte, meine Augen aufzuſchlagen, wenn ich zu gewiſſen Geſpielinnen kam, denen ich immer unbegränzte Standhaftigkeit bey unſerm Geſchlechte vorgepredigt hatte?"

Alle dieſe Gefühle, mein Kind, ſagte die Dame, habe ich vorhergeſehen, und ſie muſten bey ihnen ſeyn, wenn ihr Karakter das war, was er ſchien, wenn er ſich auch bey dieſer Veränderung in ſeiner Grundlage erhalten ſolte. Aber glauben ſie mir auch, die Lage, in welcher wir ſind und kommen, beſtimmen die Veränderungen, nicht unſers Karakters, ſondern unſrer Handlungen, und das Urtheil

theil über künftige Dinge, und völlige Beſtimmung deſſen, was wir thun oder laſſen wollen, iſt eine Uebereilung, deren wir uns nicht ſchuldig machen ſolten. Jede dieſer Geſpielinnen, für die ſie ſich die Augen aufzuſchlagen kaum getrauen, hätte nachgegeben, ohne ſo wie ſie glüklich zu ſeyn, ohne ſo wie ſie glüklich zu machen. Gerade ihre Standhaftigkeit gehörte dazu, gerade dieſe Pünktlichkeit in ihrer Denkungsart war nothwendig, um den Gipfel des Zwekerreichens zuwege zu bringen. Und nun Heloiſe, kan ichs ihnen entdeken, daß in dem Augenblike, in dem ich ihnen, ohne zu ſagen, ich riethe es, würklich rieth, dieſen Weg zu gehen, ich jeder ihrer Geſpielinnen ganz troken würde abgerathen, alles würde angewandt haben, den Schritt zu verhindern.

„Und wenn ich das gewußt hätte, meine theureſte Mutter, ſo glaube ich, würde ich jede Gelegenheit zu dieſem Entſchluß beyzutragen, aufs ſorgfältigſte geflohen haben."

Ein neuer Beweis, wie gut es iſt, daß wir in die Zukunſt nicht ſehen können, daß dieſe Kraft, die wir ſo oft und ſo thörigt uns wünſchen, uns genommen iſt.

„Nein, Mutter, das war ein falſcher Schluß. Hätte ich alles vorherſehen können, ſo hätte ich auch meine jezige Zufriedenheit vorhergeſehen.“

Nur mit andern Augen angeſehen. Wenn dies nicht unſre Schwäche wäre, ſo hörten wir ja auf Menſchen zu ſeyn. Sie verwandeln meinen Blik in die Zukunft in Allwiſſenheit. Ja, dann hätten ſie recht, dann ſtände es gut um uns. Ich lies ſie erſt nur einen kleinen Wink von dem bemerken, was ſie in ihrer jezigen Lage thun könten. Jezt kan ich ihnen ſagen, ich weis davon. Ich habe mit Antheil an dem Werke dieſer unſerm Staate ſo nüzlichen Reform. Man hat mir alles vorgetragen. Ich war es, die es bekräftigte, Heloiſe könte viel hierbey thun. Ja, liebe Theure, du kanſts. Wirke für das allgemeine Beſte. Es iſt nicht zu vermuthen, daß du ein Opfer deines Eifers ſeyn wirſt, aber geſezt auch, du würdeſt es, ſo laß dich doch den Gedanken nicht abhalten, gutes zu thun. In dem Falle muß keine Gefahr uns ſchreken. Siehe es als Beruf an, Heloiſe, daß du aus dem Zirkel geriſſen wurdeſt, in dem du ruhig lebteſt. Um groſſer Beſtimmungen willen muß man ja ſeiner Ruhe entſagen.

Heloiſe küßte ihrer Wohlthäterin, Mutter, und Freundin die Hand, und verſprach, was ſie dem Greiſe ſchon verſprochen hatte. Dieſer Aufruf war ein neuer Sporn für ſie, um das ganze Gewicht ihrer Beredſamkeit anzuwenden. Die Dame rieth aber auch eben ſo ſehr Klugheit ihr an, als der Greis es gethan hatte, und vielleicht hätte Heloiſe noch eine längere Zeit angeſtanden, wenn nicht der Herzog ſelbſt Gelegenheit zum Reden ihr gegeben hätte.

Fünfte Finſternis.

Dunkel und keiner Erleuchtung fähig.

Die Verbündeten hatten ſchon ein langes und breites gedacht und überlegt, wie es am beſten anzufangen wäre, dem Herzoge etwas vorzumachen, was er über die Kräfte der Natur hielte, und was ihn ſo für ſie und ihre Sache einnähme, daß keine Gewalt ihn mehr von ihnen trennen könte.

Eine Erſcheinung ihm ſehen zu laſſen, war freylich das beſte. Aber auf den glüklichen Ausgang beruhete auch ihre ganze Wohlfahrt, ihr ganzes künftiges Glük. Gelang es ihnen nicht, ſo waren ſie auf einmahl von ihrer Höhe herunter, ſo war das Spiel ohne Rettung verloren, und ſie um ihre Ehre nicht allein geprellt, ſondern auch dem Mangel vielleicht ausgeſezt. Der Wurf, wo alles gewagt werden muſte, war fürchterlich.

Allein es war auch nothwendig, ihn zu thun. Man fühlte man hatte ſich zu tief eingelaſſen, man vermogte ohne blindes Zutrauen des Herzogs nicht durchzukommen, und die Folgen des Meynungsſyſtems waren doch dem Anſcheine nach, noch nicht ganz erleſchen, denn der Meynungsrichter hatte ſeinen Plan, an dem ihm ſo viel lag, noch nicht vom Herzoge zurük. Man ſchauderte in den geheimen Berathſchlagungen vor irgend einem vorſichtigen Feind, der im Hinterhalt lauerte, und auf ſie losbräche, ehe ſie es ſich verſehen. Sie waren ihrer Sache nicht gewis, und mit dieſem nicht Gewiſſeyn, war die Angſt verbunden, die gewöhnlich Unſicherheit begleitet.

Alſo friſch ans Werk, war die Loſung, und nun frug ſichs, was, und wie man es unternehmen ſollte? Erſtlich verbanden ſich die drey, Beliwalden die Sorge für alles allein zu überlaſſen, da er ihnen vorſtelle, wie nöthig es ſey, den eigentlichen Zuſammenhang der Beſchwörung, und warum ſie geſchähe, niemanden ergründen zu laſſen.

Glauben ſie nicht, meine Herren, ſagte dieſer feine Kopf, daß das, was ich arbeiten werde, bloſſes Blendwerk ſey. Trauen ſie mir vielmehr zu, daß ich bey meinen Erfahrungen und Kentniſſen hinter Dinge gekommen bin, für die ſie erzittern würden, wenn ich ſie ihnen mittheilte. Auch werden ſie nicht wenig erſtaunen, wenn ſie meinen Proceß ſehen. Ich war Augenzeuge von manchen Erſcheinungen, wahren und verblendeten. Ich habe mit dieſen meinen Augen Geiſter geſehen, habe mit dieſen meinen Ohren ſie eine Sprache reden hören, die ich noch nie gehört hatte, und die ich mittelſt der Vorbereitung, die man an mir vorgenommen hatte, verſtanden habe. Aber wieder zu ſagen ſind die Dinge nicht. Beſchreiben, was man geſehen, dazu fehlen unſrer Sprache die Worte. Nachzuſagen, was man gehört, dazu fehlen unſern Organen die Biegungen. Auch ſoll das, was unſer Durchlauchtigſter Herzog ſehen ſoll, nicht Blendwerk ſeyn; ein Geiſt iſt mir unterthan, das hab ich mit einem Theil meines Bluts erkauft, und mein Freund bezahlte eine Voreiligkeit mit ſeinem Leben. Noch ſtehen in der Mitternachtsſtunde die Haare mir zu Berge, wenn ich daran denke, daß auch dies eine Mitternachtsſtunde war, in welcher der fürchterliche Auftritt vorgieng. Ich würde ihnen dieſe gräßliche Geſchichte erzählen, wenn unſre Zeit nicht zu edel wäre. Ein andermahl mag ihr Inhalt ihnen beweiſen, wie viel Muth zu einem ſolchen Unternehmen erfordert wird.

Mein Geiſt, fuhr er fort, gehört nicht unter die Gattung der böſen Geiſter, und aus dieſem Grunde wage ich weniger, wenn ich ihn beſchwöre. Der meinem Freunde zu Theil geworden wäre, war einer von der böſeſten Gattung, das geringe Verſehen, was ſein künftiger Beſitzer machte, endete auch gleich ſein Leben. Er war mächtiger als der

zweimeinige, dennoch bin ich ſehr froh, daß ich den ohnmächtigern beſize. Mit jenem wagte ichs nicht, den Herzog in Kolliſion zu bringen.

Vor allen Dingen alſo muß ich zu dieſer Beſchwörung mich und den Herzog mit eingeſchloſſen, zwölf Perſonen haben, denen das Herz auf dem rechten Fleke ſizt. Ich überlaſſe ihnen es auszumachen, wer dazu am geſchikteſten iſt, nur rathe ich ihnen Vorſicht. Ich würde ſelbſt wählen, allein das darf nicht ſeyn. Uebrigens bedarf ich keines Verſprechens der Verſchwiegenheit von niemanden weder Eyd noch Handſchlag. Dafür trägt mein Geiſt ſelbſt Sorge. Es iſt kein Engel, auch kein Teufel. Er war Menſch. Seine menſchliche Schwachheiten wurden, weil er ſie gemisbraucht hatte, mit der Verurtheilung beſtraft, tauſend Jahre lang dem menſchlichen Geſchlechte zu dienen. Er bekömt nun einen Herrn um den andern. Der lezte hat ihn ſehr gemisbraucht, dafür aber iſt er izt Aufwärter eines Teufels. Ich ſtehe gut mit ihm, und er wird mir dieſen Dienſt nicht abſchlagen, da es kein Frevel iſt, um deſſen willen ich ihn in ſeiner Ruhe ſtöre.

Izt ſchloß Beliwald und die beyden andern ſtanden mit ofnem Munde da, glaubten, und hatten Ehrfurcht für ihn. Beliwald hatte ſehr vorſichtig ſich von der Wahl der Perſonen losgemacht. Er wollte derjenige ſeyn, der auf jedem Fall geſichert wäre, wenn auch die Sache wider Erwarten übel abliefe.

Der geheime Schazmeiſter der Privatangelegenheiten war dazu auserſehen, des Herzogs Neugierde rege zu machen. Er verſicherte bey der nächſten Unterredung mit dieſem, Herr von Beliwald habe ſich noch lange nicht hinlänglich ſeiner Durchlaucht entdekt. Er beſize Geheimniſſe, die zum Erſtaunen wären. Geſtern ſey er blas und bleich zu ihnen in die Verſamlung gekommen. Man habe ihn bedauert, und gefragt, warum er bey dieſer Unpäßlichkeit ſich nicht entſchuldigen laſſen?

In meinem Falle hilft keine Entſchuldigung, habe er geantwortet, die beyden Mitobern alsdenn allein genommen, und ihnen geſtanden, daß die Nacht vorher ſein Geiſt ihm erſchienen ſey, ihm die heftigſten Vorwürfe gemacht, daß er ſo nachläſſig im Dienſt des übernatürlichen ſich betrage, zu dem er doch einmahl eingeweyhet wäre. Es ſey nun Jahr und Tag, daß er ihn nicht gefordert, ſich nicht um ihn bekümmert, noch weniger daran gedacht, die Menſchen zu überzeugen, daß der Umgang mit Geiſte n kein leeres Gewäſche ſey. Das Beyſpiel deines Freundes liegt dir vor Augen, hüte dich, das wären ſeine lezten Worte geweſen, dann ſey er verſchwunden. Hierauf verlangte nun Beliwald unſre Meynung.

Unſer Redner nahm gleich das Wort. Es iſt allerdings, ſagte er, mein lieber Bruder und Mitoberer, ein großes Verbrechen, ein erhaltenes Pfund zu vergraben, oder ein Licht, das einem angezündet worden, unter einem Scheffel zu verbergen, damit es nicht leuchte. Hätte ich gewußt, daß deine Kentniſſe ſo ehrwürdig wären, und ſo weit giengen, ich hätte lange darauf angetragen, unſerm liebenswürdigſten Fürſten, der ſo kräftig alles Gute unterſtüzt, und ſo wißbegierig beſonders auf alles iſt, was die geheime Vereinigung der Seelen und körperlichen Kräfte betrift, einen Beweis dieſer möglichen Kommunikation zu geben. Nun aber, da dein Geiſt ſogar ſelbſt dich daran gemahnt, ſo ſäume ja nicht, die Sache in Ordnung zu bringen: wirf dich dem beſten Fürſten zu Füſſen, bekenne ihm deine Ungerechtigkeit, denn das iſt es doch würklich, und bitte ihn, ſelbſt derjenige zu ſeyn, der dich wieder mit deinem erzürnten Geiſte ausſöhnt. Troz dem aber blieb Beliwald ſtill, antwortete nichts, und gieng.

Du ſchwärmſt, ſagte der Herzog, und ihr alle ſchwärmt. Der Schazmeiſter betheuerte aber noch einmahl, daß alles ſich ſo verhielte, und durch dieſe Standhaftigkeit neugierig gemacht, befahl der Fürſt izt, ihm ſogleich Beliwald rufen zu laſſen. Der Schazmeiſter bat kläglich um Verſchwiegenheit ſeines Namens, der Herzog verſprachs, und Beliwald erſchien zitternd.

Was fehlt ihm, ſagte der Herzog, er iſt ja ſo blas als ob er ein Geſpenſt geſehen?

„Ihro Durchlaucht, das iſt fürchterlich, das geht nicht mit rechten Dingen zu. Woher wiſſen ſie das, oder woher muthmaaßen ſie es? Wer entdekte ihnen etwas?

Entdekt: Entdekt: Kein Menſch hat mir etwas entdekt. Es ſteht ja beynahe leſerlich auf ſeiner

Stirn geſchrieben. Wir haben uns doch wohl ehr von ſolchen Dingen unterhalten, er hat mir zwar vieles geſagt, aber hat er mir etwa Dinge verhehlt, die mir zu wiſſen gut und nützlich, ſo verdiente er allerdings meine Zurükhaltung ſo gut, als ich die ſeinige.

Verzeyhung, mein Fürſt, ſagte Beliwald, und fiel ihm zu Füſſen. Ich ſündigte, das iſt wahr, aber ich ſündigte unwiſſend. Ich hatte lange vergeſſen, mich um die nähere Bekantſchaft mit den Bewohnern der feinern Weltgegenden zu bekümmern. Ich bin dafür geſtraft worden, geſtraft durch das Gefühl meines Unrechts, und das iſt mir empfindlicher, als jede andre Strafe. Allein, wußte ich das wohl, daß Ew. Durchlaucht zum Gegenſtande dieſer höhern Wiſſenſchaften auserſehen wären? Oder iſts etwa eine Sache, die mit ſo weniger Gefahr verknüpft iſt, daß man einen regierenden Herrn dahin wagen ſolle, ihn, von deſſen Leben das Wohl eines Landes abhängt, und für den ich ja auf jeden unglüklichen Fall verantwortlich geweſen wäre?

Steh er auf, Beliwald, ſagte der Herzog. Ich vergebe ihm. Aber ich will ſeine Künſte ſehen, und ich ſage ihm, er findet keinen unbereiteten Beobachter an mir. Ich werde ihn bewundern, und mich freuen, wenn ſeine Sache gut von ſtatten geht. Nehm er ſich in Acht, und für mich ſorge er nicht. Ich bin ein folgſamerer Schüler, als er vielleicht glaubte.

Beliwald wußte voraus, daß der Herzog ſo ſprechen würde. Er bat ihn ſich ſeiner anzunehmen, wann er etwa Verfolgungen auszuſtehen hätte, da man nicht wiſſen könte, ob unter den Menſchen, die er nothwendig dazu brauchte, nicht Verräther und Verläumder wären.

Der Herzog ſtelte ihm vor, wie ihm eine Sache nachtheilig werden könte, in welche er ſelbſt einſtimte, und ſie gut hielte? und nachdem Beliwald erwiedert, man müſſe ſich auf den Fall ſichern, wenn es Menſchen geben ſolte, die ſelbſt den Augenſchein verdächtig zu machen ſuchten, und der Herzog ihm nochmals das Verſprechen gegeben, er wolle blos ſeinen Augen trauen und nicht den Worten anderer, ſo verſprach der Geiſterbeſchwörer binnen acht Tagen den ihm zu Gebote ſtehenden Dämon,

mon, zu einer Unterhaltung mit dem Herzoge einzuladen.

Indeſſen hatten die übrigen ebenfalls ihr Verſprechen erfüllt, und acht Männer ſich ausgeſucht, die ihnen zu Gehülfen dienen ſolten. Zwar waren ſie mit der Unbefangenheit zu Werke gegangen, die Beliwald wohl dabey beobachten konte, da er das Haupt der Sache war, doch aber hatten ſie die Angſt ihrer Seele noch gut genug zu verbergen gewuſt. Unter ſich berathſchlagten ſie, ob dieſer Beliwald würklich ſie und den Herzog zu gleicher Zeit am Strikgen führen wolte, oder ob ſeine Sache wohl gegründet ſeyn könte. Der Bruder Redner war ſehr dawider, daß dem ſo ſey, aber der Schazmeiſter wolte mit aller Gewalt wiſſen, es gäbe Menſchen, die das alles verſtänden, wolte mit aller Gewalt behaupten, er habe ſelbſt ſchon einigemahl ſolchem Unfuge beygewohnt, und wäre es nicht um ihre ganze Aufrechthaltung zu thun, ſo würde er ſich ſicher davor bedanken, einem ſolchen Spektakel beyzuwohnen, da man dabey Leib und Leben wagte. Der einzige Troſt für ihn war, daß doch, wenn ein Unglük entſtände, es ſie alle träfe, den Herzog ſelbſt nicht aufgenommen, und ſolte ein ſolcher Geiſt ja noch für eine Perſon Reſpekt haben, ſo wäre es ſicher für einen regierenden Herrn, denn er müßte ſich der Sünde ſchämen, dieſen mit aus der Welt zu ſchaffen.

Der Bruder Redner lachte freylich über des Schazmeiſters Aeuſſerungen, im Herzen war ihm aber nicht ganz wohl. Er ſuchte ihn denn, auf den Fall, daß es wahre Geiſterbeſchwörung wäre, dadurch zu beruhigen, daß Beliwald die Sache verſtände, und gewis mit der äuſſerſten Sorgfalt zu Werke gehen mögte.

Zwey Tage vor der beſtimten Zeremonie, lies der Herr von Beliwald die ſämtlichen dazu beſtimten Herren zuſammen kommen, und hielt ihnen folgende Rede:

„Ich habe ſie allein rufen laſſen, weil es ſich nicht ſchikt, daß ich in dieſer Sache, die eigentlich nicht gerade in unſer Bündnis gehört, unſern Durchlauchtigſten Herrn mit Ihnen vermenge. Ich muß ihm das allein ſagen, was ich ihnen hier insgeſamt berichte. Er will uns die Gnade erzeigen, ſelbſt meiner Operation beyzuwohnen, auch meinem Geiſte iſt es darum zu thun, mit dem Herzoge ein Geſpräch zu haben, weil es ein ſo ſeltner Fall iſt, daß Fürſten zu dieſen Wiſſenſchaften inkliniren. Sie ſehen leicht ein, daß unſer Bündnis mit dem Fürſten hierdurch um ſo feſter geknüpft wird, daß wir uns eine blühende Zukunft zu verſprechen haben, daß es äuſſerſt ſchmeichelhaft ihnen ſeyn muß, daß dieſe Verbindung ſie bis ins Geiſterreich befördert. Ich hoffe Männer vor mir zu haben, und keine Kinder. Wer furchtſam iſt, der ziehe ſich zurük, weil es noch Zeit iſt. Groſſe Begebenheiten können nicht ohne groſſe Revolutionen geſchehen: Der Uebergang aus dem Geiſterreiche in menſchliche Atmoſphäre wiegelt dieſe auf. Wer Donner, Bliz, und Wunderzeichen fürchtet, der entferne ſich. Wer vor dem unerwarteten zittert, der entſage dem Blik in Geheimniſſe der Zukunft. Er gehört unter die Leyen, die noch mehrmals Menſchen werden müſſen, ehe ſie dieſe Stufe erreichen. Für den Herzog kan ich ſtehen, er iſt geprüft, und ich habe dieſe Nacht im Traume die Zuſicherung von meinem Geiſte deswegen erhalten. Von ihnen kan ich nicht ein gleiches. Seine Inſpiration auf mich war ſtumm, als ich ihrentwegen in ihn drang. Endlich beantwortete er mir doch die Frage, ob einer unter ihnen unglüklich ſeyn würde, mit einem entſcheidenden: Nein! Allein auf die andere Frage: Ob ſie mich verrathen würden, wolte er ſich nur zweydeutig heraus laſſen. Ich warne ſie alſo davor. Es würde ihr eigner Schade ſeyn. Sie verlieren allein, ich nichts, denn er ſchüzet mich."

Alle betheuerten, ſie würden nie ein Wort ſich davon verlauten laſſen, alle verſicherten Muth und Standhaftigkeit, und frugen: was ſie zu thun und zu laſſen hätten?

„Stille, erwiederte Beliwald, iſt das Hauptſächlichſte, was ich von ihnen fordre. Keinen Laut geben ſie von ſich, denn das konte ihnen höchſt gefährlich werden. Unter welcher Geſtalt er erſcheinen ſoll, das wird auf den Herzog ankommen. Sie erfahren alſo alle vorher, was ſie ſehen, und ſo kan es ihnen nicht ſo ſchrekvoll ſeyn. Bereiten ſie ſich dieſe zwey Tage mit Faſten und Beten. Sie werden nie bereuen, es eingegangen zu ſeyn.

Er entlies ſie. Mit dem Herzoge ſprach er auch vorher. Er hatte ſein nicht weit von der Stadt gelegenes Landhaus zum Operationsplaz beſtimt.

So weit war es alſo nun gekommen, daß ein regierender Herr ſich zu dieſer Höhe erheben ſolte. Er, dem auf der Welt niemand befehlen durfte, die er bewohnte, ſolte auſſer der Welt nun jemanden finden, gegen den er wenigſtens ſich wo nicht gar nichts, doch wenig zu ſeyn glaubte. Ein ſeltnes Beyſpiel von Selbſtverleugnung. Er mußte ſelbſt ſich es gefallen laſſen, zu faſten und zu beten und er that es auch.

Der Tag erſchien. Ein groſſer Saal ganz ſchwarz ausgeſchlagen, war der Plaz. In einem weiſſen Kreiſe auf dem ſchwarzen Fusboden ſtanden eilf Stühle, ſo, daß keiner das ſchwarze berührte; und in der Mitte des weiſſen Kreiſes war wieder ein ſchwarzer kleiner Zirkel für den Beſchwörer. Auf der Erde waren keine myſtiſche Figuren, wohl aber waren die Wände, beſonders der Himmel davon angefüllt, an dem ſich auch Sonne und Mond ſehen lieſſen. Am obern Theile des Zimmers ſtand ein kleiner Altar, auf dem eilf Wachskerzen, und eine Spirituslampe branten. Auſſerdem war noch ein Kruzifix und zwey heilige Bilder darauf, von denen Beliwald ſagte, es wären die Beſchüzer ſeines Geiſtes. Sie warnten ihn, wenn er um Dinge befragt würde, die er nicht ſagen dürfte. Vor jedem Stuhle lag ein entblößter Degen auf der Erde, deſſen Spize nach dem ſchwarzen Flek zugekehrt war. Die Stühle waren ebenfalls ſchwarz bekleidet und mit weiſſen Sternen beſäet. Sonſt war der ganze Saal leer.

Es war Abends um zehn Uhr als man ſich verſamlete. Mit zwey Lichtern leuchtete Beliwald die Geſellſchaft hinein, und noch brante weder Kerze noch Spiritus. Er führte ſie rund umher, um ihnen zu zeigen, daß auſſer der Thür keine andere vorhanden ſey, und ließ ihnen darauf einen Teppich herab, der die Thür bedekte, und der auf allen Seiten feſt behangen wurde. Er nahm jeden Stuhl weg und zeigte, daß keine Kommunikation dadurch ſtatt finden könte. Er hob den Altartiſch weg und ſie fanden die ſchwarzen Behänge und Belege des Bodens alle aus einem Stük.

Wie ſie alles unterſucht hatten, mußten ſie in ein ander Zimmer treten. Er lies jedem ein Glas Wein geben, und ſchüttete zwey Tropfen von einem Liquor hinein, der, wie er ſagte, ſie für Mattigkeit ſicher ſtelte, die die Bewegung der Atmosſphäre durch den Geiſt ſonſt hervorbringen könte.

Er unterhielt ſie mit einigen Erfahrungen, die er in ſeinem Leben von ganz beſondern Vorfällen der Art gemacht, und deren Erzählung hier zu weitläuftig ſeyn würde.

Wie es drey viertel auf zwölf ſchlug, ſagte er:

Nun, meine Herren, die Zeit iſt da, wir müſſen ins Arbeitszimmer. Wir ſezen uns, und bis es zwölf ſchlägt, ſind wir ſtill, dann fange ich meine Arbeit an. Ihre Stühle müſſen nicht aufs ſchwarze kommen. Rüken ſie alſo nicht. Sie haben aufzuſtehen Plaz genug, auch kan ſtehen, wer will, ſizen, wer will, nur mit dieſer Vorſicht. Reden müſſen ſie gar nicht. Pantomimen ſtehen ihnen frey. Nur der Herzog wird ſprechen, nachdem ich es gebiete.

Scheut noch einer ſich, ſo ſagen ſie es izt. Beſſer ſie ſagen es izt, als daß wir unglüklich ſind.

Alle waren muthig. Man trat ein, ſezte ſich und war ſtille.

Eilfte Finſternis.

Weiter aber um nichts klüger.

Alle hatten ſich niedergeſezt, und Beliwald ſtand mit einem bloſſen Degen in der Mitte. Der Herzog war ſo geſezt, daß er gegen den Altar ſehen konte, alle Geſichter aber auf den Mittelpunkt gerichtet, zu dem Beliwald ſtand. Tiefe Stille herſchte, die kaum Odemholen unterbrach, und jeder erwartete in beſondrer Nüanze den Augenblik des Schlages. So wie es das erſtemahl anſchlug, ſezte Beliwald die Spize ſeines Degens in die Mitte zwiſchen ſeinen Füſſen nieder. Im Augenblik ſchien er ſich zu heben, und die Klingen aller eilf Degen fuhren in der gröſten Geſchwindigkeit zuſammen, unter den kleinen ſchwarzen Kreis zum Mittelpunkt.

Beliwald ſagte, jeder mögte jezt ſeinen Degen nehmen, aber ja kein Wort reden. Alle griffen darnach, allein ſie vermogten ihn nicht wegzuziehen. Beliwald verſuchte den ſeinen vergebens zu erheben. Alle ſahen ihn an.

„Mein Geiſt fürchtet ſich, ſagte er, fürchtet, daß ein Unbeſonnener unter uns iſt, und daß Unheil entſtehen könnte.“ Der Herzog ſahe ihn bedeutend an.

Ew. Durchlaucht ſind betroffen, fuhr Beliwald fort, daß man uns alle entwafnen will, und ſie haben recht. Ich werde mit meinem Geiſte reden. Er wandte ſich gegen den Altar, und murmelte einige Worte, drehte ſich wieder zum Herzog, und bat ihn ſeinen Degen zu nehmen. Der Herzog konte ihn jezt an ſich ziehen, behielt ihn in der Hand, und Beliwald ſagte, er wüßte nicht, ob den übrigen ein gleiches zu ſtatten kommen würde, ſie ſolten es verſuchen. Vergebens griffen ſie darnach, ſo wie er.

Der Herzog gab durch eine bittende Mine zu erkennen, er möchte nicht der einzige Bewafnete ſeyn. Beliwald drehte ſich wieder zu ſeinem Geiſte, murmelte, und die Bezauberung der Degen verſchwand.

Izt fieng er ſeine Beſchwörung an. Er machte zu eines jeden Füſſen einige Zeichen, um ſich her deren mehrere, er las lange einige Formeln in unbekant zuſammengeſezten Tönen, er führte einige Sprüche der Bibel an.

Es ſchlug gerade ein Viertel, als ein Donnerſchlag das ganze Haus erſchütterte. Die zwey brennenden Lichter, die Beliwald mit herein genommen, und auf den Altar geſezt, verlöſchten, und die Kerzen und Spirituslampe entzündete ſich.

Er iſt da, er iſt da, rief Beliwald mit gedämpfter Stimme, und frug den Herzog, wie er erſcheinen ſolte? der Herzog ſprach nichts, und zeigte mit dem Finger auf ſeinen Mund. Sie können reden, ſagte Beliwald.

So komme er wie mein Vater, denn immer lieb ich dieſen noch. Sind ſie es zufrieden, ſagte er zur Geſellſchaft? Man nikte.

Beliwald ſezte nun ſein Leſen fort. Nach drey verſchiedenen Donnerſchlägen, deren dritter die Lichter und den Spiritus löſchte, waren alle ſchwarze Theile des Zimmers ſchwach leuchtend wie vom Mondſchein. Nur der weiſe Kreis blieb ſich gleich.

Der Altar war verſchwunden, und an deſſen Stelle ſtand die vollkomne Geſtalt des Herzoglichen Vaters mit allen Farben ſeiner gewöhnlichen Kleidung, aber leuchtend da.

Alle fuhren zuſammen. Der Herzog allein entſezte ſich nicht. Beliwald erlaubte ihm zu reden.

„Biſt du meines Vaters Geiſt, frug er, daß du ihn ſo natürlich darſtellſt?"

Nein, Herzog! Dein Vater war zu gros, und ſchon zu ſehr geläutert, als daß er dieſer Läuterung bedürfte. Er iſt in Wohnungen, wohin ich noch lange nicht kommen werde. Geſtalten annehmen, können wir Geiſter, wie wir wollen.

Beliwald, ſagte der Herzog izt, alles dies kan noch Blendwerk ſeyn. Der Glaube daran muß ſtärker kommen. Fragen ſie den Geiſt, ob er mir Geheimniſſe entdeken kan, die nur ich wiſſen kan.

Der Geiſt erwiederte, ohne Beliwalds Frage abzuwarten: Ihr Menſchen habt gar keine Geheimniſſe, die wir nicht wüßten. Eins deiner neueſten, Herzog iſt, daß du heute Morgen mit Heloiſen nicht von der Geſchichte dieſes Abends, aber von ähnlichen Dingen geſprochen haſt.

Izt fuhr der Herzog zuſammen. Erſchrekken ſie nicht, Ew. Durchlaucht, ſagte Beliwald, denn nicht glauben, ſo lange man nicht überzeugt iſt, iſt ſehr der Natur gemäß.

Du wolteſt wiſſen, fuhr der Geiſt fort, was ſie von dieſer Lehre hielte, und ſie geſtand dir aufrichtig genug, daß wenn ſie ſchon vom Daſeyn und der Gewisheit der Geiſter überzeugt wäre, ſie doch nimmermehr glaubte, daß der Menſch ihre Gegenwart wiſſen, vielweniger mit ihnen ſich unterhalten könne. Kurz ſie erklärte alles für Fabel und Blendwerk. Vielleicht wird auch dies ſie nicht überzeugen, und dann dringe nicht weiter in ſie.

Der Herzog wolte nichts mehr fragen. Es ſchien Unwille in ſeiner Mine zu liegen.

Beliwald ſchien zu bemerken, daß es mit ſeiner Unternehmung ein ſchlechtes Ende nehmen würde.

Er frug den Herzog, ob der Geiſt wieder verſchwinden ſolte?

Noch eine Frage werde ich thun, erwiederte der Herzog mit finſterm Geſichte. „Kanſt du auch auf künftige Dinge antworten?"

Nicht auf alles. Wir ſind verſchiedener Gattung und nach unſern Gattungen wiſſen wir mehr oder weniger.

„So ſage mir nur etwas aus der Zukunft?

Man wird dir einen Schaz rauben, wenn du nicht auf deiner Hut biſt.

Der Herzog legte nun den Finger auf den Mund, ſchwieg, antwortete auch auf einige Fragen Beliwalds nur mit Kopfniken. Dieſer las ſeine Beſchwörungsformeln zurük, drey Donnerſchläge hallten. Der Altar erſchien, und der Geiſt verſchwand, er fuhr fort zu leſen. Ein neuer Donnerſchlag löſchte Kerzen und Spirituslampe, und zündete die beyden Lichter an. Es war drey Viertel auf Eins. Bis ein Uhr müſſen wir aushalten, ſagte Beliwald.

Wie es eins ſchlug hörte man ein entferntes Brauſen unterwärts. Wir ſind frey, ſagte Beliwald. Alle traten aus dem Kreiſe. Der Herzog forderte ſeinen Wagen. Niemand ſprach. Beliwald begleitete den Herzog am Wagen. Unruhig, Ew. Durchlaucht ſind ſie, ſagte er, aber auch überzeugt?

Davon ein andermal, erwiederte der Herzog.

Beliwald kehrte zurük, bat die ganze Geſellſchaft, ihn ſo gleich zu verlaſſen. Der Herzog ſey unzufrieden, der Geiſt ebenfalls, er müſſe ſie zu vereinigen ſuchen. Jeder fuhr mit ſchwerem Herzen fort.

Der Meynungsrichter konte am wenigſten ſchlafen. Ihm war das ganze Betragen des Geiſtes zuwider geweſen. Das Lob des alten Herzogs, und die Erwähnung Heloiſens waren ihm Beleidigungen.

Achte Aufklärung.

Für den Herzog ſehr wichtig.

Nichts läßt ſich leicher denken, als daß Heloiſe alles ſogleich wieder erfuhr. Vielleicht wäre das nicht ſo geweſen, vielleicht hätte der Herzog ſich ganz hintergehen laſſen, wenn nicht ein einziger Ausdruk ihm die Sache verdächtig gemacht hätte. Wenn der Geiſt künftige Dinge wiſſen konte, wie er deren welche zu wiſſen vorgab, ſo war das kleinſte unter dieſen, da er Heloiſens Reden und Gedanken wußte, doch wohl das wiſſen zu müſſen, ob ſie hiervon überzeugt werden würde, oder nicht, und das ſezte der Geiſt, durch ein Vielleicht auf Schrauben. Dieſes Vielleicht brachte Beliwald um die ganze Frucht ſeiner Mühe und Arbeit.

Wie der Herzog Heloiſen die ganze Beſchwörung von Anfang bis zu Ende geſagt, ſagte dieſe, wenn ſie dabey geweſen, würde ſie ſich nicht in den Schranken haben halten laſſen, die man ihr vorgeſchrieben, und er würde, wenn er das gethan, ſelbſt bald erfahren haben, daß es Spiegelfechterey ſey.

Glauben ſie nicht, Heloiſe, antwortete der Herzog hierauf, daß ich das nicht vorhergeſehen habe, daß es möglich ſey. Auch iſt mir der Schritt, den ſie mir vorſchlagen, während der lezten Viertelſtunde der Ruhe ſehr gut eingefallen, und ich hätte ihn wohl ausgeführt, wenn nicht eine andre Furcht mich abgehalten. Ich konte mir denken, daß auf einen Fall einer Störung Rükſicht genommen ſey, und daß, wenn die Unternehmer mit Ehren herauskommen wolten, ein Unglük die Folge ſeyn müßte.

Dieſes Unglük würde vielleicht mich nie getroffen haben, doch konte ein andrer das Opfer für mich ſeyn. Hierin gab Heloiſe dem Herzog recht.

Er kam nun auf den Hauptpunkt, nemlich, was ſie von dem Geſpräch hielte, welches er von ihnen mit angehört haben wolte? — Daß Beliwald es mit angehört haben kan, das glaub ich, der Geiſt gewis nicht — „Beliwald mit angehört! rief der Herzog aus, nein, das wäre unmöglich zu erklären. Es ſind uns ſo viel Dinge in der Welt zu erklären übrig, ſagte Heloiſe, daß wir über dieſes uns leicht beruhigen können." — Wie konte das aber zugegangen ſeyn? — Wie? das vermag ich ſelbſt nicht zu erklären, aber die Zeit entwikelt wohl etwas."

Alſo glauben ſie wirklich an der ganzen Beſchwörung ſey nichts?

„Nichts — gar nichts. Und nun, Herzog, ein Wort. Dieſe ihre Freunde, denen ſie ihr Zutrauen ſchenken, bedienen ſich eben keiner ſchönen Mittel, um ſich bey ihnen zu erhalten. Sie wollen ſie leichtgläubig machen, um ſie deſto mehr zu feſſeln. Es iſt in der That Zeit, daß Ew. Durchlaucht genauer acht geben. Laſſen ſie Ihre alten Räthe einmahl zu ſich berufen, und ſich ſagen, wie ſehr dieſer Männer manche ſich mit Arbeiten befaßt, denen ſie nicht vorzuſtehen im Stande ſind, wie viel unglükliche deswegen im Staate ſeufzen, und wie viel Sachen warten müſſen, die doch von äuſſerſter Wichtigkeit ſind.

Das wäre ſchlimm, ſagte der Herzog. Sie wußten das, Heloiſe, und ſagten mirs nicht lange?

„Mein Fürſt, es giebt kein undankbareres, und zugleich kein hämiſchers Geſchäft, als Fürſten die wenigen Freunde verdächtig zu machen, zu denen ſie noch Zutrauen faſſen können. Auch habe ich bis jezt nicht geglaubt, daß dieſe Männer andre Fehler hätten, als Leichtſinn in ihren Unternehmen. Ew. Durchlaucht werden nicht gefunden haben, daß ich gegen irgend einen unter ihnen etwas vorgebracht, oder Zweifel geäuſſert hätte. Allein dieſe Art ſie zu hintergehen, öfnet mir und muß auch ihnen die Augen öfnen. Man will ſein Spiel mit ihrem guten Herzen treiben, Herzog."

Nein beym Himmel, das ſoll man nicht. Ich werde nicht zugeben, daß mein Volk um Menſchen willen zurükgeſezt werde, die ſich meine Freunde nennen, und die es nicht ſind. Ich werde ſcharf unterſuchen, Heloiſe, ich werde dieſen Leuten, die den Freund nicht verſtehen, den Fürſten zeigen.

„Allein immer bitte ich, Ihro Durchlaucht, nicht zu vergeſſen, daß ſie ihre Freunde waren. Wer einmahl Freund eines Fürſten geweſen iſt, der verdient ſchon um deswillen, nie ganz unglüklich zu ſeyn, wenn er anders nicht ein ganzer Böſewicht iſt, und das ſind dieſe nicht.“

Auch deiner Güte und Sanftmuth will ich gedenken, erwiederte der Herzog Heloiſen. Du ſollſt hinführo meine Führerin, meine Rathgeberin, meine Freundin allein ſeyn.

Sechſtes Licht.

Niemand kan heller leuchten als ihm gegeben iſt.

Wer unter euch, ſagten unſre Traditoren, wer unter unſern Leſern, ſagen wir, wird es dem Herzoge wohl verdenken, daß die Beſchwörungsgeſchichte ihn mehr beſchäftigte als die übrigen Beſchuldizungen, die man ſeinen Lieblingen machte? Wann dies auch wirklich zur Schwäche, die jedem Menſchen angeboren iſt, zu zählen war, ſo war ſie doch ſehr zu verzeyhen. Wen ſolte es nicht ſehr ſchmerzen, wenn er einem Betruge Gehör gegeben, den er zu glauben vorher ſelbſt nicht geneigt geweſen, mit dem man ihn überraſcht, und deſſen ganze fade Einkleidung bis auf einen Umſtand ſeiner Seele offen lag?

Des Herzogs erſtes Geſchäft war alſo auch hierauf gerichtet. Er lies alle die gegenwärtigen Perſonen einen nach dem andern zu ſich rufen, und forſchte von ihnen, was ſie vorher von dieſer Unternehmung gewuſt, und der Schazmeiſter, und Reyſungsrichter waren die lezten unter allen.

Die vor ihnen vorhergiengen konnten gar nichts ſagen, ſie betheuerten, man habe ſie blos um ihre Standhaftigkeit befragt, und ſo bald ſie hierzu Ja geſagt, ſey man gleich darauf bedacht geweſen, ihr Ehrenwort zum Dabeyſeyn ihnen abzunehmen, und was ſie geſehen und gehört, habe der Herzog ſelbſt geſehen und gehört.

Beym Schazmeiſter bediente ſich der Herzog einer kleinen Liſt. Ich habe dich zum reichen und mäch=

mächtigen Mann gemacht, ſagte er, habe dich aus dem Staube hervorgezogen, in dem du wareſt. Sollte ich eine Schlange in meinem Buſen ernährt haben? Der Gedanke an dieſen Geiſt quält mich. Es weicht nicht von mir, das ganze Geſicht. Ich wolte mein halbes Herzogthum darum geben, wenn ich wüſte, ob es Verblendung geweſen wäre, und geſtändet ihr mirs, ich wolte nicht allein verzeyhen, ſondern auch noch belohnen. Solteſt du nun dankbar genug ſeyn, mich länger betrügen zu wollen?

Der Schazmeiſter, ſo klug er ſonſt war, lies ſich hinreißen, und kein rechtſchaffner Menſch wird ihm es verdenken, daß er ſeine verdamte Klugheit in dieſem Augenblike ablegte. Er fiel dem Herzoge zu Füßen. Er beſchwor ihn, ihn nicht unglüklich zu machen. Er geſtand, daß ſie auf ein Mittel geſonnen hätten, den Fürſten näher an ſich zu ketten, und daß Beliwald dieſes dazu vorgeſchlagen. Aber zugleich verſicherte er, daß dieſer Mann es für kein Blendwerk ausgegeben, und daß, ſo wenig man je etwas von ſeiner ſo nahen Bekantſchaft mit Geiſtern gehört, man doch wohl aus ſeinem vorigen Benehmen, auch der Stiftung ihres Bündniſſes hätte ſchlieſſen können, daß er beſondre Wiſſenſchaften habe.

Dem Herzoge war dies Geſtändnis willkommen und auch nicht willkommen. Willkommen, weil ſehr viel dazu erfordert wurde, ihn in dem Wahn der Wahrheit der Beſchwörungsgeſchichte zu erhalten, nicht willkommen, weil er ſich nun von Menſchen hintergangen ſahe, die ihm die nächſten geweſen, Liſt da fand, wo er Offenheit vermuthete.

Er entlies den Schazmeiſter, und dieſer ermangelte nicht ſich gleich zum Bruder Redner zu verfügen, und dieſen vorläufig davon zu avertiren, daß ſein gutes Herz und des Fürſten Aengſtlichkeit ihn dahin gebracht hätten, daß er alles geſtanden.

Zuerſt ſtuzte der Redner, bald aber faßte er ſich, ließ dem Schazmeiſter die Verlegenheit nicht weiter merken, in die dieſe unzeitige Gutheit ſie alle ſtürzte, ſondern trat mit dem Munde auf ſeine Seite, und nach einiger Ueberlegung beſchlos auch ſein Herz, Beliwald abtrünnig zu werden, und zu ſehen, ob er allein Hahn im Korbe bleiben würde, und eben als er dieſen verrätheriſchen Gedanken reif werden lies, war auch der Abgeſandte vom Herzoge da, ihn zu rufen.

Er gieng und expektorirte ſich gleich. Ich kan nicht leugnen, ſagte er, daß ich, um Ew. Durchlaucht Herzen noch näher zu kommen, mich habe verleiten laſſen, in einen Betrug zu willigen.

„Alſo war es Betrug? Würklich betrogen habt ihr mich?"

So ganz, Ihro Durchlaucht, läßt ſichs freylich nicht ſo nennen. Was Beliwald gethan, oder nicht gethan hat, davon ziehe ich mich zurük. So viel iſt gewis — ich betrog ſie. Denn da ich von allem dem, was Beliwald gethan, kein Wort geglaubt, gleich anfangs kein Wort geglaubt habe, da meine Ueberzeugung nicht damit übereinſtimt, daß Geiſter unſre Gemeinſchaft machen können, da ich mir ſicher vorſtellte und noch vorſtelle, alles was er machen würde, und gemacht hat, ſey Spiegelfechterey, ſo bin ich doch wohl derjenige, der dadurch Ew. Durchlaucht betrog, daß ich ſie nicht warnte, daß ich ihnen meine Meynung nicht entdekte, daß ich meinen Fürſten unbereitet in eine Falle gehen lies.

Wenn ſein Vergehen nichts weiter iſt, ſagte der Herzog, ſo ſey es ihm vergeben, wenn aber ſeine Kentniß von der Sache auch in nichts weiterm beſteht, ſo iſts nicht der Mühe werth, daß er mir das geſagt hat, aber bey der Gelegenheit muß ich ihn noch ſagen, es ſind Klagen über ihn eingelaufen, die Nachläſſigkeit im Dienſt, und Unterdrükung der Unterthanen betreffen. Ich will freundſchaftlicher an ihn handeln, als er an mir. Ich will ihn warnen, damit die ihn nicht unvorbereitet finden, die ſeine Sachen unterſuchen werden."

Des Bruder Redners Herz ſenkte ſich tief bey dieſem Ausſpruche des Herzogs, und nahm eine ſolche Portion Blut mit ſich herab, daß ſein Geſicht erblaßte.

„Er wird blas. Das iſt ein böſes Zeichen. Ich hatte ihm viel anvertrauet, Lebenzow. Ich liebte meine Unterthanen, glaubte ſie in guten Händen, und nun —"

Lebenzow fiel dem Herzoge zu Füßen. Er hatte ſeinem Blute nicht gebieten können, aber Verſtand und Worte ſtanden ihm noch zu Gebote.

Es iſt nicht das, ſagte er, weswegen ich erſchrak. Ich glaube immer noch meine Pflicht gethan zu haben, es iſt die Beſtürzung, daß die Macht der Verläumdung in Anſehung meiner bey Ew. Durchlaucht Gehör gefunden, daß dies gerade in einen Augenblik gefallen iſt, wo ich eines Fehlers mich ſchuldig gemacht, und alſo gegen die übrigen den Verdacht erregt. Fußfällig bitte ich, flehe ich Ew. Durchlaucht an, laſſen ſie mich nicht untergehen, verdammen ſie mich nicht ungehört.

Behüte der Himmel! Iſt das etwa meine Art? hat er davon Proben? Lieber Lebenzow, er verkennt mich ganz, und daß er dergleichen von mir glauben kan, beſchuldigt ihn in meinen Augen weit mehr, als die Verläumdungen, wie er es nennt, die man mir von ihm beygebracht. Geh er und bereite er ſich. Unterſuchen laſſen muß ich, das fordern mein Herz und meine Fürſtenpflicht. Wird er aber gerecht befunden, ſo will ich ihn höher heben als er iſt, und mehr ehren, als er glaubt.

Lebenzow deprezirte nochmals alles, was er den Fürſten zuwider gethan, ſezte auch, und zwar gewis von Herzen, hinzu, er verlange nur ſeines Fürſten Gnade, auſſerdem nichts.

Zwölfte Finſternis.

Der Schleyer fällt noch nicht.

Nunmehro war alſo Beliwald nur noch übrig, und um mit dieſem zu reden, bedurfte der Herzog einiges Nachdenken. Der reelle Dienſt, den er ihm bey Heloiſen geleiſtet, und von dem, wenn gleich nicht ſoviel auf ſeine Rechnung kam, als der Anſchein war, ſo war doch der Fürſt zu dankbar, als daß er ihn nicht immer innig hätte lieben ſollen.

Und doch war es ihm äuſſerſt kränkend, daß der Geſpiele ſeiner jungen Jahre, er, dem er ſeine ganze Liebe und Freundſchaft gewidmet, daß dieſer ihn hintergehen können. Es giengen Tage hin, ehe er ſich entſchlieſen konnte, und nun nachdem er mit Heloiſen es überlegt, nachdem ſie ihm den Rath gegeben, ungerügt, die Sache nicht zu laſſen, weil er ſich ſonſt der Gefahr ausſezte, daß man glaude, er ſürchte ſich, beſchloß er ihn zur Rede zu ſtellen.

Indeſſen hatte auch Beliwald Wind von der Sache, und war nicht wenig entrüſtet, wie er von ſeinen Mitgenoſſen hörte, wie niedrig ſie ihn im Stiche gelaſſen. Seyd ihr Brüder? ſprach er, ſeyd ihr die Verbündeten, die Leib und Leben laſſen wolten? Das ärgert mich nur, daß ich mich in euch geirret. Die Sache ſelbſt keinesweges. Ich bin ihrer gewis. Glaubt mir es, ich überſehe euch, ich könte euch ſchaden. Ihr habt mir nicht geſchadet. Frey trete ich dem Herzoge unter die Augen, und frey ſage ich ihm, alles iſt wahr. Wage es einer mir zu widerſprechen? Hab ich eurer Hülfe etwa bedurft? Hab ich einen unter euch beſtochen? Ihr alle müßt mir das bezeugen. Ich lies mich mit Feigen ein. Ihr habt die Ungnade des Herzogs davon getragen, ich werde in ſeiner Gnade bleiben.

Beliwalds Vorſtellungen machten ſo viel Eindruk, daß ſie unrecht zu haben glaubten, und ihn um Verzeyhung baten, daß ſie ihn baten, ihr Beſchützer beym Herzog zu werden.

Vor ihm ſelbſt erſchien er mit der offenſten Stirn. Ich weiß warum Ihro Durchlaucht mich haben rufen laſſen, ſagte er gleich beym Eintritt. Ich weis, daß man allgemeinen Zweifel darein ſezt, daß meine Beſchwörung Grund gehabt habe, ich weis, daß man mich für einen Betrüger hält.

Dem Herzoge fiel dieſe Dreiſtigkeit auf. Beliwald! rief er, wir wollen einmahl als alte Freunde ſprechen. Der Herzog ſoll ſich nicht drein mengen. Ich kan den Gedanken ertragen, daß du mich dir haſt näher bringen wollen, und um deswillen mir eingebildet, du verſtändeſt höhere Wiſſenſchaften und hätteſt Umgang mit Geiſtern. Allein, daß du mich ferner in einem Wahne laſſen wilſt, als ob dem ſo wäre, das kan ich nicht ertragen.

„Und was, Ihro Durlaucht, was ſtreitet denn ſo ſehr gegen die Wahrheit deſſen, was ich ſagte? Gegen die Wahrheit deſſen, was ich that? Das weis ich doch wohl, daß mein Fürſt ſahe und hörte, was ich nicht äuſern konte?“

Nicht wiſſen konteſt, ſagſt du? Es bedarf doch wohl weit weniger Glauben, daß du ein Mittel gefunden, dies zu wiſſen, als daß ein Geiſt dir es geſagt? Weit weniger Glauben, daß Horcher uns gehört, als daß ein Geiſt ohne Körper, oder wenigſtens keinen, unſern Organen gleich, eine Stimme wie wir haben, eine Sprache wie wir reden ſoll?

„Die Zweifler, Ihro Durchlaucht, gehören nicht unter die Gläubigen. Was übernatürlich iſt, läßt ſich nicht durch Natur erklären. Das iſt ſehr oft der Fall bey uns, wenn wir andre unterrichten wollen, daß wir ſie widerſpenſtig im Glauben finden. Ich halte ſelbſt dafür, Ihro Durchlaucht, daß bey ſo geſtalten Sachen ſie beſſer thun, von dieſem Fache gänzlich zu abſtrahiren.“

Alſo bleibts dabey, daß ich einen Geiſt geſehen, daß es kein Betrug war, daß du keine Künſte angewandt, mich zu hintergehen, daß dein Haus nicht darauf zubereitet iſt, und ich dreiſt unterſuchen laſſen kan?

„Ihro Durchlaucht, ich wußte beym erſten Blik auf den Geiſt, daß ſie unzufrieden waren, ſie ließſen mich dieſe Unzufriedenheit noch weit deutlicher ſpüren, als ich ſie am Wagen begleitete. Seit manchen Tagen weis ich, daß meine Mitbrüder entdekt, was ſie wußten, zwar nichts entdekt, denn ſie

wußten

wuſten nichts, aber doch immer untreu handelten. Ich mag Betrüger ſeyn oder nicht, ſo würde mich doch die Klugheit nicht ſo ſehr verlaſſen, daß ich nicht jeden Verdacht gegen mich aus dem Wege geräumt hätte. Wenn Ew. Durchlaucht alſo mein Haus unterſuchen und nichts finden, ſo wird das immer mich noch nicht rechtfertigen."

Fein genug! Aber eine andre Frage: Warum wurde ich auf die Wahl der Erſcheinung vorbereitet? Warum wurden mir gerade drey Geſtalten genant, und ich dadurch genöthigt, dieſe zu wählen?

„Genöthigt? Ihro Durchlaucht, das können ſie nicht ſagen. Hier wäre Schein wider mich. Allein ich geſtehe gern, ich wünſchte um ihrer Liebe willen zu ihrem Vater, daß ſie dieſe wählten, und ich glaubte ihnen einen Dienſt mit dieſem Vorſchlage zu thun."

Alſo der Freund kan nichts herausbringen. Der Herzog will dich nicht fragen. Von nun an aber, Beliwald, hört unſre enge Freundſchaft auf. Beweiſen kan er mir nie, daß das Wahrheit war, geſtehen will er nicht, daß es Unwahrheit war — Solche Menſchen ſind gefährlich.

„Eine

„Eine ſchwere Beſchuldigung, mein Fürſt, und ich muß ſie tragen. Ein hartes Opfer und ich muß mich ihm unterwerfen denn zu läugnen, was ich weis, die Vorzüge nicht zu geſtehen, die mir der Himmel hat werden laſſen, das hieſſe ſich an ihm verſündigen. Es war immer mein Stolz, daß ein Fürſt mir ſeine Freundſchaft ſchenkte, mehr noch, daß ſie, ſie mir ſchenkten. Ich habe aber nie gezweifelt, daß das Schikſal mir ſie wieder nehmen könte, nur auf dieſe Art habe ich ſie nicht zu verlieren gefürchtet."

Beliwald wolte den Herzog bey der ſanften Seite faſſen. Er wuſte wie weich er war, allein diesmal waren ſeine Bemühungen vergebens. Hätte er alles geſtanden, ſo hätte er vielleicht mehr ausgerichtet. So war der Herzog erzürnt, blieb es und Beliwald gieng ziemlich trozig fort.

Unſre Traditoren haben uns zwar eröfnet, wie es eigentlich mit dieſer Geſchichte zugegangen, und daß es wirklich Betrug geweſen, haben uns auch einen Bericht der ſchreklichen Begebenheit gemacht, bey welcher Beliwald ſeinen Freund verlor, da aber dieſes die Grenzen unſers Büchleins überſchreitet, ſo werden wir nur in dem Fall davon reden, wenn uns Verleger nähere Erkundigung davon liefern will. Wir nähern uns dem Schluſſe, und tragen nur kurz vor, welche Veränderungen ſich nach dieſen Revolutionen in dem Herzogthume zutrugen.

Neunte Aufklärung.

Lernt wiſſen, daß man nichts weis.

Der Herzog ſchien izt vollkommen überzeugt zu ſeyn, daß er von Menſchen umgeben wäre, die ihn hintergangen hätten, daß keiner unter ſeinen Vertrauten ſeiner Pflicht ſich opfere, ſondern alle blos ihrem Eigennuze frohnten. Er lies gleich einige von den ältern Räthen, die unter ſeinem Vater das Regiment geführt, zu ſich rufen, und theilte ihnen ſeine Entdekung mit. Wie aber ſtaunte er, als er fand, daß ſie noch weit mehr ſchon wußten, als er vermuthete. Sie legten ihm jene geführte Liſte alles deſſen vor, was denen verſchiedenen Departements, worin die Herren präſidirten oder Bey-

ſizer

ſitzer waren, zugeſandt worden, und was davon ausgefertigt, und was liegen geblieben war. Da fand ſich nun leider, daß die größte Helfte lag, daß Sachen von äuſſerſter Wichtigkeit es waren, worauf man gerade am wenigſten Rükſicht genommen, daß verdiente Männer Jahre lang nach Brod ſchmachteten, welches ihnen doch der Herzog, da er ihre Verdienſte eingeſehen, ſchon längſt zugeſagt, und Befehl gegeben hatte, ſie zu verſorgen.

Hier fand ſichs, daß ein Schuft einem ehrlichen Manne vorgezogen, dort, daß ein Herr Vetter oder ein Univerſitätsbekanter einen Poſten erhalten, dem er nicht gewachſen. Unmittelbare Befehle des Herzogs waren unerfüllt geblieben, und ſogar ohne ſcheinbare Urſache beyſeite gelegt. Perſonen waren ihres Amts entſezt, die dem Staate weſentliche Dienſte geleiſtet, und ſo tüchtig ſie auch noch waren, für invalid erklärt worden. Was nur irgend Miene machte, ſich der neuen Parthey zu widerſezen, wurde auf dieſe oder jene Art entfernt, oder doch gezwungen, ſich von ſich ſelbſt zu entfernen. Der Anhang war ſo groß und mächtig geworden, daß der Herzog ſelbſt ſich auf einer erſtaunlichen

Höhe zu ſeyn, und in einen Abgrund zu ſehen glaubte, der ihn und ſeine Unterthanen zu verſchlingen drohte.

Himmel! wie kan man ſich täuſchen? rief er aus. Wie iſt es möglich, daß ich mir denken konte, dieſe Leute verſtänden einen Staat zu regieren? Ich ſelbſt verſtehe es nicht, da ich ihnen trauen konte. Aber Dank ſey dem Himmel, daß alle dieſe, ſo viel ſie auch verdorben haben, doch noch nicht alles zu Grunde gerichtet, daß doch noch Hofnung da iſt, daß ich retten kan!

Unter andern bewies man jezt dem Herzoge, welche ſchädliche Folgen das neue Meynungsſyſtem auf ſeine Staaten gehabt, wie da alle Welt, beſonders der gemeine Mann aufgebracht, wie es ihm die Liebe des Volks geſtohlen. Anfangs wolte er hieran gar nicht glauben, denn er hatte viel Prädilektion für das Meynungsſyſtem, und der Schluß war nicht ganz falſch, daß wenn die Meynungen überein wären, auch die Geſinnungen es ſeyn würden, und daß ſie das groſſe Band ausmachten, was das Ganze zuſammen kette, und ohne welches es aus einander fiele.

Man gab ihm hier nur in ſo weit recht, als Meynung zur Hauptſache in einem Staate gemacht, und in das politiſche Wohl gezogen würde; ſobald aber ſie beym Privatwohl bliebe, und man ſie vom Staate trente, ſo habe man eine Laſt weniger, und die Maſchine bewege ſich eben ſo gut fort. Sie ſey ein Rad, welches gewöhnlich alle Augenblike des Flikens bedürfte, und ohne das man ſehr gut beſtehen könne. Und insbeſondre habe das den Schaden verurſacht, daß vorher die Freyheit zu gros geweſen, und daß dieſe auf eine ſo unvorſichtige Art eingeſchränkt worden, daß man der Heucheley dabey Raum gelaſſen.

Der Herzog gab endlich dieſen Gründen Gehör, und beſchlos auf der Stelle, dem Meynungsſyſtem nicht etwa eine andere Geſtalt zu geben, denn das hätte die Verwirrung noch ärger gemacht, ſondern nach und nach es ganz einſchlafen zu laſſen.

Daß dieſes geſchehen könte, bewieſen ihm ſeine jtzigen Rathgeber ſehr deutlich. Wann Ew. Durchlaucht, ſagten ſie, dem ganzen Publikum, durch ihr Betragen gegen die, die es entwarfen, zu erkennen geben, daß ſie nicht damit zufrieden ſind, ſo ſieht jedermann ein, daß die Schuld nicht an ihnen liegt. Niemand wird aber auch verlangen, daß ſie ſich etwas ſchuldig geben ſollen, und dies öffentlich erklären, woran ſie keinen Antheil hatten.

Das iſt der Weg, ſagten ſie, wodurch Regenten die Schwächen, denen ſie ja unterliegen, wieder gut machen können, ohne der Menſchheit zu nahe zu treten, und ohne ihrem Anſehen etwas zu vergeben. Da der Menſchen-Wohl nach unſrer Einrichtung ſo häufig von ihren Fürſten abhängt, ſo ſind ſie allemahl bereit, jeden Wink, den er ihnen giebt, mit Freuden anzunehmen. Das Volk wird ſie ſegnen, daß ſie es von einem Feinde befreyen, der, wenn er gleich nicht tyranniſche Grundſäze hat, doch eben ſo viel Schaden thut, als ein arger Tyrann thun könte. Sie nehmen das Ruder des Staats aus ſeinen Händen, und unter der Leitung der Rechtſchaffenheit, die bey ihres Vaters Zeiten Mode war, führen ſie es ſelbſt, ſehen ſelbſt das unterdrükte, noch nicht verlohrne Glük ihrer Staaten wieder aufleben, ſich erneuern und vollkomner werden als es war. Daß wir es redlich meinten, davon mag das ein Beweis ſeyn, daß wir lieber all dieſe Unruhen und Drangſale dulden, als uns in die Gefahren begeben wollten, die mit ihnen verbunden waren, als Ruhe ſuchen, die wir hätten finden und erhalten können, denn Patrioten werden nie dem Vaterlande untreu.

Der Herzog hätte weniger weich und edeldenkend ſeyn müſſen, wenn er nicht hier eingeſehen und eingeſtimmt hätte. Das Meynungsrichters Fall, wenn man das ſo nennen kan, was er mit ihm im Sinn hatte, war beſchloſſen, und dieſen würdigen Räthen überließ er es nun, auszuſuchen, welche von ſeinen Anhängern, denen er zu Poſten verholfen, es werth waren, in dieſen Poſten zu bleiben, und welcher Theil unter ihnen es nicht verdienten.

Der Meynungsrichter hatte indeſſen von dieſem allen noch nichts erfahren. Aengſtlich wartete er auf den Zeitpunkt, wo man ſeine Sachen unterſuchen würde, glaubte aber auch ganz gewis, da man ihn einmal keiner offenbaren Ungerechtigkeit zeyhen könne, und zweytens, alles in ziemlich oberflächlicher Ordnung bey ihm war, und auf den Grund zu kommen, gewis Jahre gehörten, ſo würde man ihm nicht ſo leicht etwas anhaben. Da er noch dabey ſich einbildete, ſeine Sachen beym Herzoge ſtänden auf dem alten Fuß, und man würde ſich nicht ſo leicht an ihn vergreifen, ſo tröſtete ihn dies in der Beſtürzung, in welcher ſeine Seele auf den Ausgang harrete.

Allein das hatte er ſich nicht vorgeſtellt, daß er würde beweiſen müſſen. Der Herzog lies ihn rufen, und legte ihm die Liſte vor, die man ihm gegeben, und trug ihm auf, ſogleich darzuthun, daß die hier angezeigten vernachläſſigten, ſo wichtigen Sachen beſorgt wären, darzuthun, daß er jeden Befehl des Herzogs aufs pünktlichſte befolgt, und die Ankläger ſchnell ſchweigen zu machen, die ſo häufig und laut wider ihn ſchrien. Da nun bey dieſen Sachen Dinge waren, die er offenbar nicht beweiſen und darthun konte, da er Leuten auf Befehl des Herzogs Aemter geben ſollen, die ſie doch nicht im Beſitz hatten, ſo warf er ſich ihm zu Füſſen, ſahe ſein ganzes Unrecht ein, bat um Gnade, und verſprach, alles wieder gut zu machen, und ſich nie wieder verleiten zu laſſen, eine ſeiner Pflichten zu übertreten.

Und glaubt er denn, ſagte der Herzog, daß es damit ausgemacht iſt, wenn er mir das verſpricht? Iſt er im Stande allen dieſen Leuten Schadloshaltung für das zu geben, was ſie durch ihn litten, und bin ich im Stande dieſes zu thun? Weis er nicht, daß bei einem Werke, wie ein Staat iſt, die geringſte Ungerechtigkeit Einfluß aufs Ganze hat, daß ſich das Ding fortwälzt und zu einer Gröſſe gedeyht, die dem Ganzen bis zum Umſturz fürchterlich wird? Wie hab ich mich in ihm geirrt! Wie ſchwach war ich, daß ich glaubte, ein Mann von Kopf, und noch will ich ihn für einen Mann von gutem Herzen halten, habe, ohne von Jugend auf darin unterrichtet zu ſeyn, Fähigkeiten für die Leitung eines Staats. Nein, mein lieber Lebenzow, das Sprichwort: Schuſter bleib bey deinem Leiſten, iſt wahrhaftig wahr, und nicht zu verachten. Sieht er, wir wollen glauben, wir haben geſpielt, freylich mit dem Wohl eines Volks geſpielt, und bald es verloren, aber noch zur rechten Zeit eingeſehen, wir ſpielten falſch. Ich ſchenke ihm ein Gut und entlaſſe ihn ſeiner Aemter. Sez er ſich dahin, leb er mit ſeiner Familie in Ruhe; ſey er mit dem zufrieden, was das Schikſal für ihn that, und laſſe er ſichs nie wieder einfallen, ein unberufener Beſſerer von Dingen zu werden, die gut ſind, und durch ſeine Projekte nur ſchlim werden können. Ich will ſuchen wieder zu richten, was er krum gemacht.

Der Meynungsrichter wagte es dem Fürſten noch eine Vorſtellung zu machen. Unſer Bündnis, Ihre Durchlaucht, ſagte er, die heiligen Bande, die uns knüpfen, das Gute, was nun liegen bleibt, die Frömmigkeit, die wieder verbant werden wird —

Der Herzog entrüſtete ſich ſehr. Er ruft mir Thorheiten wieder zurük, die mich blendeten? Denkt er denn ich habe ſowenig Sinn, daß ich dieſe angelegte Karte nicht einſehen ſolte? Sie waren das erſte Nez, in dem ihr mich beſtriktet. Wo ich die Führer einer ſolchen Zunft als Heuchler entdeke, da ſoll ich noch am Guten des Ganzen glauben? Dies war eine Erinnerung, die meine ſtrengſte Ahndung verlangen könte, ich ſchenke ihm indeſſen dieſe, und ſage nur noch das einzige: laſſe er ſichs nicht einfallen, dieſe Geſellſchaft fortzuſezen. Ich will ſie aufgehoben wiſſen. Ich werde Beliwald das nehmliche zu erkennen geben. Ich will keine Heuchler ziehen, und keine mehr gezogen wiſſen.

Und ſomit hatte das Lied vom Meynungsrichter ein Ende. Alle Welt war froh. Jauchzend ſahe man einer beſſern Zukunft entgegen. Erwartungsvoll, und mit gegründeter Hoffnung that man das, denn es kamen Männer ans Ruder, die ſchon vorher es geſähet, die es kannten, und die das Land liebten, mehr liebten als ſich ſelbſt, die keine Parthey hatten, ſondern durchgiengen, Verdienſte belohnten, und Untugenden beſtraften. Sie ſichteten izt den Weizen von der Spreu; nahmen aus dem Haufen der Gemachten, die da trügten, und lieſſen den übrigen die Wahl, ob ſie das Land verlaſſen, oder da arbeiten wolten, wo ſie der Arbeit gewachſen wären. Das Meynungsſyſtem, und der Denk- und Schreibplan wurden nach und nach vergeſſen, man gieng ſeinen alten Meynungen nach und bald ward Ruh und Friede in den Herzen wiederhergeſtellt, die ihn verloren hatten.

Dem Meynungsrichter gönte jeder ſeinen Fall, gönte ihm aber auch, daß der Herzog ihn verſorgt hatte, denn welchem Volke iſt nicht Güte ſeines Regenten lieber als Härte, und wo iſt der Fürſt der nicht geehrt und gros genant würde, wenn er mit Gerechtigkeit Milde verbindet.

Zehnte Aufklärung.

Immer näher zur Dauer der angefangenen Reform.

In Anſehung Wellwalds war der Herzog ſehr unruhig. In Staatsgeſchäfte hatte er ſich nie gemiſcht, von dieſer Seite fand alſo kein Vorwurf gegen ihn ſtatt. Ihn betrogen hatte er nach des Herzogs Ueberzeugung, allein wo er ihn auf einer Seite betrogen, da hatte er auf der andern ihm einen Schaz erobern helfen, den er ihm nicht theuer genug bezahlen konte.

Er war alſo ſehr geneigt ihm zu verzeihen, nur ein Umſtand machte ſeine beſtändige Gegenwart ihm un-

unangenehm. Lebhaſt lagen immer noch die Worte des Geiſtes vor ſeiner Seele, wie er ſagte: Man wird dir einen Schaz rauben, wenn du nicht auf deiner Hut biſt. Wann Beliwald, ſo ſchloß er, alles angeſtellt hat, ſo rührt auch dieſes von ihm her, dann weis er auch den Sinn dieſer Worte. Er weis, daß mir Heloiſe mein erſter Schaz iſt. Er drohet mir mit dem Verluſt eines Schazes, welcher kan es ſeyn, als dieſer? Iſt es ein Schrekſchuß, um mich gefälliger gegen ihn zu machen, ſo handelt er unedel. Iſt Wahrheit und Vorſaz damit verbunden, ſo iſt er ein Boshafter. In beyden Fällen bin ich mit ihm betrogen, und er war mein Freund, ich wenigſtens gewis der ſeinige, wenn er auch nur der meinige zu ſeyn ſchien, und ſich ſo ſtellete.

Er lies ihn kommen. Beliwald, ſagte er, ich habe noch einmal als Freund mit dir reden wollen. Stehe es um den Geiſt, wie es wolle, ſey er es, oder ſey ers nicht, ſey es Blendwerk, oder ſey es Wahrheit, genug den Schaz, der mir geraubt werden ſoll, hätte ich näher beſtimt wiſſen müſſen.

„In jenen Augenbliken ſtand Ew. Durchlaucht das Fragen frey. Sie haben mir all mein Glük verdorben. Mein Geiſt hat ſich von mir gewandt. Er wirft mir vor, ich hätte ſie beſſer prüfen ſollen.

Das wirft er dir vor? Und er iſt ohnmächtig genug, das nicht ſelbſt zu wiſſen? So ſoll ich das Spielwerk deines Wizes ſeyn? Schäme dich, Baliwald, ſage lieber, du wolteſt mich furchtſam machen. Sage mirs; daß dieſe Worte eine Anſpielung auf Helviſen waren, die du reden lieſſeſt, damit ich nicht mein Vertrauen zu dir verringerte.

„Mein Fürſt, es giebt Aeuſſerungen, die man auch ſeinem Unterthan nicht thun ſolte. Es giebt Fälle, wo uns der Landesherr ſelbſt beleidigen kan, die wir tragen, deren Wunden aber unheilbare Narben in unſern Herzen zurüklaſſen. Ich kan nicht wiſſen, was der Geiſt unter dem Schaze verſtanden.“

Beliwald! Du biſt ein Teufel, denn du weißt es, und wilſt es nicht ſagen. Sieh, ich bitte dich, ſag es mir. Dein Fürſt bittet dich. Ich kan die Angſt nicht unterdrüken, die ich in mir habe. Dieſe Heloiſe, du weißt es, iſt mein Leben. Macht und Klugheit traue ich dir genug zu, ſie mir zu rauben, ſolte ich dir auch Bosheit genug zutrauen? Laß den nicht in Zweifel über eine ſo wichtige Sache, der dich nie über einen deiner Wünſche in Zweifel lies, ſondern alle — alle ſie erfüllte, ſo wie du ſie nur begehrteſt. Ohne dieſe Beruhigung machſt du mich auf immer ängſtlich. Dein Ernſt kan das nicht geweſen ſeyn.

„Ich weis nicht, Herzog, was ich hierauf antworten ſoll. Rechtfertigen mich, wo ich keine Schuld trage, das iſt unmöglich. Alles was ich thun kan, iſt, daß ich ihnen betheure, ich habe nie einen Gedanken gehabt, Heloiſen zu ſchaden. Ich werde und kan ihr nie ſchaden. Mein Herz und meine Pflicht verbieten es."

Das wäre etwas, wenn ich den Worten trauen dürfte. Daß ich das nicht kan, verzeyh mir.

Ihr Geſpräch gieng noch weiter fort, der Herzog konte aber auf keine Art Beliwald zu einem Geſtändnis bringen. Er blieb immer feſt darauf, er habe mit dem Geiſte keinen Betrug geſpielt, und der Herzog blieb alſo immer noch in ſeiner Angſt.

Erſt izt entdekte der Herzog Heloiſen ſeine Beſorgniſſe für dieſe Prophezeyung ſeines Geiſtes. Heloiſe lachte ihn aus, vermogte aber nicht, den Eindruk auszulöſchen, den es auf ihn gemacht.

Sie ſind mir ſo theuer geworden, ſagte der Herzog zu ihr, daß ſchon der Gedanke, ich könte ſie verlieren, mich verlegen macht, was verlegen, unſinnig mich machen könte. Nehmen ſie einmal, wie viel Unglüksfälle ſie treffen können. Ich will nicht gerade ſagen, daß ihre und meine Feinde, und beſonders die Feinde unſrer beyderſeitigen Vereinigung gerade zu ſich an ihnen vergreifen würden. Dazu glaube ich haben ſie zu viel Menſchlichkeit, zu viel Achtung für mich.

Allein nehmen ſie an, daß man jeden Kummer auf ſie thürmt, den man ihnen machen kan, und den ich nicht immer zu verhindern im Stande bin. Nehmen ſie an, daß man ihnen Dinge von mir in den Kopf ſezt, die waren, aber nicht mehr ſind, und ſie kränket, wo man kan, werden ſie das aushalten?

„Wenn Sie mich lieben, alles — Es giebt dann niemanden, der im Stande iſt, meine Standhaftigkeit zu erſchüttern. Solte ich aber jemals unglüklich genug ſeyn, meines Fürſten Liebe zu verlieren, dann, ja dann würde ich gewis dem Kummer unterliegen, den mir dieſes und ſo viel andre Leiden, die izt mich nicht treffen können, verurſachen würden.

Der Herzog verſicherte neue Schwüre, und man ſagt, er habe ſie gehalten. Wenigſtens ſezten unſre Traditoren zum Schluß hinzu, die Zeit, die ſie ſich noch dort aufgehalten, wäre alles nach Heleiſens Wünſchen gegangen, auch habe man im ganzen

Lande die Veränderung ſehr deutlich bemerkt. Die allgemeine Liebe zu Heloiſen ſey unbegränzt geweſen, man habe ſie bis in den Himmel erhoben, und geſagt, ſie ſey es, die dem Lande Glükſeeligkeit wiedergebracht.

Unſre Traditoren wollten hier gänzlich ſchlieſſen, weil ſie eben im Begriff waren, dieſes Land wieder zu beſuchen, und da wohl Neuigkeiten vom Ausgange erfahren würden. Allein wir baten ſie, uns noch eine kleine Ueberſchrift zu gewähren, in welchem Stande ſie das Land im ganzen verlaſſen hatten, und ſie gewährten uns unſre Bitte durch das, was wir unſern Leſern durchs

---

Siebente Licht,

Welches Hofnung zu ewigem Sonnenſchein giebt

bekannt machen.

Die Veränderung der Regierung hatte bey allem dem Nachtheiligen, was ſie auf einer Seite hatte, ſe, auf der andern denn doch auch verſchiedne Vortheile. Die Freyheit, beſonders der Einwohner in der Reſidenz hatte unter dem vorigen Herzoge ſo zügellos zugenommen, daß ſie obſchon im Stillen gar keinem Zwange ſich mehr unterwarfen, daß wie wir eben bereits gehört, Laſter im Schwange giengen, aus denen man gar nichts beſonders machte, weil niemand ihrer erwähnte, wenn er ſie auch ſahe und bemerkte.

Ferner wußte man ein Gut nicht zu ſchätzen, was einem in ſolchem Uebermaß zu Theil geworden war, und die neuen Anſtalten lehrten erſt, welch ein Schaz dieſe Freyheit ſey, und ſeitdem es Aufpaſſer auf übertriebene Ausſchweifungen gab, kamen viele durch Mangel an Gelegenheit aus der Uebung, und legten dieſe ſo böſen Gewohnheiten ab.

Hierdurch gewann allgemeine Sittlichkeit, und eine gewiſſe Art ganz verborgener Schaam kam wieder zum Vorſchein, die hernach haften blieb, und ihren Einfluß bis auf künftige Zeiten mit ausdehnte. Auch war man jezt weit zufriedner mit der neuen Regierung, als man geweſen ſeyn würde, wenn ſie gleich von Anfang ſo geweſen wäre, und ſo wie kleine Unbequemlichkeiten die Ruhe immer angenehmer machen, ſo war es auch hier mit der Freyheit nach dem Zwange.

Der Herzog hielt Heloiſen pünktlich Wort, und beſuchte das Serail der Madam Mind nicht weiter. Auch darüber freute man ſich, das Beyſpiel feuerte viele Ausſchweifflinge an, zu folgen. Freylich war Madam Mind nicht ganz zufrieden damit, aber der Schazmeiſter hatte ihr die Augen ein wenig geöfnet, und ſie gelehrt, daß man froh ſeyn müßte, daß man ſtehe. Jahre und Umſtände veränderten eine Sache, und wenn man ſich nicht in die Zeit ſchiken wollte, werde man gemeiniglich das Opfer ſeines Eigenſinnes. Sie war nicht ſo thörigt, dies nicht einzuſehen, und ſo erwartete ſie, immer noch eitel und herſchſüchtig, einen günſtigen Augenblik, in dem ſie wieder von dem Herzen Beſiz nehmen wollte, welches ſie ſich geraubt hielt, da ſie doch nie rechtmäſſige Anſprüche darauf gehabt hatte.

Herr von Beliwald war das unſelige Mittelding zwiſchen Gelten und Nichtgelten. Der Herzog hatte ſich würklich zu ſehr an ihn gewöhnt, als daß er ihn ganz hätte entbehren können, allein nahe lies er ihn auch nicht mehr kommen.

So war es als wir die Reſidenz verlieſſen, wie es iſt, da wir nun zurükkehren, davon ein andermahl etwas.

---

f. 151

Dreyerley
Wirkungen.

Eine
Geſchichte aus der Planetenwelt,

tradiert und ſo erzählt.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Dritter Band.

Germanien, 1789.
bey Peter Sandhof.

Dreyerley
Wirkungen.

Eine
Geſchichte aus der Planetenwelt,

tradirt und ſo erzählt.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Dritter Band.

Germanien, 1789.
bey Peter Sandhof.

Vorbericht.

Die beyden erſten Theile der dreyerley Wirkungen ſind dem Publikum ſo willkommen geweſen, daß die Verfaſſer es für Pflicht halten, die fernern Tradita ihrer exkorporirten Herren Traditoren ihm nicht vorzuenthalten.

Auſſer Privaturtheilen haben ſie noch nichts darüber zu Geſicht bekommen, wiſſen alſo nicht, welch ein Schikſaal ihrem Büchlein aus den Händen der Herren Cenſoren bevorſtehen mögte. Doch ſind ſie auf jedes gefaßt. Iſt die Stimme dieſer leider unbeeideten Kritiker mit der des Publikums gleich, ſo werden ſie ſich freuen, daß ihr Verleger deſtomehr Geld aus ihrem Schweiße ziehen wird, den ſie bey ihren Exkorporationen häufig vergießen müſſen.

Sind ſie dem Urtheile des Publikums zuwider, ſo ſind nur Dummköpfe im Stande, auf ihren anzugebenden Ton das zu widerrufen, was ſie vorher dachten, das ſchlecht zu finden, was ihnen vorher gefiel, und das zu tadeln, was ihnen ehedem lobenswürdig ſchien.

Da unſre Traditoren ſich in dieſem Bande auch ein wenig an die Zunft, die von dieſem nothwendigen Uebel auf ihrem Planeten exiſtirt, gemacht, und das tadelnswerthe an ihnen getadelt haben, ſo werden wir wahrſcheinlich mit ein wenig ſcheelen Augen angeſehen werden, welches aber auf uns keinen Eindruk machen ſoll, weil ein gutes Gewiſſen den Gerechten nicht ſcheuet, und den Ungerechten nicht achtet.

Finſterniß — Aufklärung — und Licht ſind ja in allem, was dem Menſchen angeht, und mit ihm in Verbindung ſtehet, und hat der Mann, der unſer Büchlein zu ſeinem Stoße bekömt, gerade die Laune der Finſternis, wenn er es liebt, nun ſo webe er es unſertwegen in ägyptiſches Dunkel. Es wird doch wohl noch Aufklärung und Licht geben, die es wieder hervorſuchen, und von ſeiner galligen Deke befreyen.

Kömt es in die Hände des Lichts, nun ſo wollen wir dankbaren Seegen über den ergieſſen, der es mit den Augen der Wahrheit betrachtet.

Wir hätten gern das vierte Bändgen, welches unſre Traditoren uns ebenfalls bereits enthüllt, dieſem dritten mit beygefügt, allein die Zeit zur Meſſe war zu kurz. Das vierte Bändgen enthält die allerneueſten Begebenheiten im Herzogthume, und deſſen Reſidenz, und wird nicht minder unterhaltend ſeyn, da die Auftritte nach Heloiſens Tode ſich mehrten, und der Misvergnügten beſonders mehr wurden.

Die traurige Epoche, die dieſes Bändgen ſchließt, wird wahrſcheinlich jeden unſrer Leſer Theilnehmung und Rührung erwecken.

Wer Thränen fließen läßt, der bedenke, daß ſie Heloiſen ließen, die der ganzen Welt Hochachtung verdiente, und alſo dieſer Thränen wohl werth iſt.

Erſte Finſternis.

Enthält nichts mehr, und nichts weniger, als Wiederruf.

Zwar hätten wir, liebe Leſer, die ihr ſo gern und willig unſer Büchlein aufgenommen, die ihr, wie unſer Verleger uns heilig verſichert, Troſt und Freude, auch mitunter Heil darin gefunden, zwar hätten wir noch verſchiedene Dinge euch zu enthüllen, die wir, wie die zwölfte Finſternis des zweyten Theils unſers obbemeldeten Büchleins Dreyerley Wirkungen genant, zeiget, von unſern freundlichen Traditoren empfangen haben; allein da unſer glükliches Geſtirn, uns abermahls in die Geſellſchaft, dieſer wie wir nachher erfahren, ebenfalls exkorporirten Bewohner des andern Planeten geführet, ſo folgen wir dem Faden, und erſparen dieſes bis zur Epoche, wo es eigentlich hingehört.

Leider haben wir euch eine Neuigkeit zu berichten, die euch ſo wenig angenehm ſeyn kan, als uns, es müſte denn ſeyn, daß ihr nicht ſo viel Intereſſe an der Sache ſelbſt, als an unſerer Art ſie vorzutragen gefunden hättet, und in dem Fall wird euch dieſe Fortſezung allerdings willkommen ſeyn.

Aber auch euch, die ihr mit patriotiſchem Eifer ſtrebtet nach dem Ende unſers Büchleins, die ihr gern leſen mochtet und woltet, daß obbenannte Dinge ſich änderten, und die Regierung unſers Herzogs die gute Wendung nähme, die ſie nach unſern lezten Blättern genommen zu haben ſchien, auch euch wird es eben kein Herzeleid machen, daß die Fortſezung erſcheint: denn ihr werdet darin mancherley noch der Kunſtſtükgen finden, wie man eines Fürſten Schwächen misbrauchen, und ehrliche Geſichter machen kan, ohne ehrlich zu ſeyn. Wenn ihr alſo gleich von jenem Guten nichts werdet zu leſen bekommen, was ihr euch denkt, ſo werdet ihr doch lernen, wie ihr einmahl Gutes ſtiften könnt, wenn euch dergleichen Tiraden in die Hände fallen, die ihr vielleicht zu verhindern, oder anders zu wenden fähig ſeyd.

Wißt alſo insgeſamt, daß wie wir unſre Traditoren wiederfanden, dieſe mit lauter heller Stimme uns entgegenriefen: Wehe! Wehe! über das, was wir ſahen, über das, was wir erfuhren, als wir zurükkehrten in unſre Reſidenz.

Dieſes doppelte Wehe, lieben Leſer, hätten wir dreymahl ausrufen mögen, als wir erfuhren, warum es ausgeſprochen wurde, und ob ihr alle nicht mit uns es ausrufen werdet, wird die Zeit bald lehren.

Wir haben, ſagten unſre Traditoren, einen groſſen errorem in calculo gemacht, da wir euch das, was in der neunten und zehnten Aufklärung, ſo wie im ſiebenten Lichte eures zweyten Bandes beſchrieben iſt, für Wahrheit tradirten.

Ihr müßt aber unſerm Irrthum verzeyhen, denn damahls wußten wir es nicht beſſer. Wenn Menſchen eines Planeten mit Menſchen eines andern in mündliche Konverſation kommen wollen, ſo müſſen beyde Theile erkorporirt ſeyn. Wir waren das damahls ſo gut als ihr, und da es jezt bey uns ſehr Mode zu werden anfängt, die Kinder der Menſchen zu exkorporiren, ſo werden wir vielleicht öftere Zuſammenkünfte miteinander haben können.

Allein bey unſerer Exkorporation, weil es die erſte war, glaubten wir uns noch körperlich, und da wir die andern Menſchen in einem unkörperlichen Lichte ſahen, ſo ſchloſſen wir auf eine Zukunft, die noch nicht exiſtirte, und da ſich dieſe idealiſchen Begriffe mit unſern Wünſchen konformirten, ſo ſahen wir und ſchloſſen auf etwas, was vielleicht noch in Zukunft geſchehen könte, was aber jezt auf keinem Fall noch möglich war.

Wir müſſen alſo euch Herren Autoren bitten, eure Leſer davon zu avertiren, daß dieſe Kapitel pia desideria in Anſehung der Zukunft ſind; daß wir als exkorporirte, weil ſie den beſten Inhalt haben, ſie glaubten und für wahr annahmen, daß ſie aber nichts enthalten, als was vielleicht zum Theil in Zukunft noch geſchehen, und wovon dennoch, ſo wie die Sachen izt ſtehen, ſchwer zu glauben iſt, daß ſie ohne ein halbes Mirakel jemahls geſchehen werden.

Dieſes iſt es, was wir unſern Leſern mitzutheilen, und die erſte Finſternis des dritten Bandes dadurch darzuſtellen, für Pflicht hielten.

Bey dieſer Offenherzigkeit findet folgſam kein dolus malus ſtatt, und wir hoffen unſre Leſer geneigt zu finden, uns ſo zu verzeihen wie wir unſern Herren Traditoren verziehen haben, das heiſt, das Buch als mit der zwölften Finſternis des zweyten Bands geſchloſſen zu betrachten, und von da an die Fortſezung deſſelben zu erwarten.

Erſte Aufklärung.

Der Herzog bekömt Zweifel an den Zweifeln, die er hatte.

Des Herzogs Zorn gegen ſeinen Liebling Bellwald, dauerte in der That nur ſo lange, als die Wallung ſeines Bluts.

Seine Standhaftigkeit in der Behauptung der Rechte ſeines Geiſtes war ihm immer etwas ſo unerklärbares, als die Gelaſſenheit, mit welcher er ſeine

Ungnade zu ertragen ſchien. So wie er ſich den Gedanken dachte, vielleicht wäre das wahr, ſo ſchien es ihm auch ſchon wahr, weil wir doch immer gern das Uebernatürliche vertheidigen, und um unſrer ſelbſteignen Eigenliebe willen, davon überzeugt zu ſeyn ſuchen.

Auch ſahe der Herzog freylich nicht durch alles das hindurch, was man mit dieſen Blendwerken zuwegebringen wolte. Er konte ſich nicht abſtrahiren, was ſein Liebling dadurch gewönne, wenn er ſeine Gnade verlore, er wußte aber auch nicht, daß dieſer zu gewis war, ſie nicht zu verlieren.

Undankbarkeit war in den Augen des Herzogs ein Laſter, welches er nicht vertragen konte. Wenn er nun an alles das zurükdachte, was Beliwald ehedem ihm geweſen war, was er ihm ausgerichtet hatte, ſo konte er ſichs kaum vergeben, daß er ſo hart mit ihm verfahren war: denn er warf ſich es als weit ſtrenger vor, daß der Fürſt, dem Milde eigentlich Eigenſchaft ſeyn ſolte, gegen den Unterthan hart verfuhre, als wenn der Unterthan gegen den Herrn ſich vergäſſe.

Dies mag überhaupt vom Herzen des Fürſten, von deſſen Güte wir zwar ſchon überzeugt ſind, einen neuen unumſtößlichen Beweis geben.

Der Herzog berichtete nun Heloiſen alles was er mit dieſen Leuten vorgenommen, allein er bat ſich nicht ihren Rath aus, was er ferner vornehmen ſolte. Er hatte würklich mehr zu entdeken geglaubt, als er entdekt hatte, und weil es ihm ſchien, als ob Beliwald eben ſo gut recht haben könte, als ſie, ſo wolte er nicht verlaut urtheilen, und daran that er unſerm Bedünken noch ſehr recht. Allein ſehr unrecht that er daran, daß er nicht aufrichtig mit Heloiſen zu Werke gieng, und die Zweifel, die er würklich gegen ſie hatte, ihr nicht geradezu entdekte.

So bemerkte ſie zwar ſeinen verminderten Eifer, allein ſie wußte doch nicht, ob nicht eine Verläumdung der Grund war, und hielt es für beſſer, erſt auf den Grund derſelben zu kommen. Sie ſchwieg alſo, und ſie that unſers Bedünkens ebenfalls unrecht, denn ſie hätte ſuchen ſollen, die Wahrheit herauszubringen, und die Nebel der Finſternis zu zerſtreuen.

Ihr Stillſchweigen, machte ſie dem Herzog noch verdächtiger, und er fieng an zu wähnen, ſie habe einer Leidenſchaft wider das Uebernatürliche nachgegeben, und fienge ſelbſt an zu bereuen, daß ſie ihm die Arbeiten verhaßt gemacht.

Das machte indeſſen in ihren übrigen Verhältniſſen nicht die geringſte Veränderung. Ihre Liebe gegen einander blieb rein und ungeheuchelt, und der Herzog fand immer mehr und mehr, ſie ſey die Perſon, die ihm bisher gefehlt habe.

Der Meonnasrichter Lebenzow nahm zum Beten und Arbeiten ſeine Zuflucht. Er ſuchte einige der auffallendſten Dinge, die man gegen ihn aufbringen konte, in Ordnung zu bringen, gab verſchiedenen andern, die er nicht mehr ändern konte, den Anſtrich einiger Wahrſcheinlichkeit, brachte durch mancherlei Mittel verſchiedene Leute, die hart wider ihn zeugen konten, auf ſeine Seite, lies ſich vom Herzoge ein paarmahl auf den Knien überraſchen, und verſicherte dann, er wäre im Begrif, den Himmel um Beyſtand und Stärke anzuflehen, um den mächtigen Verläumdungen, die man wider ihn im

Werk habe, widerſtehen zu können, und erweichte des nachſehenden Herzogs Seele für ſich.

Wer ſo viel betet, kan nicht ſo viel Böſes thun, dachte der Herzog.

Der Schazmeiſter ſpielte ſeine Rolle demüthig und wehereich. Es konte nicht fehlen, der Unmuth des Herzogs, daß er nichts herauszubringen im Stande war, mußte in aller Frühe hauptſächlich auf ihn fallen, und er nicht manche Sottiſe allein, ſondern auch einige zu verehrende nachdrükliche Erinnerungen verdauen und verſchluken. Er lies aber nicht nach, dem Herzoge in Anſehung Beliwalds zuzuſichern, daß er glaube, dieſer habe mächtige Bekantſchaften im Geiſterreiche, und ſey Herr über mehr als ein Geſchöpf deſſelben.

Er brachte in ſeiner Dummheit und Aberglauben freylich manches ungereimtes Zeug zu Werke, worüber der Herzog nicht wenig lachte, und ſich daran ergözte, aber er wirkte doch ſo viel, daß der Herzog feſt beſchlos, noch eine Unterredung mit Beliwald zu haben, glimpflicher darin ihm zu begegnen, und wo möglich eine einſame Zuſammenkunft mit dem Geiſte zuwege zu bringen.

Dieſen Entſchluß behielt er bey ſich, und entdekte ihn nur ſeiner eignen Seele.

Wer ſo dumm iſt, dachte er aber vom Schazmeiſter, der kan nicht boshaft ſeyn.

Beliwald muſte, ohngeachtet des Zwiſts, den er mit dem Herzoge gehabt, ſeine Pflichten zu gut, als daß er nicht täglich bey Hofe hätte erſcheinen ſollen. Er gab ſich das Anſehen der Freundlichkeit ſogar, aber es war denn doch mit der Mine verbunden, als ob er ſagen wolte: Ich vergebe dem Großen gern, wann er mich beleidigt. Eines Tages beſchied ihn der Herzog den andern Morgen in ſein Kabinet, und Beliwald verneigte ſich, den Beſcheid bejahend.

Zweyte Aufklärung.

Des Fürſten bösartige Zweifel vermehren ſich.

Den andern Morgen erſchien dieſer heiterer und vergnügter als der Herzog erwartete. Er hätte müſſen ſchlechter Menſchenkenner ſeyn, um nicht einzuſehen, des Herzogs Zorn gegen ihn ſey geſchwunden. Er wagte es darauf den Schluß zu machen, daß dieſes von Zweifeln herrühre, die er über die Beſchwörungsgeſchichte gefaßt.

Ich glaubte, ſagte der Herzog, Beliwalden würde mein Misvergnügen über ihn näher angeben, als ich ſehe. Du haſt nicht die Liebe für mich, mein Freund, die ich für dich habe. Der Herzog hat nur den Freund genommen. Du kanſt ertragen mich von dir entfernt zu wiſſen. Ich ſcheine nicht ohne dich leben zu können, mir ſcheine ich ſo, und wenn ich den Schein unterſuche, finde ich Wahrheit.

O Ihre Durchlaucht, ſagte Beliwald, ſo iſts wahr, was mir mein überirdiſcher Genius, mein treuer Geiſt geſagt, wahr, daß ich heute gleich den Anblik ihrer Güte haben würde. Und wenn Sie über die Dreiſtigkeit zürnten, daß ich ſie an das mahne, wofür ihr Herz keinen Glauben haben wolte, ſo kan ichs nicht verhehlen; dieſen Empfang entdekte mir mein Geiſt, und ich ſolte zweifeln, daß das nicht auch wahr wäre, was er hinzuſezte!

Und was war das? frug der Herzog haſtig.

Es war das, daß ſie Zweifel an dem Unglauben hätten, den ſie bisher gegen ſeine würkliche Erſcheinung bewieſen, — daß der überirdiſche Kreis in ihnen über den irdiſchen den Vorzug zu gewinnen anfienge, daß Fleiſch und Geiſt in ihnen um den Sieg ſtritten, und daß er hoffe, der Geiſt ſolle ihn davon tragen.

Der Herzog erſtaunte. Bellwald, ſagte er, daß ich den Geiſt nicht ganz vergeſſen können, daran iſt ſeine ſchreckliche Prophezeyung ſchuld. Ob nun dieſes Zweifeln, in mir, welches ich nicht läugnen will, irdiſches oder überirdiſches Gefühl iſt, ob ich blos von der Furcht, Heloiſen zu verlieren, oder von innerer Ueberzeugung angetrieben bin, Ehrfurcht für deinen Geiſt zu haben, das will ich nicht unterſuchen. Die Zeit mag mir das enthüllen.

Allein einen Umſtand müßteſt du mir erläutern, ehe ich mich weiter mit etwas einließe. Der Schatzmeiſter und der Meynungsrichter haben mir es doch ohne Hehl geſtanden, daß die Beſchwörungsgeſchichte angeſtellt ſey, um mich näher an euch zu ketten. Zu einem ſolchen Grunde mögt ich die Entſchuldigung

gung wiſſen, und warum dieſen Leuten dergleichen geſagt wurde, wenn Wahrheit dahinter war?

O mein durchlauchtigſter Fürſt und Freund, denn ſo wage ich Sie zu nennen, nachdem ſie mir die Gnade erwieſen, mich vertheidigen zu dürfen. Schon lange lange hatte mein Geiſt mir angelegen, ihr Herz ſo zu ſtimmen, daß ſie einen Beweis ſeines Daſeyns wünſchen. Aber mir ſelbſt war es verboten, mich ihnen darüber zu erklären. Lebenzew und der Schazmeiſter klagten mir ihre laue Geiſtesſtimmung für unſer Werk und unſre Perſonen.

Beyde ſind zu eingeſchränkt, als daß ſie in dergleichen Dinge, Blike zu thun im Stande wären, ich mußte mich hier eines Vorwands bedienen, der ſie nicht zurükſchrekte. Ich mußte blos ſinnliche Menſchen ſinnlich behandeln. Ich ſahe dieſen Ausgang vorher, und furchte mich nicht davor. Hätte ich ihnen nicht das Phantom der nähern Ankettung in den Weg geworfen, ſie hätten nichts für die Sache gethan. Sie hätten durch ihre erſten Schritte nicht den Grund in Eurer Durchlaucht Herzen gelegt.

Hören ſie denn alſo, was mein Geiſt ferner geſagt:

Dein

Den Herzog, waren seine Worte, hätte die Erſcheinung nicht gelaſſen angeſehen, wann er allein geweſen wäre. Er hätte ſie geehrt, und wenn eine höhere Potenz gleich ſeine Perſon, die zu heilig, und zu wichtig noch auf dieſer Welt iſt, geſchüzt hätte, ſo wäre er doch auf immer von der Möglichkeit entfernt geweſen, ſeine Kentniße in dieſem Fache zu erweitern, auf immer von aller Kommunikation mit Geiſtern ausgeſchloſſen, auf immer ſo viel ſchöner Augenblike beraubt, die ihm nun noch zugetheilt ſind.

Der Herzog glaubte nicht, aber er dachte ſich, es würde auf jedem Fall man ſich vorbereitet haben, einer Störung durch irgend einen traurigen Zufall Einhalt zu thun. Er abſtrahirte ſchon, daß dieſer ihn nicht treffen würde, aber er dachte, er konte einen aus der Geſellſchaft treffen, und er wolte keines Menſchen Unglük befördern. Eine edle Denkungsart, die ich voraus ſahe.

Jezt iſt ſein innerer Kreis in Anſehung des Geiſterreichs etwas erweitert. Eine geſehene Erſcheinung läßt ihn die zwote nicht mit der Hize betrachten. Reifliche Ueberlegung macht ihn aufmerkſamer.

mer. Er wird ſehen, daß das kein Blendwerk ſeyn kan, und er kan die einſame Erſcheinung erhalten, wornach ſein Herz ſtrebt. Verkündige ihm das.

Des Herzogs Erſtaunen war aufs äuſſerſte. Er ſprang auf, fiel Beliwald um den Hals, bat ihn tauſendmahl um Verzeyhung, und zugleich um die ſchnelleſte Anſtalt zur Unterredung mit dem Geiſt.

Beliwald war froh, die rechte Seite getroffen zu haben. Er ſpielte den Dankbaren gegen den neu betrognen Herzog, und entfernte ſich nun ſo viel heiterer, als er gekommen war, daß ſeine Freude beynahe in Ueberſpannung ausartete.

Wer ſo dreiſt iſt, ſagte der Herzog, wie er fort war, der kan unmöglich ein Böſewicht ſeyn.

Dreyerley Irrthum. Wer mögte wohl in ſeiner Jugend verſehen haben, daß in Beten, Dummheit und Dreiſtigkeit die gröſte Heucheley ſteke, ihm zu entdeken.

Erſtes Licht.

Leuchtet der Exkorporation. Wie, das mag der Leſer entſcheiden.

Wir konten unſre Verwunderung über dieſe den letzten Berichten unſrer Traditoren ſo ganz entgegengeſetzten Tradita gar nicht bergen, und mußten uns ein wenig laut darüber aufhalten, daß man wenigſtens den Schein gebe, als ob man Lügen für Wahrheit uns mittheile. Wir baten uns alſo ein kleines näheres Licht, über die Exkorporation unſrer Traditoren aus, die uns dieſe Widerſprüche zuwegegebracht.

Die Exkorporation, ſagten dieſe, iſt eine Manipulation, die auf unſrem Planeten ſehr häufig vorgenommen wird.

Sie beſteht darin, daß man dem Körper alles entzieht, was ihm von Gott und rechtswegen gehört, um in der Wirkſamkeit fortzubleiben, in welcher er eigentlich ſeyn ſolte, wenn er die angemeſſenen Funktionen wirken, und durch ſich in die Seele übertragen laſſen ſoll.

Man entzieht ihm Speiſe und Trank, und zwingt ihn dennoch auf die Seele fortzuwirken. Man befiehlt dieſer, Ideen ſich darzuſtellen, die er mit dem größten Reize der Nerven und Fibern durcharbeiten muß.

Von dieſen Ideen nun geſchwängert, nach den lezten Kräften des Körpers ihr dargeſtellt, erhebt ſich die Seele zu einer Erweiterung derſelben, ohne des Körpers noch zu bedürfen, das heißt, ſeines Lebens, ſeine Geſtalt aber kan ſie nicht ablegen: denn ſie wirkt durch ſie.

Wie eigentlich das Verhältnis deſſen iſt, was dieſe Seele bey der Exkorporation vom Körper ſich eigen macht, dazu gehört wohl noch der Aufklärung viel. So viel iſt gewis, der Körper bleibt im todtenähnlichen Zuſtande, wo er iſt, und die Seele begiebt ſich unter ſeiner Geſtalt, wohin ſie will, iſt aber auch nur exkorporirten Seelen ſichtbar; weil der körperlichen Geſtalt die exkorporirte nur als ein Nebel erſcheint, und ihre Sprache ſie blos umſäuſelt, aber nicht in ſie eindringt.

Wahrſcheinlich iſts uns, daß dieſe unſre Geſtalt jezt der feinſte Nervenſaft iſt, der mit der Gewalt der Anſtrengung in die Seele ſich einverleibt, nach der Lage der Nerven aber, aus welcher er gekommen, die Richtung in der Seele behalten hat, und ſo die Geſtalt des Körpers.

Nun iſt es wahr, daß unſre Traditoren uns wie Körper, nur wie ſehr verfeinerte Körper erſcheinen, daß gleichſam ein weiſes Wolkengewand ſie umgab, daß ſie keinesweges ſich beyde gleich, ſondern ſehr verſchieden waren.

Der eine unter ihnen war ein langer hagerer Mann, hatte Züge eines angehenden Alters, und und ein geſeztes ernſthaftes Weſen. Auch was er ſagte, war mehr philoſophiſch und Forſchung. Dagegen war der andere ſeinem ganzen Weſen nach Jüngling, ſein Anſtand war lebhaft, und gleichſam ſpielend. Er lies ſich mehr aufs hiſtoriſche ein, und daher werden auch unſre Leſer einen kleinen Unterſchied in unſerm Vortrage wahrnehmen.

Sie entdekten uns, daß ſie Vater und Sohn wären, daß ſie ein beſonderes Vergnügen an dieſer Exkorporation fänden, daß ſie ſich dadurch Kentniſſe verſchaften, die in ihrem Lande Erſtaunen erregten, daß ſie ſelbſt Autoren wären, und eine Monathsſchrift — Exkorporationen — herausgäben, die einen ſo reiſenden Abgang fände, daß ſie davon alle ihre Bedürfniſſe beſtreiten könten. Sie ſagten, es ſey ganz auſſerordentlich, wie feſt dem Gedächtniſſe des Körpers das hängen bliebe, was die exkorporirte Seele mit ſich brächte.

Dieſes mußten wir ſelbſt als Wahrheit mit bezeugen, denn auch wir ſpürten den Reichthum der Gedanken in uns mächtig, wenn wir nach ſo einer Expedition zurükkehrten.

Auch haben wir nachher nach unſerm Wiederkehren bey ſtrengerer Unterſuchung das wahr gefunden, was uns unſre exkorporirten Freunde über ihren Zuſtand geſagt haben, und die unſrigen haben uns verſichert, wir wären ſo geweſen, daß man uns für todt gehalten, und hätte der Zuſtand länger gedauert, ſo würde man uns als todt begraben haben.

Uns ſchauderte die Haut bey dieſer Erzehlung, weil eben unſre Traditoren uns dafür gewarnt, und geſagt hatten, da ſie mit dieſer Operation ſchon bekant wären, befehlen ſie allemahl ihren Leuten ſie ruhig liegen zu laſſen.

Wenn nun, ſezten unſre Traditoren ihre Entſchuldigung fort, wenn nun die Seele zum erſtenmahle, da ſie noch nichts von den Folgen des Zuſtandes weiß, exkorporirt wird, ſo nimt ſie die Ideen, die ſie alsdenn hat, und ſezt ſie fort. Sie glaubt ſich noch in ihrem Kreiſe zu ſeyn. Ihre Kraft geht ſo weit, daß ſie im Körper zu ſeyn, zu eſſen, zu trinken, mit ihren vorigen Bekanten umzugehen, alles ſo zu ſeyn glaubt, wie ſie es verlaſſen — nur mit dem Unterſchiede, daß ſie ſich das Zukünftige anders mahlt, als es iſt, beſſer natürlich, als ihre vorgefaßte Ideen waren.

Wer aber einmahl wieder inkorporirt iſt, der weiß, daß alles, was er ſich gemahlt, Idee war, hat nun einen vollkommenen Begriff von ſeinem Exkorporationszuſtande, und kan für die Zukunft andere Maaßregeln nehmen.

Da wir unſre Traditoren durch dieſes alles hinlänglich entſchuldigt hielten, ſo glauben auch wir für unſern Leſern uns hinlänglich entſchuldigt, daß wir etwas wiederrufen müſſen, was wir ſagten.

Und im Grunde wird ihnen es auch lieber ſeyn, Wahrheit zu hören, als wenn wir im Jrthum geblieben wären, den wir doch nimmermehr hätten vertheidigen können.

Schande macht uns dieſer Wiederruf denn eben auch nicht. Wir wiſſen ja der großen Herren genug, die in dem Falle ſind, wiederrufen zu müſſen, warum wir nicht. Alſo ohne Anſtand weiter mit unſern Herren Traditoren.

Dritte Aufklärung.

Was die alten Herren geſagt haben:

Wahr iſts nun zwar, daß die alten Herren unter den Räthen und Miniſtern, nach einer ſolchen Revolution zu Rathe gezogen wurden, daß der Herzog ſie mit dem bekant machte, was er von des Meynungsrichters Verfahren, und der Unordnung, die dabey herrſchte, ihnen Nachricht gab, und auftrug, zu unterſuchen, ob dieſe Dinge gegründet wären, oder ob man dem guten betenden und arbeitſanten Mann auch wohl zu viel thäte, und ihn verläumdete. Aber der Ton, in dem der Herzog das ſagte, die Weiſe, wie er ſie aufforderte, die Einmengung von Beten, Arbeiten und Verläumden, lies ſie hinreichend ſpüren, wie er eigentlich das Ding verſtanden haben wolte.

Sie wandten ihm alſo ein, daß ſie eine ſolche Unterſuchung gar nicht unternehmen konten, ohne daß der Meynungsrichter alle Geſchäfte indeſſen niederlegte, die ein andrer indeſſen führen müßte, daß vielleicht ein ganzes Jahr erforderlich wäre, um ſich durch die ganze Sache hindurchzuarbeiten, daß des Mannes Sturz wenigſtens auf dieſe Zeit unumgänglich damit verbunden wäre, daß ſie ſich der Gefahr ausſetzten, von Ihro Durchlaucht ſelbſt, die ihn in Affektion genommen ſcheel angeſehen zu werden, wenn etwa Mittel zur Unterſuchung angewendet werden müßten, die für den Mann kränkend wären — und daß ſie nach dieſen Aeuſſerungen es nun Ihro Durchlaucht überließen, zu befehlen, was ſie vornehmen ſolten.

Ob die Miniſter hoften, daß der Herzog ihnen alles bewilligen würde, das laſſen wir dahin geſtellt ſeyn. So viel iſt gewis, daß er nichts bewilligte, daß er ſich die Sache ad deliberandum vorbehielt, und ſie wieder entlies.

Dieſen frommen Mann ſolte er ſo kränken? Ihn mit Schimpf und Spott lohnen? Was hatte er denn für Seeligkeiten, die man ihm ſo hoch anrechnen könte? Er theilte ſeine Zeit zwiſchen unmäßiger Arbeit, fleißigem Beten, und einigen wenigen Erholungsſtunden. Er war ja mehr zu bedauren, als zu beneiden. Seine Arbeit machte der Heiterkeit ſeines Lebens ein Ende.

So dachte der Fürſt in ſich, und mit ſich ſprach er:

So oft du ihn ſiehſt, trübt ſeine Stirn Ernſt. Das iſt die Laſt ſo vieler Sorgen, die ich auf ihn geworfen, ſo vieler Geſchäfte, die ich ihm übertragen — ſo vieles Wirkens, was ich ihm zumuthen muß.

Nein, guter Lebenzow! Man mag dich von einer falſchen Seite betrachten. Man meint es gut, aber es iſt böſe. Es ſind Misvergnügte, Unzufriedne, die ſich ſelbſt überzeugen, es ſey ſchlimm, weil ſie nicht regieren, und die das dann vor die Ohren derer bringen, die mir nahe ſind.

Er dachte freylich dabey an Heloiſen. Die liebevolle Seele, ſagte er, fürchtet meinen Verluſt. Sie glaubte, man ſpielte mit meinem Herzen. Aber wenn das alles wahr iſt, wenn Bellwald übernatürliche Weisheit beſizt, wenn Lebenzow für mich betet, ſo iſt ſie ja im Irrthum.

Ueberdem, was können meine alten Räthe verbringen. Seinen Sturz, ja, wenn ich den zugäbe, da hätten ſie gewonnen Spiel.

Das war kein feiner Rath, meine alten Herren. Das war eine traurige Weiſung eines Fürſten, einen ſeiner Diener unglücklich zu machen, ehe er überzeugt wäre, er verdiene es. Nein, Heloiſe, die haben dich gewis falſch geſtimmt.

So ſchlos der Herzog, und es blieb beym alten Schlendrian.

Vierte Aufklärung.

Nicht ſehr zum Troſte der Theilnehmenden.

Die alten Herren waren aber ſo dumm nicht, als ſie vielleicht manchem hier erſcheinen. Wohl hatten ſie mit Heloiſen und der ehrwürdigen Dame, ihrer Pflegemutter, Rükſprache über alles genommen, was gethan, und was dem Herzoge geſagt werden ſolte.

Allein die Art und Weiſe, wie es ihm geſagt werden konte, mußte auch darnach ſeyn. Hätte der Herzog, wie ſie erwarteten, nach dieſem oder jenem in Lebenzews Regimente gefragt, ſo hätten ſie ihm offenherzige Auskunft gegeben. Hätte er ihnen aufgetragen, unter der Hand dieſe und jene ſeiner Handlungen zu beobachten, und dieſe oder jene Beſchuldigung wahr zu machen, oder zu widerlegen, ſo würden ſie nicht ermangelt haben, ihm Licht zu geben.

Da er aber eine Unterſuchung antrug, wozu er ihnen die Vollmacht verweigerte, da während dieſer Unterſuchung alle Beweiſe in ſeinen Händen bleiben ſolten, da er durch perſönliche Unterredungen ohne Zeugen Gelegenheit hätte, jeden ihrer Berichte auszulegen, wie er wolte, ſo konten ſie es gar nicht wagen, ihren eignen Untergang zu ſeiner Erhebung darzubieten, ſich nicht allein lächerlich zu machen, ſondern nach ſo lange erprobter Treue noch als Verläumder und hämiſche Neider bekant zu werden.

Heloiſe und die Dame warteten mit vieler Sehnſucht auf den Ausgang dieſes Geſprächs. Die erſtere hatte ſchon viel von ihrer Hofnung verloren, und wimmerte darüber. Die leztere war gelaſſen, und tröſtete, ſo gut ſie konte. Sie ſagte Heloiſen, ein Baum fiele nicht auf einen Schlag. Es ſey ein raſches, großes Unternehmen, welches ſie vorhätten, es erfordere Klugheit und Geduld.

Der Abgeſandte der Räthe erſchien. Er erzählte ihnen, wie es bey der Unterredung zugegangen, und ſie billigten, was er gethan hatte. Er verlies Heloiſen in Thränen — Die Dame gab ihm den Rath mit allen übrigen nur aufs ſorgfältigſte in der Beobachtung Lebenzows fortzufahren, und zu hoffen, daß, was jezt nicht wäre, werden könte.

Wie der Rath weg war, warf ſich Heloiſe der Dame zu Füßen. Sie umfaßte ihre Knie, nezte ihre Hände mit Thränen, umhalſete ſie, drükte einen Kuß der Wehmuth auf ihre Lippen, und ſank halb ohnmächtig nieder.

Die Dame rief um Hülfe. Man brauchte einige Zeit, ehe ſie wieder zu ſich kam. Armes Mädgen, ſagte die Dame zu ihr, wie ſie ſich wieder erholt, kan eine kleine fehlgeſchlagene Hofnung ſo viel auf ſie wirken?

O die Hofnung iſt auf immer fehlgeſchlagen! Wie ich ihnen bey unſerer leztern Unterredung ſagte, ich hoffe das Glük des Landes zu machen, da ſtrömten dieſe Worte ſo warm und herzlich aus meiner Seele, daß ich mich noch nicht errinnere ſo froh geweſen zu ſeyn — Und dahin iſt ſie nun, dieſe ganze Hofnung! Eine ſchrekliche Täuſchung iſts — Ein fürchterlicher Traum wegen des Erwachens — und er war ſo lieblich, ſchwellte mein Herz ſo zum Dank gegen den Allmächtigen. Ich wage es nicht ihn zu meiſtern, aber es thut mir weh, ſehr weh, daß alle meine Ausſichten zerſchlagen ſind.

„Alle? Warum ſo übertriebene Bilder, Heloiſe?

Nennen ſie ſie nicht übertrieben, verehrungswerthe Mutter. Sie wiſſen nicht auf welcher Stufe ich beym Herzoge ſtand. Ich kan ſie nie wieder erreichen, nachdem man einmahl Wege gefunden, mich herabzuſtürzen. Das Zutrauen mit dem er damahls von mir ſchied — die Erklärung, ich ſolle Führerin, Rathgeberin, Freundin ihm ſeyn, dieſe erhalte ich nicht wieder aus ſeinem Munde.

Ich ahndete ſchon etwas von dieſer Veränderung, wie er zum leztenmahle von mir gieng, allein ich glaubte, andre Geſchäfte, oder die Hartnäkigkeit Beliwalds hielte ihn ab, davon zu reden. Daß ſie ſchon geſiegt hätten, das bildete ich mir nicht ein. Sey die Falle, die ſie mir gelegt, welche ſie wolle, ſo kan ich nicht wieder dahin kommen, wo ich war.

„Beruhigen ſie ſich, arme Leidende. Sie ſagen „mir da zwar etwas, was auch mich in Aufruhr „bringt, aber ich gebe die Hofnung nicht auf.

Und wenn ich ihnen nun ſage, daß dieſe Augenblike meiner Geſundheit einen Abbruch gethan, den ich nicht wieder herſtellen werde, daß ich fühle, ich trage den nagenden Wurm zum Tode in mir --

„So antworte ich ihnen, liebes Kind, daß das „Chimären ſind, denen ſie nicht nachhängen müſſen, „die ſie ganz aus ihrem Sinn zu entfernen ſchuldig „ſind. Freylich glaube ich, daß, wenn ſie ſolchen „Ideen Gehör geben, ſie wohl einige Unannehmlichkeiten für ihren Körper ſich zuziehen könten — „aber ſie ſind ihre Erhaltung dem Herzoge und dem „Lande ſchuldig."

Heloiſe betheuerte, ſie würde nichts zum Ruin ihrer Geſundheit beytragen. Allein Gedanken ſich entſagen, die ſie immer verfolgen würden, über Kälte des Herzogs gleichgültig weg, und ihn wieder in den Striken derer ſehen, die ihn misbrauchten, das könne ſie auch nicht.

Zweyte

Zweyte Finſternis.

Die den Verfinſterten ganz blind macht.

Der Herzog war gleich nach dem Selbſtgeſpräch nach dem Abſchiede der alten Räthe und Miniſter aufs Land gegangen, wo er ſich einige Tage aufhielt. Sein Geſchäft dort war von Wichtigkeit, und aus dem Grunde hatte er weder Heloiſen, noch ſonſt jemand vom Hofe auſſer den Sachverſtändigen mit ſich genommen.

Jezt kehrte er zurük, und die Dame, die fürchtete, er mögte ſonſt durch die dritte Hand mit unangenehmen Zuſäzen den Fall erfahren, lies ihm ſogleich Bericht abſtatten, auch melden, daß er die Nachricht dort erfahren haben würde, wenn Heloiſe nicht ausdrüklich verboten, ihn zu beunruhigen.

Würklich war der Herzog im erſten Augenblike ſehr ängſtlich, und faſt aufgebracht, daß man ihm nicht dennoch die Nachricht gegeben. Wie er aber hörte, daß Heloiſe ſchon wieder ausgefahren geweſen, wurde er gelaßner.

Er gieng ſogleich zu ihr. Er fand ſie mit einem kleinen Fieber. Er ängſtigte ſich aufs neue. Sie zerſtreute dieſe Angſt, ſtellte ſich munterer, als ſie war, und brachte ihn ziemlich in die nehmliche Laune.

Ganz konte ſie ihm nicht dahin bringen, ſo feſt ſie ſichs auch vorgenommen. Sie wolte ſtatt des ernſthaften den ſchäkernden Ton gebrauchen, und ſehen, wie weit ſie es damit bringen würde — Und ob ſie nicht wenigſtens die Sache wieder einleiten könte, denn die Dame hatte es ihr zu ſehr zur Pflicht gemacht nicht ganz davon abzulaſſen.

Aber ſie wußte die Beſtimmung des heutigen Tages nicht, und das der Zeitpunkt gerade der widerwärtigſte zu ihrem Vornehmen wäre.

Denn heute ſolten dem Herzoge die Augen geöfnet werden, heute ſolte ihm allein das Licht der Aufklärung leuchten, heute ſolte Belimalds Geiſt ihm erſcheinen, ihm allein erſcheinen, und jeden Zweifel zerſtören, der über die Wahrheit noch in ihm wäre.

Heloiſe kam unglüklicher Weiſe auf das Kapitel, und des Herzogs Stirn wurde gewaltig trübe. Das beſtärkte ſie in der Idee, die auch nicht ohne Grund war, daß man ihn wieder Feuer dafür fangen laſſen. Sie fieng an, die Operationen deswegen ins Lächerliche zu ziehen, und es fehlte nicht an feinen Anſpielungen, die auch die Perſonen lächerlich machten, die in die Sache ſich einflechten lieſſen.

Das war dem Herzog verdrüslich. Er ſagte ſehr troken darauf, er würde doch immer den Weg wählen, ſich förmlich erſt zu überzeugen, ehe er urtheilte.

Hätte jezt der Herzog offenherzig mit Heloiſen geſprochen, und ihr entdekt, was er den Abend willens zu thun wäre, vielleicht hätte ſie ihm vortheilhafte Einſchläge geben können. So aber glaubte er, ſie würde ihn davon zurükzuhalten ſuchen, und das fiel ihr nicht ein.

Indeſſen nahm er ſich wegen der empfindlichen Ausfälle auf ihn vor, ſo vorſichtig als möglich, aber auch ſo genau aufmerkſam zu Werke zu gehen, daß es ihm nicht ſolte entgehen können, wenn ein Betrug dabey im Spiel wäre.

Weil er aber den Grund, warum ſie ſo verfuhr, nicht einſehen konte, ſo warf eben dieſes Verfahren ein falſches Licht auf ſie, und er faßte eine üble

Meynung von ihrem Herzen nicht, wohl aber von ihrem ſonſt feſten Karakter.

Er wagte, das mit weiblicher Schwäche zu verwechſeln, was allerdings Sehnſucht nach ſeinem Wohl war.

Die erzwungne Heiterkeit an ihr mahlte ihm ihre Geſundheit beſſer, als ſie war, und er verlies ſie zwar mit dem Wunſche für ihre Beſſerung, allein doch ohne den Antheil zu nehmen, den er gewis genommen haben würde, wenn ſie dieſe Sache gar nicht berührt hätte.

Sie wünſchte beym Abſchiede, da er ſich wegen des übrigen Tages entſchuldigte, zu wiſſen, welches ſein Auffenthalt ſeyn würde, ſie bekam aber eine abſchlägige Antwort. Dies und ſeine Kälte kränkten ſie ſo ſehr, daß ſie abermahls in laute Thränen ausbrach, wie er ſich von ihr entfernte.

Ehe er zu Bellwald kam, wußte dieſer bereits durch ſeinen Geiſt, oder durch irgend ein anderes Mittel, daß der Herzog von Heloiſen perſiflirt worden war, und bereitete ſich deswegen auf jeden Fall ſorgfältig genug vor.

Dritte Finſternis.

Führt ins gefährlichſte Labyrinth.

Der Herzog langte bey Beliwald in einer Stimmung an, die eben nicht die beſte für dergleichen Geſchäft war. Auch ihn hatte die Unterredung und der Abſchied, bey Helenen ein wenig ſehr aus ſeiner Faſſung gebracht. Er hatte die Thränen in ihren Augen ſchon aufquellen ſehen, ehe er gieng, und wanns nicht gerade dieſe Beſtellung geweſen wäre, die ihn wegtrieb, er wäre ſicher bey ihr geblieben, hätte ganz gewis jede andre Beſchäftigung aufgeſchoben, um die Gründe dieſer Thränen zu erforſchen. Bey ſeinem weichen Herzen war es ihm unmöglich ſie nicht zu troknen, nur wähnte er, es würde nichts zu bedeuten haben, wenn er dieſes auch erſt nach der Operation thäte, die er izt vorhatte.

Deſto eilfertiger aber und mit mehrern andern Gedanken beſchäftigt wollte er izt zu Werke gehen, und drang in Beliwald die Sache zu beſchleunigen, als dieſer ihn in ein beſonderes Zimmer nahm.

Ihre

Ihro Durchlaucht, ſagte er, ſind zu unruhig, um ſich izt einer ſo gefährlichen Laufbahn zu nähern. Sie erfordert ihre ganze Aufmerkſamkeit, nicht aber eine Eile, wie Ihro Durchlaucht ſie wünſchen. Sie iſt fruchtlos die Beſchäftigung. Wollen ſie erlauben, daß ich meinen Geiſt darüber befrage?

Iſt er ſchon zugegen, ſagte der Fürſt, warum kan er denn nicht zu mir kommen?

Er iſt ſo zugegen, wie er es in jeder Minute mir iſt, das heißt, er antwortet mir, wenn ich ihn frage.

„Kan er ihn auch in meiner Gegenwart fragen?“

O ja, Ihro Durchlaucht, aber ſie hören ſeine Antworten, die ich höre, nicht eher, als bis er erſchienen iſt. Auch darf ich ihm nur Fragen thun, an deren Beantwortung mir gelegen iſt, nicht, die ſie ihn fragen wollen.

„So frag er, was er zu fragen nöthig hat.“

Beliwald ſicherte ſich izt mit einigen Kreiſen, Chiffern, und Murmelungen. Er frug hierauf den Geiſt, ob wohl ſeine jezige Erſcheinung dem Herzoge vortheilhaft ſeyn würde? — Nach einer Weile verneinte er es.

Warum nicht? ſagte der Herzog hizig.

Ereifern ſich Ihro Durchlaucht nicht. Beliwald frug. Nach einer Weile ſagte er dem Fürſten: Heloiſens Ausfälle auf den Umgang mit Geiſtern haben ihn ſo umgeſtimmt, daß er nicht darauf ausgienge glauben zu wollen, ſondern blos zu entdeken.

Der Herzog ſtand jezt gelaſſen von ſeinem Stuhle auf, und ſagte: So bleibt es bis Morgen.

Würklich hatte ihn dieſer neue Beweis von des Geiſtes Wiſſenſchaften völlig auf deſſen Seite gebracht — Er zweifelte nicht mehr, es ſey etwas daran, und mit dieſer Ueberzeugung nahm er von Beliwald bis auf Morgen Abſchied, und gieng wieder zu Heloiſen.

Sie lag ihm in der That mehr im Kopf als die Beſchwörung, und doch ſahe er nicht ein, daß der Geiſt, über dieſes praedominirend Körperliche ihn eigentlich weit eher hätte zur Rede ſezen können.

Er fand Heloiſen noch weinend, und in einem heftigen Fieberanfall. Er erſchrak nicht wenig. Er ſagte ihr, da er nicht ruhig ſeyn können, und es ihm geahndet hätte, daß ſie nicht wohl ſeyn mögte, ſo wäre er zurükgekehrt, und wolle den Abend bey ihr zubringen. Unangenehm war es Heloiſen nicht, nur konte ſie nicht glauben, daß die bloſſe Liebe zu ihr daran ſchuld geweſen.

Sie hütete ſich wohl ihn auf ein Kapitel zu bringen, wegen deſſen er eben ſo unmuthig von ihr weggegangen, und er hatte nicht die geringſte Luſt, weder ihr vom Orte, wo er geweſen, noch von ſeiner Unterredung und den fehlgeſchlagenen Erwartungen etwas zu entdeken.

Ihr Geſpräch betraf alſo nur Liebe, und da die meiſten Leſer wohl wahrſcheinlich dergleichen kennen werden, ſo überſchlagen wir dieſe Unterhaltung.

Vierte Finſternis.

Immer tiefere Verwikelung in dieſem Labyrinthe.

Zum zweytenmahle alſo begab ſich der Herzog um den nehmlichen Endzwek zu vollbringen zu Belinald aufs Landhaus. Er hatte diesmahl, ſo viel ihm auch im Kopfe lag, doch die Vorſicht gebraucht, nicht heiter zu erſcheinen. Er war es nicht ſo ſehr, denn theils war Heloiſens Krankheit noch nicht völlig gehoben, theils hatte die Nacht und die reiflichere Ueberlegung aufs neue den feſten Vorſaz in ihm hervorgebracht, jezt hinter die Sache zu kommen, es koſte auch, was es wolle.

Beliwald freuete ſich würklich über des Herzogs Heiterkeit, und war feſt entſchloſſen, ſie zu benuzen.

Der Herzog ſagte: Ob er ſeinen Geiſt wohl fragen könnte, was er ſeitdem mit Heloiſen geſprochen? — Warum nicht, erwiederte Beliwald, gieng ins Nebenzimmer, kam nach einer Weile wieder, und ſagte: Ihro Durchlaucht! Mein Geiſt ſchien empfindlich. Er antwortete zweymahl nicht. Zum drittenmahle ſagte er: Nichts was uns angeht, und um das übrige hab ich mich nicht zu bekümmern.

Es war dem Herzog nicht ganz recht, daß alles ſo eintraf. Aus vielen Gründen hätte er gewünſcht ein entgegengeſeztes Ende der Sache zu ſehen. Es war ihm ärgerlich, daß es irgend eine Macht auf den Planeten gebe, die ihm gebieten oder über ihn urtheilen könne, ärgerlicher, daß Beliwald dieſe Macht gewiſſermaßen in Händen habe, und am ärgerlichſten, daß er künftig wahrſcheinlich nach einer ſolchen Ueberzeugung mit etwas mehrerm Zwange würde leben müßen.

Alles dieſes fiel ihm jezt zum erſtenmahle ein, und hätte ihn beynahe auf den vernünftigen Gedanken gebracht zurükzutreten, und Beliwald und ſeine Schnurpfeiffereyen, ſo nante ſeine Seele ſie, in dieſer Minute zu verlaſſen, ohne weiter etwas davon wiſſen zu wollen.

Nun traten ihm aber zwey Feinde im Weg. Der eine war die Neugierde, denn wenn auch würklich ſein ſchnellaufgeſtiegener Unglaube gegründet wäre, ſo ſey es doch Schade nicht zu ſehen, wie Beliwald die Sache ſo künſtlich verwebt, daß er ihn damit zu betrügen vermuthen und erwarten konte. Dann trat ſein Stolz ein, weil Beliwald es ihm nothwendig als Furcht auslegen mußte, daß er ſo ſtill ſeinen Rükzug anträte, ohne einmahl die Operation abgewartet zu haben.

Und dann wollen wir es nicht ganz in Zweifel ziehen, daß nicht ein bisgen Bigotterie darunter mit verborgen geweſen, daß nicht die vorhergehenden Betäubungen und alle die dem guten aber weichen

Fürſten aufgehefteten Lehren von höhern Dingen mit ins Spiel gekommen.

Genug er entſchlos ſich zu bleiben, und nach einer Pauſe, die alles dies in ihm umhergewälzt, ſagte er zu Beliwald: Er ſey nunmehro gefaßt und vorbereitet, die Erſcheinung zu ſehen.

Ich verlange nicht, ſagte Beliwald izt, daß ihr Mistrauen ſich in Zutrauen verwandelt haben ſolte, allein, das können Sie ſich doch abſtrahiren, daß die Erſcheinung eines Geiſtes nicht ſo iſt, als wenn ein Menſch zu ihnen in die Stube tritt. Sie wiſſen aus verſchiedenen unſrer vorigen Unterredungen, daß die Geiſter, die uns zu Gebote ſtehen, nichts mehr und nichts weniger, als Seelen der Menſchen ſind, die nachdem ſie hier gehandelt haben, Prüfungen lange oder kurze Zeit aushalten müſſen. Da dieſe Prüfungszeit zugleich Strafe iſt, ſo können ſie ſich ſelbſt denken, daß ſie mit keiner angenehmen Empfindung verbunden iſt.

Daß aber Seelen unangenehmen Empfindungen ausgeſezt ſind, glaube ich, können ſie ſich an den Fingern abzählen, da ihre eigene Seele ſo oft der

Laune unterworfen war, die dann auf den Körper wirkte.

Wenn uns bey dem heiterſten Zeitpunkte, bey der blendendſten Laune, bey überzeugter körperlicher Geſundheit etwas geſagt wird, was doch auf unſern Körper nicht, ſondern auf unſre Denkungsart Beziehung hat, ſo können wir die üble Laune, die in demſelben Moment uns trift, unmöglich auf die Rechnung des Körpers bringen, ſondern die Seele empfängt die widerwärtige Empfindung, und ſie iſt es, die ſie dem Körper mittheilt.

Des Geiſtes Pflicht iſt es, dem Menſchen, dem er zugeordnet iſt, zu geherchen, ſo bald es der Menſch ſo weit gebracht, daß er auf die Unterwürfigkeit dieſes Geiſtes Anſpruch machen kan. Ich habe aus dem Munde des meinigen, daß Ihro Durchlaucht einen der beſten, ſanfteſten, und doch thätigſten Geiſter zugeordnet erhalten haben, der ſich ſehr grämt, daß er nicht zur mündlichen Unterredung mit Ihro Durchlaucht kommen kan, der ſich ſehr über dieſe Kataſtrophe freut, der hoft, Ew. Durchlaucht, werden izt ein näheres Licht in dieſen Dingen erhalten, und nicht länger ſich dem entziehen, was ſo offen vor ihnen da liegt.

Dem Geiſte iſt nie mündliche Unterredung unangenehm; weil er dabey das Ich bleibt, welches er geweſen iſt. Aber Erſcheinung iſt ihm nie angenehm; weil er ſich da gewiſſermaaßen verläugnen, und in ein andres Ich einzwängen muß.

Das iſt ſeine Strafe. Die Selbſtliebe, die dem Menſchen ſo eigen iſt, bleibt ihm auch eigen, wenn er Geiſt wird. Wer würde wohl gern ein andrer Menſch ſeyn wollen, als er iſt? und in ſeiner eignen Geſtalt darf er nicht erſcheinen.

Auch, Ihro Durchlaucht ſteht es nicht in meiner Willkühr, meinen Geiſt zu misbrauchen. Legen Sie mir mehr auf, als ich zu leiſten im Stande bin, ſo verſagt er mir den Dienſt, und meine Zwangsmittel gegen ihn hören auf.

Dies alles habe ich Ihnen in gewiſſen Rükſichten ſagen müſſen. Wenn wir in allen Dingen mathematiſche Gewisheit hätten, ſo hörten alle Zweifel auf, und noch muß ich ihnen ſagen, daß dem Ungläubigen mathematiſche Gewisheit nicht einmahl hinreichend iſt.

Ich hörte einſt einen Starkopf ſagen, eine gerade Linie könne ihm doch nur eine gerade Linie ſcheinen. Sie werden Dinge ſehen und hören, worüber ſie erſtaunen werden.

Es iſt nicht zu zweifeln, daß ſie nicht wünſchen werden, zu wiſſen, ob das alles nicht Betrug ſeyn könne. Mein Geiſt rechnet ſo gar darauf, daß ſie nicht in den vorgeſchriebenen Schranken bleiben werden. Das erſtemahl glaubten ſie anderer Leben in Gefahr und hielten deswegen zurük. Ihr eignes, das ihnen doch am ſchäzbarſten hätte ſeyn ſollen, zogen ſie nicht in Betrachtung.

Da ich dieſe Gewisheit habe, und fürchte, ſie mögten auch hier voreilig verfahren, ſo habe ich mir auch die Gewisheit geben laſſen, daß ihnen nichts nachtheiliges widerfahren kan. Sie können unternehmen, was ſie wollen. Es ſteht ihnen frey, jedes Gewehr mit ſich zu nehmen. Ich hoffe, Ew. Durchlaucht werden aber, was Sie thun, Ihrem Karakter gemäs vornehmen.

Ich will Sie ſo weit führen, als ich kan. Sie ſollen ſogar den Geiſt berühren. Sie werden nichts fühlen. Wie kan ein Körper Geiſt fühlen? Sie werden finden, daß ſie in einen Nebel greifen, der für ihre Nerven zu fein, ihrer Seele nur ſichtbar iſt. Sie können, wenn ſie wollen, durch den Schatten hindurch gehen. Aber ſie würden meinem Geiſte damit ſehr weh thun —

Beliwald, ſagte izt der Herzog, nichts weiter. Alles was ich gehört habe, hat nicht die Wirkung auf mich gethan, die dieſes einzige Verſprechen that. Daß ich das ſoll, wird mich ſehr in Schranken halten. Daß ich das ſoll, wird mich überzeugen, daß ich keinen Körper ſehen werde.

Es iſt dreyviertel, ſagte Beliwald. Viele Zeremonien ſollen und können bey ihnen wegbleiben, aber die Stunden muß ich halten. Nichts kan mich davon diſpenſiren.

Das Annehmen der Geſtalten ſteht mit Dünſten der Erde in Verhältnis, die nur zu gewiſſen Stunden zur Sichtbarkeit reif ſind. Die körperliche Geſtalt, die der Geiſt annimt, iſt die mühſamſte und empfindlichſte Beſchäftigung dabey.

Ein andermahl mehr von dieſen Geheimniſſen, Ihro Durchlaucht. Izt muß ich ſie bitten, mich zu begleiten.

Der Fürſt folgte ihm. Sie traten in ein kleines Zimmer. Der ganze Boden war mit ſchwarzem Samt belegt.

Wir brauchen keine Kreiſe, ſagte Beliwald. Unſer Geiſt kömt in Frieden. Er kömt freywillig. Ich zwinge ihn dieſes mahl nicht.

In der Mitte des Zimmers ſtand ein kleiner Tiſch. Zwey Stühle waren nebeneinander geſtellt.

„Es iſt wider den Reſpekt, Ihro Durchlaucht, aber ich muß mich zu ihrer rechten Hand ſetzen.“ — Hier ſind wir gleich, erwiederte der Herzog. Ihnen gegen über an der Wand ſtand ein Altar, wie das vorige mahl. Ein Kruzifix und zwey Heiligen Bilder ſtanden darauf, aber nur eine Kerze, und eine Spirituslampe.

Der Herzog frug, warum nicht zwey Kerzen?

„Da ich mit Geiſtern ſchon Gemeinſchaft habe, „wird nur Spiritus angezündet.“

Beliwald erſuchte den Herzog das Zimmer, das mit weiſer Seite behangen war, zu unterſuchen, auch den Altar wegzunehmen, und dort alles zu erforſchen. Der Herzog weigerte ſich das zu thun:

Ich ſeze kein Mistrauen mehr in dieſe Anſtalten, ſagte er.

Sie ſezten ſich. Der Tiſch hatte purpurrothe Vorhänge. Die Stühle waren Seſſel. Sie können ruhen, aufſtehen, im Zimmer umhergehen, wie Sie wollen, ſagte Beliwald. Zwey Wachslichter brannten vor ihnen.

Beliwald legte dem Herzog eine Bibel vor, und bat ihn, bis zwölf Uhr darin zu leſen oder ſich wenigſtens damit zu beſchäftigen, an eine Geſchichte aus derſelben zu denken. Es geſchehe das nur der Zerſtreuung wegen.

Um ſie auch zu überzeugen, ſagte er, daß ich ihnen nichts betäubendes damahls eingab, habe ichs diesmahl nicht gethan. Sie ſind ſtark genug.

Jezt iſt es noch fünf Minuten, fuhr Beliwald fort, ohne auf eine Uhr zu ſehen, und es iſt Zeit. Der Herzog ſahe ſich im Zimmer um, erblickte keine, zog die ſeinige heraus, und fands richtig.

Beliwald las aus ſeinem Karakterbuche ſanft und fließend, nicht wild und raſch, wie das vorigemahl. Es ſchlug eins. Das ganze Zimmer litt eine kleine Erſchütterung. Ein ſanftes Brauſen erhob

hob ſich. Ein Schlag nicht ſo heftig wie der vorige geſchah. Die Wachslichter verloſchten. Kerze und Spiritus branten. Der ſchwarze Boden blieb ſchwarz. Die weiſe Bekleidung des Zimmers leuchtete, wie beym vorigen mahle, wie Mondſchein.

Nach drey wiederholten ganz ſanften Schlägen verſchwand der Altar, und der Geiſt ſtand in des alten Herzogs Geſtalt da.

Warum dieſe Geſtalt? frug der Herzog Beliwald.

Der Geiſt antwortete: Mir iſt nicht verliehen, einem Menſchen in mehreren Geſtalten zu erſcheinen.

Zürnſt du auf mich, guter Schatten? frug der Herzog.

Geiſter können nicht zürnen. Aber ſie leiden, wenn Menſchen ſie misverſtehen.

„Warum kanſt du reden, da die Organe nur Geſtalt ſind?

Weil die Rede ein Schall iſt, den Schall der Druk der Luft hervorbringt, und wir über Luft gebieten.

„Erlaubſt du mir dich anzurühren?"

Es zu verſuchen, denn du fühlſt nichts.

Der Herzog ſtand auf, gieng auf den Schatten zu, und fühlte nichts. Aber er ſahe die Farben in der Nähe, wie in der Ferne, nur kamen ſie ihm konfuſer vor.

Er frug jezt, ob ihm ſein Berühren Empfindung mache. Er erhielt keine Antwort. Er frug noch einmahl. Wieder keine Antwort. Er wandte ſich zu Bellwald. Warum das? frug er etwas heftig.

Ihro Durchlaucht ſtehen zu nahe. Er verſteht ſie nicht.

So, ſagte der Herzog, das alſo iſt das Blendwerk. Man will mich in der Nähe nicht hören laſſen, was das für Werkzeuge zum Schall ſind?

Jezt erhob ſich in der Figur ein Brauſen, aber der Schall war dem Herzog unverſtändlich. Bellwald, der immer noch am Tiſche ſaß, ſagte: Ihro Durchlaucht, er bittet ſie, ſich zu entfernen.

Der Herzog gieng am Tiſch zurük. Ich kann dich und du mich nicht verſtehen, wenn der Druk der Luft auf mich und dich nicht in der gehörigen Entfernung geſchieht.

Der Herzog ſahe ein, daß er unrecht hatte, und bat Beliwald um Verzeyhung.

Die Frage wegen der Empfindlichkeit wurde vergeſſen. Jezt ſagte der Herzog zu Beliwald, er habe etwas ſehr wichtiges wegen der leztern Unterredung zu fragen.

Der Geiſt antwortete gleich: Er könne fragen.

„Du ſprachſt vom Raube eines Schazes. Meinteſt du Heloiſen?

Der Geiſt ſchwieg. Ich will Antwort, ſagte der Herzog. Der Geiſt ſchwieg. Der Herzog wurde wild. Ich begehre, ſagte er, daß man dieſe Angſt von meiner Seele nimt. Der Geiſt ſchwieg. Der Herzog fuhr hinter dem Tiſche vor, auf den Geiſt zu, weg war er, und der Altar ſtand da.

Beliwald näherte ſich dem Herzoge. Haben Ihro Durchlaucht die Güte und ſehen ſich um. Der Geiſt ſchwebte über dem Tiſche. Der Herzog ſahe ihn erſtaunt an.

Ich will nicht zürnen, ſagte der Geiſt. Ich ſcheide ausgeſöhnt, aber der Strafe für dein erſtes Mistrauen kan dich nichts entwinden.

Weg war der Geiſt, und der Herzog war gelaſſen. Die Kerze und der Spiritus verlöſchten nach einem ziemlich heftigen Schlage vor des Herzogs Augen, und die Wachslichter brannten wieder.

Ich war zu übereilt, ſagte izt der Herzog. Beliwald, ſie müſſen mir verzeihen. Ich habe Achtung für ihren Geiſt, aber bitten ſie ihn, daß er mich wegen Heloiſens beruhigt.

Wer war froher, als Beliwald, daß der Herzog ſo weit war. Er hatte ſich auf ſchlimmere Auftritte verſehen. Er war gefaßt auf des Herzogs kühnſte Unternehmungen. Sie ſchieden als ſehr gute Freunde. Der Herzog behielt ſich vor, nach einigen Tagen mehreres darüber mit Beliwald zu ſprechen.

Ich will, ſagte der Herzog, es mit meiner ſtrengen Beurtheilungskraft durchdenken, was ich geſehen, und gehört habe. Ich fühle einen Wunſch in mir, meinen Schutzgeiſt kennen zu lernen, weil ich ſehe, daß der Ihrige mit ihnen ſo vertraulich iſt.

Fünfte Finſternis.

Was für Folgen aus dieſem Labyrinthe ihren Urſprung nehmen.

Beliwald war zu klug ſeinen beyden Mitobern etwas von dem, womit er den Herzog unterhalten, beyzubringen. Daß der Herzog indeſſen bey ihm geweſen, und die Freundlichkeit ſeiner Durchlaucht gegen ihn, konte ihnen nicht verborgen bleiben, alſo nahm er lieber ſelbſt den Weg, es ihnen zu entdeken.

Ich habe, ſagte er, alles wieder ins Gleis gebracht, was ihr verdorben hattet. Ich hoffe, wir ſizen nun feſt zum Nimmererſchüttern.

Beyde ſtaunten ihn, wie ein Wunderthier an, denn ſie hatten gerade, weil ſie ſich gebükt, des Herzogs Zorn weit ſtärker geſpürt, als der, der ſich aufrecht dagegen geſtellet. Beyde wolten wiſſen, wie er es angefangen.

Damit ihr, erwiederte Beliwald, wieder euch unvorſichtig gegen den Herzog veranlaßt. Beyde betheuerten hoch und theuer, ſie wolten kein Wort ſagen, und da Beliwald noch nicht zu bewegen war, ſo ſtellte der Bruder Redner in einer ans Herz greifenden Deklaration ihm vor, daß er dieſes ſeinen Mitbrüdern ſchuldig ſey, und daß er beſonders es zu wiſſen wünſche um in der nächſten Verſamlung, in der er ein öffentliches Gebet ableſen würde, eine kleine Anweiſung anzubringen.

Nun denn, ſagte Beliwald, da ihr Zwek gut ſcheint, ſo will ich ihnen geſtehen, ich habe den Herzog und den Geiſt ausgeſöhnt — ſie ſind die beſten Freunde, und alle Wolken in Anſehung unſrer ſind zertheilt. Aber auſſer dem, was in der Rede vorkommen wird, Hand auf den Mund!

Kurz darauf beſuchte der Herzog wieder eine beſtehende Verſamlung, und der Bruder Redner handelte darin, von den Vorzügen der Selbſterkentnis vor der Verſtoktheit, — von der Bereitwilligkeit des Menſchen, ſey er gleich gros, ſich klein zu dünken, und von den Folgen, den üble Rathgeber auf das Gemüth eines Fürſten wirken könten.

Er lies ſich dabey über den Punkt heraus, daß es nicht immer ein Zeichen der Schuld ſey, wenn ein Beklagter erblaßte, ſo wenig man vom Rothwerden eines Mädgens auf den Mangel ihrer Unſchuld ſchlieſſen könne. Er deklamirte ſehr fein über die Verhältniſſe eines Unterthans gegen ſeinen Herrn, wenn dieſer als Richter vor ihm ſtände — ſagte, der beſte Menſch wiſſe ſich nie ſo unſchuldig, daß er ſich fehlerfrey dünken könne, und in ſolchen Augenbliken erſchienen einem oft Schwachheiten wie groſe Verbrechen. Fürſten würden daher immer menſchlicher handeln, wenn ſie in der Art Fällen als Freunde und nicht als Herren mit ihren Unterthanen ſprächen. Sie würden weit eher auf den Grund der Wahrheit kommen, und ſelbſt Fehler, die man zu verhehlen trachtete, wenn man ſie zornig ſähe, würde man geſtehen, und zu verbeſſern ſuchen, wenn ſie gütig mit einem verführen.

Der Herzog, der dies alles allein verſtand, da er mit dem Meynungsrichter allein geweſen, fand ſich nicht dadurch beleidigt, weil es theils mit ſo vielem Anſtande, und einer Wendung geſagt war, die ihn fühlen lies, er habe unrecht, theils weil er durch einige Worte Beliwalds, der nicht zum Verräther am Meynungsrichter ward, ihm ſchon ſein ganzes Zutrauen wiedergegeben, theils, weil ſein Gebet, wobey er ihn überraſcht, ihn irre gemacht.

Alle übrigen glaubten, das wären ſo allgemeine Klauſeln, die der Bruder Redner ſchon oftmahls mit in den Fürſten Text eingemiſcht, und die in dieſen Stunden galten, und verziehen wurden.

Da Lebenzow ſahe, daß dies gut aufgenommen wurde, da der Herzog ihm nach Endigung der Rede ein Kompliment über die Erbaulichkeit derſelben machte, da er vom Herzog angeredet wurde, nach wie vor, alles, was ihm auf dem Herzen läge, dreiſt in den Frühſtunden ihm vorzutragen, in denen er bisher immer ein wenig genirt geweſen war, ſo erwähnte er gleich den andern Morgen des Herzens-Dranges, der ihn in Anſehung Beliwalds drüke.

Es freuet mich, ſagte er, daß Ihro Durchlaucht ihm ihre Gnade wieder geſchenkt, und ich wünſchte nur zu wiſſen, ob der Mann würklich übernatürliche Kentniſſe mit ſeinem treflichen Herzen verbindet, ob — doch ich erkühne mich wohl zu viel, wann ich in Geheimniſſe einzudringen, unternehme.

Nein, mein lieber Lebenzow, ſagte der Herzog, es iſt mir recht lieb, daß er von dieſer Sache anfängt.

fängt. In der That, er hat ſich geirrt, ſo gut, wie ich mich geirrt habe. Beliwald iſt ein großer Mann in dieſem Fache. Ich habe ihm ſehr unrecht gethan. Glaub er ins künftige an die Gemeinſchaft mit Geiſtern, glaub er auf mein Wort daran. Mehr kan ich ihm nicht ſagen.

Lebenzow verſicherte den Herzog, er welle ſich bemühen, dieſes Glaubens theilhaftig zu werden. Man könne ja durch Beten alles erhalten, und ſo wolle er ſich dieſe ihm noch gänzlich fehlende Ueberzeugung auch zu erwerben ſuchen.

Wovon hätte Lebenzow ſich nicht überzeugt, was in ſeine Karte einſchlug? Es vergiengen wenig Tage, ſo brachte er dem Herzoge ſchon die Nachricht, er ſpüre durch emſiges Gebet in ſich eine Revolution, die ihn wahrſcheinlich dem Geiſterreiche näher gebracht hätte, denn er könne ſichs ſchon ſehr deutlich mahlen, wie ſeine Seele mit einem Geiſte Gemeinſchaft zu pflegen fähig ſeyn würde.

Er brachte das in einem ſolchen Honig von Worten vor, daß es dem Herzoge bis ins Herz floß, und er ihn um dieſen werdenden Glauben ſehr beneidete, der bey ihm troz dem Kneiffen dazu, und den ſichtlichen Zeichen, die er gehabt hatte, gegen dieſen heiligen Mann nur noch ſehr oberflächlich war.

Fünfte Aufklärung.

Wie wohl des Geiſtes Warnung Grund haben könne.

Wir haben der Madam Mind in dieſer Fortſezung unſrer Wirkungen noch nicht Erwähnung gethan, und ob ſie gleich auch allerdings wohl verdiente nicht mehr in Erwägung gezogen zu werden, ſo hängt ſie doch noch zu genau mit dem Faden unſrer Geſchichte zuſammen, als daß wir ſie ganz übergehen könten.

Das Geſtändnis des Herzogs gegen Heloiſen, wenn Madam Mind es auch nicht wörtlich wiedererfuhr, konte ſie es doch ſchlieſſen, denn der Herzog nahm keinen einzigen ihrer Anträge an, und da ſie einmahl in ihn drang, ſich ihr zu entdeken, warum er der Liebe ſoganz und gar abgeſtorben wäre, antwortete er ihr ziemlich ernſthaft: Er habe Heloiſen das Gelübde gethan, ihr nicht wieder untreu zu werden.

Die Mind wolte einen Scherz daraus machen, und ſpielte auf eine ihr etwas unbekante neue Eroberung an; allein der Herzog nahm das ſehr übel auf, und bat ſie ſich blos um ihre Geſchäfte zu bekümmern.

Das war noch in der Zeit, da Beliwald und ſeine Mitobern in Ungnade beym Herzoge waren, und wo die Mind eigentlich ihren Wiz anſtrengen wolte, um ſie wieder empor zu heben.

Da ſie ſahe, daß die Gnade des Herzogs ohne ihr Zuthun wieder ſchien, ſo begab ſie ſich denn auch wieder unter die Fahnen des Trifoliums.

Unter dieſen wars indeſſen izt nur einzig und allein ihr quaſi Gemahl, der ihren Operationen zu gebote ſtand, denn Beliwald verachtete ſie von ganzem Herzen, und Lebenzows Haus hielt ein kleiner Stolz zurük ſich mit ihr viel zu ſchaffen zu machen. Der hatte denn auch Einfluß auf den Meynungs Richter und da er ausserdem nicht gern einen Nebenbuhler in der Gunſt des Fürſten leiden konte, ſo ſchien ihm eine Nebenbuhlerin noch weit gefährlicher. Auch die Mind hätte ihn gern mit den Augen vergiftet, wenn ſie ihn nicht gefürcht, und insbeſondre Angſt gehabt hätte, er mögte auf Heloiſens Seite treten.

Der Schazmeiſter alſo, getreuer und geduldiger Träger alles deſſen, was auf Schuldern und Stirn ihm gelegt wurde, nahm ſich die Mühe ſeiner theuren Ehehälfte Predigten alle Tage anzuhören, und ſie dem Herzoge — nicht etwa ſo vorzutragen, wie ſie ſie ihm auftrug, denn er hätte müſſen ein Thor ſeyn, es mit dieſem zu verderben, ſondern ſeiner Gattin Naſen die Menge von Dingen aufzuheften, die er mit dem Herzoge nie geſprochen.

Heloiſens Unpäßlichkeit gab ihr neuen Stoff ihren Wirkungskreis in Bewegung zu ſezen. Ob ſie den Arzt beſtochen, oder ob ſie den Fürſten ſelbſt überredet, Heloiſe bedürfe Schonung, genug der Herzog bewilligte dies, und da ſein Temperament ihm nicht zulies, die verſprochne Treue zu halten, ſo hatte Madam Mind verſchiedene Entſchädigungen, die wir dem Leſer weiter aufzudeken nicht verbunden glauben.

Daß ſie aber dieſe auf die umſchriebenſte Art Heloiſen gleich wieder vertragen lies, daß die Betrübnis dieſer darüber gros war, daß ſie nicht wußte, welcher Mittel man ſich bedient, um den Herzog zu bewegen, dieſe Untreue an ihr zu begehen, das ſind alles Dinge, die der Leſer wiſſen muß, um die Folge ſich zu erklären — Dinge, die wenn ſie Beliwald oder ſein Geiſt wußte, ſehr wohl die Prophezeyung, dem Herzoge geſchehen, erfüllten, und aufklären, was wir leider aufklären müſſen.

Daß die Mind ſich freuete, wie ſie hörte, es verſchlimmere ſich mit Heloiſens Geſundheit, das war freylich teufliſch, aber wer hat denn auch je gezweifelt, daß eine Perſon von der Mind Karakter, Lebens und Denkungsart nicht mit dieſen ſchwarzen Engeln in einem Verhältnis ſtehe?

Kurz, es war alles auf dem alten Fuße, und die Kataſtrophe, die ein ſo hofnungsvolles Zwiſchenſpiel gemacht hätte, war verſchwunden.

Zweytes Licht.

Reiner Ausguß aus dem alleinigen vollkommenen Lichte.

Die Dame und Heloiſe waren jezt öfterer zuſammen, denn die Dame fühlte es zu ſehr, daß Heloiſe einer Freundin bedürfte. Von dem, was ſie in der Stille litt, und von den heiſſen Unterredungen über ihn wußte der Herzog nichts, denn das Gefühl, was Heloiſens Inneres ſo ganz für ihn durchglühte, hatte ſie ſeit ſeinem zurükhaltenden Betragen ebenfalls etwas in ſich zurükgezogen, und nur der Dame, nicht mehr ihm, wagte ihr Herz ſich zu enthüllen.

Die Dame aber hielt es für ihre Pflicht dem Herzog einiges darüber zu ſagen, beſonders da er gegen ſie immer noch die Ehrfurcht zeigte, die er von jeher bewieſen.

Bey dem erſten Augenblike, in dem ſie ihn allein treffen konte, rief ſie ihm das zurük, was ſie ihm ſagte, da ſie ihm ihren Beyſtand zu Heloiſens Beſiz verſprochen.

Ich gab ihnen einſt meine Tochter, Ihre Durchlaucht. Ich bat ſie, ſie mögten ſie, wie meine Tochter behandeln. Ich warnte ſie für Kränkungen, die ſie ihr izt in ſo groſſem Maaſſe bereiten. Ich beſchwor ſie, es nicht dahin zu treiben, daß der Schritt mich gereuete. Jezt fühle ich dieſe Reue. Der nagende Wurm über Heloiſens Verluſt liegt in mir. Sie iſt verloren, und ſie ſind daran ſchuld.

Beym Himmel, erwiederte der Herzog, wenn ſie, Verehrungswürdige, mir das nicht ſagten, ich würde einen ſtrafenden Ton annehmen. Wenn ich Heloiſen weniger liebe, als ich ſie geliebt habe — wenn mein ganzes Herz nicht noch an ihr hängt, wenn nicht ihre jezige Krankheit mir ſchlafloſe Nächte und unruhige Tage macht, ſo ſeyn ſie meine Richterin — aber das alles ſchwöre ich ihnen.

Es freuet mich, ſagte die Dame, daß ſie noch mit dem Enthuſiasmus von ihr ſprechen. Ich habe ſelbſt nie geglaubt, daß ein ſo edeldenkendes, ſo ſehr ſie liebendes Geſchöpf ganz aus ihrem Herzen verdrängt werden könte. Aber doch haben ſie ſie vernachläſſigt, und aus dieſer Vernachläſſigung iſt ihrer weichen Seele der Schmerz geworden, der die Krankheit ihres Körpers hervorgebracht.

Ich will nicht von den Ausſchweifungen Ihres Temperaments reden, ſo kränkend ſie auch für das arme Mädgen ſeyn müſſen, ſo boshaft die Mind ſie ihr auch verzulegen Sorge trägt.

Der Herzog gerieth hier ſehr in Eifer, bat die Dame, ihm von dieſer ſchändlichen Untreue der Mind Beweiſe zu geben, und ſchwer, er wolle das rächen.

Aber die Dame, die Sanftmuth und die Klugheit ſelbſt, beſänftigte ihn darüber: Sie wollen ſich an einer Perſon rächen, die Ihre Aufmerkſamkeit gar nicht verdient, Ihro Durchlaucht — die man entſchuldigen kan, daß ſie ſo handelt, weil ihre Geſinnungen ſolchen Handlungen angemeſſen ſind, weil ihre Seele nie einen edlen Gedanken fühlte, weil man ihr eine Herrſchaft zugelaſſen, die ſie behaupten zu dürfen glaubt. Strafen ſie ſie mit Verachtung. Auch iſts das nicht, was Heloiſen kränkt. Sie iſt gros genug, es zu ertragen. Aber der Mangel Ihres Zutrauens, der iſts, der ſie zu Boden drückt. Sie lieſſen ſie Blike in gewiſſe Dinge thun, von denen ſich Heloiſe Einwirkung verſprach, ſich ſeelige Tage im Gutesſtiften träumte, ſich einen Tempel von Glükſeeligkeit bauete.

Dieſen Tempel hat Ihre Kälte, Ihre Gleichgültigkeit zuſammengeſtürzt, und mit ihm das Gebäude ihrer Geſundheit zerrüttet. Ihro Durchlaucht waren auf einem ſo guten Wege, und waren doch, erlauben ſie mir den Ausdruk, ſchwach genug, wieder auf den ſchlimmern einzulenken. Heloiſe hat Einſichten, hat einen tiefen Blik, der ihnen keinesweges fehlt, den man Ihnen aber benebelt. Ihr Zutrauen machte, daß ſie redete, da ſie nie reden wolte, aber nachdem ſie geſprochen, ſie hintenanzuſezen, das war grauſam.

Ha, das iſt Misverſtändnis, erwiederte der Herzog. Ich glaubte, Heloiſe wolte ſich von der Sache zurükziehen, und ſprach deswegen nichts weiter davon. Sie ſoll mein ganzes Zutrauen wieder haben, verſprechen ſie ihr das. Ich will mich darüber mit ihr erläutern. Hätte ich dadurch ihrer Krankheit Einhalt zu thun gewußt, ich hätte es lange gethan. Glauben ſie nicht, daß ſie mir nur um den kleinſten Theil gleichgültiger geworden wäre. Nein ich will auch dieſe Kränkungen ihr erſparen, wovon ich nicht glaubte, daß ſie Nachricht hätte, und die nicht geſchahen, um ſie zu kränken.

Die Dame dankte. Aber ſagte ſie, ich fürchte es wird zu ſpät ſeyn.

Der Herzog erſchrak. Die Prophezeyung des Geiſtes fiel ihm wieder ein. Er mußte die Dame ſchnell verlaſſen. Indeſſen machten ihre Aeuſſerungen ſo viel Eindruk, daß vielleicht eine neue Epoche zu hoffen geweſen wäre, wenn nicht das Schikſal es anders beſchloſſen gehabt.

Die Dame kündigte Heloiſen die freudenreiche Nachricht an. Sie lächelte ihr Dank, allein ſie verſprach ſich von dieſer Veränderung keine Wirkung, denn ſie ſagte; Wer einmahl ſo weit auf dem Wege der Beſſerung geweſen, und denn noch ſich davon abwendet, der kehrt ſchwer zurük. Ich liebe ihn ſo ſehr. Aber es könte ſo weit kommen, daß ich aufhörte, ihn zu lieben, und da iſts beſſer, ich werde eher abgerufen, als der Zeitpunkt erſcheint.

Sechſte Aufklärung.

Einleitung zu künftigen Finſterniſſen.

Es iſt aber Zeit, ſagten unſre Traditoren, daß wir uns wieder einmahl ins Publikum bemühen, um zu erfahren, was man da über dieſe Veränderungen theils urtheilte, theils was für Maasregeln man ſelbſt von verſchiedenen Seiten nahm.

Die Kannengieſſerzunft beſchäftigte ſich mit Reformiren, wie das Kind mit Landkartenmahlen, ohne daß es einen Fus breit Land dadurch gewinnt. Die Parthie der Lebenzowianer raiſonnirten wider alles, was noch von des alten Herzogs Parthey war, und dieſe bewieſen ihnen zuweilen mit blutigen Köpfen, daß es damahls doch beſſer geweſen. Jeder ging nach vollbrachtem Geſchäft, zu vertheidigen oder anzugreifen, Schläge auszutheilen oder zu bekommen, an ſeine Arbeit, und dieſe Skizzen hatten aufs Ganze weiter keinen Einflus.

Der Mittelſtand war deſto unruhiger. Wenn man unter einer Regierung lebt, wo man ſieht, es kömt alles auf Gunſt an, und man kan durch dieſen und jenen Weg, wenn man hier beſticht, dort den Menſchen durch die Füſſe kriecht, zu etwas gelangen, ſo fährts manchem, der ſonſt ein ehrlicher Kerl geblieben wäre, durch den Kopf ein Schuſt zu werden, und ſo war es denn auch hier.

Wer ſich nur halbwegs von der Fahne der Rechtſchaffenheit los philoſophiren konte, hieng ſich an den Schazmeiſter oder Meynungsrichter, je nachdem eines oder des andern Kometenſchwanz ihm heller zu leuchten ſchien.

Unbelohnt blieb das alles auch nicht, und ſo verdrängte man noch immer manchen rechtſchaffenen Mann. Das Uebel, welches wir traumende Exkorporaten ſo gehoben glaubten, griff ſo weit um ſich, daß die an alten Herzog glaubten, ſich gar nicht mehr um irgend eine Beförderung bekümmerten, ſondern ganz ſtill weg ſaſſen, und auf beſſere Zeiten hoften.

Sie waren bey weitem die größere Parthie, aber da ſie auch die bey weitem edlere waren, ſo wolten ſie nicht zu Gewalthätigkeiten ihre Zuflucht nehmen.

Sech-

Sechſte Finſternis.

In welcher ein Lumen mundi auftritt, das man unter den Scheffel ſezt.

Der Meynungsrichter Lebenzow, deſſen Meynungen, oder deſſen Helfershelfer Meynungen im ganzen Lande eigentlich als untrüglich zirkuliren ſollten, nicht aber würklich ſo zirkulirten, bekam der Schreyer immer mehrere gegen ſich und beſonders gegen ſeinen Meynungsplan und Meynungsſyſtem. Weil es würklich nicht allein Widerſprüche, ſondern auch Lächerlichkeiten darin gab, ſo machte man ſich, wo nicht einheimiſch, weil da der Prügel daneben ſtand, doch auswärtig daran, dieſe auseinander zu ſezen, und gedrukt der Welt darzulegen.

Und obgleich nach dem neuen Preßplan dergleichen Produkte ſchlechterdings verboten waren. ſo hatte doch der. Preßplan die weiſen Fehler Privatperſonen ſchlechterdings nicht einzuſchränken, und durch Privatperſonen, wohin nun alles, was nicht zur Sekte des Produktenhandels der Art gerechnet wurde, gehörte, war das Land mit dieſen Produkten ſo überſchwemmt, daß ganze Auflagen ſich einſchlichen. Dem Meynungsrichter kamen dergleichen Piecen denn auch zu Geſichte, und des ſanftmüthigen Mannes Galle ſchwoll ſo heftig an, daß ſie eine ſtarke Ergieſſung leiden muſte, wobey ſich der böſe Geiſt, Rache genant, aus derſelben, denn ſie war ſehr ſchwarzer Art, entwikelte, und in des Meynungsrichters Blut wirkſam gegen die ihm unbekanten Verfaſſer dieſer Schriften wütete.

In einem Anfall von Kakochymiſcher Miſchung ſeiner verſchiedenen Gifte, that er den Schwur, der Pranger ſolte der Lohn deſſen ſeyn, der das geſchrieben, und er bedachte nicht, daß er durch jeden Schritt, den er in der Sache that, ſich ſelbſt vor der ganzen vernünftigen Welt am Pranger ſtellte.

Die Macht, die er in Händen hatte, war gros genug, um nicht erſt des Herzogs Hülfe zu ſeinen Verfolgungen zu bedürfen, denn, wenn er es dieſem vorgetragen, würde er es nie zugegeben haben, daß man Verfolgungen in fremde Länder angeſtellt, noch weniger, daß man Unſchuldige in ſeinen eignen aus bloſſer Kaprize in Verhaft nehmen laſſen; um ſo mehr, da der Herzog ſchon von einigen Widerſprüchen und Unrichtigkeiten im Meynungsſyſtem überzeugt war.

Allein das ſahe der zum großen Mann nicht gebohrne, kleine Mann nicht ein, und eben ſo wenig ſahe er ein, daß wenn man auch würklich mehr geſagt, als man ſagen ſolte, wenn man auch durch ofne Dedikationen und Nennung ſeines Namens ſich würklich vergangen, es ihm zukomme, ſich darüber wegzuſezen, es ihm Pflicht ſey, ſchweigend zu leiden, was er wenigſtens zum Theil verdient, und einen ſtinkenden Kohl nicht aufzurühren, über dem blos ſeine Stille eine Rinde zu ziehen, und die fernern unſaubern Ausdünſtungen zu unterdrüken vermogte.

So that er das Gegentheil. Sein Verfolgungsgeiſt ſpornte ihn über die Grenze und er pakte mit gierigem Zahn einen der aus den Gedanken der Menſchen Gold machenden Spekulanten an, der eben dieſes Büchlein wider ihn zur Quelle ſeiner Bedürfniſſe ſich gegraben.

Dieſer lachte ſeiner, und hätte noch ruhiger ſeiner lachen können, wenn er weniger hizig zu Werke gegangen wäre. Aber er war etwas vorlaut, und man erfuhr manches dadurch, was man zwar ohne ſeinen Schaden wohl erfahren konte, was aber doch andern Schaden that.

Man kam auf die Spur ſeiner genauern Bekantſchaften. Unter dieſen befand ſich ein großes litterariſches Licht, dem man ſchon lange gern von Seiten der neuen Meynungsadhaerenten in die Haare gewolt hatte, weil man ihn als einen ſehr vernünftigen, und der Toleranz und Freyheit zugethanenen Mann nicht ausſtehen konte, weil es dieſe Faction verdros, daß ſie einen Mann gegen ſich hatten, der Kopf Verſtand und Kentniſſe genug hatte, ihre thörigten Thorheiten aufzudeken.

Dieſes Lumen, denn ſo verdiente er in der That genant zu werden, war ſchon oft Märtyrer der Wahrheit und der geſunden Vernunft geweſen, obgleich er ebenfalls dies oft hätte vermeiden können, wenn er weniger tumultuariſch verfahren.

Allein es läßt ſich eine ſolche Sache leicht erklären. Es gehört viel Eifer dazu, den Unterdrükern fern der geſunden Vernunft in den Weg zu treten, und dieſer Eifer verleitet zu Eilfertigkeiten, die ſie mit kaltem Blute erwiedern, weil ſie oft ausgemachte Böſewichte ſind, die ſich aus dem Verderben anderer nichts machen.

Dieſer verdienſtvolle Mann, der gewöhnlich zu ſprechen pflegte, wie man es nicht hören wolte, weil er die Sprache des Herzens zum Munde gehen lies, der ſo verfolgt wurde, daß er zulezt ſagte: ich will ſchweigen, wenn ihrs nur nicht gar zu toll macht, der ſich zurük gezogen hatte vom Meynungslehramt, wozu er eigentlich berufen war, der in der Stille ſich ehrlich und redlich nährte, und nebenher durch mündlichen Unterhalt manchen aus dem Pinſelorden herausriß, der in Gefahr war, Dumkopf zu werden, der die Laſt ſeines Lebens warlich im hohen Grade, und doch mit philoſophiſcher Kaltblütigkeit und Gelaſſenheit getragen hatte — ſolte nun auf einmal um Lebenzows wallendes Blut zu kühlen, aus dem Schoos der Seinigen herausgeriſſen, aus der Ruhe, die er ſich kaum verſchaft hatte, verſcheucht werden. Er glaubt nicht, was wir glauben — ergo — hat er gegen uns dieſe Schriften geſchrieben.

So war der Schluß, den der Meynungsrichter und Konſorten ſich ſchufen, und nachdem ſie dieſen Mann betrachteten, und auch behandelten. . . .

Ins Gefängnis mit ihm, war die erſte Sentenz, und das hätte die lezte ſeyn ſollen. Richterſtühle von Gott geordnet, der die Liebe ſelbſt iſt, können ſo lieblos zu Werke gehen?

Der Mann wurde alſo von Weib und Kindern losgeriſſen, wurde aus ſeiner Wirthſchaft herausgeſezt, wurde abermahls vor der ganzen Welt zum Schauſpiele gemacht, weil er ſich unterſtanden haben ſolte, den Meynungsplan und das Meynungsſyſtem des Herrn Meynungsrichters nicht ſo gegründet und probat zu finden, wie dieſer es gefunden hatte, weil er ſich erdreiſtet haben ſolte, dieſes Syſtem zu widerlegen.

Geſezt nun, er hätte das Büchlein würklich geſchrieben, was den Herrn Meynungsrichter ſo ganz außer ſich brachte, was hätte er denn da gethan?

Er hätte gerade gemacht, was jener krum gemacht hatte. Er hätte beleuchtet, was jener ver-

finſterſinüerte. Er hätte die Menſchen aufmerkſam gemacht, daß man ihnen ihre Vernunft abdiſputiren wolte.

Rebellion hätte er wahrhaftig nicht erregt, denn der geſunde Menſchenverſtand will dieſe nicht, räth ſie nicht, ſondern räth vielmehr davon ab.

Er hätte blos die Menſchen dazu geleitet, daß ſie ihren geſunden Menſchenverſtand in Acht genommen, und ſich ihn nicht hätten nehmen laſſen.

Das Büchlein ſagte in der That nichts weiter, als daß klug klug, und dumm dumm wäre, daß der Meynungsrichter nicht zu den Klugen, ſondern zu den Dummen gehöre, daß man lehren müſſe, was geglaubt werden könne, und nicht, was geglaubt werden ſolle — daß Eyerkuchen Eyerkuchen ſey, und wenn der Meynungsrichter behaupte ein Eyerkuchen ſey ein Eichbaum, ſo behaupte er etwas ſehr einfältiges.

Solche Wahrheiten ohngefehr ſtanden in der Schrift, die man dem lumini mundi ſchuld gab, und weswegen er im Kerker ſchmachten muſte. Man verbot ihm den Gebrauch von Dinte, Feder und Papier, das einzige, was ihm vielleicht noch in dem finſtern Aufenthalt Erholung verſchaft hätte.

Aber warſcheinlich furchte man, er mögte ſeine durchdringende Feder auch über dieſes Verfahren gleich in der erſten Hize wirkſam ſeyn laſſen, und durch irgend einen Zufall Gelegenheit haben, was er ſchriebe, in die Welt zu bringen, und die Welt zu überzeugen, es bliebe im Herzogthum nicht blos bey Worten, Plänen und Syſtemen, ſondern käme zu Thätigkeiten und Ausübungen, und wenn das Zwangsſyſtem dem Meynungsſyſteme gleich im Druke nicht gefolgt war, ſo war das nur ein Beweis, daß man auch ohne Druk das wohl ausüben könne, was man nicht hatte dürfen druken laſſen.

Man ſagt, der Meynungsrichter ſolle den Tag ein großes Feſtin gegeben haben, an welchem er muthmaſſen können, daß das Lumen mundi feſtgeſezt werden würde, und es ſoll auch würklich zugetroffen ſeyn.

Der arme Kaptat habe Leid, und der reiche Meynungsrichter Freude gehabt. Daß ſey ſo nach einer izt ſehr gewöhnlichen Austheilung des

Schikſals, daß der Leiden verdiene, Freuden hätte, und ſo umgekehrt.

Der Kaptat war doch dabey immer noch beſſer in den Augen der Vernünftigen. Der Welt können wir leider nicht ſagen, denn man weis ia wohl wie die iſt.

Hakt nur auf einen Menſchen, und bald wird alles um euch her mithaken. Der Kaptat konte hier iezt ſehr über den Saz philoſophiren, daß beym unſinnigen Gebete mehr herauskäme, als bey der geſundeſten Vernunft. Allein ſo viel Mühe er ſich auch gab, ſich davon zu überzeugen, ſo wolte ihm doch das nicht aus dem Kopfe, daß wenn alle Miniſter durchs Gebet zu ihren Poſten kämen, es um die Staaten wohl ein wenig ſchlimm ausſehen mögte. Ein Miniſter habe ſelten eine Stunde von ſeinen Geſchäften abzumüſſigen, und ein herzliches: Gott ſey mir armen Sünder gnädig, und dann friſch an die Arbeit und die Stunde über Gutes geſtiftet, ſey beſſer, als auf den Knien ſie verwimmern.

Des armen Kaptaten guter Name wurde bey dieſer Gelegenheit von dem vornehmen und geringen Pöbel ſehr mitgenommen. Bald ſolte er ein falſcher Münzer ſeyn, bald ſollte er geſtolen haben, bald ſollte er eine Rebellion unternommen haben.

Er hatte würklich Pläne zur Verbeſſerung der Gelehrſamkeit und des beſſern Fortkommens der Gelehrten entworfen, andern mitgetheilt, und vieler Menſchen Aufmunterung zur Ausführung ſeiner Pläne erhalten. Aus dieſen würklich unſchuldigen und nüzlichen Entwürfen, machte eine doppelte Gattung Menſchen ein groſſes Verbrechen.

Einmahl die, welche die Sache nicht verſtanden, und aus jedem Trupp Menſchen, der etwa zuſammenſteht, eine Konfoederation machen, die für den Staat gefährlich werden konnte; die den Bücherwurm Edelſteine in den Kronen anfreſſen laſſen, die immer ſelbſt nicht wiſſen, was ſie wollen.

Dann die, die da glaubten, ihrem Eigennuze und ihrem Geize geſchehe Eintrag, ſie müßten aufhören, die Autoren zu ſchinden.

Wir hörten bey Gelegenheit der Sache einen groſſen Schwadroneur in einer Reſidenzſtadt darüber raiſonniren. Er nahm beyde Baken ſo voll Schimpfwörter, als er nur hineinbringen vermogte. Es war einer von den Buchhändlern, die den Polyhiſtor ſpielen, weil ſie die Quinteſſenz der Wiſſenſchaften im Laden haben.

Er behauptete unter andern eine ſolche Konföderation könne gefährlicher werden als der Nachdruk — freylich was ſeine Perſon betraf, hatte er recht, denn ihm konnte ſie ſchädlich werden, und er hatte mit Reſpekt ;: ſagen, die halbe Welt doch ſchon mit Nachdruk beſch — —.

Man glaubte von Seiten aller, die nur im geringſten im Ueblen Theil an dem Lumine mundi nahmen, daß es wenigſtens ſein künftiges Leben eingeſperrt bleiben, wo nicht gar lebendig verbrant, oder wie der heilige Laurentius auf dem Roſte gebraten werden würde.

Die Sache nahm aber zu aller Verwunderung eine ganz andere Wendung, das Lumen mundi hatte unter ſeinen Papieren freylich manches, was den Herren nicht ganz zum Herzen gehen mogte, allein nichts von allen dem betraf das Büchlein quaeſtionis, und alles was auf die ſogenante Konföderation Bezug hatte, waren helle klare Wahrheiten, deren kräftige Ausdünſtungen den Herren die Augen biß, wie der Rauch.

Es kam alſo ſo weit, daß man den Kaptalen nach einem ziemlich lanweiligen Arreſt — für unſchuldig erkante, und ſeine Freyheit ihm wiederſchenkte, weil er aber doch im Verdachte des Schuldigſeyns geweſen, ſo ſolle er die Koſten der Unterſuchung tragen, und könne dann das Gefängnis verlaſſen, und gehen wohin er wolle.

Proſt zur Mahlzeit, ſagte aber der Herr Kaptal — ſo haben wir nicht gewettet. Geld meine Herren, iſt gerade das, was ich ſo nöthig wie ſie brauche. Laßen ſie den den Kohl ſchmalzen, der ihn ans Feuer geſezt hat. Der Herr Meynungsrichter haben ein großes Sallarium. Sie können höchſt Dero Sache ſelbſt bezahlen. Ich bin nur ein armer von allen Seiten zum Henker gejagter Autor, der kaum ein Pläzgen zur Ruhe hat finden können, und froh iſt, wenn er den Tag ſo viel Dinte aus ſeiner Feder herausgebracht, daß er ſich und die Seinen ehrlich ernähren kan. Ich habe keine Kapitalia liegen, die ich dafür, daß die Herren ſich die Mühe nahmen, mich Unſinn zu fragen, zahlen kan.

Ihre Verhöre, ihre Schlüßelgebühren, ihre Protokolle, ihre Verſendungen, ihre Urtheils und all der Firleſanz, der noch drum herumhängt, haben mich, ſo ſchon genug von meiner Geſundheit, haben mich Monate, die verſchleudert ſind, gekoſtet, und der Himmel weis, ob ich jemahls um ihrentwegen wieder einen geſunden Gedanken zuwege bringe, und nun ſoll ich mir auch noch die Finger drey andre Monate wund ſchreiben, um ihnen fette Tage zu machen. Nein, meine Herren, da bleib ich lieber.

Und das Lumen mundi blieb in der Kaptur, und die Herren ärgerten ſich weidlich und wußten eigentlich nicht, was ſie anfangen ſolten, wovon unten ein mehreres zu leſen ſeyn wird.

Siebente Finſternis.

Eine Parallele — oder vielmehr ein Kontraſt.

Gerade nicht wie dieſes, aber doch auch als ein Lumen mundi bekant, lebte ein Patron in der Reſidenz, der zwar auch des geſunden Menſchenverſtandes eine ziemlich anſehnliche Portion hatte, auch in den Grundſätzen der Aufklärung, ziemlich bewundert war, der unter der Regierung des vorigen Herzogs mächtig geſchüzt worden, und auch des jezigen Gnade davon getragen hatte.

Daß die Herren von der Brüderzunft das ſo gelaſſen mit angeſehen, davon war der Grund der, weil ſie ſich für der ſpizigen Feder, dieſes grauſamen luminis mundi fürchteten. Denn, um ihn mit einem Wolfe zu vergleichen, wen er einmahl pakte, den pakte er gut — und er pakte nun alles, was ihm eben im Wege ſtand, und nicht ganz zu ſeinem Kram paſte. Das Lumen mundi erholte ſich an ſeinen Mitbrüdern, und Hecheln war ſeine Lieblingsſache. Er hatte einen Dämon, der hies Legion, und er lies dieſe aufmarſchiren. Wehe dem, der ſich ihm in den Weg ſezte — wehe dem, der ihn zu tadeln wagte, wehe dem, der ſeine Werke nicht für Sonnenſtralen, oder wenigſtens für Fixſternglanz hielt! Da mordete er ohne Erbarmen, Ehre und guten Namen. Dieſes Lumen nun wurde gefüttert, damit es ſchweigen ſolte.

Und da es bisher ziemlich vom Fleiſche abgekommen war, weil es ſelbſt zuweilen knapp Knochen zu verzehren hatte, ſo ſchmekte ihm jezt die hohe Aetzung ſo wohl, daß ſeine Seele ſich, wenn ſie anders nicht vorher ſchon dieſe Tugend verborgen gehalten, jezt mit der Heucheley vermählte, und dieſer Mann, der nicht im Stande geweſen war, ein bigottes Geſicht unangetaſtet zu laſſen, ſprach mit einem Eifer ohne gleichen gegen die, welche contra das Meynungsſyſtem geſchrieben und geeifert.

Ein paar Fremde, die bey ihm waren, und ſeine ſatyriſche Laune, ſeine feine Menſchenentzifferung bewundern wolten, fanden, da ſie gerade nach dem Eſſen anlangten, anſtatt dieſer Eigenſchaften eine ſo ſatt gefütterte Behaglichkeit, daß es dem lumini mundi ſchwer wurde, ſich auch nur zwey Minuten aufrecht zu erhalten, um denen Fremden das Empfangskompliment zu machen. Es fiel denn wieder in ſeinen wohlgepolſterten Seſſel zurük — und ſahe ſchier aus, als wenn es das Nachmittagsſchläfgen zum Gegenſtand der Unterhaltung machen wolte. Es gähnte einigemahl denen Fremden gegenüber, aber ſo wie deſſen Seele den Leuten in ſeinen Produkten nicht mehr behagen wolte, ſo that auch ſein Körper keine Wirkung, und es konte aus dem uniſono ſeines Gähnens kein Trio zuwegebringen, ſoviel Mühe es ſich auch darum gab.

Die Fremden wollten es gern auf die Zeitläufte, und die Lage der Sache in der Reſidenz bringen, allein es hüllte ſich in den Mandel der Selbſtzufriedenheit, und ſagte: Es habe nunmehro aufgehört den Beobachter zu machen, und werde in Ruhe mit anſehen, wie die Sachen ſich wendeten.

Es fange auch an, einzuſehen, ſagte es endlich, daß es doch gar nicht recht ſey, öffentliche Einrichtungen ſtören zu wollen, daß man damit nicht allein ſeinen Mitbrüdern ſchädlich werden könte, ſo auch denen nicht Parition leiſtete, denen man doch Parition ſchuldig ſey; daß es gewiſſe Leute gäbe, die in einem gewiſſen Anſehen ſtänden, und die man in dieſem Anſehen zu erhalten ſuchen müßte, weil, wenn man das Anſehen eines Großen ſchwächte, die Kleinern ſich [illegible]heiten gegen ihn herausnähmen, und das ſehr leicht zu Unfug und Rebellionen Anlas geben könte.

Die Fremden wußten gar nicht, wie ſie ſich nehmen ſolten. Er, der ſonſt die Geiſel der großen Herren geweſen — deſſen Satyr der einzige war.

der einen Freypas hatte, ſich zu zeigen, wo er wollte, den der alte Herzog wegen ſeiner Freyheit im Urtheilen, und wegen ſeiner enthuſiaſtiſchen Beförderung der Aufklärung beſonders lieb hatte, beſonders vorzog, wenn er ihn ſchon nicht fütterte, weil er dem Sprichworte zugethan war, daß die Gelehrten zwar fett aber auch faul davon würden, der immer an Miniſtern und Räthen ſeine Zähne gewezet, und ſie in ihre Anteriora oder Poſteriora geſezt, wie er ihnen nun eben beykommen können, er war jezt auf einmahl Feind der Aufklärung, Vertheidiger der Finſternis. Er hies den alten Schwarm der Meynungen, an die der alte Herzog die hatte glauben laſſen, die Narren genug wären, daran glauben zu wollen, einen wohleingerichteten Einigkeitsriegel, der jeden in ſeinen gehörigen Schranken erhalte, und den niemand beſtreiten müßte — aus allen dieſen konten ſie nicht klug werden.

Allein wie ſie, nachdem ſie ſich dem Lumini empfolen, und es unter ſich für eine ziemliche Thranlampe gehalten, ſich nachher genauer erkundigten, und erfuhren, daß eben dieſes Lumen einen ſo anſehnlichen Gehalt, erhielt, daß es ſeine ehemaligen

Lieblinge, ſo wie ſeine Erholungen und Dämoniaden von ehedem vergeſſen könte; nachdem ſie den Zuſaz erfuhren, daß man dem Lumini einen groſſen Theil deſſelben vorausgezahlt, damit es vor ſeinen allzeit fertigen Plagegeiſtern, den Creditoren in Sicherheit käme; nachdem ſie eine Art Geſäuſel vernahmen, das alles geſchähe nur unter der Bedingung, daß ſein Kiel ſtill ſtände, und ſeine Zunge ſchwiege, ſo glaubten ſie dem lumini auch wohl noch quoad futurum eine mögliche Beſſerung zugeben zu müſſen, indeſſen blieb der Heuchler, Heuchler.

Das Lumen mundi lebte nicht mehr einſam, ſondern hatte ſich einen Freund zugelegt, der viel Vergnügen daran fand, auf Maulthieren zu reiten, die in jenem Planeten ein wenig wilder ſind als bey uns.

Haufenweiſe wurde dieſer Freund bewundert, und man hielt ihn für einen der beſten Reiter. Auch verſammelten ſich allemahl auf den Pläzen, wo des Freundes Maul ſich tummelte, viel junge Menſchen, und obgleich das Herr Lumen mundi ſagte, das geſchähe um des ſchönen Reitens willen, ſo gab es doch Leute, die behaupten wolten, es geſchähe um des ſchönen Reiters willen.

Achte Finſternis.

Bringt verſchiedene Misbräuche ans Licht.

Der Einfluß, den dieſe drey Herren auf den Herzog hatten, verbunden mit dem, den einige andere noch hatten, die ihnen eigentlich ihr Glük zu danken, und alſo immer feſt an ihnen hiengen, wie Kletten, dieſer Einfluß machte, daß alles in der Reſidenz, was nur auf die entfernteſte Art vom Hofe abhieng, alles wozu nicht die Dicaſteria bevollmächtigt waren, und was mit Zuthun des Herzogs geſchehen muſte, ſo gieng, wie ſie es haben wolten.

Beyſpiele erläutern eine Sache. Einer von den Oberwageninſpektoren des Herzogs ſtarb, und der andre dieſer Oberwageninſpektoren hatte einen Sohn, dem er gern zu dem ſehr anſehnlichen Gehalte des Verſtorbenen verhelfen wolte. Nun hatte der Verſtorbene noch zwey Aemter gehabt. Er war Vicemageninſpektor des Herzoglichen Hauſes geweſen, und war Generalhoſpitalmageninſpektor der Armee des Herzogs.

Dieſe beyden Stellen hatten einen anſehnlichen Gehalt. Nun war ſchon ein Vicegeneralhoſpitalmageninſpektor der Armee ernant, der ein ſehr geſchikter Mann war, und als ein ſolcher auch ſchon Dienſte gethan hatte. Dieſem konte man alſo die Generalhoſpitalmageninſpektur nicht verſagen.

Es erbaten ſich aber der Herr Obermageninſpektor die andre Stelle für Dero Sohn, erhielten dieſe, und ſchlugen den ganzen Gehalt darauf.

Der aber jezt beförderte Generalhoſpitalmageninſpektor, war vorher Vicehoſpitaluntermageninſpektor geweſen, und da ſeine Stelle ſchon wieder beſezt war, ſo war er nunmehro zwar im Range geſtiegen, im Gehalt aber auch ſo ſchlechterdings gefallen, daß da gar keine Münze mehr ſtatt fand.

Er begab ſich alſo zu dem noch lebenden Herrn Obermageninſpektor, der die Sache ſo ſchön arrangirt hatte, und ſtellte dem vor, daß von dem ſo anſehnlichen Gehalte des Verſtorbenen die Hälfte ihm gehöre, und um ſo ehr gehöre, da ſein Sohn ſchon einen einträglichen Poſten bekleide und behalte, er hingegen den ſeinigen verlöre.

Ja, mein Schaz, ſagten der Herr Obermageninſpektor Geizhals, dafür kan ich nicht. Der Gehalt iſt ganz auf den Vicemageninſpektor geſchrieben, und die Hoſpitalſtelle wurde von ihm gratis verſehen.

Hol der Teufel ihr Gratis, ſagte der Generalhoſpitalmageninſpektor. Wovon ſoll ich denn freſſen. Ich werds dem Herzoge berichten.

Das ſahe nun jener ſchlaue Fuchs wohl ein, daß der Menſch vom Winde nicht leben könte, und wenn es vor den Herzog käme, daß dieſer die Sache ein wenig ernſtlich unterſuchen mögte, wenn nicht ſchon Gegenanſtalten getroffen wären.

Er richtete es alſo ſo ein, daß er gerade zugegen war, wie der Herzog den Brief erhielt, und die Unterſuchung gebot.

Es iſt ſchon geſorgt, Ihro Durchlaucht — erwiederte jener und erhielt noch Lob.

Und was war dieſe Beſorgung? Der Generalhoſpitalmageninſpektor bekam den Gehalt wieder, den er gehabt hatte, mußte aber den dritten Theil an den Mann abgeben, der ſeine Stelle erhalten hatte.

Allein das war nicht alles. Er bekam die Anwartſchaft auf beſſere Beſoldung, wenn ein Fond dazu ausfündig gemacht werden könte.

Nun hatte alſo, der die neue Stelle erhalten zwey Drittel derſelben eingebüßt, der mehr geworden war, hatte weniger, und der Sohn des Herrn Oberwageninſpektoris fuhr nunmehro mit zwey ſo ſchönen Schimmeln, wie ſie nimmer zu finden waren, in der Reſidenz umher.

Man kan aus dieſem aufs übrige ſchlieſſen. Wir wollen uns etwas näher ans allgemeine machen, und noch verſchiedene Misbräuche beleuchten, die mehr aufs Ganze hinausgiengen.

Neunte Finſternis.

Kan manchem Staate ans Herz greifen.

Unter andern, ſagten unſre Traditoren ferner, habe der Wucher in der Reſidenz ſchon unter der Re-

Regierung des vorigen Herzogs, insbeſondre aber, unter der des jezigen ſehr überhand genommen.

Der Herzog und insbeſondre die Groſſen, die ehedem von der Gattung Menſchen, die dieſes Geſchäft exerciren, ſehr mitgenommen worden, hätten eingeſehen, daß Anſtalten dagegen gemacht werden müſſen, wenn nicht insbeſondre eine gewiſſe Gattung Menſchen, eine Sekte, die dem übrigen Menſchengeſchlechte ſehr nachſtellen, und um Gut, Blut und Freuden ſie zu bringen ſuchten, den jüngern Theil der Privatperſonen ganz aufreiben ſolten.

Dieſe Sekte wäre in ihren Meynungen ganz eigen, und ob man gleich troz ihrer übrigen Fehler, ſie bey dieſen Meynungen ganz ungeſtört, und ungekränkt lieſe, ſo wären ſie doch darauf erpicht, jeden einer andern Meynung zugethanenen, allen möglichen Schaden zufügen zu können. Anſtatt daß die Nächſtenliebe anderer Sekten ſich auf alle Glaubensgenoſſen erſtreke, ſo erſtreke ſich die ihrige ſchlechterdings auf nichts was, auſſer ihrer Sekte wäre, und ſie machten es ſich nicht allein zur Pflicht, ſondern auch zum Geſez, jene zu betrügen, wo ſie nur immer könnten.

Dieſe Intoleranz gegen alle andre ſey ſo allgemein, daß ſie ſich ſogar in ihren Gebräuchen mit keiner einzigen der übrigen gemein machten, lieber im höchſten Grade unreinlich wären, als daß ſie ihrer Reinlichkeit nachahmten, blos um nicht ihnen gleich zu ſeyn.

Dagegen ſey man faſt in allen Ländern ihres Planeten ſo tolerant gegen ſie, daß man ihnen nicht allein ſehr menſchlich begegnete, ſondern Thor und Thür ihnen öfnete, um andere zu hintergehen.

Hieran ſey im Grunde nichts ſchuld, als der Geiz der Miniſter, die ihren Herren die Kaſſen ſchnell zu füllen trachteten, und ſich dieſer Nation dazu bedienten, weil ſie gern viel gäben, um nur das Uebergewicht über andere Sekten zu behalten, ſie ungeſtraft betrügen zu dürfen.

Es klänge freylich hart zu ſagen, daß das erlaubt würde, und im Grunde hätten ſie auch keinen Erlaubnisſchein darüber, keine Privilegien zum Betrug, die ihnen gedrukt oder unterſchrieben wären, allein ſtillſchweigende Zulaſſung ſey auch Zulaſſung, und wenn man in einem Staate einmahl wüßte, daß eine gewiſſe Gattung Menſchen aufs Betrügen ausgienge, ſo müßte man ganz andere Geſeze für ſie entwerfen, als für die übrigen Menſchen. Denn ſo bald Menſchen ſich von Menſchen trennten, und Unmenſchen würden, ſo müßten die Geſeze für ſie ſo eingerichtet werden, daß ſie denen die Menſchen wären, nicht ſchaden könnten.

Dieſe Sekte ſey dem Wucher in allen Ländern ergeben, wo ſie ſich aufhielten, ſie ſey hierin ſo ausgelernt und durchtrieben, daß ſchlechterdings kein Mittel wäre ſie zu bändigen.

In einem der großern Reiche habe man jedes Geſez wider dieſen Misbrauch aufgehoben, und geglaubt, man wolle dadurch die Kaſſen der reichen Partikuliers öfnen, und den Kredit und Umlauf des Geldes vermehren.

Man irrte! Der Kredit war todt, und die Kaſſen der Reichen öfneten ſich dem Riſiko nicht, nur alles zu verlieren.

Die Kaſſen aber der Wucherer öfneten ſich und man ſahe, da jezt niemand mehr eingeſchränkt war, hundert für hundert verlangen, und alles mußte von denen, die in der Noth waren, das Geld zu haben, verſchrieben werden.

Reiche Leute an Gütern, aber nicht am Gelde, waren gemüßigt, groſſe Kapitale aufzunehmen, und man hatte der Beyſpiele, daß ſtatt 30000 — 40000 verſchrieben wurden, dann wurden, wenn die Verfallzeit etwa nach einem Jahre erſchien, wieder um zu prolongiren 60000, dann 80000 daraus, und war die Summe ſo groß, ſo lies man ſichs verſichern, in die Hypothekenbücher eintragen, war nun reich und jener arm.

So ſteht würklich in einem ſehr reichen fruchtbaren Lande der gröſte Theil der Beſizungen der Vornehmern, unter dem Gutdünken dieſer Sekte.

Da man noch dazu jezt anfing, unter der Rubrik der Menſchlichkeit ihnen ein Recht nach dem andern einzuräumen, was ſie bisher noch gehindert, andre Sekten ganz zu ruiniren, ſo könnte es, wenn dieſem Uebel kein Einhalt geſchähe, ſehr leicht dahin gedeyen, daß das ganze Reich zulezt in die Bothmäßigkeit dieſer Sekte käme, die ſichs ohnedem im Stillen ſehr oft von einer alleinigen Monarchie über den ganzen Planeten träumen lieſſe.

Menſchlichkeit, meinten unſre Traditoren, müſſe immer ſo ausgeübt werden, daß nicht individua dadurch gewönnen, und das Ganze litte. Der Spizbube, dem der Richter ſeine Freyheit ſchenkte, um menſchlich gegen ihn zu ſeyn, würde wahrſcheinlich ſeine Unmenſchlichkeit noch an vielen ausüben, und Unmenſchlichkeit durch Menſchlichkeit zu verbreiten ſey etwas, was niemanden einmahl einfallen ſolle. Bey der Behandlung dieſer Seite aber ſey das würklich der Fall.

Alle Freyheiten und Rechte, die man ihnen zugelaſſen, hätten ſie nur aus dem Grunde gern, weil ſie dadurch weiter um ſich greifen, und zum Ruin der übrigen beytragen könnten.

Auf das Ganze, und die Idee ihres zu errichtenden Reichs mögte es freylich nicht vielen Einfluß haben, denn ſie ſind ſo feige, daß ſie nichts zu unternehmen wagen, und wäre es auch ſo deutlich vor ihren Augen, daß ſie nichts weiter, als das bisgen Leben daran zu wagen hätten, was ſo viel tapfere Menſchen als ſie zur Vertheidigung ihres Fürſten und Vaterlands anwenden. Sie hoffen die gebratnen Tauben ſollen ihnen ins Maul fliegen, und es würde ſchon einmahl einer unter ihnen aufſtehen, der das alles ausführt, während daß ſie die Hände in den Schoos legen.

Daß dieſe Sekte, beſonders in jenen Ländern gar nichts taugt, und nie zu einer Tauglichkeit kommen wird — daß Rechtſchaffenheit ihnen weder bekannt, noch auch harmoniſch mit ihnen iſt, das man mit das beweiſen, daß man ſich gar nicht trauet einem unter ihnen einen Eid ablegen zu laſſen, weil man vorher weis, ſie machen ſich nichts daraus falſch zu ſchwören.

Der Rechtsgelehrte, den man bey einer ſolchen Sache zu rathe zieht, ſagt es einem gleich vorher, wenn mans auf den Schwur des Sektiſten ankommen lieſſe, wäre man verlezen — und doch gilt nach den Geſetzen ein ſolcher Schwur eben ſo ſehr in der Sache, als der Schwur des Mannes von dem man überzeugt iſt, er denkt rechtſchaffen.

Sollte nicht eine ſo offenbare Ueberzeugung von der Falſchheit der Menſchen ſie von einem Vorrechte ausſchlieſſen, wobey es blos aufs Gewiſſen ankommt, und ſolten nicht Richter und Fürſten, die Billigkeit zu rathe ziehen, wo der Gerechtigkeit Naſen gedreht werden?

Was muß zulezt daraus entſpringen, wann es bewieſen und entſchieden iſt, dieſe Sekte geht darauf aus, andere um das Ihrige zu bringen, wenn man ihnen noch Freyheiten gewährt, die ſie mehr dazu berechtigen, und dieſe ihnen deswegen gewährt, weil ſie eine größere Summe dem Staate kontribuiren.

Heißt das nicht der Ehrlichkeit den Laufpaß geben, und den Betrug die Krone aufs Haupt ſezen? Man hat dem Uebel, was man geſtiftet, kein Mittel weiter entgegen zu ſezen, als das zu widerrufen, was man vorher befohlen, und das will man nicht, denn wer wird ſich gern ein ſo großes Dementi geben. Der Schade der geſchehen iſt, iſt bereits gros, allein man will ihn, noch größer zu machen lieber zu laſſen, als ſich erklären, daß man ſchuld an dem bisher geſchehenen ſey.

Freylich wenn man ſich einmahl ſchuldig erklärt, ſo iſt man auch zum Erſaz ſchuldig, allein wer wird dieſen Erſaz verlangen? Das Geſez war ja da, wen nun das Geſez betrogen, der verliert ſein Gut durchs Geſez, und damit hat das Lied ein Ende.

Wir berichteten unſre Traditoren, daß auch bey uns es eine Nation gebe, die von dieſer Gattung des Gewerbes größtentheils lebe, und daß man in verſchiedenen Ländern Prämien ausgeſezt hätte, um den zu belohnen, der die beſten Mittel vorzuſchlagen wüßte, ohne Geſez dem Wucher Einhalt zu thun.

Unſre Traditoren meinten, wenn ſie durch einige Vorſchläge, die bey ihnen geſchehen wären, etwa einem oder den andern von unſern Denkern über dieſe Materie zu Hülfe kommen könten, ſo würden ſie mit Freuden etwas dazu beytragen.

Wir lehnten dies nicht ab, ſondern erbaten uns ihre Meynung.

Siebente Aufklärung.

In welcher das Verſprochne abgehandelt wird.

Der Wucher, ſagten unſre Traditoren, oder vielmehr der Schade, der durch den Wucher entſteht, trift hauptſächlich die Sorte von Menſchen, die da bezahlen wollen und können. Leute, die in dieſen beyden Fällen nicht ſind, führen den Wucherer an, und auf ſie iſt folglich keine Rükſicht zu nehmen.

Wir nehmen alſo an, daß derjenige, den der Wucherer nach dem angenommenen Ausdruk, über das Ohr haut, ſolvendo ſey. Wem durch den Wucherer geholfen werden kan, dem kan noch weit ehr durch einen rechtſchaffenen Mann geholfen werden.

Daß der rechtſchaffene Mann aber, der gerne helfen will, nicht dabey zu kurz komme, dafür ſorge der Staat ſelbſt, der in ſeinen Bewohnern und deren Wohlbefinden ſein Glük finden muß.

Er hatte zu dem Ende, dem rechtſchaffenen Manne für das, was er an ſeinem Nebenmenſchen thut — Auf welche Art dies geſchehen kan, wollen wir gleich ſehen.

Wenn der Staat des Kapitaliſten Geld für eine mäßige Intereſſe, die ihm lieber iſt, als daß es todt daliegt, haben will, ſo giebt er es. Dadurch wird der Staat in dem Stand geſezt, jedem, der es bedarf unter die Arme zu greifen. Das müßte aber nicht, wie bisher bey dergleichen Einrichtungen gebräuchlich iſt, blos auf werthſeyende Sachen geſchehen, ſondern der Mann der beweiſen könte, er wiſſe einem Metier vorzuſtehen, und es fehle ihm nur an Unterſtüzung, um ſein Brod darin zu erwerben, der müßte auch dieſe Unterſtüzung finden, je nachdem die Sache ſeinen Kräften, ſeiner Kentnis und ihren Bedürfniſſen angemeſſen wäre, dadurch würden alle arbeitenwollende Hände in Bewegung geſezt werden.

Es kan nicht fehlen, daß nicht hin und wieder eine Unternehmung fehlſchlagen, ein Mann, der ſie unternommen, ſiech werden, oder Unglücksfälle ihn ruiniren ſolten. Alſo in dem Fall geht das Kapital für die unternehmende Kaſſe verloren, um dieſen nicht blos wahrſcheinlichen, ſondern gewiſſen Verluſt zu erſezen, müſſen mehrere Procente als die Kapitaliſten erhielten, von den ausgeliehenen Geldern erhoben werden, die doch nicht die Möglichkeit des Verdienſtes überſchritten. Von dieſen Prozenten würde theils die Beſoldung der Aufſeher der Kaſſe diſtribuirt, theils es zu dem Fond gelegt, der auf Unglüksfälle zu berechnen wäre.

Dieſer Fond beſtände eigentlich in der Einrichtung, daß derjenige, der durch das Geld des Inſtituts ſich würklich geholfen, nachdem er ſein Kapital zurükgezahlt, von dem fernern Verdienſte einige Prozente, je nachdem ſeine Lage wäre, eine Zeitlang fortzahlte, welche Zahlung ſich nach Proportion immer diminuiren müſſe, bis ſie endlich gar aufhörte. Dagegen aber hätte er denn auch wieder die nächſten Anſprüche auf Geldanleihen, wenn er deren bedürfe, und beweiſen könne, ſie würden gut und vortheilhaft angelegt.

So lange der Fond Gelder vorräthig habe, ſo könne jeder der Kapitale aus demſelben genommen, gegen die Sicherheit, die er zu geben hätte, das, heißt gegen den Beweis, er verwalte ſie ordentlich und gewinnend, dieſes Geld behalten, wenn er auch in beßre Umſtände gekommen wäre, allein es müßte immer auch alsdenn, wenn man ihm beweiſen könne, er verdiene viel damit, die Proportion der Prozente entrichtet werden, die zum Verluſtfond beyzutragen wären, wann er das Kapital abgezahlt hätte.

Es wäre hierbey nicht leicht an Betrügereyen zu denken. Das Vermögen des Mannes könne ziemlich genau beſtimt werden, ſo bald er ſich ankaufe, das heißt ſein Vermögen in ſo weit, ob er mit dem gewonnenen Gelde verdient oder nicht. Kapitale müſſen die Hypothekenbücher ausweiſen. Daß er mit dem Gelde nicht wuchern könne, dafür ſey das Inſtitut, und es tod liegen laſſen und die Prozente dennoch bezahlen, wäre ohne Nuzen für ihn, hebe ſich folglich von ſich ſelbſt.

Wenn aber der Fond Mangel an Kapitalen litte, und es gäbe Menſchen, die der Unterſtüzung nöthiger bedürften, als die, welche ſchon dadurch verdient hätten, alsdenn müßten die Kapitale bey denen, die den wenigſten Nuzen davon zögen, oder die den Nuzen davon am erſten entbehren könten, eingetrieben, und andere damit unterſtüzt werden.

Auf dieſe Art bedürfe man keiner Einſchränkung für den Wucher, doch um der falſchen Schaam zuvorzukommen, nach welcher vielleicht mancher Vermögende, um nicht wiſſen zu laſſen, er bedürfe Geld, lieber vom Wucherer als aus der Kaſſe borgte, müßte ſobald dergleichen Fälle vor Gericht kämen, nicht der Wucherer, ſondern derjenige beſtraft werden, der bey hinreichendem Vermögen oder Vermögenskraft zu arbeiten, vom Wucherer Geld genommen, welches er doch aus der Unterſtüzungskaſſe hätte bekommen können. Der Wucherer erhielte in dieſem Fall nur das, was er gegeben, und der übertriebene Wucher, den der Borger immer bezahlen müßte, fiele an den Verluſtfond des Unterſtüzungsinſtituts.

Wäre aber der Fall der, daß der Borgende weder Vermögen noch Geſchicklichkeit habe, alſo keine Anſprüche an die Unterſtüzungskaſſe, ſo ſey, wenn er nichts habe, die Strafe in der Sache ſelbſt, bey beyden gros genug, als daß es einer Vermehrung des Verluſts auf der einen und der Armuth auf der andern Seite bedürfe, und habe der Borgende durch des Wucherers Geld ſich geholfen, ſo ſey er allerdings ſchuldig, das verſchriebene Geld zu zahlen, der Wucherer erhielte aber nur das Gegebne mit den landesüblichen Zinſen, und der Reſt fiele an den Verluſtfond.

Hier ſey gar keine Klage über Ungerechtigkeit zu erheben, da der Wucherer ſein Geld eben ſo gut an die Unterſtüzungskaſſe geben, und dadurch zum allgemeinen Beſten beytragen könne. Sey ſein Kapital aber nicht ſo gros, daß er von den Zinſen leben kan, die die Unterſtüzungskaſſe giebt, ſo habe er Handel, Wandel, und Arbeitſamkeit vor ſich, und werde doch wohl mit ſeinem eignen Gelde ſo weit kommen können, wie andere mit dem aus der Unterſtüzungskaſſe erborgten und zu verintereſſirenden. Dergleichen würde Ordnung und Fleis herſtellen, und verhindern, daß Leute glaubten, ſie könten vom Müſſiggange leben, und deswegen Gewerbe und Arbeit aufgeben.

Das Beyſpiel ſey da, daß Leinwandhändler, die ſehr gut bey ihrem Gewerbe geſtanden, durch den Reiz des Wuchers verleitet, ihr Gewerbe aufgegeben,

ben, und die Kavaliers, die ſie ausgezogen, möchten jezt gern Leinwandhändler werden, wenn es ſich nur für ihren Stand ſchikte.

Die die Unterſtüzungskaſſe verwalteten, müßten freylich Männer von Kentnis und gutem Herzen ſeyn; das erſtere, um beurtheilen zu können, was etwa für Subjekte zur Unterſtüzung erhielten, ob ſie die gehörigen Kentniſſe hätten, die ſie zu haben vorgäben, das andre, um ohne alle Partheylichkeit zu Werke zu gehen, ohne Anſehen der Perſon dem Verdienſtvollen zu helfen, und den Unverbeſſerlichen ſeinem Schikſaale zu überlaſſen.

Sie müßten dann genaue Auſſicht haben, wie die ausgeliehenen Gelder angewendet würden, ob der Endzwek erreicht werde, oder die Hofnung durch die erſte Anwendung ſich wenigſtens zeige; ob mehrere Unterſtüzung nöthig ſey. Das ganze Departement der Induſtrie könte mit der Unterſtüzungskaſſe verbunden werden, der Vortheil würde doppelt ſeyn.

Da man blos einheimiſchen Angeſeſſenen, oder doch mit guten Atteſtaten verſehenen Leuten die Unterſtüzung gewährte, ſo würden die Fälle des Betrugs denn doch wenigſtens ſehr ſelten ſeyn. Wenn ſich es aber ja fände, daß vorſezlicher Weiſe jemand ſich die Oberfläche einer Kentnis zu verſchaffen gewußt, und dann ſichs fände, daß er von ihr nichts verſtände, und nur die Kaſſe zu hintergehen geſucht, oder wenn jemand durch falſche Atteſtate, oder erlogne Dokumente Gelder erſchlichen, dann müßte dieſe Art des Betruges aufs ſchärfſte doch menſchlich geahndet werden.

Der Betrüger wäre nemlich auf ſo lange zu einer ſeiner Kentnis oder körperlichen Konſtitution angemeſſenen Arbeit in einem öffentlichen Orte anzuhalten, bis durch den Ueberſchus der Arbeit nach Abzug der mäſſigſten doch nothwendigen und menſchlichen Koſt der Schade erſezt wäre, den er dem Aerario der Unterſtüzungskaſſe zugefügt. Dieſe Arbeit müßte allemahl auf die Perſon eingerichtet werden. Es müßte ſchlecht ſeyn, wenn ſich nicht bey jedem Menſchen eine beſondre Fähigkeit zu irgend einer Sache vor der andern fände — dieſe Fähigkeit müßte unterſucht werden.

Auch könne man die Menſchlichkeit hierin wohl ſo weit ausdehnen, daß man den Verbrecher ſelbſt zu Rathe zöge. Nachdem man ihm gezeigt, wie gröblich er gefehlt, daß er eine Kaſſe betrügen wollen, oder betrogen, von welcher das Wohl ſo vieler Tauſende abhienge, müßte man ihm entdeken, daß keinesweges der Menſchlichkeit bey ihm zu nahe getreten werden ſolte, ſondern daß man nur blos die Billigkeit in Anſehung ſeiner eignen Mitmenſchen in Betracht zöge, daß es die Gerechtigkeit erfordre, daß er ihnen erſezte, was er ihnen geraubt. Er möge alſo ſelbſt eine Arbeit ſich wählen, die ihm am angenehmſten und unterhaltendſten wäre, und wodurch er zu gleicher Zeit am ſchnellſten zum Abtrag der Forderung der Kaſſe an ihm, und folglich zu ſeiner Freyheit gelangen könne.

Wären aber andre, bey denen die Abſicht gut geweſen, die aber mit den ihnen anvertrauten Geldern nicht umzugehen wüßten, falſche Spekulationen damit machten, und es vorauszuſehen wäre, es würde der Verluſt derſelben unvermeidlich ſeyn, ſo müßte gerettet werden, was gerettet werden könte, und das Fehlende müßte der Irrende durch andere Arbeit oder Gewerbe, jedoch in Freyheit nach und nach zu erſezen verſprechen. Man müßte ihn irgend auf eine andre ihm mehr angemeſſene Beſchäftigung verweiſen, und wenn er mehr Neigung zum Müßiggange verriethe, Maasregeln zur Thätigkeit für ihn nehmen, die nie bey geſcheuten Einrichtungen fehlen können.

Man ſieht wohl ein, fuhren die Traditoren fort, daß hier von lauter Leuten die Rede iſt, die um Unterſtüzung der Kaſſe ohne Sicherheit geben zu können, anſuchen, und daher gewiſſermaaßen unter dem Departement der Kaſſe, und unter ihrer Willkühr ſtehen, daß das Wirthſchaften und die häusliche Lage derer, die nicht unter dieſe Rubrik gehören, ihnen nichts angeht, und von ihnen auch nicht prätendirt wird, daß ſie darauf Acht haben, daß die ſo Kapitale gegen Sicherheit von ihnen nehmen, ſelbe verthun, oder damit machen können, was ſie wollen, daß dieſe auch nicht denen Procenten unterworfen ſind, die nach der Zurükzahlung des Kapitals von jenen an den Verluſtfond gezahlt werden müſſen, ſondern nur die Procente zahlen, worauf ſchon die Unterhaltung der nöthigen Perſonen berechnet iſt, und das zahlen ſie von Rechtswegen, weil ſie den Wucherern nicht überlaſſen werden.

Was nun aber würkliche wahre Unglüksfälle ſind, die die Unterſtüzungskaſſe treffen, ſo müßten ſelbige von ihr auch ohne alle Ahndung an denen, die etwa daran Urſache ſeyn könten, getragen werden, ſobald es würklich Zufall iſt.

Da ein Fürſt es dulden muß, wenn ihm ein Wetterſtrahl ſein Schloß raubt, da er zu helfen verbunden iſt, wann der Hagel ſeiner Unterthanen Brod niederſchlägt, ſo muß ſich dieſes auch auf Unglüksfälle unter den Menſchen ſich erſtreken, wenn der Urheber dieſe nicht vorherſehen konte.

Im Gegentheil einem Gefallenen, wenn er ſonſt ein thätiger arbeitſamer Mann, muß nach allen Kräften wieder auf die Beine geholfen, und er aufs neue unterſtüzt werden. Allenfalls könte man ihm die Bedingung machen, daß wenn ſeine Sache zum zweytenmahle glüklich von ſtatten gienge, er den erſten Verluſt nach und nach erſezen, und darüber die Unterſtüzungskaſſe ſchadlos zu halten verbunden ſeyn ſolle.

Das, meinten die Traditoren, wäre einer von den ernſtlichen Vorſchlägen, dem Wucher Einhalt zu thun, und man denke mit aller Macht darauf, ihn zur Ausführung zu bringen. Wir wollten zwar noch von mehreren hören, aber ſie brachen davon ab, und tröſteten uns damit, ſie wolten uns einen Roman kommuniziren, der eine Skizze einer ganzen Einrichtung eines Staats nach den vortheilhafteſten Grundſäzen enthalte. Solte er uns zu Geſichte kommen, ſo verſprechen wir unſre Leſer ſo gut damit zu unterhalten, als wir es mit den jezigen Nachrichten unſrer Traditoren thun.

Zehnte Finſternis.

Worin das Kapitel vom Wucher beſchloſſen wird.

Dieſe fiengen nun in der Fortſezung bey den Wuchereinrichtungen in der Reſidenz an, deren Weſen unſer Hauptwerk iſt.

Man hatte Geſeze gegeben, die ihn völlig unterdrüken ſolten. Es waren Procente beſtimt, die man nehmen und geben ſolte, es waren neue Wechſelordnungen gemacht worden, die den größten Theil derjenigen, die ohngefehr durch Wechſel ſich ruiniren konten, oder noch nicht Verſtand und Weltkentnis genug hatten, einzuſehen, wie ſchädlich ihnen dieſes werden könte, gänzlich ausſchloſſen, von der Fähigkeit ausſchloſſen, eine ſolche Sicherheit zu geben.

Man hatte ſtarke Strafen auf die Uebertretung dieſer Geſeze beſtimt, und man hatte würklich in Fällen, die angegeben wurden, die Strafen exekutirt.

Allein das alles war nur pallativ Kur. Es bleibt ja den Geſezen immer eine Ausflucht. Es ſey, ſagten unſre Traditoren, ſchlechterdings unmöglich durch ein Geſez eingeriſſene Misbräuche abzuſchaffen. Die Geſtalt würde nur verändert, wenn man ſich darnach richten müſte. Der Buchſtabe des Geſezes würde befolgt, der Sinn nicht.

So ſey es auch mit den neuen Wuchereinrichtungen gegangen. Freylich hätten alle die Perſonen, die der Wechſelordnung nach keiner Wechſel fähig waren, dieſe Art von Dokumenten theils vermieden, davor aber ſich anderer bedient, als Obligationen, Zeſſionen, Kautionen, und wie die Exceptionen alle heiſſen, die dem Wucher zum Stichblat dienen, theils hätten die Wucherer ſelbſt immer mehr auf den Mann als auf das Recht geſehen.

Wenn ein Geſez gegeben würde, daß man das, was man geborgt nicht zu bezahlen ſchuldig ſey, wie denn dies der Sinn eines Wuchergeſezes unter den übrigen iſt, ſo werden ſich doch immer noch Menſchen genug, und wir behaupten, der größere Theil finden, die da ſagen: Da ſind wir ja doch Betrüger, wenn wir dem Geſez folgen; wenn es uns gleich berechtigt, das zu ſeyn, ſo ſagt unſer Herz doch nicht ja zu dieſem Betruge.

Und mit dieſem Betruge, er ſey ſo geſezmäßig gemacht worden, als er wolle, verbindet ſich denn doch immer ein Gefühl der Schande, und wir erſcheinen in dieſem Lichte den andern mit ihr bedekt, wann ſie gleich ſelbſt insgeheim die ſchändlichſten Geſinnungen hätten.

So wenig der Name eines Wucherers jemahls ausgeſprochen werden wird, ohne ein Gefühl von

Schändlichkeit damit zu verbinden, ohne eine Art von Abſcheu, ohne ſelbſt dem Gewiſſen des Wucherers unerträglich zu ſeyn, wenn auch ſein Ohr ſich dagegen ſtählet, ſo wenig wird der, der nach dem Geſeze ſelbſt befugt wurde, die erborgte Schuld nicht zu zahlen, es ertragen können, wenn er ſich den nennen hört, der den andern um das ſeinige gebracht, er müßte denn, wie es wohl auch Menſchen giebt, ganz gegen die Stimmen der Ehre und Schande fühllos geworden ſeyn.

Weil es aber hiervon, Dank ſey es dem vom Schöpfer in uns gelegten Gefühl, weil es denn, aber zum Glük noch wenig Menſchen dieſer Art, giebt, ſo rechnen die Wucherer mehr auf das Gefühl des Edelmuths und den Abſcheu gegen die Schande, und das Geſez bringt ſie dahin, daß ſie freylich allemahl mehrerer Gefahr ſich ausſezen, ihr ganzes Geld zu verlieren, den Preis aber dieſer Gefahr auch ſo hoch anrechnen, daß wenn unter dreyen dieſer Menſchen, denen ſie leihen, nur einer edle Denkungsart beſizt, und ſelbſt einer Schande Schein von ſich wälzen will, ſie bereits hinlänglich gedekt ſind, und trift es, welches bey ihrer Wahl öfter der

Fall iſt, daß zwey oder gar alle dreye ſo denken, was gewinnen ſie dann nicht?

Denn ſicher ſinds ſelten Dummköpfe, die ſich aufs Wuchern legen. Gewöhnlich boshafte Spizköpfe, die ihren Mann wohl forſchen und kennen lernen, ehe ſie ihm trauen.

Der Wucherer lacht würklich aller Geſeze, ſo wie der Rebell an der Spize von 20000 Menſchen den auslacht, der ganz ſolo erſcheint, und ihm gebietet, die Waffen niederzulegen.

Die Geſeze wider den Wucher ſind alſo ſo unwirkſam, als die Geſeze, die ihn erlauben. Hierzu kömt noch, daß ſelten dem Induſtriöſen durch Wucherer geholfen wird, ſondern am Ende leidet der ehrliche Mann, der ſein Geld ſehr ſicher und ſehr edel anzuwenden glaubt.

Hiervon haben wir ein ſehr merkwürdiges Beyſpiel geſehen. Ein Kavalier von großem Range, der aber keine Mittel hatte, wenn er ſchon welche zu haben verdient hätte, weil er edles gutes Herzens war, deſſen Ausſichten auch nicht ſchlimm waren, doch aber alle noch auf ſo ſchwachen Füſſen ſtanden, weil ſie entweder von den Geſinnungen,

BIBL. UNIV. LIPS.

oder gar vom Tode irgend eines oder mehrerer Menſchen abhiengen, kam in die Hände der Wucherer. Er fand ofne Kaſſe bey ihnen. Sie bekümmerten ſich gar nicht um ſeine Umſtände, ſo viel übles man auch im allgemeinen davon hörte. Sie kreditirten ihm ohngefehr ſo viel, inkluſive ihres Wuchers, als ſie glaubten, daß er noch bey ehrlichen Leuten Kredit finden würde. So wie der Zeitpunkt erſchien, daß dieſe Summen fällig waren, drängten ſie mit vereinigten Kräften in ihn. Jezt bot er Himmel und Erde auf, und da er ſahe, in welche ſchlechte Hände er gefallen war, ſo wandte er ſich nun an die, an welche er ſich vom Anfang hätte wenden ſollen. Wer hätte nicht wenigſtens etwas beygetragen, um einen Menſchen aus den Händen der Wucherer zu befreyen, der nicht allein bekannt edel dachte, und nur leichtſinnig ſich verführen ließ, ſondern auf deſſen Ausſichten auch wohl noch zu rechnen, und überdem zu vermuthen war, diejenigen, bey denen er dieſe Ausſichten hatte, würden ihn auch itzt nicht verlaſſen.

Man hatte falſch gerechnet. Dieſe verließen ihn alle. Er war ſchlechter Wirth, die gethanene Hülſie half nicht lange. Die Noth trieb ihn wieder zu Wucherern, die nun aber vorſichtiger waren. Er gerieth ins äuſſerſte Elend, ſtarb, die ihm das Geld gegeben hatten, waren darum, und die Wucherer ſchmauſten auf ihre Koſten. Dergleichen Beyſpiele mehrere zu finden, mögte unſern Leſern wohl nicht ſchwer werden, und wir hätten in der That nicht geglaubt, daß in den Planetenwelten, ſogar viel ähnliches mit der unſrigen wäre.

In einer berühmten Handelsſtadt, die jährlich einigemahl einen Schwall edler und unedler Menſchenkinder in ſich verſamlet, die von allen Eken und Enden erſchienen, um den Bedürfniſſen des Luxus ihrer Miteinwohner abzuhelfen, die Reichthümer und Produkte dahin tragen, um ſie zu vermehren, zu vermindern, in Umlauf kommen zu laſſen, um gute oder böſe Abſichten dadurch zu erreichen, werden auf unſerm Planeten wohl der Wuchereyen ſo viel getrieben, wie in irgend einem Planeten des geſtirnten Himmels zu finden ſeyn mögen. Dort ſind Gauner und Beutelſchneider feinerer Art recht in ihrem Eſſe, weil ſo wie ſie von allen Eken erſcheinen, auch ihre Schlachtopfer von allen Seiten herbeykommen, um von ihnen ſich das Fell über die Ohren ſchinden zu laſſen.

Vor kurzer Zeit ſuchte ein junger ausſchweifender Mann Geld, welches wenigſtens eine Summe von ein paar tauſend Thalern ſeyn ſolte. Bald war er mit den beſten Negozianten der Stadt bekant, und einer derſelben verſchafte ihm bey einem Uhrenhändler eine Poſt Uhren, deren Verkaufspreis 5000 Rthlr. betrugen, unter der Bedingung, daß die Hälfte ſogleich, die andere binnen Jahresfriſt bezahlt würde.

Es muſten alſo drittehalbtauſend Thaler herbeygeſchaft werden, und dann ſahe man einen Fond von andern drittehalbtauſend Thalern vor ſich.

Dieſe drittehalbtauſend lieh ein Freund, der wahrhaftig die Ehrlichkeit ſelbſt war, her, denn er nahm für 8 Tage, die er zur Wiederbezahlung warten muſte, nur 100 Rthlr. Proviſion, und die Uhren muſten an ſeinen Bevollmächtigten ausgeliefert werden.

So weit war alles richtig, und nun waren auf einmahl Uhren eine wohlfeile Waare geworden. Das gab Handel und Wandel rechts und links.

Von allerley Arten Münzſorten wurden die Kinder der Zeit dahingegeben, bis auch nicht eine mehr übrig war.

Der Haufen Geldes lag zuſammen. Niemand wuſte noch wie viel da war, und jeder der Theilnehmenden trat auf, und ſahe mit gierigen Bliken auf ſeine Beute. Der erſte zugreifende war der Darleiher und er entfernte ſich mit ſeinen 2700 Rthlr. ohne abzuwarten, was mit dem übrigen ſehr klein gewordnen Haufen vorgenommen würde.

Mit der frechſten Miene zählte der Gauner, der den Uhrenhandel geſchloſſen hatte 400 Rthlr. für ſich ab, und einer ſeiner Gehülfen, nahm die ihm verſprochnen hundert zu ſich. Beyde machten den unbefangenſten Bükling und giengen mit der Beute hinaus, ob ſie gleich ſahen, daß — o Schreken! faſt gar nichts mehr auf dem Tiſche war.

Ein Freund des jungen Verſchwenders und er ſelbſt waren nur noch die einzigen im Zimmer. Sie ſahen ſich erſtaunt an, ſahen auf die übrig gebliebene Wenigkeit, und der junge Sauſewind war der erſte, der aus vollem Halſe zu Lachen anfieng.

Man zählte, und fand, daß man für den Wechſel à 2500 Rthlr. gerade ein Procent, oder 25 Rthlr. erhalten hatte.

Bezahlte man nun nicht noch ſehr honet, wenn man im Konkurs 5 Procent mit fünfjähriger Zahlung anbot?

Man glaube nicht, daß dies übertrieben iſt. Wenn wir alle Geſchäfte, die beſonders ſeit den lezten vier Jahren in dieſem Handelsplaze in der Art gemacht worden, erzehlen wolten, wir könten einen ganzen Band damit anfüllen. Expektanzen, die kaum 1000 Pfennige werth waren, mußten für ſo viel Thaler angenommen werden, Mohren wurden ſtatt baaren Geldes verkauft, deren innerer Werth nichts war, weil der Menſchenhandel bey uns nicht gültig iſt. Wechſel, die äuſerſt ſchlecht waren, und für die kein Menſch einen Heller geben wolte, der nur halbwegs ehrlich war, weil er wußte, er betrog jeden damit, dem er ſie anſchmierte (ein gelinderer Ausdruk läſt ſich hiervon gar nicht gebrauchen) wurden jezt gangbare Waare, denn man gab ſie dem, der neue Geſchäfte machen wolte für volle gute

Wechſel mit an, und wenn ſeine auch nur um einige Prozente beſſer waren.

Leute, die würklich 100000 Rthlr. und mehr im Vermögen hatten, wurden in wenig Jahren ſo tief hineinverwickelt, daß ſie ſich nicht wieder heraus finden konten, und daß ihr ganzes Vermögen dadurch verloren gieng.

Wenn wir das Geld, wie jede andre Waare betrachten könten, ſo würden die Geſeze des Handels und Wandels damit, den andern Geſezen gleichzuſtellen ſeyn. Allein da deſſen Werth jezt entſchieden der Werth des Daſeyns für den Menſchen iſt, ſo kan das unmöglich ſtatt finden; und nun nicht die Geſeze für ein ſolches Pretium gar noch leichter, als für andre gewöhnlichere Dinge. Wenn eine Caeſion ultra dimidium den Kauf ungültig macht, warum macht denn bey einem Wechſel die oftmahlige Caeſion ultra omne nicht einen Unterſchied, und warum iſt die Gerechtigkeit, die ſich ſo ſehr drehen läßt, vorzugsweiſe vor der Billigkeit, die ſo klar vor Augen liegt, die Baſis unſerer allgemeinen Geſeze?

Aber das Fach iſt zu weitläuftig. Wir bitten die kleine Ausſchweifung unſern Leſern ab, und gehen zu den Traditoren zurük.

Sie erzehlten uns, daß der Wucher in der Reſidenz nicht allein unter den Vermögenden vom Mittelſtande, ſondern auch unter den Groſen herſche, daß dieſe ihr Geld zum Wucher hergäben, und daß vielleicht gar unter den Geſezgebenden Theilnehmer an dem groſen Profit wären, den der Wucher einbrächte, daß deswegen die Geſeze ſo ſchwankend und ſo vielen Ausnahmen unterworfen wären, auch daß ſie feſt überzeugt wären, dem Wucher in dieſer Stadt Einhalt thun, wäre gerade ſo viel, als die Sonnenſtralen frieren laſſen wollen.

Sie erzehlten uns von einer andern groſen Reſidenzſtadt, in welcher ſich zwey der vornehmſten Häuſer befänden, die äuſſerſt reich wären, und deren Stamherren jeder einen Sohn hätten. Der eine unter ihnen habe es ſich, ſeinen neidiſchen Geſinnungen nach, aufs andere Haus einfallen laſſen, den Sohn deſſelben zu debauchiren, und habe ihm auf unmäſige Procente Gelder vorgeſchoſſen. Unglüklicherweiſe für ihn, und glüklicherweiſe für ſeine neidiſchen Zweke, ſey aber der Vater dieſes jungen Grafen auf die nehmliche Idee gekommen, und habe auch ſeinen Endzwek treflich erreicht, da jener junge Menſch nicht minder verſchwenderiſch geweſen, als ſein eigner Sohn. Die Söhne ſelbſt wären zwar untereinander die vertrauteſten Freunde geweſen, hätten aber nie einander etwas entdekt, weil jedem von ſeinem Geldberather es verboten worden, und jeder Vater geglaubt, ſein eigner Sohn ſchweige mit von dem Gelde, welches er dem andern Sohne geborgt.

Einmahl hatten beyde Väter, in einer muntern Geſellſchaft ein Gläsgen über den Durſt getrunken, und es wären einige kleine Sticheleyen über die Aufführung der Söhne vorgefallen. Ja, habe der eine geſagt, ich würde deinem Sohne Geld genug geben, wenn ers von mir verlangte, denn wiederbezahlen müßteſt du mir es doch, oder ich proſtituirte dich und ihn.

Und ich, ſagte der andre, habe deinem Sohne Geld genug gegeben, und du kanſt mir nur wieder bezahlen, oder ich werde dich und ihn proſtituiren.

[illegible] erſchrak, da ſie ſich beyde erklärten. Den andern Tag hielten ſie die Wechſel der Söhne gegeneinander, und es fehlte ſehr wenig, daß beyde nicht gleiche Summen erhalten. Was war da zu thun, als ſie gegen einander auszutauſchen, und jeder kratzte ſich hinter die Ohren, daß er im Grunde ſeinem eignen Sohne in ſeinen Ausſchweifungen behülflich geweſen, über ſo manches Traktament ſich gefreuet, ſo manchen dummen Streich belacht hatte, wenn er recht viel Geld gekoſtet.

Die Söhne hatten erſt recht ihren Jubel, daß ſie ihre Schulden bezahlt hatten, ohne einmahl Rechenſchaft geben zu dürfen, denn natürlich ſcheueten ſich die Väter, ſie zur Rede zu ſtellen.

Jezt wurden ſie freylich eingeſchränkt, aber ſehr unpolitiſch, ſehr zur unrechten Zeit. Einmahl ans verſchwenderiſche Leben gewöhnt, worin die Väter ſie ſelbſt beſtärkt hatten, nahmen ſie jezt ihre Zuflucht zu Wucherern, und da mußten ſie denn freylich das wirklich bezahlen, was die Gutherzigkeit der Väter ihnen erſpart hatte.

Sie geriethen in Schulden, wobey dieſe ſehr zu kurz kamen, zu ſpät einſahen, wie wohl ſie vorher ge-

gethan, und mit groſſem Verluſt mit den Creditoren ihrer Söhne ſich ſetzten.

Zuletzt trug der eine es noch über dem andern davon, deſſen Sohn im Begrif war zur Armee zu gehen. Der Vater, der Schulden halber immer noch mit ihm entzweyet geweſen, hatte ſich mit ihm ausgeſöhnt, alles gezahlt, ſeiner Meynung nach ihm auch genug mit auf die Reiſe gegeben.

Dem Sohne aber war das, was dem Vater genug ſchien, nicht hinlänglich, und er ſann auf ein ſchickliches Remedium, ohne eben den Wucherern aufs neue in die Hände zu fallen, zu einer rundern Summe zu kommen.

Er bat ſich vom Vater die Erlaubnis aus, ſeinen Freunden noch ein köſtliches Mahl zu geben, und ſprach ihn lehnweiſe für den Tag um das groſſe ſilberne Familienſervis an.

In fünf Kiſten wurde es hingetragen, und nach Art des dortigen Landes königlich davon geſchmauſet. Der eigne Haushofmeiſter des Alten war zugegen und ſorgte davor, daß nachdem alles vorüber, das Servis aufs ſorgfältigſte wieder eingepakt würde. Er verſiegelte die Kiſten mit ſeinem eignen

Siegel, um ſie den andern Tag, weil es ſchon ſpät in der Nacht war, wieder zu Hauſe tragen zu laſſen.

Der junge Herr war in dieſer Nacht abgereiſt, und die Kiſten kamen den andern Morgen unter ſtrenger Aufſicht des Haushofmeiſters zum alten Herrn zurük.

Aber o Wunder! o Schreken! es waren Steine darin. Nicht lange darauf erſchien ein Abgeſandter ſeines Antagoniſten, um ihm zu melden, er habe 20000 Thaler auf das Servis geliehen, und um ſein Familien-Gut nicht im Stiche zu laſſen, mußte dieſer herausrüken.

Dies mag nur ein Beweis ſeyn, ſagten unſre Traditoren, wie hoch hinauf die Sucht zu wuchern ſich verliert, und wie wenig billig man verfährt, wenn man bey Kleinen ſolche Handlungen beſtraft, und Groſe durchwiſchen läſt. Wir verlaſſen dies ſchändliche Handwerk und gehen zur

---

Eilf.

Eilften Aufklärung

Die uns mit einigen ſehr üblen, wenigſtens allgemein geglaubten, doch nicht zur Ausführung gekommenen Meynungen des Meynungsrichters bekant macht.

Unſer Meynungsrichter, ſagten die Traditoren, hatte freylich in der Zeit ſeines Daſeyns in der Reſidenz manche Stufe betreten, bis er auf der geſtanden, wo er ſich izt befand, und jede dieſer Stufen hatte ſeiner Lebensart einen ſo viel höhern Schwung gegeben, als die Stufe höher war, die er betrat. Koloſſaliſch war er geſtiegen, ſolten nicht auch ſeine Begierden koloſſaliſch geworden, ſeine Triebe koloſſaliſch gewachſen ſeyn.

Freylich meinte die ganze Welt, er ſey ſchuldig, ſeinem Meynungsſyſteme nach, mit dem exemplariſchſten Leben voraus vor ihnen allen her zu wandeln, allein das war des Meynungsrichters Meynung gar nicht.

Für was hatte er ſich denn aus der Tiefe in der er war, emporgeſchwungen — für was hatte er ſeine Rednertalente angewandt, als um ſich bequemere Tage zu verſchaffen?

Eſſen und Trinken wirkt auf unſre Säfte nach dem Maaße der Reizbarkeit, die ſie haben. So bald die Tafel des Herrn Meynungsrichters delikater wurde, wurde auch deſſen Liebeszunder angefeuerter.

Je größer der Mann iſt, deſto weniger nimmt man es ihm übel, wenn er in ſeiner Leidenſchaft ein wenig unordentlich iſt. Es iſt ſogar Ton geworden. Warum ſolte der Meynungsrichter den Ton nicht mitmachen; ja warum ſolte er nicht dem Beyſpiele des Herzogs in Dingen folgen, die er ihm blos zu Schwachheiten anrechnete, und die er ſich alſo weit eher blos als Schwachheiten anrechnen konte?

Kurz, des Herrn Meynungsrichters status amoris war ſo beſchaffen, daß er an ſeiner lieben Ehehälfte Reizen nicht mehr Genügen fand, ſondern nach andern Töchtern des Landes ſich umſahe, und ihrer begehrte. So verſicherten es uns unſre Traditoren, und ſo ſprechen wir es ihnen getreulich nach. Er gieng anfangs mit dieſer Sache ziemlich geheim zu

Werke. Es gieng ihm, wie es jedem Neuling in der Sünde zu gehen pflegt, und als ein ſolcher war er ſeit der Verbindung mit ſeiner Gattin, und ſeitdem er den Umgang mit der Mama aufgehoben.

Sein Gewiſſen, da er insbeſondre jezt fleißig betete, und durch die Gewohnheit des Betens endlich zu der Abſtraktion gekommen war, daß Beten und Ertragehen ſich nicht gut ſchike, machte würklich auf, und die erſteren Empfindungen des Unrechts muſten durch gewaltige Triebe unterdrükt werden.

Wie aber auch nur der erſte Schritt geſchehen war, gieng es wie ein Lauffeuer weiter. Nun folgte eine Befriedigung der andern, und ſo wie man ſtill zu ſtehen pflegt, wenn man einmahl über das Ziel hinaus iſt, was nun für die Erreichung verloren iſt, ſo nahm auch der Meynungsrichter weiter keine Rükſicht auf ſein Beten und ſeine Scheinheiligkeit.

Wie wir aber allgemein im Menſchengeſchlechte die Geſchäfte der Liebe ſo geheim zu treiben pflegen, als wir können, ſo war auch Lebenzow lange für der Entdekung ſeiner kleinen Nebenwege ſicher. Wie aber das Feuer der Liebe oft lodernd aufflammt, ohne daß wir ſtark genug wären, ſeine Flammen unterdrüken zu können, ſo wurde der nehmliche Mann noch heftiger von einer Leidenſchaft gegen eine junge Witwe angegriffen, und ſeine Zärtlichkeit gegen ſie ergoß ſich in ſo enges Verlangen nach ihr, daß er glaubte, nicht mehr leben zu können, wenn er ſie nicht jede Minute ſeines Lebens bey ſich hätte.

Was war natürlicher, als daß ihm ſeine ſonſt ſo geliebte Gattin jezt gar nicht war, was ſie ihm geweſen, daß ſie, die ſein Glük gegründet, ſeine Untreue ertragen, ihrer Mutter zu Liebe Ausſichten daurenderer innerer Glükſeeligkeit verworfen, daß dieſe ihm allenthalben im Wege war, daß er unruhig bey ihrem Anblik wurde, daß er Gefühle zum erſtenmahle fühlte, die eines Menſchen Tod zum ſehnlichſten Wunſch hatten.

Die Herren Pſychologiſten mögen ſich darüber ſtreiten, ob man dieſe geheimen Gedanken der Seele nicht eine gewiſſe Art von Mord nennen könnte, ob alſo der Meynungsrichter nicht in dieſen Augenbliken eins der größten Verbrechen beging, und der Sünden Beſtrafung verdient hätte.

Wir ſind wahrhaftig, ſagten die Traditoren, glimpflich genug, daß wir ihn nicht ſeinem eignen Ausſpruche überlaſſen, denn dieſem nach wär doch wohl die Bibel ſein Richter, und dieſem Richter nach wäre er ja verdammt in alle Ewigkeit. Mit dem Herzen tödten, gilt da ſo viel wie mit der Hand, und der Herr Meynungsrichter, der ſo viel auf die Bibel hielt, muſte ja wiſſen, daß er Mörder wäre.

Ob dieſer Gedanke Abſcheu bey ihm hervorgebracht, ob er durch die häufige Bekantſchaft mit Theologicis eingeſehen, er thäte ſeiner Gattin Unrecht, oder ob mehr die Begierde nach der ſchönen Witwe, die er gern unaufhörlich bey ſich gehabt hätte, in ihm die Gewiſſensbiſſe erregte, wiſſen wir nicht. Genug er bekante einem ſeiner vertrauteſten Freunde dieſe Gewiſſensbiſſe, und ſagte, er dächte mit ganzem Ernſt auf eine Eheſcheidung.

Eheſcheidung iſt ein Wort, für welches mancher Menſch in der Welt zittert, und bey dem mancher lacht. Wir erklären uns dieſes Phänomen ſo, daß der dafür zittert, der Urſach hat ſich dafür zu fürchten. Freylich eine nicht ſehr ſplendide Definition. Wehe dem aber, der ſie im ganzen innern Sinn fühlt.

Scheiden ſich von dem Weibe, das einem einſt nahe am Herzen lag, iſt immer hart, wenn ſie einem auch würklich nicht mehr am Herzen läge. Wie kan das, was mir ſo ſehr lieb geweſen iſt, mir ſo zuwider werden, daß ich nicht wenigſtens Anhänglichkeit dafür behalten ſolte, daß ſich nicht wenigſtens das Gefühl der verlebten glüklichen, oder auch vertraulichen innigen Tage an den Gedanken der Trennung ketten, und mir ihn unerträglich machen ſolte? Mit welchem Herzen wäre es mir möglich einer Gattin das lezte Lebewohl zu ſagen, die jedes Geheimnis meines Herzens gewußt, und jedes des ihrigen in meine Seele gelegt, deren Name mein Mund ſo oft mit herzlichem Tone ausgeſprochen, deren Schall meinem Ohre die ſchönſte Harmonie geweſen wäre?

So ſagte mit enthuſiaſtiſchem Eifer einer der Traditoren, der ſehr glüklich, wie er verſicherte, verheyrathet war.

Der andre, ein nicht minderer Verehrer ehelicher Freuden, nahm hierauf etwas gemäßigter das Wort: Ich mögte wohl zugeben, ſprach er, daß es verſchiedene Fälle geben kan, in denen die Liebe eines oder des andern Ehepaars ſich mindert, und in Gleichgültigkeit ausartet, und es iſt dies beſonders öfterer der Fall da, wo Liebe die Ehe ſtiftete. Allein eben aus dieſer wütenden Harmonie entſtehen Auswüchſe ins Gebiet der Freundſchaft, und wann die Liebe auch ganz verdrängt würde, ſo laſſen ſich doch dieſe nicht verdrängen, ſondern ſind bleibend, und pflanzen ſich ſo tief ins Herz, daß ſie zu einer immerwährenden Vereinigung fortwuchern, die ſelbſt der heftigſte Zwiſt nicht auszureiſen vermag. Man wird daher äuſerſt ſelten finden, daß eine Ehe, die nicht aus purer Konvention geſchloſſen iſt, eine Trennung ohne Reue zuließe, und weit gewöhnlicher iſt es, daß getrennte Eheleute dieſer Art, wieder ihre Zuflucht zur Wiedervereinigung nehmen.

Freylich, ſezten die Traditionen beyde fort, war das weder Fall noch Gedanke beym Meynungsrichter. Wir wiſſen die Beſchaffenheit dieſer Ehe, und ſo bald die Leidenſchaft zur Witwe jene ungeheure Grenze erreicht hatte, daß der verliebte Meynungsrichter nicht mehr ſich im Stande glaubte ohne ſie zu leben, fuhr auch der Gedanke Scheidung in ſeinen Sinn, von da ins Blut, und alle Adern und

Nerven zukten das Wort Scheidung nach. Man ſagt, er habe damahls in ſeinem Zimmer auf ſeine eigne Hand einen Tanz getanzt, den man, wenn man ihn beobachtet hätte, ſehr füglich den Eheſcheidungstanz nennen könte, und der vom St. Veitstanze wenig unterſchieden geweſen ſeyn ſoll.

Der Meynungsrichter war freylich das Oberhaupt aller Meynungen, und alſo auch der ſeinigen. Wen hatte er in dieſen zu ſcheuen? Er machte alſo gegen einige ſeiner Freunde kein Geheimnis aus ſeinem Vorhaben. Allein dieſe waren zu ſeinem Glük oder Unglük auch Freunde ſeiner Gattin und deren Familie. Es kam bald zu den Ohren derjenigen, die ſchon ungern geſehen hatten, daß er auf die Art in die Familie gekommen, und natürlich noch weit ungerner es ſahen, daß er ſich auf eine ſchlimmere Art wieder heraus ſchleichen wolte.

Man machte ihm alſo deswegen Vorſtellungen. Man hielt ihm ziemlich derb ſeine ganze Laufbahn vor, und ob es recht ſey, diejenigen ſo zu beleidigen, denen er doch alles ſchuldig. Es fielen dabey einige Bitterkeiten vor, die wir hier nicht wiederholen wollen.

Es wäre wahrſcheinlich Lebenſow nichts daran gelegen geweſen, ob er die Familie vor den Kopf ſtieße oder nicht. Allein es gab andre Gründe, die er ſich näher beaugapfelte. Er hatte der Freunde ſo nicht viel und bekam nun der Feinde noch mehr. Auch auf des Herzogs Herzen konte es einen ſchlimmen Eindruk machen. Es war eine große Frage, ob er ihm vergeben würde, was er ſich vielleicht vergeben hätte.

So blieb das Projekt liegen. Er ſöhnte ſich mit der Familie aus, die Witwe blieb ſeine geheime Geliebte, und er ſahe vielleicht ein, daß ſein Appetit für ſeine Umſtände zu lüſtern geweſen.

Viertes Licht.

Welches den Namen ganz mit der That führt.

Heloiſe war allein in ihrem Zimmer, als der Herzog hereintrat, um würklich mit vollem ganzen warmen Herzen wieder gut zu machen, was er ſchlimm gemacht zu haben von der Dame überzeugt worden war.

Wir glauben ſogar, dies ſey die erſte ſo ganz ohne Rükſicht auf Stand und Verhältnis genommene herzliche Empfindung gegen dies liebenswürdige Geſchöpf geweſen.

Er flog mehr zum Bette, worauf ſie lag als er gieng, und eine Thräne zitterte in ſeinen Augen. Heloiſe ſahe ſie allein, ſie war die ſchöne Verrätherin deſſelben, ſie mahlte ſie der Dame, und dieſe konte nicht unterlaſſen, zur Ehre des Herzogs zu mehrerer Menſchen Wiſſenſchaft ſie zu bringen. Sie ſahe ſie als einen Beweis an, daß des Fürſten Herz noch ganz rein und unverdorben ſey — daß er das ganze Gewicht der Menſchheit fühlen könne.

Im Triumph erzehlte ſie von derſelben einigen von ihren alten Freunden, die ſo vielen Antheil an allen nahmen, was den Herzog und das Land angieng.

Dieſe ſahen, wie gut die Dame es meinte, wollten ihre Freude nicht ganz verderben, zeigten alſo auch Freude; konten aber nur innerlich ſeufzen, denn die Rathgeber, die der Herzog um ſich hatte, waren liſtig genug, ſeinen Thränen und ſeinem Gefühl

Wendungen zu geben, wie ſie für ihre Konvenienz ſich ſchickten.

Doch zum Herzog. Daß er Heloiſen im Bette antreffen mußte, das war gerade etwas, was ihn am empfindlichſten beugte. Daß er ſo eben mit der Ueberzeugung hereintrat, daß er die Urſache dieſer Krankheit ſey, das vermehrte ſeinen Kummer.

Er ergriff ihre Hand. Heloiſe, ſagte er, es kann ſeyn, ich that ihnen zu viel, aber mit Willen that ichs nicht. Es war Misverſtändnis, und geſtehen ſie nur auch ſie verkanten mich. Sie glaubten nicht offen zu mir reden zu dürfen, und ſie durften es doch. War jemahls ein Menſch auf der Welt, der mein Zutrauen bis zum Misbrauchenkönnen beſaß, ſo ſind ſie es.

Halten ſie ein, theurer Herzog. Sie berühren da etwas, wobey ich nicht ſchweigen kan. Sie reden vom Misbrauche ihres Zutrauens. Behüte mich der Himmel, das jemahls thun zu können, oder zu denken. Aber ich muß ſagen, ſie ſind nicht frey davon. Sie werden gemisbraucht, und die Leute die es thun, müſſen ihr Zutrauen in noch höherm Grade haben, als ich.

Ich ſehe nicht ſcheel dazu, Ihro Durchlaucht. O wenn es eine meines eignen Geſchlechts gäbe, deren Herz empfänglicher dafür wäre, als das meinige, gewiß Fürſt, gewiß ich dächte edel genug, ſie nicht um mehrere Liebe zu beneiden. Aber daß ſie denen, von deren ſo ganz eignen Wegen und Handlungen ſie ſchon einmahl überzeugt waren, daß ſie denen wieder trauen — daß ſie ihnen ſich überlaſſen — ganz ohne mehr Bedacht auf mich und das zu nehmen, was wir zuſammen ſprachen, das thut mir weh, ſehr weh — das hat mich in der That ein wenig an meiner Geſundheit zerrüttet.

Der Herzog war verlegen. Er ſahe ſeine Lieblinge angetaſtet, und doch taſtete ſein erſter Liebling ſie an.

Er fieng an Heloiſen zu demonſtriren, daß verzeyhen der Fürſten Pflicht ſey, daß Beſſerung oft beym Menſchen Statt habe, daß die alten Räthe ſelbſt nicht gern daran gewolt gegen Lebenzow etwas vorzunehmen, und daß er den Mann auf einmahl zu ſtürzen, zu ſehr Menſch ſey.

Ich rede nicht davon, erwiederte Heloiſe. Ich bin zu ſchwach, den Blik in dieſe Dinge zu thun, die den Staat betreffen. Ihro Durchlaucht hörten mich, und handeln ſo wie die Sache erfordert. Ich kan nur überbliken, nicht durchſchauen. Das iſt ihre Sache. Aber ich will nicht, daß man ihren Verſtand und ihr Herz misbrauche. Beliwald ſoll kein Kinderſpiel mit ihnen treiben.

Sie thun ihm unrecht, beſte Heloiſe, ſagte der Fürſt. Beliwalds Wiſſenſchaften haben Grund. So kan man nicht verblenden. Was die Augen ſehen, davon müſſen ſich ja unſre Herzen wohl überzeugen. Müſſen wir ſo vieles glauben, wovon wir nichts ſehen, warum ſollen wir nicht glauben, was wir ſehen? Ich kan ihnen keine Beſchreibung von dem machen, was ich erfahren habe, aber das verſichern ſie ſich, ich gieng ſtandhaft und gefaßt. Ich bin erſtaunt, und ich mußte glauben, oder ſchlechterdings verrükt behaupten, ſchwarz ſey nicht ſchwarz, und was ich ſähe, ſähe ich nicht.

Nein, Heloiſe, fuhr er in begeiſtertem Eifer fort — nein — es war gewis kein Blendwerk — es giebt eine Gemeinſchaft des Menſchen mit überirdiſchen Weſen. Es giebt erleuchtete Seelen, die ſich in die Zukunft verſezen können, es giebt Auserwählte,

wählte, denen es gegeben iſt, mit Geiſtern ſich zu unterhalten — Beliwald —

„Iſt ein Schwärmer, fiel Heloiſe ihm ein, wenn er ſie nicht hintergeht. Ich will dieſes annehmen, ich will zugeben, wenn mein Herz ſchon nicht Amen dazu ſpricht, ich will zugeben, er hintergeht ſie nicht, ſo hat er im Umgange mit Leuten, die ihn hintergiengen, Feuer für eine Sache gefaßt, die nichts als Gaukeley iſt, ſo iſt er einer von den unſeeligen, die ihre Idee hinreißt zu glauben, wo ſie prüfen ſelten.

Aber, fiel der Herzog ihr ein, die wirkliche Erſcheinung kan nur entweder Betrug oder wahr ſeyn. Wie können ſie ihn von dem Betruge frey ſprechen, wenn ſie einmahl iſt, und nicht wahr iſt.

„Möglich wäre es dennoch, wenn gleich nicht wahrſcheinlich. Was man ihn gelehrt, durch natürliche Mittel ihn gelehrt, das hält er für übernatürliche Wirkung. Er ſelbſt iſt ins Glauben gekommen, und glaubt, was er ſo gern gewis überzeugt ſeyn mogte, wenn er es ſchon nicht zu dieſer Ueberzeugung bringen kan. In ſo fern iſt mir der herumreiſende Taſchenſpieler verehrungswerther, der ſeinen Zuſchauern ſagt, es iſt alles natürlich, und für ihr Geld ihnen ſo wenig verkauft, daß ſie ſelbſt hintreten, und ſeufzend ausrufen müſſen: Ja wohl! das iſt nur natürlich. Durch ihn wird kein Menſch zum Schwärmer."

Heloiſe, ſagte der Fürſt, wie können ſie nur ſo beiſſend vergleichen?

„Nein, Ihro Durchlaucht, es ſoll kein Vergleich ſeyn. Was hülfe mir Spott? Damit zwingt man nichts. Vernunft muß zuwegebringen, was in ihrem Herzen und Glauben verändert werden ſoll. Verzeyhen ſie mir es, aber man hält die ihrige gefangen, und Schwärmerey und Bigotterie ſind gerade die Mittel, die bey einem weichen Herzen das am erſten können. O mein Fürſt! Wer es dahin bringen kan, daß ſein Geiſt den Fürſten zu dem ſtimmt, wozu er ihn zu ſtimmen ſich nicht getraut — der hat ein Meiſterſtük der Staatskunſt vollbracht — nur nicht ein Meiſterſtük, das ſeinem Fürſten Nuzen brächte.

Solte ich zugeben können, daß eine gute Abſicht darunter verborgen wäre, das mit einer Deke von

Liſt zu erreichen, was ich beym weichen Herzen gewis durch einen geraden biedern Gang erlange?“

Ich will ihnen in allen dem Recht geben, Heloiſe, erwiederte der Fürſt, allein ich muß, ſo ungern ichs thue, das zu meiner Vertheydigung noch einmahl anführen, woher weis man alle unſre geheime Unterredungen? Woher alles, was ich neuerlich mit ihnen geſprochen?

„Wahrſcheinlich aus eben der Quelle, woher man das erſte wußte. Glauben Sie mir nur, Herzog, wenn man unſre Geſpräche aus übernatürlichen Quellen wüßte, ſo könnte man eben ſo leicht die Geſpräche der ganzen Welt wiſſen, und was bedürfte es Bellwald bey ſolchen Kenntniſſen, ſich ſo ſehr bey ihnen einzuſchmeicheln?“

Ich muß ſie unterbrechen, meine Theure. Rechnen ſie denn nichts, gar nichts auf ſeine Liebe zu mir? Nichts auf die Bekanntſchaft und Vertraulichkeit, die wir von unſrer früheſten Jugend auf mit einander gepflogen? Nichts auf die jedem Menſchen ſo eigne Gewohnheit an den andern? Nichts auf Sympathie und Freundſchaft?

Und geſezt auch, das alles iſt nichts, Heloiſe, wie wollten ſie wohl mit ihrem Saze durchkommen, daß wer unſre Geheimniße weiß, der ganzen Welt Geheimniße wiſſen könne? Glauben ſie denn nicht, daß ein Geiſt nach eben dem Maasſtabe eingeſchränkt iſt, nach welchem der Menſch es iſt. Wir können vieles wißen Heloiſe, aber alles können wir nicht wiſſen. So iſts auch mit dieſer Gattung von Geſchöpfen. Jedes hat ſeinen Kreis in dem es wirkſam iſt. Wir den unſrigen, die Geiſter den ihrigen. Die Macht des Geiſtes geht nur auf die Menſchen, die dem Menſchen, dem er zugeordnet iſt, angehen, und mit ihm in Verbindung ſtehen. Ueber dieſe Grenzen gehet ſie nicht.

„Ach, mein Fürſt, wie weit haben dieſe Schwärmer ſie ſchon gebracht! In der That ſie ſind nicht mehr zu heilen. Wiſſen ſie denn aber auch welchen Gefahren ſie ſich ausſezen. Der Schwärmer oder der ſie hintergehen will, ſey Beliwald nun von welcher Gattung er wolle, beyde wagen was zu wagen, der eine aus frommer Begeiſterung, der andre um ſeinen Betrug durchzuſezen. Beliwald hat lange mit Schwärmern oder Boshaften dieſer Art in Verbinbindung geſtanden, und einer unter ihnen war ſein innigſter Freund. Und dieſer kam um — laſſen ſie ſich doch von ihm die Geſchichte erzehlen, vielleicht gewährt ſie ihnen mehr Aufklärung.

Iſt es nicht möglich, daß ein ähnliches ihnen oder Beliwald bevorſteht, ſey dieſer Tod nun durch Zufall oder vorſezlich verurſacht. Glauben ſie mir, Fürſt, ich werde das Ende dieſes Trauerſpiels nicht erleben. Aber ſie werdens ſehen.

Dieſe Worte erſchütterten den Herzog äuſſerſt heftig. O Heloiſe! ſolten ſie würklich der Schaz ſeyn, den die bösartige Prophezeyung des Geiſtes mir raubt.

Ich glaube faſt, mein Fürſt, ſagte Heloiſe, daß meines Lebens Ziel nicht weit mehr geſtekt iſt. Aber laſſen ſie den Wahn fahren, daß die Prophezeyung dieſes Geiſtes irgend etwas beygetragen, meine Geſundheit zu ſchwächen, daß ſeine Macht ſich bis auf mich erſtreke, oder auch, daß er nur wiſſen konte, es ſey würklich ein Verluſt ihnen bevorſtehend.

Heloiſe, fiel der Herzog ihr in die Rede — ſie ſehen nicht ganz den Umfang deſſen ein, was er wiſſen konte, und was gar wohl der Fall ſeyn kan —

wiſſen konte, und der Fall ſeyn kan, wenn auch würklich es wahr iſt, was ſie wähnen, daß Betrug dahinter ſtekt. Sie haben mich in einen ſchreklichen Verdacht gebracht, denn wenn das Betrug iſt, ſo könte man, der Himmel weis was anwenden, um ſeinen Betrug durchzuſezen, und die ihn zu hintertreiben ſuchten, gar wohl aus dem Wege zu räumen im Sinn haben. Und könte der betrügliche Geiſt nicht ſo wiſſen, welch ein Raub mir bevorſtände?

Helviſe lächelte zu dieſem Eifer. Ew. Durchlaucht gehen hierin wieder eben ſo ſehr zu weit, wie in dem andern Falle, ſagte ſie. Man kan ſehr eigennüzige Endzweke haben, ohne deswegen ſchändliche Mittel einzuſchlagen, ſie zu erlangen. Die Menſchen, die ſie entweder hintergehen, oder in ihre Schwärmereyen mit hineinzuziehen ſuchen, ſtreben nach Größe, aber ihre Abſicht iſt keinesweges ſie durch Verbrechen zu erlangen. Sie wiſſen ſelbſt, oder glauben wenigſtens nicht, daß es Unrecht iſt, ſie auf dieſe Art zu hintergehen.

Sie wünſchen mir würklich alles gute, und im Grunde thut es ihnen nur leid, daß ich nicht mit in ihre Pläne einſtimme, ſonſt würden ſie mich gar auf den Händen tragen.

Die Leute könten alle noch gut werden, wenn Ihro Durchlaucht zu rechter Zeit den Daumen ihnen aufs Auge zu legen wüßten. Dieſe Gedanken alſo laſſen ſie ganz fahren. Ich habe nichts von ihnen zu fürchten. Wenn ſolche Ideen Ihro Durchlaucht Ernſt blieben, ſo wäre es ja wohl viel beſſer geweſen, ich hätte mich mit auf jene Seite geſchlagen.

Heloiſe, rief der Fürſt aus, was ſoll ich von ihnen denken? — was von allen denken? Ich fange an zu fürchten, ſie ſind zu gut für dieſe Welt, Sie halten alles für gut.

Wenn das ein Fehler iſt, Ihro Durchlaucht, ſo müßte ich ihn ihnen abgelernt haben. Noch nie ſahe ich, daß Sie einen Menſchen für böſe hielten, bis ſie ihn überzeugt ſo kanten. Und dazu, den Beweis für das Böſeſeyn zu führen, gehört wahrhaftig mehr, als Ew. Durchlaucht und ich ſelbſt je erfahren werden. Denn wo Güte des Herzens iſt, da bleiben dem Menſchen ſo viele Entſchuldigungen, die in uns ſelbſt ihren Grund haben.

daß es äuſſerſt ſchwer wird, ein überzeugendes Urtheil benzubringen, daß er ausgemacht böſe. Wir bende, Ihro Durchlaucht, werden es wohl dahin bringen, Fehler an den Menſchen zu entdeken, aber nie ſie für unverbeſſerlich zu erklären. In meiner Lage, Fürſt, kan das immer ſo ſeyn und bleiben. In der ihrigen wäre es freylich nöthig Ausnahmen zu machen.

Alſo meinen ſie, erwiederte der Herzog, wir ſolten den Grundſaz, den die Juriſten haben, jeder Menſch ſey ein Schelm, ſo lange ſie ihn nicht von der Gegenſeite kennen, mit annehmen? Die Herren ſagen, es ſey das eigentlich das Punktum der Juriſterey, und Fürſten ſind doch das Oberhaupt derſelben.

Aber, ſagte Heloiſe, Fürſten ſind auch das Oberhaupt der ſanftern Religion, ſind auch das Oberhaupt der liebenswürdigen Menſchlichkeit. Das alles muß in ihnen vereinigt ſtehen. Ueber alles das müſſen Fürſten eine gewiſſe harmoniſche Gleichförmigkeit verbreiten, daß von keinem zu viel, und von keinem zu wenig hervorleuchte, und in Anwendung gebracht werde.

O Heloiſe! Heloiſe! rief izt der Herzog ganz hingeriſſen, warum kan ichs nicht machen, daß ſie ein einzigsmahl ſo zu jenen Leuten ſprächen, und deren Herz ſo rührten, wie ſie izt das meinige entzüken. Warum ſpricht dieſe ſüſſe Stimme nicht ſo laut, daß ſie alle hören? Warum ſollen dieſe Orakelſprüche nicht, wie den Fürſten, ſo die Groſſen und das Volk lehren?

Das geht nicht, mein Fürſt, fiel Heloiſe ein. Was ich zu ihnen rede, iſt Fülle des Herzens, die Liebe heraus drängt — Fülle des Herzens, die gewis ſtoken würde, wenn Fremde zugegen wären.

Auch, mein Fürſt, ſind die Ohren jener zu ſehr an Altagsklang gewöhnt. Sie haben ſich ihre Syſteme gebaut, und können unmöglich davon abgehen, weil ſie nicht denken — nicht durchdenken können, daß etwas beſſer als dieſe Syſteme ſey. Unordnung würde die nothwendige Folge ſeyn. Man laſſe ihnen ihren Gang. Dem Fürſten komt die weiche Güte des Herzens zu — ihnen nicht. Sie ſind es gerade, die ſtrenge und ohne Partheylichkeit unterſuchen ſollen. Sie ſind es, die Ihro Durchlaucht mit den Leuten bekant machen ſollen, damit ſie wiſſen, wie ſie mit jedem daran ſind.

Und in der That, ich glaube, ſagte der Herzog, ich hätte keinen beſſern Miniſter finden können, als meine Heloiſe. Wäre ſie doch Mann!

Zu gütig geurtheilt, war ihre Gegenrede, und deswegen — erlauben Jhro Durchlaucht — falſch geurtheilt. Was ſich da ſo ſprechen läßt, wenn man entfernter Beobachter iſt, das läßt ſich nicht gerade ausführen, wenn man handeln muß. Es iſt viel leichter mit der Feder Politiker ſeyn, als das Werk in Gang und zur Ausübung bringen. O mein Fürſt! fühlte ich dazu Kräfte und Muth in mir, ich bedürfte nicht der männlichen Geſtalt, nicht des Lobes und der Erinnerung von Jhro Durchlaucht. Jm ſtillen wolte ich wirken, und nichts unausgeführt laſſen, was nüzlich ſeyn könte. Aber ſehen ſie, mein Fürſt, meine Hofnungen ſind Chimären. Wir müſſen froh ſeyn, wenn durch irgend einen unſrer Gedanken nur Stufen der Leiter erreicht werden, die wir unſerm Herzen nach dem Nebenmenſchen gern bis in den Himmel baueten.

Der Fürſt war nachdenkend geworden. Ob Heloiſe den Zwek hatte, ihn dahin, und zur Aufmerkſamkeit auf manches zu bringen, wiſſen wir nicht. Allein vergnügt ſchien ſie, und wurde es weniger, als, welches wohl nicht ihre Erwartung geweſen war, er nach einer Pauſe anfieng:

Und ſie ſolte ich verlieren? Nein, Heloiſe, das iſt unmöglich. Sie fangen ja izt an mir noch von einer Seite theurer zu werden, als mir ihre Perſon iſt. Wahrhaftig, wenn ich nicht überzeugt ſeyn müßte, die Erfahrungen zu dieſen Säzen hätten ſie erſt jezt gezogen, ſo könte ich ernſtlich zürnen, daß ſie ſie mir noch nicht mitgetheilt haben. Nein, Heloiſe, ich kan, ich darf ſie nicht miſſen.

Und glauben Ihro Durchlaucht, erwiederte Heloiſe, durch dieſen Beweis ſeiner Liebe ganz hingeriſſen, daß ich mich gern von dem trennen würde, der eben mit ſo koſtbaren Worten mit mir ſprach, daß ſie mir Leben einhauchen könten für Ewigkeiten, wäre der Tod nicht ein unwiderſtehliches Uebel? Und ſo gewis, mein Fürſt, iſts denn doch auch noch nicht. Ihre Worte haben mir würklich wieder Leben gegeben.

Der Fürſt beruhigte ſich durch dieſe Verſicherung Heloiſens. Die folgende Unterhaltung war eine der geiſtreichſten, die ſie mit ihm gehalten, und die wir nur ſchwach ausdrüken, weil eine Liebe der Gegenſtand war, die nichts körperliches betraf.

So viel iſt gewis, hätte der Fürſt verliebter in ſie werden können, als er es einmahl auch ihres Geiſtes wegen war, es wäre geſchehen. Allein eben dieſes geiſtreiche Geſpräch war auch ſchuld, daß er nicht von den Gedanken ſich losreiſſen konte, daß der Geiſt ohne den Korper wirkſam ſeyn könte, und er fieng an Heloiſen zu bedauern, daß ſie nicht mit Belwalds Geiſte ſprechen könte, weil dieſer ſie zu haſſen ſchien.

Zwölfte Aufklärung.

Ziemlich durch Finſterniſſe erläutert.

Wir wollen uns einmahl wieder, ſagten unſre Traditoren, ins Fach der Litteratur begeben, und unſre philoſophiſche Ergieſſungen über einige Fälle ausdehnen, die theils in unſerm Lande, theils bey unſern Nachbarn ſich zutragen.

Ausgemacht iſts nun wohl, daß ſeitdem unſer Planet in die Ordnung, Folge, und Behandlung des Wiſſens gekommen iſt, in welcher er ſich jezt befindet, die Ausbreitung des Mehrwiſſens uns nicht blos ein nüzliches, ſondern ſogar ein nothwendiges Uebel geworden.

Sich aber dieſer Ausbreitung des Wiſſens aus allen Kräften widerſezen, das heißt verſchlimmern, was andre gut gemacht haben. Wenn zu den ſchönen Syſtemen, die wir jezt von Regierungsformen, von Verhältniſſen, und vom Druk und Freyheit haben, auch noch Barbarey im Wiſſen hinzukäme, ſo wäre es wohl am beſten, man ſchnürte ſein Bündel zuſammen, und machte ſich aus einem ſo verwilderten Planeten heraus.

Ausbreitung des Wiſſens wird durch Allgemeinmachung erfahrener, geprüfter und durch Bücher mitgetheilter Kentniſſe befördert. Hierdurch iſt nicht geſagt, daß das alles Wahrheit ſeyn müßte — Auch der ſchlechte Erfahrungen macht, und falſch prüft, trägt zur allgemeinen Kentnis bey, denn das falſche kennen lernen, macht den Unterſchied des wahren von ihm erſt möglich.

Nach kurz vorher allgemein ertheilten Freyheiten in Anſehung der von Menſchen bekant gemachten, und zu machenden Erfahrungen, lieſſen die Direktoren eines Potentaten in der Nachbarſchaft unſeres Landes ſich es einfallen, eine Erhöhung oder vielmehr eine neue Abgabe auf gewiſſe Theile der bekantgemachten Erfahrungen zu legen, die die Käufer, welche daraus lernen wolten, abſchrecken muſte, weil dieſe Erhöhung ihre Kräfte überſtieg.

Unmöglich war es nun wohl, daß der Monarch, der auf nichts mehr, als allgemeine Beförderung der Kultur der Wiſſenſchaften ſahe, dieſen Einfall gehabt haben ſolte. Er kam ganz ſicher von der Hand irgend eines Finanzkundigen, der den Teufel ſich um die Wiſſenſchaften ſchor, wenn die Kaſſe, die er dem Monarchen zu berechnen hatte, nur immer voll war, und dem es eben ſo ſehr ein kleines geweſen, den Gebrauch aller Bücher abzuſchaffen, und jedem eine jährliche Taxe für das geben zu laſſen, was er würde gekauft haben, als es ihm einſt leicht ſchien zu befehlen, die todten Körper ſolten in eine Grube geworfen werden, um alle Koſten der Begräbniſſe zu ſparen.

Wenn der Menſch nach dem Tode ein Hund ſeyn kan, ſo kan er ja auch wohl vor dem Tode ein Eſel ſeyn, und braucht nichts zu lernen. Aber ſeine Stimme war freylich nicht die allgemeine Stimme, und gegen ein ſolches Projekt würde ſich ein jämmerliches Geſchrey erhoben haben, deswegen richtete er es feiner ein.

Unter dem Namen Kingtangs, wird in unſrer Landesſprache ſo viel verſtanden, als bey euch unter Broſchüren, und dieſe Kingtangs waren es, die der Finanzier mit der heftigſten Heftigkeit angriff. Auf ſie muſte jeder, der ſie kaufte, eine anſehnliche Abgabe geben, und ſowohl der Verkauffende als der Kauffende litt dadurch, denn jener verkaufte um ſo weniger.

Das allerpoſſierlichſte war aber dabey, daß man durch dieſe Auflage geglaubt hatte, den elenden Schriftſtellern, und dem zu vielen Schreiben Einhalt zu thun. Der Herr Finanzier hatte ſich gedacht, ein Kingtang wäre überflüßig, weil Schauſpiele, Romane, und dergleichen, was nur zum Luxus zu rechnen wäre, dahin gehörte.

Weil aber doch von dieſer Art auch größere Werke erſchienen, und man nicht immer dem Titel anzuſehen pflegt, ob das Werk gut oder ſchlecht, weil manchmahl ein ſehr wiſſenſchaftliches Buch einen Titel führen konte, der den Klingklang verrieth, weil überhaupt von einem Klingklang noch keine feſtgeſezte Idee exiſtirte, weil ſo viele Klingklangs in wenig Worten nüzlichere Dinge und mehr Wahrheit enthalten, als dike Folianten, die Jahre zum durchleſen erfordern, ſo ſtörten die Käufer die Verkäufer an, ſich eine beſtimmte Idee von dem auszubitten, was eigentlich Klingklang genant würde, und was ſie darunter verſtehen, und mit der neuen Auflage erhöben laſſen ſolten.

Das war eine Aufgabe, die dem Finanzier und ſeinen Gehülfen ein wenig ſchwer zu entwikeln fiel. Vielleicht hatte er ſelbſt auſſer einigen Rechenbüchern, die aus ſeines Vaters Erbſchaft auf ihn gefallen, noch nie etwas von litterariſchen Produkten durchgeſehen, und wuſte ſo wenig etwas vom Unterſchiede unter guten und ſchlechten, daß er die

Geſchichte der Menſchheit für eine Broſchüre und die beiſſendſte Satyre auf unſern Planeten für das nüzlichſte Werk erklärt haben würde. Freylich waren alle um ihn her nicht ſo unerfahren, dennoch aber war kein einziger, der den ſchweren Punkt nur zu beantworten, geſchweige denn ein öffentliches Urtheil darüber zu fällen ſich getrauete.

Nach langem Deliberiren beſtimmte man denn endlich, für die Reſidenz ſolte alles Klingklangs ſeyn, was nicht über zehn Bogen hielte. Man bedachte aber nicht, wie viele Exzeptionen dabey ſtatt finden könten, und daß weiſe Leute, wenn ſie dergleichen Einrichtungen machten, darauf bedacht ſeyn müßten, dieſe Ausnahmen zu Regeln umzubilden. Wenn nun zum Beyſpiel ein Schulbuch für die Jugend zum Vorſchein kam, was unter zehn Bogen betrug, ſo konten die Kommiſſarien nicht anders handeln, als ſie mußten die Auflage von dem Buche fordern, welches doch gewis um ſo härter war, da das Quantum der Erhöhung den ganzen ehemahligen Preis überſtieg. Jeder Wiſch, der übrigens in die Welt hineingeſchrieben wurde, koſtete dem Verfaſſer nicht mehr als 15000 Buchſtaben mehr zu mahlen, in denen kein Sinn war, und izo war das Buch von der Erhöhung.

Wie wenig Rükſicht war doch wohl hierbey auf das wahre gute nüzliche genommen, und wie viel mehr war es blos Kaſſen-Spekulation, um nur ſchnell die Denare in Sicherheit zu bringen? Wie wenig konte das wahre ſchlimme vor die Seele des Monarchen kommen, wenn das wahre gute ihm ſo ſchön blizend unter die Augen gelegt wurde?

Aber noch weit ſchlimmer war es, daß die Provinzen dieſes Potentaten weit mehr als die Reſidenz gedrükt waren. Die erſte Norm lautete, daß ſobald man unſchlüßig wäre, ob ein Buch ein Klingtanz oder nicht ſey, ſolches an die oberſte Stelle in der Reſidenz eingeſchikt werden ſolte, als welche über die Fälle zu urtheilen habe.

Dieſes hätte für die Reſidenz füglich bleiben, für die Provinzen aber aufgehoben werden können, weil die Entfernung dem Käufer und Verkäufer Zeit und Luſt verſchwendete. Die in Provinzialſtädten darüber geſezten Richter getraueten ſich wegen der vielleicht zu befürchtenden Erſezung des Erhöhungsgeldes, ein kritiſches Buch gar nicht zu beurtheilen, und ſo wanderten Ladungen von Büchern in die Reſidenz und das Porto hin und her war eine junge Tochter der ältern Mutter.

Das traurigſte bey allem dem war und iſt noch, daß ſogar keine Ausſicht iſt, daß ſich die Sache ändern könte.

Der Grund davon iſt nicht ſchwer zu beſtimmen. Er iſt der, daß Revenüen, die einem einmahl aufgeſchwelt, nicht gern zurükgegeben werden, daß wenn man auch würklich Unrecht, ja Unvernunft in dergleichen Einrichtungen wahrnehmen ſolte, man ſich doch hütet, eine Aenderung zu treffen, weil der Fond fehlt, aus welchem der Erſaz geſchehen kan.

Ich glaube nicht, daß ich irgend einen Potentaten beleidige, wenn ich ſage, ſie nehmen ein wenig ſtark in der Begehrlichkeit zu. Sie ſpannen die Seiten ein wenig zu hoch, und laſſen doch auf der andern Seite dem Unterthan zu wenig Macht, auch ein wenig weiter ſich zu dehnen. Wenn ſie ein Verhältnis feſtzuſezen wiſſen, was dem Kleinen wie dem Großen zu ſtatten käme, da möchten ſie immer ſo viel ſie wollten, möchten den Werth des Geldes in infinitum erhöhen, ſo hätten ſie und der Unterthan gleiche Rechte, und hülfen ſich für den gegenwärtigen Zeitpunkt, wo ſie freylich einen weit gröſſern Vorrath beſitzen als der Unterthan.

Doch wieder auf unſre Einrichtungen. Dieſe hatten die ſchädlichen Wirkungen, die man nur denken kan. Der Buchhändler ſahe ſich genöthigt ſich einzuſchränken, und den Handel mit fremden Buchhändlern gänzlich abzubrechen. Das Land ſelbſt hatte zwar einige beſſre ofne Köpfe, allein die konten doch nicht alle litterariſchen Arbeiten allein beſtreiten, alſo kamen dieſe in die Hände von Schiefköpfen, Dummköpfen, Schmierern; das Land wurde nach und nach mit lauter elenden Zeuge überſchwemmt, was man durch Nebenwege als Nichtkurrant zu beſtätigen wuſte, und die Barbarey war ihm ſehr nahe, wie wir es verlieſſen.

Solte dieſe Finſternis nicht eine kleine Erleuchtung für Finanzoperateurs gewähren, damit ſie nicht ſo geradezu den erſten den beſten Weg zu neu zu eröfnenden Quellen einſchlügen, ſondern hübſch nachdächten, was für Schaden dem Ganzen daraus erwachſen könte?

Dies Beyſpiel einer unerhörten Unterſtüzung der Barbarey machte auf unſre Direktores des Bücherweſens immer einigen Eindruk, und ſo wie gemeiniglich des einen Fehler den andern beſſert, ſo fieng man auch an, weniger ſtrenge den gemachten, und im vorigen Theile von uns auseinandergeſezten Druk- und Preßplan zu halten. Man lies Bücher paſſiren, die man vielleicht erſt nicht würde durchgelaſſen haben, und es giengen ſogar kleine wohlgeſchriebene Kritiken auf die Einrichtung des Landes durch, denen man gewis vorher den Eintritt verſagt hätte.

Nichts iſt natürlicher, als daß, wenn man anfangen wolte, die Wiſſenſchaften mit einem Geldſtempel zu brandmarken, dieſer Nahrungszweig für arme im fünften bis ſiebenten Stok wohnende Autores bald zu Waſſer werden, und ſie entweder auf ihren Stuben erfrieren, oder zu den hohen Fenſtern ſich heraushängen könten. Eine ſolche Auflage trift gerade die Menſchen, die am wenigſten damit belegt werden ſolten, weil ſie nichts beſizen, und doch viel nüzen.

Will man aber ja aus litterariſchen Produkten — wo ſich freilich oft das Sprüchwort, lucri bonus odor ex re qualibet, appliziren lieſe, eine Einnahme für die fürſtlichen Kaſſen haben, ſo lege man die Abgaben auf Bücher, die man ohnedem verbieten würde.

Faſt in allen Ländern ſind ſchlüpfrige und zur Wolluſt reizende Bücher verboten, und doch findet man kein Land, wo ſie nicht im Ueberfluß zu finden wären. Was wäre wohl beſſer, durch Verbot die Neugierde zu begünſtigen, oder durch Erlaubnis den Unverehlichten in den Stand zu ſezen, ſeine Begierden zu befriedigen, dafür aber auch ihn ſo bezahlen zu laſſen, daß ers wenigſtens ſchwerer fühlte.

Um dieſer Bücher willen ſolte man Büreaus errichten, wo ſie von unmäſſigen Wollüſtigen gekauft werden könten, und ich wette, ſie würden weniger gekauft.

Woher aber dieſe Bücher nehmen und wie es mit den Verboten, ſie zu druken und zu verkaufen, einrichten?

Hiemit iſt keineswegs geſagt, daß man den Druk und die Verbreitung derſelben begünſtigen ſolte.

Es müßte einem jedem, der dergleichen zu ſchreiben Luſt und Verlangen trüge, keine Erlaubnis ertheilt, ſo wie keinem Druker die Freyheit gegeben werden, öffentlich dergleichen auszubreiten. Wenn aber Autor und Druker die ganze Auflage an das Büreau für dergleichen Schriften unter anonymen Namen abſendete, ſo würde nicht weiter darnach geforſcht, ſondern unter dem Zeichen des anonymen Abſenders von halben Jahren zu halben Jahren, die Einnahme des geſezten gewöhnlichen Bücherpreiſes ausgezahlt.

Dieſer Preis müßte aber nach Maasgabe der aufzuwendenden Koſten und nöthigen Summe zum Fond, den man dadurch erlangen wolte, auf fünf, ſechs, auch zehnfach erhöhet werden.

Ob eine ſolche Einrichtung nicht mehr Nuzen ſtiften würde, als die vielen Verbote dagegen, läßt ſich wohl gar nicht fragen. Einmahl würden der Autoren für dieſe ſchmuzigen Arbeiten weniger werden, und der Leſer ebenfalls. Mancher würde ſich ſchämen ſich als den Käufer des Buchs anzugeben, und das müßte ſchlechterdings eine Bedingung ſeyn, obgleich ſein Name verſchwiegen bliebe. Niemand, der noch keine Kentniß von Büchern der Art hätte, würde den erſten Anfang machen wollen, ſich beym Büreau als einen zu jener Fahne der Wollüſtlinge ſchwörenden anzugeben. Viele unſchuldige Gemüther würden in ihrer Unſchuld erhalten werden.

Wir würden, fuhr der erzählende der Traditoren fort, unſre oben gegebne Regel ſehr ſchlecht befolgen, wenn wir nicht zugleich ein Wort von den Misbräuchen anführten, die dabey einſchleichen könten.

Vor allen Dingen müßte es ſchlechterdings verboten ſeyn, irgend eines ſolcher Bücher von jemand anders als vom Büreau zu kaufen, und Käufer und Verkäufer müßten in dem Fall ſtrenge beſtraft werden.

Keinem Käufer aus dem Büreau müßte es freyſtehen, das Buch wieder zu verkaufen, oder unter einem Verwand zu verleyhen. Auf jeder Uebertretung dieſer Art müßte eine anſehnliche Geldſtrafe ſtehen. Denn da dieſer hohe Preis ſolcher Bücher als eine Buße, oder Zoll für böſe Begierden anzuſehen, ſo müßte jedweder für ſeine Begierden auch büßen, und Zoll abtragen, nicht aber ein andrer für ihn zahlen.

In weſſen Händen ein Buch dieſer Art getroffen, und ſein Name nicht im Verzeichnis derer gefunden würde, die dergleichen Bücher vom Büreau genommen, der müßte in Unterſuchung fallen, woher er dieſes Buch bekommen, und ob er es auf ſein eignes Anſtiften oder durch Zufall in ſeine Hände gekriegt. Wäre das leztere und er könte es ſo beweiſen, daß niemand dadurch verlezt wäre, zum Beyſpiel, daß das Buch von einem, der es im Beſiz gehabt verloren, und von ihm gefunden worden, oder daß es aus einer Erbſchaft herrühre, ſo müßte er freygeſprochen werden, im leztern Fall das Buch ſein Eigenthum bleiben, im erſtern kan er es an das Büreau zurükgeben, wenn der eigentliche Beſizer nicht ausfindig gemacht werden kan.

Keine Leſebibliothek dürfte dieſe Bücher um keinen Preis haben, noch weggeben, wenn es der Beſizer auch für ſein theures Geld gekauft.

Alle Arten von Misbrauch darin müßten härter als andere Uebel beſtraft werden, nicht, weil das Verbrechen ſo gros wäre, daß man es nicht vergeben könte, ſondern weil das Verbot da iſt, und wer unter die Geſeze ſich begiebt, nach den Geſezen ſich richten muß.

Man glaube nicht, daß dieſe Art und Weiſe etwa die Käufer ganz und gar abſchreken ſolte, ſo viele auch abgehen mögten, allein iſt es nicht vortheilhafter, daß fünf Sechſtheile der Weltbürger edeldenkender werden, und ein Sechſtheil den Orden der Wollüſtigen auch vermehren?

Und an dieſem Sechſtheile wird es nie fehlen.

Eilfte Finſternis.

Exkurſion ins Reich des Todſchlages. Brauchbar und zu erwägen vom ganzen Menſchengeſchlecht.

Die Zeit, in welcher des Beliwaldſchen Geiſtes Prophezeyung in Erfüllung gehen ſolte, näherte ſich denn auch allgemach.

Des Herzogs erſte Idee war feſt haften geblieben, daß wenn man ihm etwas koſtbares, einen Schaz, wie der Geiſt ſich ausgedrukt, rauben wolte, dies auf keinen andern Gegenſtand, als auf Heloiſen Bezug haben könte, und die zweyte Verſicherung des Geiſtes, man habe ſich zwar mit ihm ausgeſöhnt, aber der Strafe für ſein erſtes Mistrauen könne man nicht entgehen, lies ihn insgeheim oft für Heloiſens Leben zittern, wenn ſchon ihre Unpäßlichkeit bis izt klein ſchien.

Zwar waren in ſeinen Staaten Giftmiſchereyen und heimliche Angriffe aufs menſchliche Leben, durch ſeines groſſen Vaters Regierung, und weiſe Ausbreitung der Moral, die die Vernunft lehret, ziemlich ſelten geworden, allein es bedurfte ja nur den Entſchlus eines Augenbliks, um ein ſolches Unternehmen zur Reiſe zu bringen. Wenigſtens war nach einer ſolchen Aengſtlichkeit des Herzogs über dieſen Verluſt, es ihm eben nicht zum Laſter anzurechnen, wenn er dieſen Ideen mehreren Lauf lies, und fürchtete, ſie wäre gewiſſen Leuten im Wege.

Die zweyte Erklärung des Geiſtes war freylich mit ſo auffallender Wahrſcheinlichkeit und der Gewisheit ſehr nahe kommenden Glaubwürdigkeit vor ſich gegangen, daß der Herzog wenig Zweifel mehr in die Wahrheit der Erſcheinung ſezte, und troz

Heloiſens neuerem Zureden, und ſehr vernünftigen Bemerkungen über die Sache, Beliwalden als einen groſen Mann wieder in ſein Herz geſchloſſen hatte, und nun zu fürchten anfieng, der Geiſt könne ſich an Heloiſen rächen.

So ſtanden die Sachen, als weder Gift noch Dolch, ſondern eine innerlich gegen das menſchliche Leben wütende Materie den Körper Heloiſens mehr zerrüttete, und einen Huſten ihr zuwegebrachte, der ziemlich ſicher der Vorbote einer wichtigern Krankheit zu ſeyn ſchien.

Um aber für die Folge deſto ungehinderter in dem Gange der Geſchichte fortfahren zu können, wollen wir eine kleine Ueberſicht über die damahlige Lage der mediziniſchen Welt in der Reſidenz beybringen, da an Fingern abzuzählen, daß, wo eine Krankheit mit ſpielt, die Herren von der Zunft nicht weit ſeyn dürfen, ſolte auch weiter nichts nöthig ſeyn, als die Seele nicht ohne den Sang und Klang des gewöhnlichen Schlendrians aus der Welt zu jagen.

Die Herren dürfen ſich nicht wundern, wenn wir dieſes Fach nicht nur ſo obenhin berühren, denn ſo viel gutes es auch für die menſchliche Geſellſchaft haben mag, ſo iſt doch nichts ausgemachter, als daß ſo viel ſchlechtes dabey mit untermiſcht iſt, daß wenn ich auch ſelbſt von der Zunft wäre, ich immer noch zweifeln würde, ob es nicht beſſer ſey, gar keine Aerzte zu haben, als ſo ſie zu haben, wie ſie in rerum natura hodierna exiſtiren.

Wenn wir auf die Behandlungs- Denkungs- und Wirkungsart der alten Aerzte zurükgehen, ſo finden wir, daß das Studium des menſchlichen Körpers, und der Wirkungen des innern Bewohners, oder wenn man das lieber hört, des Reſultats deſſelben, den Grund ihrer Kentniſſe und die Baſis ihres Forſchens ausmachte. Wenn wir behaupten wolten, daß das auch das Hauptſtudium der heutigen Aerzte wäre, ſo müßten wir mit großen Lügnern wetteifern.

Vielmehr iſt jezt die Baſis des mediziniſchen Studiums, allen Unſinn in ſich zu ſammlen, den Unſinnige ſeit Jahrhunderten beobachtet, gefunden, erdacht, zu Grundſäzen angenommen, und umgeſchaffen haben, zu Regeln, mit denen ſie die Anfänger in dieſer Wiſſenſchaft nicht etwa bekannt machen, ſondern gänzlich verwirren — dieſen Unſinn für

Wahrheiten angeben, als ſolche ſie zu Grundſteinen der mediziniſchen Beurtheilungskraft zu gebrauchen, und ein Gebäude darauf aufzuführen, was beym erſten Windſtoß einer Erſchütterung, und beym zweyten dem Einſturze gewis ausgeſezt iſt.

Iſt denn nun ſo ein Gebäude im angehenden Praktiker einmahl eingefallen, ſieht er, daß die mathematiſche Gewisheit, die er ſich träumte, nichts iſt, bemerkt er von allen dem, was andere bemerkt haben wollen, wenig oder gar nichts, iſt ihm alles dunkel, was vorher ſo hell war, weil in das Fenſter, welches er geöfnet, platterdings der Lichtſtral, den er zu fangen wünſcht, nicht hinein will, geht ihm alles zuwider, was er erwartet, und hat er weder Anleitung, noch Kentnis, noch Vernunft genug, zum bloßen Beobachter des Körpers zu werden, den er vor ſich hat, ſo bleibt ihm kein Mittel übrig, ſich vor der Schande von andern und vor der Ueberzeugung ſeiner eignen Dumheit zu ſichern, als er wird Charlatan, überzeugt erſt ſich, und wo iſt man leichtgläubiger als da, und dann andre, und wo giebts mehr Proſelyten, als in der Leichtgläubigkeit — überzeugt alſo das Univerſum, er ſey ein großer Mann, habe es in ſich, wie die Biſamkazen, und was ihm fehlgehe, gehe ſeiner Kunſt zuwider, den unabänderlichen Weg der Natur, den Kunſt nicht hemmen könne.

Es giebt gar keinen leichtern Weg, etwas zu ſeyn, was man nicht iſt, als in der Medizin. Der Gründe für dieſen Saz ſind ſehr viele. Einmahl hat man es mit kranken Kranken zu thun, denn wenn man am Körper krank iſt, wirkt die Seele immer ſchwächer, und dieſe ſchwächre Wirkung derſelben ſezt das Compoſitum einem Betruge blos, den das Simplex nicht zugeben würde. Es wird alſo geglaubt, was nicht geglaubt werden ſolte, und Folge geleiſtet, wo man mit Händen und Füßen widerſtreben ſolte.

Dann hat man es mit geſunden Kranken zu thun. Das ſind die meiſten Aerzte, die ſo dik und fett in der Welt umherlaufen, und deren Seelen ſo mager ſind, daß man ſie bemitleiden würde, könte man ſie ſehen. Da iſt ein Zweifeln und eine Angſt in ihren Herzen, daß man es mit den Zähnen würde klappern hören, wenn der Siz derſelben da wäre; da zieht das ganze Geſicht ſich in grübelnde gelehrte Falten, und eigentlich iſts Deſperation der Seele, die dieſe verſtellten Züge werden läßt.

Wenn ein halbes Dutzend ſolcher Schächer zuſammenkommen, da ſtehen ſie mit aufgeſperrtem Munde, und wollen einer dem andern abſehen, was er denkt, um damit zu Markte zu kommen, und haben ſie von einem etwas erwiſcht, ſo ſind ſie froh, wenn ſie wenigſtens die Ausſicht haben, daß einer ihnen beyſtimmen, und ſie nicht mit der Schande beſtehen werden, die in ihnen iſt. Auch fällt gewöhnlich das erſte Wort, was einer unter ihnen hervorbringt, den andern, wie eine Wahrheit auf's Herz, weil ſie ſelbſt von keiner Wahrheit wiſſen. Auf dem erſten ängſtlichen herausgeſchlichenen Einfall beruhet denn Leben oder Tod eines Menſchen, und wenn der Patient bey geſundem Leibe Verſtand genug hätte, einzuſehen, daß das ebengeſagte ſeinen unvermeidlichen Tod nach ſich ziehe, ſo fällt dem kranken Körper ſein Tod wie Leben auf, und er wirft ſich in vollem Zutrauen unter das Beil, was aufgehoben iſt, um ſeine beyden Ichs zu trennen, oder dem Reſultate zu gebieten, aufzuhören, Reſultat zu ſeyn.

Man muß ſich nicht darüber wundern, daß wir allemahl in doppelten Sätzen ſprechen, wenn wir der Vereinigung der Seele und des Körpers, Erwähnung thun. Unſre Traditoren ſind ſchuld daran. Sie waren dem Freyheitsſyſtem des alten Herzogs natürlich wärmer zugethan, als dem Zwangsſyſteme des neuen Meynungsrichters, und ſo wolten ſie, da ſie verſchiedener Meynung hierüber waren, die Toleranz nicht im geringſten verlezen, oder einer dem andern in ſein Recht zu greifen ſcheinen.

Doch weiter im Werke. Wenn unter ſie ein vernünftiger Arzt kömt, der die Idee hat, was es eigentlich heißt, dem menſchlichen Körper zu Hülfe kommen — daß es nicht in Verordnung langer Recepte, und der Ueberſchwemmung des Körpers mit Medizin beſtehe: daß nicht das Buch, was er geleſen, ihm im Kopfe ſeyn, ſondern die Aufmerkſamkeit auf den Kranken ihn allein beſchäftigen müſſe, daß der Forſchungsgeiſt, wo es der Maſchine fehle, mit der nothwendigen Kentnis dieſer Maſchine verbunden, daß die Unterſuchung des Sizes der Krankheit, und die ſorgfältigſte Aufmerkſamkeit auf den Fingerzeig der Natur, wo ſie helfen wolte, eigenteſentlich den Arzt ausmache, ſo ſchäme ſich dieſer theils unter ſo unwiſſenden Mitbrüdern zu ſtehen, und wolle gern einen Schleyer über ihre gewiſſenloſe Dumheit werfen, theils lieſſen ſie ihn nicht zu Worte kommen, und die mehreſten überſchreyenden Stimmen wären dem Kranken allemahl willkommner, als die reelle Stimme des Arztes, der es gut mit ihm meine.

Der Saz iſt ausgemacht, daß derjenige, der Wahrheit in ſich fühlt, weit weniger deklamirt, als der von dem Unwahren ſeiner Meynung überzeugt iſt. Wer wird ein ſolches Uebel gern verrathen, und ſich beſchimpfen laſſen. Beſſer alſo geſchrieen, wenn man nicht weiter kan. Der echte Sohn Aeſkulaps weis auch ſchon zu gut, daß ſeine ſtille Stimme da nicht durchdringen wird, und wenn er im geringſten nur bemerkt, daß Schwadroniren ſeines Kranken Zutrauen rege zu machen im Stande iſt, ſo zieht er ſich in aller Stille zurük, und bedauert, daß ſeine Kunſt, und ſein menſchliches Herz durch Vorurtheil und Dumheit hier verdrängt werden.

Daß wir leider! ſagen müſſen, das iſt der Fall bey ſo vielen, ſo ſehr vielen Aerzten der heutigen Zeit! Daß wir leider! ausrufen müſſen, es geht ſo weit, daß eine ſehr feine Beurtheilungskraft dazu gehört! ja daß es faſt unmöglich fällt, den Scharlatan heut zu Tage vom denkenden vernünftigen Arzte zu unterſcheiden.

Warum? Weil die Scharlatanerie ein gar zu weitläuftiges Feld erhalten, weil ſie zu ſehr ins feine ausgedehnt wird.

Es iſt wahr, daß wir nicht ausſtudiren können, daß dem Arzte immer doch genug zu denken übrig bleibt, und hätte er eine ganze Lebenszeit ununterbrochen gedacht. Man ſagt, der Naturen der Menſchen wären ſo viel als der Menſchen, und mit ſo vielfältigem Maaße, müßte auch jede Krankheit, der Natur gemäß behandelt werden, die ihr die Direktion giebt.

Wir wollen den Satz nicht widerſtreiten, aber ſehr wohl wider den Erfindungsgeiſt ſo vieler Aerzte eifern, die nur erfinden wollen, um etwas erfunden zu haben, die daher ſo gern den Zufällen der Menſchen neue Namen geben, und zu dem

Unſinn von Eintheilungen und Untereintheilungen der Krankheiten, immer mehr Unſinn hinzutragen. Warum müſſen die Krankheiten denn verſchieden ſeyn, weil die Naturen der Menſchen verſchieden ſind? Die Liſte von Fiebern, die den jungen Praktikern im Kopf liegen muß, iſt beynahe ſo lang, wie die Liſte der Moden, und doch iſt ein Fieber nichts mehr und nichts weniger, als eine Wallung des Bluts.

Aerzte! wenn ihr am Krankenbette nur über die Beſchaffenheit des Bluts nachdächtet, und nicht anſtatt die Wirkung der Krankheit zu beobachten, die Liſte der Fieber im Kopfe umherwälztet, um die Gleichheit mit dem zu finden, was man euch auf dem Katheder gepredigt hat: Laßt jede Sucht ihren Namen auszuforſchen fahren. Nehmt die Symptome ſo, wie ihr ſie vor euch habt, geht auf den Grund der Zerſtörung der Maſchine, ſucht den Punkt, wo ſie eigentlich ſtatt hat, folgt der Natur in den feinern Leitungen, die ſie wählt, um der Maſchine ihre Ordnung wiederzugeben. Freylich könt ihr das nur durch geſchärften Beobachtungsgeiſt, allein dieſer wird auch für die Folge euch nutzbar werden, und ihr werdet bald aus dem groſſen Kreyſe der Empiriker euch heraus, und in die kleine Zahl der dem Menſchengeſchlechte würklich nüzlichen Aerzte drängen.

Auch die Reſidenz, aus welcher wir kommen, war in Anſehung der Arzneykunde voll Aberglaubens und Vorurtheile, theils von Seiten der Aerzte, theils von Seiten derer, die ſich ihrer bedienten.

Es war da, ſo wie es aller Orten iſt; der gröſſere Theil glaubte dem windigen Schreyen der Charlatane mehr, als dem ſtillen Zuruf der geſchikten Männer. Doch hatte man ſeit einigem Zeitraum, das gröſte Zutrauen allgemein auf einen Dokter geſezt, der Ausländer war. Er war zum Glük geſchikt, aber man brauchte ihn nicht ſeiner Geſchiklichkeit, ſondern ſeiner Fremde wegen.

Der Mann, der die halbe Reſidenz unter die Diöces ſeiner Kuren zählte, gieng denn endlich auch den Weg alles Fleiſches, den er ſo viele vor ſich hatte gehen ſehen, und ſo vielen Prolongation deſſelben verſchaft, die er ſich ſelbſt nun nicht länger gewähren konte.

Die halbe Reſidenz geberdete ſich untröſtlich über dieſen Verluſt. Sie glaubten alle, ſie müßten jezt nachſterben, nicht, weil ein geſchikter Beobachter in der Arzneykunde, geſtorben war, ſondern, weil kein Ausländer mehr da war, dem ſie ſich anvertrauen konten.

Das Gerücht dieſer allgemeinen Beſtürzung kam ganz natürlich bis zu dem Lande, aus welchem der Doktor geweſen war, und ein junger Arzt, dem wir es ſehr hätten verdenken wollen, wenn er es nicht gethan, nuzte den Wink des Schikſaals und eilte in die Reſidenz, um die traurenden Kunden des alten Doktors wieder mit Freude zu erfüllen.

Nie kan wohl die angetretene Bahn eines Arztes glänzender geweſen ſeyn, als dieſes jungen Galen. Er wurde wie ein Gott empfangen. Es war aber auch gar kein Wunder, daß allgemeiner Jubel ertönte. Töpfe und Bratenwender hatten faſt in allen Küchen müſſige Tage gehabt, weil die Furcht, krank zu werden, hinderte, daß man ſich wie gewöhnlich überfraß.

Jezt kam das alles in Bewegung. Was vermogten jezt Indigeſtionen noch über die Mägen, da der fremde Doktor einmahl wieder da war? Was wolte Champagner- und Burgunder-Duft Köpfen und Nerven mehr anhaben, da der fremde Doktor ſie zu ſtärken wußte?

Ob der Doktor, der erſt aus ſeinem Lande kam, andre Konſtitutionen, anderes Klima, andre Kranke gehabt, ob Luft und Lebensart ſeinen Kurmethoden hier angemeſſen, das war eine Kleinigkeit, über die man wegſahe.

Heloiſens Huſten wurde dem Neodoctor aus fernen Landen auch vorgelegt. Wer eigentlich auf den Einfall gekommen, daß er und kein andrer dieſes ſo wichtige Uebel hemmen ſolte, läßt ſich nicht gut beſtimmen. Ob bey einer andern Perſon als Heloiſen, er es nicht gehoben haben würde, eben ſo wenig. Allein, daß dieſe Perſon gerade diejenige im ganzen Lande war, an welcher am meiſten lag, daß von ihrem Leben oder Tode, die Gnade des Fürſten, und das Wohl ſo vieler tauſende abhieng — das hätte auch wohl einen ältern erfahrnern Praktiker verwirrt machen, geſchweige denn einem jungen Manne, der ſein Glük durch dieſe

Kur befeſtigen, oder ſtürzen mußte, den Kopf verrüken können.

Ob unſer Arzt noch zu ſehr, am Kathederſyſteme der Krankheiten hieng, oder ob er es ſchon mit Beobachtungsgeiſte vertauſcht, davon haben wir nie etwas erfahren, weil wir blos nach dem urtheilen konnen, was man uns von der Behandlung Heloiſens geſagt.

Gewis war es, daß ihre Krankheit in einer Kongeſtion der Säfte, nach der Bruſt beſtand, und daß der Arzt dieſe den Weg hätte leiten müſſen, den ſie eigentlich der Natur nach hätten gehen ſollen.

Er beobachtete aber die Wirkung der Krankheit, als Wirkung der Natur, irrte ſich darin, daß er das Symptom derſelben, den Huſten, als eine Leitung der Natur annahm, und bedachte nicht, daß gerade bey Heloiſens Konſtitution die Lunge der ſchwächſte Theil wäre, und wegen der Schwäche die Krankheit ſich dahin geſezt. Gerade dies war nicht der Weg, wodurch eine Krankheit zu leiten war, weil er des Widerſtandes weniger hatte, und alſo ſich die Säfte immer mehr und mehr anhäuften. Der junge Aeskulap freute ſich, daß ſeine

Mittel den Auswurf ſo ſchön beförderten, allein zu ſeinem Schreken wurde er bald gewahr, daß dieſer Auswurf heftiger ward, ohne zu lindern, ſondern daß Beängſtigung und Kongeſtion zunahmen.

Nun wurde es rebelliſch in ſeinem Kopfe, wie es denn in jedes vernünftigen Arztes Kopfe rebelliſch werden muß, wenn er fürchtet, er habe falſch geſchloſſen. Aber wenn das auch würklich der Fall iſt, muß der weiſere doch ſich dadurch nicht irre machen laſſen, ſondern nur zu verbeſſern ſuchen, was er verſchlimmert.

Auch war dies die völlige Meynung des jungen Ausländers, da er einſahe, er müßte dieſem Uebel Einhalt thun. Hizkopf war er dabey, und wild, daß es ihm gerade bey dieſer Sache die ſeinen Ruf gründen ſolte, ſo mislang.

Darüber verabſäumte er, zu bedenken, daß dem Körper Heloiſens Kräfte bleiben mußten, wenn nicht allein die angehäufte Materie von der Lunge wegverarbeitet, ſondern auch dieſe wieder ſo roborirt werden ſolte, daß ſie ihre Dienſte wie vorher verrichtete.

Er fieng alſo, um der Krankheitsmaterie einen andern Weg zu verſchaffen, mit der Aderlaß an, und da die Wallung des Bluts dadurch vermehrt, und alſo die Engbrüſtigkeit durch das Preſſen gegen dieſen ſchwächern Theil ebenfalls nicht geſchwächt wurde, ſo ſahe er aus einem Deſperationsgeſichtspunkte, und ſchlug gleich des andern Tages zum Laxiermittel ein. Dies zog vollends eine Menge Säfte aus den Theilen des Unterleibes, die aber alle geſund und gut waren: denn die fehlerhaften Säfte ſaſſen feſt, weil ſie ſich ſchon in die Bläsgen der Lunge eingepreſt.

Noch unruhiger als vorher nahm er den dritten Tag ſeine Zuflucht zu einem Brechmittel, und lokte dadurch ebenfalls die guten lokerliegenden Feuchtigkeiten aus den obern Theilen des Körpers, die doch würklich äuſſerſt nothwendig waren, um die ſchlechtern verhärteten aufzulöſen, heraus, und wirkte wieder nichts zum Beſten.

Weniger ſchädlich wären die am vierten Tage verordneten blaſenziehende Pflaſter geweſen, wenn man ſie vom Anfang vor dem Gebrauch dieſer Mittel gegeben hätte; ſo aber vermehrten ſie nur noch die Schwäche, und verminderten, die wenigen Kräfte, die dem Körper übrig waren.

Das war die Kurmethode von vier Tagen. Wir ſind zwar völlig überzeugt, daß der Arzt, die beſte Meynung dabey gehabt, daß er vielleicht viel auf geſunde Konſtitution gerechnet, und Gründe zu haben glaubte, warum er ſo handeln dürfte.

Den Erfolg mit ſeiner Rechtfertigung wollen wir in der Folge betrachten, und nur noch eines Falles Erwähnung thun, den unſre Traditoren uns vorlegten, um zu beweiſen, wie ſehr ſich oft die geſchikteſten Leute ſelbſt hintergehen, wenn ſie zu wenig nach Beurtheilung handeln und ſchlieſſen.

Ein Mann, an deſſen Leben einem großen Theile der Menſchen gelegen war, weil dieſer große Theil durch ihn viel Vergnügen empfand, wurde von einer Krankheit befallen, die wegen ihrer groſſen Gefahr ſchnelle, heftige, und reizende Mittel erforderte. Die Folge derſelben war eine Verſtopfung der Eingeweyde, wodurch gleichſam der Weg verſperrt, und abgeſchnitten war.

Dieſen wieder zu öfnen, war alſo Nothwendigkeit und Zweck. Alle Mittel waren aber vergebens.

Der Brand kam dazu, und der Mann mußte den Weg gehen, von dem noch kein Arzt irgend einen ſeiner Kranken zu befreyen im Stande war.

Einige ſeiner nächſten Freunde wünſchten eine Unterſuchung des Körpers, und es wurde von dem Chirurgo in Gegenwart der drey Aerzte eröfnet. Man fand alle übrige Theile geſund, fand eine ſo durable Konſtitution des Kopfs, der Lunge, daß man zu ſeufzen anfieng, daß ein Zufall, der unbedeutend geweſen wäre, ſofern man ihm anfangs zu Hülfe gekommen, einen ſo robuſten Körper aufreiben müſſen.

Bey Unterſuchung der Eingeweide fand ſich der Ort, wo die Verſtopfung geweſen, und der Brand ſich angehoben. Jezt glaubten die Aerzte ganz zu triumphiren, indem ſie das Urtheil fällten, der Kranke würde nach dem Laufe der Natur doch höchſtens nur noch einige Jahre haben leben können.

Wahr iſt, daß die engen Eingeweide bey ihm gerade die weiteſten, und die weiten im äuſſerſten Grade eng waren; allen Anweſenden wurde dies klar und offen gezeigt, alle ſahen es, alle glaubten den Demonſtrationen, die ſo bekant geſchikte Männer per von dem widernatürlichen Zuſtande machten. Man kam natürlich auf das ſchmerzhafte der Krankheiten, die aus dieſem Zuſtande entſtehen konten, und die, wenn er widernatürlich geweſen wäre, auch richtig die Folgen geweſen ſeyn würden, man ſchilderte ſie mit Farben, die die Anweſenden über den jezigen Tod, der würklich ſchmerzhaft geweſen war, ſehr tröſteten, und machten, daß ſie den guten Mann glüklich ſchäzten, ſo wohlfeilen Kaufs weggekommen zu ſeyn.

Es war aber einer unter der Geſellſchaft, der auch einige medizinische Kentniſſe, dabey auch eine ſo richtige Ueberſicht hatte, daß er ſelten den wahren Grund der Krankheit verfehlte. Er ſchwieg zwar, weil er ſahe, daß ſein Reden izt nicht helfen könte, er nahm ſich aber vor, als Fingerzeig für künftige Fälle der Art, dieſen bekant zu machen, und den Irthum der Aerzte darzuſtellen.

Sie hatten nehmlich darauf nicht gedacht, daß ſie ſechs Tage lang von oben her mit lauter erweichenden, kühlenden, ausdehnenden Mitteln auf den Körper gewirkt, daß der Patient den Brand zu löſchen, eine Menge Fluida zu ſich genommen, die alle an der Stelle der Verſtopfung ſteckten, und wenn ſie das ganze Spatium angefüllt, und ſo weit als möglich ausgedehnt hatten, durch den Weg wieder mit Gewalt ausgeworfen werden mußten, durch den ſie gekommen, daß alſo, da dieſe Theile eine ſtarke Ausdehnung zulaſſen, und durch den Stillſtand der Bewegungen, durch welche ſie ſonſt ſich widerſetzen, jeder Widerhalt aufgehoben war, die Wirkung um deſto heftiger werden mußte.

Ferner aber, daß ſie, um die Abführung durch den gewöhnlichen Weg zu bewirken, in eben dieſer Zeit dieſe ſehr weiten Wege durch heftige beizende Mittel ſo zuſammengezogen, und eingeſchrumpft hatten, daß ſie ſich nicht mehr dem natürlichen Zuſtande nach gleich haben, und ſeyn konten.

Wären würklich die Umſtände ſo geweſen, wie ſie da waren, ſo wäre kein achttägiges Leben mehr möglich geweſen, und es hätte dieſer Krankheit nicht bedurft, um ſeine Tage zu verkürzen. Unvermeidliche immerwährende Krankheit mußte wenigſtens ſchon ſeit langer Zeit ſein Loos geweſen ſeyn: allein er war noch am Tage, ehe er ſich legte, friſch und geſund, und ihm fehlte nichts.

Und dies waren drey geſchikte Männer. Aber der Beobachtungsgeiſt hatte ſie einen Augenblik verlaſſen, und daher kam ihr übereiltes Urtheil.

Dreyzehnte Aufklärung.

Ein ſehr allgemeiner, aber guter Grundſaz.

Seitdem bey den Planetenbewohnern einmahl Geld zur Quelle der Freuden geworden, und man die einfachſte Naturwonne ſogar dafür erkaufen muß, ſeitdem kenne ich faſt für einen Staat nichts vortheilhafteres, als wenn er einen wohlgeſpikten Schaz in Reſerve hält, wodurch er ſich vor allem Böſen in Sicherheit ſezt. Beynahe möchte man ſagen, daß die ſiebente Bitte eures Vater unſers nichts weiter ſagen wolle, als — gieb uns recht viel Geld, lieber Gott.

Wer es hat, trozt wahrhaftig jedem Mitgeſchik, wann es nicht gerade ein körperliches iſt, und das Land, das es beſizt, hat den wahren Nervum rerum gerendarum.

Perſonifizirt, kan es mitſprechen, wo es will, kan ſich in alle Händel miſchen, die ihm auch ganz und gar nichts angehen, und jeder ſeiner Nachbarn wird für ihn den Hut abziehen.

Zwölfte Finſternis.

Was der Teufel iſt denn das?

Dies war die Frage, die wir dem Traditor aufwarfen, der uns dieſes vordeklamirte, und äuſſerſt neugierig waren, wie er vom vorigen ſo ſchnell auf dieſen Saz gekommen?

Ja, ſagte der andre, dieſe Vorſicht meines Kameraden iſt ſehr gut. Die gerade Fortſezung jener Geſchichte iſt ſonderbar traurig und es gehören einige Intervallen dazwiſchen, um ſie nicht zu angreifend für die Nerven gefühlvoller Menſchen zu machen.

Jezt fuhren beyde abwechſelnd fort:

Der verſtorbene Herzog hatte darauf geſehen, den Schaz ſeines Landes ſo wichtig zu machen, daß er einſt zur feſten Erhaltung deſſelben dienen konte. Er hatte die wahren Grundſäze von Freygebigkeit. Er verſchenkte ſehr viel, allein er verſchenkte es immer auf eine Art, daß über lang oder kurz er wieder der Beſizer davon werden mußte. Man rechnete, und das nicht ohne den Wirth, binnen einem Jahre ſey die Maße des Geldes wieder in ſeiner Schazkammer. Er verſchenkte zu öffentlichen und Privatarbeiten, zu Verbeſſerung der Oekonomie, und wenn das Geld dann wieder bey ihm war ſo hatte es gewuchert. Eine Menge Bettler hatten Arbeit erhalten. Ruinirte Landleute hatten ſtatt magerer Aeker fette, und abgeſtorbene Gegenden blüheten wieder und brachten Früchte, die die Menſchen reichlich ernährten, die ſonſt kümmerlich dort gewirthſchaftet.

Eine der nothwendigſten Beobachtungen war, der Ausfuhr des Geldes aus dem Lande ſo viel als möglich Einhalt zu thun, und man würde, wenn man die Liſten unter des Herzogs Regierung gegen die anderer Nationen hielte, in Anſehung der Einfuhre von fremden Produkten, und folglich des im

Lande gebliebenen Geldes einen ſo mächtigen Unterſchied finden, daß es einem nicht mehr Wunder nehmen könte, daß eine ſo ſehr anſehnliche Summe vorräthig geworden, weil die Rechnung richtig zutreffen würde.

Das war auch des Herzogs Stüze, wenn er ſo oft zum alten Präſidenten ſagte, wir wollen es ſo aufführen das Gebäude, daß eines Menſchen Alter, und wenn er auch eine Breſche hineinſchießt, es doch nicht zuſammenſtürzen kan.

Im Kriege und Frieden waren ſeine Einrichtungen gleich weiſe geweſen; wenn ſchon ſo manche Menſchen ihm ſchuld gaben, ſie wären ungerecht geweſen, ſo war es doch wohl ſehr natürlich, daß er auf Koſten ſeiner Feinde leben mußte, die ihm ſogar das Bißgen, was er noch hatte, rauben wolten.

Der Friede hies ihn auf ſich und ſeine Unterthanen ſehen. Fremde zu bereichern, dafür wolte weder er, noch ſolten ſie arbeiten. Er wußte, wie bald der Menſch ſich ein Uebel zur Gewohnheit machen kan, deswegen ſchränkte er den Luxus, dieſe Peſt der Staaten, mit unerbittlicher Strenge ein.

Er wuſte, daß jedes Land in ſich das hervorbringen kan, was Nothdurft für den Unterhalt ſeiner Bewohner iſt, und aus dem Grunde wolte er, daß ſeine Unterthanen allem entſagen ſolten, was ihr Eigenthum ihnen nicht ſchenkte.

Denn im Grunde und nach ſeinen Grundſäzen, war das ganze Land eines jeden Eigenthum. Was er nicht unmittelbar nuzen konte, das konte er doch mittelbar nuzen, und fieng er es recht an, ſo durfte er ſich nichts entziehen, was das Land nur irgendwo gab.

Sein Endzwek war, es ganz dahin zu bringen, daß ſeine Staaten von allen auswärtigen Blutſaugern frey blieben, allein ſelbſt alle die um ihn waren, ſtimten in dieſen Vorſaz nicht mit ein, noch weniger aber ſeine Nachbarn, die neidiſch über ſeine wachſende Gröſe, und ſeine helle Politik, die Einrichtungen, die zu ihrer aller Beſten gereichten, kontrekarrirten, und nicht Antheil an dem groſen Werke nehmen wolten, was er vorhatte.

Denn ſein Zwek war nicht gerade den Diſtrikt ſeiner Staaten unzugänglich für alle nachbarliche

Be-

Bewohner zu machen, ſondern die Hauptſache war, zu verhindern, daß ein anderer von ſeinen und ſeiner Nachbaren Länder ganz abgeſonderter Theil des Planeten, der ein ganz beſonders Syſtem hatte, nicht den Reichthum ihrer Länder ſich eigen machte.

Dieſe Nation hatte theils durch ihre Klugheit, theils durch unſere Dumheit Mittel und Wege gefunden, uns verſchiedene ihrer Produkte ſo angenehm zu machen, daß wir lieber das Hemd vom Leibe weggeben, als ſie entbehren könten. Sie nahmen davor nichts als das feinſte Silber von uns — und nachdem ſie des Silbers genug zu haben glaubten, hengen ſie an ſich nach gediegenem Gelde zu ſehnen, die alſo mit ihnen handelten, brachten aus unſern Goldmünzen jene feine Stangen, die ſie ihnen zollen mußten, und unſre Goldmünzen kamen in einen ſo hohen Werth, daß kaum mehr welche zu bekommen waren. Der Handel mit dieſer Nation giebt würklich die Ausſicht, noch einmahl alle Länder unſeres Planetentheils bettelarm zu machen, denn es iſt natürlich, daß Gold und Silber, deſſen wir jährlich eine Quantität aus der

Er=

Erde ziehen, endlich weniger werden, und da wir ſo viel ausführen, immer dieſe Quantität abnehmen muß.

Und jene Nation hat auch ſo viel einförmiger Weisheit vor uns voraus, daß ſie ſich nicht gefallen läßt, nur das geringſte von unſern Produkten im Tauſch anzunehmen, daß ſie auf keine Art und Weiſe zuläßt, daß wir unſre Waaren nur einführen dürften. Denn ſo wie die Seltenheit einer jeden Sache den Werth giebt, und das Häßliche ſchön macht, ſo könten jene auch wohl den Geſchmak an unſern alltäglichen Dingen finden, den wir an den ihrigen bemerken, und Geld, Geſundheit, und Zufriedenheit ihnen opfern.

Das einfache in ihren Sitten, Gebräuchen und Lebensart macht aber, daß ſie noch nicht darauf denken, auf eine feine Art den Landesgeſetzen auszuweichen, und ihre Lüſte zu befriedigen, denn ſie ſind noch von dieſen Lüſten frey.

Dieſes Handels Zufluß aus ſeinen Staaten hätte nun der alte Herzog gern ganz gehemt. Ob er ſchon dies zu Stande zu bringen nicht vermogte, ſo hatte er doch den Silber- und Geldgierigen eine groſſe Summe aus den Zähnen geriſſen, die nun bey ſeinen Nachbarn eben ſo ſehr ihn furchtbar machte, als ſein wohlgeübtes Kriegsheer. Und es war die Furcht für dieſe beyde, die auch mit auf die Regierung des jungen Herzogs übergieng.

So ſparſam nun auch der alte Herzog ſelbſt gelebt hatte, und ſo ſehr ſeine hinterlaſſenen Schäze dieſes bewieſen, ſo fanden ſich doch noch Menſchen genug, die nach ſeinem Tode über Kleinigkeiten, die er an ſich gewendet, ihm Vorwürfe machten, und Erſparniſſe — Himmel! nach ſeiner Oekonomie noch Erſparniſſe ſuchten.

Freylich in manchen Stüken wurde ſo erſpart, wie ohngefehr man in einer Familie das Brod erſpart, wenn man deſtomehr Fleiſch ißt.

Der Schaz wurde nicht angegriffen, wenn ſchon die Ausgaben gröſer wurden, allein das Land wurde angegriffen. Der Stand der Kaſſe blieb, wie er war, aber der Stand des Landes wurde minde-

rer.

ter. Die 5 Rthlr. Kapitälgen, die etwa ein Bauer oder Bürger ſich nach und nach ſamlete, floſſen in die Millionen, die im ganzen mehr aufgiengen, und für Luxus aller Art aus dem Lande geſchaft wurden, anſtatt daß ſie ſonſt ſtehender Reichthum des Landes waren.

So viel iſt gewis, wäre der junge Herzog bey dem zu gutwilligen Herzen, welches ſein Vater als ſeinen Ruin prophezeyte, blos von Leuten neueren Schlages umgeben geweſen, und hätten nicht noch einige der alten Räthe die Stange gegen die Aeuſſerungen dieſer gehalten, ſo hätte es wohl ein wenig übel um die Schäze ausgeſehen, die die Keller des Herzoglichen Pallaſts enthielten.

Der Mann aber, der die Aufſicht darüber hatte, hielt ſo ſtrenge darauf, daß er einmahl, wie von Neuerungen die Rede war, und man zufälliger Weiſe auf die ſchönere Erleuchtung des Pallaſts kam, ſagte: Oben mags immer helle ſeyn, wenns nur unten bey mir nicht helle wird. Ehe ich aber das zulaſſe, laß ich mich bey meiner gelb und weiſen Armee begraben.

Es blieb auch würklich ſein Heer unangetaſtet, wenn ſchon in verſchiedenen Kaſſen ſich Defekte erwieſen, die man nicht gut ſich erklären konte, deren Erläuterung wir uns aber vorbehalten.

Ende des dritten Theils.

Dreyerley
Wirkungen.

Eine
Geſchichte aus der Planetenwelt,

tradirt und ſo erzählt.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Vierter Band.

Germanien, 1790.
bey Peter Sandhof.

Vorbericht.

Sehr gut iſt es, daß wir im Stande waren, den vierten Theil dieſes Büchleins dem dritten bald nachfolgen zu laſſen, denn aus einem Verſehen bey Sendung des Manuſcripts, iſt die Epoche, die den rührenden Schluß des dritten Theils machen ſolte, weggeblieben, und folgt alſo erſt in dieſem. Auch hatten die Verfaſſer keine Gelegenheit zeitig genug vor dem Austheilen des Buchs dies bekant zu machen, und die Vorrede deſſelben zu ändern,

Erſte Finſterniß.

Die Dame und Heloiſe.

Unſre Traditeren konten es uns nicht verdenken, daß troz dem Intereſſe, welches Geld-Unterhaltungen bey den jezigen Zeiten für jeden Menſchen haben müſſen, wir doch etwas neugieriger darauf waren, die Fortſezung von Heloiſens Krankheit zu erfahren, und wie der Menſch immer Hofnung, ſelbſt bey den verzweifeltſten Fällen, noch immer als ſeine Tröſterin anſieht, ſo konten wir auch nicht unterlaſſen zu hoffen, daß vielleicht unſre Traditeren eine Nachricht in Petto hätten, die, nachdem ſie uns ſo ganz niedergeſchlagen, uns wieder aufrichten ſolte.

Sie lieſſen daher auf unſer dringendes Begehren einſtweilen das übrige bey Seite, und verfolgten die Störungsepoche der ſeeligſten Ausſichten.

Wir haben oben gehört, ſagten ſie, daß der Herzog mit ſehr viel Hoffnung von Heloiſen gieng, da ſie ſelbſt ihm den Troſt gegeben hatte, ſie fühle ſich viel beſſer. Eine Reiſe entfernte ihn abermahls von ihr, und er erfuhr wenigſtens von den erſten Zufällen, ſo wie von der gewaltſamen Behandlung, die man mit ihr vorgenommen, nichts.

Sie ſelbſt war dabey ſehr leidend. Ihre Munterkeit hatte ſich nicht verloren. Sie ſcherzte über die Heftigkeit, mit welcher man ſie angriff. Man will mich durchaus geſund haben, ſagte ſie, und man wird es nicht dahin bringen.

Die alte Dame, ihre immer theure Mutter, die nichts von der Zärtlichkeit gegen ſie verloren hatte, beſuchte ſie in Stunden, wo ſie allein mit ihr ſeyn konte, beſuchte ſie im ſtrengſten Inkognito, weil man ſchlechterdings von ihren Beſuchen auf die gröſte Gefahr geſchloſſen hätte, und dieſe theils noch nicht entſchieden da war, theils wenn ſie auch da geweſen wäre, ſie Geheimniß bleiben muſte, damit der Herzog ſie nicht gewahr würde.

Die Dame hatte auch davon gehört, wie quälend man Heloiſen zugeſezt, und wie es ſchiene, als ob die Arzneykunſt an ihr mit aller Gewalt zum Ritter werden wolte. Sie gieng mit zu ihr, um ihr den Rath zu geben, ſie ſolte die Natur mehr wirken laſſen, als die Kunſt, theils wolte ſie ſie ſelbſt zu tröſten ſuchen, daß ſie das Opfer ihrer Aufopferung werden müſte.

Was das lezte betraf, ſo kam ihr Heloiſe nicht ſo ſchlimm vor, daß ſie das Thema ſchon aufs Tapet zu bringen für gut hielt, und wegen des erſten beantwortete Heloiſe ihre Zweifel mit dem leidigen Muß.

Wenn ich, ſagte ſie, nicht alles thue, was man mir gebietet, ſo komme ich in den Verdacht, ſelbſt vorſezlich zu meinem Untergang beyzutragen, ſo kommen eine Menge Geſchichten und Geſchichtgen zum Vorſchein, bey denen ich am wenigſten leiden, der Herzog aber wohl kompromittirt werden könte.

Und dann, ſezte ſie hinzu, hab ich ganz beſondre Begriffe von der Natur des Menſchen, und von der Wirkung der Arzneymittel auf den Körper. So ſtark, daß ſie giftartige Wirkung hervorbringen, wird man ſie mir nicht geben, und ſind ſie gelinder und meinem Körper nicht zuträglich, ſo wird dieſer an und vor ſich ſie nicht dulden, ſondern wieder hinausjagen. Soll ich ſterben, ſo werd ich troz den Bemühungen der Aerzte mich leben laſſen zu wollen, doch daran müſſen, und ſoll ich leben, ſo werden ihre Anſtrengungen, mich methodiſch ſterben zu laſſen, auch wohl vergebens ſeyn. Ich glaube zwar nicht an Prädeſtination, wohl aber an guter natürlicher Ordnung.

Bey ſo viel Kaltblütigkeit, erwiederte die Dame, kan man auch wohl in ihren Jahren krank ſeyn, ich glaubte bisher allein das Privilegium zu haben, durch die Furcht nicht mehr als durch die Krankheit angegriffen zu werden.

Ob Heloiſe bey dieſen Aeuſſerungen nicht noch nach einem Anſtrich von Hofnung ihre Meynungen richtete, wollen wir dahin geſtellt ſeyn laſſen, glauben es aber doch, weil die Folge uns es deutlich genug zu beweiſen ſcheint.

Die Dame mogte der nehmlichen Meynung ſeyn, ſie lenkte daher das Geſpräch bald auf etwas anderm und nach einigen gleichgültigen Abhandlungen fiel es auf die vorgeweſenen Geiſtergeſchichten.

Zum Theil waren ſie der Dame, aber doch noch nicht völlig bekant, und alſo entwikelte Heloiſe ihr dasjenige, was ihr noch fehlte, und ſezte dann hinzu, ſie wünſchte nichts ſehnlicher, als zu wiſſen, wie der geiſtreiche Bellwald hinter das gekommen, was ſein Schuzpatron den Herzog von ihren geheimen Unterredungen geſagt, und ſagen laſſen.

Meine Zimmer, drükte ſie ſich aus, ſind zwar ſo beſchaffen, daß kein Fremder ſich ihnen nahen kan, ohne bemerkt zu werden. Und unbemerkt ihnen nahe zu kommen, dazu gehört Menſchenhülfe. Ich kenne unter meinen Leuten keinen einzigen, dem ich eine ſolche Verrätherey an mir im guten zur Laſt legen könte. Ich habe alle, nach dem erſten mahle, da der Herzog mich mit dergleichen Neuigkeiten überraſchte, auf die Probe geſtellt, und ſtellen laſſen, ob ſie einer Falſchheit gegen mich Gehör geben konten. Auf keinen einzigen iſt auch nur ein Schimmer eines Verdachts gefallen.

Und doch, ſagte die alte Dame, weis ich jemand unter ihren Leuten, auf den ich wohl den Schimmer ihres Verdachts zu bringen mich getrauete.

Wer wäre das? und aus was für Gründen, frug Heloiſe ganz freudig, denn hier der Wahrheit auf die Spur zu kommen, daß wäre für ſie eine wahre Eroberung geweſen.

Nur ſtill, fiel die Dame ihr ein. Einer Muthmaaßung wegen müſſen wir nicht gleich denken, wir ſind am Ziele. Da fehlt noch vieles, liebes Kind! Auch möchte ich keinen Menſchen in einen ungerechten Verdacht bringen.

Aber ſie ſezen mich auf eine entſezliche Probe, ehrwürdige Frau, ſagte Heloiſe. Ich habe nicht ſo viel Phlegma, bey einer ſo wichtigen Sache kalt zu bleiben. Was beruht nicht alles hierauf, und was könnte es in der Welt geben, was wichtiger für mich wäre, als dieſem Geiſte, der, im Vertrauen geſagt, mich meine Geſundheit koſtet, auf die Spur ſeines Wiſſens zu kommen?

Dame. Gut denn. Ich muß nur ein Bisgen weit her anfangen. Erinnern ſie ſich eines gewiſſen Minchens, eines Kammermädgens der Mind, eines Geſchöpfs voll Feuer und Leben, von der es bekant war, daß Beliwald als Jüngling ſie gern ſahe, bekant iſt, daß noch izt, da ſie von der Mind weg iſt, ſeine Unterſtüzung ſie erhält?

Heloiſe. Ich errinnere mich ihrer. Ich weis, daß ſie einſt die Geheimniſſe dieſer Mind und des Herzogs in Händen hatte, daß durch ſie Dinge veranſtaltet wurden, von denen man nicht gern laut ſpricht, daß ſie, weil ſie zu intrikat war, das Haus der Mind meiden muſte.

Dame. Aber das wußten ſie nicht, daß ſie eine Schweſter von dieſer in Dienſten haben, und daß dieſe Schweſter ihr gröſtes Zutrauen beſizt.

Heloiſe. Nein, das weis ich in der That nicht, und es thut mir ſehr leid, daß es ſo iſt.

Dame. Das iſt aber auch der ganze Schimmer meines Verdachts. Wenn ſie das vielleicht zu etwas führen kan, ſo gehen ſie vorſichtig der Spur nach. Bisher habe ich ihnen nichts davon geſagt, weil das Mädgen ſehr gute Urſachen haben konte, das zu verhehlen, weil ſie vielleicht gerade eine Entdekung für die Urſache des Verluſts ihres guten Dienſtes hielt. Ob ſie ſchuldig iſt, weis ich alſo nicht. Iſt aber Betrug da, ſo zeugt das freylich wider ſie.

Heloiſe ſahe wohl, daß ihre ſchnelle Freude übereilt geweſen war, und daß noch eine große Kluft zwiſchen dieſer Muthmaaßung und Gewisheit beveſtigt wäre.

Sie blieb nachdenkend, und die Dame, die ſie darin nicht ſtören wolte, verlies ſie mit der Verſicherung ſelbſt alles zu einer möglichen Entdekung beyzutragen.

Erſte Aufklärung.

Beliwald und ſeinem Geiſte eben nicht willkommne Stralen.

So ſorgfältig unſre Traditeren abermahls von Heloiſens Krankheitsgeſchichte eingelenkt hatten, ſo konten wir ihnen doch diesmahl keinen Vorwurf machen, da wir ſelbſt äuſſerſt begierig waren, Licht über Beliwalds Erſcheinungen zu erhalten.

Heloiſe ſahe ſehr wohl ein, wie viel Gründe ihr Mädgen haben konte, ſich nicht als Minchens Schweſter zu entdeken, und war nach ihrer gutherzigen Seele in gewiſſen Augenbliken faſt geneigt, den ganzen Verdacht fahren zu laſſen.

Sie war das um ſo mehr, da ſie nicht die geringſte Anlage zum Inquiſitor hatte, auch alles, was in die Inquiſitionsgeſchichten einſchlug, wie den Tod haßte.

Indeſſen war die Sache doch einigermaaßen wichtig, und andre Stunden hätten ſie faſt auf die Idee gebracht, fremden Menſchen den Auftrag zur Unterſuchung zu geben, als ſie einsmahls Abends, wie Heloiſe an ihrer Krankheit mehr als gewöhnlich litt, allein bey ihr war, und herzliches Bedauren über ihren Zuſtand zeigte.

Du bedauerſt mich, Mädgen, ſagte Heloiſe, und das ſolte mir ein Beweis deines guten Herzens ſeyn. Ich habe auch nie daran gezweifelt, und daß ich mit deinem Dienſte zufrieden geweſen, habe ich dir, glaube ich, gezeigt. Allein ich ſeze Aufrichtigkeit unter die erſten Eigenſchaften eines guten Mädgens. Mich deucht, wie ich dich in Dienſt nahm, frug ich, ob du hier Verwandte hätteſt, — und du ſagteſt: Nein! Dem iſt nicht ſo.

Das Mädgen ward beſtürzt, warf ſich vor ihr Bette auf die Knie, küßte ihre Hand und ſagte: Gnädige Frau, ich fürchtete, ſie würden mich nicht an-

annehmen, wenn ich eine Schweſter hätte, die bey Madam Mind in Dienſten war.

Glaubte das Mädgen etwas dummes geſagt zu haben, oder was für ein andrer Skrupel überfiel ſie, genug, ſie ſprang auf, und zog ihre Schritte zitternd zurük.

Heloiſe glaubte dieſer erſten Aufrichtigkeit, einen ſo geheimen Stich ſie auch für ſie haben mogte, alle Nachſicht ſchuldig zu ſeyn, und rief ſie freundlich zu ſich, verſicherte ihr, ſie könne ihr das ſehr leicht vergeben, fände ſogar, daß ſie nicht unrecht habe, und wolte ſich freuen, wenn ſie nicht Urſach hätte, es zu bereuen, daß ſie ſie angenommen.

Das Mädgen verſtand vollkommen, was der Ausdruk ſagen wolte. Sie näherte ſich ſehr gefaßt, und ſagte: Andre Urſach, als dieſen Zweifel, hofte ſie ihr nicht gegeben zu haben, wäre ſich wenigſtens keiner bewußt.

Hätteſt du nie, ſagte Heloiſe, etwas gethan, was zu meinem Nachtheil gereichen könte? Nie dich einer Vertraulichkeit ſchuldig gemacht, die mir verdächtig wäre?

„Mit meinem Wiſſen nie, gnädige Frau."

Man muß dir glauben, du ſprichſt ſtandhaft, und ich hoffe auch wahr. Aber gab Minchen dir nie Gelegenheit zu glauben, ſie wünſchte Dinge zu wiſſen, die mich angiengen?

„O ja! Sie hat mich oft auf die Probe geſezt, ob ich nicht andern ihres gleichen gliche, deren Beſchäftigung gewöhnlich iſt, ſich von dem zu unterhalten, was ihre Herrſchaften thun, und laſſen. Wie ſie aber ſahe, daß ſie bey mir nicht die Befriedigung ihrer Neugierde fand, hat ſie mich ſeit der Zeit beſtändig mit ihrem Beſuche verſchont, und zu meinem großen Vergnügen, denn ich fürchtete immer ihre Entdekung."

Heloiſe war zu ſehr überzeugt, daß das Mädgen unſchuldig wäre, als daß nicht ihre ganze Hofnung hätte ſinken ſollen, von dieſer Seite Erläuterung zu erhalten. Indeſſen unterhielt ſie ſich weiter von Minchen, und in der Frohheit des Herzens ihrer Gebieterin Gunſt behalten zu haben, plauderte ihr Mädgen ihr vieles von ihrer Schweſter vor.

Unter andern erzehlte ſie, daß eine Sache, worüber ſie ſie einmahl gefunden, Anlaß zu einem groſen Zank gegeben. Verſchiedenemahl im Anfange wäre ſie auf die Frage gekommen, ob man nicht auf der andern Seite des Wohnzimmers ihrer Herrſchaft, eine kleine Treppe benutze, die dahin führe.

Heloiſe horchte hoch auf, und trieb ſie etwas ungeduldig, fortzufahren.

Das Mädgen hatte das verneint. Die Frage war etliche mahl wiederholt worden. Die Antwort, man wiſſe von nichts, bekümme ſich auch darum nicht, ebenfalls.

Endlich habe ſie ihre Schweſter einmahl über den Schrank angetroffen, wo alle Schlüſſel lägen, und eben hätte ſie eine handvoll wieder hineingelegt. Gute Abſicht könne das unmöglich geweſen ſeyn, und nach langem Streiten und Disputiren hätte ſie ſich müſſen dazu verſtehen, die Taſchen durchſuchen zu laſſen, welches das Mädgen auch gethan, aber nichts gefunden. Seit der Zeit wären ſie geſpannt geweſen, und Minchen faſt gar nicht mehr gekommen.

Heloiſe wußte izt genug. Sie gab vor, ſie wolte ſchlafen, blieb allein, ſchrieb dies alles der Dame. Dieſe wußte bald, daß die Treppe ihre Richtigkeit hatte, zu einer Wand an Heloiſens Zimmer führte, wo ehedem eine Thür geweſen, und daß Minchen den Schlüſſel zu dieſer Treppe gekant, geſucht, gefunden, war eine Gewisheit, die nicht mehr bezweifelt werden konte.

Belinwalds Geiſt war in den Augen beyder kein Räzel mehr, nur ſchwer herauszubringen, durch welchen Weg eigentlich alles gegangen.

Zweite Finſternis.

Nicht immer bringt die Freude Roſen.

Anſtatt daß Heloiſens Freude dieſes gefundnen Schlüſſels zu einem Geheimnis ihre Geſundheit hätte ſtärken ſollen, ſo ſchien es vielmehr, als ob daraus Schwächung hervorkäme.

Und das ziemlich natürlich, weil Heloiſens Nachdenken auf zwey Seiten der Sache zu tief und angreifend wurde.

Entdekt konte ſie nicht ohne groſe Mühe werden, nicht ohne gewiſſe Perſonen ins Spiel zu bringen, die wohl zur Noth Mittel und Wege hatten, ſelbſt beym lezten Schritte zur Entdekung ſie noch zu verhindern.

Wurde ſie dann nicht entdekt, ſo ſtand ſie blos da, und muſte ſichs gefallen laſſen, daß man ſie als eine Verläumderin betrachtete, daß man ihr Abſichten, den Herzog zu hintergehen, ſchuld gab, da ſie eigentlich ihn von der Hinterliſt Andrer befreyen wollte.

Wurde die Sache entdekt, ſo war ſie ſehr hart für den, den ſie gravirte, und immer die Frage, ob den Herzog nicht der Fall, auf dieſe Art betrogen zu ſeyn, weit angreifender ſey, als der würkliche Betrug, durch den er ſich hintergehen zu laſſen, es wenigſtens vor der Hand keinen Anſchein hatte.

Denn ſo viel hatte Heloiſe weg, daß ihm mehr jezt um der ſchreklichen Prophezeyung willen, als um der Erſcheinung ſelbſt willen die Scene im Sinn lag.

Er hatte Beliwald einigemahl angelegen, daß der Geiſt ihn wegen dieſer Weiſſagung beruhigen mögte, und es verdros ihn nicht wenig, daß dieſer Patron ihm nie Antwort geben ließ.

Freylich war Beliwald in einer ſehr kizlichen Lage. Ohne ſeine Kunſt betteln gehen zu laſſen, konte er nicht zurükziehen. Es hatte in ſeinem Plan gelegen, den Herzog wegen Heloiſen Angſt beyzubringen, daß das Schikſal aber impertinent genug ſeyn würde, ſich darein zu mengen, und das wahr zu machen, was er als Wageſtük hinwarf, das hatte der ſonſt weiſe Kopf nicht voraus geſehen.

Deswegen gabs auch Demeleen genug im Reiche der Verbündeten. Madam Mind, und Lebenzow, der ſeit einiger Zeit mit ihr wieder auf einen ſehr guten Fuß ſtand, hätten es herzlich gern geſehen, wenn die Dame, deren gewaltigen Einfluß ſie wohl ſahen, dem Himmelreiche näher gekommen wäre, und hörten die Schritte, die ſie zur Seeligkeit führten mit einer ſeeligen Selbſtbehaglichkeit an. Hingegen verurſachten ſolche Nachrichten gewöhnlich bey Beliwald einige konvulſiviſche Bewegungen, die ſie ſich nicht erklären konten, weil ſie ſichs nicht träumen laſſen konten, daß Heloiſens Leben mit Beliwalds Plänen und Fortkommen, als Günſtling ſo genau verbunden wäre.

Was geſchehen würde, fiel der andre Traditor dem Erzählenden in die Rede, wußte Beliwald freylich auch nicht, ſonſt hätte er ſich kein graues Härgen um alles das wachſen laſſen. Die Erklärung dieſer Anmerkung müſſen wir aber verſparen, und das wird der Leſer auch thun.

Der Herzog war alſo gegen den Geiſt ſehr eingenommen, und wenn ſchon Heloiſens zunehmende Krankheit, deren Behandlungsart man ihm zwar noch immer verhehlt hatte, bey ſeiner Zurükkunft, den Zweifeln wegen des Daſeyns deſſelben nicht erſprieslich war, ſo beſtärkte ſie ihn doch in der Meynung, daß er von keiner guten Art ſey, ihn wenigſtens hämiſch behandelt hätte, und bey den häufigen Beſuchen, die er Heloiſen jezt ablegte, war ihm manches darüber entwiſcht, daß er ſich aus Beliwalds Geiſte nichts mache, und ſeinen eignen Schutzgeiſt kennen zu lernen wünſchte.

Heloiſe war überzeugt genug, daß das nie geſchehen würde. Daher kam ihr Zittern über die mögliche Entdekung, und die dann nöthige pflichtmäßige Eröfnung am Herzog.

Die Dame dachte hierüber mit Heloiſen vollkommen gleich, wenn ſie ſchon nicht konferirt hatten, und da keine dieſe Denkungsart bey der andern glaubte, ſo wähnte Heloiſe, die wegen ihrer Krankheit thätig zu handeln nicht fähig war, die Dame hätte noch nichts erfahren, und die Dame wolte von dem, was ſie erfahren, Heloiſen nichts entdeken, weil ſie fürchtete, ſie mögte gleich damit herausplazen.

Sie war aber würklich ſchon ſo weit, daß ſie den Schlüſſel quaeſtionis in Händen hatte. Das Schloß war abgeriſſen und ein anderes angeſchlagen. Nach dem alten war ein Schlüſſel gemacht, und nach dieſem Schlüſſel in Minchens Wohnung ganz inkognito viſitirt worden, und ſo war er richtig gefunden.

Man hatte ihn weggenommen. Minchen hatte es erfahren. Sie getrauete ſich aber auch nicht, Wallwold es zu entdeken, wußte auch nicht von wem es angeſtellt.

Wäre Heloiſe geſund geworden, ſo hätten ſich wahrſcheinlich Gelegenheiten gefunden, wo der Schlüſſel wieder gebraucht worden wäre, und dann wäre der Tanz losgegangen. So aber verſchlimmerte Heloiſe ſich in wenig Tagen ſo, daß die Aerzte die Köpfe ſchüttelten, ſie ſelbſt zu hoffen aufhörte, und man ſich bereits ins Ohr flüſterte, ſie ſey ſo gut als todt, wovon manche wieder nur das Wort Tod hörten, ſo daß ſie in verſchiedenen Minuten bald tod, bald lebendig war.

Erſtes Licht.

Auch dem Tode nahe kan man leuchten.

Die Nachricht von Heloiſens Verſchlimmerung machte auf viele Menſchen Eindruk. Eine Menge Andre zitterten vor ihrem Tode. Ein Theil derſelben war derjenige, dem ſie Wohlthaten erwies, und deren waren nicht wenige, wie man aus den Beyſpielen, die uns bewußt ſind, ſchlieſſen, und auf andre ausdehnen kan. Ein andrer Theil war der, der zwar nicht unmittelbar von ihrer Protektion abhieng, der aber doch ſich auf ihre Gerechtigkeitsliebe, und auf den Einfluß verlaſſen konte, den ſie auf die Billigkeit des Herzens hatte.

Wer am meiſten zitterte, war der Herzog ſelbſt. Durch die Ausſicht ſie zu verlieren, wäre ſie ihm auch nicht theuer geweſen, würde ſie es ihm noch erſt geworden ſeyn. Wenn ſchätzt man ein Gut mehr, als wenn man auf den Punkt geführt wird, ſeiner beraubt zu werden.

Heloiſe erwartete ſtill und leidend ihr Schikſal. Ohne eben den Tod zu wünſchen, ſahe ſie ihm gelaſſen entgegen. Ihre Liebe zum Herzog war ſtark, aber ſie war von ſo viel Dornen umgeben, daß ſie ſich immer ſtatt einer guten, manche mismuthige Stunde zu verſprechen hatte. Je gewiſſer ſie wurde, daß das Ziel ihrer Tage zu Ende gieng, deſto mehr prägte ſie ſich ihre unangenehme Lage ein, um von der angenehmen ſich nicht ſo ſchmerzhaft zu trennen.

So weit gieng ſie aber nicht, daß ſie vergeſſen hätte, daß ihre kurze Lebenszeit auch noch nützlich, wo nicht für ſie ſelbſt, doch für andre werden könte, daß die Gewalt, die ſie über den Herzog theils noch hatte, theils wieder erlangt, zum Beſten manches Menſchen wirkſam ſeyn, und wenigſtens in Stunden, in denen der Menſch an die Vergangenheit

Zeit zurükdenkt, und die keinem Erdenſohne, ſelbſt Fürſten nicht fehlen, ſeine Entſchlüße leiten könten.

So abſtrahirte ſie ſich aus den Freuden hinweg, die etwa für ſie noch in der Welt hätten fallen können, und ſezte ſich ganz in die Sphäre ihrer Pflichten. Der nächſte Beſuch vom Herzog war dazu beſtimmt, ihm die unumgängliche Nothwendigkeit ihres Verluſts vor Augen zu legen. Der Gedanke, was er dabey leiden würde, machte ſie aufmerkſam auf ihre Stimmung. Sie ſahe zum voraus, wie ſehr es ſeinen Schmerz vermehren müßte, wenn er ſie leidend und wehmuthsvoll dabey ſähe.

Ohne daher die Gleichgültige bey einem Verluſt ſpielen zu wollen, deſſen Gröſe ſie ſattſam einſahe, nahm ſie ſich dennoch vor, eine ruhige heitere Stimmung, die einer edlen Standhaftigkeit gliche, anzunehmen. Dies annehmen wollen wirkte ſo viel, daß ſie ſie ſich ganz eigen machte, ſo, daß ſie keiner Anſtrengung mehr bedurfte, ſondern, daß es wahre Natur zu ſeyn ſchien — und es zulezt ward.

Der Herzog fand ſie alſo beym Eintritt mit dem Lächeln auf Stirn und im Blik, was beym Kranken auf Geneſung deutet. Er heiterte auch die Mine, und es verließen ihn einige Furchen, die ſich Anfangs zeigten.

Seine Worte theilten ihr bald ſeine Hofnungen und ſchöne Ausſichten mit, und ihr Inhalt war ein Glükwunſch, daß er nach ſo langer Zeit ſelig genug ſey, ſie einmahl beſſer zu finden. Ihm war die Zeit freylich lang, ſo kurz auch ihre Krankheit, dem ſonſt gewöhnlichen Laufe derſelben gemäß war.

Wenn mein geliebter Fürſt will, ſagte ſie, ſo bin ich freylich der Heiterkeit meines Gemüths nach um vieles beſſer, und hoffe auch zur Unterhaltung Ihro Durchlaucht geſchikter. Aber was meinen körperlichen Zuſtand betrift, ſo verſichre ich, daß ich nur zu ſehr von der täglichen Abnahme meiner Kräfte überzeugt, als daß mir noch die geringſte Hofnung eines längern Lebensziels bleiben ſolte.

Fürſt. Sie ſcherzen. Heloiſens Munterkeit leuchtete noch nie während ihrer ganzen Krankheit ſo ſehr aus Wangen und Blik, als in dieſer Stunde.

Heloiſe. Ihro Durchlaucht! Heloiſe pflegt nie mit etwas zu ſcherzen, was ihrem Geliebten eine unruhige Stunde verurſachen könte. Und daß ſie nicht gleichgültig bey meinem Schikſaal ſind, davon gaben ſie mir ja wohl täglich Proben.

Fürſt. Beym Himmel, Heloiſe, der Eingang könte mich zittern machen, wenn Ton und Auge ihm nicht widerſpräche. Oder iſt ihre Einbildung vielleicht lebhafter geworden, ſeitdem die Geiſter ſich erholt, und geräth nur unglüklicherweiſe auf Ideale, die in der vergangenen Zeit wahrſcheinlich in verworrenen Skizzen ſich in ihnen bildeten.

Heloiſe. Nein, Ihro Durchlaucht! Die Geiſter haben nur einmahl den Zeitpunkt wahrgenommen und genuzt, indem die Natur ſich vergas, um auf einige Augenblikke es über ſie davon zu tragen, und bald werden ſie ihren allmächtigen Geſezen wieder weichen müſſen.

Fürſt. Ha, myſtiſch! Tref ich ſie auf dem Wege. O Heloiſe! Wenn ſie Glauben an Geiſter bekommen — dann giebt es gewiß welche.

Heloiſe. Lebensgeiſter, mein Theureſter, meine ich. Es iſt ſo ein körperlicher Ausdruk für das, was ich Seele nenne, und was in mir oft mächtiger zu ſeyn ſcheint, als die Maſchiene, die ſie ſo ſchwerfällig durchwandern muß.

Fürſt. Wieder ein leidiger Irrthum, den ich ſo gern abkaufte. Aber in der That, Heloiſe, wenn ſie denn auch Recht haben ſolten, ſo ſprechen ſie mit ſo viel Seele, daß ihre Gedanken an das Ziel ihres Lebens nur Schwärmerey ſeyn können. — Ich fange an, meinem Geiſte ſehr zu mistrauen.

Heloiſe. O ich wolte, ich könte dieſes Mistrauen ſo kräftig in ſie verpflanzen, daß es zum ſchattenreichen Baum würde: Ich glaube, ich könte ſo glüklich ſeyn, ſie von dieſer Schwärmerey geheilt zu ſehen, wenn ich mein Leben verlängern könte. So aber ſteht das leyder nicht in meiner Gewalt, und ich werde wohl noch dies Vorurtheil vermehren müſſen. Uebrigens, mein Fürſt, bilden ſie ſich das Ding nur nicht ſo ſchwer vor. Sie haben doch gewiß in ihrem Leben ſchon manchmal einen Freund verloren. Durchlauchten ſind jedem Schmerz der Menſchheit auch unterworfen. Und doch iſts nicht immer ſchmerzlich, eine ſchöne Blume gebrochen zu ſehen, wenn man ſie einem guten Endzwecke widmet. Und der Zweck iſt in der Hand des höhern Weſens. Und ſchön iſt die Blume, die uns gefällt. Und ich bereue es nicht ihnen gefallen zu haben.

Fürſt. Heloiſe! Solte es ihr Ernſt würklich ſeyn können? Solten ſie wohl bittre Wahrheit in ſo blendenden Scherz kleiden, um mich einzuſchläfern?

Heloiſe. Nicht um ſie einzuſchläfern. Um ihnen die Sache in dem Lichte vorzuſtellen, in dem man ſie nehmen muß. Trennung, um ſich zu verbeſſern, ſolten wir immer gern ſehen. Und Uebergang in ein anderes Leben iſt ja Verbeſſerung, beſonders wenn wir dieſes andere Leben ſo feſt glauben, und nach dem Glauben unſre Handlungen eingerichtet haben. Laſſen ſie die künftige Welt, mein Fürſt, von ihren Geiſtern oder von meinen Seelen bewohnt werden, laſſen ſie ihre Mitwürkung höherer Weſen auf unſern Planeten, oder meine Nichtmitwirkung Wahrheit ſeyn, genug, daß ich überzeugt bin, wir finden uns in dieſer oder jener Geſtalt wieder, daß ich überzeugt bin, unſre Trennung iſt nicht für lange.

Fürſt. Eine ſchöne Ueberzeugung! Aber die Vollführung ſey noch ſo ſpät hinausgeſchoben als möglich. Nehmen ſie mir wenigſtens nicht alle Hofnung, Heloiſe.

Heloiſe. Ich muß ſie ihnen nehmen, mein Fürſt, oder wir können nie mit einander von dem reden, was ich ihnen noch zu ſagen habe.

Fürſt. O ſo reden ſie — man kan ja dem Kranken nichts abſchlagen, auch thut man dergleichen oft um der Vorſicht willen. Und wenn ſie auch wirklich ihr Teſtament hier machen wolten, ſo folgt doch aus dieſem noch nicht, daß ſie unumgänglich ſterben müßten.

Heloiſe. Da haben ſie recht, mein Fürſt, und dieſe Hofnung laſſe ich ihnen auch, und laſſe ſie ihnen gern.

Zuvörderſt alſo danke ich ihnen als meinem Herzoge für ihren Schuz, und für ihre tauſendfältige Wohlthaten — als meinem Geliebten für ihre Wahl, für ihre Liebe, und für ihr Herz, welches ſie mir ſo edel und grosmüthig ſchenkten. So oft, Ihro Durchlaucht, war es der Fall in der Welt, daß große Herren ihre Liebe ohne ihr Herz gaben, und jede

Perſon war unglüklich, auf die eine ſolche Wahl fiel.

Ob ich unglüklich bin? — Nein, mein Fürſt, ſelbſt auf dem Sterbebette fühl ich es, ſie machten mich ſo glüklich, wie es in ihren Kräften ſtand. Wie ſelten iſt die Geliebte ſo glüklich, das Zutrauen ihres Liebhabers zu beſizen. Ich hatte das ihrige. Sie vergaßen den Fürſten, wenn ſie bey mir waren. Das ruhige Leben, welches wir führten, die fortdauernde Einigkeit, gab dem Neide Stoff zu Gift, und wurde uns zur reichen Quelle von Freuden, die nur wir allein kanten.

Die Stunden, mein Fürſt, nicht der phyſiſchen Liebe, nein, die Stunden der Unterhaltung, die Stunden der Ergießung ihres Herzens ſind es, die ich ihnen nie genug werde verdanken können.

Aber, o mein Fürſt, gönnen ſie mir noch einen Blik in die Vergangenheit. Es hat Stunden gegeben, in denen ich über Dinge und Perſonen ihnen meine Gedanken mittheilen mußte, und ſie gaben mir Recht. Sie wolten nach meinem Urtheil handeln. Sie wolten meinem Rath folgen.

Sie handelten hernachmahls anders. Sie hatten gewis wichtige Gründe anders zu handeln, die ich nicht erforſchen will noch mag. Aber noch einmahl bitte ich Sie feyerlich, geben ſie einer genauern Prüfung Gehör. Eine Ahndung ſagt mir, daß Belwalds Kunſt ihnen jezt weniger fürchterlich iſt, als ehedem. Mein Nachdenken verſichert mich, er wird ihnen keine unſrer geheimen Unterredungen mehr entdeken. Meine Vernunftſchlüſſe überzeugen mich, daß die Weiſſagung wegen meiner blos geſchahe, um Ew. Durchlaucht in Angſt zu ſezen, und daß das Schikſal ſo ſchnell mit eiſernem Arm hineinfiel, ſezt gewis dieſen Mann in nicht geringes Schreken.

Nichts war natürlicher, als daß dem Herzog dies alles wahrſcheinlich auffiel. Belwald hatte bey dem neuern Zudringen des Herzogs einige Aengſtlichkeit bliken laſſen, die halb wahr, halb gemacht ſeyn mogte. Er hatte ſie auf die Unruhe über das Stillſchweigen ſeines Geiſtes gezogen, er hatte ſein Zittern auf den Verluſt der Gnade ſeines Herrn gerechnet.

Heloiſens wieder in dieſen aufgeregte Zweifel wandelten es in Furcht des dummen unternommenen Streichs, und ſo hieng der Fürſt wieder zwiſchen Luft und Erde, ohne in der einen fliegen, oder auf die andre auftreten zu können.

Sie hätte ihm freylich feſten Fuß verſchaffen können, wenn ſie gleich des entkommenen Schlüſſels und des ſaubern Minchens Erwehnung gethan, denn der Fürſt wuſte ſehr gut, daß Belwald ſich Minchens in gewiſſen Fällen immer noch ſo bediente, wie er der Madam Mind.

Heloiſe ſezte noch verſchiedenes über dieſen Punkt ſo verblümt als möglich hinzu, als der Herzog auf einmahl ſie bat, das Geſpräch abzubrechen. Ich muß keinen Augenblick vergeſſen, ſagte er, daß ſie mich verlaſſen müſſen. So ſagen ſie, und ich ſoll es glauben. Laſſen Sie das alſo, was kümmern uns die vergangenen Tage, Heloiſe, wir wollen die gegenwärtigen Stunden nüzen.

Sehen ſie, ſie waren die einzige, die mich lehrte, was wahre Liebe iſt. Das künſtliche Gewebe, was die Mind von jeher über ihre Leidenſchaft gezogen, wurde durch ihre Offenheit, durch ihre Herzlichkeit mir vor Augen gelegt. Ich bekenne es aufrichtig, daß ihr Verluſt nach dem Gefühle, meinen Vater verloren zu haben, mir der ſchmerzvollſte iſt. Konte ich ihre Geſundheit erkaufen, ſo wolte ichs mit Gefahr meiner eignen.

Sie danken mir. Sie haben mir nichts zu danken. Wollen ſie denn erkentlich ſeyn, daß ich ſie auf eine Bahn brachte, wo ſie ihr Leben ſo früh endigen muſten, daß ich ſie aus dem Zirkel ihrer Pläne herausriß? Ich habe ihnen ja nichts geopfert, ſie opferten mir alles. Sie haben, ſo lange wir mit einander leben, jeden Gedanken angeſtrenget, mich zu erfreuen. Ich habe ihnen ſehr — ſehr oft Verdruß gemacht. Ich habe ſie mehrmahlen in einem falſchen Lichte beurtheilt. Ich habe oft und unbedachtſam mich in die Schlingen verloren, die meine vorigen Bekantſchaften mir legten.

O Heloiſe! der Himmel raubt mir eine groſe Glükſeeligkeit in ihnen. Man ſagt, ich ſey from. Ich muß es aber nicht ſeyn, weil ich ſie verliere. Man ſagt, das Gebet ſoll wirkſam ſeyn. Meins muß es nicht ſeyn, denn ich kan ſie nicht dadurch erhalten. Der Fall mindert würklich meinen Glauben,

ben, ſonſt würde ich Gebete im ganzen Lande ausſchreiben und für ſie bitten laſſen.

Sie vergeſſen, mein Fürſt, ſagte Heloiſe, daß die Regierung des Himmels die weiſeſte iſt, daß meinem Tode vielleicht manches nachfolgt, was in dem Laufe der Dinge ganz anders ſeyn würde, wenn ich lebte.

Der Herzog gab ſich dadurch nicht zufrieden. So mußten denn, erwiederte er, der Stunden der Freuden gerade die wenigſten ſeyn, und ich muß mir die Stunden der Schmerzen noch mit Vorwürfen belaſten. Nein, Heloiſe, ich kan den Gedanken nicht ertragen. Ich muß mich von ihnen entfernen. Ich will das ganze Collegium der Aerzte aufwiegeln, ihre Kunſt an ihnen zu beweiſen.

Er verlies würklich Heloiſen halb in Verzweiflung.

Sie blieb gelaſſen. Sie wuſte wohl, daß ſeine Wallung ſich legen, wo nicht durch ſeine Bemühung legen würde, doch andre genug um ihn her dieſe Wirkung befördern würden. Hätte man nicht da in Augenbliken des Schmerzens Mittel, wo man in Augenbliken der Wonne ihn von mir riß? ſagte ſie.

Zweite Aufklärung.

Was iſt der Zuſtand der Aufklärung.

Man rief würklich manchen Arzt öffentlich, und manchen in der Stille herbey, um zu ſehen, was etwa bey Heloiſens Zuſtande noch für Mittel anzuwenden wären. Alle aber ſchüttelten einmüthig die Köpfe, und der Herzog ward überzeugt, daß er ſeinen theuerſten Schatz für verloren halten müßte. Er ward überzeugt, daß nichts ihn der Strafe für ſein Mißtrauen gegen den Geiſt entwinden ſollte, und gerade zu der Zeit, als die Dame im Begriff war, die lezte Hand an die Gewißheit von Minchens Horchereyen zu legen, ließ er Belſwald kommen, um ihm ſein Herzeleid, und ſeinen Geiſt anzuklagen.

Flehentlich bat er ihn, ihm doch nur eine einzige Unterredung mit ihm zu verſchaffen, damit er aus den Zweifeln käme, ob man auch würklich äuſſerlich etwas zu Heloiſens Tode beygetragen.

Belſ-

Beliwald kam in keine geringe Verlegenheit. Den Herzog ſo auſer ſich zu ſehen, hatte er nicht erwartet. Abſchlägige Antwort geradezu geben, konte, und muſte ihn Zorn vermuthen laſſen, der für ihn eben ſo unangenehm war, als es dem Herzog ſeyn muſte, ſich von ihm bemeiſtern zu laſſen. In dieſem kritiſchen Zeitpunkt ein Blendwerk zu wagen, war gar nicht rathſam, verwikelte auch die Sache auf jeden Fall weit mehr.

Beliwald nahm alſo zu Vorſtellungen ſeine Zuflucht, und den Stoff dazu ſehr weislich aus vorigen Zeiten.

Er fieng ſeine Erzählung beym Zurükrufen ihrer Jugendjahre an. Er erwähnte, wie innig er immer dem Herzoge ergeben geweſen. Mit leichtem Andenken hüpfte er über die Mindiſche Geſchichte hinweg. Deſto wichtigern Nachdruk legte er auf ſeine Verbannung, die freylich das Werk von des Prinzen Leichtſinn geweſen war.

In helles Licht ſezte er ſeine Bemühungen bey Heloiſen, daß ohne ſein Zuthun nie die Vereinigung zu Stande gekommen wäre. Er brachte nicht minder die Entſagung vor, mit welcher er jedes

Glück, was der Herzog ihm auch gewähren wollen, von ſich geſtoßen, weil er blos ſeinem Herrn zu dienen, ſich angelegen ſeyn laſſen, und nachdem ſo lange Vorbereitungen, des Herzogs Aufmerkſamkeit wenigſtens von dem Geiſt auf ihn gezogen, ſo ſieng er die Verſtellung an, wie man ihm nach ſo viel abgelegten Proben zutrauen könte, daß er nicht alles für ſeinen Herrn zu thun im Stande wäre. Er bedauerte hierauf nicht ganz unwahrſcheinlich, daß er ſich jemahls in die Ermahnungen ſeines Geiſtes eingelaſſen, und nicht lieber ihm es gleich abgeſchlagen, eine Entrevüe mit dem Herzoge zu veranſtalten.

Hätte ich auch, ſagte er, mir ihn zum Feinde gemacht, hätte ich auch von ſeiner Ahndung alles fürchten müſſen, ſo wären doch Ew. Durchlaucht von ſo vielen unangenehmen Stunden frey geblieben.

Er gieng ſogar ſo weit, daß er die Muthmaſſung äußerte, ſein Geiſt müſſe ein heimlicher böſer Geiſt ſeyn. Er verſicherte, er habe ihn zu verſchiedenenmahlen zugeſetzt, er ſey ein paarmahl ſehr zornig erſchienen, und kein Wort ſey aus ihm zu beingen geweſen, endlich ſey er gar nicht mehr gekommen.

Der Herzog wurde dadurch ganz konfus gemacht. Er wuſte nicht, was er glauben oder nicht glauben ſolte, ob noch was für ihn zu erwarten war oder nicht.

Das iſt der Zuſtand der Aufklärung, ſagte Beliwald in ſich, wie er ſahe, daß es ſo weit gekommen war. Das iſt der Zuſtand, der die Weiſen ſo weit bringt, wie man ſie haben muß, um ſie nicht zu ſcheuen.

Dritte Finſternis.

Stillſtand jedes Odems, ob der groſſen Dunkelheit.

Heloiſe litt ſchmerzlich. Die Einengung ihrer Bruſt verurſachte ihr Angſt, die die menſchlichen Begriffe ſo lange übertrift, bis man ſie ſelbſt empfunden hat.

Die gute, die der ganzen Welt zu Freuden geboren dachte, die man ſo häufig beneidete, hatte wähhaltig noch wenig beneidenswerthe Augenblike genoſſen, und mußte jezt dieſe wenigen mit vielen vielen ſchreklichen bezahlen, wovon es ſehr ungewis war, ob in einer andern Lage, und ſich ſelbſt überlaſſen, ſie ihr zu Theil geworden wären.

Jezt war der Zeitpunkt, in welchem die Dame Treugründe hervorſuchen zu müſſen glaubte, um ihr den Ausgang aus dieſer Welt zu erleichtern. Sie ſuchte alles ſchmerzliche dazu vor, was ihrer noch hätte warten können.

Ich habe das alles überdacht, meine theuerſte Mutter, ſagte Heloiſe. Ich ſterbe als Chriſtin und als Philoſophin. Beydes verträgt ſich ſehr wohl zuſammen. Ich weis mir keinen andern Vorwurf in meinem Leben zu machen, als daß ich dem Drängen des Schikſals nachgab. Habe ich daran unrecht gethan, ſo glaube ich, büſſe ich genug dadurch, daß ich ein Leben ſo früh verlaſſen muß, deſſen Werth jedem Menſchen theuer ſeyn muß. Meine Kinderjahre waren die Zeiten meiner Heiterkeit. Dieſe verlies mich ſobald die Liebe mich verfolgte. Denn was aus Gewohnheit von dieſem Temperamente mir blieb, das kan ich nicht rechnen. Reine Heiterkeit konte ich nicht mehr fühlen, ſobald ich zum Nachdenken über den ſonderbaren Gang meines Schikſals angetrieben wurde, und das fand ſich, ſo wie es anhub.

Ich hätte ihm mich mit Freuden in die Arme werfen können, ſo wie es viele meines Alters und meines Standes gethan haben würden. Ich hätte konnen den Stolz hervorſuchen, der mir nicht mehr zum Verbrechen angerechnet worden wäre, als man mir meine ſehr falſch ausgelegte Genügſamkeit vorwarf. Ich hätte mich können mit hundert Sachen beſchäftigen, die mich nichts angiengen, hätte an mich reißen können, manche Macht, die man mir nicht einmahl verdacht haben würde.

Daß ich das alles nicht that, iſt mir Beweis, daß ich nicht zu der Beſtimmung geboren war, die das Schikſal mir auflegte. Würklich war mein Herz einem ganz friedlichen heiteren unſchuldigen häuslichem Leben ofner, als irgend einer andern Lage. Dies Bekentnis in dieſer Stunde mag meine Denkungsart ganz aufdeken.

So wie ich aber ſahe, daß ich von dem ganz losgeriſſen war, wornach ich mich eigentlich beſtrebſe, ſo unterſuchte ich den Zuſtand, in welchem ich mich nun befand.

O wie bald ſchwanden all die glüklichen Ideen, die mir ſo mancher mahlte. Schilderungen, wozu ſie, meine Mutter, auch ihre Hand boten. Ich erwähne dies, ohne ihre Abſicht zu verkennen, ohne meinen Dank dafür zurükzunehmen, denn es war ja einmahl beſchloſſen — und beſſer, man mahlte mirs ſchön.

Auch war nicht alles übel, was mich betraf. Nur eitel, vergänglich, ſo vorüberhüpfend die Freude, wie ſie gewis in keiner einzigen andern Lage für mich ſeyn konte, weil meine Begriffe Mittheilung und Gefühl zu Grundlagen hatte.

So wie ich hiervon überzeugt war, ward ich Philoſophin. Ich habe mir Fälle gemahlt, ehrwürdige, theure Freundin — Fälle — die die ſchwärzeſte Melancholie ſich nicht ſchlimmer mahlen kan. Ich habe Stunden angewendet, um die kleinſten Freuden mir verbittert vorzuſtellen. Dadurch bin ich zur Ergebung gekommen. Hätte ich mich vielleicht in meine Beſtimmung verliebt, hätte ich mich über das Vorurtheil, was in mir blieb, ſo weggeſezt, daß ich mich für die Fürſtin gehalten, dann wäre ich wohl in dieſen Augenbliken ein ſehr unglükliches Geſchöpf, dann müßte mich Verzweiflung ergreifen, wenn ich den zaubervollen Freudenbecher verlaſſen ſolte, aus dem ich Wonne getrunken.

So kan ich den Himmel nicht genug preiſen, daß meine Seele dieſen Gang wählte. Er ſezt mich in dieſer Stunde in ein Leben, da ich dem Tode nahe bin. Ich erwarte etwas beſſers, als mir hier zu Theil würde, und ich glaube, ich habe Urſach es zu erwarten.

Die Dame konte hier unmöglich etwas zuſezen. Heloiſe hatte alles erſchöpft, was ſie zu ihrem Troſte hätte ſagen können.

Der Herzog kam gerade dazu. Er brach in laute Klagen aus, und beyde muſten das, was ſie für ſich anwenden wolten, auf ihn bringen, um ihn nur zufrieden zu ſtellen.

Da faſt kein Geſchöpf, ſelbſt kein männliches Weſen gegen ihn die ofne Zutraulichkeit gehabt hatte, da Stunden, in denen er ſich anders als leidenſchaftlich geſtimt fühlte, in Heloiſens Geſellſchaft faſt einzig vergnügt hingegangen waren, ſo ſahe er, von deſſen Winken ſo vieler Thun und Laſſen abhieng, ſich gleichſam allein unter denen vielen, ſahe ſich beraubt ſeiner harmoniſchen Kette in dieſer Welt.

Es lag in allem, was der Herzog hier bewies, viel Güte des Herzens — aber wie ſeines Vaters Furcht immer geweſen war, wenig Standhaftigkeit. Würklich war die wenige Gegenwart von Menſchen ſehr gut — denn die Aeuſſerung ſeiner Leiden überſchritt beynahe, das, was er ſich als Fürſt ſchuldig war.

Ob er Heloiſen nicht das alles reichlich ſchuldig war, das war etwas, was unſre Traditoren uns ſelbſt auseinander zu ſezen, überließen, und worüber wir vielleicht manches Kapitelchen ſchreiben könten, wenn wir unſre Leſer in der Geſchichte aufhalten wolten.

Faſt von Stunde zu Stunde verſchlimmerte ſich Heloiſe. Auſſer dem, was ſie ſchon empfand, hatte ſie auch den Schmerz zu ſehen, wie der Herzog durch ihre Krankheit ſo ſehr litt — und bey ihrem Gefühl, bey ihrem weichen Herzen, war das wohl keine ihrer kleinſten Sorgen beym Schluſſe ihrer Laufbahn.

Sie that ſich noch den Zwang an, ſich weniger leidend zu ſtellen, bis endlich ihr Ende ſich nahte, wo ſie freylich ihrer ſelbſt nicht mehr bewußt, der Zerrüttung der Natur unterlag.

Da war es, wo man auch auſer ihrem Zimmer ſichs ſagte: Sie wird nicht mehr ſeyn, wo in der Stadt das Gerücht ſich verbreitete, wo manche Thräne im Stillen ihr floß, wo jeder, der edlen Hauch des Lebens von ſich hauchte, den Odem an ſich hielt, um ihren lezten Hauch nicht zu ſtören.

Zweytes Licht.

Aus einer andern Welt.

Nähere dich, feyerlicher Augenblik, in dem die edle Seele aufhören wird zu leiden! Natur! ſtrenge dich an, ihn näher zu bringen. Vollende den Lauf ihrer irdiſchen Bahn, laß ſie die antreten, wo ihr Geiſt eigentlich ſeine Wohnung hat! Seyd ſtill, ihr Elemente! Ein Engel unter den Engeln verläßt eure [illegible]! Kleide dich in Trauer, verwayſter Planet! Eine deiner Zierden geht dahin.

Wie iſt alles ſo glänzend im Firmament! Glänzend zu empfangen den neuen Bewohner des Geiſterreichs! Wie iſt alles ſo ſtill bey denen, die ihn verlieren? Still, weil Trübe ſie umgiebt, und Lächeln von ihnen ſich wendet.

Sie erſcheint die Minute, die ſie uns entreißt und jenen giebt. Er iſt vorüber der entſcheidende Augenblik — Er ſchien Hauch des Todes. Er war Hauch zum Leben.

Heloiſe iſt nicht mehr. Für dieſen Planeten nicht mehr.

Dritte Aufklärung.

Es erſcheint ein Licht aus einer andern Gegend.

Kein Wort von dem, ſagte der eine Traditor, was gleich nach ihrem Tode erfolgte. Alles war ſtill. Es war die erſte Erſchütterung, die ſelbſt den Verläumder, ſelbſt den Feind ſchweigen hies.

Sie ruhe, wie ſie in Gottes Hand ruhet, auch indeſſen in unſerm Andenken.

Für eine Regierung iſt das Zwiſchenſpiel — was bey andern Menſchen Hauptſache wird. Je gröſſer der Zirkel, je mehr ſind ſeiner Punkte, und jeder derſelben kan für den Beſizer nicht das werden, was dem kleinern Beſizer ſein einziger Punkt iſt.

Wir haben, fiel der andre Traditor ihm ein, noch manches einzuholen, was wir verſäumt hatten — Wir müſſen noch manches betrachten, was unterdeſſen, oder gleich nachher Veränderungen unterworfen waren.

Heloiſens Geſchichte iſt ja nicht dasjenige was wir tradiren wolten.

Auch darf hier nicht unberührt bleiben, daß der Herzog eine Dame, die ſeines Vaters Liebling als Kind geweſen, die mit ihm lange zuſammen geweſen, zum Theil aufgewachſen, und erzogen war, erwartete, die nach einiger Zeit auch würklich erſchien. Dieſe Dame hatte allgemeine Liebe, und einen reifen durchdringenden Verſtand. Ihre Beurtheilungskraft war ſchnell umfaſſend, und richtig berechnend. Sie war unter den Weibern ein Phönix.

Man freuete ſich in der Reſidenz allgemein auf ihre Ankunft, wenn ſchon aus ſehr verſchiedenen Bewegungsgründen.

Ein Theil wolte, ſie ſolte den Herrn zerſtreuen, der andre, ſie ſolte ihn ſamlen. Jene verſprachen ſich viel von den Feſten- und Freudenbezeugungen, dieſe nicht wenig von den Unterhaltungen unter vier Augen. Wer von beyden am richtigſten geſchloſſen, werden wir ja in der Folge ſehen.

Sie erſchien, und alles jubelte ihr entgegen. Sie mußte glauben, ſie käme in ein Land, wo allgemeine Glükſeligkeit, und paradieſiſche Wonne herſchte.

Nebel! ſchwinde doch vor den Augen dieſer erhabenen Fremden nie!

Vierte Finſternis.

Eine neue Methode Defekte zu ergänzen.

Am Ende der zwölften Finſternis wurden einige Defekte in Erwähnung gezogen, die ſich hin und wieder in den Kaſſen fanden. Dies traf beſonders die Kaſſen, welche die Abgaben auf ausländiſche Produkte, und auf den Luxus enthielten. Gegen die vorigen Jahre genommen, wurden dieſe Einkünfte ſehr ſparſam, und man mußte dem Herzoge Bericht abſtatten, deſſen Verwunderung darüber in Ungeduld ausbrach. Dieſer gemäß verlangte er mit ziemlichem Ungeſtüm Rechenſchaft, wie das zugienge.

Die Antwort, die er erhielt, beſtand darin, daß ſo viel von dieſer Waare als Kontreband hereintransportirt würde, und daß das den Abſaz der mit Abgaben hereingebrachten ſchwäche. Des Herzogs Zorn ſchwieg zwar, allein er wolte nun Mittel wiſſen, wie dieſem Uebel Einhalt gethan werden könte.

Da trat ein ſchlauer Kopf aus der Mitte der übrigen hervor, ein Patron, der gar ſchön bey Phalaris glüenden Ochſen zur Schildwache geweſen wäre, ein hämiſcher Menſch, der wahrſcheinlich keinen Begrif von Leiden der Menſchheit, und vom Druk der Sklaverey hatte, und gab den wohlgemeinten Rath, man ſolte inskünftige jeden, der Kontreband ins Land brächte, es mögte ſo wenig als möglich ſeyn, ohne irgend ein Anſehen der Perſen, nach militäriſchen Geſezen beſtrafen, und mit Ruthenſtreichen ihn züchtigen laſſen.

Anfangs war das Ding dem Herzoge nicht unwillkommen, und in der erſten Hize des Zorns darüber, daß man ſeine Einkünfte ſchwäche, um ſeinem Gaumen, oder ſeinem Körper wohl zu thun, befahl er dieſen unmenſchlichen Rath zu vollziehen, und Befehl zu ertheilen, daß, iedweder, gros oder klein, bey Ahndung dieſer Poen ſich enthalten ſolle, irgend etwas, worauf Abgaben in die Herzogliche Kaſſe hafteten, ohne die gehörigen Gefälle davon zu bezahlen, einzubringen.

So wie aber beſſerer Rath über Nacht kömt, ſo beſchlief der Herzog ſich dieſen Gedanken auch, und ſey es nun ein warnender Traum, oder eine innere Stimme geweſen, was ihn auf den ſeeligen Einfall brachte, ältere Leute als er ſelbſt war, zu Rathe zu ziehen, genug einige der älteſten Räthe, ſo wie einige des Militairſtandes, wurden noch einmahl zur Konferenz vor der Ausfertigung des Edikts gezogen.

Da gabs nun freylich Steine des Anſtoſes, worüber iener Sauſewind weggehüpft war, um ſich an den blutenden Bukeln ſeiner Mitmenſchen zu wenden.

Die alten Räthe, die ihre Mitmenſchen lieb hatten, ſtellten vor, daß an und vor ſich genommen, die Militairgeſeze ſchon eine Sache wären, die der Menſchheit ein wenig nahe träten, daß der Fürſt ſie nur als ein nothwendiges Uebel duldete, und jedesmahl Urſach zu trauren hätte, wenn eines Menſchen Körper, über den er nur durch den Zufall Herr ſey, leiden müßte, um die Sicherheit anderer Menſchen zu befördern. Dieſes nothwendige Uebel weiter ausdehnen, als es würklich nothwendig ſey, hieße zu weit gehen, und der Fürſt, der ſolches thäte, würde anſtatt der Liebe ſeiner Unterthanen, die ihm ſo nothwendig wäre, immer ihren Haß auf ſich laden.

Dergleichen Strenge wirke Erbitterung, die man denn wieder mit Strenge zu unterdrüken ſuchen müßte. Dabey gehe der Unſchuldige nie leer aus, und ein Fürſt könne auf dieſe Art, ohne es zu wiſſen, noch zu wollen, zum Tyrannen werden.

Einer der alten Kriegsmänner, deſſen Ausſprüche Erfahrung und Denkungsart zu halben Götterſprüchen machten, erhob ſeine Stimme auch bey dieſer Gelegenheit.

Wenn Ew. Durchlaucht, ſagte er, gnädigſt bedenken wollten, daß dieſe Strafe beym Militair denen, die ſie leiden, theils durch das Bewußtſeyn, ſie haben ſie verdient, theils durch den einmahl eingeführten Gebrauch, hauptſächlich aber dadurch erträglich wird, daß ſie ſie von ihren eignen Kameraden erhalten, ſo werden ſie gewis Gründe genug finden, warum ein ſolches Geſez in dieſem Fall nicht applikabel, ſondern gänzlich zu verwerfen iſt.

Wir haben feſtgeſezte Vergehen für feſtgeſezte Strafen. Jenes Vergehen iſt nichts weniger, als feſtgeſezt. Es giebt der Arten ſo vielerley, wie es begangen, von der äuſſerſten Unſchuld an, bis zur äuſſerſten Bosheit hinauf begangen wird, daß es oft einer ſehr langwierigen Unterſuchung bedürfen würde, um nur die Schuld deſſen, der es begangen, an den Tag zu bringen. Ich glaube nicht, daß in Ew. Durchl. Landen unter zehn Menſchen mehr als einer ſich befindet, der im ſtrengſten Umfange genommen, von dieſem Verbrechen frey wäre.

Doch ich überlaſſe meinen Herren Collegen von der Feder ihnen hierüber ein deutlicheres Bild zu entwerfen. In dem Stande, den ich gewählt, ſind körperliche Strafen allerdings häufiger, als in andern Ständen, weil eine andre Art der Beſtrafung theils unwirkſam, theils unthulich iſt, denn pauperibus non ſunt nummi.

Sie ſehen, meine Herren, daß ich mein Latein noch nicht ganz verſchwizt habe. Ich glaube auch, daß, wo Geldſtrafen anzubringen ſind, ſie in unſern Zeiten, wo dies die Allkraft zu ſeyn anfängt, weit wirkſamer ſeyn möchten.

Solten ſie indeſſen andrer Meynung ſeyn, und die Vota dennoch für das Ruthenlaufen ſtimmen, ſo müßte ich doch Ihre Durchlaucht erſuchen, den Bürger ebenfals wieder durch ſeinen Kameraden, nemlich durch den Bürger züchtigen zu laſſen. Ich bin verſichert, wenn einer von denſelben unter militariſche Hände fiele, er weit ſchlimmer weg kommen würde, als der Soldat. Die Erbitterung über die Verſchiedenheit der Strafen, die izt ruhet, weil man weis, daß es nicht anders ſtyli iſt, würde dann erwachen, und jenem Schlachtopfer zum

Nachtheil gereichen. Ich wenigſtens möchte meine Untergebnen zu keiner ſolchen Grauſamkeit hergeben, die ich ſelbſt bey ihnen ſo viel möglich zu vermeiden ſuche.

Die Herren von der Feder, die zugegen waren, konten nicht anders, als dem alten Kriegsmanne Recht geben. Einer unter ihnen ergrif beſonders das Feld, was jener eröfnet, wie er von den verſchiedenen Arten dieſer Vergehung Erwehnung that, um es ein wenig weiter auszudehnen. Wir können, ſagte er, mit den Geſezen deswegen nicht genau genug ſeyn; dehnen wir ſie blos auf den Handelsmann aus, ſo wird der ausgeſchloſſene Privatmann bald Gelegenheit finden, ſie zu misbrauchen, und ſchränken wir den Privatmann ſo ſehr ein, daß die geringſte oft zufällige Uebertretung ihm, wie dem Handelsmann die vorſezliche, zur Laſt fällt, ſo ſtrafen wir den Unſchuldigen wie den Schuldigen, oder um beſtimter zu reden, den, der minder in culpa iſt, wie den äuſſerſt gravirten. Und bey einer ſolchen Art von Beſtrafung wäre denn doch eine Art von Ungerechtigkeit unvermeidlich, und auch der Schein von Ungerechtigkeit darf bey keinem Geſeze ſtatt finden.

Das nitimur in vetitum iſt ſo groß, und beſonders hierbey ſo applikabel, daß ich fürchte, Ew. Durchlaucht würden in der Verlegenheit ſeyn, manchen derer, die zunächſt um ſie ſind, zu dieſer Strafe zu verdammen, wenn ſie nicht ihre gegebenen Geſeze wieder umſtoßen wolten.

In Parentheſi, ſagte der andre Traditor, dieſer Mann hatte ſo unrecht nicht, denn kurze Zeit darauf wurde einer der Favoriten des Herzogs mit einer Parthie fremder Waaren ertappt, die man auf 6000 Thlr. ſchäzte.

Wie hätte nun der Herzog, wenn das Geſez ſchon eingeführt geweſen wäre, ſich hierbey betragen wollen? Seinen Liebling Preis, oder dem Geſeze eine Ohrfeige geben? Es iſt aber doch auch ſonderbar von ſolchen Lieblingen, daß ſie immer zur Unzeit ſo guten Anſtalten in die Queere kommen.

Der ältere Traditor lachte, und fuhr fort:

Die Herren ließen ſichs auſſerdem aber noch beſonders angelegen ſeyn, den Fürſten zu überzeugen, der Fehler läge gar nicht da, wo jener Sauſewind, der den würklich häßlichen Rath gegeben, ihn geſucht hätte. Sobald eine Waare, die mit Zöllen ein- oder ausgehend belegt ſey, in einem Jahre weniger ein- oder ausgeführt würde, ſo müßte ſie auch mehr oder weniger nach Verhältnis den Zollkaſſen eintragen.

Dieſes hänge beſonders in Sachen, die den Luxus betrafen, von dem ab, was die Einwohner auf den Luxus zu wenden vermögten. Schon Misjahre wären fähig dieſe Einnahmen ſehr zu mindern, weil ſie auf den Geldbeutel des gemeinen Mannes einen großen Einfluß hätten.

Wenn nunmehro aber der Fall der wäre, daß Abgaben auf Dinge gelegt würden, die zum Leben nothwendig wären, und die dieſe Abgaben vorher nicht gehabt hätten, ſo ſey es nicht anders, er müßte das Geld, was er auf den Luxus gewendet, nunmehr auf ſeine Bedürfniße wenden, und jene Kaſſe bliebe vielleicht nicht für die erſten Jahre, weil der Handelsmann für die Zeit den Vorrath ſchon verſchrieben, wohl aber für die Zukunft leer.

Wenn Ihro Durchlaucht nur geruhen wolten andere Kaſſen nachzurechnen, in denen das Plus ungleich ſtärker geworden, ſo müßte ſich das Minus doch irgendwo finden, weil das Land nicht im Stande ſey, ohne ſeinen Ruin, ein mehreres zu ertragen.

Ob dem Herzog dieſe kleine Pille geſchmekt, fieng der jüngere Traditor an, davon haben wir keine zuverläſſige Nachricht, wohl aber, daß er ſie ſtillſchweigend annahm, und vielleicht dachte, was er thun wolle, thue er doch.

Ich kann Ew. Durchlaucht nicht verhehlen, fieng einer der ältern Finanzkundigen an, daß ich mit Dero Herrn Vater genau und ſorgfältig die Beſchaffenheit des ganzen Landes durcharbeitet, daß wir den genaueſten Calcul gezogen, wie reich es ſey, wie viel Menſchen es ernähren könte, und in welchem Maaße dieſe leben müßten.

Der gute ſeelige alte Herr war ſehr darauf, der Einwohner ſo viel als möglich zu haben, und pflegte zu ſagen, wenn drey Menſchen von dem leben können, was ihrer zween verzehren, ſo müſſen dieſe ſo eingeſchränkt werden, daß ſie zur Erhaltung des dritten kontribuiren. Der Hunger wird ihnen die inländiſche Nahrung ſo ſchmakhaft machen, wie die ausländiſche, wenn ſie dieſe nicht mehr bezahlen können.

Der ſeelige Herr lebten ſehr eingeſchränkt, und unwiſſende Leute verdachten es ihnen oft, daß ſie nicht mehr aufgehen ließen, ſo wie man es benachbarten groſen Herren verdenkt, daß ſie ihre Oekonomie zu weit treiben. Hier findet indeſſen ein kleiner Unterſchied ſtatt. Der ſeelige Herr verſchenkten ſo viel, als ſie hätten können aufgehen laſſen, und das zwar deswegen, damit es an den rechten Mann käme, aber die benachbarten Herren verſchenken das, was ſie aufgehen laſſen könten, an ihre Schattullen.

Wenn eine Stadt von 32000 Köpfen 800 Schneider hat, ſo kommen 40 Köpfe auf einen Schneider, und 40 Köpfe können keine Schneiderfamilie ernähren.

Wenn aber der Herr ſagte, 400 von dieſen Köpfen mögen Handlanger werden, und ich zahle ihre Arbeiten, ſo wird der Armuth Einhalt gethan, und die andern 400 haben auch zu leben.

Ich verſichre Ew. Durchlaucht, es war kein Pläzgen, was der ſeelige Herr nicht ſelbſt geſehen, und wo er nicht ſelbſt unterſucht gehabt hätte, ob es auch beſſer zu benutzen wäre.

Alſo das Minus in jenen Kaſſen müßte Ew. Durchlaucht wohl kein Räzel mehr ſeyn.

Was aber nun die Einführung der accisbaren Waaren pro Unterſchleif anbetrift, ſo verſichere ich, daß Ew. Durchlaucht in dieſem Fall mehr vornehme, als gemeine Schelme in ihren Staaten haben.

Dieſe freymüthige Unterredung wirkte wenigſtens ſo viel, daß mit dem Edikt inne gehalten wurde, und die Herren, die ſich der Contrebande ſchuld machten, einſtweilen von Ruthenſtreichen nichts zu fürchten hatten, obgleich genug dabey ſeyn mogten, die der Drohung lachten, und dachten: Kriegt ihr uns nur, wir laufen doch nicht.

Vierte Aufklärung.

Die mit der vierten Finſternis ziemlich nahe verwandt iſt.

Der alte Herzog hatte zwar ſehr viel auf Ausländer gehalten, die in ſeinem Lande Fabriken anlegen, und folglich ausländiſche Künſte in die ſeinigen verpflanzen konten, aber eben deswegen hielt er ſehr wenig auf Waaren, die Ausländer im Auslande verfertiget, und er gieng darin ſo weit, daß faſt etwas Uebertriebenes ſtatt fand. So war er zum Beyſpiel einmahl von einem Hüftenweh befallen, woran er ſchmerzhaft krank lag. Einer der Einwohner ſeiner Reſidenz hatte das nemliche Uebel gehabt, und war durch das immerwährende Tragen einer beſondern Art von Matten, die von ausländiſchen Produkten, und im Auslande verfertigt wurden, davon befreyet worden.

Er dachte patriotiſch genug, ſeinem Landesherrn heimlich dieſe Matten zu verſchreiben, und ſchikte ſie ihm, als ein wirkliches probates Mittel für dieſes Uebel.

Der Herzog aber wolte von denen Weſen keinen Gebrauch machen, weil ſie nicht Produkte ſeines Landes wären. Er ſchikte ſie dem Bürger mit einem verbindlichen Handbillet zurük, in welchem er ihm für ſeine Aufmerkſamkeit Dank abſtattete, und zugleich bemerkte, da er der erſte Befolger ſeiner Geſeze ſeyn müſte, ſo könten wohl dieſe Produkte des Auslands, wenn er dieſe Geſeze überträte, auf ihn nicht die heilſame Wirkung hervorbringen.

Ob dies nicht ein wenig Pedantiſmus war, wollen wir dahin geſtellt ſeyn laſſen, ſo wie, ob es nicht beſſer geweſen wäre, ausländiſche Produkte zu tragen, und ein paar Jahr ſeinen Unterthan noch glüklicher Regent geweſen, als ſo ſtrenge auf die Geſeze gehalten, und zu früh für ſie geſtorben.

Der jezige Herzog hatte freylich die Geſeze in dem nehmlichen Maaße beſtätiget, und wolte von jedermann ſo ſtrenge darüber gehalten wiſſen, wie vorher darüber gehalten worden war. Allein er hatte die Maxime des alten Herzogs nicht, daß ein

Geſezgeber, der erſte ſtrenge Befolger ſeiner Geſeze ſeyn müſſe, weil er die Erfahrung des alten Herzogs nicht hatte, und den Rath ſeiner erfahrnen Räthe nicht anhörte.

Man bediente ſich damahls einer Art beweglicher Schränke, deren Erfindung weit über die Zeiten hinaus fiel, deren man ſich erinnern konte, die aber zu einer ſolchen Vollkommenheit gediehen waren, daß ſie zum Luxus mehr als des dritten Theils der Einwohner unentbehrlich wurden.

Der alte Herzog hatte auch davor geſorgt, daß ſein Land Künſtler bekam, die dieſe beweglichen Schränke zu bauen verſtanden, und der Ruf dieſer Künſtler breitete ſich bald ſo aus, daß man aus der Reſidenz an verſchiedne Orte ins Ausland dergleichen Maſchienen verſchrieb.

Dem Herzog aber fiel es, weiß der Himmel auf weſſen Anrathen ein, ſich auswärts einen ſolchen beweglichen Schrank bauen zu laſſen, ohne zu bedenken, daß er deren in ſeinem Lande nach weit vollkommnern Muſtern haben konte.

Er wurde alſo beſtellt, und der Schrank, der da kommen ſolte, beſchäftigte ſchon vorher die halbe

Stadt. In allen Städten, wodurch er auf der Herreiſe kam, redete man einige Tage von dem großmächtig emballirten Schrank des Herzogs von *, endlich langte er in der Reſidenz an.

Er ward ausgepakt, und der Neugierde des Publikums Preis gegeben. Es verſammelten ſich Schaaren von Menſchen, und ſtaunten das Wunderding an, und verſäumten darüber einige Stunden Arbeit, und hungerten einmahl, um den ſchönen beweglichen Schrank zu ſehen, den der Herzog in einer auswärtigen Stadt, aus welcher nichts ſchlechtes kommen konte, ſich hatte bauen laſſen.

Die Herren Künſtler ſolcher beweglicher Schränke, die in der Reſidenz wohnten, und ihres weit und breit ausgebreiteten Ruhms wohl bewußt waren, hatten ſehr weislich bis zu Ankunft des Schranks ſtill geſchwiegen. Wir wollen erſt ſehen, ſprachen ſie unter ſich, wie die Waare ausfällt, und dann wollen wir uns rühren, wenn ſie die unſre nicht übertrift.

Das war ſehr beſcheiden und gut von den Künſtlern gedacht. denn hätten ſie den Herzog nicht mit ſo guter Waare verſorgen können, ſo geſtanden ſie ihm gern das Recht zu, ſich aus dem Auslande damit zu verſehen, weil er allerdings des Beſten werth war, was zu kriegen war.

Allein wie ſie den Schrank genauer betrachteten, ſo fanden ſie ihn zwar ſehr prächtig, aber nichts weniger als geſchmakvoll und am allerwenigſten, daß ſie nicht einen beſſern Schrank für Ihro Durchlaucht zu bauen im Stande geweſen.

Izt kamen ſie alſo ſupplicando ein, und baten Ihro Durchlaucht den Geſezen gemäß, den Schrank, welchen dieſelben ſelbſt im Auslande bauen zu laſſen geruhet, als Contreband zu erklären, und zu konfiſziren. Sie ſtellten vor, daß Ihro Durchlaucht dadurch den Ruf Dero eignen Schrankfabriken geſchwächt, daß dies Einfluß auf auswärtige Schrankliebhaber und Bedürftige haben konte, und man in dem Lande keine Schränke mehr würde bauen laſſen, in denen der Fürſt ſeine Schränke ſelbſt auswärts bauen ließe. Sie baten ſich alſo eine Schadloshaltung dafür aus.

Senſation machten dieſe gar nicht unrechte Prätenſionen allerdings auf den Herzog. Er erklärte auch ſogleich, daß er ſich dieſes Schranks nie bedienen

nen wolle, ſondern er könne, als eine prächtige Pagode ungenuzt ſtehen bleiben. Uebrigens wolle er ſuchen, auf andere Art die Sache bey den Schrankfabriken wieder gut zu machen.

Allein das Geld, und das war keine kleine Summe, war doch einwahl aus dem Lande weg, und dieſes Geld hätte ſo manchen Handwerksmann auf, und zu daurendem Brode verhelfen können, und der Schrank muß da ſtehen, ohne einen Dreyer einzubringen. Wenn das oft käme, ſolte es nicht Einfluß aufs Ganze haben.

Fünfte Aufklärung.

Die es immer noch mit dem Fabrikenweſen zu thun hat.

Unter andern wechſeln gewiſſe Thierarten, fuhr einer der Traditoren fort, auf unſerm Planeten gegen den eurigen in Anſehung des Namens und der Benuzung.

Schaafe nennen wir eine gewiſſe Art von Thieren (er nante ſie Makeldochen) die wir mehr zu unſerer perſönlichen Bequemlichkeit, als zur Benuzung, zur Leibesnahrung gebrauchen. Dieſe Thiere zu ziehen, und ſie ſowohl zur Arbeit als zur Pracht in beſter Form zu haben, iſt das, was die Beſchäftigung vieler Menſchen ausmacht. Es wird ordentlich wie Fabrikweſen betrachtet. Sie werden nicht mehr erzeuget, wie ſie Luſt und Belieben haben, ſondern wie man will, daß ſie erzeugt werden ſollen. Gröſe, Schönheit, Farbe, alles hängt jezt von der Willkühr der Menſchen ab. Man iſt würklich beynahe ſo weit gekommen, daß man Schöpfer abgeben kan.

Die Zucht nicht allein ſolcher Thiere, ſondern der Geſchmak an denſelben iſt zur Lieblingsſache geworden, und man zahlt Summen für Individua, die an Pracht andere übergehen. Es giebt der Beyſpiele genug, daß Leute von Vermögen ſich dabey ruinirt haben.

Groſe Herren ſind auch oft Liebhaber dieſer Thiere, oder wenn ſie es auch nicht ſind, ſo wollen ſie es doch zu ſeyn ſcheinen, weil das Weſen unter die noblen Paſſionen gerechnet wird.

Der Herzog gehörte geradezu weder zur erſten noch zur lezten Klaſſe. Allein da er auf einer Seite ſehr leicht einzunehmen war, und auf der andern es gern geſehen hätte, wenn beym Anfange ſeiner Regierung etwas eklatantes zum Nuzen des Landes geſchaft worden wäre, ſo fiel es einem Liebhaber von dieſen Thieren, der aus der Fremde in die Reſidenz kam, ſehr leicht, dem Herzoge glauben zu machen, ſeine Länder, die; von weitem Umfange wären, und in welchen viele ausländiſche Thiere der Gattung konſumirt würden, müßten dieſe Thiere ſelbſt in gehöriger Menge nicht allein für die Conſumtion hervorbringen, ſondern es müßte auch noch ein anſehnliches aus dem Verkauf des Ueberflußes zu löſen ſeyn.

Wir haben im erſten Theile dieſes Werkgens ein Kapitel, in welchem unſre Traditoren der Meynung des alten Herzogs erwähnen, daß, obgleich er, um ſeine rohen Landeskinder zu bilden, der Ausländer vonnöthen gehabt, doch dieſes unter ſeinem Nachfolger, wegen der Zunahme an Kenntniſſen nicht mehr ſtatt zu finden brauche.

Wir finden, ſagten unſre Traditoren, hier die Anmerkung nicht überflüſſig, daß der Herzog vielleicht ſehr wohl gethan hätte, wenn er auch in dieſem Falle ſich dieſe väterliche Warnung zu nuze gemacht, obgleich wir nicht leugnen wollen, daß der Herzog es gut gemeint habe, und von den vollkommenen Einſichten des Mannes in dieſem Fabrikzweig ſehr überzeugt geweſen ſeyn kan.

Einmahl iſt es nichts neues, daß man in einer Sache der beſte Theoretiker und doch der ſchlechteſte Praktiker ſeyn kan, und dann irrt man ſich auch wohl, wenn man die Beſchaffenheit eines Landes nicht kennt. Aber Se. Durchlaucht hätten doch wohl können Leute des Landes kundig zu Rathe ziehen, und da würden ſie erfahren haben, daß Klima und Nahrung der Zucht dieſer Thiere nicht ganz günſtig und bey der ſorgfältigſten Pflege immer nur mittelmäßige Thiere aus der ſchönſten Art erwachſen würden.

Es iſt nichts leichter als eine Spekulation aufs Papier zu bringen, und nach derſelben den Vortheil auszuwerfen, den man von der Unternehmung haben wird, wenn ſie aufs vortheilhafteſte ausfällt.

Wie aber, wenn nun Hinderniſſe ſich in den Weg legen? Wie, wenn ſie gar ſchlecht ausfällt? Dann haben wir verſprochen, was wir nicht halten können.

Vagabunde, und Chevaliers d' Induſtrie mögen immerhin, fuhr der andre Traditor dem erſten ins Wort, aufs Geradewohl verſuchen, ob ſie groſe Herren hinters Licht führen und in ihr Nez verſtrikken können. Sie mögen ihre Pläne bis in den Himmel bauen, und Vortheile berechnen, die auf andre Art gar nicht zu erlangen wären, und die Groſen, die ſich durch ſie verſtrikt ſehen, mögen denn entweder ſtill ihren Verluſt verdauen, und vor ſich ſelbſt ſich ſchämen, oder zum Lohn ihrer nichtsnüzigen Projekte ihren Kopf oder ihre Freyheit an ſich nehmen.

Aber wenn ein Mann, der in der Welt eine Rolle von Wichtigkeit ſpielen will und würklich ſpielt, der auf immer auf den Rufe eines reellen Mannes Anſpruch macht, und machen will, auf den man deſto gröſſeres Zutrauen ſezt, weil man weis, wer er iſt, und was er wohl unter andern Lagen und Umſtänden leiſten könte, wenn der mit einer Spekulation angezogen kömt, wo die Weiſen den Kopf ſchütteln, und wozu die Erfahrenen Nein! ſagen; wenn er troz alles deſſen, was ihm einen ſchlechten Ausgang prophezeyt, doch auf einen guten beſteht — wenn der ſeine ganze Spekulation auf Nuzen bauet, und keinen Schaden mitberechnet, wenn er einen Fürſten überzeugen will, Sand könne fette Weyde hervorbringen, ſo zeigt das entweder entſezlich viel Leichtſinn und Zutrauen auf des Fürſten Leichtgläubigkeit, oder ſehr viel Mangel an Kopf an.

Genug der Herzog wurde, ſey es durch ſeine eigne Leichtgläubigkeit, ſey es durch überzeugende Gründe von der andern Seite, bewogen, ihm zu glauben, und übergab ihm blindlings Aufſicht und Einrichtung über alle Schaafzuchten im ganzen Lande.

Es gab zwar Verläumder, die hier noch einen dritten Grund angaben, nemlich den, daß der Freund Ausländer eine ſchöne Schweſter bey ſich gehabt habe, die den Herzog mehr beſchäftigt, als daß er zur Ueberlegung kommen können, ob ſolche Einrichtungen ſeinem Lande auch wohl Nuzen zu bringen im Stande wären.

Der andere Traditer nahm hier zwar das Wort, er war überhaupt mehr auf des Herzogs Seite, und ſuchte ihn bey jeder Bemerkung zu vertheidigen, die tadelnswerth für ihn ausfiel, und wolte behaupten, der Herzog habe theils mehr Achtung und Liebe für Heloiſen gehabt, theils hätte er im Nothfall der Töchter ſeines Landes genug ſchöner noch als ſie finden können, allein ſein Kollege ſtopfte ihm den Mund mit der Verſicherung, was ſo ex abrupto einem vor die Augen käme, habe allemahl mehr Reiz, als was man ex profeſſo ſich vorführen ließe, und er zweifelte keinen Augenblik, daß, wenn anders die Gelegenheit zu benuzen geweſen wäre, welches den Augen der Profanen freylich ein Geheimniß geblieben, ſo hätte der Herzog, deſſen Schwäche in der Art vielleicht am vorzüglichſten geweſen, ſie nicht vorübergelaſſen.

Er lies ſich hier in eine ziemlich weitläuftige Erörterung des Verhältniſſes beyder Geſchlechter, des Naturrechts in Anſehung der Triebe ein, und brachte Beyſpiele aus alten Zeiten vor, die wir hier übergehen, weil ſie zu nichts weiterführen können, als den Ungläubigen noch ungläubiger zu machen.

Genug davon. Der Schöpfer des Viehes aus dem Auslande bekam alle erforderliche Vorſchüſſe, und Nothwendigkeiten, um ſeine Einrichtungen zu machen. Kein Weg, den er gehen wolte, durfte ihm verſperrt, keine Hülfe verſagt werden, die ihm nöthig ſchien. Indeſſen brachte er es troz allen dieſen Unterſtüzungen nicht ſo weit, daß man an ſeinem Schaafviehe die Qualitäten wahrgenommen hätte, die das vom Auslande herein geführte beſaß. So lange noch Hofnung da war, denn zu Viehfabriken gehört Zeit, bis die jungen Herren anwachſen, und Beweiſe ihres Talents ablegen können, ſo lange war auch kein Mistrauen und Zweifel, und der Fabrikant lies ſich kein graues Haar darüber wachſen.

Er machte ſeine Kunſtſtüke indeſſen am ausländiſchen Vieh.

Endlich nahte ſich aber die Zeit, daß nun die Folgen dieſer angelegten Fabriken ſich zeigen ſolten, und da fiengen denn doch einige Herzensängſte ſich zu zeigen an.

Man ſann auf Mittel, wie dem Dinge theils in Anſehung der Entdekung der ſchlechten Waare ein Aufenthalt zu geben, theils die Sache ſelbſt noch weiter zu extendiren und der Dolus lucrans fernerhin zu benuzen ſey.

Man ſezte einen Mangel in Anſehung der Procreanten als den Grund feſt, warum das Fabrikweſen nicht zur Vollkommenheit gedeyhen könne und man wuſte es dahin einzuleiten, daß auch die Koſten zum Ankauf dieſer Procreanten, obgleich ſie aus einer unſinnigen Ferne geholt werden ſollten, bewilligt wurden.

Nun wurde gereiſet, wie wohl ſchwerlich noch gereiſet worden ſeyn mag. Volle Beutel und wenig Hofnung waren ſchon die Begleiter der Abgehenden, und leere Beutel und kein Erfolg waren die Wirkung.

Jezt fiel aber auch das Gebäude der Fabriken zuſammen, das eine erſtaunliche Summe gekoſtet hat. Die Bilanz der Ausgabe und Einnahme war zu ſehr verſchieden, ſo wie das Deficit der künftigen Ausſichten zu gros, als daß man weiter auf Fortſezung hätte ſpekuliren können, und es war faſt zu berechnen, daß dieſe Fortſezung zur Noth ein Land zu ruiniren im Stande wäre.

Jezt wolten die Herren von der Finanz den Fabrikanten zur Rechenſchaft ziehen, und wenigſtens wiſſen, wie die Gelder verwendet worden, allein der Herzog fand für beſſer ihn von aller Unterſuchung frey zu ſprechen, und der Fabrikant wird das wohl auch nicht übel genommen haben.

Was war nun an dem Verluſt der Tonnen Goldes ſchuld, des Herzogs Leichtgläubigkeit, oder des Fabrikanten Unwiſſenheit, oder der Schweſter Schönheit? Rathe mein lieber Leſer!

Lieſet man auch Trauben von Dornen?

Fünfte Finſternis.

Und Belials Einfluß ſchläft nicht.

Das Sprüchwort ſagt: Wer nicht mehr fahren kan, hört doch gern klatſchen, und Madam Wind wuſte das zu gut, als daß ſie nicht ſogar aus dem Sprüchwort den Nuzen hätte ziehen ſollen, den ſie daraus zu ziehen im Stande war. Es war freylich jezt mit dem Herzog ein ganz anderes Weſen als ehedem.

So ſehr auch, die um ihn waren, die Regierungsſorgen ihm zu erleichtern ſuchten, es nicht allein gern ſahen, wenn er deren wenig auf ſeine Achſeln nahm, ſondern auch alle mögliche Mühe anwendeten, daß er wo möglich nichts davon tragen ſolte, ſo war er in ſeinem Sinne doch nichts weniger willens, als jemanden Theil an ſeiner Regierung nehmen zu laſſen, hörte nichts ungerner, als wenn man dergleichen ſo nur flüſterte, daß er es hören konte, und war in ſeiner Seele würklich äuſſerſt geneigt, allem und jedem ſelbſt abzuhelfen, alles und jedes ſelbſt einzurichten, und das zu ſeyn, was er ſeyn ſolte.

Dies beſchäftigte ihn alſo ernſthafter, als er ſich ehedem beſchäftigt hatte. Auch ſo manche kleine Verdrieslichkeit, die dazu kam, wenn alles nicht nach Wunſche gieng, was er ſo gern nach Wunſch gehend gehabt hätte, trug dazu bey, den roſenfarbenen Humor ihn zu verjagen.

Aber Heloiſens Krankheit und Tod drükte eigentlich das Siegel auf alles, und er erſchien ſehr oft tiefſinnig und nachdenkend.

Die Zauberin Mind hatte indeſſen zwar von ihren Reizen nicht wenig verloren, bildete ſich aber ein, viel mehr zu haben, als ſie noch hatte, und wußte das auch den Leuten ſo ziemlich plauſibel vorzumahlen. Sie hatte der Eroberungen mancherley gehabt, und wenn ſie unſerer ſchreibſeligen Scribenten einen ihren Lebenslauf hätte mittheilen wollen, ſo zweifeln wir gar nicht, daß das nicht einen äuſſerſt galanten Roman gegeben haben würde.

Nach Heloiſens Tode zog ſie ſich wenigſtens öffentlich ein wenig zurük, und fieng an eingezogener zu leben. Ihre Ideen dabey konten wohl ganz eigen ſeyn. Unſere Einbildungskraft ſpielt manchmahl wunderlich mit uns, wie ſolte ſie nicht mit einer Dame wunderlich ſpielen, die von jeher in ihrem Reiche gelebt und gewebt hatte.

Wenn wir auf die erſten Jahre der Bekantſchaft mit dem Prinzen ein wenig zurükgehen wollen, ſo finden wir immer, daß die Dame mit dem guten Willen vorweg und mit dem Kopfe hinterdrein war. Wenn ſchon ihre erſte Spekulation, ſich dem Prinzen intereſſant zu machen, ihr nicht ganz fehlſchlug, ſo war doch die zweyte allerdings ein ſchrecklicher optiſcher Betrug, daß ſie beym alten Herzog ein gleiches bewirken zu können erwartete, und jezt fand ſie ſich in der ſonderbarſten Situation aller ihrer Irrthümer, denn ſie wähnte, Heloiſens Stelle erſezen zu können.

Sie hatte darüber einmahl mit jemanden eine geheime Unterredung gehabt, die ein dritter behorcht hatte, und uns ſelbige wieder erzählte. Ihr quaſi Gemahl war die Perſon im Duet geweſen, der ſie ihre Meynungen vorgeſungen. Sie hatten darin beſtanden, daß Heloiſe ihren Vortheil gar nicht verſtanden, daß wenn ſie auch noch länger gelebt, ſie ſich doch nicht würde erhalten haben, weil ſie zu aufrichtig und zu uneigennüzig geweſen.

„Und die Welt, ſagte der Herr Gemahl, legt ihr doch den Eigennuz zur Laſt.“

Die Welt, die das nicht verſteht, die da glauben, eine Handvoll Brillianten dem Herzoge nicht abſchlagen, das ſey eigennüzig. Ihr Nachlaß hat das Gegentheil gelehrt. Nein, mein Freund, ich habe den Herrn beſſer genüzt als ſie, und im Vertrauen, nun ſoll es erſt recht angehen.

„Hören ſie mein Schaz — die Flügel gehen kaput, wenn man zu hoch fliegen will.“

Es ſind keine wächſernen, Herr Schazmeiſter, daß ſie ſchmelzten. Ich könte ihnen weit unglaublichere Fälle erzählen, wenn ich nicht meine Zeit zu nöthigern Dingen brauchte. Kurz, Herr Gemahl, wir werden recht viel werden.

„Oder recht wenig. Das lezte glaub ich.

Glauben ſie was ſie wollen. Gehen ſie ihren Weg, ich den meinigen. Kontrekarriren ſie mir nur nicht, was ich will, ſo will ich ihnen nicht in den Weg kommen.

„Das will ich mir auch ſehr verbitten. Aufrichtig geſprochen, Madam, ich lebe bey ihnen und mit ihnen recht gut, unſere Verhältniſſe ſind die, daß wir uns nicht in den Weg kommen; ich tadle auch keine ihrer Maasregeln, denn ſie nehmen ſie zu ihrem Beſten, ich die meinigen zu meinem.

Ich leide manches durch die Bekantſchaften, die ich unterhalten muß, und man legt mir manches zur Laſt, woran ich keinen Antheil habe. Man glaubt, ich kan beym Herzoge etwas ausrichten, und ich kan eigentlich gar nichts. Man ſchreibt Beförderungen auf meine Rechnung, die ich nicht zuwege gebracht habe. Ich könte mich aber dagegen ſperren, wie ich wolte, man würde mir doch nicht glauben, alſo ſchweig ich ſtill. Ich bin derjenige, an dem der Herzog am öfteſten ſeine üble Laune ausläßt, und ich fühle die Spuren ſeines Zorns ſo bald ich mich in Dinge menge, die ſeiner Meynung nach mich nichts angehen. Daß ich mir ſeine Grosmuth zu nuze mache, das thue ich von rechtswegen, denn ich habe ihm treu, redlich, und oft mit Gefahr meines Lebens gedient. Daß ich Geſchenke nehme, um andern das Wort bey ihm zu reden, das ſpricht man mir im Haſſe nach. Wer meinen Karakter nicht für aufrichtig hält, beleidigt mich. Ich ſehe viel, wobey ich die Augen zudrüke, und heiße viel gut, was ſchlimmer werden würde, wenn ichs böſe nente. So Madam, lebe ich in meiner Einfalt dahin, und bitte ſie mich nicht darin zu ſtören, verſpreche aber dagegen, ihnen nie im Wege zu ſeyn, noch weniger dem Herzoge andre als gute Meinungen von ihnen beyzubringen, welches

ches ohnedem meine Schuldigkeit iſt, da ich ihnen mein Glük zu danken habe.

Dieſes Bekentnis, ſagte der Traditor, welches der Mann würklich in voller Unſchuld und ohnabſichtlich dahin ſprach, ſchien würklich vor ihn zu zeugen, und wir ſind es faſt überzeugt, daß man ihm zu viel that, und daß viele Dinge ihm zur Laſt gelegt worden, woran er keinen Antheil hatte.

Madam Mind ſahe indeſſen hierdurch, daß ſie an ihm keinen Antagoniſten hätte, und das hatte ſie aus Gründen befürchtet, die wir nicht mitzutheilen im Stande ſind, weil die Traditoren ſie in häusliche Angelegenheiten ſezten, die niemand zu Ohren gekommen.

Der Herzog zerſtreuete ſich mit Jagen, Fiſchen, und andern Beluſtigungen, die wenig den Eindruk löſchten, der über ſeinen Verluſt in ihm war. Er konte ſich noch unmöglich ans weibliche Geſchlecht ſo wieder lenken, weil die Innigkeit, in welcher er mit Heloiſen gelebt, ihm zu deutlich vor der Seele, und mit dieſer Innigkeit ein neues Subjekt unmöglich ihm, als nach langem Umgange bekant werden konte. Daher fielen alle gemachte Projekte, ihm neue Gegenſtände vorzuführen, in ihr Nichts zurük, weil ſie, ſo häufig ſie gemacht wurden, immer ohne Ueberlegung und thörichterweiſe unternommen wurden.

Es war würklich traurig mit anzuſehen, wie ſo viele Menſchen den Herzog ſo gar ſchwach behandelten, daß ſie glaubten, er könne mit dem Gefühl, wie mit den Kleidern wechſeln, da er doch würklich nur gütig war, da das, was Schwachheit bey ihm war, ſich auf die Empfindung ſtüzte, er wolte andre glüklich machen, da ſein Herz für Heloiſens Liebe ſtandhaft und feſt geweſen war, wenn ſchon ſeine Leidenſchaft und ſein Temperament oft durch Uebereilung, oft durch hämiſche Nachſtellungen irre geführt wurde.

Jezt wirkte das nichts auf ihn, denn, wie wir oben ſchon erwähnt haben, der Eindruk des Verluſts machte gar zu viele vergangene Scenen in weit hellerm Lichte rege, als ſie bey ihrem Daſeyn geleuchtet hatten.

Madam Mind wußte ſehr gut, daß ſie in der erſten Zeit nichts zu fürchten hatte. Sie ließ alſo auch den Herzog, ob ſie gleich oft ihn ſprach, in Ruhe über alles, was Liebe und Leidenſchaft betraf.

Sie wußte es aber auch herrlich einzurichten, daß ſie ihm einſt allein auf einem einſamen Spaziergange in einem dunkeln Gehölz antraf, wo ein kleiner Grad von Melancholie ſich ſeiner bemächtigt hatte. Ihre Miene nahm die nehmlichen Züge, und des Herzogs Aufmerkſamkeit auf ſie wurde dadurch rege, mehr als durch die Reize, die ſie im möglichſten Glanze ausgebreitet, und, wir können das nicht unſern Leſern, aufgeſchmükt hatte.

Sie hatte auch nicht allein allen ihren Verſtand aufgeboten, ſondern heuchelte eine Theilnehmung an ſeiner Traurigkeit, die ſie wohl ſelbſt nicht ganz herzlich behaupten konte, und uns alſo dieſen Ausdruk nicht übel deuten wird.

Ihr Geſpräch ſoll ſogar auf Heloiſen gefallen ſeyn, wie ſie es jemanden, der vertrauter mit uns war, als ſie glaubte, nachher erzählt, und ſie ihres Zweks nicht verfehlt haben, indem der Herzog ihr Urtheil über dieſe für Wahrheit genommen, und würklich geglaubt, daß ſie ihre innige Freun-

din

bin geweſen, weil er von jedem Menſchen gutes gar zu gern glaubte.

Einmahl für ſie wieder eingenommen, hörte er es gern mit an, wie ſie nach und nach auf alte Scenen ihn brachte, deren Wonne er denn auch nicht uneben fand, und vielleicht im Taumel der Ueberraſchung glaubte, ſie lieſen ſich zurückrufen.

In wie fern das wahr geworden, ſind wir nicht im Stande zu beſtimmen. Madam Minds Betragen aber verrieth ihren Sieg hinlänglich, den wir ihr nicht misgönnen, weil er die Zufriedenheit des guten Herzogs beförderte, es aber noch lieber geſehen hätten, wenn ſie mehr bey ihren Plänen auf ihn, als auf ſich ſelbſt geſehen, und die Eitelkeit ſich nicht hätte hinreiſſen laſſen, ein neues Gebäude aufführen zu wollen, das alle nachbarlichen des Lichts beraubte.

Sechſte Aufklärung.

Wieder eine Exkurſion ins Reich der Republiken, wenn man will, Fortſezung der vorigen.

Die Exempten, von denen im zweyten Theil die Rede war, und deren der Herzog ſich ſo fürſtlich angenommen, und noch immer annahm, lebten unter dem Schuz und der Gnade dieſes edlen Gönners, je nachdem ſie ſelbſt ſich ſtimten, ihr ruhiges — Pflanzen — Schlaraffen, vielleicht manche ihr Hottentottenleben fort. Alle dachten mit Recht, ihr ſeyd unter des Herzogs Flügeln beſchirmt, gros, und ehrenwerth. Keinem aber, oder doch, wir wollen das glimpflichſte annehmen, höchſtwenigen fiel es ein, unter den Flügeln der Kunſt, ſich ſelbſt Schirm, Schuz und Ehre zu geben, damit wenn das Schikſal, welches über Fürſten wie über Exempten gebietet, ihnen einmahl den Gönner raubte, ſie in Freunden der Muſen neue Gönner finden konten.

Insbeſondre glaubten ſie, ſie bedürften nicht mehr vollkomner zu werden, als ſie ſchon wären, weil ſie die Vollkommenheit ſelbſt wären.

Sie hatten auch einen Aufſeher, der ſie ſo ziemlich in dieſem Glauben unterſtüzte — nicht geradezu, denn wenn er ihnen vorpredigte, ſo bekamen ſie die Moral in vollwichtigem Maas, weil er glaubte, er könne ſie vollkomner machen. Allein auſſer der Vollkommenheit, die er ihnen noch geben konte, nahm er auch nicht die geringſte Möglichkeit an, und ſprach, ſo ſchlecht er vom karakteriſtiſchen ſeiner Republik urtheilte, mit ſo viel übertriebenen Lobeserhebungen von ihrer Kunſt, daß er, wenn ihm die beſten Subjekte andrer Länder zu Ergänzung ſeines Staats angeboten wurden, ſehr troken ſagte: Was ſoll ich mit ihnen machen?

Unter andern erſchien ein Subjekt, welches mit einem ſo auſſerordentlich ſanften Ton von der Natur begabt war, und ſo künſtliche Biegungen in dieſe Gabe zu bringen gewußt hatte, daß es alle in dieſem Fache übertraf, die er in ſeiner Republik hatte.

Zwar wolte das Subjekt kein Brod von der Republik, ſondern lebte in einem andern Staate ebenfalls unter erhabnem Schuz, und reiſte blos zu ſeinem Vergnügen. Aber ſein Ruf war ausgebreitet, und ſeiner Eitelkeit es wohl zu verzeyhen, wenn es den Wunſch hegte, auch hier in der Reſidenz dieſen Ruf zu beſtätigen.

Das war aber des Aufſehers Wille gar nicht, und nicht ganz ohne Grund. Er ſagte, er verdürbe ſeinen Exemten den Beyfall, wenn er welche auftreten ließe, die neu, und aus dem Grunde auffallender, und intereſſanter wären.

Man erlaube uns hier etwas im allgemeinen darüber zu ſagen, daß man Exempten auf eingerichteten Bühnen, beſonders ſtehenden, zuläßt, Gaſtſpiele zu geben. Neuheit hat allemahl Reiz, und ſo wird der Fremde, wenn er der Kunſt nach mit dem Einheimiſchen gleich iſt, immer gewinnen, und dieſem ſchaden, der wenigſtens eine Zeitlang nachher ſich erſt wieder in die Gunſt des Publikums einſchmeicheln muß. Er wird dadurch laß, und träge, und ſpielt ſchlechter und nachläßiger. Man findet nicht mehr Geſchmak an ihm, ſo wenig als er am

Publikum, und man verliert einen guten Menſchen, und hat den eben ſo guten, den man über ihn unrechtmäßiger Weiſe wegſezte, doch nicht erhalten. Das iſt eine wichtige Urſache, warum man nie Gaſtſpiele dulden ſolte.

Wenn jeder Ort ſeine beſtimte Bühne hätte, deren Mitglieder zugleich Mitglieder des Staats im allgemeinen wären, ſo würde das freylich wegfallen, und keine Gaſtſpiele würden mehr exiſtiren, ſo wenig als ein Geheimderath an einen andern Ort reiſen würde, um einen Rechtsfall zu entſcheiden, oder eine Probe ſeiner Finanzwiſſenſchaften abzulegen.

Auch waren die Einwohner der Reſidenz eben nicht darauf erpicht, fremde Subjekte zu ſehen, ſondern hatten größtentheils den Dünkel ihre Exempten für die beſten zu halten, aber der Fall war diesmahl auſſerordentlich, das Subjekt zu bekant, und ſelbſt zu entſchieden über die Mitglieder erhaben, als daß es ihnen hätte Schaden thun können, denn ſolche Vollkommenheit konte man nicht verlangen.

So war es auch dem Publikum nicht zu verdenken, daß ſie den ſeltnen Vogel gern wolten ſingen hören, und ſo drangen ſie auch darauf, als der Aufſeher der Republik ſeinen Konſens nicht geben wolte. Das Subjekt zeigte alſo ſeine Künſte, und die Reſidenz war entzükt davon. Nun war es aber an einemmahle nicht genug, man wolte es öfterer bewundern, und nun kam es zwiſchen dem Subjekte, und dem Aufſeher der Republik zu ökonomiſchen Unterhandlungen, weil das Subjekt wohl einmahl des Aufſehers Kaſſe ohne Entgeld zu füllen ſich entſchlieſſen, aber von dem übrigen Gewinn ſeinen Antheil wie billig verlangte. Es that aber dem Aufſeher den Vorſchlag, es wolle die Sache der Entſcheidung des Publikums überlaſſen, welches ſeinen Werth geſchäzt, und alſo auch ſeine Belohnung beſtimmen möge, wolle daher, wenn es noch einigemahl ſeine Künſte gezeigt, einmahl für ſein eignes Beſtes auftreten.

Das wolte der Aufſeher gar nicht zugeben, behauptete, er verlöre dadurch zu viel, hatte auch Gründe das zu behaupten, nicht der Einnahme wegen, die ihm dadurch entgieng, ſondern des Misbrauchs wegen, der aus der Prätenſion ſolcher Einnahmen entſtände, die eigentlich als etwas ganz auſſerordentliches angeſehen werden, und alſo nicht jedem zu geben wären, der ſich da ſehen lieſſe.

Hierin alſo konte er recht haben, darin aber hatte er äuſſerſt unrecht, daß er dem Subjekte zur Belohnung eine ſo geringe Summe anbot, daß es nicht einmahl den Aufwand, den es deswegen, daß es länger ſich in der Reſidenz aufhielt, machen mußte, davon beſtreiten konte.

Aufgebracht ſich durch eine ſolche Behandlung verachtet zu ſehen, erklärte das Subjekt, daß es dergleichen nicht gewohnt ſey, daß es, um dem Publikum am heutigen Tage keinen Anſtos zu geben, ſich noch einmahl gratis zeigen, und dann abreiſen würde.

Izt hätte der Aufſeher entweder, wenn ihn die Oekonomie plagte, zuſchlagen, oder ein anderes Gebot machen ſollen. Nichts aber war unüberlegter, als daß er das ganze Publikum ins Spiel zu bringen, und eine Sache allgemein zu machen ſuchte, die nur das Subjekt und ihn privatim betraf.

Er ſagte dem Subjekte, wenn es nicht für die Belohnung ſich zeigen wolle, ſo ſolte es auch gratis nicht geſchehen. Das Subjekt verneigte ſich und gieng ſeiner Wege. Vielleicht dachte der Aufſeher nicht, daß es die Erklärung ſo wörtlich nehmen, und ins Werk ſezen würde.

Indeſſen war das Publikum von dem Stüke, und dem Auftritte des Subjekts avertirt, alle die Afſichen angeſchlagen, und hunderte rüſteten ſich für den Abend zum Schauſpielhauſe.

Unter der Republik der Exempten entſtand eine Gährung. Der Aufſeher war mit den meiſten ein wenig geſpannt, weil ſein diktatoriſcher Ton zuweilen falſch angebracht wurde, und er den Exempten Dinge ſagte, die er ihnen nicht zu ſagen befugt war, und die ſie, um nicht in ſeine Ungnade zu fallen, mit anhören, und ruhiger ertragen mußten, als ſie es gern mogten. Indeſſen kochte doch Unzufriedenheit in ihrem Herzen.

Er hatte den Kopf ſo ſehr verloren, daß er nicht auf der Stelle, wie der Streit mit dem Subjekte geſchahe, darauf dachte, das Publikum zu entſchädigen und für eine andere Unterhaltung deſſelben beſorgt zu ſeyn. Erſt nachdem das Gericht ſich ſchon ziemlich weit und breit verbreitet, wurde hierüber deliberirt, und während deſſen hatten die Herren

Exempten Zeit, ſich hier, da und dorthin zu verlieren, und ihren Aufſeher in die Verlegenheit zu ſetzen, in die er nunmehro kam.

Denn niemand, der ſpielen ſolte, war zu Hauſe, noch anzutreffen. Auch war ihnen das nicht zu verdenken, denn auſſer der kleinen Rache, die ſie dadurch am Aufſeher nahmen, wäre jeder, der aufgetreten wäre, ein Opfer des Zorns des Publikums geworden, welches ſich getäuſcht ſahe, und das Subjekt ſehen wolte, das man ihm angekündigt.

Noch hätte der Aufſeher den öffentlichen Lerm vermeiden, noch hätte er dem Subjekte das verlangte zugeſtehen können, allein da hätte er es freylich um Verzeyhung bitten müſſen, und das war ſeinem Stolze zu demüthigend.

Er lies es alſo lieber zu einer öffentlichen Revolution kommen, die denn die Folgen hatte, daß über 500 Menſchen ſich vor dem Hauſe verſammleten, und mit Ungeſtüm die Thür zu öfnen verlangten, denn man hatte dieſe aus Vorſorge einer gröſſern Unruhe verſchloßen.

Das war nun freylich unerhört, ein ganzes Publikum ſo zu äffen, nicht 20 oder mehr Menſchen gleich anzunehmen, in die Stadt zu vertheilen, und allenthalben anſagen zu laſſen, daß ein unvermutheter Zufall für den Tag das Haus verſchloſſen hielte.

Ein wenig mehr Nachdenken hätte dem Aufſeher alle dieſe Mittel angeben, und ihn vor ſo vielem Unangenehmen ſchüzen können.

Das war zu ſpät, verſammelt war die ganze Menge, und Vorwürfe und Schimpfreden fielen auf den Aufſeher der Republik. Er hatte ſich wohl weislich unter die Kanonen ſeines Hauſes zurükgezogen, und wolte nichts weniger, als den Helden ſpielen, der die aufgebrachte Menge beſänftigte. Hätte er den Muth alter Zeiten gehabt, ſo hätte er ſelbſt auf die Bühne treten, und mit redneriſchem Nachdruk das Publikum beſänftigen müſſen, und ſeiner wäre in den Jahrbüchern exemptiſcher Helden mit Lorbeern gedacht worden. So glänzt er unter den Muthloſen.

Das allgemeine Murren war vom Geringen bis zum Großen. Eine Equipage nach der andern kam angefahren, und alle ärgerten ſich, daß ſie unbefriedigt zurükfahren mußten. Gewiſſermaßen hätte ſich der Aufſeher der Republik entſchuldigen können, daß er auch nicht einmahl den Vornehmen Nachricht davon gegeben, weil er in ſolchen Fällen das Publikum egal behandeln wollen. Aber denen vom herzoglichen Hauß, und Männern, die ſich von Staatsgeſchäften, die ſich davon losgeriſſen, um eine Seltenheit zu ſehen, hätte er wenigſtens die fruchtloſe Mühe erſparen können. Aber wie geſagt, es gieng ihm, wie es ſo manchem, in noch wichtigern Fällen zu gehen pflegt: Die Gegenwart des Geiſtes war zum Teufel.

Indeſſen ward es immer lauter und lauter vor dem Hauſe, und um gröſern Uebeln, die aus kleinen ſo oft entſtehen, vorzubeugen, entſchloſſen ſich einige, ſich zu ihm in ſeine Retirade zu verfügen, und im Namen des Publikums Genugthuung für dieſe Behandlung zu fordern. Sehr glimpflich ſetzte man dieſe nur darin, daß er das Subjekt quaeſtionis auftreten laſſen, und ihm bewilligen ſolte, was es verlangte.

Jezt verkroch der Aufſeher ſich hinter eine Batterie, wo er ſich ſehr ſicher glaubte, nemlich hinter die Abweſenheit des Herzogs, und daß er dergleichen ohne ſeinen ſpeziellen Willen nicht unternehmen könte. Vielleicht hätte er es damit durchgeſezt, allein da die Herren Deputirten ihm einwandten, das Publikum habe in Anſehung der Exempten eine gewiſſe Stimme, und der gutdenkende Herzog würde ſich nicht widerſezen, wenn es einen unter ihnen für ſeine Talente belohnen wolte, ſo verließ der Aufſeher wieder ſeinen Saz, und nahm einen andern Weg. Er ſchlug nehmlich vor, wenn man ihm die Unterſchrift von funfzig angeſehenen Männern brächte, damit er ſich ſicherte, ſo wolte er die Bedingungen eingehen. Die Deputirten verſtanden ſich ſogleich dazu, und der Aufſeher hofte, daß das nicht zu Stande kommen würde.

Aber eben, weil die Sache zu öffentlich bekant geworden, zu viele Leute von Stande beleidigt waren, und man nun noch mehr Prädilektion für das auswärtige Subjekt gefaßt, ſo kam die Sache ſehr ſchnell, und ſehr eklatant zu ſtande. Gegen 200 Perſonen, unter welchen Leute vom erſten Range waren, unterſchrieben ſich, und der Aufſeher mußte nachgeben.

Es gab Leute, welche behaupteten, dieſe Sache wäre kränkend für ihn geweſen, allein wenn er der vernünftige Philoſoph war, der er ſvor der ganzen Welt hieß, ſo hätte ihm das nicht kränkend ſeyn müſſen, denn ſo kam er noch ehrenvoll aus einem Handel, der bey einem andern Ausgange ihm nicht ſehr zur Ehre hätte gereichen können.

Beyfall und Zufriedenheit des Publikums ungetheilt ſtrömten ſie dem Subjekte zu.

Am Tage, an dem das Subjekt die Früchte ſeines Talents ärndete, hatten viele Verehrer deſſelben ein Feſt zu deſſen Ehren angeſtellt, und zu dieſem Feſte waren alle Exempten geladen.

Unter ihrer Zahl waren denn auch einige, die es übel nahmen, daß das Publikum es begehren können, ein größeres Talent als das ihrige zu ſehen, die nicht damit zufrieden waren, daß man ihnen jedesmahl, wenn ſie erſchienen, ſeine Zufriedenheit mit ihnen zu erkennen gab, die da glaubten, wohl werth zu ſeyn, daß man ihrentwegen das Gute ſchlecht fände — die, ſo ſagten manche, aber die Traditoren wolten die Gewißheit davon nicht gerade annehmen, behaupteten, ſie wären in der Kunſt dem fremden Subjekte vollkommen gleich. Dieſe fanden es bedenklich zu dem Feſte ſich einzufinden, welches dem Subjekte gegeben würde, ob man ſie gleich ſehr bat, und der Unternehmer ſich beſonders perſönlich bey einem Exempten einfand, und um deſſen Erſcheinung bat.

Dieſer Exempt ſagte geradezu, er habe einen Privathaß gegen das Subjekt. O erwiederte der Unternehmer, da können ſie bey dieſer Gelegenheit ein verdienſtliches Werk thun, die Rache beyſeite ſezen, und die gute Meynung von ſich rechtfertigen, die die Welt von ihnen hat. Der Exempt wurde verlegen, ſchämte ſich, blieb aber bey ſeinem Vorſaz. Ein anderer war nicht wohl auf, und weil an ihm nicht ſo viel gelegen war, als an jenem, ſo ließ man ihm nicht wohlauf ſeyn, obſchon er ſehr geſund war.

Bey dem Feſte waren Sonaten auf das Subjekt gemacht, und es war ſelbſt mit einem Lorbeerkranze gekrönt, und als eine der neun Muſen ſelbſt verhalbgöttert worden.

Und das ſolte nicht Neid, Eiferſucht und Misvergnügen erweken. Bey Exempten erweken, wo dies Eigenſchaften ſind, die ſich von der republikaniſchen Zunft nicht trennen laſſen.

Der Herzog kam nachher zurük, erfuhr die ganze Sache, und war ſehr aufgebracht über den Aufſeher, daß er ſich nicht beſſer benommen. Madam Mind, die, wie wir oben geſagt, Beſchüzerin der kleinen Republik ſeyn wolte, und auf einen ſo guten Fus ſie auch ſonſt mit ihm ſtand, doch wohl einſahe, er hätte hier dem guten zu viel gethan, war ebenfalls bey ihm geweſen, und hatte ihm der Vorwürfe nicht wenig gemacht. Sie hatte bey der Gelegenheit ihre politiſchen Kentniße ausgekramt, und eine weitläuftige Entzifferung des Verhältniſſes in andern Staaten gemacht, ihm auch den Kopf ſo warm werden laſſen, daß ihm im Ernſt bange geworden. Er habe, ſagte ſie, das erſte Feuer zu einer möglichen Revolution, freylich nicht wiſſentlich, aber doch zufällig gegeben, und das wären Mittel, dem Volke dergleichen Geſinnungen beyzubringen.

Kurz, der Herr Aufſeher fühlte, zwar nicht zum erſtenmahle, aber doch nachdrüklicher als jemahle, daß eine ſolche Republik ſo zu regieren, daß die Exempten ſowohl als das Publikum zufrieden wäre, eine Sache ſey, die auſſer ſeinem Horizont läge, oder der wenigſtens Liebe zur Kommodität und Behaglichkeit nicht an die Seite geſezt werden müßten.

Uebrigens war dieſer Aufſeher ein Mann, der dem Herrſchen ſehr gewogen war, und gern dem Despotiſmus in der Republik eingeführt hätte, wenn die Exempten nur nach ſeiner Weiſe hätten tanzen wollen. Er war ein Mann von viel Welt und intrikaten Kopfe — ein feiner Egoiſt, und ein erleuchteter Epikuräer. Er hatte es, da anfangs ſeine Macht ſehr eingeſchränkt war, dahin zu bringen gewußt, daß er das Regiment allein behielt, denn theils hatte er die mit ihm regieren von ſeiner Seite zu ſchaffen gewußt, theils waren ſie von ſich ſelbſt ſo klug geweſen, lieber mit ihm nichts zu ſchaffen haben zu wollen, als daß ſie unter ewigem Krieg Theil am Werke nähmen. Sie führten alſo den Namen, und er machte alles.

Freylich hatte er willens und ſprach auch viel davon, den ſittlichen Karakter der Exempten zu beſſern und ſezte auch würklich Tugendpreiſe und Belohnungen aus. Aber mit dieſer Spekulation verunglückte es ihm ſehr. Die Tugenden wurden unter ſeiner Regierung immer rarer, und die Leidenſchaften arteten ſehr oft in Thätlichkeiten aus, ſo daß er genug zu thun hatte, die handhabenden Partheyen aus einander zu bringen, und oft ſich in Gefahr ſezte, ſelbſt als Mediateur das Beſte davon zu kriegen.

Zwey Exempten der erſten Größe waren auch in Disharmonie gerathen, und es war bey ihnen von Worten zur That gekommen. Ihre Beleidigungen waren von beyden Seiten gleich thätig und nachdrüklich geweſen, und ſie hätten jeder mit dem Theile, der auf ſie gefallen, ruhig zufrieden ſeyn können. Allein der Geiſt des Muths belebte ſie, und ſie wolten den einander angethanenen Schimpf jeder aufs nachdrüklichſte gerochen wiſſen.

Der Art Streitigkeiten werden bey uns mit Kartätſchen ausgemacht, fuhr der Traditor fort, denn eine Kugel auf ſich abfeuern zu laſſen, das iſt ſo gut wie feige ſeyn. Aber wenn ſieben und zwanzig einen nicht treffen, denn hat man doch von Kurage und Glük zu ſprechen.

Alſo Kartätſchen ſolten entſcheiden. Das Publikum lachte. Die Exempten entrüſteten ſich ſehr darüber. Der Tage wurden viel beſtimt, aber immer bekam einer von ihnen Verhinderungen. Das Publikum lachte noch mehr. Das mußte die Galle rege machen. Man wolte das Ding gar nicht vergeſſen, und ſo wurde endlich der Tag feſtgeſezt.

Die Stüke wurden hinausgeführt, die Exempten erſchienen und ihnen folgten viel hundert Menſchen. War es aber der Anblik der Stüke, oder die auf einmahl wirkende Vernunft, oder Gewiſſen, oder Verſöhnungsliebe, genug die Herren Exempten verſöhnten ſich plözlich. Die Kartätſchen blieben folglich in den Stüken, und kein Knall ward gehört. Das Publikum lachte noch mehr. Daran kehrten ſich die Herren ſehr weislich nicht, denn im Grunde hatten ſie recht.

Mancher Dulzinea Thränen wurden durch dieſe friedliche Vereinigung getroknet, und dem Gott des Rebenſafts wurde ſtark geopfert.

Das iſt in der That beſſer als mit Kartätſchenkugeln Ball ſpielen zu wollen.

Aber Auftritte der Art ſahe man oft, und das machte würklich, daß viele Einwohner der Reſidenz ſich ſcheueten, mit Exempten umzugehen, anſtatt daß dieſe Leute ſich hätten Mühe geben ſollen, mit andern Ständen Umgang zu erhalten.

Eine andere Urſache, die viele Einwohner der Reſidenz abhielt, ſich mit den Exempten einzulaſſen, war die Verſchwendung, mit welcher ſie lebten. Sie glaubten würklich Anſprüche auf eine zügelloſe Lebensart, und das Lekerſte war ihnen gewöhnlich nicht leker genug. Der im Mittelſtande häuslichlebende getrauete ſich gar nicht, ihnen ſein Mahl anzubieten, denn wo nicht ausländiſche Speiſen prangten, und theure Fluida floſſen, da waren ſie nicht recht zu Hauſe, weil ſie das alles ſelbſt als eine billige Erholung nach vollbrachter Arbeit täglich verzehrten.

Die meiſten ſtanden würklich in dem Wahn, ihre Arbeit ſey beſchwerlicher, als aller übrigen, und derjenige, der täglich zehn Stunden an einem Flek ſizen und ſchreiben mußte, ſchien ihnen mit ſeiner häuslichen Koſt, und ſeiner Flaſche Bier ſehr wohl zufrieden ſeyn zu können; aber ſie müßten, meinten ſie, für eine ſchlecht memorirte, und ſchlecht declamirte Rolle ſich mit den theureſten Speiſen und Getränken ſchadlos zu halten ſuchen.

Ein

Ein Dichter, der einiges für die Bühne gearbeitet, was nicht ganz ohne Beyfall geweſen, war einmahl bey einem Exempten, der ſich herablies, ſein Talent und ſeinen Fleiß zu loben, und ihn aufmunterte, ſich der Republik zu widmen, und die Dichteriſchen Arbeiten bey derſelben zu übernehmen. Er meinte ein paar hundert Thaler würden ſich von der Kaſſe bewirken laſſen, und davor könne man denn ſchon eine Parthie Stücke für dieſelbe liefern.

Und dieſer Exemt hatte über 2000 Thlr. zu verzehren, und bediente das Publikum oft äuſſerſt nachläſſig. Der Dichter ſchwieg ſtille, bemühete ſich aber ferner nicht um dieſes Exempten Freundſchaft.

So viel der Exempt, der ſich dadurch beleidiget glaubte, daß man nur ſein Talent bewunderte, und nicht ſeiner Perſon, Weyrauch ſtreute, thun konte, den Dichter zu kränken, ſo viel that er. So ſehr er vorher des Dichters Arbeiten gelobt, durch eine derſelben ſogar ſich ſelbſt einen Glanz zu verſchaffen gewünſcht, ſo wurden dieſe doch nun als unnüz verworfen, und der Aufſeher, der dem Dichter auch ob nicht genugſamen Büken nicht ganz hold war, ſtimmte gar zu gern ein, die Stüke zu verwerfen, die derſelbe geſchrieben.

Wir gehen nach dieſer kleinen Epiſode wieder zur Lebensart der Exempten. Dieſe war alſo ſo beſchaffen, daß ſie nothwendig Verfall ihrer Umſtände nach ſich ziehen mußte, und ſo gut ſie bezahlt wurden, ſo ſaßen die meiſten in Schulden bis über die Ohren.

Manche unter den Damen ſuchten denn zu gefallen, und manche unter den Herrn wählten ſich junge vermögende Menſchen, um durch ihr Geld ſich aus dem Strudel ihrer Ausſchweifungen zu retten. Wäre das alles auf eine vernünftige Art geſchehen, ſo hätte ſich darüber Entſchuldigung anbringen laſſen, wäre der Mann nicht auf den Ruin ſeiner reichern Bekantſchaften ausgegangen — hätte er ſich nicht niedriger Mittel bedient, um ihnen ihr Geld abzunehmen — wären ſeine Abſichten auf arrangiren und wiederbezahlen gegangen, ſo hätte man nichts daran auszuſezen gefunden. So waren Spiel und Schulden die Mittel, durch welche die Sachen betrieben wurden, und das geſchahe ſo ziemlich offen und laut, ſo daß ehrliche Leute, anmende Fremde bereits für den Umgang mit dieſem oder jenem bey Eintritt warnten.

Wenn die Dame von ihres Liebhabers Gelde ſich einen Nothpfennig geſamlet hätte, um wenn Schönheit und Reize einmahl verwelkt wären, dann ſich nicht der Gnade anderer überlaſſen zu müſſen, die ohnedem bey dem Vorurtheil wider dieſes Metier immer ſchwächer ausfällt, als bey andern Perſonen, ſo hätte man geſagt, ſie ſpiele ein vernünftig Spiel.

Wenn ſie aber anſtatt deſſen das Geld auf bloſſen Flitterſtaat wandte, wenn ſie um einen größern Liebhaber zu feſſeln immer in neuen Kleidern prangte, bey denen ſie fünfzig und mehr Prozent den andern Tag verlor, wenn ſie nicht klug genug war, einzuſehen, daß der größere Liebhaber theils zu delikat wäre, um oft genoſſene Speiſen zu verdauen, theils Kleider nicht immer der Weg ſind zu feſſeln, ſo war die natürliche Folge, daß niemand ſie bedauerte, wenn ihre ſchlechten Umſtände eklat, und ſie genöthigt wurde, den Ort zu verlaſſen.

Doch dieſe Republik hat uns zu lange beſchäftigt, als daß wir nicht auf wichtigere Dinge nunmehr Rükſicht nehmen müſſen.

Siebente Aufklärung.

Geht in der Geſchichte rükwärts, und holt wichtige Situationen nach.

Wir haben lange von dem, was nach dem Tode Heloiſens in den Seelen der Menſchen vorgieng, geſchwiegen, um die Trauer, die in den Herzen unſrer Leſer darüber entſtanden, ein wenig verdampfen zu laſſen. Aber wir trauen ihrer Neugierde, ſo wie ihrer Theilnehmung zu, daß ſie ſo gern wie wir wiſſen mögten, wie jeder dabey Intereßirte dieſen Zeitpunkt aufgenommen.

Der gedrükteſte von allen war der Herzog, wie wir ſchon aus einigen nachher hingeworfenen Zügen, haben merken laſſen. Er hatte, ſo zu ſagen, den einzigen Freund verloren, den er in der Welt hatte. Der einzige Zufluchtsort für ſeine trübe Stunden war ihm geraubt, er ſtand einſam und verlaſſen da.

Wer ſolte ihm auch wohl noch Freund ſeyn? Die Miniſter etwa, die in Geſchäfte verwikelt immer beſchäftigt wenig an ihn denken konten? Die Lieblinge, die er vorgezogen, die dieſes Vorziehen blos zu ihrem Eigennuz gemisbraucht, und nun mit jeder Vertraulichkeit ſich zu verrathen fürchteten? Die Vertrauten, die ſeinem jugendlichen Leichtſinne nachgeben, und ſich damahls unbedachtſam zu ſeinen Ausſchweifungen nuzen laſſen, von deren vielen er einſahe, er hätte ſie unterlaſſen können. Freunde unreiferer Jahre können nicht Freunde bleiben, wenn ſie nicht mit uns reifen. Und wenn ſie unſeren Schwachheiten nachgeben, reifen ſie ſchon nicht mit uns.

Sie hatten nur immer, vom Bleiben der Denkungsart und des Temperaments des Herzogs Begriffe, nicht vom Mehren des Verſtandes und Mindern der Leidenſchaft.

Oder ſolte Madam Mind die Freundin ſeines Herzens werden, ſie, die ſeit der Zeit, daß Heloiſe Beſizerin deſſelben war, ſich treflich ſchadlos gehalten, ſie die nie eine tiefe Empfindung des Herzogs rege zu machen gewußt, ſondern oberflächlich blos, und durch Reiz und Kunſt gewirkt hatte?

Nein, ſagte der Traditor in einem prophetiſchen Eifer, er iſt einſam, und wird einſam bleiben, bis er ganz Herr über ſeine Leidenſchaften wird, und dann ſein reifer Verſtand und ſein gutes Herz ihm einen Freund ſchaffen, mit dem er ſympatiſch gleich edel denkt und handelt.

Heloiſens Familie fühlte den Verluſt nicht minder, als der Herzog. Auch ihnen war eine Freundin verloren gegangen. Nicht war hier Eigennuz die Quelle der Traurigkeit. Wenn ſchon des Herzogs Güte ſich über ſie ausgedehnt hatte, ſo war das doch nur Güte, die man verdienten Männern um ihrer Verdienſte willen zollt. Vielleicht daß der Verwandtin Nähe ihn aufmerkſamer auf ſie machte, und ſie eher befördert wurden, als es auſſerdem geſchehen ſeyn würde, allein, daß ſie deswegen ſo befördert wären, daß ſie eklatantes Glük gemacht, oder den Stellen nicht gewachſen wären die man ihnen anvertrauet, das war nicht ſo. Da gabs Lieblinge, die weit mehr mit Gnaden überhäuft wurden als ſie, die ſich bereicherten, welches ſie nicht thaten.

Daher beweinten ſie den Verluſt der Geliebten des Herzogs blos um des Herzogs willen, denn ſie bedurften derſelben nicht, um ihre Verdienſte geltend zu machen, die der Herzog ohnedem anerkant hatte, und waren zu edeldenkend um zu wähnen, ſie hätten Vortheile dadurch verloren.

Allein der Verluſt der Zierde ihres Hauſes gieng ihnen nahe. Sie wußten es ſehr gut, daß Heloiſe viel beytrug, den Herzog zu beruhigen, und daß ſie in der Folge ihm von Seiten des Verſtandes noch nüzlicher ſeyn würde. Sie hatten es zwar erlebt, daß jedermann mit Achtung von ihr ſprach, aber daß jeder mit Liebe von ihr geſprochen, daß man ſie als keinen kleinen Grund zum allgemeinen Glük des Volks angeſehen hätte, das hätten ſie gern noch erlebt.

Sie begruben ſie im Schoos ihrer Familie, und ehrten jedes Andenken von ihr.

Ihre Feinde, denn wer hat als Verwandter einer ſolchen Art dieſe nicht, ihre Feinde ſelbſt mußten verſtummen, denn ſo warm des Herzogs Andenken

ken an ſie war, ſo konte man doch keine auch nicht die geringſte Laſt auf ſie bringen, daß ſie ſich etwa dieſer Prädilektion des Herzogs zu nuze gemacht hätten. Der Herzog lies ihnen Gerechtigkeit wiederfahren, mehr aber auch nicht. Die Folgezeit belohnte ihre Verdienſte, ſo wie ſie belohnt zu ſeyn verdienten. Das Andenken an Heloiſen trug beym Herzog nichts weiter dazu bey, als daß er ſie nicht überſahe, wie der Fall wohl möglich hätte ſeyn können, wenn er minder anhänglich für Heloiſen geweſen, und alles verbant hätte, was ihn an ſie hätte erinnern können. Hätte er ſich Vorwürfe in Anſehung ihrer zu machen gehabt, wäre ſeine Wahl nicht ſo beſchaffen geweſen, daß ſie ihm ſelbſt noch Freude machte, und Beruhigung gab, ſo wäre das gewiß ſehr natürliche Folge geweſen, und Vergeſſenheit ihrer und Zwang dazu hätte Vergeſſenheit der Familie und Zwang dazu nach ſich gezogen. Was iſt bey Fürſten leichter und gewöhnlicher, als daß Unmuth auf ſeine eignen Handlungen, wenn er ſie nicht ganz ſich angemeſſen erkennt, als daß dieſer Unmuth auf die zurükfällt, welche zunächſt um ihn ſind, und zuerſt auf die, welche dem Gegenſtande am nächſten ſind, um deſſen willen er unwürdig iſt.

Nein! Der Herzog ehrte in ihnen das Andenken der Verſtorbenen, denn ſie war ihm ſehr werth geweſen. Freygebiger hätte er leicht ſeyn können, allein wäre er freygebiger geweſen, ſo hätte Hyene Verläumdung den Rachen weit aufgeſperrt, um den guten Namen ihrer Verwandten zu verſchlingen.

Sie freueten ſich deſſen. Sie wußten nun gewiß, ſie waren nicht von der Gnade des Herzogs abgeſeldet, ſondern ſie ſtanden bey ihm angeſchrieben als Freunde. Er betrachtete ſie als Menſchen die ihm theuer ſeyn mußten, weil jene ihm theuer war, und er beſtimte ſie fort zu dem, wozu ſie vorher beſtimt waren, ſeinem Lande zu dienen.

Ob Madam Mind Freude oder Traurigkeit bey ihrem Tode empfunden, darüber mögten wir wohl keiner Streitſchrift bedürfen. Wir wenigſtens hätten ihr die Trauer ſehr verargen, wenn wir ſchon mit der Freude nicht zufrieden ſeyn können. Seine Feinde lieben, iſt die ſchwerſte Lehre in der Moral der Menſchheit, und wird von beſſern Menſchen ſo ſchlecht ausgeübt, daß man wohl den minder guten

ten nicht zumuthen darf, ſie in Ausübung zu bringen. Auſſerdem daß Madam Mind gegen den Herzog heuchelte, kan man nicht ſagen, daß ſie ihre Freude verborgen hätte, und gegen dem Herzog mußte ſie ihrer Abſichten wegen heucheln, von deren Erreichung wir ſchon oben Proben geſehen haben.

Uebrigens aber war ihr ſo ein Stein auf dem Wege, an den ſie alle Augenblik anſties, und um an ihn zu ſtoßen ſich noch alle erſtaunliche Mühe gab. Heloiſens Betragen gegen ſie wenigſtens war völlig dem Gleichnis eines Steins angemeſſen, denn ſie war kalt und blieb gleichgültig! Sie mogte an ſie ſtoßen, wie ſie wolte, auf welche Art ſie wolte, Heloiſe gab ſich nicht die Mühe, ſich nach ihr umzuſehen, noch ihr das zu erwiedern, was ſie ihr gethan hatte, nicht die geringſte Mühe ihren Bemühungen, ſie mit Kabale zu befleken, irgend etwas entgegenzuſezen. Sie war ihr zu klein, um ſie als eine Feindin zu betrachten, ſie war ihr das Geſchöpf, was nicht fähig war einer ſeiner Handlungen Nachdruk zu geben, das nur noch um die Schwächen des Herzogs herumhüpfte, und ſeiner ſtarken Seite nicht mehr ſich zu nähern getrauete.

Der allgemeine Hauſe war getheilt. Bey weitem der gröſſere Theil bedauerten es, daß eine Perſon nicht mehr lebte, die die Hochachtung der ganzen Welt verdiente, und welcher ſie die ihrige in einem ſo hohen Grade gezollt hatten, von welcher ſie ſich Ideen gemacht, die vielleicht zu weit giengen, immer aber ſehr zu Heloiſens Ehre, und zur Beruhigung derer gereichten, die ſie ſich machten.

Ein andrer Theil, der ſich wenig um alles bekümmerte, was auſſer ſeinem Zirkel vorgieng, hörten die Nachricht mit aufgeſperrtem Munde an, ohne dabey zu denken.

Den meiſten Jubel dabey machte ſich der neugierige und kannengieſſende Theil aus dem Mittelſtande, der unſerm Herrgott die Tage abſtiehlt, nichts zu thun hat, als ſeine Revenüen zu verzehren, und in der Reſidenz umhertrippelt, und jede Neuigkeit auffängt, und die Mücke zum Elephanten hinaufwälzt. Das war ihnen etwas, was ihrem ſchaalen Kopfe, und allezeit fertigen Zungenorgane eine ausgedehnte Beſchäftigung gab. Sie waren es, deren ſich bey ſolchen und andern Gelegenheiten die

Groſen, die die Zeit dazu nicht hatten, und doch es wünſchten, bedienten, um Gerüchte in der Stadt aufzuſprengen, und die Menſchen von gewiſſen Dingen, die ſie nicht wolten geglaubt wiſſen, ab, und auf andre Dinge zu lenken, die ſie geglaubt wiſſen wolten.

Denen gemäß zu urtheilen, ſtand jezt freylich eine groſe Revolution in der Hof- und Favoriten-Welt bevor. Sie lieſſen alles fallen, was am Ruder war, und daß es hies, alles das fiele, das war gerade vortheilhaft für die Fallenden. Denn da ſie nun nicht fielen, ſondern alles im vorigen Gleiſe blieb, ſo machten wenigſtens viele Menſchen den Schluß, ſie wären beſſer als man geglaubt hätte. Die da geglaubt, in ihrer Einfalt geglaubt hatten, Lebenzows und andrer Einfluß beruhe blos auf Heloiſen, ſehen izt das Gegentheil, und wurden wenigſtens konfus, und je konfuſer man die Leute machen kann, deſto ungehinderter kan man ſelbſt handeln wie man will.

Wenn Heloiſens Tod auch nichts zum Beſten derer beförderte, von deren wenigern Verdienſten ſie würklich den Herzog zu überzeugen geſucht hatte, als daß die einmahl nun lebloſe nicht anders als durch ihr Andenken auf den Herzog würken konte, und dieſes vielleicht oft lebhaft genug zu fürchten war, ſo war doch der Vortheil ſchon groß, ihn in einer Zerſtreuung und mindern Thätigkeit darüber zu wiſſen.

So ſtanden die Sachen als in dem Syſteme der Regierung des ganzen Planeten, eine kleine Revolution ſich ereignete, die bald größer heranwuchs, und bey welcher der Einfluß der Herzoglichen Lande wirkſamer ſeyn konte, als der ihrige auf die Herzoglichen Lande.

Dieſer Umſtand beſchäftigte Kabinet und Regierung, und ſo blieben viele andre Dinge ein Weilchen liegen, die minder wichtig waren, und eher Aufſchub zulieſen.

Drittes Licht.

Vielleicht nicht jedem leuchtend.

Die Verhältniſſe zwiſchen Regenten und Unterthanen ſind in unſerm Planeten von ſo verſchiedener Gattung, und ſo wenig beſtimt, daß von jeher ſich noch immer Misverſtändniſſe zwiſchen ihnen aufgethan haben, die zu traurigen Auftritten Anlaß gegeben.

Einige große Denker, die Politik und Menſchlichkeit verbanden, gaben ſich Mühe, ein Syſtem feſtzuſezen, nach welchem dieſe Verhältniſſe beſtimt ſeyn, und auf ewig dergleichen Unruhen ein Ende nehmen ſolten. Sie ſchloſſen ſich daher in ihre Studierſtuben ein, und glaubten in ihrer Einfalt, ihre zu Papier gebrachte Gedanken und Lehren würden hinreichend ſeyn, um den Regenten ſowohl als den Unterthan zu einem Halbgott auszubilden.

Die armen Narren bauten ihr Syſtem auf gegenſeitige Liebe, von welcher ſich freylich gar ſchön reden, aber deſto ſchlimmer ſie ausführen läßt.

Gegenſeitige Liebe ſoll das Band des Regenten und des Unterthans ausmachen, und macht es auch würklich wenn ſie da iſt. Allein beſtimt mir, ihr Weiſen aus Morgen und Abendlande, beſtimt mir, ihr Stubenregenten, beſtimt mir, gehorſame Unterthanen, wenn ihr bey vollem Glaſe und beſezter Tafel ſizt, beſtimt mir einmahl das Maas, beſtimt mir die Beſchaffenheit der Liebe, von welcher ihr ſo viel Aufhebens macht, und die ihr den Groſen und Kleinen zur Richtſchnur machen wollt?

Wenn freylich der Fürſt, der die Macht hat, ohne Leidenſchaft wäre, wenn der Unterthan, der ſich der Macht freywillig unterwirft mit ſeinem Fürſten wie mit ſeines gleichen, ſeiner Macht unbeſchadet, reden könnte, wenn die Liebe nicht durch den Abſtand, der zwiſchen ihnen gemacht wird, aufgehoben würde, dann könte ſie ſtatt finden.

Die Haupturſache, warum die Liebe, die das Band zwiſchen Fürſten und Unterthan beſtimt, nach welcher kein Unterthan ſeinem Fürſten zu nahe, noch ein Fürſt ſeinem Unterthan zu nahe treten würde, warum dieſe leidet, iſt der Mangel oder vielmehr die Verminderung des Zutrauens.

Die Fürſten haben den Menſchen zu ſehr herabgewürdigt, indem ſie zu ſtrenge Geſeze für ihn entwarfen, indem ſie nicht zufrieden waren, daß ſie über ihn regierten, ſondern ſeinen Nebenmenſchen auch noch über ihn regieren ließen. Würde ein Fürſt über ein Land regieren, worin alle Unterthanen einander gleich wären, worin er blos der Vornehme, all die übrigen die Geringern aber ſich gleich, ſo könte die Liebe zwiſchen ihm und ſeinen Unterthanen ſtatt finden.

Abſtrahiren wir alſo von dem Syſtem dieſer Bücherſchreiber, und ſehen wir ein wenig worin der Fehler liegt, daß die heutigen Regenten unſers Planeten ſo häufig vom Misvergnügen ihrer Unterthanen beunruhigt werden?

Er liegt gewiß in nichts weiter als darin, daß der Fürſt ihre natürliche Freyheiten einſchränken will. Wenn jeder Fürſt weiſe genug wäre, einzuſehen, daß blos die Art und Weiſe, wie er etwas will, was er will, den Tadel oder die Zufriedenheit ſeiner Unterthanen beſtimt, ſo würde mancher ſich hüten, den Rath habſüchtiger Miniſter und menſchenfeindlicher Räthe anzunehmen.

Seitdem das Geld zu einem ſo groſen Bedürfniſſe, beſonders für Fürſten, und die um ſie her leben, geworden iſt, ſeitdem es eine ſo groſe Menge beſchäftigter Müßiggänger giebt, deren Beſchäftigung blos iſt, dieſen Lebensgeiſt in Kreislauf zu ſetzen, ſeitdem ſieht der arme Mann ſeine Arbeit verdoppelt, und ſeinen Unterhalt, oder wenigſtens ſein Vergnügen verringert. Und aus was für einem Geſichtspunkte könte man wohl dieſe Einſchränkungen rechtfertigen? Warum ſoll der Arme weniger Theil am Vergnügen haben, als der Reiche, weniger Theil an Bequemlichkeiten, die er ſich nach ſeinen Verhältniſſen ſelbſt ſchaffen kan, und könte, wenn ihm nicht die Hände dazu gebunden wären.

Einſchränkung des Handels und Wandels, und dadurch der Konnexionen und Verbindungen der Menſchen unter einander iſt eine Haupttriebfeder zum Untergang der Staaten. Sie iſt das markzehrende Gift, was die Seele aus dem Körper heraustreibt. Sie iſt auch die Quelle des Misvergnügens, denn es heißt den Kopf und die Denkkraft des Menſchen einſchränken, wenn man ihm die Macht raubt, für ſein Vergnügen und ſeine Bequemlichkeit zu raffiniren.

Warum ſind die freyeren Länder je freyer, je glüklicher? Warum giebt ſo mancher kleine Fürſt das Beyſpiel, daß Freyheit und Regierung gar wohl zuſammen beſtehen können? Warum lebt er mit ſeinen Unterthanen, wie ein Vater ſeiner Kinder? Warum geht jedes Individuum frey zu ihm, und frägt ihn wohl um guten Rath? Und warum ahmen Groſe das nicht nach?

Das ſind Fragen, ſagte der Traditor, die ich ſo gern deutlicher erklären und beantworten mögte, allein ich geſtehe es, ein geheimer Genius ruft mir zu, es nicht zu thun.

Eins nur kann ich nicht unterdrüken. Thorheit iſts, wenn Miniſter dem Fürſten weis machen wollen, das gienge ins Groſe nicht, was ins Kleine angeht.

Exempla ſunt odioſa, ſonſt könte mans gewiſſen Herren wohl ad oculos demonſtriren, daß wenn ſie alles in ſtatu quo gelaſſen hätten, die Sache ins Groſe fortgegangen wäre, wie ſie ſo lange gieng und daß Anſtalten wie ſie waren, nie zu Misvergnügen Anlaß geben konten.

Der Herzog nahm ſich feſt vor ſeinen nachbarlichen Freunden ſo beyzuſtehen, wie ihr Vortheil es verlangte, wenn er das damit verbinden konte, daß ſeiner eignen Unterthanen Vortheil nicht dabey litte.

Wie dieſe Epoche für ihn abgelaufen, davon werden wir vielleicht bey einer anderweitigen Wiederkunft zu reden Gelegenheit finden, da ſie izt noch in der Gährung iſt.

Sechſte Finſternis.

Ein Anfall auf den Thronfolger.

Wir haben, fiengen die Traditoren ihre Erzählung an, ſo ofte davon geredet, daß Madam Mind das Glük hatte, dem Herzoge ſo manche Schöne zuzuführen, die auch ſeinen Beyfall gemeiniglich erhielten, wenn ſchon keine einzige dahin gelangen konte, ſeine Neigung zu feſſeln, weil erſt Heloiſe, und hernach ihr Andenken ihn ſo ziemlich dafür ſicherten.

Der glükliche Fortgang, den Madam Mind in dieſer Beſchäftigung hatte, feuerte andre an, ähnliche Unternehmungen zu projektiren, allein die meiſten dieſer Projekte giengen verloren, noch ehe ſie zur Ausführung kamen, weil es ſchwer hielt, dem Herzoge anzukommen, der in der Art belagert gehalten wurde, weil man den Einfluß von Seiten des Fleiſches auf den Geiſt ſehr ſcheuete.

Eine Dame aber, die ſich wohl ſo viel Kopf zu haben dünkte, als Madam Mind, die auch glaubte, ihre höhere Geburt berechtige ſie noch mehr zu unternehmen, als jene, ſie war es, die den feſten Vorſaz faßte, den Einfluß der Madam Mind zu hemmen, ihre Schönheiten auszuſtechen, und eine der ihrigen den Preis gewinnen zu laſſen, die, wenn wir von Schönheit blos reden wollen, wohl verdient hätte, den Preis zu erhalten.

Die Dame nante ſich Frau von Trinkling, und die Schöne unter ihrer Anführung, Fräulein von Hingling. Die Sympathie ihrer Namen mogte wohl zur Sympathie ihrer Seelen beygetragen haden: die Alte war entſchloſſen zu verkaufen, und die Junge ſich verkaufen zu laſſen. Es wurden alle Mienen gemacht — unwiderſtehlich ſolte ſie ſeyn, und wäre vielleicht für eine kurze Zeit unwiderſtehlich geweſen, wie in nachmahligen Zeiten es einem Subjekte gieng, das würklich feſſelte, aber nur für kurze Zeit feſſelte, weil es nicht mit ſeiner Schönheit den Verſtand und das Intrikate verband, was auf der beſten Seite genommen, den Halt, und die Dauer ſchöner weiblicher Seelen ausmacht.

Die Alte war gewohnt, dergleichen Kauf- und Verkauf oft zu machen. Sie war die Zuflucht junger irrender Ritter, die ſich etwas theurer ihre Befriedigung der Leidenſchaften erkaufen wolten, als es in öffentlichen Häuſern zu geſchehen pflegte. Sie war die Zuflucht junger Damen, die alte Eheherren hatten, alt an Jahren, oder alt an Benuzung. Sie war die Zuflucht eines andern Schlags, die die Unerſättlichen ſich nanten, und bey ihr ein ordentliches Korpus ausmachten, welches ſeine Zuſammenkünfte und Einrichtungen hatte.

Dem Fräulein Hingling zu gefallen war ſchon mancher Groſe und Reiche aus der Zunft der Wollüſtlinge ins Haus der Frau von Trinkling gekommen, und ſie hatte ſich nicht geſcheuet, zu geſtehen, daß ſie dieſe Blume für eine größere Hand zum Bruch beſtimt, daß aber, wenn ſie einmahl gebrochen, ihr Duft noch viele ergözen könne.

Es iſt ſo ganz natürlich, daß Leute ohne Grundſäze, die nichts als Leidenſchaft bey Verbindungen der Art wähnen, ſich Plane machen, und Reſultate von Schönheit des Körpers auf das Muß der Wirkungen ſich entziffern, gerade als ob dieſe Verbindungen vom gemachten Plane, und nicht vom Zufall ihren Urſprung hätten.

Seh ein Menſch einmahl an, hörte ich ſelbſt einſt eine Dame ſagen, über das Glük der Heloiſe? Unſer eins iſt doch wohl weit ſchöner als ſie, und verdiente weit eher dieſe Stelle.

O liebe gnädige Frau! Ihnen fehlt ihre Tugend, ihre Sittſamkeit, ihr Geiſt, ihr Talent, ihr Verſtand, ihr gutes Herz — Bah! das ſind allotria! ziſcht ein Staatsminiſter.

Wohl denn! Fräulein Hingling glich würklich einer aufgehenden Sonne, bis auf den Punkt, daß ſie nicht erwärmte. Es war kalter Glanz, den ſie kralte. Das Auge fand ſie ſchön, der thieriſche Trieb ſprach für ſie, allein wo nur irgend Seele mit ins Spiel kam, da hörte ſie auf intereſſant zu ſeyn, und wer einmahl gefühlt hatte, daß körperliche Befriedigung mit Seelenliebe verbunden den Reiz übers Irdiſche erhebt, der hörte auf, ihren Reizen ſeine Aufmerkſamkeit zu zollen.

Wäre Frau von Trinkling irgend Beobachterin von Kopf geweſen, ſo hätte ſie vom ganzen Plan gleich abſtrahiren ſollen. So aber mußte Fräulein Hinzling dem Herzoge immer unter die Augen gehen, den man ſchon ſorgfältig avertirt, und ein Bild ihm gemahlt hatte, das ihm unmöglich reizend ſeyn konte.

Es war poſſierlich genug anzuſehen, wie das junge Gänsgen immer ihm nachhüpfte, und die alte Gans immer hinterherwatſchelte, damit ja nicht etwa ein kühner Alexander ihr den Fiſch von der Angel nähme, der ſie reich machen ſolte. Auch lächelte der ganze Hof und alles, was nur irgend bemerkte, über dieſe barokke Unternehmung.

Es gehörte eine ziemliche Weile dazu, ehe ſich die beyden Damen ſelbſt von dem überzeugten, wovon die ganze übrige Welt ſchon lange überzeugt war, daß ſie eine fruchtloſe Unternehmung angefangen. Wie ſie es aber merkten, wandten ſie plözlich das Blat.

Eine geheime Unterredung, die beyde zuſammen hatten, die aber Frau von Trinkling geheim zu halten nicht klug genug war, hatte beyderſeitigen Troſt enthalten. Beyde hatten das Wort Kabale, als die Urſache ihres Unglüks angenommen, und waren ſehr ruhig, da ſie ſahen, man müſſe ſich in die Zeit ſchikken.

Wenn Fräulein von Hingling jammerte, daß der liebenswürdige Herzog ihr entriſſen, den ſie doch weit inniger zu unterhalten getrauete, als jede andre, ſo ſagte Frau von Trinkling, das Unglük ſey ſo gros nicht, und der Nachfolger des Herzogs wäre wohl eben ſo viel werth, als er ſelbſt.

Das war der neue Gegenſtand, auf den ſie anſchlugen. Der würklich eben ſo liebenswürdige jüngere Bruder des Herzogs, auf den die Regierung fallen mußte, wenn der Herzog ſeinem Vorſaze treu zu keiner Heyrath ſich entſchlöße, ſolte ihnen gewiß nicht entgehen. Er war viel jünger, folglich viel feuriger, als der Herzog, und er würde, meinte man, mit ofnen Armen einer Eroberung entgegengehen, die ſo ſchmeichelhaft als reizvoll für ihn ſeyn mußte. Ein junger unerfahrner Herr von einer der blendendſten Schönheiten ſich Amour gemacht zu ſehen, und zu widerſtehen, das war ein Fall, der in rerum natura ihnen unmöglich dünkte.

Aber ſie wußten nicht, welchen Grundſäzen dieſer junge Prinz ergeben war, und wie feſt ſein Karakter ſich für die Zukunft reifte.

Schwäche war gerade das, was er floh, man mogte ſie ihm auch in Geſtalten hüllen, ſo verſtekt man wolte. Mit durchdringendem Blik ſah er hindurch, und lies keine an ſich kommen. Er hatte Lehrer gehabt, und hatte ihrer noch, die das Beyſpiel ſeines großen Vaters ihm liebenswürdig und ehrenwerth machten, und die alles anwendeten, auf ſeine Seele die Wohlfahrt des Reichs zu bauen.

Es war alſo ein ſehr thörigtes Unternehmen, auf einen ſolchen Grund ein Gebäude von Wolluſt aufführen zu wollen.

Wir wiſſen eigentlich nicht, wer kühn genug geweſen, die Idee in ihm zu erweken, daß Wolluſt die Glükſeligkeit eines Regenten ſehr oft untergraben, und ihn zu vielen andern Schwächen leiten könte, die unmittelbar daraus folgten. Aber gewiß war es, daß dieſe Schwäche gerade diejenige war, die er am meiſten floh, und daß er ſich gegen ſeine vertrauten Freunde wohl zuweilen darüber herausließ, wie er vor allen Ausſchweifungen ſo ſicher zu ſeyn wünſchte wie vor dieſer.

Hätten die Damen das vorher gewußt, ſie hätten vielleicht dem, der dergleichen angegeben, die Augen ausgekrazt, ihm aber gewiß ungehudelt gelaſſen.

So thaten ſie das Gegentheil. Sie verließen ihn jezt ſo wenig, ließen ihn ſo wenig aus den Augen, als ſie ehedem den Herzog verlaſſen hatten. Der Prinz war gefällig genug, ſich mit ihnen in Unterredungen einzulaſſen, weil es ſeine Maxime war, niemanden ſich zu entziehn, der ſich mit ihm zu unterhalten wünſchte, weil er es einem künftigen Regenten anſtändig glaubte, keine Regel der Höflichkeit beiſeite zu ſezen, da er, wenn er zur Regierung käme, oft genug genöthigt ſeyn würde, es zu müßen.

Die wenigen Worte die der Prinz mit ihnen redete, waren für ſie ſchon hinreichend, die Eroberung als geendigt anzuſehen. In ihren Privatkolloquien ſprachen ſie ſchon viel von dem Glück, was ihnen bevorſtände, und wie ſie dieſes benuzen wollten, machten Austheilungen der Gnaden, die ſie zu vergeben haben würden, und dann, ſagt man, ſie hätten ſich ſehr genau um die Nativität des regierenden Herzogs bekümmert, welcher Sage wir doch nicht beypflichten wollen, weil ſie uns ein gar zu hämiſches Herz zu verrathen ſcheint.

Sie ſezten ihre Nachſtellungen lange Zeit fort, und der Prinz ſeine Höflichkeiten ebenermaaſen.

Das Ding begann der alten Dame entſezlich lange zu dauern, und nach einer zweyſtündigen nächtlichen Unterredung wurde man darin einig, der Prinz ſey zu blöde, und es erfordere Aufmunterung, um ihm ein Kapitel, wie die Liebe, vom Munde weggehen zu machen.

Die Folgen davon waren die Abrede, ihm näher zu Leib zu gehen, und deutlicher ihm zu erkennen zu geben, was man eigentlich von ihm begehrte. Zu der Entdekung ward ein Tag feſtgeſezt, der denn auch, da der Termin kurz angeſezt, ſchnell ſein Daſeyn erreichte, und zur Freude der Dame und ihrer Zöglingen anbrach.

Auch war nichts verabſäumet worden, um das Aeuſſere der jungen Dame ſo glänzend zu machen, als es ſich für ein ſolches Eroberungsfeſt ſchikte, und die Alte trat ſo froh in den Verſammlungsſaal, daß kein Augur dazu gehörte, um das Urtheil zu fällen, ein ganz beſonderes Häsgen müſſe ſie gelekt haben.

Die Jagd auf den Prinzen war bald wieder eröfnet, und hätte er nie vorher bemerken können, daß er der Gegenſtand der ſorgfältigen Bemühungen, dieſes Paars war, ſo mußte er es heute mit Händen greifen, daß zu ſeinem Fange die Angel ausgelezt wurde.

Der Prinz lies ſich demohngeachtet in mancherley Red und Antwort mit ihnen wieder ein, nur zu Erklärungen, die ſie wünſchten, wolte es nie kommen. Die verblümten Anträge wurden als nicht verſtanden, in ganz anderm Sinne beantwortet, und die gar zu deutlichen mit Stillſchweigen übergangen.

Friſch gewagt iſt halb gewonnen, dachte die Dame. Der Hieb in den Knoten muß geſchehen. Sie rafte ihren ganzen Verrath, von Unverſchämtheit zuſammen, und frug den Prinzen, ob er in ſeinem Leben noch nicht verliebt geweſen wäre.

„Nein, erwiederte ihr der Prinz, ſehr freymüthig, denn ich fand noch keine ihres Geſchlechts, „die ich der Mühe werth gehalten hätte, beſonders „aber haſſe ich die Zudringlichen bis in den Tod." Er lies es nicht dabey bewenden, das geſagt zu haben, ſondern er verlies ſie, und überlies ſie ihren eignen Gedanken.

Die Aufforderung war ihm zu plump geweſen, als daß er ſie mit Stillſchweigen hätte übergehen können, oder nicht ſo eklatant beſtrafen ſollen.

Das ganze Projekt der beyden Nymfen ſcheiterte durch dieſe trokne Erklärung auf einmahl, auch fehlte wenig, ſo wären Beyde in Ohnmacht gefallen. Weil ſie aber voraus ſahen, wie viel Aufſehen das machen würde, und nicht ganz gewis waren, ob nicht einige, der nicht gar weitſtehenden, die Worte des Prinzen gehört, und ſie während der Ohnmacht ſie wieder zu hören bekommen mögten, ſo hielten ſie den ſchon fliehenden Geiſt ein wenig auf, und ſchlichen ſich, ſo bald es ſchiklich war, vom Saale, um ſich nach Hauſe fahren zu laſſen.

Hier ſahen ſich beyde verwundernd an, ſeufzten und riefen als harmoniſch aus ihren Seelen hervorſtrömend das Wort: Schändliche Kabale! aus.

Wie ſie ſich über das fehlgeſchlagene Projekt getröſtet oder nicht getröſtet haben, ſezte der Tradlter hinzu, das iſt für unſern Plan zu weitläuftig. Wir haben hierdurch eine kleine Idee von der Denkungsart des Erbfolgers geben wollen, und beſonders zeigen, daß wenn auch würklich durch zu gütige Nachſicht in der jezigen Regierung hin und wieder etwas verdorben werden ſolte, es kein fortpflanzendes Uebel ſeyn wird, und die Herren, die bey der Gelegenheit durch des Herzogs Freygebigkeit ſchmauſen, wohl ihren Gaumen zu kizeln noch aufhören mögten.

Siebente Finſternis.

Betrift den nervum rerum gerendarum.

Man munkelte in der Reſidenz ſo wohl als im Lande vielfältig, daß unter der jezigen Regierung mehr Geld darauf gienge, als unter der vorigen, und unrecht hatte man nicht, denn der Einnahme war mehr, und doch reichte es in der Ausgabe nicht zu. Des alten Herzogs ewige Erinnerungen, daß ſein Sohn zu gut ſey, und daß zu gut ſeyn, an einem Regenten ein unverzeihlicher Fehler wäre, kam hierbey ſehr treffend ins Spiel.

Der Herzog hatte, und das war ſehr an ihm zu loben, Verſprechungen, die er als Prinz gemacht hatte, pünktlich gehalten. Er hatte beſonders denen, die ihm zu den freylich mehrern Ausgaben, als ſein Vater ihm Einnahme zugeſtand, das Geld hergeſchoſſen, Herzoglich vergolten. Er hatte beſonders viele Familien, die zuſammengetreten waren, um ihm zu helfen, in einen blühenden Zuſtand verſezt, und erinnerte ſich auch noch ihrer

Dienſte, mit faſt zu vieler Vorliebe, gegen andre genommen, die doch auch, da er Regent war, ſeiner Hülfe bedurften.

So edel auch dieſe Geſinnungen waren, ſo wurden ſie doch hauptſächlich im Anfange, wo er ſelbſt noch nicht genugſame Ueberſicht der Sache hatte, ſehr gemisbraucht, und der Wohlſtand verbreitete ſich aus ſeiner Schatulle über viele, die dieſes Wohlſtands entweder nicht ganz werth waren, oder die doch für ſich wohlhabend und angeſehen ſchon waren. Welcher Fürſt ſiehet nicht gern den Antritt ſeiner Regierung mit Wohlthaten überſäet, und hat es nicht gern, wenn auf jedem Schritte Dank und Jubel ihm entgegen ſtrömt.

Auch fehlte es anfangs dem Herzoge keinesweges an Mitteln dazu, und ſelbſt nachdem ſeine Freygebigkeit den Vorrath vermindert hatte, den er ohne Rükſicht auf ſeine Unterthanen vertheilte an die, denen er es zu geben für gut fand, hatte er Quellen, die ſein ſorgfältiger, nach vieler Urtheile zu ſparſamer Vater für das Beſte des Landes eröfnet hatte.

Der vorige Herzog hatte nehmlich bey jeder Kaſſe einen Fond gemacht, damit er ſeine Einkünfte richtig zu beſtimmen im Stande wäre. Er wußte ſehr gut, daß manche Revenüen um ein Jahr ins andre gerechnet, ſteigend und abnehmend wären. Um alſo eine beſtimte Summe jährlich annehmen zu können, ſchränkte er ſich auf ſo lange ein, bis der Fond, den er beſtimte, vorhanden war, wenn alsdenn ein Jahr minder einträglich war, ſo mußte ihm die beſtimte Summe aus dem Fond erſezet werden, war ein anderes Jahr Ueberſchus, ſo wurde der Fond wieder erſezt, und nach Befinden der Einnahme vermehrt.

Kam irgend ein Projekt zum Vorſchein, welches in die Kaſſe floß, ſo wurde, wenn es würklich praktikabel war, der Vorſchuß zur Ausführung nie bewilligt, wenn nicht Geld dazu vorräthig war, und im Gegenfall ſagte der Herzog ganz dreiſt: Er habe kein Geld vorräthig. Auch hatte er nicht allemahl unrecht.

Durch dieſe weiſe Politik erhielt ſich das Ganze in einem beſtändigen Gleichgewicht. Ein Projekt bleibt immer ein Projekt, und alſo immer der Gefahr unterworfen, daß es umſchlagen kan. Das beſte, und am nuzbarſten ausſehendſte kan das hineingeſtekte Kapital verzehren. Das wußte der Herzog zu gut. Was alſo unternommen wurde, mußte, wenn es verloren gieng, nur der Kaſſe ſchädlich werden, der es nüzlich geworden wäre, wenn der Ausgang gut geweſen, wo nicht ſo unterblieb es, und dadurch wurden wenigſtens der ſchlechten Projekte eben ſo viel unterlaſſen als der guten. Das Gleichgewicht blieb immer, und keine Kaſſe wurde in die Gefahr geſezt, durch eine andere um das ihrige zu kommen.

Wer reich iſt, kan arm werden, iſt ein allgemein angenommener Grundſaz, den der alte Herzog für Individuen freylich auch gelten laſſen mußte, allein fürs Ganze wolte er ihn unwahr machen, und machte ihn auch würklich unwahr. Denn ſein Land konte nach ſeinen Einrichtungen [illegible] arm werden. Geldmangel konte in Individuis einreißen, nie über das Ganze ſich erſtreken. Brodmangel konte nicht entſtehen. Vorrath von allen war auf ſo viele Zeit da, daß die Natur hätte müſſen ihren ganzen Gang ändern, wenn ſie nicht binnen der Möglichkeit dieſen

ſen zu verzehren, ihren Reichthum einmahl wieder ausgeſpendet hätte.

Wir erwähnen, ſagte der Traditor, der eben ſprach (es war der Alte) des ſeeligen Herzogs zwar ungern noch immer, allein da doch einmahl ſeine Regierungsart, ſo wie die Einrichtungen in ſeinen Provinzen einzig waren, ſo iſt auch er immer noch der Bemerkung in Fällen werth, wo ſeine Zeiten ſo ſehr in Kolliſion kommen.

So manche, die theils dieſen Einrichtungen nicht ganz gut waren, theils würklich von ihm ein wenig partheiiſch behandelt wurden, weil er zu mistrauiſch war, theils nicht die rechte Pointe ſeines Wirkens getroffen hatten, verſicherten, daß er alles, was er gethan, blos aus Eigenliebe unternommen, daß ſein Ich, und nicht ſein Volk und das allgemeine Beſte ſein Gegenſtand geweſen, daß er es ſehr gern würde geſehn haben, wenn ſein Herzogthum nach ſeinem Tode ſo gut wie in nichts zerfallen wäre — daß nicht eine Spur der vortreflichen Einrichtungen ſeinen Wünſchen gemäß bleiben ſolte.

Allein alles dieſes läßt ſich in der That widerlegen. So ſehr er auch wünſchte, das Muſter eines

Staatskünſtlers zu ſeyn, und ſo ſehr er es auch war, ſo würde man ihn noch nie das zugeſtanden haben, wenn er nicht auch die Wirkungen ſeiner Kunſt auf die Zukunft ausgedehnt hätte. Fiel das große Werk gleich, ſo mußte es heißen, es habe nicht ſtehen können, und die Anlage freylich blendend aber nicht richtig geweſen.

Selbſt die oftmalige Sorge wegen des jezigen Herzogs, und die Erinnerungen wegen des vielleicht möglichen Verfalls zeugten dagegen, ſo wie beſonders die Aufmerkſamkeit auf den jüngern Bruder, von dem er behauptete, er würde ſich die eroberten Provinzen nicht wieder nehmen laſſen, weil er ihn ſehr trozig aufforderte, ihm etwas wiederzugeben, was er ihm genommen, und was doch ſein wäre.

Kurz, wir können dieſer Meynung der Menſchen unmöglich Glauben beymeſſen, wenn wir ſchon nicht dawider ſind, daß der Herzog es fühlte, wie ſehr ſein Geiſt der Regierung ſich über andre erhob, wie mächtig ſeine Plane zum Guten ſeiner Unterthanen wirkten.

Doch wieder auf den Fortgang unſrer Erzählung zu kommen, ſo war man bey allen Kaſſen bereit geweſen, ſeiner Schuldigkeit gemäß, den Fond dem Herzoge abzugeben, der darin vorhanden war, und da die Summe nicht klein war, ſo hatte der Herzog lange noch Gelegenheit gefunden, ſeiner Neigung zum Wohlthun nachzuhängen, ohne zu bemerken, daß er durch das Wohlthun im einzelnen der Wohlthätigkeit im Ganzen Abbruch thue.

Noch war es immer nur Zufluß aus kleinern Kaſſen geweſen, und die Großen hatten noch nichts zu kontribuiren gebraucht. Wie aber jene erſchöpft waren, kam es an dieſe. Zuerſt fiel natürlich des Herzogs Antrag auf Lebenzows Kaſſe, die eine der ſtärkſten im Lande war, und wie hätte Lebenzow, ein Mann, der die unumſchränkte Gewalt des Herzogs nicht allein anerkante, ſondern gewis, wo nicht für ſich, doch für andere ſeine Freygebigkeit benuzte, ihm etwas abſchlagen ſollen, beſonders, da er wuſte, daß gewiſſe Souterrains noch von klingender Münze vollſteckten.

Er gab alſo nicht allein den Fond, ſondern er gab auch aus der Kaſſe, die Gelder, die eigentlich beſtimt waren, Leuten, die kein Brod hatten, Arbeit und dadurch Brod zu geben. Er lies es nicht dabey bewenden, ſondern weil er glaubte, daß er geben müßte, was der Herzog haben wollte, ſo lies er bey einer andern anſehnlichen Kaſſe eine anſehnliche Summe borgen, welche auch ſeiner Kaſſe, die in dem beſten Kredit ſtand, ſie nicht abſchlug, und ſo befriedigte er noch eine Zeitlang die Wünſche des Herzogs.

Wie aber die Verdoppelung dieſer Summe verlangt wurde, ward ſie in Gnaden abgeſchlagen. Das wurde nun freylich ſehr übel aufgenommen, und Lebenzow beſchwerte ſich beym Vorſteher der Kaſſe.

Er bekam aber die Antwort, daß man nicht allein geſonnen ſey, bey den einmahl bey den Landeskaſſen eingeführten Grundſäzen zu bleiben, und alſo ihm kein Geld ferner zu geben, ſondern daß man ſich auch ſehr es zur Gefälligkeit ausbäte, daß zur geſezten Zeit mit der Zahlung der ſchon erhaltnen Summen eingehalten würde.

Jezt war Noth in Iſrael. Was ſolte Lebenzow thun? Nichts als ſich dem Herzog entdeken. So gefällig er auch gegen den Herzog geweſen war, und ſo lieb dem Herzog zu jener Zeit die Hülfe geweſen, ſo fühlte er doch das unangenehme der Lage, und die daraus entſtehende Verwirrung im Innern der Einrichtungen. Er machte Lebenzow keine Vorwürfe, dazu war er zu gütig, weil er ſelbſt gewiſſermaaßen als die Urſache ſich anſehen konte, allein es war ihm doch leid andre deswegen um Rath fragen zu müſſen.

Er thats indeſſen, und bekam zur Antwort, daß es Lebenzows Schuldigkeit geweſen wäre, die von Seiner Durchlaucht ihm anvertrauete Kaſſe, ſelbſt nicht zum Gebrauch Seiner Durchlaucht zu misbrauchen.

Se. Durchlaucht hätten, ſagte man, über Höchſtdero Eigenthum zu befehlen, und dieſen Befehlen ſich zu widerſezen, würde niemanden einfallen, allein ſie wären feſt überzeugt, daß ſo wenig Se. Durchlaucht es ihren Kaſſen jezt zumuthen würden, ſich in Miskredit zu ſezen, um jener Kaſſe aufzuhelfen, ſo wenig würden Se. Durchlaucht Lebenzows vernünftige Vorſtellungen, daß das Geld um des allgemeinen Beſten willen nicht angegriffen werden dürfte, Gehör verſagt haben.

Der Herzog war gefangen. Unmöglich konte er die Billigkeit dieſer Forderung läugnen, noch weniger durfte er jezt den Antrag, den er vielleicht im Sinne gehabt hatte, daß die andern Kaſſen zuſammentreten, und dieſe unterſtüzen ſolten, wagen, weil er ihm mit einer kleinen Ungerechtigkeit verbunden, vorgemahlt wurde.

Alſo war nichts weiter zu remediren, als daß man die Arbeiten einſtellte, die den Armen gegeben waren und dieſe ſich ihr Brod ſuchen lies, wo ſie konten.

O Lebenzow! Lebenzow! Unter andern allen was du thateſt, war dies das unüberlegteſte — wird dies dich am meiſten drücken, und du ſelbſt es einſt ſchwer bereuen.

Schon in den Zeiten voriger Regierung, in welchen der Prinz immer Geld bedurfte, hatte es Leute gegeben, die er um Verſchüſſe aus den Kaſſen angeredet, und die ihm ſolche abgeſchlagen. Wir wollen gar nicht behaupten, daß der alte Herzog recht gehabt hätte, daß er ſeinem Sohne ſo ſehr enge Schranken in dieſem Punkt ſezte, und wollen auch nicht einmahl den jungen Herrn tadeln, daß er anticipando ſich etwas von dem wünſchte und erbat, was einſt ſein Eigenthum werden ſolte.

Allein die an den Kaſſen angeſtellten Perſonen können wir auch nicht tadeln, daß ſie ihm abſchlägige Antwort gaben, weil ſie in Eyd und Pflicht genommen waren.

Das Unglük einer ſolchen abſchlägigen Antwort traf auch einen ſehr verdienſtvollen Mann, der einige der größten Kaſſen unter ſich hatte, und ſchlechterdings nicht zu bewegen war, dem Prinzen zu willfahren. Der Prinz entrüſtete ſich darüber, allein er hatte unrecht. Er wußte nicht die ganze Lage des Kaſſenbewahrers. Dieſer hätte dem Prinzen vielleicht auf ſein eignes Riſiko gewillfahrt, allein er hatte dem alten Herzog ſein Ehrenwort gegeben, dem Sohne die geringſte Hülfsleiſtung auch zu verſagen.

Wir glauben, daß das ſehr vorſichtig von altem Herzog war. Dieſem Manne konte er unmöglich nachrechnen. Er mußte ſich auf ſeine Treue und Ehrlichkeit verlaſſen. Wenn aber einmahl ein ſolcher Schritt geſchehen wäre, ſo hätte er zu mehreren verleiten können, und daraus eine Unordnung entſtehen, die aufs ganze Große Einfluß gehabt hätte.

Hätte der Kaſſenbewahrer dem Prinzen einmahl gewillfahret, ſo war Furcht und Gefälligkeit im Stande, das öfterer zuwege zu bringen.

Der junge Herzog lies den Mann eine Zeitlang ſeine Empfindlichkeit fühlen, wie er zur Regierung kam, allein bald ris ſein gutes Herz ihn von dieſer Uebereilung zurük, wie die Folge lehren wird.

Viertes Licht.

Dem Herzoge wird ein wenig eingeheizt.

Wir haben, ſagten die Traditoren, ſchon in der dritten Aufklärung dieſes Theils einer Dame erwehnt, die den Hof des Herzogs beſuchte, die der Liebling des alten Herzogs geweſen war, und die auch der jeztregierende Herzog gut leiden konte.

Wir haben geſagt, daß ſie mit Sang und Klang, Pomp und Ehrenbezeugungen in die Reſidenz eingezogen war, daß alles Jubel und Freude geweſen, und würklich fuhr man ſo fort, und ſuchte ihr das

Leben in dem lang entbehrten Vaterlande ſo angenehm als möglich zu machen.

Feſte jagten Feſte, und es war dem Herzog darum zu thun, daß ſeine Unterthanen mit Theil an ſeinen Freuden nehmen ſolten, er ſchlos ſie alſo nicht davon aus.

Allein es ſchien, als ob dieſe Dame nicht allein die Abſicht gehabt hätte, bey dem ihr verwandten Herzoge ſich zu divertiren, ſondern als ob er ihr auch werth genug ſey, ernſthafte Beobachtungen ſeinetwegen mit dieſen Freuden zu verbinden, und mit ihm ſich ins geheim über verſchiedene Gegenſtände zu unterhalten.

Die Dame hatte Verſtand und Erfahrung. Man nahm nicht die Vorſicht bey ihr, wie bey dem Herzoge ſo vieles zu verbergen, was er nicht wiſſen und ſehen ſolte. Sie ſahe alſo vieles, was er nimmermehr zu ſehen bekommen hätte, und ſein Kabinet war einzig Zeuge ſo mancher Entdeckungen, die ſich ihn deswegen machte.

Wir ſind unmöglich im Stande geweſen ganz hinter die genauen Verbindungen dieſer ſo wichtigen Unterredungen zu kommen, und es wäre auch würklich unverſchämt geweſen, von Wort zu Wort wiſſen zu wollen, was dieſe hohen Verwandte unter ſich als Geheimnis behandelten, allein das wieder mitzutheilen, was beyde ihren Vertrauten mitzutheilen für gut fanden, und was dieſe wieder zu erzählen kein Bedenken trugen, das iſt gewis kein crimen laeſae — da ohnedem alles ſehr zwekmäßig ſchön, und freundſchaftlich war.

Eine der hizigſten Unterredungen war wohl die in welcher die Dame dem Herzoge die Augen öfnen wolte, daß er würklich manchmahl nicht regierte, ſondern regieren ließe.

Einigemahl haben wir ſchon erwähnt, daß das den Herzog bey ſeiner ſchwachen Seite gepakt hieß, daß er das ſchlechterdings nicht zugeben wolte.

Wenn Ew. Liebden hatte die Dame bey dieſer Gelegenheit geſagt, glaubten, daß ich hierdurch einen Ausfall auf Dero Karakter oder Dero Meynung in Anſehung des Wohls ihrer Länder thun wolle, ſo würden ſie mir zu viel thun. Ich kenne Dero äuſſerſt ſtrenge Moral, was die Pflichten gegen ihre Unterthanen betrift. Ich weis, daß eines jeden einzelnes Wohl ihrer Seele Wohlthat iſt, allein ſie werden mir zugeben, daß, wenn man nicht ſelbſt alles überſehen kan, es ein ſehr leichtes iſt, einem Landesherrn zu ſagen, ſeinem ganzen Volk gehe es wohl — daß, wenn Leute, die das Recht haben, dergleichen dem Regenten zu ſagen, nicht gewiſſenhaft ſind, es ein Spielwerk ſey, ihm einen blauen Dunſt vorzumachen, indem er die ſchönſten Proſpekte gewahr wird, wo er ohne dieſen Dunſt abſcheuliche Ausſichten ſehen würde.

Der Herzog hatte dem nicht widerſprochen. Wie konte er. Er behauptete aber, die Leute, die er um ſich habe, und beſonders die, denen er allgemeine Aufſicht anvertrauet, beſäßen die erforderliche Rechtſchaffenheit des Karakters, um niemanden leiden zu laſſen.

O! erwiederte die Dame hierauf, wenn Ew. Liebden das blos zu den Eigenſchaften eines Miniſters zählen, ſo könte mancher Landmann dieſen Poſten bekleiden, der in der ehrlichſten Haut von der Welt ſtekt, und gern der ganzen Welt helfen würde, wenn er es im Stande wäre.

„So gehört Rechtſchaffenheit doch gewiß zu den erſten Tugenden, die erforderlich ſind.“ Allerdings, aber ſie iſt nicht die einzige. Klugheit, Weltkentnis, richtige Beurtheilungskraft ſind eben ſo nothwendig. Und dann, lieber Vetter, haben wir oft von eines Menſchen Rechtſchaffenheit ſehr verſchiedene Begriffe. Die Rechtſchaffenheit eines Miniſters iſt nicht gerade die eines andern Menſchen; ſoll auch nicht gerade die ſeyn. Der Miniſter kan oft recht ſehr in den Fall kommen, wider ſie verſtoßen zu müſſen. Er muß gegen den einen nicht rechtſchaffen handeln, um gegen tauſend andre rechtſchaffen ſeyn zu können.

Aber wir kommen vom eigentlichen ab. Ew. Liebden verlaſſen ſich bey ſo vielen Entſchließungen, auf welchen die wichtigſten Dinge beruhen, auf die einzelnen Berichte, die man ihnen vorlegt. Warum fordern Sie deren nicht von mehrern Seiten, und die Zuſammenſtimmung oder Entfernung derſelben würde Ihnen bald zeigen, in wie fern ſie ſich auf Ihre Leute verlaſſen könten oder nicht.

Ew. Liebden ziehen ferner mehr jüngere Subjekte, die ſeit Ihrer Regierung erſt arbeiten, zu rathen, als ältere, die lange mit den Einrichtungen des

Landes bekant, weit eher die Ueberſicht haben, und die wahre Beſchaffenheit kennen.

Wir können nicht ſagen, merkten unſre Traditoren an, daß das Neuigkeiten geweſen wären, die die Dame dem Herzoge vortrug. Vielmehr waren es Dinge, die Heloiſe ihm lange, und treffender auf Fälle verkündigt hatte, die im Augenblik vorgiengen. Aber eben, weil jenes Partikularia betraf, und dieſes ins allgemeine gieng, ſo war ihm dies anſchaulicher, weil bey den Individuen er zu ſehr mit ſeinen Schwächen ins Spiel kam, und man ſo geradezu nicht gern verneinet, was man eben bejahet hat.

Aber ſo übers Ganze weggezogen, bildet man ſich eher ein, man kan aus Irthum Unrecht haben, als aus Schwäche, obgleich recht auf die Waage gelegt, Irthum und Schwäche kein Quentgen einander abgewinnen werden.

In wie fern die Dame dem Herzog nun die Wahrheit von dem allen dargelegt, ſind wir nicht im Stande dem Leſer zu berichten. Daß es aber nicht ohne Hitze abgegangen, zeigte die Zurükhaltung, die man einige Tage in dem Betragen beyder gegeneinander

der wahrnahm, doch dauerte das nicht lange. Entweder der Herzog war überzeugt, die Dame hätte Recht, und war entſchloſſen ihren Rath zu benuzen, oder er dachte, laß ſie nur erſt fort ſeyn, ſo biſt du die Ohrenbeichte los, und handelſt deinen Grundſäzen gemäß. Genug, ſie wurden wieder die herzlichſten Freunde, und man ſahe keine Spur von Mishelligkeit. Auch ſchieden ſie aufs freundſchaftlichſte, und man verſicherte allgemein, der Herzog wäre ſehr erbauet von dem Beſuche geweſen.

Auch ein großer Theil der Unzufriednen frohlockte, denen jede Veränderung immer ſo wichtig zu ſeyn ſcheint, als ob man eine andere Walze in eine Spieluhr legt, da denn natürlich auch ein anderes Stük geſpielt wird. Nichts weniger, als eine ganze Revolution ſtand nach dem Abſchiede der Dame in ihren Köpfen bevor, und ſie baueten manches Gebäude derſelben, wie Kinder Kartenhäuſer zum Einſtürzen.

Unzufrieden mit ihr war übrigens niemand, als diejenigen, die auf Freygebigkeit oder Verſchwendung Rechnung gemacht. Man ſagt, ſie ſolle das zu ökonomiſch geweſen ſeyn, was dem Herzoge an dieſer Eigenſchaft abgieng.

Daß dieſem nach ihrem Abſchiede wohl die Sache mit dem Regierenlaſſen im Kopfe herumgehen mogte, iſt ſehr glaublich. Daß er ſich wohl überdachte, es könne Menſchen geben, die ihn misbrauchten, iſt gewis, und er dehnte das Forſchen hierüber auf einen zu engen Zirkel aus, und die folgende Finſterniß wird lehren, daß ſich der Fall in entfernten Zirkeln zutrug.

Achte Finſternis.

So dunkel, daß ſie mit Händen zu greifen iſt.

Reiten iſt ein edles Vergnügen, hub der jüngere Tradirer an. Es giebt aber der Reitereyen mancherley. Manche reiten bey Tage, manche bey Nacht, manche auf krummen, manche auf geraden Wegen, manche auf ſtattlichen Roſſen, manche ohne Stiefel und Sporen, in ſeidnen Strümpfen und Chapeaubas auf Steckenpferden. Es war würklich nöthig, ſeitdem dieſe lezte Reiterey, die beſonders bey Nachtzeit ſehr im Schwange gieng, Mode geworden, einige ſeidne Strumpffabriken mehr anzulegen.

Dieſes Vergnügen der Stekenreiterey war ziemlich allgemein, und beſtand darin, daß man ſich auf die Stekenpferde ſezte, an einer Stelle blieb, und die Harmonie der Töne der Pferde zuſammen zu bringen, und ein gutes Ganzes daraus zu perfektioniren ſuchte, das die Ohren aller Zuſchauer, die reiten oder nicht reiten konten, beluſtigte, und ihren Sinn erheiterte.

Da der Herzog ſelbſt Liebhaber von dieſer Reiterey war, ſo war nichts natürlicher, als daß er alle guten Reiter um ſich her verſammelte, weil die Lenkung der Reiter ganz allein die guten Töne der Stekenpferde, die an und vor ſich ſtumm waren, hervorzubringen im Stande war. Die Geſchiklichkeit der Reiter beſtimte die Geſchiklichkeit der Stekenpferde, die verſchieden geſtaltet waren. Da gab es dike, dünne, lange, kurze, geſtrekte, gedrängte, geründete, gekrümte. Nachdem jeder Talent zu einem derſelben hatte, nachdem ritt er es.

Die der Herzog vorzüglich fand, nahm er in ſeine Dienſte, und zuſammen machten ſie den Steſenſtall des Herzogs aus. Oft ritt er mitten unter ihnen, oft war er blos Zuſchauer, und lies ſich etwas vorreiten.

Dieſe Stekenpferde bedurften nach den verſchiedenen Tönen, die ſie angaben, in Anſehung der Stellung neben einander ein beſonders Arrangement, denn wenn das dike Stekenpferd, welches einen hohlen brummenden Ton von ſich gab, neben die ganz dünnen feinpipenden geſtellt worden wäre, ſo hätte es bey etwanigen Einfällen ſeiner Stimme die übrigen verſchlungen und unhörbar gemacht. Hierzu bedurfte es alſo eines Kommandirenden, der genaue Bekantſchaft mit der Zuſammenſtimmung aller dieſer Töne hatte, und das Rangiren der Stekenpferde verſtand.

Ein gewiſſer Herr vom Heſen war einer der ſtärkſten Reiter, und des Herzogs Liebling, weil er die nehmliche Gattung Stekenpferde ritt, welche der Herzog zu reiten verſtand, eine ſehr dike und unbändige Sorte. Er hatte ſo gar dem Herzog noch verſchiedenes gelehrt, wodurch er das Lenken des Pferdes beſſer verſtehen, und füglicher und leichter reiten konte, und da der Herzog gern ritt, ſo war es natürlich, daß er ſeinem Lehrmeiſter gewogen war.

Er gab ihm alſo die Oberaufſicht über alle Stekenpferde, und deren Reiter, und da kam es ſo weit, daß jedes Stekenpferd ſo wie jeder Reiter deſſelben von ihm abhieng.

Der Herzog hatte ſichs freylich nicht überdacht, daß ein Mann, der ein ſehr guter Stekenpferdreiter ſeyn, deswegen aufs Kommandiren der Stekenpferde ſich ſchlecht verſtehen könne, hatte dieſes vielleicht auch wohl überdacht, und geglaubt, er würde, was er noch nicht könte, ſich zu verſchaffen wiſſen.

Allein der Herr vom Hefen hielt dafür, daß er einer Stelle vollkommen gewachſen wäre, der er im geringſten nicht gewachſen war, und nahm das Amt mit einer innigen Selbſtbehaglichkeit an, fieng auch mit einem unerträglichen Stolze einen neuen Operationsplan in den Ställen des Herzogs an, der alle Menſchen in Verwunderung ſezte, die von dieſer Reiterey etwas verſtanden. Er verwikelte die kleinen Stekenpferde unter die großen, die diken unter die dünnen, ſezte die feinen zu den gröbern, und that dadurch dem Enſemble der Wirkung ihrer Organe ſehr vielen Schaden, indem ſo manches Feine der Töne verloren gieng, der Ausdruk des ſtärkern und ſchwächern geſchmälert, und den Gedanken deſſen, der für die Stekenpferde gearbeitet hatte, gewaltiger Abbruch geſchahe.

Dieſer Herr vom Hefen war ebenfalls, wie viele um den Herzog her, ein Ausländer, allein er hatte eine Eigenſchaft, die viele der übrigen Ausländer nicht hatten, daß er blos Ausländer protegirte, und Einheimiſchen in allen Stüken zuwider war. Künſtlich wuſte er aber jeder ſeiner Unternehmungen einen Anſtrich zu geben, als ob nicht er, ſondern der Herzog das alles ſo wolte, und er entblödete ſich nicht, ſelbſt Sottiſen, die er begieng auf Rechnung des Herzogs zu ſchieben, war alſo ſehr ſchlechter Freund des hohen Freundes, dem er ſein ganzes Glük zu danken hatte.

Es fiel manchem Künſtler des Landes ein, ſeinem Herrn ſein Talent vorzutragen, allein nicht jeder kam dazu, ein Stekenpferd vor ihm zu reiten, denn Herr vom Hefen fand dies und jenes an ihm auszuſezen, und vor allem, ſo ſprach man wenigſtens, ſiens, auszuſezen, daß er ein Landeskind ſey. Er ſoll ſich gar bey Gelegenheit einmahl des Ausdruks bedient haben: Da plagt mich einmahl wieder ein impertinenter Einländer, daß ich ihn preſentiren ſoll, und am Ende iſts nichts mit ihnen.

Relata refero, ſagte der Traditor, denn ums Himmelswillen wolte ich dem Herrn vom Hefen nicht zu nahe treten, da ich ſelbſt nicht wiſſen kan, wie mir einmahl die Lieblingsidee kommen könte, dem Herzog ein Stekenpferd vorzureiten.

Die Ordnung, die indeſſen der Kommandirende in den Herzoglichen Ställen gemacht, fiel jedem auf, und ein fremder Kommandirender, der ſich beſonders gut auf alles verſtand, was zur Stekenpferdreiterey gehörte, nahm ein gewaltig Aergernis daran.

Dieſer Mann, deſſen Geſchiklichkeit ſo weltberühmt, als die wenige Prätenſion war, die er ſeiner würklich groſen Kunſt wegen ſich anmaßte, war vom Herzog verſchrieben worden, um ein neues Reitſtük von ſeiner eignen Erfindung durch des Herzogs Stekenpferde reiten zu laſſen. Er war hierzu willig und bereit, denn des Herzogs Liebhaderen und eigne Kentniſſe munterten ihn theils auf ſeine Geſchicklichkeit dort ſehen zu laſſen, theils belohnte der Fürſt die Künſtler fürſtlich.

Wie er das Arrangement der Stekenpferde gewahr wurde, nahm er ſich die Freyheit, ſeine Meynung darüber zu erkennen zu geben, und ſezte ſehr beſcheiden die Gründe hinzu, warum er ein andres Arrangement für beſſer und dem Enſemble angemeſſener hielte, wollte auch hierin eine Aenderung bereits vornehmen.

Allein hier zeigte der Kommandirende vom Hofen die Stärke ſeines Stolzes, und zugleich ſeiner feinen Intrigue. Nichts war gewiſſer, als daß er von jeher ſich mehr mit dem Reiten ſeines Stekenpferdes als mit der Stellung und dem Kommando der übrigen abgegeben, nichts gewiſſer, als daß er ſein Pferd vortreflich und vielleicht einzig in ſeiner Art ritt, aber auch nichts gewiſſer, als daß er Anfänger in der Kunſt war, der er vorſtehen ſolte.

Hier wäre der Weg geweſen, ganz in der Stille zu lernen, was er nicht konte. Unter der Rubrik der Gefälligkeit hätte er dem Fremden alle Kunſtgriffe abſehen, und ſeine Vollkommenheit ſich eigen machen können. Das litt indeſſen ſein Stolz nicht. Dieſem mußte das allgemeine Beſte weichen.

Aber was noch weit mehr gefehlt war, als dieſer Stolz, war, daß er, weil er den Gründen des Fremden nicht widerſprechen konte, ſagte, er ſtelle ihm anheim, die für gut befundenen Veränderungen vorzunehmen, allein das müßte er ihm auch ſagen, ſo wie alles izt wäre, ſo wäre es auf ausdrüklichen Befehl des Herzogs.

Hierwider lies ſich nun freylich nichts ſagen. Einem Fremden konte man es nicht zumuthen, ſich nach der Wahrheit oder Nichtwahrheit dieſer Sache zu erkundigen. Er mußte es ſo laſſen, und ſich helfen, ſo gut die Umſtände es zulieſen.

Der Haß indeſſen, ſich von dem Fremden übertroffen zu ſehen, wuchs in dem Herrn vom Hofen von Tage zu Tage, und der Fremde Kommandirende ſahe die Ausführung ſeines Reitſtüks durch ihn ſehr erſchwert, nahm den klügern Vorſaz, lieber einige Beſchwerlichkeiten mehr auszuſtehen, als ſich von dem Herzoge zu trennen, der ein Liebhaber der Kunſt war, oder auch nur ihm das durch Klagen unangenehm zu machen, was zu ſeiner Freude gereichen ſolte.

Auch war es noch ſehr ungewis, wenn er ſich hätte beſchweren wollen, ob die Neigung des Herzogs zum Herrn vom Heſen nicht deſſen intrikate Berichte ihm annehmlicher und den Fremden dem Herzoge verhaßt machen könte. Alſo ſchwieg er lieber.

Indeſſen hatte er doch einmahl zufälligerweiſe Gelegenheit ſich an dem Herrn vom Heſen zu rächen, ohne ſich rächen zu wollen. Sein neues Reitſtük war mit körperlichen Uebungen verſehen, zu denen die Töne der Stekenpferde paſſen muſten. Nach den Ideen des Meiſters dieſer körperlichen Uebungen muſte der Meiſter der Stekenreiterey ſeine Sachen abmeſſen, und die Töne der Pferde beſtimmen: nun war der Meiſter der Uebungen ein Freund des Herrn vom Heſen, und man behauptete, er ſey mit ihm einverſtanden geweſen, um den Fremden zu kränken, wovon wir jedoch keine Gewißheit haben.

Genug, der Meiſter wolte keine neue Ideen zu den Uebungen beweiſen, und der Fremde wolte die alten nicht auf neue Töne bringen, welches auch unbilig geweſen wäre, da ſeine ganze Arbeit neu war.

Der Herzog, der groſſes Vergnügen an den Arbeiten des Fremden fand, unterhielt ſich oft mit ihm davon, und frug wie weit er wäre, und der fremde Künſtler verſicherte, alle Arbeit, die von ihm abhienge, ſey gemacht, es läge nur an den Ideen der Uebungen, die der Meiſter derſelben ihm nicht mitgetheilt, und wie es ſchiene, nicht verfertigen wolle.

Der Herzog, ſeinen ſanften und gütigen Karakter gemäß, der nichts weniger glaubte, als daß Kabale hier im Spiel wäre, redete dem Manne zu, daß er Geduld haben ſolte, daß der Mann ſich wohl entſchlieſſen, und kurz alles gut gehen würde.

Der Herzog liebte jenen Meiſter auch als einen geſchikten Künſtler. Er redete mit dem Herrn vom Heſen, und bat dieſen faſt, dafür Sorge zu tragen, daß der fremde Künſtler befriedigt, und er endlich das Reitſtük zu ſehen bekäme.

Wer nichts ſagte, war der Herr vom Heſen. Endlich redete denn der fremde Künſtler einmahl mit ihm ſelbſt, und frug: Wie es ſtände?

Ach, ſagte der heuchleriſche Mann ganz unbefangen, der Herzog weis kein Wort davon.

Es war dem Künſtler ein leichtes, dem Herrn vom Hefen zu beweiſen, wie vielmahl der Herzog mit ihm über die Sache geſprochen, und nun ſtand er beſchämt vor ihm da. Auch dauerte es nicht lange mehr, ſo war alles gemacht und die Ideen fertig.

Man gab dem Herrn vom Hefen auch ſchuld, daß er die Urſach ſey, warum eine große Künſtlerin, die ihr Stekenpferd weidlich vor dem Herzoge herumgetummelt, und ſehr wohl geritten hatte, ganz ohne alle Belohnung geblieben, eine Sache, die dem Herzog ſonſt gar nicht ähnlich ſahe, und vielleicht die einzige in ihrer Art iſt.

Ob die Künſtlerin vielleicht zu viel Stolz, oder ob ſie zu viel Geſchiklichkeit gezeigt, daß man ſie nicht vertragen können, und beym Herzoge verhaßt zu machen geſucht, ob der Herzog vielleicht, welches auch wohl einmahl der mögliche Fall iſt, ſie vergeſſen, oder ob er geglaubt, er habe ſie belohnt, oder ob er würklich die Belohnung für ſie beſtimt gegeben, und ob dieſe vielleicht durch einen Zufall verloren gegangen, von dem allen läßt ſich gar nichts gewiſſes behaupten.

So viel iſt gewis, daß die Künſtlerin, nachdem ſie einige Tage, nicht gerade auf das Preſent, denn deſſen bedurfte ſie nicht wohl, aber auf die Aeuſſerung der Zufriedenheit oder Unzufriedenheit gewartet, und nachdem ſie dem Herrn vom Heſen verſchiedene Fragen gethan, die er immer mit dem Sprüchwort: Ich weis von nichts! beantwortet, daß ſie ihre Reiſe fortſezte, und dachte, ſie könte auch wohl einmahl für einen Herzog ihr Stekenpferd umſonſt getummelt haben, da ſie es für gute Freunde oft unentgeldlich thäte.

Das ſchrieben nun die Menſchen auf ſeine Rechnung, obgleich niemand ſagen konte, wie es eigentlich damit zugegangen.

Ich wolte von Herzen wünſchen, unterbrach der ältere Traditor ſeinen jüngern Freund, daß doch jedermann ſein Betragen unter den Menſchen ſo einrichtete, daß man nicht Urſach hätte, ihn als einen ſchwarzen Menſchen zu betrachten. Denn auf eine oder die andere Art und Weiſe muſte der Herr vom Heſen doch Gelegenheit gegeben haben, daß man ihm Eigennuz ſchuld gab, der ſo weit gienge, daß er blos auf ſeine eigne Verbeſſerung und nicht auf anderer Wohlfahrt Rükſicht nähme, da er doch Gelegenheit gehabt hätte, andern zu dienen, und dieſen ihre Wohlfarth zu befördern.

Er hatte Künſtler neben ſich, die ihn weit in der Kunſt überſahen, wenn er ſie ſchon in der Gnade des Herzogs überſahe. Verdienſtvolle Männer, die große Familie und viel zu verſorgen hatten, da er nur auf ſeine einzige Perſon bedacht zu ſeyn durfte, gieng die Freygebigkeit des Herzogs vorüber, und man ſagte, alles was der Herzog zum Beſten der Stekenreiterey beſtimme, ſuche er an ſich zu ziehen, und andre davon auszuſchließen. Womit hatte er ſich dieſen Namen gemacht? War er auch nicht der Mann um das zu thun, ſo mußte er doch Gelegenheit dazu gegeben haben, daß man ſo von ihm ſprach.

Ein junger Mann von Talent und Geiſt, und vielen Progreſſen im Reiten ſeines Stekenpferds, der Hofnung von ſich gab, einſt Meiſter in ſeiner Kunſt werden zu können, der aber auch Landeskind war, klagte ebenfalls ſehr über dieſen Kommandirenden, daß er ihn zurückzuſetzen geſucht. Doch hatte er es zulezt nicht verhindern können, daß er ſich dem Herzoge genähert. Er gelangte dahin, ſein Stekenpferd zu tummeln, und tummelte es ſo ſchön, daß der Herzog, der Talent ſchäzte und aufmunterte, ihn verſorgte, zu ſeiner fernern Kunſt aufmunterte, und zu einem Mitgliede ſeines Stekenſtalls beförderte.

Uebrigens ſoll Herr vom Hefen eben keinen beſondern Muth haben. Denn als ein Mitglied des Stalles einem andern Stekenpferde ſeines Hauſes, welches ihm ſehr lieb war, zu nahe gekommen, und der erzürnte Beſizer ſich darüber ſo erzürnet, daß er jenem den Abſchied zuwegebrachte, dieſer aber ſchwur, er wolte ihm zur Dankbarkeit für den gethanen Dienſt ermorden, ſo lies er ſich einſt von deſſen Hunde, der ihm auf der Straße begegnete, ſo ins Bokshorn jagen, daß er ſpornſtreichs die halbe Reſidenz, aus Furcht der Herr des Hundes möchte nachkommen, bis zu ſeinem Hauſe durchlief. Und jener hatte den Zorn lange vergeſſen.

Wir haben, redete der Traditor, dieſes alles nur angeführt, um zu beweiſen, wie in entfernten

Zirkeln man die Nachgiebigkeit des Herzogs, und auch ſo oft ſeinen Namen misbrauchte.,

---

Achte Aufklärung.

In welcher ein neues Licht erſcheint.

Unter allen, die unter der vorigen Regierung die beſte Gelegenheit gehabt hatten, des Regenten Einrichtungen zu beobachten, und Schlüſſe auf das Wie, und Warum zu machen, was ſie lenkte, hineinzudringen in das Syſtem der Verhältniſſe und die Gründe, warum nur ſo und nicht anders deſſen Wohl beſtehen könte, war ein Oheim des alten Herzogs der aufmerkſamſte und forſchendſte geweſen. Auch hatte ihm der Herzog alles anvertrauet, was ſeiner Seele am geheimſten war. Er hatte mit ihm die Lorbeern der Siege getheilt, die ſeine Laufbahn gekränzt hatten, und wo er guten Rath bedurfte, da war dieſer der einzige geweſen, den er zu rathe gezogen.

Auf ihn ſchien auch der Herzog, da er ſeines Lebens Ende nähern ſahe, die ganze Hofnung des Beſtandes ſeiner Einrichtungen zu ſtüzen, und da er ihm noch troz ſeines Alters von ſo geſunder Konſtitution zu ſeyn ſchien, daß er wohl ein Zehen Jahre nach ihm fortleben könte, ſo hatte er ihm ins geheim manches geſagt, was zur Fortdauer des Guten, was er geſtiftet, dienen konte.

So weiſe aber war der Oheim ſelbſt, daß er einſahe, von Anfange würde jeder Verſuch unnüz ſeyn. Auch ſahe er wohl ein, daß beſonders bey dem nicht böſen Willen des Herzogs, und bey der Zurükhaltung, die man von der andern Seite beobachten würde, einige Jahre dazu nöthig wären, um Evidenz von Verſchlimmerung zum Vorſchein zu bringen, die der Verbeſſerung bedurfte. Er ergrif alſo die Parthie ſich auf einige Jahre zu entfernen, und das hatte doppelten Grund.

Einmahl wäre er, wenn er ſo manchen Unordnungen hätte zuſehen müſſen, genöthigt geweſen, ein Wörtgen mit darein zu reden, und dieſes Dreinreden hätte ihn einem jungen Manne, wie der Herzog war, verhaßt gemacht. Das wolte er nicht, er liebte ihn, und wolte von ihm geliebt bleiben.

Ein andrer war der, daß man bey nach und nach einreiſſenden Verſchlimmerungen ihr Entſtehen überſieht, ſo wie man bey einem Menſchen, mit dem man täglich umgeht, das zunehmende Alter nicht gewahr wird. Wenn man hingegen nach Jahren Abweſenheit, ihn wiederſieht, wird man die Falten ſeines Geſichts nicht überſehen.

So dachte auch der Oheim. — Kleinen Aenderungen konte er ſich nicht mit Macht entgegenſtellen, und ſie konten immerfort klein bleiben, ſo daß er die zunehmende Größe nicht inne geworden wäre. Wenn er aber dann, nachdem der Unterſchied zu bemerken war, mit dem ganzen Nichtvergeſſen deſſen, was vorher geweſen war, zurükkehrte, nud nun den Unterſchied deutlich vor Augen legen konte, ſo war gewis das, was er zum Beſten des Landes ſprach, mit mehr Wahrheit und Nachdruk unterſtüzt.

Hierzu kam es, daß er ſich durch kein vorheriges Einreden, die Liebe des Herzogs vermindert, im Gegentheil, war durch die Abweſenheit er ihm gewis werther geworden, da der Herzog gefühlvoll, und liebevoll immer gegen ſeine Verwandten geweſen.

Wie geſagt, ſo geſchehen. Die Zurükkunft des Oheims ſezte den Herzog, ſo wie das ganze Land in unausſprechliche Freude. Der Herzog war gerührt und hingeriſſen beym Wiederſehen, er fühlte ſympathetiſches Blut in ſich wallen, er fühlte Ehrfurcht gegen den alten Freund ſeines Vaters, gegen den Mann, der ſeines Hauſes Zierde und Ehre war.

Den zärtlichen Umarmungen folgten ernſthafte Unterredungen. Der Oheim bat um die Erlaubnis frey, und wie Vater zum Sohn reden zu dürfen, und gern, willig wurde ihm dieſe zugeſtanden.

Nach manchen hatte er ſich ſchon erkundigt, und manches ließ er ſich vom Großneffen ſelbſt erzählen. Sein ſcharfer Blik überſahe auf einmal alles.

Guter biedrer Fürſt, ſagte er recht aus dem Herzen, ſie ſind der beſte Mann von der Welt, ſie ſind ein Vater für ihre Unterthanen, wenn man ihre Seele betrachtet. Es freut mich — innig freut es mich, den Sohn meines Neffen auf einem ſolchen Wege zu finden; auf dem Wege ſeiner Unterthanen Paradies zu bewirken, denn ſie wünſchen gewis jedem ſo viel Seeligkeit, als ſie ſelbſt zu fühlen fähig ſind. Wolte der Himmel, daß alle um ſie her mit ihnen gleiche Geſinnungen hätten, eben ſo dächten, wie ſie, eben ſo handelten wie ſie — eben ſo ihres Lebens ſich freueten, und es zu genießen ſuchten, aber auch eben ſo andre ihres Lebens ſich freuen ließen, und ihnen den Genus nicht wehrten, auf den ſie als Menſchen eben ſo viel Anſprüche haben, als wir Groſen.

Wir müſſen, mein theurer Grosneffe, fuhr er fort, wir müſſen wohl bedenken, in welchen Zeiten wir leben. Zum Luxus der Großen gehört Grosmuth gegen Kleinere. Allein wir müſſen wohl zu gleicher Zeit bedenken, daß dieſer Luxus, wenn er nicht recht angewandt wird, der Ruin der Länder iſt, daß er es iſt, auf dem Aufruhr und Zwietracht, auf deſſen Grund Widerſezlichkeit ſich bauet, die hernach mit keinem Gelde und mit keiner Gewalt zu zwingen iſt.

Der Luxus meines Neffen, ihres verſtorbenen Vaters war Wohlthun an den Geringſten ſeiner Unterthanen. Die Geringen ſind es gerade, die dieſes Wohlthuns bedürfen. Die Gröſern, glauben ſie mir das nur, ſuchen ſich ſelbſt wohlzuthun. Für ſie giebt es der Wege ſo viel, die ſie dennoch gehen, wenn man ihnen auch überflüßig genug giebt, daß man die Sorge für ſie höchſtens über einen ſehr kleinen Theil auszudehnen braucht.

Sie, theurer, immer liebenswürdiger, nur noch nicht mit genugſamer Erfahrung begabter Fürſt, verſchwenden als Fürſt, wenn man das, was ein Fürſt thun muß, ſo heißen kan. Eigentlich iſt ſeine Verſchwendung der Kreislauf für die Glückſeligkeit ſeines Volks. Wehe dem, der ſein Geld aufthürmt, wenn ſeine Kinder nach Brod ſchreyen. Wehe dem, der Plusmachern freye Hände läßt, zu ſchalten, und denkt, er hat den beſten Finanzminiſter! Doch gemach, wir wollen andre fahren laſſen, und uns um uns ſelbſt kümmern.

Das thun ſie nicht. Allein die Art der Verſchwendung iſt verſchieden, und nachdem ſie verſchieden iſt, nachdem befördert ſie das Wohl oder das Weh des Landes. Summen Günſtlingen geben, die ſich nicht feſt genug fühlen, bey einer Veränderung der Regierung im Lande ſtehen zu bleiben, die das, was ſie bekommen, ſchnell und ängſtlich auſſer Land ſchaffen, damit ſie nur nachſpringen können, das heißt, das Land arm machen, und übel verſchwenden.

Wer mir diente, und wem ich dafür lohne, der muß mir kein Mistrauen einflößen, und wer ſich nicht getrauet, nach meinem Tode Rechenſchaft von ſeinen Handlungen zu geben, der macht ſich mir noch bey meinem Leben verdächtig.

Wenn zwanzig Menſchen der Art an meinem Hofe ſind, und jeder bringt meine Freygebigkeit zur Kontribution, daß er, welches ſeinem Stande gemäß immer mediocre iſt, 100000 Rthlr. Fond mir aus dem Lande anlegt, ſo iſt mein Land um 2 Millionen ärmer, und wenn ich dieſe 2 Millionen unter Arme vertheilt hätte, wie viele wären dadurch wohlhabend, nicht reich geworden, denn das ſollen ſie gar nicht werden.

Reichwerden taugt keinem Privatmann etwas. Reich ſeyn muß meinem Syſtem nach niemand als der Regent. Nicht meine Miniſter ſollen reich ſeyn, das heiße ich, Geld haben. Wohlhabend ſollen alle ſeyn. Ich will meinem Günſtlinge die

nehm=

nehmlichen Summen ſchenken, ſo bald er Güter in meinem Lande davor ankauft. Ich heiſſe ihn dann nicht reich, ich heiße ihn wohlhabend. Sein Geſchenk fließt wieder in meine Kaſſe, und ich bekomme es zurück, kan andre damit beſchenken, und erhalte meine Fonds und meinen Reichthum. Wenn aber er meinen Reichthum in fremde Länder ſchikt, und Potentaten es leihet, die mein Geld zu meiner Unterdrükung anwenden, dann machen meine Geſchenke mich arm, und mein Luxus und meine Großmuth macht am Ende, daß meine armen Unterthanen verhungern.

Wenig, ſehr wenig ſolche Blutigel ſind nöthig um das reichſte Land herunterzubringen, das ſind Grundſäze, die ein Fürſt nur durch eigne Erfahrung, oder durch rechtſchaffene, weiſe Miniſter erhalten kann, und wer unter dieſen ſeinem Herrn nicht ſo redet, der macht ſich der Sünde, das Land zu ruiniren theilhaftig, thue ers nun aus Bosheit oder aus Dummheit.

Der Herzog hörte dem würdigen Redner aufmerkſam zu, und ward nicht böſe, ob ſeinen Erläuterungen, die ihm doch gewiß ſehr nahe angiengen.

Es ſchien vielmehr, als ob er es fühlte, daß dies unumſtößliche Wahrheit ſey, und ſein Blik dankte für den Wink.

Der Redner ſezte das Kapitel vom Gelde noch weiter auseinander. Wenn, ſagte er, meine Miniſter reich an Gelde ſind, wenn meine Großen reich an Gelde ſind, ſo werden ihre Kinder auf keinem Fall viel taugen. Ich ſehe weit lieber das Geld in der Schazkammer, oder in den Händen des Kaufmanns. Im erſten Fall kan ich alles Gute unterſtüzen, was mir wahren Vortheil für mein Land verſchaffen kan. Im leztern weis ich, mit dem Gelde wird ſehr rechtmäßig gewuchert und meine Maſſe vermehrt. Haben meine Großen ſtatt Geld Reichthum, Reichthum an liegenden Gründen, ſo ſind ihre Söhne, wenn ſie auch nichts lernen, wenigſtens genöthigt, ſich der Landwirtſchaft zu widmen, wenn ſie nicht halben Nuzen von ihren Gütern ziehen wollen, und ihre Töchter werden nicht Verſchwendern zu Theil, die ihr eignes Vermögen ſchon in der Fremde durchgebracht, und nun an ihnen ſich erholen wollen, um aufs neue zu verſchwenden.

Ueberhaupt iſt der Landesherr am nützlichſten, der ſeine Unterthanen ſo viel als möglich zu Landleuten zieht und beſtimt, der ſo wenig als möglich duldet, daß die Beſitzer der Güter das Land verlaſſen, und in Städten ſich aufhalten. Pächter ſind der Verderb des Landes, ſie müßten denn unter der Aufſicht der Herren ſelbſt dieſe Pachtungen verwalten.

Ich hoffe nicht, ſezte der erfahrne Mann hinzu, daß Ew. Durchlaucht dieſe meine Bemerkungen übel deuten werden. Ich mache ſie zu ihrem eignen Beſten.

Und ich, erwiederte der Fürſt, mache mir ein Vergnügen daraus, ſie zu hören, ſie mir ſo zugethan zu ſehen, und Gelegenheit zu haben, aus ihren Erfahrungen zu lernen, und meine Kentniße zu erweitern.

Ich habe, ſagte der Gaſt hierauf, ihnen noch ein kleines Kapitel über die Ankaufung der Güter für ihre Rechnung vorbehalten.

„Das ich würklich begierig bin zu hören, weil man mir dieſe ſo vortheilhaft gemahlt." So ſchloß ſich dieſe Unterredung und gab Hofnung zu folgenden lehrreichern.

Neunte Finſternis.

Welches das lumen mundi betrift, wovon wir ein mehreres zu leſen zu geben, verſprochen.

Leider können wir es nicht läugnen, daß dieſes lumen mundi, welches in der ſechſten Finſternis des dritten Theils auftritt, unſern Erwartungen nicht ſehr entſprochen hat. So wahr alles iſt, was wir von ihm ſagen, und geſagt haben, ſo wahr iſt es auch, daß das errare humanum eine Gewißheit iſt, die bey allen luminibus mundi, und gemeiniglich bey den am meiſten leuchtenden, am erſten eintrift.

Unſer lumen mundi irrte ſich in der Spekulazion. Eine minder anziehende Schrift hatte den Beyfall des leſenden Publikums erhalten, man fand, daß der Mann richtig geſchloſſen und gedacht hatte, daß wie wir oben geſagt, er klug klug, und dumm dumm ſeyn ließe, und das war ſchön und recht.

Allein nun wagte es ein Spekulant der Goldmacherey aus den Gedanken der Menſchen, der aber auch für die That ſeinen Lohn ſchon dahin hat, dem lumen mundi eine Falle zu legen, und trug ihm auf, ein kleines Büchlein ob dem Meynungsſyſtem zu entwerfen, deſſen Plan er ihm in jedem Betracht Holzhakermäßig vorſchrieb.

Das gute, Geldbedürftige, aber ſehr unvorſichtige lumen mundi gerieth auf einmahl in Stokfinſtre Finſternis, und lies ſich den Glanz des Goldes blenden. Es ſchrieb etwas, was würklich gegen ſeinen geſunden Menſchenverſtand ſo ziemlich kontraſtirte, was Beleidigungen gegen die Religion, den Herzog, die Geſeze und gegen Privatmänner enthielt und das Büchlein wurde noch dazu mit ſo viel Nachläſſigkeit und Sorgloſigkeit bekant gemacht, als ob man das gröſte Recht von der Welt hätte.

Daß man das lumen mundi, ſchon, da man ihm ſeinen Auffenthalt im Kerker anwies, im Verdacht hatte, daß er auch dieſes geſchrieben, mag wohl ſehr richtig ſeyn, allein, obgleich nachher ſich die Sache per tot diſcrimina rerum wider ihn zeigte, ſo waren doch damahls würklich noch keine Beweiſe vorhanden, weswegen man ihn die Kaptur hätte zuerkennen können, und unbillig bleibt immer unbillig.

Nachdem man ſchon ſicher glaubte, daß der Kaptat auf freyen Fus geſtellt werden würde, nachdem, wie wir bereits oben geſagt, er ſelbſt nicht einmahl aus der Kaptur wolte, und die Herren ſich weidlich ärgerten, und nicht wuſten, was ſie anfangen ſolten, ſo gieng ihnen nun auf einmahl ein Licht auf, welches ſie von ihrer Aergernis befreyete, und dem armen Kaptaten zum würklich verdienten Kaptaten machte.

Es fanden ſich nemlich ſcripta von ſeiner Hand, die in das ſade Büchlein quaeſtionis gehörten, und ob man gleich allerley Ausflüchte hervorſuchte, nicht ſelbſt der Entwerfer geweſen ſeyn wolte, und was denn auſſerdem noch für Umſtände dazu kamen, oder kommen ſolten, um die gefundene Handſchrift ſo gut wie nicht gefunden zu machen, ſo waren doch alles das nur Nebendinge, und weil dem Kaptaten und ſeinem geſchäftigen Geiſte der Kerker zu enge ward, deſſen Ende er wenigſtens nach gefälltem Urtheil über ihn abſehen konte, ſo entſchloß er ſich nicht länger zu leugnen, ſondern geſtand freywillig und ohne Zwang, er ſey der Verfaſſer des Büchleins, und er erwarte wie man ihn ſeiner Uebereilung wegen, beſtrafen würde.

Si feciſti, nega, iſt zwar eine goldne Regel der Herren Juriſten, allein wir können eben nicht ſagen, daß wir dieſer Regel getreu bleiben würden, ſondern wir verargen es dem lumini mundi gar nicht, daß es ſeinen Fehler geſtand.

Daß wir ihm aber weit mehr zu verargen haben, das wird die Folge lehren.

Sein Urtheil wurde geſprochen, und er verdamt zwey Jahr lang keine Feder anzurühren und nichts als Sendſchreiben über Meynungen und höchſtortodoxe Bücher zu leſen, wozu wir ihm einsweilen Geduld wünſchen wollen.

Nun iſt es nicht zu leugnen, daß er vielleicht ſeine Sache klug genug gemacht hätte, und ſo wenig wir die Nation dumm nennen können, die den Diebſtahl nicht, ſondern die Unvorſichtigkeit ſich dabey ertappen zu laſſen, beſtrafte, ſo wenig können wir ihn verdenken, daß er ſich ärgerte, durch Anderer Zuthun ertappt worden zu ſeyn.

Es iſt noch immer eine groſe Frage, ob das Verbot zu ſtehlen, oder das Verbot ſich ertappen zu laſſen wider den Diebſtahl mehr ausgerichtet, und ob nicht mehrere ſich von dem Schimpfe als von der Strafe abſchreken laſſen.

Doch dieſe gelehrte Unterſuchung iſt hier zu weitläuftig. Mehr als alles übrige hatte wohl ein Freund des luminis mundi, eben der Spekulant auf das erſte ſehr ſchön geſchriebene wichtige Büchlein zu der an den Tagbringung des andern beygetragen, indem er ſchon vorher, ehe das Buch erſchien, Lebenzow, dem Meynungsrichter, Nachricht gegeben, daß ein ſolches Werkgen ihm zum Verlag angeboten worden, ihm auch ſehr dreiſt ſeine Meynung über verſchiedene Dinge entdekte, wovon ein Meynungsrichter ganz anders denken muſte, als er.

So wie man nun ſeine enge Freundſchaft mit dem lumine mundi wußte, ſo war nichts natürlicher, als daß man auf die Gedanken verfiel, daß der es ſey, der ihm den Verlag angeboten. Und vielleicht wäre die ganze Sache nicht ſo ſtrenge unterſucht worden, wenn dieſe unvorſichtigen Pikanterien nicht vorher gegangen.

In allen aber war es dem unvorſichtigſten gehandelt, daß der Spekulant ſichs einmahl in dem Kopf geſezt hatte, durchaus nicht mit den Wölfen zu heulen, und nicht mit dem Strome zu ſchwimmen. Er glaubte, er könne alles was Despotiſmus in Jahrhunderten zuwegegebracht umſtoßen, er allein, ein bloſer Spekulant, und bedachte nicht, daß ein vernünftiger Despotiſmus ſo vieler Menſchen Glük gemacht, und noch machen wird.

Er hatte daher, weil er die natürliche Freyheit in zu ausgedehnte Gränzen ſezte, und bey jeder Gelegenheit wider den bürgerlichen Zwang, der doch konventionel war, eiferte, ſich alle zu Feinden gemacht, die an der Regierung des Orts, wo er ſich aufhielt, Antheil hatten.

Er war von Freunden gewarnt worden, die ihm prophezeyeten, daß ſein unruhiger Geiſt einmahl anrennen, und er das Opfer ſeiner Uebereilungen werden würde. Allein das war in den Wind geſprochen. Sein Fall kam, wie ein Dieb in der Nacht.

Sein Buſenfreund, jenes lumen mundi, [illegible] [illegible] ſeine Freunde, zum Verräther an ihm.

Freylich ſprechen ſeine Feinde anders, allein jene behielten die Wahrſcheinlichkeit.

Dieſes lumen, das würklich nunmehro faſt tenebrae mundi zu nennen wäre, gab eine Klage gegen den Spekulanten ein, daß er ihm ein Kleinod, welches er habe, zu rauben, Gelegenheit geſucht, ferner, daß er ihm einen großen Vorrath von Gedanken, Lehren und Meynungen, deren Werth er ſehr hochſchätzte, würklich geraubt habe.

Daß dieſe Klage nicht in allem der Wahrheit gemäß, zeigte ſich ſehr ſchnell. Denn der Hüter des Kleinods, welches geraubt werden ſollen, ſprach ihn völlig von dieſer Beſchuldigung frey, und verſicherte, daß er nie den geringſten Anlaß dazu gegeben, und dieſer Hüter war doch der allernächſte Buſenfreund des luminis, und kante auch ſein Kleinod und deſſen Beſchaffenheit am beſten. Hierdurch entſteht die Wahrſcheinlichkeit der Ausſagen der Freunde des Spekulanten, und die Partheilichkeit ſeiner Feinde.

In wie fern die andre Klage gegründet oder nicht gegründet, ſind wir bis nach ausgemachter Sache nicht im Stande zu beſtimmen, und es hieße den

Richtern des Spekulanten vorgreifen, wenn wir uns da hineinmengen wolten.

Genug, der Spekulant wurde ſeiner Freyheit ſo kurz und bündig beraubt, wie es ehedem dem Lupini ergangen, und ihm wurde eben ſo der Gebrauch der Schreibmaterialien verboten. Ob das geſchehen wäre, wenn der Spekulant nicht ſo vorlaut geweſen, das laſſen wir dahin geſtellt ſeyn. Wir wollen ſeine Richter nicht gern der Ungerechtigkeit beſchuldigen, und doch auch ihn nicht gern ſo verdächtig machen. Vielleicht können wir bey fernern Exkorporationen euch lieben Freunde, noch darüber das Verſtändnis öfnen.

Aber des Buſenfreundes That können wir unmöglich gut heißen. Wir ſind überzeugt, daß der Spekulant dem Kaptaten und den Seinigen treulich beygeſtanden, und Dienſte ihm geleiſtet, wie ſie mit dem wärmſten Herzen nur geleiſtet werden können. Dieſes hätte wenigſtens dankbar vergolten werden ſollen, und wenn auch der Kaptat geglaubt hätte, daß bey einem Handel, den er mit dem Spekulanten geſchloſſen, dieſer ihm nicht nach Werthe vergelten hätte, ſo hätte ja das wohl auf eine andre, als ſo ſchwarze Art ausgemacht werden können.

Die Völker, die den Undank als das ſchwärzſte Laſter beſtraften, hatten wohl würklich nicht unrecht. Es giebt nichts ſchlechteres und ein ſolches Geſez wäre nicht überflüſſig. Hätte auf den Undank eine Strafe geſtanden, ſo hätte Kaptat ſich gewis dieſes Verbrechens nicht ſchuldig gemacht, und ſo wäre das Geſez würklich ſchon nüzlich geweſen.

Wenn vollends das wahr wäre, was einige behaupten wollen, man habe Kaptaten durch Zureden dahin gebracht, alles wider den Freund Spekulanten aufzubringen, um dieſen nur zur Haft zu bekommen, es ſey Wirkung einer unverſöhnlichen Rache, ſo wäre Kaptat doppelt, ja hundertfach ſtrafbar.

Doch wir wollen weder glauben, daß die Richter beyder ſo rachgierig waren, denn das wäre ſcheklich, noch daß Kaptat eine ſo ganz ſchwarze Seele haben ſolte.

Wenn der Spekulant ſich indeſſen ganz rein und unſchuldig weis, ſo hätte er doch bedenken ſollen, daß viele Hunde der Haſen Tod, daß die Gerechrechtigkeit lange Hände habe, beſonders wenn man ſie reizt, ihre Klauen auszuſtreken, und daß den beſten Freund Unglük und Leiden umſtimmen können.

Wir ſind würklich ſelbſt begierig, ſchloſſen die Traditoren, dieſe Sache beendigt zu ſehen, weil eines Mannes ehrlicher Name gewis auf dem Spiele ſteht, und es immer gut iſt, wenn ein Böſewicht entlarvt wird.

Fünftes Licht.

Noch mehr Wahrheiten von Seiten des Gros-Oheims.

Was die Traditoren uns von dem würdigen Familienmanne geſagt hatten, hatte uns ſo ſehr gefallen, daß wir nicht umhin konten, einem Kapitel Einhalt zu thun, welches ſie eben über die Recenſenten ihres Planeten anfangen wolten. Da wir ihnen nun verſicherten, daß wir von den langweiligen Herren noch zeitig genug zu hören bekämen, ſo ſezten ſie unſern Wunſch in Erfüllung, und fuhren alſo fort.

In der nächſten Unterredung des Herzogs mit dem Grosoheim, war er ſelbſt derjenige, der das aufs Tapet brachte, wobey jener abgebrochen.

Ew. Liebden, ſagte er, erwehnten lezthin des Ankaufs der Güter, einer Spekulation, die man mir ſo äuſſerſt vortheilhaft gemahlt hat, daß ich mich auch entſchloſſen, jährlich ein gewiſſes Quantum zum Ankauf derſelben zu beſtimmen.

Dürfte ich wohl, ſagte der ehrwürdige Alte, die Vortheile ein wenig beſtimter mir ausbitten, die man ihnen bey dieſer Finanzoperation vorgeſpiegelt?

„Recht ſehr gern. Man hat einmahl Rükſicht auf Güterbeſizer genommen, die bey dem ſchlechten Erfolge der Güter nicht im Stande wären, von ihren Einkünften zu leben, noch vielweniger aber die Güter zu melioriren. Man hat mir verſichert, beyden Theilen werde dadurch geholfen, die Güterbeſizer könten die Gelder beſſer anlegen, und mehr Nuzen daraus ziehen, und die Güter ſelbſt könten aus meiner Kaſſe melioriret, und folglich weit einträglicher werden.“

„Ein andrer Grund iſt die Anlegung der Magazine und Vorräthe, die man mir, alsdenn nicht ſo hoch anrechnen, und ich gröſtentheils aus meinen eignen Gütern zu errichten im Stande ſein würde. Es giebt ferner manchmahl Fälle, wo würdige Männer Belohnungen verdienen; dieſen iſt nicht allemahl mit Gelde geholfen, aber ein Gut verſchaft ihnen Ruhe und Zufriedenheit auf Lebenslang.“

Wenn ich fürchten muß, daß alle andre ihnen vorgelegte Gründe, eben ſo wenig bedeuten wollen als dieſe, wie ich es denn der Sache gemäs nicht anders fürchten kan, ſo will ich lieber dieſe ſogleich widerlegen, weil ich überzeugt bin, daß die andern ihnen an und vor ſich ſchon unwichtig erſcheinen werden.

Einmahl will ich zugeben, daß mancher Gutsbeſizer, der ſein Gut nicht ſelbſt verwaltet, es nicht auf die Nuzung bringet, die er gern davon haben mögte. Kan er aber nicht von dem Ertrage der Pachtung leben, ſo ſeze er ſich ſelbſt aufs Gut, und mache den Landwirth, wozu er geboren iſt. Wenn Ew. Durchlaucht ihm ſein Gut abkaufen, ſo macht er ſich noch mehr zum Müſſiggänger, geht ihnen entweder aus dem Lande, oder wuchert mit dem Gelde und ruinirt andre Menſchen.

Männer, die edel und rechtſchaffen denken, werden das nie thun, und wer nicht ſo denkt, der kan meinetwegen mit gutem Fug zum Bettler werden, und verdient nicht, daß ein Fürſt ſich ſeiner annimt, und ſeine Umſtände verbeſſert.

Ein andrer Grund, warum das Ankaufen der Güter vom Fürſten ſchädlich iſt, iſt etwas, was gerade dem widerſpricht, weswegen es gut ſeyn ſoll. Denn Güter müſſen wohlfeil ſeyn, damit der Käufer davon leben könne. Durch den Kauf aber des Fürſten werden die Güter gerade im Preiſe höher, und niemand kan ſie kaufen, und gehörige Procente davon ziehen.

Ferner locken Ew. Durchlaucht den Adel ſelbſt an, ihnen die Güter, weil die Summe einmahl angewandt werden muß, über den Preis zu verkaufen; der Adel geht ihnen aus dem Lande, und kauft ſich in fremden Ländern an, wo er ſich wohlfeiler etabliren [illegible] ſey, und mehrere Procente nunmehr vom ſeinem Gelde genieſt. Sie werden Unterthanen, und Geld los, und vermindern überdem noch ihre Einkünfte, anſtatt ſie zu vermehren.

Denn die Abgaben, die ehedem der Gutsbeſizer ihnen gab, müſſen ſie ſich izt ſelbſt geben, und nie wird ſelbſt der Pachter ihnen das geben, was er dem Gutsbeſizer gab. Sie werden jedes Jahr um ſo viel ärmer, und eigner Beſizer deſſen, worauf ſie Vaſallen haben könten.

Und wenn ſie nicht ein Stükgen Land in ihrem Lande haben, ſo iſts beſſer für ſie. Meliorationen aus ihrer Kaſſe, Ihro Durchlaucht, ſind nur Verringerungen ihrer Einkünfte und Verbeſſerungen für den Pachter, der deſſen nicht bedarf.

Auch der Punkt des Aufwandes iſt in Betracht zu ziehen. Wenn auf den Gütern Herrſchaften wohnen, ſo geht die Einnahme des Guts wieder im Kreislauf umher, und die Nachbarſchaft befindet ſich wohl dabey? Wenn die Einnahme ſtatt der Intereſſen in Dero Schaz fällt, ſo iſt Armuth allenthalben, und der Landmann kan ſie deshalb nicht ſegnen.

Wenn Ew. Durchlaucht nur die Güte haben wollen, zu überſehen, in welchen Preiſe die Güter ſchon ſeit einigen Jahren gegen den ehemaligen Preis ſtehen, ſo werden ſie leicht urtheilen können, daß hierzu ein Grund gehört, der nicht der beſte ſeyn kan, denn Theurung, betrachten Sie ſie von welcher Seite Sie wollen, und in welcher Sache ſie auch immer zu finden iſt, ſie iſt und bleibt ſchädlich.

Die Theurung der Güter ſowohl als der andern liegenden Gründe hat den Grund, daß des Geldes unter einer gewiſſen Klaſſe von Menſchen zu viel geworden iſt. Geldreichthum iſt nicht wahrer Reichthum des Landes, weil es nie gleich ausgetheilt iſt, ſondern nur eine Klaſſe von Menſchen im Beſiz deſſelben ſind. Geldreichthum kan ſehr ſchnell einem Lande entriſſen werden. Ueble Spekulationen laſſen Millionen ſchnell ſchwinden.

Ew. Durchlaucht handelten ſehr edel, als ſie Summen zahlten und austheilten, da ſie Dero Regierung antraten. Dadurch aber kam des Geldes ſo viel unter die gewiſſe Klaſſe von Menſchen, daß es ſich nicht privatim unterbringen lies. Dadurch fielen die Zinſen, die die Leihkaſſe gab, weil ihr Geld von allen Seiten angebothen wurde, weil man froh war, ehe man es todt liegen lies, etwas damit zu verdienen.

Wer von dem Reichthum des Zirkels auf den Reichthum des Landes hätte ſchließen wollen, der hätte einen ſehr falſchen Schluß gemacht. Dieſer Reichthum ſelbſt dieſer Klaſſe dauert nicht zehn Jahre. Er verzehrt ſich in ſich ſelbſt, weil keine Zinſen davon gewonnen werden. In nachbarlichen Ländern aber iſt dieſer Mangel nicht, die Güter ſtehen auf geringere Preiſe. Was dahin verwandt wird, iſt offenbar für ihr Land verloren. Jede Tonne Goldes, die ſie für Güter anwenden, geht gewis zu demſelben Endzwek ins Ausland.

Ich bin nicht davor, daß man die Freyheit ſeiner Unterthanen zu ſehr einſchränke, oder daß nicht es Fälle geben ſolte, wo es billig wäre, daß der Unterthan ein anders Land zu ſeinem Auffenthalt wählte. Allein ſo ganz allen die Freyheit zu überlaſſen, zu thun und zu laſſen, was ſie wollen, iſt doch immer Verderb des Landes, denn mancher bedarf ſeines Landesherrn oft ſehr zu ſeinem Ver-

mund,

wund, und wenn ein Anfall von Spleen- oder Unzufriedenheit einem Vaſallen gleich das Recht gäbe, mit ſeinem Vermögen aus dem Lande zu gehen, ſo mögte der Henker Regent ſeyn.

Wenn Ew. Durchlaucht die Summe berechnen, die für Ihre Rechnung ſchon auf Güter verwandt worden iſt, ſo läge die Summe freylich ohne Ertrag in Ihrer Kaſſe, aber die nemliche Summe wäre von Partikuliers auf die nehmlichen Güter verwandt worden, und Sie hätten den Ertrag und den Nothpfennig, der nun gewis, wenn er auch noch in ihrem Lande iſt, auf die Spekulation da liegt, bey dem erſten Anſtoß von Krieg, hinausgeſchaft zu werden.

Ich glaube, daß Verluſt an Familien, Geld, und Ertrag hinreichende Gründe ſind, um die Spekulation auf Güterankauf aufzuheben.

Was die Anlage der Magazine betrift, ſo iſt der Fall noch deutlicher auseinanderzuſezen. So bald die Güter theuer angekauft werden, werden die Magazine theuer angelegt. Und wenn die Erndten noch ſo gut, und die Preiſe noch ſo wohlfeil ſind, ſo haben Ew. Durchlaucht immer theuer gekauft.

kauft. Hierzu kommt noch das große Uebel, daß Sie dem Bedürftigen mit dem Ankauf des Getraides ſchlechterdings nicht unter die Arme greifen können.

Dazu werden alſo die Preiſe entweder zu wohlfeil oder zu theuer. Der Weg der Mittelſtraße geht gänzlich verloren. Bey wohlfeilen Preiſen muß der Arme ſein Getraide verſchleudern, und bey Mangel können Ew. Durchlaucht ihm nicht helfen, weil ſie bey wohlfeilen Preiſen zu viel von ihrem Ertrage verlieren, und ihre Revenüen ſich ſchwächten.

Dagegen mit Gelde in der Hand ſind Sie im Stande bey wohlfeilen Preiſen dem Landmann ſeinen Ertrag zu verſilbern, und bey theuren Preiſen können die Magazine um billigen Preis abgeben, und das Land für Hunger und Untergang ſchützen.

Und was das Verſchenken eines Guts betrifft, ſo finden ſich, wenn man kaufen will, immer Gelegenheiten dazu, und wenn dann auch ein paar tauſend Thaler über den Werth gezahlt werden, ſo iſt das doch nicht ſo verderblich, als wenn die Saiten ſo hoch geſpant werden, wie ſie jetzt mit dem Güterankauf geſpannt ſind.

Theure Getreidepreiſe muß jeder Regent ſo viel möglich vermeiden, und es dahin zu bringen ſuchen, daß ſie in ſeinem Lande nie ſtatt finden.

Reichthum an dieſem Produkte iſt der wahre Reichthum des Landes. Er erhält das Gleichgewicht zwiſchen den Aermſten und Reichſten. Er verhindert ſchändlichen Wucher und Unterdrükung. Theurung hat ſchon manches Landes reiche Einwohner durch falſche Spekulationen ruinirt. In einer Provinz, die die Kornkammer eines ganzen Königreichs war, gieng zehn Jahre nach einer großen Theurung faſt der ganze Adel zu Grunde, weil er auch die Güter zu theuer erkaufte, die ſchnell fielen, und Bettler machten.

Aeuſſerlich hat es den Anſchein, als wann die Kaſſe, die gar keine Gelder mehr annehmen, oder doch ſo wenig Procente geben will, daß niemand ſein Geld dahin zu bringen wagt, eine daurende Stüze für den Partikulier ſeyn würde, der Geld benöthigt iſt. Allein es iſt auch nur Schein, und bleibt Schein. Einmahl ſind die Bedingungen unter denen der Partikulier dort Geld bekömt, von der Beſchaffenheit, daß der würklich deſſen Bedürftige nicht gut zur Hebung deſſelben gelangen kan, ſondern mehr der, der es verſchwenden will, den Nutzen davon zieht, und dann hört das Hintragen des Geldes auf, ſo bald keins mehr da iſt. Und das wird bald der Fall ſeyn.

Anſtatt daß dieſe Kaſſe mit den Procenten ſo ſehr herunterſchlug, hätte ſie lieber die alten Procente beybehalten, und den größern jezigen Gewinſt nicht anſehen ſollen, weil ſie in der Folge den Verluſt deſto ſchmerzhafter empfinden wird. Sie hätte freylich eine kurze Zeit vielleicht das Geld todt liegen haben können, allein die Kapitalien wären ihr nicht entgangen, und immer wäre die Sache im Gleichgewicht geblieben, anſtatt daß izt, wenn ſie einmahl Geld bedürftig ſeyn wird, ſie mehrere Procente wird geben müſſen, damit nur die Kapitaliſten das Geld, was ſie auswärts belegt haben, wieder ins Land ziehen.

Eine ſolche zum Beſten des Landes beſtimte Kaſſe ſolte immer Auswege für die Gelder wiſſen, und ſie ſolte eher um die nehmlichen Procente, wie ſie nimt, in fremde Länder geben, als ſich das Dementi zu geben, daß ſie das Geld nicht nuzen könne.

Wenn freylich wir warten, daß uns die gebratenen Tauben in den Mund fliegen ſollen, ſo werden wir nicht leicht ſatt werden.

Das war einiges von den fernern Unterredungen des Groſoheims mit dem Groſneffen, und ob die Unterredungen auf den Herzog wirkten, davon mag der Leſer ſich ſelbſt nach der Liebe des Herzogs zu ihm, das Bild abſtrahiren.

Zehnte Finſternis.

Da gehts nun freylich auch wie bey uns.

Mein Gefährte mogte wohl ein ſtarkes Müthgen auf die Herren Recenſenten bey uns haben, und deswegen begierig ſeyn, zu hören, ob in dem dortigen Planeten ihre mächtige Geiſeln auch ſo furchtbar wären, wie in dem unſrigen.

Kaum hatten alſo die Traditeren ihren Mund nur ein wenig geſperrt, um ſich zu erholen, ſo brachte er zum Zwiſchenſpiel das Süjet aufs Tapet, und das beſonders dem Jüngern, weil dieſer ſich ſchon verſchiedenes von Schriftſtellerey hatte merken

ken laſſen, ihm doch eine kleine Geſchichte dieſer Zunft, ihres Anfangs und ihrer Progreßen mitzutheilen.

Der Trabiter ſchlug nicht übel bey, und ſeine Mine ſchien wenigſtens zu verrathen, daß er einen Zahn auf dieſe Herren habe.

Im Anfange, fieng er an, war es bey uns um die Gelehrſamkeit ſchlecht beſtellt. Fata, die dieſelbe unter den verſchiedenen Veränderungen in Regierungsformen getroffen, ließen ſie bald hier bald da oben ſchwimmen, und wieder untergehen, je nachdem die Situationen es erforderten, und die Zeitläufte es beſtimten. In weit entfernten Gegenden, bey den Gegenfüßlern ſahe es damahls weiſe aus, als bey uns Barbarey herrſchte.

Wie aber die Gelehrſamkeit eine wandernde Geſellſchafterin iſt, und ein Land verläßt, um das andre zu beglüken, ſo kam ſie auch auf ihrer Reiſe bey uns an. Von da an wurde alles hochgeſchäzt, was ſich ihr widmete, und jedermann ſuchte gründliche Gelehrſamkeit von ihr zu profitiren. Die Göttin beglükte manchen mit tiefen Kentnißen, mit Wahrheit und Licht, mancher blieb in der Finſternis, wolte aber doch gern den Schein des Lichts haben, und ſo entſtand beynahe gleich bey ihrer Erſcheinung ein Zwieſpalt zwiſchen ihren Dienern. Männer, die beyde Partheyen kanten und beurtheilen konten, warfen ſich hierauf zu Schiederichtern auf, und wie die Produkte der Gelehrten und ſogenanten Gelehrten, immer in der Anzahl zunahmen, ſo nahmen ſie das chriſtliche Werk über ſich, ihre Mitbrüder von dem zu unterrichten, was unter den Miſt zu rechnen, und das hervorzuſuchen, was zu den brauchbaren Produkten gehörte — ein Unternehmen, das ſehr löblich und keineswegeſ zu verachten war.

Allein ſo wie alles in der Welt, wenn Klugheit einmahl die Oberhand gewint, klug werden will, und durch Mühe man immer zu etwas gelangt, ſo fanden auch die ſehr heruntergeſezten Gelehrten, die damahls mit Recht heruntergeſezt wurden, daß es ſehr weiſe gehandelt wäre, wenn ſie zu ihrem Beſten ſich auch ſolche Schiederichter aufſuchten, und da der Wizlinge unter den ſchaalen Köpfen immer genug, ſo wurde von der Parthey der Aftergelehrten, ſolchen Wizlingen aufgetragen, die wahren

ren Gelehrten und deren Schriften herunter zu machen, und ihnen keinen Faden Ehre zu laſſen.

Das Werk wurde von dieſen angefangen, und treulich in Ausübung gebracht. Weil aber immer nur noch wiſſenſchaftliche Dinge zur Gelehrſamkeit gerechnet wurden, ſo wolte es doch nicht recht mit den Gründen fort, die ſie vorbrachten, und wenn auch ein Narr mehr tadeln kan, als zehn Kluge ſchreiben, ſo verſchnapten ſie ſich doch manchmahl ſo ſehr, daß ſie den Kürzern zogen, und beſchämt abziehen muſten. Die wahren Gelehrten behielten eine Zeitlang die Oberhand, und die Schismatiker wurden gehaßt.

Weil aber eine unausſprechliche Mühe, Eifer, und Patriotismus erfordert wurde, um im Reiche der Gelehrſamkeit ſo lange zu leben und zu weben, daß man den Nahmen eines wahren Gelehrten davontrug, ſo waren wiederum viele, die von dieſem Eifer nicht angefeuret, doch für etwas gelten wolten, die Kopf genug hatten, ein hohes Ziel zu erreichen, denen es aber auch ſüß war, die Zeit in Schmaus, Saus, Jubel und Tändeley hinzubringen. Dieſe ſuchten nun von allen die Oberflächen ſich einen zu machen, damit ſie von einer Sache nach Herzensluſt reden konten, ohne etwas davon zu verſtehen. Und weil ſie aus dem hundertſten ins tauſendſte kamen, und von jedem ſo viel ſagten, daß man tiefere Kentniſſe vorausſezen muſte, daß man glaubte, was einem in ihren Reden ja unverſtändlich wäre, das verſtänden doch ſie ſelbſt, ſo trugen ſie bald den Glanz und Ruhm über die ſtillſchweigenden Weiſen davon.

Wenn ſie öffentlich mit ihnen zuſammen kamen, ſo wußten ſie ſo künſtliche Schlußfolgen anzubringen, daß ſie den andern Theil alle Augenblik vom eigentlichen Süjet ihrer Unterhandlung ableiteten, und auf Nebendinge ihn führten, die ſeine Ideenfolge ſtörten. So wie die Schulfuchſerey überhand nahm, begrub ſich wahre Gelehrſamkeit ins Dunkel, und leuchtete von der Zeit an nur dem Weiſen, der ſie in der Stille ſuchte.

Bald fand man, nachdem man klug geworden war, daß Müßiggehen bequemer ſey, als Arbeiten, und ſobald man dies fand, gieng man gern müßig. Viele aber wolten doch nicht den Schein von Müſſiggängern haben, auch nicht Müßiggänger heißen, und nun nahmen ſie eine Beſchäftigung vor, die keine Beſchäftigung war. Sie laſen, und da wiſſenſchaftliche Bücher ihnen zu troken wurden, ſo ſuchten ſie unterhaltende, und wenns auch Erdichtungen waren.

Die Spekulanten ſahen kaum, daß ihnen der Verſtand der Menſchen nicht mehr ſo viel Gewinn brachte, als Wiz, Einbildungskraft, und Lügen, als ſie ſchon eine Menge ſchaaler Köpfe in Sold nahmen, die die Welt mit Heeren von Fabeln, Geſchichten, Romanen, und was das Zeugs mehr iſt, überhäuften. Nichts wurde mehr gekauft, als ſolcher Quark, und da reelle Gelehrte ſahen, ſie würden verhungern müſſen, wenn ſie ſich nicht in die Zeit ſchikken, ſo muſten ſich dieſe ebenfalls bequemen, ihre Zuflucht zu ſolchen Arbeiten zu nehmen.

Prieſter, Rechtsgelehrte und Aerzte kamen ihren Bedürfniſſen dadurch zu Hülfe.

Das war die Zeit, in welcher die Wuth der Kritik überhand nahm. Die Autoren biſſen ſich oft ſehr tief ins Fleiſch, wenn einer dem andern einen Knochen wegſtipizte, von dem er zu nagen ſich vorgenommen. Die Spekulanten auf den Verſtand der Menſchen kamen ſich eben ſo oft in die Haare, und es ward bellum omnium contra omnes.

Es wurden nunmehr Faktionen gemacht, und die Spekulanten ließen ofne Anzeigen druken, und verſprachen darin treu und ehrlich jeden zu berichten, was an dieſem oder jenem ans Licht getretenen Verſtandsprodukte ſey, und welches gänzlich zu verwerfen wäre. Das hies aber ſo viel, ſie wolten anzeigen, von welchem Buche ſie wünſchten, daß das leſende Publikum kaufen mögte, weil ſie, oder ihr Buſenfreund Autor dabey gewännen, oder von welchem Buche man gar nichts nehmen ſolte, weil es ihnen eben recht wäre, wenn Verfaſſer und Verleger verhungerten.

Da gabs die Parthie der ſechs und neunziger mit ihrem rüſtigen langen Anführer, und Spekulanten, der ſich die Weisheit des ganzen Planeten gefreßen zu haben dünkte, und wenns auf ihn angekommen wäre, alles maßakrirt hätte, was nicht mit ihm in Konnexion ſtand. Hernach war das Kloak für alle Excremente, ein Titel, den eine andre Faktion ſich dadurch zugezogen, daß ein Fremder ihnen einen Beytrag geſchikt, den ſie ohne ihn zu leſen hatten abdruken laſſen und der dieſe Meynung von ihrem eignen Blatte enthielt. Auſſerdem waren noch eine Menge kleiner Kläffer, die alles anbellten, wie der Hund den Mond. Kurz, ſo ein Herumnehmen, Zerren, Reißen, Schimpfen, Schänden, wie es da gab, läßt ſich nicht denken, und alles wurde mit Feuer und Schwert getrieben. Wer nicht unter die ſechs und neunziger gehörte, dem ließen dieſe gar keine Reputation. Da ſie ſich aber untereinander nicht kanten, ſo kam es oft auch unglüklicher Weiſe, daß einer ſeinem Kompatrioten tüchtige Hiebe mit austheilte, und wenn des Flennens und Seufzens darüber ſchon viel war, ſo lieſſen geſchehene Dinge ſich doch nicht mehr ändern. Auch kam es manchmal, daß einer der Herren einem guten Freund im Publiko beyſtand, und ihm mit einem guten Urtheil gern durchhelfen wolte. Dem Unternehmer aber war der Verleger des Autoris ein gewaltiger Dorn im Auge.

Herunter alſo mit ihm, und das wuſte er dem Arbeiter ſo fein beyzubringen, daß er ihm nie beweiſen konte, er habe es von ihm verlangt.

Solche Kunſtgriffe waren überhaupt dieſem langen Manne etwas ſehr eignes, und er wuſte die Welt doch ſo ſcheinheilig zu hintergehen, und ſich ſehr als einen Engel des Lichts anzuſtellen.

Wenn nun ſolcher Anzeigen zwey kurz aufeinander folgten, und der Korrektor des Blats entweder ſie überſahe, oder loſe genug war, ſie überſehen zu wollen, ſo wurde ein Geiſtesprodukt pagina ſechs bis in den Himmel erhoben, und pagina acht bis in den Abgrund getadelt. Das fiel der leſenden Welt freylich ſonderbar auf, aber wo man nur das Geld in die Taſche ſteken will, da hat man gemeiniglich der Schaam und Scheu ſchon den Abſchied gegeben.

Bis in Ewigkeit konte die Sache aber doch nicht durchdauern, und nach und nach wurde die ganze Welt inne, daß ſie durch die ſaubre Kompagnie auf eine ganz erſchrekliche Art beſch — — würde. Man fand, daß in manchem Buche trefliche Sachen ſtunden, von dem ſie geurtheilt, es wäre eine Scharteke, und daß manches wichtig gemachte Verſtandesprodukt einen ſo ſchaalen Inhalt habe, wie lange abgeſtandnes Bier. Aber Hamans Galgen hätte dabey ſtehen können, und es hätte keiner ſich zwingen laſſen, ſeine Arbeit für ſchaal anzuerkennen, denn aus der Zunft der ſechs und neunziger ſeyn, das war völlig hinlänglich, um göttliche Produkte zu liefern.

Aber Verachtung traf die Samlung, und drohte ihr den Untergang, wie ſie ſchon den des erſterwehnten Kloaks befördert hatte. Vernünftige Menſchen beſchäftigten ſich ſchon gar nicht mehr mit Leſung derſelben, ſo wenig als die, die es laſen, etwas darauf hielten, denn nur die laſen es, die die ſechs und neunziger dazu anſpornten, und um ihrer Ehre, ihres Brods und um Gotteswillen ſie baten, ſie doch nicht ganz ſinken zu laſſen.

Wie das Blatt nun ſo ſehr zu ſinken anfieng, da erhoben ſich wieder eine Menge andrer, die auf den Trümmern deſſelben ihren Ruhm bauen, und ihr Glük gründen wolten.

Hier zeichnete ſich anfangs eines derſelben aus, welches ſich das non plus ultra nante, und würklich viel Hofnung gab, dieſen glorreichen Titel einſt zu verdienen. Denn es handelte anfangs unparteriſch, und zog dadurch viel Leſer und Theilnehmer an ſich.

Aber jemehr deren wurden, deſto mehr riß Partheylichkeit und Tadelwuth auch bey ihnen ein. Es gab Menſchen, die ſchlechterdings nichts ſchreiben durften, ſo wurde ſchon der Stempel des Untauglichen darauf gedrukt. Da dieſe Herren immer mehr ſich ausbreiteten, ſo gerieth es bald dahin, daß ſie auf den Schlag der ſechs und neunziger kamen.

Einen merkwürdigen Beweis davon mag folgendes Beyſpiel geben. Sie trugen einen jungen Gelehrten, deſſen Wiz und ſatyriſche Laune bekant war, an, das Fach bey ihnen zur Beurtheilung zu übernehmen. Dieſer aber hatte theils ſchon genug von der Partheylichkeit des Blats gehört, und ſelbſt Beyſpiele davon geſehen, und wolte nicht gern mit dergleichen Männern von einer Zunft ſeyn, theils war er, was Kritiſiren betraf, äuſſerſt friedliebend, und dachte, was du nicht willſt, das dir geſchicht, das thu auch keinem andern nicht.

Er wolte indeſſen durch eine geradegegebne Antwort ſie nicht vor den Kopf ſchlagen, ſondern ſchrieb ihnen entgegen, er fühle ſich zu ſchwach, ein ſo ſchweres Amt wie ſie ihm aufzulegen dächten, übernehmen zu können. Er habe ſich geprüft, aber untüchtig gefunden. Wenn man ihm indeſſen recht reine Begriffe von den Grenzen der Kritik beybringen könte, wenn man alsdenn ihm beſtimmen könte, in wie fern der Menſchlichkeit Rechte nicht verlezt würden, dann ſey er es zufrieden, als gewiſſenhafter Beobachter ihnen beyzutreten. Er fügte einige Beyſpiele hinzu, wo er ihnen recht eklatante Vorwürfe zu machen für rathſam fand und ſie überführte, daß ein Heuchler ſich gar nicht mit Kritiſiren einlaſſen müſte.

Die Herren waren zu fein, um nicht einzuſehen, daß hier eine Satyre auf ſie ſelbſt verfertigt worden. Sie antworteten dem Gelehrten weiter nicht. Aber ſie dachten: Warte, Gelbſchnabel, du ſolſt es ſchon fühlen, und peitſchten nun alles, was er geſchrieben hatte, ſo entſezlich durch, daß es ſchiene, als ob er ein Bube ſey, der nicht einmahl teutſch verſtände, und dem hatten ſie doch eine Mitarbeiterſtelle geben wollen. O Klugheit!

Kritiker laſſen ſich in unſern heutigen Tagen ſehr gut mit Wachhunden vergleichen, die die Leute anbellen, aber ohne den Muth zu haben, ſie anzupaken. Und ſo war würklich ein groſer Theil von Gelehrten zu Hunden geworden, denn mit unter gaben ſich recht geſchikte Männer mit Kritiſiren ab, und ihre Kritiken waren gerade das, was am allerfadeſten zu leſen war. Denn alle regierte blos der Ehrgeiz, ihre Schriften geleſen zu wiſſen, und wo ihnen einer die Quere kam, und ſie konten nicht öffentlich über ihn hergehen, da thaten ſie es heimlich.

Die Bemühungen dieſer Herren giengen eine Weile ganz gut, und mancher Todſchlag wurde unter ihren Händen vollbracht, denn mancher arme Autor kam um Brod und Ehre. Einige derſelben verhungerten, andre ſchnitten ſich die Kehle ab, andre erſtikten in ihren eignen Gedanken, die ſie nicht mehr zu Papiere zu bringen, Muth genug hatten, andre ſezten ſich auf den Haufen ihrer Manuſcripte, die die Spekulanten ihnen nicht abnehmen wolten, und verbranten ſich mit ihrem geliebten andern Ich zu Aſche.

Die unempfindlichen Kritiker freuten ſich darüber faſt zu Tode, und daß ſie ihre hämiſche Schadenfreude nicht verbergen konten, das öfnete zuerſt den Menſchen die Augen; ſo daß ſie einſahen, ſie hätten ſich von Menſchen hintergehen laſſen, die dem Allgemeinen zu dienen, ſich das Anſehen gaben, und ihrem Stolze und ihrem Beutel wirklich blos dienten. Aeuſſerſt poßierlich nahm ſich ſo ein Maulhund aus, wenn man ihm klar bewies, daß er das Produkt gar nicht verſtanden, was er beurtheilen wollen, und geſchmähet habe. Er wuſte ſich in dem Fall auch nicht anders auszureden, als daß er mit dem Geſicht eines Satyrs der Fabelzeiten auf den Zirkel, der um ihn ſtund, herabſahe, und ſich davon ſchlich.

Am allerpoßierlichſten aber nahmen ſich die aus, die die Autoren deswegen tadelten, daß ſie nach Brodte ſchrieben, und die ſich doch ſelbſt eine ſchöne runde Summe für jeden Bogen zahlen ließen, die Welt mit neuen Ausgaben, Zuſäzen und Verbeſſerungen plagten, und um rein heraus zu ſprechen, betrogen, und wenn ſie dieſen Nahrungs-

zweig

zweifs nicht gehabt hätten, für lauter Hunger und Kummer hätten vergehen müſſen.

Die lezte Erleuchtung des Publikums über die Herren fiel in den Zeitpunkt, als ſie ſich ſelbſt mit gierigem Zahn anpakten, einander in die Flanken fielen, und ganze Stüke von Ehre und Reputation einander aus den Seelenrippen herausfleiſchten. Es war das ſchönſte Spektakel für die leſende Welt, wenn ſich ein paar ſo bey den Haaren hatten, und mit dem ausgeſuchteſten Schimpfwörtern ſich auf der platten Erde herumkollerten.

Ihre eignen Spekulanten wuſten ſehr wohl, daß das die fetteſten Biſſen für ſie wären, und muntetten ſie daher zu ſolchen Seelenfauſtkämpfen mit einigen Denaren ſtärkerer Bezahlung auf, lachten auch weidlich in ſich, wenn ſie in der Woche, welches ſonſt nicht zu geſchehen pflegte, bey einem Braten ſichs überdachten, durch welchen Weg ſie dieſe Kollation jezt ihren Magen zum Opfer bringen konten, und ſtieſen dann bey einem Glaſe alten Rebenſaft auf die Geſundheit ihrer Bonifacien an, die oft bey Kovent im dritten Stok auf neue Skribereyen bedacht waren.

Wir muſten uns freylich verwundern, daß es bey uns faſt eben ſo zugienge, und der jüngere Traditor hätte uns wohl noch für einige Bogen Stof geben können, wenn der ältere ihm nicht Einhalt gethan, und verſichert hätte, es ſey nicht der Mühe werth, von einem Gegenſtande mehr zu reden, über den die Welt ſo einig wäre, daß er ſuperfluiſſimus ſey.

Der jüngere Traditor ſezte noch hinzu, er wolle bey ſeiner Zurükkunſt bey einer neuen Exkorporation uns ein Produkt tradiren, welches auf ihren Planeten herausgekommen, und den Titel führe: Recenſenten und Eſel.

In dieſem Produkte würden dieſe beyden Geiſtesgeſchöpfe nach ihren Modifikationen redend eingeführt, und ſey es ſehr erbaulich und lehrreich zu leſen. Es würde auch niemand darin beleidigt, ſondern alles friedlich nach Schlüſſen und Beweiſen abgehandelt.

Neunte Aufklärung.

Luget, et lugebit in aeternum.

Regierungsſorgen und Vergnügungen wechſelten beym Herzog ab. Die erſtern lagen ihm ſelbſt ſehr am Herzen. Seine Ambition war rein und unerſchütterlich. Dulden, daß man ihm etwas zur Laſt legte, konte er nicht.

Allein man führte ihn oft auf falſche Wege. Man leitete ihn auf Nebendinge, damit er auf die Hauptſachen nicht ſo ſehr acht haben ſolte. Nichts iſt für diejenigen, die um einen Regenten ſind, leichter, als Dinge, die würklich leicht ſind, ihm ſchwer vorzuſtellen. Da er nicht alles ſelbſt zu unterſuchen im Stande iſt —

Doch, warum ſolte er das nicht im Stande ſeyn? unterbrachen wir hier den Traditor.

Aus vielen Gründen, erwiederte er. Einmahl deswegen, weil man ihm die Regierung als ſeine Laſt vorſtellt, die doch eigentlich ſein Vergnügen ſeyn ſolte. Denn, wenn man ihm ſie würklich zur

Laſt macht. Wäre der Fürſt jedesmahl gleich an die Quelle eines Uebels gebracht worden, deſſen Ueberſchwemmung er hemmen ſolte, ſo würde er haben ſehen können, wo der Fehler läge. So führte man ihn zu den Stellen, wo die Verwüſtung zu überſehen war, und der Anblik muſte zurükſchrekend für ihn ſeyn. Er konte nicht ſelbſt ſehen, wo der Grund läge, er muſte daher andern das übertragen. Das war es, was man wolte. Nachrichten von den Hindernißen und der Schwere des Einhalts waren ihm wieder verdrieslich, und er ſchlug ſich eine Sache aus dem Kopf, von welcher er glaubte, er könne ſich nicht ändern.

Würklich blieben viele Sachen liegen, die wohl ſchneller hätten können abgefertigt werden, und blieben deswegen liegen, weil die Referirenden ſagten, der Herzog würde zornig, wenn ihm zu viel auf einmahl vorgelegt würde. Daß das möglich war, bezweifeln wir gar nicht.

Wir minder Hohe ſind ja wohl gegen unſre Untergebne zornig, wenn ſie uns den Kopf zu warm machen, wenn ſie uns Dinge im verdrieslichen Lichte vorſtellen, die wir gern im angenehmen ſehen mögten. Warum ſolte es ein großer Herr nicht ſeyn, der mit ſich ſchalten kan, wie er will, der ſeine Zeit ſich wenigſtens eben ſo ſehr als ſeinem Nächſten ſchuldig zu ſeyn glaubt.

Wenn das nun vollends dazu kömt, daß diejenigen, die intim mit ihm ſind, denen er ſein ganzes Herz anvertraut, ihm vorſtellen, dieſe oder jene Freude ſey ihm angemeßner als die Regierungsfreuden, wenn ſie Luſtbarkeiten in Vorſchlag bringen, von denen ſie ihm weismachen, ſie wären nothwendig und ihm nüzlich, ſo iſts kein Wunder, wenn er manchmal bey Vorlegung von lauter verdrüſlichen Dingen, die man zu dem Ende verſucht, verdrieſlich wird, und die ſerioſa in craſtinum verſchiebt.

Diejenigen unter den Referirenden, die ja noch mit ihm ganz offen zu Werke gehen würden, müſſen ſich durch den Strom mit hinreiſſen laſſen, um nur nicht ganz von ihm entfernt zu werden. Wir wollen nicht behaupten, daß dieß gerade der Fall bey unſerm Herzoge war, allein ſo viel iſt gewis, man behauptete, viel Sachen blieben liegen, und es würde dadurch manchem nicht geholfen, dem geholfen werden könte.

Bey ſo manchen trüben Stunden, die der Herzog hatte, wenn er nach ſeinem beſten Willen nicht alles befriedigt ſahe, kam ihm denn wohl der Traum von Heloiſen oft wieder in den Sinn, denn im Grunde war es nur ein Traum geweſen, den er mit ihr durchwebt hatte. Er erinnerte ſich, daß er ſonſt dieſer trüben Stunden nicht ſo viel gehabt, daß, wenn man ihn mit Sorgen überladen, und er Dinge vor Augen gekriegt, worüber er nicht mit ſich einig werden können, er dann zu Heloiſen gegangen, nicht ſich von ihr Rath geben zu laſſen, denn ſolche Aeuſſerungen ſchlug ſie allemahl mit Beſcheidenheit aus, ſondern ſich mit ihr über dieſes oder jenes beſprochen, und gemeiniglich war er getröſtet von ihr gekommen, und hatte manchen Rath ohne ihn zu wollen, von ihr angenommen. Wirken im Stillen war ja das geweſen, was ſie wünſchte, und das war das Reſultat auch nunmehr.

Jezt aber wußte der Herzog nicht wohin. Wohin er ja gehen konte, da fand er für ſeinen Verſtand keinen Troſt, denn da war dieſer gute Freund, wenn er auch wohl ehr Wohnung da gehabt hatte, ausgezogen, und hatte Vergnügungen und Sinnlichkeiten Plaz gemacht.

Der einzige Ort, wo der Herzog ſo recht mit Emphaſe zurük an Heloiſen dachte, wo der Aufenthalt ihm keine misvergnügte Stunde ihres Andenkens wegen machte, waren die Zimmer der alten Dame, der Pflegemutter Heloiſens.

Meine Heloiſe, pflegte dieſe oft zu ihm zu ſagen, dachte darüber nicht ſo, und eine ſolche Aeuſſerung verdroß ihn nicht. Meine Heloiſe, erwiederte er wohl, wenn er recht in Ekſtaſe war, war ein herrliches Geſchöpf. Ich werde ſie nie vergeſſen. Ich traure in meinem Herzen um ſie, und werde ewig um ſie trauren, wenn ſchon mein äuſſeres nicht allemahl dies zu verrathen ſcheint. Oft ſtelle ich mich fröhlich, oft werde ich vom Schein zur Wahrheit hingeriſſen, werde es, und fühle, daß man ſeinen ſchönſten Gefühlen untreu werden kan.

„Nennen Ew. Durchlaucht das nicht ſo, ſagte dann wohl die Dame. Sie müſſen an Heloiſen denken, ohne zu trauren, denn ſie müſſen um des Guten willen heiter ſeyn, was ſie durch ihre Heiterkeit ſtiften können. Sie haben eine Geliebte verloren, aber ein Volk behalten. Der Fürſt kan dem Menſchen nachgeben, aber der Menſch muß den Fürſten nicht vergeſſen.

Beyde verloren ſich oft in Erzählung ihrer guten Eigenſchaften, ihrer ſo groſen Vorzüge vor andern ihres Geſchlechts. Die Dame ſprach immer mehr von den Zeiten, die vor des Fürſten Gunſt gegen ſie geweſen. Mit ſo vielen richtigen durchdachten, feſten, unumſtößlichen Grundſäzen, wie dieſe, ſagte ſie, wird nicht leicht ein Frauenzimmer in der groſen Welt erſcheinen.

Und mit ſo viel Sanftmuth, Genügſamkeit, Unzudringlichkeit wird keine meinem Herzen wieder werth werden, ſezte er hinzu, und ſeufzete.

Fürſten! Ihr habt ein Schikſaal mit euren Unterthanen. Ihr verliert, und wenn ihr verloren habt, fühlt ihr erſt, was ihr verleret.

Können ſie mir, frug der Herzog zuweilen, verſichern, daß ſie ohne Groll gegen mich geſtorben?

Und die Dame verſicherte ihm das ſehr heilig und konte es auch. Auch ſezte ſie hinzu, daß ſie nicht wiſſe, warum ſie irgend auf ihn hätte zürnen ſollen.

Es war klug und lieb von ihr, daß ſie das that, und in gewiſſem Betrachte war dem Herzoge auch manches zu gute zu halten, was eine andre als Heloiſe würde übel genommen haben.

Aber ihre Beſcheidenheit gieng ganz parralel mit ihrer Selbſtachtung, und ſo konte ſie gar keinen Fehlſchritt geben. Wer auf ſich etwas hält, fällt nicht in ſolche Fehler.

Allemahl nach einem ſolchen Geſpräche kehrte der Herzog vergnügt von der Dame zurük. Das war ein Beweis, daß ſeine Liebe würklich mehr Seelenliebe als körperliche Leidenſchaft geweſen. Ein anderer Beweis davon, war noch der, daß er ihre Zimmer nach ſehr geraumer Zeit noch gar nicht betreten hatte.

Er wolte die Ideen ſeiner leidenſchaftlichen Stunden ſich nicht gern zurükrufen. Sie waren dahin, und alſo war es beſſer ſie zu vergeſſen. Er flohe ihr Andenken. Nicht aber das Andenken an ihre geiſtigen Geſpräche, deren größten Theil er bey der Dame eingenommen, und wohin er gern gieng. Wer hiervon anders urtheilt, thut dem guten Herzoge unrecht.

In einem der Geſpräche über das Kapitel von Heloiſen gedachte dann doch die Dame der Geiſtergeſchichten, die Heloiſen faſt noch in ihren letzten Stunden beſchäftigt hatten.

Ja, ſagte der Herzog, ſie waren faſt die einzige Quelle des Zwiſts unter uns, wenn das anders Zwiſt zu nennen iſt, was wir darüber abhandelten. Ich muß aufrichtig geſtehen, daß ich noch immer blind darin bin, und daß ich doch wohl wiſſen mögte, was daran wäre.

Die Dame hütete ſich mehr davon zu ſagen. Leiten wolte ſie darauf, aber anregen, um zu unterſuchen, wolte ſie nicht. Sie hätte gewünſcht, der Herzog hätte alles ruhen laſſen, und ſich weiter um nichts bekümmert, aber wiſſen wolte ſie gern, was er darüber dachte, ob es noch auf dem Tapet ſey, und verhüten wolte ſie, daß er Heloiſens nicht ganz vergäße, wenns in dem Fall zur Sprache käme.

Bellwald hatte ſich auch wohl und ſorgfältig gehütet, die Sache zu berühren, weil er furchte ſie mögte zu hell auf Heloiſen zurükleuchten, und dem

Herzog ihren Verluſt zu ernſthaft ins Gedächtnis bringen. Freylich war er über das Abergläubige, daß der Geiſt zu Heloiſens Krankheit oder Tode beygetragen haben könne, wohl weg, allein immer war ihm doch jene Prophezeyung noch empfindlich, und doch war ſie nicht wörtlich geſchehen, und es fand alſo Entſchuldigung ſtatt.

Wenn Beliwald jezt nicht mehr zu fürchten hatte, daß man dem Herzog einredete, ſo hatte er des Herzogs eignen Kopf deſtomehr zu fürchten, und ſeiner Blendwerke nähere Unterſuchung, oder wenn wir lieber wollen, ſeines Geiſtes Beleidigung und Ungeſtüm, wenn er gemishandelt würde. Des Herzogs Schweigen war ihm alſo willkommen, und er hätte nimmermehr angefangen.

Der Herzog aber war nun entſchloſſen nicht länger zu ſchweigen. Der Dame Unterredung hatte ihm ſo manches ins Gedächtnis gerufen, was Heloiſe ihm geſagt. Der Geiſt, dachte er, muß verſöhnt ſeyn, denn das Opfer iſt ja gebracht, was gebracht werden ſolte und muſte. Die Empfindung, mit welcher ſeine Seele das ausdrukte, wagen wir nicht nachzuſchildern. Bey der nächſten Unterredung ſolte Belimald vorgenommen werden.

Eilfte Finſternis.

Einige Privatſachen, wozu der Herzog gezogen wird.

Dieſem Andenken an Heloiſen ohngeachtet, war der Herzog immer mit Madam Mind ziemlich zufrieden. Sie wuſte ſich jezt treflich in ſeine Launen und Weſen zu ſchiken, ſchien, wie wir ſchon erwehnt haben, äuſſerſt eingezogen zu leben, ſuchte die alten Künſte alle hervor, um die aufs neue gemachte würkliche Eroberung zu behaupten, und war, was man zu ſagen pflegt, ſo ſehr Hahn im Korbe, wie es eine Dame immer bey einem Fürſten ſeyn kan, die ihr ähnliche Fata gehabt hat.

Weis aber der Himmel, welch ein Demelee zwiſchen ihr und ihrem Herrn Gemahl in den Weg gekommen ſeyn muſte, daß das häusliche Reich unter ſich uneins wurde. Wenn der eigentliche Termin geweſen, daß der Herr quaſi Gatte in die Würklichkeit eingeſezt worden, läßt ſich nicht gut beſtimmen, allein daß dieſer Termin würklich da geweſen, läßt ſich daraus ſchließen, daß Deroſelben Gemahlſchaft anfiengen eiferſüchtig zu werden. Es verſteht ſich am Rande, daß dieſe Eiferſucht nicht auf den Herzog gieng. Nein, ſie äuſerte ſich in Anſehung eines jungen Buſenfreundes der Madam, den ſie zu ihren Liebling erkoren.

Dieſer junge, wohlgemachte, artige, umgängliche Mann, fand es, ſo wenig wir es übel genommen haben würden, gar nicht unrecht, daß eine ſo hohe Günſtlingin, deren Koſt wahrhaftig auch noch nicht zu verachten war, ihm den Vorzug vor ſo vielen andern Jünglingen ſeines Alters einräumte, und bequemte ſich ohne Murren zu den Befehlen, die die Dame ihm auflegte.

Die Dame war nichts weniger als unvorſichtig. Ihre Anlagen zu den Zuſammenkünften mit ihrem Geliebten waren ſo geheimnisvoll, daß nicht leicht jemand ſie hätte entdeken können, allein ihre Domeſtiken waren ihr nicht treu, und daran lag es, daß ihr Herr Gemahl Wind von einer Sache bekam, um die er ſich gar nicht hätte bekümmern ſollen.

Dem ſonderbaren Manne fiel es jezt ein, daß das wider ſeine Würde ſey. Ein paarmahl ſagte er es ihr allein, ſie mögte ſuchen ſich mit ihm auf einen Fuß zu ſezen, daß er nicht Urſach habe, über ſie zu klagen. Wie ſie das nicht zu verſtehen ſchien, ſagte er ihr etwas trokner, was er meinte, und endlich verſicherte er, daß er es dem Herzoge melden würde.

Sie hätte ſich eher des Himmels Einfall träumen laſſen, als daß das wahr werden könte, hatte auch überhaupt den Argwohn noch nicht, daß ſie verrathen wäre, ſondern hielt alles für Muthmaaſſungen und Geklatſche von andern, die dergleichen aus Minen, Bliken, und was dahin gehört, ſchlöſſen.

Endlich aber, belauſchen konte er ſie mit ihm nicht, überraſchte er ſie einmahl, da ſie mit ihrem jungen Geliebten die geweyhete Grotte verlies, und wurde ſehr wild gegen ſie. Sie war im Erwiedern nicht minder hizig, und ſagte, ſie habe niemand Red- und Antwort zu geben, und ſie habe mit dem jungen Mann Geſchäfte, von denen er nichts zu wiſſen brauchte, und die er auch nie erfahren würde, und wenn er Tag und Nacht lauerte.

Den andern Morgen kam der geheime Mann zum Herzog und machte ihn würklich mit ſeinen häuslichen Angelegenheiten ganz ausführlich und weitläuftig bekant. Der Herzog ſtuzte ein wenig, gewis aber mehr wegen der Erzählung, als wegen der Sache. Er erholte ſich bald, und ſagte, er könne das unmöglich glauben, daß ſey nicht ſo.

Troz dem, daß der Herzog immer ziemlich raſch mit dem Schazmeiſter umgieng, ſo hatte er ihm doch Schwachheiten ſehen laſſen, die einige Nachſicht gegen ihn mit ſich bringen mußten, auch liebte er ihn ſeiner Dienſtfertigkeit und Ehrlichkeit wegen. Dieſe ſeine Schwachheit belachte er alſo, allein ſeine Unruhe gieng ihm nahe, und er glaubte ihn zu beſänftigen, wenn er ihm das unmöglich machte.

Den erſten Tag ſchwieg der beleidigte Ehemann, allein gerade an dem Tage erhielt er durch ſeine Spione wieder nähere Nachricht, und nun glaubte er mit dem gröſten Rechte von der Welt am andern Morgen wieder anheben zu können. Er that es auch, und der Fürſt wurde unwillig und hies ihn ſchweigen, den dritten Tag wurde der Verſuch wiederholt, und er handgreiflich abgewieſen.

Das erzürnte ihn aufs äuſſerſte, und brachte ihn gewaltig gegen ſeine Frau auf, die ihm das zugezogen. Der Herzog, der entweder wußte, daß Madam Mind nicht von ihm allein abhängen konte, oder billig genug war, jeden Menſchen ſeine Freude zu laſſen, wolte von der Sache nichts wiſſen, und war deswegen von der Güte zur Hitze übergegangen.

Allein wie er zur Mind kam, frug er ſie doch, wie das zugienge, und ſagte, ſie mögte ſuchen mit ihrem Manne ſo einig zu leben, daß er ihm nicht in den Ohren läge. Beſtürzt ausſehen konte ſie nicht mehr, wenn ſie es ſchon ward. Sie fieng an ſich über ihren Mann zu beklagen, ſagte, ſie dürfte keinen Menſchen mehr ſehen, ohne daß der Teufel bey ihm los wäre, und ſie habe mit dem jungen Mann Familiengeſchäfte abzureden gehabt, weinte einige Thränchen, und damit war der Herzog weich und glaubte.

Aber der Mann glaubte nicht. Er paßte immer mehr auf, bekam immer nähere Nachrichten und mehr Partikularien, die er denn auch dem Fürſten wieder hinterbrachte, der immer mehr Mitleiden mit dem geplagten eiferſüchtigen Mann empfand.

Endlich riß dem Herzog und dem Manne die Geduld. Man ſagt, der Herzog ſoll in der Stille einmahl aufgepaßt, den jungen Mann vorgefunden, und weil ſie nicht zugegen war, ihm den troknen Rath gegeben haben, ſeine Gänge ein wenig behutſamer einzurichten — immer ein ſehr beſcheidner Rath, für einen beglükten Liebhaber, wenn er das anders war.

Der Geheime aber ruhete nicht, bis er einmahl gewis wuſte, er könte ſie zuſammentreffen. Das Tempo nahm er wahr, und wolte durchaus haben, der Herzog ſolte ihm gleich folgen, um ſie zu überraſchen. Dieſer wolte das gar nicht, wies ihn ab, kam aber den andern Tag zur Mind, und frug mit Ungeſtüm nach den Urſachen dieſes Unfugs. Da ſie thränend die Schuld auf ihre Domeſtiken ſchob, ſo wurde der Mann vom Herzoge, der die Macht dazu in ſeinen Händen hatte, gezwungen, die Leute zu nennen, die an dem Verrathe ſchuld waren, und zwey ihrer männlichen Bedienten trugen die Schuld.

Der Herzog war ſehr ausgebracht, und ſchwur in der erſten Hize, beyde ſolten einige Jahre dem Kalbfell folgen. Einer war gerade im Vorzimmer, hörte was ihm beſtimmt wurde, und machte ſich bey Zeiten davon. Der andere war nicht ſo glüklich. Seine Abweſenheit lies ihm nichts von dem inne werden, was über ihn beſchloſſen war, und ſo muſte er des Herzogs Hize büſen.

Madam Mind wußte ſich Engelrein zu reden, der Geheime wurde beordert, nie mehr von häuslichen Angelegenheiten mit dem Herzog ſich zu unterhalten.

Jm Ganzen aber wars doch immer viel Güte und Nachſicht, daß ſich der Fürſt in ſolche Kleinigkeiten mengte, und viel Prätenſion von der andern Seite, daß er ſich darein mengen ſolte. Die Zeit, die durch die Querelen den wichtigern Geſchäften entzogen wurden, konte weder Madam Mind durch ihre Reize, noch der Geheime durch ſeine Dienſtfertigkeit und Ehrlichkeit erſezen.

„Jedes Individuum ſolte darauf ſehen, dem nicht beſchwerlich zu werden, der für das ganze Land denken, handeln, und arbeiten muß.

Zehnte Aufklärung.

Gewährt angenehme Proſpekte.

Mitlerweile, daß auf einer Seite ſo unverantwortlich daran gearbeitet wurde, den Herzog zu ganz andern Beſchäftigungen zu bringen, als wozu er eigentlich Luſt hatte, daß man Vergnügen auf Vergnügen häufte, und ihm die Divertiſſements als unumgänglich nothwendig machte, durch Reizungen und Lockungen das Beſte ſeiner Säfte ſich eigen zu machen, und für ernſthafte Dinge ihn immer ſtumpfer zu machen ſuchte: von einer andern Seite, ihm der Projekte mancherley vorgemahlt wurden, die ein ſchlechtes Ende nahmen, deren ſchlechtes Ende man ihm aber weislich verbarg, und wenn er ja einmahl dergleichen Nachrichten erhielt, und zornig wurde, man durch neue eben ſo dumme Projekte alles wieder zu verbeſſern angelobte, und ihn mit den Schein des guten Willens zufriedenſtellte; aber von einer andern Seite, man drukſete und zerrete ehe man ihm etwas von nothwendigen Veränderungen und Vorfallenheiten vorzutragen, und ſie mit den Schleyer der Schwierigkeiten ſo zu verwikeln wuſte, daß er gleich Ekel daran finden mußte; wieder von andern er mit Lappalien behelligt wurde, die ſeine Güte nicht abzuweiſen vermogte, ſo hart es auch für ihn war, ſich damit zu beſchäftigen; während alles deſſen gabs auch wieder Seiten, wo eifrig und ernſtlich für das Wohl des Staats gearbeitet, und er zu guten Dingen aufgemuntert wurde.

Räthe von alten Zeiten her, deren ſchon ſo verſchiedentlich Erwehnung geſchehen, die troz aller Hinderniſſe unabläſſig fortarbeiteten, neue würdige Männer, die Verdienſte, nicht Heucheley oder Vorſprache befördert hatten, fanden ihre Wonne im Wohl deß Landes, ihre Freude im Aufblühen guter patriotiſcher Unternehmungen.

Es war immer ſonderbar, daß der Herzog, troz der Prädilektion, die er für dieſen und jenen hatte, die in ſeiner Gunſt ſo ſchnell geſtiegen waren, dennoch dieſe mit nicht ſo fröhlichen Geſicht empfieng, als er ältere Räthe bey ſich ſahe, eine Sache, die freylich erſt ſeit einiger Zeit ſtatt fand.

Aber zu verwundern war es für den nicht, der mit der Sache bekant war, und dem es ein wenig erlaubt war, ins geheime dieſes Dunkels zu ſchauen.

Leute, die ſelbſt mit heiterer Miene zu ihm traten, die ihm mit fröhlichem ofnen Geſichte gute Nachrichten verkündigten, vom Wohl ſeines Landes, vom Blühen ſeiner einzelnen Provinzen, von dieſer und jener guten Einrichtung mit ihm ſich unterhielten, mit ihm über den Einfluß ſprachen, den ſeine Macht auf alle benachbarte Länder, auf entfernte ſogar habe, ihm deutlich zeigten, die innern Einrichtungen wären unerſchüttert, und würden unerſchüttert bleiben, wenn er nur ferner ſeinen Willen zu Beybehaltung der alten Einrichtungen gäbe, ſo mußte ihm das willkommner ſeyn, als wenn andre mit einem Achſelzuken ſcheu ſich ihm näherten, er in Stirn und Auge ſchon werdende Ungewitter erblikte, wenn ihm denn mit Bedauren irgend eine neue trübe Nachricht gebracht wurde, wenn Klagen über Defekte und Mangel einliefen, wovon er von andern Kaſſen her nichts vernahm, wenn er um Dinge angegangen wurde, wo er zwiſchen Thür und Angel ſtand, nein zu ſagen nicht vermochte, und ja zu ſagen ſich nicht entſchließen konte — ſo muſte es wohl ſo kommen, daß dieſe mit verdrießlichem Geſicht entlaſſen wurden.

Wenigſtens hatten ſo viel mislungene Dinge aber doch den weſentlichen Nuzen, daß über ihren üblen Effekt andere Neuerungen unterlaſſen wurden, und den wahren Patrioten unter den Räthen, die übrigens an keines Menſchen geſcheiderten Projekten Vergnügen finden konten, weil ſie nach bekanter Rechtſchaffenheit dachten und handelten, war dieſes denn doch Freude, weil es das Wohl des Ganzen betraf.

Unter andern zeichneten ſich beſonders zwey Männer aus — ein alter würdiger verdienter Rath, der ſchon zu des alten Beilwalds Zeiten, obgleich noch nicht in dem Maaße, galt, und gegolten hatte, der in dieſem einen Lehrer und Freund gefunden, und ihn auch verehrt hatte.

Dieſes Mannes Grundſaz in Anſehung der Unterthanen und deren Wohl war ein altes Sprichwort, das in unſrer Sprache dem gleich kömt: Was ein guter Haken werden will, der krümmet ſich in der Zeit.

—Er dachte, ſo wie du den Unterthan ziehſt, ſo bleibt er. Seine Bemühungen giengen folglich dahin, die Erziehungsinſtitute des Landes zu verbeſſern, und er war hierin ſo glüklich geweſen, daß man allenthalben Spuren davon fand. Der pedantiſche Fuß wurde ganz abgeſchaft, und dagegen den Zöglingen Begriffe von ſich und dem, was um ſie her war, beygebracht. Sie wurden mit Verhältniſſen und Pflichten bekant gemacht, Nothwendigkeit der verſchiedenen Stände wurde ihnen bekant gemacht, und gezeigt, daß jeder ſein eignes Gutes habe, ſo wie jeder ſeine Laſt mit ſich führe. Es wurde ihnen gelehrt, daß je geringer der Stand, je weniger der Sorgen und Unruhen wären, daß gerade der Landmann der glüklichſte ſey, daß ſich und ſeinen Nebenmenſchen um ſich her glüklich machen, der groſe Endzwek des Lebens wäre, und daß dieſes im Geringen weit ehr ſtatt fände, als im Groſſen.

ſen, weil da der Hinderniße weniger, und die Bedürfniße kleiner wären, dagegen der Große oft nicht könte wie er wolte.

Durch ſolche Anſtalten hatte der alte Rath weit mehr Gutes geſtiftet, als wenn er Millionen erſpart hätte, denn er zog ſeinem Herzoge treue Unterthanen, die Liebe, nicht Furcht an ihn feſſelte. Er wuſte, daß Liebe des Volks zu ſeinem Regenten die Säule ſeiner Macht iſt. Dieſe Säule befeſtigt, dachte er, und es kan ihm nie an einer glüklichen Regierung fehlen. Laßt um ihn her ſich Unterthanen gegen ihre Herren auflehnen, ihm werden die Seinigen bis auf den lezten Blutstropfen dienen. Unſer Regent iſt unſer Vater, wird ihr Ausruf ſeyn, und wer wird ſeinem Vater nicht ſich opfern. Lächelnd kan er auf jeden ſeiner Unterthanen herabſehen, ihn ſchrekt kein Geſicht unter ihnen, denn er hat keinen Feind unter ihnen.

Das war würklich der Fall beym Herzoge noch mehr, als bey ſeinem Vater, den viele zwar auch geliebt, aber viele doch gefürchtet hatten. Dieſen furchte niemand. Er war ja die Liebe ſelbſt, und wenn ja hier und da jemand Druk fühlte, ſo war ſelbſt der gemeinſte Mann ſehr geneigt, ſeinen Herzog hier ganz frey zu ſprechen, und blos auf die neuen Neuerungsſüchtigen Räthe alles zu ſchieben.

Und welch eine herrliche Ausſicht gewährte das alles auf die Zukunft, gewährte es in Zeiten, wo würklich der Geiſt der Zwietracht zwiſchen Volk und Regenten ſich einzuſchleichen ſchien, und wo nur Liebe, vernünftige Grundſäze und milde Regierung fähig waren, dieſes freſſende Feuer unwirkſam zu machen.

Auſſer dieſen vortreflichen Anſtalten für die Bildung des Unterthans, war auch des alten Raths ernſtes und wichtiges Objekt Friede und Ruhe deſſelben. Ohne der Macht und dem Anſehen ſeines Herzogs, etwas zu vergeben, gieng ſein Beſtreben dahin, mit der Feder mehr als mit den Waffen zu kriegen. Seine Sache war, mit dem Worte: Ich thue das, wenn man mir nicht folgt — ſo viel auszurichten, als ein anderer mit Strömen Bluts zu thun vermogte — die Wage zu halten zwiſchen allen, was um ihn war, und das Gleichgewicht mit Machtſprüchen abzumeſſen, immer aber bereit zu ſeyn, wenn es erforderlich, auch mit Nachdruk auszuführen, was einmahl gefordert wurde.

Der andere Rath, ein junger feuriger, aber vorſichtig thätiger Mann, war erſt unter der jetzigen Regierung zu den wichtigen Geſchäften gebraucht worden, denen er vorſtand. Seine Verdienſte waren ſeine Vorſprecher bey allen geweſen, obgleich die, ſo ihn deswegen beneideten, behaupten wollten, Heloiſe, deren inniger Freund er war, habe das ihrige dazu beygetragen. Von Jugend auf mit ihr durch Erziehung und öfteres Zuſammenſeyn verbunden, hatte ſich würklich ein enges Band beneidenswerther Vertraulichkeit unter ihnen geknüpft. Allein weit entfernt, daß er jemahls ſich eines andern als des geradſten Weges auf ſeiner Bahn bedient hätte, ſo hatte er vielmehr vermieden, ſelbſt von ihr gegen den Herzog genant zu werden, vermieden, Dinge, die er gern ſo, oder ſo ausgeführt hätte, durch ſie dem Herzoge vortragen zu laſſen, vermieden mehr ſie zu ſehen, als Wohlſtand und Nothwendigkeit es erforderten.

Sie hielt ſehr viel auf ſeinen biedern Sinn, Rechtſchaffenheit, und Freundſchaft gegen ſie. In ihren lezten Stunden war er bey ihr, und ſie theilte ihr ganzes Zutrauen zwiſchen ihm, und dem Herzog. Einen koſtbaren Schaz, den ſie hatte, und für deſſen Erhaltung ſie ſehr beſorgt war, übergab ſie in ſeine Hände. Er lehnte es ab, er wolte nicht, daß man ihm zur Laſt legen ſolte, daß er aus Eigennuz dieſes koſtbare Pfand aus ihren Händen annähme. Allein, wie ſie unaufhörlich darauf drang, und der Herzog ſelbſt wolte, ihr lezter Wille ſolte erfüllet werden, ſo that ers gern, jedoch unter Bedingungen, die die ganze Welt überzeugen mußten, Eigennuz weder, noch ſonſt andre Abſichten wären dabey ins Spiel.

Kurz, mit jedem Tage gab er mehr Beweiſe der edelſten menſchenfreundlichſten Geſinnungen, mehr Beweiſe, daß er verdiente zu ſeyn, was er war.

Seine Verdienſte um das Volk, beſonders um ſeine Provinz waren nicht klein. Sie zeichneten ſich durch allgemeine Zufriedenheit, und durch Wohlſtand aus.

Auch wirkten dieſe ſeine Einrichtungen ſo viel, daß er bald einen der höchſten Poſten bekleidete, und in dieſem war es, wo Rükſicht auf ihn genommen wurde, um ein neues Syſtem in Gang zu bringen, welches die Verſorgung der Nothleidenden im Staate betraf, und zu deren Beſten er im kleinen ſchon ſo viel beygetragen hatte.

Wir übergeben mehrere Subjekte, die dem Staate ſo nüzlich wären, und wir glauben, daß wenn auch nur zwey Männer dieſer Art am Ruder ſtehen, das Schiff nicht übel geleitet werden kan, ſondern immer die rechte Straße fahren muß.

Auch war der Herzog gerecht und gütig gegen ſie, und wie geſagt, ihr Anblik verſchafte ihm Vergnügen und Freude, denn ſie brachten ihm gute Nachrichten, die jeder ihm hätte bringen können, wenn er in ihre Fußtapfen getreten, und des Staats Beſtes mehr, als ſein eignes vor Augen gehabt hätte, wie jeder rechtſchaffene Vorſteher an einem ſo wichtigen Poſten es ſolte.

Zwölfte Finſternis.

Welche leider, das Duzend dunkel genug beſchließt.

Der Herzog hatte, wie er die alte Dame verlaſſen, wegen der Erinnerung derſelben an die Geiſtergeſchichte eine ſchlafloſe Nacht gehabt. Ganz entfallen war ſie ſeiner Seele zwar nie, allein weniger daran gedacht, oder vielmehr ſich ihrer entſchlagen hatte er.

Würklich war kein Groll gegen Beliwald in ſeinem Herzen. Sein Vertrauen zu ihm, war nach wie vor gros, und er blieb ſein Liebling und immer an ſeiner Seite. So wie alles den Herzog im erſten Augenblik heftig erſchütterte, ſo überwand auch ſein nachſichtiges Temperament bald alle darüber in ihm aufgeſtiegene Grillen, und er vergas ſo leicht als er Feuer fieng.

Mit dem Geiſte war er nicht ſo ganz zufrieden. Geneigt, an ihn zu glauben, konte er Beliwald die Schuld nicht geben, die er auf ihn legte, denn war er hämiſch, als wofür er ihn hielt, ſo war er es ſo gut gegen Beliwald als gegen ihn, und ſo litt dieſer nicht ſowohl um ſeinet als vielmehr um des Herzogs willen, und er hatte ſich noch Vorwürfe zu machen, daß er Beliwald zu Tiefſinn und unangenehmen Nachdenken gebracht hatte.

In der für ihn unruhigen Nacht, in welcher er das überdachte, was er am Abend mit Beliwald zu ſprechen, ſich vorgenommen, ſtand das alles lebhaft vor ihm, und da wir überzeugt ſind, daß alles nur Blendwerk war, ſo haben wir gewiß gerechte Urſache mit dem Herzoge Bedauern zu haben, und auf Beliwald zu zürnen, daß er ihn ſo irreleitete, er mogte nun ſelbſt vom Blendwerk angeſteckt ſeyn, oder nur ſeinen Vortheil ſuchen.

Daß das leztre nicht ſo uneingeſchränkt der Fall war, erhellet daraus, daß Beliwald in der Zeit, daß er auf Reiſen war, ſchon einen ſehr liebenswürdigen Herrn zum Glauben an ſeine Manöuvres bringen wollen, der auch mit ihm alle Schulen darin durchgegangen, und wie er geſehen, es werde und ſey nichts, abgeſprungen, und erklärt, er könne nicht länger an eine Sache glauben, die ſo gar nichts evidentes vor ſich habe. Allein Beliwald war deswegen nicht in Ungnade gefallen, ſondern man hatte ihn als einen Verblendeten betrachtet, der zu ſeiner Zeit auch wohl ſein Scherflein geſunden Menſchenverſtand wieder finden, und von den Träumereyen abſtrahiren würde.

Das Reich des Trifolimus, welches den Herzog anfangs mit gemeinſchaftlichen Kräften und ſo wirkſam und mit gutem Erfolg angrif, war zwar eigentlich nicht uneins unter ſich geworden, allein mistrauiſch im hohen Grade. Wie wir ſchon gehört haben, hatte Beliwald von den lezten Progreſſen ſich nichts merken laſſen, natürlich aber auch den Gang der Unglücksfälle dieſen ſeinen Kameraden verhehlt.

Die Verſamlungen ſezte die Geſellſchaft ununterbrochen fort, der Herzog aber beſuchte ſie nicht mehr ſo fleißig wie ehedem, und kam er ja, ſo waren es jezt fromme Betrachtungen, mit denen man ihn unterhielt, gegen die er nichts haben konte, die aber nichts weniger, als fähig waren, ihn feſter an die Geſellſchaft zu ketten, da er beynahe dabey einſchlief, wie jeder vernünftige, ſo wenig mit dem

Zwek bekante Zuſchauer gethan haben würde. Daß die Mitglieder nicht ſchläfrig wurden, war kein Wunder, ſie hielt das Intereſſe wach. Der Geizige wird bey ſeinem Schaze gewiß nicht einſchlafen, der gute Freund aber, den er bittet, ihn zu bewachen, und der nie eine Hofnung daran faſſen kan, wird gewiß bald die müden Augenlieder zuthun, und ſich dem ſanften Schlummer überlaſſen.

Des Herzogs nächtlicher Entſchluß fiel alſo dahin aus, ſo glimpflich als möglich ſich mit Beliwald über die Sache zu verſtehen, und nach Beſchaffenheit der Umſtände noch einen Verſuch zu wagen, mit dem Dämon ſelbſt anzubinden.

Mit dieſem Entſchluß ſehr zufrieden, weil er die Beruhigung hatte, nicht übereilt gegen einen Freund zu Werke zu gehen, vergas er die unruhige Nacht, und heiterte ſich durch die Ueberzeugung einer guten Handlung auf.

Beliwald erſchien, und traf ihn in der beſten Stimmung.

Nach einigen andern Abhandlungen, die auch heitern Inhalts waren, hub der Fürſt an: Es iſt doch Zeit, Beliwald, daß wir einmahl wieder an unſern Geiſt denken, den wir ganz vernachläßigt, ich wenigſtens, denn ich weis nicht, ob er nicht mit ihm auf dem alten guten Fuß geblieben, nachdem er ſeine häßliche Prophezeyung wahr gemacht.

Der Ton, in dem der Herzog ſprach, war eben nicht von der Art, daß Heliwald zittern durfte, ſo unangenehm ihm auch der aufs Tapet gebrachte Gegenſtand war.

Sehr fein, erwiederte er: Alſo ſind Ew. Durchlaucht doch überzeugt, daß der Geiſt Kräfte hatte, um das zu wiſſen, und eine ſolche Prophezeyung zu geben?

Hätte der Herzog gewußt, daß die Frage eine Falle war, er hätte die Antwort beſſer überdacht, und Schlinge mit Schlinge erwiedert. Aber er war zu unbefangen.

Allerdings, ſagte er, muß ich das glauben.

So war es denn doch immer, erwiederte jener, ſehr wenig edel von meinem Geiſte, Ew. Durchlaucht in einer Ungewißheit zu laſſen, die ihnen äuſſerſt empfindlich ſeyn mußte. Und geſtehe ich es denn auch, daß ſeit der Zeit des unglüklichen Verluſts, den Sie erlitten, kein Wort zu ihm über meinen Mund gekommen iſt. Denn während der guten Heloiſe Krankheit hab ich ihn dreimal angegangen, und ſein hartnäkiges Stillſchweigen, hat mir äuſſerſt hämiſch geſchienen.

Alſo, lieber Beliwald, wünſcht er auch wohl nicht mehr mit ihm in Gemeinſchaft zu kommen, und fürchtet, da er ihn ſo lange vernachläßigt, daß er ihm izt wieder einen Poßen ſpielen mögte.

Dies war eine Schlinge, die der Herzog Beliwalden legte, denn es fiel ihm auf, daß der Eifer verloſchen ſchien, und in einer vertrauten Unterredung mit dem quaſi Mann der Madam Mind hatte er geſagt, wenn Beliwald nicht eingelenkt hätte, würde er ihm entgegengeſezt haben, daß der Einfluß des Geiſtes auf ihn nun wohl nicht mehr nöthig ſey, nachdem die Perſon nicht mehr da, von welcher man ihn dadurch abziehen wollen.

Ich dachte, hatte der Herzog hinzugeſezt, und glaubte würklich bemerkt zu haben, daß die Rechtſchaffenheit dieſer ganz eignen Perſon euch im Wege wäre, und daß ihr es bereutet mir zu ihrem Beſiz verholfen zu haben, und hättet ihr euch nicht vielfältig in meinem Sinn legitimirt, ich hätte euch auch im Verdacht gehabt, etwas dazu beygetragen zu haben, daß ſie mir von der Seite geriſſen iſt.

Bellwald aber merkte bey Zeiten, oder hatte vielmehr ſchon gedacht, daß der Herzog dahinaus wollen würde, hatte ſich alſo darauf vorbereitet, und fiel, wie eben der Herzog einen andern Perioden anſtimmen wolte, ihm plözlich ein, daß er nie begieriger geweſen wäre, ſeinem Geiſte eine würkliche Lektion zu leſen, als eben izt, daß er die Macht habe, ſo wie jeder Menſch über ſeinen Geiſt, das zu thun, daß aber auch ein Grund dazu vorhanden ſeyn müßte. Er habe keinen andern in dieſem Falle, als ſeine, des Herzogs Beleidigung, und wenn Ihre Durchlaucht kein Wort darüber verloren hätten, ſo mußte er ebenfalls ſchweigen, und hätte ewig ſchweigen müſſen. Jezt bäte er aber recht dringend, Ihro Durchlaucht mögten ja ihren ganzen Sinn darauf lenken, dieſes Betragen des Geiſtes in ſich zu unterſuchen, und zu forſchen, was darin enthalten wäre, was der Geiſt nach allen Gründen der Billigkeit zu enthüllen ſich nicht entbrechen könte —

O, mein Freund, fiel der Herzog ihm heftig in die Rede, das hab ich ſchon überlegt, und ich habe ein Axiom, das der Geiſt mir ſchlechterdings erklären muß, oder ich halte ihn, wenn er anders exiſtirt, für den ſchlechteſten niederträchtigſten aller Geiſter.“

Daß Ew. Durchlaucht erzürnt auf ihn ſind, daß ſie ihn mit Namen belegen, die er verdient, wenn er ſich nicht rechtfertigt, das heiße ich gut, aber daß Sie noch an ſeiner Exiſtenz zweifeln, das kan ich nicht allein nicht gut heißen, ſondern muß auch ſagen, es kan unſre ganzen Angriffe auf ihn vernichten, denn der Unglaube iſt ein Stichblat, hinter welches dieſe Luftbewohner nur gar zu gern ſich verſtecken, und unſern Betrug damit verkaufen.

„Das fuhr mir auch nur ſo heraus, Beliwald, Es war ſo ein Gedanke im Eifer, der nur vorüberfliegend war. Nein, ich glaube an die Exiſtenz dieſes Geiſtes, und ich will ihm auch thätig beweiſen, daß ich keinen Zweifel daran habe, ich will blindlings dem Gehör geben, was nothwendig iſt, um ſein Erſcheinen, und ſein Red- und Antwortgeben nicht zu verhindern“.

O Beliwald! Das war Waſſer auf deine Mühle. Wie hätte wohl jemahls eine Erklärung des Betrugs gelegener kommen können, als eben dieſe, da Beliwald gerade in Seelenangſt ſeyn mußte, wie er wohl ſtrengere Unterſuchungen, die ihm nicht die angenehmſten ſeyn konten, abwenden würde. Jezt war ihm nur noch nöthig zu wiſſen, was der Geiſt dem Herzoge eigentlich für eine verfängliche Frage vorzulegen, und worauf ſein Zutrauen zu deſſen Rechtfertigung beruhete.

Gewiß, ſagte er ganz entzükt, gewiß dieſe Aeuſſerung Ew. Durchlaucht hebt alle Zweifel in mir, daß wir ihn nicht in eine eklatante Verlegenheit zu bringen fähig ſeyn ſolten, und wenn Ew. Durchlaucht nun nur den Grund, den wir anzugeben, und den ich vielleicht überſehen habe, ſo wichtig halten, daß er ihn in Verwirrung bringt, ſo haben wir gewiß über ihn gewonnen. Denn ſo viel iſt ausgemacht, wenn unſer Geiſt von uns einer hämiſchen Behandlung kan überwieſen werden, ſo iſt er weit mehr in unſrer Macht, als jemahls vorher.

Beliwald war ſchlau genug, nicht geradezu zu fragen, was er wäre, um auch den Schein zu vermeiden, als ob er das vorher wiſſen wolte, er wußte wohl, daß der Herzog ihm das nicht überſehen würde, wuſte aber auch wohl, der Herzog würde ſelbſt damit zum Vorſchein kommen.

Wie geſagt, ſo gethan. Wenns daran nur liegt, ſagte der Herzog, ſo iſt ſein Geiſt ſehr ſtark geſangen. Erinnert er ſich wohl der erſten Aeuſſerung deſſelben, da er mir ſagte: Man wird dir einen Schaz rauben, wenn du nicht auf deiner Hut biſt.

Wie ich auf meiner Hut hätte ſeyn können, wie ich das Rauben dieſes Schazes hätte vermeiden können, das iſts, was ich von ihm wiſſen will. Ich konte es alſo doch vermeiden, wenn ich auf meiner Hut war. Dieſes auf meiner Hut ſeyn, ſoll er mir erklären. Hiervon ſoll er mir Red und Antwort geben. Ich will wiſſen, worin ich gefehlt habe, weil ich mir nicht bewuſt bin, worin ich hier Fehler vermieden.

In der That, ſagte Beliwald ganz erſtaunt, in der That ein Umſtand, auf den ich nicht die geringſte Rükſicht genommen habe, und der doch ſo auſſerordentlich wichtig iſt.

Wahr iſts, hierauf können Ew. Durchlaucht fuſſen. Dieſen Vorwurf kan er ihnen nicht unerklärt laſſen. Hierauf gründe ich meine ganze Anforderung an ihn, ſeine Erſcheinung, und mein Recht, ihn ohne Bitte, mit Gewalt hierher zu ſtellen, und zur Rechenſchaft zu bewegen.

So, Beliwald, gefällt er mir, ſo können wir mit vereinten Kräften arbeiten. Dieſer Eifer läßt mich überzeugt ſeyn, daß ers aufrichtig meint, dieſe Verbindung mit mir gegen ſeinen geheimnißvollen Luftbewohner läßt mich ahnden, daß wir etwas ausrichten werden. Zweifle er von meiner Seite nicht an meiner Ergebenheit in alles, was dazu erforderlich iſt. Betrachte er mich wieder als ſeinen nächſten Freund. Das Andenken an unſre Jugendjahre mag ſich in ihm erneuen, und ihm Muth und Kraft geben, etwas durchzuſezen, worauf nicht gerade meine Ueberzeugung, denn die hat er ſchon gewonnen, ſondern die Gewisheit beruhet, daß wir es weiter gebracht haben als andre Menſchen.

Wie hätte eine ſo ſchmeichelhafte Erklärung, eine ſo unausſprechlich größere Erfüllung, als die Erwartung war, Beliwald nicht aufs innigſte rühren ſollen. Der Effekt dieſes Augenbliks gab ziemlich deutlich, und faſt gewis zu erkennen, daß Beliwald ſelbſt, wenn er ſchon Blendwerk zu Hülfe nehmen muſte, überzeugt war, unter andern Umſtänden wäre es nicht allein wahrſcheinlich, ſondern ſehr möglich, daß die Erſcheinung würklich werden könte. Er bemerkte ſogar in ſeinem Innern eine Hofnung, daß dies vielleicht der Augenblik wäre, in dem wahr werden ſolte, was bisher nur Schein war. Schwärmerey, ſey ſie wahr, oder nicht wahr — Dem Ueberzeugten iſt ſie es ja, wenn ſie es auch dem nicht Ueberzeugten nicht iſt, geht immer gleichen Schritt mit dem, was wunderbar erſcheint, und wunderbar erſchien Beliwald des Herzogs gutes Zutrauen zu ihm.

Er warf ſich ihm zu Füßen, er beſchwor ihn bey aller Liebe, die je für ihn, in ihm geweſen wäre, ja nicht auf andre Gedanken zu kommen, feſt und treu zu bleiben dem Vorſaz, den Geiſt auf alle Art und Weiſe zur Erklärung zu bewegen.

Nie hätte ich geglaubt, ſagte er in der Ekſtaſe ſeiner Wonne, daß ich dieſes ſo ſeeligen Augenbliks noch theilhaftig werden ſolte. Und wenn ich durch Ew. Durchlaucht Mistrauen noch zehnmal mehr gelitten hätte, als ich gelitten habe, ſo wäre das alles nicht mit dieſer Minute in Vergleichung zu ſezen. O mein Fürſt, wie ſeelig machen ſie mich.

Dieſer Enthuſiasmus wirkte denn auch auf den Fürſten mit. Er konte ſich nach dem angebohrnen Temperamente ſeiner Seele, hier unmöglich nicht freuen. Vielmehr gieng ſeine Freude eben ſo gut in Ekſtaſe über, und ſeinen Ideen mahlten ſich, auch Bilder der Zukunft, wie erhizte Einbildungskraft ſie zu mahlen pflegt, vollkommen und ſchön.

Steh er auf, Beliwald, ſagte er, und hob ihn ſelbſt in die Höhe. Des kleinen Misverſtändniſſes unter uns darf nie wieder Erwehnung geſchehen. Es iſt vorüber. Ich fühl es, wer keinen Glauben hat, kan nicht begreifen. Heloiſe wirds jezt beſſer wiſſen, und ich glaube es iſt Einfluß von ihr, daß ich auf einmahl ſo feſt bin. O, wenn ihr Geiſt mir zum Begleiter gegeben wäre, dann wäre ich ganz glüklich. Wenn ich einſt in vollem Glauben ſo dächte, ich wünſchte dieſen Genius meiner Freuden mir einmahl ſichtbar zur Seite, und ſie ſtände da, welch eine Empfindung, Beliwald! welch eine Empfindung wäre das? Was könte ſie übertreffen?

Ew. Durchlaucht, ſagte Belliwald, der Menſch war nie ſeines Schikſaals Herr. Seiner Wünſche aber immer. Und ich weis nicht, welch ein Gefühl in mir iſt, daß Wünſche, wenn ſie ſo ganz vom Herzen zu dem ſich erheben, der der Wünſche Meiſter iſt, erfüllt werden. Bleiben Sie bey dem Wunſch, der ſo rein, ſo uneigennüzig iſt — vielleicht — o könte ich doch durch die Vermittelung meines Geiſtes ſagen — gewis wird er erfüllt werden.

Der Herzog nahm dieſe Schwärmerey auch willig auf, und verlohr ſich darin. Er hatte noch ein weitläuftiges Geſpräch über die Möglichkeit der Veränderung der Schuzgeiſter, welches wir hier zu wiederholen unzeitig finden, aber Belliwald wuſte ihn zu gleicher Zeit auf die Erſcheinung zu führen, die er willens hatte. So enthuſiaſtiſch er war, ſo lies er ſeinen Geſichtspunkt und ſeinen Zwek nicht aus den Augen.

Es ſind zwey Fälle möglich — ſagte er — Entweder mein Geiſt iſt würklich von der miſtiſchen Art, wie wir ihn vermuthen, oder er iſt gut, und wir thun ihm unrecht. Iſt das leztere, ſo wird er friedlich, und auf unſer einmahliges ſtilles Begehren erſcheinen. Iſt er das nicht, ſo müſſen wir Gewalt anwenden, und dann, Ew. Durchlaucht, bitte ich Sie, ſtandhaft zu ſeyn.

Sahe er mich je zittern? frug der Herzog. Nein, Beliwald, ſo wie wir denken, bey den Abſichten, die wir haben, kan es uns nicht fehlen. Wir brauchen keiner Furcht, wir ſcheuen kein Licht, und wär es eins aus dem Abgrunde, was uns dazu leuchten müßte.

Beliwald verließ den Herzog ruhiger, als er es ſelbſt war, und iſt in irgend etwas bey dieſer Handlung für ihn Vertheidigung zu ſuchen, ſo hätte ſie darin beſtanden, wenn er ihn bey dieſer Ruhe zu erhalten, und zum nicht Weitergehen einzuſchläfern geſucht hätte.

Das aber war ſein Wille gar nicht. Er entfernte ſich vom Herzog, um ſich einzuſchließen, und zu überlegen, was er zu thun und zu laſſen hätte. Was die Reſultate dieſer Ueberlegungen geweſen, wird uns die Folge der Geſchichte lehren.

Heiter mußten ſeine Ausſichten ſeyn. Noch nie hatte man ihn ſo vergnügt geſehen. Kein Mißton herrſchte in ſeinem Betragen. Es giengen einige

Tage hin, ehe er mit dem Herzog ſprach. So wie ihn dieſer ſahe, frug er: Nun was machen unſre Anſtalten? Nur ein wenig Zeit, antwortete er, mein Geiſt muß mit ſich ſelbſt uneins ſeyn. Er antwortet mir gar nicht.

Nach abermahls verfloſſenen einigen Tagen kam er zum Herzog.

Ihro Durchlaucht, ſagte er, ich habe einige verdrieſsliche Nächte gehabt. Mein Geiſt hat mir in Träumen ſehr zugeſezt. Ich habe verſucht ihn zum Erſcheinen zu bringen. Vergebens. Er ſolte ſich mir nur kund thun. Auch das war umſonſt. Einen einzigen Gedanken hat er mir beantwortet — einen einzigen, und der war von Ew. Durchlaucht. Da war es, wo er einigen Einfluß auf mich brachte, wo er mich wenigſtens ahnden lies, er werde in Anſehung Ew. Durchlaucht etwas thun.

Jezt ſteht es bey ihnen, ob wir den Verſuch erſt in Frieden machen, und den Freund in der Art rufen wollen, wie wir ihn riefen, da wir einſam zuſammen waren, oder ob wir gleich Gewalt anwenden wollen.

Nein, ſagte der Herzog, nicht gleich Gewalt. Er weis, ich bin zum Frieden geneigt, ſo wenig ich den Krieg ſcheue, ſo wenig ich mich vom Kriege zurückhalten laſſe, Recht und Gerechtigkeit zu handhaben.

Auch fiel Bellwald dem Herzoge in die Rede, iſt bey dem gewaltſamen Hervorrufen, ein Etwas, welches ich nicht ganz gern dabey haben mögte, und ohne das es nicht geht —

„Und das wäre? — Laß er hören, Bellwald, ohne Umſtände.

Kein Geiſt kan ohne die Gegenwart von zwölf Menſchen, gewaltſam herbey gezwungen, ſich zu ſtellen genöthigt, und Red und Antwort zu geben gedrängt werden. Zwölf Menſchen erſt ſind fähig, einem Geiſte Ehrfurcht einzuflößen, ſind erforderlich, ihn in Schranken zu halten, wenn er nicht in Frieden kömt.

Nicht, Ew Durchlaucht, als wenn der Geiſt irgend im Stande wäre, uns Menſchen körperlich Schaden zu thun. Dieſen thun wir uns immer ſelbſt an, wenn wir unſre Einbildungskraft auf den Körper wirken laſſen. Sie iſts, die der Geiſt aus

Rache gegen den Menſchen in Bewegung ſezt, ſie iſts, die er ſo verwirrt, daß wir glauben etwas iſt, was nicht iſt, und etwas iſt nicht, was iſt. Sie iſts, die uns ganz zu andern Menſchen umſchaft, ſobald der Einfluß des Geiſtes es will, die uns an uns ſelbſt zweifeln läßt, ſobald er dieſe Zweifel in uns erregt, und uns mit verborgenen Kräften aufmuntert, ihnen Gehör zu geben.

Wenn drey, vier, auch noch mehrere zuſammen ſind, ſo wird der Geiſt ſtolz, und nimt alle ſeine Macht zuſammen, um über dieſe Herr zu werden, worüber er ſo leicht Herr werden kan. Je weniger der Einbildungskräfte ſind, die er zu verwirren hat, deſto leichter wird es ihm, weil der Geiſter in den Menſchen, die immer wirken, wenn ſie ſchon gebunden ſind, mehr ſind, die ihm Widerſtand leiſten. Eigentlich fürchtet kein Geiſt ſich für Menſchen, ſo viel ihrer ſind, weil ſie ihm nichts anders ſchaden können, als daß ſie ihn eine Stunde gebunden halten, welches in 21 Stunden nur einmahl geſchehen darf. Allein er kan über viele Menſchen gebieten, das heiſt, auf ihre Einbildungskraft wirken, wenn ſie ihm Macht über ſich geben, welches ſie thun, wenn ſie der Erſcheinung mit beywohnen.

Aber gegen die Zahl zwölf hat jeder Geiſt Ehrfurcht, weil zwölf Oberhäupter über ſie herrſchen, und zwölf Geheimniſſe ihr Weſen ausmachen.

Wenns an weiter nichts liegt, lieber Beliwald, ſo nehmen wir die wieder, die ſchon einmahl dabey waren. Alſo wollen wir nur den Frieden erſt verſuchen, und hilft der nicht, ſo wollen wir zu dem Mittel ſchreiten, wenn es ſchon gewaltſam iſt. Ich bin jeden Tag bereit.

Beliwald, bat ſich gleich den folgenden Abend aus, und dankte dem Fürſten für ſeine Freundſchaft, denn mit dem Nahmen, ſagte er, müſte er bey aller ſeiner Ehrfurcht für ihn, doch alles das belegen, was in Anſehung des Geiſtes vorgienge.

Beliwald reiſete ſogleich aufs Land, und machte alle erforderliche Anſtalten.

Der Herzog kam den andern Tag an, und fand alles, wie es bey ſeiner einſamen Entrevue mit dem Geiſte geweſen war. Wie ſtehts, Beliwald? frug er gleich.

Ich bin ſelbſt unbeſtimt, ſagte dieſer. In der Nähe iſt der Geiſt, das weis ich gewis. Er hat ſich mir auch kund gethan, aber mit Zeichen von Verachtung gegen mich, und das iſt nicht gut.

„Laß er ihn nur gehen, er wird wohl gelindere Sayten aufziehen", ſagte der Herzog lächelnd. Faſt nie war er ſo heiter geweſen. Beliwald freute ſich ſehr. Er führte ihn ins Zitationszimmer.

Hier nahete ſich Beliwald dem Herzoge beym Eintritt voll Zutrauen. Fürſt, ſagte er, wenn noch irgend Zweifel an meine Ehrlichkeit in ihrem Herzen wären, ſo wolte ich ſie bitten, jezt noch mich damit bekant zu machen, ehe wir zu etwas weiterem ſchreiten. Jezt, Herzog, ſind ſie noch nicht in meiner Gewalt, ich bin in der ihrigen. Sie ſind mein gebietender Herr. Sie haben zu befehlen. Sehen ſie ſich umher um. Unterſuchen ſie alles. Ich verdenke es ihnen nicht zu forſchen, ob ſie betrogen werden, oder ob man ihnen Wahrheit verkauft. Bald ſind ſie in meiner Gewalt.

Nein, Beliwald, erwiederte der Herzog mit feſter Stimme, nein, ich habe nicht das entfernteſte Mistrauen in ihn. Ich bin in ſeiner Gewalt, das weis ich. Den Feigen kan das abſchreken, mich nicht. Jn der Gewalt eines Freundes zu ſeyn, das iſt nichts weniger als gefährlich. Hebe er ins Himmels Nahmen an.

Der Herzog zeigte ein Beyſpiel ſeiner Aufmerkſamkeit, denn er verfiel ſogleich darauf, daß der Bogen das vorigemahl ohne Karaktere ganz ſchwarz geweſen.

Man muß alle Vorſicht anwenden, die man anwenden kan, erwiederte Beliwald. Er könte uns einen ſchlimmen Streich ſpielen, und uns ſo verwirren, daß wir nicht wüſten, was wir thun ſolten, und dagegen ſchüzen uns dieſe Zeichen. Der Herzog war mit allen zufrieden.

Die Zeit kam heran. Sie ſezten ſich. Der Herzog las in der Bibel, wie das vorigemahl.

Fünf Minuten vor eins fieng Beliwald an, ſanft und flieſſend zu leſen, wie damahls.

Es ſchlug eins. Allein es erfolgte keine Erſchütterung. Alles blieb ſtille. Die Wachslichter brannten fort, nichts rührete ſich.

Er iſt eigenſinnig, ſagte der Herzog. Still, Ihro Durchlaucht, erwiederte Beliwald, wir wollen

len ihn nicht ſpotten. Im Frieden kömt er nun nicht. Ziehen ſie ihren Degen. Der Herzog thats. Beliwald nahm den ſeinigen gleichfalls. Sie wurden kreuzweis gelegt. Beliwald las die nehmlichen vorher geleſenen Formeln, aber nicht ſanft, ſondern heftig und wild rauſchend.

Noch blieb alles ſtill. Beliwald ſtand auf, nahm beyde Degen, ſchlug mit ihnen einen doppelten Kreis um ſich, und fieng nun an raſch und wild zu arbeiten. Nach einer Weile ſezte er ſich wieder im Seſſel, und las die Formeln abermahls.

Auf einmahl löſchten die beyden Lichter aus, und zwar mit einem unangenehmen Geruch. Es iſt nichts, Ew. Durchlaucht, ſagte Beliwald. Erſchreken Sie aber nicht. Wir wollen bald wieder Licht haben. —

Wenn wir es wieder anſteken, ſagte der Herzog — Nein, erwiederte Beliwald. Er muß das thun. Er las wieder etwas mit wilder Hize, dann ſchlug er zweymahl mit der geballten Fauſt auf den Tiſch, und die Lichter branten wieder.

Er iſt doch gefällig, ſagte der Herzog, und ſezte hinzu: Können wir nichts weiter thun?

Nichts, war Beliwalds Gegenrede, was uns nicht gereuen würde.

„Ich überlaſſe mich gänzlich ihm. Der Herzog ſtand bey dieſen Worten auf, und war nichts weniger als misvergnügt. Er ſchäkerte über die ganze Sache und beſonders über die Hartnäkigkeit des Geiſtes.

Beliwald erſuchte den Herzog noch einmahl, er mögte jezt, da doch wenigſtens das Auslöſchen der Lichter von einer Macht hätte herrühren müſſen, unterſuchen, ob irgend Betrug dabey vorgegangen wäre. Der Herzog aber wolte ſchlechterdings davon nichts wiſſen. Warum, ſprach er, will er, daß ich mistrauiſch gegen ihn ſeyn ſoll. Er ſagt ja ſelbſt, der Glaube thut viel, wenn ich alſo dieſen Glauben habe, und mich darin ſtärke, ſo thue ich ja wohl beſſer, als wenn ich ihm mit Zweifeln ſeine Arbeit verderbe, und vielfachere Mühe mache.

Beliwald war das alles ſehr zufrieden. Auch können wir uns des Herzogs leichtes Blut bey den Vorfällen ſehr gut erklären. Er hatte jezt niemanden, der ihm in den Ohren lag, nicht zu glauben, was er ſo gern geglaubt und geſehen hätte. Helviſens Andenken konte keinen ſo lebendigen Einfluß zuwege bringen, als in vorigen Zeiten ihre Worte, ihre Gründe, ihre Ueberzeugung.

Dazu kam die ſchimäriſche Idee, ſie ſey nun von dem allen überzeugt, und widerlegen konte Heloiſe das nicht. Wir wollen alſo Gewalt brauchen, ſagte der Herzog.

Würklich war das ſeine Eigenſchaft, daß, wo er einmahl ſich beſtimte, das ſolte ſo und nicht anders ſeyn, da muſte es nach ſeinem Kopfe hernach gehen.

Er überlies Belinald alles, was zur Beſorgung der Unternehmung nöthig war, und verlies ihn ſo vergnügt, wie er noch nicht von dieſem Spiegel der Zukunft ſich entfernt hatte.

Selbſt die alte Dame bemerkte am Herzoge mehr Heiterkeit als gewöhnlich, glaubte aber nichts weniger, als daß das Einfluß von der Geiſterſeherey wäre.

Eilfte Aufklärung.

Andre Wendung, ob vom Geiſte oder von Beliwald?

Beliwald muſte indeſſen ernſtlich auf ſeine gefährliche Operation bedacht ſeyn, denn es lies ſich an den Fingern abzählen, daß der Herzog auf ſchnelle Befriedigung dringen würde.

Er ſchrieb alſo gleich am andern Morgen ein Billet an den Meynungsrichter Lebenzow, worin er ihn bat, ſo ſchnell als möglich, Sorge zu tragen, daß eine Verſamlung derer zwölfe, die damals der Zitation des Geiſtes beygewohnt hätten, veranſtaltet würde.

Der Meynungsrichter, den alles allarmirte wurde hierdurch nicht wenig in Furcht geſezt. Er ſchrieb, er zerris das Geſchriebene, er fuhr endlich ſelbſt bey Beliwald vor. Dieſer gab weiter keine Red und Antwort, als daß er ein unverbrüchliches Stillſchweigen bis zur Entdekung in pleno beybehalten müſte, und daß, ſo gerne er den freundſchaftlichen

Aeuſſerungen des Meynungsrichters zu Dienſten wäre, er doch das Sprichwort wohl zu bedenken habe, ein gebrantes Kind müſte das Feuer fürchten.

Es ſey unumgänglich nöthig, daß von dem, um deſſenwillen dieſe Verſamlung geſchehe, nichts laut würde. Lebenzow mogte betheuren, wie er wolte, Beliwald blieb ſtumm.

Lebenzow entfernte ſich von ihm, und dachte nun dem Dinge weiter nach. So wie die Biene aus jeder Blume den Honig nimt und den Gift ſorgfältig vermeidet, ſo nahm er aus jeder Blume, die ihm gereicht wurde den Gift und lies den Honig ſteken.

Nach langen Simuliren, in wie fern das alles ihm ſchädlich ſeyn könte, fiel es ihm endlich ein, zu zweifeln, ob er Beliwalds Verlangen auch wohl ohne des Herzogs Mitwiſſen vollführen dürfte, und auf einmahl ſtellte ſeine Gewiſſenhaftigkeit ſich ihm im ſtrengſten Lichte dar.

Er eilte zum Herzog. Ihro Durchlaucht, ſagte er, ich ſehe mich genöthigt, mich der Gefahr zu entziehen, wieder von ihnen eines Mangels an Zutrauen und Aufrichtigkeit beſchuldigt zu werden. Es kan ſeyn, daß ein neues Blendwerk für Sie auf dem Tapet iſt. Ungern rede ich von meinem Mitmenſchen, ungerner von meinem Freunde. Ew. Durchlaucht haben Proben davon. Aber Beliwalds Auftrag, die zwölf zum Geiſterweſen geweyhete, verſamlen zu laſſen, macht mich ſtuzen, und ich erwarte Dero Befehle, ob ichs thun ſoll.

„Allerdings, mein lieber Lebanzow. Wir können ja nichts nüzlicheres thun, als daß wir uns immer mehr Licht in dieſen Geheimniſſen zu verſchaffen ſuchen. Er hat mir ja ſelbſt geſagt, daß er in ſich eine Näherung zum Geiſterweſen verſpürte, und ſo muß ihm das um ſo willkommner ſeyn. Alſo thu er nur alles, was Beliwald ſagt."

Furcht und Zittern kam über den Meynungsrichter, nicht des Auftrags, ſondern der Folgen wegen. Was werden das für Operationen werden? brumte er in ſich, als er den Herzog verlies — und ſeine ganze Seele ſträubte ſich. Allein er muſte auch ſeine Seele zum ſchweigen bringen, und gehorchen.

Die Verſamlung wurde berufen, war beyſammen, und Beliwald trat unter ſie.

Meine Freunde und Brüder, ſagte er ſanft und einnehmend, ich habe ſie, die Zeugen meiner Fortſchritte im Umgange mit Geiſtern, zu mir berufen laſſen, um noch einmahl ihre Standhaftigkeit und ihren Muth auf die Probe zu ſetzen. Es kömt hier auf eine groſſe zu entſcheidende Frage an, die darin beſteht: **Ob der Herzog den Geiſt, oder der Geiſt den Herzog beleidigt habe.**

Die guten Ideen, die ich mir von meinem Schutzengel geſchaffen hatte, ſind ſo ziemlich gefallen. Er iſt tükiſch und zurükhaltend. Er will dem Herzog nicht Red und Antwort ſtehen. Sie waren bey dem gegenwärtig, was zuerſt vorfiel. Ich verſchafte dem Herzog hierauf eine einſame Erſcheinung. Er wurde überzeugt, aber nicht befriedigt. Indeſſen legte er keine Laſt auf mich, er war gütig, und er ſahe, ich war unſchuldig.

Allein eben ſo wenig kan ichs ihm verdenken, daß er über den Geiſt zürnt, verdenken, daß er durchaus will, er ſoll ihm antworten. Er hat recht, und da muß der Geiſt. Aber er muß gezwungen werden. Unſre gemeinſchaftliche Gegenwart wird erfordert, ihn zu zwingen.

Um dieſe Gegenwart bitte ich ſie alſo, nicht blos in meinem Namen, ſondern im Namen des

Herzogs, mit mir verbunden. Für jeden Schaden fleh ich ihnen. Seitdem ich mit meinem Geiſte uneins bin, hab ich ihn weit mehr in meiner Gewalt, als vorher. Er ſelbſt hat in den Zeiten unſrer nähern Vertraulichkeit, mich Dinge gelehrt, von denen ich jezt zu ſeinem Schaden Gebrauch machen kan. Ich thue es nicht gern, allein ich muß.

Nie ſind wir gezwungen, einen Geiſt gewären zu laſſen, wenn er Böſes thun will. Denn Geiſter ſind zwar vollkommnere Geſchöpfe als wir, deswegen aber nicht vollkommen. Und der Menſch, der gutes im Sinn hat, iſt dem Geiſte, der böſes vollbringen will, ſehr weit vorzuziehen.

Ich fordre alſo Sie, meine Brüder auf, mir aufrichtig und offenherzig zu ſagen, ob irgend einer von ihnen Bedenken trägt, einer neuen Zitation beyzuwohnen, ob irgend einem das ſchrekhafte dabey zu angreifend geweſen, ob irgend einer Zweifel in die Wahrheit geſezt und ſie für Blendwerk gehalten:

Alle dieſe Gründe ſchließen ihn von dieſer Beywohnung aus, und es iſt niemand gezwungen, anzugeben, warum er davon ſich entfernen mögte

Es war unter allen niemand, der antwortete. Ich nehme ihr Stillſchweigen, fuhr Beliwald fort, als Verneinung alles dieſes, und als Beyſtimmung zum neuen Werk, an. Ich bitte ſie, zu bedenken, daß nicht ich der zureichende Grund dieſer Unternehmung bin, ſondern der Herzog, deſſen Wohl ich am allerwenigſten in Gefahr ſezen würde.

Der Meynungsrichter Lebenzow fühlte auf einmahl Stärke in ſeiner Seele und Muth in ſeinen Adern. Sein Landesherr wolte ſich blos ſtellen, und er ſolte es nicht thun? Er rafte ſeine Beredſamkeit zuſammen, und redete im Namen aller:

Ja, theurer Mitbruder, Oberer, Stifter unſers Einigkeitsbundes! Für jeden der Gegenwärtigen wolte ich Bürge ſeyn, daß ſie gern und willig dieſem Werke beyſtehen. Jeder iſt gewis ſo warm patriotiſch für ſeinen Landesherrn geſinnt, daß er gern mit ihm gemeinſchaftlich Gefahren ſich nähert, die doch keine ſind, wie uns unſer theurer Stifter verſichert. Nein, Beliwald, muthig ans Werk. Wir alle ſind bereit, wir alle folgen gern ihren Winken. Wir wollen alle weiter in der Erkentnis, die ſie uns eröfnet. Manchen unter uns war gewis der Schlummer nicht willkommen, in dem die Sache ſo lange lag. Keiner aber wagte es, die Ehrfurcht gegen Sie aus den Augen zu ſezen, und um etwas zu fragen. Von heute an iſt ihr Wink uns Befehl.

Beliwald glaubte von der Rede, was er wolte. Uebrigens war es ihm willkommen, daß er keiner andern Mitglieder dazu bedurfte. Dieſe waren ihm einmahl bekant.

Er hielt noch eine kleine Rede über die Schwierigkeiten, die er bey der Unternehmung zu überſtehen hätte, wovon ſie aber keine Beſchwerde, noch Antheil fühlten, ſondern die ihn allein träfen.

Er entlies ſie mit keinen weitern Befehlen, mit Faſten ſich vorzubereiten. Da wir Gewalt brauchen, ſagte er, ſo hilft uns das zu nichts. Wer es vor ſich thun will, der thut wohl. Er nähert ſich dadurch dem Geiſterreiche, und macht ſich für die Zukunft geſchikt, Blike tiefer hinein zu thun als ein andrer, der dies unterläßt.

Das meiſte war für Beliwald gethan. Seine eigne Zubereitungen ſchienen ihm nicht ſauer zu werden. Er war bey zu vielen Geſchichten der Art geweſen, als daß ihm nicht das kleinſte, was dabey beobachtet werden mußte, bekant ſeyn ſolte. Der Unterſchied war nur der, daß jene überzeugt waren, ſie machten Blendwerk, und dieſer glaubte, aus dem Blendwerk ſolte Wirklichkeit hervorkommen.

Der große Tag begann, an dem das ganze Gebäude der Zweifel ſtürzen ſolte. Beliwald war in drey Tagen für niemand zu ſehen geweſen. Alle ſeine Leute waren entfernt, wenigſtens bemerkte man keinen einzigen. Er ganz allein regierte alles, er allein ſtellte ſich dem Ungeſtüm des Geiſtes und der Willkühr von eilf Menſchen blos, unter denen ſein Landesherr war.

Alle kamen zur beſtimten Stunde. Der Herzog war etwas ſpäter beſtellt, und ſo erſchien er auch um eine Viertelſtunde ſpäter. Alle giengen ihm an die Thür entgegen. Des Herzogs Equipage mußte ſogleich umkehren, und wurde erſt auf den andern Morgen beſtellt, denn Beliwald trug dießmahl auch für die Bewirthung ſeiner Gäſte Sorge.

Sie giengen ins neuliche Verſamlungszimmer, wo ſie beym erſtenmahle geweſen waren. Es ſtand Wein da, den Beliwald einſchenkte, dem Herzoge präſentirte, die übrigen aber bat, ſelbſt zuzugreifen.

Der Herzog erinnerte ſich, daß er ihnen damahls einige Tropfen in den Wein gegeben. Beliwald ſagte, er habe das zur Stärkung gethan, deren ſie jezt nicht bedürften, da ſie ſchon einmahl dieſer Operation beygewohnt.

Es war noch nicht Zeit, und Beliwald bat ſie mit ihm das Zimmer noch einmahl zu unterſuchen. Der Herzog redete dagegen, allein Beliwald bat ihn, es um ſeiner Beruhigung willen zuzulaſſen, beſonders da er die Einrichtung anders habe machen müſſen.

Sie traten ein. Der Saal war dieſesmahl nicht ſchwarz, ſondern blendendweis ausgeſchlagen. Schwarz, ſagte Beliwald, iſt die Atmosſphäre der Geiſter, weil ſie Licht ſind. Sobald aber einem ſein Licht verläßt, welches geſchieht, wenn er Böſes denkt, ſo iſt ſeine Atmosſphäre Licht, und er ſchwarz, und wenn man ihn in eine dunkle Atmosſphäre brächte, würde man ihn nicht ſehen, denn unſer Licht thut keine Wirkung auf ſeine Atmosſphäre. Ich habe ſchon etwas von dem Lichte hier, was ſeine Dunkelheit darſtellen ſoll, das werden ſie an dem ungewöhnlichen Glanze bemerken, der am Tuche iſt.

Er merkt es auch ſchon, daß er erſcheinen ſoll, und hat mich verſchiedentlich genekt.

Die Zirkel für die Stühle und Bellwalds Plaz waren ſchwarz und mit ſehr vielen Figuren belegt. Das vorigemahl, ſagte Bellwald, konte der Geiſt ſich in die Zirkel unter Sie ſtellen, und ich litt das, weil er in Frieden kam, aber jezt mag ich das nicht wagen, weil er ihre Einbildungskraft verwirren könte, und ſo muß er wegbleiben. Den Zirkel, in dem ich ſtehen werde, darf er nicht berühren, aber bemerken ſie den kleinen umher, da hält er ſich auf, und ſucht mich durch allerhand ſchrekliche Geſtalten zu verwirren, die ſie, als ihm nichts angehend, nicht gewahr werden. Wenn ich aber nur nicht aus meinen Zirkel trete, ſo machen ſie mich nicht irre. Würde ich das thun, ſo liefe ich Gefahr, ſie ſo ſchreklich zu erbliken, daß ich meinen Verſtand darüber verlieren könte. Die Wirkung der Geiſter auf uns geht blos auf unſre Seelen und ſein böſes wirken, konfundirt unſre Verſtandeskräfte. Wäre das nicht, ſo würden wir frey mit ihnen uns gemein machen können. Aber ſelbſt die Furcht, die wie Sie ſie haben, iſt ſchon Einfluß von ihnen, und macht uns ſie gefährlich.

Ich kan nicht wiſſen, fuhr er fort, wie hartnäkig diesmahl mein Geiſt ſeyn wird. Solte er ſehr zaudern, ſo könten auch ſie vielleicht etwas von den Schrekgeſtalten zu ſehen bekommen, in denen er ſich uns fürchterlich machen will.

Da ich ihn alle 12 Stunden einmahl befragen muß, ob er mir etwas nothwendiges zu melden hat, welches er mir aber durch keine Erſcheinung, ſondern durch Einfluß mittheilt, ſo hat er beym leztenmahle mit vielen Widerwillen mir entdekt, daß des Herzogs Ueberzeugung ſo weit gediehen, daß nur noch wenig bedürfte, um ihn zur würklichen Erſcheinung ſeines Geiſtes einzuweyhen. Zur Kommunikation ſey es bereits geſchehen. Deswegen ſahen ſie auch auf dem Altar nur zehn Wachskerzen und zwey Spirituslampen. Es iſt nur der Unterſchied dabey, daß des Herzogs Lampe blau, die meinige aber roth brennt. Doch nicht izt, ſondern erſt, wenn des Geiſtes Licht ſie entzündet.

Er ſtekte beyde Lampen an, und beyde branten gleich. Er löſchte ſie hierauf wieder aus. Er ſezte den Tiſch weg; man ſahe nicht die geringſte Spur einer Kommunikation. Er rükte jeden Stuhl. Er hatte in der Mitte kreuzweis an dem Orte, wo er ſtehen ſolte, zwey weiſe Stäbe liegen, die mit ſchwarzer Schrift gezeichnet waren. Vier kleine Bücher lagen dazwiſchen, roth, blau, grün und gelb gebunden, und ſie ſchienen zu glänzen. Er rührte ſie nicht an, und niemand frug darnach. Man gieng wieder in den Saal und er nöthigte zum Trinken. Jede Bouteille, die er öfnete, zeigte er vorher. Sie waren mit dem Herzoglichen Siegel verſiegelt, aus deſſen Keller.

Er ermahnte nochmahls alle ohne Furcht zu ſeyn, nur nicht aus ihren Zirkel zu treten. Er gab jeden ein kleines Stäbgen, und ſagte ihnen, ſie könten reden, ſo bald ſie dreymahl mit dem Stäbgen auf die Erde geſtoßen. Wir ſind, ſagte er, heute freyer, gewiſſermaaßen Herren, und er Knecht.

Bey dieſen Worten ſchauerte Beliwald zuſammen. Alle ſahen ihn an.

Wundern ſie ſich nicht darüber, ſagte er. Das iſt Wirkung des Zorns meines Geiſtes. Hört er mich ſehen nicht, ſo verſteht er mich doch, und die Vergleichung ärgert ihn.

Der Herzog ſprach wenig, aber er war heiter. Er rühmte Beliwalds Betragen, und daß er keine Furcht ſehen ließe. Er erwartete die Stunde mit Sehnſucht, in welcher die Zeremonien angehen ſollten.

Die Zeit rükte heran. Beliwald bat alle hereinzugehen, und ſich zu ſezen. Sie waren keine vier Minuten da, als Beliwald in Zirkel trat, dem Herzoge einen von ſeinen Stäben gab, denn der hatte vorher keinen erhalten, und nach einem Buche grif. Im Augenblik kam ein empfindlicher widriger Geruch vor aller Naſen. Alle ſtießen mit den Stöken und beklagten ſich darüber.

Er fängt nicht fein an, ſagte Beliwald. Er legte das Buch, welches das gelbe geweſen war, nieder, und nahm das blaue. Er ſchlug es auf, und nachdem er eine Minute daraus gemurmelt, verlor ſich der Geruch, und ein Ambraduft verbreitete ſich im ganzen Saal. Alle ſchienen heiterer.

Das blaue Buch ward zurükgelegt, und das gelbe genommen. Er las eine ganze Weile ziemlich hizig. Auf einmahl entſtand ein Ziſchen und Brauſen um den äuſſeren Zirkel her, welches von allen ſogar durch den Druk der Luft bemerkt wurde.

Was ſie ziſchen hören, ſagte Beliwald, das ſehe ich. In meinem Zirkel geht ein Unthier nach dem andern umher. Er las demohngeachtet fort.

Ein ſtarker Donnerſchlag erſchütterte alle. Beliwald ſahe ſich nach dem Altar um. Nichts war zu ſehen. Doch nicht! ſagte er ziemlich nachdrüklich. Er legte das gelbe Buch weg und nahm das grüne. Er las, und hatte kaum angefangen, als unter der Erde mit vermiſchten Donnerſchlägen ein Brauſen entſtand. Er las fort. Es ſchlug dreymahl ſtark. Er las immerfort. Alles wurde ſtill.

Er legte das grüne Buch weg, und nahm das blaue. Ein ſanfter Roſenduft verbreitete ſich immer mehr im Zimmer, je weiter er las. Der Dunſt wurde ſtark und man hatte Mühe ſich gegenüber zu erkennen. Allein er war nicht empfindlich, und beſchwerte die Bruſt nicht.

Wir müſſen hier anmerken, daß Beliwald diesmahl die Lichter nicht auf den Altar ſezte, wie das vorigemahl, ſondern vor ſich. Wie der Dunſt ſtärker wurde, giengen dieſe Lichter aus, als ob ſie vom Waſſer verlöſcht würden, und es blieb eine feine Dämmerung, die von den Wänden herleuchtete.

Der Herzog fochte mit ſeinem Stabe, und frug: Ob das Verlöſchen der Lichter Wirkung des Geiſtes wäre? Nein, Ihro Durchlaucht, ſagte Beliwald, Wirkung des Dunſts, den ich wider den Willen des Geiſtes hervorbringe, um den ſeinigen keine Macht zu laſſen. Wir könten gleich wieder Licht haben, aber wir bedürfen es nicht.

Das blaue Buch ward wieder weggelegt, und das grüne genommen. Nach einigem Leſen kamen wieder drey heftige Schläge. Beliwald drehte ſich ſchnell nach dem Altar.

Und wieder nicht, rief er hizig. Nun, ſezte er gelaſſen hinzu, ſo muß ich etwas wagen. Er legte das grüne Buch weg, und faßte nach dem rothen. So wie ers in die Hand nahm, vermehrte ſich das Licht an den Wänden, und der Dunſt ward minder. Beliwald ſprang mit gleichen Füßen, das rothe Buch auf den Mund haltend, über den kleinen Zirkel, von dem er geſagt hatte, da erſchienen die Geſtalten. In dem Augenblik erhub ſich ein neuer Dunſt, ein heftiges Brauſen, ein Beben des Saals und alle ſahen die Geſtalten von Ungeheuern in dem kleinen weiſen Zirkel umherlaufen. Alle pochten mit den Stäben, und ſagten, ſie ſähen etwas, bis auf den Herzog, der nicht pochte. Belliwald antwortete nicht und lief immer zwiſchen dem Zirkel und den Zuſchauern dem Laufe der Geſtalten entgegen.

Der Herzog, aus was für einem Grunde, können wir nicht ſagen, paßte einen Zeitpunkt ab, wo Belliwald eben vor ihm vorüber war, und ſchlug mit dem Stabe in den kleinen Zirkel.

Die Geſtalten waren gleich weg, aber Belliwald auch im nehmlichen Augenblik im innern Zirkel. Ihro Durchlaucht hätten vorher pochen ſollen, ſagte er, aber gut, daß ich es bemerkte.

Er erwartete keine Antwort. Er las im rothen Buche weg. Er las lange. Erſchreken ſie nicht, rief er auf einmahl. Er murmelte noch zwey Sekunden. Ein ganz entſezlicher Schlag erfolgte, und Lichter und Spiritus branten.

Belliwald trat aus dem Zirkel. Er iſt da, und iſt für iezt gebunden, ſagte er. Erholen ſie ſich.

Ich will mich auch erholen. Er wiſchte den Schweis von der Stirne.

Sie haben viel gelitten, ſagte der Herzog, und ich hätte ihnen vielleicht ſchaden können. Das nicht, ſagte Beliwald. Aber ich hätte auf eine Viertelſtunde wohl ſo konfus werden können, daß ſie alle vor Angſt davon gelaufen wären.

Er ſagte, jeder könne jezt im Zimmer umher gehen, bis 10 Minuten vorüber. Er führte ſie auch am Altar, zeigte, daß der Spiritus hellblau und roth brante.

Der Herzog frug: Ob man von dem brennenden etwas verlöſchen könte? O ja, ſagte er, aber die Operation muß dann von neuem angehen. Behüte der Himmel, erwiederte der Herzog.

Beliwald ſprach nun gleichgültige Dinge. Nach einem Weilgen ſagte er: Meine Herren, wir haben nur noch eine halbe Minute. Er ſah auf keine Uhr, doch fanden alle es richtig.

Man ſezte ſich. Beliwald las im grünen Buche. Ohne Donnerſchlag verlöſchten izt die Lichter, die Wände glänzten, und eine ſchwarze geharniſchte Geſtalt ſtand anſtatt des verſchwundenen Altars da.

Der Herzog ſtampfte mit dem Stabe, und rief erfreut, da iſt er!

Der ganze Saal war Licht, nur die Geſtalt war düſter. Beliwald ſagte dem Fürſten, er möchte fragen, was er zu wiſſen verlangte.

Geiſt, ſagte der Herzog feſt und ohne Wanken, es thut mir leid, daß wir nicht auf dem alten freundſchaftlichen Fuße ſtehen. Du warnteſt mich einſt vor dem Raube eines Schazes. Was hilft eine Warnung, wenn man doch das verliert.

Du irrſt, erwiederte ihm der Geiſt. Du fragſt, ob Helviſe der Schaz wäre? Darauf konte und durfte ich nicht antworten. Er war weit wichtiger. Heloiſens Leben konte nichts retten. Voraus wiſſen durfteſt du das nicht. Jezt hätt' ich dich noch immer in deinem Irthum gelaſſen, wenn du mich nicht durch Beliwald zwingen lieſſeſt. Ich haſſe die guten Menſchen.

Der Geiſt hatte eine hohle dumpfe Stimme. Dem Fürſten fiel zweyerley izt ein. Einmahl, daß der Geiſt doch alſo von einem andern Schaz geredet, und dann, daß er ihm in der Geſtalt erſcheine, da er doch einmahl behauptet, er könne einem Menſchen nur in einer Geſtalt erſcheinen.

Er frug das lezte zuerſt. Ich kan dir nur in einer angenommenen Geſtalt erſcheinen, antwortete der Geiſt. Dies aber iſt meine natürliche. Die bleibt mir. Ich wäre gerne wieder in der Geſtalt deines Vaters erſchienen, allein man will behaupten, ich verdiene das nicht mehr. Die Geſtalt ſoll zu ehrwürdig für mich ſeyn. Dies iſt die Geſtalt, in welcher ich einen ehrlichen Kerl tödete, der ſein Weib zu genau bewachte.

Der Herzog war hizig auf die andre Frage: Welchen Schaz er gemeinet, und der Geiſt ſchwieg. Er frug wieder. Keine Antwort. Soll ich in ewiger Ungewisheit bleiben? frug der Herzog unwillig.

Bellwald nahm das Wort. Wenn Ew. Durchlaucht wollen, ſagte er, ſo muß er antworten.

Ich will, war des Herzogs heftige Erwiederung. Bellwald drehete hierauf dem Geiſte den Rüken, nahm das rothe Buch und las.

Er hatte noch nicht lange geleſen, als einer aus der Geſellſchaft pochte, und ſagte: der Geiſt zukt ſehr. Beliwald las ſtärker und heftiger. So erſcholl mit durchdringender Stimme vom Geiſte: Ich will alles ſagen. Aber die Zukungen hörten nicht auf.

Beliwald drehete ſich jezt um, ſahe ihn an, und ſagte: Siehſt du, alles deſſen könteſt du überhoben ſeyn. Er legte das rothe Buch weg, und nahm das blaue Er las ſanft und die Zukungen ließen nach.

Jezt antworte, ſprach er zum Geiſt, als der wieder ganz ruhig war.

Wenn vorher alle noch Zweifel gegen Beliwalds Kunſt gehabt hätten, ſo mußten dieſe jezt doch gewis aufhören. Alles was man ſahe, geſchah doch ſichtbarlich ohne Zuthun eines Menſchen. Beliwalds Kraft ganz allein bewirkte es, und dieſe Kraft mußte alſo doch gros ſeyn. Alles ſtaunte auf den Geiſt hin.

Dieſer fieng mit dumpferer Stimme als gewöhnlich an zu reden.

„Ungern enthülle ich dir dieſes Geheimnis, Fürſt, weil ſelbſt dieſe Enthüllung etwas zu deinem Beſten beytragen kan, und ich nichts thun will, was zu deinem Beſten gereicht. Ich gehöre nicht unter die Zahl derer, die dir wohlwollen, ſo wie viele nicht darunter gehören, die dir ſo erſcheinen. Der Schaz, den man dir hat rauben wollen, war die Liebe deines Volks. Ohne deſſen Liebe iſt ein Fürſt ein geſchlagener Mann. Rathgeber um dich, die ſelbſt nicht wiſſen, was ſie rathen — Räthe, die für ihren Beutel mit dir ſprechen, und nicht wiſſen, was es heiſt, einen Fürſten regieren lehren, untergraben deine beſten Abſichten.

Du hätteſt ſchon lange dieſe Liebe deines Volks verloren, wenn du nicht würklich auf deiner Hut geweſen wäreſt, und ſo manchen Anſchlag zurükgewieſen hätteſt, der nicht zu deinen Beſten war. Noch immer ſteht dir dieſes Schikſaal bevor, wenn du deine Bemühung nicht vermehreſt, kennen zu lernen, die um dich ſind. Das iſt die Hut, auf der du ſtehen muſt.

Heloiſens Liebe war dir viel, und du verlorſt ſie ungern. Aber die Liebe deines Volks muß dir mehr ſeyn. Verlörſt du ſie bey deinem Herzen, bey deinen Geſinnungen, du wärſt unglüklich. Deine

Seele würde nie wieder Ruhe ſchmecken. Traue alſo nicht jedem. Prüfe alles. Sey mehr Feind von Neuerungen. Laß deine Freundſchaft nie zu innig, deine Anhänglichkeit nie zu ſtark werden. Du wolteſt und ich habe geſprochen.

Der Geiſt ſchwieg. Was dieſe ſeine Worte auf die Zuhörer, beſonders auf manche unter ihnen für eine Wirkung machten, das mag man ſich denken, darnach man ſie ſelbſt ſchon kennt. Der Herzog und Beliwald waren die einzigen, die keine Beſtürzung verriethen.

Der Herzog war ſo gefaßt, daß er Beliwald frug, ob er ihm erlauben könte, ſich dem Schatten zu nähern, wie das vorigemahl ihn anzurühren, und ſeine Sprache in der Nähe noch einmahl zu beobachten.

Beliwald bat ihn um einige Augenblike Geduld. Er nahm das rothe Buch wieder und las. Des Geiſtes Geſtalt zog ſich mehr zuſammen, und ſchien ſteif und unbeweglich zu ſtehen.

Jezt ſagte Beliwald dem Herzoge, er mögte gehen. Er berührte den Schatten, und fühlte hindurch. Er bat ihn einiges zu reden. Beliwald wiederholte die Bitte, und ſezte einige murmelnde Worte hinzu.

Der Geiſt ſagte: Man kan mich nur in der Entfernung verſtehen. Alle hörten das, nur der Herzog nicht, der izt wieder zu ſeinem Plaze gieng.

Beliwald frug den Herzog, ob er noch länger des Geiſtes Gegenwart verlange?

Da der Herzog dieſes verneinte, nahm er das gelbe Buch, und hatte kaum zwey Worte geleſen, als der Geiſt unter einem eben ſo fürchterlichen Donnerſchlag, wie der vorige, verſchwand, und ein entſezlicher Geruch ſich im Zimmer verbreitete.

Schnell nahm Beliwald das blaue Buch, und las, und eine ſanfte Duftung verdrängte des Geiſtes Unſauberkeit. Lichter und Lampen erſchienen nebſt dem Altar.

Der Meynungsrichter hatte beobachtet, daß der Herzog vorher Luſt hatte eine der Lampen zu verlöſchen, pochte daher mit ſeinem Stabe, und frug, ob man izt nicht deſſen etwas verlöſchen könte?

Zu jeder Zeit, ſagte Beliwald. Nur muß ich dann wieder anzünden, und rechtmäſſig verlöſchen laſſen, ſonſt könt mir der Geiſt nie wieder.

Gern hätte der neugierige Mann den Verſuch gemacht, aber des Herzogs Schweigen hies ihn auch ſchweigen. Beliwald las jezt weiter, die Lichter und Lampen verlöſchten, und beyde Lichter im Zirkel branten izt wieder.

Die Erſcheinung war vorüber. Beliwald bat alle das Zimmer zu verlaſſen, aus keinem andern Grunde, als weil vielleicht der verſchiedene Duft ihnen ſchaden könte.

Sie giengen ins andere Zimmer. Nun, meine Herren, ſagte der Herzog, der Geiſt war ſehr offenherzig, und ich werde mir gewis ſeine Warnung zu nuze machen.

Alle waren ſtill. Der Herzog ſagte auch nichts weiter. Man ſezte ſich zu Tiſche. Der Herzog war ſehr vergnügt. Beliwald war ernſt wie gewöhnlich, aber in ſich zufrieden.

Was der Herzog darüber gedacht, wird uns wohl die Folge lehren. Man legte ſich nicht nieder. Man war froh bis an den Morgen, und dann verfügte ſich jedes nach Hauſe, und Beliwald mit dem Herzoge ins Schlos.

Zwölfte Aufklärung.

Ob dem Leſer das Ende wohl traurig ſeyn mögte.

Wir baten die Traditoren ſehr, in der Geſchichte des Geiſtes fortzufahren, und beſonders in Anſehung des Schlüſſels und Minchens etwas hinzuzufügen. Der jüngere unter ihnen erwiederte aber, man müßte den Faden des Ganzen nicht aus dem Geſichtspunkte verlieren.

Ehe wir in dieſer Sache weitere Nachricht erhielten, müßte er uns noch einiges von ökonomiſchen Einrichtungen des Hofes, von der Behandlung des Fürſten gegen die Individua deſſelben, von Policeydingen, beſonders Verordnungen — und unter andern einer, die das Weſen der aufwartenden Perſonen betrāfe, von Verhältniſſen der vorigen und jezigen Regierung vortragen.

Er war eben im Begriff ſeine Erzählungen anzuheben, als dem ältern Traditor ſchlimm wurde, er ſich zu jenem wandte, und ſagte: Wir müſſen uns ſchnell entfernen, oder uns ſteht ein großes Unglük bevor.

Auch der jüngere empfand jezt unangenehme Gefühle. Ja, wir müſſen, ſtimte er mit ein, und ſahe uns misvergnügt an.

So müſſen wir uns, ſagten wir, wieder in einem Zeitpunkte trennen, in dem wir gerade am wenigſten dieſes wünſchten —

Werden uns aber wiederſehen, ſagte der jüngere Traditor. Ich ahnde nach 6 Wochen, 3 Tagen, 2 Minuten und 21 Sekunden wird dieſer Zeitpunkt ſeyn.

Weg waren die Herren, und wir traten auch unſern Rükweg an.

— Iſt der Leſer bey unſern Erzählungen eingeſchlafen, ſo werden wir uns freuen, daß wir von der Schmach und er von der Langenweile erlöſet ſind.

Iſt er zufrieden geweſen, und unſre Traditores halten Wort, ſo ſehen wir uns auch wieder.

Ende des vierten Theils.

S. 66.
77. 78 ſq – 108
119
165 ſq

Dreyerley

Wirkungen.

Eine

Geſchichte aus der Planetenwelt,

tradirt und ſo erzählt.

BIBL.
VNIVERS
LIPS.

Fünfter Band.

Germanien, 1790.
bey Peter Sandhof.

chen gewußt hätten, wer uns zu den Geſchichten des Hofes, oder der Buhlerin, oder zu den Exkorporationen, oder zu andern Werken, die wir gearbeitet, den Stoff gegeben. Faſt alle Fremde dieſes großen Jahrmarkts haben dazu beygetragen, und wenn wir auch jeden einzeln fragen wolten, ſo würden wir doch jezt ſchwerlich mehr richtige Antworten erhalten.

Nachdem wir dieſe neun Fragen beantwortet, wurden wir wieder entlaſſen, und ſolten erwarten, was weiter geſchehen würde. Wir baten nur noch die Bemerkung nicht zu vergeſſen, daß wir uns zwar als Autoren angegeben, aber nur als Traditoren ſprächen, und daß all unſre Tradita ebenfalls aus ſolchen Erzählungen ihren Urſprung hätten, und dabey unſre exkorporirten Geiſter zuweilen ſich noch ins Gebiet der Einbildungskraft verloren.

Ende des fünften Theils.

Dreyerley
Wirkungen.

Eine

Geſchichte aus der Planetenwelt,

tradirt und ſo erzählt.

Sechſter Band.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Germanien, 1790.
bey Peter Sandhof.

Dreyerley
Wirkungen.

Eine
Geſchichte aus der Planetenwelt,

tradirt und ſo erzählt.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Fünfter Band.

Germanien, 1790.
bey Peter Sandhof.

Erſte Aufklärung.

Die Propheten ſind noch nicht alle todt.

So ſtehen wir denn wieder da vor unſern Leſern mit Gefühlen der Freude über unſer Wiederſehen. Wohl dem Autor, der das zu ſagen vermag. Wohl ihm, wenn er ohne ſchiefe Geſichter zu ſehen, wieder ſeine Bahn betreten, und ausrufen kan: Ich bin euch willkommen!

Aber wir ſind ſicher unſern Traditoren allen Dank ſchuldig, den man uns gebracht, und wir haben ihn ihnen ſo vollgültig gezollt, als unſer Gewiſſen es uns auftrug. Doch vielleicht gelüſtet dem Leſer mehr nach den Traditoren, als nach unſerm Schnikſchnak, und weil wir uns für verbunden halten, ihm in allen Stüken gefällig zu ſeyn, ſo ſind die Herren ſchon da.

Sie werden ſich gefälligſt erinnern, daß wir beym Schluße des leztern plözlich von den Traditoren verlaſſen wurden, weil erſt der ältere und dann der jüngere ſich nicht wohl befanden, und daß ſie verſprachen, oder doch ahndeten, ſie würden binnen ſechs Wochen, drey Tagen, 2 Minuten und 21 Sekunden uns nicht ſehen, dann aber wieder bey uns erſcheinen.

Wie hätten wir, die wir uns des Beyfalls unſer Leſer aufs neue zu ſchmeicheln hatten, wohl einen Zeitpunkt verſäumen können, der für uns ſo wichtig war? Nein! Sorgfältig hatten wir uns auf dieſe Zeit vorbereitet, waren der Exkorporation entgegengegangen, und trafen mit unſern Geliebten zuſammen; wie ſie es uns prophezeyet.

Wir erkundigten uns, was ſie denn eigentlich damahls ſo ſchnell von uns weggetrieben, eine Nachfrage, die dem Leſer nicht wunderlich erſcheinen wird, und die wir, wenn wir nur die geringſte Theilnehmung an dem Schikſal unſrer Traditoren verrathen wolten, ihnen zu thun keinesweges unterlaſſen konten.

Beynahe, ſagte der ältere Traditor, wäre es um unſer Leben geſchehen geweſen, und die fernern Tradita wären in das Dunkel der Ewigkeit verſchloſſen, ken, und nicht ehr enthüllt worden, als bis ihr Licht allen Planeten des Firmaments geleuchtet hätte.

Es hatte ſich ob unſerer ein wenig zu langen Entfernung ein kleiner Streit erhoben. Einer unſerer Leute, ein übrigens gewiſſenhafter Menſch, dem wir nur drey Tage zu unſerm Wegbleiben angegeben, und der den vierten ohne unſre Rükkunft anbrechen ſehen, war unruhig geworden, und hatte ſeine Zweifel, daß uns ein Unglük zugeſtoßen, einem Arzte entdekt.

Wir waren zwar ſchon als ſtarke Schläfer bekant, allein wie der Arzt, der ein entſezlicher Dumkopf war, von dreyen Tagen hörte, die wir bereits in dieſem Zuſtande zugebracht, ſo nahm er gar keine Vernunft an, ſondern meldete es bey der Fakultät. Bey dieſer befanden ſich einige Herren, mit denen wir oft über Seelenkräfte und Seelenwirkungen geſtritten, und die uns nie recht geben wollen, ſich aber manchmahl lächerlich gemacht hatten, weil ſie uns nicht gründlich genug widerlegen konten.

m. Dieſe hatten uns inkognito lange einen kleinen Poſſen zugedacht. Die Herren, hatten ſie geſagt, werden wohl einmahl auf Wanderungen ausgegangen ſeyn. In Korpore verſammelte ſich demnach die ganze Fakultät um unſere Körper, und trieben ihr Poſſenſpiel damit. Sie hatten, weil keine todtenähnliche Farbe da war, noch das Mitleiden, an unſerm Tode zu zweifeln, und wolten, ehe ſie uns begraben lieſſen, allerhand Verſuche mit uns vornehmen. Sie lieſſen uns Adern ſchlagen, allein es kam kein Blut. Sie branten Federn an, und hielten ſie uns unter die Naſen, es wirkte nichts — aber eben der junge Arzt, der zuerſt zu uns gerufen war, that den Vorſchlag, uns zu trepaniren, und wie man den Trepan anſezte, mogte die Harmonie der Nerven doch auf unſre Seelen wirkſam ſeyn, und wir verfielen in jene Angſt.

Der Augenblik des Scheidens brachte uns auch augenbliklich wieder in unſre angemeſſene Körper, und man kan ſich unſer Erſtaunen denken, da wir in den Betten, auf die man uns gelegt hatte, uns aufrichteten, und die hochlöbliche mediziniſche Fakultät um uns beſchäftigt ſahen. Das Blut ſtrömte aus den geſchlagenen Adern. Die Naſen, bey denen man mit den verbranten Federn eben nicht ſäuberlich

lich verfahren, waren voll Blaſen. Der Kopf ſchmerzte vom angeſetzten Trepan.

Wir faßten uns denn doch gleich, ließen vor allen Dingen die Adern verbinden, erſuchten die Herren, ſich nie wieder in unſere Geſchäfte zu miſchen. Unſere Monatsſchrift hätte ihnen ja deutlich genug zu erkennen gegeben, wie wir uns oft verirrten, und wenn inskünftige nicht der Geſtank unſrer Körper ſie ermahnte, uns auf die Seite zu ſchaffen, ſo mögten ſie ſich ja nicht weiter um unſer Leben bekümmern, das uns noch zu lieb wäre, als daß wir es ihren Charlatanerien und ihren Verſuchen, Lebendige lebendig zu machen, preis geben ſolten.

Sie ſchlichen einer nach dem andern fort, bis auf den jungen Doktor, der ſchlechterdings ohne Bezahlung nicht weichen wolte, weil er zu uns, als zu Patienten geholt worden, und darüber einen ganzen Tag verſäumt hätte. So unverſchämt wir es fanden, davor, daß man uns angezapft, gebrant, und trepaniren wollen, auch noch bezahlen zu ſollen, ſo konte hier doch kein Weigern helfen, denn ſonſt wären wir der Gerechtigkeit in die Hände gefallen, die gern mit den Leuten wenigſtens zu dezimiren pflegt. Nachdem er ſein Goldſtük erhalten, ſäuberte er ſeine Inſtrumente, pakte ein, und trollte ſich ſeiner Wege.

Wir ſahen uns an, und der klügſte Weg war, uns ſelbſt auszulachen.

Erſte Finſternis.

Eine Entdekung, deren Ende man begierig erwarten wird.

Nachdem wir unſer Schreken, unſer Beyleid, und unſre Verwunderung unſern Traditoren bezeiget hatten, erzählten wir ihnen, daß ſie uns durch ihre vorige Ermahnung eine Lehre gegeben, die wir nicht in den Wind geſchlagen. Denn da wir gar keine Monatsſchrift, Exkorporationen, betitelt, herausgeben, und uns auch nicht ſehr breit mit unſern Geheimniſſen darin, machen dürften, weil die Aufklärung bey uns noch nicht auf dem Punkte wäre, wie bey ihnen, ſo wären wir in der Gefahr geweſen, ſchon nach vier und zwanzig Stunden als der Welt entſtorben angeſehen, und begraben zu werden.

Wir hätten daher unſre Leiber einem ſichern groſſen Pſychologiſten anvertraut, der uns in einem Zimmer verſchloſſen hielte, und nie zugabe, daß jemand ſich dahin verfügte.

Und doch, ſagte der jüngere Traditor, ſind die Exkorporationen bey ihnen bekanter, als ſie glauben, denn alle die Fakta, die wir ihnen erzählt, oder vielmehr das ganze Buch dreyerley Wirkungen, ſind bey uns bereits überſezt, und müſſen alſo durch andere Exkorporirte zur Wiſſenſchaft einiger unſrer Mitbürger gekommen ſeyn.

Wir haben, fuhr der ältere fort, deshalb würklich einen förmlichen Proceß auszuſtehen gehabt, den wir in unſre Erzählungen, zu ſamt dem Urtheile, welches wir erhalten, mit einflechten wollen, und woraus zu erſehen ſeye, daß wir in Zukunft keine Furcht weiter zu haben brauchen.

Dieſe Entdekung kam uns würklich unerwartet. Unſre Wirkungen bereits überſezt, in den Planeten übergetragen, aus dem ſie ſtammen, das war mehr, als wir hoffen konten.

Wir deprezirten bey unſern Traditoren, wenn ſie etwa durch unſere Freymüthigkeit Verdrus gehabt hätten, allein ſie waren ſehr beſcheiden, und ſagten, ſie fänden und hätten gefunden, daß wir manches ſehr viel beſſer vorgetragen, als ſie es uns erzählt, daß wir aber auch manchen Sachen eine falſche Auslegung gegeben, daß darüber in der Folge mehr geſprochen werden ſolte, und daß wir dann bey einer etwanigen neuen Auflage all dieſe Dinge ändern und ein beſſeres Ganzes daraus verfertigen könten. Doch ſolten wir nicht etwa voreilig zu Werke gehen, ſondern allerdings erſt die ganze Unterſuchungsgeſchichte abwarten.

Ihr Urtheil wäre ihnen gerade nach den 6 Wochen und 22 Sekunden vorgeleſen werden, und drey Tage und zwey Minuten hätten ſie Zeit nöthig gehabt, um zur neuen Exkorporation ſich vorzubereiten.

Sie wurden aber, um uns nicht bloß von ſich ſelbſt zu unterhalten, erſt von verſchiedenen andern im Herzogthume vorgefallenen Veränderungen unterhalten.

Zwey-

Zweyte Finſternis.

Erſte Erfahrungen beym Wiedererſcheinen auf dem Planeten.

Wir erfuhren gleich bey unſerm erſten Ausgange, nachdem wir uns von den Fakultätsoperationen erholt, daß in Anſehung der Lieblinge und Lieblinginnen alles bis auf einen einzigen Umſtand noch ſo ziemlich in vorigem Zuſtande ſey.

Dieſer Umſtand aber war uns auch gleich ſo merkwürdig, daß wir von ihm weiter zu ſchließen, uns kein Bedenken machten. Die Erinnerung von Beliwalds Geiſte hatte, wenn ſie ſich ſo verhielt, wie ſie uns damahls vorgetragen wurde, beſondre Ideen auf die Hauptperſonen des Spiels hervorgebracht, und aus den Wirkungen zu ſchließen, war man nicht wenig beſchäftigt, den etwanigen üblen Folgen ſo ſchnell als möglich vorzubeugen, und für Sturz ſich ſicher zu ſezen.

Es wurden daher freylich alle, alle Mittel fortgeſezt, um den Herzog, wo möglich, wegen der Regierungsgeſchäfte in den Schlaf zu wiegen, in dem man ihn bisher zu erhalten geſucht.

Allein das war nicht hinreichend, denn der Herzog hatte keine Beſchäftigung, die ſeine Zeit ganz erfüllte, und die Mind konte ihm das nicht gewähren.

Er miſchte ſich daher doch in dieſes und jenes. Er überſahe eins und das andere ſehr genau, wovon man gewünſcht hätte, daß er es nur oberflächlich überſehen möchte, wovon man zu den Zeiten, da ihn mehr innige herzliche Liebe beſchäftigte, gar nicht erwarten konte, daß er es einmahl in die Hand nehmen würde. Sein Geiſt, der von jener Thätigkeit abgelenkt war, wolte ſich auf eine andre lenken, und wir können nicht unterlaßen auszurufen: Wehe denen, die ihn abermahls von dieſer Stufe hinweglenkten, die eine ſo reiche Erndte für ſein Volk hätte werden können.

Erſtes Licht.

Dem Herzoge liegen ſeiner Vettern Kinder nahe am Herzen.

Einen wiederholten Beweiß ſeines edeln und guten Herzens gab der Herzog dadurch, daß er auf die Kindererziehung in ſeiner Herzoglichen Familie die gröſte Sorgfalt verwendete. Nicht allein, daß er dem Kronerben, dem Haupte, das künftig der Herzogliche Hut zieren ſolte, und deſſen wir ſchon einmahl Erwähnung gethan, Lehrer und Begleiter gab, die ſeiner würdig waren — nein, er nahm ſich auch der übrigen an.

Er gab einſt einem jüngern Prinzen des Hauſes einen Lehrer, den er vorher geprüft, bewährt, und tüchtig gefunden. Er behandelte dieſen in der That als einen Freund. Er ſagte ihm unter andern: Er müßte ſich keinesweges als einen Fremdling betrachten, ſondern als einen Mann, der dadurch, daß man ihm ein Kind aus der Familie anvertraue, gleichſam ein Mitglied der Familie ausmache. Wenn er ſchon der Vorrechte derſelben nicht theilhaftig werden könne, ſo ſey er doch der Freundſchaft derſelben werth. Wenn er, wie man hofte, und keineswegs zweifelte, aus ſeinem Untergebnen ein gutes Mitglied zöge, ſo ſey ihm die ganze Familie Dank und Verehrung dafür ſchuldig, die ihm auch nicht entgehen ſollten, ſo wenig als man ſein künftiges Leben ſorgenvoll ſeyn laſſen würde.

Nachdem der Herzog ſich hierauf über verſchiedenes ſeiner Meynungen von Erziehung herausgelaſſen, ſo ſagte er: Lieber Werdmann, ich weis, daß in meiner Erziehung gewaltige Fehler vorgegangen. Ich weis, daß man mich in gewißen Jahren mir ſelbſt zu ſehr überlaßen hat, ich weis, daß Leute, die zu ſehr an den Hof gewöhnt ſind, und vom Hofe zu ſehr abhängen, gerade nicht die beſten Erzieher ſind. Ich habe ſie deswegen gewählt. Ich übergebe ihnen ein fähiges Kind, welches Kopf und Willen hat, daß etwas aus ihm werden kan. Aber es hat des Kopfs und des Willens zu viel, alſo muß es eingeſchränkt werden, damit der Kopf nicht zur Uebereilung, und der Wille nicht zum Eigenſinn werde. Ich will durchaus nicht, daß ihm auch die kleinſte Kaprice durchgebe. Ich bitte ſie darum, ja ich würde es zum Befehl machen, wenn ſie meine Bitte nicht befolgten, ihm keine Untugend nachzuſehen.

Ein andermahl, wie in Gegenwart mehrerer Menſchen die Rede von Erziehung war, äuſerte ſich der Herzog: Ein jedes Kind eines regierenden Hauſes müſte in allem unterrichtet werden, was zum würklichen Regieren erfordert werde. Denn, ſagte er, jedes iſt, wenigſtens dem möglichen Falle ausgeſezt, regieren zu müßen, ſo lange all ſeine Vorgänger noch ſterbliche Menſchen ſind. Dieſes alſo blos auf den Erben des Reichs einſchränken zu wollen, hieſe die ganze Wohlfarth eines Landes auf zwey Augen ſezen.

Und wenn auch würklich der Fall nie eintreten ſolte, ſo iſt doch allemahl aus einer ſolchen Erziehung ein Nuzen zu erwarten. Denn wer auch nicht ſelbſt das ganze Land regiert, hat doch gewis kleine Theile, ſoltens auch nur Landgüter ſeyn, zu regieren, und kan nicht allein dadurch Nuzen ſtiften, ſondern er kan, da er um den würklichen Regenten iſt, manchmahl durch einen guten Rath, durch eine ne zur rechten Zeit angebrachte Erinnerung, viel gutes ins Ganze ſtiften.

Nehme ich, ſagte er, dieſe von meinen Miniſtern an, warum ſolte ich ſie nicht von meinem Bruder, oder meinen nächſten Freunden und Verwandten annehmen?

Zweytes Licht.

Gerechtigkeit iſt ehrenwerth, Ungerechtigkeit nimmer beſteht.

Das war aber nicht das einzige Gute, was ſich beſonders in der Epoche nach Heloiſens Tode beym Herzog ſo deutlich und auffallend zeigte, und was die nächſten um ihn her in ihren Projekten ſo irre machte.

Er fieng an mit Miniſtern, die nicht gerade in den Zirkeln ſeiner Lieblinge waren, ſich zu unterhalten, mit Räthen ſich zu beſprechen, die mehr aufs Reelle als auf Nebendinge ſahen.

Unter dieſe gehörten beſonders der Alte und der Junge, deren wir im vierten Theile in der zehnten

Aufklärung Erwehnung gethan, und ſie da in einem zwar guten, aber bey weitem nicht ſo blendenden Lichte eingeführt, als ſie es verdienten, denn wer vermag die würkliche Thätigkeit in Worte zu kleiden, daß ſie den Eindruk, den ſie ſelbſt wirkt, hervorbringe.

Hierzu geſellete ſich der Mann, von dem wir ſchon geſagt, daß der Herzog ihm ſeine Ungnade empfinden lies, weil er bey ſeines Vaters Lebzeiten ſeine Kaſſen für ihn nicht offen halten wolte.

Dieſer Mann war in ſeinem Privatleben in der nehmlichen Stimmung geblieben, die er als Verweſer des Landesherrn gehabt hatte. Er hatte, da er öffentlich nicht mehr wirken konte, im Stillen gewirkt, ſo viel ihm möglich war. Seine Ruhezeit lies ihm Muſe über alles das Vergangene nachzudenken.

Er wandte ſie gewis vortreflich an. Er unterſuchte die kleinſten der Begebenheiten während ſeines Miniſter-Standes. Er wog das Gute, was geſchehen war, mit dem Schlimmen, was er nicht hatte verhindern können, ab, und zog Parallelen. Er fand, daß ihm ſo manches zum Beſten des Ganzen geglückt war, er fand, daß er ſo manches Böſe verhindert hätte, aber er verhehlte ſichs auch nicht, daß manches, wenn er es anders angefangen, anders und beſſer hätte gehen können.

Er unterſuchte hierauf, woran das gelegen. Er fand Urſachen auſſer ſich, und fand Urſachen in ſich. Auſſer ſich fand er oft die gänzliche Unmöglichkeit, durch die Kabalen gegen ihn durchzudringen, fand, daß die Parthey für das Böſe weit ſtärker und mächtiger geweſen, als die für das Gute, fand auch, daß es einem Manne zu viel aufgelegt geweſen, um alles, alles gerade gut machen zu können.

In ſich fand er, daß er oft auf eine Sache von weit minderer Wichtigkeit, weit mehr Zeit als ſie eigentlich ihm hätte nehmen ſollen, verwendet hätte, daß darunter eine weit wichtigere hätte leiden müſſen, daß er zuweilen vom Geiſte der Partheylichkeit gedrungen, ſich hätte verleiten laſſen, dieſe oder jene Sache von ihren vortheilhaften Seiten blos zu betrachten. Er fand, daß er manchmahl des Mistrauens zu viel, manchmahl zu wenig gegen ein Individuum gehabt, und dadurch zu viel oder zu wenig ſich auf daſſelbe verlaſſen.

Aus dieſem entwarf er theils Pläne, wie wohl verſchiedenes, was ihm übel gerathen, zu verbeſſern ſey, theils arbeitete er Gedanken über allgemeines Volksglük aus.

Er hatte Freunde, und ſelbſt die jezt am Ruder waren, haßten ihn nicht, hätten ſo gar gröſtentheils recht gern es geſehen, wenn ſie ihn wieder zum Mitgehülfen gehabt hätten.

Insbeſondre hatte er groſſe Einſichten im Fache der auswärtigen Angelegenheiten, und da der Herzog einmahl über verſchiedenes in dieſem Fache zweifelhaft war, riethen ihm diejenigen, die er darüber zu Rathe zog, daß er ſich an dieſen Mann zu wenden, und nirgends beſſere Auskunft zu erwarten habe.

Der Herzog ſahe ein, daß, wenn ſelbſt Leute, denen er vielleicht im Wege ſeyn konte, ihm ſo viel Lob wiederfahren lieſen, ſeine Verdienſte wohl gegründet ſeyn müſten, und lies ihn rufen.

Er unterredete ſich lange mit ihm, erhielt jeden Aufſchluß, den er zu wiſſen begehrte, und beſchenkte ihn darauf reichlich. Niemand zweifelte, daß er nun nicht bald wieder in würkliche Thätigkeit und Geſchäftigkeit gebracht werden würde.

Dergleichen Dinge machten Aufſehen unter denen, die den Herzog für ſich allein haben wolten. Zuſammenkünfte, Verabredungen, Projekte folgten, jedoch für itzt ohne Erfolg, auf einander. Man konte nicht einig werden, was man eigentlich thun wolte; ſolte man den Herzog in eine neue Liebſchaft verſtriken? Theils waren ſchon einige Verſuche gemacht worden, und ſie waren fruchtlos abgelaufen. Man wuſte nicht, ſolte man die Schuld auf die Subjekte, ſolte man ſie auf des Herzogs noch währende geheime Anhänglichkeit an Heloiſen ziehen? Theils war Madam Mind der Meynung, ſie wolte noch allein alles zwingen.

Dritte Finſternis.

Von dieſem Vorſaze, von den Subjekten, und von der Anhänglichkeit des Herzogs.

Der Vorſaz der Madame Mind war für ſie ſchön, wenn er nur auszuführen geweſen wäre. Selbſt die hierin auf ihrer Seite noch waren, oder ſeyn muſten, weil ſie ihrer noch bedurften, ſchüttelten die Köpfe, und wolten nichts davon wiſſen, daß man den Herzog länger durch ſie von Dingen abhalten würde, die man nicht gern bey ihm wahrnahm.

Wenn Madam Mind nicht merkte, daß den Herzog blos Temperament und Zeitvertreib zu ihr trieb, ſo bemerkten das andre doch, ſahen füglich ein, daß dieſes endlich zur Langenweile werden, der Herzog wohl gar dem Temperamente, und Zeitvertreibe der Art gute Nacht geben, und ſich der Regierungsſorgen mit Ernſt und Eifer annehmen könte.

Beliwald hatte ſich ſchon eine Weile von dieſen Zuſammenkünften zurükgezogen, ſetzete ſich mehr ans behagliche Leben ohne Trouble, und hatte auch in der That an ſeiner Geiſtergeſchichte einen Gefährten, der ihn entweder erhalten, oder unmittelbar ſtürzen muſte, ohne daß in dem Fall die übrigen Kompetenten an der Gnade des Herzogs, und wenn ſie zehnmahl gewolt hätten, auch nur in etwas ihn hätten erhalten können.

Es hatten ſich ohnedem ſchon einige Dinge zugetragen, die ihm nicht ſo ganz angenehm waren. Man munkelte davon, daß ein kleines Mädgen, die er bey ſich im Hauſe erzog, einſt die Thür des Arbeitszimmers, in dem er gewöhnlich ſich befand, und die er aus Verſehen beym Weggehen zuzuſchließen vergeſſen, offen gefunden, daß ſie beym Eintritt verſchiedene Geſtalten geſehen, wovon ſie einigen von den Leuten eine fürchterliche Beſchreibung gemacht, daß ſie verſchiedene Papiere weggenommen, die ſie auf der Landſtraße, die gerade vor dem Hauſe vorbey gieng, weggeworfen, und daß dies Beliwalden bey ſeiner Zuhauſekunſt nicht wenig in Schreken geſezt. Der Haushofmeiſter verſicherte zwar, daß er gleich, wie er es inne geworden, die Thür von auſſen verſchloſſen, und ſich nicht gewagt, in das Heiligthum ſeines Herrn einzutreten, indeſſen konte Beliwald doch nicht dem Menſchen ins Herz kuken, noch mit mathematiſcher Gewisheit behaupten, daß ſich das ſo verhielte. Auch muſten ihm die Papiere ſehr am Herzen gelegen haben, denn er lies mit erſtaunender Emſigkeit darnach ſuchen, und ſie waren weg. Man merkte von dieſer Zeit an, einen Hang zur Einſamkeit bey ihm.

Alſo waren der Meynungsrichter, der Schazmeiſter, und einige kleinere, die ſie mit ins Komplot gezogen, eigentlich die jezige Ligue, und der Schazmeiſter ſelbſt ſahe ſeine Dame mitleidig an, wenn ſie von ewigen Feſſeln etwas ſchwadronirte.

So oft indeſſen jemand den Vorſchlag aufs Tapet gebracht hatte, eine neue Liebe für den Herzog auszuſuchen, ſo war ſie immer die bereitwilligſte geweſen, ja zu ſagen, denn ſie wuſte ſehr gut, wie ſchwer das halten würde. Eine Heloiſe war ſo leicht nicht zu finden, und eine mindere als Heloiſe — hätte es nicht lange ausgehalten.

über ſelbſt dieſen Anfang und deſſen nachtheilige Folgen für ſie, wolte ſie, wo möglich, vermeiden, daher ſchlug ſie gewöhnlich ſelbſt vor, und wenn ſie die Subjekte vorſchlug, da lies ſich wohl nicht gar zu viel von ihnen erwarten.

Es wurden aber auch von andern, andere vorgeſchlagen. Es kamen Witwen zum Vorſchein, es zeigten ſich aufblühende Schönheiten, man wuſte nicht, woher ſie kamen. Es gab wirklich der Spekulanten auf ſolche Waare gar zu viel, und gar zu viel dumme Gänsgen, die ſichs weis machen lieſſen, ſie könten darauf ſpekuliren, denen die Köpfe dadurch verrükt, und ſie wirklich ganz unfähig gemacht wurden, jemahls gute Mitglieder des weiblichen Geſchlechts, gute Gefährtinnen des Lebens für ihre Männer, gute Wirthinnen für ihre Häuſer, gute Mütter für ihre Kinder zu werden.

Es gab wirklich einen Mann in der Hauptſtadt des Herzogthums, der ſechzig Meilen weit eine ſehr gute Station auf das weit geringere Anerbieten derthin, fahren laſſen, weil er glaubte, einen weiblichen Schaz zu beſizen, der den Herzog nothwendig entzüken müſte.

Daß der Herzog von der zehnten dieſer Spekulationen nichts erfuhr, daß er vor ſo viele, die ſich ihm in den Weg ſtellten, und ſeiner Aufmerkſamkeit nicht entgehen zu können, überzeugt ſeyn wolten, vorüber gieng, ohne einmahl ihnen ins Auge zu ſehen, das iſt eine ausgemachte Sache; denn hätte er jede Eroberung benuzen ſollen, die von ihm benuzt ſeyn wolte, ſo hätte er weit, ſehr weit den Herkules der Alten übertreffen, und ſeine Länder ſchnell verſilbern müſſen, um die Hofnungen, die jede ſich machte, nur höchſtmittelmäßig zu befriedigen.

Man will für gewis behaupten, doch wagen wir das nicht nachzuſprechen, der Herzog habe hin und wieder einen paſſageren Geſchmak an dieſem oder jenem Subjekte gefunden, allein keiner ſey es gelungen, ihn nur auf eine Epoche zu feſſeln. Wenn es wahr wäre, ſo lieſſe ſich das ſehr natürlich erklären, denn alle waren ſehr hizig auf die Befriedigung der Wünſche des Herzogs, und das konte ihm doch wohl nichts neues, und auch eben nichts ſonderlich angenehmes ſeyn.

Schmerzvoll dachte er vielmehr an die vorigen Zeiten, an die koſtbaren geiſtigen Stunden zurük, die er mit Heloiſen verlebt hatte, und ein ſolcher Gedanke in gewiſſen Augenblicken, konte ihm einen entſezlichen Ekel, konte ihm einen Widerwillen zuwegebringen, der das Geſchöpf, welches er eben bey ſich ſahe, auf immer aus ſeiner Seele, und ſo auch aus ſeinen Augen verbante.

Hierzu kam noch, daß ſo ſehr andere ſichs angelegen ſeyn ließen, Heloiſens nicht bey ihm zu erwähnen, ſo ſehr gab Madam Mind ſich Mühe, ſie bey ihm in friſchem Andenken zu erhalten. Sie war todt, und jede lebende, auch die ſchlechteſte, war im Stande, ihr mehr zu ſchaden als ſie. Sie mahlte ihm jezt jede ihrer Eigenſchaften doppelt ſchön, und als ob es keine Möglichkeit, ihr Weſen wieder unter Gottes Sonne in einer Perſon ſo vereint zu finden, und der Herzog, der mit niemand ſonſt von Heloiſen ſprechen konte, ſprach mit ihr gern davon.

Lange Zeit war das ein Räzel, das ſich niemand der übrigen entziffern konte. Niemand konte begreifen, warum der Herzog die Mind ſo oft beſuchte, da doch gar keine Wahrſcheinlichkeit da war, daß es Wirkung der Liebe ſeyn könte, auch ſein übriges Betragen dem eben nicht ſehr entſprach, und wenn ſelbſt der geheime Schazmeiſter zuweilen Gelegenheit hatte, hierüber, das heißt über den Punkt ſeiner Gattin ein Wort verlieren zu dürfen, ſo entfuhr dem Herzoge auch nicht eine Silbe, die zum Beſten der Madam Mind hätte gereichen können.

Es iſt gewis, daß Zeit und Umſtände etwas in des Herzogs ſo ungetheiltem Andenken an Heloiſen geändert hatten, ſo wie Zeit und Umſtände in allem ändern, was den Menſchen, ſey es im ernſthaften oder im freudigen, begegnet. Wenn heilt eine Wunde nicht, und wenn ſie auch würklich nicht heilt, ſo verliert ſich doch der Schmerz derſelben. Das Alter macht, daß ſie weniger brennt, oder vielmehr die Gewohnheit macht ihr Brennen erträglich.

Gerade die Stunden, die dem Herzoge mit Heloiſen verfloſſen waren, waren ihm die unerträglichſten, nachdem er ſich aber gewöhnt hatte, dieſe ohne ſie zu ſeyn, nachdem er ſie zu Zerſtreuungen oder zu Geſchäften eingetheilt, vergaß ſich die gute Seele, le, und kam nur in ſolchen Augenbliken wieder zum Vorſchein, wo entweder Temperamentsſehnſucht, die ſich doch nicht bey jedem Gegenſtande gleichgültig beweiſen kan, oder ein Fall zum Vorſchein kam, wo der Herzog im Augenblike ſich nicht zu rathen wuſte, niemand gern um Rath fragen wolte, und überzeugt war, Heloiſe würde ihm hier gleich aus dem Traume geholfen haben.

Aber eben, daß er ſich in zu tiefes Nachdenken dadurch verlohr — eben daß er mehr von Zerſtreuungen zu abſtrahiren, und ſich auf Geſchäfte zu verwenden ſchien, das machte die Angſt ſeiner Günſtlinge recht lebhaft.

Zweyte Aufklärung.

Das neue Projekt auf die Schlinge, in die der Herzog ſich fangen ſoll.

Was war alſo dabey zu thun? Beliwalds Unthätigkeit war den übrigen ſchon lange ein Dorn im Auge geweſen. Schon lange hatten ſie geſucht auf irgend eine Art ihm beyzukommen, und endlich wagte es der Bruder Redner ihm eine nachdrükliche Epiſtel darüber beyzubringen, daß er aufhöre mit ihnen, und anfange für ſich allein zu wirken.

Mein Schaz, ſagte Beliwald, ich glaube recht ſehr gern, daß euch mein Zurükziehen unangenehm iſt. Allein ich bitte dich, nimm meine Lage, und nimm die deinige, ſo wie der übrigen ihre. Ich ambire keinen Poſten! Wie viel der Ehren, die man mir hat erzeigen wollen, hab ich nicht ausgeſchlagen, wie viel der Aemter zurükgewieſen? Mir genügt an der Gnade meines Herzogs. Ich bin überdem in einer Lage, wo ich auch dieſe alle Augenblike zu verlieren, fürchten muß, denn ihr wißt meine Verhältniße mit der Geiſterwelt, und meinen Schuzgeiſt habe ich mir zum Feinde gemacht, ſo, daß ich ſeinen Launen täglich ausgeſezt bin.

Der Meynungsrichter entfärbte ſich bey den Worten, und ſagte: Er möge nicht in ſeiner Lage ſeyn, und er riethe ihm, je eher je lieber den Herzog ganz von der Marotte abzubringen.

„Lieber Lebenzow, das geht nicht. Wer einmahl A geſagt hat, der muß auch B ſagen. Doch was ich mit Rath und That zu thun, und anzuwenden im Stande bin, euch zu dienen, das bin ich als Bruder ſchuldig."

Nun das iſt herrlich! Findeſt du nicht auch Bellwald, daß der Herzog zu ernſthaft wird?

„Das ſolte eigentlich wohl jeden Patrioten freuen, gegen deſſen Plan es nicht geht. Bey euch andern muß das freylich die Freude dämpfen. Indeſſen Lebenzow, was thäte es, wenn auch der Herzog nun bey den Regierungsgeſchäften bliebe, und den übrigen, euch vielleicht nützlichen Spielwerken entſagte. Was ihr einmahl ſeyd, bleibt ihr doch, und ich denke, eure Schäfchen habt ihr ſo ziemlich im Troknen, und das auf die rechtmäßigſte Weiſe von der Welt."

Bewahre! mein lieber Bruder Bellwald, wo bleibt denn der Einfluß? Ey ey, ohne Einfluß möchte ich in meinem Leben nichts mehr bey Hofe zu ſchaffen haben. Vom Einfluß lebt der Hofmann. Ein Nonens zu ſeyn, das iſt eine gar ſchlimme Beſtimmung. Und dann bedenke nur, ſo bald das wäre, würden gewiſſe Lücken offenbar gemacht, die jezt die andern Herren aus Patriotiſmus für das Ganze

ſtopfen,

ſtepſen, die ſie aber dann wohl leer laſſen würden, damit der Herzog ſie ſähe. Nein, Herzenspüpgen, das geht nicht.

„Ja, der Einfluß iſt euch freylich ſo etwas gar zu gelegenes.“

Und denn, mein lieber Belimald, iſt bey ſolchen Veränderungen, wenn ſie auch nicht gerade verderblich für unſer einen ſind, das in Ruhe ſetzen eine gar zu ſchlimme Klauſul. Es iſt etwas äuſerſt elendes um einen in Ruhe geſezten Mann, der vorher in alles ſich miſchen, zu allem ſeinen Senf geben durfte. Das Büken der Menſchen vor einem hört ganz auf, und um das Büken iſts doch eine gar zu angenehme Sache. Es kizelt einem bis tief in die Seele, wenn man von allen halb abgöttiſche Verehrung erhält, wenn man ſo ſagen kan, ich gelte etwas, vor mich muß man ſich fürchten, wenn man auch würklich keine Liebe vor mich haben wolte. Und wenn das alles ſo ſchwindet, wenn man herabſtürzt von dem Thron, auf den man geſeſſen, wenn andere unſers gleichen mit ſpöttiſchem Lächeln und anziehender Spizfündigkeit höflicher werden, als ſie vorher waren, als ob ſie damit ſagen wolten: Mit Unglüklichen muß man Mitleiden haben, wenn Niedere, die im Staube kriechen müſſen, uns jezt über die Achſel anſehen, wenn Freche ſich unterfangen zu ſagen, der war auch nichts, iſt etwas geworden, und iſt nun wieder nichts, o Beliwald! Das iſt ein Zuſtand, der nicht zu ertragen iſt, der gar kein weiteres Heilmittel zuläßt, als aufs Land zu gehen, und ſich einzugraben.

Bellwald lächelte in ſich über die kleine verzweifelnde Eitelkeit Lebenzows. Er geſtand, daß das immer ein trauriger Umſtand wäre, zugleich aber ſagte er auch, daß er wohl vom Anfange ſich auch den Plan gemacht hätte, einen kleinen Einfluß in Staatsgeſchäfte zu ſuchen, daß aber eben die Furcht vor dem Ende ihn abgehalten, und beſtimt hätte, lieber in Privatgeſchäften zu bleiben.

Lebenzows Aengſtlichkeit ſtieg bey den Aeuſſerungen auf den höchſten Grad. Er fürchtete izt würklich ſchon, in ſein voriges Nichts zurükgefallen zu ſeyn, und ſagte mit Zeichen der äuſſerſten Geiſtesunruhe zu Beliwald: So ſolte denn würklich ſchon alles verloren ſeyn?

Beliwald hemte endlich ſeinen Ausbruch von Schadenfreude, und frug Lebenzow, was er denn wohl für ein Rettungsmittel für anwendbar hielte?

Das einzige, ſagte dieſer raſch heraus, iſt, daß der Herzog ſich wieder verliebt.

In ſich muſte Beliwald geſtehen, daß er den Nagel auf den Kopf getroffen. Gerade um das war es ihm auch zu thun. Er hatte lange auf dieſes Mittel nachgeſonnen — thätiger darauf geſonnen, als die übrigen. Er hatte all die Schritte mit angeſehen, die man bisher gemacht, und hatte ſie ruhig vorüber gehen laſſen, ohne ſich drein zu miſchen, weil er wuſte, ſie taugten nichts. Er wolte auch bey einer neuen Entſtehungsgeſchichte ſich nicht geradezu hineinmiſchen, ſondern er wolte das a tempo abwarten, ſich dann erſt ins Mittel zu ſchlagen, wenn ſeine Vermittlung recht heilſam für ihn ausfallen könte, und er dadurch wieder einen Sprung vorwärts im Brete erhielte. Jezt ſchien ihm die Gelegenheit ſehr erwünſcht, anderer Leute Hände zu ſeinen Kaſtanien ſich zu bedienen.

Du haſt aber geſehen, Lebenzow, ſagte er, daß alle Verſuche auf den Herzog fehlgeſchlagen. Wie viele Lieben und Schönen hat man ihm nicht ſchon unter die Augen geführt, die er gar nicht einmahl angeſehen. Wie iſts mit Artemiſien, wie mit Charlotten, wie mit dem Hokuspokus, den man der ſchönen Wittwe wegen machte, wie mit dem Abentheuer der heimlichen Unbekanten abgelaufen?

Alles wahr, beſter Herr Bruder, fieng Lebenzow wieder in Seelenangſt an, aber mich dünkt, die Gegenſtände waren alle auch übel gewählt.

„Warum hat man ſie aber nicht beſſer gewählt? Man hatte ihrer doch wohl beſſere?“

Hatte man? Wo denn? mein Schaz! Da eben liegt der Hund begraben. Weißt du denn einen Gegenſtand, o ſo bitte ich dich, um dein, um unſer aller Wohlfarth willen, ſaume doch keinen Augenblik. Nenne ihn, mach mich mit ihm bekant. Ich will mich ihm zu Füſſen werfen, ich will ihn bitten, daß er uns aus dem Labirinth rettet, in dem wir ſteken.

„Halt, mein lieber Lebenzow, das iſt eben der Hauptfehler bey allen euren Unternehmungen, daß ihr gleich oben hinaus wolt. Freylich glaub ich nun wohl ſchwerlich, daß wir wieder ein Subjekt auftreiben werden, wie Heloiſe es war —"

Ja wohl, ſeufzte Lebenzow aus dem Innerſten ſeiner Seele heraus, ſie war doch ein ganz vortrefliches Weib, und immer hätte ſie leben können —

„Aber wenn ſie auch nicht das iſt, ſo muß ſie es doch zu ſeyn ſcheinen, ſo muß man es doch ſo einrichten, daß ſie dem Herzog ſo vorkömt, ſo muß man ſie darauf vorbereiten —"

Ja, aber welche iſt ſie denn? Erkläre dich doch nur deutlicher.

„Die müſſen wir erſt ſuchen."

Erſt ſuchen, wiederholte Lebenzow kleinlaut — und wo denn finden?

„So ſeyd ihr. Gleich verzweifelt. Nun will ich euch dasmahl helfen. Aber ich weis, was ich für Dank davon haben werde. Wenn in der Folge einmahl ein Zwiſt entſteht, ſo werdet ihr euch dem Herzoge zu Füßen werfen, werdet alles ausplaudern, wie bey der Geiſtergeſchichte, werdet euch aus dem Garn ziehen, und über mich das ganze Ungewitter bringen."

Lebemow, der ſich zu ſehr bey dieſen Sticheleyen getroffen fühlte, legte ſich aufs Bitten, und bediente ſich zu ſeiner Entſchuldigung der Ausflucht, daß er geglaubt habe, mit Geiſtern ſey nicht zu ſpaßen, und daß die Furcht ihn damahls ganz unſinnig gemacht.

Beliwald ſahe wohl ein, daß bey allem Glüke, was dieſer gute Menſch hatte, das Köpfgen doch mitunter ſchwach wäre, brach die Unterredung ab, und gab ſein Wort von ſich, er wolle eine Perſon vorſchlagen, die Heloiſens Stelle zu erſezen, oder wenigſtens zu erſezen zu ſcheinen, fähig wäre.

Dritte Aufklärung.

Fernerweitige Anlagen zu dem Projekte, mit verſchiedenen Lächerlichkeiten von Seiten der Verbündeten verwebt.

Beliwald hätte in der That nichts verſprochen, was er nicht ſchon zu halten ziemlich gewis war. Sein Plan war ſchon halb zur Reife gekommen, das heißt:

Er wuſte die Perſon ſchon, welche ſpielen ſolte, er hatte ihre Geſinnungen erforſchen laſſen, wuſte nicht allein, daß ſie den Herzog würklich liebte, ſondern daß ſie auch gar keine Schwierigkeiten finden würde, ſich als ſeine Geliebte erklären zu laſſen. Von dieſer Seite war alſo der Fall bereits ganz anders, als bey Heloiſen.

Karina war der Name der künftigen Beherrſcherin des herzoglichen Herzens, ihr Stand war blendend, und man konte ſich von ihr Gelehrigkeit in dem verſprechen, was ſie noch nicht beſaß.

Daß ſchon bey Heloiſens Leben, ſie vielleicht dieſe insgeheim ſcheel beurtheilt, obgleich ſie ſich nichts davon merken laſſen, glauben wir gern. Dadurch aber, daß ſie vorſichtig genug war, hatte ſie ſich wenigſtens den Weg nicht verſperrt, wie einige andere, die zu deutliche Beweiſe von einer ſolchen Schwachheit gegeben.

Beliwald hatte ſchon bey Heloiſens Lebzeiten genau darauf geachtet, von welcher Seite die meiſten Blike auf den Herzog fielen, keinesweges weil er eine ſolche Veränderung wie Heloiſens Tod befürchtete, ſondern, weil er in des Herzogs Beſtänzigkeit vielleicht einiges Miſtrauen ſezte. Er war ein zu guter Beobachter, als daß Karinens Herz ihm entgangen ſeyn ſolte, und er ſahe in ihr eine Perſon, die würklich zu fürchten war, die aber auch mit gehöriger Klugheit zu Werke gieng, nichts weniger als Projekte auf den Herzog im Sinn hatte, ſondern ſo im Stillen liebte, wie manches Mädgen den Mann lieben muß, der ihr nicht zu Theil werden kan.

Zu der Zeit, als Beliwald zum erſtenmahl nach Heloiſens Tode den Gedanken reif werden lies, der Herzog müſſe wieder einen Gegenſtand haben, der ihn feſſele, fielen ſeine Gedanken auch gleich auf dieſe Perſon, und nichts war ihm willkommener, als daß ſie ſelbſt gar keine Schritte that, oder ſich auch nur etwas davon merken lies.

Beliwald hatte oft Gelegenheit, ſie zu ſehen, und zuweilen Gelegenheit, ſie allein zu ſprechen. Wie er es rechte Zeit zu ſeyn glaubte, die Mine anzulegen, ergrif er eine ſolche.

Mogte ſie nun würklich in dem Augenblik ſchwermüthig ſeyn, oder mogte ſie nur ſo ſcheinen, oder mogte er nur haben wollen, daß ſie es ſeyn ſolte, genug, er nahm dieſen Vorwand, um ſie zu fragen, was ihr Herz drüke?

Wenn Karina würklich in dem Augenblik nicht geträumt hatte, ſo glaubte ſie es gethan zu haben, ſie fuhr auf, und ſagte: Was treibt ſie zu der Frage?

Ein Strom von Floſkeln von Seiten Beliwalds folgte zur Antwort hierauf, die alle vorhergegangene Augenblike betrafen, die Beliwald beobachtet hatte, oder beobachtet haben wolte, und die der Dame ganz deutlich darlegten, daß ſie ein Geheimnis in ſich trage, welches ſie darzulegen ſich nicht getraue, welches ihre Heiterkeit untergrübe, und eine ſo angenehme Geſellſchafterin ihrem Zirkel entzöge.

Warum die Dame zu dieſem allen ſtill ſchwieg — vermögen wir nicht zu entziffern.

Beliwald fuhr fort, und machte nicht ehr, als nach der Verſicherung eine Pauſe, daß er um ihr Geheimnis wiſſe, daß es den Zuſtand ihres Herzens beträfe, und nicht ohne Heilmittel ſey.

In der That, ſagte Karina izt lachend, da ſind ſie ein äuſſerſt gefährlicher Geſellſchafter, wenn ſie ſo tief bliken können. Ich glaube aber, der Blik iſt falſch. Laſſen ſie hören.

Wenn ſie mir es alſo erlauben zu reden, ſo enträthſele ich ſchnell. Sie lieben den Herzog.

Bey dieſen Worten ſtand Karine von ihrem Siz auf, gieng in ein Fenſter, und ſtüzte den Kopf in die Hand. Beliwald folgte ihr, blieb aber ſchweigend neben ihr ſtehen, um Betrachtungen nicht zu ſtören, die vielleicht ſo ſehr zu ſeinem Vortheil die Schöne beſchäftigten.

Hier bleiben nun freylich Lüken, die mit Räthſeln angefüllt ſind. War ſchon in Karinens Seele vorher ein Gedanke an den Herzog geweſen? War alles das, was Beliwald ſchon bey Heloiſens Leben geſehen haben wollte, richtig? Oder war vielleicht erſt in dieſem Augenblik der Funken angefacht, als Beliwald den Herzog nante? Kam vielleicht da erſt die Möglichkeit in ihren Sinn, Heloiſens Stelle erſezen zu können, und hatte Beliwald nur gemuthmaſt, wie mancher Hofmann muthmaßet, wenn er wünſcht oder fürchtet?

Das bleibt unentſchieden. Beliwalds Meynung aber rechtfertigte ſich wenigſtens für izt, dadurch, daß Karina ſich nach einer ſo ſtillen Pauſe plözlich zu ihm wandte, ausrief: Ja, ich liebe den Herzog! und denn ihn plözlich verlies.

Ich habe mich nicht geirrt, ſagte Beliwald, und wenn er ſich auch würklich geirrt hatte, ſo war der Irrthum ihm wohl zu verzeyhen.

Karina wußte nur gar zu gut, daß Beliwald ſowohl der Mund gedient, als Heloiſens Zweifel überwunden hatte. Wie ſie allein dieſe Unterredung überdachte, war es ihr zwar nicht ganz recht, daß ſie ſich durch das Wort ihm ſo blos gegeben, daß bey ihr nichts mehr zu überwinden war, da es aber einmahl geſchehen, nahm ſie ſich vor, ihn nun ganz zum Vertrauten zu machen.

Sie hofte, daß Beliwald würklich ſchon eine Art von Auftrag habe, oder wenigſtens ſchon wiſſe, daß ſie dem Herzog nicht gleichgültig wäre. Allein, da hofte ſie zu viel.

In der erſten Unterredung nach dieſer, entwikelte ſich das. Sie ſahe, daß ſie ein wenig zu voreilig geweſen, und Beliwald gab ſich ihr gerade nicht mehr blos, als er es um ſein ſelbſt willen thun mußte. Er verſicherte, daß er es verredet, ſich als würklicher Unterhändler in die Liebesangelegenheiten des Herzogs zu miſchen, daß er an allen dem, was man bisher in Anſehung deſſen vorgenommen, unſchuldig ſey, und daß er auf keinen Fall gegen ſie ihres Herzens Geheimniſſes Erwähnung gethan haben würde, wenn er nicht überzeugt wäre, daß ſie es ſey, die all die bisherigen, ſo unnützen, als lächerlichen Verſuche auf den Herzog enden, und dieſem wieder eine feſte Beſtimmung zu geben im Stande wäre.

Karina bat ſich hierüber nähere Erklärung aus, und Wehrwald fuhr fort, daß wenn ſie nur in etwas ſich dem Herzog, doch ohne daß er merkte, es geſchähe mit Fleiß, mehr nähern könte, als bisher geſchehen, ſo könne es gar nicht fehlen, ſie müſſe ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen.

Allein, ſo leicht dies würklich wäre, ſo ſehr müſſe ſie ſich hernach hüten, mit den Entdekungen ihrer Geſinnungen gegen den Herzog zu offenherzig zu verfahren, weil Offenherzigkeit hier alles wieder verderben würde. Widerſtand ſey die große Schlinge, die ihn feßeln könne, denn Liebe und Liebesverſicherungen müßten ihm ekel ſeyn, da ſich ſo viele auf eine höchſt unbeſonnene Weiſe damit an ihn gewagt, ſo viele, von denen man auch nicht einmahl einen Wink erhalten, weil er großmüthig genug ſey, ſolche Etourderien des Temperaments zu vergeben.

Er wolle ihr aber auch nicht rathen, geradezu die Sprode zu ſpielen. Ganz die Rolle Heloiſens ſich eigen zu machen, ſey auch nicht rathſam, eines theils ſähe es der Nachahmung zu ſehr ähnlich, andern theils würde ſie nie die Natur erreichen können, die bey Heloiſen ſtatt gefunden, und in ſolchen Fällen müſſe die Wahrheit mit ſpielen.

Karina merkte aus allem dieſem, daß es Bellwalds Ernſt ſey. Sie entwikelte nach und nach den Hofmann. Sie gab es ihm aber auch in einem kleinen Stich zu verſtehen, daß er ein wenig gar zu vorſichtig mit ihr verführe.

Er behielt ſich die Vertheidigung vor.

Sobald er von Seiten Karinens ſeiner Sache gewiß war, ließ er Lebenzow und den Schazmeiſter zu ſich kommen. Vorher beſprach er ſich mit ihnen über ſeine Sicherheit, und ſagte beſonders dem leztern, wenn er etwa die Idee der Madam Wind noch unterſtüzte, ſo mögte er es bey Zeiten ſagen, damit man ſich nicht in Dinge einlieſe, die hernach ohne Nuzen und Fortgang blieben. Allein dieſer betheuerte, er ſähe die thörigten Einbildungen ſeiner quaſi Frau vollkommen ein, und wolle nichts mehr zu deren Fortſezung beytragen.

Nun wurde die Perſon genant, und die beyden Herren ſperrten Maul und Naſen auf, denn ſo hoch hinauf hatten ſie ſichs nicht vermuthet. Sie fanden die Wahl ganz vortreflich. Lebenzow bekam den Auftrag, die Dame ein wenig zu ſondiren, und der Schazmeiſter ſolte den Herzog aufmerkſam auf ſie machen.

Wenn ſie gewußt hätten, wie weit ſchon alles auf der einen Seite war, und daß vielleicht auf der andern eine kleine Bemerkung bereits im Werke war, ſo hätten ſie geſehen, wie Beliwald ſie zum Gegenſtande ſeines geheimen lachenden Vergnügens gemacht.

Und ſie bezeugten eine Freude, als ob er ihnen ein halbes Königreich geſchenkt hätte. Sie glaubten ſich im Beſiz einer Intrigue, wie es noch keine gegeben, und dankten ihm in den verbindlichſten Ausdrüken, daß er ſie abermahls aus der Noth herausreißen wolte, in welcher ſie ſteken zu bleiben fürchteten.

Vierte Finſternis.

Wie ſich die Herren ihrer gegebnen Aufträge entledigen, und der Erfolg davon.

Der Schazmeiſter und der Meynungsrichter verließen Beliwalden ſehr froh, und nachdem ſie auf dem Rükwege noch einiges zu ſeinem Lobe ausgeſtoßen, nachdem ſie ſich untereinander ernſtlich ermahnt, die Sache ſo viel als immer möglich ſich angelegen ſeyn zu laſſen, ſchieden ſie ein jeder zu ſeiner Heymath.

Der Schazmeiſter hütete ſich wohl, der theuren Mind von ſeinen Aufträgen etwas merken zu laſſen, er kante ihren unternehmenden Geiſt, und wuſte, daß ſie jezt gerade alles ihnen in den Weg legen würde, um dieſes zu hintertreiben. Wenn ſie nicht auf den Gipfel ſtand, ſo bildete ſie ſichs ein darauf zu ſieben, und kleine Schwachheiten, die der Herzen ihr aus Liebe für einen Gegenſtand, den ſie bey ſich hatte, zugeſtand, kamen ihr wie Rieſenſchritte zu der wiedererlangten Gunſt vor.

Aber der Schatzmeiſter war doch nicht im Stande, ſo ſehr ſich zu verbergen, daß die Mind nicht hätte merken ſollen, in ſeiner Seele brütete etwas, und nachdem ſie all die gewöhnlichen Springfedern in Bewegung geſezt, die ſonſt ſein Herz ſchnell zu öfnen pflegten, und alle umſonſt angewandt ſahe, ſo verſuchte ſie durch verfängliche Fragen ihn zu kirren.

In einige ihrer gelegten Fallen fiel er glüklich. Sie wuſte nicht ein Wort davon, daß er bey Beliwald geweſen, aber ſie ſchloß nach ihrer wohl auspunktirten Weisheit, daß wenn etwas wider ſie im Werke wäre, dieſer Mignon des Herzogs, dieſer ihr einſt ſo feine Gehülfe und Widerſacher, gewis nicht allein im Spiel ſeyn, ſondern das Ruder führen müſſe.

Sie nante daher jemanden, der ihn in Beliwalds Thür gehen geſehen, und vermuthete, die ſtille Laune, in welcher er ſich befände, rühre daher.

Der Schazmeiſter hätte nur dürfen ſagen, der Jemand müſte ſich in der Perſon geirrt haben, allein er geſtand da geweſen zu ſeyn, und auf die wiederholte Frage, ob ſeine üble Laune daher käme, erwiederte er verneinend — daß ſie ein vergnügtes Apropos abgehandelt.

Das Wort war aber kaum heraus, als es ihn ſchon ſehr gereuete, denn nun unterlies die Dame nicht, der Fragen von dem vergnügten Apropos, ihrer Wünſche darum zu wiſſen, und ihrer Rechte darauf ſo viel beyzubringen, daß wenn dem Schazmeiſter nicht glüklicherweiſe das Geiſterweſen eingefallen wäre, er ganz gewis eine Muthmaßung rege gemacht haben würde, die ohne Zeitverluſt Gegenarbeiten zum Vorſchein gebracht hätte.

Hierdurch irre geführt, blieb ſie noch in der ſo nothwendigen Ruhe.

Den dritten Morgen hatte der Schazmeiſter ſich ſchon ein kleines Plängen gemacht, welches er auch glüklich und gut anlegte. Er hatte in Erfahrung gebracht, wo Karina den Tag nach dem Geſpräch mit Beliwald einſam ſpazieren gegangen, er wuſte aber nicht, daß eben da der Meynungsrichter ihr begegnet, und ſchon den Anfang mit ſeinen Wirkungen auf ſie gemacht.

Er unterhielt den Herzog oft mit Neuigkeiten und brachte die denn auch vor, daß er neugierig wäre zu wiſſen, was der Dame Marina eigentlich fehle, daß ſie immer einſam umherſchliche. So habe er ſie geſtern an dem Orte in tiefen menlancholiſchen Grillen begraben gefunden.

Der Herzog, der eben bey Laune war, ſagte: Geh er hin, und frag er ſie darum. Der Schazmeiſter frug, ob er es in Ihro Durchlaucht Namen thun ſolte. Das verbat ſich der Herzog aber doch.

Indeſſen merkte der Schazmeiſter, daß das Wörtgen Wurzel gefaßt. Würklich ſprachen Ihro Durchlaucht bey der Cour ſelbſt dieſe Marina, und erwehnten des geſtrigen melankoliſchen Spazierganges.

Allerdings, ſagte ſie, würde er für mich ſo ſchwermüthig geblieben ſeyn, wie er anfangs war, wenn nicht die Unterhaltung über eine Perſon ihn hernach zu einem der angenehmſten gemacht hätte.

„Und darf man wiſſen, mit wem und über welche Perſon, frug der Herzog ſchon mit mehr Aufmerkſamkeit auf die vor ihm ſtehende ſchöne weibliche Figur.

Ueber Ew. Durchlaucht, und mit dem Meynungsrichter. In der That eine herzlichere Entwickelung des Enthuſiasmus gegen ſeinen Landesherrn iſt mir noch nicht in meine Seele gekommen.

Den Herzog machte das noch aufmerkſamer. Er ſprach noch lange und warm mit ihr. Der Hof flüſterte. Marina bekam hernach ſchiefe und freundliche Geſichter, je nachdem die Seelen derer, die gut oder ſchlecht für ſie dachten, ſie dirigirten. Der Herzog hatte wirklich Feuer, und der Schritt war eingeleitet. Beliwald war Augenzeuge davon, und freute ſich ſeines Werks, ohne in der Entfernung auch nur ſichs merken zu laſſen, daß er Theil daran hatte.

Vierte Aufklärung.

Von dem Gegenſtande, den Madam Mind bey ſich hatte, und wegen deſſen der Herzog viele ihrer kleinen Schwachheiten in Erfüllung gehen lies.

Wir haben gleich im vorigen, ſagten unſere Traditoren, eines Gegenſtandes erwähnt, der ſich bey der Madam Mind aufhielt, der der Grund war, warum ſo manchen Wünſchen der Madam Mind entſprochen wurde, die Urſache, warum der Herzog ſie öfter ſahe.

Er hatte ihr die Erziehung eines Kindes anvertraut, welches mit ihm verwandt war, und das der Herzog ſehr liebte und welches an ſeinen jezigen öftern Beſuchen gewis mehr Antheil hatte, als die Dame.

Indeſſen muſte er dem Anſcheine nach auch auf ſie immer noch groſſe Stücke halten, theils, weil er manchmahl ihr Beweiſe ſeiner Achtung gab, zum Beyſpiel, daß er manchmahl im Negligee auf Spaziergängängen ſeiner Luſtſchlöſſer ſie am Arm führte, theils, weil er das ſo geliebte Mädgen ihrer Sorgfalt überlies, und zu überlaſſen beſchloßen hatte.

Es gab eine Menge Menſchen, die da behaupteten, die Vorliebe des Herzogs für die Mind gienge hierin etwas zu weit, und ſie, die Dame, ſey wirklich nicht zur Erzieherin tauglich. Wir ſind aber ſehr geneigt, den Saz im Ganzen nicht mit Unrecht zu widerlegen, da man immer, wenn man ſeine eignen Grundſäze vorſichtig genug verbirgt, eine gute Erzieherin abgeben kan, und wir der Beyſpiele genug haben, daß die theoretiſchen Grundſäze eines Frauenzimmers vortreflich ſind, und die praktiſchen Erfahrungen ſie und andere überzeugen, daß man nicht immer nach Grundſäzen handeln könne, und daß das Fleiſch gewöhnlich über den Geiſt ſiege. So fehlt es nicht an Töchtern, die würklich wohlgezogen ſind, und Liebe für Tugend und Sitten haben, deren Mütter ſchwarz da ſtehen würden, wenn man die geheimen Geſchichten ihres Lebens erführe.

Ein Beweis, daß Verſtellung immer zu etwas nuzt, wenn ſie ſchon im Ganzen verwerflich iſt, und daß ein Heuchler im Guten zu ſeyn, keiner Ahndung im Böſen verdiene.

Wenn alſo Madam Mind das Vorurtheil der Welt wider ſie als Erzieherin ſonſt zu ſchande machen wolte, ſo hätte ſie Gelegenheit und auch wohl Kräfte dazu gehabt. Man wolte aber allgemein behaupten, bewieſen habe ſie es nicht, weil die kleine Lieblingin des Herzogs einen groſſen Grad von Stolz und Eitelkeit ſchon bey noch ſehr jungen Jahren gezeigt, Eigenſchaften, deren Daſeyn immer, wenigſtens gröſtentheils auf die Erzieher fällt, anderer Dinge zu geſchweigen, die vielleicht auch nur die Sucht etwas wider die Mind zu reden, zum Vorſchein gebracht.

So viel iſt gewiß, der Herzog liebte die Kleine ſehr innig, und es durfte an nichts fehlen, was zu ihrem Nuzen oder Vergnügen gereichen konte. Viele Tage waren ihrentwegen feſtlich.

Einer dieſer Tage, der ihr zu Ehren gefeyert wurde, und wo es würklich fürſtlich zugieng, hätte indeſſen bald ein übles Ende genommen. Ein unglüklicher Fall im Tanzen brachte ihr eine Kontuſion zuwege, an der ſie bis izt noch laborirt, und deren Erfolg die Aerzte noch nicht vorher ſagen können. Daß der Herzog über die Unvorſichtigkeit, ſie ſo heftig tanzen zu laſen, etwas erzürnt war, war ihm keinesweges zu verdenken, ſo wie es ihm zur Ehre gereicht, daß er ſeine Liebe ſo ſehr auf Individuen aus ſeiner Familie ausdehnen kan.

Fünfte Finſterniß.

Stille Waſſer ſind tief, gefährlich und betrüglich.

Es konte nicht fehlen; Madam Mind muſte von dem Auftritte Nachricht erhalten, der zwiſchen dem Herzog und Karinen vorgefallen war, und wovon der ganze Hof voll war. Sie hatte ja nicht allein unter den Hofleuten ihre Bekanten, ſondern ſie hatte auch ihre täglichen Beſuche von Freunden, die ihren Hof ausmachten, und die ſich ihr zu gefallen, nach allem erkundigten, was vorgieng.

Madam Mind nahm dieſe Nachricht mit der gröſten Gleichgültigkeit auf, war auch dasmahl ſehr gleichgültig, denn ſie hatte ſich eine kleine Liſte von den Temperamenten, der Denkungsart, den Eigenſchaften und der daraus entſpringenden Wichtigkeit oder Unwichtigkeit aller Frauenzimmer bey Hofe gemacht, und Karina ſtand gerade in einer der ungefährlichſten Klaßen, weil ſie ihr viel Temperament und viel Leichtſinn zutraute.

Hätte ſie gewußt, welche Perſonen mit im Spiel wären, welcher Lehrmeiſter den Unterricht übernommen hatte, ſie hätte die Sache nicht auf die leichte Achſel genommen. Sie war auch nicht unbeſonnen genug, den möglichen Fall aus den Augen zu ſezen, und ſie erkundigte ſich ſorgfältig bey einer innigen Vertrauten, ob etwa der Herr von Beliwald dabey beſchäftigt geweſen, oder beſondre Aufmerkſamkeit habe bliken laſſen.

Als dieſes ihr verneint wurde, war ſie ganz troken der Meynung, die Liebe könne ihr gar nicht gefährlich werden, ob ſie gleich überzeugt war, daß ſie ernſthaft genug werden könte und müſte, aber Temperamentsliebe, und weiter nichts, bliebe es auf jedem Fall.

Wir wiſſen bereits aus vorigen Zeiten, daß Madam Mind immer erſtaunlich viel Süffiſance hatte, und daß der Fall der nehmliche bey Heloiſen war, der ſie eben ſo wenig eine Uebermacht über ſich zutrauete, als ſie jezt Karinen zugeben wolte. Sie ſchob das, was das Glük, der Zufall, und Heloiſens ſanfter Karakter für ſie gethan, auf Rechnung ihrer eignen Verdienſte; und pralte würklich hin und wieder damit. Und doch iſt leicht einzuſehen, daß, wenn Heloiſe die Zeiträume, in denen der Herzog ihr würklich ſo ziemlich ganz zu Gebote ſtand, hätte benuzen wollen, daß ſie es wohl mit Madam Mind zu einer Art von Endſchaft bringen können.

Wäre dieſes zu große Selbſtzutrauen nicht bey ihr geweſen, ſo hatte ſie vielleicht izt weniger Leichtſinn bewieſen, und nachher nicht ſo viel Verdrus gehabt.

Sie gieng ſo weit, daß ſie mit verſchiedenen lauten Scherz über die Bekantſchaft des Herzogs trieb, welches er aber zu ihrem Glük nicht wieder erfuhr.

Drittes Licht.

Die alte Dame kömt wieder in Betrachtung, doch auf eine andre Weiſe als bey Heloiſen.

Die Sache wurde ernſthafter, als ſie, und vielleicht verſchiedene, die ihrer Meynung geweſen, glaubten. Noch zwey, drey Unterredungen, und der Herzog hatte Feuer gefangen, welches gelöſcht ſeyn wolte. Er hatte anfangs, durch einige Ausdrüke Karinens aufgemuntert, gehoft, einen leichten Sieg davon zu tragen, und wer weis, wozu Karinens Liebe gegen ihn ſich entſchloſſen haben würde, wenn Beliwald nicht zu rechter Zeit das Wort: Vorſichtig! nur ein einziges mahl ihr in die Ohren geflüſtert, und dadurch jene Unterredung ganz wieder vor ihre Seele hervorgerufen hätte.

Ja vorſichtig, ſprach ſie zu ſich ſelbſt, muß ich ſeyn, denn zu einem Spielwerk dünke ich mich noch zu gut. Sie zog ſich mit aller Gewalt zurük, entfernte ſich, wo ſie konte, ganz da, wo der Herzog war.

Ihn befremdete das ſehr. Er ſuchte Gelegenheit es ihr zu ſagen. Er fand ſie nicht wie bey Heloiſen.

Wenn der Leſer wiſſen will, was damit geſagt iſt, ſo vernehme er, daß Karina, eben wie Heloiſe, Geſellſchafterin bey der alten würdigen Dame war, die eigentlich Heloiſens Entſchluß beſtimt hatte, daß alſo eben der Ort eine Zuſammenkunft hätte gewähren können, wenn die Dame gewolt hätte.

Der Herzog kam oft hin, nie war Karina da. Nach verſchiedenen vergeblich gemachten Verſuchen, ſie von ohngefehr da anzutreffen, ſagte er der Dame, er wünſchte, wenn er einmahl wieder käme, dieſes Frauenzimmer bey ihr zu finden, weil er etwas mit ihr zu ſprechen habe.

Die Dame fixirte ihn ſehr mit ihrem Blik. Ihro Durchlaucht, ſagte ſie, ſie iſt nicht auf meinen Befehl entfernt. Ich kan ſie unmöglich anſprechen hier zu ſeyn.

Nun war das richtig. Des Herzogs Ankunft war nie ſo verborgen, daß Karina nicht Zeit gehabt hätte, unter irgend einem Vorwand ſich zu entfernen;

und das hatte ſie immer gethan, doch die Dame war deswegen von ihr nicht hintergangen worden.

Sie war zu weit ſehend, als daß ſie nicht, in Vergleichung mit Karinens Karakter, hätte einſehen ſollen, daß das nicht ermüdliche, wenn ſchon vorſezliche Entfernung ſey, und daß in dem Herzen des Mädgens der Wunſch brenne, Heloiſens Plaz einzunehmen.

Sie hätte ſich aber nicht entſchließen können, einen ſo eigennüzigen Wunſch zu unterſtüzen, und wenn ſie vielfach dafür belohnt worden wäre, denn Karina war in ihrer Seele von Heloiſen ſo weit entfernt, als ihr Wunſch, ſie mögte des Herzogs Geliebte werden, von ihrem Beſtreben, daß Heloiſe es würklich würde. Es gereuete ſie jenes Unternehmen noch nicht, wenn ſchon Heloiſe ihren Tod dadurch gefunden, ein Schikſal, welches ſie weder vorherſehen, noch ändern, noch wiſſen konte, ob es nicht würklich für Heloiſen Beſtes am nüzlichſten geweſen.

Der Herzog ließ es für diesmahl dabey bewenden. Er ſagte nichts weiter, denn er glaubte, die

Dame würde ſelbſt, um ſeiner unwiſſend ſchon Anſtalten machen.

Ganz hatte er ſich nicht geirrt. Wenn ſchon keine Befehle gegeben wurden, ſo erwähnte doch die alte Dame deſſen, daß der Herzog ſich nach Karinen erkundigt, gegen dieſe. Sie hatte gar nicht die Abſicht, dem Herzoge zu dienen, allein einmahl wolte ſie gegen das Mädgen nicht heucheln, damit ſie, wenn ſie das einmahl vom Herzoge erführe, nicht Urſach hätte, die Dame einer Kabale gegen ſich zu beſchuldigen, und dann um zu prüfen, ob Karina ihr auch wohl die Wahrheit ſagen würde.

Karina wurde roth, als ſie es ihr ſagte. Ich weiß ſchon, was der Herzog will, ſprach ſie. Er hat mich mit einem Antrage ſeiner Liebe behelligt.

So, ſagte die Dame, da thun ſie recht, daß ſie ſich ihm entziehen.

Karina hatte dieſe Antwort nicht erwartet. Sie konte nichts einwenden, die Dame ſprach nichts weiter, und ſomit hatte eine Unterhaltung, von der ſie ſich recht viel, und recht viel entſcheidendes verſprochen hatte, auf einmahl ein Ende.

Fünfte Aufklärung.

Von Stadt, Hof, Adel, Bürger, und Anlagen zu neuen Einrichtungen.

Es wird aber nunmehr auch Zeit, daß wir auf einige Augenblike den Hof verlaſſen, und uns nach Stadt und Land wenden, um zu ſehen, wie es, während man für des Herzogs Vergnügen ſorgte, dort zugieng. Freylich konnektirte die Stadt viel mit dem Hofe. Wer dazu gehörte, i nun, der gieng damit, wer Vergnügen an dem Weſen des Hofs fand, der divertirte ſich, wer keines fand, der hatte lange Weile. Wer nicht dahin gehörte, und doch gern dahin gehen wolte, der ſahe zu, wie ers möglich machte, dahin zu kommen. Dazu hatte es freylich zeither mancherley Wege, gerade und krumme gegeben. Unter andern gehörte denn das Nobiliſiren dahin, weil das immer die erſte Stufe war, um ſich am Hofe zeigen zu können. Dieß war ein Weg, der aber in der jezigen Konvenienz auf die äuſſerſte Art gemißbraucht wurde, wovon weiter unten in einem ganz beſondern Abſchnitte gehandelt werden wird, weil er beſondre Aufmerkſamkeit verdient.

Wer nun aber nicht am Hof gieng oder gehen durfte, der divertirte ſich denn in ſeinen vier Pfählen ſo gut er konte, oder wählte dazu den Aufenthalt bey einem guten Freunde, oder gieng auf ein Koffeehaus, und verſpielte ſeine paar Thaler, oder brachte ſie ad pios uſus zu armen bedürftigen Mädgen, oder legte ſie im Kaſten nieder, damit ſeine Erben ſie verſchmauſen konten. Kurz, die Stadt war ſo ganz in ſich ſelbſt vergnügt.

Die Zunft der viel und wohlbeleibten Herren Räthe tranken zur Erhaltung ihrer Speckbäuche, oder ihren Dürrbeinen Kräfte zu geben, ein Fläſchgen Wein nach dem andern, und ſchwadronirten, daß es eine Art hatte, von dieſem und jenem, und dem und das, alles im entſcheidendſten Ton, den man ſich nur denken kan.

Sie hatten auch jezt in der That Gelegenheit ſich in ihrer Zungenvolubilität zu üben, denn ſie hätten, ſo wie alle politiſche Köpfe der ganzen Stadt, ihr halbes Vermögen nicht geachtet, daß ſie durch die allenthalben aufkeimenden Unruhen, ſo ſchönen Stof zu Unterhaltungen bekamen.

Nicht allein die würklichen gaben ihren Stof. Die werden ſollenden noch viel mehr. Sie ſahen den ganzen Planeten ſchon in Mord und Verheerung, und dieſen Herren Politikern der Reſidenz nach, muſte der Herzog ſehr bald losbrechen, damit es nicht am Ende hieße, er fürchte ſich.

So beſchäftigten ſich Müßiggänger und Arbeitſame; erſtere immer, und leztere in den Stunden ihrer Erholung, und ſo vergieng ein Tag nach dem andern, in welchem ſie immer neuen Nachrichten von Unruhen entgegen ſahen, ohne daß welche erfolgten.

Auf der andern Seite bekümmerten ſich wieder manche gar nicht darum, die wohl Urſache gehabt hätten, ein wenig bange zu ſeyn. Krieg iſt dem Lande immer nachtheilig und gerade der Kapitaliſt verliert am erſten dabey.

Aber freylich hatten die Kapitaliſten des Herzogthums dasmahl etwas weniger zu fürchten, als wie in andern Ländern. Der reichgefüllte Schaz des Herzogs ſezte ſie ie ziemlich in Sicherheit, von ihren Kapitälgen ſo bald etwas hergeben zu müßen. Die Kriegsmacht des Herzogs, die auf dem beſten Fuß war, ſezte ſie in Sicherheit vor Plündereyen der Feinde. Manche unter ihnen waren kalt und grauſam genug, den Krieg zu wünſchen, damit ſie nur noch mehr zu profitiren im Stande wären, denn das lucrum war ihr Gott.

Eine Heerde von Spekulanten trieben ſich in der Stadt herum, die alle aus armen Leuten Reiche werden wolten, und ſichs nicht einfallen ließen, daß das Verhältnis des Reichen zu den Armen, gerade wie beym Militair ſey, wo viele Soldaten einen General haben. Einer wolte Heu und Haber ausſpeyen, und Geld dafür einfreßen, der andere wolte Schaafe aufkaufen, weil die Schaaffabrik ins Stoken gerathen war, der dritte wolte ſich an den Mundproviſionen der armen Soldaten den Beutel füllen. Die da etwas hatten, konten ſich in etwas einlaſſen. Von den andern wurde zwar ein Theil bey den Unternehmenden angeſtellt, ein anderer aber prellten die Leichtgläubigen, die ihnen etwas in die Hände gaben.

Während, daß diejenigen, welche an dem Krieg Antheil nahmen, oder zu nehmen gedachten, ſich beſchäftigten, wie ſie ihren Zwek erreichen wolten, hatten andere, die nicht daran dachten, andere Unternehmungen. Gewiße Leute waren im Werk begriffen, ein neues Lehrbuch für die Jugend, in Anſehung verſchiedener Meynungen, aufzuſezen, und da der Herzog natürlich ſich nichts anders einbilden konte, als daß es dem alten weit vorzuziehen ſeyn würde, ſo gab er zum Voraus mit Genehmigung der obern Stelle ſeine Einwilligung dazu, daß es eingeführt würde. Da aber dieſes Buch hernachmahls noch ſehr viele Unordnungen verurſachte, ſo werden wir mehreres davon zu reden Gelegenheit finden.

Andere, denen der Fleiß nicht ſo drükend war, und die lieber Zeitvertreib ſuchten, beſchäftigten ſich auf verſchiedene Weiſe, und da es unter andern Mode geworden, in den Fenſtern der Häuſer, zu ſeiner und der Vorübergehenden Beluſtigung, eine Art von Murmelthieren zu halten, die man ſprechen lehrte, ſo ſchafte ſich ein gewiſſer Jemand in jedes Fenſter ſeines Hauſes zwey ſolcher Thiere, die er in ſchönen

Behältniſſen aufbewahrte, und ſo wie wir auch unten ſehen werden, ſich dem Publikum ſehr verbindlich und unverbindlich machte, auch eine Einrichtung, deren Anlage nicht unangemerkt vorbey gehen darf.

Sechſte, Aufklärung.

Vom Lande, und den verſchiedenen übrigen Einrichtungen vor dem Kriege. Wer früh ſorgt, der ſorgt wohl.

Auf dem Lande im ganzen Herzogthum lag hin und wieder beſonders auf den Grenzen eine tiefe Trauer auf den Geſichtern der Einwohner. Alle Zubereitungen, die man machen ſahe, ſchienen Vorboten eines bevorſtehenden Krieges zu ſeyn. Die Zufuhr aus allen Theilen der Provinzen, das Aufkaufen aller Mundprodukte des Landes, die Geſchäftigkeit, Magazine zu füllen, das geheimnisvolle Weſen, was bey allem dem herrſchte, die Zuſammenziehung der Beurlaubten, das häufigere Exerziren der Truppen, die weit ſtärker betriebenen Werbungen muſten den Landmann in Schreken ſezen, deſſen bejahrte Leute alle noch von dem Jammer zu erzählen wuſten, die in den vorigen Kriegen ſie betroffen, von denen ſie Augenzeugen geweſen waren, die ihnen Vermögen und Verwandte gefreſſen.

Man hatte beynahe alle die ſchreklichen Scenen vergeſſen, wenigſtens ſprach man nur noch davon, um die glüklichen Zeiten zu preiſen, in denen man izt lebte, und das Grauſende der Erzählungen machte höchſtens den Eindruk für die nächſte Nacht in Träumen bleibend.

Jezt wurden all dieſe Geſchichten hervorgeholt, um das Elend der Zukunft zu ſchildern, die Einbildungskraft ſezte ihr Theil zu dem Vergangnen, und zu dem Zukünftigen hinzu, ſo, daß auch die feſteſte Natur dadurch erſchüttert werden muſte, der Aberglaube ſahe in jedem Himmelszeichen eine Vorbedeutung, Träume wandelten ſich in Ahndungen, in Viſionen, von der Großmutter bis zum Jüngling ſeufzte man, und das Kind ſchauderte ob den Pantomimen, die es ſahe, wenn es auch die Erzählungen nicht verſtand.

Der Soldat, der da glaubte, ſein Beruf müſſe ihn Krieg wünſchen laſſen, donnerte jeden das Wort jubelnd ins Ohr, verſprach leichtſinnig beßre Zeiten, und brachte je dann und wann durch ſeinen Muth auch wieder Muth in den Zuhörern hervor, weil ſie wähnten, wenn ſeines gleichen jeder wie er dächte und handelte, ſo würde der Feind ihre Grenzen nicht betreten.

In ſolchen Augenbliken trank man wieder auf das Wohl ſeines Herzogs und auf den baldigen Sieg über ſeine Feinde, und wenn das ſtarke Getränk die Köpfe warm gemacht, ſo ſang man mit den Soldaten ein Kriegs- und Siegeslied, und ſchwung die Hüte, und ſchwur, Hab und Gut und den lezten Bluttropfen an den Herzoge aufzuopfern, wenn ers benöthigt ſeyn ſolte.

So wechſelten Freud und Leid bey den Armen, die in Seelenangſt ſaſſen.

Sie bedachten nicht, daß das, was der Herzog jezt thäte, nichts mehr und nichts weniger als natürliche Vorſorge vor ihr Wohl ſey, daß ſolche Anſtalten allein im Stande wären, dem Wehe des Krieges Einhalt zu thun, daß, wenn der Herzog bey den Anſtalten und Kriegen ſeiner Nachbarn, die in voller Bereitſchaft ſtänden, ſtill ſitzen wolte, er nicht Vater des Landes wäre, und es über ſie kommen konte, wie ein Dieb in der Nacht. Gerade das beſchützende Mittel ſchien ihnen das ſchrekliche.

So wie der Herzog jezt ſeine Maasregeln genommen hatte, war ſein Land gedekt. Geld im Schaz, Soldaten auf den Beinen, Brod für ſie und ſeine übrigen Unterthanen im Vorrath, war er der wachende Verſorger, den alles ſegnen, alles lieben muſte.

Nach und nach verloren ſich denn auch die Aengſtlichkeiten, die im Lande eine Zeitlang ordentlich gewütet hatten. Man ſahe ein, wie klug das Verfahren des Herzogs war, und ſegnete und liebte ihn würklich.

Viertes Licht.

Ueber den Krieg, an die Monarchen aller Planeten.

Ihr, die ihr die Macht habt, Krieg oder Frieden zu gebieten, Ihr, die ihr Leben und Tod geben könt Tauſenden, horcht auf das, was ein Bewohner des Planeten ſagt, merkt auf das, was ein Menſch zu Euch ſpricht:

Ihr ſagt, und laßt durch den Mund derer, die für Euch reden, ſagen: Es muß Krieg ſeyn! Und wollen denn, die Konvenienz ſoll die Menſchheit verdrängen — Es muß Krieg ſeyn, denn es muß ja Elend ſeyn unter den Menſchen, die zur Freude geſchaffen waren, zur Freude leben ſollten — die aus ihrem Leben ſich eine Sklavenkette gemacht, an welcher ſie gefeſſelt ſind, und Unwillen tragen gegen die Erde, die ihr Paradies ſeyn ſollte.

Schreklicher Ausruf: Es muß Elend ſeyn! Nein! Es dürfte kein Elend ſeyn, wenn wir nicht wolten, wenn ihr nicht woltet.

Verſamlet Euch, Herrſcher der Welten! Verſamlet Euch, Ihr, die ihr Leben und Tod in Euren Händen haltet, die Macht von oben, und Wille der Menſchen beſtimte, das Loos ſo vieler Gottes gleichen Geſchöpfe zu ziehen, verſamlet, und ſagt einer zum andern: Es ſoll Friede ſeyn!

Aber was ſieht mein Geiſt? Jeder von euch zittert! Keiner will es wagen, ſein Land zu verlaſſen, aus Furcht, man mögte den Herrſcher nicht wieder als Herrſcher empfangen! Und wo wäre denn die Liebe Eures Volks? Wo die geſchworne Treue? Menſchen, die Gott fürchten, müßen ja ihren Eyd halten?

Nein! dem Himmel ſey Dank, ſo weit iſts noch nicht mit allen gekommen. Ich ſehe ihrer, die ohne Zagen ihre Staaten verlaſſen, die keinen Funken des Aufruhrs beſorgen, die des Wiederkehrens ſich freuen.

Wohl denn! Werdet alle wie dieſe. Wer Gott liebt, liebt ſeinen Eyd. Laßt das die erſte Regel

Eures Herzens ſeyn. Rottet die Liebe zu Gott nicht in Euren Landen aus! Eure Liebe lebt in dieſer!

Liebt Eure Unterthanen! Wenn ihr ſie liebt, werdet Ihr ihr Glük wünſchen. Wenn Ihr es wünſcht, werdet Ihr es befördern. Krieg befördert es nie. Es macht Unglükliche.

Es giebt Thoren, die da ſagen, der Menſchen Zahl würde ſich zu ſehr mehren, wenn Krieg nicht ihre Anzahl ſchwächte. Das ſind Narren, die mit Gott ſpielen, und den Menſchen für Staub halten, was er nicht iſt, ſondern nur die Hülle, die ihn umſchließt.

Aber auch mit dieſem Staube ſollen Monarchen nicht ſpielen. Wenn ſie keine Menſchen tödten, ſo tödten ſie doch das, was ihn vollkommner machen ſollte — tödten des Allmächtigen Zwek.

Liebte jeder Regent ſein Volk, ſo gäbe es nie Krieg, denn jeder würde das Glük ſeines Volks wollen, und Krieg iſt nie Glük. Alle, die Nuzen davon ziehen, das Verhältnis noch nicht in Betrachtung gezogen, werden ſchlechte Menſchen, ſchlechte Bürger, ſchlechte Gottesverehrer. Sie ſezen die reine Moral aus den Augen, die uns befiehlt, unſern

Nächſten zu lieben, und ſie können ihren Nächſten nicht lieben, wenn ſie aus ſeinem Unglük Gewinn ſuchen.

Wozu, Ihr Großen der Welt, wozu fordert Ihr Haufen von Menſchen auf, die ſich üben müſſen, Menſchen tödten zu können? Wozu beſezt Ihr die Grenzen Eures Landes mit Müßiggängern? Wozu bauet ihr Steinmauren, an denen Tauſende die Köpfe zerſplittern, um den Feinden den Eingang in Euer Land zu wehren? Wär es nicht beſſer, Ihr hättet keine Feinde?

Was iſt die Schuld, daß Ihr welche habt? Nichts als der Mangel an Liebe. O liebt Euch unter einander, und Ihr werdet nie Krieg haben. Steht Euch unter einander mit dem bey, was ihr von einander bedürft, und Ihr werdet nie Krieg haben.

Dankt alle auf einmahl eure Heere ab, ſezt eure Soldaten aufs Land. Helft alle Jahr mit dem Gelde was ſie koſten, Euren Armen. Thut das alle, und Ihr werdet keinen Krieg haben. Jeder Regent ſoll ſo edel denken, und wer edel denkt, wird das auch wollen.

Aber ich ſehe, Ihr ſchüttelt die Köpfe. Eure Armeen ſind Euch nicht blos nothwendig, ſie ſind Euch auch angenehm geworden. Ihr ſpielt mit Ihnen. Ihr wolt nicht — So dankt wenigſtens ſo viele ab, daß das Verhältnis Eures Landes nicht geſchwächt wird, werdet unter einander einig, jeder die Hälfte fahren zu laſſen, und Euer Gleichgewicht bleibt!

Auch das nicht? Auch wieder Kopfſchütteln ſtatt der Antwort? Nun wohl denn, ſo behaltet Euer Spielwerk, behaltet Euren Eigenſinn, behaltet eure Trozköpfe!

Aber ich bitte Euch, ſpaßt wenigſtens nicht mit dem Kriege! Beſchwert Euer Gewiſſen nicht damit, daß Ihr der Menſchen Leben für nichts achtet! Laßt es nicht anders zum Streit kommen, als in der höchſten Noth! Opfert um Kleinigkeiten willen nicht Tauſende, die ſo gut Menſchen ſind, wie Ihr!

Thut immer erſt einen ernſtlichen Blik in die Zukunft! Denkt nicht, wenn Eure Länder von Wohlſeyn und Fruchtbarkeit ſtrozen, daß denn nicht ſchnell Elend über dieſelben kommen kan! Wenn Ihr Krieg anhebt, ſo ſäet Ihr Unfruchtbarkeit auf Euren Boden. Die Erndte iſt Jammer Hunger und Kummer. Wenn ihr Krieg anhebt, ſäet ihr Unordnung und Mismuth. Die Folgen ſind Verderben der Natur. Die Erndte Krankheiten und Tod.

So wie Ihr ſäet, ſo werdet Ihr erndten! und nachdem werden Seegen oder Fluch Euch begleiten, wenn Ihr einſt in ein anderes Leben übergeht. Und Euch muß das Leben ſchrecklicher ſeyn, ſchauervoller als andern, aber auch freudiger, ſeegenvoller der Blick dahin, je nachdem Ihr viel oder wenig zu verantworten habt!

Mit Gunſt, Monarchen, daß ein Menſch ſo mit Euch ſprach.

Siebente Aufklärung.

Vom Kriege, und was der alte Herzog gethan haben würde.

Alles in der Reſidenz, und auch alles im ganzen Lande, träumte alſo nichts als Krieg und Blutvergießen. Nur der alte Rath, deſſen wir in der zehnten Aufklärung des vierten Theils Erwähnung gethan, träumte nichts davon.

Wahr, daß die ganze Lage der Sache faſt nicht anders möglich ſchien, wahr, daß man, und nicht ohne Grund vermuthete, der alte Herzog wäre gewis früher losgebrochen.

Allein ſehr falſch vermuthete man, daß es dem alten Herzog ein Ernſt geweſen ſeyn würde, und noch weit falſcher vermuthete man, daß es alsdenn zu einem förmlichen Ausbruche gekommen wäre.

Der alte Herzog hatte ſchon einmahl einen kleinen Ausfall gewagt, nachdem er eine lange Zeit in Ruhe geſeſſen, nachdem er würklich nichts weniger als hoffen konte, Verbeſſerung in ſeine Lage zu bringen, die würklich unverbeſſerlich war.

Unverbeſſerlich in Anſehung ſeiner eignen Zufriedenheit, unverbeſſerlich in Anſehung der innern Einrichtung ſeiner Länder, unverbeſſerlich in Anſehung ſeiner Unterthanen, die, wenn auch eine kleine Unzufriedenheit bey dieſem oder jenem herrſchte, nicht wußten, was zu ihrem Beſten diente.

Neue Eroberungen waren für ihn nichts — Der Plan, den er hatte, war erfüllt. Der Plan, den er ſich lange gemacht hatte, war nicht allein gekeimt und gewurzelt. Er hatte geblühet, er hatte ſchon die ſchönſten Früchte getragen. Die Erndte traf nicht bloß ihn, ſie traf alle ſeine Unterthanen.

Wahr, daß er allein größtentheils die Realitäten erndtete. Wahr, daß das Geld in ſeine Schazkammer floß. Allein ſein Unterthan erndtete Ruhe und Zufriedenheit, war von Sorgen für Reichthum befreyt, und hatte, wenn es ihm mangelte, eine reiche nie verſiegende Quelle der Hülfe in dem Schaze ſeines Herzogs, den ſeine Liebe ihm zu öfnen, gewiß immer willig war.

Was konte er ſeinem Lande zuſezen? Nichts. — Er wuſte ja alles, was zur Staatskunſt gehörte. Er hatte ja wohl die traurigen Folgen der Kriege mehr gefühlt als einer. Er war ja wohl in Fälle gekommen, wo ihn ſeine ganze Standhaftigkeit, wo ihn ſogar die Philoſophie, auf die er ſo viel hielt, verlaſſen hatte. Er hatte durch dies traurige Uebel ſich und ſein Land gründen müſſen.

Man thut ihm ſehr unrecht, wenn man ihm Vorliebe vor daſſelbe zutraut. Aber geſichert hatte er ſich davor, daß ihn der Unfall nicht wieder, wenigſtens nicht ſo ſchmerzlich treffen könte, und ſeiner Vaterpflicht gemäß, hatte er auch für ſein Land nach ſeinem Tode geſorgt.

Er hatte davor geſorgt, daß die ihn nicht liebten, ihn fürchteten, daß die Furcht nicht auf ſeine Perſon, denn die war ja hinfällig, ſondern, daß ſie auf ſeine Lage gienge, daß die Beſchaffenheit ſeiner Verkehrungen in einem Hui ſo ſeyn könten, daß die Nachbarn zitterten.

Da der Fall exiſtirte, daß er losbrach, da that ers um des allgemeinen Beſtens willen, und gewis, gewis lag es in ſeiner Seele, daß nur um des allgemeinen Beſtens willen, er das jezt thun könte. Er ſahe wirklich ein, daß dieſes Losbrechen gröſere Uebel verhinderte, und daß es beſſer ſey, ein kleines aufzuopfern, als ein groſes werden zu laſſen. Auch entſprach der Erfolg ſeinen Gedanken, ſeiner Staatsklugheit, ſeiner Ueberſicht. Was er ſich vorgeſezt, geſchahe, und der ganze Planet ſegnete ihn.

Jezt wäre vielleicht der Fall der nehmliche geweſen. Noch einmahl, der alte Herzog wäre gewis losgebrochen. Er hätte durch ſeinen Machtſpruch gewis ausgerichtet, daß Friede und Ruhe hergeſtellt worwerden wäre, er hätte vielleicht etwas geopfert, und vieles wäre erhalten worden. Man hätte ihm das reichlich erſezen können, was er opferte.

Noch mehr. Wäre der alte Herzog noch am Leben geweſen, es hätte gar vielleicht nicht dazu kommen dürfen, daß er des Losbrechens bedurft hätte. Es hätte vielleicht ein Wort von ihm hunderttauſenden das Leben gerettet.

Und ein ſolcher Mann ſolte nicht vom ganzen Planeten beweinet, nicht angebetet, nicht vergöttert werden? O weint um ihn, Menſchen! Preißt ihn Schriftſteller! Singt ſein Lob Dichter, und du niedere Brut, verkrieche dich, die du dich an ſeine Verläumder ketteſt.

Achte Aufklärung.

Und was der alte Herzog gethan hätte, war doch wohl nicht Norm für den jungen Herzog.

Der Leute im Herzogthum, die alles nach Oberfläche beurtheilten, waren natürlich weit mehr, als derer, die aufs gründliche giengen, und wenn wir uns, ſagten die Traditoren, ſchon nicht unterfangen wollen und können, über eine Nation ein Urtheil zu fällen, ſo können wir doch nicht umhin zu behaupten, daß der Eifer für den alten Herzog viele zu weit verleitete, um dem jungen Herzog nicht dadurch unrecht zu thun, daß ſie verlangten, er ſolte dem Alten nachhandeln.

Seine Lage war ja eine ganz andere, als die des alten Herzogs, da er ſeine Pläne anfieng, und ausführte. Nach dem beurtheilten ihn izt ſeine Ergebnen, nicht nach dem, was er geweſen ſeyn würde, wenn er nun noch länger gelebt hätte.

Und der junge Herzog ſolte das thun, was er gethan hatte. Das konte er nicht thun, denn das war bereits geſchehen. Erobern, was jener ſchon erobert hatte, war unmöglich, mehr dazu erobern, war unbillig, wäre dem alten Herzoge nie eingefallen. Seine Länder beſchützen? Es that ihm ja niemand was, da war an keinen Einfall in ſeine Lande zu denken, nicht einmahl machte man Miene auf ihn.

Allein man vergrößerte ſich, das war allerdings ein Punkt, der zu bedenken, zu überlegen, und dagegen zu arbeiten war. Da würde im Kabinet des Herzogs aber auch manches Pro und Contra abgehandelt, und wenn man ſo allgemein ſagte, wie im Publikum geſprochen wurde, er litte, daß ſeine, wo nicht Feinde, doch gefährliche Nachbarn ihre Macht ſo zu ſagen ſtündlich vergröſſerten, ſo erwiederten andre kluge Leute das damit, daß wenn das würklich geſchähe, er ſich wohl regen würde.

Und unter ſeinen Miniſtern waren die wenigſten für das Losbrechen, weil die wenigſten glaubten, daß die Mächte, denen man das Vergröſſern ſchuld gab, ſich würklich vergröſſerten. Eine derſelben verlor auf der andern Seite, was ſie auf der einen gewann, verlor durch innerliche Unruhen, was die Tapferkeit der Feldherrn ihr verſchafte. Die andere durfte ſich blos mehr erweitern, um ſchwächer zu werden, ſo ſehr hatte ſie eigentlich das Konzentriren nöthig.

Das ſahen die meiſten Miniſter; und wie hätten ſie ſollen den Rath geben, ohne Noth, Volk und Ruhe dahin zu geben? Wie hätte der junge Herzog ſich ſollen erkühnen mit den Machtſprüchen aufzutreten zu wollen, die ſein Vater wohl thun konte, weil Erfahrung Glük und Schreken ihn begleiteten, die aber dem jungen Herzog immer als eine Kühnheit ausgelegt werden konte, die Ahndung verdiente. Wenigſtens wäre der Fall möglich geweſen, daß er ſich unnöthige Feinde zugezogen, daß ſich gegen ihn dann vereint hätten, mehrere, als er, troz der ihm hinterlaſſenen Macht vom Vater zu beſiegen im Stande geweſen.

Allein der Herzog verſäumte im Gegentheil auch nichts, was zur Vorſicht gehörte. Daß er ſich in die völlige Poſitur ſezte, ſich vertheidigen zu können, wenn etwa ſeine ſiegreichen Nachbarn ihm auch einen Beſuch zu machen gedächten, das war der Klugheit gemäß gehandelt. Daß er ſelbſt von dieſen nachbarlichen Mächten verlangte, daß ſie ſich in Friedensunterhandlungen einlaſſen mögten, das zeigte deutlich genug, daß er nicht willens habe, die Stimme, die ihm im Gleichgewichte des Planeten zukomme, unnüz liegen zu laſſen, und daß er ſeine Truppen würklich in Bewegung ſezte, um zu zeigen, er meine es auf jedem Fall ernſtlich, das war nicht allein ein Beweiß eines dezidirten Karakters, ſondern auch eine Wohlthat für ſein Land, weil dadurch ein Theil baaren Geldes aus der Schazkammer ins Publikum floß, welches dieſem eine ſehr willkomne Beyhülfe war.

Der Herzog that alſo alles, was er bis izt nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen thun konte, wenn er nicht den Deſpoten ſpielen, gegen ſeine Nachbarn ungerecht ſeyn, ſein Volk auf die Schlachtbank führen, und ſeinem Rufe den Namen eines Ungerechten geben wolte.

Aber ſein Herz, ſo warm es auf das Wohl ſeiner Unterthanen ſahe, ſchlug auch muthvoll, ſo bald das Schikſal zum Streit winkte. Er wolte dem Namen ſeines Vaters und ſeines Hauſes keine Schande machen. Er ſelbſt wolte ſeine Krieger führen, und er hatte ſchon Proben gegeben, daß er der Sache gewachſen war, Proben ſeines ſcharfen Ueberbliks, Proben der väterlichen Zucht, und des faßlichen Talents, ſo wie der Geiſtesgegenwart, die dem Krieger nie fehlen darf.

Indeſſen wünſchte er mit dem Patriotismus der Liebe für ſeine Unterthanen Frieden, und wuſte, daß wenn der Lorbeerkranz ihm nicht entſtehen konte, er ihn mit vielem Blute, mit tauſend Seufzern, und mit mehrerm Elende ſo vieler ſeiner Unterthanen erkaufen muſte, welches alles immer den Helden nicht ganz ruhig auf dem erfochtenen Kranze ſchlafen läßt.

Um ſo mehr, durch ſolche Ueberlegungen veredelt, ergriff er jede Ausſicht der möglichen Einigkeit, und zwang ihn die Politik, ſich in Bündniſſe einzulaſſen, die die allgemeine Ruhe herſtellen konten, ſo that ſeine große Seele das ohne Eigennuz, ohne Abſichten, wie manche ſeiner Neider und Feinde ſie ihm zur Laſt legen wolten.

Sechſte Finſternis.

Welches die Geſchichte des luminis mundi und des Spekulanten erörtert.

Es war uns gewiſſermaßen gar nicht unlieb, daß unſre Traditoren uns auf die Geſchichte des luminis mundi brachten, deſſen wir im vierten Theile unſres Büchleins in deſſen neunten Finſternis Erwähnung gethan, und zwar zum zweyten mahle.

Daß Dinge in der Planetenwelt ſich ändern, und dadurch auch die Geſchichtſchreiber gezwungen werden, ſich zu ändern, iſt etwas ſehr natürliches und ſehr gewöhnliches. Doch kommen in unſern jezigen Neuerungen nicht viel Veränderungen vor. Das einzige hauptſächliche iſt, daß der Kaptat, oder das lumen mundi, oder tenebrae mundi, nicht ganz der Verfertigung des Holzhakerbüchleins wider das Meynungsſyſtem hätte beſchuldigt und überwieſen werden können, ſondern nur einiger in denſelben gemachten Veränderungen und Zuſäze, die aber freylich ihn ziemlich eben ſo ſehr gravirten, als wenn er auch das übrige mit gemacht hätte.

Wir trafen nunmehro bey unſerer Zurükkunft den völligen Vergang den Akten gemäß an, und konten aus dieſen ſowohl Beſchuldigung als Vertheidigung und Urtheil erſehen.

Denunziren — ſchrekliches Wort für unſern Planeten, und doch darin exiſtirend, und doch — o noch ſchreklichere Handlung!

Du ſolſt deinen Feinden vergeben, das iſt die Lehre des gröſten Moraliſten, der je die Planetenwelt bereiſet. Du ſolſt deinen Feinden gutes thun.

Hier wurden Wohlthaten mit Undank vergolten. Hier ward der Arme, den das lumen mundi aus dem Staube gezogen, und fett gefüttert, an ihm zum ſtechenden Scorpion. Hier geſelleten ſich Undankbarkeit, Verrätherey, und ſchändliche Verläumdung zuſammen.

Wohl dem Monarchen, der da ſagte, jeder Denunziant iſt ein Abſchaum der Menſchheit. Seegen über ihn, daß er das ſagte, mehr Seegen über ihn, daß er ihn aufs ſtrengſte beſtrafte, wenn nur ein Wort ſeiner Ausſage übertrieben war, ja wenn nur bewieſen werden konte, es habe ſich Rache ſelbſt bey der Wahrheit ins Spiel gemiſcht. Bey dieſem Denunzianten gieng es freylich nicht ſo. Ihm hätte viel können bewieſen werden. Man ſchwieg.

Ich will nicht ſagen, daß man unrecht that. Der Ungerechte hat auch ſeine Rechte vor Gott, und man laſſe, ſo lange nicht die Menſchheit zu ſehr ins Spiel kömt, auch dem böſen Menſchen ſeine Freyheit.

Allein das glauben wir, war unrecht, daß lumen mundi gleich auf dieſe Denunziation ſo hart zu behandeln, da man doch bey einer Denunziation noch keine Inquiſition anſtellen kan.

Nur zwey Fälle ſind, die hier rechtfertigen. Einmahl hatte das lumen freylich in der Welt manches ſich zu ſchulden kommen laſſen, was nicht ganz recht war, und denn konte der Meynungsrichter als ſo ſehr beleidigter Theil wohl einmahl eine Exception in der Regel bewürken, obgleich es immer einem Richter unanſtändig bleibt, die Geſeze ſchärfer zu wünſchen und vollbringen zu laſſen, als ſie ſind.

Wir laſen die Vertheidigung des luminis mundi mit Vergnügen, mit noch mehrerem aber das Urtheil. In der That zeigte dieſes Urtheil noch dafür, daß es in dem Herzogthum und in der Regierung deſſelben Köpfe gebe, die Billigkeit einſähen und ſchäzten.

Die Gerechtigkeit, mit welcher man jeder Grund hervorſuchte, der zum Beſten des Kaptaten gereichen konte, die Menſchenliebe, die man bey ſeiner unangenehmen Behandlung bliken lies, die Toleranz, mit der man Schwachheiten überſahe, das alles war merkwürdig und ſchön.

„ Aber entzükender als alles war die richtige Ueberſicht, mit welcher man die Pläne zu einer Geſellſchaft betrachtete, welche dem beſſern Aufkommen der Gelehrſamkeit und der Gelehrten gewidmet waren, Pläne, die er zwar nicht ſelbſt gemacht, aber denen er doch beygetreten war.

Dieſe Pläne waren würklich voll geſunden Menſchenverſtandes, voll Ueberſicht und Klugheit, voll guter Abſichten und Zweke, und es iſt immer ſehr gut, daß das ganze vor dem giftigen Zahn der Verläumdung geſchüzt, ſo offen da liegt, und nun die heimlichen Kläffer es nicht mehr anpaken können.

Auch iſt es deswegen mit dieſem Projekte nicht etwa vorüber. So wie es daliegt, konte ein Fürſt es unternehmen, es auszuführen bedürfte nur einiger Rechtſchaffenen, Gelehrten, und thätigen Männer, und es würde ſicher dem Verdienſte aufgeholfen, und den Kabalen der Spekulanten und Autoren Einhalt gethan werden.

In dem Urtheil des Kaptaten wurde alſo dieſer Punkt, wie billig, als nichts ſtrafbares angeſehen. Wenn wir das ganze des Urtheils mit dem Blike eines Richtenden überſehen, ſo kömt es uns ſes ſo vor, als wenn das lumen ſich ganz und gar aus der Sache herausziehen können, wenn es ſich nicht ein paarmahl einſchrecken laſſen, und zu etwas ſich bekant hätte, was es hernach widerrufen wolte.

Wir wollen damit nicht geſagt haben, daß wir das billigten, nein, wir haben uns vielmehr bereits im vorhergehenden erklärt, daß wir es für ſehr gut hielten, daß der Kaptat, was er würklich gethan, eingeſtände. Allein ſo viel erhellet nur aus dem Ganzen, daß wenn der Kaptat, bey dem was er nicht geſagt, ſtehen geblieben wäre, man nichts reelles auf ihn bringen können.

Ja ſogar, wenn man ſeinen Widerruf angenommen hätte, ſo hätte man auch nach dieſem Widerruf ihn noch faſt gänzlich frey ſprechen müſſen, und daraus wäre denn doch wohl ſo viel wenigſtens zu ſchlieſſen, daß, ehe er verhört wurde, noch nichts von Beweiſen auſſer der Ausſage eines Menſchen da war, der dieſe in der Folge nicht anders als eidlich erhärten konte, und wegen nicht mit gutem Gewiſſen geſchwornen Eides ſchon verdächtig war. Sehr leicht wäre es alſo geweſen, wenn Kaptat nichts eingeſtanden, die Ausſage dieſes Menſchen ungegründet zu machen.

Wenn wir auch an dem ganzen, ſonſt richtig und gut abgefaßten Urtheilsſpruche, oder vielmehr der dazu gehörigen Gründe nichts auszuſezen hätten, ſo müſſen wir doch rügen, daß die Urtheilsverfaſſer zu leicht über den Punkt des Eydes des Denunzianten weggegangen, und nicht wenigſtens angeführt haben, daß wenn er, Kaptat, nichts geſtanden, hergegen den Denunzianten ſo verdächtig zu machen gewuſt, daß er nicht zeugen können, er nicht zu graviren geweſen.

Vielmehr aber verfällt man auf eine kleine Ungerechtigkeit, daß man den Denunzianten, da doch die Klage wider ihn ſchon erhoben, und er beſchuldigt war, keinen Eyd leiſten zu können, dennoch zum Schwur gelaſſen.

Dem ſey übrigens wie ihm wolle, Kaptat war, nachdem was er eingeſtanden, mit dem zweyjährigen Leſen der Sendſchreiben und ortodoxen Bücher nicht zu hart geſtraft, und doch milderte der Herzog ihm dieſes Urtheil noch auf ein Jahr. Es war auch niemand froher über dieſes Urtheil als der Kaptat ſelbſt, und er befand ſich nun, nachdem er aus dem engen Kerker befreyt, und nur in eine Aufſicht gebracht war, damit er nicht in andere Beſchäftigungen verfiel, ſo wohl und vergnügt wie ein König. Auch lieſſen ſeine bisherigen Gönner ihm nun keinen Mangel leiden, und ſo endete ſich die Sache weit beſſer als jederman gedacht.

Selbſt der Meynungsrichter Lebenzow erwarb ſich bey dieſer Gelegenheit wieder einiges gutes Zutrauen, und kam in den Ruf der Menſchlichkeit und des Wohlwollens. Er hatte nicht nur den Kaptaten in ſeinem elenden Zuſtande verſchiedenemahl mit Gelde unterſtüzt, ſondern er ſoll ſich auch für ihn verwendet, und an der Milderung der Strafe Antheil haben.

Freylich wolten verläumderiſche Zungen ſagen, das geſchähe nur pro forma, und er müſte ſich ſolcher Mittel bedienen, weil dem Kaptaten würklich anfangs zu viel geſchehen, allein wir wollen lieber das Beſte denken, und ſagen, er habe ſich gebeſſert.

Was unſern Spekulanten nun anbetrift, ſo war derſelbe ebenfalls wieder auf freyen Fuß, denn theils hatte das lumen mundi ſeine Anklage wiederrufen.

wieſen, theils hatte man nicht gefunden, weſſen man ihn beſchuldigen ſolte, auſſer daß er als der Verfaſſer der erſten Schrift, die ſo viel Salz und Witz hatte, an den Tag kam. Das war freylich kein Spas, denn er hatte darin einige Grundwahrheiten angegriffen, die er freylich und viele andere mit ihm, nicht für Grundwahrheiten hielt, worüber er denn doch aber auch nicht das Recht hatte, ſeinen Senf öffentlich anzubringen, und andre irre zu machen. Dieſerwegen nun behielt man ſich noch fernere Unterſuchung, und ſein Ehrenwort vor, und ſo erlangte er wieder wenigſtens die Freyheit im Lande umher zu gehen, wo er wolte, und ſeines Kerls und Handwerkszeugs ſich zu bedienen, wie vorher.

Das that er denn auch redlich, ſo wie der Kaptat, wie er einmahl nur wieder die Freyheit erhalten hatte, Federn ſtumpf zu machen, die Kiele nicht ruhen lies, ſondern tapfer drauf los arbeitete. Zwey gereizte Kampfhähne können unmöglich hitziger auf einander ſtoßen, als jezt der Spekulant und der Kaptat es thaten, und ſo wie ſie es mit einander angefangen haben, ſo haben wir Hofnung, daß einer noch des andern Biograph werden wird, welches für manchen Leſer zwar eine ganz angenehme Lektüre, für andere aber auch wieder ſehr fade ſeyn wird.

Beyde hätten beſſer gethan, wenn ſie ſtill geſchwiegen, und jeder ſeine Portion Leiden ruhig ertragen hätte, denn bey alle dem waren ſie doch noch nicht die Unglücklichſten auf Erden.

Siebente Finſternis.

Iſts denn ums Nobleſeyn würklich ein ſo vortrefliches Ding?

Die Thorheit der Adelſucht, meine lieben Erdenbewohner, ſagte der ältere Traditor, iſt auf andern Planeten, eben ſo gut gäng und gebe, wie auf dem Eurigen. Sey es nun, daß ſie durch Tradition von euch zu uns, oder von uns zu euch herübergekommen iſt, genug ſie iſt da.

Wir haben, wenn wir nicht irren, ſchon einmahl etwas hiervon erwähnt, und wiederholen alſo ge-

genauer und deutlicher, daß in dem Herzogthume ſeit der Regierung dieſes Herzogs, die Adel- und Titulaturſucht auf einen ſehr hohen Grad geſtiegen war.

Der Herzog wolte anfangs dadurch ſeine Güte zeigen, und Wohlthaten austheilen. Es war auch, beſonders was den Adel betraf, unter dem vorigen Herzoge ſehr ſparſam damit umgegangen worden, denn er ſchäzte dieſen Stand, und was man ſchäzt, das muß man nicht zu gemein machen.

Es gab beym Antritt der Regierung des jungen Herzogs der Familien manche, die dieſes Vorrecht wohl verdient hatten, und denen er es rechtmäßig mittheilen konte, ohne daraus üblen Erfolg zu fürchten. Nun aber miſchten ſich viele mit hinein, die nicht ſo ganz das Recht darauf hatten, allein ſie hatten Geld, und mit Gelde läßt ſich denn wohl mancher Fehler zudeken. Nicht als ob ſie das Geld angewandt hätten, den Adel oder eine andre Würde zu kaufen. Nein, das war etwas, was der Herzog ſchlechterdings abſchafte. Allein man nahm auf ihr Geld in ſo fern Rükſicht, daß ſie die Würde des Adels dadurch erhalten, und von dem luxus, der dazu erfordert wird, nicht zu Boden gedrükt werden könten.

Der Herzog gab denen, die um ihrer Familien willen, mit denen ſie ſonſt, ſo wie mit verſchiedenen Geſchäften auſſer Konnexion gekommen wären, den Adel nicht wünſchten, und doch Verdienſte hatten, die ſie zu einem gewiſſen Range erhoben, Titel, die von denen vorher zu kaufen geweſenen unterſchieden waren, und Ehre und Rang ihnen gewährten.

Dagegen aber meldeten ſich nun wieder viele zu den Titeln, die gar füglich hinter ihrem Ofen ſizen bleiben, und ihre Geſchäfte hatten abwarten können.

Gar kam es ſo weit, daß endlich Leute, die viele Kinder und wenig Vermögen hatten, ſich adeln lieſſen, um ihren Kindern Ausſichten zu Aemtern zu verſchaffen, denen ſie lieber Ausſichten zu Brod dadurch hätten geben ſollen, daß ſie ſie etwas rechtſchaffenes lernen lieſſen, denn dann fand ſich die Ausſicht zu Aemtern. So ſezten ſie ihren Kindern einen Bettelſtolz in den Kopf, der ſie vor der Zeit hochmüthig machte, und deſſen Ende war, daß ſie nichts lernten.

Wir wollen doch, ſagte der Traditor, ein wenig unterſuchen, wem eigentlich Adel und Titel zukommen, und weſſen Anſprüche darauf gegründet ſind oder nicht.

Ohne in das eindringen zu wollen, was der Adel bey den Alten war, wo er ſich auf Verdienſt gründen muſte, wollen wir nur zeigen, wie unter den jezigen Lagen er ſeyn ſoll.

Wer Geld genug hat, daß er von ſeinen Kapitalien nicht allein leben, ſondern auch ſo viel davon zurüklegen kan, daß ſein Vermögen ſich vermehrt, ſo, daß er ſeine Familie, wenn ſich das Ganze in mehrere Theile zertheilen ſolte, doch in dem Lüſter fortleben kan, den er ihr gab, der hat Anſprüche auf den Adel zu machen. Denn davor, daß er ſeines Eigenthums Einkünfte im Lande verzehrt, und mit dem Eigenthum ſelbſt das Land bereichert, muß er mit Ehre und Anſehen bezahlt werden, und die gewährt ihm der Adel.

Daß ſeiner Kinder Vermögen ſich wieder vertheilt, und dadurch die Kapitalien, die er hatte, geſchwächt werden, kömt hier in keine Betrachtung, denn jedes ſeiner Kinder hat Kräfte ſich fortzuhelfen, und der Adel ſoll keinen Müßiggänger machen. Der Adel des Landes ſoll eigentlich in nützlichen Landadel und Militairadel beſtehen. Der Landadel hat den Weg der Oekonomie, um ſich zu bereichern. Der iſt ein Thor, der ſeine Güter verpachtet, es müßte denn ſeyn, daß er ſelbſt zum Dienſte des Staats ſich tauglich fühlte, oder aufgefordert würde.

Der größte Theil des Landadels kennt die Glükſeeligkeit nicht, in welcher er leben könte, läßt ſeine Güter durch Pachter herunterſchinden, und verthut die Nuzung in der Stadt, wo ihm niemand einmahl für ſeine Verſchwendung Dank weis. Er könte wie Fürſt leben, und er lebt wie Sklav. Er könte Herr ſeyn, und iſt mit ſeinem freyen Willen Knecht.

Der Militairadel iſt der würdigſte und nothwendigſte. Da einmahl der Stand nothwendig geworden iſt, ſo mußte auch die Ehre deſſelben nothwendig werden, beſonders da die Ehre ihn größtentheils belohnt, da die Ehre faſt ſeine Bezahlung ausmacht. Daß gewiſſe Grade dieſes Standes mit dem Adel unumgänglich verknüpft ſind, iſt eine vortrefliche Einrichtung, weil es nicht anders zu vermuthen iſt, als daß ein guter Kriegsmann wieder einen guten Kriegsmann ziehe. Bleibt er unbeweibt, ſo iſt der Adel dadurch um kein unnüzes Mitglied vermehret, hat er Erben, ſo nüzt er dem Staat durch tüchtige Subjekte, die er ihm erzieht.

Das ſind, meines Erachtens, die einzigen Fälle, wodurch der Adel nüzlich vermehrt werden kan. Die andere Gattung von Belohnungen ſind die Titel, die nur auf der Perſon bleiben, und auch dafür muß geſorgt werden, daß dieſe in einem gewiſſen Werthe erhalten werden, am wenigſten müſſen ſie gemein gemacht, oder an Leute ohne Verdienſt weggeworfen werden.

Titel können für Geld, oder als ein Ehrenzeichen Leuten gegeben werden, die Vermögen genug haben, um ſelbſt einen gewiſſen Aufwand zu machen, doch nicht ſo viel, daß ſie dieſes ihren Kindern auch zuſichern könten.

Ferner haben alle diejenigen Anſprüche auf Titel zu machen, die dem Staate weſentliche Dienſte geleiſtet haben, ſo, daß er ſie dafür belohnen muß. Er iſt ſchuldig, ihnen ein ruhiges bequemes Leben zu verſchaffen; und damit das dazu erforderliche Geld wieder unter die Leute komme, und in der Zirkulatien zu ihnen fließe, ſo gebe er ihnen einen gehörigen Titel dazu, der ſie antreibt, dieſe Belohnung nicht im Kaſten zu häufen, ſondern andre daran Theil nehmen zu laſſen. Dadurch wird verhindert, daß ſeine Kinder ſich nicht auf den Reichthum ihres Vaters verlaſſen, ſondern etwas tüchtiges lernen, um auf dem Wege des Fleiſſes auch einſt ſo weit vorwärts zu kommen, wie ihr Vater es brachte.

Der Sohn eines Raths wird immer den Wunſch haben, es auch zu werden, und Fleiß und Verdienſte ſind ihm denn der einzige zu ſuchende Weg, um nichts verachteter zu ſeyn, als ſein Vater es war. Dergleichen giebt Aemulation.

Auch gebe man Titel denen, die mehr Verſtand haben, als andere, von deren Geſchiklichkeit man überzeugt, deren Faſſungskraft in lehrreichen Unterhaltungen ſich auflößt, und von denen man erwarten kan, daß ſie, wenn ſie in höhere Zirkel kommen, Aufklärung und Nachdenken verbreiten, und ſo dem Staate durch ihre Eigenſchaften nützlich werden können.

Anſprüche auf Titel haben diejenigen zu machen, die ohne vom Staate zu leben, dem Publikum ihre

Dienſte weyhen, und vom Publikum ſo viel verdienen, daß ſie dem Titel Ehre machen können, den ſie erhalten. Es iſt keine Thorheit, daß ſie dieſen Titel ſuchen, wenn der Titel ihren Arbeiten, mehreren, wenn auch nur eingebildeten Werth verſchaffen, wenn ſie ſich dadurch mehreren Nuzen ſtiften, auch andern nüzlicher werden können.

Wer aber nur den Adel ſucht, um ſich von ſchreiben zu können, wer blos den Titel begehrt, um damit zu ſtolzieren, der iſt ein Narr.

Achte Finſternis.

Vom Zeitvertreibe, und wie er in Schädlichkeiten ausarten kan.

Zeitvertreib ſich zu machen, iſt keinem Menſchen, beſonders aber den privilegirten Müßiggängern zu verargen. Es giebt aber der Zeitvertreibe für dieſe mancherley. Einige leſen ſich den Kopf voll Stroh, und das iſt für Romanenſchreiber und Dichterlinge ſehr gut, denn die müßen ſonſt verhungern.

Andere verſpielen ihre Zeit, und das bringt den Kartenmachern Geld. Wieder andre verſchlafen ſie, und die thun wenigſtens nichts Böſes.

Viele finden an Thieren, oder an lebloſen Dingen ſogar ihr Vergnügen, und wenn nur niemanden dadurch ein Schade geſchieht, ſo iſt das alles für ſie löblich und gut, und beſſer, als wenn ſie ſich in Staatsgeſchäfte miſchen, und ſind Dummköpfe, oder legen Fabriken an, und verſtehen ſie nicht aus dem Fundament, oder wollen Regenten ſpielen, und verſtehen nicht ſich zu regieren, oder wollen Volkslehrer ſeyn, und haben keinen Begrif von dem, was ein Volk iſt.

Aber auch der Zeitvertreib kan übertrieben, und dadurch ſchädlich werden.

So hatte man in der Reſidenz, ſo wie man an andern Orten, wohl Vögel, oder Eichkäzgen, oder weiſſe Mäuſe, oder Affen zu halten, und in die Fenſter zu ſezen pflegt, jezt die Mode, Murmelthiere hinein zu ſezen.

J nun, wer einmahl an einem Murmelthier mehr Freude hat, als an einem andern Thiere, der nehme ein Murmelthier. Es nahmen alſo viele

Leute ein Murmelthier ins Fenſter, ein Vorbeygehender blieb ſtehen, gafte es eine Weile an, und gieng wieder ſeiner Wege, und damit war dem Ganzen kein weiterer Schade zugefügt.

Nun aber ließ eben zu der Zeit, als eine gewiſſe unnöthige koſtſpielige und ſehr thörigte Reiſe nach gewiſſen Produkten in die Länder vorgenommen wurde, wo die Murmelthiere zu Hauſe ſind, ein groſſer Herr, der ſich viel zu ſchaffen machte, und wenig zu ſchaffen hatte, ſich zu ſeinem Zeitvertreib zwanzig ſolcher Murmelthiere kommen.

Mogte er doch zwanzig Murmelthiere haben und füttern, er bekam ja Geld genug, das gieng niemanden etwas an, obgleich er wohl beſſer gethan, wenn er den Fras für zwanzig Murmelthiere zehen Armen gegeben hätte, die davon ſehr wohl leben konten. Allein was that der Herr?

Er hatte zehen Fenſter des Hauſes nach einander. Nun ließ er in einer jeden Eke eines jeden Fenſters, ein kleines niedliches, wohlgebauetes, geziertes, vergoldetes Häusgen aufbauen, und in jedes dieſer zwanzig Häusgen ſezte er zum Bewohner eins dieſer Murmelthiere.

Der Anblik lokte eine Menge Menſchen herbey, und die Straße wurde gar nicht leer. Manche giengen, andre kamen. Stunden lang hielten ſie ſich da auf, und der Herr mogte wohl ſeinen Zeitvertreib recht gut an der Menge Menſchen finden, denn dieſer that das, und der andere jenes. Man lachte, man kikerte, man flüſterte, man begafte, man machte Anmerkungen. Lauter Zeitvertreib für den Herrn.

Wenn nun die Mittags- oder Abendſtunde da war, ſo ſezte der Herr ſich zu Tiſche und aß ſich ſehr ſatt, und legte ſich ins Bett. Aber die Menſchen, die von ſeinen Murmelthieren nach Hauſe kamen, hatten nichts verdient, und muſten hungern, und hungrig ſich zu Bette legen. Daran war er doch ſchuld.

Aber die Menſchen konten ja zu Hauſe bleiben, und arbeiten, und brauchen den Murmelthieren nicht nachzugehen. Du lieber Gott, wenn aber der Herr ſeinen Zeitvertreib an Thieren hat, die er ſchon ſo oft geſehen, warum ſollen ſie denn ihren Zeitvertreib nicht an ihnen haben, da ſie ſie noch nicht geſehen, wenigſtens nicht in ſolcher Menge und ſo hübſch arrangirt.

Die Murmelthiere hatten freylich jedes ſeinen Kopf, und daher auch jedes andre Ideen. Das eine machte Sprünge zum todtlachen, das andere lachte ſelbſt die Leute an, das dritte puzte ſich, das vierte ſtand auf den Hinterpfoten, das fünfte fras einen Apfel, das ſechſte machte melancholiſche Grillen, das ſiebente ſchlug einen Purzelbaum, das achte warf Kirſchkerne auf die Zuſchauer, das neunte und zehnte lagen ſich in den Haaren, das eilfte gieng gravitätiſch vor dem Hauſe auf und ab, das zwölfte that, als ob es in einem Buche läſe, das dreyzehnte lies ſich vom vierzehnten den Bukel krazen, das funfzehnte kukte zum Fenſter ſeines Hauſes mit vielem Anſtande heraus, das ſechzehnte hatte die Ehre mit dem Kammermädgen zu ſpielen, das ſiebzehnte ſahe wie ein Philoſoph auf einen Flek, das achtzehnte ſchlief, das neunzehnte und zwanzigſte bemühten ſich wechſelsweiſe einen Ball in Bewegung zu ſezen, der mitten zwiſchen beyden Häuſern an einem Faden aufgehangen war.

Alle die Beſchäftigungen dieſer Thiere nur zu überſehen, erforderte ſchon eine Stunde Zeit. Wenn nun etwa noch ein Nachbar mit dem andern zu philoſophiren anfieng, warum die Thiere ſo verſchieden, und nicht egal handelten, ſo gieng wieder eine Stunde hin, und gerieth man in Zwiſt, und gieng in ein Bierhaus, um den Streit auszudiſputiren, ſo war der ganze Tag verloren.

Manchmahl kam man auch wohl auf die Bemerkung, wie glücklich ein ſolches Thier wäre, und wie viel unglücklicher man ſelbſt ſey. Daß es eine köſtliche Sache, ein ſolches Obdach für Regen und Wetter zu haben, gefüttert zu werden, ohne Sorge dafür, oder etwas dazu beytragen zu dürfen. Man kam wohl auf die Schlüſſe, daß man Recht habe, es ſo gut zu verlangen, da die Thiere es ſo gut hätten, und frug wohl, wer dem Herrn das Recht gäbe, Thiere den Menſchen vorzuziehen? Es ſtreuten ſich da manche Dinge aus, die nicht in bürgerliche Ordnung gehörten.

Hieraus dächte ich, wäre hinlänglich bewieſen, daß mancher ganz unſchuldig ſcheinende Zeitvertreib oft im höchſten Grade nachtheilig und ſchädlich werden

den kan, und wenn man den Fall nur mit ein wenig Ueberlegung auf ſo manches appliziren wolte, was um uns her vorgeht, ſo würde man finden, wie vorſichtig man ſelbſt bey der Wahl ſeines Zeitvertreibs ſeyn müſte, um niemanden Gelegenheit zu Aergernis und Anſtos zu geben.

Gröſſerer Herren Zeitvertreib, thut das oft noch viel mehr.

Neunte Finſternis.

Wie des Herzogs Herz gegen Karinen in Flammen ausbricht.

Karina und der Herzog waren noch immer eine gute Weile getrennt geweſen, ohne daß eins davon mehr Vergnügen gehabt hätte, als das andere. Hätte Karina nicht ſich vorgenommen gehabt, dem gegebenen Rathe des Herrn von Beliwald blindlings und ohne weitere Widerrede zu folgen, ſo wäre ſie, des Pauſirens lange überdrüſſig geweſen, und der

Herzog hätte gewiß unter viel nähern Bedingungen ſeinen Zweck erreichen können.

Hierzu kam noch, daß der Kammerrichter ihr ſehr zuſetzte, ſich doch nicht ſo hart gegen den Herzog zu betragen, der ſie immer durchaus bey der alten Dame ſuche, und ſich tödtlich beſchwere, daß ſie das Zimmer verließe ſobald er erſchiene.

Er hatte dieſes wieder vom Schatzmeiſter, und dem hatte der Herzog das Lied vorgeſungen.

Karina würde auf dieſe Erinnerung gewiß geachtet haben, wenn nicht Beliwald, von dem ſie überzeugt war, er wüßte doch am beſten, wie die Sache auszuführen ſey, ihr einmahl ins Ohr geflüſtert — Sie machens recht, immer in der Entfernung.

Beliwald war würklich bereits vom Herzoge angegangen, war erſucht worden, ſich in einer Begebenheit, die ihm ſchon zweymahl ſo glücklich von ſtatten gegangen, ſeinem Herrn nicht zu entziehen, war gebeten worden, einen Weg nur zu Karinen dran zu wenden, und hatte es auf die feinſte Art von der Welt abgeſchlagen.

Ich habe viel Gründe, hatte er geſagt, warum ich Ew. Durchlaucht erſuche mich nicht zum Unterhändler in dieſer Sache zu gebrauchen. Einmahl habe ich mir in den beyden vorigen mahlen ſo viel Feinde zugezogen, daß ich deren Laſt kaum ertragen kan, und dann, Ihro Durchlaucht, wüſte ich nicht, wie ich Karinen unter die Augen treten ſolte, weil ich ihr den Antrag nicht machen mögte, den ich Heloiſen gemacht —

„Wie ſo? fuhr der Herzog ein wenig auf. Warum ihr den Antrag nicht machen? Aus was für Gründen?"

Aus dem Grunde, weil ich glaube, daß ſie gleich zugreifen wird.

„Ich habe ihnen aber eben geſagt, daß das der Fall gar nicht ſeyn kan, daß Karina meine Gegenwart flieht, daß, ſo ſehr ich bey der erſten Unterredung auch Hofnung geſchöpft hatte, dieſe doch nunmehr gänzlich verſchwunden iſt, daß ich fürchte, jenesmahl wars nur unſchuldiges Entzüken über meine Zuthätigkeit, und jezt iſt es Einſehen der Abſichten, die ich haben könte. Jenes lies ſie offen werden, dies ſchenckt ſie zurük. Jenes war für mich erträglich, und dies läſt mich verzweifeln."

Wann's nicht etwa Rache iſt, um ſie zu einem Antrage zu bewegen. Nach Heloiſen, ich muß Ew. Durchlaucht das aufrichtig ſagen, nach Heloiſen rechne ich auf keine von der Gattung mehr. Sie er[illegible] nicht [illegible] — Aber doch, Ew. Durchlaucht ſcheinen erzürnt —

Der Herzog hatte ihm würklich einen ziemlich wilden Blik zugeworfen —

Und alſo will ich nur bitten, noch eine Weile es mit anzuſehen, ob nicht die ſpröde Schöne ſich ergeben wird. Solte ſie ja noch länger dem ſichtbaren Glüke ſich entgegenſezen — nun dann —

Der Herzog war befriedigt. Er lies ſich von Celiwald das Verſprechen auf den möglichen Nothfall geben. Als er aber allein war, fiel es ihm doch etwas ſchwer auf, daß ſie von jenem im Grunde ſo gemißhandelt wäre. Er glaubte, vielleicht ſey er gar ſein Nebenbuhler, vielleicht habe er ihr einſt Anträge gemacht, die ſie verworfen, und wolte deswegen nicht Hand an ihr Glük legen.

Er nahm ſich alſo vor, den Sturm noch einmahl allein zu verſuchen, und wählte, da er mündlich keine Unterhaltung erlangen konte, den Weg der ſchriftlichen. Er wählte einen von ſeinen Leuten, den er für ſehr treu hielt, zu ſeinem Vertrauten.

Man ſagt, dieſe Art Menſchen ſoll immer das Gold blenden. Vielleicht hatte Karina das Gold des Herzogs überwogen, oder der Menſch dachte, er könne es von beyden mitnehmen, oder er fürchtete, wenn er der künftigen Gebieterin nicht in den Weg käme, wäre das ſehr gut.

Kurz, man ſagt, dieſer Menſch habe ſich von Karinens dies- oder anderſeitigen Perſuaſionen bereden laſſen, ihr alles zu entdecken, was er von des Herzogs Liebe zu ihr wußte. Karina ſahe daraus, daß für ſie nichts zu fürchten war, wurde überzeugt, wie ſehr recht Beliwald hatte, und nahm ſich vor, um ſich ſo feſt zu ſezen, daß ſie hernach nimmermehr wieder verlieren könte.

Der Bediente, der nun bey der Vertrauten war, ſtuzte freylich anfangs, daß er dem Herzoge ganz untröſtliche Nachrichten bringen ſolte, da man ihm aber ad oculos, und in den Beutel demonſtrirte, daß am Ende der Herzog doch bekommen ſolte, was er haben wolte, ſo dachte er, für eine ſolche Befriedigung könte man denn auch wohl ein wenig leiden.

Allein der Herzog hatte das nicht erwartet. Er bekam keine Antwort auf ſeinen Brief, er bekam kurze, höchſt zweideutige, faſt abſchlägliche Erwiederungen, auf alle kleine Gefälligkeiten, die er ihr erzeigen wolte, anſtatt aber, daß er dadurch verdrüßlich hätte werden ſollen, ward er vielmehr entzündeter, und der Funke, der in ſeinem Herzen angeglommen, gieng wegen der tugendhaften Weigerung Katinens in lichterlohe Flammen über.

Zehnte Finſternis.

Ein Trio, welches der Herr von Beliwald erwartet hatte.

Beliwald fühlte ordentlich lange Weile, ehe die Verbündeten erſchienen, um ihm ſeinen Text zu leſen, denn daß ſie kommen würden, hatte er erwartet.

Aber, du lieber Himmel, hub der Meynungsrichter Lebenzow an —

Aber, um aller Welt Wunder, Herr von Beliwald, krähete der Schazmeiſter auf gleiche Art heraus —

Nur nicht beyde zugleich, meine Herren, fiel Beliwald ihnen ein, hies ſie niederſezen, und lies Chokolade auftragen, denn es war Vormittag.

Das muß ich geſtehen, ſagte Lebenzow, der Herr Bruder haben uns da eine ſonderbare Grille von Dame zugeführt. Das habe ich in meinem Leben noch nicht geſehen, daß man Leute ſo bey der Naſe herumführt, wie dieſe Dame uns, und reſpektive geſprochen, den Herzog zu gleicher Zeit.

Der Durchlauchtige Herr ſind ſehr aufgebracht, ſezte der Schazmeiſter hinzu, und wiſſen gar nicht, wie ſie die Sache nehmen ſollen. Sie haben nun auch geruhet an Karinen zu ſchreiben, und haben eben ſo wenig als auf einige mündliche Anträge Antwort erhalten.

Das war für Beliwald etwas neues, denn er konte nicht glauben, daß der Herzog einen andern Vertrauten gewählt hätte. Er lies ſich aber dadurch nicht irre machen, und ſagte: So wüſte ich doch in der That nicht, wie meine Beurtheilungskraft ſich dießmahl ſo ganz verloren. Solte denn dieſe Katina nicht von Fleiſch und Bein ſeyn? Solte ſie keine der gewöhnlichen weiblichen Schwachheiten, nichts von Eitelkeit und Stolz haben? Solte ſie ganz ohne die Sucht ſeyn, über ihre Mitſchweſtern hervorzuſtechen? Oder ſolte uns das Schikſal gar wieder eine zweyte Heloiſe zugeführt haben, und es die nehmlichen Künſte koſten ſie herumzubringen?

Leider, ſagte Lebenzow, fürchte ich das lezte, und mein lieber Bruder Belwald, wenn ſie nicht bald retten, ſo iſt alles verloren, ſo müſſen wir das ganze ſchöne Projekt fahren laſſen, und ein anders ergreifen.

Nimmermehr, erwiederte der Schazmeiſter, werden wir aber wieder eine Perſon finden, auf welche der Herzog ſo viel Neigung werfen würde, als auf dieſe. Er iſt gerade der nehmliche, der er damahls war, als er Heloiſen liebte. Es iſt der Gemüthszuſtand. Jede Erinnerung ſtellt ihm die Weigerung jener ſo natürlich dar, und das Glük, welches darauf folgte, mahlt ſich ihm denn auch wieder ſo natürlich, daß er glaubt, ins alte Eliſium zu kommen, aus dem ihn Heloiſens Tod hinweggeriſſen.

Wahrhaftig, die Anmerkung war ſchön, mein Herr Schazmeiſter, ſagte Beliwald. Sie können noch Schriftſteller werden, wenn ſie mit ſo blühenden Beſchreibungen fortfahren. Indeſſen gehen die Herren ein wenig zu tumultuariſch zu Werke, und wollen mit dem Kopfe oben hinaus, und das gehet nicht. Laſſen ſie alles gehen, und ich verſpreche ihnen, das Dämgen wird gefangen. Sind ſie mit dem Verſprechen zufrieden? Nun antworten ſie frey, ich habe alles auf mich genommen.

Denen, die Troſt wünſchen und ſuchen, iſt leicht Troſt gegeben, und ſo waren die Herren auch bey der Hand, die ganze Laſt auf Beliwald zu laſſen, und um nichts mehr ſich zu bekümmern.

Erſchreken ſie aber nicht, ſagte Beliwald, wenn es noch ärger kömt, und ſezte lächelnd hinzu, den gröſten Gefallen würden ſie mir thun, wenn ſie jezt zum Herzog giengen, und haarklein ihm alles wiederſagten.

Die Herren verſtanden den Stich, und verſprachen mäusgen ſtill zu ſeyn.

Beliwald hielt jezt doch für rathſamer, mit Karinen zu ſprechen, und zu hören, was es mit dem Briefe für eine Bewandnis habe. Karina, die eben wieder in Herzensangſt ſaß, war ſehr froh, daß ihr Rathgeber endlich den Mund gegen ſie aufthat. Daß es Beliwald gelegen geweſen, daß ein Bedienter des Herzogs die Rolle des Vertrauten ſo misbrauchte, müſſen wir lügen. Es gereuete ihn jezt, nicht ſelbſt aufgetreten zu ſeyn. Da aber es einmahl geſchehen, ſo ſolte die Sache fortlaufen, und durch dieſen Vertrauten konten wenigſtens alle Gedanken des Herzogs entdekt werden.

Da Karina ihm auch die Auftritte mit der alten Dame gemeldet, ſo rieth er ihr, in ſie zu dringen, um ihre Meynung zu wiſſen, und erzehlte ihr, daß ſie Heloiſen eigentlich überredet habe.

Fünftes Licht.

Karina findet das ein wenig anders, als er und ſie glaubten.

Karinen hätte nichts gelegner kommen können, als von der Dame, die Heloiſen überredet, ebenfalls zu dieſem Schritte überredet zu werden, um damit ſich ſelbſt entſchuldigen zu können.

Sie begab ſich alſo, ſo bald es der Wohlſtand nach Beliwalds Entfernung erlaubte, zu ihr, warf ſich ihr zu Füſſen, gab ihr einen Brief des Herzogs, und ſagte, ſie möchte ihr doch rathen, denn ſie ſelbſt wüßte ſich nicht mehr zu rathen. Ihre Gedanken glichen einer Meereswoge, die der Wind hin und her triebe.

Die Dame nahm den Brief, und wie ſie ſahe, daß es des Herzogs Hand war, legte ſie ihn zuſammen, hieß ſie aufſtehen, und ſich niederſezen. Ich glaubte, ſagte ſie izt, daß ſie bereits dieſe Sache durch ihre Entfernung ganz geendet hätten. Uebrigens ſezt ein Brief gegebnen Anlaß voraus, und wenn ich wie ſie geweſen wäre, ich hätte ihn unerbrochen zurükgeſchikt.

Karina weinte. Das Weinen macht das nicht wieder gut, ſagte die Dame. Was wollen ſie izt thun?

Ach, war Karinens Gegenantwort, indem ſie ſich wieder zu ihren Füßen niederwarf, ſie waren einſt eine ſo treue Rathgeberin Heloiſens, wollen ſie es mir nicht auch ſeyn?

Wenn ſie, ſagte die Dame, dadurch zu erlangen ſuchen, daß ich ihnen das nehmliche ſagen ſoll, was ich Heloiſen ſagte, und rieth, ſo ſind ſie in einem gewaltigen Jrthum. Ich muß ihnen gerade das Gegentheil rathen, muß ihnen rathen, dem Herzoge kein Gehör zu geben, und wenn ſie dieſes Rathes Gründe nicht anhören wollen, und ihr Entſchluß ſchon gefaßt iſt, ſo laſſen ſie ſich nicht darin ſtören.

Karinen kam das ausgemacht unerwartet, und es erſchütterte ſie innerlich, aber äußerlich behielt ſie ihre Standhaftigkeit, und weil ſie auf einer Seite nicht wißen konte, wie ſie die Dame vielleicht noch nuzen könte, auch nicht ganz gewiß war, daß ein Zufall ſie nicht noch von dem Herzog trennete, andern Theils aber ſie auch neugierig war, die Gründe zu wiſſen, warum zwiſchen ihr und Heloiſen ein Unterſchied ſtatt fände, ſo küßte ſie ihr die Hände, bat ſie dringend, ſie mögte nicht glauben, daß ſie zu einer ſolchen Handlung ſchon einen Entſchluß faſſen können, und ſezte hinzu, daß ſie ihre Gründe als Orakelſprüche anhören, und ihnen gewiß Folge leiſten würde.

Die Dame, die zwar nicht alles glaubte, was ſie da ſagte, war doch auch weit davon entfernt, zu denken, daß dieſe Aeußerungen ganz und gar nichts ernſtliches enthielten, lies ſich überreden, ihre Zeit zu verſchwenden, lies ſie neben ſich ſezen, und hub folgendermaßen an:

Die Gründe, mein Kind, die ich habe, des Herzogs Verbindung mit ihnen, nicht ſo gut zu heißen, wie ich es bey dieſer that, betreffen theils den Herzog ſelbſt, theils ſie.

Der Herzog iſt in einer andern Lage, als er damahls war. Seine Leidenſchaft gegen Heloiſen hatte ihren Urſprung aus ſeinen prinzlichen Jahren her, wo er überhaupt freyer mit ſeinem Herzen umgehen konte, als er als Herzog kan. Eine Leidenſchaft, die einmahl im freyen unbeſorgten Leben gewurzelt iſt, wieder herausreißen, das iſt unmöglich. Seine fehlgeſchlagene Liebe hätte ihn zu einer Menge Ausſchweifungen verleiten können, und gewiß verleitet, die von den ſchädlichſten, eindrukvolleſten Folgen hätten ſeyn können. Heloiſens Liebe konte ihn davon heilen, und that es würklich. Es war auch damahls der einzige Weg, den ſichern Verdruß des Herzogs zu hemmen.

Jezt iſt das anders. Sie, meine liebe Karina, ſind nicht die erſte Urſache, durch die der Herzog ſie liebt. Leute, denen daran gelegen iſt, daß er wieder lieben ſoll, haben ihn aufmerkſam auf ſie gemacht, und da erſt hat er angefangen ſie zu lieben. Ihre Heiterkeit, ihr vielleicht zu ſehr zuvorkommendes Weſen, verzeyhen ſie mir immer den Ausdruk, iſt ſchuld daran, daß er glaubte, er könte erhört werden. Legen ſie die Hand aufs Herz, und ſagen ſie, ob ſie nicht gegen einen Mann, dem ſie keine Hofnungen machen wolten, ein wenig zu freygebig waren?

Ich will hoffen, daß ihr nachheriges Zurükziehen aus dem ächten Grunde, ihn von ſich zu entfernen, nicht aus der prämeditirten Urſache geſchehen iſt, ihn nur noch hiziger zu machen. Das wäre ſehr übel, mein Kind, denn dann hatten ſie gewis blos eigennüzige Abſichten, und hintergiengen auch mich, und eine Perſon meines Alters muß kein Kind hintergehen, dem ich mein Zutrauen ſchenke.

Der Herzog aber, um in meinen Gründen fortzufahren, kan, wenn er jezt von dieſer Liebe zurükgebracht wird, ſich noch ſehr gut faſſen. Es iſt keine alte Leidenſchaft, ſondern eine neu entſponnene. Auſſerdem, daß dieſe immer heilbar ſind, wie er denn ſchon geheilt wäre, wenn nicht die Helfershelfer derſelben ihm immer in den Ohren gelegen hätten, und noch lägen, hat er auch der Geſchäfte, der Zerſtreuungen, der Sorgen, der beſtimten Arbeiten mehr, die ſeine Zeit theilen, und nicht ſo ſehr auf Befriedigung von Kleinigkeiten ihn denken laſſen. Ich gebe ihnen mein Wort, Karina, ſie bleiben noch vier Wochen ſtandhaft, und alles iſt vergeſſen, ohne daß ſie dem Herzoge ſchaden.

Das war Karinen ein Wort des Schrekens. Die vier Wochen ſchienen ihr ſchon verfloßen. Sie ſchien ſich ſchon um all ihre ſchönen Projekte geprellt. Sie wurde blas. Hätte die Dame in ihr Herz ſehen ben können, ſie hätte gewiß nicht weiter geſprochen. So ſagte ſie, weil ſie nur ins Geſicht ſahe:

Sie erblaßen bey dem Gedanken, daß ſeine Liebe nur ſo vorübergehend ſeyn könte. Sie haben recht, mein Kind. Urtheilen ſie daraus, wie unglüklich ſie ſeyn würden. Ich will ihnen nun noch das ſagen, was ich in Anſehung ihrer ſelbſt beyzufügen für nöthig finde.

Neunte Aufklärung.

Eine Parallele, die nicht allerdings nach Karinens Geſchmak war.

Die Dame lies Karinen ſich erſt von ihrem kleinen Schrek erholen.

Sie, ſagte ſie dann, ſind eben ſo wenig in dem Falle, in dem Heloiſe damahls war, als der Herzog in dem iſt, in dem er war.

Von Heloiſen hatte man geſprochen, ehe der Prinz Herzog wurde. Heloiſe hatte ihn ſehr oft geſprochen, hatte lebhaft manchmahl mit ihm über Leidenſchaft im allgemeinen, und über verſchiedene beſondre Dinge geſprochen. Sie hatte Gelegenheit gehabt, ihren Verſtand zu entwikeln, und dieſer hatte mehr auf den Prinzen gewirkt, als ihre Perſon. Er fand in ihr eine Geſellſchafterin, und die zu finden, war ſein Wunſch noch faſt mehr, als eine Geliebte. Heloiſe, die gegen den Prinzen, nichts von dem, was in ihr vorgieng, verhehlen zu dürfen glaubte, entdekte ihm ohne Umſchweife, daß er nie Liebe von ihr zu hoffen hätte, liebte ihn auch würklich damahls nicht, ſondern ihre Liebe entwikkelte ſich erſt nach der Zeit.

Allein die ganze Reſidenz glaubte, Heloiſe habe ſchon ein Verſtändnis, und es würde ihren Ruf nicht gerettet haben, wenn ſie auch dann mit dem Herzog gebrochen hätte.

Was dies in Anſehung ihrer betrift, ſo hat der Herzog vorher nie Neigung gegen ſie bliken laſſen. Er hat gar nicht viel mit ihnen geſprochen, und er hat ſich alſo keinen Begriff von ihren Eigenſchaften machen können. Was er jezt an ihnen liebt, iſt ihre Perſon, das übrige muß er erſt kennen lernen, und ſind ſie ſicher, wenn er es kennen lernt, daß es ihm auch gefallen wird? Sind ſie überzeugt, daß ſie Eigenſchaften genug beſizen, einen Mann zu feſſeln, der nicht blos phyſiſche Liebe gewohnt iſt? Sind ſie überzeugt, daß ſie ſich in die Launen eines Herrſchers finden können, der oft, und mehr als ſonſt, um verdrüßlicher Umſtände willen, nicht des beſten Humors ſeyn kan? Wiſſen ſie gewiß, daß ſie ihm Abwechſelungen genug in der Unterhaltung geben können?

Und ihr Ruf, meine liebe Karina, iſt noch ganz unangetaſtet, das heißt, verſtehen ſie mich nicht unrecht, als ob auf Heloiſens Ruf das geringſte zu bringen geweſen wäre; es giebt noch niemanden, der da glaubt, ſie haben mit dem Herzog ein Verſtändniß, ſondern alle glauben bis jezt, ſie wollen ſich ganz zurükziehen. Thun ſie es, ſo denken die Menſchen, ſie haben von Anfang dieſe Idee gehabt, ſie gewinnen und werden gelobt. Kehren ſie jezt wieder zu ihm, ſo ſagt jedermann, es iſt Kunſtgrif geweſen, daß ſie ſich vorher weggewandt.

Es giebt nur eine Tugend, Karina. Heloiſens Tugend beſtand in der Aufopferung. Sie hatte etwas aufzuopfern, um in ihrem ganzen Werthe zu bleiben.

Sie haben nichts aufzuopfern, denn ſie haben noch nichts verloren.

Noch mehr. Heloiſe war gewis, daß jeder der Lieblinge des Herzogs, Ehrfurcht vor ihr hatte, denn wenn ſie dem Herzoge nicht nachgab, ſo litt jeder dieſer Lieblinge durch das mürriſche Weſen und den Verdrus des Herzogs. Wenn ſie nicht nachgeben, werden ſie wahrſcheinlich auch leiden, aber ſie leiden dann durch die Gerechtigkeit des Herzogs, und da man ſie ſonſt wohl bedauert hätte, ſo freuet man ſich jezt ihres Falles.

Heloiſens Nachgeben machte, daß die Lieblinge in ihren Schranken blieben, das Ihrige wird machen, daß ſie aus dieſen Schranken heraustreten, und wolten Sie wohl das Gewiſſen von allem den auf ſich haben, was daraus entſtehen könte?

Kennen ſie dieſe Menſchen auch genau, Karina, die ſie in ihr Nez ziehen wollen? Wiſſen ſie auch, wozu ſie ſie mit ſich zu verbinden wünſchen? Zu nichts anderm, als um den Herzog ſchwach zu machen, daß er nicht ſeinen reifen Kentniſſen, nicht der reifen Beurtheilungskraft ſeiner andern Räthe, ſondern blos ihren Anſchlägen nachgeben ſoll? Werden ſie im Stande ſeyn, dieſe Menſchen im Zügel zu halten, wie Heloiſe es that? Werden ſie im Stande ſeyn, ihre Projekte zu durchſchauen? Werden ſie über den Herzog ſo viel Macht gewinnen, daß er ihnen mehr zutraut als jenen? Und wenn ſie es nicht dahin bringen, Karina, ſo ſind ſie ſo gut wie verloren.

Sehen ſie, das ſind meine Gründe. Ich glaube, ſie ſind triftig. Sie haben ſie von einer Freundin erhalten, die ihnen gut iſt, und ſie liebt. Sie wollten ſie wiſſen, ſonſt hätte ich ſie ihnen nicht geſagt, da ich ſie aber einmahl ſagte, ſo mußte ich auch kein Blatt vor den Mund nehmen.

Ich verlange nicht, daß ſie gleich auf dem Flecke ſagen, daß ſie den Herzog vergeſſen wollen. Ueberlegen ſie ſichs. Es iſt wohl der Mühe werth. Es iſt ein glänzender Poſten für ein Mädgen, um den man ſie wirbt. Aber ſie haben beßre, mein Kind. Gerade heraus, wo Heloiſe Engel war, werden ſie nur Menſch bleiben.

Karina küßte halb erſtaunt, halb verlegen, der Dame die Hand, verſprach heilig genug, über alles nachzudenken, entfernte ſich aber nur, um zu bedenken, in wie fern ſie etwa von der Dame ſelbſt etwas zu befürchten habe, was ihrem Vorſaz entgegen liefe.

Zehnte Aufklärung.

Von den erſten Nachrichten, die die Traditoren in Anſehung der dreyerley Wirkungen erhielten, und wie ſie ſich dabey nahmen.

Noch während wir an den Fakultäts-Operationen litten, und alſo unſer Zimmer hüten mußten, kamen einige von unſern Bekanten zu uns, und ſagten uns, es werde viel Lärm von einem gewiſſen Buche gemacht werden, welches man Tridatu Stayazu, nach Eurer Sprache, dreyerley Wirkungen hieße, und in welchem von einem Karidaru die Rede ſey, der viele Aehnlichkeit mit einem Karidaru unſerer Nachbarſchaft habe, daß man Auslegungen und Gloſſen darüber gemacht, daß verſchiedene Perſonen ſich getroffen gefühlt, und ſich hätten verlauten laſſen, ſie würden die Verfertiger diedieſes Buchs aufzufinden ſuchen, würden es als eine Schmähſchrift erklären, und von dem Landesherrn Genugthuung an den Verfaſſern verlangen.

Wir wußten immer noch nicht, woran wir eigentlich waren. Zwar war uns erinnerlich, daß ihr uns bey unſerer zweyten Wiederkunft etwas von dreyerley [illegible] erzählet, erinnerlich, daß ein ſolches Buch durch unſere Mithülfe auf den Planeten Erde gekommen, aber wie wir das alles hier wieder antreffen ſollten, war uns unbegreiflich.

Wir ließen uns alſo das Büchlein holen, und laſen es, fanden zu unſerm Erſtaunen darin ſo viele Data deſſen, was ihr von uns gehört, daß wir gar nicht zweifeln konten, es muſte irgend ein anderer Exkorporal dieſes eures Büchleins Inhalt auf der Erde mitgetheilt bekommen, und um ſeines Profitgens willen es in unſre Sprache übertragen haben.

Wir erfuhren nachher zwar, daß nicht der Faktor des Büchleins, ſondern mehr der Verleger ſeinen Schnitt dabey gemacht, wie es gewöhnlich in unſerm Planeten zu gehen pflegt.

Aber, meine Herren, wie fanden wir euers Büchleins Inhalt? Das war ein wahrer Roman gegen unſre Tradition genommen. Da ſtand ſo vieles, woran wir gar nicht gedacht, es war ſo verwebt mit Wunderbarkeiten, ſo verſehen mit Seitenhieben, ſo geſpikt mit Floskeln, daß wir uns oft anſehen und überlaut lachen muſten.

So bald wir uns nur das Büchlein hatten holen laſſen, um es zu leſen, ſo hies es auch ſchon, wir hättens geſchrieben, und das ſo allgemein aus dem Munde alles deſſen, was um uns war, daß wir endlich, um nur des ewigen Fragens los zu werden, ganz frey und offen deklarirten, ja, wir wären die Verfaßer dieſes Romans.

Romans? ſchrie uns alles entgegen — Romans? ziſchelte man ſich in die Ohren — Romans? pipten die Weibergen — Romans? brumten die Baßſtimmen.

Kurz, kein Menſch wolte das Buch für einen Roman gelten laſſen, und das wars doch, und wirds in Ewigkeit bleiben, nach allen Regeln der Autorkunſt.

Es wurde aber noch viel ärger. Wir hatten geglaubt, die kleinen Korſaren von Fragern, ob wir das Buch geſchrieben, dadurch los zu werden, daß wir uns als Autoren bekanten, weil wir den beſten Vorwand hatten, da wir einmahl die Monatsſchrift, Exkorporationen ſchrieben, nun auch eines exkorporirt erhaltenen und mitgetheilten Romans uns zu rühmen.

Allein nun kamen Schwadronen von Fragern, was wir denn eigentlich damit gemeint hätten. Es unterfiengen ſich ſogar manche zu behaupten, wir hätten mit dieſen oder jenen gewiſſe Perſonen angezeigt, die ihnen gar wohl bekant wären, und die ſo genau gezeichnet wären, daß —

Sie ſtokten und wolten uns den Perioden vollenden laſſen. Wir vollendeten ihn, daß wir noch einmahl den Ausdruk Roman vor ihre Ohren brachten, und ſie recht innig erſuchten, von allem zu abſtrahiren, was nicht dieſes Wort in ſich begriffe.

Andere dachtens durch Schmeicheleyen und Lobeserhebungen zu zwingen, daß wir ihnen etwas entdekten? Allein was ſolten wir entdeken? Ihr, meine lieben Empfänger unſrer Traditionen, hattet ja geſchrieben, was ihr dabey gedacht, und euch gemahlt, und dem Publikum vorgezeichnet, das wuſten wir ja nicht. Kan man denn wohl etwas anders niederſchreiben, als was man vom Hörenſagen, oder durch ſeine Einbildungskraft erhält? Je nachdem beyde ſich formen, je nachdem wird die Darſtellung.

Zulezt kam uns gar eine Gattung Menſchen auf den Hals, die wir für Spione hielten. Sie kamen als Fremde zu uns, ließen ſich unter Benennungen melden, die wir nie gehört, fiengen an, von den Tridatu Stapazu zu reden, und nanten uns Namen dabey, die uns nie in den Sinn gekommen waren. Sie wolten Aufklärungen von uns haben, die wir nicht im Stande waren zu geben, ſie wolten Entdekungen und Erläuterungen über Perſonen wiſſen, die wir gar nicht kanten, nie geſprochen hatten, und weder von ihrem Thun noch Laſſen etwas entſcheidendes zu ſagen wuſten.

Viele machten uns die bitterſten Vorwürfe, daß wir ſo geheimnisvoll zu Werke gegangen, daß wir Dinge, die wir hätten aufdeken ſollen, nicht aufgedekt, daß wir andern die Schminke der Einkleitung nicht gerandt, daß wir Wahrheiten geſagt, und nicht ganz geſagt hätten.

Wir konten dagegen gar nichts anders anführen, als daß die gröſte Wahrheit darin beſtände, daß alles, was ſie uns da ſagten, Geheimnis für uns ſey, daß es Karaktere wären, die wir nicht entziffern könten, daß es uns leid thäte, daß ſie unbefriedigt von uns weggehen ſollen, daß aber, um ſie zu befriedigen, wir einen neuen Roman ihnen erzählen müſten, und daß die Folgen dieſes Romans bereits ſo ſichtlich nachtheilig für unſre Geſchäfte wären, daß wir bald öffentlich erklären, es ſey ein Roman und uns jede Anmerkung darüber verbitten würden.

Andre ſchikten gar zu uns, und lieſſen uns wiſſen, wir mögten ſie beſuchen, um von ihnen Aufklärungen über unſerm Roman zu erhalten. Das war uns am allerlächerlichſten, daß andre uns Aufklärungen über ein Buch geben wolten, welches wir unſrer, oder vielmehr Eurer Einbildungskraft zu verdanken hatten, als ob andre wüſten, was kein Menſch wuſte.

Indeſſen wurde des Dinges doch ſo viel, daß wir nach gerade einſahen, wir könten wohl durch die voreiligen Urtheile und Auslegungen der Menſchen gezwungen werden, eine gerichtliche Ausſage des Büchleins wegen von uns geben zu müſſen, und wir fielen in dem Augenblik darauf, in einer kommenden Exkorporation Euch zu bitten, daß ihr doch ein wenig Wahrheit über alles verbreiten möchtet, was wir Euch geſagt, und woraus ihr eben dieſe Skizze geriſſen, damit, wenn die Fortſezung der dreyerley Wirkungen bey uns erſchiene, unſre Unſchuld ganz klar an den Tag käme, und nicht mehr bezweydeutigt würde.

Sechſtes Licht.

Dem billigen Verlangen können die Autoren unmöglich widerſtehen.

Leuten, die uns ſo viel zu gefallen geſucht, ſo wie dem Verleger Geld und dem Publikum Freude gebracht, können wir einen ſolchen Dienſt unmöglich abſchlagen.

Wir geſtehen alſo hier, daß das aus den hunderterley Skizzen von Erzählungen, die die Herren Traditeren (denn was läßt ſich in ſo vielen Tagen nicht alles erzählen) uns gemacht, blos ein abgerißnes Stük iſt, welches wir mit Hülfe unſerer Einbildungskraft bearbeitet haben, daß ſie auf daſſelbe vielleicht am allerwenigſten Acht gehabt, und es keiner ſo genauen Aufmerkſamkeit gewürdigt, daß der gröſte Theil deſſen, was wir geſchrieben, nicht einmahl ihre Tradition, ſondern unſre Erfindung iſt, und daß wir unſrer glüklichen Einbildungskraft vielen Dank abſtatten, daß ſie das Publikum ſo wohl unterhalten.

Um aber auch zu beweiſen, was wir hier ſagen, ſo melden wir unſern Leſern hiermit, daß die Traditoren aus dem Planeten Hidalſchin waren. So iſt der Name, den ſie ihrem Weltkörper geben, allein da ſie weder ſeine Lage, noch ſeine Nachbarſchaft uns ſo verſtändlich machen konten, daß wir einen uns bekanten Stern daraus derivíren können, ſo bleibt der Planet Hidalſchin einer von den uns unbekanten Sternen, deren wir ſo viele tauſende am Horizont flimmern ſehen.

Sie ſprachen von Kajetuſen, von Hidalequitſen, von Karidarus, von Liblipitinen, von Pygminikeigen, lauter regierenden Herren, und von allen dieſen erzählten ſie Geſchichten, von denen wir vermöge des Raums, den wir zu Ideen in uns ſpüren, und vermöge der Menge Papier, die troz dem Fleiße der Makulaturfabrikanten noch exiſtirt, hundert Bände voll ſchreiben könten.

Daß wir alſo gerade einige data von dieſem Karidarn ergriffen, iſt ein Zufall, den wir dadurch wieder gut machen, daß wir von allen übrigen auch etwas erzählen wollen, welches, ſo wir Geſundheit, Leben, Denk- und Fingerkraft behalten, in den Exkorporationen, die wir tradiren wollen, zur Würklichkeit gebracht werden ſoll.

Und ſomit, dächten wir, hätten wir dem Verlangen der Traditoren Genüge geleiſtet, empfehlen uns wieder zu Gnaden, und laſſen ſie auftreten.

Eilfte Finſterniſs.

Vom Auszuge der Meynungen zum Unterricht der Jugend.

Es iſt nicht ganz ruchtbar geworden, ob der Meynungsrichter oder ein anderer den erſten Einfall hatte, daß der kurze Auszug der Meynungen, der zum Gebrauch für die Jugend beſtimt war, nicht ſo beſchaffen wäre, wie er eigentlich ſeyn ſolte, daß er ſich die Idee gemacht, es könne ein beßerer exiſtiren, und daß er einen Plan zu einem beßern entworfen.

Daß das ganze Werk, ehe es noch angefangen wurde, um der Gewißheit willen, daß man nicht mit vergebner Arbeit ſtecken bliebe, dem Herzoge zum Vortrag kam, iſt ſehr natürlich. Der Herzog hörte alles, was man ihm darüber ſagte, an, und da dies im redneriſchen Stil, auf der beſten Seite, mit Vorſtellungen der allgemeinen Nuzbarkeit begleitet, vorgetragen wurde, da das Gemählde nichts weniger darſtellte, als daß die Kinder dadurch auf einmahl zu guten Meynungsbürgern gezogen werden ſolten, da der Reiz der Neuheit ihnen mehr Luſt und Liebe dazu einflößen ſolte, ſo vergönte der Herzog ſehr gern, daß man ſich bemühte, ſeinem Lande nüzlich zu ſeyn, verſprach alles beyzutragen, um dieſen Auszug der Meynungen zu unterſtüzen, und wenn er nach der Approbation des ganzen Obermeynungskollegii des Landes den verſprochenen Werth enthalte, ihn durch einen Befehl in allen kleinern Meynungslehrer-Diſtrikten einzuführen, den alten Auszug hingegen zu verbieten.

Daß der Herzog dies in der beſten Abſicht von der Welt that, iſt unläugbar. Was konte edler, was nuzbarer für ſein Land ſeyn, als etwas gut zu heißen, was gleich von der zarten Jugend an, ſeinen Unterthan zum rechtſchaffenen Mann bilden, und ihn die reinſte Moral gleichſam eintrichtern, und mit Luſt und Freude, nicht zwangsweiſe eintrichtern ſolte.

Auch kam hierzu, daß ſelbſt die Meynungsräthe, und andre der Sache gewachſene, und in den Meynungen wohl erfahrne Männer, ſehr oft wider vieles deklamirt hatten, was dem bisher gebrauchten und beſtätigten Auszuge einverleibt war, und was ihrer Meynung nach nicht am rechten Orte geſagt, auch nicht recht vorgetragen ſey. Daß man alſo über den bisherigen Auszug klagte, wuſte der Herzog, warum ſolte er einem beßern nicht Raum laſſen.

Der Herzog hatte ſich wahrſcheinlich auch, um ſo mehr, da er von der Einwilligung des Kollegii ſprach, eingebildet, das Kollegium würde dabey mit zu Rathe gezogen werden, er hatte um ſo mehr gar keinen Zweifel, daß der zu beſorgende Auszug nicht ein wichtiges, und auf ewige Zeiten für ſeine Regierung lob- und merkwürdiges Unternehmen ſey.

Nun gieng es alſo an die Bearbeitung dieſes Auszugs. Der den Auftrag dazu erhielt, ſoll ein Mann geweſen ſeyn, der der Sache gewachſen war, dem nichts nachzureden, als ob er nicht einen ſolchen Auszug aus Meynungen und Gründen zu machen müſte, der mit allem bekant war, was in den Meynungen pro und kontra geſtritten, beſtritten, und entſchieden worden.

Dieſer Mann ſoll ſich hingeſezt, und nach ſeinem beſten Wiſſen und Gewiſſen einen Auszug aus dem allen gemacht haben. Er ſoll dieſem Auszug das

Siegel der vollkommenſten Heiligkeit aufgedrukt haben. Er ſoll behauptet haben, er wolle etwas arbeiten, was ſchlechterdings kein Menſch bekritlen könte, ſondern von dem jedermann behaupten müſte, es enthielte den reinſten, geradeſten, vollkommenſten Weg zur allgemeinen Glükſeeligkeit.

So wie der Aufzug fertig war, bekam ihn der Herzog. Nicht genug, daß er ihn las, er ließ ſich entweder von dem geheimen Verfertiger oder von deſſen Stellvertreter jeden Punkt noch einmahl verleſen, auseinanderſezen, erklären, ließ ſich da ein Kollegium über Frömmigkeit und Moral halten, ſahe vollkommen ein, wie recht die Leute hatten, und wie der Aufzug die Quinteſſenz von allem enthielte, was den Menſchen zu einem Himmelskompetenten auf Erden ſchon machen konte.

Der Herzog freute ſich nicht wenig, daß er nun in den Hidalſchins-Bürgern die erſten frühreifen Himmelsgenies haben, einſt auftreten und ſagen könte: Bey mir war fromme Moral mehr zu Hauſe als irgendwo. Er gab ſogleich Befehl, daß man den neugefertigten Aufzug 50000 mahl vervielfältigen, und zur Bekantmachung austheilen ſolte. In der Eil vergaß der Herzog, daß er die Einwilligung des Obermeynungskollegii des ganzen Landes zur Bedingung gemacht, welches ihm zu vergeben war, da der Verfertiger ſelbſt ein Mitglied davon geweſen ſeyn ſoll, und der allergeheimſte Operateur, der bekannt werden ſollenden Operationen machte die beſtellte große Vervielfältigung ſo ſchnell, als es ihm nur immer möglich war, indeſſen die Herren des Kollegii immer nicht wuſten, was im Werke war, da ſie doch allerdings daran theilnehmen muſten, wenigſtens es nur vom Hörenſagen hatten.

Siebentes Licht.

Der Herzog und die hohe Dame nicht in Harmonie mit einander.

Indeſſen hatte Beliwald von Karinen wieder erfahren, was die alte Dame für eine Epiſtel auf ihren Antrag ihr zurückgegeben, und da Karina nicht alle Aufrichtigkeit beobachtet, und er dadurch nicht im Stande war, das Ganze zu überſehen, ſo gab er dem Frauenzimmerchen den Rath, dem Herzoge zu antworten, daß er ſich an die Dame wenden, und von ihr Erkundigung ihrentwegen einziehen mögte, weil ſie eine weitläuftige Unterredung mit ihr über dieſen Punkt gehabt.

Karina erſchrak über dieſe Zumuthung, und nahm ſich auch die Freyheit, einige Remonſtrationen dagegen zu machen. Aber Beliwald widerlegte dieſe auf die einleuchtendſte Art von der Welt. Der Herzog, ſagte er, wird bey ihrer Aufforderung glauben, er habe gewonnen Spiel, weil das bey Heloiſen der Fall war. Er wird nicht ſäumen ſich zu der Dame zu verfügen. Dieſe wird gegen ihn eben ſo aufrichtig ſeyn, wie ſie es gegen ſie geweſen. Er, anſtatt abgeſchreckt zu werden, wird wähnen, der einzige Grund der Weigerung liege in der Dame, und wird ihnen nicht den kleinſten Antheil daran zutrauen. Er wird ſie wegen der Folgſamkeit gegen die Dame noch lieber gewinnen. Ich werde ihn aufmuntern, daß er ſie nun erſt als die Perſon betrachten ſolle, die für ihn ſich ſchike. Ich werde gerade der Dame Betragen zum Grunde legen, warum er ſie wählen

ſolſelle, und was ſie ferner zu thun haben, werden ſie von mir erfahren.

Beliwald hatte recht. Er hatte jezt bereits viel gewonnen. Er hatte nicht nur die Abſicht erreicht, daß der Herzog ihn für ganz uneigennüzig bey der Sache hielt, ſondern auch die, daß er ihn bitten müßte. An wen ſolte er ſich wohl wenden. Vom Bedienten war die Scene weggelenkt. Durch Karinens Brief bekam ſie eine andre Ausſicht.

Karine ſchrieb auf die wiederholte ſchriftliche Erinnerung des Herzogs, ihn nicht in einer Ungewißheit zu laſſen, die ſeinen ohnehin ſchon ſtarken Mißmuth nur vermehrte, daß ſie der Dame ihre Geſinnungen eröfnet, und von ihr eine lange Erklärung in dieſer Wahl erhalten habe, nach welcher ſich zu richten, ſie ſich gemüßiget ſähe, und daß er wahrſcheinlich das nähere von ihr ſelbſt ſchon erfahren.

Der Herzog erhielt dieſe Nachricht mit einem ausnehmenden Entzüken, und beſchenkte den Ueberbringer ſehr reichlich: er glaubte gewonnen Spiel zu haben, er wußte, der Dame Einfluß auf Heloiſen hatte alles bewirkt, er wähnte, der Mangel des Zutrauens von Seiten des Mädgens habe die Dame damahls vor den Kopf geſtoſſen, und nun, da dieſe Schwierigkeit gehoben ſey, würde ſie die andre auch ſchon zu heben gewußt haben. Er flog, um ſeine zweyte Geliebte aus ihren Händen zu empfangen.

Sprechen ſie mein Urtheil, ſagte er, aber es kan nicht anders als gut ausfallen. Schon einmahl waren ſie meine Retterin, ſie werden es wieder ſeyn. Karina hat mich an ſie gewieſen.

„An mich gewieſen? Das wundert mich. Mündlich an mich gewieſen?“

„Nein, ſchriftlich. Hier haben ſie ihren Brief. Ihre Geſinnungen —

„Wenn das, was ſie bey mir davon gezeigt hat, ihr Ernſt iſt, und nach dieſen Zeilen muß ich das ſo verſichern, ſo geben dieſe Geſinnungen ihnen nicht die geringſte Hofnung.“

Nicht die geringſte Hofnung? Sie erſchreken mich in der That. Wie könte das möglich ſeyn?

„Hören ſie mich, und ſie werden es möglich finden. Ich habe Karinen das geſagt, was ich jezt ihnen ſagen werde. Karine iſt keine Heloiſe. Laſſen ſie mich nicht entwikeln, warum ſie das nicht iſt. Sie wird ihnen nie das werden können, was ihnen Heloiſe war. Auf dieſes Warum? könte ich antworten, weil Karina für ſich wird leben wollen, Heloiſe für ſie blos lebte.

Sie täuſchen ſich, Fürſt. Glauben ſie mir es, ſie täuſchen ſich. Daß ſie eine Leere fühlen, da ſie Heloiſen verloren, das glaub ich; daß dieſe Leere noch nicht erfüllt iſt, das bin ich überzeugt; daß ſie aber auf dem Wege waren, ſie auf eine herrliche große ſchöne Art zu erfüllen, das iſt ſo gewiß, als es iſt, daß ſie all die Schritte wieder zurükthun, wenn ſie Karinen zu ihrer Geſellſchafterin wählen. Wüßte ich, es wäre Ihr Glük, Fürſt, warum es Ihnen verſagen? Wenn ich aber weis, es iſt Ihr Unglük, wenn ich ſie auf dem Rükwege von allem Guten ſehe, was ſie bis jezt angefangen — warum heucheln, warum mit andern, die, um Ihnen nach dem Munde zu reden, Ihren Vorſaz loben, Ihnen die Wahrheit verhehlen?

Ich glaube, und was ich glaube, muß ich Ihnen ſagen, daß es ihr Volk beunruhigen wird, wenn Sie wieder eine ſolche Wahl treffen! Man erwartet Sie jezt ſich blos den Regierungsſorgen widmen zu ſehen, und man iſt himmliſch entzükt deswegen. Wolten Ew. Durchlaucht die Freude ſtören?

Der Herzog hatte nicht geglaubt, daß die Dame ſich in politiſche Unterſuchungen ſeiner Lage einlaſſen würde. Er glaubte auch innerlich, daß das zu weit gegangen wäre, allein er wolte es doch mit ihr theils nicht verderben, theils hegte er Ehrfurcht gegen ſie, die ſie auch wohl verdiente. Eine Perſon, die er als Mutter betrachten konte, wolte er nicht beleidigen, und ſchwieg dazu.

Sie erzehlte ihm nun noch alles, was ſie vorher Karinen geſagt hatte, zog ihm eine noch weit ſchärfere Parallele, die er aber ihrer Partheylichkeit für Heloiſen zuſchrieb, die bey ihm leider nun ganz ins Stecken gerathen war.

Sie betheuerte darauf noch, daß ſie bey Karinens Abſchiede nicht ſie dieſer Standhaftigkeit fähig gehalten, daß das ihr eine weit beſſere Idee von ihr beybrächte, und daß ſie um deſto mehr den Herzog erſuchte, ſie nicht weiter in die Verſuchung zu führen, ſondern bey dem einmahl gefaßten Vorſatze ſie beharren zu laſſen, da ſie bey jener Veränderung nicht glüklich ſeyn würde und könte, weil ſie nicht Meiſterin ihrer Wünſche und ihres Verhaltens wäre.

Der Herzog konte ſich nicht recht von dem plözlichen Uebergange ſeines Wunſches und der entgegengeſezten Wirkung erholen, er ſagte alſo gar nicht vielmehr, und verlies die Dame zwar nicht unwillig, aber doch ziemlich verlegen, wegen deſſen, was geſchehen war.

Achtes Licht.

Die Dame thut einen Schritt, und giebt Karinen einen Rath, der plözlich in dieſer einen feſten, obwohl nicht ganz ehrlichen Entſchluß zuwegebringt.

Wie der Herzog ſich entfernt, überlegte die hohe Dame noch einmahl alles was vorgefallen war, alles, was ſie gethan und unterlaſſen hatte. Es war ihr wirklich einigermaſſen empfindlich, daß man geglaubt hatte, ſie würde ſich einer ſolchen Sache auch

nur

zu unterziehen, daß man nicht auf den Unterſchied gedacht hatte, der zwiſchen Heloiſen und Karinen ſtatt fände, daß man das Verhältniß, welches zwiſchen ihr und Heloiſen ſtatt gefunden, die ſie faſt als Tochter geliebt, ja wenn es eine Liebe giebt, die Mutterliebe übertrift, mehr noch geliebt, ſo ganz aus der Acht gelaſſen.

Da man ihr nochmahls eine ſolche Propoſition machte, ſo muſte man nothwendig glauben, daß ſie wider die Sache ſelbſt keine Grundſätze habe, ſondern ſie ſehr leicht vergeben, und als ein nothwendiges Uebel anſehen müſte, und das war der Fall doch gar nicht, denn ſie ſahe ſie, als ein ſehr entbehrliches Uebel an, hatte auch Erfahrungen und Beweiſe vor ſich, womit ſie alle diejenigen, die ihr widerſprechen wolten, hätte überführen können.

Sie fand alſo nach genauer Ueberlegung, daß ſo treu und gut ſie damahls für die Lage des Herzogs und Heloiſens, für die Lage des ganzen Landes gehandelt, ſo gut habe ſie jezt für ihre Grundſätze gehandelt, und werde ſich nie einen Vorwurf darüber zu machen haben, daß ſie der Verbindung etwas in den Weg gelegt.

Sie würde auch, ohne einen Schritt weiter zu thun, ſich beruhigt haben, wenn ſie nicht gewähnt hätte, daß Karina es völlig ernſtlich meine, und wenn ſie nicht gefürchtet, man mögte das Mädgen würklich noch überliſten, und troz ihres Entſchluſſes zu des Herzogs Willen bringen.

Sie dachte alſo auf ein Mittel, das zu verhindern, und es fiel ihr ein, daß ſie eine Perſon ins Spiel bringen könte, welcher unendlich mehr daran gelegen ſeyn müßte, daß Karina tugendhaft bliebe.

Es war aber dieſe Perſon von ihrem Rang und Würden, und ſo wie Heloiſe, ihrer genauern Aufſicht übergeben geweſen, oder ſie hatte vielmehr ſie ſich zur Pflegetochter gewählt, ſo war der Fall mit Karinen und dieſer andern Dame.

Sie konte theils aus des Herzogs ſtummen Weggehen, und nicht ganz gethanenen Erklärung, und nicht ganz befriedigten Miene ſchließen, daß das Aufgeben ſeiner Wünſche eben nicht Zwek und Entſchluß bey ihm ſeyn mögte, ſie konte ſich einbilden, daß er ſie nach der von ſich gegebnen trokenen Erklärung nicht weiter behelligen würde, und da ſie für Karinens Leichtſinn zitterte, den ſie durch einen

Anlaß von Tugend und Dezenz nur zurükgeſcheucht hielt, ſo machte ſie noch deſſelben Tages der andern Dame einen Beſuch, leitete das Geſpräch auf den Herzog, nante Karinens Namen, und hatte dieſen kaum ausgeſprochen, als die Dame ſchon ängſtlich genug bat, ohne Umſchweife ihr jeden Aufſchluß deswegen zu geben, weil ſie nun bereits das ſchlimmſte fürchtete.

In Anſehung des Karakters Karinens, waren die Damen, nachdem alles vorhergeſchehene völlig abgehandelt war, vollkommen übereinſtimmend, nicht aber in Anſehung des Ernſtes der Aufführung derſelben. Die jüngere Dame behauptete, wie aus einem Ahndungsgeiſte, ſchlechterdings Karine verſtelle ſich, während, daß die ältere ſie bat, nur nicht lieblos ſie zu beurtheilen, ſondern zu glauben, daß in dem Herzen eines wohlgezogenen Frauenzimmers, wenn auch vom Geiſte des Hofes verdorben, doch immer noch keine Geſinnungen ſtatt finden könten.

Die jüngere Dame war in der That wegen dieſer Nachricht äuſerſt verlegen. Sie ſagte, ſie wüſte beſſer als die ältere, was der Herzog ſeit Heloiſens Tode gewonnen, nicht um Heloiſens Todes willen gewonnen, denn ſie würde das nehmliche in ihm hervorgebracht haben, da ſie ihre ganze Laufbahn an ſeiner Seite ſo vernünftig eingerichtet. Allein, da ſie einmahl zum Opfer des Todes beſtimmt geweſen, ſo hätte doch die Veränderung beim Herzoge nicht leicht glüklicher ausfallen können, als ſie würklich ausgefallen ſey, und daß Karina, wenn ſie auch nichts dazu beytrüge, das über den Haufen zu werfen, doch nicht beytragen würde, in dieſem Syſtem ihn zu erhalten, das wäre ganz ausgemacht.

Kurz, ſie war der Meynung, man müſte ſich aufs äuſerſte bemühen, dieſe Verbindung, bey welcher gar nicht an Verbeſſerung zu denken ſey, aus dem Wege zu räumen.

Die beyden Damen nahmen alſo die Abrede, daß die ältere Karinen zu ſich rufen laſſen, ihr vorſtellen ſolte, was ſie dem Herzoge für eine Antwort gegeben, ihr zugleich ſagen ſolte, daß ſie der jüngern der Geſchichte ganzen Lauf mitgetheilt, und daß dieſe nun als Mutter ihr beyſtehen würde. Ueber den Erfolg wolten ſie nicht einmahl etwas muthmaßen, da beyde in ihren Ideen von Karinen verſchieden waren.

Die ältere Dame hielt rühmlich Wort. Den andern Morgen lies ſie Karinen rufen, noch ehe dieſe Botſchaft vom Herzog, oder von Beliwald erhalten. Wie ſie erſchien, entdekte ſie ihr ihr ganzes Geſpräch mit dem Herzoge, und alles, was ſie ihm geſagt, daß ſie ihn ermahnt hätte, ſie, Karinen in der Tugend zu laſſen, welcher ſie treu bleiben wolte, ſie war aber auch offenherzig genug, hinzuzuſezen, daß der Herzog wenig von ihrer Unterhaltung erbauet geſchienen, und ſich etwas verdrieslich entfernt.

Und das war es, was Karinen für die Angſt ſchadlos hielt, in welche ſie die erſten Erläuterungen der Dame verſezt hatten, und die ſie mit Mühe zu verbergen, Macht genug behielt.

Aber wie vermögen wir das Erſtaunen derſelben zu beſchreiben, als die Dame mit der zweyten Eröfnung herausrükte, daß ſie der jüngern Dame die Sache zur Wiſſenſchaft gebracht, und ſie ihr anbefohlen hätte.

Nicht ganz konte Karina ſie alles endigen laſſen, was ſie ihr zu ſagen hatte. Ums Himmelswillen, meine theureſte, rief ſie aus, in welches ungleichbare Elend, in welches Unglük haben ſie mich geſtürzt?

Das ich nicht wüſte! erwiederte die Dame kalt und ruhig, denn das Betragen Karinens hub an, die Muthmaßung der jüngern Dame zu beſtätigen, daß Karinens Herz der Verſtellung gegen ſie Raum gegeben.

Wenn ſie, verehrungswürdige Frau, fuhr Karine, ſo gemäſigt, als es ihr möglich war, fort, wenn ſie nur bedenken wolten, wie ſtrenge dieſe Dame in Anſehung weiblicher Reinigkeit iſt, und wie ſie mir es zum Verbrechen anrechnen würde, wenn ſie nur wüſte, daß der Herzog an mich geſchrieben, nur wüſte, daß er Abſichten auf mich hätte, nur Anträge gemacht oder machen laſſen.

Kind, ſie reden, wie ein Kind, oder wie ſoll ich ſonſt ſagen — Glauben ſie mir, was Reinigkeit der weiblichen Seele betrift, ſo iſt ſie mir eben ſo heilig, als dieſer Dame, die ſie vielleicht mehr fürchten, weil ſie zittern, daß ſie mehr Gewalt über den Herzog haben möchte. Was die Entdekung betrift, ſo glauben ſie mir nur ganz ſicher, daß es weit beſſer für ſie iſt, die Dame hat die Schritte durch mich erfahren, als durch andere, wo ſie ihr gewis von einer häslichen Seite vorgeſtellt wären, wo ſie ſich nicht die Mühe mehr würde genommen haben, ſie zu retten.

Hätte die Dame freylich gewußt, daß ein ſolcher Fall Karinen äuſſerſt willkommen geweſen wäre, ſo hätte ſie ſich auch nicht die Mühe gegeben, ſich ſo für ſie zu intereſſiren, wie ſie es that.

So aber predigte ſie ihr noch eine ganze Weile über die Glükſeligkeit, die ſie dadurch über ihre Lage ausgegoſſen, über die Freymüthigkeit, mit welcher ſie izt dem Herzoge ſelbſt entgegen treten könte, da ſie den Schuz und die Vertheidigung einer ſolchen Perſon vor ſich habe.

Wenn ſie Karinen dadurch auch nicht im geringſten erbauete, ſo gab ſie doch ihr Zeit und Gelegenheit ſich zu faſſen, und zu bedenken, was ſie thun wolte. Sie beſchloß auch während dieſer Predigt, beyden Damen ihre Beſſerung oder vielmehr ihre ganz reine Denkungsart ſehen zu laſſen, indeß ſie auf der andern Seite jeden Wunſch beſchleunigen wolte, der in ihrem Herzen lag. Sie faßte ſich ſo ſehr, daß ſie der Dame innig genug für die gegebnen Lehren und ihre Vorſprache dankte.

Es bleibt uns hier über die Geſchichte eine kleine Deke, die wir nicht zu enthüllen vermögen: wir wiſſen nehmlich nicht, wem Karine gleich nachdem ſie die Dame verlaſſen, Nachricht ertheilt, daß ihr Entſchluß ſey, ſich dem Herzoge zu ergeben, und die ſeinige auf ewig nach ſeinen Wünſchen zu ſeyn.

So viel wiſſen wir, daß ſie kaum, da dieſes fort war, zur jüngern Dame zu einer Unterredung gerufen wurde, die zu wichtig iſt, als daß wir ſie nicht gleich folgen laſſen ſollen.

Eilfte Aufklärung.

Warmes Gutmeinen und Theilnehmung auf einer, und unbezwingliche Verſtellung auf der andern Seite. Dies lezte muß man, aber ohnſchwer, errathen.

Die jüngere Dame hatte es nicht erwarten können, bis Karina ſelbſt zu ihr kam, ſondern ſie hatte acht geben laſſen, wenn ſie die ältere Dame verließe, um gleich nach ihr zu ſchiken. Das geſchah. Dieſe jüngere Dame war, wie der Leſer ſich nach dem, was eben geſagt worden, ſchon abſtrahiren kan, eine nahe Befreunde des Herzogs, und hatte gewiße Rechte auf ihn, vermöge deren ſie ſich ein Wort bey ihm erlauben durfte. Sie ſtand in noch genauerer Verwandſchaft mit dem Prinzen, der wahrſcheinlich nach ihm das Land regieren würde, wenn ſein jüngerer Bruder ihn etwa nicht überlebte. Sie hatte auſſerordentlich viel Anhänglichkeit für den Herzog, und hatte bey Heloiſens Schritte ein ſehr ſcheeles Auge auf die ältere Dame geworfen, welches ſich aber wieder in gütige Blike verwandelt, wie ſie ſahe, daß dieſer Schritt von ſo glüklichen Folgen wär.

Sie hatte ſich ſogar einigemal Heloiſens bedient, um verſchiedene Dinge beym Herzog durchzuſezen, warum ſie ihn ſelbſt nicht gern anſprechen wolte — Dinge — doch was kümmert uns all das Weſen bey Hofe, was ſo vielen Veränderungen, Verdrieslichkeiten, und Schleifwegen, um Annehmlichkeiten daraus zu ſchaffen, ausgeſezt iſt.

Sie bedauerte Heloiſen aufrichtig, da ſie ſtarb, und ſie glaubte würklich, daß es ein Verluſt für den Herzog wäre, der ihm nicht erſezt werden könte. Sie zitterte gleich anfangs dafür, daß er darauf denken mögte, die Stelle zu erſezen, und daß ſie dann mit einer Perſon erſezt würde, die ihm nie das ſeyn konte, was Heloiſe ihm geweſen.

Wie aber alle dieſe Verſuche fehlſchlugen, die ſie offenbar gemacht ſahe, um dieſen Poſten zu beſezen, wie ſie gewahr wurde, wie wenig der Herzog ſich dazu zu lenken ſchien, wie ſie ſahe, daß er ſich in andre Beſchäftigungen einzulaſſen ſchien, da wuchs ihr Muth, und ſie machte ſich ein Vergnügen daraus, ihn durch verſchiedene Anſpielungen auf dieſer Bahn zu beſtärken, und ihn ſelbſt oft von Heloiſen zu unterhalten, damit ihr Andenken nicht verlöſchen, und wenn man ihm ja einen neuen Vorſchlag machte, er den Abſtand zu augenſcheinlich finden mögte, um ihn nicht gleich zu verwerfen.

Bey dem jezigen Fall aber war ihr alles bedenklich. War Karine auch nach ihrer Meynung keine Heloiſe, ſo war ſie doch für den Herzog eine gefährliche Perſon, um ſo gefährlicher, da ihr Karakter ihr als eitel und ehrgeizig bekant war, da, wenn ihr Ehrgeiz einmahl eine falſche Richtung bekäme, ſie ihn auf einer falſchen Seite zu befriedigen nicht ermangeln würde, daß ſie alsdenn alle Federn in Bewegung ſezen würde, um zu herrſchen, und des Herzogs Willen nach ihrem Wohlgefallen zu lenken.

Das, und die Vorliebe, die die Dame für den Herzog hatte, machten, daß ſie ſich der Sache ſo eifrig annahm, als wäre ſie ganz ihre eigne, als würde ſie dadurch beeinträchtigt, und wir werden ſehen, daß das in der Folge ſo weit gieng, daß es für möglich zu halten geweſen wäre.

Zarina war im Taumel, als ſie gerufen wurde. Das eben von der ältern Dame gehörte, die Erwartung deſſen, was ihr bey der jüngern Dame bevorſtand, der eben gefaßte raſche Entſchluß, alles das machte, daß ſie kaum mehr wuſte, was ſie that, und daß ſie mit einer ſichtbaren Zerſtreuung zu der Dame kam, die dieſe aber zu ihrem Glüke im ſtrengſten Verſtande zu ihrem Beſten auslegte.

Sie wurde von ihr umarmt, wie ſie eintrat und ſich ihr zu Füſſen werfen wolte.

Kommen ſie, beſtes Kind, ſagte die Dame, kommen ſie, und nehmen ſie in meinem Buſen den Dank und die Verſicherung, daß ihr Gefühl ſchön iſt. Gewis dieſe Miene, dieſe Verlegenheit, dieſes ſchüchterne Weſen ſagt mir, ſie haben meine und ihre Freundin gern angehört, haben ſie mit Wohlgefallen angehört, haben Gehör gegeben ihren Ermahnungen, und werden meinen Wünſchen auch Gehör geben.

Welch ein Stein war von Karinens Herzen gefallen? Sie glaubte mit Vorwürfen empfangen zu werden, und ſahe ſich mit liebevoller Umarmung umſchlungen. Was konte ihr fehlen. Sie durfte ja nur Worte wählen, die dieſem gleichſtimmig waren, wenn Herz und Seele auch nichts wuſten.

Ja, meine Beſte, meine Wohlthäterin, meine Beſchützerin, ich liebe ſie, ich verehre ihre Freundin. Ich habe alles gehört, was ſie mir geſagt hat, und mein Herz iſt voll davon. Ich ſehe die Laufbahn, auf welche ich geleitet worden bin, als verderblich für mich an. Ich will mich ihr entreiſſen. Sie ſollen ſehen, daß man in meinen Jahren ſtandhaft ſeyn kan, wenn man will.

Wenn der Erfolg nicht dieſem ſo ganz widerſprochen hätte, wenn Karina nicht jeden, auch den geringſten Verſuch unterlaſſen hätte, es dahin zu bringen, ſo würden wir glauben, daß Aufnahme und Ausdruk der jüngern Dame, ihr wenigſtens auf einen Augenblik andre Geſinnungen eingeflößt, und daß ſie dieſe Worte, die ihr ſo ſehr von Herzen zu gehen ſchienen, wirklich aus dem Herzen geſprochen, und nachher ihren Vorſaz wieder geändert. Aber, wenn wir ſie ſchon nicht ganz verdammen wollen, ſo können wir doch unmöglich glauben, daß ſo ſchnelle Veränderungen im menſchlichen Herzen vorgehen können, ohne daß wenigſtens einige Aeuſſerungen ſich deswegen zeigen ſolten.

Die Dame war beynahe ganz zufrieden geſtellt. Wenn man gar zu gern glauben mögte, ſo glaubt man gar zu leicht, und ſo dachte ſie, nachdem wie Karine ſich izt erklärt, würde ſie das vollends kuriren, was ſie ihr jezt vorzutragen im Sinn hatte.

Glauben ſie nicht, liebes Mädgen, ſagte ſie, daß, wenn eine Verbindung mit dem Herzoge ſie würklich glüklich machen könte, ich ihnen davon abrathen würde. Kein Vorurtheil hält mich. Was man einmahl geſehen hat, das fällt einem ſo ſehr nicht auf, und was man einmahl zu ertragen Gelegenheit gefunden, deſſen Wiedererſcheinen kümmert einen nicht ſo ſehr. Ob ſie den Plaz behaupteten, den Heloiſe behauptet hatte, oder ob es eine andre wäre, das könte dem Ganzen gleichgültig ſeyn, wenn das Ganze nicht darunter litte. Heloiſe hätte lange leben können, und es würde keine Unannehmlichkeit für irgend jemand daraus entſtanden ſeyn. Sie oder eine andre hätten gleich nach Heloiſens Tode deren Stelle einnehmen können, und man hätte geglaubt, das iſt einmahl nicht anders, und hätte ſich darein gefunden. Auch wäre, wenn keine mit weitern Prätenſionen um ſich gegriffen hätte, als Heloiſe, daran weiter nichts verſehen geweſen.

Aber man iſt einmahl jezt überzeugt geworden, der Herzog könne ohne eine Favorite leben. Er hat Beweiſe gegeben, daß er zu einem regelmäßigen Leben zurükkehren kan. Es iſt, glauben ſie mir es, wenn ſie es meiner würdigen Freundin nicht glauben wollen, es iſt nicht ſeiner Seele erſtes Wollen, daß er ſich um ſie bewirbt. Es iſt Antrieb von andern, die das Feuer in ihm auflodern laſſen. Es iſt erweckte, nicht erwachte Liebe. Es kan verlöſchen der Funke, der für ſie brennt, und ſie können ihm nicht einmahl Vorwürfe machen, denn ſie waren nicht der Grund, daß er ſich entzündete.

Karina hörte das alles mit ſichtbarer Gelaſſenheit an, und dieſe Gelaſſenheit betrog die Dame vollends. Sie wurde für Karinen eingenommen, wie ſie erſt gegen ſie eingenommen geweſen war.

Sie verlangte von Karinen das Verſprechen, daß ſie nichts ohne ihr Vorwiſſen unternehmen, daß ſie ſie zu Rathe ziehen wolte, es möchten ihr auch Anſchläge gegeben werden, von welcher Seite es nur kommen könte. Selbſt, wenn der Herzog ihr zuſezte, mögte ſie aus nichts ein Geheimnis machen, was er ihr ſagte. Karina verſprach das alles.

Wie die Dame zum erſtenmahle wieder zu ihrer ältern Freundin kam, meinte ſie, ſie glaubte doch wohl, daß Karina widerſtehen könte, und daß dießmahl dem Herzoge das Projekt, welches nicht von ihm ſelbſt herrühre, wieder aus dem Kopfe zu reden ſey.

Die ältere Dame, die wider Vermuthen, wir wiſſen nicht warum, ihre Geſinnungen umgeſtimmt hatte, tröſtete ſich damit, daß ſie wenigſtens beyde gethan, was in ihren Kräften ſtände, um die Sache zu hintertreiben.

Zwölfte Finſternis.

Kömt zwar nicht unverhoft, aber doch immer ganz ſonderbar.

Unſre Traditoren machten in Karinens Geſchichte eine kleine Pauſe, um wieder zu ihrer eignen überzugehen. Was ſie ſich prophezeyet hatten, traf richtig ein. Wenig Tage, nachdem der Gedanke in ihnen aufgeſtiegen war, daß der Ruf von der Partialität ihres Buches, wohl ihnen eine Nachfrage zuwegebringen könte, wurden ſie würklich beſchieden, vor einer niedergeſezten Kommißion zu erſcheinen, und daſelbſt Red und Antwort zu geben, von einem Buche, Tribatu Stapazu genant.

Sie weigerten ſich auch keinesweges zu erſcheinen, und auf die Frage, die man ihnen vorgelegt, ob ſie dieſes Buch geſchrieben? erwiederten ſie kühnlich und der Wahrheit gemäß, daß ſie zwar ſich gegen einige derer, die ſie darum gefragt, weil man ihnen gar keine Ruhe gelaſſen habe, geäußert, daß ſie dieſes Buch würklich geſchrieben hätten, daß aber ſie nicht mit Grunde der Wahrheit eingeſtehen könten, daß ſie es würklich geſchrieben, und beſonders deswegen, weil ſonſt die rechten, oder der rechte Verfaſſer Urſache ſich zu beſchweren hätte, daß ſie ſich fremder Arbeit anmaßen wolten. So viel glaubten ſie indeſſen, daß das Buch aus einer fremden und zwar auf dem Planeten Erde gebräuchlichen Sprache, ins Hidalſchiniſche überſezt ſey, und daß ſie wohl zu dem Original auf dem Planeten Erde dadurch Gelegenheit gegeben haben könten, daß ſie bey verſchiedenen Wanderungen ihrer Seelen, jenen ſchriftſtelleriſchen Wanderern, den ganzen kurzen ſtatum ihrer innern Beſchaffenheit auf dem Hidalſchin mitgetheilt, und dieſe jenes berühmte Buch daraus verfertigt, welches nun bis zum Planeten Hidalſchin herübergekommen.

Sie hätten hierauf die ganzen Geſchichten der Unterredungen mit uns, die ſie hier nicht wiederholen wolten, ihrer Kommiſſion vorgelegt, die denn

geſun=

gefunden, daß darin unter andern Potentaten, von vielen Karidarus die Rede geweſen.

Die erſte Frage, die man ihnen hierauf vorgelegt, wäre geweſen, ob ſie ſich wohl zu beweiſen getraueten, daß dergleichen Bücher von einem Planeten auf den andern übertragen werden konten, da, wie ſie ſelbſt anführten, die Sprachen verſchieden wären, und bey Exkorporationen man doch nicht Zeit genug gewinne, eine Sprache zu erlernen.

Die Traditoren hatten hierauf erwiedert, daß die Seelen keine Sprache hätten, weil ſie keinen Mund zum reden hätten, daß die Seelenſprache die Gedanken wären, daß dieſe Gedanken ſich, ſo wie ſie von dem einen gedacht würden, dem andern mittheilten, ſo, daß die Seele gleich in ſeinen Gedanken ſich ſelbſt eindächte, und daß ſo auch die Sprachen allenfalls mitgetheilt werden könten, obſchon ſehr ſchwer, weil die Sprache Gedächtniß- und nicht Begriffs-Sache wäre. So wie aber ein Menſch wieder in dem inkorporirten Zuſtande wäre, ſo wäre er im Stande, in ſeiner eignen Sprache alle die Gedanken ſehr leicht von ſich zu geben, die er geſamlet, weil ſeinem Munde dieſe Sprache geläufig ſey, ſo wie ſeine Feder, die Schrift, die er zu ſchreiben gewohnt.

Man könne hiervon ſich allenfalls einen Begriff dadurch machen, daß wenn zwey Menſchenſeelen mit einander genau harmoniſch wären, jede im Stande ſey, der andern an den Augen, an einem einzigen Blik, an einer einzigen Bewegung abzuſehen, was ſie dächte, und dieſes Gedachte ſodann gleich in Sprache überzutragen, und zu ſagen, was ſie gedacht habe.

Die Herren der Kommiſſion fanden das ziemlich vernünftig geſprochen. Man läſt in Hidalſchin es dahin geſtellt ſeyn, ob einer übernatürliche Kräfte beſizt oder nicht, ob er ſich ihrer bedienen kan, oder nicht, ob er ſchwärmet oder nicht, ſobald er nur den Pflichten der bürgerlichen Geſellſchaft nicht zu nahe trit, weil er ſich einmahl dazu verbunden.

Wahrſcheinlich alſo, ſagten die Herren Kommiſſarien, würden ſie wohl jezt das zurüknehmen, was ſie wegen ihrer Autorſchaft geſagt, und würden nur ausſagen wollen, was für Erzählungen ſie von ſich gegeben, welchen und in wie fern ſie dieſen Karidara beträfen, in wie fern ſie Perſonen anglengen, die man ihnen nennen wolte, und würden ſich ſo über die Beſchuldigungen vertheidigen, als ob ſie Satyre oder Pasquille hätten ſchreiben oder veranlaſſen wollen.

Wenn man uns, hatten die Traditoren hierauf geantwortet, wenn man uns die Freyheit giebt, zu wählen in welcher Art wir uns vertheidigen wollen, ſo wollen wir lieber die ganze Autorſchaft des Buchs über uns nehmen, und die Rechtfertigung deſſelben nach allen ſeinen Theilen zu unſerm Gegenſtande machen, da wir auf einer Seite in dem Buche ſelbſt nichts anſtößiges finden, auf der andern aber, nur mit Mühe und manchem unangenehmen Nachſinnen uns jener Unterſcheidungen würden zu erinnern wiſſen.

Wir wurden jezt gewarnt, daß wir in dem Fall auch alsdenn die ganze Schuld auf uns nehmen müſſen, wenn Schuld auf uns zu bringen wäre; und wir erwiederten, wir wolten durch die Vertheidigung des Buchs zugleich zeigen, wie ſehr ausgedehnt die Freyheit eines Schriftſtellers gelaſſen werden könte, wenn er ſich nur gewiſſen Einſchränkungen

gen nicht entzöge, die nun ſchlechterdings einmahl nicht angegriffen und übertreten werden dürften.

Was wir geſagt hatten, wurde protokollirt, und man ſchritt zu der Frage: Zu welcher Klaſſe von Büchern wir unſre Tridatu Stapazu eigentlich zählten, und ob es nicht geradezu zu den ſatyriſchen wenigſtens, wo nicht in eine ſchlimmere Klaſſe zu rechnen ſey.

Wir ſagten, wir zählten unſer Buch geradezu zu den ſatyriſchkomiſchen Romanen unſers Planeten. Auf der Erde würde ſie als eine Geſchichte aus der Planetenwelt geleſen, und die da gar nichts von der Konnexion aus und mit dem Hidalſchin wüſten, hielten es für ein Mährgen.

Was die Bemerkung des noch ſchlimmern als ſatyriſchen beträfe, ſo ſähen wir uns genöthigt, ſehr zu bitten, unſre Ehre und gute Denkungsart nicht zu kompromittiren, denn jeder, der mehr als Satyre ſchriebe, müſte Pasquil ſchreiben. Pasquil ſeze aber allemahl animum injuriandi voraus, und wir wüſten auch keine Seite, wo dieſer animus injuriandi hervorblikte, ſondern alle wären voller Darſtellung zur Beſſerung derer, die ſich etwa in den Fälſen beſtänden, die wir dargeſtellt hätten. Wir hätten Fehler und Tugenden von Menſchen im allgemeinen, die exiſtirten, oder exiſtiren könten, zum Maaßſtabe bey der Anlage unſers Werks genommen.

Uns wurde hierwider eingewandt, daß wir ſchon anfiengen, Widerſprüche zu zeigen, indem wir behaupteten, daß unſer Buch ein Roman ſey, ein Roman aber ſey ein Gewebe der Einbildungskraft, alſo keine Wahrheit, und wir ſprächen doch von der Anlage, durch Fehler und Tugenden exiſtirender Menſchen, und das wäre alſo Wahrheit und keine Erfindung.

Wir deprezirten ſehr gegen dieſen Widerſpruch! Erfindung und Einbildungskraft ſey ſehr zweierley, indeſſen könten beyde mit dem Roman beſtehen, ohne daß exiſtirende Perſonen einen Widerſpruch machten. Der Roman ſey Darſtellung der Handlungen der Menſchen. Aber Handlungen der Menſchen könne man nicht darſtellen, wenn man nicht Menſchen handeln geſehen. Der Roman müſſe der Natur treu bleiben, ſonſt werde er Mährgen. Mährgen ſey, wenn man ja ſo genaue Diſtinktionen annehmen wolle, Erfindung, Roman durch Einbildungskraft fortgeleitete Wahrheit.

Alſo, ſagten die Herren jezt, iſt ihr Buch kein Mährgen, ſondern eine fortgeleitete Wahrheit?

Allerdings, ſagten wir, iſt unſer Buch das: wir haben Wahrheiten aus dem menſchlichen Leben genommen, und dieſe durch Einbildungskraft fortgeleitet.

„Sie haben alſo einen Karidarn, einen Meynungsrichter u. ſ. w. auftreten laſſen, und wer ſind die, welche ſie hierdurch geſchildert, und aus ihnen fortgeleitet haben?“ ———

Wir haben einem Karidarn, einem Meynungsrichter u. ſ. w. die Rollen in unſerm Roman gegeben, die in gemeinem Leben wohl ehedem geſpielt worden waren, und die uns am ausgezeichneteſten geſpielt ſchienen, um die Aufmerkſamkeit des Publikums an ſich zu loken.

Bey dieſer Antwort ſchüttelten die Herren die Köpfe. Wir wollen nicht geradezu ſagen, daß ſie uns gern auf einem fahlen Pferde hätten ertappen wollen. Allein, daß ſie vielleicht Aufſchlüſſe erwarteten, die wir ihnen zu geben, nicht im Stande waren, das glauben wir.

Hielten ſie uns zu vorbereitet, oder hatten ſie Geſchäfte, oder wolten ſie erſt eine andre Methode hervorſuchen — Genug wir wurden für diesmahl entlaſſen.

Dreyzehnte Finſternis.

Der Traumdeuter Joſeph findet auch noch Nachfolger.

Ehe ichs doch vergeſſe, ſagte der jüngere Traditor, wie eben der ältere eine kleine Pauſe machte, will ich einer Novelle erwähnen, mit welcher die Tendenz ſich trug, welche aber aller Wahrſcheinlichkeit nach ein luſtiger Kopf erfunden, und ins Publikum ausgeſtreut haben mogte.

Wenn man gewiſſe Dinge ſagen will, wenn man ein Bonmot hat, welches man einkleiden mögte, daß es alle Menſchen gern hören, ſo pflegt man einen Traum daraus zu machen.

Wir erzählen, wie wir hörten, ohne die Infallibilität des Traums zu behaupten.

Der Traum ſelbſt hatte darin beſtanden, daß dem Herzoge, wie er, ob allein oder in Geſellſchaft, das war nicht hinzugeſetzt, ſpazieren gegangen, drey Reiter begegnet wären. Dieſe drey Reiter hätten auf ſtattlichen Pferden geſeſſen, alle von gleicher Schönheit und Geſtalt. Die Reiter wären aber deſto unterſchiedener geweſen, und hätten ſich vor einander ausgezeichnet.

Der eine wäre ſo dik und korpulent geweſen, daß ſeines Leibes Zirkumferenz kaum noch ein Menſch gehabt habe. Mit einem Worte, er ſey ein Muſter von einem fetten Reiter geweſen. Der andere habe ſehr gegen dieſen kontraſtirt, denn er ſey ſo mager geweſen, daß man durch ſein Gewand die Rippen zählen können. Er habe hohle Augen, und eine ſpitzige Naſe gehabt, an ſeinen Wangenknochen hätte man den Hut aufhängen können, und trübſeelig ſey er zwiſchen den beyden andern weggetrabt. Zur andern Seite ihm, wäre der Reiter auch ein ſtattlicher Mann, jedoch was diker geweſen, ſo daß man ihm zwar die Behaglichkeit angeſehen, oder doch auch wohl bemerkt hätte, daß er andern ebenfalls etwas gönne. Er habe aber einen Hauptfehler gehabt, denn er ſey blind geweſen.

Der Herzog habe ſich über den Traum etwas beunruhiget, nicht eben weil er überhaupt auf Träume ſehr geachtet, das konte man ihm nicht nachſagen, aber theils hatte die Beliwaldiſche Geiſtergeſchichte ihn doch etwas konfus gemacht, theils hat man manchmahl ſolche Launen, die nach Pharaonis Zeiten ſchmecken, wenn ſie ſchon nicht in die unſrigen gehören.

Kurz, wahr oder nicht wahr, man erzählte, es wäre dem Herzoge eingefallen, dieſen Traum erklärt wiſſen zu wollen, und er habe ihn ſeinem getreuen Schazmeiſter erzählt, mit dem Auftrage, eine Auslegung darüber zu machen.

Der Schazmeiſter, zu ſolchen Aufträgen weder aufgelegt, noch auch darin bewandert, habe in ſeiner Seelenangſt eine Entſchuldigung herausgeſtammelt, und ſich erboten, Ihro Durchlaucht jemanden zu präſentiren, der ſich auf dieſe Dinge verſtände. Er hatte einſt gehört, in ſeiner früheſten Jugend gehört, daß ein vornehmer Pachter vom Lande ſich mit Traumauslegen beſchäftige. Er ſchikte dahin. Dieſer erſchien, und der nunmehr gros gewordne Herr geſtand zwar, daß er ſich ehedem damit abgegeben, ſezte aber zugleich hinzu, daß er ſich blos auf einen ſehr pfiffigen Grosknecht verlaſſen, der ein Teufelskerl in ſolchen Dingen geweſen, und ihm die Sachen immer angeben müſſen, die er den Leuten vorerzählt. Dieſer aber ſey im Kriege unter die Soldaten weggenommen worden, ob er gleich ſeiner Geſchiklichkeit wegen hundert Thaler für ihn geboten.

Das thut nichts, Brüderle, ſagte der Schazmeiſter. Geh du nur zum Herzog, und ſag ihm das, ſo iſt doch der Weg nicht umſonſt. Man muß hübſch auf alles in der Welt denken.

Der große Pachter machte ſich alſo auf. Der Herzog ſprach ihn, hörte von ihm die Umſtände mit den geſcheuten Grosknechte. Zum Glük wuſte der Pachter noch den Namen des Kerls und das Jahr. Er gab das an, und wurde, nachdem er verſprochen hätte, wenn der Patron etwa leugnen ſolte, ſich mit ihm konfrontiren zu laſſen, wie der Schazmeiſter prophezeyt hatte, beſchenkt.

Man ſchlug die Liſten nach, man fand den Namen. Man hörte mit Vergnügen, der Patron exiſtire noch. Man ſchikte nach ihm, und er erſchien.

Der Patron war pfiffig. Wie er gefragt wurde; ob er Träume ausgelegt, kam ihm die Frage doch ein wenig bedenklich vor. — Er ſtokte. Man ſagte ihm, er habe auf keinem Fall etwas zu befürchten. Man erwarte von ſeiner Geſchiklichkeit eine Probe; und falle ſie gut aus, ſo habe er auf eine Belohnung zu rechnen. Wie er nur von Belohnung etwas hörte, verſtand er ſich zu allem, was man wolte.

Man erzehlte ihm des Herzogs Traum. Er bat ſich Bedenkzeit aus. Die Zahl drey, meinte er, machte ihm zu ſchaffen. Auch die drey hübſchen Pferde hätten ihre ſchwere Bedeutung. Mit den Reitern wolle er wohl fertig werden, die hab er ſchon halb weg.

Der Herzog lobte ihn, und beſtelte ihn auf den andern Morgen. Nun, rief er ihm entgegen, haſt du es heraus? Aber was zum Henker, du ſiehſt ja ſo bleich aus. Bedeutet es etwas ſo ſchlimmes?

„Ach nein, Ihro Durchlaucht, aber ich fürchte ihren Zorn.“

Meinen Zorn? Du biſt nicht klug. Kan ich doch glauben, was ich will. Laß deine Poſſen hören.

„Ew. Durchlaucht befehlen mir alſo gerade heraus zu reden?“

Gerade heraus! Was es auch iſt, ich wills hören. Ich befehle dirs.

„Gut denn! Die drey Reiter bedeuten drey verſchiedene Menſchenklaſſen. Daß ſie auf drey gleich ſchönen Pferden reiten, bedeutet, daß ſie ſich alle drey in einer ſchönen vortreflichen Gegend befinden, nemlich auf Ew. Durchlaucht Grund und Boden.“

Wer ſind denn die Fetten? Sag an du großer Traumbüchler!

„Die Fetten, Ihro Durchlaucht, das ſind Dero Günſt- und Lieblinge, mögen ſie Namen haben, wie ſie wollen, ſich aufhalten in Städten oder Provinzen, die von Höchſtdero Wohlthaten ſchon hübſche, dike, runde Bäuche kriegen könten, von dem aber, was ſie nun noch neben her an ſich reißen, ſo dik ſich zehren, daß ſie gar keinen ordentlichen Menſchen mehr gleichen, ſondern Fettſchwämme weit eher vorſtellen könten, und zulezt plazen werden.“

Ha, ich ſehe, du biſt ein Spaßvogel, mein Schaz. Was ſagſt du zu dem magern Reiter?

„Der bedeutet gerade die, deren Gut und Blut die Schwämme an ſich ziehen, die armen Bauren, und wir arme magre Soldaten, die kaum was aufm Leibe haben, weil Ew. Durchlaucht jenen ſo viel geben, die ohnedem ſchon ſo viel haben.“

Nun bin ich doch wahrhaftig auf den blinden Reiter neugierig.

„Ich dächte, Ihro Durchlaucht, der wäre ohnſchwer zu errathen. Das ſind Ew. Durchlaucht ſelbſt. Denn wäre der Reiter nicht blind, ſo würde er dem Dinge Einhalt thun, damit der eine nicht zu fett, und der andre nicht zu mager würde. Ihro Durchlaucht haben befohlen.“

Du haſt geſprochen, und hier iſt deine Belohnung. Nimm dich des Traumauslegens ein wenig an. Ich werde ſorgen, daß du Kunden bekömſt. Ich werde dir manchen zuſchiken.

„Zu Befehl, Ihro Durchlaucht. Wenn die Leute nur gut träumen, ich will ſchon gut auslegen.“

Dem Herzoge machte doch die Auslegung ein wenig Augenbeißen.

Ha, ſagte der Traditor, der bisher geſchwiegen, zu uns, ich leſe in euren Augen, was ihr ſagen wolt. Der Herzog hätte ſagen ſollen: Hätteſt du nicht mit andern Kälbern gepflüget, du hätteſt mein Räzel nicht errathen.

Zwölfte Aufklärung.

Faſt zu Finſternißen diker Art zu zählen. Die Herren hätten ſich bald verſchnapt.

Er lies uns keine Zeit über dieſen Traum nachdenken zu können, und wir überlaſſen jedem ſeinen Kopf darüber zu zerbrechen, wie er mag, denn da unſre Traditoren ſogar die Wahrheit bezweifeln, ſo erzählten wir ihn mehr zu Ehren des Kopfs, der ihn erfand.

Wir ſtehen mit unſern Traditoren bereits wieder vor der niedergeſezten Kommißion, um zu hören, was die Herren wider unſer Büchlein haben könten, oder wie ſie uns wohl zu beweiſen gedächten, daß wir irgend gegen jemanden einen animus injuriandi gezeigt, oder irgend jemanden da lächerlich machen wollen, wo es uns blos darum zu thun war, im allgemeinen dem Menſchen zu zeigen, wie er in Thorheiten verfallen kan, wie er ſich folglich durch deren Kentniß und Darſtellung dafür zu hüten vermag.

Nachdem die Herren, fuhr der ältere Traditor fort, uns ſezen hieſſen, ſagten ſie, ſie hätten ihrer Pflicht gemäß, wohlbedächtig überlegt, was wir ihnen lezthin geſagt, und wodurch wir die Schuld von uns hinwegwälzen wolten, die wir durch das Schreiben dieſes Büchleins uns zugezogen.

Wir baten ſogleich um Erlaubnis, reden zu dürfen. Wir könten, ſagten wir, unmöglich dieſen Saz im Protokoll, ohne eine Anmerkung ſtehen laſſen, da wir gleichſam dadurch zugeben würden, daß wir das Buch einer Schuld fähig glaubten. Denn von ſich wälzen könne man eine Schuld nicht, ohne daß dieſe Schuld exiſtire, und ſo bäten wir, anſtatt deſſen zu ſezen, wodurch wir zu beweiſen dächten, ſen, daß auf das Büchlein, und deſſen Verfaſſer keine Schuld fallen könne.

Wir wüßen ſehr wohl, ſezten wir hinzu, daß, wenn man dergleichen Unterſuchungen einmal angefangen, man nicht gern ſich das Dementi gäbe, darin ſteken zu bleiben, daß man alsdenn ſo viel nur möglich, um nicht offenbar der Gerechtigkeit eine Naſe zu drehen, alles hervorſuche, um den Beſchuldigten etwas anzubringen, was gegen ihn zeuge.

Es ſey nur gar zu oft der Fehler der übereilten Handlungen derer, die am Ruder eines Staats ſäſſen, daß ſie eine Sache ſchuldig werden lieſſen, die gar keiner Schuld unterworfen wäre, daß die Billigkeit hernach dem Buchſtaben des Geſezes weichen müſſe, da nach dem Sinn der Geſeze, die Unſchuld klar und erwieſen ſey, und das nenne man eigentlich den Misbrauch der Geſeze.

Die Herren Kommiſſarien, die artige, höfliche, und Leute von Kopf waren, frugen uns, ob ſie das mit protokolliren ſolten? ob wir keinen Nachtheil daraus uns möglich glaubten?

Wir erwiederten, daß wir allerdings wüßen, daß wir hier blos auf uns vorgelegte Fragen Red und

Antwort zu geben hätten, wenn die Herren uns als ſchon Schuldige betrachteten, da aber hier blos von Unterſuchung die Rede wäre, da wir keinen Denunzianten kennten, noch wüſten, wer uns Aeuſſerungen zur Laſt legen könte, die uns gravirten, da wir die gütige Erlaubnis von ihnen hätten, zu unſrer Vertheidigung zu ſagen, was wir wolten, und da endlich jeder Schriftſteller der beſte Ausleger ſeiner Schrift wäre, ſo mögten ſie immer alles, was wir ſagten, niederſchreiben, damit unſre Richter ſähen, wir hätten nicht geſchrieben, ohne zu wiſſen, wie weit ein Autor gehen könne, ohne die bürgerlichen Pflichten zu verlezen, die ihm oblägen.

Wir hielten ſogar nicht für überflüſſig unſre Meynung darüber zu ſagen, daß man Unterſuchungen über Schriften, denen man nicht geradezu böſe Abſichten, Wirkungen und Zwek zutrauete, ſo wenig als möglich vornehmen müſſe, weil des Menſchen natürliche Freyheit, ſein Urtheil über dieſe oder jene Handlung ſeines Nebenmenſchen darzulegen, wenn das Urtheil blos die Handlung und nicht die Perſon beträfe, dadurch beeinträchtiget würde, weil dem Wege des Forſchens und der Selbſtkentnis dadurch

durch Einhalt geſchehe, und der wahre Zwek des Menſchſeins gehemt würde.

Nichts ſey in der Welt leichter, als aus einer guten Abſicht eine böſe zu machen, nichts leichter, als einem Gedanken einen Doppelſinn zu geben, und wenn dieſem Doppelſinn dann das Gute genommen, und das Böſe blos gelaſſen würde, ſo ſey nichts leichter, als einer Schrift, die den beſten Zwek gehabt hätte, den ſchlechteſten Zwek anzudemonſtriren, beſonders wenn der Richter ſprechen könte, und der Beklagte blos ſchweigen müſte.

Die Herren erinnerten uns, daß dies zu einer Abhandlung wachſen könte, die wir, ſo nüzlich ſie eigentlich ſeyn mögte, doch lieber unſern Exkorpotationen einverleiben mögten. Wir ſahen unſern Fehler ein, thaten unſerm Enthuſiasmus Einhalt und lieſſen die Herren reden.

Wir hätten allerdings, ſagten ſie, zugegeben, daß in unſerm Büchlein Meynungen und Handlungen von lebenden Perſonen einen Plaz fänden. Wir müſten doch alſo zugeſtehen, daß man uns Parallelen dieſer Menſchen, und unſerer Schilderungen würde vorlegen können, und dann müſten wir doch zugeben, daß, weil dieſe Parallelen und unſre Schilderungen zuſammen träfen, wir den Stoff aus denen Parallelen gezogen, und in unſerm Buche bearbeitet hätten.

Wir erwiederten, daß wir eingeſtehen und zugeben müßten, daß wenn man uns Parallelen brächte, die den unſrigen ſo gleich wären, daß wir geſtehen müſſen, zu verkennen würde ſchwer fallen, daß dieſe denn wohl Originale zu unſern Schilderungen geben könten.

Der eine Kommiſſair, der mein intimer Freund war, ſagte der jüngere Traditer, entfärbte ſich bey dieſer unſrer Zugebung ſehr, ſahe mich einige mahl an, ſchüttelte mit dem Kopf, winkte mir zu, kurz ſchien jeden Verſuch zu machen, daß wir gleich auf der Stelle noch widerrufen ſolten.

Der Vorſitzer aber ſchloß die Sitzung, lies uns das Protokoll noch einmahl vorleſen, bejahen und unterſchreiben, und in ſehr verſchiedenen Meynungen über verdächtig oder nicht verdächtig ſeyn, trennte ſich die Kommiſſion dasmahl von den zu Unterſuchenden.

Wir hörten nachher, jedoch um die Ehrlichkeit des Kommiſſairs keinesweges zu kompromittiren, betheuren wir, erſt nach geendeter Sache, daß man in ſehr heftige Debatten unſertwegen verfallen ſey, daß die beyden andern Kommiſſarien geglaubt, wir hätten uns vollkommen blos gegeben, daß es faſt nöthig ſeyn würde, an den obern Richter zu gehen, und ſich zu erkundigen, ob wir uns nicht zu einer würklichen Inhaftirung qualificiret hätten.

Der dritte Kommiſſair aber, der unſer Freund war, ſuchte alles, was mit ſeiner Würde beſtehen konte hervor, um uns von dieſer läſtigen Behandlung loszuhelfen; denn er verſicherte uns, er zweifle keinen Augenblik, wenn man damahls unſrer Inhaftirung wegen, eine Motion gemacht, ſie gewis durchgegangen, und wir in der Gefahr geweſen wären, ein Vierteljahr vielleicht im Gefängniſſe zuzubringen, weil die Sache dann nicht mehr als Unterſuchung der Schuld, ſondern als würkliche Schuld angeſehen, und wir als Inquiſiten betrachtet worden wären.

Er hatte alſo den andern vorgeſtellet, daß ihr Auftrag laute, die Sache ganz, nicht halb zu unterſuchen, nicht vor geendeter Unterſuchung Bericht davon abzuſtatten, daß ferner der Unterſuchende immer auf des Beklagten mehr, als auf des Richters Seite ſeyn müſſe, daß es ihm nicht allein frey ſtände, zu verſuchen, ob er dem Beklagten nicht Mittel zu ſeiner Vertheidigung in den Mund legen könte, ſondern, daß es ihm auch gewiſſermaßen Pflicht ſey.

Daß, wenn er auch das alles beyſeite ſeze, wir wenigſtens über die Meynung befragt werden müſſen, bis wir dieſen ausgeſagten Worten beylegten, da wir ſie ſo ganz unbefangen geſprochen hätten.

Dieſe Erläuterung habe ihnen der Betrachtung werth geſchienen, und ſie hätten ſich bequemt, noch ein Verhör mit uns anzuſtellen, und wenn wir in dieſem dann uns ferner graviren würden, zum einſtmaligen Bericht zu ſchreiten.

Vierzehnte Finſternis.

Ein tiefes Projekt, auf Menſchenkentnis gegründet.

Mogte Karina geſchrieben haben, wem ſie wolte, genug, es wuſten die drey Verbündeten, daß Karina entſchloſſen war, die Maske abzulegen, und ſich dem Herzoge in die Arme zu werfen.

Sie waren alle drey dahinter her, daß dieſes nicht ſo ſchnell und übereilt geſchehen mögte, weil der Herzog nothwendig durch nach und nach ihm zugelaßne Schritte, weit ſtärker gefeſſelt würde.

Im Grunde war Karinens Sorge, es möchte irgend ein andrer Gegenſtand erſcheinen. Sie hate, mit Recht oder Unrecht, das wollen wir nicht unterſuchen, ein wenig Mistrauen in ſich ſelbſt geſezt, da ſie ſich zu ſehr vom Herzoge entfernt. Er hatte ſie ſeitdem noch nicht wieder geſprochen, und wenn ſie bedachte, wie leicht das Feuer, welches er aus einer Unterredung gefangen, wieder gedämpft werden könte, ſo zitterte ſie für den Augenblik, in dem man ihr ankündigen würde, er ſey auf ewig für ſie verloren. Sie beſtand alſo ſchlechterdings darauf, daß ſie ihn wieder ſprechen wolte, und da man ſahe, die Idee war nicht in ihr zu vertilgen, ſo gab man nach.

Nun war die Frage, wer dem Herzoge das am beſten beyzubringen fähig wäre, und von ſich ſelbſt unaufgefordert abſtrahirten die beyden Herren und überlieſen Beliwald dieſes Geſchäft, zu dem er auch würklich der geneigteſte war.

Beliwald blieb nun mit Karinen allein, und erfuhr von ihr alles wörtlich, was zwiſchen ihr und den beyden Damen vorgefallen, konte ſich daraus abſtrahiren, daß er von Seiten dieſer nicht allein den entfernteſten Grad von Beyſtand nicht, ſondern den ſtrengſten Widerſtand zu befürchten hätte. Er verſicherte Karinen, er wolle es dahin bringen, daß der Herzog ſie den andern Tag ſähe, wie und wo, ſolte ſie zeitig genug erfahren, wenn es aber nicht anders als in Beyſeyn von andern geſchehen könte, ſo mögte ſie ſich nur hüten, ſich ſo wenig als möglich zu verrathen, und beſonders allen ſich zu verbergen ſuchen, die mit den beyden Damen in näherer Verbindung ſtänden, denn er zweifle gar nicht, daß dieſe auch ihrer unbewußt, auf Mittel denken würden, ſie noch mehr von ihrem Vorſaz abzulenken.

Würklich hatte Beliwald nicht ſo ganz unrecht gemuthmaſet.

Er wußte, daß Karina in der Provinz, aus welcher ſie war, eine nahe Befreundte hatte, der gewiſſermaſen die Aufſicht über ſie anvertrauet war, daß man ſie nur mit Mühe, und mit hohen Verwendungen dahin gebracht hatte, die junge Anverwandte dem Dienſte zu widmen, den ſie bekleidete, und daß ſie ſie lieber bey ſich behalten, und in ihrer Nachbarſchaft nach eignem Geſchmak verheyrathet hätte.

Er wuſte, daß die jüngere der beyden Damen mit ihrer Befreundtin in Korreſpondenz ſtände, daß ſie ihr zuweilen Nachricht von dem Betragen Karinens gebe, und daß ſie vielleicht ſich ihrer mit wider den Plan auf Karinen verſichern konte. So war es auch. Ein Bote war bereits in die Provinz abgefertigt, mit der Nachricht, daß es im Werke ſey, dieſer Heloiſens Stelle zu geben, und mit dem Auftrage,

trage, genau darauf zu achten, was dieſe Auſſeherin dazu angäbe.

Kaum war Beliwald davon überzeugt, als er ebenfalls jemanden in die Provinz ſchikte, der völlig den nehmlichen Auftrag ins Werk zu richten beordert war.

Er ſagte Karinen vor der Unterredung mit dem Herzoge nichts davon.

Es war am andern Tage ein kleiner Ball bey Hofe, und die jüngere Dame war dabey, folglich auch Karina, ſo wie alles, was zu ihrer Geſellſchaft gehörte. Es ſchien anfangs, als wenn ſich keine Gelegenheit treffen würde, daß der Herzog mit Karinen, ohne ſehr bemerkt zu werden, geſprochen hätte. Endlich erſchien ſie. Die Dame lies ſich in ein Spiel ein. Karina erhielt von ihr die Erlaubnis dennoch zu tanzen, und obgleich der Herzog nicht ihr Tänzer war, ſo bekam er doch während dieſes Tanzes ſchon ſo ausgezeichnete Beweiſe, daß Karinens Geſinnungen gegen ihn ſich geändert, daß ſeine Freude, deren Grund Karina aber ſchlau zu verbergen wuſte, manchem in der Geſellſchaft auffallend wurde.

Beliwald hatte den Herzog noch am Abend vorher geſprochen. Er hate ſeit der lezten Unterredung, in welcher der wilde Blik vorkam, nicht wieder ein Wort mit dem Herzog gewechſelt. Ja, dieſer hatte ihn ſogar zu meiden geſchienen, und auch über andre Sachen keine Erläuterung gegeben, aus Furcht, er mögte etwa zufälligerweiſe auf dieſe kommen, und auch darin ſeinen Wünſchen entgegen ſeyn, oder gar ihm zureden, und es ihm zur Pflicht machen, ſie aufzugeben.

Jezt trat Beliwald unangemeldet ins Zimmer. Er ſahe ſehr heiter aus, und der Herzog ſchien nichts weniger, als das, und wäre ers auch geweſen, bey ſeinem Anblike hätte er gewiß ein anderes Weſen angenommen.

Wenn Ew. Durchlaucht glauben, ſagte er, daß man nichts für ſie thut, ſo iſt man am geſchäftigſten.

In der That, erwiederte der Herzog, wenn man mir das beweiſen könte, thäte man ſehr wohl daran. Ich wüſte nicht, ſeit wie lange mir ein ſolcher Beweiß des Dienſteifers, beſonders von ſeiner Seite, zum Vorſchein gekommen.

So will ich Ew. Durchlaucht den Rath geben, wenn ſie morgen Karinen ſprechen wollen, einen Ball anzuſtellen, und die junge Dame einzuladen. Die dritte Perſon iſt geſtimt, und wird erfahren, es geſchieht um ihrentwillen.

Bellwald! fuhr der Herzog auf, ſolte er Nachrichten von dieſer haben, die beruhigend für mich ſeyn könten?

Die hab ich. Ich habe Ew. Durchlaucht Leiden geſehen, und habe zu Dero Beſten gewirkt. Ich habe geſehen, wie beyde Damen ſich bemühen, Karinen von Ihnen abwendig zu machen. Ich habe den Eindruk erforſcht, den ſie auf ſie gemacht. Ich habe mit Karinen geſprochen. Ich habe ihr das Gegentheil von Ew. Durchlaucht Denkungsart geſagt. Ich habe gewagt, zu verſichern, daß Ew. Durchlaucht ſie mit eben dem Feuer lieben, mit eben der Standhaftigkeit ihr ergeben bleiben würden, wie Heloiſen.

Das werd ich — das werd ich! — ſo ſagte der Herzog. Daß dieß aber eine Wallung in ihm hervorgebracht, bin ich faſt feſt überzeugt, denn unmöglich kan er von einer Perſon, die er noch ſo ſehr wenig kante, ſo geſprochen haben, wie von Heloiſen, ſo für ſie gedacht haben, wie für ſie, wenn er nicht vom erſten Feuer überraſcht worden wäre.

Er iſt doch ein Zauberer in allem, was er anfängt, Beliwald, ſagte er hierauf etwas gemäßigter, und ich hätte es in der That nicht geglaubt, daß ich auch in dieſem Falle ihm noch Dank ſchuldig werden ſolte. Wie aber iſts möglich, daß er das alles wiſſen kan?

Fragen Ihro Durchlaucht mich darum nicht. Genug, daß ich Karinen auf andere Gedanken gebracht. Allein, ob ich gleich feſt überzeugt, daß ſie nun ganz für Ihro Durchlaucht iſt, ſo iſts darum noch nicht ausgemacht, daß ſie ihnen nicht entriſſen werden könte. Man hat an ihre Anverwandte geſchrieben.

„Hat man? Iſt man ſo ſehr bemüht, meinem Vergnügen ſich in den Weg zu ſtellen, daß man es von jeder möglichen Seite hintertreiben will? Werden Gegenanſtalten gegen dies Unternehmen gemacht?"

Allerdings. Ich nehme alles auf mich. Man ſoll Ihnen nichts ſchaden, wenn Ew. Durchlaucht mir folgen. Nur ein wenig piano. Die Liebe iſt eine Sache, wobey auch Fürſten ſich Geſezen unterwerfen müſſen. Ew. Durchlaucht ſprechen ſie aber nur ſo lange, nur überzeugt zu ſeyn, ſie wird Ihnen nicht entgehen, dann verhalten ſie ſich ruhig, bis wir den Ausgang jener Verſuche ſehen.

„Warum? wäre es nicht beſſer, die Sache geſchwind abzuthun?"

Ohne Anſtand, Ihro Durchlaucht, kan es nicht geſchehen. Das können ſie nicht von Karinen fordern. Es würde dann nicht Liebe zu Ihnen ſeyn, die man ihr vorwürfe. Sie würde ein leichtſinniges Mädgen heiſſen, die ſich der Leidenſchaft Preis gegeben. Statt Achtung würde ſie Verachtung davon tragen. Wie bereit würde ihre Familie alsdann ſeyn, zu ſagen, wir wären alles zufrieden geweſen, wenn es nur mit Anſtand geſchehen wäre. Ew. Durchlaucht würden ſich Vorwürfen ausſezen, die Sie nicht wohl von ſich ablehnen könten, ohne den Schein der Tyranney zu geben. Noch mehr. Sie könten uns gerade im Begriff der Ausführung überraſchen. Ein Machtſpruch von Seiten der Familie in der erſten Hize wäre eine Uebereilung, die dieſelben ſchlechterdings mit Verachtung beſtrafen müſten, und Sie wären um den Gegenſtand.

„Wahr, wahr, richtig, aber wenn ſie den Machtſpruch nun doch thun?“

Das kan der Fall nicht ſeyn. So lange ſie in der Sache wirkſam ſeyn zu können glauben, gehen ſie piano, und ſezen die Ehrfurcht nicht ſo leicht aus den Augen. Mitlerweile hat man dem Mädgen verſchiedene Vorurtheile benommen. Sie ſträubt ſich gegen den Willen der Anverwandten. Es giebt Mittel, auch dieſen ihre Vorurtheile zu benehmen, und —

„Wenn er die Sache über ſich nehmen will, Beliwald — ſo will ich mich wohl bey ſeinen Ausſichten beruhigen.“

Das will ich. Ich laſſe das Terrain bereits ſondiren, und verſpreche Ew. Durchlaucht, wenn ichs nicht urbar finde, ſo will ich zeitig genug noch meine Zuflucht zu Ew. Durchlaucht Mittel nehmen.

Der Herzog entließ Beliwald mit tauſend Beweiſen ſeiner Zufriedenheit. Urſache hatte er es auch wohl, wenn er das, was er ihm ausrichten ſolte, ſo ſehnlich wünſchte, und es nicht etwa blos ein wild erregtes Verlangen war. Auch wäre es dem Herzoge nicht ſo ſehr zu verdenken geweſen, wenn er Beliwalds Vielwißen ein wenig übernatürliche Kunſt zugetrauet hätte, denn die Wege, wodurch er das alles wuſte, konte der Herzog ihm doch unmöglich zutrauen.

Funfzehnte Finſternis.

Auch im Stillen von keinem Lichtſtrale erhellet.

Daß der Herzog und Karina nach dem Tanze ſich ganz ohne Zeugen ſprachen, hat ſeine völlige Richtigkeit, wie aber dieſe Zuſammenkunſt getroffen wurde, iſt nicht bekant geworden. Da aber Karina und der Herzog nicht verſchwiegen mit dem waren, was dabey vorgefallen, ſo hatte man Gelegenheit, den Inhalt, der nach der Zeit kein Geheimniß blieb, wieder zu erfahren.

Der Herzog hatte ſich über Karinens übertriebene Zurükhaltung beſchwert, und Karina hatte eingewandt, daß ſowohl der Gedanke, ſie ſtände unter

Anverwandten, als die ſo triftigen Gründe beyder Damen ſie abgehalten hätten, den Neigungen ihres Herzens Gehör zu geben, daß endlich mehr als alles ſie ſchreke, daß ſie das Andenken Heloiſens vor ſich habe.

Ob es diſkret war, daß ſie deſſen erwähnte, wollen wir dahin geſtellt ſeyn laſſen. Der Herzog ergrif den Wink, den ſie ihm gegeben hatte, mit voller Freude. Er ſagte, er freue ſich zu finden, daß ihr Herz ſich zu ihm neige, wenn auch alle andre Umſtände widerſprächen. Er habe ſich vorgenommen, dieſe alle aus dem Wege zu räumen, wenn nur ſie beſtändig in dieſen Geſinnungen gegen ihn bliebe.

Ich hatte, ſagte er, ich leugne das nicht, in Heloiſen eine Freundin, die ich ungern, ſehr ungern gemißt habe; ich hatte in ihr eine treue Geſellſchafterin in Freude und Leid, ſie half mir dies tragen, und theilte jene mit mir. Aber um deſto weniger iſt mir es zu verdenken, daß ich mich ſcheue allein zu ſeyn, um deſto mehr freue ich mich darauf wieder jener entzükenden Zeiten mich erinnern zu können, ohne ſie zu entbehren. Sie dürfen nichts fürchten, Karine, Sie werden eine Stelle in meinem Herzen füllen, die leer iſt, und das muß ihnen doch wenigſtens angenehm ſeyn. Daß ſie es können, weiß ich. Davon bin ich in meiner Seele überzeugt, davon hat mich Beliwald überzeugt. Sie ſollen die Schöpferin verlohrner Freuden ſeyn.

Daß das Geſtändniß Karinen ſchmeichelhaft war, iſt kein Wunder. Sie war Augenzeugin geweſen, wie ſehr der Herzog, wie ſehr alle um ihn Heloiſen geſchäzt hatten. Sie wuſte, wie ſehr man ſie bedauret hatte, wie viel Tränen um ſie geweint waren. Noch erſcholl ihr Lob aus eines jeden Munde. Noch vereinte man ſich in ganzen Geſellſchaften, ihren Ruhm zu erheben. Noch war ſie der Abgott ſo vieler, die ihrer Güte ſich rühmen konten.

Und ſie ſolte nach ihr alles das bewerkſtelligen? Sie ſolte des Herzogs Ruhe und Seelenfrieden wiederherſtellen? Sie ſolte alle die tröſten, die durch Heloiſens Tod betrübt worden, durch ihn gelitten hatten?

Dachte das Karine? — Ob ſie es dachte, laſſen wir dahin geſtellt ſeyn. Genug im Taumel ihrer Wonne gab ſie dem Herzoge ihr Wort, nie von ihm zu laſſen, trug ihm aber auch auf, die Damen und ihre Familie zu beſänftigen, und er rekommendirte ihr nach Beliwalds Vorſchrift ſtrenge Verſchwiegenheit.

Dreyzehnte Aufklärung.

Ein wenig raſch, und nahe am Unterſinken ſich gerührt.

Die Herren des Obermeynungskollegii, die bis jezt nur vom Hörenſagen hatten, daß ein kurzer Auszug der Meynungen zum Gebrauch für die Jugend in den Händen der Vervielfältiger ſey, erfuhren nun ganz im Ernſt deſſen 50000 mahlige Vervielfältigung, und kurz nachdem ſie davon überzeugt waren, bekamen ſie ihn auch wirklich in die Hände.

Es wurde ihnen durch einen ausdrüklichen Befehl des Herzogs nebſt Beylage des Auszugs ſelbſt aufgetragen, Sorge zu nehmen, daß er von einer gewiſſen Zeit an, im ganzen Lande eingeführt, bey allem Unterricht gebraucht, und der andere ganz auf die Seite geſezt würde.

Wie kukten die Herren insgeſamt ſo etwas zu erfahren — woben ſie die Hände in den Schoos gelegt! Freylich ſoll einer unter ihnen aufgeſtanden ſeyn, für den alle, allen möglichſten Reſpekt hatten, und ſoll geſagt haben, er habe dieſes Produkt auf höchſten Befehl verfertigt, und er hoffe, ſie würden darin nichts tadelnswerthes finden, beſonders da Se. Durchlaucht mit viel andern wichtigen Männern ihn durchgeleſen, und approbirt hätten.

Allein an der Wahrheit dieſes Vorfalls zweifeln wir aus dem Grunde, weil der Mann gewis ſeine Mitkollegen wenigſtens vorher davon avertirt, und ſie auch dem Herzoge zu Mitverleſern vorgeſchlagen haben würde. Weil ferner ſie aus dem Grunde, für ſie ſo wichtigen Grunde ihm Vorwürfe gemacht haben würden, daß ein Befehl an ihr Kollegium in einer Sache dieſer Art wohl nicht ohne zugleich angezeigte vorherzuthuende Unterſuchung gelangen könte. Das war aber nicht der Fall, ſondern es hies blos einführen. Dahinter ſteckte wohl ein andrer.

Indeſſen nahmen ſie ſich vor, dem Befehle ihres Herzogs Genüge zu leiſten, wenn es ſich nur irgend thun lieſſe. Sie laſen alſo, ſie laſen wieder, und die meiſten unter ihnen waren im Begrif zu approbiren, als auf einmahl einer unter ihnen den Kopf ſchüttelte, das Buch zuſchlug, und ſagte, meine Herren, das Urtheil von mir erhalten ſie ſchriftlich, bis dahin verziehen ſie wo möglich mit dem ihrigen.

Die andern ſahen ihn an, wandten aber doch nichts ein: denn ſie wuſten, er pflegte nichts voreilig zu ſagen. Er ſchikte den andern Tag bereits eine Circularſchrift umher, und nach deren Umgang waren ihrer zwey, die ihm ſtrenge beypflichteten, daß die Einführung des Lehrbuchs der Meynungen durchaus nicht zuzugeben ſey. Die übrigen pflichteten zwar auch den Gründen bey, die er vorgebracht hatte, meinten aber doch, es ſey hart, ſich offenbar den Befehlen ſeines Herrn zu widerſezen, und für Uebel, die daraus entſtehen könten, mögten die ſorgen, die es angegeben und angeführt.

Sie waren auch alle der Meynung, auf den Verfertiger fiele keine weitre Schuld, als die, daß er auf jene Umſtände nicht Rükſicht genommen, und gewiſſe Dinge kompromittire, die nicht dahin kommen dürften.

Wie man votirte, blieben die drey nur, die darauf beſtanden, eine Gegenvorſtellung zu machen. Sie waren auch die einzigen, die dieſe Gegenvorſtellung unterſchrieben, und ſie dem Herzoge im Namen des Obermeynungskollegii zu überreichen, ſich unterſiengen. Dieſe Vorſtellung enthielt, daß Urſachen, die man Ihro Durchlaucht vorlegen wolte, es unmöglich machten, dieſen Auszug der Meynungen als Lehrbuch einzuführen, und daß man bäte, Ihro Durchlaucht mögten geruhen, ſo lange höchſt Dero Befehl zu widerrufen, bis man dieſelben von der Wahrheit deſſen überzeugt hätte.

Der Herzog war erſchreklich aufgebracht, als er dieſe Weigerung vernahm. Er ſahe es für nichts weniger als für eine Kabale an, die man gegen das neue Buch gemacht. Er hatte es ja ſelbſt geleſen, er hatte jeden Punkt deſſelben geprüft. Er hatte ſich es ja von Leuten vorleſen laſſen, die es verſtanden, wenigſtens verſtehen ſolten. Er konte gar nicht glauben, daß etwas dagegen einzuwenden wäre, und da er einmahl, wenn man ihm etwas ſeiner Meynung nach ganz widerſinniges behaupten wolte, ſeiner Hize freyen Lauf lies, ſo befahl er noch einmahl, den Auszug einzuführen.

Die zweyte Weigerung erfolgte von Seiten dieſer Mitglieder des Kollegii, und der Herzog lies ſich verlauten, ſie ſolten kaſſirt werden, wenn ſie ferner gegen ſeinen ausdrüklichen Willen handelten.

Das war etwas, worauf ſie nicht gefaßt waren, was aber Leute von Faſſung doch immer mit Gegenwart des Geiſtes ertragen muſten. Jener helle Kopf unter ihnen, der ſein Urtheil ſchriftlich gegeben, trat auf, und ſagte in einer Vertheidigung ihrer, daß ſie allerdings unter der Macht ihres Souverains ſtänden, und daß es ihnen nicht an Gehorſam fehlen dürfe, entweder ſeine Befehle zu vollziehen, oder der Strafe ſich zu unterwerfen, mit welcher die Weigerung belegt würde, daß aber doch eigentlich der Herzog ſie nur aus dem Rechte des Souverains, nicht aber aus dem Rechte der Geſeze oder Billigkeit kaſſiren könne, weil dieſe allerdings verlangten, daß die Gründe einer gethanenen Weigerung gehört würden. Sogar das Kriegsrecht, welches die ſtrengſte Gerechtigkeit übe, erlaube dem Verbrecher, oder dem nach ſeinem Spruche ſchon wirklich Verurtheilten, daß er anführe, ob er noch etwas zu ſeiner Vertheidigung zu ſagen habe. Sie ließen es in Sr. Durchlaucht Willkühr, ob das Ausgeſprochne an ihnen vollzogen werden, oder ob ſie die Freyheit haben ſolten, ihre Gründe anzugeben.

Dieſe Gründe hatte der Herzog gar nicht hören wollen, da er ſie einmahl nicht für wichtig hielt. Die auſſerordentliche Hartnäkigkeit befremdete ihn indeſſen doch.

Was ſie geſagt hatten, konten ſie auch vielleicht öffentlich gegen ihn bekant machen, und er liebte es nicht als ein ungerechter Regent den Augen der Welt dargeſtellt zu ſeyn.

Sechzehnte Finſternis.

Erſcheinungen beſondrer Art von Beliwald vorhergeſehen und prophezeyet.

Die jüngere Dame war noch immer an ihrem Spieltiſche beſchäftigt, als Marine den Herzog ſchon wieder verlaſſen, und hatte alſo gar nichts von ihrer Ab-

Abweſenheit bemerkt. Auch hatte Beliwald mit der gröſten Sorgfalt alle Spione, die etwa noch im Wege ſeyn konten, abgefertigt, und ihre Nähe verhindert. Auſſer den dreyen wuſte alſo niemand etwas davon, und für ihre Projekte war das recht gut.

Sie blieben jezt in der ruhigſten Stille. Beliwald war der Tröſter und Briefträger von beyden Seiten, und da er die ganze Sache lenkte, konte er immer von beyden Seiten ſich ſchmeicheln laſſen.

Er hatte durch ſeinen in die Provinz geſchikten Botſchafter, die Nachricht erhalten, daß die nächſte Befreundte Karinens ſich auf den Wege mache, ſelbſt herzukommen, und daß einige von der Familie ſie noch begleiten würden. Den Herzog ſezte das freylich in Schreken, aber Beliwald war erfreut, und ſchien ſeiner Sache nur um ſo mehr gewis. Wenn ſie, ſagte er zum Herzog, nicht willens hätten, zu kapituliren, ſo hätten ſie geſchrieben, daß Karine ſogleich zu ihnen in die Provinz kommen ſolte, und er mahlte das dem Herzoge ſo wahrſcheinlich vor, daß er ſich nun ganz auf ihn verlies.

Er konte das auch würklich, denn Beliwald hätte nicht müſſen Menſchen kennen, wenn er daran zweifeln können, dieſe zu ſeinen Wünſchen zu bewegen, da ihm frey ſtand, jedes Mittel zu gebrauchen.

Und der ſicherſte Weg wäre es auch geweſen, wenn man würklich Willens hatte, Karinen dieſer Laufbahn zu entziehen, den angemeſſenen Befehl zu geben, daß ſie zurükkehren ſolte, ein paar Worte lauter zu ſchreyen, als gewöhnlich, und zu verſtehen zu geben, man würde ſich öffentlich verlauten laſſen, daß die Gewalt gemisbraucht würde, die man über ſeine Unterthanen habe.

Was hätte der Herzog thun wollen? was hätte Karine machen können? Der Leidenſchaft blos Gehör geben, das wäre wider den angelegten Plan geweſen. Der Ergeiz, falſch oder recht, war ja die erſte Triebfeder. Deklariren — ohne der Verwandten Willen deklariren war gefährlich. Beliwald wuſte ſehr gut, daß das kommen konte, und furchte das ſo lange, bis er erfuhr, daß ſie in der Provinz ſich zur Abreiſe ſchikten. Da konte er füglich das Prognoſtikon ſtellen, ſie wollen das nicht, denn ſonſt wären ſie weiſe genug geweſen, nicht ſich den Ueberredungen, die am Hofe gar nicht fehlen konten, und die wenigſtens nur mit unendlichen Schwierigkeiten zu überwinden waren, auszuſezen.

Aber vielleicht hatten ſie das auch nicht ſo genau überlegt. Was konte ſie wohl antreiben zu wünſchen, daß Karine Heloiſens Plaz erſezen mögte? Glaubten ſie etwa dabey im trüben zu fiſchen, ſo war es Werk ihrer Einbildungskraft, Werk des Beyſpiels konte es nicht ſeyn, denn Heloiſens Verwandte hatten ſich eben nicht dadurch glänzen ſehen.

Beliwalds Plan konte es wohl ſeyn, die Leute, wenn ſie ankamen, zu blenden.

Sie erſchienen. Natürlich erzürnt, aufgebracht, verdrieslich, daß gerade eines ſo unglüklichen Zufalls wegen ſie die Reſidenz, die ſie nicht liebten, betreten müſten; aber ſie fanden denn doch alles nicht ſo wie ſie es erwartet hatten, und weniger ſchien ihnen an der Sache zu ſeyn, als wirklich daran war.

Karine verſicherte ihnen freylich, der Herzog ſey zum Sterben in ſie verliebt, könne ohne ſie nicht leben, allein, ſie ſagte zu gleicher Zeit, ſie hätte alles ausgeſchlagen, weil beyde Damen ihr abgera-

then,

eben, und bis Beliwald auftrat, ſahen ſie nicht, warum ſie eigentlich Urſach gehabt, hier zu erſcheinen. Hätten ſie in dieſem Zeitpunkt Karinen gleich den Vorſchlag gethan, mitzureiſen, den ſie gar nicht ausſchlagen können, und wäre dies in der Geſchwindigkeit ausgeführt worden, ſo hätten ſie dem Roman eine Wendung gegeben, die ganz neu geweſen wäre, und gemacht hätte, daß er wieder von vornan geſpielt werden müſſen.

Beliwalds Dazwiſchenkunft aber öfnete ihnen die Augen. Er entdekte ihnen alles. Er mahlte ihnen ein groß geſchäztes Bild von dem, was Karine ſeyn, und effektuiren könne; er ſezte ſie ſo ſehr gegen Heloiſen hervor, er ſchilderte des Herzogs Liebe gegen ſie ſo weit ſtärker, daß beſonders die nahe Befreundte Karinens anfieng, theils die Gnade des Herzogs auſſerordentlich zu ſchäzen, theils einige Spuren von einem möglich zu erwekenden Eigennuze in der Entfernung zu zeigen.

Auf dieſer Staffel lies ſich nun alles bauen, was gebauet ſeyn wolte, und Beliwald, der wohl wuſte, daß die Damen immer noch ein Uebergewicht über ihn haben könten, beredete die Verwandten gegen dieſe ſich ſo zu ſtellen, als wenn nichts verabredet wäre, vorzugeben, als wenn von Karinens Seite nichts zu fürchten wäre, wieder nach Hauſe zu reiſen, um nicht von den Damen ſekirt zu werden, wenn die Vergleichspunkte etwa zum Arrangement kämen, und übrigens ihm nur die Vollmacht ihrer Prätenſionen zu überlaſſen, die er ihnen zum voraus zuſichern wolte.

Der Plan gefiel. Die Befreundte fand, daß ſie ſich beſſer dabey ſtände, als wenn ſie Karinen in die Provinz verheyrathete, fand, daß die Freundſchaft der beyden Damen nur trauriger Erſaz für das Reellere ſey, was ihr hier angeboten würde, fand, daß wenn Karine auf ihrer Neigung beſtünde, ſie ſie nicht anders als durch öffentliches Aufſehen, davon abbringen würde, und daß das hernach ihren übrigen Parthien auch im Wege ſeyn müſte.

Sie unterredete ſich mit beyden Damen, die ihr die Abreiſe auch ohne Karinen zulieſſen, damit der Herzog nicht glauben ſolte, man habe ſich ein Recht über ihn anmaſſen wollen, welches man nicht habe, man habe ihm einen Gegenſtand entziehen wollen, weil man ihn nicht ſtark genug geglaubt, ſich ſelbſt zu gouverniren. Hätte man gewußt, in welcher Lage die Sache wäre, man würde ſich gehütet haben, weiter ein Wort darin zu verlieren.

Die Befreundte Karinens, die gekommen war, um Karinen aus dem Verderben zu ziehen, in welches ſie ſich ſtürzen wolte, reißte ab, ohne ſie mit ſich zu nehmen. Sie lies ſie vielmehr mit den ſtrengſten Ermahnungen zurük, die Sache recht vorſichtig, und ſo auszuführen, daß ſie Nuzen und Ehre davon hätten. Sie lies Beliwalden ihre Prätenſionen ſchriftlich zurük, über welche er freylich erſtaunte, aber ſie mit dem kalten gelaßnen Auge des Heimanns betrachtete — nehmlich höchſt gleichgültig. Sie nahm des Herzogs Verſicherung ſeiner Erkentlichkeit mit ſich.

Neuntes Licht.

Jammerſchade, daß es wieder verlöſchen muſte.

Der Herzog, der immer viel Gefühl hatte, und dies Gefühl nicht gerne verläugnete, der Zurükerinnerung nie ganz aus ſeinem Herzen verdrängen konte, der immer gegen die alte Dame viel Ehrfurcht hatte, der ſich ihrer ſo wirkſamen Vorſprache bey Heloiſen erinnerte, und beſonders der Geſpräche nicht uneingedenk war, die er nach Heloiſens Tode ſo oft mit ihr gehalten, nicht uneingedenk war der Regungen, die immer bey ihrem Anblik in ihm aufgeſtiegen, ſahe es doch ungern, daß er eine Freundin verlieren ſolte, deren Theilnehmung für ihn ſo wahrhaft geweſen, deren Freundſchaft für Karinen ihr ſo nüzlich, wie ihm ſeyn könte.

Ob dem Herzoge nicht, troz dem Feuer der Leidenſchaft, welches man bey ihm unterhielt, troz der eignen Ueberzeugung, er könne doch wenigſtens zum Theil Heloiſens Erſaz finden, der Gedanke aufſtieg, du thuſt nicht recht, dich wieder aus der Sphäre herauszureißen, in die du dich einmal geworfen hatteſt, und die ſo belohnend für deine Regierung ſich anläßt, das laſſen wir dahin geſtellt ſeyn, daß er aber Heloiſen zuviel zu thun glaubte, iſt gewis, und das erhellet aus dem Geſpräch, welches er noch mit der ältern Dame hatte, und welches ihn beynahe noch umgeſtimmt hätte.

Er wolte verſuchen für Karinen ſie einzunehmen, und kam unerwartet.

Ich kan, fieng er gleich ſeine Unterredung an, mich nicht von dem Gedanken trennen, daß ſie wider meine neue Verbindung eingenommen ſind. Ich komme, ſie dazu geneigt zu machen.

„Iſt denn von dieſer Verbindung noch immer die Rede? Wären wir noch nicht ſo weit, daß Karine jeden Gedanken darauf fahren laſſen, und Ew. Durchlaucht ſich bemüht hätten, ſie zu vergeſſen?“

Nein, verehrungswürdige Frau, was mich betrift, ich fühle mehr als jemahls das Bedürfnis eine andre Geſellſchafterin mir zu wählen, und ich wähle keine als Karinen, und was dieſe betrift — Sie wiſſen ja, daß ſie mich liebte, und was man einmahl liebt, das läßt man nicht. Was koſtet es mich, um ſie ganz für mich einzunehmen? Ein paar Stunden fürſtlicher Gnade gegen ſie, dann eine andre kurze Zeit für den Liebhaber, ohne den Fürſten ins Spiel zu bringen, und ich will die ſehen, die bey Liebe im Herzen dann widerſteht.

„Ew. Durchlaucht ſcheinen Recht zu haben. Ich kante nur eine, die widerſtehen konte. Die iſt nicht mehr. Aber hätte ich dieſe ihre Philoſophie mir gedacht, da Karinens Verwandte fortgiengen, ſie hätten ſie mitnehmen müſſen.“

Und glauben Sie, daß das in der Sache etwas verändert hätte? Nein, dann hätte es nur eine Reiſe gekoſtet. Der Schlüſſel, mit dem ich alles öfnen kan, hätte mir aller Anverwandten Willen dort ſo gut geöfnet, wie er ihn mir von hieraus öfnen wird.

„Eine noch weit traurigere Wahrheit, die ich aus ihrem Munde nicht zu hören hofte.“

Nur ihre Freundſchaft mögte ich nicht verlieren. Das iſt der Grund, warum ich alle dieſe Wege bis jezt noch nicht gegangen bin. Ihr Weg war einſt beſſer.

„O daß ich ihn nie gegangen wäre, ſo hätte ich jezt nicht Urſache, mit mir zu zürnen!"

Mit ſich zu zürnen? Und worüber? Wie verdienten ſie Selbſtzorn?

„Daß ich leichtgläubig genug war, zu denken, Heloiſe ſolte ihr Glük gründen."

O ſie hat es ja gethan, ſie war ein Engel an meiner Seite.

„Und der Eindruk von ihr iſt weg. O mein Fürſt, das war nicht mein Plan. Daß Heloiſe bald ſterben würde, wuſte ich. Ihre ganze Konſtitution war nicht ſo, daß ſie ein Leben voll Zwang, Kabale und Verdruß ertragen konte, deſſen Annehmlichkeiten, ſo ſchön ſie durch Ihre Liebe wurden, dieſen doch nicht die Waage halten konten. Daß Heloiſe auf Sie viel Eindruk machen würde, war ich feſt überzeugt; ſie war zu gut, zu lieb. Daß dieſer Eindruk ſo kurz dauren, daß Heloiſe ſo bald von ihnen vergeſſen werden würde, das hätte ich in Ewigkeit nicht geglaubt."

Sie iſt nicht vergeſſen. Beym Himmel! ſie iſt es nicht!

„Sie wäre nicht vergeben, Fürſt, und doch wäre es die Parallele, die ſonſt und gleich nach ihrem Tode Ihr Geiſt zwiſchen Karina und ihr hätte ziehen müſſen? Nicht vergeſſen, und Sie könten eine Perſon lieben, bey welcher Sie ſich getrauen, durch die Mittel, die Sie eben nanten, Ihren Endzwek zu erlangen? Nicht vergeſſen, und Sie dächten nicht mehr der vielen Unterredungen, die wir über ſie hatten? So oft, ſo theuer verſicherten Sie mir, keine, keine könte ihrem Herzen wieder das werden, und jezt iſts möglich, und ſie nicht vergeſſen? Hatte dieſe Heloiſe etwa den Hang zu Zerſtreuungen, den Sie doch an Karinen bemerken müſſen, wenn Sie nicht partheyiſch ſcheinen und ſeyn wollen? Glauben Sie etwa, mein Fürſt, daß es mehrere meines Geſchlechts giebt, die ſo wenig Herrſchſucht bey ſolchem Glüke zeigen, wie Sie an Heloiſen bemerkt haben? Sagten Sie nicht oft, das mache einen großen Theil Ihrer Beruhigung aus, daß Heloiſe ſich ſo wenig ins politiſche Fach menge, daß ſie blos für Sie lebe? Würde das Karina auch, der Sie ſchon zutrauen, ſie jezt bereden, zu allem bereden zu können, was Sie wollen? Würde ſie nicht der Macht ſich bewußt, den Schmeichlern unterliegen, die zu Haufen ſich um ſie ſamlen würden? Soll ich Ihnen eine Menge nennen, die nur auf dieſen Zeitpunkt warten, die Ihnen alsdenn als vorzüglich gute Subjekte werden vorgeſtellt werden, und die vorzüglich ſchlechte Subjekte ſind?

Hat Heloiſe jemahls geſagt, ſelbſt, wenn Sie ſie frugen, den Mann befördern Sie! Hat ſie nicht immer geſagt: Sehen Ihro Durchlaucht auf ſeine Eigenſchaften. Prüfen Sie ſeine Geſchiklichkeit, und dann urtheilen Sie, und befördern ihn nach Ihrem Urtheil. Wird Karina die Selbſtverleugnung haben, zu geſtehen, ſie bedürfe der Huldigung nicht, die Macht hervorbringt?

Und nun die Folgezeit: Wenn ſie ſie nicht hat — Wenn Ew. Durchlaucht einſehen, Sie hätten nicht wählen ſollen, wenn dieſe Karina vieles thut, worüber Sie Urſache finden, mit ihr, wo nicht zu zürnen, doch andrer Meynung zu ſeyn, wird Harmonie dann bleiben? Wird Disharmonie nicht ein Bild ſeyn, was Ihnen ganz unerträglich iſt? Werden Sie ſelbſt, Fürſt, nach Ihrem gütigen, nachgebenden Karakter, nicht vieles zufrieden ſeyn, was

Sie nicht zufrieden ſeyn ſolten? Werden Sie nicht Heloiſen vermiſſen? Werden Sie nicht wünſchen, Karinens Karakter erſt recht unterſucht zu haben, und werden Sie es nun nicht erſt thun?"

Die Dame ſchwieg. Sie wuſte, was es hieße, den Fürſten auf ſeiner ſchwachen Seite angreifen. Sie hatte den wahren Zeitpunkt — den wahren Standpunkt gefaßt — Sie hatte den rechten Faden ergriffen. Er war in tiefe Gedanken verſunken. Er ſchwieg auch.

Wohlan, ſagte die Dame, ich ſehe, Sie haben gewonnen. Sie werden unterſuchen. Ich verlaſſe Sie, um ſie nicht zu ſtören.

Sie gieng in ein anderes Zimmer, und der Fürſt verlies das ihrige ſchweigend.

Vierzehnte Aufklärung.

Scheint zu Dingen von äuſſerſter Wichtigkeit zu reiſen.

Wir wurden gleich den andern Tag wieder vor die Kommiſſion geladen.

Der Vorſizer derſelben ſagte uns, er habe geſtern die Sizung ſo ſchnell geſchloſſen, um uns Zeit zu laſſen, das wohl zu überdenken, was wir ausgeſagt. Wir hätten bekant gemacht, daß es wohl möglich wäre, die Originale zu unſern Kopien zu finden, folglich müßten wir doch nach Originalen gearbeitet haben, und wenn wir das gethan, und Perſonen entweder anders geſchildert als ſie wären, oder uns an Perſonen gemacht, vor welche wir Ehrfurcht zu haben, ſchuldig wären, ſo wären wir immer ſtrafbar. Wir mögten uns alſo über dieſes näher erklären.

Wir hätten, ſagten wir hierauf, keinesweges geſagt, daß wir Kopien nach Originalen gearbeitet hätten, ſondern daß man zu unſern Schilderungen wohl Originale finden könte.

Der Schriftſteller, der Menſchenhandlungen vorſtellen wolle, nehme ſolche, aus dem was er in ſeinem Leben geſehen oder erfahren. Wir hätten bereits im vorigen unſern Unterſchied über Roman und Mährgen bekant gemacht. Der Schriftſteller, der mit dem Zweke zu unterhalten, auch zugleich zu beſſern ſuche, würde immer die intereſſanteſten Erfahrungen ſeiner Zeitläufte zum erſten, und die unordentlichſten derſelben zum zweyten Zweke nehmen.

„Die Erfahrungen aber müßten ſich doch von Perſonen herleiten", ſagte der Vorſizer.

Müſſen ſich in dem Falle ſicher von Perſonen herleiten, wenn ſie nicht von unſichern Erzählungen ſich herleiteten, die des Erzählers Erfindungskraft vielleicht geſchaffen.

„Allein auf unſichre Erzählungen würde man doch nicht den Grund einer Satyre bauen?"

Warum nicht? So bald die Erzählung in die Zeitläufte paßt, ſo bald man ſich die Erzählung als möglich denken kan, ſo bald hat der Romanſchreider das Recht ſich ſolcher als einen guten Fund zu zu bedienen, um ſeine Dichtung unterhaltender zu machen, und ſeine Satyre zu würzen. Das ſey das groſſe Vorrecht, welches er habe, alle Menſchenhandlungen und Menſchenerzählungen zu benuzen, wenn er nur die Perſonen von ihnen trenne. Wäre das geſagte nicht wahr, ſo wäre doch die Möglichkeit da, daß es wahr werden könte, und wenn er dieſes Wahrwerden verhüte, ſo ſey er ein nüzliches Mitglied ſeines Zeitalters. Wäre es aber wirklich ſchon wahr, ſo könte derjenige, der ſich getroffen fühlte, ſich beſſern, ſeine Fehler wieder gut machen, und ſo würde auch der Dichter nüzlich.

Eine gleiche Bewandnis habe es, wenn der Dichter übertrieben oder zu gering geſchildert. In beyden Fällen könne er doch nüzlich werden. Wäre die Erzählung, nach der er geſchildert, übertrieben geweſen, und träfe auf das Original, welche ſie veranlaßt, ſo würde das Subjekt ſagen, nein, ſo ſchlimm biſt du doch noch nicht, könteſt es aber werden, und wilſt dich warnen laſſen. Iſt der Fall entgegengeſezt, ſo wird wenigſtens die Betrachtung entſtehen: Du biſt doch noch ſchlimmer, du wilſt

zuſuchen in die Schranken zurükzukommen, in denen dieſer Autor ſeinen Mann ſchildert, ſo wirſt du dich beſſern, und nach und nach ganz gut werden.

„Sie halten alſo würklich dafür, daß Satyren eine Beſſerung zuwegebringen können, und daß der Groll nicht Rache gebiert, und dadurch den Gegenſtand verſchlimmern kan?“

Daß dies ein ſehr möglicher Fall ſeyn kan, geben wir allerdings zu. Allein wir glauben, daß er unter zehenmahlen ſchwerlich mehr als einmahl ſtatt findet, weil jeder angegrifne, wenn er nur nicht mit Namen genannt iſt, von der größern Menge Menſchen ſich nicht geradezu gekant glaubt, weil in dem Bilde des Romanſchreibers immer Dichtungen vorkommen, von denen die ganze Welt weis, ſie treffen ihn nicht, weil überhaupt jedermann den Wunſch ſich zu beſſern in ſich trägt, er ſey auch ſo verborgen, wie er wolle, und die Vorſtellung ſeines Unrechts, wenn anders dieſer gute Funke bey ihm nicht ganz unterdrükt iſt, immer ihn noch erweken wird, und iſt er ganz verruchter und harter Böſewicht, ſo iſts ſehr gut, wenn er zur Schau dargeſtellt wird.

Den Plan der Rache könte ein Regent leicht verhüten, wenn er gewiſſe Leute, die Kopf genug dazu zeigten, ſelbſt zu Satirikern ſeines Landes privilegirte, und ihnen Freyheit gäbe, unter verdecktem Namen die Handlungen in ſeinem Lande aufzuklären, der guten Belohnung, und der ſchlimmen Beſſerung zu ſuchen.

„In dem Fall würde er ſich doch wohl vorbehalten, daß er verſchont würde?“

Keinesweges. Dann wäre der Zweck verfehlt. Dann hätte er ja etwas voraus. Was ſeinem Unterthan billig iſt, das muß auch ihm gerecht ſeyn. Er muß ſich ſchlechterdings ſo gut der Geiſſel des privilegirten Richters unterwerfen, als jeder andre. Genug, daß er ein für allemahl deklarirt hat, daß keine Beleidigung ſtatt finden, daß keine Perſon getroffen ſeyn ſoll, daß bloß jeder der Richter ſeiner Handlungen ſeyn ſoll, in ſo fern das Buch ihn trift oder nicht.

Glauben ſie mir, meine Herren, ſagte ich in der Extaſe meines Gefühls, es iſt ſehr gut, wenn der Herrſcher, wenn der Miniſter, wenn die Väter des Volks durch Bücher gebeſſert werden können. Glau-

ben

den Sie mir, die Welt ſieht dann den Menſchen ſchwinden, und den Fürſten wachſen, ſieht den Menſchen ſchwinden, und den Miniſter rechtſchaffen werden, den Menſchen ſchwinden, und den Vater für das Volk ſorgen.

„Wenigſtens, meine Herren, überzeugen uns ihre Ausſagen, daß ſie es nicht hämiſch meinten, und in ſo fern iſt uns es lieb, nicht geſtern unſern Bericht abgefaßt zu haben.“

Wie könten wir aber auch eine hämiſche Abſicht haben, da wir Menſchen lieben, Menſchen zu beſſern wünſchen, Menſchen für Brüder halten. Nein, alle hämiſche Auslegungen, die man über unſer Buch gebracht, treffen uns nicht. Man hat uns in Fallen loken wollen, wir haben ſie aber vermieden.

„Dennoch haben ſie hin und wieder geleugnet, ſie wären die Verfaſſer, beſonders bey Perſonen, die ihnen ſelbſt ſagten, ſie fühlten ſich getroffen, und andern bekanten ſie es zu ſeyn.“

Weil wir uns gegen dieſe erklärten, ohne es zu ſeyn, gegen jene uns nicht erklären konten, ohne einem Schwall von Fragen ausgeſezt zu ſeyn, deren Antworten man uns doch noch bezweifelt hätte.

Wer wird ſich nicht gern von Ueberläſtigen befreyen, von denen man fürchten muß, daß ſie aufs Forſchen ausgehen, von denen man befürchtet, daß ſie jedes Wort anders auslegen, aus jedem Ausdruk ein Verbrechen machen, und hernach der Gerechtigkeit ſich bedienen, um den Menſchen ins Unglük zu ſtürzen. Und wer im allgemeinen wird nicht von ſeinen Launen ſo viel abhängen, daß es ihm, wenn die Phyſiognomie des Fragenden gefällt, oder nicht gefällt, nicht ſagen ſolte, er habe das geſchrieben, oder er habe es nicht geſchrieben? Iſts etwas Böſes, ſo werde ich mich gegen keinen Menſchen dazu bekennen. Iſts etwas gutes, ſo iſts ja kein Verbrechen, es verläugnet zu haben. Wollen Sie uns erlauben, noch einen Grund anzuführen, warum wir nie erwartet hätten, wegen dieſes Buchs zur Verantwortung gezogen zu werden?

„Warum nicht. Alles was ſie noch zu dem Endzwek vorzubringen wiſſen, eine nähere Unterſuchung von ſich abzuwenden, das bringen Sie heute bey, denn wir verſchiken das Protokoll mit einem pflichtmäßigen Bericht morgen höhern Orts, und erwarten, ken, was uns weiter in der Sache zu thun anbefohlen wird.“

Vorausgeſezt und beſtimt, daß wir uns vor keiner nähern Unterſuchung fürchten, daß wir jeder Frage, die man uns thun könte, eine befriedigende Antwort zu geben bereit ſind, führen wir nur an, daß wir ſonſt der Meynung waren, wegen eines Buchs, welches in keinem einzigen unſrer Reiche verboten, oder zu einem gefährlichen Buche gemacht worden, fänden keine Klage und keine Unterſuchung ſtatt. So bald die Aufſeher über die Rechtmäßigkeit oder Nichtrechtmäßigkeit eines Buchs die erſtere anerkant, ſo bald ſie erlaubt hätten es öffentlich zu verkaufen, ſo bald falle alle Schuld auf den Verfaſſer weg — ſo bald ſey er für immer und ewig aus der Verantwortung wegen deſſen, was er geſchrieben.

Wenn in einem Lande aber wegen der Preßfreyheit gar keine Einſchränkung ſtatt finde, wenn jedem ohne Unterſchied erlaubt wäre, zu ſchreiben, was er wolte, alsdenn müſte ein jeder auch immer für das haften, was er geſchrieben. Da nun in allen Ländern wegen der Einſchränkung der Preßfreyheit Verordnungen wären, da in keinem unſrer Büchlein den Herren, die die Aufſicht darüber hätten, ſo mißfallen, daß ſie es unter die verwerflichen gezählt, ſo wüßten wir uns die Erſcheinung kaum zu erklären, ſie müßte denn von irgend einem hämiſchen lügenhaften Angeber herrühren, der uns dieſen Dienſt erwieſen, und den man uns bisher verſchwiegen.

Wir wollten hiermit ſchlieſſen, aber der Vorſitzer machte uns dennoch noch die Einwendung, daß denen Beurtheilern der Bücher in einem Lande nicht zuzumuthen ſey, für jede Auslegung zu haften, die man über ein Buch machen könne, und zuweilen wirklich mache.

Wir erklärten uns darauf, daß das unſere Meynung keinesweges ſey, daß das Buch aber auch nie nach Auslegung, ſondern nach dem Buchſtaben des Werks behandelt werden müſſe, und wenn ja eine Auslegung ſtatt finden ſolte, ſo müſſe der Verfaſſer der einzige berechtigte Ausleger ſeyn. Uebrigens käme es jedem angeſtellten Beurtheiler zu, ſo viel von ſeinem Amte zu verſtehen, daß er das Wort nicht überſähe, was wider die Regeln lieſe, nach denen er achten müſſe, und um die Auslegung habe er ſich nicht zu bekümmern.

Somit wurde denn unſer Protokoll geſchloſſen, und ohne im geringſten unruhig zu ſeyn, erwarteten wir nun, was weiter in der Sache unternommen werden ſolte.

Zehntes Licht.

Zum einen Ohre hinein, und zum andern wieder heraus.

Der Einſichten der Dame ohngeachtet, des Nachdenkens des Herzogs ohngeachtet, des Eindruks ohngeachtet, den die Unterredung mit ihr auf ihn gemacht zu haben ſchien, und auf den ſie ſehr fußte, war doch Beliwald kaum beym Herzoge geweſen, und hatte von der Laune, in welcher die Familie abgereiſt, ſo wie von ſeinen Anbetern geſprochen, dem Handel nun bald eine erwünſchte Endſchaft zu geben, als ſchon dem Fürſten alle Luſt zur Selbſtüberwindung ſeiner Leidenſchaft ſchwand, er weiter nicht dieſer ganzen Kataſtrophe eingedenk war, ſondern Karinen einigemahl noch in der Stille ſprach, dann aber ziemlich öffentlich mit ihr zu gehen anfieng, ſeinem Feuer für ſie ſelbſt in Gegenwart der Damen keinen Einhalt that, und dadurch in aller Gemüther eine neue Revolution hervorbrachte.

Die größte aber bey der jüngern Dame, die ſicher darauf gerechnet hatte, er würde ſeiner Liebe auf jeden Fall Einhalt thun, die von Karinens Verſprechen die dauerhafteſte Folgſamkeit erwartet, die mit ihm ſelbſt verſchiedene Unterredungen gehabt, deren Inhalt uns zwar nicht zu Ohren gekommen, von denen wir aber überzeugt ſind, daß ſie voll Wärme und Feuer, ſo wie voll wichtiger Gründe für ſie geweſen.

Der Herzog hatte Urſach, die jüngere Dame zu ſchonen, und ihren Rathſchlägen Gehör zu geben. Nie iſt ein Herrſcher in dem Fall, daß er nicht jemanden Verbindlichkeiten ſchuldig wäre, und der Herzog dachte zu edel, als daß er Verbindlichkeiten durch Undank hätte belohnen wollen oder ſollen.

Die Dame hatte die Erziehung einiger Kinder der Familie auf ſich genommen, und ſorgte für ſie, wie eine Mutter nur zu ſorgen fähig iſt. Wir wiſſen von oben, wie er in Anſehung der Kinderzucht dachte, und daß er aus ſeinem eignen Beyſpiel belehrt, ſehr wünſchte, ſeine etwanigen Nachfolger möchten ihm in vielen nicht gleichkommen. Dieſe Selbſterkentniß erſtrekte ſich aber nicht ſo weit, daß ſie auf ſeine Leidenſchaften wirkſam geweſen wäre, und da die Dame, man weiß nicht, ob aus bloßer Vorliebe für den Herzog, oder aus mütterlicher Liebe für die Kinder, die ſie bey ſich hatte, oder aus dem Grunde, daß Karine in ihrem Hauſe war, und ſie nicht wolte, daß jemand von den ihrigen einen ſolchen Schritt thäte, einſtens des üblen Beyſpiels Erwähnung that, welches er gäbe, und dadurch alle Wirkungen guter Erziehung zu Boden ſchlüge, ſo war des Herzogs Hize Siegerin über die gewöhnliche Sanftmuth geweſen, die in ihm war, und er hatte ein wenig hart mit der Dame geſprochen, indem er ſeine Handlung durch Scheingründe zu vertheidigen ſuchte.

Die Dame, die dies zu Thränen bewog, ſahe, nachdem er ſie verlaſſen hatte, wohl ein, daß mit dem Streiten gegen eine Leidenſchaft nichts gewonnen wäre, ſie hörte ſogar auf gegen ihn zu zürnen, und ſchrieb ſein Betragen gegen ſie gern auf Rechnung der Uebereilung; allein da ſie von Karinen immer, wie geſagt, Standhaftigkeit vermuthete, ſo wolte ſie dieſe gegen ſeine Anfälle ſtählen, und nahm ſie in ihre Ermahnungskur.

Diesmahl waren es nicht trokne philoſophiſche Vorſtellungen. Es war keine geſuchte Rede, die ihr von dem Unrecht, welches ſie thäte, Beweiſe darlegen ſolte, es war keine bloſſe Deklamation gegen das Unglük, welches ſie für ſich ſowohl, als für den Herzog ſtiften könte — es war warme, volle, mütterliche Zärtlichkeit, die ſie gegen ſie ausgoß. Es war inniges Herzensgefühl, welches ſich aus ihrer Seele empor hob, über ihre Lippen ſtrömte, und den Eingang zum härteſten Herzen vermuthen ließ.

Ich rede mit ihnen, als die Mutter eines geliebten Kindes, ſagte ſie, eines Kindes, welches mein Stolz und meine Freude werden ſolte, eines Kindes, das ich gern mit Ruhm in der Welt glänzen ſehen will. O meine theure Karine, laß mich ſie nicht entbehren, dieſe Freude! Rechne auf meine Liebe, auf meinen Schuz, auf meinen Beyſtand in allem, was auf dieſer Welt dir zuſtoſſen kan; du ſolſt ſeyn, als wärſt du meine Lieblingstochter. Ich will dir einen Gatten wählen, um den man dich beneiden ſoll. Ich will dir dann den Namen meiner Schweſter geben, und ſchweſterliche Liebe dir beweiſen.

Du ſtehſt auf einer Stufe, Karine, die du nicht kenneſt. Ich will nicht ſagen, daß du der Freuden des Lebens gänzlich beraubt wirſt, wenn du des Herzogs Zudringlichkeiten anhörſt. Allein in dem Maaſſe, in dem du ſie ſchmeken könteſt, zu ſchmeken ſie verdienteſt, in dem Maaße wirſt du ſie nie genieſſen. Und ich werde ſie dir nie fehlen laſſen. Ich werde die meinigen opfern, um ſie dich im blendendſten Maaße genieſſen zu laſſen.

Ich lege dir das eine noch ans Herz, Karine, das eine erſte gröſte bey deiner Wahl. Wenn du den Anſinnungen des Herzogs kein Gehör giebſt, ſo retteſt du ihn von einer Leidenſchaft, die ihn zum Sklaven machen, und zu Unrecht verleiten könte.

Deine ganze Anlage iſt Eitelkeit, Karine. Sie ſoll befriedigt, ſie ſoll durch Gatten, Stand, Würden, befriedigt werden, nur befriedige ſie nicht durch eine falſche Wahl. Du könteſt es dahin bringen, daß der Herzog dir unterthan würde, allein glaube es der Beurtheilungskraft einer Mutter, die tiefer hinein ins Fach des Regierens geſchauet als du, du kanſt nicht regieren. Du biſt nicht dazu gemacht, einen Regenten zu lenken. Jede Zeit, die der Herzog deinetwegen verſchwendet, jede Minute, in der er Nuzen ſtiften könte, und opfert ſie dir, jede Handlung, die um deinetwillen er anders einrichtet, und ſie fällt zum Nachtheil aus, fällt auf dein Gewiſſen. Wolteſt du das Karine? Könteſt du den Gedanken denken, einem Volke ſeines Herrſchers Liebe, und die ihrige entzogen zu haben?

Nun nöthigend. Meine Freundſchaft bittet dich, flehet dich an, thue es nicht. Ich, Karine, ich könte vor dir niederfallen, und dich bitten, wenn dich das erweichen könte. Aber ich weiß doch, dein Herz ſchlug immer warm für mich. Alſo ſchlag mir das nicht ab, was ich jezt von dir im Namen der Freundſchaft verlange, die dein iſt.

Was war Karine bey allem dieſen? Stumm, aber nicht verlegen. Nicht ganz rechnen wir es ihr zu, daß ſie heuchelte. Solte ſie die Freundin, die verehrungswürdige Frau kränken? Gekränkt muſte ſie werden. Zurük zu gehen war nicht. Aber ſolte ſie es eben ſeyn, die ſie kränkte? Solte ſie eben den ganzen Unmuth auf ſich ergehen laſſen? Solte ſie vielleicht noch gewaltſame Mittel angewandt ſehen, um ſie dem Herzoge zu entreißen? Sie noch die Vorwürfe ins Angeſicht hören, ſie ſey undankbar?

Karine vermuthete eigennüzige Abſichten, die vielleicht viel rechtmäßiger waren, als die ihrigen, aber ſie hatte nicht den Begrif, daß ſie die ihrigen um dieſer willen aufgeben müſte, ein Opfer, welches Sie nach ihrer Denkungsart der Eitelkeit, der Selbſtliebe, der geſchmeichelten Größe nicht bringen konte.

Sie verſprach alſo, und was war das Verlangen? Nichts geringeres, als ſogleich aus der Reſidenz zu ihrer Freundin zu reiſen.

Karine fuhr für Schreken zuſammen. Sie faßte ſich gleich wieder. Nicht, daß ich den Herzog verlaſſen ſoll, ſagte ſie, allein die Reſidenz verlaſſen, Sie verlaſſen, alle meine Freundinnen, alle meine Ausſichten verlaſſen — dorthin gehen, wo ich vielleicht nie wieder wegkommen kan —

Das verſpreche ich ihnen, erwiederte die Dame. In einem halben Jahre ſind ſie vom Herzoge vergeſſen, ich habe einen Gatten für ſie, der ihrer werth iſt. Sie kehren wieder zurük, ohne irgend einer Unannehmlichkeit ausgeſezt zu ſeyn, und ich führe ſie in den Schoos des blendendſten Glüks, das ſie ſich wünſchen können, und gegen welches jener Schatten, glauben ſie mir das, nur Spielwerk iſt, das von einer Blende leuchtet.

Karine ſagte ja, um nur loszukommen. Bellwald empfieng ſogleich die Nachricht, um dem Uebel abzuhelfen.

Bellwald war weit kälter als Karine. Es thut mir leid, ſagte er, daß ich der Dame weh thun muß, aber hier iſt periculum in mora, und ich muß dem Herzog das gleich zu wiſſen thun, damit er mich rechtfertige.

Der Herzog bat ihn die Punkte des Arrangements zu beſchleunigen, gab ihm freye Vollmacht zu allem.

Beliwald beſorgte alſo auch vor allen Dingen die Richtigkeit mit Karinen, und da dieſe ihrer Befreundin Erwehnung that, die es ihr zu ſehr auf die Seele gebunden, ſie nicht zu vergeſſen, wenn ſie ſich nicht ihren Zorn zuziehen wolte, ſo rükte er mit den ganz unſinnigen Forderungen heraus. Sie beſtanden auſſer einigen Kleinigkeiten in einer groſſen Summe Geldes, welche dann jährlich als Penſion reiterirt werden ſolte. Karinen ſelbſt war das ein wenig zu ſtark, und ſie geſtand ein, davon habe ſie ſich keine Vorſtellung machen können, und vielleicht wüſte jene ſelbſt nicht was ſie verlangt, oder es wäre aus Verſehen vielleicht eine Null zu viel geſchrieben worden, die man löſchen könte.

Hören ſie, Karine, ſagte Beliwald, mit dem Nachzahlen iſt es ſchlimm. Ich habe eine Vollmacht von ihrer Verwandtin, und ſie kan mir die Vernunft doch nicht abſprechen, und dies thun, wäre unvernünftig.

Alſo wir geben die Summe, und ſtreichen die Penſion, und ſagen, ſonſt wäre nichts aus der Sache geworden.

Karine willigte in alles. Die Punkte wurden unterzeichnet, und noch blieb alles Geheimniß. Dies ſoll ſo ſtrenge geweſen ſeyn, daß einige Perſonen, die Rechnung auf Beförderung durch ſie gemacht hatten, wieder abreiſten, weil ſie glaubten, noch ein viertel, vielleicht ein halbes Jahr Zeit übrig zu haben.

Einige Tage Aufſchub, um ihre Sachen in Ordnung zu bringen, muſte die Dame Karinen nothwendig verſtatten, und ſo wurden auch von ihrer Seite alle Anſtalten zum Reiſen getroffen.

Baliwald ſorgte indeſſen davor, daß ſie eine neue Wohnung erhielt, die ſchon vom Herzog beordert, und eingerichtet wurde, und die ganz der Pracht gemäß war, die ſich von einem Herzoge als Liebhaber erwarten lies.

Der Abſchied ſolte ſo genommen werden, als wenn Karine würklich in die Provinz reiſte. Dadurch erſparte ſie ſich freylich viele unangenehme Augenblike, allein, ſezte ſie nicht ihren Karakter gegen die warme, zärtliche, treue Freundin, in ein ganz falſches, ſie kränkendes, ihr ſehr nachtheiliges Licht?

Daß Karine nichts von der Heiterkeit ihres gewöhnlichen Geiſtes verloren hätte, läßt ſich nicht behaupten, aber wie viel Gründe hatte die Dame nicht, dies zu entſchuldigen, da ſie wuſte, daß Karine immer noch den Herzog liebte, wuſte, daß ſie ſich Begriffe von dieſer Trennung machte, die anders waren, als die ihrigen, wenigſtens das glaubte, weil ſie auch vom Gegentheil die Wahrheit nicht wiſſen konte, ſogar zitterte, daß der Herzog ihr die Entfernung ganz zur Laſt legen, ſie ſeine Ungnade ſtark würde fühlen laſſen, und nur dies damit ſich tröſtete, daß ſie etwas gutes geſtiftet, und für dieſes Gute in ſich den Lohn durch ihre eigene Beruhigung erwarten könne.

Der Herzog hingegen, welcher wuſte, auf welche Art die Dame in ihren Hofnungen hintergangen wurde, wuſte, daß ſie ſehr gekränkt würde, und durch die Kränkung leiden muſte, wolte nicht doppelte Leiden auf ſie bringen, und begegnete ihr mit einer Gefälligkeit, die ſie beynahe wieder hintergangen hätte.

Der Tag erſchien, und Karinens ganzes Eigenthum war würklich aus dem Hauſe der Dame weggeſchaft — und ſie —

O des Abſchieds, den ſie nahm! Daß Thränen ihn begleiteten, wiſſen wir. O Karina, laß dein Innerſtes in dir reden, ob dieſe Thränen Verſtellung waren, oder ob ſie den Schmerz galten, daß du hintergehen mußteſt — Nein, nicht mußteſt — wolteſt, weil Glanz dir blendender war, als Aufrichtigkeit und ſeltne Freundſchaft.

Karina bekam von der Dame noch ein anſehnliches Präſent. Und dieſe Edle dachte, es wäre nur eine kleine Belohnung für ein weit größers Opfer. Sie fieng an, Karinen zu bedauern, wenn es ihr nahe gehen ſolte, den Herzog zu verlaſſen. Sie kämpfte ſogar mit Vorwürfen, ob ſie auch recht gethan.

Und Karine verlies das Haus der Dame, um noch denſelben Tag jenes zu beziehen — um den folgenden Tag ſchon als Geliebte des Herzogs zu erſcheinen, um keine Thräne der Dame über dieſen Betrug abzuwarten.

Wie verfloß denn dieſe Nacht bis zu dem Tage der Freude? Stand ſie nicht vor dir, die Liebenswürwürdige, als ſie den lezten Kuß auf deine Lippen drükte, und ſagte: Leb wohl Marine, bis ich dich glüklich wiederſehe! Schwebte ſie nicht über dich, mit dem Pfande der Freundſchaft, welches ſie dir im ſchönen Geſchenk darreichte! O daß dieſe Scene unſrer Erzähler, nie wahr geweſen, und nie wahr werden möge.

Von den Revolutionen, die den andern Tag vorfielen, wird der Leſer im ſechſten Theile Nachrichten antreffen, die er nicht ohne Rührung des Herzens, aber auch nicht ohne Erſchütterung des Zwerchfells leſen wird.

Funfzehnte Aufkärung.

Schnelle Juſtiz. Interrogatorien. Ein gutes Gewiſſen ſchüzt für alles.

Es mogten kaum acht Tage vorbey ſeyn, als wir bereits wieder vor unſern Kommiſſarien erſcheinen muſten, um den fernern Verlauf unſerer Unterſuchungsſache zu vernehmen.

Sie berichteten uns, daß man unſern Ausſagen auch von oben her die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, daß ſie viel Freymüthigkeit und Wahrheitsliebe verriethen, daß man weit davon entfernt wäre, uns für ſchuldig zu halten, daß man einige Bemerkungen in unſern Erinnerungen wahr und richtig befunden, daß man zu ſeiner Zeit darüber ein mehreres ſagen wolte, daß es aber izt der Lauf der Sache, wegen Requiſition und freundſchaftlichen Bitten eines benachbarten Nachbarn, oder deſſen Miniſter erfordere, uns noch einige Fragen vorzulegen, die wir beantworten ſolten, worauf wir dann auf die äuſſerſte Billigkeit mit Gerechtigkeit verbunden, zu rechnen hätten.

Uns befremdete zwar dieſes Betragen etwas, allein da man einer Requiſition erwähnte, ſo konten wir nicht anders, als es billig finden, daß wir einer Sache wegen befragt würden, die andre von unſern Richtern zu wiſſen verlangten. Wir baten daher, nur keinen längern Anſtand zu nehmen, weil wir gegen dieſes Verfahren nichts einzuwenden wüßten, ſondern jede Frage beantworten wolten.

als man uns verlegte. Und ſo werden wir erzählen, wie man verfuhr.

2) Haben Sie bey dem Ediren des Werks Tribuſu Stavaju irgend jemanden gemeint, den Sie dadurch aufzuſtellen, zu verkleinern, zu beleidigen geſucht?

Keinesweges. — Wir haben Handlungen darſtellen wollen, nicht Menſchen. Daher haben wir, da wir unſern Handlungen Perſonen geben müſſen, ihnen Namen beygelegt, die unbekant ſind, niemanden treffen, niemanden reizen können. Wir haben folglich auch keine Perſon zu beleidigen Urſach gehabt, und wenn es auch würklich Perſonen in dem Planeten geben ſolte, die Originale zu dieſen Schilderungen wären, ſo fält das Anſtößige der Schilderungen auf die Handlungen, nicht auf die Perſonen. Solte es Perſonen geben, die da glaubten, ſie wären getroffen, und wir haben mehr geſagt, als ſie ſind, ſo ſind ſie nicht getroffen, und wir haben weniger geſagt, ſo ſind ſie nicht verkleinert, und wir haben gerade dargeſtellt, ſo iſt es ihrer Handlungen Schuld, und des Zufalls Werk, das uns gerade Erzählungen davon in die Hände führte.

2) Warum haben Sie einen Karidaru, Miniſter, Räthe, u. ſ. w., kurz, warum haben ſie einen Hof geſchildert, da Sie wiſſen, daß man dieſem Ehrfurcht ſchuldig iſt?

Wir haben einen Hof, einen Regenten, Miniſter, Räthe geſchildert, weil die Handlungen, die wir darſtellen wolten, für die Stände am meiſten paßten, weil ſie am häufigſten darin gefunden werden, weil wir fehlerhafte Regierungsarten mahlen, weil wir Uebereilungen rügen, und dadurch beſſern wolten. Wir haben ſehr richtige und gute Begriffe von den Pflichten und der Ehrfurcht, die man einem Regenten ſchuldig iſt, von dem Betragen, welches man ſich gegen einen Hof erlauben oder nicht erlauben kan. Jeder Regent aber wird wiſſen, daß er Menſch bleibt. Daß man ihn — nie perſönlich, wohl aber im allgemeinen daran erinnern darf, glauben wir, liegt nicht auſſer der Sphäre der Ehrfurcht.

3) Haben Sie nicht vor der Verfaſſung dieſes Buchs Aufforderungen erhalten, etwas der Art zu ſchreiben, und dem Publikum vorzulegen?

Die Aufforderungen, die in uns waren, haben uns dazu gebracht. Wir fühlten in uns einen Drang, Scenen von Höfen, die wir vielleicht geſehen, vielleicht gehört, zu Papiere zu bringen, und daraus einen ganzen Roman zu formen, der den Leſer unterhalten, beſſern, und aufklären könne.

4) Haben Sie einen beſondern Hof zum Gegenſtande ihres Buchs genommen, und auf ihn mit den Wahrheiten, die unter Ihren Dichtungen befindlich ſind, gezielt?

Weder das eine, noch das andere. Wir ſind Schriftſteller von langen Zeiten her. Wir haben vielleicht ſchon zwanzig Romane edirt, die unſer Publikum auch nicht unbefriedigt gelaſſen. Daß wir uns in Menſchenſituationen verſezen können, iſt der Grund, warum ein Theil uns gern hatte, weil wir Natur ſchilderten, der andere Theil uns haßte, weil er ſich geſchildert glaubte. Wir hatten mit unſerm erſten Roman gleich einen Anſtoß. Die Familie eines angeſehenen Mannes hatte dieſem in den Kopf geſezt, daß wir ihn mit dem Helden dieſes Romans gemeint hätten, und wir kamen dadurch wirklich einigermaßen in Verdruß.

Wir hatten aber hernach die Rechtfertigung, daß der Mann ſelbſt auf ſeinem Todtbette zu uns ſagte: Es ſey thörigt von ſeiner Familie geweſen, dergleichen aufzuſtechen. Daß wir aus ſeinem Leben Züge genommen, glaube er. Daß wir ihn aber ſchildern, beleidigen oder ihm wehe thun wollen, ſey nicht wahr, er ſtürbe ohne Groll gegen uns. Eben ſo wenig als wir damahls auf dieſen Mann gezielt, ja auch nur ihn, ob wir ihn gleich gekant hätten, bey der Verfaſſung des Werks in Gedanken gehabt, eben ſo wenig hatten wir auch hier einen beſondern Hof zum Gegenſtande genommen, beſonders da wir bezeugen könten, daß wir an keinem Hofe im Syrius ſo bekant wären, daß wir Privatſituationen deſſelben ſchildern könten.

5) Haben ſie ihre Data aus Erzählungen und Nachrichten, und aus welchen geſchöpft?

Allerdings haben wir unſre Data aus Erzählungen und Nachrichten genommen und zwar aus ſolchen, die im gemeinen Leben erzählt, oder in Büchern gedrukt worden. Da wir Schriftſtellerey zu unſerm beſtimmten Geſchäfte gemacht, ſo notiren wir alles, was uns merkwürdig erſcheint, möge es nun auf dieſe oder jene Weiſe zu uns gebracht werden. Da wir aber nicht zu denen Schriftſtellern gehören, die die Fakta mit hiſtoriſcher Gewisheit zu geben genöthigt ſind, ſo bedienen wir uns des Mittels, alles was wir notiren, wenn wir auch wirklich mit Namen beyennet, es gehört hätten, ohne irgend eine Anzeige, als die das Faktum ſelbſt betrift, zu bemerken. Dadurch entfallen unſerm Gedächtniſſe die Namen, und folglich fällt aller mögliche animus injuriandi, im ſtrengſten Verſtande betrachtet, hinweg. Da wir auch nicht nöthig haben, weil Dichtungen und fortgeleitete Wahrheit uns frey ſtehen, eine Rükſicht auf die Richtigkeit oder Nichtrichtigkeit des Erzählten zu nehmen, ſo iſt uns um deſto weniger Verantwortung möglich, da wir nicht einmahl beſtimmen können, ob das uns Erzählte, wahr oder nicht wahr iſt, da wir es blos als eine Menſchenſituation annehmen, mit welcher man uns bekant macht, und die, wenn ſie auch nicht wahr iſt, doch wenigſtens wahr ſeyn könte, und in ſo fern unſre Aufmerkſamkeit verdient.

6) Sind bey dieſen Erzählungen Perſonen genant, und welche?

Wir haben dieſe Frage in der vorigen beantwortet, und haben wir ja Namen nennen hören, ſo haben wir ſie aus unſerm Gedächtniße vertilgt.

7) Hat man Ihnen nicht ſchriftliche Beyträge hierzu geliefert?

Nicht die geringſten, es müſte denn ſeyn, daß wir Neuigkeiten aus erhaltenen Briefen, die uns wichtig geſchienen, in unſre Bemerkungszettel ohne Rükſicht auf Namen oder Mittheiler eingetragen hätten.

8) Heben Sie Ihre Korreſpondenz nicht auf, und ſind darunter nicht Briefe, die inſonderheit die Tridatu Stapazu betreffen?

Schriftſteller handeln allemahl menſchenfeindlich, wenn ſie ihre Korreſpondenzen aufheben. Es kan ihnen jemand in der gröſten Unſchuld etwas melden, und ſie gebrauchen es, und er wird hernach zur Verantwortung dafür gezogen. Es war von erſten Augenblik, da wir uns dieſem Geſchäfte widmeten, unſer ernſter Wille und Vorſaz, nie einen Brief über 24 Stunden alt werden zu laſſen, und ſo können wir auch keinen einzigen unſrer Korreſpondenten verrathen, wenn wir auch wirklich welche gehabt hätten, obgleich wir faſt betheuren können, daß das nie der Fall bey dem Tridatu Stapazu geweſen, ſondern daß deſſen Grund ſich beſonders auf Erzählungen bezieht, die wir bey Gelegenheit eines groſſen Jahrmarkte, der in dieſer Stadt gehalten wird, erfahren.

9) Können Sie ſich nicht auf die mündlichen Referanten der Nachrichten beſinnen, die Ihnen die hauptſächlichſten Data zu dem Tridatu Stapazu gegeben.

Das iſt eine pure Unmöglichkeit. Wir haben eine ſolche Menge von Nachrichten und von unzähligen Menſchen für alle die Werke erhalten, die wir ſeit dieſer Zeit gearbeitet haben, daß wir bey der ſtärkſten Anſtrengung keinen Unterſchied zu machen gewuſt hätten, wer uns zu den Geſchichten des Neides, oder der Buhlerin, oder zu den Extemporationen, oder zu andern Werken, die wir gearbeitet, den Stoff gegeben. Faſt alle Fremde dieſes großen Jahrmarkts haben dazu beygetragen, und wenn wir auch jeden einzeln fragen wolten, ſo würden wir doch jezt ſchwerlich mehr richtige Antworten erhalten.

Nachdem wir dieſe neun Fragen beantwortet, wurden wir wieder entlaſſen, und ſolten erwarten, was weiter geſchehen würde. Wir baten nur noch die Bemerkung nicht zu vergeſſen, daß wir uns zwar als Autoren angegeben, aber nur als Traditoren ſprächen, und daß all unſre Tradita ebenfalls aus ſolchen Erzählungen ihren Urſprung hätten, und dabey unſre extemporirten Geiſter zuweilen ſich auch ins Gebiet der Einbildungskraft verloren.

Ende des fünften Theils.

Dreyerley
Wirkungen.

Eine
Geſchichte aus der Planetenwelt,

tradirt und ſo erzählt.

Sechſter Band.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Germanien, 1790.
bey Peter Sandhof.

Vorrede.

Wir ſehen in dieſem Bande dem Ende unſeres Büchleins entgegen. Daß nicht noch in der Folgezeit ſich Dinge zugetragen haben ſollten, die unſre ganze Aufmerkſamkeit erforderten, wollen wir nicht behaupten, ſondern vielmehr geſtehen, daß wir von unſern Traditoren viel Aufklärungen erwarten, die dieſes Herzogthum betreffen, und dem Leſer nicht gleichgültig ſeyn können.

Da wir aber nunmehro gewiß wiſſen, daß der Planet, den wir entziffern, Hidalſchin heißt, da unſre Traditoren uns verſprochen, die ganze bey ihnen befindliche Monatsſchrift Exkorporationen uns zu kommuniziren, ſo hoffen wir unſerm Leſer kein Misfallen zu erzeigen, wenn wir ihm einen körnigten Auszug in nuce von dieſer Monatsſchrift machen, die freylich alles angeht, was im Planeten Hidalſchin exiſtirt,

ſtirt, und um ſo intereſſanter für jeden Leſer ſeyn wird.

Wir werden dann auch die Fortſezung dieſer Herzogthums-Begebenheiten mit einmiſchen, ſo wie wir überhaupt zu keiner Zeitordnung oder hiſtoriſcher Werke uns verbindlich machen, ſondern die Gegenſtände ſo vortragen, wie wir ſie finden, und der Aufmerkſamkeit werth halten. Das mehrere hiervon wird die am Ende angehängte Anzeige dem Leſer enthüllen, und ſomit nehmen wir von demſelben hiermit Abſchied, in der Hofnung, daß er dazu beytragen wird, daß wir uns bald wiederſehen.

Erſte Finſternis.

Verwirrt ein wenig tief.

Den andern Morgen war die ganze Reſidenz ſchon voll davon, Karine habe Heloiſens Stelle eingenommen, ſey erklärte Geliebte des Herzogs, und befinde ſich wohl dabey; in drey Tagen war die nehmliche Sache im ganzen Herzogthum bekant, und in wenig Wochen muſte ſie der Planet Hidalſchin.

Wir würden in dieſer kurzen Art zu erzählen bald über Jahre hinweglaufen können, wenn wir es nicht für unſre Pflicht hielten, unſre Leſer mit verſchiedenen Specialien bekant zu machen, die dabey verfielen, ehe die gänzliche Ruhe wieder hergeſtellt ward.

Karine hatte die jüngere Dame alſo hintergangen, das war gewiß, die ältere hatte ſie, wie wir ſchon gehört haben, nicht hintergehen können, denn dieſe wußte zu gut, wie viel auf Karinen zu bauen war. Allein die ältere war dennoch hintergangen, weil ſie den Herzog für geläuterter und williger gehalten hatte, Karinen zu entſagen, als ſie es war.

Den Tag vor dieſem andern Morgen, war auch noch eine Dame mit ins Spiel gekommen, und das war niemand anders als die reizende Mind. Wir wiſſen, daß der Herzog dieſe noch oft zu beſuchen pflegte, und daß die Geſpräche von Heloiſen ihn dort in einem freudigen Taumel verſunken hielten, den er nicht gern mit einer andern Gemüthsſtimmung vertauſchte, ſo lange er noch Anhänglichkeit für Heloiſen fühlte, und höchſtens Temperament ihn noch zu kleinen Ausſchweifungen zog.

Wir wiſſen, daß die Mind dieſe wenig achtete, daß ſie ſelbſt die angelegte, und von ihr ſehr wohl beobachtete Bekantſchaft mit Karinen inne wurde, daß aber ihre Süffiſance und ihre kleine Eitelkeit ſie abhielt, die Sache als eine ernſthafte, ihr gefährliche zu betrachten.

Sie hatte zweyerley Gründe, aus welchen ſie ſicher wurde. Einer war der, daß eine Bekantſchaft mit dem Herzoge nur ſelten ſich ſo innig machen ließe, wie die ihrige es geweſen, und noch war, daß mehr als ſchön ſeyn, und guter Wille dazu gehöre, um einen regierenden Herrn zu erhaſchen und zu lenken, und daß Köpfe und Herzen, wie Heloiſens, nur wenige in einem Jahrhunderte gedeyeten; daher meinte ſie, würde ſie immer das Prä behalten, da ſie mit jeder kleinen Schwachheit des Herzogs bekant, immer mehr würken würde, als jede. Die zweyte Urſache, warum ſie gar für eine erklärte Geliebte nicht fürchtete, war die, daß weder Belimald, Lebenzow, noch ihr theurer Gemahl ihr die geringſte Nachricht von etwas ernſtlichen beym Herzog gaben, und wenn ſie auch würklich geglaubt hätte, daß dieſe Herren wohl etwas wider ſie im Sinn haben könten, ſo hielt ſie ſie doch nicht für ſo klug, daß ſie es ausführen könten, ohne ihres eignen Raths dabey zu bedürfen. Und dieſer Irrthum war ihr noch eher zu verzeyhen, als der erſte, denn die Herren hatten würklich faſt bey allen Gelegenheiten ſehen laſſen, ſie könten nicht gut ohne ſie etwas thun. Beym erſtern Falle aber vergaß Madam Mind, daß nicht blos ein ſolches Herz und ein ſolcher Kopf, wie Heloiſe hatte, erfordert würde, um eine Zeitlang einen Fürſten zu verblenden, und daß eine Zeitlang ſchon hinreichend ſey, ſie und ihre ganze Herrlichkeit auf einmahl zu Grunde zu richten: wenn es auch gerade in einem Augenblikke nicht möglich war, ſo konten Schönheit, Reiz und Verſtellung doch wohl in Wochen es zuwege bringen, daß ſie geſtürzt würde, wenn es darauf angelegt war, ihren Einfluß auf den Herzog zu beendigen.

Den Tag aber, vor dem Tage, an dem Karine die jüngere Dame verließ, kam zu Madam Mind eine derjenigen Perſonen, die immer um dieſe jüngeſte Dame zu ſeyn pflegten, die folglich Gelegenheit gehabt hatte, Karinen und die Dame kennen zu lernen, die auch beyder Geſinnungen mehr als zu deutlich errathen hatte.

Ich wundre mich, ſagte dieſe, wie meine liebe Mind bey ſo geſtalten Sachen ſo ruhig ſizen kan. Ich habe geglaubt, ſie würde Himmel und Erde in Bewegung ſezen, um zu verhindern, daß weder der Herzog da in eine ernſthafte Sache verwikelt würde, wo Spas für ihn ſchon faſt zu viel wäre — daß dieſe Anmerkung ſehr boshaft war, brauchen wir unſerm Leſern wohl nicht zu erläutern — und daß die jüngere Dame nicht auf eine ſo eklatante Art hintergangen werden könte, wie durch Karinen.

Durch Karinen? erwiederte die Mind, und lachte laut auf.

Es war jener nicht wenig auffallend, daß ihre Warnung auf eine ſolche Art aufgenommen wurde. Ich habe mich alſo nicht geirret, fuhr ſie fort, da ich glaubte, die Dame Mind habe einmahl ihren ganzen Scharfblik beyſeite geſezt, um ſich auch fangen zu laſſen, denn jeder Menſch muß doch einmahl gefangen werden.

Nachdem die Damen noch eine Weile in halben Räthſeln, halben Scherz, halben Ernſt, Wiz, Laune und kleiner Bosheit gegen einander abgewechſelt hatten, entwikelte ſich endlich das wahre, welches in der Nachricht beſtand, die die Fremde der Mind gab, daß Karina den andern Tag zu ihren Verwandten in die Provinz abreiſen würde, um wie man ſagte, nie wieder zurük zu kehren.

Mit der bedeutendſten Miene, die wohl jemals, ſelbſt in dem Augenblike der Ohnmacht beym Prinzen auf der Mind Geſichte geſeſſen hatte, ſtand ſie ſich von ihrem Stuhle auf, trat vor die andre Dame, und ließ ſich noch einmahl betheuren, was man ihr ſo eben ſchon betheuret hatte.

Sie reiſet, reiſet ab? Nimmermehr! Dahinter ſteckt etwas, dahinter ſteckt etwas ſchlimmes, etwas geheimnißvolles, etwas für mich gewiß nicht gutes.

„Das iſts, was ich glaubte, und deswegen berichtete ichs ihnen.“

Nein! das weis ich, ſie liebt den Herzog — ſie liebt ihn unausſprechlich — ſie würde ſterben, wenn ſie ohne ſeine Liebe ſeyn ſolte. Das iſt nicht möglich, ſo ſehr kan dieſe Bekantſchaft nicht abgebrochen ſeyn. Sie beſteht noch, ſie muß beſtehen — ſie iſt nicht aus.

Ihre Freundin gab ſich alle Mühe ſie zu beſänftigen, allein vergebens. Sie gerieth beynahe in Wuth — ſie ſchwur, ſie wolte Himmel und Erde nun würklich aufbieten, um dies zu hintertreiben — ſie ſey hintergangen, ſie ſey gekränkt, ſie müſte ſich rächen.

Vermogte gleich ihre Freundin nicht ihren Aufwallungen Einhalt zu thun, ſo vermogte ſie es ſelbſt doch. Sie wählte ach einen Gedanken, den wir nur muthmaßlich vertragen können, weil er Gedanke blieb, und nicht zum Vorſchein kam, einen Gedanken, der aber ſo lebhaft auf ihrer Stirn zu ſehen, daß ihre Freundin gegen andere gewettet hat, ſie habe ihn ſicher gedacht. Der Gedanke war der, daß wohl die Liebe des Herzogs auf dem höchſten Gipfel geweſen ſeyn, und auf dieſem Gipfel ſich zu weit verloren haben könne.

Daß ſie hernach wieder herabgeſtiegen, das war ſehr natürlich, und noch natürlicher, daß wenn die Dame die Leidenſchaft ſich blenden laſſen, ſie auch die Folgen einer ſolchen Verblendung nothwendig tragen müſſe, weil ſie die Urſach ihres verlohrnen Glüks ſelbſt geweſen.

Auf dieſen Gedanken, behauptete die Freundin, ſey eine ſo ſichtliche Freude, und auf dieſe eine ſo ganz auſſerordentliche Gelaſſenheit gefolgt, daß der Gedanke ſich leicht in Worte faßen laſſen.

Sie habe ſie gebeten, ſich zu entfernen, und bis den andern Tag ihr nur Nachricht zu geben, was ſie eigentlich weiter von dieſer Sache höre und ſehe.

Den Abend aber brach das liebe Wetter zuerſt über den Schazmeiſter loß, der nach vielen Stichelewen ganz troken die Beſchuldigung hören muſte, er ſey der Mann, der den Herzog mit der Dame ſo enge vereinigt, und ſie dabey aufs ſchändlichſte hintergangen.

Er, der ſo wenig als ſie von der Würklichkeit wuſte, ſondern dem Beliwald, wie wir wiſſen, ſo wie den Meynungsrichter nur immer im Finſtern tappen laſſen, erſtaunte über die Neuigkeiten, die ihm ſeine Gattin erzählte, und war artig genug, das ganze bisherige Geheimniß mit Beliwald auszuplaudern, um ſeine Gattin zu überzeugen, daß das Projekt geſcheitert und ſie alle drey die unglüklichſten Menſchen des Planeten Hidalſchin wären.

Allein ſie wolte davon ſchlechterdings nichts wiſſen, blieb auf ihrem Kopf, ſagte, es würde wahrſcheinlich ein Plan zwiſchen Beliwald und Karinen im Werke ſeyn, und ſezte hinzu, ſo gienge es, wenn man die Weiber nicht um Rath früge, ſondern ohne ſie ſich klug glaubte.

Sie rauſchte neben ihrem Mann vorbey, ließ vorfahren und begab ſich zum Meynungsrichter, der eben ſo ſehr erſtaunt war, wie ihr Gatte, und ſich von ihr eben ſo derb den Kopf waſchen laſſen muſte: denn auch er konte ihr über die Abreiſe keine Aufklärung ertheilen.

Sie war würklich willens jezt bey der erſten Quelle, bey Beliwald, ſich Raths zu erholen. Sie hatte beyden Beklagten troken genug zu verſtehen gegeben, wie weit er ſie überſähe, und daß er freylich gut handeln habe, da er mit Karinen im Bündniß ſey, ſie aber — ſie bediente ſich hier eben nicht des ehrerbietigſten Ausdruks. Freylich war ihr von alten Zeiten her erinnerlich, daß Beliwald ein Meiſter in der Politik ſey, und daß er ſich aus ihr nicht viel mehr mache, hatte er ſeit ſeiner Rükkehr von jenen Reiſen mehr als zu oft bliken laſſen.

Beliwalds erſte Sorge aber war geweſen, jede Privatzuſammenkunft mit der Mind, bis nach geendeter Sache zu vermeiden, und aus dem Grunde war er für ſie nicht zu Hauſe.

Was konte ſie mehr in ihren Muthmaßungen beſtärken als das? Alle ihre Einfälle ſogar fielen jezt in Nichts zurük, und wir wetten, daß ſie die unruhigſte Nacht gehabt, die man ſich nur denken kan, vielleicht unruhiger als irgend eine Perſon in der ganzen Reſidenz.

Erſte Aufklärung.

Enthält etwas, was da ſeyn ſolte, welches aber nicht war.

Gerüchte ſind im Planeten Hidalſchin etwas, ſagte der jüngere Traditer, was ſehr leicht entſteht, und nicht leicht vergeht. Eigentlich ſind Gerüchte Unwahrheiten, und die ſelten eben ſo leicht vergehen, als ſie entſtehen, und wenn ſie ſich nicht beſtätigen, ſelten ſie auch gleich wieder vergehen.

Allein das iſt eben eins der größten Verderbniße der Einwohner dieſes Planeten, daß ſie ſo wenig auf Wahrheiten, und ſo viel auf ununterſuchte Gerüchte halten, daß ſie leichtgläubig genug ſind, ſchnell vom Gerücht zur Wahrheit überzugehen, und daß ſie nicht gut genug ſind, um Gerüchte zu widerrufen, die ſich nicht beſtätigt haben, und nie beſtätigen können.

So gieng es bey dieſer Gelegenheit mit der jüngern Dame und Madam Mind. Man wolte ſchlechterdings behaupten, Madam Mind habe ſich mehr von der Sache wiſſend, als wir hier als ihr bewuſt angeführt haben, ſelbſt an die jüngere Dame gewandt, und von ihr verlangt, daß ſie ihre Kräfte aufbieten mögte, dem Unfug zu ſteuern. Man war dreiſt genug zu ſagen, daß ſich die jüngere Dame würklich mit ihr in ein Komplot eingelaſſen, und daran auf andere Art, und durch Kabale gearbeitet habe, Karinen vom Herzoge zu entfernen. Jedermann aber, der nur ein wenig Menſchenverſtand und Menſchenſinn hat, wird ſich wohl hüten dergleichen zu glauben.

Zwar ſind wir leider, wenn vom Reden aufs Glauben zu ſchließen wäre, in dem unangenehmen Falle, behaupten zu müſſen, die ganze halbe Reſidenz habe den Menſchenverſtand verloren, und wenigſtens hatten ſie ihn würklich in ſo weit verloren, als ſie glaubten, da aber Reden und Glauben heut zu Tage zweyerley iſt, und es einigermaßen Mode geworden, daß man ſpricht, was man auch nicht glaubt, weil andre Leute es glauben, ſo läßt ſich manches entſchuldigen.

Dem Leſer aber ſey ſo viel hiermit verſichert, daß die Sache ſich keinesweges ſo verhalte, wie er es glauben könte, wenn er dem allgemeinen Glauben folgen wolte.

Einmahl hatte Madam Mind zu viel Klugheit und Diſcretion, um ſich an einen Ort zu drängen, wohin ſie gar nicht gehörte, und dann hatte ſie auch einen kleinen weiblichen Stolz, der ihr nicht erlaubte, ſich da zu bücken, wo ſie nicht anders als gewiſſermaßen in einem verdächtigen Lichte erſcheinen durfte, und wer läßt ſich in dieſem gern ſehen.

Die jüngere Dame hingegen, wenn auch ſie würklich einen großen Grad von Schwäche beſeſſen hätte, hätte doch gewiß ihn nicht ſo weit getrieben, von einer noch nicht ganz verſtoßenen gegen eine neue, Anſchläge anzuhören, vielweniger ihnen beyzutreten, oder ſie auszuführen.

Aber ſelbſt dieſen Grad hatte ſie nicht einmahl: Jede hätte ſich alſo einem Dementi ausgeſezt, jede ſolte ſich ihm ausgeſezt haben, und keine hatte das gethan.

Zweyte Finſternis.

Der dunkle Morgen.

Solche Züge anzuführen, um daraus Karakteriſtiken von Menſchen zu ziehen, iſt gar nicht unrecht, ſondern es iſt die Pflicht eines Schriftſtellers, Data dieſer Art anzugeben.

So wenig waren die beyden gegen einander in Parallel zu bringen, daß die eine an Karinens Abſchiedstage ganz Liebe gegen dieſelbe, die andere ganz Wuth gegen ſie war, die eine ſie beſchenkte, die andre die geheimnißvolle Art verwünſchte, wie alles das geſchahe.

Denn troz den Inquiſitionen ihrer Freundin, und troz ihrer eignen Mühe, wuſte und erfuhr ſie nicht das allergeringſte, bis Karine würklich jenen Ort verlaſſen hatte, da ſie denn zwar benachrichtigt wurde, daß ſie nicht den Weg in die Länder ihrer Heymath genommen, aber doch auch nur die Gegend beſchreiben konte, wohin ſie gegangen, aber auf dem Wege ihnen auf einmahl aus den Augen verſchwunden. Da alle Zubereitungen, die man gemacht hatte, mit der ſorgfältigſten Vorſicht gemacht waren, ſo konte Madam Mind nicht einmahl ſchlieſſen, und dieſe Nacht fiel abermahls eben ſo unruhig und ſchlaflos für ſie aus, als die vorige.

Ob das Freudengeſchrey des andern Morgens, welches der Schazmeiſter ſelbſt in ihr Zimmer brachte, und das ſehr ſchokant für ſie war, ihr eben muntere Augenblike verſchafte, und ob ſie nicht lieber die ganze Woche verſchlafen hätte, wollen wir hier nicht unterſuchen.

Der Schazmeiſter hatte ſich ein wenig ſtark vergeſſen, da er gleich mit den Worten eintrat: Katine habe ſich dem Herzoge ergeben, und der Jubel in der ganzen Reſidenz ſey groß.

Ein Pleonasmus war das ganz gewiß, und ob nicht auch ein Pleonasmus unter den beyden Eheleuten vorgefallen, davon konten uns unſre Traditoren, wenigſtens vor izt, keine Nachricht ertheilen, welches uns zu ihrer Nachahmung zwingt.

Das war der erſte Vorfall des finſtern Morgens. Was Madam Mind in der Folge gethan, werden wir weiter unten hören, wenn ihrer fernern Begebenheiten Erwähnung geſchicht.

Die beyden Damen blieben noch etwas länger in der Ungewisheit. Karina hatte nicht für gut befunden, ſich mit noch mehreren Unwahrheiten zu beladen, als wie es bereits geſchehen war, und alſo nahm ſie keinen Abſchied von der ältern Dame, und weil dieſes der jüngern ein wenig auffiel, muſte ſie ihre Zuflucht zu dem einzigen Mittel nehmen, zu geſtehen, ſie ſchäme ſich mancher Ausdrücke, deren ſie ſich gegen dieſe Dame bedient, und wolle durch ihre Aufführung dieſe erſt wieder verrauchen laſſen, bäte daher die Dame in ihrem Namen Abſchied zu nehmen.

Ob der eine Auftrag nicht ſo kizlich war, als der andre Mißſchritt, würde ſchwer zu beſtimmen ſeyn, genug die Dame hatte ihn angenommen, begab ſich würklich gleich nach Karinens Abſchiede zu der ältern, und ſchüttete die Freude ihres Herzens über ihre geendigte Sache in deren Herzen aus, wo ſie auch nicht mit Widerwillen aufgenommen wurde.

Allein die ältere Dame mit mehrerer Menſchenkentnis und ſchärferem Blik begabt, als die jüngere, ſahe gleich das ganze Spiel durch, und nichts hielt ſie ab, zu ſagen, daß man ſich auf eine ganz übertriebene Weiſe geirrt, als weil ſie der jüngern Dame die Nacht, die ihr doch in froher heiterer Hofnung hinfließen konte, nicht verderben wolte.

Sie war der Meynung, unglükliche Nachrichten erfahre man noch immer zeitig genug. In der außerordentlichen Gemüthsfaſſung, in welcher ſie ſich auch immer befand, war es für ſie nichts auffallendes, daß ſie ſich ſelbſt in dem Herzog geirrt, und ſie konte ihm die Schwäche, ſo ſchnell von einem ziemlich ſtarken Eindruk zurükgekommen zu ſeyn, leicht vergeben, da ſie nunmehr gewis überzeugt war, daß dieſe Liebe und Verbindung nicht blos ſein Betrieb, ſondern, daß, wie bey Helviſen, eine eigne Kabale im Spiel war, die die Sache durchzuſezen ſich vorgenommen, und wie ſelten iſt der Fall, daß Regenten dieſen Kabalen inniger Freunde und Rathgeber, wenn ſie beſonders ihren Leidenſchaften entſprechen, nicht unterliegen ſolten.

Sie legte ſich mit den traurigen Gedanken nieder, daß nunmehro ganz allein des Herzogs gutes Herz und der Zufall des Glüks, daß es das wirkſamſte wäre, eine Menge Menſchen, und vielleicht den ganzen Staat für Verfall ſchüzen konte.

Die jüngere Dame ſchlief gelaſſen, und erwachte froh. Ihre Damen um ſie her waren aber ſchon zerſtreut, ſie wußten alles. Sie ſchrieb das auf die Rechnung von Karinens Entfernung, und lies ſich nichts merken, weil ſie hören wolte, was jene zuerſt von der Trennung ſagen.

Zur ältern Dame kam einer der würdigen Räthe, und wolte unter vielen Nebenwegen ihr die Sache bekant machen. Sie fiel ihm aber gleich ein, es bedürfe keiner Umſchweife, und es bedürfe auch keiner Geheimhaltung alles deſſen, was er von dieſen neuen Auftritten befürchtete.

Zu ihrem Erſtaunen war die Furcht des Mannes nicht ſo groß als ſie erwartet hatte. In Anſehung der Gefahr, ſagte er, iſts hier nicht ſo ſchlimm, wie es ausſieht. Glauben ſie mir, es bleibt alles beym alten. Karine iſt nicht ſo wichtig, daß ihr Einfluß von ſich aus wirkſam werden könnte. Es wird es nur durch andere, und da wiſſen ſie ja, was man dieſen entgegenzuſetzen hat.

Des Herzogs äuſſerſte Rechtſchaffenheit, fuhr er fort, webt ſich ſo ſehr durch ſeine Schwächen, daß es nur eines kleinen Winks bedarf, um ihm ſehen zu laſſen, hier und da könne Unheil geſchehen, und dann läßt ers gewis nicht zu. Auch wiſſen das alle um ihn her, und Gottlob, es giebt noch Menſchen genug um ihn her, die gros genug denken, ihm dieſe Winke geben zu wollen, und denen er es erlaubt, ſie ihm geben zu können.

In dem Herzen der Dame wirkten dieſe Reden des würdigen Raths, dem ſie trauen konte, wie wahrer Balſam, und ſie gab ſich ſo zufrieden, als wenn gar nichts vorgefallen wäre.

Bey der jüngern Dame hingegen war ein Scorpion hineingelegt worden, der ſie peinigte. Ihre Frauenzimmer hatten ſich nicht getrauet, Karinens zu erwähnen, und ſie blieb alſo in ihrer Ungewisheit, bis die Zeit ſich näherte, wo mancher zu ihr kam, um ſeine Aufwartung zu machen.

Alle Geſichter, welche da erſchienen, waren ebenfalls in ſichtbarer Zerſtreuung, und da ſonſt Karine einen gewöhnlichen Theil ihres Geſprächs mit manchen erfüllt hatte, ſo wolte doch izt keiner ſie auf die Bahn bringen, bis ſie von weitem ihren Namen fliſtern hörte.

So angenehm der laute Ausruf des Namens derjenigen ihr geweſen ſeyn würde, mit der ſie ſo edel verfahren zu haben glaubte, ſo anſtöſſig und widrig war ihr dieſes geheimnisvolle Anzeichen, und ſie erſchrak ſo ſehr, daß man ihr dieſen Schrek hätte anmerken müſſen, wenn ſie nicht gerade durch einen Lerm ans Fenſter gezogen worden wäre, der auf der Straße entſtand, und für diesmahl ſie zur Faſſung aller ihrer Standhaftigkeit brachte. Sie überdachte in dem Augenblik alles was geſchehen ſeyn könte, wandte ſich um, und ſagte mit dem heiterſten Anſtrich: Und niemand ſagt mir etwas von Karinen?

Alles ſchwieg. Das beſtärkte ſie im Verdacht, aber auch in der Faſſung. Das Schlimſte zu hören, und ſich nicht davon zu Boden ſchlagen zu laſſen, war feſter Vorſaz.

Nun, niemand antwortet mir. Ich möchte gern wiſſen, was aus ihr geworden, ſeitdem ſie geſtern mein Haus verlaſſen hat. Sie müſſen doch ſchon nähere Nachrichten haben.

Dieſes und ihre ſcheinbare Gleichgültigkeit machte allen es glaublich, daß ſie ſchon darum wiſſe, und ſo wie vorher alle Zungen wie angefeſſelt geweſen, ſo waren jezt ſie gleichſam wie Mühlräder losgekettet, und liefen unbeſchränkt fort, ohne nachzulaſſen.

Die Dame hörte würklich zum Uebertäuben genug. Sie erfuhr Karinens neue Wohnung, erfuhr, wer ſie beſorgt, erfuhr, daß der Herzog heute erklärt habe, wer ſie ſey, und erfuhr ſo viel andre Zuſäze, daß wenn ſie ſich nicht auf das alles vorbereitet hätte, ſie gewiß den Gefühlen ihrer Empfindſamkeit hätte unterliegen müſſen.

Scherzen, wie manche in dem Zirkel um ſie her es thaten, konte ſie freylich nicht, allein ſie ließ einige Reden fallen, die Mitleiden gegen Karinen verriethen, und man gieng auseinander, ohne daß die Verlaſſenden es nur muthmaßten, welche Wunde ſie dem Herzen der Dame beygebracht, ſondern wähnten, ſie nähme keinen Theil daran.

Wie ſich aber alles entfernt hatte, ſchlich ſich die Dame in das kleine Kabinet, dem ſie die innerſten Geheimniſſe ihres Herzens anzuvertrauen pflegte, und brach da in einen Strom von Thränen aus, deren Menge Herz und Kopf ihr ſchon angefüllt, und ſie faſt zu Boden gedrükt hatten.

Undankbarkeit! rief ſie aus, wie ſie durch den bittern Strom etwas erleichtert war, welch ein ſchwarzes Laſter biſt du! Wie kanſt du Menſchen verunſtalten! Wie häßlich erſcheint mir izt die ſonſt ſo ſchöne Karine! O wie hatte ich dich geſtern noch ſo lieb Mädgen! Und iſt dir denn die Liebe einer Freundin ſo gar nichts gegen die Liebe eines Mannes, der dich nicht glüklich machen wird, wenn er es ſchon wünſchte, wenn er ſchon es thun zu können glaubt.

Wenn eine Perſon in dem ganzen Laufe dieſer Geſchichte uns bedauernswürdig vorkömt, ſo iſt es dieſe. Doch hatte ſie auch Faſſung genug ſich zufrieden zu geben, und die Sache als nicht zu ändern anzuſehen, und nachdem ſie ausgeweint, und ihren Mienen wenigſtens äuſſerlich anſcheinende Zufriedenheit gegeben, begab ſie ſich wieder zu ihren Frauenzimmern.

Nicht lange darauf erſchien der Herzog, und ihr freylich ſehr unerwartet.

Er war bey Karinen geweſen, und hatte ſich ganz ſeine Wünſche beſtätigen laſſen. Karine hatte denn doch ſo viel Gefühl für die Dame gehabt, daß ſie ihrer, und der freylich nicht ganz zu vertheidigenden Art erwähnt, wie ſie ſie verlaſſen, und den Herzog erſucht, dieſes wo möglich wieder gut zu machen, welches er, der gern alles gut machte, auch übernahm.

Allein er fand es hernach politiſch beſſer, nichts zu erwähnen, weil die Dame nichts erwähnte. Dieſe gieng ihm mit viel Freymüthigkeit entgegen, und gab ihm zu deutliche Beweiſe, daß ſie ſich nicht für beleidigt hielt, als daß er nicht auch hätte glauben ſollen, Karine könne ſie nicht beleidigen, und ſo gieng denn dieſer finſtre Morgen vorüber.

Dritte Finſternis.

Der gleich alſo dunkle Abend aus der Vorzeit.

Beliwalds Geiſt und Geiſterweſen iſt eine ziemlich lange Zeit vor unſern Augen verborgen geweſen, indeſſen darf man nicht glauben, daß dies deswegen ſeinen und des Herzogs Augen ſo verborgen geweſen wäre. Der Herzog hatte ſeine Luſt und Liebe zu dieſer Sache noch nicht verloren, und immer hatte Beliwald von ihm hören müſſen, daß er nicht ganz aufrichtig mit ihm umgienge, und verſchiedenes verhehlte, was er ihm wohl entdeken könte.

Unter andern, ſagte der jüngere Traditor, kam die Rede ſehr oft auf den Freund Beliwalds, von welchem dieſer behauptete, er ſey durch ſeinen ſehr boshaften Geiſt unglüklich geworden.

Nachdem Beliwald ſich nicht mehr aus den Dingen heraushelfen konte, muſte er ſich entſchlieſſen, zu erzählen. An einem Abend alſo, wo der

Herzog den Tag über bey ziemlich übler Laune geweſen, in der Zeit, da die Sachen mit Marinen noch nicht auf dem Fuße ſtanden, wie izt, verlangte der Herzog, der aufgeheitert ſeyn wollte, dieſe Geſchichte zu wiſſen, und ein Garten war der Ort, wo er ſie ſich erzählen ließ.

Der Garten war der nämliche, in welchem Madam Mino ihn zum erſtenmahle empfangen, und Beliwald und der Herzog waren gerade die einzigen lebendigen menſchlichen Geſchöpfe darin.

Wenn Ew. Durchlaucht, fieng Beliwald an, glauben, daß ſie etwas vernehmen werden, was ihnen Aufklärung gewährt, ſo muß ich ihnen im Voraus ſagen, ſie irren ſich.

Aufklärung, oder nicht, ſagte der Herzog, genug, ich verlange die Geſchichte ſeines Freundes zu wiſſen.

Sie iſt folgende, erwiederte ihm hierauf ohne weitere Gegenrede Beliwald:

Zu der Zeit, wie mich das Unglük traf von ihrem Herrn Vater verachtet, und von dem meinigen durch eine völlige Verſtoſſung gemißhandelt zu werden, trat ich auf meiner Reiſe in verſchiedenen

Gegenden des Planeten Hidalſchin eine Geſellſchaft von Menſchen in einer großen Handelsſtadt an, die alleſamt ſehr überzeugt davon waren, daß es Geiſter und Geiſtererſcheinungen gebe.

Ich erkundigte mich ſorgfältig, wer die Gelegenheit zu dieſem Aberglauben, wie ich damahls es nante, gegeben, und man antwortete mir, es ſey ein Mann, der auſſerordentliche Kenntniſſe in dieſem Fache beſäße, der ſich in allen Geheimniſſen des Geiſter- und Thierreichs einen feſten Fuß verſchaft, und im Stande ſey, ſeine Mitmenſchen durch reelle Erſcheinungen zu überzeugen.

Dieſer Mann iſt eben der unglükliche Freund, deſſen wir in dem zweyten Bande, in der zwölften Finſternis Erwähnung gethan, den Beliwald verlor.

Ich lachte in meinem Herzen, ſezte Beliwald ſeine Erzählung fort, daß man ſo kindiſch ſeyn konte dergleichen zu glauben, allein ob ich gleich anfangs ſelbſt über diejenigen lachte, die nur eine ſolche Ueberzeugung ſuchten, ſo fühlte ich doch bald in mir ein brennendes Verlangen, nicht mich davon zu überzeugen, daß es Geiſter gäbe, ſondern vom

Gegentheil überzeugt zu werden, und davon gewis zu ſeyn, daß dieſer Menſch, der jene ganze Stadt in Aufruhr ſezte, ein Scharlatan ſey, und nichts mehr und nichts weniger hervorbringe als Blendwerk.

Ich machte mich mit einigen ſeiner Freunde bekant, die ich bald auf das Geſpräch von ihm, und ſeinen Beſchwörungen brachte, und die mich verſicherten, ſie hätten Grund. Ich kante dieſe Leute als unerſchrokne Männer, als Freunde der Wahrheit, ich lernte ſie als denkende Köpfe kennen, und ich muß geſtehen, daß mich ihr Glaube an die Wiſſenſchaften meines nachmahligen Freundes leicht dahin gebracht haben könte, ſelbſt ſchon zu glauben, wenn mein Widerwille nicht feſt gegründet geweſen, und ich nie mich leichtgläubig in irgend etwas bezeugt hätte.

Deſto eifriger nahm ich ihr Anerbieten an, mich mit dem Manne ſelbſt bekant zu machen, und die erſte Bekantſchaft mit ihm war nichts weniger als erfreulich für mich. Ich glaubte einen ernſten, geſezten, nach tiefer Philoſophie ausſehenden Mann anzutreffen. Ich irrte mich. Ich fand einen leichtſinnigen

ſinnigen

Annizen, freyen, gewöhnlichen Menſchen, der von vielen Seiten Unwiſſenheit und von noch mehrern Mangel an Grundſäzen verrieth.

In der Folge der Zeit iſt mir dieſes gar nicht unangenehm geweſen, denn ich ſahe daraus, wie alles was er wirkte und that, blos Wirkung und Thun ſeines Geiſtes war, und nicht von ihm herrührte, welches überzeugendere Gründe der Gewißheit für mich wurden, als die Erſcheinungen ſelbſt, die er zuwege brachte, und in die ich lange Zweifel geſezt habe, wie ich ſchon ſeinen Umgang mit Geiſtern für ganz gewiß und unumſtößlich wahr annahm.

Denn es iſt ſchlechterdings keine nothwendige Folge, daß derjenige, der Umgang mit Geiſtern zu haben gewürdiget wird, auch ſo viel Macht über ſie habe, daß er ſie darſtellen könne. Selbſt den Geiſtern, mit denen wir umgehen, iſt dieſe Macht nicht allemahl erlaubt, und ſo finden zuweilen Betrügereyen ſtatt, die nicht geradezu ſo genant zu werden verdienen, die aber doch dahin gehören, weil der, welcher ſie angiebt, zwar zum Theil in den Wiſſenſchaften bewandert iſt, die er treibt, aber nicht den

Grad davon beſitzt, den er zu beſitzen vorgiebt. In dieſem Falle iſt oft der Geiſt ſelbſt mit im Spiel. Er hilft den Betrug ſpielen, wenn er ſchon ſelbſt nicht ſich darſtellen darf, je nachdem er ſeinen Schutzverwandten liebt, oder nicht liebt, ihm gewogen, oder nicht gewogen iſt.

Ich bin faſt gewiß überzeugt, daß keine einzige Erſcheinung meines Freundes ihre Richtigkeit gehabt habe, und ſtimme dem gern bey, was andre davon ſagen, daß es alles ganz natürlich und mit Hülfe anderer Menſchen zugegangen, ob er mir gleich dieſes nie geſtehen wollen.

Indeſſen verlaufe ich mich zu weit von dem Faden meiner Geſchichte.

Sobald ich die Bekantſchaft mit Fittern, ſo hieß mein neuer Freund, gemacht, äuſſerte ich auch gegen ihn meine Begierde, in ſeinen Kentnißen einige Erfahrung zu erlangen, und bat ihn mich zu ſeinem Schüler anzunehmen.

Es war eben nicht die höflichſte Art, mit der er mir ſagte, daß ich mich erſt zur Ueberzeugung bringen ſolte, ehe ich Schüler einer ſolchen Kunſt zu werden verlangte.

Das ſchrekte mich nicht ab. Ich brachte es mit Mühe dahin, daß mir eine Erſcheinung verſprochen wurde, und ich gieng in der feſten Ueberzeugung, man würde mir blos Blendwerke vormahlen. Darauf hatte ich aber nicht gerechnet, daß Nebendinge, nicht würkliche Erſcheinung, mehr auf mich würken würden, daß ich mich ins Glauben verlieren würde, ehe ich zum Glauben ſelbſt Urſach hätte, daß ich den Mann in einem Augenblike ſchäzen würde, der mir vorher nichts weniger als ſchäzenswerth vorkam.

Dieſer Fitter, der mir als ein elender Schwäzer vorgekommen war, der mir auſſer ſeinen Inſpirationen nicht ſechs Worte hatte zuſammen bringen können, aus denen ich einen geſunden Menſchenverſtand zu kapiren fähig geweſen wäre, dieſer Menſch ſprach jezt mit einer ſolchen Geläufigkeit der Zunge, ſprach in ſo erhabnen Ausdrüken, ſprach in ſo richtigen Schlußfolgen, daß mein ganzer Unglaube nicht allein wankte, ſondern ſich auf einmahl in Nichts verwandelte.

Ich hatte dieſen Mann auf zu viele Proben geführt, als daß er mich hätte hintergehen und ſich verſtellen können. Ich hatte wohl von dieſen Ver-

ändeäußerungen bey ſeinen Operationen gehört, allein ich hatte mir die Idee davon gemacht, wie von etwas auswendig gelernten, das mit einem Pathos hingeſprochen würde — ein Bombaſt von Worten ohne Gefühl.

Aber ich fand Herzlichkeit, ich fand Rührung, ich fand zu viele Beweiſe eines mit einfließenden Geiſtes, als daß ich hätte zweifeln ſollen, hier fände nicht Inſpiration ſtatt, und wie ich einmahl an die Inſpiration glaubte, wie konte ich an der Erſcheinung zweifeln?

Zweyte Aufklärung.

Man erfährt nach der heutigen Welt Ton, was man erfahren ſoll.

Der Herzog war biſher ganz ruhig geweſen, und hatte die Erzählung ohne ihn zu unterbrechen angehört. Jezt glaubte er einen Widerſpruch zu finden, und wolte keinen Augenblik anſtehen, um ſich davon zu überzeugen, ob dem ſo ſey.

Beliwald, ſagte er, ich finde in dem Glauben an die Erſcheinung und in der faſt gewiſſen Ueberzeugung, daß keine Erſcheinung ihre Richtigkeit habe, ſo viel widerſprechendes, daß ich mich nicht enthalten kan zu glauben, ſein ſchwärmeriſcher Geiſt habe ihn vielleicht in dem irre geführt, was er würklich zu glauben ſcheint.

Wenn ich das betrachte, was er den Umgang mit Geiſtern nennt, ohne ſie darſtellen zu können, ſo kan das wohl ſchwerlich etwas weiter ſeyn, als eine ſehr hochgeſpante übertriebene Einbildungskraft, welcher alles zu Hülfe kömt, wenn man ſie weit ausdehnen, und wenn die Hülfe des Geiſtes bey den Erſcheinungen, die Menſchenhülfe hervorbringt, vielleicht auch Einbildungskraft wäre, ſo bliebe uns wenig wahres, ich denke im Grunde gar nichts übrig, und wenn es mit ſeinen Erſcheinungen die nehmliche Bewandniß hat, wie mit denen ſeines Freundes, ſo wäre ich wohl ſo ziemlich der angeführte Theil.

Ob Beliwald eine ſolche Einwendung, ſo wie eine ſo ſcharfe Anwendung ſeines Sazes erwarten geweſen, laſſen wir billig dahingeſtellt ſeyn. Er wuſte ſich wenigſtens gleich zu faſſen, wenn er ſich auch vorher nicht vorbereitet gehabt, und er ſagte dem Herzoge, er könne ihm betheuren, daß ſeine Sache auf Wahrheit gegründet wäre. Er gäbe ihm zu bedenken, ob er auſſerdem ſich wohl würde unterfangen haben, eine ſo ſchlüpfrige Materie auf die Bahn zu bringen, und um ganz unſchuldig da zu ſtehen, mogten Ew. Durchlaucht nur ſich in jene Zeit zurük verſetzen, ſo konte ihnen bey genauem Nachdenken das Licht darüber nicht entgehen.

Erſtes Licht.

Welches dem Herzoge erſchrecklich zweydeutig erſcheint.

Es hatte würklich das Anſehen, als wenn des Herzogs Memorie ſich in einem ſehr delabrirten Zuſtande befande, und da er ſich eine ganze Weile beſonnen, muſte Beliwald ſich doch noch gefallen laſſen, dieſes Licht ſelbſt zum Vorſchein zu bringen, da der Herzog nicht drauf kommen konte.

Es beſtand alſo in dem, was der Geiſt dem Herzoge von ſeinen Geſprächen mit Heloiſen geſagt.

Ja er hat recht, erwiederte der Herzog, das war ſonderbar, war ſehr viel.

Indem aber fielen ihm der alten Dame verlohrne Worte über Mienen und einen Schlüſſel in den Sinn! Er ſezte alſo hinzu:

Und doch, mein lieber Beliwald, iſt mir das Licht ſchreklich verdächtig. Aber ich will nicht verdammen, ehe ich unterſucht habe, und ich will lieber ein wenig meinen Glauben gefangen nehmen. Erzähl er mir weiter, und ſuche er denn mein Mistrauen, in völliges Zutrauen auf ihn zu verwandeln, ſo wird er den Freund an mir ferner finden, den der Regent noch nie hat verdrängen können.

Dritte Aufklärung.

Enthält, unter andern eine ganz beſondre Erſcheinung.

Wenn Belowald wirklich Zeit gehabt hätte, über das nachzudenken, was der Herzog in gemiſchtem Dunkel und Helle hier ausgeſagt, ſo hätte er vielleicht einen kleinen Stein des Anſtoßes darin finden können, der ihn auf acht Tage unthätig machen, und ſeinen beſten und geſuchteſten Plänen, eine widrige Wendung hätte geben können.

So war er aber zu meiſterhaft vertieft in alles das, was er iezt vorzutragen hatte, als daß etwas ihn ſtören konte. Die Geſchichte der ihm geſchehenen erſten Erſcheinung ſtand im blendenden Glanze vor ſeinem Angeſichte, und verdrängte alles, was auſſerdem ſich ſeiner Seele näherte, oder ſeinem Herzen Unruhe verurſachen konnen.

Daß ich aber, Ew. Durchlaucht, ſagte er mit Eifer und Feuer, daß ich im Augenblike der Erſcheinung, an der Erſcheinung ſelbſt nicht zweifelte, das iſt ausgemacht — denn Zweifel konten da nicht ſtatt finden, wo, wenn würklich auch Blendwerk ſtatt fand, es doch mit einer ſo ſichern Ueberzeugung eingemiſchter Wahrheit über die Geiſterwelt geſchahe. Einen Klumpen von rohen Menſchen, der nicht zuſammenhängend ſprechen konte, in einem Augenblik zum eleganteſten Redner umzuſchaffen, ihm Feuer, Nachdruk, Begeiſterung und Macht andere zu begeiſtern mitzutheilen, das war nicht das Werk von Menſchen, ſondern das war übermenſchlich, das gehörte in die Geiſterkraft.

Kurz, Ihro Durchlaucht, ich war ſo hingeriſſen, daß ich, wenn es nicht die Lage der Dinge verboten hätte, wenn nicht theis die Warnungen Fitters, ſchlechterdings keine Bewegung zu machen, mich abgehalten, theils die Ehrfurcht, die ich in dem Augenblik fürs Ganze fühlte, mich zur Stille bewogen, Fittern um den Hals gefallen wäre, und ihm gedankt hätte.

Das war der Augenblik meiner Erleuchtung, der wie ein Stral vom Himmel auf mich herab kam. Ich kan es nicht anders nennen, denn die

Geſchwindigkeit einer vorübergehenden Sekunde iſt nichts gegen die Aenderung meiner Denkungsart.

Es war gewiß der Zeitpunkt, in dem die Geiſter anhuben, Macht über mich zu gewinnen, in dem meine Seele ſich läuterte, um mit den ihrigen in Verbindung treten zu können, in dem das Körperliche in mir zu einem Schwunge ſich erhob, der alle bisherige Gefühle übertraf.

Belwalds hinreißendes Weſen verfehlte ſeine Wirkung nicht. Der Herzog wurde immer aufmerkſamer, und verlohr nun kein Wort mehr. Er fuhr fort:

Ich ſtand in einem Kreiſe von Männern, deren edle Denkungsart ſich mir durch ſo viele Proben dargeſtellt, unter denen allen keiner mir mir weniger ehrwürdig bekant geweſen war, als Ritter ſelbſt. Ich hatte bedauert, die ſich von ihm verführen ließen, ich hatte Mitleiden mit ihm ſelbſt gehabt. Und von der plötzlichen Veränderung hingeriſſen, war nun die Stufe der Bewunderung, ſtatt der Stufe würklicher Verachtung da. Der Grad war unleugbar. Ich war nicht mehr unzufrieden mit denen, die mir geſagt, ſie hätten ihn bewundert.

Fitter ſpürte es, daß er einen ſtandhaften Kandidaten des Glaubens an mir vor ſich habe. Er ließ einige Worte einfließen, die mich überzeugten, ſein Geiſt habe meinem Geiſte die Bekehrung abgemerkt, er ſchien ſich deswegen Glük zu wünſchen, ohne Stolz zu zeigen.

Die Vorſtellungen Fitters waren nicht ohne ſchrekliche Begleitung. Die Natur ſchien ſich zu empören, die Elemente ſchienen ihre angewieſene Grenzen verlaſſen zu haben. Ich hörte Feuer ziſchen, Waſſer rauſchen, die Luft ſchien mich drängender zu umgeben, der Adem wurde mir ſchwer, ich dachte, die Erde würde unter meinen Füßen ſinken, ſo ſchwankend war alles.

Ich kan nicht läugnen, Ihre Durchlaucht, daß wenn ich ſchon damahls das alles für eine Wahrheit und Wirkung der Geiſter hielt, ich nachher doch ſehr davon zurükkam. Insbeſondre war ich bey dieſer und allen folgenden Repräſentationen ſehr unzufrieden damit, daß ſo ſtark geräuchert wurde, daß wir uns beynahe nicht unterſcheiden konten.

ſen. Ich hörte hernach von einem Arzt, daß es Räucherpulver gäbe, durch deren Hülfe man dem Menſchen die Beſinnungskraft zu nehmen, im Stande ſey, ſo daß ſie zu wanken glaubten, und Geſtalten vor ihren Augen ſich ſamleten, die ſie vorher nie geſehen. Von der Zeit an, denn ich war damahls ſchon mehr, obgleich nicht durch meinen Freund Fitter, ſondern durch meinen Geiſt ſelbſt, initiirt, von da an nahm ich mir vor, bey keinem meiner Beſchwörungen mich des Rauchwerks zu bedienen, und Ew. Durchlaucht haben geſehen, daß ich hierin getreulich Wort gehalten. Dies iſt ein Mittel, das der Charlatan für ſich behalten kan, der ernſte Anſchauer der Geiſterwelt bedarf ſein nicht.

Ich kan nicht unterlaſſen, ehe ich meine erſte Bekehrungsſcene endige, anzuführen, daß ich etwas ſahe, was niemand beobachtete, und was mir einen Beweis giebt, daß nicht jedes Geiſtes Augen vor des andern Geiſtes Augen offen ſind.

In einer der ängſtlichſten Epochen dieſer Zitation, in welcher Fitter dem Geiſte wohl hart zuſetzen mogte, daß er mehr thun ſolte, als er thun wolte, ſahe ich auf einmahl eine leicht durchhellte Geſtalt über Fitters Haupt ſchweben, aus welcher zwey Krallen herausragten, die in Fitters Kopf ſich klammerten. Ich war über den Zufall ſo erſchroken, daß ich laut ſchreyen wolte, allein es nahm mir gleichſam die Stimme, und der Verſuch wirkte in mich zurük, und verurſachte mir eine unangenehme Erſchütterung, auch verſchwand die Geſtalt plözlich wieder.

In der Folge der Zeit, wie ich mit Fittern genauer bekant wurde, erzehlte ich ihm dieſes, und er ſchien mir blas zu werden. Allein er wolte wahrſcheinlich ſich nicht ganz entdeken. Laſſen ſie das gut ſeyn, ſagte er, ich habe einen hämiſchen boshaften Geiſt, und er zwang mich damahls, daß ich ihm etwas verſprechen muſte, welches ich nicht halten werde. Der Augenblik war mir ſehr gut bekant, und ich hätte die ganze Beſchwörung aufgegeben, wenn mir nicht an ihrer Ueberzeugung gelegen geweſen wäre. Allein das muß ich ſagen, ſie machen ſchnelle Fortſchritte.

Er bat mich mit niemanden von den übrigen über die Sache zu ſprechen, und ich habe ihm darte Wort gehalten. Ich habe auch Ew. Durchlaucht dies nicht entdeckt, ohne meinen Geiſt darüber zu befragen, und nur, nachdem er mir geſagt, es ſchade Zitters Seele nichts.

Nach dem was ich ſchon geſehen, und gehört hatte, wäre mir es einerley geweſen, ob ein Geiſt erſchienen wäre oder nicht. Er erſchien würklich nach vielfältig wiederholten Beſchwörungen aus einer Seitenthür, die ſich aber ordentlich öfnete. Wäre ich nicht ſo im Enthuſiasmus geweſen, ſo würde ich hierin ſchon etwas anſtößiges gefunden haben. Nicht minder auffallend war es, daß er die Erde betrat. Das lange Gewand hätte ich hingehen laſſen, allein, ſo wenig ich damahls den Verdacht hatte, ſo bin ich doch izt überzeugt, daß es körperlich geweſen.

Er lies mich nachher auch bey Privatrepräſentationen wie den Geiſt betaſten, wie ich Ew. Durchlaucht zulies, und das hat mich immer mehr im Glauben an Körper beſtärkt.

Die Miene des Erſcheinenden war verzweiflungsvoll. Er wolte mir nie ſagen, was er vorſtellen ſolte. So viel Mühe ich mir nachher auch, beſonders nach dem Tode meines Freundes gegeben, um hier etwas Licht zu bekommen, ſo hat es meinem Geiſte doch nicht gefallen, hierüber auch nur die geringſte Erklärung von ſich zu geben, und dieß iſt entweder ebenfalls ein hämiſcher Zug in ſeinem Weſen, oder er darf nicht davon reden.

Vierte Aufklärung.

Erzählt zwar Fitters Tod, aber mit Dunkelheit umgeben.

Der Herzog war beſonders bey der Erſcheinung der Krallen aufmerkſamer geweſen, als bey allem übrigen, und jezt, da Beliwald ſich etwas zu erhohlen, ein wenig inne hielt, ſagte er, wenn es möglich wäre, mögte er von Fitters Tode die Erzählung dem übrigen, was er ihm etwa zu ſagen hätte, vorangehen laſſen, damit er ſähe, ob dieſe Geſchichte damit in Verbindung ſtände.

Ich wurde nun, fuhr Beliwald alſo fort, mit dieſem Fitter ſo genau bekant, daß er mir viele Ta-

ta ſeines Lebens entdekte, deren Wiſſenſchaft niemand vorher erlangt hatte, und dies verdankte ich hauptſächlich der ſtrengen Verſchwiegenheit, mit welcher ich alles zurükhielt, was er zu verbreiten unterſagte: denn er hatte mich einigemahl ſtark auf die Probe geſtellt.

Nach einigen Jahren, in denen ich ihn mehr oder weniger geſehen, fand ich denn, daß er nach und nach ſeine Laune verlor. Eines Abend ſagte er zu mir, ich muß dich bitten, einer Verſtellung beyzuwohnen, die ich heute in der Mitternachtsſtunde ſchlechterdings in freyer Luft ausführen muß, wenn ich nicht mich ins äuſſerſte Unglük ſtürzen will.

Es kömt auf mein Leben an, fuhr er fort, indem er mir wehmüthig die Hand drükte. Bin ich unglüklich, ſo werde mein Geheimnis mit mir begraben. Bin ich aber glüklich, ſo wirſt du der Beſizer deſſelben. Dieſe Verſicherung beſtimt alles.

Ich konte mich nicht enthalten, ihn um nähere Erläuterung zu bitten, allein er verſagte ſie mir ſchlechterdings mit der Erinnerung, er ſey im Augengenblik unglüklich, in welchem er ſich erkläre, und hierauf vermogte ich freylich nichts zu antworten.

Er entdekte mir, daß auſſer mir noch vier unſrer Bekanten zugegen ſeyn würden, daß aber dieſe das nicht wüſten, was er mir geſagt, und es gehe unglüklich oder nicht, ſie auch nichts wiſſen dürften, ſondern mein ſey bloß das Zutrauen, welches er nur einem geben könne.

Er bat mich um eilf Uhr zu kommen, die andern waren dreyviertel auf zwölf beſtellt. Ich fand, daß er ſehr viel Papiere verbrant, und noch einige vernichtete. Er ſagte mir, er habe andere in einem gewißen Liquer aufgehoben, wo ich ſie holen könte, wenn ich ſie benuzen wolte, und er zeigte mir den Ort an, wo er ſie aufbewahrt.

Ich unterſuchte ſeine Mienen ſehr genau, und fand ſie einem ähnlich, der ſich zum ſterben vorbereitet. Wißbegierde war in mir auf den höchſten Grad. Ich konte nicht unterlaſſen, zu fragen, dies, jenes, allein er legte allemahl den Finger auf den Mund. Es war nicht möglich, etwas aus ihm zu bringen. Er drükte mir noch einigemahl ſehr bedeutend die Hand, und gab mir durch Blike und Mienen zu erkennen, er litte ſehr.

Dreyviertel auf zwölf kamen die übrigen. Fitters Weſen veränderte ſich auf einmahl ganz. Er war nicht mehr der nachdenkende, ſchwermüthige Menſch. Er war heiter, leichtſinnig.

Es war dies würklich ein Zeitpunkt, in dem ihn jeder andre für einen Heuchler genommen haben würde: Ich konte das nicht. Ich wuſte es gewis beſſer. Es war Wirkung des Geiſtes geweſen, der in meiner einzigen Gegenwart immer weniger von ſeiner Bosheit verrathen wolte.

Was Ew. Durchlaucht in der Folge darüber hören ſollen, iſt von meinem Geiſte, und wird ganz ihnen darſtellen, daß dies Reich noch nicht ſo vollkommen iſt, als wir es uns mahlen, ſondern, daß es ein weit vollkommeneres noch geben muß, deſſen Begriffe wir aber erſt in der Folge der Zeit wahrnehmen werden, wenn wir geläutert da ſtehen.

Es ſchlug zwölf als wir in einen kleinen Wald ankamen. Was ich vorher noch an Fittern bemerkte, war, daß er ins Schlafzimmer ſeiner Frau gieng, und mit Thränen in den Augen zurükkam. Auch beobachtete ich, daß er ſeine Uhr nicht mehr hatte, und mich überfiel eine bange Ahndung.

Ich ſuchte ihn auf die Seite zu bekommen, und fliſterte ihm zu, ob es nicht beſſer wäre, daß er die Operation auf einen andern Tag vernähme. Es darf nicht ein Viertel nach zwölfen ſeyn, ſagte er.

Jezt gieng er im Walde hin und wieder. Er zeichnete ſich einige Bäume, er ſuchte ſich Pläze aus, wo er ſich aufhalten wolte, wies uns unſere Pläze an, that aber dies beſonders gegen mich mit vorzüglicher Aengſtlichkeit, und wie er mich an dem mir angewieſenen Plaze verlies, drükte er meine Hand noch einmahl. Er ſchien mich gleichſam zu etwas aufzufordern.

War es Beſtimmung des Schikſals, oder war es Wirkung des Geiſtes, was es verhinderte, daß ich nichts für ihn thun konte. Ich hatte mir es ſo feſt vorgenommen, ihn nicht aus den Augen zu laſſen, und folgte ihm bey ſeinen verſchiedenen Gängen. Auf einmahl verfiel ich in ein Nachdenken, welches mich von ihm abzog. Ich kan nicht ſagen, daß ein beſondrer Gegenſtand mir das verurſacht, daß ein Geräuſch, oder ſonſt irgend etwas mich von ihm gewandt. Es war unwillkührliche Handlung meiner Seele, unerklärbar mir, und auſſer den Gränzen oder Willen meines Geiſtes.

Ich erwachte durch einen unerwarteten Schuß aus tiefem Nachdenken und blikte erſchroken auf. Fitter lag am Baum, und hatte ſich erſchoſſen. Alle liefen herzu. Der Ausſpruch war allgemein, daß der Betrüger nicht mehr betrügen können, und deswegen ſich umgebracht. Ich dachte mein Urtheil im Herzen. Es hier zu äuſſern, wäre voreilig und ohne Wirkung geweſen.

Bellwald ſchwieg. Wie viel hätte ich darum geben wollen, ſagte der Herzog, wenn er nicht in dieſes Nachdenken verfallen wäre. Vielleicht hätte er Fittern retten können. Vielleicht hätte er wenigſtens die Geſtalt des Geiſtes wieder geſehen.

Vierte Finſternis.

Karinen iſt wohl, ſo wohl, daß ſie ſichs nicht wohler wünſcht.

Die Gefälligkeit der jüngern Dame gegen den Herzog war Karinens Ohren eine äußerſt erwünschte Nachricht. Sie verdoppelte jezt ihre Zärtlichkeit gegen ihn, entzückte den Herzog ganz, nahm ihn ganz für ſich ein, tändelte in Jugend und Leichtmuth ſo um ihn her, daß er würklich auf eine Zeitlang Heloiſen vergaß, und ſie erſezt — völlig erſezt glaubte.

Theurer Schatten! Wir haben zwar verſprochen, dich nicht wieder zu beunruhigen, aber erlaube uns wenigſtens deinem Andenken uns nicht zu entziehen, deiner Aſche noch einmahl den Weyrauch zu ſtreuen, den du ſo unwiderſprechlich verdienſt.

Gutes Mädgen! Vergeſſen biſt du nicht: Man ſchlummert nur auf deinen Vorzügen, man wird erwachen, der Schlaf ſtärkt, und in weit vollkomnerm Lichte wird man ſie ſehen, als man ſie bisher ſahe — man ſiehet ſie blühen in paradieſiſcher Herrlichkeit, in erneuerter Pracht.

Karine hatte würklich geglaubt, man würde mit ihr geradezu ſo verfahren, wie man mit Heloiſen verfahren hatte, und der äuſſere Anſchein verrieth wirklich etwas dergleichen. Auch war in Anſehung des Herzogs der Fall der nehmliche, das heiſt, er geſtand ihr die nehmlichen Vorrechte zu, er richtete ſich ſo viel es möglich war, nach ihrem Willen. Er gab ihr mehr, als er Heloiſen gegeben hatte, und überhaupt hatte es ſehr den Anſchein, als ob ſie auch mehr verlangen würde.

Allein was ihr abgieng, das war die Bereitwilligkeit, mit welcher alles Heloiſens Eintritt in die Rechte aufnahm. Das war bey ihr der Fall nicht, und man würde vielleicht unartig genug geweſen ſeyn, zu wünſchen, daß ſie in ihrem vorigen Poſten geblieben wäre, und den neuen nicht ambirt hätte.

Es fehlte auch nicht an Menſchen, die ihr das treken wieder zu Ohren brachten, denn ſie hatte nicht wie Heloiſe lauter Freundinnen unter den Bekanten, die ſie verlaſſen, ſondern es waren mehrentheils, die ſie um des Glükes willen beneideten, und um des Schrittes willen läſterten.

Dieſe fanden alſo Freude daran, unter der Rubrik eifriger Freundſchaft und Theilnahme, alles das ihr wieder zu erzählen, was von ihr geſagt worden war, und weideten ſich dann an der etwanigen Aengſtlichkeit, die ſie bliken ließ. Die Wolken indeſſen, die daraus entſtanden, wußte der Herzog ganz wieder zu zertheilen, indem er meinte, es ſey Heloiſen eben ſo gegangen. Ob er das nur ſagte, um ſie zufrieden zu ſtellen, oder ob er würklich dachte, Heloiſe ſey in dieſem Falle klüger geweſen, und habe ſich nichts merken laſſen, das hat weder er noch einer von den ſeinigen uns geoffenbaret.

Genug, Karine glaubte es, und das beruhigte ſie. Sie war die immer heitre lachende Schöne, und wenn der Herzog endlich zwar zu fühlen anfieng, daß er nicht die unterhaltenden Stunden nach den Opfern der Liebe fand, ſo erſezten doch Schönheit und Munterkeit viel, und konten ihn zum Theil wenigſtens ſchadlos halten. Heloiſe war ihm würklich zuweilen zu ernſthaft, und hatte er ſchon durch die Länge der Zeit Behagen daran gefunden, ſo war ihm doch das Neue des beſtändigen Hüpfens um ihn her, auch ſehr reizend, und würzte die Stunden deſto mehr, in denen er es vorzog.

Beliwald hatte der Dame ſeine Viſite gemacht, und ſie war in Lobeserhebungen über ihn ausgefallen, die er beynahe zweydeutig hätte auslegen können, denn ſie waren würklich übertrieben. Nachdem er ihr verſichert, er ſey ein Feind von dergleichen Aeuſſerungen, brachte er den Wunſch zum Vorſchein, ſie möchte nun ihres Glüks ſo gut Meiſter werden, als Heloiſe es geworden wäre. Es ſey nichts leichter für eine Dame, als ſich bey dem Herzoge in Gunſt zu erhalten, ſo ſchwer es auch, für einen Mann wäre. Er liebe ſeinen Herzog unausſprechlich, und doch würde es ihm ſo ſchwer, immer ihn bey gutem zu erhalten. Dies ſey nun das drittemahl, daß er ſeiner Wünſche höchſtes Ziel zu erfüllen glüklich genug geweſen, und dennoch wage er es, ſie um etwas zu bitten, ohne das er ſich nicht in der Gnade des Herzogs zu erhalten getraue.

Karina war nicht allein ganz Ohr, ſondern ſie drängte ſich zu ihm, und flehete ihn an, ja ſogleich ihr zu entdecken, was ſie thun könte, um ihre Dankbarkeit ihm thätlich zu beweiſen.

Beliwald lachte. Die eine Bitte, ſagte er, iſt ſehr leicht, die andere aber wage ich würklich nur auf gerade wohl. Die erſte Bitte iſt die, daß ſie ihre Befreundin, die in wenig Tagen hier ſeyn wird, darauf vorbereiten, daß ihre Bedingungen unbillig waren, und nicht erfüllt werden konten.

Dieſes nahm Karina ohne allen Widerſpruch auf ſich, und unternahm für den Erfolg zu haften.

Bey der andern holte Beliwald ein wenig weit aus. Ich weiß, ſagte er, daß Neugierde bey ihrem Geſchlechte ſo zur andern Natur geworden iſt, daß ich eine Unmöglichkeit verlangen würde, wenn ich ihnen auflegte, das nicht zu ſeyn. Die Dame ſchien empfindlich zu werden.

Der Herzog, fuhr Beliwald fort, wird mit ihnen vom Geiſterweſen ſprechen. Wohl thäten ſie, wenn ſie ſich ganz unwiſſend, ja ungläubig in der Sache ſtellten, und annähmen, als ob ſie nicht gern darüber ſprächen. Allein ſie werden doch gern hören wollen, was er darüber ſagt, und da müſſen ſie antworten. Alſo verſprechen ſie mir nur, daß ſie nichts zu meinem Nachtheil ſagen, und dem Herzog nicht davon abwendig machen wollen, in dieſem Fache ſich Kentniſſe zu verſchaffen. Das ſoll meine ganze Belohnung ſeyn. Ich bin ein Mann, der ſich nach gerade von der Welt abzieht, und ſich und ſeinen Studien lebt. In dieſe den Herzog verwikelt zu ſehen, das war mein einziger Plan und meine einzige Freude. Der Plan iſt unſchuldig, und die Freude erlanbt. Alſo thun ſie darin kein übles Werk, wenn ſie ihn beſtärken.

Sie haben nicht nöthig für die Erfüllung dieſer Bitte Sorge zu tragen, ſagte Karine, denn ich betheure ihnen, Beliwald, ich habe einen eifrigen Glauben an Hexereyen und Geſpenſtergeſchichten, aber ich fürchte mich ſo ſehr davon zu ſprechen, daß ich den Herzog jedesmahl bitten werde, mich damit zu verſchonen, und auch ſie bitte ich, was ſie auch mit dem Herzoge vornehmen mögten, nur niemahls mich mit hineinzuziehen.

Beliwald muſte doch wohl im Herzen recht lachen, aber er hatte es doch wenigſtens bis zur Ueberzeugung gebracht, daß hier wohl nichts zu fürchten ſey, und daß der Herzog von dieſer Seite ihm nicht entriſſen werde. Er hatte, wie wir gehört haben, indeſſen nicht ſtill geſeſſen, und wir haben, ehe wir in Karinens Geſchichte weiter gehen, noch manches von ſeinen Operationen nachzuholen.

Die Befreunde Karinens erſchien würklich, und nachdem Karine ihr das Verſtändniß nach Beliwalds Anlage geöfnet, ſo war ſie mit der ſo anſehnlichen Summe zufrieden, empfahl ſich der Treue und dem Fleiße Karinens, die des Herzogs Sinn ſchon für ſie lenken würde.

So war nun Karinen ganz wohl. Geliebt vom Herzog, gleichgültig gegen die Welt in ihrem Sinn, mit den Damen ausgeſöhnt, von Beliwalds Geiſtern nicht beunruhigt, einig mit ihren Befreundeten was konte ihr fehlen?

Fünfte Aufklärung.

Iſt denn inſpirirte Bosheit keine Bosheit?

Der Herzog hatte Beliwalden nach der Erzählung von Fitters Tode verlaſſen müſſen, und ſie hatte ſo tiefen Eindruk auf ihn gemacht, daß er die erſte beſte Gelegenheit ergriff, ihn wieder darauf zu bringen. Er verlangte ſeine Meynung über Fitters Tod zu wiſſen, und etwas mehr noch von deſſen Leben, und dem, was die übrigen Planetenbewohner von ihm geurtheilt.

Beliwald weigerte ſich deſſen nicht. Ich bin überzeugt, ſagte er, daß die Macht der Geiſter über die Einbildungskraft der Menſchen ſo groß iſt, daß ſie ihnen in dem Augenblik dieſe oder jene Handlung als unumgänglich nothwendig vormahlen, ſo daß ſie gezwungen werden, ſie auszuführen, weil ihr Wille in dieſem Augenblike dem Willen der Geiſter unterworfen wird.

Ich glaube, daß Fitter', der durch die ſchlechte Erziehung, die er genoſſen, roh, unwiſſend, und ungebildet geblieben, in ſeiner Seele erſtaunend viele Kräfte hatte, die der ihm zugegebne Geiſt fand, und ſie zu ſeinem Beſten anwenden zu können glaubte, und ſich vornahm.

Das Beſte eines Geiſtes kan aber in ſeiner eignen Einbildungskraft gerade ſo wie das Beſte eines Menſchen in etwas böſem beſtehen, denn der Geiſt, der Freude daran findet, wenn den Menſchen oder andern Geiſtern übles geſchieht, ſucht ſein Beſtes in der Vollbringung des Uebels, ſo wie der gute Geiſt, eben dieſes Beſte in die Vollbringung des Guten an Geiſtern und Menſchen ſezt. Fitters Geiſt war ſeine Plage. Er wirkte auf ſeine Einbildungskraft. Er gab ihm den Inſtinkt zum ruchloſen Leben ein, er gab ihm den Inſtinkt fürs weibliche Geſchlecht, den er ſo übel anwandte, und wodurch er ſo viel böſes ſtiftete. Er gab ihm ein, daß er in Wolluſt und Schwelgerey Erholung für ſeine innere Herzensluſt ſuchen ſolte. Er war es, der ihm dadurch für manches ſchadlos zu halten ſuchte, daß er ihm ſeine Blendwerke lehrte. Seyen ſie geweſen, welche ſie wollen, genug ſie waren Inſpirationen, und das iſt hinreichend, denn aus ſich konte Fitter nicht einen Gedanken von allem dem nehmen.

Zweytes Licht.

Etwas über Materialiſm und deſſen Oppoſitum.

Der Herzog unterbrach Beliwald, wie er dies geſagt, und erwähnte, daß er vor einigen Tagen unbemerkt einem Streite beygewohnt hätte, den zwey Gelehrte über den Materialismus und Immaterialismus gehalten, und daß er ſich über die Meynungen deſſen, der für den Materialiſm geweſen wäre, weidlich geärgert habe.

Es iſt auch, ſagte Beliwald, nichts thörichter, als dafür zu ſeyn. Alle Zwecke unſers Denkens fallen weg. Es iſt äuſſerſt lächerlich, daß wir denken ſollen, damit all unſer Denken einſt nicht ſey. Es iſt nichts widerſinniger, als daß die Natur oder die Gottheit, man nehme da an, was man will, daß dieſe den lebendigen Geſchöpfen vor den lebloſen einen ſo großen Vortheil um nichts und wieder nichts, gegeben haben ſolle, daß dieſer Vorzug nicht Beziehung, Ordnung, Gerechtigkeit habe.

Wie elend ſieht es um den Menſchen aus, der da glaubt, mit dieſem Leben wären alle Bemühungen, rechtſchaffen zu ſeyn, tugendhaft zu bleiben, aus, und keine Zukunft gebe ihm die Hofnung, Lohn dafür einzuärndten. Weg mit dem Gedanken!

Der Materialiſt, der mir noch annimt, daß Seele Reſultat des Körpers ſey, dem will ich noch vergeben. Wenn er ſagt, dieſer Körper muß in der Natur einſt einer vollkomnern Zuſammenſezung fähig ſeyn, und ſie muß erfolgen. Dann, ſo parador mir auch der Saz iſt, dann iſt doch wenigſtens Menſchenſinn darin. Aber der Krittler, der alles mit dem Tode aus ſeyn läßt, der nimt in meinen Augen ſeine Vernunft unter ſeine Schlußfolge gefangen. Wie kan ſich der Menſch nur mit einem Stein in Parallel ſezen? Wie kan er nur denken, daß das Bewußtſeyn, daß das der Stein, und er der Menſch ſey, aufhören könne. Er läſtert den Schöpfer und das Geſchöpf! Sie kleben am Genus der Erde, die Altagsgeſichter, und wollen nicht Genus der Ewigkeiten glauben! Sie ſchämen ſich nicht, jeden Stolz auf den Menſchen bliken zu laſſen, und treten den weit gerechtern Stolz auf den Geiſt mit Füſſen.

Der Herzog ſtimte in Beliwalds Geſinnungen mit ein, und ſagte:

Was iſt denn Rechtſchaffenheit, wenn keine Lebensfolge iſt? Dann wäre ſie ja Schimäre. Der Materialiſt glaubt nicht an Fortleben, und glaubt doch an Ehrlichkeit, und ſchäzt ſie, und hält ſie hoch. Wenn mit ſeinem Leben es aus wäre, dann wäre es ja die gröſte Thorheit von der Welt ſich Mühe zu geben, ſeinem Nächſten zu dienen, dann diene man ſich ſelbſt, und ſonſt keinem.

Wie ſie ſich ängſtigen, die Herren, um über gewiſſe Dinge von ihren Gegnern, den Immaterialiſten, etwas herauszubringen, was in ihr Fach ſchlägt.

Wie kan ein Materialiſt die Frage thun, ob der Selbſtmord erlaubt iſt? Wenn mit dieſem Leben alles aufhört, mein Freund, da iſt dir auch alles erlaubt. Da findet ja kein Geſez in Anſehung deiner Statt. Dann iſt dein Geſez deine Leidenſchaft, und die Möglichkeit oder Unmöglichkeit ſie zu befriedigen ſind die Dinge, nach denen du dich zu richten haſt, um zu handeln.

Was kümmerſt du dich denn nach deinem Tode um dich, wenn du nicht mehr biſt. Was brauchſt du alſo länger ſeyn zu ſollen, wenn du nicht länger ſeyn willſt. — Ich halte einen Materialiſten für den unglükſeeligſten Menſchen, der da lebt. Ich bin nicht für den Glaubenszwang. Gewiſſensfreyheit iſt ein köſtlich Ding. Aber den Materialismus haſſe ich, und bedaure die ihm anhängen.

Dieſe Grundſäze machten dem Herzog gewis Ehre, und Beliwald freute ſich ſie aus ſeinem Munde zu hören, denn wir wiſſen ja, daß Beliwald ein groſer Schwärmer war, und wenn wir ſchon eben ſo gewis wiſſen, daß er den Herzog mit Blendwerken hintergieng, ſo wird die Folge vielleicht zeigen, daß er ſo ſehr Schwärmer war, die Blendwerke ſelbſt für Wahrheit anzunehmen, und um einen

Proſelyten zu machen, erlaubte er ſich vielleicht jeden Verſuch.

Er ſagte izt, Se. Durchlaucht möchten ja nicht etwa wähnen, daß alle die, welche vom Materialismus ſprächen, würklich an ihn glaubten. So viele zitterten, indem ſie ihn bekenneten. Einige triebe Furcht dahin, andere ſcheueten das Nachdenken, und wieder andre fänden es bequemer, weil ſie ſich keinen Begrif von künftigem Leben machen könten.

Drittes Licht.

Scheint faſt, als ob Beliwald noch mit demſelben hell leuchten ſolte.

Beliwald fuhr hernach in ſeinen Betrachtungen über Fittern fort:

Mit allem dem, was ich vom gegebenen Geiſtes-Inſtinkt geſagt habe, will ich nicht behaupten, daß Fitter ſelbſt nicht ſtrafbar geweſen wäre. Allerdings waren es ſeine eignen Neigungen, auf welche der

Geiſt bey ihm wirkte, und die durch ſeine Einbildungskraft ſo weit vermehrt wurden, daß ſie ihm immer am angenehmſten zu befriedigen waren, anſtatt, daß es ihm am angenehmſten hätte ſeyn ſollen, ſie zu überwinden und einzuſchränken.

Wir können hier nicht unterlaſſen anzuführen, daß der veränderte Karakter Beliwalds dies alles in ſeinem Munde ſehr anſchaulich machte. Denn ſo ein großer Freund er ehedem vom Wohlleben, Wolluſt und Genus im ganzen geweſen, ſo ſehr hatte er ſich jezt davon zurükgezogen, und es war würklich der Geiſt zur Schwärmerey bey ihm wirkſamer geworden, wo nicht als ſeine Bedürfniſſe, doch wenigſtens als ſeine Leidenſchaften. Er hatte beſonders ſeit einiger Zeit, und namentlich ſeit Heloiſens Tode, der eine auſſerordentliche Wirkung auf ihn hervorgebracht, ſich zurükgezogen vom Sinnlichen, und was dem anhängig.

Man kan leicht einſehen, daß dies auf ſeine übrige politiſchen Eigenſchaften und Unternehmungen keinen Einfluß hatte, ſondern, daß dieſe vielleicht mehrern Reiz dadurch gewannen. Sie waren ihm ſelbſt zu der Höhe nothwendig, die er in der Schwärmerey erreichen wolte.

Sechſte Aufklärung.

Springt ganz ins Reich der Geiſter, läßt ſie aber doch ſo ziemlich den Menſchen gleich bleiben.

Belſwald machte dem Herzoge eine kurze Schilderung, was das Reich der Geiſter eigentlich für eine Konnexion mit dem Reiche der Menſchen habe.

Ew. Durchlaucht, ſagte er, dürfen ſich nicht einbilden, daß die Geiſter alle vollkommner ſind, als die Menſchen. Nichts weniger. Die Fortſtufung geht dort ſo weiter, wie ſie hier aufgehört. Der böſe Menſch verwandelt ſich in einen böſen Geiſt, und eben ſein Böſeſeyn iſt und beſtimmt die Strafe, die er für ſeine irdiſche Bosheit zu tragen hat. Mancher — ja ein groſer Theil von Menſchen ſind hier ſchon beſer, als viele Geiſter, die das Erdenleben durchwandert haben. Spätere Vollkommenheit,

heit, folglich ſpäterer Genuß, iſt die Strafe. Das iſt die ſogenannte Hölle für die Planetenbewohner. Der Geiſt Zitters war als Menſch in dieſer Welt eine hämiſche Kanaille geweſen, und hatte tauſenderley Unglük angeſtiftet. So viel weis ich, daß unter ſeinen ſchlechten Handlungen der Mord eines guten Königs mit begriffen war, und daß dieſe Handlung diejenige war, die ihn auf tauſend Jahre unglüklich macht.

Wenn Ew. Durchlaucht mich mit meinen Muthmaßungen nicht verlachen wollen, ſo kan ich verſichern, daß mein Geiſt mir nicht undeutliche Beweiſe gegeben, daß ſie in dieſen Nachforſchungen weit glüklicher ſeyn würden, als ich, und wenn es ihnen gefällig wäre, ſo ſtellten wir einmahl eine Privatkonverſation deswegen mit ihm an, und ließen uns verſchiedenes enthüllen.

Glaubt er, ſagte der Herzog, daß nach dem lezten ziemlich barſchen Unternehmen gegen ſeinen Geiſt, dieſer ſich noch dergleichen ſolte zu ſchulden kommen laſſen, ohne daß die nehmlichen Zwangsmittel anzuwenden nöthig wären, die eben nicht die reizendſten ſind?

Sicher, erwiederte Beliwald. Ew. Durchlaucht können mir glauben, die Geiſter haben ihre Launen, wie die Menſchen, und dieſe oder jene Handlung iſt je nachdem ihnen angenehm oder unangenehm. Erzählen thun ſie gar zu gern, beſonders wo es über einen dritten Geiſt hergeht. Sie ſind unter ſich neidiſch und eiferſüchtig wie die Menſchen, und ſuchen einander zu verkleinern.

Dies iſt eine Sache, wobey ich ihn ſelbſt willig zu finden hoffe.

So mach er die Anſtalten, denn dieſer Fitter intereſſirt mich auſſerordentlich.

Beliwald brach ab, um vermuthlich dem Herzoge das übrige durch ſeinen Geiſt erzählen zu laſſen. Er begab ſich auf ſein Landhaus, und machte die nothwendigen Anſtalten zu einer Entrevüe, die wir wahrſcheinlich unſern Leſern werden mittheilen können.

Die Erzählungen der Traditoren ſind würklich ſo hinreiſſend, daß ſich nicht leicht etwas davon vergeſſen läßt, und wir geben gern mit ganzer Seele acht.

Vier-

Viertes Licht.

Wer einmahl rein glänzt, der bleibt immer und ewig helle.

Der Herzog hatte, nachdem Karine öffentlich als die Seinige erklärt war, noch einen Beſuch zurück, der ihm erſtaunlich ſchwer wurde, und den er wenigſtens ſehr ungern zu machen ſchien. Das war der Beſuch bey der ältern Dame. Er hatte ſie ſeit der Zeit, da ſie ihm [illegible], nicht wieder geſehen; denn ſie lebte äuſſerſt einſam, und kam nicht mehr zu öffentlichen Luſtbarkeiten. Wenn er gewußt hätte, wie ſie über dieſen Schritt dachte, ſo würde er weit gelaſſner dem Tage entgegen geſehen haben, an dem er dieſen Beſuch doch Wohlſtands wegen ablegen mußte.

Er erſchien endlich, und mit ihm erſchien ein Licht im Herzogthum. Denn die Dame fand einmahl manche Gelegenheit dem Regenten ſo viel gutes, zuträgliches zu ſagen, daß er ganz ohne Gefähr hätte ſeyn müſſen, wenn es ohne Würkung auf ihn hätte bleiben ſollen.

Furchtſam kan man nicht ſagen, daß der Herzog bey ihr eintrat. Allein es war doch eine Art von Schüchternheit, eine gewiſſe Zurükhaltung, die er ſonſt nicht mit in dieſe Zimmer zu bringen pflegte.

Er dachte, ſie würde erzürnt auf ihn ſeyn — das war ſie gar nicht. Er glaubte, ſie hätte ſich den Schritt ſehr zu Herzen gehen laſſen, das war ebenfalls der Fall nicht geweſen.

Sie nahm die Sache, ſo wie ſie ſie nehmen muſte, ohne Groll, nur in Rükſicht auf das Böſe, was daraus entſtehen könte, und bloß in Rükſicht auf das Gute, was ſie vielleicht noch darin hervorbringen konte, dachte ſie noch einmahl über die Sache nach, und ſahe den Herzog nicht ſobald eintreten, als die freundlichen Ideen alle, die ſie nach ſeinem Anmelden gefaßt, vor ihrer Seele ſtanden, und ſie ihn mit eben der alten mütterlichen Wärme empfieng, anſtatt daß er Kälte und Zurükhaltung vermuthet hatte.

Ew. Durchlaucht, ſagte ſie, haben diesmahl ihren Beſuch lange aufgeſchoben.

„Solten Sie ſich würklich nach demſelben geſehnt haben?"

Allerdings! Nach unſerm lezten Geſpräch muſte eine Entſcheidung vorfallen. Da ſie ſo ausfiel, ſo war freylich keine Vermuthung da, daß ich ſie eher erfahren würde, als ihre Ausführung geſchahe, doch aber hätte ich wenigſtens erwartet, gleich nachher von Ew. Durchlaucht zu hören, daß ſie meines freymüthigen Urtheils wegen keinen Groll auf mich geworfen hätten.

„Ich auf ſie einen Groll? Würdige Frau, ſie beſchämen mich in der That. Ich erwartete Vorwürfe, und ſie ſuchen dieſe von ſich abzulehnen? Ich ſcheuete mich zu ihnen zu kommen, und ſie wünſchten mich? Welch ein Kontraſt? Iſts möglich, daß das ihres Herzens Meynungen ſind?"

Sie müſſen mich nicht verkennen, Ihre Durchlaucht. War ich denn Herr über ihre Schwächen? Oder konte ich ihrer Stärke gebieten? Oder konte ich mich nicht irren. Nein — ich kan nicht läugnen, daß das Geſchik etwas bey mir verloren hat, daß es dieſen Fall zugelaſſen, aber ſie haben nichts verloren, konten nichts verlieren. Ihre Seele kente dieſe Leidenſchaft nicht überwinden. Wohlan, ſie iſt befriedigt, nun aber werden ihre Pflichten doppelt ſo groß.

Die Dame hätte ſchlechterdings keinen beſſern Zeitpunkt treffen können, um den Herzog ganz ſo zu finden, wie er ſeyn mußte. Er betheuerte, er habe aus ihren immer fortdauernden weiſen Lehren ſo viel Nuzen beſtändig geſchöpft, daß ihm nichts lieber ſeyn würde, als wenn ſie ſelbſt ihm dieſe Pflichten bekant machte, ſie ſelbſt ihn unterrichtete, wie er Gefahr liefe, und wie er ſie vermeiden könne.

Weit entfernt, ſagte die Dame, daß ich mich unterfangen wolte, Ew. Durchlaucht Lehrerin zu werden, gebe ich ihnen nur zu bedenken, daß ich mit unbefangnerm Auge in die Zukunft ſehe als ſie. Ich bin der Welt abgeſtorben, und würde mein Leben eine Laſt nennen, wenn ich nicht glaubte, daß vielleicht hin und wieder noch etwas gutes durch mich zuwegegebracht werden könte.

Hier iſt wieder ein Augenblik, wo ich das möglich glaube, und ſolche Augenblike laſſe ich, wenn es irgend möglich, nicht ungenuzt vorübergehen. Freylich ſehe ich mich genothiget, das zurükzurufen, was ich ihnen bey unſrer lezten Unterredung ſagte. Sie werden ſich der Parallele erinnern, die ich damahls zog. Nicht als ob ich Karinen wegen einer Schwachheit verdammen wolte, die wirklich nicht verdammenswürdig iſt, die leicht verziehen werden kan, weil ſie zuweilen Reiz hat, weil ſie jeder in einem ſchönern Lichte erſcheinen muß, als ſie, verzeyhen ſie mir den Ausdruk, mit ſich führt.

Allein dieſe Perſon iſt in ihrem Karakter doch ganz verſchieden. Heloiſe muſte zu dieſer Schwachheit überredet werden, bey ihr wurde es Stärke und Opfer. Karine hat ſich der Schwachheit ſelbſt entgegengeſezt, ſie hat kein Opfer gebracht, ſie hat ſich huldigen laſſen. Wie hier, ſo dort. Sie wird von allen Seiten die Huldigungen der Schmeichler annehmen, und dieſe Huldigungen werden zulezt um ſich greifend werden.

Karine wird böſes thun, ohne zu wiſſen, daß ſie es thut — wird Unglük wirken, ohne es zu wollen. Ich ſagte Ew. Durchlaucht einſt, Heloiſen könten ſie ſich in allen Stüken anvertrauen — Karinen in keinem einzigen. Ihr Leichtſinn und ihre befriedigte Eitelkeit wird ſie treiben, jedem gefällig ſeyn zu wollen, ſie wird jedem, der keine Verdienſte hat, Verdienſte zuſchreiben wollen, und wird darüber Leuten zu Aemtern helfen, die von den Aemtern nichts verſtehen.

Ich weis wohl, daß Ew. Durchlaucht nicht gewohnt ſind, dergleichen andren Händen zu überlaſſen, allein es iſt auch nur meine Bitte, daß ſie darin feſthalten, wie es bisher geweſen. Standhaftigkeit in ihren Entſchließungen machen alles gut. Ich traue ſie Ew. Durchlaucht zu, und würde auch derſelben gar nicht zu erwähnen mich wagen, wenn ich nicht hier mehrere Anreizungen vermuthete, als dort zu vermuthen waren, oder vielmehr nicht ſeyn konten.

Ich erwähnte damahls einer zu entſtehenden Disharmonie. Bey Ew. Durchlaucht gefühlvollen Herzen wäre das ein ſehr groſſes Unglük. Allein Sie haben es nicht zu fürchten nöthig, wenn ſie anfangs die rechten Maßregeln ergreifen. Laſſen ſie, wenn ſie mir folgen wollen, Karinen immer in einer gewiſſen Entfernung von allem was Politik angeht. Sagen ſie allen ihren Lieblingen, daß ſie jede Anfrage in der Art, die ihnen von ihr geſchieht, ohne alle Einſchränkung und gerade unter dem Vorwande abweiſen, Heloiſe habe ſich darum nicht bekümmert, und ſie müſſe keine Neuerungen anheben, ſonſt könne ſie am Ende allen Einfluß verlieren.

Auſſerdem, mein Fürſt, ſey Karine der Gegenſtand ihrer Unterſuchung. Glauben ſie aber nicht, daß ich das Mädgen haſſe, weil ich das ſage. Nein, ich will ihr Glük ſo gut befördern als ich das ihrige wünſche. Dieſe Karine ſoll, wenn es nach meinem Willen geht, unter ihrer Aufſicht und an ihrer Seite ein gutes Geſchöpf werden. Sie liebt ſie jezt leidenſchaftlich, ſie ſoll ſie ernſtlich lieben lernen, und Sie, mein Fürſt, ſollen ebenfalls etwas mehr als leidenſchaftlich für ſie fühlen.

Sie können jede traurige Ausſicht für die Zukunft vermeiden, wenn ſie jeder fröhlichen den Eintritt bey ſich zu verſchaffen ſuchen. Wenn es recht angefangen wird, ſo muß das ganze Publikum denken, es ſey keine Veränderung vorgefallen.

Der Herzog hatte der Dame mit einer Aufmerkſamkeit ohne gleichen zugehört. Jezt hielt ſie etwas inne —

In der That, ſagte er, ich bin ſehr unglücklich, daß ich ſeinen Beſuch ſo lange aufgeſchoben habe, und doch noch ſehr glücklich, daß ich ihn jezt machte, da noch nichts verſehen iſt.

„Ein guter Rath, Ihro Durchlaucht, kömt nie zu ſpät, und ich freue mich, daß der meinige ſeinen Eindruk gemacht. Aber ich kenne Ew. Durchlaucht Güte. Nicht allemahl iſt man ſo glüklich, daß man angehört, und wenn auch das, nicht ſo glüklich, daß man befolgt wird.“

Davon hatte ich Ihnen ein ſehr lebhaftes Beyſpiel gegeben.

„Das ſollte es nicht ſagen. Ich muß wirklich um Verzeihung bitten.“

Davon nur nichts. Sie ſollen aber einen gelehrigen Schüler haben, für die Zukunft will ich lieben. Marine ſoll mir werth bleiben, aber mir nie mehr als Geliebte werden.

Ob Marinen das Verſprechen angeſtanden haben würde, wenn ſie es mit angehört hätte, das überlaſſen wir dem Leſer zur Beurtheilung.

Fünf-

Fünftes Licht.

Welches gewiß da ſteht, wo der Leſer es gar nicht vermuthet hatte.

Das iſt nun wohl gewiß, daß unſre Leſer ſich verwundern werden, woher die Lichter auf einmahl ſo häufig in die Atmoſphäre dieſes ſechſten Theils kommen, da ſie vorher nur äuſerſt ſparſam ſich eingefunden. Allein es iſt nichts natürlicher, als daß da wo es in einem Staate helle wird, der Lichter mehrere erſcheinen müſſen. Und der Leſer ſolte ſich eigentlich nicht wundern, ſondern freuen.

Madam Mind hatte ſeit Kaninens Deklaration ſich hin und wieder ſehen laſſen, und man hatte bemerkt, daß ſie nicht ganz zufrieden geweſen, ſondern träumeriſch umhergegangen.

Wer ihr das verdenken kan, ſprach der jüngere Traditor, dem müſſen wir einen Grad von Thorheit wenigſtens beylegen. Allein man ſprach noch allerhand, was ſchlimmer war als dieſes.

Ganz hinter die Wahrheit iſt man nicht gekommen. Einige wollten behaupten, Madam Mind habe ſich ganz ungebührlicher Reden gegen die Wahl des Herzogs bedient, und dieſe wären ihm wieder zu Ohren gekommen. Andere leugneten das, und wollten hingegen, ſie hätte gegen den Herzog einen nicht unklugen Witz gehabt, der ſich für ſie freylich nicht glücklich geendet habe.

Indeſſen weiß man wohl, was geſagt wird, iſt nicht immer Wahrheit. Wir ſind weit geneigter einer dritten Meynung Beyfall zu geben, die da will, daß Madam Mind, nachdem ſie die Kataſtrophe von Karlinens Erhebung erfahren, in ſich gegangen, und gefunden, es ſtehe ihr wohl an, von allen fernern Anſprüchen auf den Herzog, auſſer auf deſſen Gnade, abzuſtehen, und es würde auch wohl gethan ſeyn, wenn ſie, um ſich allen Fragen und Vorwitz und Umſtänden zu entziehen, auf einige Zeit aus der Reſidenz ſich wegbegäbe. Diejenigen, die ſehr genaue Bekantſchaft mit ihr hatten, wollten ſagen, ihre Geſundheitsumſtände wären nicht in der beſten Konſtitution geweſen, und das wäre der Grund, warum ſie die Reſidenz auf einmahl verlaſſen, und eine Reiſe in fremde Gegenden unternommen.

Genug, das iſt gewis, daß ſie die Reſidenz verlies, und zwar ſo ruhig, und mit ſo vielem Anſtande, daß auch die verläumderiſchſte Zunge nicht ein Wörtgen darüber zu ſagen, vermogt hätte.

Die Meynungen waren aber wieder getheilt, in wiefern ſie für die Aufopferung belohnt worden, ſo wie auf der andern Seite man nicht recht zu ſagen wuſte, wohin die Dame ihren Stab gewendet, und einige dies, einige das vorgaben.

Der weit größere Theil behauptete, ſie würde nie wieder erſcheinen, und ihre Entfernung habe eine gänzliche Ungnade des Herzogs zum Grunde. Manche ſezten hinzu, er habe ſie gemißhandelt. Andere wieder wollten, er habe ihr ein großes Geſchenk gegeben, damit ſie ſich eine Zeitlang entfernen, und das Geſpräch der Reſidenz und des Landes über ihn und ſie auf eine Weiſe enden könte. Der rechte Weg war das freylich nicht, denn nach ihrer Abreiſe fieng man erſt an zu reden.

Die aber über Madam Mind Krankheit ein Wort verloren, waren am aller übelſten berichtet, denn ſie reiſete würklich in ihrem Vergnügen im [illegible] im Schlitten und Wagen umher, und troz dem, daß ſie Reichthümer beſaß, konnte ſie doch aus ihrem Beutel dieſe Ausgaben nicht beſtreiten, ſondern es erhellete ſehr deutlich, daß der Herzog ſie dazu und um ſie zu entſchädigen unterſtüzt habe. Auch ſoll ſie ſelbſt einſt an einem wohlbekannten kleinen Rendezvouſe die ſehr anſehnliche Summe gewonnen haben, die er dazu ausgeworfen.

In dieſem Rendezvouſe war eben die Zeit, wo der Konkurs der Menſchen vom Planeten Hildalſchin daſelbſt noch war, welcher Konkurs im Jahre einigemahl zu geſchehen pflegte, um ſich mancherlei Bequemlichkeiten des Lebens zu verſchaffen.

Zufälliger Weiſe kamen dieſesmahl vier verſchiedene Damen zuſammen, die in der Welt Aufſehen gemacht hatten, und der Madam Riad ſchienen die [illegible], die man ihr ſpielte gar nicht übel. Auch in der Reſidenz des Herzogthums gab es Schmeichler um ſie in Menge, allein theils waren ſie das würklich, aus Furcht vor ihr, theils ſchienen ſie wenigſtens dieſe Furcht zu haben, oder ſie glaubte, es geſchähe deswegen, und ſo war ihr das Opfer nicht ſo willkommen.

Hier aber beteten Fremde ſie an, und erwieſen ihr ſolche Ehrfurcht, von welcher ſie es nicht erwartet hatte. Das war natürlicher viel anziehender für ſie, der Reiz war neu, und das Opfer auch deswegen für ſie wichtiger, weil hier ſo manches von ihr nicht bekant war.

Madam Wind nahm ſich auch dabey nicht übel, und wenn wir unſeren jezigen Abſchnitt ein Licht benanten, ſo geſchah das blos in Rükſicht auf ſie, weil ſie würklich durch nobles gutes Betragen ſich vieler Herzen eigen machte, obgleich auch vieler Beutel an ihr ſich zu erholen ſuchten.

Da machte ſie die Bekantſchaft mit der berühmten Dame, die nie lange an einem Orte ſeyn kan, ſondern an der Veränderung ihr großes Vergnügen findet, welches man ihr laſſe.

Dieſe Dame hat übrigens den kleinen Fehler, daß ſie etwas zu gelehrt iſt, und um der Gelehrſamkeit willen ſich oft in Sachen miſcht, die ihr theils nicht zukommen, und um welche ſie ſich nicht bekümmern ſolte. Der Anführer, der etliche Neunziger

Kunſt in der Reſidenz des Herzogthums, war ihr innigſter Freund, und er übernahm ihre Vertheidigung, und ſie die ſeinige, immer mit einer Wärme, die böſe Menſchen auf manches muthmaßen ließ, worauf man eigentlich nicht eher muthmaßen ſolte, als bis man es gewis wuſte.

Wenn indeſſen auch Conventionen unter ihnen ſtatt gefunden hätten, ſo war das ihre Sorge. Natürlich, und ſehr natürlich war es hingegen, daß da der Anführer der etliche Neunziger, dieſe Dame ganz beſonders auszeichnete, daß es da auch der Fall bey ſeinen Kohorten war, die in Zügen ſich der Dame näherten, und ihr huldigten. Wenn es angelegte Karte von ihr war, daß ſie der Gegenſtand der Bewunderung der Gelehrten des Planeten Hidalſchin werden wolte, ſo war es wohl ſehr fein, daß ſie ſich gerade an den Mann machte, der ihrer einen ſo groſſen Haufen kommandirte, und rechts und links nach ſeinem Gefallen gehen hieß; der ihre Vernunft dadurch in Kontribution ſezte, daß er ihre Mägen füllte.

Allein die Dame mag eine kleine Warnung von uns annehmen, welche darin beſteht, daß unſere

Tradſteren glauben, das Reich werde bald zerfallen, was dieſer Pſeudokolos gebauet haben will, und ſie ſoll ſich hüten, daß ſie unter dieſen Trümmern nicht mit erliege.

Da Madam Mind einen kleinen Schaz bey ſich hatte, der ſehr niedlich war, und den ſie eigentlich der Welt im Hidalſchia bekant machen ſolte, ſo verſammelten ſich Weiſe und Narren um ſie, die ihn ſahen, und ihr deswegen Lobeserhebungen machten.

So verlief ihr die Zeit ſehr froh, und ſie dachte nicht an das, was ſie in der Reſidenz zurückgelaſſen, was ſie auch nicht mehr mit ſo viel Anhänglichkeit betrachten, und was ſie im eigentlichen Verſtande ſehr tüglich entbehren konte. Kurz, der Madam Mind war ein Licht aufgegangen, ſie leuchtete mit dieſem Lichte, wie ſie ſolte, und wir hoffen und wünſchen, daß ſie ewig damit leuchten werde, ſo wird ſie noch blendende Epoche machen.

Fünf-

Fünfte Finſternis.

Für den Herzog am gefährlichſten, weil ſie auf ihn den meiſten Eindruk macht.

Der Leſer erinnere ſich, daß wir unſrer Traditoren Perioden nicht verlaſſen dürfen, und daher auch mit ihnen in die Vorzeit wieder zurükkehren, um das Verſäumte nachzuholen.

Belwald hatte auf ſeinem Landhauſe eine Entrevüe zwiſchen dem Herzog und dem Geiſte bereitet, deswegen war er ja hinausgegangen, und gründete ſeine künftigen Hofnungen auf dieſe Wirkung.

Er kehrte jezt zurük, und Freude lachte bey ſeinem Eintritt aus ſeinen Augen.

Noch nie, ſagte er, habe ich meinen Geiſt ſo willig gefunden mir gefällig zu ſeyn, als jezt. Iſt es Freude, daß er vielleicht einem ſeiner Mitgeiſter eins verſezen kan, oder iſt es Folge des lezten Zwangs?

„Aber, mein lieber Beliwald, er ſchildert ſeine Geiſter auch ſehr böſe. Ich habe bis jezt noch keinen guten Zug von ihm geſehen — noch keinen einzigen.“

Er iſt aber auch kein guter Geiſt. Ueberhaupt, Ihro Durchlaucht, ſind die Geiſter, die wir mit Gewalt zu uns bringen müſſen, immer böſe, denn daß ſie dazu beſtimt ſind, zu uns kommen zu müſſen, das iſt allemahl Strafe, weil es ihnen unangenehm iſt. Ein guter Geiſt aber kan ja nicht Strafe leiden, ſondern Belohnung. Auch würde ein guter Geiſt dieſer Zwangsmittel nicht bedürfen, weil er gut iſt. Denn er kömt von ſich ſelbſt, wenn er gutes zu ſtiften weis, und in einer böſen Abſicht zu erſcheinen, das iſt ihm gar nicht möglich, das liegt auſſer ſeiner Natur.

Der mit Gewalt herbergebrachte Geiſt iſt allemahl unglücklich, wenn das geſchieht. Aber er weis, daß es zu ſeinem Beſten doch geſchehen muß. Er zwingt ſich alſo, ſo gut er kan, wenn nicht eben der Zeitpunkt ſeiner Hartnäkigkeit eintritt, denn da kan man ihn ſchlechterdings zu nichts bringen. Gewiſſe Dinge, die er wohl ſagen könte, aber nicht zu ſagen gezwungen iſt, bleiben ſeinen Geiſtes-Lippen gewiß verſchloſſen. Er leidet lieber Pein, ehe er redet.

Der Herzog ſchien wenigſtens mit Beliwalds Erklärung zufrieden zu ſeyn, und forſchte nun weiter nach des Geiſtes Betragen. Er hat mir, ſagte Beliwald, von freyen Stüken, und ungefragt entdekt, daß Ew. Durchlaucht bereits im Geiſterreiche durch ihr Nachdenken, ſo viel gewonnen hätten, daß ſie bald zur Anſicht und Gemeinſchaft mit ihrem eignen Schuzgeiſte kommen würden.

Wenn er das geſagt hat, erwiederte der Herzog ziemlich entzükt, ſo verdient er wahrhaftig meine Dankbarkeit, denn ich wüſte nicht, welch eine Nachricht mir angenehmer hätte ſeyn können, als eben dieſe, nach der ich mich ſo ſehr geſehnt. Aber der Beweis davon —

„Mag darin beſtehen, daß Ew. Durchlaucht zu ſeiner jeztgen Erſcheinung weit wenigerer Zeremonie bedürfen werden, als zu der erſten einſamen. Wenn ſie blos mit ihm reden wolten, ohne ihn zu ſehen, ſo bedürfte es nur einer bloſen Formel von meiner Seite. Aber da dies ihren Glauben an die Wahrheit ſchwächen könte, ſo rathe ich lieber zu einer würklichen Repräſentation."

Der Herzog war alles zufrieden. Er äuſſerte ſogar in ſchmeichelhaften Ausdrüken ſein Vergnügen. Ich finde, lieber Beliwald, ſagte er, daß er über dieſen Punkt mich ganz kontentirt, daß er mit einem Eifer arbeitet, der auſſerordentlich iſt.

Hingegen in einer andern Sache ſcheint er mir nicht ſo beyſtehen zu wollen. Er meinte die Verbindung mit Karinen, die damahls noch ſehr zweifelhaft auf Schrauben ſtand.

Wie, ſagte Beliwald, wenn dieſes nun eigentlich wider den Zwek liefe? Wie, wenn es mir nicht vergönnt wäre, auf beyden Seiten gleich eifrig Ew. Durchlaucht zu dienen? Wenn ich in der andern, ohne dieſe zu kränken, die Schritte nur furchtſam thun muſte?

Der Herzog blieb eine Weile nachdenkend, dann zog er finſtre Mienen.

Ew. Durchlaucht brauchen deswegen nicht zweifelhaft oder bange zu werden. Beydes kan beſtehen, nur muß es nicht unvorſichtig geſchehen, alſo verlaſſen ſie ſich auf den Freund.

Der Herzog war wieder freundlich. Er frug, wenn die Erſcheinung vor ſich gehen könte?

„Sie kan heute ſeyn. Sie kan auch bis morgen Aufſchub haben. Länger aber wünſcht ichs nicht, weil ich ſonſt nicht gewiß bin, Herr über die Laune meines Geiſtes zu bleiben.“

Beliwalds Anſtalten waren würklich alle auf denſelben Tag gemacht, er wuſte aber zu gut, daß der Herzog ſich nicht ſäumen würde, und der beſtimte ſich auch ſogleich dafür.

Der Abend erſchien, und der Herzog begab ſich in Beliwalds Landhaus.

Todtenſtille herrſchte rund umher. Alle menſchliche Geſchöpfe waren entfernt. Sie waren die beyden einzigen, die dort vegetirten, oder ſchienens wenigſtens zu ſeyn, und der Herzog glaubte das.

Ohne alle weitere Vorbereitung führte er den Herzog in ein ganz kleines Zimmer, deſſen Boden blauer Sammet war. Der Himmel war ebenfalls blau mit Sternen beſäet, die würklich zu leuchten ſchienen wie Sternenlicht. Die Wände waren weiſe Seyde, und glänzten.

Der Herzog war neugierig zu wiſſen, was das Leuchten verurſache, allein Beliwald bat ihn damit zu verſchonen, bis des Herzogs Zeit gekommen wäre, das alles zu erfahren.

„Und warum blau?“ frug der Herzog, ohne jenes weiter zu erwähnen.

Weil wir in völligem Frieden ſind. Blau iſt die Farbe der reinen Geiſter Einigkeit.

Es war kein Altar im Zimmer, ſondern blos ein Tiſch mit purpurrothen Vorhängen. Zwey Lampen ſtanden da, und zwey Kerzen branten an Wandleuchtern.

Der Herzog durfte nicht wie das vorigemahl, in der Bibel leſen, ſondern bis es Zeit war, unterhielt ihn Beliwald mit dieſem und jenem aus dem Geiſterreiche. Er erklärte ihm beſonders die Erhebung des menſchlichen Gemüths zu der Stufe der Mittheilung, ſagte dem Herzoge, daß er dieſe, ohne es zu wiſſen, bereits erreicht, daß es viele Menſchen gäbe, die ſie hätten, ohne ſelbſt davon überzeugt zu ſeyn, daß es die beſten Geiſter oft am heimlichſten hielten, daß ſie Einfluß hätten, um den Menſchen nicht übermüthig auf ſeine Vorzüge zu machen.

Die Zeit erſchien endlich, man ſezte ſich. Beliwald las ganz ſtill, endlich nur eine Minute laut. Eine kleine Erſchütterung des Zimmers, ein unterirdiſches Brauſen, ein angenehmer Roſenduft, ein ſanfter Schlag, und die beyde Lampen branten, aber beyde roth.

Die Kerzen waren verlöſcht. Beliwald erſtaunte, und hielt mit den Schlägen an.

Ach, Ihro Durchlaucht, ſagte er, wie ſoll ich meine Freude zu erkennen geben. Im Geiſterreiche ſind ſie von dieſem Augenblik an mir gleich. Vielleicht enthüllt uns der Geiſt noch mehr. Roth iſt die Farbe der Gemeinſchaft mit Geiſtern. Ihre Lampe brennt roth, und brante nur blau.

Der Herzog ſchien nicht ſehr darauf zu achten. Er hielt den Umſtand für zu kleinfügig und zu ſehr in Beliwalds Gewalt. Er gab indeſſen ſein Wohlgefallen zu erkennen.

Beliwald ſchlug dreymahl und die geharniſchte Figur ſtand da.

Muſteſt du alſo kommen? Frug der Herzog mit einiger Heftigkeit.

„Ich muſte. Ich habe um die Geſtalt deines Vaters gebeten. Umſonſt. Ob ich gefehlet habe, weis ich nicht, glaube es auch nicht. Du wilſt Fitters Geiſt kennen lernen. Du kanſt ihn auch ſehen.“

Das wünſche ich, und würde mich darüber freuen. Laß ihn ſehen.

„Nicht ſo ſehr freuen, als du glaubſt. Siehe rechts, denn nur ein Blik zeigt ihn dir.“

Der Herzog ſahe rechts, und erblikte eine Geſtalt in bangen zukenden Zügen. Sie verſchwand aber gleich wieder; er äuſſerte den Wunſch, ſie noch einmahl zu ſehen. Der Geiſt ſagte: Es geht nicht.

Beliwald, fieng der Herzog an, die Geſtalt war anders, die ich durch ihn beſchreiben hörte.

Allein ich ſagte auch, Ew. Durchlaucht, ich glaube nicht an die Wahrheit derſelben.

Da der Geiſt ſo bereitwillig ſchien, auf alles zu antworten, ſo frug der Herzog, ob der Geiſt, den Beliwald durch Fitters Beſchwörung geſehen, würklich Fitters Schuzgeiſt geweſen?

Nichts weniger als das, erwiederte anjezt Beliwalds Geiſt. Er hatte die Macht gar nicht, ſeinen

Schuzgeiſt zu zeigen. Er hatte aber die Macht ihm allein zu reinigen, dieſes that er nicht, und daher war ſein Schuzgeiſt ſo gefällig, und war ihm behülflich, die Einbildungskraft noch mehr zu verwirren, ſo daß ſie den Betrug den Fitter machte, nicht ſo leicht merkten, denn ſeine Repräſentation war ein würklicher Menſch. Daher hat auch Fitter nie jemanden erlaubt, ſeinen Geiſt anzurühren, weil ſie ſonſt gleich hinter die Winkelzüge gekommen wären, die er machen muſte, um die Sinne der Menſchen zu bethören, die an ſeine Künſte glauben wolten.

Wenn dem Menſchen der Glaube durch das Sinnliche nicht ſo viel anzüglicher wäre, als der Glaube durch das Geiſtige, ſo würde es viel mehr Repräſentationen von Geiſtern geben, aber es hält immer äuſſerſt ſchwer, es dahin zu bringen, daß man einen Geiſt ſichtlich darſtellen kan. Es giebt derer, die es nicht bedürfen, ſondern die durch den Seelenglauben, ohne ſichtlich geſehen zu haben, den Geiſt mit ihren Seelenaugen vollkommen ſehen und erkennen.

Der Herzog frug weiter: Warum Fitter keinen Geiſt darſtellen können? und die Antwort war:

Fitter führte ein liederliches Leben. Wahr, daß er ſich oft von ſeinem Geiſte verführen ließ, allein wenn er es dahin gebracht hätte, zu widerſtehen, ſo hätte er dadurch immer mehr und mehr über ſeinen Geiſt gewonnen, anſtatt daß ſo der Geiſt immer mehr über ihn gewann. Denn ſeine Macht über den Geiſt ward immer geringer, je mehr er ausſchweifte, und je geringer ſeine Macht über den Geiſt ward, deſto weniger hatte der Geiſt zu leiden, deſto mehr hatte er Ruhe. Der Geiſt war darin wie Menſchen und Geiſter ſind, er ſahe nicht auf die Zukunft, ſondern blos aufs Gegenwärtige.

Denn hätte er auf die Zukunft geſehen, ſo hätte er gewußt, daß ſeiner Leiden Ende ehr erſchiene, wenn er viel litte. Welcher Menſch aber thut es hierin dem Geiſte zuvor?

Der Herzog hörte dem Geiſte immer gelaſſen zu, und wie er hier inne hielt, ſagte er ihm, er wünſche wohl zu wiſſen, wie es mit dem Tode Fitters zugegangen ſey, und ob die Meynungen, die man darüber habe, gegründet, daß er es gethan, weil er als Spizbube entdekt zu werden, ſich gefürchtet, und ſeiner Strafe ſich alſo entzogen.

Allerdings, erwiederte der Geiſt, iſt es richtig, daß Fitter entdekt worden wäre, wenn es länger gedauert hätte, allein er hatte dieſe Meynung nicht. Er argwohnte gar nicht, daß etwas böſes über ihn kommen könte, weil der Geiſt ihn immer vertröſtete, daß bald ſeines Glüks Stunde ſchlagen würde. Es währte aber Fittern zu lange, und er drang in den Geiſt, ihn endlich einmahl ein Zeichen ſeiner Macht zu geben, und vor den Menſchen ihn nicht länger bloß zu ſtellen. Er legte alles mögliche darauf an, ihn zum Erſcheinen zu bringen.

Der Geiſt merkte das, und da er es ſatt hatte bey ihm zu ſeyn, ſo ſagte er, er ſolle ein kleines Schiesgewehr laden, und mit ſich aufs Feld nehmen. So entſtand jene Scene. Der Schuß, ſagte der Geiſt, würde erſtaunenswürdige Dinge zum Vorſchein bringen. Wie aber Fitter eben in die Luft ſchieſſen wolte, ſtelte ſich der Geiſt mit ganzer Macht vor ſeine Einbildungskraft, und lies ihn glauben, daß dieſe Wunderdinge nur dann erfolgen würden, wenn er den Schuß durch ſeinen

Kopf gehen lieſſe. Fitter thats, ohne zu glauben, er würde verwundet werden, und fand alſo ſeinen Tod.

Der Geiſt ſchwieg, und der Herzog war nachdenkend. Beliwald frug, ob er weiter etwas zu wiſſen verlange? Nein, ſagte der Herzog. Beliwald murmelte einige Worte, und der Herzog ſahe den Geiſt verſchwinden, die Lampen verlöſchen, und die Kerzen ſich entzünden.

Ihr Geiſt iſt ſehr geſchwäzig, ſagte der Herzog mit einem Blik auf Beliwald.

Beliwald ſchlug mit dem Hammer auf den Tiſch. Es erhob ſich ein Brauſen und ein übler Geruch.

Wenn ſie nicht mit dem Hammer geſchlagen hätten, ſagte der Herzog, ſo wäre das auffallend geweſen. Warum war dies gegebne Zeichen nöthig.

Weil es ihn verjagt hat, Ew. Durchlaucht hätten noch mehr ſagen können, und er iſt rachgierig.

Der Herzog ſchien zufrieden zu ſeyn. Beliwald ſprach auf dem Rükwege noch manches von Fittern. Er erzählte unter andern, ein ſehr rechtſchaffener Mann habe ſieben und vierzig Repräſentationen von ihm mit beygewohnt. Er ſey doch nicht überzeugt.

allein dieſer könne vielleicht wichtige Papiere von ihm, und ſeinetwegen haben.

Der Herzog hörte alles an, aber kalt und nachdenkend. Es iſt zu vermuthen, daß Beliwald verſchiedene Auftritte mit ihm gehabt haben würde, wenn er nicht hernach durch Karinen abgehalten worden wäre, ſeiner Feind oder Freundſchaft mit dem Geiſte weiter nachzudenken.

Sechſtes Licht.

In welchem die Herren leuchten, die das Urtheil über unſre Herren Traditoren fällen.

Es hatte gar nicht lange gedauert, denn in unſerm Planeten wird auf eine erſtaunlich ſchnelle Juſtiz geſehen, und dieſelbe anverlangt, als wir abermahls vor die Kommiſſion gefordert, und uns von ſolcher eröfnet wurde, es ſey ein Urtheil vorhanden, welches man uns zu kommuniciren, den Auftrag erhalten, den man alſo hiermit pflichtſchuldigſt in Erfüllung bringen wolle. Man wiſſe zwar deſſen Inhalt

halt noch nicht, allein man zweiſle im voraus keinesweges an der guten Endigung einer Sache, die wir würklich mit ſo viel Mäßigung und Unterwerfung und mit dem unbefangenſten Herzen unternommen hätten. Sie müſten uns ſelbſt geſtehen, daß ſie unſer Buch noch einmahl mit einer auſſerordentlichen Heiterkeit und Zufriedenheit durchgeleſen, und beſonders unſern Erfindungsgeiſt bewundert hätten. Sie wüſten auch, ſagten ſie ferner, nicht das entfernteſte Beleidigende darin zu finden. Denn alles athmete Kopie von allgemeinen Begebenheiten, die in einem Staate vorzugehen pflegten, wie in den andern.

Hierauf wurde uns denn das Urtheil ſelbſt wörtlich vorgeleſen, und wenn unſer Gedächtnis uns anders getreu genug iſt, ſo ſoll es der Leſer von uns auch von Wort zu Wort wiedererhalten, und ſelbſt dann einzuſehen ſuchen, ob er Parallelen hierzu auf dem Planet Erde zu finden im Stande iſt, wo man Prozeſſe dehnt, um Geld zu ſchneiden, wo man ſich wenig darum kümmert, ob der noch nicht Ueberwieſene Monate länger im Gefängniſſe ſchmachtet oder nicht.

Ehe wir aber zu dem Urtheil ſelbſt ſchreiten, wollen wir doch erwähnen eines Falles, der uns ſelbſt aufgeſtoſſen iſt, und der ſo ſehr davon zeuget, daß Nachläſſigkeit in Prozeß-Sachen äuſſerſt ſchädlich werden könne, und zugleich einen Beweis abgiebt, daß der beſte Richter oft partheyiſch ſeyn kan, und werden kan, wenn er ſeinem Eigenſinn freyen Lauf läſt.

Die Geſeze ſind nothwendig, und jeder Landesherr muß Geſeze haben, ſonſt würde er mit ſeinen Unterthanen immer ſchlecht fahren. Allein die Geſeze eines jeden Staats ſolten doch wenigſtens ſo eingerichtet ſeyn, daß ſie ſich nicht widerſprächen. Wenn aber auch der Geiſt der Geſezgeber fand, daß das lezte Geſez würklich von beſſern Folgen ſey, als das erſte, ſo ſolte man wenigſtens dem erſten Geſeze ſo viel Einſchränkung geben, daß es mit dem lezten in keine Kolliſion kommen könte, und daß es das erſte nicht ganz vernichtete.

So alſo gab es in einem gewiſſen Staate ein Geſez, nach welchem ein gewiſſer Stand keine Schulden kontrahiren, und die, welche ihm borgten, keine Bezahlung deſſen erhielten, was ſie ihm geborgt hatten. Es war aber, weil in dieſem Stande oft vermögende Leute waren, denn doch, wie gewöhnlich, der Fall der, daß Wucherer ihnen doch borgten, und darauf rechneten, daß ſie an dem einen gewönnen, was ſie an dem andern verlören.

Dieſes hätte auch die Parallele bleiben müſſen, denn das Schinden war unerhört, und das Berufen auf dieſes Geſez diente den heilloſen Wucherern nur zu deſto mehrerer Entſchuldigung, welches die Herren des Standes ſich auch gefallen laſſen mußten.

Allein der Landesherr oder ſeine Miniſter fanden für gut, die Sache anders auszulegen und zu drehen, und erlaubten denen, die da Schulden hatten, wenigſtens zum Theil nicht, ſich auf dieſes Geſez zu berufen, ſondern man nahm ihnen die Freyheit, den beſagten Stand fortzuführen, und übergab ſie ſodann, wenn ſie einen andern ergriffen, den Händen der gewöhnlichen Gerichte, die ſie behandelten, wie man einen andern behandelt.

Was half ihnen nun das Geſez, und iſt es wohl recht, mit Geſezen zu ſpielen, da ſie zur Aufrechthaltung eines Landes und Staats ſo erforderlich,

ſo

ſe nothwendig ſind? Iſt es wohl recht, Wucherern und Betrügern, die Mittel in die Hände zu geben, noch mehr zu ſchinden, als ſie würklich nach allen ihren Kräften thun? Und verdient der Wucherer Schonung, oder der auf das Geſez fußte?

Allein der Fall, den ich hier anführen will, war noch weiter ausgedehnt. Ein ſolcher Mann, der dieſen Stand verlaſſen, und ſicher glaubte, man könne ihm wenigſtens keinen perſönlichen Arreſt geben, erhielt dieſen doch, und ihm half das Geſez auch nicht das geringſte.

Seine Sache wurde unterſucht, und von den erſten Gerichten kam ſie zur Durchſicht an die zweyte Inſtanz. Dieſe Herren waren etwas langſamer Natur, und noch langſamerer Wirkung.

Indeſſen hatte ſich ein Freund gefunden, der troz den Weitläuftigkeiten und Unruhen, die mit dieſer Unternehmung verbunden waren, dennoch ihn retten wolte, und der es auch in einer faſt der Lage der Sache nach unglaublichen Geſchwindigkeit zuwege brachte, daß der junge Mann izt ſeine Freyheit erhalten ſolte, denn alle Creditores waren auf eine oder die andre Art befriedigt.

Nun hatte die untere Inſtanz nichts mehr gegen die Loslaſſung einzuwenden, als daß die verhandelten Akten noch bey der oberen lägen, und von da noch nicht wieder zurükgekommen wären. Allein der Richter ſahe doch ein, daß die Freyheit jenes Menſchen unwiderſprechlich billig und gerecht wäre. Und wer kan einem Menſchen einen Augenblik der Freyheit wieder erſezen, die ihm geraubt wird. Hier waren es nicht Augenblike, es waren manche Tage.

Es kam noch dazu, daß durch dieſen Aufſchub ein Creditor rege gemacht wurde, der vorher still geſeſſen, weil ſein böſes Gewiſſen ihm ſchlug, denn er hatte ganz unmenſchlich betrogen. Da aber die ſehr unlobliche Gewohnheit bey der Gerechtigkeit dieſes Landes obwaltete, daß eine Sache, die auch ſonſt den Beklagten nicht zum Arreſt qualificirte, doch, wenn er einmahl Arreſt hätte, ihn dazu ferner verdamte, ſo muſte der Freund auch dieſe ganz unerhört betrogne Summe noch erſezen.

Nachdem aber auch das geendet, wolte es dem Freunde zu lange werden. Er machte ſich daher an den oberſten Richter der oberen Inſtanz, und ſtellte dieſem den Verfall im wahren Lichte dar. Er erklärte ihm, wie dieſer junge Mann nun ſchon verſchiedene Tage ſeiner Freyheit, länger als er ſolte, beraubt geweſen, weil man ſich nicht überwinden könne, ein Stük Akten aus den andern hervorzuziehen, ehe die Reihe an daſſelbe käme.

Der Richter war nicht ſonderlich geneigt, dieſer Meynung Gehör zu geben. Er verſprach zwar, es zu beſchleunigen, ließ aber doch merken, daß es erſt am dritten Tage geſchehen könte, weil der heutige beynahe verfloſſen, und der folgende ein Feyertag ſey.

Die Einrichtung der Feyertage iſt auf dem Hidaliſchin faſt eben ſo, wie auf dem Planeten Erde. Ein Heiliger, der heiligſte Mann bey euch, ſcheuete ſich nicht, am Sabbathtage Werke der Liebe zu thun, und ein Richter, ein oberſter Richter bey uns, will nicht einen Gefangnen am Sabbath befreyen? O des Kontraſts! O der Zeiten, und Sitten, und o des Verderbens!

Der Freund lies ſich aber nicht ſogleich abweiſen. Er lies ſich in einen tieferen Diſput mit dem oberſten Richter ein, und wagte es, ihm noch einmahl vorzuſtellen, daß es vielleicht auf das ganze

Glük eines Menſchen ankäme. Der Richter aber, verdrüßlich, daß ihm ſo zugeſezt wurde, nahm ſeine Zuflucht zum Rechte, und ſagte dem Freunde: Der Lauf der Sache ſey einmahl ſo und nicht anders, und er verſtände nichts von den Rechten. O ja, erwiederte dieſer ein wenig in Harniſch gebracht, ich habe das Recht der Natur und Billigkeit ſtudiert, und ſie ſind es, die ihre Aufmerkſamkeit verlangen.

Die ſind nichts, war des oberſten Richters heftige Gegenrede.

Der Freund kreuzigte ſich vor dem Ausſpruche und gieng.

Aber, Kinder der Erde! wenn Natur und Billigkeit vor dem Rechte ſich verkriechen müſſen, wehe dann eurem Planeten. Würklich verzog ſich die Erſcheinung der Akten noch bis den fünften Tag.

Doch wir verlaſſen die Epiſode, und geben hier unſer Urtheil Preis:

Nachdem wir, Liebe und Getreue, aus eurem Berichte erſehen, wie ihr mit denen Beklagten N. N. und N. N. nach unſrer Vorſchrift genau zu Werke gegangen, und unſern Willen befolgt habe, ſo haben wir nicht unterlaſſen wollen, die von euch uns zugeſandten Verhandlungen durchzuſehen, reiflich zu erwegen, und alsdenn zu beſchließen, und zu urtheilen: Daß nicht allein die Beklagten völlig von allen Beſchuldigungen, die man ihnen zur Laſt legt, freyzuſprechen, ſondern, daß ihr Tribatu Staraza für ein unſchädliches, ja nützliches Buch zu erkennen. Gegeben in unſerer Reſidenz am Tage der Drehung des Halquieni, im 92ſten Jahre der ſechzehnten Epoche.

(L. S.)

Perſchitni. Heromnaſſuratus.
Sekretarius Lillipitin von Remanick.

Dieſem waren folgende Grundurſachen, warum das Urtheil ſo und nicht anders beſchloſſen, beygefügt:

1) Um zur Gewißheit zu gelangen, ob dieſes Buch im allgemeinen wider Sittlichkeit, Glauben und Staat etwas in ſich enthalte, haben wir einen ganz unpartheyiſchen rechtſchaffenen Mann aus einer fremden Gegend herkommen laſſen, den wir lillipitiniſch dafür bezahlt, daß er dieſes Buch le-

ſen, und ſeine unverholene Meynung darüber aus ſagen mögte.

α) Sein Urtheil fiel dahin aus, daß daſſelbe ein unterhaltender Roman ſey, den ein Mann, der ſeiner Einbildungskraft einen ziemlichen Schwung zu geben wiſſe, verfertigt habe. Daß aber dieſer Mann auch zu gleicher Zeit Menſchen- und Weltkentniß haben müſſe, weil er ſo manches in dieſes Buch gebracht, was wohl bey den izigen Zeitläuften gerade möglich und wahr ſeyn könne. Daß dieſes Buch weit entfernt wäre irgend Anſtoß für Sitten, Glauben, oder Staatskunſt zu enthalten, daß es Karaktere ſchildere, wie ſie in der Natur ſich befinden müſſen, und daß dieſe Schilderungen für einen Schriftſteller die beſten wären, den meiſten Reiz ihm gewährten, und gäben. Daß die Fehler des Verfaſſers darin beſtänden, daß er zu flüchtig gearbeitet, verſchiedene wichtige Materien, die er ſehr gut angefangen, nicht gehörig ausgeführt, daß er vom Ernſt allzuleicht auf Scherz überſprünge, und dadurch die Wirkung zum Theil verdränge, die er hervorbringen könne.

β) Wenn auch dieſes Mannes Urtheil nicht ganz ſo ausgefallen wäre, denn wer kan beym beſten Menſchen vor Partheylichkeit ſtehen, ſo würden wir uns nicht damit beruhigt haben, ſondern wir hätten ſeine Meynung mit den Meynungen anderer verglichen, und unſer eignes Gefühl mit dabey zu Rathe gezogen, welches uns gleich anfangs ſagte, daß dies eine Schrift ſey, in welcher Wahrheit mit Scherz und Satyre verbunden enthalten.

2) Sandten wir aus unſern Mitteln einen rechtſchaffenen Mann in das Land, woher man uns berichtet hatte, das Buch betreffe daſſelbe, um zu forſchen, in wie weit Aehnlichkeit vorhanden.

α) Dieſer Mann berichtete uns, daß er nicht gefunden habe, daß irgend eines Namens Misbrauch, der dort ſich finde, in dem Buche anzutreffen, daß er Buch und Menſchen konfrontirt, daß das Buch aber ſo ſehr von den Menſchen abweiche, daß es nur Skizzen von ihnen liefere, die er allenfalls hier im Lande auch anzutreffen ſich getraue. Daß es faſt kein Land geben würde, wo man nicht in dieſem oder jenem Stük Aehnlichkeiten mit dem

Buche antreffen könne, weil das Buch ſo aus der Natur herausgeſchrieben, wie die Natur zeichne, und ſich getroffen fühlen könne, jeder Miniſter, jeder Karldarn, auch jeder Regent, und jede Regierung im allgemeinen.

2) Dieſe Nachricht unſers getreuen weiſen und ehrlichen Raths brachte uns natürlich auf die Idee, daß der Verfaſſer eines Buchs, das für Menſchen geſchrieben würde, ganz ausgemacht, für einen Narren gehalten werden müßte, wenn er nicht Menſchen darin beſchriebe, ſondern von überirdiſchen Geſchöpfen handelte, die die Bewohner irgend eines Planeten nicht zu erreichen im Stande wären, wenn er koloſſaiſche Dinge darſtellte, die auſſer dem Kreiſe der Natur ihre Bahn hätten — daß er dadurch Schaden ſtiften könne, weil die Menſchen dann, um ihnen zu folgen, ebenfalls aus der vorgeſchriebnen Bahn zu treten, verleitet werden könten.

3) Wir nahmen ferner die Ausſagen der Beklagten zu Hülfe, wir fanden, daß ihr Raiſonnement nichts weniger als unvernünftig war, bemerkten aber beſonders in jedem Zuge die Güte ihres Her-

zens, und wurden überzeugt, daß weder Urſache noch Willen bey ihnen vorhanden war, rachſüchtig zu ſeyn, daß folglich nach ihren eigenen Worten animus injuriandi wegfiele.

α) Bey der Gelegenheit dieſes Sazes fielen die meiſten Stimmen unſeres Kollegii dahin aus, daß wenn ein Verfaſſer, ein Buch aus dem ſchriebe, was Bemerkungen ſeines Lebens geweſen, wenn er die Natur zu Hülfe nähme, und dieſer getreu bliebe, es allemahl Menſchen geben würde, die ſich getroffen fühlten, daß alſo jedes Buch von der Art einen Injurien-Prozeß nach ſich ziehen würde. Es müßte alſo entweder gänzlich verboten ſeyn, die Natur der Menſchen darzuſtellen, oder die Menſchen, die es ohne Animoſität thäten, müßten geſchüzt werden, und ihnen ihre Arbeit nicht verleidet.

β) Da nun aber es ausgemacht ſey, daß Darſtellung der Natur zu des Menſchen Beſſerung diene, da durch ſo viele Jahrhunderte es den Schriftſtellern erlaubt ſey den Menſchen darzuſtellen, da Satyre für Große und Kleine von jeher unterhaltend geweſen, ſo ſey allerdings den Schriftſtellern eines

Landes der Gebrauch der Menſchenhandlungen zu überlaſſen, und ſelbſt der Gebrauch der Regentenhandlungen nicht zu verbieten, wenn ſie ſolche mit der gehörigen Mäſſigung und Reifheit darſtellen.

4) Hieraus erfolgte alſo, daß die würkliche Handlung der Verfertigung und Herausgabe der Tridatu Stapazu ſich keinesweges zu einer unerlaubten qualifizire, ſondern nur blos es noch darauf ankäme, ob die Verfaſſer deſſelben in denen Schranken geblieben, in denen ſie nach ihrer Pflicht und Gewiſſen hätten bleiben müſſen.

α) In dem Tridatu Stapazu giebt es keine perſönliche Benennungen. Die Namen, die darin vorkommen, können zwar in dem Planeten Hidalſchin exiſtiren, weil es unmöglich iſt, die Namen alle zu kennen, allein in den Konnexionen, die die Verfaſſer hier vorgebracht haben, exiſtiren ſie nicht, und wenn die Verfaſſer ſich ſchon nicht darüber erklärt, daß ſie ſich um die Namen aller Miniſter im Planeten Hidalſchin bekümmert, ſo müſſen wir pflichtmäßig ihnen hierin zu Hülfe kommen, da uns all dieſe Namen bekant ſind, und wir keinen derſelden gleich gefunden haben. Wir finden auch eben ſo wenig, daß die Verfaſſer einen andern als einen idealiſchen Karidarn haben ſchildern wollen, denn wenn wir alle Karidarns unſers Planeten durchgehen, ſo finden wir bey jedem etwas von dem Guten, und etwas von dem Schwachen, welches geſchildert worden, und finden auch alles ohne Beleidigung geſagt, indem im Gegentheil die Verfaſſer ſelbſt gegen ihren idealiſchen Karidarn viel Ehrfurcht zeigen, und ſeine gute Seite herausſtreichen, welches auch recht und billig iſt. Ueberhaupt finden wir keine einzige Perſon, deren Gutes nicht ſo ſehr als ihr Böſes erhoben wäre.

β) Da es nun ganz wider die Natur eines Paſquills iſt, etwas Gutes von der Perſon zu ſagen, die man darin vorkommen läßt, da der Wille zu beleidigen, die Kraft gut zu ſchildern ausſchließt, ſo würden wir ganz wider Gerechtigkeit und Billigkeit handeln, wenn wir auch nur im geringſten das Dunkel einer Schmähſchrift dieſes Buchs Licht verdunkeln ließen, und ſo entſtand bey uns die Ueberzeugung, daß die Verfaſſer von dieſer Art Beſchuldigungen, ſo wie von allen übrigen, ihnen zur Laſt gelegten, frey zu ſprechen wären.

5) Wir wurden, nachdem wir ſie frey geſprochen, auch noch bewogen, ihr Werk unſchädlich zu erklären.

α) Ein Buch, welches niemanden beleidigt, welches nichts wider die Sittlichkeit enthält, nichts wider den Glauben ſagt, ſondern jedem Menſchen erlaubt und freyſtellt, zu glauben, was er ſelbſt glauben will, ein Buch, welches die Grundfeſten eines Staats nicht erſchüttert, ſondern dem Unterthan die weiſe Lehre giebt, den Gehorſam gegen ſeinen Oberherrn nie aus den Augen zu ſezen, dem Oberherrn aber nicht verhält, daß er ſchuldig ſey, ſeiner Unterthanen Wohl auf das allerbeſte zu befolgen, und zu vermehren, gehört nach allen Regeln der Billigkeit und der kritiſchſten Strenge, unter die unſchädlichen.

β) Zwar wolten hier einige behaupten, daß hin und wieder einige Scenen körperlicher Freuden, ein wenig zu lebhaft geſchildert; allein ſie ſind theils nicht ohne Dezenz, theils wird eine ſolche Schilderung zur Darſtellung erfordert, um zu zeigen, daß ſie zwar in dem Augenblicke Vergnügen gewähren, daß aber übertriebener Genuß ihre Freuden bald dämpft, und Ekel verurſacht, andere wollten die Lehre von den Rennungen tadelhaft finden, bey welcher aber der Tadel aus dem Grunde ganz wegfällt, weil die Verfaſſer nichts behaupten, als daß man Feſtigkeit haben ſolle, und dieſe ſowohl von den Regenten, als Rennungsrichtern gehandhabt, und keine Widerſprüche geduldet werden müſſen.

b) Endlich fanden wir es nöthig zur Ehre der Verfaſſer hinzuzuſetzen, daß wir ihr Buch unter die Klaſſe der nützlichen Bücher zählten, daß es zu den fruchtbringenden gerechnet werden könne.

α) Denn es ſchildert der Natur getreu. Es ſchildert ſo, daß wir die Menſchen gleichſam leben, reden, und handeln ſahen, ſo daß ſie uns in allen ihren Handlungen als Menſchen, keineswegs aber als unnatürliche Geſchöpfe erſcheinen. Es ſchildert Fehler und Gebrechen, ſo wie Gutes und Edelmuth. Jeder Menſch, er ſey Regent oder nicht Regent, findet etwas darin, was ihn angeht, wornach er ſich bilden, oder belehren, oder beſſern kan, darnach er Schwächen abmeſſen kan, einſehen, das ſey Schwäche, was er vielleicht bisher nicht für Schwäche gehalten, auch wohl von manchem was er denkt, einſehen und erkennen, daß es nicht ſo ſchlimm ſey, als er es hielt, ja, daß es gut ſey.

5) Nach dem allen alſo halten wir unſer Urtheil für gerecht und billig.

Wir wollen alſo, daß ihr Liebe und Getreue, dieſes nebſt den Gründen unſern Unterthanen N. N. und N. N. Traditeren und acceptirten Verfaſſern der Tridatu Stapazu verleſet, und ihnen andeutet, daß wir ihnen in Gnaden gewogen bleiben, daß wir ſie aufmuntern, fortzufahren in ihrem Fleiß, daß wir ſie aber auch zu gleicher Zeit erinnern, die Warnung nicht aus den Augen zu ſezen, welche der unpartheyiſche Mann in Nro. 1. ihnen gegeben.

Es ſey nicht genug für die Lektüre gut zu ſchreiben, ſondern man müſſe Rückſicht auf Ernſt und Beſſerung nehmen, und wenn man einmahl eine Sache angefangen, müſſe man ſich nicht ſcheuen.

etwas mehr Mühe daran zu wenden, ſondern lieber ſeiner übrigen Zeit, und ſeinem bequemen Leben etwas abbrechen, um andern nützlicher zu ſeyn.

Dieſes hätten wir ihnen nicht verhehlen wollen, und ihnen zeitliche unſer geänderte Wille, ſo wie ihr [illegible], auch ſonſt belieben könne.

Siebente Aufklärung.

Wems juckt, der ſchäme ſich nicht ſich zu kratzen.

Unſre Traditoren machten uns, nachdem ſie geendet hatten, einen tiefen Bükling, und ſahen uns lachend dazu an. Wir wußten nicht gleich, was ſie mit dieſem Manöuvre ſagen wollten, und baten ſie daher uns einige Aufklärung darüber mitzutheilen.

Ey ey, erwiederte der jüngere, merken die Herren denn nicht, daß wir uns wegen der ſchönen Naſe bedanken wollen, die ſie uns zugezogen haben? Denn wahrhaftig, den Wiſcher am Ende der Gründe zu unſerm Urtheil haben wir doch bloß Dero Schreibſeeligkeit zu verdanken.

Wir waren ſo erſchroken, daß wir über und über roth wurden.

Für diejenigen, die hier gern krittlen mögten, ob denn die Exkorporirten auch roth werden konten, fügen wir die Anmerkung hinzu, daß das Rothwerden hier nur Gleichniß iſt, und daß es in einer ſichtbaren Verlegenheit beſteht, die eine Seele der andern leicht abmerkt.

Wir wären äuſſerſt unbillig, wenn wir nicht eingeſtehen wolten, daß wir allerdings hieran ſchuld ſind, ſo wie wir im Gegentheil nicht ſo unbeſcheiden ſind, uns das Lob anzumaſſen, was dieſes Büchlein in dem Urtheile getroffen, ſondern es als Eigenthum unſern Herren Traditoren überlaſſen.

Es könte irgend einer der Rezenſenten unſerer Erde glauben, daß wir uns ſelbſt rühmen wolten, und könte uns deswegen ſeine Geiſſel dreyfach fühlen laſſen, aber wie der Beſtreuter jedesmahl ausruft: Relata refero: ſo ſezen wir auch dieſen Saz den Herren mit den ſcharfen Federn entgegen, von denen wir nicht mit Gewißheit ſagen können, ob

wir

wie unter ihren Armen mit dem Leben davon kommen werden. Auch ſteht es ja einem jeden Leſer der dreyeckten Planeten völlig frey, in wie fern er dieſes Urtheil des [illegible] von Romanick gut heißen, oder nicht gut heißen will.

Kurz wir entbinden uns von allem Antheil an dieſem Lobe, und nehmen herzlich gern blos den Wiſcher auf uns, den wir zu verdienen erkennen, zu beſſern verſprechen, und ſo doch wohl demüthig genug vor den Richtern erſcheinen, die auf dem Planeten Erde richten, viel nicht ganz anders richten, als die Richter des Planeten Hillalſchin.

Siebentes Licht.

So ſchön, daß es dem Leſer herzlich wohl gefallen wird.

Der Herzog hatte, wie wir eben gehört haben, der ältern Dame ſehr viel verſprochen, und er hatte nicht verſprochen, um nicht zu erfüllen. Er war würklich bieder in dem, was er einmahl zuſagte.

Damals, wie die Dame ihn auf Karinens Chartre verlaſſen, war er nicht ſo entſcheidend geweſen. Er hatte geſchwiegen, und das ſezte kein Verſprechen feſt.

Die ſiebente und achte Aufklärung wird den Leſer in den Stand ſezen, mehr über das zu urtheilen, was wir izt ſagen, nemlich die des vorhergehenden fünften Theils, die wir ihn nachzuſchlagen bitten.

Daß der Herzog und ſeine Leute ein wenig verſchwenderiſch mit den Einkünften ſeiner Länder umgegangen waren, wiſſen wir, aber wir können unſre Leſer verſichern, daß er nach und nach auch davon zurückkam. Und dennoch hatten höchſtens dadurch die Schäze ein wenig verloren, denn ſie konnten das leicht erſezen, wenn man das Uebel nicht fortwurzeln ließe.

Dort iſt vom Kriege und großen Unruhen die Rede, die dem Herzogthume bevorſtanden, und wirklich ſchien es, als wenn das immer weiter gehen wolte. Man rüſtete ſich alſo aufs beſtmöglichſte. Die Ordnung, die ſchon unter dem vorigen Herzoge geherrſcht hatte, herrſchte, ſo weit der jezige Regent den Zuſtand ſeiner Krieger überſehen konte, immer noch.

Allein es gab Oerter des Ganzen, wohin er nicht ſehen konte. Wir haben an irgend einem Orte unſers Büchleins eines Mannes erwähnt, den der Herzog in Ungnade fallen ließ, weil er ihn nicht für das hielt, was er war, oder weil er vielleicht eine Spekulation auf ihn hatte, die nicht erfüllt wurde. Wir wiſſen aber auch bereits, daß er dieſes ſein Unrecht eingeſehen, und daß er ſchon Blike ſeines Wohlwollens wieder auf den Mann ſchieſſen laſſen.

Dieſer vortrefliche Mann hatte die Aufſicht über gewiſſe Dinge gehabt, die zum Kriege ſo nothwendig erforderlich ſind, wie das Ey zur Henne, allemahl waren dieſe in der größten Ordnung geweſen, immer ein hinreichender Vorrath, immer die beſten Einrichtungen, ſo daß kein Aufenthalt war. Die lange Erfahrung, und öftern Kriege hatten ihn in alles erforderliche initiirt.

Dieſe Stelle wurde, da er in Ungnade fiel, durch einen andern beſezt.

Hatte dieſer entweder keinen Krieg erwartet, oder hatte er ſich in der Zeit dazu verrechnet, oder hatte er den Rathſchlägen von andern Gehör gegeben, die, um ihn zu ſtürzen, ihm ſchlecht riethen, genug, es waren falſche Spekulationen vorgefallen, und man hatte das, was dem Kriege ſo nöthig iſt, als das Ey zur Henne, auf andre Art angewandt. Wir wollen nicht ſagen, daß der Aufſeher über alles dieſes nicht die beſten Abſichten gehabt hätte, um ſeinem Herzoge zu dienen, allein es war doch falſche Berechnung, und jezt fehlte es, da es nöthig war.

Was dieſes unter den jezigen Umſtänden für Unordnungen hervorbrachte, läßt ſich kaum beſchreiben. Auſſerdem, daß alle das drükende fühlten, daß Klagen von allen Seiten einliefen, nahmen auch Auswärtige es zum Vorwand, um den Ruf des Herzogs zu ſchmälern. Es war ſehr natürlich, daß der Herzog darüber aufgebracht ſeyn mußte, und der Aufſeher bekam den Zorn deſſelben von Rechtswegen zu empfinden.

Dieſer Zorn aber griff ſein Gemüth ſo heftig an, daß er darüber erkrankte, an Seel und Leib zu ſernem Dienſt ſich untüchtig glaubte und ſtarb. Ein trauriges Loos für einen Mann, der viele Jahre gearbeitet und rechtſchaffen gearbeitet hatte, aber immer doch Folge ſeiner Unvorſichtigkeit.

Der Herzog aber glaubte hier nicht pflichtmäßiger handeln zu können, als wenn er das ehedem gethanene Unrecht wieder gut machte. Der Poſten kam an den, der ihn vorher bekleidet hatte, und es war ein ſchöner Beweis der Gerechtigkeitsliebe des Regenten. Er vergaß Privatdinge. Nicht jeder Monarch kan das. Wer ſeiner Leidenſchaften Herr iſt, den ſoll man glüklich preiſen, iſts aber ein Regent, ſo ſoll man ihm Trophäen bauen, die der Ewigkeit trozen.

Sechſte Finſternis.

Iſt mit der dreyzehnten Aufklärung des fünften Theils zu vergleichen.

Der Herzog hielt einſtweilen mit der Drohung inne, daß die Mitglieders der Kollegii der Meynungen abgeſezt werden ſolten, und die Ausführung unterblieb gänzlich.

Sobald nur der Gedanke Ungerechtigkeit in ſeiner Seele aufſtieg, ſo that er immer lieber zu viel als zu wenig, um das zu verhindern, was er wiſſentlich nie thun wolte.

Es unterblieb alſo würklich einſtweilen die Einführung des neuen Lehrbuchs und es ſolte die Folgezeit erſt entſcheiden, ob es zu dem Endzweke tauglich wäre, oder nicht; es ſolten Prüfungen angeſtellt werden, in wie fern es, wie man ſagte, mit dem Meynungsſyſtem nicht harmonirte.

Denn das war die Urſache, aus welcher die drey Mitglieder ſich wider die Einführung deſſelben geſezt. Sie behaupteten, es gäbe offenbare Widerſprüche mit jenem, und das würde nicht allein zu ſchiefen Urtheilen über die Einrichtungen im Herzogthum Anlaß geben, ſondern es würde das Kollegium der Meynungen auch lächerlich machen.

Sie konten wohl reden und recht haben, allein, wenn das wahr iſt, was ſie in Anſehung des Herzogs ſelbſt ſagten, ſo hatten ſie zwar in der Denkungsart recht, aber nicht in der Ausführung, und wenn wir es genau unterſuchen wollen, wer am klügſten, billigſten und beſten gehandelt, ſo fällt allemal der Sieg für den Herzog aus. Sie konten ja die Urſachen, die es unmöglich machten, und die ſie dem Herzoge darlegen wolten, wohl gleich darlegen, ehe ſie verlangten, daß er den Befehl widerrufen ſolte. Und wenn es ihnen auch würklich einige Nächte gekoſtet hätte, ſo war es doch immer beſſer, ſie ſchliefen nicht, als ſie kompromittirten ihren Fürſten.

Dieſe Art muſte nothwendig ſeinen Zorn nach ſich ziehen. Und wenn er nun dieſem Zorne freyen Lauf gelaſſen hätte, und wenn er nun das geſprochene Urtheil an ihnen vollzogen, des Ungehorſams wegen vollzogen hätte, wäre er nicht dennoch gerecht geblieben?

Dann konte er in Anſehung des Lehrbuchs immer noch thun, was er wolte.

Oder hätten die Herren alsdenn etwa aufſchreyen wollen, es wäre ihnen zu viel geſchehen? Nein! Immer war der Schritt nicht recht, kann nicht gebilliget werden, darf nicht gebilliget werden. Das ſind die erſten Saamenkörner zu Zwietracht zwiſchen Volk und Regenten.

Achte Aufklärung.

Die Traditoren ſcheinen uns nicht übel von ſolchen Dingen zu reden, die den Souverain und den Unterthan betreffen.

Der ältere Traditor gerieth in ſichtlichen Eifer, wie er dieſe Worte vorbrachte.

Der Jüngere fiel ihm in die Rede, und ſagte, es mögte wohl hier nicht am unrechten Orte ſeyn, wenn er dasjenige mit beybrächte, was ſie ſo oft mit einander von der Macht des Souverains, und den Verhältniſſen des Unterthans gegen denſelben, abgehandelt, und worüber ohnedieß erſtaunend viele Zwiſtigkeiten im Planeten [illegible] vorfallen.

Ja, ſagte der ältere Traktor, dieſe Unruhen, die ſo oft wegen der unrecht verſtandnen Macht des Regenten entſtehen, rühren beſonders daher, weil auf einer Seite der Köpfe ſo viel ſind, und einer unmöglich allen dieſen es recht machen kan. Einem Regenten liegt heut zu Tage gar zu viel auf ſeinen Schultern, wenn er rechtſchaffener Regent ſeyn will, und die Freude, die diejenigen, die es nicht ſind, ſich darin denken, iſt ſehr ſchwach und eingeſchränkt. Glaubt mir es, pflege ich immer in einem kleinen Zirkel von guten Freunden zu ſagen, den ich wöchentlich zweymahl zur Erholung meines Geiſtes beſuche, glaubt mir, unſer Fürſt iſt übler daran, als wir. Einer ſo heitern Stunde, wie wir jezt unter einander genieſſen, kan er ſich nicht erfreuen. Jede iſt bey ihm mit tauſend Dingen geſchwängert, die ihm im Kopfe umhergehen, und die ihm warm machen. Seine Erholung muß Gedanke an das Wohl des Volks ſeyn.

Ich will nicht ſagen, daß es nicht Regenten gegeben hätte, und noch gäbe, die das nicht waren, was ſie ſeyn ſolten, ich will nicht behaupten, alle bedenken das Wohl ihres Landes. Es giebt ihrer, die ſich wenig darum bekümmern. Allein, wenn ſie es denn nun ſo weit treiben, daß ſie euch drüken, wenn ſie über das, daß ſie ihre Geſchäfte und Arbeiten durch Andre treiben laſſen, auch euch der Tyranney dieſer kleinen Beherrſcher ausſezen, ſo giebt es wahrhaftig Mittel, die ganz andere ſind, als die ihr gewöhnlich wählt.

Das Geſchrey und Freyheit iſt ein leerer Ton, der keinen Widerſtand mehr findet, der leer in die Lüfte ſchallt, und leer wieder zurükkehrt. Warum? Weil die Konvenienzen der Menſchen nicht mehr dafür ſind. Der Unterthan iſt gewohnt Unterthan, und nicht Herr zu ſeyn, wolten alle Menſchen Herren ſeyn, ſo wären alle Menſchen gleich. Zugegeben, daß das der wahre Stand der Natur iſt, ſo findet ein ſolcher Stand der Natur unter uns in den heutigen Zeiten nicht mehr Raum, weil wir alle der Natur abgeſagt haben, und unnatürlich geworden, das heißt, unſere Gewohnheiten, unſere

Bedürfniſſe, unſere Wünſche nicht ſo eingeſchränkt mehr ſind, wie die Natur ſie erfordert.

Freyheit wird uns daher nicht dazu dienen, daß das Böſe, was aus unſern jezigen Konventionen entſtanden, gehemt wird, ſondern ſie wird dazu beytragen, daß dieſes Böſe noch mehr um ſich greift. Einſchränkung hält uns izt von Ausſchweifungen ab. Freyheit würde uns dahin leiten, würden uns unſre Wünſche nicht blos mehr wünſchen, ſondern erfüllen heiſſen, würde unſre Bedürfniſſe nach ihnen vermehren. Die ungleiche Austheilung der Güter würde jedes Menſchen Leben unſicher machen. Denn jeder andere würde das Recht zu haben glauben, ihm das ſeinige in ſo weit zu nehmen, bis er es mit ihm getheilt hätte.

Wir haben in dem Zeitraum, ſeit den eingeführten Beherrſchungen, die Grundſäze einer gewiſſen Sorgloſigkeit in Dingen angenommen, die der Fürſt, und die um ihn ſind, verrichteten. Das Beſchüzen iſt dem Menſchen unbekant, und wenn er in dem Stande der Natur in völliger Freyheit leben ſolte, ſo iſt jeder gleichſam ſein eigner Regent, das heißt, er muß ſich beherrſchen lernen, er muß ſich beſchüzen lernen. Er muß anderer Menſchen Handlungen beobachten, in wie fern ſie ihm ſchädlich oder gar verderblich werden können, welches izt die Obrigkeiten an ſeiner Statt thun. Er wird nie mehr dahin gelangen, wahren Freyheitsſinn zu athmen, es müſten dann Menſchenalter vergehen, und in dieſen würden Generationen durch Barberey und Zwieſpalt, und Vermengung der Freyheit und Unterwürfigkeit zu Grunde gerichtet werden.

Ohne alſo eben heller Kopf zu ſeyn, kan man einſehen, daß heut zu Tage unter den Bewohnern des Hidalſchin keine allgemeine Freyheit mehr ſtatt findet, und da der Zwang einmahl nothwendig geworden, ſo wäre nur die Unterſuchung anzuſtellen, welche Art von Zwang die anſchaulichſte beſte ſey. Dies aber gehört nicht in unſer Fach, und würde allein ein Buch erfordern.

Jeder Menſch hat ſich einmahl des Gehorſams gegen ſeinen Oberherrn verbindlich gemacht. Er wird geſtraft, wenn er dawider fehlt. Glaubt man etwa, der Monarch wird nicht geſtraft, wenn er wider ſeine Pflichten fehlt? O wie irrig denkt doch der Menſch von dieſen Dingen. Foltert ihn nicht ſein Herz, ſo foltert ihn der Haß ſeiner Unterthanen. Nein, meine lieben Mitbürger! Tyrannen ſind nicht mehr auf unſern Thronen. Geht in die Vorzeit zurük, ihr werdet ſie anders finden. Schüttelt nicht ein Joch ab, das euch leicht zu tragen iſt, um ein andres zu nehmen, daß euch unerträglich werden wird.

Wenn ihr zu viel zu leiden glaubt, wenn ihr gedrükt zu ſeyn wähnt, nehmt den Weg der Güte. Der der Gewalt iſt allezeit Rebellion, und macht euch der ſchwärzeſten Verbrechen ſchuldig. Ihr glaubt vielleicht, der der Güte ſtände euch nicht offen? Sucht ihn nur, und ihr werdet ihn auch öffnen, und wenn er auch noch ſo tief verborgen wäre.

Glaube mir, man kan dem Ohre des Herrſchers immer beykommen, iſts nicht auf einem geraden Wege, ſo gehts auf einem krümmern. Man dringt doch durch die Verſchanzungen der Höflinge.

Und der gute Herrſcher nimmt euch gut auf. Eure Bitten werden ihm nie zuwider ſeyn. Er wird euch glüklich machen, und ihr werdet ihn ſegnen, aber wehe dem, der ſeine Brüder aufwiegelt, und zum Verräther wird an ſeiner Obrigkeit, und dem, der ſie einſezte.

Neunte Aufklärung.

Des Herzogs Lage war nicht ſo blendend, wie man glaubte.

Es gab Menſchen im Herzogthum, die da glaubten und dafür hielten, der Herzog könne bey dem Kriege, der ihm bevorſtände, oder bey den Frieden, den er hervorbringe, ganz gleichgültig ſeyn, und es war nichts weniger der Fall. Die Leute bedenken nicht, daß im Kriege das Glük die Hauptnummer hat, und daß, wo dieſe hintrift, ganz gewiß das Uebergewicht ſtatt findet, ſolte die Macht auch würklich merklich kleiner ſeyn. Der Herzog hatte ein zu lebhaftes Beyſpiel an ſeinem verklärten Vater, als daß er dies nicht ſehr deutlich hätte einſehen ſollen. Alle die ihm daher in den Ohren lagen, er ſoll losbrechen, und ſolle ſeine Macht gebrauchen, er ſolle ſich dem Feinde fürchterlich machen, da er es ſey, alle dieſe hörte er nur mit halben Ohr an, nahm von ihren Meynungen das Gute hinweg, und lies ihnen das Böſe.

Es iſt gar keinem Zweifel unterworfen, daß unter den Hezern gar viele waren, die es nicht ganz redlich mit dem Herzog und dem Lande meinten. Eines Theils ſuchten ſie bey dem Kriege ihren Privat-Gewinn. Es klingt dies vielleicht paradox; allein wir wollen ihm bald die Paradoxie benehmen. Es giebt heut zu Tage unter den Groſen des Planeten Hidalſchin eine Menge, die ſich nicht ſcheuen, es kleinen Wucherern ins Groſe nachzuthun, und die ihre Rechnung dabey ſo wohl finden, daß ſie nicht nöthig haben, ihren Ausgaben Schranken zu ſezen, ſondern die, von dem andern abgenommenen Schweiſe, wo möglich, ſelbſt ihrem Landesherrn es in der Pracht zuvorthäten.

Dieſe fanden beym Kriege ihr Facit, da war es, wo Summen auf Summen ſich häufen ließen, und kein Land ſchien ihnen dazu vortheilhafter, als dieſes Herzogthum, in dem noch ſo viel Schäze aufgehäuft lagen. Was Wunder alſo, wenn die ſchlauen

Köpfe zu dem riethen, was ihnen Nuzen ſchaffen konte.

Eine andere Gattung der Kriegsluſtigen waren auf eine andere Art böſe. Sie hätten es gern geſehen, wenn der Ruhm des Kriegsheers des Herzogthums ein wenig gedemüthigt worden wäre. Es geſchahe dies aus purem blanken aber ſehr falſchen Enthuſiasmus für den alten Herzog, ſie wolten nicht, daß dieſer den Ruf deſſelben auch erhalten ſolte, und ſie bedachten nicht, daß er ſo viel mächtiger geworden, daß wenn er nur mit dem Drittheil des Glüks von jenem Krieg führte, er wohl mehr zuwegebringen könte, als er gethan, und jemahls thun können.

Und bis jezt hatten ſie doch noch keine Beyſpiele, daß er unglüklich geweſen, konten alſo Unglük bey ihm nicht in Rechnung bringen, ja nicht einmahl vermuthen.

Sie wuſten auch das alles dem Herrn auf eine ſo ſüſſe ſchmeichelhafte Art vorzutragen, daß wenn er nicht in ſeinen Ideen ſo feſt geweſen wäre, er dem Anführen eines weiſen Mannes, der ihm ſeine Hauptpläne machte, vielleicht gemistrauet haben würde, beſonders da dieſer Mann anfangs ſehr für den Krieg geweſen, und alle Anſtalten dazu mit großer Heftigkeit betrieben.

Das machte auch die Laurer darauf ſo irre, daß ſie gewiß glaubten, es würde gut gehen, denn der weiſe Rathgeber hatte ſich ſorgfältig gehütet, die wahre Beſchaffenheit der Sache ihnen zu entdecken.

Der Fürſt ſelbſt war ſo ungern an die Anſtalten gegangen, da er ſie aber ſo nothwendig ſahe, hatte er ſie auch befolget. Wir haben ſchon im vorigen Bande erwähnt, daß er ſelbſt führen wolte. Er reiſte würklich ab, er befand ſich an den feindlichen Grenzen, furchtbar, aber immer friedliebend, und der Planet Hidalchim hofte nicht vergebens, daß der edle Herzog nicht losbrechen, ſondern alles erſt verſuchen würde, um nicht ſeine geliebten Unterthanen zur Schlachtbank zu führen.

Würklich zeigte er ſeine friedlichen Geſinnungen immer deutlicher. Er verhinderte, daß verſchiedene Vortheile, die aus der Verbindung beyderſeitiger Grenzen für beyder Länder Einwohner entſtanden, nicht aufgehoben würden, und das zog ihm allgemeinen Segen von allen Seiten zu.

Ehe wir aber erwähnen, wie ſich die Sachen würklich endigten, wollen wir noch einiges hinzufügen, was vorhergieng, und was unſrer Aufmerkſamkeit auch werth iſt.

Siebente Finſternis.

Vom Weſen der aufwartenden Perſonen, und in das Fach ſchlagenden Dingen.

Ueber dieſen Punkt, der nicht ſo unwichtig iſt, als er vielleicht zu ſeyn ſcheint, verſprachen uns unſere Traditoren, beym traurigen Abſchiede im vierten Theile etwas näheres zu entdeken.

Die verſchiedenen Bedürfniſſe der Menſchen, ihre Konventionen untereinander, und die Vertheilung derer Dinge, auf welche man einen gröſſern Werth gelegt, als auf die andern, machen es nothwendig, daß ein Theil der Menſchen dem andern dienſtbar iſt, um von ihm wieder das zu erhalten, was zu ſeines Lebens Nothdurft erforderlich iſt, und was ihm auſerdem ſchwer zu erhalten wird.

Man ſiehet im gemeinen Leben den dienenden Stand der Menſchen, als einen bemitleidenswerthen an, und das iſt ein ſehr groſes Vorurtheil, welches man ganz zu unterdrüken ſuchen ſolte.

Gerade dieſer Stand iſt derjenige, der für nichts zu ſorgen braucht, ſondern für den andre ſorgen, und ich ſeze den vernünftigen, arbeitſamen, ehrlichen Dienſtbothen unter die Klaſſe der Glüklichſten.

Nur ſelten ſind ſeine Arbeiten übertrieben, und wären ſie es ja einmahl, und ſezte man bey einer Herrſchaft das Gefühl der Menſchlichkeit ſo ſehr aus den Augen, daß der Dienende Grund ſich zu beklagen hätte, ſo iſt er in der ſo vortheilhaften Lage ſeinen Dienſt aufzuſagen, und eine andre Herrſchaft ſich wählen zu können. Iſt er gut, ſo wird es ihm nie daran mangeln, iſt er böſe, ſo iſt nichts daran gelegen, ob er eine erhält, weil er dennoch nicht gut thun würde, auch ſeiner Strafe entgegenreift.

Welcher andere Menſch aber hat leicht Recht und Kraft ſeinen Stand und ſeinen Herrn zu verändern? Wem bleibt dieſe Freyheit, wenn er ſich einem öffentlichen Amte widmet? wenn er die Laſten darin würklich kaum erträglich findet, wie kan er leicht ſo viel anderes Wiſſen beſizen, daß er das Amt zu vertauſchen im Stande wäre? Ihn bindet es ſeine ganze Lebenszeit.

Wer auf der andern Seite glaubt, daß die Dienſtbarkeit es ſey, die dieſen Stand unter andere herabſeze, der irret ſehr. Iſt nicht jeder Menſch dienſtbar? Giebts einen Stand, der nicht unter Geſezen ſteht, denen er Folge leiſten muß? Giebts einen auſſer dem Monarchen, der nicht einem Gröſſern dient, deſſen Launen er weit anhaltender ausgeſezt iſt, als der Dienſtbothe denen ſeines Herrn?

Und hat der Dienende etwa nicht Mittel und Wege, ſich das Leben weit angenehmer zu machen, als jeder andere? Da er keinen Sorgen ausgeſezt iſt, und die Arbeiten ihm doch nicht die ganze Zeit wegnehmen, ſo bleiben ihm ja immer ſo viele Stunden übrig, die er zu Verbeſſerung ſeiner Umſtände, oder doch zu Veredelung ſeines Herzens anwenden kan.

Es hängt würklich ganz allein von ihm ab, ob ſeine Herrſchaft freundſchaftlich mit ihm umgehen ſoll.

Verſteht er ſich auf eine rechtmäßige Art einzuſchmeicheln, ſo kan er ihnen ihr Herz ſtehlen, er kan ſich unentbehrlich machen, er kan auf ſeine alten Tage auf eine ſicherere Verſorgung rechnen, als der da im Amte ſteht, oder der ſich privatim ſein Brod verdienen muß, und keinen Freund ſich machen kan.

Allein unter allen Ständen in dem Planeten Hidalſchin iſt dieſes gerade derjenige, der am meiſten ausgeartet iſt, und der Grund davon iſt der, weil er den übrigen unentbehrlich geworden, theils auch, weil man ihm mit einer gewiſſen Art von Geringſchätzung betrachtet hat, die er nicht von ſich abzulehnen wuſte, weil er zu wenig wahren Stolz beſaß, und nun Bettelſtolz geworden iſt.

Im allgemeinen iſt der Aufwand des dienenden Standes am allerhöchſten geſtiegen, und daher kömt es, daß er den Herrſchaften täglich koſtbarer und beſchwerlicher wird.

In der Reſidenz des Herzogthums war dieſer Stand ausſchweifend zahlreich geworden. Es war kein Handwerksmann mehr, der nicht die Arbeiten, die ſeine Kinder ſonſt verrichteten, izt durch

Dienſtbothen verrichten, und jene ſaullenzen lies, weil ſie vornehm werden ſolten.

Es gab kein Freudenmädchen, die nicht ihre Aufwartung hatte! Alles Geſinde war ſo verwöhnt, daß nichts ihnen mehr bey den Herrſchaften gut genug war, und troz allem dem Ueberfluß an dienenden Perſonen hielt es äuſſerſt ſchwer eine dauerhafte Wahl zu treffen, weil der gröſte Theil von ihnen aus Müſſiggängern und Liederlichen beſtand, die nur wechſelten, um zu ſehen, obs ihnen bey andern Herrſchaften nicht beſſer gefiele, die ein Jahr an einem Orte zu bleiben für unerträglich, eine Arbeit und dieſelbe immer zu verrichten für abſcheulich hielten, kurz eine ſolche Lebensart führten, daß man aus ihren Mitteln ſehr füglich einige Zuchthäuſer hätte anfüllen können, ohne jemandes innern Geſinnungen unrecht zu thun.

Auch waren vielfältig die Herrſchaften an dieſem Uebel ſchuld. Ihre eigne ausſchweifende Lebensart machte, daß ſie ſie oft zu Vertrauten annehmen muſten. Mancher Bediente führte ſeinen Herrn ſein eignes Mädchen zu Befriedigung ſeiner Lüſte zu, und bewachte zugleich die Thür der Dame, wenn

ſie

ſie einen Liebhaber bey ſich hatte. Dadurch waren beyde in dem Verhältniſſe ſich für ihn fürchten zu müſſen, und muſten mit immerwährenden Geſchenken auch noch die Geduld verbinden, alle ſeine Unhöflichkeiten zu ertragen, ſie mogten ſo weit gehen, wie ſie wolten.

Einen ſolchen Fall hatten wir in eben dieſer Reſidenz erlebt, wo endlich die Grobheiten des Kerls ſo nachdrüklich wurden, daß Fremde ſich darüber aufhielten.

Herr und Dame beredeten ſich alſo, da es ihnen gleich mit ihm ergieng. Sie geſtanden einander ihre Fehler, damit er ſie ihnen nicht vorzuwerfen nöthig hatte, verziehen ſich, und er wurde fortgejagt.

Ihm gieng es aber deswegen nicht unglüklicher. Eine andere Dame, die längſt gern in die Geheimniſſe jener initiirt geweſen wäre, ergriff die Gelegenheit mit vieler Freude, bot den Kerl einen anſehnlichen Lohn, und verſchafte ſich, wer weis für welchen Preis, die Kronike ſkandaleuſe dieſer ihrer Mitſchweſter, die hernach manchen herben Stich einnehmen muſte.

Das iſt nur ein Beyſpiel auffallender Unordnung — Wer ſolte nicht von den Geheimniſſen der Kammermädgen wiſſen, durch welche ſie ſich ihren Frauen ſo angenehm machen, durch welche ſie ſie aber auch ſo beherrſchen, daß man oft nicht weis, ob man ſich nicht irrt, wenn man die Dame für dieſe anſieht, da weder Kleidung, noch Anſtand, noch Ehrerbietung den Unterſchied verräth.

Wie viel Zwieſpalt in Ehen wird nicht durch die Bedienung im Hauſe hervorgebracht. Ich kenne ſelbſt Eheleute, die äuſſerſt glüklich und zufrieden leben würden, wenn ſie nicht nöthig hätten, Bediente um ſich zu haben. Kein Streit war je unter ihnen, den dieſe nicht verurſacht hätten. Bald hatte ſich die Dame des Hauſes mit dem Kammermädgen überworfen, und dieſe erkühnte ſich zu trozen, weil ſie wuſte, die Frau entbehrte ſie ungern, bald hatte man ihr ihren Gatten im Punkt ſeiner Treue verdächtig gemacht — kurz dieſes Ehepaar kante keine Plage, als ihre Bedienung.

In ältern Zeiten war es wohl gebräuchlich, daß Diener und weibliche Aufwärterinnen um die innigſten Geheimniße ihrer Herrſchaften wußten, allein da-

damahls ſezte man auch im dienenden Stande ſeinen größten Ruhm auf die Treue gegen ſeine Herrſchaften, damahls hätten die übrigen den verachtet, der ſeines Herrn Zutrauen gemißbraucht hätte, damahls liebte man ſeine Herrſchaften, und rechnete ſich als einen Theil des Hauſes, hielt es für ſchimpflich mit den Herren zu wechſeln, und ſezte einen Stolz darin, ſeine Lebenszeit in einerley Dienſte zuzubringen, denn man dachte ſich nicht in höhere Sphären, als in denen man war.

Jezt iſt gerade der Fall der umgekehrte. Der Dienende liebt ſeinen Herrn nicht, ſondern er haßt ihn gewiſſermaßen, weil er glaubt, er könne ſelbſt Herr ſeyn. Er bedenkt nicht, daß ſein Herr wieder eines andern Diener iſt. Der dienende Stand bemühet ſich blos ſeinen Herrſchaften ihre Geheimniſſe abzulocken, um ihnen damit ſchädlich zu werden, um ſie für die ihnen ſo erſcheinende Ungerechtigkeit des Schikſals zu beſtrafen. Jeder denkt darauf, ſeinen Herrn ja recht bald wieder zu verändern, weil er in jedem Dienſte beſſer zu fahren glaubt, und der Grund davon iſt, weil er in jedem, in dem er ſich befindet, unzufrieden iſt.

Es iſt nicht zu läugnen, daß die Art von Abſonderung, welche man beſonders dem männlichen dienenden Stande, durch eine unterſcheidende Kleidung im Planeten Hidalſchin gegeben, viel daran ſchuld iſt, daß dieſe nun auch beſondre Zirkel formiren, in denen die Verſchmizteſten es allen weis machen, ſie müſten gemeinſchaftlich darauf denken, von ihrer Herren Glük einen Theil auf ſich überzutragen. Geſchehe das nun auch, auf welche Art es wolle, ſo ſey es rechtmäßig.

So wie in allen Zeiten der Dienende mit zum Hauſe gerechnet wurde, ſo wird er jezt ganz davon entfernt. Es geht ja in manchen Häuſern ſo weit, daß der Erzieher der jungen Herrſchaft mit in dieſe Klaſſe geſezt wird, der immer der erſte Freund der Eltern ſeyn ſolte, weil nur durch ihn, ſie zu dem Zweke gelangen können, Freude an ihren Kindern zu erleben.

Eine andere Sache, die den dienenden Stand, den männlichen nehmlich, zu unausſtehlichen, und unerträglichen Prätenſionen gebracht, iſt die leidige Gewohnheit der Herren, für ihre Diener auf eine ganz verkehrte Art, Sorge zu tragen, indem ſie ihnen Dienſte verſchaffen, denen ſie nicht vorſtehen können, zu denen ſie weder die gehörige Treue, noch die gehörige Geſchiklichkeit beſizen.

Der Herr, der eine Stelle zu vergeben hat, giebt ſie wahrhaftig lieber ſeinem Bedienten, oder Kammerdiener, der nur darauf ſiehet, wie er die ſeiner Stelle Untergebnen ſchinden, und eignen Vortheil daraus ziehen will, als daß er ſie einen würdigen, mäſigen, der Sache kundigen Gelehrten zuwenden ſolte, der die ihm Untergebnen darin glüklich machen würde.

Wenn der andre Dienende nun ſo manchen dummen Teufel, der noch dummer iſt, als er, in einem ſo einträglichen ehrenvollen Poſten ſiehet, ſo ſpannt er ſeine Seegel eben ſo hoch und will ihm nachfliegen. Darüber verſäumt er das, was ſeines Amts iſt, und ſucht blos durch Fuchsſchwänzen ſich in die Gnade ſeines Herrn einzuſchmeicheln, verändert auch ſeine Herren ſo lange, bis er einen findet, der theils die Macht hat, ihm ſeinen Wunſch zu gewähren, theils die Schwäche, ſich durch ihn einnehmen zu laſſen, und findet er keinen ſolchen, ſo bleibt er für ſeine ganze Lebenszeit ein unbrauchbares Mitglied

glied der menſchlichen Geſellſchaft, ein Taugenichts, ein Müſſiggänger, der zulezt zum Spizbuben gedeyhet, und für den Richtplaz reiſt.

Freylich iſt das der ſeltenſte Fall, weil es immer Herren giebt, die ihre Schwächen misbrauchen laſſen, und dieſem oder jenem ein Dienſtgen zuwenden, indeſſen der rechtſchaffene Staatsbürger, der gerechte Anſprüche darauf hätte, darbt, und ſich kümmerlich ernähren muß.

Beym weiblichen Geſchlechte geht es nicht anders zu. Der Herr und die Dame ſorgen für ihre Mädgen. Iſt der Herr ihnen Verbindlichkeiten ſchuldig, ſo muß die Meze beym Amte zur Zugabe mit angenommen werden, und ein liebes Ehepaar kömt zuſammen, die ſchon Sorge tragen, daß dem Staate eine nichtsnuzige Jugend erzielt werde. Weiber vergeben ja auch Aemter, und der Kandidat kukt jezt gewöhnlich unter der Schürze hervor, und das ehrliche Mädgen wird darüber zur alten Jungfer. Das iſt auch der Grund, warum ſich ſo viel Mädgen jezt zum dienen begeben, weil ſie dabey weit eher an Mann zu kommen denken.

Achte Finſternis.

In welcher der Herzog ein wenig viel verlangt. Beliwald zukt die Achſeln.

Der Herzog war in Karinens Beſiz ruhig. Es beſchäftigten ihn manche Sorgen, und ſo behielt er nicht ſo viel Zeit übrig, daß er genauere Parallelen zwiſchen Karinen und Heloiſen hätte ziehen können.

Es war noch einige Zeit hin, bis er ſeine Abreiſe zu den Heeren antreten wolte, dieſe glänzende Epoche beſchäftigte ihn tiefer als man geglaubt hatte, und lies alles von ihm hoffen.

Allein nicht weniger beſchäftigten ihn doch auch die Beliwaldſchen Angelegenheiten. Die ganze Geſchichte ſeines Freundes, die Erſcheinung zweyer Geiſter auf einmahl, die Richtigkeit und Ordnung bey den Repräſentationen, die er nicht zu läugnen vermogte, die ſich immer gleich bleibende Geſeztheit Beliwalds, das alles waren Gründe, die einen unerſchütterlichen Glauben zuwege bringen konten.

Auf der andern Seite ſtritt wieder ſo manches in ihm. Sein Glaube war nicht mit der feſten Ueberzeugung verbunden, die er von andern Dingen empfand. War er gleich kein bigotter Verehrer ſeines Meynungsſyſtems, ſo lehrte ihm doch das, was er einmahl glaubte, ganz andere Dinge, und er konte ſich ohne Heuchler zu werden, nicht ganz davon entfernen, und andere Syſteme hineinmiſchen, gieng auch nicht.

Ueberdem ſagte ihm ſeine Vernunft, daß wenn der Umgang mit Geiſtern eine ſo körperliche Sache wäre, ſo müſte er häufiger ſtatt finden, müſte nicht ſo wenig, am wenigſten aber ruchloſe Menſchen treffen. Was ihm Beliwald von Fittern geſagt, war ihm alles ſehr anſchaulich geweſen, und hatte ſeinen Glauben ehr vermehrt als vermindert, aber was der Geiſt ihm geſagt hatte, hatte ihm mehr eine wohlerſonnene Erfindung gedäucht. Er war zwar dadurch über Fittern ins volle Licht geſezt worden, aber was half ihm das Licht, wenn er es für falſch hielt.

Mehr als dieſes ſelbſt war ihm der Schlüſſel und Miengen im Wege. Wir haben oben erwähnt, daß er daran gedacht habe, allein davon iſt noch nichts vorgekommen, wie der Herzog zur Entdekung kam, und auf die Bahn gebracht wurde, ohne doch durch dieſe Entdekung aufgebracht zu werden.

In einer der Stunden, in welcher er ſich von Karinens Bekantſchaft mit der ältern Dame unterhielt, kam er denn auch auf Heloiſens Unglauben über dieſen Punkt zu ſprechen, und nachdem er der Dame eine kurze Beſchreibung, ſo viel ſie nehmlich wiſſen ſolte, von dem gemacht, was Beliwald aufs neue zu ſeiner Ueberzeugung unternommen, frug er ſie: ob Heloiſe nie mit ihr über dieſen Punkt geſprochen, und in ihren Meynungen ſich herausgelaſſen.

O ja, erwiederte ihm die Dame, Heloiſe hat ſehr oft mit mir davon geredet. Wir haben beyde einerley Meynungen darüber geheget, ſo wie die meinigen noch ſind, daß Schwärmerey und Blendwerk mit einander verbunden, Beliwalds ganze Kunſt ausmachen.

Blendwerk, meine Theure, ſagte der Herzog, Blendwerk nenne ich Betrug. Und ich will nicht hoffen, daß ich einen Betrüger zu meinem innigſten Freund gewählt habe.

„Urtheilen Ew. Durchlaucht gelinder. Blendwerk in einer guten, nur in einer unſchädlichen Abſicht genommen, iſt nichts weniger als Betrug. Wenn der Schwärmer, der würklich glauben kan, er iſt weit in Dingen und Kentniſſen, die das Ueberirrdiſche betreffen, gern andre zu dem nehmlichen Glauben führen mögte, nicht um ihnen zu ſchaden, ſondern um ihnen, und ſich ſelbſt zu nuzen, wenn er vielleicht ihrer Hülfe zu bedürfen glaubt, um in ſeinem eignen Wiſſen weiter zu kommen, ſo halte ich es allerdings noch nicht für Betrug, wenn er ſich Dinge durch übernatürliche Mittel zu wiſſen rühmt, welche durch natürliche ihm nicht entgehen können, wenn er dieſe dann in ein Blendwerk kleidet, und durch ein Blendwerk ſie dem zu Ueberzeugenden verträgt.“

Es iſt entſezlich, ſagte der Herzog, daß ich in dieſer Sache zu keiner Gewißheit gelangen kan. Es iſt viel, daß Beliwald nie ſchuldig für meinen Augen erſchienen, und doch ich ihn nicht unſchuldig zu nennen im Stande bin. Daß er von jeher ſichs ſauer um meine Freundſchaft werden lies, iſt ausgemacht, daß er noch jezt mehr aus Freundſchaft für mich zu arbeiten ſcheint, als aus Eigennuz, läſt ſich gar nicht läugnen. Er ſucht keine Stelle, er ſchlägt ſie aus, wenn ich ſie ihm anbiete. Was für vorſezliche Abſichten zum Betrug könte er haben, da ſeine beſten Jahre ohne Nuzen für ihn dahin gehen?

Alſo, erwiederte die Dame, iſts ausgemacht, daß er Schwärmer iſt, eben ſo ausgemacht, daß er ſie mit darein verwikeln will. Der am Zählen ſeiner Geldſtüke Vergnügen findet, genießt dieſe doch wohl nicht, und doch ſind ſie ſein Vergnügen. Allein Beliwald hat nicht bedacht, daß ſein Privatſchwärmen keinen ſchadet, das Schwärmen eines Fürſten aber dem ganzen Staate ſchädlich werden kan. Er hat dieſes ſo weit getrieben, daß er ſelbſt kein Amt angenommen, weil er vielleicht fühlt, daß es ihn von ſeinen Ideen abziehen würde. Und er hat darüber vergeſſen, daß wenn er in ihnen, mein Fürſt, den Enthuſiasmus zuwegebringt, er ſie von Volk, von Herrſcherpflicht, von Thätigkeit für des Landes Wohl entfernt. Ueber den Triumph ihrer Bekehrung vergiſt er den Schaden, der Millionen

Menſchen daraus erwachſen würde. Seine Abſichten können unſchuldig ſeyn, allein ſie ſind ſchädlich und deswegen dürfen Ew. Durchlaucht ihnen nicht Gehör geben.

Wenn ich nur, fiel der Herzog ein, die entfernteſten Beweiſe von Blendwerk erſt hätte.

Nun, ſagte die Dame, hat denn Heloiſe ihnen nie etwas von einem Schlüſſel, von Miengen, dem ehemaligen Kammermädgen der Mind, und von einer Treppe geſagt, die zu ihren Zimmern führt, und die wenigen im Schloße bekant geworden iſt?

„Niemahls! Ich bitte ſie, reden ſie weiter. Das ſind Aeuſſerungen, die viel Licht geben konten, Aeuſſerungen, die mir wichtig ſcheinen. Entdekte Heloiſe einen Betrug? —“

Sie entdekte, ſo viel ich weis, nur das, daß Miengens Schweſter —

„Schweſter, wer war die? Ich weis von keiner Schweſter dieſes Mädgens“ —

Sie diente bey Heloiſen. Ein Schlüſſel zu der verborgenen Treppe gieng verloren, und man entdekte, daß Miengen ihn von der Schweſter mitgenommen — Allein Ew. Durchlaucht dürfen darauf noch nichts fußen. Einmahl entdekte mir Heloiſe das in ihrer Krankheit, wo Fieber ihre Nerven ſchon angegriffen hatte, und dann kan es auch wohl ein bloßer Zufall geweſen ſeyn.

„Aber daß dieſer Zufall mir nicht gleich bekant gemacht worden, daß man nicht nähere Unterſuchungen angeſtellt, um der Sache auf den rechten Grund zu kommen.“

Heloiſe ſtarb, und Ew. Durchlaucht wiſſen, wie ſehr das uns alles vergeſſen hieß, was auſſer uns war, das Mädgen verheyrathete ſich, und Mienzgen war auch abweſend. Wie geſagt, fußen kan man hierauf nichts, aber es zeigt nur Möglichkeiten, wie Beliwald in Beſiz gewiſſer Geheimniße gekommen ſeyn kan, und ſo lange man Möglichkeiten ſieht, denke ich, ſoll man an Wahrſcheinlichkeiten nicht glauben. Ew. Durchlaucht ſollen das nur als einen Faden anſehen, an dem ſie ſich weiter fortleiten können, wenn ihnen etwa jezt Blendwerke der Art nicht mehr aufſtoßen ſolten.

Der Fürſt ſahe ſich auf einer Höhe, die nun keinen Gipfel weiter hatte, und das Geſpräch lenkte ſich nach und nach auf andere Dinge, die doch dieſes nicht aus ſeinem Gedächtniße verdrängten.

Daß die Dame Beliwalden zwar ziemlich, aber doch nicht ganz recht beurtheilte, läßt ſich analogiſch beweiſen. Schwärmer war er, das hatte ſeine völlige Richtigkeit. In ſeiner Schwärmerey war es ihm angenehm, den Herzog mit verwikelt zu ſehen, doch nur ſo weit verwikelt, daß er immer anhänglich für ihn bliebe. Anhänglichkeit und Zutrauen des Herzogs Zeit ſeines Lebens zu behalten, war ſein Zwek. Erreichte er den, ſo war es ihm gar nicht darum zu thun, den Herzog von ſeinen Geſchäften, oder ſeinem Volke abwendig zu machen, und böſe Abſichten lagen gänzlich auſſer ſeiner Sphäre, wenigſtens für izt ganz, wo er geſezt und philoſophiſch über das menſchliche Leben dachte.

Der Herzog dachte zwar den Worten der Dame nach, allein er fand es hart, auf eine Ausſage in Fieberhize eine Beſchuldigung zu gründen, und eben weil die Dame, die ſeine Denkungsart kante, dieſe Beſchuldigung nicht haben wolte, hatte ſie einen ſolchen Zuſaz gemacht.

Karine hatte ihm das, wie wir gehört haben, aus dem Sinn gebracht, doch fiel es ihm bey der Erzählung von Fittern wieder ein. Weil Beliwald da-

damahls ſeine ganze Gnade hatte, ward das deutlichere unterdrükt. Die doppelte Geiſtererſcheinung war auffallend geweſen, und nun gieng der Herzog in all die Ideen der Vorzeit zurük, und Meiengen und der Schlüſſel ſtelten ſich ihm als einige der wichtigſten dar, deren Unterſuchung ihm wohl der Mühe werth zu ſeyn ſchienen.

Er gieng mit ſich zu rathe, wie er Beliwalden darauf bringen könte, ohne etwas Beleidigendes für ihn beyzufügen, und er verfiel am Ende darauf, er könne ſich wohl einen kleinen Betrug erlauben, der ihm und Beliwald nicht ſchädlich ſeyn könte. Er brachte eine Nacht zu, einen Plan ſich zu entwerfen, der Beliwald entweder in eine Falle loken, oder völlig ihn rechtfertigen muſte.

Den andern Morgen lies er ihn expreß rufen, und ſtellte ſich in einer Laune dar, die das tiefſte Nachdenken verrieth. Beliwald erſchien in gewöhnlicher unbefangener Art.

Mein lieber Beliwald, fieng der Herzog an, ich habe ſeit der lezten Veränderung, die mit mir vorgegangen iſt, faſt keine ruhige Stunde gehabt, habe beſtändige Ideen, die mir wie Phantome erſcheinen.

Seit welcher Veränderung, frug Beliwald mit ſichtbaren Erſtaunen.

„Nun, wenn ich ihm dieſe noch wiederholen muß, da muß er wenig an mich, und das Geſchäfte denken, welches wir beyde mit einander treiben. Erinnert er ſich nicht mehr, wie meine Lampe roth brante, wie die ſeinige, und er mich verſicherte, das ſey das Zeichen, daß ich nunmehr mit Geiſtern umgeben könne. Damahls fiel mir das nicht ſo ſehr auf, aber meine ruhige Augenblike ſind ſeitdem weniger geworden. Kurz, es iſt mir immer, als wenn mein Schuzgeiſt mich umſäuſelte, und mich drängte, mich ihm zu nähern, mich mit ihm zu unterhalten, und ſeine Bekantſchaft nicht blos im Geiſte, ſondern auch körperlich zu ſuchen.

Ob Beliwald dieſe Aeuſſerung des Herzogs ſehr erfreulich geweſen, iſt ſchwer zu unterſuchen, die ſichtliche Verlegenheit, in welche er gerieth, läßt uns aber vermuthen, daß wenn der Herzog ſtatt dieſes erſten Ausführens, gleich des Schlüſſels und

Miengens erwähnt, und Beliwalden beobachtet hätte, er Spuren der Schuld auf ſeinem Geſichte geleſen haben würde.

Jezt behielt er Zeit ſich zu faſſen, denn gerade beym Zeitpunkte ſeiner Verlegenheit bemerkte er ihn nicht. Da er ſich auch wohl denken konte, daß der Herzog mehr als dies aus dem Herzen haben würde, ſo ſezte er ſich in die Poſitur alles das zu empfangen, was er ihm geben würde.

Der Herzog ſäumte nicht darin fortzufahren, daß beſonders bey Nachtzeit, wenn er nicht ſchlafen könne, ſolche Phantome ihm vors Geſicht träten, daß es ihm immer ſchiene, als wache er, und träume doch, und daß insbeſondre ein ſolcher wacher Traum ihn ſehr unruhig gemacht habe.

Er erhob jezt ſeine Augen, und ſahe Beliwald ſtarr an, dieſer aber hätte nicht ſeyn müſſen, was er war, wenn er nicht in dem Anſehen etwas begehrliches vermuthet hätte.

Er entfärbte ſich alſo gar nicht, wie der Herzog erzehlte, daß es ihm ſo vorgekommen, als ob ſein Schutzgeiſt ihm Nachricht von einem Schlüſſel und einem Mädgen gegeben, durch welche beyde

Einige ihn betreffende Dinge an den Tag gekommen, die ihm zum Nachtheil angewendet worden.

Da Beliwald ſich weder verfärbte, noch auch, da er jezt eine kleine Pauſe machte, etwas vorbringen zu wollen ſchien, ſo fuhr der Herzog ſelbſt folgendermaßen wieder fort.

Es haben geſtern und heute früh die Gedanken hierüber mich nicht ruhen laſſen. Meine Kommunikation mit Geiſtern iſt mir ſehr erwünſcht und angenehm, allein meine Ruhe ſolte ſie mir nicht nehmen. Du ſiehſt alſo, lieber Beliwald, daß ich mich dir anvertraue. Es iſt nothwendig, daß du mich aus dieſem Labyrinthe herausziehſt. Es iſt nothwendig, daß du mir die Beſtätigung, die Deutung vielmehr dieſes Traums ſchaffeſt. Du kanſt deinen Geiſt darum fragen.

Allein meine weit gröſſere Bitte iſt die, mir meinen eignen Schuzgeiſt zu verſchaffen. Ich fühle es, ich bin zu tief hinein, um zurükzugehen. Ich fühle das Allmächtige, was mich zu der fernern Konverſation mit der Oberwelt hinreißt. Ich will ſchlechterdings mit dieſem Dämon bekant werden, ſey er ein guter, oder ein böſer. Forſche, frage, un=

unterſuche, wie und wann das geſchehen kan. Je eher, je lieber. Ich bin augenblicklich dazu bereit. Er rede, wie es wolle, ich will es. Biſt du nicht im Stande, mir ihn zu bringen, und muß ich ſelbſt ihn fordern, ſo lehre mich deine Beſchwerungsformeln, ich will ihn ſelbſt zitiren. Mein Leben iſt mir nicht zu theuer, um dieſer Unruhe los zu werden, die mich mehr plagt, als es alle Sorgen meiner Regierung thun.

Der Herzog ſchwieg, Beliwald zukte die Achſeln und ſchwieg ebenfalls.

Es hilft nichts, ſagte der Herzog. Ich muß befriedigt werden. Morgen erwart ich ihn mit einer günſtigen Antwort. Er wird ſeinem Freunde den Dienſt nicht abſchlagen, der ſeine Ruhe befördert.

Er verlies ihn, und Beliwald blieb in tiefen — tiefen Gedanken ſtehen.

Zehnte Aufklärung.

Es wird immer heller, um die Atmosſphäre des Herzogs.

Der Herzog hatte doch der Dame verſprochen, Karine würde ihm immer lieb ſeyn; allein nie würde er ihr Macht und Gewalt in politiſchen Dingen laſſen. Lag das erſtere gleich nicht ſo ganz in ſeinen Kräften, wie er es glaubte, denn wenn hat wohl Liebe von Willkühr abgehangen, ſo war doch letzteres ganz in ſeinem Willen gegründet, und von ihm abhangend.

Wir haben oben ſchon einigemahl gehört, daß er getreu auf das hielt, was er einmahl verſprochen hatte. Karine hatte verſchiedene Verſuche gemacht, um einige, denen ſie wohl wolte, zu erheben, allein die Verſuche waren fehl geſchlagen, und zwar ohne alle Unterſuchung der Verdienſte fehlgeſchlagen.

Das ſahe hart aus, allein es ſolte nur ein Beweis ſeyn, daß der Herzog es nicht liebe, wenn man ſich in ſolche Dinge menge. Insgeheim hatte der

Herzog den Befehl gegeben, die Würdigen unter dieſen Subjekten zu ſondiren, und da anzuſtellen, wo ſie wirkſam werden konten.

Er hatte dieſes ſo eingerichtet, daß es gar nicht das Anſehen hatte, als ob er dabey im Spiel wäre, ſondern als ob das blos Kentniß der Subjekte von Seiten der Miniſter und Beförderung ihrer Verdienſte wäre. Wenn aber unter denen, deren ſie ſich annahm, welche ſich befanden, die unter die Zahl der Untauglichen gehörten, oder deren moraliſcher Lebenswandel nicht in die Augen des Staats paßte, ſo konten ſie auch darauf rechnen, ewig ſizen zu bleiben, und hatten durch dieſe Rekommendation ſich gerade den Weg verſperrt, hier oder da irgendwo ſich noch einzuſchleichen, und durch verſtellte Geſchiklichkeit oder heuchleriſche Liſt einen Dienſt zu erſchnappen.

Die Zeiten hatten ſich überhaupt in der Regierung des Herzogs ſehr verändert, wo zu Anfange jedem, der ein paar Worte über Meynungsſyſtem ſchrieb, oder der dem Herzoge einen enthuſiaſtiſchen Brief zu ſchreiben, oder eine ſchönes Gedicht zu überſenden wagte, Verſorgung gegeben wurde.

Damahls war der Herzog von der Idee voll, daß Gnade zu ertheilen, rühmlich für einen Regenten ſey, allein durch die Länge der Zeit, und ſo häufige Erfahrung, hatte er einſehen lernen, daß nicht immer es Gnade war, die er erzeigte, ſondern daß mancher ſie erſchlich, daß mancher der Verfertiger deſſen gar nicht war, was er für ſeine Arbeit ausgab, ſondern daß er mit fremden Kälbern gepflüget.

Er überlies die Beſezung der Stellen jezt denen, die mehr Zeit hatten, die Subjekte zu unterſuchen, und zu erforſchen, und wo ſie glaubten, er könne würklich Gnade ſpenden, da that er es.

Daß es Karinen Wonne verurſacht hätte, daß ſie ihre Wünſche ſogar nicht erfüllt ſahe, läßt ſich nicht behaupten, daß es ihr aber Herzeleid und Kopfweh gemacht, läßt ſich eben ſo wenig denken, weil ſie mehr für den Genus, als fürs Nachdenken war, und der Herzog die abſchlägigen Antworten, die er ihr gab, immer ſo einzukleiden wuſte, daß ſie ſie nicht beleidigten.

Wenn man will, kan man füglich muthmaßen, daß der Herzog weit mehr Temperamentsliebe zu

Karinen hatte, als zu Heloiſen. Allein um deſto eher war auch zu befürchten, daß dieſe Liebe abnehmen, und in eine Gleichgültigkeit ſich verwandeln konte, die bey Heloiſen nicht wohl möglich entſtehen konte, da der Geiſt immer neue vermehrte Vollkommenheiten an ihr bliken lies.

Jezt aber erſchien ein Zeitpunkt, wo zwar nicht Karine, aber doch ihre Verwandten, einen Blik in die Zukunft thaten, und dieſe ihnen, wo nicht fürchterlich, doch gefährlich erſchien.

Der Herzog ſolte die Reſidenz verlaſſen, um zu den Heeren zu gehen. Es wurden erſtaunlich viele Zubereitungen zu ſeinem Abſchiede gemacht, und es wurde gar nichts davon erwähnt, ob Karine mitgehen, oder zurükbleiben ſolte. Indeſſen war der Anſchein mehr für das leztere, weil auf weibliche Begleitung keine Anſtalten ſtatt fanden.

Karinen hatte das bisher nicht gekümmert, aber ihre innige Freundin, die ſo reichlich belohnt worden war, erſchien aus der Provinz, um ſich nach dieſer Epoche zu erkundigen.

Sie erſchrak, da Karine ihr ſagte, ſie habe daran noch gar nicht gedacht, und ſie würde vielleicht auch nicht daran gedacht haben, weil ſie ja den Willen des Herzogs nicht zwingen könne.

Die Freundin ſprudelte entſezlich, und lies viel empfindliche Worte von Kälte und Gleichgültigkeit, fallen, machte eine ſehr lebhafte Beſchreibung von den Gefahren, denen ſie ihre Liebe, und ihre Macht über den Herzog ausſezte, wenn ſie ihn allein reiſen ließe, machte es ihr begreiflich, daß es mehr ſchöne Frauenzimmer im Planeten Hidalſchin gäbe, als ſie, und daß der Eindruk in ihrer Abweſenheit ein wenig ſtärker ſeyn würde, als bey ihrem Daſeyn, ſo daß Karinen endlich der Verſtand ebenfalls kam, und ſie nichts ſehnlicher nun wünſchte, als des Herzogs Begleiterin zu werden.

Wie ihm aber das vortragen? Da muſte nun Beliwald erſucht werden, und zu allem Unglük wolte dieſer Beliwald ſich zu nichts verſtehen. Er ſchlug es rund ab.

Er hatte freylich ſeinen Kopf für ſich zu voll, denn der Antrag kam am Morgen, da er die wichtige Unterredung mit dem Herzoge gehabt, er hatte überhaupt ſich wenig mehr um Karinen bekümmert. Sie konte ihm nur durch Stillſchweigen behülflich ſeyn. Er wuſte nicht, wie der Herzog mit ihr ſtand, was ſolte er ſich in Dinge, die Verdrus oder wenigſtens Verlegenheit ihm zuziehen konten, miſchen?

Karine und ihre Freundin deliberirten alſo nach ſeinem Abſchiede allein, und das Reſultat davon war, Karine ſolte noch heute ſelbſt den Herzog um die Begleitung angehen, und Worte voll Liebe würden ihn am allererſten bewegen, in das zu willigen, was er eigentlich wünſchen müſte.

Dieſe gefaßte Idee brachte, wie es gewöhnlich den Menſchen zu machen pflegt, die andre zum Vorſchein, daß der Herzog wohl darauf gewartet haben könte, daß man ihm deswegen Anſprache thäte.

Karine vollführte das, und unterlies nicht alles Schmeichelnde hinzuzufügen, was für ihren Vortheil wirkſam ſeyn konte. Der Herzog lies ſie ganz ausreden.

Dann aber nahm er auch das Wort, und bewies ihr mit einer hinreichenden Suade, daß das Geſchäft, dem er jezt entgegengienge, zu wichtig wäre, als daß er ſich Zerſtreuungen erlauben könte. Der Zwek ſey nichts geringeres, als dem ganzen Planeten Hidalſchin den Frieden zu geben, oder Tauſende für das Wohl des Ganzen zum Tode zu führen. Wenn er auch ihr zu Liebe gern bereit wäre, ſie zur Begleiterin anzunehmen, ſo würde er doch dadurch theils ein böſes Beyſpiel geben, theils würde man ihm eine Weichlichkeit ſchuld geben, die würklich nicht in ſeinem Karakter gegründet ſey.

Karine konte dagegen nichts reelles einwenden, und alles übrige wurde artig genug abgewieſen.

Ob das des Herzogs ganz eigner Gedanke, oder ob andere mit im Spiel waren, die den Rath gegeben, darüber wollen wir nichts unterſuchen. Wahrſcheinlich iſt das leztere, und es macht des Herzogs feſtem Sinn Ehre. Karine gewann freylich nichts dabey, und hatte Urſach genug, dieſe Trennung zu betrauren, die alle ihre Anhänger gleichſam im Ahndungsgeiſte, nicht gern ſahen.

Achtes Licht.

Von einer ganz beſondern Gattung des Schindens, die Teufel erfanden, Große und Kleine damit bethörten, die aber endlich enthüllt, und größtentheils ausgerottet wurde.

Unter die ſinnreichen Erfindungen, die zum Schaden und Untergang der Menſchheit in dem Planeten Hidalſchin zum Vorſchein kamen, war auch ein beſonders Spiel, welches in einem entfernten Lande erfunden, von Menſchen dem Namen nach erfunden war, aber Teufel muſten ſich in dieſe Menſchenhülle gekleidet haben, um dieſe Erfindung zu ſtande zu bringen.

Spielen iſt der menſchlichen Natur aus dem Grunde ein angenehmer Zeitvertreib, weil er immer dadurch zu gewinnen hoft. Es ſey nun zu gewinnen, was da wolle, ſo trägt es zur Vollkommenheit bey, und Vollkommenheit iſt das, was der Menſch begehrt.

Allein verlieren gehört zur Unvollkommenheit, und alle Spiele, wobey das Gleichgewicht nicht ſo vollkommen einerley iſt, daß nicht mehrere verlieren als gewinnen können, alle Spiele, wobey der Unternehmer Eigennuz zeigt, und eigennüzig handelt, ſind ſchändlich.

Ohne uns auf andre Spiele einzulaſſen, die im Hidalſchin gebräuchlich waren, wollen wir nur zu dieſem übergehen. Es beſtand aus einer Anzahl von neunzig Steinen, derer fünf allemahl von einer Farbe waren. Dieſer Steine wurden bey jedem Zuge fünf aus der ganzen Maſſe herausgehoben. Nach dem ganzen Verhältniße des Spiels ſolten aber ſechſe herausgehoben werden. Denn, wenn ich von den achtzehn Farben, die da ſpielten, zum Beyſpiel die grüne genommen hatte, ſo hatte ich, wenn ein grüner Stein herausgehoben wurde, den Einſaz funfzehnmahl wieder zu erhalten, und nach dem allgemeinen Verhältniße hätte ich ihn achtzehnmahl wieder erhalten müſſen.

Ein Sechstheil alſo war der Nuzen der Unternehmer, da doch blos das Glük hätte entſcheiden ſollen. Nun waren aber auch die Farbenſteine einzeln nach verſchiedenen Gröſen eingetheilt, ſo daß man nach den verſchiedenen Gröſen, auch verſchiedene Kombinationen machte; ſo ſehr dieſe Kombinationen aber auch ins Große lieſen, ſo waren ſie doch alle auf den Fuß eingerichtet, daß ein Sechstheil Nuzen für die Unternehmung blieb.

Was dieſes Spiel anlokend machte, war, daß man den Einſaz ſehr verringern, und doch durch die Kombinationen möglicherweiſe viel gewinnen konte. Weil aber dadurch auch den Armen der Zutritt verſtattet wurde, ſo wurden ſo vielerley Kombinationen beſezt, durch welche dann immer der Nuzen wieder auf die Unternehmer fiel, wenn auch dann und wann einige Kombinationen eintrafen, und dieſen und jenen Armen etwas zubrachten.

Das hieß man glüklich machen, und im Grunde waren die Menſchen nichts weniger als glüklich, denn ſo wie es gekommen war, ſo zerran es auch wieder, und alle übrige wurden erpicht darauf, wolten gewinnen, und wenige konten doch nur gewinnen. Der ärmſte Taglöhner trug das, was er zu Erhaltung ſeiner Familie nothwendig gebrauchte, lieber zu dieſem Spiele, um ein glüklicher Mann zu werden. Er wurde Bettler. Viele geriethen in Verzweiflung, begiengen Laſter, und muſten auf dem Richtplaz büßen, oder endeten ſelbſt ein Leben, was ihnen in der ſchreklichſten Armuth zur Laſt geworden war. Es was ärger als die Peſt. Man kam in Häuſer, wo Reinlichkeit, Ordnung, Fülle und Wohlſeyn geherrſcht hatte, und fand abgezehrte Geſichter, Mangel an allem, Kummer in der Seele, Streit und Zank unter den Einwohnern, Seuchen und den nahen Tod.

Und frug man, woher das alles rühre, ſo hatte das leidige Farbenſpiel es verurſacht.

Diener betrogen ihre Herren, Eltern ihre Kinder, Weiber ihre Männer, um nur im Farbenſpiel ſpielen zu können. Tauſende wurden Müßiggänger, weil ſie ſich die Idee gemacht hatten, ſie müſten durchs Farbenſpiel reich werden, und wenn die Erfüllung ihrer Wünſche vielmahl auſſenblieb, ſo war ihre Idee, endlich müſten ſie doch kommen, die Kombinationen, die ſie ſich gewählt. Unmußern über den erlittenen Verluſt, tröſtete ſie nichts, als die nahe Hofnung, daß ſie ihm mit Wucher wieder erhalten könten und würden, und ſo verfloßen Monate te und Jahre, ohne daß ſie im geringſten etwas zu Verbeßerung ihrer Umſtände gearbeitet hätten. Sie wurden dadurch der ihnen vorher Zeitvertreib geweſenen Arbeit überdrüßig, beſchäftigten ſich bloß mit Spekulationen und Kombinationen, und der Müſſiggang brachte ſie an den Bettelſtab. Das gieng Leuten ſo, die in Aemtern waren, die wegen Nachläſſigkeit ihre Dienſte verloren. Kaſſirer griffen die Kaſſen an, die ſie unter Händen hatten, und wurden dann mit Schimpf und Schande fortgejagt. Es entſtanden Spizbuben aus Menſchen, die ein halbes Menſchenalter hindurch ſtrenge ehrlich geweſen. Kurz, moraliſch und phyſiſch betrachtet, war es eins der gröſten Uebel, die jemahls auf dem Planeten überhand genommen. Ein kleines Ländgen, das ſehr reiche, fette Bauern hatte, wurde ganz ruinirt, und mit Entſezen nahm der Landesherr wahr, daß er, ohne es zu wiſſen, ſelbſt die Einwilligung dazu gegeben, daß ſeine Unterthanen ausgeſogen wurden.

Die Sucht nahm ſo entſezlich überhand, daß man faſt in allen Ländern des Hidalſchin die Farbenſpiele einführen ſahe, und mancher Miniſter hielt es für ein Präſervativ, wenn er ein ſolches Spiel im Lande anlegte, damit das Geld wenigſtens nicht auſſerhalb Landes geſchlept würde.

Er bedachte aber nicht, daß die Unternehmer würklich gröſtentheils Ausländer waren, daß der Gewinn, den ſie ſo unerhört davon zogen, dennoch aus dem Lande gieng, daß das Quantum, welches ſie dem Landesherrn bezahlten, gar nicht in Betrachtung gegen die drükende Laſt kam, die dem Ganzen dadurch zugezogen wurde. Bey einem Unternehmen, wo der Landesherr gewinnen, und nur die Unternehmer gewinnen wollen, was kömt dabey heraus? Wer verliert? Der arme Unterthan.

In manchen Ländchen übernahm der Landesherr ſelbſt die Entreprise des Farbenſpiels. Wenn er aber nach einigen Jahren bemerkte, daß das Farbenſpiel ihm nicht ſo viel einbrächte, als ihm an den Abgaben ſeiner Unterthanen ausblieb, wenn er bemerkte, daß der Bettler immer mehr wurden, ſo wurde das Farbenſpiel auch allmählich wieder eingeſtellt, und nun gehörten Jahre dazu, ehe es wieder dahin kam, daß die vorige Ordnung hergeſtellt wurde.

Anfangs bey Errichtung der verſchiedenen Farbenſpiele giengen manche wieder zu Grunde, denn wenn einige der ſtark beſezten Kombinationen gerade eintrafen, oder eine Farbe von mehreren genommen war, als die übrigen, und dieſe juſt herausgehoben wurde, ſo verloren die Unternehmer ihr geſeztes Geld, troz dem Sechstheil des Gewinnſts, den ſie offenbar hatten.

Das ſchnitt gewaltig in ihre profitable Rechnungen, und nun fiengen ſie gar an, der Sache einen ſolchen Zaum anzulegen, daß ſie ſie lenken konten, wie ſie wolten, und daß es gar nicht fehlen konte, ſie muſten die Beutel der Armen und der Reichen fegen.

Sie lieſen nehmlich auf jede Farbe und auf jede Kombination nur eine gewiſſe Summe ſezen, und wenn dieſe Summe voll war, ſo muſte der, welcher noch darauf ſezen wolte, andre Farben beſezen. Das war offenbar das Gleichgewicht des Glüks eingeſchränkt, und dem armen Teufel, der jezt eben dachte, ihn rükte nun das Glük, ſeinen Biſſen entzogen.

Ich habe ſelbſt ein dergleichen Beyſpiel, ſagte der jüngere Traditor, mit angeſehen. Ein gewiſſer Handwerker hatte ſeit langen, langen Zeiten auf den blauen Stein der erſten Größe eine ganz mäßige, aber für ihn doch große Summe geſezt, daß er der zuerſt herausgehobene ſeyn würde. Ein ſolcher Saz, welcher nach dem ganzen Gleichgewicht neunzigmahl hätte bezahlt werden ſollen, nach dem Verluſt des Sechstheils fünfundſiebenzigmahl, der aber aus einer Schinderey, die gleich erwähnt werden ſoll, nur ſiebenzigmahl bezahlt wurde, wenn er ihn traf, erſezte ihm ohngefähr das bisher daran Gewandte.

Er wurde würklich herausgehoben, und wie der Mann voller Freuden erſchien, um ſein Geld zu holen, da hies es, er habe zu ſpät geſezt, wie die Zahl ſchon voll geweſen, und er bekam ſeinen Einſaz zurük. Sein Schreken war unbeſchreiblich, und zog ihm eine Krankheit zu, die ihn auf ein halb Jahr zur Arbeit untüchtig, und zum Bettler machte.

Die erwähnte Schinderey aber war die, daß man auſſer dem Sechstheil des gewiſſen Nuzens, oder den drey Achtzehntheilen, die der Unternehmung anheim fielen, ſich noch ein Achtzehntheil anmaßte, und ſtatt funfzehn nur vierzehn bezahlte, welches wieder anſehnliche Summen eintrug.

Kurz, ein anſehnlicheres, feineres, verderblicheres Prello, war auf dem Hidalſchin noch nie zum Vorſchein gekommen, noch nie ſo allgemein verkant, und uneingeſehen gelaſſen werden, noch nie hatten ſich ſo viel große Herren, Miniſter und Räthe blenden laſſen.

Aber endlich erwachte denn doch der ſchlafende Genius des gemeinen Mannes, und ſchenkte den Fürſten des Hidalſchin Einſehen und Licht. Einer nach dem andern fand, wie ſchädlich das Farbenſpiel ſey, und einer nach dem andern hob es auf. Ein großer — großer Regent hatte die Regierung kaum angetreten, als er ſchon dieſe Peſt, die ſeine Länder gräßlich verwüſtet hatte, abſchafte.

Ehe wir den Hidalſchin dieſesmahl verließen, war es auch im Werke, daß dieſe Seuche aus dem Herzogthum ausgerottet werden ſolte. Der alte Herzog hatte ſich ebenfalls davon blenden laſſen, doch müſſen wir ſagen, daß in ſeinem Lande das Uebel wenigſtens nicht den Schaden anrichtete, den es in andern Ländern verurſachte, weil ſein Staat ſo künſtlich regiert wurde, daß nur denen, die es entbehren konten, die Gelegenheit blieb, ſich durch dieſes Uebel ärmer zu machen. Da er die Armen ſeines Landes ſelbſt unterſtüzte, ſo erkundigte er ſich auch ſorgfältig, wodurch ſie arm geworden, und da, wo dieſes der Grund geweſen, war Strafe der Lohn, ſtatt daß andre Unterſtüzung erhielten. Nach einigen ſo ſtatuirten Exempeln, und nach den Aeuſſerungen, die er ſelbſt über die Beſchaffenheit dieſes Farbenſpiels laut werden lies, wurde die Sucht etwas leichter. Allein, wenn auch nur hin und wieder durch die Gelegenheit Menſchen ſchlechter wurden, als ſie von Natur waren, ſo war das doch immer ſchlimm, und es bleibt in des Herzogs Lage ein Flecken, daß er nicht tiefer auf den Grund ſchauete.

Man ſagt, der junge Herzog habe lange auf die Ausrottung dieſes Uebels gedacht, allein eine Verbindung mit den Pächtern, deren Zeit noch nicht um ſey, habe ihm bis dato die Hände gebunden. Wir hoffen, daß der Triumph dieſer Ausrottung bald allgemein werden möge.

Neunte Finſternis.

Welche Vorbereitungen zu einer großen Enthüllung enthält, die dem Herzoge vor ſeiner Abreiſe noch gemacht werden ſoll.

Wir haben Beliwald in tiefen, tiefen Gedanken verlaſſen, die er auch würklich wohl haben konte, ohne deswegen getadelt werden zu können. Es war nicht hier die Rede von einem dem Herzoge geſpielten Betrug, den man bemänteln müſte, denn zu bemänteln wäre das alles noch leicht geweſen, ſondern es war die Rede von der Unterſuchung, in wie fern der Herzog durch Verrath, oder durch Eingebung Dinge erfahren, von denen er nur auf dieſen beyden Wegen etwas wiſſen konte.

Wäre Beliwald nicht Schwärmer geweſen, ſo hätte er ſicher das Natürliche dem Uebernatürlichen vorgezogen, und ſeine Maasregeln ſo gleich darnach genommen. So aber glaubte er an alles das, was er ſagte, bildete ſich oft würklich ein, er habe Unterredungen, wenigſtens Eingebungen von ſeinem

Schuzgeiſte, glaubte an die Filterſche Geſchichte mit eiſenfeſtem Glauben, und ſchob die Schuld, daß ihm ſein Geiſt nicht erſcheinen wolte, blos und allein auf ſeine eigene Unwürdigkeit, dachte nicht zu fehlen, wenn er, um den Herzog ſich zu erhalten, kleine Blendwerke machte.

Wir haben, ſagten die Tradktoren, Beliwalds Karakter, und ſeine Ideen ſo entwikelt, wie ſie uns nach und nach ſelbſt entwikelt worden, und wenn wir anfangs nicht ſo viel von ſeinen ſchwärmeriſchen Begriffen ſagten, ſo war das nur deswegen, weil wir ihn von der Seite noch nicht kanten, und die ganze Unternehmung würklich blos für Anlage eines verſchmizten Kopfs hielten; da wir aber nachher eines beſſern belehrt wurden, vermogten wir auch nicht das zu entdeken, ehe wir es wuſten.

Beliwald ſchloß ſo: Iſt das würklich eine förmliche richtige Aeuſſerung des Schuzgeiſtes, ſo iſt es um deinen ganzen Kredit geſchehen. Denn hat der Herzog einmahl Licht, ſo iſt er des Lichts würdiger als du, und es wird mit ſeiner Erleuchtung ſo ſchnell zugehen, daß er bald einſehen und überzeugt ſeyn wird, wie du ihn hintergangen. Zwar verzeihen muß ers dir, einmahl der Erleuchtung wegen, und dann, weil du ihn doch immer auf die Bahn gebracht haſt, und ohne dich er nie dieſes Glüks theilhaftig geworden wäre.

Allein, wenn es Verrath wäre? — denn wenn es ſchon edel und gut von dir im erſten Fall wäre, ihm alles zu entdeken, damit er bey mehrerer Erleuchtung es nicht ſelbſt entziferte, ſo iſts doch in dem lezten Fall eine der gröſten Thorheiten, und eigner gänzlicher Ruin.

Alles was Deliwald ſo mit ſich ſelbſt plauderte, war wahr und richtig. Er war in einer ſtarken Klemme, des Herzogs Befehl, ſeinen Schuzgeiſt ihm zu ſchaffen, lies ihm keine Wahl übrig, als zu entdeken, oder aufs neue zu blenden. Miengen war die einzige Perſon, die Licht geben konte.

Er wuſte, wo ſie auf dem Lande war! Nachdem er Karinens Wunſch gehört, und kurz abgeſchlagen, eilte er gleich hinaus, und fing nach dem Schlüſſel und nach dem, was ſie davon geplaudert.

Das leztere verneinte Miengen aufs ſtandhafteſte, betheuerte, ſie habe nie ein Wort geſprochen, und verſprach den Schlüſſel, der in der Stadt, in ihrem

Quartiere läge, den andern Morgen früh ihm zu bringen.

Nun war Feuer in allen Eken, nun war nichts gewiſſers, als daß dem Herzoge eine Offenbarung geſchehen war. Beſtürzt und erſtaunt war Beliwald zu Hauſe angekommen, und dachte hunderley Projekten nach, wie er den Schlüſſel zu ſeinen Vortheil anwenden wolte.

Allein er konte nichts finden. Allenthalben war der Schuzgeiſt, und des Herzogs Erleuchtung ihm im Wege. Ein Entſchluß nach dem andern wurde ergriffen, wieder verworfen, und zulezt bliebs bey der alten Leyer, ſich dem Herzog zu Füſſen zu werfen, wegen ſeiner Erleuchtung ihm Glük zu wünſchen, alles zu geſtehen, und Gnade und Verzeyhung zu erbitten. Er wolte die Sache ſchon mit ſo viel Floskeln umhängen, daß der Herzog ſie gut finden, und nicht auf ihn zürnen ſolte. Eine Anrufung an den Schuzgeiſt ſelbſt, um Vorbitte, die Wirkung wohlgeſezter Worte, dergleichen ſchienen der Fantaſie ſeiner Einbildungskraft, unwiderſtehliche Mittel zu ſeinem Zwek.

Er legte ſich noch ziemlich ruhig nieder, und verſchlief auch die Stunden, die ängſtlich für ihn geweſen ſeyn würden. Er wurde von Miengen erwekt, die vor ſeinem Bette mit rothgeweinten Augen ſtand.

Der Schlüſſel iſt fort, rief ſie, ich kan ihn nicht finden. Man hat ihn mir genommen.

Unmöglich iſt uns die ganze Ideenfolge, die in dem Augenblik in Beliwalds Seele fortarbeitete, zu mahlen, denn nach etwa drey Minuten, die er dem Mädgen ſtarr ins Geſicht geſehen, fuhr er auf, und ſagte: Das iſt herrlich! das iſt ſchön! Ein vortrefliches Erwachen war das.

Daß Miengen, nach dieſer Erklärung nicht mehr geweint, läßt ſich denken, daß er ſie ſeine Freude mit empfinden laſſen, eben ſo gut, und daß ſie empfänglich für Freude war, wiſſen wir.

Wir wollen Beliwalden gerade zum Herzog begleiten, wo wir hören werden, was aus all dem Gedachten ſich entwikelte, ohne vorher ihn zu unterſuchen.

Der Herzog war eben in einer guten Laune, und das trug gewis viel dazu bey, daß die Sache glükſich abgieng. Da Beliwald froh eintrat, ſagte der Herzog: Er bringt mir gewis gute Nachrichten. Ich muß geſtehen, daß mein Intereſſe noch nie ſo hoch geſpant worden, als bey dieſer Sache.

Ich kan nicht beſtimmen, ſagte Beliwald, was Ew. Durchlaucht gute Nachrichten nennen. Ich habe die ganze Nacht zu thun gehabt, um dahin zu kommen, wohin ich nun bin.

Mein Schuzgeiſt iſt noch ſehr erzürnt, daß Ew. Durchlaucht ihn einen Schwäzer genant. Er wolte ſchlechterdings auf nichts antworten. Er hat mich über zwei Stunden geneckt. Ich nahm endlich den Apparat, und das rothe Buch zur Hand, darauf aber wolte er es nicht ankommen laſſen. Er gab ſich zu erkennen. Auf die Frage wegen des Schlüſſels und des Mädgens, antwortete er: Er wiſſe nichts davon. Und das, Ew. Durchlaucht, kan ſehr möglich ſeyn, denn was ihr Schuzgeiſt weis, braucht der meinige nicht zu wiſſen. Ich ſezte ihn darauf weiter zu, ob er mit ihrem Schuzgeiſte bekant wäre? Er erwiederte mir, er kenne ihn, ſo wie alle Geiſter ſich kenneten, genau aber nicht, und alſo könne er auch nichts von ihm ſagen. Ich drang ihn, mir die Macht zu verſchaffen, Dero Schutzgeiſt erſcheinen zu laſſen; das ſchlug er mir ſchlechterdings ab, aber er geſtand ein, daß ſie ſelbſt die Operation unternehmen könten.

Wenn ich das kan, ſagte der Herzog, ſo will ichs auch, denn fürchten muß ſich der entſchiedene Mann für nichts. Ich erwarte, Beliwald, daß er mir alles zubereitet, und daß er mich die Formeln und die Art der Geſchwörung lehrt, daß er mir aus nichts ein Geheimnis macht.

„Es iſt meine Pflicht, Ew. Durchlaucht zu unterrichten. Ich habe mich auch nach der Freyheit dazu erkundigt. Ich habe ſie, und Ew. Durchlaucht dürfen nur befehlen, wenn? Doch muß ich vorher die Anſtalten treffen. Es hängt von Ew. Durchlaucht ab, ob es auf Dero Schloſſe, oder ob es in meinem ſchon bereiteten Landhauſe geſchehen ſoll. Im erſten Fall bitte ich mir die Zimmer anzuweiſen, und eine Friſt von 14 Tagen zu ihrer Vorbereitung zu laſſen.

Das iſt mir viel zu lange, antwortete der Herzog, auch mögte das zu viel Aufſehen machen. Der gröſte Theil der Menſchen glaubt doch nicht an dieſe Möglichkeit, und was man ſie nicht überzeugen kan, das muß man lieber vor ihnen verborgen halten.

Wir müſſen geſtehen, daß dies ganz wider Beliwalds Vermuthen kam, und daß ſein Geiſt dadurch in Verwirrung gerieth, obgleich er wieder Meiſter genug war, ſich das nicht merken zu laſſen —

Da er mit der ſichern Idee kam, daß irgend ein Verrath im Werke geweſen, und der Herzog zu dem Schlüſſel gekommen, da er von Miengen die Geſchichte gehört, wie ſie ihn erhalten, da er ihre Schweſter für die Verrätherin, und den Herzog im Beſiz des Schlüſſels hielt, ſo dachte er, dieſer würde mit dem Schlüſſel zum Vorſchein kommen, und dann könte er, da Miengen noch gar nicht befragt war, ſich leicht ganz weis brennen. Es lies ſich auch vermuthen, daß wenn der Vorſaz richtig geweſen wäre, der Schluß ebenfalls nicht gehinkt haben würde.

Nun fielen zweyerley Dinge Beliwalden freylich ſehr zur Laſt, die er, wenn er nicht in der feſten Meynung geweſen wäre, gewis ganz anders eingerichtet haben würde.

Eine groſe Thorheit war es, daß er dem Herzoge die Macht der Beſchwörung überlies, und ſie nicht vor ſich ſelbſt behielt, da er doch immer noch im Stande geweſen wäre, zu lenken, und zu wenden. Jezt war er hingegen ganz in des Herzogs Gewalt, der da machen konte, was er wolte.

Die zweyte weit gröſere Thorheit war, dem Herzoge die Wahl des Orts zu laſſen, und zwar, nachdem er ſich ſchon erklärt hatte, er wolle beſchwören. Indeſſen Beliwald hatte dieſe erſte Erklärung nicht für wahr, ſondern als eine Probe genommen, und glaubte mit jener Freymüthigkeit das zu erreichen, daß der Herzog keinen Zweifel in ſeine Unſchuld des Schlüſſels wegen ſezte.

Da nun aber die zweyte Erklärung kam, ſahe er wohl ein, daß es des Herzogs Ernſt war, und war in den erſten Augenbliken ſeiner Seelenangſt nur froh, daß der Herzog den Gebrauch des Schloſſes dazu ausgeſchlagen hatte, denn ob wir gleich nicht zweifeln, daß eine ſo ſinnreiche und erfinderiſche Gabe, wie Beliwalds, auch aus dieſem Labyrinth ſich herauszufinden gewuſt haben würde, ſo war es doch immer ein äuſſerſt kizliches Ding, deſſen er lieber entübrigt war.

Wie er übrigens ſich herausgewikelt, werden wir in der Folge ſehen, denn der Herzog erneuerte ſeinen Wunſch ſehr ſtrenge. Beliwald ſtand, wie er zu Hauſe angelangt war, immer noch zwiſchen zwey Feuern. War es Verrath oder nicht? Wars der Schuzgeiſt oder nicht?

Mitten in dieſem Schwanken machte er indeſſen alle Anſtalten zu ſeiner Beſchwörung, und wir laſſen ihn dabey allein, weil wir nur auf die Wirkungen neugierig ſind.

Eilfte Aufklärung.

Enthält Projekte, die den dienenden Stand betreffen.

Projekte Lichter zu nennen, ſie mögen ſo gut ſeyn als ſie wollen, iſt immer übertrieben, denn man weis noch nicht, was daraus wird, und ob ſie würklich den Nuzen ſtiften, den man ſich bey ihrer Entmerkung verſprach. Billig zählen wir daher dieſen Abſchnitt blos zu den Aufklärungen.

Was wir vorher vom dienenden Stande geſagt haben, betraf deſſen Fehler und Gebrechen. Fehler und Gebrechen aber blos anzuzeigen, ohne auf ihre Hülfe zu reflektiren, das iſt gerade ſo, als wenn der Arzt zum Kranken ſagen wolte: Mein Sohn du haſt die Pleureſie, und dann nähme er ſeinen Abſchied, und gienge ſeiner Wege, ohne weiter an dieſen Kranken oder ſeine Heilung zu denken.

Ueberhaupt hat die Arzneywiſſenſchaft erſtaunlich viel ähnliches mit der Projektirkunſt. *

Der Arzt nimt ſich allemahl vor, er will den Kranken gewiß heilen, und er iſt nie im Stande die Wirkung einer einzigen Doſe ſeiner Arzney ganz gewiß zu beſtimmen. Eben ſo ſelten wird man zwey Aerzte finden, die in Anſehung eines Patienten bis auf die geringſte Kleinigkeit einig wären. Jeder hat alſo ſein eignes Projekt, nach welchem er den Kranken behandeln, und wiederherſtellen will. Sie kommen zuſammen, das heiſt, ſie geben einer dem andern nach, ſo wie verſchiedene Projektanten, wenn ſie über ein Projekt zuſammen kommen, von ihren

Meynungen abſtimmen, und die beſſern annehmen. Allein führte jeder ſeines allein aus, ſo kämen gewiß drey verſchiedene Projekte an den Tag, ſo wie wenn drey Aerzte allein kurirten, drey verſchiedene Heilarten zum Vorſchein kommen würden, nach denen allen der Kranke aber doch geſund werden könte, denn der Kräfte und Mittel in der Natur ſind mancherley — und mehr als dreyerley.

Doch wir wollen das Gleichnis fahren laſſen, und zur Quelle uns wenden.

In der Reſidenz des Herzogthums, waren, wie wir gehört haben, die Klagen über den dienenden Stand unzählich. Da trat ein Mann von Kopf, Geiſt und Liebe für ſeine Mitmenſchen auf, und ließ ſich in eine Erläuterung der Fehler und Vorſchläge ein, ſie zu verbeſſern. Seine Schrift verdient geleſen zu werden, und vielleicht ſenden wir ſie einmahl vom Planeten Hidalſchin herab. Er beſchrieb die Aufführung des Geſindes, die Kniffe und Pfiffe, die ſie anwendeten, um ſich zu bereichern, die Grobheiten gegen ihre Herrſchaften, die Mängel in den Geſindeordnungen. Er that Vorſchläge, die wir hier alle mit in die unſrigen einziehen wollen, in ſo fern ſie unſerm Plan anpaſſend ſind, und wir läugnen nicht, daß wir ihn zur Richtſchnur gewählt haben. Doch iſt der Plan nur für Städte.

Um Ordnung unter dem Geſinde zu erhalten, iſt eine beſondre Obrigkeit für dieſen Stand nöthig, der ſo zahlreich geworden. Dieſe kan aus einem rechtsgelehrten Vorſitzer, und zwey unpartheyiſchen Beyſitzern aus dem Bürgerſtande beſtehen. Unter ihnen ſteht ein Buchhalter und ein paar Schreiber, welche die Liſten von allen denen führen müſſen, die zu dieſem Stande gehören.

Wo dieſe Einrichtung noch nicht iſt, da muß ſie eingeführt werden. Alle diejenigen, die ſchon zu dieſem Stande gehören, müſſen die Atteſtate ihrer Herrſchaften beybringen, auf wie lange ſie bey ihnen vermiethet ſind.

Jeder dieſer Dienſtbothen empfängt darauf einen Schein, daß er zu dieſem Stande gehöre, der Schein aber bleibt in den Archiven der Obrigkeit. Nun wenn er die Herrſchaft verläßt, und ein Atteſtat bringt, wird ihm dieſer Schein ausgeliefert, das Atteſtat darauf bemerkt, und an des Scheins Statt behalten. Sobald er eine neue Herrſchaft hat, bringt er den Schein zurük. So geht das fort. Die Herrſchaft ſorgt dafür, daß der Schein zurükgebracht werde, dadurch, daß ſie ihren Bedienten im Amte angiebt.

Unter zwey Jahre wird keine Vermiethung zugelaſſen, und vergeht die Bedienung unter der Zeit ſich ſo, daß die Herrſchaft ſie ſchlechterdings nicht behalten kan, ſo wird das beym Geſindeamt entſchieden, und der Verbrecher zu öffentlicher Arbeit gebraucht, oder aufs Land geſchikt.

Jeder, der noch nicht gedient hat, und dienen will, meldet ſich beym Amte, und muß beweiſen, daß er zum Dienen tauglich und geſchikt, auch keinen Nahrungsſtand verlaſſe, der ihm Brod giebt. Dann erhält er ſeinen Schein. Wer vier Wochen nach der Entfernung von ſeiner Herrſchaft keinen neuen Dienſt hat, muß ſich denſelben auf dem Lande ſuchen, damit kein Ueberfluß von Müßiggängern in der Stadt entſtehe, welches Betteley nach ſich zieht.

Man wird wohl einſehen, daß dieſer Plan ſo einfach als möglich iſt. Es würde überflüßig ſeyn, hier groſſe Geſeze wegen des Lohns, der Geſchenke und dergleichen zu machen.

Was braucht der Wille der Herrſchaft oder ihre Güte eingeſchränkt zu ſeyn. Höherer und geringerer Lohn hängen vom Glük ab, ſo wie höherer und geringerer Verdienſt. Wer einen Dienſt angenommen, muß ſeine zwey Jahre aushalten, kan er dann einen beſſern finden, wohl ihm. Sind die beſſern Stellen beſezt, ſo wird er, iſt ihm die Stadt lieb, wohl noch einen kleinern annehmen, wo nicht, ſo geht er aufs Land, wo der Lohn noch geringer iſt. Iſt er widerſpenſtig, ſo wird er beſtraft. Das geſchieht ja dem Miniſter, wenn er es verdient. Die Geſeze fürs Geſinde können ſehr einfach ſeyn. Sie müſſen auch aber das Recht haben, ihre Herrſchaft zu verklagen. Iſt die Herrſchaft ſchuldig, ſo wird ſie geſtraft, und hat ſie ſich ſo gegen das Geſinde vergeſſen, daß ſie nicht zuſammen bleiben können, ſo muß ſie den reſtirenden Lohn der ganzen Miethzeit und einen Monat Koſtgeld bezahlen.

Hat die Herrſchaft recht, und iſt unſchuldig verklagt, ſo hat der Dienſtbothe öffentliche Arbeit zu gewarten. Solte man nicht viel weitläuftige Geſeze in einen ſo kleinen Plan bringen können?

Zwölfte Aufklärung.

Etwas, was aus dem vorigen entſpringt, und deswegen folgt.

Die Pracht, die von dienenden Perſonen im Hidalſchin geführt wird, hat ſchon oft die Frage entſtehen laſſen: Wie iſt dieſem Luxus Einhalt zu thun? Wir nehmen die Frage allgemeiner, und ſagen: Wie iſt jedem dem Lande ſchädlichem Luxus abzuhelfen?

Wer im allgemeinen von Luxus behaupten wolte, er ſey ſchädlich, der würde zu weit gehen. Der Luxus hat ſeine Vortheile, ſo wie ſeinen Schaden. Allein es giebt der Arten verſchiedene. Im allgemeinen hat er den Werth des Geldes erhöhet, die Zirkulationen deſſelben, und dadurch, daß man ſich mehrere Mühe um dieſe Produkte gegeben, den verborgenen Reichthum des Landes ofner gemacht. Er

hat

hat eine Menge Naturgaben in Kreislauf gebracht, die vorher länger ruheten, er hat Induſtrie und Erfindungen verbreitet. Der Luxus iſt daher nicht ſo ſchlimm im allgemeinen.

Ich habe daher, ſagte der ältere Traditor, die Meynung, daß jeder Landesherr ſich in Anſehung ſeiner Geſeze wider den Luxus, nach ſeinem Lande, deſſen Produkten, und deren Benuzung richten ſolte.

Ich nenne alles das Luxus, was mehr als Bedürfniß iſt. Wenn wir aber nicht mehr, als das Bedürfniß in unſerm Leben befriedigen wolten, ſo würde gewiß ein groſer Theil unſerer Freuden wegfallen, denn unſere Seele dürſtet immer nach höherer Vollkommenheit.

Ich will den Saz hier anführen, ohne ihn weitläufig auseinander zu ſezen, daß der Luxus die Vollkommenheit des Menſchen befördert, weil er Kentniße und Vergnügen vermehrt.

Wenn jeder Menſch einzeln, ohne Verbindung mit andern Menſchen lebte, ſo wäre jeder vor ſich der Schöpfer ſeines Glüks oder ſeines Unglüks. Da er aber mit andern in Verbindung lebt, und da dieſe in Verbindung ſich Oberhäupter gewählt haben, ken, die in den Fällen, wo ihre Köpfe nicht harmoniren, urtheilen ſollen; was in ihrer Verbindung für ſie gut oder nicht gut iſt, ſo ſoll jeder nicht mehr der Schmidt ſeines Glüks oder Unglüks ſeyn, da jeder das Unglük von Hunderten durch ſein Glük befördern kan, ſondern die Räder der ſelbſt gewählten, und nun durch Konvenienz nothwendig gewordenen Maſchiene greifen ſo in einander, daß mancher ſich muß gefallen laſſen, unglüklich zu ſeyn, damit tauſend glüklich werden.

Ich wende dieſen Saz nun auf das Spezielle an. Wenn durch irgend einen Luxus, den zehn oder zwanzig Perſonen einführen und dadurch glüklich werden können, tauſend andere, um dieſen Luxus mitmachen zu können, aus ihrer ruhigen Konvention untereinander heraustreten, und ſich in Unruhe ſezen, ſo iſt der Landesherr verbunden, dieſem Luxus Einhalt zu thun.

Ich rechne hierher die Errichtung der Fabriken und Manufakturen, die ausländiſche Produkte bearbeiten, und dadurch in einem Lande gemeiner machen. Zwar bleibt das Geld, was dafür ausgegeben wird, dem Anſchein nach im Lande, allein

das

ſchlimſten und ungerechteſten, der Luxus in auswärtigen Nahrungsprodukten.

Der Landesherr ſoll ſeinen Unterthanen alles ſeyn, er ſoll auch ihr Arzt ſeyn.

Jedes Klima bringt die Produkte zum Vorſchein, die ihm angemeſſen ſind, die mit der Atmosphäre deſſelben, ſo wie mit den Körpern, die darin befindlich ſind, in Harmonie ſtehen.

Sie ſind für dieſe Körper, für ihre Ausdünſtung und Einathmung das angemeſſenſte. Alle Nahrungsmittel, die auf fremden Boden wachſen, ſtehen gewiſſermaſſen in Disharmonie mit dieſem Klima, und der Bewohner deſſelben, wenn er ſie genießt, komt in Disharmonie mit ſeiner Atmosphäre. Dieſe Disharmonie iſts, die ſo viele Krankheiten im Planeten Hidalſchin zum Vorſchein bringt, von denen wir uns kaum einen Begriff zu machen wiſſen, die aber alle wegfallen, und die Bewohner des Planeten weit älter und robuſter werden, und bleiben würden, wenn ſie nicht ſolche Exceſſe in fremden Nahrungsprodukten vornähmen. Treibt doch den Luxus in Nahrungsmitteln ſo weit ihr wollt, nur der Natur getreu, der Natur eures Klima. Allein das nennt ihr keinen Luxus, ihr verderbte, ausgeartete, zu Weichlingen und Schatten von Menſchen gewordene Hidalſchiner!

Der jüngere Traditor mogte merken, daß der Eifer, mit welchem der ältere ſprach, ihm ſchädlich werden mögte, er ergriff alſo die kleine Pauſe, die derſelbe machte, und ſagte:

Nichts wäre einem Lande zuträglicher als eine Nationaltracht, damit der Ueppigkeit in dieſem Falle Einhalt gethan würde. Auch ſollten ſolche Geſeze gegeben werden, daß dieſe Tracht, je nachdem der Stand der Menſchen beſchaffen wäre, in Anſehung der Materialien dazu, ſich zwar verändern könte, daß aber doch es dem Monarchen angenehmer wäre, wenn ſelbſt der Groſe ſich der nehmlichen Materialien bediente, die der gemeine Mann trüge. Es würde dadurch dem vortheilhaften Luxus kein Eintrag geſchehen, ſondern nur der ſchädliche würde aufgehoben, oder doch gemindert werden. Denn es würde auf die Produkte des Landes alsdenn der Fleis gewendet werden, welcher anizt auf auswärtige Produkte gewendet wird. Die daraus verfertigten Dinge würden mehrere Feinheit erhalten, und zu einer

Vollkommenheit gebracht werden, die ſie vielleicht auch andern werth machte, und zu ihrer Exportation Gelegenheit gäbe.

Zu den Hauptmaterialien der Kleidungsſtüke, müſte der Landesherr, die Dinge wählen, die am häufigſten in ſeinem Lande erzeugt würden, und müſte noch beſondern Werth auf die Verfeinerung der daraus gearbeiteten Waaren legen.

Die Nationaltracht aber wäre nicht blos dazu, daß ſie ienen gar zu übertriebenen Kleideraufwand hemmte, der ſo verderblichen Modeſucht Einhalt thäte, ſondern ſie würde auch eine Art vaterländiſchen Enthuſiasmus wieder zum Vorſchein bringen. Denn, wenn Menſchen einerley Landes ſich an fremden Orten begegneten, würden ſie ſich kennen, würden ſich freuen ſich da zu ſehen, würden ſich mit einander von ihrem Vaterlande, von ihrem Monarchen, von ihren Einrichtungen, unterreden, würden einer des andern Beſtes zu befördern ſuchen, würden brüderliche Liebe gegen einander zeigen, einander beyſtehen, und ſo würde eine gemeinſchaftliche Volksliebe entſpringen, die zur Unterhaltung des allgemeinen Beſten im Staat vieles beytragen könte.

Man glaube ja nicht, daß das ein bloßes Projekt iſt. Nein! Beyſpiele haben es ſchon beſtätigt. Es ſind im Hidalſchin Nationen, bey denen es eingeführt, und mit dem beſten Nuzen eingeführt iſt. Es giebt Menſchen dort, die als Landesbrüder ſich erkennen, ſie mögen ſeyn, wo ſie wollen, und man ſage dagegen, was man wolle, es iſt ein Band, welches unauflöslich kettet. Es wäre zu wünſchen, daß alle Regenten des Hidalſchin es nachahmten.

Das ſind fromme Wünſche, ſagte der ältere Traditor. Auch die Regenten ſind zu ſehr in die Konvenienzen mit den Untern verwebt. Das Geſchrey um ſie her betäubt ſie. Und die wider welche Dinge ſchreyen, ſind immer eher im Stande, ſich ihnen zu nähern, als die dafür arbeiten, wenn ſchon dieſer die mehrere Zahl iſt. Man ſolte allgemein nähern Zutritt zu den Thronen laſſen. Es ſolte Tage im Jahre geben, wo jedem erlaubt wäre, ſich ſeinem Fürſten zu nähern. Freylich würden die erſten hierzu beſtimten Tage den Fürſten etwas beſchwerlich ſeyn, allein, wenn ſie auch nur vorüber wären, ſo würde er bald den Gewinn an der Liebe ſeiner Unterthanen bemerken.

Zehnte Finſternis.

Glüklich iſt der, der ſo viel Glük bey gewagten Unternehmungen hat.

Beliwald war für die übrige Welt verloren, und lebte nur blos für ſich und den Herzog, für ſich, um ſich zu retten, für den Herzog, um ihn durch etwas zu täuſchen, was er noch nicht geſehen.

Beliwald war endlich nach langem, langem Ueberlegen, doch von der ſchwärmeriſchen Seite etwas abgebracht, und hatte ſich auf die gelenkt, daß des Herzogs Wiſſen natürlich zugienge. Nachdem ſeine innern Seelenkräfte hierüber einig geworden, ſo nahm er die Sinne ein wenig gefangen, die ihm immer gar zu gern noch das Gegentheil demonſtriren wolten, nicht aus Ueberzeugung, ſondern aus einer Art von Furchtſamkeit, die ihn auf den Fall dieſes Gegentheils ſchaudern machte.

Alſo wars beſchloſſen, der Herzog ſolte ſelbſt die Zitation vornehmen. Ob die Zeit, die der Herzog mit dem Lernen alles deſſen, was dazu gehörte, zubrachte, nicht beſſer hätte angewendet werden können, ob ſie nicht dadurch auf Beliwalds Gewiſſen kam, wollen wir hier nun gerade nicht unterſuchen. Es kan auch ſeyn, der Herzog hätte ſie ſchlimmer zugebracht. Das gehört in die Zukunft, von welcher wir weder urtheilen können, noch dazu befugt ſind.

Genug, Beliwald unterrichtete ihn. Er lehrte ihn das Murmeln der Worte, die das Band des Geiſtes an die Atmoſpäre löſen, die Kräfte der Zirkel, die ihn zwingen, ſich an eine Geſtalt zu binden, er lehrte ihn Gedanken, die nicht gemurmelt werden dürfen, wenn ſchon der Mund ſie in Worte kleiden könne, bey welchen würklich Zwang nöthig ſey, um das Ausſprechen dieſer Worte zu verhindern; er ſagte, im Fall ſie nicht bloß gedacht, ſondern geſprochen würden, wäre die ganze Beſchwörung für dasmahl nichts, und müſte auf einen andern Zeitpunkt verſchoben werden.

Der Grund von dieſem, ſagte er, iſt, weil es der Geiſter verſchiedene Grade und Stufen, ſo wie

bey

bey den Menſchen giebt. Es giebt alſo auch Geiſter, die dieſe Geiſter beherrſchen, die aber ſchon ſo ſehr erhaben ſind, daß ſie ſich an die Körperwelt nicht mehr ketten. Wenn man dieſe Geiſter zugegen haben will, um ſich ihrer Hülfe im Nothfall zu bedienen, ſo muß man die Zeichen und Deutungen, die ſie herbeybringen, blos denken, nicht aber reden und beſchreiben, denn mit dem Munde reden, und mit der Hand beſchreiben, ſind körperliche Dinge, die dem ganz ungebundnen Geiſte nicht angehen.

Sie erſcheinen alſo nicht, und der noch ungebundne Geiſt arrivirt dieſen Fehler, den wir bey der Beſchwörung machen, ſogleich, um nicht zu erſcheinen, denn immer iſt er doch als Geiſt in der Natur ſchon über uns; und iſt daher nicht verbunden zu kommen, wenn wir ſein Recht und Ordnung verlezen.

Ich muß, Ew. Durchlaucht nun, fuhr Beliwald fort, mit den vier Büchern bekant machen, welche die Baſis des Rechts mit Geiſtern umzugehen ausmachen. Das gelbe, grüne und rothe Buch, ſind die drey Grade der Macht über böſe Geiſter. Weil deren Klaſſen verſchieden ſind, ſo müſſen auch die

Aufforderungen an ſie verſchieden ſeyn. Die Aufforderungen geſchehen aber nicht an die Klaſſen der Geiſter, ſondern an die Karaktere der Geiſter. Wenn ein Geiſt, der noch nicht ungebunden iſt, in einem böſen Karakter, den er immer hat, ſich befindet, der ganz gewöhnlich iſt, ſo folgt er dem Aufrufe in dem gelben Buche ohngeweigert, hat er den zweyten Karakter, ſo muß man das grüne zur Hand nehmen, und für den hartnäkigen dritten Karakter iſt das rothe beſtimmt. Das rothe muß mit einer ausnehmenden Vorſicht gebraucht werden. Weil ich ſchlechterdings nicht weiß, welches Karakters ihr Schuzgeiſt iſt, muß ich ſie mit allen bekant machen.

Ich will zwar ihnen zur Hand bleiben, habe auch die Erlaubniß ihnen allemahl zu ſagen, welches Buch ſie ergreifen müſſen, kan auch zu ihrem Schuze beytragen, allein ich wünſchte doch nicht gern, daß ſie die Frucht dieſer Beſchwörung verlieren ſolten.

Der Herzog meinte, das wolle auch er ſich ſehr verbitten, denn er müſte doch ſeinen Kopf genug anſtrengen, und für nichts das zu thun, könne wohl einen Menſchen verwirrt machen — und das blaue Buch iſt alſo das einzige für die guten Geiſter?

Für die ungebundenen. Nicht alle ungebundne ſind gleich gut, und die Beſtimmung des Gutſeyns iſt bey Geiſtern ſehr ſchwer zu finden. Alle dieſe ungebundene Geiſter ſind aber in ihrem Karakter, das heiſt, in ihrem Willen gegen Geiſter und Menſchen gut, anſtatt daß die andern in ihrem Karakter, das heiſt in ihrem Willen gegen Geiſter und Menſchen, böſe ſind.

Die ungebundenen Geiſter ſind aber in ihrem Wiſſen und Vollkommenheiten auch ſehr unterſchieden. Denn man muß ſich nicht vorſtellen, als fände im Geiſterreiche eine Einförmigkeit ſtatt, die es den Bewohnern deſſelben bald zum Ekel machen würde. Es iſt eben ſo viel Verſchiedenheit darin, als es auf der Erde Verſchiedenheit unter den Menſchen giebt, und ſie leben harmoniſch und disharmoniſch, ob gleich immer gut, ſo wie zwey gute Menſchen immer in gewiſſen Dingen disharmoniren können, welchen Saz doch niemand zu beſtreiten im Stande iſt.

Auch iſt die Farbe der Bücher nicht willkührlich, obgleich die Karaktere die Hauptſache ausmachen, denn wenn Werte und Karaktere des blauen Buchs in die gelbe Farbe gebunden würden, ſo könte man noch ſo viel und ordentlich die Beſchwörung vornehmen, und nichts würde erſcheinen.

Der Grund davon iſt nicht, weil ſie in dem Falle nicht erſcheinen könten, ſondern weil ſie in dem Falle nicht erſcheinen wollen. Die Geiſter der abgeſchiedenen Menſchen ſind ja keine vollkommene, ſondern immer noch unvollkommene, wann ſchon vollkommenere Weſen als die Menſchen.

Ihre Unvollkommenheit ſezt daher Schwachheiten zum Grunde, und nach dieſen Schwachheiten handeln ſie denn auch gegen den Menſchen. Könten ſie ſich von Vorurtheilen ganz frey machen, ſo bedürften wir aller dieſer Umſtände nicht, ſondern könten mit ihnen, wie mit unſers gleichen umgehen.

Allein das iſt der Fall nicht, und ſo bleibt uns nichts übrig, als ſie behutſam zu behandeln.

Der Schöpfer muſte doch immer den Geſchöpfen eine Stufe unter ſich ſelbſt geben, und daher gab er den Geiſtern einen gewiſſen Stolz, den ſie ſchlechterdings nicht abzulegen im Stande ſind, da er in der Geiſter Natur liegt, und vielleicht mit ihnen, bis in Ewigkeit fortleben, und das Wahrzeichen ſeyn wird, daß ſie unvollkommene Weſen ſind.

Beliwald brachte hierauf die vier Bücher zum Vorſchein, und zeigte ſie dem Herzoge. Sie waren alle auf Pergament geſchrieben, mit Karaktern und Worten aus Buchſtaben eines beſondern Schlüſſels. Dieſen Schlüſſel konte Beliwald dem Herzoge in ſo kurzer Zeit nicht ſo lehren, daß der Herzog fertig, beſonders in dem rothen Buche hätte leſen ſollen. Er wolte ihm daher, ſagte er, nur vor diesmahl die Schlüſſelbuchſtaben mit andern überlegen, welches angienge, die er aber auch gleich nach der Beſchwörung wieder kaſſiren müſſe, damit kein Misbrauch dadurch geſchähe.

Alle vier Bücher waren gleich, jedes etwa fünf Zoll ins Gevierte, und in Sammet gebunden. Das gelbe war in kreller heller Farbe, das grüne ziemlich dunkel, das rothe brennend, und das blaue hatte Himmelsfarbe. Man hätte denken ſollen, es wäre ein ganz beſondrer Glanz daran.

Das blaue war das erſte, welches er öfnete. Hier, Ihro Durchlaucht, ſagte er, iſt zweyerley Schrift, blaue und goldne. Die blaue iſt die höchſte, das iſt diejenige, die nicht geleſen, ſondern blos gedacht werden darf. Man ſolte denken, die goldne ſey die beſte. Allein die goldne kan man ohne Schaden leſen. Sie enthält dasjenige, was man von dem Geiſte, der ungebunden iſt, verlangt, ohne daß er näher zu kommen braucht.

Auch trift das, was in der goldnen Schrift ſteht, auf jeden Geiſt. Ich kan zum Beyſpiel ſagen: Guter, ungebundner Geiſt, der du mir am nächſten biſt, und nun fahre ich in dieſer goldnen Schrift fort, die da heiſt: Hemme die Macht des gebundnen Geiſtes, der mich irre führen will — oder dieſe Stelle: Vertreibe die Unſauberkeit des gebundenen Geiſtes, die uns zuwider iſt.

Dies alles muß aber in der Sprache des Schlüſſels geſprochen werden, und ich werde Ew. Durchlaucht ſchon den Zuſammenhang dieſes Schlüſſels erklären, und wie man jedes Wort deſſelben im Augenblik ins Hidalſchiniſche übertragen kan, weil nichts leichter iſt, als das, und nur anfangs beſchwerlich, nach dem Schlüſſelalphabeth zu leſen, wenn man die Uebung noch nicht hat.

Die blaue Schrift aber darf nur gedacht werden, und bey Leibe nicht ausgeſprochen.

Was die Zeichen anbetrift, die da ſtehen, und die in der geldnen Schrift ſchwarz, in der blauen aber purpur ſind, ſo müſſen ſie beym Leſen entweder mit dem Finger oder mit dem Stabe in die Luft oder auf die Erde geſchlagen werden.

Der Druk der Luft er ſey ſo fein er wolle, wirkt auf die Geiſter, ohne jedoch ihnen eine unangenehme Empfindung zu machen, ſondern er iſt ihnen vielmehr angenehm. Dies auseinanderzuſezen, dazu gehört mehrere Kentnis der Geiſterwelt, als ich bereits habe.

Die Zeichen werden in die Luft den obern Regionen zu geſchlagen, wenn man mit ungebundenen Geiſtern, den untern, wenn man mit gebundnen Geiſtern zu thun hat.

Das gelbe Buch enthält, wie Ew. Durchlaucht ſehen, ſchwarze und gelbe Karaktere und Zeichen, das grüne hat ſchwarz und grün, und das rothe ſchwarz und rothe Schrift.

Das rothe Buch iſt das empfindlichſte von allen. Auch darf ſchlechterdings nicht ſanft daraus geleſen werden, weil ſonſt der gebundene Geiſt, der eben in dem dritten und lezten Grade der Bosheit iſt, ſich beſinnt, wie er ſeine Macht anwenden ſoll. Allein des dritten und lezten Grades Macht wird durch die Worte gezwungen, die hier geleſen werden, da aber zwiſchen jedem Worte eine Pauſe iſt, ſo kan er dieſe Pauſen, wenn ſie lang ſind, anwenden uns zu verwirren, daß wir einen Fehler machen, und der Fehler ſezt ihn in einen großen Grad ſeiner Gewalt wieder ein.

Das war der Fall, fuhr Beliwald fort, als Ew. Durchlaucht in Zirkel ſchlugen, wie ich im rothen Buche las. Wäre ich nicht gleich im innern Zirkel geweſen, der mich ſchüzte, ſo wären alle die Geſtalten in weit fürchterlicherm Anſehen erſchienen, der Geiſt hätte mit böſen Dämpfen ihre Sinne benebelt, - und ſie wären alle davongelaufen, oder ohnmächtig niedergefallen.

Die erſtaunliche Glaubwürdigkeit, mit welcher Beliwald erzehlte, hatte des Herzogs ganze Aufmerkſamkeit rege gemacht. Solte er glauben oder nicht? Eine Sache, die nicht wahr wäre, in ein ſolches Gewand der Wahrheit zu kleiden, das kam ihm ein wenig ſtark vor. Auch ſchien ihm faſt des Menſchen Geiſt könne nicht hinreichen, ein ſolches Gewebe beſtändig in Ordnung zu erhalten, und noch nie hatte er doch bemerkt, daß Beliwald gefehlt hatte. Noch nie war in der ganzen Sache ein Widerſpruch entſtanden, noch nie hatte er über irgend etwas ſich nicht entſchuldigt.

Er fieng alſo izt noch einmahl vom Schlüſſel und dem Mädgen an, und nante das Mädgen als Miengen.

Beliwald, ſagte er, alles was ich hier von ihm höre, nimt mich ein, alles was ich geſehen habe, verdient Glaubwürdigkeit. Aber warum kan ich vom Traume, warum vom Schlüſſel keine Nachricht erhalten? Abermahls bin ich unterrichtet worden, daß die Sache ihre Richtigkeit hat, und daß Miengen, er kennt ja das Mädgen, daß die es iſt, durch welche ich hintergangen bin.

Aber eben das, erwiederte Beliwald, iſt es ja, was Ew. Durchlaucht durch dieſe Beſchwörung enthüllt werden ſoll, und neue Entdekungen ſolten ſie be-

begieriger darauf machen, dieſe Probe zu unternehmen. Zweifel gegen mich müſſen mich in Erſtaunen ſezen. Ich bin ja in den Händen Ew. Durchlaucht, ich kan ihnen nicht entgehen. Ich will es auch nicht. Habe ich jemahls den Verſuch dazu gemacht? Opfere ich nicht jede Stunde Ew. Durchlaucht, da ich ihnen opfern kan? Habe ich nicht der Freuden des häuslichen Lebens entſagt, um Ihnen zu beweiſen, wie werth mir die Freundſchaft eines Fürſten iſt, der ſo viel iſt, und ſo ſehr allgemeine Huldigung verdient? Wollen Ew. Durchlaucht ihren treueſten Diener ſo kränken?

Dem Herzoge das alles ſagen, und ihn nicht erweicht ſehen, das war nach aller Anrechnung ſeines Karakters unmöglich. Wir übergehen eine Scene, die wir uns zu ſchildern nicht ſtark genug fühlen, die Beliwalden, wenn er kein Schwärmer geweſen wäre, von der Wahrheit der Sache hätte überzeugen müſſen, ſo aber nur Dreiſtigkeit, nicht Ueberzeugung zuwegebrachte.

Dreyzehnte Aufklärung.

Man lege nicht mehr Laſt auf einen, als er zu tragen verdient.

Beliwald erſcheint, wenn das alles, was er dem Herzoge vorſagt, nicht wahr iſt, freylich nicht in dem beſten Lichte, weil er ihn hintergeht, allein, es verdient denn doch würklich einer Aufklärung, in wie fern ihm etwas zur Laſt zu legen iſt, oder nicht, wie viel zu ſeiner Schuld gehört, und was nicht dahin zu rechnen.

Er hatte, wie wir in der Folge ſehen werden, an alle dieſe Sachen Glauben. Sie waren keinesweges aus ſeinem Kopfe entſprungen, er hatte ſie von andern erfahren, die ihm für die Wahrheit hafteten. Dieſe Herren hatten ihre Wiſſenſchaft eben ſo ſehr verpalliſadirt, als er ſie itzt vor dem Herzoge verpalliſadirte. Er klagte in der Stille genug darüber, daß er nur fähig wäre, durch Blendwerke, das hervorzubringen, was andere in der Würklichkeit hervorgebracht hatten.

Es läßt ſich auch aus der gänzlichen Natur des Menſchen, die im Hidalſchin nun einmahl eben ſo iſt, wie auf der Erde, und in andern Planeten, erklären, daß wenn Bellwald auch würklich von Anfange nicht das alles geglaubt hat, er nach und nach durch eigne Arbeiten, und ewiges Nachdenken darüber dahin gekommen, daß er es völlig geglaubt, und immer ſich Mühe gegeben hatte, hinter die Wahrheit zu kommen, und ſelbſt ſo glüklich zu ſeyn, einmahl etwas zu ſtande zu bringen.

Bellwalds anfängliches Betragen, ſein Einmiſchen in alles, was den Staat betraf, und ſeine nachherige Eingezogenheit, und Zurükziehen von allem dem, was dahin gehörte, ſobald es nicht das Specielle des Herzogs betraf, läßt uns ganz deutlich und ungezweifelt ſehen, daß er zwey Hauptzweke jezt hatte, deren einer die Vervollkommnung in ſeiner Geiſterwelt, der andre die innigſte Freundſchaft des Herzogs war. Es kan ſeyn, daß wir in verſchiedenen unſrer Angaben von ſeinem Denken und Handeln dem Leſer Gelegenheit gegeben haben, zu glauben, ſeine Zweke würden andre ſeyn, und ſeine Sache ſich anders enden. Allein, denn müſſen ſie nur bemerken, daß Gedanken, Zwecke und Handlungen der Menſchen, ſelbſt in ihnen oft einer Veränderung unterworfen ſind, daß mit dieſen Veränderungen auch der Lauf ihres Schikſals ſich ändert.

Wenn der Schuzgeiſt des Herzogs nun würklich, wie Beliwald kaum mehr zu zweifeln wagte, ſich ihm entdekt hatte, wenn Beliwald bey allen ſeinen Zubereitungen zum Blendwerk befürchten muſte, daß nach ſeinem Glauben an dieſe Methode, die er andern gelungen glaubte, ſie dem Herzoge auch gelingen, und der Geiſt würklich erſcheinen würde, dann war doch wohl für ihn nichts zu erwarten, als daß er entlarvet würde. Allein er ſcheuete ſich in dem Fall auch nicht. Denn gerade da, war alles, was er gethan hatte, nichts übles. Wenn er den Herzog würklich zu einer Kommunikation mit dem Geiſte brachte, ſo war alles, was er gethan hatte, recht, denn er hatte dadurch etwas zuwegebracht, was dem Herzog lieber ſeyn muſte, als die ſiegreichſte Eroberung, und das Wenigſte, was er ihm zur Belohnung ertheilen konte, war die Verzeihung für alles, worin er würklich gefehlt.

Und das war in nichts, als in dem Wißen deſſen, was der Herzog mit Helviſen abgehandelt, und der Art wie er das erfahren. Vielleicht hätte er jezt den Weg nicht einmahl eingeſchlagen.

Wenn aber der Geiſt nicht erſchien, und wir werden ſehen, wie weiſe er ſich präkavirte, dann hatte er alle Mittel ſeiner Kunſt noch in Händen, und konte ſich ſehr leicht aus der Sache herauswikeln.

Wir wollen aber faſt wetten, daß nach Beliwalds Anlage er ehr gewünſcht hätte, es geſchähe etwas, als daß nichts geſchehen ſolte.

Eilfte Finſternis.

Ein Meiſterſtük von feiner myſtiſcher Dunkelheit.

Beliwald gieng mit den Zubereitungen zu dem groſen Werke eben ſo geheimnisvoll um, als der Herzog mit ſeinem Lernen, und daher kam es, daß niemand wuſte, was doch der Herzog eine Zeitlang immer für ſich in der Stille machte. Selbſt Karine hielt ſich für äuſſerſt vernachläſſigt, und die einzige Urſache, warum man nicht der Sache tiefer nachforſchte, und würklich dahinter kam, war, daß die unruhigen Zeitläufte eine Entſchuldigung gaben.

Die damit mehr zu thun hatten, hielten davor, er wäre bey Karinen, und Karine hielt davor, er beſchäftige ſich dort, eine glückliche Konſtellation für Beliwalds Abſichten, weil niemand ihm jezt im Wege arbeitete, niemand den Herzog von dieſen Ideen abzubringen ſuchte.

Wenige Tage, ehe die große Operation vor ſich gehen ſolte, kam Beliwald zum Herzoge.

Ihro Durchlaucht, ſagte er, man lernt nie aus. Natürlich beſchäftigen Sie mich Tag und Nacht. Ich ſtudiere immer in den Schäzen, die ich mir nach und nach geſammelt. Ich bin dieſe Nacht auf eine Stelle in einer ſehr ſchönen ausführlichen Abhandlung geſtoſſen, die ich ihnen mittheilen muß.

Dieſe Abhandlung betrift den Eintritt der Menſchen ins Geiſterreich. Es iſt da die Rede von Einzuweyhenden und nicht Einzuweyhenden. Hätte ich die Stelle nicht gefunden, ſo war es möglich, daß ich als Lügner vor ihnen ſtand. Ein guter Genius muß mirs eingegeben haben, dies Buch zu ergreifen, und ich ſchreibe es dem zu, daß ich geſtern viel im blauen Buche ſtudirte.

Der Herzog ermahnte ihn, ſich nicht dabey aufzuhalten, ſondern auf das Wichtige zu kommen, wie er um die ganze Frucht ſeines Lernens hätte können gebracht werden.

Es giebt Schuzgeiſter der Menſchen, die zwar dieſen Menſchen eigentlich nicht anders als durch Einwirkung auf deſſen Seele dienſtbar zu ſeyn brauchen, weil ſie ungebundne Geiſter ſind, die aber, wenn ſie den Menſchen, der ihnen übergeben werden, einmahl lieb gewinnen, und ihn würdig halten, ſich ihm zu zeigen, doch nicht abgeneigt ſind, in eine nähere Verbindung mit ihm zu treten.

Allein zu ſolchen Empfängniſſen muß der Menſch, welcher dafür beſtimt iſt, erſt allemahl durch einen andern eingeweyhet werden, der ſchon mit Geiſtern im Umgang ſteht; was für Gründe die ungebundenen Geiſter dazu haben, auf eine ſo beſondre Art ſich verborgen zu halten, läßt ſich ſchwer beſtimmen. Entweder es iſt Vorurtheil bey ihnen, oder es ſind gewiſſe Regeln und Geſeze, nach denen ſie ſich auch zu richten, gezwungen ſind, und die wir daher nicht erörtern können, weil unſre Gemeinſchaft mit ihnen ſo weit ſich nicht erſtrekt.

Wenn daher die Beſchwörung eines ſolchen Geiſtes vor ſich geht, ſo erſcheint dieſer nicht.

Der Herzog wandte hierauf ſogleich ein, daß er, der doch mit Geiſtern im Umgang ſtände, dieſe Einweyhung gleich an ihm vornehmen könte, welches Beliwald aber aus dem Grunde verneinte, weil, wenn der Geiſt ein gebundner wäre, dieſe Einweyhung den Menſchen auf immer von den Umgange mit ihm ausſchlöße, daß alsdenn eine Veränderung mit den Schuzgeiſtern gemacht werden müſſe, die vieler Jahre Zeit und Zubereitung erfordere.

Der Herzog ſchien bey dieſen neuen Bedenklichkeiten ein wenig Mistrauen in Beliwalds Aufrichtigkeit zu ſezen, und ſagte etwas unwillig: So wird wohl die Epoche der Erſcheinung meines Geiſtes nie kommen, wenn man mich ſchon izt auf dieſe Negation vorbereitet.

Ew. Durchlaucht irren, erwiederte Beliwald, wenn ſie hier irgend etwas unechtes muthmaſen.

Ich will ihnen dieſe Sache leichter machen, und ſie wähnen, daß ich ſie ihnen erſchweren will. Ich will ſie zum voraus für das warnen, was ſie erſchreken und unwillig machen könte.

Meine Lehren führen immer das Mittel für das Uebel bey ſich. Sie ſagten mir, daß vielleicht der Geiſt nicht erſcheinen würde, und ſagten doch auch, daß dieſes dennoch beym Einzuweyhenden vorher gehen müſſe. Erſchiene der Geiſt nicht auf dieſe erſte Beſchwörung, dann ſey es Zeit die Einweyhung vorzunehmen. Ich habe daher alles veranſtaltet, was zu einer ſolchen erforderlich iſt.

Der Herzog war zwar etwas, aber nicht ganz beruhigt. Er trieb auf die Eile. Die Zeit verfließt, ſagte er. Ich ſoll und muß abreiſen. Vorher muß die Sache geſchehen, ſonſt geſchieht ſie gar nicht.

Vierzehnte Aufklärung.

Reflexionen, die allenfalls überſchlagen werden können, beſonders von enthuſiaſtiſchen Myſtikern.

Wenn wir ohne die Heuchler zu machen, ſagte der jüngere Traditor, auf den rechten Grund der Sache forſchen wollen, ſo kömt es uns vor, als wenn der Herzog hier ein wenig zu gelinde unterſucht, und Beliwalden zu leicht hätte durchſchlüpfen laſſen. Freylich war ſein Zutrauen gros, und das was alle geſehen hatten, die mit ihm bey den zweifachen Repräſentationen geweſen waren, war ein faſt unleugbares Zeugnis für Beliwald, dennoch hätte er das, was wir dahinter entdeckt haben, auch wohl muthmaſen können, daß nemlich Beliwald ſich gern ſicher ſezen, und ſeine eigne Furcht hinter dieſes Betragen verbergen wollen.

Daß der Herzog dabey nicht ſo ſehr in Anſchlag kam, als der Geiſt, der etwa erſcheinen könte, war ſehr natürlich. Dem Geiſte, wenn er etwa erſcheinen wollte, mit einem Blendwerke in die Quere zu kommen, das war etwas gewagtes, und wenn er bey den nachherigen Unternehmungen des Herzogs auch noch zum Theil in deſſen Händen war, ſo war er doch aus der Gewahrſam des Geiſtes entfernt.

Denn jeder wird leicht einſehen, daß dieſe ganze Kataſtrophe eine Erfindung Beliwalds wenigſtens geweſen ſeyn könne, um ſich ſicher zu ſezen, wenn ſchon nachher der Herzog und alle nicht daran glaubten, ſondern Beliwald immer mehr verehrt, und von dem übrigen Haufen ſeiner Kentniße wegen geſchäzt wurde, die man damahls unwiderſprechlich richtig glaubte.

Wer kan aber es Bellwalden verdenken, daß er auch auf ſeine Sicherheit bedacht war, daß er auch Rükſicht auf die Zukunft nahm? Wer kan es ihm als Schwärmer verdenken, daß er ſich davor ſicher zu ſezen ſuchte, daß ihn der Geiſt nicht überraſchte, den er als kommend möglich hielt.

Er gieng noch weiter in ſeiner Vorſicht. Er lies alle diejenigen, die bey beyden Repräſentationen geweſen waren, zuſammen kommen, erzählte ihnen wider Erwarten Lebenzows und des Schazmeiſters, daß dieſen beyden er anfangs, um ſie nur erſt zur Einwilligung zu bringen, habe merken laſſen, als ob er ein Blendwerk machen wolle, daß er aber dies auf Befehl ſeines Geiſtes thun müſſe. Daß die Wirkung davon nicht ausgeblieben wäre, daß dieſe Herren ihn beym Herzog verrathen; Daß aber dies alles nothwendig geweſen, um den Herzog zu der eignen Ueberzeugung zu bringen, zu welcher er nunmehr gelangt ſey, denn würklich ſey er nun zu der Höhe gekommen, ſelbſt Geiſter erſcheinen laſſen zu können, wovon ſie ſämtlich eine Probe mit anſehen ſollten, bey welcher ſie ob des Herzogs edlem Karakter gar keiner Gefahr ausgeſezt wären.

Er entdeckte ihnen hierauf einiges von dem, was er dem Herzog geſagt, und da, wie er behauptete, daß bey der, im Fall die Geiſtererſcheinung nicht erfolgte, nothwendigen Einwendung, ihrer nur drey zugelaſſen werden konten, ſo wählte er die beyden, die ihn einſt beym Herzog verklagt, damit ſie Zeugen alles deſſen wären, was er mit dem Herzoge vornehmen würde. Den dritten aber mögten ſie ſelbſt wählen, und ſie wählten den älteſten aus ihren Mitteln, weil ſie ihn für den würdigſten hielten.

ten. Der Schazmeiſter ſo wie Lebenzow waren ein wenig empfindlich, daß Beliwald ſie vor den übrigen ſo beſchämt, und in der erſten Hize ermangelten ſie nicht, dem Herzoge das Betragen Beliwalds vorzuſtellen, der es aber nicht tadelte, und ſie troken und kurz abwies, wie ſie nicht vermuthet hatten.

Indeſſen wollen wir, ſagte der ältere Traditor, allen unſern Meynungen hierüber noch eben keine Infallibilität beylegen. Wir ſind alle ſchwach, und können alle irren. Allein wir glauben, und mit uns mehrere, daß ſich die Sache ſo verhält, daß Beliwald Urſachen hatte, weswegen er ſo und nicht anders handelte, daß ſein Erfindungsgeiſt ihm das alles eingab.

Andere glauben das nicht, ſondern ſo wie Fitter immer noch ſeine treuen Anhänger hat, ſo hat auch Beliwald dieſelben, und man iſt immer im Planeten Hidalſchin in der Gefahr, auf einen treuen Anhänger deſſelben zu ſtoſſen, und überhaupt ſich zu verbrennen, wenn man von der Unzulänglichkeit des Umgangs mit den Geiſtern handelt.

Zwölfte Finſternis.

Welche manchen minder werth, als die übrigen eilfe, manchen aber weit wichtigern Inhalts als die übrigen erſcheinen wird.

Der groſe Tag, an dem ſichs entſchriden ſolte — das groſe Geheimnis ſich entſcheiden ſolte, näherte ſich.

Und welch ein groſes Geheimnis? Dieſe Frage ſpähe ich in den Seelen aller meiner Leſer und Leſerinnen.

Ich will ſie auch nicht länger in der Ungewisheit laſſen, wenn ſie es nicht etwa ſelbſt errathen haben. Das groſe Geheimnis, ob des Herzogs Geiſt ein gebundner oder ein ungebundner ſey?

Wäre die Sache in einem gewiſſen andern Lande des Hidalchin vorgefallen, und wäre vorher bekant geworden, ſo iſts gewis, daß das halbe Land in Wetten darüber andre Herren erhalten hätte. Wir haben entſchieden, jeder Leſer entſcheide in ſeinem Herzen, und ſehe dann ob er recht gehabt habe, be, denn er wird nicht lange mehr leſen, um ſeiner Wahl Zuſage oder Verneinung zu finden.

Daß es die Mitternachtsſtunde war, welche ſich Beliwald abermahls wählte, läßt ſich ohnſchwer errathen. Das Zimmer war der ſchon zweymahl benuzte Saal. Der Boden war blau, der Zirkel in dem die eilf Stühle ſtanden, feuerroth. Der mittlere Zirkel ebenfalls blau. Von dieſem Zirkel bis zu dem Stuhle, auf dem Beliwald ſaß gieng ein blauer Streifen, doch nur bis vor Beliwalds Stuhle, der mit in dem rothen Zirkel ſtand. Es war ſo, daß Beliwald die Füße nach Willkühr entweder in den rothen Zirkel ſezen, und ſo von aller blauer Kommunikation ſich entfernen, oder auch beyde Füße aufs blaue bringen, und ſo ſich auf einmahl dahin erheben konte.

Die Wände waren weis. Der Altar ſtand mit zehn Kerzen und zwey Lampen wie das vorigemahl mit ſchwarzer Bekleidung. Beliwald lies vorher nichts trinken.

Sie ſind alle ſtark genug, ſagte er, und überdem iſt die groſe Vermuthung da, daß wir es mit keinem ſchlimmen Geiſte zu thun haben. Man halte mich ja für keinen Schmeichler, wenn ich allen ſage, des Herzogs ganzer Karakter giebt uns zu erkennen, daß er einen guten Schutzgeiſt haben muß.

Es drängt mirs von Herzen weg, was Wirkung aus höhern Regionen auf mich iſt. Ja, gütiger, menſchenfreundlicher, liebreicher Fürſt, Vater deines Volks, der du jeden gern glücklich machteſt, der du in dir trägſt Güte und Liebe, der du das Urbild nicht verkennſt, was dich ſchuf, der du den Frieden im Buſen trägſt für die ganze Welt, nimm hier die neue Huldigung eines Sterblichen, die aber nicht Geiſt aus Sterblichkeit hervorbringt, ſondern die von oben her aus mir ſpricht. Der Einfluß des Himmels nent dich den, der mit einem Worte tauſenden Frieden und Leben geben kan.

Beliwald warf ſich bey dieſen Worten dem Herzog zu Füßen, und umarmte ſeine Knie. Der Herzog hieß ihn aufſtehen, küßte ihn im Angeſicht aller, und ſagte: er werde nie weder ſeine Anhänglichkeit, noch das vergeſſen, was er für ihn gethan.

Alle waren gerührt, alle waren in der ſchönſten Stimmung, als es zwölfe ſchlug.

Beliwald legte den Finger auf den Mund. Alles gieng an ſeinen Ort.

Bis ein Viertel war alles ſtill. Jeder dachte, was er zu denken für gut fand.

Wie es ſchlug, nahm der Herzog, der ſehr vorbereitet war, das gelbe Buch, las und machte alles wie Beliwald bey der erſten Beſchwörung es gemacht. Nur die Degen waren nicht da. Uebrigens erinnerten ſich alle, daß alles mit dem gleich geweſen.

Das gelbe Buch war auch das einzige, welches da war, und das nehmliche, welches Beliwald damahls gebraucht. Der Herzog hatte alles durchgemacht, und es erſchien nichts.

Beliwald ſprang aufs blaue, und ſagte dem Herzoge: Vielleicht iſt Gewalt nothwendig. Er gieng in dem rothen Kreiſe umher, zitterte, und wie ihm nichts geſchahe, ſagte er, alle mögten umhergehen, denn es ſey noch nicht die geringſte Veränderung vorgefallen.

Er wandte ſich darauf zum Herzoge, und ſagte: er mögte ohne die geringſte Furcht ſeyn, denn da ſein Schuzgeiſt noch ganz unbekant wäre, ſo ſey es gar kein Wunder, wenn er nicht in der gewöhnlichen Art und auf die gewöhnliche Berufung erſchiene.

Der Herzog verſicherte Beliwalden, er ſey gar nicht bange, und er möchte ihm nur weiter ſagen, was zu thun und zu laſſen wäre. Beliwald bat daher alle ruhig ſich zu verhalten, doch in Geſprächen ſich indeſſen nicht zu zwingen bis er zurückkäme, dem auch alle folgten, und von gleichgültigen Dingen ſprachen, indes der Herzog im Zimmer auf und ab gieng, ohne jedoch einige Furcht zu äuſſern. Vielmehr betrachtete er Altar, Lampen und Wände mit einer forſchenden Aufmerkſamkeit.

Nicht lange blieb Beliwald aus. Er erſchien mit zwölf Stäben, und dem grünen, rothen, und blauen Buche. Er gab iedem ſeinen Stab, nur des Herzogs und den ſeinigen legte er kreuzweiſe über einander, und die Bücher in der Art dazwiſchen wie bey der gewaltſamen Beſchwörung.

Er ſagte dem Herzoge einige Worte ins Ohr, und ſezte ſich an ſeinen Plaz. Der Herzog gab ihm kurz darauf den einen Stab, und fieng abermals an aus dem gelben Buche die Formeln zu leſen. Beliwald ſprang oft auf den blauen Flek, und ſagte dann dem Herzoge, was er zu thun habe. Er bezeichnete' ihm alle Stellen, wo er leſen ſolte, und welches Buch er zu ergreifen hätte. Er hatte ſelbſt ein kleines Buch in der Hand, in welchem er nachzuleſen, und zu beobachten ſchien, ob auch etwa der Herzog einen Fehler gemacht. Wie der Herzog im rothen Buche am ſchnelleſten und hizigſten las, rafte ſich Beliwald auf einmahl auf, und lief in dem rothen Zirkel umher.

Es iſt ſchlechterdings kein Geiſt in der Nähe, ſagte er izt, ſogar der meinige iſt mir ungehorſam, es bleibt kein weiteres Mittel übrig, als die Einweyhung vorzunehmen. Ich bin nunmehro überzeugt, daß der Geiſt von Ihro Durchlaucht ein guter, ein ungebundener Geiſt iſt, überzeugt, daß er erſcheinen wird, ſobald er nach den Verträgen der Geiſter unter einander erſcheinen kan. Sie alle, meine Herren, können aufſtehen, thun und laſſen was ſie wollen. Ich habe mich durch dieſes Laufen im Zirkel faſt einer Lebensgefahr ausgeſezt, um hinter die ganze Wahrheit der Sache zu kommen.

Der Herzog, der ſchon wuſte, daß drey Zeugen nur bey der Einweyhung zugegen ſeyn durften, erſuchte die übrigen ſich zu entfernen, und man kan es ihm würklich nicht verdenken, daß ihm die Zeit ein wenig lang geworden, und da er des Aeffens nicht gewohnt, ſelbſt von Geiſtern geäſſet zu werden, überdrüſſig war. Sie giengen ſogleich und er blieb mit Beliwald und den dreyen zurük.

Beliwald zog jezt eine kleine Gardine, die an der Seite der Thür war, auf, und es zeigte ſich noch eine Nebenthür, durch welche ſie in ein kleines Zimmer traten.

Dieſe Gardine hatte freylich niemand bemerkt, weil ſie mit den Vorhängen gleich war, allein auf dieſer Seite war auch nie etwas vor ſich gegangen, und alſo konte kein Menſch einen Verdacht darauf haben. Das Zimmer, in welches ſie traten, war ganz roſenroth. Die drey Stühle, die darin ſtanden, waren ſogar völlig roſenroth überzogen. Ein Tiſch, der ganz ſchmal war, ſtand vor dieſen Stühlen hin. Vor dieſem Tiſche ſtand Beliwald und ſtellte den Herzog neben ſich, ein kleines Buch roſenroth eingebunden lag auf dem Tiſche. Es war etwa zwey Zoll lang und einen breit. Auf ganz ſilbernen Feldern enthielt es roſenrothe Schrift. In der Mitte des

Tiſches ſtand ein kleines gläſernes Fläſchgen mit Oel — in einer Kapſel von Roſenholze.

Dies, ſagte Beliwald, iſt die Farbe der Gemeinſchaft mit ungebundnen Geiſtern, ſo wie blau ihre Erſcheinungsfarbe iſt. Dieſes Zimmer iſt Ew. Durchlaucht wegen verfertigt. So muß es ſeyn, wenn eine Einwenbung geſchehen ſoll. Iſt es des Schikſals Wille, ſo wird die erſte Antwort mir nicht entſtehen. Beliwald las die erſte Seite des Buchs, und eine liebliche Melodie im Flötentone erſcholl. Es war als ob es nur eine Flöte wäre, aber alle Wände hallten ſie doch wieder, oder ſie ſchien vielmehr aus allen Wänden zu ertönen.

Der Herzog heiterte ſein Geſicht merklich auf, und Beliwald ſprach, es iſt geſchehen. Ja, Ihro Durchlaucht, ſind der glüklichſte, das war das Jawort zu ihrer Einwenhung. Er wandte ſich darauf zu dem Herzog, las aus dem kleinen Buche noch vier Seiten, und legte es aufgeſchlagen auf den Tiſch. Jezt verbreitete ſich ein köſtlicher Roſenduft im Zimmer umher, und erfüllte es faſt im Augenblik.

Merken ſie wohl, meine Herren, ſagte Beliwald, daß ich das Fläſchgen noch nicht geöfnet. Weil es Roſenöhl iſt, mögten ſie denken, ich habe den Geruch gegeben.

Er nahm hierauf das Fläſchgen, ſchüttete einen einzigen Tropfen in ſeine Hand, und legte ſie auf des Herzogs Stirn. So weihe ich ſie zum Geiſterreiche ein, waren ſeine Worte dabey.

Im Augenblik lies die Muſik ſich wieder hören. Beliwald nahm das Buch, las das Wenige was noch zurük war, ganz aus, und wie er das lezte Wort ſprach, war auch die Muſik ſtill.

Jezt ſagte er zum Herzog, können ſie dreiſt an die Beſchwörung gehen.

Die Sache war einfach, erwiederte der Herzog, aber ſie war ſehr ſchön. —

Durchdrang das Herz bis ins Innerſte, ſezte Lebenzow hinzu.

Der Herzog wandte ſich nach dem groſen Zimmer, und alles folgte ihm. Beliwald rief die ſieben, welche abgetreten waren, wieder herzu. Seine erſte trübere Laune ſchien ſich ganz in Heiterkeit aufgelöſt zu haben. Der Herzog war auch nicht mehr in der melancholiſchen Stimmung, in der er ſich erſt befunden hatte. Man ſezte ſich in der vorigen Ordnung, nur mit dem Unterſchiede, daß Beliwald die Stäbe, das gelbe, grüne und rothe Buch wegtrug, und nur das blaue zurükließ.

Er erinnerte den Herzog nochmahls, er mögte nicht laut leſen, und nicht ſichtbar die Figuren anzeigen.

Daher war die Scene eine ſehr ſtumme. Es mogte eine Viertelſtunde gedauert haben, als ſich durchs Zimmer das Rauſchen eines Lüftgens hören ließ, und jeder der Sizenden empfand auch das Wehen, wobey ſich ein ſchöner Roſengeruch verbreitete.

Beliwald ſprang aufs blaue auf, und ſagte: in einer Minute würde ſich die Muſik hören laſſen. Es erfolgte richtig. Der Herzog legte das Buch weg, und wandte ſich nach dem Altar, dem er vorher mit dem Rüken zugeſeſſen, und beugte ſich einmahl gegen den Altar.

Beliwald trat wieder auf, und ſagte: Sie haben ſchon geſiegt, Ihro Durchlaucht. Ihr Geiſt iſt ein würklicher ungebundener Geiſt, ein ſanfter menſchenfreundlicher, liebevoller Geiſt.

Der Herzog ſprach nichts, und bükte ſich zum zweytenmahle.

Wer ſich vor dem Blenden ſcheuet, der verſchlieſſe bey der dritten Beugung des Herzogs ſeine Augen, ſagte Beliwald zu allen. Gute Geiſter erſcheinen mit einem ganz beſondern Glanze.

Der Herzog beugte ſich und auf einmahl war das ganze Zimmer blendend erhellt. Der Altar war weg, und an deſſen Stelle zeigte ſich eine ſchreibende Maſchine.

Denken ſich Ew. Durchlaucht etwas, ſagte Beliwald, aber ſprechen ſie es nicht aus, ſonſt verſchwindet der Geiſt. Er verſucht ihre Gedanken. Er beantwortet aber heute nur eine Frage. Nehmen Ew. Durchlaucht daher eine die ihnen wichtig iſt.

Die ſchreibende Figur war wie eine Lichtgeſtalt, menſchliche Form, aber mit holden Zügen eines Engels. Der Herzog ſchien davon durchdrungen, alle betrachteten ſie mit einer Art von Ehrfurcht.

In den Händen hatte er ein vierekiges Blat, welches ſeine eigne Lichtweiße hatte, und einen Griffel, der auch in nichts abſtach. Nach einer kleinen Weile, da ihm der Herzog immer aufmerkſam betrachtet hatte, ſchien er ſchreiben zu wollen, und nach einer andern Pauſe ſchrieb er würklich.

Der Herzog frug Beliwald durch Zeichen, ob er ſich nähern könte.

Beliwald trat aufs blaue, und ſagte: Es iſt Ew. Durchlaucht nicht verwehrt ihm näher zu treten, allein hüten ſie ſich ihn anzurühren. Sie würden nichts fühlen, er würde vielleicht auch da bleiben, aber ſeine Wirkung auf ſie würde verloren gehen, und ich kan nicht beſtimmen ob auf immer.

Der Herzog gab zu erkennen, ob er das rothe berühren dürfe.

Sie ſind mit dem Körper für den Geiſt ſo gut als abweſend, ſagte Beliwald, und können gehen wohin ſie wollen. Der Herzog gieng auf den Geiſt zu, ſahe auf das Blat, und ſahe nichts, gab dieſes auch Beliwald zu erkennen, und ſchien unwillig zu ſeyn.

Ew. Durchlaucht können nichts ſehen, bis der Geiſt ſich ſeiner Macht bedient, die Schrift körperlichen Augen ſichtbar zu machen. Ich hoffe wir alle werden ſie ſehen.

Der Herzog trat in den Zirkel zurük. „Wenn Ew. Durchlaucht izt das Buch nehmen wollen. Der Geiſt hat zu Ende geſchrieben.“ Der Herzog nahm das Buch, und nach fünf Minuten kam der nehmliche heftige Glanz, die ſchreibende Figur verſchwand. Altar und Zubehör ſtanden da, und auf demſelben lag ein Papier. Die Muſik ließ ſich hören, da der Herzog immer das Buch noch vor ſich hielt, und zu leſen ſchien. Der angenehme Geruch, und das Rauſchen des Windes wekte die Zuſchauer aus ihrem ſüſſen Taumel. Auf einmahl war alles ſtill. Beliwald trat auf, und ſagte: Die Erſcheinung iſt vorüber.

Der Herzog gieng ſtillſchweigend auf das Papier zu.

Es waren blaue Buchſtaben darauf, die die andern von weitem ſehen konten. Er las.

Ich bin zufrieden, Beliwald, und dies Wort ſezte die ganze Sache in das heiterſte Licht, ſo wie alle ganz beſonders vergnügt wurden, alle aber auch Beliwald bewunderten, und eine Hochachtung für ihn fühlten, wie ſie vorher noch nicht gefühlt hatten.

Wer hätte das auch nicht ſollen, der Augenzeuge von dieſem allen geweſen war. Ohnmöglich ließ ſich Beliwalds Kunſt noch bezweifeln, und die Freundlichkeit, die der Herzog jezt gegen ihn ſehen ließ, überzeugte Lebenzow und den Schazmeiſter nicht allein, daß er ewig bey dem Herzoge in Gnaden bleiben würde, ſondern ſie fielen auch in die Vorzeit zurük, und wähnten, daß ſie vielleicht ihm, und ſeinem Geiſterweſen die ganze Gnade zu danken hätten, womit ſie überſchüttet worden, und nahmen ſich vor, einen ſolchen Mann nie wieder zu beleidigen.

Funfzehnte Aufklärung.

Die Beliwald zwar dem Herzoge giebt, von der aber nicht zu erwarten iſt, daß ſie jemanden aufklären wird.

Der Herzog hatte niemanden das Papier gezeigt, hatte auch niemanden geſagt, was er gedacht, und doch war er mit dem zufrieden, was ihm der Geiſt zur Antwort ertheilt hatte. Das war doch wohl ein Zeichen, daß hier mehr als menſchliches, mehr als natürliches geweſen war, daß übernatürliche Kräfte gewirkt hatten.

Dem Herzoge ſelbſt war es unerwartet gekommen, daß ihm Beliwald eine Frage zu denken vortrug, denn auf gedachte Fragen zu antworten, dazu gehörte in der That erſtaunlich viel.

Daß der Herzog die Frage nicht gerade aufs alltägliche eingeſchränkt, kan man ſich denken, daß die Antwort auf die gedachte Frage nicht ganz myſtiſch, ſondern ziemlich deutlich geweſen ſeyn muſte, iſt ſehr ſicher aus des Herzogs Zufriedenheit zu ſchlieſſen, der ſchon über zu vieles unwillig war, als daß Dunkelheit ſeinen Unwillen nicht noch hätte vermehren ſollen.

Wie das alſo zugegangen bleibt bis zur Auflöſung Problem, und wenn die Zeit es nicht auflöſen konte, ſo bliebe Beliwald immer gröſter Meiſter in der Zitationskunſt, ſey es auch damit zugegangen, wie es wolle.

Vorizt war daran gar nicht zu denken. Der Herzog hatte Beliwald gebeten, ihn den andern Morgen

gen zu beſuchen, und Beliwald erſchien, nicht ganz in der guten Laune, in welcher der Herzog ihn erwartet hatte.

Auf die Frage, was ihn mismuthig mache, erhielt der Herzog die Antwort, daß er eine ſehr üble Nacht zugebracht, daß ſein Geiſt ihn ſehr zugeſezt, und ihm Vorwürfe gemacht, daß er die Sache ſo weit getrieben, und den Herzog auf eine ſo hohe Stufe geſezt.

Der Herzog abſtrahirte von dieſer Materie, und frug ihn: Ob er mit dem Geiſte in ſo genauem Verſtändniß wäre, daß er die Frage wiſſen könne, die er gedacht, und die Antwort, die er darauf erhalten. Beliwald beantwortete das verneinend. Nichts, ſagte er, was einen ungebundnen Geiſt angeht, liegt in meiner Sphäre. Ich kan ſchlechterdings keine Gemeinſchaft mit ihm haben. Ich kan alles erklären, von allem reden, ich kan mir denken wie alles zugeht, aber von dem was zwiſchen den Menſchen und dem ungebundnen Geiſte kommunizirt wird, kan ich gar nichts wiſſen. Wenn Ew. Durchlaucht Geiſt zu den gebundnen gehört hätte, da wäre mir nichts entgangen, und mein Geiſt hätte mich von allem unterrichten können, ſo bin ich weit übler daran, weil der meinige mir die Vorwürfe gemacht, daß ich ihn nicht mit Ihnen in Konnexion gelaſſen, und hätte ich ſchon unrecht daran gehandelt, ſo wäre es doch für mein Leben auf dem Planeten Hidalſchin beſſer geweſen.

Der Herzog machte auch nicht die geringſte Miene, Beliwalden etwas zu ſagen, und Beliwald war klug genug, nichts zu fragen. Der Herzog kam auf das Geſpräch der Dankbarkeit gegen ihn, und was ſie deswegen abgehandelt, davon hat uns Beliwald eben ſo wenig unterrichtet, als der Herzog ihn davon, was er mit dem Geiſte abgehandelt. Es läßt ſich aber vermuthen, daß des Herzogs Denkungsart ihn nicht ohne Belohnung gelaſſen, die der Sache angemeſſen geweſen.

Nachher kam der Herzog auf die Erſcheinung ſelbſt. Mir iſt dabey ein Zweifel eingefallen, ſprach er, der wohl in Betrachtung gezogen zu werden verdient, und über den eine Erläuterung mir ſehr willkommen ſeyn würde. Beliwald verſicherte, wenn er ſie geben könne, wolle er es gern thun.

Er hat mir geſagt, mit ungebundnen Geiſtern müße man nur geiſtig, nicht körperlich umgehen; dürfen hab ich nicht einmahl den Geiſt berühren, und doch haben dieſe meine Augen, und was noch mehr iſt, die Augen aller derer, die mit zugegen waren, dieſen Geiſt körperlich geſehen.

Nicht körperlich, Ew. Durchlaucht, ſagte Beliwald. Das ſchien ihnen nur körperlich zu ſeyn. Ihre Seele nahm den Geiſt blos gewahr, und nicht einmahl durchs Vehikulum der Augen, denn die Augen können ja nichts als Körper ſehen. Wie Ew. Durchlaucht auf den Geiſt zugiengen, ſahen ſie ihn nicht immer. Das waren nicht ihre Augen, ſondern ihre Seele, die ihn ſahe, und ſo iſt der Fall auch mit den übrigen, die ihn geſehen haben.

Auch dieſe ſahen ihn nicht mit den Augen ihres Körpers. Glauben Ew. Durchlaucht nicht, daß dieſes gewählte Leute ſind? Man kan nicht jedweden zu einer ſolchen Erſcheinung zulaſſen. Alle dieſe haben einmahl Anwartſchaft auf den Umgang mit Geiſtern, und durch ihren unſichtbaren Schuzgeiſt, wird ihnen in ſolchen Stunden die Fähigkeit ertheilt,

theilt, mit ihren Geiſtesaugen die Erſcheinung zu ſehen. Alſo konnen Ew. Durchlaucht ſicher glauben, daß hierbey kein Widerſpruch ſtatt findet.

Der Herzog konte hierbey wirklich nichts anders thun, als glauben, was der Mann ihm verſicherte, der ihm zu allem dem geholfen hatte. Er erinnerte nur noch, daß er bald wieder eine ſolche Erſcheinung wünſche.

Da werden Ihro Durchlaucht, ſagte Belinwald, ſich etwas gedulden müſſen. In dieſer Art rede ich mit meinem Geiſte alle einundachtzig Stunden einmahl, allein ein ungebundner Geiſt hat das Recht nur alle einundachtzigmahl einundachtzig Stunden wiederkehren zu dürfen, und wenn ſchon dieſer Geiſter Gemüthsart ſehr gut iſt, ſo iſt doch eine gewiſſe Ordnung unter ihnen eingeführt, die ſie nicht überſchreiten dürfen. Auch können Ew. Durchlaucht ſich ſelbſt denken, daß es eine ſehr gemeine Sache um den Umgang mit Geiſtern werden würde, wenn man ſie ſo oft erſcheinen ließe, und daß es gewiß Menſchen geben würde, die die Gabe misbrauchten, die ſie zu dieſem Endzwek hätten.

Der Herzog ſahe ſich genöthigt, auch auf dieſe Erinnerung gelaſſen zu bleiben, denn wie konte er etwas gegen den einwenden, der ihn ganz in ſeiner Gewalt hatte.

Das war freylich ein Zeitraum von hundert und acht und vierzig Tagen, für einen ungeduldigen Mann ein wenig ein langer Termin. Indeſſen war es gut, daß ihn jezt andre Dinge beſchäftigten.

Sechzehnte Aufklärung.

In welcher der Herzog in eine ganz andre Sphäre, Beliwald aber in Ruhe kömt.

Voll von den Geiſtererſcheinungen gieng der Herzog zu Karinen, um ſie zu ſeinem Abſchiede vorzubereiten. Die Zeit deſſelben näherte ſich. Freylich weinte Karine, und hätte noch gern alles aufgeboten, um dieſen Hartherzigen dahin zu bringen, daß er ſie mitnähme. Die Dame, die Freundin Karinens hatte alles dazu vorbereitet, ſie hatte ihr ſo zu ſagen die Worte in den Mund gelegt, die ſie dem

Herzoge ſagen ſolte. Allein alle Verſuche waren vergebens, der Mann blieb ſtandhaft, und der Landesvater wolte ſeinen Völkern nicht ein Beyſpiel von Zaghaftigkeit geben, indem er den Helden darſtellen ſolte.

Alſo muſte geſchieden ſeyn, und es ward wirklich geſchieden.

Wir wiſſen nicht eigentlich, ob das ſo war, wiſſen auch nicht ob Karine Gelegenheit dazu gegeben hatte, genug man wolte behaupten, dieſer Abſchied ſchon ſey kälter, und nicht mit der ſonſtigen Herzlichkeit des Herzogs gegen ſie verbunden geweſen.

Wenn dem würklich ſo geweſen wäre, ſo müſſen wir glauben oder fürchten, daß der alten Dame Prophezeyungen, die der Leſer ſich zurükzurufen beliebe, ein wenig frühzeitig in Erfüllung gegangen, daß die Neigungen Karlinens nicht den Neigungen Heloiſens entſprachen, und daher die erſtere zwar tiefen Eindruk auf des Herzogs Temperament gemacht, jedoch dieſer ſich bald wieder verloren, da die Einſtimmung der Seele nicht ihn unterſtüzt, und des Herzogs immer beſchäftigt ſeyn wollenden Geiſt nicht an ſich feſſeln können.

So viel iſt wohl gewis, daß wenn dieſe Trennung vor der genauern Verbindung mit ihr geſchehen wäre, der Abſchied vielleicht ſchwerer geworden ſeyn würde, und es lieſſe ſich noch eine kleine Wette wagen, ob der Herzog ſich nicht zu einer Begleitung würde haben überreden laſſen, wenn man ihm ſtark zugeſezt hätte, wenn man anders einen Blik in die Zukunft thun könte, um zu entſcheiden.

Oder hatte vielleicht Beliwalds Einfluß bey dem Herzoge würklich die Liebe verdrängt.

So wie der Herzog aber auch die Reſidenz verlaſſen hatte, beſchäftigten ihn keine andre Sorgen, als die fürs gemeine Wohl. Jezt kam ſeine Perſon nicht mehr bey ihm in Betrachtung. Ganz widmete er ſich den Geſchäften des allgemeinen Beſtens, nicht blos allgemein für ſein Land, ſondern allgemein für den Planeten Hidalſchin.

Wir haben oben gehört, daß der Herzog jeden Schritt, den er in der Sache fürs Allgemeine gethan, ohne Eigennuz that. Er gieng darin etwas von der Meynung ſeines Vaters ab, der keinen Schritt zu irgend einem Vergleich zwiſchen andern that, ohne ſelbſt dabey gewinnen zu wollen.

Wir haben aber auch oben bereits erklärt, daß was für den alten Herzog Norm war, nicht gerade für den jungen ſie ſeyn konte. Jenen zwang die Politik ſeiner Zeiten ſo zu handeln. Dieſen hingegen führte die der ſeinigen einen mildern Weg. Jener war genothgedrungen, ſich immer furchtbar zu erhalten, und immer furchtbarer zu machen. Dieſer wolte geliebt, ſehr geliebt ſeyn, denn er liebte es, wenn die Unterthanen ihren Regenten als einen Vater betrachteten, und nicht als einen Richter fürchteten, wenn ſie nicht zitternd, ſondern traulich ſich zu ihm naheten.

Auch brauchte er ſich nicht gerade furchtbar zu machen, denn er war es durch ſeines Vaters Bemühungen, und wir wollen drauf wetten, wenn der Vater jezt wieder ein jüngeres Leben hätte anheben können, ſo hätte er auch den Weg mehrerer Milde eingeſchlagen, die er doch ſeinen Unterthanen nie fehlen laſſen.

Allein ſo war er einmahl an Rauhe gewöhnt, und er meinte es bey allem dieſen Anſchein doch herzlich gut, mit jedem nemlich, mit dem er es gut meinen konte, das heißt, von dem er glaubte, er wä-

wäre kein unnüzes, müſſiges, faules Mitglied der menſchlichen Geſellſchaft.

Daß ſein Sohn hierin anders dachte, oder vielmehr nachgebender war, iſt gewiß, denn wie viele duldete er um ſich, die dem lieben Gott die Jahre ſtahlen, ohne etwas zum Beſten ihres Nächſten zu thun.

Er hatte aber freylich andre Ideen, und glaubte vieles möglich, was es nicht ſo war, hielt von Dingen und Studien etwas, wovon der alte Herzog zu ſagen pflegte, es ſind Narrenspoſſen, von denen es aber immer noch nicht entſchieden war, ob ſie das auch wären.

Alſo laſſen wir jedem ſeine Denkungsart und ſeinen Gebrauch. Beyde waren gut.

Der Herzog ſtand in einem Lichte da, auf welches alle ſahen. Er war würklich in dieſem Augenblike einzig in ſeiner Art. Auf ihn ſahen alle Mächte des Hidalſchin, um zu wiſſen, welchen Weg er gehen, und ob er das Feuer des Krieges anblaßen, oder dämpfen würde. Auf ihn ſahen alle arme Gedrükte aller Länder mit flehender Miene, daß er ihrer Anmuth eingedenk ſeyn, und ſie nicht zertreten laſſen mögte, durch die Schrecken, die der Feind ins Land bringt.

Auf ihn ſahen all die Vermögenden des Hidalſchin in banger Erwartung, ob er ihren Schäzen Zerſtreuung zu winken, oder ſie dafür ſchüzen würde. Auf ihn ſahen alle Miniſter der Potentaten, um aus ſeiner kleinſten Bewegung zu ſchließen, was für ihre Mächte zu hoffen, oder zu fürchten ſey.

Auf ihn ſahen alle rebelliſche Unterthanen, und nährten die dumme Hofnung, daß er vielleicht ihren Unternehmungen beytreten, und ſie in ihrem Ungehorſam ſchüzen würde. Auf ihn ſahen alle Spekulanten, und ſchienen dem großen Herzog Mitleiden gegen ſich ablokken, ſchienen ſagen zu wollen: er mögte doch tauſende ruiniren, damit ſie Einzelne den Gewinn davon trügen.

Kurz die Blike, die ſämtlich auf ihn fielen, machten ein entſezliches Chaos aus, und hätte er ſelbſt ſie alle ſehen, hätte er in aller Herzen, die an ihn dachten, die Wünſche leſen können, nach denen man ihn wolte handeln laſſen, er hätte müſſen eingeſtehen, daß es ein eignes Ding darum ſey, Herrſcher zu ſeyn, und daß man bey der gröſten Güte, und dem ausgezeichnet beſten Willen ſehr unglüklich darin ſeyn könte, mehr Neider als Freunde zu erhalten.

Des Herzogs Geſinnungen haben wir zum Theil ſchon entwikelt, und ſie waren faſt die nehmlichen izt, die ſie damahls waren, als er die Anſtalten dazu machte, im Nothfall helfende Macht, zum allgemeinen Beſten zu ſeyn. Er gieng, entſchloſſen, Held zu ſeyn, wenn es erforderlich wäre, entſchloſſen, allen gütigen Vater zu ſeyn, wo er mit Liebe etwas ausrichten könte.

Er überſah mit reifem Blik und ſcharfem Auge, geſtärkt durch die Ueberblike eines Miniſters, der zu ſeines Vaters Zeiten ſchon geehrt war, den ganzen Planeten Hidalſchin, und ſein Auge entdekte, daß der Friede beſſer ſey als der Krieg. Der tändelnde Liebhaber lebte nicht in ihm, wo es aufs Wohl des Landes und der Länder ankam, da lebte der ſorgſame Menſchenfreund, der weiſe Regent. In ſeinem Herzen war von dem Augenblik an Friede beſchloſſen, und der große Mann ſcheute ſich nicht, himmelwärts zu bliken und mit naſſen Augen zu flehen, daß der da Krieg und Frieden gebieten kan, ihm beyſtehen wolle in ſeinem guten Unternehmen.

Neuntes Licht.

Und es ward, was der Himmel, und ſein edler Verweſer auf Erden wolte.

Kaum war dieſes auch in dem Herzen des Herzogs beſchloſſen, als er ſchon jedes Mittel anwandte, um dieſem ſeinen Zwecke näher zu kommen, und das groſe Werk zu vollbringen.

Anfangs war es ihm, als dem ſorgſamen Vater für ſein eignes Volk in den Sinn gekommen, zu deſſen beſſerer Bequemlichkeit und Behaglichkeit einen Diſtrikt Landes ſich zu erringen, der ihrem Fleiſe eine weite Ausſicht geöfnet hätte, und Gelegenheit gegeben, daß ſie ihre Induſtrie weiter als in ſeine eignen Bezirke verbreiten könten. Es war auch nicht unbillig, daß man ihn ſelbſt, da er groſe Koſten aufwenden muſe, ein kleines Equivalent dafür zugeſtand.

Wie er aber ſahe, daß die Neider im Hinterhalte lauerten, wie er gewahr wurde, daß Nationen dawider waren, ihn Antheil an dem allgemeinen Rechte der ganzen Menſchheit über ein Element nehmen zu laſſen, wie er vermuthen konte, daß des Waſſers wegen Blut fließen würde, da entſchloß er ſich gleich zu einer Aufopferung ſeiner Vortheile, und groſmüthig genug bot er dar, er wolle nichts haben, nur müßen auch andre nicht mehr haben wollen, um nicht die Obermacht über ihn zu gewinnen, und einſt ihm ſchädlich zu werden. Eine Sache, die er für ſeine Unterthanen, und deren Nachkommen nicht verantworten könte, wenn er auch ſelbſt um des Friedens willen dazu geneigt wäre.

Es waren wirklich viel Regenten des Hidalſchin, die in dieſem Falle ſehr unbillig waren, und die offenbar zeigten, ſie haßten den Herzog wegen des Anſehens, welches er behauptete.

Denn ſeine Anſprüche auf den Strich Landes waren würklich erwieſen.

Auch ſein eignes Volk murrte gröſtentheils, daß er dieſe Gelegenheit aus den Händen lies, ihnen ſo groſe Vortheile zu verſchaffen, allein ſie würden gewis nicht gemurret haben, wenn ſie, wie er eingeſehen hätten, daß es ihr Blut ſey, was dann flieſſen, ihr Vermögen, was dann geopfert werden müſte.

Aber die Guten unter den Menſchen ſahen mit Bewunderung und ſtillem Erſtaunen auf den edlen großen treflichen Fürſten. Gott im Himmel! riefen ſie empor, laß ihn lange leben, ihn, der ſo edel iſt, der ſo keine Ader hat, die nicht für Güte und Volkswohl ſchlägt! Wende von ihm ab jede Irleitung, damit nie — nie ſein Sinn anders werde, damit er einſt als der herrliche Menſchenfreund dieſen Planeten verlaſſe — aber ſpät — ſo ſpät als möglich, denn ſo lange er bey uns iſt, wird Friede wohnen im ganzen Hidalſchin. Eintracht und Bruderliebe werden ſich begegnen, und ſich küſſen — es wird ſeyn paradieſiſches Zeitalter der Wonne des Himmels!

So dachten Patrioten, die es gut meinten. Auch gab ſein Beyſpiel andern den Sinn, das nehmliche zu thun. Man fand, daß er eigentlich derjenige ſey, der auf ſeinen Forderungen beſtehen könte, und nicht nachzugeben brauchte, und er gab nach, er gieng mit dem Beyſpiele voran, was andre hätten gegeben ſollen. Zwar iſt es richtig, daß noch das Kriegsglük entſcheiden muſte, aber wer nur irgend mit der damahligen Verfaſſung des Planeten Hidalſchin bekant war, der muſte zugeben, daß es nicht, gar nicht wahrſcheinlich war, daß der Herzog den Kürzern ziehen konte, da er noch im geringſten nicht geſchwächt, ſeine Kaſſe in den beſten Umſtänden von der Welt war, und diejenigen, die ſeine Feinde werden ſolten, nichts weniger als dieſe Vortheile hatten. Wenn er den geringſten Grad von Eitelkeit, das heiſt, von falſcher Eitelkeit und Ehrgröſe eines Herrſchers beſeſſen hätte, ſo hätte es gar nicht fehlen können, er hätte wenigſtens einen Theil deſſen gezeigt, was er zu leiſten im Stande war.

Sein grosmüthiges Betragen machte alſo, daß ein eben ſo edeldenkender Regent ihm folgte, und aufopferte, was er gewonnen. Auch er hatte viel Murrens von den Seinigen auszuſtehen. Auch ihm legte man zur Laſt, er ſähe nicht auf die Vortheile ſeines Volks, ſondern auf ſeine Bequemlichkeit, und man hatte da noch viel mehr unrecht, denn er handelte gerade, wie ihm zu handeln Pflicht war.

Hierüber ſagten die Traditeren, haben wir eine Abhandlung in den Exkorperationen, die das Verhältniß der Staaten in dem Planeten Hidalſchin betrift, und die ſie uns dann mitzutheilen verſprachen, wovon wir auch unſern Leſern noch ein mehreres ſagen werden.

Sobald der Herzog nur mit dieſem Regenten einig war, ſo war er gewis, daß das ganze Werk vollbracht. Er lies nun noch kläffen, wer kläffen wolte, denn er wuſte, daß ſeine Macht, mit der Macht dieſes Regenten vereinigt, alle in Reſpekt erhalten würde.

Freylich waren andre, die auch bey den Unruhen gewonnen hatten, nicht ſo bereitwillig dieſem groſmüthigen Beyſpiel der beyden Anfänger nachzufolgen, und vielleicht hatten ſie auch Urſache eben nicht bereitwillig dazu zu ſeyn. Man muß jedem Gerechtigkeit wiederfahren laſſen.

Es war unter den kriegführenden Regenten im Hidalſchin eine Macht, die freylich über eine etwas rauhe Nation herrſchte, und daß dieſe Nation nicht laut werden würde, wenn ſie das zurükgeben ſolte, was ſie mit ihren Blute erkauft, das war

im=

immer noch einer Frage unterworfen. Alſo hatte der Beherrſcher derſelben vielleicht die wichtigſten Urſachen, in ſeinen Schritten vorſichtig zu gehen, und nur nach und nach ſie laut werden zu laſſen.

So viel inzwiſchen war doch bewirkt worden, daß man mit einer kleinern Macht, ſchon die Traktaten abgeſchloſſen, und das waren Vorboten, die das Größere als bald nachfolgend erwarten ließen.

Kurz, der Herzog war derjenige, deſſen Geſinnungen diesmahl würklich auf alle Mächte Einfluß hatten. Loderndes Feuer herrſchte eigentlich in aller Herzen. Auf ſeinen Wink kam es an, ob die Flamme aus allen losbrechen und verzehren ſolte, was ſie fand. Er winkte aber zum Dämpfen, und ſie verlöſchten alle vor ſeinem ſchönen Friedensblik.

Zehntes Licht.

Der Willkommen.

Willkommen denn alſo in den Grenzen des Hidalichin! Laß dir von einem kleinen Planetenbewohner ein Loblied ſingen, du der du die Welt beglükſt. Alles ſegnender Friede, ſey willkommen! Sey willkommen, der du dich verbreiteſt wie ein warmer belebender Weſt nach den kalten Winter-Tagen, um Fruchtbarkeit zu verbreiten allenthalben!

Wer wolte dir nicht mit ofnen Armen entgegen eilen, du ſanfter Bote der Freude, du Lebenswiederbringer, du ergözender Himmelsgaſt? Wer wolte nicht Blumen ſeines Herzens ſtreuen deiner Ankunft, um noch weicher zu machen, deinen Fußtritt?

O ſieh, ſieh — Wie dir alles entgegenlächelt, was Odem hat! Du verjagſt das Verderben, du läſſeſt den Tod fliehen — dein freundlicher Blik verſcheucht die Sorgen und den Kummer von jeder Stirne. Die Schwermuth verläßt jeden Wohnſitz, den ſie hatte, und Wonne zieht in die Wohnungen, die ſie verwüſtet hatte.

Bleibe ewig bey uns. Verlaß nie unſern Planeten!

Jede Hand ſoll ſich ausſtreken, dich zu halten. Jede Zunge ſoll dein Lob ertönen — Jedes Laſter ſoll dich einladen.

Weltenbevölkerer! verlaß uns nie.

Siebzehnte Aufklärung.

Es erhebt ſich ein kleines Ungewitter, das Karinens Himmel zu verdunkeln ſcheint.

Der Friede war alſo geſchloſſen, und der Herzog hatte das große Werk vollbracht. War es Wunder, daß Jubel in dem Lande war, wo der Herzog ſich befand, Wunder, daß man von allen Seiten ihm zujauchzte, Wunder,, daß man Feſte veranſtaltete, Ihn zu zerſtreuen, und die Früchte genießen zu laſſen, die er gegeben? Welche Seeligkeit hatte er verbreitet! Das Füllhorn des Seegens hatte er mit dem Frieden über ſeine Unterthanen ausgegoſſen. Sie dankten ihm, und ſpendeten den Ueberfluß der Freude.

In der Reſidenz war man nicht unbeſchäftigt geweſen. Karine und ihre Freundin hatten ſchriftlich und durch Stüzen verſchiedenes getrieben, wovon ſie hoften, daß es Nuzen bringen ſolte, und wirklich war man in der Meynung, ſobald die Sache des Friedens zu Stande gebracht ſey, würde gleich Ordre kommen aufzubrechen, und den groſen Sieger — denn welcher Sieg wäre wohl gröſer — ehrenvoller! — nun wieder zu umarmen nach ſo langem Schmachten nach ihm.

Allein unglüklicher Weiſe blieb dieſe Ordre aus. Und doch war ſchon viel davon geſprochen worden, die ganze Reſidenz war voll davon. Man wuſte den Tag der Abreiſe ſchon. Er war beſtimt. Es hatten ſich viele auf die nun baldige Unterſtüzung Karinens gefreuet, und ſogar in fremden Ländern weilten Menſchen, die auf Erlöſung hoften, und ſich nach ihrer Berufung eben ſo ſehr ſehnten, als Karine nach der ihrigen, die ſich immer und immer verzögerte.

Viele in der Reſidenz wolten zwar auch behaupten, daß dem allen nicht ſo ſey, daß es Karinen gar nicht ſo ſehr um des Herzogs Zurükkunft zu thun wäre, als man behaupten wolte, noch auch, daß ſie ſich zu ihm wünſchte, oder je von ihm verlangt habe, ihm nachzureiſen.

Andre wieder wolten ſagen, das Verſtändnis zwiſchen ihnen ſey ſchon gänzlich gebrochen geweſen, ehe der Herzog die Reſidenz verlies. Wer kan über ſolche Sagen urtheilen? Indeſſen ſcheint es doch, als wenn dieſe leztern nicht recht hätten, ſchien auch als wenn die erſtern nicht auf den Grund der Sache gekommen wären.

Beſſer ſchienen den Nagel auf den Kopf diejenigen getroffen zu haben, die da behaupten wolten, der Pfeil des Liebesgottes habe den Herzog aufs neue verwundet, und eine andre als Karine, ſey izt der Gegenſtand ſeiner Flammen.

Wem gieng das übrigens etwas an? Hatte der Herzog etwa nicht genug ſich gezeigt? Hatte er ſich etwa im Laufe der nothwendigern Dinge unterbrechen laſſen? Hatte er ſie nicht geendet, ehe er auf Vergnügen dachte, und auf ſeine Perſon Rükſicht nahm?

Allein, da er einmahl alles glüklich beendigt hatte, da er einmahl wuſte, es ſey keine Gefahr mehr da für ſeine Unterthanen, da er gereift ſahe den großen Zwek, den er gehabt hatte, da war es ihm doch wohl nicht zu verdenken, daß er nun auf ſich dachte, daß er nun der Freuden auch koſten wolte.

Er zeigte ſich auch hierin gütig und milde, er nahm an allen Vergnügungen ſeiner Unterthanen Antheil, und er lies ſie auch wieder an den ſeinigen Theil nehmen. Er wolte nicht allein ſich freuen, er ſchlos keinen von der Freude aus.

Und wenn nun ſeine Freude für ſeine Perſon mehr an ſchönen edlen weiblichen Geſchöpfen hieng, als an einer andern Leidenſchaft, und wenn er nun ſein Behagen durch ſie fand, warum ſolte man ihm deswegen tadeln? Nein, dem Manne, der der Welt den Frieden geſchenkt, dem ſchenke man doch auch ſeine Freuden, beneide ſie ihm nicht, tadle ihn nicht.

Aber, Karine! Karine! wie wurde es dir bey dem Gerüchte dieſer Neuigkeit? Wie wird es dir ſeyn, wenn du ihre Beſtätigung erfährſt?

Das Glük iſt wunderlich. Es verfolgt einen oft nur auf kurze Zeit, es verläßt einen oft in dem Augenblike, da man es am meiſten zu behalten wünſcht.

Aber, Karine: ſagt man, leide nichts dadurch. Karine hatte Ehrgeiz im Sinn, da ſie den Schritt that, und ihr Ehrgeiz wurde nicht, ſo befriedigt, wie ſie es gewünſcht hatte.

Karine hatte wollen die Hand in allem Spiel haben, und hatte das nicht gekont. Das war nicht des Herzogs Plan gewesen. Dieſer welte Karinen lieben, und welte ſie ſolte wie Heloiſe ſich alles deſſen enthalten, was nicht ins Fach der Liebe und ſeiner Unterhaltung ſchlüge. Sie konte ſich dazu nicht überwinden. Daraus ſagt man, wären kleine Demelees erfolgt, die beyde von einander zurükgezogen hätten. Daraus hätte der Herzog gemerkt, daß nicht blanke Liebe gegen ihn zu dem Schritt die Schöne gebracht. Troz dem, daß er ſie ſchön gefunden, hatte er doch auch von Rechtswegen Eigenliebe, und da es ihm kränkte, daß es hier eine andre Triebfeder ſey, ſo konte unmöglich die Anhänglichkeit bleiben, die für Karinen anfangs da geweſen war.

Wir erinnern, ſagte der ältere Traditor, nochmahls, daß das geſagt wurde. Und fuhr der jüngere Traditor fort, um keine der Sagen unnachgeſagt zu laſſen, erinnern wir noch, daß man ſagte Karine habe gar keine Urſache in Anſehung ihrer Glüksumſtände, und in Anſehung der Zukunft die Veränderung zu bereuen, denn was das erſte beträfe, ſo wäre ſie ſo verſorgt, daß ſie ein bequemes Leben führen könne, und was das zweyte beträfe, ſey man der Meynung, daß der Herzog ſich wohl vielleicht nicht ſo gütig gegen ſie gezeigt haben würde, wenn in der Folge dieſer Bekantſchaft etwas nähere Vertraulichkeit zwiſchen ihnen gekommen wäre.

Was übrigens des Herzogs angebliche neue Liebe betrift, was für Eindruk ſie auf Karinen machte: Was für Veränderungen in dieſer Epoche vergiengen, wie die fernern Dinge Krieg, Frieden, Unruhe und Ruhe betreffend, im Hidalſchin abgelaufen, davon werden wir, ſo Zeit und Umſtände es erlauben, alle Sachen in den Evaporationen beybringen, und ſie jedesmahl auch mittheilen.

Achtzehnte Aufklärung.

Von einer beſondern Entdekung, welche gemacht wurde, und die wir zum Schluße dieſer dreyerley Wirkungen dem Leſer nicht vorenthalten können.

Vergnügt lebte Beliwald, und ruhig konte er des Herzogs Zurükkunft abwarten. Seine Beſchäftigungen theilten ſich zwiſchen Schwärmerey und Weltumgang. Von der einen Seite fand er Befriedigung für ſeine Eitelkeit, von der andern Seite für ſein Herz.

Auch er war in ſeiner Handlungen und ſeiner Gedanken Meiſter, und auch bey ihm hieß es: Er thue was ihm gut dünkt.

Wir würden ſeiner auch izt nicht mehr erwehnt haben, wenn nicht eine Unvorſichtigkeit, die ihm freylich nicht hätte zu Schulden kommen ſollen, eine ganz ſonderbare Senſation gemacht hätte, die wir nicht übergehen können, weil ſie auf die Folgezeit Einfluß hat, und Erläuterung giebt.

Beliwald hatte doch alle ſeine Zitationen in ſeinem eignen Landhauſe vorgenommen, und alle Zubereitungen hatte er auch dort verfertiget. In einem Zimmer, von welchem wir nicht wiſſen, ob er es dazu gebraucht oder nicht gebraucht hatte, in einem Zimmer, welches er immer ſorgfältig verſchloſſen hielt, und in dem er ſich ſelbſt oft ſorgfältig verſchloß, ſahe ein kleines Mädgen von etwa zehn Jahren eine Geſtalt wie eines Geſpenſtes, und bebte davor zurük, fieng an zu ſchreyen und lief davon.

Der Lerm ward bald im ganzen Hauſe groß, und das Mädgen erzählte allen, ſie habe ein Geſpenſt geſehen, welches ein Papier in der Hand gehalten und geſchrieben. Alles lief ins Zimmer, um es ebenfalls zu ſehen, aber das Kabinet war verſchloſſen.

Die Leute, die da unmöglich glauben konten, daß indeſſen jemand die Thür verſchloſſen, hielten die ganze Geſchichte um ſo mehr für wahr, und wie Beliwald, der eben verreißt war, zurükkehrte, ſo hörte er zu ſeinem Erſtaunen, daß auf ſeinem Landhauſe ein ſchreibendes Geſpenſt ſich ſehen laſſen, daß das ganze nah gelegene Dorf davon voll wäre, und daß man es herein berichtet habe, um ihn zu warnen, daß er ſich nicht in Gefahr begebe, denn man deutete dieſe Erſcheinung auf nichts kleineres, als auf ſeinen baldigen Tod.

Die erſte Erkundigung, die Beliwald einzog, war, ob man denn das Geſpenſt immer noch ſähe? und als man ihm erwiederte, daß man die Thür ſogleich wieder verſchloſſen gefunden, wurde ſeine Miene gleich heiterer und weniger verlegen.

Demnach ſcheint uns Beliwald wohl ein wenig verdächtig zu ſeyn, und ſich ſehr bloß gegeben zu haben. War es nun des Herzogs würklicher Schutzgeiſt, den man geſehen, oder war es eine Maſchine die dieſen vorgeſtellt? War es der Geiſt, warum wurde er ruhiger, da das Zimmer verſchloſſen war? Es läßt ſich ziemlich deutlich auf das lezte ſchlieſſen.

Soviel haben wir auch noch aus Erfahrung beygebracht, daß Beliwald einſtens in ſpäter Nacht noch auf dieſes Landhaus reiſte, von einem Domeſtiken eingelaſſen wurde, daß er am andern Morgen alle diejenigen, die den Lerm gehört hatten, und beſonders das kleine Mädgen zu ſich rufen lies, und ſie gerade in das Kabinet führte, wo zwar anfangs das Mädgen, dem die Erinnerungskraft vielleicht noch einige Spuren zurükgelaſſen, etwas zu ſehen vorgab, allein hernachmahls betheuerte, ſie ſähe nichts.

Der allgemeine Lerm legte ſich dadurch etwas, aber ein Munkeln gieng fort, welches ſich nicht unterdrüken lies, und das Beliwald mit aller Mühe nicht auszurotten vermogte.

Was dieſes Munkeln nach ſich zog, und was die übrigen Begebenheiten des Herzogs anbetrift, das haben unſre Traditoren uns in den Exkorporationen mitzutheilen verſprochen, wohin wir denn auch unſre Leſer verweiſen, und die nachfolgende Anzeige reiflich zu erwägen, ſie höflichſt bitten.

Ende der dreyerley Wirkungen.

Anzeige.

Exkorporationen. Eine Monathsſchrift von den Verfaſſern des Romans: **Dreyerley Wirkungen.**

Es bleiben in dem Roman: Dreyerley Wirkungen, deſſen Traditionen uns von Bewohnern des Planeten Hidalſchin zugekommen, verſchiedene Dinge zu erläutern übrig, die dem wisbegierigen Leſer vorzuenthalten, wir wider unſre Pflicht glauben.

Da aber auf dem Planeten Hidalſchin auch andere Dinge vorgefallen, die eben ſo ſehr der Betrachtung werth ſind, als die ſchon berührten, ſo haben wir uns entſchloſſen, eine Monathsſchrift unter dem Titel: Exkorporationen, herauszugeben, und hoffen in dieſer den Leſer mit nicht minderm Intereſſe zu unterhalten, als in den dreyerley Wirkungen, die er ſo vortheilhaft aufgenommen.

Auſſerdem, was die dreyerley Wirkungen betrift, wird in den erſten Heften dieſer Monathsſchrift noch erſcheinen:

1) Eine Abhandlung: Ueber das Verhältnis der Staaten im Hidalſchin, die die Arbeit eines groſſen Politikers iſt, und die auf unſern Planeten nicht ohne Anwendung ſeyn kan.

2) Ein Fragment des Werks: Recenſenten und Eſel! Der Leſer kan ſich ſelbſt abſtrahiren, daß hier **keine Beleidigung ſtatt finden** wird, da unſere Traditoren die ſanfteſte Gattung von Geſchöpfen ſind. Es wiederfährt jedem Gerechtigkeit, und man kan ja wohl von Kontraſten ſchreiben. Wenn ein Geiſtlicher ein Buch unter dem Titel: Gott und Teufel ſchriebe, ließe ſich da nicht viel gutes ſagen?

3) Ein Syſtem der Geiſterbeſchwörungen, mit verbundner Geſchichte derſelben. Gänzlich aus der Natur geſchöpft, ohne allen Anſtoß.

Wir übergehen das, was etwa noch in unſerm Plan liegen könte, da wir uns zum voraus ſchmeicheln,

cheln, daß der Leſer mit der Wahl unſrer Aufſätze zufrieden ſeyn wird.

Wir verſprechen nur noch, daß wir alle uns tradirte Neuigkeiten im Planeten Hidalſchin in kurzen Auszügen vortragen, und der Anekdoten nicht vergeſſen wollen.

Was das Aeuſſere unſrer Monathsſchrift anbetrift, ſo erſcheinet mit Anfang Januar 1791 das erſte Stük von 6 bis 7 Bogen gros Oktav, und ſo wird jeden Monat fortgefahren.

Auf den ganzen Jahrgang wird ein halber Ld'or oder zwey und ein halber Rthlr. ſächſ. Münze, Vorausbezahlung angenommen. Man erhält für dieſe Summe über 20 Bogen in groß Oktav, dem auch noch, wo es nöthig, Kupfer beygefügt werden. Nachher iſt der Preis 4 Rthlr.

Diejenigen, welche bis zum 1ſten Dezember 1790 vorausbezahlen, erhalten ihre Exemplare auf Schreibpapier.

Die Hauptbeſorgung hat das Addreß-Comtoir in Dresden, wohin man ſich entweder directe, oder durch Einſchluß: An die Verfaſſer der Exkorporationen, wenden kan.

Uebrigens werden Privatperſonen, die Vorausbezahlung ſamlen wollen, 10 P. C. Rabatt zugeſtanden. Leipzig am 1ſten Oktober 1790.

Die Verfaſſer der dreyerley Wirkungen.

1168 /4

16, A. 726

Dreyerley
Wirkungen.

Eine
Geſchichte aus der Planetenwelt,

tradirt und ſo erzählt.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Siebenter Band.

Germanien, 1792.
bey Peter Sandhof.

Erſte Finſternis.

Scheint faſt Licht zu ſeyn, geht aber bald in Dunkel über.

Wir übergehen einſtweilen das, was des Herzogs Abweſenheit aus der Reſidenz betrifft, um ihn zu betrachten, wie er wieder zurükkehrte; und auch da könten wir ihn in keiner Finſternis auftreten laſſen, wenn wir nicht die erſten freudigen Gefühle ebenfalls bey Seite ſezten, die bey ſeiner Zurükkunft, in die Reſidenz von allen Seiten auf ihn zuſtrömten, und nothwendig ſeine Heiterkeit ebenfalls erregen mußten, wenn er auch nicht Urſache gehabt hätte, an und vor ſich es zu ſeyn, welches doch wirklich der Fall war.

Dem Leſer ſoll aber desfalls nichts von allem dem entgehen, ſondern wir wollen es zu ſeiner Zeit vorzubringen nicht ermangeln; izt aber den Herzog mit Beliwald in ihrer erſten Unterredung betrachten.

Der Herzog hatte der Dame vor ſeiner Abreiſe nichts von allem dem geſagt, was Beliwald indeſſen mit und für ihn, und, wie er es auslegte, zu ſeinem Beſten vorgenommen. Es war ſehr natürlich, daß ſein Glaube an Beliwald größer geworden, und ſo wie man, beſonders in Verfällen dieſer Art, immer ſich nach dem richtet, was einem am meiſten in die Augen leuchtet, ſo wie man in der Dunkelheit immer nach dem Scheine zuwandert, der einem den finſtern Pfad erhellet, ſo war es auch dem Herzoge nicht zu verdenken, wenn er von dieſer Zeit an wieder alles, was die Dame ihm geſagt, zwar für ſehr gute Meynung hielt, immer aber doch Heloiſens Einfluß, die von dem allen nichts wiſſen wollte, auf die Dame für ſehr wirkſam, und ſie von ihrem Glauben angeſteckt, und von den ihm nun ſo zweifelhaft gewordenen Beweiſen verblendet hielt.

Wenn es eine Schwäche des Herzogs genannt zu werden verdient, daß er nicht zur Zahl derer gehörte, die den Glauben an etwas, was ſie nicht begreifen können, verwerfen, ſo war er wirklich ſchwach. Begreifen konte er nicht, wie alles zuginge, was Beliwald gethan, und wovon er ihn überführt hatte; allein, ſagen, es iſt der feinſte Betrug, weil ich's nicht begreifen kan, das war ihm auch etwas Unmögliches.

Er hatte während ſeiner Abweſenheit aus der Reſidenz zu viele wichtigere Dinge zu thun gehabt, als daß er reiflich über dieſe Vorfälle hätte nachdenken können. Doch waren die Augenblike, ſo wenig ihrer waren, in denen er ſich ſelbſt überlaſſen ſeyn konnte, mit den Ideen davon ziemlich gefüllt.

Einmal kam es ihm ganz ſonderbar vor, daß Beliwald ſich nicht fürchten ſollte, ihm ein Blendwerk von der Art, welches doch zulezt an den Tag kommen mußte, ſo ungeſcheut zu ſpielen. Es ſchien ihm, als wenn er auf ſeinen Zorn gar nichts gäbe, oder als wenn er alle Empfindungen gegen ihn ſelbſt verloren haben müßte.

Er war in den Augenbliken, in welchen er ihn, ihrem vertrauten Umgange von Jugend auf gemäß, betrachtete, äußerſt geneigt, zu glauben, er habe dieſe Kentniſſe alle; und ſchon waren Beliwalds ſo häufige Unterredungen dann ſo ſehr Meiſter über ſeine Seele, daß er ſich den Umgang mit Geiſtern als eine Sache vorſtellte, die niemand verachten ſollte, weil ſie den gewiſſeſten überzeugendſten Beweis vom Daſeyn der Seele gäbe.

Wenn er nun aber ganz geneigt war, auf ſeine Seite zu treten; wenn er faſt unumſtößlich ſich vorgenommen hatte, durch gewaltſames Zudringen dieſen Beliwald nicht mehr zu ängſtigen, ſondern von Zeit und Ort es abhängen zu laſſen, wie ſich ihm nach und nach das Geheimniß entwikeln würde; wenn er ganz darüber mit ſich einig war, daß Beliwald doch nicht ein einzigesmal eine eigennützige Abſicht hatte ſehen laſſen, und alſo wohl ſein Vertrauen verdiente, weil ſein Zwek, wenn er nicht auf ſich ſelbſt gerichtet wäre, gut ſeyn müſſe, ſo fiel ihm wieder eine Einwendung gegen die Wahrheit alles deſſen aufs Herz, die er ſich nicht wegzuphiloſophiren vermogte.

Er hatte Beliwalden, wie die Dame ihn zuerſt an Schlüſſel und Mädchen erinnert, doch geſagt, er fühle ſich beunruhigt; hatte ſich des Ausdruks bedient, ſein Schuzgeiſt ſäuſele um ihn her; hatte von Phantaſien geſprochen, die ihn bey Tag und Nacht quälten. An allem dieſen war doch kein wahres Wort, ſondern es war blos der Weg, auf dem er Beliwalden zwingen wollte, reiner mit der Sprache herauszugehen, auf dem er unterſuchen wollte, ob die Sache Grund habe oder nicht. Und Beliwald hatte das alles doch wenigſtens für wahr gehalten, weil er ihm von der Unwahrheit deſſelben nicht den geringſten Wink gab. Er war ſogar im Stande, ihm ſeinen Schuzgeiſt ſehen zu laſſen; und da er das im Stande war, mußte er doch auch wohl wiſſen, daß der Herzog ihn hintergangen. Dieß war ihm die ganze Zeit, in welcher Beliwald ihm immer mehr Ideenfolge gegeben, nicht eingefallen, mußte ſich auch ſeinem Gedächtniſſe entdrängen, ſo bald die wirklichen Beſchwörungen ihn zu überzeugen ſchienen, daß er ſeinem Freunde Dank ſchuldig wäre, und nur nachfolgende Entwickelung, aller nun ſchnell gefaßten Wunderideen, konnte die Zweifel rege machen.

Wäre die Dame, die dem Herzoge die Augen ſo öfnen wollte, daß er ſehen ſollte ohne zu rügen, er habe geſehen, nur nicht ſo feſt in ihren Grundſäzen geweſen, daß ſie ſchlechterdings zu Beliwalds offenbarem Nachtheile etwas zu thun ſich nicht zu entſchließen vermogte, ſo hätte ſie gewiß, da ſie muthmaßen und aus den häufigen Zuſammenkünften Beliwalds und des Herzogs ziemlich ſicher ſchließen konte, daß zwiſchen ihnen neue Geheimniſſe obwalteten, und neue Erläuterungen vorgefallen wären, ſo hätte ſie gewiß ein Wort davon fallen laſſen, da der Herzog Abſchied von ihr nahm, und das hätte auf jeden Fall eine Eröffnung von ſeiner Seite nach ſich gezogen, die ſie belehrt hätte, daß die Gefahr größer ſey, als ſie glaubte.

Sie würde dann nicht ermangelt haben, entweder dem Herzoge ein ſo vollſtändiges Bekenntniß abzulocken, daß ſie bey ihrem außerordentlichen Scharfſinn ihn auf dieſen erſt nachher von ihm entdeckten Widerſpruch aufmerkſam machen, und Beliwalden eine Arbeit in Abweſenheit ſeiner aufzulöſen hätte geben können, die dem gordiſchen Knoten gleich geweſen, und wahrſcheinlicherweiſe auch nicht anders, als durchs Durchſchauen deſſelben, hätte entknüpft werden können, oder ſie hätte den Herzog wenigſtens um die Erlaubniß gebeten, Beliwalden einige Winke geben zu dürfen, daß ſie mit ſeinen Unternehmungen nicht ganz unbekannt ſey.

Das war ein Vorſaz bey ihr, wenn der Herzog wirklich litte, den nichts wankend machen können, daß ſie dann Belwalden ſich als eine Warnerin darſtellen, und von den Folgen ihm ein Bild malen wollte, das ſeinem Dringen auf den Herzog Einhalt thäte.

Weil aber der Herzog ganz unbefangen ſchien, weil er, ohne Trübheit ſehen zu laſſen, Abſchied nahm, weil ſie mit ihm in Unterredungen kam, die wichtigere Gegenſtände betrafen, als die Erſcheinungen, weil ſie ihn ſo ganz für dieſe wichtigen Dinge eingenommen und in einem Enthuſiasmus fand, der ſeinen Staaten gewiß den augenſcheinlichſten Nuzen bringen mußte, ſo wollte ſie ihn auch nicht daraus ſtören, und hielt mit Recht Belwalds Einfluß nicht für mächtig genug, daß er auf das gute Herz des Herzogs zur Verſchlimmerung wirken ſollte.

Das alles war zu Belwalds Glük. Hätte er gleich bey der Abreiſe des Herzogs ein ſolches Herzklopfen empfunden, wie ihn bey der erſten Unterredung mit ihm überfiel — hätte er ſich's bedacht, daß der Herzog, ohne von ihm auf irgend eine Art geleitet,

leitet, und von ſeinem Untergang weggelenkt zu werden, dieſe ganze lange Zeit über alle Widerſprüche, die nun nach gerade in ſeinen Proceduren nicht fehlen konten, nachdenken, und ſich daraus die Behandlung ziehen und verſezen konte, die er gegen ihn beobachten würde, ſo hätte ſich ſein Geiſt ſicher nicht faſſen können, und ſeine Standhaftigkeit wäre am Ende geweſen.

So aber war der Fall bey ihm, wie er oft bey den Menſchen zu ſeyn pflegt, der, daß Anhäufung von Unglüksfällen Anhäufung des Muths nach ſich zieht, und er zog ſich abermals aus der Sache.

Die Geſchichte ſelbſt, die in der Abweſenheit des Herzogs ſich zugetragen, mußte ihm dienen, ſich noch einmal der Schlinge zu entreißen.

Wir wollen aber der Ordnung nachgehen. Des Herzogs Heiterkeit konte ſich beym bloßen Anblik Deliwalds unmöglich gleich verſtimmen, denn er haßt ihn nicht, und hatte auch nicht Urſache ihn zu haſſen, ſondern er ſehnte ſich nach einer Aufklärung, die ihn endlich einmal beruhigen könte. Und dieſe Sehnſucht erſtrekte ſich gerade mehr dahin, daß die Sache gegründet und wahr ſeyn mögte, daß er offenbar und ohne Winkelzüge mit Beliwald zu Werke gehen, und wenn er auch wirklich des nähern Umgangs der Geiſter, wegen ſeiner vielen und wichtigen weltlichen Geſchäfte entübrigt ſeyn müßte, wenigſtens freundſchaftlich über das Geſchehene ſich mit ihm unterhalten könne, als daß er ihn ſchuldig zu finden gewünſcht hätte.

Allein, ganz war er nicht vom Verdacht gegen ihn frey, und daher ſchien, troz der Heiterkeit, die er eigentlich ſehen ließ, des Herzogs Stirn doch etwas gefurchter, als Beliwald ſie erwartet hatte, und es ſchimmerte ihm eine Ahndung in ſeine Seele, die ihm den Herzog ungehalten malte, obgleich er noch nicht beſtimmen konte, war er es wegen der erfahrnen Geſchichte des ſchreibenden Geſpenſts, oder hatte ihm irgend ein anderer etwas ins Ohr geſezt, was ihm nun nachtheilig werden könte. Verrathen in Dingen, die wichtig waren, konte ihn niemand haben, das wußte er gewiß.

Nach den erſten Glükwünſchen der Zurükkunft wegen ſowohl, als wegen der trefflichen Beendigung alles deſſen, was man ſich vorgenommen, die der Herzog, wie er es immer zu thun pflegte, freundlich, doch nicht ſtolz annahm, ſagte er mit halbem Lächeln: „Nun, mein lieber Beliwald, troz meiner häufigen Arbeiten, hab' ich Ihn doch nicht vergeſſen. Er und unſre Sache haben mir bey jedem freyen Augenblik in dem Sinne geſchwebt, und manche angenehme und manche trübe Stunde verurſacht. Die mir von Ihm beſtimmte Zeit des Wartens iſt nun bald vorüber, und ich geſtehe, daß, wenn ich nicht mit Geſchäften zu ſehr überhäuft geweſen wäre, ſo hätte ich nimmermehr ſo lange aushalten können. Wir werden uns wohl zu einer neuen Operation vorbereiten müſſen, in welcher ich doch weiter zu kommen hoffe, als das vorige Mal."

„Um aber," fuhr der Herzog fort, „gegen Ihn alle die Offenherzigkeit zu erwiedern, die Er gegen mich bliken läßt, um nicht undankbar zu ſcheinen, will ich Ihm einen kleinen Betrug entdekken, den ich Ihm geſpielt."

Beliwald konte nicht rathen, wovon die Rede war, ſchlieſſen aber, daß es von keiner Kleinigkeit war, und das war gar nicht in ſeinem Plan, daß er auf irgend eine Art der betrogene Theil ſeyn ſollte,

ſollte. Die wirkliche Sache, die ihm, da er ſie zuerſt hörte, doch dem ähnlich ſchien, hatte er vergeſſen, und fürchtete eine weit ſchlimmere. Blaß und verlegen werden, war eine Folge, die dem Herzog nicht entging, doch aber nicht ſo ganz ſchlimm von dem guten Fürſten ausgelegt wurde.

„Ew. Durchlaucht,“ ſtotterte Beliwald, „können mich nicht hintergangen haben —“

„Doch, doch —“ ſagte der Herzog. „Alles das, was ich Ihm von meines Schuzgeiſtes Umſäuſeln, von der Aengſtlichkeit meiner Seele, von den verſchiedenen Phantaſien geſagt habe, iſt Unwahrheit geweſen. Ich muß Ihm nur geſtehen, daß ich nichts von allem dieſen empfand; daß außer denen Erſchütterungen, die Er mit Seinen Operationen bey mir hervorgebracht, ich nie irgend eine Wirkung des Geiſtes auf mich empfunden habe. Ich habe vielmehr in dieſer ganzen langen Zeit mir alle mögliche Mühe gegeben, einer nähern Vereinigung ohne Zwangsmittel gewürdigt zu werden; aber wenn ich auch nur ſagen ſollte, daß mir die kleinſte Offenbarung geſchehen, oder ich nur eine Ahndung von etwas empfunden hätte, ſo müßte ich's lügen. Alles alſo, was ich Ihm damals ſo geheimnißvoll entdekte, geſchah blos, um Ihn zu bewegen, daß Er mit der Richtigkeit oder Unrichtigkeit Seiner Sache etwas aufrichtiger herausrüken möchte."

Belwalds Herz klopfte ſchon ſo ſehr, daß, wenn er dem Herzoge um einige Schritte näher geſtanden hätte, dieſer es hätte hören müſſen, wie es in ihm tobte.

„Ich würde," fuhr der Herzog fort, „nachdem, was ich nachher geſehen und gehört, keinen Augenblik an der Wahrheit der erſtern, nämlich der Richtigkeit, gezweifelt haben, wenn nicht eben das mir indeſſen den Kopf etwas verrükt, daß Er alle dieſe meine Unwahrheiten als Wahrheiten angenommen, und darauf Seine fernere Behandlung gefußet haben muß, weil Er mir auch nicht ein zweydeutiges Wort Seines Unglaubens merken laſſen, auch mein Schuzgeiſt dieſe falſchen Relationen nicht gerüget."

Belwald war wirklich außer Faſſung. Eine plözliche Röthe überſtrömte das vorher erblaßte Geſicht, und der Herzog ſah alle die Zeichen an ihm, die man an einem gewahr wird, der ſeiner Schuld ſich bewußt iſt. Es wäre ſehr gut geweſen, wenn der

Herzog die Wallung, die in ihm war, nicht hätte laut werden laſſen, ſondern ſie unterdrükt, um ſich ganz gefaßt gegen jenes verlorne Faſſung zu ſtellen.

Allein, ſo ließ er ſeine ganze innere Empfindung laut werden.

„Ich bin alſo der betrogne Theil! Man hat mich hintergangen. Man verbarg alle Liſt, die je nur in einem Menſchen zuſammen kommen konte, hinter der Larve des Geheimnißvollen. Man wollte ſpielen mit mir, ſeinem Oberherrn, ſeinem Freunde. Ich mußte ſelbſt mich zu einem Betrug erniedrigen, um hinter eine Wahrheit zu kommen, die man mir nie hätte verhehlen ſollen! Wie war es Ihm nur möglich, eine Sache ſo weit zu treiben, die ich Ihm vergeben haben würde, wenn Er mich nicht ſo ſehr gemißbraucht hätte? Wie will Er das alles aus meinem Herzen verdrängen, was Er wieder ſich hineingezwängt? Wie ſoll ich es machen, Ihn nicht zu haſſen, zu verabſcheuen? Soll ich Ihn und mich öffentlich preißſtellen? Soll ich einen Menſchen länger in meiner Nähe dulden, deſſen Anblik mir immer ins Gedächtniß ruft, daß und wie Er mich betrogen? — Doch, ich werde noch überlegen, was ich thue, und dann — daß Er es nur weiß — verlange ich die gewiſſeſte Aufklärung von allen den Künſten, die Er angewendet. Morgen um dieſe Zeit will ich Ihn wieder ſehen, und verſuchen, ob bis dahin ich die gerechte Ahndung gegen Ihn mäſſigen kan."

Der Herzog wandte ſich bey dieſen Worten um, um in ſein Kabinet zu gehen.

„Wenn Ew. Durchlaucht mich izt verließen, ohne mich zu hören, ſo müßte ich auf dieſer Stelle ſtehen bleiben, bis Sie wieder erſchienen, um nicht ſchuldig ſcheinend den Ort zu verlaſſen, wo ich ſo verkant wurde," rief Beliwald — und der Herzog trat zurük.

Erſte Aufklärung.

Beliwald zieht ſich, wie geſagt, aus der Schlinge.

„So mögte ich doch wiſſen," ſagte der Herzog, „was Er mir noch zu ſagen haben konte?"

Beliwald hatte, während des Herzogs heftiger Rede, ſich deſſen ſchnelles Gutwerden überdacht, wenn man ihm Zweifel beybringen könte, ob er auch recht gedacht und geurtheilt, und gehandelt? Ob er in dem Augenblike nicht mehr Unrecht beging, als er vielleicht bisher begangen hatte, wollen wir hier gerade nicht unterſuchen, ſondern es bis zu einer andern Zeit ruhen laſſen. Der Leſer höre und wundre ſich.

„Nichts geringers, Ew. Durchlaucht," ſagte Beliwald, „als daß Sie Ihr voriges Unrecht, wenn ich mich unterſtehen darf, mich ſo auszudrüken, mit einem neuen vermehren."

„Mein Unrecht war doch wohl recht — und das neue bin ich zu hören begierig."

„Es beſteht darin, daß Ew. Durchlaucht meine Verlegenheit auf meine Rechnung ſchieben, da ſie auf die Ihrige kömt. Sie iſt die Wirkung aller der Enthüllungen, die ich in dieſem Augenblik erhielt, die mir mein bisheriges unangenehmes Leben verdient machen, und mir Licht meines faſt ſchon ſtillſtehenden Verſtandes darbringen. Dießmal bin ich endlich im Stande, Ew. Durchlaucht durch einen

Zeugen zu überführen; dem wenigſtens die halbe Stadt glaubt. Ich müßte mich wirklich wundern, wenn Ihnen nicht ſchon von dienſtfertigen Leuten etwas von einer Erſcheinung beygebracht wäre, welche ſich in meinem Landhauſe zugetragen, und die ein unſchuldiges Mädchen geſehen, und im erſten Schrek auch gleich andern hinterbracht hat. Ich habe ein Kabinet, Ihro Durchlaucht, welches Ihnen bekant iſt, das nämliche, in das wir, von den Uebrigen getrennt, uns damals vergnügten. Dieß iſt das Kabinet, wo ich gewöhnlich meine einſamen Unterhaltungen mit meinem Geiſte habe. Dieß iſt das Kabinet, wo ich oft Nächte durch ſeufze, wenn mir es keine Ruhe läßt: wo ich mir mehr als einmal gewünſcht habe, daß ich nie mit den Erleuchteten Bekantſchaft gemacht hätte, die mir die erſten Grundſätze der Geiſterlehre beybrachten."

„Ich hatte bey einer ſchnellen Reiſe in die Stadt vergeſſen, dieſes Kabinet zu verſchließen. Zum erſtenmale war es geſchehen. Die Unruhe, die ſeit Ew. Durchlaucht Abreiſe in mir war, und die ich mir nicht zu erklären wußte, machte mich ſehr oft zerſtreut. Auch hier war, ſie die Schuld geweſen. Ich war den andern Morgen nach geendetem Geſchäfte im Begriff mich wieder nach Hauſe zu verfügen, weil mich es ebenfalls mit einer fürchterlichen Angſt zurüktrieb. Da kam ein Bote, der mir berichtete, es habe ſich ein ſchreibendes Geſpenſt in meinen Zimmern bliken laſſen. Ein Mädchen von etwa zehn bis zwölf Jahren habe es geſehen, ſonſt niemand, weil die Thür, die Anfangs offen geweſen, ſodann ohne irgend eines Menſchen Zuthun ſich verſchloſſen. Die Nachricht war mir ſo unerwartet, daß ſie mich eben ſo ſehr außer Faſſung brachte, als Ew. Durchlaucht Entdekung izt. Ich mußte meine Rükreiſe aufs Land verſchieben. Es war mir nicht möglich, mich ſogleich dem Geiſte darzuſtellen, der, nachdem er verſchiedene einſame Verſuche auf mich gemacht, nun andern Perſonen ſogar ſeinen Unwillen erkennen ‥ ‥"

„Er hatte ſchon Verſuche auf Ihn gemacht," ſagte der Herzog, „und die Zeugen, die das Bild geſehen haben, will Er mir bringen? Und wie verhielt ſich's denn, wie Er hernach zurükkehrte?"

„Ich beweiſe alles, Ihro Durchlaucht. Wie ſchon geſagt, ſeit Ihrer Abreiſe empfand ich eine

Aengſtlichkeit, die ich mir nicht erklären konte. Ich wollte ſie zerſtreuen, ſie verließ mich nicht; ich ſuchte durch Leſen ſolcher Bücher, die die Geiſter in Entfernung halten, mir Ruhe zu verſchaffen; allein, meine Angſt nahm ſo zu, daß ich endlich wider meinen Willen zu denen greifen mußte, die uns die Geiſter nähern, um zu verſuchen, ob das mir Ruhe ſchaffte. Linderung wenigſtens fand ich, allein Ew. Durchlaucht Schutzgeiſt war auch wie ſchwebend immer vor mir, war in der nämlichen Geſtalt vor mir, in der ich ihn mit Ihnen gemeinſchaftlich geſehen. Eine Zeitlang hielt ich's aus. Zulezt aber wurde mir die immerwährende Anſicht unerträglich. Ich ging in die Stadt, und da erſchien er dann dem Mädchen. Ich ging wieder hinaus. Ich fand mein Kabinet verſchloſſen. Ich ließ das Mädchen kommen, und alle, denen ſie die Sache erzählt. Ich ſchloß auf, und im Hineintreten ließ ſich die Geſtalt mir und dem Mädchen, die wir zuerſt hineintraten, doch nur wie im Verſchimmern ſehen. So, wie die andern herzukamen, ſahen ſie nichts. Urtheilen Ew. Durchlaucht nun, ob ich Sie hintergangen? Urtheilen Sie, ob meine ne Beſtürzung nicht gerecht war? ob ſie nicht groß ſeyn muſte, da auf einmal das ganze Geheimniß klar und deutlich vor meinen Augen lag?"

„Wie ſo? Was ſoll das alles denn beweiſen? Was bedeuten?"

„Daß dieſer Geiſt auf mich zürnt, weil ich durch den meinigen ihn zwingen laſſen, zu erſcheinen. Ich habe dem meinigen natürlich es entdekt, daß Ihr Schuzgeiſt mit Ihnen ſchon in anſchaulicher Verbindung ſey, und darauf hat er mir erlaubt, Ihnen die Art der Beſchwörung zu entdeken. Das iſt geſchehen, und ſollte nicht ſeyn. Er mußte kommen, wider ſeinen Willen kommen. Sein Zorn fällt nicht auf Sie, weil er Sie liebt. Auf mich. Wie ich aus dieſem Handel mich wikeln werde, weiß ich nicht."

„Und ich weiß nicht, wie ich hineinverwikelt worden bin. Hier häuft ſich Dunkelheit auf Dunkelheit. Wer wird am Ende von uns Beiden Recht behalten? Mit rechtem guten Herzen ſeh' ich noch nicht auf Ihn. Doch kommen Seine Entſchuldigungen mir wahrſcheinlich vor. Ich muß im Stillen darüber nachdenken. Ich will indeſſen das Mädchen ſehen."

„Das ſollen Ew. Durchlaucht, und alle Zweifel ablegen. Nein, groſer Herzog, den ich ſchäze, ehre, liebe; dergleichen Beſchuldigungen kont' ich nicht auf mich kommen laſſen, und hätte ich gleich Ihre Huld verloren: ich konte izt nicht ſchweigen — nicht Sie in dieſem Irrthum laſſen."

Der Herzog entlies ihn, ohne zu wiſſen, was er von ihm denken ſollte, und wir überlaſſen ihn ebenfalls ſeinen mühſamen Betrachtungen, und erwarten, wer in der nächſten Unterredung Recht behalten wird. Für dießmal war der vielwagende Beliwald dem Fangen entgangen, und beſchloß Geſicht und Herz ins künftige beſſer in Obhut zu behalten.

Erſtes Licht

Leuchtet noch einmal aus Heloiſens Grabe hervor.

Wandre noch einmal, theurer Leſer, mit uns zu Heloiſens Grabe. Schenke der Edlen, Treflichen, noch ein Andenken, welches Du ihr im Herzen ſicher noch nicht verſagt, mit uns laut und öffentlich. Theurer Schatten! Zürne nicht; wir nähern uns Dir nicht, Deine Ruhe zu ſtören. Wir wollen Dich verherrlichen; wir wollen Dein Lob preiſen, wie Du es verdienſt; wollen nur gerecht ſeyn.

Schön und liebenswürdig iſt es., wenn edle Handlungen der Menſchen erſt nach ihrem Tode in ihrem hellen ganzen Lichte bekannt werden. Um deſto hervorſtechender iſt ihre Uneigennüzigkeit, um deſto blendender ihr Licht.

Der Herzog hatte, wie ſchon in dem Vorigen erwähnt worden, die weiſen Anordnungen ſeines Vaters, die Stadt zu verſchönern, nicht allein fortgeſezt, ſondern er hatte auch noch dabey die beſondie Klauſel dabey gemacht, daß auf Arme Rükſicht genommen werden ſollte, deren baufällige Hütten ſie kaum mehr deken konnten.

So wie alſo ſich die Wohnungsbedürftigen meldeten, ſo wurden ſie eingetragen, und ſo nach der Reihe wurden ohne Unterſchied der Perſonen ihre Wohnungen gebeſſert. Beym vorigen Herzoge, der für das äußere Prachtvolle ſeiner Reſidenz eingenommen war, wurde hier manchmal eine kleine Ausnahme zugelaſſen, und wenn irgend ein Platz durch ein Gebäude gewann, mußte der Bürger ſich in ſeiner Hütte noch behelfen, bis jenes erſt vollführt war. Dieſer Herzog dachte darin anders, und ſagte: das Schöne müſſe dem Nothwendigen nachſtehen. Er hatte daher ſtrenge befohlen, keine Ausnahme zu machen, es müſſe denn der Fall ganz beſonders ſeyn, in welchem man ihm erſt genaue Plane vorzulegen, und ſeinen Willen darüber zu erwarten habe.

Ein anſehnlicher Kaufmann der Reſidenz aber, dem es auf einmal einfiel, den Flügel ſeines Hauſes um noch einmal ſo viel erweitern zu wollen; dem es dünkte, daß er dann ſeinen Geſchäften einen beſſern Schwung zu geben im Stande wäre, und der bereits alle Mittel und Wege verſucht hatte, um zu ſeinem Zwek zu gelangen, dem bereits der Meynungsrichter und verſchiedene Andre, die in der Sache wohl ein Wort hätten verwenden können, wenn ſie nicht auf zu ſeichtem Grunde geſtanden, eine abſchlägige Antwort gegeben, ließ ſich dann endlich noch einfallen, bey Heloiſen ſein Heil zu verſuchen, weil er zu der gewöhnlichen Art Menſchen gehörte, die da dachten, eine Geliebte des Herzogs müßte über den Herzog regieren.

Es ward daher ein Plan gemacht. Es wurde Heloiſen nicht allein ein Riß des ſchönen Gebäudes, wie es aufgeführt werden ſollte, überreicht, ſondern es wurden alle die Vortheile der daraus entſtehenden ſchönen Ausſicht aus einander geſezt; es wurden aber auch Heloiſen, nicht zwar geradezu mit dürren Worten, ſondern durch Umſchweife, gewiſſe Vortheile angeboten, die nicht unbeträchtlich waren; und alles dieſes war ſo fein gemacht und eingerichtet, daß Heloiſen nicht der geringſte Einfall kommen ſollte, als ob man ſie beſtechen wollte.

Da es auch ſchon allgemein bekannt war, daß Heloiſe gar keine Bittſchriften annähme, die ſie dem Herzoge vorzutragen gebeten wurde, ſo hatte man den Weg entfernt genommen, und ſich der Mittel bedient, die am nächſten auf ſie wirken konten; in ihre Hände mußte es kommen, und daß ſie denen, die es ihr übergeben würden, es nicht abſchlagen würde, vermuthete man ziemlich gewiß.

Die es ihr aber übergaben, waren Perſonen, denen ſie wirklich Gefallen zu erweiſen geneigt war; nicht, weil ſie eine beſondre Hochachtung für ſie hatte, ſondern, weil ſie ſie fürchtete. Man hatte vorher ſchon die ganze Verwandſchaft Heloiſens um die Inſinuation der Sache erſucht, die es aber alle abgelehnt hatten, weil ſie alle wußten, ſie würde ſich darauf nicht einlaſſen. Bey dieſem Wege aber ſchien man noch bey weitem beſſer daran zu ſeyn, und bauete auf die Gewißheit in Gedanken ſchon das neue prächtige Palais.

Heloiſe empfing den Plan und die Papiere, weil ſie das Empfangen von der Seite, von welcher es ihr kam, nicht ausſchlagen konte. Sie las alles, und wenn ſie nicht ſchon dadurch Vorurtheile gegen die Sache ſelbſt gefaßt hätte, weil ſie ihr übergeben war, und man nicht einen gewöhnlichen Weg eingeſchlagen hatte, ſo hätte ſie ſich vielleicht übertäuben laſſen, weil man alles ſo aus einander geſezt, als ob die Ausnahme, die der Herzog ſich vorbehalten hatte, auf dieſen Fall einzig und allein am allerbeſten paßte.

Noch hätte ſie vielleicht das, was ihr eben der ſonderbare Weg, den man gegangen war, in den Kopf geſezt, überwunden, wenn nicht bey reiferem Durchleſen ihr die Vortheile in die Augen gefallen wären, die man ihr verſprochen. Es war ihr entſezlich empfindlich, ſobald ſie die Sache durchdrang, daß man ſie für beſtechbar halten können: und ſie wäre gleich mit dem Entſchluß herausgefahren, alles zurükzugeben, wenn ſie nicht geglaubt hätte, man mögte ihr, da ſie es einmal angenommen, es entweder als Neugierde auslegen, oder gar glauben, daß ſie vom Herzoge abſchlägige Antwort erhalten: und das wollte ſie bey aller Reſignation denn doch nicht Wort haben.

Ferner ging es ihr auch im Kopfe herum, daß wahrſcheinlich dieſer Mann die gewöhnlichen Wege bereits gegangen, und daß, wenn er ſie ſelbſt oder einen andern Kanal, den er gefunden, bethöret, er doch ſeinen Willen erhalten, und den Fürſten hintergangen hätte. Hinter alles dieſes erſt zu kommen, war ihre unausgeſezte Sorge, die ſie ſich aus allen Kräften angelegen ſeyn ließ.

Sie wandte ſich an alle diejenigen, die bey dem Departement etwas zu ſagen hatten, und ließ ſich vorlegen, in wie weit man den Vortrag dieſer Sache erhalten; erfuhr auch, daß ſie vorgetragen, mit allen möglichen Gründen unterſtüzt geweſen ſey, und doch verworfen werden müſſen, weil man offenbar gegen den Willen des Herzogs gehandelt, und ſich nicht getrauet haben würde, die Ausnahme Sr. Durchlaucht auf dieſen Fall zu beziehen. Sie erfuhr bey dieſer Unterſuchung, daß, wenn die Summe, die zu dieſem Bau erforderlich wäre, aus der dahin gehörigen Kaſſe dazu angewandt würde, dann der Bau von zehn bis zwölf Häuſern, die Bürgern angehörig wären, die izt ſich knapp deswegen behelfen müßten, wenigſtens um einige Jahre verzögert würde. Nachdem ſich Heloiſe, ohne zu entdeken, aus welcher Abſicht, erkundigt, ob man dem Kaufmanne

manne dieſes bereits eingewendet, und eine bejahende Antwort erhielt, ſo erſtaunte ſie über die Dreiſtigkeit und Gefühle deſſelben. Sie ſezte ſich und ſchrieb folgende Zeilen, die ſie ihm mit den vorgelegten Plänen zurükſandte:

„Mein Herr!

„Ich übergehe alles das Beleidigende, was in Ihrem Antrage für meine eigne Perſon liegt. Allein, daß Sie durch mich den Fürſten zu hintergehen ſuchen, iſt ein Gedanke, den ich Ihnen nie vergeben kan. Wenn Ihr Herz für jeden Grad von Gefühl ſo ſtumpf iſt, wie für das Gefühl, ſo vielen armen Leuten das Ihrige entziehen zu können, ſo ſind Sie, meiner Meynung nach, einer der entbehrlichſten Mitbürger des Staats, den ein ſo guter Fürſt regiert.

„Wagen Sie unter keinerley Geſtalt es weiter, weiſe Maaßregeln ſtören zu wollen, die zum Beſten des Ganzen genommen ſind; eben Sie und Ihres gleichen ſind es, die oft die nüzlichſten Einrichtungen untergraben, und durch Schlingen, die Sie dem Fürſten durch die legen laſſen, die um ihn ſind, von ſeinem eigenthümlich guten Charakter ihn verſcheuchen. Sollten Sie den geringſten Schritt weiter in einer ſo unbilligen Forderung thun, ſo werde ich gewiß Ihre Anklägerin beym Herzog."

Heloiſe.

Daß dieſes Handbillet dem Manne die ganze Idee ſeines Palais verleidete, läßt ſich denken. Daß es ihn gewiß aufmerkſamer auf ſeine übrigen Handlungen machte, läßt ſich ſchließen.

Er ſtarb hernach, und man fand ſeine Umſtände zerrüttet. Hatte er ſich vielleicht durch dieſen Bau aufhelfen wollen, ſo hatte er doppeltes Unrecht begangen; denn da war auch noch der Vorſaz eines Betruges. Rührte die Zerrüttung ſeiner Umſtände von Unglüksfällen her, ſo lebte er ja unter einem Fürſten, der jedem Unglüklichen aufzuhelfen ſuchte, und bedurfte keines Schleifweges, ſondern konte geradezu gehen, wo dem fleißigen Manne nie Unterſtüzung verſagt wurde.

Doch das gehört nicht in unſer Fach. Wir betrachten blos Heloiſens Handlung, die vielleicht manchem der Leſer nicht ſo glänzend vorkömt, als ſie uns erſcheint. Handelte aber jeder ſo, der das Herz des Fürſten in Händen hat, wie viel beſſer würde es dann um unſre großen Herren ausſehen, wie viel weniger würden ſie ſo oft ſchlechte Wirkungen gewahr werden, wo ſie die beſten erwarteten. Unterſuchte jeder jede Bitte ſo genau, ehe er ſie dem Fürſten zur Genehmigung vortrüge; ſagte er nie aus Vorliebe für den Bittenden ſo ſchnell zu; wollte er nie ſich das Anſehen geben, ſelbſt ſo gut wie Regent zu ſeyn: ſo wäre manches Land ein Paradies, welches itzt ein Jammerthal iſt.

Wer die Größe in der Entſagung des Regierens, welches man könte, nicht einſieht, der hat keine Begriffe von der Veränderung, die äußere veränderte Umſtände auf die menſchlichen Sinne hervorbringen. Nichts iſt ſchmeichelhafter, als zu einer Stufe ſich erhoben ſehen, wo man Gutes thun zu können, mit vollen Händen Wohlthaten austheilen zu dürfen ſich einbildet, und man vergißt dann, daß, was dem Einen Wohlthat iſt, dem Andern Verderben wird.

Dieſer Brief fand ſich lange nach Heloiſens Tode. Er war in die Hände einer Perſon gefallen, die den ganzen Werth Heloiſens kante, mit einer Thräne im Auge ihn unſern Traditoren zeigte, und ausrief: Ach! wir haben ein gutes Geſchöpf verloren!

Zweite Aufklärung,

Die Beliwalden eben nicht die beſten Ausſichten verſpricht.

Der Herzog hatte wirklich der ältern Dame noch keinen Beſuch abgelegt, als er ſich ſchon mit Beliwalden unterhalten. Wir müſſen dieſes aber ja nicht etwa auf einen Mangel an Achtung, oder darauf rechnen, daß ihm, weil ihm Beliwald entſchuldigt ſchien, die Dame nicht mehr ſo angenehm geweſen wäre, und er weniger auf ihren Rath gehalten. Nein, ſie blieb ihm die erſte würdige Perſon in ſeinen Staaten, ſie blieb ihm die erſte Freundin und Rathgeberin. Seine Zeit war izt ſo knapp eingetheilt, daß er auch kaum einen Augenblik des

Vergnügens erhaſchen konnte, und Karine litt eben ſo ſehr am Mangel ſeiner Gegenwart.

Nachdem er aber alles, was in ſeiner Abweſenheit vorgenommen worden, überſehen, ſich von allem hatte Berichte vorleſen laſſen, und nun darauf denken konte, Perſonen ſich zu zeigen, die bey ihm nicht erſcheinen konten, ſo war ſein erſter Gang wieder zur ältern Dame.

Nun müſſen wir geſtehen, daß dieſe, troz dem kleinen Seitenwege, den er, nach ihrer Meynung, durch die Wahl Karinens genommen, dennoch immer und mehr für ihn fühlte, und mehr und mehr ſich freuete, da ſie wahrnahm, ſeine Plane fixirten ſich; und da ſie aus den izigen Folgen ſahe, er könne ſtandhaft etwas durchſezen, er könne entſagen, wo Entſagung nöthig ſey, ſo war ihr Enthuſiasmus für ihn auf eine ſolche Höhe geſtiegen, daß bey ſeinem Eintritt ihr Auge in Freudenthränen ſchwamm, und ſie ihm ſagte: „Wenn Ew. Durchlaucht auch mein Sohn wären, ich könte Ihnen kein beſſeres Willkommen ſchenken.“

Dem Herzog war dieſe Aeußerung um ſo auffallender, da er wirklich in ſehr geringem Grade für das große Werk eingenommen war, welches er zu Stande gebracht, da es zu ſehr mit ſeiner Seele und ſeinen menſchenfreundlichen Geſinnungen harmonirte, als daß es ihm viel Ueberwindung hätte koſten können, dem Heldenruhm zu entſagen, auf den er, nach ſeiner Denkungsart, die gerechteſten Anſprüche machen konte.

Er war äuſerſt gerührt, die Dame ſo erfreut über ſeine Wiederkunft zu ſehen. „Es iſt ein ſchönes Gefühl,“ ſagte er, „ſo aufgenommen zu werden, und nächſt der allgemeinen Freude, mit welcher man mich wieder in meiner Reſidenz geſehen, könte mir kein Privatempfang erfreulicher ſeyn, als dieſer. Ob ich ihn ſo verdiene,“ ſezte er aus überfließendem Gefühl ſeines Herzens hinzu, „das weiß ich nicht.“

„O ja,“ ſprach die Dame, „Sie verdienen eines jeden Bewunderung, eines jeden Dank. Jeder Mund ſoll ſich beeifern, Sie zu erheben. Ich habe in meinem Geiſte das oft vorhergeſehen. Oft habe ich's Ihrem Vater geſagt, wenn er nach ſeiner finſtern Laune weniger Zutrauen zu Ihrem weichen Herzen verrieth; oft ſagte ich's ihm, daß eine Zeit kommen würde, in welcher dieſes weiche Herz ſchäzenswerth ſeyn würde. Der Monarch aller Monarchen weiß, was zu der Menſchen Frieden dienet. Ihrem Vater danken Ihre Staaten ihre Entſtehung; Er machte ſie zu das, was ſie ſind. Ihnen danken dieſe Staaten ihre Fortdauer; Sie ſind ihr Erhalter. O mein theurer Fürſt! wie habe ich für den Ausgang dieſer Reiſe gezittert! Ein minder weiches Herz, ein etwas rauherer Sinn, als der Ihrige, hatte ſich von Ruhmſucht blenden laſſen. Wenn Sie izt losbrachen, ſo wüteten Flammen über unſern ganzen Planeten. Allgemein wäre das Kriegsfeuer geworden. Sie haben Tauſende vom Tode, Millionen von Armuth gerettet."

„Dank Ihnen, daß Sie das ſo fühlen, wie ich's fühle. Aber glauben Sie nicht, daß die Welt ſo fühlt, wie wir. Tadelnde Zungen läſtern mich, und wenn ſie ſchon meinen Muth nicht angreifen, ſo ſezen ſie ihre hämiſchen Krallen mir in den Naken um meinem Verſtande eins zu verſezen. Sie nennen mich als das Opfer einer ſchwachen Politik. Sie wollen, ich ſoll zum Schaden meiner und meiner Nachbarn gehandelt haben. Sie behaupten, man habe mich eingeſchläfert, um dann mich deſto ſicherer anzugreifen und niederzudrüken. Viele meiner Unterthanen murren dem Frieden entgegen, den ich ihnen gab."

„Viele? Nein, Fürſt, nur wenige, nur die, welche im Kriege ihren ſchändlichen Nuzen ſuchen; nur die, denen es gleichgültig iſt, ob ihr Nächſter untergeht, wenn ſie nur feſter dadurch ſtehen. Hören Sie nur den lauten Jubel des Allgemeinen, und laſſen den hämiſchen Tadler im Stillen ſich abhärmen, wenn er es nicht laſſen kan. Alle dieſe werden verſtummen, wenn ſie einſt die blühenden guten Folgen dieſer friedlichen Geſinnungen erbliken. Nein, dieſe Menſchenopfer wären der Menſchheit entgegen geweſen. Es muß ein ſchreklicher Anblik ſeyn, ein blutiges Schlachtfeld; aber doppelt ſchreklich muß es dem Fürſten ſeyn, welcher fühlt, er hätte aller dieſer Menſchen Leben erhalten können. Wenn mancher Monarch ſelbſt beym Sturm geweſen wäre, der die feindliche Feſtung zerſtörte, und Tauſende dem Tode übergab; wenn er das Röcheln der Sterbenden, und ſo manchen Fluch über den Mörder gehört hätte: er würde nicht ſo glänzende Feſte des Triumphs angeordnet haben, nicht ſo laute Jubel des Sieges zu dem Himmel ertönen laſſen, der ſolche Siege unmöglich billigen kan. Glauben Sie nicht, mein Fürſt, daß ich den gerechten Krieg mißbillige. Es würden der Böſen mehr werden, wenn er nicht wäre. Aber den ungerechten muß ein Fürſt haſſen, fliehen, verabſcheuen. Glauben Sie nicht, daß ich denke, wir werden frey von dieſem Uebel bleiben. Nein, es ſchwebt über unſern Häuptern; ich ſehe in der Ferne durch die Halsſtarrigkeit Anderer ihn unvermeidlich, und dann, mein Fürſt, iſt er gerecht; dann kann er ſogar Gutes ſtiften."

„O! Sie entzüken mich. Es iſt, als ob ich meine Ahndungen reden hörte. Es ruhet ſicher in des Ewigen Hand, daß auch ich zu dem Beſten des Allgemeinen mitwirken ſoll. Ich glaube nicht, daß es ohne Krieg wird geſchehen können. Dann ſoll man ſehen, daß ich für meiner Unterthanen Wohl auch mein Blut nicht ſchone. So lange aber ich den Frieden erhalten kan, ſo ſollen ſeine Palmen meinen Völkern nie entriſſen werden. Ich geize nicht nach Lorbeern, die unſchuldiges Blut beflekt;

doch ſind ſie mir willkommen, wenn mein Gewiſſen und der Völker Rechte Amen dazu ſagen."

Dieſe leztere Erklärung des Herzogs goß vollends Balſam in die Seele der Dame. Sie ſah ihn auf dem Wege, wo er immer als Vater ſeines Volks handeln würde. Sie, die ſo lange Zeit die vertrauteſte Freundin ſeines Vaters geweſen war, konte nichts ſehnlicher wünſchen, als daß dieſer Inſtinkt, ſein Volk glüklich zu machen, der bey jenem wirklich gröſer war, als der Geiz nach Ruhm, den man ihm gemeiniglich ſchuld geben will, ſich bey ihm eben ſo thätig beweiſen mögte, und ſie ſezte den Beweis davon wirklich viel mit darin, daß er ſich von ſeiner neuen Liebſchaft nicht ſo, wie von der vorigen, dirigiren ließ. So lieb ihr das Gegentheil bey der vorigen geweſen war, ſo angenehm war es ihr, daß es izt nicht ſo wäre, weil ſie die Temperamente Beyder ſo ſehr verſchieden kante.

Was indeſſen beide Damen wegen Karinens unter einander geredet, und was dieſe Dame ſelbſt weiter betrift, wird die Folge dem Leſer bald entwikeln.

Wir müſſen uns um das fernere Geſpräch der ältern Dame mit dem Herzoge bekümmern, welches noch ſehr wichtig wurde.

„Ohne weiter," ſagte ſie, „über Ihre Verbindung mit Karinen ein Wort zu verlieren, oder Ihnen Vorwürfe machen zu wollen, daß Sie meine damaligen Erinnerungen ſo leicht Ihrem Gedächtniſſe entſchlüpfen ließen, und ſo ſchnell ein Bündniß ſchloſſen, was Sie mir, nicht zu ſchließen, faſt zugeſagt, muß ich Ihnen doch ſagen, daß die Sache weit beſſer ausgefallen iſt, als ich erwartet habe. Ich hielt ſicher dafür, Sie würden durch Karinens Willen viel handeln, und Sie handeln durch Ihren eignen."

„Ich wüßte nicht, meine Verehrungswürdige, daß ich überhaupt Gelegenheit gegeben hätte zu glauben, ich handelte durch den Willen andrer Menſchen. Wenn Sie das etwa auf Heloiſen beziehen, ſo thun Sie mir und ihr Unrecht, denn ich handelte nicht durch ihren Willen, ſondern ich handelte nach Ueberzeugung, die ſie freylich oft auf mich gebracht hatte. Wenn ich Karinen die nämliche Ueberſicht des Ganzen, wenn ich ihr die ſcharſen Blike in die Verhältniſſe der Menſchen zutrauete, wenn ich bey ihr die ſchnelle entſcheidende Beurtheilungskraft wüßte, die bey jener mir aus jedem Worte, aus jedem Urtheile hervorleuchtete, ſo würde ich ſie vielleicht öfter zu Rathe ziehen, und eben ſo harmoniſch dem Guten folgen, was ſie rathen könte, wie ich es bey Heloiſen that."

„Sehr wohl bemerkt, Ihro Durchlaucht. Auch war meine Abſicht gar nicht, Sie wegen deſſen zu tadeln, was Sie für Heloiſen gethan, noch was Sie durch ſie thun ließen. Ich habe wohl immer zu ſehr Apologie für dieſe geſprochen, und bin beynahe bange, daß man mir Partheilichkeit ſchuld geben mögte, weil man ſie immer als meinen Liebling anerkant hatte. Meine Meynung iſt auf eine ganz andere Sache gerichtet, und es nimmt meine Vernunft Wunder, daß Ew. Durchlaucht, da Sie auf einer Seite entweder einen ſo vollkommnen Sieg davon tragen, oder vielmehr nicht in den Fehler verfallen können, auf der andern Seite gar keine Gewalt über ſich zeigen, ſondern wirklich blindlings folgen."

„Und welche Sache meynen Sie? — Sicher Beliwalds —“

Der Herzog lächelte dabey — ein Zeichen, daß ihm der Vorwurf nicht empfindlich geweſen, und abermals ein ſicherer Beweis von der unerſchütterlichen Güte ſeines Herzens.

„Ganz recht, Ihro Durchlaucht, Beliwalds Sache meyne ich. Da gehen Sie doch wohl mit dem Strome fort, ohne einen ſichern Halt, auch nur den kleinſten zu haben, auf dem Sie fuſſen könten? Hier kömt keine Ueberzeugung ins Spiel. Todter Glaube iſt's, der Sie leukt!“

„Aber, Sie bedenken nicht, meine Theure, daß das hier auch Sache des bloßen blinden Glaubens und nicht der Ueberzeugung iſt. Könten wir davon Ueberzeugung haben, was gäbe das ganze menſchliche Geſchlecht nicht darum!“

„Und es bleibt ausgemacht, daß das ganze menſchliche Geſchlecht weit ſchneller wünſchen würde, daß es der Kentniſſe wieder los würde, wenn es ſie einmal hätte, als es ſie zu erlangen geſucht. Allein, das gehört nicht in unſre Sache. Mich freylich überzeugt alles das, was Beliwald in Anſehung ſchung Ihrer gethan, noch nicht im geringſten, daß er nur die Kraft habe, einem unſichtbaren Weſen ein einziges Wort oder Wink abzudringen. Für Sie können die Anſtalten, die er gemacht hat, natürlich eindruksvoller geweſen ſeyn. Meine Abſicht iſt auch gar nicht, Ew. Durchlaucht von der Meynung dafür abzubringen. Sie ſollen nur das bedenken, daß die ganze Welt, Wenige ausgenommen, ſo denken, wie ich, und daß es einem regierenden Herrn ſchaden kan, wenn er einer Meynung anhängt, die ſo wenig Wahrſcheinlichkeit hat, daß der größte Theil der Menſchen ſie bezweifelt."

„Es liegt etwas in dem, was Sie ſagen; allein den Schaden, der mir daraus erwachſen ſollte, ſehe ich doch noch nicht hinlänglich ein, um davon bis zum Zurükgeben überzeugt zu ſeyn."

„Der Schade beſteht darin, daß Ew. Durchlaucht für leichtgläubig gehalten werden, und daß man von einer ſolchen Sache weiter auf mehrere ſchließt, und Sie dann in allen für leichtgläubig hält; auch für leichtgläubig in Dingen, die Schwäzer Ihnen vorbringen, um Ihre treueſten Diener Ihnen anzuſchwärzen, oder gar Ihr ganzes Volk.

Daß das nie bey Ihnen Wirkung thun kan, bin ich überzeugt; allein, wer glaubt nicht an die Macht einer Lieblingseigenſchaft, und Schwärmerey iſt die allerſchlimmſte unter ihnen. Die rege gemachte Einbildungskraft eines Regenten greift viel weiter um ſich, als die eines Privatmannes, weil ſie mehr Macht hat, um ſich zu greifen, und die Furcht davor muß weit größer ſeyn; und wollten Sie wohl über Unterthanen herrſchen, die Sie fürchteten, anſtatt Sie zu lieben? Ich wenigſtens habe immer das Gegentheil an Ihnen bemerkt."

„In der That, Ihr Ernſt, der Eifer, mit welchem Sie über dieſe Sache ſprechen, die Gründe, die Sie da anführen, das alles iſt mir ſo auffallend, als neu. Ich habe noch nie den Umſtand in Erwägung gezogen; und wie kömmt es, daß Sie, da wir doch ſo oft uns darüber unterhalten, dieſen Punkt auch nie berührt haben? Kein Mal noch haben Sie eines ſolchen daraus zu entſtehenden Nachtheils für mich Erwähnung gethan, und mich auf ſolche Folgen aufmerkſam gemacht."

„Weil erſt itzt mir ſelbſt dieſer Nachtheil ſo deutlich in die Augen gefallen iſt. Ich weiß nicht, ob

Ew. Durchlaucht ſchon von einer Erſcheinung gehört haben, die in Ihrer Abweſenheit auf Bellwalds Landgute ſich zugetragen hat. Es iſt zwar noch nicht ſo allgemein bekant, daß es zum Mährchen geworden wäre; allein, es geht doch in dem Munde ſo vieler umher, und wenn es noch nicht der Perſiflage des Ganzen ausgeſezt iſt, ſo iſt nichts weiter daran ſchuld, als daß Ew. Durchlaucht ſelbſt mit im Spiel zu ſeyn ſcheinen. Und Sie hörten noch nichts davon?"

„Nichts, als was mir Bellwald ſelbſt entdekte. Er giebt vor, daß der Geiſt ihn plage, und weil er ihm nicht zu Willen ſeyn könte, nun auch Andre plage."

Die Dame lächelte, und der Herzog ward immer ernſthafter.

„Von dieſer Seite habe ich die Sache in der That noch nie betrachtet. Erläutern Sie ſich weiter. Von Ihnen kan ich hören, was ich wirklich von Andern zu hören nicht im Stande wäre, ja, nicht einmal anhören dürfte. Was ſpricht man von der Erſcheinung?"

„Man nennt ſie lächerlich. Man iſt ſehr dafür, zu behaupten, daß Beliwald Ew. Durchlaucht dadurch aufs neue in ſeine Neze ziehen wollen, die man keineswegeſ für gefährliche hält, doch aber ſich wundert, daß der Mann gerade ein Stekenpferd, anſtatt ſeiner übrigen wirklichen Talente und Vorzüge, anzunehmen ſucht. Bedenken Ew. Durchlaucht ſelbſt, daß Sie und das kleine Mädchen, die das Geſpenſt geſehen haben will, oder ſoll, die Einzigen ſind, die daran glauben; denn, daß Beliwald ſelbſt daran glauben ſollte, will kein Menſch Wort haben.“

„Das wäre entſezlich! Sie öfnen mir freylich hier ein anderes Licht. Auf dieſe Art müßte ich's ihm im ganzen Ernſt ſchlecht verdanken, daß er mich auf die Bahn gebracht hat, die außer dem, daß ſie peinvoll für mich iſt, mich auch noch übeln Urtheilen ausſezte, und mich vielleicht um die Liebe mehrerer Individuen brächte. Aber, meine Verehrungswürdige, wir haben einmal die Schritte vorwärts gethan, und können nicht in der Mitte ſtehen bleiben. Entweder muß ſichs ſo oder ſo entwikeln.

wikeln. Ich bin hintergangen, oder ich erhalte Gewißheit."

„Wenn Ew. Durchlaucht mir erlauben wollten, ganz von Herzen weg zu reden, ſo getrauete ich mir zu behaupten, daß keines von Beiden geſchehen kan und wird."

„Keins von Beiden geſchehen kan und wird? Das iſt ſehr viel geſagt. Doch ich will es hören."

„Wäre die Sache ganz richtig, wenigſtens für Ew. Durchlaucht ſo begreiflich, wie ſie es für Beliwald ſeyn kan, wenn ſeine Operationen gegründet ſind, ſo wüßten Sie lange alles, ſo bedürfte er ja keines weitern Blendwerks. Da er deſſen noch bedarf, ſo iſt es entweder mit ſeiner ganzen Sache oder mit Ihnen nicht richtig. Iſt's das leztere, ſo behält er ja ewig das Recht, Ihnen zu ſagen: „es geht mit Ew. Durchlaucht nicht, wir mögen uns damit auch plagen, wie wir wollen, und Ew. Durchlaucht müſſen damit zufrieden ſeyn, oder Sie handeln wider die Billigkeit."

„Iſt der Fall der erſte, da iſt er doch wohl der einzige, welcher Ihnen die Gewißheit ſeines eigenen Betrugs geben kan, und da wollt' ich ihn doch den erſten Thoren von der Welt nennen, wenn er ſich nicht an das hielte, was er im andern Wege ſo gewiß vor ſich hatte. Das Aeuſſerſte, was geſchehen kan, iſt dann, daß er bey Ew. Durchlaucht in Ungnade fällt; und da die Urſache ſeiner Ungnade für die Welt ein Geheimniß bleiben muß, ſo ſteht es ihm immer frey, ziemlich laut und öffentlich davon zu ſprechen, daß ihm Unrecht geſchehen, und wer leidet darunter, als Ew. Durchlaucht?"

„Sie haben Recht. Ich muß Ihnen das ſo treken einräumen, als ich's je noch einem Menſchen eingeräumt habe. Allein, hier iſt meine Ueberzeugung meines Unrechts immer noch keine Hülfe. Sollten Sie, da Sie über die Sache ſelbſt ſo ernſtlich nachgedacht haben, nicht auch in Anſehung der Mittel für das Uebel einige Stunden angewandt haben?"

„O ja, Ihro Durchlaucht, ich hielte es für meine Pflicht, das zu thun. Ein Uebel, welches nicht radikal zu kuriren iſt, muß man palliativ ſo gut behandeln, als man kan. Meine unmaaßgebliche Meynung wäre daher, Ew. Durchlaucht ſagten Beliwald geradezu, daß Sie allen Glauben an ſeine Geiſtergeſchichten ſchlechterdings verloren; daß Sie ſich gar nicht mehr damit abgeben wollten; daß Sie ihm ebenfalls den Rath ertheilen, von dem Syſtem der Schwärmerey abzulaſſen, und lieber auf reelle Dinge ſich zu legen, da Kopf und Herz ihn wohl dazu berechtigten."

„Meynen Sie wirklich, daß das der beſte Weg wäre, und denken Sie, daß er ſich dabey begnügen, und mir nicht weiter zuſezen würde?"

„Ich glaube es, Ihro Durchlaucht — Es kan ſeyn, ich irre mich; aber wenn ich den Menſchen gut ſtudirt habe, ſo muß meine Prophezeihung eintreffen, daß Beliwald ſtumm ſeyn, und nie weiter des ganzen Vergangenen erwähnen wird. — Wollen Ew. Durchlaucht mir erlauben, Ihnen noch einiges vorzutragen, welches Sie ihm, unmaaßgeblich als Grund ihrer Handlungen und Entſchlüſſe, zu beherzigen geben könten?"

„Allerdings will ich, daß Sie mir alles ſagen, was über die Sache zu ſagen iſt. Je mehr ich Einſicht darüber erhalte, deſto leichter wird mir ein Entſchluß werden. Ich weiß wohl, daß meinen Willen nichts bindet; allein, ich will auch nie eigenmächtig handeln, ohne hinreichenden Grund."

„Wenn Ew. Durchlaucht mir es verzeihen wollen, daß ich ſo ganz offen rede, ſo iſt es für einen regierenden Herrn gar nichts, ſich in Dinge einzulaſſen, die Zweifeln unterworfen ſind. Dergleichen fordern reifes, tiefes, angreifendes Nachdenken, und des Fürſten Geiſt hat dieſer Arbeiten ſchon zu viel. Wenn Sie daher Bellwalden zu erkennen gäben, Sie ſpürten, daß das Geiſterweſen Sie von den übrigen Geſchäften und Pflichten, die Sie als Fürſt hätten, abzöge, ſo ſehe ich nicht ein, was er Ihnen dagegen einwenden will. Wenn er dadurch nicht bey Ihnen in Ungnade fällt, ſo muß er wahrnehmen, daß Sie ihn überſehen haben, und muß froh ſeyn, daß er ſo guten Kaufs weggekommen. Er muß alsdann auf neue Mittel und Wege denken, wie er den Gefallen, den Sie bisher an ihm gefunden, ſich erhalten will, um nicht der Gnade unwürdig zu werden, der er ſich, wenn er Sie hintergangen hat, unwürdig fühlen muß."

Die Dame ſchwieg, und der Herzog erwiederte auch nicht gleich etwas. Nach einer Pauſe aber verſicherte er ſie, er wolle das, was ſie geſagt, in reifliche Ueberlegung nehmen, und er verließ die Dame gedankenvoller, als er ſich noch je von ihr entfernt. Sie war ſehr froh, das von ihrem Herzen zu haben, was ſie ihm ſo lange ſchon gern geſagt hätte, und im Gewiſſen befriedigt, ſchmeichelte ſie ſich mit den beſten Ausſichten.

Unſre Traditoren konten der Dame nicht Unrecht geben. Sie meynten ebenfalls, ein Fürſt müſſe ſich nie auf Dinge einlaſſen, von denen er nicht offenbar überzeugt wäre, daß ſie zum Beſten der Menſchheit gereichen könten; und ſeine Zeit müſſe ihm zu edel ſeyn, als ſie auf Unterſuchungen zu wenden, die mehr Chimäre als Wahrheit enthielten. Sapienti ſat, ſchloß der jüngere.

Zweyte Finſternis,

Die einer Kannengießerey ziemlich ähnlich ſieht.

Es wäre Unrecht, unſern Leſern vorzuenthalten, was in der Reſidenz über den geſchloſſenen Frieden des Herzogs gekannegießert wurde; denn es liefen doch manche Urtheile mit unter, die ſo übel nicht waren. Wir haben bereits in dem Geſpräch zwiſchen der Dame und dem Herzoge gehört, daß es Murren unter dem Haufen gab. Das wußte der Herzog daher, weil er theils durch den Schazmeiſter der geheimen Angelegenheiten ſich dergleichen wohl vortragen ließ, theils Karine, um ihn zu unterhalten, ihm manches geſagt hatte, was ihr zu Ohren gekommen.

Daß jedes Individuum ſo ſchwazte, wie es ſeiner Lage zuträglich, und ſeinen Einſichten erreichbar war, iſt unumſtößlich, und daher eben ſo gewiß, daß die Urtheile widerſinnig und verſchieden ausfielen. Wenn man hierzu noch nimmt, daß es in der Reſidenz wirklich gewiſſermaaßen zur Gewohnheit geworden war, über die Handlungen der Fürſten Machtſprüche ſich zu erlauben, ſo läßt ſich's denken, daß auch ſeiner nicht geſchont wurde. Es war dieß unter der vorigen Regierung eben ſo wie unter der izigen geweſen, und der vorige Fürſt hatte, wie unſre Leſer ſich aus den erſten Theilen zu erinnern wiſſen werden, alles treulich beygetragen, um wider ihn angebrachte Beſchuldigungen ſelbſt mit zu verbreiten, weil er gewiß wußte, dann würden ſie am erſten ſtillſtehen, und nicht ſo um ſich greifend werden, auch das Unwahre davon einleuchtender ſeyn.

Selbſt die Menſchen, die mit einer kapitalen Deklamation wider den Krieg ganz gewiß aufgetreten wären, wenn es Krieg gegeben hätte, fanden izt es gerade de tempore wider den geſchloſſenen Frieden zu deklamiren. Und warum? — Weil ſie einmal ihre Freude am Deklamiren fanden, ohne Deklamiren nicht leben und weben konten, und ſich's überhaupt nie vergeben haben würden, wenn ſie die Handlungen ihres Herzogs ſo geradezu gut gefunden hätten. In ihr Horn blies einmal die ganze Parthey, die aus Grund des Herzens für den Krieg war, und Hülfstruppen dabey gab der ganze Hauſe ab, der wider den alles dirigirenden Mann war, der unter der vorigen Regierung ſchon ſo viel Gutes geſtiftet, und unter der izigen in dieſem Eifer ſo treflich fortfuhr.

Daß ein ſolcher Mann nicht ohne Feinde ſeyn konte, liegt in der Natur der Sache: aber, er lachte dann im Grunde der Seele darüber, wenn man ihn einen Pedanten in ſeiner Kunſt nannte. Es trat der ganze Hauſe, welcher wider ihn war, auf, und ſagte: er allein ſey an dem Frieden ſchuld, und ohne ſeinen Rath und Einſchläge wäre er nie zu Stande gekommen. Der Herzog würde ſich wohl gehütet haben, einen ſolchen Frieden zu machen, da durch eine Hand voll Krieg ſo viel zu verdienen geweſen wäre. Seine Feinde hätten ſich eben in dem kritiſchſten Zeitpunkt befunden, und er hätte nur zeigen dürfen, er wolle ſich darein mengen, ſo würden Alle gleich ins Bokshorn gejagt, zugegeben haben, was er verlangt hätte. Da ſey der Paps freylich ein ganz andrer Mann geweſen.

Unſre Leſer werden leicht einſehen, daß hier nicht die Rede von der Widerlegung dieſes dummen Geſchwätzes iſt: allein, wir können doch nicht umhin, die ſehr artige Bemerkung eines Seifenſieders bekannt zu machen, der in einer Tabagie in einer Eke ſeine Pfeife rauchte, ſein Bier trank, und eine lange Zeit zuhörte — „Kinder!“ ſagte er, als einmal eine kleine Pauſe im Geſchnatter zu beginnen anfing, „Ihr bedenkt nicht, daß ein getretener Wurm ſich krümmt, und ſein Biß fürchterlich iſt. Habt Ihr noch nie gehört, daß ein deſperater Menſch zehn andre in die Flucht jagen kan? Glaubt Ihr, daß der Feind unſers Herzogs, wenn er geſehen hätte, daß bey ſeinem Nachgeben dieſer gar nicht menſchlich verfahren wollte, dann nicht auch alles dran gewagt hätte? Ein kleiner Feind iſt Euch traun nicht zu verachten, und dieſes iſt immer noch ein großer, ein mächtiger Feind. Dankt doch Gott, daß er endlich den großen Herren die Gedanken eingiebt, ſich um Euer Leben zu bekümmern, und nicht als einerley es anzuſehen, ob Ihr geopfert werdet oder nicht."

Des Seifenſieders Bemerkung verurſachte ein allgemeines Stillſchweigen.

An einem andern Orte wollte man nun ſchlechterdings behaupten, Beliwald ſey die einzige Triebfeder dieſes Friedens. Der ſollte in der Entfernung itzt mehr gewirkt haben, als jener bey beſtändiger Gegenwart. Er habe dem Herzoge unabläſſig durch Briefe angelegen, ja keinen Schritt vorwärts zu thun, weil dieß unausbleiblich ihm eine Menge Feinde auf den Hals ziehen würde. Einige behaupteten ſogar, er habe ihm geſchrieben, er könne nicht allein den ganzen Ruf ſeines Vaters einbüßen, ſondern auch einen Theil der von demſelben dem Fürſtenthum einverleibten Länder wieder verlieren.

Am allerhämiſchſten war eine Partey, die behauptete, daß man ſeiner Sache nicht gewiß geweſen wäre; daß man ſich nicht getrauet hätte, ſich dem Feinde entgegen zu wagen; daß die Truppen gar nicht in dem Stande wären, wie man es vorgäbe, ſondern daß äuſerſte Unordnung unter denſelben herrſchte. Es ſey ſogar Mißmuth unter ihnen eingeriſſen, und zu befürchten, daß der dritte Theil derſelben bey der erſten Gelegenheit davon laufen würde, und was der ähnlichen Verläumdungen mehr waren, die gar nicht Statt haben konten, weil der junge Herzog wirklich dieſem Stande verſchiedene wichtige Emolumente zugeſtanden, und ſie allgemein ſehr zufrieden mit ihm waren.

Andre Zirkel brachten weiſe und unweiſe Grundſätze darüber zum Vorſcheine. Es gab Geſellſchaften bey diken und magern Leuten, die Geniewesen und was dahin gehört, ſchwäzten, bey denen alles, was auf den Titel eines Genies Anſpruch machte, es mogte es nun oberflächlich oder wirklich ſeyn, ſich verſammelte, wo man ebenfalls dieſen Artikel auseinander ſezte, und viel pro und contra diſputirte, wo die einen der Meynung waren, der Friede ſey immer beſſer als der Krieg, allein, es gäbe doch gewiſſe Epochen in den Regierungen der Fürſten, die ſie eigentlich nicht verſäumen, und wo ſie alles anwenden ſollten, ſich mächtig zu zeigen, damit man ſie in Zukunft in Ruhe lieſe.

„Allein,“ ſagten Andre, „der angreifende Theil zu ſeyn, wenn alles bis auf ein einziges Individuum der Staaten nachgiebt, iſt eine harte Sache, und unſer Herzog hatte Recht. Die Uebel des Krieges bringen manchen Fluch zuwege, und der, den ſie betreffen, alle dieſe Flüche, kann, wenn er Menſch iſt, nicht gleichgültig dabey bleiben. Es muß ihm die Noth zu Herzen gehen, die von allen Seiten auf ihn ſich wälzen würde, weil er der Urheber davon geweſen wäre. Der Herzog konte, und hätte er noch gröſſere Opfer bringen ſollen, als er brachte,

iſt

igt nicht anders handeln. Er mußte dieſe Opfer bringen, er mußte ſeine Privatvortheile überſehen, um den allgemeinen Vortheilen des halben Planeten nicht entgegen zu arbeiten."

So ging's unſerm Herzog, wie es den meiſten Regenten geht, daß er bekrittelt und getadelt wurde, wo er es am allerbeſten gemacht zu haben glaubte: wo er es auch nach dem Urtheile derer, die den Grund davon inne hatten, am beſten gemacht hatte. Die Siege ſeiner Heere blieben immer eine zweifelhafte Sache. Sein friedliches Beginnen gab groſſen Staaten die Ruhe wieder, nach der ſie ſich ſo lange geſehnt hatten. Das Verdienſt gegen ſeine eignen Unterthanen war noch nicht ſo groß, als das gegen ſeine Nachbarn, die durch ihn zu der Glükſeligkeit kamen, dem Ungemach entnommen zu werden, das ſie ſchon wirklich gefühlt hatten. Es iſt nichts ſeltenes, daß der Bewohner eines glüklichen Landes unter einer guten Regierung ſich vom Kriege etwas beſſers, als ſeine alltägliche Lebensart träumt. Der Menſch iſt zur Veränderung geneigt, und in dem Augenblik, in welchem er Veränderung wünſcht und bedarf, erſcheint ihm ſelbſt die für ihn wirklich ſchlimmere angenehm, blos weil ſie Veränderung iſt.

Zweytes Licht.

Bey den Geſinnungen wird ewiges Glük ihn begleiten.

Indeſſen ſo in der Reſidenz geſchwazt, und vom großen und niedern Pöbel Handlungen, die ins hellſte Licht geſtellt zu werden verdienten, in tiefes Dunkel herabgeſezt wurden, gab ſich der Herzog alle Mühe, die übrigen Streitigkeiten, die noch auf dem Planeten obwalteten, ebenfalls beyzulegen. Kamen ihm bey dieſem Geſchäfte, wie es denn nicht fehlen konte, dergleichen ungeſchlachte Urtheile vor, ſo lächelte er und ſagte zu dem Mann, der ihm immer zur Seite arbeitete: „Laſſen wir die Leute nur reden, mein Lieber. Wenn wir den Streich gewagt hätten, und wären unglüklich geweſen; wenn der, der die Wage über Krieg und Frieden hält, unſerm Waffenglüke Hinderniſſe in den Weg gelegt, ſo würden ſie erſt geſchrieen haben, und dann hätten ſie Recht gehabt zu ſchreyen. Dann würden ſie geſagt haben: „Ey über den klugen Herzog — er glaubte, er könne allein die Welt bezwingen.“

„Ich will Ihm zugeben, mein Lieber, daß wir unſer Land vielleicht um etwas vergröſert hätten, daß meine Kaſſen jährlich um eine Million gewonnen. Aber wurde einer meiner Unterthanen dadurch glüklicher? Wurde einer derer, die dem Tode geopfert werden mußten, ins Leben zurükgerufen, und bezahlte dieſe Million und alle übrige Vortheile, die mir daraus erwachſen konten, auch nur eines einzigen Menſchen Leben? Keine Blutſchuld ſoll auf mir ruhen; von dieſer frey, will ich mich einſt meinem Tode nähern.

„Wenn ich angegriffen werde, oder wenn ich ſehe, das Gleichgewicht leidet, wenn's meinen Unterthanen Ruhe und Leben koſten kann, was Andre über ſie bringen, dann ſind ſie ſchuldig ſich zu vertheidigen, und ich ſchuldig ſie zu ſchüzen.

„Bis dahin aber, mein Lieber, wollen wir gemeinſchaftlich daran arbeiten, den ſchönen Frieden beyzubehalten; denn meiner Meynung nach, iſt der

Palmzweig in der Hand des Fürſten noch mehr werth, als der Lorbeerkranz um ſeine Scheitel."

Der gute Rath lächelte, denn das war ſeinen Planen ſehr angemeſſen. Er war im Dienſte des Gleichgewichts der hidalſchiniſchen Staaten alt geworden; er ſah ſeine lezten Tage ſich nähern, und er wollte ſie mit der Zufriedenheit ſchließen, ein Projekt durchgeſezt zu haben, was allem Blutvergießen ein Ende machte. Er hat es wirklich einmal ſchon ſo weit gebracht, daß auf dem ganzen Hidalſchin Ruhe war. Der Tod des Herzogs hatte die Gemüther kek gemacht, daß ſie wieder losgebrochen.

Unſre Traditoren aber verſicherten uns, man habe auf dem Planeten die allgemeine Zuverſicht, daß er es durchſezen werde, und man ehrte ihn auch eben ſo allgemein.

Dritte Aufklärung.

Man kan auch Thätigkeit übertreiben, und durch Geſchäftigkeit ungerecht werden.

Es iſt gar nicht zu leugnen, daß es nicht allein ſehr gut, ſondern auch nothwendig iſt, daß groſe Herren, beſonders Fürſten, einen thätigen Geiſt haben. Es hängt von der Betriebſamkeit eines Augenbliks, oft das Glück ganzer Nationen ab; und Hinderniſſe, die andern Menſchen wirklich unüberſteiglich ſind, weil ſie es nicht in ihrer Macht haben, ſie aus dem Wege zu räumen, müſſen Fürſten, ſelbſt mit Aufopferung des Kleinern gegen das Gröſere, ſicher aus dem Wege zu räumen ſuchen.

Die Wirkſamkeit aus einer entfernten Gegend in die andre zu befördern, und ſchneller, als bloſe menſchliche Kräfte es erlauben, den Körper durch eine weite Streke hindurch zu führen, hat man im Hidalſchin durch eine Art von Thieren zu bewerkſtelligen geſucht, welche, wie bereits im vierten

Theile

auf dieſer Welt beſtimmt ſind, doch nicht dazu beſtimmt ſind, daß ſie in fortdauernder Marter und Leiden ihr Leben durchführen ſollen. Jedes Thier iſt gewiß ſo gut zur Freude auf die Welt geſezt, als der Menſch. Der Menſch muß auch dienſtbar ſeyn. Von der Natur war er es ſeinen Bedürfniſſen, durch unſere Konventionen iſt er es andern Menſchen. Deswegen genießt er doch ſeine Freuden. Und wenn des Thieres Freuden nur in dem Wohlſchmeken ſeiner Speiſen beſtänden, ſo wird ihm doch, wenn es übertrieben wird, dieſes Vergnügen verbittert, ja gar genommen. Wenn es an die Krippe tritt, und ſtatt Appetit zu haben, Ekel hat, wer nahm ihm die kleine Seligkeit, die ihm hier auf Erden ward, als der es ſo ſklaviſch behandeln ließ?"

Der ältere Traditor merkte, daß der jüngere in Hize käme, und bat ihn, dieſes Kapitel ein andersmal durchzuführen, wenn kälteres Blut bey ihm Plaz genommen.

Dritte Finſterniß.

Von denen Dingen kurz vor der Zurückkunſt der Madam Wind.

Es iſt nicht zu leugnen, daß dem Schazmeiſter der geheimen Angelegenheiten des Herzogs die Zeit lang ward, bis er ſein ſogenanntes zweytes Ich — wir meynen die Dame Wind — wiederſah, ob er gleich bey ihrer Abreiſe, wie unſre Traditoren ſteif und feſt behaupten wollen, gar nicht böſe war, und dachte, er könne ihrer ſehr gut entbehren. Aber der Menſchen Gedanken ſind manchmal ſeltſam, und wir wiſſen ja aus dem Vorigen, daß der Schazmeiſter mit dieſem lieben, wenigſtens koſtbaren Ich, zuweilen in außerordentlichem Verdruß lebte. Ueber dieſe kleinen Zänkereyen nun, waren ihm die Vortheile aus dem Sinn gekommen, welche er durch ſie erhalten, und da ſein Plaz beym Herzoge ziemlich ergiebig war, und Se. Durchlaucht, vor wie nach, ihn immer mit ſeiner Gnade beehrten, ſo dachte er, er könne wohl ohne ſie fertig werden.

So lange der Herzog auf der Reiſe, und von der Reſidenz abweſend war, ging das gut, weil er wußte, er müßte außer denen Menſchen, die er einmal mit ſich genommen, die übrigen entbehren, die ſonſt in ſeinen Umgang Einfluß gehabt hatten. Er erwähnte die Dame Wind nicht, und ihr Eheherr dachte auch nicht an ſie. Er hatte ſeine Geſchäfte ſo gut, als ſein Herr, der Herzog, und während dieſer ſich dem Planeten Hidaliſchin als einen denkenden, großen und gütigen Fürſten zu zeigen bedacht war, bemühete jener ſich, den Provinzen, in denen er ſich aufhielt, ſich als einen wichtigen, geltenden, und bey ſeinem Herrn beliebten Mann anzuempfehlen, eine Sache, die wir ihm gar nicht verdenken, ſondern in der Lage, in welcher er ſich befand, ihn deswegen preiſen und hochſchätzen.

Wie aber nun dieſe Geſchäfte beendigt waren, ſo ſehnten ſich der Herzog ſowohl als der Schatzmeiſter, — denn Beide waren doch im Grunde Menſchen von einerley Stoff und Materie, wie alle Kinder

der der Erde — wieder zu dem einmal ihnen gewohnten Leben zurük.

In dieſem Leben fand der Herzog freylich anfangs mehr Zerſtreuung, als der Schazmeiſter, und konte daher eine Perſon, die er zu entbehren ſchien, noch eine Weile miſſen. Theils war Karine ihm nun, die zwar, wie wir in der Folge hören werden, in dieſer Zeit nicht ganz für ihn verloren geweſen, wie man lange behaupten wollen; theils traf er der Geſchäfte, die Regierung betreffend, hier wieder eine ziemliche Menge an, und mußte ſeine Aufmerkſamkeit dahin richten, dieſe ſich vom Hals zu ſchaffen.

Der Schazmeiſter hatte zwar auch ſeine Beſuche bey ſeinen Bekannten zu machen, ihnen zu erzählen, wie es ihm gegangen, wie er ſich wieder einen Zuwachs in ſeinem Anſehen verſchaft; ihnen zu berichten, welch Wetter es bey dem Herrn ſey, und wie etwa ſeine Denkungsart ſich verändert, und ſeine Weiſe eine andre Wendung genommen habe.

Allein, er war denn doch ſehr ſchnell herum, und die Stunden, die er zu Hauſe zubrachte, wazen ihm izt gewaltig einſam. Die Unterhaltung der Dame war ihm nicht allein zeitverkürzend, ſie war ihm auch lehrreich geweſen. Er hatte oft geradezu in irgend einer Angelegenheit ſie um Rath gefragt, oft auch hatte er durch Umſchweife, damit ſie nicht hinter ſeine eigentliche Abſicht kommen ſollte, ihr entlockt, was er zu thun oder zu unterlaſſen hätte, um nach ihrer Meynung richtig zu handeln.

Sie hatte das oft gemerkt, und nicht zu merken geſchienen; damit er aber das Zutrauen zu ihr nicht verlieren ſollte, ihn nie auf einen falſchen Weg gelenkt; denn, daß die Dame Mind liſtig und im eigentlichen Verſtande klug war, läßt ſich doch wohl nicht leugnen, und die wenigen ihrer übereilten Handlungen beweiſen nichts weiter, als daß ſie auch bey dem klügſten Menſchen nicht unausbleiblich ſind.

Izt fehlte ſie ihm alſo wirklich in allen Eken. Wo ein Wort von ihr, ja vielleicht nur ihr Daſeyn ihm feſte Entſchlieſſung gegeben haben würde, da zweifelte er izt, ob er auch, wenn ſie zugegen wäre, es ſo machen würde. Er ſpürte keinen Abgang an der Gnade des Herzogs, allein er war doch ängſtlich, es könte ſo kommen, und er könte dieſer Gnade verluſtig werden, wenn ihre Einſicht und ihr Einfluß auf den Herzog ihm nicht mehr zur Seite ſtänden. Er wollte ſich das im Anfange alles wegräſonniren, aber alle ſeine einſamen Selbſtgeſpräche halfen ihm nichts, als daß ſie ihn melancholiſcher und unſchlüſſiger machten.

Hierzu kam noch mancherley. Der Herzog war ehedem oft inkognito, und auch manchmal öffentlich in ſein Haus gekommen, das geſchah izt nicht mehr, und er entbehrte dadurch, und glaubte nach den Progreſſionen der Einbildungskraft ſich nicht mehr ſo geehrt zu ſehen, wie vordem, hielt die Büklinge von manchen Seiten nicht für ſo tief, als ſie ſonſt geweſen.

Er mußte ſich's alſo endlich geſtehen, es ſey dumm, daß die Dame Mind nicht da wäre, aber das Geſtehen machte noch nicht, daß er ruhiger wurde. Wie ſollte er's machen, um ſie wieder zurükzubekommen? Im Briefwechſel ſtand er mit ihr; allein, lies ſich's denken, daß ſie ihm das ganze Geheimniß ihrer Reiſe anvertrauet? Lies ſich muthmaßen, ob ſie vom Herzoge geheime Aufträge hatſe oder nicht? ob ſie geheime Verabredungen mit ihm hatte oder nicht? Konte er denken, daß ſie blos auf ſeinen Wink warten würde, um zurükzukehren, und daß ſein Wink ſie zum Zurükkehren bewegen würde, wenn ihre Zeit noch nicht aus war, oder ihre Geſchäfte ſie noch hielten? Hier ſchien ihm ſeine Unwichtigkeit äuſerſt ſchwer aufs Herz zu fallen, und wir glauben wirklich, er hätte etwas Anſehnliches darum gegeben, wenn er ein wenig mehr Gewalt über ſie gehabt, um ihr ſchreiben zu können, er wolle ihre Zurükkunft, er befehle ſie ihr.

Da es aber mit dem Befehlen nichts war, getrauete er ſich auch lieber gar nichts von Rükkehr merken zu laſſen, um ſeine Ohnmacht nicht etwa durch eine abſchlägige Antwort zu ſehr blos zu geben. Er wankte alſo in der Stille und tiefſinniger vor ſich hin, als man ihn bisher geſehen hatte, als endlich auf einmal ſeinen Hoffnungen eine unerwartete Leuchte aufging, die ihn auch gleich ins lebhafteſte Feuer ſezte, den Unmuth von ihm verjagte, und ihn ganz zum andern Menſchen umbildete.

Eines Morgens, als er zum Herzog kam, war dieſer auch ganz nachdenkend, und wir können nicht leugnen, aus einem ganz beſondern Grunde. Es fehlte ihm etwas, und er wuſte nicht, was ihm eigentlich fehlte. Es lag ihm die Sache mit Bellwald und der Rath der Dame im Sinn, und er wollte ſich gern gegen jemand auſer der Dame noch darüber expektoriren. Wer ihm eigentlich fehlte, kan der Leſer unſchwer errathen. Aber, dieſe Perſon könte er für alle Millionen eines Schazes nicht wieder herbeybringen. Der Gedanke, daß, wenn es Umgang mit Geiſtern gäbe, er mit Heloiſen umgehen könte; daß, wenn es Kommunikation gäbe, ſie ſo einer kritiſchen Lage, wie die ſeinige war, in der er ſich ſo ſehr nach ihr ſehnte, gewiß etwas opfern, und auf eine oder die andre Art ſich darſtellen würde, machte eben nicht die angenehmſten Eindrüke für Bellwald und deſſen Zukunft.

Wie der Herzog eben ſo ſimulirte, welch ein Unglük es doch ſey, mit Verſtorbenen, die man geliebt, keine Unterhaltung weiter haben zu können, trat der Schazmeiſter ein; und es läßt ſich ſehr natürlich finden, daß der Herzog von der Verſtorbenen auf die Lebende überſprang, und dachte, dieſe ſey doch wenigſtens noch da, und könne ihm vielleicht einen Einſchlag geben.

Ob dieß bey dem Herzog nur oberflächlicher Einfall in dieſem Stüke war, oder ob er ſie ſchon vorher als eine brauchbare Perſon zu dergleichen gehalten, kan jeder in ſo fern ſich aus dem Vorhergehenden ſchließen, als ſeine Beurtheilungskraft die Ueberſicht deſſelben zu berichtigen im Stande iſt.

Genug, der Effekt dieſes Augenbliks war, daß er den Schazmeiſter ganz hizig frug: „Wo bleibt denn die Mind?“ — „Ja,“ ſagte dieſer, und faltete beide Hände zuſammen — „wenn Ew. Durchlaucht das nicht beſſer wiſſen, als ich, ſo ſind wir Einer ſo klug wie der Andere.“

Der Herzog mußte über den naiven Einfall lachen, und ſeine Laune ſtellte ſich dadurch in etwas wieder her. Er frug den Schazmeiſter, ob er ihren Aufenthalt wüßte, und als das bejahet wurde, befahl er ihm, ihr zu ſchreiben, daß ſie ihre Rükkehr beſchleunigen ſollte.

Kein Auftrag hätte dem Höfling angenehmer ſeyn können, als dieſer. Daher wurde auch ein wenig über die Schnur gehauen. Denn anſtatt, daß der Schazmeiſter blos ſchrieb, poſaunte er auch troz der vielzüngigen Fama; und in weniger als zwey Stunden wußte die halbe Reſidenz es, daß er den Auftrag erhalten. Ob er ihn noch ausgeſchmükt, davon ſind wir nicht im Stande Nachrichten einzuziehen; wenn er es aber auch gethan, ſo war es doch nur Eifer, der Dame Zurükkunft deſto brillanter zu machen, und ſich vielleicht ſelbſt ein neues Verdienſt in ihren Augen zu erwerben.

In der Stadt wurde verſchiedentlich darüber geſprochen, Anekdoten und Anekdötchen zu Markte gebracht. Einige wollten Katinens Fall daraus prophezeihen; Andere wollten in des Herzogs Treiben nach ihrer Zurükkunft gar nicht das Angenehme und Schmeichelnde finden, was der Schazmeiſter hineinlegte, und hielten dafür, es wäre nur ein Weg, um Madam Mind wieder im Lande zu haben, und ſodann wegen gewiſſer Dinge ſie zur Verantwortung zu ziehen, und ihr einen gefährlichen Prozeß zu machen. Man hütete ſich aber, zu dieſen Erzählungen die Urſachen hinzuzuſezen, weswegen es geſchehen ſollte; und wenn man gefragt wurde, aus welcher Quelle es käme, ſo wurden die gewöhnlichen

Ausflüchte genommen — man habe es in Geſellſchaft gehört, man wiſſe nicht, wie es eigentlich vorgetragen werden, und was der Alltagsſprüche mehr waren, hinter welchen ſich die Maske der Verläumdung gewöhnlich zu verſteken pflegt.

Drittes Licht.

Iſt denn das Entbehrliche aber nicht zu entbehren?

Das war eine Frage, meine lieben Leſer, die unſern Traditoren im Hidalſchin bey Gelegenheit der Erwähnung vorgelegt wurde, wie der Herzog nach dieſer Dame ein Verlangen haben können.

Eine Frage freylich, von der wir geradezu ſagen müſſen, daß ſie unter die widerſinnigen gehört, wenn wir nur beobachten, daß ein offenbarer Widerſpruch darin ſtatt findet.

Allein, die Traditoren meynten, es gäbe im Hidalſchimiſchen eben ſo gut allezeit fertige und nie nachlaſſende Frager, wie bey uns; und wie wir ihnen eine Geſchichte unſers Planeten von einer beſondern Grabſchrift erzählten, fanden ſie ſie ſehr paſſend und angemeſſen.

Es war nemlich ein Mann, der immer blos in Fragen redete, und kaum war eine Frage beantwortet, ſo hatte er eine andre auf dem Tapete. Einmal hatte er während einer Mittagsmahlzeit den ihm gegenüberſitzenden Herrn mit Fragen äuſerſt inkommodirt; und nach einer unzähligen Menge frug er zulezt: wie er wohl ſeinem Leichenſteine eine äuſerſt kurze Inſchrift geben wollte, doch ſo, daß jedermann wüßte, er wäre der unter dem Steine Begrabene?

„Ich würde," erwiederte jener im geſchwindeſten Impromptü, „ein Fragzeichen darauf ſezen laſſen."

„Wir wollen," ſagten die Traditoren, „unſre aufgeworfene Frage ein wenig ändern, denn darin liegt der Widerſpruch, daß das, was man nicht entbehren kan, für die Perſon auch nicht entbehrlich iſt.

Warum aber konte der Herzog die Dame Mind nach allem dem, was der Leſer nun ſchon weiß, nicht entbehren? Das wäre die richtige Frage geweſen, und darüber ließe ſich vieles ſagen.

Wir glauben ganz gewiß, daß Madame Mind die Warnung ihres Paragon's nicht ſo leicht aus dem Sinne gebracht haben wird; daß es ihr alſo nach und nach Einleuchtung geworden, daß ſie nur durch Verſtand mehr als durch ihre Reitze wirken könne, und daß ſelbſt dieſe Reiſe nicht ohne ſichere politiſche Grundſätze unternommen worden.

Wir wiſſen aus dem Vorhergehenden, daß die Dame Mind heftigen Temperaments ſeyn konte, daß ſie ſich wirklich in dem Laufe ihres Lebens zuweilen von ihrem heftigen Temperamente hinreißen laſſen, und daß ſie deswegen manches Streichlein vollbracht, welches ſich nicht mit ganz richtigen Begriffen vereinigen läßt. Wir wollen dieſe hier nicht wiederholen, ſondern nur anführen, daß der Herzog, wie wir auch wiſſen, ſich manchmal ſehr beleidigt dadurch gefunden, und viele derſelben ſo beſchaffen waren, daß wir vielleicht an der Stelle des Herzogs ganz mit ihr gebrochen haben würden, wenn wir nicht etwa die nämlichen Urſachen in Erwägung gezogen, die wir itzt von ihm beybringen werden.

Es hatte doch, troz den Vorzügen, die Heloiſe von ihr hatte, der Herzog ſich nie, ſelbſt während der liebevolleſten Laufbahn mit dieſer, ganz von ihr trennen können; obgleich Heloiſe nie ein ſolches Opfer von ihm verlangt, ſo war es doch nicht ſo ganz unglaublich, daß er es ihr freywillig gebracht haben würde, wenn er nur einigermaaßen von ihr abzulaſſen im Stande geweſen wäre. Auch bey dem Verluſt Heloiſens, der ihm ſo ſchmerzlich nahe ging, war ſie gewiſſermaaßen eine Tröſterin geweſen, wenn Alle nichts auf ihn wirken können.

Da wir die Sache hier philoſophiſch betrachten, ſo laſſen wir natürlich alles zurük, was phyſiſch iſt — Und wenn ſie noch mehr eigne und andre Reize angewandt hätte, wie die Welt ihr ſchuld geben wollte, ſo war doch das alles vorübergehend, und konte auf keinen Fall einen bleibenden Eindruk zurüklaſſen, noch weniger Hochachtung für ſie dem Herzoge einflößen.

Die Haupturſache ſeiner Anhänglichkeit für ſie ſezen wir alſo darin, daß ihre Bekantſchaft mit ihm in dem leidenſchaftlichſten Zeitpunkte entſtanden, daß der Herzog als Prinz Scenen mit ihr erlebt, die er nachher nicht wieder erleben können, und deren Zurükerinnerung ihn wenigſtens nicht ohne Dankbarkeit an die Perſon denken ließ, die ſie ihm verſchafft.

Ferner hatte der Herzog doch als Prinz in die Seele der Mind ſein Charakteriſtiſches mehr ausgehaucht, als in jemandes. Sie war ſeine Vertraute in ſo manchen Dingen geweſen, das hatte Anhänglichkeit verurſacht. Der beſtändige Umgang hatte gemacht, daß er ſie wie zu ſeinem Hauſe gehörig betrachtete. Nach Heloiſens Tode beſonders hatte ſie mehr Realität ſehen laſſen, und eine Geſeztheit des Temperaments bekommen, die ihn in Anſehung ſeines Willens in nichts mehr einſchränkte. Das hatte das wirklich ſchon halb geſchwächte Zutrauen wieder rege gemacht, und es auf einen hohen Grad vermehrt. „Uns ſind überdem," ſagte der ältere Creditor, „in der Folge Dinge entdekt worden, die über das Benehmen der Mind gegen Karinen und in den Verhandlungen mit derſelben ein großes Licht geben."

Und noch dieſem allen läßt ſich die Frage beantworten, warum der Herzog die Dame nicht entbeh-

ren

ſen kente, und ſich nach ihr geſehnt haben würde, wenn auch in dieſem Augenblike der Schazmeiſter nicht eingetreten wäre, und ſie ihm ins Gedächtniß zurückgerufen hätte. Ein wenig mehr Ruhe, aber auch ein wenig mehr Unruhe in ſeinem Gemüthe würde ſie ihm ſchnell begehrlich gemacht haben; und die Folge, beſonders die erſte Zuſammenkunft mit ihr, wird lehren, daß wir weder ihm, noch ihr Unrecht gethan haben. Wir machen aber den Leſer zum voraus darauf aufmerkſam, daß er Madam Wind in einem ganz andern Lichte ſehen wird, als in dem ſie bisher geſtanden; und er mag dann ſelbſt entſcheiden, ob nicht das Reiſen ein Ding, welches zu vielem gut iſt.

Der ältere Creditor merkte dem jüngern an, daß er noch etwas empfindlich war, daß man ihn unterbrochen. Er bat ihn daher, das Wort wieder zu nehmen, und ſeine Bemerkungen über Thätigkeit und übertriebene Thätigkeit zu vollenden.

Vierte Aufklärung,

Die mit der dritten parallel läuft.

Die Miene des jüngern Traditors zog ſich ſogleich in andre Falten, und er hub an, wie folget:

„Es kan ſeyn, daß ich in meiner Hize zu weit ging, daß meine Deklamation über unvernünftiger Thiere Leiden, Menſchen und beſonders Groſe hätte beleidigen können. Allein, das Gefühl für Leiden iſt mir zu tief eingeprägt, als daß ich's unterdrüken könte, und das leidende Inſekt hat mein Mitleiden, und wenn ich ihm helfen kan, meine Hülfe zu erwarten. Warum ſollte ich alſo nicht auch einem groſen Herrn aufmerkſam machen können, wenn er den Rechten der Natur zu nahe tritt, und ihre Geſchöpfe nicht mit der Achtung behandelt, die man dem köſtlichen Werke eines Schöpfers ſchuldig iſt? Ich bin vielmehr überzeugt, daß, wenn der Herzog ſelbſt dieſe meine Bemerkung zu Geſichte bekäme, er nicht darüber erzürnt ſeyn würde, de, weil ich nicht ſeinen Charakter, ſondern ſeinen Irrthum angreife.

„Daß bey ihm blos Thätigkeit dabey im Spiele iſt, wenn er auf eine ſo äuſſerſt ſchnelle Art die Stunden zu verkürzen ſucht, die er unthätig anwenden muß, bin ich vollkommen überzeugt. Allein, ſo wie ein Fürſt immer, wenn es möglich, den Schein ſogar vermeiden muß, daß er ſeinem Vergnügen mehr opfert, als dem Nuzen, ſo ſollte auch der Herzog vermeiden, daß ſeine zu große Thätigkeit ihm nicht als Unthätigkeit ausgelegt würde. Man war von der Art ſeines Vaters zu reiſen äuſſerſt eingenommen. Man glaubte, daß daraus groſſer Nuzen für's Ganze entſtanden, und wir geben das zu. Der Hauſe ſagte alſo izt, daß bey izigen Reiſen des Herzogs der Nuzen wegfiele, weil er zu ſchnell reiſete.

„Wir ſagen nicht, daß der Hauſe Recht hatte. Wir behaupten vielmehr, er hatte Unrecht. Denn er bedachte nicht, daß die Zeit, welche dem Ganzen entzogen wurde, auf die Thiere gelegt ward, und die Menſchen dadurch nicht litten. Allein der Herzog machte doch, daß man beurtheilte, ſeine

Thätigkeit ſey Unthätigkeit, und ſeine Betriebſamkeit liege nicht in ſeinem Willen gute Zwecke zu befördern, ſondern in ſeiner Liebe zur Veränderung; ein Urtheil, welches ihm in den Augen derer, die nicht beſſer unterrichtet waren, immer ſchaden mußte.

„Wäre es alſo nicht beſſer, der Herzog bräche etwas von ſeiner Eilfertigkeit ab, um von der einen Seite nicht mißverſtanden zu werden, und von der andern Seite nicht ungerecht gegen die Geſeze zu ſeyn, welche die Natur einmal befeſtigt hat, und welche der Monarch, ſo wie der geringſte Menſch verehren ſoll?

„Ich wiederhole noch einmal, es kan ſeyn, daß meine Hize mich zu weit verleitete; allein, man wird immer nur mein Gefühl und nicht mich tadeln müſſen."

Wir konten nicht umhin, unſerm Traditor Recht zu geben, und wenn wir darin zu tadeln ſind, ſo provoziren wir auf ſeinen Ausſpruch, und laſſen uns übrigens tadeln. Uns iſt es äuſerſt empfindlich zu ſehen, wie oft unvernünftige Geſchöpfe um unſrer willen leiden müſſen, zitternd daſtehen, und die Arbeit mit ihrem Leben büßen müſſen, die wir ihnen auflegen.

Eins unſrer erſten Sittenbücher ſagt: Der Gerechte erbarmt ſich auch ſeines Viehes.

Vierte Finſternis.

Madam Mind bereitet ſich wirklich nicht ohne herzliche Freude zur Zurükkunft.

Neben der Poſaune, die der Schazmeiſter in der Stadt erſchallen ließ, war er denn auch in ſeinem Schreiben an die Dame Mind nicht ganz kurz und ohne Urſache zu Werke gegangen, indem er ihr in weitläufigen Phraſen und Floskeln vorſtelte, daß es ſehr unrecht gehandelt ſey, wenn ſie etwa einen Augenblik zögerte, zurükzukommen. Der Herr Quaſigemahl nahm ſich ſogar die Freyheit, ihr Vorwürfe zu machen, daß ſie ſich nicht lange in die Nähe der Reſidenz gemacht, um beym erſten Winke, der erfolgen würde, zugegen ſeyn zu können. Im Ganzen, müſſen wir nun ſagen, war dieß eben nicht das ſchmeichelhafteſte Kompliment; denn es ſich gerade ſo aus, als ob er behaupten wollte, ohne dieſen Wink hätte ſie nicht wiederkommen dürfen; eine Sache, die immer einen eigenen Grund in der Vorzeit gehabt haben müſſe.

Und bey der Dame Mind war das der Fall wirklich gar nicht. Sie war nach eignem Willen und Gutdünken mit Erlaubniß des Herzogs, der ihr noch dazu den kleinen niedlichen Schaz anvertrauet hatte, gereiſet; ſie war nach ihrem Gutdünken und Willen ſo lange ausgeblieben, und konte nach ihrem Gutdünken und Willen zurückkehren oder länger außenbleiben, wenn ſie nicht ein beſondrer Befehl des Herzogs zurückrief: aber auf einen Wink, um zurückzukehren, brauchte ſie gar nicht zu warten.

Der Herzog befahl ihr auch nicht einmal, gleich zurückzukehren, ſondern lies ihr nur ſchreiben, ihre Rückkehr zu beſchleunigen; ein Zeichen, daß, wenn ſie etwa noch angenehme Partieen hätte, ſie ſolche nicht verſäumen, ſondern nur auf keine neuen ſich einlaſſen mögte. Gewiß die äußerſte Delikateſſe!

Madame Mind empfieng die Nachricht von dem Schazmeiſter nicht mit Widerwillen. Es mußte ihr ſchmeichelhaft ſeyn, daß der Herzog ſich nach ihr ſehnte, und ſie fing wirklich an, eine Krankheit, die ſie ausgeſtanden hatte, zu lieben, weil ſie ſie von der ſchnellen Rükkehr abgehalten. Denn ohne dieſe hätte ſie vielleicht die Reſidenz ſchon wieder beſucht, und alſo die Freude entbehrt, des Herzogs Sehnſucht erregt zu ſehen.

Ueber die Bemerkungen des Schazmeiſters ſpöttelte und lächelte ſie, denn ſie fühlte ihr Uebergewicht über ihm zu ſehr, als daß ſie ſich darüber hätte ärgern ſollen. Sie antwortete ihm nicht einmal auf dieſen Punkt, ſondern, daß ſie ſich ſo viel als möglich bemühen wollte, des Herzogs Wünſche in Erfüllung zu bringen.

So wie die Dame Mind nun dem Schazmeiſter geſchrieben hatte, daß ſie, ſo viel moglich eilen würde, um des Herzogs Wünſche in Erfüllung zu bringen, ſo warf ſie einen Blik auf ihre ganze vergangene und zukünftige Laufbahn. Daß das Zeichen der Anhänglichkeit des Herzogs für ſie, ihr Freude, unnennbare Freude gemacht, war natürlich — allein, ſie war klug genug, den Gedanken auch zu faſſen, daß dieſes Zeichen ſie vielleicht mehr der Entfernung als der Liebe zu verdanken habe; daß auf den erſten Eindruk, den ſie auf den Herzog zu machen fähig wäre, alles ankommen müſſe und würde.

Sie ſezte ſich in die erſte Bekantſchaft zurük, wo ſie ihn zu feſſeln gewußt — zu feſſeln? — Sie ſtellte ſich bey dem Gedanken vor den Spiegel, und die Laufbahn ihrer Geſtalt, und deren Veränderung, ſtand ſogleich ebenfalls vor dieſem Spiegel mit ihr. Sie konte ſich zurükerinnern, ſehr ſchön geweſen zu ſeyn; und wenn ſchon ein Seufzer über die Vergänglichkeit dieſer blühenden Reize ſich aus ihrem Herzen hervordrängte, ſo war doch eine Art von Zufriedenheit die Folge deſſelben; denn, fand ſie ſich nicht reizend ſchön, wie ehedem, ſo fand ſie ſich doch um viele Prozente beſſer, als ſie ſich bey ihrer Abreiſe aus der Reſidenz gefunden, in welcher der Gram an ihrem Herzen genagt, und die Wurzel der Geſundheit angegriffen.

Ihre Philoſophie hatte ſich nach und nach über dieſes weggeſezt, aber ihre Empfindlichkeit hatte die Wirkung auf den Korper nicht ganz unterdrüken können, und phyſiſch hatte ſie dabey gelitten. Die Reiſe hatte das Ihrige gethan, um dieſe Empfindlichkeit vollends wegzuräumen, ſie hatte Lebhaftigkeit in ihr Blut und in ihre Seele gebracht, und mit denſelben waren die ſchwarzen Dünſte des Grams vollends hinweggeflogen. Gewiſſe Züge der Schwermuth, die ihr Geſicht wirklich ſchon zeichneten, waren verloſchen, hatten ſich ausgefüllt, und lachender Vollmond ſchien die Peripherie ihrer Freundlichkeit zu bekränzen. Dieſes mit ein wenig vergrößerten Embonpoint verbunden, gab ihr das Anſehen des Wohlwollens, und ſie wurde wirklich zulezt mit ihrem Spiegel ſo zufrieden, daß ſie hoffen durfte, wenn ſie ſo vor den Herzog treten könte, würde ſie nicht ſein Herz, nicht ſeine Liebe — ſo vernünftig war ſie, davon zu abſtrahiren — ſondern ſeine Anhänglichkeit, ſein Zutrauen, mit einem Worte, ſeine Freundſchaft erobern.

Sie ging nun vom Spiegel weg, und überließ ſich einige Minuten jener ſüßen Rükerinnerung — „Goldne Tage!“ rief ſie aus, „in denen er nur für mich, nur in mir zu leben ſchien! O! warum wurden für ſolche Freuden nicht Ewigkeiten beſtimt? Warum muß die Zeit in ihrem Geheimniſſe die Vergänglichkeit nicht mit ſich verſchließen? Jene können wir nie beurtheilen — dieſe iſt uns immer vor

Augen. Iſt's etwas beſſers als Wahn, wenn wir uns ſo ſchnell von dem entfernt ſehen, was uns ſo ſüß iſt? Was hat denn der Traum vor der Wirklichkeit voraus, wenn dieſe, nachdem ſie verflogen iſt, nichts mehr gewährt, als das Andenken eines ſüßen Traums?" —

Ein Gedanke, der ſie beynahe aus der Faſſung gebracht hätte, durchſtromte izt ihre Erinnerung — Und Andere — flog's in ihrer Seele auf — genieſſen izt ſo — Sie ſprang wild vom Stuhle auf. „Nein!" ſagte ein freundlicher Genius, der ihre Ruhe befördern wollte, „nein! es iſt nicht ſo mit ihnen. Auch er kan nicht mehr ſo lebhaft fühlen, auch er hat nicht Mittel wider Zeit und Vergänglichkeit, auch er muß ihrem eiſernen Scepter ſich unterwerfen. Er iſt nicht mehr, er kan nicht mehr ſeyn, der er war. Nein! ſie genießen nicht wie ich — ſie genießen in weit minderm Maaße. Ich war die Glükliche allein. Ich muß es auch in der Erinnerung ſeyn. Vergieb mir, Genuß! daß ich Dich Wahn — vergieb mir, Wahrheit! daß ich Dich Traum zu nennen wagte! Ich ſezte Eure Würde de herab, ich laſſe Euch izt Gerechtigkeit wiederfahren."

Sie erholte ſich von dieſer Schwärmerey, und ging weiter in ihrem Leben. Sie fand, daß ſie ſich ganz erſtaunlich von Einbildung habe irreführen laſſen; fand, daß ſie ſehr thöricht gehandelt, daß ſie des Herzogs Verbindung mit Heloiſen nicht mit mehrerer Gelaſſenheit ertragen; fand nunmehr, daß es gar kein Wunder geweſen wäre, wann der Herzog ganz von ihr abgelaſſen, daß das Geſchik väterlich für ſie geſorgt, indem es ihr aus dem Geliebten einen Freund geſchaffen; einen Freund von dieſer Stufe, der auf immer ihr Glük beſtimmte.

Sie war nun überzeugt, was ſie lange hätte überzeugt ſeyn ſollen, daß, ſeinen Landesherrn zum Geliebten und zum Freund ihn zu haben, ein ſo mächtiger Abſtand wäre, daß die Waage des Gleichgewichts für das Leztere ſchnell ſinken müßte.

Nun ſegnete ſie erſt die Reiſe; ſie ſegnete die Unpäßlichkeit doppelt, die ſie aufgehalten; ſie ſegnete die Geneſung, die ſo ſchnell erfolgt war; und vielleicht war in der Seele der Dame Mind noch nie ein ſo reiner Gedanke an reelle Zukunft aufgeſtiegen, als eben izt:

Wir können unſern Leſern nicht verhehlen, daß zu dem Vorſaze nicht wenig der kleine Schaz beytrug, welcher der Dame von des Herzogs Händen anvertraut war, daß dieſer ſehr mit in dem Plan konkurrirte, den ſie ſich eigentlich vorgeſezt; und das folgende Licht wird uns lehren, in wie weit das Alles zum Guten abzweckte — zu einem Guten, was die wenigſten unſrer Leſer der Dame Mind zutrauen werden.

Viertes Licht.

Richtige Spekulationen, treue Vorſäze. O, daß ſie ſchon ausgeführt wären!

Des Herzogs Vorliebe vor gewiſſe Dinge ging weit, obgleich ſeine Liebe im Allgemeinen nicht darunter litt; denn was um ihn war, muſte er auch wirklich lieben. Heuchler war er nicht, er war ofnes reines Herzens; und ſeine Handlungen, die er nicht vor der ganzen Welt darzulegen im Stande war, betrafen blos ihn, und hatten höchſtens Rükſicht auf die Perſonen, die ſie mit angingen.

Der kleine Schaz, den er der Dame Mind anvertraut, war eins von den Dingen, die er ſo unausſprechlich liebte, obgleich er mit demſelben nicht in dem Verhältniſſe ſtand, in welchem er wirklich mit den andern war, die er ſo ſehr liebte. Er ſtand vielmehr in einem genauern Verhältniſſe mit dieſem kleinen lieben Dinge.

Wir ſind nicht im Stande, unſre Leſer mit der eigentlichen Natur dieſes Lieblingskleinods des Herzogs bekannt zu machen, weil unſere Traditoren ſchlechterdings behaupteten, daß nähere Wiſſenſchaft davon zu ertheilen nicht verſtattet wäre; und wir müſſen es ihnen alſo überlaſſen, die Schlüſſe etwa für ſich daraus zu ziehen, die wir daraus gezogen haben, und nach denen wir uns ungefähr eine Idee machen können, worin der kleine Schaz beſtanden.

Ein Hauptzwek aber, warum der Herzog ſein Lieblingskleinod der Dame Mind anvertrauet hatte, war der, daß ſie es vollkommner und beſſer maſen ſollte; und dieſe Vollkommenheit ihm zu geben, ſagte die ganze mit ihr bekante und von ihr wiſſende Welt, tauge ſie nichts.

Unſre Traditoren behaupteten, es ſey ganz entſezlich indiſkret von dieſen ihren Bekanten allen geweſen, ein ſolches Urtheil zu fällen, welches ſie nicht gehörig überlegt; und die Dame Mind, ob ſie gleich manchmal gezwungen geweſen, in ihre Ohren dergleichen von Feinden und Neidern verblümt und mit troknen Worten anzuhören, habe doch den klügſten Weg ergriffen, ſtill zu ſchweigen, und zu denken, die Zeit werde das lehren.

Daß das der klügſte Weg war, läßt ſich aus den Folgen ſowohl als auch aus einer Erzählung ſchlieſſen, die ſie einmal einer ſehr vertrauten Freundin machte, als dieſe das Lieblingskleinod des Herzogs auf den Arm nahm, es ſtreichelte, lobte, und betheuerte, es ſey ſo vortreflich, daß es nicht beſſer aufzuſtellen möglich wäre.

„Du lieber Himmel!“ ſagte die Mind mit einem Seufzer, „und Sie glauben wohl nicht, welche Unruhen mich dieſer Schaz gekoſtet, wie man mich anfangs darüber gemißhandelt hat. Zwar ich

müßte

müſte es lügen, wenn ich nicht ſagte, daß mir dieſe Mishandlungen ſehr zu meinem Nuzen gereicht. Es gab zweyerley Menſchen, die mir des Kleinods wegen hart zuſezten. Die einen, die hämiſch genug waren, mir ihn zu misgönnen, ſpöttelten hinter meinem Rüken, doch ſo, das ich's hören konnte, oder erfahren muſte — oder ſie kamen zu mir, und ſagten, Andre hätten das geſagt. Ja, hieß es, da hat ſich der Herzog an die Rechte gewandt; das iſt der wahre Weg, eine Sache, die man lieb hat, zu verſchleudern, wenn man ſie einer ſolchen Perſon in die Hände giebt: es iſt nicht viel beſſer, als wenn er die Koſtbarkeit gerade in den Wald geworfen hätte, damit ſie roh bleiben ſollte. Wird ein ſelbſt unpolirtes Weſen wohl irgend einem Dinge Politur geben können? Ein Klumpen wird's bleiben, wie ſie es ſelbſt iſt."

„Das war's, was ich von dieſer Gattung Leute zu hören bekam, und ich muß geſtehen, es that mir erſt in der Seele weh, ſo weggeworfen behandelt zu werden. Ich hätte wüthend werden können, und wär's vielleicht ſchon oft geworden, wär's auch endlich einmal ernſtlich geworden, wenn nicht gerade in dem Zeitpunkte, wo ich halb unſchlüßig war, ob ich den Herzog bitten ſollte, den kleinen Schaz zurükzunehmen, die andere Partey gekommen wäre, die mit etwas mehrerm Rechte, aber auch mit offnerer Stirn ſich mir näherte, und ihre Meynung zu erkennen gegeben hätte."

„Madam!" ſagten ſie, „der Herzog hat Ihnen viel anvertrauet. Wir zweifeln aber, daß Sie ſeinen Wünſchen entſprechen werden, denn Sie ſind in einer Lage, in welcher es ſchwer halten wird, das aus dem Kleinod ihm zu bilden, was er gewiß daraus gebildet wiſſen will."

„Ich will nicht ſagen, daß dieſe Partey meine Freunde waren; denn im Grunde waren es diejenigen, die vielleicht Recht hatten, es nicht zu ſeyn, die da fürchteten, ich mögte zu viel Macht über den Herzog erlangen, und dieſe Macht mißbrauchen. Es waren diejenigen, von denen ich erwarten konte, daß ſie dem Herzoge vielleicht, eben um des Kleinods willen, eine andre Meynung beyzubringen im Stande wären, es unternähmen und ausführten. Kurz, es waren diejenigen, die ich zu fürchten hatte, die, wenn es einen exemplariſchen

Lebenswandel auf unſerm Planeten giebt, mit dieſem Lebenswandel ſich brüſten konten, und gegen mich aufzuſtellen ſich nicht fürchten durften.“

„Die öfneten mir aber auch die Augen, daß ich erkante, ich müſte, um den Herzog mir nicht blos zu erhalten, ſondern um eine beſſre Meynung von mir im Publikum zu erwerben, alle meine Sorgfalt auf dieſes Kleinod wenden. Selbſt in den trübſten Stunden meiner nachherigen Leiden, von denen ich geſtehe, daß ich ſie mir faſt alle ſelbſt zugezogen, habe ich immer, wenn ich auf dieſen Schaz geblikt, eine Herzſtärkung geſpürt, und mir ſelbſt geſagt; er ſoll noch einſt dein Retter werden, wenn du ja einmal die Verlaßne ſeyn ſollteſt.“

Dieſe Erzählung, welche die Dame Wind ſchon vor einigen Jahren ihrer vertrauten Freundin mittheilte, läßt ihre Geſinnungen über dieſes Kleinod deutlich genug gewahr werden, und es wird niemanden unbekant ſeyn, daß ſie im eigentlichen Verſtand nie die Verlaßne war.

So viel iſt gewiß, daß der Redner über ihre Sorgſamkeit auf dieſen Schaz es immer noch gab, die in dem nämlichen Tone ſprachen, wie ſie vor manchen Jahren geſprochen, die theils, weil ſie ins Innere des Plans der Dame Mind nicht eindrangen, theils, weil ſie dort nicht eindringen wollten, aus Furcht, es anders zu finden, alle ihre Bekannten zu überzeugen ſuchten, der Herzog habe ſchlecht gewählt, die dieſes laut und öffentlich ſagten, ſo, daß es der Mind immer wieder zu Ohren kommen mußte, wenn ſie es ihr gleich nicht ins Geſicht hindeklamirten.

Daß ſie ihre Reiſe mit Einwilligung des Herzogs gethan, wiſſen wir, und daß ſie das Kleinod mitnahm, gab wieder zu allerley Sagen Gelegenheit. Einige wollten, der Herzog habe dieſes Kleinod nicht ſo gefunden, wie er's gewünſcht, deswegen ſollte ſie es izt in fremden Ländern unterbringen. Andre trauten ihr ſelbſt eine Spekulation damit zu, und meynten, ſie wiſſe des Herzogs Liebe für daſſelbe, und wolle ihn dadurch, daß ſie ſich mit demſelben entfernte, zwingen, gewiſſe Plane durchzuſezen, die ſie durchgeſezt haben wollte.

Unſere Traditeren betheuerten, daß an allem dem nichts ſey, daß, wenn man der Dame Mind auch allerley ſchuld geben, man doch ſchlechterdings

ihr

ſie über dieſen Punkt nichts zur Laſt legen könne; weil ſie nicht allein den kleinen Schaz um des Herzogs, ſondern um ſeiner eignen Liebenswürdigkeit willen, geliebet; weil ſie die Perſon wirklich geweſen, und noch ſey, die ihn, wo nicht ganz vollkommen, doch vollkommner zu machen im Stande ſey; weil jeder Vorſaz in Anſehung ſeiner gut geweſen, und ſie ſelbſt ihre eignen Mängel, die ſich nicht ganz beſchönigen laſſen, vor demſelben ſoviel als immer möglich, verborgen gehalten, und wo dieß nicht geſchehen können, ihnen doch einen Anſtrich der Nothwendigkeit aus Konvenienz gegeben, der den Schaz überzeugt, man müſſe zuweilen aus Zwang etwas Unrechtes thun, nie aber aus freyem Willen.

Allein, die Dame Mind, wenn ſie ſchon keine eigennützigen, unrechtmäſſigen Abſichten hatte, wie ſie den kleinen Schaz mit ſich nahm, war doch von eigennützigen, rechtmäſſigen Abſichten nicht ganz frey; denn das Ausland ſollte ihren Schaz beurtheilen, und die Reſidenz und alle, die vorher wider ſie geweſen waren, überzeugen. Und das war auch geſchehen; von allen Seiten her war es ertönt, daß der kleine Schaz der Dame Mind ein äuſerſt lie-

bensdenkwürdiges Kleinod ſey, daß es ein Stolz und eine Freude ſeyn müßte, ihn zu beſitzen: und zum innigen Verdruß der Feinde der Dame Mind, war dieſes auch ſchon häufig in der Reſidenz erſchollen.

Nun alſo konte die Dame erſt etwas auf dieſen Schaz bauen — nun konte ſie glauben, daß, wenn ſie ihn dem Herzoge unter die Augen brächte, er auch Dankbarkeit mit Zuneigung und Zurükerinnerung an genoſſene Freuden verbinden würde.

Zum erſtenmale ſeit langer Zeit, war Madame Mind recht aufrichtig gerührt — von ihrer Lage. „Wenn Du nun zu ihm kömmſt, zu dem gütigen, menſchenfreundlichen, lieben Herrn; wenn Du ihm wiederbringſt das Kleinod, welches er Dir anvertrauete; bringſt es ihm mit aller der Herzlichkeit, mit welcher Du ihm und ſeinem Kleinode anhängſt; wenn Du vor ihn trittſt mit Thränen in den Augen, wie das Andenken an ihn ſie Dir izt ſchon auspreßt — ſollten die ſeinigen nicht auch naß werden? — ſollte er das Kleinod nicht liebevoll an ſeinen Mund drükken, und Dich nicht auch in ſeine Arme ſchließen? — O, Verhältniß! Verhältniß! Ohne Dich — warum ſollte ich nicht ſeyn können, was Andre ſind? Doch weg von dem Gedanken! Mein Loos war ſonderbar geſchrieben, es kann noch glänzend und ſchön werden."

Wirklich war der recht aufrichtige Vorſaz der Dame Mind, dem Herzoge ſich ganz mit Ergebenheit zu Füßen zu legen, ihm zu ſagen: „ich will, wo möglich, Ew. Durchlaucht ferner nüzlich zu werden ſuchen, ich will die Weltkentniß und die Erfahrung, die ich nun erlangt habe, anwenden. Ew. Durchlaucht ehren mich, wenn Sie mir die Achtung laſſen, die ich bisher genoſſen habe — Ew. Durchlaucht erfreuen mich, wenn Sie den ſo koſtbar mir bisher anvertraueten Schaz ferner meiner Sorgfalt übergeben. Meine Tage ſollen ihm und Ihnen gewidmet ſeyn."

Es ließ ſich auch denken, daß die Dame Mind reuſſiren würde.

Denn Alle einſtimmig waren der Meynung, daß der Schaz allerliebſt ſey; und das Einzige, was man etwa der Dame Mind noch bey der Vervollkommung hätte zur Laſt legen können, war, daß ſie ihn ſehr zu glänzen gelehrt hatte, wenn man ihn betrachtete, welches die Welt von beiden Seiten als Eitelkeit, die Dame aber von Seiten des kleines Schazes als Gefühl ſeines Werths auslegte, und ſelbſt zwar zugab, es könne Eitelkeit bey ihr ſeyn, aber auch meynte, ſie habe ein Recht zu dieſer Eitelkeit, und ſie ſey ihr nicht zu verargen.

Wenn nun aber auch wirklich wir wider den Willen unſrer vielleicht parteyiſchen Traditoren annehmen wollten, daß dieſe kleine Eitelkeit ſich beym Schaze ſo gut als bey ſeiner Bewahrerin eingefunden, ſo läßt ſich doch ganz ſicher ſchließen, daß dieſe nicht geäußert werden würde, wenn der kleine Schaz dem Herzoge wieder überantwortet würde, oder wenn ſie ſich ja äußerte, dem eigentlichen den Schaz liebenden Beſizer ſie vielleicht willkommen wäre.

Wir proteſtiren alſo nochmals wider alle von beiden Seiten etwa im Spiel ſeyenden eigennüzigen Abſichten, und betheuern, daß die Dame Mind mit ſo lautern Gedanken ſich in den Wagen ſezte, um der Reſidenz zuzufahren, als wohl irgend jemand in derſelben für Se. Durchlaucht hatte.

Von dem Schaze ſelbſt aber ein Mehreres, wenn wir mit ihm vor Sr. Durchlaucht ſtehen.

Fünf-

Fünfte Aufklärung.

Man will, und will auch wieder nicht. Ein Interim.

Während die Dame Wind auf der Reiſe ſich befindet, wollen wir uns mit unſern Traditoren wieder in die Reſidenz verfügen, wo wir den Herzog in ziemlich tiefen Gedanken über das, was die alte Dame ihm von Bellwald eröfnet, zurükgelaſſen haben.

Zu leugnen war's nicht, und er leugnete es ſich ſelbſt nicht, daß das Allerbeſte, was er zu thun im Stande wäre, ſey, der Dame zu folgen. Allein, ſein Herz ſtritt dawider; und wer kan es einem verargen, wenn eine Lieblingsidee, die ſich uns einmal angenehm gemacht, in Herz und Kopf ſich eingeniſtet, ſich nicht ſo ſchnell wieder daraus verdrängen läßt? Er ſollte ganz aufhören zu glauben, daß ein Umgang mit höhern Weſen möglich ſey; ein Glaube, der, wenn er ihm wirklich beſtätigt worden wäre, ihn ſo glüklich gemacht hätte. Er ſollte aufhören, an alles dieſes zu denken, weil er Regent war, da doch eigentlich er als Regent weit freyer in ſeinen Handlungen ſeyn mußte, als ein Privatmann — und als Regent er doch auch gerade die Verbindlichkeit noch nicht einſah, das, was ſeine Perſon, und beſonders ſeine Zukunft betraf, aufzugeben, und von ſich wegzuwerfen.

Es ging ihm auf der andern Seite freylich ſehr im Kopfe herum, daß er vor ſeinen ihn liebenden Unterthanen, und vor dem ganzen übrigen Planeten als ein ſchwacher Geiſt erſcheinen ſollte, da der Glaube an ſolche Dinge nun einmal von dem gröſſern Theile als Schwärmerey erklärt und angenommen würde. Einem Schwärmer trauete man zu, daß er aus Schwärmerey in allen ſeinen Handlungen wankend wäre, und Dinge unternähme, die er ſonſt nicht unternehmen würde; Dinge, die mit der Planetenwelt in keiner Konnexion, ſondern mit dem Geiſterreiche in Verbindung ſtänden; Dinge, die daher vielleicht der Verbindung des Staates, und des Bürgers ſchädlich ſeyn konten. Wenn auch er gewiß nicht ſo weit ging, weil er gar noch nicht ſo weit war, ſo war es doch gar wohl möglich, daß das von ihm geglaubt werden konte.

Der Herzog trug dieſe Gedanken einige Tage mit ſich umher. In einem Augenblike war er feſt entſchloſſen, Beliwalden kein Wort mehr reden zu laſſen, was in das Fach einſchlüge: und um gewiß zu ſeyn, daß er ihn nicht wieder damit beläſtigte, hatte er auf einen auswärtigen Poſten gedacht, wohin er ihn ſtellen, und folglich aus ſeinem Zirkel entfernen könte. Im andern Augenblike ſchien es ihm doch hart gegen Beliwald, daß dieſer alles, was er gethan, umſonſt ſollte gethan haben: daß er einmal für ſeine Bemühung Undank ärnten, und dann vielleicht unangenehmen Eindrüken von jenen Geiſtern ausgeſezt bleiben ſollte. Im dritten Augenblike kam die Härte gegen ſich ſelbſt ihm wieder ins Gedächtniß, und er war ſich mehr ſchuldig, als den Uebrigen. Er hatte der Dame kein Wort gegeben, er hatte ſich es zur Ueberlegung vorbehalten, er hatte darüber nachdenken wollen, hatte darüber nachgedacht, und war nicht einig geworden. Sollte er ihr dis Sache noch einmal vorlegen? Er wollte es, allein, die Kraft ihrer Ueberredungsgründe, und die Furcht, ſie möchte ihm nun gar ein Verſprechen ablocken, hielten ihn ab.

Während dieſer Tage hatte Beliwald ſich darauf vorbereitet, dem Herzoge wieder, und zwar in Begleitung des Mädchens, unter die Augen zu treten. Doch wollte er das Mädchen nicht ungefordert zu ihm bringen, ſondern er hatte ſie blos vom Lande hereinkommen laſſen, und in ſeinem Hauſe den Aufenthalt ihr angewieſen, damit ſie auf den Fall der Noth gleich bey der Hand wäre. Davon war er überzeugt, daß ihre Ausſage mit der ſeinigen übereinſtimmen würde; die Furcht, die ſie etwa haben könte, vor den Herzog zu treten, hatte er ihr benommen; und daß ſie die reine Wahrheit ſagen müßte, hatte er ihr ſo nöthig gemacht, daß ſie ſich auf der Stelle würde haben todtſchlagen laſſen, ehe ſie ein unwahres Wort zu ihrem Munde gebracht.

Uebrigens war aber Beliwald noch eben ſo unentſchloſſen, wie er den Herzog von ſeiner fernern Unſchuld überzeugen, und es dahin bringen wollte, daß er volles Vertrauen wieder in ihm ſetzte, als es der Herzog war, ob er ihn darüber noch hören ſollte te oder nicht. Er hoffte ihn durch Philoſophie und vorgeworfene Erklärungen noch einige Zeit hinzuhalten, bis er erſt zu einem etwas reifern und nicht umzuſtoßenden Plane gekommen.

Er war täglich beym Herzoge geweſen, und wenn ſchon Beide über einerley Sache meditirt hatten, ſo waren ſie doch Beide nicht verführt worden, ſich auszulaſſen. Beliwald dachte, der Herzog zweifelte an der Wahrheit, und ſein Stillſchweigen würde ihm unangenehm ſeyn; und er hätte nicht ſo ſehr geeilet, wenn er gewußt hätte, daß dieß gerade dem Herzoge angenehm war, der immer froh war, wenn jener ſchwieg, und wünſchte, er mögte die verſprochenen Beweiſe nicht ſo ſchnell zuſammenbringen.

Denn ſo weit war es mit dem Herzoge ſchon gediehen, daß er innerlich glaubte, Beliwald würde recht gründliche Beweiſe vorlegen können.

Er fuhr wirklich ein wenig zuſammen, als Beliwald izt ihm die Nachricht brachte, er habe das bewußte Mädchen, welches die Erſcheinung mit gehabt, vom Lande hereinkommen laſſen, und er ſey bereit, ſie Sr. Durchlaucht vorzuſtellen, um Ordemſelben den erſten Beweis ſeiner Aufrichtigkeit und der Wahrheit der Sache zu geben. Er bäte auch, daß der Herzog vorher jemanden den Auftrag geben mögte, das Mädchen zu ſondiren, und beſonders ſie zu ermahnen, daß ſie die reine Wahrheit ausſagte, auch Drohungen hinzufügen zu laſſen, im Fall ſie den Herzog hintergienge.

Dieſer Zuſaz Beliwalds führte den Herzog auf die Antwort, welche er ihm gab, die bey ihm wenigſtens die erſte Verlegenheit unterdrükte, und dahin es lenkte, daß er hernach einen feſtern Interimſentſchluß faßte.

„Ich dächte, Beliwald,“ ſprach er, „wir bedürften es eben nicht, einen Dritten mit in unſere Geheimniſſe zu ziehen, da wir ſie meiner Meynung nach im Gegentheil feſt unter uns verwahren ſollten. Wie könnte wohl der Dritte das Mädchen unterrichten und fragen, ohne daß ſie ſich gegen ihn verriethe, und was müßte er wohl denken, was ich eigentlich durch dieſes Examen bewerkſtelligen wollte? Wäre es wohl rathſam, ſeine Neugierde rege zu machen? –

Den eigentlichen Grund errieth Beliwald nicht, und ſogar war ihm nicht einmal des Herzogs abſchlägige Antwort, in einer Sache angenehm, auf die er ſo feſt bauen konte.

„Wenn Ew. Durchlaucht mir ſo trauen wollen, ſo iſt mir dieß der erſte und ſicherſte Beweiß, daß Sie einſt wieder das ganze vorige Zutrauen mir ſchenken werden. Befehlen Sie nur, ob ſie das Mädchen gleich ſprechen wollen?“

Ich will ſie izt gar nicht ſprechen, Beliwald, und ſpreche ſie vielleicht überhaupt nicht. Ich finde es faſt überflüſſig.“

Der gütige Ton, mit dem der Herzog das ſagte, war Beweis genug, daß nichts Arges dahinter war, und Beliwald wollte eben in Lobeserhebungen des Herzogs ausbrechen, als ſich ihm ſeine vorigen Unvorſichtigkeiten wieder vor's Gedächtniß legten, und er innehielt.

Der Herzog hatte indeſſen das feſt ſich vorgenommen, deſſen Ausführung der Leſer gleich hören wird. Er fuhr nach einer kleinen Pauſe fort:

„Ich ſehe nicht ein, mein lieber Beliwald, warum ich Ihn und beſonders mich dem Mädchen bloßgeben ſoll? Was kan ſie von uns denken? Wird die Schwazhaftigkeit ihres Geſchlechts ſie nicht verleiten, mehreren Perſonen zu erzählen, was vorgegangen iſt, und kommen wir dadurch nicht in verſchiedener Menſchen Mund, da alle ſchon ohnedem ihr Augenmerk auf unſre geheimen Operationen richten? Die Zeit zu unſrer nächſten Unternehmung iſt ohnehin noch nicht verfloſſen, und bis dahin will ich Ruhe, da mich andre Geſchäfte auffordern, ihnen meine Zeit zu weihen. Auch Ihn will ich in einer gewiſſen Angelegenheit mit einem Auftrage beladen. Am Hofe, mit dem wir ſo eben noch in Unterhandlung ſind, geht ein Beſuch vor, der wahrſcheinlich weiter nichts als Beſuch iſt. Um indeſſen auf alles Acht zu haben, und zu zeigen, daß uns nichts entgeht, will ich Ihn dahin ſenden. Die nöthigen Depeſchen kan Er übermorgen von mir holen, und indeſſen alles zu Seiner Reiſe vorbereiten."

Zu jeder andern Zeit würde vielleicht Bellwald wegen eines ſolchen Auftrags äuſerſt beſtürzt geweſen ſeyn, weil es immer das Anſehen gehabt, als ob man ihn entfernen wollte; und wenn gleich izt noch das Anſehen da war, ſo war es doch mehr glaublich, daß er um des Herzogs, als um ſein ſelbſt willen entfernt würde. Ein ſolcher Aufſchub muſte ihm izt willkommen ſeyn, und die Bereitwilligkeit, mit welcher er es eingieng, war, wenn er ſchon ſeinem Regenten nichts abſchlagen durfte, doch äuſſerſt auffallend, würde es wenigſtens jedem Andern als dem Herzoge geweſen ſeyn, der freylich keine Einwendung dagegen wünſchen konte.

Belimald dankte wirklich warm dem Herzoge für das Zutrauen, welches er in ihn ſezte, ſchien wenigſtens aus der Sache viel zu machen, und betheuerte, daß er ſich beſtreben würde, den Willen des Herzogs aufs beſtmöglichſte zu vollbringen. Er ſezte noch hinzu, daß er ſich unterdeſſen noch alle Mühe geben wollte, ſeinen Geiſt anzuſtrengen, um neue Fortſchritte in der Geiſterlehre zu machen, und daß der Erfolg derſelben dem Herzoge ſogleich von ihm mitgetheilt werden ſollte.

Der Herzog entließ ihn, und blieb ſichtbar vergnügt. Es hatte ihn einen kleinen Kampf gekoſtet, allein er hoffte durch dieſen Beweis ſeiner Folgſamkeit die Dame für ſich einzunehmen; denn ſie kente ſich's doch wohl ſehr leicht abſtrahiren, nicht weswegen die Reiſe unternommen war, denn, das hatte in der politiſchen Lage ſeinen Grund, ſondern weswegen Beliwald gerade ſie hatte unternehmen müſſen.

„Es iſt uns nicht zu Ohren gekommen,“ ſagten unſre Traditoren. „ob zwiſchen ihr und dem Herzoge hierüber gleich etwas vorgefallen, weil wir erſt nach Beliwalds Zurückkunft davon reden hören; allein, zu glauben iſt, daß es nicht der Fall geweſen, weil der Herzog wahrſcheinlich keine Luſt hatte, davon anzuheben, und ſie erſt erwarten zu wollen, berechtigt genug war, wie lange der Entſchluß des Herzogs dauern würde, wenn es einer von der Art war.“

Beliwald hatte mehr Unruhe von ſeiner Reiſe, wenn ſie ihn ſchon nicht perſönlich traf. Jeder, der ſein Feind war, oder nur es nicht gerne ſah, daß der Herzog ihm ſein Vertrauen ſchenkte, hatte geheime oder öffentliche Muthmaßungen ſeinetwegen. Viele wußten ihn ſchon verbannt. Andre hatten die Berichte ſeiner Ungnade aus der erſten Hand, ja wohl gar aus des Herzogs eignem Munde. Man

wollte

mußte des Herzogs Befehle gehört haben, daß er nicht mehr bey ihm erſcheinen ſolle, beſonders da Weltwald wirklich mit ſeiner Reiſe beſchäftigt, nicht zum Herzoge kam, und ganz in der Stille am dritten Tage ſeine Depeſchen abholte.

Fünftes Licht.

Für Karinen eben nicht blendend, für den Herzog deſto leuchtender.

Wir haben Karinen eine lange Zeit verlaſſen, und den Herzog noch nicht einmal nach ſeiner Ankunft bey ihr aufgeführt; allein, unſre Leſer dürfen deswegen nicht glauben, daß ſie von ihm vernachläſſigt worden wäre. Wir haben am Ende des ſechſten Theils der dreyerley Wirkungen, in etwas von dem Erwähnung gethan, was ſie betreffen, und beſonders, daß ihre vorgehabte, unternommene, und ſo ſehnlich gewünſchte Reiſe zum Herzoge vereitelt worden.

Da Karine ſich in der Zeit, in welcher der Herzog in der Reſidenz nicht abweſend war, ſehr eingezogen hielt, und einen großen Theil derſelben auf dem Lande zubrachte, ſo gab dieſes der Stadt wieder Stoff zu neuen Mährchen. Ein ſehr großer Theil behauptete, daß ſie, da der Herzog ohne ſie nicht leben können, inkognito auf ſeinen Befehl hingereiſet; Andere wieder wollten ſicher wiſſen, daß ſie ſich die Freyheit genommen, ohne ſeine Erlaubniß nachzukommen, weil ſie gehört, daß eine Liebe mit einer andern Dame auf dem Wege wäre, ſie zu verdrängen, wenn es nicht etwa bereits geſchehen ſey. Sie ſey über dieſe Nachricht beynahe wüthend geworden, und da ſie niemanden von ihren Handlungen Rechenſchaft zu geben ſchuldig war, ſo habe ſie den kürzeſten Weg ergriffen, au fait zu kommen, den, ſelbſt zu gehen.

Von der Art der Aufnahme und ihrer Rükkunft gab es wieder zwey verſchiedene Meynungen. Der eine Theil wollte ſie ſchlechterdings zornig vom Herzog angelaſſen und auf der Stelle zurükgeſchikt wiſſen; denn, er habe ſich eher vermuthet, daß ſein Friedensgeſchäft rükgängig werden, als daß ſich die

Dame eine ſolche Dreiſtigkeit unterfangen könte. Er habe ſie gar nicht vor ſich gelaſſen, und ſie benachrichtigt, daß eine ſchnelle Zurükkehr, ohne ihn geſehen zu haben, das einzige Mittel der Vergebung ihrer Unbeſonnenheit ſey. Sie habe erwogen, daß im Nichtfolgefall ſie ſeiner Gnade ganz verluſtig werden könne, habe geſehen, welcher Aufopferung er fähig ſey, und habe das einzige gewählt, was für ſie zu wählen geweſen.

Andere wollten, er habe ſich ihrer Ankunft gefreuet; ihr bewieſen, daß an dem Gerüchte, welches ihr zu Ohren gekommen, nichts ſey; habe über den ihrerſeits gegebenen Beweis der Liebe zu ihm, ſeine Zufriedenheit bezeugt, ſie in der Stille einige Tage bey ſich behalten, dann aber ſie wieder zurükgehen laſſen, weil er das Aufſehen vermeiden wollen, was etwa daraus entſtanden wäre.

Die Traditoren verſicherten aber, ſie hätten nunmehr die genaueſten Nachrichten eingezogen, und es ſey nichts weniger, als ein wahres Wort an allem dieſem. Karine ſey nicht aus dem Orte ihres einſamen Aufenthalts gekommen, würde ſich auch nie unterfangen haben, ohne des Herzogs Erlaubniß eine ſolche Reiſe vorzunehmen. Es ſey auch gar nicht zu denken, daß der Herzog ein ſolches Unternehmen ungeahndet gelaſſen haben würde.

Eben ſo wenig ſtimme es mit der Wahrheit überein, daß der Herzog ſich an jenem Orte einer Liebe unterzogen. Dazu hatte er zu viel Stolz theils, theils zuviel wirkliche Thätigkeit. Man wuſte ja, daß er Karinen zurükgelaſſen, um keiner Zerſtreuung ausgeſezt, und ſich ſelbſt überlaſſen zu ſeyn, da ein ſo wichtiges Werk auf dem Tapet, und ein zu wichtiger Zwek auf dem Spiele ſtand. Es würde daher nicht allein nachtheilig für ihn ſelbſt geweſen ſeyn, ſondern ihn in den Augen Aller herabgeſezt haben, wenn er gar mit einer neuen Leidenſchaft ſeine Zeit vertändelt hätte.

Nein! der Herzog hatte während ſeines ganzen Aufenthalts nicht daran gedacht, hatte ſeine Stunden zwiſchen dem Kabinette und dem Heere getheilt, und war dadurch Beiden verehrungswerth geworden. Er hatte nicht damit prunken wollen, ſondern es war reines Seelengefühl, daß er es ſo weit über ſich gebracht, und Meiſter ſeiner Leidenſchaften geworden war. Wer ihn hier tadelt, wer

BIBL. UNIVERS. LIPS.

hier falſche Abſichten zum Grunde legen will, wer ſichs unterfängt, ihm Handlungen des Leichtſinns zu einer Zeit zur Laſt zu legen, wo er ſo ganz in dem Charakter des rechtſchaffenſten Regenten handelte, der verdient, daß man ihn einen ſchändlichen Verläumder nenne; verdient, daß er von allen ſeinen Zeitgenoſſen ausgeziſcht werde. Wehe dem, der da ſpotten kan, wo ein Fürſt vergöttert zu werden verdient! Wehe dem Lügner, welcher der Wahrheit vorſezlich und boshaft in die Augen ſchlägt!

Genug! das Alles war nicht. Der Herzog hatte Karinen die ihr verſprochene oder nicht verſprochene Treue gehalten. — Karine hatte nach des Herzogs Willen die Zeit ſeiner Abweſenheit in Einſamkeit durchlebt. Wahrſcheinlich hatten ſie ſich geſchrieben, und Karine hatte wenigſtens nicht verſäumt, ihre nicht ſo koſtbare Zeit auf das Koſtbarſte zu wenden, was ſie hatte, wenn auch der Herzog ſich nicht mit ihr ſo viel beſchäftigen konte, als ſie es vielleicht gern geſehen und gewünſcht hätte.

Aber daß kein Mißverſtändniß unter ihnen geweſen, zeigte denn doch der erſte Beſuch, den der

Herzog bey ihr ablegte, der der erſte war, den er jemanden machte, nachdem er die öffentlichen Huldigungen empfangen.

Karine hatte eine Freundin, welcher ſie Alles zu entdeken pflegte, was ſie auf ihrem Herzen hatte: denn obgleich ſie Belimalden immer zum Theil noch für den Schöpfer ihres ganzen Glüks hielt, ſo war doch ein kleiner Unwille gegen ihn aufgeſtiegen, der ſich daher entſponnen, daß ihre alte Verwandte ihr Vorwürfe machte, Belimald habe ihr nicht Wort gehalten, ſie habe nicht bekommen, was man ihr verſprochen, und ſie ſey mit der ganzen Sache unzufrieden, und halte die ſchöne Karine gewiſſermaſſen für verſchleudert.

Karine ſtimmte ihr nicht bey — ſie fühlte ſich, ſo viel ſie fühlen konte, glüklich und ſelig in ihrem neuen Stande; allein, ſie hätte doch gern geſehen, daß alles, was mit ihr zu thun hätte, und in Verbindung ſtände, auch ſo ganz glüklich geweſen wäre, wie ſie.

Sie hatte ſich ferner auch durch die Verwandte gegen Belimalds rechtſchaffene Abſichten einnehmen laſſen, und beſchloß, ihm nicht weiter zu trauen, als ſie ihm ſahe — ohne Mistrauen aber zu ſeyn, war nicht möglich.

Ob Karine gut gethan, mit den Vertrauten zu wechſeln, läßt ſich nicht ſagen, wenigſtens hatte ſie bey dem vorigen den Vortheil, daß er doch nur zu ſeinem eignen Beſten anwandte, was ſie ihm entdekte; der neue aber war zu ihrem Unglük von der Beſchaffenheit, daß er nichts bey ſich zu behalten im Stande war, ſondern wieder einen guten Freund hatte, dem er das hinterbrachte, was er hörte, und dieſer hatte wenigſtens das Viertheil der Reſidenz zu ſehr guten Freunden, woraus man ſich die Propagation der Geheimniſſe entziffern kan, welche Karine etwa hier oder da ſich entſchlüpfen ließ; denn die Art derſelben hinderte in der Entdekung gar nichts.

Zweyerley kam indeſſen Karinen hierbey zu ſtatten — einmal, daß ſie wirklich, ſeitdem ſie Beliwalden nicht mehr trauerte, viel verſchloſſener wurde, als ehedem, und nur dann herausplazte, wenn es ſchlechterdings ihr das Herz abdrüken wollte — zweytens, daß die Sucht zu vergrößern, zu verdrehen, und die Geheimniſſe zu erfinden, wo keine waren, ſo hoch geſtiegen war, daß man mit innerer Ueberzeugung keine einzige Sage mehr als wahr betrachtete.

Denn nachdem zur Verwunderung aller derer, die Karinens ſchnellen Abſchied auf Befehl des Herzogs geglaubt hatten, derſelbe doch gleich anfangs den Beſuch bey ihr ablegte, fiel der Glaube an alles, was geſprochen wurde, und ſelbſt dieſer nachherigen Erzählung wurde nicht der Glaube beygemeſſen, den ihre Authenticität verdiente.

Karine war nicht wenig in Ekſtaſe, als man den Herzog bey ihr meldete: alle ihre Pulſe jagten ſich, Feuer loderte in Augen und Wangen, reine Freude heiterte die ſchöne Stirn, und der Engel der Liebe lachte aus jedem Zuge, aus jedem Grübchen ihres Geſichtes hervor. Was Wunder, daß ſie ſich den Herzog eben ſo idealiſchſchwärmeriſch wieder zu ſehen träumte, als ſie ſich in dem Augenblike ſah! Was Wunder, daß ſie vergaß, woher er käme, und wie wichtig es ſey, alle die Schritte, die noch zu thun waren, durchzuſezen, nachdem der erſte ſo glüklich durchgeſezt war: Schritte, die immer wichtiger eiger und wichtiger wurden, und immer mehr und mehr heimliche Widerſacher finden mußten.

Alſo, ſo wie ſie ihn ſich entgegenfliegend geglaubt hatte, erſchien der Herzog ihr nicht; ſondern er kam freundlich und liebreich, umgeben mit dem ganzen Wohlwollen, das ihn ſo reizend machte, daß er einem jeden gefallen mußte — allein, er kam nicht mit dem gaukelnden Weſen, was ſich ihr Ideal bildete, nicht mit ſchwärmeriſch übertrieben affektirter Sehnſucht. Sein Ernſt wurde nur durch ſein natürliches Wohlwollen, und deſſen Erhöhung bey ihrem Anblick gedämpft; denn reizend war ſie, und er hätte ſie nicht geliebt haben, und nicht nach lieben müſſen, wenn ſie ihm nicht auch ſo erſchienen wäre.

Die Herabſtimmung von ihrer Vorſtellung machte ſie etwas konfus, doch nicht ſo ſehr, daß er daraus Argwohn geſchöpft hätte, vielmehr ward er, je länger er bey ihr war, deſto lebhafter und entfalteter, und da war es, wo Karine ihm zu erkennen gab, daß ſie ihm nicht mehr die Wärme für ſich zutrauete, die er ehedem gehabt: daß er ihr zwar einen öffentlichen redenden Beweis ſeiner Zärtlichkeit gegeben, den ſie auch mit dem innigſten Danke anerkenne, daß aber ſeine itzige Neigung zu ihr keinesweges der Glut entſpräche, welche ſie für ihn fühlte, und ſie es auf die Rechnung anderer dazwiſchengekommenen Angriffe auf ſein Herz ſchieben müßte.

Allein, ernſt — ſehr ernſt ward des Herzogs Blik bey dieſen Worten. „Wie iſt es möglich," ſprach er, „daß Sie — Sie gerade mir das ſchuld geben können, da Sie wiſſen, wie ich mich darüber in unſerer lezten Unterredung vor meiner Abreiſe erklärt? Vielleicht habe ich meine Pflichten noch zu wenig erfüllt, da ich blos jeder neuen Leidenſchaft entſagt habe, vielleicht hätte ich auch der zu Ihnen entſagen müſſen. Sie müſſen wiſſen, daß die Arbeit eines Fürſten mit jedem Tage wächſt, den er lebt, weil mit jedem Tage er neue Erfahrungen macht, und neue Erfahrungen benuzen muß. Sie müſſen wiſſen, daß dieſem Herzen Laſten aufgelegt werden, die Millionen betreffen, daß dann das Gefühl, blos für ſich zu leben, erſtickt werden muß, daß an deſſen Stelle der Gedanke trit: ſollen dieſe Alle dich nicht ſegnen, und muß der Lohn nicht ſchön ſeyn, muß das nicht Erſaz ſeyn? Karine! Ich bitte Sie um alles in der Welt, ſuchen Sie mich nicht von den Ideen abzuziehen, denen ich izt nachhänge, wenn Sie ſich lieb ſind, und ich Ihnen lieb bin. Verlangen Sie nicht mehr von mir, als in meinen Kräften ſteht, für Sie zu thun. Die Jahre des Leichtſinns müſſen bey mir vorüber ſeyn, und reifliche Anhänglichkeit muß die Stelle ſchwärmeriſcher Liebe einnehmen."

Ob Karine Faſſung genug hatte, dieſes, ohne perplex zu werden, anzuhören, hat ſie wenigſtens bejahend mitgetheilt. Sie ſagte, ſie habe geſehen, daß es mit der Liebe des Herzogs weit heruntergekommen, und um ſie nicht ganz zu verlieren, habe ſie ſich bemüht, ihn ſogar zu loben, daß er ſo handle, und hinzugeſetzt, daß, wenn in ſeinem Herzen dieſes wirklich ſo läge, welches ſie ihm zutrauen müßte und thäte, ſo würde ſie immer glücklich ſeyn, denn ſo wären ihre Zweifel zerſtreuet, und ſie würde die Anhänglichkeit des Herzogs immer beybehalten, und ſorgen, daß von ihrer Seite ſie nicht verdiene, ſie zu verlieren.

Das übrige, was den Beſuch ſelbſt betraf, hat ſie weggelaſſen, und es iſt zu glauben, wenn ſie es nicht gethan, würde die Vertraute auch nicht unterlaſſen haben, es ſo gut mitzutheilen, als ſie bekant machte, daß Karinen dieſe herzogliche Erklärung gar nicht gefallen, daß ſie ſich erklärt, ihre Plane wären vereitelt, habe ihre ganze Hoffnung auf dieſe Rückkehr geſezt, und müſſe nun ein Pflanzenleben, ſtatt des thätigen führen, welches ſie ſich vorgenommen. Unglücklich könne ſie ſich nicht nennen aber doch hintergangen, vielleicht von ſich ſelbſt hintergangen, im Grunde ſey das aber einerley, wie ſie betrogen. Sie möge auch nachdenken, wie ſie wolle, ſo finde ſie kein Mittel, aus dieſem Labyrinth ſich herauszuwickeln.

Sonderbar muß es uns immer erſcheinen, daß ſie ſich in einem Labyrinthe glaubte, von dem wir nichts zu bemerken im Stande ſind, und das war die Urſache auch, warum viele ganz an der Richtigkeit dieſer Relation zweifelten, ſo wie Andre wieder daran zweifelten, daß der Herzog ſo denken und reden könne, woran wir billig nicht zweifeln, weil ſeine ganzen Unternehmungen beweiſen, daß immer mehr und mehr Realität in ſeinem Charakter ſich feſtgeſezt.

Sechſte Aufklärung.

Eine Dame klärt ihren Eheherrn auf.

Wir ſind in Anſehung der Mind auf dem Wege nach der Reſidenz ſtehen geblieben, und wollen uns nicht damit aufhalten, unſern Leſern zu erzählen, mit welchen Gedanken und Unterredungen die Zeit in dem Wagen vertrieben wurde, ob man ſich mehr an der vorübergegangenen frohen Reiſe, oder an der zu hoffenden frohern Zukunft hielt, ob man mehr mit dem Herzoge, oder mit ſeinen eigenen kleinen Geſchichten ſich beſchäftigte.

Wir begleiten den Wagen unter das Thor der Reſidenz, in die wir ihn einrollen laſſen. Es war Nachmittags, und die Dame hütete ſich wohl ihren Namen unter dem Thore anzugeben, ob dieß gleich im Hidalſchin ein ſo hergebrachter Gebrauch iſt, wie er es immer bey uns ſeyn kan, und beſonders in dieſer Reſidenz wegen der Unordnungen, die ſonſt oft entſtehen könten, eine Strafe darauf ſtand, wenn man ſeinen wahren Namen und Stand verleugnete.

Es war bey der weitläuftigen Bekantſchaft, welche die Dame **Mind** in der Stadt hatte — denn man konte im eigentlichen Verſtande ſagen, daß jedes Kind von ihr wußte — etwas viel gewagt, ſich nicht zu nennen, und der bidalſchiniſche Heerdmann, der ſie darum frug, ſahe ihr auch gewaltig in die Augen, wie er nach tiefgemachtem Bückling einen andern Namen hörte, als den er erwartet hatte; allein ſie ließ ſich dadurch nicht irre machen.

Es war immer für den Heerdmann eine kritiſche Lage, weil er eigentlich befugt und verpflichtet, eine offenbare Unwahrheit in dieſem Falle ſogleich zu rügen, und hier zu rügen, es eine eben ſo kritiſche Sache, als ſeine Lage war. Hätte ſie ſich irre machen laſſen, und wäre nur im geringſten verlegen geworden, ſo hätte er vielleicht ſeine Frage ſo oder ſo wiederholt, und eine beſtimtere Antwort oder wenigſtens eine Entſchuldigung erhalten.

So aber dachte er, wenn ſie vielleicht vom Herzoge die Erlaubniß hätte, inkognito zu reiſen, könte ſie ihm die Frage verargen, und er hatte nicht

Luſt, ohne Noth ſich eine deklarirte Feindin von ſolchem Gewicht zu machen. Er überredete alſo ſeine Augen und ſeinen Verſtand, ſie ſey es nicht, und der Hauptgrund, den er dem Gewiſſen auftiſchte, war, daß es ja wohl zwey Perſonen in der Welt geben könne, die einander ſo ähnlich ſähen, wie ein Ey dem andern, welches immer im Punkte der Aehnlichkeit noch nicht viel geſagt war, wie jede Art von Vergrößerungsgläſern uns überzeugen kan, aber doch für ihn hinreichend, um ihn zu entſchuldigen. Daß er den genannten Namen in die Schreibtafel ſchrieb, den wahren nicht erforſchte, ſein Buch zuſchlug, ſeinen tiefen Bückling wiederholte, und den Wagen weiter rollen ließ.

Aber wie beſchreiben wir die Freude des Schazmeiſters, als der Wagen ſeiner theuern ſo ſehnlich erwarteten Hälfte endlich nach langem Hoffen und Harren den Thorweg ſeines Hauſes erſchütterte, als dieſe Erſchütterung über den Hof weg ſich bis zu ihm fortbewegte, und er durch ſeinen Lehnſtuhl die zitternde Ahndung empfieng, das ſey die Theure, die des Herzogs langgedauerten Ernſt wieder in Heiterkeit auflöſen ſolle.

Jagend rante das Blut durch alle ſeine Adern, Aufſpringen und mit einem Saze im Hofe ſeyn, war eins. Drey Tage lang hatte der Schazmeiſter ſich's überlegt, ob es nicht beſſer wäre, ſeiner Gattin wegen ihres zu langen Außenbleibens und zu weniger Aufmerkſamkeit auf ſeine Befehle gleich mit einiger Kälte entgegen zu gehen, und es war ſogar Lieblingsgedanke von ihm geworden, daß das am Ende wohl für die Zukunft einen Einfluß auf ſeine mehrere Herrſchaft haben könte. Allein es war ein elektriſcher Strahl des Gegentheils, der ihn blos bey der Erſchütterung vom Wagenrollen überfiel, und ſo durchfuhr, daß das ganze Andenken an alle die Vorſäze verſchwand, und er nicht zärtlicher ſeyn konte, als er wurde. Mit einer Freudenthräne hob er ſie aus dem Wagen, trug ſie beynahe herauf; und kaum hatte er mit lautem Jubel ſie in ihre Zimmer gebracht, ihr gedankt, ſtatt mit ihr zu ſchelten, ihr einige Worte von herrlicher Zukunft geſagt, ſtatt ihr bange für den Herzog zu machen, als er ſchon einem Bedienten ſchellete, dem er gleich anſpannen zu laſſen befahl.

Wäre das nicht in einer ſolchen Heftigkeit, und gleichſam in einem Athem mit dem Vorhergehenden geſchehen, ſo hätte die Dame vielleicht nicht darauf Acht gehabt, und das ganze Tempo, welches ſie beobachten wollen, den Herzog zu überraſchen, wäre verloren gegangen. Sie würde dieß dem Schoßmeiſter nie haben vergeben können; denn ſchon izt, da ſie ihn frug: wohin er denn ſo eilig wollte, und er ihr antwortete: „An den Hof, um dem Herzoge Ihre Ankunft zu berichten,“ gerieth ſie, trotz des erſt erfolgten Wiederſehens in einen gewaltigen Zorn, und betheuerte, ſo lange ſie lebe, habe ſie eine Thorheit dieſer Art noch nie wahrgenommen, und könne nicht begreifen, wie ein Mann, der doch nicht ganz alle Anſprüche auf Klugheit aufgegeben, einen Einfall der Art haben könne.

Angenehm konte auf ſeinen freudigen gar nicht prämeditirten Empfang ihm dieſe Anmerkung unmöglich ſeyn, weil er ſie nicht verdient zu haben glaubte, und er war ſchon auf dem Wege Empfindlichkeit mit Empfindlichkeit zu erwiedern, als ihm einfiel, daß ein ſo früher Streit den Planen, die er mit der Dame hätte, ganz zuwiderlaufen könte.

Die Pille wurde hintergeſchluckt, doch aber eine lange Apologie ſeines Vorſazes gehalten, ohne bis dato noch von demſelben abzuſtehen: denn er führte an; daß es der Herzog unendlich übel empfinden, und ihm es entgelten laſſen würde, wenn er nicht gleich nach ihrer Ankunft dieſe Nachricht erhielte; oder wenn er ſie durch einen Andern, als ihn erhielte; ferner, daß es indiſkret wäre, den Herzog, nach ſo langem Warten, nur eine Weile noch länger warten zu laſſen, und endlich, daß es ihr ſelbſt in der Zuneigung des Herzogs, die er zeither ſo deutlich gegen ihn ſpüren laſſen, ſchädlich werden könte.

Nachdem der Schazmeiſter dieß alles in weit längern Perioden, als die unſrigen waren, vorgebracht, frug die Dame: ob er nun ganz ausgeredet? und als er dieſes ebenfalls bejahend erwiedert, ſagte ſie ganz trocken: „Ich ſpreche den Herzog vor morgen nicht, und will auch vor morgen nicht gemeldet ſeyn. Ich bin inkognito hereingekommen."

Das konte der Schazmeiſter freylich nicht wiſſen, und ſah nun wohl ein, daß niemand ihm den Vorrang ablaufen würde, um ſich beym Herzoge zu inſinuiren, meynte aber doch, und hatte wahrſcheinlich recht, daß die Dame ihm dieſe Aufklärung wohl ein wenig im ſanftern Tone geben können.

Izt wurde der Wagen abbeſtellt, und nun erſt erklärte die Dame, daß es ihr ſehr leid thun ſollte, wenn der Herzog Zeit hätte, zwiſchen dem Wiſſen, ſie ſey da, und zwiſchen dem Erſcheinen ſelbſt, Unterſuchungen über ihre Aufnahme anzuſtellen und Gründe zu wägen, warum ſo oder ſo handeln beſſer ſey, oder vielleicht gar mit jemanden, der heute wohl noch zu ſprechen ſeyn könnte, zu Rathe zu gehen, wie man ſich dabey benehmen müſſe.

Der Schazmeiſter ſchlug ſich izt wirklich auf den Mund, denn er fühlte es, daß er etwas Unreifes habe thun wollen, und wie ſuperieurement wenigſtens der Verſtand ſeiner Frau in der ganzen Anlage, die ſie gemacht, hervorleuchtete.

Er wußte ſehr gut, daß das Vernehmen Karinens und des Herzogs nicht das ſchlechteſte wäre, wenn auch ſchon von der alten Anhänglichkeit etwas zurükgegangen war; denn wenn er einmal glaubte, er könne gewonnen Spiel haben, wenn des Herzogs ernſte, zuweilen finſtre Miene ihm auffiel, und er dann das Geſpräch auf Karinen lenkte, ſo erfuhr er zu ſeiner größten Beſtürzung, daß die Liebe die er zu dieſer Dame hatte, immer noch dieſelbe war. Um ſo gefährlicher wäre es alſo geweſen, wenn der Herzog nach der von ihm erhaltenen Nachricht von dieſer Ankunft, noch einen ſolchen Beſuch ſich träumen laſſen, wo die Rede ganz ſicher auf die Dame Wind gefallen wäre, und der Herzog ſich vielleicht zu einem kalten, gleichgültigen Empfange hätte einnehmen laſſen.

Daß ihm indeſſen die Zeit bis zum andern Morgen nicht fürchterlich lang geworden, wollen wir nicht in Abrede ſeyn. Ob unruhige, ſchreckhafte Träume ſein Lager umſchwebt, davon haben wir keine Nachricht erhalten.

Siebente Aufklärung.

Ein Wort von unſern Traditoren in Beziehung auf uns, und von uns in Beziehung auf unſre Traditoren.

Unſre Traditoren ſtehen in Beziehung mit uns und wir mit ihnen. Wir ſind es, die das wiedererzählen, was ſie uns geſagt haben, und wir ſind auch in ſo fern für das reſponſabel, was ſie ſagen, als wir uns für verbunden halten, unſerm Publikum keine Langeweile zu verurſachen.

Freylich iſt der Inhalt des Büchleins ſich nicht immer gleich. Aber unſere mehrere tauſend Leſer, die wir, dem Himmel ſey Dank! dazu haben, ſind ſich ja auch nicht einander gleich, und wir müßten uns gewaltig irren, wenn nicht manche Finſterniß, manche Aufklärung und manches Licht unſers Buchs für dieſen oder jenen mehr anzügliches und paſſendes gehabt haben ſollte, als die übrigen. Wir glauben, man wird es keinen Stolz nennen, daß dieß ſo ziemlich alles treffen werde; denn wir glauben, daß

daß wir in einem für das Herz, in dem andern für den Verſtand — oder für den Kopf, oder für die Laune, oder für das Zwerchfell etwas geſagt haben.

Es ſind uns verſchiedene Privaturtheile zu Ohren gekommen, die dieſen das geſchmeichelt, und uns in den Stand geſezt haben, mit freudigem Herzen an die Fortſezung unſerer Arbeit zu gehen, ohne zu fürchten, ſie werde nicht mehr ſchmeken.

Allein, es ſind auch einige Tadler aufgeſtiegen, deren größerer Theil den Zwek unſers Buchs ganz verkant haben. Sie haben Aehnlichkeiten aufzufinden geſucht, und weil ſie ſich geärgert, daß ſie dieſe Aehnlichkeiten nicht gefunden, uns ſchuld gegeben, wir hätten nicht deutlich genug geſchrieben. Hierin geht es uns, wie unſern Traditoren, und wir bitten dieſe Kritiker, das nachzuleſen, was dieſe in ihrem Prozeſſe darüber zu ihrer Vertheidigung geſagt haben. Wir laſſen uns auch nicht weiter mit ihnen ein, als daß wir antworten, wir ſind ſo wie unſre Traditoren von aller Beleidigungsſucht frey, und uns allenfalls nur zur Laſt zu legen, daß wir die Wahrheit nehmen, wo wir ſie finden.

Allein ein andrer Vorwurf war der der Magerkeit unſers Büchleins, und daß wir mit dem Stoffe, den wir hätten, gewaltig ſparſam umgingen. Dieſes ſagt natürlich der Theil unſrer Leſer, der Geſchichte auf Geſchichte gehäuft wiſſen will. Allein wir müſſen ihnen hierauf zur Antwort geben, daß wir von andern Seiten über das feinere Eindringen ins Charakteriſtiſche unſrer ſpielenden Perſonen viele Zufriedne gefunden. Da es nun unmöglich iſt, Alle auf einmal zufrieden zu ſtellen, ſo verweiſen wir ſie nur zur Geduld, indem ganz gewiß der Zeitpunkt wieder erſcheinen wird, in welchem der Lauf der Geſchichte raſcher fortgehen, und ihre billige Neugierde auch befriedigt werden ſoll. Wir mögten gar zu gern Allen gefallen; eine Eitelkeit, die man einem Schriftſteller doch wohl verzeihen wird, wenn ſchon ihre völlige Erfüllung ganz ſicher unter die Unmöglichkeiten gehört, und wenn ſie möglich gemacht werden könnte, dreiſt zum achten Wunderwerke unſerer Erde zu zählen wäre.

Uebrigens ſehen wir uns auch gemüßigt, unſern Tadleren uns nicht bloßzugeben, als ob unſer Pubſtem gar nichts auf Reflexionen hielte, und blos auf gedrängte Geſchichte Rükſicht nähme.

Und ſo verzeihe man uns das kleine aufklärende Kapitel über uns ſelbſt, und verſöhnt wünſchen wir den Geiſt aller derer, die ſich an uns geärgert haben.

Sechſtes Licht.

Aus verſchiedenen Finſterniſſen hervorgehend.

Es liegt ein erſtaunliches Dunkel über dem Morgen nach dem Tage der Ankunft der Dame Mind in der Reſidenz; ein Dunkel, welches wir uns nach Möglichkeit in Licht zu verwandeln ſuchen, wenn wir vorher die Finſterniſſe, welche es umgaben, betrachtet haben werden.

Daß bey der eigentlichen erſten Unterhaltung der Dame mit dem Herzoge bey der Uebergabe des Schazes niemand zugegen war, iſt ausgemacht, und daß der Schazmeiſter ſich nicht gedrängt haben wird, dabey zugegen zu ſeyn, läſt ſich faſt ſchlieſen, denn geniren mußte ſeine Gegenwart doch immer. Und das iſt eine der gröſten Finſterniſſe dabey; denn wir zweifeln gar nicht, daß er auf eine Weiſe, lamentando oder iubilando etwas davon wieder würde haben fliegen laſſen, was unſre Traditoren in den Stand geſezt hätte, uns darüber vollſtändige Aufklärung zu geben.

Auch giebt das Stillſchweigen, welches er von daher darüber beobachtet, mit der gröſten Wahrſcheinlichkeit zu erkennen, daß von der Dame er nie Aufklärung darüber erhalten habe.

Von Seiten des Herzogs war eben ſo wenig ein öffentlicher Schritt gethan worden, der einen Beweis für oder wider die Sache gegeben hätte; denn in Anſehung des Schazes blieb es beym Alten, er in den Händen der Dame, und der Herzog eben ſo zufrieden mit dieſer und jenem, als er es vorher geweſen war.

Aber ganz natürlich war es doch, daß ein gewiſſer Empfang zwiſchen Beiden vorgefallen ſeyn mußte, und daß dieſer Empfang gut geweſen, darauf ließ ſich der erſte Schluß aus der zufriedenen Miene und der Thräne im Auge der Madam Mind machen, als ſie aus dem Zimmer des Herzogs heraustrat, und die Beſtätigung des Schluſſes gab der beſondre Glanz, den der kleine liebe Schaz angenommen.

Die Veranſtaltungen waren nämlich ſo getroffen worden, daß die Dame mit dem Schaze in ein Seitenzimmer geführt worden war, deſſen Thüre in des Herzogs Zimmer ging, wo eine dünne Scheidewand ſie genau hören ließ, wenn der Schazmeiſter von ihr zu reden anheben würde.

Es dauerte nicht lange, denn der Herzog war wirklich bey Laune, und ihm fiel die Dame ſelbſt ein. „Iſt die Mind noch nicht da?" frug er.

„Sie wird Ew. Durchlaucht," antwortete er, „ſogleich aufwarten!"

Die Flügelthüre flog auf, und ſo flog auch der Schazmeiſter auf der andern Seite aus der andern Thüre. Wir wiſſen nicht, ob er nicht beſſer gethan hätte, zu bleiben: denn wir glauben nicht, daß der Herzog bey dieſem Auftritte einen Zeugen überflüßig gefunden haben würde. Der Anſtand der Dame Mind, der wirklich Achtung einflößte, der ſo liebenswürdige Anblik des kleinen Schazes, dem ſie ſeine reizbarſte Geſtalt gegeben, die ehrfurchtsvolle Freude des Wiederſehens, die Madam Mind ſo meiſterhaft und ſo innig auszudrüken wußte, das alles mußte auf den Herzog eine Wirkung zur Rührung machen, und den Regenten gerührt zu ſehen, iſt etwas ſo vorzügliches, daß er wünſchen ſollte, jeden ſeiner Unterthanen dabey zugegen zu wiſſen.

Wir können bey dieſer Gelegenheit die Anmerkung nicht unterlaſſen, daß es ſehr gefehlt iſt, wenn man glaubt, ein Fürſt müſſe, wenn er auch gerührt werden könne, doch nie vor ſeinen Unterthanen gerührt erſcheinen; wenn man wähnt, es ſey wider ſeine Würde, ſich in der Geſtalt der Theilnehmung ſehen zu laſſen; wenn man denkt, es mache ihn zu empfindlich in Fällen, wo er Gerechtigkeit üben ſollte, und dieſe könte darunter leiden. Nein, theure Leſer! Theilnehmung und Mitgefühl werden einen Fürſten nie weichlich machen; nie kan er dadurch Anlaß erhalten, ungerecht zu ſeyn, denn er müßte parteyiſch werden, und Parteylichkeit und Mitgefühl ſtehen ſo weit auseinander, daß das leztere durch das erſtere verſchlungen wird. Und warum ſoll ein Fürſt ſeinen Unterthanen nicht zeigen, daß er Menſch iſt, und Menſchheit ſchäzt? Warum ſoll der Ernſt ſtets bey ihm vorſehen? Laßt doch immer Eure Fürſten mit Euch weinen, und ſich mit Euch freuen, das Band wird zwiſchen Beiden dadurch feſter geknüpft, und Beide werden glüklicher.

Madam Mind hatte das Glük gewiß genoſſen, ihren Regenten gerührt zu ſehen; hatte gewiß ſeinem Mitgefühl die Thräne geſchenkt, die in ihrem Auge ſtand, da ſie das Zimmer verließ. Glükliche Frau! Glüklicher noch, wenn Du den Zeitpunkt zu benuzen weißt, in dem Dein Fürſt ſich Dir von einer uneigennüzigen Seite freundſchaftlich bewies!

Die ganze Reſidenz war bald von Mährchen voll, die man ſich in die Ohren flüſterte und laut ſagte. Karinens Fall ſey vor der Thür, das war eins von den allgemeinen Urtheilen.

Und wahrlich, es konte bey dieſer Zuſammenkunft Karinens gar nicht erwähnt worden ſeyn, denn die Thräne war eine Thräne der Freude und nicht des Schmerzes. Das ſtand zu deutlich in Stirn und Auge.

Der zwente Beweis, daß dieſe Zuſammenkunft eine der wichtigſten unter der Madam Mind Begebenheiten geweſen ſeyn müſſe, zeigt eine bekantgewordene Aeuſſerung von ihr gegen die nämliche Freundin, von welcher wir ihren Entſchluß des kleinen Schazes wegen wiſſen.

Dieſe kam vom Lande herein, um ſie zu ſprechen. „Warſt Du ſchon beym Herzoge?“ war die erſte Frage — „O, ich war:“ rief ſie mit äußerſter Ekſtaſe aus, „ich war da! Ein ſolcher Tag wird nicht wieder in meinem Innern. Die trüben Augenblike, die ich des kleinen Schazes wegen gehabt, von denen Du weißt, ſind mir nun mit Wucher vergolten worden. Es waren Prüfungsſtunden, in denen ich beſtanden bin, und durchgeführte Prüfungen werden immer vergolten.“

„Wie ſo? Was willſt Du damit ſagen, meine Beſte?“

„Sagen will ich damit nichts, meine liebe Theure, als daß Deine Freundin unausſprechlich glüklich iſt. Aber geſchworen hab' ich mir's, nie, nie über meinen Mund es kommen zu laſſen. Meine Rede ſoll nie wiſſen, was mein Herz erfahren hat.“

„Und Deine Freundin auch nie es wiſſen?“

„O! wenn Du eine wahre warme Freundin von mir biſt, was bedarf's denn da mehr zu wiſſen, als daß mir wohl iſt; es läßt ſich nicht anvertrauen dieſes Geheimniß — niemanden läßt ſich's anvertrauen, weil ein Ungefähr, weil ein Zufall es misbrauchen könte, und gemißbraucht ich es vielleicht verlieren könte. Und verlieren — dieſes verlieren — nein! das wäre ein zu grauſames, ein ſchrekliches Geſchik, das wäre . . . ich kan den Gedanken mit meiner Schuld nicht in der äuſerſten Entfernung denken.“

Und nun, lieber Leſer, machen wir Dich mit dem bekant, was unſre Traditoren, als lichtverbreitend und lichtbeſtimmend aus dieſen Finſterniſſen nahmen, was ſie als dasjenige uns entdekt, was er ihr geſchenkt, was ihr Glük und ihre Freude ausgemacht, was ſie ſo innigvergnügt und äuſſerlichfroh werden laſſen.

Der Herzog, ſagen ſie, ſchenkte ihr in dieſer Unterredung ſeine Achtung, und verſicherte ſie derſelben.

Komme dieſes manchen unſrer Leſer ſo parador vor als es wolle, es iſt es nicht; und unſre Traditeren beweiſen das. „Auf Liebe des Herzogs," ſagen ſie, „konnte Madam Mind nicht mehr Anſpruch machen. Glüksgüter hatte ſie. Nichts fehlte ihr. Wäre ſie ein gefühlloſes Geſchöpf geweſen, hätte nicht Reife der Jahre, Weltkentniß und Situationen das Gefühl, welches in ihr lag, aufgeregt, und ſie über das Wahre nachdenken laſſen, nachdem der Flitter verſchwunden war, ſo hätte ſie ja zufrieden mit dem, was ſie hatte, ſich über das Andre weggeſezt, und die Wege nicht eingeſchlagen, in der Gunſt des Herzogs zu bleiben. Eigennüzige Abſichten waren nicht mehr durchzuſezen; daß ſie ihrem Stolze nicht fröhnte, hatte ſie deutlich genug zu erkennen gegeben; denn nie hatte ſie nach einer Standeserhöhung aſpirirt, und es hatte doch gewiß Zeiten gegeben, wo ſie wohl hätte etwas durchſezen können, wenn es ihr ſchon nicht gutgeheißen werden müſſen, daß ſie es gethan. Alſo, daß ſie um des Herzogs Gunſt ſich alle Mühe gab — daß ſie ihn ſich erhalten wollte, war ſehr zu ihrer Ehre, und dieſer Zug ihres Charakters läßt vieles von dem vergeſſen, was vorher geſchehen war."

Welch ein Geſchenk konte er ihr nun, nach allen den Vorbereitungen, die wir von ihr wiſſen; nach allem dem, was ſie uns ſo viel achtungswerther macht, wohl geben, was ſie ſo ſehr in Ekſtaſe bringen können, als ſeine Achtung, ſeine Freundſchaft?

Ja, ſie war es ſicher, auf die ihr gebeſſertes Herz blos gewartet hatte; ſie war es, deren eigne Erklärung von Seiten des Herzogs ihr noch zu vollkommenen Glüke und Zufriedenheit fehlte. Geſchenke waren nichts für ſie.

Und was macht ſie uns denn wohl ſchäzbarer, als die Sorgfalt, mit welcher ſie dieſes Geheimniß blos für ſich behalten wollte? Ihr Herz war damit befriedigt; ihr Herz wollte ſie nur damit befriedigen, nicht ihre Eitelkeit. Jedes andern Geſchenks Entdeckung konte ihr nicht ſchädlich ſeyn, dieſe aber konte ihr ſchädlich werden; denn ſobald ſie ſie laut werden ließ, hatte ſie in jedem einen Haſſer, der nur etwas davon inne wurde; an jedem einen Feind, der ſich alle Mühe geben würde, ſie zu verläumden. O, dieſes Gefühl, dieſe Zufriedenheit mit ihrem eigenen Bewuſtſeyn eines ſolchen Vorzugs, läſt für ſie noch wirklich eine glänzende Zukunft hoffen.

Unſre Traditoren ſagen ferner, auch des Herzogs Betragen ſey ſo geweſen, daß man daraus muthmaßlich ſchlieſſen können: Dieß ſey der Fall.

Sein Umgang mit Karinen ſey nach wie vor fortgegangen, und doch hätten die Beſuche bey Madam Mind nicht aufgehört, und zwar in einer Art, die darin von den vorigen ſehr unterſchieden geweſen wären, daß ſie blos ihre Perſon betrafen. Der Herzog hatte auch einigemal bey Gelegenheiten, wo es ſich gerade hingepaßt, erklärt, daß die Dame Mind viele Vollkommenheiten ſich erworben, und daß er beſonders mit Bewahrung und Behandlung des kleinen Schatzes, den er ihr anvertraut, äuſerſt zufrieden ſey.

Was alſo konte der Herzog, wenn ſie nun, wie wir ſupponiren, mit ſeinem Lieblingskleinode hineingetreten und geſagt: „Hier, Ihro Durchlaucht, iſt das anvertraute Pfand — wenn ich nicht die möglichſte Mühe angewendet habe, es Ihrer werth zu machen, ſo ſey Ihre Ungnade meine Strafe: wenn aber Ew. Durchlaucht es ſo finden, wie Sie es wünſchen, ſo bitte ich um Ihre Gnade, daß ſie nie von mir weichen möge" — was konte er ſagen?

Er fand den Schaz nach ſeinem Wohlgefallen, und ſicher wird er der alten Zärtlichkeit gegen die Mind eingedenk geweſen ſeyn, und wird ihr geantwortet haben, „Braves Weib! ich liebte Dich einſt, und nun ſchäze ich Dich. In dieſer Deiner Sorgfalt haſt du gezeigt, daß Du mich liebteſt. Nimm meine Achtung dafür. Sie iſt der ſchönſte Lohn, den ich Dir geben kan."

Er wird das Kleinod geherzt und geküßt haben? Sein Mitgefühl hat ſich dargeſtellt, und da war es, wo die Thräne ihr in die Augen trat. —

Da hat er ſie aber auch wohl gewiß ſchön belohnt. Wer würde nicht das von ſeinem Regenten gern hören! Und ſicher, unſere Traditoren haben Recht. So war es, es kan nicht anders ſeyn.

Auch, fuhren ſie fort, ſey das nicht ſo gar unbekant geweſen, daß man in der Stadt nicht dieſer Meynung geweſen ſey. Oeffentlich habe man zwar nicht geſprochen: allein, der Tadel, den man hin und wieder darüber entſchlüpfen laſſen, daß des Herzogs Betragen zu überraſchend gut ſey, daß ſie es nicht verdiene, daß die Perſon von ihm nicht mit den Augen der Würde betrachtet werden müſſe, das gab deutlich genug zu erkennen, wie viel eigentlich man darauf rechnete, daß es ſo wäre.

Wir finden dieſen Tadel äußerſt ungerecht. Weit entfernt, daß wir alles billigen ſollten, was die Dame Mind gethan, ſind wir doch darüber einig, daß eines jeden Menſchen Verdienſte anerkant, und wo ſie belohnt werden können, belohnt werden müſſen. Und ſo wollen wir unſern Leſern auch nicht verhehlen, daß, wenn eine beſſere Epoche für die Dame Mind, eine glänzendere Ausſicht für ſie anheben ſollte, ſo werden wir mit eben der Wärme für ihr Gutes reden, als wir von dem Guten andrer Menſchen gern Relationen mittheilen.

Fünfte Finſternis.

Ein kleines einziges aber wichtiges Wort: Konnexion.

Wir haben ſchon öfter angemerkt, daß der jüngere von unſern Traditoren von weit raſcherm, hitzigern Temperamente war, als der ältere. Denn wir ließen uns kaum merken, daß wir geneigt wären, von den Menſchen gern gute Relationen mitzutheilen, als ſich ſein Enthuſiasmus hob, und er ausrief: „O ja, das iſt ein köſtliches Ding, gut von den Menſchen ſprechen zu können, wenn ſie es verdienen. Allein, wenn man in dem Falle iſt, wie wir es ſo oft ſind, zu erfahren, daß manche gute Handlung, die geſchieht, blos um der Konnexion willen geſchieht, und ihren Grund nicht in dem reellen Willen hat, Gutes zu thun: ſo möchte man es verreden, jemals wieder einen Menſchen zu loben, weil man immer in Gefahr iſt, ungerecht zu loben."

Wir wandten zwar dem Traditer ein, daß der Schade und die Schande ja nicht auf den Lober, ſondern auf den Gelobten zurückfiele, der in dieſem Falle durch den Tadel, der das Lob zurückließe, beſtraft würde, allein er meynte, der Lober verlöre den Ruhm ſeiner Menſchenkenntniß und Beurtheilung, und ſeinem Lobe traute hinfort niemand mehr. Da wir dieſem nicht zu widerſprechen wagten, ſo kamen wir darauf, ob denn wohl der Fall ſo häufig ſtatt fände, daß Gutes um der bloßen Konnexion willen geſchähe, und ob es nicht beſſer ſey, beym Vollbringer des Guten eine gute Abſicht vorauszuſetzen?

Daß wir einen Zirkel in unſre Erläuterung gebracht hatten, war richtig, und der Traditer fing es uns auch gleich auf. „Sie wollen,“ ſagte er, „ich ſoll von der Materie abgehen. Iſt etwa das Wort Konnexion bey Ihnen auch ein ſo wichtiges, und handeln die Menſchen auf der Erde auch ſo ſehr darum und darnach?“

Wir baten uns eine nähere Erklärung aus, was eigentlich er hierunter verſtände, und dahin zählte? „O, ſagte er, da würden wir in einem Jahre nicht fertig, wenn ich Ihnen alles das erzählen ſollte, was durch Konnexionen und um der Konnexionen willen gemacht wird. Allein ich will Ihnen einen kleinen Begriff zu machen ſuchen, welch ein bedeutendes Wort es iſt, nach dem, wie in der Reſidenz, worüber wir am meiſten geſprochen und tradirt haben, darüber geurtheilt wird.

„Von einem Menſchen, den man unter die Klaſſe derer Dinge zählen möchte, die gar nicht exiſtiren, weil ſeine Exiſtenz ſchlechterdings niemanden intereſſirt, ſagt man: der Menſch iſt ohne Konnexion, und das will nach dem Sinne derer, die wirklich Konnexion haben, nicht viel beſſeres ſagen, als: Er könte allenfalls ohne Rumor todtgeſchlagen werden.“

„Hier müſſen Sie ſich nicht einbilden, daß dieſer Menſch deswegen gar keinen Menſchen habe, der ihn anginge, den er intereſſirte, oder der ihn nicht bedauerte. Deren ſind genug; allein ſie theilen alle ſein Schikſal mit ihm, das heißt, ſie haben auch keine Konnexionen, und heut zu Tage läßt ſich's ohne Konnexionen gar nicht fortkommen, das heißt wieder, nichts werden. Denn ein äuſſerſt geſchikter Menſch ſeyn, in ſeinem Fache der Talente ſo viel haben, daß man noch über den Erſten in dem Fache glänzen könte, das heißt nicht Verdienſt haben, ſondern Verdienſt haben heißt mit einem Mann in Konnexion ſtehen, der allenfalls mit einem andern wichtigern Manne in ſolchen Konnexionen ſteht, daß er ſagen kan: Ich will dieſen dazu gemacht wiſſen, und der hernach dazu gemacht werden muß. Mag man übrigens ein dümmerer Teufel ſeyn, als der dümmſte unter allen dummen Teufeln, ſo bringt eine ſolche Konnexion einen in Amt und Brod."

„Die Wege, zu ſolchen Konnexionen zu gelangen, ſind mancherley. Eine geſpikte Börſe iſt eine der allervorzüglichſten Arten, ſich Konnexionen zu machen. Doch iſt dieſe nicht allenthalben applikabel. Liegt das daran, weil nicht Alle Geld brauchen, oder weil der Weg doch noch ſo etwas ehrlich iſt, das will ich nicht genau unterſuchen. Ein weit angreifenderes und eindringenderes Mittel, Konnexionen ſich zu machen, iſt eine ſchöne Schweſter. Dieſer kan faſt niemand in dieſer Reſidenz, der ſelbſt Konnexionen hat, widerſtehen, und das aller allerbeſte Mittel zu Konnexionen iſt eine ſchöne Frau — denn das ſehen Sie doch wohl ein, daß bey einer ſchönen Frau lange nicht ſo viel Riſico iſt, als bey einer ſchönen Schweſter, und daß man, wenn die leztere ſchon nicht verworfen wird, doch mit der erſtern weit beſſer fährt."

Der ältere Traditor bat den jüngern, ſeine Zunge ein wenig im Zaum zu halten, denn es ſey das, was er ſagte, doch auch ſo uneingeſchränkt allgemein, daß es der Theil der Reſidenz, der nicht ſo dächte — und alle könten doch nicht gleich denken — auf jeden Fall übel auslegen, und ſich beleidigt halten müßte.

Allein der hizige Freund erwiderte hierauf, daß der ſich nicht zu krazen brauchte, dem es nicht juke, und daß diejenigen Wenigen, die das nicht thäten, gar nicht unzufrieden damit ſeyn würden, daß ihren Herren Kollegen ein wenig der Pelz gewaſchen würde.

Dann fuhr er fort: „Unerlaubt bleibt es doch immer, daß man ſo ziemlich allgemein auch gewahr wird, daß ſchöner Frauen und ſchöner Schweſtern Männer und Brüder nicht allein in den beſten Poſten ſtehen, ſondern dieſe alsdann auch ihren Lieblingen wieder zu Poſten verhelfen können, und wenn man einmal einen verdienſtvollen Mann in einem Amte ſieht, ſo iſt er, wenn er nicht eine ſolche Konnexion hat, entweder vor den Zeiten der Konnexionsſucht hier eingerückt, oder es iſt kein Konnexioniſt dageweſen, dem man den Dienſt an ſeiner Statt hätte geben können.

„So kam ein Mann mit einer ſchönen Frau aus A. nach B., und er war kaum da, als alles die ſchöne Frau bewunderte, ſich um ſie drängte, und ſehr ſchnell es hieß: „Aha! die ſchöne Frau müſſen wir zu behalten ſuchen; wir geben dem Mann einen ſchönen Dienſt, um die ſchöne Frau zum Dableiben zu beſtechen.“ Das geſchah. Dieß hätte allenfalls hingehen können, denn was man gerne hat, das ſucht man zu erhalten.

„Allein die ſchöne Frau, die ein wenig eitel war, hatte in A. der Bewunderer viele ſchon gehabt, und ſie war hierin von ganz beſonders dankbarer Natur, denn hatte man ihr einmal Beweiſe ſeiner Bewunderung gegeben, ſo vergaß ſie dieſe nie. Eine Menge dieſer Anbeter in A. ließen einer nach dem andern ſich in den Poſten, in denen ſie ſtunden, merken, daß ſie abgehen wollten, und wenn man ſie frug, warum ſie ihr gewiſſes Brod verlaſſen wollten, ſo gaben ſie die Antwort, ſie giengen nach B., ſie hätten Konnexion daſelbſt, und würden ſicher eine anſehnlichere Verſorgung erhalten. Man mochte ihnen auch vordemonſtriren wie man wollte, daß das alles doch noch ungewiſſe Ausſichten wären, ſo lächelten ſie doch, und ſagten: „Wer Konnexionen zu rechter Zeit zu benuzen verſäumte, der ſey ein Thor.

„Wirklich war der erſte ein Kantor, der ſich nach B. begab, und der ſchönen Frau ſeine Noth vertrug. Wunder über alle Wunder! Er wurde Superintendent. Dies war eine Loſung für zwey Kopiſten, die ihre mühſelige Krazerey niederlegten, und ſiehe da, ſie wurden Amtsräthe. Es kamen noch einige, die nach Proportion ihre Verſorgung erlangten, und wir glauben ganz ſicher, der Staat A. wäre völlig entvölkert worden — denn die meiſten daſelbſt waren ja Bewunderer der ſchönen Frau geweſen, und die es nicht geweſen waren, wollten es izt gern geweſen ſeyn — wenn nicht ein würdiger Miniſter ſich in den Weg geſtellt, und dem erſten, der wieder von A. kam, ganz troken geſagt hätte, er ſey ein Eſel, und man wolle von A. gar nichts mehr annehmen. Das war freylich ein hartes, aber doch ein nothwendiges Mittel. Daß es zum Unglük den geſchikteſten unter allen traf, die ſich bisher um Dienſte beworben hatten, war für dieſen Menſchen freylich ein groſes Unglük, fürs Ganze aber dennoch ſehr gut: denn nun gieng dieſer nach A. zurük, und ſagte: Sie nähmen in B. nur dumme Teufel an, die von A. kämen; und da niemand ein dummer Teufel ſeyn wollte, ſo bewarb ſich auch niemand weiter dahin. Dieſer Menſch war auch aus keinem Dienſte ausgetreten, ſondern er hatte, wie denn manche Subjekte unglüklich ſeyn müſſen, noch keinen bekommen können, und die Epoche in B. ſich zu nuze machen wollen. Diesmal half ihm der mit Unrecht ihm aufgeladene Eſel, denn man prüfte ihn in A. genauer, und beförderte ihn zu einer wichtigen Stelle.

„So war eine andere Art, ſich Konnexionen zu machen, für den, der Kopf genug dazu hatte, die, daß er ſich gerade an den Herzog wandte, und es ſo zu drehen wußte, daß der Herzog gegen die über die Dikaſterien geſezten Präſidenten gut von dem Subjekte ſprach, welches manche unter ihnen gleich als einen Wink annahmen, dieſer ſolle verſorgt werden, welches auch des Herzogs Abſicht dabey wirklich war, nur nicht in dem Maaße, daß er nicht vorher geprüft werden ſollte.

„Der Herzog hatte hierin ganz Recht. Denn warum ſollte er einen Menſchen, der Talent zeigte — mochte dieſes Talent nun in einem Gedichte, oder in einem Schriftchen, oder in einem guten Briefe dargeſtellt ſeyn — nicht empfehlen? Aber ſo ſehr er Recht hatte, ſo Unrecht hatten die Präſidenten, die eine ſolche Empfehlung als einen Befehl anſahen, und dann, wenn ſie auch nun das gethan hätten, was er dadurch meynte, wenigſtens doch den Zweck nicht verfehlt haben würden, wenn ſie den Menſchen nach angeſtellter Prüfung dahin plazirt hätten, wohin ſeine Kentniſſe ihn qualifizirten. So aber bekam er in dem Falle die erſte beſte Stelle, die erledigt war, mochten die Kenntniſſe und Fähigkeiten des Subjekts der Wichtigkeit der Stelle angemeſſen ſeyn oder nicht. Man befolgte nur, blindlings den übelverſtandenen Wink des Herzogs. Hierdurch geſchah es z. B. daß einer der größten Verſchwender im Fache ökonomiſcher Angelegenheiten verſorgt wurde, da er doch von der Oekonomie ein Todtfeind war, und ſo wenig exemplariſch in ſeinem Dienſte lebte, daß im erſten Jahre bereits ſeine ſechsjährigen Revenüen verpfändet und durchgebracht waren. Ein Andrer kam in das Baudepartement, ob er gleich nicht wußte, wie zwey Balken über einander zu legen waren. Und wenn auch dieſes oder jenes Subjekt ſich nach erhaltenem Amte alle Mühe gab, um wenigſtens nicht mit Schande in dem ihm angewieſenen Fache zu beſtehen, ſo war doch die Zeit, die es auf Erlernung der hierzu nöthigen Kentniſſe verwenden mußte, verloren, und für die Einrichtung und den Fortgang der Geſchäfte ein offenbarer Schade; und ſo wie jeder Arzt nicht ganz von dem Vorwurf frey ſeyn wird, manchen Bok geſchoſſen zu haben, ehe er zum wahren Heil der Kranken beytragen konte, ſo hatte der Oekonomiſt gewiß manches zu Grunde gehen laſſen, ehe er Erſparniß lernte, und der Baurath manches wieder einreißen laſſen müſſen, was ein andrer Bauverſtändiger gleich zum erſtenmale feſt gebauet hätte.

„Daß der Herzog auch nicht der Mann war, der die Gaben obenhin traktirte, zeigte er dadurch, daß er zwar zum erſtenmale den Wink von Talent immer aufmunterte und belohnte, aber bey wiederholten Zudringlichkeiten und Verſuchen ſich mächtig zurükzog, und weder Gedichte noch Briefe dann beantwortete, wenn einmal etwas geſchehen war, womit der Prätendent zufrieden ſeyn konte. Sahen dann die Herren Präſidenten das, ſo merkten ſie zwar den dummen Streich, den ſie gemacht hatten, allein anſtatt ihn dadurch wieder gut zu machen, daß ſie das falſch lozirte Subjekt an ſeinen rechten Ort ſtellten, verſchlimmerten ſie es ganz, indem ſie ihre Hand von dem Manne ganz abzogen, und ein inutile membrum daraus machten, das ſeinen Gehalt verzehrte, ohne dafür zu nuzen. Wie übel hierdurch dem Lande in Verwaltung der öffentlichen Geſchäfte gerathen geweſen ſeyn müſſe, kan jeder ſich leicht denken.

„Es ſollte in der That eine der größten und ſorgfältigſten Beobachtungen der Miniſter und Räſche ſeyn, daß ſie einen jeden Bürger des Staats nicht in Unthätigkeit lieſſen. Jeder iſt zu etwas zu gebrauchen, und wenn man ſeine Neigungen erforſcht, ſo hat der müſſigſte und faulſte Menſch eine Seite, wo er in Thätigkeit zu ſezen iſt, und der verdorbene Oekonomiſt in B. wäre vielleicht ein treflicher Oberaufſeher über die Vergnügungen des Herzogs geworden, hätte vielleicht den erſten Direktor eines Schauſpiels abgegeben, und wenn er auch dabey den doppelten Aufwand gemacht hätte, ſo würde er doch auch doppelte Einnahme der Entrepriſe eingebracht haben, anſtatt daß der Pedantismus eines andern denen, die es zahlen können, ein Drittheil in der Taſche läßt, weil er ihnen nichts nach ihrem Geſchmake auftiſcht; ſondern verlangt, daß die Schauſpielliebhaber nach ſeinem Gout ſich richten ſollen.".

„Ja, das muß ich meinem Gefährten als Recht zugeben," fiel der ältere Traditor hier ein, „daß hier oft ſehr falſch gewählt wird, und ich habe ſelbſt den Fall gehabt, zwey Schauſpieldirektoren zu ſehen, deren einer es war, der andere es hätte werden können, wovon der lezte unendlich mehr praktiſches Talent hatte, der erſtere aber die Theorie der Bühne im Zimmer vortreflich predigen konte.

Da er Gelegenheit hatte, ſie dem Landesfürſten zu predigen, der ſie wohl goutiren muſte, und da er überdem noch Konnexionen hatte, ſo konte es ihm nicht fehlen; er muſte an der Spize dieſes einträglichen Gewerbes bleiben, ungeachtet das ganze Publikum über Langeweile klagte, der Landesherr ſelbſt ihm manchmal die Wahl beſſerer Stüke anrathen lies, und das Schauſpielhaus dadurch oft leer blieb. Was ihn aber bey dieſem allen in ſeinem Poſten erhielt, war, daß der Ort groß war, und Mancher ſich dort lieber als an andern Orten amüſirte, und wenn alle Strike riſſen, des Landesherrn Beutel ihm zu Befehl ſtand, um die Lüken zu ſtopfen.

„Dieſer Mann hatte der Konnexionen und des Kopfes zuſammengenommen ſo viel, daß er, der anfangs gar nicht an der Spize ſtand, ſondern faſt nur untergeordnetes Mitglied genant werden konte, ſich bald zum Einzigen machte, indem der an der Spize ſtehende ſelbſt der Sache überdrüßig wurde, da er ſich in zu viele Unannehmlichkeiten verwikelt ſah, deren er überhoben ſeyn konte, und jenes Mitglied, welches an Kenntniſſen in dieſer Sache, ſo wie an Wohlredenheit ihm freylich ſehr überlegen war, ihn einigemale zu perſifliren verſuchte. Uebrigens war dieſer Mann ein ſehr geſchiktes Mitglied des Staats, hatte Beweiſe davon abgelegt, und war keinesweges willens, Jemand in ſein Fach zu greifen. Ein anderes ſogenanntes Mitglied war weiſe, und zog ſich zurük, weil es Ruhe liebte, an ſeinem Verdienſte und allgemein bekannten Rufe ſich gnügen ließ, und ſeine kleine Eitelkeit nicht ſo ſehr fetirte, wie jener.

„Ich habe ſelbſt einen Freund gehabt," nahm der jüngere Kreditor wieder das Wort, „der in die Reſidenz kam, um dort für ſich und noch ein anderes ſehr tüchtiges Subjekt ein Unterkommen zu finden. Seine offene Freymüthigkeit, ſein natürlicher Verſtand, und ſeine nicht ganz unkultivirten Talente erwarben ihm bald unter den Köpfen einige Bekantſchaften. Allein Köpfe ſind nicht allemal die beſten Bekantſchaften für einen Kopf. Denn ſie ſind gewöhnlich diejenigen, die der Unterſtüzung ſelbſt bedürfen, und es iſt ihnen daher nicht zu verdenken, wenn ſie die Konnexionen, die ſie haben, für ſich ſelbſt benuzen, da jeder Menſch ſich ſelbſt der nächſte ſeyn muß.

„Allein einige waren denn doch wenigſtens ſo diskret, meinem Freunde zu eröffnen, in welcher Lage ſie ſich befanden, wo ſie ihre Konnexionen hätten, und ihm zu rathen, die nämlichen Wege zu gehen. „Nein," ſagte mein Freund, „das werde ich nicht thun. Der Gang meines Lebens, und des Lebens meines innigſten Freundes war von jeher, nur durch uns ſelbſt uns fortzubringen, und nie einer Konnexion zu bedürfen. Wir haben uns in dieſem feſten Vorſaze wechſelsweiſe geſtärkt, und wenn einmal eins von uns beiden des Schikſals wegen, welches uns nicht immer wohl wollte, ſchwach zu werden begann, ſo war das andere immer bey der Hand, mit Zureden, ja auch wohl mit Vorwürfen ſolche Gedanken zu verſcheuchen, und zur Standhaftigkeit anzumahnen. Bey meinem jezigen Weggehen ſagte mein Freund noch: dieſe Lehre noch auf den Weg: „Nicht kriechen — nicht ſchmeicheln — „keinem Verdienſte Gerechtigkeit verſagen — keinen Großen unverdient loben — wirken, wo zu

„wirken iſt, und geduldig leiden, wo es nicht geht.“ Dieſe Lehre befolge ich.“

„Die Herren von ſeiner Gattung, aber weit anderer Denkungsart, ſetzten ihm auch nicht ferner zu, verwunderten ſich nur über ſo feſte Entſchlüſſe, und mochten in ihrer Seele denken, es wäre wohl viel Verſtellung dabey. Allein ſie irrten ſich. Mein Freund ſuchte keine Konnexion, wurde, ohne es zu wollen, mit Jemanden bekant, der ihm Konnexion hätte machen können; da aber jener eben ſo offen, bieder und gerade ging, wie dieſer, ſo fiel es dem einen nicht ein, es anzubieten, und dem andern nicht, es zu verlangen. Mein Freund war einige Zeit da, wurde überzeugt, daß an einem Orte, wo alles nach Konnexion ging, er ſowohl als das andre Subjekt kein Glük machen würden, und verließ den Ort, um die Anſprüche darauf ganz fahren zu laſſen.“

Sechſte Finſterniß.

Veriſimile, de veritate autem dubium.

Wir hatten eine ganze Weile in Meditationen mit unſern Traditoren zugebracht, und es ſchien wirklich, als ob wir uns für dasmal trennen wollten, als der jüngere Traditor auf einmal anhub: „Iſts mir wie im Traume, oder iſt es Wahrheit, daß man mir erzählt, was mir eben einfällt?"

Der ältere Traditor, der die Vorſicht ſelbſt war, und wie der Leſer ſchon weiß, dem jüngern oft Einhalt in ſeinen enthuſiaſtiſchen Bemerkungen that, bat ihn, ehe er erzählte, ja wohl zu bedenken, was er ſagte, indem ihm bekant wäre, daß wir wichtige Dinge in unſerm Büchlein nicht ausließen; und man im Hidalſchin die Ueberſetzung der Tridatu Stapaju ſo zu ſagen gierig verſchlänge.

Auch wir wollten eben nichts hören, wovon die Wahrheit nicht geradezu zu behaupten wäre, und wir thaten daher ſelbſt unſerm jüngern Freunde ei-

nen

ten keinen Eintrag, indem wir den ältern fragten, ob denn der Ausdruk Tridatu Stayazu ſo ganz das: Dreyerley Wirkungen, in ſich faßte, und nicht Mißdeutung in der Undeutlichkeit ſtattfände? Wir unterließen nicht, hierbey einige kleine Hiebe auf unſere Ueberſezer zu wagen, die denn doch wirklich oft im ſtrengſten Verſtande die Originale verhunzen, das bischen Saft, welches ſie enthalten, durch ihr häufiges Waſſer verdünnen, und ſtatt Kraftſuppen uns Oceane auftiſchen, in denen ſtatt des Fleiſches ein unſchmakhaftes Leder ſchwimmt.

„Nein,“ erwiederte uns der Traditor, „es drükt vielmehr zu viel als zu wenig aus; denn unſre Sprache ſagt oft in wenig Worten vielerley, und ſo haben die zuſammengeſezten Worte: Tridatu Stayazu, auch noch eine andere Bedeutung, nämlich: drey Staupen. Obgleich dieſes faſt nur abuſive gebraucht wird, und alſo auch in Anſehung unſerer damaligen Verhöre keine Rükſicht darauf genommen worden, ſo hat es doch in den Privatunterhaltungen manchmal Gelegenheit zu Perſiflagen gegeben, und wir haben uns der Frage ausgeſezt geſehen, ob wir nicht willens gehabt, das Publikum dreyfach zu ſtaupen?"

„So unrecht," erwiederten wir, „iſt die Bedeutung nicht. Unſre drey Abtheilungen, Finſterniß, Aufklärung und Licht, ſind drey Staupen für die Menſchen. Die Finſterniß läßt ſie umhertappen und fallen. Die Aufklärung läßt ſie kleine Geiſter als große, kleine Handlungen als große betrachten, führt ſie auf Abwege, indem ſie nur die falſche Seite erleuchtet, und die rechte in der Finſterniß läßt. Das Licht blendet ſie, und ſie ſehen, wenn ſie es erlangt haben, gar nichts mehr."

Der ältere Traditor wollte eben etwas ſagen, als der jüngere, der bisher in tiefem Nachdenken geſtanden, wieder erwachte und ausrief: „Nein, es iſt beſchloſſen, ich erzähle es. Ich will nichts verſchweigen, wovon ich glaube, es hat die größte Wahrſcheinlichkeit." Ich werde meine Freunde bitten, in ihrem Büchlein ein gleiches zu thun, und als wahrſcheinlich blos die Sache aufzuführen, denn einem Gedicht ſieht ſie doch nicht ähnlich.

Ob wir Wort gehalten haben, mögen die Leſer aus unſrer Ueberſchrift ſich erklären.

Ehe er aber ſeine Erzählung begann, bat uns der ältere Traditor, wir möchten ihn in der Folge erinnern, daß er uns über die Zahl drey und deren Gebrauch und Mißbrauch noch etwas zu ſagen habe, welches er für ſeine Perſon faſt für wichtiger hielt, als ſeines jüngern Gefährten Nachricht.

Dieſer lies ſich durch die kleine Sticheley nicht irre machen, ſondern löſte die drükende Laſt folgendermaßen von ſeinen Herze.

„Während der Zeit, daß der Herzog der Kriegsgeſchäfte wegen in jener Provinz ſich aufhielt, hatten ihn doch weder Belimald noch Karine begleitet. Daß es nach der damaligen Lage der Sachen eben keine zu verachtende Speculation war, die Stellen dieſer Beiden indeſſen erſezen zu wollen, wird man mir ohnſchwer zugeſtehen. Daß, wenn man's beym rechten Ende anfinge, es auch keine gänzliche Unmöglichkeit war, Beide auszuſtechen, und ſich an deren Plaz zu ſchwingen, iſt eine Gewisheit, die man beweiſen könte, wenn es dieſes Beweiſes bedürfte.

„Genug, zwey Herren, die ſich damals in der Hauptſtadt jener Provinz aufhielten, hatten ſich vorgenommen, ihr beſtes zu thun, um dieſe Möglichkeit zu bewerkſtelligen.

„Ich will ſie Ihnen unter den Namen des Herrn von Fix und des Herrn Fax bekant machen. Der erſte, Herr von Fix, ein Mann, der nicht ohne Kentniß und Induſtrie war, dem man ſogar Talent nicht abſprechen konte, hatte ſich von jeher ſtark auf Geiſterſeherey gelegt, hatte auch ſchon manchmal die Idee gehabt, aus der Hauptſtadt der Provinz in die Reſidenz des Landes ſich zu begeben, weil er von den Wundern hörte, die dort vor ſich gingen. Aber ſein Dienſt und ſeine nahe liegenden Güter hatten ihn abgehalten, es zu thun. Er hatte darauf den Weg der Korreſpondenz gewählt, um mit den Reſidenzlern in Bekantſchaft zu kommen: auch dieſes war ihm aber fehlgeſchlagen, ob er gleich durch Zahlen und Zeichen bewieſen hatte, daß er einer der ihrigen ſey. Aber die geheime Geſellſchaft in der Reſidenz hielt es nicht ganz für rathſam, ſich in Briefwechſel einzulaſſen, denn da muſten ſie über Dinge ſchriftliche Auskunft geben, über die ſie kaum gern mündliche gaben.

„Herr von Fix aber legte das anders aus, glaubte, man wolle nichts mit ihm zu thun haben, und legte die allgemeinen brüderlichen Verſicherungen, die man ihm gegeben, als etwas bey Seite, was der Aufmerkſamkeit nicht werth wäre. Man hatte natürlich in den Gegenden auch von des Herzogs Liebe zu dem Dinge, ſo wie zum andern Dinge, weit mehr geſprochen, als wirklich daran war, man hatte ſeine ganze Zeit zwiſchen beiden getheilt, und man glaubte nicht, daß er für etwas anders Empfindung und Gefühl haben könte.

„Was Wunder alſo, daß es dem Herrn von Fix, da er die Ankunft des Freundes aller ſeiner Geheimniſſe, und die Nichtankunft des Feindes derſelben, denn dafür hielt er Belimelden, erfuhr, daß es ihm da einfiel, auf den Freund Jagd zu machen, während der Feind ihm nicht ſchaden konte? Es wurden dazu auch gewaltige Präparatorien gemacht, alles hervorgeſucht, was ſeit Jahren ſchon in den Winkel geworfen war, weil man nicht klug daraus werden konte; man dachte vielleicht ſelbſt dabey zu profitiren, und von dem, der vom Meiſter der Geiſter unterrichtet war, Dinge zu erfahren, die man noch nicht wußte. Es wurden alte Bekante beſucht, beſonders die zu Fitters Zeiten in jener berühmten Stadt gelebt, und alles von Fittern mit angeſehen und angehört hatten. Kurz, es wurde ſtudirt, wie ſeit der Zeit nicht ſtudirt worden war, da man dem Herrn von Fix den Eingang in die geheime Geſellſchaft der Herzogsſtadt verſagt.

„Auf der andern Seite war Herr von Fax ein Kenner aller Schönen im Lande. Er wußte aufs Haar, welche in dieſem oder jenem Punkte den Vorzug hatte, nicht als ob er in ſo genauer Bekantſchaft mit ihnen geſtanden, oder ſo ſchön geweſen wäre, daß ſich alle in ihn verliebt und an ihn gemacht hätten, ſondern ſeine Force beſtand darin, gewiſſe Dinge zu erforſchen, oder zu errathen, und ſich dann aus dem, was er errathen oder erforſcht, fernere Schlüſſe zur ſyſtematiſchen Rangordnung der Frauenzimmer zu machen.

„Dem zu folge wußte er ganz genau, oder glaubte wenigſtens ganz genau zu wiſſen, welche Dame dem Herzoge am liebſten und zuträglichſten ſeyn würde, von deſſen Geſchmake er ſich koloſſaliſche Schilderungen aus der Reſidenz geſammelt hatte, die einem gar nicht auffaſſen müſſen, wenn man weiß, wie ſehr in einer Reſidenz alles vergrößert wird.

„Herr von Fax hatte alſo in der Stille lange darüber nachgedacht, wie er die Sache einleiten wollte, den Herzog auf dieſe Bahn, durch ihn geleitet, zu bringen, als er einſt mit dem Herrn von Fix an einem Orte zuſammen kam, wo viel über des Herzogs Neigungen zu dem ein und andern Dinge geredet wurde, auch von dem ein Wörtlein mit unter fiel, was er bey ſeinem Hierſeyn wohl unternehmen würde. Die Meynungen waren getheilt, und die meiſten fielen aufs Wahre, indem ſie behaupteten, wenn auch von den Rodomontaden, die aus der Reſidenz hieher kämen, etwas ſeine Richtigkeit habe, ſo ſey doch nichts gewiſſer, als daß der Herzog dieſe Zeit nicht mit ſolchen Dingen hinbringen, ſondern ſie ſo ernſthaft verwenden würde, als die Sache es erfordere, weswegen er käme.

„Das blieb wenigſtens auch das lezte Reſultat, und die Herren giengen aus einander, bis auf von Fix und Fax, die noch dablieben, jeder aus ſeinem eignen Grunde, um das lezte Wort zu hören, und weil jeder ſeine Abſichten ohne des Andern Wiſſen hatte, das letzte Wort von dem Andern zu hören. Das gab dann eine kleine Pauſe. Herr von Fix war der erſte, der ſprach. „Ja,“ ſagte er, „er wird auch wohl etwas andres thun, als ſich um den Krieg bekümmern, denn er iſt viel zu ſehr auf die höhern Wiſſenſchaften. Ein Herr von ſeinen Kentniſſen wird die Sache, in welcher er einmal ſo weit gekommen iſt, nicht liegen laſſen, und dieſe läßt keine Pauſen zu. Eine kleine Zeit kan alles das wieder einreißen, was Jahre gebauet haben.“

„Und ich,“ ſagte Herr von Fax, „gebe Ihnen zwar zu, daß er hierauf ſeine Abſicht wohl gerichtet haben mag, allein dies iſt nicht ſeine einzige Neigung, und ich wollte, ich hätte ſo viel Glük, wie Herr von Belimald in dieſem Fache gehabt hat.“

Herr von Fix. Ja, da wünſchte ich mir doch noch lieber die Karriere, die er in der Geiſterlehre gemacht hat. So lange dieſe Lehre ſteht, hat noch kein großer Herr ſo viel Macht über ſich gewinnen laſſen, als dieſer. Wenn ich allem glauben könte, was ich höre, ſo möchte ich wohl behaupten, daß dieſer Belimald doch nicht ganz ſeiner Sache gewiß ſeyn muß, um nicht lange viel mehr zu ſeyn, als er iſt.

Herr von Fax. Man ſagt, er habe viel mehr werden können, aber es nicht angenommen.

Herr von Fix. Lirum Larum, ſo etwas ſchlägt man heut zu Tage nicht mehr aus. Die Zeiten der Großmuth ſind vorbey. Bey den ältern Völkern, da galten ſolche heroiſche Handlungen noch etwas. Izt wird nichts mehr darauf geachtet. Greif' zu! heißt das Sprüchwort, womit man durch die Welt kömmt.

Herr von Fax. Wohl richtig, aber jede Bedienung hat ihre Mühe und Arbeit, und das wird Herr von Beliwald wohl geſcheut haben, auch trennt ſie ihn von dem Herrn, um den und deſſen geheime Angelegenheiten er doch gern wird haben ſeyn wollen. Er wird ſich in der Stille ſchon bedenken, und ich wette faſt, ſeine Schäfgen ſind im Troknen.

Herr von Fix. Hm! wenn man dem Gerücht Glauben beymeſſen kan, welches ſagt, als ob er nicht mitkäme, ſo könte er doch in der Gnade ſchon etwas gefallen ſeyn, und da wäre Fiſchfang für Andre.

Herr von Kar. O, mitkommen thut er nicht, da können Sie ſich auf mich verlaſſen. Was das betrift, da ſind meine Korreſpondenten wahrhafte Leute, die mir nichts eher ſchreiben, als bis ſie ihrer Sache ganz gewiß ſind. Ich habe auch nicht ohne Urſache meine Maasregeln genommen, und meine Erkundigungen eingezogen. Man muß ſolche Punkte nicht ungenuzt vorübergehen laſſen.

Herr von Fix. Sind Sie etwa irgend einer höhern Sekte zugethan? Ich habe doch nichts davon gehört, und kenne Sie ſchon ſo lange. Wollen Sie einen ſolchen Weg einſchlagen, um ſich bey Sr. Durchlaucht in Gunſt zu ſezen?

Herr von Kar. Einen ſolchen Weg? Ey, ey! Ich dächte, das könte eher der Ihrige ſeyn. Ich will doch nicht hoffen, daß Sie etwa von Ihrer Enthaltſamkeit zurückgekommen, und nun auf einmal ein Verehrer der Künſte eines gewiſſen berühmten Dichters geworden, der ſich mit der Liebe abgab?

Herr von Fix. Seyn Sie unbeſorgt. Ein Mann, der ſich in höhern Regionen aufhält, giebt ſich mit ſo irdiſchen Dingen nicht ab. Sie können darüber ruhig ſchlafen. Wie ich merke, haben wir

Beide zwar Abſichten, aber nicht die nämlichen. Wir zweye ſind, was Bellwald allein iſt. Wir wollen jeder unſre Segel aufſpannen, um in den Hafen zu laufen. Wer zuerſt hineinkömmt, iſt der Sieger. Von Hatten muß es uns Beiden beſſer gehen, als ihm, denn wer kan zween Herren gut dienen?

Herr von Fax. Sie haben Recht. Daher aber kömmt es auch, daß der Herzog auf keiner Seite recht feſt iſt. Weder ganz für das eine, noch ganz für das andre. Er lenkt von einem zum andern, und bleibt bey keinem. Ich nehme die Fehde an, aber ich prophezeihe Ihnen, wer ihn mit vollen Segeln in die Bay der Liebe führet, der behält ihn da. Ich höre, zu Ihre[illegible]ſen wird Platonismus erfordert, und auf den machen Sie keine Rechnung.

Herr von Fix. Nicht ſo groß und beſtimmt geſprochen. Wer einmal in die Tiefen meiner Weisheit eingedrungen iſt, der verachtet alles Körperliche, und hält ſich blos ans Geiſtige. In dieſe hat er unter Bellwalds Anführung nicht bliken können, da dieſer den Körper zugleich beſchäftigte. Wir werdern das von einer andern Seite betrachten. Verkrieche dich, antiplatoniſche Brut, und mache Plaz dem Weſen höherer Art, die ihn hier umgeben ſollen.

„Beide ſchieden. Beide glaubten ſich ihrer Sache ganz ſicher. Beide machten alle Anſtalten. Wir folgen zuerſt dem Herrn von Fax, der die Tabagie halb in Entzüken verließ, daß er keinen ſchlimmern Nebenbuhler erhalten. Der Geiſt hat keinen Reiz, dachte er bey ſich, aber der Körper, des weibliche Körper hat ihn. Er griff nach ſeiner Liſte, und durchſah ſie. Da ſtanden in langer Reihe die Namen aller ſchönen Damen der Hauptſtadt, und mit vielem Eifer durchlief ſie Fax, um ſchnell den Gegenſtand zu finden, der der Aufmerkſamkeit des Herzogs am würdigſten [illegible]re. Er fand ihn. Sicher fand er ihn, denn es war ein ſchönes, einnehmendes und verſtändiges Frauenzimmer.

„Fax war mit ihr bekant. Er hatte Zutritt in den erſten Häuſern. Er wollte der Sache einen kleinen Anſtrich zum Voraus geben. Er entdekte ſich der Dame nicht geradezu, verblümt. Sie wunderte ſich ſeiner Kühnheit. Sie dachte und beſchloß. Allein ſie machte den Herrn von Fax nicht zu ihrem

Vertrauten. Sie warf die Sache ſo von ſich, daß er in der Hofnung blieb, ſie würde gehen. Sie lächelte, wenn er von neuem anfieng, und dieſes Lächeln ſtärkte ihn in ſeinen Hoffnungen. Was iſt einem Menſchen, der von Tugend und Treue der Weiber nichts hält, nicht alles glaublich? Er ſahe gerade in der Miene den Fall, die ihm Hohn ankündigte. Sein feſtes Vertrauen auf dieſe Eroberung, mit welcher er ein Heer von Geiſtern zu ſchlagen gedachte, machte ihn kühn genug, dem Herrn von Fix verſchiedene mal zu ſagen: Er habe bereits gewonnen Spiel, und er möge nur jeden Plan fahren laſſen.

„Herr von Fix war nicht mit der ſichern Zufriedenheit nach Hauſe gegangen, mit welcher Herr von Fax das Feld verlaſſen. Er kante die Macht der Leidenſchaften, und ob er gleich von dieſer Neigung des Herzogs gehört hatte, ſo hatte er doch immer mehr von dem gehört, was in ſein Fach ſchlug, weil er ſich mehr darnach erkundigt hatte, weil es ihm näher anging, und er ſich die Specialia davon hatte ſagen laſſen. Itzt hörte er von ſo einem mächtigern Feinde, und auſer den Schwierigkeiten, die ſeiner Sache nun in den Weg traten, konte er es ſich auch zuſammenreimen, daß Beliwald es nicht weiter mit dem Herzog gebracht, und daß man gegründete Urſache gehabt, ihn, der bey der Oberfläche nicht ſtehen geblieben wäre, nicht in dieſe geheime Zunft zuzulaſſen.

„Wenn er in dieſem Augenblike nicht die Hoffnung gehabt hätte, ſein Meiſterſtük an dem Herzog zu machen: ſo wäre ſicher ein Brief an die Zunft erfolgt, der in nicht brüderlichen Ausdrüken ſie gehandhabet, und Beliwalden gar nicht erfreulich hätte ſeyn können. Entrüſtet warf er ſich aufs Bette, und die ganze Nacht verging in Nachdenken, was hierbey zu thun. Ein Vorſchlag jagte den andern, und das Reſultat war, daß eine Citation von beſonderer Art dem Herzoge offerirt werden ſollte, und wenn er dieſe nur annähme, ſo würde man ſich ſchon weiter mit ihm einlaſſen können. Die Hauptſache aber beruhete ſeiner Meynung nach darauf, dem Herrn von Fax zuvorzukommen, und ihm den Herzog wegzukapern, ehe er ihn in Liebesneze verſtriken könte. Das Ganze war wirklich ein eigentlich auf den Herzog abgeſehener Raub; denn kan man ſchon ſagen, daß ſie eigentlich Beide dem Herzoge Vergnügen machen wollten, ſo war er doch immer nicht die erſte Inſtanz, und als die zweyte ihn zu betrachten, das ſchmekte ſo ſehr nach Eigennuz, wie friſcher Moſt nach der Traube.

„Ehe wir weiter in dem Projekte des Herrn von Fix vorrüken, wollen wir doch noch eines Unfalls erwähnen, der dem Herrn von Fax begegnete, und der, wenn ihn der Herr von Fix gewuſt hätte, ſicher ſeine ganze Meynung geändert, und ihn ſo ſehr wider die Eile eingenommen haben würde, als er izt dafür war.

„Zwey Tage waren noch bis zu des Herzogs Ankunft. Schon wuſte man die beſtimte Stunde. Schon ſchmükte ſich alt und jung ihm entgegen, ſchon war die Stadt voll Jubels, als Herr von Fax in der gewöhnlichen Toiletten-Stunde der Damen ſich in das Haus der von ihm ausgeſuchten Schönen verfügte, und ihr in entzükenden Tönen hinterbringen wollte, bald ſey der Tag, der ihrer Beider Bemühungen krönen, ihn ſelig, und ſie beglükt machen ſolle. Zwar hatte die Dame nicht die entfernteſte Gelegenheit gegeben, daß ein ſolcher Glaube ſey ihm entfliehen können. Allein er war nun einmal ein Freund von Hypotheſen, und ſo hatte er auch auf dieſe Hypotheſe die Gewißheit der Ausführung ſeines Plans gebaut. Wie erſchrak der Herr von Far aber, als er vernahm, die Dame ſey am Morgen verreiſt. Er wollte den Bedienten nicht trauen, und ließ ſich in ihre Zimmer führen, die ihn in noch größeres unerwarteteres Schreken verſezten.

„Denn da war alles auch ſo ausgeleert, daß die Muthmaßung, ſie ſey auf ein Paar Tage verreiſt, ſich nun in die Wahrſcheinlichkeit wandelte; daß ſie auf noch längere Zeit ſich entfernt habe.

„Er konte, um aus der ſchrekvollen peinlichen Gewißheit zu kommen, ſich nicht anders helfen, als daß er beym Gatten ſich melden ließ, und die Anfrage brachte: wie es käme, daß ſeine ſchöne Gemahlin verreiſt ſey?

„Er wurde äuſerſt artig empfangen, allein der Gemahl der Dame äuſerte doch ſeine Verwunderung, daß er es nicht wiſſe, daß ſeine Gattin ſich zwey Monat bey ihrer Mutter zuzubringen erbeten, da er nicht allein täglich bey ihr geweſen, ſondern ſie ſich auch verlauten laſſen, er habe ihr die Gelegenheit gegeben, dieſen Entſchlus zu ergreifen.

„Ob Herr von Fax noch im Stande war, roth zu werden, wiſſen wir nicht, daß er aber entſezlich dumm geweſen ſeyn müßte, wenn er nicht den vollen Zuſammenhang errathen hätte, daran zweifeln wir keinen Augenblik, um ſo mehr, da der Mann ihm noch ſagte: Es ſey ja der Krieg vor der Thür, und in ſolchen Fällen beſſer, wenn Frauenzimmer in einem neutralen Lande wären, daß ſie wenigſtens nicht die Gelegenheit zum Zwiſt noch vermehrten.

„Das Schlimmſte aber bey der Sache war, daß Herr von Fax mit ſeinem Projekte total ruinirt war. Denn er hatte im mindeſten auf keine andre Auskunft gedacht, weil die Dame durch ihr Stillſchweigen darüber ihm einzuwilligen geſchienen, und wir zweifeln keinen Augenblik, daß von ihrer Seite nicht wirklich der Vorſaz geweſen, ihm ſeinen Plan, den er ſo frevelhaft auf ihre Tugend gebauet hatte, zu Waſſer zu machen. Er entfernte ſich mit ſichtlicher Verlegenheit, die ihn auch ſo ſehr gefangen hielt, daß er dieſen ganzen Tag nicht fähig war, ſeine Liſie vorzunehmen, ſondern nur, um ſich zu zerſtreuen, aus einem Hauſe ins andre hüpfte, und ſich umſah, um irgend ein anderes Liebchen anſichtig zu werden. Er ſah freylich manche, die ihm anſtand, allein die von der erſtern erhaltne Schlappe war zu eindruksvoll, als daß er ſogleich einen neuen Sturm wagen konte, da er doch fürchten mußte, eben ſo anzukommen, und zwey Tage waren wohl nicht hinreichend, ein ſolches Abentheuer noch einmal zu unternehmen, ohne bey ſchlechtem Erfolg ganz geſcheitert zu ſeyn.

„Der Herzog aber konte auf den Ausgang ſeiner Unternehmungen unmöglich warten, und erſchien, ehe er die neue Acquiſition gemacht, ſo daß es dem Herrn von Fix leicht wurde, dem Herrn von Fax den Rang ſtreitig zu machen, und ſein Anbringen eher vorzutragen, ehe jener das ſeinige einmal vorzutragen im Sinn hatte, da er verzweiflungsvoll umherging und ſuchte.

„Herr von Fix war mit unter der Zahl der erſten, die dem Herzoge vorgeſtellt wurden, und von denen der Herzog ſich hernach umringt ſah. Da ſein Hang zum Geiſterſehen eben nicht ſo ganz öffentlich bekant war, ſo vermuthete auch niemand, daß er mit dem Herzoge ſich davon unterhalten würde.

„Als es daher wirklich geſchah, und er einen Refüs bekam, erfuhr auch niemand die Sache.

„Der Fall war der, daß er unter vier Augen einigemal mit dem Fürſten zu reden verſuchte, und nachdem dieſer ſehr freundlich und gefällig ſich über alles ausgelaſſen, und auch ihn um verſchiedene Dinge gefragt, die das Land betrafen, ſo richtete Herr von Fix endlich einmal das Geſpräch dahin, wohin er es gern haben wollte.

„Ich weiß," ſagte er, „daß Ew. Durchlaucht nicht blos mit Dero Kentniſſen bey der Erde ſtehen bleiben, ſondern daß Dieſelben auch über ſich ſehen. Ich bin ein Freund der Geiſterlehre. Ich habe alles ſtudirt, was darin zu ſtudiren iſt. Ich habe es, dem Himmel ſey Dank, ſo weit gebracht, daß meine Augen Luftbewohner geſehen haben. Abgeſchiedne Seelen ſind mir erſchienen, und ich ſehe täglich dem Beſuch eines Erdgeiſtes entgegen, der mich mit der größten Glükſeligkeit — mit voller Kentniß des Geiſterreichs belohnen ſoll." — Er pauſirte.

„Es freuet mich," ſagte der Herog, „Leute zu Unterthanen zu haben, die ſo wie Sie ſich hoch verſteigen, und doch den Landbau, die Wirthſchaft und den Dienſt nicht verſäumen, wie ich mit Vergnügen an Ihnen gewahr werde. Fahren Sie fort, ſolche Kentniſſe zu erweitern, die ſie wahrhaftig glüklich machen müſſen."

„Wer war froher als Herr von Fix, den Herzog ſo ſprechen zu hören. Er glaubte, wie jener bey der Schöne, es könne ihm nun nicht mehr fehlen. Er nahm alſo die Wendung folgendermaßen:

„Wenn Ew. Durchlaucht geruhen wollten, mir die Gnade zu erzeigen, und einer einzigen meiner Arbeiten während Ihrem Hierſeyn beyzuwohnen, ſo würden Sie mich zum ſeligſten aller Menſchen machen. Mein Apparatus wird Ihnen gefallen, und meine Geiſter erſcheinen leicht und kühn. Und darf ich es wagen, mich Ew. Durchlaucht auch noch zum Schüler anzubieten? Gewiß, von Ihnen zu lernen, wäre mein gröſtes Glük." — Er ſchwieg wieder, und der Herzog fiel ein:

„Ich mache gern glüklich, und mache gern ſelig, wo ich nur irgend kan. Ob wir Einer von dem Andern lernen würden, oder ob wir Beide nichts wüßten, das würde die Zeit lehren. Allein ich pflege gern zur rechten Zeit glüklich zu machen, und Sie glüklich zu machen, dazu iſt die Zeit noch nicht eingetreten, weil Andre da ſind, die ich vor Ihnen glüklich machen muß. Der Dienſt für meine Unterthanen iſt mir das, was Ihnen der Dienſt gegen Ihren Herrn iſt. Wenn Sie izt in Ihr Dikaſterium gehen wollten, um unſchuldig Gefangnen die Feſſeln zu löſen, und es käme jemand und ſagte: machen Sie mir eine Citation! würden Sie da wohl gehen? Gewiß nicht! Dazu ſind Sie viel zu ſehr treuer Diener Ihres Herzogs. Ich gehe izt in den Krieg, um des ganzen Landes Wohlfahrt zu entſcheiden. Soll ich einer Citation beywohnen, da ich dort verſäumen kan? Soll ich die Zeit möglicher Ruhe verſäumen, und nach Geiſtern haſchen, indeſſen die Feinde nach meinen Schaaren haſchen, und ſie aufreiben? Nein! laſſen wir die ſaubern aber unnüzen Herren verizt in Frieden, und ſuchen wir lieber die Körper ſo ruhig zu machen, wie ſie gegen uns ſind. Ueberhaupt behandle ich die Geiſterlehre als einen Zeitvertreib in denen Stunden, wo meine Regierungsgeſchäfte aufhören. So lange ich hier bin, dauern die aber fort, und nur in meiner Heimath bey Ruhe und Muſe bin ich daran zu denken im Stande. Wenn einmal alles wieder ruhig ſeyn wird, ſo beſuchen Sie mich in der Reſidenz, und wir wollen über dieſe Dinge plaudern."

„Herr von Fix war ganz geſchlagen. Er faßte ſich zwar ſo ſchnell als möglich, lenkte von dieſem Geſpräch ein, und kam auf landwirthſchaftliche Dinge, wovon er vortreflich ſprach, und dem Herzoge viel Freude damit machte: allein die Folge wird dennoch lehren, wie unzufrieden er mit ſeinen fehlgeſchlagnen Hoffnungen war."

Wir merkten es auch dem Traditor an, daß ſeine Erzählung ihm ſauer wurde, baten ihn daher, zu pauſiren, und ließen uns indeſſen vom ältern Traditor ſeine Merkwürdigkeiten über die Zahl drey enthüllen, darob wir ſehr zu erſtaunen Urſach hatten.

Siebente Finſterniß.

Merkwürdigkeiten über die Zahl drey.

„Es iſt ſchwer, ſprach der ältere Traditor, auf den Urſprung der Zahl drey zurückzugehen, nämlich nicht auf ihren originellen Urſprung, denn der liegt überhaupt in der Natur aller Zahlen, ſondern auf die Zeit, in welcher ſie ſo berühmt zu werden anfieng, wie ſie es wirklich iſt.

„Die heilige Zahl, die Zahl der Freundſchaft, und mehrere Benennungen, deren ſie ſich rühmen kan, hat ſie nach und nach erhalten, die ſie zum Gegenſtand der Aufmerkſamkeit immer mehr gemacht haben."

Man hat im Planeten Hidalſchin einen Ausdruk, der da heißt: Ize tridalu gottu — und dieſer will nichts ſagen, als unſer lateiniſches Sprüchwort: omne trinum perfectum. Wir ſagten dies den Traditoren.

„Man ſucht alſo bey Euch, wie bey uns," erwiederte der ältere, „in dieſer Zahl etwas groſes, und ich will mir Mühe geben, zu enthüllen, wie man bey uns hierüber denkt und gedacht, und mir hernach ein gleiches von Euch erbitten, damit wir vielleicht ein Ganzes daraus zuſammenſezen können.

„Daß die Zahl drey eine heilige Zahl bey uns iſt, leiten die meiſten daher, weil in dreyer Zeugen Munde die Wahrheit beſtehen ſoll. Der Grund hierzu wird daraus genommen, weil es wohl zwey Menſchen geben kan, die, wenn ſie auch verſchiedener Meynung ſind, doch über etwas ſich vereinigen können, und der Eine gefällig genug ſeyn kan, der Meynung des Andern ſich unterzuordnen; allein bey dreyen findet das nicht ſo leicht ſtatt, weil zwey einem Starrkopf nachgeben müſſen. Wo drey Menſchen Eines Unglük befördern ſollen, iſt immer zu vermuthen, daß einer derſelben noch zurüktreten, und ſein Gewiſſen ſich ſchlagen laſſen wird.

„Beſonders war das gewiß in den Zeiten unſerer Vorfahren weit leichter als izt, wo freylich man mehr auf Treu und Glauben hielt, wo es wirklich ſehr ſchwer hielt, einen Menſchen zu finden, der der Unehrlichkeit eines andern das Wort geredet, oder ſich auf ſeine Seite geſchlagen hätte, und der ſtatt, daß zwey Andre das nämliche thun ſollten, wurde gar nicht als möglich angeſehen.

Daher kam es denn auch, daß, wenn drey Menſchen ſich zu einer Sache verbanden, ſo wurde die Sache als etwas Gutes, Wohlbeſtehendes angeſehen; man ſezte ein Zutrauen in ihre Aechtheit, in den Fortgang derſelben, man verſagte ſeine Hülfe nicht dazu. Wie ganz anders iſt's denn izt bey uns! Der Eigennuz macht nicht drey, er macht hundert Menſchen auf einmal zu Verräthern eines Einzigen. Seitdem die Biederkeit von der Welt entronnen, nimmt ſich niemand mehr der Unſchuld an. Mißtrauen iſt allgemein an die Stelle des Zutrauens getreten, und je mehr Menſchen zu einer Sache ſich vereinigen, deſto mehr glaubt man Betrüger zu finden, die einen um das Seine zu bringen ſuchen.

„Indeſſen blieb die Zahl drey immer, nachdem ſie ſich einmal aus der Reihe der übrigen Zahlen hervorgeſchwungen, in Ehren, und man gründete gewiſſe Meynungen auf ſie, welche hernach machten, daß man den erſten Urſprung der Heiligung der Zahl drey in dieſen Meinungen ſelbſt ſuchte, obgleich es immer noch an Beweiſen dazu fehlte, da das meiſte auf bloſen Glauben gegründet war, der immer zu ſeiner Zeit ſeinen Nuzen hat, dabey man aber doch bedenken ſollte, daß er ſich nicht geben und nicht nehmen läſſe, folglich dem Gutdünken der Menſchen ſelbſt überlaſſen werden müſſe.

„Allein weit mehr wurde noch aus der Zahl drey gemacht; nachdem die Menſchen aufhörten, dieſer Zahl gemäß, die Treue und Redlichkeit bedeuten ſollte, wirklich zu handeln.

„Es hatte ſich eine Geſellſchaft zuſammengemacht, die dieſe Zahl zu ihrem Symbol wählte, nachdem ſie ſolche in ſich ſelbſt multipliziret, nicht aber nach der Benennung des Multiplikats, ſondern nach deſſen Entſtehung benannte. Dieſe Geſellſchaft war zu den Zeiten entſtanden, in denen Biederkeit und Rechtſchaffenheit wirklich noch galten, und war ohne Pracht und Gepränge in einer beneidenswürdigen Stille vor ſich, wo ſie Gutes that, wo ſie unter ſich Einer dem Andern beyſtanden mit Rath und That, Wort und Werk, und verdienten, daß man ſie achtete, ſchäzte, ja ſie lebten in einer beneidenswerthen Glückſeligkeit. Man hütete ſich anfangs, jemanden dazu mitzunehmen, der nicht vorher ſchon von den übrigen als ein rechtſchaffener Mann anerkant war, und man konnte das; denn man kante die Menſchen damals eher, weil ſie ſich nicht unter ſo vielen Geſtalten verbargen, und jedem mit dem Geſichte auch ihre Denkungsart frey und öffentlich zeigten, deren keiner ſich ſchämen durfte.

„Nachher aber, wie ſich einige der Welt Lauf gleichſtellten, Eigennuz zu ihrem Abgott machten, und Scheinheiligkeit für kein Laſter mehr hielten, da hintergiengen ſie nicht nur ſich ſelbſt, ſondern auch ihre Brüder, empfahlen ihnen zur neuen Gemeinſchaft Menſchen, die ſie nur abgerichtet hatten, Scheinheiligkeit zu üben, wie ſie, und wie lange währt es da, ſo war der Zirkel gerade zum größten Theil von ihres gleichen beſezt, ſo hatten ſie ihre Cliquen, die ihnen die angenehmſten waren, um ſich, und Genoſſen, die hierüber ſeufzten, und die erſten biedern Zeiten zurükwünſchten, wurden verlacht, und endlich gar als Sonderlinge von ihnen ſelbſt angeſehen.

„So ward aus einer der edelſten Anlagen eine der allergewöhnlichſten Geſellſchaften, die ſich ins Unendliche ausbreitete, aber auch ins Unendliche geriet, dadurch, daß immer mehr der unnüzeren Mitglieder wurden, weil ohne vorhergegangene Prüfung man einen Jeden in die Geſellſchaft einnahm.

„Die multiplizirte Zahl drey blieb, aber der rechte Sinn ging verloren. Vorher genoſſen ſie überall die gröſte Achtung, wohin ſie kamen. Man erkante ſie nur ſchwer, weil ſie ſich ſelbſt nicht zu erkennen gaben, und überhaupt ſich ſorgfältig hüteten, ſich mit dem zu brüſten, was ſie wären. Wurde aber einmal einer als ein Mitglied der Geſellſchaft erkant, ſo hatte man ſchon deswegen Hochachtung für ihn, weil man überzeugt war, daß er darin nicht würde aufgenommen werden ſeyn, wenn er nicht ein biederer Mann wäre. So wie ſich aber der Eigennuz hinein miſchte, und man erſt anfing, Handel und Wandel damit zu treiben, ſo war auch allgemein es Mode geworden, wenn man ſo viel Geld entbehren, und Vortheil davon hoffen konte, in dieſe Geſellſchaft ſich aufnehmen zu laſſen.

„Nun ſagten diejenigen, welche nicht in der Geſellſchaft waren: „Ey! was iſt's denn ſo groſſes damit? Gebe ich ſo viel Geld, ſo kan ich's auch werden." Die Achtung fiel hierdurch weg, und alles, was die Herren izt thun können, um ſich noch zu tröſten, iſt, daß ſie ſich ſelbſt unter einander loben und veneriren, ſich in den Himmel heben, und Andre herabſezen.

„Und ſo," endigte der ältere Traditor, „dient die Zahl drey auch oft zum groſſen Misbrauch, wie ihr Multiplikat in ſich ſehr deutlich zu erkennen giebt."

Wir Beide, die wir vor denen Traditoren ſtanden, ſahen uns voll Verwunderung an, daß man im Hidalſchin gerade ſolche Auftritte auch haben könte, wie wir ſie auf unſerm Planeten, nicht weniger verändert, haben. Ich war auch ſchon, dem Verlangen der Traditoren gemäß, im Begriff, das davon beyzubringen, was man bey uns hierüber denke, als mein Gefährte mich an das Gelübde der Verſchwiegenheit erinnerte, und ſo bat ich die Traditoren, uns zu verſchonen, weil Wort und Handſchlag den ehrlichen Mann binden müſſe.

und dieſelbe Sache unter dem Siegel der Verſchwiegenheit entdeckt, und dann verlangt, daß ſie nicht bekannt werden ſoll.

„Ich rede hier nicht von Windbeuteleyen, die man ausſtreuet, um Leute zu foppen, und die ich wirklich allenfalls wollte gelten laſſen, wenn man nicht Menſchen dabey mit ins Spiel bringen möchte, die ſich dafür intereſſiren, und denen die Sache vielleicht nahe angeht. Wer ſelbſt gefoppt ſeyn will, der renne in ſeinen Schaden. Aber übel iſt der daran, der der Sache ſo nahe verwandt, daß die Vernunft will, er muß ſie glauben.

„Man denke auch nicht, daß dieſe Reſidenz etwa der einzige Ort ſey, wo dieſer Misbrauch im Schwange iſt. Nichts weniger. Ein Beyſpiel mag dies beweiſen.

„Ich hatte zwanzig Meilen von dem Orte eine ſehr gute Freundin, ein biederes ehrliches Weib, von ächtem Sinn und Sitten; ein ſeltnes Phänomen auf unſerm Planeten. Dieſe hatte drey verſchiedene Freundinnen. Die eine erzählte ihr unter dem Siegel der Verſchwiegenheit, bey einem großen Jahrmarkt, der dort gehalten wurde, eine

Neuigkeit, von der dieſes gute Weib auch in ihrer Unſchuld glaubte, es wiſſe ſie niemand als ſie. Sie reiſt mit ihren beiden Freundinnen ab, um einen andern Ort zu beſuchen, der dreyßig Meilen weiter entfernt war. Auf dem Wege dahin lag eine große Stadt, wo ſie übernachteten, und in dieſer ſchon konte die eine ihrer Freundinnen es ſchon nicht mehr aushalten, ein Geheimniß bey ſich zu verwahren, welches ſie nun nach der Trennung von der Entdekerin in Niemands Händen weiter glaubte. Sie machte alſo, weil ihr vor der dritten etwas bange war, und dieſe gar nicht mit der ſo genauen Freundſchaft mit jener in Verdacht hatte, ſich an unſere biedere Frau, und erzählte ihr unter dem Siegel der Verſchwiegenheit, weil ſie es ſelbſt unter dem Siegel der Verſchwiegenheit erfahren hatte, alles, was jene dieſer ſchon geſagt. Freylich wunderte ſich die Gute, daß das, was jene ihr unter dem Siegel der Verſchwiegenheit geſagt, auch der andern unter eben dieſem Siegel geſagt worden. Doch hütete ſie ſich wohl, der Entdekerin wieder zu entdeken, daß ſie es auch wiſſe, denn ſie ſchloß ſehr weislich, dieſe Freundin konte es wohl ſo bey Beiden angeſtellt haben, um zu erfahren, welche von ihnen die verſchwiegenſte wäre. Sie nahm ſich aber auch feſt vor, ſelbſt dieſe Entdekung vor ihr verborgen zu halten, denn es war ihr ja auch unter dem Siegel der Verſchwiegenheit geſagt, und ſie hatte das Prinzip, wenn zwanzig ihr ein und eben dieſelbe Sache unter dem Siegel der Verſchwiegenheit ſagten, ſo dürfe ſie allen Zwanzigen nichts von dem entdeken, was die andern ihr geſagt hätten. Allein wie ſehr ſtieg ihre Verwunderung nun noch, als ſie in den dritten Ort kam, und die dritte nun ebenfalls unter dem Siegel der Verſchwiegenheit das nämliche ihr ſagte, was die zweyte und erſte geſagt hatte.

„Sie fing nunmehr an, das Siegel der Verſchwiegenheit, wenn es ihr von Andern genannt wurde, für ein Bonmot zu halten, ſie ſelbſt aber hielt immer noch ſehr feſt darauf, und wollte durchaus nichts davon wiſſen, daß es ohne Nachtheil gemißbraucht werden könte.

„Es wäre wirklich gut, wenn die wenigen Menſchen, die es in dieſer Art giebt, ein Comtoir anlegten, welches das Comtoir der Verſchwiegenheit hieße, und das wenigſtens für diejenigen gut ſeyn würde, die nothwendig einen Menſchen zum Vertrauten haben müſſen, und kein Geheimniß für ſich allein behalten können.

„Dieſe wären wenigſtens ſicher, daß ihre Geheimniſſe nicht weiter ausgeplaudert würden, noch daß ſie ſelbſt darüber zerplazten.“

Wir merkten wohl, daß der jüngere Traditor mit ſeiner Erzählung uns auch ein wenig hatte verlegen machen wollen, als ob wir ſelbſt wohl nicht ſehr viel auf das Siegel der Verſchwiegenheit hielten, und uns nur deswegen aus der Affaire gezogen hätten, weil wir vielleicht nicht viel von der gedritten Zahl, und ihrer Wirkung und Behandlung bey uns auf der Erde wüßten.

Allein wir ließen uns nicht irre machen, und als der ältere Traditor ſeinen jüngern Gefährten eben einem Verweis zu geben anfing, daß er ſogar mit uns nun anzubinden ſich nicht ſcheute, ſo fielen wir ihm ins Wort, und ſagten, es ſtände jedem frey, Verdacht zu haben, und der Schein könte wirklich wider uns ſeyn, weil es bekant genug wäre, daß tauſend, die nichts von der gedritten Zahl wiſſen ſollten, gerade das meiſte wüßten. Wir könten ihm verſichern, daß nur das gethane Verſprechen uns binde, an uns zu halten, keinesweges aber das Recht, denn wir hätten eben ſo viel außer den Verſammlungen gehört, als in denſelben.

„Deſto edler," ſagte der ältere Traditor, „iſt es von Ihnen, daß Sie, troz dem, daß Sie das Recht zu reden hätten, doch noch reinen Mund halten, und ſolche wahre biedre Männer, die es mit der Sache redlich meynen, ſollte man nur aufnehmen."

Wir dankten für das Kompliment, fügten aber hinzu, wir wollten kein Lob ganz, welches wir nicht ganz verdienten, denn wir müßten nur geſtehen, es ſey noch ein Que bey der Sache, welches wir als ehrliche Männer nicht verhehlen könten, weil auch ein wenig Eigennuz mit ins Spiel käme.

„Wir fürchten uns," ſagten wir, „für denen, die uns vielleicht der Sache wegen, wenn wir ſie zu deutlich von uns gäben, verfolgen, und uns in unſerm Fortkommen hinderlich ſeyn könten, denn das Sprüchwort ſagt:

Wer dir als Freund nicht dienen kan,
Kan wenigſtens als Feind dir ſchaden.

Siebentes Licht.

Selbſtgenügſamkeit.

Wer dir als Freund nicht dienen kan,
Kan wenigſtens als Feind dir ſchaden.

Dieſes unſer Sprüchwort fing der jüngere Trabltor ſchon wieder auf. „Ja," ſagte er, „es kan dieſe Lehre ihren guten Nuzen haben, und bey allen denen anwendbar ſeyn, die ſchlechterdings von andern Menſchen abhängen, und durch andre Menſchen ihr Glük ſuchen. Allein man muß doch hier einen Unterſchied unter Menſchen und Menſchen machen. Denn wenn man aus dieſem Grundſaze einem Jeden ſchmeicheln, und ſich um eines Jeden Gnade bemühen ſollte, wenn man der Unverſchämten Grobheiten, der Boshaften Verläumdungen, und der Tükiſchen heimliche Ränke ertragen müßte, ſo wäre man ſehr übel dran, und müßte, um ſich keine Feinde zu machen, ganz offenbar zum Heuchler werden.

„Der Menſch, der nur halbwegs im Stande iſt, ſich ſelbſt genug zu ſeyn, und der Gnade Anderer zu leben nicht gezwungen iſt — und das kan Jedermann, unſers Bedünkens, wenn er geradezu in allem geht, was er unternimmt — der muß keinen Heuchler und keinen Schmeichler machen. Ohne Urſache ſich Feinde zu machen, iſt allerdings etwas unrathſames, und wo es beſtehen kan, ohne ſeiner Menſchenwürde oder ſeiner Pflichtenwürde etwas zu vergeben, da gebe ich zu, und rathe an, ſich diejenigen, welche man ſich nicht zu Freunden machen kan, wenigſtens nicht zu Feinden zu machen.

„Aber wo auch die Menſchenwürde nur im geringſten leidet, wo ein Großer auf mich herabſieht, ohne daß er bedenkt, ich bin Menſch wie er, wo er ſich mehr Ehrfurcht von mir zu erwarten anmaßt, als ihm von Gott und Rechtswegen gebührt, da kan mich keine menſchliche Gewalt dahin bringen, daß ich mich ſeinen Grillen unterwerfe, oder den Schwachheiten, die er hat, nachgebe. Menſchenwerth iſt ein großer Werth; wer ihn nicht erkent, der verdient, daß er verachtet wird, daß er unglüklich bleibt. Denn unglüklich nenne ich auch denjenigen, der kriechen und ſchmeicheln muß, damit er lebe, da doch der Schöpfer die ganze Erde auch für ihn ſchuf, und alles, was ſie enthält, auch ihm unterthan werden ließ.

„Auch Pflichtenwürde muß man ſich nicht vergeben. Ich nehme hier nicht Amtswürde, nicht Pflichten, die von dieſer herrühren, nein, Pflichten meyne ich, die in uns ſind, die uns unſer eignes Herz auflegt. Ich fühle, zum Beyſpiel, izt in mir den Beruf, den Menſchen die Wahrheit zu ſagen, nakt, wie ſie daſteht; ich kan ſie ihnen in einer Art ſagen, daß ſie fühlen und empfinden, es iſt Wahrheit, daß ſie ſich beſſern, oder doch wenigſtens ſich ſchlecht fühlen; da muß ich auch die Würde dieſer Pflicht, die mir mein Herz auflegt, erkennen, und weder rechts noch links von dem Zweke weichen, den ich mir einmal vorgeſezt. Die Würde meiner Pflicht erfordert da, daß weder Hoheit, Rang, noch irgend etwas mich von der Wahrheit abführe, die ich predigen ſoll, da muß kein Schmeichler mich einnehmen können, und keiner der Schranzen, die groſe Herren umgeben, noch groſe Herren ſelbſt mich fürchten machen.

„So wie alles in der Welt gemißbraucht wird, ſo wird alſo auch dieſe Regel falſch verſtanden, und beſonders übereilt mich allemal die Galle, wenn man mich warnt, den oder jenen ja nicht vor den Kopf zu ſtoſen, weil er bey dieſem oder jenem groſſen Herrn gut ſtände, und man nicht wiſſen könte, wie man den noch einmal brauche.

„Die Wege, durch den dritten Mann bey groſſen Herren anzukommen, ſind überhaupt allemal etwas ſchlüpfrig, und man geht nie ſicher. Die Kreaturen, die um ſie weben, ſind entweder biedere Leute, und dann ſehen ſie ein, daß nicht jedem Sollicitanten zu helfen iſt; ſie gehen daher mit der Sprache frey heraus, und beleidigen folglich diejenigen, die da glauben, ſie müſſen alles durchſezen; oder ſie ſind feile kriechende Schmeichler, die, ſo lange ſie ihren Eigennuz vor ſich ſehen, den Leuten ſchmeicheln, die etwas bey ihnen ſuchen, und wenn ihre Wünſche befriedigt ſind, plözlich ihnen den Rüken kehren. Es giebt gar keinen elendern Menſchen, als den, der ſich eine Beſchäftigung daraus macht, Leute nach ſeinem Gutdünken oder aus Abſichten zu erheben, oder zu verkleinern, bey einem Herrn, hinter deſſen Stuhl er ſtehen muß, wenn dieſer bey Tiſch iſt, und doch ſein Stand ihn dazu nicht beſtimmt hat.

„Wehe einem Menſchen, der ſo iſt, ohne Bedauern zu verdienen. Bedauern verdient er dann, wenn kein andrer Weg für ihn da iſt, ſich fortzuhelfen, als dieſer, wenn er die Bahn mit Widerwillen betreten hat, auf welche er gelangte, wenn er tief fühlt, ſeine Menſchenwürde wird herabgeſetzt, wenn er die Scham darüber mit Noth nur unterdrücken kan.

„Allein dann verdient er kein Bedauern, ſondern Verachtung, wenn er noch andre Wege zu gehen hatte, und doch ſich ſo erniedrigt, wenn er ſtatt ein fleißiger Schreiber zu werden, ein fauler Halbbedienter wird, der durch Ränke und Protektion es noch ſo weit zu bringen hofft, daß er einſt wieder Protektion ertheilen kan. Was hat er für Mittel, ſich zu empfehlen, als Ränke, da der Fleiß, den er nicht hat, unmöglich ſein Glük pouſſiren kan?

„Und ein ſolcher Menſch hat oft des Prinzipalen Herz in ſeiner Gewalt. Und das hat er, und dennoch leidet dieſer, daß er hinter dem Stuhle ſtehen, und ihm aufwarten darf, er, ein Menſch den er liebt, blos um des eiteln Stolzes willen, ſeinen Hofſtaat größer zu haben! Iſt es nicht traurig, daß Groſe, die die Menſchheit ehren ſollten, noch ſo denken? Uebrigens ſoll dies keinesweges für den Bedientenſtand beleidigend ſeyn. Er muß ſeyn, ſie ſind Menſchen, und verdienen Achtung, ſobald ſie als Menſchen edel handeln. Das können ſie in dieſem Stande ſo gut als wie in jedem andern. Ich rede hier nur von denen, die nicht eigentlich zum Bedientenſtande beſtimmt ſind, und doch aus kriechenden Geſinnungen noch unter den Bedienten ſich erniedrigen. Da iſt der Diener, der ſeine Pflicht erfüllt, mir tauſendmal achtungswerther in der Livree, die ihn nicht ſchändet, als der Schreiber, der mit dem Herrenkleide hinterm Stuhl ſteht, und ſich noch damit brüſtet, daß er ein neues Kleid zum Galatage bekömmt.

„Aber fürchterlich wird ein ſolcher Menſch, wenn ihm der Herr erlaubt, ſich in ſein Herz zu niſten, und ſeinen Handlungen Geſeze vorzuſchreiben. Wenn dann ein ſolcher Wurm, dem es an Seelenkräften fehlt, dummdreiſt verwirft und tadelt, gar wohl boshaft verträgt, was kan daraus entſtehen, als daß er Viele unglüklich macht? Wohl dem, der dann nichts Wichtiges zu ſuchen hat, wovon etwa ſein Glük abhängt! Wehe dem, der dies in ſeine Hände legt!

„Der Groſe ſollte ſich nie ſo ſehr vergeſſen, daß er irgend jemanden nach der Beſchreibung eines ſolchen Speichellekers beurtheilte, daß er auf den dürren Glauben an ihn ſeine Maasregeln zu deſſen Empfang nähme, und beſonders ſich verleiten lieſe, einem Menſchen, der bloß aus Politeſſe ſich vor ihn ſtellt, und ihm ſeine Achtung bezeigen will, unanſtändig zu begegnen, die Würde, die er als Groſer beſizt, gegen ihn zu überheben, und ihn als ein Licht anzuſehen, das er zu verlöſchen vermag.

„Hier iſt der Fall, wo Selbſtgenügſamkeit die groſe Gabe des Himmels iſt, die man nicht theuer genug ſchäzen und zahlen kan. Hier iſt der Fall, wo der in ſich ſich bewuſte Menſch auch vor dem Groſen ſtehen bleiben und ſagen kan, daß er ſeiner nicht bedürfe, daß er die Behandlung verachte, mit welcher man ihm begegne, und wo das Sprüchwort nicht eintrifft:

Wer dir als Freund nicht dienen kan,
Kan wenigſtens als Feind dir ſchaden.

Denn der Selbſtgenügſame kennt keinen Feind, weil er einen jeden mit ſeiner innern Zufriedenheit ſchlägt, weil ſeine Seelenruhe ihn nicht den Harpyen preisgiebt, die an unſern Herzen nagen, wenn wir uns von den Menſchen irre machen laſſen, ihren Beyfall oder ihren Tadel als die Norm unſrer Glükſeligkeit zu betrachten. Sie, die Urtheile der übrigen auſſer ihm, rühren ihn nicht. Sein Herz iſt das einzige, was ihm zu ſchaffen macht. Iſt das ruhig, iſt es mit ſich ſelbſt über ſeine Handlungen zufrieden, iſt er Meiſter ſeiner Seelenkräfte und ſeines Herzens, dann verlacht er den Feind, und verehrt den Freund.“

Achtes Licht.

Welches den Herrn von Fax über gewiſſe Dinge erläutert.

Herr von Fix war vom Herzoge in Schranken zurükgewieſen worden, in denen er wirklich vergnügt leben konte. Wäre er nicht für ſeine Sache ſo ſehr eingenommen geweſen, und hätte er nicht ſeinen Sinn ſo ſteif darauf geſtellt, daß man beym Herzoge durchs Geiſterreich mehr Glük machen könte, als durch wirkliche Verdienſte, ſo hätte er, mit dem Beyfall, den ihm der Herzog gegeben, zufrieden, die gewagte und doch ſo gut ausgefallne Unternehmung vergeſſen können. Allein er kränkte ſich in ſeinem Innern, daß er hinter Beliwald ſtehen ſolte, da er ſeiner Meynung nach ſo weit über ihn zu ſeyn das Recht hatte.

Er brachte einige ſchlafloſe Nächte zu, und insbeſondere marterte es ihn ſehr, daß Herr von Fax ihm den Rang ablaufen, und ſein Unternehmen zu

Stande bringen würde, indeſſen er den Plan aufgeben müſſe.

Wirklich hatte Herr von Zar nach und nach ſeine Sinne wieder geſammelt, und war ſo viel Meiſter über ſich geworden, daß er überlegen konte. Er überlegte dann, daß einer ſeiner gröſten Gründe, ſeine Hofnung nicht zu verlieren, der ſeyn müſſe, daß dem Herzoge ſich niemand noch mit einem Plane ſeiner Art genähert, daß er wirklich vom Herzoge noch nicht einmal bemerkt hatte, daß er nach einem ſolchen Plane handelte.

Er zog nun weislich den Schluß, daß es dieſem Herrn nur an Gelegenheit fehle, um ſeine Neigung im Gang zu bringen. Er jubilirte, da er wahrnahm, daß die Damen der Stadt ſelbſt auch eben keine Eroberungsſucht gegen den Herzog blicken ließen. Er hielt ſie für zu furchtſam. Es iſt der Provinzenton, die Blödigkeit, dachte er, und die kömt dir vortreflich zu ſtatten.

Doch fiel ihm ein Zweifel ein, den er nicht zu unterdrüken vermochte, warum nämlich der Herzog nicht ſelbſt ſich Mühe gäbe, da er doch als ein galanter Herr bekannt ſey. Einem Kopfe, wie der

Herr von Fax es war, konte es auch hier nicht an Ideen fehlen, warum das geſchähe, oder warum es nicht geſchähe. Vielleicht, dachte er, hat der Herzog doch beſtimt, daß Karine nachkommen ſoll, und läßt ſich deswegen in keine neue Bekantſchaft ein.

Herr von Fax dachte ſich recht klug, daß er dieſes ſo aufgedekt, und nahm nun ſeine Maasregeln ſo, daß er vom Herzog ſelbſt erfahren wolte, was hierin eigentlich ſeines Sinnes Meynung wäre. Ohne Qual ließen ihn indeſſen auch die Unterredungen des Herzogs mit dem Herrn von Fix nicht, den er mehr am Brete, und weiter vorgerükt glaubte, als er es war, und er würde in Verzweiflung gerathen ſeyn, wenn nicht das Uebergewicht des Körpers über die Seele bey ihm auſſerordentlich mächtig geweſen, und er geglaubt, es ſey das bey jedem Menſchen ſo. Sein Ausdruk zum Troſte ſeines eigenen Herzens war: Von dieſen Narrenspoſſen würde Herr von Fix keine große Freude erleben.

Herr von Fax war, wie der Leſer ſchon ſchließen muß, nicht der reelle Mann, der Herr von Fix war, er hatte auch nicht den Ruf als ein ſolcher, und daher wurde es ihm auch immer ſchwerer, den Herzog anzugeben, als dem Herrn von Fax. Aber der Herzog war tolerant, und dieſe ſeine Toleranz war wirklich dasmal der Grund, daß er ſich verſchiedenemal einem ordentlichen Examen unterwerfen mußte. Denn nachdem er ſahe, daß Herr von Fax durchaus es darauf angelegt, mit ihm ins Geſpräch zu kommen, ſo ließ er das zu, und zwar mit ſeiner gewöhnlichen Herablaſſung und Gutthätigkeit, ſo daß er alle Fragen beantwortete, die jener that, dennoch aber ſich wunderte, daß alle dieſe Fragen dahinausliefen, ob er nicht Langeweile habe?

Hätte der Herzog nicht ſo gar viel Langmuth gehabt, ſo hätte er ihn wohl mit ziemlichen Wiſchern abfertigen müſſen, daß er grob genug ſeyn könte, zu behaupten, ein Mann von ſeinen Geſchäften könne, beſonders bey jetzt bevorſtehenden Dingen, ſich die Zeit lang werden laſſen. So aber war er die Güte ſelbſt, und wirklich war dieſe Güte hier übel angebracht.

Er erwiederte, was in aller Welt Herr von Fax mit einem Exordio, wie dieſes, wohl in Willens haben könne, da er doch wohl aus der beſtändigen

Beſchäftigung ſähe, daß unmöglich ſich leere Pauſen in den Zeiträumen finden konten, die er ihn leben ſähe.

Mit einer Schlauheit, wovon er ſelbſt nicht glaubte, daß ſie ihres gleichen hätte, erwiederte er dem Herzoge:

Das wiſſe und ſähe er wohl, daß, was das ernſthafte Fach der Beſchäftigungen beträfe, Ihro Durchlaucht ſich eher überladen fänden, als daß es Ihnen daran mangeln ſollte; allein er dächte doch, es ſey nicht blos das Ernſthafte das, worauf Ihro Durchlaucht zu ſehen hätten, ſondern Zeitvertreib und Vergnügen müßten auch mit dieſen abwechſeln, wenn der Geiſt in Thätigkeit erhalten werden, und ſo wie er zu wirken angefangen, fortwirken ſolle.

„O mein lieber Fax, glauben Sie ja nicht, daß es mir an Vergnügen fehlt. Ich ſehe um mich her, und ſehe Freude, daß ich da bin. Muß mich das nicht mit erfreuen? Ich ſehe Heiterkeit auf allen Geſichtern. Meiner Unterthanen Wonne iſt auch meine Wonne. Der Beweis, daß ſie mit mir zufrieden ſind, entzükt mich. Der Wohlſtand, den ich allenthalben wahrnehme, giebt mir zu erkennen, daß ich ihnen nicht zu viele Laſten auflege, und das iſt meinen Pflichten Beruhigung. Auch beeifert ſich auſſerdem alles, mir zu gefallen; ich wüßte alſo gar nicht, was mir abgehen ſolte, um nicht vergnügt. und glüklich zu ſeyn?"

Herr von Far mußte wirklich alle ſeine Standhaftigkeit zuſammen nehmen, um bey ſeinem Leitfaden zu bleiben — denn ſchon ſtotterte er, und wenn der Herzog ihn nicht durch ein: „Meynen Sie das nicht auch ſo?" zum Reden wieder aufgefordert hätte, wir glauben, er wäre gar ſchweigend ſtehen geblieben.

So ermante er ſich, und nachdem er ein: „O ja, Ihro Durchlaucht," herausgepreßt hatte, welches wenigſtens die Zungenmuskeln wieder in Gang brachte, fuhr er fort:

„Dennoch aber iſt das nicht der eigentliche Sinn meiner Aufmerkſamkeit für Ew. Durchlaucht. Ein regierender Herr, deſſen ganzer Eifer auf ſeine Regierung und das Wohl des Landes gegründet iſt, braucht ſich deswegen nicht Freuden zu entziehen, die ſeinem Temperamente und ſeinen Wünſchen angemeſſen ſind. Gewiß man hat hier gehofft, daß Ihro Durchlaucht eine gewiſſe Ihnen theure Perſon mit ſich bringen würden, die Dero Herzen nahe liegt, und ohne deren Nähe zu leben — weggerechnet, daß es Ihrem Geiſte vielleicht unangenehm iſt — auch Ihrer Perſon und Geſundheit ſelbſt vielleicht nachtheilig werden kan."

Wenn das nicht verblümt gegeben war, ſo giebt's keine ſolchen Redensarten.

Der Herzog ſoll in einem nachherigen Selbſtgeſpräch, welches man belauſcht haben will, geſagt haben, daß dieſer Augenblik wirklich zu zwey verſchiedenen Stimmungen in ſeinem Innern Anlaß gegeben, einmal, weil ihm der ganze Antrag lächerlich geweſen, da ſich dieſer Mann ſo viel Mühe mit einer Sache gegeben, die, wenn er nur im geringſten gewolt, der Umſtände gar nicht bedurft hätte; dann aber zu einer ſehr ernſthaften Stimmung, weil er aus dieſem Zuge geſehen, wie der ſchädliche Ruf für einen Regenten ſich unvermerkt verbreiten, und zu Aeuſſerungen dieſer Art die Menſchen verleiten könne.

Er ſey in ſich überzeugt, — wie denn auch der Traditer meynte, ein großer Theil der vernünftigen Welt ſey es — daß ſeine Leidenſchaften bey weitem nicht das Maaß erreicht hätten, welches man ihnen ſchuld gäbe; aber zu läugnen wäre es doch nicht, daß, nach dieſem zu gehen, ein Regent gerade am meiſten ſich zu hüten hätte, um nicht geläſtert zu werden.

In dem Augenblik gewann indeß die lachende Stimmung der ernſthaften den Preiß ab, und der Herzog nahm ſich vor, dem Herrn von Far noch ein weiteres von ſeinen Ideen abzuleſen.

„Ich habe nicht für gut befunden, da ich nicht wuſte, ob es zu Felde geht, mein Reiſegefolge ſo zu vermehren," ſprach er zu dem Frager, „daß es mir läſtig werden ſolte. Uebrigens kan eine Perſon in der Entfernung mir immer werth bleiben. Ich trenne mich ja von nähern Perſonen, als dieſe mir iſt. Und was meine Geſundheit anbelangt, mein lieber Far, ſo wird ſie wohl auch ſo oder ſo beſtehen können."

Dieſe zweifelhafte Antwort, verbunden mit dem, was der Herzog über die entfernte Werthbleibung fallen ließ, gaben dem Herrn von Far hinlänglich zu erkennen, daß er ſeine Batterien frey öffnen könne, und der Angriff nicht gewagt, vielmehr je heftiger, deſto beſſer ausfallen würde. Karine kam nach dieſer Erklärung gewiß nicht.

„Ach, Ew. Durchlaucht,“ ſagte er, „Sie ſind hier auch auf kein unfruchtbares Erdreich gefallen. Es giebt hier Damen, die wohl den Männern Stunden zu verſüßen vermögen.“

„So? wirklich? Sind Sie davon unterrichtet?“

„Man kan nicht beßer, Ihro Durchlaucht. Ich habe eine Liſte von allen Damen, die ſich hier aufhalten, eine ausgeſuchte Liſte. Glauben Ew. Durchlaucht, Sie werden ſich amüſiren, Sie werden Vergnügen daran finden, wie genau ich ſchildere, wie keine mir entgeht, die irgend einen vorzüglichen Reiz hat, wie ich ſo auf ein Haar treffe, welche Vorzüge die Eine vor der Andern auszeichnen. Ach, Ihro Durchlaucht, wenn mir nur eins nicht fehlgeſchlagen wäre! Meine eigentliche Spekulation für Sie hat mich plantirt.“

„Spekulation für mich? Welch ein Ausdruk! Lange hab' ich Ihren Unſinn mit angehört. Jezt aber ſchlägt er in Unverſchämtheit aus. Sie ſpekuliren auf ehrliche Weiber, und jagen ſie mit dem üblen Ruf aus der Stadt, den Sie Ihrem Regenten machen? Sie wagen es, weil er eine Inklination hat, ihn zu einem unerſättlichen Wollüſtling herabzuſezen, und ihm aufzubürden, als ob er an keinem Orte leben könte, ohne ſein Temperament zu befriedigen? Wie? wenn ich nun ſchon alle die Bemühungen wüßte, mit welchen Sie ſich unterfangen haben, mich in ein ſchlechtes Licht zu ſezen? Wie? wenn Sie mir ſchon entlarvt wären? Das Handwerk, welches Sie treiben wollen, iſt erniedrigend und ſchändlich; und haben Sie es etwa ſchon bey andern, außer Ihrem Landesherrn, getrieben, ſo ſind Sie ein ſehr verachtenswerther Menſch, und verdienten, daß ich Sie mit der Räumung meines Landes beſtrafte. Aber um den Gelinden bey Ihnen nicht zu vergeſſen, der ich gern bey Allen ſeyn möchte, verbanne ich Sie nur auf die übrige Zeit meines Hierſeyns von meinen Augen; doch hören Sie vorher meine Meynung, ehe

Sie geben. Ich bin kein Feind des ſchönen Geſchlechts, und meine Grundſätze in Anſehung ihrer richten ſich nach dem Maaßſtabe, in welchem ſie mir erſcheinen. Ich habe nie geliebt, ohne wieder geliebt zu werden; wo ich's nicht ward, abſtrahirte ich. Ich habe bey meiner Leidenſchaft Herzensgefühl, und würdige mich nicht mit ihr zum Thiere herab, wohin Sie mich ſo gern verſezen möchten. Lernen Sie beſſer von Ihrem Landesherrn urtheilen, und laſſen Sie die Meynung fahren, Weiber ihren Männern zu verführen, oder Töchter ihren Aeltern zu rauben."

„Ich kam hierher, um meiner Unterthanen Gut und Blut zu ſchüzen, nicht ſelbſt als Verbrecher unter ſie zu treten. Und wenn ich wirklich ſo dächte, wie Sie mich in Ihrem Sinne malen, ſo würde ich doch dieſen Zeitpunkt, der wichtigern — den wichtigſten Dingen gewidmet iſt, nicht eben dazu wählen, mich bey meinem Volke verächtlich zu machen. Sie ſind ein kriechender Wurm, der, weil er keine Verdienſte hatte, durch eine Schandthat ſich bey mir einſchmeicheln wolte. Seyn Sie froh, daß ich Sie nicht härter beſtrafe. Und nun gehn Sie, und beſſern Sie ſich."

Der Herr von Fax ging beſchämt von dannen. Er wußte ſich mit einem Gemeinſpruch aus der Schande zu ziehen, die er davon getragen haben würde, wenn man erfahren, daß ihm der Hof verboten ſey. Er wurde krank. Indeſſen hatte er ſeine Spione, die ihm fleißig rapportirten, wie es bey Hofe ausſähe, und keine Nachrichten waren ihm kränkender, als die, daß ſein Nebenbuhler in der Gunſt des Herzogs ſo gut angeſchrieben ſtände, und ſehr häufig den Zutritt beym Herzog habe.

Die Neugierde, wie weit er gekommen, drückte ihm bald das Herz ab, und er dachte lange auf Mittel, wie er ſich ſeines Geheimniſſes bemeiſtern wollte.

Endlich fiel ihm das allernatürlichſte ein. Sie hatten ſich ja aufgefordert, einander den Rang abzulaufen. Verloren hatte er einmal, das war offenbar; wenn er alſo ſich als den unterliegenden Theil angäbe, dachte er, ſo würde ſein Freund vielleicht bewogen werden, gleiche Offenherzigkeit gegen ihn zu beobachten, und ihm ſeine Progreſſen zu ſagen.

Er ließ ihn zu ſich bitten, und Herr von Fix nahm die Einladung an.

Bey dieſer Gelegenheit — ſo endigte der Traditor — kam ein Geſpräch zwiſchen Beiden zu Stande, welches Ihnen ſchlechterdings gänzlich mitgetheilt werden muß, da es einen von ihnen verabredeten Betrug enthält, der über alle Vorſtellung war, der aber, wie wir hören werden, in der Ausführung verunglückte, und das gewiß zur großen Freude aller derjenigen, die edel dachten.

Neunte Aufklärung.

Zu Zeiten wird dieſe durch ein Paar Ohrfeigen bewirkt.

Herr von Fix.

Sie ſind krank, mein lieber Xar; das iſt traurig. Sie haben die ſchlechteſte Zeit dazu gewählt; denn nun iſt nichts gewiſſer, als daß Sie alle Ihre Projekte werden aufgeben müſſen.

Herr von Fax. Ach, mein lieber Herr von Fix, wozu hilft es, hinter dem Berge zu halten? Meine Krankheit iſt eine Schulkrankheit. Ich bin mit meinem Projekte ſo geſcheitert, daß ich nicht wieder vom Stapel zu laufen im Stande bin. Der Herzog hat mir ſein Angeſicht zu ſehen verboten, ſo lange er ſich noch hier aufhält, und um nicht vor aller Welt zu ſchanden zu werden, mußte ich eine Unbäßlichkeit vorwenden. Sie können leicht denken, wie ſehr bey meinem lebhaften Temperamente es mich ſchmerzen muß, an allen den Freudensbezeugungen, die beſonders hier ſeyn werden, wenn es Friede wird, keinen Antheil nehmen zu können. Ich bin ganz in Verzweiflung, und hätte ich nicht ſo viel Gefühl für Freundſchaft, und tröſtete mich nicht das, daß ich Sie in einer glüklichern Lage ſähe, ich glaube, ich ſchöſſe mir ein Piſtel durch den Kopf. Tröſten Sie mich. Beſuchen Sie mich zuweilen, erzählen Sie mir etwas von Ihren Progreſſen, und den Luſtbarkeiten des Hofes.

Herr von Fix war von einer ſehr leutſeligen und nachgebenden Gemüthsart. Er war aufrichtig und ohne Falſchheit. Er vermuthete alſo auch keine Heucheley von dem Herrn von Fax. Er konte es nicht über ſein Herz bringen, ihm etwas vorzulügen, und beſonders glaubte er, eine Aufrichtigkeit ſey der andern wohl werth. Er ſagte alſo:

„Mein theurer Freund Fax, es iſt nicht alles Gold, was glänzt. Wir dachten Beide nicht, da wir in der Tabagie auf einander lauerten, daß es mit unſern Projekten ein ſo klaatriges Ende nehmen würde. Denn wiſſen Sie nur, daß ich ſo gut zurükgeſchlagen bin, als Sie. Zwar bin ich nicht ſo ſchlimm weggekommen, daß man mir den Hof verboten hätte; allein man hat mich doch in die Sphäre meines Dienſtes zurükgewieſen, und mir jede Kommunikation, das Geiſterweſen betreffend, geradezu verſagt."

Der Herr von Fax hätte kein größeres Labſal in ſeinem Leiden erhalten können, als dieſe Nachricht, und wenn er es nicht für nöthig gehalten hätte, die Verſtellung noch ein wenig fortzuſezen, um den wahren Grund ſeiner vorigen Betrübniß und jezigen

Freude nicht zu verrathen, ſo wäre er gewiß mit der ſeelenvollſten Heiterkeit gleich losgebrochen. So aber verwikelte ihn der Herr von Fix indeſſen in ein anderes Geſpräch, deſſen Wichtigkeit das Andenken an das vorige verdrängte. Er fuhr fort:

„Ich weiß überhaupt nicht, wie das komt, daß der Herzog hier ſo ganz anders iſt, als er uns von der Reſidenz aus beſchrieben worden iſt. Solte er denn ſeinen Lieblingsneigungen entſagen, wenn er nicht dort wäre; oder ſollte man uns auch wohl mit Lügen berichtet haben, und ein Wort, welches er etwa fallen läßt, oder ein Blik, welchen er thut, ſo exaggerirt werden, daß man Geſchichten daraus zu Stande bringt?"

Herr von Fax. Nein, das hat nun wohl alles ſeine Richtigkeit; denn obwohl die Einwohner der Reſidenz immer ſehr geneigt ſind, aus einer Müke einen Elephanten zu machen, ſo wie ſie aus ſich ſelbſt gar große Dinge machen, ſo ſind doch jene Nachrichten weltbekant, und ich weiß nicht, lieber Fix, ob die famöſe Geſchichte von der Unſichtbarmachung Ihnen nicht zu Ohren gekommen iſt?

Herr von Fix. Freylich hab' ich auch davon gehört, und gefunden, daß der Herzog ſehr Recht gehabt, daß er ſeine Sichtbarkeit handgreiflich an den Tag gegeben hat, wenn — woran ich aber noch ſehr zweifle — die ganze Geſchichte wahr, und nicht etwa eine hämiſche Erdichtung iſt, wie deren ſo häufige zum Vorſchein kommen.

Herr von Fax. Ey bewahre! Halten Sie doch das nicht für Erdichtung, was ſo authentiſch iſt! Eben deswegen, weil er dort Allen ſo leicht glaubt, und von Jedem ſich einnehmen läßt, denke ich, er hat dort entweder ein anderes Temperament, oder ſie geben ihm vielleicht gar Medikamente ein, die ihn dahin bringen, alles thun zu müſſen, was ſie wollen.

Herr von Fix. Laſſen Sie ſich doch dergleichen nicht weis machen, lieber Herr von Fax. Der Herzog iſt ein ſehr vernünftiger Herr. Außer ſo vielen Beweiſen, die er öffentlich davon gegeben hat, erhellet das auch ſchon daraus, daß er für die Geiſterlehre eingenommen iſt; denn das kan man nicht ſeyn, wenn man nicht zugleich ein tiefer Denker iſt, und das Irdiſche auf einen Blik überſieht.

Herr von Fax. Ja, da ſind Sie einmal wieder auf Ihrem Steckenpferde. Wären Sie ſo total geſchlagen, wie ich, Sie würden Ihre Segel auch hier wohl einziehen. Nein, mein Herr, die Sache iſt wahr und gewiß, ich weiß ſie ganz genau, und es käme nur auf eine Frage an, die Sie an Se. Durchlaucht thäten, ob er ſich nicht unſichtbar gemacht habe?

Herr von Fix. Sind Sie toll? Das wäre der geradeſte Weg, um auch Ihr Schickſal zu erleben — Aber in aller Welt, lieber Fax, was müſſen Sie nur davon gehört haben?

Herr von Fax. Das will ich Ihnen gleich ſagen. Die Geſellſchaft der Verbündeten hat es für gut befunden, dem Herzoge glaublich zu machen, er könne unſichtbar exiſtiren. Man hat ihm ſelbſt die Mittel dazu an die Hand gegeben, die er auch befolgt hat. Man hat an demſelben Tage alle Menſchen, die den Morgen zu ihm kamen, unterrichtet, ſo zu ſcheinen, als ob ſie ihn nicht ſähen, und da glaubt nun der Herzog, er könne ſich unſichtbar machen, obgleich bis jetzt dem erneuerten

Verſuche ſich noch verſchiedene Dinge entgegengeſezt haben.

Herr von Fix. Aber, lieber Fax, wo haben Sie Ihren Verſtand? Und wie können Sie ſich nur ſolche unwahrſcheinliche Dinge als Wahrheiten aufheften laſſen? Wie wäre es möglich, wenn man auch die Macht hätte, ſeinen Landesherrn für eine unwahrſcheinliche Sache einzunehmen, daß man ſo viele Individuen mit ins Spiel ziehen könte, als hier hineingezogen werden müßten? Wie würde man ſo thöricht ſeyn, ſich dem auszuſezen, daß einer von denen, die man ins Geheimniß gezogen hätte, ſagen könte: „Ich werde es Eurem Regenten berichten, wie Ihr mit ihm ſpielt.“

Nein, da iſt diejenige Erzählung, die man mir gemacht hat, noch weit wahrſcheinlicher, obgleich ich ihr nicht einmal Glauben beymeſſe. Doch will ich ſie Ihnen mittheilen, damit Sie ſehen, wie verſchieden die Relationen gehen, und ob man einer ſolchen Sache wohl Glauben beymeſſen kan, deren Berichte ſo entfernt lauten?

Nicht die den Herzog für das Geiſterweſen eingenommen haben, ſind es, die eine ſolche Idee ihm beyzubringen ſuchen, ſondern einer der kleinern, den ſie mit dazu gezogen hatten, mit dazu ziehen mußten, weil er nahe um den Herzog war, war es, der die Idee faßte, er könne ſich vielleicht durch ein ſolches Projekt mehr emporſchwingen. Der Herzog, der in denjenigen Stunden, die er den Regierungsſorgen entziehen kan, gern aufgeräumt, und ein Freund von angemeſſenem Scherz iſt, ſoll in ſolcher Laune auch einmal auf das Kapitel vom Unſichtbarmachen gebracht worden, und ihm verſichert worden ſeyn, es ſey ſolches durch gewiſſe Kräuter und Naturkräfte möglich. Man hat ihm geſagt, auf welche Art die Procedur gemacht werden müſſe, und man iſt ſo weit gegangen, daß man in der ſicherſten Hoffnung, er werde nicht ermangeln, die Verſuche zu machen, die Ingredienzien dazu in ſein Schlafzimmer gelegt hat. Daß der Herzog gleich einſahe, daß jeder Betrug hier zu entdeken ſey, wenn er keinen Gebrauch von der Sache machte, iſt etwas, wozu jeder vielleicht fähig geweſen wäre, und wie gedacht, ſo fiel die Sache auch aus.

Der Herzog kam am andern Morgen aus ſeinem Schlafzimmer, und nur zwey Perſonen, ein Herr und eine Dame, die um die Sache wußten, wollten ihn für unſichtbar erklären. Sie rannten in ſeinen Zimmern wie toll umher, ſtörten unter ſeinen Sachen herum, lieſen vor ihm vorüber; und wäre der Herzog ſchwach genug geweſen, von den hingelegten Ingredienzien Gebrauch zu machen, ſo wäre der Fall wenigſtens möglich geweſen, daß man ihn betäubt und auf eine Weile in Verlegenheit geſezt hätte, was er davon glauben ſolte.

So aber war der Betrug offenbar; und wenn ſchon der Herzog eine Weile ſtill ſtand, und der kühnen Unternehmung zuſahe, ſo ward es ihm doch zulezt zu bunt, als man gar an ihn rante, und ein Paar tüchtige Ohrfeigen klärten den Herrn in ſo weit auf, daß er begriff, ſein Projekt wäre geſcheitert, welches er auch durch die Erfahrung inne wurde, als er hernach im Schlafgemach noch alles ſo fand, wie er es den Abend vorher hingelegt hatte.

Sehen Sie, Herr von Fax, das iſt die Relation, die ich von dieſer Sache erhalten habe, und ich wolte wetten, daß, wenn wir noch zehn Erzählungen

lungen darüber anhörten, ſo würde doch jede einen andern Ton, und jede eine andere Quelle haben. Ob im Ganzen etwas auf die Wahrheit der Sache zu geben, iſt aus dieſem Grunde auch ſo ausgemacht noch nicht.

Herr von Fax. Sey das, wie es wolle, ſo wäre es immer ſchon ſtark, dergleichen zu unternehmen.

Herr von Fix. Freylich ſehr ſtark, ſich die nachgehende Güte eines Herrn in einem ſo nachtheiligen Lichte zu Nuze zu machen. Und glauben Sie mir es, Herr von Fax, ich bin in dieſer Stunde, ſeit ich mich mit Ihnen unterhalte, von der Sucht völlig kurirt, dem Herzoge durch das Geiſterweſen angenehm zu werden.

Herr von Fax. Und Sie wolten wirklich Ihren Plan ganz aufgeben?

Herr von Fix. Den hatte ich ſchon aufgegeben. Allein, daß er auch der Neigung widerſtehen kan, für welche Sie arbeiten, daß er ſich ſo ganz als den Vater ſeines Volks zeigen kan, das iſt mir der überzeugendſte Beweis, daß das, was er thut, er überlegt thue, daß man die Güte, mit welcher er alle Welt behandelt, mißbraucht, daß ſeine Vorliebe für irgend etwas nicht ſo groß iſt, daß ſie etwas beſſeres dabey verdrängen könne. Immer noch glaubte ich, er thäte mir Unrecht, ſey blos für Beliwald eingenommen, und ließe ſich von dieſem in Myſterien initiiren. Jtzt bin ich es überzeugt, daß er es für keinen iſt, daß er blos für Beliwalds Schwächen Nachſicht hat. Ich bin überzeugt, daß das Forſchen in die Natur des Geiſtes ihm vielleicht Vergnügen macht, daß er es aber nicht als Vehikel bedarf, um ſeine Zeit zu tödten. Ich bin überzeugt, daß er ſein Leben phyſiſch genießen will, und zu genießen weiß, daß aber dieſer phyſiſche Genuß nie ihn abhalten wird, ſeiner Unterthanen Wohl zu befördern, daß er ihm entſagen kan, und daß Pflicht und Ruhm ihn ganz bey ihm verdrängen könten.

Von nun an, mein lieber Herr von Fax, will ich mich meinem Dienſte mit eben dem Eifer widmen, mit welchem mein Herzog ſich dem Wohl ſeines Landes und ſeiner Unterthanen weiht. Von nun an will ich keinem, keinem einzigen Gerüchte mehr Glauben beymeſſen, was mir den edlen Fürſten von einer zu ſchwachen Seite malt. Ich habe ihn ſtark geſehen. Ich habe ihn widerſtehen geſehen.

Herr von Fax war durch dieſen Enthuſiasmus nicht ganz erbauet, denn, wie wir oben geſagt haben, ſo war ſeine Denkungsart nicht die des Herrn von Fix. Aber er wußte den Mantel vortreflich nach dem Winde zu hängen. Er lobte das Betragen des Herrn von Fix, und wünſchte ſich nur ſo gut weggekommen zu ſeyn, wie dieſer, um wenigſtens nicht das Glük verloren zu haben, ſeiner Unbeſonnenheit eine andere Wendung geben zu können.

Herr von Fix hatte Mitleiden mit dem armen Herrn von Fax. Er betheuerte ihm, er wolle alles anwenden, um des Herzogs Gnade, wo möglich, ihm wieder zu erwerben. Er ſey ein zu guter Fürſt, als daß er nicht zum Verzeihen geneigter ſeyn ſolte, als zum Verdammen. Herr von Fax ließ ſich das recht ſehr gefallen, und bat ſeinen Namensfreund mit dem I. ja recht eifrig in Betreibung dieſer Sache zu ſeyn, den Herzog ſeiner aufrichtigen Reue zu verſichern, und daß er ſich von nun an bemühen würde, jede Pflicht ſeines Dienſtes zu erfüllen, die er bisher ebenfalls verſäumt habe.

Neuntes Licht.

Welches die Erleuchtung der Herren von Fix und von Fax beſchließt.

Herr von Fix war, wie in allem enthuſiaſtiſch, ſo auch in der Freundſchaft, und kaum hatte er dem Herrn von Fax das Verſprechen gegeben, ſich ſeiner anzunehmen, als er auch eifrig darauf bedacht war, es zu thun. Seine Kentniſſe in verſchiedenen Fächern waren ausgebreitet, und der Herzog hatte, weil er dieſes alles, wo er es fände, aufzumuntern ſich vorgenommen hatte, troz der gehabten Geiſter-Entrevüe, ſich ſehr oft mit ihm von der Beſchaffenheit der Provinz unterhalten, nach dieſem und jenem gefragt, was Andre ihm nicht ſo berichten konten. Es war ſo weit gekommen, daß wirklich eine Art von Zutrauen für Herrn von Fix beym Herzoge entſtanden war.

An einem Tage, da er ſich lange mit ihm unterhalten, und Herr von Fir ſehr deutliche Proben der herzoglichen Huld empfangen hatte, bat er um die Gnade, nur einige Worte von dem ſagen zu dürfen, weſſen er einmal bey ſeiner Durchlaucht erwähnt hätte.

„So, ſo," ſagte der Herzog, „ſind Sie noch immer nicht von Ihrer Schwachheit geheilt? Ich dächte, die Arbeiten, die wir Beide haben, gäben uns hinlängliche Beſchäftigung"

„O ja, Ihro Durchlaucht, ich bin geheilt", ſagte Herr von Fir. „Ihr Beyſpiel hat mich belehrt. Ich war noch nicht ganz zurükgekommen, aber die Lehre, die Sie einem meiner Freunde gegeben haben, hat mich vollends überzeugt, daß Sie groß ſind, daß Sie Ihren Unterthanen Norm ſeyn können, daß man durch den Ruf, den man Ihnen beylegt, Ihnen zu viel thut."

„Wirklich thut man mir zu viel?" ſagte der Herzog lächelnd. „Sehn Sie, lieber Fir, Sie können auch mein Lehrmeiſter ſeyn. Sie belehren mich, daß ein Fürſt mehr auf ſeine Handlungen Acht haben muß, als ein Privatmann. Alles bekümmert ſich um ihn. Jeder ſchmükt die Neuigkeit ein wenig aus, die er gehört hat, und daraus wird ein Ganzes, welches ihn in das unangenehmſte Licht ſezt. „Da Sie einmal es wiſſen, was ich mit Fax vorgenommen habe, ſo kan ich Ihnen auch wohl ſagen, daß es mir unmöglich ſchmeichelhaft ſeyn konte, hier als das Spiel von zweyen Leidenſchaften erwartet zu werden. Ich bin keiner von beyden mehr zugethan, als mir meine Nebenſtunden es erlauben. Da ich aber ſehe, daß auch dieſes noch mir ſchadet, ſo werde ich künftig ſelbſt meine Freuden einſchränken, um jedem Anſtoß zu entgehen."

Herr von Fix konte nicht umhin, den Herzog zu bewundern, und er that jezt die Bitte, da ſeine Grosmuth ſo allgemein anerkant wäre, ſo möchte er doch die Strafe, mit welcher er Herrn von Fax belegt, ſein Angeſicht während ſeines hieſigen Aufenthalts nicht wieder zu ſehen, aufheben, und dieſem ſeinem Freunde erlauben, ferner den Hof zu beſuchen. Er habe dieſe Ahndung ſo ſchmerzlich empfunden, und ſehe ſo ſehr ein, wie viel ihm dadurch entginge, daß er ſeit dieſer Zeit eine Krankheit vorgeſchüzt, und ſein Haus nicht verlaſſen habe.

Der Herzog wolte ſchwer daran: er machte dem Herrn von Fir verſchiedene Gegenvorſtellungen, wie ſehr Fir alle Delikateſſe aus den Augen geſezt hätte, indem er die thieriſche Leidenſchaft bey ihm ſchon voraus als angenommen feſtgeſezt, und wirklich zu ſeinem übeln Rufe mit kooperirt hätte; allein Herr von Fir ließ mit Bitten nicht nach, ſo daß der Herzog endlich ſagte:

„Um Ihretwillen will ich's thun, nicht um ſeinetwillen. Allein ich verbiete ihm, auch nur die geringſte Entſchuldigung wegen ſeines Vergehens gegen mich zu unternehmen. Wir wollen thun, als wenn wir nie mit einander geſprochen hätten, denn ich kan dem nicht willkommend ins Geſicht ſehen, der geglaubt hat, meine Schwächen ſo ſehr zu kennen, daß er damit ſpielen könne. Nicht als ob ich empfindlich darüber wäre, denn beleidigen kan mich derjenige nie, der ſich einen falſchen Begriff von meiner Denkungsart macht. Allein ſo aufrichtig Sie ſind, lieber Fir, ſo ſehr Ihr Herz offen da liegt, und ſo wenig Sie bey dem Antrage, den Sie mir machten, etwas übles im Sinn haben konten, ſo entfernt iſt Ihres ſogenannten Freundes Denkungsart von der Ihrigen, ſo heimlich und tückiſch iſt er, und wenn Sie meinem Rathe folgen wollen, ſo entfernen Sie ſich von ihm. Auch iſt ſein Handwerk, wenn er es öfter getrieben hat, ein ſchändliches.“

Mit dieſer Ermahnung eilte Herr von Fix zu dem von Kax, und berichtete ſie ihm treulich wieder. Dieſer nahm zwar die ſcheinheiligſte Mine von der Welt an, und übertäubte wirklich den Herrn von Fix mit ſeiner Heucheley, aber hinterher lachte er ins Fäuſtgen, daß er doch ſeinen Willen erhalten, und erſchien mit einer ſo dreiſten Freymüthigkeit wieder bey Hofe, als ob nichts vorgefallen wäre. — —

Der jüngere Traditor ſchwieg jezt, und der ältere nahm das Wort alſo:

„Richtig iſt's, daß man dergleichen geſagt hat. In wie fern die Sache ſelbſt aber ihre Richtigkeit habe, oder nicht, iſt uns unbekant geblieben. So viel iſt ausgemacht, ſeit dieſer Reiſe iſt der Herzog in allen ſeinen Partikularitäten vorſichtiger geworden, und die Folge der richtigern Erzählung deſſen, was ſich zugetragen, wird den beſten Beweis dafür abgeben."

Achte Finſternis.

Die mitten zwiſchen den Erleuchtungen ſich gleich bleibt.

Daß unſer älterer Traditor Recht habe, und daß mit dem Herzoge ſeinem Innern nach eine kleine Veränderung vorgegangen ſeyn mußte, davon zeugt ſchon die Verſendung Beliwalds, und die minderen Beſuche bey Karinen. Es wäre entſezlich unbeſcheiden, wenn man dieſes leztere auch nur in der größten Entfernung dem Herzoge zur Laſt legen wolte, oder wenn man behaupten wolte, er liebe deswegen Karinen weniger, als er ſolte, weil er ſie nicht mehr, als ſeine Herſcherpflichten, liebe. Ganz beſonders aber wäre es geweſen, wenn Karine ſelbſt geglaubt hätte, daß der Herzog ſie vernachläßige. Das war aber der Fall nicht. Sie war ſo vernünftig einzuſehen, die Lage der Sache ſey eine andere als ſie geweſen, und was wir oben ſchon von ihrer Vertrauten erfahren haben, beſtätigt uns, wenn es auch nicht allerdings glaubwürdig iſt, doch ſo viel, daß, wenn ſie keine Pläne gehabt, als die eines vergnügten Lebens, welches ſie wirklich führen konte, ſie nun wenigſtens keine mehr anzulegen habe.

Beliwalds Entfernung mogte gelten, für was ſie wolte, ſo mußte die Welt darüber ſchweigen, bis das Ende, das heißt, ſeine Rükkehr etwas darüber entwikelte.

Der Herzog war friedevoll zurükgekehrt, und der Friede, welchen er mitgebracht, war nicht Allen recht geweſen. Vielleicht ſelbſt einigen von denen nicht, die die Hauptfedern hatten abgeben müſſen, um ihn zu bewirken, die gern dagegen gewirkt hätten, aber nicht konten, weil es des Herzogs ausdrüklicher Wille war, es ſolte nicht dagegen gewirkt werden. Was dieſes für Folgen hatte, wird auch uns die Folge erſt lehren. So viel iſt gewiß, das politiſche Fach hatte der Herzog zwar in ſeine Gewalt genommen, und wenn dieß auch mit den Grundſäzen älterer Miniſter und Rathgeber nicht harmonirte, ſo war es doch immer ein Zeichen, er wollte der Mann ſeyn, der da handelte, und wollte nicht Andere für ſich handeln laſſen.

Gut wäre es geweſen, wenn er auch im Meynungsſache ſo gedacht hätte. Aber freylich hatte man hier es dahin zu bringen gewußt, daß er ſelbſt ſich der Sache nicht gewachſen glaubte, ſondern Andern ſie überließ, ohne zu bedenken, daß dieſe ſchon ehedem theils Unordnungen ſchon darin hervorgebracht, theils welche hervorzubringen ſehr in Willen hatten.

Denn wenn man ſich bemühen will, das dritte Licht des zweyten Bandes der dreyerley Wirkungen nachzuſchlagen, ſo wird man da finden, daß die Hetze, die das Meynungsſyſtem hervorbrachte, viel Unheil ſtiftete, und daß ein Zwangsſyſtem im Werke war, welches ſo ziemlich dazu gemacht war, das Meynungsſyſtem mit Feuer und Schwert einzuführen.

Dieſes Zwangsſyſtem war zwar nun völlig verworfen worden, allein der Samen, der dieſes Zwangsſyſtem hatte entſtehen laſſen, war doch nicht verworfen. Man hatte das Uebel gehemmt, aber nicht es aus dem Grunde gehoben. Die Vertheidiger des Sazes, daß, wo nicht in Güte Einigkeit der Meynungen zu erhalten wäre, ſie mit Gewalt erhalten werden müßte, waren nicht aus dem Wirkungskreiſe herausgenommen, wo ſie für dieſen Saz arbeiten konten.

Man kan, wie wir ſchon oben erwähnt, nicht geradezu ſagen, daß der Meynungsrichter der Autor des Zwangsſyſtems geweſen, aber daß er dazu beygetragen, und beſonders, daß er es gebilligt, zeigt ja deutlich genug, daß er es dem Herzoge vorgelegt, und ſeinen Beyfall nicht blos, ſondern die Einführung deſſelben gewünſcht.

Daß nicht damals bey den bittern Ausfällen, die nicht ſparſam hierüber zum Vorſchein kamen, es auſſer dieſen ſo geradezu auf die Sache tippenden Menſchen auch welche gegeben haben ſolte, die tief im Innerſten fühlten, obſchon unterdrükt, ſey ſie doch nicht unterdrükt, wird niemand als unwahrſcheinlich annehmen.

Daß der erſcheinende und von uns erwähnte Auszug der Meynungen für die Jugend ebenfals ein Werk geweſen, welches ſeinen Urſprung aus den Köpfen jener Verfertiger genommen, erhellet aus der Beſtimmung und dem Vortrage des Meynungsrichters, und daß dieſer Plan abermals nicht durchgieng, war nur ein Beweis der Perſpicuität, mit welcher ſo vorſichtig die beſſern Köpfe des Meynungsgerichts gegen einen Untergrabungsplan der allgemeinen Meynungsfreyheit gegenwirkten, daß aber der Pläne noch mehrere unterwegens ſeyn würden, um wenigſtens in etwas vorwärts zu rücken, ſahe jeder ein, und das zeigte ſich auch mehr als zu deutlich.

Denn da wurden ſo verſchiedene Ideen aufs Tapet gebracht, und in dem Kollegio vorgetragen, die nicht gut verworfen werden konten, ohne daß es den Anſchein gehabt hätte, als ob man den Meynungen, die doch einmal allgemein im Lande angenommen waren, einen Stoß geben wolle, die aber doch im Hinterhalt führten, daß man der Meynungsfreyheit nach und nach ihre Gerechtſame nehmen wolle. Unter dem Titel von Ermahnungen und Warnungen, unter der Rubrik von Ordnung und Pünktlichkeit in Meynungsſachen, wurden Befehle gegeben, die, wenn ſie nicht befolgt wurden, Ahndung nach ſich zogen, und wenn ſie befolgt wurden, offenbare Eingriffe in die Rechte der freyen Meynungen waren, ſo bald ſie befolgt werden mußten.

Insbeſondere ſuchte man den Meynungslehrern mehrern Zwang aufzulegen, und das war gerade der Weg, den Zwang zu verbreiten. Denn ſo wie ich ſelbſt behandelt werde, behandle ich gewöhnlich Andere, und die wenigen aufgeklärten Köpfe, die dieſes nicht thaten, waren doch wohl noch zu verdrängen, beſonders da man eigends auf ſie Acht hatte, und jede Meynung, die ſie verbrachten, auf die Wage legte, auch alles ihnen aufnahm, was man Andern ohne alle Umſtände hingehen ließ.

Der weit größere Theil aber ſelbſt derer, die reife Begriffe hatten, dachten hierbey: wenn man euch zwingt, nun ſo handelt ihr, wie ihr gezwungen werdet, und die euch zwangen, mögen auch die Verantwortung auf ſich nehmen, von allem, was aus der Sache Uebles entſteht.

Dieſe Herren alſo, die den Mantel nach dem Winde zu hängen und zu merken anfiengen, daß ihren Vorgeſetzten das wohl behagte, wenn ſie da wieder Zwang einführten, wo ſie ſelbſt einſt Zwang verbanten, lehrten nun zum Theil ganz andere Meynungen, als ſie ehedem gelehrt hatten, und bisweilen kam es ſo weit, daß ihre Lehrlinge ſie darum anredeten, wie es mit den Widerſprüchen zuſammenhinge, die ſie gegen die ehedem vorgetragenen Meynungen nun hören müßten?

Einige gaben zur Antwort, daß ihnen dieß ſo anbefohlen worden wäre, Andere aber verſteckten die Wahrheit hinter ſophiſtiſche Schlüſſe. Inzwiſchen fuhren beide Theile ſchlecht dabey, denn die Einen gaben ihren Lehrlingen einen Unterricht, der ſie auf die Bahn führte, wie ſie durch ſophiſtiſche Schlüſſe ſich aus einer jeden Sache herausreden könten. Es ereignete ſich oft der Fall, daß der gemeine Mann etwas peccirte, worüber ſein Meynungslehrer ihn zu warnen und zur Strafe zu ziehen verbunden war; anſtatt aber die Vermahnung anzuhören, der Warnung zu folgen, und die Strafe ſich gefallen zu laſſen, ſo meynte der, welcher gefehlt hatte, er wolle dem Meynungslehrer beweiſen, daß das eben ſo wenig ein Fehler ſey, daß er jezt anders als im vorigen Jahre gehandelt habe, als es ein Widerſpruch ſey, daß der Meynungslehrer im vorigen Jahre ſo

gelehrt

gelehret habe, und in dieſem Jahre wieder anders. Denn wenn er im vorigen Jahre, der geſunden Vernunft zu folge, die Handlung als etwas Unrechtes angeſehen habe, ſo ſey in dieſem Jahre ſein Glaube Herr über die geſunde Vernunft geworden; und da er ſichs zuträglicher geglaubt habe, wenn er ſo handelte, ſo habe er dieſen Glauben doch nicht unterdrücken können, ſondern ihn wenigſtens probiren müſſen, und der Probe wegen ſey er doch noch nicht ſtraffällig. — Ungefähr ſo lauteten die Dilemmata, welche die Zuhörer ihren Meynungslehrern vortrugen, wenn dieſe durch falſche Schlüſſe ihnen zu erweiſen ſuchten, ſie hätten Recht, wo ſie es doch nicht hatten.

Die Andern, welche geſagt hatten, es wäre ihnen ſo anbefohlen worden, hatten es faſt noch übler gemacht. Denn die Achtung, die ihre Zuhörer vorher für ſie gehabt hatten, fiel nun gänzlich weg, und ſie gaben dieſes auch nicht nur mit Worten, ſondern auch ſelbſt durch die That zu erkennen. „Wenn unſer Meynungslehrer,“ ſagten ſie ſich laut in den Schenken und an andern öffentlichen Orten, „ſich nicht getrauet, Befehlen, die nicht recht ſind, ſich zu widerſezen, ſo iſt er eine feige Memme, und da wollen wir auf ſeine Lehren nichts weiter geben, ſondern uns ſelbſt lehren. Da wollen wir ſo handeln, wie es uns unſre geſunde Vernunft und die Rechtſchaffenheit unſrer Grundſäze eingiebt, und ihn wollen wir ſeinen Weg gehen laſſen, wie es ihm gefällt.“

Die Oerter, wo dieſe Herren die Meynungen gewöhnlich vorzutragen pflegten, blieben nun ſeit dieſer Zeit leer, und die Meynungen wurden von der Luft und höchſtens von einigen alten Weibern angehört.

An einem gewiſſen Orte kam einmal ein alter Greis mit weißem Haupte zu dem Meynungslehrer.

„Herr,“ ſagte er, „es ſind nun ſiebenundneunzig Jahre, daß ich auf dieſer Erde wandle. Gerade ſo, wie Er jezt Seine Meynungen vorträgt, wurden ſie mir in meiner Kindheit mit dem Bakel eingebläuet. Sapperment, was lernt' ich ſie da! Ich begriff ſie ſo ſchnell, daß ich ſie auf ein Und herbeten konte, und hätte mir einer ein Wort dran ändern wollen, ich hätte losgeſchlagen. Das gieng ſo fort, bis ich ein dreyßig alt war. Da gab's Neuerungen. Da ſtarb der alte Herr, und ein neuer — ſo von Seinem Schlage — kam an die Stelle. Der machte da Verwirrung, und wolte demonſtriren, daß das anders wäre, als der Bakel mich's gelehrt hatte. Er ſprach recht ſchön, und gut, und harmonirte auch alles mit dem geſunden Menſchenverſtande. Aber, Herr, es harmonirte doch nicht mit dem Bakel, und was damals nicht mit dem Bakel harmonirte, das hieß für mich Schlagtodt. Alſo ich blies ins Horn, lief in die Stadt, lief ins Kollegium, und machte alles aufrühriſch. Der junge Herre nahm mich etlichemal mit auf ſeine Stube, und diskurrirte mit mir recht aus der Vernunft, und ſchöne Sachen: Aber mein Bakel ſtand immer vor mir. Heiß war ich vor dem Kopfe, ich machte, daß er fort mußte. Da kriegten wir wieder ſo Einen, der dem Bakel recht feſt zugethan war.

„Dem allen ohngeachtet wolte mir der neue Herr doch nicht recht gefallen. Wenn ich manchmal forderte, er ſolte mir dieß oder das erklären, ja da hieß es: Das braucht Ihr nicht zu wiſſen. Glaubt's nur!"

„Der junge Herr war inzwiſchen bey unſere Nachbarsleute gekommen. Die vertrauen ſich gut mit ihm. Der alte Herzog, der doch, Gott weiß es, ein ganzer Herr war, hatte auch ſo die Meynung, daß man der Vernunft eben nicht aus dem Wege gehen müßte, da ließ ich mich beym jungen Herrn belehren. Ich hatte ihn zwar aus dem Brode gebracht, aber er war dennoch liebreich. — das gefiel mir, und nun kam mir alles, was er ſagte, ſo geſcheidt vor, daß ich von unſerm alten Herrn beynahe hätte ſagen können, er wäre ein alter Eſel, wenn er nicht mein Meynungslehrer geweſen wäre.

„Es that mir recht leid, daß der junge Herr eher ſtarb, als der alte. Wie er denn endlich mit ſeiner Bakellehre ſchlafen ging, da kam Er zu uns.

„Weiß Gott, lieber Herre, Er war uns recht lieb, und ich hatte beſonders ſo viel Freude an Seinen ſchönen Reden, die ans Herz griffen, daß ich dachte: Nun wirſt du mit Frieden in dein Grab gehen, und iſt doch gut, daß du wegen deiner Bakellehre aus dem Traume gekommen biſt.“

„Und ſieht Er, Herr, — (dabey floſſen dem Alten die hellen Thränen aus den Wimpern,) —

„da muß ich's in meinem achtundneunzigſten Jahre noch erleben, daß ich in meinen Meynungen irre gemacht werde. Da kömt Er mir ſeit vier Wochen mit Vorträgen, wie ich ſie mit zwölf Jahren vom Schulmeiſter gehört habe.

„Der ſagte immer: Glaubt's das? — Wenn die Jungen ſchwiegen, ſo hieß es: Glaubt's, oder Ihr ſeyd unglüklich. — Dann frug er wieder einen um den andern: Glaubt's das? — und wer nicht gleich Ja ſagte, der kriegte eins auf den Kopf, daß ihm Hören und Sehen vergieng. — Wahrhaftig, lieber Herr, es fehlt nichts mehr, als daß Er uns noch auf den Kopf tipt, ſo iſts die alte Leyer." —

Der Meynungslehrer war weidlich darüber betreten, daß ihm mit einer ſo ernſtlichen Parabel zugeſezt wurde; er nahm den Gräus, der ihn dauerte, bey Seite und ſagte: „Ihr ſeyd ein alter vernünftiger Mann. Wißt alſo — es giebt Zeiten, wo man mit dem Strome ſchwimmen muß. Da ſind Menſchen aufgetreten unter den Großen, die Meynungen richten, die da glauben, es ſey nüzlicher für das Volk, wenn es beym Alten bliebe, wie es vordem geweſen. Ja, wenn es zeither immer daken geblieben wäre, mögt' es gut ſeyn; wenn der Haufe in der Dunkelheit bleibt, gut, ſo weiß er's nicht beſſer. Ich weiß wohl ſo gut wie Ihr, mein lieber Alter, daß das ſchief angefangen iſt, wenn man einen Klugen wieder dumm machen will; aber wenn's die Herren nun ſo haben wollen, was ſoll ich thun? Das Amt verlaſſen, damit ein Anderer kömt, der Uebel ärger macht? So kan ich doch vielleicht noch Manchen, ſo wie Euch, aufklären, und auf beſſere Zeiten vertröſten, und in der Stille lehr' ich, die gelehrt ſeyn wollen, und ermahne ſie nach meinem beſten Gewiſſen."

Der alte Gräus drükte dem Meynungslehrer freundſchaftlich die Hand, bedankte ſich für den Unterricht, und breitete ihn hernach hin und wieder aus, ſo daß endlich alle, die es wiſſen ſolten, es wuſten, daß der Herr nicht ſchuld an den Neuerungen war, ſondern die Umſtände.

Aber nicht jedem gieng's ſo glüklich, und wenn von der politiſchen Seite in des Herzogs Landen eine ſchöne Zeit ſich überbliken ließ, ſo ließ ſich von Seiten der Meynungen viel Fehde ſchauen.

Zehn-

Zehntes Licht.

Für Beliwald das beſte, ſobald er fähig iſt, durch daſſelbe erleuchtet zu werden.

Wir wiſſen, daß Beliwald von jeher ſich enthalten hatte, nach Ehrenſtellen zu ſtreben, und daß verſchiedene Wege, die ihm dazu offen waren, von ihm theils nicht geachtet, theils wirklich deren Betretung von ihm zurükgewieſen wurde.

Entweder war der Grund, den er wohl davon anzugeben pflegte, richtig, daß er deſto beſſer die Privat-Vergnügungen ſeines Herrn befördern konte, oder er hatte ſchon vorhergeſehen, daß es auch einmal wichtige Dinge beſonders in der Lage des Herzogs geben könte, wo man eines Vertrauten benöthigt wäre, der das ganze Herz beſäße. Wenigſtens macht es ſeinem Verſtande keine Schande, wenn er dieſes wirklich gedacht, und der Erfolg hat ihn dann ſchön gerechtfertigt.

Daß die Aufträge, die ihm der Herzog gegeben hatte, nicht unwichtig geweſen ſeyn, daß die Depeſchen geſchen, die er ſich hatte abholen müſſen, keine Nebendinge enthalten haben mußten, läßt ſich ohnerrathen ſchließen. Man wußte, wohin er gieng, weil er unter ſeinem Namen reiſe, und die öffentlichen Blätter Jeden von ſeinem Aufenthalte belehrten. Die Gerüchte von ſeiner Ungnade, von ſeiner Reiſe nach neuen myſtiſchen Kentniſſen, von ſeinem Beſuche bey alten Glaubensbrüdern fielen daher bald weg, und ſeine ächten Freunde freuten ſich, ihn in einer Laufbahn zu ſehen wo Ehre und Ruhm zu erwerben war, beteten für ihn, daß er auf dem rechten Wege bleiben möge, und prophezeihten nicht mit Unrecht, jezt erſt hübe ſeine glänzende Epoche an, wenn es ihm anders glükte, ſeine Aufträge den Wünſchen des Herzogs gemäß zu vollenden.

Wir wollen nicht unterſuchen, wie viele dieſes recht von Herzen wünſchten, oder wie viele etwa ein heimliches Que mit dabey hatten, mit welchem ſie nicht recht herausrüken mogten, bis ſie ſähen, wie es mit ihm abliefe. Man weiß ja, wie viele Freunde ein Liebling eines großen Herrn haben kan.

Indeſſen blieben dieſe alle auch ſtumm. Wenn ſchon die öffentlichen Nachrichten nichts weiter ſagen konten, als daß Bellwald allenthalben mit großen Ehrenbezeigungen aufgenommen worden, ſo dämpfte dieß doch die Hofnung derer noch nicht, die ihn der Sache nicht gewachſen hielten, die man ihm anvertrauet glaubte; dann aber verloren ſich alle ihre Ausſichten in Staub, als er zurükkehrte, und der Herzog durch deutliche Beweiſe ſeiner Huld zu erkennen gab, er habe alles ſo ausgeführt, wie er es gewünſcht; ja die große Freundlichkeit des Landesherrn zu beweiſen ſchien, daß er in manchen Stücken noch mehr gethan habe, als man von ihm erwartet hatte.

Aus einigen Folgen erhellte auch gleich, daß der Wirkungskreis, den man ihm zugetheilt hatte, von der äußerſten Wichtigkeit ſeyn müſſe. Er betraf die höchſten Verbindungen; er betraf Geſchäfte, die über den ganzen Planeten ſich verbreiteten.

Wer Bellwalden von derjenigen Seite kennt, wie unſere Leſer ihn kennen müſſen, wenn ſie der Spur genau gefolgt ſind, auf welche wir ſie geleitet haben, der muß einſehen, daß dieſe für ihn ſchmei-

chelverändern, wenn er nicht gleichwie ein Hageſtolz unter den jungen Männern daſtehen, und verlacht werden wolte.

Nun hatte zwar der Herzog der alten treuherzigen biedern Männer viele um ſich, die er ſchäzte und liebte, und von denen er überzeugt war, daß ſie ſeinem Staate die erſprießlichſten Dienſte leiſteten. Allein ſie waren doch theils zu ſehr noch an das alte Syſtem gekettet, und theils waren ſie, beſonders die jüngern von ihm ſelbſt angeſtelten und beſönderten Ruderer des Staats, im Lande ſo nothwendig, daß er nicht wohl darauf denken konte, ſie zu entfernen. Beliwald hatte in allem, was er des Geiſterreichs wegen unternommen, eine ſo auſſerordentliche Thätigkeit gezeigt, daß der Herzog gar nicht unrecht ſchloß, er habe auch wohl Anlage und Thätigkeit genug, im Weltreiche eine glänzende Rolle zu ſpielen.

Daher kam die Verſendung. — Belliwald war nun zurükgekehrt. Seine Thätigkeit hatte ihn begleitet; der Ruf davon war immer vor ihm hergegangen. Seine Rükkehr belehrte den Herzog, daß dieſe Thätigkeit nicht blos im leeren Schall und

Schein beſtanden, ſondern daß er reel ausgeführt hatte, was auszuführen war. Man konte nicht zufriedener ſeyn, als der Herzog mit ihm.

Nun hatte ſich der Herzog alſo den feſten Plan gemacht, Beliwalden ganz von jenen ſchwärmeriſchen Grillen ab und ins Intereſſe der Politik zu ziehen, zugleich aber ihm zu erkennen zu geben, wie nothwendig es auf der einen Seite ſey, daß er ſelbſt, der Herzog, weiter keine Zeit mit dergleichen unnützen Dingen verliere, theils ihm auch zu erkennen zu geben, daß er von je her ſehr geneigt geweſen wäre, von allem dem nichts zu glauben, was man ihm vorgemacht.

Als daher er ſchon Beliwalden völlige Zeichen ſeiner Zufriedenheit gegeben, nahm er ihn eines Morgens mit ſich in ſein Kabinet, und eine Unterredung erfolgte, von welcher der Herzog ſelbſt oder Beliwald irgend jemanden eine Relation gemacht haben muß, denn ſonſt könten wir ſie nicht wiſſen.

„Mein lieber Beliwald," ſagte der Herzog, „wir werden wahrſcheinlich bald wieder ein klein Stükchen Arbeit zuſammen vornehmen müſſen. Er thätig und ich wirkend. Die Ruhe im Hidalſchin muß ſchlechterdings völlig wiederhergeſtellt werden, und zu dieſem Ende muß Er wieder an einige meiner Mitregenten geben, und ſie zu bewegen ſuchen, daß ſie in meine Pläne mit einſtimmen. Er hat eine Suade, die gut iſt, und da Seine Grundſäze mit den meinigen harmoniren, ſo wüßt' ich nicht, wem ich treffender zu einem Geſchäfte wie dieſes Auftrag geben könte.

„Ehe ich aber mich mit Ihm über das Detail des Vorzunehmenden einlaſſe, wollen wir doch ein wenig über das Vergangene mit einander plaudern.

„Wir haben nun verſchiedentlich mit einander gearbeitet. Ich will über unſere Jugendſcenen weggehen, ein Zeitpunkt, den der eine Menſch ſo, der andere anders genießt. Ich will nur von dem reden, was wir als Männer zuſammen thaten. Unſere erſten Arbeiten ſolten für uns belehrend und nüzlich werden. Unſere lezten waren für das Wohl der Menſchheit. Sag Er mir recht aufrichtig, Beliwald, bey welcher von beiden Arbeiten haben wir mehr unſern Zwek erreicht?"

Wer glauben kan, daß Beliwald bey dieſer Frage ſich ſelbſt gleich und gelaſſen geblieben, der muß ihn mehr für einen Hofmann halten, als wir wünſchen, daß er iſt. Er entſprach unſern Wünſchen. Er wurde verlegen, ein Zug, der uns ihn für die Zukunft bürgte.

„Sag Er mir Seine Meynung frey heraus,“ fuhr der Herzog fort: „denn verlegen will ich Ihn nicht machen. — Es iſt möglich, daß Er von der erſtern Arbeit mehr Nuzen geſchöpft hat, als ich. Ich habe die leztere wohl verziehen müſſen.“

War es ein Uebergang zur Ueberzeugung, der ſchnell in Beliwalds Seele ſich entſpann, oder war es ein Schwung, den ſich ſeine Kunſt gab; genug, er verließ den Weg der Verlegenheit und ſagte: „Allerdings, Ihro Durchlaucht, ſind die Arbeiten für das Ganze die dankbarſten geweſen, wäre es auch nur in ſo fern, als durch ſie ſo Viele glüklich wurden, und durch jene nur wir hätten glüklich werden können.“

„Brav!“ ſprach der Herzog. „Er drükt ſich ziemlich beſtimt über das Noch-nicht-geworden-ſeyn aus. Alſo, Er wurde auch noch nicht dadurch glüklich. Ich ſagte Ihm vor Seiner Abreiſe, lieber Beliwald, ich würde das Mädchen, welches Er mir bringen wolte, nicht ſehen. Ich hatte wirklich dazumal ſchon die Idee, daß ich nicht gern mich mehr kompromittiren laſſen wolte. Bey mir war der Gedanke ſchon reif, da die Konſtellationen des Planeten, auf welchem ich Mitherrſcher zu ſeyn das Glük habe, jezt ſo glüklich ſind, ſo wolte ich ſie zum Vortheil des Ganzen zu benuzen ſuchen, und nicht der Einzige ſeyn, der entgegenwirkte, beſonders da meine Mitwirkung nothwendig iſt, wenn alles gelingen ſoll. Da kam Er mir im Bilde vor, wie Seine Thätigkeit bey unſern Geiſtercitationen mich immer ſo blendend überraſchte, und traurig war mirs, daß alles das meinen Wünſchen nie in ſo weit entſprochen, daß ich zufrieden hätte ſeyn können.

„Solt' ich denn dieſe Thätigkeit nicht einmal nüzlich anwenden können? dachte ich bey mir ſelbſt. Der Gedanke wurde zur Wirklichkeit, und ich freue mich recht innig, herzlich, daß ich ſagen kan: mein lieber Beliwald, Seine Thätigkeit hat einmal Nuzen geſtiftet, großen Nuzen, und wird deſſen noch mehr ſtiften.

„Auſ-

„Aufrichtig — recht aufrichtig! Meynt Er nicht, wir thun beſſer, wir laſſen die andere Sache fahren, die uns in ewiger Unruhe erhält, und jagen dieſer nach, die uns Ruhe und Zufriedenheit verleihet?“

„Ihre Durchlaucht müſſen vollkommen Recht haben, da Sie keine Befriedigung erhalten haben. Allein ich bin doch ſo frey, Sie zu erinnern, daß Sie einſt ſagten, Sie wären zufrieden.“

Der Herzog ſchwieg lange. „Beliwald,“ ſagte er endlich, „kan Er aus Seinem Herzen behaupten, daß ich Urſach hatte, zufrieden zu ſeyn? Wenn die erſten Vorſpiegelungen, die Er mir machte, meine Sinne einnahmen, wenn ich mir mehr darunter vorſtelte, und nun Entſchuldigungen den Fortgang, der mir zugeſichert war, hemten, kan da das Wort, welches ich ſagte, — ich ſey zufrieden, — kan es weitern Einfluß haben? Kan Er es als einen Beweis gegen mich aufführen?“

„Verzeihen Ihre Durchlaucht,“ ſagte Beliwald, „Beſchuldigung ſolte es nicht ſeyn, es ſolte nur für die Sache ſprechen, die ich doch nicht ganz verwerfen kan, und auch nicht ganz verworfen haben mögte.“

„Nicht

„Nicht ganz verwerfen kan," ſprach der Herzog, „nicht ganz verworfen haben möchte? — Das erſte geb' ich zu, das leztere aber kan wirklich wegfallen. Wünſchen ſolt' Er es nicht einmal, daß ich weiter darauf reflectirte; denn ich dächte, Beliwald, die Erfahrung hätte Ihn nun gelehrt, daß dieſe Dinge unſern Geiſt betäuben, und von andern Reflexionen abhalten, und daß es andere wichtigere Beſchäftigungen für mich und Ihn giebt."

„So verſpreche ich auch, Ihro Durchlaucht," verſezte Beliwald raſch und eifrig, „daß ich das weitere Forſchen darnach fahren laſſen, und mich ganz Ihren Dienſten widmen will."

„Schön: und dann, Beliwald, hab' ich noch etwas von Ihm zu bitten. Aufſchluß möchte ich gern über den Mechanismus des Geſchehenen haben. Es giebt zwey Fälle, nach denen Er jezt handeln kan."

„Entweder Er kan," — fuhr der Herzog fort — „ohne Seine eigne Ueberzeugung ins Spiel zu bringen,

gen, mir das entdeken, was körperlich bey dieſer Sache war, oder Er geſteht mir ein, daß Er ſelbſt noch nicht weiter in der Lehre gekommen iſt, die Er mir geprediget, als ich ſelbſt, und daß Er mich nur zum Gehülfen hat haben wollen, um deſto beſſere Fortſchritte machen zu können.

„Ueberleg' Er ſich das, mein Lieber, und weil Seine Sinne vielleicht jezt damit beſchäftigt ſind, ſo wollen wir unſere andern Verhandlungen bis zum morgenden Tage aufſchieben."

Beliwalden mußte dieſe trokne Aeußerung auffallend ſeyn, und ſo verſichert er auch von des Herzogs fortdauernder Gnade war, ſo war es doch nicht gut möglich, daß ihm ganz wohl ſeyn ſolte, da er durch ein nicht ganz kluges Betragen aus dieſer Gnade wohl ſich ſelbſt wieder herauswerfen konte. Und jezt gerade war ein Zeitpunkt, in welchem dieſer Verluſt ihm am wichtigſten geweſen ſeyn würde, da er auf der Bahn allgemeiner Achtung und Ehre ſtand.

Er verſicherte den Herzog, er wolte alles anwenden, ſeine Wünſche zu befriedigen. Daß er noch hinzuſezte, er welle mit ſeinen innern Menſchen darüber zu Rathe gehen, können wir ihm um ſo weniger verdenken, da wir ſelbſt noch nicht wiſſen, wie weit er überzeugt iſt oder nicht.

So viel iſt ausgemacht, er verließ den Herzog mit dem feſten Vorſaze, ihn zum Freunde zu behalten, ſolte es ihm auch ein groſſes Opfer koſten.

Ende des ſiebenten Bandes.

16, A. 726.

Dreyerley
Wirkungen.

Eine
Geſchichte aus der Planetenwelt,

tradirt und ſo erzählt.

Achter Band.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Germanien, 1792.
bey Peter Sandhof.

Erſtes Licht.

In dem die ältere Dame in ihrem ganzen Lüſtre erſcheint.

Der Leſer kan ſich denken, wenn er das, was dem Herzoge mit denen Herren von Fix und Fax begegnete, mit dem verbindet, was er vor ſeiner Abreiſe mit der Dame geſprochen, daß die Prophezeihung dieſer, daß er dadurch leiden würde, ihm einleuchtend geworden, daß die Eindrüke, welche er durch Aeuſerungen an den Tag gab, nicht wenig durch ihre Warnungen Nahrung erhalten.

Was er nach ſeiner Zurükkunft mit ihr ſprach, enthielt freylich keine Erwähnung davon, und das mogte auch wohl der Grund geweſen ſeyn, warum der ältere Traditor des jüngern Meynung nicht beypflichten wolte, daß jene Erzählung ihre Richtigkeit habe. Daß ſie aber, wenn ſie ihre Richtigkeit hat, auf des Herzogs Erklärung gegen Beliwald nicht wenig gewirkt haben könne, und daß ſie ſelbſt aus dem, was er that, Wahrſcheinlichkeit erhält, iſt ziemlich deutlich.

Die Dame war keine alltägliche Beobachterin, und alſo konte es ihr nicht entgehen, daß der Herzog auf eine ganz andere Art mit Beliwald handelte, als er ſich bisher gegen ihn betragen hatte. Die Reiſe, die Beliwald auf ſeinen Befehl unternahm, und deren Grund ſie freylich nicht gleich gewahr wurde, mußte doch in ihren Augen immer den Zwek haben, ſich mit ihm nicht wieder ſo nahe einzulaſſen. Wie froh aber war ſie einſt, da ſie erfuhr, der Herzog habe ihn wirklich in Geſchäften, und zwar in wichtigen Geſchäften verſchikt; und dieſes Vergnügen wuchs auf den höchſten Grad, da er zurükkehrte, und ſich thätig gezeigt hatte. Er der vorher ſich keiner Laufbahn widmen wollen, wenigſtens ſo geſchienen, war jezt auf einmahl in diejenige geworfen, wo nicht nur Ehre zu erwerben ſtand, ſondern das Feld konte für ihn auch einträglich, und für tauſend Nebenmenſchen glüklichmachend werden.

Mit dem Herzoge hatte ſie während ſeiner Abweſenheit weiter kein Wort über ihn gewechſelt, allein von ſeinem vorigen Leben hatte ſie einige Nachrichten eingezogen, die nun nicht ganz zu ſeinem Vortheil lauteten. Nicht als ob er etwas gethan hätte, was ihn in den Augen der Menſchen herabſezen könte, weil ſein Herz ſich nicht von der beſten Seite gezeigt, ſondern es waren Spuren außerordentlichen Leichtſinns, mit welchem er ſich Gefährten überlaſſen, die ihn ins Nez gezogen.

Und daß er von dieſen Gefährten noch nicht ganz ablaſſen können, davon hatte ſie überzeugende Beweiſe. Daß er unter der Hand von ihnen noch vieles zu erfahren wünſchte, was hernach in der einmahl gegen den Herzog angefangenen Rolle ihm nüzlich werden könte und ſolte, war eine Gewißheit, die auf der einen Seite damahls ſie für die Zukunft zitternd machte, wenn ſie überlegte, daß auf dieſe Art das Hintergehen des Herzogs immer noch fortdauern müßte, auf der andern Seite aber auch wenigſtens ihr bewies, daß Beliwald nicht des eigentlichen böſen Herzens, den Herzog mit offenbaren Kunſtgriffen hintergehen zu wollen, ſondern, daß ſeine eigne irregeführte Einbildungskraft den Schritt gethan, den er nun nicht ausführen könne.

Da ſie ſchon bey der leztern Unterredung den Herzog auf einem ziemlich guten Wege gehabt hatte, ganz von dieſen Dingen ab, und doch auch Beliwalden nichts dafür entgelten zu laſſen, ſo hoffte ſie nun durch Zureden beym leztern es gänzlich dahin zu bringen, daß alles einſchliefe, was auf die vergangenen Dinge Beziehung hätte, und alles unterlaſſen würde, was aufs neue darin vorgenommen werden könte.

Beliwald war lange nicht bey ihr geweſen, obgleich er ſonſt nicht gewohnt war, ein Zeichen der Aufmerkſamkeit bey irgend jemanden zu verſäumen, der den Herzog angieng. Des Herzogs lezte Unterredung hatte ihm verſchiedene ſonderbare Ideen in den Kopf gebracht, woher wohl dieſe Veränderung entſtanden ſeyn mögte, und nicht mit Unrecht hatte er ſie zum Theil in der Dame Bemühungen geſucht.

Ehe er einen Entſchluß faßte, wolte er doch erſt forſchen, in wie weit dieſes gegründet ſey, und gieng alſo mit nicht ganz leichtem Herzen, aber doch aller der Faſſung, die er in ſeiner Gewalt hatte, zu ihr, und entſchuldigte ſich wegen ſeines langen Außenbleibens mit ſeinen Geſchäften.

Die Dame nahm dieſes gleich auf. „Wohl,“ ſagte ſie, „müſſen Sie jezt in mehrern Arbeiten verwikelt ſeyn, als ehedem, mein lieber Bellwald, und da Ihr Außenbleiben von einer ſolchen Urſache ſich herleitet, ſo muß ich geſtehen, daß es mir ſogar angenehm iſt. Lange ſchon hab' ich mich gewundert, daß ein Mann von Ihrem Kopf und Talenten ſo ganz unbeſchäftigt in einer Laufbahn lebte, wo für ihn ſo viele Beſchäftigungen waren. Allein, hatten Sie die Meynung, daß alles, was bis jezt zu unternehmen war, durch Andere noch verrichtet werden könte, und ſparten Sie ſich zu dieſen wichtigern Dingen, ſo muß ich Ihnen über Ihre Einſichten noch ein beſonderes Kompliment machen.“

Bellwald wußte nicht ganz, wie er der Dame Aeuſſerungen nehmen ſolte. Waren ſie Spötteleyen auf ſeine vorigen Beſchäftigungen? Er wußte zwar, daß ſie mit dem Herzoge intim war, aber er wußte doch nicht, ob er ihr auch den Inhalt von dem geſagt, was er ihm eigentlich aufgetragen hatte. Ob er nun davon ſprechen durfte, oder nicht, war ihm unbewußt; er ergriff freylich als kluger Hofmann den leztern Weg. Es konten aber auch dieſe Aeuſſerungen wirkliche ernſtliche Warnungen für ihn ſeyn, und dieſe in den Wind zu ſchlagen, ſchien ihm theils nicht rathſam, weil er ohnedem in einer mißlichen Lage ſich befand, theils hatte er wahre Hochachtung für ſie, und ſuchte wahren Nuzen aus ihren Lehren zu ziehen.

„Wenn ich mich des Zutrauens einer ſo würdigen Dame ſchmeicheln könte, ſo wünſchte ich wohl ſchon eher Aeuſerungen gehört zu haben, die mich auf mich ſelbſt aufmerkſam gemacht hätten, und denen ich gewiß, bey den ſo allgemein anerkanten Kentniſſen und Charakter dieſer ſo allgemein verehrten Perſon, ohne Widerrede Folge geleiſtet haben würde.“

„Hand aufs Herz, Bellwald,“ ſagte die Dame mit einem Eifer, den man ihr kaum bey ihrem Alter und den öftern übeln Verſuchen hätte zutrauen ſollen, „Hand aufs Herz, und nun recht aufrichtig geſagt, hab' ich nie etwas von der Art merken laſſen?“

Bellwald ſtand verlegen da, und konte nicht antworten. Wer, der nicht ganz ſchuldlos war, hätte auch hier vor dieſer die Heiligkeit ſelbſt darſtellenden Ehrwürdigen nicht verſtummen müſſen?

Sie ſahe das, und nahm ihn liebreich bey der Hand. „Kommen Sie, Bellwald; Sie ſind in einer Lage, die mich dauert,“ ſagte ſie. „Sezen Sie ſich zu mir, der Augenblik kömt vielleicht nicht ſo wieder, wie wir ihn jezt haben. Opfern Sie mir eine Stunde. Sie wird Sie wahrſcheinlich nicht gereuen: ſolte dem aber doch ſo ſeyn, ſo bin ich wenigſtens einen Scrupel los, den ich, wenn ich dieſe Stunde nicht benuzte, ewig bey mir tragen würde.“

In etwas war er nun wohl wieder gefaßt, und benuzte auch die Gelegenheit. „Alles,“ ſprach er, „was mir von Ihnen kömt, kan mir nicht anders als ſchäzbar ſeyn. Alles, was Sie mir ſagen, muß meinem Geiſte Schwung und meiner Seele Wirkungskraft geben. Wie könte mich alſo eine Stunde gereuen, die Sie mir ſchenken wollen? Augenblike, die mich in die ſeligſte Lage verſezen, ſolten mir widerwärtig ſeyn? Nein, meine gütige Wohlthäterin, ich will Sie gern anhören."

Er hatte ſich neben ſie geſezt.

„Beliwald," erwiederte ſie, „ich will keine Schmeicheleyen. Ich vergebe Ihnen, daß Sie mir ſie ſagen können; aber ungerecht wäre es, wenn Sie, nachdem Sie mich gehört, noch den Huſten beybehielten, mit dem Sie jezt vielleicht eine Verlegenheit decken wollen, in die ich Sie geſezt habe. Die Ausſicht, die ich von dieſer Unterredung vor mir habe, iſt nur von zwo Seiten zu beſtimmen. Entweder Sie ſind, und können folgſam ſeyn dem Winke, den ich geben werde, und dann ſteht mein Herz Ihnen immer offen; oder es bleibt unter uns bey dem Huſten, den Sie ſo eben, nicht ganz zu meiner Beruhigung, hervorſuchten."

Hierauf noch etwas zu erwiedern, war Beliwalds Sache nicht, denn die Worte machten doch das Räthſel noch tiefer, als es ſchon war. Erwarten, was es werden ſolte, war das Beſte.

Jezt hob alſo nach einer Pauſe die Erklärung der Dame folgendermaßen an:

„Es iſt nicht das erſte mahl, daß ich aufrichtig mit Ihnen ſpreche. Wir kennen uns lange. Es war eine Zeit, wo Sie glaubten, es hinge von mir ab, Ihr Glück zu befördern, wo ich es beförderte, und wo Sie vielleicht glaubten, mir Dank ſchuldig zu ſeyn. Sie waren mir keinen ſchuldig. Was ich that, that ich ja nicht um Ihrer, ſondern um des Ganzen willen. Wenn ich damahls nichts zu Ihrem Glücke beygetragen hätte, ſo hätten Sie zweyerley denken können. Entweder hätten Sie mich als einen Tugendſpiegel der Mode gemäß verachtet, und wohl die artige Clauſul hinzugeſezt, daß das Alter in mir dergleichen Grundſäze hervorbringe, oder Sie hätten mich als eine Perſon geſchäzt, die ſich durch kein Blendwerk hinreißen ließe, von ihrer Denkungsart abzugehen. Das leztere traue ich Ihnen zu, ja ich glaube ſogar, daß es Ihrer Meynung und Ihren Hofnungen ganz entgegengehandelt war, daß ich Sie begünſtigte.

„Glauben Sie mir aber, ich würde ſelbſt bey der erſten Meynung von mir doch ungerührt geblieben ſeyn. Hatten Sie ſie nicht, ſo haben ſie doch gewiß viel andere Menſchen gehabt, und haben Sie mich bekümmert darüber geſehen? Die Handlungen, Beliwald, beſtimmen die Ruhe der Menſchen, und die meinigen haben meine Ruhe gegründet.

„Sagen Sie mir aber, ob ich jemahls, wenn ich ſchon in Heloiſens Verführung willigte, es gut geheißen habe, daß Sie ſie unternahmen, daß Sie ſie beförderten, daß Sie ſie gut hießen? —"

Beliwald ſchwieg, und die Dame bat ihn zu antworten.

„Nein, ich könte mich nicht entſinnen, hierin Beyfall von Ihnen erlangt zu haben."

„Es klingt vielleicht nach Eigenliebe, daß ich an mir billige, was ich an Ihnen tadle; allein das Verhältniß, in welchem ich ſtand, verband mich, dafür oder dawider zu wirken; das Verhältniß aber, in welchem Sie waren, verband Sie zu gar keiner Mitwirkung. Sie hatten wenigſtens für die Tugend eben ſo viel Verhältniß als für die Freundſchaft? Habe ich Recht? Bejahen oder verneinen Sie?"

„Ja, ich muß geſtehen," ſtotterte Beliwald, „bey dieſer Vergleichung. —"

„Wenn ich ſolche Vergleiche nicht hätte, wie dürft' ichs denn wagen, mit Ihnen aus dieſem Tone zu reden? — Werden Sie nicht unruhig. Ich verſpreche Ihnen, ich will Ihren Schaden nicht. Auch will ich mich verpflichten, daß unſre Unterredung ein ewiges Geheimniß unter uns Beiden bleiben ſoll.“

Beliwald ſchien heiterer durch dieſes Verſprechen zu werden.

„Mit Heloiſen ſchlug die Sache gut für Alle, nur nicht für dieſe Unglükliche aus, die zu früh ihr ſchönes Leben dahin geben mußte. —“

„Erlauben Sie mir, daß ich Sie unterbreche. Sie ſchlug, ſagen Sie, für alle Andere glüklich aus?“

„Sie meynen für den Herzog nicht? Ich verſtehe doch mich wohl auf dergleichen Einwendungen gefaßt zu machen. Doch wohl, Beliwald. Wenigſtens iſt es immer zweifelhaft, ob der Herzog den Weg wirklich gegangen wäre, den er jezt geht; zweifelhaft, ob das, was noch geſchehen wird, dann geſchehen wäre, wenn Heloiſe nicht ſtarb. Denn was noch geſchehen wird, Beliwald, iſt wichtiger, als was ſchon geſchehen iſt."

Beliwald horchte hoch auf. Gern hätte er geſagt, er glaubte Räthſel ſprechen zu hören; aber die Dame ſchien ja auf alles ſo gefaßt, daß ihm das wohl nichts geholfen haben würde.

„Bilden Sie ſich einmal aber ein," fuhr ſie fort, „daß der Herzog, wenn Sie die Sache nicht betrieben, und er keinen Beyſtand von dieſer Seite geſehn hätte, von Heloiſen abſtrahirt, daß Heloiſe noch ihr Leben behalten hätte, und der Herzog, weil ihm die erſte Liebe fehlgeſchlagen, deſto früher auf den Weg gekommen wäre, den er jezt betreten hat, da die zweyte fehlgeſchlagen?"

„Fehlgeſchlagen? Iſt denn es dem Herzoge —

„Still! — ich möchte ſonſt Ihre Wendung umkehren. Es iſt ja doch immer eine wichtige Frage, ob eine zärtliche, theilnehmende, gefühlvolle Liebe bey einem regierenden Herrn eine gute Eigenſchaft ſeyn kann, und ob ſie nicht vielmehr gerade nicht ſtatt finden ſolte. Nun iſts freylich dem Herzoge bey Karinen nicht fehlgeſchlagen, denn ich weiß es, daß er ſie ſchäzt, und weiß auch, daß ſie es verdient,

dient, von Ihm geſchätzt zu werden; allein, daß es eine ſo zärtliche Liebe ſey, wie es bey Heloiſen war, werden Sie mich doch nicht überreden wollen?"

„Nein; darin bleibt es vollkommen bey dem, was Sie ſagten."

Und Sie, mein lieber Bellwald, müſſen nun von mir hören, daß, wenn der Ausgang eine Sache rechtfertigt, ſo ſind Sie freylich gerechtfertigt, denn der Ausgang iſt hier gut. Allein, konten Sie das vorher ſehen? Waren der möglichen Fälle, daß es anders ausſchlagen konte, nicht ſo viele? Ich rechtfertige Sie alſo nicht. Ich nehme nichts von meiner Meynung zurük, daß Sie weder bey dem einen noch beym andern mahle das Recht hatten, ſo zu handeln, wie Sie handelten. Das Glük war auf Ihrer Seite. Ob der Herzog nicht nach Heloiſens Tode ganz von einer ſolchen Verbindung hätte können zurükgebracht werden, und ob Sie nicht der Mann waren, der dieſes thun konte, das iſt eine Frage, die ich wirklich gern mit Ja beantworten mögte, wenn ich nicht auch ſogar den kleinſten Schein zu vermeiden wünſchte, Ihnen Unrecht zu thun.

„Bis jezt, ſehen Sie aber doch, bin ich mit Ihren Wegen äuſerſt unzufrieden, und doch, — ſeufzend ſage ich es, Beliwald, — doch iſt noch einer Ihrer Schritte, den ich weit mehr mißbillige, deſſen ich aber auch gar nicht erwähnen, und überhaupt dieſes Geſpräch gar nicht eingeleitet haben würde, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß er bald ſeine Endſchaft erreicht hätte."

„Aber in welchem Lichte ſtehe ich denn bey Ihnen?" erwiederte Beliwald.

„Jezt immer in einem beſſern, als in welchem Sie noch vor Kurzem ſtanden. Indeſſen freut es mich, wenn Ihnen das nicht gleichgültig iſt, und ich hoffe, um ſo eher wirklichen Nuzen zu ſtiften. Vor allen Dingen, ehe ich dieſen Punkt berühre, ſag' ich, ich verlange kein Geſtändniß von Ihnen; ich ſage Ihnen blos, was ich weiß und was ich denke, und dann überlegen Sie ſich, was Sie thun wollen."

„Sie haben den Herzog in Unternehmungen verwikelt, die weiter ſich erſtrecken ſollen, als auf dieſe Welt. Wiſſen, und wußten Sie denn nicht, Beliwald, daß Regenten mit dieſer Erde ſo weit mehr verbunden ſind, als andere Menſchen, je mehr ihrer Pflichten ſind, und je mehr ſie für Andere zu ſorgen haben?"

Hier konte Bellwald ſich nicht enthalten, ſie zu unterbrechen. „Wenn Sie die Abſicht wähnen," ſagte er, „als ob ich ihn irgend von Pflichten oder Willen Gutes zu thun, oder der Menſchheit Glük zu befördern, hätte abhalten wollen, ſo irren Sie. Wenn das mein Vorſaz geweſen wäre, ſo verdiente ich Ihre ganze Verachtung."

„Wenn ich das Ihren Vorſaz geglaubt hätte," verſezte die Dame, „ſo würde ich in mir alles behalten haben, was ich Ihnen jezt geſagt habe. Aber das werden Sie mir doch zugeben, daß eines Menſchen ganzes Sinnen und Denken dazu gehört, um nur zu begreifen, was Sie, nach dem was ich davon gehört habe, lehren? Iſt dieſes alles wahr, ſo müſſen wahrhaftig nur Menſchen, die ſich der Einſamkeit gewidmet haben, in dieſe Geheimniſſe initiirt werden: nicht aber die, welche in Zerſtreuung leben müſſen, und ſchon genug zu thun haben, wenn ſie in dieſer Zerſtreuung Faſſung genug für das erreichen, was ihnen obliegt."

„Sie können Wahrheit reden, würdige Frau.“ erwiederte Belimald. „Ich ſehe nun ein, daß ich eine falſche Wahl im Gegenſtande getroffen habe. Sie dürfen nicht denken, daß ich Ihnen dieſes heuchele. Es iſt mir auf meine Seele gefallen, was Sie geſagt haben. Der Herzog war nicht der Mann, den ich hätte wählen ſollen, und ich werde —“

„Nichts von dem noch, was Sie thun werden, bis ich ausgeredet habe. Ich will Ihnen nicht ganz das Schrekbild mahlen, will nur die Oberfläche deſſelben darſtellen, was geſchehen ſeyn würde, wenn der Herzog den enthuſiaſtiſchen Leitungen gefolgt wäre, die Sie ihm gaben, wenn er Geſchmak, und ich ſage nicht ohne Nachdruk Wahrheit, in dem gefunden hätte, was Sie lehrten. Denn wenn Wahrheit darin lag, war es ihm denn nicht zu verzeihen, wenn er alles, was er hier beſaß, darum fahren ließ, wenn er, ſein Volk zu regieren, zu klein gegen Dinge hielt, die ihn in höhere Sphären führten, die ihn über irdiſches Seyn und irdiſches Handeln wegſezten?“

„Sieht

„Giebt es, mein lieber Belinald, Konnexionen mit dem Geiſterreiche, und Fürſten wollen ſie nähren, ſo überlaſſen ſie ihr Volk entweder ſich ſelbſt, oder Leuten, denen ſie es nicht anvertrauen ſolten. Verwaiſt ſteht es dann, und muß es bedauern, daß es nicht einen andern Regenten hat. Welch ein ſchrecklicher Zuſtand! Und dieſer hätte bey unſerm Herzoge ſehr leicht eintreten können, in zween Fällen eintreten können; einmahl, wenn er wirklich Wahrheit in dem geſunden hätte, was Sie ihm vortrugen, und dann, wenn Sie ihm das Blendwerk ſo lebhaft machten, daß er daran glaubte."

Belinald ſchien beleidigt zu ſeyn, und wiederholte das Wort „Blendwerk" mit einem empfindlichen Tone.

„Dieß iſt der Grund," erwiederte die Dame, „warum ich Sie gleich bat, mich nicht zu unterbrechen. Ich ſagte Ihnen deswegen, ich wolte Sie nicht beleidigen, und ich ſehe wohl, daß ich dennoch mich vertheidigen muß, weil ein Wort Sie empfindlich machen kan, welches Ihnen nicht fremd ſeyn ſolte. Eine Sache, die Ihnen ernſtlich, ſehr ernſtlich vorgetragen worden iſt, kan dennoch wohl

Blendwerk ſeyn. Ernſtlicher, als Sie ſie dem Herzoge vorgetragen haben, kan ſie Ihnen wohl nicht vorgetragen worden ſeyn, und ich verſichere Ihnen, er iſt auf dem Punkt, ſie als Blendwerk anzuſehen. Noch einmahl, ich verlange von Ihnen über nichts Vertheidigung; allein alles, was ich weiß, werde ich Ihnen doch ohne Hehl herausſagen. Was ich von allem glaube, ſag' ich Ihnen auch nicht. Abſtrahiren Sie ſich das ſelbſt.

„Von einer Seite wußte ich alles, was Sie gethan hatten, um den Herzog von Heloiſen abzuziehen, in ſo fern, als ſie ihm die Augen über dieſe Dinge öffnen ſolte. Anfangs wolten Sie ſie mit Liſt dazu bringen, daß ſie glaubte, wie er glaubte. Wie Sie Geheimniſſe wiſſen konten, wozu der Herzog ſelbſt keinen Schlüſſel zu finden vermogte, das iſt vielleicht mir kein Geheimniß. Ohne unterſuchen zu wollen, ob Sie recht und ob Sie weiſe thaten, ſich eines Mädchens dazu zu bedienen, das jeden Augenblik Sie verrathen konte, ſage ich Ihnen nur, daß mir die geheime Treppe bekant iſt, die zu Heloiſens Zimmern führte, deren Weg Ihnen, oder vielleicht Minchen nachher verſperrt wurde:

daß ich weiß, daß Heloiſen ein Schlüſſel fehlte; daß ich weiß, daß das ſchreibende Geſpenſt, welches jenes Mädchen auf Ihrem Landgute ſah, eine ſchreibende Maſchine war, die in dem von Ihrem treueſten Mitwiſſer aus Verſehen offen gelaſſenen Zimmer überraſcht wurde."

„Dieß ſind die Data, mein lieber Bellwald, welche mir für das Blendwerk zu ſeyn ſcheinen, und daß ſie die Idee davon rege machen können, werden Sie mir doch zugeſtehen?"

„Auf der andern Seite bin ich nicht unbillig genug, blos nach dieſen zu urtheilen. Der Eifer, mit welchem Sie zu Werke gegangen, die Offenheit, mit welcher manche Ihrer Operationen verbunden war, die Nachrichten, die ich von Ihren vorigen Bekantſchaften eingezogen, die Ueberzeugung, die ich habe, daß Sie noch mit ihnen in Verbindung ſtehen, dieß alles läßt mich vermuthen, daß Sie ſelbſt noch ſuchen, was Sie nicht erhielten, daß Sie ſelbſt noch wahrſcheinlich finden, es erhalten zu können, daß Ihr Glaube daran noch immer ſtark iſt.

„So ſtehen Ihre Sachen nach meiner Meynung. Stehen ſie anders, ſo habe ich Unrecht, und Sie können ruhig über das ſeyn, was ich von Ihnen denke, da es ganz ohne Bezug und Folgen bleibt. Ich will Ihre Belehrung nicht, wenn es anders iſt; denn ich glaube einmahl, Sie verbanden Blendwerk mit Ernſt, und gingen darin den alltäglichen Weg aller menſchlichen Handlungen.

„Nun Sie ein wenig aus dem Lichte Ihrer jezigen Konnexionen betrachtet, und dann ſogleich meine Nuzanwendung.

„Sie waren bißher in einer uneingeſchränkten Freyheit. Sie nahmen an nichts Antheil, was das Ganze des Landes betraf. Des Herzogs Privatangelegenheiten waren Ihr Augenmerk. Man kan nicht ſagen, daß Sie ihn von ſeinen öffentlichen Beſchäftigungen abgehalten hätten. Ich weiß das zu gewiß, daß keine ſeiner guten Handlungen durch Sie verloren gegangen iſt; ſo viel iſt aber auch gewiß, daß, wenn er mehr Eifer für Ihre Sache hätte bliken laſſen, — welches geſchehen wäre, wenn er mehr Wahrheit darin gefunden, —

ſo würden Sie nicht derjenige geweſen ſeyn, der ihn davon abgemahnt hätte.

„Jezt ſind Sie ins Mitarbeiten am Ganzen eingeweihet. Ich verlange von Ihnen keinen Bericht der Aufträge, die Ihre leztere Reiſe veranlaßten; ich verlange nicht zu wiſſen, worin die Aufträge zu einer neuen beſtehen; aber daß ich ſie, wo nicht wiſſen, Bellwald, doch gewiß muthmaßen ſollte, können Sie mir bey der Laufbahn, die ich gehabt habe, wohl zutrauen. Sie haben Ihrer Aufträge ſich ehrenvoll entledigt, das weiß ich. Sie haben einen wahren, vielfachen, ausgebreiteten Nutzen geſtiftet. Sie ſind auf dem Punkt, abermahls ein Geſchäft zu enden, welches zum Beſten der Menſchheit ausſchlagen muß. Sie werden hieraus doch wohl einen Ruf zu Ihrer Beſtimmung auf dieſer Welt nehmen. Wenn das alles, was man Ihnen bisher für Wahrheit verkauft hat, auch wirklich kein Blendwerk iſt, ſo hat man Ihnen doch wirklich für Ihr Geld oder für Ihren guten eifrigen Willen zu wenig geſagt, und die Fortſchritte, die Sie in der Kunſt gemacht haben, ſind für die Zeit, die Sie darin gearbeitet haben, ſehr klein. Aber kaum haben Sie in dem andern Fache, zu welchem Sie eigentlich beſtimmt ſind, angefangen zu handeln, ſo iſt dieſes Handeln auch ſchon ſo fruchtbringend, daß es Ihre Seele in eine köſtliche Stimmung verſezen muß.

„Welch einer glüklichen Zukunft können Sie ſich erfreuen, Belmwald, wann Sie Einen Schritt zu thun, Herz genug hätten! Noch wolt' ich nicht einmahl ſo mit Ihnen reden. Aber betrachten Sie alle die Gefährten Ihrer vorigen Beſchäftigungen! Was iſt aus dem ganzen Tillerſchen Anhange geworden? Einige Wenige ausgenommen, welche die Irrealität einſahen, ſich davon abzogen, und noch blos deswegen, weil ſie ſich ſchämen, die Larve des Geheimnißvollen annehmen, ſind die Uebrigen in der Welt umher zerſtreuet, und keiner iſt, der von der Beruhigung, mit höhern Weſen bekant zu ſeyn, ein Körnchen Ruhe für ſich hätte erlangen können. Man ſolte glauben, die höhere Würdigung hätte wenigſtens eine Art von philoſophiſcher Genügſamkeit bey ihnen hervorgebracht, nach welcher Mäßigkeit und Entſagung ihr Leben begleitete, und unädle Handlungen wären von ihren Herzen entfernt.

„Allein wie kan man noch Glauben haben, wenn man von der ſchaudernden Gewißheit überzeugt iſt, daß Einer derer, die am meiſten mitwirkten, Einer derer, die ſich noch eine gewiſſe Art von Stolz darauf zu Schulden kommen laſſen, ſich in das Fach eines Wucherers begiebt, welches ſo viel tauſend Menſchen unglüklich macht. Ich will Sie nicht weiter ins Detail von dem führen, was man mir hierüber geſagt hat.

„Nun aber, Beliwald, überlegen Sie ſich ſelbſt, ob für Sie, ſo wie Sie jezt ſtehen, eine ſolche Unterhaltung noch rathſam iſt, ob es weiſe gehandelt iſt, wenn Sie einen Augenblik vom Nüzlichen ſich entfernen, um dem Ungewiſſen nachzujagen, welches noch keinen von Ihren Bekanten glüklich gemacht hat?“

Beliwald ſprang jezt vom Stuhl auf. „O meine würdige Lehrerin,“ ſagte er, „ich ſtehe da vor Ihnen wie ein Schulknabe, der ſeine Lection nicht kan. Aber Sie haben ſie mich gelehrt. Sie haben ſo gründlich geſprochen, daß man von Sinnen ſeyn müßte, um nicht einzuſehen, Sie hatten Recht. Warum ſchwiegen Sie ſo lange gegen mich, da Sie ſolche Waffen in Händen hatten, um meiner Verblendung ein Ende zu machen?" — Die Dame unterbrach ihn:

„Uebertreiben Sie auf keiner Seite, Belmold, und beſonders vermeiden Sie das Extrem, vielleicht zu voreilig etwas zu verwerfen, was Sie vorher wenigſtens billigten. Um aber von Ihrer Verblendung, wie Sie es nennen, loszukommen, um ganz ſich dem Fache widmen zu können, in welchem Sie jezt ſo glänzend angefangen, iſt Ihnen doch auch wohl nach Ihrer Meynung ein gänzliches Zutrauen von Seiten des Herzogs ſehr nöthig.

Wie können Sie aber das erlangen, wenn Sie nicht offen mit ihm verfahren? Nehmen Sie daher den Rath einer Freundin an, die es Ihnen jezt gewiß ganz iſt, wenn ſie es Ihnen auch nicht geweſen wäre. Was ich nicht von Ihnen zu wiſſen verlange, wie weit Ihre Sache eigentlich Grund oder nicht Grund hat, das geſtehen Sie dem Herzoge. Machen Sie ihn mit den natürlichen oder unnatürlichen Mitteln bekant, die Sie angewandt haben, um ſeine Mitverblendung oder Mitüberzeugung zuwege zu bringen. Mich haben Sie ganz offenherzig geſehen, und hat ein oder das andere Sie frappirt, was ich ſagte, ſo rechnen Sie es darauf, daß ich ganz Ihnen ſo verſtändlich ſeyn wolte, wie ich in meinem Innern dachte. Aber um alles in der Welt bitte ich Sie, ſehen Sie alles das, was ich jezt in Ihr Herz geſchrieben zu haben ſcheine, nicht mit gleichgültigen Augen an. Laſſen Sie es Ihrem Herze nicht wieder entgehen. Jede verſäumte Minute könte Ihnen Schaden bringen; denn ich rede nicht wieder mit Ihnen davon, es ſey denn, daß ich überzeugt worden bin, daß Sie meine Aeußerungen benuzt haben. Um Sie auch ganz Ihrem Nachdenken zu überlaſſen, und Sie nicht der Verlegenheit auszuſezen, über dieß und jenes mir Aufklärung zu geben, die ich nicht verlange, verlaſſe ich Sie."

Erſte Finſternis.

Die in Beliwalds Seele ſich befindet.

Wirklich hatte die Dame das Zimmer verlaſſen, und Beliwald war ſich allein überlaſſen geblieben. Alles, was ſie geſagt hatte, war ihm keinesweges unwillkommen geweſen. Er befand ſich, wie wir bereits wiſſen, über das, was der Herzog ihm geſagt hatte, in einem Labyrinth, aus welchem die ganze ſchöne Predigt der Dame ihn herauszureißen ſchien, und ein Umſtand ſtürzte ihn wieder tiefer hinein, als er es vorher geweſen war.

Daß ſie ihm den nämlichen Antrag machte, den der Herzog ihm gemacht, daß ſie ihn ihm faſt mit den nämlichen Worten machte, ſchien ihm ſo ſehr eine abgeredete Sache zu ſeyn, daß, wann die Dame länger geblieben wäre, ſie ohne Zweifel eine Verlegenheit an ihm bemerkt haben müßte, die ſtärker geweſen wäre, als ſie ſich ſie vermuthet, und die ihr leicht Beliwalden aufs neue im Lichte eines Heuchlers hätte können erbliken laſſen, die folglich ihr ganzes zu ihm gefaßtes Zutrauen gehemt haben würde.

Wir können zwar Bellwalden es auch nicht verdenken, daß er ein wenig arge Gedanken faßte, da der Schein ihn dazu führte, und um ſo weniger es ihm verdenken, da er vielleicht Urſache hatte, zu glauben, man wolle nur wiſſen, wie es eigentlich mit der Sache zugegangen ſey. Wenn die Dame mit dem Herzoge wirklich über Minchen und den Schlüſſel und die Schreibemaſchine konferirt hatte, ſo war ſein Stand immer nicht gut; und hatte ſie nicht konferirt, wie könte ſie gerade die nämliche Sprache ſprechen?

Hätte er freylich gewußt, daß im Grunde Beide ſehr gleich mit einander über dieſen Punkt dächten, ohne ſich es eben zu ſagen, ſo hätte ſich auch eine gleiche Idee abſtrahiren laſſen.

In der Dame Zimmern ließ ſich indeſſen nicht überlegen, was zu thun oder zu laſſen wäre, alſo verließ er betreten die Wohnung, gieng in die ſeinige, ließ Minchen rufen, welche betheuerte, ſeit ſeiner Abreiſe nicht mit der Dame zuſammen gekommen zu ſeyn, forſchte von ſeinem treuen Bedienten auf dem Gute, und erfuhr von einer Seite nichts, von der andern nur ſo viel, daß einigemahl ein Fremder da geweſen, der das Schloß beſehen, und ſich erkundigt habe, ob keine weitern Zimmer vorhanden wären.

Dies war nun wirklich auf Anſtiften der Dame geſchehen, weil ſie gerade in dem Zeitpunkte, in welchem ſie den Herzog nicht ſo eifrig fand, an mehreren reellen Entdekungen wirken wolte, um ihn deſto beſſer zu überzeugen. Allein die Schreibemaſchine war nur Vermuthung bey ihr, ſo gewiſſe Vermuthung aber, daß ſie ſie als Wahrheit betrachtete, und ſo ihm auch vertrug.

Obgleich nun die Konnexion, die Bellwald zwiſchen dem Herzoge und der Dame glaubte, nicht ſo ſtatt fand, wie er ſie ſich dachte, daß nämlich Beide darauf es abgeſehen hatten, ein vollſtändiges Geſtändniß ſeiner Meynungen und Unternehmungen herauszubringen, dann ihm etwa die gehörigen Vorwürfe zu machen, und beſchämt ihn vor ſich ſtehen zu ſehen, ſo ſahe er doch einmahl, daß ein ander Mittel hier gewählt werden müßte, und darüber war es, daß Finſternis in ſeiner Seele ſich verbreitete.

Wie dies anfangen? Wie recht, wie am beſten wählen?

Dunkel, ja pechſchwarz, lag die Zukunft vor ihm. Helle konte nicht in ſein Herz dringen, die ihm einen Aufſchluß gegeben hätte, was für ihn zu erwarten wäre. Beynahe wäre er auf die Idee gekommen, als ob der Herzog von der Dame ſelbſt gegen ihn aufgehezt werden ſolte, und ein eiskalter Schauder lief über ſeinen Rüken, wenn er ſich das dachte. Aber von dieſer ſchwarzen Meynung kam er bald zurück. Sie ſtritt gar zu ſehr gegen den genuinen Charakter der Dame, und wenn er an Heloiſens Geſchichte zurükdachte, wie oft es ihr da ein leichtes geweſen wäre, ihn zu Grunde zu richten, ſo ärgerte er ſich über ſich ſelbſt, daß er nur einen Augenblik einen ſolchen Gedanken habe nähren können.

Sein Koncluſum fiel doch zulezt da hinaus, erſt ſo von weitem zu horchen, was der Herzog wohl zu einer offnen Entdeckung ſagen mögte, ehe man ſie wirklich unternähme. Seine Liebe war ihm noch kürzlich deutlich genug bewieſen worden, und vielleicht ließ ſich mit einer Wendung ſo viel effektuiren, daß alles liegen bliebe. Wenn man aber ja merkte, der Herzog wolle durchaus belehrt ſeyn, und könne doch kein offnes Geſtändniß ertragen, nun ſo müßte man ſich gefaßt machen, den Kopf zu Hülfe zu nehmen, die Offenherzigkeit bey Seite zu ſezen, und durch Liſt zu gewinnen, was auf keine andere Art ſich erlangen ließe.

Der Jüngere machte noch die Anmerkung, ein großer Theil der Stadt ſey darin einverſtanden geweſen, daß Belinald, wenn er auch die höchſten Aemter und Stellen erhielte, doch dieſes Steckenpferd nicht beyſeite ſetzen würde.

Erſte Aufklärung.

Welche einige Verhältniſſe des Herzogs mit Auswärtigen aufdeckt.

Es iſt aber nicht genug, daß wir von dem unſern Leſern Tradita mittheilen, was der Herzog that und begann, um im Innern ſeines Zirkels Ordnung herzuſtellen, und feſſelfrey ſich von Dingen zu machen, von denen er allerdings einſahe, ſie machten nicht ganz den rechten Effekt, welchen er erwartete. Seine weiſe Sorgfalt erſtrekte ſich auf das wichtigere Auswärtige ebenfalls, und wenn er ſchon ſo viel vor ſich gebracht, daß der Segen des gröſſern Theils ſeiner Unterthanen ihn allenthalben begleitete; wenn er ſchon durch Frieden ſchneller und ohne ſo viele Leiden glüklich geweſen war, als ſein glorreicher Vater im Kriege; ſo war ihm das doch nicht genug, ſondern er wolte, durch allgemeine Verbreitung ſeiner Grundſäze, auch allgemein wirken, und ſo ſich zu ſtellen ſuchen, daß ſein Land auch nach ſeinem Tode noch für Ueberfällen frey, im Schooſe der Ruhe, die Früchte ſeiner Bemühungen ärnten könte.

„Zu Anfange ſeiner Regierung waren verſchiedene Einrichtungen gemacht worden, die auffallend für ſo viele Verehrer des alten Regenten waren, weil ſie ſo ziemlich das Gegentheil feſtgeſezt hatten, was des alten Herzogs Wille in den Fällen geweſen war. Es wurde darüber geſchrieen, und ſelbſt der Erfolg ſchien anfangs nicht zu entſprechen. Nun aber, da Jahre vorüber waren, in denen man geglaubt hatte, dieſe Veränderungen würden den Verfall des Ganzen nach ſich ziehen, und doch nichts weiter von dieſem Verfall zu hören und zu ſehen war, ſondern vielmehr Blühte und Wohlſtand ſich erhielten, war der Herzog in den Augen der Meiſten gerechtfertiget, und die Wenigen, die ja noch ſchrieen, waren die, welche blind glaubten, das Alte ſey das Beſte.

„Natürlich brachten ſie viele Fablios zu Markte, die ihre Sache noch beſcheinigen ſolten, und Prophezeihungen aller Art, um noch einen Werth der Meynung zu geben, die ſie hatten. Bald ſolte der Schaz ausgeleeret ſeyn; bald ſolten die Einkünfte um ſo viel verringert ſeyn; bald ſolte der gemeine Mann unzufrieden ſeyn; und ſie hofften, das Beyſpiel anderer Länder des Hidalſchin ſolte wirkbar auch auf dieſes werden, Hofnungen, die ſie von dem Anſpruch auf edlen Patriotiſmus ganz ausſchloſſen.

Auch war dem nicht im geringſten ſo, wie ſie ſagten. War dem Schaze etwas entnommen, ſo war es um des allgemeinen Beſten willen geſchehen.

Was die Vermehrung deſſelben betrifft, die ſo Viele eifrig verlangten, und nothwendig hielten, ſo fand ſie nicht einmahl im Plane des alten Herzogs auf immerfortdauernde Zeiten ſtatt. Er war zu weiſe, um nicht einzuſehen, daß eine immerfortdauernde Anhäufung klingender Münze, wie er ſie angefangen, endlich erſchöpfen müſſe, und wäre es möglich geweſen, mit einer ſolchen Sicherheit die Kapitale unterzubringen, welche da waren, daß man zu jeder Zeit und Stunde wieder Gebrauch davon machen könte; ſo würde er nicht ermangelt haben, es zu thun; denn zu benutzen, was zu benutzen war, war ja ſein Hauptgrundſatz.

Allein er wußte es, daß in einem Vorrath ſolchen Metalls Furcht für ihn ſich enthielte, daß er dadurch ſelbſt Mächtigern als er mächtiger ſchien, und da Geld einmahl das Triebrad ſo vieler Effekte in der Welt, er bey Anfällen, die auf ihn gemacht würden, immer ſich damit zu helfen wiſſen würde und könne.

Er hatte aus einer vieljährigen und außerordentlichen Erfahrung es weg, daß ihn nichts mehr in allen ſeinen Unternehmen geſtört hatte, als Geldmangel, und ſehr oft hatte er ihm es zu danken, daß ſeine beſten Abſichten und Unternehmungen verloren giengen. Er wolte ſich nicht wieder dieſem Falle ausſezen, und brachte es darin auch wirklich ſo weit, als es nur ein Regent bringen kan.

Allein es war auch nur eine beſtimte Summe, die er voll machen wolte, und von welcher man vermuthet, es ſey der Endzwek noch vor ſeinem Tode erreicht worden, obgleich man nicht mit Gewißheit ſagen kan, wie hoch dieſer eiſerne Beſtand ſich belaufen habe. Ferner aber ihn noch zu vermehren, war ſeine Abſicht gar nicht, und ſelbſt die Dinge, die nach ſeinem Tode verfielen, und wodurch die Maſſen geſchwächt wurden, die er zuſammengebracht, würde er ſicher auch auf eine ſolche Art behandelt haben, wenn er ſie erlebt hätte. Er würde die nothwendigen Koſten dazu ſicher aus eben dieſer Quelle genommen haben, und es iſt immer noch nicht ausgemacht, ob er nicht eben ſo großmüthig, wie der regierende Herzog, keinen Erſaz derſelben verlangt hätte. Denn Umſtände verändern doch die Sache. Geſezt aber auch, er hätte ſicher ſich erſezen laſſen, was zu dieſem Behuf aus ſeinem eiſernen Beſtande genommen worden; ſo war er und ſein Nachfolger immer nicht eine Perſon, und was einem alten gefürchteten Helden anſtand, ſtand darum einem jungen Regenten, der ſich beliebt zu machen ſuchen mußte, nicht eben ſo ſehr an.

„Der alte Herzog hatte nicht ſelten den Vorwurf der Unbilligkeit hören müſſen, und der Schein war oft wider ihn, blieb auch bey den Menſchen wider ihn, die die Nothwendigkeit nicht mit zur Billigkeit zählten. Er konte vielleicht nicht einmahl von ſeinen Grundſäzen abgehen, ohne ſich zu ſchaden, aber er wolte gewiß nicht, daß ſein Nachfolger die nämlichen Grundſäze hegen ſolte, denn Veränderung und Konvenienz waren ihm nicht unbekant.

„So lange er lebte, hatte er auch nicht zu fürchten, daß dergleichen geſchehen würde, wie nach ſeinem Tode geſchah. Wenn es geſchah, mußte auch er zu andern Maaßregeln greifen, als wozu ſein Nachfolger griff. Dieß alles zuſammengenommen, ſieht man wohl ein, daß das voreilige Urtheil der Tadler hier übel angebracht war, und daß der Herzog, wenn er es billig und gut hielt, Summen zu rechter Zeit aufzuopfern, beſſer that, er folgte dieſem

ſem Inſtinkt, als daß er bey den Grundſäzen des Vaters blieb.

„Auch ſind wir feſt überzeugt, daß, wenn der alte Herzog, der ſo richtig über den ganzen Hidalſchin urtheilte, jezt ſehen kan, wie ſein Werk noch feſt und unerſchütterlich ſteht, er eine Freude darüber haben muß.

„Er prophezeihete viel für gewiſſe Länder des Hidalſchin, welches auch richtig eintraf, und er zitterte nicht und konte nicht zittern, daß auf ſeine Länder dieſes Einfluß haben mögte. Wenn in andern Ländern gerechte Klagen den gemeinen Mann in Unruhe brachten; wenn man ſich über die drükenden Laſten rechtmäßig zu beſchweren hatte, die nicht der Landesherr, ſondern Unterbeamte, die von ihm eingeſezt waren, verübten: ſo war das bey ihm nicht der Fall, denn er wußte alles was geſchah, er bekümmerte ſich um alles, er ließ ſeinen Unterbeamten nicht die Gewalt dieſes zu verüben."

„Wirklich waren im Hidalſchin erſchütternde Auftritte vorgefallen," fiel der jüngere Traditor dem ältern in die Rede, der bisher erzählt hatte, „und der Geberſcher Menge hatten alle ſo viel

Ueberblik, daß ſie einſahen, da, wo ſie verfielen, mußten ſie geſchehen. Edel und menſchlich verhielten ſich Alle dabey. Alle kanten ihre Rechte, die die Unterthanen ſelbſt ihnen in die Hände gegeben, und alſo auch dabey ſie ſelbſt zu ſchüzen verpflichtet waren. Alle aber kanten auch die Rechte, die die Unterthanen an ſie zu fordern hatten, und ſahen, daß dort dieſe gekränkt waren. Sie wolten nicht mit ihrer Gewalt dem beyſtehen, der gleichen Rang mit ihnen hatte, ſondern ſie wolten ihn mit denen rechten laſſen, mit denen er ſich verſöhnen muſte, wenn Land und Unterthanen glüklich werden ſolten.

„Es war eine Epoche im Hidalſchin, die verewigt zu werden verdient, die ins güldne Zeitalter der Jahrbücher geſchrieben werden muß, die noch nicht auf dieſem Planeten erhört worden war. So viele mächtige, ſelbſt mit dem Regenten des unglüklich unruhigen Landes verwandte Herſcher blieben ſtill, der Menſchheit zu Ehren. Segen und Gedeihen über dieſen Zeitpunkt. Er prophezeihet eine Glükſeligkeit ohne Gleichen.

„Staunen ergriff freylich alle die, die der Meynung waren, mit Feuer und Schwert müßten Herſcher rächen das Unrecht, an einem ihres Gleichen begangen. Nein! ſanft erwarteten ſie, wie Herſcher und Unterthan ſich mit einander behandeln würden. Aufmerkſam blikten ſie darauf, daß Mißbräuche mit der Macht, die die Beherſcher Andern in die Hände gegeben, zulezt Schwerter der Unterthanen gegen ihre Beherſcher würden."

„Gerade über dieſes, worüber Alle nachdenken ſolten, dachte niemand nach. Gerade dieſes, das Bemerkenswertheſte bey dem ganzen Vorfall, entſchlüpfte den Bemerkern. Sie hielten ſich an die blutigen Auftritte, an die Spaſereyen, an die Wizeleyen, die dabey vorfielen, an die Schlüſſe derer, die darüber falſch oder recht urtheilten, an die Syſteme, die man entwarf, an die Muthmaſſungen, die man vorbrachte, an die Lügen, die man erfand.

„Und das Große, das einzig Große dabey, das Wichtige, was Jedem in die Augen fallen ſolte, überſah man kurzſichtig. In zwey Theile theilten ſich die Partheyen. Die Einen behaupteten, es wäre Feigheit und Furcht, daß man nicht im Allgemeinen die Rechte von ſeinesgleichen zu vertheidigen ſuchte; die Andern ſuchten andere Abſichten darunter, und ſtimmeten wohl auf eine Theilung des zerrütteten Landes.

„Und was es eigentlich war — Biederſinn der Fürſten — das wolte Niemand ſehen. Wahre ächte Liebe zur Ordnung, die da machte, daß in dem Lande, wo Unordnung wirklich eingeriſſen war, ſelbſt durch Hülfe der Individuen ſie wieder entſtehen ſolte, wenn ſie auf keine andere Art entſtehen könte, das war es, was die Hände der Fürſten zurükhielt. Dieſen Herſcher-Sinn ſolten alle Menſchen ſegnen, denn ſelten war er ſo allgemein da, als er es jezt in unſerer Epoche iſt. Es iſt der Geiſt, der ſo lange fortarbeiten wird, bis mehrere Verhältniſſe unter den Menſchen hervorgebracht ſind, die jezt nicht beſtehen, und doch beſtehen müſſen, wenn die Menſchheit auf ihre gehörige Stufe kommen ſoll. Es iſt der Geiſt, der den Unterthanen wieder Liebe gegen ihre Herſcher einflößt, die wenigſtens bey Vielen verloren gegangen war. Es iſt die ſchöne Eigenſchaft der Fürſten, einzuſehen, ihre Unterthanen hätten auch an ihnen Forderungen.“

„Kurz,“ ſagte der ältere Traditor, der jezt eben ſo enthuſiaſtiſch wie der jüngere ward, „es iſt eine Epoche, die dem Menſchengeſchlechte ewige Zufriedenheit verſpricht, die tauſend vorhergegangene Jahre an Glükſeligkeit überwiegt. Auch gab es welche, die das einſahen, und ein Greis ſagte: Traun, meine Freunde und Nächſten, die Zeit der Erlöſung iſt erſchienen, nicht vom Joche, was unſre Fürſten uns etwa aufgelegt, — nein, ihre Liebe iſt uns gewiß, und immer bey uns geweſen — ſondern von den Feſſeln, mit welchen ihre Beamten uns umſchloſſen hielten, ſie, denen die Herſcher eine Macht anvertrauten, um ſich der zum Nuzen eines Jeden zu bedienen, die ſie aber mehr zum Schaden eines Jeden anwendeten.

„Man glaube ja nicht, daß es nicht gründliche Wahrheit iſt, die wir hier ſchreiben. Man denke nicht, daß es blos geſagt iſt, um Fürſten zu vertheidigen, oder beſſere Begriffe von ihnen hervorzubringen, als ſie wirklich verdienten, oder als ob es ein Trugſchluß wäre, den man als eine Muth-

maſmäßung zum Vorſchein gebracht. Wir wiſſen es gewiß, daß ſie ſo dachten, wir wiſſen, daß in den geheimen Unterhandlungen, die denn doch manchen bekant werden, der erſte Grundſaz war, alles zum Beſten des Allgemeinen anzuwenden, vom allgemeinen Krieg und Verderben wo möglich abzulaſſen, und es dahin zu bringen, daß nie wieder Uneinigkeit entſtehe, und Friede den Menſchen ein ewiger Begleiter ſey.

„Es iſt gar nicht zu zweifeln, daß die Denkensart unſers Herzogs ſehr dazu beygetragen habe, daß dieſe Grundſäze allgemeiner wurden. Zween ſeiner Nachbarn waren an und für ſich ſchon geneigt dazu, und rechts und links richtete man ſich ſchon nach ihm, und folgte ſeinen Fußtapfen. Auch ward er allenthalben verehrt, und dazu hatte Beliwald nicht wenig beygetragen. Denn eben dieſes war der Endzwek ſeiner bisherigen Reiſen geweſen, die er an alle Orte umher gemacht hatte, um ſeines Herzogs Denkensart zu entziffern, und zu hören, ob ſie Eingang fände. Sein angenehmer Vortrag und ſeine überredende Beredſamkeit hatten den Charakter des Herzogs nach Würden und in ſeinem vollen

Glanze geſchildert, und gern war man ihm beygetreten.

„Nur eine einzige Perſon war, die unter der Herſcher Zahl nicht begreifen konte, wie Herſcher es gelaſſen anſehen konten, daß einer ihresgleichen mit denen, die ihm Gehorſam geſchworen, in offenbarer Fehde lebte, und wenn dieſe Perſon eher ſich mit in das Bündniß vereinigt hätte, welches alle bis auf ſie unter einander ſchloſſen, ſo wäre die Glükſeligkeit, die dem Hidalſchin bevorſteht, eher allgemein geworden, als ſie es werden zu können jezt den Anſchein giebt.

„Dahin ſolte die neue Reiſe gehen, die Beliwald zu unternehmen beſtimt war. Dort ſolte er nun die Ueberredungskunſt, die er allenthalben ſo glüklich angewendet hatte, auch anwenden, und wenn ihm das gelang, ſo hatte er für ſich und auch für ſeinen Herzog alles gewonnen. Dieſes Unternehmen war aber noch nicht geendet, als wir den Hidalſchin verließen."

„Indeſſen," hub der jüngere Traditor an, „war der Herzog für ſeine Perſon ſelbſt auch nicht müßig geweſen, und hatte es bey der durch Beliwald gemachmachten Bekantſchaft nicht bewenden laſſen. Er wolte ſelbſt ſehen, ob der Geiſt, den er zu verbreiten geſucht hatte, wirkſam geweſen, und es wurden daher perſönliche Zuſammenkünfte verabredet, die dann auch zu Stande kamen, Zuſammenkünfte, von denen die Welt mit Recht urtheilte, ſie würden zum Wohl der Menſchheit ausſchlagen.

„Die zween oben erwähnten Nachbarn des Herzogs machten mit ihm vereint eine furchtbare Macht aus, und es kam wirklich eine Vereinigung zu Stande, auf welche die Welt im Hidalſchin vor wenig Jahren noch weder gerechnet hatte, noch ſie zu hoffen einmahl wagen dürfen.

„Politiſche Köpfe ſezten ſich nun freylich darüber ſehr in Wallung, und behaupteten, es ſey dieſes nur eine Scheinfreundſchaft, die unmöglich lange dauern könte. Sie wolten aus Gründen beweiſen, daß das Gleichgewicht im Hidalſchin litte, und leiden müſte, wenn dieſe Vereinigung bliebe: daß zween dieſer drey Vereinigten in Einer Schale nicht ziehen könten, ſondern daß ſie ſchlechterdings gegen einander ſeyn, und den beiden Hauptparteyen an der Spize ſtehen müſten, die das Ganze formirte.

„Sie giengen ſo weit, behaupten zu wollen, daß dieſes ganze Bündniß nur gemacht wäre, um von allen Seiten; Einer von dem Andern etwas herauszubringen, dann es ſo zu benuzen, daß daraus ein Vortheil für ſie entſtände. Allein, wie weit fehlten ſie, daß ſie glauben konten, Denkensarten, wie die dieſer Fürſten, könten dergleichen zu ihrem Zwek nehmen! Und wenn ſie auch Miniſtern die Schuld gäben, und ſagen wolten, dieſe hätten das ſo eingeleitet, ſo müßten ſie doch den Fürſten ſelbſt die Aufmerkſamkeit auf ihre Geſchäfte abſprechen, und denken, ſie bekümmerten ſich nicht um das, was Jene thäten.

„Gewiß war der Herzog derjenige, der beym Antritt ſeiner Regierung Allen, die ihm gleich waren, ſehen ließ, daß er der Aufrichtigkeit in allem zugethan war, und Politik nur ſo weit cultivirte, als ſie nothwendig war. Deswegen ſtand er auch an allen übrigen Höfen in dem ſchönſten Rufe dieſer Aufrichtigkeit, und Alle verfuhren gegen ihn wieder ſo. Daher die allgemeine Einigkeit zum Frieden."

Zweyte Finſternis.

Der Glaube ſoll ein vortreflich Ding ſeyn?

Wir haben uns ſeit langer, ſehr langer Zeit von den Progreſſen entfernt, welche der Meynungsrichter gemacht. Sie waren verſchiedentlich, und wir werden verſchiedentlich davon zu reden Gelegenheit haben. Er trieb im Stillen ſeine Projekte auf die Aufrechthaltung der alten Meynungen fort, und im Stillen wurde ihm dann auch von manchen Seiten entgegengearbeitet. Ein Beyſpiel iſt zu auffallend und merkwürdig, als daß es nicht die Traditoren beſonders hätten vertragen ſollen.

Sie verwieſen uns auf ein ſchon vor Zeiten von ihnen erhaltenes Traditum, welches wir auch unſern Leſern in der achten Finſternis des zweyten Bandes dieſer dreyerley Wirkungen mitgetheilt haben, und welches den neueingeführten Schreib- und Preßplan betrifft. Wir ſagten unſern Leſern in der darauf folgenden Aufklärung, daß es viele Konfuſion gemacht habe, und laute Klagen darüber entſtanden wären.

waren. Indeſſen wurde das alles ſo wieder beygelegt; die da litten, litten und trugen ſo gut ſie konten, um nur nicht in noch größere Weitläufigkeiten verwikelt zu werden. Der Meynungsrichter that, wenn es ihm beliebte, was ihm beliebte, und dieſes ſein Belieben ließ man ſich gefallen, theils weil er als Meynungsrichter ſo ziemlich das Recht hatte, zu thun, was ihm beliebte, theils, weil man ſich fürchtete, ihm zu widerſprechen, da er ziemlich den Deſpoten-Ton annahm.

Allein, ſo wie der Krug ſo lange zu Waſſer geht, bis er den Henkel verliert, ſo wurde auch dem Meynungsrichter zulezt einmahl ein Querſtrich gemacht, um deſſen willen er ſich die Finger weidlich zerbiß, und deſſen Ende, ſo wie das Ende vieler Dinge in dieſer Erdenwelt, noch nicht abzuſehen iſt.

Man kan ſichs an den Fingern abzählen, daß die Neuerungen, deren in der achten Finſternis des vorigen Abſchnitts Erwähnung geſchieht, und die eigentlich das Schlechtaltwerdende des Neuguten befördern ſolten, im Kopfe des Meynungsrichters ausgeheckt waren, und wenn wir ſchon oben geſagt haben, daß nicht allerdings ihm Projekt und Ausarbeitung des Auszugs der Meynungen für die Jugend zukomme, ſo hatte er doch gewiß ſeinen Antheil daran.

Vieles von dem, was er that, und wovon er fürchtete, er könne es vielleicht nicht ganz vertheidigen, ſteckte er hinter Andere, und brauchte — wir wollen nicht ſagen, unerlaubte — Stichblätter, ſondern vielleicht erlaubte, aber doch immer Stichblätter, damit ihn die Ausfälle, welche man auf ſeine Unrechtmäßigkeiten machte, nicht treffen ſollten. Er hatte es ſo mit dem Lumine mundi und auch mit jenem Spekulanten gemacht, deſſen wir erwähnt haben. Er hatte den Mantel der Liebe mit zu Hülfe genommen, und dem Lumini mundi beſonders zu der Zeit der Noth beygeſtanden, damit er auf einer Seite ſich wenigſtens für fernern Ausfällen ſicherte. Am Spekulanten war ſeine Rache freylich ein wenig grauſam geweſen, indeſſen, nachdem die erſte Wuth gekühlt, und er ein bißchen zu ſich gekommen, war er auch weiſe genug geweſen, ſelbſt zur Verbeſſerung deſſen beyzutragen, was er ſchlimm gemacht hatte, und war vorſichtig genug geweſen, der Sache den Anſtrich eines Mißverſtändwiſſes zu geben, welches den Spekulanten zwar auf freyen Fuß, doch aber nicht zum Erſaz für langen Verluſt der Freyheit brachte.

Wir haben ſchon aus verſchiedenen den Schluß ziehen können, daß der Meynungerichter ein jäher Mann war, der, was er that, auf den erſten Blik ausführte, und nicht die Folgen gehörig überlegte. Einestheils freylich trug auch wohl das mit dazu bey, daß er, wenn man etwas unternahm, was er wohl zu hindern gemeynt ſeyn könte, auch nicht ein Wörtchen davon erfuhr, ſondern man mit der äuſſerſten Behutſamkeit zu Werke gieng, um ihm das Geheimniß bis auf den lezten Augenblik zu verbergen. Daher kam es, daß der Meynungsrichter auch im eigentlichen Verſtande nicht auf Roſen gieng, ſondern ziemlich mit Dornen beſäet war ſeine Bahn. Sey es Eigenſinn oder Ueberzeugung geweſen, daß er ſo handelte, genug, wenn er anders gehandelt hätte, hätte er vergnügter, mit weniger Neid und weniger Gegenparten leben können.

Wenn nun ein dergleichen Geheimniß vor ſeine Ohren kam, von welchem er überzeugt war, es thäte ihm Schaden, ſo wurden die ſchnellſten Maasregeln

regeln und der ſchnellſte Entſchluß ergriffen, um die Sache zu redreſſiren, ohne Rükſicht auf Folgen, auf Lächerlichwerden, auf Ungerechtigkeit. Da war es, wo man allenfalls ſeiner Macht es zutrauete, daß ſie alles dämpfen könne, wenn man auch ſonſt mit dieſer Macht eben nicht zu ſpielen ſich getrauete.

Es war von dem Aufzuge der Meynungen, welcher unterdrükt worden war, dem Meynungsrichter der Kopf noch ſo voll, daß er wenigſtens ein anderes Ding im Allgemeinen zum Vorſchein bringen wolte, oder vorzubringen Andre inſtigirte, und dies ein Handbuch der Meynungen nante. Es wurde unter den hellern Köpfen bekant, daß ein ſolches Handbuch geſchrieben, und dann eingeführt werden ſollte, und zugleich erſchien auch eine Vertheidigung eines ſolchen Handbuchs, von welcher man ſtarke Urſach zu glauben hatte, ſie rühre von der Partey des Meynungsrichters her, oder habe wenigſtens den anonymen Grund in einem ſeiner Freunde.

Ein heller Kopf aber übernahm es, dieſes erſchienene Vertheidigungsbuch für die Handbücher der Meynungen zu widerlegen, und bewies ziemlich deutlich, und ſchlicht menſchenverſtändlich, daß es eben nicht ſehr nüzlich ſey, ein ſolches Handbuch herauszugeben, ſondern daß es wohl ungezwungenere Meynungsfreyheit verriethe, wenn, ſolte es auch herausgegeben werden, es wenigſtens nicht eingeführt, und als zu befolgen, betrachtet würde.

Dieſes alles war mit vieler Beſcheidenheit und guten Gründen aus einander geſezt, und der Verfaſſer, der ſich in der Reſidenz ſelbſt aufhielt, übergab demnach das Werk an die Behörde zur Reviſion. Es kam von der Behörde abermals an einen hellen Kopf, und dieſer ermangelte nicht ſeine Stimme ſo zu geben, daß er nichts anſtößiges in dem Werke fände, weswegen das Reviſionsſiegel ihm verweigert werden könne.

Der Spekulant, der die Vervielfältigung und weitere Ausbreitung deſſelben übernahm, war alſo von allen Seiten gedekt, und ſäumte daher nicht, raſch zu Werke zu gehen, kündigte auch bald darauf dieſe Widerlegung jenes Buchs an.

Dem Meynungsrichter konte dieſe Ankündigung nicht entgehen. Das Werk ſelbſt wurde von ihm gefordert, er erhielt es, und mit Zittern nahm er es ſchon in die Hand. Das Zwangsſyſtem ſowohl als der Auſzug der Meynungen für die Jugend hatten dem Uebergewicht des allgemeinen Rufs dawider weichen müſſen, und nun ſolte auch ſeinem lieben projektirten Handbuche es ſo ergehen.

Heiß und eingenommen ſchon gegen alles, was in dem Werke etwa halbweges zweydeutig ſeyn könte, ſah er mit Rieſenaugen jeden Angriff, der noch ſo entfernt vorfiel, und wenn ſchon lauter Allgemeinheiten vorkamen, die ſchlechterdings keinen Bezug auf das, was er wolte, hatten, ſo warf er doch Beides in Eins zuſammen, bezüchtigte den Verfaſſer der tadelnswertheſten Geſinnungen, und ließ in der erſten Hize auch gleich einen Befehl an den Spekulanten mit dem Verbot ausfertigen, bey namhafter Strafe nicht ein einziges dieſer vervielfältigten Produktgen ins Publikum ausgehen zu laſſen.

Der Spekulant höchlich verwundert, daß bey ſeiner gerechten Sache er dergleichen Befehle unterliegen ſolte, kam mit einer Beſchwerde zum Vorſchein, und bat, einen ſolchen ihm ſchädlichen und ſeinem Beutel verderblichen Befehl zurükzunehmen.

Dieſes war aber keinesweges die Meynung des Meynungsrichters, ſondern es kam vielmehr ein neuer Befehl, nach welchem er nicht allein unausbleiblich dabey beharrete, daß der Spekulant keins der Produktgen verkaufen ſolte, ſondern es wurden auch die Gründe angegeben, daß es ein reviſionswidriges Buch ſey, weil es gegen die Veranſtaltungen lieſe, die ſchon gemacht worden wären, ein ſolches Handbuch, welches nächſtens erſcheinen würde, einzuführen, weil es ſtrafbare Gegenmeynungen gegen die Meynungen des Herzogs enthalte, und endlich war der Zuſaz hinzugefügt, daß ſich der Spekulant an den Verkäufer des Produkts und den Reviſor deſſelben mit ſeiner Schadloshaltung zu halten habe.

Nun denkt einmal, lieben Leſer unſers Büchleins, denkt einmal, welch eine Wendung der Rechtsſtreit nahm?

Der Spekulant dachte, ein Meynungsrichter, der von allem wiſſen müßte, was ſeines Amts ſey, könne unmöglich einen Befehl ausgeben, der nicht ein Recht enthielte, und da er nicht ſo weiſe war, ob er gleich ſonſt eben nicht dumm war, und außer ſchlichtem Menſchenverſtande auch ziemlich viel philoſophiſchen Geiſtes hatte, daß er das Recht- oder

Nichtrechtſeyn der Reviſion beurtheilen konnte, ſo freute er ſich, in ſeinem Unglük wenigſtens ſeines Schadens Erſaz zu wiſſen, war auch mit Wenigem zufrieden, und fertigte ihnen ſo viel möglichſt billige Berechnungen deſſelben zu; da aber Beide ſich weigerten, ohne Form Rechtens ihn zu befriedigen, ſo ſahe er ſich genöthigt, gegen ſie klagbar zu werden.

Freylich war aber hier der Meynungsrichter nicht derjenige, welcher zu richten hatte, denn ſonſt würde er bald ſeinen Befehl ins Werk zu ſezen geſucht haben, ſondern die Streitſache gehörte für ein ganz anderes Kollegium, welches, wie man ſagte, aus lauter hellen Köpfen beſtand, und von welchen man ganz andre Sprüche als des Meynungsrichters Befehl, zu erwarten haben ſolte.

Für den guten Spekulanten deſto übler. Dem wäre es freylich beſſer geweſen, wenn er den Meynungsrichter wieder zum Urtheilsſprecher gehabt hätte; angſt aber war ihm indeſſen doch nicht, denn wer hätte nicht auf des Meynungsrichters, des mächtigen Mannes, Wort bauen ſollen?

Freylich erfolgte gleich ein kleiner Schrekſchuß. Denn es wurde dem Spekulanten die Klage gegen den Verkäufer des Produkts gerade zurückgewieſen, und er nur an den Reviſor ſich zu halten zurechtgewieſen.

Dies geſchahe. Der Rechtsfreund, welcher des Spekulanten Sache führte, hatte noch zugleich den Vorſchlag gethan, den Meynungsrichter ſelbſt mit hineinzuführen, und dieſer Vorſchlag hatte dem Spekulanten zu allererſt die Augen darüber geöffnet, daß er wohl Unrecht behalten könne. Nicht ohne Gemüthsunruhe war er geneigt in ſeines Rechtsfreundes Meynung zu willigen. Aber auch dieſe Hoffnung, ſich zu retten, ward ihm zu Waſſer gemacht, denn der Punkt, den Meynungsrichter mit zu verklagen, blieb ganz verworfen, und durfte ſeiner nicht weiter erwähnt werden.

Da wir in der folgenden Aufklärung hierüber, warum und warum nicht, die Eröfnung oder wenigſtens die Unterſuchung beyfügen wollen, ſo gehen wir jezt in der Geſchichtserzählung fort, um unſers Spekulanten Schikſal inne zu werden.

Nun fochten der Reviſor und der Spekulant mit einander. Aber freylich fochten ſie auf eine ſehr

feine

ſeine Art, ſo daß — doch dies bleibt bis zur Aufklärung.

Der Reviſor, ein Mann, dem man außer dem allgemeinen Menſchenverſtande, und dem richtigen Geiſte, der Vollkommenheit in ſeinen Wiſſenſchaften, auch noch den rechtſchaffenſten Charakter beylegte, hatte ſich ſehr durch die Zumuthung beleidigt gefunden, die man ihm gemacht, für eine ſehr gerechte Reviſion den Schaden eines Andern erſezen zu ſollen. Er bewies in einer weitläuftigen Deduktion, daß er nach dem beſten Wiſſen und Pflichten eines Reviſors dieſes kleine Widerlegungsprodukt geleſen, und er habe gefunden, daß nach den ſtrengſten Auslegungen des Schreibeplans, er dieſes Produkt der Reviſion habe müſſen paſſiren laſſen, wenn er ſich nicht ſelbſt für einen am Menſchenverſtande leidenden Mann hätte halten ſollen. Denn es ſey nichts weniger als unerlaubt, ſelbſt nach den Geſezen nicht unerlaubt, daß man wider eine neu zu ergehende Verordnung beſcheidene Einwendungen machte, und wenn der Verfaſſer dieſes auch gethan, welches er doch nicht gethan, ſo würde er ſich doch nicht haben entbrechen können, ſeine Bewilligung zuzurechnen. Es hieße keineswegs, wie der Meynungsrichter behaupten wollte, vorgeſezte Veränderungen und Einführungen verſpotten, wenn man die Fehler, die damit verbunden wären, oder die üblen Folgen, die daraus entſtehen könnten, aufdekte, ſondern es hieße dieſes Beſſerungen noch hineinzulegen wünſchen, und da der Verfaſſer die Beſcheidenheit ſo weit getrieben, daß er alles aufs Allgemeine, und nichts auf beſondere Fälle bezogen, ſo habe er der Reviſor erachtet, daß das Buch nicht allein ein durchzugehendes, ſondern ſogar ſeiner Meynung nach, ein anzuempfehlendes ſey. Er führe dieſes aber jezt blos deßwegen an, weil er ſich auf jeden Fall rechtfertigen wollte, wenn der Supplikant die nicht richtige Reviſion zum Klagpunkte nähme, welches er bis jezt nicht gethan, ſondern den Klagpunkt nur aus des Meynungsrichters Befehl, er ſolle die Koſten erſtatten, hergeleitet, worauf er zu antworten ſich nicht entbrechen könne, daß er es ſonderbar finde, daß ein ſolcher eigenmächtiger Befehl einen Grund zu einer Klage ausmachen ſollte, da kein Geſez dieſes behaupte, und wahrſcheinlich nach den Geſezen doch gerichtet werde.

Der Spekulant hingegen hatte nebſt ſeinem Rechtsfreunde auch ſeine eigne Art zu demonſtriren, und ſagte, der Fehler läge immer in einem von den Beiden, entweder im Reviſor oder in dem, der das Verbot zum Verkauf gegeben. Denn habe der Reviſor einem Produkte die Reviſion ertheilt, welches dieſelbe nicht verdiene, ſo habe er Unrecht. Habe aber der Meynungsrichter ein Buch verboten, welches die Reviſion paſſiren könte, ſo habe er Unrecht, und wenn ſchon er mit ſeinem Geſuch den Meynungsrichter zu belangen, abgewieſen worden, ſo ſey doch deswegen er willens, hiermit alle ſeine Rechte auf die zu fordernde Schadloshaltung von demſelben in ſalvo zu behalten, und bäte, dieſe ſeine Proteſtation anzunehmen. Was aber ſein Recht beträfe, ſo halte er es für unveränderlich dadurch gegründet, daß der Meynungsrichter, der doch dieſen Sachen gewachſen ſeyn, und ſie verſtehen müſſe, geſagt, daß der Reviſor ſich gröblich geirrt, und deshalb auch eine derbe Naſe mit der Verwarnung, ein andermal ſich für Strafe zu hüten, an den Oberreviſor gelanget ſey. Nun aber könne dieſes doch nicht ſo dreiſt, beſonders in puncto der Naſe geſchehen, wenn nicht wirkliche Gründe dazu vorhanden geweſen, folglich ſey der Reviſor durch dieſen gewiß hinreichend durchdachten Befehl an und für ſich in der Schuld, ohne weiteres, er möge nun glauben, er habe Schuld oder nicht. Der Glaube ſey ein vortrefliches Ding, aber Nichtglauben ſchüze doch nicht für Strafe; es ſey in einer andern Sache ja ſelbſt der Ausdruk gebraucht, er möge es glauben oder nicht, daß er ſchuldig ſey, ſo müſſe er ſich der Strafe unterwerfen.

Es waren noch einige andere Unterſuchungen und Fragen hinzugefügt, deren Beantwortung aber des erſtern Beantwortung beſtimmt hätte.

Da nun dieſe aber nicht ſo beantwortet wurde, wie der Spekulant es erwartet hatte, ſo fiel auch jenes weg.

Denn troz dem Befehl des Meynungsrichters erkante das hohe Kollegium dennoch den Reviſor nicht allein für ganz unſchuldig, ſondern behauptete auch, daß er Dank dafür verdiene, daß er ſich der guten Sache ſo eifrig angenommen habe, und dagegen wurde dem Spekulanten außer dem Verluſt des Rechtshandels auch noch der Erſaz aller aufgelaulaufenen Unkoſten zuerkannt, und anſtatt zu erhalten, mußte er geben, für ihn ein bitteres Qui pro quo.

Zweyte Aufklärung.

Iſt es gut, Prozeſſe aufzuklären?

Aber freylich fochten ſie auf eine ſehr feine Art, ſo daß —

Wenn unſere Leſer ein paar Seiten in der zulezt abgehandelten Finſterniß zurükgehen wollten, ſo werden ſie den hier eingerükten Gedankenſtrich bereits dort finden, und wir ſind über denſelben dem Publikum, welches uns lieſt, allerdings Rechtfertigung ſchuldig.

Sie fochten alſo auf eine ſehr feine Art, ſo daß es faſt das Anſehen hatte, als ob ihr Streit pari paſſu gienge, und keinesweges wider einander ſie ihre Bolzen gerichtet hätten.

Ja, ſogar auch die Urtheilsſprecher ſchienen in gewiſſen Dingen ſo ſehr mit ihnen zu harmoniren, daß man in der Verlegenheit oder in der Beruhigung ſich befinden konnte, dieſes für ein trinum in uno perfecto zu halten.

Der Kläger hatte ſeine Gerechtſame auf das allerdeutlichſte dargeſtellt, ſeine Koſten und ſein Schade waren erwieſen. Die Unſchuld ſeiner ſelbſt war aufs allerdeutlichſte dargethan. Denn wie konnte einem Spekulanten, dem es erlaubt, nach den Geſetzen erlaubt iſt, jedes revidirte Produkt vervielfältigen und ins Publikum ausgehen zu laſſen, wie konte ihm, der ſeine Pflicht in Allem gethan, eine Entſchädigung abgeſchlagen werden?

Wie konte dem Verfaſſer und dem Reviſor Recht geſprochen, und der Spekulant verdammt werden? Nichts war ausgemachter nach entſchiedner Sache, als alle drey hatten Recht.

Der Verfaſſer des Produkts hatte, vermöge der für ſich angeführten Geſetze, und vermöge der vor dem Reviſor gegebenen Gründe Recht. Der Reviſor hatte die Sentenz eines ganzen erleuchteten und erhabenen Kollegii vor ſich, und weil dieſe Beide Recht hatten, ſo hatte auch der Verleger, oder der Spekulant, das alleräußerſte Recht; denn ſo wie

Verfaſſer und Reviſor ihre Schuldigkeit gethan hatten, und von allem Unrecht freygeſprochen waren, ſo hätte er wie in Abrahams Schooſe ſizen, und ruhig die Früchte der Arbeit genieſſen ſollen, welche Andere bereiteten, um Kaſſe und Bäuchlein ihm zu füllen.

Aber hier ſah es um beide mager aus. Das Buch, welches der Verfaſſer mit Genehmigung geſchrieben, und der Reviſor mit Genehmigung revidirt hatte, wurde ihm zu verkaufen verboten, und er ſahe ſeinen Beutel leer, und was dem Bäuchlein auch nicht etwa durch Mangel der Nahrung abgieng, das ſchlug ihm doch durch Aergerniß über eine ſo unerwartete Verdammung vom Fleiſche — wenn anders, wie wir oben geſagt haben, hier nicht etwa cauſa communis war, und man ſchon im voraus, wie es den Anſchein hatte, und der Erfolg hernach bewies, darauf bedacht war, dem Spekulanten einen andern Ausweg zu verſchaffen, um — ja um den Meynungsrichter ſich nicht gar zu ſehr zum Feinde zu machen.

Dem Herzoge würde vielleicht, wäre ihm der Kaſus ſo in terminis vorgelegt worden, wie er hier vor uns ſteht, die Billigkeit in die Augen geleuchtet haben, daß der Spekulant ſeine Entſchädigung haben müſſe, komme ſie auch woher ſie wolle, und alſo iſt nichts von demjenigen, was wir noch über dieſe Sache ſagen werden, auf ſeine Rechnung zu bringen, und zwar um ſo weniger, da die Klage ſich noch nicht bis an die Inſtanz gewälzt, welche ſeine eigene Perſon vorſtellte.

Wenn der Plan des Klägers, des Beklagten und der Inſtanz, die hier ſprach, gemeinſchaftlich geweſen wäre, wie es, wie oben geſagt worden, einen Anſchein hatte, ſo hätte er der ſeyn können, dem übereilten Meynungsrichter eine Lehre beyzubringen, daß er in eigenmächtigen Erkenntniſſen inskünftige vorſichtiger zu Werke gienge, und nicht ſo viel aufs Spiel ſezte, als hier wirklich aufs Spiel geſezt worden, wo es vielleicht um die ganze Freyheit der Publicität zu thun war.

Allein dieß konte der Plan doch aus dem Grunde wohl nicht ſeyn, weil man hernachmals dem Spekulanten die Freyheit ertheilte, ſeinen geführten Proceß zu vervielfältigen. Die Erlaubniß, dem Proceß das Produkt mit beyzufügen, weswegen dieſer entſtanden war, gab man aber nicht, verwies ihn indeſſen damit an die Behörde. Wenn man daher blos den Meynungsrichter hätte belehren wollen, und das Einverſtändniß — wir wollen nicht ſagen im Aeuſſerlichen, ſondern auch nur im Innerlichen — ſtattgefunden hätte; ſo hätte die Erlaubniß zum Druk müſſen wegfallen.

Dieß läßt ſich alſo nur als Muthmaßung behaupten.

Die Sache bleibt demnach als vollſtändige Rechtsſache zu betrachten, und die Inſtanz hatte freylich das Ihrige gethan. Sie hatte, der Klage gemäß, Recht geſprochen, dem Recht zu ſprechen war.

Woran lag es aber nun, daß der Kläger kein Recht behielt? da er doch Recht hatte, da die ganze Billigkeit auf ſeiner Seite war.

Wenn der Kläger durch den Druk des Rechtshandels wieder zu ſeinen Koſten und Schaden kommen konte, ſo hatte er Recht in Anſehung ſeines ökonomiſchen Geiſtes, wenn dieſer bey ihm prädominirte. Allein Unrecht behält er immer in Anſehung des Gegenwärtigen und der Folgen, wenn er ſtill ſizt und ſein Recht nicht vertheidigt.

Wenn er ſein Recht vertheidigen will, oder vertheidigt hat, — welches uns jedoch noch nicht zu Ohren gekommen iſt — ſo war es ſehr unrecht, daß er eine noch nicht beendigte und geſchloſſene Sache dem Druke übergab; er hätte ſie ausführen ſollen. Wir ſchlieſſen daher, obgleich die Appellation dem Kläger unbenommen iſt, daß er die Sache habe liegen laſſen.

Zuförderſt aber halten wir es für eine ausgemachte Sache, daß der Billigkeit gemäß dieſer Rechtshandel nicht hätte liegen bleiben ſollen.

Der Spekulant hätte auf ſeinem Rechte beſtehen ſollen, eine Schrift verkaufen zu dürfen, deren Verfaſſer und Reviſor völlig freygeſprochen waren. Der Reviſor hätte ſich wegen der Verwerfung ſeiner Reviſion, und wegen der ihm deswegen gemachten Vorwürfe und wirklich Injurien nahekommenden Ausdrüke, Rechtfertigung und öffentliche Wiederherſtellung ſeiner verworfenen Reviſion erbitten, der Verfaſſer hätte ſich wegen der ihm ſchuldgegebenen ehrenrührigen Abſichten beklagen, und Reſtitution ſeines approbirten Werks in integrum, das heißt, nichts weniger, als den öffentlichen Verkauf deſſelben, fodern ſollen.

Dieſes zu thun, waren die beiden Leztern am allermeiſten dadurch berechtigt, daß der Rechtshandel öffentlich bekannt gemacht war, und dadurch, daß dieſes nicht geſchehen iſt, haben ſie wirklich einen Schein gegen ſich, als ob es ihnen nicht ſowohl um ihr Recht, als vielmehr um die Darſtellung des Meynungsrichters in ſeiner Bloße, zu thun geweſen wäre.

„Ob dieß allerdings lobenswerth ſey," ſagte der ältere Traditor, denn der jüngere hatte die erwähnten Dinge zum Vorſchein gebracht, „läßt ſich nicht gut behaupten; denn da in dem Rechtshandel alles namentlich abgehandelt worden war, und der Meynungsrichter allerdings dadurch ſehr in die Klemme kam, eine große Menge Menſchen aber doch für ihn, als eine obrigkeitliche Perſon, Ehrfurcht haben mußten, ſo konte es leicht die nachtheiligen Folgen haben, daß bey Menſchen, wo es nicht ſeyn durfte, ſeyn Ruf geſchmälert wurde.

Weit beſſer wäre es vielmehr geweſen, die Sache gegen ihn ſelbſt anhängig zu machen, und zu bewirken, daß ein Widerruf oder eine Art von Vertheidigung von ihm erfolgt wäre. Selbſt eine Sentenz gegen ihn würde ihm nicht ſo viel geſchadet haben: denn Irren iſt menſchlich, Uebereilen auch.

Man dürfte ja nur den Saz annehmen, daß die erſchienene Vertheidigung des Handbuchs ihn ſelbſt oder einen von ihm dazu angeſtellten Menſchen zum Verfaſſer gehabt habe, welches gar keine widerrechtliche Sache iſt. Denn ein Buch, welches ich einzuführen Willens bin, durch eine vorherige Einleitung beliebt zu machen, iſt ein ſehr erlaubtes Mittel, ſeinen Zweck durchzuſezen.

Wenn nun der Meynungsrichter über die Widerlegung dieſer Vertheidigung erzürnt geworden, ſo iſt ihm dieß nicht allerdings zu verdenken, daß er ſich übereilt hat. Freylich hätte er beſſer gethan, dieſe Widerlegung wieder zu widerlegen oder widerlegen zu laſſen, ſo daß er endlich doch die Oberhand behalten hätte. Allein der irrende und ſchwache Menſch braucht ſich ja nicht zu ſchämen, es zu geſtehen, daß er eine Schwachheit begangen hat."

„Dieß iſt es eben," ſagte der jüngere Traditor, „weil Jedermann dem Meynungsrichter verdacht, daß er nicht nach geſchehenem richterlichen Ausſpruche der Unſchuld des Verfaſſers und des Reviſors, dem Produkte ſogleich die Freyheit und dem Spekulanten deſſen freyen Vertrieb verſtattete."

„Jedoch," fiel der ältere Traditor ihm ins Wort, „iſt hierbey auch wohl zu bedenken, daß der Meynungsrichter glauben konte, man würde es nicht bey dieſem einmaligen Rechtshandel bewenden laſſen; ſondern ihn fortführen, und dann hätte es vielleicht eher Gelegenheit gegeben, mit Ehren ſich aus dem Handel zu ziehen. Denn wenn das Produkt vermöge eines weitern Verfahrens zum Erkenntniß gekommen wäre, und beſonders wenn der Spekulant, nachdem er die Erlaubniß zum Druk des Rechtshandels erhalten, auch um neue Erlaubniß zum Druk der Schrift angeſucht hätte, ſo wäre vielleicht ein Reſcript ergangen, daß beſonderer Urſachen wegen der Vertrieb dieſes Produktes zwar bisher unterſagt geweſen wäre, nun aber wieder freygeſtellt würde.

Wenn auf ſolche Art der Rechtshandel und die ganze Sache verſchwiegen geblieben, ſo wäre, ohne einem Menſchem zu ſchaden, das Ganze regulirt worden."

„Und auch wir," ſagte der jüngere Traditor, „hätten dann wahrſcheinlich uns über dieſe Sache weder auslaſſen können noch dürfen, weil Verſchweigung deſſen, was in einem Staate verſchwiegen bleiben ſoll, auch von Individuen, die es wiſſen, verſchwiegen werden muß.

Wenn aber freylich alles einmal laut, und authentiſch laut wird, ſo ſteht auch Jedem frey, ſeine Herzensmeynung darüber an den Tag zu legen. Und nun fragt ſich es ſehr, ob die Inſtanz, welche dieſe erſte Sentenz zum Beſten des Verfaſſers und Reviſors ſprach, und doch die Unbilligkeit einſah, mit welcher der Kläger behandelt wurde, ob dieſe nicht hätte einen Weg einſchlagen ſollen, um das Unrecht zur Sprache zu bringen, welches dieſem geſchehen war.

Wir glauben herzlich gern, daß es nicht in den Vorſchriften der Inſtanz ſtand, ſich um Dinge zu bekümmern, die außer ihrem Geſichtskreiſe lagen, und daß ſie daher nicht geradezu zu tadeln iſt: ob aber nicht eine ſtillſchweigende Pflicht in jeder obrigkeitlichen Perſon ſelbſt liegt, offenbare Unbilligkeiten da anzubringen, von wo ſie höhern Orts angebracht

bracht werden können, iſt eine Frage, deren Aufklärung wenigſtens Manchem ſo willkommen ſeyn wird, wie ſie der ältere Traditor in folgender Art zu erläutern ſuchte:

„Es iſt allerdings richtig," ſprach er, „daß man es nicht jedem Menſchen recht machen kan, und ſelbſt Obrigkeiten ſind dieſer Unannehmlichkeit unterworfen. Es giebt Fälle, wo das Recht der Billigkeit zu nahe treten muß, weil die Konvenienz es erfordert. Es giebt Fälle, wo der Richter irrt, weil jeder Richter irren würde, und weil es auſer den menſchlichen Fähigkeiten liegt, auf den rechten Grund der Sache zu kommen. Es giebt Fälle, wo dem, der den Schein des Rechts vor ſich hat, Recht geſprochen werden muß, ohne daß er eben Recht zu haben braucht.

Es iſt ferner allerdings wahr, daß jedes Gericht, welches von dem Landesherrn oder den Landesgeſezen ſeine angewieſene Ordnung hat, dieſelbe nicht weiter ausdehnen darf, als ſie ihm zugeſtanden worden iſt.

Es liegt aber jedem Menſchen eine gewiſſe Pflicht ob, ſeinem unterdrükten Mitbruder möglichſt beyzuſtehen, und von dem Unrechte, welches ihm angethan wird, ihn zu retten, wenn es in ſeinen Kräften ſteht.

Weit entfernt, daß hier den Denuncianten das Wort geredet werden ſollte, oder ich behaupten wollte, ein Menſch müßte der Spion des andern werden. Nein, im Gegentheil, man ſoll Schwachheiten überſehen, und aus Schwachheiten entſtehende Streitigkeiten unterdrüken, wie wir dieß auch bey der jezigen Sache als einen Weg angenommen, welcher der beſte geweſen wäre.

Wenn ſie aber nicht zu unterdrüken ſind — wenn ich, zum Beyſpiel, Zwey über Einen her ſehe, und nach allen möglichen Verſuchen, dieſe Ungerechtigkeit zu verhindern, mir es doch nicht gelingt — dann iſt es doch wohl meine Pflicht, dem Unterdrükten beyzuſtehen, und jeder obrigkeitlichen Perſon, gehörte ſie auch nicht zur Obrigkeit der Beleidigenden, wäre es doch wohl nicht allein zu verzeihen, ſondern auch Pflicht, Hülfe zu rufen, und Hülfe zu gewähren.

Weil man denn doch einmal fiſcaliſche Unterſuchungen zuläßt, ſo weiß ich nicht, ob es nicht bey jedem gerichtlichen Kollegio eine geheime Pflicht ſeyn ſollte, offenbare Ungerechtigkeiten durch irgend einen Weg an den Tag zu bringen zu ſuchen, und wenn ſie an den Tag gebracht ſind, der Behörde zur Aenderung vorzulegen, wenn ſie auch ſelbſt ein Gericht, wenn ſie auch ſelbſt eine hohe Inſtanz, wenn ſie auch die höchſte träfe.

Denn da es ſo vielerley Arten des Irrthums giebt, ſo kann ja dieſer auch wohl höhere Inſtanzen treffen, und durch Unbewußtſeyn und Uebereilung zu Mißſchritten Anlaß geben, die, wenn ſie gemacht ſind, doch wieder gut gemacht werden müſſen. Hat es doch regierende Herren gegeben, welche Unbilligkeiten, die ihnen entwiſcht waren, wieder gutmachten.

Giebt es doch heut zu Tage noch regierende Herren, die ſich nicht Götter achten, ſondern Menſchen, und die ſelbſt es angeordnet haben, daß man bey gewiſſen Richterſtühlen oder von ihnen niedergeſezten Kommiſſionen es unterſuchen laſſe, wenn man glaubt, daß ſie einem Unrecht gethan haben.

Es iſt auch wohl möglich, daß in verſchiedenen Ländern geheime Befehle da ſind, nach welchen ſolche Unbilligkeiten angezeigt, und höhern Orts berichtet werden müſſen; allein, daß ſie bis jezt in den herzoglichen Ländern ſich noch nicht befunden haben, beweiſt dieſer Fall.

Die geringſte Unbilligkeit aber, — das heißt, offenbare deutliche Unbilligkeit, die keinem Zweifel ausgeſezt iſt, — ſoll jeder Landesherr in ſeinem Staate nicht dulden, weil der Schluß von einer auf mehrere gemacht wird, weil der Eine, der laut davon ſpricht, oder frey darüber denken läßt, das Vorurtheil erregt, daß wohl Mehrere insgeheim ſeyn mögen, die lieber ſchweigen, weil vielleicht ihr ganzes künftiges Glük zu Grunde gehen könnte, wenn ſie ſprächen.

„Im Allgemeinen iſt alles, was obrigkeitlichen Namen führt, dahin angewieſen, Recht und Gerechtigkeit zu handhaben, und da dieſer allgemeine Grundſaz Jedem vor Augen liegen muß, ſo ſolte einer jeden obrigkeitlichen Perſon daran gelegen ſeyn, auch auſſer der eigentlichen Gerichtsbarkeit, die ſie hat, allgemeine Billigkeit und Recht um ſo mehr zu befördern, da es ſchon eine Pflicht der Menſchheit iſt."

Der ältere Traditor ſchwieg, und der jüngere nahm das Wort:

„In dem Falle, den wir jezt vor uns haben, kömt es mir nun zwar ſehr wahrſcheinlich vor, daß der Spekulant ſeines Schadens durch die Erlaubniß des Druks des Rechtshandels ſich völlig erholt haben werde, und es iſt möglich, daß das Gericht ſelbſt Rükſicht darauf genommen habe, da es den Druk erlaubte; obgleich die Gründe, die es dazu hatte, nicht bekant geworden ſind.

„Allein, der Meynungsrichter ſteht doch nun gerade vor aller Welt als der fehlende Theil da. Wir können nicht läugnen, daß er es verſchuldet hat.

„Es ſolte ſchlechterdings jeder Mann, der an einem hohen Poſten ſteht, beſonders wenn er die Gewalt hat, Befehle zu geben, die ſo gut wie eigenmächtige Befehle ſind, mit der gröſten Behutſamkeit in ſolchen Dingen zu Werke gehen, die den Ruf ſeines Landesherrn durch ihn ſelbſt ſchmälern könten, die dieſen als einen ſeinen eigenen Befehlen und Verordnungen Widerſprechenden darſtellen, die den Schein der Unbilligkeit auf ſeine Seite ziehen. Groß iſt die Verantwortung eines ſolchen

Die

Dieners des Staats, wenn auch nur ein Unterthan ſeinen Regenten um deſſen willen haßt, was er that, wenn nur Einer auftreten und ſagen kann: „da hat der Regent gefehlt,“ da doch blos der Miniſter gefehlt hatte.

„Wenn der Meynungsrichter einſt nicht mehr iſt, und dieſer gedrukte Rechtshandel kömt zur Nachwelt, ſo giebt es doch wohl Viele, die dann ſagen werden, entweder der Herzog ſey entſezlich ſchwach geweſen, einem Manne ſo viel Gewalt in die Hände zu geben, der nicht einmal Gewalt über ſeine Leidenſchaften habe, oder man wird wohl gar ſagen, der Herzog habe an einerley Krankheit mit dem Meynungsrichter darnieder gelegen, und wolle ſeine Geſeze lieber Lügen ſtrafen, als einen ſeiner Pläne aufgeben.

„Allerdings, wir mögen die Sache betrachten, von welcher Seite wir wollen, iſt es weder zu des Herzogs noch zu des Meynungsrichters Vortheile geweſen, daß der Rechtshandel öffentlich bekant geworden iſt. Um des Erſtern willen hätte der Leztere wohl geſchont werden ſollen, und immer entſteht noch die Frage, ob auch die Inſtanz Recht that, ſo ſchnell den Druk des Rechtshandels zu geſtatten, da doch eine offenbare Unbilligkeit aufzugleichen war und iſt, die den Augen des Publikums eigentlich nicht ſo troken hätte dargeſtelt werden ſollen.

„Denn wenn ein Landesherr — welches er doch ſolte — auch die genaue eigne Ueberſicht von dem hat, was in ſeinen Ländern Merkwürdiges zum Druk kömt, ſo muß er, wenn ihm ein Werk vor die Augen gebracht wird, welches eine ſolche Unbilligkeit beweiſend darſtelt, ſo muß er doch wohl nicht blos ſtuzen, ſondern auf Mittel denken, dieſes abzuändern; und wird er da nicht ſelbſt ſeinen Inſtanzen gerechte Vorwürfe zu machen haben, warum man nicht, ehe man den Augen des Publikums den Irrthum und gewiſſermaßen die Schande ſeiner Einrichtungen vorlegte, ihn ſelbſt davon benachrichtigt habe, damit er den Fehler hätte gutmachen können, welchen Miniſter, Lieblinge oder Richter verübten.

„In dieſem Falle wenigſtens ſind wir feſt überzeugt, daß, wenn es dem Herzoge nicht ſorgfältig hinterhalten wird, und er die Darſtellung dieſes

Rechtshandels in ſeine Hände bekäme, es gar nicht fehlen konte, daß ſeinem wohlwollenden Herze eine tiefe Wunde geſchlagen, und ſelbſt ſein Zorn rege gemacht werden müßte."

„Die Frage alſo," fuhr der ältere Traktiter fort, „ob es gut ſey, Prozeſſe aufzuklären, löſt ſich in zwey unterſchiedene Beantwortungen auf."

„Einmal wird ſie völlig mit Ja beantwortet, wenn der Fall exiſtirt, daß durch den Prozeß eine Sache, die ungerecht ſchien, als gerecht und billig abgeurtheilt dargeſtellt werden kan, und dann gewinnt der Landesherr und ſeine Inſtanzen. Oder in dem Fall, wenn dem groſen Haufen, der immer noch glaubt, und vielleicht nicht ganz mit Unrecht glaubt, daß das Recht mehrmalen um der Advokaten willen verzögert und gedehnt werde, eine mehrere Kenntniß aufgedeckt wird, wie ſchwer es oft iſt, Prozeſſe abzuurtheilen, wenn ihm die Augen über die Art geöffnet werden, wie man oft den Herren von der langſamen Jurisprudenz den Kappzaum anlegt, damit ſie nicht ſo viel ſeitwärts ausweichen, ſondern hübſch gerade dem Ziele zueilen müſſen. Oder wenn ein Richterſpruch, der ungerecht war, abgeändert worden, und ſo der Gerechtigkeit im Lande ein neuer Kranz ertheilt worden iſt.

„Mit Diſtinctionen aber wird ſie beantwortet, wenn ein Prozeß eine Ungerechtigkeit enthält, liege ſie nun in der Form des Prozeſſes ſelbſt, wie hier nicht der Fall iſt, oder in dem Urtheil, welches auch hier nicht der Fall iſt, oder in der aus dem gerechten Urtheil entſtandenen Unbilligkeit.

„Da ſage ich: Ja! wenn gar kein anderes Mittel vorhanden iſt, wenn Halsſtarrigkeit deſſen, der den Fehler begieng, oder zu große Nachſicht des Fürſten, oder Unbekümmerniß der obern Inſtanzen es unmöglich machen, daß die Unbilligkeit redreſſirt wird.

„Nein aber ſage ich, wenn der Fehlende ſeinen Fehler erkennt und wieder gutmacht, wenn der Fürſt gelinde und wohlthätig iſt, und bey geſchehenem Vortrag die Sache nicht liegen laſſen, ſondern ſie in Billigkeit verwandeln würde: wenn noch höhere Inſtanzen da ſind, die ein eigentlicheres Recht haben, darauf zu ſehen, daß keine Unbilligkeiten zum Vorſchein kommen.

„In welche dieſer Klaſſen der Fall gehört?

„Wahrſcheinlich in die leztere. Zwar wiſſen wir nicht, ob der Meynungsrichter ſeinen Fehler hat einſehen und verbeſſern wollen; allein, daß der Herzog gnädig und ſanft, und ein Freund der Gerechtigkeit iſt, wiſſen wir, und bis in die lezte Inſtanz war der Prozeß auch noch nicht gediehen.“

Zweytes Licht.

Herzerhebend und mit den beſten Ausſichten verknüpft.

In tiefer Stille war alles, was Geiſterwelt und Citationen betraf; alles, was Theil daran, thätig oder nachdenkend, genommen hatte, ſchlief im ruhigen Traume.

Beliwald konte nicht denken, daß das, was der Herzog, daß das, was die Dame ihm geſagt, nicht völliger überdachter und mitgetheilter Ernſt wäre, und wenn er ſchon in der Mittheilung, die er ſo wahr glaubte, fehlte, ſo war er doch feſt überzeugt, man wünſche ihn mehr zum Freunde zu behalten, als feindlich gegen ihn zu verfahren. Sein leztes Konkluſum behagte ihm daher doch nicht recht.

Wenn er ganz genau alles überlegte, ſo war er für die Dienſte, die er dem Herzoge ſeine ganze Lebenszeit über gethan hatte, reichlich und hinlänglich belohnt, hatte keine Sorge für die Zukunft, und konte, wenn er beharrlich in dem ſeyn wolte, was er einmal vorgegeben, oder aus eigner Ueberzeugung wiedergegeben hatte, gar wohl die Sache ſo wenden, daß, wenn er auch in des Herzogs Ungnade verfiele, immer ihm doch übrig blieb, glauben zu laſſen, daß er gelitten.

Was er bisher gethan, lag immer noch in einem undurchdringlichen Dunkel, und er durfte nur fürchten, daß Mienchen verrathen könte, und wenn ſie wirklich verrieth, war es doch noch nicht ausgemacht, daß er den Herzog hintergangen, ſondern dann hätte er ſich nur dieſes Mittels bedient, um den Herzog erſt auf einen Weg zu bringen, daß er Zutrauen ihm ſchenkte.

Alle diejenigen aber, die ihrer Künſte und Wiſſenſchaften noch nicht ſo ſicher ſind, daß ſie des Erfolgs Ausgang genau beſtimmen können, bedürfen dieſes Zutrauens; denn wer ſeiner Kunſt Meiſter iſt, bedarf keiner Empfehlung.

Goldmacherey aber und Geiſterſeherey ſind gerade zwey von denen Künſten, deren Beförderern man nur durch blindes Zutrauen oder durch Empfehlung von ſolchen, auf die man blos blindes Zutrauen ſezt, ſich überlaſſen kan. Immer alſo hatte Beliwald noch die Entſchuldigung vor ſich, daß er ſich dieſes Zutrauen zu verſchaffen gemüßigt geweſen.

Ueberdem konte Beliwald niemand Schuld geben, daß er nicht ſehr vorſichtig zu Werke gegangen, und die wenigen Unvorſichtigkeiten, welche er ſich ja zu Schulden kommen laſſen, waren in Betracht der vielen, welche hätten entſtehen können, unbeträchtlich; in jedem Falle alſo, wenn er bey ſeiner Behandlung des Herzogs auch nicht volles Recht auf ſeiner Seite hatte, konnte doch kein volles Unrecht beweislich ihm dargethan werden.

Wenn die Sache ganz ruhig blieb, wenn weder der Herzog noch die Dame ſich weiter um etwas, was dahin gehörte, bekümmerten, dann war freylich ſeine Partie die beſte. Das war aber nicht wahrſcheinlich. Zu deutlich hatte der Herzog Aufklärung verlangt; mit zu vielem Rechte konte er ſie verlangen, und ſie abzuſchlagen, war offenbar ſich bloß und ſchuldig geben. Behauptet ohne zu beweiſen, war auf dem vorigen Fuß geblieben, wo weder der Herzog noch die Dame bleiben wollten, und wenigſtens war die Folge davon, daß Kälte und Zurükhaltung in ein Betragen kam, welches beſonders in der lezten Zeit, auch ſogar von Seiten der Dame, Wärme und Zuneigung verrathen hatte, die Bellwald vorher nicht erwarten können.

Wenn er nun wieder die Laufbahn überſahe, in welcher er ſich jezt befand, die groſe Thätigkeit, in welche er verſezt worden, den groſen Kreis, in dem er wirkſam geweſen war, und ferner es ſeyn konnte; wenn er zurükblikte auf die zwey Sendungen, die man ihm anvertrauet, auf welchen er ſich Ehre und Ruhm erworben, deren Ausgang für die Menſchheit ſo befriedigend, und für ſeiner Mitmenſchen Zukunft aller Wahrſcheinlichkeit nach ſo beglükend geweſen: wenn er ſich dann vorſtellte, daß alles dieſes er wieder vernichten, aufgeben müßte, ferner der Menſchheit nüzlich zu ſeyn, wenn er hartnäkig auf ſeinem Sinn und ſeinem Recht beſtände, ſo däuchte ihm, als müſſe er ſich gleich zu des Herzogs Füßen werfen, und bekennen —

Aber was denn bekennen?

Hier erſcheint es uns faſt, als ob diejenigen die Oberhand gewinnen würden, die da behaupteten, er würde um allen Preiß der Welt dieſes Stekenpferd nicht beyſeite ſezen.

„Was habe ich denn zu bekennen?“ ſagte Bellwald zu ſich.

„Daß ich den Herzog zum Mitgenoſſen an dem habe machen wollen, was ich ſelbſt glaubte? Daß ich ſein Zutrauen mir zu erwerben ſuchte? Daß ich durch ſeine Beyhülfe weiter zu kommen hoffte, als ich zu kommen im Stande war?“

Freylich ſtiegen Zweifel in ihm auf, Saiten klangen, die die Dame nur allzurichtig berührt hatte. Es tönte dumpf in ſeiner Seele: „Für einen regierenden Herrn war dieß kein Spielwerk.“

Aber Bellwald wußte zu gut, daß dieſe Künſte hier nicht angebracht waren, daß nur der Meynungsrichter dergleichen vortragen durfte, und ſeine Communication mit den Geiſtern ſchlug immer noch zu wenig in die Lehre von den Meynungen.

Wenn er nun das Pro und Contra betrachtete, ſo war es zwar recht ſchön, den ganz Aufrichtigen gegen den Herzog zu machen, und ſeine Sache ihm als eine äuſerſt ungewiſſe vorzuſtellen, zu welcher er das Zutrauen durch natürliche Mittel hervorzubringen gewußt, bey welcher er die Einbildungskraft zu Hülfe genommen habe, um nur erſt Vorliebe für die Sache zu erweken, und den Herzog auf das mögliche Wahre vorzubereiten: allein, im Gegentheil war es dann auch nothwendig, ſich ganz zu verrathen, zu bekennen, daß er Heloiſen und den Herzog reden hören, was der Geiſt gewußt: zu bekennen, daß jede Erſcheinung durch Kunſt hervorgebracht worden; das Wort Blendwerk, welches er eigentlich für ſich ſelbſt nicht gern ausſprach, einzugeſtehen, und die ſchreibende Maſchine als Maſchine zu bekennen — harte Dinge, die nicht wohl mit der Idée, mit welcher er ferner betrachtet zu werden wünſchte, harmoniren konnten.

Aber dießmal trug ſeine groſe Seele es über alles davon, was ihm ſeine menſchliche Schwäche in den Weg legte. Er beſchloß feſt bey ſich, auch keins von allem, was geſchehen war, auszulaſſen, ſondern rein und ungeheuchelt jeden Gang, den er genommen, dem Herzoge wieder darzuſtellen. Nachdem er einige Zeit in ſtiller Betrachtung umher gegangen, und wahrſcheinlich im Anſchauen alles deſſen, was ihn in dieſem Vorſaz beſtärken, oder davon abwendig machen könnte, ſich verloren, brach endlich ſein Enthuſiaſmus in laute Worte aus:

Ja, es iſt billig, daß das Individuum ſich um des Ganzen willen opfert. Es iſt billig, daß ich dem Herzoge zurükſtehe. Er mag in mir denjenigen ſehen, der zwar ſchwach gegen ihn war, und ſeiner Schwäche ſich bedienen wollte, um eine eigne Schwäche deſto mehr zu begünſtigen — allein, er mag auch den ſehen, der kaum von ſeinem Fehler überzeugt wurde, als er ſchon reuevoll ſich wieder nahete, um ſein Unrecht zu bekennen, und auf eine andere Art es in Recht zu verwandeln.

„Mein Fürſt ſoll nicht länger durch mich in einer Ungewißheit leiden, die ihm ſchmerzhaft ſeyn muß; er ſoll nicht länger durch Nachdenken über Trugſpiele von wichtigen den ganzen Planeten glüklich machenden Dingen abgezogen werden. Er ſoll ſeinen Geiſt nicht länger in der Betrachtung verlieren, daß das, was nichts war, etwas ſey. Bey jedem andern, der die Sehnſucht nach dieſen Dingen, ſo wie er, hätte bliken laſſen, würde es recht und billig geweſen ſeyn, wenn ich ſie zu unterſtüzen geſucht, wenn ich länger ihn, wäre er auch im Irrthum geweſen, in dem Irrthume gelaſſen hätte, weil vielleicht für das Ganze, welches ich glaube und annehme, noch etwas Gutes daraus hätte entſpringen können. Aber hier muß es aufhören. Hier ſind zu wichtige Gründe, daß zu erörternde Ungewißheiten der gewiſſen Glükſeligkeit nachgeſezt werden müſſen."

Wirklich blieb dieſer Vorſaz bey Beliwald, und der Entſchluß machte ihm gewiß Ehre. Gewiß war es auch, daß, wann er ihn ſo ausführte, wie er vorgenommen war, dann dem Herzoge nicht allein viel Nachdenken und unnüzes Sorgen von der Seele wegfallen mußte, ſondern auch manchem Regierungsgeſchäfte die Ausſicht geöfnet werden mußte, daß es nun mit mehrerer Vorliebe betrachtet werden würde.

Beliwalds Glaube ward dadurch freylich, wie man ſagte, nicht wankend. Er ſoll wirklich ſelbſt auf ſeinen leztern Reiſen noch Zuſammenkünfte mit alten Bekannten der Sekte gehabt haben, die ehedem Fitzers Anhänger waren, und dieſe ſollen ſeinen Zweifeln immer noch ihren Glauben entgegengeſezt, auch der ſeinige noch zu viel Kraft gehabt haben, als daß er von ihrer Meynung ganz hätte abſtrahiren können. Solche Eindrüke ſind auch ſchwer zu überwinden.

Dritte Finſterniß.

Deren ziemlich tiefe Dunkelheit am Ende doch dämmert.

Wir haben im fünften Lichte des vorigen Abſchnitts gehört, wie der Herzog Karinens Glut gegen ſich zu mäßigen, oder vielmehr ihr darzuſtellen gewußt, wie vernünftig er handle, daß er ſich mäßige. Wir haben darin viel Schönes und einem Fürſten ſehr Anſtändiges von ihm vernommen, und wir müſſen nun doch auch ſehen, wie die Folgen hievon auf Karinen wirkten, und ob ſie ſich des Herzogs Aeußerungen genug zu Ruhe machte, um nach ſeinem Sinne ihm in der Folge zu erſcheinen.

So viel läßt ſich ohne viel Rathens ſchließen, daß Karinens Ideen ſehr verſchieden in dem waren, was ſie ſich zu ſeyn geglaubt hatte, und was ſie war. Mehr Einfluß zu haben, hatte ſie auf jeden Fall erwartet; mehr für diejenigen, die ſie etwa liebte, oder befördert wiſſen wollte, thun zu können, als ſie jezt konnte, das hatte in ihrem Plane gelegen, und konnte auch in ihrem Plane liegen, ohne daß ſie eben deßwegen zu tadeln geweſen wäre. Denn der Wunſch, nützlich ſeyn zu können, war nichts Uebles.

Allein innerlich mußte es denn doch wirkſam auf ſie werden, daß ſie dieß nun nicht konnte. Auf der andern Seite ſah ſie Wellwalden, der ſie beleidigt haben ſollte, wenn es ſchon in der That nicht der Fall war, hoch am Brete, zu hoch, als daß es ſie nicht hätte ſchmerzen ſollen.

Kurz, Karine war nicht bey Laune, war ſtill, ſtumm, klagte, und wollte finden, daß ihre Klagen zu wenig Eindruk machten. Sie glaubte ſich nicht mehr das, was ſie geweſen war, und doch waren des Herzogs Ausdrüke zu gemeſſen geweſen, als daß ihm etwas zur Laſt zu legen wäre, deſſen ſie ihn hätte zeihen können.

Auch konnten ſelbſt die Wünſche, die ſie hatte, nicht wohl von der Art ſeyn, daß er ſie zur Befriedigung vorgetragen bekommen konte. Es wäre alsdann zu deutlich geweſen, daß ſie eine bekannte Herrſchaft über ihn im Sinne führte, und führte ſie wörtlich dieſe gleich nicht im Sinne, ſo war es doch immer aus der Zudringlichkeit, mit welcher ſie den Herzog hätte angehen müſſen, zu ſchließen, daß ſie dieſes wollte, und auch den Schluß mußte ſie zu vermeiden ſuchen.

Aber ihre Wünſche gieng dahin, durch den Dritten und Vierten das durchzuſezen, was ſie nicht durch den Erſten zwingen konte.

Wirklich ſuchte Karine hin und wieder den Denjenigen, die nächſt dem Herzoge am mächtigſten waren, eine oder die andere Sache, die ſie durchgeſezt zu haben wünſchte, durchzuſezen, und Manche derjenigen, die da glaubten, ſie dürften ſich hier gar nicht widerſezen, thaten was ſie konten, um ihr zu willfahren. Was ſie verlangte, war freylich nie etwas Uebles: aber es war doch etwas, das die allgemeine Ordnung ſtörte, nach welcher Alles gehen ſollte. Denn wenn das eine Subjekt, welches jezt auf dieſe Art befördert werden ſollte, es auf eine andre wurde, ſo entſtand auf der einen Seite eine Lüke, und auf der andern ein Ueberfluß.

So waren verſchiedene Dinge geſchehen, von welchen man geglaubt hatte, und der feſten Meynung war, Karine ſey die Urſache davon, obgleich Andere das Gegentheil behaupteten. Es waren Stellen beſezt werden, von welchen man dem Herzoge nichts geſagt hatte, und von denen er doch nothwendig gewußt haben müßte. Es waren die Beſezenden — ſo gieng das Gerücht — der Meynung geweſen, daß Karine ſelbſt dieſes wohl dem Herzoge ſagen, und durch ihren Vorſchub alles mit Stillſchweigen übergangen werden würde.

Allein, das hatte Karine nicht gethan, auch verdenken wir ihr dieſes nicht; denn da ſie bey dem, was ſie wünſchte, gar keine übeln, ſondern die beſten Zweke hatte, ſo überließ ſie den Herren, die es für ſie ausführten, wie ſie es einrichten würden, daß es recht wäre.

Es iſt eine ausgemachte Sache, daß nichts ſchwerer iſt, als in einem Amte zu ſtehen, und jede Pflichten dieſes Amts zu erfüllen, wenn man zu oft von Fürbitten überlaſtet wird, wenn man um Gefälligkeiten angeſprochen wird, die man zu ſchwach iſt abzuſchlagen. Jeder Verpflichtete muß wirklich oft härter im Abſchlagen ſeyn, als ſein Herz es von ihm fodert: er muß ſelbſt Dinge, von denen er einſieht, ſie könten ganz unſchädlich, ja ſie könten nüzlich ſeyn, nicht vollführen, wenn er irgend einer ſeiner Pflichten dadurch zu nahe treten und machen könte, daß die Wirkung auf die Folge Einfluß hätte.

Gerade um dieſe Zeit war es, als Karine die Freundſchaft der ältern Dame wieder geſucht hatte. Dieſe würdige Freundinn des Regenten und des ganzen Staats war doch ausgemacht von ihr auf die empfindlichſte Art beleidigt worden. Was thut aber Liebe nicht, und wie nahe es irgend etwas, das ſie thut, was reife Vernunft nicht entſchuldigte. Die Dame that dieſes. Lange ſchon hatte ſie auch äuſerlich den Groll abgelegt, den ſie wider Karinen nie im Herzen gehabt hatte. Auch dieſmal ſchien ihr das Glük beſſer verfahren zu haben, als es der Sache wohl angemeſſen geweſen; denn wenn ſie Karinen gleich das nicht zutrauete, was Heloiſe geleiſtet hatte, ſo war doch das Betragen derſelben weit über ihre Erwartung vollkommen.

Als daher Karine anfragen ließ, ob ſie wohl ſich unterfangen dürfte, ſich ihr wieder zu nähern, ſo wurden ihr nicht allein nicht die geringſten Schwierigkeiten gemacht, ſondern die vortrefliche Dame fand es glüklich, daß Karine dieſes wünſchte, fand ſich ſelbſt glüklich, daß dieß von ihr gewünſcht wurde, und ſah in ihrem Geiſte ſchon Folgen von Wichtigkeit voraus.

Karine erſchien: nicht kriechend, aber auch nicht ſtolz. Mit dem Gefühl gefehlt zu haben, aber auch mit dem Gefühl, unter dem Schuze und der Liebe eines unabhängigen Mannes zu ſtehen, kam ſie und ſprach von den Wünſchen, die ſie hege, ihr gethanes Unrecht wieder gutmachen zu können.

Sie konte aber nicht ausreden. Die Dame nahm ſie freundlich bey der Hand, ließ ſie neben ſich ſizen, und ſprach:

„Liebe Karine! Von allem, was geſchehen iſt, wollen wir kein Wort weiter reden. Es iſt vorbey, und es war zu wenig dieſer Erfolg vorauszuſehen, als daß wir nicht alle beide noch mehrerem Irrthum unterworfen ſeyn ſollten, wenn wir uns in der Auseinanderſetzung deſſelben verlören. Ich kann ſogar zu Zeiten finden, daß Sie mehr Recht hatten, als ich glaubte, wenn Sie Alles, was hier geſchehen iſt, voraus überlegt thaten, und der Zufall nichts dabey lenkte.

„Ich habe überhaupt den Grundſatz, daß Dinge, welche unſern beſten Wünſchen nicht zu entſprechen ſcheinen, wenn ſie doch in Erfüllung gehen, und dieſe Wünſche übertreffen, dann von einer Seite betrachtet werden müſſen, die des Vergangenen nicht mehr gedenk iſt. Die jetzige Zeit, liebe Karine, ſey unſer Augenmerk. Sie wünſchen, meine Freundin zu ſeyn, und Sie ſind mir willkommen. Bedienen Sie ſich meines Raths, ſchenken Sie mir Ihr ganzes Zutrauen —"

Karine küßte ihre Hand, unterbrach ſie aber und ſagte: „Können Sie mich lieben, wie Sie einſt Heloiſen liebten, die — das weiß ich gewiß — Ihre Liebe ſo glüklich machte?"

„Kind," ſprach die Dame, und fuhr ein wenig zuſammen, „was verlangen Sie von mir? Sehen Sie, ich will Ihre Hofnungen nicht gern ganz zu Boden ſchlagen; allein, ihnen ſo entſprechen, wie Sie es vielleicht denken, kan ich auch nicht. Dieſe Heloiſe war mir ſeit ihrer Jugend erſtaunlich viel; diß ſchon muſte meine Liebe zu ihr vergrößern. Sie fragte mich um Rath, und ich rieth ihr das zu thun, was ich Ihnen mißrieth. Dieß kettete mich um ſo mehr an ſie. Denn jedes Leiden, welches ſie hernach zu dulden hatte, welches in Ihrer Lage, Karine, ſchlechterdings nicht zu vermeiden iſt, weil man zu vielen Urtheilen bloßgeſtelt iſt, muſte ſie um meinetwillen tragen, und ich war meines Raths wegen verbunden, es mit ihr zu tragen.

„Alles das waren neue Gründe, die mich an ſie gleichſam feſſelten. Ich werde Sie bedauern, Karine, wenn Sie leiden ſolten; ich werde gewiß Mitleiden mit Ihnen haben, wenn Ihnen etwas Unangenehmes begegnet; ich werde es abzuwenden ſuchen; ich werde Sie lieben als eine Freundin, und Rath Ihnen geben, als wenn ich Ihre Mutter wäre."

„Aber was hätte denn Heloiſe mehr gehabt?" fragte Karine entzükt. „Sie wolten mir ja Alles ſeyn."

„Mehr hätte ſie nicht gehabt?" erwiederte fragend die Dame. „O ja, Karine! warum heucheln? Sie hatte mehr. Sie hatte viel mehr. Ich liebte ſie als Tochter. Wär ich glüklich genug geweſen, eine Tochter zu haben, mehr hätte ich ſie nicht lieben können. Mit meinem Leben hätte ich ihr Leben erkauft, wenn es möglich geweſen wäre."

„O Gott!" ſagte Karine, „wie glüklich war ſie! Ich hätte an dieſe Stufe des Glüks nicht gedacht, und nicht geglaubt. Wenigſtens will ichs möglich zu machen ſuchen, daß ich mich in Ihre Seele auch ſo hineinſchleichen kan, um mit den nämlichen Vorzügen, wie Heloiſe, darin zu wohnen."

Die Dame hatte ſich erklärt, und noch weiter in ihrer Erklärung gehen wolte ſie nicht, um Karinen nicht zu ſehr zu kränken. Denn daß es möglich wäre, ſo ſie zu lieben, wie ſie Heloiſen geliebt hatte, lag theils nicht in der Natur der Sache, theils mußte ſie wegen des einen Schritts, den Karine doch immer unvorſichtig und beleidigend gegen die jüngere Dame ausgeübt, ein wenig zurükhaltend mit ihr verfahren, weil ſie jene ebenfalls zu ſchonen verpflichtet war, und die Schonung der Einen auf Koſten der Andern nicht wohl unternehmen durfte.

Sie lenkte alſo die Unterredung von dieſer Seite weg, und auf einen andern Punkt. Sie fragte Karinen, ob ſie in der Wahrheit gefunden hätte, was ſie in der Einbildung erwartet; ob die Wirklichkeit ihres ſogenannten Glüks mit dem Scheine, den ſie davon in ihrem Sinne zu ſehen geglaubt, ehe ſie zu demſelben gelangt ſey, übereinſtimme? ob ſie nicht bereuet hätte, den Weg damals, als ſie und die jüngere Dame ihr denſelben abgerathen, wieder zurükzugehen gehabt und es nicht gethan zu haben?

„Bereuet?“ ſagte Karine; „nein! das hab' ich nicht. Von Seiten des Herzogs bleibt mir auch nicht die entfernteſte Urſache zur Klage, nachdem er mir Gründe dargeſtellt, nach welchen, wenn ich nicht ganz unbillig ſeyn will, ich es gut heißen muß, daß der gröſte Theil ſeiner Zeit für mich verloren geht. Andere haben gerechtere Anſprüche darauf, und einem ganzen Volke und deſſen Glüke nicht nachſtehen wollen, wäre die augenſcheinlichſte Unbilligkeit von mir."

Ob Karine dieſes ſagte, um der Dame ſich gefälliger zu machen, oder ob ſie es in ihrem Herze wirklich fühlte, laſſen wir dahin geſtellt ſeyn. Es wäre zu ſehr ſie getadelt, wenn wir das leztere ihr abſprechen wolten.

Die Dame ſchien ſehr zufrieden mit dem, was Karine geſagt hatte; allein, ſie war es nicht ſo ſehr. Es war ſehr natürlich, daß das Nichtklagen über den Herzog das Klagen über Andere nicht ausſchloß; alſo ſagte ſie blos: „Schön gedacht! Mit dem Herzoge alſo zufrieden, aber nicht mit allen Uebrigen."

„Nein, meine Theure; der Schein meines Glanzes war ſtärker als die Wirklichkeit."

Dieſe Worte breiteten in dem Herze der Dame Licht auf alles, was in Karinens Seele lag. Sie ſah daraus, daß Stolz und Gröſe nicht ſowohl das Augenmerk derſelben geweſen wären, als Thätigkeit und Achtung, und wenn ſie dieſes mit dem übrigens nicht zum Böſen geneigten Charakter Karinens zuſammenſezte, ſo ſchien ihr das Schikſal eine nicht üble Fügung getroffen zu haben.

„Ich glaube Sie recht zu verſtehen, liebe Karine,“ ſagte ſie, „daß Sie Ihren Glanz nicht im äußerlichen, ſondern im innerlichen Werthe ſezten, den Ihre Stelle hat. Der äußerliche Werth derſelben kan nur in den Augen der Schmeichler Ihnen Ruhm erwerben; ſelbſt der äußere Glanz, den Sie genießen, wird, wenn er auch nicht von der ganzen Welt getadelt wird, doch von einer großen Menge Menſchen, unter welchen gewiß nicht die unredlichſten ſind, nicht gut geheißen. Und wär's auch nur Vorurtheil, ſo verlieren Sie doch durch dieſes Vorurtheil gewiß, und mußten den Anſpruch auf eine gewiſſe Achtung gleich fahren laſſen, ſo wie Sie ſich zu dieſem Schritte entſchloſſen.

Auch kan ich nicht unterlaſſen, bey Ihrer Wahl noch einmal die Verſchiedenheit anzuführen, welche Ihre Lage mit der Lage Heloiſens hatte, die durch den weiten Umfang des Guten, welches ſie blos durch dieſe Wahl ſtiftete, für das Schmerzhafte des

Kädels mehr belohnt wurde, als Sie es werden können, da Sie nicht dieſe Wege vor ſich haben.

„Die erſte Leidenſchaft, meine Liebe, iſt und bleibt die ſtärkſte, und dieſer zu widerſtehen, iſt eine gefährliche Sache. Ein Herr, welcher erſt zur Regierung gekommen iſt, will ſelbſt im Fache der Regierung als Kind behandelt ſeyn, und bedarf gewiſſermaßen eines Leitfadens, nach welchem er in den Regierungsgeſchäften fortſchreiten lernt. Der Wille des Regenten, der aus Leidenſchaften ſeinen Urſprung nimt, iſt ſo eigen, wie der Wille eines Kindes, und ſo wie die Aeltern zu tadeln ſind, die ihren Kindern ganz den Willen laſſen, ſo ſie ſind diejenigen ebenfalls nicht zu loben, die ihnen ganz den Willen brechen, und ſie dadurch ſtöriſch machen. Machen Sie ſich hiervon die Anwendung ſelbſt, liebe Kleine, und ſehen Sie, wie viel gefährlicher damals Widerſpruch war, als jezt, wie weit vorſichtiger Sie aber auch nun zu ſeyn Urſache haben.“

Dieſe und ähnliche Geſpräche hatte die Dame mit Karinen geführt, ohne daß jedoch dieſe leztere ſich nur etwas über dasjenige herausgelaſſen hätte was ſie hin und wieder ſchon gethan, um ihre Neigung zu helfen, und zum Guten wirkſam zu ſeyn, zu befriedigen.

Blos daß ſie den Wunſch hätte, und daß ihre Seele litte, wenn man ſie bäte, und ſie könne nicht helfen, war in dieſen Geſprächen erwähnt worden, und ob nur zufälliger Weiſe, oder aus Vorſaz, wiſſen wir nicht; genug, ſie hatte hinzugeſezt, daß es ihr allemal empfindliche Freude mache, wenn eine Sache ſich ſo träfe, daß ihre Wünſche erfült würden.

Der Herzog ſahe es gar nicht ungern, daß die Dame und Karine Freundinnen geworden. Seine Hochachtung für die erſtere war eben ſo groß, als der Nuzen augenſcheinlich war, den Karine davon ziehen mußte, von ihr belehrt zu werden. Bald auch war er gewahr geworden, daß verſchiedene Dinge durch Karinens Triebfedern geführt wurden, von denen er wünſchte, ſie mögten blos durch die von ihm dazu eingerichteten Wege gehen, und die Dame war es, welche er benuzen wolte, um das Uebel abzuſtellen, weil er nicht gern mit Karinen einen Wortwechſel anfangen, oder zu Dingen ſcheel ſehen wolte, die ſie angab und verbrachte. Seine Delikateſſe gieng in dieſem Falle wirklich weiter, als ſie bey Heloiſen gegangen war, welcher er manchmal ſehr troken dieſe oder jene ihm nicht ganz gefallende Sache vorgeſtelt, und Verwürfe wohl über dieſes oder jenes von ihr Unterlaſſene gemacht hatte — ein deutlicher Beweis, daß leidenſchaftliche Zuneigung dort mehr ins Spiel kam, als hier, und daß kalte Ueberlegung der jezigen Verbindung mehr eine Art von Norm gab.

Er kam zur Dame, und nach einigen gleichgültigen Unterhaltungen kam er auf Karinen zu reden. „Ich wünſchte,“ ſagte er, „nie Urſach zu haben, zu bereuen, daß ich dieſe Verbindung eingegangen. Um dieſes zu können, darf zwiſchen uns Beiden kein Streit ſtatt finden, der geheime Erbitterung zuwege bringen, die hernachmals üblere Folgen nach ſich ziehen könte. Wenn ich aber Karinen einzuſchränken ſuche, könte ſie leicht dieß als Mangel meiner Liebe auslegen.“

„Würde es auch wohl ſo auslegen,“ ſagte die Dame. „Wenn man freylich vom Vorhergegangenen Schlüſſe gemacht, und ein Syſtem ſich gebil-

det

bet hat, deſſen Ideal die Folge nicht entſprechen kan, dann nimt man jede Kleinigkeit noch weit höher auf, und ſucht in dem etwas, was man in einem andern Falle ganz mit Stillſchweigen übergangen haben würde, iſt bey dem empfindlich, wobey man ſonſt vernünftig iſt.“

„Ich muß geſtehen,“ fieng der Herzog an, „daß, ſo ſehr auch diejenigen fehlen, die auf die Empfehlung Karinens, eine Sache ohne mich abmachen zu können glauben, dennoch auf meine Schuld ſo viel zurükfält, daß ich ihnen nicht begegnen kan, wie ich es im entgegengeſetzten Falle thun würde. Ich bin immer derjenige, der ihnen die Gelegenheit gab, ſich dieſe Uebereilung zu Schulden kommen zu laſſen. Wenn ſie ſich auch nicht getrauen, mir dieſes zu ſagen, ſo können ſie es doch denken, und es iſt nicht gut, wann Unterthanen in ihrem Gewiſſen Rechtfertigung ihrer Handlungen in den Handlungen ihres Fürſten finden, wenn das Beyſpiel, welches er giebt, nicht ſo ganz rein iſt.“

„Der Dame Auge erheiterte ſich ſehr merklich bey des Herzogs Worten. Man konte es in ihren Mienen leſen, wie werth eine ſolche Aeußerung ihr ſeyn mußte, die ſie nicht erwartet hatte. „Ihre Durchlaucht, es iſt ein himmliſches Gefühl, welches Sie da in ſich nähren. Suchen Sie es zur Wirklichkeit zu bringen."

„Was ich gethan habe," erwiederte der Herzog, davon kan ich nicht mehr zurükgehen. Was ich aber noch thun kan, das werde ich. Deßwegen habe ich mich an Sie gewandt. Sie haben mehr Einfluß auf Karinens Seele, als ich haben kann, ohne zu leiden. Sie haben im Ganzen einen Ueberredungsgeiſt, der wirkſamer iſt, und Ihre Würde berechtigt Sie zu mehrerem Ernſte und zu Ermahnungen, die ein mütterliches Anſehen haben können."

Wir wiſſen nicht eigentlich, welches die Fälle waren, die der Herzog der Dame hierauf entdekte; allein daß ſie wichtig ſeyn mußten, erhellet aus der Zuſammenkunft, welche die Dame mit Karinen hatte.

Denn ſie ließ ſie unverzüglich zu ſich bitten, und nachdem ſie ihr die ſprechendſten Beweiſe ihrer Zuthätigkeit gegeben, ſagte ſie ihr: Sie hoffe bey ihr ſo viel zu gelten, daß ſie eine Anfrage ihr zu beantworten, ſich nicht weigern würde.

Karine war gleich dazu bereit, und die Dame frug ſie, ob ſie Antheil an einigen Beförderungen hätte, die man ohne des Herzogs Wiſſen vorgenommen? Ein freyes Ja beantwortete das.

„Der Herzog weiß nicht, daß Sie die Triebfeder ſind," ſprach die Dame, „und diejenigen, welche es unternommen, ſind in der Gefahr, ſehr dafür zu leiden."

„Dafür zu leiden? — ſo mag man es den Herzog wiſſen laſſen, daß ich die Triebfeder davon bin, und ſie werden nicht mehr zu leiden haben."

„Wolten Sie das wagen? Kind," ſprach die Dame. „Wolten Sie ſich der Ahndung des Herzogs ausſezen?"

„Der Ahndung? Dieſes ahnden? An mir ſolte der Herzog das ahnden — daß ich glüklich zu machen ſuche? Mir ſolte er einen ſolchen Beweis ſeiner Liebe verſagen, den Beweis, mit einer Handlung zufrieden zu ſeyn, die nichts unrechtes in ſich enthält?

„Sie zürnen nicht ganz mit Unrecht — allein, bis jezt iſts noch Einbildung, was Sie ſich da malen, und alſo iſt auch Ihr Zürnen nur Einbildung.

Was der Herzog thun würde, läßt ſich hier nur muthmaßen, und Ihre Unzufriedenheit findet nur dann ſtatt, wenn er wirklich ſo gehandelt hätte.

„Weil aber ſein Handeln wirklich dießmal ins Ungewiſſe fällt, liebe Karine, ſo iſts auch wohl Klugheit, ihn lieber gar nicht, als ſo handeln zu laſſen, wie es uns doch vielleicht unangenehm ſeyn könte. Finden Sie es nicht gut, daß ich Sie hierauf aufmerkſam mache? Finden Sie meine Vorſicht unnüz, ſo wollen wir von der Sache abbrechen, und von etwas anderm reden."

„Nein," ſagte Karine, „wir wollen nicht davon abbrechen, wir wollen vielmehr davon reden. Es ſcheint mir eine böſe Wurzel zu ſeyn, die man ausreißen muß, ehe ſie Unkraut trägt, und um ſich wurzelt."

„Wohl Ihnen, herzensgutes Mädchen, daß Sie ſo wünſchen und wollen. Wir wollen betrachten, von welcher Art das Unkraut iſt, das in Ihrem Herzen Wurzel gefaßt, denn nicht mit Unrecht haben Sie es ſo genant; es könte wenigſtens Unmuth gegen den Herzog in demſelben fortwuchern, und das verdient er nicht."

„Solte er das nicht verdienen? Ich nicht werth ſeyn ſo kleiner Aufopferungen, wie er mir dadurch macht, die er, glaube ich, mehrern von ſeinen Miniſtern hundertfältig mehr macht, als mir?“

„Das iſt ein andrer Punkt, Karine. Er giebt mir indeſſen zu erkennen, daß Sie nicht unaufmerkſam auf gewiſſe Dinge waren, die hier vorgehen, und die den Schein des Unrechts noch weniger haben, als der Ihrige, aber im Grunde eben ſo ſehr unrecht ſeyn können. Einem Miniſter muß vieles anvertrauet werden, und wenn es ihm anvertrauet wird, kan es unmöglich uns auffallend ſeyn. Allein einer Geliebten etwas anzuvertrauen, hat bisher immer noch unter die ſchwachen Regierungen gehört, und würde unſtreitig noch weit mehr darunter zu rechnen ſeyn, wenn man es in den jezigen Zeiten, wo man die traurige Zerrüttung eines groſſen Landes nicht mit Unrecht mit dahin zählt, noch thun wolte. Der Weg alſo, Karine, den Sie giengen, um Ihren guten Zwek zu erreichen, war nicht der gute. Doppelte Aufmerkſamkeit iſt einem Regenten in heutigen Zeiten nöthig, und dieſer doppelten Aufmerkſamkeit iſt es nicht entgangen, (denn glauben Sie gewiß, der Herzog beobachtet dieſe,) daß gewiſſe Dinge anders ausgeführt, als ſie der Herzog ausgeführt wiſſen wolte. Ich hörte von Veruntreuungen, von Misbrauch reden.

„Wenn nun dieſe Menſchen zur Vertheidigung ihrer Handlungen zugelaſſen werden, wie ſie denn das der Gerechtigkeit gemäß müſſen, und Ihr Name wird genant, Karine, kan da der Herzog wohl etwas anders ſagen, als daß er alle Achtung für Ihren Namen habe, daß aber dennoch die Dinge erſt zu ihm hätten gelangen müſſen?"

Karine wurde ſchon ein wenig verlegner. Sie bemerkte eine Klemme, in welcher ſie ſaß, allein ſie wolte ſich doch noch herauszuwinden ſuchen. „Sie habe gar nicht gemeynt," ſprach ſie, „daß man dergleichen vollführen würde, ohne den Herzog zu fragen; ſie könne auf ihre Ehre verſichern, daß ſie nur gewünſcht, nicht befohlen, daß ſie auch keinesweges verboten habe, daß man dem Herzoge etwas ſagen ſolle, kurz ſie begriffe nicht, warum man ſo gehandelt, wann es nicht etwa gerade aus der Abſicht geſchehen wäre, ſie beym Herzoge verhaßt zu machen.

„Bewahre der Himmel, liebes Kind! wie ſchweifen Sie aus? Sehen Sie, Sie verbergen ſich hinter alles dieſes, weil Sie fürchten, daß Sie nicht recht gehandelt haben. Glauben Sie nicht, daß ich Ihnen Vorwürfe machen will. Ich will Sie nur auf den Weg lenken, der der rechte iſt. Man kan unwiſſend fehlen. Allein, ſeyn Sie nicht undankbar und ungerecht gegen diejenigen, die Ihnen zu gefallen ihre Pflicht vergeſſen. Unter welchem Vorwand ſolten dieſe dem Herzoge ſich nähern, um ihm zu ſagen, daß ſie ſeinem Willen entgegen handeln wolten. Sie konten doch wohl weit eher denken, daß Sie, die Sie die Sache angieng, auch beym Herzoge Sie vertreten, oder vielmehr ſchon zum voraus daran arbeiten würden, daß er mit dieſer Veränderung zufrieden wäre."

„Das konte ich aber doch wohl nicht," ſprach Karine ziemlich hitzig, „da ich dann lebhaft und deutlich gezeigt haben würde, daß ich zu dem Herzoge das Zutrauen nicht gehabt hätte, ihn darum zu bitten?"

„Und doch, liebe Karine, verlangen Sie vom Herzoge, er ſoll Zutrauen zu Ihnen haben. Wenn jezt dieſe Männer ihm ſagten: warum haſt Du Geliebten, die wir fürchten, und um derer willen wir ſelbſt in unſern Pflichten ſchwankend werden? Warum erlaubſt Du ihnen, ſich das Anſehen zu geben, als ob ſie über Dich herrſchen könten, als ob Du gegen das nichts einzuwenden haben könteſt, was ſie wünſchen? — Warum geht es an, daß man uns auf dem Wege unſrer Pflichten begegnen, und ſagen darf, ich wünſchte, ihr verleztet ſie, und wenn man das auch nicht mit troknen Worten ſagt, doch zu erkennen giebt, daß man es wünſche? — Sagen Sie mir, Karine, was kan der Herzog dieſen Menſchen antworten? Soll er wie Tyrannen in vorigen Zeiten das Schwert zu Hülfe nehmen, um ſchweigen zu machen, die ihn gerecht tadeln? Nein, dem Himmel ſey Dank, in den barbariſchen Zeiten von ehedem leben wir nicht mehr. Sie ſind vorüber, die Jahre der Verblendung. Regenten und Unterthanen ſind weiſer geworden."

„Ich habe gefehlt," ſagte Karine mit einer Inbrunſt, die ihr ganzes Herz darlegte. „Sagen Sie mir, wie ich meinen Fehler gut mache? Sagen Sie mir, wie ich es erzwingen kan, daß weder jene zu gefälligen Männer . . .

„Die immer am meiſten gefehlt haben," fiel die Dame ihr in die Rede —

„— leiden, noch auch der Herzog auf mich zürnt?"

„Die Männer haben mich um Rath gefragt," ſprach die Dame, „und ich will die Sachen beylegen. Dieſesmal ſollen Sie wirklich auch nicht das entfernteſte Unangenehme davon mehr zu erwarten haben. Aber, Karine, hüten Sie ſich für der Folge. Wenn Sie das für mich fühlen, was Sie für mich zu fühlen vorgeben, ſo werfen Sie ſich in die Aerme einer Freundin, welche eine lange Erfahrung zu dem berechtigt, was ſie unternimmt. Meine politiſchen Kentniſſe ſind nicht von Tagen her. Ich habe eine der größten Epochen erlebt, die auf dieſem Planeten erſchienen ſind, die Epoche des groſſen Vaters unſers Herzogs.

„Ich habe in die Feinheiten ſeiner Regierung hineingeſehen. Ich habe nicht minder ihn beobachtet, als diejenigen, welche an ſeinem groſſen Werke wirklichen Antheil hatten. Ich habe in die groſſe

Ueberſicht mit eingeblikt, welche er auf die Jeztzeit ſowohl als auf die Zukunft hatte, und — glauben Sie mir es, Karine, — nichts iſt ihm entgangen. Er ſah alle die Revolutionen, die auf dem Planeten ſich zutragen würden, voraus. Er ſah, wie ſich das Feuer für eine falſche eingebildete Freyheit verbreiten würde, und mit weiſer Sorgfalt, mit der klügſten Vorſicht, ſicherte er ſeine Unterthanen dafür. „Ich will ihnen ein ſolcher Vater werden," ſprach er, „daß ſie ihren Landesfürſten immer in dem Lichte eines Wohlthäters anſehen können, wenn er es ihnen auch nicht in dem Maaße iſt, in welchem er es ihnen ſeyn könte."

„Es iſt nicht möglich, Karine, daß die Liebe des Volks zum Fürſten ſich erhalten kan, wenn er nicht ſelbſt Beyſpiel iſt. Und um Beyſpiel zu ſeyn, ſolte weder der Herzog noch irgend ein Regent der Welt eine erklärte Geliebte haben. Man ſoll nicht ſelbſt das thun, was man ſeinen Unterthanen verbietet. Die Geſeze dieſes Landes verbieten aber das offenbar, was der Fürſt ſelbſt thut. Freylich will man jezt den Sachen eine andere Wendung geben; allein, iſt das reel? iſt das gut?

„Doch das gehört nicht hieher. Sehen Sie, Karine, wie weit Ihre Pflichten gehen, und ſagen Sie ſelbſt, ob ſie nicht mit darin beſtehen, daß Sie ſo wenig als möglich ſich in Geſchäfte miſchen, die blos den Herzog und deſſen Willkühr betreffen.“

Karine ſtokte. „Sie ſind vielleicht noch nicht ganz überzeugt?“ ſprach die Dame.

„Ich bin es,“ erwiederte Karine; „allein, iſt es denn wohl möglich, daß wir uns ſo ſchnell von dem trennen können, was einmal unſerm Herze angenehm iſt? Laſſen Sie, würdige, verehrenswerthe Freundin, mir einen Tag Ruhe, und Sie ſollen meinen Entſchluß wiſſen.“

So ſchieden ſie, und, wie es ſcheint, Beide nicht unzufrieden.

Dritte Aufklärung.

Ein Geſezgeber klärt auf.

„Ja,“ ſagte der jüngere Traditor, denn die ſchönen Ideen der alten würdigen Dame hatte der ältere vorgetragen — „man will jezt den Sachen eine andere Wendung geben, ſagte die Dame, und ſezte dazu, ob das wohl recht und gut wäre.“

Er fragte uns hierauf, ob wir nicht neugierig wären, zu wiſſen, worin dieſe beſtehe, und wir verſicherten, die Wendung wäre uns aufgefallen, wir hätten uns aber nicht erkühnt, jene ſchöne und wichtige Erzählung zu unterbrechen, und den trefflichen Erzähler zu ſtören. Dieſe Entſchuldigung ward als gültig angenommen, und ohne Weiteres nahm der Traditor das Wort:

„Man arbeitete ſchon ſeit langen Zeiten, beſonders unter dem alten Herzoge an einer Verbeſſerung der Vorſchriften, nach welchen die Bewohner der herzoglichen Lande ihr Leben einzurichten hätten.

„Dieſe Vorſchriften ſind das, was bey uns Geſeze heißen, wenn ſchon kein beſonderes Wort ſie ausdrükt, ſondern ſie blos Vorſchriften des Lebens genant werden.

„Es erfoderte allein ein Buch, wenn man auch nur eine kurze Darſtellung dieſes weitläuftigen Werks geben wolte, das in der Reſidenz des Herzogthums vervielfältiget, und nun allenthalben eingeſandt wurde.

„Es iſt nicht zu läugnen, daß die Verfertiger dieſes Vorſchriftsbuchs Männer waren, die die genauſten Kenntniſſe ſowohl von dem hatten, was Naturgeſeze gebieten, als von dem, was politiſche Anordnungen erfodern, von dem, was Convenienz und Veränderungen mit ſich bringen. Der alte Herzog hatte dieſe Männer zu der Verfertigung des Vorſchriftsbuchs beſtimmt, und ſeine Wahl war zu bekant gut, als daß ſie nicht die beſten getroffen haben ſollte.

„Der eigentliche Zwek dieſer Arbeit ſollte der ſeyn, die verderbliche und unmenſchliche Methode der langen und ausgedehnten Rechtshändel abzubringen, und dem, welchem Andere Unrecht thaten, eine ſchnelle, faſt augenblikliche Genugthuung zu verſchaffen.

„Es iſt freylich noch größern Zweifeln als jemals unterworfen, ob ein großes ausgedehntes Vorſchriftsbuch dieſem Uebel abhilft, und ob nicht eben hieraus noch eine deſto größere Möglichkeit entſpringt, die Rechtshändel in die Länge zu ziehen, da jedes Wort, wie man weiß, ja man mögte heutzutage wohl ſagen, jeder Buchſtabe einer Auslegung fähig iſt, und von zehnerley Seiten betrachtet werden kan.

„Da ergeben ſich aus den verſchiedenen Fällen, die angenommen werden, um ein Geſez in keinem möglichen Falle zweifelhaft zu laſſen, hernach hundert Streitfragen, ob der Fall auch der nämliche ſey. Ausgemacht iſt es wohl, daß die kürzeſten Geſeze die beſten ſind. Freylich haben ſie das Uebel, daß ſie oft jemanden verdammen, wo der Schein und nicht das Verbrechen da iſt; allein dieß iſt denn doch wohl auch der Fall bey ausgearbeiteten Vorſchriften, wo noch dazu kömt, daß der Sachwalter nicht ſelten ein Geſez verdrehet, wenn es zu vieler Auslegungen fähig iſt, und den andern, deſſen Verſtand nicht ſo gewandt iſt, ins Unglük bringt.

„Doch," fuhr der Tradiner fort, „dieß geht ins Allgemeine; wir wollen das Beſondre vornehmen, welches die Dame betrift, die einigermaßen auf Wendungen zu halten ſcheint, die da gegeben werden, und die in dieſem Falle nur die Ehe und die Lebensart außer der Ehe betreffen können.

„Wirklich hatte man in dieſem Artikel Geſeze gegeben, welche der Convenienz angemeſſen waren, allein waren ſie es deswegen auch der Sache?

„Man machte unter den Verbindungen der Geſchlechter Unterſchiede in Anſehung des Standes. Der gleiche Stand nur ſolte gleiche Verbindungen zugeſtehen. Allein im ungleichen Stande ſolte der männliche gewaltige Vorzüge vor dem weiblichen haben. Freylich gründete ſichs auf Convenienz, daß eine vornehme Frau ihre Rechte verlieren ſolte, wenn ſie einen geringen Mann nähme, da hingegen der vornehme Mann, wenn er auch eine geringe Frau nahm, alle ſeine Rechte behielt, und beybehalten mußte.

„Weit ſonderbarer aber war es der Dame erſchienen, daß eine ſolche Verbindung der Geſchlechter, die ehedem nur dann gültig ſeyn konte, wenn das Meynungsgericht ſeinen Willen nicht nur dazu gegeben, ſondern auch ſeinen Segen darüber geſprochen, nun durch ein bloßes gerichtliches Atteſtat ſchon gültig werden ſolte.

„Am allerauffallendſten aber war der Dame geweſen, daß bey den Verbindungen, welche ohne Zuthun des Meynungsgerichts durch ein bloßes gerichtliches Atteſtat geſchloſſen werden konten, es nun den Parteyen freygeſtellt wurde, ob ſie durch das Meynungsgericht ihre Verbindung beſtätigen, und ſeegnen laſſen wolten. Sie mogten dieſes nun thun oder nicht, ſo entſtand dadurch kein größerer oder kleinerer Werth der Verbindung, ſondern ſie blieb eine Nebenverbindung.

„Der Meynung der Dame nach, waren aber hierdurch die eigentlichen Vorſchriften der Meynungen der Menſchen, die Meynungsgerichte, und ſelbſt das Meynungsſyſtem gewaltig compromittirt, denn es wurde doch immer auf jene, zu einer Hauptverbindung nothwendige Ceremonie ein entſezlich falſches Licht geworfen, und die Handlung wurde anſtößig, da ſie in Willkühr geſtellt wurde; denn ſobald eine ſonſt angenommene nothwendige Sache nun zu einer überflüßigen, ja zu einer unnöthigen wird, und gerichtlich und geſezlich dazu gemacht wird, wenn ſie in einem Falle nöthig und nicht unterlaſſen werden darf, und im andern keinen Werth hat, und zum Spielwerk dienen muß, wo ſoll denn die Achtung für dieſelbe noch herkommen?

„Die Dame hatte hierüber mit einem weiſen Manne eine Unterredung gehabt, deren Inhalt nicht unwichtig war.

„Wie kan man,“ ſprach ſie, „zu der nämlichen Zeit, wenn man ſo ernſtlich darauf dringt, daß jedermann an ein Meynungsſyſtem glauben, und darnach leben ſoll, wenn man die Punkte dieſes Meynungsſyſtems ſo ſtrenge feſtſezt, zugleich Vorſchriften feſtſezen, die eine Hauptſache in dieſem Meynungsſyſtem verwerflich darſtellen?

„Gehört die Verbindung beider Geſchlechter als ächte Verbindung in die Lehren des Meynungsſyſtems, ſo laſſe man wenigſtens bey unächten Verbindungen nicht mit dieſer Sache ſpielen, man ſeze ſie nicht als etwas Ungültiges dahin, wo ſie als etwas Gültiges ſtehen ſolte. Denn wenn nach der Vorſchriftsordnung die Nebenverbindung eben ſo ſehr bindet, als die ächte Verbindung, ſo ſoll man das, was von der Meynung dabey abhängt, in der nämlichen Art gebieten, wie man das geboten hat, was zur ächten Verbindung gehört; wenn aber alle dieſe Verbindungen ins bürgerliche Syſtem gehören, und das Meynungsſyſtem nichts angeben, ſo ſoll man das Meynungsſyſtem auch von den ächten Verbindungen entfernen, und nur unter eben den Bedingungen ſie gerichtlich gültig ſeyn laſſen, wie es die unächten oder Nebenverbindungen dadurch ſind.

„Von einer Seite wenigſtens hat man immer einen Fehler begangen, entweder in die Gültigkeit des gerichtlichen, oder in die Gültigkeit des zu den Meynungen gehörigen eine Art von Mißtrauen zu ſezen. Wenn kein offenbarer Widerſpruch ſtatt findet, ſo findet wenigſtens eine ſtille Möglichkeit der Verachtung desjenigen ſtatt, was dem Meynungsſyſteme dabey zukömt."

„Der Theilnehmer an dieſer Unterhaltung vermogte nicht hierwider Einwendungen zu machen.

Denn wenn er auch ſelbſt wider die Ceremonien, welche die Meynungslehrer hierbey in Ausübung zu bringen haben, vieles einzuwenden hatte, und nicht ihr Freund war, ſo wagte ers doch nicht, der Frömmigkeit der Dame einen Anſtoß zu geben, und fand auch ihr Urtheil richtig, daß hier eben nicht die gröſte Aufklärung ſich in dieſen Vorſchriftstheil gemiſcht habe."

Vierte Finſterniß.

Die Dame hatte aber auch noch andere Zweifel.

Vor ſich grübelte die Dame aber noch tiefer in dieſe neuen Vorſchriften. Sie fand, daß es nicht gut wäre, neue Geſeze über eine Sache zu geben, welche vom Landesherrn ſelbſt in der Lage, in welcher er ſich befand, nicht gehalten werden konte, die er wirklich in den Augenbliken ſelbſt nicht hielt, und wovon er ſich doch nicht freyſprechen konte, wenn er auf die Aufrechthaltung ſeiner Geſeze halten wolte.

„Wenn es den Menſchenkindern nun einfiele, zu ſagen: Was dem Einen recht iſt, das iſt dem Andern billig — wenn nun aus den Handlungen des Herzogs geſchloſſen würde?"

„Freylich war es immer nicht dadurch recht, daß er es that. Allein, giebt es nicht eine groſe Menge Menſchen, die das als recht annehmen, was der Landesherr that?

„Wenn ſie glauben, er iſt über die Geſeze, nun, dann iſt es gut — aber wie viele glauben das jezt noch? Sind nicht die Meiſten auf den vernünftigen Weg gekommen, zu denken, der Geſezgeber müſſe der erſte und beſte Erfüller ſeiner Geſeze ſeyn?

„Gern, gern hätte ſie hierüber mit dem ſelbſt ſich unterhalten, deſſen Fleiß und außerordentliche Mühe dieſe Vorſchriften zu Stande gebracht hatte; allein, ſie konnte ſich zum voraus einbilden, was der ernſte und würdige Mann ihr für eine Antwort darauf ertheilen müßte.

„Was," (würde er geſagt haben,) „gehen mich die Ausnahmen an? Ich gehe nach den Gründen der Sache. Ich arbeitete dieſe Vorſchriften, da ſich dergleichen nicht fand, und ich darf als Geſezgeber nie von den Grundſätzen abgehen, wenn ſich auch die Herrſcher ändern. Freylich arbeite ich mit für die Convenienz: aber die Convenienz darf mich doch nicht ſo weit verleiten, Punkte unberührt zu laſſen, die unumgänglich zur Geſezgebung erfodert werden. Wann einſt von mir nichts als Aſche übrig iſt, und ich hätte in dem allgemeinen Buche der Vorſchriften etwas vergeſſen, was unumgänglich dazu erforderlich wäre; würde dann nicht meine Aſche geläſtert worden ſeyn? würde ich nicht, wenn der Punkt der Verbindungen der Geſchlechter von mir gänzlich übergangen wäre, für einen parteyiſchen Schmeichler gehalten worden ſeyn, der dem Herzoge nur nicht zu nahe treten, und ſein Anſehen hätte bemänteln wollen?"

„So ſchloß die Dame, und unterließ deßwegen, mit dem Manne darüber zu reden. „Was ſoll ich," ſagte ſie zu ſich, „noch von ihm gerade dieß als eine Schwachheit des Herzogs mir vorerzählen laſſen? War der Mann doch ſelbſt ſchwach, da er den Segen der Meynungslehrer zu einer Zeit in ein ſo leichtes Licht ſezte, da man hier über das Meynungsſyſtem

ſyſtem ſo ſtrenge hält, und bin ich doch ſelbſt ſchwach genug, daß ich nicht toleranter ſeyn kann.“

„Allein, ſie konte in ſich es lange nicht vergeſſen, daß es wohl das Anſehen haben könte, als ob der Artikel der Nebenverbindungen um des Herzogs willen eingeſchaltet worden wäre, und wenn er eingeſchaltet war, um ihn zu rechtfertigen, ſo war es doch offenbar, daß er das nicht that, denn wie konte der Herzog ſein Beyſpiel ein ähnliches mit ſeinem nennen? Nach und nach verloren ſich aber auch dieſe Bedenklichkeiten, und da ſie ſah, daß die Folgen dieſer neuen Vorſchriften nicht gefährlich waren, ſo gab auch ſie ſich zufrieden.“

Vierte Aufklärung.

Beliwald dem Glanze ſehr nahe.

Die wichtigen Dinge, welche Beliwald auszuführen hatte, waren zum Theil wieder ihrem Zwecke näher gebracht, und er kehrte von einer Reiſe zurük, auf welcher ſo viel Gutes geſtiftet, daß er des Herzogs ganzen Beyfall davon trug.

„Bald," ſprach der Herzog zu ihm, „bald, Beliwald, werden Sie mir am wertheſten auf der Welt werden, und bald werden Sie auch meinem ganzen Lande werth ſeyn, denn Sie wirken für daſſelbe, und die Folgen Ihres Wirkens werden ſichtbar. Laſſen Sie doch immer diejenigen ſchreyen, welche glauben, wir thun nicht wohl, den Frieden zu erhalten.

„Wir wiſſen, daß wir wohl thun. Laſſen Sie immer die vorlauten Vielwiſſer ſchreyen, daß wir durch Zaudern des Ueberfalls der Gegenden des [illegible] ſelbſt Zwietracht in unſerer Unterthanen Herzen ſäeten. Wir wiſſen es beſſer. Laſſen Sie dieſe, die da Unfrieden zu ſtiften ſuchen, bey ihrem Glauben, wir wollen bey dem unſrigen bleiben, der uns die Liebe und das Glück unſrer Unterthanen erhält, wir wollen ferner am allgemeinen Wohl arbeiten, um allgemeinen Untergang zu verhüten, der vor der Thüre ſtehen würde, wenn Menſchlichkeit und Billigkeit unſere Schritte nicht leitete."

Beliwald hatte Verbindungen geſchloſſen, die äuſerſt wichtig waren. Er hatte in Anſehung derer Länder, in denen innerliche Unruhen wütheten, den großen Grundſaz der Schonung von allen Seiten mitgebracht.

Die gröſten Potentaten des Planeten Hidalſchin waren dieſer Meynung, und hofften darauf, daß die Sache innerlich zu einer ſolchen Gährung gelangen ſolte, daß man ihren Beyſtand ſelbſt verlangen würde, eine Ausſicht, die gar nicht unwahrſcheinlich war.

Indeſſen erfoderte immer die Klugheit, auf alle Fälle auf ſeiner Hut zu ſeyn, und deswegen beſchloſſen auch die nun neuvereinigten Mächte, auf den Fall des Angriffs einer Nation, die Hunger und Mißhandlungen wüthend machte, einen Damm dem Strome entgegenzuſezen, den ſie überſchwemmen zu können, nicht mächtig genug wären.

So viel iſt gewiß, alle dieſe Mächte würden ſelbſt dieſer Nation im Einverſtändniſſe mit ihrem bisherigen Beherrſcher, welcher die Unterdrükung eingeſehen, und ihr nachgegeben hatte, ihre Freyheiten beſtätigt, und ſie zu Bundsgenoſſen angenommen haben, wenn nicht die Nation in ſich ſelbſt zu ſehr verwildert geweſen wäre, und einen Gang genommen hätte, der unmöglich beſtehen konte, der wenigſtens jezt nicht der rechte war, um die Ruhe herzuſtellen.

Dieß war die Hauptſache, in welcher Beliwald gearbeitet.

Nachdem die ſo ſehr zur Befriedigung des Herzogs gereichenden Berichte abgelegt waren, ſprach der Herzog zu ihm:

„Mein Theurer! nach allem dieſen will ich nun auch einer Sache erwähnen, über welche ich zwar in den lezten Unterredungen mit Ihnen eine nähere Aufklärung verlangte. Indeſſen ſind Sie mir durch das, was ich jezt von dem Wirkungskreiſe geſehen, in dem Sie arbeiten können, ſo werth geworden, daß ich gern mich zum Stillſchweigen über alles das entſchließe, was hierher gehört, wenn es Ihnen im geringſten unangenehm ſeyn ſolte, mir das Räthſel zu löſen.

„Ich beſcheide mich ſogar,“ fuhr der Herzog in einem ihm ſo ganz eignen freundſchaftlichen Tone fort, daß es meine Schuld eigentlich war, nicht dieſe Fähigkeiten, die in Ihnen lagen, gleich entdekt und benuzt zu haben, und hier haben Sie den Grund, warum ich es Ihnen ſogar nicht einmal verdenken kan, daß Sie Mittel und Wege ſuchten, ſich mir auf andre Art beliebt zu machen. Vielleicht hätten Sie dieſen Weg nie eingeſchlagen, wenn ich Sie ins gehörige Licht geſtellt hätte. Ich will annehmen, daß dieß ſo geweſen, und noch einmal, mein lieber Beliwald, wenn irgend etwas Ihnen im Wege iſt, daß Sie nicht gern mir ein offnes Geſtändniß machen, ſo unterlaſſen Sie es ganz, und von heute an ſey dieß das letzte Wort darüber. Wir bleiben die Freunde, die wir geweſen."

Der Herzog hätte nichts kräftigers thun können, um Beliwald ganz hinzureißen.

Er ergriff des Herzogs Hand, küßte ſie mit Inbrunſt, und ſagte: „Nein, Ihre Durchlaucht, das ſoll nicht geſchehen. Nein, eine ſolche Behandlung verdient, daß jede Falte des Herzes ſich Ihnen öffne, daß man es für beſſer halte, Ungnade von Ihnen zu ertragen, als zum Heuchler zu werden. Sie ſollen ein ganz reines, aufrichtiges reines Geſtändniß alles deſſen haben, was mit Ihnen vorgegangen iſt. Sie ſollen in dem ganzen Laufe der Sache jeden Fehler, den ich begangen, jede Schwachheit, welcher ich unterlegen, jedes Gefühl aber auch, was in meiner Seele war, erfahren. Ich geſtehe es, meine Geiſtererſcheinungen ſind Blendwerke, aber mein Glaube an ihre Möglichkeit iſt es nicht. Was das Erſte mir zur Laſt legt, das mag, wenigſtens zum Theil, der Lezte entſchuldigen.

„Hören mich übrigens Ihre Durchlaucht, und dann urtheilen Sie über mich. Ich unterwerfe mich Ihrer Beſtrafung, wenn ich ſtrafbar bin — Ihrer Gnade freue ich mich, wenn Sie mich derſelben ferner würdigen wollen. Aber laſſen Sie mir etwas Zeit, mich dazu zu ſammeln."

Beliwald verließ den Herzog. Dieſer wurde doch nachdenkend — „Alſo Blendwerke waren es doch," ſagte er, „das iſt hart." Indeſſen faßte er ſich. „Ich wollte ihn ja nichts entgelten laſſen, wenn er kein Geſtändniß thäte, wie ſolte ich es denn thun, da ſeine Offenherzigkeit ſo weit geht? Ich werde ihn hören, und werde ihm vergeben, wenn er auch wirklich ſehr gefehlt hat."

So edel entſchloß ſich der Herzog, und mit Beliwalds edler Entſchließung zuſammengenommen, kan den Leſern dieſe Erſcheinung nicht ganz unangenehm ſeyn.

Fünfte Finſterniß.

Vergebens wäſcht man einen Mohren.

Der Leſer wird es fühlen, daß die Geſchichte ſich ihrem Ende nahet, und ehe wir ſie mit dem aufrichtigen Geſtändniß Beliwalds beſchließen, müſſen wir doch noch etwas über verſchiedene Hauptperſonen derſelben ſagen.

So gern wir von allen anführen möchten, daß ſie den Weg der Beſſerung gegangen, ſo iſt es nun einmal nicht anders, als daß auch im Planeten Hidalſchin es ſo zugeht, wie auf unſerer Erde, daß verſchiedene Menſchen der Beſſerung gar nicht fähig ſind.

Es geht da, wie mit dem Sprichworte, welches wir zur Ueberſchrift dieſer Finſterniß genommen haben. Unſere Traditoren wollen behaupten, der Meynungsrichter gehöre beſonders mit unter dieſe

Zahl. Denn wenn ſchon er auf einer Seite ſich es ſehr angelegen ſeyn ließe, die übereilten Stükchen, die er hin und wieder geſpielt, wieder gut zu machen, die zu ſtarken Ahndungen über dieſelben auf dieſe oder jene Art zu vermeiden, ſo waren doch immer neue auf dem Tapet. Das Uebereilen war nun einmal auf einer Seite ſeine Sache, ſo wie das Vernachläßigen auf der andern, und thürmten ſich auf jener Dinge, die freylich eigentlich nothwendig zu beendigen geweſen wären, die aber ſeinen Planen entweder im Wege waren, oder doch ſie nicht beförderten, ſo wurden auf der andern die Dinge, die ihn zu unterſtüzen ſchienen, mit einer unerreichbaren Aemſigkeit betrieben, wie dieß der Gang des Rechtshandels, deſſen wir vor kurzem Erwähnung gethan haben, aufs allerdeutlichſte bezeichnet. Dieſer war ſo ziemlich ein Beweis, daß die Beſſerung bey ihm noch nicht einmal im Keimen, geſchweige denn im Wachſen ſey, und das Gedeihen daher noch ſehr entfernt.

Indeſſen ſoll es ihn immer ſehr viel gekoſtet haben, ſich aus den Dingen wieder herauszuziehen, in welche er ſich zu tief verwikelt hatte. Ganz klug aus ihm konte man immer nicht werden. Was bewog ihn, jeden Fehltritt, der gegen ihn auch nur auf die leiſeſte Art begangen wurde, mit der ſtrengſten Ahndung zu rügen? Was bewog ihn, ſeine Ideen fürs Meynungsſyſtem, die er vielleicht ſelbſt nicht einmal in ihrem ganzen Umfange glaubte, ſo zu ſagen mit Feuer und Schwert ausbreiten zu wollen?

Frömmigkeit konte das unmöglich ſeyn, wenn ſchon er durch die Darſtellung derſelben einigemal den Herzog von verſchiedenem gegen ihn gefaßten Verdacht befreyet hatte. Hier fand ſich in der Frömmigkeit ein Widerſpruch, denn wahre Frömmigkeit läßt keinen Geiſt der Rache emporkommen, und der blikte aus des Meynungsrichters — wo nicht Augen — doch Herzen und Handlungen zu deutlich auf alles, was ſich ihm in den Weg warf. Wenn ſein Eifer in der Frömmigkeit ſo groß war, warum ruhete er denn ſo oft, wenn diejenigen nicht fromm waren, die ſeine Freunde waren, warum betrug er ſelbſt ſich nicht immer nach den ſtrengſten Regeln der Frömmigkeit?

Seine oftmalige Aufführung, behaupteten viele ſeiner Koetaneen, ſahe einem Heuchler ſo ähnlich, wie ein Ey dem andern. Andere beſtritten das Gegentheil.

Aber ſie dachten deswegen nicht viel beſſer von ihm. Sie ſezten die Gründe, warum er ſo und nicht anders handelte, wieder in einen auf die höchſte Stufe geſpanten Stolz.

Er iſt aus einem zwar verehrungswerthen, aber doch mit keinem hohen Range begabten Stande emporgekommen, der ihn zu den Ehrenſtellen berechtigt hätte, die er beſizt. Er iſt nicht einmal zufrieden mit der Höhe, die er hat. Er will immer noch weiter klimmen. Er ſehnt ſich nach dem Augenblike, wo er ſagen kan: Das ganze Land ſteht unter meiner Gewalt, ich kan ſtrafen und loslaſſen, ich bin das allmächtige Triebrad, durch welches des Herzogs Wille gehen muß — ich bin die Säule, vor die man knieen muß, wenn man erhört ſeyn will.

Wir glauben nicht, daß dieſes Urtheil über ihn vor dem erſtern einen Vorzug verdient, und doch hörten wir es von ſo vielen Seiten.

Beſonders aber machte uns eine Aeußerung vielen Kummer, welche ein Theil von dieſen für den Stolz und die Herrſchſucht des Meynungsrichters eingenommenen Menſchen von ſich gab, daß er ſich nämlich der Meynungen und der Meynungsſyſteme ſelbſt bediene, um dieſe Größe ſeiner ſelbſt hervorzubringen. Es war doch ſeit langen Zeiten ſchon eine Art von ruhendem Haß in die Seelen der Bewohner des Planeten über alles gekommen, was auf dieſem Wege Privatgröße und allgemeinen Ruin befördern wolte. Daß der Meynungen Macht Blindheit ohne gleichen verbreitet, war etwas bekantes. Daß Jahrhunderte erfodert wurden, um die Unterdrüker zu zähmen, und die unterdrükte Menſchheit wieder emporzubringen, war eben ſo allgemein gewiß.

Es lag ſichtlich vor Augen, daß ſeit dieſem immer mehr und mehr eingetretenen Zeitpunkte, die Welt glüklicher geworden, die Individuen, wohin er ſich verbreitet, in ruhigem Wohlſtande und mehrerer Einigkeit ſelbſt unter ſich lebten, daß Einer des Andern Glük mehr und mehr zu befördern ſuchte.

Es war ſogar evident und anſchaulich, daß an den Orten, wo dieſer Zeitpunkt noch nicht erſchienen, man in dem nämlichen Maaße zurük war, daß Mistrauen immer noch unter den Menſchen den Plaz des Zutrauens eingenommen, daß jeder den Verräther ſeiner Meynungen furchte, weil nicht jedem erlaubt war, frey zu meynen, was er wolte.

Und dieſe ſo lange erwartete, mit Frohloken von den ganzen Bewohnern der Staaten des Herzogs angenommene, und nun endlich errungene Epoche der Meynungsfreyheit ſolte jezt wieder geſtört werden? In Barbarey ſolte zurükſinken, was ſo viel Mühe gekoſtet hatte, zu erbauen? Wieder überhand nehmen ſolten alle die feinern Wege, Menſchen zu verderben, auf denen die Meynungslehrer ſo mancher Zeiten Blindheit ausgebreitet, und Licht verjagt hatten?

So war das häufigſte Urtheil von dieſem Manne, und jedermann ſchloß, daß der Herzog wohl handeln würde, wenn er weniger Zutrauen in ihn ſezte, wenn er ihm weniger Gewalt in die Hände gäbe, um die Liebe ſeiner Unterthanen, welche er auf einer Seite ſo ſchön verdiente, und ſo ſchön zu erhalten wußte, auf der andern Seite ihm wider zu rauben.

Wie ein Geyer auf alle diejenigen, welche ihre Stimme nur ein wenig laut erhoben, übte er Ungerechtigkeiten auf einander, oder wenn er ſie ja nicht übte, ließ er ſie durch Andere üben. Und der Schmeichler, die für ihn und mit ihm übten, waren gerade genug, um jeden ſeiner Wünſche auf irgend eine Art zu befriedigen.

Auch hatte er Gewalt genug in Händen, da er des ganzen Meynungsſyſtems Oberer war, die vornehmſten Meynungsſtellen mit ihm gewognen Subjekten zu beſezen, ſo daß er immer den größeren Theil der Vielſagenden auf ſeiner Seite hatte, um neue Anordnungen und neuen Willen durchzuſezen.

Es hatten ſich wirklich ſchon ſo viele edle rechtſchaffene Mitarbeiter am Glüke des ganzen Landes zurükgezogen, und wolten in der Lage, in welcher ſie ſich befanden, nicht Theil an ſo vielen zum Verderben abzwekenden Grundſäzen haben, die der Herzog nicht hatte, auch nicht verbreitete, die aber ſein unbegränztes und übelgewähltes Zutrauen verbreiten ließ.

Es waren der Erſten des Meynungsſyſtems manche, die ehedem im hellen Lichte ſich gezeigt, in ſtilles Dunkel zurükgetreten. Grauſend lagen Bilder vor ihnen, was aus dem allen noch werden könte, und ſie wolten lieber ſich ſelbſt als unthätige Mitglieder betrachten laſſen, als thätig ſeyn, wo ächte Thätigkeit ihnen übel ausgelegt, und übel belohnt wurde, und unächte Thätigkeit den Weg zur Unterdrükung leitete, den ſie nicht mit betreten wolten.

War denn dieſe Strenge über Reden und Urtheilen, die doch blos der Meynungsrichter einführen wolte, ſo nothwendig? Waren denn wirklich Anzeigen da, daß ſie eine mindre Achtung gegen den Herzog bewirken würden?

Oder furchte man ſich nicht vielmehr, da ſie auf wahre Beſſerung hinausgiengen, daß die Blößen aufgedekt werden mögten, die ſo vielfältig gegeben wurden, die nicht auf den Herzog zurükfielen, weil er ſie nicht gab, und ſie konnivirte, weil ſie ihm von vortheilhaften Seiten vorgeſtelt wurden, ſondern die ganz auf diejenigen zurükfallen mußten, welche ſie ihm ſo vorgeſtelt, und aus dem Grunde mußten dieſe auch immer alle etwa aufwachſende Genies belagert halten, damit nicht etwa doch am Ende etwas bis in ſeine Hände geriethe, was ihm die Augen öfnen möchte.

Warum gieng man denn nicht mit Gedanken und Ideen in die Zeiten des vorigen Herzogs zurük, und ſahe, — welches deutlich genug, wenn man nur der fünf Sinne einen hatte, zu bemerken war, — daß die Freyheit im Reden und Urtheilen, welche damals ſo allgemein freygeſtanden hatte, nichts weniger als ſchädlich geweſen war? Niemand hatte damals ſich darüber beklagt. Frey hatte man ſeine Meynung über Alles geäußert, was einem angeſtanden und nicht angeſtanden hatte, und die weiſe Regierung hatte mit weiſer Wahl benuzt, was zu benuzen war.

„Wenn wir hier," ſagte der Traditor, „etwas recapituliren, was wir ſchon auf irgend eine Art in Erwähnung gebracht haben, ſo wähne man nur, daß Wahrheiten ſich nicht oft genug ſagen laſſen, und daß die jezige Lage der Sachen um ſo mehr erfodert, es zu wiederholen, da troz dem verfloſſenen Zeitraume, der doch klüger machen ſolte, in dieſem Punkte noch kaum nichts vorgeſchritten war, ſondern man immer noch auf dem alten Fleke ſtand.

„Muſte es nicht jedem hellen Kopfe einleuchten, daß, bey ſo viel weiſen Einrichtungen im Staatsſyſteme, bey ſo viel vortheilhaften Veränderungen und Verhältniſſen gegen ehedem, es doch immer im Meynungsſyſteme noch ſo übel ausſahe, und weit mehr Finſterniß herrſchte, als vor den Zeiten der Aufklärung, unter welcher das Land ſich ſo glüklich befunden, geherrſcht hatte?

„Konte man hier nicht mit Recht ſagen: Vergebens wäſcht man einen Mohren?"

„Meine Prophezeihung," fiel der andere Traditor ein, „iſt zugleich die Prophezeihung ſo vieler vernünftigen Männer des Hidalſchin, und ſie beſteht darin, daß man einſt mit Schreken in den herzoglichen Ländern ſehen wird, wie dieſe Unterdrükung der Denk- und Schreibefreyheit, und dieſer Zwang der Meynungen, Barbarey verbreiten werden, wenn man nicht beyzeiten dem Uebel Einhalt thue, welches einzele Köpfe in ſo reichlichem Maaße über das Ganze verbreiten."

Drit-

Drittes Licht.

Beliwald hebt die Epoche ſeiner wahren Erleuchtung an.

Es iſt nichts gewiſſer, als daß der Herzog nach dem, was wir zulezt von ihm geſagt haben, vielleicht gern Beliwalden alles geſchenkt hätte, was er ihm noch zu ſagen haben mögte, wenn ſchon ſeine Seele auch mit der Wißbegierde kämpfte, wie man ſo lebhafte Täuſchungen in ihm habe erwecken können.

Auch läßt es ſich mit den natürlichen Gefühlen des menſchlichen Herzens ſehr wohl reimen, daß der Herzog, da einmal die Prädilection gegen Beliwald ſehr bey ihm zugenommen hatte, nicht gern wolte, daß dieſe ins Abnehmen geriethe, welches doch bey ſeinem beſten Willen, auch wider denſelben wohl ſich zutragen konte. Die Seiten, auf welchen Beliwald ihm jezt gegen ehedem um ſo werther geworden war, waren wichtig, und es bedauerte wirklich jeder biedere Einwohner der herzoglichen Länder, jeder gehorſame und ächte Unterthan, daß nicht von einer andern Seite eben dieſe Veränderung und Verbeſſerung erfolgt wäre, welche dann die ganze große zum Guten gedeihende Reformation zuwege gebracht haben würde.

Aber Beliwald wolte gern wiſſen, ob der Herzog Schwächen verzeihen könne, und verziehen mußten ſie ihm alle Unruhe benehmen, da hingegen unverziehen ſie ſeinem Herze ein ewiger Skorpion blieben.

Ob daher nicht bey Beiden eine Art von Aengſtlichkeit ſtattgefunden, wie Beliwald zum Herzoge eintrat, können wir zwar nicht ganz bejahend beantworten, aber ſchließen läßt es ſich. Das feſteſte Vertrauen, welches Beliwald auch auf die Güte des Herzogs hätte haben können, konte doch nicht die etwanige Möglichkeit einer plözlichen Veränderung verdrängen. Haben wir nicht etwa der Beyſpiele, daß Regenten auf einmal aus ſehr gnädigen äußerſt ungnädige wurden, und iſt der Menſchen Herz ſo verſchloſſen, daß uns nicht täglich Beyſpiele vorkämen, wie die Geſinnungen ſich verändern, und wie ſie ſchnell aus Gutem in Schlimmes übergehen können?

War von der andern Seite dem Herzoge es zu verdenken, wenn er nicht gleichgültig gegen das war, was er nun erfahren ſollte? Wußte er, wie Beliwald die Geſtändniſſe, die er zu thun verſprochen hatte, einkleiden würde? Wuſte er, wie er ſelbſt ſich dabey benehmen, und ob er ihm nicht Gelegenheit geben würde, die Geſinnungen, die er wirklich gegen ihn hegte, zu verändern?

Beliwald hatte, um von keinen andern Dingen geſtört zu werden, am Tage vorher dem Herzoge gewiſſe Papiere, die ſeine Geſchäfte und Aufträge betrafen, überſchikt. Alles bis auf die neue Reiſe, die er thun ſolte, war abgethan. Alſo davon war nicht zu reden.

Einige Augenblike vergiengen ſtumm, nachdem Beliwald dem Herzoge ſeine Ehrerbietung bezeigt hatte: und dann fieng der erſtere folgendermaßen an:

„Wenn Ihre Durchlaucht, durch das Bekenntniß, welches ich jezt thun werde, wider mich eingenommen, nicht mehr ſo von mir denken, wie ich es von Ihrer Güte gewohnt war, ſo habe ich mir es ſelbſt zuzuſchreiben.

„Wir ſind allezeit flüchtigen Augenbliken in dieſem Leben unterworfen, und mein Herr weiß es, wie viel ich deren hatte. Warum ſollte ich alſo läugnen, daß in einer dieſer unſeligen Stunden ich den Vorſaz faßte, eine Neigung, die ich lange in mir umhertrug, welche ich auf meinen Reiſen und in den vielen Zirkeln, in welchen ich bekannt war, mir eigen gemacht, durch Ihrer Durchlaucht Beyhülfe und Unterſtüzung, wo möglich, zu befriedigen und zu mehrerer Vollkommenheit zu bringen.

„Meine Gründe dazu? — Sie ſind dieſe: Wenn ich die Sache für mich allein unternahm, ſo wurde ich theils von allen Seiten als Schwärmer betrachtet, und ich hätte wenige Theilnehmer an meinem Werke gefunden, die mir doch nothwendig waren; theils hätte ich vielleicht das Zutrauen Ihrer Durchlaucht und die Hofnung, in Ihren Landen mein Glük zu gründen, ganz verloren. Dieſes bewog mich, Ihre Durchlaucht ſelbſt mit dazu zu initiiren.

„Ihre Durchlaucht wiſſen, wie alles zugieng, wiſſen, wie zum Anfange Sie erſt zu der Liebe zum Erhabnen geleitet wurden. Sie kennen alle diejenigen, deren ich mich mit dazu bediente, die aber — ich muß es geſtehen — nichts von allen meinen Heimlichkeiten wiſſen, noch gewußt haben, auch nicht wiſſen durften, wenn ich anders den Zwek, den ich dadurch zu erhalten wünſchte, erlangen wolte.

„Das, Ihre Durchlaucht, was ich Ihnen von Heloiſens Worten durch den Geiſt wiederſagen ließ, hatte nicht Minchen, ich ſelbſt hatte — —

Sie ſelbſt hatten es gehört, ſprach der Herzog, dem erzählenden Beliwald etwas heftig einfallend — wenige Secunden aber legten dieſe Wallung, indeſſen der Schuldige erſt zwar doch nicht verlegen, vor dem Herzog ſtand, und erwartete was dieſer ferner ſagen würde.

Eins nur, fuhr der Herzog gleichſam ſcherzhaft fort, wundert mich dabey, daß ein Frauenzimmer im Spiele war, und dennoch alles verſchwiegen blieb.

Wenn ich Ihro Durchlaucht, ſagte Beliwald, auf vorige Zeiten zurükführen ſoll und darf, ſo werden Sie ſich wohl erinnern, daß Minchen es faſt einzig und allein war, auf deren Verſchwiegenheit wir in ſo vielen Fällen baueten, und auf dieſe Verſchwiegenheit ſezte auch ich diesmal meine Hofnung.

Uebrigens bin ich für dieſen Weg, den ich gewählt habe, ſtrafbar, und ich überlaſſe es Ew. Durchlaucht eignen Willkühr, wie Sie mich dafür beſtrafen wollen.

Ein Geſtändniß, ſagte jezt der Herzog, iſt mir ſo gut als alle übrige. Ich gehe ſo weit Beliwald, daß ich nichts weiter hören will. Ich weis nicht gerade, ob es recht gehandelt iſt, daß ich lieber in einer Art von Ungewisheit in Anſehung Ihrer Unternehmungen und Zitationen bleiben will, als daß ich mir ein Licht darüber verſchafte, allein es liegt mir nun einmal in meiner Seele, als ob ich wohl daran thäte.

Ganz die Abſicht mit mir zu ſpielen, fuhr er fort, hatten Sie gewis nicht, alſo auf jeden Fall war Ihre Meynung, es ſolte etwas werden.

Die Abſicht konte ich auch nicht haben, ſagte Beliwald, bloßes Spielwerk zu treiben. Nicht allein die Würde Ew. Durchlaucht, würde mich hier in Schranken gehalten haben, ſondern auch die Furcht, wenn ein ſolches Spiel entdekt würde, meinen ganzen Ruf zu verlieren, und als ein ſchädliches Mitglied der menſchlichen Geſellſchaft da zu ſtehen. Nein, ich erwartete alles von Unternehmungen, die mit ſolchem Nachdruk fortgeſezt werden konnten, wie Ew. Durchlaucht ſie fortzuſezen im Stande waren. Die Zubereitungen, die ich machte —

Still Beliwald, fiel der Herzog ſchnell ihm ein. Ich will nicht aus dem Traum. Ich will weit lieber glauben, daß der Künſte mancherley in Ihrer Gewalt ſind, und daß Sie manches hervorzubringen wiſſen, was menſchliches Ergründen überſteigt. Ich will Ihnen ſogar geſtehen, ich finde eine Wonne darin, an etwas der Art zu glauben. Ich kombinire mit meinen Ideen, daß es möglich iſt, und wenn alles was Sie gethan haben, würklich nichts als Kunſt von Ihnen geweſen, ſo glaube ich doch, oder bin wenigſtens ſehr geneigt zu glauben, daß unter gewiſſen andern Umſtänden dies alles auch aus der Natur hervorgebracht werden könne. Denn ſehn Sie, Beliwald, da wir einmal in der Erklärung ſo weit gekommen, ſo will ichs Ihnen, aber auch

Ihnen allein, nicht länger verhehlen, daß ich eigentlich groſſer Anhänger des Syſtems bin, welches uns mit Geiſtern kombinirt. Noch mehr, ich verdenke es Ihnen ſo wenig, daß Sie Geſchmak daran finden, daß ich mich vielmehr ſchuldig gebe, in Ihrer Stelle eben ſo gehandelt zu haben, ja vielleicht würde ich noch weiter gegangen ſeyn als Sie.

Jezt konte Bellwald den Strom ſeiner Dankbarkeit nicht länger aufhalten. Er warf ſich dem Herzog zu Füſſen.

Edles, trefliches Fürſtenherz, rief er aus, welch eine Seligkeit iſts, von einem Regenten ſo gedemüthigt zu werden. Würklich demüthigt michs, daß Sie mit ſo zuvorkommender Güte mich behandeln.

Fünfte Aufklärung

welche dem Leſer wenigſtens beweiſet, daß er nicht Urſach habe verdrießlich zu ſeyn.

Wenn der Leſer mit uns zürnen ſolte, daß dieſes der Ausgang, und zwar der ganze Ausgang des Geſprächs zwiſchen dem Herzog und Beliwald war, die Geiſtergeſchichte betreffend, ſo thut er uns ſehr unrecht, denn wir können wahrhaftig nichts dafür, daß unſere Traditoren uns nicht mehr davon berichteten, und dieſe können wieder nichts dafür, daß der Fall ſich wirklich ſo, und nicht anders verhielt.

Nach dem lezten Ausruf Beliwalds, läßt ſich zwar wohl denken, daß er ſchuldig ſeyn müßte, allein des Herzogs Aeußerung gieng doch auch deutlich genug dahin, daß man noch zweifeln muſte, und vielleicht war ſelbſt das noch zweifelhaft, ob Beliwald nicht um auf einmal ganz aus der Sache zu kommen, das was würklich wahr in ſeinen Prozeſſen war, verheimlichte, und alles für Erfindung ausgab.

Er konte außer dem Zwek ſeines eignen Nuzens auch noch den haben, den Herzog deſto ſchneller von den Ideen ganz abzulenken, daß er weiter hierin gehen ſolle. Dies rieth ihm theils des Herzogs immer wichtiger werdender Einfluß bei den Neuerungen und Unruhen, theils ſahe er, daß einmal die Dame ſelbſt dawider war, und nie zugeben würde, daß der Herzog wichtige Schritte darin thäte.

Es ſind dieſes alles, ſagte der jüngere Traditor, freylich nur Hypotheſen, und es wäre uns lieber geweſen, wenn alles ſo gerade am Tag gekommen wäre. Es wäre dann von Beliwalds Seite ein ofnes Geſtändniß erfolgt, welches ſich weiter ausgedehnt hätte, als auf den Punkt, daß er dieſes an der Thür gehört habe. Man hätte etwas von dem Gange der Prozeſſe Beliwalds erfahren. Wenn ſeine Darſtellungen Maſchinerien waren, ſo hätte man einen Blik in die Bereitung derſelben thun, und einen Begrif erhalten können, wie ſie nachzuahmen wären. Wir hätten dann freylich erfahren, wie es möglich geweſen, daß die Geiſter erſcheinen, und ob ſie aus Schatten oder Dunſt beſtänden. Wir hätten dann wahrſcheinlich erfahren, was der Geiſt eigentlich

gentlich geſchrieben, und ob das kleine Mädgen recht oder falſch geſehen, da ſie eine ſchreibende Maſchine ſahe.

Allein, fiel der ältere Traditor ein, ob es auch würklich gut geweſen wäre, wann wir das alles erfahren hätten, das iſt eine andere Frage.

Es giebt, ſagte er, eine erſtaunende Menge Menſchen, denen man wahrlich die geſunde Menſchenvernunft keinesweges abſprechen kan, die ſteif und feſt behaupten, wenn auch würklich eine Geiſtergeſchichte ganz aufgeklärt werden könnte, ſo daß nichts übernatürliches darin mehr bliebe, ſondern alles nach den Geſetzen und dem Laufe der Natur ſeine Richtung nähme, ſo ſey es doch beſſer, etwas vom übernatürlichen derſelben zu laſſen, und ſie leiten das aus dem Grunde her, weil ſonſt die Menſchen ſehr geneigt würden, gar nichts mehr zu glauben.

Und gewiß, wenn wir dieſe Ausſage unſerer Traditoren recht genau überlegen, ſo iſt ſie ſo übel nicht, und hat ſehr viel Aehnlichkeit mit den Fällen, die auch wohl auf unſrer Erde exiſtiren, und nach denen es wahrlich ſchwer zu behaupten iſt, daß eine gar zu ſtarke Vernatürlichung des Ueberirdiſchen, und gar zu ſtarke Verkörperung des Geiſtigen ſo ſehr dienlich ſeyn könte.

Wir wiſſen doch, was der Menſch oft für Reiz und Trieb bedarf, um in einer Sache Glauben zu faſſen, die ihm nicht klar vor Augen liegt, und doch iſt es ſehr oft nöthig etwas zu glauben, weil man ohne Glauben nicht fortkömmt.

Wenn alſo der Leſer uns auf den Hauptpunkt, den wir angeführt haben, daß die Sache ſich ſo und nicht anders verhalte, und wir ſie daher auch nicht anders ſagen konten, nicht annehmen will, ſo mag er ſich aus dieſem einen Grund abſtrahiren, und wir glauben in keinen von beyden Fällen, daß uns etwas zur Laſt zu legen iſt, beſonders da wir ſo gern, wie er ſelbſt vom eigentlichen unterrichtet geweſen wären.

Viertes Licht,

welches beweiſet, daß man oft Licht zu haben glaubt, wenn man es nicht hat.

Wir konten dennoch aber nicht unterlaſſen, die Traditoren zu fragen, ob denn der Herzog ſich in nichts über den Grund herausgelaſſen, warum er dieſe ganze Sache unterdrückt habe, warum er ſich von Beliwald nicht alles eröfnen laſſen, da dieſer ſich doch dazu erboten.

Sie verſicherten uns, außer Muthmaſſungen ſey nichts davon im Publikum erſchollen, und ſelbſt das Geſpräch zwiſchen der alten Dame, dem Herzoge und Beliwald, welches ſie uns im folgenden Lichte mittheilen wollen, beweiſe nichts für irgend eine Art von feſter Entſchlieſſung aus Gründen.

Der bey weitem größere Theil glaubte aus des Herzogs Aeußerungen im lezten Geſpräche ſo viel wahrzunehmen, daß er nur den jezigen Zeitpunkt der Unruhen abwarten wolle, und dann wieder mit der ganzen vorigen Gewalt, die nun durch Beliwalds Geſtändniß in ihm noch reger geworden wäre, dieſe Macht über Geiſter zu exerciren, von welcher er gewiß glaubte, daß ſie in Ausübung zu bringen wäre, und er weit größere Rechte darauf hätte, als Beliwald ſelbſt.

Denn wenn das, was dieſer dabey zu thun ihm geſchienen, nun empfinde, ſo ſey es ſehr wahrſcheinlich, daß Beliwald, weil er mit einer ſolchen Sache Spott getrieben, bey allen ſeinem Glauben, und bey aller ſeiner Neigung für die Wahrheit, auch von dem wenigen, was ihm etwa darinn enthüllt worden wäre, wieder zurükgehend nichts mehr von Offenbarungen erfahren hätte, und daß, wenn er der Herzog die Sache nun mit mehrern Eifer triebe, ohne etwas dabey in Spott zu wandeln, bald er weiter gelangen würde, als Beliwald je geweſen.

Es ließe ſich auf einer Seite wohl hierin etwas vertheidigen, indem würklich keine wahrſcheinliche Urſache vorhanden war, warum der Herzog nicht lieber das Geheimniß enthült haben wolte oder nicht. Denn wenn er gütig verfahren wolte, ſo ſtand es ja bey ihm allein, dieſes immer noch zu thun, wenn er auch von allem, was Beliwald gethan, und wie er es gethan, genau unterrichtet war, und im Gegentheil, wenn Beliwalds Geſtändniß ihm das Recht über ihn und gewiſſermaßen über ſeine Beſtrafung gab, ſo ſtand ſeine Güte gegen denſelben immer noch in höherm Grade.

Allein ſo viel Wahrſcheinlichkeit auch für des Herzogs Eingenommenheit von der Sache war, und ſo wenig man auch im Stande war, dieſe ganz abzuläugnen, ſo war doch auf der andern Seite ſehr vieles dagegen einzuwenden, und immer eine Frage, ob der größere Theil, der dieſes glaubte, auch Recht hatte.

War es denn nicht möglich, daß der Herzog ſich für ſchwach hielt, und aus dieſem Grunde, da er Beliwalds Brauchbarkeit ſahe, und vielleicht zürnen mußte, wenn er alles erfuhr, nicht zürnen wolte? War es nicht möglich, daß er ſeiner Freundſchaft ſelbſt noch zuweilen bedurfte, beſonders wenn noch, welches immer kein unmöglicher Fall war, Veränderungen in ſeiner Liebe vorfallen ſolten?

Wer hatte ihm denn darin wohl beſſere Dienſte geleiſtet, als Beliwald? Wer hatte jemals ſoviel über diejenigen vermogt, die der Herzog ſeine Auserwählten nannte? Und wenn nun dieſer Auserwählten eine neue etwa aufs Tapet kam, wer ſolte denn wohl die Lenkung derſelben übernehmen, und dem Herzoge ſie geneigt machen? War ein andrer dazu da, oder konte der Herzog ſich einem entdeken, wenn er auch da war?

Aber geſezt, dieſes wäre dem Herzoge auch nicht eingefallen, denn wer will gerade behaupten, daß dieſer Regent ſogar zu lüſtern geweſen wäre, und bey noch nicht geendeter Neigung gegen eine Dame ſchon auf eine andere gedacht hätte, konnten nicht wichtigere Gründe da ſeyn? War nicht vielleicht ein hoher Grad von Achtung nöthig, um Beliwald ferner zu den ſo äuſerſt wichtigen Dingen zu benuzen, welche ihm jezt anvertraut waren? Und wenn er würklich in einem ſogar falſchen Lichte erſchien, würde dann wohl der Herzog ſich nicht in ſich gedrungen geſehen haben, weniger wichtig ihn ſelbſt zu halten?

Man denke ſich nur einmal den Raum, welcher zwiſchen dem Umgang mit Geiſtern und mit dem Umgang mit irdiſchen Regenten und denen Kabinetten befindlich iſt. Jis wohl möglich, daß hier eine Parallele ſtatt fand. Wenn aber Beliwald mit jenen ſo umgehen wolte, wie er mit den Geiſtern umgegangen war, ſo war zwar, im Fall er ſeine Geiſter in der Zucht hatte, zu vermuthen, daß er auch die Kabinette in der Zucht halten würde, und von ſeiner Geiſterzucht haben wir doch in der That, unläugbare Beweiſe; aber wenns mit den Geiſtern Blendwerk war, ſo konte es auch wohl mit den Kabinetten Blendwerk ſeyn.

Nun war es doch auch möglich, daß der Herzog ſich für dieſe Entdekung ſcheute, um nicht ſchließen zu müſſen, es könte mit Beliwalds übrigen Unternehmungen eine gleiche Bewandniß haben, wie mit den Viſionen, und daß er deswegen ſtill ſchwieg.

Freilich recht wars von dem Herzoge nicht ganz, wenn er ſo dachte, wenn er mit den für die Kabinette eben ſo ankam, wie er mit den Geiſtergeſchichten angekommen war, ſo ſahe es immer übel um die Ausführung ſeiner echten Projekte, und ſo wurde er ein Ball, der jezt von andern Regenten ſo herum geworfen wurde, wie er vom Glauben oder Nichtglauben an jene Geiſter herumgeworfen war.

Das Büchlein vom Aberglauben, Leichtglauben, Glauben und Unglauben hat verſchiedene Fälle, wo dergleichen Ballſpiel aus einander geſezt wird, und wir müßten wirklich unſre Leſer dahin verweiſen, wenn ſie anders über viele bisher räthſelhaft vorgetragene Dinge wieder räthſelhafte Aufſchlüſſe haben wollen.

Wir können nur ſagen, daß alle dieſe Muthmaaßungen, welche in der Reſidenz über das gänzliche Stillſchweigen vom Geiſterweſen vorfielen, die rechten ſeyn konten, daß aber von keiner doch beſtimt war, daß ſie die rechte geweſen, daß alſo wie oft ſchon der Fall eingetreten iſt, daß man über gewiſſe Dinge Licht zu haben glaubt, und in Finſterniß tappet, hier der nemliche Fall ſtatt findet.

Fünftes Licht.

Das verſprochene Geſpräch liefern die Traditoren.

Nach höflichen Erſuchen von unſerer Seite an die Traditoren, daß ſie doch uns wenigſtens das Geſpräch, von welchem ſie uns geſagt, und welches die Dame, Beliwald, und der Herzog gehalten, zu gute kommen laſſen möchten, weil auch die Hidolſchiniſchen Excorporationen es nicht einmal lieferten, nahm der ältere das Wort.

Es iſt allerdings, ſprach er, eins der merkwürdigſten, welches wohl unter dieſen dreien vorgefallen ſeyn mag, vielleicht das merkwürdigſte im ganzen Büchlein Tridatu Staxazu. Gleich der Eingang deſſelben wurde dadurch merkwürdig, daß der Herzog ſelbſt den Herrn von Beliwald an der Hand hatte, wie er bei der Dame eintrat.

Da der ältere Traditor ſich nicht auf alles beſinnen zu können, anzeigte, ſo erbot ſich der jüngere,

gere, der im Gedächtnis ihm ungleich weit überlegen war, daß er alles noch genau ſich erinnernd, die Specification der abgehandelten Dinge, und zwar gleich in dialogiſirter Form beibringen würde.

Dame. Welchem Zufall danke ich denn dieſen Anblik? Iſt's ein glüklicher und unglüklicher, der zwei Perſonen vereint zu mir führt, die ich getrennt glauben muſte, die alſo vereint entweder zu ihrem Beſten, oder zu ihrem Schlimmen ſich gegen einander erklärt haben müßen?

Herzog. Wir kommen freilich würdige Frau, um Ihnen unſre Wiedervereinigung anzuzeigen.

Beliwald. Eine Vereinigung, die blos auf der Güte Ihro Durchlauchs gebaut iſt.

Herzog. Still davon. Dieſe Seite ſoll mit meinem Willen auf keine Art berührt werden. Ich will jezt reden, und meine Entſchließung wird zeigen, daß Sie, Beliwald nicht mehr reden dürfen, wenn Sie nicht etwa Beleidigung Ihres Fürſten zum Zwek haben, und das kan ich Ihnen nach dem, was unter uns vorgefallen iſt, nicht mehr zutrauen.

Beliwald. Es wäre die ſchwärzeſte Undankbarkeit, dieſen Gedanken nur nähren zu können, geſchweige denn ihn in Handlung ausarten zu laſſen. Ew. Durchlaucht befehlen, und ich werde pünktlich gehorchen.

Herzog. Wenn es Ihnen eine angenehme Nachricht iſt, meine Theure, daß Ihre Lehren von beyden Seiten Wurzel geſchlagen haben, daß ſie wirkſam auf uns geworden ſind, ſo bringe ich ſie Ihnen um deſto lieber. Alles was mit dem bisher von Beliwald und mir unternommenen Geiſterweſen irgend in Verbindung ſteht, iſt von nun an gänzlich aufgehoben und vernichtet. Wir denken nicht mehr daran, und unternehmen nichts zur weitern Beförderung deſſelben, allein mit dem Ruhen für die Zukunft iſt auch das Ruhen alles vergangenen verbunden. Auch hieran denkt keiner mehr.

Dame. Dem Himmel ſey es gedankt, ſo iſt einer meiner wärmſten Wünſche erfüllt. Ich habe immer für eine Erklärung dieſer Art gezittert.

Beliwald. Noch einmal Ihro Durchlaucht, erlauben Sie mir zu reden — Sie iſt mir erlaſſen worden. (Unſere Leſer werden hier vielleicht deutlich und offenbar ſehen wollen, daß Beliwald ganz ſchuldig war, weil er ſich ſo eifrig erklärte, es zu ſeyn. Allein man müßte doch dieſen ſtaatsklugen Mann nicht kennen, um nicht als möglich vorauszuſezen, daß ſelbſt dies bey ihm prämeditiret ſeyn konte, und daß die Verſtellung ſeine Sache am allererſten ganz gut machen konte. Wir behaupten freilich nicht gewiß, daß dem ſo war, aber wir wollen nur das gänzliche Licht widerſtreiten, weil wir es nicht geben können.)

Dame. Nun mus auch ich im Namen des Herzogs Sie bitten, Beliwald, nie wieder irgend etwas Erwehnung zu thun, was hierher gehört. Es läßt ſich gar nichts natürlicher denken, als daß dies der beſte Weg geweſen. Es läßt ſich manches glauben, aber nicht jeder Glaube iſt gut. Laſſen Sie Ew. Durchlaucht und mich im Herzen das Glük dieſes Zufalls feiren, ich will nicht einmal öffentlich meinen Glükwunſch darüber zu erkennen geben. Es giebt Fälle im menſchlichen Leben, die um ſo ſchöner ſind, als unerwarteter ſie kommen, und wenn ich ſagen ſolte, ich hätte dieſe Epoche erwartet, ſo würde ich der Wahrheit zu nahe treten.

Herzog. Laſſen wir nun alſo auch jedes fernere Geſpräch hierüber ruhen. Sehen Sie von nun an dieſen wakern Freund als den Mann an, durch welchen ich das ganze Syſtem meiner Pläne in der Lage, in welcher ſich der Planet Hidalſchin jezt befindet, werde ausführen laſſen. Er ſoll mein Bevollmächtigter für alles dieſes ſeyn.

Beliwald. Ew. Durchlaucht Vertrauen iſt ſehr groß, und ich danke Ihnen herzlich dafür. Es ſoll mein Eifer keine Grenzen haben. Ich will unabläßig am Wohl Ihres Landes arbeiten, als ob es mein eigener Nuzen wäre, denn von nun an lebe ich für nichts mehr, als für die ſchönen, gerechten und verbeſſernden Pläne Ihro Durchlaucht.

Dame. Still Beliwald, vergeſſen Sie über den Eifer die Klugheit nicht. In der Laufbahn, welche Sie betreten, iſt Vorſicht nothwendiger als in jeder andern.

Sie ſprachen vom Verbeſſern. — Nicht ganz kan ich das gut heiſen. Glauben mir Ew. Durchlaucht, unter Dero Herrn Vater ſtand die Glükſeligkeit und die Politik ihrer Länder auf einem Gipfel. Verändern — ja verändern mus ſich vieles. Die Konvenienz bringt es ſo mit ſich, aber verbeſſern wollen, will viel ſagen. Wenn nur alles erhalten wird, wie es war, ſo iſts genug gethan. Ich wolte lieber Beliwald machte ſich das zum Geſez. — Und dann noch eins.

Herzog. Immer ſagen Sie alles. Eine ſo würdige Freundin von mir, darf ſich nicht ſcheuen, Ihres Herzens Meynung gerade zu entdeken, und ich und Beliwald wir nehmen gern von denjenigen Lehren an, die Sie uns zu geben nicht blos befugt, ſondern auch durch Ihre Erfahrung und reife Beurtheilungskraft dazu berechtiget ſind.

Dame. Das Kritiſche der iezigen Zeiten, mein lieber Beliwald, erfordert mehr, als blos auf ſeinen Kopf zu bauen. Man kan ein Denker ſeyn, und ſich einen Plan entwerfen, der auf das ganze geht, wenn man das ganze überſchaut. Man kan für einen Augenblik, die treflichſten Verkehrungen zu ſehen glauben, um eine Sache in Ordnung zu bringen, und in Ordnung zu erhalten. Allein man braucht nur einen Punkt in einem Gemälde zu vergeſſen, und troz der Schönheiten, die es eigentlich hätte, wenn dieſer Punkt da wäre, iſt wenn er mangelt, nicht eine derſelben zu erbliken.

So können auch Sie ſich ein Gemählde der politiſchen Lage unſers Planeten entwerfen, und ſie vergeſſen einen Punkt in der Ausführung, und alles was ſchön da ſtehen ſolte, ſteht ſchlecht da.

Es gehört die Erfahrung voriger Zeiten dazu, die Sie nicht haben, und dieſe zu erhalten, rathe ich Ihnen es nicht mit denen zu verderben, die das vorige Syſtem ſo unerſchütterlich aufführen halfen und erhielten. Wenn ſchon die Herren manchmal brummen, weil ſie es beſſer zu wiſſen glauben, und auch oft wirklich beſſer wiſſen, als die neuen, ſo müſſen Sie ſich doch daran nicht kehren. Man mus dem Alten etwas zu Gute halten. Und dann Beliwald, Sie haben ein Geſchäft, wo es vielleicht auf Millionen Menſchen ankömt.

Die Dame ſchwieg, der Herzog und Beliwald ſchwiegen auch, und entfernten ſich.

Sechſte Finſterniß.

Beſchluß des Büchleins.

Wir haben nicht umhin gekont, lieben Leſer, auch dieſes annoch von den dreyerley Wirkungen mitzutheilen, und hiermit das Buch zu ſchließen, welches in Hidalſchin ſo viel Aufſehen machte, und auch auf unſrer Erde ſeine Wirkung nicht verfehlte.

Es thut uns nur leid, daß wir es mit einer Finſterniß ſchließen müſſen.

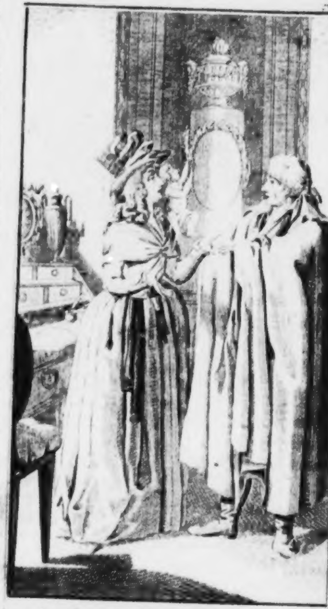
Allein, was wäre auf dieſer Erde, was nicht finſter und unvollkommen wäre? Und wahrlich, Finſterniß ſcheint faſt noch mehr Eingang jezt zu finden als Licht.

Ob ihr in dem Büchlein vom Glauben mehr Licht erhalten werdet, wiſſen wir nicht, wagen es auch nicht zu hoffen, ſondern erwarten euer Urtheil.

Con amore übrigens, wie ein berühmter aber geiziger Verleger unſers Zeitalters ſich auszudrüken pflegt, ſoll es vorgetragen werden.

Fiat ex tenebris lux.

305



Ich hab [illegible] Zeichen an meiner Uhr

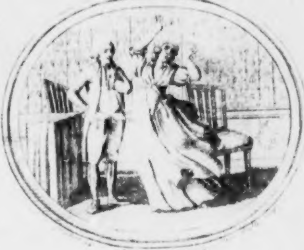
Seite 305 [illegible] [illegible]

Der

Ehebruch

eine wahre Geſchichte
dramatiſch bearbeitet
vom
Verfaſſer der Lauretta Piſana.

[Albrecht, Joh. Fridr. E



Ehebrecherin

Mit Titelkupfer.

Leipzig, 1790.
bey Georg Conrad Walthers Wittwe.

GROSSHERZOGLICHE BIBLIOTHEK NEUSTRELITZ

Der
Ehebruch
eine wahre Geſchichte.

Handelnde Perſonen:

Hobein. Beſitzer eines Landguts im Gothaiſchen.
Margrethe. Deſſen Frau.
Leufeld. Ihr Bruder. Beſitzer eines Landguts.
Kirchburg. Kammer Kommiſſionsrath.
Kirchburg. Deſſen Sohn.
Agnes. Hobeins Tochter.
Riedel. Legations Sekretair. Ihr Mann.
Weinert. Ein reicher junger Partikulier.
Frau Sternberg. Witwe eines Hofraths.
Thereſe. Deren Tochter.
Gründler. Ihr Geliebter.
Zwey Geſpielinnen Thereſens.
Gründler. Der Vater. Baurath.
Drey Räuber.
Zwey Berliner Damen.
Ein Briefträger.

Vorrede.

Die Wahrheit iſt in dieſer Erzählung mein Leitfaden geweſen, und ich legte meinen Ideen ſo viel als möglich den Zaum an. Ich wage es nicht ein Urtheil zu fällen. Ich kante das unglükliche Paar, und ich kan nicht an ſie denken, ohne meine ganze Rührung rege werden zu fühlen. Ich glaubte, bey dem immer zunehmenden Uebel der freyern Denkungsart könte ich vielleicht gutes ſtiften, und ich will mich freuen, wenn meine Abſicht nicht verfehlt iſt.

Erfurt.

Stufen vor der Domkirche.

Kirchburg. Weinert. (aus der Kirche tretend)

Kirchburg.

Haſt du ſie geſehen? Geſehen den Engel, der jedes weibliche Geſchöpf weit hinter ſich zurückläſt, und kanſt du meinen Schmerz dir nun mahlen? Ich — ich ſolte ſie beſizen, ſie die meinige werden. Beſtimt war ſie mir, und iſt mir entriſſen. O des argen hinterliſtigen Streichs vom Schickſaal, das wir nennen, ohne zu wiſſen was es iſt. Flog ich nicht ſchwebend in Freuden dahin, wenn ich mir den Tag dachte, der mir das heute ſeyn ſolte, das es jezt ihm iſt! Sah ich nicht eine Zukunft voll Tage, deren einer an den andern durch befriedigtes Einſchlummern und frohes Erwachen ſich ankettete zu einem Leben, als gäbe es kein Leid! War ich nicht in meinem Sinn König jeder und aller Seeligkeiten, die der Menſch ſich verſchaffen kan!

Und nun abgeriſſen von dem Wahn — was ſag ich von der ſchon daſtehenden Glückſeeligkeit — als wäre ſie nie geweſen! Weinert! Weinert! daß man nicht raſend werden kan, wenn man will! — Aber du hörſt nicht? Wie? Solten dieſe Gefühle dein Ohr nicht berührt haben?

Weinert. Was! Was! was iſt? — Was ſprachſt du, Kirchburg?

Kirchburg. Und was ich ſprach, frägſt du mich, der du neben mir ſtehſt, und mich bitten mußteſt, meinen Eifer zu mäßigen, daß nicht die um uns her auf zwanzig Schritte mich frügen, was ich hätte?

Weinert. Du ſprachſt, Kirchburg, und ich dachte. Gedanken, meiner Seele hörbarer, als Worte, hemmen den Gang vom Ohre zum Herzen. Was dein Mund ſprach, hörte nur das erſtere. Alſo mein Herz weiß nichts davon. Kan man ſie geſehen haben, ſo wie ſie war, und in den erſten Augenbliken etwas anders als ſie denken, oder empfinden, oder davon reden, was ein andrer über ſie ſpricht.

Wenn ich Wahrheit reden ſoll, Kirchburg, ſo muß ich ſagen, meine Augen haben noch zu viel zu thun, als daß die andern Sinne ſich beſchäftigen könten. Ich ſehe ſie noch immer. Aber wir werden bemerkt. Wir wollen uns entfernen. Wenn man in irgend einer Sache der Meynung iſt, daß Hinderniſſe, welcher Art ſie auch ſind, weggeräumt werden können, ſo iſts gut, wenn niemand auch nur muthmaaßt, es könte eine Abſicht vorhanden ſeyn.

(beyde ab.)

Agnes und Riedel

(aus der Kirche tretend.)

Hinter ihnen eine ſtrömende Menge Volks.

Einer a. d. Haufen. Ein ſchönes Paar! Unſerer Bewunderung vollkommen werth.

Ein Andrer. So gleich ſich an ſanfter hinreißender Phyſiognomie. Ich möchte wohl wiſſen, was Lavater über ihre Geſichter urtheilte?

Ein Mädgen (zu ihrer Nachbarin.) Möge doch ihre Liebe ewig ſo bleiben, wie ſie gewiß war, als der fliehende Laut des Silber Ja's ihren Lippen entſchlüpfte! O Gott! Wer doch auch mit ſeiner Liebe ſo weit wäre!

Die Nachbarin. Und doch ſagen die Leute, ſie hätte ihr Wort ſchon einem andern gegeben gehabt, und es ihm nicht gehalten, und er wäre dadurch unglücklich. Ja, ja, es iſt nicht alles Gold was glänzt — Du lieber Gott! Bey manchen thuts auch nur das Aeußere. Man weis ja wohl, wie es in der böſen Welt zugeht, die Heucheley iſt groß.

Agnes (ſachte zu Riedeln.) Wenn wir doch nur erſt am Wagen wären lieber Riedel. Sie glauben nicht, wie mich die neugierigen Blicke beunruhigen. Auf dem Lande bin ich das nicht gewohnt worden. Ich glühe vor Angſt.

Riedel. Laſſen ſie immer die Röthe der Unſchuld ihre Wangen färben, theure Agnes. Hier iſt man neugierig, um ſie zu bewundern, und um mich zu beneiden.

Agnes. Sie ſchmeicheln mir, lieber Riedel, den Ton müſſen ſie nicht behalten. Aber meine Angſt hat auch noch einen andern Grund. Ich habe ein Geſicht geſehen, welches ich hier nicht zu ſehen erwartete.

Riedel. Sie meynen Kirchburg. Ich glaubte, ſie hätten ihn überſehen, und wolte deßwegen ſie nicht an ihn mahnen. Auch — was fürchten ſie ihn noch? Es iſt wahr, er hat ſie ungeſtüm geliebt. — aber er iſt ihnen doch jezt unſchädlich. Mein Schuz —

Agnes. O daß mein Onkel nur auch erſt dieſe große edle Seele in ihnen anerkennen mögte, wie meine Eltern es thun.

(Beyde ſteigen im Wagen, der abfährt.)

Erfurt.

Spaziergang auf dem Wall.

Thereſe. Gründler.

Gründler.

Ich kan ſie heute gar nicht heiter machen, Thereſe. Gehen wir hier von dieſem einſamen Spaziergange weg, und hin wo Menſchen ſind, das wird ſie eher zerſtreuen.

Thereſe. Nein, lieber Gründler, bleiben ſie hier. O Gott! keinen Menſchen um mich, als ſie, und ich bin reich. Und heute beſonders mögte ich gar nicht gern unter Menſchen ſeyn. Nehmen ſie unſre Ausſichten. Ihr alter Vater auf den Punkt wieder zu heyrathen, und ihnen ſein Vermögen zu entziehen. Meine Mutter wahrſcheinlich in wenig Tagen durch den unglücklichſten Prozes um das Ihrige. Was bleibt uns übrig als Trennung?

Gründler. Aber warum juſt heute dies traurige Nachdenken über das alles, was doch noch nicht gewis iſt, was noch eine gute vortheilhafte Wendung nehmen kann?

Thereſe. Warum heute? Waren ſie nicht mit mir in der Kirche? War es nicht ein feyerlicher ſeeliger Anblick — wie das Paar ſich die Hände reichte, und ewige Vereinigung ſich ſchwur? — Die lieben ſich gewis ewig, der Bund der Treue ſtand zu deutlich auf ihrer Stirn geſchrieben, als daß ſie ihn je brechen könnten. Und das Bild ſolte mir nicht vor Augen ſchweben, mich nicht erfüllen, mir nicht jeden Geſchmak an anderer Zerſtreuung, als durch eine Darſtellung benehmen? Und es ſolte mich nicht mislaunig machen, daß auch nicht ein Hofnungs Stral der Erwartung uns bleibt?

Gründler. Thereſe! Nicht ein Hofnungs Stral ſolte uns bleiben, ſagen ſie, und ich, ich rechne auf gänzliche Erfüllung. Wer wäre im Stande unſrer Liebe Schranken zu ſezen, und da ſie unſer Glük iſt, wer iſt im Stande unſer Glük einzuſchränken? Und was kann ſelbſt unſre Verbindung hemmen wenn ich nur einmal einen Dienſt habe, den ich bald erhalte, wenn gemeinſchaftlichlich unſre Hände und unſre Seelen daran arbeiten, die Hinderniſſe vom Glük aus dem Wege zu räumen, denen der Menſch allemahl gewachſen iſt, wenn er eifrig es zu ſeyn, ſich vornimt.

Thereſe. Still, Gründler, — recht hätten ſie; wären wir allein. Was bedürfen wir des elenden Luxus, der nichts als Freuden ſchaffen kann, die über lang oder kurz uns zum Elend werden, und denen uns überlaſſen zu haben, wir immer einmahl bereuen? Wie ſchwinden ſie vor dem an der Natur genügſamen Menſchen wie Tand dahin, alle dieſe Bedürfniſſe, die man erfand um den Körper aufzureiben, und die Seele falſch zu ſtimmen? Ständen wir alſo allein da, lieber Gründler, und käme es nur darauf an, dieſe ihre Hand ohne irgend einen andern Werth, als den die Seele ihr giebt, anzunehmen, mit Freuden legte ich ſie in die meinige, und ſpräche das entſcheidende Ja, ſo wonnevoll aus, wie heute die ſchöne Agnes.

Aber meine Mutter! Sie vergeſſen, Gründler, daß an ihr meine Seele hängt. Sie vergeſſen, daß troz der Fehler, die ſie hat, ſie meine liebe Mutter iſt, daß alles was ſie ſagt, iſts gleich ihnen und ihren Planen zuwider, an ihrem Herzen, doch Glük für mich ſeyn ſoll. Sie vergeſſen, daß ſie Verehrerin des Luxus iſt, daß der Verluſt ihres Prozeßes ſie der Verzweiflung nahe bringen muß, daß reiche ſehr reiche Freyer um mich da ſind, und daß mein Herz für den Ungehorſam gegen dieſe Mutter keinen Gedanken kennt.

Gründler. O Thereſe wie beugen ſie mich nieder, und doch — wie verehre ich das große Herz in ihnen — das große Herz, daß dem Gehorſam gegen die Mutter ſo viel aufopfern kan, wenn ſchon dieſes Opfer mich ſo elend macht. Wiſſen ſie denn alſo unſer ganzes Unglük, wenn auch ihre Mutter ihren Prozes gewinnen ſolte. Mein Vater iſt beſtimt — Morgen geht ſeine Heyrath vor ſich. Er verſchreibt ſeiner neuen Gattin ſein ganzes Vermögen. Ich behalte den kleinſten Pflichttheil, den man einem Kinde zu geben nur ſchuldig ſeyn kann. Ihre Mutter würte alſo auch dann nein ſagen — wahrſcheinlich. —

Thereſe. Nicht wahrſcheinlich — gewis. Da ſie nur den ſeelig preißt, der im Luxus lebt und webt, ſo iſt auch kein Gedanke daran, daß ich eine arme Parthie thun dürfte. Der Fall ſey alſo nach dieſem Schritte ihres Vaters, welcher er wolle, ſo iſt Weinert mein beſtimter Mann. Er hat ſich deutlich erklärt, arm oder reich, er wolle mich zu ſeiner Gattin.

Gründler. Weinert alſo? Glücklicher glücklicher Mann! Um deine Denkungsart beneide ich dich nicht. Auch nicht um deine Liebe zu Thereſen. Beyde — beyde hab ich in höhern Grade. Tauſendmahl ſo viel wie du im Beſiz, und ich gäb es für ſie, behielte nichts wenn das das ganze Opfer für ſie ſeyn ſolte. Und deine Gefühle für ſie — o! ſie ſtehen den meinigen gewis auch nach — Thereſe! du folſt ſein werden? Nein! Nimmermehr! Der Neid machte mich zum Ungeheuer, oder drängte meine Seele aus dem Körper.

Thereſe. Und doch, Gründler, wird das ſeyn müſſen, und du wirſt dich faſſen müſſen, es zu ertragen. Nicht wahr, dieſe kalte Gleichgültigkeit gefällt dir nicht an mir? Auch iſt ſie dem Herzen ganz unbekant. Sie iſt Reſultat der Vernunft, die hier zu Rathe gezogen ſeyn will, und die mit dem weichen Herzen ſo ſelten etwas gemein hat. Es iſt Abſtraktion von Ueberwindung die Lehrer und Bücher mich lehrten, zu welcher mein Herz ſchweigen muß. Aber ob dieſes Herz es ertragen wird, ob es nicht eher bricht, ehe es lernt, ſich von dem Gedanken zu entwöhnen, die Deinige zu ſeyn, denn von dir entwöhnt es ſich nie, darüber kan ich dir nichts beſtimtes ſagen.

Gründler. Iſts doch, Thereſe, als ob der Tod unſre Liebe ſchon angegriffen, als ob er ſchon in ihrem Innern wühlte, als ob ſchon ihre heiſſen Aeuſſerungen zu kalter Fühlloſigkeit umgeſchaffen wären.

Nein, Thereſe, ſie müſſen ihre Macht über mich nicht zu der Höhe ausdehnen, daß ſie auch Kälte auf mich würken könnten, wenn die Vernunft ſie ihnen ſo ſchön mahlt. Denn das muß ſie ihnen ſeyn, da ſie ſie ſo treu predigen, daß man davon angeſteckt wird. Es iſt mir, als ob ich ihnen entſagen müßte. Und ich will dieſen Gedanken nicht denken, mag ihn nicht denken.

Thereſe. Halten ſie ihn feſt, Gründler. Um des Himmels willen, halten ſie ihn feſt. Er darf ihnen nicht entwiſchen. Er iſt der Beweis, daß wir edel, daß wir ſympathetiſch lieben — daß die Seele zur Seele ſpricht. Gründler! Es iſt die innigſte Herzensliebe, die du behältſt, wenn auch ſchon unſer Schikſaal hienieden ſich ſcheidet. Was vermag Herzen von einander zu reiſſen? Nichts was auf Körper Einfluß hat.

Gründler. Das iſt Reſignation Thereſe, die nicht Stich hält. Was deine Gedanken zum Grundſaz geſchaffen, und deine Seele die Sinne zwingt anzunehmen, das wird dein weiches Gefühl bald wieder ganz vernichten; du wirſt ſchaudernd dich im Abgrund ſehen, in den du dich muthwillig geſtürzt. Nein, Thereſe, noch einmahl, ich will den Gedanken nicht. Ich ſchleudre ihn von mir, wie eine Schlange die ſich um mein Herz winden will. Ich bin mir das doppelt ſchuldig, weil ſie das Deinige ſchon angegriffen, und es war ja auch mein. O ſie hat ſchon geſtochen, dieſe Schlange. Ich will ihren Stich heilen. Komm, Thereſe. Der Schwur iſt gethan. Du wirſt keines andern. Sie iſt dahin, die Fühlloſigkeit, die mich einnahm. Es iſt zurückgekehrt das verſcheuchte Feuer — es war nicht gelöſcht, und es löſchen, Thereſe, heißt Verzweiflung über mich bringen.

Thereſe. In dieſer Stimmung, Gründler, wag ichs nicht, dir zu wiederſprechen, allein ich verheiſſe dir es, du denkſt noch anders. Jezt wollen wir unter Menſchen gehen. Komm! Du bedarfſt der Zerſtreuung ſehr.

Aber, Gründler, vergeſſen ſie nicht, daß ich heute ihnen ſagte: Sie werden anders urtheilen, wenn ſie kälter werden, und wenn ich ihnen verſichre, bey dieſer vernünftigen Kälte verliert unſre beyderſeitige Liebe nichts.

Im Gothaiſcher.

Leufeld Landhaus.

Deſſen Zimmer.

Leufeld. Kirchburg. (der Vater.)

Leufeld.

Ha, nicht anders. Sie ſollen ſehen, man foppt den alten Leufeld nicht ungeſtraft. Wie ſie blinzen werden, wenn ſie die vidimirte Kopie der Donation ſehen; wie ihnen das zum Herzen gehen wird, daß auch nicht ein Groſchen des ganzen ſchönen Vermögens ihre wird! Wie dem dummen verliebten Mädgen das Herz enge werden wird, wenn ſie ſo zurücke denkt, wie ich ihr die Zimmer alle wies, die ich für ſie hatte bereiten laſſen, das eine mit grünen Atlastapeten und der Garnitur meublirt. Das andere feiner oſtindiſcher Zeug mit ſeltnem Druck, nach der Natur ausgemahlt, weis und blau und Silber das Meublement — und ein Bette wohinein ſich die Königin von Saba nicht geſchämt hätte zu legen, da ſie kam, um Weisheit und Reichthumer zu Salomo. O Agnes, Agnes, wie haſt du dein Glück mit Füſſen getreten.

Kirchburg Vater. Das wird ſich alles noch geben (er klopft phlegmatiſch die Pfeife aus) Da! der Plunder iſt alle, da ſind Feuer und Rauch weg. Heute ſagſt du, kriegt er ſie?

Leufeld. Heute — ja heute geben ſie ſie dem elenden Riedel, der nichts kan, als wimmern und winſeln. Da hat er die Eltern in Schlaf gewinſelt, zugewimmert ihren offnen ſchönen Verſtand, nachdem ſie ſonſt des Onkels Willen für den beſten hielten, weil er ſchöne funfzigtauſend Thaler ſchwer wog.

Jezt hat er ſie mit ſeinem Geſichtgen, und ſeinen Thrängen, und ſeiner Litaney von glücklicher Ehe ſo wirrwarr gemacht, daß ſie des reichen Onkels vergeſſen haben. Der Himmel wirds ihnen aber nicht zum Seegen gedeyhen laſſen, und wenn einſt das bisgen all iſt, was ſie haben, und wovon ſie ſich träumen laſſen, wie die Engel im Himmel leben zu können, und wenn ſie denn ſehen, daß Luft und Liebe auch nicht einen Tag einem das Leben friſten, wenn nichts zu beiſſen, und zu brocken da iſt, da werden ſie kommen, und ſchmeicheln wollen.

Da werd ich aber auch die Thür vor der Naſe zuſchmeiſſen.

Kirchburg Vater. Das wird der alte Leufeld auch nicht thun.

Leufeld. Bring mich nicht auf Kirchburg, ſonſt fluch ich dirs bey allen guten und böſen Engeln, ich fluche nicht gern, aber wenn die Galle einmahl bey mir rege iſt. —

Kirchburg Vater. Da gehts wie mit meiner Pfeife. Wenn die Nahrung fehlt, iſt Feuer und Rauch weg. Ich kenne den alten Leufeld beſſer, als er ſich ſelbſt kennt. Jachzornig und dann wieder gut.

Leufeld. Nur dasmahl nicht, Vater Kirchburg. Habens mirs oft bunt gemacht, wenn ich dem Mädel eine ganz andre Erziehung geben wolte, daß ſie ein bisgen mores lernte, um in der Welt fortzukommen, daß ſie nicht immer auf dem Lande hockte, und nichts ſähe, als Gras, Blüthen und Bäume. Ich bin allzeit wieder gut geworden, wenn ichs Agnesgen anſahe, und mir die Seeligkeit dachte, ihr künftiges Glük durch einen Mann zu machen, den ich ſelbſt wählte. Da wähl nun einmahl alter Narre. Bring in den Pinſel einmahl Verſtand hinein, daß er dies Mädel ſo glüklich macht, wie ich ſie habe machen wollen. Da hätt ich die erſten Jahre der Ehe, die Leutgen zu mir genommen. Dein Junge iſt ſo folgſam gegen mich, wie ers nimmer gegen dich ſeyn kan. Die Flitterjahre, wo die flüchtigen Patrone gewöhnlich vor wöhligen nicht wiſſen was ſie thun ſollen, wo die häusliche Einigkeit ſcheitert, die hätte ich als ihr Hofmeiſter mit ihnen verlebt, und ein bisgen Geſezheit hätte Grundſäze in ſie gebracht, die ein glükliches Leben zur Folge gehabt hätten.

Kirchburg Vater. Das heiß ich wohl recht träumen, Alter. Glaubſt du wunder, was du an meinen Buben gefreſſen haſt, und ſoll ich dir die reine Wahrheit ſagen, ſo iſts ein Taugenichts.

Leufeld. Spricht einmahl wieder der Haß gegen die Mutter aus dir? Was kan der arme Bube davor, daß du ſie wider deinen Willen heyrathen muſteſt, daß ſie eine Furie war, die dich quälte, bis der Gift, den ſie aus ihrem böſen Herzen immer ins Blut pumpte, ſie endlich aufrieb, und dich von ihr befreyete.

Kirchburg Vater. Wofür ich in meinem Morgengebet täglich noch dem Himmel den wärmſten innigſten Dank abſtatte, denn bey allem meinen Pflegma hätt ſie mich doch unter die Erde geärgert. Sie war eine von den Schlangen, die ihr Gift gar von weiten ſprüzen, ohne einem ſo nahe zu kommen, daß man ſich hüten könnte, aber eben von dieſem Gifte, iſt eine große Portion in das Blut des einzigen Herrn Sohnes mit übergegangen, und wühlt ſchrekliche Dinge darin auf die ich voraus ſehe.

Leufeld. Von denen doch noch keine Proben zum Vorſchein gekommen —

Kirchburg Vater. Die du wüßteſt. Wenn du dich etwa jezt über manches wunderſt, was ich dir ſage, ſo vergis nicht, daß ſchon einmahl eine Zeit war, wo ich dich recht dringend bat, ihn erſt zu erforſchen — wo ich dir manches ſagen wolte, was du gleich im Werden erſtikteſt, wo du geradezu wolteſt, ich ſolte den Buben zu einem Engel machen, was er doch nun einmahl nicht iſt. Und mir fiel denn auch der Vater ein, und daß eine vernünftige Frau einen dummen Mann oft klug, und einen boshaften gut macht, ſah es auch wohl als eine Schikung des Himmels an, woran ich immer noch glaube, und ſo eigne Wege des Schöpfers annehme, ſeine Geſchöpfe, glüklich zu machen, wenn er will.

Leufeld. Daß dich über den Schwäzer! Wohinaus ſoll denn die Einleitung endlich führen? Mach ein Ende.

Kirchburg Vater. Auf Entſchuldigung, daß ich deinem Willen mit dem Mädgen mich nicht gleich entgegenſtellte, und dir ſagte, ſie taugen nicht für einander.

Drey unſchuldige Mädgen hat der Junge ſchon angeführt, wovon eine jetzt im Narrenhauſe ſitzt, die andere hab ich verſorgt, und die dritte hat ſich erſäuft. Glaubſt du, daß ſolche Blutſchulden Seegen bringen. Oder meinſt du es wäre auch eine Kleinigkeit geweſen, wie er der Mutter einmahl den Vorſchlag that, ihm was zu geben daß er mir ins Trinken ſchmeißen könte, daß ich von der Welt käme. Freylich war er nur dreyzehn Jahr. Aber der Gedanke beym Kinde iſt ſchon ſpielende Büberey, die dann mit dem Alter ernſtlich wird. Und wie die Mutter einmahl (vielleicht das einzigemahl in ihrem Leben) über ein Bubenſtük erſchrak, und ihm ſagte, er ſolts bedenken, daß ich ſein Vater, und das ein gottloſer Gedanke ſey, da ereifert er ſich, daß ſie ihm widerſpricht, und ſchmeißt ſie mit der geballten Fauſt aufs Naſenbein, daß ſie vier Wochen das Bette hüten muß.

Das hört ich alles mit an, und wie ich ihn ſtrafen will, leidet ſies nicht. Der Bube hätte mich lange aus der Welt geſchaft, wenn ich nicht das klügere Mittel ergriffen, ihm ſein Mütterliches abgetreten, und ſeinem Schickſaal allein überlaſſen hätte.

Du wirſt nachdenkend, Alter, und das freut mich. Ich werde dir wohl die Grille eines Glücks was nie dein geworden wäre, noch aus dem Kopf ſchwazen.

Leufeld. Stopf dir noch eine Pfeife, Vater Kirchburg. Wollen ein bisgen in den Garten gehen.

(Kirchburg ſtopft, beyde ab.)

Im Gothaiſchen.

Hobeins Landgut.

Hobein. Margarethe.

(hernach) Agnes und Riedel.

Hobein. Bald, Muttergen, müſſen ſie nun kommen. Wenn ich unſern Hochzeittag ausnehme, Margrethe, wo ich das wonnevolle Band, das nun zwanzig Jahre uns ſo feſt und liebevoll vereinigt hat, knüpfte, wo ich den Vorſchmak aller der Seeligkeiten, die ich in der ſo ſchön erfüllten Hofnung vorausſahe, zuerſt koſtete, wenn ich den einzigen Tag ausnehme, ſo ſtreut keiner ſo viel Seegen auf meine Seele aus, als dieſer heutige, wo meine gute Agnes, wo dies einzige Pfand der glüklichſten Ehe, ſo ſchön verſorgt wird.

Margarethe. Haſt recht, theurer Mann, daß du dich freueſt. Agneſens Gatte iſt ein braver lieber Junge, hat warmes

Blut, und Gefühl für Menſchheit, und Adel der Seele, hat für ſeine Jahre einen geſezten Karakter, geſunden Verſtand, und urtheilt richtig und ohne Strenge von den Fehlern der Menſchheit. Das ſind Eigenſchaften, die eine glükliche Ausſicht geben.

Hobein. Und ich hoffe, er ſoll mit unſrer Agnes nicht minder zufrieden ſeyn, als wir mit ihm.

Margarethe. Wenigſtens kriegt er ein ehrliches, tugendhaftes Mädgen, an der ich nichts geſpart habe, um alles das gute ſie zu lehren, was meine Mutter mich lehrte. Die Begriffe von der Rechtſchaffenheit eines Mädgens und eines Weibes habe ich ihr ſo feſt ins Herz geprägt, daß ich glaube, er kann troz ſeiner nothwendigen Laufbahn in die verführeriſche Welt, doch auf ihre Treue und ihre ewige Anhänglichkeit für ihn rechnen, ohne irgend einmahl zweifeln zu dürfen. Ich habe ihr die Pflichten der Gattin gegen den Mann in ein ſo helles Licht geſezt, daß ich hoffe, der Augenblik ſogar ſeiner Entfernung ſoll ſie ſo beſorgt für ihn machen, daß ſie nie einen andern Gedanken, als ihn hegt. Ich ſchüze ſie dadurch für jeder Gelegenheit böſes auch nur ſich nahe kommen zu laſſen. Und käme der ſchmeichelndſte aller Schmeichler und wolte ihrem Herzen andere Gefühle beibringen, als die die Rechtſchaffenheit erlaubt, ſo wird dieſe Sorgfalt an das Andenken ihres Mannes ſie ſchüzen — machen, daß ſie ihn nie vergißt, und wenn ſie ihn nicht vergißt, wird ſie auch nicht gegen ihn fehlen.

Hobein. Biſt ein braves Weib, Margarethe, und deine Agnes wird nicht aus der Art ſchlagen. Auch ſeh ich nicht ein, daß wir uns darum kümmern dürfen — ſeh auch nicht ein, warum du dergleichen Sachen aufs Tapet bringſt.

Margarethe. Ich bin Mutter, Vater, und eine Mutter iſt immer beſorgter um ihr Kind. Und ich hab von jeher die Idee gehabt, daß Treue in der Ehe gerade das Glük derſelben ausmacht, daß der Seegen ſich da von ſelbſt findet. Unſre Zeiten ſind nicht mehr ſo, wie ſie ehedem waren. Die heutige Welt denkt leichter über dieſe Punkte, als zu der Zeit, wie wir uns heyrathethen. Meine Skrupel, lieber Mann, haſt du mir nun wohl ſo ziemlich ausgeredet, und haſt mich auch ſo ziemlich für die Toleranz geſtimmt. Ich war auch nicht dawider, daß wir einen Aufenthalt wählten, wo wir mehr andre Glaubensgenoſſen als unſers gleichen um uns her hatten — aber im ganzen trägt dieſe Miſchung doch wohl, wo nicht zur Verſchlimmerung, doch zum Leichtſinn der Menſchen bey.

Hobein. Aha! Steckt dir der Knoten da, Müttergen? Denkſt du, weil unſre Agnes mehr unter Kezer kommt, denn in deinem Herzen heiſſen ſie doch noch ſo, daß ſie da ſchlimmer werden könnte, als du, weil du dich davor hüteſt? Laß die Grillen weg. Unſer lieber Herrgott, hat uns alle mit Rechtſchaffenheit in der Seele geſchaffen, und nun glaube man, woran man wolle, hat man nur das Gefühl: — du wirſt bleiben, wie Gott dich ſchuf — ſo bleibt man wohl, troz dem unnöthigen Cekriren, dieſes Herrgotts Ebenbild.

Aber es kömmt jemand —

(Riedel und Agnes treten ein)

Margarethe. Agnes! Agnes! O meine theure Agnes! (Sie fällt ihr um den Hals)

Hobein. Willkommen, Riedel, theuret, lieber Sohn! willkommen hier bey uns zum erſtenmahle als unſer Eigenthum. Aber wo kommt ihr ſo ſtill her?

Agnes. Wir wolten ſie überraſchen, theure Eltern. Wir hielten am Gartenthor, ſchlichen durch den Garten durch. Ich ſah es vorher, daß mein ganzes Gefühl rege werden würde, wenn ich ihnen zum erſtenmahl dankte für dieſen Mann und das vor den Leuten, die gewis zuſammen gekommen wären, das mogt ich nicht. Sehen ſie nur wie meine Augen nas ſind. Freudenthränen über ihre Liebe entquillen ihnen vom Herzen herauf. Jeder Pulsſchlag ſchlägt ihnen Dank. Jeder Blutstropfen wälzt ſich in meinen Adern für ſie, und für den Theuren, den ſie mir erlaubten, mein zu nennen.

Margarethe. Den du immer dein nennen, immer lieben ſolſt. Theurer Sohn! es liegt ſo viel Wonne darin, einer Mutter die Tochter glüklich zu machen; dieſe Wonne wird ihr Werk ſeyn. Nicht wahr?

Riedel. Was an mir liegt, Mutter, gewiß. O Mutter und Vater! Vater und Mutter, Nahmen die ich ſeit meiner Kindheit nicht nennen durfte, wie ſeyd ihr mir doch izt ſo theuer, da ich Euch wieder ausſprechen darf. Ewiger Gott! wie reichlich haſt du mich für meinen Verluſt ſchadlos gehalten! Ich danke meinen Eltern. Sie gaben mir das Leben, aber weiter kannte ich ſie nicht. Ich hatte nicht Gelegenheit alles zu bewundern, was wahrſcheinlich edles und rechtſchaffenes in Anſchauung meiner auf ihren Herzen lag, und für die Zukunft meiner wartete. Aber hier ſehe ich ja, all die Liebe, all die Güte für mich, als obs meine eigne Eltern wären, noch mehr, es iſt nicht blos das ganze Wohlwollen, das ihr mir gebt — ihr gebt mir euren einzigen theureſten beſten Schaz. O Mutter und Vater! Laßt mich kniend für deu Engel euch danken!

Hobein. Steh auf mein Sohn! Danke nur dem Weſen kniend, das uns die Macht verliehen hat, dir das zu geben, was dir ſo werth iſt. Wir wollen nicht ſo viel Dank, nicht ſo viel Worte — wir wollen dein Herz, dein Zutrauen, deine Freundſchaft. Agnes war uns alles, und nun biſt du mit ihr vereint uns alles. Bedenkt, Kinder, daß unſre Glükſeligkeit nunmehr von euch abhängt, daß Uneinigkeit unter euch das Grab unſrer irdiſchen Seeligkeit iſt. Bedenke Agnes, daß das Beyſpiel deiner Mutter dir noch beſonders zu ſtatten kömmt, um nie einen Schritt von der Rechtſchaffenheit dich zu entfernen, die du gegen deinen Gatten beobachten mußt.

Margarethe. Theurer, lieber Hobein! Wie danke ich dir für dieſe Erinnerung. Ich glaubte dich mir zuwider darin, daß man die Tugend nicht genug predigen kann. Könnt ich dirs alle Tage vorſagen, Agnes, nur in der Tugend ruhet wahres Glük, dann bin ich gewis, du würdeſt ſie nie vergeſſen. Aber von dir entfernt fürchte ich die Schritte der Verführung. Möge dann dieſe Stunde immer vor deinen Augen ſchweben, und dich ſchüzen, wenn ich es nicht kann. Dieſe Stunde des Seegens deiner Eltern. Ja, Vater, ſeegne deine Kinder zuerſt, und laß dann auch mich die innern Wünſche meiner Seele vom Himmel auf ſie herabbeten.

Hobein. Gern liebe Mutter. Kommt Kinder!

(Beyde knieen vor ihn)

Wenn der Seegen des Vaters den Kindern Häuſer bauet, dann Agnes, dann Riedel, müſſen die eurigen glänzen mehr, als alle, denn der Seegen eures Vaters über euch, iſt ſo aus der Fülle des Herzens, wie noch kein Vater ihn gab. Es ſey ewig der Friede, der aus euren Bliken hervorleuchtet. Weis wie der Schnee aus der Luft herabfällt, von keinem Fustritt verunreinigt, bleibe eure Unſchuld. Eure Treue ſey ſtark und unerſchütterlich, wie ein Wort aus dem Munde des Allgewaltigen. Eure Ehe ſey geſchloſſen im Buche ſeines Lebens, dann wird nie Unglük euch treffen. Die Früchte eurer Liebe müſſen unwandelbar euch werth ſeyn, müſſen Frohheit eurem Leben, und Vergnügen eurem Vater und Mutter Gefühl geben. Sey deinem Manne unverändert, liebe Agnes, was mir deine Mutter war, ſo kann euch die Gnade des Himmels nicht fehlen, denn er ſchäzt die da treu ſind im Bunde der Liebe.

Margarethe. Ja meine Kinder, der Seegen eures Vaters war ſchön, und er wird wirkſam ſeyn auf euch herab. Der meinige kröne ihn zu ewiger Dauer. Laßt nie ab vom Gebet, es iſt die Stärke, die der Menſch ſich giebt, um beharrlich zu bleiben in ſeinen ſchönen gottgefälligen Verſäzen. Fliehet die da wähnen, das Gebet ſey überflüſſig, weil Gott zu groß ſey, deſſen zu bedürfen. Er bedarf deſſen nicht, das iſt wahr, aber wir bedürfen ſeiner, denn uns ſtärkt es, uns giebt es Kraft. Ich will euch nicht predigen, Kinder — ich weis, ihr ſeyd gut — ihr werdet gewis gut bleiben. Der Himmel und ſeine Heiligen haben mich nicht verlaſſen, warum ſolten ſie meine einzige theure Agnes, warum ſolten ſie ihren geliebten Gatten verlaſſen. Jedes Jahr, liebe Kinder, bringe euch zu mehrerer Vollkommenheit, und jeder Tag ſtimme eure Freude höher.

Riedel. O dieſer doppelte Seegen, Agnes, muß uns glüklich unendlich glüklich machen. Mutter! Vater — ewig — ewig ſollen ihre Lehren uns eingedenk ſeyn. Dieſe Stunde iſt mir gewis unvergeßlich — iſt es meiner Agnes gewis. Und ſolte ja einem unter uns einen Augenblick dieſe Stunde voll Seeligkeit entfallen, ſo wird das andre ihn daran erinnern, und ſie wird unveränderliche Richtſchnur unſers Lebens ſeyn.

Agnes. Ja, liebe theure Eltern! Ihren Umarmungen wiedergegeben fühle ich erſt mein Glük. Selbſt am Altar, wo ich ſo gern dieſem Theuren meine Hand reichte, fehlte mir doch etwas, und das war ihr Seegen. Jezt hab ich ihn, und er iſt die Krone meines Bundes. Hier, beſter Riedel, hier gelobe ich ihnen noch einmahl die Treue, die ich ihren dort ſchwur, hier ſchwöre ichs ihnen noch einmal — nur der Tod kann mich von ihnen trennen, nur dieſes Scheiden kann uns ſcheiden. Nur noch eins fehlt mir — meines Onkels Widerwillen drükt mich noch.

Hobein. Auch deſſen Seegen wird dir werden, Agnes. Ich kenne ihn zu gut. Sein Herz kann nicht lange zürnen. Nur 8 Tage laß noch hingehen, und er kömmt ſelbſt.

Margarethe. Ich hoffe ihn eher zu ſehen. Zürne nicht, beſter Hobein — Aber er iſt mein Bruder. Ich habe ihm einen Boten geſchickt. Ich habe ihn beſchworen, der Welt nicht Gelegenheit zu geben, unſers Streits zu ſpotten. Er wird ſich erweichen laſſen. Er wird kommen.

Agnes. Und wenn er kömmt, Mutter, dann bin ich ganz glüklich.

Erfurt.

Gaſthof zum Schleendorn.

Kirchburgs Zimmer.

Kirchburg (hernach) Weinert.

Kirchburg.

Man ſagt es wäre teufliſch ein ehrliches Weib zu verführen. Könte ich nur die entfernteſte Hoffnung hegen, bey ihr es zu Stande zu bringen, dieſer Ausſpruch ſolte mich nicht davon zurükhalten. Was man ſich nur unter dem Teufel für ein Chaos von Begriffen mahlt. — Mein Teufel iſt auf jeden Fall mein unruhiges Herz. Kan ich dieſes ruhig machen, ſo jag ich den ſchwarzen Buben von mir, der mich peinigt, und mache mir aus meiner Hölle meinen Himmel.

Und mein Himmel iſt Rache. Rache an ihn und an ihr. Und ich kenne den ſüſſeſten Grad der Rache. Pfui, über den Meuchelmörder, der da wähnt er ſey gerächet, wenn er den Dolch ins Herz ſeines Beleidigers ſtößt. Nein! Seele um Seele. Das ſey meine Loſung, und vervielfacht ſey ſie es. Er fühle, und ſie fühle, was noch kein Sterblicher ſo tief gefühlt haben kan.

Steh du mir bey, ſchönes Geſchenk für Menſchen, du; unbezwingliche Verſtellung; gib mir den äuſſerſten Grad deiner kunſtvollen Macht. Laß mich als einen Engel erſcheinen. Laß mich reu und busfertig mich ihr zu Füſſen werfen. Schmeicheley, ſüſſe Zufriedenheit mit ihrem Glük, Bewunderung ihres Gatten, Selbſterkentnis meiner Unwürdigkeit! Seyd ihr die Helfershelfer bey meinem trauten Vorhaben. Nähert mich ihr, daß ich wie eine Schlange mich um ihre Tugend winde, und den tödtlichen Stich ihr verſeze, ehe ſie ſich deſſen verſieht. Ich höre Weinert — glüklicher Mann! Du biſt beſtimt zu vollbringen, was ich ſo ſehnlich wünſche. Ich könnte dich beneiden, der Beſtimmung wegen tödten, wäre nicht jene Rache ſüſſer.

Weinert. (trit ein) Kirchburg freue dich! freue dich, denn einen Schritt hat mir ein günſtiges Geſchik erleichtert. Mein Eintritt in ihr Haus iſt ſicher. Ich war bey meinem Onkel. Er entdekte mir, ſie ſey meine Muhme. Nun ziehe ich triumphirend ein, und wünſche ihr Glük. Nun komme ich nicht mehr aus dem Bezirk ihrer Atmosſphäre — Nun will ich mich an ſie ſchmiegen.

Kirchburg. Teufel von einem Menſchen, daß du das willſt. Der Weg, Rache und Genuß, auf einmahl in Nichts zurük zu werfen. Lenk um, Weinert, oder gieb die Eroberung auf. So wohl mirs iſt, daß Liebe dich beflügelt, ſo weh iſt mirs, daß du ſie nicht ohne ihre Thorheiten fühlen kanſt.

Weinert. Du ſprichſt ſehr tiefes Dunkel.

Kirchburg. Daß dir ſehr leicht zum blendenden Licht werden wird. Glaubſt du denn, daß dieſe Seelen nicht für eine

Zeitlang ſo ineinander ſchmelzen werden, daß du die eine von der andern zu unterſcheiden nicht im Stande biſt. Und getrauſt du dir in Agneſens Seele Eingang zu finden, wenn Riedels Seele, die ewige Wache hält? Biſt du ſo kurzſichtig, daß du nicht einſiehſt, Grundſätze, mit der erſten Schwärmerey der Liebe verbunden, ſind ein Wall, den man nicht beſtürmen; ſondern mit Kriegsliſt einnehmen muß?

Du brauchſt gar kein Geſtändnis deiner Liebe abzulegen. Es bedarf keiner ſo förmlichen Erklärung. Deine Blike brauchen keine Feuerſtralen zu ſeyn, um deine Abſicht hervorleuchten zu laſſen. Es bedarf keiner Seufzer, keines ſo leicht zu beobachtenden Händedruks — keiner gehefteten Aufmerkſamkeit auf alles was ſie thut, um dein Vorhaben zu verrathen. Es bedarf blos das einzige, daß du gegen den Mann minder freundlich biſt, als gegen ſie, und du biſt entdekt, und gewis auch gleich verbannt.

Weinert. Es beginnt Tag in mir zu werden.

Kirchburg. Noch mehr alſo — Ich will dir die Fakel anzünden, die dir leuchten ſoll. Der Mann muß dein Gegenſtand werden. An ihn mußt du dich ſchmiegen. Seine Atmosſphäre muß die Deinige ſeyn. Sein Wille muß dir Wink ſeyn. Du mußt ſeine Schwächen ihm ablernen, und auf ſie dein Gebäude aufführen, daß es ihn erſchlage, wenn es zuſammenſtürzt — Ihm mußt du ſo inniger Freund werden, daß er nicht mehr leben kan ohne dich, daß ihm der Augenblik lang wird, den er ohne dich zubringt. Es iſt gar keine Hexerey, Weinert, das zu Stande zu bringen. Sey der Menſch, wer er wolle — erlaubt er mir nur um ihn zu ſeyn, ſo will ich bald ſeine herzlichſte Freundſchaft haben.

Weinert. Laß dich zum Profeſſor der Freundſchaft machen. Du ſprichſt gar nicht übel. Beweiſe mir, was du ſagſt — denn dieſe Schule kenne ich nicht.

Kirchburg. Es iſt die Kinderleichteſte, die man ſich, nur denken kan. Es bedarf nur Minuten um ſie dir beyzubringen. Sey aufmerkſam.

Es giebt keinen Menſchen in der Welt, der nicht unter ſeinen Beſchäftigungen Grade und Klaſſen hätte, der nicht einen Theil derſelben ſeinen Lieblingstheil nennete, gern in ihm webte, und unverdroſſen ihn vollführte. Der andere aber ihm minder angenehme Theil wird ihm zur Laſt wenigſtens vollführt er ihn nicht mit de Vorliebe — er ſchmeckt langeweile — e fühlt ſich unzufrieden. Darin ſteckt de große Knoten der zu erwerbenden Anhänglichkeit — dieſes ſich zu nuze mache mit den unangenehmen Theil ſeiner B ſchäftigungen ſich zu beſchäftigen, zu ſche nen, als ob gerade dieſe Arbeit einem a genehm wäre; anfangs ſpielend und a von ohngefähr ſie ihm abzunehmen, u es ihn recht fühlen zu laſſen, wie beha lich er ſich dabey befinde, nach und na ihn daran zu gewöhnen, dieſe Laſt los ſeyn, und wenn er ſich ſchon einmahl d ran gewöhnt, dann ſie ihm irgend heute oder morgen ſelbſt zu überlaſſen, damit er ſchmeke, doppelt ſchmeke wie ſauer ſie ihm wird. Ein andrer damit verbundener Weg zeigt uns wieder auf ſeine Lieblingsleidenſchaften, die man zu befriedigen ſuchen muß, doch aber ja, ohne ihn zu ſättigen. Dann wär es verloren Spiel.

Weinert Laß dich umarmen, Kirchburg. Dein Unterricht iſt gut. Ich verlange keines andern. Lehre mich die ganze Bahn, die ich gehen muß.

Kirchburg. O wie ungern lehre ich ſie dich! wie viel lieber gienge ich ſie ſelbſt. Wie neid ich dich um die Ausſicht! Und wie werd ich dich haſſen, wenn du das Ziel erreicht! Der beſte Menſchenkenner — der ſorgfältigſte Beobachter ſeiner eignen Handlungen — kan fehlen. So hab ich gefehlt. Hätte ich mir es nicht merken laſſen, daß mir Agneſens Verluſt ſo nahe gienge, hätte ich nicht Drohungen ausgeſtoßen, die unmöglich zulaſſen, daß ich freundſchaftlichen Eintritt in dieſem

Hauſe finden kan, ſo wolt ich ſelbſt den ganzen Weg einſchlagen, den ich dir hier vorſchreibe.

Weinert. Laß das, was du thun würdeſt. Lehre mich, was ich thun ſoll. Dein Neid und dein Haß ſind hier überflüſſig. Du warſt mein Freund, aber du wäreſt mein Feind geworden, wenn ich dieſe ſah, und du mir widerſtrebteſt. Ich hätte dich nicht in ihren Beſitz kommen laſſen. Aber fahre fort. Den Mann haſt du mich gewinnen lehren. Lehre mich das Weib mir eigen machen.

Kirchburg. Dies groſſe Geheimnis ſteckt blos in deiner Gewalt über dich ſelbſt. Haſt du dieſe — Kanſt du dich zwingen, deine Leidenſchaft in dich zu verſchlieſſen, daß ſie nicht wach, und dem Manne ſichtbar werde, ſo haſt du gewonnen Spiel. Treibe die Ehrfurcht gegen ſie bis auf den höchſten Grad, beſonders wenn ihr Mann zugegen iſt. Tadle ſie ſogar, wenn ſie dir mit zu vieler Freundſchaft zuvorkömt, wie es bey dem weichen unbefangnen Herzen nicht anders ſeyn kan.

Biſt du aber allein mit ihr, ſo vergis nicht ihr zu ſagen, daß du gleich bey dem erſten Anblik Liebe gefühlt, daß aber dein edles Herz ſie unterdrükt, daß ſie der Freundſchaft hätte weichen müſſen; lobe ihre Vollkommenheiten ſo, daß ſie dir um dieſes Lobes willen gewogen wird. Eitelkeit iſt der Kern der Weiber. Man greift ihnen ans Herz, wenn man ſie da pakt. Je feiner man ſie lobt, deſto unvermerkter fühlen ſie für einem.

Weinert. Ich will ſie auf Koſten der Kunſt und der Natur, ich will ſie auf Koſten ihres Schöpfers ſelbſt loben. Ich will die Schmeicheley ſelbſt aufbieten, ob ſie mir es zuvorthun kan. Wenn das ſie mir erwerben kan, ſo will ich alles um mich her einſtimmen, ſich zu ihrem Lobe zu vereinigen. Ich will den Unglauben gläubig daran machen, daß ſie das ſchönſte Weib unter Gottes Sonne iſt — ich will es dahin bringen, daß die ganze Gegend davon reden, daß die Stadt wo ſie ſich aufhält, von ihren Reizen erhallen ſoll.

Kirchburg. Du machſt den Schwärmer zur Unzeit. Du mußt niemanden etwas davon wittern laſſen, daß du ſie ſchön glaubſt. Was du ihr ſagſt muß niemand um ſie her mehr ſagen, ſonſt theilſt du ihre Aufmerkſamkeit und ihr Zutrauen. Sie muß glauben, du allein habeſt in ihr Herz und in ihre Vorzüge den ſcharfen Blik gethan. Schäzt ſie alle die ihr das ſagen, und, wie viele werden das thun, was hätteſt du dann zum Voraus? Nein, Weinert, du mußt darauf denken, gerade nichts von dem ihr zu ſagen, was andre ihr ſagen. Eigenſchaften, körperliche oder der Seele mußt du an ihr bewundern, die andre nicht finden. Sie habe ſie nun wirklich, oder habe ſie nicht — ſo wird ſie glauben, ſie habe ſie, und wird dich lieb gewinnen, weil du das an ihr ſieheſt, was andre nicht ſehen. Verſtehſt du mich?

Weinert. Als ob du nicht deutlicher ſprächſt, als die Natur die Befriedigung unſrer Bedürfniſſe in unſre Seele ſchrieb.

Kirchburg. Damit aber, lieber Weinert iſts auch noch nicht alles gethan —

Dieſes zärtliche Paar wird ſich unausſprechlich lieben. Sie werden nicht auseinander kommen können. Jeder Augenblik den ſie ſich trennen müſſen, wird ihnen eine Hölle zu ſeyn ſcheinen, und trennen werden ſie ſich oft müßten, denn Weinerts Geſchäfte werden ihn dazu zwingen. Hier mußt du die vorſichtigſte Sorgfalt anwenden. Ihn mußt du in voller Wärme für ſie erhalten. Kehrt er zu ihr zurük, ſo muß er der zärtlichſte gefälligſte Liebhaber ſeyn. Ihr mußt du aber dieſe Zärtlichkeit verdächtig zu machen ſuchen, und ſie ſelbſt muß der Grund davon ſeyn. Die erſte Zeit mußt du ſie bedauern, ihr Wimmern um ihn gut heiſſen, auf den höchſten Grad zu treiben ſuchen, ſo daß ſie, wenn ſie ſich verlaſſen, unwillig ſich trennen.

Weinert. Und dann in ſeiner Abweſenheit das Feuer der Zwietracht anblaſen, ſie falſch auf ihn machen, die Wege die er geht, ihr verdächtig mahlen. Sorge nicht, Kirchburg. Die Liebe wirkt zum Böſen wie zum Guten. Sie wird mich gewiß lehren, zu meinem Beſten heimtütiſch zu ſeyn. Zwar, warum belegen wir etwas, was uns Freuden ſchaft, mit ſolchen Namen? Warum ſagen wir nicht lieber, es iſt Pflicht alles zu ſeiner Befriedigung anzuwenden? Wie können Menſchen einen andern Menſchen das Recht geben, den dritten als ſein Eigenthum zu betrachten, wenn man es dahin zu bringen weis; daß dieſer dritte aufhört, ſein Eigenthum ſeyn zu wollen?

Kirchburg. Wahrhaftig, der Schüler wird den Meiſter bald übertreffen. Mit Rieſenſchritten, mein theurer Weinert, gehſt du vorwärts — aber eben dieſem Fluge muß ich Einhalt thun. Dieſes ſchnelle Fortſchießen läßt dich den Geſichtspunkt verlieren, den du haſt, und die mit dir ſpielen müſſen, gehen deiner Beobachtung dadurch verloren. Kein Feuer der Zwietracht, nein dies iſt die Stütze der Ehen. Allemahl folgt Verſöhnung ihr auf den Fuße, und der das Feuer anblies, wird von ihm verzehret. Ausbruch des innern Misverſtändniſſes läßt es allemahl zu Erklärungen kommen, und die müſſen vermieden werden.

Anſtatt deſſen muß du ſie in der Abweſenheit des Mannes tröſten, aber nicht vergeſſen, ſie als die Urſache ſo mancher unangenehmen Stunde anzuklagen. Ihre eigne Zärtlichkeit iſts, die du ihr verdächtig machen mußt, nicht die ihres Mannes. Sie mußt du dahin bringen, daß ſie Kälte heuchelt, es dahin bringen, daß ſie ſelbſt bey den dringendſten Bitten ihres Mannes nicht entdeckt, warum ſie ſo iſt — ſchildern ihr die größte Glückſeligkeit ſeiner Bemühungen um ſie, wenn ſie ein wenig zurückhaltender iſt.

Das wäre ohngefähr das, was ich dir zu ſagen hätte, um die erſte Anlage zu unſerm Vorhaben zu machen. Ich weis von ganz ſicherer Hand, daß Riedel bald in Berlin angeſtellt wird. Dann kan ich mehr um dich ſeyn. kan deinen Operations Plan genauer lenken, denn nur durch langſames Fortſchreiten, und unermüdeten Eifer gelangen wir zu ſeinem Ende.

Im Gothaiſchen.

Hobeins Landgut.

Terraſſe im Garten.

Agnes (ihren Onkel) **Leufeld** (entgegen tretend.)

Agnes. O mein theureſter, beſter Onkel — willkommen, willkommen!

(Sie will ihn umarmen, er hält ſie zurük.)

Leufeld. Rühre mich nicht an, Agnes. Du haſt den Bund gebrochen den unſre Seelen geſchloſſen hatten. Du haſt dem biedern Alten, deſſen Stüze du ſeyn ſollteſt, Gift ſtatt Freude gegeben. Fluchen wird er dir nicht, aber ſegnen kan er dich auch nicht.

Agnes. (in Thränen ihm zu Füſſen ſtürzend) Um Gottes willen, theureſter Onkel, Verzeyhung! Verzeyhung! Ich mag nicht mehr leben, wenn ich ihr liebes Kind nicht mehr ſeyn ſoll. Ich rechnete meine Verzeyhung auf ihre Güte, laſſen ſie mich nicht falſch gerechnet haben. Machen ſie die nicht elend, die ſie glüklich machen wolten.

Leufeld. Und glücklich gemacht hätte, wäre ſie mir gefolgt. Steh auf, ich kann dich nicht zu meinen Füſſen ſehen. Ich lies niemanden da liegen, und ich ſolte dich liegen laſſen? Steh auf meine Tochter — Kom an meinen Buſen! Kehre in meine Arme zurük. Ich fühls du kannſt nicht davor, daß das alles ſo iſt. Deine Liebe hat dich verblendet, und deiner Eltern Nachſicht ſtürzte dich in den Abgrund. Ich will dich nicht ſinken laſſen, aber deine Ehe kann ich nicht ſegnen. Wo iſt deine Mutter?

Margarethe. (hinter einer Heke hervorſpringend) Hier, Bruder, iſt dine Schweſter. Sie muſte es ſehen, wie du ihre Tochter empfingeſt, und furchte, du mögteſt ſie nicht nach dem Gefühle deines Herzens empfangen. Drum verbarg ich mich hier.

Leufeld. So verbirgt ſich das böſe Gewiſſen vor den Vorwürfen ſeiner Unthaten. Hätteſt du nicht geglaubt, Unrecht zu haben, ſo hätteſt du das nicht gethan, und daß du, überzeugt von deinen Unrecht mich hintergiengeſt das thut mir weh.

Margarethe. Nein, mein Bruder. Laß der weiblichen Zärtlichkeit wenigſtens etwas zu gute kommen. Immer ſcheut ſie des Mannes auffahrenden Sinn, und ſo ſcheuete auch ich mich vor deinem erſten Zorn. Ich will dir Beweiſe geben, daß Agnes mit dem Manne nicht glüklich geweſen wäre, den du für ſie wählteſt. Aber ſelbſt Beweiſe wären dir verdächtig vorgekommen, und Du hätteſt ihnen nicht geglaubt, ſo lange die Möglichkeit da war, die Heyrath zu ſtande zu bringen. Ich weis, was es beym Menſchen heißt, in einen ſüßen Traum ſich hineinträumen, und dann ſich davon losreiſſen zu müſſen. Ich will dieſe brüderliche Liebe aber izt wieder ganz auf meine Seite bringen. Ich will dir Agneſens Glük mit Riedeln mahlen —

Leufeld. Daß ich glauben ſoll, zu ſehen, was ich nicht ſehe. Dieſe Mühe, Schweſter, erſpare dir wenigſtens. Ich verſichre dich, in Anſehung Riedels will ich den Mann handeln laſſen, und er mag ſehen, ob er meinen Haß in Liebe verwandeln kan. Jezt komme zu Hobein.

(Beide ab)

Erfurt.

Im römiſchen Kayſer.

Weinerts Zimmer.

Weinert (allein, hernach) Gründler

Weinert.

Kirchburgs Verſtand iſt Kronen werth. Wie der Junge mit forſchendem Blik ſo tief in alles, in die verborgenſten Falten des menſchlichen Karakters hineinſchaut, jede entfalten kann — jeder Richtung der Gedanken ſich ſo entgegenzuſtellen weis, daß er ſie nicht verfehlt. Ich glaube wahrhaftig, wenn ich ſeinem Plane folge, ich führe das aus, was bey Agneſens feſter Tugend, bey der wachſamen Sorgfalt Riedels mir unmöglich wäre.

Wie das nur zugeht, daß man ſich ſo auf einmahl in der Liebe umſtimmen kann! Brannte ich nicht für dieſe Thereſe ſo, daß niemand es hätte wagen dürfen, mir ſie ſtreitig zu machen, wenn er nicht halsbrechende Arbeit mit mir zugleich wagen wollen? Habe ich nicht jenen Gründler nur wegen ſeiner Armuth geſchont, weil die Unmöglichkeit da war, daß er ſie jemahls beſizen würde? Gründler — und ich! — Nein, der Abſtand verdient gar keine Aufmerkſamkeit. Jezt mögte er immerhin —

Und doch! — Es iſt ein ſchönes ſehr ſchönes Mädgen. Und mit dieſer Schönheit verbindet ſie eine ſo edle Denkungsart, daß es Wonne ſeyn muß — ſie zur Frau zu haben.

Sonderbar, daß wir Männer alle darnach ſchmachten, treue Weiber zu beſizen, während wir uns ſelbſt die langweiligſte Mühe geben, die Weiber andrer zu verführen. Wahr iſts, Agnes iſt mir jezt wie die Sonne gegen den Stern, wenn ich ſie gegen Thereſen ſtelle. Aber die Sonne iſt doch eines andern, und der Stern wäre mein. Höchſtens bring ichs dahin, mich dann und wann an den Stralen dieſer Sonne zu erwärmen, aber der

Stern würde mir immer — mir allein funkeln.

Warum verbinde ich nicht beyde mit einander? Warum nehme ich nicht den Stern der mir beſchieden iſt, und genieſſe der Sonne, wenn meine Verſchlagenheit mir ein Recht auf ſie verſchaft?

Was wir uns eigen machen, iſt unſer Eigenthum. Beſchloſſen iſts —

Gründler (tritt ein) Herr Weinert, ich bin ihr Diener.

Weinert. Gründler, wie kömmt mir das? Wie kommen wir zuſammen?

Gründler. Wenigſtens nicht durchs Ohngefehr. Ich habe eine wichtige Sache mit Ihnen abzuhandeln — Ihnen ſo wichtig als mir.

Weinert. Wenn ſie Thereſen betrift, ſo werde ich wohl Piſtolen, oder Degen herbey ſuchen müſſen. Freylich iſt die Parthie ungleich

Gründler. Dies lezte könnte mich beleidigen —

Weinert. Gar nicht, Gründler. Es geht nicht auf Ihre Perſon, es geht auf

Ihre Umſtände. Zagheit iſts gewis nicht, warum ich mich von 80000 Rthlr. nicht ſo gern trenne, als ſie von Nichts.

Gründler. Recht haben ſie, denn ich habe würklich jezt Nichts. Aber ſelbſt von dieſem Nichts würd ich mich ungern trennen. Ich habe mein Leben lieb, wie jedes Geſchöpf, aber unendlich viel lieber iſt mir das Bewußtſeyn, ich verdiene mehr zu haben, als ſie, weil ich ein Opfer Ihnen bringe, daß ſie mir gewis nicht bringen würden.

Weinert. Sie machen mich neugierig. Sezen ſie ſich, Gründler, und erzählen ſie. Ich will den Gedanken ans Mordgewehr verbannen.

Gründler. Geſtern wurden Agnes und Riedel getraut. Ich war mit Thereſen dabey gegenwärtig. Es lag ein Himmel in dem Anſchauen dieſes Paars. Ob wir ihn fühlten, können ſie ſich denken. Ich gieng mit Thereſen ſpaziren. Sie wiſſen, ich liebe das Mädgen unausſprechlich. Man ſagt mir, ſie lieben ſie in eben dem Maaße.

Weinert. Man hat ihnen nicht zu viel geſagt, Gründler, Ich bete das Mädgen an. Ihre vortrefliche Denkungsart hat mich hingeriſſen. Ihr edles Herz hat auf das meinige einen Eindruk gemacht, der nie verlöſchen kan. Sie müſſen die Ehrlichkeit meines Geſuchs, die Fülle meiner Herzensliebe daraus abnehmen, daß das Mädgen arm iſt, und ich troz ihrer Armuth meinen Reichthum mit ihr theilen will. Welche Gründe könnten das ſonſt zuwege bringen?

Gründler. Ich traue Ihnen die ehrlichſten Abſichten zu, Weinert. Allein man hätte wohl andre Gründe anzuführen. Wolluſt und Eitelkeit auf den Beſiz eines ſo ſeltnen Schazes, Stolz auf ein treues Weib, wenn man ſelbſt ihr auch nicht treu iſt, ſind nicht ſelten die Urſachen ſo vieler Ehen.

Weinert. (für ſich) Daß er mich gerade an dem Fleck paken muß, wo mirs fehlt. Gerade jezt kommen muß — und was er nur will? (laut) Sie haben ſehr richtige Philoſophie hierüber, lieber Gründler.

Allein ſie kommen von ihrem Zwek ab, auf den ich ſo neugierig bin.

Gründler. Den will ich kurz faſſen. Dieſes Paars Seeligkeit brachte mich und Thereſen zu einer Unterredung, in der unſre ganze Liebe gegen einander ſich ergoß.

Weinert. Liebe gegen einander, ſagen ſie.

Gründler. Ja, denn ich kann nicht heucheln. Thereſe liebt auch mich. Mit Empfindungen liebt ſie mich, die ſie ſelbſt mir beneiden müſſen, wenn ſchon ſie der Glükliche ſind den ſie wählt.

Weinert. Sie wählt mich? — mich wählt ſie, ſagen ſie?

Gründler. O wie dank ich ihnen für dieſes Zeichen aufwallender Freude. Sehen ſie, ſo arm bin ich an Gefühlen für mich, daß ich alle meine Wünſche nur auf dieſe einſchränke, daß alles gute, was für ſie gut erſcheint, mir in der Welt allein gut iſt. Das iſt das wichtige, was ich mit ihnen abzuhandeln habe, daß ſie immer ſo gut gegen ſie bleiben ſollen, wie ſie ſich in dieſer erſten Aufwallung zeigten, die ich von ihnen wahrgenommen.

Weinert. Sie ſezen mich in Erſtaunen, Gründler. Ich glaubte nicht, daß eine ſolche Aufopferung moglich wäre, wenn ſchon ich die Gründe eines ſo edeln Verfahrens vollkommen einſehe. Sie können das Mädchen nicht glücklich machen.

Gründler. Halten ſie ein mein Herr. In dieſer Hinſicht beurtheilen ſie mich ſehr falſch. Ja, ich kann das Mädgen glüklich machen. Das iſt alſo kein Grund, warum ſie Sie wählt, keiner, warum ich ſie Ihnen überlaſſe. Ihr Reichthum und alle Ausſichten deſſelben, ſinds gar nicht, wodurch Sie ſie glüklich machen können. Tragen ſie die Farben des äußern nicht zu ſtark auf das innere auf, oder ſie verunſtalten das Gemähide. Suchen ſie durch Eifer, Liebe, und Treue ſie immer in der Achtung gegen ſich zu erhalten, die an Liebe grenzt, ſo wird Liebe daraus entſtehen, die ich immer abwechſelnd mit neidiſchen Augen und freudigem Entzüken betrachten werde. Das Opfer, welches ich ihnen bringe, mein Herr, iſt gros, ich habe es gebracht, und eile es ihr zu verkündigen, denn ſie weis noch nichts davon. Weinen werd ich, wenn ichs ihr ſage, aber ich weine doch eine Thräne die edles Gefühl, wenn ſchon unerſezlicher Verluſt hervorbrachte.

Weinert. Gründler! —

Gründler. Erſparen ſie ſich jeden Dank. Vollgültig kann er nie werden. Das Geſchenk, welches ich ihnen gemacht, iſt zu gros für irgend einen. Ich verlaſſe ſie, als meinen Feind und als meinen Freund. Daß der leztere über den erſteren ſiegen ſolle, iſt nie möglich, wohl daß der erſte den lezten überwindet. Aber das wünſche ich nicht, hoffe es nicht. Sorgen ſie dafür, Weinert, daß es nie dahin kommen möge. (ab)

Weinert. Dank! Wer wolte dir denn danken? Mit welchem Rechte kanſt du Dank für das fordern, was ich durch meine Ueberlegenheit über dich mir ſelbſt verſchaft habe. Guter Gründler! Du haſt aus der Noth eine Tugend gemacht.

Warum er nur zuweilen ſo verlegen war? — Sapperment! daß mir das nicht eingefallen iſt. Gewis wolte er ſein Opfer bezahlt haben. Ein kleines Viaticum auf den Weg hätt ich ihm immer geben können. Zwanzig Ld'or um ſich durch die Welt zu bringen, ſoll er bey mir gut haben. Es iſt ſo beſſer, man entfernt einen ſolchen Burſchen, der ſich wenigſtens beym Mädgen eingeniſtet, wenn ſchon das unmöglich wahr ſeyn kann; daß ſie ihn liebt. Wie wolte das Mädgen zu dem Unverſtande kommen.

Indeſſen iſt mir die gewis. Und ſo muß ich vors erſte Agneſens Eroberung zu betreiben ſuchen. Fort alſo zum triumphirenden Einzuge, und keine von Kirchburgs Lehren vergeſſen. Armer Riedel! Dir wird ein ſchrecklicher Krieg angekündigt. (ab)

Im Gothaiſchen.

Hobeins Landguth.

Leufelds Zimmer.

Die Ausſicht auf die Terraſſe.

Leufeld. Riedel.

Leufeld.

Schmeichelhaft, ſehr ſchmeichelhaft, Neveu, daß ſie ſich von ihrer reizenden Gattin Arm losreiſſen konten. Ich ſah euch beyde in inniger Vertraulichkeit dort hinſchlendern, und ich muß geſtehen, es ward mir warm ums Herz. Aber warum brachten ſie ſie nicht mit zu mir?

Riedel. (ihm die Hand küſſend) Theurer Onkel! ſie befahl mirs allein zu gehen. Sie ſagte, es könnte möglich ſeyn, daß ſie mir etwas zu ſagen hätten, wovon ſie nicht Zeuge ſeyn ſolte. Verzeihen ſie mir — aber ſie ſprach davon, daß ich ihre Liebe noch nicht hätte, daß ich erſt ſuchen müſte, ſie zu verdienen — daß unſre Ehe ihnen nicht ganz wohlgefällig geweſen.

Leufeld. Wenigſtens müſſen ſie geſtern aus meinen Betragen geſehen haben, daß ich mich gut zu verſtellen weis.

Riedel. Verſtellen? Nein, beſter Herr Leufeld, das konnte keine Verſtellung ſeyn, das war keine Verſtellung. Es war ja alles ſo herzlich — ſo gut alles — ſo offen was ſie ſagten.

Leufeld. Nun das freut mich, daß ſie mir wenigſtens keine Verſtellung zutrauen. Ich läugne es ihnen nicht, Herr, ich hatte eine grimmige Wuth auf ſie, und glauben ſie nur nicht, daß ſichs damit ſo ſchnell gegeben hätte, wenn mir nicht der Gedanke: Agneſens Gatte — eben wie ich ſie ſah — durch den Kopf gefahren wäre. Alles was das Mädgen nur angeht, liegt mir ſo nahe —

Da ſehen ſie nur einmahl das Mädgen — das Weib wolt ich ſagen, ihr Weib! — glüklicher Menſch! — ihr Weib — (er öfnet das Fenſter) Da ſehen ſie ſie nur einmahl hingehen, wie einen Engel des Lichts — Herr! wenn ſie im Stande wären, das Weib nicht ewig ſo zu lieben, wie ich hoffe, daß ſie ſie jezt lieben. ſo wäre es ihnen beſſer, nie geboren zu ſeyn. Dem Mädgen hat der Himmel gewis Seeligkeit beſtimmt, denn er gab ſie ihr ſchon in ihre Seele. Die iſt ein wahrer Himmel.

Riedel. Das fühl ich, Mann, des wärmſten, weichſten väterlichſten Gefühls für meine Agnes. Ich ſage alles, guter Onkel, wenn ich ſage, meine Agnes.

Leufeld. Haſt du das weg? Nun guter Junge, ſo kann ich denn zum erſtenmahle ſo, und will ewig dich ſo nennen. Ich drük den Kuß des Friedens mit dir — nicht mit Agneſens Gatten — Dem gab ich ihn immer, auf deine Lippen. Fühlſt du, daß in dieſen Dein ſeyn ſo viel liegt, ſo biſt du doch beſſer als ich dich dachte, biſt beſſer für Agneſen, und beſſer für mich.

Komm mit mir in mein Kabinet, Riedel; ich habe dir was zu geben. Doch ſez dich erſt hier zu mir. Ich will meinem Herzen Luft machen. Ich will dir ſagen alles was ich wünſche, was ich glaube, was zu meinem und deinem Beſten diente, denn Agneſens Beſtes iſt ja nur unſer Beſtes.

Riedel. Alles — alles beſter Onkel, will ich mit Freuden hören, was auf Agneſens Wohl abziehlt. Wer könnte es beſſer wiſſen, was dazu dient, als ſie. O jede ihrer Lehren ſoll mir ein Götterſpruch ſeyn. Ich will meine Gedanken nach den ihrigen bilden, denn wenn ich auch glaube, ich liebe dieſes Weib unausſprechlich, ſo ſagt ſie mir doch immer noch; ſie liebten ſie mehr, als jemand in in der Welt.

Leufeld. Da hat ſie recht. Und wie mich das freut, daß ſie ſelbſt das ſagt! Riedel, hör mich! Du haſt ein Weib, wie ſie Gott aus dem ſchönſten Stoffe der Natur webte, und ſeines Geiſtes Hauch ihr gab. Aber er vermogte nicht die Schwächen von ihr zu trennen, die den Unterſchied zwiſchen Vollkommenheit und Unvollkommenheit, zwiſchen ihn und den

Verſehen feſtſezen, ſonſt hätte er ſie zu ſeiner Vollkommenheit erheben müſſen.

Agnes ſelbſt kennt dieſe Schwächen noch nicht. Unbekannt mit den Freuden und Zerſtreuungen der Welt, in Einſamkeit und Einfalt aufgewachſen, iſt noch keine tobende Leidenſchaft in ihr aufgeſtiegen, die nun gewis, wenn ſie all den Tumult derſelben kennen lernt, rege werden wird. Das iſt deine Sache, Riedel, dieſe Regungen nicht aufkommen zu laſſen. Deine Sache, ſie mit allen Zerſtreuungen der Welt bekant zu machen, ohne ſie ihr zu angenehm zu machen. Immer ihr die Eitelkeit, die Vergänglichkeit, und den Mangel an Zufriedenheit vorzuſtellen, die damit verbunden ſind. Immer darauf ſie zu leiten, daß ſie nie eine reinere Wolluſt der Seele ſchmeken wird, als die, jeder ihrer Pflichten getreu geweſen zu ſeyn.

Guter Riedel, Ich warne dich herzlich, mache ſie nicht empfindlich gegen die unſchmakhaften, aber eine Zeitlang funkelnden Freuden des Tons. Sie ſind der

Weg zum Verderben, weil das Herz bey ihnen verloren geht. Und ohne Herz iſt dein Weib, deine Agnes dir nichts mehr. Eben dieſer Engel den du dort in Frieden und Unſchuld noch wandeln ſiehſt, könnte — denke dir nur den ſchreklichen Gedanken — könnte ſtrafbar und ſchuldig werden.

Ich leugne dirs nicht, ich hatte einen andern Mann für ſie erſehen. Kirchburgs feſter Sinn war mir anſtändiger für ſie, als dein weiches nachgebendes Temperament. Der Mann, dem Ehre und Weib lieb ſind, kan oft von beyden hinters Licht geführt werden, wann ſeine Grundſäze wanken, wenn er gefällig genug iſt, einen Augenblik davon abzugehen, ſo ſind die Folgen davon oft unausbleiblich ſchreklich, weil der eine die andern an einer Kette hinter ſich führt, und ſie alle zum Abgrund leitet.

Es iſt mir ein andrer Plan durch dich zu Grunde gegangen. Ich wolte Agneſen und ihren Gatten einige Jahre bey mir haben, und da ihre Ehe zu einer feſten Verbindung werden laſſen. Ich hatte ſie ja für keinen Geſchäftsmann beſtimt. Deine Karriere kan ich aber nicht aufhalten, Riedel, ohne ungerecht an dir zu werden. Alſo muß ich die Freude aufgeben. Aber wenigſtens ein paar Monate mußt du bey mir zubringen.

Um dir auch zu zeigen, daß ich ganz der Kerl ohne Falſch bin, der ich der Welt zu ſeyn ſcheine, ſo wiſſe, ich hatte Agneſen zum Hochzeitsgeſchenk mit Kirchburg 10000 Rthlr. beſtimt. Ich habe ſie ohne einen Groſchen davon zu nehmen, mit gebracht. Das wolt ich dir alſo nicht entziehen. Kleine Freuden aber, die ich für ſie ausgedacht, misgönnte ich ihr. Jezt nicht mehr. Ich will alles vergeſſen, beſonders da Kirchburg nicht der ſeyn ſoll, den ich mir dachte. Jezt, Riedel, ins Kabinet. Nimm dein Geld in Empfang. Dann wollen wir zu Agnes.

(ab ins Kabinet beyde.)

Terraſſe

früh Morgends

Agnes. Riedel.

Agnes.

Der ſchöne Morgen belohnt es uns gewis, lieber Riedel, daß wir ſo früh uns aus den Federn gemacht. Schmollſt du noch? Willſt du nicht dich mit freuen über alles um uns her, wie ich mich darüber freue? Sieh nicht ſo ſauer aus —

Riedel. Nein, Kind, ich heitre mich ſchon wieder auf. Aber du haſt der Liebe den Morgen geſtolen, und ihn der Natur geſchenkt. Wird ſie mir ihn in dem Maaße wieder geben, in dem jene mir ihn verſüßt hätte?

Agnes. Du biſt ein unerſättlicher Schwärmer. Du lügſt mehr Empfindungen als du haſt. Mir iſts ja ſo wohl bey dir, daß ich zittre, wenn du mich nur einen Augenblik verläſt, aber ich will dich nicht allein genieſſen, ich will die ganze

Natur, alles was iſt, mit dir genieſſen. Ich habe vorher noch nie in dem vollen Maaße die Freuden der Natur geſchmeckt, als ſeitdem die Liebe mir einen Nebel enthüllt, durch den ich alles anſahe. O Riedel! Riedel! wir fühlen es beym erſten Schritt in ihr Reich nur gar zu wohl, daß das Weib nicht gemacht iſt, allein zu ſeyn.

Riedel. Der Mann nicht weniger, Agnes. Nimm ihm die Liebe, nimm den Engel ſeiner Seele von ſeiner Seite, und was bleibt er? Ein abgeſpanter Denker, der in Sphaeren, die nicht exiſtiren, ſeine Glükſeeligkeit ſucht. Ein unbeſtimtes Weſen, das einſam durch die Welt ſchleicht, gleichſam als ob es ſich und andern zur Laſt wäre. Ich will zugeben, es kan Menſchen geben, die den Werth der Liebe nicht kennen, weil ſie ſie nie fühlten. Aber wer ſie einmahl gefühlt hat, von dem ſage ich, er iſt kein Menſch, wenn er nicht in ihrem Entzuken blos lebt. Kanſt du dir etwas herrlicheres denken, als dieſe erſten Tage unſerer ſeeligen Ehe?

Agnes. Nein, Riedel, ich vermag nicht größere Seeligkeit darzuſtellen. Es iſt wahr, ich hatte Vater, Mutter, Oheim, Freundinnen. Alle liebten mich, und wie liebte ich ſie? Allein bey allem dem war eine Leere in meinem Herzen, von der ich keinen Grund anzugeben fähig war. Es war der Plaz, für dich beſtimt. Es war ein dumpfes Gefühl, was mir zwar keine Freude verdarb, bey jeder aber doch mich zu mahnen ſchien, es gäbe noch Freuden die dieſe überträfen.

Dieſes ſo viel feſter geknüpfte Band als zwiſchen Eltern und Kinder, war es, was mich ſo ungekant hinriß. Dieſe ſo viel zärtlichere Verbindung, als zwiſchen mir und der beſten meiner Freundinnen bewies mir ihr Daſeyn durch in mir verborgenes Sehnen. Ich fühlte, wußte nicht was ich fühlte, hoffte aber es zu ergründen, ſahe die Zukunft lachend als die Pforte dieſes Geheimniſſes, und ach! wie ſchön öfnete ſie ſich mir? Nein, Riedel, es giebt keine Glükſeligkeit, als in der Ehe.

Riedel. Daß du doch ewig das ſo fühlen möchteſt, wie du es izt fühlſt! Nein, Agnes, nun gereut es mich nicht, das Bette verlaſſen zu haben. Ich wolte ſchon lange dieſen Punkt mit dir einmahl abhandeln. Es iſt ja nicht dein ſchöner Körper allein, den ich liebe. Es iſt dieſe liebenswürdige Seele, die ſich zu allen ſtimt, was edel iſt, die mich eben ſo ſehr entzücken kann. Würklich iſt unſer Loos beneidenswerth, da wir beyde ſo gleich darüber denken, daß wir nur einer in des andern Anhänglichkeit unſer Glük ſuchen.

Die Liebe iſt eine ſo mächtige Schöpferin, daß ſie aus der kleinſten, kleinſten Idee der Einigkeit ein großes Gebäude aufführen kann — ein Gebäude, das weder Zeit noch Zufall zu ſtürzen vermag. Aber, Agnes, hebe deine Augen auf, und ſieh wie wenig der glüklichen Ehen wir haben. Rings um in dem Kreiſe deiner Bekantinnen, die vor dir in dieſen Stand traten, wirſt du faſt nicht eine finden, der nicht oft Unmuth die Stirn trübt.

Agnes. Du haſt recht, Riedel, und ich weis nicht, warum dieſer Gedanke der noch nie in mir aufgeſtiegen, jezt, da du ihn zuerſt rege machſt, mir ſo auffallend iſt. Es iſt wahr, keine einzige von ihnen lobte mir noch das Glük der Ehen. Keine war es, die mich auf den Gedanken brachte, in dieſem Glüke könte das innere Sehnen, welches ich fühlte verborgen liegen. Keine einzige lobte mir ihre Seeligkeiten, alle waren geheimnisvoll.

Riedel. Waren es, weil ſie von keinen andern als körperlichen Freuden hingeriſſen wurden, und von dieſen öffentlich zu reden, die Zeiten der Aufklärung die uns von der Natur ſo reiſſend entfernen, unverſchämt nennen. Auch gebe ich zu, daß die Lage in welcher wir uns befinden, eine ſolche Vorſicht nothwendig macht. Nicht gerade geſättigt davon, aber doch gewohnt, dergleichen Freuden täglich zu genießen, verliehren ſie den Reiz, und die kleinſte Gelegenheit häuslichen Frieden zu ſtören, deren es doch ſo viel giebt, darf nur erſcheinen, ſo fällt das Andenken an die erſten ſüßen Tage, und Murren und Unmuth nimt die Stelle der Scherze in den Flitterwochen ein.

Seelig iſt das Paar, Agnes, welches beym Eintritt in dieſen Stand, ſich keinen Himmel, ſondern Erde — nicht Leben, wie im Paradies, ſondern Leben wie unter Menſchenkindern mahlt, welches den trüben Tagen, ſo wie den fröhlichen entgegen zu gehen ſich vornimt. Gründlich betrachtet, Agnes, kan man ſich alles in Frohſeyn verwandeln. Ich kan mir keine trübe Stunde darin denken, wenn ich eine trübe Stunde mit Standhaftigkeit überwinde. Es liegt eine Art ſeeliger Beruhigung darin, ſie überwunden zu haben, und der Engel des Friedens lächelt der Seele den Lohn für den Sieg zu.

Agnes. Schön geſprochen, Riedel! Eine Erinnerung, die deines vortreflichen Karakters werth iſt. Ich will deiner Lehre folgen, lieber beſter Mann. Nur in einem Punkte wird meine Standhaftigkeit ganz gewis wanken, wo nicht gar ſcheitern, und das iſt der, wenn du dich von mir treuſt. Sey es immerhin, daß der Mann des Weibes Haupt iſt, ich beneide dich nicht um dieſen Vorzug. Ich finde Beruhigung darin, dich vernünftiger zu wiſſen, als mich, und ich kan um ſo mehr darauf rechnen, daß du mir nie einen üblen Rath giebſt. Sieh, guter Riedel, von nun an, ſolſt du immer mein Rathgeber ſeyn. In dir will ich meine Freude, meine Hülfe ſuchen. Sey nicht mehr böſe auf den der Liebe geſtohlenen Morgen!

Riedel. Nein, Agnes — er hat der Freundſchaft den Grund gelegt, die die Liebe erhalten muß. Ohne ſie ſchwindet jene — welkt dahin, wie die Blume im Sonnenſchein ohne Befeuchtung. Schöner Morgen! der das edelſte Gebäude ergründete, das bis zu den Sternen ſich erheben, und im Himmel bewundert werden wird! Eine gute Ehe, theureſtes Weib, iſt eine ſo ſeltene Sache, daß die Engel in ihr den Triumph über die böſen Begleiter der Menſchen ſuchen.

Agnes. So ſollen ſie ihn in der unſern ſinden. Dieſer Morgen ſey Zeuge des Bündniſſes der Freundſchaft, die unſre Liebe ewig machen ſoll. Er trete einſt wieder mich auf, wenn ich gegen den Bund ſündige. Dieſes ſchöne Morgenroth, dieſer eben ſinkende Stern, dieſes feine Blau des Himmels — dieſe dem Mergenthau entgegen lächelnden Blumen ſollen Zeugen des Verſprechens ſeyn, daß ich nie dieſe gute Ehe entweihen will.

Riedel. Sieh! Eben komt dort die Sonne hervor. Auch ſie ſey Mitzeuge unſrer Seeligkeit. Auch ſie ſey die Verkünderin an jenem Tage, daß wir halten, was wir verſprachen. Sie müſſe mit jedem Morgen ſo rein und treu und liebevoll gegen einander uns ſinden, wie ſie uns heute fand. Komm zum Onkel, Agnes. Er theile dies ſeelige Gefühl unſrer Seelen mit uns. (beide in wonnigem Entzüken ab)

Erfurt.

Thereſens Zimmer.

Frau Sternberg. Thereſe. Gründler.
(hernach) Weinert.

Thereſe.

O Mutter! Mutter! daß ſie mich da einem Menſchen aufdringen wollen, der keine andre Liebe kennt, als die der Wolluſt — der ſeine Frau nach den erſten Monaten als den erſten Hausrath ſeiner Wohnung betrachten, nicht ſchäzen, nicht achten, nicht lieben wird.

Frau Sternberg. Das ſind Ideen, liebe Thereſe, die Monſieur Gründler dir in den Kopf geſezt. Ich verdenks ihm gar nicht, daß er daran arbeitet, ſeine Geliebte für ſich einzunehmen. Auch verdienſt du es wohl, daß ſichs ein Mann ſauer um dich werden läßt. Alſo, Monſieur Gründler, bin ich gar nicht böſe auf ſie, daß ſie ihre Vortheile ſuchen, aber durchſezen werden ſie nichts.

Gründler. Madam, ich habe den Anſprüchen auf die Hand ihrer Tochter entſagt, Ich war ſelbſt bey dem ihr beſtimten Bräutigam. Ich habe ihm meine Rechte — die Rechte, die Thereſens Liebe mir auf ſie gab, überlaſſen. Aber ich habs ihm geſagt, daß ſie meinem Herzen ewig eigen bleibt. Ich habe ihm geſagt, daß ich von ihm die genaueſte ſorgfältigſte Aufmerkſamkeit auf ſeine Gattin erwarte, oder daß ich, als derjenige der ſie ewig geliebt haben würde, ſie an ihn rächen will.

Frau Sternberg. Romantiſche Ideen, Monſieur Gründler, die verſchwinden werden, wie der Nebel. Ihr jungen Leutgen leſt zu viel Bücher; die von müßigen Geſchöpfen in den Stuben ausgehekt werden, von Leuten, die nicht Menſchen Kentnis, noch Erfahrung haben, die ſich Geſchichten entwerfen, wie ſie der Maler auf den Grund aufträgt, der aus Vergangenheit und Zukunft ſich Ideale zuſammenſezt.

Gründler. Nein, Frau Sternberg, es iſt nicht Bücherliebe, die wir gegen einander haben. Wäre ſie es, wir würden bald Mittel und Wege finden, uns zufrieden zu ſtellen. Entführungen, und Heyrathen wider den Willen der Eltern, iſt ja das Gewöhnliche was man darin antrift. Aber vom Gehorſam der Tochter gegen die Mutter — von der Entſagung des Liebhabers, die der meinigen gleiche, werden ſie wahrhaftig in Romanen nicht viel finden. Das liegt nur in der Natur des Guten.

Frau Sternberg. Und nach dieſer Natur des Guten, Monſieur Gründler, werden ſie, ſo bald ſie überzeugt ſind, daß Thereſe nicht für ſie geſchaffen war, ſich nach einem andern Mädgen umſehen, und ſich nicht mehr darum bekümmern, was Thereſe und ihr Gatte mit einander unternehmen.

Gründler. Beym Himmel, ich werde nie eine andre heyrathen. Das, Thereſe, verſpreche ich ihnen hier aufs neue. Das, Frau Sternberg, können ſie mir auf mein Ehrenwort glauben.

Frau Sternberg. Eh bien, mein Schaz, laſſen ſie es dabey bleiben, wenn ſie es aushalten können. Aber rechnen ſie nur nicht darauf, daß ſie bey Thereſen Eingang finden, denn dazu wird wohl ihr Mann klug genug ſeyn, dem vorigen Liebhaber das Haus zu verbieten.

Thereſe. Er wird nicht unmenſchlich genug ſeyn, den Freund und die Freundin trennen zu wollen. Er wird ſich überzeugen, daß wir nichts böſes im Sinn haben, daß, wo Adel des Herzens iſt, Beleidigungen gegen ihn nicht ſtatt finden können.

Weinert (tritt ein) Gott grüß euch mit einander — Mutter und Tochter — und ah! ſind ſie auch hier, Herr Grüadler? Vermuthlich haben ſie Thereſen das erbauliche Geſpräch mitgetheilt, was wir heute mit einander hatten?

Gründler. Ich habe das nicht. Was wir zuſammen zu reden hatten, mußten Männer mit einander abhandeln.

Frau Sternberg. Nur nicht ſo ſchnippiſch, Monſieur Gründler, gegen das weibliche Geſchlecht. Herr Weinert, ſie thun uns viel Ehre an. Sie wollen meine Tochter zu ihrer Gattin machen.

Weinert. (für ſich) Hol mich der Teufel, ſonſt komme ich nicht an ſie. Und ſchön iſt ſie doch wie eine Göttin. Und wenn ſie Gründlers Frau würde, wäre gar an nichts zu denken. Ja, ich muß es ſo machen (laut) Madam, die Ehre iſt ſicher auf meiner Seite. Der Vortheil höchſtens auf der ihrigen. Ich ſchäze mich ſehr glüklich, Schönheit und Talent durch Glüksgüter belohnen zu können. Sie haben ihren Proces verloren. Das ſezt mich in den Stand, um ſo eifriger die Hand ihrer Tochter zu wünſchen, da ich ſie nicht umſonſt begehre.

Thereſe. Mir aber, Herr Weinert, iſt es ſehr empfindlich, mich auf dieſe Art faſt erkauft zu ſehen. Zwar, müſte ich nicht

Tochter ſeyn, um nicht Dankbarkeit gegen den zu hegen, der meiner Mutter ganze Glükſeeligkeit befördert. Lieber aber, ich läugne es nicht, wäre es mir doch gewesen, wenn auf dieſe Unterſtüzung nicht ein ſolcher Werth gelegt worden wäre.

Weinert. Wir wollen gegen einander nicht heucheln, Thereſe. Sagen ſie es immer heraus, daß es ihnen lieber geweſen, wenn Gründler ihr Mann geworden.

Frau Sternberg. Bewahre, daß das Mädgen dergleichen Ideen ſich in den Kopf kommen laſſen könte —

Thereſe. O ja, Mutter, laſſen ſie mich ſo wenig heucheln, als es ſcheint, daß Herr Weinert es thun will. Gründler war und iſt mir lieb. Aber ich opfere die Liebe der Pflicht.

Weinert. Ein ſchönes, groſſes heroiſches Opfer, deſſen Lohn gewis in der Sache ſelbſt liegen wird. Glauben ſie mir es nur, Thereſe, ſie werden eine glükliche Ehefrau. Die Pflicht, meine Theure, die Pflicht, iſt ein Wort, welches aus einem weiblichen Munde, doppelten

Wohllaut hat. Die Frau, die ſie ſo ſehr gegen die Mutter kennt, wird ſie gegen den Gatten gewis noch weniger aus den Augen ſezen. Es liegt ein zu ſchöner Himmel darin eine folgſame Frau zu haben, als daß ich dieſes Glük einem andern als mir gönnen könte. Mit Entzüken, Thereſe, reiche ich ihnen meine Hand. Mit Freuden, Mutter, ihnen mein Vermögen.

Nur einige Geſchäfte rufen mich auf kurze Zeit aufs Land. Dann kehre ich zurük, um wonnevoll ſie am Altar zu führen. Bis dahin, Muttergen, laſſe ich meinem Haushofmeiſter Order, ihnen zu zahlen, was ſie bedürfen. Sie, Herr Gründler, werden wohl einſehen, daß ihre fernere Beſuche bey meiner Braut überflüßig ſind. Und ſo mit wünſche ich allen wohl zu leben. (ab)

Gründler. (nach einer langen ſtillen Pauſe) Er iſt ein Narr, oder er ſpottet ihrer.

Frau Sternberg. Mehr Reſpekt für meinen Schwiegerſohn, wenn ich bitten darf, Monſieur Gründler. Er iſt ein beſcheidner, vernünftiger Mann. Beſcheiden, weil er die dumme Liebe eines Mädgens, und ihr noch weit einfältigeres Geſtändnis gelaſſen anhörte, vernünftig, weil er ihnen die Thür gewieſen.

Gründler. So darf nur die Mutter derjenigen reden, die ich anbete, auch ohne ſie zu beſizen vergötterte. Mitleiden und Achtung gegen Thereſen hält mich zurük, daß ich dem jungen Windbeutel nicht zeige, wie unſchiklich es iſt, auf die Art, wie er es that, ſeine Braut zu verlaſſen. Sie träumen Glük, Madam. Für ſie iſt der Traum erfüllt, für Thereſen nicht. Ein ſchleppendes Schlaraffenleben ohne Gefühl und ohne Freuden — ohne Nahrung für Geiſt und Herz wird ihr trauriges Loos ſeyn. Sie können recht haben, daß Weinert vernünftig handelte, mich aus ſeinem Hauſe zu verbannen. Ich wäre nicht blos der Spion ſeiner Unthaten geworden, ich hätte mit Feuer und Schwerdt darein geſchlagen. Arme Thereſe, wie dauerſt du mich!

Thereſe. O ich dreymahl unglüklichere, als der der Fluch ihrer Eltern zu Theil ward. Von der Liebe verſtoßen ſeyn, iſt ein ſchrekliches Loos. Aber den Tyrannen im Gatten vor Augen zu ſehen, noch ehe er Gatte iſt, das iſt ein abſcheuliches Vorgefühl. Faſt, Mutter, mögte ich ſagen, ſie haben mich einem Teufel übergeben, daß er mir die Hölle auf Erden gebe. Werde ich einen Himmel damit verdienen? Eine Bitte, Mutter.

Frau Sternberg. Bring ſie vor, meine Tochter. Du biſt auſſer dir, Thereſe, und deswegen verzeyhe ich dir deine ausgeartete Begegnung. Dein Irthum iſt gros. Du klagſt den ſcharmanteſten, artigſten Menſchen, als einen Teufel an. Mich dünken ſeine Werte Honig zu ſeyn. Wahrhaftig, Thereſe, dein Geſchmak iſt ſonderbar — Doch laß hören, was betrift deine Bitte?

Thereſe. Sie betrift die Erhörung des Wunſches, daß Gründler mich noch ſo lange beſuchen darf, bis Weinert vom Lande zurükkehrt. Kan er ſeine Geliebte ſo kalt verlaſſen, ſo kan er ihr wenigſtens den Troſt gönnen, einen redlichen Freund ſo lange um ſich zu haben, in deſſen Ehrlichkeit ſelbſt ſie, Mutter, unmöglich Zweifel ſezen können.

Frau Sternberg. Monſieur Gründler konte mir nie bange machen, denn ich weis, welche Edukation ich dir gegeben. Aber ſo gern ich deinem Bitten willfahren mögte, ſo kan ichs diesmahl nicht. Meines Schwiegerſohns Wille muß der meinige ſeyn, und er hätte ſehr recht mir ſeine Achtung zu entziehen, wenn ich ihm nicht folgte. Er konte dir gar umwenden, und du verlörſt die erſte Parthie im Lande. Alles, was ich euch erlauben kann, iſt, euch noch eine einzige viertelſtunde zu ſehen. Ich will euch ſogar allein laſſen. Wimmert euch euer Lebewohl in Stanzen oder Elegien oder Jamben vor. Nur aber auf ewig, denn von mir erwartet keine Zuſammenkunft mehr. (ab)

Gründler. Welch eine Mutter, Thereſe. O wäre die, die mich gebar, die deinige geweſen, ſie hätte jede unſrer Thränen mit uns geweint, jede unſrer Freuden mit uns getheilt. Aber dieſes Felſenherz! Was kümmern ihr unſre Leiden! Sie ſpottet unſres Elends, und freut ſich ihres gelungnen Plans.

Thereſe. Laß ſie, denn ſie iſt doch meine Mutter. Aber geirrt hat ſie ſich. Wir wollen uns unſern Abſchied nicht vorwimmern. Er ſey ſtandhaft, wie die Liebe, die wir für einander tragen. Grauſenvoll iſts ſich trennen. Aber trennen wir uns denn? Nein, Theurer, wir bleiben beyſammen. Jeden Gedanken, den ich denke, wirſt du regieren, jeden Laut, den ich von mir gebe, wird deine Seele vernehmen, und mir mit Gegengefühl beantworten.

Gründler. Arme Thereſe! Du wähnſt, lange an mich zu denken. Du irrſt dich ſo gut, wie deine Mutter. Die trüben Tage deines Eheſtandes, werden dich mich bald vergeſſen laſſen.

Thereſe. Weil du denkſt, ich werde kummervoll in dieſen Stand treten. Nichts weniger. So lange werde ich noch trübe ſeyn, als ich Hofnung haben könte, meine Mutter zu überreden, oder Weinert abwendig von mir zu machen. Dann aber, wenn ich erſt ſehe, mir bleibt nichts mehr übrig, dann, wenn die fürchterliche Stunde ſchlägt, die mich zum Altar bringt, dann ſoll alle Furcht verbant ſeyn. Dann ſoll mänliche Standhaftigkeit mich begleiten. Die Pflicht, von welcher Weinert ſpricht, ohne ſie zu kennen, die ſoll mein Leitſtern, und mein Schuz Engel ſeyn. Mit ihr will ich jeder Behandlung mich entgegenſtellen, die er über mich verhängt. Sein Ton ſey noch ſo rauh, milde Erwiederung ſoll ihn beſänftigen. Sein Blik ſey noch ſo wild, meiner Augen nachgebende Stralen ſollen die ſeinigen brechen. Er ſoll mich nicht mishandeln können, und wenn er mit dem Vorſaze es zu thun, ſchwanger gienge. Lieben kann ich ihn nicht, aber ehren will ich ihn, und das wird ihn zwingen, mich zu achten. Kurz, da ich ſeine Liebe nicht verlange, wird meine Kunſt mir ein erträgliches Leben bey ihm verſchaffen.

Gründler. Engel von einem Mädgen! Warum darf ich nicht niederfallen, und dich anbeten! Und ſo ein Schaz unter den Weibern muſte verſchleudert werden — verſchleudert an einen Mann der ihn nicht einmahl kennen lernen wird.

Thereſe. Still davon, guter Gründler. Weiſt du was, wir wollen die Mutter um eine neue Viertelſtunde betrügen. Komm mit in den Garten. Sie vermuthet uns da nicht, und findet uns nicht ſo bald. Wir können dort unſern Abſchied uns küſſen.

Gründler. Ach, in der Laube, wo wir die erſte Liebe uns entdekten. Dieſer ſchöne Aufſchößling aus dem Reiche der Natur iſt geknikt und verdorret. Ein bösartiger Wurm nagte am Herzen ſeiner Wurzel. Wir wollen ſeinen Untergang unter Zypreſſen feyern.

Thereſe. Und ſein Auferſtehen unter Myrthen beſtätigen. (ab)

Erfurt.

Auf dem Graben.

Späte Nacht.

Kirchburg. (aus einem Hauſe tretend.)

Kirchburg.

Ob ich auch wohl aus dieſem Hauſe jetzt käme, wenn Agnes mein geworden wäre? Oder vielmehr, ob ich dies Haus überhaupt wieder beſucht hätte? Da ſteckts, und ich weis nicht, was ich antworten ſoll, wenn ſchon die Freude vorüber iſt. Ausſpeyen, ſagen manche Menſchen, mögten ſie ſich, wenn ſie das ſo bedenken, und von den Uebereilungen zur Wolluſt zurükkehren. O ihr jämmerlichen Grübler? Würklich das Gewiſſen muß ein nonens ſeyn. Die es zu haben glauben, machen ſichs ſelbſt. Sie gebären ſich den ſchreckvollen Rieſen für ihre Freuden, und dann ſolls in ihnen liegen. Kirchburg!

du biſt ein geſcheuterer Kerl — Aber halt! Du philoſophirſt ihn dir doch weg — Natürlich! Vater, Mutter — die nun wohl ſehr wenig — der erſte machte ſich nichts aus mir, und die andere war ſehr klug — Aber, Amme, und Lehrer, ja die haben dir ja die Ohren ſo voll von dieſem Geſchöpf gepredigt, daß es gar kein Wunder iſt, wenn ich dagegen anarbeiten muß.

(Er iſt während deſſen bis vor die Stufen des Doms gekommen)

Da war es ja. Da kamen ſie herab, ich kans nicht läugnen, wie die Engel aus dem Himmel. Ja, Agnes, du warſt mir beſtimt, und ich ſollte nicht dein Teufel werden?

Vier volle lange Wochen ſind vorüber, ſeitdem Weinert dahingieng, und noch läßt er nichts von ſich hören! haben ſie denn ſo wenig gefruchtet meine Lehren? Oder hat er ſich von der Schwärmerin umſtimmen laſſen, mit ihr zu ſchwärmen, und beweint es, daß er nicht zu dem glüklichen Auserwählten geboren iſt?

Wie! Wenn ich zum Vater reißte — von ihm erforſchte die Verhältniße unter den Leuten? Es iſt zwey Uhr. Fünf Uhr zu Pferde, und um 8 bin ich bey ihm.

(ab)

Im Gothaiſchen.

Leufelds Landhaus.

Weinert. Riedel.

Weinert.

Laß ſie ſchlafen, Riedel, wir wollen allein plaudern.

Riedel. Sonderbar, Weinert, daß du immer ſtiller biſt, wenn Agnes in unſern Zirkel kömt. Bin ich verblendet, daß ich denke, ſie erheitert uns mehr, ſie würzt unſre Geſpräche — ſie weis Vollkommenheit in unſre geſelligen Augenblike zu bringen?

Weinert. Nichts weniger, Riedel. Deine Agnes iſt ein vortreſliches Weib. Eure Ehe iſt beneidenswerth. Eure Unterhaltung iſt einzeln entzükend, mit einander verbunden himliſch. Aber eben deswegen hat jeder der mit euch umgeht, die größte Behutſamkeit nöthig. Deine Agnes könte den kälteſten Mann in Flammen ſezen, geſchweige denn den, der Gefühl im Buſen trägt. Nicht, Riedel, als ob ich ſagen wolte, es könten ſträfliche Flammen im rechtſchaffenen Mann erwachen. Das iſt unmöglich. Und ſelbſt der Böſewicht würde für der ſo offenbar daliegenden Tugend zurükzittern. Aber Freundſchaft für das Weib iſt nie das, was Freundſchaft beym Manne iſt. Und der Gatte ſieht mit Augen der Eiferſucht. Erkläre dir izt meine Zurükhaltung.

Riedel. Schäker! Als ob du irgend einer Entwikelung deines Karakters bedürfteſt? oder ſoll ich lieber ſagen, ſtolzer Menſch, der deswegen gelobt ſeyn will, daß Reinigkeit der Hauptzug ſeiner Seele iſt. Aber zur Strafe will ich dich nicht loben. Kein Wort will ich weiter mit dir über deine feine Politik reden, die bey der Freundſchaft übel angebracht iſt. Ich will gehen, Agnes weken, und ſie ſoll dieſe frohe Frühſtunde krönen. (ab)

Weinert. Mit ihm geht es ganz vortreflich. Aber der Weg zu ihr, iſt ſchreklich ſchwer. Kirchburg mahlte ihn auch leichter, und ich fürchte, über dem zu vielen Harren und Sehnen, und über dem knirſchenden Ungeſtüm der in mir iſt, geh ich noch zu Grunde.

Vier Wochen bin ich ſchon hier. Was wird Thereſe und ihre Mutter denken. Und doch, will ich die Karte nicht verrathen, muß ich hin, muß die Hochzeit enden, ſonſt könt ich noch beyde verlieren. Ha! die Geduld in der Leidenſchaft iſt eine unausſtehliche Nothwendigkeit.

Sie war ſchon auf. Sie hätte uns überraſcht. Wie majeſtätiſch ſie den Gang herauf komt. Alle Grazien verkriechen ſich vor ihr. Himmel und Erde mit vereinter Kraft konten nur ſolch ein Meiſterſtük ſchaffen. (Er gehet ihnen entgegen)

Gotha.

Im Mohren.

Des alten Kirchburg Zimmer.

Kirchburg Vater. Kirchburg Sohn.

Kirchburg Sohn.

Iſt das nicht eine Herrlichkeit mit der ſchönen Niece des alten Leufelds, die er Kirchburgs Vater ſo bieder und treulich für ſeinen Sohn verſprach; aus der Haut fahren wolte, wie er ſahe, daß man das Projekt ihm vereitelte, ſich hoch vermaß zu rächen den Schimpf, den man ihm anthäte, und nun da ſitzt, und nicht aufhören kan mit Herzen und Küſſen, nicht etwa der Agnes allein, ſondern auch des aufgedrungnen Neffen, der ſo ſchnell ihm die Seele geſtolen.

Kirchburg V. Muß doch wohl mit ſeiner Seele mehr ſympathiſiren, als die Seelen gewiſſer andern Leute —

Kirchburg S. Und Kirchburg des Sohns, Vater, ſizt ſo kalt und pflegmatiſch ſtill, rührt ſich nicht, ob dem, dem Sohne angethanen Schimpf, macht nicht die geringſten Anſtalten mit dem Alten zu brechen, beſucht ihn nach wie vor, ſchwazt ſich wohl gar den Gaumen troken, übers neue Ehepaar, und ihre Liebe, und Glük.

Kirchburg V. Muß geſtehen, ſie gefallen mir ganz ſcharmant, die Leutgen. Sind ſo einig und liebevoll. Da iſt kein Auffahren, kein Zanken — Eins ſezt ſeinen Himmel in den Bliken des andern, und beyde haben ihn dann vollkommen; wenn der alte Leufeld mit Zufriedenheit auf ſie herabſieht. Ich muß noch lachen, wenn ich dran denke, wie der alte Bär anfangs brumte, da es ihm gar nicht zu Halſe wollte, mit dem neuen Schwiegerſohn — wie ich prophezeyte, wie das alles gehen würde, und wie nun das alles nach meiner Prophezeyung gegangen iſt, als wärs im alten Teſtamente geweiſſagt werden. Ha! ha! ha!

Kirchburg S. Und das iſt ihnen lächerlich? Und ſie predigen das dem Sohn ſo ins Geſicht, der eigentlich der verlierende Theil iſt?

Kirchburg V. (ſtopft gleichgültig eine Pfeife). Der aber nichts dabey verloren, denn, mein Seel, du hätteſt nichts aus dem Mädgen gezogen.

Kirchburg S. Das iſt Beleidigung, Vater, die ich nicht zu dulden brauche. Sie müſſen meine Rechte vertheidigen, dem Leufeld ſein Unrecht vorſtellen, und Genugthuung für mich verlangen.

Kirchburg V. Hör mahl, Junge, ſey du froh, daß ich dir noch verſtatte, mich Vater zu nennen. Verdient haſt du doch wohl, daß ichs dir lange verboten hätte, lange dich ganz aus meinen Augen entfernt. Ich muß wahrhaftig lachen, wenn du mir mit Vorwürfen kömſt. Denkſt wohl gar ich ſoll mich ärgern. Nein, guter Burſche, dein Vater will ein Säculum haben. Haſt deine Mutter unter die Erde gebracht, und zu Tode gefopt. Dein Vater, Burſch, der iſt halt klüger

Nims krum, wie du willſt, aber deinetwegen ärgere ich mich nicht n' Augenblik mit dem alten Leufeld. Der brave Kerl der, hat ſich von dir hintergehen laſſen, haſt ihn da gemahlt deine ſchwarze Seele weis, wie e'n friſchen Papierbogen im Winterfroſt, hat geglaubt er könte hinein ſchreiben alles was er in ſeinem unſchuldsvollen Geiſte dachte. Kans kein Menſch leſen, was er geſchrieben hat, und er ſelbſt fängt an mistrauiſch zu werden obs auch da wirklich ſtehe, oder ob er ſchwarz in ſchwarz geſchrieben. Warum gehſt nicht zu ihm. Fordre du was du willſt, ich ärgere mich nicht darüber, Vater Kirchburg iſt kein Freund von Gallenfieber.

Kirchburg S. Weis ſchon lange, Vater, daß ſie mich nicht leiden können.

Kirchburg V. Kan ſeyn, Friz, daß du ganz recht haſt.

Kirchburgs. S. Kan mirs denken, daß ſie bey Leufeld auch meiner nicht im Beſten gedacht.

Kirchburg V. Verläumdet hab ich dich nicht, da geb ich dir mein Wort. Blos die Wahrheit —

Kirchburg S. Das werden ſchöne Sachen geweſen ſeyn. O wenn ein Vater ſo mit ſeinem Sohne verfahren kan, da iſts wohl kein Wunder, wenn die kindliche Liebe in der Welt abnimt.

Kirchburg V. Und du willſt noch von kindlicher Liebe ſchwazen, der du nie einen Begriff davon gehabt haſt, was ſie iſt. Mögte nur eigentlich wiſſen, was dein Zwek wäre, daß du dich mir da einmal im heuchleriſchen Lichte darſtellſt, daß ich glauben ſoll, etwas vom Engel hätte ſich noch irgendwo in dem Teufel verborgen gehalten, und käme nun zum Vorſchein. Wie du ums Mädchen buhlteſt, kamſt du nicht. Du wußteſt, ich ſey ein zu ehrlicher Kerl, als daß ich dein Glük dir zu Waſſer machen ſolte, und dachteſt mit dem alten Leufelds ſchon ohne mich einig zu werden, hätteſt auch bey meiner Seel das Täubgen gekapert, wenn ſie nicht ſchon mit einem andern Täuber geſchnäbelt gehabe, der ein beſſerer Patron war, als du.

Kirchburgs S. Ich ſehs ſchon, Vater, wir kommen nie zuſammen. Sie verkennen mich, wie ſie meine Mutter verkanten. Ihr Haß iſt ein eingewurzeltes Uebel, fortgeerbt auf mich. Sey es. Sie wollen wiſſen, warum ich hier bin. Ich haſſe dieſe Agnes, weil ſie nicht mein ſeyn wolte, und ich haſſe auch dieſen Leufeld, weil er ſein Wort gebrochen. Ich ſcheue ſeine und meine Hize, ſonſt würde ich ſelbſt hingehen, und das unterſuchen, warum ich ſie jezt fragen will.

Weinert iſt dort. Sie haben ihn geſehen, und beobachtet. Ohne Urſach iſt er nicht da. Er iſt in Erfurt mit einem der ſchönſten Mädgen verſprochen, und verläßt dieſe, um ſich dort bey einem Freunde aufzuhalten. Wer da weis, was Liebe iſt, der ſieht leicht ein, daß dahinter mehr ſteken muß. Ich muthmaaße, dieſer Aufenthalt gilt der ſchönen Freundin Agnes mehr, als dem Freunde Riedel. O wenn ichs erleben könte, daß dieſer Riedel die Schmach tragen müſte, ſein Weib verführt zu ſehen — wenn ichs erleben ſolte, daß dieſer Leufeld —

Kirchburg V. Halt ein, Unbeſonnener, halt ein mit deinen ſchändlichen Wünſchen. Weinert iſt Riedels Freund, kan nie ſeiner Gattin Verführer werden. Seine Liebe zu ihm iſt ſo unbegrenzt, daß ſie die Achtung für Agnes in ihrem ganzen Umfange mit in ſich faßt.

Kirchburg S (für ſich) Alſo noch auf rechtem Wege? Bravo! (laut) Das muß ich ſelbſt ſehen. Kans nicht glauben. Ich will hin. Will hezen. Dem alten will ich einen Wurm in den Kopf ſezen, und Agneſen will ich mit erlogner Reue einſchläfern, daß ſie meine Freundin wird. Kan ich nicht den ganzen Zwek erreichen, ſo will ich wenigſtens Unheil ſtiften. Zwietracht ſäen iſt auch eine ſüße Rache, wenn man nicht weiter kommen kan. Sie ſollens noch bereuen, daß ſie den Kirchburg, den Leufeld vergötterte, auf einmahl ſo her abſtürzten. Dahin will ichs bringen, daß ſie nicht mehr wiſſen ſollen, wer rechtſchaffen iſt, und wers nicht iſt. Der alte Leufeld ſelbſt ſoll an ſeiner eignen Ehrlichkeit zweifeln. Die Liebe ſoll wie eine Furie erſcheinen, und die Tugend einem angekleideten Affen gleichen. (ab)

Kirchburg V. Wäre mir doch bald die Pfeife ausgegangen. Was der Junge für Kniffe hat. Und ich bin Vater zu ihm? Solte man nicht glauben, ſeine Mutter hätte mit Beelzebub zugehalten?

Das beſte iſt, daß man ihm nicht traut. Leufelden iſts Fell von Augen herunter. Wenn der Burſch ein wenig mehr Heuchler wäre als er iſt, wenn der Satan nicht immer wieder vorkukte, er mag ihn nun aufs Maul ſchlagen, ſo oft er will, ſo könt er da noch manches verderben, was die biedern Alten gut gemacht haben.

Aufpaſſen will ich aber doch, daß er keine Schurkenſtreiche vornimt. Warum ſolche Fliege nur immer den meiſten Kopf

aben? Seiner Mutter ſaß er auch aufm
echten Flek. Grade ſo voll Ränke wie
r. Hätte ſie länger gelebt, ſie hätte in
er jezigen Damen Epoche eine große Rol-
e geſpielt — Schon wieder aus.

(er ſtopft eine friſche Pfeiſe.)

Erfurt.

Frau Sternberg Zimmer.

Seitenſtube am Tanzſaal.

Weinert. (hernach) Kirchburg.

Weinert.

Ein ganz ſonderbares Gefühl, wenn man ein Weib nimt, und blos ſie nimt, weil man auf keine Art ohne dieſe Zeremonie ſie lieben darf. Ob ich das Gefühl wohl ſo gehabt hätte, wenn ich mit Agnes zum Altar gegangen wäre? Wenn ich ſagen ſolte, ich fühle Liebe für dieſe oder für jene, ich wüßte es wahrhaftig nicht zu beſtimmen. Man könte mich vergebens auf die Folter ſpannen, um eine Definition von Liebe von mir zu erlangen. Glut — ja — Glut fühl ich für beyde. Brennendes Feuer lodert in mir.

Was müſſen das nur für Menſchen ſeyn, die von ihrer Liebe eine Idee ſich machen, als ob kein anderer Gegenſtand als eben der, den ſie wählen, Reiz für ſie haben dürfte? Wie lächerlich iſt mirs bey ſo vielen Hochzeiten geweſen, wo ich zehnmal ſchönere Mädgen ſahe als die Braut, und der Bräutigam hielt die ſeinige für die ſchönſte, ich mogte ihm einwenden, was ich wolte, wurde nicht im geringſten gerührt von den Reizen anderer, die ich ihm ſo ganz rechtmäßig vorweglobte.

Ob der Zuſtand wohl ein glüklicher ſeyn mag? — Aber bin ich nicht ein Thor, daß ich hier philoſophire, anſtatt zu genießen. Und weswegen? Ha, mich wolte ja jemand in dieſem Zimmer ſprechen. Wo iſt der Jemand? Wo iſt er?

Kirchburg (vortretend) Hier iſt er.

Weinert. Ha! Kirchburg, willkommen noch an meinem Ehrentage! Dich hab ich ja ganz allein vermißt. Ich trauerte in der That, daß du nicht hier warſt.

Kirchburg O der Schande, Weinert! Und das nennſt du deinen Ehrentag? denn vollbracht iſts noch nicht, das Werk, verabredet und unternommen mit ſo vielem Feuer, angefangen mit ſo ſchöner Folgſamkeit gegen meine Lehren, und abgebrochen in der Mitte der Laufbahn zum Ziel.

Belmert. Aber, beym Himmel, Kirchburg, glaubſt du denn, ich habe blos für dieſe eine Expedition meinen Verſtand zu benuzen? Meinſt du ich ſoll ein halbes Jahr anwenden, zu ſchmachten, und zu ſeufzen, und nicht einmahl einen Zwiſchenraum mir nehmen, um andere minder ſchwere Siege zu vollenden. Ueberdem, Kirchburg, kanſt du mir glauben, die Sache geht unendlich viel leichter, wenn man verheyrathet iſt. Es iſt mehr Zutrauen zum Ehemann, beſonders wenn er eine Frau hat, die in jedem Betracht mit Agneſen wetteifern kan.

Kirgburg. Beinahe mögt ich dich izt auf deine vorige philoſophiſche Unterhaltung zurückführen, und dich wegen deines eignen Vorurtheils auslachen.

Weinert. Baſta Signor. Ich dächte über Thereſens und Agnes Vergleichung hätten wir ſchon manches Wort gewechſelt, und ob ſie zu dieſer oder jener Beſten ausfiel, war nie entſchieden. Dieſer ſanftes Weſen, und jener liebenswürdige Schwärmerey waren Steine des Anſtoßes, die uns im Wege ſtanden. Ueber körperliche Schönheiten waren wir einig. Keine gab der andern etwas nach. Und die ſinds, die mich izt bey beyden intereſſiren. Heute bey Thereſen am meiſten, das kanſt du mir nicht verdenken. Aber wie kams, daß du dieſe Tage über nicht hier warſt?

Kirchburg. Du warſt keine zwey Stunden von Leufeld weg, als ich ankam. Man machte große Augen, wie man mich ſahe, aber meine unüberwindliche Dreiſtigkeit hatte bald den Sieg davon getragen. Ich kante meine Leute. Agnes war ſchüchtern, furchtſam, trauete kaum ein Wort mit mir zu reden. Riedel war kalt, zurükhaltend, wolte mich dadurch wieder verſcheuchen. Ich nahm ein zuvorkommendes einſchmeichelndes Weſen an, das ihn innerlich ärgern muſte, wenn er ſichs auch äußerlich nicht merken lies.

Ich hätte den vollkommenſten Triumph davon getragen, wenn Leufeld mich nicht ein bisgen gedemüthigt hätte. Ich dachte ich wolts ihm recht geben, daß er verſtummen ſolte. Aber dasmahl wandte ſich das Blat.

Wie wir von Tiſch aufgeſtanden lud er mich in ſeine Lieblings Laube. Riebel hatte Geſchäfte. Agnes machte ſich welche. Natürlich konte es ihr als dem Gegenſtand deſſelben nicht angenehm ſeyn meinem erſten Tete a Tete mit ihrem Oheim beyzuwohnen.

Leufeld war allerliebſt launig. Das ärgerte mich ſchon. Ich ſahe etwas von dem voraus, was folgen würde, und ſo viel Mühe ich mir auch gab, bey meiner angenommenen Verſtellung zu bleiben, ſo dauerte das doch nicht länger, als bis wir allein waren.

Seine Entona war gleich die Frage, ob
mir ſchon ein anders Liebgen ausge-
ht. Der Teufel, das war hart.

Herr, antwortete ich ihm, alle Ehr-
cht für ſie und ihren guten Willen ge-
h mich, aber das iſt hämiſch, das iſt
ein Schleifweg, den ſie da gehen, den
nicht in ihnen geſucht hätte. Es ge-
hnt mich wie mit dem Bauer, der das
ld verſpielt hat, was er auf dem Markt
öſt, und zu Haus ſeinem Weib ein paar
rfeigen giebt, ehe ſie ſich beſinnen kan,
t ihm zu zanken. Rechenſchaft, Herr,
en ſie mir, daß ſie mir meine Agnes
ommen.

Da fordre du die Rechenſchaft vom
mmel dort oben — erwiederte er.

Müßt ich nicht Luſt haben, da mit dem
en Herrgott eine Rechnung anzufan-
l, den ich mein Seel, nur vom Hören-
en kenne — Und dem Ausſpruche Bru-
Herz folgte eine ſo herzinnige Predigt
r meine Denkungsart, und über alles,
s er von mir erfahren hatte. Daß ich
n ſtillſchwieg und Gott nur dankte, daß

ich von ihm loskam. Er hatte der Teufelhols meine Lebensgeſchichte bis auf die kleinſten Nuanzen im Kopf. Um mich nur im Hauſe zu erhalten, mußte ich gute Worte geben, und Beſſerung verſprechen.

Ich that aber auch ſcheinheiliger als ein Pater der dem Manne der Frau wegen um den Bart geht. Die Rede kam bald auf dich. Ich that als wenn ich dich nur wenig kennte — ja ich wollte von den Vorzügen gar nichts wiſſen, die man dir beylegte. Riedel gieng in Lobeserhebungen über, daß ich ihn bedauerte, und Agneſe ſtimte nicht übel ein, und lobte beſonders die ſo ſeltene Beſcheidenheit des jungen Mannes.

Das wär Waſſer auf meine Mühle, und ſehr gut. Deſto übler aber die Nachricht, daß man nicht wüſte, wo du wärſt. Ich wolte dich doch abwarten, um zu ſehen, warum du den Kampfplaz verlaſſen.

Ich dachte aber, der Donner erſchlüge mich, da heute früh der Brief kam, du hätteſt Hochzeit. Nun iſt alles aus, meint ich. Der Schluker, war mein Gedanke, hat ſich von dem Beyſpiel der Ehe ohne gleichen, ſo nent man ſie ja algemein, hinreißen laſſen, und will ein gleiches verſuchen. Ich konte nicht mehr ausdauern, und machte mich hierher. Wenigſtens find ich dich nicht ſo ganz ausgeartet, wie ich dich erwartete.

Weinert. Nein, Kirchburg! Laß mich nur erſt über den heutigen Taumel weg ſeyn, und du ſolſt dein Wunder ſehen. Jezt kan ich nichts denken, als Thereſe — morgen vielleicht iſt Agnes ſchon wieder die Parole. Sieh nur das Mädgen einmahl an. Da kömt ſie.

Gleiches Zimmer

Thereſe. Die Vorigen.

Thereſe. Ich wußte nicht, Weinert, was ſie von unſrer Geſellſchaft abhielte, aber jezt ſehe ichs, und vergebe es, daß ſie der Freundſchaft die Augenblike opferten.

Kirchburg. Dieſer Ausſpruch verdient meine ganze Erkenntlichkeit. Ich hoffe der Freund des Freundes wird auch das Zutrauen der Freundin verdienen. Und daß ich meinen Freund beneide, werden ſie nicht unbillig finden?

Weinert. Doppelt und dreyſach mußt du mich beneiden, Kirchburg. Ihre edle Liebe iſt ohne Beyſpiel mit einem Opfer verbunden. Sie liebte, liebte unausſprechlich, und ergab ſich mir ohne Groll.

Thereſe. Weinert, ſo wie ich ſahe, ſie waren der Gatte, mir vom Himmel beſtimt, hatte ich alle die Achtung die das Weib dem Manne ſchuldig iſt. Liebe iſt Gefühl unſrer Herzen. Wären wir immer klug genug, ſie von dem zu trennen, was Konventionen verlangen, wäre ſie immer rein genug im Herzen zu bleiben, wir hätten nicht ſo viel Beyſpiele von Unglück. Sie haben meiner Liebe gegen ihren Freund erwähnt' laſſen ſie mich ein paar Worte darüber vorbringen.

Ich müßte die Unwahrheit reden, wenn ich nicht ſagte, ich habe Gründlern unausſprechlich geliebt. Noch bis jezt fühle ch, daß dem ſo iſt, und dies Gefühl wird mich nie gereuen. Ich kenne es auch in einem ganzen Umfange. Ich weis wie viel ſeelige Stunden es mir gewährt, aber rein war es immer.

Eben dieſe Reinigkeit iſt es, die mich tark genug macht, dem Genuſſe, nicht dem Andenken deſſelben zu entſagen.

Ihr Freund, lieber Kirchburg, ſagt, ich mache ihn glüklich. Ich glaube ihm das auf ſein Wort. Aber Gründlern hätte ich auch glüklich gemacht, und alſo leidet das keinen Vorzug, und wenn ja einer ſtatt fände, ſo mögten ſie, lieber Weinert, wohl nach dem Rechte der Billigkeit zurükſtehen. Was mich beſtimte, war, daß ſie meine Mutter mit glüklich machten. Wer aus ſolchen Abſichten ein armes Mädgen heyrathen kan, der muß edel, kan nicht unedel denken. Deswegen, Weinert, hab ich ſie auch nicht ungern genommen. Eingenommen war ich wider ſie, bins vielleicht noch. Allein das wird ſich gewis geben. Eine Frau, die ſichts vernimt, und hält, ihren [illegible] zu ſeyn, wird bald die Freundin ihres Mannes, und nirgends erheben ſich die Stufen ſo hoch und vortheilhaft, als bey der Freundſchaft. Sie iſt ein ſchnell wachſender Baum, der nicht einmahl die Reife ſeiner Früchte abwartet, um neu zu blühen. Man ſagt auch, aus der Freundſchaft ſoll Liebe werden. Sollte dies bey uns der Fall ſeyn, ſo werden ſie wenigſtens das Andenken an Gründlern nicht anſtößig finden. O Weinert! daß ich ihnen nur immer ſo gefallen möge, wie ich ihnen zu gefallen mich beſtreben werde!

Kirchburg. Und daß Weinert nur immer eingedenk ſeyn mögte, welch ein trefliches Kleinod er an ihnen erhalten. Ich könte dich ſelbſt haſſen, wenn du hier nur eine Minute an eine andre zu denken fähig wäreſt. Thereſe! Wann werde ich ſo glüklich ſeyn, ein Weib mein zu nennen. Gewis nie — denn ich finde keine Agnes und keine Thereſe, wie meine glüklichern Freunde.

Thereſe. Agnes! Da nanten ſie einen glüklichen Namen.

Weinert Warum glüklicher als den ihrigen?

Thereſe. Vergeben ſie, Weinert, meiner Aufrichtigkeit. Dem Mädgen wurde vergönt, den Mann zu nehmen, den ſie ſich gewählt. Ich murre nicht, aber glüklicher muß ich ſie doch nennen. Ich kan eben ſo glüklich werden, aber, werden und Seyn, das ſind zwey Extreme zwiſchen denen die große Kluft der Möglichkeit unüberſehbar liegt.

Kirchburg. Mit ihrer Standhaftigkeit, Thereſe, ſchnell zu überſehen, faſt eben ſo ſchnell zu überſteigen.

Weinert. Liebe Thereſe! Wir kommen da auf Geſpräche, die uns den heutigen Tag trübe machen könten, und es ſoll eine böſe Vorbedeutung ſeyn, wenn er das für Braut Leute wird. Gehen ſie zur Geſellſchaft. Sie iſt laut und fröhlich. Theilen ſie das ihrem Herzen und ihrer Laune mit. Ich werde mit Kirchburg nachfolgen, und ein gleiches thun.

Thereſe. Ihr Wink iſt mir Befehl, Weinert. Ich will die Freude zu haſchen ſuchen, wenn ſie ſich auch in Winkel verkriechen ſolte, und in meinen fröhlichen Bliken will ich ſie ihnen zuführen. (ab)

Weinert. Es iſt eine gute Närrin, aber dieſen Gründler mögt ich doch nicht mehr bey ihr wiſſen. Mag ſie ſehen, wie weit ſie es mit ihrer Freundſchaft — zur Treue gewiß nicht — wie weit ſie es mit der Ausübung ihrer Pflichten — die ſie ſich weit ſchärfer einbildet, als ich ſie annehme — wie weit ſie es mit ihrer Selbſtüberwindung, die ihr wahrhaftig nicht leicht werden kan, bringt. Mir iſts genung, Kirchburg, daß ſie ſchön wie ein Engel iſt — genung, daß ſie mir Stunden ſeelig machen wird, da ich nur auf Seeligkeiten von Stunden ausgehe. Obs die heutigen ſeyn werden, entziffere dir ſelbſt. Morgen, Kirchburg, will ich dir den Effekt ſagen, bis dahin erinnere mich nicht an Agnes; dann aber will ich wieder an ſie denken, und deinen und meinen Wunſch befriedigen. (beyde ab)

Großer Tanzſaal.

Brillante Verſamlung.

(Es ſizen zuſammen) zwey Geſpielinnen Thereſens. Kirchburg.

Erſte Geſpielin. Nimmermehr hätt ich geglaubt, daß ſie Gründlern ſo ſchnell und ſo ganz vergeſſen könte. Heiterkeit lacht in ihren Augen und Minen bey einer Hochzeit, wozu wie ſie ſagt, Konvention ſie zwingt.

Zweyte Geſpielin. Wir haben ſie immer für die ſtandhafteſte, beſtdenkendſte unter uns gehalten. Allein ich fange an, an ihrem Karakter zu zweifeln. Sie verläugnet ihre bisherigen Gefühle zu offenbar.

Erſte G. Sie glaubt vielleicht, ſie bedarf keiner Heucheley mehr, da ſie nun einen Mann hat. Sie mußte ſich um Gründlers willen wohl zieren, und klagen, denn eigentlich ſehe ich kein großes Unglük darin einen reichen Mann zu nehmen, der jeden Wunſch befriedigen kan, der einer Frau in den Kopf kömt.

Kirchburg. Ich glaube gewis, meine ſchönen Damen, daß dahinter ein Geheimniß ſteckt, welches wir leicht ergründen könten, wenn wir uns nur etwas näher nach ihren Umgange mit Gründlern erkundigen wollen,

Zweyte G. Wenn etwas nachtheiliges für Thereſen in dieſer Bemerkung verborgen liegen ſoll, ſo übernehme ich ihre Vertheidigung. In der ganzen Zeit, in welcher Weinert abweſend war, hat ſie ihn nicht geſehen,

Kirchburg. Oeffentlich nicht geſehen — aber was heimlich geſchehen iſt, davon kan man nicht urtheilen. Die Liebe hat einen Standpunkt, meine Damen. Ich nenne ihn den Punkt der Erfüllung. Verzweifelnde Liebe geſteht dem Liebhaber alles zu. Sind Thereſe und Gründler über dieſen Punkt einig geworden, wie ich gar nicht zweifele, dann kan man ja wohl dem armen Weinert den Namen des Mannes gönnen.

Zweyte G. (aufſtehend) Mein Herr, ſie reden da Dinge, die ſich nicht ziemen, Sie wiſſen doch daß ſie in Geſellſchaft von ledigen Frauenzimmern. noch mehr, von ThereſensFreundinnen ſind. Wenn ich ſchon an Thereſens Charakter zweifle, ſo zweifle ich darum noch nicht an ihrer Tugend. Man kan ſeine Geſinnungen in der Liebe verändern, ohne eben laſterhaft zu werden. Wäre ich nur ein wenig hämiſch, ſo warnte ich meine Freundin für den Freund ihres Mannes. So bitte ich Sie nur ſelbſt auf ihrer Hut zu ſeyn, und mit mir wenigſtens nie dergleichen Unterredungen wieder anzufangen. (ſchnell ab)

Erſte G. (ihr nachruffend) Wovon war denn die Rede, meine Liebe? (zu Kirchburg) Sie iſt eine kleine empfindliche Närrin, gerade ſo nach Thereſens Schlag erzogen. Sagen ſie mir doch, mein Beſter, haben ſie etwa ſichere Nachrichten von dieſen Verhältniſſen Thereſens? Sie glauben nicht, was mich das freuen ſolte. Ich kans gar nicht leiden, wenn man mit der Tugend ſo entſezlich prahlt, wie dieſe es immer that — immer Mutter ſeyn wolte, immer etwas an der Dezenz ihrer Geſpielinnen auszuſezen fand. Jedes Wort konte ſie aufmuzen, dem nur eine doppelte Bedeutung beyzulegen war. Man ſagt, ſtille Waſſer ſind betrüglich. O wenn ich ihr das ſo mit einigen Sticheleyen, die ſie treffend finden müſte, beybringen könte, das ſolte mir ein recht ſchöner Triumph ſeyn. Wenn ſie etwas wiſſen — verhehlen ſie mirs ja nicht.

Kirchburg. (in ſich) Unvermuthete Entdekung! Freylich keine Thereſe, und keine Agnes — aber doch nicht übel. (laut) Ja, liebes Kind — ich weis, weis vieles. Und ich bin auch nicht abgeneigt, es ihnen zu entdeken. Aber hier hört man uns — Ich will mir von Weinert einen Schlüſſel zu irgend einem Kabinet geben laſſen, wo wir allein ſeyn können. Jezt gehen ſie nur zur Geſellſchaft. Ich werde ihnen ſchon einen Wink geben.

Erſte G. Aber verſäumen ſie es ja nicht. Ich brenne vor Neugierde. (ab)

Kirchburg. (In ein Fenſter gelehnt) Wenigſtens alſo in etwas ſchadlos gehalten. Und der Einfall, den ich da hatte, kan am Ende wohl wahr ſeyn. Gut! deſto beſſer. Da kan ich vielleicht an Weinerts Triumphen noch Antheil haben. Reiſe du zu Agnes, und verſuche dein Heil. Ich will bey Thereſen probiren. Bey unſrer gemeinſchaftlichen Denkungsart haſt du dich dann nicht zu beklagen, wenn du es auch wüßteſt.

Solte ich allein leer ausgehen. Für dieſen Abend aber, ſoll mich nur meine kleine Neugierige beſchäftigen. (ab)

Leufelds Landhaus.

Garten.

Leufeld Agnes.

Leufeld.

Du biſt eine Närrin, Agnes, mit deinen Ahndungen und Bedenklichkeiten

Agnes. Nein, Onkel, es iſt unmöglich, daß alles richtig ſeyn kan. Mir ſteht gewis ein großes Unglük bevor. Wenns nur nicht Riedels Verluſt iſt. Es iſt eine Angſt in mir, die über alle unangenehme Empfindungen geht, die ich je habe kennen lernen.

Leufeld. Hör mahl, Mädgen, ich nenne dich immer noch mein Mädgen, biſts auch, wenn du ſchon Weib biſt — Du kömſt mir eben mit deinen Aengſtlichkeiten ſo in den Wurf, daß ich dir den Leviten ein wenig leſen kan. Ich habe etwas von äußerſter Wichtigkeit an dir auszuſezen.

Agnes. Lieber, beſter Onkel, was könte das ſeyn? Ich bitte ſie, eilen ſie, mir es zu ſagen, ich will mich gleich beſſern. Wie könte ich etwas thun, was ihnen zuwider wäre?

Leufeld. Wolte der Himmel, daß du dich beſſern könteſt! Leider aber fürchte ich, daß der Wunſch umſonſt iſt.

Agnes. Bald werde ich wieder ruhig, denn es iſt unmöglich, daß ſie glauben können, ich könte mich nicht beſſern.

Leufeld. Kanſt du deine Liebe zu Riedeln verläugnen?

Agnes. Nein, das kan ich nimmermehr — nimmermehr! Wäre denn das unrecht?

Leufeld. Eben das iſts. Sieh, liebe Agnes, es giebt eine Liebe — du brauchſt eben nicht zu denken, ich wüſts nicht, was Liebe iſt, weil ich kein Weib hatte, ich habs wohl erfahren — es giebt alſo eine Liebe, die ſo übertrieben iſt, daß ſie anſtatt Glük in die Ehen zu bringen, Unglük über ſie verbreitet. Eine Liebe, Kind, die mit dürren Worten geſagt, aufhört Liebe zu ſeyn, nicht gerade Eiferſucht — vielmehr Unverſtand wird.

Eine ſolche Liebe hegſt du gegen deinen Riedel, und ſie geht ſo weit, daß man ſie Haß nennen könte.

Agnes. (etwas verlegen) Lieber Onkel, ſie widerſprechen ſich.

Leufeld. Ey ey! Wie die Sophiſtin ſich doch meinen Vorwürfen zu entwikeln ſucht, wie ſie ſich verſtrikt fühlt — wie ſie an Worten klauben mögte, um der Sache aus dem Wege zu gehen. Du machſts gerade mit deinem Manne, wie es die Mutter mit den Kindern zu machen pflegen, die ſie verzärtlen. Sie wollen ſie nicht von ſich laſſen, und die Kinder, die am Ende der ewigen Unterhaltung auf einerley Art müde werden, fangen ſie davor ſo herzlich an zu haſſen, als ſie ſie vorher liebten.

Agnes. Ich laſſe ihm ja ſeinen Willen, lieber Onkel, Ich wehre ihm nicht zu thun, was ſeine Geſchäfte erfordern. Ich laſſe ihn ſogar reiſen, wenn es nöthig iſt. Aber daß ich ihn vermiſſe — daß mir das wehe thut, daß ich mich darüber quäle, wenn er länger ausbleibt, als ich glaube, daß es erforderlich iſt —

Neufeld. Das ſind Grillen — die die Einbildungskraft hervorbringt — Denk nicht immer an ihn.

Agnes. Und das iſt gerade das, was meine Mutter mir ſo ſtrenge auf die Seele gebunden, du mußt keine Gedanken haben, ſagte ſie, als deinen Mann. Entfernt oder nahe, bey ihm oder von ihm, muß er dir nur im Sinn liegen, und das wird dich für jede Gelegenheit ſichern, die man dir etwa zum Fallen bereiten könte.

Neufeld. Da ſprichſt du ſo in den Tag hinein, Agnes, ohne zu bedenken, was darin verbergen liegt, oder wie viel es deinem Werthe benimt. Du hätteſt Mittel nöthig, dich für den Fallen zu ſichern? — Ja, du wirſt froh, Mädgen, laß dich küſſen davor. Deine Mutter iſt ein braves Weib. Du haſt ſie recht lieb, und das muß jede gehorſame Tochter. Aber dieſe Mutter iſt meine Schweſter. Deine Mutter kan recht gut ſeyn, aber meine

Schweſter iſt eine Närrin. Das kanſt du mir gar nicht übel nehmen.

Sieh, Agnes, wann man allemahl an den Mann denken müſte, um ihm treu zu bleiben, ſo wär das ein trauriges Weſen unter Gottes Himmel. Da mögts den Männern recht bange werden, wenn ſie ſo die vielen kleinen Memorien in der Welt dächten. Du denkſt recht fleiſſig an deinen Mann, aber wenn jeder Augenblik, wo er dir entfallen wäre, ihm gefährlich werden könte — Herr Jemine! — wie müßte es da ſchon über ihn ausſehen.

Agnes. Sie machens lächerlich, lieber Onkel.

Leufeld. Ja, ſiehſt du, ſo was iſt auch nicht beſſer, als ins lächerliche, wie die ſchlechten Bücher ins Feuer. Laß du deinen Mann ins künftige gehen, wohin er will, und ſorge dich nicht um ihn, denn in der Entfernung kanſt du ihm doch nichts helfen. Denk du an ihn, wenn er bey dir iſt, und iſt er weg, ſo denk darauf, wie du ihn recht frölich empfangen willſt.

Klimpere ihm nicht ein langweiliges lamentoſo vor, wenn er von Geſchäften gedrükt, ſich nach einer heitern Stunde ſehnt. Du köntſt es zulezt wohl dahin bringen, daß er ſein Kommen mit Fleiß verzögerte, um noch einige Augenblike deiner Predigt überhoben zu ſeyn. Ueberleg dir das einmahl, Agneschen, ich will derweile nach meinen Wettergläſern ſehen. (im Abgehen für ſich) So was wirkt beſſer, wenn ein bisgen Einſamkeit darauf folgt.

Agnes. (allein, nach einer Pauſe voll Tiefſins)

Hat er das blos aus ſich genommen, ſo iſts Wahrheit — ſo habe ich unrecht. Hat ers nicht aus ſich genommen, ſo könte ich wohl recht haben, und man mir zu viel thun. Kan man denn würklich Liebe übertreiben? Solts möglich ſeyn, daß dies Gefühl für ihn in mir — Affectation — nein, das kan es nicht ſeyn — daß es Ueberſpannung wäre?

Riedel! Ich glaube in der That, bey uns wendet ſich das Blatt. Meine Geſpielinnen wollen nichts vom Glük der Ehe ſich merken laſſen. Und mir ſcheints, als wenn du dir nichts wolteſt merken laſſen. Und ich fühl es ſo innig, ſo voll, daß ich dich keinen Augenblik miſſen kan — und mir ſcheints, als ob du mich ſehr gut miſſen könteſt.

Auch Weinert lies ſchon hin und wieder ein Wort fallen, was mich aufmerkſam machte. Und auch du ſezeſt meinem brennendem Feuer oft gar zu kalte Philoſophie entgegen. Recht überdacht muß eins von uns beyden doch wohl das andre misverſtehen. Sagte nicht Margrethe, es wäre eine Seeligkeit der Mutter die Tochter glüklich machen? O Riedel! Mach mich doch fort ſo glüklich, wie du mich bisher machteſt! Wem ſoll ichs denn klagen, daß ich dich miſſe, daß deine Entfernung mir weh thut, als dir ſelbſt? Kein andrer Menſch hört mich — kein andrer wills ja gut heißen, daß ich klage. Meine Liebe zu dir kömt allen unnatürlich vor. Iſt denn Liebe ſo ſelten, die herzlich iſt?

(ſie geht tiefſinnig im Garten auf und ab)

Erfurt.

Im Lynkerſchen Garten.

Gründler.

Seelenvoll! — Nein! — bey meiner Ehre, ſeelenvoll war es nicht, das Ja, welches ſie ihm ſprach. Und das ſeinige? O es war eine der leichtſinnigſten Ausrufungen, die wohl je geſprochen ſeyn mag. Es war als ob ein Redner des andern Worte auswendig gelernet, und ſie ſchlecht herbetet. Es war wie ein Wiederhall, der gerade ſo ſpricht, wie der welcher ihn anrufet — Es war — o weis ichs zu beſchreiben, wie ſchlecht dieſes Ja ausgeſprochen war! Gedacht war es ganz und gar nicht.

Es gelang mir doch ſo dicht hinter ihnen zu ſtehen, ohne gekant zu ſeyn. Es gelang mir, mir das Herz zerreiſſen zu laſſen, ohne bey dem Schmerz einen Laut von mir zu geben! O! und es gelang mir, völlig überzeugt zu werden, daß dieſer Weinert ein Nichtswürdiger iſt!

Und daß er das iſt, das kan mich freuen! O Herz des Menſchen, was biſt du? Ja es war nicht eine Miene auch nicht der kleinſte Zug im Geſichte, der angezeigt hätte, wie froh er des tugendhaften Weibes wegen ſey — wie viel er an dem Schaz gewonnen. Es kam mir würklich ſo vor, als ob die Zeremonie, die mit heiliger Ehrfurcht ihn hätte erfüllen ſollen, ihm langweilig würde, als ob ſie überflüßig wäre, als ob er es lieber geſehen hätte, wenn man ſie weggelaſſen. Hätte ich ihm gerade ins Geſicht' ſehen können, ich glaube, ich hätte das geſchrieben geleſen. So konte ich nur von der Seite des Auges Sprache und des Mundes Züge bemerken.

Die eine Thräne, die ihr entſchlüpfte, hab ich doch. (er zieht ein Schnupftuch vor, und küßt es) O wie geſegnet war das Gedränge das mir es zulies, dies zu rauben: Ich war weg damit, ehe ſie es vermißt haben kan. Alles ſahe auf den Redner, ich allein auf ſie.

Es war im Augenblik, da der leichtſinnige Ausruf über die Lippen des Unwürdigen gieng. Ich wette, ſie dachte an Agnes und Riedel, und der Unterſchied war es, der ihr die Thräne erpreßte. Denn bey Gott das Weib hat eine Standhaftigkeit, die nur durch Nachahmung bewundert werden kan.

(er erblikt ein Vergißmeinnicht, und reißt es vom Stengel.)

Und du blühſt in dieſer Jahrs Zeit in der du nicht blühen ſolteſt. Du blühſt für ſie. Ihr Genius ſchuf dich, daß ich dich fände, und mein Glaube geſtärkt würde. Bedürfte es das vielleicht? Fehlte im Rade der Zukunft eine Speiche der Erinnerung, daß du dich an deren Stelle ſezen müßteſt?

Alſo ſie verloren für mich, und verloren für ſich! — Wie ſchreklich das leztere über das erſtere ſich hinausdehnt! —

Das wäre nicht ſo? — Wer flüſterte mir das zu? Bin ich denn nicht allein? — Ja ich bin allein, und doch ſprach das ein Etwas. So hätteſt du nur dabey ſeyn müſſen, unſichtbares Weſen, und ſehen, wie ſie um ihn her ſchmeichelte, am Abend des Tages, an dem ſie alles verlor. Wie die treue Seele gleich beym erſten Anfange ihm zeigen wolte, ſie lebte nur noch für ihn, nicht mehr für ſich. Mit welcher Sanftmuth ertrug ſie ſeine Launenblike. Wie mühſam ſuchte ſie ſeine wollüſtige Glut in Gefühl für ſich umzutauſen. Ich müſte ſie nicht kennen, um nicht in ihrer Seele zu leſen, daß ſie das ſo gern möchte. O Weinert! Wenn du noch umkehrteſt, und ſie lieben könteſt! Du giengeſt einem Himmel entgegen.

(in heftiger Bewegung)

Und das ſage ich, der ich ſie ſo unausſprechlich liebe! Und das kan ich ihm wünſchen? Ja! leyder ja! Und doch — Hab ichs nicht von ihr, dieſes würklich gute Gefühl? Lehrte ſie mich nicht meinem Feinde gutes zu wünſchen?

Sie dachte nicht mehr an mich — So wollen es Pflicht und Verhältnis — Traure armer Gründler, traure um die Verlohrne! Zwar ſagte ſie mir beym Abſchiede, ſie ſey nicht für mich verloren. Die Ewigkeit würde ſie mir wiedergeben. Aber wie ſauer iſt dieſe Ewigkeit zu erwarten!

(er geht in einen ſchattigen Gang ſtumm und ſchmerzvoll.)

Erfurt.

Straße vor dem Hauſe der Frau Sternberg.

Weinert. (im Begriff im Wagen zu ſteigen)

Kirchburg.

Weinert.

Gewis genuzt, ſo genuzt dieſe drey Tage, wie ſie irgend ein Wollüſtling hätte nuzen können. Und das gute Geſchöpf ſo beſchwerlich ich ihr wurde, getrauete ſich auch nicht einmahl zu widerſprechen. Es iſt doch nichts, Kirchburg mit der Leidenſchaft ohne Liebe. Wo warme Erwiederung fehlt, da hole der Henker den Genuß. Jezt wolt ich ſie wäre Gründlers Frau, und ich wolt ihr gern eine gute Mitgift geben. Hätte der Narr nicht zu viel Schwindel von Ehrlichkeit, er hätte mir die drey Tage verkaufen können.

Kirchburg Bey alle dem ſchienſt du neulich ſehr froh, ein ehrliches Weib zu haben.

Weinert. Ja beym Himmel! das iſt auch eine ganz andre Nummer. Da kömt mir nun die Pflicht recht treflich zu ſtatten. Und die verhungerte, ehe ſie der Pflicht zu nahe träte. So lieb mirs iſt, ſo hab ich doch in meinem Leben nichts ſo abgeſchmaktes gefunden, als ihre Grundſäze.

Es ſind ein paar närſche Dinger, die beyden Weiber. Wo Thereſe die Pflicht hat, da bringt Agnes die Liebe, und doch ſoll die Liebe wieder nicht Leidenſchaft ſeyn. Das diſtinguirt ſich ins Zeug hinein, und weis hernach nicht, wie es wieder heraus kommen ſoll. Ich muß den Gordiſchen Knoten nur löſen. Deinen Rath, guter Kirchburg, werd ich nicht aus den Augen ſezen. Jezt leb wohl. (er küßt ihn, und ſpringt in den Wagen)

Kirchburg. (allein) Auch du leb wohl, und ſey verſichert, Kirchburg benuzt deine Abweſenheit, will nicht ewig der hintenanſtehende ſeyn — will ſeine Künſte dich nicht umſonſt lehren, und wenigſtens dich dabey hintergehen.

Es müſte doch ſchlecht ſeyn, daß Thereſe ſo voll Feuer und Blut nicht Geſchmak gewonnen am Spiele der Leidenſchaft, daß der mit ihr klagende nicht über ſie gewinnen ſolte Zutrauen daß ihr Herz ſich nicht dem Bedauren öfnen, und unter dem Mantel der Theilnehmung die Wolluſt nicht ihren Sieg erkämpfen ſolte? (ab)

Erfurt.

Frau Sternberg Wohnung.

Theresens Zimmer.

Thereſe. (zum Fenſter hinaus ſehend)

Frau Sternberg.

Frau Sternberg.

Da haben wirs. Was das Mädgenvolk ſich ziert und ſperrt, um den Mann nicht zu haben, den man ihnen geben will, und am Ende ſind kaum drey Tage verfloſſen, ſo ſieht man ſich die Augen blind, wenn er auf ein paar Tage fort geht. Da liegt nun noch alles Zeug, und biſt nicht angezogen, und in einer halben Stunde iſts Zeit zur Aſſamblee.

Thereſe. Mutter!, laſſen ſie mich zu Haus, damit ich dem Herzen einmahl Luft machen, und ausweinen kan. Sie haben ja das grauſame Opfer. Sie ha ben ihre Gewalt über mich — vergeben ſie mir den Ausdruk verkauft. Jezt bin ich mein eigner Herr. Ich mag dieſe Geſellſchaften nicht, die in meinen Augen meine Unzufriedenheit leſen, und ſich darüber freuen.

Frau Sternberg. Ausweinen! Unzufriedenheit! Du wilſt mich zum Beſten haben. Entweder erſt warſt du ein Narr, oder du biſts izt. Kanſt du ihn leiden, da brauchſt du nicht unzufrieden zu ſeyn. Kanſt du ihn nicht leiden, da brauchſt du es nicht, er iſt fort, und du machſt, was du wilſt.

Thereſe. Ha, Mutter, daß ich ſie nicht auf den unmütterlichen Rath treffe, daß mirs lieb ſeyn ſolte, ſeiner los zu ſeyn. Er iſt einmahl mein Mann.

Frau Sternberg. So erwarte ſeine Wiederkunft, ohne dich ſo albern zu ſtellen.

Thereſe. Es iſt nicht ſeine Entfernung ſelbſt, die mir Thränen auspreßt. Die Art derſelben iſts, ſo wie ſeine ganze Behandlung. Fühlen ſie denn nicht das erniedrigende darin, daß er ſo von uns ſcheidet, ohne zu ſagen: Dahin geh ich, oder: Dann komme ich wieder.

Heißt das einer Frau als Frau begegnet, wenn man ihr nicht einmahl ſagt, das ſind meine Abſichten, das ſoll unſere Wohnung ſeyn, wo wir beyſammen leben, dies iſt meine Beſchäftigung. Eine Frau nach drey Tagen in dem Hauſe der Mutter zurüklaſſen, das nenn ich nicht ſie als Gattin betrachten, das heiß ich, ſie als Buhlerin anſehen. Er gebe mir die Rechte einer Frau — er weiſe mir die Wirthſchaft an, die ich zu führen habe. Er führe mich als ſein Weib in den Häuſern auf, wo er mich als ſolche betrachtet wiſſen will.

Frau Sternberg. Märchen, wer weis, was für wichtige Geſchäfte er hat. Wer weis womit er dich überraſchen will. Puze du dich nur an. Ich will ſchon für alles übrige ſorgen. Herr Weinert, mein Tochtermann, hat eine wichtige Reiſe antreten müſſen, ſag ich, und alles erſtaunt, und bedaurt dich, daß du ſo bald Strohwitwe biſt, und über den ſchönen neuen Kleidern wird jede Anmerkung vergeſſen.

Thereſe. O in dieſen verwünſchten Kleidern liegt eben mein ganzes Unglük.

Frau Sternberg. Oder in dem verwünſchten Gründler, der dich ſo ungeſchikter Weiſe von den Freuden der Welt abgezogen, und zu einer empfindſamen Thörin gebildet.

Thereſe. Verwünſchen ſie den Mann nicht, der ſo bedaurenswerth iſt.

Frau Sternberg. Wer anders als er iſt ſchuld, daß du keinen Geſchmak an allen findeſt, was einer Dame von Stande wohl anſteht. Du könteſt die erſte Grazie ſpielen, und ſcheinſt den Matronen Anzug zu lieben. Schwarz oder weis muß dein Kleid ſeyn, ſonſt denkſt du, du verſündigſt dich. Du könteſt von Anbetern umgeben ſeyn — das hälſt du wider den Wohlſtand. Du könteſt dich bewundern laſſen, und ſiehſt ſcheel, wenn dich einer anſieht. Dein Geſicht hat immer das Anſehen einer lebendigen Moral, weil du

Heiterkeit unter die Verbrechen zählſt. — Nun, wirſt du dich kleiden? Wirſt du mitgehen?

Thereſe. Ich werd es. Nicht um meinetwillen. Aber ich will meines Mannes Betragen zu beſchämen ſuchen. Seine Ehre muß ja jezt die meinige ſeyn, und ſeine Schande muß ich wie die meinige fliehen.

Frau Sternberg. So biſt du meine liebe Tochter. Gieb nur acht, es wird dir ganz gewis gefallen. Ich hoffe doch noch viel Freude an dir zu erleben. Geh izt, Kind, der Friſeur wartet auf dich.

(Thereſe küßt ihr weinend die Hand, und geht ab.)

Wenn ich ſie nur erſt einmahl im Gange hätte! Mir iſt es recht lieb, daß Weinert ſie da läßt. Ohne ſie ſpiele ich eine gar zu ſchlechte Figur in allen Geſellſchaften. Kein Menſch ſieht mich an. Hab ich ſie mit, da drükt und küßt nur noch mancher junge Herr die Hand, und das iſt doch ganz allerliebſt. Ja, wie meine

Gertrude noch lebte, da wars ein ganz andres Leben. Ich weis auch nicht, warum man ſo bald alt wird? Könte man denn nicht ewig jung bleiben?

Molsdorf im Gothaiſchen.

Garten des Schloſſes

Dunkler Gang am Berge

Weinert. Agnes.

Weinert.

Seyn ſie nicht ängſtlich, liebe Agnes. Ihr Riedel kan nicht weit ſeyn.

Agnes. Sie glauben gar nicht, Vetter, wie ängſtlich ich mich nach ihm ſehne, wenn er nur einen Augenblik von mir entfernt iſt. Es iſt als wenn alles von mir entfernt wäre, was mein Glük beſtimt. Es iſt als wenn die Seeligkeit, die auf meiner Ehe ruhete, in Nichts zerflöſſe, wenigſtens weit, weit ſich ausdehnte ſo daß ich ſie nicht wieder zuſammenfaſſen kan. Erſcheint er aber nur wieder, trift ſein Blik nur den meinigen, dann iſt auch die Vereinigung alles dieſes Getrennten auf einmahl und im Augenblik wieder geſchehen — dann ſteht das ganze Gebäude meiner Ruhe und meiner Seeligkeit unerſchütterlich vor. Sie ſind nachdenkend, Vetter; glauben ſie das nicht? Sie ſagten ja, denn ich, ſelbſt, meine Ehe wäre ſeelig.

Weinert. O ja, liebes Mühmgen, das ſagte ich, und ſags auch noch. Aber wenn ich ſehe, daß ſie alles ſo bis zum Uebertriben anſpannen — wann ihre Liebe zu ihrem Manne ſo weit geht, daß ſie ihm alltäglich, daß ſie ihm, verzeyhen ſie mir den Ausdruck, ekelhaft werden muß. —

Agnes. Weinert? — Sie beleidigen meinen Gatten. Sie wiſſen nicht, was Liebe iſt.

Weinert. Ob ich das weis — O Agnes? Als ob nicht das Feuer in mir für ſie unausſprechlich gebrant hätte, seit dem erſten Blik, den ich aus ihren Augen ſahe? Als ob ich nicht den Riedel, der um ihrentwillen, nur um ihrentwillen meine Freundſchaft haben kan, in einem Odemzuge zwanzigmahl verwünſcht habe? Als ob ich nicht fühle, ich habe für den Grak ihrer Liebe mehr Herz, als er, wärmeres Gefühl für Schwärmerey in ſo liebenswürdiger Geſtalt, keine philoſophiſche zurükſcheuchende Kälte —

Agnes. Sie ſolten mich wahrhaftig ſo weit bringen, daß ich meinen Mann bey ihnen verklagte, wenn ich nicht ſelbſt Advokat und gütiger Richter ihm wäre. Es iſt wahr, er hat gegen meine Glut, Kälte, allein was iſt ſie? — Vernunft iſt es. Ich bin eine Schwärmerin, Weinert, und ſchwärmte er mit mir, ſo würden meine Thorheiten, von ihm unterſtüzt, uns bald den Vorurtheilen opfern. Nicht immer denke ich das, was ich ihnen izt ſage. Sehr oft würde ich das Gegentheil behaupten müſſen, wenn ich der Wahrheit treu bleiben wolte. Aber in dieſem Augenblik fühle ich die Wahrheit, daß ich keines andern Mannes Frau werden durfte. Ich abſtrahire von der Pflicht, die die Frau verbindet, das immer von ihrem Manne zu ſagen. Meine Seele und mein Herz ſprechen es. Es iſt nicht Heucheley. So wahr ich lebe, ich verehre dieſen Mann auch außerdem, daß ich ihn ſo von ganzen Herzen liebe.

Weinert. Als ob ich ſie, theure Agnes, nicht auch verehrte, wenn ſchon ich ſie von ganzen Herzen liebe.

Agnes. Ich bat ſie ſchon einige mahl von dieſer Liebe nicht zu ſprechen.

Weinert. Grauſame!

Agnes. Nicht zu früh mich verurtheilt, Weinert. Wie kan ich Gefühle, wie kan ich Empfindungen tadeln, die das Herz angehen, ich müſte ungerecht gegen mein eignes ſeyn —

Weinert. So laſſen ſie mich wenigſtens auch ganz meine Gefühle darſtellen, und verdammen ſie mich dann erſt. Der Augenblik ihrer Vereinigung mit Riedeln, war zwar der erſte meines Gefühls für ſie, aber er war zugleich der Augenblik des Todes meiner Freuden. Ich habe wohl ihres Geſchlechts in der Welt geſehen, meine Theure, aber nie fuhr ein Funken der Mittheilung ſo in meine Seele, als in dem Augenblike. Es war, als ob mein Schikſaal mirs in die Seele ſchriebe: An dieſer ſcheitert deine Ruhe.

Nicht, Agnes, als ob ein ſträflicher Gedanke damahls in meine Seele gekommen — nicht als ob ich den Beſizer eines ſolchen Schazes, wenn ich ihn ſchon in der Hize verwünſchte, im Herzen deswegen gehaßt hätte — Nein, Agnes, ſie müſſen es ſehen, wie ich ihn liebe, wie ich jedem ſeiner Wünſche zuvorkomme, freylich um ihrentwillen ihn liebe, aber ſo liebe, wie man den Tugendhaften um der Tugend willen liebt. Wollen ſie mich anhören, die Geſchichte meiner Liebe, meines Unglüks und meiner Ehe anhören?

Agnes. Ich bin neugierig darauf, lieber Vetter. Ich wagte es nicht, ſie um dieſe Erzählung zu bitten. Sie ſagten mir noch nichts, als daß ſie verheyrathet wären, und nach mehrerem zu fragen, erlaubte Freundſchaft nicht, die ſich dadurch in Zudringlichkeit verwandelt hätte.

Weinert. So wiſſen ſie denn, Agnes, ich liebte, ehe ich ſie ſahe, ſo wie man zu lieben pflegt, wenn man glaubt, ein Gegenſtand muß unſer Herz feſſeln. Eine Thereſe Sternberg, ſchön an Körper, und nicht minder gut an Denkungsart, kein alltägliches, aber auch kein vor den übrigen hervorragendes Geſchöpf war es, auf welche meine Neigung gefallen war.

Ihr ehrliches Weſen, ihre Anlage zur guten Hausfrau, ihre Geſtalt, die mir immer Ehre gemacht hätte, ſie wiſſen wohl heut zu Tage wird das bey der Ehe ein wichtiger Punkt, waren mir Eigenſchaften genug, um ſie für mich zu beſtimmen, und dazu kam die Lage der Mutter. Ich habe ihnen, Agnes, einmahl eine Schilderung einer ſolchen Mutter entworfen. Sie iſt das Original dazu geweſen. Kurz, ich machte noch mehr Menſchen glüklich, und das beſtimte mich ganz.

In dieſe Epoche fiel ihre Erſcheinung auf den Stufen des Doms, wie eines Seraphs, den der Himmel ſendet, um den Menſchen zu verkündigen, es giebt noch Engel. Stumm und anbetend folgte ich ihnen, ſahe ſie auf ewig für jeden Mann, als für Riedeln verloren, und von dem Tage an, ſahe ich in Thereſen nichts mehr.

Agnes. Weinert, warum zerreiſſen ſie mir das Herz, warum ſagen ſie mir es, daß indem ich glüklich wurde, ich unglükliche machte? — Warum verbittern ſie meine ruhige Heiterkeit durch dieſes ſchmerzvolle Zwiſchenſpiel?

Weinert. Ich hoffe, die Laſt ihnen wieder abzunehmen, die ich ihnen auflegte, Ich fühlte, ich müſte ſie näher kennen, um mich von ihnen loszureiſen. Ich fühlte, ich müſte Fehler an ihnen entdeken, um nicht mehr ſo unablöslich an ihre Volkommenheiten mich zu ketten.

Ich hörte unſre Verwandſchaft, freute mich des Eintritts, fand aber leider mit jeder Stunde zunehmende Gröſe, Vermehrung aller der Vollkommenheiten, die ſchon ſo voll in ihnen waren. Ich fand Züge voll Gröſe, die ſelbſt ihr Gatte nicht in ihnen entdekt hatte, die er nie entdeken wird, weil er nicht mit dem Auge des Forſchens ſie anſieht, mit dem ich ſie betrachte.

Agnes. O Weinert! Schmeicheln ſie mir, oder iſts Wahrheit, was ſie ſagen! Entdekt mögen ſie aber haben, was ſie wollen, von der Theilnehmung an ihrem Schikſaal, die in meinem Herzen ruhet, haben ſie noch keinen Begrif gehabt, denn erſt izt iſt ſie geboren. Erzählen ſie weiter — das Schikſaal der armen Thereſe —

Weinert. Vernunft ſiegte über Leidenſchaft. Ich fieng an die zu verehren, die ich nicht lieben durfte. Meine Leidenſchaft gieng in Anbetung über. Meine Pflichten ſtellten ſich mir dar. Ich nahm Abſchied von ihnen, und dieſe Thereſe wurde mein.

Agnes Gottlob! ſie wurde die ihrige. Aber nun Weinert, entfernen ſie ſich von ihr. Wer tröſtet dieſe Unglükliche in ihrer Abweſenheit, wenn ſie meine Sorge meine Angſt für Riedeln auch für ſie fühlt?

Weinert. Die fühlt ſie nicht. Ein gutes Weib, Agnes, die den Willen ihres Mannes wie den ihrigen betrachtet, die nie einen andern Wunſch hegt, als den er wünſcht. Und ſomit konte ich ſie verlaſſen, um ihnen beyzuſtehen. Ihr Gefühl, Agnes, bedarf eines Freundes, weil ihr Mann nicht ihr Freund ſeyn kan.

Agnes. Wie hör ich das Wort von ihnen? Sie irren, Weinert. Riedels Freundſchaft zu mir wurde bey unſerm Bunde beſtätigt, und wir kennen beyde dieſes Band, was Liebe ewig knüpft.

Weinert. (lächelnd) Wie ſchön dieſer Eifer ſie kleidet! Liebes Weibgen. Ich ſage nicht, daß er nicht Willen und Vermögen dazu hat, allein er kan nicht. Ich habe ihre Wahl nie getadelt, aber nach ihrem Temperamente, nach ihren Vollkommenheiten hätten ſie keinen Geſchäftsmann wählen müſſen, keinen den Dienſt und Pflichten zu ſehr von ſie abziehen, oder, liebes Kind, ſie muſten dieſer Anhänglichkeit entſagen, denn jenen Pflichten gelobte er ſo treu zu ſeyn, als ihnen.

Agnes. Wahrhaftig, Weinert, ſie bringen mich da auf etwas, wovon ſchon mehrere mit mir ſprachen, ohne mir doch das Geheimniß ſo deutlich zu öfnen, wie ſie. Ich fange nun ſelbſt an zu glauben, ich verlange zu viel Aufmerkſamkeit von Riedeln, mehr als er mir bey ſeinen Arbeiten widmen kan.

Weinert. Und dann noch eins, liebe beſte Freundin, da ſie mir doch einmahl erlaubt haben, ihnen dieſen Namen zu geben. Man hat ihnen ſehr gute Begriffe von Verhältniſſen in der Ehe beygebracht. Allein man hat alte Zeiten zu Muſtern genommen, und da unſre heutigen ganz andre ſind, ſo ſolte man billig auch die Lehren verändern. Buntes Glas war einſt ein großer Staat, und eine gemahlte Fenſterſcheibe machte wohl ehr die Zierde eines großen Saales aus. Bringen ſie ſie jezt einem Beſizer eines ſolchen Saales. Er wird ſie vielleicht als Meiſterſtük bewundern, allein er wird ſie gewis nicht in die Rame ſeiner Fenſter ſezen laſſen.

Das verändert nichts im Innern der Sachen, nur im Aeuſſern. Puz bleibt Puz, und Zierde Zierde, nur daß ſie ſich in ihren Gattungen verändern.

So iſts auch mit der Liebe. Bewahre der Himmel, daß reine echte aufrichtige Liebe von der Welt verbant ſeyn ſolte, daß ſie nicht in den Herzen vieler ſehr vieler Eheleute ſtatt haben, daß ſie nicht als Muſter troz denen im Alterthum glänzen ſolte.

Aber die Aeuſſerung dieſer Liebe hat ſich verändert. Der alte Ritter, Agnes, zog auch ſeines Weges von ſeinem Weibe hinweg, und liebte ſie deswegen nicht minder.

Aber die Begriffe die man ihnen beygebracht hat, ſind aus der Schule ihrer Eltern, die nie auseinander kamen, die Zeit, Muße, und Gelegenheit hatten, jede, auch die geringſte Kleinigkeit, die einem ohne des andern Beyſeyn in irgend einer Stunde, einer Entfernung begegnet war, wiederzuerzählen, die ſichs zur Unterhaltung für die Langeweile machen, jede Falte des Herzens einander zu öfnen, welches eben nicht immer rathſam iſt.

Agnes. Das nicht rathſam? Geheimniſſe ſolten unter Mann und Frau ſtatt finden? Ihre Freundſchaft iſt gewiß rein und aufrichtig, Weinert, aber der Rath iſt mir doch ein Räzel.

Weinert. Er wird es ihnen nicht lange bleiben. Daß ſeine Abweſenheit ihnen unangenehm iſt, ſolte ihrem Manne allerdings verborgen ſeyn. Ihre Klagen darüber ſolten ſie nicht für ihn ausſchütten. Er iſt gefühlvoll und nimt Theil daran. Dieſe Theilnahme hemt nicht allein die Fröhlichkeit, die er im Augenblik ihres Wiederſehens darüber empfindet, ſondern ſie beſchäftigt ihn auch in den Stunden der Zukunft, die er von ihnen entfernt ſeyn muß. Dieſe Beſchäftigung hemt den Lauf ſeiner andern Arbeiten, und verzögert die Zurükkunft, die ſie ſo ſehnlich erwarten.

Agnes. Sie können recht haben, aber meinem Gefühl geben ſie doch wenigſtens nicht Unrecht.

Weinert. Nichts weniger. Ihr Gefühl, Agnes, iſt eins der feinſten, ſchmeichelhafteſten für jeden Mann. Es iſt der Ausdruk ihrer vollkommenen Seele. Es iſt eben das reine, für unſre Welt ſo ſeltne Gefühl, was aber nach unſrer heutigen Welt ſo wenige mit fühlen, und welches, vergeben ſie mir den Ausfall immer, ihr Mann, denn er iſt ja Geſchäftsmann verkennen muß.

Es wäre deswegen grauſam, wenn ſie dies Gefühl unterdrüken ſolten. Sie ſollen das auch nicht. Nur gegen ihn es nicht zeigen. Zu viel Zutrauen gebiert Mistrauen. Laſſen ſie alle dieſe Gedanken einen ihrer Freunde wiſſen. Wenn ich nicht mehr bey ihnen ſeyn kan, ſo wählen ſie ihren Onkel zu ihren Vertrauten. Er iſt ein Mann der Welt und Menſchen kent.

Molsdorf im Gothaiſchen.

Einſiedeley unten im Garten, wohin beyde Vorige gekommen.

Riedel. (der ſie aufgeſucht, tritt um die Eke) Die Vorigen.

Agnes. (ihm entgegend ſpringend, fällt ihm um den Hals)

Da biſt du ja, lieber, theurer, ſüßer Flüchtling. Der Tag iſt ſo ſchön, und du fehlteſt nur ihn ganz ſchön zu machen.

Weinert. (für ſich) Es hat gewirkt. Ohne meine Errinnerungen hätte ſie gewimmert.

Riedel. Gottlob, daß ich meine Agnes ſo heiter finde. Nun iſt mir der Tag doppelt merkwürdig. Auch Agnes, kan ich jezt acht Tage ganz dir leben.

Agnes. Das iſt ſchön. Und in den acht Tagen ſolſt du mir eine Bitte erfüllen.

Riedel. Wenn ichs kan, warum ſolte ich dir nicht gefällig ſeyn.

Agnes. O du kanſt es, denn es wird dir Freude ſeyn, ſo wie mir. Wir wollen Weinert in Erfurt beſuchen. Er iſt dein Freund, und ſeine Thereſe ſoll meine Freundin werden.

Riedel. Schön, ich bin gleich morgen dabey.

Weinert. Das wird mir Freude und Thereſen Wonne ſeyn. Ich werde heute die fröliche Nachricht überbringen, und morgen Mittag erwarte ich euch bey mir.

Agnes. So froh hätt ich mir die nächſten Augenblike nicht gedacht. Lieber Mann, ich laſſe euch eine kurze Zeit allein. Mein Herz iſt ſo voll. Ich bedarf einige Minuten Einſamkeit, um mich zu ſamlen. Ich gehe dort ins Gebüſch.

Großer Gang zur Kaskade.

Riedel. Weinert. (ihn heraufgehend)

Riedel. Wären nicht ſo viel Menſchen um uns, Weinert, ich würde dir um den Hals fallen, und dir danken.

Weinert. Weswegen danken? Was fällt dir ein, Riedel? Ich verſtehe kein Wort.

Riedel. Du biſt ſo beſcheiden nicht verſtehen zu wollen. Wem hätte ich es wohl zu danken, als dir, daß das himliſche Weib mich izt nicht anklagte, wegen meines langen Außenbleibens, daß ſie mir froh und frölich entgegen kam. Du biſt ein vortreflicher Mann, Weinert. Du ſuchſt deines Freundes Freuden da zu befördern, wo jeder zurükſchreken würde.

Weinert. Böſe werde ich, wenn du mir meine Pflichten ſo hoch anrechneſt. Es iſt wahr, ich habe ein paar Worte über die Sache fallen laſſen, von welcher ich einſehe, dem Manne ziemt es nicht, ſie ſo vorzutragen, wie dem Freunde. Aber mein Verdienſt iſt das wenigſte dabey. Der Geiſt deiner Agnes, ihre ſchnelle Faſſungskraft iſts, die deswegen Lob verdienen. Ich müſte es lügen, wenn ich ſagte, meine Thereſe ſey nicht auch ein gutes Geſchöpf, aber ich zittre doch nicht wenig ſie gegen dieſe Agnes zu ſtellen. Und ſie wird nicht minder zittern, denn der Ruf deiner Agnes iſt ausgebreitet.

Riedel. Wenn ich mich nur nicht von dir trennen müſte. Ich wage es gar nicht, ihr zu ſagen. In vierzehn Tagen muß ich meine Stelle in Berlin antreten, muß ſie entfernen von Eltern und Oheim — Könteſt du mich nicht begleiten? Wäre es dir bey deinem Vermögen nicht einerley, wo du lebteſt? Könten Agnes und Thereſe nicht Freundinnen für ihr ganzes Leben ſeyn, und wir beyde dadurch für der Peſt des Leichtſinns bewahren, der dort ſo gäng und gebe iſt. Du lachſt, Weinert. Soll ich das als eine gute Vorbedeutung nehmen?

Weinert. Schon lange, Riedel, geh ich mit dem Vorſaz ſchwanger, einen andern Ort als Erfurt zu wählen. Nicht als ob man dort nicht gut leben könte. Wer Geld hat, wird verehrt, und wenn er im Winkel wohnte. Wer keins hat, iſt froh, da zu leben, wo er ſich erhalten kan. Aber die Menſchen Nation, die alles bekrittelt, ſieht mir nicht an. Es giebt der biedern dert. Aber man ſucht ſie ein wenig ſchwer. Ich will in eine Welt, wo ich wirkſamer ſeyn kan, wo man den thätigen Mann nicht gleich für einen Avantürier ausſchreyet, wo mehr als allgemeiner Verſtand nicht Ueberſpannung genannt wird, wo man das Gefühl nicht in ſchwerem Bier erſäuft, wo der für keinen Narren angeſehen wird, der gut genug denkt, ſeinem Nebenmenſchen zu helfen.

Riedel. Du haſt Anlage zum Satyriker.

Weinert. Laß das weg. Ich werde alſo mit nach Berlin gehen, vors erſte aber ohne meine Gefährtin. Nicht aus Eigenſinn. Aber ſieh nur erſt ihre Mutter, und dann urtheile.

(Sie ſtellen ſich an die Kaskade.)

Hölzgen an der Anhöhe.

Tiefſte dunkelſte Stelle.

Agnes. (allein. Sie hat gekniet, ſteht eben auf.)

Ich habe gebetet. Das war der Mutter Wunſch, ich ſolte es immer thun. Sie iſt doch gut die Mutter. Aber ſie mag wohl zu wenig mich mit der Welt bekant gemacht haben. Was ich ſo um mich her ſehe, zwingt mich jezt ſchon manchmal von ihren Lehren abzuweichen, um mich nicht lächerlich zu machen. Werd ich das nicht oft noch thun müſſen, wenn ich in die gröſſere Welt komme? Vergieb mir Mutter.

Ich habe gebetet, daß ich den Mann und den Freund behalten mögte. Der erſte iſt mir ja alles, und der lezte hat mir einen ſo ſchönen Tag bereitet. Er iſt gut, Weinert. Aber, daß er um meinetwillen leidet — das iſt mir doch nicht lieb.

(Bey dieſen Worten iſt ſie bis am Ausgang des Hölzgens am obern Theil der Kaskade gekommen, ſieht ihren Mann und Weinert ſtehen, und geht zu ihnen herab.)

Unterer Theil der Kaskade.

Weinert. Riedel. (hernach) Agnes.

Riedel. Da kömt Agnes!

Weinert. Und wie kömt ſie? Sie geht herab, wie ein Geſandter, Seeligkeit zu verkündigen, dieſe ruhige Mine! Ich wette, ſie hat gebetet, und noch leuchtet auf ihrem Angeſicht der Glanz des Engels der ihr zur Seite ſtand.

Riedel. Ihr Auge glänzt heller, als das reine Waſſer, was hier herab ſtürzt. Sie füllt meine ganze Seele mit Dank gegen den Himmel, daß ſie mein geworden.

Agnes. Nun bin ich wieder da. Nicht leicht, Riedel, wird der ſchöne Tag von mir vergeſſen werden. Komt beyde, wir wollen uns der ſchönen Natur in ihrem ganzen Umfange freuen. (ab)

Erfurt.

Gründlers Zimmer.

Nachts um 12 Uhr Monblicht.

Gründler. (Wirft Peitſche und Hut auf den Tiſch.)

Da iſt er alſo wieder. Nimmermehr hätt ichs gedacht, daß ers wäre. . Die lumpigen 6 Bouteillen Wein ärgern mich nicht, die ich da verloren, wenn ich ſchon die vier Thaler lange miſſen werde, aber daß ich unrecht haben konte, das ärgert mich.

Unrecht in einer ſolchen Sache! Hätte man mir meinen Hals abgefordert, ich hätte ihn gegen nichts verwettet, daß der Engel nicht mit ihm gehen könte. Er mit Agnes? — und Arm in Arm — und im vertraulichen Geſpräch, und wie ihr Mann dazu kam, und ſo freundlich und froh war, als ob er den hämiſchen Menſchen zum Herzens Freunde hätte —

Das Ding begreife einmahl einer, der ſich recht taktfeſt im Grübeln dünkt. Agnes und Weinert! — Schier mögt ich mich ſelbſt Lügen ſtrafen. Oder halt — Es ſteckt wohl eine raſende Spizbüberey dahinter.

(Er ſchlägt auf den Tiſch, und trift einen Geldbeutel.)

Was iſt das? Wie kömſt du denn zu mir guter Freund? Ich habe doch keinen ſpiritum familiarem. Da liegt auch ein Zeddel. Wer ſchreibt denn das? (Er ſieht in den Mond) Nu! Du köntſt auch wohl ein bißgen heller ſcheinen. Da muß ich mir noch Licht anſchlagen. (Er macht Licht und ließt.)

Mein Sohn!

„Ich bin ein alter Narr geweſen,
„daß ich gefreyt habe. Ich bereue es.
„Verzeyh mir, und beſuch mich mor-
„gen. Ich wolte dich beſuchen, und
„traf dich nicht, da lies ich die Thür
„aufmachen, und legte dies her. Zur

„Strafe, daß ich dich deinen Engel „nicht nehmen lies, hab' ich einen Teu„fel gekriegt. Ich hoffe ihn aber noch „guten Kauffs los zu werden, und bin „dann wie ſonſt Dein

ehrlicher Vater
Tobias Gründler.

Biſt du zur Vernunft gekommen, alter guter Stuzkopf? Nu, auf mich ſolſt du nicht lange warten. Gut daß das Pferd noch im Stalle iſt. Sez ich mich lieber gleich auf, und reite die helle Nacht durch, ſo bin ich morgen bey Zeiten da. Das wird den alten Graukopf behagen. (Er nimt Hut und Peitſche wieder, und geht ab)

Erfurt.

Frau Sternbergs Wohnung.

Früh beym Theetiſch.

Frau Sternberg. Weinert. Thereſe.

Weinert.

Das Haus wäre alſo mein mit allen was darin iſt, Frau Mutter, bis auf ihre eigne werthe Perſon, und hätte ichs ihnen nach ihrem Verlangen bezahlt. Sie, meine liebe Thereſe, haben hier einen Aufſaz, wie ich mein Hausweſen einzurichten wünſche. Daran ändern können ſie nach ihrem Gutdünken. Ihre Mutter iſt ihre Geſellſchafterin, und Theilnehmerin alles deſſen, was wir genieſſen.

Heute werden ſie den erſten Beſuch erhalten, und rathen ſie von wem?

Thereſe. Wie kan ich das, theureſter Gatte, und könte ich auch würklich rathen, ſo benimt mir die Freude über ihre Wiederkunft und ihr freundliches Weſen den Muth noch mehr unerwartetes zu wünſchen und zu hoffen.

Weinert. Wünſchen und hoffen ſie es immer. Es iſt Riedel und ſeine Agnes die uns beſuchen — eben die von denen ſie immer ſprechen.

Frau Sternberg. Herr Sohn da werd ich alles in Bewegung ſezen, um ſie recht ſplendid zu empfangen.

Weinert. Frau Mutter! Eben das iſts was ich nicht wünſche. Häuslichkeit und Oekonomie ſollen bey dieſem Mahle herſchen. Es iſt ein freundſchaftlicher Beſuch. Alles Zeremoniel ſoll davon entfernt ſeyn. Agnes ſucht eine Freundin in Thereſen. Vielleicht, meine Gattin, klärt ſich heute manches auf, was ſie ſich unaufklärlich dachten. (vor ſich) Es müſte ſchlecht ſeyn, wenn ich ſie dadurch nicht ganz für mich ſtimmen ſolte. Kirchburg muß ich aber entfernt halten. (laut) Nun, Thereſe, ich überlaſſe ihnen alles, und gehe nur noch einige Geſchäfte in Ordnung zu bringen. (ab)

Thereſe. Lebe ich noch auf Erden, Mutter, oder bin ich in ein Paradies verſezt? Mein Mann von dem ich nie ein gutes Wort zu hören hofte, deſſen Ungeſtüm ich beweinte, deſſen Verluſt für mich mir ſo gewis war — er nent mich ſeine Gattin, ſeine Thereſe — er ſezt mich in all die Rechte ſeiner Frau? Dies Haus iſt mein, ich ſoll darin ſchalten, walten, regieren als Gebieterin. O ſeeliger, willkommner Wechſel!

Frau Sternberg. Das iſt alles ſchön, wenn aber der Herr Sohn den ökonomiſchen Fuß liebt, und die Frau Tochter ihn nicht darin umſtimmen wird, ſo werd ich mich bald nach einer andern Wohnung umſehen.

Thereſe. Mutter! Vergälten ſie mir die Freude des heutigen Tages nicht. Was hat alle ihre Liebe zur Pracht ihnen genuzet? Nichts, als Schmeichler um ſie geſamlet, die um ihres Geldes willen ihnen fröhnten. Da der Reichthum ſie verlies, verlieſſen jene ſie auch alle. Jezt kehren ſie wieder, da ſie wieder etwas ſpüren, wonach ſie angeln konnen. Laſſen ſie die Niederträchtigen, deren einer um den andern ſchon meine Tugend wankend zu machen ſuchte, denen weibliche Ehre Hirngeſpinſt iſt, und die beym Namen der Treue lachen. Ich dächte, Mutter, in ihren Jahren ſuchten ſie die Ruhe mehr, als lärmende Geräuſchigkeit.

Frau Sternberg. In meinen Jahren? Thereſe! Und du gottloſe Tochter unterſtehſt dich, deiner Mutter ihre Jahre vorzuwerfen? Ha! Wie das wirkt! Kaum hat ſie das Regiment im Hauſe, ſo mögte ſie die Mutter als ein unnüzes Mobilienſtük gern hinauswerfen. In meinen Jahren? Als ob ich die erſte Mutter wäre, die man der Tochter vorzoge? In meinen Jahren? Das ſagt ſie nun, um ſich die Beſuche zuzueignen, die meinetwegen kommen. Verläumdet die Menſchen, thut, als ob ſie ihrer Ehre zu nahe getreten wären — ihrer Ehre, da ſie immer ſo ſauerköpfiſch ausſieht, als ob ſie die ganze Welt verjagen wolte.

Thereſe. Mutter! Mutter! ſie ſind auſſer ſich. Faſſen ſie ſich. Ich habe ſie nicht beleidigen wollen, ich meinte es gut mit ihnen. Ich ſchwöre es ihnen, ich könte nicht ohne ſie leben, mag nicht ohne ſie leben. Ich will nichts als ihre Zufriedenheit.

Frau Sternberg. Meine Zufriedenheit? Ja, heuchle du nur. Meinen Tod, meinen Untergang. Und dein ſaubrer Mann. Ein ſchöner Schwiegerſohn. Er will kommandiren, wie es im Hauſe zugehen ſoll. Da wo ſonſt Luxus herſchte, da ſoll jezt Knikerey, Oekonomie und Häuslichkeit eingeführt werden. Das iſt der Dank, daß ich ihm ſeinen guten Namen erhalten habe, wie er ſo wie die Kaze vom Taubenſchlage davon reiſete. Ich will heute ſchweigen. Er mag ſeine Landparthie nach ihrer Weiſe traktiren, aber morgen — morgen will ich reden.

(wütend ab.)

Thereſe. Bin ich denn zum Elend geboren? Hinweggeriſſen vom Geliebten meiner Seele, ergab ich mich dem Manne, den ich nicht lieben konte, dieſer Mutter zu gefallen. Und nun, da mir kaum die Hofnung lächelt, daß er beſſer, daß mein Leben wenigſtens erträglich werden wird, leide ich durch eben dieſe Mutter aufs ſchreklichſte.

Aber ich will tragen — tragen bis ich der Laſt unterliege. Agnes! Agnes! Wenn ich dich und deinen glüklichen Gatten ſehen werde, bey Gott! ich gönne euch euer Glük, aber mein Herz wird hoch empor ſchlagen, und mühſam werd ich Thränen zurükhalten, die euch mein Unglük verkündigen würden. Und ſeiner will ich ſchonen. (weinend ab)

Erfurt.

Gaſthaus zum Schleendorn.

Kirchburgs Zimmer.

Kirchburg. Weinert.

Kirchburg.

Weit getrieben — in der That weit getrieben. Auch iſt der Plan mit Thereſen gut und ſchön. Ich hätte dir ihn nicht beſſer angeben können. Im Grunde haſt du ein herliches Weib. Sie will ganz nur für dich leben. Sie hoft deine Liebe zu erlangen! Sie hat Gründlern vergeſſen.

Weinert. Was ich dir hauptſächlich mit verdanken muß. Ich hätte wahrhaftig nicht geglaubt, Kirchburg, daß du dich ſo inſinuiren konteſt. Meine Frau ſpricht ordentlich mit Wärme von dir.

Dein freundſchaftliches Betragen hat ſie entzükt.

Kirchburg. Zu viel Ehre, daß ein tugendhaftes Weib ſo von mir urtheilt. Doch das ſind Worte, Redensarten. Zum Ziel, Weinert. Ich ſehe und höre, du biſt meiner Lehren eingedenk geweſen, haſt auch hin und wieder, ſehr glüklich und mit Kopf verändert. Das heiſſe ich Nebenwege, und die muß der Zufall geben. Aber was giebſt du mir, wenn ich dich izt lehre, den rechten Nagel treffen.

Weinert. Fordre was du wilſt, mir iſt nichts zu theuer.

Kirchburg. Du ſprichſt, wie ein Enthuſiaſt ſprechen muß und hierzu gehört wahrhaftig auch Enthuſiasmus. Aber du biſt ſchon einen Schritt auf dem Wege, der iezt ganz der ſein muß, daß ſie dich wegen deiner Liebe zu ihr bedauret. Wenn ſie Thereſen ſieht, die ſich wahrhaftig mit ihr meſſen kan, ſo müſte es ſchlecht ſeyn, wenn ihre weibliche Eitelkeit durch einen ſolchen Vorzug nicht ſolte geſchmeichelt werden.

Und wenn ſie auch ihre Herzens Freundin wird, ſo wird ſie immer die Größe des ihr gebrachten Opfers erkennen. Der Plan nach Berlin ohne Thereſen zu gehen, iſt ganz vortreflich Das iſt ein Ort, wo durch Luſtbarkeiten der Leidenſchaft der halbe Weg gebahnt wird. Ich laſſe dich dafür ſorgen, daß du bald inniger mit ihr wirſt als Riedel. Und die Seele bringt gar zu gern den Körper ins Spiel. Du haſt ſo trefliche Anlage zum Verführen, Weinert, daß ich Wetten mit dir gewinnen wolte — Was ſimulirſt du.

Weinert. Ich denke eben nach, ob ich dich nicht mit in die Geſellſchaft ziehen kan.

Kirchburg. Ums himmelswillen nicht. Das könte alles verderben. Wenigſtens die Vertraulichkeit ſtören. Nein, Thereſe wird ſchon für mich ſorgen. Stillſchweigen über mich, das bleibt der Fall nicht, und wird geſprochen, ſo wird gut geſprochen. Das giebt einen Interitus für die Zukunft. Und nun, Freund, fort zu deiner Geſellſchaft.

Weinert. Und ſind ſie fort ſo komm ich wieder, und erzähle dir, wie alles abgelaufen.

(Er küßt Kirchburg, und geht ab)

Kirchburg. Wäre er nicht ſogar verliebt, ſo bekehrten ihn die beyden Weiber wahrhaftig. Die Race paßt ſehr gut zuſammen. Recht ſchön, daß Thereſe ſo gut von mir denkt, ſonſt mögten ſie auf die ganze Kabale verfallen. Am Ende hab ich ein ſchwerer Stük Arbeit mit Thereſen, als er mit Agnes. (ab)

Garten an Frau Sternberg Hauſe.

Agnes. Thereſe.

Agnes. Glüklich liebe Thereſe, kan ich ſie freylich deswegen nicht nennen. Aber ſie können mir auf mein Wort glauben, ihr Gatte hat keinen böſen Karakter. Er iſt nicht fähig Sie zu hintergehen. Er liebt ſie zwar noch nicht mit der Liebe mit welcher mein Riedel mich liebt, aber er wird gewiß bald der ihrige ganz werden.

Thereſe. Daß ſie es ſind, um derentwillen er hart gegen mich war, das beruhigt mich. Ich geſtehe ihnen, daß es mir ſauer wird, meinen Gründler ſo zu vergeſſen, daß ichs aber mit einer Strenge thue, daß ich mir den Gedanken an ihn nicht ein mahl erlaube. Was Sie mir von Berlin geſagt haben, giebt mir viel Wonne. Im Arm weiblicher Freundſchaft ruht ſichs ſo wohl. Ich bitte ſie, Agnes, beſtärken ſie meinen Mann in dieſem Vorhaben. Immer mag er ſich noch einige bange Monate von mir trennen. Kirchburg — ſein Freund, und der meinige wird mir auch dieſe tragen helfen.

Agnes. Kirchburg? — Sie nanten da einen Namen, Thereſe, der meinem Ohr widrig iſt.

Thereſe. Kennen ſie ihn, den Sohn des alten Kirchburg von Hadek!

Agnes. Er war mein beſtimter Bräutigam.

Thereſe. Auch an ihn hätten ſie einen braven Mann erhalten.

Agnes. Thereſe!

Thereſe. Sie bezweifeln das? Kennen ſie ihn von einer ſchlechten Seite?

Agnes Das behaupten, wäre für mich viel geſagt Jch ſahe ihn nur einigemahl ehe ich wuſte, er ſolte mein ſein. Wie meine Eltern aber dem Entſchluſſe des Onkels nicht beyſtimmen wolten, wie ich ſchon Riedeln bey weiten den Vorzug vor ihn gab, da erfuhr er dieſen Entſchluß, da kam er mit reiſſenden Ungeſtüm zu uns ſprach viel von ſeiner Liebe und dem Unglük, welches ſein Loos wäre, wenn er mich miſſen ſolte, und wie wir dem Strome ſeiner Leidenſchaften Gründe und Vernunft entgegenſezten, da drohete er meinen Eltern, ſich an ihnen zu rächen.

Thereſe. Sie ſezen mich in Erſtaunen, aber ſie geben mir zugleich Gelegenheit ein gutes Werk zu ſtiften. Die fehlgeſchlagene Hofnung ſie zu beſizen, Agnes, kan wohl ausſchweifende Jdeen bey einem Menſchen zum Vorſchein bringen, und es wäre, dächt ich, zu verzeyhen, darüber in Wuth zu kommen. Haben Sie aber ſeit der Zeit Spuren davon, daß er den Vorſaz ins Werk zu führen willens iſt?

Agnes. Keine. Auch keine Muthmaaßſung, als die innere Angſt die ſeinetwegen in mir iſt. Ich ſahe ihn ſeitdem einmahl, wie ich beym Onkel Leufeld war. Meine Furcht lies mich ihn immer als einen ſchreklichen Menſchen betrachten, aber er machte mir auch keine unſchöne Miene. Mein Oheim war immer ſehr von ihm eingenommen, bis nachdem er mit mein und Riedels Ehe zufrieden war. Da ſagte er, er hätte böſe Dinge von ihm erfahren, beſonders durch ſeinen Vater.

Thereſe. Der Vater, liebe Agnes, wäre mir nun ein wenig verdächtig, der von ſeinem Sohne böſes ſpräche. Ich könte ihm nicht gut Glauben beymeſſen. Ich kenne dieſen Mann, nun ſeit meinem Hochzeittage. Ich weis er iſt innig vertraut mit Weinert. Er iſt ſeit dem Tage ſehr oft bey mir geweſen. Er hat immer zu meines Mannes Beſten geſprochen. Er hat die edelſten Geſinnungen geäußert. Er hat einen großen Theil der Laſt von mir genommen, die mich wegen Gründlern drükte. Ich habe ihn nie über ſein Schikſaal klagen, nie über ſeinen Vater murren hören. Und wie ſie mir izt entdeken, iſt doch ſein Schikſaal hart, und ſein Vater grauſam.

Er hat ihrer nie erwähnt, ein Zeichen, daß auch ſeine Plane auf Rache vorüber ſind. Der edelſte Mann fährt wohl einmahl auf, davor ſind wir ja Menſchen.

Agnes. O Thereſe! Sie brauchen der Ueberredungs Gründe nicht mehr. Sie glauben nicht, wie willfährig ich ſo gern bin, Menſchen gut zu ſehen, die ich böſe dachte. Ich werde es meinen Eltern, meinem Oheim ſagen, daß all die Sorgen umſonſt ſind. Ich kenne ſeinen alten Vater. Ich will ihn bitten des Sohnes zu ſchonen. Ich will ihm ſagen, ich hätte eine Freundin von ihm getroffen, der ſeine Seele beſſer bekant wäre, als ihm ſelbſt. Die Mutter des Sohnes ſoll eine Furie geweſen ſeyn, aber das erbt ja nicht fort — Kind! Thereſe! Warum weinen ſie?

Thereſe. Laſſen ſie immer meine Thränen, die dem Schikſaal fließen, welches ich mit ihm gemein habe. Vielleicht ſympathiſiren unſre Seelen eben dieſes Unglüks wegen. Sie haben Proben des Karakters meiner Mutter geſehen — mehr laſſen ſie mich nicht ſagen, denn ich liebe dieſe Mutter doch.

Im Thüringer Walde. Nacht.

Des alten Gründlers Haus.

Kirchburg Vater. Gründler Vater.
Gründler Sohn.

Kirchburg Vater.

(ſchmeißt ſeine Pfeife in Stüken)

Nein, nun reißt mir die Geduld. Herr Naſeweis! Weis er was? Ich bin des Jungen Vater, ich bin der Kirchburg. Ich kan keine Ungerechtigkeit leiden. Was er da erzählt, ſind pure Lügen. Mein Junge iſt ein Taugenichts, und Weinert iſt ein ehrlicher Kerl. Und da mach er mir nur keine Späne.

Gründler S. Herr Kirchburg, was ich ſage, ſage ich aus wahren, warmen, redlichen Herzen. Ich kenne ihren Sohn als einen braven Kerl, und Weinert von der entgegengeſezten Seite. Und ich bleibe dabey, und wenn ſie Herr Kirchburg zehnmahl ſind.

Kirchburg. Hat mich doch doch niemand ſo in Galle gebracht. Weis die Zeit nicht, daß ich aus meinem ruhigen Pflegma herausgekommen wäre. Wegen Weinert, Herr, da muß er wiederrufen.

Gründler S, Das kan ich nicht, und kein ehrlicher Kerl ſpricht wieder ſeine Ueberzeugung.

Kirchburg. Da mögt ich wohl ſagen, wer meines Sohnes Freund und Weinerts Feind iſt, der kan kein ehrlicher Kerl ſeyn.

Gründler S. Die Beleidigung durften ſie nur in meines Vaters Hauſe ausſtoßen.

Kirchburg. Da will ich auch nicht länger bleiben. Will gehen, will mein Pferd ſatlen.

Gründler V. So ſpät in der Nacht. Das leid ich nicht. Kanſt dich im Wald verirren, und richtig iſts ohne dem nicht. Bleib du hier, und du, Junge, halts Maul.

Kirchburg. Nein, ich bleibe einmahl nicht. Ich habs in mir geſchworen. Beſſer unter Spizbuben, als unter Verläumdern. Ich will fort. (ab)

Gründler V. Verdamter Junge mit deiner Hize. Da ſprengſt du nun den alten Mann hinaus, und kan ihm übel gehen. Geld hat er immer bey ſich, das wiſſen die Leute.

Gründler S. Laſſen ſies nur gut ſeyn, Vater. Ich ſattle meinen Gaul, und reite ihm nach. Ich habe zwey tüchtige Piſtolen, und ein ehrlicher Kerl kan gegen zehn Spizbuben aufkommen. (ab)

Erfurt.

Frau Sternbergs Haus.

Thereſens Schlafzimmer.

Weinert. Thereſe.

Weinert.

Du haſt eine neue Probe von deiner Mutter Karakter geſehen, Thereſe. Du biſt gut, du ſiehſt aber wohl ein, daß mit ihr nichts anzufangen iſt.

Thereſe. Sie iſt aber doch meine Mutter, Weinert, und du muſt Geduld mit ihr haben.

Weinert. Das hab ich auch — will es auch. Nur mit ihr zuſammen kan ich nicht leben. Rechne das alſo nicht auf Mangel meiner Liebe, wenn ich dich wieder verlaſſe, wenn ich Riedels nach Berlin begleite. Ich will ſehen, ob ich dort mich anſäßig machen kan, dann ſchenk ich deiner Mutter das Haus, gebe ihr jährlich etwas gewiſſes, und ſie bleibt hier. Biſt du das zufrieden?

Thereſe. So ungern ich mich von meiner Mutter trenne, ſo muß doch dein Wille, lieber Weinert, mir Befehl ſeyn. Ich ſelbſt glaube wir werden ruhiger ohne ſie leben. Du haſt mir ja in dem heutigen Tage einen Himmel für die Zukunft gezeigt. Ich war eine Ungläubige, und du haſt Glauben an deine Liebe mir gegeben. Und daß ich gern bey der Mutter bliebe, iſt nicht weil ich ſie mehr liebe, als dich, ſondern weil ich glaube, manche Thorheit die ſie begehen würde, unterdrükt meine Gegenwart. Aber dein Wille ſoll der meinige ſeyn. Wenn denkſt du denn abzureiſen?

Weinert. Morgen früh, liebe Thereſe gehe ich wieder zu Riedels.

Thereſe. Morgen früh ſchon! O daß doch dieſer Morgen entfernter wäre, als er leider iſt!

Weinert. Ich kan Riedeln jezt nicht verlaſſen. Seiner Arbeiten ſind zu viel.

Die Freundſchaft, liebe Thereſe, will auch ihre Opfer haben.

Thereſe. Die glükliche Agnes! Sie wird dich täglich ſehen, täglich mit dir ſprechen, täglich neue gute Eigenſchaften an dir entdeken. Mir blühet das Glük nicht dich ſo bald kennen zu lernen. Ich habe deinen Karakter ganz anders gewähnt, habe unrecht dich beurtheilt, Ich glaubte, du wärſt kalt, unempfindlich, ohne Herz. Sie hat mir dich ſo bieder, ſo edel geſchildert! Sie iſt ſehr deine Freundin.

Weinert. Du wirſt mir es auch werden. Was Wunder, daß wir uns nicht verſtanden, da wir uns nicht kanten, da du wähnteſt ich nähme dich blos aus Nebenabſichten, ich glaubte du würdeſt der Liebe zu Gründlern nie entſagen. Jezt kennen wir uns. Du haſt deine Pflicht rechtſchaffen erfüllt. Ich werde dir das vergelten.

Thüringer Wald.

Kirchburg. (zu Pferde) Drey Räuber. (hernach) Gründler Sohn.

Ein Räuber.

(ihm in den Zügel fallend)

Halt, Alter, wir haben ſchon lange auf dich gepaßt. Endlich kömſt du uns ins Garn. Dein Brod ſoll uns ſchmeken. Heraus mit dem Golde. Heraus mit dem Silber. Uhr her —

Die andern Räuber. Ja, heraus, mit allen, du Geizhals, oder wir drehen dir den Hals um, wie einer Taube. Steig ab, das Pferd iſt auch zu brauchen. Kanſt uns ablöſen, und einmahl zu Fuß nach Haus wandern.

Kirchburg (zieht den Hirſchfänger, und haut einen im Arm) Da haſt du Geld. Lebendig läßt der alte Kirchburg ſich nichts nehmen. Hollunken! wenn ihr nichts zu freſſen habt, ſo komt zu mir, ich will euch füttern, aber laßt die Leute auf der Straße ungeſchoren.

Ein Räuber. Auweh! Er hat mich bleſſirt.

Der andere. Er wehrt ſich — Schieß zu Bruder!

(Ein Schuß ſaußt an Kirchburgs Kopf weg)

Der dritte. Gefehlt. Pak ihn am Fuß. Schmeiß ihn vom Pferde.

(Kirchburg wird herabgeworfen, indem geſchieht ein Schuß, der eine Räuber fällt)

Gründler S. (der ſo eben geſchoſſen) Schurken, pakt euch, oder ich ſchieße noch einen nieder.

(Die beyden andern Räuber laufen fort, Kirchburg raſt ſich wieder aufs Pferd)

Kirchburg. Nu, wer iſt denn das?

Gründler S. Das iſt der junge Gründler, der den alten Kirchburg nicht allein wolte reiten laſſen, weil ſo etwas hier nichts neues iſt. Man kan ſich zanken, aber man muß ſich doch beyſtehen. Haben ſie Schaden genommen?

Kirchburg. Hm! Nicht ſonderlich. Sie hätten mich hols der Teufel maſſacrirt. Nu, Junge, reiten wir wieder zu Haus.

Gründler S. Ich dächte auch. Mein Vater wäre ſonſt bange.

Kirchburg. Wir wollen noch eine Pfeife ſchmauchen. Wunderlich gehts doch immer in der Welt zu. Mein Junge hätte das nicht gethan.

(Sie reiten ſachte fort)

Erfurt.

Frau Sternberg Wohnung.

Thereſens Zimmer.

Thereſe. Weinert. (reiſefertig)

Weinert.

Nun leb wohl, Thereſe.

Thereſe. Lieber, beſter Mann!

Weinert. Nun, was giebts? Du weinſt gar. Was ſoll das?

Thereſe. Ich habe die ganze Nacht in ängſtlichen, ſehr ängſtlichen Träumen gelegen. Es war mir immer, als ob ich dich nicht fortlaſſen ſolte, als ob du mir entführt würdeſt, als ob ich dich nie wiederſähe. Ich ſchrekte zweymahl auf. Du ſchliefſt. Ich wolte dich nicht ſchreken. Selbſt bey ofnen Augen erſchienen Bilder meiner Fantaſie die mich verwirt machten

Ich erwartete ſehnſuchtsvoll den Morgen. Ich dachte es ſolte da beſſer werden. Aber es wolte auch nicht gehen. Und jezt fällt die ganze Fülle der Angſt über mich zuſammen.

Weinert. Biſt ein Narr Thereſe, wer wolte an ſo dumm Zeug glauben. Solch wimmerndes Poſſenſpiel kan ich nicht vertragen.

Thereſe. Ich muß dirs doch ſagen lieber Mann. Es ahndet mir, als ob du in dein Verderben giengeſt. Ich weis dich bey guten Leuten. Aber können ſie Unglük verhindern? Sind ſie allmächtig?

Weinert. Was das für Fragen ſind! Thereſe! Du machſt mich böſe. Geh zu deiner Mutter ich will gleich nachkommen, und Abſchied nehmen. Sey fröhlich, laß dirs wohl ſeyn. Verſage dir kein Vergnügen. Geh— geh zur Mutter!

Thereſe. Ich gehe — ich gehorche. Aber gieb mir noch einen Kuß (er küßt ſie) Und bey dieſem Kuſſe beſchwöre ich dich, vergis nicht, was ich dir heute ſagte. Behalte es in deinem Herzen. Denke daran, in allem was du vernimſt. Jede Handlung, bey welcher du Gefahr ſieheſt, unterlas lieber. Sie könte mir tödtlich werden. Und noch eine Bitte. Bleib deiner Thereſe treu. (ſie geht wehmüthig ab)

Weinert. Nun die hat einen feſten Glauben. Armes Närchen! wenn du wüßteſt, worauf ich ausgehe. Aber Zeit wars, daß ſie aufhörte, ſonſt hätte ich müſſen grob ſeyn, um nicht weich zu werden. Bey allem dem bin ich ſo übel nicht angekommen, und der Tauſch zwiſchen Agnes und ihr wird mir recht wohl behagen. (ab)

Im Gothäiſchen.

Hobeins Landgut.

Hobein. Margrethe. Leufeld.

Margrethe.

Es bleibt immer traurig, ſeine Kinder nicht bey ſich zu haben.

Leufeld. Ich will eben nicht davon reden, daß ihr ſelbſt daran ſchuld ſeyd. Im Grunde aber iſts doch ſo. Was vorbey iſt, iſt indeſſen vorbey. Ein ganzer Himmel wird wohl heut zu Tage keine Ehe mehr.

Hobein. Die gute Margrethe ſchließt von ſich auf andre. Aber ſie iſt nicht aus ihren vier Pfählen gekommen, hat nie geſehen, wie es in der Welt zugeht.

Leufeld. Und hat ihre Tochter auch ſo erzogen. Schweſter! Schweſter! Du biſt an manchen dummen Stükgen ſchuld, was deine Tochter gemacht hat, und noch machen wird. Das Haar ausraufen, wenn der Mann einmahl zu lange ausbleibt, das Wimmern und Klagen gegen die ganze Welt, die ſie dann auslacht, das ſind böſe Symptomen. Daher kömts denn auch, daß man offenherzig gegen die ganze Welt iſt, und gern es hört, wenn ſie einen Troſt geben, um ſo mehr, wann die andern lachen. Hat ſich mancher verſchmizte Heuchler ſo ins Haus gedrungen, und getröſtet, getröſtet, bis er dem Manne die Ehre weggetröſtet hat.

Hobein. Ja, ja, Leufeld hat wohl recht. Man ſiehts, wie ſie mit dem Weinert ſo kordat iſt. Wenn das nicht zufälliger Weiſe ſo ein ehrlicher Kerl wäre.

Margrethe. Ja, das muß ich ſagen, über den Chapitre habe ich ſie zuweilen ein bisgen konſtituirt, aber Gott ehre mir den Menſchen, er hat auch nicht ein zweydeutiges Wörtgen fahren laſſen. Daß er ſie hübſch gefunden, und werth, daß ſie auch ſein Weib wäre, da hat er ganz recht.

Er ſoll aber auch eine gute Parthie gethan haben.

Leufeld. Ein recht braves Weib hat er, das ſagt Agnes, die in der Welt erzogen, und doch tugendhaft iſt, eine Furie zur Mutter hat, und doch ſanft iſt. Aber wegen des erſten Punkts, daß er Agnes ſo hübſch fand, da hab ich ihn doch eine ganze Weile nicht getrauet. Nur die lezten Geſpräche mit ihr, wo er ſo ganz bis ins innerſte ihrer Fehler gedrungen iſt, und ſo warm zu des Mannes Beſten geſprochen, die haben mich ſicher gemacht. Denn da muß man Argus Augen haben.

Margrethe. Wenns nur nicht gerade Berlin wäre, wo ſie hingehen. Das ſoll ein Ort ſeyn, wo den Sünden Thür und Thor offen iſt, wo es ſo gottlos zugeht, daß alle Kinder auf den Straßen ſich davon erzählen, wo die Gottesfurcht gar nicht mehr geachtet, und jedem erlaubt wird, zu glauben, was er will. Ich bin auch tolerant, ich habe Mitleiden mit den Fehlern der Menſchen, ich verdamme keine

Religion, aber wenn man auch gar nichts glaubt —

Leufeld. Das iſt alles Narrenspoſſen, Schweſter. Es giebt in Berlin der Leute, die glauben, ſo viel wie hier, und wenn manchmahl einer den Raps kriegt, nichts zu glauben, ſo iſt der ganze Unterſchied, daß ers dort herausſagt, und hier heuchelt er. Die andern Leute ſagen darum doch in ihren Herzen: Der Kerl iſt nicht klug. Und wenn da öffentlich geſündigt wird, ſo hat das wieder ſein gutes, da kan man hübſch ſehen, wes Geiſtes Kind er iſt, und ſich darnach mit ihm einrichten. Da giebts keine Schleicher, die man ſcheuen muß. Glaube du nur nicht, daß alles in Berlin liederlich iſt. Immer ſteht nur noch einer gegen drey gute. Und wenn wir in unſern Städten zählen ſolten, es würde mancher gehen, wie Sodom und Gomorrha. Jezt, da die Gewiſſens Freyheit in Berlin iſt, da giebts Aufrichtigkeit. Laß die Zeiten mahl wieder kommen, wo mans Kirchengehen zu einer Norm macht da wirds Heuchler die ſchwere Menge geben.

Margrethe. Nun, wenn du meinſt, Bruder, ſo mögen ſie denn in Gottesnamen hinziehen. Nur gut, daß Weinert mitgeht.

Leufeld. Ja, das iſt mir auch lieb. Im Anfange, da wird Riedel viel wegſeyn müſſen, und ſie hat noch keine Bekantſchaften, iſt auch zu blöde, welche zu machen, und da hat ſie doch Geſellſchaft an ihm.

Hobein. Nu, nu!

Margrethe. Was haſt du denn, Hobein? Was ſoll das Brummen im Bart? Du biſt ja Mann und Vater im Hauſe. Gefällt dir was nicht, ſo darfſt du ja nur ſprechen.

Hobein. Ich wolte, ich hätte ehr geſprochen. Der Bruder da iſt mir zu nachſichtig geweſen. Und Riedel — auf den hab ich einen rechten Zahn. Sonſt iſt er ſo ein vernünftiger Mann, der gar gut weis, was ein Groſchen zur rechten Zeit ſagen will, und wie wenig Bergs dazu gehört, daß ein Schneballen gros wird, und hat das Kapitel von Haus Freunden noch nicht einmahl ſtudirt.

Glaubt mir nur, Knoer, das iſt eine Peſt für die Familien. Ich habe Erfahrung in der Welt gehabt, und hätte ſich ſo ein Judas bey Margrethen eingeniſtet, und hätte mir wollen in Ehekoſten ein Wort plaudern, ich wäre ihm aus dem Wege gegangen, und hätt ich mit ihr ſollen nach Amerika ziehen.

Das ſchleicht ſich ins Herz mit Schmeicheln und Liebkoſen ein, daß der Mann, deſſen Geſchäfte das natürlich nicht erlauben, ganz und gar dann kaput geht. Alles wird zuletzt beſſer an ihn, und wenn er wie ein Teufel ausſieht, er wird zum Engel.

Der Henker kriegt ihn nicht wieder aus dem Neſte, wenn er einmahl drin ſizt. Ja, wenn er keine Frau hätte, und nicht dächte, ſelbſt dorthin zu ziehen, ich litt es heute noch nicht, daß er mitreißte. Und zu Riedeln würd ich ſagen: Herr Sohn, ihr habt einen ſehr dummen Streich gemacht. Jagt den Patron fort, und haltet das Haus rein, und ſoltet ihr mit Keulen drein ſchmeißen.

Leufeld. Du haſt das Ding beym rechten Zipfel, Hobein. Wahrhaftig, ich bin ganz konfus geworden. Ich bin doch ſonſt nicht dumm.

Margrethe. Aber, wenn du das ſo gut weißt, Hobein, ſo hätteſt du ihm auch wohl die Lehre geben können, und das Kapitel von Haus Freunden ſo abhandeln, wie dus uns hier vorgebetet haſt. Ich bin recht böſe auf dich.

Hobein. Ja — Wann wir vom Rathhauſe kommen ſind wir alle klüger unter den Parüken, als wie wir hingiengen. Zu Tiſche jezt. (alle ab)

Gotha.

Im Moren.

Des alten Kirchburg Zimmer.

Kirchburg Vater (allein.)

Muß ich auf meine alten Tage noch fühlen, was der Jachzorn iſt? Muß der Bube, der in ſeinen Leben mich nicht mehr ärgern ſolte, mir noch ſo viel Galle in den Leib jagen, daß ich zehn Jahre gewis von meinem zugemeßnen Leben in Wind ſchlagen muß. Sapperlot! Mir ſchmekt keine Pfeife. Alles wird zu Gift.

Bitten ſie ihn nicht, hols der Teufel, zum Abſchieds Schmaus, und mit einer Solennität, als wenn es unſers Herrngotts ſein erſter Mignon wäre. Trat Agnes nicht geſtern hin, und ſagte, ſie wolte Leib und Leben laſſen, er wäre der ehrlichſte Kerl unter der Sonne. Und

Weinert, auf den ich ſo groſſe Stüke gehalten, tritt mit in den Bund — und Mutter und Vater haben einen Glauben ſo blind, wie ein Neugeborner Hund — und Leufeld kömt auf die alten Sprünge. Wollt ich doch lieber, daß die Bliz Spizbuben mich maſſacrirt hätten.

Aha! Da lebt ich nicht mehr — Alter Narr! was eiferſt du? (Er ſtopft gelaſſen eine Pfeiſe) Du biſt wohl ein rechter Pinſel, daß du dich das anfechten läßt. Laß ſie doch glauben, was ſie wollen, er wird ſie ſchon anführen. Ich weis, was ich thue. Zum Abſchieds Schmaus muß ich. Aber ſtumm will ich ſeyn, wie ein Fiſch, Eſſen will ich, und trinken, und rauchen, und lachen — alle auslachen. Bravo! Kirchburg, du warſt recht dumm, du biſt aber wieder klug geworden.

Im Gothaiſchen.

Hobeins Landguth;

Garten.

Kirchburg Sohn. Weinert.

Kirchburg S.

Weinert! Hüte dich. Der alte Hobein hat was weg. Der Kauz kukt den Leuten in die Seele, und lieſt alles, was drin ſteht.

Weinert. Das wäre des Teufels.

Kirchburg. Verlas dich auf mich. Hier gilts keinen Spas. Kanſt du es vermeiden, ſo gieb nicht zu, daß er mit der Tochter noch allein ſpricht. Macht er ſie aufmerkſam, ſo iſts aus. Wenigſtens hütet ſie ſich, und ſo wie ſie ſich hütet, biſt du verloren. Ich glaube ſo, zur Raiſon bringſt du ſie nie. Was erſt mein

Plan war, daß ſie, wenns einmahl vorbey wäre, Geſchmak daran finden ſolte, und ich denn auch wohl einmahl im Trüben zu fiſchen dachte, das iſt nichts.

Weinert. Das hätt ich dir lange ſagen wollen, daß dů dir den Appetit vergehen laſſen müßteſt.

Kirchburg. Nur nicht ſo hoch oben. Dein Spiel ſteht wahrhaftig gefährlich. Ein falſcher Zug, und du biſt verloren. Und wie mich das ärgern ſolte, da ich die ganze Familie ſo recht von Herzen haſſe, und mich izt nur zwinge, gut gegen ſie zu thun. Und merken ſie was und triumphiren dann, ſo ſind wir lächerlich gemacht im höchſten Grade.

Weinert. Du machſt es gar zu gefährlich. Laß du Weinert ſorgen. Zur Noth, Kirchburg, getraute ich mir nun wohl dich zu entbehren.

Kirchburg. Meinſt du? Nun gut. Jezt verlas ich dich.

Weinert. Warum denn ſo ſchnell? Bleib doch,

Kirchburg. Du wirſt in deinen Leben keine Augen kriegen. Sieh einmal da hinunter in den ſchiefen Gang. Da geht der Vater und die Tochter. Und dir gellen die Ohren nicht? Uns darf er nicht beyſammen ſehn. Ich will gehen. Sieh du zu, ob du was wegſchnappen kanſt, denn es geht über dein Fell. (beyde ab.)

Hobeins Landgut.

Morgends am Theetiſch.

Hobein. Margrethe. Leufeld. Kirchburg Vater.

Margrethe. Eine Stunde ſind ſie weg, und es iſt mir als wenns eine Ewigkeit wäre.

Leufeld. Ja, ja Schweſter, bis man das Ding gewohnt wird, wirds noch manche Stunde ſezen die eine Ewigkeit dünkt. Der alte Leufeld hat ſich doch wohl eher von guten Freunden getrennt, und immer den Mann geſpielt, dasmahl aber iſt er im ganzen Ernſt zum Weibe geworden.

Margrethe. Und bey ſolchen Gelegenheiten fällts einem am allerſchwerſten aufs Herz, daß der Menſch ein ſo eingeſchränktes Weſen iſt, daß die Seele gerade nicht weiter wirken kan, als der Körper eben Raum einnimt, daß jede Stunde dem, was man liebt, gefährlich ſeyn könne', wenn es abweſend iſt.

Die liebe Einbildungskraft, ich fühle das gar wohl, miſcht ſich auch ins Spiel, je nachdem der Ort iſt, wo ſie placirt ſind. Wie ſie beym Bruder waren, da lies ich mir kein graues Haar wachſen, dachte, und war überzeugt, da wären ſie ſo gut aufgehoben, als bey mir. Sie fehlten mir ganz und gar nicht, denn ſie ſtanden in meinen Sinn immer in Freud und Wonne und Zufriedenheit und Sicherheit vor mir. Jezt ſtellen meine Ideen ſie mir immer in Sorge und Unruhe vor. Da ſezt es tauſenderley Neuheiten. Die Liebe von Vater und Mutter, der Rath des Onkels fehlen auch in allen Eken. Da weis man ſich denn nicht zu helfen, und macht dumme Streiche. Und die neuen Geſellſchaften. So viel Köpfe, ſo viel Sinne. Man weis wohl, wie das geht, in alles ſoll man ſich doch ſchiken. Ja, die neuen Bekantſchaften taugen ganz und gar nichts.

Kirchburg V. Beſonders, wenn ſie ſo liebenswürdig ſind, wie die meines ſaubern Herrn Sohnes, mit Reſpekt zu melden.

Hobein. Dacht ich doch gar, das Maul wäre ihm zugewachſen.

Leufeld. Haſt dich wohl recht aufgeführt wie ein Kind. Für junge Leute laß ich das Dummthun noch gelten. Die wiſſens nicht beſſer, und glauben, ſie müſſen ſchmollen, wenn ihnen was der Quere komt, aber von ſo einem verſtändigen Alten, dem der Silberſchnee aufm Kopfe ſchon reif zu werden anfängt, da ſieht das gar nicht. Es ſieht aus, als ob du früh wieder kindern wolteſt.

Kirchburg V. Predige du nur immer fort, Leufeld, und laß den Kirchburg zuhören. Er weis was zu ſeinem Beſten dient. Wo ein Taugenichts in unſrer Mitte iſt, da ſchweige ich ſtill. Und wenn euch das nicht anſteht, ſo laßt mich derheim. Ihr könt ja ohne mich leben. So wie wir jezt ſind, ſo bin ich gern da. Da gilt Wort Wort, und man ſpricht nicht in den Wind. Weinert iſt mir auch zu wider. Es hat mir ſchon einer, von dem ichs weis, was unſer Herrgott für einen ehrlichen Kerl aus ihm gemacht hat, einen Floh wider ihn ins Ohr geſezt, und das Flüſtern mit meinen Buben hat ihm gar den Reſt gegeben.

Margrethe. Ich hoffe doch, mit dem ſolls keine Noth haben. Ich habe der Agnes ein paar Worte ins Ohr geſagt, die ſie nicht vergeſſen wird. Gott bewahre mich, daß ich ihn verläumdet hätte. Nein. Ich hab ihr nur rekommendirt, keinen Schritt aus Zucht und Ehrbarkeit ihn herauskommen zu laſſen.

Hobein. Ja, er ſizt verſlucht feſt in ihrem Herzen. Ich habe da im Garten ein Geſpräch mit ihr gehabt, was ganz erbaulich war. Ich habs wie ein Inquiſitor gemacht.

Margrethe. Wer wolte aber auch ſolche Vergleichungen in den Mund nehmen?

Hobein. Denkſt wohl ſchon, ich komme der lieben Religion zu nahe. Loß gut ſeyn. Ausgefragt hab ich ſie die Kreuz und Quer, um hinter was zu kommen, aber entweder er iſt ein ganz ehrlicher Kerl, oder ſie war verdamt auf ihrer Hut.

Leufeld. Es ſcheint mir gar, du trauſt ihn Verſtellung zu.

Margrethe. Faſt komt es mir auch ſo vor.

Kirchburg V. Mänsliſt iſt behende, Weiberliſt ohne Ende.

Hobein. Pfui, Kirchburg, ſo weit iſts nicht mit ihr. Brechen wir ab. Es ſcheint, zur Fortführung des Geſprächs ſind wir verſtimt.

Berlin.

Riedels Wohnung.

Riedel. Agnes.

Riedel.

Es thut mir ſehr leid, Agnes, daß es dir hier nicht gefällt. Ich hoffe aber, das wird ſich noch ändern. So lange man an einem Ort ohne Bekantſchaft iſt, kömt er einem freylich bey der gröſten Fülle öde und leer vor. Und die Bekantſchaften die ich dir bisher habe machen können, könen faſt nicht nach deinen Geſchmak ſeyn.

Agnes. Ich bin der eingezogenen ſtillen Lebensart gewohnt, lieber Riedel, und ich wünſche darin fortzuleben. Ich glaube man kan das an einem groſſen Orte ſo gut als an einem kleinen. Ich habe mir ſagen laſſen, es gäbe hier Familien, die ganz in der Stille lebten. Auch welche, wo die Männer in groſſen Verhältniſſen ſtånden, und die Weiber ſich nicht in dieſe Zirkel miſchten. Du haſt tauſend Entſchuldigungen, mich davon zu diſpenſiren. Aus Landleben gewöhnt, konteſt du ſagen, liebt ſie das geſellſchaftliche nicht.

Riedel. Ich würde dann nur zu oft des Umgangs meiner Agnes verluſtig gehen. Ich würde ſo manchen Tag, den ich mit dir zubringen könte, von dir entfernt ſeyn.

Agnes. Ob mir das unangenehm iſt, magſt du dir ſelbſt ſagen. Allein, aufrichtig geſagt, was hab ich für Freude von deinem Umgange in den Geſellſchaften, wo man ſo ganz wieder meine Denkungsart handelt — wo man die Naſe zieht und ſpottet, wenn eine Frau ihren Mann liebkoßt, oder mit ihm ſich viel zu ſchaffen macht — wo man die Vertraulichkeit mit einem Fremden, um der Höflichkeit willen ſoweit treiben muß, daß ich immer dabey roth werde. Ich kan mir das nicht angewöhnen. Wenn nur Thereiſe erſt da wäre, ſo würde ich meinen Plan ausführen, nahe bey der Stadt aufs Land ziehen, und jede Stunde, die du mir widmen könteſt, als einen Augenblik voll Seligkeit betrachten.

Riedel. Thereſe! Hör einmahl, Agnes, es ſcheint als wenn unſer Anfang in Berlin nicht günſtig wäre. In Anſehung deiner Freundin hab ich groſſe Zweifel. Weinert ſcheint mir die Luſt ſo ziemlich verloren zu haben, Berlin zu ſeinen Aufenthalt zu wählen.

Agnes. Lieber Riedel, du erſchrekſt mich. Was könte Weinert für Urſachen haben, ſeine Plane abzuändern, und ſein Verſprechen zurükzunehmen?

Riedel. Urſachen, die du in dir ſuchen mußt. Wenigſtens klagt er — klagt nicht zwar — läßt ſich aber doch merken, daß dein Benehmen gegen ihn, nicht mehr ſo iſt wie ehedem. Er ſpricht von erkältender Freundſchaft, von aufzugebenden Planen, wenn man die Feſtigkeit in Karaktern nicht wahrnähme, die man darin vermuthet hätte. Er hat nichts getadelt, nichts ſchlimm geheiſſen, aber er hat geſagt. Thereſe würde vielleicht dieſes nemlichen Umſtandes wegen bereuen, ihre Mutter verlaſſen zu haben, und dem wolle er ſie nicht ausſezen. Du entfärbſt dich Agnes! Solteſt du wirklich dich mit Weinert entzweyt, und mir es verhelt haben?

Agnes. Nein lieber Mann, das nicht. Aber ich kans nicht leugnen, daß ich mich von Weinert zurückgezogen habe, jedoch, ohne ihn beleidigen zu wollen. Ich bin vielleicht gewohnt, alles was von väterlicher und mütterlicher Seite mir kömt, höher aufzunehmen, als ich ſolte. Jede Warnung von ihnen machte ich von jeher gern zum Befehl, und richtete mich darnach, als ob ſie mir es ſtrenge geboten hätten.

Ich muß geſtehen, es war mir auffallend als meine Mutter mir eine lange Abhandlung über das Verhältnis zwiſchen einen Gatten und Hausfreund vorhielt, mir vorſtellte in wie fern der leztere dem erſtern gefährlich werden könte. Ich fand, daß manches, was ſie ſagte, wahr ſeyn könte, daß die Beyſpiele die ſie anführte, richtig, daß aber alles nicht paſſend auf mich war. Ich rechnete das auf mütterliche Vorſicht, nahm ihren Rath mit Dank an, würde aber nicht ſehr darauf reflektirt haben, wenn mein Vater, deſſen Zurükhaltung ich kenne, und weis, er ſpricht nicht ehr, als bis er glaubt, es thut noth, wenn dieſer nicht ebenfalls ein Examen mit mir angeſtellt, und gleichſam verfahren hätte, als wäre ich ſchuldig.

Meine Antworten befriedigten ſeine Fragen freylich vollkommen, aber das was er über das Vertrauen der Eheleute gegen einander, und über das Unnöthige des größern Vertrauens gegen einen andern Mann vorbrachte, ſchien mir Reſultat von Erfahrung und Menſchenkenntnis zu ſeyn, und ich nahm mir vor, mich darnach zu richten, und dich ins Künftige ganz allein zum Vertrauten meiner innern Gedanken zu haben.

Riedel. Die hatteſt du alſo vorher Weinerten oft ehr, als mir entdekt?

Agnes. Ja, lieber Mann. In Stunden des Mismuths lies ich mich in Klagen gegen ihn ein, daß mein Schikſaal nicht ſo reizend ſey, daß es meine Erwartung befriedigte, daß die öftere Entfernung deiner Perſon mir unerträglich wäre. Ich müſte aber die Unwahrheit ſagen, wenn ich Weinert im geringſten anklagen wolte, daß er damahls wieder dich geredet, oder nicht ganz auf deiner Seite geweſen wäre.

Riedel. Das blieb mir kein Geheimnis, Agnes. Entdekte der Freund dem Freunde gleich nicht alles, ſo gab er ihm doch pflichtmäßig zu verſtehen, was der Gegenſtand ſeiner Unterhaltungen mit ſeinem Weibe wäre, damit auch nicht der geringſte Argwohn ſtatt finden könte.

Agnes. Seine Reden und ſein Benehmen vermehrten mein Vertrauen zu ihm immer mehr, und ich machte meinem Vater da Begriffe von allem dem, was in mir vergieng, und was ich über Weinert urtheilte, und ſo ſehr er mir geſtehen muſte, alles ſey unſchuldig, ſo behauptete er doch man müſte an der Seite ſeines Mannes in jeden andern eine gewiſſe Art von Mistrauen ſezen, weil gerade Anhänglichkeit ihn aufmuntern könte, weiter zu gehen, als er bey dem beſten Herzen zu gehen willens wäre, wenn Leidenſchaft die Oberhand behielte.

Riedel. Das ſagte dein Vater? Und du Agnes, merkteſt nie an Weinert eine Spur von Leidenſchaft. Hatteſt nie Urſache an der Redlichkeit ſeiner Abſichten zu zweifeln, nie fiel euer Geſpräch auf Liebe, und was dahin zu rechnen wäre?

Agnes. Still, lieber Mann, eins darf ich dir nicht verhehlen, um dein ganzes Zutrauen zu behalten. Er hat mirs oft geklagt, daß er um meinetwillen troz ſeiner Heyrath mit Thereſen unglüklich wäre.

Riedel. Dieſe deine Aufrichtigkeit fehlte nur noch, um mich ganz in deinem edlen Karakter zu beſtärken, und um mich zu überzeugen, daß du und Weinert es ſeyd, die im Gange meines Lebens mein blendendſtes Glük ſeyn werden. Ich wolte ſo wenig in dein Misverſtändnis eindringen, als ich irgend etwas thue, was dir unangenehm ſeyn könte. Ich merkte etwas, aber ich lies es ſich ſelbſt entwikeln. Laß du, liebe Agnes den Faden der Geſchichte ſich auch ſelbſt weiteranknüpfen. Von dieſer unſrer Unterredung wiſſe Weinert nichts, ſo wenig als von der Mühe, die man in der beſten Abſicht ſich nahm, ihn aus unſern Herzen zu verbannen. Mein Urtheil über ihn ſpricht ihn von jeder Beſchuldigung frey. Leute in den Jahren deiner Eltern urtheilen nicht nach unſern Grundſätzen, nicht unſern Zeiten gemäß.

Agnes. Du haſt mir eine ſchwere Laſt vom Herzen genommen. Der Zwang war mir unerträglich, den ich gegen ihn annehmen muſte. Er verſtimte mich für alle und jede Freude, er machte mir dieſen Ort verhaßt.

Riedel. Und nachdem dieſer Stein gehoben iſt, kan ich auch hoffen, daß Thereſe die Gefährtin unſrer Tage ſeyn wird. Ich gehe jezt an meine Arbeit, froh und mit leichtern Herzen, als ſeit langer Zeit. (Er küßt ſie und geht ab.)

Agnes. Er war mir zum Engel geſandt. Gerade in der Stunde des äuſerſten Mismuths hat mich dies Wort des Troſtes aufgerichtet. Ich fand es hart, einen innigen Freund zu beleidigen, ohne daß er Urſach dazu gegeben — fand es hart, die Rechtſchaffenheit ſelbſt der Unredlichkeit zu beſchuldigen, und konte doch des Vaters Lehren nicht aus der Acht laſſen. Aber jezt, da mein Mann von allem weis, da die Zweifel, die ich ſelbſt etwa meines Vaters Warnungen an die Seite ſezen konte, nun ihm ſelbſt bekant, und durch ſeine eigne Entwikelung darüber gehoben ſind, jezt kan ich mich der Freundſchaft wieder in die Arme werfen.

Solte ich ungerecht ſeyn, daß ich ſage, ich fand die Liebe nicht wie ich ſie erwartete? Möge immerhin das Ideal ſchwärmeriſch ſeyn, was ich mir von ihr ſchuf, es war doch ſchön, und ich das Opfer deſſelben.

Erfurt.

Fr. Sternbergs Haus.

Fr. Sternberg. Thereſe. Kirchburg.

Fr. Sternberg.

Es iſt hart, grauſam, unmenſchlich; ein Weib ſo ohne Nachricht zu laſſen. Ich wolt, ich hätte ſie ihm nie gegeben. Wäre ich wie Thereſe, ich bekümmerte mich nicht um den Undankbaren, thäte als ob er nicht in der Welt wäre, lebte meine Jugendjahre in Freuden, und ließe den Gram auf den Kopf deſſen fallen, der die Urſach deſſelben iſt.

Thereſe. Nein Mutter, es iſt nicht Leichtſinn, nicht Undankbarkeit, ich bin zu ſehr von ſeiner Liebe überzeugt worden. So ſchnell ändert man ſich nicht. Er iſt krank oder gar todt.

Kirchburg. Da würden ſeine Freunde es mir wenigſtens berichtet haben.

Thereſe. Wer weis was ſie für Nachrichten haben, Kirchburg, und halten damit hinterm Berg. So gewis, ſo ſicher hofte ich mit der heutigen Poſt Briefe zu erhalten, und nun iſt all meine Freude dahin. Nun ſind Thränen und Sorgen mein Theil.

Fr. Sternberg. Die will ich dir zu deinem Antheil laſſen, wenn du es nicht beſſer haben willſt. Ich fahre auf den Ball. Kurz entſchloſſen. Mitgefahren, getanzt, und dem Unbeſonnenen zum Troze jedes Mannes Augen auf ſich gezogen — das iſt der Rath, den dir deine Mutter giebt.

Thereſe. Sie müſſen ſich eine gefühlloſere Tochter ſuchen, um dieſen Rath geltend zu machen.

Fr. Sternberg. Gut ſo bleib du. Ich gehe der Freude nach. (ab.)

Thereſe. O Gott! Kirchburg, ſolte man nicht wünſchen eine ſo fühlloſe Seele zu ſeyn, und keine Empfindung zu haben.

Gott weis es, wie rein ich bey aller Liebe die ich für Gründlern hatte, gegen ihn denke — wie ich mich losgeriſſen habe von der Muthmaaßung ſogar des Gedankens, es könte ihm nach Gründlers Andenken ſchädlich ſeyn. Und all dieſe Aufopferung iſt mir ſo hart belohnt — für alles das trift mich Unglük auf Unglük — denn vergeſſen kan er mich nicht haben. Wer weis, welch widriges Geſchik ſie alle getroffen.

Kirchburg. Das iſt nicht möglich. Thereſe! leider muß ich mit meinen Muthmaaßungen, auf ihrer Mutter Seite treten. Ob ſie es wiſſen, daß Agnes einſt ſeine ganze Seele erfüllte, weis ich nicht — aber ſie kennen theils die Macht der Leidenſchaft noch nicht ganz, theils ſind nicht alle Menſchen wie ſie, heldenmäßige Bezwinger ihrer Herzen. Könte nicht ſein Feuer wieder zur Flamme geworden ſeyn? Könte er nicht Agneſens Liebe ſuchen, und ſie darüber vergeſſen?

Thereſe. Kirchburg! Ich denke Weinert iſt ihr Freund?

Kirchburg. Man kan jemands Freund ſeyn, ohne ſeinen Fehlern das Wort zu reden. Blinde Liebe überſieht dieſe nur, reelle Freundſchaft ſucht ſie zu entdecken und zu beſſern. Und ſolten ſie denn unverbeſſerlich ſeyn, nun, dann bin ich ſo gut der Freund der Freundin, als des Freundes — bin ihr eben ſo gut meinen ehrlichen Rath ſchuldig, als ihm, und gebe ihr dann den, von ihm ſich zu entfernen.

Thereſe. Sie geben wirklich dieſen Rath, und geben ihn ſo frühzeitig, da man nicht wiſſen kan, ob auch er jemals nöthig iſt. Halten ſie mirs zu gut, Kirchburg, daß ich dieſe Freundſchaft ein wenig zu lau finde — daß ich anfange, den erſten Zweifel in ihre aufrichtige Meynung zu ſezen. Ich ſolte jemals meiner Pflicht entſagen, und mich von ihm entfernen, dem ich einmal vor Gottes Angeſicht den Eid der Treue und ewiger Unzertrennlichkeit gelobte. Und ihr ſchöner Rath fällt gerade in den Zeitpunkt, wo ich von ihm aufs allerbeſte denke, wo er meiner Seele keines weges ein Abtrünniger iſt, ſondern ich überzeugt bin, er hat ein Unglük gehabt, was ihn verhindert ſich mir mitzutheilen.

Kirchburg. Sie ſind im Eifer, Thereſe, und darum wiſſen ſie nicht wie ich das meine. Der Vorſichtige bereitet gern die Zukunft vor. Ich dachte es könte mich gereuen, es nicht gethan zu haben. Ich wolte in dem was ich bemerkte, nicht fehlgehen, dadurch, daß ich es verſchwiege.

Thereſe. Gut daß ſie mich darauf wieder bringen. Sie ſagen, er liebt Agnes. Das wuſte ich. Sie geben die Möglichkeit an, er könte ſie ſträflich lieben. Die kante ich nicht. Sie haben mir eine ſo gefährliche Ausſicht für zwey mir theure Perſonen gezeigt, daß ich mich in meinem Gewiſſen verbunden halte, beyde zu retten. Ich werde alſo ſelbſt reiſen. Ich will dem ſträflichen Bunde zuvorkommen, ſie warnen, und ihn retten.

Kirchburg (für ſich.) Das wäre eben der rechte Zeitpunkt, um das ganze Unternehmen zu vernichten. Dem müſſen wir vorbeugen. (laut) Das iſt ein groſſer ſchöner heroiſcher Entſchlus. Ich table ihn keinen Augenblik. Da ich aber die Veranlaſſung zum ganzen Verdachte war, und er vielleicht ungegründet iſt, ſo bitte ich ſie nur noch einen Poſttag abzuwarten, und dann bin ich ſelbſt ihr Begleiter.

Thereſe. Er iſt vielleicht ungegründet, ſagen ſie ſelbſt, und doch konten ſie ihn äuſſern? O Kirchburg, die delikate Freundſchaft ſucht dann noch Entſchuldigungen wann ſchon Beweiſe ſich zu zeigen anfangen, nie aber fängt ſie ſelbſt mit dieſen Beweiſen an. Entweder ſie verſtekten ſich jezt hinter einen ſehr ſchlimmen Mantel, oder ihre ganze Anhänglichkeit für Weinert war nur Larve. (ab.)

Kirchburg. Wie tief ſie einzudringen — zu ergründen weis. Ich habe meinen Ausſichten bey ihr eine gefährliche Wunde geſchlagen. Damit ſie aber nicht ſteckend und unheilbar werde, ſo will ich ihm gleich einen Expreſſen ſchiken, und dieſen ſauber ausgedachten Beſuch hintertreiben. (ab.)

Erfurt.

Im Schleendorn.

Kirchburgs Zimmer.

Kirchburg (allein) (ins Zimmer tretend und einen Brief vom Tiſch nehmend)

Da iſt ja ein Brief von ihm. Daß er an ſie nicht ſchreiben würde, wuſte ich wohl vorher, indeſſen bleibts immer unbeſonnen, daß er nicht dieſe Vorſicht brauchte.

Laß doch ſehen, was er ſchreibt! (er lieſt) Ey, ey, kömt das Lamento ſo bald? Hab ich ſo recht prophezeyt? Alſo kalt — zurükhaltend — immer Herr Weinert — nicht mehr lieber Freund — keinen Händedruk — keine Bitte, doch zu tröſten — keine Blike voll Sehnſucht —

Alſo weiter — „Ich bin herabgefallen Kirchburg, von der Höhe meines Glüks.

Ich taumle von Schreken beſtürzt auf der Erde herum. Ich tappe im Finſtern, und weis nicht, wo Licht hernehmen. Eine Schüchternheit, von der ich keinen Gebrauch zu machen weis, da ich ihren Grund nicht beurtheilen kan — eine Schwermuth, von der ich mir nicht denken kan, daß ſie mich zum Gegenſtande hat — eine Aengſtlichkeit, die mehr, als väterliche und mütterliche Ermahnungen verräth — ſind die Symptomen der Krankheit, die Agnes Seele und Körper angreift. Ich habs noch nicht gewagt, dieſer Krankheit Mittel entgegenzuſezen, denn ſie hat mich zu konfus gemacht. Ich will erſt deinen mediziniſchen Rath abwarten, denn du biſt hier gründlicherer Arzt, da dein Herz nicht mit ins Spiel kömt." —

Ey, ey! wolten wir uns doch nun wohl allein durchhelfen. O wie ſchnell hat ſich das Blat gewandt! Wie ſchnell ſind wir herunter von der Höhe auf der wir ſtanden! — ſo ſpricht man jezt ſelbſt. Nu — nu — wir wollen ſchon wieder helfen. Weiter —

„Ein einziges Pollitivmittel habe ich in Anſehung meiner angewandt. Ich habe Riedeln geſagt, ich würde meinen Entſchluß, Berlin zum Aufenthalt zu wählen, ändern. Die Urſache — Fragen und Antworten — ich bat ihn endlich aufmerkſam auf das Betragen ſeiner Frau gegen mich zu ſeyn. Mistrauen gegen mich, ſey eine Schwäche, die ich nicht ertragen könte, wenn ich auch alles übrige zu ertragen fähig wäre.“

Gut gemacht! Wohl gemacht! Nicht dumm. Nun meine Vorſchläge. Gegen die Dame äußerſt niedergeſchlagen. Mismuth ſogar, nur fein. Das ſteckt an, giebt Langeweile, und die läßt es zu Erklärungen kommen. Hier unvorſichtig — nicht hizig. Immer ſanft — klagend — ein wenig auf ſeine Unſchuld ſtolzirt — von Aufopferungen geſprochen — Floskeln über den Undank mit einfließen laſſen — ja aber die zärtliche Ergebenheit nicht beyſeite geſezt.

Gewiſſermaaßen, mein lieber Weinert, iſt ſo etwas gar nicht unrecht. Zank und

Verdruß wirken mehr, als die fröhlichſte Laune. Und wer ſich da nur das Air der Unſchuld zu geben weis, wenn er gleich weit von ihr entfernt iſt, dem kömt man zuvor, dem glaubt man Nachgeben ſchuldig zu ſeyn, dem giebt man mehr, als man ihm geben ſolte, und das gerade iſts ja, was wir wollen.

Damit ihm aber ſeine Hausehre nicht auf den Hals komme, und ich auch in meinen Projekten etwas weiter rüke, ſo muß ihr ein halb kalter, halb befehlender Brief geſchrieben, es müſſen ihr Aufträge gegeben werden, die ihr die Hände voll auf zu thun geben, damit der Reiſegeiſt ihr aus den Kopf kömt. Und dann, Herr Bruder, die Luſtbarkeiten nicht vergeſſen. Mittelgen die das Blut erhizen, ſind vortreflich. Agnes tanzt gern — und wenn ich nicht irre habe ich Ew. Liebden ſchon Küſe der Freundſchaft wechſeln ſehen, und wie bald werden das Küße der Liebe.

Ja, ja, ſo wollen wir gleich den Aufſaz fertigen, und per Eſtafette an den Ort ſchiken, wo er ſeyn ſoll. Und die erſte Gelegenheit die ſich zeigt, zugegriffen. Wenn man einmahl gefallen, da ändert ſich wahrhaftig das ganze Weſen im weiblichen Körper, oder meine Beobachtungen ſind keine taube Nuß werth.

Berlin.

Agnes Zimmer.

Agnes. Weinert.

Agnes.

Alſo ewiger Friede! Weinert, und vergeſſen alles, was dies Misverſtändnis hervorbrachte — und Vergebung für das Mistrauen meines Vaters und meiner Mutter — und meinem guten Riedel nie wieder eine Stunde durch mich verbittert. Sein Urtheil, Weinert, über ſie, hat mich ganz beruhiget, ganz wieder auf ihre Seite gebracht. Und dennoch, glauben ſie nicht, daß es mir nicht ſchwer geworden wäre, von ihnen mich ſo getrent zu halten. Ich habe die Macht der Freundſchaft zu ſehr gefühlt — ich entbehrte den, der mir ſo oft die Hand reichte, ſo oft mich vor dem Fall in Murren und Verzweiflung ſchüzte.

Weinert. Engel vom Himmel! Ich ſtehe ſchuldvoll vor ihnen da. Ich hätte wähnen ſollen, daß ihre Kälte nicht ihr Werk wäre, nicht aus ihrem Herzen käme. Ich konte es beſchuldigen, ich, der ich von dieſem Herzen ſo viel edle Züge, ſo viel Proben reiner Vollkommenheit geſehen?

Und doch Agnes, was hilft mir all dieſe Ueberzeugung ihrer herrlichen Eigenſchaften, als daß ſie mich nur noch mehr von meinem Unglük überzeugt. Lebhafter hab ich mir nie vorgeſtellt, was ich gelitten, daß ich ſie nicht beſitzen konte, als da ich mir Mühe gab, nach üblen Eigenſchaften von ihnen zu grübeln, um ſie vergeſſen zu können. Denn ein Gutes nach dem andern delte ſich mir unvermerkt auf, wie Ketten hiengen die ſchönen Züge, die achtungswerthen Handlungen, die edelſten Aeußerungen aneinander. Wo ich mich erinnerte mit ihnen eine Unterhaltung gehabt zu haben, da war mir das Weib, was die ganze Welt nicht durchſchauen konte, und was ich erforſchte, vor Augen.

Agnes. Ihre Schmeicheleyen thun mir nicht wohl, Weinert.

Weinert. Schmeicheleyen? Iſt das der Ton der Freundſchaft des Zutrauens? Nehmen ſie ihn doch endlich einmahl an, Agnes. Halten ſie mich endlich einmahl für das ſchadlos, was ſie in der Liebe ihrer unbemerkt mir entzogen. Denn, Agnes, geſtehen ſie mir es wahr und aufrichtig aus dem Herzen, wäre Riedel nicht in dieſem geweſen, ich hätte Eindruk darauf gemacht.

Agnes. Ja Weinert, das hätten ſie, das fühl ich.

Weinert. O das Bekentnis könte mich zum Gott machen, wenn es möglich wäre, daß der Menſch ſich durch Freude zu ſeinen Eigenſchaften erheben könte. Und nun Agnes, laſſen ſie mich noch ein weniges hinzuſezen, was ihre und meine Ruhe befördern muß, was uns beyde glüklicher macht, als wir es ſind. Ich habe eine andre Denkungsart, einen andern Wirkungskreis. Er wird gedrängt von der Nothwendigkeit, ihnen zu entziehen ſo manche Stunde, ſo manchen Gedanken, ſo manchen Beweis ſeiner Seelenharmonie. Alles das hätte ich ihnen weit reichlicher geben und ſeyn können. Ich alſo war mehr der Mann ihre Tage ſelig zu machen. All das Gute auch, was Seelenliebe, und beym Himmel, Agnes, ſie ſind ein Weib für Seelenliebe, alles was dieſe Gefährtin fröhlicher Ehen entdeken muß, das kan er nicht in ihnen entdeken — alſo nicht eben ſie minder ſchäzen, aber doch minder kennen. Geſtehen ſie mir alſo auch, ich konte ſie glüklicher machen?

Agnes. Weinert! Ein ſolches Geſtändnis —

Weinert. Beleidigt ihren Gatten, denken ſie? Nichts weniger. Er bleibt in ſeiner ganzen Würde, in der ganzen Vollkommenheit, die er gegen ſie zeigen würde, könte ers. Nicht können, und nicht wollen, Agnes, das iſt ein groſſer Unterſchied.

Doch weg über die Antwort, wenn ſie pünktlich genung ſind, ſich daran zu ſtoßen. Zum Zweck, den ich ihnen vorlegen wolte. Laßen ſie unſer Bündnis uns ſo enge knüpfen, daß es nie, nie wieder getrennt werden kan. Laßen ſie uns den Freund und die Freundin in den Bruder und die Schweſter verwandeln. Dieſes iſt noch eine Liebe, die nur die Grenzen der Ehrbarkeit kennt, und dabey eine Liebe die unſre Herzen nicht zu tadeln vermögen. Dann können unſre Herzen ſich ganz gegen einander ausſchütten. Der brüderliche Kuß, Agnes, kan den Gatten nicht beleidigen und das ſchweſterliche Zutrauen kan dem Vater und der Mutter nicht misfallen.

Sympathie des Bluts, Agnes, o ſie iſt nichts. Den Bund, den die Menſchen ſchließen, macht die Sympathie. Mehr echte Schweſtern und Brüder haßen ſich als ſie ſich lieben. Der Lehrling liebt den Lehrer als Vater der ihn zum Guten zog. Manches Mädgen wurde dem Jüngling zur zärtlichen Schweſter, indem ihre Liebe ihn aus den Klauen des Verderbens riß, ohne ſträflich zu werden. Warum ſolte ein Weib mir nicht Retterin werden? Dieſer unglükliche Zeitpunkt des Mistrauens, Agnes hat mich ſo enge mit ihrem Schikſaal verwebt, daß ich ſchweſterliche Liebe beſizen, oder verzweifeln muß. Stellen ſie das einmal vor ihre gefühlvolle Seele, und beſchließen ſie über mich. (ab)

Agnes. Er geht! Er läßt mich in einer ſchreklichen Unentſchloſſenheit. Schweſter ihm ſeyn, ohne es zu ſeyn? Konte das ſtrafbar ſeyn — Nachtheil bringen? Wir ſollen ja alle Menſchen als Brüder lieben. Und gewis ich liebte ihn ſo als Bruder. Hätte ein Bruder mir den Troſt gegeben, den er mir oft, ſehr oft gab. Hätte ein Bruder Mitleiden mit den Schwächen gehabt, die ich nur zu gewis als Schwächen jezt anerkennen muß, die Vater, Mutter und Onkel mir weit bitterer vorwerfen, als der ſie aus Herz und Zärtlichkeit leitete? Mein Mann ſelbſt erkennt ihn ja als Bruder an — Er ſelbſt will ja die Freundſchaft unter uns innig wiederhergeſtellt wiſſen —

Und wenn ich das Recht der Natur, wenn ich ſelbſt die Billigkeit zu rathe ziehe, ſagen ſie mir nicht — der Mann war um meinetwillen unglüklich? Ich ſoll die Liebe meines Mannes am gröſten finden. So ſagt die ganze Welt, ſo ſchreibt man mir den Gedanken vor. Und ich, ich finde, daß ſeine Liebe ſtärker iſt. Bin ich darum zu tadeln, daß ich das empfinde, was ich würklich in mir fühle?

Und kan brüderliche Liebe nicht ſtärker ſeyn, als die Liebe des Gatten? Und habe ich ein Recht, dieſen Mann, der ſo wie ich Anſprüche auf Glük hat, unglüklich zu machen? Seine Abſichten ſind rein, edel — gut. Warum ſoll er alſo verzweifeln? Nein, Weinert, ich will dir Schweſter ſeyn — ſchweſterliches Zutrauen und Liebe dir ſchenken. Meine Seele ſoll kein Geheimnis mehr vor der Deinigen haben.

Auch ich werde dann glüklich ſeyn. Die trüben Stunden der Abweſenheit meines Gatten werden mir froh werden. Ich werde den Unmuth von meiner Stirn verſcheucht ſehen. Ich werde das Leben genieſſen, wie Natur und Schöpfer es wollen.

(ab)

Erfurt.

Thereſens Zimmer.

Thereſe (mit einem Briefe in der Hand)

Soll das kalt oder warm ſeyn? Iſt das Sprache des Gatten oder des Gebieters? Bin ich verblendet geweſen, wie ich ihn damahls ſahe, oder bin ichs jezt? Oder machte es Agneſens Gegenwart, daß ich ihn für ſo gut hielt, oder daß er ſo gut war?

Kirchburg! Kirchburg! Du haſt meine Glükſeligkeit untergraben — die Glükſeligkeit, die ich in meiner Pflicht ſezte und fand. Du haſt einen Keim zum Böſen in mir erwekt. Du biſt ſchuld, daß ich dieſer Agneſe Namen mit Zittern ausſpreche.

Kann man denn auch eiferſüchtig auf einen Mann ſeyn, den man nicht liebte, und wieder Willen nahm? — Aber denn ich doch mit vollen Herzen, mit der Ueberzeugung mich in die Arme warf, ich wolte ihn glüklich machen — Kan ich das, da er mich flieht, meine Geſellſchaft meidet, bey der vollkomnern Entſchädigung ſucht? — Entſchädigung? — Nein, erniedrige dich nicht, Thereſe. Biſt du gleich nicht ſo ſchön — ſind deine Geiſtesgaben nicht ſo vollkommen, als die ihrigen, ſo vergaſſeſt du doch nichts, um dich ihm gefällig zu machen. Und wo nicht Dank, ſo iſt er dir doch Erwiederung dafür ſchuldig.

Und den Termin will ich noch abwarten. Vierzehn Tage! Eine lange Zeit für ängſtliche Erwartung. Da will er kommen und mich abholen. Abholen, um mit dieſer Agnes zuſammen zu ſeyn.

O ſie war ja ſo ofnes reines Herzens. Kirchburg kan ein Verläumder — nein das nicht — er kan ſich geirrt haben. Ich will ihr ſchreiben, ſo ſchreiben, daß ſie nichts beleidigen kan. Aber ihre Antwort ſoll meinen Entſchluß beſtimmen.

Mit meiner Mutter werd ich einen harten Stand haben. Sein Befehl ihr es anzukündigen, daß ſie hier bleiben ſoll. Ha! da kömt Kirchburg.

Kirchburg Thereſe.

Kirchburg. Haben ſie Briefe, Thereſe. Ich habe welche.

Thereſe. Auch ich, und ſo wenig ſie den Wünſchen meines Herzens entſprechen, bin ich doch froh, ſie zu haben. In vierzehn Tagen will er mich abholen.

Kirchburg. Und mich bittet er, keinen Augenblik zu ſäumen, zu ihm zu kommen. Dinge von äußerſter Wichtigkeit machten meinen Beyſtand nothwendig.

Thereſe. Dinge von Wichtigkeit — von äußerſter Wichtigkeit. Und die verhehlt er ſeinem Weibe. Sie ſoll nicht Theilnehmerin davon ſeyn. Sie ſoll ihm nicht beyſtehen. O Kirchburg, ich ſehe durch dieſen Schleyer. Meine Furcht iſt nicht ungegründet. Es iſt etwas geſchehen. Wenn ſie mehr wiſſen, wenn ihnen ein Unglük bekant iſt, welches ſie verhindern können, wozu ich das mindeſte beytragen kan, ſo ſagen ſie mir es. Ich will mit ihnen. Sein Befehl, daß ich hier alles in Ordnung bringen ſoll, wird ſo ſtrenge nicht ſeyn, daß ich ihn nicht übertreten dürfte.

Kirchburg. Hier iſt ſein Brief. Leſen ſie ſelbſt. Nichts genaueres ſteht darin. Sie wurden böſe, Thereſe, wie ich meine Muthmaßungen äußerte. Ihr Zorn iſt mir unausſtehlich. Ich halte ſie alſo zurük.

Thereſe. Nein, halten ſie nichts mehr zurük. Ich bin nicht böſe. Ich will ſie prüfen, ihre Muthmaßungen, und wären ſie noch ſo ſchreklich. Wir wollen zuſammen überlegen, was zu thun iſt

Kirchburg. Wie hätte Weinert vom erſten Augenblik an, da er Agnes ſahe, ſie verlaſſen, bis jezt ſie verlaſſen können, um bey ihr zu ſeyn, wenn ſie ihn nicht unauflöslich gefeſſelt hätte. Noch will ich nicht behaupten, daß er nicht rechtſchaffen denkt, aber bey aller Rechtſchaffenheit trägt Leidenſchaft immer den Sieg davon. Vielleicht, Thereſe, iſt jezt der entſcheidende Zeitpunkt, zu ſiegen, oder unterzuliegen. Wenn ſie kämen, Zeuge vielleicht einer oder der andern ſeiner Schwächen wären, dann müſte Verzweiflung ſein Loos ſeyn, aber ich — ich kan ihm unter die Arme greifen, ich kan ihm Stärke geben zu überwinden.

Thereſe. Alſo doch dieſe unſeelige Leidenſchaft, und alle Umſtände zwingen mich, zu glauben, daß ſie wahr iſt. Nun denn — ſie haben recht — meine Gegenwart könte da viel übles thun. Ich will nicht reiſen. Ich will ſie alleine dahin laſſen. Sie ſollen der Bevollmächtigte meiner Seele ſeyn. O Kirchburg, nehmen ſie ſich eines armen verlaſſenen Weibes an, das das Unglük ganz niederdrükt. Vollbringen ſie das ſchöne Werk, und führen meinen Gatten mir wieder zu. Es iſt das edelſte was ſie vollbringen können. Es wird ewigen Seegen bringen, und meine Dankbarkeit wird ohne Grenzen ſeyn.

Kirchburg. Ich will, liebes theures Weib, ich will alles thun. Mit der Vollmacht einer ſolchen Seele muß mein Unternehmen glücklich ſeyn. Ich kehre gewis für ſie erfreulich zu ihnen zurük. Leben ſie wohl. Ich will keinen Augenblik ſäumen, um einer Tugend wie die ihrige jeden Kummer abzuwenden. (ab)

Thereſe. Die Worte ſind ſüß. Aber ſo ſüß ſie ſind, ſie geben mir doch keinen Troſt. Gründler! Gründler! wie mächtig erwachſt du in meinem Herzen. Zum erſtenmal ſprach ich deinen Namen ſehnſuchtsvoll aus. Eine Stunde mit dir, wie ſelig könte mich dein ſtandhafter Geiſt machen! Du würdeſt Muth in dies zerrißne Herz bringen. Und was hält mich, daß ich dieſe Stärkung nicht annehme? Iſts denn Sünde mit dir zu reden?

Doch nein! nein! Ich will keinen Schritt wagen, den ich nicht zu überſehen vermag. Ich bin bis hierher ſtandhaft geweſen, ich wills ferner bleiben. Ich will mir nicht ſagen können, ich hätte die Gelegenheit verſucht zu werden, ſelbſt geſucht. Wie leicht könte meine Leidenſchaft aufwachen. Unglük macht uns geſchmeidig zum Laſter. Standhaft, Therese, bis eine höhere Macht dir zuruft: Jezt haſt du genug gelitten.

Berlin.

Unter den Linden.

Weinert. Kirchburg.

Weinert.

Sie ſind uns aus den Augen. Herrliche Progreſſen, Kirchburg. Von Ball zu Ball, von Vergnügen zu Vergnügen. Täglich neue Beweiſe, daß das Fleiſch ſich in den Geiſt miſcht. Täglich neue Verſicherungen von zärtlicherer Zuneigung. Freylich ſchweſterlich. Küſſe heiſſer als Feuer, werden mit brüderlicher Ehrfurcht angenommen, und äußerſt vorſichtig erwiedert. Und Riedel der gute Narr freut ſich des, und ſcheint froh, daß ſein Weib ihm nur fröhlich entgegen kömt.

Kirchburg. Herrlich — Nun kan ich doch von Freude reden. So muß es Satanas zu Muthe geweſen ſeyn, als Eva nach dem Apfel grif.

Weinert. Und wie ſo ganz alles Mistrauen verſchwunden iſt — wie ſie weder der väterlichen noch mütterlichen Ermahnung noch des Oheims lezten Zweifeln, denn Riedel hat mir das alles nun entdekt — keinem von allem mehr Gehör giebt, mich für den einzigen hält, der ganz mit ihrer Seele ſimpathiſirt, der in ihr Leben Freude webt, jeden vergnügten Abend mir dankt, jede Stunde, die ſie allein iſt, ſeelig preißt, ſeelig — weil ſie mich hat.

Kirchburg. Das iſt ein ſchöner Rauſch — Aber immer, Weinert, nur Rauſch. Bedenke das. Verſäume den hinreiſſenden Augenblik nicht. Ihre Augen könten aufgehen. Weißt du was. Laß mich das Ding machen. In acht Tagen verreißt Riedeln. Acht andre Tage dauret ſeine Abweſenheit. Entweder der Sieg iſt da vollbracht — oder wir brechen ab.

Weinert. Brechen ab? Welch ein Traum! Abbrechen, wenn man am Ziel iſt?

Kirchburg. Wenn man das Ziel überſchritten hat iſt der Sieg dahin. Hier kömts auf einen Punkt an. Wird der überſehen, ſo iſt die ganze Periode verloren.

Weinert. Meinſt du? Nun, ich will dich machen laſſen. Was haſt du vor?

Kirchburg. Noch weil Riedel hier iſt will ich einige Feſte anordnen. Sie ſollen reizender für Agnes ſeyn, als ſie noch je welche geſehen. Decence und Anſtand müſſen darauf herſchen, beſonders mußt du dich hüten, den geringſten Anſtos zu geben. Du mußt dich bemühen, keinen Augenblik mit ihr allein zu ſeyn, immer unter den Augen ihres Mannes ſie zu ſprechen. Ihn und ſie will ich indeſſen ſchon in ſolche Lüſte hineinweben, daß ſie ſich verlieren ſollen.

Weinert. Wozu das? Ich fürchte, Kirchburg, du biſt auf einem irrigen Wege.

Kirchburg. Mit nichten, mein Freund. Freylich mußt du dieſen Taumel vor dir vorübergehen ſehen. Aber wie viele haſt du deren ſchon vorübergehen ſehen, ohne daß dich ihr Verluſt gerührt hätte? Die ſchöne Zukunft läßt das ja leicht vergeſſen. Aber vorhergehen müſſen dergleichen verführeriſche Augenblike, wenn anders jene gelingen ſollen. Rechtmäßig ſie gekoſtet, fallen ſie unrechtmäßig uns nicht ſo ſchwer auf. Nie gekoſtet, und gleich der Gedanke des Unrechts dabey, bringt man ſie nie zur Reife.

Weinert. Ich fange an dir Recht zu geben.

Kirchburg. Kaum wird Riedel merken, daß Agnes Geſchmak an dieſen Freuden findet, ſo wird er uns ſelbſt bitten, ſie ihr in ſeiner Abweſenheit zu gewären. Wir werden die Feſte wiederholen, und du wirſt in allen Riedels Stelle vertreten.

Lieber Weinert! die große Kunſt, Weiber zu fangen, beſteht darin, erſt ihre rechtmäßige Gefühle in Unrecht zu verwandeln. Bey leichtſinnigen Weibern haben wir das freylich nicht nöthig, von denen iſt ja aber auch nicht die Rede. Von denen ſprechen wir, die Grundſäze haben, und die ſie haben, haben ſie beſonders über den Eheſtand. Sie wiſſen es gar zu gut, daß ſelbſt in dieſen Verhältniſſen es Aeuſſerungen giebt, die über den Punkt des Wohlanſtands nicht allein, ſondern der Gewiſſenhaftigkeit weggehen. Sie wiſſen es zu gut, daß ſelbſt Vertraulichkeit des Weibes und des Mannes eine gewiſſe Grenze haben, über welche man nicht ſchreiten ſolte, und daß, wenn ſie überſchritten iſt, aus der zärtlichſten Liebe, Gleichgültigkeit entſtehen kan. Schlägt das Temperament vollends mit in unſern Plan, dann ſind ſie verloren.

Weinert. Der Schüler würde dem Meiſter gern weichen, wenn er nicht die Hauptrolle dabey ſpielen müſte, und bey dieſer Agnes, lieber Kirchburg, iſt noch ein ſo eindringliches Gefühl nöthig, als ich wirken, und ihr mittheilen kan.

Kirchburg. Stolzer Menſch. Ich gönne dir deine Selbſtliebe. Laß ſie nur nicht von dem Verſaz weichen, meine Rache zu krönen. Ich will zu deinen Freuden nicht ſcheel ſehen, wenn ſie ſchon beneidenswerth ſind, denn kleide die Wolluſt in welches Gewand du willſt — Rache büſſen können, geht über das vollkommenſte Gefühl derſelben, und ich will ſie ſo erhaben büſſen, daß das Andenken daran meine melancholiſchen Stunden verjagen ſoll. (beyde ab)

Berlin.

Tanzſaal bey Corſika.

Glänzende Verſamlung vieler Perſonen, die tanzen, ſpielen, ab und zu gehen, trinken, ſchäkern, woraus nur ausgehoben worden, was zur Geſchichte gehört.

Agnes. Weinert. (neben einander ſtehend)

Agnes.

Ungemein unterhaltend, lieber Weinert. Die pünktliche Sorgfalt, mit der ſie Sorgfalt tragen, daß kein Augenblik ſelbſt der Freude, ermüdet, erfordert meine ganze Erkentlichkeit. Berlin wäre mir ohne ſie zur Einöde geworden, und ich fange an, es für ein Paradies zu halten.

Weinert. Gewis, theure Agnes, man kennt den Werth des Lebens nur nicht, wenn es einem ohne Wonne hinfließt. Man muß ſich ſeine Freuden ſelbſt ſchaffen, dann nur hat man ſie. Freylich ſind ſie verſchieden, aber ſie ſind dennoch für jeden da. Ich ſelbſt Agnes, als Beyſpiel mich anzunehmen hätte vor wenigen Wochen geſchworen, ich würde in der kummervolleſten Unzufriedenheit meine Tage hinbringen. Ich glaubte ich hätte ihre Freundſchaft verloren, und dann war für mich alles verloren.

Aber man verliert in dieſer Welt das nicht, was einem Alles iſt, wenn man es nicht muthwillig verſcherzt. Ich hätte lange können ſo glüklich ſeyn, wenn ich mich ihnen entdekt hätte.

Freylich genieſſen ſie, und ich entbehre, aber ich genieſſe durch ihren Genuß. Jede Wonne die ſie fühlen, wirkt mit auf mich. Selbſt ihre geheimſten Freuden, wenn ich ſie mir denke, ſo erfüllt mich der erſte Gedanke daran mit Wuth gegen mein Schikſaal; aber wenn ich dann mir den Mann davon wegphiloſophire, und das Weib in Seeligkeit hinſchwimmend mir denke, ſo verſöhne ich mich mit dem Schikſaal, das mich von ihnen entfernte. Es iſt immer eine ſtarke Reſignation dazu nöthig, aber ich habe ſie erreicht, und bin zufrieden.

Agnes. Und wenn ichs nur erkaufen könte, daß dieſe Zufriedenheit nie geſtört würde, ich wolte nichts für zu theuer halten.

Weinert. O Agnes! Sie bezahlen es hundertfach. Ein warmer Kuß von ihnen, ein Druk von ihrer Hand, Dinge die ihr Gatte überſieht, ſind mir Freuden, die unnennbar ſind. Ihr Riedel iſt ein trefflicher Mann. Allein er kennt ihren ganzen Werth nicht, er kan ihn nicht kennen, weil er ſich zu früh ſättigte. Wäre er ſtufenweiſe fortgegangen, wäre nicht mit ungeſtümer Wuth die Leiter der Liebe heraufgerannt, um den Gipfel zu erreichen dann hätte er, dann hätten ſie dreyfach fühlen müſſen, was ſie fühlten, dann, Agnes, wären ſie das erſte Ehepaar geweſen, was das Glük dieſer Verbindung gefühlt! Darin beſteht eben menſchliche Unvollkommenheit, daß wir nicht mit

Maaße zu genießen wiſſen, daß unſer ganzer Wunſch darauf geht, mit einemmahle alles zu beſizen, daß wir nach dem Glanze greifen, ehe wir wiſſen, wie wir ihn erhalten ſollen.

Agnes. Herrlicher Mann! Was ſind ſie für ein treflicher Lehrmeiſter! Alle Tage überzeugen ſie mich mehr, daß ſie der erſte Mann ſind, der unſern Werth dem ihrigen gleich ſezt.

Weinert. Nein, Agnes, ich erhebe ſie weit über uns. Ihr Gefühl iſt um ſo vieles feiner, als das unſrige, daß wir es gar nicht wagen dürfen, mit ihnen uns zu meſſen. Aber um deſto leichter fallen ſie auch in die Schwärmerey, da ſich Skrupel zu machen, wo keine nöthig ſind, in die Schwärmerey, da nicht genießen zu wollen, wo ſie genießen ſolten, und das erbt von der Mutter auf die Tochter fort, und macht ſo viele Männer unglüklich. Man ſchikt ſich in Zeiten und Konventionen, Agnes, wenn ſchon man fühlt daß ſelbſt wider die Rechte der Natur dies ſtreitet, was wir feines reines Gefühl nennen, der Natur, die doch gewis will, das beſſere ſoll mit dem beſſern harmoniren. Es paßt nicht auf uns, Agnes, aber es giebt Nationen, bey denen das Weib den mehr harmonirenden Mann dem öffentlich vorziehen darf, der weniger mit ihrem Geiſte ſtimt. Ob das Land wohl glüklicher ſeyn mag, als wir?

Agnes. Ob? das wage ich nicht zu entſcheiden. Aber einleuchtend iſts mir, daß es der Fall ſeyn könte. Kommen ſie, Weinert, der Tanz wartet unſer. (ab)

Kirchburg. (hernach) Riedel.

Wahrhaftig, ich bleibe dabey, er iſt ein Pinſel: Wie ſie mit ihm dahin ſchwebt, als ob ſie keines Mannes Nähe jemahls ſo mittheilend gefühlt hätte, als die ſeinige — wie man es bey jedem mahle, daß ſie ihm die Hand reicht gewahr wird, wie zärtlich ſie ſie ihm drükt, wie ihre Blike Pfeilen gleich in den ſeinigen hängen bleiben, und wie ſchmelzend ſie vor ihm vorbeyrauſcht, als wolte ſie ſeine Atmoſphäre mit der ihrigen, mit ſich fortreiſen! Weinert! Weinert! und das alles kan nicht erſt von heute ſeyn. Und das alles, haſt du noch nicht genuzt? Heißt das jedes Korn aufleſen, was die Leidenſchaft verſtreuet? Heißt das Blindheit der Liebe ſich zu nuze machen?

Da ſteht Riedel, — ſieht auf ſie, ſieht das alles, und wird nicht raſend vor Eiferſucht? O er iſt ein weit größerer Pinſel, als jener. Und doch vergeſſe ich, daß dieſe Scene heute nicht ſeyn ſolte — vergeſſe, daß Weinert heute den zurükhaltenden ſpielen, Riedeln ganz das Feld laſſen ſolte — Seine Unvorſichtigkeit zu jener Zagheit genommen, könte alles verderben. Ich muß es wieder ins Gleis zu bringen ſuchen.

(Er geht zu Riedeln, der ihn umarmt)

Riedel. Nun, lieber Kirchburg, unterhalten ſie ſich gut? Wird ihnen Berlin nicht langweilig? Sind ſie mit Weinerts Arrangement dieſer Fete zufrieden?

Kirchburg. Wie ſollte man in ſolcher Geſellſchaft unter ſolchen Freunden nicht fröhlich ſeyn? Trägt denn nicht alles dazu bey, mich in der munterſten Laune zu erhalten? Es kan nur ein Menſchenfeind ſeyn, der unter ſolchen Umſtänden misvergnügt iſt. Und wenn auch unzählige Dinge vorhergegangen, die unſerm Sinne nach beſſer für uns hätten gehen können, ſind wir nicht alle in der Macht des Schikſaals, und müſſen wir deſſen Gebot nicht als unſer beſtes betrachten? Glauben ſie mir, theurer Riedel, der Gedanke das Glük, welches ich hier ſehe, nicht geſtört zu haben, iſt mir fühlbarer, als der, ich habe viel verloren.

Riedel. Schön, Kirchburg, daß wir einmahl auf dieſen Punkt zu ſprechen kommen. Wie ſehr kan man doch Menſchen verkennen, und wie traurig iſt es, wenn wir verkannt werden. Der Zufall lehrt uns einander von einer ganz andern Seite betrachten, als wir uns ehedem ſahen: Sie drängte mein Glük, mich für den Störer des ihrigen zu halten, und Ausbruch ihrer Leidenſchaft, Wirkungen der erſten Hize bey ſo empfindlichen Verluſt, lies mich ſie in einem falſchen Spiegel ſehen.

Kirchburg. Um ſo wonnevoller iſt die jezige Ueberzeugung. Was kan dem rechtſchaffenen theurer ſeyn, als den finſtern Nebel der Bosheit zerſtreut zu ſehen, durch den man ihn betrachtete. Agnes, das iſt wahr, war mir ein Paradies — ein Himmel. Ich ſahe mir dieſen Himmel durch ſie entriſſen. Allein wie ſie ſo voll des lebendigen Glükgefühls nach ihrer Trauung die Stufen des Altars herabſtiegen, da beneidete ich ſie aber ich verwünſchte ſie nicht. Weinert gieng mit mir. Ich floß in Lobeserhebungen Agneſens über. Daß ſie Riedels Glük macht, ſagte ich, iſt keinem Zweifel unterworfen. Daß er das ihrige machen möge, wünſche ich, hoffe ich, werde ich zu befördern, zu bewerkſtelligen ſuchen. Weinert ſagt mir, ſie haben es gemacht, und meine Seeligkeit iſt vollkommen.

Riedel. Ja — Weinert iſt ein Phönix unter den Männern. Schon fieng meine Glükſeeligkeit an zu wanken, ſchon neigte ſich Agneſens Herz zum Mistrauen gegen mich, weil meine Lage mir nicht erlaubte immer um ſie zu ſeyn. Es gehört viel dazu, eines Weibes Herz immer warm gegen ſich zu erhalten, wenn man nicht immer um ſie ſeyn kan. Ein Freund, Kirchburg vermag in dem Fall viel. Er kan uns beyſtehen, wenn ers redlich mit uns meint.

Kirchburg. (für ſich) Wenn ich dem Leichtgläubigen die Augen öfnen wolte, wie würde er mich anſtaunen!

Riedel. Wie meinten ſie, Kirchburg?

Kirchburg. Ich überlegte bey mir die Größe des Glüks, Freund und Gattin in gleichem Maaße edel zu beſizen. Ja, ſie haben an Weinert einen Mann, der gründlich den menſchlichen Karakter zu erforſchen weis —

Riedel. Der jede Falte aufzudeken, bis ins innerſte zu lenken weis, Willen und Verſtand —

Kirchburg. Willen und Verſtand, daß ſie thun, was er für gut achtet —

Riedel. Und der ſo reines Herzens iſt daß er nichts für gut hält, als was mit der ſtrengſten Sittlichkeit übereinſtimmt.

Seine Aeußerungen darüber, ſind mir ſelbſt lehrreich geweſen. Er hat obgleich unverheyrathet ſo richtige Ideen vom Eheſtande.

Kirchburg. Ja, mit dieſen hat er mich oft bis zur Bewunderung hingeriſſen. Er hat ſeit der Zeit ſelbſt geheyrathet, und wenn ſchon ſeine Ehe keine glükliche zu ſeyn ſcheint —

Riedel. Wie meinen ſie das, Kirchburg? Solten ſie argwohnen —

Kirchburg. Laſſen ſie mich ausreden lieber Riedel. Sie ſehen, er lebt nicht mit Thereſen, es hat würklich den Schein, als ob er nicht gern bey ihr wäre, weil er nicht da iſt.

Riedel. Richtig! Sie machen mich da auf etwas aufmerkſam, was ich meiner vielen Geſchäfte wegen nicht habe bemerken können. Er wolte ſie aber doch hierher führen.

Kirchburg. Daher, Riedel, red ich ja vom Schein, ſonſt wäre es Würklichkeit. Ich will ihnen die ganze Sache erklären. Sezen wir uns zu einer Bouteille Champagner.

Riedel. Herzlich gern, mein Theurer. Die Unterhaltung von Weinert iſt mir immer angenehm, je mehr gutes ich von ihm höre. Herzlich gern, alſo —

Kirchburg. (für ſich.) So hole der Teufel das herzlich gern, wenn Agnes meine Frau wäre.

(Sie gehen an einen Tiſch, und ſezen ſich zum Trinken.)

Zwey Berliner Damen.

Erſte Dame. Madame Riedel tanzt ſehr hübſch, und ihr Tänzer nicht minder.

Zweyte Dame. Ja, ja, das hat alles ſo ſeine Urſachen.

Erſte Dame. Im Ende, meine Gute, ſind ſie eiferſüchtig. Nicht wahr, Herr Weinert iſt ein ſchöner Mann, unterhaltend, wizig, verführeriſch, mögt ich wohl ſagen.

Zweyde Dame. Ja, unrecht haben ſie nicht. Das alles iſt an ihm zu loben, allein wäre der Mann nicht weit ſchöner, wenn er eine Uniform hätte. Wahrhaftig, Madam Riedel wirft ſich weg, und eiferſüchtig hat man da keine Urſach zu ſeyn. Sie könte ganz andre Eroberungen machen, wenn ſie nur wolte.

Erſte Dame. Ich wundre mich überhaupt über dies Phänomen. Anfangs hies es, ſie wäre eine Frau von ſo feſten Grundſäzen, ſie litte keine Zweydeutigkeit, und nun ſieht man es doch, wie ſie ohne irgend Umſtände zu machen, mit ihm umgeht, als wäre er ſelbſt ihr Mann. Daß Riedel das ſo mit anſehen kan —

Zweyte Dame. Riedel iſt ein Mann von Welt — ein Mann mit dem man etwas anfangen könte, wenn er nur erſt einmahl von der Liebe mit Agnes geheilt wäre. Aber glauben ſie mir nur, meine Beſte, für jezt ſind ſeine Grundſäze ſo, daß man verzweifeln mögte. Daß er nicht alles verſtehen ſolte, iſt unmöglich, daß er es nicht verſtehen will, iſt zum raſend werden. Ich habe in meinem Leben keinem Manne ſo viele Avanzen gemacht, und noch nie hat ſich einer ſo barok dabey betragen. Es iſt wahr, er iſt auch nicht vom Militair, aber er hat einen Karakter, und er wird gewis bald in den Adelſtand erhoben. Ich habe das von ganz ſichrer Hand. Die Leutgen ſind noch zu kurze Zeit hier, und halten ſich gar zu eingezogen. Es ſind Spekulationen auf ſie, und auf ihn gemacht. Betragen ſie ſich nur halbwege geſcheut, ſo iſt ihr Glük gemacht. Ich wolte daher vorwegfiſchen. Allein er will nicht anbeiſſen. Er findet ſeine Frau noch zu ſchön.

Erſte Dame. Und iſt doch bald ſechs Monate verheyrathet. Das heiſſt ſich würklich ſehr lange eminiren. Da tanzen ſie wieder herunter. Sehen ſie nur welche Grazie — welch ein Anſtand.

Tiſch an dem Riedel und Kirchburg ſizen.

Kirchburg. Riedel. (hernach) Weinert und Agnes.

Kirchburg. So iſts, darauf können ſie ſich verlaſſen. Und bey dieſer Theorie vom weiblichen Herzen, und der forſchenden Erfahrung, die er von jeher gemacht hat, muß es ihm wohl gelingen, ſich troz der erſten Schwierigkeiten aus Thereſen eine Frau nach ſeinem Herzen zu ziehen.

Riedel. Ja, ich bewundre ihn immer mehr und mehr. Sie haben mir in Anſehung ſeiner ſehr gedient, nicht als ob ich nicht von jeher für den ehrlichen Mann ihn gehalten hätte, den ſie mir mahlen, ſondern weil ſie mir eine neue Seite ſehen laſſen, die mich nicht in Anſehung meiner Agnes, ſondern für ihre Eltern und Oheim in Sicherheit ſezt, die in jedem ihrer Briefe mich ermahnen, auf meiner Hut zu ſeyn. Aber wahrhaftig die Bouteille iſt leer — Trinken wir noch eine. Ich bin heute zur Munterkeit aufgelegt.

Kirchburg. Nein, nicht mehr. Mäßig in allen, iſt mein Sprüchwort. (für ſich) Ich darf ihm nicht zu viel geben, ſonſt ſcheitert mein Plan.

Agnes und Weinert (kommen)

Riedel. Da biſt du ja, liebe Agnes. Du haſt deine Freude am Tanz gefunden.

Ich am belebenden Rebenſaft. Ich wüßte lange keine ſo frohe Stunden erlebt zu haben.

Agnes. Das freuet mich ungemein, lieber Mann. Mein Vergnügen allein iſt zu meiner Heiterkeit nicht hinreichend, das deinige muß damit verbunden ſeyn.

Kirchburg. (für ſich) Wenn das Verſtellung iſt, ſo iſt die Heuchlerin im vollkommenſten Grade fertig.

Weinert. Agnes hat mich ermüdet. Ihr Weiber ſeyd doch im Tanzen unüberwindlich. Ich bin froh, daß ich einmahl Ruhe habe, ſie hat ſchon wieder ſich angagirt.

Riedel. Das viele Tanzen könte dir aber ſchaden. Ueberfluß iſt ohnedem der Tod des Vergnügens, und Mäßigkeit würzt es. Kirchburg hat mich das eben gelehrt.

Agnes. Den unzeitigen Herren Moraliſten ſchmeckt der Wein gewis nicht recht. Nun, dieſen Tanz noch, liebes Männgen, dann will ich ein wenig pauſiren.

Kirchburg. (leiſe zu Weinert) Entferne dich, ich habe mit dieſem Patron noch etwas zu reden.

Riedel. Es ſey, Agnes, aber ſchone deine Geſundheit.

(Agnes und Weinert ab)

Iſt ſie nicht einer Göttin gleich? Und wie Wallung im Blut ihre Wangen färbt, daß kein Mahler ein reineres Roth hervorbringen kan — und wie man denn ſchließen muß, daß kein unreines Tropfgen in dieſen Blute ſeyn kan. Wenn ich ſie ſehe, Kirchburg, ſo mahlt ſich mir immer das unbefangne Herz, als obs da ſtände.

Kirchburg. Und jagt ihr Blut auch in Wallung — denn — geſtehen ſie es mir immer, Riedel, bey einem ſolchen Weibe, ſtehen die Pulſe nicht ſtille, und die Naturgefühle konnen nicht ſtocken. Wir ſind Männer, und müſſen von der Sache als Männer ſprechen. Laſſen ſie das ſchönſte Weib mit dem Herzen ſich ihnen der Abgötterey werth zeigen, und laſſen ſie ſie im Punkt der Leidenſchaft kalt und zurükweiſend ſeyn — ſo verliert ſie.

Riedel. Das ſind Ehehaften, Kirchburg, mit denen man vorſichtig umgehen muß. Meine Frau kónte nur etwas wittern, daß ich úber unſre Geheimniſſe den Schleyer enthülte, und ſie wúrde mir das nie vergeben.

Kirchburg. Und doch wenn wir alte kórnigere Zeiten zu rathe ziehen wollen, ſo ſchämte ſich der Mann der ganz nach den Geſezen der Natur handelte, nicht zu ſagen: Mein Weib iſt eine feurige Gattin. Der Ritter erzählte dem Ritter beym traulichen Handſchlag wohl ehr die Geſchichte der glüklichen Nacht, ohne daß der andre arges dachte, oder ſie ihm nicht gegónt hätte.

Riedel. Wohl wahr — aber der Styl der Erzählungen hat ſich verändert. Indeſſen glaub du mir — Poz Velten! wir haben noch nicht Brúderſchaft getrunken.

(Sie trinken Brúderſchaft.)

Glaub du mir alſo, Kirchburg, das Weib hat Feuer.

Kirchburg. (für ſich) Deſto beſſer für uns — Wer es ihr aber auch nicht anſähe, müſte blind ſeyn.

Riedel. Feuer und Geiſt iſt im Ueberfluß da. Und (lächelnd) die Nächte verſchwinden wie die Tage. Wenn du einmahl ſo eine Agnes findeſt, Bruder, laß ſie nicht aus dem Garn. Nimm ſie —

Kirchburg. Ohne Bedenken. Aber eine Liebe iſt der andern werth. Du ſprichſt mir da von ſchönen Nächten. Fandſt du Agnes bey deiner vernünftigen Leidenſchaft je ſo feuervoll nach dir ſchauen, wie ſie dich izt anblikte?

Riedel. Nein, das nie. Aber wozu das?

Kirchburg. Wozu? Um dich etwas zu lehren, was du noch nicht weiſt — daß die blühende Roſe in dieſem Augenblik genieſſen, tauſendmal mehr Wonne iſt, als pflichtmäßig mit ihr den Becher leeren, den die Natur nicht in Zeiträume zwingt. Ich ſolte Agnes mein Weib nennen. O Riedel! Du biſt ein glüklicher Kerl.

Riedel. Aber du auch fähig, Begierden in einem rege zu machen, die man hernach nicht befriedigen kan. Geh mit deinem Spielwerk, es mag wahr ſeyn, aber es iſt nicht anwendbar.

Kirchburg. Noch eins Riedel. Ich wohne hier im Hauſe, ich will dir einmahl meine Zimmer zeigen. Sie ſind ſchön, und werden dir gefallen. Wenn wir zurückkehren trinken wir noch eins auf eine genoſſne Wonne. (Sie gehen ab)

(Pauſe in der der Tanz ununterbrochen fortgeht)

(Niſche in einem Nebenzimmer.)

Kirchburg. Weinert.

Weinert. Aus dem reizendſten Taumel mit ihr reiſt du mich weg. Seelen Gefühl hatte uns ganz eingenommen. Wir waren auf einen Punkt, der uns gewis für die Zukunft inniger geknüpft hätte — den ich vielleicht nicht wieder erlebe.

Kirchburg. Chimären! Was das Fleiſch nicht zwingt, wird der Geiſt nie zu ſtande bringen. Man kan Jahre wimmern, und von Tage zu Tage auf Erhörung hoffen, und es wird doch nichts.

Mein Weg iſt beſſer. Jezt wird ſie ſchon in Wolluſt verſunken ſeyn, und das fühlen, wird ſie bald minder ſpröde machen.

Weinert. O Teufel von einem Menſchen, was haſt du angelegt? Eben mein Plan gieng dahin, ihre Wallung ſo zu vermehren, daß ſie ſie nicht mehr zu ertragen fähig — ſo jagend ihren Kreislauf zu machen, daß Löſchung der wilden Hize unumgängliche Nothwendigkeit wäre —

Kirchburg. Und dann ſie mit dem Mann hübſch nach Hauſe fahren, und die Bemerkung machen laſſen, daß ſich die Glut auf dieſe Epoche ſehr gut aufhalten ließe, daß keine Ausſchweifung nöthig ſey um ſie zu dämpfen.

Ich ſahe dieſen Zeitpunkt. Er nicht genuzt, kehrte nie wieder. Jezt genießt ſie auf der Stelle. Befriedigung zu der Zeit, macht ſie zur andern in gleichem Grade nothwendig. Kurz, der nächſte Ball, Weinert, iſt dein glüklichſter Augenblik, oder nenne mich, mit welchen Schimpfnamen du willſt.

Und dann Zeit, Gelegenheit — wo in aller Welt willſt du dieſe Hülfsmittel hernehmen? Bedenkſt du nicht, daß ein Weib in ihrem eignem Hauſe zehnmal ſchwerer zu beſiegen iſt, als in einem fremden.

Weinert. Ich habe dir einmahl Macht gelaſſen, ich muß dir trauen. Aber wenn es ſchief ausfällt, Kirchburg, troz allem was du für mich thateſt, verfolgt dich mein Haß unaufhörlich.

Berlin.

Gegen Morgen

Korſika Haus

Kirchburgs Zimmer.

Riedel. (allein erwachend)

Geſchlafen hab ich, das weis ich. Ob geträumt? — Nein, ſie war hier. Die Unterredung mit Kirchburg war ſo wenig Traum, als die Wonne, die ich mit ihr ſchmeckte. So feurig war ſie noch nie. Und doch ſcheint ſie nicht zufrieden. Wie ſie nur von mir gekommen iſt? Wie es nur gekommen, daß ich einſchlief?

Der Wein hatte mich zu Boden geworfen. Ich hatte dem guten zu viel gethan. Iſt mir das doch ſeit Jahren nicht begegnet. Vielleicht hat ſie es auch übel genommen, daß ich an einem fremden Orte in fremden Zimmern dergleichen ihr zumuthete? Ja, ja, eine Ausſchweifung bleibts immer. Kirchburg verführte mich. Er meinte es zwar gut, allein ich hätte mich ihm nicht ſo blos geben ſollen. Es iſt vorüber. Ich will bereuen und mich beſſern. Das Ding geht mir ſehr im Kopfe herum— wenn ich ſie nur erſt wieder gut hätte. (ab.)

Berlin.

Riedels Wohnung.

Agnes. (am Theetiſch) (hernach) **Riedel.**

Es will mir gar nicht aus dem Kopfe. Die Nacht war ſo ſchön, und doch mußte etwas dazwiſchen kommen, was ſie mir zuwider machte. Wie ſich Riedel nur ſo vergeſſen, den Wein ſich bemeiſtern laſſen konte. Warum that das Weinert nicht? Warum iſt er immer der ſtille, mäßige, vernünftige?

Ja wohl haben die Recht, die da ſagen: Der Mann ſcheine Engel wie er wolle, lernt ihn nur erſt kennen, und ihr werdet finden, er iſt es nicht. Indeſſen will ich ihm nichts ſagen. Es wäre ungerecht, ſeine Fehler ihm vorzurüken. Er ſchien ſo beſchämt zu ſeyn, wie wir zurükfuhren

Er traute kaum ein Wort zu reden, und drukte mir ſchüchtern meine Hand.

Und Weinert war auch nicht, wie er ſeyn ſolte, nicht wie er vorher war. Die beyden Tänze nachher tanzte er zerſtreut, dann, wie ich die Urſach wiſſen wolte, kam mir es gar vor, als ob er weinte.

Entſezlich wärs, wenn er das ganze gemerkt, gar gewußt hätte, wenn er glaubte, ich wäre Urſach davon, glaubte, ich ſey ein wollüſtiges Weib, die ſogar am fremden Orte dem Büßen ihrer Lüſte nicht widerſtehen könte.

Wahrhaftig, er iſt ein Engel — ſelbſt gegen Riedeln ein Engel. Wäre er einer ſolchen Zudringlichkeit fähig — er fähig, ſich der Möglichkeit einer Beſchimpfung ſeiner Frau vor der ganzen Geſellſchaft auszuſezen? Guter Weinert! ich ſchäze dich immer mehr. Deiner Ehrlichkeit vertraute ich mich in jedem Augenblike.

Riedel. (tritt reiſefertig ein) Guten Morgen, Kind. Schon wieder muß ich dich in die Verlegenheit ſezen, Abſchied von dir zu nehmen. Du weißt wie ungern ich das thue.

Agnes. Und du weißt, wie ungern ich dich reiſen laſſe, lieber Riedel. Aber ich bin denn doch genöthigt, dem Schikſaal nachzugeben, und wenn ich gleichgültiger gegen die Trennung von dir werde, ſo ſchiebe das nicht auf Mangel an Liebe, ſondern rechne es auf die Gewohnheit, die einzig der Grund davon iſt. Auch kanſt du für mich ruhiger ſeyn — denn du läßt mich im Schuze deſſen, der nun für ewig unſer Freund iſt.

Riedel. Das iſt auch mein einziger Troſt, Agnes; Wäre Weinert nicht da, nicht halb ſo ruhig würde ich von dir gehen. Zwar ruhig bin ich nicht, denn es iſt eine unbeſchreibliche Angſt in mir, die ich nicht erklären kan, ſie müßte denn von meiner geſtrigen Uebereilung im Trunk herrühren. Gute Agnes! Du biſt doch nicht böſe?

Agnes. Still, Riedel. Wer wolte von Dingen ſprechen, die vorüber ſind.

Sie müſſen vergeſſen ſeyn. Laß uns dieſe Augenblike angenehmer zubringen.

Riedel. Edel und ſchön. Du biſt weit über mich erhaben, Agnes. Ich danke dir für deine nachgebende Güte. Ich hätte wohl einen kleinen Leviten verdient, und hätte ihn auch gern angenommen. Du ſchenkſt mir ihn, ich küſſe dir die Hand. Aber glaube nicht, daß das Andenken deswegen vertilgt iſt. Es bleibt mit der Reue verbunden. Leb wohl, Theure, und ſey meiner Ergebenheit verſichert.

Agnes. (küßt ihn) Reiſe glüklich, und komm ſchnell und liebend zurük. Den Seegen, den ich immer für dich wünſchte und betete, wünſche und bete ich auch izt. Ich werde immer ängſtlich ſeyn, bis ich dich wieder ſehe. (Sie küſſen ſich noch einmahl, und Riedel geht ab)

Iſt's mir doch zum erſtenmahle, als ob ich nichts bey ſeinem Abſchied fühlte, als ob er mir gleichgültiger geworden wäre. Iſt denn ein Fehltritt von ſo mächtiger Wirkung auf das menſchliche Herz? Ich muß mir Vorwürfe machen. Kalt zwar lies ich ihn nicht von mir, aber warm wie ſonſt — o da fehlte viel. Hatte ich recht, ihn ſo zu behandeln? Oder iſts vielleicht Weinert, der mir ihn weniger werth macht? deſſen Vorzüge ſolten doch wohl ihm nichts ſchaden.

Ich muß dieſen ehrlichen Mann ſelbſt darüber ſprechen — er muß mir aus dem Traume helfen. Muß mir ſagen, wo mein Fehler ſteckt, oder warum ich jezt eine andre bin. Wenn ich an die Auftritte der Nacht denke, ſo iſts mir, als wenn ich mich vor mir ſelbſt ſchämen müſte. Und doch war ich gewiſſermaaßen gezwungen, und mein Gefühl war nur Gefühl des Temperaments. Ob ichs ihm entdeckte? Nein, eher müſte er es errathen. (ab)

Im Gothaiſchen.

Hobeins Landhaus.

Hobein. Margrethe. Leufeld. Kirchburg Vater.

Hobein.

Wahr iſts, daß es hart iſt, uns drey Poſttage ohne Briefe zu laſſen, doch iſt es zu verzeyhen, doch kan es auch ohne ihr Verſchulden ſeyn. Vielleicht iſt Riedel verreißt, und Agnes weint ſo lange, und kan vor Ungeduld nicht zum Schreiben kommen.

Margrethe. Ja ſie weint, das iſt gewis, weine ſie nun auch worüber ſie will. Ich habe ſie dieſe Nacht ganz mit Perlen bedeckt geſehen. Warum ſolten all meine Träume ſo ſchreklich, warum immer das Andenken an ſie ſelbſt am Tage mit Schauder verbunden ſeyn, wenn ſie nicht litte?

Leufeld. Warum Närchen? Deßwegen, weil du dir immer lahme Begriffe von der Vorſehung machteſt, daß ſie ohne dein Zuthun und Sorgen deine Kinder nicht gut verſorgen würde, weil du dich ſo ſehr an Agnes gewöhnt hatteſt, daß Abweſenheit derſelben dich ſchon ängſtlich machen muſte, weil deine Einbildungskraft jedes Uebel was in Zwerggröße vor dir ſteht, in Gigantengeſtalt dir darſtellt. Aber ganz unrecht, Schweſter, haſt du auch nicht. Wir waren Narren, daß wir uns des einzigen Schazes beraubten, den wir hatten. Narren, daß wir nicht bey Vermögen und vor uns liegender Ruhe dem jungen Menſchen die Pläne nach Ehre aufgeben ließen, und ihn hier behielten —

Hobein. Endlich geht dir denn doch auch das Licht auf, Leufeld, was mir im Herzen ſchon geleuchtet. Ich will an ihn ſchreiben. Er ſoll wieder kommen. Wir wollen ihm ſo viel geben, daß er mit Glanz hier leben kan. Er hat ja Städte genug in der Nähe, wo er ſein Vergnügen ſuchen kan; ich will ihm mein Gut abtreten, und will meine Tage bey ihm zubringen.

Margrethe. Guter alter Hobein, das wolteſt du thun? O wie ſegne ich dieſe Stunde, in welcher ein ſolcher Entſchluß reif wurde! Wie viel Wonne iſt mirs, daß das in deinen Sinn kam, ohne mein Anregen! ohne mein Zuthun! Und wie herrlich, daß mein Bruder mit einſtimt.

Erſter Lichtſtrahl der Hofnung von Glükſeeligkeit für meine Kinder, dränge dich tief in ihre Herzen, damit ſie dieſe Hofnung zur Würklichkeit bringen! O des Augenbliks in welchem ich ſie wieder ſehen werde, der mir den Anfang zu einer neuen Seeligkeit verkündigt. Wie eifrig ich ſchon um ihn gebetet habe. So läßt doch Gott mein Gebet nicht unerhört.

Doch werde ich zagen, bis ich ſie wieder habe, bis ich ſie ſelbſt ſehe. Doch werde ich zittern vor irgend einen unvorhergeſehenen Zufall, der ſie mir noch entreiſſen könte, oder daß es vielleicht zu ſpät iſt.

Kirchburg Vater. Das lezte könte wohl ſeyn Muttergen. Man muß alle Umſtände genau erwägen, und die wollen Eile.

Leufeld. Biſt doch ein alter hämiſcher Hund, Kirchburg. Wo einmahl eine Freude iſt, da ſchmeiſſeſt du mit deiner troknen Art immer einen Broken hinein, daß man wieder in ägyptiſcher Finſternis ſizt. Was ſoll nun das Gepapele all von zu ſpät, und genau erwägen, und von der Eile?

Krchburg V. Das ſoll ſo viel, Schaz, daß ich klüger bin, als ihr alle, daß ich weis wies in der Welt zugeht, daß ihr mir immer nicht glauben woltet, wenn ich meine Zweifel gegen Weinert rege machte. Ich ſage euch, ich bins überzeugt, daß der Kerl ein wahrer Schurke iſt, ich laſſe mich darauf hängen, daß ſein Plan iſt, eure Tochter zu verführen. Gründler hat mich endlich ſo weit gebracht, daß ich mir all ſeine Geſchichten erzählen lies, und er gab mir den Glauben in die Hand, daß der Kerl der abgefeimteſte Gauner von der Welt iſt, daß ſeine Worte glatt bey den Weibern eingehen.

Da hab ich meine Spione in Berlin aufgeſtellt, und erfahren, daß ſie in lauter Freuden und Wonne leben, von Luſtbarkeit zu Luſtbarkeit hüpfen, und Weinert immer mit dem Dämgen am Arm.

Ich ſags euch, löſt den Knoten, ehe er zerſchnitten wird. Vollends jezt iſt mein ſaubrer Herr Sohn auch über Hals und Kopf hingerannt, und der glaubt mirs, bringt zu Stande was Satan ſelbſt nicht zu Stande brächte, wenn er in Menſchen Geſtalt auf die Erde käme.

Hobein. Ha! daß die Worte des Alten ſo wahr vor meiner Seele liegen müſſen, daß ichs nicht anders ſagen kan, als — das muß wohl ſo ſeyn! Aber ich will gleich ins Kabinet. Ich will einen Brief an Janes ſchreiben, und ich weis, ſie zaudert keinen Augenblik. Ich will ſie retten aus dieſen Abgrund, wenn ſie noch zu retten iſt. (ab)

Margrethe. Wenn ſie noch zu retten iſt! Und das ſagte Hobein? O weh, alter Mann, der Zweifel macht mein Elend gewis. Meine Tochter verführt! Nein, gütiger Himmel, nein, du Muter aller Reinheit — nein, all ihr Heiligen! Das könt ihr nicht zugeben, daß ich — ich die ich euch ſo warm ſo eifrig anbetete, daß ich ſo hart geſtraft werden ſoll.

Leufeld. Es wird ſo ſchlimm nicht ſeyn, Schweſter. Zwar ſteht mir auch der Kopf ſo ſchief, daß ich nicht weis, wo ich den Gedanken anfangen ſoll, daß er das Bubenſtük nicht durchgeſezt. Aber ich hoffe auf Riedels Kopf, auf Agnes Ehrlichkeit, und ſo glaub ich, wirds noch nicht zu ſpät ſeyn.

Kirchburg V. Meine Dienſte biet ich euch an. Wolt ihrs, ich reiſe ſelbſt hin. Ich will ſie wenn ſie noch unſchuldig iſt, euch gewis unſchuldig bringen. Ich will die Raubvögel von ihr wegjagen, daß ſie das Wiederkommen vergeſſen ſollen. Ich will den Geyer ehr zerſtüken, ehe er ihr weiter was anhaben ſoll. Es ſoll mir eine

Wonne ſeyn, meinem Sohne ins Geſicht zu lachen, und ihm zu ſagen: Das Bubenſtük habe ich dir verdorben.

Margrethe. (fält ihm zu Füſſen) Ach, wenn ſie das wolten, lieber Kirchburg!

Kirchburg V. Stehen ſie auf, Frau. In meinem Leben hab ich noch niemand vor mir knieen laſſen. Das wäre das erſtemahl, daß ichs litte. Ich hab ihre Agnes lieb, und Riedeln auch, und dauern ſie mich, daß ſie in ſolche Hände gefallen. Ich hab den Kerl ja ſelbſt vor einen Engel gehalten, und mich in ihm geirrt. Ohne alle Komplimente. Geht nur fort, macht Briefe und Volmachten zurecht. Derweile rauch ich noch eine Pfeiſe, und dann fort, und wie ein Donnerwetter auf die Buben.

Margrethe. Dank, tauſend Dank.

Erfurt.

Redoute auf dem Rathskeller

Thereſe. Gründler.

Thereſe.

Sie haben mich überraſcht, erſchrekt. Lieber Gründler. Ich könte lügen, und ſolte lügen. Ich mögte auch gern mein eignes Herz belügen, und ihm ſagen, ich liebe ſie nicht mehr. Aber Gott weis, ich kan das nicht. Immer noch acht ich ſie, ſchäze ſie, liebe ſie. Sie haben recht. So gern ich mir meine Ehe ſeelig vorſtellen mögte, ſie iſts nicht. Weinert hat mich nie geſchäzt. Kirchburg will ihn mir wiederbringen. Ich zweifle. Ich weine unaufhörlich wenn ich allein bin, und wenn ich vor den Leuten dieſe Thränen verbergen muß, ſo mögten ſie mir das Herz abbrüten. So iſt mein Zuſtand. Währt er noch lange, ſo ſeh ich meinem Tode mit Freuden entgegen.

Gründler. Thereſe! Das war ihr Schikſaal in meinem Sinn. Aber ſich ſchwur ihm, dem Elenden, Rache an ihm zu nehmen, wenn er ſie beleidigte. Ich wills.

Thereſe. Gründler! er iſt mein Gatte. Machen ſie mich nicht elender als ich bin. Jezt verbannt ſie nur mein Gewiſſen aus meinem Herzen. Machen ſie nicht, daß ein Verbrechen es thut.

Gründler. Ein Verbrechen wärs — einen Verbrecher zu züchtigen — ein Ungeheuer zu ſtrafen — einen Elenden der Macht zu berauben, zu ſchaden.

Thereſe. Wenn ſie noch einen Funken Gefühl für mich haben, ſo denken ſie nie daran. Ich befehle es ihnen, wenn meine Befehle ihnen anders noch achtungswerth ſind.

Gründler. Daß ſie mir noch befehlen, Thereſe, entzükt mich. So haben ſie doch noch einigen Antheil an mir. Gut, ich will ſie ſchweigen laſſen die gerechte Rache die in mir tobt. Thereſe! Ich habe Sie nicht vergeſſen. Und zum Beweiſe deſſen ſehen ſie dieſen Gefährten, den ich weder in Freude noch Leid von mir laſſe; mit mir geht er zu Bette, und ſteht mit mir auf. (Er zieht das Schnupftuch hervor)

Thereſe. Gründler! Mein Schnupftuch! Woher das? Wie kommen ſie dazu?

Gründler. Wiſſen ſie, wo ſie es verloren? Erinnern ſie ſich —

Thereſe. O ja, in Augenblik, da Weinert mein Gatte wurde. Ich wolte nicht am Altare weinen. Ich hatte mir vorgenommen, dem Vorurtheile entgegen zu handeln. Allein es drang mich mit unbezwinglicher Heftigkeit, und die Thräne war mir entwiſcht, ehr ich ſie aufhalten konte. Der feyerliche Augenblik der für mich nicht ſo feyerlich war, erinnerte mich an jenen, den ich an Agnes und Riedeln ſo innig bewunderte —

Gründler. Gerathen hatte ichs alſo. Wohl mir daß unſere Seelen noch ſo ſympathiſiren. Ich ſtand dichte hinter ihnen in einer unentdekbaren Verkleidung. All meine Gefühle will ich ihnen nicht ſagen, allein wie ſie das Schnupftuch fallen ließen, da mußt ichs mein nennen. Auch ſchlich ich mich gleich damit fort. Ich hatte einen Schaz im Beſiz. Es mag wohl nicht jede Thräne am Altar geweint wider das Glük einer Ehe zeugen, denn auch Agnes weinte. Allein dieſe zeugte dawider, und Thereſe, ich bin nicht genug Heuchler, um zu leugnen, daß mir das lieb war. O du, vom Himmel gewis für mich beſtimt, warum müſſen Menſchen uns trennen? Warum muſte es ſo eilig mit ihrer Heyrath gehen? Mein Vater iſt ausgeſöhnt, ich ſeines Vermögens Erbe, und wir könten glüklich ſeyn.

Thereſe. Gründler! Verlaſſen ſie mich. Ihre Vorſtellungen könten wirkſam auf mich werden, könten mir Reue einflößen, die ich nicht fühlen darf. Ich ſehe wohl, wir ſind nur ſchwache Menſchen, wenn wir uns auf uns ſelbſt verlaſſen. Ich habe geglaubt, ich hätte ſie vergeſſen, und nur ſehen durft ich ſie, um überzeugt zu werden, dem ſey nicht ſo. Laſſen ſie mich ſie an die alte Standhaftigkeit, an den Augenblik laſſen ſie mich ſie errinnern, wo wir uns Treue unſrer Pflichten auf ewig ſo feſt ſchwuren. Wanken ſie nicht Gründler, ich mögte durch ſie mit hingeriſſen werden, ſchwach zu ſeyn. Wir wollen die erſte Gelegenheit vermeiden, es zu werden. Leben ſie wohl.

Gründler. Nur noch ein Wort, und dann will ich gehen. Wenn, Thereſe, ſie einmahl eines Freundes bedürfen, wenn ſie einmahl einſehen, daß Kirchburgs Rath nicht immer der beſte iſt, dann kommen ſie zu mir, und ich will ihnen beyſtehen. (ab)

Thereſe. Kirchburgs Rath alſo nicht der beſte? So wähnte ja Agnes auch nichts gutes von ihm, und es giebt noch mehr Menſchen, die mir Zweifel wieder ihn in den Kopf ſezen. Ich könte mich geirrt haben, und dem mich vertraut, der mein Unglük vielleicht befördert. Dahinter muß ich, es koſte was es wolle.

Morgen will ich reiſen. Liebe kan er mir unmöglich als Verbrechen auslegen. Wo er izt wohl iſt? Wäre er hier, ſo könte ich auch froh ſeyn. (ab.)

Berlin.

Der Tanzſaal bey Korſika.

Kirchburg (dem Tanze zuſehend)

Er nahet ſich, der Augenblik der Befriedigung. Die Stunde der Rache iſt auf dem Wege. Ihre Minute wird erſcheinen. Steh ich doch da, wie ein Zeiger, der der Schlacht entgegengeht. Zittre ich doch, und meine Seele zittert mit dem Körper. Ja, gewis, wenn es fehlſchlüge, ich wäre der elendeſte Menſch auf Erden. Ich ertrüge das nicht. Ich würde Ungeheuer, ich könte ſie morden.

Weinert! Freund meines Herzens, weil du das Werkzeug meiner Rache biſt, nur dieſes mahl führe deinen Vorſaz aus, dann lebe ungekannt von mir, wo und wie du wilſt. Und wenn das Werk ſo zur Vollführung daſteht, und ich könte ſie herzaudern, den Vater, und die Mutter, und den Oheim, und ſie müſſen ſehen die Scene, und dazu ſchweigen.

Wie ſich das wiegt und wälzt, als ob ſie in eins zuſammenſchmelzen wolten! Und ob ein Paar tanzt wie ſie? Und was Weinert dabey fühlen muß? Ha! der Tanz iſt aus — Er verliert ſich — Zum Saale hinaus — Fort! ſachte ihnen nach. (ab)

Erfurt.

Thereſens Zimmer.

Thereſe (mit Paken beſchäftigt)

Ich könte keinen Augenblik länger aushalten. Der weite Saal war mir zu eng, ſoweil Gründler darin war. Ich mußte ſogleich fort. Dieſen Kirchburg muß ich kennen lernen, und meinen Weinert reiſen. Es liegt klar vor mir. Ich muß wiſſen. Nur noch einige Stunden Schlaf. O ich Thörin! Werde ich ſchlafen können?

Berlin.

Bey Korſika

Kirchburg (wieder eintretend)

Ha! der Kuß war kein Kuß der Freundſchaft. Es war der wollüſtigſte Kuß, den ich je geben ſahe. Ich zweifle nicht mehr. Tanzt ihr Menſchen, tanzt. Eine Unſchuld war noch unter euch, und ſie iſt niedergetanzt.

Ob ich meinen Triumph vollende! Ob ich hineingehe, und ihr ins Geſicht lache? Nein, ich könte zu zeitig kommen, mein Anblik könte eifern ſie machen. Aber über ein Weilgen. Nun — Rache und Wolluſt! Wer von euch ſiegt? Die erſte kan ich voll befriedigen die lezte könte aber auch befriedigt werden, wenn ſie Geſchmak an dem Spiel fände. Und da muß ich die erſte doch unterdrüken.

Und ſo wäre doch am Ende der Körper wohl der befehlende Theil, und die Seele ſtände unter ſeinem Kommando? Der Kizel nach Luſt überträfe den noch Rache? Rache war mir einſt das ſüſeſte — ſolte wohl ihre Mäſigung durch Tanz, Wein und Freude verurſacht ſeyn?

Wenigſtens will ich heute nicht darüber entſcheiden. Ich will meine Gedanken ruhen laſſen bis morgen, bis der Taumel vorüber iſt, und ich ſehe, ob ich meinem Vorſaze treu bleiben kan.

Nur wiſſen mögte ich, ob ers auch vollbracht! (ab.)

Berlin.

Korſikas Haus

Vorzimmer zu Kirchburgs Wohnung

Agnes (heraus ſtürzend) Weinert (ihr nach) Kirchburg.

Agnes.

Du haſt ein Bubenſtük vollbracht, Teufel. Deſſen du dich ewig freuen konteſt, wenns keine rächende Gewalt über unſern Häuptern gäbe, die der Boshaften Schadenfreude Einhalt thut — Du haſt eine Hölle gemacht — (wie raſend ab, Kirchburg lacht hinter ſie her)

Kirchburg. Sahſt du Weinert, wie ſie ſich nach dem Lachen umſahe? Saheſt du den Blik den ſie auf mich warf. Sie merkt es, daß ich der Stifter bin. Sie ſieht alles durch.

Weinert. Kirchburg! Kirchburg! Was habe ich verloren?

Kirchburg. Doch wohl nicht deine Unschuld, armes Märchen.

Weinert. Schweig mir mit den Fragen. Ich dachte sie würds seelig finden wenn sie einmahl den Liebhaber und den Mann unterscheiden gelernt, und sie findet es teuflisch. Also diese einzige wonnereiche Minute war alles, was ich von so vieler Mühe, Anstrengung und Sorge hatte? Und nun sie meiden, und den Plan aufgeben, und mich entfernen, dami[illegible] Mann nicht schreckliche Rache an mir [illegible]t.

Kirchburg. Das ist alles? Das deine ganze Sorge? Aus dem Traume will ich dir hernach helfen. Befriedige erst meine Neugierde, diese süße Beschreibung meiner Rache, halte sie mir nicht länger vor.

Weinert. O ich bin zu schnell gewesen. Kirchburg! Das Weib hatte sich mir so ganz überlassen, anvertraut. Sie war in der äuſſerſten Wallung. Die erſten unumſtändigen Aeuſſerungen die ich mir entwiſchen lies, wandte ſie mit ſanfter Hand ab, und ſagte noch: Ich bin in ihrer Gewalt Weinert, zum erſtenmahle fühle ich mich ſchwach. Ich läugne es nicht, aber ich kenne ihr edles Herz. Sie werden dieſe Schwäche nicht misbrauchen. Wie ich weiter gieng, wolte ſie fort — aber die Natur hatte ſchon den Sieg über die Vernunft davon getragen. Meine Ehre, rief ſie mir mit ſchmachtender Stimme zu. Ich unterdrükte das Wort mit [illegible]en, und die Leidenſchaft erſtikte alles.

Aber wie ſchauderte ich, als ſie wieder zu ſich kam. Der Ton mit dem ſie das Wort: Ehebrecherin heraus ſchrie, gellt mir noch in meine Ohren. Ich verſprach mir eine ganz andre Wirkung. Ich hofte, ſie ſolte in Thränen ſchwimmen, wimmern, weinen, ohnmächtig werden, ſich anklagen, und mich zum Troſt zu ſich rufen! So war ſie wütend:

Ungeheuer! rief ſie nach einer kleinen Pauſe, was haben ſie gethan?

Ob ichs recht machte, ſo, wie ich ihr antwortete, das weis ich nicht. Ich ſagte auf die möglichſt ſchmeichelnde Art: Agnes, ich habe mich in ein Recht geſezt, das ich von der Natur hatte, und was Menſchen mir entzogen. Das weis ich, daß ſie jezt blas und wieder roth für Schrecken ward, und mir ſagte: Alſo prämeditirt. Alſo Heuchler von je her. Vater! Mutter! Riedel, unglüklicher Mann! Sie rafte ſich ein wenig in Ordnung und rannte zum Zimmer heraus, wo du das übrige hörteſt.

Kirchburg. Zu gröſten Seelenwonne es hörte. Freylich, Weinert, deine Erklärung und mein Nachlachen dürften nun wohl etwas ſchüchtern ſie machen, daß ſie ſich mit uns nicht ſo bald wieder ausſöhnte. Deswegen dächt ich ein paar Tage entfernten wir uns, und ſähen etwa zu, was ein Brief von dir für Wirkung thäte. Ich will dir ihn gleich entwerfen. Auf Bitten und Entſchuldigungen ſich zu legen, iſts izt zu ſpät. — Du mußt ſie bey der Ehre ihres Mannes paken, mußt ihr vorſtellen, daß ſie in Schweigen von der Uebereilung einzig und allein ſeine Beruhigung befördern. Du mußt ſie ein wenig auf reelle Denkungsart aufmerkſam machen, und ihr ſagen, es ſey kindiſche Thorheit, da nicht zu genießen, wo man genießen könte. Du hätteſt von Anfange vorausgeſehen, daß ſie ihre Vorurtheile auf keine andre Art ablegen würde, und ſo mit ihr handeln müſſen.

Dann mußt du ihr die ſeeligen Stunden der vorigen Zeiten ein wenig zurükrufen, ſie aufmerkſam auf die Vorzüge machen, die ſie dir ſchon vor ihrem Manne zugeſtanden, und ihr einen Himmel für die Zukunft verſprechen.

Komm nur — komm — laß das unnüze Nachdenken unterwegens. Der

Schritt, auf den alles beruhete, iſt geſchehen, und alles übrige, folgt aus ihm, wie die Procreation aus der Liebe.

Berlin.

Agnes Zimmer

Agnes (weinend am Theetiſch)

Und du kanſt noch weinen, verworfenſte deines Geſchlechts? Dir ſtehen noch Thränen zu Gebote, die nur der Unſchuld gehören, um ſich zu vertheidigen?

Ehebrecherin! Agnes, Hobeins und Margrethens Tochter, Ehebrecherin! Sie, die ihrer ganzen Familie Stolz war, ſie die von ihrem Manne angebetet wurde, ſie Ehebrecherin! O daß der Ausruf doch nur einmahl zum Himmel dringen wolte, daß ihn der Allmächtige hörte, und vernichtete, die ſo ſchändlich ſeine Geſeze mit Füßen trat.

Mögteſt du dich nicht noch entſchuldigen, Elende? Drängt ſich nicht der Gedanke vor deine Seele, daß er an allem ſchuld ſey — du die verführte, er der

Verführer. Ja, das iſt er bey Gott! Aber deſto ſchrecklicher ſieht auch jede Schwäche vor mir mit der ich nachgab. Deſto heller leuchtet mir die Verblendung, mit welcher ich den Teufel als einen Engel betrachtete.

Einen Tag und eine Nacht hab ich nun geweint — So lange halte ich dieſe Feder um allen, die mich lieben zu ſchreiben, daß ſie mich haſſen ſollen. Und meine Seele widerſtrebt der Hand um das niederzuſchreiben. Sie mögte ſchreiben, man ſolte mich bedauren. Bedauren die, die den edelſten Vater, die vortreflichſte Mutter, den ſeltenſten Oheim, den zärtlichſten Gatten hatte, und doch fiel — doch von einen Heuchler ſich blenden ließ, den man ihr ſo häufig als Heuchler mahlte, und nur ſie nicht davor erkennen wolte.

Und warum ſieht er izt ganz ſo da — warum ſehe ich izt die Falſchheit ſeiner Worte, die ich ſo wahr hielt? Warum weis ichs jezt, daß ſein erſter Kuß, der mir Honig ſchien, Gift war? Warum ſehe ich ſezt die Schlange um meinen Mann kriechen, um ihn einzuſchläfern?

Armer Riedel! Du hatteſt dich an einen herrlichen Freund gewandt, um deinen Schaz aufzubewahren. Deinen Schaz? — ein ſchöner Schaz —

Erinnerſt du dich noch des Morgens, als ich dich ſo früh wekte, als du mir ſagteſt, ich hätte der Liebe den Morgen geſtolen. Tritt auf ſchönes Morgenroth! ſinkender Stern! feines Blau des Himmels! — tretet auf all ihr dem Morgenthau entgegenlächelnden Blumen, und zeugt wider die, die dieſe gute Ehe nie entweihen wolte — zeugt, daß ſie ſie entweyht habe!

Aufgehende Sonne! die mein Riedel, nun nicht mehr der meinige, anrief, ſey du Verkünderin meiner Schande! O weh mir!

(Die Thüre wird aufgeſprengt, und der alte Kirchburg tritt herein)

Kirchburg V. Ich will ſie ſehen! Ich muß ſie ſehen! Ha, Agnes! ich leſe deine Schuld in deinen Augen. So war es doch zu ſpät, ſo ſolte ich dich nicht unſchuldig deiner Mutter wieder zuführen?

Agnes. (im äußerſten Drang der Seele) Steht denn Kains Zeichen an meiner Stirn geſchrieben, daß man mein Laſter gleich kennt? (Sie wirft ſich vor ihm nieder) Sie nanten meine Mutter. Ehrwürdiger, guter, auch warnender Freund, ſie nanten meine Mutter. Nennen ſie ſie nicht wieder. Sie hat keine Tochter mehr! Sie gebar ein Ungeheuer, das in Verzweiflung ſterben muß.

Kirchburg V. Ha, das wußt ich wohl, daß Agnes Reue ihrer Schuld ſchrecklich ſchnell folgen würde. Und zu dem allen iſt mein Bube die Triebfeder. Ruhe, Agnes, was du warſt, kanſt du nie wieder werden. Der Friede deines Lebens iſt dahin. Aber ich will dich mit deinem Gatten verſöhnen, und wenigſtens deine Laſt erleichtern.

Agnes. Nein, Kirchburg. Er könte mir vergeben, dazu denkt er edel genug — aber ich kan mir nie vergeben. In dieſem

Herzen wütet raſendes Feuer. Laſter und Reue zehren an dieſem Blute, und werden es bald ausdorren.

Kirchburg V. Er ſoll dir nichts vergeben, Agnes, denn er ſoll nichts wiſſen. Behalt du deine Schuld in dir, und bereue ſie. Mach ihm ſein Herz nicht ſchwer, mach es deinen Eltern nicht ſchwer.

Agnes. Ha, Alter, du mußt das Gefühl eines Sünders gewiß nicht kennen. Nein, vor ihm und vor ihnen dazuſtehen, als hätte ich nicht gefehlt — Die Heuchlerin zu machen, mit dem Bewußtſeyn im Herzen, du biſt böſe, dennoch gut zu ſcheinen — Aber daß ich hier noch ſtehe. Auf, Alter, bring mich hin zu meinen Eltern, daß ſie mich verfluchen, und meine Verzweiflung endlich einmahl anhebe.

Ihn will ich nicht ſehen, kan ihn nicht ſehen. Seine gütigen Blike könten mich ja tröſten, und einer Ehebrecherin darf man keinen Troſt geben. Sie muß ohne Troſt dahin ſterben, denn ſie iſt eine Gottloſe. Der dort oben und alle ſeine Heiligen, und alle Menſchen, die ihnen angehoren, müſſen ſie verlaſſen, und Teufel und Böſewichter müſſen ſie nur plagen. Fort, Alter, fort zum Tanz in die Hölle. Einen Brief ſolſt du Riedeln bringen, der ihm die Sünderin abmahlen, und die Scheusliche darſtellen ſoll.

(Kirchburg wird abgerufen, und kömt mit einem Briefe wieder, den ihm Agnes aus der Hand reißt)

Agnes. Laß ſehen! Ja das iſt die Hand des Teufels. (Sie lieſt in der heftigſten Bewegung) Da, da ſiehts, daß er ein Heuchler war von Anfang. Da ſiehts, daß er darauf ausgieng. Da kanſt du meine Schuld von ihm dargeſtellt leſen, denn ich liebte ihn. Ja! Da ſagt ers, daß ich ihn liebte. Da beruft er ſich drauf. Zeig den Brief Riedeln, Alter, und ſag ihm er ſoll ihn äzen laſſen ins Blaue des Himmels, und vor Gott mich anklagen.

Kirchburg. (nachdem er geleſen) O des ſchändlichen Böſewichts!

Agnes. Warum denn ſeiner — meiner — Vater Kirchburg — meiner. Gieb mir doch auch deinen Fluch — Du willſt nicht — Laß mich — zur Mutter — zur Mutter, o die wird der Ehebrecherin gewis fluchen — (Sie rennt wütend ab, er folgt ihr)

Gaſthof am Wege

Thereſe. Kirchburg Sohn.

Thereſe. Nicht weiter — warum nicht weiter?

Kirchburg. Nicht weiter, ſchöne Frau. Weinert iſt ein Böſewicht. Er hat Agnes verführt, iſt flüchtig geworden in die weite Welt für Riedels Zorn.

Thereſe. Ewiger Gott! Welch ſchreckliches Schikſaal! Und daran hätten ſie keinen Theil?

Kirchburg. Ich keinen, Thereſe. Ich wolts verhindern und konte es nicht.

Thereſe. Sie verſprachen mir ihn zu bringen. Sie haben ſchlecht Wort gehalten.

Kirchburg. Vergeſſen ſie den Elenden. Trennen ſie ſich von ihm — Thereſe! es giebt andre Männer, die ihren Werth beſſer zu erkennen wiſſen, als er. Schon lange ſeufzte ich um ihrentwillen. Ehrfurcht aber gegen ihre vortrefliche Denkungsart hielt mich zurük. Ich betete eine Tugend an, die ich vielleicht nie gefunden hätte, wenn ich ſie nicht kennen gelernt, an die ich gar nicht geglaubt habe, und an die zu glauben mir ſelbſt, da ich davon überzeugt bin, noch ſchwer wird. Sie liebten den Mann, der ſich von jeher aus ihnen nichts gemacht hatte, der ſie verachtete, nachdem er ſie genoſſen — im Triumph die ganze Geſchichte diedieſes Genuſſes mir erzählte, nun bereuete, daß er ſie nicht einem andern abtreten konte, und von ihnen eilte, um ein würdiges Paar unglüklich zu machen. Dieſen Mann liebten ſie, da ſie das alles wähnen konten, und das hielt mich zurük, ihnen zu ſagen, daß ich dieſe Zärtlichkeit die er nicht einmahl zu lügen ſie der Mühe werth hielte, würklich beſäße.

Jezt aber, da er keines Bliks, keines Andenkens von ihnen mehr werth iſt, jezt wage ichs, ſie um ihr Herz und ihre Hand zu bitten — denn, die Scheidung von ihm können Zeugniſſe, die ich beweiſen kan, ſchnell bewerkſtelligen.

Thereſe. Himmel und Erde! Kanſt du noch ein ſchreklicheres Ungeheuer in deiner Schöpfung haben, als dieſen Verworfnen? Haben ſie denn nie, niemahls bemerkt, daß ich Verſtand habe? Trauen ſie mir ſo viel Leidenſchaft, oder ſo viele Uebereilung zu, daß ich die hundertfachen Widerſprüche ihres Herzens und ihrer Worte nicht einſehen ſoll? Dieſer Weinert iſt ja der innigſte Freund ihrer Seele — Freylich der, der ihnen keine Falte ſeines Herzens unenthüllt lies, und ſo muß ich ihren herzkränkenden Berichten von ihm wohl trauen, aber doch der, den ſie vor ein paar Wochen noch ſo eifrig vertheidigten, den ſie zu bekehren gar keinen Zweifel hatten, wie ſie auch ſeine Schuld glaubten. Und izt iſt es ein Böſewicht der erſten Gröſſe — jezt ſind ſie mit ſeinen erſten Bubenſtüken gegen mich bekant.

und ließen ihn die zweyten begehen, ohne ſie zu hindern.

Ja, Herr, überzeugt bin ichs, daß Weinert ſchlimmer noch iſt, als man ihn ſchildern kan, aber eben ſo feſt überzeugt, daß Sie ſein Mitgehülfe ſind, eben ſo überzeugt, daß ſie wo möglich noch ein ärgerer Böſewicht ſind. Seit dem Augenblike da Agnes an Ihrer Ehrlichkeit zweifelte, hatte ich ein genaueres Auge auf ſie, und nun ſteht alles vor mir, was ſie mir ſo gleisneriſch abgeläugnet — nehmlich daß ſie Heuchler und Betrüger ſind.

Kirchburg. Thereſe! Ich habe gefehlt, ſie müſſen mir verzeyhen. Alles was ich Ihnen geſagt habe, iſt Erdichtung. Kommen ſie mit mir. Ich wolte ſie nur in Verſuchung führen: Ich bin expres abgereiſet, um ſie zu Weinert abzuholen. Kommen ſie in die Arme eines Gatten, den freylich unedle Liebe ein wenig verleitet hatte, der aber von Agnes ſo ſchön auf den rechten Weg gebracht worden, daß ſie in ihm einen Engel erbliken werden.

Thereſe. Hämiſcher Menſch! Könten ſie ihr Geſicht ein wenig beſſer in ihre Gewalt bringen, ſo wäre es möglich, auf einige Augenblike von ihrem unergründlichen Intriguen Geiſte hingeriſſen zu werden. So aber hintergehen ſie mich nicht länger. Ihre erſten Aeußerungen waren nur zu wahr, als daß ich nicht das elendeſte Weib auf Erden ſeyn ſolte. Gehen ſie und laſſen ſie ſich nie wieder vor mir ſehen.

Kirchburg. Wenigſtens gehe ich nicht, ohne dich ſo elend gemacht zu haben, wie Agnes es iſt. Was Weinert mit Liſt zwang, will ich mit Gewalt zwingen. Ja, ich habe Theil an dieſen Ehebruch, der die Tugend mit der Erde entzweyt. Es war ein gar zu ſeeliges Paar, und ſolche Wonne zu ſtören, iſt ein gar zu ſeeliges Gefühl. Kommen ſie ſchönes Weib, vergeſſen ſie was wir geſprochen in Guten, oder ſie müſſens mit Gewalt. (Er pakt ſie an, ſie giebt ihm eine Ohrfeige, daß er zurükprallt)

Thereſe. Das iſt nur der Anfang meines Betragens gegen ſie. Ich morde ſie ehr mit dieſen Händen, als daß ich nur ein Wort von ihnen dulde, was Ehrfurcht überſchreitet, geſchweige denn Thatſachen, die ſie den Teufeln abgelernt haben müſſen.

(ab)

Kirchburg. Zieh dich zurük, Kirchburg, hier iſt nicht gut ſeyn. Ich will zur Alten und der die Sache ſteken. Vielleicht ſtifte ich da noch Unheil, denn an ihr muß ich mich nun doch auch rächen.

Hobeins Landgut.

Im Gothaiſchen

Margrethens Zimmer

Margrethe. (vor einen kleinen Altar betend) Agnes.

Agnes (ſtürzt herein zu ihrer Mutter Füßen)

Mutter! Mutter! vor mich, vor mich dies Gebet?

Margrethe. Vor dich, vor dich, Tochter. Gottlob! biſt du da? —

Agnes. Weg mit dem Gebete? nichts vor mich — Weg vom Altar — Ihren Fluch — ihren Fluch der Ehebrecherin —

Margrethe. Jeſus! Maria! Hab ich recht gehört? Agnes verdammt?

Agnes. Verdammt! Ach ſprechen ſie das noch einmahl aus. Verdammt —

Ja, verdammt dieſe Agnes in alle Ewigkeit — hier, nur blos hier, das Urtheil aus ihrer Eltern Munde beſtätigt zu hören. Es giebt gar keine gröſſere Sünderin, Mutter, als ihre Tochter, die ſie ſo tugendhaft und edel erzogen hatten, und die doch ſo freywillig ſich hingab, Schande zu machen den Ihrigen, Hölle ſich —

Margrethe. O weh, Tochter, was haſt du gethan? Agnes! Agnes! Du biſt wahnſinnig, und deine Schrekworte ſind Lügen.

Agnes. O daß ſie es wären! daß ich nicht hier vor ihnen ſtehen, und ſie bitten müſte, um den Fluch, den ich begehre — der mir würklich jezt Wohlthat iſt — Mutter! dann erſt wenn ſie mich verworfen von ihrem Angeſichte, wenn ſie und mein Vater ſagen: Wir hatten keine Tochter! Dann erſt werde ich können zu mir ſelbſt kommen, um den Ewigen um Reue anzuflehen — So lange noch jemand mitleidig an die Verworfne denkt, iſt die Hölle für ſie unvermeidlich. Wenn ſie mich verflucht haben, dann kan ich vielleicht, wenn ich elend umher krieche, und jedermann um Verachtung wegen meines Laſters bitte, dann kan ich vielleicht ſo viel abbüßen, daß ich noch einmahl Anſprüche auf Ruhe machen kan — Sie weinen, Mutter? Fort mit dieſen Thränen! Sie tödten mich. O Mutter! um der Barmherzigkeit des Himmels willen, mishandeln ſie mich — damit er mich nicht für dieſe Thränen mishandle, die eine gottloſe Tochter aus ihrem Blute preßte —

(Hobein vom Leufeld unterſtüzt tritt mit einem Briefe in der Hand ein)

Agnes. Margrethe. Hobein. Leufeld.

Agnes. Ha! Da Vater und Onkel — Alter Mann! Da ſtehts gewis, das iſt der Brief von Kirchburg. Sieh, hier iſt die Elende die dir das bereitete. Wie du ſo blas ſiehſt, Vater, als wenn du deine tugendhafte Tochter begraben hätteſt! Begraben haſt du ſie nun zwar nicht, aber mit ihrer Tugend kanſt du das Leichenbegängnis halten, wenn du willſt. Deine Lehren waren ihr ein Spielwerk mit dem ſie die Nacht durch träumte, und wie der

Tag anbrach, und ſie ſie üben ſolte, da gab ſie ſie einem Buhlen preis. O dieſe ſilbernen Haare! Ich will ſie zählen, Alter, und die Zahl derſelben ſolſt du in lauter Flüchen auf mich häufen.

Hobein. Arme Tochter! Mein Fluch wird dich nie treffen. Wie könt ich der fluchen, die Gott mir einzig zu lieben befahl. Margrethe! Ich erſchrak ſehr.

Margrethe. Wo ich die Kräfte hernahm, es auszuhalten, weis ich nicht. Dieſen Unfall — Hobein, dieſen müſſen wir in unſern alten Tagen erleben. Vater! Du biſt ganz blas. Leg dich zu Bette.

Hobein. Sorge nur vor dich Mutter, ich muß ja ſehen, daß ich das Mädgen tröſte.

Margrethe. Thu das Vater, ſie iſt ſehr zerſchlagen, die Sünderin. Wir müſſen ſie aufrichten.

Agnes. Ha! das erwartete ich nicht — Vater und Muter wollen mir nicht fluchen? Verſtoßen mich nicht, um der verdammten Tochter los zu ſeyn? — Grämen ſich wohl um mich, und am Ende bin ich ihre

Mörderin! Ja, Mörderin! damit das Maas ganz voll werde. Sie wenigſtens Oheim, werden mich nicht mit dieſer tödtenden Liebe behandeln? Sie werden ſo mitleidig ſeyn, meine verdiente Strafe mir zu geben? Sie liebten mich ſo herzlich, ſo innig, und nun hab ich ſie ja in ein unabſehbares Elend gebracht, denn dieſe Schweſter und dieſer alte Mann werden ſie mit unaufhörlichen Kummer beſchäftigen. Fluchen ſie mir doch! Ich will ihnen dann wieder liebkoſen, wie ehedem.

Leufeld. Agnes! Wir alle fühlen die ſchwere Hand des ſtrafenden Schikſaals, du aber armes, unglükliches Weib! am ſtärkſten.

Hamburg.

Im ſchwarzen Adler

Riedels Zimmer.

Kirchburg Vater. Riedel.

Kirchburg V.

Nun iſts genug. Faß dich nur wieder, Riedel. Sey keine Memme, und kein Weib. Der Mann muß auch im ſtrengſten Unfall Mann bleiben, muß durch keinen Zufall ſich ſchreken laſſen, wenn er ihn auch noch ſo ſchreklich trift.

Riedel. Alter! daß du deine kaltblütige Philoſophie doch für dich behielteſt, und mir nicht zumutheteſt, ſo zu denken, wie dein ausgelöſchter Geiſt es dich lehret!

Kirchburg V. Was das Auslöſchen betrift, junger Menſch, ſo iſts damit noch nicht ſo weit wie wir denken. Ich nehms in Feuer wohl noch immer mit dir auf. Her einmahl Riedel, nicht eine taube Nuß ſez ich dran, daß mein Weib mir es nicht eben ſo gemacht hat — mit dürren Worten geſagt, daß ich nicht Hörner habe wie du, nur daß eine das Jnkognito paſſirte, was deine Frau nun einmahl nicht als Geheimniß betrachtet wiſſen will, ſo ſehr ichs ihr auch anrieth.

Riedel. Ihr anrieth? Sie Kirchburg haben ihr angerathen, mich zu hintergehen?

Kirchburg V. Lieber Schaz! Dir nur zu verhehlen, was zu deiner Wiſſenſchaft zu kommen nichts taugte. Wärſt jezt der ruhigſte Kerl auf Gottes Erdboden, wenn ſie dir hätte ſagen laſſen, Weinert hätte ihr ſchlechte Anträge gemacht; und da hätte ſie ihn zum Teufel gejagt. Weder deine Stirn noch dein Herz wäre aufrühriſch geworden. So aber wolt ſie ja närſch werden, daß du ihren Fehltritt nicht ſchnell genug erführſt, ordentlich als wenn deine Glukſeeligkeit davon abhienge, wolte dir ſchreiben einen lamentablen Brief, der dich verrükt gemacht hätte.

Riedel. Ha! daran erkenn ich das ehrliche aufrichtigeWeib. Unglüklich bin ich. Agnes, aber dich will ichs nicht entgelten laſſen. Nur er, der ſchändliche Räuber deiner ſo ſeltnen Tugend, nur die Schlange die in der ſüßen Geſtalt ſich um dich ſchlang, nur der Teufel unſrer Ehe ſoll meine Rache empfinden.

Kirchburg V. Ha, den Entſchluß lob ich. Das wäre auch zu toll, wenn er ungeſtraft durchſchlüpfte. Nein, herunter mit ihm auf Gottes Erdboden, und zertreten, wie man einen Wurm zertritt. Du haſt gerechte Sache, Riedel, und da muß man ſich nicht fürchten. Es giebt Dinge in der Welt, wo ſchlechterdings die menſchlichen Geſeze wider den Zweykampf nicht hinreichen. In der Schrift ſteht, du ſolſt nicht töden — aber die Erde von einem Ungeheuer nicht befreyen, das ſteht nicht drin. Wart, tapfrer Junge, ich will ſelbſt der Ueberbringer deines Kartels ſeyn.

Riedel. O wenn ſie das wolten, theurer, lieber Mann —

Kirchburg V. Das will ich — will es allerdings — oder ich will mir mein Lebtage keine Pfeife wieder ſtopfen. Ein ordentliches Feſt ſoll mirs ſeyn, wenn ich dem Buben das Blat gebe, und ſehe ihm ſo die Verlegenheit auf dem Geſichte an; denn das nimm du mir nicht übel, du kanſt zur Sache lachen, aber der Schurke muß zittern und zagen, oder es müſte mit der ganzen Schöpfung nicht recht ausſehen. Mach nur bald, Riedel. Wenn du den Kerl niedergeſezt haſt, dann kanſt du doch mit Ehren wieder bey deinen Schwieger Eltern erſcheinen, denn ſo ganz weis dich zu brennen — da weis ich nun nicht, obs geht — Du warſt verdamt leichtſinnig, und ſie haben dir doch ſogar auf die Sprünge geholfen.

Riedel. Das, Kirchburg, iſts eben, worüber ich raſend werden möchte. Sie habens beynahe mit dürren Worten geſagt. Aber ſo einen Satan kan es auch nur einmahl in der Welt geben, und der war eben für mich auserſehen, es zu ſeyn.

Kirchburg V. Glaub du das nicht. Jeder Menſch hat ſeine Portion von dem Geſchmeis. Ich hab in meinen Sohn einen, der dem deinigen nichts nachgeben wird.

Riedel. Und daß ich nicht hindarf zu ihr, nicht der armen unglüklichen ſagen, daß ich ihr verzeyhn, daß ich ihr keine Vorwürfe machen werde.

Kirchburg V. Ja, das beſte hätt ich bald vergeſſen. Sie will dich nicht ſehen. Sie ſagt, ſie kan die Augen vor dir nicht aufſchlagen. Sie iſt ſchon abgereißt zu ihren Eltern.

Riedel. Schon fort zu ihren Eltern? Sie will mich nicht ſehen? O Agnes, du kanſt recht haben, ich verdiene es vielleicht nicht, dich wiederzuſehen. Ich hielt dieſen Buben für ehrlich, und hätt ihn beſſer unterſuchen ſollen, ehe ich dich in ſeine Hände gab. O Glükſeeligkeit ohne Ende! wo biſt du hin? O ihr Tage ſeeliger Ehe, die ich mir träumte, und träumte für die

Zukunft ſie erſt werdend, wie ſeyd ihr zu Tagen des Schmerzes geworden?

Kirchburg V. Mach, mach, ſchreib. Izt hilft das Lamentiren zu nichts.

Riedel. Man ſagt, die Liebe iſt blind. Ich wills glauben, zugeben, aber blinder, viel blinder als ſie, iſt die Freundſchaft. Wenn des Schurken Herz ſich ſo in ihren Tempel einſchleichen kan, wer wird noch Prieſter derſelben ſeyn wollen, um ſeine Göttin in jedem Augenblik entweyht zu ſehen.

Kirchburg V. Die verdamten Floskeln! Schreib, ſage ich, daß wir ihn paken, je ehr je lieber: Ich bin dein Sekundant.

Riedel. Ja, ich kans nicht ändern. Ich muß Rache an ihm nehmen für das zu Grunde gerichtete Weib, wenn ichs auch für mich nicht thun wolte — Verzeyhen iſt ſchön —

Kirchburg V. Laß mich das Wort nicht noch einmahl aus deinem Munde hören, oder ich gehe davon, und ſage Eltern und Weibe, ſie ſollen ſich nicht mehr um dich bekümmern, denn du wärſt eine Memme.

Riedel. Das bin ich bey Gott nicht! Ich will ihrem Rathe folgen. Verlaſſen ſie mich nur nicht. Ich brauche Unterſtüzung in ſo ſchreklichen Stunden. Ich gehe nur ins Kabinet. Das Kartel, und die Supplik um Entlaſſung von meinen Poſten zu ſchreiben, dann folg ich Ihnen.

(ab.)

Kirchburg V. Hunds Vötter wies noch keine gegeben. Wart! ich will euch die Bubenſtüke aus dem Kopf bringen. Ihr ſolt den alten Kirchburg noch kennen lernen. (ab.)

Erfurt.

Thereſens Haus.

Fr. Sternberg.

Nein mein Herr Sohn, ſo haben wir nicht gewettet! Könten ſich da, mir nichts, dir nichts niederſezen laſſen auf Gottes Erdboden, und ihre Verwandten kämen, und nähmen das Vermögen. Nein, das ſoll ein Teſtamentgen ſezen zu meinem Beſten, und hab ich das herausgedrechſelt, dann ſoll mirs recht lieb ſeyn, wenn der Herr Riedel, ſie aus der Welt ſchikt. Nur muß ich eilen, daß ich nicht zu ſpät komme. Und vor ihr muß man das verhehlen, ſonſt will ſie mit, und hält ihn ab, denn ſie hat eine recht dumme Art zu lieben. (ab)

Thereſe. (kömt aus dem Nebenzimmer.) Er ſagte mirs, Grübler, ſagte mirs im allwiſſenden prophetiſchen Geiſte, ich würde ſo elend werden. Das iſt hart! Aber — daß Agnes elend wurde, das iſt doch noch härter. Unbegreifliche Vorſehung! Löſe dieſen Nebel auf die Geheimniſſe deines Willens ſanft! Laß die Unglükliche nicht Opfer der Verzweiflung werden! Die Heilige ſieht ſich im Lichte der Sünderin, von ihrem Engels Glanze verlaſſen, geſchleudert von der Höhe ihrer Gefühle.

Ich weinte am Altar, weil ich ſie ſo glüklich pries. Und ſie iſt unglüklicher als ich. Die man ſeelig pries, iſt gefallen. Weine Natur! weine mit mir.

Berlin.

Weinerts neue Wohnung.

Kirchburg V. Weinert.

Weinert. (nachdem er Riedels Brief geleſen)

Er will ſich ſchlagen? Ich ſchlüge mich ſicher um kein Weib, das mir untreu geworden wäre.

Kirchburg V. Sapperlot! Bube, wenn du ein ſolcher Böſewicht biſt, ſo verlohnt ſich kaum der Mühe, daß ein beleidigter Ehemann ſich die Hände mit dir beſudele. Hätt ich nicht Achtung für Riedeln, ich ſchöß dich nieder, wie einen tollen Hund, denn du wüteſt ja ärger in die Rechtſchaffenheit der Menſchen, als er in ihrem Fleiſche.

Weinert. Sie ſind ſehr im Eifer mein Herr. Sie glauben wohl, man iſt nicht Menſch, wie ſie. So wie bey ihnen

Schwärmerey wirkt, ſo wirkt bey mir Leidenſchaft. Der Teufel widerſtehe den Reizen eines ſchönen Weibes, wenn ſie einem ſo wie dieſe in die Arme fällt.

Kirchburg V. Verdamter Verläumder! Daß ich dir die Zunge aus dem Halſe reißen könte, mit der du dem Weibe zu nahe trittſt, die du verführt haſt. Mögteſt du gern dem Manne weis machen, ſie ſey dran ſchuld, mögteſt dein Baſiliskenſchleichen entſchuldigen, und ihn körnen, daß er dich der Strafe entließe? Hätteſt du die Verführte in ihrer Verzweiflung geſehen, du hätteſt den Himmel ſelbſt gebeten, die Hölle aufzuthun, und dich für dieſe Schandthat hineinzuſtürzen.

Du lachſt? Satanas, Menſch, lacht aus dir.

Weinert. Mäßigen ſie ſich Herr!

Kirchburg V. Kanſt du die Vorwürfe nicht vertragen? O ich will ſie dir ſo häufig vorplaudern, daß dein Ohr kein andrer Laut mehr treffen ſoll, und kanſt du es ja nicht verdauen, nun ſo komm-

Es wird am Ende einerley ſeyn, ob du durch meine oder ſeine Hand umkömſt.

Weinert. Ich werde meinem Freund Riedel Genugthuung leiſten.

Kirchburg V. So? Es iſt auch wahr, das muſt du, Schaz. Daß ich mich da die Hize ſo ſehr übereilen lies. Manchmahl verläugne ich mein Phlegma ganz. Aber dann verläßt michs nur, wenn ich ſo etwas ſehe, was allen Glauben überſteigt. Du biſt dazu geboren, mich oft in Hize zu bringen. Einmahl hab ich mich um deines guten Namens willen bald todtſchlagen laſſen.

Weinert. Die Unruhe hätten ſie ſich erſparen können.

Kirchburg V. Ja wohl erſparen können, denn du biſt des Schurkens nicht werth, der damahls durch Gründlern fiel, geſchweige denn eines ehrlichen Kerls?

Weinert. Mein Herr! ich denke ihr Auftrag iſt beantwortet.

Kirchburg V. O ja! Es iſt mir auch immer eben keine Wonne mit dir meine

Atmosſphähre zu vermengen. Leb wohl, und vergis nicht zu kommen. (ab)

Weinert. Eine verdamte Situation iſts doch immer. Das hätt ich mir nicht träumen laſſen, daß ich der Agnes wegen noch ans Halsbrechen müſte. Es iſt aber auch eine gar zu dumme Gans. Solche Skrupel ſich aus Narrenspoſſen zu machen, die andre zum Zeitvertreib vernehmen. Ich wolte, ich wäre aus der tugendhaften Familie herausgeblieben. Es iſt eine dumme Geſchichte.

Das nehmliche Zimmer.

Weinert. Frau Sternberg (tritt unangemeldet herein)

Frau Sternberg. Guten Morgen, Herr Sohn!

Weinert. Ey, ey, guten Morgen, Frau Mutter! (vor ſich) Wo führt der Teufel die her. (laut) Haben ſie meine liebe Thereſe bey ſich?

Frau Sternberg. Schäker! Was ſolte die hier? Als ob ſie nicht wüſten, daß ſie viel zu pflichtvoll iſt, um über ihre kleine Galanterie nicht die Hände zuſammenzuſchlagen, und die Augen ſich recht roth zu weinen. Kirchburg hat uns alles erzählt.

Weinert. Kirchburg? ſagen ſie mir, Mutter, iſt das gewis?

Frau Sternberg. Gewis, ganz gewis. Glauben ſie nur, der kleine Schelm hatte ein Auge auf ihre Thereſe, und dachte durch dieſes Mittel zu ſeinem Zwek zu gelangen. Aber das ſchlug ihm fehl.

Weinert. Der Bube! Aber wart, laß mich nur mit Riedeln fertig ſeyn, dich will ich ſchon züchtigen. Mich ſo hintergehen zu wollen.

Frau Sternberg. Aber, lieber Herr Sohn. Er wolte ja nur thun, was ſie würklich thaten. Laſſen ſie doch die Sachen. Wohl ihnen, daß ſie ein Weib haben, für die ſie nichts zu fürchten brauchen. Verdenken ſie andern ja nicht, woran ſie ſelbſt ſo viel Gefallen finden. Aber auf den Zwek meiner Reiſe. Sie, ſind mit Riedeln zerfallen. Sie werden ſich mit ihm ſchlagen.

Weinert. Zum Henker; woher wiſſen ſie das ſchon? Erſt izt hab ich die Ausforderung bekommen. Auch von Kirchburg?

Frau Sternberg. Allerdings. Nun wiſſen ſie doch, daß wir bey Ihrer Verehelichung mit meiner Tochter nichts als mündliche Abrede genommen, daß meine Tochter ihres ganzen Vermögens Erbin ſeyn ſolte — wenn aber unglüklicher Weiſe welches ich nicht wünſchen will, ſie jezt ihr Leben verlören, ſo hätte ſie nichts. Dieſe Errinnerung, glaub ich, iſt billig —

Weinert. So billig, Frau Mutter, daß ich keinen Augenblik anſtehe, Ihnen ein gerichtliches Dokument, für die Erbſchaft ihrer Tochter auszuſtellen.

Frau Sternberg. Nicht ſo, Herr Sohn. Hören ſie meinen Vorſchlag. Wenn meine Tochter ihr Vermögen erhält, ſo kan es nicht lange anſtehen mit Gründlern, und dann nicht um meinetwillen, Herr Sohn, denn mir könte das einerley ſeyn, aber um ihrentwillen, wäre es doch verdamt, wenn die Leute ihren Willen hätten.

Weinert. Eigentlich würde mich das nun wenig angehen, wenn ich todt bin, Mutter, wer dann ſeinen Willen hätte. Aber lieb iſt mirs doch nicht wenn Gründler ſich auch nur die Hofnung machen könte — Alſo, ihr Vorſchlag —

Frau Sternberg. Sie vermachen mirs, und ſo kan ich über meine Tochter gebieten —

Weinert. Das iſt ein wenig hart, Mutter. Ich kenne ihren Hang zur Verſchwendung —

Frau Sternberg. Und ich kenne ihren Haß gegen mich. Und ich will meinen Willen haben, und ſie ſollen es thun, und wenn ſie mir die geringſte Einwendung machen, ſo will ich ſie beſchimpfen öffentlich, will bekant und anhängig machen die ganze Sache. Ich habe einen guten Zeugen an Kirchburg, der mir jedes beſtätigen wird, was ich von ihm beſtätigt zu wiſſen wünſche. Sie ſollen dann das

Opfer werden, denn wenn ich ihr Vermögen nicht erhalte,. ſo iſt mirs einerley, obs meine Tochter hat, oder nicht, einerley, ob ihr Mann vor der Welt gebrandmarkt wird, oder nicht, einerley ob ſie mir flucht oder nicht, und ob ſie in Verzweiflung und Schande ſtirbt oder nicht.

Weinert. Bey meiner Seele eine liebenswürdige Mutter! Nun, Madam, weil ſie es denn ſo treflich zu treiben wiſſen, ſo kommen ſie. Ich will ihnen mein Vermögen auf den Fall meines Todes verſchreiben, den ich nun eben nicht hoffe. Wenn das ihre Wuth beſänftigen kan, ſo ſollen ſie bald zahm ſeyn, wie ein Lämchen.

Frau Sternberg. Das werd ich auch. Sie glauben nicht wie gutwillig ich bin, wenn man mir folgt. Sie ſollen die beſte Mutter an mir haben, ſo bald ſie nur ihren Eigenſinn ablegen. (ab)

Berlin.

Riedels Wohnung.

Riedel (allein)

Da wäre ich alſo wieder in meinem Eigenthum — doch ach! ohne mein Eigenthum Agnes. O ihr Stunden der Seeligkeit wie ſeyd ihr in Höllen Augenblike verwandelt. Freundſchaft! Und man wagt es noch dieſen Namen auszuſprechen, ohne zurükzuſchaudern — ohne ihm zu fluchen? Schändliche Deke, hinter welcher Liſt, Heucheley und Betrug ſich verſteken — hinter welcher Laſter ſcheinheilige Zuflucht ſuchen — du machſt den ehrlichen Mann zum Böſewicht! Nein! Entweyhet nicht länger Menſchenkinder, den Namen, der für euch nicht geſchaffen iſt. Er verkündigt jedem unter euch Untergang. Wer einen Freund hat, der nenne ihn Schlange, denner liegt im ſchönſten Graſe der Zutraulichkeit mit ſeinem Gifte verborgen.

Ob ich pflichtmäßig an Weinert gehandelt, das magſt du, Ewiger entſcheiden? Uebrigens kenne ich keinen Fehler, als den, Agnes noch nicht gerächt zu haben. Aber ich wolte keine meiner übrigen Pflichten vernachläßigen. Mein Amt iſt niedergelegt — meine Freunde verſorgt — Freunde! disputirt doch den Namen von meiner Zunge, Schikſaale! — die ihr mich treft. Verwandte will ich alſo ſagen. Mit Kindern verſchonte mich der Himmel, ſonſt würde ich vielleicht mit ihrem Fluch belaſtet.

Ich gehe alſo, um Agnes zu rächen. Glüklich mit ihr leben kan ich nicht mehr. Ich kenne dieſe weiche ewigfühlende Seele. Wenn du es doch beſchloſſen hätteſt, gütige Vorſehung, daß ich für ſie ſterben ſolte. Haſt du mich aber zum rächenden Werkzeug für den Böſewicht auserſehen, ſo will ich auch nicht murren.

Wohlan denn! Ruhig, mein Herz. Agnes! Agnes! Meine Seeligkeit warſt du! (ab)

Weinerts Wohnung.

Weinert. Fr. Sternberg. (ſie treten ein)

Weinert. Sind ſie nun zufrieden, Frau Mutter?

Frau Sternberg. Allerdings, Herr Sohn. Jezt ſag ich, ſie ſind ein treflicher Mann.

Weinert. Und jezt bitte ich ſie, mich zu verlaſſen. Ich hab nur noch wenig Stunden bis zu dem entſcheidendem Augenblike, und einen weiten Weg dahin.

Fr. Sternberg. Schön. Ich will ſie verlaſſen. Schiken ſie ſich zu ihrer Abreiſe wie ein Mann von Ehre und Muth. Laſſen ſie es ja nicht an Herzhaftigkeit fehlen. Sie iſt die Seele des männlichen Geſchlechts.

Weinert. Sie würden es wohl recht gern ſehen, wenn ich fiele?

Frau Sternberg. Das nicht, Herr Sohn, aber bey Duellen die ſo wichtige

Gründe haben, iſts immer ehrenvoll, wenn beyde Partheyen auf dem Plaze bleiben, oder doch tödlich verwundet werden.

Weinert. So? Ich danke für den chriſtlichen Wunſch.

Frau Sternberg. Und ich für das grosmüthige Vermächtnis. Glükliche Reiſe, Herr Sohn! (ab)

Weinert. Ich werde ja nicht bleiben, und die Megäre mein ſchönes Vermögen erhalten. Das wäre ſehr dumm vom Schikſaal. Und weit dümmer noch, wenn ichs vermeiden könte, und thäte es nicht. Laß ſehen, Weinert. Gehſt du davon, ſo kan er ſich mit den Bäumen im Walde ſchießen. Aber dann könte er die Sache anhängig machen, denn durch die Teufels Mutter würde ſie gewis eklat, und du zitirt und dein Vermögen eingezogen.

Nein! Verlaſſen wir uns lieber auf unſre Gnade. Ich werde ihn an Ort und Stelle ſchon ſo kirre machen, daß er die Sache beylegt. Ich lege mich aufs Läugnen meiner Schuld. Und wenns nicht anders iſt, und ich ſehe es will nichts helfen, ſo ſuch ich ihm während des freundſchaftlichen Diſputs eine kleine Terzerol-Kugel durch den Leib zu jagen, denn er kömt gewis allein. Alſo ins Teufels Namen, fort.

Im Gothaiſchen.

Hobeins Landgut.

Margrethe. Agnes.

Margrethe.

Liebe Tochter! Bring mich nicht zur Verzweiflung, nimm doch ein Mundvoll Eſſen. Gott und alle ſeine Heiligen ſind ja barmherzig. Sey du es doch auch gegen mich.

Agnes. Ha, Mutter, das fühl ich eben, das iſt meine Strafe, daß ſie barmherzig gegen mich ſind! So einen Vater, ſolch eine Mutter, dieſen Oheim konte ich kränken. Bey der genoſſenen Erziehung, bey der Anweiſung zu allem guten konte ich Laſterhaft werden? Den Mann, den ich hatte, konte ich beleidigen?

Glauben ſie mirs nur, Mutter, ich bin mehr daran ſchuld, als ſie denken. Ich gab dem Hange Weinerts zu Luſtbarkeiten nach, die Riedel hatte leiden können. Nur ſo wie er ſahe, ſie gefielen mir, ſo hatte er ſie auch gern, und weich gegen den Willen eines jeden Freundes, dem er dadurch einen Dienſt thun zu können glaubte, fiel er in ſo mancherley Neze die man ihm legte, die Kirchburg und Weinert ausſtudierten, um ihn und mich nur erſt ſtumpf gegen Delikateſſe zu machen, weil ſie wohl wußten, daß das der Weg zu Laſtern iſt. Ich fühle es, Mutter, ich wäre nicht mehr zu retten geweſen, wenn der alte auch zu rechter Zeit kam. Ich war ſo verblendet, daß ich niemand geglaubt hätte. Weinert hatte das ſchon ſo klug angefangen. Ich hätte mich für ſeine Ehrlichkeit todſchlagen laſſen, ich konte durch dieſes Labyrinth den Weg nicht anders als durch meinen Untergang finden.

Margrethe. Aber, Tochter, wer einmahl fällt, iſt darum noch nicht verloren. Ich weis, Riedel wird vergeben und vergeſſen. Wenn er nur erſt da wäre.

Agnes. Nein, Mutter, ich mag, ich will ihn nicht ſehen. Ich wäre des Todes bey ſeinem Anblik. Wenn er mir liebreich begegnete müſte ich verzweifeln. Wenn mich hier niemand ſtrafen will, da muß es ja der Ewige dort thun. O Mutter! Ich war unſchuldig! Dieſes, ich war, iſt das ſchreklichſte Wort was ich je ausgeſprochen. Es iſt die Hölle gegen den Himmel das, ich bin!

Ich war unſchuldig — ich war ein ehrliches Weib. Ein ehrliches Weib ſeyn, iſt eine Glükſeeligkeit, die man nicht verſcherzen ſolte — Mutter, ich habe ſie verſcherzt, ich bin eine ſchändliche Ehebrecherin. O Mutter des Herrn! wie konte ich nur ſo weit von der Tugend mich entfernen — wie nur deinen heiligen Fußtapfen ſo ſchlecht folgen? Ich war unſchuldig — Mutter! ich war unſchuldig, und bins nicht mehr.

Margrethe. Aber, Tochter, weißt du nicht, daß die Engel im Himmel mehr ſich freuen über einen Sünder der Buße thut, als über hundert Gerechte, die der Buße nicht bedürfen. So ſagen ja unſre Patres. Wie könten ſie ſonſt Sünden vergeben? Tochter! Lieber wärſt du mir auch, wenn du noch rein und unſchuldig wärſt, wie du von mir giengeſt, aber da der erzürnte Himmel es ſo gewolt hat, ſo gönne mir wenigſtens die Ruhe, mein Kind als eine reuige Sünderin zu ſehen.

Agnes. O ja, Mutter — das bin ich. Gäbs irgend ein Mittel abzukaufen die Schandthat, die ich begangen, Leben und Blut ſolten mir nicht zu theuer ſeyn. So aber ſterb ich und die Schande bleibt mein — ich nehme ſie mit mir in die Ewigkeit, und alles ruft mir entgegen: Ehebrecherin! — (ſie fällt in Ohnmacht, die Mutter wirft ſich vor dem Bette nieder, und betet)

Gegend bey Baruth.

Waldung.

Kirchburg Vater. Weinert. Riedel.
(zu Pferde, ſie ſteigen ab)

Riedel ſtellt ſich, ohne ein Wort zu ſprechen, Kirchburg zählt zwölf Schritte ab. Weinert geht auf Riedeln zu.

Weinert.

Riedel! Wollen wir nicht ein Wort ſprechen, ehe wir fechten?

Riedel. Was könteſt du mit mir zu reden haben, als was meine Seele ärger noch durchſchnitte, als ſie ſchon durchſchnitten iſt? Indeſſen, wenn du es wagen kanſt zu reden, ich bin gefaßt zu hören.

Weinert. Wir waren die innigſten Freunde, Riedel, man konte keine beßre Bande finden.

Riedel. Die du liederlich zerriſſen haſt.

Weinert. Ich wolte das nicht — es war Wirkung der Leidenſchaft. Die konteſt du ja ſonſt vergeben — ſonſt warſt du nicht ſo grauſam —

Riedel. Ich vergab wo ich Leichtſinn und Uebereilung ſahe, nie, wo ich Bosheit bemerkte, die unterdrükte ich von jeher als die Peſt der Menſchheit.

Weinert. Du irrſt dich nur in den Namen. Boshaft konte ich nie gegen dich ſeyn, denn du warſt mir zu viel. Aber den Verführten lokte die Verführerin zu ſehr.

Riedel. Ja, Bube, daß du das ſagſt, verdoppelt deine Strafe. Deine teufliſchen Anſchläge haben ſich uns zu ſehr enthült. Du nenſt die noch Verführerin, die du wohl bedacht vom erſten Augenblik verführen wolteſt. Wiſſe dein' Komplot iſt verrathen. Hier der ehrliche Alte ſorgte davor, die Briefe ſeines Sohnes, die er bey deinen Sachen fand, in Sicherheit zu bringen. Sie enthalten das feinſte Gewebe ſpizbübiſcher Kunſt.

Weinert. (für ſich) Auweh nun bin ich verloren. Nun will ich mich bittend ſtellen, und meines Mordgewehrs mich bedienen. (Er greift in ſeine Taſchen, und nimt unvermerkt zwey Handterzerol, die aber Kirchburg gewahr wird.) Tretet denn näher Kirchburg und Riedel, und hört beyde, ehe ich meine gerechte Strafe leide, noch mit an, daß ich mein Vergehen bereuete, daß es mir gleich nach der That leid war Kirchburgs Anſchlägen Gehör gegeben zu haben, — daß (er kniet nieder) Tretet näher, nehmt meine Bitte um Verzeyhung an, und umarmt mich vorher noch als einen Reuevollen — Ich will euch zeigen —

Kirchburg. (rennt auf ihn, ſtößt ihn um, und entwindet ihm die Gewehre) Daß du der erſte aller Schurken biſt (er ſchießt ſie in die Luft) Alle Teufel! Eine ſchöne Invention. In der Hand ſo abzuſchießen für den Freund, wenn er uns recht nahe am Herzen iſt.

Weinert. (der ſich wieder aufgerafft) Das Schikſaal will nicht anders. Ich unterliege ſeiner Macht. Stellen ſie uns, Kirchburg.

Kirchburg. Der Meuchel Mörder bleibt ſtehen, wo er iſt, und rührt ſich nicht vom Flek. Du Riedel komm hierher. Wir ſolten ihn eigentlich der Gerechtigkeit übergeben. Aber um Agnes willen wollen wirs nicht thun.

Weinert. Er wird auch nicht gleich treffen, und ſind die zwey Schuß geſchehen, ſo ſteh ich nicht weiter, und mich umzubringen ſind ſie zu ehrlich.

Riedel. Laſſen ſie ihn ſchießen, Kirchburg.

Kirchburg. Schieß her, du Lumpenhund! (Weinert ſchießt, und fehlt)

Kirchburg. Nun ſchieß du, Riedel. Faß recht, ſag ich dir. Er taugt nichts auf der Welt, ſonſt wolt ich ſagen: Schieß in die Luft.

(Riedel ſchießt, Weinert fällt. Beyde laufen auf ihn zu.)

Weinert. O des unvorſichtigen Streichs, daß ich mich auf das Glük verlies. Ich ſterbe, da ich erſt zu leben anfangen wolte.

Kirchburg. Da wärs dem Menſchengeſchlechte noch übel gegangen. Wie viel Menſchen Ruhe wäre nicht nöthig geweſen, um dein Leben dir nach deinen Sinn zu machen. Krepir du immer, Ungeheuer du. Thu noch ein Stoßgebet, vielleicht retteſt du deine Seele.

Weinert. Mein Stoßgebet ſey Fluch für dich, für deinen Sohn, für Riedel, für Agnes, für alle die ich kante. Sey die ganze Welt verflucht, wenn nur ich glüklich wäre. O daß mir der Streich nicht gelang, euch beyde auf einmahl aus der Welt zu ſchaffen! O daß ich dumm genug war, nicht wenigſtens einen mit mir zu nehmen, der dich alten Hund aufs Korn genommen hätte.

Kirchburg. Ja, der Glaube thut alles. Ich gieng mit ſo gewiſſer Ueberzeugung hierher, dich in deinem gottloſen Blute wälzen zu ſehen, daß es nicht anders hätte kommen können, und hätteſt du auch zehn Menſchen bey dir gehabt.

Weinert. So werde dein Glaube dir zum Gift der Verzweiflung. Ja, ich fühls, ich ſterbe — Wüßt ich, es wäre eine andre Welt, ſo wollt ich euch noch ſo verfluchen, daß man es dort hören, und mich rächen ſolte, daß Teufel erſcheinen ſolten um euch zu quälen. Aber es iſt aus (heftig ſchreyend) es ſoll aus ſeyn mit dieſem Leben. (Er ſtirbt)

Riedel. Und dieſer Menſch konte uns alle ſo hintergehen? Er konte uns Güte und Reinigkeit heucheln? Er konte ſich ſo verſtellen, daß wir auch nicht einen Zug der Falſchheit in ihn bemerkten, daß wir ihn für einen Engel hielten? O Menſchheit, Menſchheit, wie ſinkſt du von Tage zu Tage immer mehr!

Kirchburg. Nun, Riedel, laß uns aufſitzen. Dort ſind ſchon Leute, die unſrer warten, und wüßte ich den Schlupfweg hier durchs Holz nicht, ſo kämen wir nicht davon. Ich will dich bis an die Grenze begleiten, dann fort in ein ander Land, bis ich die Sache beygelegt habe.

Riedel. Ohne Nanes geſehen, ohne ihr geſagt zu haben, daß ich ſie gerächt?

Nein Alter, das geht nicht. Das muthe mir nicht zu.

Kirchburg. So komm nur, ſo ſollſt du ſie ſehen — und ihr den Troſt bringen, wenns ihr einer iſt. (Sie ſizen auf, und reiten fort)

Erfurt.

Thereſens Wohnung.

Thereſe. Frau Sternberg.

Fr. Sternberg.

Frau Tochter, das Haus iſt wieder mein. Das ganze Vermögen mein. Ihre Wirthſchaft hat ein Ende.

Thereſe. Mutter! Seyn ſie doch einmahl mütterlich. In der ſchreklichen Lage in welcher ich mich befinde, können ſie ſo mit mir umgehen.

Fr. Sternberg. Ja, ihr dachtet, ihr woltet mit mir ſpielen, wie die Kaze mit der Maus. Ohne Geld bedurfte ich eurer. Das wußtet ihr. Da woltet ihr mich einſchränken. Jezt bedarf ich deiner nicht mehr. Mit meinem Vermögen brauch ich nun weder deiner Hülfe, noch deiner Reize. Wenns dir nicht gefällt bey mir, ſo kan die Frau Tochter ſich hängen an wen ſie will.

Thereſe. Mir hats ja nie gefallen ohne ſie. Ich habe nie drein gewilligt, ohne ſie zu leben. Wenn ich irgend etwas Weinerten zu danken habe, ſo iſts das, daß er ihnen ſein Vermögen vermachte. Ich wolte es ja nicht. Ich machte ja keine Anſprüche darauf. Hieraus muſten ſie ſehen, wie unbefangen ich denke. O Mutter! behalten ſie mich nur bey ſich. Ich will ihnen dienen? Als Mägd will ich ihnen dienen.

Frau Sternberg. So mein ichs nicht. Wenn du eine gute Tochter ſeyn, und mir verſprechen willſt, ſo bald deine Trauerzeit aus iſt, einen Mann von meiner Hand anzunehmen, dann, dann will ich deine gute Mutter ſeyn.

Thereſe. Nur das nicht, Mutter. Ich dächte ſie wären vom Unglük meiner Ehe zu deutlich überzeugt, als daß ſie mich einer zweyten ausſezen ſolten. Ich verſpreche ihnen ledig zu bleiben, nur keine andre Wahl von ihrer Hand.

Frau Sternberg. So fängt man die Dummen, Frau Tochter. Meint ſie nicht, ich errathe ihre Pläne. Gründler ſteckt dir im Kopfe und den will ich nicht zum Schwiegerſohn. Ich haſſe ihn. Ich verabſcheue ihn.

Thereſe. Mutter! Ich ſchwöre es ihnen, ich bleibe ledig.

Frau Sternberg. Nichts da. Gleich die Hand drauf, daß du willſt, oder, gleich fort aus meinem Hauſe. Ich will keinen Ungehorſam.

Thereſe. Das kan ihr Ernſt nicht ſeyn, mich verſtoßen zu wollen.

Frau Sternberg. O das iſt er, das iſt er gewis. Noch heute ſolſt du hinaus. Mach zuſammen was dein iſt. Ich will dich nicht mehr vor Augen ſehen.

Thereſe. So will ich gehen, Mutter, denn das kan ich nicht verſprechen. Sie haben mich einmahl geopfert, nun nicht wieder. Ich verzeyhe ihnen ihre Härte. Ich verlaſſe ſie mit Thränen. Ich ſegne ſie für ihre Liebe, und werde Gott bitten, ihren Haß von mir zu wenden. (ab)

Frau Sternberg. Gut, daß ich ſie los werde, ſo hab ich keine Aufſeherin meiner Handlungen. Kirchburg hab ich viel zu danken, und er hat mich ganz bezaubert. Wäre ich noch um einige Jahre jünger, ich trüge ihm Herz, Hand und Vermögen an. Aber ich fürchte eine abſchlägige Antwort — und dann — ein Teufel iſt er doch auch, und ich habe ja die Wahl unter den Männern des ganzen Erdbodens.

Erfurt.

Gaſthaus zum Schleendorn.

Kirchburgs Zimmer.

Kirchburg (hernach) ein Briefträger.

Kirchburg.

Jubel und Freude, und Freude und Jubel! Hab ich mich nicht für dieſen Weinert gefürchtet, wie die Kinder für einen Popanz. Meine Rache bleibt nun ohne meinen Schaden ausgebreitet gros. Ich habe erhalten, wornach ich trachtete. Sie ſind alle elend, die ſo glüklich waren. Alle hab ich ſie jezt zu Boden geſchlagen. Alle ſind ſie meiner Schlinge nicht entgangen. Die einzige Thereſe habe ich noch nicht beſtraft. Aber auch ſie ſoll Opfer meiner Rache, auch ſie ſoll elend durch mich werden.

(Ein Briefträger tritt ein)

Briefträger. Ein Brief von ihren Herrn Vater. Er ſoll eilig beſtellt werden, weil ſein Inhalt wichtig iſt.

Kirchburg S. Gut, gut, da iſt ſein Geld. Geh er. (Briefträger ab, er erbricht) Eilig, und wichtig! Sonderbar! Wir wollen doch hören.

Ungerathner!

„Alle deine Bubenſtüke ſind an den „Tag. Man hat deine Briefe an Weinert gefunden, und dich als den Urheber und Thäter des Laſters anerkant. „Dein langmüthiger Vater warnt „dich. Er ſolte es nicht thun, weil „du zu ſehr Böſewicht biſt. Allein „ich will dich, wo möglich noch gebeſſert ſehen. Fliehe den Arm der „Gerechtigkeit.

Kirchburg.

Teufel, und Hölle! Ich muß mich aus dem Staube machen. Die Briefe könten mich ſtürzen. Sie ſind zu wichtig, ſie enthalten die ganze Kabale gegen Agnes. Die Gerechtigkeit ſpaßt nicht. Fort, Kirchburg, in ein ander Land, wo man dich nicht kent. (ab)

Erfurt.

Lynkerts Garten.

Thereſe. Gründler.

Thereſe.

Ich lies ſie rufen, Gründler, um mich in ihre Arme zu werfen,

Gründler. Die offen ſind, ſie zu empfangen. O Thereſe, dieſen glüklichen Augenblik hatte ich nicht erwartet. Ich ſegne ihre Mutter, daß ſie ſie verſtoßen hat.

Thereſe. Guter Mann! Und ſie ſind immer noch der ſie waren. Troz jedes Misgeſchiks, troz ſo vieler Unahnnehmlichkeiten, die ſie durch mich erfuhren — hängen ſie immer noch mit gleicher Feſtigkeit an mir. Ja, meine Mutter hat mich verſtoßen. Ich ſolte wieder einen Mann von ihrer Hand annehmen.

Gründler. Nein, Thereſe, das wäre zu grauſam geweſen. Zu ſchrecklich der Schritt, den ſie dann gethan hätten. Meine Thereſe — kan ich nun aus dem Grunde meines Herzens ſagen — und mit mir Thereſe werden ſie gewis zufrieden ſeyn. Ihre Mutter ſoll noch ihre Freundin werden.

Thereſe. O wenn ſie das bewerkſtelligen könten, da hätte ich Ihnen ja alles, hätte ihnen paradieſiſche Seeligkeit auf Erden zu danken.

Gründlet. Ich habe die Macht in Händen Thereſe. Ihre Mutter wird Weinerts Vermögen bald durchbringen. Dann bleibt ihr keine Stüze als ich. Dann wird meine Unterſtüzung ſie gewis verſöhnen.

Thereſe. Mein Gründler! Ja, ich nenne ſie im Herzen ſo. Aber damit die Welt nicht ſage, ich hätte meines Mannes Tod erwartet, um ihnen meine Hand zu geben, ſo bitte ich ſie um den Zwang, mich die Trauerzeit über nicht zu ſehen.

Gründler. Alles was ſie wollen. Was könte ich meiner Thereſe abſchlagen? Leben ſie wohl Thereſe. Ohne Murren erwarte ich die Zeit die mich auf ewig mit ihnen vereinigt. (ab, Thereſe folgt ihm ſtill und nachdenkend)

Hobeins Landgut.

Agnes Zimmer.

Agnes (im Bette) Margrethe. Kirchburg Vater.

Agnes. Reden ſie mir kein Wort von ihm, Mutter. Ich bin krank auf den Tod, ich will ſeinen Namen nicht hören. Ihn nicht ſehen.

Margrethe. Agnes, du wirſt ſterben, und ſo ſtirb nicht ungerecht. Du biſt ſchuldig ihn zu ſehen, ſchuldig ihm deine Uebereilung abzubitten.

Leufeld. Schuldig ihm zu vergeben, und ſeine Verzeyhung anzunehmen.

Agnes. Damit ich ganz ohne Strafe aus dieſer Welt gienge, und der Ewige dann mich in vollem Maaße die Laſt meines Verbrechens fühlen ließe. O Mutter! Onkel! Laßt ſie ihn mir nicht verzeyhen, dieſe Beleidigung. Er darf ſie nicht verzeyhen. Seine Ehre, ſeine Ruhe heiſcht das von ihm. Hört er auf mich zu haſſen, ſo würde ſein Leben durch das Andenken an mich immer voll Unruhe und Kummer bleiben. Haßt er mich, ſo kan er mich vergeſſen. Nur Gott kömt es zu die Ehebrecherin zu ſtrafen. Er hat ſichs vorbehalten, ſie zu ſtrafen, und mich wird ſein Gericht ſchreklicher treffen, als die welche in keiner ſo ſeeligen Verbindung lebten. Er hatte ſo gut für mich gewählt, und ich verwarf den Schaz, den er mir gegeben O Riedel! Riedel! fluche mir, und ich will vergnügt ſterben.

(Riedel reißt die Thüre auf, und wirft ſich vor ihrem Bette nieder)

Riedel. Nein! nicht fluchen — ſegnen will ich dich — vergeben will ich dir. Du biſt unſchuldig, Agnes, vor Gott und Menſchen unſchuldig — vor mir unſchuldig. Ich habe dir nichts zu vergeben, du wirſt mir verzeyhen. Ich habe dir den Freund aufgedrungen, der ein Teufel war, und er hat deine ſchöne blühende Geſtalt verwandelt in ein Trauer-Bild. Aber du biſt gerächt. Ich habe dich gerächt. Weinert lebt nicht mehr.

Agnes. Lebt nicht mehr! Und du biſt ſein Mörder? Ewiger Gott! Mörder durch mich. So iſt denn die Laſt meiner Verbrechen erfüllt. Mord fehlte nur noch, um mich ganz zu zernichten. Mord hab ich auf meiner Seele. So iſt denn Verzweiflung endlich über mich gekommen. Fort Riedel — fort Mutter! alle weg von mir, damit ich nicht noch mir ſelbſt fluche — und mich verdamme ehe mich der Richter verdamt. (ſie fällt todt ins Bette zurük)

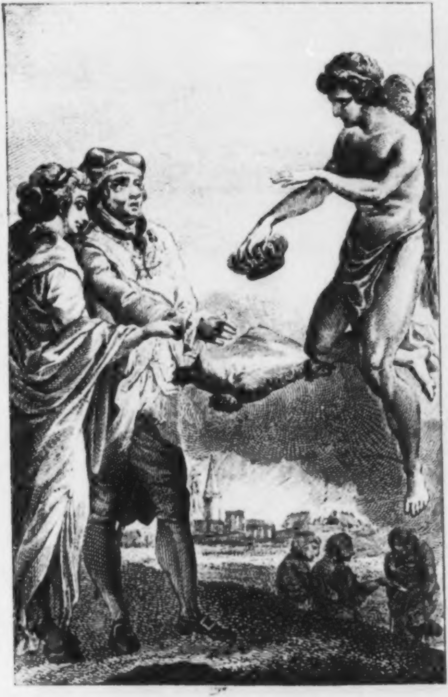
Riedel. Agnes! Agnes! Sie iſt nicht mehr — O Gott! Ich bin elend — ganz vernichtet.

Margrethe. Ich erliege dem Gerichte des Herrn. Meine Tage werden Tage des Kummers, und mein Ende in bittern Thränen ſeyn.

Leufeld. Der oben richtet recht. Wenn Glük ſolchen Verbrechen folgte, würden ſie ſich mehren wie der Sand am Meer.

Geh fort, Riedel, fliehe wie Kain jeden Menſchen — Verzweifle nicht — aber laß auch nie Ruhe in deine Seele, denn das Mädgen liegt darauf. Du haſt uns alle elend gemacht.

Ko



Geheime
LEBENSGESCHICHTE
eines
GÜNSTLINGS

[illegible]

Frankfurth und Leipzig.

1795.

BIBL.
VNIVERS
LIPS.

Gewidmet
allen
Günſtlinginnen der Fürſten
allen
Günſtlingen der Fürſtinnen
als eine
Unterhaltung in leeren Stunden.

Der Fürſt der Finſterniß.

Erſtes Zehend.

Welches dem Leſer etwas von allem zu verſuchen giebt.

Soll man da lobpreiſen, wo das Leben, die Ehre, das Gut der Menſchen, am launigen Augenblicke eines Einzigen hängt?

Einleitung.

Seine Verdienſte —

Ja, du lieber Gott! antwortete der Herzog, wer hat nicht Verdienſte, lieber Präſident. Ich glaube, daß unter hundert itzt lebenden Menſchen neun und neunzig ſind, die würklich Verdienſte haben. Ein guter Gedanke wird heut zu Tage zu einem Verdienſte angerechnet, und er iſt auch würklich ein Verdienſt, da böſe Gedanken und böſe Geſinnungen ſo ſehr überhand genommen haben. Dagegen möchte ich auch wohl behaupten, daß unter hunderten neun und neunzig ſind, deren Verdienſte in die Retorte mit dem gelegt was ſie nicht hätten thun ſollen, wie ein Häuſchen Pflegma, das unbrauchbar iſt, zurück bleiben würden. Verdienſte ſind der Probe heut zu Tage — merken Sie, mein Präſident, ſich dieſes Wörtchen ja wohl — einer weit ſtrengern Prüfung bedürftig, als Gold und Juweelen.

Wenn ich jeden Mann von Verdienſt, in meine Dienſte nehmen, und ihm einen anſehnlichen Gehalt geben wollte, wie lange würde ich meine Unterthanen im Wohlſtande erhalten können? Sie müßten zuletzt betteln, um Leute von Verdienſt zu ernähren.

Iſts Ihrem Clienten um einen Titel zu thun — ſehen Sie dort die Rangordnung durch. Was für einen Sie ihm angemeſſen glauben, den ſoll er haben. Glauben Sie, daß er einen Rath abgeben kann, und wenns ein Geheimderath wäre, er ſoll ihn haben, da Sie ihn empfehlen: denn ſo viel bin ich ſchon von Ihnen überzeugt, daß Sie keinen Rath mir machen werden, der den Schlingel zu ſeinem Prädikate verdient.

Aber Geld — nein wahrhaftig mit dem Gelde iſts nicht, lieber Preſident. Da hab ich noch ſo viele Fabriken, die nicht in Flor ſind, habe noch ſo viel fleiſſige Koloniſten, die unterſtützt werden ſollten, daß ich mich nicht ruhig ſchlafen legen würde, wenn ich für ein Verdienſt ſo viel weggegeben, als ich brauche, hundert arbeitſame Arme in Bewegung zu ſetzen.

— Aber, verzeihen Ihro Durchlaucht, ein Kopf iſt oft mehr werth als hundert Arme.

— Ein Kopf — Hundert Arme haben funfzig Köpfe — nicht wahr, Herr Präſident?

— Ihro Durchlaucht belieben zu ſcherzen — Ich meine —

— Nun freylich, was ſie meinen, weiß ich wohl, aber ich meine auch, daß das Kopfhaben, ich will mein altes Wörtchen nicht wiederholen, ſo ſehr gemein geworden, daß die Arme darüber zu Müſſiggängern gediehen ſind.

Reiſen Sie einmahl umher in meinen Provinzen, und fragen nach Leuten von Kopf, und ich wette, ſie bringen mir einen Schwanz von ſolchem Volke mit, daß ich ſie in meiner Reſidenz kaum beherbergen kann. Fragen Sie einmahl nach Armen, die der Fürſt braucht; gehorſamer Diener, wie viel werden Sie bringen? Denn die würklich thätigen haben ihr Brod, und die es nicht ſind, wollen ſie nicht brauchen, ſondern warten lieber, bis jemand an ihrem Kopf ein Behagen findet, und verlieren ihn am Ende gar darüber.

— In der That, Ew. Durchlaucht, wir können den Menſchen brauchen —

— Brauchen? Menſchen kann man immer brauchen, beſonders — i das verdammte heut zu Tage, liegt mir ſtets im Sinn. Die Zeiten müſſen in der That ſchlecht geworden ſeyn, da ich alles, was ich ſchlecht finde, mit dieſem Wörtchen vereinigen möchte. Sie meinten alſo, in Ihrem Departement könnten ſie dieſen Mann brauchen? —

— Allerdings, Ihro Durchlaucht, von ſeinen Fähigkeiten darin kann ich Ihnen offenbare Beweiſe geben, wenn ich auch ſeine übrigen Verdienſte auf die Seite ſetze —

— Wenn Sie aber in Ihrem Departement ein Subjekt brauchen, warum befördern Sie nicht lieber einen von den geſchickten Subalternen, die Sie mir ſo oft angerühmt haben. Sie verſicherten mich mehr als einmahl, Sie hätten Zöglinge, die Sie ſich nicht ſchämten, Ihren erſten Räthen an die Seite zu ſetzen. Geben Sie einem von denen die Stelle, wenn eine offen iſt.

— Ey bewahre, Ihro Durchlaucht, die jungen Leute dürfen nicht ſo früh befördert werden.

— Sie wollen alſo lieber warten, bis die Leute alt und unbrauchbar ſind, bis ſie ſich durch ihre beſten Jahre in Noth und Arbeit durchgeſchwitzt haben, und dann wenn ſie ſtumpf ſind, und die Freude, ſich emporgeſchwungen zu haben, nicht mehr fühlen können, wollen Sie ſie auf ein paar Jahr in Beſoldung ſetzen, damit ſie wenige Jahre drauf für untüchtig erklärt, und mit der halben Gage in Penſion geſetzt worden? Die Procedur iſt nicht gut. War nicht der Fall neulich da?

— Das iſt eben die offene Stelle, und Ew. Durchlaucht geruheten dem Mann, der fünf und vierzig Jahr Secretär geweſen war, die ganze Beſoldung zu laßen; wenn ſchon ſein Alter die fernere Arbeit unmöglich machte. Daher die Lücke.

— Und der nächſte Secretär? — Herr Präſident! Wie lange iſt ers?

— Funfzehn Jahr. —

— Ein gutes Subjekt?

— Wie ich nicht anders ſagen kann.

— Wohl! Der Secretair iſt Rath, und tritt in die Beſoldung, die ich denn ſo lange aus meiner Schatulle gebe, als der penſionirte Rath lebt.

Alles rückt übrigens in der Ordnung fort. Preſident! Es iſt ein auſſerordentliches Verdienſt, funfzehn Jahr ein treuer arbeitſamer Secretair geweſen zu ſeyn.

Uebrigens bleibt es mit dem Titel bey meiner vorigen Meinung.

Dieſes Geſpräch endete ſich damit, daß der Fürſt das Zimmer verlies.

Der Präſident ſoll den Kopf geſchüttelt haben.

Dieſe Einleitung? — Soll nur beweiſen, daß dieſes nicht Fürſt Panſalvin war ſonſt könnte er nicht der Fürſt der Finſterniß heiſſen.

Wenn aber zuweilen von dieſem Herzoge noch ein Wörtchen vorkommen ſollte, ſo wollen wir darüber ſetzen: zur Einleitung, denn wir wähnen, daß eines ſolchen Fürſten Handlungen wohl einiges Intereſſe für den Leſer haben könnten.

Erſtes Kapitel.

Fürſt Panſalvin — und ſein Kammerdiener.

Auf einem der wollüſtigſten Sofa's, die immer in eines groſen Herrn Schlafgemache, oder vielleicht im Vorgemache des Schlafgemachs — denn wie viel Gemächer haben ſolche Herren nicht — geſtanden haben mögen, lag Fürſt Panſalvin, nach genoſſener Ruhe —

Ey, ey, Herr Autor, ſchlafen Sie denn noch? Nach genoſſener Ruhe pflegt man ſich nicht aufs Sofa zu legen.

Verzeihung! nach nicht genoſſener Ruhe, wollten wir ſagen, — und träumte, worin denn doch eigentlich ſeine Glückſeeligkeit beſtehe, die ihm ſelbſt ſo hoch geprieſen ſchien, die der Neid von allen Seiten anblökte, die ihm tägliches Beugen des größern Theils der Rücken, die ihm begegneten, zuwegebrachte.

Wir ſagen, des größern Theils, denn trotz ſeinen Prätenſionen aufs groſe Ganze in dieſem Fache, gab es doch noch Rückgrade, die der Steifheit ſo hold waren, daß ſie auch nicht um einen

groſen

großen Preiß von der Parallel-Harmonie der ſchlankſten Tanne im Walde abgewichen wären, und wär es auch der Preiß ſeiner Gnade geweſen, die in den Environs um ihn her für das höchſte Gut gehalten wurde.

Er war eben von ſeiner Geliebten zurückgekehrt — —

Schon wieder eine Einwendung, meine Herren? Sie rümpfen die Naſe gewaltig.

— Und das von rechtswegen, denn wie können Sie ſich träumen laſſen, daß man von ſeiner Geliebten zurückkehren, und träumen wird, worin ſeine Glückſeeligkeit beſtehe? Wenn Sie uns mit paradoxen Dingen unterhalten wollen — —

— Ruhe! Ruhe! meine Herren, muß ich ſo laut rufen, wie mans immer im Leipziger Parterre thun kann. Wenn ich Ihnen nun beweiſe, daß des Fürſten Aufenthalt bey ſeiner Geliebte nichts weniger als angenehm wahr.

— Davon müſſen wir doch erſt überzeugt werden —

— Dazu muß ich doch wohl Zeit haben? Und nun ſehen Sie, daß Sie die Zeit unnütz verplaudert, denn anſtatt, daß ich Ihnen erzählt hätte, was der Fürſt geträumt, tritt izt ſein Kammerdiener herein, und mögen Sie das langweilige Geſpräch ſelbſt mitanhören, weil Sies nicht beſſer haben wollen.

Befehlen Ihro Erlaucht Schokolade? frug eine weibliche Stimme, deren erſter Silberton den Fürſten ſogleich aus dem Traume weckte, vom Lager ihn aufriß, und die Verſicherung aus ſeinem Munde lockte, er ſey der ſeligſte Menſch, daß man für ihn einen ſolchen Grad von Attention äuſern könnte.

Wenn Sie nun alle Reflexionen wüßten, die der Fürſt vorher geträumt hatte, und die etwas vernünftigen ſehr ähnlich ſahen, ſo hätten Sie ſich einen ſchönen Kontraſt verſchaft, der izt für Ewigkeiten verloren iſt.

Es war die Gräfin Manille, die im vollen Anzuge ſeines Kammerdieners vor ihm ſtand, und ihm kein Geheimniß daraus machte, daß ſie dieſen einſtweilen in ein Kabinet ihres Hauſes eingeſperrt, damit die Erſcheinung von zwey Kammerdienern einen Schritt nicht verriethe, wodurch ſeine Geliebte allerdings eine geraume Zeit könnte hintergangen werden.

Werde ich denn nicht endlich einmahl dieſer läſtigen Zudringlichkeit los werden, rief der Fürſt, und ſoll ich nie das Glück genieſſen, innere Gefühle öffentlich darlegen zu können? Soll die Liebenswürdigkeit ſelbſt ſich immer ſolcher Kunſtgriffe bedienen, um meine Wünſche und mein Vergnügen zu krönen?

Der Kammerdiener umfieng den Fürſten mit einem lieblichen Kuſſe, ihn an ſeinen Buſen drückend, und ſagte:

Panſalvin! Bleiben Sie immer, was Sie ſind. Ohne dieſe Geliebte könnten Sie nicht der Wohlthaten ſo viel ausſpenden, ohne ſie würde mancher, deſſen Stolz itzt gedemüthiget iſt, über Sie hinwegſehen, ohne ſie könnten Sie nicht Gnaden austheilen, und Huldigungen einnehmen, wie itzt. Sey es immer, daß ſie uns ſchöne Stunden raubt, daß ſie uns zwingt, heimlich zu ſeyn mit der Harmonie unſrer Herzen, was thuts — endlich wird doch die Bahn Ihres Uebergenuſſes geendet ſeyn — und dann —

Und dann — ſagte der Fürſt — tiefer den Blick ſenkend, als die Gräfin Manille erwarte hatte; und es gehörten einige Küſſe, und noch etwas mehr dazu, um ihn wieder in die Laune der Glückſeeligkeit zu bringen, die er bey ihrem Eintritte geäußert.

Zweytes Kapitel.

Nicht ſelten hat die Geliebte vor dem Geliebten den Vorſitz in der Rangordnung.

Eine geendete Bahn, bald wie es ſcheint geendete Bahn, von welcher noch geſagt wird, ſie ſey mit Uebergenuſſe verbunden geweſen, wird eben nicht das reizendſte Bild der Geliebten des Fürſten der Finſterniß zu entwerfen geben, wenigſtens nicht mehr für die Jetztzeit, und wenn man ſich dazu denkt, daß der Fürſt trotz den Wohlthaten, die er ausſpenden konnte, trotz dem gedemüthigten Stolze vieler höheren neben ihm, trotz der zu gebenden Gnaden und zu empfangenden Huldigungen, dennoch die Liebe ſeiner Geliebten eine läſtige Zudringlichkeit nannte, ſo erhellet wahrhaftig hieraus vieles, was den Leſer überzeugen muß, die Liebe ſey ihm würklich nicht angenehm und unterhaltend geweſen.

Und doch, wir getrauen es uns kaum zu ſagen, weil es der Menſchheit nicht ganz zur Ehre gereicht, doch war dieſe Liebe der Keim, das Wachſen, das Blühen, das Fruchttragen dieſes

Fürſten geweſen; und, mag, wer auf Erden da immer will, es blos Indiſcretion nennen, wir nennen es Undankbarkeit, die die ſtrengſte Ahndung verdient, daß er dieſe Geliebte einer andern Geliebten Preis geben konnte, die — eine ſtarke Ueberwindung des weiblichen Stolzes — es wagen konnte, ſeinem Kammerdiener ihren Ruf anzuvertrauen, ſich herabwürdigen konnte, mit dieſem in gleicher Kleidung zu erſcheinen — um einer verbotenen Liebe zu pflegen, um undankbar auch gegen die zu ſeyn, welcher ſie, ſo wie er, alles zu verdanken hatte.

Klar iſts nun wohl, daß die Geliebte des Fürſten der Finſterniß mehr als der Fürſt war, daß ſie über ihn zu gebieten hatte, und wenn er über ſie, oder über irgend etwas, was von ihr abhieng gebieten konnte, er es entweder durch ihre Güte, oder durch uſurpirende Macht erhalten, daß er folglich kein Fürſt war, der aus dem ihm durch Huldigung übertragenen Rechte der Souverainität, etwa wie der Herzog in der Einleitung, einen Machtſpruch zum Beſten zu thun berechtigt war, ſondern, wenn er es that, es blos im Nahmen ſeiner Geliebten, und durch ihre Güte unternahm.

Demohngeachtet war der Fürſt der Finſterniß ein gefürchteter Mann, ein Mann, deſſen Nahmen zu nennen, ſchon manchem einen Angſtſchweiß auspreßte, ein Mann, deſſen Blicken ſich darzuſtellen, nur eine kleine Zahl von Menſchen wagte, ohne Zittern und Zagen im Herzen und zuweilen im Aeuſern mit ſich zu bringen. Sein zorniger Blick warf, ſo zu ſagen, nieder, was vor ihm ſtand, denn wo er nicht niederwerfen konnte, hatte er ihn ſehr in ſeiner Gewalt; ſein zorniger Wille war verderbend, unausbleiblich verzehrend jedes Glück, jede Freude, jeden Beſitz. Wenn er nicht wohl wollte, und ihn erreichen konnte, der war ärmer als ein Bettler, und unglücklicher, als ein auf eine wüſte Inſel Verſchlagener.

So war der Fürſt, der nur durch die zweyte Hand Land und Leute regierte, ein übler Verwalter der blinden Gerechtigkeit, die er aus doppelten Gründen hätte verehren ſollen; ſo war er gewiß der Todter manches guten Keims, der aus der erſten Hand hätte Wurzel faſſen können.

Drittes Kapitel.

Erſte Epoche Panſalvins.

Blicke in die Vorzeit, forſchender Geiſt, der der Wahrheitsliebe zur Seiten ſteht, ihre Darſtellungen liebt, ihre Fortſchritte befördert, blicke in die Vorzeit und enthülle uns die Wege, die das Schickſal mit Panſalvin gieng, ehe wir ihn hier in dem glänzenden obwohl verderblichen Lichte ſahen, die Beſtimmung, die bey ſeiner Geburt ihm gemacht zu ſeyn ſchien, die Zufälle die ihn in ſeine jetzige Sphäre brachten! War er geboren, eine ſolche Bahn zu gehen?

Wer könnte nicht geboren ſeyn, groß und angeſehen zu werden? Wem könnte der Weg verſchloſſen ſeyn, durch Talent und Fleiß eine hohe Stufe zu erreichen, wenn das Glück ſich nicht feindſeelig gegen ihn erklärt? Wer ſollte das Glück mehr ehren, mehr es zu verdienen ſuchen, dringender darnach trachten, nichts ſich zu Schulden kommen laſſen, als der, der nicht wähnen konnte, aus ihm würde werden, ein Menſchenbeglücker, ein Troſt für Tauſende, ein Wohlthäter für Millionen?

Und wird er dann das nicht, wenn er auf der Stufe ſteht, ſo ſchlägt dreyfaches Weh über ihn zuſammen, und zehnfache Tiefe wartet ſeiner.

Panſalvin ward geboren, wo eine ländliche Hütte, ein kleiner Acker, und ein Stückchen Wieſe den Reichthum eines Einwohners ausmachen, der übrigens immer einen vorzüglichen Rang unter ſeinen Mitmenſchen behauptet, eines Einwohners, der gewiſſermaßen ein Herrſcher ſchon genannt werden konnte, weil einige andre Menſchen von ihm abhiengen, doch nicht in dem Maße, daß er über mehr als die Pflichten, die ſie ihm zugeſaget, zu gebieten hatte. Indeſſen bahnte ihm dieſes doch den Weg zu Ehrenſtellen, oder viel mehr zur Fähigkeit zu denſelben, und wenn Panſalvin gleich zu den ſeltnen gehörte, die es aus dieſen Geſchlechtern hoch bringen, ſo ſind ſie doch alle deſſen fähig, und vielleicht war er gerade derjenige, der unter allen am wenigſten verdiente, was ihm das Glück ſchenkte.

Der Strich, wo er geboren ward, war milder, als der, wo er nachher die Größe erreichte, die uns ihn merkwürdig macht, und die Natur hat ſo viel Annehmlichkeiten dahin gelegt, daß mancher geborne Große, ſeiner Größe überdrüſſig, gern einen ſolchen Aufenthalt wählen würde. Seine erſte Jugend floß im ländlichen friedlichen Leben dahin, und war nicht einmahl mit irgend etwas bezeichnet, was eine Ahndung von dem hätte geben können, was nachher aus ihm ward.

Gegentheils gab es viele, die ihm Talent abſprechen wollten, und wenn ſie damahls recht geſehen, den Grundſatz ſehr beſtätigen, daß der Entwickelungspunkt deſſelben bey den Menſchen ungleich, und oft, wie beym Wachsthum des Körpers, ſo auch beym Entwickeln der Seele im Sprung ſtatt findet, den man ſelbſt in ſpätern Jahren noch erwarten kann.

Und würklich ſcheint dieſer Sprung bey Panſalvin damahls ſtatt gehabt zu haben, da ſeine Liebe zu der hohen Geliebten ſich entwickelte, und vielleicht aus vorhergehenden Beyſpielen, und aus einer wohl fühl, aber nicht erklärbaren innern Ahndung die Idee von allen Groſen, was aus ihm werden könnte, vor ſeiner Seele da lag. Da er denn auch gleich einen ganz ſonderbaren Plan auswickelte, der von ſeinem Talente hinlängliche Probe giebt, und unſern Leſern in der Folge kein Geheimniß bleiben wird.

Für itzt mag vom Gegentheile das ein Beweis seyn, daß es würklich etwas ſchwer hielt, ihn unter die Anzahl junger Leute zu bringen, die vom Landesherrn beſtimmt wurden, auf ſeine Koſten den Unterricht in den Wiſſenſchaften auf einer öfentlichen hohen Schule zu erlangen, die in einer groſen Stadt angelangt war.

Hier lebte Panſalvin gleich andern, die die Gnade mit genoſſen, die ihm zu Theil ward, in einer Art von Unbemerktheit, und würde vielleicht

leicht noch weniger bemerkt worden ſeyn, als er es war, wenn nicht einer der Lehrer an dieſer hohen Schule, der eine beſondre Liebe auf ihn geworfen, ſich ſeiner angenommen, und bey verſchiedenen Gelegenheiten ihn vorgezogen hätte.

Dieſer war es, der in ihn eine gewiſſe Bildung, und Verfeinerung ſeines von Natur rohen Weſens legte, und dieſe Verfeinerung wußte er auch beyzubehalten, ſo lange ſie ihm nöthig und brauchbar war, bis endlich ſein Ehrgeiz ſich nach und nach zu ſättigen, und die Laune und die Luſt, roh gegen ſeinen Nebenmenſchen zu ſcheinen, und öfter zu handeln, wieder erwachte.

So viel iſt gewiß, dieſem ſeinem Erzieher hat er einen groſſen Theil ſeiner Glückſeeligkeit zu danken, weil er ihm, und ſeiner Sittenverbeſſerung den erſten Schritt zugeſtehen mußte, wenn ſein harter Sinn, immer zunehmende Politik, und wachſende Intrigue auch das übrige mehr ertrotzte.

Dankbarkeit ſey nicht ſeine Haupttugend, wiſſen wir ſchon aus einem Zuge, allein gegen dieſen ſoll ſie es geweſen ſeyn. Er hat den Mann mit Wohlthaten überhäuft, und dadurch einen Flecken wenigſtens verwiſcht.

Die hohe Schule, auf welcher er ſich befand, entſprach dem Zwecke ihrer Anlage. Der Stifter derſelben hatte keine Mühe geſpart, keine Koſten geſchont, Männer dahin zu ſetzen, die einem Staate tüchtige Bürger geben, und die ein Land zur Kultur vorbereiten konnten, das zu weit umfaſſend war, als daß ein Menſchenalter es umwandeln konnte, obgleich die Epoche nahe war, da ein Menſchenalter mehr thun ſollte, als hundert Menſchenalter bisher gethan.

Viertes Kapitel.

Eine andere Laufbahn, näher und entſprechender der Zukunft.

Waren ſchon ſehr wenige in dieſen Jahren von Panſalvins Talent überzeugt, ſo muß man ihm doch wenigſtens die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß er Ehrgeiz beſaß, eine Eigenſchaft ohne die ſich keine zu erreichende Höhe erwarten läßt. Eben aus dieſer ſeiner Eigenſchaft war es auch, daß ſeine Liebe zu ſeinem Lehrer ſo überhand nahm, weil ihn dieſer vorzog, und ihm zu Lobes-Erhebungen verhalf, die ihm ſchmeichelten. Auch hatte der Mann viele andere Fehler zu erſticken gewuſt, die hernach, da ihm wenig mehr zu wünſchen übrig blieb, alle wieder den alten Sitz einnahmen, und ſeine Laune nicht allein unerträglich machten, ſondern auch tauſend Unglückliche hervorbrachten.

Nichts iſt gewiſſer, als daß dieſe Jahre ſeine fehlerfreyeſten geweſen ſind, und wenn er nicht eine andre Laufbahn gewählt hätte, ſo wäre aus ihm, wahrſcheinlich kein Fürſt, aber eben ſo wahrſcheinlich ein beſſerer Menſch geworden.

Aber Panſalvin überlegte, daß ſeine jetzige Laufbahn ihn für ſein ganzes Leben gewiſſermaßen einſchränken würde, und ob er gleich eine Zeitlang vorher von ſeinen Eltern zum geiſtlichen Stande beſtimmt war, und ſchon verſchiedenes, was dahin gehörte, lernen müſſen, welche Bemerkung wir dem Leſer hier auch nicht umſonſt angeben, ſondern auf ihre künftige Beziehung ihn aufmerkſam machen: ſo dänchte ihm doch der Wehrſtand der behaglichſte, um die gewünſchte Freyheit zu genießen, und es zu einem Poſten zu bringen, der den übertraf, den er nach ſeinem Stande hatte.

Nachdem er daher alles aus dem Wege geräumt hatte, was von ihm abhieng, und in dem Tode ſeines Vaters, der gegen dieſen Stand immer einige Abneigung gezeigt hatte, das letzte Hinderniß gehoben, nachdem er ſeinen Lehrer in hundert Controverſien überwunden, und ſein Eifer,

ihm

ihn zu einem Gelehrten zu bilden, durch ſeine raſchen Gründe, mehr aber durch ſchon zu groß gewordene Liebe gegen den Zögling erkaltet war: ſo nahm er den Weg zur Fahne des Kriegsgottes, den man ihm um ſo williger eröfnete; da er, wie wir in der Folge weitläuftiger hören werden, von der Natur vorzügliche Bildung dazu erhalten.

Fünftes Kapitel.

Eine kleine Demüthigung in ſeiner Kleinheit, die er in ſeiner Größe tauſendfach vergalt.

Das weite Gebiet des Fürſten, unter deſſen Scepter damahls das nachherige Reich der Fürſtin ſtand, machte noch keinen der aufgeklärteſten Theile des Planeten aus. Erſt ſeit kurzem hatte ein heller Kopf mit einem ſchönen lobenswürdigen Eifer Sitten und Cultur andrer Völker, doch immer noch mit der großen Frage, ob zum allgemeinen Beſten, hineingebracht, und beſonders war das Kriegsweſen noch nicht auf den ganz regelmäßigen Fuß andrer Länder eingerichtet, und der Stand, den er ergriff noch nicht mit der Ehre verbunden, deren er hernachmahls theilhaftig ward. Auch war er einer der am kärglichſten bedachten, und da Panſalvin keine eignen Mittel hatte, ſo war der Weg, den er gehen mußte, von dieſer Seite hart.

Seine vielen, zum Theil reichen Verwandten waren daher auch nicht mit der Wahl zufrieden, und hätten es lieber geſehen, wenn er dem Willen ſeines Vaters zufolge, beym geiſtlichen Stande geblieben wäre, der ihm ein ruhiges und reiches Leben verſprach. Wie konnte man auch Blicke in die Zukunft thun, und glauben, daß er über Millionen befehlen, und zur Noth ſie würde wegwerfen können, der itzt ihrer kleinen Unterſtützungen ſo oft bedurfte.

Auf einer Reiſe die er einſt, da er ſchon eine gewiſſe Würde in ſeinem Stande bekleidete, machte, kam er in das nicht unbedeutende Haus eines reichen Kaufmanns, der ihm verwandt war. Es war gerade Mittagszeit. Man zog ihn nicht zur Tafel, ſondern man ließ ihm in einem Nebenzimmer einen Tiſch decken, und ſandte ihm ſein Eſſen dahin, weil man vielleicht ſich ſeiner ſchämte.

Welch ein Abſtand! Wir wiſſen nicht, ob dieſes Haus je Urſache gehabt, dieſen Schritt zu bereuen, da Panſalvin eines rachgierigen Gemüths war. Aber vielleicht war dies ſeinem Gedächtniſſe entgangen, oder kam es ihm, der nachher oft die

Gröſten halbe Tage in ſeinen Vorzimmern warten ließ, nicht ſonderbar vor, daß man in dem Grade ehrgeizig geweſen, wie er es ſelber war.

So viel iſt gewiß, daß er nachher, da ſeine Familie ſich ſehr vor ihm bückte, gutthätig gegen ſie handelte, und, ob aus Ehrgeiz, oder würklichem Gefühl, das wollen wir dahin geſtellt ſeyn laſſen, ſie erhob.

Noch giengen ſeine Schritte indeſſen nicht merklich, noch immer ſchlich er den Gang, den tauſend andre neben ihn ſchlichen. Er ſoll aber damahls doch ſehr wohl verſtanden haben, ſich auch ſelbſt zu bücken, wo es nöthig war, ſoll die Lehren ſeines Lehrers, daß in ſeinem neuen Stande Unterwürfigkeit mit der Freyheit abwechſeln müße, ſein Augenmerk geweſen ſeyn laſſen, und beſonders nicht in dem Falle ſich befunden haben, ein Geſicht fatal zu finden, wie er es hernach oft fand, und der Leſer im nächſten Kapitel genug überzeugt werden wird.

Sechſtes Kapitel.

Gott gab ja die Geſichter und nicht der Menſch.

Ein fatales Geſicht zu haben, iſt freylich eine unangenehme Sache, allein es giebt in der Welt doch ſo viel Menſchen, die für andre Weltbürger, eine äuſſerſt fatale Phyſiognomie beſitzen, und alſo iſt es eben nicht zu bewundern, wenn das auch bey den Menſchen, die wir hier redend einführen, einmahl vorfällt.

Allein entſetzlich muß es doch immer ſeyn, wenn einer eine ſo fatale Phyſiognomie hätte, daß ſie ihn um alles Glück in der Welt, um ſeine Freyheit, und vielleicht gar an den Rand des Grabes brächte, und doch müſſen wir ein ſoches Beyſpiel anfuhren.

Wir wenden uns deswegen wieder zur Gräfin Manille, die wir immer noch in des Fürſten Zimmer zurückgelaſſen, und der wir ſchlechterdings den Rückweg anzeigen müſſen, wenn wir andre Leute zu ihm bringen wollen.

Zu ihm zu kommen, wahr überhaupt ſchwer, und immer, wenn man auch vorkam, der Erfolg deſſen ſehr zweifelhaft, was man von ihm begehrte. Izt war Gräfin Manille zwar fort, allein ſie hatte den Fürſten in einer ſo mißmuthigen Laune zurückgelaſſen, daß es ſehr ſchön von ihr geweſen wäre, wenn ſie allen, die im Vorzimmer warteten, angedeutet hätte, es wäre nicht die Zeit, mit dem ſchlechtgeſtimmten Herrn etwas zu unternehmen.

Die Gräfin Manille hatte wahrſcheinlich ihre Liebe und Attenzion gegen den Fürſten mit etwas ſtarken Forderungen an die auszutheilenden Gnaden begleitet, und Panſalvin ſich genöthigt geſehen, in einem kritiſchen Augenblicke mehr zu gewähren, als er eigentlich gewähren wollen und ſollen. Wollen, weil er überhaupt nicht freygebig war, man mochte Anſprüche machen, von welcher Seite man wollte, ſelbſt leere Titel und unbedeutende Ehrenbezeigungen nicht ausgenommen, weil er gern dieſe Dinge dann benutzte, wenn er einen offenbaren Gewinn für ſich ſahe, der hauptſächlich darin beſtand, ſeine Parthey, die er einmahl die herrſchendſte im ganzen Gebiete ſeiner Geliebten wiſſen wollte, zu vermehren. Sollen, weil Pflicht und Gewiſſen — die er freylich allemahl hätte zu Rathe hätte ziehen ſollen — ihn verbanden, Stellen des Reichs mit tüchtigen, und nicht mit empfohlnen Mitgliedern des Staats zu zu beſetzen.

Nun hielt ſich eben in ſeiner Antichambre ein Künſtler auf, der ſchon verſchiedenemahl vergebens bey ihm geweſen, und endlich wünſchte, vorgelaſſen zu werden, weil er ſonſt einen der traurigſten Schickſaale, dem zu verhungern, entgegen ſah. Der Fürſt erlaubte, ihn hereinzuführen, aber in welch einer Abſicht?

In der Abſicht, ſeinen Unmuth an dieſem armen Gegenſtande auszulaſſen. Er ſollte nun büſſen, was die Gräfin verbrochen. Entſetzlicher Vorſatz bey einem Manne von ſo großen weitgreifenden Qualitäten!

Er trat ein, und ein rauhes: Was will Er? — war der Empfang.

Mit einer Freymüthigkeit, die mehr an Hochachtung grenzte, als daß ſie der Unterwürfigkeit in den Weg getreten wäre, erzählte nun der beredte und fein fühlende Mann, daß auf einen allgemeinen ausgegangenen Ruf der Fürſtin, ſie unterſtütze Künſtler, er auch gekommen wäre, um in ihren glückſeeligen Staaten die Zufriedenheit zu erlangen, die ihm in ſeinem Vaterlande mangle, gekommen, um der Fürſtin Proben zu geben, daß er in ſeinem Fache kein Schüler ſey, und nun Ihro Erlaucht bitten wolle, Dero hohes Vorwort ihm zu gönnen, und bey der gnädigſten aller Fürſtinnen für ihn zu reden.

Fand ſich Fürſt Panſalvin beleidigt, daß er in des Künſtlers Augen keine größere Rolle, als die eines Vorworts zu übernehmen habe, welches wie man ſagt, ihm immer ſehr empfindlich geweſen, oder waren es blos noch die Ueberreſte der Laune, in welche ihn die Gräfin Manille würklich verſezt? genug ſein Widerwille gegen dieſen Menſchen ſtieg ſo hoch, daß er ihn gar nicht weiter anzuſehen würdigte, ſondern ſagte: Ich kann Ihn nicht brauchen, Er muß wieder fortreiſen.

— Und warum, Ew. Erlaucht? frug der Künſtler beſcheiden und ſtill. Sie kennen mich und meine Arbeit noch nicht, und ich bin ſtolz genug, mich als ein brauchbares Subjekt zu denken.

Der Fürſt ſahe ihn ſtarr an. — So ſchaff Er ſich ein beſſeres Geſicht, ſprach er, Seines iſt mir zuwider. Er muß fort, ſage ich.

— Ew. Erlaucht werden meines Geſichts wegen mich doch nicht verdammen?

— Red Er nicht, und geh Er. Er hört, Er iſt mir unbrauchbar.

— Ich will Ew. Erlaucht nicht brauchbar werden, ſondern der Fürſtin, die liebevoll alles aufnimmt, was bey ihrem Ausguß von Milde Nahrung ſucht.

— Und Er reiſet in vier und zwanzig Stunden aus der Reſidenz ab.

— Ich habe nichts gethan, was der Verweiſung werth wäre.

— Zum letztenmahle ſag ich Ihm, Er reiſet.

Der Künſtler gieng. Weh that es ihm in ſeiner Seele, daß er um ſeines Geſichts willen, welches ihm immer als ein ehrliches bekannt geweſen war, um ſeine ganze Hoffnungen, um die Wiedererlangung des verreiſeten Geldes, um eine Ruhe kommen ſollte, die er ſich geträumt.

Iſt denn kein anderer Weg, ſagte er zu ſich ſelbſt, der Fürſtin nahe zu kommen, als dieſer? Er gieng denn ganzen Tag betäubt umher, dachte an nichts weniger als an die Abreiſe, und traf nicht die geringſten Anſtalten dazu. Er machte ſich einem Plan, bey einer öffentlichen bald eintretenden Gelegenheit ſich der Fürſtin ſelbſt zu Füſſen zu werfen, und eine Supplike, die er in der Landesſprache, deren er durch ſeinen Fleiß ſchon ziemlich mächtig war, aufſetzen wollte, zu übergeben. Er freuete ſich des Unternehmens, rechnete darauf, als auf eine Gewißheit einer beſſern Ausſicht, und legte ſich vergnügt nieder.

Hatte er aber nicht an ſeine Abreiſe gedacht, und war es ihm auch nicht einmahl eingefallen, ob des Fürſten Jachzorn ſolche Folgen haben könnten, wie ſie würklich hatten, ſo war der Fürſt deſto aufmerkſamer darauf geweſen, und er hatte ſelbſt dieſen Gegenſtand ſeines Zorns, der doch nur ein

Inſekt gegen ihn war, in das ſchwarze Buch derer geſchrieben, an welchen er Rache nehmen müßte.

Sorgfältig erkundigte man ſich den ganzen Tag über nach ihm, und ſein Wirth, der ſich eigentlich furchte ein Wort zu ſagen, wie alles in der Reſidenz, fragte den Künſtler doch auf den Abend ſchüchtern: ob er früh abreiſen wolle?

Gar nicht mehr an den Auftritt mit dem Fürſten denkend, erwiederte er, er dächte ganz hier zu bleiben. Auch ſtand er am andern Morgen früh auf, und fieng an, ſeine Supplike zu arbeiten. In dieſer gieng freylich der Fürſt nicht leer aus. Er zeigte den ganzen Vorfall an, mit dem Zuſatz, er glaube nicht, daß die Fürſtin geboten habe, nach der Phyſiognomie die Talente zu beurtheilen.

Er vertiefte ſich ganz in dieſe Arbeit. Der Mittag vergieng, er war fertig. Der Nachmittag wurde angewendet alles ins reine zu bringen, und die wenigen Tage bis zum Feſte wollte er nun ſeiner Kunſt leben.

Wie weit lag die Erfüllung von ſeinem Vorſatze.

Kaum war der Abend angebrochen, ſo trat ein Mann ins Zimmer, der ihm mit dieſen wenigen Worten ſein Schickſaal ankündigte: Du biſt noch hier, du biſt des Fürſten Befehle ungehorſam geweſen. Dein wartet die Strafe dafür. Komm mit mir! Du biſt des Todes, wenn du das geringſte laute Wort von dir giebſt. Hier haſt du den Befehl des Fürſten.

Der arme Künſtler ſah, daß hier keine Proteſtationen angenommen werden würden, er frug, wohin es gehen ſollte? Das wirſt du ſehen, war die Antwort.

Er durfte auſſer ſeinen Kleidern nichts mit ſich nehmen. Er kam an die Thür; da ſtand ein Fuhrwerk bereit. Er mußte ſich hinein ſetzen. Sein Führer machte das Fuhrwerk zu, und fort mit ihm. So gieng es Tag und Nacht mit beſtändigem Wechſel der Pferde. Er hatte keinen Begleiter. Eine Poſt übergab ihn der andern. Kein Menſch ſprach mit ihm. Er bekam Nahrung ſo oft er ſie begehrte. Jedem der ihn führte ward bey einer Strafe, die härter ſeyn mochte als der Tod, angedeutet, nicht mit ihm zu reden.

Jede Flucht war unmöglich. Entwiſchen — und gleich wieder ſich zu erkennen geben, oder vielleicht elend verſchmachten, ſeinen Führer überwältigen, tödten, und als Mörder wieder umgebracht werden, das waren die einzigen möglichen Ausſichten.

Das beſte war alſo Geduld, und er hatte ſie. Nichts bedauerte er mehr als den Verluſt alles deſſen, was zu ſeiner Kunſt gehörte. Er zweifelte nicht mehr, daß er für den Ort beſtimmt ſey, wohin man die bringt, die man auf ewig los ſeyn will, ohne gerade ihren Mord auf dem Gewiſſen zu haben. Aber, ob das nicht mehr als Mord iſt, bleibt einem jeden zu beurtheilen überlaſſen. Verzweiflung iſt wenigſtens eine häufige Folge, und wenn ſo ein Barbar dieſe anſehen könnte, er müßte doch wohl gerührt werden, oder er iſt, was unſer Fürſt war, ein Fürſt der Finſterniß.

Bald lehrten ihn Veränderung des Clima und der Reiſeart, daß er nicht unrecht gedacht, und die plötzliche Veränderung von der Hoffnung in wenigen Tagen von der großmüthigſten Fürſtin Beyfall und Verſorgung zu erhalten, und nun dagegen unaufhörlichem Elende ausgeſetzt ſeyn, warfen ihn in eine Traurigkeit, die ſeinem Leben gefährlich war.

Trotz ſeines heftigen Fiebers hielt man mit ſeinem Transport nicht inne; weil es wieder den Befehl lief, den man nun einmahl zu übertreten nicht waate, ob ſchon er noch mitleidige Seelen fand, die ihn gegen die Rauheit der Witterung verwahrten. Endlich kam er an Ort und Stelle, nachdem die Natur alle Beſchwerlichkeiten überwunden, und hier wurde ihn ein geringer Unterhalt angewieſen, dabey aber er verſtändiget, er mußte ihn ſich verdienen.

Dieſe Arbeit war mit Freyheit verknüpft, und dieſe vergönnte ihm endlich einen faſt unglaublichen Weg in einen Staat zu finden, wo es ihm beſſer gieng.

Wenn der Fürſt alles dieſes erſt nachher gethan, nachdem er geleſen, welch einen ſonderbaren Auftritt ihm wenigſtens der Künſtler durch die Suplik veranlaßt haben könnte, ſo wollten wir ihm wohl noch verzeyhen. Allein ſo ganz in der erſten Hitze über eines Menſchen Weh zu beſchlieſſchließen, und der überlegnen Macht ſich zu bedienen, die man dazu in Händen hat, das iſt in der That etwas, wozu Stärkung aus der Finſterniß gehört.

Und konnte er denn wohl erwarten, daß ſeine Geliebte das billigen würde?

Unſere Leſer kennen ſie noch gar nicht, und wir halten es für unrecht, ſie länger in der Unwiſſenheit zu laſſen, und wollen ſie ihnen ſchildern.

Siebentes Kapitel.

Die Hauptperſon tritt auf.

Kraft leite doch meine Feder, indem ich es wage, ſie darzuſtellen, ſie, die in der Welt, in der dieſes vorgieng, eine große, was ſoll ich es läugnen, die größte Frau war.

Auch nimm, lieber theurer Leſer, nicht etwa nach dem Gebrauche derer, welche nur nach der Oberfläche urtheilen, davon, daß wir dir ſagten, ſie ſey Panſalvins Geliebte, Gelegenheit ſie von einer minder aufmerkſamen Seite zu betrachten, glaube vielmehr, wenn du auch ſchon weißt, daß ſie nicht recht daran that, ihrem Lieblinge ſo viel Macht in die Hände zu geben, glaube vielmehr um dieſer Leidenſchaft willen, daß ſie ein fühlbares weiches Weib war, daß ſie den Charakter, vom ſchöpferiſchen Geber erhalten, nicht verläugnete, ſchlieſe von dieſem einen auf mehreres, nimm das Gute gerade ſo partheyiſch für ſie auf, als du das ſchwache partheyiſch gegen ſie richteſt, und du wirſt immer ſo viel Gelegenheit finden ſie zu bewundern, als du Urſach haben wirſt, es zu beweinen, daß nicht mit der Größe des Standes auch eine Größe der Geſinnungen verbunden iſt, die alles Unrecht unmöglich macht, die allgemeine Billigkeit hervorbringt, die den Unterthan zum ſeligſten Geſchöpfe machen würde.

Wäre die Salbung von oben ſo ſchön wirkſam auf die Könige der Erden, daß ſie zu einer übermenſchlichen Vollkommenheit gediehen, indem ſie den Thron beträten, dann wäre auch jeder Erdenſohn, der unter ihrem Zepter ſtände, vollkommen; denn wenn Gerechtigkeit jeden Schritt des Regierens lenkte, wie würde es der Regierte wagen eine Ungerechtigkeit zu begehen, die dieſem allſehenden Auge ſogleich als eine ſolche erſcheinen, und ſeine Strafe unmittelbar nach ſich ziehen würde.

Weiche aber, Phantom einer ſolchen hienieden nicht zu erlangenden Glückſeeligkeit. Planetenbewohner können nicht den reinen Gang der himmliſchen Schaaren mit ihnen wollen, und ſo kehren wir zur Unvollkommenheit zurück, die unſer Loos in unſerer itzigen Epoche iſt.

Miran.

Miranda hies die Frau, die von den unzählbaren Schaaren, die ſie beherrſchte, nur die große Frau genannt ward. So kannte man ſie in Landesſtrichen, wo der Tag die Nacht in vielen Monden nur einmahl herbeyführte, und dieſe wieder lange ihm vergönnte des Menſchen Auge zu erfreuen. So nannte man ſie wo im gleichen Schritt dieſe nah auf einander gebornen Zwillingskinder einander wichen; ſo hies ſie unter kalten Eisgebürgen, und wo ein daurender Frühling die Natur verſchönerte. Millionen Blicke wandten ſich mit dem Morgen für ihr Wohl zum Himmel, und Millionen Seufzer beteten am Abend um ihr ſchönes Erwachen, wann der Tag ſie wieder begrüßte.

Sonne Mond und Sterne! und du ſchöner Aether! der ſie in ſich faßt — welch eine Beſtimmung iſt das! Wäge nur irgend einer den Inhalt, dafür geboren zu ſeyn, alle dieſe ſeelig zu machen, und gebe mir den Werth in gleichwichtigen Zahlen an!

O dafür iſt kein Preiß. Es iſt die Grenze an dem Schöpfer. Vermagſt du ſie zu meſſen,
Wurm?

Wurm? Verkrieche dich in Finſterniß, wenn du es wagſt.

Willſt du noch etwas wiſſen? Laut kann ichs ſagen, denn es iſt Wahrheit, ich ſahe es mit meinen Augen, ich hörte es mit meinen Ohren:

In Gegenden, wohin ſie nie gekommen, wo nur der Ruf von ihr erſcholl, da fiel man nieder, und betete ſie in der Entfernung an. Sie hat das nie geſehen, und hätte es auch nie angenommen, aber wenn ſie einmahl in einer ſchwachen Stunde ein ſolches Bild geſehen hätte, ſollte da nicht etwas rege geworden ſeyn, was ſie der Größe genähert hätte, an die ſie grenzte?

Unrecht, ſehr unrecht würden wir Miranda thun, wenn wir nicht behaupten wollen daß ſie mit einen unausſprechlichen Eifer gewünſcht hätte, dieſen ganzen groſen Haufen, der ſie Gebieterin nannte, glücklich zu ſehen, und ſelbſt als diejenige von ihm angeſehen zu werden, welcher er dieſes Glück zu verdanken hätte.

Wir würden Unwahrheit ſagen, wenn wir behaupteten, ſie habe nicht jede Nachricht, die ſie vom Glücke irgend eines Theils ihrer weiten Län-

der

ſie erhielt, mit einer Zufriedenheit aufgenommen, die um ſo größer war, je mehr ſie ſelbſt dazu beygetragen; und eben ſo gewiß iſt es, daß ſie jeden Unfall, der ihrem Lande begegnete, mit inniger Betrübniß vernahm, und ſo davon gerührt wurde, daß ſie an Luſtbarkeiten Theil zu nehmen nicht ſogleich fähig war.

Kurz, Miranda hatte alle Eigenſchaften zu einer vortreflichen Beherrſcherin, und war es in ſo vielen Stücken, daß, wenn man nur ihre Fehler und Schwachheiten von ihr hätte trennen können, oder wenn ſie nur fähig geweſen wäre, für ihre Perſon ganz allein alles zu beſorgen, ſo hätte ſie gewiß den Platz eines Engels unter den Häuptern der damahligen Menſchheit verdient.

Aber auch Miranda hatte einen Fehler, den ſie mit ihrem nachmahligen Liebhaber gemein hatte, den Ehrgeiz, und dieſer wars, den ſie ſo oft Schritte thun ließ, die, ohne ihren Nachruhm beleidigen zu wollen, nach unſerem Syſteme hätten unterbleiben müſſen, wollte Miranda unbeſcholten ſeyn.

Tauſend liebenswürdige Eigenſchaften waren aber auch bey ihr, die ſo viel andre Herrſcher nicht haben, und deren Spuren wir lebendig in der Folge ſehen werden.

Miranda war keine Fürſtin der Finſterniß, aber war es nicht traurig, daß ein Fürſt der Finſterniß ſo viel Herrſchaft über ſie gewonnen hatte?

Miranda liebte jeden Einzelnen ihres Volks — aber war es nicht traurig, daß ſo viele deſſelben dem Ehrgeitze und der Eroberungsſucht aufgeopfert wurden?

Miranda war nicht gleichgültig gegen das männliche Geſchlecht. Sie fühlte Natur, und welches Weib ſoll ſie nicht fühlen. Allein war es nicht traurig, daß ſie gerade einen Punkt zur Leidenſchaft werden ließ, über den ſie wichtig hätte nachdenken ſollen, und der wegen der damit verbundenen Connexionen gerade derjenige war, der ſie oft unterwürfig machte, Schwächen aus Leidenſchaft ſie laut werden ließ, die mit dieſer Einſchränkung ewig verſchwiegen geblieben wären?

Es iſt eine groſſe Kunſt der Fürſten, Schwächen zu bedecken, ſo wie ſie es überhaupt für den Menſchen iſt. Und ſie iſt in unſern Tagen unentbehrlich geworden, denn wo Aufrichtigkeit nicht mehr gegen Aufrichtigkeit ſteht, da zieht der den kürzern, der die wenigſten Geheimniſſe hat.

Daß Miranda von Männern viel lernte, mehr aus Erfahrung als Unterricht, viel lernte, was ſie hernach benutzen konnte, und benutzte, iſt gewiß, da ſie aber auch alles dieſes hätte lernen können, ohne ſie über ſich ſo oft Macht gewinnen zu laſſen, iſt wieder gewiß. Aber ſollte ſie weibliche Zärtlichkeit ganz bey Seite ſetzen?

Wir ſehen ſie größtentheils nur in den Verhältniſſen, in welchen ſie mit dem Fürſten der Finſterniß ſtand, ſonſt würden wir ſie oft troſtlos bey Gefahren ihrer Lieben, und in Situationen ſehen, die uns ihr Herz ſo werth machen müßte, daß wir ausriefen: Göttliche Beherrſcherinn über Millionen! Dich rührt eines Menſchen Jammer, und darum verdienſt du ſchon Verehrung.

Wenn wenigſtens, große Frau! in dem Aether den du athmeſt je dieſe Schilderung von dir liſpeln ſollte, ſo wähne, daß Hochachtung jedes Guten, was du thateſt, unſre Herzen erfüllte!

Achtes Kapitel.

Der Große muß ſich im Kreiſe der Menſchheit gefallen.

Freund geſelliger Freuden ſeyn — Menſchen in Menſchenzirkeln aufſuchen, nenne ich ein Verdienſt der Groſſen, wie könnte ich es alſo der groſſen Frau verdenken, wenn ſie auch nicht ewig mit Sorgen, die ſie ernſt und mürriſch machen müſſen, zu thun haben wollte.

Würklich hatte ſie einen kleinen Zirkel von ausgeſuchten Freunden und Freundinnen, die ihr werth und heilig waren, wo ſie von der Größe der Fürſtin herabgeſtimmt, keines Titels und keines Vorzugs begehrte, wo ſie ſich **Miranda** nennen ließ, wo ſie Menſch mit Menſchen war, und in einem unbeſchreiblichen Reichthume von Anmuth und natürlicher Einfachheit alles bezauberte.

Hier war **Miranda** der Freundſchaft Eigenthum, hier genoß man ſich in heitern Scherzen, die das Weſen des Menſchen ſo ſehr verſchönern. Hier wurde geſchäkert, gelacht, geſpielt. Hier kamen keine ernſthafte Fragen aufs Tapet, was gefragt wurde, war witzig und ſcherzhaft, hier berathſchlagte man nicht über die Rangordnung, noch mit wie viel Pferden dieſer und jener fahren könnte: die Deliberationen giengen dahin, wer den beſten Zeitvertreib für die Geſellſchaft erfände, und wenn einer für eine ſchlechte Erfindung beſtraft zu werden verdiente, ſo waren Miranda Strafen gemeiniglich von einer unübertreffbaren Feinheit begleitet, und machten dem Beſtraften genug zu ſchaffen.

Die Aeußerungen, die Panſalvin ſeit einiger Zeit merken laſen, bewirkten endlich, daß der Freund, den er ſich zu machen gewußt, hier ihm Zutritt verſchafte, und gerade an einem Tage, wo Miranda ſich ſelbſt zu übertreffen, wo einmahl ihre Reize ganz vorzüglich zu ſeyn ſchienen, wo jeder ihrer Ausdrücke unnachahmlich war, wo ihre natürliche Lebhaftigkeit durch keine wichtige Sorge getrübt, in einem überſtrahlenden Lichte glänzte, da war es wo er in die Mitte dieſer Verſammlung kam, und rettungslos in Leidenſchaft dahin ſank.

Es wurde ein Pfandſpiel geſpielt, ſeine Zerſtreuung war groß, denn was in der Welt konnte ihn auſſer der angehen, in deren Anſchauen er verlohren war? Er mußte oft daran, ſie war es ſelbſt, die die Pfänder einnahm, und als ſie eines von ihm erhielt, berührten ihre Fingerſpitzen die ſeinigen. Glut fuhr in ihn, und durchglühet war er.

Miranda hätte nicht merken ſollen, daß er es war? Ja, ſie merkte es wohl, aber ſchweigend gieng ſie darüber weg. Sie wahr gewohnt ſolche Siege zu erleben. Er war nur einer unter den Vielen, die das gefühlt hatten, was er fühlte, und einer nur unter den Vielen, von denen ſie es wußte.

In dieſer Verſammlung dachte Miranda gewiß nicht, daß Panſalvin ihr einſt werden würde, was er ihr ward, und nur Er — er machte Pläne.

Pläne — da er noch nichts war? In der That, gegen das was er werden ſollte, noch nichts gegen das, was er hernachmahls werden wollte, das, was Millionen in Anſehung ihrer waren. Aber Panſalvin wollte, und gieng raſch zu Werke.

Ponto war der Mann, der ihn in dieſen Zirkel geholfen hatte. Ponto war der Mann der ſeine Leidenſchaft werden und wachſen ſahe. Es war nicht das erſtemahl, wie wir wiſſen, daß er die Fürſtin ſahe. Sie war für jedermann ſichtbar, gehörte ſo wenig zu denen Fürſten, die ihre Perſon für zu heilig halten, um ſie ſehen zu laſſen, als zu denen, die ſich von ihren Miniſtern weiß machen laßen, es ſchickt ſich nicht. Nein! zu ihr konnte jeder kommen, der ſie ſehen wollte. Ihrer Audienztage waren viel, und ſie pflegte durch groſe Säle zu gehen, die mit Menſchen angefüllt waren, und jeden, der ſie beſonders betrachtete freundlich zu grüßen, und ſo hatte auch Panſalvin manchen freundlichen Gruß bereits erhalten.

Daher ſeine erſte Vorliebe zu ihr, daher das Geſtändniß gegen Ponto.

Man weiß ſchon, wie es beſonders an Höfen iſt, wo Fürſtinnen herrſchen, und wo die Fürſtin keine abgeſagte Feindin der Galanterie iſt. Hier umgeben ſie andre ihres Geſchlechts, die es ſehr natürlich ebenfalls nicht ſind, und die denn Speculationen auf das machen, was ihr entgeht. Man darf ſich einbilden, daß Panſalvin ſchon allgemeine Neugierde rege gemacht, daß ſchon manche gewünſcht, die Blicke, welche er der Fürſtin gäbe, möchten ſie treffen, und er die Beſtändigkeit da zeigen, wo ſie angewendet wäre, daran brauchen unſre Leſer nicht zu zweifeln.

Allein ſo viel iſt gewiß, ſeine Leidenſchaft gegen die Fürſtin, die er zu deutlich zeigte, wurde belacht. Einige, denen wir aber nicht ganz Glauben beymeſſen mögen, wollen behaupten, er habe es nur in der Mode, die damahls geherrſcht, in die Fürſtin verliebt zu ſeyn, ein wenig übertrieben, und man habe anfangs ſo wenig geglaubt, daß es ihm Ernſt ſey, als man glaubte, daß es vielen andern Ernſt wäre.

Niemanden war es alſo wohl eingefallen, irgend eine Speculation auf dieſe Leidenſchaft zu machen, als unſerm Ponto, der, wir wiſſen nicht was, in Panſalvin entdeckte, was ihn auf die Idee brachte, es ſey ſein Glück, durch

ihn

ihm andrer Glück zu machen. Vielleicht wäre auch Panſalvin nicht ſo weit gegangen, wenn nicht gleich im erſten Anfange Ponto ihn aufgemuntert hätte, und da dies einmal geſchehen, und dem erſten Schritt der zweyte in dieſem Zirkel gefolgt war, ſo war die große Veränderung vor ſich gegangen, und Ponto ſelbſt erkannte ſeinen Freund nicht wieder.

Neuntes Kapitel.

Die Unterredung.

Du biſt niedergeſchlagen, ſprach Ponto zu Panſalvin, als ſie zu Hauſe anlangten.

Panſalvin. Mich nennſt Du niedergeſchlagen? Da möcht ich die Fröhlichen ſehen.

Ponto. Da iſt Deine Fröhlichkeit von einer beſondern Art. Da mußt Du trunken von Fröhlichkeit ſeyn, denn Du gehſt umher wie einer, der betäubt iſt.

Panſalvin. Ja, trunkne Fröhlichkeit magſt Du es nennen. Berauſcht bin ich von Entzücken. Kann man denn anders, wenn man da war, wo wir waren?

Prato. Du haſt recht, die Geſellſchaft iſt äuſerſt angenehm, man kann nicht leicht einen Zirkel finden, in welchem ſich ſo viel Geſelligkeit vereinigte, wie da. Wem haſt Du denn beſonders von den Menſchen als wohlgefällig dir ausgezeichnet?

Panſalvin. Biſt Du raſend, Ponto? Kann man da ſeyn, und etwas andres ſehen, als ſie — eine Stimme hören, als die ihrige? Einen Blick fühlen, als den ſie giebt?

Ponto. Nun wahrlich, nennen mußt Du ſie, wenn ich Deine Extravaganzen verſtehen ſoll, ſonſt gerathe ich aufs neue in den Zweifel, ob Du bey Verſtande biſt.

Panſalvin. Wer denn als die Fürſtin, unſere Fürſtin! — Frage mich nicht, wer außer Ihr noch da war — ich weiß keinen — keinen und keine, ſag ich Dir.

Ponto. Du verirrſt Dich, Freund. Wahrlich, es thut mir nun leid, Dich hingebracht zu haben. Ideen der Unmöglichkeit muß man nicht nähren, noch weniger zu nähren ſuchen. Ich fürchte, ich habe dich an einen Abgrund gebracht, in den Du fallen könnteſt. Ermanne Dich! Ziehe Dich aus dem Strudel heraus. Nimm Urlaub, und verlaß auf einige Zeit die Reſidenz, in der Du nichts taugſt.

Panſalvin. Ich die Reſidenz verlaſſen? Ich mich von der entfernen, die ich anbete, ich, der ich nichts ſehnlicher wünſche als jeden Augenblick ihr näher zu kommen.

Ponto. Raſender! Halt ein! Wünſche Dich nicht um deinen Kopf.

Panſalvin. Laß mich fortreden, und ſtöre mich nicht. Ich habe in dieſem Augenblick erſt Kopf bekommen. Sie hat mich es erſt gelehret, was ich für ein Menſch bin. Ja, **Ponto**, Ihr näher will, muß ich kommen, und ſollte darüber mein ganzes Ich zu Grunde gehen. Du glaubſt es, daß ich ſie liebe —? Ja — aber wieder lieben muß Sie mich, dahin muß es kommen, oder es iſt zu nichts gekommen.

Ponto. Die Fürſtin ſoll Dich wieder lieben? Soll ich überlaut lachen?

Panſalvin. Lache, Menſch, lache, wie Du willſt. Du weißt nicht, was Entſchluß, feſter Entſchluß beym Menſchen iſt. Finde es lächerlich, daß eine Seite in uns iſt, die, wenn ſie intonirt wird, den Laut fortgiebt, und nicht wieder verſtummt. Dieſe Liebe verſtummt nicht wieder. Sie ſoll, ſie muß erhört werden, die Stimme, die in mir ihr zuruft: Liebe mich, weil ich dich liebe.

Ponto. Wenigſtens, wenn der Raſerey nicht mehr in dem Weg zu treten iſt, ſo gehe vorſichtig, und verdirb nicht muthwillig durch Hitze, was Du durch einen ſanften gemäßigten Schritt vielleicht erreichen könnteſt.

Panſalvin. Mein Schritt geht gerade. Ich kann nicht Schneckengang ertragen. Mein Gefühl iſt ſo, daß es befriedigt werden muß — bald — oder es drohet mir Untergang. So ſtehen die Sachen, Ponto. Ich bin ein andrer Menſch, als ich war. Die Liebe hat alles erweckt was da ſchlief. Kommt mir nicht mit euren trägen Fortſchritten.

Ponto. Hülfe bedarfſt Du doch aber immer.

Panſalvin. Die bedarf ich, und darum bitte ich Dich. Sollteſt Du ſie mir verſagen, da Du bis jetzt mir nicht zuwieder warſt? Aber ſo ſollſt Du ſie geben, wie ich haben will, nicht nach Deiner Idee.

Zehntes Kapitel.

Rechtfertigung der Fürſtin.

Es iſt Zeit, daß wir uns um das äußerliche **Panſalvins** ein wenig bekümmern um beurtheilen zu können, ob er denn auch von dieſer Seite ſeinem kühnen Waagſtücke einige Hoffnung verſprechen konnte, das erſte, aber auch ſicher das ſchwerſte in ſeiner Laufbahn ſo viel er deren auch nachher noch unternommen, und durchgeſetzt hat.

Schon ſeine Wahl zu Beſuchung der hohen Schule läßt erwarten, daß er körperliche Vorzüge hatte, worauf immer noch geſehen wurde, weil man nicht mit Unrecht ſchloß, daß die körperliche Bildung auf die Seele einen Einfluß habe, und ein verſchobenes Ganze einen Flecken auf dieſe oder jene Art in Denkungsart und Handlung zuwege bringen könnte, wenn ſchon auch dieſe Regel ihre Ausnahme verdient.

Panſalvin hatte einen Wuchs der ſich auszeichnete; eine mehr als gewöhnliche Länge machte ihn zum anſehnlichen Mann, da beſonders Ebenmaaß der Theile damit verbunden war. Die ſichtbaren Theile des Körpers ließen auf die verborgnen ſchließen, und wer behauptet hätte, er ſey nicht was man von einem ſolchen Sichtbaren erwarten könne, der müßte geheime Wiſſenſchaft um etwas gehabt haben. Indeſſen wird die Folge beweiſen, daß die nicht irrten, die ihm Vollkommenheit beylegten.

Auch finden wir es nicht überflüſſig uns bey dieſem Aeußerem etwas aufzuhalten; da die Liebe einer ſolchen Fürſtin uns rechtfertiget.

Sein Geſicht hatte viel martialiſches, doch ohne vom einnehmenden entblößt zu ſeyn. Sein Blick verſprach viel, und beſonders nachdem die Liebe ihm etwas unverkennbar deutliches des Ausdrucks verliehen. Seine Stimme war männlich ſchön, ſein Anſtand nicht brüsk, und doch ſeit ſeinem Vorſatze, der größten Liebe theilhaftig, ungleich höher und groſes verkündigender, als er vorher geweſen war.

Würklich hatte, wie er Miranda zum erſtenmahle geſehen, ſich ſeiner Seele ein Feuer bemeiſtert, welches auf den Körper mit übergieng, und jedem, der ihn vorher gekannt, die Bemerkung machen ließ, Panſalvin ſey ein ganz anderer geworden, als er geweſen.

Damals war er ſchon zu einer Gattung des Militairs gekommen, die ehrenvoller und mit Vorzügen verbunden war, die in der Reſidenz ſich befand, von welcher wir weiter unten noch verſchiedenes zu ſagen haben werden, und wo es ihm nicht an Gelegenheit fehlte, ſeine Fürſtin zu ſehen.

Panſalvin wußte ſeinem ohnehin ſchon anziehenden Ajuſtement, welches das ganze Korps hatte, durch eine auffallende Sorgfalt auf ſeinen Anzug noch mehr Reiz zu geben, ſo daß er ſich darin auszeichnete, und man mehr als andre ihn bemerkte.

merkte. Seine Geſichtsfarbe, die er nie recht geſchont, und die daher ziemlich ins bräunliche übergegangen war, nahm, ſey es durch den Auffenthalt in der Stadt, der minder rauh, als ſein vorhergehender war, oder durch Hülfe der Kunſt geſchehen, einen gefälligern Teint, und das Blut, welches beym Anblick derjenigen, um deren Aufmerkſamkeit er izt nur noch buhlte, immer mit verdoppelten Schlägen ſeinen Körper durchwallete, gab den Wangen eine geſunde, Saft und Kraft verſprechende Röthe, die die Blüthe der Jugend als einen lieblichen Gegenſtand mahlte.

Sein ſchönes Haar wußte er ſo zu produziren, daß es der Beobachtung nicht entgieng, und in den militäriſchen Wendungen zu Ehrenbezeugungen lag etwas, was das Auge, ſelbſt das Auge der Fürſtin länger auf ihn weilen machte, als ſie mit ihrem gnädigen Blick bey andern zu weilen pflegte, und hatte er etwas der Art bemerkt, dann war es, als wenn ein geiſtiges Weſen jede Bewegung erhöhete.

Nicht als ob die Fürſtin dies nicht auch bey andern bemerkt, da der ausgeſuchteſte Kern ihrer edlen Jugend unter dieſem Corps war, allein wenn wir nun die Folge, die der Leſer hören wird, und die das beſondre zu dem giebt, was hier im allgemeinen viele betraf, wenn wir dieſe Folge, mit dem allgemeinen verbinden, ſo glauben wir der erſten Neigung der Fürſtin, die der Leſer im Zweyten Zehend erhalten ſoll, in etwas das Wort geredet zu haben.

Der Fürſt der Finſterniß.

Zweytes Zehend.

Erſtes Kapitel.

Eine neue Perſon tritt auf.

Freund Ponto war mit Frau von Spadille ein Herz und eine Seele, und Herr von Spadille ſahe nicht ſauer dazu. In den Verbindungen der Großen herrſcht Abweſenheit vom Zwange, die man in ihrem Umgange vermißt. Sie machen ſich darüber ſicher, in ihrem Hauſe nie Neckereyen und Zänkereyen ausgeſetzt zu ſeyn. Sie bauen ſich ein bequemes Syſtem, indem ſie ſich über Gefühle der Natur wegſetzen. Dieſe ſind ja zu alltäglich geworden, als daß ſie weitern

Antheil daran nehmen könnten. Ihr Stand fordert etwas beſonderes, und das beſondre beſteht in Gemeinſchaften die kein andrer Stand duldet.

Die Dame galt viel bey der Fürſtin, und ſo war es dem Freyherrn Ponto geglückt, dieſer eine vortheilhafte Meynung von Panſalvin ſchon beyzubringen, ohne welche es ihm auch wohl nicht gelungen ſeyn möchte, in jenen Zirkel ihn zu verſetzen.

Zu ihr eilte er auch itzt, da er ſeinen Freund in dem raſchen Zuſtande ſahe, hinterbrachte ihr, wie weit es mit Panſalvin gediehen, und beſchwor ſie, itzt oder nie Hand an das Werk zu legen, dieſen zum Liebling zu haben, und den zwar ſchönen aber übrigens ſchlechterdings unbrauchbaren Begleiter der Fürſtin einen Baronet Pikas zu verdrängen. Er war in Ermangelung eines beſſern gewählt worden, denn der eigentliche Günſtling der Fürſtin, der zu ihrer Erhebung das meiſte beygetragen, war abweſend, weil er auf dem Punkt geweſen war eine Neigung gegen ein gewiſſes Fräulein von Treffas blicken zu laßen, die ihm verwandt, auſſerordentlich ſchön, und ſehr ſanften Herzens war.

Daß es der Fürſtin nicht gleichgültig ſeyn konnte, ob ihr Günſtling ſie verließe, und in eine Verbindung träte, die das Andenken an ſie ſogar vertilgen könnte, iſt nicht zu verwundern, es ſahe einer Art von Verachtung ähnlich. Sie litt gern, wenn ſie nicht umhin konnte, Galanterien, allein ernſtliche Abſichten waren ihr bey denen zuwider, die einmahl glücklich bey ihr geweſen. Sie ſollten nie in die Lage kommen von einem weiblichen Geſchöpfe ſich beherrſchen zu laßen, nachdem ſie des großen Glücks theilhaftig geworden, die gröſte Frau zu beherrſchen.

Es kam keiner ihrer Lieblinge aus ihren Händen, ſie hatte ihn denn ſo verſorgt, daß es ſich nicht über ſtiefmütterliche Behandlung des Glücks zu beklagen hatte, und er konnte das, was man Verbindung mit dem andern Geſchlechte in der engſten Art nennt, die man auch für die wohlfeilſte hält, in einer theurern genießen, ohne dadurch ſeiner Lage eine Laſt aufzulegen. Sie bedung ſich das einzige aus, und ſie war mächtig genug es ahnden zu können, wo er auch war, wenn er ſich einfallen laßen ſollte, wieder dieſe ihre Bedingung zu handeln.

Bey aller ihrer Macht aber hieng ſie denn doch immer viel von den ſie Umgebenden ab, und da der ihr zunächſt lebende, der gemeiniglich Vertraute auch ihrer Geheimniße war, da ſie ſelbſt nicht blos phyſiſche Liebe zu ihrem Bedürfniſſe machte, ſondern auch für Herz und Kopf etwas erforderte, ſo war gewöhnlich, wenn dieſes mit den übrigen Eigenſchaften ihrer Günſtlige nicht verbunden war, die Laufbahn derſelben kurz, ſie während derſelben oft übelgelaunt, und die Folgen auf ihre Geſellſchaft ſo wirkſam, daß dieſe ſo ſehr wie ſie einen andern Gegenſtand wünſchten.

Geſchicktern Anſchein zu allem, was man von einem ſolchen wünſchte, konnte nicht gut jemand haben, als Panſalvin. Man hatte vortrefflich gewählt, aber man vergaß in Anſehung ſeiner ſelbſt eine Vorſicht, die, zu unterſuchen, ob Panſalvin nicht etwa einen größern Vorrath der erforderlichen Eigenſchaften hatte, um ſich auch wieder nach den Maaßregeln zu bequemen, die man in Anſehung ſeines Würkungskreiſes beybehalten wollte. Man wolle den Liebling zwar die Fürſtin beherrſchen laßen, allein man wolle ihn wieder beherrſchen.

Eine Stufenleiter der menſchlichen Wünſche, die wir doch in jedem Stande antreffen, und die ein eingewurzeltes Vorurtheil von eigner Stärke und der Schwäche anderer verräth. Man hielt Panſalvin weiſe und intrikat genug bey der Fürſtin ſein Glück zu machen, aber ſich hielt man noch viel weiſer, beyde nemlich zu überſehen.

Frau von Spadille konnte dem Freyherrn Ponto nichts abſchlagen, weil er ihr nichts abſchlug. Gegenſeitige Verſprechen und Schwüre wurden verneuert, und der Plan entworfen, und angefangen, denn die Ausführung hatten ſie, wie

wir

wir in der Folge ſehen werden, doch bloß Panſalvin ſelbſt zu danken.

Den andern Morgen ſchon ermannte ſich Frau von Spadille, und brachte der Fürſtin das ſonderbare geſtrige Betragen Panſalvins mit dem Ausdrucke ins Gedächtniß, daß der Menſch ſich wie närriſch begonnen, und ſeine Liebe von einer Art wäre, die eine Verrücktheit beſorgen ließe.

O, ſagte die Fürſtin mit einem ernſtern Tone, als der ihre Laune angekündigt, es ſollte mir ſehr leid thun, wenn das um meinetwillen geſchähe. Und noch unbeſonnener wäre es, wenn man ſich meiner bediente, um mit dieſem Menſchen einen Scherz zu treiben. Er ſcheint ein braver junger Mann zu ſeyn, an dem ich verlieren würde, wie ich an jedem guten Bürger meines Staats verlöre.

Dieſe Aeußerung, die von der Fürſtin im ganzen vollen Ernſte ausgeſprochen war, die ſie nicht ahndungsweiſe ſagen konnte, weil der Sinn nicht darinn lag, den jene ſich darinn einbildete, die gleich vielen andern glaubte, die Fürſtin wäre nur lüſtern nach jedem wohlgebildeten Mann, ein Ruf, den ſie ſich durch leichtſinnige Vertraulichkeit zugezogen, wurde von der Dame Spadille bereits als eine Begünſtigung angeſehen, obgleich ſie ſich noch nicht getraute, dieſe Meynung ihrer Fürſtin laut werden zu laſſen.

Sie begnügte ſich damit zu betheuren, daß hier nichts weniger als von einem Scherz die Rede ſey, zu deſſen Gegenſtande man die Fürſtin mache, daß kein Menſch wäre, der dem jungen Panſalvin irgend Aufmunterung gegeben, Schritte zu thun, wie er ſie gethan habe, ſondern im Gegentheil bemühe man ſich, ihm die Thorheit darzuſtellen, die er begehe, eine ſolche Liebe gegen die Fürſtin zu nähren.

Nun, ſagte die Fürſtin lächelnd, wenn Du es Thorheit nennen willſt mich zu lieben, ſo thu es, allein ich weiß, daß ſich manche unſrer Damen ſehr geſchmeichelt finden würde, wenn Panſalvin ſie lieben könnte.

Spadille. Woran ich ſchon lange nicht gezweifelt habe, gnädigſte Fürſtin, vielmehr es weiß, daß die Angeln vieler nach ihm ausgeworfen ſind, freylich aber iſt es Panſalvin nicht zu verdenken, daß er die Feldblumen von der Seite betrachtet, da er nach der Roſe ſtrebt, mit einer Emſigkeit ſtrebt, die eben ſo gefährlich werden könnte.

Fürſtin. Laß Du ihn für ſeine Gefahr ſorgen. Indeſſen werd ich vorſichtiger ſeyn, und mir lieber ein Vergnügen entziehen, als euch die Macht geben, es zum Schaden anderer anzuwenden. Unſre Verſammlungen ſind vors erſte eingeſtellt.

Die große Verſchiedenheit des Charakters, die die Fürſtin während dieſer Unterredung ein paarmahl blicken ließ, machte in der Dame Spadille zwar Zweifel rege, die ſie aber keinesweges Luſt hatte, bis zu Pontos Ohren zu bringen, ſondern ſo kalt auch das nachherige Geſpräch über den Gegenſtand wurde, ſo ſagte ſie ihm doch, es ſey nichts gewiſſer, als daß die Fürſtin ähnliche Gefühle mit Panſalvin in ihrem Buſen trüge, und daß ſie ſich nur ſcheue, ſie laut werden zu laßen, daß vielleicht gar, eben weil eine Art von Zurückhaltung mit ins Spiel käme, ihr Herz ein wenig tief verwundet; ſie habe ſogar von Aufhebung der kleinen Zirkel geſprochen, weil ſie wahrſcheinlich es nicht wagen wolle, Panſalvin aus denſelben zu verbannen, doch aber auch nicht Gelegenheit geben, ihre Schwäche ſehen zu laßen.

Auf einer Seite hatte die Fürſtin nicht unrecht, daß ſie das, was ſie über dieſe Begebenheit in ſich fühlte, nicht bekannt machen wollte, denn ſo ſchmeichelhaft ihr als Verehrung ihres Geſchlechts der Beyfall eines jeden war, der ihr gezollt wurde, ſo konnte ſie doch auf einem Fuße, wie dieſer war, ſich nicht von einem Menſchen lieben laßen, der um von ihr geliebt zu werden, erſt etwas ganz anders ſeyn mußte, als er war, und der, wenn ſie auch aus Gegenliebe oder Mitleiden für ihn wieder gefühlt hätte, hier viel zu raſch zu Werke gieng, um nicht das Dekorum zu beleidigen.

Itzt aber fühlte ſie ſelbſt das noch nicht einmahl, und ob ſie gerade zu vertheidigen iſt, daß ſie nicht lieber den Weg gewählt, ihn aus den Zirkeln zu entfernen, als ſie ganz aufzuheben, oder wie es geſchahe, auf einige Zeit einzuſtellen, wollen wir nicht unterſuchen.

Da die Meynung der Dame Spadille vortheilhaft war, ſo glaubte ſie auch der Freyherr Ponto ſehr leicht, und in der nächſten Unterredung die er mit Panſalvin hatte, nahm ſie keinen kleinen Platz unter den vielen Dingen ein, die man verhandelte, und die ſonderbar genug waren.

Zweytes Kapitel.

Erſter Zug von Panſalvins Intrigue, und erſter Beweiß ſeines Stolzes, allein wirken zu wollen.

Schon jüngſt hatte Panſalvin durch ſeine letzte Aeußerung gegen Ponto ziemlich deutlich zu verſtehen gegeben, daß er allein zu handeln geſonnen ſey, und niemandes bedürfe, der ihm mit gutem Rath an die Hand gehe, ſondern bloß Hülfe zur Ausführung. Doch aber hatte er ſich, wie er allein war, überlegt, ob auch das wohl rathſam, und ob es nicht noch vortheilhafter, ganz ſelbſt zu handeln, und keinem Menſchen nicht allein ſich nicht anzuvertrauen, ſondern ſogar zu vermeiden jemanden auch nur in einer Nebenſache dabey verbindlich zu werden.

Er war eben wieder in denkendem Spähen darüber begriffen, denn der raſtloſe Geiſt hatte keine Minute itzt Ruhe, als Pento herein trat, und ihm zu der Entdeckung Glück wünſchte, die er mit Hülfe ſeiner Freundin gemacht. Panſalvin hörte ihm ſehr ſtillſchweigend zu, immer den Kopf in die Hand geſtützt, als ob er keinen Theil daran nähme, gab kein Zeichen einer Verwunderung, oder auch nur einer Zufriedenheit zu erkennen, hatte aber innerlich deſto mehr alles in ſeinem Kopfe umgewälzt, und ob er glaubte, ob er nicht glaubte, Himmel und Erde, wer vermag das zu definiren, ohne den Blick in ſein Gehirn gethan zu haben, der bis itzt bey den Menſchen verſchloſſen iſt.

Genug, Panſalvin war ernſt und düſter, blieb ſo, und als endlich ſein Freund ihm zu verſtehen gab, er könne ſein Benehmen nicht begreifen, er der geſtern ganz Feuer und Leben geweſen, der vom Beſitz der Fürſtin, als von einem Soll und Muß geſprochen, er thue heute nicht, als ob die Nachrichten darüber ihn beträfen, er ſcheine in Schlummer und Todheit ſich zu befinden, und von dem Brande den er geſtern wahrgenommen, ſey nicht einmahl ein glimmender Funke mehr zu erblicken.

Du haſt recht, Ponto, fuhr itzt Panſalvin auf, eine zu ſtarke Spannung erregt Erſchlaffung. So iſt es mir gegangen. Ich der ich geſtern nicht bloß hoffte, gewiß wußte, ich hoffe heute gar nichts, ich bin wie einer der alles verlohren hat. Alles, Ponto, was Du mir ſageſt, vermag mich nicht aufzuheitern. Ich gehe meinen Weg nun fort, den meine Phantaſie ſich gemahlt hat, ich verlaſe die Bahn, auf der ich mich befinde. Ich trete in den geiſtlichen Stand.

Ponto lachte überlaut. Du biſt wahnſinnig, ſagte er.

Panſalvin. Wenn ich wahnſinnig wäre, lieber Ponto, da würd ich nicht dieſen Entſchluß faſſen. Nein, ich bin ſehr vernünftig. Siehſt Du, ſie iſt eine große Frau, eine gar große Frau. Sie kann ich nicht erreichen. Miranda und Panſalvin! Welch ein Abſtand! Siehſt Du das nicht ein Ponto?

Ponto. Aber nun alles in der Welt, Panſalvin, mache Dich und uns nicht lächerlich. Wir haben einmahl ſchon von dieſer Deiner Liebe ſo viel geredet. Miranda weiß ſie. Ihr Herz kann Dir nicht ungeneigt ſeyn. War ſie denn etwa ungehalten? War ſie beleidigt ohngeachtet Du deutlich genug zeigteſt, wie Du dachteſt?

Panſalvin. Beleidigt? Nein, das war ſie nicht. Wie kann eine ſo große Frau ein Wurm beleidigen? Sie hatte ſogar Mitleiden. Sieh einmahl, wenn ich nicht irre, ſo hat [illegible] mir den Finger aus Mitleiden gedrückt. O ich habe den Finger wohl hundertmahl ſchon geküßt. Sie iſt würklich eine gute Frau, daß Sie ſo viel Mitleiden mit mir hatte. Das iſt ſchon viel von einer ſo großen Frau. Dafür muß ich Sie immer verehren. Und wo kann ich das beſſer, als in ſo ſtiller Einſamkeit. So in eins von den Häuſern, wo die Menſchen wie Einſiedler beyſammen leben. Da denkt ſichs recht gut über ſo einen Gegenſtand ſein ganzes Leben hindurch nach. Ja, wenn ich ſo etwas recht großes wäre, wie der Graf **Korwit** —

Ponto. Was Du nicht biſt, **Panſalvin,** das kannſt Du werden. Bedenke nur, wie mancher ſchon aus dem Staube hervorgekommen iſt.

Panſalvin. Ja, wie ſind die hervorgekommen. Die Schleifwege, lieber **Ponto,** die ſie gegangen ſind, mag ich gar nicht ſehen. Mich ſollte die Liebe heben, aber wie kann ſie mich denn lieben? Morgen in aller Früh mach ich mich auf nach Kutern, laße mir den Bart wachſen, lerne Gebete, gehe in die Andachten, und will recht andächtig ſeyn, wenn ich an ſie denke. Ja das wußte ich wohl, daß ſie keine Verſammlung mehr halten würde. Einmahl iſt man wohl mitleidig, aber dann nicht mehr.

Ponto. Sie fürchtet Dich, **Panſalvin.** Zeige Dich ihr nur.

Panſalvin. Nein, ich zeige mich Ihr nicht wieder; dieſe Augen ſehen ſie doch nicht wieder ſo, wie ſie ſie in der Verſammlung ſahen. Der Eindruck iſt viel werth, **Ponto,** den muß ich mit mir nehmen. Sähe ich ſie wieder, könnte ein ſchlechterer Wurzel faßen, und da müßte ich den Verſtand verlieren, wenn ich ſie mir anders denken könnte.

Ponto. Armer Menſch! Du haſt ihn verloren, haſt nicht ein Körnchen mehr.

Panſalvin. Du träumſt armer Menſch! Du biſt wohl nicht verliebt, ſonſt wärſt Du ſo wahnſinnig wie ich. Laß Dir am Puls greifen. Du haſt Hitze, viel Hitze. Geh, und kühle Dich ab, Du biſt ſonſt des Todes.

Ponto verließ Panſalvin in der ſichern Ueberzeugung, er ſey ein Thor. Recht oder Unrecht, er hatte Urſach es zu glauben. Er eilte wieder zu ſeiner gewöhnlichen Tröſterinn, und mit offnem Munde vernahm Sie die ſchreckbare Neuigkeit.

Ja, ja, ſprach ſie dann, gelaßner als man nach ihrem erſten Erſtaunen hätte erwarten ſollen, man hat der Beyſpiele, daß Verliebte den Verſtand verlohren haben.

Daß es den Panſalvin im ganzen genommen um den Kopf richtig geſtanden, wagen wir nicht zu behaupten, denn ſeine Handlungen blieben immer hinter den Schritten der geſunden Vernunft zurück. Allein die Verrücktheit war

Verſtellung, wenn ſchon der Entſchluß, den er Bonto mitgetheilt, mehr war, und würklich gieng er am andern Morgen zu einer Wohnung der Einſiedler, und fieng an, Gebete und Ceremonien der Andacht zu lernen.

Drittes Kapitel.

Viel Senſation für keine Verliebte.

Freyherr **Ponto**, und Frau von **Spadille** hatten mit Verwunderung und Schrecken vernommen, daß **Panſalvin** ſeine Drohung ins Werk geſetzt, und ſich zu den geiſtlichen Herren begeben hatte, um dort das Bild **Mirandas** ungeſtört vor Augen haben zu können, und von keiner ſchlechten Vorſtellung von ihr beunruhigt, ewig ſie ſo im Andenken zu erhalten.

O wärſt du dort geblieben, wo du damahls wareſt, dein Schickſal wäre nicht ſo glänzend, nicht ſo ſchwarz aber das Geſchick von Tauſenden ausgefallen!

Der Freyherr und ſeine Schöne waren im Grunde ein paar ſolche Alltagsſeelen, daß ſie ſich wenig zu helfen wußten, wenn ſie auf einem Kreutzwege ſtanden, und nicht, wo nun hinaus, zu überdenken vermochten.

Das Reſultat ihrer Unterredung blieb freylich, der Fürſtin wieder Dekouverte von der Neuigkeit zu machen, und zu hören, was ſie ſagen würde,

mit

um darnach neue Maaßregeln zu nehmen. Die Dame hielt weniger für verlohren, als der Freyherr, der ſchon die Mühe bedauerte die er darauf gewendet hatte, den Grafen **Körwit** ausforſchen zu laßen, und von ihm zu erfahren, ob er auch gegen **Panſalvin** Einwendungen zu machen habe: eine allerdings wichtige Vorſicht, da **Körwit** troz ſeiner Entfernung immer noch den größten Einfluß auf alle Geſchäfte, ſo auch auf Herz und Handlungen der Fürſtin hatte; und nach Art eines ängſtlichen Hofmanns, der von der Ungnade immer das ſchlimmſte befürchtet, indeſſen er auch den Vortheil hat, daß ein gnädiger Blick ihn ins Paradies verſetzen kann, zitterte er ſchon, der Graf **Körwit** möchte auf ihn den Strahl ſeiner Wuth darüber fallen laßen, daß es **Panſalvin** eingefallen, toll zu werden.

Frau von **Spadille** lachte über all dieſe Aeuſerungen. Muthmaaßen konnte ſie, nach der eben von ihr gegebnen Charakteriſtik von allen nichts, aber unbeſorgt wie ſie wahr, hofte ſie wohl gar die Fürſtin dahin zu perſuadiren dem armen Schelm noch eine Hand des Mitleids zu reichen, ſeinen Finger noch einmahl zu drücken, und dem Verſtande eine wiederkehrende Richtung zu geben.

Aufſehen mit dergleichen war auch ihre Sache nicht. Alſo ſo bald die Fürſtin von einer Reiſe aufs Land, die ſie nach ihrer Meynung vorſetzlich unternommen haben ſollte, um gewiſſe Anblicke zu vermeiden, zurückkehrte, ſo gieng ſie auch ſo gleich zu ihr, und berichtete ihr mit lachendem Munde, daß ſie nicht ferner nöthig habe, die Verſammlungen einzuſtellen, indem Panſalvin den geiſtlichen Stand dem Kriegsdienſten und dem Hofleben vorgezogen, und ſich in eine Einſiedeley begeben, wo er bete und Ceremonien lerne.

Sich ein Dementi zu geben, wahr die Gewohnheit der Fürſtin nicht. Sie merkte ſehr wohl, daß ſie ihrer täglichen Begleiterin in Angelegenheiten ihres Herzens ein kleines Air über ſich gegeben, und ſie wollte Sie davon zurückbringen, ſagte daher, ſie würde ohnedem den folgenden Tag dieſen Zirkel wieder angefangen, und jedem Schein einer Ungerechtigkeit vermieden haben, weil die andern unter dem nicht leiden ſollten, was Sie und der Freyherr Ponto verbrechen.

Die Fürſtin erwehnte dies bloß um die Dame konfus zu machen, und erreichte ihren Zweck vollkommen, denn Frau von Spadille, die ſich in ihren Unterredungen mit Ponto belauſcht glaubte, ward blaß, ſuchte ſich ſo ſchicklich als möglich zu entfernen, und klagte, bis Ponto, dem kein reitzender Abend bevorſtand, erſchien, ihren Wänden das Unglück, bey der Fürſtin in Ungnade zu ſeyn.

Uebermüthig beym kleinſten Schimmer von Wohlwollen, verzagt bey der geringſten Aeußerung von Laune, wie gewöhnlich der Hofmenſch iſt, hielt ſie ihrem Einfluß, und mit ihm ihre ganze Glückſeeligkeit verlohren, und wie der Gefährte ihrer Leiden erſchien, brach ſie gegen ihn in ſo tiefrührende Klagen aus, daß ein Stein hätte mögen zu Wachſe werden, und ein neues geſtiktes Gallakleid ihres Anbeters durch ihre Thränen zu Grunde gieng.

Mögen ſie ſehen, wie ſie ſich aus ihrer Betrübniß erholen, denn Ponto größtes Glück

war

war es noch, daß er betrübt ſeyn konnte, wenn ſie es wollte, und die Betrübniß ihrer Gemüther zu dämpfen, dazu gehörte gewiß mehr Zeit und Laune, als wegen dem ausgelaſſenſten Streite eines höchſt erzürnten Ehepaars erforderlich iſt, wenn ſie ſich izt der Stunde des Schlafgehens nähern.

Das Ruder des Staats nächſtdem, was die Fürſtin, und Graf Körwit daran lenkten, war größtentheils in den Händen der Fürſtin Karodó, eines Mannes, der alle mögliche Kenntniße von Staatsſachen, und einen Grad von Menſchenliebe und Wohlwollen beſaß, der ihn ganz vorzüglich zu dem Dienſte geſchickt machte, dem er vorſtand. Man konnte von ihm ſagen, er arbeitete zum allgemeinen Wohl des Landes, und da er eine Fürſtin hatte, die gefällig alles anhörte, was er ihr vorbrachte, und nicht minder gefällig ihren Willen zu dem gab, was er gut fand, ſo würde allerdings unter ihm noch weit mehr gutes geſchehen ſeyn, als zu Ende gebracht wurde, wenn nicht manchmahl ſo ein Liebling einen Zwiſchenſtreich gemacht, und den Willen der Fürſtin mit Gewalt dem entgegen zu lenken gewußt hätte, was jener vornahm.

Graf Körwit, des beynahe unumſchränkten Beherrſchers der Fürſtin, Entfernung war nicht wenig Werk von Fürſt Karodó, und wenn es auch den Anſchein hätte, als ob blos Liebes- und Herzensangelegenheiten das harte Urtheil vermochte, ſo hatte doch eine politiſche Sache, die Fürſt Karodó anzuſtimmen gewußt, den Entſchluß der Fürſtin wenigſtens beveſtigt und beſchleunigt.

Und nie hatte ſich noch dieſer Fürſt in einer ſo glücklichen Lage befunden, als izt, und wenn er gewiß gewußt, daß alle künftige Lieblinge der Fürſtin den Talenten des Baronet Pikas gleichen würden, er hätte ſich für die ewige Dauer der Ruhe in ihren Staaten, und für das allgemeine Glück ihrer Unterthanen verbürget.

Unendlich heiterer, als ehemahls, kam Fürſt Karodó jederzeit in die Zimmer der Fürſtin, und es fiel manchmahl auch ein Wort von Nebendingen vor, welches zu den Zeiten, da er den Graf Körwit beſtändig an ihrer Seite ſitzend ſand, unterblieb, und Baronet Tikas öftere Abweſenheit nun möglich machte.

Gerade heute hatte er auch Panſalvin Schickſal mit verſchiedenen Zuſätzen gehört, und hatte ſich nicht wenig geärgert, daß einer davon die Fürſtin betroffen, da man ſich ſogar unterfangen hatte zu behaupten, ſie habe ihm Gelegenheit gegeben, die Liebe zu ihr zu empfangen und zu nähren.

Er hatte lange auch ſchon einen ganz kleinen, obwohl höchſt ungerechten Verdacht auf die engern Geſellſchaftszirkel, die ihm zu beſuchen zwar erlaubt war, aber in welche er aus Gründen nie erſchien, die einestheils ſeine Geſchäfte ihm an die Hand gaben, anderntheils die nothwendige Zurückhaltung von intimen Bekanntſchaften erforderten.

Er hatte den Grundſatz ein Miniſter müße alles wiſſen, nicht aber durch die Hand der Vertraulichkeit erfahren, weil dieſe Gewalt über ihn gewinnen könnte. Der Weg des Bezahlens ſchien ihm da nicht unerlaubt, wo der des freundſchaftlichen Forſchens übel angebracht war, dieſen

Weg aber dazu gebrauchen, wo die Fürſtin vielleicht Geheimniße hatte, war ihm doch nicht recht.

Wie nun Panſalvins ihm hinterbrachte Verrücktheit ſich aus dieſem Zirkel herſchreiben ſollte, nahm er ſich vor, die Fürſtin ſelbſt darauf aufmerkſam zu machen, und nach verſchiedenen über das Staatsweſen mit ihr abgehandelten Dingen, erwähnte er als eine ſonderbare Neuigkeit, die Entfernung Panſalvins zu den Zöglingen der Einſiedler, und ſetzte hinzu, man ſchriebe den Grund ſeiner Verirrung einer gefaßten Liebe gegen Ihro Durchlaucht zu.

Um alles in der Welt, Fürſt Karodò, ſprach dieſe, ich will nicht hoffen, daß ich im Ernſt das Stadtgeſpräch hierüber bin?

Und doch, erwiederte der Fürſt. Es müßen immer in den Verſammlungen bey Ew. Durchlaucht Perſonen ſich mit befinden, die nicht allerdings verſchwiegen ſind, und wieder alle Delikateſſe ſichs verſtatten, von Vorfällen darin zu reden.

Von Vorfällen? ſagte die Fürſtin ein wenig empfindlich. So weit alſo, daß man von Vorfällen darin ſpricht. Sie werden ſich mir ſehr verbindlich machen, Fürſt, wenn Sie mir hierüber etwas nähere Auskunft geben könnten, und bey allen dem, was Menſchen geſagt haben, könnten, weiß ich in der That nicht, ob man dem guten Panſalvin nicht noch näher tritt, als mir. Es thut mir im Ernſt leid, daß ein ſo hoffnungsvoller junger Mann für die Welt verlohren ſeyn ſollte, am allerweheſten aber würde mirs ſeyn, wenn ich auf irgend eine Art den Grund dazu gelegt hätte.

Fürſt Karody fand die Aeuſerung etwas ſehr ſenſibel. Es gieng in ihm eine Muthmaaſſung aus Politik auf, wie ſie bey Frau von Spadille aus falſcher Spekulation entſtanden war, und vielleicht lag verborgen etwas in ſeiner Seele, was die Zukunft vorherſahe, in welcher der verrückte Panſalvin ihn einſt ſelbſt noch beynahe verrückt machen ſollte.

Viertes Kapitel.

Panſalvins Krankheit nimmt zu. Er wird beklagt, und man ſpricht von Heilungsmitteln.

Fürſt Karodò wußte nun wohl nicht, daß Panſalvin ſelbſt bey den Einſiedlern ſich alle mögliche Mühe gegeben hatte, den Grund ſeiner Krankheit auszupoſaunen, und da dieſe mit vielen Häuſern verbunden waren, die faſt immer bey Hofe waren, ſo erzählten dieſe es weiter, und ſo gieng in einigen Tagen es wie ein Lauffeuer umher.

Panſalvin iſt um der Fürſtin willen verrückt geworden, hieß es in den Aſſambleen, ſo hieß es auf öffentlichen Spaziergängen, ſo hieß es in kleinen häuslichen Zirkeln, ſo flüſterte man ſichs am Hofe ins Ohr, und flüſterte es zuletzt ſo laut, daß die Fürſtin es aus mehreren Winkeln vernehmen konnte. Der Kranke ſpielte indeſſen ſeine Rolle vortreflich fort, entweder aus eignem Maſchienenwerk, oder aus Gunſt der ihm zu Hülfe gekommenen Natur. Er hatte ſtets größere

Abweſenheiten des Geiſtes, und in den Anfällen der heftigſten Schwärmereyen war der Name Miranda ſein ewiger Ausruf. Er hielt in ſeiner verliebten Wuth Lobreden auf ſie, die des Niederſchreibens werth waren, und ſie wurden auch zum Theil Miranda wieder zu Ohren gebracht, die immer mehr und mehr einſahe, der Lerm, den die Geſchichte mache, könne ihr doch wohl nachtheilig werden, immer mehr einſahe, dieſer Menſch ſey entweder der feinſte Betrüger, oder ſey würklich unglücklich. Daß dieſes der Fürſtin Gedanke damahls geweſen, beweiſen die Ausſagen verſchiedener, die um ſie waren. Aber wie erforſchen, zu welcher Klaſſe er gehörte.

Izt, da die Sache lauter geworden war, bekümmerte man ſich genauer um das vorige Verhalten Panſalvins, fand es untadelhaft, fand in ihm einen Mann, der dem Staate hätte nützlich werden können, und um einen nützlichen Mitbürger des Staats zu retten, könnte auch eine Fürſtin ſich wohl einmahl einen beſondern Schritt erlauben, und ſeine Tröſterinn werden:

So ließ man ſich wenigſtens an manchen Orten aus, und auch das kam der Fürſtin zu Ohren. Freyherr Ponto und Frau von Spadille hatten indeſſen ſehr ſtill geſeſſen, und nichts von Panſalvin erwähnt, nicht etwa, weil ſie nicht über den mehr nachdenken wollten, der ihnen, wie ſie meinten, die Ungnade der Fürſtin zugezogen, ſondern weil ſie in dieſer Ungnade zu ſeyn glaubten, in der ſie würklich nicht waren, und ſie nicht noch zu vermehren Luſt hatten.

Dennoch beſuchte Ponto zuweilen Panſalvin, und hoffte einmahl über das andre, klüger von ihm wegzugehen, als er hingieng, aber er war es juſt, für den Panſalvin die meiſte Furcht hatte, denn dieſer konnte die Fürſtin auf die Bahn bringen, als ob er eine Maſke trüge, und da war er verlohren.

Bekannte und Vertraute hatte er freylich bey ſeinem Unternehmen; wer es aber geweſen, der dieſen ehrvollen Charakter bekleidet, können wir nicht beſtimmen. Es iſt nie laut geworden, obgleich viele und vielleicht nicht ganz mit Unrecht, den Verdacht auf die Einſiedler geworfen, als die ſich dadurch in der Folge Vorzüge verſprochen.

Wenn Panſalvin ihnen dergleichen für ihre Beyhülfe zugeſtanden, ſo iſt es wenigſtens ſehr in der Stille geſchehen. Doch waren ſie es, die ſelbſt der Fürſtin es als eine Pflicht auszulegen wußten, ſich des Mannes anzunehmen. Sie, die, wenn ſie auf den Gaſſen der Reſidenz gieng, keinem Kinde ihre Hand verſagte, ſie, die ſich entbrach dem gemeinſten Manne ſeinen Gruß zu erwiedern, und mit ihm ſich in eine Unterredung einzulaſſen, wenn er es begehrte, ſie ſollte wollen, daß um ihretwillen einer zeitlebens unglücklich ſeyn ſollte?

Schon hatte die Begebenheit tiefen Eindruck auf die Fürſtin gemacht, als ſie bemerkte, Frau von Spadille ſey nicht mehr ſo heiter als ehedem, als ſie ſie befrug, warum? — und an jene Unterredung erinnert wurde, die Panſalvin betraf.

Wie man mir doch alles falſch auslegt, ſagte ſie. Deswegen alſo zürnteſt Du, und deßwegen ſagteſt Du von dieſem Menſchen nichts mehr, von dem ich ſeither vielleicht gern vieles gehört hätte.

Man kann nicht erſtaunter ſeyn, als Frau von Spadille es würklich war, allein ſie zwang ſich doch, es nicht ſo ganz zu ſcheinen. Wie leicht konnte ſie wieder das Maaß der Freude überſchreiten, wie ſie das Maaß der Betrübniß überſchritten hatte. Sie war ja eine gebohrne Wetterfahne, und da ſie den Wind nur noch im Mittel zwiſchen gut und böſe ſahe, ſo wollte ſie auch nicht ganz auf heuter nicht ganz auf trübe ihre Stellung nehmen, ſie blieb bey unbeſtändig ſtehen, um avanziren und reteriren zu können, wie es die Umſtände erforderten.

Doch da die Fürſtin zum Zweytenmahle laut werden ließ, daß ſie kein Unbehagen daran finden würde, wenn man ihr etwas von Panſalvin ſagte, ſo fieng ſie an, von ſeiner auſſerordentlichen Neigung zu reden, ſagte, es könne keinen Menſchen geben, der von ſo vollem Entzücken gegen Ihro Durchlaucht durchdrungen ſey, noch nie habe ſie Empfindungen der Liebe in einem ſo ſchwärmeriſchen Grade bemerkt, wie bey ihm, und es ſey nicht möglich, daß er ſich von der Idee der einzigen Seligkeit in dieſer Liebe wieder abwendig machen ließe, oder ſelbſt abwendig würde.

Der Grad von Zuneigung, meinte ſie, verlöhre ſich nimmer, und Panſalvin ſey ſo außerordentlich in dieſer Leidenſchaft, daß er ein Opfer derſelben werden müßte.

Neigung hatte die Fürſtin fürs männliche Geſchlecht, das wißen wir ſchon. Daß dieſe Neigung ebenfalls zu einer Leidenſchaft angefacht werden konnte, hatte ſie durch mehr als eine Erfahrung bewieſen. Graf Körwit war eine der merkwürdigſten Laven. Und ſchon ſeitdem er eine wenigere Aufmerkſamkeit für ſie blicken laßen, war ein andrer im Spiel geweſen, deſſen wir weiter unten gedenken werden, und wo ſie ſchon einmahl das Beyſpiel dargeſtellt, wie viel ſie zu wagen fähig, wenn Liebe ernſtlich mit ins Spiel kam.

Eine ſolche Schilderung von Panſalvin konnte ihren Zweck nicht verfehlen, und verhehlte die Fürſtin ſchon in dem Augenblicke, wie ſehr der Funke Feuer gefangen, und wie bald er zur

Flamme auszubrechen im Stande, ſo ſchien ſie doch mit Frau von Spadille in Ueberlegung ziehen zu wollen, auf welche Art dem Uebel nun abzuhelfen ſey?

Zu rathe gezogen zu werden, war etwas, das ſich die Dame nicht hätte einfallen laſen, und weil ſie die geglaubte Unmöglichkeit nun als Wirklichkeit vor ſich ſahe, war auch alle ihre Vorſicht auf die Seite geſezt, ihre Fahne wandte ſich ſo ſehr auf heiter, wie ſie wohl je darauf geſtanden hatte, und das Glück ließ ſie diesmahl auch zu keiner unglücklichen Stunde ſich dahin drehen.

Jzt giengen ihre Lobeserhebungen, von der Leidenſchaft Panſalvin auf ſein übriges vortrefliches Betragen, von dieſem auf ſeine körperlichen Vorzüge und von da auf Partikularitäten über, die, wenn wir ſie bekannt machten, der Frau von Spadille nicht allerdings zum Ruhme gereichen, aber auch Anlaß geben könnten, von der Schwäche der Fürſtin ſich einen zu ſtrengen Begriff machen, und zu glauben, als habe ſie das gern gehört, was die doch bloß in Verbindung mit dem andern, welches ihr zu wiſſen nöthig war, hören mußte.

Das Reſultat der Berathſchlagungen, bey denen die Fürſtin zwar nicht kalt nicht warm ſchien, und doch wohl in dem Zuſtande des Loderns ſich befinden mochte, wie die andre Dame bemerkt haben wollte, war, daß Frau von Spadille ſich bemühen ſollte, Eintritt bey Panſalvin zu erhalten, um von Seiten der Fürſtin zu verſichern, ſie bedaure ſehr, daß er kranke, ließe ihm Beſſerung wünſchen, und bäte ihn, zu ſagen, was ſie beytragen könnte, ihn zu heilen.

Fünftes Kapitel.

Ein Beſuch.

Sehr der Sache und dem Karakter gemäß war es, daß die Dame Spadille, ehe ſie ihren Weg zu Panſalvin nahm, ſich vorher zum Freyherrn Ponto begab, eben ſo angemeſſen ihr, daß ſie ihm, der ohnedem, um uns einmahl eines gemeinen Ausdrucks zu bedienen, ganz unter ihrem Pantoffel ſtand, mit hochaufgeworfner Naſe verkündigte, ſie ſey die Retterin von ihnen beyden, und der beſonders in ihrer Gegenwart ohrwurmartige Ponto fand wahr, was ſie geſagt hatte, nachdem ſie ihm alles erzählt.

Der zweyte Akt waren hohe Vermeſſungen, was ſie nun alles noch thun und ausrichten wollte, Projekte, wie Panſalvin einſt zu ihren Füßen ſich krümmen und ihnen danken würde, und ſie blieb bey der Sicherheit dieſer Sache, obgleich Ponto einige unterthänige Zweifel hier wagte, die ſie mit einer Miene zurückwieß, die ihn deutlich genug fühlen ließ, wie weit er hinter ihr zurückſtünde.

Dießmahl aber hatte Graf Ponto ein wenig recht. Man meldete die Dame bey Panſalvin und er ließ ſie ſogleich abweiſen, indem er niemanden mehr vom Hofe ſehen und ſprechen mochte, auch ſie es nicht allein ſey, und er in Anſehung aller übrigen den nemlichen Befehl erlaſſen habe.

Wohl oder übel muſte alſo die Dame, die bis jetzt einzig den Ruhm ſeines Glücks davon tragen wollte, ihr ganzes Geſchäft entdecken, und von der erſten Stufe auf welche ſie ſich beym Graf Ponto geſchwungen, war ſie bereits herab geſchürft, und hatte nur die zweyte noch inne, die ſie auch nicht ſobald zu verlieren hoffte.

Freylich gab bey denen, welche die Meldung thaten, es der Sache einen andern Anſtrich, als es hieß ſie käme von der Fürſtin, und zwar in beſondern Aufträgen an Panſalvin.

Dennoch hatte dieſer Eigenſinn Luſt, ſie abermahls abweiſen zu laſſen, man will aber behaupten, einer der Einſiedler habe ihm da ins Ohr geraunt, das ſey der gerade Weg um in Vergeſſenheit zu gerathen, man müſſe das Eiſen ſchmieden, weil es warm, die Sayten nicht gar zu hoch ſpannen, und was Gemeinſprüche mehr waren, die einem ſolchen in ſeiner Seelenangſt über verlohrne Ausſichten wohl einfallen konnten.

Schnell ergreift Panſalvin einen neuen Gedanken, der ihm gar viel werth ſchien, und befahl auch gleich ſie herein zu führen. Er hatte nichts weniger als ein krankes Anſehen, ſondern ſaß in voller Liebenswürdigkeit da, ſogar im äußerlichen, welches er immer beobachtet, geſchmackvoll und reizend.

Dame Spadille ſahe dieß als einen Verboten ihres Glücks an; wie konnte ein würklich verrückter Menſch ſo geſund und wohl ausſehen, das war unmöglich, es mußte hier Verſtellung ſeyn; in der feſten Ueberzeugung wurde er auch von ihr angeredet, ſo bald man ſie mit ihm allein gelaßen, und ſie erzählte die Epoche ſeines künftigen Glücks ſo ſchnurgerade an den Fingern her, daß er ſich darinn nach ihrem Gutdünken ſteigen ſahe, und Winke bemerkte, daß ſie ihn auch wieder nach Gutdünken fallen laſſen könne, wenn ſie wolle.

Daß die Zuverſicht, mit welcher ſie ſprach, nicht ohne Veranlaßung war, konnte er zur Genüge einſehen, und zog ſich um deſto ſicherer den Schluß, daß die Liſt, welche er einmahl in ſeinem Kopfe umher gewälzet, ihm hier behülflich, und mehr zu ſeinem Vortheile dienen konnte, als er noch geglaubt.

Er erwiederte daher kein Wort; als ſie alles erzählt hatte, und da ſie nach einer langen Pauſe ihn frug, was er denn hierauf zu antworten habe, ſo ſagte er ziemlich troken: Nichts!

Verwunderungsvoll betrachtete ihn die Dame. Nichts darauf zu antworten? Und was kann ich denn antworten, da Sie mir das entzückende Bild der Fürſtin vor die Augen gebracht? Was kann ich antworten, da ich nur Miranda ſehe, nur ſie allein und weiter niemand mir vor Augen ſteht. Ich habe zwar noch nie einen andern Gegenſtand geſehen, als ſie, aber muß ich nicht, da izt eine Perſon vor mir iſt, die gegenwärtig war — nicht wahr, ſie waren an dem Abend Zeugin? Doch, ſtill, ſtill, nichts davon, was mein Glück, was meine Ruhe, was meine Seeligkeit ausmacht. Ja, ja, itzt bin ichs wohl zufrieden, daß ich Sie vorgelaßen habe, denn erneuert ſteht das Bild vor mir.

Er ſprang bey dieſen Worten auf, und gieng wie ein Entzückter im Zimmer umher, warf Küſſe in die Luſt, ſahe mit ſchmachtenden Augen gen Himmel.

Ja, ſo war es, rief er, ſo war es mir in dem Augenblicke, da ich von ihr berührt wurde, ſo, wie mir itzt iſt. O das war eine unausſprechliche Wonne, die mir in ihr zu Theil wurde, in dieſem Beweiſe ihrer Liebe zu Theil wurde. Glückliche Du, die Du immer um Sie ſeyn kannſt. Ha! ich könnte Dich morden, weil Du das Glück genießeſt.

Kaum hatte er mit dumpfer Stimme das Wort morden ausgeſprochen, als die Dame Spadille mit einem lauten Schrey zur Thür hinaus ſprang, und als dort einige von der Einſiedlerzunft ihr begegneten, ſo rief ſie ihnen entgegen: Der Menſch iſt raſend, er will mich morden. Sie flog ferner zum Hauſe hinaus, und ließ ſich zu dem Freyherrn Ponto bringen, wo ſie ganz auſſer Athem ankam, die völlige Raſerey Panſalvins beſtätigte, und Ponto Mühe hatte, ſie zu überreden, daß ſie warten möge, bis er einen Weg gegangen, wo er ſich des Vorfalls wegen Raths erholen wolle, der ihm ſo ſonderbar und neu war.

Ob Ponto zu den Einſiedlern ſelbſt gieng, ob er einen dritten hatte, den er zu Rathe ziehen wollte, wiſſen wir nicht, nur daß die Dame, wie er fort war, etwas zu ſich kam.

Sech-

Sechſtes Kapitel.

Panſalvins Vernunftſchlüſſe.

Es läßt ſich ſo vielfach über eine Sache urtheilen, es giebt ſo tauſenderley Wendungen, die ſie nehmen kann, und ſo vielerley Arten wie dieſe Wendungen genommen werden können, daß das gewöhnliche der Menſchen iſt, daß jeder ein anderes Syſtem über die nehmliche Begebenheit entwirft.

Andere im Fall **Panſalvins** würden vielleicht mit beyden Händen zugegriffen haben, wenn eine ſo auſſerordentliche Gelegenheit ſie dem Wunſche ihres Herzens näher geführt. Wir wollen auch nicht ſagen, daß ſie nicht beglückt worden wären, wir wollen nicht behaupten, daß ſie nicht ein Ziel erreicht, welches beneidenswerth geweſen, und welches viele vor **Panſalvin** ſchon genoſſen.

Aber das war es nicht, was **Panſalvin** wünſchte. Er war ein ganz beſonderer Menſch, und ſo wollte er auch etwas ganz beſonders haben. Er wollte höher ſteigen, als die übrigen geſtiegen waren. Der Kleinſte, der ihm in den Weg treten, und ſagen konnte, ich habe Dir zu deiner Höhe verholfen, war ihm ungelegen, vollends irgend jemand des weiblichen Geſchlechts, wo ſelbſt die Fürſtin einmahl den Vorwurf hätte machen können, durch dieſe habe er ſich in ihre Gunſt zu ſchleichen gewußt.

Wahrſcheinlich, dachte er, muß es ſehr weit mit der Fürſtin gekommen ſeyn, wenn dieſe Dame den Auftrag würklich hatte, mir die Nachrichten von ihr zu geben, und hatte ſie den Auftrag nicht, ſo muß man es doch ſehr weit bey ihr bringen wollen, da man mich auf dieſe Art für ſie zu ſtimmen ſucht. Hat ſie ſelbſt den Auftrag gegeben, ſo geht ſie auch weiter. Gab ſie ihn aber nicht, ſo mögen andre erſt ſo weit es bringen, bis ſie ſich ſelbſt an mich wendet.

Nach dieſen Vernunftſchlüſſen kann es wohl kein Räzel mehr ſeyn, daß Panſalvin nichts

Splitter von Verrücktheit mehr hatte, wenn auch die Leidenſchaft ihn dahin gebracht, daß die erſten Anfälle gegründet waren. Er hatte ſich durch weiſes planvolles Nachſinnen der Leidenſchaft bemeiſtert. Sie konnte immer groß ſeyn und bleiben, aber er beherrſchte ſie doch ſchon, und er hatte einen großen Vorſprung, wußte er es dahin zu bringen, daß die Fürſtin ihm das Geſtändniß derſelben ſelbſt brachte, dann konnte er mit mächtigen Schritten auf dieſe ihre Leidenſchaft vorwärts gehen, und ſeinen unerſättlichen Willen darauf bauen.

Nicht kümmerte es ihm, daß er in ſeinem ſelbſt gewählten Kerker nicht wußte, welchen Weg man wählen würde, nicht war er beſorgt, daß man ihm auf einen von beyden entgegen kommen würde, ehe er gehörig davon unterrichtet wäre, dafür war ihm ſeine Gegenwart des Geiſtes, dafür war ihm ſeine angenommene Abweſenheit des Verſtandes Bürge. Es war ihm gleich, nunmehr ganz gleich, wer käme, wie man käme, und welch einen Ausgang die Sache nähme, denn ſie war angefangen, und nun zu weit hinein, um wieder zurückgehen zu können.

Schwindelnd ward ihm, wann er von der Höhe herabſahe, auf die er ſich geſtellt, allein er hütete ſich vor falſchem Tritt und Fallen mit beſonderer Vorſicht.

So gewafnet erwartete er ſeine Feinde, die er ſich von ſo mancherley Seiten denken, und ſo anſehen konnte, ſie mochten nun maſkirt oder ohne Larve erſcheinen.

Sie=

Siebentes Kapitel.

Der Freyherr und die Dame.

Es iſt nichts, es hat gar nichts zu ſagen, es iſt der beſte Weg den man haben kann, alles gut zu machen. Beruhigen Sie ſich mein Engel! Erhohlen Sie ſich, mein Schätzchen! Nichts auf der Welt ſteht uns im Wege, wir werden gewinnen — gewinnen werden wir, und den Sieg davon tragen.

So hüpfete der Freyherr Ponto nach ſeiner Zurückkunft im Zimmer umher, wie junge Rehe beym erſten Sonnenblicke eines ſchönen Frühlingstages hüpfen, warf den Hut in eine Ecke, den Degen in die andre, lag ehe man ſichs verſahe, auf einem Knie der Dame zu Füßen, küßte ihre Hände, und bat ſie ſo gleich zur Fürſtin zu eilen, und alles ihr zu erzählen, wie ſie es angetroffen.

Frau von Spadille hatte ſich bis jezt kaum gerührt. Das Echauffement von dem verwünſchten Verfall, in welchem ſie ſich ihrem Lebens denkende ſo nahe gehalten, hatte ſie faſt getödtet. Sie hatte ein niederſchlagendes Pulver ums andre genommen, und in Hirſchhorngeiſt ſich beynahe gebadet, ſo daß auch der Freyherr, wie er ihre Hände geküßt, ohnmächtig zu Boden ſank.

Hülfe! Hülfe! ſchrie die Dame, die nun wähnte, die Tollheit ſey eine anſteckende Krankheit geworden, und bey dieſem Subjekte äußere ſie ſich mit der fallenden Sucht — und wie des Freyherrn Leute hereintraten, und ihn aufhoben, wollte ſie ſchnell aus dem Zimmer, als der Haushofmeiſter, ein Grobian der erſten Größe, ſie nicht ganz ſanft, beym Arm nahm, und ihr ſagte, ſie möchte da bleiben, denn ſie ſähe ja aus wie eine Furie, und er könne nicht wiſſen, ob ſie ſeinen armen Herrn nicht umgebracht.

Stumm und ſchweigend über dieſe Behandlung ſetzte ſich die Dame in einen Lehnſeſſel, und vermochte ſich kaum zu beſinnen, wie ihr geſchehen ſey.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Bald ſchwand ihre Angſt, denn der Freyherr kam unter den Händen ſeiner Leute, und ſo bald man ihn nur etwas von den ſtarken Gerüchen entfernt, wieder zu ſich, und erblickte kaum die liegende Dame, als er hinrannte, tauſendmahl um Verzeyhung bat, die Urſache, warum er evanouirt, entdeckte, und wenigſtens vom Argwohn der Tollheit ſich reinigte.

Aber nun kam ein deſto heßlicheres Gewitter über den Haushofmeiſter, welchen man einen großen Ausländer nannte, und auf augenblickliche Verabſchiedung drang. Die Furie konnte ſie nicht vergeſſen, es war auch gar keine Wahrſcheinlichkeit da, aus ihrem itzt immer ſtärker werdenden Furioſo ein Adagio herauszubringen, bis ſie durch ihren Willen beſänftigt wäre, und ſo wurde der Haushofmeiſter verabſchiedet, um den andern Tag insgeheim wieder angenommen zu werden, weil er eine äußerſte ehrliche Haut, ein Prädikat, welches man in dieſem Planeten gern mit Golde aufwäge.

Als die Ruhe wieder hergeſtellt war, erklärte Freyherr Ponto der Dame, warum ſie der Fürſtin das alles hinterbringen müße, da das aber nicht im Zimmer geſchahe, wo wir ſie verlaßen, ſo müßen wir uns zur Fürſtin verfügen um dort das Reſultat zu hören.

Achtes Kapitel.

Panſalvin hatte nicht unrecht.

Wäre die Dame Spadille auch minder aufrichtig mit der Sprache ihrer Begebenheiten herausgegangen, als ſie es that, ſo würde doch die Fürſtin an dem äußeren derſelben bemerkt, daß ſie entweder einen Geiſt geſehen, oder von einem Mörder angefallen ſeyn müße, ſo entſtellt nahete ſie ſich ihr.

Aber Miranda ward nicht minder beſtürzt über den Anblick, und es wollte die Wallung die bey ihr empor kam ſchier die Sprache ihr hemmen, denn nur gedämpft kamen die Worte hervor: Iſt er todt? Iſt Panſalvin todt?

Nein, Fürſtin, ſagte die Dame, aber er iſt ſo gut wie todt.

So krank, ſo ſehr krank, ohne Rettung? — geſchwind Antwort! Ohne Rettung?

Spadille. Ohne Rettung, wenn Liebe ihn nicht rettet. Der Menſch, Fürſtin, iſt ein Muſter der Tollheit. Er könnte für eine perſonifizirte Tollheit gelten. Stellen Ew. Durchlaucht ſich vor, er wollte mich morden.

Fürſtin. Er Dich morden. Da hat er die Hirnwuth.

Spadille. Nur die Liebeswuth. Er wollte mich morden, weil ich die Fürſtin ſähe, um ſie wäre, und er das nicht ſeyn könnte. Er erinnerte ſich des Abends, und daß er Dero Hand berührt. Er ſieht nur Sie, Fürſtin, hört nur Sie, und wird auch niemanden mehr hören und ſehen — denn er muß bald ſterben.

Die Dame Spadille hatte troz den Zureden des Sprachrohrs Ponto, denn durch ihn kam die Zuverſicht wohl nicht, doch nicht glauben können, daß die Fürſtin nur noch einen Gedanken an Panſalvin haben würde, wenn ſie ihr dieſen Bericht abgeſtattet.

Aufs neue mußte ſie nun die Erfahrung machen, wie wenig Menſchenkennerin ſie war, denn nach einer kleinen Pauſe ſagte die Fürſtin:

So werd ich mich wohl ſelbſt des armen Menſchen erbarmen müſſen, denn ganz ohne Hülfe ihn laſſen, wäre ſehr grauſam. Vielleicht, daß ein Blick, ein einziges Wort die Hülfe giebt, die kein Arzt und kein Mittel ſchenken kann.

Spadille. Nein, Fürſtin, das kann ich nicht dulden. Sie wollen ſich der Gefahr ausſetzen, in der ich Todesangſt ausgeſtanden habe? Nimmermehr darf das geſchehen!

Fürſtin. Dich liebt er ja nicht, ſondern mich. Mir wird er nicht drohen.

Die Dame ſagte — nichts weiter. Das war ihr zu entſcheidend.

Das Geſpräch über des armen Panſalvin Unglück hatte noch nicht aufgehört, es war allgemeiner geworden. Das Gemurmel, die Fürſtin könne wohl dem Verirrten eine Hand zu ſeiner Beſſerung bieten, hatte beſonders durch Hülfe der Einſiedler die Köpfe verſchiedener ſtark eingenommen, und Große, die Zutritt hatten, meinten ſcherzweiſe, es würde wohl Ihro Durchlaucht müſſen ein Arzt werden, und wenn man durch Liebenswürdigkeit eines Menſchen Leben retten könne, müſſe man das als eine Pflicht betrachten.

Man will behaupten, viele dieſer Großen hätten nachher ſehr bereuet, was ſie geſagt, und daß ſie Hand an dieſen Schritt gelegt. Vielleicht gehörten ſie unter diejenigen, die uns nachher als von Panſalvin Gedemüthigte vorkommen.

Kurz, die Fürſtin entſchloß ſich, und einſt unter dem ſehr ſchicklichen Vorwande, den Fortgang der Zöglinge in der Einſiedley zu beobachten, erſchien ſie dort, und gieng ganz allein in Panſalvins Zimmer.

Daß Panſalvin nicht minder reizend und liebenswürdig erſchien, als bey der Dame, war wohl eine Sache, die ſich reimen ließ, ohne daß er wiſſen konnte, ſie träte ein, denn er hatte ſie ja bereits in ſeinem Sinn vermuthet. Aber daß er, ehe er ſie anſahe, im Zimmer einigemahl auf und ab gieng, mit den Händen vagirte, und verſchiedene Bewegungen zu erkennen gab, die einen Unſinnigen anzeigten, das konnte nicht wohl bloß auf den Zufall beruhen. Auch waren ja zwey Wege, es zu wiſſen. Er konnte verborgen durchs Fenſter ihre Ankunft bemerkt haben, er konnte auch durch ein geheimes ganz kleines und unmerkliches Zeichen der Einſiedler darauf vorbereitet worden ſeyn.

Genug auf einmahl wandte er ſich, und ſahe Miranda vor ſich ſehen.

Fürſtin! rief er aus, und fiel auf ein Knie nieder, ſind ſie es, oder iſts ein Geiſt, der mich in meinem namenloſen Leiden tröſten will. Nein — es iſt die Phantaſie die immer vor mir ſteht, die mich nie verläßt. Aber ſo deutlich ſahe ich Sie noch nicht, nie noch, Fürſtin! O ſüße wunderbare Täuſchung! Schatten, der meine Glücksſeeligkeit ausmacht, verlaß mich nicht wieder!

Er ſagte das in einem Tone, in einem ſo ſchmelzenden Wohllaute, daß es jedem bis ins innerſte gedrungen wäre, aber dieſer Fürſtin nun gar, die ſo fühlbar war, die ſchon von allen drauf vorbereitet war, ihn zu ſehen — ſo liebenswürdig, und doch ſo unglücklich.

Es iſt nicht mein Schatten, Panſalvin, nehmt meine Hand, ihr werdet Wahrheit finden. Ich habe von eurem Unglück gehört, ich komme es zu mildern.

Kein Schatten, ſagte Panſalvin, und furchtſam als ob er zweifelte, faßte er nach ihrer Hand, und wie er ſie berührte, fühlte, es ſey ihre

Hand, da drückte er einen feurigen Kuß darauf, und ſchnell ließ er ſie wieder fahren.

Verzeyht meiner Kühnheit ſagte er, daß wußte ich nicht, glaubte es nicht. Aber die groſſe Fürſtin ſpricht von Unglück, nachdem ſie gekommen iſt, mich zu tröſten? Nein, nun will ich gern ſterben, des ſchmählichſten Todes gern ſterben, nachdem ich dieſes glückliche Ziel erreicht habe.

Panſalvin hatte izt mehr Feuer in den Augen. Sie rollten etwas, doch nicht fürchterlich. Sein Weſen zeigte den Mann, den Mann der Liebe, den Mann der Kraft. Die Fürſtin färbte eine reizende Röthe, er ſahe ſie ſo ſchmachtend an, ſo ſprechend war die ganze Attitude, in welcher er ſich befand. Ihre Blicke weilten auf ihm.

Ach, ſie hat Mitleiden mit mir, fuhr er fort. Ja ſterben, gern ſterben.

Und wer ſpricht von Sterben, ſagte Miranda etwas unwillig. Leben, Panſalvin ſollt Ihr, leben, um glücklich zu ſeyn.

„Ja wohl glücklich ſeyn! Aber leben? Wie kann ich das? Leben um in jedem Augenblicke mein Herz mehr zerreißen zu ſehen, weil ich dich liebe, die ich nicht lieben darf".

Die Fürſtin ſtutzte etwas — endlich ſagte ſie raſch heraus: Und warum dürftet ihr nicht, Panſalvin? Ich gebe auch die Erlaubniß. Kommt wieder an den Hof: Ihr ſollt mich ſehen, ſollt mich lieben. Ich liebe nicht, daß jemand unglücklich iſt, am wenigſten die mich lieben — und Ihr —

„O ja, ſo kann niemand lieben, wie ich Miranda liebe. Verzeihung, aber warum es verhehlen, was hier brennt? Liebe! unendliche Liebe für Euch Fürſtin iſt es. Kronen der ganzen Welt ſind nichts dagegen, nichts könnte mir einmahl den Augenblick bezahlen, in dem ich hier aus dieſem ſchönen Munde Mitleiden hörte".

Ruhig denn aber auch, Panſalvin, laßt alle Sorge fahren, und kehret wieder zu mir. Ihr findet eine gewogne Fürſtin. Mein Herz iſt nicht kalt.

„Das meinige, Miranda, iſt Flamme. Wunder, daß es mich nicht verzehrt, indem ich hier mit einer Göttin rede. O ewig nur dies Anſchauen!

ſchauen! Fürſtin! Wenn Sie von mir gehen, wenn Sie den wieder verlaßen, den Sie ſo huldreich getröſtet haben, o ſo laßen Sie mir Ihren Schatten. Zwar er bleibt mir gewiß. Nun keinen Augenblick mehr iſt das köſtliche Bild von mir entfernt. Und nun — ich fühle es — ich denke wieder richtig. Ja denken will ich dieſer Wohlthat, denken will ich ihrer ohne Aufhören, ohne einen Funken unreinen Feuers ſoll dieſe Flamme mich begleiten. Göttliche! Meine Vernunft haſt Du gerettet, wenn auch nicht mein Leben.

Die Fürſtin konte ihn nicht mehr vor ſich knien ſehen. Sie hob ihn ſelbſt von der Erde auf, und dieſen Augenblick machte ſich Panſalvin zu nuze. Durch einen Blick war ſie bezaubert.

Neuntes

Neuntes Kapitel.

Ein unverſchämter Liebhaber. Er verlangt noch mehr.

Sie waren aus einander geſchieden. Wie — was war noch vorgefallen? Hatte Panſalvin es gewagt, einen Kuß auf ihre Lippen zu drücken, der mit Feuer ſie durchgoſſen? War der Gott der Liebe geſchäftig geweſen, eben izt den Pfeil ins Herz zu ſchießen?

Das wiſſen wir nicht. Genug, die Fürſtin kam wieder heraus, ohne ganz ihre Faſſung zu haben, und gieng in ihren Pallaſt, ohne die zu zu ſeyn, die ſie geweſen war.

Viel hatte ſie erfahren — erfahren, daß man einer Leidenſchaft ſich nicht entgegen ſtellen muß, wenn man von ihr nicht überwunden ſeyn will, erfahren, daß ſie zwar geliebt habe und geliebt worden ſey, daß es aber eine Liebe noch gebe, die alles das übertreffe, was ſie bisher davon gewußt.

Wie ſie hingekommen war, wie der Anblick Panſalvins mit der Idee, die ſie ſich von ſeiner Leidenſchaft gemacht hatte, ſich vereiniget, da war ſie hingeriſſen geweſen, da hatte ſie gefühlt, dieſer vermöge in ihr eine nie gefühlte Empfindung rege zu machen, es hatte ſie eine Seelenwolluſt übergoſſen, allein zulezt, wer vermag ihr nachzuempfinden — die Flamme, die ſein Mund ſprach, ſchlug in ihr Herz wie ein Blitzſtrahl und zündete.

Frau von Spadille war nicht dahin zu bringen geweſen, daß ſie ſie begleitet hätte, da ihr nur immer der gedrohete Tod vor der Seele ſtand, und ſie ſich, wenn ſie wieder zu ihm käme, ſchon im Geiſte gepackt und ihren Hals von dem ſtarken Wildfang wie einen Taubenhals umgedreht erblickte, ob er gleich ein wenig mehr Circumferenz hatte. Aber Panſalvin hatte auch Nerven. Sie war daher auf Befehl der Fürſtin im Zimmer geblieben, und mit ihren ganz ſonderbaren Spekulationen in ihrer Einſamkeit zu rathe gegangen, ob ſie wohl an die glückliche Zurückkunft Miranda zweifeln oder ſie erwarten ſollte.

Da es mit ihrem Denken überhaupt nicht ſcharf gieng, ſo war ſie noch nicht weit in ihren Gründen für und wider gekommen, wie ſchon die Fürſtin ins Zimmer trat, und da ſie ſie in Wallung und faſt in dem Zuſtande zu ſehen glaubte, in welchem ſie ſich ſelbſt befunden, ſo ahndete ſie, ihr ſey etwas ähnliches widerfahren.

Nicht wahr, gnädigſte Fürſtin, ſprach ſie, er iſt fürchterlich.

„Fürchterlich in ſeiner Liebe, meine Freundin, das iſt wahr. Du haſt ganz recht gehabt, ſo ſahe ich noch niemand lieben. Verdenk ichs doch faſt keinem Menſchen, der ihm das Wort bey mir geredet, wenn er allen ſeine Liebe ſo zu mahlen verſtanden wie er mir ſie geſchildert. Panſalvin, meine gute, iſt der erſte Menſch in der Welt.

O wenn Ihro Durchlaucht das ehe beobachtet hätten, vielleicht wäre dem Menſchen zu helfen geweſen. Ein wenig Mitleiden hätte ihn wohl gerettet.

„Und ſollte er nicht gerettet ſeyn? — Gehe hin zu ihm!"

Ich zu ihm gehen? Nein nimmermehr! Und wenn er auch wieder geneſete, und ich begegnete ihm von ohngefehr, aus dem Wege würde ich ihm gehen.

hen. Denn immer würde er ſo vor mir ſtehen, wie er mich morden wollte.

„Seinen Verſtand hat er wieder, das kannſt du glauben.“

Da iſt ihm geholfen. Er mag dem Himmel danken. Und er hätte Miranda nichts geſagt, was ſie in Furcht ſetzen können?

„Nichts hat er mir geſagt, was mich in Furcht ſetzen können. Aber in Liebe, in Liebe hat er mich verſetzt. Ja, ich geſtehe Dirs, ich liebe ihn. Wer kann ſo geliebt werden, und nicht wieder lieben? Man muß ihn lieben.“

Freudig frug nun Frau von Spadille, ob er denn würklich ſo weit wiederhergeſtellt wäre, daß man ihm trauen könne, denn die Verſicherung ihrer Fürſtin war ihr doch etwas triftig und konnte ſelbſt über ihre Höllenangſt ſie beruhigen. Da ſie hörte er würde wieder bey Hofe erſcheinen, beſchloß ſie wenigſtens ihn es nicht merken zu laſſen, daß ſie ihn ſo fürchtete, obwohl ſie auf ihrer Hut zu ſeyn ſich vornahm.

Wie die Fürſtin das ſagte, glaubte ſie auch würklich, er würde wieder an den Hof kommen, allein ſie hofte vergebens. Panſalvin war unverſchämter Liebhaber. Die erhaltenen Beweiſe waren ihm nicht hinlänglich.

Zwar ſeine Vernunft wieder hergeſtellt zu wiſſen, leugnete er nicht, allein er verſicherte am andern Tage, da er nun dieſen Wunſch erreicht, wolle er auch gleich ſich dem geiſtlichen Stande einverleiben. Er gab ſich bey den Einſiedlern an, er nahm ihre Kleidung, und begab ſich in ein einſames Häuschen.

Die Nachricht kam zur Fürſtin. Sie hielt es für unglaublich. Sie war von ſeiner Liebe ſo überzeugt, und er ſollte ſie vergeſſen können.

Sie wartete verſchiedene Tage. Es war ein ängſtliches hoffen. Die Geſchichte war ziemlich bekannt. Niemand wußte was er von der neuen Veränderung denken ſollte. Die Dame Spadille und Freyherr Ponto dachten ſich bald dumm darüber, und manche lachten, ohne zu wiſſen, warum.

Der einzige Panſalvin lachte nicht, und war auch nicht ängſtlich. Ihm war die Liebe der Fürſtin zu lebhaft geweſen, als daß ſie erlöſchen könnte. Er hatte ſie in der Fülle der Leidenſchaft geſehen, hatte ſie reizender geſehen als er ſie je vorher geſehen hatte, denn er hatte ſich ſchon über ſie geſehen. Sie war in dem Augenblicke da er ſie beym Aufheben in ſeine Arme faßte, in ſeiner Gewalt geweſen. Er hatte den erſten Eindruck gefühlt, daß ſie beherrſcht werden könne, und er wollte ſie beherrſchen.

Kühner Menſch! glaubſt du, darin läge ein Kunſtſtück? Wollteſt du ſo überſchwengliche Liebe mißbrauchen? Gleich in ihrem erſten Auflodern mißbrauchen?

Aber er liebte doch noch? O ja, er liebte, nur daß der Stolz mit der Liebe einen harten Kampf kämpfte, worin die letzte doch unterlag.

Laßt mich das Herz des Liebenden euch nun darſtellen, meine Leſer, um euch zu beweiſen, daß die Fürſtin Pein empfand? Was war es das ihm von ihr abhalten konnte. Sie fertigte Boten an ihn. Vergebens! Keiner ward vorgelaſſen. Sie mußte ihre Zuflucht zu den Einſiedlern nehmen, und dieſe betheuerten, die hohe Meynung die Panſalvin von ſeiner Fürſtin habe, ſey die einzige Urſache, weswegen er es nicht wage wieder zum Vorſchein zu kommen. Er wolle mit denen Beweiſen ihres Wohlwollens, die ſie ihm in Stillen gegeben, zufrieden ſeyn. Da ihre Blicke auf jedem gefällig herabſehen müßten, ſo könne er leicht auf den Argwohn gebracht werden, als ſehe ſie einen andern lieber denn ihn, und das möge ihn aufs neue um ſeinen Verſtand zu bringen.

Miranda wurde wenig von der Einſiedler Bericht erbauet. Je mehr Weigerung deſto heftiger wurde ihre Liebe. Alles hatte ſich geändert. Seufzte er vorher um ſie, ſo war ſie jezt beſorgt ihn zu verlieren, und es quälte ſie, wenn ſie bedachte, daß er hartnäckig ſeyn, und eine Liebe dieſer Art verlieren ſollte.

Alles an ihrem Hofe war ſchon überzeugt, daß ſie ihn liebte. **Miranda** war nicht mehr die ſie geweſen. Ihre Lebhaftigkeit war verſchwunden. Sie gieng träumend umher. Niemand war beſorgter als Fürſt **Karodò**. Niemad beſtürzter als Baronet **Pikas**. Niemand hielt **Panſalvin** für dümmer als das edle Paar **Spadille** und **Ponto**, daß er ſich noch wolle nöthigen laſſen.

Die

Die Einſiedler gaben Panſalvin zuletzt ſelbſt den Rath einige Herren des Hofes vor ſich zu laſſen. Er gehorchte. Man ſtellte ihm lebhaft genug vor, die Fürſtin wünſche einen Mann von ſeinen Verdienſten nicht vom Hofe zu entfernen, und für die ſchöne Welt ungenutzt zu ſehen. Panſalvin verſicherte dagegen, er gefiele ſich in ſeiner Einſamkeit ſo wohl, daß er nicht herauswünſchte. Man fand ihn in der neuen Kleidung und mit dem langen Barte heßlich. Man mahlte ihn der Fürſtin ſo.

Sie hatten gut mahlen. Miranda ſahe ihn wie er vor ihr gelegen hatte, ſie mochten das Bild durch noch ſo grelle Aenderung verwiſchen wollen. Endlich dachte man, die Fürſtin könne ihn nicht mehr lieben, wenn ſie ihm ſo erblickte. Alles gieng den frommen Panſalvin zu ſehen. Alles lachte ſeines Aufzugs. Sie möge ihn doch auch einmal ſehen, meinte man. Sie entſchloß ſich

Der

Zehntes Kapitel.

Der Bund wird beſtätiget.

Das war es ja nur, was Panſalvin wollte. Dieſen Schritt noch, theils um ſich zu überzeugen, theils um neue Feſtigkeit in ſeinen Plan zu gewinnen, dieſen Schritt noch, und er hatte gewonnen, oder verlohren.

Konnte ſeine jetzige Geſtalt ſie rebütiren, ſo war es mit der tief eingewurzelten Liebe nichts, und ſeine Phantaſien wären doch nur ein Hirngeſpinſt geweſen.

In dem Fall war es noch faſt beſſer, bey Zeiten abzubrechen, als ſich dem auszuſetzen, wieder zu fallen. Graf Körwits Zurückkunft mußte ihn ſchlechterdings auch nur einen Augenblick in kein kleineres Licht ſetzen.

Indeſſen hatte er doch auf eins nicht gerechnet, woraus er hernach ſahe, daß auch ſie mit

Kopf bey ihrer Liebe zu Werke gieng, wenn Leidenſchaft gleich die Haupttriebfeder war.

Sie kam, und mit ihr ein himmliſcher Reiz, den das ſchmachtende Weſen, welches ihre zeitherige Trübheit ihr gab, ſehr vermehrte.

Aber ſie erſchrak wie ſie ihn ſahe. Nicht vor dem Barte, nicht vor dem Anzuge, durch das alles ſahe ſie den Mann immer noch, den ſie ſo vortreflich vor ſich geſehen hatte. Allein ſein ernſtes Weſen ſchreckte ſie.

Panſalvin, redete ſie ihn an, wie iſt es Euch möglich, dem Wunſche Eurer Fürſtin ſo zuwider zu handeln? Muß ich Euch ſelbſt bitten — zum zweytenmahle bitten?

Panſalvin wollte ſich nicht beym Eingange aufhalten. Er kam gleich zur Hauptſache. Er ſtellte der Fürſtin vor, wenn ſie gleich ſo viel Güte vor ihn gezeigt hätte, da ſie mit ihm allein geweſen, ſo könnte er doch nicht hoffen, daß das öffentlich geſchehen würde. Seine Geſchichte habe auſſerdem ſo viel Aufſehen gemacht, daß er verlacht werden würde, wenn man ihn ſähe, und wenn die Fürſtin da nicht einen beſondern ausgezeichneten öffentlichen Werth auf ihn ſetzte, ſo würde er bald des Spottes Ziel und ſein Untergang dadurch befördert werden.

Er begleitete das mit ſo vielen lauten Aeuſſerungen von Liebe, und mit Erneuerungen ſeiner vollen Leidenſchaft. Er behauptete das Mitleiden der Fürſtin in hohen Grade zu verdienen, und nahm ſie ſo für ſich ein, daß ſie ſich bereits auf Bedingungen einlies, daß Miranda verſprach, ſeine Wünſche zu krönen, daß ſie ſich verleiten ließ, ihm wo nicht über den Graf Körwit doch mit ihm gleich den Platz zuzugeſtehen, ſo daß er in der erſten Unterredung über die Zukunft mehr gewann, als andre nach zehnjährigen Bemühungen.

Nachdem dies alles in Ordnung, nachdem die Fürſtin ſahe, ihm war nicht zu widerſtehen, und er nun jeder Möglichkeit einer Ungewißheit entgangen ſchien, da warf er ſich ihr auch zu Füſſen, und nie hat wohl ein Liebhaber ſeiner Geliebten ſo viel ſchmeichelhaftes und ſie beruhigendes geſagt, als er.

Voll Liebe von beyden Seiten dachte man ſchon der Trennung, um die Wiedervereinigung an einem andern Orte bald wieder zu feyern, als Miranda dem Geliebten vorſtellte, daß doch ein Weg genommen werden müßte, wie er die verſprochenen Stufen alle durchliefe, ohne jemanden zugleich zur Unzufriedenheit zu reitzen, und ihm Panſalvin fürchterliche Neider zuzuziehen.

Das war es worauf der gute Panſalvin noch nicht gedacht. Er hatte an eine augenblickliche Erhöhung geglaubt. Izt kam dieſe ihm ſelbſt unmöglich vor, und es ſchien ihm vortheilhafter einen gewöhnlich ungewöhnlichen Gang zu gehen, wenigſtens einen Anſtrich zu haben, und das iſt es, was der Leſer im dritten Zehend erhalten ſoll.

Vor itzt waren beyde Liebende aus dem Ernſt wieder in das Fach ihrer Herzen übergegangen. Sie trennten ſich itzt, um würklich am andern Tage ſich in Gegenwart aller zu ſehen. Panſalvin berichtete den Einſiedlern wahrſcheinlich, daß ſeine Rolle bey ihnen ausgeſpielt ſey, denn noch denſelben Abend verließ er den Ort, und begab ſich in ſeine vorige Wohnung, wo er ſorgfältige Anſtalten zur morgenden glänzenden Erſcheinung machte, die diesmahl noch mit Ehre, aber mit hohen Ausſichten verbunden war.

Der Fürſtin ſahe jedermann, der den Abend noch mit ihr zuſammenkam, die Heiterkeit am Geſichte an, doch trauete ſich niemand ſie zu fragen. Konnte man wiſſen, ob ſie mit Panſalvin zufrieden oder unzufrieden geweſen war, denn in beyden Fällen konnte Heiterkeit ſtatt finden, in jedem war ihr Kummer geendet.

Nur

Nur Freyherr Ponto hatte noch erlauſcht, daß Panſalvin die Einſiedeley verlaßen, und lachte über ſeine eigene Klugheit, mit welcher er durch Hülfe eines andern, das Räzel errathen hatte.

Der Fürſt der Finſterniß.

Drittes Zehend.

Eine Leiter, bis beynahe in den Himmel.

Erſtes Kapitel.

Erſte Erſcheinung. Erſte Unterredung. Feldherr Baſta.

Am andern Tage gieng dem ganzen Hofe Licht auf, und die Finſterniß wurde von allen Seiten zerſtreuet, denn Panſalvin erſchien glänzender, als er zuvor geweſen war. Mit einer Miene, welche alle ſeine Feinde zu Boden ſtürzte, und alle ſeine Freunde zurück ſcheuchte, trat er daſelbſt auf.

Es ſchien auf ſeiner Stirn zu ſtehen, er wolle iſolirt ſeyn, von allem, auſſer von der Fürſtin; und da Miranda ihm mit ausgezeichneter Ach-

tung

zung bezeugte, ſo ſahe man ſchnell genug ein, daß er über ſie geſiegt, und ſie ihm den Triumph ſelbſt entgegen getragen.

Panſalvin war nur in der Eigenſchaft da in welcher er damahls ſtand Da waren hundert höhere über ihn zugegen, aber keiner von ihnen, die vorher ihn gewiß nicht angeſehen, wagte es vorüberzugehen, ohne ihm einen freundlichen Blick zuzuwerfen, bis auf etwa einige, die ſich nie hatten überwinden können vor einem Liebling ihren Rücken zu beugen, und die doch ihn mit einem Blicke maaßen, und das künftige Schickſal in ſeinem Anſtande zu leſen ſchienen.

Unter denen die mit ihm gleich waren, und die ſich ſo ziemlich über alles wegſetzten, wie er es ſelbſt ehedem gemacht, waren nun wohl einige, die ihn hätten necken können und mögen, allein theils wollten ſie es nicht, um nicht etwa, da ſie ſeine Krankheit für wahr gehalten, ihm ein Rückfall zuzuziehen, theils machte ſie ſein zurückhaltendes Weſen für Händeln bange, die **Miranda** nun wohl zu ſeinem Vortheil entſchieden hätte

Alle aber kamen darin überein, Panſalvin habe ſeine erſte Erſcheinung auffallend zu machen gewußt, und keiner war der Miranda ihrer Vorliebe wegen getadelt hätte, die ausgenommen, die etwa ſelbſt Anſpruch an dieſelbe machen zu können glaubten.

Es fiel kein Wort von Panſalvins vöriger Lage vor; man war neugierig welchen Weg die Fürſtin nehmen würde ihn zu erheben, denn daß er, bey dieſer deutlichen Erklärung, nicht bleiben konnte, was er war, wußte man gewiß.

Dieſe Angelegenheit wurde auch noch an dem Tage in Gegenwart des ganzen Hofes vorgenommen, der freylich nicht wuſte, daß der frühe Morgen ſchon in einer Unterredung zwiſchen beyden verfloſſen, die unter andern denn auch das zum Gegenſtand gehabt.

So ungern die Fürſtin ſich von Panſalvin trennete, ſo wollte ſie doch diesmahl lieber der Nothwendigkeit nachgeben, und da der Geliebte ſelbſt äuſerte er wolle auf der Bahn der Ehre alle Schritte derſelben durch Verdienſte durchzuwandern ſich entſchließen, und hoffte der Fürſtin zu zeigen, ſie habe in ihm nicht blos einen für Liebe ſondern für Muth und Thaten geſchaffnen Mann erobert, ſo ließ ſie im Kriegsdepartement ganz geheim befehlen, für ihn eine Stelle beym Heer auszufertigen.

Die weitläuftigen Staaten der Fürſtin waren ſelten ohne Krieg, gegen die ſie umgebenden Völker zum Theil wild und roh und ungezähmt, ſelbſt in ihren entfernten Provinzen gabs oft unruhige Köpfe, die ihren kultivirtern Staaten genug zu ſchaffen machten, und ſo waren nicht allein immer viele Heere in Bereitſchaft, ſondern einige in Wirkſamkeit.

Feldherr über ihre gewöhnlich ſiegreichen Schaaren war damahals ein gewiſſer Baſta. Ein Mann von hoher Geburt, beprüfter Tapferkeit, der entſchiedene Kenntniße mit entſchiedenem Glücke verband, und deſſen Name nicht ſeinen Thaten entſprach, denn er machte nie Baſta, ſondern gieng immer vorwärts.

Er hatte noch den Vortheil, daß er das Zutrauen ſeiner Fürſtin beſaß, in ſolchem Grade, daß ſie ihn auch wohl mit ihren Schwächen bekannt gemacht, ein Zutrauen, welches er nie misbrauch-

te;

ße, ſondern immer mit der größten Rechtſchaffenheit verbarg, deckte, wo er decken konnte, half wo er helfen konnte.

Ihre Winke verſtand er in der größten Entfernung und bey dem kleinſten den ſie ihm gab, wußte er ihren Willen ſo meiſterlich zu übertreffen wo ſie ihn übertroffen wiſſen wollte, daß ſie ihn mit Recht eine Stütze des Staats, und einen Pfeiler gegen ihre Antagoniſten nennen könnte.

Dieſem wollte ſie Panſalvin empfehlen und die Art wie ſie es thun wollte, lies keinesweges zweifeln, daß es nicht bald dahin kommen mußte, wohin ſie es zu haben trachtete.

Ehe ſie alſo den Hof entlies, hatte ſie ſchon das Patent zur Stelle bey dem Heere erhalten, rief Panſalvin itzt zu ſich, erklärte, daß ſie wünſche er möge beym Kriegsheere nun auch ihr ſo eifrig dienen, wie er Neigung für ſie gezeigt, und da ſie glaube, daß eine Veränderung der Luft und Lage ſeiner Geſundheit beförderlich ſeyn könne, ſo entließe ſie ihn mit ihren beſten Wünſchen.

Alles ſtaunte. Der Muthmaßungen, der Auslegungen waren mancherley. Fürſt Karoß hatte es wohl am beſten getroffen, und ſahe einen gefürchteten Nebenbuhler voraus, wenn nicht etwa jugendliche Hitze und Raſchheit ihm aufopferte. Er nahm ſich aber gewiß vor, feſtzuſtehen, und keinen Schritt zum Beſten des allgemeinen zu weichen, und dieſem vorſichtigen Blicke in die Zukunft hatte er es auch wohl zu verdanken, daß er hernach am wenigſten von Panſalvin litt.

Baronet Pikas, der immer noch der Fürſtin zur Linken gieng, bekam aus einem traurigen ein heiteres Geſicht. Er war nicht weitſehend genug, das Unglück zu ahnden, welches ihm bevorſtand. Er ſchloß vielmehr, die Fürſtin ſey unzufrieden mit Panſalvin und entferne ihn deswegen.

Die Dame Spadille fieng innerlich an zu glauben, was ſie doch nicht einmal ſich ſelbſt ins Ohr zu ſagen getrauete, doch Panſalvins Zuſtand auf die Fürſtin übergegangen, und Freyherrn Ponzo ſchlug es ſo zu Boden, als ob er ein Solo mit fünf Matadoren durch einen falſchen Stich verloren.

Er hatte gerade Nachrichten von Graf **Körwit** bekommen, der ſich ſehr vortheilhaft für **Panſalvin** geäuſſert, und ſich nur gewundert hatte, wie er der ſtets unbeobachtende Freyherr **Ponto** in eine ſo wichtige Staatsangelegenheit ſich gewagt und darin glücklich ſeyn können.

Die Meynungen aller übrigen waren ihren Köpfen angemeſſen.

Panſalvin dankte ſo für die Gnade der Fürſtin, daß keiner an der Zufriedenheit mit ſeiner Beſtimmung zweifeln konnte, und nachdem in Tete a Tetes, deren Zärtlichkeit oder Wichtigkeit wir zu berühren nicht für gut finden, weil man uns nicht dazu genommen, **Panſalvin** Abſchied und Empfehlungen an Baſia den Feldherrn mitbekommen, entfernte er ſich zu ſeinem neuen Standorte.

Zweytes Kapitel.

Eine kleine Rückwanderung in die Vorzeiten Mirandas.

Die Fürſtin trauerte ein wenig über Panfalvins Abreiſe. Er hatte ihr in der That ſo ausgezeichnete Beweiſe eines unausſprechlichen Wohlwollens gegeben, daß ſie nicht bloß Blicke in ſeine Leidenſchaft gethan zu haben glaubte, ſondern auch in wenigen Winken die er ihr gegeben, den Staatsmann entdeckt, und geſehen hatte, in wie vielerley Betracht er ihr einſt nützlich werden könne, geſehen daß ſie Liebe geſchloſſen! mit allgemeinem Vortheil zu verbinden im Stande, und daß, wenn je eine Wahl vortheilhaft für ſie geweſen, es dieſe ſey.

Einſt, wie ſie zum Beſitz ihrer weitläuftigen Staaten kam, hatte Graf Körwit ihr anſehnliche Dienſte geleiſtet. Er war es der hauptſächlich ihre Ruhe befördert, und ein Unglück von ihr weggewandt hatte, welches ſie auf zeitlebens niedergedrückt, ja vielleicht gar ſelbſt um ihr Leben gebracht haben würde, wenn nicht eine unglaubliche Entſchloſſchloſſenheit in dem Moment ihres Verderbens durch ihn ihr eingeflößt worden wäre.

Leider müſſen wir den Satz wahr finden, daß Unglück und Unruhen weſentliche Begleiter des menſchlichen Lebens ſind, daß ſie da ſeyn müſſen, um ein Gleichgewicht zwiſchen der ſonſt entſtehenden Vollkommenheit, die nun einmahl das beſtimmte Loos des Menſchen wenigſtens nicht zu ſeyn ſcheint, zu bewerkſtelligen, und ſo trafen auch Miranda Fälle, wo ſie handelte, gewiß nicht, wie Denkungsart und Herz, wenigſtens damahls nicht, ihr eingaben, ſondern wie ſie es nicht ändern konnte, wenn ſie nicht ſich ſelbſt, und noch mit ſich eine unzählige Menge untergehen ſehen wollte, die auf ſie baueten.

So wie wenn der Pilot eines Schiffs mit einem ſeiner Gefährten, der es nicht zu regieren im Stande iſt, ins Waſſer ſtürzt und nur einer von beyden von einem entſchloſſenen Schwimmer gerettet werden kann, dieſer ohne ſeine Pflicht zu verletzen, nach dem Piloten greift, ohne den das übrige Schiffsvolk mit untergehen müßte, ſo nahm auch Körwit die ruhige Miranda an der

Hand, und rettete dadurch das Schickſaal von Millionen, die wahrſcheinlich ohne Miranda Entſchloſſenheit ihm zu folgen, unglücklich geweſen wären, ſo kümmerte er ſich nicht wer neben ihr untergienge, und eines jeden inneres Bewußtſeyn ſchwieg beym Tadel, der dadurch auf Miranda fiel, nur ſchmähſüchtige wagten es ſie darüber zu läſtern.

Deswegen bemitleidete man doch die Gefährtin, die neben ihr untergieng, und zu ſchwach war, das Ruder, welches näheres Recht ihr darreichte zu führen.

O es war ein Kampf in Miranda Seele gerade ſo handeln zu müſſen, ein großer Kampf, dem ſie vielleicht ohne Körwit Hülfe untergelegen hätte. Er ermannete ſie, und noch dankt man im werdenden Guten den Zeiten, daß ſie das ſo wollten, und den Händen, die das ihrige dazu beytrugen.

Frage die Geheimniſſe der Zukunft, wenn du kannſt, ob Miranda Gefährtin nicht glücklicher iſt, als ſie geweſen ſeyn würde, wäre Miranda das Opfer ihrer Leidenſchaft geworden? Höret, und wißt, daß Selbſterhaltung die erſte aller Pflichten iſt, ſie übe wer ſie will. Geſetz von oben her, du geboteſt ſie! Wage es nicht, Planetenſohn, dieſes Geſetz umzuſtoßen, zu ſchwächen ſeine Kraft in alle Menſchen gelegt. Und wenn mit ihr ſich nun noch die Erhaltung eines ſchönen Ganzen verbindet, wenn nun noch Seeligkeit durch das ſchon gebotne Geſetz verbreitet wird? —

Aber laß uns dich in deine Seele und auf dein Gewiſſen fragen, Miranda, ob nicht dieſe Begebenheit auf dich den tiefſten Eindruck machen, ob ſie dich nicht hätte dahin bringen ſollen, nach dieſem ſo nothwendigen Streiche jeden unnöthigen zu vermeiden?

Und wenn du dich auch ſchuldlos weißt, und wenn auch du ſelbſt keinen Schritt mehr thateſt, um eines Menſchen Untergang zu beſchleunigen, wenn deine Hand zitterte, ſo oft du es thun mußteſt, war es nicht unbegreiflich leichtſinnig, andern ſo viel Macht in die Hände zu geben, die ſie mißbrauchen, und dich vor der Welt nicht allein in das Licht ſetzen konnten, es ſelbſt gethan zu haben, ſondern deren Schuld du auch unmittelher tragen mußte, da du mit der Austheilung einer ſo gefährlichen Macht ſo freygebig wareſt?

Sollteſt du im Ernſt geglaubt haben, keiner derer würde ſie misbrauchen, denen du ſie überlieſeſt? Sollteſt du nicht oft geſehen haben, ſie thaten es, und warum verlorſt du dem Muth es ihnen zu wehren?

Daß vieles von dem was wir itzt geſagt auf Banſalvan paßte iſt nicht zu leugnen. Die Folge wird es lehren. Wir gehen unſern Schritt und ſehen, wie der Fürſtin Erwartungen von Feldherrn Baſta befriedigt wurden.

Drittes Kapitel.

So wir unſern Ruhm von uns haben, iſt er wohl viel werth.

Ehre dem Ehre gebühret, und wenn wir auch würklich dem Zweck nicht haben, unſern Fürſten der Finſterniß zu einem Engel des Lichts zu machen, ſo wollen wir ihm doch auch nichts von dem eigenthümlichen Guten, welches er hatte entwenden, und finſterer ihn machen, als er war.

Wer weiß auch, ob damahls ſchon die groſſen Uebel, die nachher durch ihn zum Vorſchein kamen, ſchon in ſeinem Willensvermögen lagen. Er gieng doch nicht mit der Gewißheit weg, daß er ein unſterbliches Leben habe, im Gegentheil, er wußte, wo er hin gieng, gieng es ums Leben, und an dieſem Leben hieng immer der volle Innbegriff aller ſeiner Glückſeeligkeit, in ihm webte und wärmte ſich die heiſſe Quelle aller ſeiner Freuden. Kalt und todt konnte nicht er, nicht **Miranda** hoffen, ſich wieder zu ſehen, und doch trieb ſie keine Nothwendigkeit ſich zu trennen.

Miranda Macht war groß genug, ohne Trennung zu thun, was die Trennung bewirkte, hatte Ehrfurcht genug, jede verläumderiſche, jede tadelnde, jede ſpöttelnde Zunge im Zaum zu halten, konnte befehlen es ſolle ſo ſeyn.

Edel daher immer dieſe Aufopferung, edel von beyden Seiten, die allgemeine Stimme des Verdienſtes vor ſich haben zu wollen. Und ſo edel von Seiten des Herzens von Miranda, die den Schmerz doppelt fühlte, ſo preiswürdig von Seiten ſeiner, der mit dem völligen Vorſatz hinging, ſich auszuzeichnen, und nicht von ſich ſagen zu laßen, nur Schein ſey dieſer Entſchluß geweſen.

Schön von ihm, da wo er erndtete, auch ſäen zu wollen, kein müßiges ſondern ein geſchäftiges Glied in der großen Kette zu ſeyn, der er izt einverleibt wurde, ſchön von ihr, den auch verdienſtvoll ſehen zu wollen, den ſie liebte.

Panſalvin erreichte den Ort ſeiner Beſtimmung, und ſeine ſtummen und doch ſehr redenden Begleiter verſchaften ihm auch eine glänzende Aufnahme.

Feldherr Baſta ſahe ihn ſcharf an. Er war ſeiner Bemerkung bey ſeinem letztern Auffenthalt in der Reſidenz entgangen, weil zu viele ſeines gleichen da waren, und ſeine Geſchäfte ihm nicht erlaubten, um Kleinigkeiten ſich viel zu bekümmern, und geſchahe es ja, daß er manchmahl auf Auszeichnung eines oder des andern dachte, nun ſo war es mehr auf die angeſehen, von welchen er leichter hoffen konnte, ſie würden zu ihm kommen," und bey Panſalvins Gleichen gehörte dazu noch manche Stufe.

Da er auch ohne die Hand der Fürſtin noch Hände hatte, die für ihn in der Reſidenz arbeiteten, noch Augen, die für ihn daſelbſt beobachteten, ſo erfuhr er noch ehe Panſalvin ankam. daß er ankommen würde, erfuhr es nicht ohne Zuſätze von dem was geſchehen war, und von dem, was man erwartete, und glaubte nach ſeiner gewöhnlichen Weiſe, wenn ihm ſolche Nachrichten ſchon immer lieb waren, doch eher nichts, als bis er es gewiß erfuhr.

Bey den ſcharfen Blicken die er auf ihn that, ſahe er wenigſtens gleich im Anfange ſo viel, daß Vanſalvin nicht zu den gewöhnlichen gehöre, die man ihm zu empfehlen pflege, und ſeine Bildung, Anſtand und Fähigkeit machte, daß er ihn lieb gewann und ausgezeichnet ihn aufnahm, noch ehe er der Fürſtin Empfehlungen geöfnet hatte, die ihm die Sache deutlicher machte.

Vanſalvin fand ſich auſſerordentlich geehrt durch dieſes Zeichen perſönlichen Beyfalls, und in ſeinem Herzen wuchs eine Neigung gegen den Feldherrn Baſta auf, die hernach zu einer innigen Freundſchaft gedieh, und durch einen Zufall, den der Leſer zu ſeiner Zeit kennen werden wird nur geſchwächt wurde, nie aber gänzlich erloſch.

Dieſe Achtung des Feldherrn, den man anbetete, zog auch Vanſalvin ſchon freundliche Geſichter zu, ehe man wußte, daß Miranda die Beſchützerin des jungen Helden ganz beſonders war, und dieſer an ſich unbedeutend ſcheinenden Kleinigkeit, die nur auf einen Augenblick Wirkung zu haben und verkömmt, dankte er doch die Unterdrückung des Neides, der wenigſtens in weit größerem Maaße auf ihn gefallen ſeyn würde, wenn nicht dieſe Auszeichnung vorhergegangen wäre.

Feldherr Baſta hatte kaum die Schreiben geleſen, als er ſchon wußte, was aus dem werden müßte, der vor ihm ſtand; allein Baſta war zu weiſe, als daß er öffentlich alles hätte laut werden laſſen ſollen, und Panſalvin, der auch für itzt, und ehe er ſich Verdienſte erworben hatte, nichts weniger, als das wünſchte, dankte Baſta in ſeinem Herzen, für dieſen neuen Beweis, daß er ihm nicht entgegen ſey.

Solche Männer waren es gerade, die Panſalvin auf ſeiner Seite haben mußte, und er war klug genug zu wiſſen, daß ſein Schickſaal wo nicht ganz, doch wenigſtens zum größten Theil in den Händen deſſen ſtand, dem er itzt immer noch untergeordnet war, wenn er auch nicht ſklaviſch von ihm abhieng.

Panſalvin wunderte ſich zwar, daß auch in der Stille noch nichts von dem vorkam, was er von der Türkin mitgebracht. Es gab ihm wenigſtens Stoff zum Nachdenken, daß er noch nicht eine Unterredung unter vier Augen gehabt, aber es befremdete ihn doch gar nicht.

Vielmehr wahr er ſehr vergnügt, als Feldherr Baſta, der am andern Morgen ſchon ihm ſeinen Platz angewieſen, von einer vorzunehmenden Expedition ſprach, und als er ſich ausbat, wenn ſeine Unwiſſenheit mit dem Terrain es verſtattete, ſie ausführen zu dürfen, ſogleich dieſe Erlaubniß erhielt.

Baſta hatte das gewollt. Er erlaubte vor dem ganzen Heere dem Neuangekommenen das erſte Zeichen ſeiner Bravour zu geben, und Panſalvin führte die Sache äuſſerſt glücklich, und zur größten Zufriedenheit des Feldherrn aus.

Man wollte freylich ſagen, ſeine Begleitung habe aus lauter ausgeſuchten gedienten Kriegern beſtanden, aber deſto mehr Ehre, wenn auch dieſe mit einſtimmten, Panſalvin ſey ihnen mit unerſchrockenem Muthe vorangegangen.

Da auch Baſta izt einigermaaßen die Willensmeynung der Fürſtin ſeinem Kriegerhaufen bekannt gemacht, ſo murrte man weder über das ihm gegebne Kommando, noch über das Avancement, daß dieſer Sache auf dem Fuße folgte.

Und noch hatte Vanſalvin einen Vortheil errungen, der für die Zukunft wichtige Folgen hatte. Jene alten Krieger hatten ihn liebgewonnen.

Viertes Kapitel.

O! hätte Panſalvin dem gefolgt.

Feldherr Baſta glaubte es itzt Zeit, nachdem er auf dreyfache Art, durch den erſten Anblick, durch die Empfehlung der Fürſtin, und durch den bewieſenen Muth dem Mann hold geworden, ihn mit ſeiner Meynung über die Bahn bekannt zu machen, die er nunmehr zu gehen hatte.

Er bat ihn, ſich ohne jemands Wiſſen, gegen die Nacht in ſein Zelt zu verfügen denn der Tag war mit raſtloſen Arbeiten überhäuft, man war eben in vollen Kriegen und Siegen begriffen, und wollte ſich davon nicht zurückhalten laſſen. Die Zeit, dem Schlafe gewidmet, war zwar ohndem ſchon kurz, doch ließ ſich hiervon noch ehe etwas abbrechen, um auf andere Dinge zu denken. Auch Panſalvin ſpürte bald man habe nur wenig Schlaf nöthig, um die Kräfte des Körpers zu erhalten, und Baſta Beyſpiel wirkte in dieſem, wie in vielen andern, ſo kräftig auf ihn, daß er hernach die Früchte einer ſolchen ſpätern Erziehung häufig einerndtete.

Wie er zum Feldherrn kam hieß ihn dieſer ſeinen lieben herzlichen Freund, entdeckte ihm die Gründe die ihn bewegen, bisher von den Empfehlungen der Fürſtin ihn nichts bemerken zu laſſen, die der kluge Panſalvin zum Theil auch ſchon errathen hatte, und hub an mit ihm von ſeiner Zukunft zu reden.

Du biſt mein Freund, ſprach er in dem vertraulichen Tone, den er gegen jeden zu gebrauchen pflegte, der ihm nahe am Herzen lag, du biſt nun einer von den ſeltenen Söhnen Fortunens, die ſie ganz beſonders auszeichnet.

Nicht weil du das Glück gehabt, der Fürſtin zu gefallen, das haben viele vor dir gehabt, ich will nicht gerade ſagen, daß es viele nach dir auch haben werden, allein es wird ihrer doch wenigſtens geben, und das wirſt du nicht verhindern, und wenn auch deine perſönliche Vorzüge dich lange bey ihr erhalten ſollten. Das iſt alſo etwas, worauf du eigentlich gar nicht ſtolz ſeyn, ſondern dem Schickſaal es zuſchreiben ſollſt, von dem du es haſt.

Aber dein Glück beſteht eigentlich darin, daß du ſo frühzeitig Kenntniſſe von dem erhalten kannſt, was du einſt ſeyn wirſt, daß du dich darauf vorbereiten kannſt, es mit Eifer und Nutzen zu ſeyn, daß du die Vorzüge, die ſie dir gewähren wird, andern fühlen laſſen kannſt.

Du wirſt bey meiner Fürſtin in Gnaden ſtehen, die des mildeſten Herzens iſt, die einen forſchenden Geiſt hat, die aber, auch, wo ſie einmahl ihr Vertrauen hingegeben hat, ihren forſchenden Geiſt ſchlafen läßt, und mit vollem Zutrauen an deſſen Wirken glaubt, den ſie ſich einmal anvertrauet.

Die Empfehlungen die ſie dir mitgegeben hat, ſind ſo beſchaffen, daß ſie mich vermuthen, ſehr große Dinge ſind mit dir im Werke. Du wirſt ein Mann werden auf den die ganze Welt ſieht, der einen großen Theil der Welt Glück oder Unglück wird geben können. Die Zeit, in der Du dieſes ſeyn wirſt, iſt nicht gar lang, ſie will dich ſchnell erhoben wiſſen, und biſt du einmahl ſo weit als ich dich heben kann, ſo wird ſie dich noch ſchneller ſteigen laſſen. Man wird im Fluge kaum den Vorzügen nachdenken können, womit ſie dich überſchütten wird.

Die Zeit deines Lernens, lieber Freund, iſt alſo ſehr kurz, und du haſt ſehr viel zu thun, wenn du in derſelben dich mit allem bekannt machen willſt, was du wiſſen mußt, um leidlich auf dieſer Bahn fortzukommen.

Dies leidlich nehme ich in Anſehung deines Herzens, denn deine Handlungen mögen nun gut oder böſe ſeyn, ſie werden groß ſeyn, und du groß genannt werden.

Aber bedenke, ob es nicht ſchade wäre, wenn in dem Wirkungskreiſe in welchem du biſt, du nicht gut wäreſt, wenn deine Handlungen nicht den weit umfangenden Nutzen entſprächen, den du ſtiften kannſt.

Zuerſt von dem, wo du izt biſt, und was du izt treibſt. Der Krieg ſcheint dir zu gefallen. Es ſind nicht blos Lorbeeren darin zu erndten, es hat auch ſein angenehmes die Abwechſelung, und beſonders das unumſchränkte Beherrſchen, welches ſtatt findet, ſo bald man Feldherr iſt, und wie lange wird es währen, ſo biſt du dahin gediehen. Ich herrſche hier mehr, als die Fürſtin ſelbſt dort herrſchen kann Sie muß ihren Willen doch immer gen Umſtänden einrichten, manchen zu rathe ziehen, und ein Einfall von ihr, iſt nicht gleich ausgefuhrt, weil ſie Zeit, Schicklichkeit, und Gegenſtände in obacht nehmen muß.

Ich als Feldherr kann thun, was ich will. Jeder Einfall, den ich ausführen will, ſteht mir bey meiner Macht zu Gebote, und wenn ich nicht Gewiſſen Land und Leute zu rathe ziehen will, ſo kann ich tauſend Leidenſchaften befriedigen.

Das iſt eine ſchöne Auſſenſeite. Allein traue der nicht. Sie iſt bitter, würklich bitter in ihrem Innern, wenn man anders den Gefühlen der Menſchen entſprechen will, die wir in uns tragen müſſen.

Glaubſt du, daß es reizend iſt, über ein Leichenfeld weg zu gehen, welches wir beſäet haben? Glaubſt du das Winſeln der Sterbenden ſey eine angenehme Muſik? Nein Panſalvin, es iſt ſchauerhaft zu ſehen, man habe das gethan, zu fühlen, man habe das thun müſſen, aber es iſt hölliſch, zu ſehen und zu fühlen, man habe es vermeiden können. In dem Fall bin ich noch nicht geweſen, hoffe auch nie dahin zu kommen. Vielmehr ſchone ich wo ich kann, und ſuche dem Tode ſo wenig als möglich zur

Nahrung zu reichen. Und doch ſind es ſo viele, leider ſo viele die er frißt, und wenn ich bedenke, daß jeder, der da liegt, das war was ich bin, gleiche Rechte mit mir hatte, ſo verſtumme ich von meinen Eroberungen.

Du wirſt nicht ſo oft in dem Fall ſeyn, in welchem ich bin, würgen zu müſſen, aber du wirſt in dem Fall ſeyn, über ganze Kriege befehlen zu können. Dein Ja, und Nein wird Tauſenden das Leben geben oder nehmen.

Panſalvin! Um alles willen, was dir werth iſt, um deiner Glückſeeligkeit, um deiner Seelenruhe, um deines Gewiſſens willen, keinen unnöthigen Krieg! Dort wo er beſchloſſen wird, fühlt man nicht ſeine Schwere, ſeine drückende Laſt, ſeine Leiden, ſein Todbringen, ſein Tödten der Menſchlichkeit, des Seelenadels, ſein Verderben aller guten brüderlichen Geſinnungen. Dort iſt oft ein eigenſinniger Gedanke hinlänglich Menſchen wie Vieh hinzuopfern.

Hier mache ich dich mit dem Elend des Krieges bekannt, und verſprich mirs feyerlich in die Hand, wenn du zur Seite der Fürſtin einſt entſcheiden kannſt, wenn du zum Zorne ihre Augen funkeln, zur Fehde die Feder ſie ergreifen ſiehſt, daß du da zwiſchen ſie und ihre Leidenſchaft treten, Vorſicht ihr empfehlen, um Milde ſie bitten, und wo es möglich iſt, Friede von ihr heiſchen willſt.

Der Eifer des Kriegers mußte Vanſalvin rühren. Er fiel ihm um den Hals, und verſprach ihm, ſeinen Wünſchen nach zu handeln, ſeiner Lehren eingedenk zu ſeyn. Mitten im Schlachtfeld noch gewonnenen täglichen Siegen einen Feldherrn ſo reden zu hören, das mußte aufs Herz fallen.

Gott ſegne doch den Mann, der mit dieſen Geſinnungen gegen ſeinen Feind zieht.

Fünftes Kapitel.

Die Moralen nehmen ihren weitern Verfolg.

Wir zweifeln faſt nicht daran, wenn einige behaupten, dem würdigen Krieger hätten bey dieſen Worten die Thränen in den Augen geſtanden. Es waren dann Freudenthränen, daß er eine ſchöne Zukunft ſahe, und dieſe Thränen müſſen ihm in einer beſſern Welt mit Seeligkeit vergolten werden, die einen beſondern Stempel des Wohlgefallens des großen Schöpfers trüge.

Er erholte ſich etwas von der Wonne mit welcher er geſprochen, um in eine andere überzugehen, die ihm ſanftere Gefühle erregten.

„Friede! lieber Friede! — Das ſprach er mit einem Ton der den Krieger ganz verleugnete, — o daß du ewig deine Fittige über die Erde breiten möchteſt! O daß kein Menſch es bedürfte des Blutes anderer Menſchen ſich zu bedienen, um Menſchenrechte zu ſchützen! O daß ſie ſich in den Seelen der Menſchen ſelbſt ſchützten!

Zwar das ſind leere Wünſche, mein Lieber, die man nur nähren kann in der Einbildung, nicht in der Wirklichkeit. Aber dennoch giebt es ſo viele Möglichkeiten Friede zu geben wo auch Krieg iſt. Und in dieſe Möglichkeiten, Panſalvin, mußt du verſetzt werden. So groß wird der Umfang deines Wollens und Wirkens ſeyn.

Der Friede iſt die ſegnende Ergießung der Schöpferhuld über die Welten. Von einem großen mächtigen Weſen überzeugt, hingeriſſen, von dem Gefühl einer künftigen Welt, kann uns nichts erfreulicher ſeyn, als dieſe ſegnende Ergießung zu befördern. Wer glaubt, daß unſer Leben in dieſer Welt Vollkommenheit für die Zukunft gebiert, der kann nicht anders, als wünſchen jeden den Grad dieſer Vollkommenheit erreichen zu laſſen, und du ſchneideſt ihn in der Mitte ſeines Weges zur Vollkommenheit ab, wenn du ihn tödteſt.

Aber warum ſo weit in das Reich der Seele? Siehe dich um, und frage, und betrachte was der Friede bewirkt, was er für Schöpfungen macht?

Da ſieheſt die Heiterkeit im Geſichte eines jeden. Da hüpft dir der Menſch, wo du ihn auch findeſt fröhlich entgegen. Er trägt die Frucht ſeines Fleißes in ſeiner Geſundheit dir entgegen, wenn er ſie auch nicht in ſeinem Beutel trägt. Da überſieht er ſeine Saat, die ihn und ſeine lachenden pausbäckigen Jungen um ſich her für ein ganzes Jahr ernähren ſoll — da hörſt du keine Klagen von Mangel — Mangel iſt das Verderben — reich ſeyn — reich ſeyn wollen wenige.

Und da, im Frieden, iſts wo du Segnungen deiner Fürſtin hören wirſt, und ſollte es dir nicht angenehm ſeyn, ihr hinterbringen zu können, alles ſegnet dich, Miranda, anſtatt, daß du ſagen mußt alles ſeufzt, weil es nicht Friede iſt, weil Krieg — o die Schilderung des Krieges geht mir ſo ſauer ein — er hat gar zu viel verderbliches — ich mag nicht wieder darauf kommen.

Friede! Panſalvin, Friede ſey deine Loſung, wenn ſie dir zur Seite iſt, und du über den Frieden gebieten kannſt. Wenn ſie dich einſt fragen wird: Was ſoll ich thun? wenn das große Loos ganzer Völker auf dem Spiele ſteht — dann Panſalvin, dann liſple ihr zu; Friede! Dann ſchildre ihr die Reize des Friedens, die ich leider mitten im Kriege erkenne, im Geiſte ſehe, ſo gern gewährte, und nicht gewähren kann.

Wenn du einſt dann mich mit einem ſiegreichen Heere zurückrufſt, gern will ich alle meine Lorberen zu deinen Füſſen legen, den Palmenzweig in meine Hand nehmen und ihn ſelbſt in die Gegenden tragen, die durch den ſeeligmachenden Frieden glücklich werden!

Zur Einleitung.

Nehmt immer, liebe Leſer, einen Augenblick mit der Geſchichte des Fürſten der Finſterniß Anſtand, und hört, welch ein Auftritt unſerm Herzen Wohlthat war.

Haben Sie alles vorgetragen, Präſident? —

— Alles, Ihro Durchlaucht, was nur einigen Bezug auf Dero Intereſſe haben kann.

— Auch nichts mehr für mein Herz? Haben wir keine friedliebende Geſinnungen in dieſen betrübten Zeiten voll Krieg und Blutvergieſſen zu hören.

— Ey Ja, Ihro Durchlaucht, da habe ich doch etwas vergeſſen. Es hat blutige Köpfe ge-

ſezt.

ſetzt. Unſere wenigen haben ſich auch brav gehalten. Hat zwar mancher ins Gras beiſſen müſſen, davor aber haben auch die Feinde tüchtige Schläge gekriegt. Dreymahl mehr ſind geblieben, als von den unſrigen, und wir gehen nun gerade auf ſein Land los?

— Und das ſagen Sie mir in einem ſo freudigen Tone als ob ſie würklich Wohlgefallen an dem Unheil hätten, was dadurch geſtiftet wird? Setzen Sie ſich nun einmahl an die Stelle der Unglücklichen, auf die wir nun gerade los gehen. Sehen ſie einmahl ihr Eigenthum von Feinden umgeben, alles ſich geraubt, zu Bettlern ſich mit Weib und Kindern herabgebracht. Iſt das ein erfreulicher Gedanke?

— Nein, erfreulich iſt er nicht. Allein es iſt das nothwendige Uebel, wenn ich dieſem nicht entgehen konnte, würde ich auch mit Gelaſſenheit zu ertragen wiſſen, was mich träfe.

— Nothwendiges Uebel! haben Sie auch bedacht, was Sie ſagen. Zu der Zeit, wo man ohne erſt zu unterhandeln Herdenweiſe in des Feindes Land einbrach, und es verwüſtete, da war der Krieg ein nothwendiges Uebel. Da galt er für Nothwehr, ſo wie auch izt noch wohl hin und wieder ein Fall ſtatt finden kann, wo er Nothwehr zu nennen wäre.

Allein unſre gemeinigliche Kriege ſind keine nothwendige Uebel mehr. Sie ſind Launen, nicht immer der großen Herren, ſondern öfterer ihrer Miniſter, die den Krieg entweder für ihre Grillen, oder für ihren Beutel, oder für ihre Behandlung des Staats beſſer finden, und dazu rathen, oft ohne zu wiſſen was ſie rathen. Dann kömmt es wohl, daß ein Sekretair, der ſchon durch tauſend Intriguen ſeinem Poſten entgegen gegangen und tauſend andre in Bereitſchaft hat, einem höhern Poſten entgegen zu gehen, daß dieſer ſeinen vertrauten Freunden bekennt, ich habe auch zum Kriege beygetragen, denn nimmermehr hätte unſer Fürſt ſich in demſelben nicht verwickelt, wenn unſer Kriegsrath ihm nicht dazu gerathen und nimmermehr hätte der Kriegsrath nicht dazu gerathen wenn mein Cheff demſelben nicht vorgeſtellt, es müſſe ſo ſeyn, und nimmermehr hätte mein Cheff dieſen Rath gegeben, und dieſe Vorſtellung gemacht, wenn nicht durch einen Krieg offenbar unſre Kaſſe wieder retablirt würde.

— Wie, Ihro Durchlaucht, dergleichen könnte wahr ſeyn?

— Dergleichen iſt wahr, und ein kleinerer Fürſt, wie ich bin, erfährt ſo etwas wohl zu weilen. Sie wundern ſich, ich glaubs, denn Sie ſind noch ſo ziemlich ein ehrlicher Mann unter den Hofmännern, und ſo kömmt Ihnen ſo etwas unbegreiflich vor —

— Aber, Ihro Durchlaucht geruhen ein häßliches Ziemlich —

— Wiſſen Sie das, Präſident, mit dem ziemlich ehrlich wollen wir immer zufrieden ſeyn. Wenn wir nach der Strenge unſrer Geſetze gehen, ich glaube den größern Theil der Bauern ausgenommen, wird es wenig Menſchen geben, die dem Zuchthauſe entgehen könnten.

Freylich wäre es da gut, wenn der Fürſt durch ein Fenſterchen in das Herz der Menſchen ſehen könnte, und lieber dem Cheff 20 und ſeinem Sekretair 5000 Rthlr. hingeworfen hätte, als daß jezt — doch was geht uns das Individuelle an.

— In der That, ich erſtaune über die ganz neue Gattung einen Krieg zu befördern.

— Laſſen Sie das gut ſeyn, ſo ganz neu iſt ſie nicht. Aber ich wollte Ihnen im allgemeinen nur beweiſen, daß der Krieg für uns kein nothwendiges Uebel mehr iſt, ſeitdem wir angefangen haben, Kabinette zu errichten, und Gleichgewichte zu beſtimmen. Ueber jeden Punkt wird ja vorher ſo deliberiret, daß es keinem Zweifel unterworfen bleiben kann, wer recht oder unrecht hat. Und wenn die Miniſter das nun entſchieden hätten, ſo ſollte der Unrecht behaltende gerade zu ſeinem Monarchen gehen, und ſagen: Ew. Majeſtät müſſen nachgeben, den ſie haben unrecht. Wir brauchen warlich keine Kriege mehr.

— Man behauptet aber doch allgemein, Krieg ſey zur Verminderung der Menſchen, und zur beſſern Circulation des Geldes nothwendig.

— Sie ſtellen ſich aber doch auch wahrhaftig, als wenn Sie erſt in die Schule gehen müßten. Wollen Sie aber gerne von mir noch einmahl hören, was Sie ſicher feſt überzeugt ſind, hier iſt es.

Wir wollen doch alle Bevölkerung. Niemand heißt ſeine Menſchen auswandern Jedermann ruft noch welche herbey. Alſo Menge der Menſchen kann keinen Grund geben. Berechnen ſie die Erdfläche, wie viel ſie Menſchen ernähren kann. Berechnen ſie den Hungertod wie oft er eintritt, und dagegen die Früchte der Natur, in welchem Maaſſe ſie verſchwendet werden. Laßen ſie den Menſchen ſparſam mit den Gütern derſelben umgehen, und ſie werden ſehen, daß er noch ſeiner Brüder eins ſo viel, als er hat, leben ſehen kann.

Das Geld — leider iſt das Metall zur traurigen Nothwendigkeit geworden. Aber die Circulation, lieber Schatz! In Privathänden wird es noch feſter im Kriege gehalten, als im Frieden, und fürſtliche Kaſſen! Ey, die können es doch wohl los werden, und ſo loß werden daß es doch wieder in ihre Kaſſen flußt.

Man giebts dem Landmann. Das wuchert, Sie glauben gar nicht wie. Das bringt nicht bloß Geld wieder, das bringt Lebensmittel, ohne die ſie bey allem Golde nicht ſatt werden können. Das bringt Seegen, reichlichen Seegen, und Gewiſſensruhe — Aber nicht wahr, Präſident. Ihre Neuigkeit vom Kriege lag Ihnen nicht ſehr am Herzen, darum vergaßen Sie ſie. Ich dachte, ſie hätten mir immer ziemlich friedliebend geſchienen.

— Wohl — wohl, Ihro Durchlaucht. Ich habe nie etwas anders gewünſcht, als Frieden, bin unmuſtern über die Begebenheiten, die uns ſo traurige Zukunft verkündigen. Was ſoll, was kann daraus werden? Nichts als Elend. Ihro Durchlaucht ſind ſo ein menſchenfreundlicher Fürſt, und Ihr Wort gilt bey ihren Nachbarn warlich etwas. Wenn Sie doch ſo drein ſprechen wollten, daß man der Menſchen nicht noch mehrere auf die Schlachtbank führte, und in ſeinem eignen Lande nicht Noth hervorbrächte.

— Man ſieht in Sorgen, Präſident, einreiſſende Uebel —

— Die reißen in keinem Lande ein, wo Fürſten regieren, wie Sie und Ihres gleichen. Können ſicher glauben, Ihro Durchlaucht, die Furcht iſt unnöthig. Die Herren haben nichts zu fürchten. Ein Miniſter freylich, der mit ſeinem guten Gewiſſen nicht ganz aufs reine iſt — der —

— Still, ſtill! davon müſſen wir nicht einmahl reden. Das ſind Odioſa. Es hat jeder

Menſch ſeine Schwachheiten. Aber das verſprech ich feyerlich, was ich zu friedlichen Geſinnungen beytragen kann, das thue ich.

Der Herzog ſoll Wort gehalten haben. Möchte doch in unſern Zeiten, wo wir der edlen Fürſten auch ſo viel noch haben, es einem einfallen, friedliche Geſinnungen unter ſeine Brüder im Herrſchen zu bringen, und einen traurigen Krieg zu enden, der wärlich nichts gutes hervorbringen kann! Amen!

Sechſtes Kapitel.

Der Feldherr hat noch manches auf dem Herzen.

Du wirſt nicht auf lauter Roſenwegen gehen, mein lieber Panſalvin. Der Weg den du betritſt hat Dornen. Die Dornen der erſten Gröſe ſind deine Feinde und Neider, die dir allenthalben aufpaſſen werden, bis ſie dich aus dem Beſitz der Liebe deiner Fürſtin gebracht. Dieſen kannſt du vorbeugen, wenn du deinem Stolz gebieteſt, der, ich habe das aus einigen kleinen Spuren wahrgenommen, in deinem Syſteme keinen kleinen Platz einnimmt.

Wenn du hierin dich nicht überwinden ſollteſt wenn du ihm treu bliebeſt ſo würdeſt du, fürchte ich, viele Ungerechtigkeiten begehen müſſen. Denn du würdeſt oft durch diejenigen beleidigt werden, die deinem Stolze nicht frönen wollten: du würdeſt deine Beleidigungen rächen, und dieſe Rache würde, da ſie nun der nemlichen Leidenſchaft ſich ergeben, der du dich ergeben haſt, zu den Unbilligkeiten gerechnet werden müſſen, denn die Macht die du über ſie üben kannſt, und ſie dir nicht erwiedern können, gab dir doch nur das Schickſaal, und nicht dein Verdienſt".

Bey dieſen Aeußerungen des Feldherrn Baſta ſoll Panſalvin ein wenig geſtutzt haben. Er konnte es nie gut leiden, wenn etwas mit ihm vorgieng, wo er kein Verdienſt davon haben ſollte, und er hatte die Idee, er habe ſeinem Verdienſte bloß die Gunſt der Fürſtin zuzuſchreiben, hatte aber doch nicht das Herz dem Feldherrn Baſta die Gattung dieſes Verdienſtes bekannt zu machen, und ihn alſo zu überzeugen, dieſes mahl habe er unrecht.

Panſalvin mußte doch wohl in ſich fühlen, das Verdienſt der Intrigue ſey nicht das wahre, und da des Feldherrn ſo ganz herzliche ofne Reden ihm den Mann zeigten, der er war, ſo war ihm zu viel daran gelegen, den zum Freunde zu erhalten, der auch wohl ein ſo ofnes Wort bey der Fürſtin reden, und dadurch den Eindruck, den er ſelbſt auf ſie gemacht, ſchwächen könne.

Er ſchwieg ſtill, aber ſelbſt ſein Stillſchweigen gefiel dem Feldherrn nicht ganz, weil er da die feſte Wurzel des Stolzes bemerkte; doch entzog er ihm dadurch nicht ſeine Gunſt, denn Fehler der Art, wußte Feldherr Baſta nur zu gut, laßen ſich nicht wie Unkraut ausreißen, oder es bleiben immer Wurzeln zurück.

„Eine andere Gattung kleinerer aber deſto ſpitzigerer Dornen, ſind die Klagen derer, über welche du herrſcheſt. Wohl dir, wenn dieſe dich unverſchuldet ſtechen, denn frey von ihren Stichen kannſt du einmahl nicht bleiben. Verſchuldet müßen ſie deinem Gewiſſen zu ewigen Scorpionen werden.

Bemühe dich daher, die Rechtſchaffenheit bis ins kleinſte, um dich herzuverbreiten. Halte ſtrenge darauf, daß niemanden Unrecht geſchehe. Ahnde ſchwer, wenn es geſchehen iſt. Wo Vortheile deiner Fürſtin den gemeinen Mann, wo ſie den Armen drücken, da laß ſie lieber fahren, du verſchaffſt ihr dafür eine unausſprechliche Liebe ihres Volks die ihr weit mehr werth iſt, als das bißchen Geld, welches, wenn es ihre Schatzkammer

mer auch bedarf, andre geben können, deren Augen und Wangen nicht dabey einfallen, und die ihre werdenden Nachkommen nicht den Hungertod ſterben ſehen.

Du wunderſt dich vielleicht, daß ich dir von ſo vielen Dingen ſage, allein du wirſt viel ſern, daher mußt du viel wiſſen.

Geh izt, mein Freund, für heute haſt du genug. Erwäge das wohl, und findeſt du es dir brauchbar, frage mich mehr, ich will dir immer antworten.

Siebentes Kapitel.

Das Klettern hebt an.

Der Tag der ſchnell heranbrach, weckte zu Streit, zu Kampf und zu Beſchwerden. Während dieſer hatte Panſalvin ſo ziemlich vergeſſen, was ihm der Feldherr Baſta gutes geſagt hatte, nichts aber von dem, was in ſeine Laufbahn taugte. Er hatte ſie ſich ſelbſt groß vorgeſtellt, ſo groß aber doch nicht wie ſie ihm der Feldherr Baſta mahlte. Er fand, daß er, wenn ſie ſo groß würde, noch viel zu lernen habe, und er nahm ſichs auch vor, ſo ſehr möglich, Beobachter zu ſeyn, aber Beobachter, um ſeine eigne Vortheile zu bewerkſtelligen. Sein Ich war das ganze, was ihm am Herzen lag, ſein Ich war ſein Abgott.

Er bediente ſich des Feldherrn ſehr oft, um ihn um Rath zu fragen, weil dieſer ſo viel wußte, was er zu wiſſen nöthig hatte, und da er nicht nur ein gelehriger Schüler, ſondern auch ein Anbeter der Denkungsart des Feldherrn zu ſeyn ſchien, da dieſer in ihm Willen ſich zu unterrichten, und den

Unterricht gut anzuwenden, wahrnahm, ſo führte er ihn in viele Geheimniße, die er vielleicht jedem andern verborgen hätte, denn er glaubte einen Edelſtein für die Lande und das Herz und Zutrauen ſeiner Fürſtin aus ihm zu ziehen. Der Zögling hörte denn auch wieder manche Moral davor von ihm an, die er zu einem Ohre ein, und zum andern herausgehen ließ, und ſelbſt von dieſen Moralen warf er das Gute weg, und ſaugte den Gift, den er durch Verkehrung des guten Saftes hervorbringen wußte, in vollen Zügen in ſich. Er ward dadurch ſcheinheilig, eine Eigenſchaft, die ihm ſehr gute Dienſte in der Folge leiſtete.

Außerdem war er brav, und bey jeder Gelegenheit zeichnete er ſich aus. Der Feldherr gab ihm auch jede Gelegenheit dazu, und da man immer Dankſagungen bekam, wenn man ihn wieder um einen Pas weiter gebracht, da diejenigen denen er itzt ſo oft vorgezogen wurde, nun wußten, daß ihre Plätze nur auf kurze Momente ihnen entzogen würden, ſo fand auch kein weiteres Murren darüber ſtatt. Wie bald ſo war er aus ihrer

Sphäre entrückt, und mochten die dann ſich grämen, wo es keinen weitern Platz zum Fortrücken gab.

Freylich mußte eine ſo ſchnelle Erhebung immer mit Urſachen und Gründen verbunden ſeyn, und die, welche dafür in die Reſidenz geſchickt wurden, waren auch ſo wichtig eingekleidet, daß jedermann eingeſtand, der Feldherr Baſta habe ſehr recht einen ſo braven verdienſtvollen Krieger auch allen andern vorzuziehen. Alle wußten nun herzlich wohl, daß das auf Rechnung der Fürſtin geſchahe, und warens ſo gewohnt, ihre Lieblinge an der Stufenleiter zu ſehen, daß es aufs ganze wenig Senſation machte, indeſſen gewann Panſalvin dadurch viel in der allgemeinen Achtung, daß doch Privatberichte ſeine Tapferkeit und ſeine fortdauernde Anſtrengung beſtätigten, und man ihm nicht ganz das Verdienſt abſprechen konnte, was bey manchen ſeiner Vorgänger bis auf den Gedanken gemangelt hatte.

Auswärts, wo man von den Konnexionen nichts wußte, die hierbey ins Spiel traten, bekam Panſalvin einen Namen und einen Ruhm der alles übertraf, er heiß nur der Held ſeiner Weltgegend. Keine Relation kam von daher, er prangete darinn, die Anbeter kriegeriſcher Talente ſtaunten, und die von politiſchen eine Ueberſicht hatten, wähnten bey den Kräften ſeiner Fürſtin einen Welteroberer in ihm zu ſehen.

Er ward ſchon ein Muſter ſeiner Zeit genannt, er ward den Kriegern, als ein Beyſpiel vorgeſtellt. Seine Thaten reichten ans unzählige, wenigſtens ans unglaubliche. Und doch waren viele, ſehr viele davon wahr, wann ſchon Feldherr Baſta manchmal etwas, was er ſelbſt gethan, auf die Rechnung des Lieblings ſchob, und dem Stolz, gut gelungne Operationspläne als ſein Werk bekannt zu machen, entſagte, um ihm dieſes Verdienſt auch zu ſeiner Bravour noch hinzuzufügen.

So kam er bald auf die Stufen wo das was er bisher ſollte gethan haben wirklich geſchehen mußte, und da er auch hier die Probe beſtand, da Baſta, der durch manche Beſchwerlichkeiten den Weg hatte gehen müßen, den jener ſo federleicht vorwärts rückte, einzuſehen anfieng, es ſey ſehr leicht ein Feldherr zu werden, und ſich in ſich ſelbſt etwas darüber bekümmerte, konnte kein Schritt mehr ſein Wachsthum hemmen, er war der nächſte an Baſta.

Izt hatte dieſer weiter nichts zu thun, als ſeiner Fürſtin zu ſchreiben, was Panſalvin bey ihm werden könne, ſey er nunmehr geworden, und er könnte nichts mehr mit ihm vornehmen, als, wenn Ihro Durchlaucht es beföhlen, ihm ſeine eigne Stelle übergeben, und in die Reſidenz ſelbſt zurückkehren.

Die Fürſtin hätte vielleicht den Gedanken für Ernſt genommen, wenn ſie eine andre geweſen wäre, als die ſie war, und wenn ſie den Feldherrn Baſta weniger geliebt hätte, und weniger Verbindlichkeiten ihm ſchuldig geweſen wäre.

So aber ließ ſie es dabey bewenden, daß ſie Panſalvins Zurückkunft verlangte.

Achtes Kapitel.

Zwiſchenakte gab es aber auch.

Die Zeit, die wir unſerm Leſer im vorigen Kapitel aufgetiſcht haben, war etwas lang, und wir können nicht umhin zu geſtehen, daß ſie Zwiſchenakte hatte, die wir um der Wahrheit treu zu bleiben, nachholen müſſen.

Es würde auch ſchwer zu glauben werden, daß eine Liebe ſo heiß und feuerreich, wie die der Fürſtin und Panſalvin war, eine ſolche Trennung, ſo gefahrvolle Trennung in kalter Gleichgültigkeit und ohne ſich dabey zu erholen, geduldet haben ſollte.

Nicht ſelten hatte es in dem Raume des Steigens Gelegenheiten gegeben, wo Feldherr Baſta Dinge an ſeine Fürſtin zu berichten hatte, die ein vertrauter Mund ihr entdecken mußte, die keinem Papiere ſich mittheilen ließen, und wer — wer hätte wohl angenehmer ſie ihr berichten können, als Panſalvin? Aus weſſen Munde hätte ſie wohl lieber Sieg und Ehre vernommen, als aus dem ſeinigen?

Und bey dieſen Geſandſchaften genoß Panſalvin der Sohn des Glücks doppelte Freuden, der Ehre und der Liebe. Freylich war die Ehre noch nicht auf dem Gipfel, wo er ſie wünſchte, aber immer begegneten ihm doch Dinge, die er noch nicht erfahren hatte, immer wurde doch ſeinem innern Gefühlen geſchmeichelt.

Und wie lohnte ihm itzt die Liebe! O Panſalvin! Wenn du in den Schritten der Liebe dir immer ſo gleich geblieben wäreſt, immer ſo aufklimmender ſie fortgeſchritten hätteſt, wie du nach denen der Ehre ſtrebteſt, wenn keine Dankbarkeit ſich in dem Grade vermehret hätte, wie dein Stolz es that, dann wäreſt du vielleicht nicht das — nicht ein Sohn der Finſterniß — und ein Erbe ihrer Eigenſchaften geworden.

Hätte die Fürſtin vielleicht mit mindern Schritten dich beglückt, wäre ſie mit Liebe und Lohn ſparſamer geweſen, als ſie es war, vielleicht hätte ſie dich von deinem Wege zum Verderben abgehalten, oder wenigſtens langſamer das Böſe befördert, und die Menge, die du begiengeſt, gemindert!

Aber in ihre ofne Arme empfieng ſie dich jedesmahl, wenn du erſchieneſt, die ganze Fülle der Sehnſucht nach dir, gab ſie dir blos, gab ſie dir zu koſten, die Vollkommenheit, nach welcher ſie dich hätte ſchmachten laſſen ſollen, reichte dir den Wonnetrank, der dich trunken machte, in zu reichlichem Maſe, und übermüthig wagteſt du es, dich zu ſehen über ſie.

Die Zukunft, ſchwärzer als die Gegenwart mag dann dem Geſichtspunkt ein wenig entfernt liegen, und dieſe die Heiterkeit mahlen die ſie belebte.

Als einen mild von Seegen der Liebe beſchenkten Sohn derſelben, hatte Panſalvin ſeine Fürſtin ja verlaſſen, als einen ſolchen hatte er ſich ihr zum erſtenmahle wiedergezeigt, als einen ſolchen hatte ſie ihn oft wieder begehrt, und nie war er ihr minder es erſchienen. Was Wunder, daß ihr Entzücken ſich vermehrte ſo oft ſie ihn ſahe, daß jeder ſeiner Wünſche, möchte er noch ſo ausſchweifend ſeyn, ihr nicht unerfüllbar ſchien, daß ſie mit einem Ehrenzeichen nach dem andern ihn begnadigte, ſo daß bald nichts mehr zu verſchenken ihr übrig war.

Aber das köſtlichſte was er ihr genommen hatte, war ihre Freyheit. Dieſe hatte ſie nicht mehr. Wenn Panſalvin zu ihr kam, dann frug ſie ihn, was er wolle, nicht er ſie; dann entdeckte ſie ihm, was ſie in den Angelegenheiten ihres Staats zu denken und zu beſchließen gewagt, und wenn er zeigte, er ſey nicht damit zu frieden, dann wich ſie von ihren Grundſätzen, ließ ſich die ſeinigen mittheilen und handelte nach ihnen.

Wenn der ſüſſe Zauber der Liebe ſie hingeriſſen hatte, und Panſalvin ſie nun ganz verloren in Leidenſchaft ſahe, dann wagte er es wohl, Vorſchläge zu thun, die große wichtige Dinge ändern ſollten, und ſie änderten ſich. Oft, ſehr oft, geſchahe, was er ſelbſt nicht gewagt hatte zu glauben, was er nur als einen gewagten Schritt vorzubringen ſich unterſtanden, worüber er mit einer Leichtigkeit hinweggeſchlüpft war, daß bey reiferem Nachdenken ſie ſich doch hätte ſagen müſſen:

Das war nur ſo ein Einfall. Ernſt kann es nicht geweſen ſeyn!

Und wider ſein Erwarten geſchahe es. Und da das geſchahe, ſollte er nicht zu mehreren erweckt werden? Ließ ſichs wohl denken daß ſeine ſo leicht wirkende Worte nicht in Dingen auf mehreres übergegangen wären?

Aber Panſalvin liebte ſie ja ſo unausſprechlich! Seine Worte hatten eine Ueberredungskraft, die keiner Gründe bedurften. Er ſchien ihr der weiſeſte der vortreflichſte zu ſeyn. Auch des Feldherrn Baſta Zeugnis ſprach ja ſo ſehr für ihn. Er hatte ihn immer gelobt, immer von ſeinen Fortſchritten geſprochen, bis in der letzten Zeit, wo einige Zweifel emporzukommen ſchienen.

Das konnten ja nur kleine Anfälle von Eiferſucht ſeyn. Sagte dann Panſalvin je etwas, wobey er nicht das beſte des Ganzen auf der Zunge hatte? War je etwas in ſeinem Benehmen was Schaden anderer verrieth? Er wollte je niemanden geſtürzt wiſſen, nur die Stellen zum allgemeinen beſten beſetzt. Das war ja ihre Pflicht. Wenn ſie dergleichen, was er ihr gerathen, ausgeführt,

geführt, o wie war er dann freudig, wie lobte er ihren Eifer für ihre Staaten, wie glücklich pries er ihr Volk! Das war ja alſo nicht ſein — nur ihr Vortheil!

Und wie doppelt groß war dann ſeine Zärtlichkeit für ſie! Und dieſe Zärtlichkeit gehört ja nicht zum Herrſchen. Sie war willkührlich, ſie gehörte zum Menſchen. O! Miranda fühlte, daß Herrſcher auch belohnt werden könnten

Und ſie ſollte dieſen Lohn nicht verdienen? Sie ſeine Zärtlichkeit haben, ohne ſie damit zu erwiedern, daß ſie ſeinen guten Rathſchlägen folgte?

Panſalvin wußte es der Fürſtin als ein Glück für ſich vorzumahlen, wenn ſie beyde in enger Vereinigung daran arbeiteten, jedes Gute auszudehnen, wenn ſie gemeinſchaftlich die großen Staaten zu Wohnſitzen menſchlicher Vollkommenheiten machten.

Da fiel er ihr zu Füſſen, da küßte er dankbar ihre Hände, daß ſie ihn in eine Sphäre erheben, hierzu beytragen zu können, da flammte ſeine Glut empor zu ihren Lippen. O beneiden mußte ihn der überirdiſche Zuſchauer.

Und ſie ſelbſt ſahe ein, bald müſſe ſie den Mann der mit ſolchem Eifer ihrer Staaten Wohl zum Augenmerk hatte, an einen Platz führen, wo er ſeyn könnte, was er ſo gern ſeyn wollte.

Daher ſeine ſchnellere Zurückberufung, als ſie ſich erſt gedacht. Briefe waren ihr ſchon in vielen Fällen zu weitläuftig, um ſeine Meynung zu vernehmen, viele Dinge ließen ſich nicht aufſchieben, biß ſie ihn darum befragt, und doch ſchien ihr das ſo nothwendig, ſo unumgänglich, daß ſie ſchon alles ſchlecht glaubte, worüber ſie ihn nicht befragt hatte.

Nun kam des Feldherrn Baſta Erinnerung und entſchieden war der unſeelige Entſchluß, nie mehr ſich von Panſalvin zu trennen.

Neun-

Neuntes Kapitel.

Die Menſchen auſſer ihnen beyden lebten auch noch.

Daß man nach verſchiedenen Erſcheinungen Panſalvins von allen Seiten das Räzel löſte, welches wir vorher gehört haben, und einigen einleuchtend war, daß Panſalvins Beſtimmung kein Geheimniß mehr war, daß Groß und Klein in der Reſidenz es wußten, wie ſtark die Neigung der Fürſtin nach Panſalvin hienge, daß man auswärts Nachrichten darüber hatte, und es ſich als eine kleine Staatsveränderung erzählte, die bey einer großen Fürſtin vorgegangen, das war alles ſo natürlich auf einander folgend, daß wir dem Leſer darüber keine weitere Auskunft geben würden, wenn nicht mancher noch ſich in Verwickelung gefunden hätte, die uns einen etwas ſchärfern Blick erlaubt.

Graf Korwit, der die Dame Spadille und dem Freyherrn Ponto, nicht ganz mit unrecht als diejenigen angeſehn hatte, die das Werk nicht zu ſtande gebracht, behielt dennoch in der

Entfernung ihre Korreſpondenz bey, als bediente er ſich ihrer in der Folge, da er in der Reſidenz war, um verſchiedene Dinge zu erfahren, die er nach dieſer Veränderung von der Fürſtin nicht wohl erfahren konnte.

Denn Spadille ſtand immer noch in geheimen gutem Anſehen. Sie war nun au fait, daß Panſalvin, dem wir ſchon manchen hohen Titel beylegen könnten, wenn wir uns nicht vorgenommen hätten, bis er zum Fürſten gediehen, ihn mit ſeinem bloßen Nahmen zu benennen, der begünſtigte Liebhaber der Fürſtin ſey, und Freyherr Ponto war ſo ſehr davon überzeuet, daß er ſich dreymal ſo tief als ehedem bückte, und würklich auch dreymal ſo hoch in der Gnade des Fürſten ſtieg.

Graf Körwit hatte den Nebenbuhler gar nicht ungern wachſen ſehen. Dies beförderte ſeinen Plan, er drang in die Fürſtin, da ſie ſchon ſo viel mahl anders gewählt, und nun auch für ihr Herz gewählt zu haben ſcheine, ihn auch einmahl wählen zu laſſen; wieder die Erwartung aller Welt wurde ſeine Wahl beſtätigt, denn Panſalvin war darüber zu rathe gezogen worden, und hatte ſich einen Freund zu erwecken gewußt, den er als Feind immer hatte fürchten müſſen.

Es iſt wahrſcheinlich, daß Graf Körwitz erfahren, wie vielen Antheil Panſalvin an ſeiner Zufriedenheit hatte, und er blieb ihm deswegen auf immer gewogen, beſonders da er ihn in ſeinem Zirkel, und in allem, worüber er die Aufſicht hatte, ganz zufrieden ließ, welches freylich Dinge waren, warum Panſalvin ſich nicht viel bekümmerte, und die nicht in ſeinen Plan einfließen ſollten, und Graf Körwitz hatte auch kaum erreicht, warum es ihm eigentlich zu thun war, als er ſich von allen Intriguen des Hofes zurückzog, und ein ſtilles Leben im Schooße häuslicher Freuden genießen wollte.

Deſto furchtbarer aber ward Panſalvin faſt mit jedem Tage dem Fürſten Karodö, der nun einmahl das Ruder des Staats führte, und wohl bemerkte, daß ihm zuweilen ehe er ſichs verſahe etwas in den Weg gelegt wurde, welches ihm eine ganz andre Bahn gehen hies, als die er gehen wollte.

Wenn er ſeiner Fürſtin nach ſeiner Gewohnheit eine Sache vorgetragen, und die Gründe für und wider dieſelbe angegeben, ſo traf es ſonſt ſehr ſelten, daß ſie nicht der Meynung geweſen, die er eigentlich als die beſte im Hinterhalte hatte, noch viel ſeltener aber, daß ſie ihm nicht gleich die ihrige mitgetheilt hätte. Ihr bewundernswürdiger Scharfſinn, der ſchnelle Blick, womit ſie eine Sache durchſchauete, und ihre völlig reife Urtheilskraft, machte ihm den Gang der Geſchäfte ſo leicht, daß man ſich wundern mußte, wie dieſes Kabinet vor allen andern reſolut in allen ſeinen Unterhandlungen war, und die Staatsgeſchäfte wie an einem Schnürchen, den Weg vorwärts liefen.

Izt mußte Fürſt Karodó ſehr oft warten, noch öfterer trafen ihre Meynungen mit den ſeinigen nicht überein, und nicht ſelten wurde eine einmahl abgemachte Sache widerrufen, und durch einen Machtſpruch dem Einhalt gethan, was ſelbſt ſchon in Gang gekommen war.

Das mußte Vorſtellungen von Seiten des Fürſten nach ſich ziehen, die Verwürfen ſehr ähnlich ſahen, und deren Richtigkeit die Fürſtin nicht allemahl ableugnen konnte. Das vermehrte den heiſen Wunſch, Panſalvin immer um ſich zu haben, um dieſen Vorwürfen nicht länger ausgeſetzt zu ſeyn, und nicht mit Recht ſich mit zweydeutigen Augen betrachten zu laßen.

Aber Fürſt Karodò merkte auch wohl, woher dieſe Veränderlichkeit kam, und wünſchte in ſeiner Seele die Liebe manchmahl zu allen Teufeln, weil ſie ihm ſogar in den Weg kommen, und einem ganzen Staate verderblich werden könnte.

Er that immer der Fürſten unrecht. Die Liebe war es nicht, es war erwachſenes Zutrauen, und Ueberzeugung, dieſer wiße es beſſer als jener. Und wenn dieſes Zutrauen einmahl bey ihr überhand genommen hatte, wer konnte dafür, und wußte Fürſt Karodò denn ſo gewiß, daß ſie unrecht hatte, und daß er in allen Fällen mehr galt, und den Staat beſſer zu regieren wußte, als Panſalvin?

Freylich war er länger dabey geweſen, was that das aber zur Sache?

Er freuete ſich wie er hörte, daß er nun für immer in die Reſidenz käme, denn wenigſtens durfte er nicht fürchten durch Korreſpondenz in ſeinen Arbeiten aufgehalten zu werden, und er nahm ſich feſt vor, wo er Recht zu haben glaubte, doch immer ſein Recht behaupten zu wollen.

Baronet Pikas! Ja wer dachte noch an Baronet Pikas? Der war vergeſſen, denn er war entfernt, und wenn er nicht bedauert hätte, aus der Sphäre in welche er ſo unſchuldig gekommen war, auch ſo unſchuldig wieder herausgeriſſen zu werden, er hätte ſehr glücklich ſeyn können. So aber trauerte ſeine Seele des gehabten und verlohrnen Glücks wegen, und er konnte ſich kaum faſſen. Vielleicht giebt ſich das mit der Zeit, da er tauſend Menſchen beherrſcht, die ihn lieben, weil er gut iſt, und ſie aus den wuchernden Händen der Pachter befreyet, die ſie bisher bis aufs Blut ausſogen.

Zehntes Kapitel.

Abſchied und Ankunft.

Feldherr Baſta verkündigte Panſalvin ſeine Abreiſe in die Reſidenz, die dieſer ſchon wußte, nicht ohne inneres Trauren. Er hatte in dem fernern Laufe ſeines Umgangs mit einem Manne, der aus ſeinem Zöglinge ſein würklicher Freund geworden, denn in den wichtigſten Dingen verſtellte ſich Panſalvin, doch noch immer nicht allein bemerkt, daß ſein Stolz ohne Grenzen, ſondern er hatte auch eine Neigung zur Rachgier bemerkt, die ihm noch viel unangenehmer war, und die beſonders verhinderte, daß er verſchiedene Dinge, die er ihm gern geſagt hätte, nun ihm nicht entdecken konnte. Hätte er Panſalvin den Spiegel einiger ſeiner Handlungen verhalten können, hätte er ihm die Folgen derſelben ſo recht lebhaft vor die Augen gebracht, hätte er ihm zeigen können, daß das noch ſchlimmere Menſchlichkeiten bringen könnte, ſo hätte er mit dem biedern offnen Geſtändniſſe vielleicht etwas über ihn vermocht. So aber verbot ihm die Gefahr, die andere dadurch ließen, etwas zu reden, denn der Betroſne hätte gewiß ſogleich gemerkt, von wem dieſe Nachrichten kämen, und würde nicht ermangelt haben, den Urheber derſelben zu ſtürzen, und dies war ein zu wichtiges Subjekt, um es ihm zu opfern.

Er begnügte ſich alſo damit, ihm nochmahls zu ſagen, daß er einer großen Rolle entgegen gienge, daß er ſich oft deſſen erinnern möge, daß er es ihm vorhergeſagt, daß aber auch, wenn noch einige Liebe für ihn in ſeiner Bruſt ſtatt fände, er bedenken möge, daß er es geweſen, der ihn gewarnet, ſich immer aus dieſer Rolle zu betrachten, und nach dem andre Menſchen zu beurtheilen.

„Bedenke, ſagte er, daß du niemands mehr bedarfſt, daß es aber nun eine Menge Menſchen giebt, die deiner bedürfen, und die es verlangen können, daß du ihnen beyſtehſt.

„Sie ſind nicht für dich, du biſt für ſie da. Liebe alle Unterthanen deiner Fürſtin, laß es niemand fühlen, daß du am nächſten am Throne ſtehſt. Ehre die, die dir in den Geſchäften vorgearbeitet haben! Liebe die, welche noch darinn arbeiten! Schätze die, welche du nicht entbehren kannſt, damit du auch von ihnen hochgeachtet werdeſt.

„Sey mein Freund! Glaube nicht, daß es Sucht zu meiſtern iſt, daß ich ſo rede. Es iſt Liebe fürs ganze und Neigung für dich. Wenn ich einmahl hinkomme, ſo laß mich dich ſo ſehen, daß ich mich deiner freuen und brüderlich dich umarmen kann.“

Panſalvin nahm warmen zärtlichen Abſchied — Nie hatte er eine falſche Seite an dieſem Manne entdeckt, immer war er gegen ihn zuthätig geweſen. Er war frey von Neide. Er glaubte auch nicht, daß in dieſer Ermahnung Vorwurf läge, er hörte ſie ſogar nicht ohne Rührung, o! hätte er ſie doch befolgt!

Baſta war einen ganzen Tag nachdenkend, da er fort war, man ſchrieb das auf Rechnung ihrer Freundſchaft, aber es war Zagen für die Zukunft. Seine Heiterkeit fand ſich indeſſen früher wieder, als ſie bey verſchiedenen vom Herre erſchien. **Panſalvin** war von allen geliebt, und man verlor ungern den guten Gefährten in Strapazen und Gefahr.

Ausgerüſtet ſchon mit dem Beſitze ſo verſchiedener Eigenſchaften, auf einer Seite Liebe im Herz, auf der andern Bücken von ſo verſchiedenen Seiten, kriechende Erniedrigung gegen ihn hier, dort Anhänglichkeit feſter aber milder Art, der völligen Liebe ſeiner Fürſtin verſichert, im geraubten Beſitze ihres ganzen Zutrauens, von einem Nebenbuhler befreyt, deſſen immerwährenden Einfluß er noch befürchtet hatte, ſchon herrſchend mit einem faſt uneingeſchränkten Willen in ſo vielen Staatsfächern, kam er in die Reſidenz, wo man ihn mit Sehnſucht erwartete.

Die Liebe deren Macht er zu verbreiten gewußt, wie ſie vielleicht noch nicht benutzt worden war, bewürkte ſie bey der Fürſtin, der Wunſch nach Ruhe in den Kabinetten, der Ruf der von ihm ſo groß geworden bey den Fremden, der Geitz auf Feſte bey den Großen, die Achtung gegen ihn bey den dortigen Kriegern, Neugierde beym Mittelſtande, und Schwärmſucht beym Pöbel.

So erſchien er mit einer Art von Pomp empfangen, in ſeinem Herzen die Begierde ſich bald an der Spitze zu ſehen. Vergeſſen war alles, was Feldherr Baſta ihm geſagt; ſein Spiegel hiel ihm nur die zu hoffende Größe vor. Sie zu befördern ſollte ihm kein Mittel zu klein, keines zu groß ſeyn, nie die Wahl ſchwer werden, er wollte ſie alle ergreifen.

Graf Körwit hatte ſich mit ſeiner geliebten Treffier verbunden. Sein Glück ſchien gegründet. Obgleich mit dem Willen der Fürſtin geſchehen, mußte es doch einige kleine Aenderungen nach ſich ziehen. Die Wohnung die er zunächſt dem Pallaſte der Fürſtin gehabt hatte, wurde verlaſſen, der Aufenthalt auf den Herrſchaften gewählt. Ohne Empfindlichkeit hatte die Fürſtin doch nicht in die Verlaſſung ihres Grundſatzes eingewilligt. Izt bezog Pauſalvin dieſen Ort. Nun war er ſeiner Fürſtin ſo nahe, wie man ihr ſeyn konnte.

Die Wünſche aller die mit Sehnſucht auf ihn gehofft hatten, wurden erfüllt. Keiner blieb unbefriedigt. Es war eine Zeit, die der paradieſiſchen

ſchen glich. Feſte folgten auf Feſte. Die Freuden der Liebe wurden mit denen der Geſellſchaft gewürzt. Die ganze Reſidenz war gleichſam im Taumel. Panſalvin Thaten gaben genugſamen Vorwand. Die Decence wurde nicht verlezt, die Delikateſſe nicht beleidigt.

Geſucht hatte der Gegenſtand aller dieſer Freuden auch ſich bey allen beliebt zu machen, und da man ſich genugſam bückte, war er auch freundlich genug. Sein Air gefiel ſo ganz, wenn ſchon es an den unerträglichſten Stolz grenzte. Noch gab es keine Klagende, die es verdächtig machten, noch keine Widerſacher, die es untergraben wollten.

Panſalvin verlohr ſich nicht im Taumel. Er benuzte ihn vielmehr. Mit ſeiner Geliebten faſt immer in Gemeinſchaft wußte er ſich immer intereſſanter zu machen. Der Gang aller Geſchäfte gieng lebhafter, aber in allen Geſchäften bemerkte man ſchon ihn. Bald aber ſahe man ihn würklich. Er war Cheff von dieſen und jenen, ehe man es einmahl recht wußte. Man ſahe die ſchnell aufgewachſene Frucht ihre Zweige über alles verbreiten. Sie beſchattete es, man merkte aber mit zu vielem Schatten.

Helle Sonnenſtrahlen wurden verdrängt. Lichter zogen ſich zurück. Sein Deſpotismus fieng an zum Blühen zu gedeyhen. Noch immer war die Liebe blind. Blindes Befolgen ſeiner Wünſche krönte nun erſt ſeinen Dünkel. Immer noch wurde das nicht da bemerkt, wo es hätte bemerkt werden ſollen.

Er wußte allem den beſten Anſtrich zu geben. Man hielt die Widerſacher, die ſich hart ſtemmten für Neider, ihre öftere Weigerung für Eigenſinn. Hin und wieder gab er ſelbſt einmahl nach, aber dann fühlte man deſto ſchwerer bey einer andern Gelegenheit ſeine Hand. Vieles war anders als vorher, und die Fürſtin, wenn man ihr ſagte, es ſey vorher anders geweſen, glaubte würklich ſich geirret zu haben, verwarf ſelbſt mitunter Dinge, die ſie ehedem verordnet und gutgeheißen, und die merkten, ſie wolle das lieber, ſchwiegen.

Der Fürſt der Finſterniß.

Viertes Zehend.

Auch von auſſen müßen Stufen zur Leiter gebracht werden.

Erſtes Kapitel.

Beleuchtung der Reſidenz.

Es gab eine Behauptung, die wir jedoch nicht mit hiſtoriſcher Gewißheit nachreden können, daß am Abend des Tages an dem Panſalvin in die Reſidenz kam, dieſe ganz beleuchtet geweſen wäre, und daß man da vieles habe ſehen können, was noch nicht zu ſehen geweſen. Indeſſen, wenn die welche es für wahr halten, auch würklich eine Unwahrheit geſagt haben, ſo iſt uns doch von der Beleuchtung ein Dokument übrig geblieben, welches wir unſern Leſer nicht entziehen können.

Die Reſidenz der Fürſtin Miranda iſt eine von den ſeltnen Städten, die in kurzer Zeit zu einem großen Wachsthum gekommen, in welcher nicht nach und nach wie bey andern großen Städten Schönheit und Pracht ſich eingefunden, ſondern ſich gleichſam aus einem Nichts erheben.

Hier fand man dieſes Gleichniß im ſtrengſten Verſtande, denn ſo gut wie Nichts war die Stelle aus welcher die Pracht ſelbſt hervorſchritt. Unbrauchbar für jederman, unbemerkt von jedermann ſahe ſie das Auge eines ſcharfen Sehers, und beſchloß, ſey es aus Gründen die dem Platze angemeſſen waren, wie man wohl welche angeben kann, oder ſey es um Größe in einem ſolchen Kontraſte darzuſtellen, und auf die Ewigkeit zu bringen — beſchloß hier ſollte eine kleine Welt erwachſen.

Und ſie erwuchs. Sie ſteht da unter ihren Schweſtern keiner etwas nachgebend an Pracht und Großheit — keiner, und vor allen dem Vorzug habend, daß, wozu große Zeitraume gehörten, ſie kaum Zeit bedurfte, und Miranda war größtentheils die Schöpferinn von dem allen. Sie machte vollkommen, was Nadir angefangen, ſo wie ſie in ſo vieles, was er angefangen, Vollkommenheit brachte.

Verdienſt dem Verdienſte, ſie war eine der gröſten Fürſtinnen ihrer Zeit.

Der ungeheure Umfang dieſer Reſidenz faßte würklich eine kleine Welt in ſich. Wimmelnd von Einwohnern war kein Plätzchen in derſelben unbeſetzt, wimmelnd von Fremden, die theils kamen ihre Pracht zu beſchauen, theils unter **Miranda** Schutz, Nahrung und Fortkommen zu ſuchen, konnte man keinen Welttheil vermiſſen.

Und bey aller dieſer Gröſe, und bey aller dieſer Pracht war noch ein Geſchenk in ihr, was man in andern groſen Städten vergebens ſucht, herrſchte noch in ihr das Gefühl der einfachen Natur, herrſchten noch in ihr Unſchuld und gute Sitten.

Ja, lieber Leſer, trotz dem Verderbniſſe des Hofes, trotz den Laſtern, die die Vornehmen, wie aller Orten angeſteckt, trotz den von allen Orten der Welt her dahin geführten Uebeln, fandeſt du hier noch bey den Armen und im Mittelſtande Tugenden, fandeſt viel reine unverdorbne Sitten fandeſt treue Ehen, fandeſt unverführte Kinder.

Der Seegen der Natur muſste noch mehr und wirkſamer über das Klima ſchweben. O! wir kennen eine Stadt auch eine Schweſter dieſer, wo unnatürliche Laſter herrſchen, die man hier kaum den Namen nach kennt, oder höchſtens in der Stille übt, weil man geſchändet würde, wenn man laut davon ſpräche — Man überſchreitet die Grenzen bürgerlicher Geſetze in den Trieben der Natur, aber nicht die der Natur. Schon eine große Glückſeeligkeit, wo dieſe noch herrſcht.

Aber man findet in dieſer kleinen Welt noch mehr. Man findet noch viele wahre echte Gottesverehrung, man findet noch viel fromme Menſchen.

O Frömmigkeit, edle Gefährtin der Menſchheit! Du wirſt dich nie von ihr trennen, nie ſie zum Raube werden laßen, der unbändigen Gottloſigkeit, die mit Füßen tritt, was ihre Lüſte ſtört, und läſtert, was doch ein innerlicher Richter früh oder ſpät ſie fühlen lehrt — wider ihren Willen fühlen lehrt.

Unrecht hätten wir, wenn wir behaupten wollten, die Großen dieſer Stadt wären frey von allen Leidenſchaften; Nein! ſie haben ihrer wie an andern Orten, allein bey weiten nicht in dem Maaße. So kannſt du den Stolz dort vielfältig vermiſſen, und mir ſagen dirs im Vertrauen, der Stolz des Fürſten der Finſterniß, von dem du in der Folge merkwürdige Beyſpiele ſehen wirſt, war eigentlich hier etwas unerhörtes, und ſelbſt viele Große ſchämten ſich ſeiner in ihre Seele.

Und darum wird er auch lange als unerträgliches Beyſpiel deſſelben aufgeſtellt werden. Allein ſonſt fandeſt du viel Milde gegen den Niedern ſelbſt unter den Größten, o ſchöne ſchöne Gefühle der Menſchheit, die ſie nicht gern von ſich trennen, Gaſtfreyheit für jeden, der ſich nur mit Anſtand ihnen nahete, ofnes Herz und Arme für den, der ihr Freund ſeyn konnte, und ofne Börſe für die Dürftigkeit. Welche Reſidenz vermag das von den Größten ihrer Einwohner zu ſagen?

Und auch unter ihnen, ſo viel von ihrem Verderbniße geſagt wird, auch unter ihnen herrſcht lange nicht die Größe der deſpotiſchen Tyranney über ihre mindern Mitmenſchen, denn von einem Tyrannen, von dem Fürſtin der Finſterniß iſt deswegen nicht auf alle zu ſchließen, auch würde man, wenn man die Runde in der Reſidenz begienge, wenige finden die mit dieſem ſeinen Betragen zufrieden wären, und ihn darüber lobprieſen.

Im Gegentheil, ſo unterdrückt der ganz arme Theil in Reſidenzen ſonſt gewöhnlich iſt, ſo wenig läßt es ſich hier behaupten. Der Künſtler und der geſchickte Handwerker ſind geachtet, auch findet man wenig wahre Armuth. Warum? Der Große läßt aufgehen, und ſo umlaufen die Bedürfniße zu gleich mit dem Gelde alle Stände, an jedem bleibt haften, was er bedarf. Der Hof ſperrt ſich nicht ein, um Schätze zu ſammlen, und in Käſten zu häufen, ſondern er legt ſie bey ſeinen Unterthanen auf Wucher, um in ihrer Treue und Ergebenheit einſt reichlich wieder zu ärndten. Denn was der Unterthan hat, iſt, wenn er ſeinen Landesherrn liebt, bey ihm zu deſſen Bedürfniſſen weit ſicherer aufgehoben, als in der Schatzkammer, wo der Ueberfall es doch rauben kann.

Doch dies gehört nicht ganz zu Beleuchtung der Reſidenz.

Es läßt ſich aus allem zuſammen genommen der Schluß machen, daß ſie größtentheils eine gute Art von Menſchheit in ſich faßt. Das Gefühl ihrer Einwohner läßt ſie des Lebens Freuden ſo reich genießen, als ſie es vermögen, ohne daß ſie dabey zu egoiſtiſch wären, und nicht andern auch etwas zufließen ließen. Jedes Gute worauf man ſie aufmerkſam macht, iſt ihnen willkommen. Viel zu ihrer Bildung haben freylich Fremde beygetragen.

Man hat ſehr unrecht, wenn man glaubt, die Fremden die hieher giengen, um ihr Glück zu ſuchen, hätten zur Klaße der unnützen Menſchen gehört. Nein, ſie waren größtentheils Gute liebe Menſchen, die in ihrem Lande von der Schikane gedrückt wurden, Zuflucht für Unglück ſuchten, und durch das gefundne Glück die beſten Menſchen wurden, und andre mit beſſerten, weil ſie von ihnen geliebt wurden.

Dieſe Liebe gegen das Gute erſtreckt ſich hier vom Größten bis zum gemeinſten, und ſie iſt bey weitem die Decke für alle übrige Fehler. Seegen komme über die Stadt und ihre Einwohner! Kein Verläumder wage es ſeinen Zahn an ſie zu wagen, und der ſie feindlich bedrohet, wende ſich von ihr, und laße ſie in der Ruhe, in der ihre einzelnen Glieder zum allgemeinen Beſten wirken.

Zweytes Kapitel.

Panſalvin legt ſich auf Varianten.

Wir haben aus der Art, wie Panſalvin ſeine Liebe zur Fürſtin durchgeführt, und ſich zum Beſitz ihres Vertrauens zu verhelfen gewußt, geſehen, wes Geiſtes Kind er in Intriguen war, und ſo betrieb er maches, was er nach ſeinem Willen gemacht wißen wollte. Auseinandergeſetzte Erzählungen davon würden Wiederholungen ſeyn, und unſer Werkchen übertrieben vergrößern Wir bleiben daher bey den Hauptzügen ſeines übrigen Lebens ſtehen, und betrachten die Wege die er zu manchem wählte, jenem gleichförmig.

Wir haben im vorigen Kapitel erwähnt, daß die Fürſtin Miranda nicht unter die Regenten gehörte, die Schätze ſammleten, nicht weil ſie es nicht gekonnt hätte, ihre geheimen und keinem Menſchen damahliger Zeiten offen liegenden Revenüen hätten es wohl erlaubt, allein ſie und ihre bisherige Gehülfen in der Regierung hatten den Grundſatz, dieſe Schätze könnten mehr Nutzen bringen, wenn ſie ihrer Unterthanen Fleiß beförderten, und

von

von da wieder zu ihr kämen, als wenn ſie todt die Kaßen füllten, und nur zum Anſchauen bereit lägen.

Es giebt, das leugnen wir gar nicht, es giebt politiſche Verhältniße, wo dieſes ein Grundſatz ſeyn müßte, wo die Erforderniße in der Noth es verlangten, mit ſolchen Mitteln trotzen zu können, wenn man es nicht mit der übrigen Beſchaffenheit des Landes konnte, da dieſes aber nicht der Fall in Miranda Staaten war, da vielmehr jede Anwendung eines jeden Einkommens gleich einen offenbaren Nutzen wieder darlegte, ſo war es wohl ſehr weiſe, daß ſie dieſe Anwendung nie verſchob.

Nur zu gut hatte Miranda bedacht, daß durch die Art, wie ſie ihren Ueberſchuß an Einkünften anzuwenden pflegte, der jährliche Ertrag beynahe die Summe des angewandten Kapitels wieder herſtellte, und daher konnten ſich unbekannte Politiker des Planeten gar nicht darein finden, wie das Uebel der ſogenannten Verſchwendung keinen mehrern Umfang nahm, die Glückſeeligkeit der Staaten nicht niederriße, noch den

Glanz der Reſidenz ſchwächte, der vielmehr immer noch vermehrt wurde.

Miranda ſorgte auch ſehr weislich dafür, daß ihre Einkünfte nicht aus dem Lande giengen. So ſehr ſie auf alles ſahe, alles erlaubte, was den Umlauf des Geldes in ihren Staaten zuwege bringen konnte, ſo ſtreng war ſie an ihren Grenzen, da that ſie dem Ausfluſſe des Reichthums Einhalt. Viele wollten darinn wenig Politik ſehen, allein es lag viel darinn, und ſie gewann anſehnlich.

Alle Klagen über Mangel an Gelde im Lande waren nichts als ſchiefe Urtheile über die Zirkulation desſelben. Weil man es nicht in Haufen ſahe, überſahe man die Häufchen, die doch mehrere Haufen ausmachten.

Panſalvin aber bemerkte, daß es nicht gut ſey, wenn man nicht Baarſchaft beyſammen habe. Er glaubte Kräfte darinn zu finden, um durchſetzen zu können, was man wollte, und er hatte wohl recht, wie die Folge lehrte, da er etwas durchzuſetzen wähnte, wozu er allerdings dieſes Hülfsmittels bedurfte. Aber Miranda wähnte nichts durchzuſetzen zu haben, wozu ſie eines ſolchen Verraths bedurfte.

Für die Fälle, die er ihr anführte, war ſie im guten Willen, und in der Treue ihrer Unterthanen gedeckt. Da auch in den entfernten Gegenden ihrer Reiche immer unruhige Köpfe es gab, und Reichthum zu Unruhen nicht ſelten, ja wohl ſehr oft verleitet, ſo hatte ſie die äuſerſt weiſe Politik, alle Mächtige ihres Landes entweder in die Reſidenz zu ziehen, oder in der Entfernung mit ſolchen Ehren zu überhäufen, daß ſie Aufwand machen muſten, und es zu keinem Reichthum bey ihnen kam, der ihr gefährlich hätte werden können.

Da aber ohngeachtet aller ihrer Gründe, Panſalvin immer noch ihr der Gegenpart blieb, ſie theils gut, theils ſchlecht wiederlegte, ſo glaubte ſie in ihm eine Anlage zum Geitz zu entdecken, wohin ſie die Geldbegierde ſchrieb, und da ſie nicht wähnte, daß er ihr jemahls gefährlich werden würde, ſo vergönnete ſie ihm, weil ſie einen ſeiner Wünſche nicht zu erfüllen nicht vermochte, auch hierinn zu handeln, wie er wollte, und es war bald kein Geheimniß, daß er ihre Kaſſen unter ſeiner Willkühr hatte, ſich zahlen laſſen konnte, wie viel er wollte, und er that das mehr als nothdürftig. Man laſſe aber auch dieſes geſchehen ſeyn, ſo konnte ers, da er die Vollmacht von Miranda dazu hatte, und niemand vermag deswegen ihn zu tadeln, ſobald er ihr die gehörige Rechnung von den Geldern ablegte, ſobald er ihr geheimer Kaſſier war, und ſie wußte, was er an ſich nahm.

Allein, wenn freylich das ganze dadurch litt, wenn der Bedürftige den ſie ſonſt unterſtützt hatte, itzt um ſeintwillen Noth leiden mußte, wenn gute Anſtalten, die da hätten getroffen werden können, zu Grunde giengen, wenn Unterthanen mit mehreren Abgaben geplagt wurden, die vorher weniger gegeben und dieſes nicht erſchwingen konnten, wenn Privilegia ganzer ſich ſelbſt unter Mirandas Schutz untergebener Provinzen aufgehoben wurden, um dem Staate ein größeres Einkommen zu verſchaffen, dann war doch wohl die Schuld zum Theil mit Mirandas, daß ſie um des Geizes eines einzelnen willen, die Menge drücken lies.

Aber dieſe Varianten mochten nun nach Panſalvins Meynung, wie nach der Meynung ſo vieler andern die am Ruder der Staaten ſitzen, ihren Grund in politiſchen Verhältniſſen und in politiſcher Nothwendigkeit haben, ſo iſt ſo viel gewiß, daß er ſeinen Privatgeiz auſſerdem noch bis zum Schmuz ausdehnte.

Er glaubte, weil er der erſte nach der Fürſtin ſey, umſonſt leben zu dürfen und zu können, und ſeine Bedürfniſſe von Künſtlern und Profeſſioniſten ſollten ihm unentgeldlich dargereicht werden, ja ſogar angeſehene Handelshäuſer der Stadt ſollten ihm Summen vorſtrecken, deren Bezahlung er nie wieder zu leiſten willens hatte.

Der geringſte ſeiner Arbeiter vermochte kaum von ihm zu bekommen, was er ſauer verdient hatte, und nie war ſein Geſicht mürriſcher, als wenn man von dem reichen Mann, deſſen Gut aufgethürmt da ſtand, verlangte, was man von rechtswegen von ihm zu fordern hatte. Das gieng bis zu Kleinigkeiten herab, die zu viel den Werth ſelbſt ſeines Charakters herabſetzten, und bald unter dem gemeinen Manne ihm viele Feinde zuzogen.

Er hatte nur eine Gattung von Menſchen, gegen welche er freygebig war, und das waren die

Krieger. Dieſe ſchmeichelte er, wo er ſie fand, ſie waren ſein Abgott, und er bald der ihrige. Doch drehete ſich dieſes im ganzen auch mehr auf den Gemeinen, als auf die Höhern unter ihnen aus, wo ſeine Freygebigkeit ſchon zu ſehr in Kontribution geſezt worden wäre.

Während ſeines Regiments fieng man nun an, Mangel an baarem Gelde in der Reſidenz zu empfinden. Man fieng an, über Bedrückung in nahen und entfernten Provinzen zu klagen. Die Kaſſen fiengen an, erſchöpft zu werden, und wenn ſolche Dinge der Fürſtin zu Ohren gebracht wurden ſo wußte er immer ihr es ſehr plauſibel zu machen, daß es beſſer ſey, dieſe Klagen wären da, und man habe die Mittel dafür in Händen, als man habe dieſe Mittel nicht, und die Klagen wären doch da.

Wenn nun Miranda ihm verſicherte, daß ſie vorher die Klagen nicht gehört, ſo wußte er gewiß, daß man ſie ihr nicht vor die Ohren gebracht, wie man jezt, theils aus Neid gegen ihn theils deswegen thäte, weil man nicht ſo in ſeine

Taſche die Pfeifen aus dem Rohre ſchneiden könnte.

So begabte er die Fürſtin auch noch mit dem ſchönen Geſchenke des Mistrauens gegen ihre Getreuen, und da ſie blind auf ihn bauete, ſo fieng alles an ihr verdächtig zu werden, was ſie umgab. Um Zutrauen zu erhalten, frug ſie ihn um Rath, und ſo war ſie bald mit Geſchöpfen ſeiner Gunſt umgeben, die nur ihn ihr als den Spiegel alles Guten, Weiſen und Rechtſchaffenen vorhielten.

Unter der Hand erkundigte ſich Panſalvin aber ſorgfältig, wer ihm den Liebesdienſt gethan, und die Nachrichten zu ihr gebracht. Gott möchte dem gnädig ſeyn, auf den eine ſolche Schuld zu bringen war, denn er hatte keine Barmherzigkeit mit ihm.

Drittes Kapitel.

Die auswärtigen Ehren melden ſich.

Nach und nach wußte man nicht bloß in der Reſidenz ſondern auch im ganzen Lande, Panſalvin ſey izt derjenige, der am Herzen der Fürſtin liege, und mit dem ſie ihre immer ſo zärtliche, ſo liebe Sorgfalt für ihren Staat theilte. Nicht als ob man ſie nicht noch für eben ſo beſorgt für das Wohl ihrer Unterthanen gehalten hätte, man liebte ſie zu ſehr, als daß man das kleinſte nachtheilige von ihr hätte urtheilen ſollen. Auch nicht, als ob man es ihr verdächte, daß ſie die Sorgen der Regierung andern mit übertrug, da man wußte ſie konnte allein ſie nicht überſehen, und bisher dieſes auch geſchehen und zur Zufriedenheit des Ganzen geſchehen war.

Das konnten alſo keine Gründe ſeyn, warum man nicht ganz es billigte, welches man würklich nicht that, daß ſie ſo ohne Einſchränkung zu ihm einzig Zutrauen gefaßt.

Allein daß man hörte, Panſalvin bekleide ſo viele Stellen, denen er doch ohnmöglich vorſtehen

ſtehen konnte, er ſey gleichſam alles in allen, und faſt niemand im Lande, der nicht mittelbar oder unmittelbar von ihm abhänge, das war es, was allerhand Urtheile zuwege brachte, die zweydeutig uber dieſe Wahl ſchienen.

Er mußte doch zu dem, was er nicht beſtreiten konnte, andre wählen die ſtatt ſeiner darinn arbeiteten. Konnte er das? Hatte er die gehörigen Fähigkeiten auch, ſo waren doch ſeine Handlungen, die ſo vielfältig ſein Ich nur beſtrafen, und vom allgemeinen ſich wegwendeten, Beweiſe einer innern Partheylichkeit. Wenn er dieſe auch darauf ausdehnte, war alsdenn ſeine Wahl immer gut, und wäre es nicht beſſer geweſen, die Fürſtin hätte da ſelbſt gewählt, und jeden Poſten ſo beſezt, wie viele Prüfungen es am ſchicklichſten gemacht?

Doch was hilft alles Kannegießern, wo der Wille herrſcht. Kurz man wußte es, und man mußte ſich darnach bequemen. Alles was nur ein wenig Eſprit de Politique hatte, nahm ſeine Richtung nach dem Fixſterne, der der Sonne zur Seite ſtand, und begegnete ihm ſo, daß er etwas ſonnenglanzähnliches in ſich wahrnahm, und man fand, daß das ein probates Hülfsmittel zu Erlangung ſeiner Gunſt, und deſſen, was man von dieſer Gunſt erwartete.

Denn daß, trotz dem Geize Panſalvins dennoch viel von ihm zu erhalten war, und viel von ihm verlangt werden mußte, das war gewiß. Er konnte nicht alle Beſitzungen, nicht alle Dienſte nicht alle Gelder ſo weitläuftiger Staaten an ſich bringen, und in ſich ſelbſt vereinigen. Genug, daß er es dahin zu bringen gewußt, daß das meiſte von ihm abhieng. Dabey war er vorſichtig genug die Wege zur Fürſtin ſorgfältig zu verwahren, nicht ſie ganz unzugänglich zu machen, denn das litt ſie nicht, und dazu war ſie zu ſehr Menſchenfreundinn, allein er beſetzte ſie doch ſo, daß man Engen paſſiren mußte, die einem entweder beſchwerlich wurden, oder wo man ſich entſchließen mußte Lehre anzunehmen, und wo einige dieſe zwar angelobt, aber hernach nicht gehalten hatten, da war es ihnen ſo übel bekommen, daß andre keine Luſt daran fanden, es ihnen nachzuthun.

So wie im Lande alles über den Punkt einig war, Panſalvin ſey ſo ziemlich das Factotum der fürſtlichen Regierung, ſo erſcholl dieſer Ruf von ihm auch bald auswärts, und man machte an andern fürſtlichen Höfen, und in ihren Kabinetten ſeine Spekulationen darauf, durch dieſen Canal nun zu erhalten, was man wünſchte.

Miranda, ſagte man ſich im Laufe der Dinge, Miranda habe vorher ſchon der Lieblinge viel gehabt, aber ſie habe es noch ſo zu halten gewußt, daß ſie nicht zu Kanälen geworden, deren man ſich bedienen können, ihrer Gewogenheit habhaft zu werden! Und man hatte nicht unrecht. Keinem war es noch gelungen, ſie dahin zu bringen, ihn in wichtigen Staatsgeſchäften beſonders in auswärtigen zu gebrauchen.

Wenn Panſalvin auch in dieſem Departement eigentlich nichts that, wenn er auch ſchon nicht einmahl den Platz des erſten Gliedes in Staatsſachen behauptete, den er dem Fürſten Karodo überließ, der einmahl in dieſem Beſitz war, ſo hatte er doch das Wort der Fürſtin in allen zu dirigiren, und ſie blieb immer die erſte Perſon.

Alle auswärtige Nationen wurden nun auf ihn losgerichtet, und es war recht gut, daß Panſalvin eine neue Quelle der Ehren entdeckte, denn ſchon hatte ſeine Fürſtin nichts mehr was ſie ihm geben konnte. Die Stellen und Ehrenzeichen waren erſchöpft, er beſaß ſie, ſo weit er ſie beſitzen konnte. Das Pergament ſeiner Patente nahm einen räumlichen Schrank ein, und die Zeichen ſeiner Würden und Ehren gaben ein volles Zimmer. Noch aber hatte keine äuſſere Macht ſich ihm von der Seite des Wunſches ſeiner Dienſte dargeſtellt, und wie nun einige Anzeichen von dergleichen einliefen, ſtieg ſeine innere Zufriedenheit auf einen ſehr hohen Grad.

Mit vielem Eifer nahm er ſich der Dinge an, die man von ihm begehrte, und hier war es, wo er wenigſtens doch Vorſicht und Klugheit mit ſeiner Uebermacht verbinden mußte. Denn Miranda hatte Blicke in die Staatskunde, die ſeine Blicke noch weit übertrafen, und manches was er zugeben wollte, verlangte ſie unterlaſſen, weil ſie Folgerungen vorausſahe, die ihr in zu gefährlichem Lichte zu ſtehen ſchienen. Sie wenigtens wolle ſich nicht verſchulden, einen Staatsfehler gemacht zu haben, der einſt in den Jahrbüchern ihrer Regierung ihr vorgeworfen werden könnte.

Gute Miranda! Du dachteſt würklich trefflich, aber ſiehe, auch die feſteſte der Geſinnungen iſt nicht unerſchutterlich! Auch du ließeſt dich regieren.

Wenn nicht gerade zu Panſalvin erhielt, was er begehrte, und man von ihm begehrt hatte, ſo geſchahe es doch durch Umſchweiſe, und man gelangte zu dem, was man gewünſcht, und welches auch eigentlich keine Unbilligkeiten waren, dagegen auch Panſalvin zum Beſitze der Ehren gelangte, die er gewünſcht hatte, um alſo mit den höchſten Zeichen einheimiſcher und auswärtiger Gnade prangte.

Viertes Kapitel.

Man erreicht einen Gipfel der dem Stolze bis ins innerſte kitzelnd war.

Immer weiter und weiter griff der Ruf um ſich, der Liebling werde noch immer mehr Liebling, das Orakel ſeiner Fürſtin habe er die entſcheidende Stimme über alles was vorgienge, ihm ſich nahen hieße Leben hohlen, wenn ſein freundlicher Blick einem träfe — Tod, wenn ſein Unwille einen verfolgte.

Freylich gelang nicht alles, was man bey ihm ſuchte, und was er gelingen machen glaubte, auch wohl verſprach, allein das war gewiß, was er nicht unter die Hände bekam mislang, und man ſagte ſichs ins Ohr, daß es Fälle gegeben, in welcher er von der Fürſtin das Opfer verlangt, ſchon verſprochene Dinge zu widerrufen, und daß ſie, ſey es aus Schwäche geweſen, um ihn nicht kränken zu wollen, oder aus Ueberzeugung, daß er mehr Recht habe, glücklich widerrufen habe.

Wir wiſſen ſchon, daß die Fürſtin einen der mächtigſten Staaten regierte, und alſo war es im politiſchen Gleichgewichte keine Kleinigkeit, wer ſie zu ſeinem Verbündeten zählen konnte. Jedermann gab ſich Mühe darum. Miranda Staaten bedurften eigentlich keines Bündniſſes. Sie konnten in ſich ſelbſt beſtehen, ſie hatten bey weit minderen Kräften ſo lange in ſich ſelbſt beſtanden. Miranda und ihr großer Vorgänger Nadir waren aber Schöpfer einer Größe geweſen, die ſie allenthalben furchtbar machte, und da man dieſe fürchterliche Nachbarin und auch ſtets nähere Angränzende lieber zur Freundin als zur Feindin haben, und wenn dieſes auch nicht wäre, lieber geneigt, als gleichgültig ſie ſehen wollte, ſo bemühete man ſich von allen Seiten ſich ihrer Gunſt zu verſichern, und man hofte das durch Panſalvins Vorſprache am erſten zu bewerkſtelligen.

Daher kamen denn alle noch fehlenden Ehrenzeichen vom ganzen Planeten zuſammen, und daher kam es auch, daß man ihm eine Würde verlieh, die ihm nun freylich nichts weiter hoffen ließ, und mit welcher man räthlicher hätte thun ſollen, um noch etwas für ihn aufzuſparen.

Denn was konnte man von einem Manne ſeiner Denkungsart, ſeiner innern Gefühle ſeiner Leitung aller Möglichkeiten auf ſich, ſeines ſchon erworbenen Umfanges, ſeiner unzähligen Anhänger wohl anders erwarten, als daß er nun, da nichts mehr rechtmäßig für ihn übrig blieb, nach unrechtmäßigen ſeine Hände ausſtrecken und ſich von dem kleinen Joche, das ihn noch drückte, und welches eigentlich nur in der Einbildung beſtand, zu befreyen ſuchte.

Pauſalvin ward Fürſt. So ſteht er nun vor uns. So ſahen wir ihn von der erſten Stufe des einfachen Kriegers bis zu der heraufgerückt, die er als Privatmann erhalten konnte. Höher gieng es nicht.

Aber dies war auch ein Wunſch geweſen, den er noch immer nicht ganz zu erreichen wenigſtens nicht ſo ſchnell zu erreichen ſich getrauet, wie er in Stunden, wo die Vertraulichkeit doch zuweilen über den Eigendünkel ſiegte, ſelbſt geſtanden hat.

Wahrlich, ſeine Laufbahn war beneidenswerth. Er Ehren- und Achtungsvoll zu nennen, der es ſo hoch zu bringen wuſte. O! hätte er noch bey allen dieſem, mehr Liebe als Furcht ſich zu erwerben gewußt — hätte er die große Macht in der Fülle des Guten angewendet, deſſen er daren fähig war, mit Freuden wollten wir ihm einen andern Namen gegeben haben, als den er trägt.

Fünftes Kapitel.

Erſte Schritte zu dieſem Namen.

Wenn ſchon eben geſagt worden iſt, Panſalvin habe nicht allein Anlage zum Geiz gehabt, ſondern auch demſelben mit unrechtmäßigen Spekulationen zum Uebertreiben angehangen, ſo iſt deswegen doch keine Folge, daß er nicht mit ſeinem Stolze im äußern parallel gegangen wäre, daß er nicht Aufwand und Pracht geliebt, daß es ihm nicht wehe gethan haben ſollte, hierin von irgend jemanden übertroffen zu werden.

Allein dieſes war Lieblingsſache bey ihm, und er hatte es bisher theils durch die unüberſchwengliche Freygebigkeit der Fürſtin, theils durch die Revenüen aller ſeiner Stellen, theils durch Bedrückungen, wobey ihm durch die Finger geſehen wurde, dahin gebracht, daß er es jedem der reichen Partikuliers dieſer Staaten erſt gleich, hernach zuvorthun konnte. Er hatte eine Menge Staatsgüter zur Lehn erhalten, und war alſo in allen denen gleichgeſezt, denen er am Range gleich war.

Dieſer Rang, den die Fürſtin ſelbſt ihm nicht zu geben vermochte hatte noch gefehlt, und da er nun Fürſt war, war ſeine Rangſucht zwar vors erſte geſättigt, nun wuchs aber in ihm die Sucht der Fürſtin gleich geehrt zu ſeyn.

In ſeinem Herzen war das Feuer aufgelodert, welches ihn blind ſeyn lies, gegen ſeine Vorzeit, welches ihm die Jtzzeit höher mahlte, und die Zukunft als einen Thron darſtellte. Es war als wenn ſeine ganze Seele eine andere Richtung genommen hätte. Er ſahe ſich nicht mehr als den Menſchen an, der er geweſen war. Er glaubte ein höheres Weſen zu ſeyn, und huldigen mußten ihm alle, die ihm naheten, als einem Abglanz des Himmels, oder, richtiger uns auszudrücken, der Hölle. Denn ſein Benehmen gegen jeden, der ihm nicht huldigte, war ſo verächtlich, daß Menſch gegen ihn als Menſch zu ſeyn, man gar nicht wähnen durfte, man mußte ſich einen Wurm dünken, um von ihm als ein Inſekt behandelt zu werden, dem er ſein Wohlwollen zu ſchenken gnädigſt beſchloſſen hatte.

Vom Kleinen war kaum die Rede vor ihm zu bringen. Sie wurden durch ſeine Leute abgefertigt, und wenn dieſe das Wiederkommen verboten, mochten ſeine Anſprüche an den Fürſten auch noch ſo gemacht ſeyn, dem war nicht zu rathen wiederzukommen, denn wenn ſein Stolz auch in ſeiner Gegenwart nicht anſteckend ſeyn durfte, ohne daß ſein Zorn bey der erſten Bemerkung Zerſchmetterung drohete, ſo war doch der Uebergang deſſelben ſehr ſichtbar und wirkbar, wenn man von ihm entfernt war, denn ſo wie vor ihm alles kriechen mußte, ſo verlangte man dieſes Kriechen hernach wieder von denen, die man in ſeiner Gewalt zu haben glaubte, und wer das nicht that, der wurde nach ſeinem Verhältniſſe faſt eben ſo von ſeinen Leuten — zum Theil doch nur, denn manche gute gab es auch darunter — behandelt und herabgeſezt, wie große würdige Männer von ihm behandelt wurden.

Denn dieſe, die nur wenig dem Range und der Stelle nach oft unter ihm waren, die oft Geburt höher erhob, und deren Verdienſte wenigſtens nicht viel kleiner als die ſeinigen waren, mußten

Stun

Stunden lang, ja — eine Schande iſts, wenn man ſichs denkt — halbe Tage in ſeinem Vorzimmer warten.

Und nicht immer hatte der Fürſt zu thun, nicht immer hielten ihn Geſchäfte ab. Und hielten ihn dieſe ab, dann konnte er doch wohl denen, die auch ihre Geſchäfte verſäumen mußten es entlaſſen, blos um ſich als ſeinen unterthänigen Diener zu zeigen, oder wenn ja dies ſeinem Stolze ſchlechterdings zur Nahrung gereichte, ſo konnte er doch wohl eine Stunde beſtimmen, in welcher er ſie wiederſehen, und ſeine Huldigung aus ihrem Munde empfangen wollte.

Er der Mann des Staats, der ganz im Beſten des Staats leben und weben ſollte, er konnte Diener des Staats von dem Vortheile vor denſelben zu arbeiten zurückhalten, um ſeine Antiſchambre immer mit Ordensbändern und Sternen erfüllt zu ſehen, und zu zeigen: Das vermag ich zu bewirken! Die mit den höchſten Ehrenzeichen prangen müſſen hier ängſtlich auf die Stunde warten, in der es mir gefallen wird, mein gnädiges

Geſicht auf ſie herab zu wenden, und ihnen ein geneigtes Gehör zu ertheilen?

O das ſchreckliche Uebel der Antiſchambren iſt noch nicht beleuchtet genug. Wie mancher naht ſich ihnen zitternd. Warum muß man da in einer ängſtlichen Stille ſeyn, die ſelbſt dem Gedanken verbietet, ſich ganz in uns zu entwickeln, aus Furcht, daß wir uns zerſtreut betragen oder auch ſelbſt von der Sache uns entfernen, die wir hernach vortragen müſſen? Warum müſſen wir den oft ſo naſeweiſen Hausofficianten zum Schauſpiel dienen, und überhaupt einem Zwange uns unterwerfen, der in den Verhältniſſen des Menſchen gegen den Menſchen nicht ſtatt findet. Und iſt das Verhältniß des Kleinen gegen den Großen hier angenommen, ſo ſoll dieſes Verhältniß ja doch nur in Geſchäften, nicht im Bücken ſeinen Platz finden. Und wer Geſchäfte hat, warum ſoll der warten? Und wer bloß ein Kompliment zu machen hat warum ſoll der warten?

Keiner ſoll warten, wo das warten nicht ſo nothwendig iſt, als das Untertreten bey einem Platzregen, wenn ich mein Kleid nicht verderben will.

Ich weis wohl, daß in vielen Antiſchambern Stunden feſtgeſetzt ſind, wo der Beſitzer derſelben zu ſprechen iſt. Wenn alſo dieſe Antiſchambre voll iſt, und ich muß warten, bis die früher erſchienenen abgefertigt ſind, ſo ſey dem ſo, ich kann mich nicht beklagen.

Aber wenn ich nun der einzige bin, der hier wartet, und ich muß, damit die Antiſchambre nicht leer ſtehe, warten, bis fünf Minuten vor dem Glockenſchlag, und nun kommt der gnädige Herr noch mit einer Eilfertigkeit, die da denken läßt, er habe eines Staats Wohl abzuwiegen, und nickt kaum ſo auf mich, als ob ich nicht einmahl den Blick verdiente, den er auf ſeinen Hund thut, das iſt doch wohl grauſam, ungerecht, himmelſchreyend.

Von den Antiſchambren, die nie verſchloſſen ſind, wo man oft vom Morgen bis zum Mittag warten, am Nachmittage wieder anheben, und vielleicht mit der ſpäten Nacht den gnädigen Herrn erſt erlauern kann, will ich kein Wort reden. Ich halte ſie für irdiſche Höllen, und wer darin gebüſſet hat, der mag wohl einige Anſprüche auf die himmliſchen Freuden haben, wenn er auch ſonſt eben nicht das exemplariſchſte Leben geführet.

Eine ſolche Antiſchambre hatte unſer Fürſt, und gerade die Männer von Verdienſt, gerade die, welche auf ihre Kenntniſſe ſo viel Werth ſetzten, daß ſie ſich nicht ganz erniedrigen wollten, die waren es die bey ihm warten mußten.

Doch vielleicht kommen in der Folge noch Beyſpiele vor, die uns dies deutlicher erklären. Auſſerdem empfand auch der Mittelſtand, der mit ihm zu ſchaffen hatte, dieſe ſeine neue Größe ſehr, denn keine Möglichkeit war es, von des Fürſten reichem Umfange der zu gebenden Nahrung etwas zu erhalten, auſſer wenn man im höchſten Grade ehrerbietig gegen ihn war, und faſt bis zur ſklaviſchen Unterwerfung es übertrieb.

Sechſtes Kapitel.

Eine der nächſten Urſachen zu dieſem Namen.

Miranda Herz war noch immer gegen **Panſalvin** das nehmliche, was es vom Anfange geweſen, und wir glauben nicht, daß es einen Menſchen geben kann, der ſich einer ſo beſtändigen Liebe zu erfreuen gehabt hätte, als dieſer Günſtling einer der größten Fürſtinnen. Soll man Leidenſchaft Schwachheit nennen, ſo war es ohnſtreitig Schwachheit von ihr, daß ſie ununterbrochen, troz allen Beweiſen ſeiner weiten Eingriffe an ihm hieng, und nie daran dachte, dieſe Eingriffe könnten auch zulezt gegen ſie überhand nehmen.

Niemand konnte wohl leicht mehr Antheil innrer Freude und Wohlgefallens zeigen, als **Miranda** bey der Erhebung des Fürſten. Wir wollen mit Stillſchweigen übergehen, was ſie dazu ſelbſt beygetragen, aber daß ſie viel beygetragen, war gewiß, ſo gewiß, daß ſelbſt **Panſalvin** es überzeugt ſeyn mußte, wenn er ſchon ſich weiszumachen ſuchte, er ſey es nicht überzeugt.

Denn wenn er ſchon alles das itzt war, was er ſich je gewünſcht haben konnte zu ſeyn, wenn die Stufen die er durchgegangen, von dem erſten Augenblicke an, da er Stufen beſtieg, ihm das nicht hatten erwarten laßen können, ſo war doch itzt, da alles erfüllt war, was er begehrt hatte, und auch ſogar, was er nicht begehrt hatte, es ihm ärgerlich, daß er etwas davon andern, daß er etwas davon Miranda zu verdanken hatte.

So weit gieng ſeine ſtolze Seele, daß er das haßen konnte, was dazu beygetragen. Der ihm den Fürſten gegeben hatte, blieb nicht von dieſer ſeiner — Grille iſt wohl ein viel zu ſchwacher Ausdruck dafür — verſchont, denn auch von ihm hielt er ſich nicht genug geehrt, und ein thätigerer Beweis ertheilter Ehre konnte doch wohl nicht gefunden werden.

Er hatte ſich würklich bey Miranda darüber beklagt, und geglaubt, man ſähe auf ihn mit einer Art von Verachtung herab, und die Fürſtin hatte genung zu thun, ihn darüber zu tröſten, und zu verſichern, daß, was er für Verachtung hielte, nichts weiter als eine Kordalität ſey, die man gerade nicht bey jedem Menſchen dieſer Art antráfe, und die man ſchätzen und hochachten müßte.

Dieſe Erinnerung gab ihm zu erkennen, daß er ſich ſelbſt einmahl einer Schwäche ſchuldig gemacht, indem er ſich verachtet ſeyn zu können, angab, wo alle andre ihn geehrt glaubten. Es wütete in ihm ſich ſo weit bloß gegeben zu haben.

Auch hatte er dießmahl ſo außerordentlich unrecht, daß er ſich nachher deſſelben ſchämte. Er hatte ja in ſeinem Hofſtaate ein Zeremonjel eingeführt, welches an Steifheit alles übertraf, was man finden konnte, er gebot mit ſeinem Blick ein ernſtes Schweigen, wohin er ſahe, und der geringſte Fehler gegen Titel und Würden, die geringſte Art von Nonchalance konnte ihn äußerſt aufbringen. Wenn er auf der Stelle ſich nicht dafür ſchadlos zu halten wußte, ſo trug ers gewiß lange, ſehr lange nach, jedem, der ihn in der Weiſe verſäumt zu haben ſchien.

Natur war ihm daher ganz unbekannt, wenigſtens hatte er ſich ganz von ihr entwöhnt, er, der doch die Natur hätte lieben ſollen, um aus ihr Nahrung ſtatt des Zwangs zu empfangen, der ihn ſtets einſchränkte.

Aber ſo gezwungen, wie ſein Glück war, war denn auch ſein häusliches Leben, und ſo hatte er auch Mangel an Zwang da für Verachtung gehalten, wo edle Natur einmahl als ein ſeltnes Geſchenk bey einem Großen ſich fand.

Er hatte ſich nachher wohl gehütet, Miranda jemahls wieder etwas der Art zu klagen. Dieſe hatte denn nun endlich es ſo weit kommen laßen, daß man in der Reſidenz ihm die nehmlichen Ehrenbezeugungen bewieß, die ihr geſchahen, daß man ihn allenthalben als ihr gleich betrachtete, daß man mit allen Kräften daran arbeitete, ſeinem unſinnigen Stolze Genüge zu leiſten.

Oft machte der Fürſt Reiſen, und auf dieſen Reiſen wurde ihm ſo begegnet, als wenn ſie ſelbſt erſchiene. Kein Unterſchied fand da ſtatt, es war allenthalben bekannt, er wäre ſo gut wie ſie, und man müßte ihm ſo begegnen wie ihr. Wo es nicht geſchehen wäre, hätte er ſicher eine barbariſche Rache genommen.

In Stunden ſtiller Zärtlichkeit hatte er dies alles von ihr erlangt. Immer hatte er ihr zu bedeuten gewußt, nur dann könne ſeine Liebe gegen ſie vollkommen ſeyn, wenn ſie keine Vorzüge mehr vor ihm verlange, ſonſt bleibe ihm eine gewiße Ehrfurcht, die dieſer Zärtlichkeit Schranken ſetze, und zurückhaltend ihn machen müßte.

Obgleich dieſe Art des Fürſten ſich auszudrücken erſt ſeitdem ſo häufig zum Vorſchein kam, als er den neuen Rang erhalten, ſo nahm Miranda ihn doch für Wahrheit, den Ausdruck erheuchelter Zärtlichkeit, ſie glaubte ihn immer mehr zu feſſeln, und dachte, wenn ſie auch manchmahl etwas vergebe, was ſie eigentlich nicht vergeben ſollte, ſo würde doch dadurch ihrem Staate eine Stütze erhalten, die nimmer mehr unerſchütterlich wäre, jemehr ſie ihn an ſich zu ziehen wüßte.

Allein dankte ihr denn auch der Fürſt das alles? Ach! Leider müſſen wir hier geſtehen, er that es nicht. Da er alles hatte, was er begehrt, da ward er zurückhaltend, lau, kalt, da war es, als ob die Fürſtin ihm das nicht mehr wäre, weil ſie ihm nicht mehr geben konnte. Nun war ſie was der Eigennützige nennt, erſchöpft, die Quelle die für ihn ſo wohlthätig gefloſſen. Izt ſchien ihm die nicht mehr zu gefallen, die bisher ihm alles geweſen war, izt — doch was Miranda dabey dachte, hernach, wenn wir ihn erſt in dem wahren Verderben ſehen werden, in welches der Uebermuth ihn ſtürzte.

Siebentes Kapitel.

Meynungen, Gedanken, Möglichkeiten, Wahrſcheinlichkeiten.

Was dieſes Kapitel enthält, lieber Leſer, muß dir nicht ſonderbar vorkommen, wenn es von keiner Seite Gewißheit trägt, ſondern, wenn die dargeſtellten Dinge mit den Ueberſchriften des Kapitels in ſo parallelen Gange ſtehen, daß du immer an der Grenze irgend einer derſelben weilen mußt.

Denn wie können wir die Evangelia predigen, wo uns keine gepredigt worden, wie können wir dir aber auch Dinge verhehlen, die doch der Glaubwürdigkeit nahe, wenigſtens zeigen, man habe genau auf der Fürſtin bemerkt, und weder den Großen noch den Unterthanen ſey es entgangen, wie auſſerordentlich Miranda ihn ſchäzte.

Es kann nicht anders ſeyn, ſprachen einige, ſie muß ihm ihre Hand reichen, und auf den Stuhl ihn heben wollen, auf welchen ſie ſelbſt ſizet. Andere verſicherten gar es ſey geſchehen, einige dachten, es könne, es könne auch nicht geſchehen ſeyn, andere bezweifelten die gänzliche Möglichkeit, wieder andere fanden es äuſſerſt wahrſcheinlich.

So trug ſich das hin und her, ſo gieng bey Groß und Klein ein blinder Lärm herum, ſo warteten einige auf die Bekanntmachung der Wahrheit, ſo wetteten andere für ein einiges Sillſchweigen doch geſchehener Wahrheit, ſo ſpitzten ſich viele auf unerhörte Feſte, ſo wollten andre vor Neid zerplatzen, die würklich glaubten, ſo kannegießerten Politiker, deren manche es rühmten andere es verwarfen, und ſo endlich verlohr ſich zuletzt das ganze Geſpräch, das Meynen, das Denken, die Möglichkeit, und die Wahrſcheinlichkeit, wie ſich jede Epoche auf dem Planeten endlich verliert, und einer andern Platz macht, wie jede Neuigkeit alt wird, wie jede Gunſt in Ungunſt ſich zu verwandeln pflegt.

Doch aber war man darüber einig, es mußte etwas im Werke geweſen ſeyn, was da hineingeſchlagen, es könne ein ſo allgemeines Gerücht nicht blos vom Zaune gebrochen, es müßte eine Quelle da ſeyn, woraus es entſprungen, und die ſchärfern

Seher wollten denn auch entdeckt haben wie es zuſammenhienge.

Allerdings ſollte der Fürſt nachdem er nun in ſeinem Sinn der Fürſtin vollkommen gleich war, nachdem er alles that, was ſie that, nachdem ihm alle Ehre widerfuhr, die ihr widerfuhr, auch ein kleines, ganz kleines Lüſtchen gehabt haben, die groſen Staaten den Namen nach mit ihr zu theilen, würklicher anerkannter Mitherr von dem zu ſeyn, was eigentlich nur ihr allein gehörte, und welches er im eigentlichen Verſtande der Nutzung nach ſo gut beſaß, wie ſie, wo er nicht mehrern Nutzen noch davon hatte.

Er ſoll in der That, denn Gewißheit, lieber Leſer vermögen wir nicht zu geben, wo wir ſie nicht haben, alſo merke dir das Wörtlein wohl, er ſoll einſt im Entzücken ihrer Zärtlichkeit geſagt haben, was denn nach ſo viel tauſend Beweiſen ihrer Güte, ſie noch abhalten könnte, ihn ganz mit ihrer Hand zu beglücken.

Miranda, troz der zärtlichen Kriſe in welcher ſie ſich eben befand, ſoll doch in dieſem Augenblicke ihre ganze Würde gefühlt haben, ſoll inne geworden ſeyn auf einmahl, daß ſie deren Größe einen unermeßlichen Umfang begriff, hier nur einen vor ſich habe, der ihrer Hände Werk nach ſeiner Größe ſey, den ſie gehoben, der ihr ſein Daſeyn in dem Kreiſe zu danken habe, in welchem er izt webe, und der mehr verlange, als es erlaubt ſey, zu verlangen. Aber ſo wie ſich ihrer der Gedanke bemeiſtert, er habe zu viel verlangt, ſo wie ſie ihn in dem Lichte der Unbeſcheidenheit im Fordern geſehen, ſo ſey auch gleich der zweyte Gedanke an politiſche Vorſicht, der Gedanke, wer das könne, könne auch mehr thun, die Möglichkeit der Fürſt habe nicht aus Liebe, nur aus Eigennuz ſeine ganze Rolle geſpielt, die Wahrſcheinlichkeit, daß das wenigſtens in der lezten Zeit der Fall geweſen, alles dieſes ſey in ihr aufgeſtiegen, und habe eine ſo beſondre Standhaftigkeit zu Wege gebracht, daß ſie den innerlich auflodernden Unwillen überwunden, und in anſchauliches Staunen verwandelt habe.

Und was forderſt du von mir Panſalvin? ſprach ſie, nachdem ſie doch einigermaaßen ihr Bedenken über die Aeußerung dargelegt. Siehe du haſt die Grenzen überſchritten, die mir ſelbſt geſetzt ſind. Bin ich ſo unumſchränkt, daß ich nichts über mir erkenne? O wenn ichs binn, ſo bedenke, daß ich doch auch nur eine Sterbliche bin, daß ich nicht mir dieſe mächtigen Staaten zutheilte, ſondern, daß einer ſie mir gab, der über uns iſt. Nach deſſen Willen ſoll ich glücklich machen die er mir gab. Und wußteſt du ſo wenig von allem was du bisher beherrſcht, daß du nicht wußteſt, Murren und Unwillen wären die Früchte eines ſolchen Schrittes — daß du nicht wußteſt, Aufruhr könnte die Folge ſeyn?

Dränge dich nicht zu etwas, was dich nicht glücklich machen kann, was dich unglücklich machen muß. Wornach du ſtrebſt, das iſt Gift, eine lockende Schaale, und ein bittrer Kern. Was fehlt dir nun das zu ſeyn, was ich bin? Der Nahme der Unabhängigkeit. Undankbarer Unerſättlicher! biſt du abhängig? Fühlſt du das, was dich noch dazu macht? Ließ ich dich es je empfinden?

Willſt du mir meine Liebe damit lohnen, daß du mich zum gehaßten Gegenſtande meines eignen

Hauſes machſt? Nie hätte ich geglaubt, du könnteſt das. Und noch, wenn es dir hülfe — Oder ſollteſt du — doch nein, Geliebter. Du wollteſt mich nur auf die Probe ſtellen. Es iſt nicht dein Ernſt, es kann nicht dein Ernſt ſeyn.

Die auſſerordentliche Entſchloſſenheit mit welcher Miranda die Worte geſprochen, ſollen den Fürſten überzeugt haben, von der Seite ſey nichts auszurichten. Er hatte daher den Rückzug angetreten.

Aber er hatte nicht geſagt, daß es ihm nicht Ernſt geweſen. Von der Seite betrachtet, meinte er izt nur könne ſie recht haben, und von der Seite betrachtet, wolle er dem einzigen Wunſche entſagen. Sehr betheuerte er, daß er nichts weiter, als dauernde Vereinigung im Sinne gehabt habe, daß kein Eigennutz, keine Nebenabſicht damit verbunden geweſen.

Man war wieder einig, aber es wollte nicht auf den vorigen Ton kommen.

Der Fürſt verließ Miranda bald, und beyde hatten Urſach nachzudenken. Von dieſer Zeit ſoll ſich ſeine Zurückhaltung angehoben haben, und dann Lauigkeit und Kälte daraus geworden ſeyn.

Allein das ſoll doch nur unter vier Augen geſchehen ſeyn, und mir — wir wiſſen es doch? — Ja nun, wiſſen wir denn, ob nicht Miranda für gut befunden, nach der Zeit jemanden etwas davon zu vertrauen, wiſſen wir denn ob ſie es nicht thun mußte? Oder wiſſen wir, ob nicht Dame Spadille, das Ohr, welches ſie itzt oft an die Thür der Fürſtin zu legen pflegte auch diesmahl dahin gelegt, ob ſie nicht in einer ſüßen Schäferſtunde, den Freyherrn Ponto der beynahe gar kein Geheimniß mehr wußte, nicht einmahl wieder mit einem regaliren wollen. Wiſſen wir denn — doch was konnten wir nicht alles wiſſen? Wir wollen aber nichts wiſſen, und verweiſen den Leſer auf die Ueberſchrift unſers Kapitels.

Achtes

Achtes Kapitel.

Da tritt nun wohl der Fürſt nicht im reinen Lichte auf.

Mißmuth und Unwillen ſollen ſich des Fürſten nach dieſer Zuſammenkunft bemächtigt haben. Zwar daß ſie ſich wirklich bey ihm fanden iſt gewiß genug. Die erſte Folge davon empfand zu ſeinem nicht geringen Schrecken ein junger Mann von Talent und Verdienſt, der leichtſinnig genug, da der Fürſt über einen Gang weggieng, zu ſeinem Zirkel von Freunden ſagte: Da geht der Vielgeltende!

Der Fürſt hatte es zu ſeinem Unglück gehört, er ließ ihn in Verhaft nehmen, und der junge Mann litt eine Strafe die man der Todesſtrafe an die Seite ſetzte, und mußte noch auf Zeitlebens das Land meiden.

Bitterkeiten aller Art erfuhren von dem Tage an, alle die nahe um ihn waren, auf eine lange Zeit, wahrſcheinlich auf eine ſo lange Zeit, bis der Fürſt in ſeinem Sinn einen andern Plan zur Reiſe gebracht, von welchem er hofte, daß er ihm gelingen ſollte, und der dieſen, wenn er anders ſtatt gehabt hat wohl verdrängte — einen Plan von dem wir im künftigen Zehend mehr hören werden.

Ehe er aber zur Reife kam, ſelbſt in ihm zur Reife kam, und hernach angebracht wurde tobte es unruhig in ihm, und er wußte ſelbſt kaum was er thun ſollte, dem Toben Einhalt zu thun, und ſich einigermaßen wieder Launen zu verſchaffen.

Man kann ſagen, er war ſich ſelbſt zur Laſt, und hätte er nicht im Stolze und in der Grauſamkeit Erholung für ſeine üble Laune gefunden, er wäre in einer Galle erſtickt.

O Vorſehung! wie muß die Menſchheit dir danken, daß dieſer Fürſt kein unumſchränkter Herrſcher war. Faſt war er es, und da ſchon gab es Seufzer ohne Zahl, Thränen in Strömen die ſeine Härte auspreßten.

Er erſäufte ſich, ſo zu ſagen, in Pracht um ſich für das ſchadlos zu halten, was er erlangen wollen, und nun verloren hatte. Er ſoll ſichs nicht haben denken können, daß Miranda fähig wäre, in irgend etwas nicht ſchwach gegen ihn zu ſeyn.

Itzt riß ſein Geiſt ihn immer zu mehreren Ausſchweifungen hin, und die erſte Rache die er an der Fürſtin nahm, war Untreue. In dem Zeitpunkt fiel ſeine Liebſchaft mit der Gräfin Manille, allein die Fürſtin, die zwar die Perſon nicht erfuhr die ſich ſeines Herzens oder vielmehr ſeiner Leidenſchaft, denn wem konute dieſer Stolze ſein Herz wohl geben, zu bemächtigen ſuchte, merkte doch nur zu bald die Sache, und daher nahm ſie Gelegenheit ihm zu verſichern, wenn er es wagte, öffentlich mit dem Rufe Miranda zu ſpielen, ſo ſähe ſie ſich genöthiget etwas zu thun, was er nicht erwartete.

Drohungen war der Fürſt von Miranden noch nie gewohnt. Die erſte kam ihm alſo ein wenig unerwartet, und der Gegenſtand den ſie betraf, lies ihm glauben, gleichgültig würde ſie nicht darüber wegſehen.

Da es auch ſeinem Stolze nicht ganz behaglich war, nach der Fürſtin eine andere öffentlich zu lieben, wenn er ſchon gern ſie damit gekränkt haben möchte, ſo ward aus dem erſten Vorſatze der des bloßen geheimen Genußes.

Aber war es nicht hart von ihm, die Fürſtin kränken zu wollen — kränken zu können? Hätte er nicht, und wenn er ſeiner Leidenſchaft keinen Zaum anlegen konnte, alle Delicateſſen brauchen müſſen, um hierin ſie nie zu beleidigen?

In den Geſchäften war er itzt nicht minder deſpotiſch als in allen übrigen. Nicht genug daß er in dem, wo er zu befehlen hatte, nun mit einer unumſchränkten Willkühr zu Werke gieng, ohne die einmahl zu fragen, die er doch eigentlich allerdings, zu fragen hatte, nein, auch in Dingen, die nicht in dieſes Fach ſchlugen, und die manchmahl wohl ohne des Fürſten Zuthun itzt abgemacht wurden, verlangte er ferner befragt zu werden hielt ſeinen Stolz für beleidigt, daß es nicht ſo war, und verlangte ſehr oft Widerrufung deſſen, was geſchehen.

Man wollte behaupten, und viele wollten es, daß er einige mahle Befehle die von der Fürſtin gegeben worden ſelbſt kaſſirt, und andre dafür gegeben habe, doch läßt ſich dieſes kaum glauben, da die Fürſtin ihre Rechte kannte, und gewiß mächtig ihm das Widerſpiel gehalten haben würde.

Auch fühlte der Fürſt, troz allem, was er ſich herausnahm, nach und nach wohl, daß es doch mit ſeinem Betragen gegen Miranda nicht ſo recht der wahre Weg geweſen, und er beſſer gethan hätte, den gelindern einzuſchlagen, der ihm izt nicht mehr möglich war, weil er ihn nun gedemüthigt haben würde.

Merkbar war es allen die nahe um beyde waren, daß das Verſtändniß nicht mehr das war, was es geweſen. Die Köpfe wurden darüber gewaltig zuſammengeſteckt. Viel Wahrſager kamen zum Vorſchein: Man träumte Vereinigung und Trennung. Keiner träumte recht. Man wollte gern das wahre erforſchen. Das wurde immer ſchwerer. Die Höflichkeit ließ ſchließen. Die geheimen Zuſammenkünfte ließen zweifeln. Die Fürſtin war in ſich gekehrt, aber ruhig. Der Fürſt unruhig, mit unter ein wenig frech.

Sein Stolz gegen andre nahm zu. Sein Deſpotismus gewann. Folgen — alles Folgen des Gefühls, es ſey nicht mehr, wie es war.

Von Fallen trauete niemand zu ahnden, man durfte es nicht. Wer es nur ſo laut gedacht hätte, daß man es muthmaßen können, der wäre verloren geweſen.

Doch gaben ſich viele, die es kennten, Mühe, mehr als gewöhnlich um den Fürſten zu ſeyn, um ihm etwas abzumerken. Das war vergebene Arbeit.

Theils war er zu weiſe, ſich herauszulaſſen, theils fühlte er ſelbſt, hier müßte er ſich durchſchlagen, und je mehr man wähnte, er würde kleinlaut werden, deſto höher ſtand er.

Er ließ es itzt darauf ankommen, daß ihn die Fürſtin rufen ließ, wenn ſie in Privatangelegenheiten mit ihm zu ſprechen hatte. Deſto öfterer gieng er unangemeldet zu der Zeit in ihre Zimmer, wenn der Hof lebhaft war, eine Freyheit die er ganz allein hatte, und deren er ſich manchmahl ſo brüſk bediente, daß ſie willens hatte ſie aufzuheben, doch aber des allgemeinen Aufſehens wegen es nicht wagte, wenn ſchon ſie es ihm in der Stille einmahl verboten haben ſoll, wovon er doch keine Notiz nahm ſondern vor wie nach ſich bey ihr finden ließ.

Er hattte alſo das Air eines gebietenden Liebhabers angenommen, und es kleidete ihn. Er unterfieng ſich von Verdienſten zu reden die er habe, und die er um des Beſten des Landes willen ſich nicht nehmen laſſen werde. Er behauptete, ohne ihn laſſe ſich das Ganze gar nicht mehr fortführen.

Neuntes Kapitel.

Und Miranda bekam Spuren ſeiner Finſterniß.

Wir ſind Miranda in ihrer ganzen Zärtlichkeit nachgefolgt, mit welcher ſie ſeine erwachſende von ihr genährte und unüberwindlich geglaubte Leidenſchaft gepfleget, und wenn wir uns des rechten Ausdrucks bedienen ſollen, einen Abgott aus ihm gemacht, der ſie zwar auch zu vergöttern ſchien, allein wie ſie itzt nur gar zu deutlich warnahm, es nur beym Scheinen bleiben lies, und höchſtens auf die zweyte Stufe ſie ſetzte, da der Ehrgeiz die erſte einnahm.

Das Erſtaunen in dem ſie ſich befunden haben ſoll, wie er jene auſſerordentliche Forderung that, iſt, wenn ſie wahr iſt, ihr nicht zu verdenken, und ihre Zurückhaltung kann nur Folge ſich bewußter Schwäche geweſen ſeyn, denn ſonſt hatte ſie Würde genug, und hatte dieſe während ihrer Regierung genug gezeigt, zu beſtrafen den Verwegnen, der es irgend wagte, die Ruhe ihrer Staaten ſtören zu wollen.

Und warum hielt ſie hier zurück, wo ſie offenbar ſehen mußte, das Verlangen war mit Abſichten verbunden, mit Abſichten, deren Ende ſie nicht ohne Schauder ſich bilden konnte? Zuweilen wollte ſie wohl etwas zur Rechtfertigung ſagen, allein das ganze Syſtem der Politik, welches bey ihr wie zu Hauſe war, ſtemmte ſich gegen jeden Gedanken der Art.

Sie fühlte eine Art von Betäubung, die auch eine ganze Zeit anhielt. Geliebt hatte ſie ſich noch immer geglaubt, und wie ſchnell die Ueberzeugung — alle dieſe Wohlthaten hätten nicht einmahl dankbare Liebe hervorgebracht — und nun kurz darauf die Beweiſe von Zurückhaltung, Lauigkeit, Kälte.

Wahrlich es gehörte ihre Standhaftigkeit dazu, das zu ertragen, es gehörte ihre Güte dazu, es nicht ſchrecklich zu ahnden, und es gehörte ihre Politik dazu, einzuſehen, daß ſie es dem Lande, ihrem vorigen Betragen, und den Sorgen für die Zukunft ſchuldig ſey, den gemäßigteſten Schritt zu gehen.

Zwar gab es wohl Mittel, die die Politik auch gut heißen kann, dem einreiſſenden Strom eines Beleidigten, dem man zu viel eingeräumt, Einhalt zu thun, allein theils lagen dieſe Mittel nicht in Miranda Seele, theils liebte ſie wirklich den noch von welchem ihr Unrecht geſchahe, theils ſahe ſie immer in ihm noch das gute Subjekt für ihren Staat und hielt vieles, was auf ſeine Privatrechnung zu ſchreiben war, für Enthuſiasmus gegen das Ganze.

Es fehlte zwar nicht an Menſchen, die ihr hierüber Aufklärung zu geben, in mancherley Geſtalten ſich ihr näherten, und auf dieſe und jene verdeckte Weiſe anfiengen, ein Licht anzuzünden, was nach Bedauren, hintergangen zu ſeyn, ſchmeckte.

Von dem Gerüchte war aber Miranda keine Freundin, gegentheils war ſie ſich ſelbſt auch in Fällen, die ſie nicht ganz zu Glücksfällen zu zählen vermochte, ſo einzig ſich ſelbſt genug, daß ſie mit kalter Größe beym erſten Wink auf ſolche Vertraulichkeiten ſie abzulehnen pflegte.

Die Dame Spadille zerbrach ſich den Kopf auſſerordentlich mit der Reſolvierung des Gedankens wie es möglich ſey, einen ſolchen Unſtern ohne Vertrauten zu ertragen, und Freyherr Pouto gieng wie vor den Kopf geſchlagen, wenn er betrachtete, daß ein Mann, der wie Panſalvin die höchſten Stufen erſtiegen, den Stolz ſo weit treiben könne, einer ſolchen Fürſtin zu trotzen, welcher er ſich um die Füße gewunden haben würde, um ihrer Gnade verſichert zu bleiben.

Armer Narr! Mit deinem Winden und Krümmen wärſt du auch nicht weit gekommen, und wer in dieſen Verhältniſſen die goldne Mittelſtraſſe nicht zu erhalten weis, erlebt keine Selbſtzufriedenheit, und kein dauerndes Glück.

Doch war Liebe, dieſe mächtige Beherrſcherin wo ſie einmahl ihren Scepter aufgerichtet, immer noch der hauptſächlichſte Halt des Fürſten. Wenn Miranda allein war, ſo dachte ſie — du haſt ihn doch ſehr geliebt! Er hat ſich verirret. Sollſt du auf einmahl die Hand von ihm ziehen, und ihn ein Opfer ſeiner Verirrung werden laſſen,

daß

daß er nun ganz in den Abgrund falle, dem er ſich nähert.

Dann ſtellten ſich ihrer Seele die vorigen Zeiten ſo lebhaft dar, dann machte die Erinnerung an die erſten ſo fröhlichen Monate ihrer Bekanntſchaft, an die Freuden bey dem öfteren Wiederkehren vom Heere des Feldherrn Baſta ihre Einbildungskraft ſo rege, daß ſie oft dachte, ſie müßte ſuchen, wieder mit ihm einig zu werden, und daß ſie oft darüber nachdachte, ob es nicht durch irgend einen von ihr zu nehmenden Weg wieder möglich ſey.

Wenn ſie ihn aber wieder öffentlich ſahe, ſo zeigte er ſich ihr in einem ſo ſtolzen Lichte, zwar nicht gegen ſie, aber doch gegen andre, daß ſie es unmöglich finden mußte, ihn durch ihr Herz herumzubringen, und von den Mitteln, die ſie ſonſt noch übrig hatte, ihn zärtlich zu ſehen, waren keine mehr vorhanden. Alles hatte ſie ſeinem Stolze geopfert, was ſie ihm hatte opfern können, und was er ferner begehrt hatte, konnte ſie nicht opfern. Es lag ſelbſt außer der Möglichkeit,

lichkeit, wenn ſie ſich in dem behaupten wollte, was ſie war.

Indeſſen wenn die Fürſtin alles überſahe, was ſie bis jetzt gethan, ſo fand ſie zwar daß die Liebe ſie heftig getrieben, und ihr einen kleinen Streich geſpielt, aber daß ſie doch immer in der Politik noch keinen Fehler gemacht hatte.

Hatte ſie ihn aber auch gemacht, ſo konnte ſie das doch nicht wiſſen, denn was ſie nicht erfahren ſollte, erfuhr ſie nicht, und über dieſen Liebling durfte ihr ja niemand die Augen öfnen. Er ſtellte ihr immer das vor, was er gethan, und da er die Abſichten und die Folgen ſchilderte, ſo wurden ſie auch immer ſo geſchildert, daß ſie zu ſeinem Lobe ausfallen mußten. Er war der einzige Menſch, der es wagte, und wagen durfte, ihr zu ſagen, das oder jenes gute habe ich ausgerichtet, denn er wollte nicht, daß ihr Wille und ihr überſehender Blick aufs Ganze mehr gethan haben ſollte, als ſeine Ausführung.

Wenn andre ſagten, durch Gnade und Auftrag ihrer Fürſtin wären ſie glücklich genug geweſen, dieſen und jenen Vortheil zu erlangen, ſo ſprach er in dem Tone, er habe geſehen, daß dieſes und jenes erſprießlich ſeyn würde, habe es veranſtaltet, und es ſey gelungen.

Er hatte durch öfteres Wiederholen, und daher entſtandene Gewohnheit es bey ihr alſo dahin zu bringen gewußt, daß ſie ihn für den eben ſo nothwendigen Gegenſtand ihrer Staatsbedürfniſſe hielt, als ſie ſich für nothwendig für ihn hielt, und indem in ihrem Herzen das Pro und Contra über alles das obwaltete, erſchien ein Mann, den wir ſchon kennen, und von dem es ſchien, als wolle er die Sache in ein andres Gleis bringen.

Zehntes Kapitel.

Anders wird es wieder, aber ob beſſer, das muß die Folge erſt lehren.

Feldherr **Baſta** mit Siegen und Thaten nicht allein der Tapferkeit, ſondern auch der Menſchlichkeit und Wohlthätigkeit gekrönt, kam in die Reſidenz zurück, nachdem er den Ruf **Miranda** auf allen Seiten gegründet, und ihr einen Namen gemacht, den die Völker ehrten, und faſt anbeteten.

Die Geſinnungen des Feldherrn werden unſern Leſern ſchon aus dem vorigen bekannt ſeyn, und billig ward er mit lautem Jauchzen von allen Seiten empfangen. Man ſegnete ihn in dieſen Augenblicken freylich nicht wegen deſſen, was er im Stillen gethan, ſondern wegen deſſen was laut und öffentlich war, und er hätte der größte Tyrann, ein Tyger im Morden, und ein Wolf im Rauben ſeyn können, man würde ihm doch zugejauchzt haben.

Iſt es nicht ein entſetzliches Gefühl, welches
r Krieg ſo allgemein hervorbringt, daß man
m vollbrachten Untergange der Menſchen ent-
gen jauchzt? Läßt ſich es wohl vertheidigen,
ß die, die Macht dazu in Händen haben, nicht
f ernſtlichere Maaßregeln denken, einen allge-
inen Uebel Einhalt zu thun? Der Krieg ge-
rt Hartherzigkeit gegen andere Leiden. Selbſt
: Entfernte wird angefeuert, übel von der Na-
n zu denken, gegen welche die ſeinige den
ieg führt. Er ſchreibt auf Rechnung des Gan-
, was nur einzelne thaten, und die übrigen
n muſten. Er beſtimmt durch die Leiden,
auf ihn ſelbſt fallen, wenn ſie auch nur in
minderung des ſeinigen beſtehen einen unge-
ſten Menſchenhaß gegen jene. Unvermeidliche
mit traurigen Nachwehen oft verknüpfte
hwendige Folge der Streitſucht.

Der Jubel, der einem zurückkehrenden Sie-
entgegenſchallt, der einer gebrachten Sieges-
tönt, iſt nie von der Art, daß man ihm das
räge menſchlicher Gefühle beylegen könnte,
iſt ein grauſames Frohlocken.

Hätte freylich mancher derer, die hier dem Feldherrn Baſta entgegen jubelten, gewußt, wie warm er bey allem ſeinen Muth für die Menſchheit gedacht, hätten ſie manche ſeiner vortreflichen Handlungen ſelbſt mitten im Feldzug und Sieg geſehen, ſie hätten denn nicht allein keinen Tadel verdient, ſondern ſie hätten ihre Freudenbeweiſe verdoppeln müſſen, um ihn ſeiner würdig zu empfangen.

Miranda, hatten ihre innern Angelegenheiten Theil an ſeinem Wiedererſcheinen, oder hatten ſie keinen Theil daran, ſahe ihn doch auch aus dieſem Grunde gern, obgleich es nicht lange dauerte.

Panſalvin bemerkte wohl, daß hier für ihn eine Perſon von Wichtigkeit erſchienen, und ſahe ſcheel zu dem lauten Empfange deſſelben, lies ſelbſt Miranda ſeine Unzufriedenheit durch Unruhe merken, und ſo oft es der Fall geweſen, daß nicht Stolz ſondern Bekümmerniß der Grund von Panſalvins Mißvergnügen geſchienen, ſo hatte die Fürſtin noch jederzeit dem Uebel abzuhelfen geſucht. Auch itzt that es ihr leid,

eid, daß ihr Liebling, ſo hart er auch immer gegen ſie war, kummervolle Augenblicke haben ſollte, und ſie beſchloß, ſie ihm zu verſüßen. Es wurde eine Art von Feſt gegeben, auf welchem derjenige gewöhnlich als der vorzügliche halt dem Neano, eine Freundin Miranda us ihrem Hauſe, und die glänzende Erſte des Feſtes ihre Hand reichte.

Nun war doch dies das erſte Feſt der Art, bey welchem Feldherr Baſta erſchien, und ihm hätte wohl dieſe Ehre gebührt, die dem Fürſten der Finſterniß ſo oft ſchon widerfahren war. Demohngeachtet wurde dieſer des Vorzugs gewürdigt, und wenn ſchon Feldherr Baſta dem Stolze nicht ſehr ergeben war, ſo ſchien ihm doch dieſe Gleichgültigkeit, denn für Herabſetzung waren ſeine Thaten ihm ja Bürge, ihm empfindlich ſeyn zu müſſen, und er verlies das Feſt.

Der Schritt war wieder auſſer dem Plane. Er ließ ſich zwar bald wieder beſänftigen, und adelte nur, daß man dem Stolze ſchmeichele, und doch auch Rückſicht darauf hätte nehmen ſollen,

len, daß er es ſey, deſſen Beſtreben dahin gegangen, den Fürſten zu erheben, daß manche That er auf ſeinen Namen gegeben, die eigentlich dem ſeinigen gebührt, und ließ ſich endlich bereden, ſelbſt den Fürſten der Finſterniß zu beſuchen, um dem allgemeinen Beſten beförderlich zu werden.

Bey dieſem Beſuche fiel aber auch wieder verſchiedenes vor, welches nicht ganz Panſalvins Beyfall fand. Der gute Feldherr nahm ſich manche kleine Freyheiten, die der Fürſt der Finſterniß zeither nicht mehr gewohnt geweſen. Er hatte aus dem Felde nicht das ſchmieg- und biegſame Weſen mitgebracht, welches der Fürſt gewohnt war. Er kannte kein Zeremoniel, das war ihm zu fremd geworden. Er gieng gerade durch den Haufen durch, die jeden beym Fürſten meldeten und die Gewandheit eines unter ihnen, der ſich bey dem feſten Vortritt des Feldherrn noch zwiſchen ihm und die Thüre machen und wenigſtens ſeinen Herrn von der Ankunft des majeſtätiſchen Großen benachrichtigen wollen, wurde mit einem ſehr unſanften Stoße vergolten, mit welchem ihn dieſer auf die Seite ſchob, und ſich den Weg bahnte.

Feldherr Baſta hatte ſo viel Ehrfurcht erzeugendes, daß ihn anzureden keiner ſich getraute, um ihn etwa zu verkündigen, daß das hier nicht Sitte ſey.

Er gieng auch gleich auf den Fürſten zu. Wenn den Relationen, die wir erhalten haben, Glauben beyzumeſſen iſt, ſo ſoll er gleich dem Fürſten um den Hals gefallen ſeyn, und geſagt haben: Nu, nu, bey dir gehts ſtolz her! Du haſt ja mehr Müßiggänger bey dir als unſre Fürſtin ſelbſt.

Der Fürſt der Finſterniß hatte an dem Tage ſeine Thüre vor jedem, außer vor dem Feldherrn verſchließen laſſen. Aeußerlich mußte das das Anſehen einer wichtigen Zuſammenkunft geben, die aber eigentlich nur dieſes Gepräge trug, denn der wahre Grund dieſes Verbots lag darin, daß der Fürſt erwartete, Dinge zu hören, die nicht mehrere als er hören ſollte und konnte er wiſſen, ob der Feldherr Baſta Mäßigung genug hatte, ſie nicht zu ſagen, wenn andre zugegen waren?

Die Umarmung des Feldherrn konnte der Fürſt freylich nicht ausſchlagen. Es wäre fürchterliche Undankbarkeit geweſen, einem Wohlthäter, wie der ihm war, ſo zu lohnen, und er mußte auch erwarten, daß wenn ers thäte, der Feldherr laut ſeine Verachtung an den Tag legte, der mit allem was er im Sinn hatte, ſehr aufrichtig umzugehen gewohnt war.

Ich dächte, ſagte ihm der Feldherr, es wäre reichlich an dir das eingetroffen, was ich dir prophezeyet habe. Du biſt hübſch groß geworden, aber du haſt deine Größe, mein lieber Freund, nicht ganz ſo angewandt, wie ich es erwartet hätte. Ich höre laute Klagen über dich, und ſo viel ichs auf den erſten Blick beurtheilen kann, gerechte Klagen. Auch biſt Du nicht den Weg bey Miranda gegangen, den ich dich gehen hies. Du haſt ihr Herz nicht zum Frieden geſtimmt. Ich finde in den Unterhandlungen die ich mit der Fürſtin gehabt habe, viele Anlage zu neuen Unruhen.

Der Fürſt hörte zwar gelaſſen die Vorwürf an, wie es aber auf dieſen Punkt kam, von welchem eigentlich ſeine Zukunft abhieng, und den er ſich nicht verderben laſſen wollte und konnte, diſputirte er mit vielem Eifer für die Nutzbarkeit der weitern Ausdehnung der Staaten der Fürſtin, und da der Feldherr ihn ſo ſehr im Eifer ſahe, lies er ihn alle ſeine Gründe dafür vorbringen.

Hernach aber erwiederte er ihm, daß in den Beſitzungen, die die Fürſtin habe, mehr Reichthum enthalten wäre, als ſie dort erwerben könne, daß es unrecht ſey, ſie von dem bisher ſo ſchön verfolgten Plane der Kultivirung derſelben abzuhalten, daß es dem Lande nachtheilig ſey, wenn Kriege um Eroberungen willen entſtänden, daß es den Ruf der Fürſtin ſchmälern hieße, wenn man ſie in Zwiſtigkeiten verwickelte, die überflüßig wären, daß die Feindſeligkeiten, von welchen er gehört, anfangen, das Völkerrecht beleidigen hieße, und daß es leicht ſey, Scheingründe zu einem Kriege zu finden, ſchwer aber die Welt davon zu überzeugen, daß es wahre Gründe wären.

Hierauf erklärte er trocken und frey, er ruhe nicht, das müßte anders werden, und er erwarte von Panſalvin, den er noch immer für den ehrlichen nur durch ſeine Größe verblendeten Mann hielte, daß er zu dieſer Veränderung beytragen würde, was in ſeinen Kräften ſtände. Hier wolle er mit ihm ein Bündniß ſchließen, wie ſie beyde gemeinſchaftlich zum Beſten ihrer Fürſtin und deren Staaten handeln wollen, und ein Handſchlag ſolle ſie vereinigen, daß keiner von dem Zweck abgienge, den ſie gemeinſchaftlich unternähmen.

Der Fürſt der Finſterniß ſchüttelte ein wenig mit dem Kopfe, und zuckte die Achſeln, wie er dieſen vom ehrlichen Mann reden hörte, allein

da

da er den Brauskopf kannte, da er nicht gern lauter noch mit ihm zuſammen kommen wollte, ſo verſprach er, es ſollte anders werden. Der gute Feldherr glaubte, und ſie ſchieden in Frieden.

Der Fürſt der Finſterniß.

Fünftes Zehend.

Wo das hinaus will, ſieht man doch wohl.

Erſtes Kapitel.

Auf welche Seite ſich nun wenden.

Der Zweck den der Fürſt der Finſterniß gegen Miranda geäußert, bedurfte wenig Erläuterung. Daß er daran denken würde ihn zu Stande zu bringen, war nicht zu bezweifeln.

Daß er Krieg geben mußte war daher gewiß. Zwar gab es noch einen Weg Panſalvins Wünſche zu erfüllen, ohne gerade Krieg hervorzubringen. Es durfte nur ein gewiſſer Fürſt abgeſetzt, und Panſalvin an ſeine Stelle eingeſetzt werden, ſo wurde keine Fehde, weil der abgeſetzte Fürſt nicht im Stande war ſie zu führen, und kein mächtigerer ſeine Parthey gegen Miranda nehmen würde. Sein kleiner Staat war ſchon lange ein Ball des Schickſals geweſen, ein kleiner fetter Biſſen, den man von manchen Seiten gern ſchon zu einem Frühſtück eingenommen hätte, wenn nicht einer den andern geſcheuet.

Dies wäre wohl eine Mahlzeit für den Fürſten der Finſterniß geweſen, die ſich alle hätten gefallen laſſen, da es ihnen gleich war, wenn ein beſonderes Fürſtlein da ſaß, wer es war, und keinen größern Staate ſollte es einverleibet werden.

Allein der Biſſen war viel zu wenig zum Sattwerden für dieſen ehrgeizigen Menſchen, und Miranda getrauete ſich gar nicht einmahl das Anerbieten ihm zu thun. Freylich hätte er angränzend an dieſem Stückchen gern noch einen größern und ſehr großen Biſſen geſchnappt, wozu auch Miranda vieles hätte beytragen können, aber dieſen bewachte noch ein nachbarlicher Drache, der das Küchlein, welches er unter ſeine Flügel zu nehmen geſonnen recht tapfer beſchirmte, und ſo viel Mühe Panſalvin ſich auch gab, um hier Unterhandlungen zu wege zu bringen, ſo war doch alles vergebens, oder wenigſtens wurden die Bedingungen unter welchen man ſich auf etwas einlaſſen wollte, ſo ſehr geſpannt, daß dem Fürſten der Finſterniß die Luſt ganz vergieng, dorthin eine Stufe höher zu ſteigen.

Endlich war noch der ſchönſte und freylich für den Fürſten der angenehmſte Weg einer Verbindung mit dem, der ihn einſt verachtet haben ſollte. In deſſen Kabinet hatte er ſtarken Einfluß gefunden, und es war geglückt, daß er daſſelbe zu einer nicht ganz gerechten Fehde gegen einen Nachbar bewog, mit welchem Miranda auch gränzte, und von deſſen reichen Beſitzungen er einträglich genug zu erndten hoffte.

Allein wenn der Plan auch ſchon ganz fertig war, ſo furchte man doch jenen, ſeinen Schatz und alles was einſt ſein werden konnte, ſo heftig bewachenden Drachen, der nur darauf wartete bis ſie losbrechen ſollte, um dann ebenfalls ſchnell zu gründenden Gerechtſamen des Verhältniſſes ſeine Zuflucht zu nehmen, und zu arrondiren ſeine Beſitzungen um das, was ihm am gelegenſten dazu lag.

Der Fürſt der Finſterniß hatte den Ausdruck eines Drachen für jenen allgewaltigen Widerſacher ſeiner Projekte angenommen, denn eigentlich hatte er nichts weiter davon ähnlich, als etwa die ſorgfältige Hütung ſeines Schatzes, und den Scharfblick den die Thiere haben, und dadurch ſogleich alles entdecken ſollen, was ihnen entgegen kömmt.

Auch konnte er wohl die Eigenſchaft noch von ihm haben, daß er gleich losfuhr auf alles was ſich ihm in dem Weg ſtellte, nicht lange fackelte, ſondern ernſtlich zu Werke gieng. Uebrigens that er niemanden Schaden, wie man von dieſen Thieren zu behaupten pflegt, ſondern er war ein wahrer Vater ſeiner Unterthanen, deſſen Name ewig leben wird unter ihnen.

So ſtanden die Sachen im politiſchen Fache, und obgleich Panſalvin ſich den weiſeſten

ſten unter allen hier im Spiel ſeyenden dünkte, und nur bedauerte, daß er nicht die Macht, entweder der Fürſtin, welcher er diente, ein Wort, das ihm einiges peinvolles Herzklopfen machte, oder desjenigen, der ihm jenen großen Biſſen nicht gönnen wollte, daß er deren Macht nicht hatte, ſo hatte doch die Fürſtin ihn weit überſehen, wenn er gleich etwas in ihr anzufachen gewußt, was vorher nur funkenartig in ihr gelegen, denn ſie hieß gut, was er ſagte, aber ſie hieß es gut um ſelbſt Vortheile für ſich darin zu finden.

Aber das bemerkte der Fürſt eben ſo wenig, als wir gewöhnlich, das entferntere Uebel zu verhindern, dem nähern freyen Lauf laſſen.

Er glaubte innerlich nichts mehr zu fürchten zu haben, nachdem es ihm beſonders gelungen, den Feldherrn Baſta aus dem Sattel zu heben. So arbeitete er an allen auswärtigen Orten mit allen nur möglichen Erforderniſſen durchzudringen. Seine Politik vermochte aber an dem einen Orte gar nichts, und der Weg des zweyten blieb, wie oben geſagt, durch eine ſorgfältige Bewachung von jener Seite noch verſchloſſen. Geduld war nöthig, ſo wenig Panſalvin auch hatte, und da ſie bey ihm ein beſchwerliches Muß wurde, ſo fühlten die um ihn her waren, die verdrießlichen Launen derſelben.

Zweytes Kapitel.

Nähere Beweiſe einer neuen Undankbarkeit.

Von einem Zwecke haben wir zwar geredet, welchen der Fürſt Miranden geäußert, und ein Theil unſrer Leſer wird ihn gewiß auch rathen, aber deutlicher muß es doch wohl noch werden, welcher es war.

Die Erſcheinung des Feldherrn von welcher ſich die Fürſtin mancherley verſprochen hatte, lief in Anſehung ihrer nicht ihrer Erwartung nach, ab. Sie hatte geglaubt, der Sieger über alles, wogegen ſie ihm geſchickt würde voll Feuer ſeyn, ſeine Siege noch zu vermehren, und ihrer Liebe zu weitern Fortſchritten Genüge zu leiſten, und ſie fand gerade das Gegentheil. Er war unzufrieden mit den Planen, welche angelegt wurden, einen Nachbar zu bezwingen, und den größern Theil der nachbarlichen Beſitzungen ſich anzumaaßen. Er war mürriſch über die Bereitwilligkeit eines andern Hofes, dieſen Planen ſo ohne Grund beyzutreten, und konnte die Bedrückung, die für den Nachbar daraus entſtehen mußte, von der Seite der Menſchlichkeit nicht billigen, er fand eine ſchaudernde Ausſicht darinn, die ſich auf ſo viele Provinzen des Feindes erſtrecken würde, er fand in den eignen benachbarten Theilen des Landes der Fürſtin Gewißheit hervorzubringenden Elends, und er beſchwer Miranda von dem Vorſatze abzuſtehen, den der Fürſt der Finſterniß in ihr zu einer Art von Nothwendigkeit zu machen gewußt.

Er ſchilderte dieſen ihren Liebling mit einigen ſchwärzlichen Farben, ſcheuete ſich nicht zu ſagen, das Hofleben habe ihn verdorben, und er wäre das nicht geworden, wenn er nicht vom Heere zurückgerufen worden, wo ihm Menſchlichkeit mit Groſſe immer vereinigt gehalten hätte, denn er behauptete, man lerne ſie ſehr im Kriege, wenn man nur Gefühl dafür habe.

Er nahm ſich die Freyheit der Fürſtin das weite Feld, welches ſie vor ſich habe, ſehr bedürfnißvoll ihres Schutzes, und ihrer Sorge zu mahlen, ſo daß auswärtige Dinge ſie wohl eigentlich weniger beſchäftigen ſollten, als es der Anſchein gebe. Und zuletzt berief er ſich darauf, daß er mit dem Fürſten Panſalvin, die Abrede genommen, daß ſie beyde dieſe Meynung bey ihr befördern wollten.

Hätte Feldherr Baſta das nicht dazu geſetzt, vielleicht wäre Miranda weiter ins Detail ſeiner Verträge gegangen, und vielleicht hätte er ſie ernſtlich überzeugt, daß ihre Anſprüche nicht rechtmäßig, und ihr Vorſatz beſſer unterbliebe, als ausgeführt würde.

So aber nahm es ſie wunder, daß Panfalsin, welcher, wie ſie, wenn er es ihn auch nicht geſagt, doch vermuthen konnte, nicht mit dem Feldherrn Baſta einerley Meynung ſeyn konnte, ihm das Verſprechen gegeben haben ſollte, wieder das zu reden, was ſein höchſter Wunſch war, und neugierig zu wiſſen, ob dieſe Harmonie unter beyden ſtatt finde, und ob denn Feldherr Baſta ſogar eine größere Macht über ihn habe, als Miranda, entließ ſie dem Feldherrn, um den Fürſten zu ſprechen.

Nie war der Fürſt der Finſterniß bereitwilliger zu Miranda gekommen ſeitdem Kälte zwiſchen ihnen herrſchte, und nie hatte er wohl Finſterniß mehr gehabt, als eben itzt. So weit kannte er wohl ihre Weiſe zu handeln, daß ſie ihn nicht zu ſich bitten würde um ihm unangenehme Dinge zu ſagen.

Er vermuthete, was mit dem Feldherrn vorgefallen ſeyn möchte, und nahm ſich vor, izt jeden Funken von Anhänglichkeit an ihn, wo möglich bey Miranda ganz auszulöſchen.

Eines Nebenbuhlers in der Gunſt ihrer Politik war er los geworden. Graf Körwit welcher troz dem, daß er den Liebhaber ganz verdrängt hatte, doch als alter Wohlthäter Miranda, und als weiſer Kenner vieler Staatsgeheimniſſe ihr Vertrauen nicht ganz verlohren, und immer noch von ihr zu rathe gezogen worden war, der ſo manches was er durchzuſetzen geſucht, in der Stille noch hintertrieben hatte, wenn auch ſchon er, Panſalvin, ihm einſt einen großen Dienſt erzeigt, dieſer hatte die Laufbahn ſeines Lebens geendet, und ſeitdem war er alleiniger Beſitzer jenes Zutrauens geweſen.

Izt kam ein gleich furchtbarer bisher entfernter Nebenbuhler dieſes Vertrauens ihm in den Weg, und er wußte nicht, würde der Tod ihm auch noch den Gefallen thun, ihn ſo bald zu ſchlachten, oder nicht. Alſo war es beſſer, ſich ſeiner ſo zu entledigen, daß er ihm das Vertrauen der Fürſtin zu entziehen ſuchte.

Das wollte er. So undankbar wollte er gegen den ſeyn, der ſo viel zu ſeiner Erhebung beygetragen, und der ſchwarze Vorſatz ward von keinem hellen Lichtſtrahle verdrängt.

Bedenklich kam ihm das Anſehen der Fürſtin vor, wie er bey ihr eintrat, allein Laune ſchien ſie nicht zu haben. Miranda erzählte auch ohne Hehl, was der Feldherr Baſta geſagt, und wie er ſich auf ihn berufen habe, ſie erwartete itzt die Beſtätigung davon, und wenn ſeine Meynung freylich dieſelbe wäre, und zwey ſo große Männer wider ihr Vorhaben eingenommen, ſo mußte ſie ſich wohl entſchließen, nachzugeben, um nicht einſt die Vorwürfe zu hören, daß ſie gutem Rathe nicht folgen wollen.

Die Vorrede war nicht übel vor den Fürſten, und ſein Geſicht konnte eine wachſende Heiterkeit nicht verbergen, ſo gern er ſie auch den Augen der Fürſtin zu entziehen geſucht haben mochte.

Herr erſt über ſich ſelbſt, kamen doch auch außer den Augenblicken des unbeſiegbaren Stolzes noch welche, die ihn in Verlegenheit brachten.

Er freuete ſich innerlich, daß eine Arbeit von vielen Jahren, doch wenigſtens ſo tief Wurzel gefaßt, daß ſie nicht auf den erſten Sturm eines Antagoniſten zertrümmert worden, und den zweyten, der ihr ſchaden konnte, wollte er ſchon abwenden.

Feſt in ſeinem Vorſatze ſich zum Eroberer für ſich ſelbſt anzuſchicken, hatte er nicht unterlaßen, um zu ſeinem Zwecke zu kommen, es Miranda immer vorzuerzählen, kein Nachruhm ſey bleibender und ewiger, als der eines Weltenbezwingers. Sie habe die Macht dieſes zu werden, und ſie ſollte ſich nicht abhalten laßen, beym erſten günſtigen Zeitpunkte die Gelegenheit zu ergreifen. Das Glück ſtände ihr zur Seite. Siegreiche Waffen führe ſie allenthalben. Sie habe bisher die Kriege, die ſie zu ihrer Vertheidigung geführt mit entſchiedenem Glücke geendet. Nun ſollte ſie auch welche führen, um mehr zu gewinnen, als Vertheidigung.

Miranda hatte die Eigenſchaft des Stolzes vorher nur in einem Grade gekannt, wie ſie einer Fürſtin, wie ſie es war ziemte; ſie hatte einen Stolz auf das Glück ihrer Unterthanen gehabt, einen Stolz ſich ſagen zu können, ſie liebten ſie. Da ſie ſich um ihr Glück bekümmerte, war ſie auch nicht laß im Blicke auf ihre mögliche Verbeſſerungen geweſen. Sie hatte zu ihrem Beſten neue Einrichtungen gemacht, die nicht bloß ihr äußerliches, die ihr innerliches mit betrafen. Sie hatten die beſten Wirkungen davon geſehen, ſie war von der Welt angebetet worden. Mit Recht hatte man ſie Muſter einer Fürſtin geheißen.

Unſeeliger Menſch! Der du die Plane in ihr geſchaffen hatteſt ihre faſt gränzenloſe Staaten noch gränzenloſer zu ſchaffen. **Panſalvin** nicht unwiſſend in Begebenheiten der Vorzeit hatte alles hervorgeſucht, ihr zu beweiſen, nichts gleiche der Größe, bezwungen zu haben. Sie ſolle die Geſchichten aller Völker durchgehen, und ſehen, ob irgendwo etwas mit mehrerem Glanze aufgeführt werde, als der Name der Helden, und derer die Länder unter ihre Botmäßigkeit gebracht.

Mittelbar oder unmittelbar geſchehen, würde man immer ſagen: Die große Miranda war es, die eine fürchterliche Alleinherrſchaft auf die Hemiſphäre des Planeten hervor brachte.

Hierzu kam noch das ſüße Gift der Schmeicheley. Giebts ein Volk, welches nicht gern unter deiner Herrſchaft ſteht, Miranda? Segnen werden dich jene, wenn du ſie einem Joche entziehſt.

Wahr, daß da, wohin er zielte, jedermann ſich ein Joch dachte. Allein auch dieſes Joch ſchien nur Joch zu ſeyn. Und warum ſchien es Joch? Weil die, deren Größe ſie fürchterlich machte es trugen. Es war keine ſo üble Einrichtung in jenem Lande, daß diejenigen, die mit gemißbrauchter Gewalt ſchaden konnten, am meiſten unter dem Drucke waren, daß ſie am ſchnellſten Gefahr liefen, von ihrem Poſten in ein Nichts herabgeſtürzt zu werden. Wahr, daß dort ſtrenger Deſpotismus herrſchte, aber wahrlich nur ſtrenger Deſpotismus gegen das Unrecht, und hauptſächlich die welche es zu üben Macht hatten. Den Bürger des Staats den Aermern, der ſeiner Hände Arbeit und ſeines

Verdienſtes lebte, traf es wenig das Loos des ſchnellen Sturzes.

Große, die dem Fürſten der Finſterniß gleich, ſich zu Beherrſchern aller übrigen ſchufen, und vom Fette der Armen ſich bereicherten, bis der Fleiß ſie knochendürre machte, dieſen war immer der jähe Tod nahe.

Wollte er dieſe vielleicht glücklicher machen? Fühlte er eine ſolche Liebe gegen ſeines gleichen? Aber leicht war es doch wohl, Miranda es glauben zu machen, dieſe würden ſich glücklich ſchätzen, wenn nachdem ihre eine Helfte abgeſchlachtet wäre, die andre ſich unter ihrem Schutze befänden. Seegen konnte er ihr von daher verſprechen.

Gehör hatte Miranda dem allen gegeben. Feſt war der Vorſatz in ihr, ſie wollte jene Länder ſich unterwürfig machen, ihre großen Beherrſchungen um einen ſo anſehnlichen Zuwachs vermehren, und wo möglich ihrem Nachbar in eine weite Grenze verbannen. Lieblingsplan war es ſchon bey ihr geworden.

Nun ſetzte Panſalvin alſo alle Seegel an. Nun gelang es ihm, mit ſchwarzen Farben mit den ſchwärzeſten den Feldherrn Baſta anzuſtreichen. Hier war bloß Neid unverzeyhlicher Neid gegen ihn in Spiele. Aber nicht gegen ihn allein. Nein, auch gegen die Fürſtin behaupte er, gebe die heimliche Tücke des Feldherrn. Auch ihr gönne er den Ruhm nicht, den er ihr ſelbſt gebracht. Furchtſam, daß die Folgezeit glänzender ſeyn würde, als die jetzige wolle er nun von keinen neuen Kriegen etwas wißen, damit nur die ſeinigen im Andenken bleiben, und durch Mirandens Ruhm ſein Ruf nicht verloren gienge. Er nannte ihn einen eigenmächtigen Mann, mit dem man aufs äußerſte vorſichtig umgehen müße, damit er nicht die erhaltene Macht zum Nachtheil anwende.

Die Fürſtin war immer dem Feldherrn gut geweſen. Sie hatte nie erwartet eine ſolche Schilderung von ihm zu hören. Hätte er nur nicht ihren Lieblingsplan angegriffen, wärr es nur dazu gekommen, daß ſie ſeine Gründe gehört hätte, die ganz andre waren, als Panſalvin angab, ſie würde gewiß von ihrer Gerechtigkeitsliebe getrieben den das Gute nicht unterlaſſen haben, wenigſtens nicht dem Guten, um ſeines Guten willen, kalt begegnet ſeyn.

Zwar frug ſie den Fürſt der Finſterniß, wie es dem zugienge, daß der Feldherr Baſta ſagen können, ſie wären einerley Meynung, allein das wurde mit der Urſache beſchönigt, die er auch ihrem künftigen Verhalten an die Hand gab, gegen ihn nichts von dem wahren Vorſatze verlauten zu laſſen, damit er nicht ihm entgegen handelte, und ihre Unternehmungen untergrübe, bey denen man ihn nicht bedürfte.

Die Fürſtin fand den Rath weiſe, und gut. Sie befolgte ihn. Der Feldherr verlohr das Zutrauen Mirandas, wie es ſchon ſo viele verloren hatten, der Fürſt der Finſterniß aber krönte ſeine Werke der Finſterniß mit einem der düſterſchen Gattung.

Drittes Kapitel.

Der Zweck des Fürſten der Finſterniß enträthſelt ſich.

Erfuhr Feldherr Baſta gleich weiter nichts von dem Vorſatze, den man hatte, ihn ganz unbrauchbar zu machen, ſo hütete man ſich doch auch wohl ihm irgend etwas davon merken zu laſſen, daß man in ſeinen Planen dennoch vorwärts gienge, und da er glaubte mit ſeiner Warnung etwas ausgerichtet zu haben, ſich auf das Bündniß mit den Fürſten verlies, und von dieſem auch darin beſtärkt wurde, denn Miranda ſogte lieber nichts als daß ſie ihn offenbar mit Unwahrheit hintergangen hätte, ſo beruhigte er ſich, und war froh ſoviel zu wege gebracht zu haben.

Man war aber doch eines ſo läſtigen Aufſehers bald überdrüßig, und ſo wurden Maaßregeln genommen ihn wieder zu entfernen.

So unumſchränkt, wie itzt, hatte Panſalvin noch nicht geherrſcht, aber mit welcher Vorſicht war er auch zu Werke gegangen, um die Fürſtin ſo tief in ſeine Netze und in ſeinen Willen zu ziehen, daß ſie, wenn ſie nun auch gern gewollt hätte, nicht wieder aus der Falle gehen konnte in der ſie einmahl ſaß.

Zu dem Ende hatte er vor allen Dingen, da er und kein andrer das große Werk auszuführen im Stande war, es dahin zu bringen gewußt, daß Miranda alle ihre Heere ihm anvertrauete, offenbar alſo Feldherr Baſta zurückgeſetzt wurde, der ſich doch hierüber ſehr leicht getröſtet, und nur bedauert haben ſoll, daß er ſelbſt dazu beygetragen, ſeine Fürſtin einer ſolchen Schlange ganz in die Hände zu ſpielen.

Der Fürſt der Finſterniß hatte nun anſehnlich gewonnen. Vorher ſchon beliebt beym Heere, ſuchte er nun erſt alles hervor, ſich der Ergebenheit deſſelben zu verſichern. Ein Theil der unermeßlichen Säze die er geſammlet, ein kleiner Theil war hinreichend, dieſe in ſeiner Gewalt zu haben, und er unterließ nicht alles anzuwenden, was ſowohl von dieſer als von der Seite der Vertraulichkeit gegen den Krieger zu erhalten war.

Er war in die Gegenden gereiſt, wohin der Krieg gehen ſollte, und auch hier hatte er Spuren zu laſſen geſucht, die Wohlwollen ihm erhielten, damit er auf jeden Fall gedeckt war. Wie ſo alle ſeine Maasregeln genommen, hob das Glück auch noch eine Schwierigkeit, die er kaum zu überwinden ſich getrauet. Der Tod nahm den, der ihm ſeinen vorhergewählten Schatz ſo ſorgfältig bewahret, ja, wir möchten wohl ſagen entriſſen hatte, der, der auch ein ſo aufmerkſames Auge hatte, daß ſehr zu zweifeln war, ob er ihm je ſo lange er lebte einem Schritt dahin zu thun, zugeben würde, der wenigſtens den Bundsgenoſſen, ſo ſcharf im Auge hielt, daß dieſer es nicht wagen konnte, noch hierin thätigen Vorſchub zu leiſten.

Nun aber trat er zu Miranda. Nun waren alle Hinterniſſe gehoben. Nun legte er ihr aufs neue von ihr nicht zu verwerfen mögliche Plane vor, nun zeigte er, was er in Anſehung der Gewißheit ihrer Siege ſchon zum Voraus gethan, und nun, nachdem er noch die Veranſehung gewiß gemacht, daß das alles doch nicht ohne ſein Zuthun geendet werden könne, er vielmehr den Schlüſſel noch in der Hand habe, zu ſchlieſſen oder loszulaſſen, nun brach er endlich mit ſeinen Forderungen aus, daß er denn doch endlich hoffe zum Lohn für alle dieſe Arbeit eine Art von Unabhängigkeit zu erhalten, die ihm bis jetzt fehle.

Nun hielt er auch gar nicht mehr damit hinterm Berge, daß dieſes ſein Plan vom Anfange geweſen, daß ſeine Laufbahn vom erſten Augenblicke erhaltener Gunſt an, dahin gegangen, durch eignen Schwung eine Souveränität ſich zu erwerben, daß er ſich vorgeſetzt, hierin ein unerhörtes Beyſpiel zu geben, daß er erwarte, daß Miranda ihm verſpreche, er ſolle wenigſtens in dem größern Theile der eroberten Beſitzungen regierender Herr ſeyn, damit er ſich an die höchſte Klaſſe der Menſchen anreihen, und keine Abhängigkeit mehr anerkennen möge.

Miranda, die Weiſe, die ſtets Mäßigung bereit hatte, wenn ſie ihrer bedurſte, hatte, ſo viel Stiche ihr auch Panſalvins Aeußerungen ans Herz gaben, dennoch mit Unbefangenheit, ja gar mit einer Art von Zufriedenheit, wenigſtens mit ſprechender Aufmerkſamkeit alles angehört, was er geſagt.

Ich habe dich geliebt, ſprach ſie dann und als einen den ich geliebt habe, liebe ich dich auch noch, obgleich dein Stolz dich von dieſem Fehler frey zu ſprechen ſcheint. Ich habe nichts verſäumt, deine Wünſche zu befriedigen. Auch was deinen heutigen Wunſch betrift, war ich dir ja nie im Wege. Ich wollte dir lange ein kleines Gericht für deine Befriedigung aufgetragen haben, aber ich wußte, das ſättigte dich nicht. Ich wollte dich damahls in den Beſitz der größern Tafel ſetzen, allein man wollte dir zuviel Gerichte davon nehmen, deswegen verwarfeſt du ſie.

Glaubſt du ich werde dir ſchwer machen was du begehrſt. Nein, mein Lieber. Geh, erobre, und was du erobern wirſt, ſey dein. Mit Freuden will ich ſelbſt eine Krone auf dein Haupt ſetzen. Kannſt du mir vorwerfen, ich thue nicht alles?

Es hielt ſogar ſchwer, daß Panſalvin dies eingeſtand. Allein Miranda war auch, wenigſtens von Seiten der Liebe itzt geheilt. Der echte wahre Stolz den ſie wohl haben konnte, hatte das verdrängt. So ſich über ſie hinwegzuſetzen, ſo ihr gar nichts mehr von allen den Verdienſten zu laſſen, die ſie doch würklich um ihn hatte, das war zu hart, um verſchluckt werden zu können.

Sie liebte ihn nicht mehr, ſie ſchätzte nur den großen Mann. Der war er durch eine auſſerordentliche Intrigue. Nutzbar konnte er ihr noch werden, und ſie ſelbſt dabey ſchmeicheln. Allein furchtbar war er auch, und dadurch konnte er ihr ſchädlich werden.

Dieſes zu verhindern — zu der Ausführung des Vornehmens hatte ſie noch viel Zeit. Nun mußte er erſt gehen ~~und ſiegen,~~ und Eroberungen die er gemacht waren nicht gleich in der Art in Beſitz genommen, wie er es wollte, und geſchahe alles, nun ſo ließen ſich noch viele ſehr viele Hinderniſſe bewerkſtelligen, die die Frucht in ihrer Reifung aufhielten.

Von Liebe war alſo gar die Rede nicht mehr. Das Bündniß war Staats-Bündniß. Auch that Miranda wenigſtens den Schritt zu ihrer Erholung, daß ſie die von ihm verſchmähete heiße Liebe einem andern ſchenkte, der würdiger ſie zu erkennen wußte, wenn ſchon ſie nicht lange dieſes Glücks genoß, denn ein ſchneller Tod raſte den neuen Liebling hinweg, und ſie weinte Thränen der Theilnehmung, die ihr Ehre machen, an ſeinem Sterbelager.

Vier-

Viertes Kapitel.

Große Hoffnung von einer, wenig Furcht von der andern Seite.

Mit **Miranda** zufriedner als er es ſeit dem erſten Epochen des glücklich werdens geweſen war, kehrte **Panſalvin** in ſeinen Pallaſt, ganz mit den Ideen eines Souverains angefüllt, mit Träumen, die ihm ſich ſelbſt ſchon ſo darſtellten, mit Hofnungen die weit über die Möglichkeit ihrer Erfüllung geſpannt waren zurück.

Es iſt nicht zu leugnen, daß jeder Weg den er in einer Art von Abhängigkeit zur Fürſtin machte, ihm allemahl faſt ſo ſauer wurde, als einem armen Sünder der Gang zum Gerichtsplatze. Es war ihm immer, als könne das ſchon anders ſeyn, faſt alle Menſchen die er mit **Miranda** in enger Bekanntſchaft wußte, ſchienen ihm dazu beygetragen zu haben, daß es noch nicht ſo ſey, und nun war er feſt überzeugt, er verließe die Reſidenz zum leztenmahle ſo, wie er izt wäre, und bey ſeinem Wiederkehren erſchiene er als ein Gott des Planeten.

Konnte er nun auch nicht des Namens ſich noch bedienen, den er mit zurückbringen wollte, war er nur Befehlshaber der ſämmtlichen Heere Miranda, nicht ſeiner eignen, ſo wollte er doch wenigſtens äußerlich ſcheinen was er noch nicht war.

Der Stolze iſt gewöhnlich ein großer Liebhaber vom Scheinen, denn es iſt wenigſtens eine Art von Befriedigung in dieſem Schatten der Wahrheit. Auch iſt dieſe Leidenſchaft von der Art, daß ſie der Schein oft mehr befriedigt, als die Wahrheit ſelbſt, denn in der Wahrheit liegt zuweilen etwas mangelhaftes, weil man ſie nackt ſiehet, da hingegen der Schein immer mehr gewährt, als würklich da iſt, und weiter hinaus den Schimmer einer Sache treibt, die noch in der Ideenwelt ruhet.

Man denke ſich ſich ſelbſt in einer andern Sphäre als in welcher man iſt, und man wird ſich darin ſo hoch erhaben ſehen, man wird ſich ſo blendende Begriffe davon machen, daß wenn man würklich dahin gelangt, man einen Berg geſehen hat, der nur ein Hügel war.

So iſts auch mit dem Scheine gegen andre. Wir ſcheinen uns in dem was wir ſind nie ſo groß als wir andern ſcheinen, weil wir die Würklichkeit beſitzen die ſie noch mit vergrößertem Maaße der Einbildungskraft betrachten.

Es ſchien auch dem Fürſten der Finſterniß, als ob mit der Zuſicherung der einzigen Perſon, welche ihm irgend etwas hätte in den Weg legen können, ſeine Abſicht auch ſchon erreicht wäre, die doch immer noch auf ſo ſehr ſchwankenden Zufällen ſich gründete.

Aber mit welcher Hitze griff er auch das Werk an. Vor allen Dingen wurden abgefertigt Boten an alle die irgend einen Antheil in der

Sache nehmen konnten, und ſie zum Eifer angefeuert, ſchnell den Plan zu befördern und zu Ende zu bringen. Nicht um ſeiner Fürſtin rühmliche und ehrenvolle Lorbeern zu ſchaffen, nein um bald vor der Welt auftreten und ſagen zu können: Seht, das that ich! Ich bin von einem gemeinen Krieger zur Herrſcher hinaufgerückt. Ich habe mehr als eine Welt erobert. Ich hatte mit nichts angefangen, da jene, die man Welten-Eroberer nennt, ſchon ſo viel Macht hatten, daß ſie gleich anheben konnten. Was wäre aus mir geworden, wenn ich das gehabt hätte?

So in ſeiner Seele geſtimmt gab der Fürſt der Finſterniß die Befehle, welche zu ſeinem glänzenden Feldzuge dienen ſollten. Ein Gefolge, wie es immer der Beſitzer der Staaten Miranda hätte haben können ſollte ihn begleiten. Seine ganzen Einrichtungen waren in der Art, daß er ſo wie er aus den Mauren der Reſidenz trat, er den unumſchränkten Gebieter ſpielte, wie denn auch würklich die Beglaubigungen, die er hatte, auf unumſchränktes Thun und Laſſen ſich gründeten

ten. — Da war kein Kriegsrath, dem er Rechenſchaft ablegen durfte, keine Ordre, die ihm ſo oder ſo zu handeln befahl. Er konnte handeln, wie er wollte. Herr eines der mächtigſten Heere auf dem Planeten, war er gleichſam Herr aller Orte, wohin er kam, und wo man ſich nicht mit einer größern Macht ihm entgegenſetzte.

Miranda hatte ihm alles zugeſtanden, was er verlangt, kein Zweifel lag in ihrer Seele, daß er nicht ausführen würde, was er verſprochen, und ſo ſahe man einer der glänzendſten Epochen entgegen, die Blut färben, und arme Unſchuldige vergolden, mit Leben und Gut vergolden ſollten. Sie, die Herrſcherin ohne Uebereilung fürchtete nicht, was alle fürchteten, die **Panſalvin** kannten, und in ſeiner Entfernung viel ſchlimmes prophezeyeten. Sie dachte des überzeugten Umfanges, den die Liebe zu ihr hatte, und der Haß der den Fürſten der Finſterniß auf ſo vielen Seiten verfolgte, ſchien ihr auf ſo lange Sicherheit zu geben, bis ſeine vorgeſetzten Siege vollendet, und er dann erſt, die Liebe die er beym Heere hatte, zu ihrem Nachtheil anwenden konnte.

So hatte das Schickſaal immer Gleichgewicht gehalten, nur die armen Nachbarn, die eigentlich itzt unter den Scepter gebracht werden ſollten, und die gar nicht unzufrieden mit ihrem Schickſaal mit Gewalt den Lohn größerer Zufriedenheit erhalten ſollten, dieſe hatte des Verhängnißes Scharfblick vergeſſen, und ſie ahndeten nichts von dem, was ihnen bevorſtand.

Fünf-

Fünftes Kapitel.

Panſalvins Nachruhm in der Reſidenz.

Ohnmöglich läßt ſichs denken, wie viele Menſchen Wehe ſchrieen, da Panſalvin die Reſidenz verließ. Anfangs war alles zu dem Dienſte desjenigen bereitwillig geweſen, dem die Fürſtin ihre Gnade in einem ſo unbedingten Maaße zugeſtanden.

Wie der Menſch gewöhnlich jeden Weg ſucht, wo ihm ein Vortheil leuchten kann, eine Geſinnung, die ihm nicht zu verdenken, und nicht zu verübeln iſt, ſo hatte man ſich auch beſtrebt, um den Fürſten ſich zu verſammlen, und ſeine Dienſte ihm ſelbſt aufzutragen.

Panſalvin, geneigt jedem es hoch anzurechnen, daß er ihm erlaubte ihm zu dienen, hatte aller dieſer Menſchen Dienſte ſehr friedlich angenommen, aber ſehr kriegsmäßig ſie erwiedert, denn wenn vom Erſatz für dieſe Dienſte die Rede war, da war niemand zu Hauſe, und die armen Menſchen, die ſich vom Lieblinge einer Fürſtin, von dem reichſten Manne in ihrem Staaten, von einem Subjekte dem ſie Großmuth zutraueten, alles verſprechen, die es oft geſegnet hatten, daß ſie mit dem Hauſe in Verbindung gekommen, mußten nun ihr einiges Gut ſchwinden ſehen, welches ſie durch ihn vermehren zu können glaubten, muſten den ſauren Schweiß ihrer Arbeit, den ſie ſich zu erleichtern hoften, vermehren, um kümmerliche Tage zu leben, da ſie von vergnügten geträumet.

Und wenn auch nach tauſendfachen Vorſtellungen nach jahrelangem Warten endlich ſie zu ihrer Bezahlung kamen, ſo hatten ſie indeſſen, vom Wucher gefreſſen ſchon mehr hingeben müſſen, als das ganze betrug, ſo hatte er ihnen durch tagelanges Laufen, und ewiges Stehen in ſeinen Vorhöfen die Zeit geraubt, die ſie zu ihrer Arbeit anwenden muſten. Weiber und Kinder waren vor Verdruß gemißhandelt worden, Scenen hatte er veranlaßt, die er ſelbſt nicht ohne Grauſen hätte anſehen können, wenn er zugegen geweſen wäre.

Wahrlich, man kann es einem Großen, beſonders aber einem Günſtlinge, der doch gewiß immer im Stande iſt, dergleichen zu befriedigen, nicht hart genug ſagen, wie unverantwortlich, wie grauſam und unbarmherzig er handelt, wenn er arme Handwerker, wenn er Künſtler und Handelsleute um das wenige zu ſchmälern ſucht, was ſie an ihm verdienen, wenn er gar ihnen das vorenthält, was ſie aus ihren kleinen Vorräthen genommen, um ſeine Wünſche zu erfüllen. Wenn er bedenkt, daß während er in ſeiner warmen Stube ſitzt, und jeder Wolluſt frohnt, die der Reichthum ihm gewährt, Menſchen in ſeinen Vorzimmern frieren denen er die Geſundheit ſchwächt, das Leben kürzt, daß, während er an der vollen Tafel ſitzt, diejenigen, die für dieſe Tafel arbeiteten, hungern, und ihre Kinder um Brod ſchreyen, ſo muß Schaamröthe in ihm aufſteigen. Der Bißen im Munde muß ihm zu Gift werden, wenn er noch einem, der es bedarf, etwas ſchuldig iſt. Das Geſchenk, welches er ſeiner Maitreſſe für die Freuden der verwichenen Nacht macht, muß ihm zum glühenden Brandmark werden.

Wenn der Schimmer der Hoheit ſolche Auftritte bedeckt, ſo möchte man weinen, daß es Große giebt, und wenn er oft ſelbſt der menſchenfreundlichſte Mann iſt, ſo ſind ſeine Untergebne die, die mit dem ſeinigen wuchern, und alle die Laſter üben, die er nicht geübt wiſſen will. Aber alle dieſe Laſter, alle ihre Folgen fallen auf ihn zurück, denn ſeine Sorge ſollte dahin gehen, das es nicht geſchähe.

Und wie leicht wäre ihm das möglich? Es hat Große gegeben, die ſich nicht ſcheueten einen öffentlichen Aufruf an diejenigen zu thun, welche noch Forderungen an ihnen hätten. Sie merkten auf die Winke derer, die ihnen die Mißbräuche ihrer Diener aufdeckten, und ſie dachten zu edel, dergleichen Mißbräuche zu wollen.

Aber freilich würde manchem Großen das Haus zu enge für die werden, die ſie dann belagerten, und wenn der Pallaſt auch noch ſo groß wäre.

O viele — viele waren durch Panſalvins gütige Vorſorge verarmt. Viele hatten aus Kummer ihr Leben geendet, viele kränkelten auf den Siechbetten. Manche, o daß wir es ſagen müßen, waren durch ihn ins Elend gewandert, weil ſie die Forderungen an ihn hatten gültig machen wollen.

Der Seufzer waren daher viele, da Panſalvin die Reſidenz verließ. Aber auch großes Frohlocken war hin und wieder vernommen. Viele prießen ſich glücklich, daß ſie nicht mehr in die Verlegenheit kommen könnten, von ihm aufgefordert zu werden, ihm zu dienen, denn manche hatten ihm mit Gewalt dienen müſſen, um nicht verſchiedene Vortheile zu verlieren, die er ihnen entziehen konnte. Viele waren froh, wenigſtens nicht mehr ihre Zeit mit Laufen zu verſchwenden, und nahmen ſich vor zu vergeſſen, was ſie mit Recht fordern konnten.

Wir wollen nicht von vielen reden, die nun ſich in Sicherheit für Bedrückungen hielten, die ſeine Ausſchweifungen oft begehrten.

Aber auch große Freude entſtand unter dem höhern Stande, die der Fürſtin zu gefallen, oder aus Bedürfniß ſeiner Gnade ſein Vorzimmer zieren mußten. Das Joch, welches die Rücken bog, ſchien nun zerbrochen, und gerade konnte jeder gen Himmel ſehen, der ſich vorher einen Blick herab angewöhnt, um nicht in ſeiner Gegenwart ſich einmahl zu vergeſſen, denn ein gerader Blick konnte ihn ſehr verdrießlich machen, und er ließ es den empfinden, der mit einer Miene, die ihm zu ſtolz vorkam ſich ihm näherte.

Die verächtliche Art, mit welcher er ſo vielen begegnete war ein zu verhaßter Gegenſtand geworden. Man ſprach davon mit einem unbeſchreiblichen Unwillen, und ſo viele, die ihn mit angeſehen hatten, ſo viel andre, die ſelbſt ihn empfunden, dankten in ihrem Herzen dem Schickſale, daß es ein ſolches Uebel aus der Reſidenz hinweggebannt. Es war um ſo auffallender von ihm, da die Fürſtin ſelbſt äußerſt leutſeelig war, da ſie die allgemeine Tröſterin genannt wurde, da in der That niemand, der ſich ihrem Thron nähern konnte, unzufrieden von demſelben weggieng. Und wie viele konnten das nicht? Bis Panſalvin ein ſo großes Uebergewicht über die übrigen ihr zur Seite ſtehenden erhielt, hatte jedermann dieſes Recht. Ihre Großen machten es ſich ſogar zur Pflicht, die Fürſtin allen zu zeigen, und ſie ſelbſt zu bitten, keinem ihrer Unterthanen das Gehör zu verſagen. Beſonders hatte jeder Fremder, jeder der irgend ein Anliegen beſondrer Art hatte, irgend einen guten Vorſchlag, irgend etwas, was er ſeiner Fürſtin zu entdecken wünſchte, den freyen Zutritt ſo bald er ſich darum meldete.

Izt gieng freylich alles durch Panſalvins Willen. Wen er nicht gehört, und ſein Anliegen vernommen, der durfte gar nicht zu Miranda, und dann doch erſt der, deſſen Verlangen er gut geheißen.

Alle freylich konnte er nicht entfernen. Das wäre zu auffallend geweſen, und das machte, daß die Fürſtin denn doch die allgemeine Liebe behielt, denn was er nur irgend verlaſſen konnte, lies er vor, obwohl mit Einſchränkungen, die manchmahl tyranniſch waren. Dem gemeinen Manne blieb der Weg zu der Fürſtin immer wie vorher an öffentlichen Feſten offen, wo er es nicht verhindern konnte, weil er dieſe nicht abzuſchaffen vermochte, und da ſie ſich hier immer gleich gütig und herablaſſend blieb, ſo konnte ſie auch nichts in der allgemeinen Achtung verlieren, die ſich da beynahe in Vergötterung auflößte. Auch hatte Panſalvins Gewalt über ſie nicht vermocht den ſchönen menſchenfreundlichen Charakter aus ihrem Herzen zu verdrängen.

Und von dieſer Seite freute man ſich auch, denn nun wußte man daß der Zutritt zu ihr offen ſey, daß man ohne von ſeiner Einſchränkung etwas zu fürchten, mit ihr würde reden können, und daß Dinge, die er bisher für ſich benutzt, und ſchlecht bezahlt, nun zu ihr kamen, die gewohnt war, den Künſtler und fleißigen Handwerker auch fürſtlich zu belohnen.

Im ganzen können wir daher ſagen, daß ſein Nachruhm in der Reſidenz eben nicht der beſte war, und daß ihn niemand ſonderlich mißte, außer etwa der Troß von ſchmeichelnden Müßiggängern, der ſeinen Dunſtkreis ausmachte, oder Perſonen, die durch Verwandſchaft oder andre Ketten mit ihm verbunden waren.

Sechſtes Kapitel.

Seine erſte Erſcheinung im neuen Kreiſe.

Dagegen war im neuen Kreiſe in welchen er trat, alles voll Jubel und Leben. Seine Maaßregeln waren von jeher geweſen, alles was zum Kriegsſtande gehörte, hoch zu ſchätzen, beſonders je tiefer der Rang hinabgieng, den man da bekleidete. Denn je höher der Rang war deſto mehr verlangte er Ehrfurcht. Hier war auch ſeine Macht am ſtärkſten, denn das waren einzelne denen er ſchaden konnte, die aber ihm nichts zu thun vermögend waren, dahingegen denen kleinern er nicht, oder doch ſehr wenig ſchaden konnte, ſie hingegen ihm ſehr viel, wenn ſie gemeinſchaftlich handelten. Unter dem Heere waren ſehr viele von denen, die ſchon zu den Zeiten des Feldherrn Baſta ihn gekannt, und die daher, da er ſich damahls ſo außerordentlich beliebt zu machen gewußt, ſeinen Ruhm auf die übrigen mit verbreitet, und ſie angefeuert hatten, den, der ſie nun alle zu glücklichen Menſchen machen würde, mit einem Jubel zu em-

pfangen

pflanzen, der ſeiner Größe würdig wäre. Sie hatten ſo manche Wohlthaten erzählt, die er würklich damals durch die Freygebigkeit der Fürſtin gedrückt auf ſie hatte können fallen laſſen, daß den neuen Kameraden der Mund wäſſerte.

Daher war es von Seiten des gemeinen Kriegers entſchieden, der Himmel fange für ſie an zu werden, und als ein Engel aus demſelben, wo nicht als ein Gott wurde er aufgenommen.

Aber auch von Seiten der Höhern war der Empfang nicht minder glänzend. So wie allemahl der große Mann in der Entfernung größer iſt, als er in der Nähe bey genauerer Kenntniß bleibt, ſo war auch der Schall von Panſalvin tönend in aller Ohren geweſen, und die vielen ſeiner Untugenden waren nicht bis zu den Ohren derer gekommen, die nur zu ſeinem Lobe ſie öffneten, und wenn ja Tadel kam, für Neid ihn hielten, oder gar für Verläumdung, die man dem

Lieblinge der Fürſtin andichtete, den alle nicht erreichen konnten.

Da überhaupt bey den Kriegern das Anſehen einen großen Einfluß mit hat, ſo kam es auch hier in Betrachtung, und der martialiſche Panſalvin verdiente gleich durch dieſe Eigenſchaft ihre Verehrung.

Außerdem war ihnen ſein Stolz ſchon bekannt, und da der größere Theil der Menſchen den Mantel nach dem Winde zu hängen pflegte, ſo bekümmerte man ſich auch hier größtentheils bey Zeiten um demüthige Mienen, und ſchmeichelhafte Worte, doch gab es auch Krieger, deren ſich bewußte Verdienſte das nicht zu bedürfen ſchienen, ſondern die ſich auf ihren Werth verlaſſend, mit dieſem im Geſichte und Anſtand ſich vor ihn ſtellten.

Auch war Panſalvin weiſe genug, hier den gehörigen Unterſchied zu machen. So viel er ſich an auswärtigen Höfen Menſchen hielt, die ihm alles berichten mußten, was daſelbſt vorfiel, und ihrer Aufmerkſamkeit bekannt werden konnte, ſo hatte er auch bey dem Heere ſeine Freunde, die auf alles acht hatten, eines jeden Aufführung, Geltung und ſogar Charakter ihm hinterbringen mußten, wenn er der Bemerkung werth ſchien, und ſo hatte Panſalvin würklich in der weiten Entfernung eine lokale Kenntniß, die ihm das Nachforſchen erſparte, und gleich ihn in den Stand ſetzte, jeden ſo zu behandeln, wie er ihn zu benutzen dachte.

Dieſe ſeine weiſe Erforſchung auch der auswärtigen Meynungen und Geſinnungen war ihm eine Quelle politiſcher Beurtheilungen, und gab ihm die Ueberſicht aller Verhältniſſe, welche Ueberſicht man an ihm ſo ſehr bewunderte, die aber kein Wunder war, wenn man über Millionen zu gebieten hat.

So viel iſt gewiß, Panſalvins Empfang bey dem Heere war entſcheidend glänzend, und da er ſelbſt nun alles anwandte, die Meynung von ſich auch glänzend zu machen, da er prachtvoll erſchien, und das ganze Heer Theil an den Feſten nehmen mußte, die er gab, ſo mußte ſein Eindruck viel wirken.

Siebentes Kapitel.

Fortgang in demſelben.

Die Pracht des Fürſten der Finſterniß ſelbſt bey ſeinem Aufenthalt in der Reſidenz und beſonders möchte man ſagen bey ſeinem Heere, war außerordentlich, und mit dem größten Rechte verſchwenderiſch zu nennen.

In der Reſidenz war es gewiß, daß, abgerechnet, was die Fürſtin der Hofchargen wegen in ihren Ausgaben mehr aufwenden mußte, ſeine häusliche Wirthſchaft unendlich mehr koſtete, als die ihrige. Er gab Tafeln wie ſie, Feſtins wie ſie. Er hatte ſeine eigne Kapelle, ſeine eigne Oper, er hatte in ſeinen Dienſten mehr Perſonen als ſie. Er trieb den Luxus der feinſten Gerichte, der ſeltenſten Getränke weiter wie ſie.

Und alles dieſes genoß man bey der Fürſtin gern, mit Freuden, und im Anſchauen ihres fröhlichen Geſichts. Und wer zu ihm geladen war, der gieng als ob er zu einem Zwangsmahle gienge, empfieng größtentheils unwillig die Einladung, begab ſich unwillig dahin, weil das ſteifſte Ceremoniel ſeiner wartete, weil er überdies nicht wußte, ob er etwa in dem Augenblicke des beſten Genießens dem Fürſten zu wenig reſpektvoll vorkäme, und ob er nicht in der Folge dieſes Mahl ſehr theuer bezahlen müßte, und auf ein oder die andere Weiſe den Haß deſſen auf ſich zöge, der einmahl der unabänderliche Beſtimmer ſeines Schickſaals war.

Daher ſahe auch der Fürſt ſelten fröhliche Geſichter in ſeinen Zuſammenkünften, und daher mochte es wohl kommen, daß er wenn eben ſeine eigene fröhliche Laune eintratt, Tonnen Goldes darum gegeben hätte, lauter heitre Geſichter um ſich ſehen zu können. Welcher Geizige, welcher Ehrgeizige hat nicht Stunden, in welchen die Uebel, die ihn ſo ſehr von den übrigen Menſchen ausſchließen, ſich nicht von ihm entfernen ſollten? So ſelten die Augenblicke auch bey dem Fürſten waren, ſo mußten ſie doch empfindlich für ihn ſeyn, wenn er dann den Zwang erkannte der um ihn herrſchte.

Aller dieſer Staat, all dieſe Verſchwendung begleitete ihn auch im Felde, wo denn alles das nur um ſo koſtbarer war, und ſeinem Hofe, und im Grunde dem Lande zu einer äuſſerſt drückenden Laſt werden mußte.

Man verſichert, daß es nothwendige Staatsbedürfniſſe gegeben, zu deren Erfüllung man aus den Kaſſen die Summen nehmen wollen, und anſtatt der Summen erhielt man Quittungen vom Fürſten der Finſterniß weil er jeder Kaſſe ſich frey bedienen durfte.

Bey dieſem allen aber muß man ſagen, es war dem Fürſten, wenn wir ſeine Perſon und ſeine eignen Bedürfniſſe nehmen, nothwendig in einer ſolchen Pracht, in ſo verſchiedenen Reizen, in einer ſolchen Zerſtreuung zu leben, ſo viele Veränderungen zu haben, und ſo vielen befehlen zu dürfen.

Denn da die Handlungen und die Ausführung der Sache dem flügelgleichen Schritte, welchen ſeine Einbildungskraft nahm, nicht nachfolgen konnte, und daher ſeine Wünſche Aufenthalt litten, ſo preßte der Verdruß der darüber entſtand ſich in Launen aus, und was war billiger, als daß ein ſo großer Mann, der einer Fürſtin Liebling und Herr eines unermeßlichen Staats war, von Geſchöpfen umwimmelt werden mußte, die dieſe Launen entweder vertreiben, oder ſich zum Spielwerk gebrauchen laſſen mußten, um ihre Schwere zu fühlen, und ihren Eigenſinn an ſich kühlen zu laſſen.

Deswegen war es aber noch keine Folge, daß der Fürſt von lauter Schmeichlern und Perſonen umgeben geweſen wäre, die ſeiner Laune zum Spiel dienten. Er mußte verdienſtvolle Männer um ſich haben, die Thätigkeit und Arbeitſamkeit ihm werth machen mußten, die er auch ſchätzen mußte, und die wieder auf der andern Seite, weil ſie ſeine Launen kannten, ſie ertrugen, und wenigſtens keine Gelegenheit ihm gaben, ſie jemahls über ſie auszulaſſen, weil ſie mit der pünktlichſten Genauigkeit ausführten was ihnen zukam.

Wollte er in der Art fortfahren groß zu ſeyn, wie er es war, ſo bedurfte er ſolcher Menſchen, und wenn er ſie bedurfte mußte er ſie auch ſchätzen, um ſie zu behalten. Selbſt in den Stunden ſeiner Launen, mitten in den Anfällen derſelben mäßigte er ſie gegen die, welche ihm nothwendig waren, ein Weg, deſſen auch von jeher, alle Tyrannen ſich bedient haben, um nicht ſelbſt in Schlingen zu fallen.

Doch läßt ſich von Panſalvin nicht behaupten, daß er einen einzigen Herzensfreund gehabt habe. Die innige Ergießung dieſes ſo ſchönen Gefühls war ihm ganz unbekannt. Sie iſt beym Ehrgeiz nie zu finden. Sie verbindet ſich nicht mit dem Stolze der den Menſchen über den Menſchen hinwegſetzt.

Krieger waren die den Fürſten am nächſten umgebenden. Dieſe waren gewöhnt, an das, was er verlangte, an ſteife Subordination, und ſchätzten ſie den Karakter des Mannes nicht unter deſſen Befehlen ſie ſtanden, ſo ehrten ſie doch den Rang den er behauptete, waren um ihres eignen Vortheils willen zufrieden mit ſeinen Anordnungen, und kämpften gern unter ihm, weil das Glück ſeine Unternehmungen begleitete, und Siege ſeine Plane krönten.

Er hatte einen Mann bey ſich, der ein Muſter von Geſchäftigkeit und Thätigkeit genannt zu werden verdiente, einen Mann, der durch die Aufmerkſamkeit, die er auf alles wendete, was Panſalvin angieng, nicht wenig dazu beytrug, daß ſeine Unternehmungen einen ſo glücklichen Fortgang hatten, allein er ſchätzte dieſen auch, und er ſelbſt mußte ſichs geſtehen, wenn ers gleich nicht laut geſtand, daß ohne dieſen und ohne verſchiedene andere, die noch bey ſeinen Geſchäften die Unteraufſicht hatten, nie der Erfolg ſeinen Wünſchen ſo entſprochen hätte.

Achtes Kapitel.

Fortgång ſeiner Unternehmungen.

Panſalvin wußte vorher, daß ſo wie der Mann, den er bey ſeinen Plånen fürchtete, der Mann, den er nie auf ſeine Seite hatte bringen können, der ſich nicht einmahl mit ihm eingelaſſen, weil er es nicht liebte, wenn ein anderer, als der ſelbſt Herr der Staaten war, über Staaten diſponirte, daß ſo wie dieſer die Augen zuthåt, er nichts, auch nicht das entfernteſte von der Seite mehr zu befürchten habe. Selbſt ſein oder vielmehr ſeiner Fürſtin Bundsgenoſſe hatte dieſen Zeitpunkt abgewartet, und nicht ehe das lange geſchloßne Bündniß eröfnen, und wirkſam Hand daran legen wollen.

Bey dieſem Bündniſſe glaubte er zwar das meiſte gethan zu haben, im Grunde aber hatte er das nicht. Es war blos Miranda, die dieſen Einfluß auf den ſonſt ſo menſchenfreundlichen denkenden Fürſten gemacht, und niemand konnte ſonderlich begreifen, wie es möglich geweſen, daß er von ſeinen ſonſt ſo friedliebenden Geſinnungen von ſeinen allgemeinen Wünſchen allgemeines Guten abgegangen, und hier ſich von der Eitelkeit der Eroberung blenden laſſen. Abergläubige wollten es einer magiſchen Kraft Mirandas zuſchreiben. Eigentlich war es die große Vorſpiegelung, die man Miranden gemacht, und welche auch ſie wieder jenem ihren Freunde machte, daß hier Gutes zu befördern ſey, daß die Unterthanen jener Landſtriche der veränderten Herrſchaft ſich höchlich erfreuen, und ſich glückſeelig preißen würden.

Richtig war es, daß die Nachbarſchaft beyder Staaten Unſicherheit und Unruhe von der Seite, wo ſie mit dem zu befehdenden Nachbar grenzten, erlebte, und daß man wenn man dieſen Nachbar über einen gewiſſen Strich ſeiner Grenze zurücktreibe, dann nichts mehr von ihm zu befürchten hätte. Einleuchtend war der

Vorſchlag dem Bundesgenoſſen, ſchön ſchien ihm der daraus zu erhaltende Vortheil, allein darum war es immer noch nicht recht, daß die Fehde angefangen wurde, darum verlor das Unrecht nichts, welches dem Nachbar geſchahe, darum waren die armen Leidenden, die durch dieſen Krieg um das ihrige kommen ſollten, nicht gerechtfertigte Opfer deſſelben, darum war das Blut ſo vieler Menſchen nicht durch den Gewinn bezahlt, den man erreichte, daß man die Provinzen ſein nannte

An den Anſchlägen Panſalvins und ſeinen Plänen hatte dieſer Bundesgenoſſe keinen Theil. Ihn ließ er machen, was er wollte, er hatte zwar etwas von dem gehört, was er im Schilde führte, denn ganz unbekannt ihn damit zu laſſen, war wegen der Zukunft nicht wohl rathſam, allein er hatte das als ein Hirngeſpenſt angenommen, wie jeder es angenommen haben würde, der da wußte, auf was alles es noch beruhete, bis es zu Stande kam.

Gemeinſchaftlich brach man aber nun loß. Gemeinſchaftlich gieng es auf den gemeinen Feind, der ſehr laut über Ungerechtigkeit ſchrie. Würklich waren die Vorwände zum Kriege von Seiten Miranda kahl und der Sache gar nicht angemeßen, und der Bundsgenoße hatte gar keine, und mußte bloß den nehmen ſeinem Bundsgenoſſen beyzuſtehen, und das klang denn nicht wenig paradox in einer ungerechten Sache noch Beyſtand zu leiſten.

Denken laßen that man gemeiniglich die Leute, was ſie wollen, wenn ſie es nur nicht denen ins Geſichte ſagen, die es nicht geſagt wiſſen wollen, und ſo war es auch Miranda und ihres Bundsgenoſſen Meynung, auf Gedanken nicht zu antworten, und wenn auch einige, die wohl davon ſprechen konnten, etwas ſagen ſollten, ſo zu thun, als höre man nicht wohl.

Uebrigens ließ man tapfer drauf loß marſchieren, und zeigte genugſam, daß es mit der Sache

Ernſt ſey. Von Seiten Panſalvins, deſſen Glück ihn auch in den tadelnswürdigſten Unternehmungen nicht verließ, gieng alles vollkommen gut, ſeine Waffen waren unbeſiegbar. Seine Völker kämpften wie Löwen, und wohin ſein Fußtritt nur kam, da gab es blutige Schlachten, die ihm immer wenig koſteten, eroberte Städte, überſchwemmte Provinzen, Gewimmer der Sterbenden, brennende Dörfer, arme Bettler, ſiegreiche Krieger und viel Beute. Seine Läger waren ein Aufenthalt der Freuden, eine Fülle des Wohllebens, ein Schauplatz von Eroberungen, die die Klagen der Beraubten übertäubten.

Nicht ganz ſo gut gieng es anfangs auf Seiten ſeines Bundsgenoſſen. Da war weniger Glück, ſo gar viel Unglück. Man fieng an zu verlieren. Doch ließ man den Muth nicht ſinken. Helden ſind das nicht gewohnt, und auch da gab es Helden, die zwar wohl einmahl zum Weichen gebracht werden konnten, aber doch deswegen nicht ganz zurückblieben.

Panſalvin bekam endlich einen Held an ſeine Seite, der ihm in Glück und Tapferkeit gleich war, wenn ſchon ſein übriger Charakter ſo wenig mit ihm harmonirte, daß er vielmehr aus den Wohnungen des Lichts herabgeſandt zu ſeyn ſchien.

Nun wurde beyder Heere Muth noch mehr geſtärkt. Nun da beyde vorrücken konnten, war man ſeiner Sache um ſo gewiſſer. Man konnte beſſer, thätiger zu Werke gehen, man konnte ſeinen Feind ganz im Innern angreifen.

Stolzer als je ſahe Panſalvin auf die Zukunft hinaus. Seine Plane ſchienen nunmehro ganz leicht auszuführen. Seine Erwartungen, die er nie für betrüglich gehalten, ſchienen allen Hinderniſſen entgangen zu ſeyn.

Gewiß der glücklichen Zukunft nahm er in ſtillen Stunden ſchon die Ueberſicht der Provinzen vor, die er ſchon hatte, und die er noch zu erobern gedachte, maß die Größe seines künftigen Eigenthums, brachte halbe Nächte damit zu, seine Vorschläge zu Stande zu bringen, theilte seine Besitzungen ein, gab ihnen den allgemeinen Namen, von welchen er sich nennen wollte, und die besondern, mit welchen er seine Untereintheilungen zu belegen gedachte, suchte seine Subiekte aus, die ihm zur Seite seyn sollten, ernannte seinen Liebling, der ihm das werden könnte, was er Miranda gewesen, nur mit einigem Unterschiede, denn so sehr wünschte er nie einen, als er es gewesen war.

Mitten in seiner Thätigkeit für sich selbst vergaß er aber auch nicht, noch Miranda sich zu erhalten. Mit freudigen Nachrichten seiner Siege beschenkte er sie häufig, und alle die er ihr gab, lauteten nur, als ob sie diejenige wäre, für welche dieses alles geschehen.

Er dachte, es bedürfe es nicht, daß jemand der etwan indessen das Vertrauen Miranda ge-

wen-

BIBL. UNIVERS. LIPS.

wonnen, durch ihn ſelbſt überzeugt würde, daß, was die Fürſtin ihm anvertrauet, wahr ſey. Ihr Wort, und ſeine eigne Macht waren ihm genug, zu rechter Zeit ſeine Sache zu Stande zu bringen.

Neuntes Kapitel.

Ein kleiner Sprung mit weiten Tritten in die Reſidenz.

Wir kehren wieder dahin zurück, wo Friede mehr herrſchte, als **Panſalvin** glaubte, wo wirklich Ruhe ſeit ſeiner Abweſenheit ſehr Platz genommen, und wo **Miranda** einmahl ganz wieder war, was ſie immer geweſen, die liebevolle Fürſtin ihres Landes, was ſie aber doch wieder mehr war, als zu ſeinen Zeiten.

Seine Entfernung hatte kleine Händel geſchlichtet, die ſelbſt in ihrem häuslichen Zirkel entſtanden waren, wo der Stolz **Panſalvins** mit eben der Unzufriedenheit geſehen wurde, mit welcher man ihn in den übrigen Theilen der Reſidenz erblickte.

Sonſt war es nicht zu läugnen, daß man nicht ſehr gegen dieſen Krieg war, ſondern, daß er mehr allgemein gebilliget, als verworfen wurde, daß man ſich ernſtlich der Nachrichten annahm, die daher kamen, und mit Begierde erwartete, daß ſie gut wären, und da nun alle gut waren, da der Fürſt immer eine Nachricht über die andere von eroberten Provinzen, und erſiegten Schlachten gab, ſo war auch in der Reſidenz ſehr oft alles reich an Feſten, und niemand, der nicht ſeine Verdienſte bis in den Himmel erhob, die man ihm bey ſeinen Fehlern ließ, und die Fürſtin ſegnete, daß ſie ihn an dieſen Poſten gewieſen hatte, dem er vorzuſtehen am erſten fähig war.

Miranda erhielt ſeine Nachrichten aber nicht ganz mit der Seelenruhe, mit welcher ſie ſie ohne ſeine Pläne angehört haben würde. Sie wußte ſehr wohl, daß dieſem ſchönen Wetter ein harter Sturm und ein Ungewitter nachfolgen würde, in welchem es ſchlimme Schläge geben müßte.

Auch viele von denen, die das Ruder des Staats jezt in Händen hatten waren bey ſeiner Abreiſe nicht der Meynung geweſen, daß ſeine Fortſchritte ſo glücklich von ſtatten gehen würden, denn daß er dadurch um ſo gefährlicher wurde, waren ſie feſt verſichert. Nun trat der Fall ein, nun hielten ſie es für ihre Pflicht, Miranda zu warnen, und ſie zu bitten, daß ſie wenigſtens ſolche Maaßregeln nehmen möchte, daß allenfalls ſeinen kühnen Unternehmungen ein Damm entgegengeſetzt werden könnte, den die Vorſicht erfordere.

Sey es, daß Miranda ſchon gewiße Dinge, die keines Menſchen Auge je werden enthüllt werden, verordnet ſey es daß ſie über den Punkt, daß Panſalvin ihr ſelbſt zu nahe treten ſollte, ruhig war, und nur den fürchtete, daß ihrer Größe durch die ſeinige Abbruch geſchehen könnte, oder hatte ſie würklich willens ein Opfer der Art ihm zu bringen, genug ſie war ſtill zu dieſen Erinnerungen, verſicherte, man trüge vergebens Sorge deswegen, und ließ ſich auf nichts ein, was irgend den Fürſten in ſeinen Maßregeln hätte ſtören können.

Sie ſchrieb ihm ihre Antworten voll ihrer Gnade, und wünſchte ihm jedesmahl zu einem neuen Siege Glück, bezeugte jedesmahl übermäßige Zufriedenheit, und hofte den Fortgang ſeiner glücklichen Waffen.

Die erſten Nachrichten von dem Unſtern des Bundesgenoſſen wurden in der Reſidenz ziemlich gleichgültig angehört. Man war der Meynung, Miranda habe dieſes Bündniſſes Zweck vollkommen erreicht, weil dadurch dem Feinde ein großer Theil ſeines Heeres gegen ihre Völker unbrauchbar geworden, und man zweifelte nicht der ſiegreiche Panſalvin würde, wenn er erſt den Feind ſelbſt an ſeinem Throne erſchüttert, den Bundsgenoßen auch wohl Luft machen.

Die zweyten Nachrichten ihrer ebenmäßigen Siege, hörte man mit Freuden, denn nun war nichts gewißer, als jener gefährliche Nachbar ſey ganz gedämpft, und werde bald ſo weit weichen müſſen, als man beſchloſſen ihn weichen zu laſſen.

Ob aber in dem Kabinette Mirandas gerade die Nachrichten ſo froh aufgenommen wurden, wollen wir nicht zuzuſagen wagen, und wenn man diejenigen, die es dirigirten, auf ihr Gewiſſen befragt hätte, ſo hätte doch wohl mancher geſtehen müſſen, der fortdauernde Unſtern wäre für ſeine Abſichten beſſer geweſen, denn in der Art und Weiſe wie man dieſe Verbindung eingeleitet, konnte der Eigennutz gar nicht verkannt werden.

Auch hatte ſich ſeit dieſer Zeit, da man das Bündniß eingegangen, ſo manches geändert, was das politiſche Syſtem auf einen andern Fuß zu ſetzen wichtig genug war. Einer der größten Fürſten des Planeten hatte in ſeinem Staate eine Veränderung erlitten, die gar zu vielen allgemeinen Einfluß drohete, und worüber man ſeine eignen Händel zu vergeſſen ſchien. Der Fürſt der Finſternis hatte wirklich weiſe Vorblicke in dieſe mögliche Staatsveränderung ſchon lange gethan, und hatte ſelbſt itzt aus der Entfernung die Fürſtin darauf aufmerkſam gemacht.

„Ich hatte vor langer Zeit, ſagte er unter andern, den Gedanken, daß Ew. Durchlaucht ſich in dieſe Staatsangelegenheit miſchen, daß ſie ſich zur Vermittlerin zwiſchen dem Souverain und Ständen anbieten ſollten, daß wir hierdurch unſern mächtigen Einfluß der Welt einmahl dargethan hätten. Allein damahls hatte Graf Körwit mächtigere Ueberredungsgründe als ich, damahls glaubten Sie — doch das ſind geſchehene Dinge. Die Folgen werden ſchrecklich ſeyn, bis zu uns werden ſie ſchwerlich dringen, allein andere werden ſie gewiß fühlen, und es wird ſo viel koſten, die Sache nun ins gleiche zu bringen, daß man darüber ſtaunen wird.“

Miranda hatte manche ſchlafloſe Nacht über jene neuen Erſcheinungen, die man wenigſtens in der Art nicht möglich geglaubt hätte, denen man hernach nicht die rechten Maasregeln entgegenſetzte, und die dadurch täglich wichtiger wurden. Es iſt nicht zu läugnen, daß Miranda oder wenigſtens ihr Kabinet ſehr oft gewünſcht hätte in dieſen kritiſchen Zeitpunkten noch mit dem Kriege angeſtanden zu haben. Er mochte Siege bringen, wie er wollte, Beute gewähren mehr als er koſtete, Hofnungen auf künftige wichtige Beſitzungen beſtätigen, ſo ſchwächte er das Mark des Landes die Menſchen, und dieſe konnten aus dem ausgeſogenen eroberten Striche Landes nicht erſetzt werden, wenn ſie eben nöthig waren.

Der Fürſt verſchwendete entſetzliche Summen, die immer aufgebracht werden mußten, und die Beute diente dagegen nur dazu, ihn zu bereichern, welches er denn auch für ſich ſein anzuwenden nicht unterlies. Man ſahe keine wahren Vortheile fürs Ganze bey dieſem Kriege, wenn ſchon das Volk die eroberten Provinzen als Koſtbarkeiten betrachtete. Ihm war es leicht, auf dieſe Art ſehr leicht, etwas in der Art vorzumahlen, und er beruhigte ſich dabey, ohne zu wiſſen, wie ſehr es dadurch litt.

Zehntes Kapitel.

Der Schöne Traum wird immer lebendiger, doch mit Unruhe gewürzt.

Beym Fürſten hieng indeſſen der Himmel oft voller Geigen. Sein Heer befand ſich in den reichen feindlichen Ländern treflich, deren Einwohner ſich deſto elender befanden.

Ihn rührte es nicht, wenn die Gewalt ſeiner Heere Dörfer aufrieb, und Städte verwüſtete. Ein Feind, der einmahl ſein Feind war, hatte weiter keine Anſprüche auf ſeine Menſchlichkeit und auf ſein Mitleiden zu machen. Provinzen voll Bettler ſahe er ohne Rührung an. Er wollte ſie freylich einſt beherrſchen, aber es war ihm recht, wenn ſie nachher durch ihrer Hände Arbeit ſich erſt wieder empor helfen, und er durch ihre Reichthümer itzt einen Schatz auf die Zukunft ſich hatte ſammlen können.

Ihn rührte es nicht, daß ſo viel brave Unterthanen **Mirandas** ein Opfer wurden, um ſeine Herrſchbegierde zu befriedigen, Menſchen, deren jeder vielleicht den urſprünglichen Geſetzen der

Natur nach mehr werth war, als deren jeder ſeinem bloſen Worte, es ſey für eine gerechte Sache, dieſem bloſen Worte nach in den Tod gieng, indeſſen er in ſeiner Seele eines beſſern überzeugt ſeyn mußte, daß er nicht die geringſten Anſprüche auf alles habe, was er hier geraubt, denn mit einem andern Namen lies ſich ſein Einfall nicht füglich belegen.

Ihn rührte es nicht, daß ſeines Bundsgenoſſen Schaaren um ſeinetwillen geſchwächt wurden, nicht, daß tauſende in den Tod giengen, tauſende durch Krankheiten hingeraft wurden, tauſende den Urheber dieſes Kriegs verwünſchten, der er im Grunde war.

Nicht rührte es ihn, daß die Länder ſeines Bundsgenoſſen ausgeſogen wurden, um einen unnützen Krieg auszuhalten, daß der Beherrſcher derſelben in Gefahr war, den ſchönen durch eine lange Reihe von Jahren nun ſo glückliche Regierung erlangten Ruf gänzlich zu verlieren, ja daß dieſer Schritt ſchon bey vielen ſeiner Unterthanen ein Mißtrauen erregt hatte, ob er es auch würklich ſo gut mit ihnen meine.

O was hätte ihn auch rühren können, der nur einig in neuen Vorbereitungen zu grauſamen Verheerungen lebte, der ſeine Hände nach dem Throne eines unſchuldigen Regenten ausſtrekte, und nicht eher ruhen wollte, bis er mit der Hauptſtadt ſeines Reichs und ihren unermeßlichen Schätzen bereichert die Grundveſte jenes Throns erſchüttert, und ſich bis dahin, bis an die Ufer eines großen Sees für ſein kommendes Reich ausgebreitet, Grenzen die wahrlich noch unzählige Opfer forderten.

Was konnte ihn rühren, der auſſer den Beſchäftigungen mit ſeinem kommenden Plane in ewigen Wohlleben lebte, nach ſeiner eigenſinnigen Kaprice, bald jederman Stillſchweigen auflegte, bald mitten in der Nacht eine Menge Menſchen aufrief, um mit ihrem Daſeyn die Laune ſeines Vergnügens zu befördern, der freylich die Beſchwerlichkeiten des Krieges nicht fühlte, da er in einer königlichen Pracht alle Bequemlichkeiten genoß, als ob er zu Hauſe wäre, der wohl hundert Meilen weit ſich einen Menſchen holen ließ, um ſeine Talente kennen zu lernen, und dann nach acht Tagen ihn erſt ſahe, und hundert Meilen ihn wieder zurückzuſenden, der ſein Serail mit ſich führte, und das Ebenbild der Schönheit ſelbſt noch ſchöner hätte haben mögen, um die ſchönſte ihres Geſchlechts zu beſitzen; der eben dieſen ſchönen Geſchöpfen die er um ſich hatte, verdrießlich begegnete, weil ſie mit ihrer Anmuth ſeine Laune verſcheuchen wollten, der ihnen unmenſchlich begegnete, wenn ſie einen andern nur anſahen, kurz der in jedem Augenblicke einer andern Leidenſchaft Sklave war.

Jemehr er ſich ſeinem Glücke näherte, deſto unruhiger ward ſeine Seele. Wars eine heimliche Ahndung, daß es doch nicht ſo enden würde, wie er es wünſchte und glaubte, oder fieng er an, welches doch am Ende nie ausbleibt, fieng er an zu fühlen, ſein Leben ſey nicht das, was es hätte ſeyn können, und fiengen Gewiſſensſkrupel, die er ſich ſelbſt in Launen und Mismuth zu hüllen ſuchte an, den innerlich mit einem unbekannten Feuer zu quälen, der keine Ewigkeit für ſeine ſchönen Ausſichten hoffen durfte?

Genug es wechſelten ſeine Sonderbarkeiten von Augenblick zu Augenblick immer mehr ab, und wenn Panſalvin die halben Nächte mit Berechnungen ſeines künftigen Landes zugebracht, ſo konnte er die andre Hälfte derſelben kaum ruhen. Dann waren ſeine Morgen mit einer Düſterkeit umgeben, die die reellen Leute um ihn her ſtaunen, die andern zittern machte. Die ihn genauer kannten, bedauerten ihn dann, weil er von Unruhen gequält wurde, die ſie nicht angenehm zu nennen vermochten.

Wir haben gleich im Anfange unſrer Geſchichte ein ſolches Beyſpiel ſeiner innern Gefühle geſehen, wo er ſelbſt nicht wußte, was er denken ſollte, und ob er ſeine Größe glücklich nennen konnte. So wie aber dort ein Zwiſchenſpiel die Ueberſicht verdarb, die er wohl vielleicht zu ſeinem Beſten angeſtellt hätte, ſo war auch jederzeit es ſein Schickſal, daß Gedanken, die über ſeine Lage ernſtlich ihn ergriffen, entweder von einem Zufalle verdrängt wurden, oder er nahm ſeine Zuflucht wieder ins Reich ſeiner Lieblingsideen, und wenn er freylich alles hervorſuchte, was ihm zu denſelben behülflich zu ſeyn ſchien, wenn er alle die Verhältniſſe in die er ſich ſchon mit den auswärtigen Höfen geſezt, wenn er alle die entfernten Freunde ſeiner Plane betrachtete, ſo mußte ein großes Ganzes ſich ſeinem umfaſſenden Geiſte enthüllen, und nach ſeiner ſtrebenden Leidenſchaft konnte er denn auf dem Gipfel den er vor ſich hatte, alles mit Verachtung anſehen, was ihn bisher gegenarbeitend geſchienen, wo freylich ſich ihm nicht der Gedanke nahete, wenn er erſt auf dieſem Gipfel ſtände, und das Reich der Einbildungen verſchwunden wäre, werde mancher Schleyer fallen, der izt das wahre ſeiner Handlungen verdeckte.

Da es niemand wagen durfte, ſeinem Stolze etwas in den Weg zu legen, und über dieſe ſeine Gemüthsart irgend einen auffallenden Ausdruck ſich entfahren zu laſſen, ſo mußte er doch wohl innerlich fühlen, daß er es war, denn Bemerkungen und Anſpielungen über uns pflegen wir nicht zu ahnden, wenn wir nicht das Unrecht fühlen, welches wir dabey leiden.

Allein dieſe ahndete er beſonders hart. Da er vielen Menſchen verächtlich begegnete, nicht gerade, weil ſie verächtlich waren, ſondern weil er ſie dafür hielt, da er doch in ſeinen Urtheilen über Menſchen nur zu oft nicht fehlerfrey war, ſo ſchmerzte manchen würdigen Mann dieſes Betragen.

Ein Unterbefehlshaber in ſeinen Heeren empfand dieſe Begegnung ſehr häufig von ihm, denn muſten ſie doch Menſchen empfinden, deren äuſſeres ihm zuwieder war, und der Mann konnte ſich nicht enthalten, in einer Geſellſchaft in bittere Anſpielungen auf den Stolz des Fürſten auszubrechen.

Hart mußte er ſie büßen, denn ſeine Entſetzung war eine Folge derſelben. Es war freylich nicht ſchwer, ihn bey der Fürſtin als einen unbrauchbaren darzuſtellen, und es wurde ihm dann noch als eine groſe Gewogenheit angerechnet, daß Miranda ihm einen Gnadengehalt verwilligte, denn es war freylich ein unverzeyhliches Vergehen, den ſtolzen Liebling des Stolzes bezüchtiget zu haben.

Aehnliche Verfälle waren bey kleinern häufig. War jemand raſch durch ihn geſtiegen, und er wußte dies nicht durch auſſerordentliche Biegſamkeit zu erwiedern ſo ſtürzte er eben ſo ſchnell wieder, und wie oft wäre es beſſer für ihn geweſen, den langſamen Weg ſeines Glückes fortgegangen zu ſeyn.

Aber Panſalvin ſollte auch bald einen harten Schlag des Unſterns erfahren, wovon der Leſer im letzten Zehend unterrichtet werden wird.

Der

Der Fürſt der Finſterniß.

Sechſtes Zehend.

Und nimmt ein ſchnelles Ende.

Erſtes Kapitel.

Ein Schlag der größten Gattung.

Allen Anſchein nach ſtanden die Sachen vortreflich. Zwar hatte ſich der Nachfolger des ewigen Antagoniſten Panſalvins den man gar nicht gefährlich zu ſeyn geglaubt, welcher dem Spiele lange ſtillſchweigend zuzuſehen geſchienen, endlich auch aus dieſer Unthätigkeit hervorgemacht, und fieng an ſcheel zu den Eroberungen zu ſehen, die die beyden Verbündeten machten.

Allein wie man das Vorurtheil oft hegt, und widerrechtlich nährt, daß ein Held keinen Helden zum Nachfolger zu haben pflege, ſo war man auch wenig darum beſorgt, und da der Bundsgenoſſe von jener Seite ſich mächtig gegen den Damm angeſtellt, den man an ſeinen Grenzen aufbauete, ſo hatte es auch nicht das Anſehen weiterer Gefahr.

Gegen den Nachbar, dem der Tod gedrohet war, ſtanden nun beyde verbündete Heere nahe beyſammen, in dem fruchtbarſten Theile ſeines Landes, bereit ſich deſſen Mittelpunkte zu nähern.

Es iſt ſehr zu fragen, ob Panſalvin die Diverſion welche ſeinen Bundsgenoſſen von einer andern Seite gemacht wurde, nicht gern ſahe, da er ſo viel möglich der Meynung war, je weniger alles neben ihm fürchterlich ſey, deſto beſſer ſey es für ihn ſelbſt, und deſto mehr müßte man ihn fürchten, der dieſe Eigenſchaft freylich ſich im größten Grade zutrauete.

Er feuerte daher auch die Befehlshaber jener Heere dazu an, mit mächtigen Schritten vorwärts zu gehen, um den Hauptcoup der ihm werden mußte, wenn ſein Zweck ganz erreicht werden ſollte, auszuführen.

Auch waren in der That die Anſtalten aufs ſchreckbarſte getroffen, ſelbſt die Härte des Winters hatte nicht vermocht, den Vorbereitungen Einhalt zu thun, und die ganze Welt ſahe einer — ſollen wir es Ungerechtigkeit nennen, oder ſollen wir einen gelindern Namen dafür ſuchen — die ganze Welt ſahe einer gelungnen Kriegspolitik der erſten Größe entgegen, ſahe im Geiſte eines der mächtigſten Reiche des Planeten, wenigſtens in ſeiner beſſern Hälfte zuſammenſtürzen, weil die Uebermacht daſſelbe angefallen, weil ſein beſter Bundsgenoſſe in einer Zerrüttung ſich befand, wo es ihm unmöglich fiel ihm beyzuſtehen, und der einzige Halt nur noch an den itzt gewonnenen Nachfolger jenes Nachbars zu ſuchen war.

Der herannahende Frühling ſollte die groſe Epoche entſcheiden. Miranda hatte zwar dem Nachfolger des Nachbars drohen laßen, auch ihn anzugreifen, wenn er ihrem Bundsgenoßen etwas zu leide thäte, das mochte aber wohl nicht ihr Ernſt ſeyn, wenigſtens wurden die Anſtalten dazu ſehr lau gemacht, und es war ſehr wahrſcheinlich daß, wenn man nur ſeinen Endzweck erreicht, den erſten Anfall noch in Geſellſchaft des Bundsgenoſſen zu machen, und man dann hoffen konnte, allein fertig zu werden, man ſich aus neuen politiſch-ſyſtematiſchen Gründen um jene Streitigkeit nicht bekümmern, und ſie den Bundsgenoſſen allein auszumachen überlaſſen würde.

Panſalvin freuete ſich der Dinge die da kommen würden, war mit Zeit, Ort, und Umſtänden ſchon völlig in Ordnung, hatte es berechnet, wo, wie, und wenn alle die vorgenommenen Eroberungen vor ſich gehen ſollten und mußten, und war eben in einer ſchönen tiefen Betrachtung darüber, hatte die Zeichnungen ſeiner ganzen Zukunft vor ſich, und zirkelte an Veränderungen in derſelben, als er die Nachricht erhielt — eine Nachricht die wohl einen mehr als menſchlichen Geiſt in einer ſolchen Lage hätte erſchüttern können — der Bundsgenoſſe Mirandas, er den ſie mühſam und ſchwer zu dieſes Planes Annehmung gebracht, ſey todt.

Zwar hatte man lange dieſen Fall vermuthen können, hatte lange für dieſen Fall gezittert, aber weil bey ſo öftern Muthmaßungen, er würde eintreten, er doch immer noch nicht eingetreten war, ſo hate man die Hofnung wenigſtens genährt, daß er nicht ſo bald — nicht gerade im wichtigſten Zeitpunkte der Unternehmungen ſich treffen würde, dachte vielleicht gerade da am wenigſten daran, wie es kam, und beſonders mogte Panſalvin ſeinem Glücke zugetrauet haben, daß es ihn nicht verlaſſen würde, wenn er ſein am meiſten bedurfte.

Wer wagt es zu ſagen, was eine ſolche Nachricht auf den Geiſt wirken kann, den der Fürſt hatte? Wer vermag zu behaupten, ruhig ſey für den kälteſten Menſchen es zu tragen, wenn er die Möglichkeit eines Erdſtoßes nahe weis, der alle ſeine Gebäude auf einmahl in Grund und Boden ſtürzen kann?

Nun jene leidenſchaftliche Hitze Panſalvins. Jetzt zitterte alles. Jetzt traute niemand den Mund zu öfnen.

Man will zwar ſagen, kalt habe der Fürſt die Neuigkeit gehört, ſie als eine zu erwartende Sache angenommen, und geäuſſert, auſſerdem, daß er den guten Bundsgenoſſen bedaure, habe der Vorfall keinen Einfluß aufs ganze ſeiner Unternehmungen, und es läßt ſich als möglich ſchließen, daß er die Gegenwart des Geiſtes gehabt, um nicht ſeinen Untergebnen Gelegenheit zur Muthloſigkeit in die Hände zu geben, oder bey dem Heere eine Ahndung hervorzubringen, als bedürften ſie der Bundsgenoſſen Hülfe zu ſehr.

Aber alle Umſtände laſſen ſchließen, daß ſeinem Gefühle es ein ſchrecklicher Schlag geweſen, denn wie konnte er wiſſen, wie der Nachfolger dieſes Miranden ſo ergebnen Herrn dachte? Wie konnte er wiſſen, ob er auch den Plan billigen, ob er einmahl zugeben würde, daß irgend ein Schritt weiter geſchähe.

Nur um wenige Monate ſpäter, und alles wäre ausgeführt geweſen. Seine Unruhe, ließ er ſie gleich nicht merken, trog ihn doch auch nicht.

Zweytes Kapitel.

Senſation und Folgen des Schlages.

Gern wollen wir zugeben, daß man in der Reſidenz noch weit mehr über dieſen Fall erſchrocken war. Dort kannte man den Einfluß genauer, dem das Bündnis auf das Verhältniß des Gleichgewichts beſonders in der immer kritiſcher werdenden Periode hatte. Dort hatte man keine Privatverhältniße, wie Panſalvin ſie hatte, von dort aus hatte man auch ſchon im ſtillen den Charakter des Nachfolgers erforſchen laſſen, und hatte ſchon erforſcht, daß er ſich auf eine andre Seite lenkte.

Es waren auch von Seiten des übrigen Verhältnißes andrer Staaten für dieſen Nachfolger Dinge zu beobachten, die nicht gleichgültig waren. Es waren vielleicht ganz andre Bündniße nothwendig um andern einreiſſenden Uebeln Einhalt zu thun, die von weit wichtigern Folgen zum Nachtheil ſeyn konnten, als die bisher geſchehenen, und noch zu geſchehenden Eroberungen zum Vortheil waren.

Dies alles ließ eine Aenderung vorausſehen, die der ganzen Fehde eine Wendung zum Schaden der Staaten **Mirandas** erzwecken konnten und faſt erzwecken mußten, aus welchem Geſichtspunkte man ſie auch betrachtete.

Der herrſchſüchtige **Panſalvin** war ſo weit gegangen, im Zutrauen auf Macht, Glück und Hülfe ſo weit gegangen, daß es faſt nicht möglich war, die gemachten Eroberungen zu behaupten, wenn man nicht weiter gehen und durch neue Grenzen die die Natur ſchuff ſie decken konnte. Erreichte er alſo ſeinen Zweck nicht, und mußte man jene Gegenden wieder verlaſſen ſo gewann man zu wenig, als daß es in Verhältniß mit den aufgewandten Koſten, und verlornen innern Kräften kommen konnte. Schon zu viel auswärtige waren aufmerkſam auf jene großen Fortſchritte geworden, die beym Glücken freylich die Macht ſo ſehr auf beider verbündeten Staten Seite zog, daß ſie allen übrigen fürchterlich zu werden anfangen mußten. Würden dieſe wohl ſäumen, das ihrige beyzutragen, damit hier eine Scheidewand gezogen würde.

Doch dies gehört mehr in die Lebens- und Regierungsgeſchichte Mirandas, die wir hier ja nur in ihrem Verhältniße gegen Panſalvin ſo wie alle die Nebenperſonen und in Verbindung mit ihm betrachten.

Genug er erfuhr das, was er nicht ſo ganz erwartet hatte. Er erfuhr, daß der Nachfolger ſeines Bundsgenoßen, theils aus ſeinem edlen gerechten, menſchenfreundlichen Charakter es billig fand, dem Nachbar den Frieden, und mit ihm wieder zugeben, was er nicht mit gutem Gewiſſen behalten zu dürfen glaubte, theils aus den übrigen Verhältniſſen ſowohl im Innern ſeiner Staaten, als auch gegen die andern mit welchem er in nachbarlicher Freundſchaft leben mußte, nicht minder aus beſorglichern Gefühle für das Wohl ſeines Landes es rathſam, die Vereinigung mit Miranda und ihren Staaten nicht ſo enge zu laſſen, als ſie bisher geweſen waren, wenn ſchon er die Freundſchaft mit ihr deshalb nicht aufhob.

Welch ein Herrlicher Triumph für das Herz dieſes Nachfolgers, wenn ſchon Panſalvin itzt wie aus einem Taumel zu erwachen ſchien, in welchem er gelegen, denn wie es möglich ſey, Eroberungen der Art wieder aufzugeben, ſeine ganze Schadloshaltung dahin zu werfen, das begriff er nicht.

Zur Einleitung.

Und halten ſie denn wohl davor, ſprach der Herzog zum Präſidenten, daß es einem Volke zukomme, über die ſchöne edle große Handlung der Aufopferung ſeines Fürſten ſich zu beklagen, oder ihn deswegen zu tadeln, wenn er glaubt, ſeine Gerechtigkeit erfordere ein Opfer, und das Volk glaubt, ſie erfordere es nicht?

Iſt es befugt, in das wahre Große ſeiner Seele einen Zweifel zu ſetzen, wenn die Handlung noch dazu das Gepräge der Wohlthätigkeit deutlich trägt.

— Ich glaube aber doch, das Volk kann verlangen er ſolle das wieder gut machen, was ſein Vorgänger verdorben?

— Wieder gut machen, was er verdorben? Wahrlich ein Ausdruck, der jedem Fürſten ſehr nachdenkend machen muß. Wenn er verderben wollte — ja — wenn er aber nicht verderben wollte, wenn in ſeiner Seele Ueberzeugung von Gutem lag, denn hierinn irren wir doch alle, und warum ſollen Fürſten gerade davon frey ſeyn, dann heißt es nicht gut machen, was er verdarben, ſondern dann heißt es nach ſeiner eignen Ueberzeugung die Sache wieder behandeln.

— Und wenn beyde Ueberzeugung einander entgegenſtanden —

— In dem Erfolg, dann konnten beyde wahr und gut ſeyn, dann hatte der Zufall es anders gelenkt, und wem Zufall und Glück dann am beſten beyſtanden, der hatte recht.

— Hier aber war doch der offenbar geſchehene Schade zu erweiſen?

— Und der zu geſchehende vom Volke nicht vorauszuſehen, wohl aber von dem Fürſten. Man ſchrie damahls ſehr über die vortrefliche Handlung der Zurückgabe der eroberten Provinzen, und ſie war von zwey Seiten Meiſterſtück. Von der

Seite des Herzens und des Fürſten Beyſpiels ausgemacht, von der des glücklichen gewählten Augenblicks wegen andrer Verhältniße lehrte die Folge, daß ſie es auch in Anſehung der Klugheit, und richtigen Politik geweſen.

— So ganz und gar richtig glauben Ew. Durchlaucht das?

— Ganz und gar richtig. Schon hatte der Neid von allen Seiten ſeinen giftigen Zahn geſchärft um anzupaken. Schon hatten andre die Recht hatten über dergleichen Fortſchritte ſauer zu ſehen, Anſtalten gemacht, ihre Kräfte aufzubieten, um weiteres Fortgehen zu verhindern. Schon war Murren unter einem großen Theile der eignen Unterthanen, die troz jenen Eroberungen fühlten, es ſey die Laſt zu drückend für ſie. Schon waren Ausſichten zu andern nothwendigern Bedürfnißen, die warlich es wohl verdienten, daß man einem Bundsgenoßen nicht weiter beyſtünde, der bloß aus Ehrgeiz eroberte.

— Und man hätte keinen Theil des eroberten behalten können?

— Kalte Seele! Kannſt du das nicht fühlen? Liegt darinn nicht etwas auſſerordentliches Großes, zurückzugeben, wovon wenigſtens ein großer Theil der Welt überzeugt war, es ſey nicht ganz recht erworben? Lieber Präſident! Anbeten hätte ihn ſein Volk deswegen ſollen, und nicht murren. Dieſer Handlung ſollte man eine Ehrenſäule ſetzen. Sie ſollte aufbewahrt werden für die Nachwelt.

— Ja, ſie war ſchön, dieſe Handlung. Es war eine Klippe, guter Fürſt, an welche ſo viele geſcheidert waren. Es iſt ſchwer Entſagung beym Menſchen zu finden, aber tauſendmahl ſchwerer iſt ſie beym Fürſten.

Drittes Kapitel.

Pansalvin ändert ſein ganzes Syſtem.

Und wenn wütender Grimm im Innern von Pansalvin gewütet hätte, ſo hätte er izt es nicht merken laſſen. Kaltes Stillſchweigen war ſeine Aeußerung. Mit einem ſolchen Frieden aus einem Lorbeerreichen Kriege nach Hauſe zu gehen, das war eine Erſcheinung, wie ihm noch keine vorgekommen war. Er wußte ſelbſt nicht recht, ſollte er ſpötteln, oder ſollte er bitter lachen. Wenn ihm jemand die Nachricht gebracht, ſein Feind habe die Hauptſtadt nach welcher er ſich ſo herzlich ſehnte, freywillig verlaßen, um aus Großmuth ihm darinn Plaz zu machen, ſo wäre es ihm minder auffallend geweſen.

Vorerſcheinungen, daß er wohl allein hier ſtehen würde, hatte er einige Zeit vorher ſchon gehabt, dies Geſicht aber war ihm etwas zu raſch gekommen. Wunder wolle er wohl nicht glauben, und Natur — nein, zur Natur des Menſchen konnte er dergleichen nicht zählen.

Aber hatte auch Panſalvin vielleicht wohl Urſach zu dem kalten Stillſchweigen? Sagte ihm etwa ſein Gewiſſen, wenn es ihm nach, und ſeinen Plänen nach gegangen wäre, würde ſein Bundsgenoſſe doch wohl nichts bekommen haben? Bewunderte er vielleicht die Wege des Schickſaals, die das freywillig dem rechtmäßigen Herrn opfern ließ, was man dem unrechtmäßigen gezwungen hätte opfern müßen, und war er troz ſeiner Standhaftigkeit doch einmahl wie ſtumm vor einem ſo außerordentlichen Zufall? Schien dieſer ihm vielleicht anzuzeigen, es gäbe noch eine höhere Hand, und habe man ſich gleich Mirandas Herrſchaft ziemlich entzogen, ſo könne man doch dieſer nicht entgehen?

Dem ſtummen Schweigen und dem fühlloſen Taumel folgte bald Erwachen, und aufgeregtes Leben.

Was thun? Was anfangen? Wie einen Weg finden aus dem Labyrinthe? Aus der Reſidenz erfuhr er alles, was dahin berichtet worden war. So glimpflich wie man es da vorgetragen hatte, erfuhr man es auch, und wo möglich mit noch mehrern Gründen, das Geſchehene zu rechtfertigen, denn man wollte ihn nicht zu ſehr aufbringen. Man führte ihm die auswärtigen Unruhen zu Gemüth, worinn die Bundsgenoßen ſich verflechten zu müſſen glaubten, man ſtellte ihm die Forderungen von Seiten des nachbarlichen Nachfolgers vor, man redete von Entſchuldigung. Man wollte ihm nicht befehlen, was er thun oder laſſen ſolte, man überließ es ſeiner eignen Einſicht.

Dieſe Nachrichten laß der Fürſt und laß ſie wieder, eine Sache, die er ſelten zu thun pflegte. Aber hier konnte er ſich nicht heraus finden. Was war es, was ſollte es ſeyn. — Kleinmuth — Geheimniß! Zuletzt dachte er gar nicht mehr daran.

Der Plan den Feind in ſeiner Hauptſtadt anzugreifen, war unmöglich. Dieſe Schätze, und dieſe Ausſichten waren für ihn verlohren. Er hatte zwar darauf ſchon einige Ideen gebauet, doch hatte er nicht ſo ganz im Zirkel der Gewißheit ihm gelegen. Was aber ſeiner Ueberzeugung ganz entrückt war, das war der Anfang der Beſitzungen, die er nun zum Theil wieder verlaſſen mußte, te, weil er die Seite auch decken mußte, die ſeine Bundsgenoſſen wieder übergeben.

Das Stück, welches er behalten konnte, als Souverain von Miranda zu verlangen, war nichts. Es betrug nicht den zehnten Theil deſſen, was er ſich geträumt.

Allein, durch alles, was er nun erfahren hatte, durch das ganze Syſtem des Planeten, wie es itzt lief, drang ſich ihm ein Lichtſtrahl entgegen, den er verfolgen wollte, und mußte. Schnell ließ er ſeine Heere wenden. Er verließ einen Strich, wo er noch Gefahren zu fürchten, und gieng auf den zurück, wo er ſicher war. Hier überlegte er, was zu thun, und zu laſſen ſey. Laſſen: das weitere Vornehmen. Thun: als ob er hier ewig weilen wollte, und indeſſen den Weg ſeines Wirkens rückwärts nehmen, dahin nehmen, wohin ſein lüſternes Auge ſchon einmahl geblickt, nach dem großen anſehnlichen Bißen, den itzt ein ungewohntes Feuer durchſtrömte, und wo in dieſes Feuer ſich zu mengen, alle Wahrſcheinlichkeit eines glücklichen Erfolgs hoffen ließ

Seine Berichte in die Reſidenz lauteten von weiſer Vorſicht, die hier zu nehmen wäre, von der die er bereits genommen, von einer Art von Rückzuge zu decken, was gedeckt werden müſſe. Uebrigens von Hoffnungen ſeinen Zweck immer noch durchzuſetzen, von Verſtärkung des Heeres, von Erſatz deſſen, was man durch die Bundsgenoſſen verlohren, von Erfüllung der nöthigen Macht, dem Feinde, ſo wie beſchloſſen, auch allein die Spitze zu bieten.

Uebrigens fand man es ſehr ſicher und gut, daß die, welche die Progreſſen des Staats Miranda hindern konnten, ſichs beygehen ließen in die ſüdlichen Händel ſich zu verflechten, die ihnen zu viel zu thun geben konnten, als daß an ſie zu denken wäre.

Viertes Kapitel.

Und nimmt ein neues kürzeres, wenn ſchon nicht ſo ehrliches an.

Immer wäre es noch harmoniſch mit den Gefühlen der Rechtſchaffenheit geweſen, wenn **Panſalvin** ſich von **Miranda** das verſprochene erbeten hätte. Immer wäre er auf einem Wege zur Souveränität gekommen, weswegen ihn niemand hätte tadeln können, wenn auch die Mittel dahin zu gelangen nicht tadelfrey geweſen wären.

Nun aber nahm er eine andre Straße, und um niemanden mehr dabey nöthig zu haben, wollte er auch **Miranda** Hülfe nicht, berichtete ihr ſo wie wir gehört haben, und fieng ſeine Operationen in geraden Schritten auf das itzt in ſehr groſſen Nöthen ſtehende Gericht an, welches er ohne jedes wachſamen Nachbars Zuthun, wohl ſchon würde appetitlich genug zu ſich genommen haben.

Dort gieng es drüber und drunter. Man hatte ſchon einmahl die Environs davon weg und in Empfang genommen, und bereitete ſich recht ernſtlich zu einem neuen Verſuche dieſer Art, wozu man vorher, um vorbereitende Urſachen zu geben mit allerhand Schwärmern zwiſchen die Einwohner gefahren war, die ſie ſelbſt unter einander ſo verwirrt hatten, daß ſie eigentlich nicht wußten, waren ſie ſauliſch oder apolliſch. Ein Theil zwar derſelben war auf eine ganz leidliche Bahn gekommen, und es wäre ihnen beynahe gelungen, die geſunde Vernunft, die in Verwirrung gerathen, wieder auf den rechten Weg zu bringen, aber eben dieſe waren es, welche der Fürſt Panſalvin aus ſehr wichtigen Gründen für ſeine ſtärkſten Antipoden hielt, und die deswegen von ſeinen Anhängern ſtark widerlegt wurden.

Von dieſen Anhängern waren die meiſten der Meynung, der Fürſt thue alles, was er hier vornehme, in Miranda Namen, und ſie verſprachen ſich große Belohnungen von ihn, wenn ſie den Plan durchſetzen konnten.

Es gieng damahls ſo mancherley in dem Gerichte vor, welches der Fürſt ſich zu Gemüthe ziehen wollte. Es war eine Gährung von verſchiedenen Seiten, und das eigenſte war, daß einmahl ein groſer Geldhaufen verſchwand, wovon man bis auf dieſe Stunde noch nicht weiß, wohin er eigentlich gekommen, und wo manche den Fürſten der Finſterniß gar ſehr in Verdacht hatten.

Das Verſchwinden dieſes Geldhaufens hatte einen ſeltenen Einfluß auf viele ſehr viele Staaten, denn ſo wie dieſer groſe Haufen dort verſchwunden war, ſo verſchwanden allenthalben immer mehr kleinere Haufen, und dieſes Geldverſchwinden ward eine Seuche, die eine lange Zeit fortdauerte, viel Bettler machte, und manchen ehrlichen Mann den Kredit ſo ſehr verdarb, daß er den Leuten als ein Betrüger erſchien der ſer nicht war.

Wenn würklich der Fürſt an dieſer Handlung Theil hatte, ſo war das ein Werk der entſetzlichſten Finſterniß, denn die Zahl der Menſchen, die er unglücklich gemacht, gieng ins unendliche. Der einzigen wegen ſchon vermag er ſich nie aus ohne Licht zu wagen.

Ob Panſalvin, der den Plan gewiß hatte, hier ſich feſtzuſetzen, der dieſen Plan denen gar nicht vorenthielt, die dort ſeine Parthey nahmen, und ihnen zur unverbrüchlichſten Verſchwiegenheit rieth, ob er des Heeres, welches von **Mirandas** Seite an dieſen Grenzen ſtand, Befehlshaber auch ganz auf ſeine Seite hatte, oder ob ſie nur in ſo weit ſeinen Befehlen gehorchten, als er der Oberbefehlshaber der ganzen Heere war, das iſt nie bekannt geworden, wenigſtens war darüber ſo wenig Gewißheit zu beſtimmen, als ſie es darüber war, ob er mit auswärtigen Mächten deswegen ſchon Verabredungen getroffen, und ſie geneigt geweſen, ſeine Abſichten zu unterſtützen, ob ſie vielleicht ſelbſt Vortheile dadurch zu erlangen gehofft.

Im ganzen war alſo das neue Syſtem **Panſalvins** dahin kürzer, daß er ſagte: Ich bin nun ſelbſt der Mann. Er hatte das Heer, er hatte im Nothfall auch eine ganze halbwilde Nation, die ausgemacht unter ſeinen Befehlen ſtand, und bey welcher, ſo trotzig ſie war, er ſich doch Anſehen und Liebe zu verſchaffen wußte. Er hatte Schätze zuſammengebracht, die hundert regierende Fürſten nicht aufzuweiſen hatten, und ſo konnte er auch wenn er einen groſen Plan ausführen wollte, hierinn ſich ſelbſt unterſtützen.

Man gab ihm mit unter den undanckbarſten Schuld, den man ſich denken kann, und den wir im folgenden Kapitel näher betrachten wollen.

Fünftes Kapitel.

Eine Sage deren Glauben wir keinem Menſchen zumuthen wollen, weil wir ſie ſelbſt nicht glauben.

Gewiſſe Dinge haben gar zu viel vom unmenſchlichen und widerſtehenden, als daß man ſie für wahr halten könnte. Indeſſen kann man ſie immer betrachten, wenn man ſie auch nicht glaubt.

Wir ſind der Meynung, das Vorurtheil des Schlechten greife immer etwas zu weit, und wenn man einmahl eine üble Idee von einen Menſchen hat, ſo denkt man ſich ihn in einem Grade laſterhaft, der ſein inneres Verdorbenes übertrift, weit übertrift.

Es war nun wohl richtig, daß Panſalvin erſtaunlich viel gegen ſich hatte, daß ſein ganzes Betragen gegen Miranda, wenn ſie ihm nicht mit unter weislich Einhalt gethan hätte, ſehr bald aus ihn den Beherrſcher und aus ihr die

Beherrſchte gemacht haben würde, daß er im höhern Grade undankbar geweſen war, als das zwiſchen ihnen beſtandne Bündniß es nur glauben laſſen konnte.

Dennoch ſagte man ſich ins Ohr, Panſalvin habe noch ganz andre Abſichten. Er erwartete nun ſehnlich, ob jene Plane die er hatte, auch zur Reife kommen würden, oder ob man ſchlau genug ſeyn würde, ſeine Abſichten zu durchſchauen, und ihm etwas darin in den Weg zu legen.

Im Fall dieſes nicht geſchähe, im Fall man ſeine Abſichten merkte und beförderte, wollte er derjenige für Miranda bleiben, der er die lezte Zeit geweſen war, ihr Freund und ihr Beyſtand in allen ihren Geſchäften. Im Fall aber man ſich unterfienge, ihm entgegen zu arbeiten, ſo wolle auch er zeigen, daß er wiſſe, eine Reyhe mühſam durcharbeiteter Jahre zu benutzen, ſo wolle er den Platz einmahl einnehmen, welchen ſie bisher beſeſſen, ſo wolle er das Reich, welches er ſo lange unter ihrem Namen regiert, nun einmahl in der That, und unter dem ſeinigen regieren, ſo wolle er die Macht, die er jezt habe zu ſeinem und der Staaten allgemeinen Beſten anwenden, und das vollbringen, was er lange angerathen, nemlich weiter um ſich zu greifen, alle Grenzen unter ſeine Bothmäßigkeit zu bringen, und eine Alleinherrſchaft von unermeßlichem Umfange errichten.

Daß dieſes bey den Kräften der Länder Mirandas erreicht werden könne, habe er zum Theil ſchon gezeigt, und dann ſolle man ſehen, daß der Alten Tapferkeit, die das jetzige Zeitalter ſo ſehr rühme, auch noch unter deſſen Menſchen lebe, und daß es leicht ſey ein Welteneroberer zu werden, wenn man alle Mittel dazu in Händen habe.

Wenn dieſes Unternehmen würklich Grund gehabt, wenn Panſalvins Denkungsart einen ſolchen Grad von Eigenheit, und Eigenfortbringung erreicht, daß er derjenigen den Rücken wenden können, die nicht blos in Liebe, ſondern auch in thätiger Beförderung, ſich an ihn erſchöpft, ſo iſt auch kein Zweifel, daß wenn er ſelbſt ſeine Wünſche befördert geſehen, wenn man ſelbſt den Raum ihn gelaſſen, ſeine Schritte vorwärts zu gehen, daß er dann doch, wenn er den erſten Zweck erreicht, den zweyten nicht auf die Seite geſetzt haben würde.

Wer einmahl Dankbarkeit verleugnen kann, wird dieſes Laſter immer beybehalten. Dem Stolzen wird nie Genüge geleiſtet werden, und wenn man ihn bis in einem Himmel ſetzet, und ſo würde Panſalvin, war dieſer ſchwarze Vorſatz in ſeiner Seele nur zur Reife gekommen, ihn nicht verlaſſen haben, und wäre nur noch das kleinſte bißgen von Miranda Größe übrig geweſen, was er ihr hätte nehmen können.

Die dieſe Sage unterſtützen wollen, behaupten, er habe die feine Politik, um nie in ſeinen Plänen verrathen zu werden, gebraucht, daß er zwar diejenigen, welche er darin benutzen zu können glaubte, erhoben, und ſie an Poſten geſetzt, wo ſie ihm für die Zukunft brauchbar geſchienen, nie aber habe er zu verſtehen gegeben, als thäte er das aus Gunſt, ſondern allemahl ihnen vorher Gelegenheit gegeben, ſich auszuzeichnen, und dann als einen Lohn ihrer Verdienſte ihnen die Stellen ertheilt. So habe jeder ſich durch Thaten empor gehoben geglaubt, und ſeinen Dienſteifer nicht allein verdoppelt, ſondern auch den Fürſten als einen gerechten Mann empfohlen, und jeden Verdacht, als handle er nach Gunſt, von ihm abgewandt.

Dieſe feine Politik habe er auch bey Empfehlungen in Civilſtellen ſich bedient, und wenn er jemanden beſonders geſchickt gefunden, habe er erſt ihm eine Arbeit gegeben, die hernach dem Vorwand ſeiner Empfehlung dargereicht.

So aber hatte er eine Menge ihm ergebner da, wo er ſie haben wollte, und ſonderbar genug, daß dieſes mehrentheils Männer von würklichen Verdienſt waren, auf deren Anhänglichkeit er ſich nicht ſowohl verlaſſen konnte, als auf ihre Treue, und auf die pünktlichſte Ausrichtung ſeiner Befehle.

Denn vielen darunter waren ſeine Handlungen ſehr zuwider, ſie waren weder mit ſeinem Charakter noch mit der Anwendung ſeiner Talente zufrieden, allein er war ihnen doch einmahl zum Oberhaupte geſetzt, und ſo konnten ſie nicht anders, wenn ſie nicht ſelbſt in ſeine Fußtapfen treten wollten, als alles gehorſamlich beſorgen, was er von ihnen verlangte.

Es ließ ſich auch als ſehr möglich denken, daß ſie an den Poſten, wo ſie gebraucht werden ſollten, im Fall einer ſolchen Unternehmung wider Miranda handeln konnten, ohne, daß ſie wußten ſie handelten wider dieſelbe. Denn ſie waren nicht unterrichtet, hatte Miranda den Befehl gegeben, der an ſie kam, oder kam er vom Fürſten allein. Denn ſeiner alleinigen Befehle kamen ſeit einiger Zeit unendlich mehr, als der übrigen, man wußte ja, welche hohe Poſten alle er bekleidete, man wußte, mit welchen uneingeſchränkten Vollmachten er verſehen war, man wußte daß das Heer unmittelbar unter ſeiner Willkühr ſtand.

Wenn wir daher, von dem abſehen, was das Herz bey dieſer Gelegenheit betrift, ſo war es ſehr wohl möglich, daß **Panſalvin** ein ſolches Vorhaben auszuführen Kräfte genug hatte.

Wenn man in die vorigen Zeiten zurückgieng, wo nicht gar lange, ehe **Panſalvins** Macht zu wachſen anfieng, ein Menſch aus einer gleichen Parallele mit dieſem es ſo weit gebracht hatte, daß er dem Kabinet der Fürſtin Angſt einjagte, ein Menſch der ſich ſelbſt zum erſten Anfänger ohne alle Unterſtützung hatte, der ſeine Pläne mit einer unglaublichen Schnelligkeit einfädeln und ausführen mußte, daß dieſer es in einem Zeitraum von Monaten beynahe zu einer glücklichen Ausführung gebracht hätte, ſo läßt ſich denken, was Panſalvin nach ſo langer Vorbereitung beym Ueberfluß an Gelde, welches jenem gänzlich fehlte, bey einer regulirten Macht, von welcher jener gar nichts wußte, möglich geweſen wäre, ſo läßt ſichs wenigſtens denken, unumſtößlich ausführbar ſey ſeine Verwickelung geworden, wenn er ſie gehabt, und ſie zur Ausführung gediehen wäre.

Aber wie geſagt, es läßt ſich nicht denken, daß das Gefühl der Dankbarkeit ſein Recht über den Menſchen ſo ſehr verloren, daß er ganz lebendiges Beyſpiel eines ſchändlichen Laſters hätte werden ſollen, er, dem dieſes Laſter ſo zuwider ſeyn mußte, wie das Feuer dem Eiſe. Wenn wir ſchon von allen Seiten überzeugt ſind, daß er nicht der war, der er ſeyn ſollen, wann wir ſchon der Finſterniß viel auf ihn wälzen müſſen, ſo ſind wir doch geneigt von dieſen ihm gänzlich frey zu ſprechen.

Ehe wir aber ſehen, wohin uns ſeine Anſtalten, die immer nicht aus den Augen zu ſetzen ſind, weiter führen, wollen wir doch horchen, ob man etwa in der Reſidenz, oder auch an andern Orten dieſer Meynung anhieng, und wie verſchieden im Planeten darüber geurtheilt wurde.

Sechſtes Kapitel.

War die Meynung von des Fürſten ganzer Undankbarkeit häufig und erſtreckte ſie ſich auch mit auf die Reſidenz?

Wir können die Frage, die wir hier unſern Leſer aufgeworfen aus dem Grunde nicht unbeantwortet laſſen, weil ihre Auflöſung viel zu dem Verdienſte des Fürſten an dem Namen beyträgt, den wir ihm beygelegt haben, und der nicht von uns, ſondern ſeinen Zeitgenoſſen herrührte.

Wer Gelegenheit giebt üble Dinge von ihm zu glauben, wenn er ſie auch würklich nicht thut, der verſündigt ſich immer an ſeinem guten Namen, und er kann es den Menſchen nicht verargen, wenn ſie ihn für das halten, was er zu ſeyn ſcheint. Wer leichtſinnig mit fremder Leute Geldern umgeht, der kann nicht darüber klagen, wenn man ihn als einen Verſchwender ausſchreyet, wenn er es ſchon nicht iſt, denn er hat ſich doch nicht thätlich legitimiert, daß er es nicht ſey, und kann ſich vielleicht nicht einmahl thätlich legitimiren, weil er zu viel üblen Schein von ſich gegeben. Und ſo war es auch mit unſerm Fürſten. Sollten wir auch alle Schuld von ihm wälzen, daß er einem ſo ſchwarzen Plan ausführen wollen, ſo können wir doch nimmer es vertheidigen, daß er Gelegenheit gab, daß man ihm einen ſolchen zutrauete.

Wenn man in der Reſidenz es auch nicht wagen durfte laut und öffentlich darüber zu reden, ſo gab es doch eine Menge Menſchen, die es eigentlich glaubten, die ſtill darüber ſprachen, denen es wunderbar vorkam, daß man es nicht bemerken wollte, oder wenn man es bemerkte nicht darüber nachdachte, und nichts dagegen unternahm.

Das heißt nicht, daß der gemeine Mann das gemerkt hätte. Des Fürſten Siege und ſein Glück gegen den Feind diente dieſem zum allgemeinen Lobesrufe, und ſo oft eine neue Nachricht kam, erſcholl ſein Name in allen Verſammlungshäuſern des Vergnügens und der Erholung. Aber denen, die etwas dergleichen muthmaßten, recht oder unrecht nun, war es doch um ſo bedenklicher. Bedenklich, daß wenn dieſer Sieger mit feindlichen Abſichten gegen Miranda wiederkehrte, alles ihm zufallen würde.

Würklich hatte im ganzen Laufe ſeiner groſſen Bahn, der edlere Theil von Miranda Unterthanen, der zugleich der weiſere und einſichtsvollere war, es mit innerm Gram angeſehen, daß die Gunſt einer ſo vortreflichen Fürſtin ſo uneingeſchränkt an einen Mann ſich kettete, der, wenn ſeine Talente dieſelbe auch verdienten, ſo unerhört ſie misbrauchte, und man wußte ſich von Auftritten zwiſchen ihm und ihr zu ſagen, wobey ſie mit gütigem Ueberblick es behandelt, daß er die Ehrfurcht gegen ſie aus den Augen geſetzt, eine Milde, die ſo ſchön ſie war, allen einigermaaßen fürchterlich in ihren Folgen vorkam. Sie ſoll ihm einmahl den Befehl gegeben haben, ſich aus der Reſidenz zu entfernen, und da dieſes nicht ohne Zeugen geſchehen, weil auch dieſe bey ſeinem ungebührlichen Betragen mit zugegen waren, ſo ſoll er dem Befehle haben Folge leiſten müſſen. Allein ſeine Entfernung dauerte nicht, ſo lange es Miranda gefiel, ſondern ſo lange es ihm gefiel, und das war eine ſehr kurze Zeit. Er kehrte bald zurück, und ihr Erſtaunen ihn zu ſehen, machte ihn gar nicht verwirrt. Wir zweifeln ſogar, ob er einmahl deswegen Entſchuldigungen angewendet, oder um die Wiederherſtellung ihrer Gnade angeſucht. Die Fürſtin glaubte, er werde ſich beſſern, und ſchwieg auch zu dem indezenten Betragen eines Günſtlings der ihr ſo lieb war.

Auswärtige Länder waren aber beſonders um dieſe Zeit viel voller ſeines üblen Rufs, als die Staaten der Fürſtin ſelbſt. Dort hatte er ſich ſo viel Furcht zu erwecken gewußt, daß niemand über ihn zu klagen ſich erlaubte, wenn Einheimiſche zugegen waren. Allein gegen den Fremden wurden die Klagen, die am Herzen nagten, oft laut und wurden vielleicht auch manchmahl übertrieben. Dieſe giengen damit weiter, und wir wollen nicht behaupten, daß ſie allemahl ohne Zuſätze geblieben wären. Die Laſter eines Großen wälzen ſich gleich einem Schneehaufen in dem Munde derer durch welche ſie rollen, immer zur größern Maſſe, und werden zuletzt unabſehbar.

Wohin man hörte, und Panſalvins gedacht wurde, da wurde es ihm gelaſſen, er ſey einer der größten Helden ſeiner Zeit. Aber der Nachhall kam auch immer noch, einer der übelſten deſpotiſchſten Günſtlinge die es je gegeben habe.

Und woher hatte ſich das fortgepflanzt?

Wenn durch ſo viele Jahre hindurch faſt alle Reiſende, die aus Miranda Staaten wiederkehrten aus einem Munde behaupteten, man ſchrie über ihn nicht bloß im Stillen wegen ſeiner Laſter, ſondern öffentlich wegen ſeiner Bedrückungen, wie konnte es anders ſeyn?

Hier erzählte der eine die Geſchichte der Tochter eines braven Offiziers, deren Schönheit den Fürſten entzückt, deren Tugend aber ſeinen Begierden wiederſtande, und die er deswegen von einem Balle entführen laſſen, um ſie zu mißbrauchen, deren Vater dann, weil er nicht glaubte hier zu ſeinem Rechte kommen zu können, eine Kugel ſich durch den Kopf gejagt, nachdem der Kummer ſeine einzige Freude in dieſer Welt aufgerieben. Dort berichtete ein andrer, er habe ſeinen alten Freund in der Reſidenz beſuchen wollen, und die Uebriggebliebenen ſeines Hauſes hätten ihn hundert oder mehr Meilen weiter in eine Wüſte verwieſen, wo das Haupt ihrer Familie, der Schaffer für dieſelbe hin ins Elend geſandt ſey, weil er hart gegen den Fürſten geſprochen, dem er ſein Vermögen aufgeopfert.

An einem andern Orte hatte einer ein Haus voll Bettler angetroffen, weil ſie einen Prozeſs gegen den Fürſten verlohren, den ein ſchändlicher Richter widerrechtlich zu ſeinem Beſten abgeurtheilt. Sein Jähzorn hatte ſo manchen um den geſunden Gebrauch ſeiner Gliedmaaßen gebracht. Seine Strafen waren alle tyranniſch geweſen, und zeigten von Barbarey, die denn auswärts um ſo grimmiger erſchien, weil man wenig mit der dortigen Art zu beſtrafen bekannt war.

Wenn nun alles das von Mund zu Mund ſich fortpflanzte, wenn man ihn ſo häufig einen zornigen Wütrich nennen hörte, wenn man bedachte, wie leicht es ihm war, Heere zu ſchlachten, und Dörfer und Städte zu verwüſten, ſo pflegte man wohl ein Zeichen der Bewahrung vor ihm zu ſchlagen, und den Kindern ſeinen Namen als einen Schrecken zu nennen.

Daher kam es, daß bedächtigere, denen man Nachdenken nicht allein darüber zutrauen konnte, ſondern die auch in die Tiefe der Sache einzudringen, Weltkenntniß genug hatten, ſagten, dieſer Fürſt gehöre unter die Fürſten der Finſterniß, denn es ſey ſchon zu einer ſolchen Benennung genug, wenn einer einen einzigen Menſchen vorſetzlich unglücklich mache, wer aber nun vollends eine ſo ungeheure Menge unglücklich machen, mit kaltem Blute unglücklich machen könnte, der verdiene den Namen vielfach.

Man machte auch ſeine ganz beſondern Anmerkungen über ſeinen Reichthum. Wenn ein Privatmann, ſprach man, der doch eigentlich keine Revenüen hat, als die ihm ſeine Fürſtin giebt, wenn dieſer zu einem Schatze gelangt, den die Fürſtin während ihrer ganzen Regierung nicht erringen können, wenn bey ſeinem Aufwande, der den ihrigen gleich kömmt, die Laſt der Ausgaben verdoppelt wird, wenn ohngeachtet der ſeinigen die ihrigen ſich nicht mindern, ſo iſt nichts gewiſſer, als daß dieſer ein Blutigel für das Land iſt, nichts gewiſſer, als daß er es ausſaugt, nichts gewiſſer, als daß Millionen Geringere darunter leiden müßen. Auch ſetzt es als gewiß voraus, daß bloß der Aermere leidet, denn der Reichere weiß immer Mittel und Wege, ſich den Beyträgen zu entziehen, die er zu dem Geldgeize eines ſolchen geben muß.

Auf die Waage mit dieſem Blutgelde und das Unglück dagegen, welches er dadurch angerichtet! Wehe Panſalvin, wenn das dir bewieſen würde!

Man gieng aber auch noch weiter in den Bemerkungen über ihn.

Man nahm nicht allein das Böſe, was er gethan, und welches er hätte unterlaſſen können, man nahm nun auch das Gute, welches er nicht hatte unterlaſſen ſollen, und welches er doch nicht gethan hatte.

Freylich wuchs hier die Summe zu ſeinem Nachtheil fürchterlich an.

Wie groß iſt nicht der Umfang den der Günſtling eines Fürſten hat. Faſt größer im Wohlthun als der des Fürſten ſelbſt. Er hat eher die Wege ſich in die geheimen Operationen derer zu miſchen, die der Bedrückung hold ſind, und ſie verbreiten. Er hat Gewicht beym Fürſten, anzuzeigen, wo man ſeinen Befehlen und ſeinen gutmüthigen Anordnungen nicht Folge leiſtet, wo man das verdrehet, was er zum Beſten redete.

Er kann die Noth des Landes vortragen, und Hülfe dafür erbitten. Er vermag die Schätze des Fürſten zu lenken, wo ſie den wahren Armen zufließen. Er vermag dem erzürnten friedliche Gedanken beyzubringen, und das Herz zu Milde und Verzeihung zu lenken. O er kann der Troſt jedes Bedrängten ſeyn.

Und in welchem Grade konnte **Pankalvin** das? In ſtärkern, als wohl je ein Günſtling es gekonnt. Wie viel Seeligkeiten konnte er hervorbringen, und wie viel Unſeeligkeiten wurden unter ihm? Wie viel Thränen konnte er troknen, und wie viel mochte er fließen?

Alles das machte ihn in der Augen der Welt dazu, wie wir ihn unſern Leſern dargeſtellt. Das war es, warum er nicht gelitten war, und ſprach man von andern Afterregierenden gut, ſo ſprach man von ihm ſchlecht.

Siebentes Kapitel.

Seine Fortſchritte nähern ſich ihrem Ende.

Bleibend bey dem Satze, den wir ſchon durchblicken laſſen, daß ſo ſchwarze Gedanken, wie man ihm ſchuld giebt, nicht ſein Plan ſeyn könnten, nähern wir uns ſeiner letzten Epoche, welche immer in einer Art von Dunkelheit geblieben iſt, und die wir nur ſo darſtellen können, wie ſie vor die Augen des Planeten kam.

Es war ein groſes undurchdringliches Dunkel in welches ſie verhüllet war, aber es war ſchwer wie die drückenden Wolken eines gewitterſchwangern Firmaments, welches Untergang verkündet.

Nach dem ſo ſchnell gemachten Frieden von Seiten des Bundsgenoſſen **Miranda** ruhete nicht mehr das auſſerordentliche Glück gegen den Nachbar auf ſeinen Waffen, ſey es, daß er es wegen des bewußten Planes nicht mehr ſo verfolgte, oder daß es durch den Muth den erweckten Muth des Feindes mehr in Zaum gehalten wurde. Daß er ſich zurückzog ohne die eroberten Provinzen zu verlaſſen wiſſen wir. Daß eine Stille ſeine Handlungen

lungen umnebelte, iſt uns zum Theil auch bekannt, doch dieſes nicht ſo ganz.

Långer und öfter brachte der Fürſt izt ganz allein zu, das war vorher nicht ſo ſehr der Fall geweſen. Aber dieſe ſeine Einſamkeit die erſt mit einer Unruhe verbunden war, und ohne daß man, ſonderliche Folgen derſelben geſehen håtte, ward jezt thåtiger und würkſamer. Ehedem wurden ſeine Berichte immer durch ſeine Sekretairs beſorgt, ſie mochten hingehen, wohin ſie wollten.

Jzt ſchrieb er auſſerordentlich viel ſelbſt, verlohr ſich ſelbſt in einen Kreis von Briefſchaften, die er erhielt und beantwortete, und zu deren Beſtellung er treue ihm ergebene Menſchen gebrauchte. Die meiſten giengen in das Land, zu deſſen Oberhaupte er ſich zu machen wohl die feſte Meynung, und deswegen ſich allem widerſezt hatte, was man darin als Neuerung vornahm, doch gieng nicht allein dahin ſeine Aufmerkſamkeit, ſondern faſt an alle Höfe lieſen Berichte von ihm ab, ſelbſt an ſolche, wovon man wuſte, ſie waren nicht in jenen Handel verwickelt.

Wer

Bey dieſen einſamen Beſchäftigungen, die ſonſt nur einen Theil der Nacht, oder vielleicht eine Stunde des Tages gedauert, izt aber ganze Tage anhielten, gieng es ſelbſt ſo weit, daß die Couriere ſeines Hofes an ſolchen nicht vor ihm kommen durften, eine Sache die ihm von denen, die am meiſten um ihn, und ſo zu ſagen ſeine vertrauteſten Freunde waren, verdacht wurde, weil er dadurch gewiß Anlaß zu beſondern Muthmaßungen gab. Gewiß aber iſt es, ſein Plan mochte ſeyn welcher er wollte, er hatte ſich in denſelben ſo vertieft, daß er vielleicht Geſchäfte darüber vergas, die ihm nach ſeiner Pflicht oblagen. Oder glaubte er vielleicht ſchon keine Pflicht mehr zu haben? Sahe er ſich vielleicht ſchon für das an, was er werden wollte?

Hatte er vielleicht den Höfen, mit denen er in einem ſo ſchnellen und öftern Briefwechſel ſtand Dinge verſprochen, die nur ein Souverain verſprechen konnte, und waren die Traktaten welche er antrug ſo beſchaffen, daß ſie willkommen waren, ohne daß man ſich darüber bekümmerte, ob ſie von einem Souverain oder einem Bevollmächtigten eines Souverains kämen, wenn ſie nur ſo kamen, daß ſie ausgeführt werden konnten?

Wahrlich, wer Tage lang ſeinen eignen Arbeiten nachhängt, wenn er für andre arbeiten ſoll, wer Unterhandlungen unternimmt deren Aufwand erwarten läßt, daß ſie die wichtigſten Gegenſtände haben, wer ſogar gegen die, denen er augenblickliche Rechenſchaft zu geben ſchuldig iſt, ſo zu handeln verſäumt, der muß an einer Ausführung arbeiten, die ihm ſo gewiß iſt, daß darüber keine Vorwürfe mehr ihn treffen können.

Achtes Kapitel.

Immer drückender wird das geheimnißvolle Dunkel.

So verbergen konnte das theils alles nicht geschehen, und theils ſchien es gar nicht das Anſehen zu haben, als ob er es verborgen treiben wollte.

Deſto verborgner waren ſeine Abſichten, von denen weder beym Kabinette, noch bey Miranda ſelbſt etwas laut wurde. Was ließ ſich zu Dingen der Art denken. Jedermann ſchwieg, und erwartetete die Geburt, die die ſchwangere Zeit ans Tagslicht bringen ſollte.

Das groſe ſeiner Unternehmungen war klar. Daß Miranda es aber ſelbſt nicht wußte, davon hat ihr nachheriges Erſtaunen Beweiſe genug gegeben, und wenn jemahls das was dieſe fleißige und aufmerkſame Fürſtin über dieſe ganze Epoche gedacht, und gewiß niedergeſchrieben hinterlaſſen hat, der Welt vorgelegt werden könnte, ſo würde ein Licht über ein Meer von Intriguen und über tan ſo feines politiſches Gewebe aufachen, welches vielleicht nicht wieder in dem Kreiſe zum Vorſchein kommen möchte, in dem Panſalvin lebte und welches auch vielleicht ſeine Nachkommen nicht wieder erleben werden, da jedes Zeitalter ſeine eigne Art zu handeln hat, und die Zeit der Intriguen vielleicht bald vorüber ſeyn möchte.

Eben ſo dunkel und ſchwer' wie das Werden eines Wetters' lags auch in der Reſidenz auf allem, was Einfluß im Kabinette hatte.

Man will behaupten, daß in dieſer Epoche eine Art von Stillſtand in demſelben geherrſcht habe. Miranda ſey geheimnißvoll — jene nachdenkend geweſen.

Die Erwartung einer äusserſt wichtigen Nachricht ſchien es zu ſeyn. Es mußte doch ein Ende mit dem nehmen, was Panſalvin eigentlich beſchloſſen hatte, was der Zweck ſeiner geheimen Geſchäfte und das Pünktlein ſey, um welches ſich die ſelbſt der Fürſtin unbekannte Correſpondenz drehete.

Damahls ſoll Miranda ihrem eignen Kabinette unruhig ins Geſichte geſehen, und dieſes in ihren Augen zu leſen geſucht haben, ob ſie auch etwas beſorgte.

Aber **Miranda** blieb ſich hier auch groß und gleich, und war Sorge in ihrem Antlitze ſo war es die welche ſie immer auf demſelben zu tragen pflegte, wenn ſie um ihrer Staaten Wohl bekümmert war, und welcher Souverain hat dazu nicht Urſach?

Indeſſen ſchien man doch von beiden Seiten in ſehnlicher Erwartung zu ſeyn, welches niemanden zu verdenken iſt, der des Endes einer Sache harren muß.

Endlich erſchien eine Nachricht — Ob die rechte? Auch das blieb dunkel.

Neuntes Kapitel.

Das Ende ſoll ja das Werk krönen.

Und die Nachricht? — Ja, ehe wir ſie mittheilen, müſſen wir uns wieder zum Fürſten verfügen, denn wenn wir ſie in die Reſidenz bringen, müſſen wir von ihm Abſchied nehmen.

Fürſt Panſalvin hatte einen robuſten Körper, der ihn äuſſerſt ſelten Krankheiten oder doch ſo kurzen Anfällen ausſetzte, welche ſeinen Lebenstheilen keinen Schaden zufügten. Die Lebensart die er führte, die häufigen Beſchäftigungen, die er nach ſeinem jetzigen Alter, welches wenn es nicht die Blüthe der Jahre war, doch auch keinen Greis anzeigte ſich beſtändig unterzogen, lieſſen ihn noch eine lange Reihe von Jahren hoffen. Er wollte dieſe auch noch leben, und ſich erſt recht mit dem bekannt machen, was man Genuß nennt. Zwar müßte man lügen, ſagte man, er habe nicht ſchon genoſſen gehabt, er hatte es in ſehr hohen Grade, aber er glaubte, einen andern Genuß in der Lebensart zu finden, die ihm izt bevorſtand.

Er hatte, wie man ſagte, einige Anfälle von Unpäßlichkeit während des letzten Feldzuges gehabt, allein ſie waren unbedeutend geweſen, auch war er vollkommen wieder hergeſtellt. Die Emſigkeit mit welcher er ſich immer beſchäftigte zeigte das deutlich genug, auch war er, beſonders je mehr er von dieſen ſeinen einſamen Arbeiten expedierte, immer heiterern Gemüths, und ſeine Unruhe wandelte ſich merklich in ruhigere Faſſung.

Vorahndung von dem, was ihm bevorſtand, hatte er daher wohl nicht gehabt, und am wenigſtens, wie er ſein Zelt verlies, um eine Reiſe zu unternehmen.

Er war noch nicht weit auf dieſer Reiſe gekommen, als ihn eine Art von Ueblichkeit überfiel, die ſich bald in eine heftige Kolik auflößte, und in weniger als zwey Stunden war der große Mann entſeelt.

Da lag nun der Souverain in der Hofnung — ein armer Erdwurm, entblößt von der Macht zu ſchaden, die er ſo häufig angewandt. Da lagen alle Bemühungen ſo vieler Jahre, da lag das Streben eines unerhörten Ehrgeizes, welches im kurzen ans helle Tageslicht kommen, und aller Welt den Ausruf ablocken ſollte: Das that ein Mann, der mehr war, als die Welteneroberer der Alten!

O hätten alle ſich um die Stellen verſammlen können, wo er ſtarb, alle die er in ſeinem Leben um irgend etwas gutes betrogen, und wäre es um die kleinſte Freude — keiner würde geweſen ſeyn, der bey dem gerechten Wechſel des Schickſals nicht geſagt hätte: Ich möchte nicht er ſeyn! In dieſem Augenblicke waren alle glücklicher als er, alle zufriedner, als er es gewiß in einem andern Leben war, wo, wenn es uns erlaubt iſt, über Schickſale der Zukunft zu urtheilen, ſeine Strafe ſeyn wird, daß er der Knecht aller Knechte iſt.

Man erzählte noch eine Sage von der Art ſeines Todes, die wir doch nicht mit Stillſchweigen übergeben wollen.

Ein andrer der größten Befehlshaber des Heeres, den er lange und oft beleidigt, ſoll ſchlechterdings auf ernſtliche Genugthuung beſtanden haben, und nach vielen fruchtloſen Verſuchen habe er ihn endlich dahin gebracht, ſich doch nur um ſeine Ehre wiederherzuſtellen mit ihm zu ſchlagen.

Der Fürſt habe bey der Gelegenheit einen kleinen Riß im Arm bekommen, da aber der andre eben vorher ſo unglücklich geweſen, mit der Degenſpitze auf ein giftiges Kraut zu ſtoßen, ſo habe diſe Wunde, durch den eingetretnen Gift des Fürſten Tod bewirkt. Dann wäre wohl das Verhängniß noch ſonderbarer.

Zehntes Kapitel.

Beſchluß.

Das, lieber Leſer, war die Nachricht, die in der Reſidenz ankam. Wir müßen den Vorhang über alles ziehen, was ſie hervorbrachte, und nicht hervorbrachte.

Es gehört in die Lebensgeſchichte Miranda, die wir, ſo wie ihre Regierungsgeſchichte, dir vielleicht, wenn ſie uns zu erhalten möglich iſt, auch mittheilen werden.

Du wirſt dann finden, welch eine verehrungswürdige Fürſtin ſie war, und daß vielleicht nur eine Hauptſchwäche in ihrem Leben ſich befand, die, dem Fürſten der Finſterniß zu viel Macht gelaſſen zu haben.

Der mächtige

Parrunkowitſch

nebſt einigen andern

Miniatür - Gottheiten.

Von Verfaſſer Sauls und der Miranda.

St. Petersburg, 1800.

Empfindſame Reiſen

durch den

europäiſchen Olymp.

Vom Verfaſſer der Miranda ꝛc.

Deutſchland, 1800.

C. v. T.

Der mächtige

Parrunkowitſch

nebſt einigen andern

Miniatür-Gottheiten.

Vom Verfaſſer Fauſts und der Miranda.

St. Petersburg, 1800.

Empfindſame Reiſen

durch den

europäiſchen Olymp.

Vom Verfaſſer der Miranda ꝛc.

Deutſchland, 1800.

Probe

der neu geſchnittenen Feder.

Gewöhnliche Vorreden können in dieſen Tagen der außerordentlichſten und ungewöhnlichſten Erſcheinungen nicht wohl mehr ſtatt finden. Sie ſind auch überdieß für Verleger und Leſer von keinem großen Nutzen. Erſtern verurſachen ſie ein paar Thaler mehr Aufwand und letztern größtentheils Langeweile.

Ich will dieß Werkchen mit einer kleinen Fabel beginnen. Mir kann ſie zur Probe meiner neu geſchnittenen Feder dienen und für manchen Leſer iſt ſie vielleicht in Hinſicht des nachſtehenden Inhalts das, was für den neugierigen Lauſcher das Schlüſſelloch eines verſchloſſenen, geheime Dinge enthaltenden Zimmers iſt.

Ein großer, furchtbarer Löwe hatte in einem ſchönen Zitronenwäldchen Poſto gefaßt. Nahe an dieſen Wäldchen hauſte ein Truthahn, von dem man auch nicht das Geringſte weiter wußte als daß er ein Rad ſchlagen und poltern konnte.

Er hatte aber eine gar hohe Meynung von ſich, weil ihn ein Häuflein Schnecken als ihr Oberhaupt verehrten.

Dieſer Truthahn kam auf einmal zu jedermänniglichen Staunen und Befremden auf den Einfall, den nahen Löwen aus ſeinen Poſſeß zu vertreiben. Er ſchickte ſein Schneckenhäuflein voraus, und polterte gar ſtolz hinter denſelben her.

Die Schnecken hatten noch keinen Löwen in der Nähe geſehen und hielten den Schatten dieſes majeſtätiſchen Thier's für ihn ſelber. Sie machten ſich über ihn her, ſtießen mit ihren Fühlhörnern auf ihn los, und da der Löwe, welcher es gar nicht gewahr wurde, ein anders Lager einnahm und alſo auch ganz natürlich der Schatten verſchwand; ſo eilten geſchwind einige von den Schnecken zu dem im Eingang des Wäldchens lauernden Truthahn, und blieſen Victoria.

Der Sieger zog ins Wäldchen ein. Die Eroberungsfreude dauerte aber nur einige Minuten: Denn als der Löwe von ungefähr den Truthahn mit seinen Häuflein bemerkte, wurde er zu einen ſo fürchterlich brüllenden Gelächter geneigt, daß alle reiſe Früchte des Wäldchens abfielen und Truthahn und Schnecken durch den heftigen Windſtoß eine groſe Strecke über den Wald hinaus geſchleudert wurden.

Die Schnecken waren bis auf wenige mauſe tod und dem Hahn fielen vor Grauſen alle Federn aus.

Hieraus folgt denn ganz deutlich die Moral:

daß ein Truthahn nicht mit einem Löwen anbinden muß, wenn ihm ſeine Federn lieb ſind.

Geſchrieben unweit Cöln am Rhein, im vierhundert und neunzehnten Jahr nach der für unſern Erdball ſo wohlthätigen Erfindung des Schießpulvers, am Tage Rebecca.

Schattenriſſe
der
Reiſenden.

Schickſal.

In einer der ödeſten und unwegſamſten Gegend Europens; wo ſich ungeheure Gebirge bis über die Wolken hinausdrängen, die auf ihren Rücken den kühnen Wanderer über die Macht des Blitzes erheben, wo ſchauervolle Klüfte und fürchterliche Felſenmaſſen ſelbſt den verwegenen Sprung der flüchtigen Gemſe hemmen, und nur durch Wunderwerke ein gefahrvoller Weg für Reiſende ſtatt findet — vereinigte der Zufall drey Perſonen zu einem Kleeblatt, die zwar ganz verſchiedene Carrieren gemacht hatten, auf welchen ſie ſo leicht nie jemanden begegnen konnten.

Ein hartes Schickſal, das alle dreye jedoch jeden auf eine andere Art und Weiſe traf, ſchleuderte ſie auf einmal von ihrem bisherigen, mehr oder weniger blumenreichen Lebenspfad auf einen rauhen, dornenvollen Seitenweg, auf welchem der Fuß nur mit Mühe und Schmerz wandelte und das gemachte Ideal vom Lebensglück ganz aus dem Auge verſchwand.

Nach einer ſturmvollen Nacht, welche das Wilde und Schauerliche dieſer Gegend bis zum höchſten Grad vermehrte, ſtahl ſich einer der erſten Sonnenſtrahlen durch den kleinen Eingang in eine von der Natur in einem bemooſten Felſen gebildete Grotte, und brachte in derſelben eine der Dämmerung ähnliche Erleuchtung hervor, die jedoch hinreichend war, hier drey ſchlafende Menſchen zu entdecken. Tiefer Kummer und Verdruß hatten ihr Gepräge auf die Stirnen derſelben gedrückt, daß ſich auch ſelbſt in den feſten Schlafe, in welchen ſie zu liegen ſchienen, nicht verloren hatte. Wahrſcheinlich waren ſie träumend eben ſo unglücklich als ſie ſich wachend fühlten.

Das Meublement dieſes Schlafzimmers war von der Mutter Natur. Luxus und Mode hatten keinen Theil daran. Ein abgeriſſenes Felſenſtück diente zu einer Ruhebank. Auf der einen Seite ſaß ein Greis, in einen Mantel gehüllet. Neben ihm ſchlummerte ein junger Mann, deſſen elegantes Aeußere mit den tiefen Furchen die Verdruß und Kummer auf ſeinem Geſichte gezogen hatten, ſtark kontraſtirte. Beyde ſchienen ſo einer Ruheſtätte nicht gewohnt zu ſeyn; allein beyde bewieſen auch, daß der ſanfte Schlaf ſehr oft freywillig einen harten Stein umflattere, indem man ihm auf Eiderdunen und ſeidenen Kiſſen vergebs ſich erwartet. Vor ihren Füßen lag auf dem ſteinigen Boden ein armſelig gekleideter Mann von mittleren Alter.

So wie der erſte Sonnenſtrahl die Schlafenden begrüßte, erwachten ſie alle dreye faſt zu gleicher Zeit. Keiner hatte von der Gegenwart des andern etwas gewußt; die Verwundrung eines jeden, ſich hier auf einmal in Geſellſchaft zu finden, war alſo auch nicht geringe.

Der erſte Laut, der hier hörbar wurde, war ein dreyfacher Seufzer — ſogleich und einſtimmig als ob er auf ein Commandowort hervorgebracht worden wäre und einerley Urſache hätte. Dann folgte eine allgemeine Pauſe, während welcher blos die Augen ein Trio ſpielten. Der Schmerz wich der Neugierde und die Sprachorgane machten der Pauſe bald ein Ende.

„Wie?“ begann der Greis mit einem verwundrungsvollen herumſpähenden Blicke,

„es ſind unſrer drey hier? noch war es Tag als ich geſtern in dieſe Höhle kam, und doch entdeckte mein Auge in derſelben außer mir kein lebendiges Weſen. Ich wollte hier nur wenige Augenblicke ruhen; ein ſanfter Schlummer ſchloß meine Augen, und ich verweilte eine ganze Nacht in dieſer Kluft. Doch es war die kürzeſte Nacht in meinem ganzen Leben; wie ein Augenblick iſt ſie mir verſchwunden!“

„Eine fürchterliche Nacht!“ begann jetzt der neben ihm ſitzende junge Mann tief heraus ſeufzend. „Leider war ſie für mich nicht die kürzeſte. Ueberall Sturm von außen und von innen! Ich ſuchte meine Vernichtung und fand ſie nicht. Ach! wie mancher ſuchte vielleicht während dieſer Schreckensnacht unter dieſen ſchauervollen Klüften ſeine Erhaltung und fand ſeine Vernichtung! Ewiger Kampf! ewiger Widerſpruch! gleich groß und unbegreiflich in der ſittlichen und phyſiſchen Welt!“

„Biſt du wieder da? liebliche Sonne!“ erwiederte der auf dem Boden liegende Dritte, indem er ſich in die Höhe richtete und dem hereinbrechenden Licht entgegen blickte, „biſt du wieder da mit deinem täuſchenden Scheine? O! ich traue dir nicht! was ſind deine Strahlen anders als Vorboten eines nahen Sturms? Jetzt ſtrahlſt du ſo freundlich! und vielleicht ſchon in einer Stunde deckt dich eine ſchwarze Wetterwolke, die mit ihren Blitzen mein Haupt zerſplittert. O! der ewigen Veränderlichkeit! wie ſo unſicher iſt hier jedes menſchliche Glück!“

„Sonach umſchloß dieſe Felſenkluft mehr als einen Unglücklichen?“ verſetzte der Greis, indem er ſeine beyden Nachbarn mit neugierigen Blicken betrachtete. „Merkwürdig wäre es doch, wenn der Zufall hier gerade drey ſolche Menſchen zuſammengebracht hätte, die auf dem ſturmvollen Ocean dieſes Lebens Schiffbruch gelitten. Gleicht dieſer Aufenthalt nicht einem Eiland? und iſt es nicht als ob wir von den wüthenden Wellen hieher geſchleudert worden wären?“

Der junge Mann ſchaute noch immer mit ſtierem Blick in der einen Ecke, und der auf dem Boden hatte die obere Hälfte ſeines Körpers wieder niedergelaſſen, ſtützte ſeinen Kopf mit dem rechten Arm, und blickte mit finſterer Miene durch die Oeffnung hinaus ins Freye, gleich als ob ihm das hereindringende Licht zuwider wäre.

Eine kurze Pauſe trat wieder ein, welche der junge Mann mit dem Ausruf endigte:

„Was iſt der Kampf mit Elementen gegen den mit Kannibalen? mit Menſchen, die jedes Band der Natur zerreiſſen, jedes Geſetz verlachen und mit den noch zuckenden Herzen ihrer erwürgten Mitbürger Ball ſpielen?“

Greis. Ihre Aeuſſerungen bringen mich auf die Vermuthung, daß wir einerley Schickſal haben; ſo verſchieden wir auch übrigens in Anſehung unſers Alters ſind.

Erblicke ich nicht auch an Ihnen ein Opfer der Raubſucht und der zügelloſeſten Freyheitswuth eines Volkes, das ſeit einigen Jahren überall Unordnung und Verwirrung verbreitet, die Grundfeſte jeder Staatsverfaſſung erſchüttert, alle Rechte und Gewohnheiten ſpottet und ſogar die entfernteſten Welttheile beunruhige?

Der junge Mann. Wenn mein Schickſal auf meiner Stirn geſchrieben ſtünde; Sie konnten ſolches nicht richtiger treffen!

Greis. Sie ſcheinen zu derjenigen Klaſſe zu gehören, gegen welche jene Furien ihre zerfleiſchenden Zähne vorzüglich richten. Wie leicht iſt es jezt die düſtere Stirne der Groſen zu enträthſeln. Sie haben ſeit einigen Jahren nur einen Kummer. — Iſt dieſer hier zu unſern Füßen einer Ihrer Diener? Befehlen Sie ihn, aufzuſtehen.

Der junge Mann. Dieſes Wort kenn' ich nur noch aus Erinnerung. Der Menſch iſt mir unbekannt. Vielleicht gehört er auch zu denen, die, wie Sie ſagen einerley Kummer quält.

Greis. Ich zweifle; er ſcheint zu vertraut mit dem Fußboden zu ſeyn. Sein ganzes Anſehen verräth Niedrigkeit und Armuth (indem er den vor ihm liegenden mit dem Fuß berührt, mit ſtarker Stimme) Wer biſt du Fremdling?

„Ich bin das was Sie beyde ſind.“

Greis. Dieſe Meynung möchte dich täuſchen. Weißt du auch, wer wir ſind?

„Sie ſagen, daß Sie unglücklich ſind und das bin ich auch.

Greis. Das Unglück hat ſeine Grade ſo wie das Glück.

„Das weiß ich euch!“

Greis. Du biſt arm, und hälſt dich vielleicht deswegen für unglücklich?

„Armuth iſt kein Unglück.“

Greis. Sieh! ich habe eine Krone verloren; das kannſt du von dir doch nicht ſagen.

„O! beträfe mein Verluſt blos eine Krone; keine einzige düſtere Falte würde ſich auf meiner Stirne zeigen!“

Greis. Wie? kann man mehr verlieren als eine Krone? Biſt du der einzige der den Werth einer ſolchen nicht kennt?

„Kann ſeyn! allein ich habe mehr Urſache zu klagen als Sie.“

Greis. Du? Soll ich dirs wiederholen, daß ich eine Krone verloren habe?

eine Krone, die ich von meinen Vätern ererbte, die ich beynahe 30 Jahre trug?

„Und ich — ich habe ein Murmelthier verloren! ein Murmelthier, das ich ſelbſt fing, den ich mit vieler Mühe tanzen lernte, deſſen Geſchicklichkeit ich zwanzig vergnügte Jahre verdankte; ein Murmelthier, das einzig in ſeiner Art war und ſelbſt unter den Menſchen ſeines Gleichen nicht fand. Sagen Sie mir, kann man mehr verlieren als ein ſolches? Wahrlich! Sie müßten der einzige ſeyn, der den Werth eines ſolchen Thieres nicht kennt, wenn Sie meinen Verluſt für gering halten wollten!“

Greis (zu ſeinem jungen Nachbar). Kann man noch Bedenken tragen, dieſen Menſchen für wahnſinnig zu halten?

Der junge Mann (verdrüßlich). Alles iſt wahnſinnig! Wer es noch nicht iſt, wird, muß es noch werden. Sollte dieſer

Murmelthierfreund gerade allein vernünftig bleiben? — Laſſen Sie ihn bei ſeinem Wahn. Wir ſind einmal in keinem Kampfe mehr glücklich; wir mögen mit Worten oder mit Waffen kämpfen.

„Entweder wir ſind beyde wahnſinnig oder es iſt's keiner. Sie hat Ihre Krone ernährt und mich mein Murmelthier. Alſo hat doch wenigſtens einer ſoviel verloren wie der andere.

Greis (zu ſeinem Nachbar). Wie unangenehm iſt es, ſich widerſprechen zu hören! (laut) Weißt du auch, daß du vor kurzen noch mein Unterthan wareſt? (mit Nachdruck) Ich heiße Victor!

„Iſt alles möglich! ich gehöre zu einer Menſchenklaſſe, der es ganz einerley iſt, ob der von dem ſie das Recht, einen Kopf tragen zu dürfen, erkaufen muß, Gabriel oder Ezechiel heißt. Wer untern Gabriel hungert, hat untern Ezechiel gewiß auch nichts zu eſſen. Ich habe mich in meinem ganzen Leben um keinen großen Herrn, am allerwenigſten um ſeinen Namen bekümmert.“

Greis. Du biſt impertinent. Ich werde dir befehlen, aus meinen Augen zu gehen.

„Laſſen Sie das, Victor! In Felſenklüften gilt noch das Recht der Natur. Wenn ich gienge, würde ſich Ihr Verdruß nur noch vergrößern. Der Menſch iſt ein ſonderbares Ding, zumal wenn es mit ihm ſo weit gekommen iſt, wie mit mir. Befehlen Sie, ſo finden Sie einen unbeweglichen Klotz an mir; ſprechen Sie aber freundlich und bitten Sie ſogar, ſo thue ich alles; ſo ſtürze ich mich für Sie ins Meer.“

Greis. Wenn dein Herr befiehlt; ſo mußt du gehorchen.

„Ganz wohl! die Herren befehlen aber nur oft ein wenig zu viel.“

Greis. Und das aus keiner andern Urſache als weil ſie können.

„Ueber dies Können ließ ſich vieles ſagen. Sie können; aber ſie ſollten nur nicht alles wollen was ſie können. Das immerwährende Befehlen macht das Herrſeyn nicht aus. Man kann in allen Sachen zu viel thun. Wenn ich einſt mein Murmelthier hätte beſtändig Tag und Nacht tanzen laſſen wollen; was würde endlich daraus geworden ſeyn? Die Folgen würden es bald gezeigt haben, daß ich es hätte zu viel tanzen laſſen. Wenn man auch kann; ſo muß man doch nicht eher wollen bis es nöthig, bis es gut iſt. Befehlen Sie jetzt, daß ich mich entferne, und Sie kommen in Gefahr, in dieſer Kluft verhungern zu müſſen, wenn ich dieſen Befehl gehorche.“

Greis. (Mit einiger Befremdung). Was wirſt du nicht noch alles behaupten? Kannſt du aus Steinen Brod machen?

„Das nicht! allein den Rückweg in das Thal hinab kann ich ihnen zeigen, den Sie ohne einen Führer gewiß nicht finden würden. Brod und Waſſer kann ich Ihnen im Fall der Noth aus einen nahen Orte herbey tragen.“

Greis. Ich kam ohne dich herauf.

„Allein Sie werden nicht ohne mich wieder hinunter kommen. Ich habe ſchon mehrere hinunter führen müſſen, die ohne mich herauf gekommen waren. Ein Verſuch wird Sie überzeugen.“

Der Greis ſchien wenigſtens gegen das, was dieſer armſelige Menſch ſagte, ein ſtarker Zweifler zu ſeyn. Gerne hätte er dieſen Schwätzer mit Stillſchweigen beſtraft und ſeine Gegenwart gänzlich ignorirt. Allein das leztere Vorgeben deſſelben erregte ſeine Neugierde zu ſehr, als daß er den vorgeſchlagenen Verſuch nicht hätte machen ſollen. Welch ein Schwindel ergriff ihn als er ſich dem ſchmalen Eingang näherte und den grauen Kopf durch denſelben hinaus ſteckte. Scheusliche Abgründe plöckten ihn mit ihren finſtern Rachen an, und es war ihm unbegreiflich, wie er dieſe ſteile Schwindelhöhe hatte erreichen können. In dieſe Kluft zu kommen, ſchien blos dem Wolken hohen Flug eines Adlers möglich zu ſeyn.

„Bin ich hieher gezaubert!“ rief er voll übergroßer Verwundrung aus. „Oder hat dieſe Nacht ein Orkan den Erdball verdrehet! Haben mich nicht geſtern meine eigene Füße heraufgetragen! woher auf einmal die Unmöglichkeit, wieder hinab zu kommen!“

Staunend begab er ſich wieder zurück auf ſeinen vorigen Sitz, ſein Blick gegen den verhaßten Widerſprecher wurde bald freundlich und gefällig, und die Befehle verwandelten ſich in Bitten.

Der junge Mann befand ſich noch immer unverändert in ſeiner Lage. Ganz in ſich gekehrt und tief über etwas nachdenkend, ſchien er bey offnen Augen und Ohren weder zu ſehen noch zu hören. Der Alte mußte ihn ziemlich lange und heftig rütteln, ehe er die Frage vernahm: „Wiſſen Sie auch, wo wir eigentlich ſind?“

„Mir iſt hier wohl,“ antwortete er ohne ſich zu bewegen; denn ich träume mir jezt, nicht mehr in der fatalen Welt zu ſeyn!“

„Wenn Ihnen dieſer Traum gefällt, erwiederte der Alte, ſo können Sie ſich wahrſcheinlich an ihn lange genug amüſiren: Denn zur Zeit weiß ich kein Mittel, wie wir wieder unter die Menſchen kommen wollen. Wollen Sie ſich nicht auch ein wenig umſehen?“

„Meine Blicke finden Behagen an dieſen ſchwarzen Felſenwänden, alle andere Gegenſtände ekeln mich an.“

Gut für Sie! wenn kein Wunder geſchieht; ſo werden Ihre Blicke wohl nie mehr andere Gegenſtände wahrnehmen.

Während ſich beyde noch weiter unterredeten, erhob ſich der arme Murmelthiermann lächelnd von ſeinem harten Lager und machte Miene, ſich zu entfernen. Kaum bemerkte dieß der Greis als er ihn dringend bat, ſie nicht zu verlaſſen, indem er ihn zugleich verſicherte, daß er ſeine einzige Hoffnung noch auf ihn ſetzte. .

Der gutmüthige arme Schelm blieb und weil der entthronte Victor auch jetzt unter den Menſchen nicht viel mehr zu ſuchen hatte und doch auch ſeinen Nachbar etwas näher kennen lernen wollte, überdieß auch noch immer nicht recht einſehen konnte, wie ſie ſelbſt unter der Führung dieſes Mannes von einer Felſenhöhe hinab kommen ſollten, wo auch für das kleinſte Thierchen kein gangbarer Pfad zu entdecken war; ſo wurde beſchloſſen, noch eine Zeitlang hier zu verweilen; und um ſich theils von der Möglichkeit zu überzeugen, theils auch um die nöthigſten Bedürfniſſe befriedigen zu können, wurde der arme Freund — dieſen Namen erhielt der Murmelthiermann — jetzt beordert, hinab zu gehen und für einige trockne und flüſſige Victualien zu ſorgen.

Wermuth.

Der Weg in das Thal hinab und zu einer benachbarten Hütte — welche Ortſchaften waren in dieſer Gegend mehrere

Meilen weit nicht anzutreffen — war nicht ſogleich gemacht. Der beorderte Bote konnte, ſo gut er auch zu Fuße war, vor Sonnenuntergang nicht wieder zurückkommen. Die beyden ehemaligen Purpurträger hatten alſo Zeit und Muſe genug, ſich zu unterreden und miteinander bekannt zu werden.

Der Greis begann:

Es ſcheint, als ob uns etwas mehr als ein bloſes Ungefähr hier zuſammengebracht hat. Wir ſollten uns hier finden, ſollten uns kennen lernen; unmöglich würden wir ſonſt einen Weg hier herauf gefunden haben, der auf einmal wieder verſchwunden zu ſeyn ſcheint. Wir ſind beyde unglücklich, und eine nähere Erklärung wird es zeigen, daß wir es auf einerley Weiſe ſind. Unglückliche geſellen ſich gerne zu einander. Was hindert uns, ſolches auch zu thun? und zwar um ſo mehr, da uns ein gleiches Schickſal zu Leidensbrüdern macht.

Vernehmen Sie alſo eine kurze Lebensgeſchichte von mir. Sie wird mir Ihr Herz öffnen; denn Sie werden daraus erſehen, daß auch ich durch jene Barbaren eben ſo viel leide als Sie, und daß Sie nicht die geringſte Zurückhaltung gegen mich nöthig haben.

Meine Geburt beſtimmte mich für Murmellands Thron. Mein Vater ſaß auf demſelben und ich war ſein Erſtgeborner. Bey meiner Erziehung hatte man ganz natürlich meine Beſtimmung hauptſächlich vor Augen. Ich ſollte befehlen lernen, und wie konnte dieß beſſer geſchehen, als daß mir ſchon in meiner früheſten Jugend alles auf dem Wink gehorchte. Der Wille eines Regenten muß feſt, muß ſo viel wie möglich, von dem Willen Anderer unabhängig ſeyn, auch dieſem weiſen Grundſatze handelten meine Erzieher gemäß; noch war ich der kleinſte Knabe und in meiner Sphäre herrſchte gewiß immer nur ein Wille, welches, wie ſich von ſelbſt verſteht, kein anderer als der meinige war. Ich behauptete einen Eigenwillen, der meine Lehrer bisweilen in Staunen verſetzte, und worüber ſelbſt mein Gouverneur nicht ſelten vor Verwunderung mit den Zähnen knirſchte. Ein Monarch muß ſeiner Würde eingedenk, ſich ſelbſt zu ſchätzen und um ſich herum Ernſt und Ehrfurcht zu verbreiten wiſſen. Man lehrte mir dieſe edle Selbſtſchätzung bey Zeiten, indem man mir bald einen richtigen Begriff von dem ſogenannten Pöbel beybrachte, und mir die große Wahrheit lehrte, daß in ganz Murmelland blos alles um meinetwillen da ſey. Ein Thronerbe muß als einziger Beſchützer der Religion auch ihr Verehrer, ihr Vertheidiger werden. Ein Prieſter machte mich bey Zeiten mit der wahren und allein ſelig machenden Kirche ſo vertraut bekannt, daß ich alle andere Religionen verabſcheute und ihre Bekenner für wilde Thiere hielt, die zu verfolgen und auszurotten die höchſte Pflicht, die belohnenswürdigſte Tugend ſey.

Da ſich mein Verſtand ſeiner Reiſe näherte nahm mich ein Miniſter in die Schule. Die höchſte aller Künſte, die Kunſt zu regieren, war der Gegenſtand dieſes Unterrichts. Zwar iſt dieß eigentlich mehr Sache der Miniſter als des Monarchen ſelbſt; denn nicht dieſen, ſondern jenen liegt eigentlich die Regierung ob; allein man muß denn doch wenigſtens ſo thun als ob man im Stande wäre, im Fall der Noth auch ein Wort dazu zu ſprechen. Ueberdieß iſt es doch auch zur Steuerung der Schwachen nöthig, die behaupten, daß ein Regent die Kunſt zu regieren wenigſtens verſtehen müſſe, geſetzt, daß er auch die Ausübung derſelben andern überließe.

Mit dieſer Kunſt iſt die Politik ſo nahe verwandt, daß man, wenn man die eine erlernen will, durchaus auch mit der andern bekannt werden muß. Man kann ſie wirklich den Kern aller Wiſſenſchaften, die Krone aller Regierungskunſt nennen. Wer ſie recht ſtudieren will, muß ſich in einen Zuſtand denken, wo man von keinem Recht, von keiner Religion etwas weiß. Sie erlaubt alles, ſie verbietet alles, je nachdem man das eine oder das andere zur Erreichung ſeiner Abſichten nöthig hat.

Wenn man aus der Schule der Moral in die Schule der Politik kömmt; ſo weiß man ſich anfangs nicht ſo recht zu finden: denn beyde ſind ſo verſchieden von einander, daß ſie geradezu im Widerſpruche ſtehen. Allein es giebt ſich ſchon, und die letztere weiß ſich bald vor der erſtern beliebt zu machen.

Doch, verzeihen Sie, wenn ich für Sie zu weitläuftig werde. Ich kann vorausſetzen, daß ſie mit meiner Erziehungsart ſchon bekannt ſeyn müſſen, da die Methode, künftige Regenten zu bilden, ſo ziemlich einerley Leiſten hat und hier Ausnahmen höchſt ſelten ſind. Wahrſcheinlich iſt Ihnen das, was ich ſage, auch ſchon aus Erfahrung bekannt. Ich finde aber, daß eine Unterredung für unſern Zuſtand beſſer als ein gänzliches Stillſchweigen iſt. Seitdem ich mit Ihnen ſpreche, fühle ich meinen innern Gram wirklich weniger als zuvor.

Nachdem der Jüngere ein gleiches Bekenntniß abgelegt und ſeine Bereitwilligkeit, ihn anzuhören bezeigt hatte, fuhr der Alte in ſeiner Lebensgeſchichte wieder fort:

Die gewöhnliche Reiſe, welche hauptſächlich eine nähere perſönliche Bekanntſchaft mit den mehreſten größten Höfen unſers Welttheils beabzielet, vollendete meine Bildung.

Ich kam zurück und hätte gerne ſogleich den Thron beſtiegen; allein er war noch immer beſetzt und ich mußte die Freuden der Huldigung noch lange entbehren. Ich hatte jedoch Geld, Zeit und Muſe genug, meine Wünſche ſo ziemlich zu befriedigen und den Staat vor einem Mangel künftiger Thronerben zu ſichern. In Regierungsangelegenheiten durfte ich mich nicht miſchen. Ich brachte alſo meine Zeit theils in Capellen, theils in Aſſembleen zu. Von vielem Schreiben war ich nie ein Freund und ſchon das bloſe Unterzeichnen meines Namens, welches beſonders während meiner Regierung häufig geſchehen mußte, war mir läſtig. Sagen Sie mir womit kann, womit ſoll ſich ein Thronerbe beſchäftigen? Er hat für die Gegenwart nichts zu thun und die Zukunft iſt ihm gewiß. Es kamen bisweilen Stunden wo ich eine große Leere fühlte und eine gewiſſe Beſchäftigung wünſchte, und ich kam deswegen auch auf den Einfall, einen welſchen Hahn ſprechen zu lernen. Dieß koſtete mich viele Mühe; allein ſie wurde mir nicht belohnt: denn wer nicht ſprechen lernte, war mein welſcher Hahn. Ich hatte unterdeſſen doch eine Arbeit und meine Abſicht war in ſo fern nicht ganz verfehlt.

Ein alter Krikelkopf von Miniſter, den immer ein ſogenannter guter Rath auf der Zunge ſchwebte, meynte zwar, es wäre beſſer, wenn ich einſtweilen die Länder durchreiſte und kennen zu lernen ſuchte, die ich künftig regieren ſollte. Allein es war ein kränklicher Mann, der immer nur auf Dinge verfiel, die andere nicht wollten. Er hatte daher auch die Freude, ſeinen Rath befolgt zu ſehen, ſehr ſelten. Es iſt ein eigenes Vergnügen, unbekannten Ländern zu befehlen und überhaupt muß man Könige nur in der Ferne ſehen. Sie ſind durch ihre Befehle, durch ihre Stellvertreter gleichſam überall gegenwärtig und auch die entfernteſten Provinzen werden ihr Daſeyn, ohne ſie vor Augen zu ſehen, gewahr.

Schon war mehr als die Hälfte meines Lebens dahin als mir Murmellandskrone zu Theil wurde. Man ſagt, Kronen laſten. Ich muß die Wahrheit dieſes Sprüchworts bezweifeln. Ich wenigſtens habe meine Kroer nicht gefühlt und würde ſie heute noch mit Vergnügen tragen. Ich hatte ſechs Millionen Revenüen und würde ſie nicht läſtig gefunden haben, wenn ich deren tauſend gehabt hätte.

Das Gefühl ein Souverain zu ſeyn, iſt in der That von ganz eigner Art, und ich könnte mir von demjenigen menſchlichen Weſen gar keinen Begriff machen, dem es nicht behagen ſollte. Fünf und zwanzig Jahre genoß ich dieſes Gefühl und ich muß es geſtehen, daß es mir bis zum letzten Augenblick nicht zuwider war. Und wenn man eine ſolche Souverainität nur in Rückſicht auf ſeine eigne Perſon betrachtet; ſo iſt ſie ſchon eine ſehr angenehme, wünſchenswerthe Sache. Hat man nur Wünſche und Bedürfniſſe genug, die Befriedigung derſelben findet ſich leicht.

Die Eintheilung und den Gebrauch meiner Zeit beſtimmten meine Launen. Die

Staatsmaſchine war im Gang; ich hatte nichts zu thun als dann und wann anzuhören, daß alles noch beym Alten ſey. Ein Monarch, der rechtſchaffene und treue Diener hat, erfährt ſelten etwas von unangenehmen Dingen. Ich kann mich dieſes Glücks vorzüglich rühmen.

In dieſer günſtigen Lage erreichte ich das Alter eines Greiſes, und es blieb mir nur noch der Wunſch übrig in meiner Lebensſymphonie ein da Capo zu ſpielen. Jetzt trübte ſich aber der Himmel auf einmal über mir und das Verhängniß hatte beſchloſſen, daß die Sonne meines Glücks eher als die meines Lebens untergehen ſollte. In dem benachbarten Reiche Lichtſtein ereignete ſich eine Begebenheit, die einem zuvor auch nicht einmal im Traum einfallen konnte, und welche den ganzen Welttheil mit Schauder und Entſetzen erfüllte.

Die Exploſion dieſes politiſchen Veſuvs war durch keine Macht wieder zu beruhigen, er tobte und ſpie unaufhörlich und ſein verwüſtender Ausfluß verbreiteten ſich bald in die benachbarten Länder. Meine Krone fieng an zu ſchwanken, und nachdem ich ſie noch einige Jahre in einer höchſtdrückenden Lage, zwiſchen Furcht und Hoffnung erhalten hatte, ſtieß man ſie auf einmal gewaltſam von meinem Haupte.

Kein Verſuch ſie wieder zu erlangen gelang; die Lage der politiſchen Dinge wird immer kritiſcher; aller Wahrſcheinlichkeit nach wird wohl dieſe Krone auf immer für mich verloren ſeyn. Wie es in meinem Innern ausſieht, können Sie ſich ohne meine Schilderung denken. Ich ſoll den Reſt meines Lebens auf einer elenden, von allen Annehmlichkeiten der Natur entblößten Inſel zu bringen. Schon ſeit einiger Zeit ſuche ich vergeblich über meinen künftigen Lebensplan einig zu werden. Der Anblick der Menſchen iſt mir zuwider, unruhig treibe ich mich von einem Winkel zum andern, mein trauriges Schickſal ſchwebt mir immer lebhaft vor den Augen. Ich ſuchte Einſamkeit und fand hier unten im Thale ein armſelige Hütte, in welche ich mich mehrere Tage verſchloß und blos von dem Gutthaten eines benachbarten Kloſters lebte. Geſtern beſtieg ich, um meinem Herzen etwas Luft zu ſchaffen dieſe Höhe. Ich war zu ſehr in mich gekehrt, zu tief im Nachdenken verſunken als daß ich äuſere Gegenſtände deutlich bemerkt hätte: ohne zu wiſſen wo und wie, kam ich in dieſe Felſenkluft; eine groſe Mattigkeit warf mich hieher auf dieſen Stein; meine Augen ſchloſſen ſich unvermerkt und als ſie ſich wieder öffneten, erblickte ich Sie an meiner Seite und den elenden Menſchen zu meinen Füßen.

Sehen Sie hier meinen Lebenslauf! Er wandelte ſich von Roſen zum Dornen, vom Honig zur Wermuth!

Flamme.

Als Victor ſeine Erzählung vollendet hatte, nahm er ſeinen jungen Nachbar bey der Hand und führte ihn mit an den Eingang der Höhle, um einige Blicke ins Freye zu thun. Beyde ſtaunten wieder aufs neue über die ſcheinbare Unmöglichkeit einen Rückweg von dieſer ſteilen Höhe hinab ins Thal zu finden. Beyde freuten ſich aber auch über das Glück, ſo unvermuthet einen mit dieſen ſchauervollen Gegenden bekannten Menſchen gefunden zu haben, ohne welchen ſie hier wahrſcheinlich verſchmachten müßten. Sehnſuchtsvoll blickten ſie hinab, ob ſie den Rückkehrenden nicht etwa in der Ferne entdecken könnten: denn ſo unglücklich ſich auch beyde fühlten, ſo ſchien doch ihre Liebe zum Leben noch immer ſehr ſtark zu ſeyn, und, ſo unwahrſcheinlich es ihnen auch ſelbſt ſcheinen mochte, ſo war doch die Hoffnung wieder zum Beſitz ihres vorigen

Glücks zu gelangen, nicht ganz aus ihrem Herzen verſchwunden.

Auf einmal rollte ſchrecklicher Kanonendonner durch die Lüfte, welcher dieſe beyden Unglücklichen bald wieder auf ihr voriges Plätzchen zurückſcheuchte.

„Gott!“ rief der Greis ſeufzend aus „giebt es keinen Ort mehr in der Welt, den man vor dieſen Barbaren ruhig bewohnen kann! Dieſe alles Glücks zerſtöhrende Mörder ſcheinen den ganzen Erdkreis zu überſchwemmen, wo man ſie nicht ſieht, muß man ſie doch wenigſtens hören!“

„Wer weiß“ erwiederte der Jüngere, „ob dieſes donnernde Geſchütz nicht gegen die Barbaren gerichtet iſt! Vielleicht iſt der glückliche Augenblick da, wo eine vom Himmel begünſtigte Macht den Verwüſtungen dieſer Ungeheuer ein Ziel ſetzt! Vielleicht blutet jetzt ſchon ein Theil derſelben für die Menge ſcheußlicher Miſſethaten, womit ſie ſich und ihr ganzes Reich auf immer befleckt haben! es kann doch unmöglich dieſen Unmenſchen immer gelingen!"

Ein wehmüthiges Lächeln zeigte ſich auf dem Geſichte des Alten. Sanft drückte er ſeinen jungen Nachbar die Hand und ſagte: „es wäre zu wünſchen, daß Ihre Vermuthungen wahr wären; allein es iſt nicht wahrſcheinlich, daß ſie dieß ſind. Wenn man aus den was bisher geſchehen iſt, auf die Zukunft ſchließen will; ſo können wir ihr mit keinen heitern Blicken entgegen ſehen. Wenn etwas gegen dieſe Weltverkehrer hätte geſchehen ſollen; ſo hätte es zur rechten Zeit und auf die rechte Weiſe geſchehen müſſen. Glauben Sie mir, unbekannter Freund! Dieſe Sache hat das Anſehen als ob alles ſo und nicht anders gehen ſoll. Unter denen, die allenfalls im Stande wären, hier zu unſerer aller Ruhe und Sicherheit etwas erſprießliches zu thun, herrſcht eine Verblendung, die nicht anders als durch ein Verhängniß zu erklären iſt. Wenn das Meer aus ſeinen Ufern tritt; ſo muß man bey Zeiten und mit vereinigten Kräften ihm Dämmen entgegen zu ſetzen ſuchen; wenn die Ueberſchwemmung faſt ſchon allgemein iſt, dann kömmt man mit dieſen Dämmen zu ſpät. Glauben Sie ja nicht, daß dieſe tobende Nation nur das im Schilde führt, was ſie öffentlich vorgiebt. O nein! ihre eigentlichen Pläne ſind ſchrecklich kühn und alles umfaſſend. Jetzt geht es über ihre Nachbarn her; die entferntern kommen dann ſicher auch daran. Und ſagen Sie mir, wo iſt wohl hier in der Nähe eine Macht, die gegen einen ſo mächtigen Feind nur mit einiger Hoffnung eines glücklichen Erfolgs etwas unternehmen könnte? Wir hatten wohl einen geheimen Plan; allein die Ausführung deſſelben gehört unter die Träume."

Das Innere des jungen Mannes ſchien auf einmal wieder in heftigſter Bewegung zu ſeyn. Er warf ſich zurück an die harte Felſenwand, drückte ſeinen Hut tief ins Geſicht und knirſchte wie ein Verzweifelnder mit den Zähnen.

Der Greis fand unter dieſen Umſtänden eine Pauſe für nöthig. Der Kanonendonner vermehrte ſich und erſchütterte die ganze Gegend. Jeder Knall ſchlug den blutenden Herzen der beyden Einſiedler eine neue Wunde.

„Sehen Sie!“ rief endlich der Alte dem die Lage der Dinge in dieſen Gegenden ſehr wohl bekannt war, mit einer groſen Thräne im Auge aus — ſo wiſſen dieſe Barbaren die alten Staatsverfaſſungen zu erſchüttern und über den Haufen zu werfen! Ein neuer Regent wird vom Thron geſtoſſen, eine neue Nation unter das Sklavenjoch der Tyrannen gebracht!„ Fluchen ſollte man den Erfinder dieſer mörderiſchen Feuerſchlünde, und ach! doch waren ſie ſo lange die einzigen Stützen der Monarchie! das einzige Mittel Kronen zu erwerben und zu erhalten! Kommt es Ihnen nicht auch ſo vor als wenn die Mordgewehre dieſer zügelloſen Horden weit ſchrecklicher brüllten als die rechtlichen Kanonen der Monarchen und ihrer Heere? Wir führten ſie zu unſerer Vertheidigung und Erhaltung, zum Schutze und Beſten unſerer Völker; dieſe mißbrauchen ſie zum Würgen und Verheeren!“

Eine ſtarke Exploſion der gegenſeitigen Gedanken und Empfindungen erfolgte jetzt, die ſich nach und nach, nachdem es in dieſer Gegend ruhig worden war, wieder in den ruhigen erzählenden Ton verwandelte. Die Reihe der Enthüllung war nun an dem jungen Unglücklichen.

„Ich bin einer von den vielen größern und kleinern Souverainen, die in Verbindung einen einzigen und zwar — was ſehr ſonderbar iſt — nicht ſouverainen Staat ausmachen. Dieſes Reich gleicht einem groſſen Rumpf mit mehrerern hunderten ganz verſchiedenen Köpfen. Jeder Kopf zieht zwar ſeine gute Nahrung aus dem Rumpf und man kann juſt nicht leugnen, daß ſich jeder von den vielen Köpfen in einen ziemlich erträglichen Zuſtand befindet; allein um das ganze vielköpfige Ding iſt eine gar wunderliche Sache, welche es auch ſo lange bleiben wird; ſo lange das Sprüchwort: tot capita tot senſus, ſtatt findet. Hat jeder Kopf nur mit ſich ſelbſt zu thun, ſo mag es angehen; allein ſobald das Ganze agiren ſoll, dann beginnt die Verwirrung und es kommen Dinge zum Vorſchein, die gar nicht ſonderbarer und auffallender ſeyn können. Vorzüglich äuſert ſich dieſer vielfache Einfluß aufs Ganze bey einer allgemeinen Direktion der Hände und Füße. Der eine Kopf will da," der andere dorthinaus; indem die eine Hand links greift, greift die andere rechts, indem der eine Fuß vorwärts ſchreitet, bewegt ſich der andere rückwärts.

Und iſt einmal unter dieſen Köpfen eine ſcheinbare Harmonie hervorgebracht; ſo dauert ſolche kaum einige Augenblicke, wo ſie ſich ſodann in eine noch weit größere Disharmonie verwandelt.“

Hat dieſer ſo ſonderbar geformte Körper von auſen Ruhe, ſo geht es noch erträglich. Die Köpfe machen dann ſchon ſelbſt unter einander, daß keiner nichts nachtheiliges für den andern vernimmt. Wird er aber von auſen beunruhigt und ſollen Maasregeln zur Vertheidigung und Erhaltung des Ganzen genommen werden, dann iſt Holland in Nöthen. Der eine will das, der andere jenes und der dritte keins von beyden. Dann iſt das Ganze ein Spielball, mit welchem jeder, nicht ganz unmächtiger Feind, machen kann was er will, wie dieß leider jezt bey den lichtheiniſchen Unruhen deutlich zu ſehen iſt.

In dieſem Reich und zwar leider an Lichtsbeins Grenze beſaßen meine Ahnherren ſchon ſeit undenklichen Zeiten ein Fürſtenthum, welches freylich noch lange kein Königreich war, aber doch für ſeinen Regenten ein recht artiges Sümmchen abwarf. Mein Vater ſtarb ſehr frühzeitig und ich wurde in meinem ſechzehnten Jahr ſchon wirklicher Regent, nachdem mich zuvor das gemeinſchaftliche höchſte Reichsgericht für mündig erklärt hatte. Die Freude, mich auf einmal als faſt ganz unumſchränkten Herrn über mich ſelbſt und ſo viele andere zu fühlen, war in der That ſehr groß und zuvor um ſo mehr da man zuvor einige Schwierigkeit wegen meiner Jugend machen und eine Vormundſchaft haben wollte. Dieſes letztere verurſachte hauptſächlich ein alter milzſüchtiger Vetter, der daher wahrſcheinlich auf ſeine eigene Perſon ſpekulirte. Seine Spekulation ſchlug aber fehl, und ich wüßte auch nicht, warum man in ſechzehnten Jahre nicht eben ſo gut ſollte regieren können als in ſeinem ſiebzigſten. Daß bey bürgerlichen Ständen auf die Volljährigkeit geſehen wird, kann allerdings gut und nöthig ſeyn: Denn einem Haus vorzuſtehen und eine Familie zu verſorgen, iſt etwas ganz anders als ein Land regieren, dort muß man erwerben, hier bekommt man aber alles was man nöthig hat, von ſelbſt. Ich habe zwar nur kurze Zeit das Glück zu regieren genoſſen; allein ich glaube doch, Erfahrungen genug gemacht zu haben, und ich muß geſtehen, daß ich keinen einzigen Fall erlebt habe, wo mich wegen der Regierung meine Jugend in Verlegenheit gebracht hätte.

So wie ich regierender Herr war, machte ich auch ſogleich Gebrauch von meinen nunmehro ganz freyen Willen und ging auf Reiſen. Lichtſteins weltberühmte höchſt merkwürdige und prachtvolle Reſidenz war es wohin ich mich zuerſt begab. Dieſer Zauberort berauſchte in kurzer Zeit alle meine Sinnen ſo ſehr, daß ich gar keinen andern weiter zu ſehen verlangte. Ich traf hier ſehr viele Fremde aus allen Gegenden der Welt an; allein ich wunderte mich doch, daß ich nicht alle für wahren Lebensgenuß beſtimmte Perſonen vom Stande hier fand, wenigſtens befremdete es mich ſehr, daß nicht alle Regenten ihre Reſidenzen an dieſem Eliſium vereinigten: denn unmöglich konnte ſich's irgendwo beſſer reſidieren als hier. Hier wurde mir mein Leben ſo leicht und angenehm, daß ich noch Regent von zehn Ländern hätte ſeyn wollen, ohne mich im geringſten über eine Regierungsbürde zu beklagen.

Verzeihen Sie, unglücklicher König! wenn von jetzt an in meinen Erzählungen bisweilen Pauſen vorkommen. Ich komme nun bald auf Gegenſtände, die mir einſt den honigſüßen Zauberkelch eines überirdiſchen Götterglücks reichten, deren Andenken mir aber jetzt das Herz zerreißt.

Ich kam an dieſen ſplenditen Hof, ſah die ſchönſte und reizenſte aller Königinnen, ſah ihre liebenswürdigſte Tochter, deren Anmuth, durch Jugend und Unſchuld bis zum höchſten Grad erhöhet wurde und mein Herz flammte auf wie eine brennende Fackel. Ehe ich noch daran dachte, war ich in Mutter und Tochter gleich ſtark verliebt. Ach! ich hatte das Glück der erſtern zu gefallen und der letztern wenigſtens nicht zuwider zu ſeyn; mein Glück näherte ſich dem Wonnetaumel; aber leider war die Dauer gar zu kurz: denn bald ſchwand es wie ein ausgelöſchter Irrwiſch dahin. Jene ſcheusliche Revolution kam zum Ausbruch und der Tempel der Wonne und des höchſten menſchlichen Glücks wurde bald zur Stätte des Schreckens, des Mordes und der Verwüſtung. Die unglückliche königliche Familie wurde eingekerkert und ich ſelbſt kam bey alle den ſchrecklichen Scenen mehr als einmal in Todesgefahr. Ich mußte fliehen; allein die in mir lodernde Flamme floh mit mir; nirgends fand ich Ruhe, nirgends Linderung. Unauflösbare Feſſeln zogen mich immer wieder zurück; mehr als hundertmal war ich ſchon an der Grenze des aufrühreriſchen Landes, um mich wieder meinen Unglücklichen zu nähern; allein die augenſcheinliche Gefahr entfernte mich wieder.

Endlich nahm ich meine Zuflucht zur Liſt, ich gab mir eine andere Hülle und in dieſer glückte es mir, jenen Schreckensort zu erreichen, wo mein Alles ein ſcheuslicher Kerker umfaßte. O! wie ſchwer wurde es mir, nur einmal von auſſen die Thür des Zimmers zu ſehen, in welches die Tyrannen die königliche Familie eingeſchloſſen hatten. Die erſtern Verſuche waren gelungen, und dieß gab mir Muth und Kühnheit zu neuern. Ich hatte nichts geringeres vor als die beyden Gefangenen zu retten. Ein Unternehmen, das eben ſo ſchwer als gefährlich war.

Ich hatte einſtmals das Glück oder Unglück gerade zu der Zeit im Vorgemach des Gefängniſſes zu ſeyn, als die Königin nebſt der Prinzeſſin heraus geführt wurde. Die Leiden erhöhen den Reiz der Schönheit; dieſer Anblick beraubte mich beynahe meiner Sinnen. Tag und Nacht ſtunden ſie von dieſer Zeit an vor mir und machten mich wechſelsweiſe bald ganz muthlos bald tollkühn.

Meine damalige Lage iſt keiner Schilderung fähig. Ich mußte unter Barbaren leben, die alle Rechte mit Füßen traten, allen Regenten Tod und Untergang ſchworen, die jede Minute mit einer Greuelthat brandmarkten und ihren rechtmäßigen Beherrſcher mit den Seinigen mehr noch als die größten Verbrecher quälten, mußte dem Schein nach in ihren ſchändlichen Ton mit einſtimmen und ſo thun als ob mir alle ihre Frevelthaten die größte Freude machten; mußte diejenigen, denen ich ſo wohl wollte, denen ich ſo gern mit meinem ganzen Vermögen, mit allem was mir nur lieb und theuer war, Rettung und Freyheit erkauft hätte, ſo innig leiden ſehen, ohne auch nur bey allen innerlichen, unwiederſtehlichen Drange, ihnen zu helfen, das Geringſte für ſie thun zu können, mußte ſehen und hören, wie andere Mächte mit ihrer Hülfe ſo zauderten um ein zügelloſes Volk, das alle Thronen der Erde beſchimpfte, ſo fort wüthen ließen. Sagen Sie mir, ehrwürdiger Greis! iſt eine ſolche Lage nicht die ſchrecklichſte, die peinlichſte unter allen? Damals glaubte ich nicht, daß ſie noch trauriger werden könnte; leider wurde ich es aber bald gewahr, daß ſie noch einer Verſchlimmerung fähig war.

Wollte ich Ihnen alle die Abentheuer erzählen, die ich beſtanden, alle die Vorfälle und Auftritte ſchildern, wobey ich theils ſelbſt mit intereſſirt war, theils nur den bloßen Zuſchauer machte; ſo könnte ich

Sie wochenlang unterhalten. Allein ich kann als gewiß voraus ſetzen, daß es Ihnen keine ſonderliche Freude machen würde, und ich, ich möchte lieber dieſe ganze Zeit mit allen ihren Ereigniſſen aus meinem Gedächtniſſe vertilgen als ſie durch eine Wiederholung mir noch einmal lebhaft erneuern. Erlauben Sie mir alſo, daß ich mich in der Fortſetzung meiner Geſchichte ſo kurz wie möglich faſſen darf.

Ich war der einzige nicht, der in Geheim Verſuche machte, die königliche Familie zu retten. Es fanden ſich der Anhänger und Verehrer derſelben noch viele, wiewohl es nicht ſo leicht war, ſie zu entdecken, da niemand dem andern trauen durfte. Es fehlte mir jedoch nicht an Bekannten, von welchen ich wußte, daß ſie im Herzen mit mir gleiche Geſinnungen hegten. Ich gab ihnen einige Winke; wurde aber zur Geduld verwieſen mit der Verſicherung, daß ſchon an einen geheimen

Plane gearbeitet würde, der aber noch nicht reif zur Ausführung ſey. Mir wurde nun etwas leichter ums Herz. Ich wurde orientirt und ſpielte beym Entwurf dieſes Plans ſowohl als bey ſeiner Ausführung eine der wichtigſten Rollen. Daß leider alles mißglückte, iſt bekannt.

Jetzt war die höchſte Zeit, mich zu entfernen, wenn ich anders den nach mir ſchon ausgeſtreckten zerfleiſchenden Klauen entgehen wollte. Ich nahm meine Flucht in einem Gemüthszuſtande, gegen dem jede Höllenpein nichts anders als Kleinigkeit ſeyn kann. Es war mir jedoch unmöglich in mein Land zurück zu kehren, da ſich unterdeſſen dort ein Schauplatz des Kriegs eröffnet hatte. Ich begab mich in das nahe Bergland, wo ich die neueſten Nachrichten mit aus der erſten Hand empfieng.

Der Sprechende verſtummte jetzt. Seine Miene zeigte deutlich, daß in ſeinem

Innern der fürchterlichſte Sturm herrſche. Wilter wußte ſchon, daß nunmehr in der Reihe dieſer Geſchichte die traurigſten Auftritte folgten. Er unterbrach deswegen das Stillſchweigen durch keine Frage. Unwillkürlich warf er jedoch nach einiger Zeit einen neugierigen, noch mehr erwartenden Blick auf den Schweigenden. Dieſer bemerkte ihn, und fuhr etwas beruhigter, jedoch mit ſichtbarer Wehmuth fort:

„Unmöglich kann ich glauben, daß Ihnen eine Schilderung von kannibaliſchen Mordſcenen Vergnügen machen kann; ſie ſind Ihnen ohnedem ſchon größtentheils bekannt. Wahrſcheinlich wünſchen Sie nur noch einiges Licht über meine Erſcheinung in dieſer Höhle zu haben und mein ferneres Schickſal ohne Beziehung auf Andere zu wiſſen.

Die Nachrichten, die mir nach und nach aus Lichthein zu kamen glichen einem

Gewitter, das erſt in der Ferne blitzt und donnert, das ſich aber immer nähert und deſſen Donner alſo auch immer ſtärker und fürchterlicher wird. Die letztern Donnerſchläge waren ſo heftig und ſchrecklich, daß ſie mich ganz betäubten. Wollte Gott! daß dieſe Betäubung ewig gedauert hätte. Ich kam nur deswegen nach einiger Zeit wieder zu mir ſelbſt, um des Gefühls einer neuen Pein, und zwar der größten und unausſtehlichſten, wieder fähig zu werden. Ich hörte, daß die junge, verwaiſte Prinzeſſin an einen von den roheſten und unmenſchlichſten Kannibalen verheirathet werden und daß Weib eines ungeſitteten Menſchen vom niedrigſten Stande werden ſollte. Eine Nachricht, die den brennendſten, zur größten Verzweiflung bringenden Schmerz von tauſend Dolchſtichen in ſich vereinigte. Lange ſchon wär ich nicht mehr, hätte ſich die Unwahrheit dieſes ſcheuslichen Gerichts nicht bald beſtätigt.

Bis jetzt hatte ich an mich und meine eigenen Angelegenheiten wenig oder gar nicht gedacht. Jetzt da mich gewiſſe große Bedürfniſſe unwiderſtehlich daran erinnerten, wurde ich mir auf einmal erſt meines ganzen Elendes recht bewußt. Ich fand, daß ich nur noch ein Schattenfürſt war und keine Quadratelle Land mehr hatte. Der Feind hatte es occupirt und ihm ſchon längſt eine ganz andere Verfaſſung gegeben. Anfänglich machte man mir zwar noch einige Hoffnung, wieder in Beſitz meiner Rechte zu kommen; allein bald verſchwand dieſe Hoffnung ganz und der durch mehrere Siege übermüthig gewordene Feind ließ ſichs gar nicht mehr in die Gedanken kommen, je wieder auch nur eine Hand breit Land von ſeinen Eroberungen herauszugeben. Daß es bis jetzt weit ſchlimmer als beſſer geworden iſt und die Feinde Eroberungen auf Eroberungen machen, iſt Ihnen bekannt. Meine und meiner Nachbarn Länder ſind ſchon längſt aufgegeben und die vergeſchlagene Entſchädigung iſt ein elender Traum, auf deſſen Realiſirung man ſich zu Tode hoffen kann.

Der übermüthige, unerſättliche Feind richtete bald auch ſeine verwüſtende Klauen gegen das Land, in welchem ich eine Zuflucht gefunden hatte. Man hatte Urſache zu glauben, daß er an dieſen, dem Anſchein nach unüberwindlichen natürlichen Feſtungen ſeine freche Stirn zerſchmettern würde: allein das Verhängniß iſt für ihn und wider uns. Ehe man ſich's verſah, hatte er ſich deſſelben bemeiſtert, und auch ich war von den tobenden Horden umringt. Die natürliche Gutherzigkeit der Einwohner kam mir zu ſtatten. Ich retirirte mich in eine auf einem unwegſamen Gebirge gelegene ländliche Hütte, und lebte da ungeſtört mehrere Wochen in Geſellſchaft einer armen Hirtenfamilie. Schon lange zuvor hatte ich meine ganze Bedienung bis auf einem einzigen jungen Menſchen entlaſſen.

Ich irrte mich in dieſer Wahl: denn ſo wie ich anfangen mußte, eben ſo kümmerlich und elend wie mein armer Wirth zu leben, nahm auch dieſer mein einziger Bedienter die Flucht. In meiner Lage fühlte ich ſeinen Verluſt wenig. Wer mit groſen Nöthen zu kämpfen hat, achtet ein kleines Ungemach nicht.

Meine Bruſt war jedoch zu voll. Dieſer armſelige Aufenthalt wurde mir nach und nach zu enge. Das groſe Unglück hatte mich ſtumm und fühllos gemacht. Ohne mir es deutlich bewußt zu ſeyn, wohin ich wollte, entfernte ich mich einſtmals von dieſer Hütte und wandelte auf einem engen Stieg, auf welchen oft nur mit der größten Mühe und Gefahr fortzukommen war, immer vorwärts. Schon hatte ſich die Sonne geneigt als ich ein altes Gebäude in der Ferne erblickte. Ich erreichte es mit Einbruch der Nacht und fand, daß es Ruinen einer alten Burg waren, in welche ſich einige verſcheuchte Hirtenfamilien geflüchtet hatten. Dieſe Geſellſchaft war mir willkommen, und zwar um ſo mehr, da ſie nicht ohne Vorrath von nothdürftigſten Lebensmitteln war. Das Jammern und Wehklagen dieſer Leute würde mich zur Verzweiflung gebracht haben, wenn mein Gefühl nicht ſo ſehr abgeſtumpft geweſen wäre.

Da ich aus meinem Tiefſinn wieder etwas zu mir ſelbſt kam, verſuchte ich hier meine Gedanken zu ſammeln, um wegen der Zukunft einige Maasregeln zu treffen; allein in meinem Kopfe gieng es drunter und drüber; es war mir unmöglich zu einem feſten Entſchluß zu kommen.

Ein Mann, dem Muth und Entſchloſſenheit aus den Augen blickte, und der unaufhörlich beſchäftigt war, die andern zu tröſten und zu beruhigen, gewann mir bald mein Zutrauen ab. Ich entdeckte mich ihm ſo weit ich es zur Erreichung meiner Abſicht nöthig glaubte und fand ihn bereit zu einem Verſuch, mich den Feinden ungeſehen über die Grenze zu bringen. Allein kaum hatten die andern von dieſem Unternehmen gehört; ſo entſtand beſonders unter dem weiblichen Theil dieſer Geſellſchaft ein Jammergeſchrey. Sie hatten ihr einziges Vertrauen auf dieſen beherzten und entſchloſſenen Mann geſetzt und baten ihn einſtimmig, ſie nicht zu verlaſſen. Er wollte ſein gegebenes Wort nicht gerne zurücknehmen und blieb erſt dann, als ich ihm geradezu erklärte, daß ich ſeine Begleitung durchaus nicht annehmen würde.

Eine genaue Beſchreibung mußte nun die Stelle der perſönlichen Begleitung vertreten. Mit einem kleinen Verrath von Brod machte ich mich auf den Weg, gieng einige Tage in der Irre herum und kam endlich ganz entkräftet und muthlos kurz vor eintretender Nacht hieher. Erſt da es ſchon finſter war und ein ſchrecklicher Sturm drohte fand ich zufällig dieſe Kluft. Ich ſchaudere vor der Gefahr, in welcher ich bey dieſem ſchrecklichen Gange ſchwebte; da ich hier im Finſtern herum tappte ahndete ich Sie nicht. Meine Lage iſt über alle Beſchreibung fürchterlich. Ich habe mein Herz, mein Land, alles, alles verloren. Rache und Liebe wüthen gleich ſtark in mir und unterhalten in meinem Innern eine mein Leben verzehrende Flamme.

Prüfung.

Schon neigte ſich die Sonne zu ihrem Untergange und das dritte Glied dieſer traurigen Geſellſchaft war von ſeiner zur Leibeszehrung und Nothdurft ſo nöthigen Reiſe noch immer nicht zurück. Bisher war man gegen ſein langes Zögern ziemlich gleichgültig geblieben; man ſprach wohl dann und wann von ihm; allein da er ſeine Zurückkunft ſelbſt erſt gegen Abend beſtimmt hatte, ſo äußerte man auch wegen ſeines Außenbleibens weiter keine Unruhe. Dieſe erfolgte aber jetzt, da die Nacht ſich näherte und ſtieg bald zu einer ſichtbaren Aengſtlichkeit empor.

Die Vermuthungen, die man deshalb äußerte, waren verſchieden, bald dem Charakter des Boten günſtig, bald demſelben ungünſtig. Man erwartete ihn jedoch immer noch und erſt da die Nacht mit der ſtärkſten Finſterniß eingetreten war, gab man dieſe Erwartung auf.

Jetzt fühlten die beyden Unglücklichen ihre ſchreckenvolle Lage in ihrer ganzen Schwere. Verſcheucht von der menſchlichen Geſellſchaft, wo ihnen vor Millionen andern ein ſo günſtiges Loos zu Theil worden war, wo ihnen im Glanze und Wohlleben zur Befriedigung ihrer Wünſche tauſend Mittel zu Gebote ſtunden, befanden ſie ſich jetzt von Schmach und Harm niedergedrückt in einer öden ſchauervollen Felſenkluft ohne einen Biſſen Brod und Trunk Waſſer, ohne Hoffnung, dieſe Jammerhöhle je wieder verlaſſen zu können. Im Sturm eines widrigen Schickſals auf einmal vom höchſten Gipfel des Glücks in die Tiefe des Elends, geſchleudert ſaßen ſie hier auf ihrer harten Felſenbank und ſtierten mit offenen Augen in die dickſte Finſterniß hinein, die mit ihrem Innern vollkommen harmonirte. In dieſen Augenblicken hatten ſie Empfindungen, machten ſie Erfahrungen, welche den Purpurträgern, ſo nöthig und heilſam ſie ihnen auch im Grunde ſind, doch gewöhnlich durch den längſten Lebenslauf fremd bleiben.

Guſtav — dieß war der Name des jungen unglücklichen Fürſten — wurde durch dieſe traurige Kataſtrophe auf einmal ganz verwandelt. Die wild aufbrauſenden ſturmvollen Leidenſchaften in ſeinem Herzen gingen in eine ſtill duldende, äußerſt empfindſame Wehmuth über.

„Ach!“ ſagte er, indem er die Hand des Greiſes ſanft drückte — „ach! welch ein fürchterlicher Unterſchied zwiſchen einem fürſtlichen Palais und dieſer Felſenkluft! zwiſchen unſerer einſtigen und jetzigen Lage. Eben verſetzte ich mich im Geiſte mit verſchloſſenen Augen einige Augenblicke in die Vergangenheit zurück. Ich dachte auch an die Tafel des Lichtbewiſchen Hofes. Gott! welche Pracht! welche alle Sinnen berauſchende Wonne herrſchte da! Welch ein inniges Wohlbehagen fühlte man in ſeinem ganzen Weſen, wenn man mit an derſelben ſaß! Und wie iſt einem hier zu Muth? unglücklicher Freund! Würde wohl der Bettler in der Hütte, der Sklave auf der Galeere mit uns tauſchen? Welcher Fürſt hat wohl je auch nur auf die entfernteſte Weiſe daran gedacht, daß er in eine Lage kommen könnte, wo ſogar ein elender, trockner Biſſen Brod ein Trunk Waſſer den größten Werth für ihn hat?“

Victor meynete, daß ehemals ein Monarch freylich wohl nicht ſo leicht auf ſolche Verſtellungen verfallen ſeyn möchte; allein heut zu Tage wäre es eine ganz andere Sache. Für die Groſen der Erde habe die Stunde der Prüfung geſchlagen und man würde gewiß jetzt mancherley, ſonſt freilich nicht gewöhnliche Bemerkungen machen, wenn man in ihr Inneres ſehen könnte.

Die Unterhaltung wurde immer trauriger, und mit häufigen Pauſen unterbrochen. Es iſt dem Mond wohl nichts neues, ſich in Menſchenthränen zu ſpiegeln. Hier hätte er es auch gekonnt, wär er anders in dieſer Nacht im Firmamente ſichtbar geweſen.

Die heutige Nacht ſchien von der leztern ſehr verſchieden zu ſeyn. Sie war wenigſtens nicht die kürzeſte. Der dritte Theil derſelben war noch nicht vorbey, als ſich beyde ſchon das Geſtändniß ablegten, daß ſie die Dauer einer Ewigkeit zu haben ſchien. Der Gott des Schlafs wird durch Thränen verſcheucht und der ſanfte Schlummer iſt naſſen Augen unhold.

Der Himmel war fürchterlich ſchwarz auſtapezirt und in der niedern Athmoſphäre heulten Sturmwinde ein ſchreckliches Tutti. Um das grauſenvollſte Ganze zu vollenden, fehlte nur noch ein wüthender Vulkan und ein Erdbeben, welches die Felſengebirge erſchütterte.

Die Vorſehung mißt aber ihre Prüfungen nach den Kräften des zu prüfenden und verhängt über den armen Sterblichen nicht ſo leicht eine Folter, die ihn geradezu nothwendig der ſchwärzeſten Verzweiflung in die Arme werfen muß.

Guſtav befürchtete in dieſem Kampf der Elemente das Aeuſſerſte. Seiner Aeußerung nach müßte in der phyſiſchen Welt ſo wie in der politiſchen einer allgemeinen Revolution nahe ſeyn: denn zwey ſolche Nächte hatte er noch nicht erlebt.

„Ich erwarte,“ ſagte er mit leiſer und wimmernder Stimme, jeden Augenblick einen Erdſtoß, der dieſe Felſenmaſſen über uns zuſammen wirft und uns zermalmt. Ach! noch immer iſt mir der Gedanke an die Vernichtung unerträglich, noch immer iſt mir dieß elende qualvolle Leben lieb! Iſt es möglich, daß man auch noch in dieſer Lage ſeine Fortdauer wünſchen kann?

Victor verſicherte, daß er ſelbſt noch bey ſeinem hohen Alter ein gleiches Gefühl hege, und daß er jetzt, da ſein Leben in

Gefahr ſchwebe, den Verluſt ſeiner Krone weit weniger empfinde.

Die Wetterwolken entzündeten ſich und fürchterliche Blitze durchkreuzten wie feurige Schlangen unaufhörlich den Horizont. Die Angſt und das Grauſen ſtiegen aufs höchſte; aber eben jetzt näherte ſich die Zeit des Troſtes und der Hülfe.

Ohngefähr die andere Hälfte der Nacht mochte beginnen, als man in der Nähe der Höhle ein Geräuſch vernahm. Anfangs hielt man es für eine Würkung des Windes; allein bald konnte man unterſcheiden, daß es den Fußtritten eines lebendigen Weſens glich.

Sollten uns auch noch wilde Thiere ſchrecken? liſpelte Guſtav eben ſeinem lauſchenden Nachbar zu, als ſich auf einmal die Flamme eines Blitzes dicht vor dem Eingange der Kluft hinab ſchlängelte und den beyden Erſchrockenen den eben hereindringenden Kopf des Murmelthiermannes ſichtbar machte. In dieſem Geſicht vereinigte ſich jezt der Werth aller Kronen der Erde und die durch dieſe Erſcheinung im Innern der beyden Fürſten erzeigte Empfindung übertraf alle von ihnen jemals gefühlte Wonne ſo weit, daß es ſchwer werden dürfte, auch nur eine entfernte Vergleichung zwiſchen beyden zu machen. Alle Monarchen der Welt konnten einſt, da Victor und Guſtav noch in ihrem vollen Glanze lebten, mit den ſchmeichelhafteſten Ehrenbezeigungen vor ihnen erſcheinen; ihre Freude, ſo ſie darüber empfunden hätten, konnte nur ein niederer Grad der Wonne ſeyn, die ihnen jezt die unerwartete Erſcheinung des armſeligſten und verächtlichſten Menſchen verurſachte. Alle Länder der Erde konnten ſie erobern, alle Reichthümer der Welt ſammeln, und ſo groß auch ihr Vergnügen darüber geweſen ſeyn möchte; ſo war es doch gewiß kaum noch ein Vorſchmack von den über alle Bechreibung ſüßen Gefühl, das ihnen jetzt der biedere Gruß eines Bettlers gewährete.

O! welche wundervolle Veränderungen können nicht Umſtände unter den ſchwachen von Zufällen abhängenden Sterblichen hervorbringen!

Dieſer Menſch, den einſt ein muthwilliger Laquay dieſer Herren, kaum mit einen Fußtritt regalirt hätte, wurde im Freudentaumel mit Händedrücken überhäuft und faſt mit höchſt eigenen Armen embraſſirt, hätte er wenigſtens nur zwey Ahnen aufzuweiſen gehabt. Allein in dieſer Rückſicht war er ſo übel daran, daß er von ſeiner ganzen Stammtafel nicht eine Sylbe mehr wußte, als daß er einen Vater gehabt haben müſſe. Wer nun dieſer eigentlich geweſen, dieß war ihn um ſo gleichgültiger, da er von ihm auſſer dem armſeligen Leichnam auch nicht eines Hellers-Werth geerbt hatte.

Die vorherige ſehr große Angſt ſowohl als die jetzige eben ſo große Freude hatten den Hunger und Durſt beynahe ganz verſcheucht. Da man ſich aber nach und nach wieder etwas erhohlt und ſich auch der Sturm von auſſen gelegt hatte, ſtellte ſich das Gefühl eines leeren Magens wieder ein. Es ging man über die angekommenen Viktualien her, welche in einer Flaſche Milch und in einer zierlichen Portion Brodes und Butter beſtanden. Dieß Gericht ſchmeckte vortreſlich und wurde noch überdieß durch die Erzählung des Boten gewürzt.

„Ihre Unruhe, ſagte dieſer,“ die ich Ihnen durch ein ſo langes Auſſenbleiben gemacht habe, thut mir ſehr leid; allein das große Vergnügen wovon ich eben Zeuge geweſen bin, und welches doch eigentlich mein Zögeren veranlaſſet hat, freuet mich auch innig. Ich habe während dieſer Zeit einen Vorſatz gehabt, der, wenn anders die Probe gelingt, für Sie eben ſo wichtig als für mich werden kann. Dieſe Probe kann aber erſt gemacht werden, wenn der Tag angebrochen iſt, und bis dahin werde ich auch weiter kein Wort davon ſagen. Nur ſoviel kann ich ihnen einſtweilen wiſſen laſſen, daß dieſer Vorfall Urſache an der Verzögerung meiner Zurückkunft war, und mir ſehr leicht das Leben koſten konnte.

So wie ich mir die wenigen Lebensmittel verſchaft hatte, machte ich mich eiligſt auf den Rückweg; allein ich konnte doch vor Einbruch der Nacht den Fuß dieſes Gebirges nicht erreichen. Nun war freylich guter Rath theuer: denn einen Weg den man ſelbſt am hellſten Tage nur mit der äuſſerſten Mühe finden und mit der größten Gefahr gehen kann, muß man doch warlich nicht ohne die höchſte Noth des Nachts wandeln. Ich kämpfte demnach einige Zeit mit mir ſelbſt, indem ich mir auf der einen Seite die große Gefahr und auf der andern die eben ſo große Freude vorſtellte, die Sie beyde über meine Erſcheinung haben würden. Mitten in dieſen Kampf hatten ſich unterdeſſen ohne daß ich es ſelbſt recht deutlich wußte, meine Füße fort bewegt, ſo daß ich ſchon ein ziemliches Stück in die Höhe war als es mit einemmale ſo finſter wurde, daß ich meine eigenen Hände nicht mehr ſehen konnte. Das Leichteſte war überſtanden, das aller Mühſamſte und Gefährlichſte ſtand mir noch bevor. Ohne augenblickliche Todesgefahr konnte ich keinen Schritt mehr vorwärts ſchauen. Eben befand ich mich auf einem Poſten, wo mich nur noch ein nahes Geſträuch, das ich ergriffen hatte, vor dem Herabſtürzen ſicherte.

Ohngefähr eine halbe Stunde hatte ich hier in einer ſehr unbequemen und ermüdenden Stellung Halt gemacht als ein ſchrecklicher Bliz die Gegend erleuchtete und mich in einen ungeheuren Abgrund blicken ließ, der ſich dicht an einen abgeriſſenen Felſenſtück öffnete, auf welchen meine Füße ſtanden. Ich hatte juſt zu rechter Zeit Halt gemacht. Ein Schauer überlief mich als ich gewahr wurde, daß ich nur noch einen halben Schritt von dem fürchterlichſten Tod entfernt war.

Ich konnte inzwiſchen nicht glauben, daß es die Wetterwolken bey einem einzigen Blitz würden bewenden laſſen, und faßte bald wieder neuen Muth. Ich hatte mich nicht geirrt: denn in kurzen erfolgte ein zweyter Blitz und bald wurde es ſo arg, daß ſich die Wolken in eine immerwährende Flamme verwandelt zu haben ſchienen. Jetzt konnte ich ſo gut ſehen als am Tage und bald hatte ich mich wieder zu recht gefunden. Freilich erſchwerten mir die Winde ſo viel als mir die Blitze erleichterten; allein im Ganzen war doch dieſes Sturmwetter mein Glück und ohne daſſelbe wäre ich vielleicht nicht mehr, wenigſtens hätten Sie noch länger hungern und durſten müſſen. Und daß hätte mir doch leid gethan: denn ich bin ſelbſt unglücklich und weiß, daß auch ſelbſt der gute Wille zu helfen einen Unglücklichen Freude macht und einige Erleichterung gewährt.

Nachdem man dem gutherzigen Manne noch einmal die Hand recht herzlich gedrückt und ſeiner Dienſtfertigkeit viele Lobſprüche gemacht, auch die günſtige Wendung eines drohenden höchſt traurigen Schickſals gerühmt hatten, ſtellte ſich eine Neigung zum Schlafe ein, der keiner widerſtand und die wir denn auch unſerer Seits der Wahrheit eingedenk, daß ein ſanfter Schlaf für Unglückliche die größte Wohlthat ſey, auf keine Weiſe ſtöhren wollen.

Ausſicht.

Viktors Schlummer war der kürzeſte. Alter und Schlaf ſind ſelten gute Freunde, und zwar um ſo weniger, wenn erſteres mit der Traurigkeit und Gemüthsunruhe Hand in Hand wandeln muß. Dieß war der Fall bey den dethroniſirten Greis; er mußte ſichs alſo auch gefallen laſſen, daß ihn der Schlaf weit mehr floh als ſuchte und mit ſeinen Umarmungen ſo ſelten und ſo kurz wie möglich beglückte.

Die Morgendämmerung rang noch mit dem kommenden Tag als ſich ſeine Augen ſchon wieder öffneten. Er verſuchte, den ſchon ſo frühzeitig fliehenden Schlaf wenigſtens nur noch auf ein Stündchen herbey zu locken; allein ſeine Verſuche waren vergeblich und weil er die beyden andern doch auch nicht um ein Glück bringen wollte, das ihm nun einmal nicht länger zu Theil werden ſollte, ſo ſetzte er, ſich vor der Langenweile zu ſichern, ſeine Gedankenwerkzeuge in Bewegung. An Gegenſtänden zur Betrachtung fehlte es ihm nicht, da ihn gegenwärtig ſein eigenes Ich mehr als alles intereſſirte. Sein Schickſal zu erleichtern und ſich ſeine noch übrige kurze Lebenszeit ſo erträglich als möglich zu machen, dieß war es, worüber er einen Plan zu entwerfen ſuchte. Seine Abſicht ging dahin, in dieſem Plane auch das fernere Fortkommen des jungen unglücklichen Fürſten ſowohl als des armen, vor ihm lautſchnarchenden Murmelthiermannes mit zu verweben, weil er in dieſer ſo unvermutheten Zuſammenkunft in dieſer Höhle einen Wink der Vorſehung zu finden glaubte, daß ſie ſämtlich nach erlittenen Schiffbruch auf dem, jetzt mehr als jemals ſturmvollen Ocean dieſes Lebens von nun in näherer Vereinigung weiter ſchiffen ſollten.

Troz den bangen Stunden, die er eben überſtanden hatte, war ſein Kopf ſo offen und heiter, daß er bald mit einen ganz allerliebſten Plänchen fertig wurde und ehe noch die beyden andern erwachten, hatte ſich ihm ſchon eine ziemliche angenehme Ausſicht in die Zukunft geöfnet. Jezt kam es nur noch darauf an, den noch unbekannten armen Mann näher kennen zu lernen und dann zur Ausführung dieſes Plans die Beyſtimmung des jungen Fürſten zu erhalten.

Hoch war die Sonne ſchon heraufgeſtiegen als der auf dem Boden liegende Murmelthiermann erwachte. Victor bemerkte dieß ſogleich, und um ihn etwas zu belauſchen, ſchloß er ſeine Augen und ſtellte ſich als ob er noch ſanft ſchliefe. Der arme Schelm erhob ſich jähnend von ſeinen harten Lager, blickte nach den beyden Sizenden zurück und als er ſie noch ſchlafend bemerkte ſchlich er ſich leiſe gegen den Eingang hin, um ſie nicht zu ſtöhren.

Jezt zog er einen Ring aus der Taſche hervor, betrachtete ihn im Lichte mit aller Aufmerkſamkeit von allen Seiten, und ſteckte ihn dann mit einer ſichtbaren Freude an einen Finger. Neugierig ſahe er ſich nun noch einmal nach den Schlafenden um, und als er ſie noch im vorigen Zuſtand ſah, artikulirten ſeine Lippen ganz leiſe, jedoch immer noch für den wachenden Greis hörbar, einem Monolog.

In dieſem äußerte er eine große Freude über den Ring, ſprach viel von unſichtbar machen, und gab deutlich zu erkennen, daß er das Erwachen der beyden Herren mit Ungeduld erwarte, indem er dann ſogleich gewahr werden würde, ob die geprieſene Kunſt des Ringes ihren Grund habe oder nicht. Victor wußte nun, wie viel es geſchlagen hatte, und hatte nun Zeit, ſeine Masregeln darnach zu nehmen. Er fand für gut, den Mann, wo möglich eine Zeitlang in der Täuſchung zu erhalten, und hatte unter andern hierbey die Abſicht mit, daß ihn dieſe Täuſchung bey künftigen Unternehmungen beherzter machen würde. Jetzt war es ihm nur darum zu thun, den jungen Fürſten bey Zeiten einem Wink hievon geben zu können, damit dieſer nicht etwa aus Unwiſſenheit den ganzen Spas verdürbe.

Dieß glückte ihm auch: denn eben war der Mann mit dem Ringe durch den Eingang hinaus auf ein hervorragendes Felſenſtück getreten, um ſich wahrſcheinlich nach der heutigen Witterung um zu ſehen, als Guſtav erwachte und Victor ihn mit dem ganzen Vorgang bekannt machen konnte.

Nach wenigen Augenblicken und nachdem ſich beyde auf den nun zu erwartenden Auftritt gehörig vorbereitet hatten, trat jener wieder mit einer unbeſchreiblich ſonderbaren Miene, auf welcher ſich ein Miſchmaſch, von Freude, Furcht und hoffnungsvoller Erwartung ausdrückte, herein. Starr blickte er, wechſelsweiſe bald den Victor, bald den Guſtav in die Augen, langſam und mit leichten Tritten näherte er ſich ihnen, und drückte ſich endlich in die eine Ecke, gleich als ob er auf etwas lauſchen wollte.

Victor und Guſtav diskurirten; keiner that als ob er den Hereingekommenen bemerkte. Dieß beſtärkte letzteren in ſeiner Meynung, und als er ſich wiederum dem Anſchein nach, ungeſehen hinaus geſchlichen hatte, glaubte er nun eine hinlängliche Probe von der Güte dieſes Ringes gemacht zu haben.

Bald kam er ohne Ring, worauf beyde beſonders Acht gaben, zurück. Er brachte ſeinen Morgengruß und fragte mit einem bedenkenden Blick, ob ihnen ſeine Abweſenheit nicht aufgefallen ſey, da ſie ihn heute noch nicht geſehen hätten, indem ſie noch ſchliefen, da er ſich hinaus auf die Seite der Kluft begab, ſich im Freyen etwas um zu ſehen.

Beyde verſicherten, daß es ihnen allerdings etwas aufgefallen ſey, ſie hätten aber bald mehrere Fußtritte vernommen und daraus auf ſeine Nähe geſchloſſen.

Haben Sie mich wirklich nicht geſehen? frug er mit zunehmender Verwunderung — eben ſtand ich ja dicht an ihrer Seite und ging vor ihren Augen zur Höhle hinaus?

Beyde antworteten nein!

„Nun ſo wäre denn wirklich die Verſicherung wahr, die mir geſtern der Mann gab, welcher Urſache an meiner Verzögerung geweſen iſt! Jetzt da die Probe die Wahrheit derſelben bewieſen hat, ſollen Sie auch den Vorfall hören, deſſen ich dieſe Nacht erwähnte und der mir die Beſor gung meines geſtrigen Auftrags ſo ſehr erſchwerte.

Vom Fuße dieſes ſteilen und unwegſamen Felſengebirges hatte ich noch einen Weg von 2 Stunden zu den nächſten, mir in dieſer Gegend bekannten Landhaus. Ohngefehr die Hälfte dieſes Weges, hatte ich zurückgelegt als ich mich einem Gebüſch näherte, aus welchem mir eine vornehm gekleidete Mannsperſon entgegen kam. Wir ſtutzten beyde, da wir uns ſahen. Ich aber nicht etwa aus Furcht, es iſt ſchon lange daß ich dieſe nicht mehr kenne. Dieſe Erſcheinung überraſchte mich in dieſer öden, menſchenleeren Gegend und hatte überdieß ein ſo auffallend ſonderbares Anſehen, daß ich ein vom Tode erſtandenes Geripp vor mir zu ſehen glaubte. Dieſer Fremde mochte geweſen ſeyn wo er wollte, ſo viel iſt gewiß, daß er mit Leiden zu kämpfen haben mochte, die ſchwerer als die unſrigen alle zuſammen genommen ſeyn mußten.

Fleiſch und Blut war an ihm wenig ſichtbar. Sein Auge in der Knochenhöhle gleich dem nur noch glimmenden Docht in einer Lampe, der eben den letzten Tropfen Oehl aufgezehrt hat und verlöſchen will. Sein Gang glich dem einer Schnecke. Das ganze Weſen war einen Schatten ähnlicher als einem wirklichen Körper.

So wie dieſe abgelebte, kraftloſe Figur vor mir vorüberſchwebte, war ich im Begriff, ſie freundlich anzureden, denn ſchon der bloſe Anblick hatte mein Mitleiden bis zu Thränen erregt; allein ſie kam mir zuvor.

„Ich ſuche Menſchen“ ſagte ſie, und ſuchte ein freundliches Lächeln zu erzwingen, das wahrſcheinlich meine Erſcheinung verurſachte.

Auf dieſe Anrede folgte eine ziemlich lange Unterhaltung, in welcher jeder dem andern von ſeiner Perſon und Umſtänden ſo viel beichtete als er für gut fand. Ich habe in meinem ganzen Leben nie gelogen, und alſo auch jetzt bey dieſer Unterredung nicht. Ob ſein Vergeben Wahrheit geweſen iſt oder nicht, laß ich dahin geſtellt ſeyn.

„Ich war einſt,“ ſagte er, „einer der glücklichſten, wichtigſten und vornehmſten Männer in dem ehemals ſo ſchönen, weltberühmten Königreich Lichtheim. Der Herr, in deſſen Dienſten ich ſtand, war des unglücklichen Königs Bruder. Er hatte zwey und funfzig Kammerdiener; ich war der erſte derſelben. Vermöge meines Amtes war ich Oberſteraufſeher über den Puder und Pomade, über die wohlriechenden Waſſer und Seiffe und über die durch den künſtlichſten Mechanismus höchſt koſtbaren und merkwürdigen Leibſtühle und Nachtgeſchirre. Du ſiehſt hieraus, daß mein Poſten einer der wichtigſten war, und daß ich den größten Einfluß auf das Wohl und Wehe des ganzen Reichs haben mußte. Kam ich meinen Herrn bey Obſtruktionsfällen, die bey großen Herren überhaupt nicht ſelten ſind, nicht ſogleich mit einem wohlthätigen Klyſtier zu Hülfe; ſo bekam er Vapeurs; und hatte er dieſe, dann ließ er es auch gewöhnlich allen empfinden, daß er ein Prinz von Geblüt ſey.

Meine Dienſte wurden mir, zwar nicht ganz nach ihrem Werth, doch noch ſo ziemlich belohnt. Ich erhielt jährlich dafür ſoviel als ich nicht verdienen konnte, und wenn ich mit tauſend Händen zugleich gearbeitet hätte, und auſſerdem wurde mir auch noch ein artiges Sümmchen zu Theil, weil ich mich mit auf der Liſte der Penſionairs befand.

Ich hielt mir eine Equipage, hatte zu meinem Vergnügen eine Menge koſtbarer ausländiſcher Hunde und überdies in meinem Dienſt viele ſolche Burſche wie du biſt die mir die Schuhe putzen und meinen Hunden aufwarten mußten.

So wie eine verfluchte Revolution ausbrach und die Rebellen anfingen den Miniſter zu ſpielen, machte ſich mein Herr eiligſt auf die Flucht. Er kam glücklich aus dem Lande; allein ich hatte den Auftrag, noch einige häusliche Angelegenheiten zu arrangiren, und indem ich ihm folgen wollte war ſchon keine Flucht mehr möglich.

Ich wurde ins Gefängniß gebracht, ſaß lange Zeit in einem dumpfen, unterirdiſchen Kerker, kam durch einen glücklichen Zufall wieder heraus, wurde bald darauf wieder eingekerkert, aber auch durch eine glückliche Vereinigung günſtiger Umſtände wieder in Freyheit geſetzt; ſo war ich eine lange Zeit hindurch bald gefangen, bald frey; aber immer in quälender Unruhe, immer in Furcht mein Leben zu verlieren bis mir denn endlich ein Klümpchen Gold, welches ich zuvor zu verheimlichen wußte, die ſo ſehnlich gewünſchte Rettung verſchaffte. Ich beſtach damit einen Soldaten und durch dieſen kam ich über die Grenze.

Ich glaubte nun als ein Unglücklicher überall mit offenen Armen aufgenommen und mit allem nöthigen unterſtützt zu werden. Allein ich irrte mich zu meinem Schrecken in dieſer Meynung ganz. Die Sicherheit des Lebens abgerechnet, war ich auſſerhalb Lichthein eben ſo ſchlimm daran als innerhalb deſſelben. Häuſer und Länder waren für mich verſchloſſen, und duldete man mich ja irgendwo ein paar Tage, ſo bekam ich ſogleich die Bedeutung, mich wieder zu entfernen. Ich berief mich auf meinen Herrn, der unterdeſſen durch den Tod ſeines Bruders Lichtheins wirklicher und rechtmäßiger König geworden und im Begriff war, ſich eine Armee anzuwerben, und den ererbten Thron mit Gewalt im Beſitz zu nehmen; allein man zuckte blos die Achſeln und ſchickte mich nichts deſto weniger fort.

Wie ich ſehe; ſo geht leider alles den Rückgang. Lichtheins König, Stomachus der Achtzehnte ſcheint in ſeinem Geſchäften nicht glücklich zu ſeyn, und da mir niemand ſeinen jetzigen Aufenthalt mit Gewißheit ſagen kann, ſo muß ich glauben, daß ihn eine traurige Urſache veranlaßt hat, das ſtrengſte Incognito zu beobachten. Man ſagte mir, daß er von einem guten Freunde, ein Eyland zum Geſchenck erhalten hätte, wo er ſich ein Königreich etabliren ſollte. Allein ein ſolches Etabliſſement möchte nicht ſo leicht, und mit vielem Schwierigkeiten verbunden ſeyn; überdies iſt auch Stomachus der achtzehnte nur für ſchon eingerichtete und hinlängliche Revenüen gewährende Königreiche der rechte Mann.

Ich habe viel Rühmliches vom König von Lavarien gehört; habe unter andern vernommen, daß er mit ſeiner ganzen Macht gegen die Lichtheiner zu Felde gezogen ſey und ſolche mit Rumpf und Stiel vernichten wolle. Der Weg in dieſes Reich iſt jedoch äuſſerſt gefährlich, weil allenthalben Lichtheimiſche Truppen ſtehen. Man ſchlug mir einen Weg über dieſe fürchterlichen Gebirge vor; ich mußte ihn wählen, da ich keinen andern wußte und doch ſo gern nach Lavarien wollte. Allein wer iſt im Stande, dieſe öden Gebirge ohne Wegweiſer zu paſſiren? Seit acht Tagen irr ich ſchon in dieſer menſchenleeren Gegend unter lauter Felſenklüften umher. Haſt du Gefühl für einen Unglücklichen — doch wer kann nach ſolchen Erfahrungen und erlittenen Ungemach noch auf Gefühl, auf Mitleid rechnen — willſt du einen koſtbaren Lohn, einen Preis verdienen, der dich auf dein ganzes Leben glücklich macht; ſo nimm dich meiner an.„

Obgleich die Diener der großen Herrn eigentlich meine Leute nicht ſind; ſo bin ich doch von Natur ſo mitleidig, als daß ich es nicht auch gegen dieſen elenden Verlaſſenen hätte ſeyn ſollen.

„Ich helfe" ſagte ich ihm, „jedem Menſchen, der in der Noth iſt, er ſey Freund oder Feind, ohne alle Rückſicht auf Belohnung von Herzen gerne. Allein gegenwärtig iſt meine Zeit koſtbar, denn ich bin eben auf dem Wege, zweyen andern Unglücklichen Lebensmittel zu verſchaffen."

Jetzt zog er dieſen Ring aus der Taſche und ſprach: ſieh, dieſer Ring iſt für den, der ihn benutzen kann, mehr als viele Millionen werth. Nimmermehr würde ich ihn aus meinen Händen geben, gehörte ich leider nicht zu den wenigen, für welche er nun einmal aus gewiſſen Urſache ſeine groſe geheime Kraft nicht äuſſern kann. Stecke ihn an deinen Finger; ich werde mich ſogleich überzeugen, ob er für dich nützlich iſt oder nicht.

Neugierde iſt nun einmal mein Fehler: ich that was er wollte, und empfand wirklich eine nicht geringe Freude als er ausrief: ja! du biſt einer von den glücklichen, für welche dieſer Ring ſeine Wirkung hat. Hier! er iſt dein! ſo oft du dich deſſen bedienen willſt, wird dein Körper für jedes menſchliche Auge unſichtbar ſeyn. Thue nun aber auch, warum ich dich bitte. Für deine Unglücklichen wird die Hülfe nicht zu ſpät kommen, wenn du mir auch einige Stunden aufopferſt.

Hatte mich der Ring bezaubert, oder war es blos wehmüthiges Gefühl, welches der Anblick dieſes Elenden in mir rege machte — ich war nicht mehr Herr über mich ſelbſt; ohne weiteres Bedenken nahm ich das Geſchenk und erbot mich, ihm ſo viel ich könnte, zu helfen.

Mit einer ſichtbaren Aengſtlichkeit that er nun folgende Fragen an mich:

Ob in der Nähe Lichtheiner Truppen ſtänden? ob ich nichts von ſeinem Könige Stomachus dem achtzehnten gehört hätte? ob ich ihm nicht ſo geſchwind wie möglich einen Labetrunk und einige Biſſen Brod verſchaffen und ferner entweder ſelbſt nach Lavarien begleiten, oder einen ſichern Wegweiſer beſorgen könnte?

Auf die beyden erſten Fragen antwortete ich nach meinen beſten Wiſſen und Gewiſſen. Was die beyden letztern anbelangte; ſo nahm ich ihn auf meinen Rücken und trug ihn in das nächſte Landhaus, wohin ich ohnedem wollte. Hier ſorgte ich für Speiſe und Trank, ſo gut es beydes zu haben war, und für die weitere Expedition dieſes Unglücklichen ließ ich den Eigenthümer des Landhauſes ſorgen, der ihm und mir zu einem guten Transport nach Lavarien viele Hoffnung machte.

Ich hatte nun Eile, doch ehe ich ſchied, erbot ich mich, das Geſchenk wieder heraus zu geben; allein er nahm es nicht zurück, und entließ mich mit einem Händedruck.„

Die beyden erlauchten Zuhörer hatten gegen dieſe Erzählung viele Theilnahme und Aufmerkſamkeit bewieſen, und weil man in dieſem elenden Aufenthalt nicht gern noch lange verweilen und doch auch zuvor die nähern Umſtände des Murmelthiermannes wiſſen wollte; ſo erſuchten ihn beyde, da er einmal im Erzählen begriffen ſey, ſie nun auch noch mit ſeiner eigenen Lebensgeſchichte bekannt zu machen. Dieſer war, ſobald man ihm nur ein gutes Wort gab, gewöhnlich zu allen bereit; er weigerte ſich alſo auch nicht, dieſe Bitte zu erfüllen.

„Wenn ich Sie mit meiner Lebensgeſchichte unterhalte“ fieng er an, ſo habe ich nicht nöthig, Ihnen vorhero Geduld zu empfehlen: denn dieſe iſt ſo kurz als es nur irgend eine in der Welt ſeyn kann.

Ohne Zweifel bin ich gebohren worden; denn ſonſt hätte ich nicht erzogen werden, kein Murmelthier fangen und tanzen laſſen, auch nicht mit ihnen in dieſer Felſenwohnung zuſammentreffen können. Wo und durch wen ich das Licht der Welt erblickte, beydes iſt mir heute noch unbekannt; ich bin auch nicht ſonderlich neugierig darauf, es zu erfahren, da es mich weder glücklicher noch unglücklicher machen würde, und ich überhaupt das Glück meiner Geburt bis jetzt für ſo winzig klein halten muß, daß es mir ſauer ankommen ſollte, denen, die mir dazu verholfen haben, dafür viele Complimente zu machen. Sie würden hoffentlich auch keine große Anſprüche auf meinen Dank machen, da ich wenn es auf ihren guten Willen angekommen wäre, gewiß nie die Exiſtenz erlangt hätte.

Was hat man denn auch hier Großes zu erwarten? Man kommt in eine Welt, wo jedes gute Plätzchen ſchon hinlänglich beſetzt und mit hundert Expektanten umgeben iſt, in eine Welt, wo ſchon lange zuvor Einrichtungen und Convenienzen angeordnet, Verträge geſchloſſen und Rechte feſtgeſetzt worden ſind, die man blindlings annehmen und ſich gefallen laſſen muß, ſie mögen vernünftig oder unvernünftig ſeyn, einem behagen oder nicht; in eine Welt, wo ein paar Menſchen alles, und Millionen nichts haben, wo nur ſehr wenige im Stande ſind, ihr Leben zu genießen.

Sie ſehen hieraus, daß ich auch über Dinge nachdenken kann; ich muß es aber geſtehen, daß ich ſo lange mein Murmelthier lebte mit mir und der ganzen Welt ſehr wohl zufrieden war und nun erſt ſeitdem ich unglücklich bin, ſolche Betrachtungen angeſtellt habe.

In einem Findelhauſe, wo ich erzogen worden bin, bekam ich den Namen Natto. Meine Erziehungskoſten mußte ich theuer bezahlen; denn kaum war ich funfzehn Jahre alt, ſo hatte man die Gnade, mich mit einer Muskete und einem Röckchen zu beſchenken, daß vor andern Kleidern den Vorzug hat, daß ſich ſelten der Staub länger als vier und zwanzig Stunden darauf hält, weil während dieſer Zeit ein ſolches Röckchen gewiß wenigſtens einmal und zwar auf dem Leibe ſelbſt ausgepocht wird.

Nachdem mein Rücken von den häufigen Anſtrichen ſo ziemlich die Farbe meines Rocks erhalten hatten, wurden zween große Herren uneins und wir wurden beordert, für den einen mit kämpfen zu helfen, oder welches einerley iſt, ſeinen Gegner ſo viel Unterthanen todt zu ſchlagen als uns möglich war. Wir zogen aus, ſchlugen und wurden geſchlagen und die Sache war noch immer nicht ausgemacht.

Jetzt kam ich mit zur Belagerung einer Veſtung, die lange muthig widerſtand und ſich durchaus nicht ergab. An einem Morgen mußte ſich die ganze Belagerung unter das Gewehr ſtellen. Der kommandirende General trat in die Mitte und hielt mit vieler Freundlichkeit folgende Rede:

„Kinder!" ſagte er, heute iſt der Geburtstag eures Monarchen. Wie können wir dieſen Tag beſſer feyern, als wenn wir dieſe Feſtung im Sturm erobern? Auf! erſtürmt dieſe Mauern, ſtecket unſere Fahnen auf dieſelben! Eine vier Stunden lange Plünderung ſey euer Lohn!“

Dieſe Art von Geburtstagsfeyer wollte mir nicht recht in den Kopf. Ich mußte ſie mir inzwiſchen vor der Hand gefallen laſſen: denn hier hieß es: lauf oder ſtirb. Wir liefen in drey Colonnen; die beyden erſten liefen in den Tod, die letztern worunter ich mich mit befand, eroberten die Feſtung. Ich ließ plündern wer da wollte, und machte mich, von dem allgemeinen Wirrwarr begünſtigt davon. Durch das erſtere Laufen hatte ich die Feſtung erſtürmen helfen, durch's zweyte eroberte ich meine Freyheit.

Um nicht wieder zu einer ſolchen Geburtstagsfeyer eingeladen zu werden, machte ich mich in einen Freyſtaat, wo es juſt auch weiter keine goldene Berge gab, wo man aber doch wenigſtens die Freyheit hatte, ſich ſeinen Rock ſelbſt ausklopfen zu dürfen.

Hier lernte ich einen Mann mit einem Murmelthier kennen, der mir dieſes Metier ſo reizend ſchilderte, daß ich es, ohne mich lange zu bedenken, auch wählte. Ich fieng mir ein junges, richtete es ab, und fand mit demſelben bey vollkommener Freyheit überall Beyfall und Geld.

Lange genoß ich dieſes herrliche Leben; allein für meine Wünſche doch noch immer zu kurz. Mein gutes Murmelthier ſtarb plötzlich mitten in der Ausübung ſeines Berufs und was noch weit ſchrecklicher war als dieses, es hatte ſich nach und nach unter den Leuten eine Krankheit des Kopfes verbreitet, der man den ſonderbaren Namen Aufklärung gab. Ich konnte nun zehn andere Murmelthiere wieder fangen, mit keinem hätte ich mehr mein Glück gemacht: denn kein Menſch mochte ſie weiter tanzen ſehen. Schade um dieſes Metier; es hatte gewiß viel Vorzug vor den meiſten andern. Die

Leute gaben ihr Geld ſo gerne: denn ſie hatten Spas und Vergnügen dafür.

Dieſe Veränderung in der Denkungsart der Menſchen machte mich auf einmal ſo unglücklich als nur immer ein König ohne Krone ſeyn kann. Mißmuthig und voll Gram ſchleppte ich mich noch eine Zeitlang unter den Menſchen herum; allein bald litt es mich nirgends mehr. Ich nahm meine Zuflucht zu den Murmelthieren, welche in dieſer Gegend vorzüglich ihre Heimath haben. Mehrere Jahre hatte ich mich hier ſchon aufgehalten, als ich Sie beyde ſo unvermuthet in dieſer Felſenhöhle fand.

Krempt.

So wie Biatto ſeine Erzählung geendiget hatte, trat in der allgemeinen Unterhaltung eine ziemlich lange Pauſe ein. Die Herren ſchienen in derſelben einen Gegenſtand gefunden zu haben, der ihre Aufmerkſamkeit beſonders auf ſich zog und ſie zu tiefern Nachdenken und mancherley Betrachtungen verleitete.

Biatto glaubte ſich hinlänglich expectorirt zu haben. Er ſchwieg und betrachtete beyde mit einer merkbaren Befremdung, die ſich mit dem anhaltenden Stillſchweigen immer mehr vergrößerte. Daß ſich keiner gegen ſeine Lebensbeſchreibung etwas verlauten ließ, ſchien ihm ganz unerwartet zu ſeyn. Endlich half ihn Guſtav aus dem Traum, indem er mit einem bedenklichen Kopfſchütteln ſagte:

„Biatto! du biſt ein närriſcher Kerl! Daß dich einſt ein Murmelthierglück ſo innig erfreuen konnte, und dir jetzt der Verluſt deſſelben ſo empfindlich iſt, dieß kann ich nicht begreifen. Sieh! dieſe Sache hat ja gar keinen Nutzen und iſt die elendeſte Beſchäftigung von der Welt. Und wenn alle Murmelthiere der ganzen Welt tanzen, ſo würde es für kein einziges Geſchöpf auch nur um ein Haar breit beſſer. Und überdieß iſt es wahrlich eine ſehr elende Neugierde, ſich an den Luftſprüngen eines ſo ekelhaften Thieres zu amüſiren.“

„Sie haben vollkommen recht!“ erwiederte Biatto, und blickte den jungen Fürſten mit einem mitleidigen Lächeln an. Eben die Gedanken, die Sie jetzt äußerten, drehten ſich oft ſelbſt während meiner glücklichen Lebensperiode in meinem Kopfe herum. Allein ein einziger Blick unter die Menſchen verſchafte mir immer hinlängliche Troſt- und Beruhigungsgründe. Eine Offenherzigkeit verdient die andere; ich muß es Ihnen nur ſagen, wie ich mir geholfen habe, wenn ich Anwandlungen von dergleichen Grillen hatte.

Ich dachte, andere Menſchen ſind doch auch hohl im Leibe; willſt dich doch ein wenig unter ihnen umſehen, wie dieſe es anfangen, daß ſie von Zeit zu Zeit die Leere in ihrem Leichnam auf eine erträgliche Weiſe füllen. Da fand ich denn, daß es unter den Niedern nur ſehr wenige und unter den Hohen faſt gar keine gab, die ſich freywillig über ſaure, ſchweißtreibende Arbeiten hermachten. Die meiſten verdienten ihr Geld durch mancherley Arten von Hokus pokus machen, denen ſie freylich einigen rechtlichen und nützenden Schein zu geben wußten. Man durfte ſich aber nur von dieſem Schein nicht blenden laſſen; ſondern gerade durch blicken, ſo ſah man deutlich genug, daß alle ihr Thun und Treiben um keine Haare beſſer als der Murmelthiertanz war.

Tanz iſt Tanz und es kann unmöglich einen großen Unterſchied machen, ob ein Affe oder ein Murmelthier tanzt. Mit Erlaubniß zu reden, was ſind die gewöhnlichen Beſchäftigungen von den meiſten großen und kleinen Höfen? wie werden da die vier und zwanzig Stunden eines jeden Tages und der auf ihm folgenden Nacht zugebracht? Ich und mein Murmelthier haben freylich nie einen Menſchen glücklich, nie der Welt beſſere Zeiten herbeygetanzt; aber wir konnten wahrlich beyde des Nachts in unſerer ſchlechten Schenke ſo ruhig ſchlafen, als die meiſten ſogenannten Hofleute: denn wir hatten gewiß unſere Zeit nicht unnütze zugebracht. Wäre ich nur etwas beredter und mit dem närriſchen Schnickſchnack der vornehmen Welt ein wenig bekannter; gewiß ich wollte Ihnen die Sache herrlich aus einander ſetzen und die Vergleichung ſo paſſend und deutlich machen, daß Sie mir vollkommen recht geben und vielleicht mein verſtorbenes Murmelthier höher als manchen Kammerjunker ſchätzen ſollten.

Ich weiß es ganz wohl, daß es auch Höfe giebt, wo es ganz anders zu geht, und ich beſcheide mich gerne, nicht im allgemeinen hier ſprechen zu wollen; bisher waren jedoch ſolche Ausnahmen juſt nicht all zu häufig. — Uebrigens nichts für ungut, meine Herren!

Victor und Guſtav blickten einander an und zwar mit einer Miene, die man eher mahlen als ſchildern kann. Die ſich jedoch jeder Leſer, der uns bis hieher mit Aufmerkſamkeit folgte, ſelbſt zu entdecken vermag. Ihre Lippen öffneten ſich zu gleicher Zeit und aus einem jeden ertönten die Worte:

Mir gällen die Ohren; wie iſt Ihnen? Gefragt hatten ſie beyde, und da keiner antwortete; ſo nahm Biatto wieder das Wort.

„Man hat bisweilen Ohrenbrauſen; beſonders, wenn man die Feuchtigkeit nicht gewohnt iſt, welche leicht Flüſſe erregt. Sie werden es ſchon noch öfter empfinden, und ſich hoffentlich bald daran gewöhnen.“

„Du giebſt uns keinen guten Troſt“ erwiederte Guſtav, „doch es ſey! „fuhr er fort.“ Jetzt muß ich dir nur noch auf deine vorigen Aeußerungen ſagen, daß du mich nicht ganz verſtanden haſt. Ich meyne hauptſächlich, du ſelbſt hätteſt unmöglich während jener von dir ſo geprieſenen Zeit, ſo glücklich ſeyn können als du vorgiebſt.

Viattos Antwort war: Glück und Unglück haben ihre Grade, wie einer von Ihnen gleich anfangs äußerte. Was für einen andern ein niederer Grad des Glücks geweſen wäre, war für mich einer der höhern. Meine Umſtände erlaubten mir wenigſtens keinen höhern Grad und ich war vollkommen zufrieden damit. Was wollte ich mehr?

Ich genoß eine vollkommene Freyheit, hatte für ein Geſchöpf zu ſorgen, das ſo wenig wie möglich brauchte, war überall zu Hauſe und wenn ich Geld nöthig hatte, ſo ließ ich mein Murmelthier tanzen. Ein Pfiff von mir, und das Thierchen tanzte wie eine Decke. Tanzte das Thierchen, ſo kamen auch Zuſchauer; ſtellten ſich dieſe ein, ſo kam auch Geld. Die Beſorgung meiner Finanzen koſtete mich [illegible] ſonach bloß einen Pfiff. Auch in dieſer Rückſicht hatte ich es beſſer wie mancher Monarch, der ſich mit ſeinem Miniſter bald zu Tod pfeift und doch den zerrütteten Finanzen hilft. Freylich war die Summe klein; aber für mich immer groß genug. Ueberdieß brannte auch nicht ein Pfennig in meiner Hand: die Leute gaben es gerne und hatten Vergnügen dafür.

„Dieſes Vergnügen wird winzig klein geweſen ſeyn!“ äuſſerte Guſtav mit einem verächtlichen Blick.

Giattos Blick und Ton wurde jetzt ſehr ernſtlich.

„Allerdings war es nicht groß!“ ſagte er. Allein leider habe ich viele Länder gefunden, wo viele tauſend Menſchen von den ganz niedern Ständen keine großen Vergnügungen und Freuden genoſſen. Ach! in den niedern Sphären ſieht es ganz anders aus als in der Nähe der Thronen. Da giebt es keine durch Tonnen Goldes veranſtaltete Ergötzlichkeiten, ſondern nur Pfennigfreuden. Oft ſind ſie freylich erbärmlich genug: denn was kann man Großes mit einem Pfennig machen? Oft ſind ſie aber auch ſüßer, viel ſüßer als jene theuern Vergnügungen. Für die Kartoffeleſſer ſcheinen nun einmal blos winzig kleine Freuden beſtimmt zu ſeyn. Da hat mancher ſchon viel zu viel verſchwendet, wenn er des Tags einen Pfennig auf ſein Vergnügen verwendet. Und überdieß kommt es auch hierbey nicht immer darauf an, daß ein Zeitvertreib, eine Ergötzlichkeit viel Geld koſtet. Sehr oft ſind die wohlfeilſten, die allerbeſten. Ich habe einmal in einer groſen Reſidenz ein ſogenanntes Ballet mit angeſehen. Die Tänzer koſteten jährlich zwanzig tauſend Thaler. Sie tanzten und ſprangen außerordentlich; aber warlich! mein Murmelthier hat für zwey Groſchen des Tags noch weit mehr getanzt.

Sie haben hier einen kützlichen Punkt berührt, fuhr er nach einen kurzen Stillſchweigen fort; „ich könnte hierüber noch viel ſagen, wenn ich meinem vollen Herzen Luft machen wollte. Allein, Sie verdienen Schonung, meine Herren! Sie ſind unglücklich, ich auch! warum wollen wir unſern Harm durch Dinge vergröſern, die wir ſämtlich nicht ändern können?“

„Wir verlangen in manchen Stücken keine ſo große Offenherzigkeit von dir;“ ſagte Victor, dem man es anſah, daß er noch etwas auf dem Herzen hatte. Du mußt wiſſen, daß man nicht alles gerne hört und daß man alſo auch nicht alles ſagen muß, was man denkt.

Doch wieder auf deine Lebensgeſchichte zurück zu kommen, ſo kann ich nicht bergen, daß mir beſonders ein Umſtand ſehr aufgefallen und bis jetzt noch immer nicht aus dem Sinn gekommen iſt. Du erwähnteſt der Aufklärung, nannteſt ſie eine Krankheit des Kopfs und ſchriebſt ihr hauptſächlich dein Unglück zu. O Viatto! ohne es zu wiſſen hatteſt du da aus meiner Seele geſprochen! Eben das giftige Inſekt, das das Grashälmchen deiner Zufriedenheit verdorrend machte, hat auch die hohe Eiche meiner Größe und meines Glücks entblättert. O! goldene Zeiten des Murmelthiertanzes! in euch ſtanden auch noch — — —

Es überfiel ihn auf einmal eine Engbrüſtigkeit, die ihn im Sprechen hinderte und ſich endlich in einem Huſten endigte. Ganz leiſe konnte er nur noch den Guſtav ins Ohr ſagen:

„hier gränzt das Schickſal dieſes Bettlers ganz nahe an das unſrige!“

Plan.

Die wenigen Lebensmittel waren aufgezehrt, die Felſenbank wurde zu hart, der ganze Auſſenthalt immer öder und ſchauerlicher; es war alſo hohe Zeit, daß man wegen der Dinge, die da werden ſollten, gemeinſchaftlich zu Rathe gieng.

Guſtav und Biatto hatten bis jezt noch nicht darüber nachgedacht; Victors Plan war aber ſchon frey und lag in ſeinen Kopf zur Mittheilung bereit.

„Ich finde,“ ſagte er, in unſern Lebensgeſchichten ſowohl als in dem hier ſo unvermutheten Zuſammentreffen einen Wink zu unſerer Vereinigung für die Zukunft. Es iſt auch überdieß ſehr wahrſcheinlich, daß keiner von uns für ſich allein die nach unſern Umſtänden möglich günſtige Lage errathen wird, die wir uns in gewiſſen Rückſichten in Gemeinſchaft leicht verſchaffen können. Für meine Familie iſt geſorgt; unmöglich kann ich mich in ihren Schoos zurückbegeben, da mir ihr Anblik keine Ruhe mehr möglich machen und mein Herz immer wieder von neuem verwunden würde. Auch glaube ich zur Steurung des Unfugs und zur Wiederherſtellung der Ordnung in der Welt noch thätig ſeyn zu müſſen. Mein Plan iſt demnach dieſer, eine Reiſe durch den europäiſchen Olymp zu machen. Beſonders für Sie mein lieber Guſtav! wird eine ſolche Reiſe von großen Nutzen ſeyn. Sie treten erſt ins männliche Alter und haben alſo den allergrößten Theil Ihres Lebens noch übrig.

Sie haben Erfahrungen nöthig und bedürfen der Unterſtützung mächtiger Götter. In Rückſicht auf Ihre Jugend werden Sie mir erlauben, mich Ihren Mentor nennen zu dürfen. Die Einſamkeit iſt nichts für uns; ſie würde blos dazu dienen, das erlittene große Ungemach immer in lebhafteſten Andenken zu erhalten. Auch wüßte ich nicht, warum wir uns freywillig aller Gelegenheiten berauben wollten, unſere Bedürfniſſe zu befriedigen und uns Lebensgenuß zu verſchaffen. So lange es noch einen Olymp giebt, wird und unſere Geburt und unſer Stand für Noth und Mangel ſchützen. Laſſen Sie uns alſo unſere Zuflucht in denſelben nehmen; wir werden da wieder gute Tage und vielleicht auch Hülfe in Rückſicht unſers groſſen Verluſtes finden! Biatto reiſt als unſer gemeinſchaftlicher Diener mit. Er hat ſelbſt Schiffbruch gelitten; er wird ſich alſo am beſten für unſere Lage ſchicken. Sein Schickſal hat ſich nun einmal an das unſrige angekettet. Von der uns ſcheinenden Sonne müſſen ihm auch einige Strahlen zu kommen. Finden wir Nebel und Sturm; ſo wird er ſich's auch gefallen laſſen, ſeinen Antheil davon mit zu empfinden.

Die Quellen die uns einſt offen ſtanden, ſind verſiegt; wir müſſen uns ins Kleine ziehen. Mein ganzer Reichthum beſteht im Beſitz eines einzigen Steins, der vielleicht ein paar Tonnengoldes Werth ſeyn kann. Eine Summe die zur Beſtreitung unſerer Reiſekoſten ſchon hinreichen wird. Wir haben noch mancherley Verabredungen nöthig, wozu ſich ſchon Zeit und Gelegenheit finden wird. Jetzt fragt ſich's nun, ob mein Plan Beyfall findet oder nicht?"

Auf Guſtavs Geſicht hatte ſich ſchon, während Victor noch ſprach, ein freudenvoller Beyfall ausgedrückt. Jetzt umarmte er den Greis mit inniger Wärme und unter der Zuſicherung, daß ihn die Ausführung dieſes Plans zum größten Vergnügen gereichen würde. Nur müßte er im voraus geſtehen, daß dieſe Wanderungen durch den Olymp wenigſtens für ihn empfindſame Reiſen werden würden.

Viatto fiel ihm haſtig ins Wort:

„Keine Reiſe wird ſo leicht ohne Empfindung gemacht. Um der Ausführung unſers Vorſatzes, wozu ich mit Vergnügen das Meinige beytrage, mehr auszeichnende Seltenheit zu geben, wollen wir den Ausdruck empfindſam in unſichtbar verwandeln und alſo unſichtbare Reiſen machen. Eine Benennung, die wir mit Recht annehmen können, da ja immer einer von uns, ſo oft er will, unſichtbar ſeyn kann.“

Man fand zwar Anfangs dieſen Vorſchlag annehmlich; allein nach geſchehener Ueberlegung kam man doch dahin überein, daß aller Wahrſcheinlichkeit nach aus den bevorſtehenden Reiſen empfindſame werden würden und es blieb alſo bey dieſer Benennung.

Alle fühlten ſich jetzt auf einmal leichter um die Bruſt. Die Rückreiſe wurde angetreten und nach ausgeſtandenen großen Gefahren und vielen Anwandlungen vom Schwindel und Todesangſt glücklich geendiget. Man begab ſich in das nächſte Landhaus, von wo aus unverzüglich die nöthigen Reiſeanſtalten getroffen wurden“

Wir finden hier eine ſchickliche Gelegenheit, einen Ruhepunkt zu faſſen. Uebrigens wünſchen wir unſern geneigten Leſern für das Weitere gute Sehkraft und ohne ihren Schmerz, verſtockte Thränendrüſen; da ihnen ſonſt ſolche bey Beherzigung dieſen empfindſamen Reiſen ſehr leicht flüßig werden und ihre Augen überſchwemmen könnten.

Und mit naſſen Augen lieſt ſichs nicht gut weiter! —

Empfindſame Reiſen

durch

den Europäiſchen Olymp.

Und ſie kehrten zu dem Dichterlande,
Heim die Götter, unnütz einer Welt,
Die entwachſen ihrem Gängelbande
Sich durch eignes Schweben hält!

Schiller.

Poſa piano.

Die Söhne des Merkurs ſetzen dieſe Worte gewöhnlich auf Kiſten, in welchen zerbrechliche Waaren transportirt werden. Ich möchte ſie gerne an den Reiſewagen unſerer Olympianer ſchreiben. Nicht als ob ich einen Großen der Erde für eine leicht zerbrechliche Sache hielt; ſondern weil ſie von Jugend auf, der ſanfteſten Behandlung geweihet, bey weitem nicht ſoviel vertragen wollen als die Kleinen. Immer werden ihnen die Hände untergebreitet, immer ihre Fußtritte auf Blumenpfade, blos dahien geleitet, wo ſanfte Zephyrs liſpeln, immer wird ihrer Zunge das Süßeſte, ihrem Ohren das Harmoniſchſte, ihrem Augen das Schönſte mitgetheilt. Da wo ſie keine Chauſſeen finden werden für ſie wenigſtens die Wege ausgebeſſert, welcher ſelbſt in Anſehung des Weges zum Himmel geſchicht.

Victor und Guſtav hatte ihr ehemaliger Glanz und Pomp verlaſſen; ihren Stirnen konnte man ihren hohen Stand auch nicht ableſen. Die Bemerkung eines poco piano wäre alſo in der That um ſo weniger überflüßig geweſen, da die Klagen der Reiſenden über dem Mangel einer ſanften Behandlung leider nichts weniger als ſelten ſind. Und überdieß paßten dieſe Worte auch deswegen ſehr wohl auf dieſen Reiſewagen, da Victor und Guſtav wirklich wahre Spiegelgläſer für andere und vorzüglich für Ihresgleichen waren.

Doch dem ſey nun wie ihm wolle! Bey allen guten Wünſchen die wir für die Ruhe, und das Glück dieſer beyden reiſenden Unglücklichen hegen, finden wir uns nicht im Stande, auch nur das Geringſte zu ihrem beſſern und erwünſchtern Fortkommen beytragen zu können und müſſen es alſo ganz dahin geſtellt ſeyn laſſen, was ſie deshalb ſelbſt für Maasregeln getroffen haben werden und ob ihnen ihr Glücksſtern wieder dann und wann erſchienen oder für ſie auf immer untergegangen ſeyn wird.

Um jedoch überzeugende Beweiſe unſers guten Willens abzulegen; ſo wollen wir alles was in unſern Kräften ſtehet thun und bey den Antritt dieſer Reiſe einige Seufzer zu dem überirdiſchen Aufenthalt der Götter empor ſteigen laſſen, die wir von der gegenwärtigen Lage der Dinge in der Welt veranlaßt, vorzüglich an die Göttin des Friedens, richten.

„Sage an, erhabene Friedensgöttin! ſage an, an wem liegt eigentlich die Urſache, daß du uns ſchon ſo lange flieheſt und noch immer nicht zu uns zurückkehren willſt? Sage an, ſind es die Regierenden oder die Regierten, die dich von der Erde verſcheucht und die Zornruthe deiner Feindin Bellona gebunden haben, unter deren Schlägen wir ſchon ſo lange bluten? Ach! der gegenwärtigen Menſchengeneration ſind wahrlich der guten Tage bis jetzt noch nicht zu viel geworden, daß ſie dadurch zum Uebermuthe verleitet jene Schreckensruthe wieder ſich geneigt haben ſollte!

Fürchterlichſte Theurungen, verwüſtende Peſt, ſchaudervolle Erdbeben, zerſtörende Ueberſchwemmungen, mörderiſche Kriege, die traurigſten Naturereigniſſe, — Feuersbrünſte, Erdbrände, Holzraupen, Heuſchrecken, Seuchen, Sonnen- und Mondfinſterniſſe, fürchterliche Luftphänomene, Kometen, angſtvolle Prophezei-

hun

dungen, Religionsverfolgungen, Deſpotendruck, Pfaffenwuth, Aufruhr, Bürgerkriege, Nahrungsloſigkeit, Thronenraub, Königsmord, Giftmiſcherey, Neue [illegible] Erfindung, Luxusverderben, Menſchen in Affen verwandelnde Modeſucht allgemeine Verwirrung der Meynungen und Gedanken, Raſerey unſerer ſogenannten Weiſen, alles, alles was die Menſchheit quälen und den Kelch des Lebens mit Wermuth erfüllen kann, hat dieſe Generation ſchon erlebt; ſollte ſich ihr nunmehro nicht auch bald eine Ausſicht zu beſſern Zeiten öfnen, ſollte ſie wirklich vom Schauplatze wieder abtreten müſſen, ohne zuvor noch einige Jahre der Ruhe und Erholung gehabt, noch eine Schadloshaltung für das viel erlittene Ungemach genoſſen zu haben?

O! der traurigen, immerwährenden Täuſchung! Wir glaubten dieſe Zeit nahe, glaubten dir, wohlthätige Göttin! nun bald wieder huldigen und unter deinem ſanften Scepter uns deiner beglückenden Regierungen erfreuen zu können. Allein die Furien mit den brennenden Fackeln ſcheinen nun einmal das Bürgerrecht auf unſerer Erde erhalten zu haben. Nicht du, ſondern dieſe kamen wieder zum Vorſchein, nicht blühende Oehlzweige, ſondern blinkende Schwerdter wurden ſichtbar.

Wenn nun einmal die paar Tage dieſes elenden Trauerlebens in Angſt und Noth, in Thränen und Blut zugebracht ſeyn müſſen; ſo hauet und ſchießet, und würget und mordet denn immerhin einander, ihr theils von andern getäuſchten theils von eignen Leidenſchaften verblendeten, unruhigen Menſchen! Quält und peinigt eure Zeitgenoſſen! Jagt wehrloſe und friedliebende Bürger aus ihrem Eigenthum! Brandſchatzet und plündert und erobert darauf los, macht die Länder zu Folterkammern, das große Erdeney zu einen Rabenſtein, die der immerwährende Dampf von unaufhörich fließenden Menſchenblut in einem ſtinkenden Nebel einhüllt, und dann, wenn eure Verheerungen den höchſten Grad erreicht haben, wenn die Erde von Menſchenblut rothgefärbt mit aufgethürmten zerſtümmelten Leichnahmen ihrer vernünftigen Bewohner bedeckt iſt, wenn geſchändete Töchter, gemißhandelte Mütter, ausgeplünderte Väter auf den Ruinen ihres ehemaligen häuslichen Glücks verzweiflungsvoll die Hände ringen, wenn ein allgemeines Angſt- und Jammergeſchrey ſchaudervoll in den Lüften ertönt, dann ſchickt Apoſtel aus und laßt die Wahrheit predigen daß der Menſch zur Glückſeligkeit beſtimmt und dieſe Welt die beſte ſey.

Verzeih, verehrungswürdige Göttin! verzeih mir dieſe Exploſion eines warm fühlenden, durch Mord- und Trauerſcenen tief gekränkten Herzen! Ach! wem anders kann man ein ſolches Herz ausſchütten, wem anders ſeine Noth klagen als dir, da in deiner Hand nur allein die Hülfe ruht und ohne dich gar kein menſchliches Glück gedacht werden kann!

Iſt es dir möglich, fliehende Göttin! ſo kehre wieder zurück, kehre uns wenigſtens auf einige Zeit zurück! Wahrlich! die Ausſicht in die nahe Zukunft iſt fürchterlich ſchwarz! erſcheinſt du nicht bald; ſo ſtehe ich nicht für die ſchrecklichſten Folgen. Die Menſchenwelt möchte ſich in ein Chaos verwandeln, aus welchem nur für die entferntere Zukunft ein beſſeres Zeitalter hervorblühen dürfte!

Gewiß! deren ſind nur wenig, die Eigennutz, Ehrgeitz und andere unlautere Abſichten zur Feindſchaft gegen dich aufreizzen, nur wenige ſind es, die jenen Furien huldigen und bey dem blendenden Schein ihrer Fackeln mehr zu finden glauben als bey der reinen und hellen Erleuchtung deiner erwärmenden und alles beglückenden Sonne, nur wenige ſuchen das glimmende

Kriegsfeuer zu lodernden Flammen wieder anzublaſen, nur wenige ſind Urſache an den unſeligen Unruhen. Millionen ſtrecken ihre Hände nach dir aus! Kehre wieder zögernde Göttin! Millionen werden dir jubelnd entgegen kommen!

Sieh! wir können ja nichts dafür, daß man deine Tempel verſchließt und dagegen der Bellona öfnet! wir können nichts dafür, daß das Geſetzbuch der Groſſen Politik heißt, und daß, wenn dieſes gebeut, Religion und Recht ſchweigen müſſen! wir haben keinen Nutzen davon, wenn ſich der Scepter, unter welchen wir leben, über ganze Welttheile verlängert! Haben die Staatsverfaſſungen Mängel und Gebrechen; ſo haben ſie ſolche ohne uns; wir haben das Gleichgewicht der Staaten weder hergeſtellt noch erſchüttert; wir haben kein benachbartes Reich überfallen, kein Volk in ſeiner Ruh, in ſeinem Glück geſtört, keine Nation zur Rache gereizt!

warum ſollen denn wir unter der Geiſel eines Kriegs bluten, den wir weder angefangen haben, noch endigen können? warum ſollen wir denſelben unſer Vermögen, unſere Söhne, unſere Ruhe, unſer ganzes irdiſches Glück aufopfern? hat man ſich nicht eben deswegen zu bürgerlichen Geſellſchaften vereinigt, um ſich dieſes Glücks in einem möglichſt hohen Grad zu verſchaffen und zu ſichern? Liegt es an uns, daß im allgemeinen dieſe Abſicht ſo wenig erreicht wird? giebt es keine anderen Mittel die bürgerlichen Verfaſſungen zu verbeſſern und ſie ihrem Endzwek entſprechender zu machen als ſolche ſchrecklichen? Müſſen wir gerade einander ins größte Unglück ſtürzen, um es uns fühlen zu laſſen, daß unſer bisheriges Glück blos Schein geweſen, und einer noch weit größeren Erhöhung fähig iſt. Muß einer dem andern geradezu das Herz aus dem Leibe reißen, um ihm zu überzeugen daß dieſes Herz bisher nicht ſo gut geweſen iſt, als es hätte ſeyn ſollen? kann man beſſere Zeiten blos durch die allertraurigſten und verzweiflungsvollſten erkaufen? Was hilft uns eine lichte Zukunft, wenn wir ſie durch unſern gänzlichen Untergang blos für andere erringen müſſen? was der morgende Sonnenſchein, wenn uns heute die blitzende Wetterwolke zu Staube zerſchmettert?

Wir haben nur einen Wunſch, und dieſer iſt: Ruhe und Brod! von deiner Rückkehr, o Göttin! hängt die Erfüllung deſſelben ab.

Unſere allgemeine Noth haben wir dir vorgetragen; jetzt nur noch eine Fürbitte für zwey Reiſende, die den Europäiſchen Olymp durchziehen wollen. Steht es in deiner Macht, ſanfte Göttin! ihm auf irgend eine Weiſe nützlich zu werden; ſo laß ihnen deine Hülfe angedeihn. Sie haben eine ſtarke Portion Wermuth verſchlucken müſſen bringe ſie nur, wo möglich wieder dahin, wo Milch und Honig fleußt.

Iſt es in dem Rath des Zeus beſchloſſen, ihnen die verlornen Scepter nicht wieder zurück zu geben; ſo verleihe er ihnen wenigſtens Hoffnung und Geduld und einſt — die ewige Krone.“ —

Vorwärts.

Man brachte ſo ziemlich einen Monat mit den Vorbereitungen auf dieſe Reiſe zu, ungeachtet die Umſtände keine große Weitläuftigkeiten erlaubten.

„Auf gutes Glück!" ſagte Victor, als ſie in den Wagen ſtiegen, und nun gieng es denn durch drey Pferd und einen Poſtillion vorwärts.

Biatto hatte ſich während dieſer Zeit der Vorbereitung bis auf einige Aeuſſerungen, wobey er wieder ſeine gewöhnliche Offenherzigkeit zeigte, und die man dem Mangel an Bildung zu ſchrieb und ihm bey der damaligen Lage der Dinge gerne vergab, ganz die Zufriedenheit ſeiner Herren erworben, die er denn auch mit allem Recht verdiente: denn er hatte nicht nur ſeine Sachen gut gemacht: ſondern war auch überhaupt treu und rechtſchaffen und dem, der ihn recht zu behandeln wußte, mit Leib und Seele ergeben.

Mit der heiterſten Miene ſaß er auf ſeinem Bock: denn es gieng nun wieder in die Welt, und er freute ſich im voraus, ſich an die alten Zeiten erinnern zu können, und wieder in manche Gegenden zu kommen, wo er ſich einſt mit ſeinem Murmelthier ſo glücklich fühlte.

Mit den Wiſſenſchaften des Ciremoniels und der Etikette unbekannt und des freyen, ungenirten Lebens gewohnt, handelte er freyſich oft dem Verhältniſſe eines Dieners gegen ſeinen Herrn, wenigſtens dem Scheine nach, zuwider; indem er ſich nach Belieben umkehrte, und mit ſeinen Herrn eine Unterredung anfing, oder auch ohne Bedenken ſein Wort mit dazu gab, wenn beyde ſchon mit einander ſprachen; auch bey dieſer oder jener Handlung nicht immer auf Befehl wartete, ſondern manches eigenmächtig unternahm und auch wohl bisweilen ſeinem Willen dem Willen ſeiner Herren nachſetzte.

Daß dieſes den erlauchten Doktern ſoll immer angenehm geweſen wäre, läßt ſich nicht behaupten. Allein ſie befanden ſich nun einmal im Stande der Prüfung, wo man ſich nothwendig manches gefallen laſſen muß und überdies hatten ſie dieſem Menſchen ſchon viel zu verdanken ſo wie auch ſeine übrigen ſehr guten Eigenſchaften dieſe ſcheinbaren Untugenden, leicht überſehen ließen.

Daß dieſe Geſellſchaft die gefahrvollen Paſſagen über die hohen und unwegſamen Gebirge nicht in ihrem Reiſewagen machen; ſondern ſich deſſelben erſt jenſeits bedienen konnten, ſind Dinge, die ſich von ſelbſt verſtehen und deren Nichterwähnung keinen meiner Leſer befremden wird.

Schon eine ziemliche Strecke hatten ſie bey wechſelsweiſen Sprechen und Pauſiren und unter anhaltender ſchöner Witterung zurückgelegt und eben eine Anhöhe erreicht, auf welcher ſich eine amuſante Ausſicht in eine blühende Ebene öfnete, als ſich Biatto auf einmal mit ſichtbarer Freude gegen ſeine Herren wendete, und ſie frug: ob ſie nicht die Plätze tauſchen wollten? Eine Frage, die er ein paarmal wiederholte, da ſie weder Victor noch Guſtav verſtehen wollten.

„Deine Frage klingt ſo ſonderbar" ſagte endlich Victor mit Aeuſſerung einiger Befremdung; „daß du dich ganz deutlich erklären mußt, wenn wir ihre Bedeutung verſtehen ſollen. Unmöglich kann doch deine Meynung ſeyn, daß du unſern Platz einnehmen willſt und wir uns auf den Bock ſetzen ſollen?

Biatto. Was ſonſt? Dieſe Frage kann ja gar keine andere Bedeutung haben? Wenn wir Plätze tauſchen wollen, ſo müſſen ſie doch ganz natürlich hieher, wo ich bin, und ich muß dahin, wo ſie ſind.

Guſtav. Bisher hielten wir dich für zu vernünftig als daß wir in deiner Frage dieſe Bedeutung hätten ſuchen ſollen.

Biatto (Verwunderungsvoll) Welche Verſchiedenheit der Meynungen! Mir gilt eben dieſe Frage für einen Beweiß, daß ich vernünftig bin. (auf die Stirn zeigend) Einer dem es hier fehlt, hätte dieſe Frage gewiß nicht an Sie gethan.

Victor (ernſthaft) So erkläre dich denn, was willſt du denn von uns eigentlich haben?

Biatto. Diese Erklärung beſteht in wenigen Worten. Sie ſollen ſich hier herausſehen.

Victor. Warum denn?

Biatto. Weil ſichs eben hier ſo angenehm wie möglich ſitzt. In Ihrem Kaſten kann es einem nur bey übler Witterung behagen. Sehen Sie nur einmal! hier genießt man eine Ausſicht, die jedes offene Auge entzücken und ſelbſt den Traurigen aufheitern muß. Sind Sie keine Liebhaber von ſolchen Naturfreuden? Sie ſind nicht zu verachten; wenigſtens hat man ſie umſonſt.

Victor. Auf dem rechten Platz ſind auch ſolche Freuden gut!

Biatto. Eben hier iſt der rechte Platz dazu!

Guſtav. Nur nicht für uns! –

Biatto. Wie wenn es nun aber hier auf dieſem Wagen nur einen einzigen Platz giebt, wo man das Vergnügen dieſer Ausſicht genießen kann.

Guſtav. Wie wenn ſich nun einmal für uns dieſer einzige Platz nicht ſchickt?

Biatto. Ich wüßte warlich nicht, warum dieſes ſo gar unſchicklich ſeyn ſollte? Es iſt wirklich mehr Firlefanz um die großen Herren herum als um unſer einen. Ein wirklich Großer mag ſitzen wo er will; er bleibt gewiß groß und ein wirklich Kleiner kann auf den glänzendſten Thron ſitzen; er bleibt immer klein. Wo ein gutes Plätzchen iſt, das einem Freude verſchafft, da ſchickt ſich nach meiner Meynung jeder hin, der

Gefühl für Freude hat und ihrer werth iſt. Sonach wären Sie ja als Souverains weit mehr abhängig als es nur irgend einer Ihrer ehemaligen Unterthanen ſeyn konnte. O! wenn dieſes iſt; ſo danken Sie ja dem Himmel, daß Sie um Ihre Souverainität gekommen ſind, und machen ſie Gebrauch von einer Freyheit, auf welche ein jeder Menſch gegründete Anſprüche hat.

Victor. Wir wiſſen, daß du es gut meynſt, Viatto! und verzeihen dir alſo auch, wenn du bisweilen ein Wort zuviel ſprichſt Allein von ſolchen Dingen weißt du nichts; du mußt alſo auch hierin nicht recht behalten wollen. Wie kannſt du uns zumuthen, deinen Platz einzunehmen, da ſich ſchon ein bloſer Edelmann durch eine ſolche Zumuthung äuſſerſt beleidigt finden würde

Viatto. Ich weiß nicht, wie es kommt. Wer nicht mehr beſitzt als einen geſunden Menſchenverſtand, der kann ſich in ſolche Sachen nicht finden.

Guſtav. (unwillig) dein Verſtand weiß ſich wohl in vieles nicht zu finden. Wenn man keine äuſſerlichen Zeichen hätte; ſo wüßte man ja nicht, wer Koch oder Keller wäre. An der Naſe ſieht man's keinem ab.

Biatto. Ich dachte, die Großen hätten Habichtsnaſen?

Guſtav. Eine Habichtsnaſe kann jeder elende Kerl haben.

Biatto. O! da giebt es noch viele Dinge auſſer den Habichtsnaſen, die jeder elende Kerl eben auch haben kann.

Victor (mit einem ernſten Blick) Halt ein, Biatto! wennn unſere Reiſen empfindſame bleiben und keine ärgerlichen werden ſollen.

Biatto. Recht gerne! Haben Sie nur Geduld; ich werde mich ſchon nach und nach in den Ton finden lernen, den Sie lieber hören. Oder vielleicht gewöhnen Sie ſich auch mehr an den meinigen. Wir müſſen nur erſt bekannter mit einander werden. Ueberdies bin ich auch in meinem ganzen Leben noch nie anders von einem Ort zu dem andern gekommen als auf meinen Füſſen. Dieſe Art, ſich in Bewegung zu ſetzen, kenne ich blos durchs Gefühl. Es ſchien mir auf einmal als hätten Sie mir in Gedanken das beſte Plätzchen angewieſen und dieſen Irrthum lange zu benutzen, war ich zu beſcheiden.

Victor und Guſtav ſchwiegen, der geſchwätzige Biatto fand alſo für gut, ein Gleiches zu thun. Dieſe allgemeine Pauſe erhielt ſich mehrere Stunden und auſſer den wenigen Worten, die beym Wechſel der Pferde nöthig waren, wurde keine Silbe geſprochen.

Ein jeder hate ſeine Gedanken für ſich, auch Biatro hatte die ſeinigen; allein er war gewohnt, dieſe ſogleich in Worten auszudrücken, und es wurde ihm deswegen ſchwer, ſeine Sprechorgane ſo lange in Ruhe zu laſſen. Er blickte von Zeit zu Zeit immer in den Wagen zurück, in Hoffnung, daß die beyden Stummen wieder laut werden ſollten, fand ſich jedoch immer in ſeiner Hoffnung getäuſcht. Er nahm nun ſeine Zuflucht zu einem wohlthätigen Schläfchen, in deſſen ſüßen Armen er trotz der öftern ſehr heftigen Erſchütterungen ziemlich lange liegen blieb.

Als er wieder erwachte und immer noch kein lautes Wörtchen ſprechen hörte, blickte er ſich nach ſeinen Herren um, wenigſtens ſich doch von ihrer Gegenwart zu überzeugen: denn dieſe empfindſame Reiſe allein fortzuſetzen war nicht im geringſten ſeine Meinung, und zwar um ſo weniger da er gar keine Idee von einer ſolchen Art Wanderungen hatte und den Olymp, auf welchen man los fuhr, nicht einmal dem Namen nach kannte.

Ein paar große Thränen ſchimmerten ihm jetzt aus Guſtavs Augen entgegen und auch Victors Augen ſcheinen ihm feucht zu ſeyn. Dieſer Anblick fiel ihm auf. "Wem müſſen dieſe gelten" dachte er bey ſich ſelbſt und ſchwieg. Allein Thränen — mochte ſie auch meinen wer wollte — konnte er nun einmal nicht ſehen, ohne wenigſtens einen Verſuch gemacht zu haben, ſie abzutrocknen. Hätte der gut herzige Narr gewußt, daß ſich empfindſame Reiſen ohne Thränen gar nicht denken laſſen, ſo würde ihm dieß weniger aufgefallen ſeyn.

„Warum weinen Sie, meine Herren?" frug er in einem wehmüthigen, theilnehmenden Ton. Machen Sie mich mit Ihrem neuen Kummer bekannt; So lange ich nichts zu Ihrer Beruhigung gethan habe, kann ich nicht ruhig werden. Und ich will lieber heiter zu Fuße wandeln als mit Thränen fahren."

„Laß es gut ſeyn! Viatto!" erwiederte Guſtav, ſich die Augen trocknend; „es iſt blos eine kurze Anwandlung von Traurigkeit, die mir eine lebhafte Vorſtellung unſerer übergroßen Metamorphoſe veranlaßt. Wir haben ſchon mehrere Stationen zurückgelegt und jetzt erſt bey der langen anhaltenden Stille fielen meine Blicke unwillkührlich auf unſere armſelige Reiſeequipage.

Drey dürftige Pferde für einen eben ſo elenden Wagen! Gott! welch ein Abſtand gegen meine ſonſtigen Reiſen! Victor! ſind Sie ſchon ſo weit, ſich hierüber wegſetzen zu können!"

Victor. Sie können leicht glauben, daß es mir noch ſchwerer werden muß, Gewohnheiten zu entſagen, und Verzicht auf Vorzüge zu thun, bey welchen ich grau geworden bin. Allein wer vermag etwas wieder den eiſernen Willen einer abſoluten Nothwendigkeit? Man ſagt: Noth bricht Eiſen! und ich fühle leider, daß man dieſes mit Recht ſagt. Die drey elenden Pferde gewähren mir freylich keine ſonderliche Augenweide. Wir wollen von der nächſten Station aus wenigſtens mit vieren fahren. Die Schuld liegt blos an Biatto, daß er nicht gleich anfänglich mehrere vorſpannen ließ.

Biatto (mit großen Augen als ob er träume) ich wollte durchaus nur zwey Pferde haben; das dritte wurde mir aufgedrungen; Wir ſind für dieſe zu leicht! Wollen Sie noch etwas aufladen?

Victor. Narr! weißt du nicht, daß wir eigentlich mit acht Pferden fahren müßten, wenn wir nicht incognito reiſten.

Viatto (verwunderungsvoll) Sie ſagen mir Dinge, die ich in meinem Leben noch nicht gehört habe. Iſt ein Centner Gold ſchwerer als ein Centner Bley?

Victor. Das juſt nicht! allein für den erſtern ſchickt ſich doch wohl ein ſolenner Transport beſſer als für den letztern?

Viatto ſchüttelte den Kopf, und richtete ſich wieder vorwärts und ſagte:

„Meine Herren! Sie können weinen. Mich muß es ſchon etwas derber kneipen, wenn Thränen kommen ſollen.“

Erſter Götterſitz.

„Es wird nunmehro Zeit" ſagte Biatto, indem ſie ſich dem erſten Götterſitz ſchon ſo weit genähert hatten, daß ſie ihn mit ihren Blicken erreichen konnten, „daß Sie mich in Anſehung gewiſſer Dinge etwas klüger machen. Sie haben mich einmal zu Ihrem Reiſediener angenommen! Sie müſſ mich doch auch gehörig unterrichten, daß ich meinem Poſten Ehre mache, und ihn zu Ihrer Zufriedenheit verwalte. Wenn ich bisher dieſes oder jenes that was Ihnen nicht gefiel, oder Gedanken äuſſerte, die Ihren Unwillen erregten; ſo kam es wohl blos daher, daß ich mit meiner alten Funktion und mit allem dem was mit derſelben in Verbindung ſteht, noch zu wenig bekannt war.

Wohin wollen wir denn eigentlich? was wollen wir dort? und was habe ich dabey zu thun?

Dieß wären ungefähr die Fragen, auf welche ich mir noch unmaasgeblich eine kurze Antwort zu erbitten hätte.

Mentor Victor antwortete hierauf folgendes:

„Die beyden erſten Fragen kommen dir im Grunde nicht zu; und was die letzte betrift; ſo zeigt dir ſchon der Name Diener hinlänglich was du zu thun haſt.

Da du nun aber einmal mit uns auf einem etwas vertrauteren Fuß ſteheſt als es bey andern Herren und ihren Dienern gewöhnlich ſtatt finden kann; ſo ſollſt du auch wegen deinen erſtern Fragen Befriedigung erhalten.

Wir reiſen in den Olymp oder welches einerley iſt, zu dem Aufenthalt verſchiedener Götter. Deren giebt es nun mancherley. Diejenigen, die wir beſuchen wollen, nennt man gewöhnlich Erdengötter oder Götter im Fleiſch, weil ſie ſichtbar ſind und eben auch Fleiſch und Blut haben wie andere menſchliche Weſen. Da ich und Guſtav auch ihrer Art ſind; ſo können wir beyde ganz natürlich mit ihnen auf einen ganz andern Fuß leben als du und deinesgleichen oder als alle, die keine Götter ſind. Du mußt dich alſo jedem Götterſitz mit der größten Ehrfurcht nähern, und wenn wir uns an einem ſolchem befinden, ſelbſt gegen uns dein Betragen ändern, indem dann der vertraute Umgang, wenigſtens öffentlich ganz wegfallen muß. Du mußt deine Zunge durchaus im Zaume halten und zu rechter Zeit reden und ſchweigen können. Du mußt dich mit den gewöhnlichen Ehrenbezeugungen bekannt machen und dich an Winke gewöhnen; mußt die Neigung zu widerſprechen ganz unterdrücken, und gleich einer Maſchine alles mit dir machen laſſen was deinen Herrn beliebt."

„Auf dieſe Weiſe mages wohl in der Nähe der Götter für unſer einen ſo angenehm, nicht ſeyn, ſagte Biatto, indem er nach einigem Beſinnen hinzu ſetzte: „Sie denken ja mit keiner Sylbe an meinen Ring, wird es da keine Gelegenheiten geben, ſeine Zauberkraft zu benutzen?

„Allerdings!" erwiederte Victor. Allein nie mußt du ohne unſer Wiſſen Gebrauch davon machen; da du ſolches ſehr leicht zur Unzeit thun und uns und dir nachtheilige Folgen dadurch zu ziehen könnteſt. Auch muſt du in Rückſicht dieſes Geheimniſſes ſo ſtumm und verſchwiegen ſeyn als wenn ein unauflösbares Schloß an deinem Munde hieng.“

Unter dieſem Geſpräch hatten die Reiſenden den Götterſitz erreicht. Sie ließen ihre Ankunft melden und wurden denn auch ſogleich von einem der vornehmſten Höflinge empfangen und in die für Gäſte beſtimmte Zimmer placiert.

Ueberſicht.

Die Gottheit, die hier thronte, war einer der größten und wichtigſten des ganzen Welttheils. Sie war männlichen Geſchlechts, führte den Namen Filoſophiſtus, und gehörte zu einem Geſchlechte, das ſchon ſeit vielen hundert Jahren Kronen trug.

Der Scepter dieſes Erdengottes reichte weit und war faſt für die Hand eines einzigen zu ſchwer. Viele Millionen Menſchen verehrten ihn als ihren Beſchützer; ganz natürlich mußte ſich alſo auch ſein Gebiet über einen anſehnlichen Theil der Erde erſtrecken. Seine Macht war ſo groß, daß ſie wenigſtens auf dieſem Welttheil nicht ihresgleichen gehabt hätte, wäre ſie anders nicht durch verſchiedene Umſtände ziemlich beſchränckt geworden, ſo daß es wirklich einige andere, ihren Beſitzungen und Anſehen nach kleinere Götter wagen konnten, ihm die Spitze zu bieten.

Die Urſachen dieſer Beſchränkung legen vorzüglich mit in der Vergangenheit. Da dieſe Art Gotheiten blos durch die Geburt ihren Götterang erhalten; ſo kann es ganz natürlich nicht fehlen, daß nicht in der Reihe derſelben welche mit zum Vorſchein kommen, denen zum Götterweſen nichts weniger als alle dazu gehörigen Eigenſchaften abgehen. Ein Fall, der in Anſehung der Vorfahren des Faoſophiſmus auch ſtatt fand.

Dieſe regierten nicht nur ſo, daß dadurch natürlicher Weiſe ihre Macht verringert werden mußte, ſondern ihre gleichzeitigen Mitgötter, denen zum Theil jene Eigenſchaften weniger abgingen, wußten auch durch Ueberlegenheit des Geiſtes und durch Schlauheit dieſe Macht zu hemmen und ihre eigene zu vergröſſern.

Dergleichen Dämme gegen die ſich zu ſehr vergröſſernde Macht eines Sterblichen ſind inzwiſchen, unſers Dafürhaltens, in der politiſchen Welt eben ſo wenig ſchädlich als es die gegen austretende Gewäſſer in der phiſiſchen ſind. Je gröſſer die Macht iſt; deſto gröſſer muß auch die Weisheit ſeyn, die ein richtiger und guter Gebrauch deſſelben erfordert. Leichter iſt es, Pilot eines kleinen Kahns auf einem ruhigen Fluß als der eines großen Schiffes auf gefahrvollen Meeren zu ſeyn. Und es iſt nicht zu zweifeln, daß ein ganz unumſchränkter Menſch, dem ſich bey ſeinen Unternehmungen nirgends ein Widerſtand zeigte, auch ſelbſt wenn er der Allerweiſeſte wäre, auf ganz ſonderbare Dinge verfallen und mitunter die tollſten Streiche machen würde.

Zwar hatte ſich einer von denen, welche auf dieſen Götterthron in den neuern Zeiten ſaßen durch ſeinen ſeltnen Geiſt ſehr rühmlich ausgezeichnet; allein er hatte dem ohngeachtet dem Intereſſe ſeines Hauſes mehr geſchadet als genützt. Er that nach der damaligen Lage der Dinge zu viel, ſuchte ſo zu ſagen, Wunderwerke zu bewirken, zu welchen, wenigſtens in Rückſicht auf ſein Reich, die Zeiten noch nicht reif waren, wollte eine ziemlich ſtarke Finſterniß auf einmal in helles Licht verwandeln, und ganz natürlich konnten dieſen ſchnellen Uebergang die blöden Augen nicht vertragen, ganz natürlich verwelkten ſeine Unternehmungen vor ihrer Reife, ganz natürlich ging es ihm eben ſo wie allen andern, die auf irgend eine Weiſe zu viel thun.

Jetzt waren die Zeiten nun der Umſtände in der Welt noch weit kritiſcher geworden; jetzt war eine Zeitperiode eingetreten, wo alles vom gewöhnlichen Gang der Dinge abzuweichen ſchien, und immer eine auſſerordentliche Begebenheit die andere verdrängte; jetzt hatte eine Zeit begonnen, wo Tugend und Laſter, Wahrheit und Täuſchung, wahres reines Licht und blendender Irrwiſchſchimmer, geſunde Vernunft und kranke Einbildung, ſolide Weisheit und leere Schwindeley gleich ſtark herrſchten und nach und nach in eins zuſammen zuſchmelzen ſchienen; jetzt waren nicht nur für mehrere Menſchenklaſſen, ſondern auch hauptſächlich für die Erdengötter die Tage der Vergeltung eingetreten; jetzt war es alſo auch ungleich ſchwerer, ſich in Ruhe mit Ruhm und Würde auf einem Thron zu erhalten.

Der Götze mancher Vorurtheile war geſtürzt, der Nimbus der einſt die Groſen umgab, war dünner und durchſichtiger geworden, man drang jezt mit ſeinen Blicken durch denſelben hindurch, man verließ die Schaale und ſuchte den Kern, man verlangte für große Vorzüge auch große Vollkommenheiten, man ſchwung die Geiſel der Kritik auch für höhere Regionen und ſcheute ſich nicht mehr, auch die Handlungen der Groſen zu beurtheilen, lauter Umſtände, die die ehemaligen Süſſigkeiten des Götterſtandes in Bitterkeiten verwandelten und die Bürde der Kronen noch drückender machten. Aller Augen waren immer auf die Thronen gerichtet und die Monarchen hatten bey jeder ihrer Handlungen alle Vorſicht nöthig, wenn ſie das lautſte, tadelvollſte Murren vermeiden wollten. Zu einer ſolchen Zeit ſaß Faoſophiſtus auf den Thron. Und wahrlich! er war jezt ſelbſt auf ſeinen glänzenden Götterſiz im Olymp weniger zu beneiden als der dürftigſte Bewohner einer Strohhütte im niedern Jammerthal!

Zu allen dieſen kritiſchen Umſtänden hatten ihn auch die Lichtheiniſchen Unruhen in einen Krieg verwickelt, der von einer ganz eigenen, der Ruhe des Faoſophiſtus ſehr nachtheiligen Art war. Man hat es faſt allgemein gemißbilliget, daß er gegen die Lichtheiner zu Felde zog. Ich muß es geſtehen, daß mir dieſer Tadel ungerecht zu ſeyn ſcheint, und ich würde dann erſt mit in denſelben einſtimmen, wenn ich wüßte, daß Faoſophiſtus in die Zukunft hätte ſehen, und ſich den Lauf der Dinge gewiß voraus hätte ſagen können. Was heute geſchieht, konnte man vor ſieben Jahren unmöglich ſchon wiſſen; ob es gleich nicht zu läugnen iſt, daß der ſcharfſehende, mit der Menſchenwelt bekannte Beobachter ſchon damals dieſes und jenes, welches wirklich erfolgte, mit einiger Wahrſcheinlichkeit voraus ſehen konnte.

Die Gabe einer ſolchen Vorausſehung und Schlußfolgerung haben aber einmal nicht alle Sterbliche und ſelbſt bey der Art Götter, mit welcher wir hier zu thun haben, iſt ſie nichts weniger als allgemein. Und überdieß iſt es auch bekannt genug, daß einem eigenes Intereſſe und andere Leidenſchaften eine Sache in einem ganz andern Licht erſcheinen laſſen als ſie der ruhige, dabey nicht intereſſirte Zuſchauer erblickt. Jaoſophiſtus hat ein Herz, und es gereichte wahrlich dieſem Herzen zu keiner Ehre, wenn es bey jenen Lichtheiniſchen Ereigniſſen kalt und gleichgültig hätte bleiben können. Man greife ſich hier wohlbedächtig in den Buſen und geſtehe dann aufrichtig, ob man die Theilnahme dieſes Erdengottes an jenem in der Folge ſo unglücklichen und fürchterlichen Kriegs, noch ſo bitter tadeln kann.

Wer anderer Meynung iſt, der ſey es! ich war ſtets gewohnt, ſo zu reden wie ich denke und empfinde und mein ganzes Weſen iſt auch nicht der kleinſten Schmeicheley fähig. In meinen Augen iſt Jaoſophiſtus wegen dieſen Krieg entſchuldigt; ja ich finde vielmehr in ſeinen ganzen Benehmen während demſelben viel Gutes und Lobenswürdiges. Er hielt aus und that das Seinige. Daß aber der Erfolg demohngeachtet der Erwartung nicht entſprach; das iſt Gang des Schickſals, Laune des Glücks, gegen welche es nun einmal kein anderes Mittel giebt als Geduld.

Audienz.

Die gegenwärtige Lage der Dinge überhaupt und die der beyden reiſenden Unglücklichen insbeſondere machten es nothwendig, daß ſie incognito reiſten. Der Rang, den ſie ſich beygelegt hatten, war einige Grade tiefer als derjenige, auf welchen Victor als König Anſprüche machen konnte. Da ſie bisher das ſtrengſte Incognito beobachtet und ihre Ankunft nicht voraus gemeldet hatten, ſo hielt man ſie hier bey ihrer

Erſcheinung wirklich für diejenigen, welche ſie zu ſeyn vorgaben.

Victors Vorſatz war, ſich dem Monarchen allein in geheim zu erkennen zu geben; ein Vorſatz, welchen er ſogleich bey der erſten Zuſammenkunft auszuführen gedachte. Dieſe erfolgte am andern Morgen nach ihrer Ankunft, wo ſie durch einen Kammerherrn zur Audienz abgeholt wurden.

„Sie ſehen hier einen Greis vor ſich" ſagte Victor indem er ſich dem Jaoſephiſtus mit vieler Ehrerbietung näherte, für den leider ein trüber ſturmvoller Lebensabend beſtimmt war — ein Abend, den ich — ſo veränderlich und unſicher auch hier alles iſt, am Morgen meines Daſeyns, ja ſelbſt nicht einmal am ſpäteſten Mittag deſſelben auch nur auf die entfernteſte Weiſe ahnden konnte.

Ich bin Victor, der unglückliche König von Murmelland!

Faoſophiſtus (etwas überraſcht) Sie ſind Victor, Murmellands König! (traurig) Seyn Sie mir willkommen, unglücklicher Greis! das Andenken an Sie hat mir ſeit einiger Zeit manche bittere Empfindung verurſacht. Gerne hätte ich Ihnen Ihre Krone erhalten, wenn es nur möglich geweſen wäre. (nachdem er den Victor einige Minuten ſehr aufmerkſam betrachtet hate.) Sie haben wohl in dieſen jetzigen Zeiten auch viel Ungemach erdulden müſſen?

Victor (mit einer Thräne im Auge) Sehr viel.

Faoſophiſtus. Suchen Sie ſich zu tröſten! Es bleibt Ihnen doch noch eine ſichere Zuflucht und auſſer dieſer auch die Hoffnung übrig.

Victor. Wenigſtens, die Hoffnung einer andern Welt, wo es nicht mehr ſo gar toll zugehen wird.

Faeſophiſtus. Faſt will es das Anſehen bekommen als ob man ſich fernerhin blos mit dieſer Hoffnung begnügen müßte. Allein es iſt denn doch noch nicht ſo weit, und bis es wirklich dahin kommt, müßen noch mehrere Verſuche mißlingen, von welchen man viel zu erwarten, berechtiget iſt.

Da gerade jetzt die Lage der politiſchen Dinge ſo kritiſch wie möglich und an dieſem Hofe alles in Beſchäftigung war, das Seinige zur Ausführung eines großen geheimen Plans beyzutragen; ſo konnte man ſich das erſtemal nur auf kurze Zeit ſehen und ſprechen. Der Miniſter lauerte ſchon mit Ungeduld im Antichambre, und obgleich Faeſophiſtus, voll Vertrauen auf dieſes große diplomatiſche Genie, ſelten etwas anders wollte als was erſterer beſchloſſen hatte; ſo mußte doch wenigſtens die Form beobachtet und das was man vorzunehmen für gut befunden hatte, rapportirt werden.

Nachdem man ſich noch über einiges beſprochen und ſich auch Guſtav ſoviel die Kürze erlaubt, näher entdeckt hatte, entließ der erhabene Wirth ſeine erlauchten Gäſte, unter der Entſchuldigung äuſſerſter und wichtiger Geſchäfte welche, wie ſie leicht ſelbſt erachten würden, die gegenwärtigen Umſtände verurſachten und mit der Verſicherung, daß ſie wenigſtens ſo lange an ſeinem Hofe verweilen müßten bis ſie ſich gegenſeitig ganz expectorirt haben würden und daß ſie ſich zu dem Ende täglich eine Stunde ganz allein leben wollten; wo ohne beyſeyn irgend eines andern ſo recht die vertrauteſte Herzensſprache geführt werden ſollte.

„Täglich ſo ein geheimes Kabinetsſtündchen, ſagte er bey ihrem Weggang mit einem bedeutenden Blick und ſagte noch hierzu, „da muß uns unſer eigener Schatten nicht belauſchen!“

Hiermit hatte dieſe Audienz ein Ende. Mentor und ſie Telemaque begaben ſich auf ihr Zimmer zurück, und wir haben für dieſen Augenblick unſerm Leſern weiter nichts zu ſagen als daß wir nicht ermangeln werden, die nun kommenden geheimen Kabinetsſtündchen nach ihre Reihe und zwar Nummerweiſe gelegentlich aufzuführen.

Grillen.

Gleich einem Fiſch der von ſtürmenden Wellen auf das trockene Ufer geworfen, hier ſich eine Zeitlang unter zunehmender Entkräftung immer matter bewegt und nun, nachdem er das Waſſer wieder erreicht, auf einmal neues Leben und Schwungkraft erhält, fühlten ſich hier Victor und Guſtav, wie verneuet, und mit friſchen Lebensgeiſtern geſtärkt: denn auch ſie waren wieder in ihr Element zurück gekommen. Vom

Kriegstheater entfernt, auf welchem man blos ſeine Heere ſich mit herum tummeln ließ, lebte man hier in Rückſicht den dermaligen Umſtänden wenigſtens dem Schein nach, ſo ziemlich kummerfrey. Die Miniſter mochten Arbeiten, die Soldaten mochten fechten und die, welche die Geiſel des Kriegs traf, mochten dulden, man konnte es nicht ändern, die Politik erlaubte einmal keinen Frieden. Zwar waren neuerdings unter andern einige äuſſerſt fatale Nachrichten eingegangen, die ſich nicht wohl ohne düſtere Falten auf der Stirne vernehmen ließen; allein den Groſen fehlt es nicht an Tröſtern und Befruchtungsmitteln, die wir denn auch dieſen Gottheiten von Herzen gerne wünſchen und gönnen, da wir überzeugt ſind, daß dergleichen Ereigniſſe ſehr bittere Empfindungen gewähren müſſen, und wir das innigſte Mitleid gegen alle diejenigen fühlten, denen ſolche Bitterkeiten zu Theil werden.

Das Blättchen hatte ſich in Anſehung unſerer Reiſegeſellſchaft gewendet. So wie die beyden Herren ſichtbar immer heiterer wurden, wurde der Diener immer düſterer und in ſich gekehrter. Ein Beweiß, daß letzterer hier nicht in ſeinem Elemente ſeyn mochte.

Faſt einige Tage hatten ſie hier das Recht der Gaſtfreundſchaft genoſſen als ſie einſtmals nach aufgehobener Tafel zurück in ihr Zimmer kamen und ihren treuen Diener bey einer üblern Laune als jemals antrafen. Er ſaß in ſeinem Kabinetchen in ſo tiefen Gedanken, daß er ihre Ankunft gar nicht bemerkte.

„Biatto!“ ſagte Victor, indem er ihm in ſeiner Retirade aufſuchte,“ haſt du etwas auf deinem Herzen oder hat dich der Anblick und das, Geräuſch der großen Welt betäubt? Man kann beynahe ſagen, daß du alle Tage vier und zwanzig Stunden träumſt. Woher die üblen Launen? Siehſt du nicht, daß wir uns hier ſehr wohl befinden?

Biatto (indem er langſam aufſtund und ſeinem Herrn ins Zimmer folgte.) In meinem Kopfe geht es zu wie in einer Mühle, die das zunehmende Waſſer immer ſtärker treibt. Da werden Gedanken auf Gedanken fertig, und es ſind viele mit darunter, auf welche ich in meinem Leben noch nicht verfallen bin. (nach einer Pauſe während welcher er ſich die Stirne reibt) So ein winzig kleiner Herr wie ich bin, ſollte ſich wahrlich nicht unter die feine großen Herren miſchen. Ich paſſe hieher wie ein Froſch unter die Paradiesvögel; jener gehört in die Pfütze und dieſe in goldene Käfiche.

Guſtav (lächelnd) Mein Grillenfänger! Wirſt du dich ewig mit Seifenblaſenhaſchen ermüden? Bring deinen Kopf zur Ruhe! du biſt nicht zum Denken gemacht.

Biatto (mit einem ernſten Blick) So? da konnte ich ja eben ſo gut den ganzen Kopf entbehren! In meinen Katechismus ſteht: alles, was einen Menſchenkopf auf dem Rumpfe hat, iſt zum denken beſtimmt.

Guſtav. Gedankenlos ſollſt du freylich nicht ſeyn; allein du haſt auch nicht mehr zu denken als du zur Direktion deiner Hände und Füße brauchſt. Das Nachgrübeln iſt deine Sache nicht.

Biatto. Es war es auch nie. Allein hier werde ich auch andere Dinge gewahr, als mir nie vorgekommen ſind. Entweder man verlernt hier das denken ganz oder man lernt es erſt recht. Dieß leztere ſcheint bey mir einzutreffen.

Victor. Was beſchäftiget denn deine Gedanken ſo gar ſehr?

Viatto. Mancherley! man vergißt immer eins über das andere wieder. (nach einigem Beſinnen) Das iſt alſo ſo ein Götterſitz, wo wir uns gegenwärtig befinden?

Victor. Ja! und zwar einer der wichtigſten. — Haſt du dir ihn nicht ſo vorgeſtellt!

Viatto. Nicht ganz ſo! wenigſtens glaubte ich, müßte es an einem ſolchen etwas friedlicher ausſehen. Man kann ja hier keinen Schritt thun ohne an ein Bajonett oder an einen Säbel zu ſtoßen? und alle Thüren und Thore ſind mit Soldaten beſetzt?

Victor. Ein großer Herr kann nicht ohne Leibwachen ſeyn.

Viatto. Sehr wohl! Ich habe nun von Jugend auf viel von Schutz ſprechen hören, den ein Landesherr ſeinen Unterthanen gewährt, und manche laſſen ſich auch dieſen Schutz bezahlen: denn ich habe wirklich Länder getroffen, wo eine Abgabe unter dem Namen Schutzgeld ſtatt findet. Wenn man aber die Sache ſo recht beym Lichte beſieht; ſo ſcheint es umgekehrt zu ſeyn. Die Unterthanen müſſen den Regenten ſchützen: denn das Leibwachen, ſo wie überhaupt das Militair werden doch von den Unterthanen zuſammen getrieben?

Victor. Deinen Augen erſcheint nun einmal alles in der Welt verkehrt. Der Landesherr ſchützt allerdings ſeine Unterthanen. Um dieſes zu können muß er doch wohl auch die gehörigen Mittel dazu haben? Eben durch Soldaten ſchützt er ſie.

Biatto. Sollte denn nur meinen Augen alles ſo verkehrt erſcheinen? die Soldaten ſtehen ja um den Landesherrn herum; alſo iſt er es doch, der geſchützt wird?

Victor. Hartnäckiger Menſch! freylich iſt dieſes! Allein hieraus läßt ſich doch nicht folgen, daß ſeine Unterthanen ohne Schutz wären?

Biatto. Ein ſolcher Schutz, wo ich keinem Augenblick ſicher bin, daß mir einer mein Röckchen ſtiehlt, oder meine vier Pfähle anzündet, auch wohl gar mein Lebenslicht ausbläſt oder doch wenigſtens mit ſeiner Fauſt auf meinem Rücken herum trommelt, will mir nur nicht recht in den Kopf.

Victor. Wenn dir eins von dieſen wiederfährt; ſo ſteht es dir oder den Deinigen doch frey zu klagen?

Biatto. Verzeihen Sie mein König! daß mir ihr Ausdruck: es ſteht dir frey, wieder höchſt ſonderbar vorkömmt. Von ſolchen Urſachen iſt ja das Klagen die natürlichſte, nothwendigſte Wirkung. Ich habe wenigſtens noch keinen Menſchen darüber zubeln hören, daß ihm ein anderer ſeine Habe gemauſt oder ſeinen Rücken blau gedroſchen hat.

Victor. Wer ſich in der Geduld üben will, darf ſich nur mit dir in einen Diſput einlaſſen. Soll ich dir noch eine Erklärung darüber geben, was ich unter dem Ausdruck klagen verſtanden haben will? — Weißt du nicht, daß jeder bey ſeiner Obrigkeit Hülfe ſuchen, und finden kann?

Biatto. So oft ich von der menſchlichen Hülfe höre; ſo bekomme ich, ungefähr wie Sie unlängſt, ein gar ſonderbares Ohrenſauſen. Und das ſeit einiger Zeit, wo ich einmal zufällig dieſe Hülfe kennen lernte. Ich wurde während meinen Reiſen in einer kleinen Provinz mit einem armen Schelm bekannt, deſſen ganzes Vermögen in einem kleinen Hauſe beſtand in welchem er durch Hände Arbeit für ſich und die Seinigen den kümmerlichſten Biſſen Brod erward. Er war an einen andern ein Sümmchen ſchuldig geworden, das er wenigſtens vor der Hand nicht bezahlen konnte. Dieſer klagte, und da demungeachtet die Zahlung nicht erfolgen konnte, ſo wurde endlich dem armen Schuldner der Beſcheid gegeben, daß er die Hülfe bekommen ſollte. Wer war froher als er: denn eben Hülfe war es was er ſuchte. Allein wer erſchrack auch mehr als er, als man ſein Häuschen öffentlich anſchlug und bald darauf beynahe um die Hälfte des Werths verkaufte. Er bat ſich hierüber eine Auskunft aus und vernahm zu ſeinem Erſtaunen, daß eben darinnen die ihm zugeſicherte Hülfe beſtand.

Sie glauben mir doch gerne, daß ich ſeit dieſer Zeit gegen die rechtliche Hülfe etwas mistrauiſch geworden bin?

Victor. Viatto! faſt ſollten einen deine Aeuſſerungen bedenklich machen! Biſt du etwa auch einer von den Schwindelköpfen, die überall Mängel und Gebrechen entdecken und ſich ein Schlaraffenland träumen, in welchem ſie goldene Berge glänzen ſehen? oder ſind es blos Grillen, womit ein ſchwarzes Blut dein Gehirn erfüllt?

Guſtav. Vielleicht iſt der Burſche auch nach Lichtheins vorgeſpiegelten Fleiſchtöpfen lüſtern!

Biatto. Nichts weniger als dieſes; ich kann mich mit trocknem Brod begnügen, nur möchte ich es in einen Winkel der Erde verzehren, wo man mit der geſunden Vernunft nicht alle Augenblicke an eine Ecke rennt.

Victor. Laß dieſe Dinge, Biatto! ſie ſind über deinen Horizont! Was verſtehſt du vom Götterleben? Du biſt in der Murmelthierſphäre aufgewachſen. Da braucht man freylich keine Leibwachen.

Biatto. Die Sphären in welchen man Leibwachen nöthig hat und immer unter Bajonetten wandelt, haben wenigſtens für mich keinen ſonderlichen Reiz. Wo ſolche Erſcheinungen ſind, da muß auch Furcht ſeyn, und wo Furcht iſt, da kann keine Ruhe, keine Zufriedenheit, überhaupt kein wahres Wohlbefinden ſtatt haben. — Die Götter fürchten ſich vor ihren Unterthanen und die Unterthanen fürchten ſich vor ihren Göttern. Und gleichwohl ſagt man, daß beyde ſich mit und durch einander freuen und glücklich ſeyn ſollen.

Victor. Hat deine Tadelſucht an dieſem Götterſitze weiter keine Gegenſtände gefunden?

Biatto. Sie nennen es Tadelſucht; ich weiß nicht ob ich dieſen Namen verdiene. Wenigſtens hat der Anblick ſolcher Dinge ſowohl als dieſe Unterredung nichts angenehmes für mich. Die Fortſetzung hängt jedoch von Ihnen ab. An fernerm Stoff ſollte es mir nicht fehlen.

Jezt nahm Guſtav den Victor bey der Hand und führte ihn an das Fenſter

„Laſſen Sie“ ſagte er, „dieſen Schwäzzer bey ſeiner Meynung. Es iſt wirklich ekelhaft, ſich aus dem Munde eines ſolchen Menſchen ewig widerſprechen zu hören.“

Die Herren richteten nun ihre Aufmerkſamkeit auf andere, ihnen weniger verhaßte Dinge und Biatto begab ſich unter ſtarkem Kopfſchütteln in ſein Kabinetchen zurück.

17.

Ueberraſchung.

Der offenherzige Reiſekammerdiener wurde ſeit der letzten Unterredung von ſeinen Herren etwas kürzer gehalten und in ſeine Schranken zurückgewieſen. Man hatte ſo der unangenehmen Empfindungen genug, und war alſo um ſo weniger geneigt, ſich dieſelben durch einen Menſchen vermehren zu laſſen, den ſein eigentlicher Poſten zu nicht weniger als zu einem ſtrengen Kabinetsprediger und Splitterrichter qualificirte. Mehrere Tage durfte Biatto ſich in keine

Unterredung mehr miſchen: alles was er von ſeinen Herren vernahm war entweder eine ſeinen Dienſt betreffende Frage oder ein Befehl.

Anfänglich fiel ihm dieß freylich etwas auf; zumal da man bisher auf einen ganz andern Fuß mit ihm umgegangen war; allein da er bey ſeinen Herren ſo wenig Harmonie mit ſeinen eigenen Meynungen und Gedanken gefunden hatte und ihm der immerwährende Widerſpruch derſelben eben ſo unangenehm war als der ſeinige jenen nur immer ſeyn mochte; ſo hatten überhaupt dergleichen Unterredungen keinen groſſen Reiz für ihn und er ließ ſich alſo die neue Behandlungsart gerne gefallen, wenigſtens bezeigte er äuſſerlich nicht den geringſten Unwillen deswegen.

So vergingen einige Tage; und Herren und Diener ſchienen auf dieſe Weiſe mit einander zufrieden zu ſeyn. Eine kleine

Kataſtrophe, die ſich jetzt ereignete, gab dieſer Sache wieder eine etwas andere Wendung.

Man hatte auf einem der wichtigſten, dem Hofe gehörenden, ſehr ſchönen Landhäuſer eine kleine Luſtparthie veranſtaltet, an welcher auſſer der Götterfamilie nur noch die beyden hohen Gäſte Theil nehmen durften. Es mangelte hier nicht an dienſtbaren Geiſtern; Biatto konnte alſo um ſo füglicher zu Hauſe bleiben, da man ohnedem mit dieſem ziemlich unbeugſamen alten Degenknopf nicht viel Staat machen konnte.

Als die Herren wieder zurück kamen, war Biatto verſchwunden. Anfänglich ſchrieb man dieſe ſeine Abweſenheit blos dem Mangel gehöriger Attention zu. „Er wird ſich“ ſagte Guſtav, „wieder nach Eden für ſeine geſunde Vernunft umſehen.“ Allein da die Hälfte des Tags dahin war und der Verſchwundene noch immer nicht ſichtbar wurde, ſo wurde die Sache bedenklich und man fand es wahrſcheinlich, daß Biatto die Flucht genommen habe.

Dieſe Wahrſcheinlichkeit verurſachte nun mancherley Vermuthungen. Man fand Anfangs die Urſache dieſer Flucht in der veränderten Behandlungsart und endlich ſchien es auch ſehr wahrſcheinlich, daß Biatto ein ſich verſtellender Schurke, ja wohl gar ein heimlicher Emiſſar der Lichtheiniſchen Rotte geweſen ſey, eine Vermuthung, die ſich hauptſächlich mit auf ſeine Aeuſſerungen gründete, in welchen man jetzt den Geiſt jener Schwindelköpfe ganz unverkennbar zu finden glaubte.

Bey allen dieſen, dem Charakter des Biatto ſehr nachtheiligen Vermuthungen, war man dennoch über dieſe Entfernung ſehr betroffen, da nun einmal das Daſeyn dieſes Menſchen mit in den geheimen Reiſeplan mit verwebt war, und er doch auch ſchon manches erfahren hatte, was man nicht gerne bekannt werden laſſen wollte. Biatto hätte alſo allenfals wiederkommen können; ſein Poſten war ihm noch immer gewiß. Allein der Verſchwundene blieb weg, und als er am andern Morgen noch immer nicht erſchienen war, gab man alle Hoffnung auf, ihn je wieder zu ſehen.

Victor äuſſerte nun den Gedanken, daß es in mehr denn einer Rückſicht wohl gut ſeyn könnte, wenn ſie dem erſten Staatsminiſter, der eigentlich das Orakel für dieſen Götterſitz vorſtellte, einen kleinen Beſuch machten. Victor ſprach als Mentor, ganz natürlich konnte Guſtav nichts dawider haben.

Man ließ ſich bey dem Miniſter unter dem angenommenen Namen melden, und empfahl einander die äuſſerſte Vorſicht bey der bevorſtehenden Unterredung mit ihm, um auf keine Weiſe einigen Verdacht zu erregen, als ob ſie diejenigen nicht wirklich wären, für welche ſie gehalten ſeyn wollten. Sie wollten vor der Hand auch noch dem Miniſter unbekannt bleiben bis es eben die Umſtände nöthig machten, ſich ihm zu entdecken.

Aber welche Ueberraſchung für ſie als ſie zu dem Miniſter kamen und dieſer deutlich merken ließ, daß er ſie beyde ihrem Stand und ihren Schickſalen nach ganz genau kenne. Sie gaben ihm ihre Befremdung hierüber zu erkennen, worauf dieſer mit einem gewiſſen diplomatiſchen Lächeln äuſſerte, daß hier ſo leicht niemand auch nur zwey Stunden unerkannt bleiben könne. Die jetzigen Zeiten, fuhr er fort, machen mancherley Maasregeln nöthig, die freylich ehedem nicht ſtatt fanden. Wir können jede Stunde die ſicherſten Nachrichten von den geheimſten Vorfällen unſerer Reſidenz haben; warum ſollten wir nicht auch bald mit den nähern Umſtänden alle hier ankommenden Fremden bekannt werden können?

Die Befremdung der beyden Gäſte ging in Neugierde über, welche zu befriedigen der Miniſter kein Bedenken trug.

„Bey den jetzigen Zeiten" fuhr er fort, wo gegen den Olymp ſo viele Feinde auftreten, und alles auf ihn loszuſtürmen ſcheint, kann ſich eine Gottheit nicht blos einzig und allein auf ihre Kriegsheere verlaſſen; ſondern man muß zur Beſiegung dieſer Feinde und zu ſeiner Sicherheit noch zu vielen andern Mitteln ſeine Zuflucht nehmen. Jede verheerende Flamme iſt vor ihrem Ausbruch eine Funke und dieſer iſt leichter zu löſchen als jene. Man muß alſo den Funken dämpfen, wenn man keine Flamme haben will. Flammen ſieht man aber von weiten, Funken hingegen, die blos im Verborgenen glimmen, ſind ſchwerer zu entdecken. Das Hauptaugenwerk muß demnach auf ihre Entdeckung gerichtet ſeyn. Hierzu wäre nun freylich nichts beſſer und nöthiger als Allwiſſenheit. Allein dieſe Eigenſchaft gehört nun einmal nicht unter die der Erdengötter. Man muß ſich hier alſo ſo gut man kann zu helfen ſuchen. Sehen vier Augen mehr als zwey; ſo müſſen natürlich tauſend Angen noch weit mehr ſehen. Den Mangel einer natürlichen Allwiſſenheit muß man durch eine erkünſtelte erſetzen. Wann dieſe auch nicht alles weiß; ſo wird ihr doch wenigſtens das Meiſte bekannt.

Es giebt zwey Leidenſchaften, durch welche ſich ſehr viel ausrichten läßt. Sie heißen Ehr- und Geldgeiz. Befriedigen Sie dieſe, ſo kann es Ihnen an dienſtbaren Geiſtern nicht fehlen.

Unſere Polizey überhaupt war von jeher in einer guten Verfaſſung; ſeit kurzem hat man ſie aber ihrer Vollkommenheit noch viel näher gebracht. Man kann ſie ohngefehr in die öffentliche und geheime abtheilen. Wenn es auch glücken ſollte, die erſtere zu täuſchen, der entgeht der letzteren ſicher nicht. Die erſtere fragt nach den Namen, Stand, Abſichten und Geſchäften der Fremden; jede Antwort, die nicht genau mit der Wahrheit übereinſtimmt, weiß die letztere bald zu berichtigen. Beyde haben es nicht blos mit Fremden: ſondern eben ſo ſehr mit Einheimiſchen zu thun.

Das Gebiet dieſer beyden Arten Polizey erſtreckt ſich nicht etwa blos auf dieſen Götterſitz. O nein! es geht bis an die äußerſten Grenzen unſers großen Reichs und auch über dieſe hinaus. Ehe ſie hier noch angekommen waren, wußte ich ſchon, daß Sie erſcheinen würden. Für mich reiſten Sie nicht incognito; ſo ſorgfältig Sie ſich auch zu verbergen wußten, ſo wenig auch Ihr Aeußerliches Ihren wahren Stand vermuthen ließ.

Dieſes Geſtändniß des Miniſters verſetzte die beyden Reiſenden in große Verwunderung. Es war ihnen unbegreiflich, auf welche Weiſe eine ſolche Nachricht vor ihnen nach dieſen Götterſitz hätte gelangen können. Sie hatten die ganze Reiſe ungehindert, dem Anſcheine nach auch ganz unbemerkt gemacht. Sie waren in ihren Erzählungen und Geſprächen ſo vorſichtig geweſen; kein Menſch ſchien ſich viel um Sie bekümmert zu haben; niemand hatte mehr von Ihnen zu wiſſen verlangt, als ſie ihm zu ſagen für gut befunden hatten. Es blieb ihnen blos der einzige Argwohn auf dem Biatto übrig; allein auch dieſe Vermuthung war unwahrſcheinlich, da dieſer Menſch nie aus ihren Augen gekommen war, und zu einer ſolchen Liſt gar nicht Kopf genug zu haben ſchien.

Die Sache hatte inzwiſchen nichts zubedeuten, da ſie keine Gegenſtände der geheimen Polizey waren, und alſo von derſelben nichts zu befürchten hatten.

„Sie verwundern ſich" ſagte der Miniſter," über das was ich Ihnen geſagt habe. Ich ſollte meinen, daß es Sie nicht ſo ſehr befremden könnte, da man ja bey den dermaligen Umſtänden dergleichen Maasregeln nehmen muß. Das Lichtheiniſche Freyheitsfieber iſt anſteckender als die Peſt. Wendet man Vorbeugungsmittel gegen dieſe an, ſo kann man doch wohl gegen jenes nicht unthätig bleiben. Soll man ruhig die Grundpfeiler der Throne untergraben und die Welt, in einen Tummelplatz zügelloſer Horden verwandeln laſſen? Es giebt nur noch eine Stütze der Thronen, und das iſt Furcht. Die Liebe iſt eine Chimäre, die nur in einem Feenland ſtatthaben kann. Man verlangt gar zu viel von einem Monarchen bis man ihn liebenswürdig findet. Und iſt man mit dieſem zufrieden; ſo ſchreyt man über ſeine Miniſter. Lieber das Schreckensſyſtem eingeführt und jedem, der ſich verdächtig macht ſogleich empfinden laſſen, daß man ihn kennt, daß man viel, daß man alles weiß, ſo können ſich die andern an einem ſolchen Beyſpiel ſpiegeln und durch fremden Schaden klug werden. Dieſe politiſche Gährung iſt ſo wie alles in der Welt blos periodiſch. Jetzt iſt das Zeitalter des Schwindels. Die ſüdliche Influenza wird eben ſo wie einſt die nordiſche wieder verſchwinden. Bis zur allgemeinen großen Weltrepublick kommt es nicht, wenn auch die Lichtheiner ihre Apoſtel in alle Gegenden ausſchicken. Es werden Freyheitsbäume aufgerichtet und niedergeriſſen und hoffentlich wird nun bald eine Zeit kommen, wo auch das übermüthige Lichthein zu der Erfahrung gelangte, daß jedes Ding in der Welt nur eine Zeitlang dauert und Fallen und Steigen ſein Ziel hat, bey denen es ſtehen bleiben muß.

Es iſt inzwiſchen nicht zu leugnen, daß die jetzigen Zeit kritiſch genug ſind, und hat ja ein Miniſter Gelegenheit gehabt, ſeine Talente zu zeigen; ſo iſt es gewiß jetzt.

Bey auſſerordentlichen Ereigniſſen muß man ſich auch auſſerordentlicher Mittel bedienen. Sie werden alſo auch unſere geheime Polizey unſtreitig ſehr vernünftig und heilſam finden. In unſern ganzen Reiche und beſonders an dieſem Götterſitz giebt es überall lauſchende, überall ſpührende Augen, und auch da, wo Sie es gar nicht möglich glauben, werden Sie geſehn und gehört. Sprechen Sie was und mit wem Sie wollen, Sie werden von uns gehört; thun Sie was Ihnen beliebt, frey oder öffentlich, Sie werden von uns geſehen, und bleiben Sie ſtumm und unthätig, Sie entgehen unſerer Beobachtung nicht. Wir haben in dieſer Reſidenz allein mehr als ſechstauſend helle Augen und leiſe hörende Ohren in Sold und noch weit mehr ſind uns zur Erreichung unſerer Abſichten behülflich ohne daß ſie es wiſſen und dafür beſoldet werden. Auf dieſe Art findet wohl eine Art von Allwiſſenheit ſtatt; und mancher iſt ſchon vor Verwunderung faſt zur Salzſäule geworden, wenn er hier vor Gericht eine Aeuſſerung vernommen hat, die er blos ſeinen beſten Freund ſo leiſe wie möglich ins Ohr geredet hatte.

Victor und Guſtav machten dieſer lieblichen Einrichtung viele Lobeserhebungen, geſtanden aber auch, daß nach ihrer Meinung die gute Zeit für Regenten zu Ende wäre, da man unmöglich auf einen Thron ruhig ſeyn könnte, wenn ſolche Sicherheitsmittel nöthig wären. Hätte Viatto mit zugegen ſeyn können, er würde gewiß nicht unterlaſſen haben, hier ſehr nachdrückliche Randgloſſe, zu machen und nie würde er einen ſogenannten Erdengott mehr bemitleidenswerth gefunden haben, als jetzt nach dieſer Aeuſſerung des Miniſters.

Eben wollte man die Unterredung auf einem andern Gegenſtand lenken, als der Miniſter auf einige Augenblicke in ein Seitenzimmer gerufen wurde. Als er wieder zurück kam, brachte er ſeinen hohen Gäſten die Nachricht, daß man jetzt die Verhaftsnehmung eines Menſchen bey ihm gemeldet habe, der ſich ſowohl durch Reden als auch dadurch, daß er ſich im Innern des Götterpallaſtes hatte ſehen laſſen, äuſſerſt verdächtig gemacht habe, welcher Verdacht nicht wenig vermehrt würde, da er auf keine Frage ein Wort antwortete, ſondern gegen jede Drohung ſtumm blieb. Dieſer Menſch wäre ihm ſo verdächtig und ſonderbar geſchildert werden, daß er befohlen habe, denſelben ſogleich zu ihm zu bringen.

Der Miniſter bat die beyden Herren, der Sonderbarkeit wegen dem Verhör beyzuwohnen, welches ſie ſich aus Neugierde ſehr gerne gefallen ließen.

Welche Ueberraſchung für ſie als die Thür des Zimmers geöffnet wurde und Bisatto hereintrat. Sie bemerkten ſogleich den bewußten Ring an ſeinem Finger und konnten ſichs nun bald erklären, worauf ſich ſein hartnäckiges Schweigen gründete.

Der Miniſter that mehrere Fragen an den Gefangenen, die aber alle unbeantwortet blieben. Jetzt ſollte zur Strenge geſchritten werden: allein Victor ließ es nicht ſo weit kommen. Er erklärte denn Miniſter, daß dieſer Menſch in ſeinem Dienſten ſtehe, und daß er für ſeine Unſchuld bürgen wolle. Dieſem war ein ſolches Zeugniß hinlänglich, Bitko wurde frey und begleitete ſeine Herren nach geendigten Beſuch nach Hauſe.

Hier eröfnete er nun ſeinen Herren, daß er geſtern mit einem ihm unbekannten Manne ein paar Worte gewechſelt und unter andern geſagt habe, daß er kein Monarch ſeyn möchte; worauf er bald auf freyer Straße verhaftet und in einen Kerker gebracht worden wäre. Zum größten Glück hätte er ſeinen Ring bey ſich gehabt, und dieſen beym Weyher am Finger geſteckt, da er nun auf dieſe Weiſe unſichtbar geweſen ſey; ſo hätte er auch ſchweigen müſſen. Der Richter hätte zwar noch immer fortgefragt; allein dieſes ſey nur Verſtellung geweſen, um zu erfahren, ob er auch noch da ſey; denn es erſchienen doch auch wohl dann und wann ſolche Leute mit vor Gericht die ſich ebenfalls unſichtbar machen könnten. Er ſetzte zuletzt noch die Frage hinzu: ob ihn ſeine Herren beym Miniſter geſehen hätten; worauf dieſe lächelten und ſchwiegen, und die ihm beſtimmte Lection auf ein andermal verſparten.

Geheime Kabinetsſtündchen.

No. 1.

Träume.

„Es iſt etwas ſeltenes für unſer einen, ſagte Kacoſophiſtus, indem er ſich mit ſeinen Gäſten ins Kabinet begab, entfernt vom unaufhörlichen Geräuſche und Getümmel, eine einſame Stunde genießen und ſich mit ſeines gleichen unter vier Augen beſprechen zu können. Schon oft habe ich mir dieß wiewohl leider immer vergeblich gewünſcht. Ich freue mich alſo deſto mehr daß mir die Erfüllung dieſes Wunſches ſo unerwartet zu Theil wurde. Laſſen Sie uns demnach dieſen günſtigen Zufall benutzen, wer weiß, ob wir je wieder einen ähnlichen erleben.

Ob uns gleich die Wirklichkeit hinlänglichen Stoff zur Unterhaltung gewähren könnte; ſo muß ich Ihnen doch vor allen Dingen einen Traum erzählen, der gewiß einſt in den Zeiten der Traumdeuterey für ſehr ominös gehalten worden wäre. Ich hoffe, daß es Ihnen nicht zuwider ſeyn wird.

Dieſe Einleitung war den beyden Freunden höchſt erwünſcht: denn auch ſie hatten ſo etwas auf ihren Herzen. Sie verſicherten, daß ſie dieſe Erzählung mit Vergnügen erwarteten und baten zugleich im voraus um Erlaubniß, die Unterhaltung auf gleiche Weiſe, wie ſie begonnen, fortſetzen zu dürfen, indem jeder von ihnen ebenfalls einen ſonderbaren Traum gehabt hätte.

Kacſephiſtus fand den Umſtand, daß ſie gerade alle drey und faſt zu einerley Zeit ſo ſonderbare Beſuche vom Gott der Träume gehabt hätten, für merkwürdig. Er verſicherte, daß er ihre Erzählungen mit Ungeduld erwarte und fuhr ſodann folgendermaſſen fort:

Ich ſahe das große Weltmeer vor mir. Viele groſe und kleine Schiffe ſegelten auf demſelben herum. Jedes Schiff hatte ſeinen eigenen Piloten, von welchen einzig und allein die Direktion deſſelben abhieng. Das Meer hatte vollkommen Raum für alle dieſe Schiffe.. Es befremdete mich demnach deſto mehr, da ich ſahe, wie eins das andere immer in ſeinem Laufe hindern, auf Sandbänke und gegen Klippen zu drängen, oder wohl gar in Grund zu bohren ſuchte, ohngeachtet das Ganze nicht etwa eine Seeſchlacht vorſtellen ſollte. Es waren Schiffe, die ſämmtlich die Beſtimmung hatten, einen gröſſern oder kleinern Menſchenhauffen durch die See auf gewiſſe glückliche Inſeln zu bringen, wo ſie ein paradieſiſches Leben erwartete. Die Pflicht eines jeden Piloten war es, dieſe Ueberfahrt in möglichſter Sicherheit, Ruhe und Zufriedenheit ſeines Schiffsvolks zu bewirken. Allein der Augenſchein zeigte leider, daß die Piloten dieſe Pflicht entweder nicht erfüllen konnten oder wollten. Man trieb ſich ängſtvoll unter Klippen herum, kam von einer Sandbank zur andern, ſo daß das arme Schiffsvolk in unaufhörlicher Unruhe und Angſt lebte, bey unzureichenden elenden Lebensmitteln faſt verſchmachtete und von lauter Arbeit und Rudern wunde Hände bekam. Hierzu kamen nun noch die nothwendigen unabwendbaren Uebel des Seelebens und der Zuſtand dieſer Seefahrer war in der That bedauernswerth.

Man fing nun an über die Urſachen dieſes Elends nachzudenken; die Entdeckung derſelben war jedoch leicht; denn es war zu augenſcheinlich, daß die Schuld an den Piloten lag. Dieſe ſtanden aber einmal in der größten Achtung und hatten viel Gewalt. Man verleugnete alſo aus Furcht ſeine beſſeren Einſichten und ſchob die Schuld auf ganz andere Dinge. Nur hie und da erhoben ſich einzelne Stimmen, die es wagten die wahren Urſachen laut anzugeben. Allein ſie wurden bald zum ſchweigen gebracht und mußten ihre Wahrheitsliebe theils mit dem Leben, theils mit ihrer Freyheit bezahlen. Einige muth- und einſichtsvolle Männer vereinigten ſich demohngeachtet und brachten es ſo weit, daß ſie wenigſtens mehrere Leuchtthürmer errichteten; allein ſie wurden verfolgt und ihre Erleuchtung ſuchte man wieder zu vernichten.

Das Benehmen der Piloten war unbegreiflich. Man beobachtete ſie genauer, und fand, daß ſie entweder ſchon von Natur blind waren oder doch von einigen wenigen, die ſie umgaben blind gemacht wurden, indem dieſe ihnen eine Binde vor die Augen hielten. Jetzt konnte man ſich doch wenigſtens alles hinlänglich erklären. Unter blinden Piloten konnte man kein anderes Seefahren erwarten.

Inzwiſchen hatte auch dieſe neue Erfahrung vor der Hand weiter keinen groſſen Nutzen denn die Piloten waren zu ihren Poſten durch uralte Privilegia berechtigt, und das einzige Mittel, ihnen die Augen zu öfnen war ihnen verhaßt und alſo auch verboten.

Auf einmal brach auf einem der größten Schiffe eine Verſchwörung aus. Der Steuermann wurde ſeines Poſten beraubt und ſeine Stelle durch einen gemeinſchaftlich gewählten Ausſchuß erſetzt. Weit erhellende Leuchtthürme wurden errichtet und den andern Schiffen wurde unaufhörlich durch Sprachröhre zugerufen: ſegelt wie wir; ſo werdet ihr beſſer fahren.

Jezt trat nun für alle Piloten ein ſehr kritiſcher Zeitpunkt ein: ein Moment, der ſo recht dazu gemacht war, den kranken und bedeckten Augen wenigſtens einige Schärfe zu verſchaffen. Allein war man zuvor verblendet, ſo war man es jezt noch mehr. Statt künftighin beſſer zu ſteuern und jenem Schiffsvolk zu zeigen, daß man auch unter der Direktion eines einzigen Piloten gut und ſicher fahren könne, kam man auf den ſonderbaren und gefährlichen Einfall, daſſelbe zu zwingen, daß es ſich wieder einen andern Steuermann unterwerfen müſſe. Der Verſuch lief unglücklich ab und zeigte deutlich, daß die Pilotenzunft nicht ſehr vom Himmel begünſtiget werden müſſe. Es war zu wenig Einigkeit unter den Piloten ſelbſt. Kaum konnten zwey in Harmonie gebracht werden. Einer ſuchte den andern immer zu hintergehen und ſtatt mit vereinigten Kräften auf jene Verſchwornen loszugehen, war man einander ſelbſt zur Erreichung ſeines Ent-

Endzweks auf alle Weiſe hinderlich. Der Egoismus leuchtete zu deutlich aus allen Handlungen der Steuermänner, man ſuchte ſich blos bey ſeinen Rechten und Anmaſſungen zu erhalten, und ſo ſehr man auch vorgab, als ob man für das Beſte der Schiffsvölker ſtritte; ſo wenig war es doch wirklich ſo.

Dieſer Traum afficirte mich in der That nicht wenig. Man bemerkte an den Piloten recht deutlich eine gewiſſe muthloſe Aengſtlichkeit: mit furchtvollen Blicken ſahen ſie in die Zukunft, und gleichwohl wendeten ſie zu ihrer Erhaltung und Sicherheit ſo verkehrte Mittel an. Mehrere male wollte ich ihnen zurufen: haltet Ruhe und Frieden und ſegelt beſſer; das iſt das Allerklügſte was ihr in eurer Lage thun könnt! Allein es war als ob es mir immer den Athem verſetzte. Die Verblendung ging mir ans Herz. Ich gerieth in heftige Unruhen, die immer größer wurden, da ich ſahe, daß man bey dieſem unzweckmäßigen Benehmen blieb.

Ich befürchte nunmehro alles, und meine Furcht war nicht ungegründet. Die ſämmtlichen Schiffsvölker wurden endlich der immerwährenden Unruhen und großen Drangſalen müde, murrten laut, ſchrien einſtimmig um Frieden, um eine ruhigere und ſchnellere Fahrt nach jenen glücklichen Inſeln, alle Schiffe geriethen in Unordnung und Aufſtand und jetzt wurden die Piloten, wiewohl leider zu ſpät ſehend! —

Ich erwachte und war ſehr froh, daß dieſer ängſtliche Traum aus war.

Einer meiner Miniſter, dem ich dieſen Traum erzählte, ſagte, um die Deutung deſſelben zu wiſſen, hätte ich nicht nöthig ſo wie jener Egyptiſcher König, die Weiſen des Landes verſammeln zu laſſen. Sie läge gar zu nahe in den jetzigen Zeiten.

Denn wer anders könnte unter den blinden Piloten nicht verſtanden werden als die verblendeten Lichtheiner, die gewiß ſo lange fort toben würden bis ihnen das Segeln auf immer gelegt worden iſt.

Victor und Guſtav fanden dieſen Traum allerdings ſehr bedenklich; mit der Deutung ſchienen ſie ganz zufrieden zu ſeyn. Erſterer meynte daß man ihn wenigſtens noch auf mancherley Weiſe auslegen könne, wenn man ihn nur einmal für ominös halten wollte. Er für ſeinen Theil wünſche, daß er nichts als Gutes bedeuten möge.

„Eben ſo ſonderbar“ fuhr er fort, jedoch weniger beunruhigend war derjenige Traum den ich vor kurzem hatte. Ich befand mich auf einem außerordentlich hohen Berg, auf welchem man einen ganzen Welttheil überſehen konnte. Unten am Fuße des Berges hatte ſich ein Häuflein alter und junger Männer verſammelt, denen dem Anſehen nach nicht wohl zu Muthe ſeyn mochte. In ſtummer Wehmuth ſaßen ſie da und blickten von Zeit zu Zeit mit einem gewiſſen hoffenden Blick in die Höhe, gleich als ob ſie von oben herab Hülfe erwarteten. Dicht neben mir ſtand ein Mann in einer ungewöhnlichen ſonderbaren Kleidung, der ſehr geheimnißvoll that und mit einem großen Sehrohr bewafnet bald hier und da auf dem Welttheile, bald aber auch in dem leeren Luftraume herumblickte. Ein ſolches Benehmen fiel mir auf und machte daß ich ihn mit unverwandten Blicken betrachtete. Als er dieß gewahr wurde, ſagte er in einem diktoriſchen Ton: ich bin einer von den Auſſerwählten, in deren Händen jezt die Waagſchaale des Schickſals für die Nationen dieſes Welttheils hängt. Weisheit und Gerechtigkeit ſtehen uns bey dieſem wichtigen Geſchäft zur Seite. Wenn man auch bisweilen den leztern den Rücken zukehren muß; ſo darf man doch die erſtern nie aus den Augen verlieren. Siehe, dieſe hier in der Tiefe ſind aus ihren Beſitzungen auf der Erde verdrängt. Sehnſuchtsvoll erwarten ſie aus meiner Hand ihr künftiges Loos. Ihre Erwartung ſoll ſie nicht täuſchen; ich werde ſie entſchädigen!

Er ſetzte nun ſeine Unterſuchung mit dem Sehrohre wieder fort. Meine Neugierde ſtieg, und eben war ich im Begriff ihn um Befriedigung derſelben zu bitten, als er von ſelbſt wieder begann:

Sieh! Bürger Fremdling! auf dieſem ganzen Welttheile iſt kein Plätzchen mehr aufzufinden, welches nicht ſchon ſeinen Herrn hätte. Warum ſollen wir alle blos hienieden niſten. Unendlich iſt das Univerſum! groß das Luftgewölbe, welches noch ganz leer vor unſern Augen ſchwebt. Kein Maasſtab beſtimmt den Raum deſſelben. Wie kann man noch lange zögern meine Entſchuldigung dazu ſuchen, wo ſie ſogleich zu finden iſt! Hier in dieſem ungeheuren

Raume über uns iſt eine Fläche von hundert tauſend Quadratmeilen blos ein kleines Pünktchen. Wäre die Zahl derer, die zu entſchädigen ſind, nicht auszuſprechen; alle können befriediget werden. Hier giebt es Königreiche, Fürſtenthümer, Grafſchaften und Baronien wie Sand am Meer. Durch alle Jahrtauſende hindurch können hier Entſchädigungen angewieſen werden."

Dieſe Aeuſſerungen reizten mich zum heftigſten Lachen. Ich erwachte und ſelbſt wachend lachte ich noch eine Zeitlang fort. Der Traum iſt ſonderbar; man muß ſich jedoch gar keine Mühe geben über ſeine Bedeutung nach zu denken.

Kroſophiſtus ſchüttelte den Kopf ein wenig, und Guſtav nahm nun das Wort.

„Ich war" ſagte er, „im Traum das, was ich nicht wirklich geweſen bin, nemlich Regent eines kleinen Landes; jedoch unter ganz andern und zwar ſehr günſtigen Nebenumſtänden. Mein Volk fühlte ſich glücklich und ich war es nicht weniger. Mein und meines Volkes Glück wurde vorzüglich durch meine Regierung bewirkt, wie aber dieſe eigentlich beſchaffen geweſen iſt, war ich mir nicht deutlich bewußt, da im Traum gewöhnlich die Ideen ſehr dunkel ſind. Man nannte mich nur einen guten Regenten und war mit mir zufrieden. Unter andern löblichen Einrichtungen hatte ich auch alle Jahre den dritten Theil meiner Revenüen erſpart. Dieſe Sparſamkeit wurde mir ſehr leicht und hatte für mich den größten Nutzen. Ich hatte bey vorkommenden Nothfällen nicht nur nicht nöthig auf die Baarſchaften meiner Unterthanen zu ſpekuliren oder mir und dem Lande eine Schuldenlaſt aufzubürden; ſondern ich konnte auch in meinem Lande durch Vorſchüſſe und Geſchenke ſorecht die Vaterpflichten ausüben. Einen anſehnlichen Theil dieſes erſparten Geldes hatte ich zu einem

Nothpfennig für mich beſtimmt und in eine ſichere Bank niedergelegt. Eine Vorſicht von deren Nützlichkeit ich mich bald überzeugte: denn auch im Traume wurde ich meines Landes beraubt. O! wie glücklich fühlte ich mich als ich meine Zuflucht zu dieſem Capital nehmen, und mir dadurch die Bitterkeit meines Schikſals verſüßen konnte! Leider war es nur ein Traum!!

No. 11.

Schauer.

Die Götter im Fleiſch haben überhaupt ſehr viel mit andern Sterblichen gemein; unter andern auch dieß, daß ihre Kräfte keiner immerwährenden Anſtrengung fähig ſind, und ſie alſo auch wie jene von Zeit zu Zeit Erholungen haben müſſen. Ein Bedürfniß für welches an den meiſten Götterſitzen nicht ſtiefmütterlich geſorgt iſt, und das an manchen gar als Hauptſache behandelt wird, und mehr Zeit und Geld koſtet als die Direktion der ganzen Staatsmaſchine.

Dieß Leztere fand zwar am Hofe des Facoſophiſtus nicht ſtatt; allein man überſpannte doch auch ſeine Kräfte nicht und verſchafte ſich immer gegen jede Stunde Arbeit mehrere Stunden der Ruhe und der Erholung. Dieſer Erdengott lebte die erſtere Hälfte des Tages ſeinem wichtigen Poſten und die andere ſich und ſeiner Familie. Vormittags lag er ſeinen Regierungsgeſchäften ab, das heißt, er ließ ſich dieſes oder jenes rapportiren, beſtätigte das Ja oder Nein ſeiner Miniſter, ertheilte Audienzen und hörte von denen dazu verordneten Perſonen die Vorfallenheiten ſeines Hofſtaats an. Bisweilen verurſachten freylich die Umſtände eine Veränderung in der Tagsordnung; allein dieß geſchah nicht häufig und man muß es dem Facoſophiſtus zum Ruhme nachſagen, daß er viel auf Ordnung hielt und überhaupt von keiner überwiegenden Neigung zu irgend etwas, von keiner heftigen Leidenſchaft, geplagt wurde.

Vormittags ſahen ſich oft unſere drey Götter ſelten. Aber von der Zeit der Tafel an bis zum Eintritt der Nacht waren ſie gewöhnlich immer beyſammen.

Nach jenem erſtern geheimen Kabinetsſtändchen waren einige Tage verfloſſen ohne daß Zeit und Gelegenheit ein zweytes erlaubten. Da der Olymp von einen großen Umfange iſt, und eine Reiſe durch denſelben lange Zeit forderte, ſo könne man ſich bey einer Gottheit nicht allzulange aufhalten! Victor wünſchte deswegen, daß ſich weniger Abhaltungen von den geheimen Unterredungen finden möchten und, war um ſo mehr, da er es, auch einiger andern Urſachen wegen für dienlich fand, auf die Abreiſe bedacht zu ſeyn. Doch war unter den Umſtänden der Reiſenden juſt auch keine große Eile nöthig und überdieß hatte man ja auch keine Gewißheit, daß man überall ſo willkommen ſeyn und eine ſo gute Aufnahme finden würde als hier.

Nachdem man ſich von mancherley Zerſtreuungen etwas geſammelt hatte, fand ſich wieder Gelegenheit zu einer kordaten Unterredungen unter ſechs Augen. Faſophiſtus begab ſich dießmal mit ſeinen Gäſten nicht in das geheime Kabinet; ſondern er bat ſie, ihn in einen andern, etwas abgelegenen Flügel des Palais zu begleiten, wo er ſie in ein Zimmer führte, das ganz einer ſolchen Abſicht entſprach. Hier konte man ſich recht lebhaft an die Eitelkeit und Vergänglichkeit der Dinge in der Welt erinnern: denn hier ſahe man in Effigie lauter Götter, die ſchon aus dem Fleiſche gegangen waren. Man hatte nemlich die Portraits der Ahnherren des Faſophiſtus hieher placirt, von Stifter dieſes Götterſitzes an bis auf denjenigen, der den Facſophiſtus auf den Thron Platz gemacht hatte. Es war eine lange Reihe gekrönter Häupter: denn dieſes Geſchlecht hatte ſchon viele Jahrhunderte dieſen Thron beſeſſen.

„Ich muß geſtehen“ ſagte Facſophiſtus, „gerne bin ich nicht in der Mitte dieſer meiner Urväter und Thronvorgänger; allein bisweilen führt mich doch eine gewiſſe wehmuthsvolle Stimmung hieher. Nie verlaß ich dieſes Zimmer ohne einen geheimen Schauer, den ich ſeit einiger Zeit immer ſtärker empfunden habe.“

Victor durchlief die Portraits mit ernſten Blicken und dieſe verweilten lange auf dem leeren Raum neben den letztern, gleich als ob er ausmeſſen wollte, wie viel er noch faſſen könnte. Auch ſchien der letzte dieſer einſtigen Kronenträger das meiſte Intereſſe für ihm zu haben. Wahrſcheinlich betrachtete er ihn nicht ohne Beziehung auf ſich ſelbſt. Er verſetzte ſich jetzt im Geiſt in die Portraitsgallerie ſeiner Vorfahren zurück, wo ihm ſeine Einbildungskraft unter den Namen Victor den traurigen Zuſatz der Letzte leſen ließ.

Guſtav war trotz ſeiner Jugend nicht weniger ernſthaft bey dieſem Anblick. Kummer und Unglück können noch mehr als Jahre tiefe Furchen auf der Stirne ziehen und bald den Leichtſinn des Jünglings in den Ernſt des Greiſes verwandeln.

„Ach!“ ſagte er mit ſichtbarer Rührung, „alle dieſe Häupter trugen Kronen, führten Scepter, die Millionen verehrten, hatten eine Macht, die ganze Welttheile erſchütterte! und jetzt liegt ihr Staub ſo ſtille, ſo ruhig und unbemerkt in der einſamen Modergruft! ihre Lorbeere ſind verwelket, der Glanz ihrer Diademe iſt dahin, verſchwunden iſt ſie die lange Reihe ihrer Lebensjahre wie ein Traumbild das unſrer

Phantaſie nur wenige Augenblicke umgaukelt! Und doch hat dieſes Traumbild für den gegenwärtigen Augenblick ſo viel Reiz! doch hofft man ſo ſehnſuchtsvoll, ſo gierig darnach! doch fühlt man ſich ſo unglücklich, wenn es einem entriſſen wird!"

„Wiſſen möchte ich denn doch" fuhr er nach einigen Stillſchweigen fort, während welchem er ſich eine Thräne aus dem Auge wiſchte, wiſſen möchte ich denn doch, wer eigentlich von dieſen allen der Glücklichſte geweſen wäre? Aus den Ruinen kann man nicht ſicher ſchließen, das Anſehen täuſcht.

Faoſophiſtus. Den Unglücklichſten weiß ich: den Glücklichſten kann ich aber nicht beſtimmen.

Victor. Leſen Sie die Geſchichte dieſer Monarchen. Sie können ſich dann dieſe Frage ſelbſt beantworten.

Faoſophiſtus. Jeder von dieſen meinen glorreichen Ahnen hatte natürlich als Monarch eine Armee die wenn auch nicht immer ſo zahlreich wie die meinige, doch eben ſo tapfer und kriegeriſch war Alle dieſe Armeen jetzt beyſammen! Freünde! da ließ ſich etwas ausrichten, nicht wahr?

Guſtav. Wenn man eine Wunderkraft beſäße und alle die Myriadengebeine wieder beleben könnte! — doch dann könnte man auch ohne Armeen den Feind ſchlagen.

Victor. Wer ſiegen ſoll, ſiegt auch mit kleinen Heeren! Ich ſollte nicht meynen, daß es uns bisher an Soldaten gefehlt hätten.

Guſtav näherte ſich den Konterfeyen, um die Unterſchriften zu leſen. Jeder hatte mehrere Kriege geführt; jeder war als Vater ſeines Volks geprieſen und nach einer glorreichen Regierung abgetreten.

„Lau

„Lauter würdige Männer! rief er endlich aus, indem er ſich gegen die beyden andern wendete, die für ſich in einer Unterredung begriffen waren.

„Und doch vielleicht von ihren Zeitgenoſſen verkannt!“ erwiederte Victor.

„O! ja wohl!“ verſetzte Faſorbiſius. Auch ſelbſt heute noch finden ſich Menſchen, denen ſie nicht recht gehandelt haben. Erſt vor kurzem verurſachte man mir hier in dieſer Rückſicht einige unheitere Augenblicke. An meinem Hofe lebt ein alter Sansfacon, der unter der vorigen Regierung bis zu der Würde eines Geheimenraths ſtieg und mit einer anſehnlichen Penſion in Ruhſtand verſetzt wurde. Er ſpielt eigentlich die Rolle eines Luſtigmachers; allein er war weitmehr ernſter Kabinetsprediger als dieſes.

Des ehemaligen freyen Zutritts zu dem Throne gewohnt, drängt ſich dieſer auch noch dann und wann ungerufen zu mir. Letzthin folgte er mir auch in dieſes Zimmer.

„Welcher von dieſen allen“ ſagte er mit einer Miene die mich ſogleich etwas bitteres erwarten ließ „ſollte wohl der beſte geweſen ſeyn? — Ich würde mir Mühe geben, ihn kennen zu lernen, wenn ich an Ihrer Stelle wäre“ fuhr er nach einer Weile fort.

Auf meine Frage: warum? antwortete er mit vielen Nachdruck, „um ihn noch zu übertreffen und alſo einſt der Allerbeſte zu heißen. Wenn Sie mich bey dieſer Unterſuchung zu Rathe zögen; ſo würde ich Ihnen ſagen: derjenige iſt es, der den längſten Frieden erhalten und mehr zufriedene als unzufriedene Unterthanen gehabt hat. Es kann ſeyn, daß bey einem ſolchen juſt nichts von einer glorreichen Regierung geſagt wird. Allein ſein Regiment war gewiß gut, wenn es auch keine Eroberungen, keine glänzende Siege glorreich gemacht haben. Ein Monarch, der ſein Gebiet auch nur um eine Quadratmeile mit Gewalt zu erweitern ſucht, hat meinen Beyfall nicht. Ein ſolcher haſcht ſicher nach einem falſchen Ziel; ihm liegt mehr am Schein als an der Wirklichkeit, mehr am äuſſerlichen Schimmer als an wahren innern Werth. Eroberungen gereichen nur dann zur wahren Ehre, wenn ſie durch Verdienſt, durch Güte geſchehen. Wenn ſich die Bewohner einer fremden Provinz freywillig unter einem Scepter begeben, blos weil ſichs unter derſelben ſo ſicher und gut, ſo ruhig und zufrieden lebt, dann kann man ſicher glauben, daß ein ſolcher Scepter in den beſten Händen iſt. Auf ſolche Eroberungen kann mann ſtolz ſeyn und eine ſolche Regierung verdient mit Recht eine glorreiche genannt zu werden. Eroberungen mit den Waffen können nicht ohne Verluſt bewirkt werden. Um eine Anzahl neuer Unterthanen zu erhalten, muß man ſehr oft faſt eine gleiche oder wohl gar auch noch größere Anzahl alter aufopfern. Letztere hat man ſchon, alſo lieber dieſe halten und ſo viel wie möglich beglückt. Wahrlich! ein groſſer Theil des Oceans könnte von dem Menſchenblut roth gefärbt werden, das unter allen dieſen glorreichen Regierungen vergoſſen worden iſt! Suchen Sie den Beſten, Jaoſophiſtus! und das iſt derjenige, der nur im äuſſerſten Nothfall und nie aus Privatabſichten zum Schwerde griff und der einem Tropfen Menſchenblut höher achtete als alle Trophaen, als allen Eroberungsruhm! Erwählen Sie dieſem zu Ihren Muſter, Sie werden erfahren; es lebt und ſtirbt ſich dann ſehr gut!"

Victor. Dieß war in der That ein ſchlechter Luſtigmacher!

Jaoſobiſtus. Sie ſind vollkommen meiner Meinung. — Ich ſprach hierüber mit meinem Miniſter und dieſer ſagte: bey Beurtheilung einer Sache kommt alles auf den Geſichtspunkt an, aus welchem man dieſelbe betrachtet. Der Mann mag recht haben, allein nur in ſofern als er bey dieſen ſeinen Urtheilen einen ganz andern Geſichtspunkt hat als der unſrige ſeyn kann. Was moraliſch richtig iſt, iſt es nicht auch immer politiſch. Und die Götter müſſen nun einmal immer dieß letztere vor Augen haben, da es für den Olym keine andere Weisheit giebt als die Politik.

Man fand nun für gut dieſe ernſthafte Unterhaltung zu unterbrechen und begab ſich deswegen in den Cirkel der Höflinge zurück.

Wißbegierde.

Biatto hatte ſich ſeit ſeinem letztern Vorfall vorgeſetzt, ein Schloß an ſeinen Mund zu legen, und wo möglich, alles in der Welt gut ſeyn zu laſſen. Eine Zeitlang gelang es ihm auch, dieſe anſcheinende Gleichgültigkeit gegen alles zu beobachten und ſeine Zunge im Zaum zu halten. Allein dieſer Mann war einmal ein gebohrner Denker, und da er von Natur ſehr offenherzig und gewohnt war, ſeine Gedanken ſogleich in Worten auszudrücken; ſo kam ihn ein anhaltendes Stillſchweigen ſehr hart an und weit eher hätte er vielleicht Feſſeln an ſeinen Händen und Füßen getragen als ein Schloß an ſeinem Munde. Er fing alſo nunmehro nach und nach wieder an, ein Wort mehr zu ſprechen als es die ihm vorgelegten Fragen mit ſich brachten, und ſeine Gedanken über ihm paradox ſcheinende Dinge zu äuſſern. Und da ſich dieſes ſeine Herren gefallen ließen; ſo kam es bald unter ihnen wieder auf den alten Fuß und Biatto ließ ſeiner Zunge wieder freyen Lauf.

„Haben Sie Geduld mit mir“ ſagte er einſtmals zum Viktor als dieſer um die Urſache ſeiner düſtern Miene fragte, „ich bin nun einmal ſo ein Menſch, dem alles was er ſieht und hört ſo ſonderbar vorkommt. Bös meine ich es nicht, wenn ich auch bisweilen alles ſo gerade heraus ſage und in vielen Dingen anderer Meinung bin. Es iſt bey mir mehr Wunſch, belehrt zu werden als Tadelſucht. Warum ſollte ich mir muthwillig die Stirn an den vielen Spitzen und Ecken, die wenigſtens für mich da zu ſeyn ſcheinen, wund ſtoßen? ich würde die Welt doch nicht ändern. Betrachten Sie mich alſo als einen Unwiſſenden, der gerne klüger werden möchte. Wenn ich dieſes bin, dann werden Sie gewiß auch mit mir und meinen Aeuſſerungen zufrieden ſeyn."

Victor. Das heißt vernünftig geſprochen, Viatto! Auf dieſe Weiſe wird man gewiß gerne Geduld mit dir haben. Du biſt ſicherlich aus deiner eigentlichen Sphäre herausgeriſſen und in eine andere verſetzt. Ganz natürlich findeſt du in dieſer alles anders, und du muſt es erſt lernen, wie man ſich in dieſer eigentlich zu benehmen hat. In dieſer Rückſicht würde ich auch gerne bisweilen auch für dich den Mentor machen und dich eines beſſern belehren. Es verſteht ſich aber, daß du immer gehörig beſcheiden bleibſt und nicht etwa klüger ſeyn willſt als ich.

Viatto. Sie ſöhnen mich wieder ganz mit meinem Schickſale aus, erhabener Geiſt! Alles in mich zu verſchließen und immer ſtumm zu ſeyn, iſt wieder meine gänze Natur. Und doch mag ich auch nicht gerne mit jedermann ſprechen, da man ſo leicht mißverſtanden werden und Unheil davon haben kann. Hier ſcheint man beſonders jedes Wort für einen Pfeil anzuſehen, und man muß entweder ſtumm oder ein Heuchler ſeyn, wenn man ungehudelt bleiben will.

Victor. Erfahrung macht klug und vorſichtig; hoffentlich wird dieß bey dir auch der Fall ſeyn. — Doch jetzt zur Sache! Ich habe gegenwärtig einige Zeit und ich ſehe dir's an, daß du etwas auf dem Herzen haſt. Alſo nur heraus damit, was ſteckt wieder in deinem Kopf?

Viatto. Wir leben hier an einem ſogenannten Hof; ganz natürlich kann ich da um ſo weniger gedankenlos bleiben, da mir alles ganz neu und fremde iſt. Schon einige Tage durchkreuzen ſich in meinem Kopfe eine Menge Gedanken, und noch immer kann ich nicht mit mir einig werden was ich mir eigentlich unter ſo einem Hofe denken ſoll.

Victor. Hierin wird deine Wißbegierde niemand beſſer befriedigen können als ich, da ich an einem Hofe erzogen bin, und ſelbſt als König einen der größten und glänzendſten Höfe gehabt habe.

Die Haushaltung eines regierenden Herrn mit Inbegriff ſeiner ſämmtlichen Dienerſchaft, nennt man ſeinen Hof. Was den Privatleuten Haushaltungen ſind, heißt man bey Regenten vorzugsweiſe Höfe. Je reicher und vornehmer einer iſt, deſto größer und ſplenditer iſt auch gewöhnlich ſeine

Haushaltung; eben ſo iſt es auch mit dem Regenten und ihren Höfen. — Iſt dir dieß deutlich genug?

Biatto. Deutlich genug; allein nur nicht hinreichend, meine Bedenklichkeiten zu heben.

Victor. Worinnen beſtehen dieſe?

Biatto. Ich habe deren viele, und kann ſie alſo nur nach und nach äuſſern.

Ich bin überzeugt, daß eine Gleichheit der Menſchen in Anſehung ihres Standes und Vermögens unter die Träume gehört, die nie zu realiſiren ſeyn werden, und meinetwegen kann und mag alſo der Aermere immer zu ſeinem Fortkommen dem Reichern dienen; allein es ſollte nur auf eine andere, weniger drückendere und dem allgemeinen Beſten nützlichere Weiſe geſchehen; welches bey den niedern Menſchenklaſſen auch wirklich größtentheils ſchon der Fall iſt. Wenn der Landmann einen Knecht, der Profeſſioniſt einen Geſellen, der Kaufmann einen Diener und der Wohlhabendere oder Vornehmere Kutſcher, Köchin und Jäger hält; ſo haben doch dieſe größtentheils einen reellen Nutzen für ihren Herrn und befördern mehr oder weniger den häuslichen Wohlſtand deſſelben. Bey den Hofhaltungen der Großen finde ich aber dieſes gar nicht. Dieſe ſind im Gegentheil weit mehr ſchädlich als nützlich. Dem Staat ſchaden ſie offenbar und den Herren nützen ſie auch nichts.

Victor. Haſt du dieß alles ſchon ſo genau berechnet?

Biatto. Das nicht: allein mir kommt es ſo vor. Die Hofhaltungen ſind meiſtens zu groß, und haben keinen Nutzen.

Victor. Es fehlt dir blos an einem richtigen Begriff von den Erdengöttern ſelbſt;

hätteſt du dieſen; ſo würdeſt du auch das was an ihnen und um ſie herum iſt, ganz anders beurtheilen. Je größer einer iſt deſto mehr Diener muß er haben.

Biatto. Auch wenn dieſe müßig gehen ſollten.

Biatto. Allerdings! je weniger dieſe Diener zu thun haben; deſto vornehmer iſt es. Inzwiſchen iſt es juſt nicht ſo, wie du denkſt. Auch an den Höfen hat jeder ſeine Beſtimmung; freylich eine andere als in den Haushaltungen der Niedern. Die Beſchaffenheit der Dinge bringt es nun einmal ſo mit ſich; Dergleichen Sachen ſind über deinen Horizont. Wer von Jugend auf gekrochen iſt, kann ſich freylich von dem Fluge des Adlers keine Idee machen.

Biatto. Juſt komme ich ſelbſt auf die Vermuthung, daß es mir an Faſſungsvermögen fehlt: denn man muß doch wohl glauben, daß es unter den Göttern wenigſtens eben ſo vernünftig zugeht als unter den gemeinen Sterblichen? Und mir mag es ohngefähr gehen wie einen Maulwurf, der in ſeinem kleinen Erdhügel deswegen an dem Daſeyn der Sonne zweifelt, weil er mit ſeinen kleinen Aeuglein kaum zwey Ellen weit ſehen kann. — Mir kommt es vor als wenn Hofleute Menſchen ohne Beſtimmung oder eigentlich Müßiggänger wären: Sie ſagen, nein! und ſo muß ich Ihnen glauben, weil ſie es doch beſſer verſtehen als ich.

Victor. Dieſe Nachgiebigkeit iſt dir rühmlich und nützlich. Behalte ſie bey, und du wirſt bald deinen Endzweck, klug zu werden, erreichen. Siehe, ſo lange zwiſchen den erhabenen Göttern und den niedern Sterblichen ein Unterſchied bleibt; ſo lange werden auch ihre Haushaltungen verſchieden bleiben. Dieſe Verſchiedenheit wird doch jeder vernünftig finden?

Viatto. Warum nicht? Eine Verſchiedenheit mag immer ſtatt finden; nur die ungeheure Menge Menſchen mit erſchrecklichen Titeln, die in einer gänzliche Leerheit Größe und Anſehen ſuchen, und indem ſie blos ihr eigenes Ich zu ihrem Götzen machen dem Staate und dem Fürſten nichts nützen, wollen mir nicht in den Kopf. Wozu all die Pagen, Kammerjunker, Marſchälle, Kammerherren, Hofdamen u. dgl. wovon ein ſolcher Hofſtaat wimmelt und deren Unterhaltung ſo viel Geld koſtet, ungeachtet ſie alle ſo unnütz als das fünfte Rad am Wagen ſind? Wahrlich auf dieſe Weiſe wird ein Landesherr ſchon durch ſeinen Hof hinlänglich beſchäftiget für die Regierung ſeines Landes bleibt ihm keine Zeit übrig.

Victor. Weißt du einen monarchiſchen Staat, für deſſen Regierung nicht geſorgt wird.

Biatto. Meine Staatenkenntniß iſt klein! So viel weiß ich nur gewiß, daß es nirgends noch ſo weit iſt als es leicht ſeyn könnte, wenn von Seiten derer, die die Gewalt in Händen haben, Maasregeln genommen würden.

Victor. Du verlierſt dich wieder von unſerm Gegenſtand, Biatto! Wenn ich dir hierauf antworten wollte, würden wir nicht fertig mit einander. Du wollteſt blos über Hof und Höflinge belehrt ſeyn.

Biatto. Es hängt freylich eins mit dem andern genau zuſammen; ſo daß man nicht leicht von einem ſprechen kann, ohne das Andere mit zu berühren. Ich werde mich jedoch ſo kurz wie möglich faſſen, werden Sie nur nicht ungeduldig.

Victor. Du glaubſt, man ſey am Hofe immer müßig. Das kann dir allenfalls nur ſo ſcheinen, weil du mit der

Art von Beſchäftigungen nicht bekannt biſt, worauf man hier ſeine Zeit verwenden muß. Beobachte nur genauer, du wirſt gewiß finden, daß jeder von höchſten bis zum niedrigſten Hofmann ſeine Arbeit hat, Beſuche, Aufwartungen, Curmachen, Luſtbarkeiten, Toiletten, dieß ſind die Gegenſtände der höfiſchen Thätigkeit und der Hofmann muß wahrlich ſeine Zeit recht zuſammen nehmen, wenn er keinen von dieſen Gegenſtänden vernachläßigen will.

Biatto. In allen dieſen Beſchäftigungen kann ich keine Wichtigkeit finden. Es ſind elende Spiele, die auch nicht ein Haar vor meinem ehemaligen Murmelthiertanz voraus haben, und die meiner Meinung nach, in der Nähe eines Poſten von der allergrößten Wichtigkeit, wie der eines Regenten iſt, gar nicht ſtatt finden ſollten.

Victor. Biatto! du wirſt wieder bitter.

Biatto. Sagen Sie mir, wie ſoll ich es machen, daß ich es nicht werde? Ich kann nicht anders ſprechen, weil ich nicht anders denke, und wenn ich Ihnen meine wahre Herzensmeinung ſagen ſoll; ſo muß ich bekennen, daß es mir ganz unbegreiflich iſt, wie Ihnen dieſes alles nicht eben ſo vorkommen kann als es mir zu ſeyn ſcheint. — Wahrlich! ich bin hierin nicht voreilig und ich äuſſere dieſe meine Gedanken nicht ohne vorhergegangene genaue Beobachtungen. Ich finde hier nichts als eine groſſe Maſkerade, wo jeder eine Larve trägt. Der Ton, der hier herrſcht, iſt ganz unnatürlich. Keiner zeigt ſich ſo wie er eigentlich iſt. Das was man mir als Tugend kennen gelernt und angeprieſen hat, wird hier für Unvollkommenheit gehalten und das Gegentheil gilt für Tugend. Denken Sie ſich einmal einen aufrichtigen rechtſchaffenen und wahrheitsliebenden Menſchen an einem Hof. Befindet ſich dieſer nicht an einem ſolchen wie ein Fiſch in der Luft?

Victor. An den Höfen herrſcht der Ton der großen Welt, und eines ſolchen ſind nur Perſonen von einer vorzüglichen Ausbildung fähig. Hätteſt du dieſe, du würdeſt dann keinen Anſtoß mehr finden.

Viatte. Kann das in der großen Welt Licht ſeyn was in der kleinen Finſterniß iſt? Wäre dieſes; ſo könnten dieſe beyden Welten gar in keiner Verbindung ſtehen: denn ſie würden in Ewigkeit nicht harmoniren: und eine würde der andern geradezu in allem zuwider ſeyn.

Es giebt nur eine Wahrheit, und ein Licht und dieſes einzige Licht, dieſe einzige Wahrheit muß in der großen Welt ſo gut als in der kleinen gelten — Seitdem ich einen Hof geſehen habe, bedaure ich wirklich die Regenten der Völker von ganzem Herzen. Es iſt nicht zu zweifeln, daß es die meiſten recht gut mit ihrem Volke meinen. Warum ſollten ſie dieſes auch nicht da ſie ja wahrlich ſehr hartherzig und unempfindlich ſeyn müßten, wenn ſie es nicht mit Menſchen gut meinen wollten, die ſie ſo hoch verehren, ihnen ſo große Vorzüge zugeſtehen, für ſie arbeiten und wenn es ſeyn muß, auch wohl ihr Leben aufopfern, die ſo oft ein bloſer lächelnder Blick von ihnen begeiſtern kann?

Allein dieſe guten Herren ſind unter ſolchen Umſtänden in der That ſehr übel daran. Umringt von einer Menge verdorbener Menſchen, die ihre einzige und höchſte Kunſt im Täuſchen und Verſtellen ſuchen, können ſie bey der größten Herzensgüte bey den beſten Eigenſchaften wenig Gutes wirken, gelangen ſie gar zu keiner richtigen Erkenntniß der eigentlichen Bedürfniſſe ihres Staats, der wahren Lage ihrer Unterthanen, werden ſie ſelbſt mit einem Ton vertraut, mit welchen ſie wirkliches Menſchenglück gar nicht vereinigen läßt, bleibt ihr gutes Herz den größten und ſchädlichſten Misbrauche ausgeſetzt.

Victor. Wenn du nun auch recht hätteſt; ſo mußt du nur bedenken, daß es in der Welt nicht immer ſeyn kann, wie ſichs jeder einzelne Menſch wünſcht und vorſtellt. Sehr ſelten harmoniren Wirklichkeit und Einbildung mit einander.

Glatto. Leider finde ich dieſes immer häufiger. Ich ſtellte mir freylich einen Götterſitz oder einen ſogenannten Hofſtaat ganz anders vor; und ich glaube, es wird jedem ſo gehen, der hier blos nach ſeiner geſunden Vernunft urtheilt. Ich glaubte da, wo ein Erdengott regiert, müßten Kraft, wahre Würde, Weisheit und Gerechtigkeit in einem vorzüglichen Grade ſichtbar ſeyn. In der Nähe eines Throns, wo für eine ganze Nation die Waagſchaale des Wohls und Wehs hängt, ſuchte ich den Kern der Menſchheit, eine Auswahl von den weiſeſten, erfahrungsvollſten, tugendhafteſten Männern, die den Regenten mit klugen und wohlthätigen Rathſchlägen unterſtützten und mit vereinigten Kräften in ungeſtörter Eintracht für das Wohl des Vaterlandes ſorgten.

So eine Anzahl biederer Grauköpfe, die ein halbes Sekulum und drüber in verſchiedenen Rollen auf dem großen Welttheater geſpielt, auch ſich hauptſächlich in den niedern Regionen umgeſehn hätten, und nur ihre noch übrige Lebenszeit dazu anwendeten, ihrem Vaterlande mit ihren heilſamen Erfahrungen und eingeſammelten Kenntniſſen zu nützen, würde nach meiner Meinung ihr rechtes Plätzchen in ſo einem Götterſitze haben, auch denſelben vorzüglich zieren und dem Regenten und ſeinem Volke zum großen Seegen gereichen.

Dergleichen Götterſitze ſuchte ich in dem Olymp. Meine Vorſtellung iſt berichtiget; ich fand nicht was ich ſuchte, und habe nun einen Irrthum weniger in meinem Kopf.

Giakto ſchlich ſich davon. Peter und Guſtav blickten ſich mit bedenklichen Blicken an und unterdrückten nur mit Mühe einige ſich hervordrängende Thränen: denn wider Erwarten hatte der Schluß dieſer Unterredung ihre Empfindſamkeit rege gemacht.

No. 111.

Mancherley.

Guſtav hatte ſich ſeit einigen Tagen in eine melancholiſche Stille zurückgezogen. Traurig und in ſich gekehrt, ſo wie ehemals in jener Felſengrotte, ſaß er faſt beſtändig auf ſeinem Zimmer, und ließ viele an ihn gerichtete Fragen, unbeantwortet, welches ſeinem grauen Mentor deſto unangenehmer war, da er ihn gerne in eine Unterredung ziehen und dadurch aufheitern wollte.

Giatte ſchüttelte den Kopf, und konnte ſich die plötzliche Veränderung an ſeinem jungen Herrn, dem bis jetzt der Aufenthalt an dieſem Götterſitz zu einer nicht geringen Aufheiterung gedient zu haben ſchien, gar nicht erklären. Nicht aus Neugierde, ſondern vorzüglich eine aufrichtige Theilnahme machte, daß er einigemale verſuchte, dem Traurigen die Zunge zu löſen, und ihm, wo möglich, ſeine vorige gute Laune wieder zu verſchaffen; allein es gelang ihm nicht. Er erhielt kaum eine kurze Antwort und wurde endlich ganz zum Schweigen verwieſen; wozu er ſich denn zuletzt auch bequemen mußte, da er deutlich ſah, daß ein wiederholter Verſuch nichts fruchten und den Unmuth nur noch vermehren würde.

Victor ahndete die Urſache dieſes neuen Zorns und ließ deswegen im Geheim Anſtalten zur nahen Abreiſe treffen.

„Morgen reiſen wir ab, ſagte er auf einmal zu Guſtaven, nachdem er ihn eine Zeitlang ungeſtört ſeiner ſtillen Wehmuth überlaſſen hatte.“ Hoffentlich wird Ihnen die Nachricht verwünſcht ſeyn, da Ihnen, allem Anſchein nach, ein längerer Aufenthalt an dieſem Götterſitz, kein Vergnügen mehr zu gewähren ſcheint. Heute werden wir die letzte Unterredung mit dem Faoſophiſtus haben; in dieſer Rückſicht iſt es alſo nöthig, daß auch Sie Theil daran nehmen.

Guſtav erwachte bey dieſer Anrede wie aus einem Traum und äuſſerte ſeine Verwunderung über den ſchnellen Entſchluß abzureiſen, indem er ſogleich geſtand, daß dieſe Abreiſe ſehr wohl aufgeſchoben werden könnte, wenn ſich etwa die Urſache derſelben blos auf ihn bezöge. Ein Geſtändniß, das den Victor eben ſo ſehr in ſeiner Vermuthung beſtärkte als es ihn beſtimmte, ſeinen Entſchluß auszuführen.

Nach einem kurzen Wortwechſel, in welchem ſich Guſtav noch mehr verrieth und Victor einige Scheingründe angab, die ihre Abreiſe nöthig machten, begaben ſie ſich zu der ſie erwartenden Faoſophiſtiſchen Gottheit, welche ſie heute heiterer als jemals empfing.

Dieſe Heiterkeit gründete ſich hauptſächlich auf eine eingezogene ſehr frohe Nachricht, welche bald Veranlaſſung zu hohen, vielumfaſſenden Planen gab.

„Faſſen ſie Muth!" ſagte Faoſophiſtus, „die Göttin Fortuna ſcheint ihre übeln Launen abgelegt zu haben, um uns wieder hold zu werden. Meine Heere haben geſiegt, die Lichtheiner ſind in der Flucht und werden nun bald ihren Ton etwas herabſtimmen.

Es läßt ſich leicht denken, daß dieſe Verſicherung auch für unſere Reiſende äußerſt angenehm ſeyn mußte. Victors Angeſicht heiterte ſich auch ſogleich vollkommen auf; allein Guſtavs Düſterheit verſchwand nicht ganz, und man merkte es ſeinen Freudeäußerungen deutlich an, daß ſie mehr erzwungen als herzlich waren.

Kakoſophiſtus. Ich glaube gern, junger Mann! daß man in Ihrer Lage juſt nicht ſehr heiter ſeyn kann. Allein die Erfahrung zeigt denn doch, daß ſich die Umſtände bisweilen ſehr ſchnell ändern und nach den gegenwärtigen Ereigniſſen können Sie wohl einen hoffnungsvollen Blick in die Zukunft thun.

Guſtav. Meine Lage erlaubt mir allerdings keine große Heiterkeit. Inzwiſchen, wenn Sie mich heute etwas düſterer als gewöhnlich finden so möchte wohl die Urſache davon mehr phyſiſch ſeyn. Ich muß geſtehen, daß ich mich nicht wohl befinde.

Kakoſophiſtus. In dieſem Falle iſt Ihnen noch leichter zu helfen. Ich habe geſchickte Leibärzte; ſie ſtehen Ihnen ſämmtlich zu Dienſten.

Victor. Es wird ſich ſchon geben. Wir ſind geſonnen morgen abzureiſen. Auf einer Reiſe fehlt es nicht an Bewegung und Zerſtreuungen, und dieſe haben ſehr oft eine beſſere Wirkung als die beſte Arzney.

Faoſophiſtus. Wohin gedenken Sie ſich zu wenden?

Victor. Unſere Abſicht iſt, den ganzen Olymp zu durchreiſen.

Faoſophiſtus. Wenn Sie noch keinen beſtimmten Reiſeplan haben, ſo würde ich Ihnen vorzüglich rathen, den mächtigen Gott des Schneereichs Sultan Parrunloswitzſch zu beſuchen. Er iſt Lichtheins größter Feind und ſeine Freundſchaft hat ſchon für viele großen Nutzen gehabt.

Victor. Wir werden noch einige nähere, kleinere Gottheiten beſuchen und uns dann ſogleich zu ihm begeben.

Faeſophiſtus. Ich zweifle nicht, daß er ſich eben ſo wie ich für ihr beſtes intereſſiren und das Seinige mit zur Erleichterung Ihres Schickſals beytragen wird. Iſt dieſes; ſo können Sie ſicher einige Schadloshaltung für Ihren Verluſt erwarten. Sollten auch Ihre vorherigen Beſitzungen für Sie verlohren ſeyn, ſo wird doch bey einer etwaigen neuen Theilung etwas übrig bleiben.

Victor. Von der Protektion eines Faoſophiſtus und eines Parrunkowitzſch läßt ſich viel erwarten. Ich für meine Perſon muß inzwiſchen meine Hoffnungen ſo viel wie möglich beſchränken Mein Haupt iſt grau; ich bin dem Ziele meiner Laufbahn nahe. Mein junger Begleiter wird Ihre großmüthige Vermittlung beſſer benutzen können.

Guſtav bezeigte über die eröffnete Hoffnungsvolle Ausſicht eine große Freude, und hofirte ſeinem großen Beſchützer nicht wenig deswegen; allein ganz heiter wurde er doch nicht, da er in denſelben noch keinen Balſam für ſein krankes Herz erblickte, deſſen kaum etwas verharſchte Wunde erſt vor kurzem durch einen Zufall wieder aufgeriſſen worden war.

Nachdem man noch mehreres über die gegenwärtige Lage der Dinge geſprochen, und für die Zukunft noch manches Luſtſchloß gebaut hatte; wendete ſich die Unterredung auf innere Ruhe und häusliches Glück, zwey Gegenſtände welche für den Faciſophiſtus auſſerordentlich viel Reiz zu haben ſchienen. Wieter meinte, daß dieſe allerdings ſehr wünſchenswerth ſeyn mögen, allein nur auch unter den Gottheiten ſo ſelten wie möglich wären, ja faſt in mancher Rückſicht unter denſelben nicht ſtatt finden könnten.

Guſtav wußte über dieſen Gegenſtand wenig oder gar nichts zu ſagen: denn in ſeinen Erfahrungen fand er keinen Stoff zu einer ſolchen Unterhaltung. Er hatte ſich zwar einſt eine Zeitlang ganz glücklich gefühlt: allein dieß war eine ganz andere Art von Glückſeligkeit als diejenige von welcher hier geſprochen wurde.

Er hielt es alſo für ſchicklich zu ſchweigen, da er ohnedem nach ſeiner Empfindung immer hatte widerſprochen.

Taoſophiſtus. Zwar ſcheint es mir wirklich ſo ehrwürdiger Greis! als wenn Ruhe und häusliches Glück, dieſe beyde höchſten Geſchenke der Obergötter ſich nicht wohl mit einem Regentenleben vereinbaren ließen; allein es läßt ſich doch auch hier eine Ausnahme bewirken, wenn man nur die rechten Mittel dazu anwendet. Sie haben viel Erfahrung für ſich und ich würde Bedenken tragen, Ihnen zu widerſprechen, wenn ich Ihnen nicht in meiner eigenen Perſon einen Beweiß meiner Behauptung aufſtellen könnte. Selbſt in der gegenwärtigen Zeitperiode, wo alles in Aufbrauſen, in Gährung, wo der ganze Welttheil allarmirt zu ſeyn ſcheint, habe ich immer viel Ruhe und Zufriedenheit genoſſen, und mich da wo alles mit vollen Händen am Staatsruder arbeiten zu müſſen glaubte, ganz gelaſſen und ſtille gleich einem glücklichen Hausvater im Innern meiner Familie mit Dingen beſchäftiget, die gar keine Beziehung auf äuſſere Verhältniſſe hatten, und mich meine Regentenwürde ganz vergeſſen ließen. Wenn man ungeſtört ſeyn will darf man es ja nur ſagen, und man kann ſelbſt mitten in ſeiner Reſidenz dann und wann eine Zeitlang ein Incognito beobachten.

Victor. Ich verſtehe Sie ſehr wohl. Wenn man aber nur auch ſein Bewußtſeyn metamorphoſiren und jede unangenehme Rückerinnerung ſich vom Halſe ſchaffen könnte. Verſtecken Sie ſich auf einem Schiffe immer in den verborgenſten Winkel, das Bewußtſeyn, daß Sie auf unſicherm Waſſer ſind, wird Sie doch dahin verfolgen.

Faoſophiſtus. Hier hängt freylich ſehr viel vom Temperament ab. Wem keine angebohrne Neigung zur Ruhe zu ſtatten kommt, wird allerdings ſchwer ſeinen Zweck erreichen. Ueberdieß müſſen dieſe Privatbeſchäftigungen von der Art ſeyn, daß ſie auch nicht im geringſten mit dem eigentlichen Beruf in Verbindung ſtehen. Ein häusliches Glück läßt ſich ohne häuslichen Zeitvertreib nicht denken, und deren giebt es ja viele; jeder kann ſich nach ſeiner Neigung wählen. Wenn ich mich auf dem Lande befinde; ſo angle ich bisweilen, und wenn ich einen Fiſch aus dem Waſſer ziehe; ſo iſt wahrlich meine Freude eben ſo groß, als wenn man mir die Nachricht von einer eroberten Provinz bringt.

Victor. Glücklicher Erdengott! zu Ihnen muß man in die Schule kommen, wenn man die Kunſt, einen Scepter ruhig zu führen, erlernen will!

Faoſophiſtus. Haben Sie ſich ehemals nicht auch auf dieſe Weiſe geholfen?

Victor. Leider nicht! Ehe ich noch zur Regierung gelangte, trieb mich die Langeweile zu einigen Zeitvertreiben, die ohngefähr dieſer Art waren; allein ſo wie ich wirklich auf den Thron gelangte, kam ich immer den ganzen Tag beynahe nicht zu mir ſelbſt. Oft trat die Nacht ſchon ein, ehe ich noch mit meiner eigenen Perſon gehörig fertig war. Und war Victor fertig; ſo ſtellten ſich Geſchäfte für den König ein, die doch dann und wann wenigſtens ein halbes Stündchen Zeit erforderten.

Faoſophiſtus unterbrach jetzt die Unterhaltung, deren Fortſetzung Victor ſehr gerne geſehen hätte. Wahrſcheinlich that er dieß in Rückſicht auf Guſtaven, der ſo wenig ſprach und ſo viel Unruhe verrieth. Man begab ſich in die höfiſche Aſſemble und bald darauf zur Abendtafel, nach welcher ſich die beyden Fremden auf immer empfehlen und auf ihre Zimmer zurückkehrten.

Guſtav wurde hier recht ſichtbar immer unruhiger. Endlich geſtand er, daß die ſchnelle Abreiſe gar nicht nach ſeinem Wunſche ſey

„Jetzt läßt ſich unſer Aufenthalt freylich nicht mehr verlängern; fuhr er fort,“ allein ein paar Tage wäre ich gerne noch hier geblieben.

Victor that als ob ihm dieß Geſtändniß befremdete, und fragte nach der Urſache.

Guſtav wurde offenherzig und erzählte folgendes.

Als ich vor kurzem eine Promenade zu Fuß machte, begegnete mir ein Wagen, in welchem ſich eine alte und eine ganz junge Dame befand. Eben da ſie mir ganz nahe kamen, entſtand in der Straße, ich weiß nicht, wodurch, ein Gedränge, ſo daß der Wagen einige Minuten halten mußte. Welch ein überraſchender Anblick für mich! Ich ſah eine unglückliche Prinzeſſin vor mir. Sie war es; ſie mußte es ſeyn: denn unmöglich kann zwiſchen zwey Perſonen eine ſo ganz vollkommene Aehnlichkeit ſtatt finden. Freylich herrſchte keine ſolche jugendliche Fröhlichkeit mehr in ihrer Miene, wie einſt, da ich ſie kennen zu lernen, das Glück hatte. Allein eben dieß überzeugte mich, daß ſie es wirklich war: denn nach ſolchen Erfahrungen läßt es ſich nicht anders erwarten. Ich war ſo lange außer aller Verbindung mit der groſſen Welt, und um nicht immer wieder von neuem beunruhiget zu werden, habe ich freywillig von den Mitteln, Nachrichten aus derſelben zu erhalten, keinen Gebrauch gemacht. Der Aufenthalt dieſer Prinzeſſin blieb mir alſo auch unbekannt. Blos ſo viel weiß ich, daß ſie noch lebt.

Der Wagen fuhr gegen den einen Flügel dieſes Götterpallaſtes, wo auch beyde Damen ausſtiegen. Sie können leicht glauben, daß ich mich vor unſerer Abreiſe gerne noch überzeugt hätte, ob dieß Täuſchung oder Wirklichkeit geweſen ſey.

Was würde Ihnen dieſe Ueberzeugung nützen? erwiederte Victor. Iſt Ihnen Ihre Ruhe lieb, wollen Sie daß Ihr Herz bald wieder geneſe; ſo laſſen Sie ſich die Ausführung eines Vorſatzes gefallen, den ich aus den beſten Abſichten gefaßt habe.

Guſtav verſicherte, daß er nunmehr gelernt habe, ſich Wünſche zu verſagen, und alſo auch hierin ſeinen Willen gerne den Willen ſeines

Führers unterwürfe, und ſo verließen ſie dem folgenden Morgen dieſen Götterſitz, um ſich einem andern zu nähern.

Der mächtige

Parrunkowitſch

nebſt einigen andern

Miniatür-Gottheiten.

Vom Verfaſſer Sauls und der Miranda.

Zweytes und leztes Bändchen.

St. Petersburg, 1800.

Empfindſame Reiſen
durch den
europäiſchen Olymp.

Vom Verfaſſer der Miranda ꝛc.

Zweytes und leztes Bändchen.

Deutſchland, 1800.

Zweyter Götterſitz.

Der mächtige Parrunkewitzſch

nebſt einigen andern
en Miniature Gottheiten.

Milchſtraße.

Es iſt eigentlich keine unrechte Spekulation eines verunglückten Erdengottes, den Olymp zu durchreiſen und ſeine Mitgötter heimzuſuchen. Die Götter üben das Recht der Gaſtfreundſchaft nicht nur vorzüglich — jedoch wohl verſtanden blos gegen Ihresgleichen aus; ſondern es hauſen deren auch eine ſo große Anzahl in dem Olymp, daß man freylich ein Jahrhundert hinbringen könnte, wenn man bey einer Gottheit nur einige Wochen verweilen wollte. Es herrſcht aber unter dieſen Göttern in mancherley Rückſicht ein gar gewaltiger Unterſchied und giebt es kleine und große, mächtige und unmächtige. Ihre Macht beſtimmt ihren Rang, ihr Anſehen. Der Mächtigſte iſt der Höchſte; ſein Wille iſt Geſetz: denn leider gilt unter den Göttern ſo wie einſt unter den rohen Naturmenſchen blos das Recht des Stärkern.

Der Götter vom erſten Range oder von einer ſehr großen Macht ſind freylich nicht viele, da manche über ein Reich herrſchen, das an Flächeninhalt wohl einen ganzen Welttheil übertrifft und alſo für viele von einer ſolchen Macht gar nicht Raum genug da ſeyn würde. Der Kleinern und wenig Mächtigern giebt es hingegen, beſonders in gewiſſen Gegenden deſto mehr, und wenn man den Olymp mit dem phyſiſchen Firmament vergleichen wollte; ſo könnte man ſagen, daß es in einem gewiſſen Erdſtrich eine wahre Milchſtraße von lauter ſolchen kleinen, mattſchimmernden Gottheiten giebt, deren jede ihren eigenen Sitz hat, und wovon manche ihr Götterglück weit beſſer zu genießen wiſſen, als die Großen und Mächtigſten.

Es iſt leicht einzuſehn, daß die beyden reiſenden dethroniſirten Gottheiten nicht an jedem einen Beſuch machen konnten, wozu es ihnen an Zeit gefehlt haben würde, wenn auch Victor ſeinen Lebenslauf wieder von vorne hätte anfangen können! ſo wie wir vielleicht auch eine noch größere Theurung das ehedem ſo ſchon ſehr koſtbaren Papiers verurſachen würden, wenn wir jedes Sternchen dieſer Milchſtraße beſonders aufführen und umſtändlich von ihm ſprechen wollten. Wir beſtimmen demnach unſere Rubricken blos nach den heimgeſuchten Hauptgottheiten und erwähnen diejenigen kleinern, welche mit der Gegenwart unſerer Reiſenden beglückt worden ſind, blos en paſſant.

N

So wie wir auch noch dieſes vorläufig bemerken müſſen, daß dieſe empfindſame Reiſen nicht etwa immer von einem mächtigen Götterſitz zum andern auf dem geradeſten und kürzeſten Weg gemacht worden ſind, welche Bemerkung beſonders deren wegen geſchieht, die vielleicht bey Vergleichung der hier aufgeführten Erdengötter eine Landcharte zu Hülfe nehmen und von der Poſtraße irre geführt, dieſen oder jenen da ſuchen dürften, wo er nicht zu finden iſt. Wer bisher mit offenen Augen geſchehen und mit offenen Ohren gehört hat, wird dieſe letztere Bemerkung nicht nöthig haben.

Tagebuch.

Während den vier Stunden bis zur erſten Poſtſtation hatten Victor und Guſtav theils über geheime Herzensangelegenheiten, theils über andere, den verlaſſenen Götterſitz betreffende Dinge ſchon ſo viel geſprochen, daß ſie ſich beynahe erſchöpft fühlten und nun ihre Sprachorgane ziemlich lange ruhen ließen.

Biatko hatte wenig von ihrem Geſpräche vernommen: denn ſeine Gedankenwerkzeuge waren ſeit einiger Zeit beſonders durch die ihm ganz neuen Erſcheinungen ſo ſehr in Bewegung gekommen, daß er ſie gar nicht wieder zum Stillſtand bringen konnte, welches in der That ſein ernſtlicher Wunſch war, da er ſich einſt, wo ſie faſt immer ruhten, weit beſſer und zufriedner fand als jetzt. Auch dermalen meditirte er vor ſich auf ſeinem Bock und zwar ſo tief und für alle äuſſere Gegenſtände unempfänglich, daß er auſſer einem bisweiligen bedenklichen Kopfſchütteln kein Zeichen des Wachens von ſich gab. Sein ehrliches Haupt glich aber einem Waſſerbehältniß ohne Abzug. Es konnte nur ein gewiſſes Maas von Gedanken faſſen und wenn dieſes voll war, ſo lief es gleich wie jenes mit einemmale über.

Seine Zunge bewegte ſich von ſelbſt; er mußte ſprechen, er mochte wollen oder nicht.

Vermöge dieſer mehreren Menſchen natürlichen Eigenſchaft unterbrach er denn auch jezt das tiefe Stillſchweigen, welches unter dieſer Reiſegeſellſchaft ſchon einige Stunden angehalten hatte.

„Meine Herrn! fieng er an, indem er ſich auf die Seite ſezte und ſich ſo recht zu einer Unterhaltung einzurichten ſchien, wenn es überall im Olymp ſo ausſieht, wie wir es an dem erſten Götterſiz fanden, ſo wünſchte ich meinen Kopf mit dieſem da er wieß auf den Poſtillon, vertauſchen zu können. Ich ſehe dem Kerl an, daß er kein Denker iſt, er bleibt zu ſehr im Gleiſe. Dieſer wird gewiß den Andern alles ſo pünktlich nachglauben als er denen durch die Räder der Laſtwägen gemachten Furchen ſchnurgerade nachfährt und auch nicht eine einzige üble Paſſage zu umfahren ſucht.“

Es kann ſeyn, daß hier manche Leſer ein lautes Gelächter über dieſe Anrede von den beyden Herrn erwartete, und ich muß es geſtehen, daß ich gerne das Meinige dazu beytragen würde, dieſe Erwartung zu befriedigen; allein wir haben es mit keinen Fiktionen, ſondern mit wirklich geſchehenen Dingen zu thun und eine wahrheitsliebende Feder kann dieſe nicht anders ſchildern als wie ſie ſich in der Wirklichkeit zugetragen haben. Man beliebe zu bedenken, daß die gegenwärtigen Reiſen empfindſame heißen. Wie höchſt unſchicklich alſo hier ein lautes Gelächter angebracht wäre, wird ſich jeder ſelbſt ſagen können, der je etwas auch nur von der Ferne von der ehemals ſo berühmten Empfindſamkeit gehöret hat. Ueberdieß kommt es bey den ſogenannten Erdengöttern ſelten weiter als bis zu einem bloſen Lächeln, und auch mit dieſem gehen leider die meiſten ſo ſparſam wie möglich um.

Es wurde nicht gelacht, und der geſchwätzige Diener bekam auch ſogar wegen ſeiner unbeſonnen Aeuſſerung einen Verweiß wozu wir noch die Worte fügen, womit ſich gewöhnlich die Richterſprüche endigen: und das von Rechtswegen! da er ſich nun einmal von ſeiner Randgloſſenſucht nicht heilen ließ.

„Lerne an dieſem" ſagte Victor, wie man es machen muß, wenn man ſicher und ohne Gefahr durchkommen will.

Viatto. Wenn man nun aber beſſer fahren kann, warum ſoll man es nicht mitnehmen?

Victor. (hitzig) Willſt du etwas beſſeres haben als andere Leute. In der Mitte iſt die gebahnte Straße, die allgemein gefahren wird, wie die Spuren deutlich zeigen. Nur diejenigen weichen davon ab, die der Ordnung unhold und immer lüſtern nach Neuerungen ſind.

Guſtav. Elender Burſche! du verräthſt deine verkehrte Denkungsart immer deutlicher! überall ſoll es nur nach deinem Kopfe gehen; überall willſt du mehr als andere haben.

Biatto. Verkennen Sie mich nicht ſo ſehr, meine Herrn. Warum wollen Sie einen Menſchen kränken, in deſſen Adern wahrlich! kein falſcher Blutstropfen fließt, der es ſo gut mit Ihnen, ſo gut mit der ganzen Welt meynt, daß er keinen heißern Wunſch kennt, als einem jeden ein erträgliches Loos ertheilt zu ſehen, da nun ein vollkommenes Glück für keinen Sterblichen erreichbar zu ſeyn ſcheint? Setzen Sie wirklich Mistrauen in meine Rechtſchaffenheit, ſo laſſen Sie mich meine Straße ziehen. Ich verdiene es nicht; dieß Bewußtſeyn wird mich beruhigen.

Victor. Bedarf es noch einer Verſicherung von uns, daß es auch wir gut mit dir meynen? — bleibe und werde klug.

Dieſer kurze Wortwechſel war von der Art, daß jezt nothwendig eine Pauſe erfolgen mußte: denn beyde Theile waren empfindlich geworden. Biatto zergliederte ſeine Reden in Gedanken, um das Unanſtändige aufzuchen, was jene darinnen gefunden haben wollten, und die Herren glaubten doch auch, einem Menſchen nicht nachgeben zu dürfen, der ihnen beynahe in allem widerſprach.

Dieſe Pauſe war jedoch von keiner langen Dauer. Biatto bekam Langeweile; er ſahe ſich nach ſeinen Herrn um, und es ſchien ihm, als ob ſie das nehmliche empfänden.

Seine Dienſtfertigkeit erwachte, und er war ſogleich mit einem Mittel zu einer neuen Unterhaltung da.

„Weil mir ſagte er, auf dieſer Reiſe ſo ganz ungewöhnliche Dinge vor Augen kommen, und ich wahrſcheinlich wenn ſolche geendigt iſt, keine Gelegenheit mehr haben werde dergleichen Beobachtungen zu machen: ſo habe ich mir ein Tagebuch verfertiget, in welches ich mir ſo einige merkwürdige Sächelchen aufzeichnen werde. Ich habe ſchon angefangen, gefällt es Ihnen, etwas davon zu hören; ſo kann ich damit dienen. Natürlich kann man nicht alles anmerken; es iſt nur ſo eine kleine Hülfleiſtung für ein ſchwaches Gedächtniß.

Dieß war wieder etwas neues; man äuſſerte ſeine Verwunderung hierüber, und Victor ſetzte hinzu: nunmehr werden wir dir wohl den Titel eines Kabinetspredigers ertheilen müſſen, da du dich auch ſogar über die Federn wagſt. Was haſt du denn aufgeſchrieben. Lies, wir wollen ſehen, ob du auch mit der Feder umzugehen weißt.

Biatto war nicht gewohnt, ſich etwas zweymal ſagen zu laſſen; er gehorchte alſo auch jetzt ſogleich, zog ein Papier aus der Taſche und verlautbarte folgenden Inhalt.

Merkwürdigkeiten auf einer Reiſe durch den Olymp, geſammelt von Biatto.

Die erſte Gottheit, die wir beſuchen, hieß Jacſophiſius und war eine der mächtigſten: denn ſie hatte ſehr viele Bajonette und Feuerſchlünde, welche ſich nun einmal von dieſen Gottheiten nicht trennen laſſen.

Jacſophiſius iſt in der That ein gutes Weſen, und ſein Wille iſt nicht dabey, wenn unter ſeinem Scepter das Pflänzchen Menſchenglück nicht recht gedeihen und zum blühenden Baume aufwachſen will. Er erſcheint nicht gerne öffentlich, liebt die Stille und findet im Schooße ſeiner Familie das meiſte Vergnügen. Seine Zeitvertreibe ſind unſchuldig und für die Schatzkammer ganz unſchädlich. Mit einer Emſigkeit, als ob er ſich davon nähern müßte, iſt er nicht ſelten mehrere Stunden beſchäftiget, Siegellack zu verfertigen, und freut ſich innig, wenn ihm ſeine Kunſt gelingt. Bey dieſem ſtillen häuslichen Leben bleibt er gerne ungeſtöhrt und liebt bey Vorträgen und Audienzen die möglichſte Kürze. Wer ihn in der Nähe beobachtet, wird ihn lieben, wenn er ihn auch nicht bewundern ſollte. Jaoſophiſtus meynt es gut! Schade nur, daß ſo viele Menſchen Anſprüche auf die Thätigkeit ſo einer Gottheit machen und leider nicht mit der bloſen guten Meynung zufrieden ſind!

Viattos Bemerkungen waren noch nicht zu Ende; allein Victor unterbrach ſie jetzt, indem er ihn mit einem bedenklichen Blick fragte: wie kannſt du es wagen, von einen der größten Götter dergleichen Bemerkungen nieder zuſchreiben, die du wahrſcheinlich blos von hören ſagen haſt?

Biatto. Ich habe ſelbſt beobachtet.

Victor. Du? dann hätteſt du dich dieſer Gottheit mehr nähern müſſen als es in deinen Verhältniſſen möglich war.

Biatto. Erinnern Sie ſich nicht mehr an die Zauberkraft meines Ringes? Als unſichtbar kann man ſich doch über alle Verhältniſſe wegſetzen? — Ich war einigemale den [illegible] nahe, ſo daß ich ihn handeln ſehen und ſprechen hören konnte.

Victor. (ſtaunend) Und du wurdeſt nicht bemerkt?

Biatto. Unter dem Schutze meines Ringes war dieß doch wohl nicht möglich!

Victor. Wage es nicht mehr! es möchte ſonſt übel für dich ablaufen.

Wenn ſchon ein gemeiner Sterblicher indeſſen Bruſt ein gutes Gewiſſen ſchlägt nirgends ein ſehendes Auge ſcheut, ſo wird dieß eine gute Gottheit noch ſo weniger.

Biatto brachte nun ſein Tagebuch wieder an Ort und Stelle: denn er merkte wohl, daß auch dieſes keinen Beyfall fand. Es iſt am beſten du behältſt das Uebrige für dich, dachte er, kehrte ſich um, und ſchwieg.

Victor und Guſtav konnten ihre Verwunderung nicht ſtark genug äuſſern und machten ſich nun ſelbſt Vorwürfe darüber, daß ſie dieſem unbekannten Menſchen die Täuſchung nicht ſogleich benommen hatten.

Da ſie es dennoch für die Zukunft für rathſam fanden, ihn darinnen zu erhalten; ſo ließ ſich erſterer von Biatto den Ring geben, um wenigſtens wegen eines gefährlichen Mißbrauchs ruhiger ſeyn zu können. Beyde Herren ſagten ſich noch etwas ins Ohr, und dann hatte die gemeinſchaftliche Unterhaltung wieder auf mehrere Stunden ein Ende.

Phönix.

In den erſten Poſthauſe jenſeits der Grenzen des Jaoſophiſtiſchen Gebiets fanden ſich für den ſchnellen Transport unſerer Reiſenden einige Verhinderungen; ſie mußten ſichs alſo gefallen laſſen, einen Stillſtand von einigen Stunden zu machen. Sie fanden in dem Zimmer, in welches ſie von dem Poſtmeiſter geführt wurden, zwey Männer, wo von der eine fremd und der andere einheimiſch zu ſeyn ſchien.

Dieſe waren in einem Diskurs begriffen und ſetzten denſelben ohne weiter auf die Angekommenen zu regardiren, fort.

Der Fremde. (etwas ängſtlich) Es läßt ſich von ſolchen Dingen nicht gut ſprechen. Der Verräther ſchläft nicht; die Worte werden einem bisweilen verdacht, und man kann bey den unſchuldigſten Geſinnungen leicht Verdrüßlichkeiten davon haben.

Der Einheimiſche. Seyn Sie unbeſorgt; Worte ſind keine Pfeile. Hier darf jeder vernünftige Mann ſeine Urtheile laut äuſſern; von einem ſolchen kann man nichts ungereimtes erwarten, und die Wahrheit fürchtet unſer Herr nicht. Und wenn hier hundert Freyheitsprediger auftreten und nur ihre Glückſeligkeit mit vollen Backen anprießen: ſie würden höchſtens bey einigen wenigen Nichtswürdigen, die blos im Trüben zu fiſchen wünſchen, Gehör finden. Wenn es immer auf uns ankommt;

ſo wird hier gewiß nie eine Revolution ſtatt finden.

Der Fremde. Lebt man hier ſo zufrieden mit ſeinem Schickſale?

Der Einheimiſche. Allerdings! in ſo ferne nemlich dieß Schickſal von unſerer bürgerlichen Verfaſſung abhängt.

Der Fremde. Das freut mich um ſo mehr, da man heut zu Tage ſolche Erfahrungen wirklich ſelten macht.

Der Einheimiſche. Es kommt darauf an, unter was für eine Art von Menſchen man geräth. Es giebt auch hier welche, von denen Sie das Gegentheil hören können. Die Unzufriedenheit der Menſchen hat mancherlei Urſachen, und unter dieſen giebt es auch viele ungegründete — Durch die Geſchichte der gegenwärtigen Tage veranlaßt, habe ich ſchon manche Betrachtung über Staatsverfaſſungen und bürgerliche Glückſeligkeit angeſtellt. Mein Reſultat war immer ein und eben daſſelbige.

Der Fremde. Und dieſes iſt?

Der Einheimiſche. Kein anderes, als daß man in ſo einem kleinen Staat wie der unſrige iſt, alle Urſachen hat, zufrieden zu ſeyn, vorausgeſezt, daß man vernünftig denkt, und nicht mehr ſucht, als man finden kann. Regent und Unterthanen ſind da gut daran, wenn ſie ſichs anders nicht ſelbſt vereiteln.

Der Fremde. Wie ſo?

Der Einheimiſche. Das ſollen Sie ſogleich hören! Der Regent eines kleinen Staats hat allerdings vermöge der ihm zukommenden Regierung eine Bürde zu tragen; allein dieſe Bürde iſt ſeinen Kräften mehr angemeſſen. Er hat viele Pflichten; aber es iſt ihm nicht unmöglich, dieſe Pflichten zu erfüllen. Er kann

t

wenn er will, alles mit eigenen Augen ſehen, und mit eigenen Ohren hören. Er iſt bey weitem nicht ſo ſehr der Täuſchung ausgeſezt als ein großer, weit gebietender Unmenſch. Es wird ihm nicht ſchwer, das kleine Ganze gehörig kennen zu lernen, und zur Vervollkommung und Beglückung deſſelben, die rechten Mittel anzuwenden. Er bedarf nur wenige Gehülfen und Rathgeber, und kann ſich alſo auch in der Wahl derſelben deſto mehr vorſehen und deſto glücklicher wirken. Ihm iſt es leicht, dieſe ſeine Gehülfen und Beamten immer im Auge zu behalten, und darauf acht zu haben, ob ſie auch ſeinen Willen gemäß handeln, und ſein Vertrauen ſo wie die ihnen ertheilte Gewalt nicht mißbrauchen. Der ihm mögliche Ueberblick des Ganzen ſichert ihm vor dem traurigen Schickſalen von ſeinem Höflingen getäuſcht zu werden, um ſich die Lage ſeiner Unterthanen weit beſſer zu denken, als ſie wirklich iſt. Er kann alſo auch nicht von der quälenden Vorſtellung beunruhiget werden, die einen großen Erdengott ſelbſt mitten im glänzenden Zirkel ſeines Hofes ſo leicht überraſchen kann: Hier um dich herum iſt zwar lauter Wohlſtand, lauter Lebensgenuß; iſt es denn auch in deinem ganzen Reiche ſo? haben auch deine Unterthanen ein erträgliches Loos? ſieht es wirklich in deinen entfernteſten Provinzen, wohin deine Blicke nicht reichen können, ſo aus, als man vorgiebt? vielleicht weinen jetzt Tauſende deiner Kinder, indem du dich freueſt! weinen über Ungerechtigkeit, über Unterdrückung, über Mangel an Nahrung, über unerſchwingliche Abgaben! ſeufzen unter der Tyranney eines Vorgeſetzten, ohngeachtet du ihm Schonung und Vatergüte empfahlſt!"

Ein kleiner Regent iſt auch weniger Sclave der Etikette und der Politik. Er kann freyer und ſeinen Wünſchen gemäßer handeln. Mit einem Worte, es liegt ſchon in der Natur der Dinge ſelbſt, daß ein kleines Land weit beſſer und glücklicher zu regieren iſt als ein gröſſer, weit ausgedehnter Staat.

Eben ſo ſind auch die Beamten des erſtern beſſer daran, als die des letztern. Sie ſind ſämmtlich der höchſten Inſtanz nahe, und können alſo auch ohne große Schwierigkeit bey vorkommenden Nothfällen ihre Zuflucht zu derſelben nehmen. Sie ſind dem Drucke der Unterobrigkeiten weniger ausgeſetzt. Sie ſind in Anſehung der Befriedigung ihrer Bedürfniſſe nicht ſo eingeſchränkt, und haben weniger Abgaben. Hier bey uns weiß man von keinem Mauth, von keiner Regie, von keiner Acciſe. Die begütertſten Einwohner geben in der That ſo wenig ab, daß ſie in dem glücklichſten Freyſtaat nicht weniger geben könnten. Wir empfinden weniger von der Geißel des Kriegs, fühlen nichts von der Laſt des Militairs und unſere Söhne ſind keine gebohrne Soldaten. Wir haben keine unnütze Hofſchranzen zu ernähren, die nichts thun, als ſich auf ihre angebohrne Vorzüge brüſten, und uns ſogenannte Bürgerliche verachten. Unſer Herr ſchützt den braven, arbeitſamen Bürger eben ſo ſehr, als den verdienſtvollen Edelmann, und hat den erſtern eben ſo gerne in ſeiner Nähe, als den letztern. Er ertheilt keinem der bloſſen Geburt wegen einen Vorzug, und ſieht bey Vertheilung der guten Pfründen auf Verdienſte, und nicht auf Ahnen. Er lebt unter uns, wie ein glücklicher Hausvater im Schooſſe ſeiner guten Familie, und hört billige und vernünftige Vorſtellungen gerne an. Er ſcheuet weder Freyheit der Preſſen, noch Freyheit der Zungen. „Ich handle am Tage," ſagt er, „handle vor aller Augen; ich bemühe mich, meine Pflicht zu thun, und bin überzeugt, daß der Vernünftige mit mir zufrieden ſeyn wird. Das Lob der Thoren verlange ich nicht, und ihr Geſchwätze iſt mir einerley."

Sein Hofſtaat iſt winzig klein, und man kann ſagen, daß ſich an demſelben kein einziger ganz unnützer Menſch befindet. Er regiert ſelbſt, läßt ſich nicht blos nur von Räthen rathen; ſondern hört auch das Urtheil und die Vorſchläge anderer verſtändiger und erfahrner Männer an.

Titel ertheilt er wenig: denn er ſagt, ein guter Kern bedarf keiner glänzenden Schale zu ſeiner Empfehlung, und einen verdorbenen Kern eine ſchöne Schale geben zu wollen, hieß andere vorſätzlich täuſchen. Ohne zu geizen, hält er mit ſeinen Einkünften ſehr weißlich Haus. Er ſagt: Verſchwendung eines Regenten iſt für den Staat eben ſo nachtheilig, als die eines Hausvaters für ſeine Haushaltung. Die Verſchwendung hat ſchon manches ſchöne blühende Reich, ſo wie manche ſchöne Haushaltung zerrüttet, und wer auf keinen Nothpfennig hält, kann keine Anſprüche auf den Namen eines Weiſen machen.

Biatto hatte dieſe Schilderung mit angeſpannte Aufmerkſamkeit zugehört. Er verſchlang jedes Wort, und ſein Gefühl wurde zuſehends heiterer. Seine Neugierde war aufs höchſte geſtiegen. Der Einheimiſche wollte dieß Gemählde fortſetzen; allein Biatto konnte dem Drang ſeines Herzens nicht widerſtehen, er nahm den Sprechenden freundlich bey der Hand und fragte aus voller Bruſt:

Wer iſt den dieſer Herr?

Der Einheimiſche. Der unſrige.

Giotto. Und heißt?

Der Einheimiſche. Phönix!

Jetzt wendete er ſich ſchnell gegen ſeine Herren, welche im Zimmer auf und nieder gingen, und wechſelsweiſe bald mit einander ſprachen, bald jene Schilderung mit zu hörten.

„Werden wir bey dieſer Gottheit nicht einſprechen?“ fragte er mit einem bittenden Blick, als wollte er ihnen ein ja abzwingen.

Victor meynte, Phönix wäre zwar nur einer von den Göttern en miniature, allein ſie würden ihm wohl ihren Beſuch machen, da er doch wirklich eine Gottheit ſey, und mit zu dem Olymp gehöre. Die großen Göttheiten, ſagte er hinzu, trennen gewöhnlich ſehr weite Diſtanzen von einander. Eine Reiſe von einer zu der andern, würde für uns zu lange dauern und zu ennuyant ſeyn, wenn wir nicht während derſelben einige Ruhepunkte fänden, wo wir etwas verweilen, und durch Anſicht neuer Gegenſtände unſerer Unterhaltung wieder einen Schwung geben könnten.

Jetzt war ihr Wagen wieder mobil gemacht; ſie fuhren alſo weiter ohne weitern Anſtand, der Reſidenz des Phönix, welche noch eine Station enfernt war, entgegen.

Der unglückliche Victor hatte troß ſeines hohen Alters noch immer bisweilen einige Anwandlungen von Eitelkeit, welches ihm in Rückſicht ſeiner Erziehung und ſeines ehemaligen Glanzes leicht zu verzeihen war, da, wie bekannt, Gewohnheiten bald zur andern Natur werden. Eine ſolche

An

Anwandlung ſtellte ſich denn auch jetzt ein und beſtimmte ihn, gegen den Phönix ſein Incognito aufzuheben und ſich bey ihm als König anſagen zu laſſen. Ob er dadurch dieſe kleinere Gottheit in Verlegenheit ſetzen und ſie bewegen wollte, einen ſo hohen Beſuch durch einen auſſerordentlichen Glanz zu feyern, dieß bleibt blos eine Vermuthung, die wir aus Mangel einer beſtimmten Aeuſſerung des Dichters dahin geſtellt ſeyn laſſen. So viel zeigte aber der Erfolg, daß er ſich, wenn anders dieß wirklich ſeine Abſicht geweſen iſt, ganz und gar getäuſcht hatte.

Phönix empfing ſeine hohen Gäſte mit einem Händedruck, und mit einer Ruhe, die deutlich zeigte, daß ihn ihre Gegenwart nicht im Geringſten derangire. Er war höflich, gefällig; allein ſeine Tagesordnung blieb ununterbrochen.

„Mir iſt" ſagte er, jeder gute Gaſt „willkommen; nur äuſſert ſich meine Freude auf keine ſolche Weiſe, die mir und meinem Lande ſchädlich werden kann. Ein Geſtändniß, welches bey Ihnen gewiß ganz unnöthig iſt, da Sie gar keine andere Aeuſſerung erwarten werden. Sie finden an mir einen alten ehrlichen Paterfamilias, deſſen Glück mit dem ſeiner Familie ſo enge verbunden iſt, daß ſich keins ohne das andere denken läßt. Wenn Sie bey Beurtheilung meines kleinen Götterſitzes und meiner eigenen Perſon dieſen Geſichtspunkt vor Augen behalten; ſo wird Ihnen wahrſcheinlich manches weniger befremdend und räthſelhaft erſcheinen.

Victor. Wenn auch bey Ihnen irgend etwas einigermaßen befremden kann; ſo iſt es die Ruhe und Zufriedenheit, in welcher Sie zu einer Zeit zu leben ſcheinen, wo überall Unruhen herrſchen und der ganze Olymp allarmirt iſt. Ahndet man hier gar keine Gefahr oder iſt man ſeiner Sache ſo gewiß, daß man gar nichts zu befürchten hat?

Phönix. Hier thut man das Seinige und iſt übrigens auf alles gefaßt.

Victor. O! das auf alles gefaßt ſeyn, will ſehr viel ſagen! die Aufopferungen ſind groß, ſie laſſen ſich nicht ſo gut ertragen als man bisweilen denkt.

Phönix. Sehr oft iſt auch die Furcht größer als die drohende Gefahr.

Victor. Es kann ſeyn; allein wir ſind leider lebende Beweiſe vom Gegentheil. Die Erfahrung beweißt daß die drohenden Uebel wirklich groß genug ſind.

Phönix. Iſt dieß wirklich; ſo giebt es kein beſſeres Mittel als man macht ſich auf alles gefaßt: wenigſtens kommt einem dann doch nichts unerwartet. Wer vermag dem Gange der Dinge eine andere Wendung zu geben, wenn es einmal beſchloſſen iſt, daß er ſo und nicht anders erfolgen ſoll? Gleich nicht unſer ganzes Leben einer Reiſe zur See, wo keine Garantie von einem Schiffbruch möglich iſt? Die Lage der Dinge wird nicht ewig eben dieſelbe bleiben. Jetzt iſt es anders als es im Anfang war; einſt wird es auch anders ſeyn als es jetzt iſt.

Victor. Sie können ſich leicht beruhigen.

Phönix. Die Umſtände machen es nothwendig, daß man es zu lernen ſucht.

Victor. Freylich!; je kleiner der Verluſt; deſto leichter die Beruhigung.

Phönix. Ich verſtehe Sie vollkommen. Allein es iſt doch etwas anders als, Sie denken. Wenn ich ihr Schickſal hätte; ſo würde nun freylich mein Verluſt größer als der Ihrige ſeyn. Den wahren Werth eines Guts beſtimmt blos ſein Inneres. Das Aeuſſere kann dabey nichts entſcheiden.

Eine Strohhütte ſteht feſter als ein auf einem ſchwachen Grund ruhender Pallaſt. Wer auf die Sicherheit geht, wird erſtern dem letztern vorziehen. Sie ſegelten mit einem groſſen Schiff in der offenen See; ich befinde mich mit einem Boot im ruhigen Hafen.

Victor. Ich gönne Ihnen dieſe Ruhe, und wünſche, daß ſie noch lange dauert.

Phönix. Sie iſt allen zu gönnen, leider kann man ſie nur nicht allen geben; Wegen der Dauer macht es ſich ſchon von ſelbſt, wenn nur die Ruhe rechter Art iſt.

Victor. O! mit der Dauer iſt es eine ungewiſſe Sache! Nicht immer bleibt es im Inneren gleich, wenn ſichs von Auſſen ändert. Jetzt iſt die Gefahr wenigſtens Ihnen noch ferne, wenn Sie ſich nahert, dann möchten Sie anders ſprechen.

Phönix. Ich ſollte es nicht meynen. Wenn ich aufhöre, Regent zu ſeyn und mein Volk wird durch meinen Abtritt glücklicher; ſo kann dadurch nach meiner Denkungsart meine Ruhe nicht verſchwinden; wird es dadurch unglücklicher; ſo muß mich das Bewußtſeyn tröſten, daß es nicht in meiner Macht ſtund, ein Schickſal abzulenken, das über mich beſchloſſen war. Uebrigens bin ich gewiß, daß ich nicht vor meinem Tod aufhöre, Regent zu ſeyn, wenn man meinem Volk die Freyheit läßt, ſich ſelbſt eine Staatsverfaſſung zu beſtimmen.

Victor. Seltener Phönix! Ihr Name ſcheint recht auf Sie zu paſſen.

Phönix. Traurig genug, daß dieſe Phönixe ſo ſelten ſind! — Die Menſchen gehen gewöhnlich in ihren Hoffnungen und in ihrer Furcht zu weit. Die neuern politiſchen Ereigniſſe ſind allerdings von Bedeutung; allein ihre Folgen können allenfalls erſt für die entferntere Zukunft ſo wichtig werden als man ſich ſelbige ſchon für die Gegenwart vorſtellt. Es geht in der politiſchen Welt ſo gut wie in der phyſiſchen alles ſtufenweiſe und ſolche ungeheure Sprünge ſind in derſelben nicht zu befürchten. Das iſt blos eine Exploſion wie eines Vulkans, die meiner Meynung nach, auf die natürlichſte Weiſe entſtand, ja nothwendig unter jenen Umſtänden entſtehen mußte. Auch ſie wird ſich wieder legen, ohne zuvor alles verheert zu haben, und ich glaube, daß die Zeit nahe ſeyn dürfte, wo ſie ihren Stillſtand nimmt. Bis zur großen allgemeinen Weltrepublik iſt es noch lange nicht. Der große Hut iſt noch nicht fertig, unter dem alle Menſchenköpfe gebracht werden können. Man wird eben ſo wohl noch verſchiedene Staatsverfaſſungen als verſchiedene Religionen behalten. Die gegenwärtige Revolutionsſucht gleicht blos einem Taumel, der wahrſcheinlich nun bald wieder verſchwinden wird. Sie verliert nunmehro den Reiz der Neuheit und die Menſchen werden ſeiner wahrſcheinlich bald überdrüßig werden. Es iſt ja überhaupt in allen den revolutionirten Gegenden noch zu nichts Soliden gediehen. Und dieſe Sache wäre nicht einmal ſo weit gekommen, wenn man ſich von Seiten der Erdengötter anders dabey benommen hätte. Jetzt würde ich allen Großen Neigung zum Frieden rathen: denn die Fortſetzung des Kriegs, der überall Nahrloſigkeit, Jammer und Elend verbreitet, kann wirklich die Menſchen am Ende zur Verzweiflung bringen.

Inzwiſchen halte ich auch ſelbſt dieſe Ereigniſſe in manchem Betracht für heilſame Winke der Vorſehung. In nicht wenigen großen und kleinen Ländern ſah es bisher traurig aus und viele Regenten bedurften einer nachdrücklichen Erinnerung an ihre Pflichten.

Victor. Je länger man Sie ſprechen hört, deſto mehr wird man überzeugt, daß Sie ein ſeltener Phönix ſind.

Phönix. Diejenigen, die ich beherrſche ſind mit mir zufrieden, und ich hoffe, Sie werden auch mit mir verlieb nehmen.

Biatto hatte ſich unterdeſſen am Hofe umgeſehen. Die Erzählung jenes Mannes im Poſthauſe hatte ihm aufmerkſam auf dieſen Herrn und ſeinen Götterſitz gemacht. So wenig es auch hier eigentlich Gegenſtände fürs Auge gab; ſo wünſchte er doch, daß ſie hier eben ſo lange, als bey dem Joaſophiſtus verweilen möchten. Denn alles was er hier ſah und hörte, ſchien ihm merkwürdig zu ſeyn. Allein ſein Wunſch blieb unerfüllt: denn die Herren fanden für gut, die kleine Gottheit Phönix nur einen Tag mit ihrer Gegenwart zu beglücken.

Gedankenſtrich.

Victor und Guſtav hatten dieſe Reſidenz in einer üblen Stimmung verlaſſen, welche ſich ziemlich lang zu erhalten ſchien: denn keiner bezeigte Luſt zum ſprechen, und die ganze erſte Station wurde ohne ein lautes Wort zurück gelegt. Biatto ſpielte Pantomime; er machte bisweilen eine Bewegung mit der Hand, blickte dann mit einer frohen Sehnſucht zurück in die verlaſſene Gegend, ſchüttelte den Kopf, betrachtete ſeine Herren und ſtierte wieder mißmuthig vor ſich hin, gleich als ob er ſich ärgerte, daß keiner ſein Urtheil über dieſe letzte Erſcheinung äußern wollte.

Auf dieſe Weiſe hielt ers wirklich eine ganze Station aus, da ſichs aber beym Anfang der zweyten noch immer nicht ändern wollte; ſo nahm er ſeine Zuflucht zu ſeinem Tagebuch, in der Hofnung, daß er vielleicht dadurch ſeine Herren zum ſprechen reitzen würde.

Er hatte ſich auch wirklich nicht getäuſcht: denn kaum hatte er einige Minuten in demſelben geleſen; ſo tönte ihm ſchon die Frage des Victors in die Ohren:

„Was iſt das, Biatto?

Biatto. Mein Tagebuch! Ich möchte gerne neue Bemerkungen machen und weiß nicht recht, wie ich mich ausdrücken voll. Der Kopf iſt mir zu voll, ich möchte gerne alles auf einmal niederſchreiben.

Victor. Findeſt du hier mehr aufzuzeichnen, als den Namen Phönix?

Viatto. Wie Sie wollen, mehr und auch nicht mehr. So viel ich weiß, hat das Wort Phönix eine ſonderbare Bedeutung.

Victor. Ich dächte, du hätteſt auch bey der Perſon, die dieſen Namen führt, alles ſonderbar genug gefunden.

Viatto. Werden wir im Olymp noch viele ſolche finden?

Victor. Ich zweifle.

Viatto. Nun ſo mag wohl die Bemerkung die ich in meinem Tagebuch gemacht habe, gut ſeyn.

Victor. Dieſe iſt?

Viatto. So kurz wie möglich?

Auch im Olymp herrſcht eine große Verſchiedenheit. Die zweyte Gottheit, die wir beſuchten, gehörte nur unter die kleinen; ſie war aber in jedem Betracht groß und muſterhaft. Schade, daß ſie Phönix hieß.

Victor. Weiter haſt du nichts bemerkt?

Viatto. Weiter nichts als einen großen Gedankenſtrich.

Guſtav. Der Burſche iſt ſchon bis zum Gedankenſtrichen; nun mehr wird er uns bald zu klug.

Alles ſchwieg und mit dieſem Gedankenſtriche hatte die Unterredung ein Ende. —

Jubel.

Die nächſte kleine Gottheit, die ſie auf ihrem Zug zu dem mächtigen Paradakowitzſch nach dem Phönix trafen, führte den Namen Waddo. Bey dieſem Erdengott war blos das Land klein; alles übrige war groß und glänzend. Er ſtand mit einigen Großen am Hofe des Faoſorhiſtus in Verbindung, und dieſe hatten ihn im voraus heimlich benachrichtiget, daß ihm ein Beſuch von einem reiſenden König zugedacht ſey.

Wazbo hatte gerne Gäſte; er unterließ es alſo auch nicht, ſich auf dem Empfang des ihm zugedachten Beſuchs gehörig vorzubereiten, und bey dieſen Vorbereitungen kam der hohe Rang des gemeldeten Gaſtes ganz mit in Anſchlag. Es konnte alſo auch nicht fehlen, daß die Reiſenden dadurch deſto mehr überraſcht wurden; je weniger ſie eine vor ihnen hergegangene Nachricht ahndeten, und auch ſo etwas erwarten konnten. In allen denen vor der Reſidenz an der Hauptſtraße gelegenen Städtchen war den Beamten und Magiſtratskollegien anbefohlen, den hohen Reiſenden in corpore entgegen zu gehen, und ſie an Seele und Leib, theils mit Bewillkommungsreden, theils durch ausgeſuchte Erfriſchungen zu laben; und zwar dergeſtalt und alſo, daß ſie dieſe vorgeſchriebene Procedur genau beobachten ſollten, wenn auch die hohen Reiſenden Mine machten, ſich alles zu verbitten.

Dieß war nun freylich ein Zuſatz, der um ſo mehr bey der Beſolgung dieſer Vorſchrift ſonderbare Auftritte veranlaſſen konnte, je weniger man die Merkmale angegeben hatte, und eigentlich angeben konnte, woran die auf eine ſolche Weiſe zu empfangenden Perſonen von andern Reiſenden zu erkennen waren. Daher kam es denn auch, daß von der Zeit an, auf welche man ihre Ankunft ungefähr berechnet hatte, manches reiſende bürgerliche Menſchenkind, daß mehr als zwey Poſtpferde bezahlen konnte, wenigſtens in einem von dieſen Vorderſtädtchen, das um keinen Preiß zu erkaufende Vergnügen genoß, ſich trotz alles Proteſtirens, ſolenniter bewillkommt, beharanguirt, belautet beſungen und wohl gar beſchenkt zu ſehen, welches beſonders ſolchen Reiſenden zu Theil wurde, die die Natur mit einen paar groſſen Augen oder mit einer groſſen Naſe beſchenkt hatte. In einem von den kleinſten dieſer Städtchen hatte man ſogar, um ſich aus aller Verlegenheit zu reiſſen, von Seiten des Magiſtrats beſchloſſen, vierzehen Tage hintereinander mit allen Durchreiſenden auf die

vervorgeſchriebene Weiſe zu verfahren, in der Meynung, daß man dadurch die rechten Perſonen ganz ſicher mit treffen müßte. Da gabs ein Aufpaſſen und ein Rennen, denn freylich ein auf ſchwachen Beinen ruhender Senat nicht gewachſen geweſen wäre. Dieſe unangenehme Verlegenheit verurſachte blos das fatale Incognito: denn außerdem kann man doch wohl vermuthen, daß die Verſtandeskräfte dieſer kleinſtädtiſchen Rathsherrn allenfalls zugereicht hätten, ein X von einem U zu unterſcheiden, oder welches einerley iſt einen mit einem anſehnlichen Gefolge reiſenden König zu erkennen.

Auf dergleichen ganz neue Erſcheinungen war Biakto nicht gefaßt. Es waren ſchon einige dieſer Ehrenbezeugungen vorüber, als er erſt recht dahinter kam, wem eigentlich dieſe wunderbaren Dinge gelten ſollten. „Hier niſtet gewiß kein Phönix" dachte er bey ſich ſelbſt und ſchwieg. Er bedauerte die armen Menſchen, die größtentheils eher zu allen in der Welt geſchickt waren, als zum Haranguiren, und alſo auch ihren Unſinn in einer recht ſichtbaren Todesangſt hervorſtotterten.

Einer von dieſen zu Rednern beſtimmten Männern, zeichnete ſich durch einen naiven Einfall vorzüglich aus. Er näherte ſich dem Wagen und ſagte:

„Ich ſollte eigentlich eine Rede halten; allein das kann ich nicht und wenn man mich mit glühenden Zangen zwickte. Befehlen Sie aber, daß ich mit an Ihrem Wagen ziehen ſoll, ſo werde ich zeigen, daß ich pferdmäßige Kräfte habe.

Waddo war ein Herr von Welt und feinem Geſchmack. Hätte er dieſen Unfug nur auf die entfernteſte Weiſe geahndet, nimmermehr würde er jene Ordre gegeben haben. Allein ſo bekannt er auch mit der großen Welt war, ſo wenig war er es, mit der kleinen, und hauptſächlich mit ſeinem eigenem Lande. Er lebte auf einem ſehr hohen Fuß, und ließ ſich dadurch nach und nach zu dem ihm ſchmeichelnden Wahn verleiten, als ob ſein Gebiet wirklich zu einer ſolchen Lebensweiſe groß und bedeutend genug ſey. Seine ſplendide Reſidenz diente ihm zu einem Vergrößerungsglas, durch welches er die ihm gehörigen andere Städte betrachtete: er bekam alſo auch ganz natürlich von ihrer Beſchaffenheit und ihren Mitteln eine viel zu hohe Idee, und dieſe ließ ihm nicht zweifeln, daß die von ihm gegebene Verordnung zum Empfang der zu erwartenden Gäſte, ſo gut wie möglich befolgt werden würde, worinnen er ſich freylich nicht wenig täuſchte, ob man gleich nichts von dieſer Täuſchung, zu ſeinen Ohren gelangen ließ.

So wie die Fremden bey Waddo eingetroffen waren, und ſich auf die für ſie beſtimmten Zimmer begeben hatten, äußerten ſie vor allen Dingen ihre Verwunderung gegen einander über dieſen, alle Erwartung übertreffenden feyerlichen Empfang. Einen ſolchen Götterſitz hatten ſie nach den von der Gränze bis zu demſelben gemachten Erfahrungen nicht erwartet. Hatten ſie in den erſtern Städten alles kleinlich und abentheuerlich gefunden; ſo erblickten ſie hier alles in einem vollkommnen und mit der großen Welt harmonirenden Glanze, daß ſich allenfalls der größte Monarch recht wohl damit begnügen konnte. Biatto ſtaunte: denn mit ſolchen Erſcheinungen, als ihm dieſe Reſidenz vor Augen brachte, konnte er ſeine Vorſtellung von einer ſogenannten en Miniature Gottheit nicht vereinigen. Es träumte ihm ſogleich von einem langen Aufenthalt und zu ſeinem Verdruß — denn hier war er wieder nicht an ſeinem rechten Ort te — ſahe er denn auch dieſen Traum in Wirklichkeit übergehen.

Die Herren fanden hier alles, nur keine Langeweile. Concerte, Bälle, Comedien, Aſſembleen, Jagden, ländliche Luſtparthien, Illuminationen, Feuerwerke u. d. gl. wechſelten mit einander ab, und erlaubten den zufriedenen Gäſten ſelten ein kleines Reſpiro, um zu einiger Beſinnungskraft zu kommen. Man hatte keine Zeit, nur ernſtlich an die Abreiſe zu denken, und ſo verlängerte man den Aufenthalt immer mehr, bis das immerwährende da Capo dieſer Zerſtreuungen und Divertiſſements ſelbſt Sättigung bewirkte und den Wunſch nach einer Retirade erregte. An politiſche Gegenſtände wurde gar nicht gedacht. Man war guter Dinge, lebte blos für den gegenwärtigen Augenblick und ſtellte ſich die Zukunft eben ſo genuß- und freudenvoll, als die Gegenwart vor. Die Unruhen waren noch zu weit entfernt, als daß man ſich deswegen hätte ein graues Haar wachſen laſſen ſollen. Von Regierungsſorgen hatte man gar keinen Begriff, man hielt ſchon das für hinlängliche Beſchäftigung, und für große Anſtrengung ſeiner Kräfte, wenn man dann und wann ein kleines Arangement am Hofe zu treffen hatte; kurz man wußte ſonſt von gar keinem Anliegen, als von dem, daß das Geld immer ſobald verſchwand, und nicht ſogleich wieder anderes da war, und daß man es nicht möglich machen konnte, die Einnahme der Ausgabe gleich zu machen.

Guſtav vergaß hier eine Zeitlang die Wunden ſeines Herzens, und ſelbſt Victor dachte nur noch dann und wann allenfalls beym Schlafengehen daran, daß er keine Krone mehr habe.

Viatto bekam hier vor lauter Nachdenken Kopfweh und Ohrenbrauſen. Jede

Minute wurde ihm zur Stunde, und wenn er je mit ſeinen Poſten unzufrieden war; ſo iſt er es gewiß jetzt geweſen. Sein Tagebuch hätte ihn zwar hinlängliche Beſchäftigung gewähren können: denn hier fehlt es nicht an Stoff zu mancherley Bemerkungen. Allein warum ſollte er Dinge aufzeichnen, deren Wahrnehmung ihm ohnedem ſchon lauter unangenehme Empfindungen verurſachte, und die er zu ſeiner Beruhigung lieber auf immer zu vergeſſen wünſchte.

Ein Geſpräch mit ſeinen Herren fand jetzt ſelten ſtatt, da er ſolche beynahe den ganzen Tag nicht zu ſehen bekam, und ſie immer ſehr wenig ſprechluſtig fand.

Endlich kam der von ihm ſo ſehnlich gewünſchte Tag der Abreiſe. Wie ein flüchtiges Reh ſprang er auf ſeinen Bock, und weicher als auf Eyderdunenkiſſen ſaß er jetzt auf demſelben.

In ſein Tagebuch hatte er blos den Namen Waddo gezeichnet; um ſich doch wenigſtens einſt an die durch den Sumpf genommene Marſchroute erinnern zu können.

Kataſtrophe

Der mächtige Barenukowitſch, auf deſſen berühmten Götterſitz unſere Reiſenden nunmehr geradezu losfuhren, war einer von den erſten und größten Göttern des Olymps. Sein Gebiet war von einem ungeheuern Umfang, und keine Welttheil kam ihm in dieſer Rückſicht gleich. wäre ſein Reich eben ſowohl von der Natur begünſtiget geweſen, als es groß war, gewiß dieſer Erdengott hätte unter den übrigen Bewohnern des

Olymps einen wahren Coloß vorgeſtellt, dem ſie nur durch eine allgemeine Vereinigung das Gleichgewicht halten konnten. So aber war freylich der größte Theil ſeines Reichs blos eine öde Wildniß, und die Bevölkerung ſtand mit der Größe deſſelben gar in keinem Verhältniſſe. Demohngeachtet beherrſchte er eine große Anzahl Menſchen, ſo daß er auch hierin keinem der erſten Götter nachſtand, aber auch dieſe waren meiſtenstheils noch eben ſo roh und wild, als die Gegenden, welche ſie bewohnten, und noch weit von Kultur und bürgerlichen Flor entfernt.

Ein ſolches Reich zu regieren, war freylich kein kleines Stückchen Arbeit und es hätte gute Dienſte leiſten können, wenn der Regent deſſelben eben auch an Geiſtesgröße einen Coloß vorgeſtellt hätte.

Dieß war nun aber Parrunkowitzſch in keinen Betracht; ein Umſtand, der ihn ganz und gar nicht zum Vorwurf gereicht, da es nicht von ihm abhing, ſo und nicht anders zu werden und die ältere und neuere Geſchichte deutlich beweiſt, daß auch die Götter keine vollkommene Weſen ſind, und daß auch von denſelben keiner ſeiner individuellen Größe eine Elle zuſetzen kann; alſo auch ſie demnach genommen werden müſſen wie ſie ſind.

Man, würde in der That der Wahrheit zu nahe treten, wenn man behaupten wollte, daß im allgemeinen unter den niedern Sterblichen gegen die Erdengötter keine guten Geſinnungen herrſchten, daß erſtere gegen die letztern immer voll Neid und Tadelſucht wären, und ihre Forderungen in Abſicht ihrer Beherrſcher übertrieben. Auch ſelbſt in den heutigen, ſo ſehr verſchrienen Zeiten findet dieß im allgemeinen nicht ſtatt und eine der neuern Geſchichten beweißt es ganz deutlich, daß ein Erdengott ſeine Unterthanen noch immer ſehr leicht mit ſich zufrieden machen, ja wohl gar in Begeiſterung ſetzen kann, wenn er nur mit den rechten Mitteln, dieſes zu bewirken etwas bekannt und es ihm nur einiger Ernſt iſt, dieſe gehörig anzuwenden.

So wenig ſchwer dieſes nun eigentlich iſt; ſo leicht iſt es aber auch, das Gegentheil zu bewirken. Wenn freylich gar keine Rückſicht auf die allgemeinen Wünſche und Bedürfniſſe der Menſchen genommen, und nur immer nach einem tel est notre plaiſir gehandelt wird, wenn man ſich nicht um eine genaue Kenntniß der niedern Sphären und ihrer Bewohner bewirbt und ſolche nur immer von der Höhe herab betrachtet oder ſeine Urtheile auf bloſe einſeitige Relationen gründet, wenn man aus Unbekanntſchaft mit der wirklichen Welt oder von Andern getäuſcht auf gar abentheuerliche Dinge verfällt und bey ſeinen Beobachtungen einen falſchen Geſichtspunkt wählt, wenn man die Hauptſache vergißt oder vielleicht gar nicht ſieht und ſeine Aufmerkſamkeit auf Nebendinge und Kleinigkeiten richtet, wenn man blos darauflos arbeitet, daß es ſo in der Welt wird, wie man es haben will, aber nicht wie es ſeyn ſoll, dann iſt es doch wahr kein Wunder, wenn man keinen Beyfall ärntet, kein Wunder, wenn ſich die Mienen ſtatt aufzuheitern, verdüſtern und auch wohl das Urtheil laut ertönt: dieſer Erdengott iſt nicht auf den rechten Weg! Selbſt der Wurm krümmt ſich wenn er getreten wird, warum ſollten es Menſchen nicht thun, denen ſogar von den Kanzeln herab verſichert wird, daß ſie zu großen Erwartungen berechtiget ſind?

So wie ſich die Reiſenden von dem Waddoiſchen Götterſitz enfernt hatten, vergaßen ſie das was hinter ihnen war und unterhielten ſich blos von dem was vor ihnen lag.

Dieß mochte hauptſächlich daher kommen, weil Victor, ob er gleich einſt auch eine Krone trug, für den Varrunkowitzſchens Thron in ſeinem Herzen eine große Ehrfurcht hegte, deren Urſache ſich allenfalls errathen ließ, wenn es anders wichtig genug wäre ſie aufzuſuchen. Er hielt zu ihrer Erſcheinung an dieſem Götterſitze eine große Vorbereitung nöthig, gab Guſtaven und dem Biatto deshalb manche Lehren und ſuchte die Unterhaltung, wenn ſie ſich dann und wann auf andere Dinge wenden wollte, ſogleich wieder auf dieſen für ihn ſo wichtigen Gegenſtand zurück zu ziehen.

Guſtav hatte zwar auch eine hohe Meynung von der Macht des Erbengottes, welchen ſie nun bald zu ſehen das Glück haben ſollten; allein von einer beſondern Ehrfurcht und Bewunderung empfand er nichts. Das ewige Einerley ihrer Unterhaltung wollte ihn daher nicht recht behagen.

In Biattos Kopfe mochten ſich gar wunderliche Grillen herum treiben; er ſchwieg aber, und wir ſind daher nicht im Stande, etwas ausführliches hierüber zu ſagen. Hoffentlich wird zu ſeiner Zeit auch hiervon ein mehreres bekannt werden.

Leider ſehn wir uns genöthiget, hier unſerer Feder einen Stillſtand zu gebieten, da der ruhige Fortgang dieſer Reiſe auf einmal durch eine traurige Kataſtrophe unterbrochen wurde. Um zu den erwähnten Götterſitz zu gelangen, mußte man den größten Theil der Reiſe zu Waſſer machen. Dieſer Umſtand bewirkte nicht nur in der ganzen Einrichtung dieſer Reiſegeſellſchaft eine große Veränderung, ſondern er verurſacht auch in der Fortſetzung dieſer Geſchichte eine lange Pauſe die wir nicht wohl abkürzen können und daher unſere Leſer erſuchen, ſich ſolche auch gefallen zu laſſen. Daß auch ſelbſt unter den Gottheiten ſo wenig ächte Freundſchaft herrſcht, iſt freylich etwas befremdend aber demungeachtet gewiß. Auch dieſe Geſchichte liefert einen neuen Beweiß hinzu.

Der Gott des Waſſers ſchenkte unſern reiſenden Erdengöttern nur einen einzigen ruhigen Tag; dann ſchickte er einen fürchterlichen Sturm, der das Schiff weit von ſeinem Ziele entfernte und in eine ganz andere Gegend trieb. Auch hier hatte es immer mit neuen Stürmen zu kämpfen, und ſein gänzlicher Untergang wurde immer augenſcheinlicher.

Wir legen demnach die Feder einſtweilen beyſeite; jedoch in der ſichern Hoffnung daß wir im Stande ſeyn werden die Fortſetzung dieſer Reiſe durch den Olymp künftige Michaelismeſſe unſern Leſern ganz gewiß in die Hände zu geben.

aber, und wir ſind daher nicht im Stande, etwas ausführliches hierüber zu ſagen. Hoffentlich wird zu ſeiner Zeit auch hiervon ein mehreres bekannt werden.

Der ruhige Fortgang dieſer Reiſe wird leider jetzt durch eine traurige Kataſtrophe unterbrochen. Um zu dem erwähnten Götterſitze zu gelangen, mußte man einen groſſen Theil der Reiſe zu Waſſer machen. Dieſer Umſtand verurſacht in der Fortſetzung dieſer Geſchichte eine Pauſe, die wir jedoch ſo viel wie möglich abzukürzen ſuchen werden. Daß auch ſelbſt unter den Gottheiten ſo wenig ächte Freundſchaft herrſcht, iſt freilich etwas befremdend, aber demohngeachtet gewiß. Auch dieſe Geſchichte liefert einen Beweiß hiervon. Nicht nur der Gott des Waſſers ſchien unſere reiſenden Erdengötter ein wenig näcken zu wollen, indem er ihnen nur einen einzigen ruhigen Tag ſchenkte, und dann einen fürchterlichen Sturm erregte; ſondern es gehörte auch mit zu ihren ſonderbaren Schickſalen, daß ſie gerade auf ein ſolches Schiff kamen, dem es am Beſten und Nöthigſten, nehmlich an einen guten Steuermann fehlte. Ein junger unerfahrner Menſch, ein bloßer Anfänger in dieſer Kunſt, hatte ſich unterſtanden, unter dem Vorgeben, daß er ſich hierzu ganz tüchtig fühle, die Direktion einer Schiffsfahrt zu übernehmen, die zwar gegen andere Seereiſen von keiner Bedeutung war, demohngeachtet aber doch vielen Gefahren ausgeſetzt blieb, und ſo wie jede andere auf Seiten des Piloten Erfahrung und Wiſſenſchaft erforderte. Schon ſo lange noch Ruhe auf dem gefahrvollen, unſichern Element herrſchte, merkte man deutlich, daß der Pilot ſeine Sache nicht verſtand, und ſo wie wirklicher Sturm eintrat, blieb gar kein Zweifel mehr übrig, daß man ſich einem Unwiſſenden und Unfähigen anvertrauet habe. Der Sturm war an und vor ſich ſelbſt ſchon ſchrecklich, und leider mußte man nun aus Mangel eines klugen, erfahrungsvollen

Steuermanns ſeine Schreckniſſe doppelt fühlen. Lauter verkehrte Anſtalten wurden getroffen, man wußte ſich nicht zu rathen und zu helfen, und mußte ſich am Ende geradezu den Winden und Wellen auf Diskretion übergeben.

Wie denen, welche ſich auf dieſem Schiff befanden, bey dieſem Zuſtande zu Muthe geweſen ſeyn mußte, läßt ſich leicht denken. Gut, daß ſich bey der längern Dauer einer ſolchen Lage ein deutliches Bewußtſeyn immer mehr verliert, und an deſſen Unbeſonnenheit und Betäubung tritt, welches auch hier der Fall war. Das Sprechen verlor ſich, und nach und nach hörte auch das Denken auf.

Der Lauf des Schiffs war eigentlich gegen Norden gerichtet; allein die Winde trieben es unaufhaltſam ſüdwärts. Nachdem es verſchiedene Meerengen und andere gefahrvolle Paſſagen glücklich paſſirt war, blieb es endlich auf einer Sandbank ſitzen. Der Sturm hatte ſich gelegt, und die Betäubten kamen nach und nach wieder zum Beſinnen. Eigentlich war ihre jetzige Lage eben ſo traurig und gefahrvoll als mitten im Sturm, und ihre Hofnungsvollen Empfindungen verwandelten ſich bald wieder in traurige und troſtloſe, als ſie ſich ihres damaligen Zuſtandes bewußt waren. Allein mit dem Verſchwinden eines dichten Nebels, welcher das Waſſer deckte, öfnete ſich ihren Augen eine lichte Ausſicht; ſie erblickten in der Nähe Land, und die Hofnung, gerettet zu werden, war völlig wieder da.

Dieſe Hofnung täuſchte ſie auch nicht: denn ehe ſie noch ihren Entſchluß, ihre Noth durch einige Kanonenſchüſſe lautbar zu machen, ausführten, ſahen ſie ſchon einige Boote vom Lande abſtoßen, und auf ihr feſtſitzendes Schiff zu kommen.

So wie ſie an das Ufer des ihnen zur Zeit noch unbekannten Landes getreten waren, ſahe ſich Viktor nach dem Piloten um. „Unbeſonnener!“ rief er mit düſterer Stirn, als er ihn hinter ſich erblickte, „weißt du auch, was du gethan, und durch dieſe deine ſchreckliche Verwogenheit verdient haſt? Du willſt den Lauf eines Schiffs dirigiren, und weißt noch lange nicht die erſten Anfangsgründe der Steuerkunſt? machſt dich für die Ruhe, für die Erhaltung und das Leben ſo vieler Menſchen verantwortlich, ohne ihnen auch nur die geringſte Garantie, in ſo weit nehmlich ſolche von deiner Kunſt abhängt, geben zu können? Warlich! eine ſolche Tollheit ſollte durch die härteſte Strafe geahndet werden!

„Ich bin ein geborner Pilot“, erwiederte dieſer in einem trotzigen Ton, und halte niemanden für berechtigt mich wegen meinen Wiſſenſchaften zu Rede zu ſetzen! Wer nicht mit mir fahren wollte, dem ſtand frey, zurück zu bleiben.

Victor. (unwillig). Du! ein gebohrner Pilot? wo iſt das ſeltene Land, in welchem Piloten gebohren werden?

„Dieß ſeltene Land iſt tauſenden bekannt, die noch lange keine graue Haare haben. Braucht es mehr als fünf Sinnen, um einzuſehen, daß der Sohn nichts anders ſeyn kann, als was ſein Vater iſt?“

Victor, (mit einem verächtlichen Blick.) Wir beide werden wohl ſchwerlich unſre Unterredung fortſetzen. Alſo nur noch die einzige Frage: gehört bey euch nicht zu den ſeltenſten Wunderwerken, wenn eine Seereiſe auch nur von einigen Stunden glücklich geendiget wird?

„Man nimmt es bey mir: ſo wie überall, wie's kommt. Es giebt mehrere Elemente, und keines iſt ſicher; das iſt in der ganzen Welt bekannt und auch bey mir.“

Verdruß hemmte Victors Sprache und dieſer ſtieg aufs Höchſte als er deutlich bemerkte, daß der größte Theil des Schiffsvolks den Piloten Beifall gab. „Wozu dieſe Vorwürfe?“ riefen die meiſten, „hier iſt Beſtimmung und Nothwendigkeit und der bloße Zufall kann keinem zur Laſt gelegt werden.“

Victor faßte den Guſtav bey der Hand, winkte dem Biatto und machte ſich mit dieſen vom Ufer, etwas tiefer in das Land. „Es iſt mir unmöglich,“ ſagte er, auch nur noch eine Minute unter dieſen Thoren zu verweilen. In dieſer Geſellſchaft und auf dieſem Schiffe die Reiſe weiter fortzuſetzen, kommt Ihnen gewiß eben ſo wenig in den Sinn als mir. Wir wollen uns jetzt nach einem ſchicklichen Aufenthalt umſehen und dann kann Biatto zurückkehren und unſre Habſeligkeiten herbey ſchaffen. Gerne wollen wir uns einen kurzen Stillſtand gefallen laſſen und froh ſeyn daß wir dießmal mit heiler Haut davon gekommen ſind. Eine ſichere und beſſere Gelegenheit wird ſich ſchon finden.“

Guſtav war ganz der Meinung ſeines ältern Führers, und ſo fand denn die Ausführung dieſes Vorſchlags weiter keine Schwierigkeit. Man konnte und wollte ſich jedoch hier auf keinen langen Auffenthalt einlaſſen, und entfernte ſich deswegen nicht allzuweit von dem Ufer; welches auch ſo weniger nöthig war, da man bald nach Erreichung einer Anhöhe hier und da in der Nähe Häuſer entdeckte, wo man eine Herberge auf kurze Zeit zu finden glaubte.

Noch ehe ſie eine dieſer Wohnungen erreichten, begegnete ihnen ein ziemlich bejahrter Mann, von einem düſtern, unfreundlichen Anſehen.

„Sind Sie Fremdlinge;“ ſagte er im Vorbeigehn, „ſo wandeln Sie dieſen Weg vorſichtig; er möchte ſich anders endigen als Sie vermuthen."

Victor ſtutzte bey dieſem Zuruf und fand ihn bedenklich genug, um ſich eine Erläuterung hierüber auszubitten.

„Wir ſind allerdings Fremdlinge!" rief er den Unbekannten nach, allein Ihre Warnung wird uns wenig nützen, wenn Sie uns die Gefahr verſchweigen, der wir uns auf dieſem Wege nähern."

Der Fremde blickte zwar zurück und blieb ſtehen; allein es ſchien, als ob es ihn ſchwer ankomme, die wenigen Schritte wieder zurückzugehen und ſich in eine Unterredung einzulaſſen. Er rieb ſich die Stirn und ſein Anſehen wurde immer düſterer.

„Verſtehen Sie ſich auf Pantomime?" ſagte er nach einigen Beſinnen.

Victor. Warum dieſes? wir ſind nicht ſtumm.

Der Fremde. Man wird es bald nöthig finden, die Sprache der Minen und Geberden allgemeiner zu machen (mit einem bedenklichen Blick). Die Zunge iſt dermalen ein gefährliches Glied.

Victor. Für den Vernünftigen und Vorſichtigen nicht.

Der Fremde. Eben der Vernünftige hat jetzt einige Sinnen zuviel. Es wäre gut für ihn, wenn er nicht ſehen, nicht hören, aber auch nicht ſprechen könnte.

Victor. Die Ausſichten ſind gut; es wird beſſer.

Der Fremde. (ſtaunend). Beſſer? — kommen wahrſcheinlich von einem andern Welttheil. Auf dem, wo ich lebe, ſieht es ſcheuslich aus. — Doch ich vergeſſe mich ſchon wieder. Ich kann, ich will mich auf keine mündliche Unterredung einlaſſen.

Victor. Sie haben uns gewarnt; ſagen Sie uns nur noch mit ein paar Worten, wovor wir uns zu fürchten haben?

Der Fremde. Vor Seelenverkäufern.

Victor. Wo ſind die?

Der Fremde. In dieſen Wohnungen, welche Sie hier vor ſich liegen ſehen. Es ſind ſpekulative Köpfe die ſchon manches Schiffchen mit lebendiger Waare betrachtet haben. Der Handel iſt gut; ſie kauſſen ohne Geld und verkaufen ſehr theuer. Sind Sie wirklich fremd hier; ſo freut es mich, Sie gewarnt zu haben; ob ich gleich ſchon im Voraus auf Undank rechne.

Victor und Guſtav wußten nicht, was von dieſem ſonderbaren Manne und ſeinen noch ſonderbarern Aeußerungen denken ſollten. Ob ſie gleich nicht alles geradezu aufs Wort glaubten; ſo fanden ſie es doch auch der Vorſichtigkeit gemäß, die erhaltene Warnung nicht ganz aus den Augen zu ſetzen. Hierzu kam nun noch eine gewiſſe Neugierde, die dieſer geheimnißvolle Unbekannte erregt hatte. Man hatte vor der Hand ſo keine Beſchäftigung und glaubte, in der Geſellſchaft dieſes Mannes eine zeitverkürzende Unterhaltung zu finden. Beide vereinigten alſo ihre Bitten, um ihn zu bewegen, daß er es nicht bloß bey dieſer Warnung bewenden laſſen, ſondern ſich ihrer mehr annehmen, und ſie nach einen ſicherern Orte bringen möchte.

Dieſe Bitte wurde erfüllt. Es koſtete jedoch noch manche dringende Vorſtellung, ehe es dazu kam. Man hatte es hier mit einem Mistrauiſchen zu thun, der ſich wahrſcheinlich mehreremale gebrannt hatte, und nun das Feuer ſo viel wie möglich fürchtete.

Dieſes Mißtrauen äuſſerte ſich inzwiſchen nur Anfangs. Nachdem man ſich einander mehr genähert hatte, wurde man von beiden Seiten bald vertrauter und die reiſenden Götter, welche ſich dermalen in das ſtrengſte Incognito verhüllten und nichts von ihrer Hoheit laut werden ließen, befanden ſich unter dem Schutze und in der Geſellſchaft dieſes Mannes ſo zufrieden, und wohl, als es in ihren Umſtänden möglich war.

Kern.

Kuno — dieß war der Name des Unbekannten — hatte die Reiſenden in ein auf der andern Seite des Ufers ſich befindliches Fiſcherhaus gebracht, das ihn ſchon ſeit einigen Wochen beherbergte: denn auch er war hier nicht einheimiſch, ſondern blos durch einen gewiſſen Zufall genöthiget, in einer vorhabenden Reiſe eine Pauſe zu machen und hier bis zur Erſcheinung eines für ihn günſtigern Zeitpunkts zu verweilen.

Hier entdeckte man ſich gegenſeitig ſo viel es ſich in der Kürze thun ließ, ziemlich genau, nur daß Victor und Guſtav ihre wahren Namen verſchwiegen.

Da ſich nun ſogleich eine ſchickliche Gelegenheit zur Fortſetzung der Reiſe fand, und es überdieß hier ganz an Zerſtreuungen und Ergötzlichkeiten fehlte; ſo mußte man ſeinen Zeitvertreib blos in mündlichen Unterhaltungen ſuchen. Vor allen Dingen ſuchte man ſeine Neugierde über den erwähnten Seelenhandel zu befriedigen, welche Befriedigung von Rupo folgendermaßen geſchah.

„Es hat ſich" ſagte er, „ſeit einiger Zeit eine gewiſſe Art Menſchen hier angeſiedelt, von welchen man nicht recht weiß ob man ſie bemitleiden oder verabſcheuen ſoll. Faſt möchte ich ſagen, man kann beides zugleich; ob ſich gleich dergleichen Empfindungen eigentlich nicht recht vereinigen zu laſſen ſcheinen. Es iſt ein

Theil von dem Kern der ehemaligen lichtsheimiſchen Nation. Leider! war, wie bekannt, dieſer Kern ſehr wurmſtichig, wenn man ihn auch nicht ganz und gar für verdorben ausgeben kann. Das Schickſal der meiſten iſt bekannt. Einige hat das Schickſal hieher geſchlendert, wo ſie zur Befriedigung ihrer heimlichen Rache, zur Erreichung ihrer Abſicht und zur Erhaltung ihrer in Klemme gerathenen Exiſtenz eine Art Schleichhandel treiben, der über die Größe ihrer moraliſchen Güte keinen Zweifel mehr übrig läßt. Sie beluchſen die Fremden, deren doch von Zeit zu Zeit, wegen der nahen Paſſage, mehrere erſcheinen, nehmen ſie auf eine recht feine Manier in Beſchlag und ſpediren ſie an gewiſſe Oerter, wo das Wörtchen Freiheit allenfalls blos noch in Wörterbüchern gebräuchlich iſt. Practica est multiplex! bey den gegenwärtigen kriegeriſchen Zeiten kann auch dieſes Handwerk einen güldenen Boden haben.

Unter den jezigen Umſtänden ſind geſunde Menſchen, die Musketen und Säbel führen können, unſtreitig mit die brauchbarſte Waare, die leider auch dermalen einen nicht geringen Abſatz findet. Auch mich hatte man ſchon im Beſchlag; allein ich roch bey Zeiten Lunte, gebrauchte Liſt gegen Liſt, und kam auf dieſe Weiſe wieder aus dieſen Handlungshäuſern ohne auf weitere Spedition in die Niederlage gekommen zu ſeyn.“

Guſtav und Viatto empfanden bey dieſer Erzählung in ihren Haaren ein gewiſſes unangenehmes Ziehen, und das Wort Seelenverkäufer hatte für ihre Gehörnerven lauter Spitzen und Ecken. Den Victor ſchützte das Alter; er gehörte in dieſer Rückſicht unter die verlegene Waare und ſeine Perſon war alſo von dieſer Art Spekulanten ſicher: denn bey dieſen Waaren wurde die Güte nicht nach dem Maasſtab des Weins berechnet. Er war auch der Einzige, der gegen die Gewißheit dieſer Sache zweifelhaft blieb und hierbey auch überhaupt keine ſogar große Gefahr fand, der er, wie er bey ſich ſelbſt dachte, ſich ja nur entdecken durfte, um mit ſeinen Bekleidern unter dieſen Leuten ſo ſicher wie möglich zu ſeyn: denn ſo ſehr auch dieſe Schleichhändler darauf ausgehen eine gute Priſe zu machen: ſo war doch nicht zu befürchten, daß er ihr Wuchergeiſt auchſogar Götter nicht verſchonen würde.

„Sie ſagten" erwiederte jetzt Victor mit einem bedenklichen Blick, daß man die Art Menſchen, von welchen hier die Rede iſt, zugleich bemitleiden und verabſcheuen mußte. Ich kann mir dieſes nicht recht erklären, da ſie ſo ſehr, und zwar ganz unverſchuldet unglücklich iſt. Wer könnte Menſchen verabſcheuen, die in einem Augenblick ſoviel, faſt möchte ich ſagen. alles verlohren haben? Die ausgeſtoßen von ihrem Vaterlande größtentheils überall verfolgt werden, wenigſtens ohne Unterſtützung bleiben?

„Sie würden recht haben“ erwiederta Rupo, wenn nur alles wirklich ſo wäre, wie Sie meynen. Sehr wohl begreiflich würde Ihnen meine vorige Aeuſſerung ſeyn, wenn Sie dieſe Art Menſchen beſſer kennten. In unſern Tagen haben ſich viele ſchreckliche Dinge zugetragen, und warlich die meiſten derſelben ſind blos auf Rechnung dieſer Leute zu ſchreiben. Sie waren ihrem eigenem Vaterlande zum Verderben und ſind es der ganzen — Menſchheit. Ich weiß jedoch ganz wohl, daß ſie ſich nicht alle gleich ſind. Man findet mehrere darunter, die eine rühmliche Ausnahme machen, und ein ſo hartes Schickſal nicht verdienen.

Viktor fand dieſe Unterredung nicht von der Art, daß er ihre Fortſetzung hätte wünſchen ſollen. Er machte nur noch die kurze Bemerkung, daß man ſehr leicht ſeine Mitmenſchen unrecht beurtheilen könne, und ſuchte dann die Unterhaltung auf andere Gegenſtände zu lenken. Man kam jedoch immer wieder auf die Geſchichte des Tags zurück, wenn man auch bisweilen über gleichgültigere Dinge geſprochen hätte. Das Land in welchem man dieſe Pauſe in der Reiſe machen mußte, war nicht ſo ſehr abgelegen, als daß man ganz ohne alle Nachricht von den neueſten Auftritten geblieben wäre. Bioatto mußte zur Befriedigung der Bedürfniſſe immer fleißig in die mächtige Stadt wandern und dieſer ließ ſich's angelegen ſeyn, ſeine Herren ſo viel wie möglich mit ſchriftlichen und mündlichen politiſchen Nachrichten zu verſehen. Ein Dienſteifer, der den leztern deſto angenehmer war, da ſeit einiger Zeit die Lage der Dinge eine ganz andere Wendung genommen hatte und immer eine angenehme Neuigkeit die andre verdrängt.

Spiegel

„Man ſieht doch, daß auch heut zu Tage, wo alles einen verkehrten Lauf zu nehmen und vom gewöhnlichen Gang der Dinge abzuweichen ſcheint, eine ungerechte Sache wirklich nicht triumphirt! rief einſt Guſtav mit einem äußerſt heitern Blick, ſeinen beyden Geſellſchaftern zu, indem er ein Zeitungsblatt aus der Hand legte, aus welchem er denſelben eine ſehr günſtige politiſche Neuigkeit vorgeleſen hatte.“ Da wären wir ja auf einmal wieder auf dem Fleck „fuhr er fort, wohin wir nie wieder zu kommen glaubten, ohngeachtet wir es ſo ſehnlich wünſchten. Das muthwillige Jubeln der Stolzen Lichtheimer hat ſich in Angſt und Furcht verwandelt, der Freyheitstaumel iſt verſchwunden und die eingebildeten Weltbezwinger werden nun bald wieder zu den Füßen eines Monarchen liegen!“

Auch Viktor wurde heiter und meynte daß eine ſo plötzliche Veränderung der Dinge beynahe unter die Wunder gehöre und daß man freilich nunmehro berechtigt ſey, wieder alles zu hoffen. Unter dieſen Umſtänden, ſagte er, wird unſtreitig eine Abkürzung unſerer Reiſe ſtatt finden. Der Endzweck derſelben fällt von ſelbſt weg und unſre Gegenwart dürfte nun bald an andern Orten nöthig werden.

Napo ſchwieg und ſah mit finſterm Blick gerade vor ſich hin. So ſehr man auch auf Seiten der Götter, um ſich nicht zu verrathen, ſeine Freude zu mäßigen wußte; ſo konnte man doch nicht umhin, erſtern wegen ſeinem auffallenden Benehmen zu Rede ſetzen und ihn zu fragen, ob ihn dergleichen erwünſchte Ereigniſſe nicht auch zur Freude ſtimmten?

Sie würden, war die Antwort des Kupo, dieſe Frage nicht an mich thun, wenn Sie dieſe Erſcheinungen aus dem rechten Geſichtspunkte betrachteten. Mir ſind ſie nichts als traurige Beweiſe von der leider nur allzugewiſſen Wahrheit, daß auch ſelbſt noch immer heut zu Tage die Menſchen einander blos zur Marter leben. Und wenn man wirklich dazu beſtimmt wäre, ſo recht darauf zu raffiniren, ſich einander allen Lebensgenuß zu verbitttern und unglücklich zu machen, wärlich man könnte dieſe Beſtimmung nicht beſſer erfüllen als man leider jezt, ohne es zu ſollen, thut. Wir erblicken jezt einen nicht geringen Theil der

Menſchenwelt in einer wahren Jammergeſtalt, und denjenigen, der ſich hierüber freuen kann, erkenne ich für keinen Menſchenfreund.

Victor. Sie ſcheinen hier keinen Unterſchied zwiſchen Mitteln und Endzweck zu machen. Wenn man auch mit traurigem Blick die erſten betrachtet, ſo heitert ſich dieſer wieder auf, wenn er ſich auf den letztern hinwendet. Und was iſt da zu thun, wenn ſich nun einmal dieſer gute Endzweck nicht anders als durch dieſe traurigen Mittel erreichen läßt? Wäre es gut, wäre es weiſe gehandelt, wenn man jenem lieber geben wollte, um nur dieſe nicht wählen zu dürfen? Hieße das nicht einige Thränen erſparen wollen, um Millionen auszupreſſen?

Rupo. Ich ſehe', daß ich nie ihren Beifall ärnten würde, und wenn ich Ihnen auch mit aller Mühe haarklein vordemonſtrirte, daß ich recht hätte. Alſo lieber zu etwas andern: denn unnütze Worte ſind eben ſo wenig meine Sache als unnütze Handlungen.

Victor. Ihr Unwille iſt aber auch gar zu leicht zu reitzen, lieber Rupo! Waren Sie noch nie Zeuge einer Unterhaltung, wo ein pro und contra ſtatt fand? Würde ſich unſere Unterredung auch nur eine kurze Zeit erhalten, wenn immer einer zu den andern blos ja ſagte? Auch ich und mein Begleiter geben vernünftigen Gründen Gehör. Sagen Sie ihre Meynung frey heraus; Sie werden gewiß finden, daß auch wir nicht unempfänglich für die Wahrheit ſind.

Zu dieſen Vorſtellungen des Victors geſellten ſich nun noch einige von Seiten des Guſtavs. Der Gegenſtand war für dieſe beyden zu intereſſant, als daß ſie ſogleich wieder davon hätten abbrechen ſollen. Endlich gelang es ihnen doch, die verſchloſſenen Lippen des Rupo wieder für dieſen Gegenſtand zu öffnen. Meine Herren! begann dieſer, betrachten Sie mich als einen wahren, ganz unparteyiſchen Weltbürger; der hier blos als denkender Mann urtheilt und es weder mit den Lichtheimern noch mit ihren Gegnern hält, weil er bey beyden das nicht findet was er ſucht, und den bey dieſen ſeinen Urtheilen blos Liebe zur Wahrheit und zum Menſchenwohl leitet; der aber auch bey dieſen ſeinen Urtheilen keinen andern Richterſtuhl als den der Wahrheit und der geſunden Vernunft anerkennt.

Sie finden in den neuern Ereigniſſen ſo etwas Auſſerordentliches; ich nicht! im Gegentheil muß ich geſtehen, daß es mich befremden würde, wenn dieſe Sache eine andere Wendung genommen hätte, als wirklich geſchehen iſt. Ließ ſich irgend etwas ſo ziemlich gewiß voraus ſagen, ſo war es unſtreitig der Erfolg der heutigen Ereigniſſe, die Ihnen ſo unerwartet zu kommen ſchienen. Hierzu gehörte gar kein Wahrſagergeiſt, ſondern blos die im Grunde nicht allzugroße Kunſt, von ganz ſichtbaren Urſachen auf ihre natürlichen Wirkungen zu ſchließen.

Im Reiche Lichtheim entſteht aus Urſachen, die zum Theil tief in der Vergangenheit zu ſuchen ſind, zwiſchen der Nation und dem Monarchen oder vielmehr ſeinen Miniſtern eine Gährung, die ſich mehr zufällig als planmäßig mit einer gänzlichen Staatsumwälzung endigt. Die Nation ſchüttelt das freylich ziemlich drückende Joch ab, wird frey und giebt ſich ſelbſt eine Verfaſſung, die ſie für die Beſte hält, als ſolche laut preißt und welche ſich hauptſächlich auf Freyheit und natürliche Menſchenrechte gründen ſollte. Aller Unterſchied der Stände hört auf, die Vorzüge der Geburt und des Reichthums werden verlacht, der Weg zu den wichtigſten Poſten wird den Verdienſten geöfnet, alle Titulaturen werden in dem einzigen Namen Bürger vereiniget, Freyheit und Gleichheit wird gepriedigt, die Vernunft wird in ihre Rechte eingeſetzt, kurz man ſpricht und ſchreibt von einer Verfaſſung, die alle Vorzüge in ſich vereinigen, und für die Nation das goldne Zeitalter wieder herbeyführen ſoll.

Die Sache hörte ſich gut an, nur daß freylich der denkende Mann immer dabey an den großen Unterſchied dachte, der zwiſchen Träumen und Wirklichkeit ſtatt findet, und ſich ſtets des alten wahren Sprüchworts erinnerte: es iſt nicht alles Gold, was glänzt.

Man verlautbarte nun allerley ſchöne klingende Floſkeln, man brüſtete ſich mit Grundſätzen, die in der That größtentheils preißwürdig waren; allein leider dachte man nur zu wenig ans Realiſiren, zu wenig daran, dieſe Grundſätze mit den Handlungen in Harmonie zu ſetzen. Anſtatt die geprieſene Staatsverfaſſung im Vaterlande wirklich herzuſtellen, kam man auf den mit den geäußerten Grundſäzen wirklich ſehr kontraſtirenden Einfall, Eroberungen zu machen und die ganze Welt zu reformiren. Man wollte auswärtigen Provinzen ein Gut aufdringen, das man ſeinem eignen Vaterlande nicht gegeben hatte, und welches bis jezt noch immer blos in der Phantaſie exiſtirte.

Hatten wirklich die Lichtheimer die gute Sache auf ihrer Seite, welches ihnen in gewiſſen Betracht zumal Anfangs nicht abzuſprechen war, und empfanden ſie wirklich Menſchenliebe genug, die ihnen gewordene Vortheile auch andern mitzutheilen, ſo hätten ſie es ganz anders machen müſſen, wenn ſie ihren Endzweck erreichen wollten. Die gute Sache vertheidigt ſich von ſelbſt, ſie bedarf keiner Schwerder, keiner Kanonen. War es ihnen darum zu thun, ihre Verfaſſung auch unter den Auswärtigen Anhänger zu verſchaffen, nnd den Anfang zu einem für mehrere Nationen beſſern Zeitalter zu machen; ſo mußte Ruhe und Friede ihr Hauptaugenmerk ſeyn, ſo durften ſie nur vor allen Dingen in ihrem eignen Vaterlande das Ideal eines vollkommnern Staats zu realiſiren ſuchen, von dem ſie ſo viel und ſo ſchön zu ſprechen wußten; durften nur in ihrem eignen Vaterlande die Beweiſe aufſtellen, daß ſie weißer und glücklicher als andere Nationen ſind; auf dieſe Weiſe würden ſie ſich am beſten legitimirt und Freunde und Anhänger genug gefunden haben.

Seht, würden ſich dann die Nationen einander zugerufen haben, ſeht! dort das glückliche Lichtheim! ſeht! in welch einem Flor es durch ſeine veränderte Staatsverfaſſung gekommen iſt! dort lebt man unter den zweckmäßigſten und weiſeſten Geſetzen, geſchützt bey ſeinen Menſchenrechten ruhig und zufrieden. Dort weis man nichts mehr von den tauſend und abertauſend Vorurtheilen und Gebrechen, die unſern bürgerlichen Verfaſſungen anhingen und ſo vielen Menſchen das bischen Lebensgenuß erſchwerten, ja wohl gar ganz raubten! Dort brennt das Licht der Vernunft, dort ſcheint und erwärmt die Sonne der Ordnung und Menſchenliebe! Eine ſolche überzeugende Anſicht würde weit mehr Eroberungen gemacht, der guten Sache einen weit größern Fortgang verſchafft haben, als alle Waffen, und die Menſchenwelt würde ſo viele Jammer und Greuelſcenen weniger gekannt haben!

Die Lichtheimer verloren vom allzugroßen Glücke verblendet, den feſtgefaßten rechten Geſichtspunkt aus den Augen, wurden ſtolz und übermüthig und die Erfahrung lehrt, daß immer auf Uebermuth Demüthigung, auf allzugroße Anſtrengung Erſchlaffung folgt. Eine ſovieljährige Anſtrengung aller Kräfte, ein ſo lange anhaltender Kampf muß ganz natürlich ermüden; die Nation ſieht ſich getäuſcht, ſieht nach einem ſo langen Erwarten ihre Hoffnungen noch immer unerfällt; der Reiß der Neuheit iſt verſchwunden, der Enthuſiasmus iſt dahin, natürlicherweiſe läßt ſich alſo unter dieſen Umſtänden kein anderer Erfolg erwarten.

Ich würde mich inzwiſchen über dieſe neuern Ereigniſſe ſo ziemlich beruhigen können, wenn ich mich nur überzeugen könnte, daß dadurch das Wohl der Menſchheit gewönne, und nun bald wieder die Sonne des goldnen Friedens auf uns ſtrahlte. Allein daran iſt ſtark zu zweifeln, und dieß muß einen mürriſch nnd mißmuthig machen. Das Glück der Lichtheimer hatte für die Menſchenwelt doch wenigſtens eine gute Wirkung; dieſe verliert ſich leider wieder, und was das Schlimmſte iſt, ſo hat man in dieſer Rückſicht für die Zukunft noch mehr zu fürchten. Die Regenten wurden nämlich dadurch ſo dringend wie möglich an ihre Pflichten, an ihre wahre Beſtimmung erinnert Ein Umſtand, der ſo nöthig als heilſam war, und worüber ſich alſo auch ein jeder Menſchenfreund freuen mußte. Die Vorſtellung einer nahen Gefahr weckte auch diejenigen einigermaßen aus ihrem Taumel, die immer blos einzig und allein ihr eigenes Ich vor Augen hatten und gar nicht daran dachten, daß ſie auch auf andere Weſen einige Rückſicht zu nehmen brauchten.

Leider iſt ſtark zu bezweifeln, daß die Gegner der Lichtheimer blos die allgemeine Sache der Menſchheit vor Augen behalten werden. Sie verfolgen ganz andere Abſichten, durch deren Erreichung es auf keinen andern Fall beſſer in der Welt werden kann, und die Erfahrung wird es lehren, daß auch dieſe ſich eben ſo wenig in ihrem Glück mäßigen werden als es leider von jenen geſchehen iſt.

Beſonders kann ich mich über die Drükkangs- und Handlungsweiſe des einen dieſer Gegner nicht recht beruhigen. Dieſer verfällt warlich auf gar abentheuerliche Dinge und führt ſie auch ohne viele Umſtände nach dem Rechte des Stärkern aus Man ſagt, er ſey Willens, in der allgemeinen Aufklärungsſymphonie, welche bisher theils von Virtuoſen, theils von Stämpern angeſtimmt worden iſt, eine Pauſe zu gebieten, und wo möglich das weitere Fortſpielen auf immer zu verhindern. Ich komme eben aus der Nähe dieſes donnernden Jupiters und muß geſtehen, daß mich das, was ich von ihm geſehen und gehört habe, dieſe Sage ſehr wahrſcheinlich finden läßt.

Victor und Guſtav hatten ſich während dieſer Expectoration in der Mienenſprache geübt. Sie waren ganz andrer Meynung, und hätten gerne hie und da widerſprochen; allein um ſich theils nicht zuverrathen theils auch den Rupo in ſeiner Offenherzigkeit nicht zu ſtören, ſchwiegen ſie, ſo ſchwer es ihnen auch ankam.

Rupo glaubte vor heute von dieſem Gegenſtande genug geſprochen zu haben. Er verließ ihn alſo und zwar um ſo mehr, da ſeine beyden Geſellſchafter zur Fortſetzung dieſer Unterredung ſo wenig beytrugen.

Vorſchmack.

Einſt hatte ſich Rupo, während die beyden verhüllten Götter eine gewiſſe Angelegenheit mit ihrem Biatto abzumachen hatten, aus der Hütte entfernt, um auf einem einſamen Spaziergang ungeſtöhrt ſeinen Gedanken nachzuhängen. So wie das Geſchäft beendigt war und dieſe jenen vermißten, begaben ſie ſich auch hinaus ins Freye, um ihn aufzuſuchen. Sie fanden ihn am Ufer der See, wo er an einer Felſenecke lehnte und mit düſtern, unverwandten Auge gerade vor ſich hin in das unruhige Waſſer blickte. Sie wurden noch immer nicht von ihm bemerkt, ob ſie gleich ſchon eine Zeitlang dicht vor ihm ſtanden. Ein Beweiß, daß er mit ſeiner Seele feſt an einem Gegenſtand hieng, und tief in Gedanken war. Endlich wirkte die thätige Denkkraft auf die Sprachorgane, ſo daß dieſe dem Anſchein nach, unwillkührlich in Bewegung geriethen.

„Menſch“ begann er für ſich, ohne noch die Gegenwärtigen zu bemerken, „Menſch und mächtig! — Dieß ſind zwey Wörter die man zuſammenſetzen ſollte. — Exiſtiren doch ſo viele Dinge in unſerer Phantaſie, von welchen in der Wirklichkeit keine Spur vorhanden iſt! Armſeliges Weſen, voller Bedürfniſſe, deren du kein einziges durch dich ſelbſt befriedigen kannſt, Geſchöpf, deſſen Exiſtenz ſich nicht bis auf den nächſtfolgenden Augenblick garantiren läßt! Menſch! deſſen Thätigkeit und Dauer von einem Tropfen Blut abhängt, du willſt, du ſollſt mächtig ſeyn? O! giebt es irgend einen ganz leeren, thörichten Dünkel, ſo iſt es gewiß dieſer! Herbey! ſogenannter Großer und Mächtiger! herbey! gebiete dieſer ſich aufthürmenden Welle Ruhe! und ihr nächſter Schlag gegen dieſen Felſen wird dich überzeugen, daß man blos mit dir ſpielt, wenn man dich groß, wenn man dich mächtig nennt! Das iſt doch wohl keine Macht, daß dein Wink tauſend Sclaven in Bewegung ſetzt, die Opinion und Konvenienz in Feſſeln hält? Das iſt doch keine Größe, daß deine volle Tafel, deine Schatzkammer dem elenden Schmeichler ein immerwährendes Lächeln, ein beſtändiges Ja ablockt, dem Schmeichler, der im gleichen Maße den elendeſten Wurm verehren würde, wenn er ihm nur Wohlleben und Sinnenkitzel verſchaffen könnt ? Das ſei Macht und Gröſſe, daß ein Häuflein Menſchen zu deinen

Füßen ſeufzt, die aus knechtiſcher Furcht ihren Willen dem deinigen unterwerfen und dir ihren Lebensgenuß aufopfern?

Dem Victor gällten die Ohren; er befürchtete, daß dieſer Monolog noch nachdrücklicher werden dürfte, und machte alſo dem in Nachdenken verſunkenen Rupo ſeine und Guſtavs Gegenwart bemerkbar, indem er ihn bey der Hand faßte und fragte, was ſein unverwandter Blick in dem ſtürmiſchen Waſſer ſuche?

Rupo. (ohne ſeine Miene und Stellung zu verändern) Ich ſuche nicht gerne, weil ich überzeugt bin, daß nicht viel zu finden iſt. — (nach einer kurzen Pauſe) Ich ſehe dieſem Waſſer zu und finde, daß ein Menſch immer noch gut daran wäre, wenn er blos das Spiel der Elemente bliebe.

Victor. Sonderbar und dunkel! Sie müſſen mir wirklich etwas zu Hülfe kommen, wenn Sie eine Antwort hierauf von uns erwarten!

Rupo. Die Elemente haben keine Launen, hängen von zwar unabänderlichen aber doch weiſen Geſetzen ab und geben immer mehr als ſie nehmen;

Victor. Sie ſind ſchrecklicher als alles.

Rupo. Aber auch wohlthätiger als alles.

Victor. Sie ſind ſtrenge Gebieter.

Rupo. Aber doch keine Tyrannen.

Victor. Kann ſeyn.

Rupo. Iſt gewiß.

Victor. Nur einige Schritte weiter vorwärts, und Sie werden anders denken.

Rupo. Wie ſo?

Victor. (aufs ſtürmiſche Waſſer zeigend) Wenn Sie ſich jetzt in dieſem Spielraum befänden, würden Sie das Spiel der Elemente ziemlich tyranniſch finden.

Rupo. Unſtreitig; allein der Vernunft bleiben hier Auswege übrig.

Victor. Allerdings! hier wie überall.

Rupo. Unſere Karrieren, die wir beyde bisher gemacht haben, müſſen äußerſt verſchieden ſeyn.

Victor. Wie kommen Sie hierauf?

Rupo. Ganz natürlich, durch Sie ſelbſt.

Victor. Wieder geheimnißvoll.

Rupo. Nichts weniger. Unſere kurze Unterredung zeigt, daß wir beyde ganz verſchiedene Erfahrungen gemacht haben; und ſo ganz verſchiedene Erfahrungen laſſen auch auf ganz verſchiedene Karrieren ſchließen. Sie finden überall Auswege, ich finde beynahe nirgends einen.

Victor. Wo kommen Sie her?

Rupo. Wo wollen Sie hin?

Victor. Unſere Unterredung ſcheint ſich in bloſe Fragen zu verwandeln.

Rupo. Iſt auch nicht unrecht; da kann ſich immer der Andere denken was er will.

Victor. Wenn er aber falſch denkt?

Rupo. So gehts ihm ſo wie tauſend andern.

Viktor. Wahrſcheinlich kommen wir Ihnen heute ungelegen?

Rupo. Wie nach?

Victor. Sie wollten in ihren Betrachtungen nicht geſtört ſeyn; ſie würden es durch uns, und dieß macht Ihre Aeußerungen ſo kurz und dunkel.

Rupo. Man kann mit wenigen Worten viel ſagen.

Victor. Das kann man; allein die Unterhaltung ſtockt, wenn man zu wenig ſpricht. Wir kommen deswegen, um Ihnen und uns die Zeit zu verkürzen, und hier kann man dieß nicht anders als durch Unterredungen.

Rupo. Finden Sie, daß ich dieſen Zweck hindere.

Victor. Ich ſagte gern nein! wenn man Ihnen nur eine befriedigende Antwort abgewinnen könnte.

Rupo. Unſere Unterhaltung hat angefangen; fahren Sie nur fort, von dieſem Anfang läßt ſich viel fortſetzen.

Victor. Wie kommen Sie aber auf ſo ſonderbare Betrachtungen? und wenn Tauſende dieſe Wellen anſehen, ſo wird wahrſcheinlich nicht ſo leicht einer auf die Gedanken verfallen, die Sie jetzt geäußert haben.

Rupo. Vielleicht irrten Sie ſich. Seit zehn Jahren ſind dergleichen Dinge Alltagsgegenſtände geworden. Uberdieß komme ich jetzt aus einem Lande, wo es einen wahren Ueberfluß an Veranlaſſungen zu dergleichen Betrachtungen gab.

(nach einigem Beſinnen, mit einem bedeutenden Blick) Kennen Sie den Erdengott Parounkowitzſch?

Victor. Wir ſind auf dem Wege ihn kennen zu lernen.

Rupo. Wenn das Ihre Abſicht iſt; ſo muß ich Ihnen ſagen, daß Sie nicht nöthig haben, auf ein Schiff zu warten. Das Reich des Parvunkowitzſch iſt für alle Fremde verſchloſſen.

Guſtav. (voll Verwunderung) Wie ließ ſich das denken? Da würde ja alle Communication mit der übrigen Menſchenwelt unterbrechen?

Victor. Das Reich iſt von einer ungeheuern Größe, es kann ſich ſelbſt genug ſeyn.

Rupo. Der Einfall iſt originell und ich kann mir den Zuſtand gar nicht ſonderbar genug denken, der dann ſtatt haben müßte, wenn alle Herrſcher ein Gleiches thäten. Da glich die Welt einer großen

Voliere mit vielen, vielen kleinern Käfichen, in deren jeden eine beſondere Art Vögel eingeſchloſſen wäre, die nota bene aber auch nicht einmal einander pfeiffen hörten. Es war ja ſchon allerley da; vielleicht kommt ein ſolcher Zuſtand in der künftigen Reihe der Dinge mit zum Vorſchein.

Guſtav. Die dermaligen Umſtände machen freylich manche Vorkehrungen nöthig. Es waren bisher auch fatale Zeiten.

Rupo. Die dermaligen Umſtände? O! da berühren Sie gerade den rechten Punkt. In Rückſicht auf dieſe ſollte man ganz anders handeln.

Victor. Wie ſo? Wenn ich Gefahr vor Augen ſehe, ſoll ich da nicht auf meine Sicherheit denken?

Rupo. Alles mit Unterſchied; die Gefahr, von welcher hier die Rede iſt, was von ganz eigener Art und wurde wirklich von ſehr vielen gar nicht nach ihrer wahren Beſchaffenheit erkannt.

Es iſt zwar nicht zu leugnen, daß die Lichtheimiſche Revolution allgemeines und großes Aufſehen erregte, viele Federn und Zungen in Bewegung ſetzte und auch manches Köpfchen verdrehte. Allein der Lerm war das meiſte, und wer Gelegenheit hatte ſich unter den großen Menſchenhaufen umzuſehen, und richtige Beobachtungen zu machen, der fand gewiß, daß dieſes politiſche Ereigniß bey weitem noch nicht alle Köpfe verdreht und alles mit Neuerungsſucht und dem für manche ſo ſchreckbarem Revolutionsfieber angeſteckt hatte. Unzufriedene und Schwindelköpfe giebt es überall. Ich habe aber auch Länder gefunden, wo die Anzahl derer, die allenfalls Luſt hatten, den Lichtheimern nachzuahmen, gegen die Menge vernünftiger, und Ordnung liebender Leute gar in keine Betrachtung kommen konnte.

Schlarraffenlandsbeſucher giebt es ſo viele nicht mehr und durch Vorſpiegelung goldner Berge kann man nur Thoren täuſchen. So gewiß es nun auch iſt, daß man nicht Urſache hat, über einen Ueberfluß an wahren Weiſen zu klagen, ſo muß man doch auch zur Ehre der Menſchheit bekennen, daß man ſich unter den niedern Ständen nicht vergeblich nach geſunder Vernunft umſieht. Die Leute wollen blos Ordnung, Ruhe und ein erträgliches Loos; man ſorge dafür, daß ihnen dieſes ſoviel wie möglich wird, und man hat dann gewiß weiter keine andern Vorkehrungen zu ſeiner Sicherheit nöthig. Bey ſolchen Anſtalten und Veränderungen ſind Regent und Unterthanen unglücklich. Den Beweiß von dieſer letzten Behauptung erlaſſen Sie mir doch wohl?

O ja! er würde Ihnen ohnedem ſchwer werden!

Rupo. Unmöglich können Sie dieſes im Ernſte meynen. Es liegt hier alles ſo blos vor Augen, daß man ſie nur öffnen darf, um ſich dann zu überzeugen. Es giebt auch Käſiche, die einen Raum von mehrern Meilen in ſich faſſen. Nur die Glückſeligkeit, die man in einen Käſich genießt, war, ſo lange die Welt ſteht, nicht weit her — für mich wenigſtens hat ſie keinen Reitz. Eben ſo gewiß iſt es auch, daß derjenige Erdengott in keinen Himmel thront, der in dem Wahn ſteht, dergleichen Maßregeln ergreifen zu müſſen. Glauben Sie wohl, daß ich mich um einem Augenblick beſinnen würde, wenn ich zwiſchen Warunkowitzſchens Throne und der Fiſcherhütte, die uns Herberge gewährt, zu wählen hätte? Wer von einer immerwährenden Furcht gereiniget wird, der hat ein elendes Loos, und wenn alles um ihn herum voll Gold und Brillanten wäre.

Guſtav. Dieß letztere wird niemand bezweifeln; allein der Fall iſt nicht auf den Warunkowitzſch anwendbar.

Kupro. Nicht? Und doch ſind ſeine Handlungen ſo beſchaffen, daß man gar nichts anders als Furcht zum Motive derſelben annehmen kann.

Dieſer Erdengott ſitzt überhaupt auf einem Thron, auf welchem ſich die Furcht gleichſam einheimiſch gemacht hat. Hier bedarf es nur eines Blicks in die Geſchichte ſeiner Vorfahren und es wird kein Zweifel übrig bleiben. Gewiß iſt es aber auch, daß ſich immer einer mehr als der andere fürchtet. Einige dieſer Erdengötter wußten ſich ſo zu benehmen, daß ſich dieſe Furcht ziemlich vermindern mußte; allein unter dieſe gehört Parounkowitzſch nicht. Dieſer handelt gerade ſo, daß er nie ruhig werden kann. Seine Handlungen zeigen deutlich, daß Furcht und Argwohn ſeine Phantaſie in Hitze geſetzt hat und dieſe ihn zu Dingen verleitet, die man heut zu Tage im Reiche der Wirklichkeit gar nicht mehr ſuchen, geſchweige denn finden ſollte. Er fürchtet

Alles und erblickt überall Gefahren. Die unſchuldigſten Dinge ſind ihm verdächtig, und ſein Argwohn erſtreckt ſich ſogar auch auf ſolche Gegenſtände, die nach den Geſetzen der Natur Liebe und Zutrauen in uns erregen und erhalten. In ſeiner Göttin findet er eine heimliche Verrätherin, in ſeinem Kinde einem verſteckten Feind, im ſtillſten Unterthan einen Rebellen. Unter dieſen Umſtänden kann es gar nicht fehlen, daß mancherley abentheuerliche Dinge zum Vorſchein kommen müſſen. So wurden z. B. auf einmal alle modiſch geformte Kleidungsſtücke des Landes verwieſen. Gleich als ob ſich unter aufgeſtülpten Hüten ganz andere Gedanken erzeugten als unter runden, die doch der Natur der Dinge nach immer die vernünftigſten bleiben, weil ſie ihrer Beſtimmung am meiſten entſprechen, und unter einem Chilet kein ſo gutes Herz ſchlagen könnte als unter einer Weſte.

Sein groſes Reich gleicht dem Hauſe eines Eiferſüchtigen, in welchem Thür und

Fenſter verſchloſſen ſind, ſo daß weder Ein- noch Ausgang mehr ſtatt finden. Und mitten in dieſem verſchloſſenen Reich findet er in ſeiner eigenen Reſidenz nicht Sicherheit genug. Hier hat er in geheim den Ton eines kleinen Hörnchen zum Signal einer nahen Gefahr gemacht, welches einer ſeiner Vertrauteſten, der immerwährend die Wache hat, beſitzt. Ein Sicherheitsmittel, das ſeiner Abſicht wenig entſpricht und ihm bisher mehr Unruhe als Ruhe gewährte. Aehnliche Töne, die in ſeiner Nähe, aus ganz unſchuldigen Urſachen hervorgebracht worden ſind, haben ihn ſchon mehreremale auf das heftigſte erſchreckt, und vorzüglich iſt dieſes einmal bey der Ankunft eines fremden Geſandten geſchehen, deſſen Poſtillion mit ſeinem Horn den Parvunkowitzſch und ſeine Wächter in einen großen Allarm brachte und leider dadurch der Gattin des erſtern eine ſehr üble Behandlung zuzog, weil der beunruhigte Eheherr dieſe für die Urſache der dem Wahn nach angekündigten Gefahr hielt.

Zu dieſer Furcht geſellt ſich ein Jachzorn, der unſtreitig weit eher jeder andern Perſon als einem regierenden Erdengotte zu verzeihen iſt, indem er als Eigenſchaft eines ſolchen gar zu üblen Folgen haben kann. Wie leicht man dieſen Zorn reitzen kann, beweißt unter andern ein Vorfall, der ſich mit einem gewiſſen vornehmen Fremden zutrug. Dieſer näherte ſich dem Paradeplatz, wo Parvunkowitzſch dem Waffenſpiel ſeiner Garden zuſah. Unglücklicherweiſe war ſein in der That ſehr ehrliches Haupt mit einen runden Hut bedeckt. Parvunkowitzſch hatte ihn kaum erblickt als er auf ihm zueilte und ihn mit eigenen Händen ſehr nachdrücklich fühlen ließ, daß er kein Freund von runden Hüten ſey.

Was ſagen Sie zu dergleichen Sächelchen? Iſt das die rechte Handlungsweiſe, wodurch man ſich Liebe und Sicherheit erwirbt, Zufriedenheit und Glück befördert, und der weitern Ausbreitung einer Lichtheimiſchen Influenza vorbeugt?

Ich ſollte meynen, daß dieß gerade die rechten Mittel wären, wenn man die Erreichung des Gegentheils beabzielte.

Victor. Es iſt ſchwer, hierüber ein richtiges Urtheil zu fällen. — Was kann und ſoll ein Erdengott unter dieſen Umſtänden anders thun?

Kuno. O! dieß wäre traurig, wenn ſich unter dieſen Umſtänden nichts anders thun ließe!

Ein gewiſſer ſehr ſtrenger Monarch hatte zwey Söhne. Dieſe unterhielten ſich einſtmals über die Regierung ihres Vaters und äußerten gegen einander wie ſie es machen würden, wenn ſie an ſeiner Stelle wären. Der Aeltere ſagte, ich würde ſehr liebreich und freundlich mit den Leuten umgehen, wäre de ſo recht wie ein guter Vater gegen ſie handeln, mit einem Wort, ich würde mich ganz beſtreben, geliebt zu werden.

Nein! erwiederte der Jüngere, fürchten müßten mich meine Unterthanen; hätte ſie mein Vater mit Ruthen gepeitſcht, ich würde ſie mit Scorpionen züchtigen. Wenn ſo alles vor mir zitterte, wenn jedermann mit Angſt und Schrecken an mich gedächte; dann wäre meine Abſicht erreicht, dann würde ich mich groß und erhaben fühlen!

Was meynen Sie, welcher von dieſen beyden war auf dem rechten Wege?

Guſtav. (hitzig) Keiner!

Victor. Es kann jeder Recht haben; alles kommt auch hierbey auf Zeit und Umſtände an.

Rupo. (die Hand auf dem Mund) Und nun keine Sylbe mehr von dieſem Gegenſtand. Es traten jezt überhaupt wieder ſolche Umſtände ein, daß der Vernünftige nichts Beſſers thun kann als ſchweigen.

Sonnenſchein.

Mehrere Tage vergingen und noch immer ſchien ein unauflösliches Schloß an Nuvos Mund zu hängen. Man gab ſich alle Mühe, den rechten Schlüſſel zu dieſem Schloß zu finden; allein alle Mühe war umſonſt. Kaum konnte man bisweilen ein einziges Wörtchen herauslocken, Nuvo blieb ſtumm und ehe man ſich verſah, war er nicht mehr zu ſehen und alles Suchens ungeachtet auch nicht mehr zu finden.

Dieſes plötzliche Verſchwinden war unſern beyden Reiſenden ganz unbegreiflich und warf ein noch größeres Dunkel über dieſen ſonderbaren geheimnißvollen Mann. Die Urtheile und Meynungen, die man hierüber äußerte, waren ſehr verſchieden, theils rühmlich, theils nachtheilig für ihn.

Viatto hatte zeither den ſtillen Beobachter gemacht; dieſer fand an dem verſchwundenen Rupo einen ſeltenen Mann und großen Weiſen. Ein Urtheil, den keiner ſeiner Herren beyſtimmen wollte, da Rupo in ihren Augen nichts anders als ein politiſcher Ketzer, ein abentheuerlicher Schwindelkopf war, der ganz von jenen Lichtheismiſchen Fieber angeſteckt zu ſeyn ſchien. Manches Stündchen wurde hierüber verſchwatzt und gar ſonderbare Vermuthungen, kamen dabey mit zum Vorſchein.

Der Fiſcher, welcher nicht nur Zeuge mehrerer von den ehemaligen Unterredungen geweſen iſt; ſondern auch die jetzigen Aeuſſerungen mit anhörte, ſchüttelte immer bedenklich den Kopf bis er denn endlich auch mit einem gar ſonderbaren Lächeln ſein Wörtchen dazu gab. Wie kann man ſich, ſagte er, ſo lange den Kopf zerbrechen, über einen Mann, den man es ſogleich beym erſten Anblick anſah, wes Geiſtes Kind er war. Iſt es Ihnen noch nicht bekannt, daß es heut zu Tage überall Spione giebt, die auf Einheimiſche und Fremde lauern, ihnen das Herz auf die Zunge zu locken, und denjenigen, der treuherzig genug iſt, ſich über politiſche Dinge herauszulaſſen, ins Unglück bringen? Dieſer Rupo war ſo ein Duckmäuſer, hätten ſie nur in dem Ton mit eingeſtimmt, den er angab, gewiß! Sie würden bald in die traurigſte Lage gekommen ſeyn! Seine Ankunft und Abgang ſind beyde gleich dunkel. Er erſchien auf einmal hier, ohne daß man wuſte woher, und ſo verſchwand er auch wieder. So lange dieſer Laurer hier war, gieng aus mein nem Munde weiter kein Wort als ja und nein Und jetzt da ich ihn nicht mehr vor Augen ſehe, athme ich erſt wieder frey.

Die beyden Herren fanden dieſe Meynung des Fiſchers zwar ſehr wahrſcheinlich; hörten ſie aber übrigens mit aller Gleichgültigkeit an: denn was hatten ſie von einem Spion dieſer Art zu fürchten — ſie, deren politiſches Glaubenbekenntniß ſo ächt orthodox als möglich war? Allein auf den Biatto machte der Gedanke, wieder in der Nähe eines ſo gefährlichen Laurers geweſen zu ſeyn, mehr Eindruck. Jener für ihn ſo unangenehme Vorfall auf dem erſten Götterſitz drängt ſich ihm ins Gedächtniß und nur das Bewußtſeyn, ſeit einer geraumen Zeit immer den Stummen gemacht zu haben, konnte ihm beruhigen.

Der verſchwundene Nuvo wurde inzwiſchen bald vergeſſen, da jetzt weit wichtigere und angenehmere Dinge die Aufmerkſamkeit auf ſich zogen. So wie kurz zuvor alles für die Lichtheimer war; ſo ſchien jetzt auf einmal alles wider ſie zu ſeyn. Ihre glückliche Zeitperiode hatte ein Ende und ſie ſanken eben ſo ſchnell wieder von der Höhe herab, als ſie ſich zu derſelben empor gehoben hatten. Fürchterliche Heere zogen wider ſie zu Felde, welche die Glücksgöttin ſo ſehr begünſtigte, daß man in allen öffentlichen Blättern nur immer von ihren Siegen las. An ein Stürmen des Olymps war jetzt ſo wenig zu denken, daß vielmehr die Lichtheimer den Anſtalten nach, die man noch immer gegen ſie traf, alles zu fürchten hatten.

Daß Victor und Guſtav von dieſer ſo glücklichen Veränderung der Dinge ſchon einige Nachricht hatten, haben wir ſchon erwähnt. Allein daß es ſchon ſo weit gekommen und der Glücksſtern ihnen ſchon wieder ſo ganz nahe ſey, dieß wußten ſie noch nicht. Sie befanden ſich jetzt in einer Gegend, wohin nicht immer ſogleich die Nachſicht von den neueſten Vorfällen der Menſchenwelt gelangte und eben jetzt war der Fall umgekehrt, daß ihre Sehnſucht nach Neuigkeiten gewöhnlich lange unbefriedigt blieb. Ihr jetziger Zuſtand, der einem Exil glich, hatte ihnen ſchon zu lange gedauert; vergeblich hatten ſie ſich bis jetzt Poſitälich nach einer Gelegenheit umgeſehen, ihre Reiſe fortſetzen zu können. - Ungeduld und Langeweile traten ein, und eben waren ſie im Begriff, ihr Mißeſchick zu beklagen, als Viatto von einen unternommenen Recognoſciren mit der frohen Nachricht zurückkam, daß ein Schiff in den Hafen vor Anker liege. Man machte ſich ſogleich in pleno auf und fand nicht nur, daß Viatto richtig geſehen hatte, ſondern, was das Vorzüglichſte war, man wurde auch bald mit einer Menge Neuigkeiten erfreuet, die der bisherigen Stimmung auf einmal eine ganz andere Wendung gaben.

Im ganzen Olymp und alſo auch für die beyden reiſenden Gottheiten war der hel terkeſte und hellſte Sonnenſchein eingetreten, und Victors verlorne Krone ſo wie Guſtavs verſchwundener Fürſtenhut zeigten ſich auf einmal wieder in der Nähe, ſo daß es ſchien als ob beyde nur darnach greifen dürften.

Eine ſolche unerwartete und plötzliche Veränderung der Dinge mußte ganz natürlich einen großen und zwar ſehr angenehmen Querſtrich durch die Reiſerechnung unſerer Olympianer machen. Der Reitz zur Empfindſamkeit war wie weggezaubert und in wenig Stunden machte Biatto die Erfahrung daß mit ſeinen Herren, vorzüglich in Beziehung auf ihn ſelbſt eine große Metamorphoſe vorgegangen ſey. Gut war es, daß er ſich ſeit einiger Zeit in der Kunſt zu ſchweigen, zu welcher er einſt ſo wenig Anlage zu haben ſchien, einige Fertigkeit erworben hatte: denn jetzt hatten jene cordaten Unterredungen ein Ende und Biatto mußte ſo ſtumm ſeyn wie ein Fiſch.

Es gieng dieſen reiſenden Göttern wie einſt dem Moſes, der das Land Canaan nur von ferne ſah. Auch ſie hatten die nordiſchen Luſtgefilde blos von ferne geſehen, und durch Rupos Erzählungen nur einen Vorſchmack von den Parvunkowitzſchliſchen Wonnenleben erhalten. Zwar hätten ſie allenfalls Zeit genug gehabt, ſich hiervon durch eigene Erfahrungen zu überzeugen; allein jetzt war die Geduld, die ſich einſt in einer Höhle äußerte, nicht mehr da. Ueberdieß war ja auch die Paſſage gegen Norden gehemmt, und wenn ſie auch für ſie offen geweſen wäre, doch unter den damaligen Umſtänden mit vielen Schwierigkeiten verbunden, wozu auch noch dieß kam, daß die erſte Waſſerprobe ſo übel abgelaufen war, und ſie alſo nothwendig zu einem zweyten Verſuch muthlos machen mußte.

Das eben angekommene Schiff nahm auch einen ganz andern Weg, indem es ſeinen Lauf in diejenige Gegend richtete, von welcher die beyden Götter gekommen waren. Dieß war ihren Abſichten ganz gemäß; der Entſchluß, mit denſelben zurück zu kehren wurde alſo ſogleich gefaßt, und auch ausgeführt.

Ruhepunkt.

Die Seereiſe welche König Victor und Fürſt Guſtav wieder retour zu machen hatten, verurſachte in ihrer entworfenen Marſchroute eine kleine detour, welche ſie ſich nothwendig gefallen laſſen mußten, da ſie ſich auf einen Schiffe befanden, welches ganz natürlich ſeine eigentliche Beſtimmung zur Richtſchnur ſeines Laufes nahm. Ohne es eigentlich zu wollen, kamen ſie demnach in ein Land, das ein Erdengott beherrſchte, welcher im Jünglingsalter ſchondie ausgereifteſten Thaten eines in der Schule der Erfahrung und Weißheit gebildeten Greiſes der Welt vor Augen legte. Ein Erdengott, der ſich während dem kritiſchen Zeitpunkte der Lichtheimiſchen Unruhen muſterhaft betrug und in einer Lage, wo es faſt nicht möglich ſchien, ſeinen Unterthanen Ruhe und Frieden erhielt. Kurz ein Erdengott, der im Olymp einen wahren Phönix macht — der ſchon viel geleiſtet hat und von welchem ſich noch viel erwarten läßt.

Daß hier von niemand anderen als von dem großen Bruno die Rede ſeyn kann, werden alle Leſer von ſelbſt wiſſen, die mit dem Olymp nicht ganz unbekannt ſind. Kein Sterblicher, er mag übrigens ſeinem Wirkungskreiß in einer hohen oder niedern Sphäre haben, wird von allen ſeinen Zeitgenoſſen gleich richtig beurtheilt; keiner hat lauter Freunde. Auch Bruno macht keine Ausnahme von dieſer allgemeinen Wahrheit.

Allein man muß es doch zur Ehre unſers jetzigen Zeitalters bekennen, man iſt über ſeinen Werth ſo ziemlich einig; wenn Tauſende den Namen Bruno verehren und bewundern, ſo findet ſich vielleicht dann und wann nur einer, den eine angebohrne Tadelſucht zu einem andern Urtheil verleitet.

Man könnte eigentlich darin einen Wink der Vorſehung finden, daß Victor und Guſtav wider ihren Willen einem Götterſitz nahe gebracht wurden, wo ein ſo weiſer und muſterhafter Erdengott reſidirte und zwar zu einer Zeit, wo die erſtern wieder Hoffnung hatten, zum baldigen Beſitz ihrer verlornen Thronen zu gelangen: denn hier fanden ſie inder That eine wahre Schule für ſich, in welcher ſie ſich zu der ihnen bevorſtehenden Regierung bilden konnten. Ein Umſtand, der ihre Prüfungs- und Wanderungszeit zur Zeit des Segens für ihre Völker gemacht haben würde. Allein ſo glücklich endigten ſich dieſe Reiſen nicht: denn dieſe beyden Gottheiten im Fleiſch, hatten vom Bruno ſehr mittelmäßige Begriffe, welches ſowohl von einem ſchiefen Blick — richtige Blicke ſind nicht jedermans Sache — als auch von der leidigen Politik herkam.

Man hatte daher auch weiter keine groſe Sehnſucht nach dieſem Götterſitz: allein da man nun einmal ſo ganz nahe vorbey paſſiren mußte und man weiter keinen Nachtheil für ſich daraus abſehen konnte; ſo wurde Pruno wirklich mit einem kurzen Beſuch beglückt. Dieſer Beſuch gewährte weder den erhabenen Wirth noch den Gäſten viel Vergnügen und wurde noch kürzer als man Anfangs beſtimmt hatte: denn Pruno war gewohnt, Wahrheiten zu ſprechen und dieſe ſind, wie bekannt für viele ſehr bitter.

„Glauben Sie,“ ſagte er unter andern, „die Urſachen, warum es unter den niedern Menſchenkindern ſo traurig ausſieht, muß man vorzüglich in dem Olymp ſuchen. Man darf nur ſehen und hören, um dieſe Behauptung ohne weitern Beweiß als wahr und richtig anzuerkennen Die Götter klagen über die Menſchen und die Menſchen über die Götter. Welche Klagen die gegründeſten ſind, iſt lang kein Geheimniß mehr. Ich finde in den neuern Ereigniſſen eine Zuchtruthe. Heil dem Olymp und wohl der ganzen Menſchheit, wenn die Wunden die ſie ſchlug, zur allgemeinen Beſſerung gereichen!

So ſprach Pruno und wir können nicht umhin, ihm aus der Ferne unſern innigſten Beyfall zuzurufen.

Victor und Guſtav verließen dieſen Götterſitz in aller Stille und unter einem ſo ſtrengen Incognito, daß wie ſie aus den Augen verloren und trotz allen Nachforſchen, bis jetzt nicht wieder finden konnten Hoffentlich werden ſie nunmehro bald irgendwo wieder zum Vorſchein kommen. Noch iſt die Fortſetzung ihrer Reiſe ungewiß Alles hängt von gewiſſen Umſtänden ab. Erfolgt ſie wirklich, ſo werden wir unſern Leſern den zweyten Band dieſes Werkchens nicht ſchuldig bleiben.

Eine Menge Druckfehler, die das Buch verunſtalten, ſind zum Theil auf die unleſerliche Hand des Verfaſſers zu rechnen, deſſen Entfernung vom Druckorte, eine Reviſion unmöglich machte. Eine Aufzeichnung dieſer Druckfehler wäre überflüſſig, da ſie die Gefälligkeit des Leſers ſelbſt finden und verbeſſern wird.

Der Verleger.

In allen Buchhandlungen ſind folgende merkwürdige Bücher zu haben:

Miranda, Königin im Norden, Geliebte Panſalvins m. K. 8. Germanien 1798 1 Thlr 8. gr.

Das Publikum hat einſtimmig über Panſalvin entſchieden und der ungetheilte Beifall, den er erhalten hat, iſt ein Beweis, wie ſehr jene zwei nordiſche Gottheiten intereſſirten. Das Leben der Königin Miranda vollendet ein Gemälde, das reich an intereſſanten Situationen, groß an verwickelten Folgen, und neu in Darſtellung und Entwickelung über eine der wichtigſten Stellungen am politiſchen Himmel Europens einen erleuchtenden Stral wirft. Keiner der vielen Biographen der Monarchin hat ſo ein thatenreiches Leben ſo richtig darzuſtellen gewußt, wie der Verfaſſer der Miranda; aber keiner konnte auch ſo die geheimſten Begebenheiten, die verborgenſten Quellen benutzen, als dieſer. Wem die Schilderungen ſolcher Menſchen, wem ein Leben ſo geführt, und unter ſolchen Verhältniſſen geführt, nicht intereſſiren kann, der nimmt keinen Antheil an den Begebenheiten eines vorigen Jahrhunderts, das ſich für die heiligſten Angelegenheiten des Menſchen ſo höchſt wichtig beſchließt.

Saul II. genannt der Dicke, **König von Kanonenland,** mit Kupfern 1799 Preiß 1 Thlr. 10 Gr. Wer erkennt in der gefälligen Form, in dem einnehmenden Vortrage der verwickeltſten Begebenheiten, nicht den Verfaſſer ähnlicher mit dem größten Beifalle aufgenommener politiſcher Gemälde. Das Leben eines großen Mannes der eine Krone trug, ſie bei gefährlichen Verhältniſſen, unter überraſchenden Gefahren trug, gewinnt noch an Intereſſe, durch Darſtellung von Thatſachen, die bisher Geheimniſſe der Kabinette blieben, die keine fremde Feder kannte, und die unſer Urtheil über einen der merkwürdigſten Zeiträume, über eine der wichtigſten Perſonen entſcheiden.

Die Fürſtentochter, 2 Bde. 8. mit Kupfern, Preis 2 Rthlr. Der Verfaſſer, einer der berühmſten Romanendichter, hat dem Publikum einen neuen Beweis ſeiner Talente in dieſem Fache gegeben. Stärke und Korrektheit der Sprache, feine Verwickelung, treffende Bilder, intereſſante Situationen und alle Reize äſthetiſcher Darſtellung, bilden in ſeltner Vereinigung, ein ſolches harmoniſches Ganze, daß keiner dieſen Roman unbefriedigt aus den Händen legen wird. Der reine Sinn des Verf. für Wahrheit und Recht, der aus dem Ganzen unverkennbar blickt, und ſeine Kunſt, das Angenehme und Nüzliche ſo reizvoll zu vereinigen machen die Lektüre dieſes Buchs intereſſanter und belehrender.

Das Kampanerthal; oder über die Unſterblichkeit der Seele. Nebſt einer Erklärung der Holzſchnitte unter den zehn Geboten des Katechismus 8. Preis 1 Rthlr. 12 Gr. Jean Paul Richter — dem Teutſchland neben ſeinem Wieland und Göthe den ehrenvollſten Plaz zuerkannt hat — nach dem einſtimmigen Urtheile gelehrter Richter, einer der erſten Schriftſteller ſeines Vaterlandes, hat in dieſem Klaſſiſchen ſeiner Werke die Fülle romantiſcher Dichtung über einen Gegenſtand ergoſſen, der ſeiner Phantaſie ſo reichlichen Stoff darbot. Die Stralen ſeines Geiſtes ſind ſo erwärmend, ſein Meiſtergriffel ſo hinreißend, daß die Lektüre dieſes Buchs uns vor allen die Uebermacht ſeines ſchöpferiſchen Genius fühlen läßt. Eben ſo Philoſoph als Dichter, malt er mit mildem ächtgriechiſchen Griffel ein Gemälde aus, deſſen Gegenſtand mit dem heiligſten Intereſſe der Menſchheit ſo innig verwebt iſt. Auf den Blumenpfaden des reizenden Kampanerthals führt uns ſein ſüßer ſchwärmeriſcher Geiſt in die ſeligen Gefilde der Unſterblichen, hier vollendet er ſein Gemälde eben ſo originell, wie er es anlegte, und verläßt den Leſer überzeugt und im Gefühl der Würde unſterblicher Weſen. Den zweiten Theil zeichnen treffender Wiz und ſatiriſche Laune eben ſo entſcheidend aus, wie Präciſion und ſtrenge philoſophiſche Bündigkeit den erſten. Willig wird jeder dem Verfaſſer den Kranz der Unſterblichkeit darreichen, den er ſich ſo meiſterhaft errungen hat, ſo wie Wieland ſelbſt der kompetenteſte ſeiner Richter „dieſem neuen merkwürdigen Produkte moraliſcher Phantaſieſchöpfung" im teutſchen Merkur den Preis zuerkannt hat.

Der Fluch der Geburt oder Ueberreſte der geſetzlichen Rohheit. Drei Theile mit Kupfern von Jury. 1799. 8. Preiß 1 rl. 12 gl.

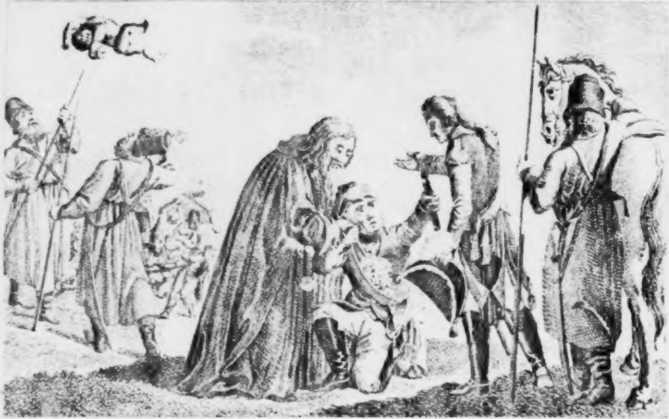
Dieſer Roman zeichnet ſich unter ſo vielen ſeiner Brüder durch Wahrheit der Erzählung und durch edle ſchmuckloſe Darſtellung aus. Er ſchildert rührende Szenen, aus der Barbarey einer Leibeigenſchaft, die ſelbſt noch einen Theil des Vaterlandes drückt und die unter dem Schutze der Geſetze, zur Schande unſers Jahrhunderts die Rechte einer ganzen Menſchenklaſſe zu Boden tritt. Er verdient um ſo mehr Aufmerkſamkeit, da ihm eine wahre Begebenheit zum Grunde liegt, die jedes fühlende Herz empört und die allein vermögend wäre, wenn ſie zu den Ohren der Mächtigern durchdränge, jenen Greueln ein Ziel zu ſetzen.

Reiſen unter Sonne, Mond und Sterne.
Ein biographiſches Gemälde. Zweiter Thl.
Mit Kupfern Preis 1 rhlr.

Dieſes iſt der zweite Theil eines humoriſtiſchen Werks, das mit ſo vielem Beifalle aufgenommen wurde, und das nach dem Urtheil eines unſerer genievollſten Köpfe Jean Pauls, ſo viel Witz, Phantaſie und Gefühl in ſich vereinigt. Da es keiner weiteren Anempfehlung bedarf; ſo theilen wir noch aus der Ober D. allgem. Litteraturzeitung Nro. 115. vor J. den Auszug iner Beurtheilung derſelben mit: „Von dem ſonderbaren Titel dieſes Buchs verſprach ſich Rec. ſchon beym erſten Anblicke viel Gutes Seine Neugierde ließ ihn auch nicht ſo lange ruhen, ſondern feſſelte ihn ſo daran, daß er das Werkchen nicht aus der Hand legen konnte, bevor er es durchgeleſen und ſich von dem innern Gehalte überzeugt hatte, der ihn gerade in der gegenwärtigen Stimmung ſeiner Seele, ſo erwünſcht war, daß er eine wiederholte Lektüre ſich nicht verſagen konnte, bei der er für den unbekannten Verfaſſer ſo eingenommen wurde, daß er vertrautere Bekanntſchaft mit ihm wünſchte. Bei der Anzeige ſeines ſchönen Buchs kann er nicht umhin, ihm für die angenehmen Stunden, die er ihm verſchaft hat innigen Dank zu ſagen, und ihn zu verſichern, daß Arbeiten der Art gewiß allen Leſern, welche gerne mitdenken und fühlen, ſehr willkommen ſeyn werden ꝛc.

Geheime Briefſchaften aus dem Portefeuille der bey Raſtadt ermordeten fränkiſchen Geſandſchaft. Vollwichtiger Aufſchlüſſe über mehrere der intereſſanteſten Ereigniſſe unſrer Tage. Plittersdorf 1799 18 gl.

Die Geſchichte, die Aechtheit und Wichtigkeit dieſes höchſt ſonderbaren Fundes ſetzt die äußerſt intereſſante Einleitung des Herausgebers auseinander. Nur die Unmöglichkeit, einen Theil dieſer Briefſchaften eben ſo zu dechiffriren, wie es mit den übrigen gelang, die allerdings auf einen ungemeinen Grad von Wichtigkeit des Inhalts ſchließen läßt, konnte dem Herausgeber dahin vermögen, dieſe 29. Chiffre-Briefe nebſt den bereits von ihm dechiffrirten, dem Publikum vorzulegen, weil ihm nach zahlloſen eignen Anſtrengungen endlich nichts übrig blieb als der Wunſch, daß ein günſtiger Zufall ſie auf dieſem Wege einem Manne in die Hände ſpielen möchte, der vielleicht mehr Glück oder mehr Geſchicklichkeit zu dieſem Unternehmen mitbringt. Um aber gute Köpfe außer dem allgemeinen Intereſſe noch durch ein beſonderes anzufeuern, ſich hieran zu verſuchen, hat er zugleich funfzig Ducaten deponirt, als Prämie für die erſte befriedigende Auflöſung, die unmittelbar an ihm eingeſchickt wird; auch hievon beſagt die Einleitung das Nähere. — Dieß alſo und nicht eine elende Finanzſpeculation veranlaßt die Erſcheinung dieſer Schrift, unſtreitig einer der wichtigſten, die dieß ſo thatenreiche Jahrzehend noch geſehen hat. Sie beſteht aus drey Abſchnitten: I. Einleitung des Herausgebers; II. Geheimſtes Archiv; III. Teufel ohne Maske; — und bedarf keiner Anpreiſung.



Kakodämon

der

Schreckliche.

Panſalvins und Mirandas Donnerkeil,
Reviſor
des Codex der Menſchen Rechte.

Mit einem Kupfer.

Pyropolis
1800.

[illegible] [illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Kakodämon

der

Schreckliche.

Erſtes Kapitel.

Eine kakodämoniſche Scene aus dem kakodämoniſchen Krieg. Schlachtgetümmel und Kanonendonner. Gemetzel unter den Gefangenen.

(Kakodämon, Oberbefehlshaber der bojariſchen und aſtraliſchen Truppen — Anirt, ſein Adjutant. Burſow, ein bojariſcher General. Macer, ein aſtraliſcher Major. Perend, ein gefangener utopiſcher Officier.)

(Der Schauplatz iſt im Lande Rumalien, wo der Krieg zwiſchen den bojariſch-aſtraliſchen Truppen geführt wird. Auf einer großen, freyen Ebene ſchwärmen zerſtreute Corps umher. Nahe bey dem Flecken Crema befindet ſich der Oberbefehlshaber Kakodämon mit einem auserleſenen Corps, welches ſich auf einer Wieſe hinter einem Wäldchen gelagert hat. Um ihn herum ſind die eben genannten Perſonen. Vierhundert gefangene und entwaffnete Utopier ſind von achthundert bojariſchen Soldaten eingeſchloſſen, und ſollen transportirt werden. Aus der Ferne hört man zuweilen Kanonenſchüſſe.)

Anirt (kommt von der Seite hergeſprengt:) Großer Kakodämon! Der Feind iſt von allen Seiten aus ſeiner Poſition zurückgedrängt, und denkt nicht daran, noch einen Angriff auf unſer Lager zu wagen. Die Aſtralier ſind noch auf dem linken Flügel mit ihm engagirt; doch haben ſie ihn ebenfalls eine retrograde Bewegung zu machen genöthigt.

Kakodämon. Hurrah! Das iſt ein guter Anfang! Doch es muß noch beſſer kommen. Jetzt, Soldaten, macht Euch fertig, die utopiſchen Hunde niederzuſchießen.

Macer. Niederzuſchießen? Ich will nicht hoffen, daß Ew. Excellenz — —

Kakodämon. (lachend:) Sich werden befehlen laſſen. Nicht wahr Herr Major? Sie haben gehört, was ich befohlen habe.

Macer. Ich höre und ſtaune! Nie wurde bey unſern Truppen ein ſolcher Befehl gegeben. Wir behandelten die Feinde, die in unſere Hände fielen, als Kriegsgefangene, mußten ſie an einen entfernten Ort bringen, um ſie dann gegen die Unſrigen wieder auszuwechſeln.

Kakodämon. Das iſt viel zu methodiſch und taugt nichts. Man muß dieſen Hunden ein paniſches Schrekken einflößen. Ich will ſie ganz auf den Fuß behandeln, wie die Othonier, deren Schrecken ich war. — Alles nieder, was vor die Klinge kommt! Alles nieder!

Macer. In der Schlacht und beym Sturm, da bin ich ſelbſt der Meynung — aber Gefangene. —

Kakodämon. Werden erſchoſſen. Das iſt nun einmal meine Ma:

zime, von der Sie, Herr Major, mich nicht abbringen werden. Was ſollten wir auch mit den Beſtien anfangen? Sie zehren uns nur die Lebensmittel auf und erfordern brauchbare Truppen zum Eſcordiren und Bewachen — alſo fort mit ihnen!

Macer. Ew. Exellenz verzeihen — aber, wenn die Feinde es nun eben ſo mit ihren Gefangenen machen; ſo entſteht ja ein wahrer Vernichtungskrieg.

Kakodämon. Als ob das ein Unglück wäre! Das Loſungswort des Kriegs iſt ja einmal: Vernichtung! Ob vier Wochen früher oder ſpäter, das thut nichts zur Sache. Meine Truppen wiſſen das nicht anders. Laſſen ſie ſich fangen, ſo mag der Feind mit ihnen machen, was er will. Doch wir verlieren nur die Zeit mit reden: Anirk! hole mir den feindlichen Officier her.

(Der utopiſche Officier Perend wird herbeygeführt).

Perend. Was wollen Sie von mir, Herr Feldmarſchall?

Anirk. Man ſpricht hier zu Lande: was befehlen Sie. Ein wenig mehr Reſpekt, Bürger Perend, wenn ich bitten darf. Die republikaniſche Sprache iſt hier nicht Mode.

Perend. Das höre ich. Und dennoch werde ich ſie führen. Uebrigens rede ich nicht mit Ihnen, ſondern mit dem Herrn Feldmarſchall und erwarte von ihm, daß er über unſere Truppen, die in Gefangenſchaft gerathen ſind, verfügen werde.

Kakodämon. Das werde ich ſogleich.

Macer. (für ſich.) So verfügen die Cannibalen!

Perend. Wenn und wohin ſollen wir eſcortirt werden?

Kakodämon. Wenn? Jezt gleich; und wohin? in den Orkus.

Perend. In den Orkus? Ich verſtehe Sie nicht, Herr Feldmarſchall!

Kakodämon. Ich ſollte meynen, das wäre ſehr leicht zu verſtehen. Haben Sie noch nichts vom Orkus gehört.

Perend. O das wohl; aber eben deswegen verſtehe ich Sie nicht. Erklären Sie ſich deutlicher.

Kakodämon. Sehr diktatoriſch geſprochen, Bürger Perend! Nun gut, ich will Euch deutlicher erklären.

Alſo: die Gefangenen werden erſchoſſen.

Perend. Sie ſcherzen, Herr Feldmarſchall!

Kakodämon. Ich ſcherze nie, am wenigſten mit einem utopiſchen Bürger.

Perend. Ich bin ſtolz darauf! Doch dießmal dürften Sie doch wohl eine Ausnahme machen. Denn wir führen den Krieg hoffentlich mit Menſchen, und nicht mit Barbaren, die alle Menſchenrechte mit Füßen treten.

Burſow. Das Wort Menſchenrechte darf bey uns nicht gebraucht werden. Unſer gnädigſter Monarch hat es verboten, weil es ein revolutionäres Wort iſt.

Perend. Aber Menſchen ſeyd Ihr doch, oder wollt es doch wenigſtens ſeyn?

Burſow. Welche Sprache! Uns per Ihr anzureden! Der Burſche thut nicht anders als ob er unter ſeines Gleichen wäre!

Perend. Es würde ein hoher Grad von Illuſion dazu gehören, um ſich das einzubilden.

Kakodämon. Kein Wortwechſel weiter. Es bleibt bey der Reſolution: die Gefangenen werden erſchoſſen.

Perend. Iſt's möglich, daß ein Menſch einen ſolchen Befehl geben kann!

Kakodämon. Sie hören's ja, und werden's ſogleich auch ſehen.

Perend. Sie wollen alſo wirklich eine ſolche Schandthat begehen? Nun gut, wir ſind in Eurer Gewalt — aber wiſſe, Barbar, für das Blut, das Du hier ſo unſchuldig vergießeſt, bleibſt Du der Menſchheit verantwortlich!

Die große Nation wird dieſe beyſpielloſe Verletzung des Kriegsrechts an dir und deinen barbariſchen Horden ſchrecklich zu rächen wiſſen. Du läßt mich doch mit erſchießen?

Kakodämon. Das verſieht ſich. Doch halt! Nein, du mußt am Leben bleiben, um Zeuge davon zu ſeyn, wie wir mit den Königsmördern verfahren. Ich werde dich, wenn der Aktus vorüber iſt, wieder an die Truppen der großen Nation ausliefern, damit du ihnen die ſchreckliche Nachricht bringen kannſt: Kakodämon iſt da!

Perend. Schreckliches Ungeheuer! Schandfleck der Menſchheit. —

Burſow. Halt's Maul, verdammter Königsmörder — oder (er zieht ſeinen Säbel).

Perend. (tritt unerſchrocken vor ihn.) O ich fürchte dich nicht! vollziehe deine Drohung, ſchändlicher Fürſtenknecht!

(Burſow iſt im Begriff, ihn niederzuhauen.)

Kakodämon. Halt, General Burſow! Verſchieben Sie ihre Rache auf eine andere Zeit. Jetzt liegt mir daran, daß er verſchont bleibe.

Burſow. (ſteckt ſein Schwerdt wieder ein.) Ich gehorche Ihrem Befehl!

Perend. Kakodämon, wenn Du noch einen Funken menſchlichen Gefühls haſt, ſo laß mich das Schickſal meiner unglücklichen Waffenbrüder theilen! Ich mag, ich kann ihr Schickſal nicht überleben — gewähre mir dieſe Bitte!

Kakodämon. Es bleibt bey meiner Ordre.

Macer. Darf ich's wagen, Herr Feldmarſchall, um Gnade für die Gefangenen zu bitten?

Kakodämon. Herr Major, ich verbitte mir Ihre Einreden! Ich will's ſo, und damit Baſta!

Macer. (für ſich): Schrecklich, ſchrecklich! daß ich dieſem Barbaren gehorchen muß! Doch ich will wenigſtens nicht Zeuge dieſes abſcheulichen Auftritts ſeyn. (geht ſchnell ab).

Kakodämon. (zu Aniet, Burſon und Berend.) Ihr verziehet hier. (er tritt zu den Soldaten.) Jetzt Cameraden, macht Euch fertig, die Königsmörder niederzuſchießen! Sie, Herr Hauptmann, rangiren die Grenadire und commandiren zum Schuß.

(Die bojariſchen Grenadire werden in Ordnung geſtellt und geben drey Salven auf die utopiſchen Gefangenen. Der Platz iſt mit todten, verſtümmelten Körpern bedeckt. Man hört das Röcheln der Sterben den und das Aechzen der Verſtümmelten. Tiefe Stille umher).

Kakodämon. Iſt alles nieder? Daß ja nicht etwa einer von den Hunden davon kommt.

Der Hauptmann; Alles nieder. Nur hie und da zappelt noch einer; aber es ſind die letzten Todeszuckungen.

Perend. Ich wiederhole meine Bitte, Kakadämon: Laß mich auch umbringen! O laß mich tödten!

Kakodämon. Nichts! Sie, Herr Hauptmann, laſſen ihn durch einen Mann bis an die utopiſchen Vorpoſten bringen und dort abliefern. (zu Perend) Du erzähl' dann deinen Landsleuten, was vorgegangen iſt; ſag ihnen: Kakodämon iſt da und wird Euch vernichten! Hörſt du? Sag ihnen das.

Perend. Ich werde es ihnen erzählen, und wehe Euch, wenn wir zur Rache unſerer gewürgten Waffenbrüder kommen.

Kakodämon. Laß ſie kommen! Laß ſie kommen! Jetzt marſch!

(Perend wird abgeführt).

(Zu Burſow) Sie, Herr General, begleiten mich und Anirt in's Quartier, wo ich die weitere Ordres ſtellen werde.

(Sie gehen ab.)

Zweytes Kapitel.

Kakodämons Jugendgeſchichte.

„Das Wölfchen fühlt des Wolfes Trieb.“

Lichtwehr.

Das Alterthum will, daß ſich bey der Geburt jedes berühmten Mannes etwas Wunderbares ereigne. Es geſchehen Zeichen am Himmel und Zeichen auf der Erde, um die Ankunft des neuen

Helden zu feyern. Die Erde erbebt, der Donner brüllt am hellen Himmel, Sonnenfinſterniſſe entſtehen außer der ewigen Ordnung, das Meer durchbricht die Schranken, die es vom Continent trennen, Ströhme und Seen vertrocknen, feurige Drachen, Roſſe und Hunde werden geſehen, Ströhme von Blut ergießen ſich, furchtbare Meteore erſcheinen am Firmament, jauchzende, krächzende oder winſelnde Stimmen ertönen, Engel, Geiſter, Waſſer- Wald- und Feldteufel hüpfen und flattern umher — kurz die ganze organiſche und nichtorganiſche Natur geräth in Aufruhr und Bewegung. Wenn ein Alexander der Große geboren wird, ſo läßt ſich der königliche Adler über der

Wiege des Helden-Knaben ſehen, ſo erſcheinen der Olympias Götter, Genien und Nymphen, ſo geht in Perſien eine allgemeine Revolution vor, welche den nahen Umſturz des colloſſaliſchen Reichs verkündet. Wenn ein Marcus Tullius Cicero den ſublunariſchen Schauplatz betritt, ſo ertönen die Roſtra von durchdringenden Stimmen, um den großen Redner und Conſul Roms zu inauguriren. Wenn Simſon der Starke, die Zahl der unſterblichen Sterblichen vermehrt, ſo erbebt der Dagon zu Ekron, ſo klirren die Becken zu Askalon, ſo heult es im heiligen Hain und auf den heiligen Höhen von Gibrat, um das Schrecken der Philiſter zu verkündigen.

Wunder müſſen nun einmal bey der Geburt großer und furchtbarer Menſchen geſchehen.

Die Ereigniſſe bey der Geburt unſers Helden ſind zwar nicht ſo außerordentlich und portentös, aber doch immer ominös und merkwürdig genug. Ob die hohe Pforte von Eſtambul erzitterte, ob der Turban des Beherrſchers der Gläubigen auf dem Haupte wankte und ob die große Rächerfeder von demſelben herabfiel, ob die Wälle von Iſpael von Blut floſſen, ob die Weichſel Legionen von Schatten-Leichnamen mit ſich fortführte, ob die Eulen in Volhyniens Wäldern ein trauriges Todtenlied anſtimmten, ob am Taurus und Caucaſus das Getümmel der Schlacht und der Donner der Kanonen gehört wurde, ob das Utopien cimeriſche und ägyptiſche Finſterniß dekte — dies alles, geliebter Leſer, können wir nicht mit Gewißheit ſagen, da uns die geſchichtlichen Quellen hierüber fehlen, und da wir die nicht gern unverbürgte Sagen und Märchen ſtatt hiſtoriſcher Wahrheiten mittheilen möchten.

Wir geben daher nur das, was wir verbürgen können. Es ſind in Betracht jener großen Vorbedeutungen freylich nur Kleinigkeiten; aber auch dieſe ſind in dem Leben ausgezeichneter Perſonen wichtig. Wenigſtens ſind ſie es den Biographen derſelben von der allergrößten Wichtigkeit. Doch wir kommen gleich zur Sache.

Am Tage der Empfängniß unſers Helden hielt der Vater deſſelben, ein ſtattlicher Cavalier, eine allgemeine Reviſion ſeines Hausweſens, das heißt, er prügelte ſeine ſämmtliche Dienerſchaft, vom Kammerdiener Johann an bis zum unterſten Jagdhund Caro, einem der treueſten Diener und Begleiter ſeines Herrn, ſo cavalliermäßig durch, daß man ſich ſeit einigen Jahren keiner ſo energiſchen Execution auf dem Ritterſitze zu Breskatilko, ſo hieß das Landgut, wo ſich das Aelternpaar unſers Kakodämon damals aufhielt, entſinnen konnte. Zwey tatariſche Pferde waren ſchon des Morgens, auf einem kleinen Spatzierritte, todt geritten worden, und der Bediente, der das Unglück hatte, ſeinen geſtrengen Herrn bey dieſem Plaiſir nachzureiten, hatte einen ſo ungeſchickten Sturz gethan, daß zwey Rippen, erſt nach einem ſchmerzhaften Lager von 6 Wochen, wieder geheilt wurden. Warum der geſtrenge Herr dießmal ſo außerordentlich heftig war, darüber ſind die Meynungen ſehr getheilt, da einige die Urſache davon in dem Verweis, den Sr. hochgräfl. Excellenz Tages vorher von einem hohen Obern empfingen, andern hingegen in dem Umſtande finden wollen, daß dieſelben in einer fatalen Partie am l'Hombre-Tiſche die Kleinigkeit von vierhundert

Ducaten verloren. Andere glauben, der Kopf des Herrn Grafen ſey noch von der reichlichen Quantität Arak, die Sie zu ſich nahmen, erhitzt geweſen.

Dem ſey wie ihm wolle, genug die vorhin beſchriebenen Fakta ereigneten ſich, und an dieſe reihte ſich bald noch ein anderes Faktum an, deſſen wir jetzt erwähnen wollen. Durch die ſo eben beſchriebene Reviſion des Hausweſens und die in demſelben vollſtreckte Execution, ingleichen durch den obgedachten etwas heftigen Morgen-Spatzierritt, war der Herr Graf etwas abgemattet und bedurfte nach ſo vielen Strapatzen, einer kleinen Stärkung. Dieſe ſuchte und fand er denn — wie er ſie denn ſchon oft mit glücklichem Erfolg in ähnlichen Fällen geſucht und gefunden hatte — in einigen Bouteillen Arak. Dieſe thaten denn, wie gewöhnlich, ihre Wirkung, und unſer Herr Graf gerieth in einen ſolchen Zuſtand, wo er aller ſeiner Sinne, mit Ausſchluß des ſechſten, völlig beraubt wurde.

Seine Frau Gemahlin war eines ſolchen Zuſtandes ſchon viel zu ſehr gewohnt, als daß ſie hätte darüber erſchrecken ſollen. Ja, ſie war vielmehr erfreut darüber, weil die gute Dame nur dann dasjenige erlangen konnte, was ſie ſo ſehnlichſt wünſchte. Ihr Herr Gemahl war nämlich nur dann zum ehelichen Geſchäfte geneigt und tüchtig, wenn er ſich, nach dem Browniſchen Syſtem, das freylich damals noch nicht erfunden in der Praxis aber ſchon längſt als bewährt befunden war, dazu vorbereitet hatte.

Zum Glück für ſie ging nicht leicht eine Woche ohne eine ſolche Vorbereitung und das, was darauf zu erfolgen pflegte, vorbey, und oft wurde D. Martin Luthers bekannte Forderung an einen Ehemann noch übertroffen. Sie war daher nur ſelten in die Nothwendigkeit verſetzt, für die vis innertiae, welche ſich im nüchternen Zuſtande, bey ihrem Herrn Gemahl äußerte, anderwärts Entſchädigung zu ſuchen.

Freylich iſt dies nicht ſo zu verſtehen, als ob ſie einer ſolchen Entſchädigung überhaupt gar nicht bedurft hätte, — denn wer wollte einer Dame von Stand eine ſolche Reſignation und Embehrung zumuthen? — nein, ſie bedurfte ihrer allerdings und ſuchte und fand ſie auch wirklich. Wozu ſollte auch einer Dame von Stand die große Menge von Kammerdiener, Laquayen, Laufern, Kutſchern u. ſ. w. nützen, da der äußere Dienſt mehr nicht als höchſtens die Hälfte derſelben erfordert und in Aktivität ſetzt?

Mancher Leſer dürfte vielleicht hiebey auf die Vermuthung gerathen, als ob wir, bey der angeblichen Paternität des Herrn Grafen, an eine Subſtitution und Sublevation durch die Dienerſchaft und an die ſonſt ſo gewöhnliche Compaternität dächten — allein dies iſt nicht der Fall, und wir würden, wenn wir dieſes glaubten, oder es den Leſern glauben machen wollten, von der obigen Vorbereitung nichts gemeldet haben. Wir bitten daher, in gegenwärtigem Falle, von der Vorſtellung einer Einwirkung des aufwartenden Kammerdieners ꝛc. durchaus zu abſtrahiren.

Ob und inwiefern aber jener Zuſtand des Herrn Grafen bey der Erzeu gung unſers Helden als ein Omen betrachtet werden könne, müſſen wir der eignen Beurtheilung der geneigten Leſer anheimſtellen. Minder zweifelhaft indeß ſind die Träume und Phantaſien, welche der Frau Gräfin nicht nur während des vorhin eingeleiteten Aktus, ſondern auch während der Schwangerſchaft und Geburt vorſchwebten. Da es nicht nur ihr ſondern auch ihres Herrn Ehegemahls ſehnlichſter Wunſch war, einen männlichen Nachkommen aus ihrer bisher unfruchtbaren Ehe zu erzielen, ſo iſt es wohl leicht begreiflich, daß ſie der Gedanke an einen Sohn fortwährend werde beſchäftiget, und daß ſich ihre Phantaſie die ſchönſten Bilder von demſelben werde entworfen haben. Allein, daß es gerade dieſe Bilder und Vorſtellungen waren, das ſcheint doch nicht blos das Werk des Zufalls geweſen zu ſeyn.

Wie oft erblickte ſie nicht im Traum und wachend den Sohn, den ſie gebähren ſollte, als einen zukünftigen Helden, den der ganze Erdkreis mit Bewunderung anſtaunen ſollte! Sie erblickte in ihm die Stütze und den Stolz ihrer uralten Familie, den Schild des bojariſchen Reiches und die eherne Vormauer gegen die fürchterlichen Feinde von Eſtambul und Utopien. Sie ſah im Geiſte die Ströhme Bluts bey

Iſpael und Perga fließen, ſah das gezückte Schwerdt in den Eingeweiden der Gefangenen wüthen, hörte das Röcheln der Sterbenden, das Angſtgeſchrey der Verwundeten, hörte den Kanonendonner, und das Gebrüll der Schlacht. Und alle dieſe grauſenden Bilder und Geſichte ſchreckten ſie nicht, denn ſie betrachtete ſie als die Verherrlichung ihres Erſtgebornen. Ihre amazoniſch-heroiſche Seele beſiegte die ſchwache Weiblichkeit und ſie ſegnete, wie eine zweyte Olympias, die Stunde, welche ihrem Alexander das Daſeyn geben ſollte.

Und ſie erfolgte endlich, dieſe ſehnlichſt gewünſchte Stunde, in welcher ſich der Himmel verfinſterte, in welches der Sturmwind wüthete und die Thore von Eſtambul und Sibaris zitterten. Ganz Breskatello ertönte vom Jubel über die Ankunft des zukünftigen Helden und ſelbſt der, wie gewöhnlich, betrunkene Vater ſtammelte Töne der Freude hervor, als er hörte, daß ihm ein Sohn geboren ſey. „Das ſoll — ſoll — ſoll ein rechter, echter — — He — Hel — Kerl werden — ja — der — ſo — ſoll — trinken — trink — en — trinken — ja — jagen — und — und prügeln — wie ich — —“ Die Leſer haben hier zugleich einen Begriff davon, wie ſich der alte Graf auszudrücken pflegte, wenn er in dem Zuſtände ſich befand, den wir ſo eben geſchildert haben.

„Man nenne den Knaben Alexander" — rief die Mutter, als der Pope in's Zimmer trat, um die Gebräuche der Kirche an dem neuen Ankömmling zu verrichten. „Er heißt Alexander", rief der fromme Mann aus, und nahm ihn im Namen des h. Alexander in den Schoos der rechtgläubigen Kirche auf.

Wie bedeutungsvoll dieſer Name war, wiſſen wir; er erinnert unwiderflehlig an Alexander, den Macedonier, den Umwälzer Griechenlands, den Verwüſter Perſiens, den Bezwinger Indiens und den Beſieger und vergötterten Helden von Afrika. Nicht ohne Zuthun und Einwirken des Schickſals erhielt er dieſen Namen.

Ehe wir in der Geſchichte unſers Alexanders weiter fortfahren, wird es nöthig ſeyn, über die Familie deſſelben einige Nachrichten mitzutheilen.

Seine tapfern Vorfahren waren erſt ſeit einem Jahrhundert Unterthanen des bojariſchen Reichs. Vorher lebten ſie in dem benachbarten Suvenlande, wo ſie keine unbedeutende Rolle ſpielten und ſich durch ſtarke Fäuſte und eiſenfeſte Mägen berühmt machten. Warum ſie ihr Vaterland verließen und nach Bojarien wanderten, iſt nicht zur Gewißheit zu bringen. Sie wurden entweder, auf den Ruf von ihrer Tapferkeit, von dem Beherrſcher aller Bojaren eingeladen, in dieſes Reich zu kommen; oder ſie begaben ſich freywillig aus ihrem armen Lande dahin, wo große Beſitzungen ihrer warteten. Sie erhielten große Landgüter und Ländereyen zum Lohn ihrer Tapferkeit; aber ſie mußten ſie größtentheils erſt von drey mächtigen Feinden erkämpfen. Dieſe waren die kühnen Podalier, die wilden Tartaner und die fürchterlichen — Bären. Mit dieſen führten ſie lange und blutige Kriege. Ihre Tapferkeit ſiegte, und ſeitdem waren ſie im ungeſtörten Beſitz ihrer Güter und der Gunſt ihres mächtigen Beherrſchers.

Im Suevenlande nannte ſich dieſe Familie Suworja; in Bojarien aber wurde dieſer alte Name mit Suwarjova vertauſcht. Warum dies geſchah, können wir eigentlich nicht ſagen; vermuthlich that man es zu Gunſten der bojariſchen Sprache. Alle Mitglieder dieſer Helden-Familie behaupteten den Ruhm ihrer Vorfahren.

Keiner war jemahls in der Schlacht zurückgewichen, keiner hatte eines Feindes verſchont, keiner war von einem andern im Trinkgelage beſiegt worden. Sie waren, außer dem Hauſe, beſtändig zu Roß, und ſelbſt in der größten Trunkenheit ſaßen ſie ſo feſt auf der Mähre, als wären ſie mit Riemen darauf feſtgebunden. Sie waren die größten Pferdte-Bändiger des großen bojariſchen Reiches, und wenn ſich gleich die armen Thiere unter ihren Streichen ſehr übel befanden, und oft unter der Laſt ihres Drückers todt niederſtürzten, ſo verdient doch das Ungemach der Pferdte mit der Reiter-Ehre ihrer Gebieter gar nicht in Vergleichung geſetzt zu werden.

Der Vater unſers Helden, Baſilius Suwarjova, war ſeiner glorreichen Ahnen vollkommen würdig, wie wir ſchon oben gezeigt haben. Bey dem Beherrſcher Bejariens ſtand er in ganz vorzüglicher Gunſt und wurde mit vielen und ausgezeichneten Ehrenſtellen und Staatsämtern bekleidet. Das Letztere ſcheint zwar mit den oben angegebenen Eigenſchaften ſehr zu contraſtiren, und wir können nicht läugnen, daß in andern Ländern eine ſolche Vereinigung beynah unmöglich ſeyn würde. Allein in dem bejariſchen Reiche ſind ſolche Fälle ſo wenig unerhört, daß ſie vielmehr zu den gewöhnlichen gehören. Es giebt ja doch mit unter immer einige lichte Zwiſchenräume (lucida intervalla), wo man den Geſchäften des Staats obliegen kann. Und das Commando eines Regiments, oder eines Corps, und das Gouvernement einer Stadt oder Provinz zu führen, dazu bedarf es ja keiner großen Nüchternheit. Wenn der Herr Commandeur oder Gouverneur nur ſchreiben d. h. Buchſtaben malen, kann, ſo iſt es ſchon gut. Und man iſt doch nur zuweilen ſo betrunken, daß man gänzlich außer Stand wäre. ſeinen werthen Namen zu ſchreiben, oder zu kritzeln.

Wenn die Staatsgeſchäfte in der Reſidenz abgethan waren, und das waren ſie gewöhnlich ſehr ſchnell, ſo lebte Graf Baſilius auf ſeinen Landgütern, und vorzugsweiſe zu Breskatello, wo er ſich die Zeit auf eben die Weiſe vertrieb, wie es bey ſeinen Nachbarn, den Grafen und Baronen des Reichs zu geſchehen pflegt. Der einzige Unterſchied zwiſchen ihm und ſeinen Nachbarn beſtand darin, daß er in den ſogenannten hochadeligen Studien, Wiſſenſchaften und Plaiſirs ein weit größerer Meiſter war. Seine Unterthanen hatten einen großen Reſpekt vor ihm und er verſtand es meiſterlich, ſich und ſie (active und paſſive) darin zu erhalten. Er ließ auf ſeinen Gütern eine ſo ſtrenge und prompte Juſtiz handhaben, und führte die allmächtige Knute mit ſolchen Nachdruck, daß ſeinen Bauern auch nicht einmal der Gedanke an Ungehorſam einfiel, und daß ſelbſt eine ganze Legion von den freyheitspredigenden Mitgliedern der Propaganda, welche ſich in dieſen letzten Zeiten, laut der untrüglichen Angeln der Eudämonia, über ganz Europa wie ein Heuſchrecken-Schwarm verbreitet haben ſoll, bey dieſen Söhnen der Wildniß keinen Eingang gefunden haben würde.

Ob er geliebt wurde? Das iſt eine ſonderbare Frage, die bey dem Beſitzer eines bojariſchen Bauern- und Rittergutes gar nicht aufgeworfen werden ſollte. „Liebe, ſagt irgend ein berühmter Schriftſteller“, iſt im Grunde nichts als **eine Schwachheit**, eine Eigenſchaft, die nur ein ſchwacher Regent bey ſeinen Unterthanen ſuchen und wünſchen kann. Reſpekt, und nur Reſpekt, das iſt die Angel, um welche ſich das Ganze dreht. Ihn einzuflößen und zu erhalten, das iſt die einzige Regierungskunſt, das einzige Studium des Gewalthabers.“ Und in der That verſtand unſer Graf dieſe Regierungskunſt beſſer als ſie ihm ſelbſt ein Machiavell hätte lehren können.

Die Mutter unſers Alexander war noch in der beſten Blüthe ihres Lebens und eine Dame von feiner Erziehung und Bildung. Unter den Damen des bojariſchen Reichs ſpielte ſie eine der vorzüglichſten Rollen, und ihr Einfluß auf die Angelegenheiten der Reſidenz und des Hofes war nicht unbedeutend. Es waren unter den angeſehenen Fürſten und Grafen, deren Stern eben am Horizonte des Hofes leuchtete, wenige, die nicht mit ihr in genauer Verbindung geſtanden hätten. Als Fräulein von Curjaſow verſtand ſie die Kunſt, alle für ſich einzunehmen und zu feſſeln. Die erſten Eindrücke bewirkte die Natur, die ſich gegen ſie nicht ſtiefmütterlich bewieſen hatte; das Uebrige that die Kunſt. Die übrigen Damen waren, wie natürlich, neidiſch auf ſie, und ließen es nicht an mancherley Cabalen und Intriguen gegen die ſchöne Curjaſow (denn dieſen beneidenswerthen Titel führte ſie vorzugsweiſe) fehlen; allein höchſtens gelang es ihnen, ein zweydeutiges Gerücht von ihr in Umlauf zu ſetzen. Uebrigens ſcheiterten alle Angriffe der Intrigue und Cabale an der Leichtigkeit, mit welcher ſie ſich darüber hinwegſetzte. Ihre Feindinnen nützten ihr vielmehr, wider ihren Willen; denn je mehr ſie die ſchöne Petrowna zu verläumden ſuchten, deſto mehr erregte ſie Intereſſe. Es entſtand ein rühmlicher Weiteifer unter den Herren des Hofes, wer von ihnen am meiſten mit ihr in's Gerede kam. Eine ſolche Schande erträgt ſich ſo leicht!

Graf Baſilius Suwarjowa war der Glückliche, der endlich das Herz und die Hand der ſchönen Petrowna zum heil. Eheſtande fixirte. Es war kein kleiner Triumph für ihn, über ſo viele Mitbewerber den Sieg davon zu tragen. Vielleicht würde ihm dieſer nicht ſo leicht geworden ſeyn, wenn nicht die ſchönen Landgüter des Grafen einen forcirten Angriff auf ihre ſchlecht vertheidigten Außenwerke gethan hätten. Wir übergehen alle Details dieſes Feldzugs in Amors Gebiete, ſo wie das Victoria in Hymens Tempel, und bemerken daher nur noch, daß unſer Ehepaar bereits in's ſiebente Jahr im Eheſtande lebte, ohne ein Produkt deſſelben aufweiſen zu können. Wieviel aber beyden, beſonders an einer männlichen Deſcendenz gelegen war, haben wir ſchon oben erwähnt, ſo wie der Freude, welche das Aelterpaar und ganz Breskatello über die Ankunft des zukünftigen Familien- und Welthelden empfand.

Die erſten Jahre der Kindheit ſchienen eben keine großen Hoffnungen zu dieſer Würde zu erwecken. Man denkt ſich unter einem Knaben, der zum Helden beſtimmt iſt, gewöhnlich einen Athleten von Körper und Geiſt. Ich weiß nicht woher das kommt; aber ſoviel iſt gewiß, daß man von ihm eine für ſeine Jahre ganz ungewöhnliche Größe und Stärke des Körpers und ein Seelenvermögen erwartet, das den Herren nicht blos ahnden, ſondern mit Gewißheit vorher beſtimmen läßt. Dieſer Glaube litt bey unſerm Helden-Knaben eine ſtarke Ausnahme. Wer ihn in der Wiege, am Gängelbande und auf dem Steckenpferdte zu Breskatello geſehen und wer ſein Winſeln und Schreyen und die erſten Aeußerungen ſeines intellektuellen Ichs vernommen hätte, der würde in ihm eher alles andere, nur keinen zukünftigen Helden erblickt haben. Man bemerke alſo auch in dieſem Umſtande das Unbegreifliche und Wunderbare.

Er war ſo ſchwach, daß er erſt im dritten Jahre ſeines Daſeyns nothdürftig laufen lernte, und das vierte war ſchon verfloſſen, ohne daß er etwas anderes als die erſten Töne des Lallens, welche die Anweſenheit eines menſchlichen Sprachorgans vermuthen ließen, von ſich zu geben vermochte. Erſt das fünfte Jahr berechtigte zu der Hoffnung, daß er einer artikulirten Sprache fähig ſey, und das ſechſte begrüßte ihn endlich als einen Redner. Doch bitten wir die Leſer bey dieſem Worte nicht an einen Demoſthenes, Cicero u. ſ. w. ſondern einzig und allein an einen Knaben zu denken, welcher reden d. h. ſich verſtändlich ausdrücken kann.

Die Aeltern wendeten große Sorgfalt auf ſeine Erziehung; nur waren ſie in Rückſicht des Objekts nicht immer gleicher Meynung, und dieſe Verſchiedenheit der Meynungen veranlaßte, wie das gewöhnlich der Fall zu ſeyn pflegt, mancherley Diſcrepenzen zwiſchen ihnen. Die Mutter wollte ihn nach ihren Grundſätzen und Neigungen erziehen und zu einem Manne bilden, der durch die ſogenannten galanten Wiſſenſchaften und Künſte ſein Glück am Hofe machen ſollte. Wir wiſſen nicht wie das zuging, da ſie doch während ihrer Schwangerſchaft und der Geburt des Knaben die hohe Beſtimmung deſſelben in Träumen und Viſionen geahndet hatte. Vielleicht hatte die gute Dame dieſer Träume und Viſionen ganz wieder vergeſſen? Oder ſie hielt ſie für trügeriſch, da das Aeußere und Innere ihres Söhnchens jene Hoffnungen nicht realiſiren zu wollen ſchienen? Vielleicht glaubte ſie endlich, daß jene

Siege und Triumphe ſich nicht ſowohl auf den Mavors als auf den ſanftern Gott Amor bezögen? Ein ächter Rhetoriker würde zwar gegen eine ſolche Verwechſelung der Tropen und Figuren viel zu erinnern haben; allein wer wird es bey einer Dame, die in die Geheimniſſe der Rhetorik nicht eingeweiht iſt, ſo genau nehmen? — — Genug ſie wollte ihren Sohn zu einen eleganten Hofmann, wozu ſich ſein ganzes Air zu qualificiren ſchien, und zu einen Heroen in der Schule der Idaliſchen Göttin zu bilden. In dieſer Schule war ſie ſelbſt gebildet, und ſie verſtand es daher am beſten, ihm in den Künſten derſelben Unterricht zu ertheilen.

Dagegen wünſchte ihn der Vater nach ſeinem Muſter zu bilden. Der Knabe ſollte abgehärtet und zu einem Geſchäftsmanne, nach bojariſchen Sitten, gebildet werden. Um dieſes zu werden mußte er wenig lernen, viel trinken, tapfer fechten und cavalieremment reiten und jagen lernen. Der Anfang wurde nach dieſer Erziehungs-Theorie gemacht und der Vater hatte die Freude, daß ſein Sohn zu großen Hoffnungen für die Zukunft berechtigte. Wenn er auch das Ideal eines bojariſchen Cavalliers noch nicht erreichte, ſo ſchob der Vater dieſes auf Rechnung der ſchwachen Natur, deren Fehler erſt nach und nach verbeſſert werden müßten.

Wunderbar wird es Vielen unter unſern Leſern ſcheinen, daß auch die Mutter mit den Fortſchritten ihres Eleven zufrieden war. Allein bey unſerm Helden iſt nun einmal Vieles, ja faſt Alles wunderbar, und wir wiſſen weiter nichts zu ſagen, als, daß es ſo war. Zoroaſters feindſelige Principien können nicht einander ſo ſehr widerſtreiten, als ſich dieſe beyden Erziehungs-Theorien entgegengeſetzt waren. Dennoch war unſer Alexander ein Vereinigungspunkt derſelben.

Es war eine Luſt, wenn man ihn mit ſeinem Vater die größten Portionen Brantwein und Arak zu ſich nehmen, und denn zu Ehren des Bacchus die Orgien dieſes Gottes feyern ſah. Dem Vater lachte das Herz im Leibe, wenn ſein Alexander das beſte tartariſche Pferd ſo zuſammenritt, daß es des andern Tages nicht von der Stelle gehen konnte. Und er ſegnete die Stunde ſeiner Geburt, ſo oft er es den Bedienten durch Worte und Werke fühlen ließ, daß er ihr zukünftiger Herr ſey, und ſo oft er ihre Ungeſchicklichkeiten und Unfertigkeiten mit Fauſt- und Stockſchlägen beſtrafte.

Wenn er nun aber auf der andern Seite in den Künſten des Friedens und Hofes ſich auszeichnete, wann er ſeine franzöſiſche Redensart mit großer Fertigkeit lernte und mit einem gewiſſen Grad von Anmuth herlallte, wenn er beym Tanzen keinen unrechten und falſchen Pas machte und mit einer unnachahmlichen Fertigkeit über Nichts viel zu reden wußte — denn traten der entzückten Mutter Freudenthränen in die Augen, denn hoffte ſie in ihrem Alexander einen Adonis zu erblicken. Die Einreden ihres Herrn Gemahls, daß ſie den Alexander verweichlichen oder wie er ſich auszudrücken pflegte, verpuppen und verſchranzen werde, ertrug ſie mit viel Reſignation und in der Hoffnung, daß ſich ihr Alexander mit zunehmenden Jahren ganz der Leitung ſeiner Mutter überlaſſen und ſich von der Inurbanität ſeines Vaters immer mehr zurückziehen werde. Dieſelbe Hoffnung hegte hinwiederum der Vater in Anſehung der Mutter — und ſo überließ das hochgräfliche Ehepaar den jungen Alexander ſeiner Neigung, ſich einer Erziehungs-Theorie zu appliciren, welcher er wollte. An Zureden und Ermahnungen ließen ſie es zwar beyde nicht fehlen; aber dabey hatte es auch ſein Bewenden und er hatte ſich niemals über Zwang zu beklagen.

Unter ſolchen Verhältniſſen hatte unſer Alexander das zehnte Jahr zurückgelegt, als er ſich durch eine Handlung ſignaliſirte, die ihm die Bewunderung der ganzen Nachbarſchaft verſchaffte und zugleich eine Veränderung ſeiner Lage und zukünftigen Beſtimmung nach ſich zog. Dieſer Vorfall iſt zugleich ein Beweis von dem Heroismus, der ſich ſchon ſo frühzeitig in dem Knaben regte und aus deſſen Aeußerung man ſchließen konnte, welche Großthaten ſich für die Zukunft von ihm erwarten ließen. Demetri, der erſte *) Be-

---

*) In dem bojariſchen Reiche iſt es Sitte, daß die jungen reichen Barone, Grafen u. ſ. w. vom zweyten oder dritten Jahre an mehrere Bedienten haben. Der erſte darunter verſieht die Stelle eines Kammerdieners, welchen der junge Herr gewöhnlich un-

diente Alexanders, hatte die unbeſchreibliche Frechheit, ſeinem Gebieter einen Verweis dafür zu geben, daß er einen blödſinnigen Menſchen, der ſein Unterthan war, ein bischen mißhandelte, blos in der Abſicht, um ſich einen kleinen Spaß zu machen. Dieſer Demetri war ſonſt ein ganz ehrlicher Kerl und treuer Diener des Hauſes; nur hatte er ein gewiſſes tölpiſches und linkiſches Weſen an ſich, das ihm oft das Mißfallen der gnädigen Frau zuzog.

ter dieſem Titel im dreyzehnten oder vierzehnten Jahre erhält. An dieſen Domeſtiquen muß die junge Herrſchaft (ſo müſſen die Edelknaben titulirt werden) das Befehlen und Gebieten lernen.

Sein Herr ſchäzte ihn zwar wegen ſeiner Ehrlichkeit und Unverdroſſenheit; aber verhaßt war es ihm, daß dieſer Menſch zuweilen von Gerechtigkeit ſprach, da doch ſolche Leute nach ſeiner Meynung, höchſtens nur von Gnade reden dürften.

Dieſer Demetri alſo unterſtand ſich wie ſchon geſagt, ſeiner gnädigen jungen Herrſchaft einen Verweis zu geben und von Ungerechtigkeit und Verſündigung gegen den armen Menſchen zu murren. Unſer Alexanderchen gerieth über dieſe unerhörte Bedienten-Unverſchämtheit in den heftigſten Unwillen und — jagte dem frechen Demetri eine Kugel durch das Gehirn, daß er entſeelt zu Boden ſtürzte.

Was das im väterlichen Hauſe für Senſation machte! Die Mutter war anfangs ſehr unwillig darüber und fand in dieſer heroiſchen That eine totale Störung ihres Plans. Der Vater fluchte ein paarmal, konnte ſich aber, bey genauer Einſicht der Sache, nicht entbrechen, der Tapferkeit und Regierungs-Weisheit (weil es des Knaben eigner Bediente war) ſeines Sohnes Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen. „Das wird einmal ein tüchtiger Kerl!“ rief er in Gegenwart ſeiner Frau aus, „der weiß ſich in Reſpekt zu ſetzen!

Höre, der Junge muß Soldat werden, dazu iſt er ganz gemacht! Der wird einmal General und das Schrekken ſeiner Feinde werden. Hurrah, Alexander wird Soldat, nicht wahr gnädige Frau?“

(Nota — bene. Der Herr Graf war diesmal nüchtern.)

Die Gräfin machte zwar einige Einwendungen gegen dieſen Plan; allein ſie ſah am Ende wohl ein, daß es das Beſte ſeyn würde, den Alexander dieſe Laufbahn betreten zu laſſen. Die Viſionen und Träume in der Empfängniß- und Geburtsſtunde fielen ihr wieder ein, und ſomit auch wieder die Vorſtellung und

Erwartung eines Helden und zweyten Alexanders. Der Plan ward nun bald ins Werk geſetzt. Die Gerechtigkeit ward, in Anſehung des Vorfalls mit Demetri, durch einige hundert Ducaten, die der Vater den Richtern ſpendete, leicht befriediget, und der ganze Vorfall ward, da der Erſchoſſene nur ein Bediente war und da ſolche Vorfälle nicht unter die ſeltenen im bojariſchen Reiche gehören, leicht beygelegt und vergeſſen.

Die wichtigſte Folge deſſelben war alſo für unſern Alexander die, daß er zum Soldatenſtande beſtimmt wurde, wozu auch ſein Herz die meiſte Neigung hatte. In ſeinem zwölften Jahre ward er daher Soldat d. h. er ward unter die Leibgarde des bojariſchen Fürſten eingeſchrieben und blieb bis zu der Zeit, wo er fähig war, wirklich in Dienſte zu treten, im väterlichen Hauſe. Dieſe Einrichtung im bojariſchen Reiche war ganz zu Gunſten der Herren Reichsbarone gemacht, deren Söhne oft ſchon von der Wiege an unter der fürſtlichen Leibgarde dienten, oder, wie man richtiger ſagen ſollte, davon bedient wurden. Wenn denn ein ſolcher Knabe ſein vierzehntes oder ſechzehntes Jahr erreicht hatte, ſo wurde ihm die Zeit, die er als Gardiſt im väterlichen Hauſe mit Spielen, Reiten und Jagen zugebracht hatte, als Dienſtjahre angerechnet, und er trat nun als Jüngling ſogleich als Lieutenant oder Capitain in wirkliche Dienſte. So erlangte er ohne alle Beſchwerde eine Stelle in der Armee, zu welcher der arme Bürgerliche bey aller Anſtrengung und bey der größten Tapferkeit und Pünktlichkeit im Dienſte nicht gelangen konnte. Dieſer Einrichtung iſt es zuzuſchreiben, daß in der bojariſchen Armee oft ein unbärtiger Jüngling von 20 — 24. Jahren der Vorgeſetzte eines Mannes iſt, der unter den Waffen grau geworden iſt.

Alexander fing ſeine militäriſche Laufbahn in dem Dienſte der Garde an, wo er zuerſt als Musquetier eingeſchrieben wurde und dann bald darauf eine Corporalsſtelle erhielt.

Drittes Kapitel.

Kakodämon betritt die militairiſche Laufbahn in dem Kriege gegen den König von Kanonenland.

„O leitete Vernunft des Menſchen Thun! —
Die Kunſt, mit Gleichmuth ein beſchränktes Leben,
Zu führen, würd' ihm höchſter Reichthum ſeyn.
Nie litt noch Mangel die Genügſamkeit.
Nun wollten aber mächtig und berühmt.

Die Menſchen ſeyn, damit auf feſten Grund
Ihr Glück beſteh', und ſie in Ueberfluß
Und Ruh genöſſen ihres Lebens Tage.
Ein eitles Mühn! Der Wettlauf aller, die
Mit ihnen ſtreben zu der Höhe, macht
Gefährlich ihre Bahn, und haben ſie
Den Gipfel auch erreicht, dann ſtürzen oft
Vom Neide, wie vom Blitz, hinabgeſchleudert,
Verächtlich ſie zum Tartarus hinab."

Lucretius (von der Natur der
Dinge) 1. B. V. 1112 — 20.

In dem Dienſte der Garde, in welcher die Söhne des Adels zu Officiers-Stellen avancirt werden, verblieb der Held unſerer Geſchichte bis zu der Epoche, wo Habſucht, Neid, Vergrößerungs-Sucht, Stolz und Verläumdung das geheime Bündniß ſchloſſen, Kraft deſſen Alfred der Zweyte, der große König des furchtbaren Kanonenlandes, eines großen Theils ſeiner Staaten und Macht beraubt und — ein trauriges Loos! — ein Gegenſtand der Barmherzigkeit ſeiner Feinde werden ſollte.

Eine Dame, die ſich einbildet, ſchön zu ſeyn, vergiebt eher alle Beleidigungen als einen Angriff auf ihre Schönheit. Hätte der große Alfred ſeiner Nachbarin Baſilia, der damaligen Beherrſcherin des bojariſchen Reiches, nach dem Leben getrachtet, hätte er ſie von ihrem Thron zu ſtoßen oder ihr einen Theil ihrer Beſitzungen und Macht zu entreißen geſucht, oder wirklich entriſſen; ſie würde es ihm verziehen haben. Aber daß er es wagte, ſich über ihre Perſon, der man, wider ihren Willen, den Herbſt und Winter des Lebens anſah, luſtig zu machen, daß er die Frechheit hatte, durch ein ſtechendes Epigram ihre Schönheit und Reitze verdächtig zu machen — das war ein Majeſtätsverbrechen, für welches er nie Verzeihung hoffen durfte. Der Raub der ſchönen Helena, den Priamus verübte, entzündete das Feuer eines zehnjährigen Krieges um und vor Troja; ein paar ſatyriſche Verſe auf die Schönheit der ſchön-ſeyn-wollenden Baſilia zündeten die Fackel der Zwietracht zwiſchen Bojarien und Kanonenland an, und unterhielten fünf Jahre hindurch die Flamme derſelben in ſteigender Wuth.

Die entkräftete Baſilla winkte und Hunderttauſende bewaffneten ſich, um als Rächer der beleidigten Schönheit ihrer Beherrſcherin die Länder und Unterthanen Alfred's mit Feuer und Schwerdt zu verwüſten. Die Großen des Hofs wetteiferten, ihren Beyfall an dieſem Kriege durch einen ſo auffallenden als thätigen Antheil zu beweiſen. Graf Schawilan, der erklärte Günſtling ſeiner Gebieterin, errichtete ein Corps von vierzigtauſend Mann, welches unter dem Namen des Schawilauiſchen oder neuen Corps zur Hauptarmee nach Kanonenland beordert wurde.

Unter dieſes Günſtlings-Corps ward unſer Held aus der Garde verſetzt, und erhielt die Stelle eines Unter Lieutenants. Daß er vor Begierde brannte, ſich bald mit dem Feinde zu meſſen und daß er begierig jede Gelegenheit, ſich auszuzeichnen, ergriff, glaubt man dem Biographen eines ſolchen Mannes auf ſein Wort. Aber nicht blos das Schlachtfeld war es, wo er Lorbeere ſuchte; auch durch andere

Handlungen wußte er ſie ſich zu erwerben. Wie talentvoll er in dieſem Stükke war, mag folgendes Beyſpiel beweiſen.

Ein Unterofficier von dem Regimente, wobey Alexander ſtand, beging Exceſſe von der Art, wie ſie bey ſolchen Truppen gewöhnlich vorzufallen pflegen. Sein Capitain war abweſend, und ſein Lieutenant, welches niemand anders als unſer Alexander war, der in Abweſenheit des Hauptmanns die Aufſicht führen ſollte, ſah den Soldaten durch die Finger und überließ ſie ihren Ausſchweifungen. Der Obergenerall Cremor, einer der treflichſten

Feldherrn der bojariſchen Armee, hatte die gemeſſenſten Befehle gegeben, die ſtrengſte Mannszucht im feindlichen Lande zu halten, und im Uebertretungsfall machte er die Officiere für die Vergehungen der Soldaten verantwortlich.

Alexander gab ſich alle Mühe zu verhindern, daß der Vorfall bey dem commandirenden General nicht angezeigt wurde, und wollte den Schaden durch Geld vergüten; allein da dieſes vergeblich war, und die Sache klagbar angebracht wurde, ſo ging die Unterſuchung vor ſich, und der Thäter wurde zur Strafe der Degradation verurtheilt.

Alexander ſchien von aller Verantwortlichkeit gänzlich befreyt zu ſeyn; allein da ſich bey der Unterſuchung ſehr deutlich ergeben hatte, daß der Exceß nicht vorgefallen ſeyn würde, wenn er ſeine Schuldigkeit und Inſtruktion beſſer beobachtet hätte, ſo war es ihm ſo gut, wie gewiß, daß man ihn auch nächſtens zur Verantwortung und Strafe ziehen würde, zumal da der General des Regimentes ſein Gönner eben nicht war, wie er bey mancher Gelegenheit wahrnehmen konnte. Unter dieſen Umſtänden ſuchte er dem verdrießlichen Handel eine Wendung zu geben, die für ihn glorreich werden mußte.

Er ging zu allen ſeinen Mitofficieren und bat ſie, mit ihm zugleich zum Obriſten zu gehen, und dieſen mit ihm auf das dringendſte zu bitten, die dem Unterofficier zuerkannte Strafe der Degradation nicht an demſelben, ſondern an — ihm vollziehen zu laſſen, weil Er die meiſte Schuld habe, indem er, durch die ſtrafbarſte Unterlaſſung der Befehle ſeines Capitains, die erſte Urſache des Vergehens und folglich der ſtrafbarſte ſey, und weil es hier darauf ankäme, durch ein an ihm zu ſtatuirendes auffallendes Exempel andre Verbrechen in Zukunft zu verhüten. Seine Cameraden konnten ſich nicht genug über dieſen ſeltſamen und unerhörten Entſchluß

ſchluß wundern. Die meiſten konnten ihren lauten Spott über dieſen neuen Tugendhelden, wie ſie ihn ſehr ſarkaſtiſch nannten, nicht zurückhalten. Andere gaben ihm den wohlgemeynten Rath, von dieſer Thorheit, wofür ſie ſein Vorhaben hielten, abzuſtehen, und ſeinen Stand und ſeine Familie nicht zu beſchimpfen.

Allein alle Bitten und Vorſtellungen waren umſonſt. Alexander begab ſich zu dem Obriſten und machte ihm Vorwürfe darüber, daß er aus Rückſicht auf ſeine Familie, ihn mit der verdienten Strafe verſchont habe; er bäte ihn jetzt, es nicht dabey zu laſſen, ſondern ihn zu beſtrafen und die Strafe des Unterofficiers zu mildern. Der Obriſte gab ihm ohngefähr eben das zur Antwort, was ihm ſeine Mit-Officiere ſchon geſagt hatten und verwieß den ſonderbaren Menſchen zur Ruhe. Allein dieſer Obriſte war einer der treflichſten Menſchen. Er erſtattete dem Kläger in der Stille allen Schaden, und bewog ihn ſodann, ſeine Klage öffentlich zurückzunehmen, wodurch denn der Unterofficier von ſeiner Strafe befreyt ward. Sonach konnte alſo auch unſer Alexander weiter nicht auf ſeiner Ariſtides-Handlung beſtehen. Jedoch bat er ſchriftlich um Verſetzung zu einem andern Regimente. Dieſes

Geſuch ward dem Kriegs-Collegio vorgetragen und dabey die edelmüthige Handlung des jungen Mannes ſehr gelobt. Auch hier erregte ſeine Aufopferung großes Staunen; man bewilligte ihm die geforderte Verſetzung und wartete auf Gelegenheit, wo man den jungen außerordentlichen Mann belohnen könne.

Der Obergeneral Cremor ſetzte wegen ſeiner ſchnellen Entſchloſſenheit viel Zutrauen in ihn, und bediente ſich ſeiner bey vielen Gelegenheiten mit ausgezeichneten Erfolg. In der mörderiſchen Schlacht bey Wuthdorf wurde das Regiment, unter welchem er diente, faſt ganz aufgerieben. Von beynah dreytauſend Mann, die es vor der Schlacht zählte, blieben keine zweyhundert am Leben; von vier und funfzig Officieren waren nur noch ſieben lebendig, aber alle verwundet. Unſer Held bekam vier Wunden und mußte ſich zweymal hinter die Fronte begeben, um ſich verbinden zu laſſen. Jedesmal kehrte er zu den Seinigen zurück und endlich führte er den kleinen Ueberreſt aus dem feindlichen Feuer und entzog ihn den Schwerdtern der nacheilenden kanonenländiſchen Cavallerie.

Im prophetiſchen Geiſte ſagte der Obergeneral an dieſem heißen Tage von unſerm Alexander: „Entweder wird aus dieſem Officier, wenn er am Leben bleibt, ein großer General, oder ich kenne die Menſchen nicht.“ Was würde er geſagt haben, wenn er ihn erſt unter den Wällen von Iſpael, vor den Verſchanzungen von Perga und in den reichen Gefilden von Rumalien geſehen hätte!

Der gegenwärtige Krieg war eine wichtige Schule der Erfahrung für ihn. Er hatte oft Gelegenheit die bewundernswürdige Taktik und Plane des großen Alfred zu bewundern. Kein Monat verging ohne irgend ein Gefecht, an welchem er Theil nahm. Er ſiegte freylich nicht immer, vielmehr wurde er, als er ſich bey der Avantgarde befand, ſehr oft zurückgedrängt, und einmal trieben ihn die feindlichen Huſaren ſogar in einen Moraſt, aus welchem ihn ein herbeygeeilter Dragoner nur mit Mühe wieder befreyte — allein dadurch wurde ſein militäriſches Genie nur noch mehr geweckt und an die Ertragung der Beſchwerden und Beſiegung der Hinderniſſe gewöhnt.

Zur Einnahme der befeſtigten Stadt Glanau trug er ſehr viel bey, bekam aber dabey eine ſtarke Quetſchwunde, die jedoch bald wieder heilte. Er marſchirte mit ſeinem Corps nach

Selbien, wo es ſich mit der aſtraliſchen Armee vereinigte. Allein dieſe Vereinigung dauerte nicht lange und ſein Corps ward wieder zurück und in das Herzogthum Pamera detaſchirt, wo die wichtige Feſtung Colbia belagert und endlich auch, nach unzähligen Anſtrengungen von beyden Seiten, erobert wurde.

Der Friede, der einige Wochen nach dem unerwarteten Tode der Baſilia geſchloſſen ward, hemmte auf eine Zeitlang ſeine militäriſche Laufbahn, auf welcher er bis zum Obriſt-Lieutenant vorgerückt war.

Der neue Regent Pirano der Dritte war ein erklärter Freund und enthuſiaſtiſcher Verehrer Alfreds. Er machte nicht nur ſogleich Friede mit ihm, deſſen er in ſeiner damals höchſtkritiſchen Lage, ſo ſehr bedurfte, ſondern er wollte ſich auch ſogar mit ihm gegen die bisherigen Alliirten Bojariens verbinden und ſeinen erhabenen Mit-Bruder mit ſeiner ganzen Macht unterſtützen. Allein ehe dieſer Plan noch zur völligen Ausführung kam, ward er durch eine Revolution im Innern des bojariſchen Reichs vereitelt. Seine eigne Gemahlin ſtand an der Spitze der über ſeine Regierung mißvergnügten Großen des Reichs und die Kataſtrophe endigte ſich damit, daß der unvorſichtige und ſchwache Pirano ſeiner heroiſchen Gemahlin den Thron abtreten mußte. Miranda nahm, an der Stelle ihres ſchwachen Gemahls, die Zügel der Regierung in die Hände, worin ſie ſo lange blieben.

Die politiſchen Umſtände erforderten es, daß ſie den Frieden mit dem Könige von Kanonenland beſtätigte. Die Truppen erhielten alſo den Befehl zum Rückmarſch, und unſer Alexander erhielt vom Grafen Rinapo, unter deſſen Befehlen er die letzte Zeit geſtanden hatte, den Auftrag, nach der Reſidenz zu gehen und die Zurückkunft der

Truppen anzukündigen. Er gab ihm ein beſonderes Empfehlungs-Schreiben an die Königin Miranda mit und dieſes bewirkte ſoviel, daß er durch einen eigenhändigen Befehl der Königin zum Obriſten avancirt wurde.

Viertes Kapitel.

Gunſtbezeigungen und Feldzüge in der Reſidenz und Podalien.

„If we ſtand ſtill in fear
Our motion will be mock 'd ou carped of
We ſhould take root here where we ſit.“
Shakeſpeare (Henr. VIII. 1. 4.)

Die Ernenung zum Obriſten war es nicht allein, welche unſer Held dem Empfehlungs-Schreiben an die Königin verdankte. Durch dieſe Bekanntſchaft war der Grund zu ſeinem nachfolgenden Glück gelegt. **Miranda** war mit den Proben der Tapferkeit, welche Alexander abgelegt hatte, ſehr wohl zufrieden, und wer ſie kennt, der weiß auch, wie königlich ſie die Dienſte ihrer Lieblinge zu belohnen wußte. Er war noch nicht lange in der Reſidenz, ſo wußte man auch ſchon allgemein, daß er einer von den Günſtlingen Mirandas ſey — und dies war genug, um ihm überall großen Reſpekt zu verſchaffen. Jetzt ſchienen die Wünſche und Hoffnungen ſeiner Mutter in Erfüllung zu gehen; nur fanden dabey einige Modificationen und Ausnahmen ſtatt. Wer ihn ſah, hätte in ſeiner kleinen, etwas hagern Figur zwar weder einen Helden des Mavors noch der Idaliſchen Göttin vermuthen ſollen; allein bey keinem Menſchen iſt das Sprüchwort: „Der Schein trügt" mehr in Erfüllung gegangen als bey ihm. Das Zeugniß ſeiner Mitſtreiter und Vorgeſetzten im Felde, und das noch viel kräftigere Zeugniß ſeiner Gebieterin machen, daß jeder Zweifel verſtummen muß. Und wie ſehr hat nicht die Folge bewieſen, wieviel er ſchon jetzt geleiſtet haben müſſe!

Miranda gab ihm das Commando eines Regiments, das beſtändig in der

Reſidenz lag. Als ſie bald darauf zur Krönung in die alte Hauptſtadt ihres Reiches abreiſen mußte, ertheilte ſie ihm einige geheime Aufträge, von denen wir aber, eben weil ſie geheim waren, nichts weiter wiſſen. Bey ihrer Zurückkunft wohnte ſie der Revue bey, welche er über ſein Regiment hielt. Bey dieſer Gelegenheit erhielt er abermals öffentlich mehrere Beweiſe ihrer ausgezeichneten Gunſt. Daſſelbe geſchah auch, als er in dem großen Exercier-Lager von 30,000 Mann, in welchem ſich Miranda ſelbſt befand, das Hauptquartier der Königin bedeckte und neben ihrem Schlafzimmer die nöthigen Wachen that.

Die Umſtände ſchienen indeß zu fordern, daß er aus der Reſidenz in eine andere Gegend verlegt wurde. Vielleicht geſchah es blos deshalb, um ihn zur Stelle eines Brigadiers und bald darauf zum Rang eines General-Majors zu erheben.

Bald darauf brach der Conföderations-Krieg in dem benachbarten Podalien aus. Die Königin von Bojarien hatte ſchon ſeit mehreren Jahren ſich einen großen Einfluß auf die innern und äußern Angelegenheiten dieſes unglücklichen Reichs, zu verſchaffen und Zwietracht und Revolutions-Geiſt in ſeinem Innern zu erregen gewußt.

Schon jetzt ſchwebten ihrem vielumfaſſenden Geiſte die Plane vor, die ſpäterhin wirklich ausgeführt und durch das Schwerdt unſers Helden zur Reife gebracht wurden. Jetzt betrat er in untergeordneter Rolle das Land, deſſen Zertrümmerer er einſt werden ſollte.

Wie merkwürdig und wunderbar! Wer hätte es denken ſollen, als er jetzt ſeine Poſition in Berga hatte, daß einſt eben dieſer Feldherr das Blut von zwanzigtauſend Menſchen an dieſem Orte vergießen würde! Wer hätte es ahnden ſollen, daß die Schlacht bey Stralow über den podaliſchen Großfeldherrn ein Vorſpiel der Schlacht bey Breſo ſeyn werde, in welcher der

Ueber=

Ueberreſt der podaliſchen Macht mit Verzweiflung kämpfte? Wer hätte geglaubt, daß die Eroberung des feſten Schloſſes von Circea, der alten Hauptſtadt Podaliens, ein Symbol der völligen Unterjochung dieſes Reichs ſeyn werde? Und wer endlich hätte wohl vermuthen ſollen, daß eben die utopiſchen Soldaten, welche damals in kleiner Anzahl zur Vertheidigung der Conföderirten den langen Weg von Utopien nach Podalien gemacht hatten, denſelben fürchterlichen Feind in Rumalien und an den Grenzen ihres Reichs zu bekämpfen haben würden? *) Wie

---

*) Der in unſern Zeiten ſo berühmte und berüchtigte utopiſche Obergeneral De-

merkwürdig und wunderbar! Wer vermag es die Geheimniſſe der Zukunft zu enthüllen?

Aber es fehlte nicht viel, ſo wäre unſer Held mitten im Laufe ſeiner Sie-

---

marniz, der Coriolanus unſerer Zeiten, wofür er ſo gern gehalten ſeyn will, der jetzt, nach dem an ſeinem Vaterlande begangenen Verrath, im ſchimpflichen Exil lebt, und die bojairiſche Nation in die volskiſche zu verwandeln wünſcht, um ganz die Rolle eines Coriolanus vor den Thoren von Sibaris ſpielen zu können — dieſer ſo berühmte und berüchtigte Mann befand ſich damals als Brigadier und Geſchäftsträger ſeines Hofes bey den Conföderirten. Seine kriegege hinweggeraſt worden. Der Feind, der ſein Heldenleben zu enden drohte, waren nicht die Conſöderirten — ſondern der Wachſa-Strohm, der ihn in ſeinen Fluthen zu begraben drohte. Als er bey einem Uebergang über denſelben auf den Prahm vom Ufer abſprang, ſtürzte er, da der Strohm ſehr ſchnell ging, in's Waſſer und gerieth in Gefahr zu ertrinken. Nach wiederholten Verſuchen, ihn zu retten, wurde er endlich von einem Grenadier am Zopfhaar ergriffen und in die Höhe gezogen.

---

riſchen Thaten waren aber nicht von Bedeutung und er mußte in einem Treffen die Ueberlegenheit des lakedämoniſchen Genies fühlen. Bald darauf kehrte er nach Utopien zurück.

Beym Herausziehen wurde ihm die Bruſt am Prahmen durch faſt tödtliche Stöße beſchädiget. Es wurde ihm ſogleich zur Ader gelaſſen und er litt mehrere Monate ſehr an ſeiner Geſundheit. Der Orden der heiligen Anna, den er von ſeiner Gebieterin erhielt, vollendete die Geneſung ſchneller als alle Arzneyen. Der Wachſa-Strohm ſchien ſeinen Feind zu kennen; er ſchien es zu ahnden, daß Kakodämon ihn einſt mit Blut färben und anſchwellen würde — er wollte den furchtbaren Gegner in ſeinen Fluthen verſchlingen. Aber das Verhängniß wollte es anders; er ward ſeiner Wuth mit Gewalt entriſſen, und nach drey und zwanzig

Jahren nahm er ſchreckliche Rache für dieſes Attentat auf ſein Leben!

Nach vier Feldzügen wurde die Ruhe durch bojariſche, aſtraliſche und kanonenländiſche Waffen wieder hergeſtellt. Das heißt, Podalien wurde ſo geſchwächt, daß es keinen Widerſtand mehr leiſten konnte, und ſich daher die Vertheilung ſeiner ſchönſten Provinzen unter die drey verbündeten Mächte, und die Verfaßung, welche dieſe ihm zu geben für gut fanden, gefallen laſſen mußte. Die Truppen der Miranda zogen ſich wieder zurück und Alexander kehrte nach der Reſidenz zurück, wo er abermals in Dienſt ſeiner Monarchin genommen wurde. Er erhielt noch zwey Orden zur Belohnung ſeiner Tapferkeit.

Fünftes Kapitel.

Kakodämons erſte Feldzüge gegen die Othonier.

„Wer ihn geſehen haben mag,
Der hätte wirklich ſchwören ſollen
Dies ſey der Othonier jüngſter Tag;
Er habe ſie vertilgen wollen." —
Lichtwehr.

Tief unten im Süden grenzt an das unermeßliche bejariſche Reich ein Staaten-Coloß nicht minder groß und furchtbar als ſein Nachbar. Die Bewohner deſſelben, welche gewöhnlich unter den allgemeinen Namen Othonier zuſammengefaßt werden, ſind die Nachkommen und Nachfolger eines tapfern Völker-Stammes, der aus dem Innern von Aſien hervordrang, mit ſeinem Schwerdte ſeine Feinde zurücktrieb und ſich der Beſitzungen derſelben bemächtigte. Unter allen Völkern des Erdbodens werden die Othonier von keinem an wilder Kampfluſt und an jeder Gefahr trotzendem Muthe übertroffen. Wie der Donner- und Sturmwind der Gottheit ſtürzen ſich ihre Heerhaufen auf den Feind los, ihr Geſchrey erfüllt mit Schrecken, ihr todtdrohender Anblick flößt auch den unerſchrekkenſten Bangigkeit ein. Genöſſe dieſes große Volk der köſtlichen Frucht der Freyheit, würden nicht durch einen eiſernen Druck ſeine Geiſtesfähigkeiten erſchlafft und gelähmt, würde es in der europäiſchen Kriegskunſt und Taktik geübt — kein Volk würde ihm Widerſtand leiſten, keins ſich mit ihm meſſen können. Aber, leider, wird durch den deſpotiſchſten Deſpotismus jedes Freyheits-Gefühl und jeder Funke von Heroismus ſchon frühzeitig in der Seele des Othoniers unterdrückt; er wird als Sclave ſeines unbedingt gebietenden Beherrſchers in den Staub niedergedrückt, ſeine natürlichguten Geiſtesanlagen werden vernachläſſiget und er muß ſich als Mittel für die Launen ſeiner Beherrſcher zur Schlachtbank führen laſſen. Dies und noch manche andere Umſtände machen es, daß der tapfere Othonier ſeinen Feinden nicht mehr in dem Grade fürchterlich, als er es ehedem war, und daß die europäiſche Taktik ſeinem Ungeſtüm undurchbrechliche Schranken entgegen ſetzt.

Seit undenklichen Zeiten waren die Othonier die gefährlichſten Feinde des bojariſchen Reichs. Kein Viertel-Jahrhundert verſtrich ohne einen blutigen Krieg zwiſchen beyden Nationen.

Das ſchöne, fruchtbare und menſchenreiche Land der Othonier war den Beherrſchern Bojariens ſeit undenklicher Zeit ein mächtiges Reitzmittel für ihre Habſucht geweſen. Ihre unfruchtbaren Steppen mit den reichen Gefilden der Othonier zu vertauſchen, ihre Macht in Aſien auszudehnen und ſich der zum Handel und zur Schiffahrt ſo bequem gelegenen Plätze zu bemeiſtern — das war der politiſche Plan aller bojariſchen Beherrſcher ſeit den Zeiten Piranos des Großen. Unter allen ſeinen Nachfolgern faßte keiner ſeine Plane und Entwürfe beſſer auf als Miranda, dieſe über ihr Zeitalter und Geſchlecht erhabene Fürſtin. Sie kündigte den Othoniern den Krieg an, weil ſie ſich mit den Conföderirten von Podalien in ein Bündniß gegen ſie eingelaſſen und ſie nachdrücklich unterſtützt hatten.

Dieſem Kriege wohnte unſer Kasedämon als General-Major und Befehlshaber eines eigenen Corps unter dem Oberbefehl des Feldmarſchalls Zowanor bey. Bald nach ſeiner Ankunft kam er zum Gefecht mit den Feinden und beyde machten eine Bekanntſchaft mit einander, die nachher zu ſeinem Ruhm und zum Schrecken der Feinde ſo oft erneuert wurde.

Den Anfang ſeiner Siege machte er mit Eroberung des feſten Platzes Partikai. An ſeinen Obergeneral meldete er dieſen Vorfall mit folgenden zwey Verſen:

Ehre ſey Gott und Ehre ſey Dir
Partikai iſt mein — und ich bin hier.

Ein verbindliches Dankſagungs-Schreiben von Mirandas Hand und ein neuer Orden waren die Belohnungen dieſes Sieges. Noch zweymal beſiegte er die Othonier bey Harſuwa und Kaſaldſche, und er würde noch mehr gegen ſie unternommen haben, wenn ihn nicht ein heftiges Fieber genöthiget hätte, die Armee zu verlaſſen, um ſeine Geſundheit wieder herzuſtellen.

Beynah wäre er in dieſem Kriege in die Hände der Feinde gefallen. Als er ſich einſt über den Fluß Dima hinübergewagt um zu recognoſciren, und als er ſich, entfernt von den Seinigen, auf ſeinen Mantel niedergelegt hatte, um die Nacht abzuwarten, hörte er plötzlich ein „Allah"! neben ſich ausrufen, und in demſelben Augenblicke erblickte er auch zwey feindliche Reiter, welche mit gezücktem Schwerdte auf ihn zueilten. Nur mit Mühe konnte er ſich noch auf ſein Pferdt ſchwingen und ihrer Wuth entkommen. Seine treuen Kaffier eilten herbey und ſo wurden die Angreifer zurückgeworfen.

Sechſtes Kapitel.

Der Rebell Pocniew wird gefangen genommen.

> „Divesne prisco natus ab Inacho
> Nil intereſt, an pauper, et infima
> De gente, ſub dio moreris
> Victima nil miſerantis Orci.“
>
> *Horatius* (Od. 3. L. II.)

Mit dem Namen Rebell geht es wie mit dem Wort Ketzer. Beyde waren und ſind gleich fürchterlich, wenn derjenige, der mit dieſem Namen belegt wurde, das Unglück hatte, ſeinen Feinden zu unterliegen. Iſt der Sieg auf ſeiner Seite, ſo ſchwindet das Fürchterliche des Namens und jeder möchte gern auch ſo ein Rebell, ſo ein Ketzer ſeyn. Da wird der Muth und die Entſchloſſenheit geprieſen, mit welcher es der Held wagte, ſich der herrſchenden Meynung, dem eingewurzelten Vorurtheil, oder der drückenden Uebermacht zu widerſetzen. Aber weh' dem Beſiegten! Sein Name wird mit Abſcheu ausgeſprochen und an den Galgen geſchlagen, und er ſelbſt, der Unglückliche, wenn er nicht ſo glücklich iſt, der Wuth ſeiner Beſieger zu entkommen, aber wenn er nicht ſoviel Muth hat, ſein Daſeyn ſelbſt zu enden, fällt als ein unrettbares Schlachtopfer der Tyranney, die ſich Gerechtigkeit nennt.

Das war von jeher das Schickſal der Ketzer und Rebellen. Die Geſchichte, die ſich ſo gern die unpartheyiſche und unbeſtechliche nennen läßt und durch dieſen heiligen Nimbus ſo oft die Augen (ſelbſt der Geſunden) blendet, nimmt willig die Farbe an, die man ihr aufzutragen für gut findet. Die Hand des Concipienten entſcheidet über den Ruhm oder über die Schande der Vorwelt, oder der Gleichzeitler.

Der fromme König **David** wird als das Muſter und non plus ultra aller Könige gerühmt und jeder Zweifel gegen ſeinen Charakter und ſeine perſönliche Tapferkeit (die ſo problematiſch iſt), wird für eine große Verſündigung gegen die h. Schrift und die Religion gehalten. Aber wer würde es wohl haben wagen dürfen, ihn ſo hoch zu preiſen, wenn es das Schickſal gewollt hätte, daß ſich der gottloſe (denn das muß er ja ſeyn!) **Saul** auf dem Throne erhalten, und wenn er den Herrn David, der ſich's gelüſten ließ, nach der Königswürde zu ſtreben, entweder zu ſeinen Vätern verſammelt, oder ihn, wenn er ja recht gnädig ſeyn wollte, wieder zur Heerde, von wannen er gekommen war, geſchickt hätte? Welchen größeren Rebellen und Thronräuber würde es denn wohl geben?

Ein Sylla wird verbannt und vom Senat für einen Feind des Vaterlandes erklärt; aber eben dieſer Sylla hält mit ſeinen ſiegreichen Legionen ſeinen Einzug in Rom, und — nun iſt er der Glückliche und der Dictator perpetuus. Die Gracchen ſind Rebellen und gefährliche Revolutionäre, die durch ihre Acker-Bill das Vaterland in's Verderben ſtürzen und deshalb den Todt verdienen, weil die Optimaten ſiegen. Octavius

Auguſtus wird ſclaviſch verehrt, bey Lebzeiten vergöttert und nach ſeinem Todte von Dichtern und Geſchichtſchreibern als das Ideal eines Regenten als der unſterblichſte Sterbliche geſchildert. Hätte Antonius bey Actium geſiegt, ſo war er der Große und Göttliche, ſo hätte unter ſeinem Scepter Rom ſein goldenes Zeitalter erlebt; wenigſtens hätten das viele Dichter und Hiſtoriker behauptet, gerade ſo, wie ſie es vom Octavius Auguſtus behaupteten.

Maſaniello iſt der ſchändlichſte Böſewicht, weil ſeine Revolution in Neapel ſcheitert; Fiesco verdient Abſcheu, weil die Beherrſcher Genuas ſeiner mächtig werden; Rienzis Andenken wird verflucht, weil er den großen Plan, Roms Hierarchie wieder in eine Republik zu verwandeln, nicht ausführen kann. Laßt den allmächtigen Protektor Englands Olivier Cromwel die entſcheidende Schlacht bey Worceſter verlieren — und fragt denn, was aus ihm und ſeinem Ruhme geworden wäre? Laßt den edlen Koſciuszko aus den blutigen Schlachten bey Krupczyge und Brzeſc als Sieger zurückkehren, und die Freyheit und Unabhängigkeit ſeines unglücklichen Vaterlandes behaupten — welcher Deſpotenknecht würde es dann wohl wagen, ihn einen Rebellen zu nennen?

Doch wir wollen uns nicht zu weit in das weitläuftige Gebiet der Geſchichte verirren, ſondern blos bey dem Ereigniß im bojariſchen Reiche ſtehen bleiben, von welchen wir hier reden wollen. Auch Posniew, den das ganze bojariſche Reich als den abſcheulichſten Räuber und Rebellen verwünſchen muß (auf Befehl, verſteht ſich) würde eine ganz andere Rolle geſpielt haben, wenn ihm das Schickſal den, der ihn gefangen nahm, und welches niemand anders, als unſer Held iſt, in die Hände geſpielt hätte.

Es würde uns zu weit von unſerm Zwecke abführen, wenn wir uns weitläufig bey der Lebensgeſchichte dieſes Mannes aufhalten wollen. Wir heben daher nur ſoviel davon aus, als zur Verſtändlichkeit dieſes Kapitels erforderlich iſt.

Posniew war in einem Dorfe am Fluß Tan aus einem Kaskier-Geſchlechte geboren. Als Jüngling befand er ſich von ungefähr in Arliſſa, und half hier einem erwachſenen Mädchen die Pferdte treiben. „Du wirſt einmal König werden!“ rief ihm das dankbare Mädchen mit einer Art von prophetiſchen Geiſte zu. Von dieſem

Augenblicke an verlor er dieſen Gedanken nie aus ſeiner Seele. Daß er nicht realiſirt wurde, daran war nicht er, ſondern das Schickſal Schuld, das nach höchſtſonderbaren Launen dort eine Krone abreißt, um ſie einem andern wieder aufzuſetzen.

Er diente unter den Kaskiern gegen die Othonier anfangs als gemeiner Soldat; aber ſeiner Tapferkeit wegen wurde er zum Fähndrich erwählt. *) Da er in der Folge in den Verdacht der

---

*) Die Kaskier, ein ganz kriegeriſches Volk, ſind in dieſem Stücke eine Art von Republikanern, weil es ihnen verſtattet iſt, ſich ihre Befehlshaber und Vorgeſetzten ſelbſt zu erwählen.

Entwendung eines Pferdtes fiel, ſo entfernte er ſich heimlich von der Armee, ſtreifte in mehreren Gegenden des bozariſchen Reichs umher, und fand endlich unter einer frommen Sekte, die ſich an den Ufern der Gula ausgebreitet hatte, Aufnahme und Unterſtützung.

Dieſe Leute führten ein einſiedleriſches und abſcheuliches Leben und ſtanden bey denen, die ſich nicht zu ihrer Sekte bekannten, in dem Rufe einer großen Heiligkeit. Man hielt ſie, wie ſie ſich auch ſelbſt vorzugsweiſe zu nennen pflegten, für die wahren Rechtgläubigen. Als ſie aber wegen der Theilnahme an Poeniews Rebellion bekriegt und zu Paaren getrieben wurden, da ſchwand auf einmal der Ruf ihrer Rechtgläubigkeit und Frömmigkeit. Sie wurden als die verabſcheuungswürdigſten Abtrünnige und Ketzer verfolgt, und jedes Mitglied derſelben, dem noch das Leben gefriſtet, und der Gebrauch des Feuers und Waſſers und der Luft geſtattet ward, mußte ſich durch einen Schandlappen verunſtalten laſſen, damit ihn jeder ſogleich als einen Ketzer erkennen und fliehen möchte.

Er fand unter dieſen gutmüthigen Leuten eine große Anzahl, die über den Druck, unter welchem das bojariſche

Reich ſchmachtete, äußerſt unzufrieden waren, und die beſonders über die Entthronung und Ermordung ihres rechtmäßigen und toleranten Königs Pirano III. aufgebracht waren. Posniew hatte ihnen ſeine Weißagung und Hoffnung zum König-Werden nicht verſchwiegen. Er ſchien ihnen der Mann zu ſeyn, der das große Werk der Befreyung vollenden könnte. Sie verfielen auf den Gedanken, den Posniew für den (angeblich, wie ſie ſagten) erwarteten König Pirano auszugeben. Würde dieſes den leichtgläubigen Kasſiern glaublich gemacht, ſo konnten ſie ſich den größten Anhang verſprechen.

Um ſeinen Endzweck deſto ſicherer zu erreichen, verließ Posniew die Ufer der Gula und begab ſich auf die größte Steppe von Urſano, welche von lauter Kaskiern bewohnt wird, die zum Unterſchied, von den Kaskiern, die am Tan wohnen, die Urſawiſchen genannt werden. Er traf zuerſt auf einige von dieſen Söhnen der Wildniß, welche ſich auf der Jagd wilder Schaafe befanden. Sie fragten ihn wer er ſey? er antwortete ihnen: „Kommt näher und kennt mich“! Er zeigte ihnen hierauf ein rothes Fleck auf der Bruſt, welches die Geſtalt einer Krone hatte. An dieſem Zeichen, ſagte er, möchten ſie erkennen, daß er der König ſey.

Er ſey den Dolchen ſeiner Mörder entgangen und habe ſich zu ihnen geflüchtet, um Schutz und Hülfe von ihnen zu ſuchen.

In der feſten Ueberzeugung, daß er ihr König ſey, nahmen ſie ihn frohlockend mit nach ihren Wohnungen, und waren ſtolz darauf, ihren Beherrſcher zu beherbergen. Ihre Waffenbrüder erkannten ebenfalls den geliebten König an, und dieſer fing an, ſein Königreich zu errichten. Er ſuchte ſeinen Kackiern eine feſte Einrichtung zu geben, ſo gut es die Umſtände zuließen. Ihre Tapferkeit hatte er nicht nöthig anzufeuern; es kam nur darauf an, daß ſie gehörig angeführt wurden. Aber weit ſchwerer war es, ſie von Räubereyen und Plünderung, an welche ſie von jeher gewöhnt waren, abzuhalten. Der Sohn der Wildniß hat von Natur ein gutes Herz — dieſes wird erſt durch den Umgang verdorben — aber ſeine rauhe Lebensart, ſeine Denkart und Sitten, die ſo ſehr von der Denkart und den Sitten cultivirter Völker abweichen, verleiten ihn zu Grauſamkeiten, welche die cultivirte Menſchheit empören. Dies war auch der Fall bey den Kaskiern, die unter Posniews Anführung, die benachbarten Gegenden zu befehden anfingen. Er ſelbſt war weder grauſam noch tyranniſch; aber es war ihm nicht möglich, die wilden Ausbrüche der Wuth und Grauſamkeit ſeiner Krieger überall zu dämpfen. Dieſem Unvermögen iſt es größtentheils zuzuſchreiben, daß ſein Unternehmen ſcheiterte, und daß er mehr Widerſtand fand; als zu erwarten geweſen wäre.

Sein Anhang hatte ſich in kurzer Zeit ſehr vermehrt, und ſeine Streifzüge wurden ſo kühn, daß die Beherrſcherin des bejariſchen Reichs, die dieſe Unruhen anfangs für unbedeutend gehalten hatte, für den erſt beſtiegenen Thron beſorgt zu werden anfing. Ueberall wurden daher Truppen aufgeboten, um den gefährlichen Rebellen keine Zeit gewinnen zu laſſen. Niemand ſchien zu dieſem Unternehmen geſchickter als unſer Kakodämon; er erhielt daher den Auftrag, unvorzüglich gegen den Rebellen aufzubrechen, ſoviel Truppen zu ſammlen als möglich wäre, und überhaupt in dieſer Angelegenheit zu thun, was er für gut befinden würde. Nur ſollte er dahin zu trachten ſuchen, daß er den Rebellen lebend in ſeine Hände bekäme, damit man ein abſchreckendes Exempel an ihm ſtatuiren könnte.

Mit ſo ausgedehnter Vollmacht trat denn Kakodämon ſeinen Zug gegen den Räuber Porniew, wie er ihn nannte, an. Auch bey dieſem Unternehmen ging er mit der überraſchenden Schnelligkeit zu Werke, die ſo oft an ihm bewundert worden iſt. Alle Bagage wurde zurückgelaſſen und nur ſo viel Lebensmittel mitgenommen als zur höchſten Nothdurft für den beſchwerlichen Marſch durch ungeheure Steppen erforderlich war. Um die Truppen noch ſchneller und leichter fortzubringen, ließ er ſie auf Wägen tranſportiren. Demohngeachtet war es nicht ſo leicht, die Macht Posniews ganz zu vernichten. Er war ſchon ſo vielmal von andern Befehlshabern in die Flucht geſchlagen und beynah ganz aufgerieben worden; dennoch erſchien er bald darauf wieder in einer ganz andern Gegend an der

Spitze einer zahlreichen Macht. Da er den regulären Truppen nicht gewachſen war, ſo vermied er jedes Haupttreffen, zog ſich plötzlich zurück, wenn ein zahlreiches Corps gegen ihn im Anzuge war, und warf ſich denn unverſehens auf ein kleineres, das unvorbereitet und ſeiner Uebermacht nicht gewachſen war. Er führte den Krieg faſt in derſelben Manier, wie die Anführer der Chouans und Vendeer in Frankreich. Der kleine Krieg war ſein Element. Immer geſchlagen ſtand er immer wieder zum neuen Kampfe bereit, immer auf der Flucht, kam er doch immer weiter vorwärts.

Kakodämon beſchloß das bisher gegen ihn befolgte Kriegsſyſtem zu verändern. Er vertheilte ſeine Truppen in lauter kleine Corps, die aber alle unter einander in Verbindung ſtanden, und fing ſo eine Art von Treib-Jagen gegen den Prätendenten an. Dieſes Maneuvre brachte ihn außer Faſſung und nöthigte ihn ebenfalls ſeine biſherige Art, den Krieg zu führen, aufzugeben. Allein der Sieg würde gleichwohl ſeinem Gegner ſo leicht nicht geworden ſeyn, wenn nicht Spuren der Meuterey und Verrätherey ſich unter ſeinen Anhängern gezeigt hätten. Die taniſchen und urſaniſchen Kaslier waren eiferſüchtig und erbittert auf einander, und es war ihm nicht möglich, die Eintracht unter ihnen herzuſtellen. Die Folge davon war, daß ihn ſämmtliche taniſche Kaskier des Reichs heimlich verließen. Dadurch wurde er nicht nur an Truppen geſchwächt, ſondern ſeine übrigen Anhänger wurden auch muthlos. In kurzer Zeit hatte ſich ſein ganzes Corps ſo verlauſen und zerſtreut, daß er nur noch 300 urſaniſche Kaskier, die ihm bisher treu geblieben waren, bey ſich hatte.

Mit dieſem kleinen Häufchen beſchloß er, ſich durchzuſchlagen und ſich in ein benachbartes Land zu flüchten, wo er zahlreiche Anhänger zu haben vorgab. Allein dieſes abentheuerliche Vorhaben fand bey ſeinen Anhängern keinen Beyfall, und unter dem Vorwande, daß ſie zuvor noch ihre Frauen und Kinder in der Stadt Urſano ſprechen wollten, überredeten ſie ihn daher, den Weg nach Urſano mit ihnen zu nehmen. Die Annäherung derer, die ihn verfolgten, und die Gefahr, die ſie dadurch für ihre eigne Perſon befürchteten, hatten ſie nun aber zu dem Entſchluſſe gebracht, ihren Chef zu binden und nach Urſano zu überliefern. Ungefähr hundert unter ihnen, die nicht darein gewilliget hatten, daß man ihren unglücklichen Anführer ſo behandeln möchte, waren zerſtreut bey den Einſiedlern der Steppe geblieben.

Kakodämon machte noch Anſtalten zum Verfolgen und Einholen ſeines Feindes, als er die unerwartete aber höchſt erfreuliche Nachricht von ſeiner Gefangennehmung erhielt. Er eilte nun ſogleich nach Ukſane, wo der Commandant des Platzes ihm den fürchterlichen Poßniew auslieferte. An Händen und Füßen ſchwer gefeſſelt und unter den Bajonnetten der Soldaten wurde er in Kakodämons Quartier geführt, wo ihn dieſer alſo anredete:

Kakodämon. Haben wir Dich endlich, ſchändlicher Bube?

Posniew. Eine alberne Frage! Freylich habt Ihr mich, das ſiehſt Du ja!

Kakodämon. Ungeheuer! Du willſt noch trotzig ſeyn?

Posniew. Und warum denn das nicht? Etwa deswegen nicht, um Dich nicht zu erzürnen? Ha, ich muß über Dich lachen! Als ob mir Dein Zorn etwas ſchaden, Deine Gnade etwas helfen könnte! Ich weiß mein Schickſal; und es iſt mir ganz einerley, ob Ihr mich im Zorn oder aus Gnade zu Tode martert. Den Todt fürchte ich nicht, den hab' ich oft genug vor Augen gehabt. Auch Eure Martern fürchte ich nicht. Martert mich nur recht, wie's Euch gefällt.

Kakodämon. Eine ſolche Unverſchämtheit, ein ſolcher Trotz iſt mir noch nie vorgekommen! Nun warte Burſche, Du ſollſt's ſchon fühlen!

Posniew. Nenne mein Benehmen, wie Du willſt; ſchimpfe mich, wie Du's beliebt. Ich könnte es auch wenn ich wollte; aber ich will nicht, weil ich mich für beſſer halte als Dich, der Du des ohnmächtigen, beſiegten Feindes ſpotteſt, und ihn ſchimpfeſt. Durch dieſes Betragen erzeigſt Du mir den größten Gefallen. Würdeſt Du mich auch bemitleiden, ſo würde ich mich unglücklich fühlen, ſo aber bin ich glücklich — glücklich durch Deine Drohungen, die ich, ſo wie Dich, verachte. —

Kakodämon. (knirſcht vor Wuth mit den Zähnen und ſtampft mit den Füßen den Boden.) Ha, die Beſtie! Grenadiere führt ihn ſogleich ab, legt ihm dreyfache Feſſeln an und laßt ihn zweymal vier und zwanzig Stunden hungern!

Pesniew. (kalt) Warum nicht lieber ſechsfache Feſſeln? Dreyfach iſt ja gar zu wenig! Und warum läßt Du mich denn nicht lieber zu Tode hungern? O Du verſtehſt es noch nicht recht, die Gefangenen zu martern! Doch du biſt auch ſehr ohnmächtig bey Deinem Grim — Du darfſt mich nicht tödten — Du darfſt nicht. —

Kakodämon. Teufel und Hölle! Das iſt nicht auszuhalten! Schweig' — oder — Grenadiere, ſchafft ihn mir aus den Augen!

(Die Grenadiere führen den Pesniew nach dem Gefängniß ab.)

Peſniew. (im Abgehen.) Du biſt noch viel zu hitzig und ärgerlich und haſt überhaupt zu heftige Affekten. Du wirſt nie ein großer Mann werden. Thaten wirſt Du zwar thun, Schlachten gewinnen, Feſtungen erſtürmen, Bollwerke erſteigen — aber das iſt es auch Alles. Zum Lenker einer Revolution, zum Leiter einer Volksparthey, zum Dictator, außer der Armee, biſt Du nicht geſchaffen. Du biſt ein wilder Krieger und weiter nichts. —

Kakodämon war im hohen Grade über die Frechheit des Menſchen entrüſtet und würde ihn auf der Stelle haben hinrichten laſſen, wenn er nicht den

Befehl gehabt hätte, den Rebellen lebendig einzuliefern. Er mußte ſich daher alle Gewalt anthun und damit begnügen, ihm ſoviel Martern widerfahren zu laſſen, als möglich war. Um ihn theils auf dem Rückwege in recht ſichere Verwahrung zu bringen, theils auf eine recht ſchimpfliche Weiſe zu tranſportiren, ließ er ihn in einen Gitterkaſten einſperren und ſo, wie ein wildes Thier, das zur Schau umhergefahren wird, fortbringen. Poſchiew ertrug dieſe Schmach mit vieler Reſignation und fuhr fort ſeinen Beſieger, ſo oft er in ſeine Nähe kam und ſich in ein Geſpräch mit ihm einlaſſen wollte, durch Geringſchätzung und ſarkaſtiſche Verachtung zu erbittern.

Während des Zuges wäre der Gefangene beynah entkommen. In dem Quartier, wo der Zug Raſttag hielt, kam durch Unvorſichtigkeit der Soldaten Feuer aus und verſchiedene Häuſer wurden ein Raub der Flammen. Während des Getümmels erſah Posnlew ſeine Gelegenheit und wollte entwiſchen; allein es wurde noch entdeckt und verhindert. Man löſchte das Feuer wieder und nun war an keinen weitern Verſuch mehr zu denken. Da man jedoch ſehr beſorgt ſeinetwegen war und vielleicht einen neuen und ähnlichen Unfall befürchtete, ſo ließ der Anführer das Gegitter zurück, und den Gefangenen auf einen unbedeckten Bauernwagen anſchließen. Auf einen andern Wagen wurde Posniews zwölfjähriger Sohn gebracht, ein Knabe, der viel Talent zeigte und den man ſeiner großen Lebhaftigkeit wegen nicht aus den Augen laſſen durfte. Man erleuchtete des Nachts die Gegend, wo der Zug durchging mit Fackeln, und ſo gelangte denn endlich Posniew an den Ort ſeiner Beſtimmung, wo er unter den entſetzlichſten Martern hingerichtet wurde.

Er war, als er ſeine Rolle zu ſpielen anfing, ganz arm, und blieb es auch da noch, als er an den Orten, die er einnahm große Beute vorfand. Seine ganze Baarſchaft, die man in dem Kleide deſſelben eingenäht fand, beſtand aus nicht mehr als vier Reichsthalern. Da man bey ihm mehr Geld vermuthet hatte, ſo befragte man ihn: warum er nicht mehr Geld habe, und ob vielleicht diejenigen, welche ihn gefangen nahmen, daſſelbe abgenommen hätten? Allein er gab zur Antwort: daß er nie viel Geld zu ſich genommen, ſondern es jederzeit, wenn er Beute gemacht, unter ſeine Soldaten vertheilt habe.

Das war das Ende eines Menſchen, der eine Revolution anfing, deren Folgen für das bojariſche Reich bedenklich werden konnten. Wäre ihm ſein Gegner nicht durch unerwartete Schnelligkeit zuvorgekommen und hätten ihn nicht die vorhin beſchriebenen Unfälle betroffen, ſo würde ſich ſein Anhang in kurzer Zeit ſehr vergrößert haben. Wer weiß, ob es ihm dann nicht gelungen wäre, ſich auf den Thron hinaufzuſchwingen und die Verfaſſung Bojariens umzuändern. Wäre dies geſchehen, dann würde er der Held der Geſchichte ſeyn, von deſſen großen Tugenden uns die Hiſtoriker nicht genug zu erzählen wiſſen würden. Er gehörte unter die ſeltenen Menſchen, die ſich durch eine außerordentliche Energie und durch einen hohen Grad von Feſtigkeit und Beharrlichkeit auszeichnen. Er konnte die größten Strapatzen ertragen, und war gegen alle Weichlichkeit abgehärtet. Er konnte, wie der Römer Catilina in dem bekannten Dialog von Kleiſt von ſich ſagt, ſeine linke Hand eſſen, um mit der rechten noch zu fechten. Auch von ihm konnte man mit eben dieſem Dichter ſagen: „er hatte den Galgen, oder den Thron verdient.“

Nachdem unſer Kakodämon ſeinen Gefangenen, der ihm ſo vielen Kummer und Aerger verurſachte, abgeliefert hatte, kehrte er wieder in jene Gegenden, welche der Schauplatz der Rebellion geweſen waren, zurück. Das Feuer des Aufruhrs war durch die Gefangennehmung Posniews noch nicht ganz gedämpft. Ja, ein gewiſſer Serminow, der ehemals von der bojariſchen Armee entlaufen war, wagte es ſogar, ſich zum Nachfolger Poßniews aufzuwerfen und ſeine Rolle nachzuahmen. Allein ſie war bald ausgeſpielt und Serminow ward nebſt einem kleinen Ueberreſt ſeiner Anhänger gefangen genommen und, wie ſein Vorgänger, hingerichtet.

Durch beyde mit der größten Schnelligkeit und Bravour ausgeführte Expeditionen erwarb ſich unſer Kalodämon einen großen Ruhm. Die Königin Miranda drückte ihm ihren Dank in einem eigenhändigen Schreiben in ſehr ſchmeichelhaften Ausdrücken aus, und beſchenkte ihn noch überdies mit einem koſtbaren, mit Brillanten beſetzten Degen. Als er darauf zurückkehrte und ſeiner Gebieterin die Aufwartung machte, bewieß ihm dieſe ihre Zuneigung noch durch andere Gunſtbezeigungen.

Siebentes Kapitel.

Kakodämons Schlacht und Sieg im Felde Amors und Hymens.

„Intermiſſa Venus diu
Rurſus bella moves. Parce, precor, precor.
Non ſum qualis eram bonae
Sub regno Cynarae. Deſine dulcium
Mater ſaeva Cupidinum,
Circa luſtra decem flectere mollibus
Iam durum imperiis.“
Horatius (Od. IV. 1.)

Bald nach der Gefangennehmung Posniews hielt ſich Kakodämon wieder in der Reſidenz auf. Bisher hatte das ſchöne Geſchlecht keinen großen Reiz für ihn gehabt, und es ſchien, da er ſchon nahe an Funfzig zählte, als ob er die Zahl der Hageſtolzen vermehren und dadurch ſeiner Mutter die empfindlichſte Kränkung zuziehen wollte. Ja, wer ihn in Geſellſchaft der Frauenzimmer ſah, welches jedoch nicht oft der Fall war, der hätte ihn wohl gar für einen Miſogyn halten ſollen. Man wird uns vielleicht den Einwurf machen, daß mit dieſer Behauptung die mehrmals wiederholte Verſicherung, daß er die Gunſt ſeiner Gebieterin Miranda in einem vorzüglichen Grade genoſſen habe, ſehr im Contraſt ſtehe.

Allein dies kann höchſtens nur ſo ſcheinen und die Wahrheit derſelben wird jedem Leſer ſogleich einleuchten, ſobald wir uns näher darüber erklärt haben werden.

Wir könnten bemerken, daß aus dem Umſtande, daß er bey ſeiner Gebieterin und Königin in *beſonderer Gunſt* geſtanden habe, weiter nichts folge, als — daß er in Gunſt geſtanden habe, und wir könnten uns alle Art von Conſequenz-Macherey verbitten. Allein wir wollen hier von dieſem Rechte nicht einmal Gebrauch machen, ſondern es der Auslegungskunſt eines Jeden überlaſſen, in welchem Sinne er dieſe Gunſt und jene Gunſtbezeigungen nehmen will. Geſetzt aber auch, daß alsdann Panſalvin und Kakodämon in dieſer Aufgabe unter einen Nenner gebracht würden, ſo folgt daraus offenbar noch nicht, daß er deshalb kein Hageſtolz oder Miſogyn geweſen ſeyn könne. Ein ſo eifriger und conſequenter Vertheidiger der ſouverainen Gewalt, wie unſer Held war, konnte auch Dienſte der Art unter die Obliegenheiten und Präſtanda eines Vaſallen rechnen, und daher der Meynung ſeyn, daß der Lehnsherr oder die Lehnsfrau, außer dem iure militiae, auch noch dieſes ius oder reſpective dieſe Servitut zu verlangen berechtiget ſey. Er that

Alles, was ſeine gnädige Monarchin von ihm verlangte, aus unterthänigſt-pflichtſchuldigſter Folgeleiſtung. Er achtete ſich für verbunden, ſeiner Regentin mit Gut und Blut im Nothfall beyzuſtehen; warum hätte er ſich alſo zu einer Dienſtleiſtung weigern ſollen, wobey es auf beydes nicht abgeſehen war? Er opferte ihr ja ſein Leben im Kriege, in blutigen Schlachten und Affairen auf; warum hätte er ihr alſo in einer Affaire entſtehen ſollen, wo keines Menſchen Leben gefährdet war?

Daß dieſe Vermuthung nicht ungegründet ſeyn müſſe, ſchließen wir daher, weil Miranda ſeine Dienſtleiſtungen ſtets als ſolche d. h. als Dienſt- und Pflichtleiſtungen betrachtete, und nur im Nothfall zu denſelben ihre Zuflucht nahm. Nicht ſo bey Banſalvin und vielen andern, wie dem geneigten Leſer aus der Lebensgeſchichte dieſer vielvermögenden Königin noch erinnerlich ſeyn wird. — Ohngeachtet der Dienſte alſo, die er zuweilen der Miranda, ſeiner Königin, geleiſtet hatte, war unſer Held bisher eine Art von Miſogyn geweſen; wir ſagen eine Art, denn ganz war er es nicht; und wenn er's auch eine Zeitlang geweſen wäre, ſo blieb er's doch nicht — und dieſes wird ihn ſchon mit unſern Damen wieder ausſöhnen.

Es iſt eine bekannte Erfahrung, daß ein etwas betagter Hageſtolz, wenn Amor einmal ſein Herz verwundet, an Liebesgluth ſelbſt den achtzehnjährigen Jüngling übertrifft. Die Göttin und der Gott von Amathunt ſcheinen ſich für die Verachtung rächen zu wollen, mit welcher er ihre Macht bisher verſchmäht hat. Es iſt das im Grunde echte ſüße Rache, die nur dann ſchmerzlich wird, wenn dem ſchmachtenden Liebhaber die Annäherung an den geliebten Gegenſtand erſchwert wird. Auf dieſe Weiſe hatten der ſchalkhafte Knabe und ſeine eben ſo ſchalkhafte Mutter an unſerm Kikötämen Rache genommen, und freuten ſich ihrer Macht und ihres

Triumphes. Folgender Dialog, den er mit ſeinem Adjutanten **Iberius**, den er zugleich zum Vertrauten ſeiner Geheimniſſe machte, hielt, läßt uns den beſten Schluß auf den Zuſtand ſeines Herzens machen und giebt uns zugleich die beſte Auskunft über die Art und Weiſe, wie er ſich bey dem Handel benahm. Wir bemerken nur noch, daß die Unterredung in den Moment fällt, wo er eben von einem Balle zurückgekommen war.

Kakodämon. (geht ſehr unruhig und ſchnell im Zimmer umher.) Iberius, Brüderchen, ich bitte Dich um Gotteswillen!

Iberius. Was denn? Was befehlen Ew. Gnaden?

Kakodämon. Ach, Iberius, ich bin ganz außer mir, ganz wüthend. — —

Iberius. Was haben Sie denn vor, gnädiger Herr?

Kakodämon. Haſt Du nicht die Gräfin Purſowska heute geſehen?

Iberius. Nun ja, die hab' ich wohl geſehen. Und was denn weiter?

Kakodämon. Was weiter? Die Gräſin, die ich anbete, die ich — —

Iberius. So, ſo. Nun, was wollen denn Ew. Gnaden damit ſagen?

Kakodämon. Ich frage Dich, ob Du ſie geſehen haſt?

Iberius. Ja, wie ich ſchon geſagt habe.

Kakodämon. Und wie ſie mit dem Baron v. Kollnau immer tanzte?

Iberius. Das hab' ich wohl geſehen.

Kakodämon. Und wie ſie ſo freundlich mit ihm ſprach, und wie er ihr immer nicht von der Seite kam?

Iberius. Auch das hab' ich bemerkt.

Kakodämon. Verdammt! Und wie er ſie ſo zärtlich am Arm nahm und ſie nach Hauſe begleitete?

Iberius. Auch das.

Kakodämon. Und haſt Du nicht auch ſchon von den Leuten gehört, daß eben dieſer Baron die ſchöne Gräfin heyrathen wird?

Iberius. Wohl hörte ich das und noch dazu, daß binnen hier und einem Monat die Vermählung ſeyn würde.

Kakodämon. O Iberius, das iſt ſchrecklich, ſehr ſchrecklich! Nein, der verdammte Baron kann und darf und ſoll ſie nicht heyrathen! Sie ſoll und muß durchaus die Meinige werden?

Iberius. Aber wenn ſie nun nicht will?

Kakodämon. Frag' nur nicht ſo. Sie wird wohl nicht wollen? Einen ſo berühmten General!

Iberius. Ey nun, die Damen haben manchmal ihre beſondern Grillen. Der Ruhm iſt nicht immer das wirkſamſte Empfehlungsſchreiben bey ihnen.

Kakodämon. Das wäre ſchlimm. Aber, Iberius, ich bin reich, und aus guter Familie.

Iberius. Das iſt etwas mehr. Indeß gelten dieſe Epitheta gemeiniglich mehr bey den Vätern und Müttern, als bey den Töchtern.

Kakodämon. Das will ich nicht hoffen. Aber der Baron iſt beydes nicht.

Iberius. Und doch liebt ihn die Gräfin.

Kakodämon. Liebt ihn? Wer hat Dir denn das geſagt?

Iberius. Geſagt hat mir's zwar niemand; ich denke und ſchließe es nur ſo.

Kakodämon. Und woraus denn?

Iberius. Ey nun, weil ſie gern in ſeiner Geſellſchaft iſt, gern mit ihm tanzt, gern mit ihm redet, ſich gern von ihm nach Hauſe führen läßt. Und daß ſie alles dieſes gern, recht ſehr gern that, das konnte man aus ihrer Freundlichkeit, aus ihrer Lebhaftigkeit, aus ihren Augen, kurz aus ihrem ganzen Weſen abnehmen.

Kakodämon. Ach hör' nur auf, ſolche unangenehme Dinge zu reden.

Iberius. Ich kann nichts dafür; aber es iſt doch einmal ſo. Doch vielleicht iſt ſie überhaupt immer ſo freundlich und lebhaft; ich kenne ſie zu wenig und hab' ſie heute zu wenig beobachtet.

Kakodämon. Ach leider iſt ſie's nicht immer! Sie war verzweifelt ernſthaft als ich mit ihr reden wollte. Da ſah' ich nichts von der Freundlichkeit und Lebhaftigkeit. Ich gab mir alle Mühe, ihr einige Annehmlichkeiten und Schmeicheleyen zu ſagen; aber ſie ſchien das gar nicht zu achten; ja es kam mir ſogar ſo vor, als ob ſie verdrüßlich darüber werden wollte. Ich fing an von meinen Kriegsthaten und Bleſſuren zu reden; allein auch das ſchien ihr nicht das geringſte Vergnügen zu machen. Hingegen ſchwatzte der fade Baron eine Menge abgeſchmacktes Zeug, recht viel Albernes und Abſurdes, Du hätteſt aber nur ſehen und hören ſollen, wie andächtig ſie da zuhörte, wie ſie lächelte und dem einfältigen Redner Beyfall zunickte. O ich hätte aus der Haut fahren mögen! Ich hatte ſonſt von meiner Mutter eine Menge hübſcher Redensarten gelernt, die man den Damens vorſagen müßte, und ſie lobte mich immer, wenn ich ſie ſo geläufig herzuplappern wußte. Allein heute wurden ſie mir ſauer und machten nicht den geringſten Eindruck.

Iberius. Dann ſieht es freylich nicht gut aus, Herr General!

Kakodämon. Nicht wahr, Iberius? O ich wollte lieber eine Schlacht verlieren als das Mädchen, lieber noch fünf Wunden bekommen, als dieſe Herzenswunde verſchmerzen! O ich kann's nicht! Schaffe Rath, Iberius! Sprich, was ſoll ich thun?

Iberius. Wie iſt denn wohl ihr Vater, der alte Graf, geſinnt?

Kakodämon. Ach der hätte freylich lieber einem ältern (von Familie nämlich) und reichern Schwiegerſohn; aber die Gräfin, ſeine Frau, hat die Oberherrſchaft über ihn, und da hat er denn dem Baron ſein Wort geben müſſen.

Iberius. Alſo das Wort hat er ſchon gegeben?

Kakodämon. Leider! Das iſt's ja eben. Wäre das nicht, ſo wollte ich ſchon bey dem Vater und auch bey der Mutter durchdringen. Mit dem Mädchen würde ſich's ſchon geben.

Iberius. Ja, ja. Da weiß ich wirklich keinen beſſern Rath, als den Baron aus dem Wege zu ſchaffen!

Kakodämon. Das wäre, Iberius! Aber wie denn?

Iberius. Sollte es denn nicht angehen, daß er des Landes verwieſen oder nach Serien transportirt würde? Sie vermögen ja viel bey der Königin. Ein lettre de cachot würde die ganze Sache abthun.

Kakodämon. Nein, das geht nicht. Er gilt auch viel bey der Königin. Sie weiß, daß er die Gräfin heyrathen will, und iſt ſehr wohl damit zufrieden.

Iberius. Noch eine Frage; die ich eigentlich ſchon längſt hätte thun ſollen: Haben Sie denn ſchon um die Hand der ſchönen Gräfin angehalten?

Kakodämon. Nein, das hab' ich nicht. Ich hab' mich ja erſt in ſie verliebt. Vorher kannte ich ſie gar nicht. O hätte ich ſie doch früher geſehen, denn ſollte mir kein Menſch zuvorgekommen ſeyn, dieſen köſtlichen Schatz zu haben; am allerwenigſten der Schuft von Baron!

Iberius. O wenn's ſo iſt, da hat's ſo große Noth noch nicht! Da wollen wir mit dem Baron bald fertig werden.

Kakodämon. Wie ſo?

Iberius. Er muß im Duell umkommen.

Kakodämon. Ich ſoll mich alſo mit ihm ſchlagen? Das ginge wohl an; o den Kerl haue ich in Stücken!

Iberius. Nicht ſo hitzig, Herr Graf. Sie dürfen ſich nicht mit ihm ſchlagen. Wenn er durch Ihre

Hand fällt, ſo heyrathet das Mädchen den Mörder ihres Geliebten nun und nimmermehr. Selbſt ihre Aeltern würden dann große Bedenklichkeiten finden.

Kakodämon. Da haſt Du vollkommen Recht, Iberius. Daran hatte ich nicht gedacht. Aber wer ſoll's denn thun?

Iberius. Ich würde mich mit dem größten Vergnügen zu dieſem Dienſt für Ew. Gnaden erbieten; allein es würde doch noch immer ſehr verdächtig ſcheinen, wenn Ihr Adjutant der Thäter wäre. Wenn ſonſt niemand da wäre, ey nun, dann müßte es freylich geſchehen.

Kakodämon. Du biſt ein treflicher Menſch, Iberius!

Iberius. So aber haben wir das nicht nöthig. Da iſt ja unter Ihrer Diviſion der Lieutenant Clitus. Das iſt ein wahrer Eiſenfreſſer, der nimmt zehn ſolcher Barone auf ſich.

Kakodämon. O ganz gewiß! Ja, das iſt ein braver Kerl. Aber gleichwohl begreife ich noch nicht recht, wie es eigentlich werden ſoll?

Iberius. O das iſt ſehr leicht! Verſprechen Sie ihm nur, daß er durch Ihre Vermittelung Capitain werden ſoll, und laſſen Sie ihm nur auf eine gute Art ein Paar Hände voll Ducaten zufließen — und ich ſtehe Ihnen dafür, daß er Ihre Wünſche vollkommen befriediget. Dem iſt es einerley, ob er einen, oder zehn Menſchen in die Unterwelt ſchickt.

Kakodämon. Aber — wenn ihm nun der Baron durchaus alle Gelegenheit benimmt, ihm durchaus ausweicht? Wie denn?

Iberius. Clitus wird es ſchon ſo anzulegen wiſſen, daß er ihm nicht ausweichen kann. Er ſucht an einem öffentlichen Orte Händel mit ihm, greift ihn bey ſeiner Ehre an, ſpricht ehrenrührig von ſeiner Braut u. ſ. w. Kurz er neckt und inſultirt ihn ſo lange, bis er das Duell annehmen muß. Wollte er ja das Duell von ſich ablehnen, ſo würde er nicht mehr für einen Mann von Ehre gelten können; alle angeſehene und rechtliche Leute, Generale, Feldmarſchalle u. ſ. w. würden ſich des Clitus annehmen, und Sie ſelbſt, Herr General, könnten und müßten darauf dringen, daß er einem Officier von Ihrer Diviſion Satisfaktion geben müſſe. Der alte Graf Purſowska ſelbſt würde ihn nun und nimmermehr für ſeinen Schwiegerſohn anerkennen, wenn er feige genug wäre, eine Ehrenſache nicht abthun zu wollen.

Kakodämon. Du haſt recht, das würde er. Ja, er muß daran der Baron!

Iberius. Haben wir ihn nur erſt einmal vor die Klinge, dann gute Nacht Herr Baron! Seine Braut mag dann ein Paar Tage winſeln. In acht Tagen iſt alles vorbey und in vier Wochen, ſage in vier Wochen, reicht ſie Ihnen die Hand, Herr Graf.

Kakodämon. O vortreflich! O göttlich! Ja ſo ſoll's werden! O laß dich umarmen theuerſter Iberius! Dir verdanke ich Alles — ewig werde ich dafür Dein Schuldner bleiben. O Wonne, bald werde ich die Feſtung erſtürmen und dann Victoria rufen. Saſſa! Hurrah! So ſoll's werden!

Und ſo wurde es wirklich. Alles erfolgte ſo, wie es Iberius vorhergeſagt hatte. Der Lieutenant Clitus, ein Menſch ohne allen Charakter und von den roheſten Sitten, wurde durch das Anſehen ſeines Generals und durch die glänzenden Verſprechungen von Iberius leicht gewonnen. Er fand Gelegenheit an einem öffentlichen Orte an den Baron von Kollnau zu kommen und ihn auf eine ehrenrührige Weiſe zu beleidigen. Dieſer wollte zwar den Vorgang auf ſich beruhen laſſen, weil er meynte, daß ein ſolcher Menſch, ſeine Ehre nicht beleidigen könne. Allein überall erhob ſich die Stimme des Vorurtheils gegen ihn. Man erklärte ihm geradezu, daß man allen Umgang mit ihm aufgeben werde, wenn er ſich nicht wie ein Mann von Ehre benehmen würde. Selbſt ſeine beſten Freunde, ſelbſt die angeſehenſten und für würdig geachtete Männer erklärten dies. Als nun dieſen auch der Graf Purſowska, der Vater ſeiner geliebten Barbara (dies war der Name der Gräfin), beyſtimmte; da vermochte der arme Baron nicht länger zu widerſtehen. Er forderte ſeinen Angreifer zum Zweykampf, wehrte ſich zwar mit der größten Unerſchrockenheit; allein ſein Muth konnte ihn nicht gegen das thieriſche Ungeſtüm ſeines Gegners ſchützen. Er ſank unter den wüthenden Streichen deſſelben entſeelt zu Boden.

Die Gräfin war, als ſie die traurige Botſchaft erhielt, der Verzweiflung nahe. Die ganze Familie war eine Zeitlang untröſtlich. Aber auch hier erfolgte der gewöhnliche Gang und Wechſel der Dinge. Die Familie tröſtete ſich über den Verluſt, und der Schmerz der Gräfin wurde durch die

Zeit, durch Zureden und durch Zerſtreuungen erſt gemildert und dann ganz beſänftiget. Da ein ſolcher Vorfall, wie die Duellgeſchichte war, im bojariſchen Reich nicht eben unter die Seltenheiten gehörte, und da der Thäter eines Duellmords keine andere Strafe bekommt, als daß er eine kleine im Grunde höchſt unbedeutende Geldbuße erlegt, ſo blieb Clitus nicht nur im Beſitz ſeiner Officiers-Stelle, ſondern er wurde auch bald darauf zum Capitain avancirt.

Kakodämon ſtellte nun ſeine Bewerbungen bey der Gräfin unverzüglich an. Die Aeltern fühlten ſich durch dieſen

Antrag ſehr geehrt und gaben ihm auf der Stelle ihr Wort. Gräfin Barbara wollte zwar anfangs durchaus nichts von Heyrathen wiſſen und drohte mit ewiger jungfräulicher Trauer um ihren Geliebten; auch machte ſie allerley Einwendungen gegen die Perſon unſers Helden, die wir aber hier, aus guten Gründen, übergehen. Endlich aber ſiegten doch die Vorſtellungen und dringenden Bitten ihrer Aeltern und Verwandten, und die pathetiſchen Liebeserklärungen, womit der neue Liebhaber ihr jungfräuliches Herz ohne Raſttag beſtürmte, über ihre Abneigung, und ſo ſank ſie, nach Verlauf zweyer Monate in die Arme des liebetrunkenen Kafodämon. Zwey Kinder, ein Sohn und eine Tochter, waren die Frucht dieser Ehe.

Achtes Kapitel.

Kakodämon als Diplomatiker.

„Ille — —
Stravit humum ſine clade victor
Te copias, te conſilium, et tuos
Praebente divos.“ —
Horat. (Od. IV. 14, 32.)

Was einſt die fruchtbare Inſel Sicilien für die Römer und ihre furchtbaren Nebenbuhler, die Karthager, war, ein Zankapfel, um den ſich beyde Nationen ſo lange riſſen, bis das Schickſal das Uebergewicht in die Wagſchaale der einen legte und die andere zu Boden ſinken ließ; das war die ſchöne Halbinſel Centaurea für die Bojaren und Othonier. Beyde rivaliſirten lange Zeit um den Beſitz derſelben, bis es endlich der überwiegenden Politik der bojariſchen Königin Miranda, gelang, ſich in den alleinigen Beſitz derſelben zu ſetzen. Unſer Held wurde von ihr dazu auserſehen, das Werkzeug ihrer Machinationen und geheimen Operationen zu ſeyn. Wir ſehen ihn daher jetzt auf einer andern Laufbahn auftreten, wo er ſich nicht minder als auf der bisherigen kriegeriſchen Lorbeere ſammelte.

Da der alte Beherrſcher der Halbinſel Centaurea geſtorben war, ſo beeiferten ſich der Hof zu Piranoburg und Eſtambul in gleichem Grade, um durch die Wahl eines neuen Oberhauptes den größten Einfluß auf die Angelegenheiten dieſes Landes zu bekommen. Gebari Beled ward zum Oberhaupte Centaureas von den Dihoniern ernannt; dagegen verlieh Miranda dem Gebari Mtach dieſe Würde, und traf die ſchleunigſten Anſtalten, um ihn ohne Verzug einſetzen zu laſſen. Dieſe zu bewerkſtelligen erhielt Kalodämon den Auftrag und die nöthigen Truppen. Er erſchien in Eilmärſchen in Centaurea, zerſtreute, ohne Hauptſchlacht, die Truppen des Gehari Beled und nöthigte dieſen, nach Eſtambul zu fliehen. Der Schützling Mirandas wurde dagegen als Oberhaupt ausgerufen und nahm ruhig Beſitz von ſeiner Provinz.

Während ſich die Othonier zum Kriege rüſteten, nahm Kakodämon in Centaurea eine Operation vor, die ihm von ſeiner Gebieterin war anbefohlen worden und die unſtreitig das ſicherſte Mittel war, dieſes Land zu entkräften, und dadurch in der Unabhängigkeit von

Bojarien zu unterhalten. Da Gebari Miach in ſeinem Lande ſouverainer Fürſt war, ſo mußte die Sache mit großer Behutſamkeit und Vorſicht und zugleich mit eben ſoviel Energie ausgeführt werden — und dazu ſchien niemand tauglicher als unſer Graf.

Er erhielt den Auftrag, die griechiſchen und armeniſchen Chriſten, welche in großer Anzahl in der Halbinſel wohnten, aus dieſem Lande heraus und in das bojariſche Reich zu ſchaffen. Es war ungefähr daſſelbe Manövre, das der König Nebucadnezar von Babel mit den Juden und Iſraeliten vornahm. Doch war es ein Streich, der weit mehr Politik erforderte als bey jenem, der Eroberer des Landes war. Die meiſten dieſer Leute waren wohlhabend und brachten dem Oberherrn große Einkünfte, welche geſchwächt werden ſollten. Zwey Miniſter des Gebari Miach, die ſich dieſem Projekte vorzüglich widerſetzten, bekamen jeder eine ſtarke Wache mit einer Kanone vor ſein Haus, bis ſie ruhiger wurden, und — ihre freywillige Einwilligung zur Ausfuhr dieſer Waare gaben.

Um die Leute zu dieſer Transplantation deſto geneigter zu machen, wußte man die Religion mit in's

Spiel zu bringen und ihre Prieſter dahin zu bewegen, daß ſie dieſe Auswanderung aus einem ungläubigen Lande ihren Schaafen zur Glaubens- und Gewiſſensſache machten. Die beyden Oberprieſter der griechiſchen und armeniſchen und der Prieſter der katholiſchen Religion waren dazu ſehr behülflich, und in Zeit eines Monats verließen dieſe Chriſten ihre Wohnungen und kamen mit ihrem Vermögen und Viehheerden aus Centaurea nach Bojarien. Es waren gegen zwanzigtauſend Seelen männlichen Geſchlechts. Kakodämon verhalf ihnen ſoviel möglich zu Poſtpferden und war ihnen bey der Reiſe behülflich; auch gab er jedem der

Armen unter ihnen einen Ducaten zum beſſern Fortkommen auf der Reiſe.

Die Othonier fingen zwar ihre Kriegsrüſtungen mit großem Eifer an; allein ſie unterblieben bald, da in dem Kaiſer-Rathe zwey verſchiedene Syſteme und Partheyen herrſchten, wovon die mächtigſte den Frieden wünſchte. Man ließ ſich daher mit Bojarien in gütliche Unterhandlungen ein, erkannte den Gehari Miach als rechtmäßigen Oberherrn der Halbinſel an, und ſomit waren die Zwiſtigkeiten zwiſchen beyden mächtigen Reichen vor der Hand wieder beygelegt.

Da nun auch Kakodämons diplomatiſche Sendung erfüllt war, ſo kehrte er wieder zurück, und machte verſchiedene Reiſen in den bojariſchen Provinzen, um Revue über die Truppen, welche ſeinem Commando anvertraut wurden, zu halten. Da man bey Hofe ſeine Geſchicklichkeit, die Truppen zu organiſiren kannte, ſo bekam er immer neue Diviſionen.

Bald darauf trat Kakodämon wieder als Feldherr auf. Die noraniſchen Tanier wollten dem bojariſchen Scepter nicht mehr gehorchen. Dieſe in alten Zeiten ſo furchtbare Nation, aus verſchiedenen Völker-Stämmen zuſammengeſetzt, war ehemals ſo zahlreich daß man ihrer über Hunderttauſend rechnen konnte, die zu Pferde ins Feld ziehen konnten. Jetzt waren ſie freylich durch mancherley Unglücksfälle bis auf ungefähr ein Drittheil ihrer ehemaligen Anzahl zuſammengeſchmolzen; allein ſie machten noch immer eine ſehr zahlreiche Volksmaſſe aus, und an Tapferkeit übertrafen ſie alle ihre Nachbarn. Sie waren immer Nomaden geblieben, lebten von der Viehzucht und der Reis diente ihnen ſtatt des Brodes; erſt ſpät machten ſie den Anfang, auch Waizen zu bauen. In der Kleidung ſind ſie äußerſt einfach; ein neuer Schaafpelz iſt ihre Tracht an Feſttagen.

Sie haben wenig gutes Schießgewehr, viele bedienen ſich der Bogen und Pfeile, oder auch der Wurfſpieſe, welche aber blos von ſchlechtem Holze, wie es in der Steppe, die ſie bewohnen, anzutreffen iſt, verfertiget ſind. Sie führen Säbel und ſtatt der Dolche bedienen ſich viele ihrer Meſſer. Einige bedienen ſich auch im Gefechte eines groſſen Hammers, den ſie mit einem Riemen in der Hand befeſtigen. Sie ſind die Abkömmlinge des berühmten Heerführers, vor deſſen Namen ganz Aſien zitterte.

Dieſes Nomaden-Volk, durch fremden Einfluß gegen die bojariſche Königin aufgewiegelt, verweigerte ihr jetzt den Gehorſam und machte Anſtalt ſich ihrer Bothmäßigkeit zu entziehen und jenſeits des Naban-Fluſſes auszuwandern. Miranda wollte nicht gern ſo viele Unterthanen auf einmal verlieren, und trug daher dem Kakodämon auf, ſie mit den Waffen in der Hand zurückzuhalten. Allein ein Theil derſelben hatte ſeine Auswanderung noch vor ſeiner Ankunft bewerkſtelliget, und die übrigen warteten nur auf einen günſtigen Augenblick, um ihren Brüdern zu folgen. Vergebens zog er einen bewaffneten Cordon um ihre Horden herum, um ſie durchaus zurückzuhalten. Sie packten ihre Zelten zuſammen, ſetzten alles, ſo wie auch die kleinſten Kinder auf Wagen und ihre Heerden, worin ihr ganzer Reichthum beſtand, trieben ſie vor ſich her. So zogen ſie fort, und alle, ſelbſt ihre Weiber, waren bewaffnet. Beym Abzuge wurden die Bojaren, welche ſie bewachen ſollten, und denen es, bey der großen Ueberzahl nicht möglich war, ſich zu retten, umgebracht. Vergebens eilten von allen Seiten neue Truppen herbey; die freyheitsliebenden Tanier durchbrachen die Reihen derjenigen, die ſie ſo grauſam zurückhalten wollten, und gelangten glücklich über den Fluß Naban, wo ſie ſich mit ihren ſchon vorausgegangenen Brüdern vereinigten.

Es war ein rührendes Schauſpiel, wie dieſe Nomaden ihr Vaterland zu verlaſſen und ſich ein neues zu ſuchen ſtrebten, wo ſie Freyheit, nach ihren Geſetzen zu leben, zu finden hofften! Aber empörend für die Menſchheit iſt es, daß man dieſe natürlichen Freyheitsſöhne mit Gewalt in ihren Feſſeln erhalten und ſie, da ſie ſo glücklich geweſen waren, ihren Bedrückern zu entkommen, wieder unter das alte Joch der Sclaverey zurücktreiben wollte! Kakodämon erhielt dieſen Auftrag, und er vollführte ihn, leider, mit dem größten Glücke. Er ſammelte alle ſeine Truppen und zog den ausgewanderten Horden nach, ſetzte über den Naban-Fluß mit großer Beſchwerde und erreichte die Sichern. Konnten ſie nicht wieder zurückgebracht werden, ſo wollte man ſie wenigſtens vernichten! Sie wurden überall umzingelt und mit der ihnen unbekannten Taktik der cultivirten Nationen angegriffen. Die Nomaden verkauften ihre Freyheit theuer und wehrten ſich mit der größten Verzweiflung. Selbſt die Weiber fochten mit einem unbeſchreiblichen Heroismus und ſelbſt die Kinder nahmen Theil an dem Gefechte. Aber der Kampf war zu ungleich und endigte ſich mit einer gänzlichen Niederlage der unglücklichen Tanier. Ueber viertauſend Menſchen beyderley Geſchlechts lagen todt auf dem

Schlachtfelde, das vor und unter ihren Zelten war. Die wilden Kaſlier wütheten ſchrecklich mit ihren Schwerdtern und nahmen, als das Würgen vorüber war, viele unerwachſene Kinder mit ſich.

Die andern Horden, die ſich zerſtreut hatten, wurden einzeln aufgerieben. Ein Theil derſelben überlieferte ſeine Waffen und Heerden und verſprach zurückzukehren. Allein nur eine kleine Anzahl erfüllte dieſes Verſprechen; die Meiſten derſelben fielen lieber durchs Schwerdt, oder entwichen in ganz ferne Gegenden, wo ſie vor den Verfolgungen ihrer Zuchtmeiſter geſichert waten. Eine Menge ſchöner Weiber und Mädchen fielen den Siegern in die Hände, welche dieſe ſchöne Beute nach Verdienſt zu ſchätzen wußten. Der Anführer machte zwar für ſeine Perſon wenig Gebrauch davon; allein er hatte gute Freunde, welche die ihnen gemachten Geſchenke der Art mit Dank annahmen.

Daß der Sieger Belobungs-Decrete und Belehnungen von ſeiner Monarchin erhielt, verſteht ſich von ſelbſt. Sie fing von dieſer Zeit an, ihn als eine Stütze ihres Reichs zu betrachten, er wurde in die Reſidenz zurückberufen und daſelbſt mit einer Auszeichnung behandelt, die noch nicht vielen ſeines Gleichen widerfahren war.

Neuntes Kapitel.

Freundſchaft Panſalvins.

> Tum inter — — inita potentiae ſocietas."
>
> *Vellejus* (2. 65.)

Während unſer Held auf den errungenen Lorbeern ruhte, und ſich auf das Erringen neuer vorbereitete, ging im bojariſchen Reiche das Meteor auf, das in kurzer Zeit mit ſeinem Glanze den ganzen politiſchen Horizont erfüllte, und ſelbſt die Glanz-Sterne erſter Größe verdunkelte. Unbemerkbar wie ein Fünkchen war ſein Eintritt in die politiſche Himmels-Athmoſphäre, aber das Fünkchen wuchs mit ſteigender Schnelligkeit zu einer leuchtenden Sonne heran, ſein Umſchwung war allgewaltig, ſein Kreislauf unberechnet und unberechenbar. Dieſes Meteor war niemand anders als der große Panſalvin, Fürſt der Finſterniß, deſſen Thaten den Leſern aus der Lebensgeſchichte deſſelben bekannt ſeyn werden. Wer den Panſalvin geleſen hat — und wer ſollte das nicht? — der kennt auch die bewundernswürdige Schnelligkeit, mit welcher dieſer Sohn des Glücks, ſich aus der tiefſten Niedrigkeit, durch Mirandas Gunſt und Allmacht, bis zu einer Höhe emporarbeitete, auf welcher ihn ſeine Feinde mit Zittern und Miranda zuletzt mit Bangigkeit erblickten, und auf welcher ihm endlich ſelbſt ſchwindelnd zu werden anfing.

Kakodämon konnte, wie ſo viele andere, dem Steigen dieſes Glücks-Ritters und kühnen Abentheurers im Felde Amors und der Venus, unmöglich mit Gleichgültigkeit zuſehen. Ihm, der ſeit ſo lange in dem unbezweifelten und wie er ſich wohl gar ſchmeicheln mochte, einzigen Beſitze der Gunſt ſeiner Gebieterin geweſen war, konnte es unmöglich gleichgültig ſeyn, daß ein unbekannter Springinsfeld ihm in den Weg treten, ihn von der erſten Rolle verdrängen und zur zweyten verweiſen, wohl gar ganz von ſeinem Platze vertreiben wollte. Sein Gefühl war daſſelbe, das ſich damals in der Bruſt ſo Manches, der ein Günſtling ſeiner Monarchin geweſen oder noch war, ſo mächtig regte, das Gefühl des Unwillens, des Neides und der Rache.

Auch für Panſalvin konnte Kakodämon keine gleichgültige Perſon ſeyn.

Der Mann, der ſich durch ſeine Kriegsthaten ſo großen Ruhm erworben hatte, der mit den erſten Familien des Reichs in Verbindung ſtand, und — was mehr als alles dieſes ſagen wollte — der in dem anerkannten Gunſt-Beſitze der Monarchin war, mußte von ihm ſorgfältig beobachtet und entweder für ſeine Plane gewonnen oder, wenn er ſich nicht dazu verſtehen wollte, in einen Zuſtand verſetzt werden, wo von ſeiner Rache nicht viel zu fürchten war. So richteten alſo beyde ausgezeichnete Männer ihr Augenmerk auf einander und beobachten ſich wechſelſeitig, was jeder für Schritte thun und zu welchen Maaßregeln er ihn veranlaſſen würde.

Indeß war Kakodämon vorſichtig genug, ſeine Beobachtungen, Erfahrungen und Urtheile über Panſalvin für ſich allein zu behalten, und an allen den kleinen Hof-Intriguen, welche gegen den glücklichen Günſtling angeſponnen und ins Werk geſetzt wurden, nicht den geringſten Antheil zu nehmen. Er war zu klug, um ſich aufs Ohngefähr hier bloßzuſtellen; er wollte erſt ſehen, was die Sache für einen Gang nehmen und welche Rolle der neue Günſtling ſpielen werde. Es blieb ihm ja hinterher, wenn ſich die Sache entſchieden hätte, noch immer übrig, einen entſcheidenden Schritt zu thun und dadurch vielleicht das Meiſte zur Entſcheidung, für die eine oder andere Parthey, beyzutragen. Wer hätte dem rauhen Krieger eine ſolche kalte, bedächtige und ausſtudirte Ueberlegung, eine ſolche ausgeſuchte Mäßigung zutrauen ſollen? Wer hätte nicht glauben ſollen, daß er ſogleich gegen ſeinen Feind zu Felde ziehen und auf die Bollwerke, hinter welchen er ſich, zu ſeinem Nachtheil, zu verſchanzen anfing, Sturm laufen werde? Wer ſieht nicht hierin einen offenbaren Beweis von Kalodämons Genie, das ſich in jede Lage zu finden, und ſelbſt aus der mißlichſten mit Vortheil zu ziehen weiß?

Dieſe beobachtende Neutralität, dieſes ſorgfältige Studium der Hof-Kriſis rettete ihn, erhielt und vermehrte ſeinen Einfluß, während Andere, die weniger vorſichtig zu Werke gingen, geſtürzt wurden. Das Beyſpiel einiger angeſehener Staatsmänner, die plötzlich das Ruder verlaſſen mußten, weil ſie ſich dem Einmiſchen Panſalvins in Staatsangelegenheiten zu raſch widerſetzten; das Beyſpiel einiger Günſtlinge, die bisher am Hofe eine bedeutende Rolle geſpielt hatten und unklug genug geweſen waren, Panſalvins Erſcheinung für ein blos ephemeriſches Hofphänomen zu halten, und die daher in Ungnade fielen und aus der Reſidenz verwieſen wurden; das Beyſpiel eines Derwin, dem es in ſeiner Anmaaßlichkeit ein leichtes Spiel ſchien, den ſchnell aufgewachſenen Pilz, wie er ſeinen Rival verächtlich nannte, zu zertreten, und der ſelbſt zertreten wurde — alle dieſe Beyſpiele ließen unſern Helden nicht lange in Zweifel, welche Parthey er zu ergreifen habe. Verderben durfte er es wenigſtens mit dem furchtbaren Panſalvin auf keinen Fall; ob es gleich auf der andern Seite auch nicht ganz rathſam war, ſich ihm ganz hinzugeben, weil der Sturz deſſelben doch immer möglich, ja, nach dem gewöhnlichen Gang der Dinge, ſogar wahrſcheinlich war. Indeß der Drang der

Gegenwart ſchien es ihm durchaus zu erfordern, daß er ſich an ihn anſchlöſſe und dadurch ſeinen Einfluß vergrößerte.

Dagegen muſte die Freundſchaft und Ergebenheit Kakodämons dem mit großen Entwürfen ſchwangergehenden Panſalvin höchſt erwünſcht kommen. Er ſah in ihm den Mann, der zur Ausführung großer Plane geſchickt war; ſeine Parthey gewann an ihm mehr als an Funfzig andern. Hatte er ihn einmal in ſein Intereſſe gezogen und ſein Schickſal an das ſeinige geknüpft, ſo behielt er an ihm, wenn auch ſeine Angelegenheiten, wider Erwarten, eine ſchiefe Wendung erhalten ſollten, eine ſtarke Vormauer, die den Stürmen der Zeit lange Trotz bieten konnte. Uebrigens hoffte er ihn ſchon in der gehörigen Abhängigkeit zu erhalten und ihm nie den Rang der erſten Rolle abtreten zu müſſen. Würde er ihm gefährlich, dann, meynte er, gäbe es ſchon Mittel, ihn unſchädlich zu machen. Ueberhaupt traute er ihm mehr einen militäriſchen als einen politiſchen Einfluß zu. Er hielt ihn für zu ſehr Krieger, als daß er in die Geheimniſſe der Staatsintriguen und der Hofpolitik eingeweiht ſeyn ſollte.

Da auf dieſe Weiſe beyde von gleichem Verlangen, ſich einander zu nähern und ſich mit einander enger zu verbinden, beſeelt wurden, ſo konnte es nicht fehlen, daß nicht bald beyderſeits einige Schritte dazu hätten geſchehen ſollen. Miranda ſah dieſer Annäherung mit dem größten Wohlgefallen zu, und ſie unterließ nicht, jeden derſelben einzeln auf die Vortheile einer engern Verbindung aufmerkſam zu machen. Es bedurfte keines beſondern Traktates und keiner beſondern Convention und endlich keiner beſondern Veranlaſſung, um ſie ihren beyderſeitigen Wünſchen näher zu bringen; die Umſtände ſelbſt führten eine Menge Vereinigungspunkte herbey, und das Macht-Bündniß war geſchloſſen, noch ehe ſie die Vergleichspunkte, die ſich leicht von ſelbſt gaben, förmlich abgeſchloſſen hatten.

Wenn die Triumvire in der römiſchen Republik ſich zum Sturz der republikaniſchen Freyheit und der beſtehenden Verfaſſung mit einander vereinigten, ſo gab gewöhnlich einer ſeine Freunde, welche gemeiniglich zugleich die Feinde des andern waren, der Rache ſeines Mit-Triumvirs Preis, und wenn, wie dies zuweilen der Fall zu ſeyn pflegte, unglücklicherweiſe, die Freunde des einen die Feinde des andern oder dritten waren, ſo erfolgten, in Gemäßheit dieſes Preisgebens, eine Menge Confiſcationen, Proſcriptionen und Verhaftsbefehle. Octavius trug kein Bedenken, ſeinen alten Freund und Vertheidiger Cicero der Rache des unverſöhnlichen Antonius Preis zu geben, und dieſer ließ es hinwiederum geſchehen, daß ſeine nächſten Anverwandten als Landesverräther (ohne alle Schuld) beſtraft wurden, ſo wie Lepidus ſogar ſeinen eignen Bruder auf die Proſcriptions-Liſte ſetzte.

Auf eine ähnliche Weiſe vereinigten ſich jetzt die beyden ausgezeichnetſten Männer des bojariſchen Reichs, um gemeinſchaftlich gewiſſe mächtige Gegner zu ſtürzen. Auch hier wurde manche alte Freundſchaft aufgegeben, und mancher Gönner verlor allen Einfluß durch den, der gerade dem Einfluſſe dieſes Gönners ſeine Erhöhung zu verdanken hatte. Der Fürſt Liparus und Graf Ribano waren auffallende Beweiſe hiervon. Beyde waren Männer von ausgezeichneten Verdienſten und beyden verdankte Kakodämon einen großen Theil ſeines Glücks. Allein ſie waren erklärte Gegner Panſalvins und ſtanden ihm bey der Ausführung ſeiner Plane im Wege. Sie mußten daher vom Hofe und von allem Einfluſſe entfernt werden; und Kakodämon hinderte dies ſo wenig, daß er vielmehr zum Sturze derſelben alles Mögliche beytrug.

Dafür war Panſalvin auch nicht undankbar und belohnte ſeine Dienſte durch gleiche Gefälligkeiten und durch Beförderungen. Noch ehe der neue Krieg mit den Othoniern, von dem wir bald weiter reden werden, ausbrach, wurde unſer Held zur Würde eines Generals en chef erhoben. Bald darauf begleitete er ſeinen mächtigen Protektor nach der Halbinſel Centaurea, wovon dieſer Gouverneur geworden war, nachdem die bojariſche Politik und Uebermacht ſie ihrem Scepter unterworfen hatte. Die Reiſe Panſalvins glich einem fortwährenden Triumphe. Da, wo er ſich verweilte, wurden glänzende Feſte gegeben und noch nie wurde ein Monarch mit größerem Pomp empfangen als dieſer Schooßjünger des Glücks, der durch Mirandas Arm allmächtig geworden war.

Miranda ſelbſt beſuchte ihren Günſtling in ſeiner Provinz. Mit einem zahlreichen und glänzenden Hofſtaate und von mehreren auswärtigen Miniſtern begleitet, reiſte ſie dahin ab, und Panſalvin und Kalodämon hatten überall, wo ſie hinkam, Alles zu ihrem glänzenden Empfang vorbereitet. Letzterer commandirte das Corps, das zu ihrer

Bedeckung und Begleitung beſtimmt war, und machte die gewöhnlichen Honneurs, wofür er denn reichlich beſchenkt und von Tauſenden beneidet wurde.

Nach der Zurückreiſe der Monarchin begleitete er ſeinen Protektor auf die Güter, die dieſer an der podoliſchen Grenze gekauft hatte. Es herrſchte zwiſchen beyden die größte Vertraulichkeit, und da ſie hinwiederum das größte Vertrauen und die ausgezeichnetſte Begünſtigung von Miranda genoſſen, ſo war es kein Wunder, daß ſie durch dieſe alle Plane, die ſie entwarfen, durchſetzen konnten, und daß das ganze bojariſche Reich ihren Namen mit der größten Ehrfurcht nannte. Noch während ihres daſigen Aufenthalts brach ein neuer Krieg mit den Atheniern aus, und rief beyde auf einen Schauplatz, wo ſie ihre Talente auf eine bewundernswürdige Weiſe zu zeigen, Gelegenheit fanden. Kakodämon hatte ſich ſchon längſt wieder nach Krieg, der ſein Element war, geſehnt, und er eilte daher an den ihm angewieſenen Poſten mit eben der Sehnſucht, mit welcher ein feuriger Liebhaber dem Orte zufliegt, wo die Geliebte ſeines Herzens ſeiner harret. Dort werden wir ihn ſogleich in wilden Schlachten wiederfinden.

Zehntes Kapitel.

Blutiger Kampf mit den Othoniern und Erſtürmung der Feſtung Jſpael.

— — — rubente
Dextera ſacras iaculatus arces,
Terruit urbem;
Terruit gentes — —
Horat. (Od. I. 2.)

Nicht leicht wurde wohl ein Krieg mit mehr Erbitterung und thieriſcher Wildheit geführt als der gegenwärtige, in welchem Kakodämon die Hauptrolle ſpielte. Zwar führte er nicht das Obercommando über ſämmtliche bojariſche Truppen — dies hatte ſich Panſalvin vorbehalten —; allein durch die vielen Siege, die er erfocht, durch die Feſtungen, die er erſtürmte und durch die kühnen Manövres, die er mit eben ſoviel Schnelligkeit als Verſchlagenheit ausführte, zog immer das Corps, welches er commandirte, die größte Aufmerkſamkeit des Publikums auf ſich, und die Soldaten wollten am liebſten unter Kakodämons Anführung fechten, weil ſie dann des Siegs gewiß zu ſeyn glaubten.

Es würde zu weitläufig ſeyn, alle Vorfälle dieſes denkwürdigen Krieges, wobey unſer Held intereſſirt war, zu beſchreiben; wir folgen ihm daher nur in die wichtigſten Begebenheiten.

Er war unter allen bojariſchen Befehlshabern der erſte, welcher mit den Othoniern in Aktion kam. Dieſe machten den erſten Angriff auf Trebia, einer befeſtigten Erdzunge auf dem Meere, welches die Halbinſel Centaurea umfließt. Kakodämon begab ſich hieher, weil er Gefahr für dieſen wichtigen Poſten vermuthete, und ließ in aller Eile die Feſtungswerke verſtärken, ſo gut es ſich wollte thun laſſen.

Die ganze Anzahl ſeiner Truppen belief ſich nicht über tauſend Mann; tauſend Mann regulaire Cavallerie und vier Regimenter Kavlier wurden erſt noch erwartet.

Aber ehe dieſe ankamen, landeten die Dihomer ein Corps von ſechstauſend ausgeſuchter Truppen und griffen mit der ihnen eigenthümlichen Wuth das kleine Häufchen an. Ihre Schiffe waren ſogleich wieder in See gegangen und es blieb ihnen alſo nichts übrig als Sieg oder Todt. Jetzt entſtand ein mörderiſches Gefecht. Der Kanonendonner, mit welchem die Schlacht eröfnet wurde, ſchwieg von beyden Seiten faſt gänzlich, weil die

Truppen einander zu nahe und gleichſam unter einander vermengt waren. Der Säbel und das Bajonnet entſchieden alles. Das Niedermetzeln ward bald allgemein und überall ſah man Verwundete und Todte unter einander liegen. Die Othonier rückten immer verſtärkter und immer ungeſtümer gegen die Bojaren an, deren Stand immer gefährlicher wurde, und die die feindliche Uebermacht immer mehr nach dem Glacis der kleinen Feſtung hindrängte. Zuweilen gewannen ſie zwar etwas Platz; allein ſie wurden immer wieder geworfen und das Terrain, wo ſie ihre Schlachtordnung halten, wurde immer mehr eingeengt.

So hatte das Gefecht vom Mittage an bis ſpät in die Nacht gedauert, und die Bojaren waren an dem, der feindlichen Uebermacht zu unterliegen, als auf einmal die erwartete Verſtärkung von Cavallerie ankam und ſogleich auf die Othonier einhieb. Jetzt bekam die bedrängte Infanterie Zeit, ſich wieder zu erholen und nun nahm das Treffen eine andere Wendung. Der Feind wurde auf allen Punkten geworfen und nach der See zurückgetrieben. Allein hier kehrte er mit Wuth und Verzweiflung zurück und ſtürzte ſich auf die ihn verfolgende Infanterie. Noch über eine halbe Stunde dauerte dieſer mörderiſche Kampf. Allein die Othonier waren nun einmal in Verwirrung, zu ganzen Haufen wurden ſie niedergemacht und nach der See gedrängt. Alle Verſuche, die ſie anwendeten noch zurückzukehren, als ſie die Vorderſten in der See ertrinken ſahen, waren fruchtlos. Einige wollten ſich durch Schwimmen nach einer benachbarten Feſtung retten; ſie kamen aber um, wie die übrigen. Gegen Mitternacht war alles vorüber. Was von den Feinden nicht auf den Boden geſtreckt war, das lag im Meere; nur eine kleine Anzahl rettete ſich.

Von ſechshundert Verwundeten, die in Gefangenſchaft geriethen, ſah keiner ſein Vaterland wieder. Am andern

Morgen entdeckte man, daß die Feinde noch einzelne der Ihrigen, theils Todte, theils Verwundete von der Spitze der Erdzunge wegzuſchaffen bemüht waren. Um dieſes zu verhindern wurde ein Corps Kaklier abgeſchickt, welches ſie verhindern mußte. Das kleine Transportſchiff, welches wegen dem Verfolgen der rachgierigen Kaklier überladen ward, ging vor ihren Augen unter.

Unter den bojariſchen Truppen war faſt nicht ein Mann ohne Wunde geblieben. Lakodämon verlor gleich anfangs ſein Pferdt und wäre beynah von einem feindlichen Soldaten niedergehauen worden, wenn ihn nicht noch ein treuer Kaskier gerettet hätte. In der Abenddämmerung bekam er einen Musquetenſchuß durch den linken Arm. Es blutete ſtark, und kein Chirurgus war gegenwärtig, der ihn verbinden konnte. Ein Officier der Kaskier, von noch einigen Mann begleitet, wuſch ihm die Wunde und das Hemd mit Seewaſſer, verband ſie mit ſeinem Halstuch, und nachdem Kakodämon das Hemd umgewendet und den trocknen Aermel an den verwundeten Arm gebracht hatte, ſetzte er ſich wieder zu Pferde und ritt zu den übrigen. Nach Beendigung der Schlacht kam er ſehr entkräftet in der Feſtung an. Er ließ ſich ſogleich ſeine Wunde ordentlich verbinden; es wurde ihm etwas zu eſſen vorgeſetzt; aber er war ſehr ſchwach und fiel in Ohnmacht, aus welcher er ſich erſt gegen Anbruch des Tages wieder erholte.

Fürſt Panſalvin zog bald darauf ſeine Armee zuſammen, um die wichtige Feſtung Arſowak zu belagern. Lange und blutig war der Kampf um dieſes Bollwerk des othoniſchen Reichs; endlich aber nahm ſie Panſalvin durch Sturm ein, wobey 15000 Feinde ein Opfer der Wuth wurden. Unſer Kakodämon hatte das Glück nicht, an dieſem glorreichen Tage Theil zu nehmen und die Entbehrung dieſes Ruhms ſchmerzte ihn mehr, als die

Halswunde, die er gleich zu Anfang der Belagerung erhalten hatte, und woran er zu Trebia hart darnieder lag. Kaum war er hier geneſen, ſo gerieth ſein Heldenleben ſchon wieder in Gefahr durch ein auffliegendes Pulvermagazin. Die Exploſion war ſo heftig, daß faſt alle Feſtungsgebäude beſchädiget wurden. Er eilte bey dem fürchterlichen Getöſe aus ſeinem Zimmer, ob er gleich noch ſchwach war, und wurde von einer Menge umherfliegender Splitter im Geſicht, auf der Bruſt und an dem linken Knie verwundet. Alle Perſonen, die mit ihm unter einem Dache gewohnt hatten, waren verwundet und vom Schrecken faſt des Todes. Etwa vierzig Jäger und zwey Officiere, welche durch ihre Unvorſichtigkeit die Entzündung veranlaßt hatten, waren mit in die Luft geflogen und entgingen der Verantwortung, die zum Theil den Commandanten des Platzes, der auch ſchwer verwundet war, traf.

Aus dieſer Gefahr errettet und von ſeinen Würden wieder hergeſtellt, erhielt er das Commando eines andern Corps, das in Vereinigung mit den aſtraliſchen Truppen die Othonier von einer andern Seite angreifen ſollte. Aſtraliens Beherrſcher Ismael II. hatte ſich, als er die Miranda in Centaurea beſuchte, von dieſer leicht zu einem Kriege gegen ihren gemeinſchaftlichen Feind bereden laſſen. Raſch und voreilig, wie er in allen ſeinen Handlungen war, fing er auch ſogleich nach ſeiner Zurückkunft den Feldzug in Perſon an, erlebte aber die Kränkung, daß ſeine ſonſt ſo tapfern und ſieggewohnten Truppen gegen die Othonier das Feld nicht behaupten konnten. Seine Lage ward immer mißlicher und ein großes Glück für ihn war's, daß die Bojaren ſo glücklich gegen den gemeinſchaftlichen Feind waren. Im zweyten Feldzuge kehrte auch das Waffenglück zu ſeinen Armeen zurück. Beſonders erfocht der eben ſo menſchenfreundliche als tapfere Prinz Caprara große Vortheile über die Othonier, weil er ſeinen Feind gehörigermaßen ſtudirte und eine ganz neue Taktik gegen ihn beobachtete. Durch dieſen Feldherrn fing der Ruhm der aſtraliſchen Waffen, der beynah verdunkelt worden wäre, wieder zu ſteigen an.

Mit dieſem Feldherrn ſollte Kakodämon gemeinſchaftlich agiren. Es war ein Glück für die Alliirten, daß Caprara von einem ſo menſchenfreundlichen und nachgiebigen Charakter war; ein anderer Befehlshaber würde ſich ſo leicht nicht mit dem heftigen und aufbrauſenden Genie ſeines Collegen vertragen haben. Er widerſprach ihm aber nicht, wenn er eigenſinnig auf irgend einer Chimäre beſtand, und war ſchon zufrieden, wenn nur für die gemeinſchaftliche Sache etwas gewonnen ward. Kakodämon wußte dagegen dieſe Nachgiebigkeit ſehr zu ſchätzen und zog den ganzen Krieg hindurch mit ſeinem Caprara am liebſten zu Felde. Das gute Vernehmen zwiſchen beyden Feldherrn wurde kein einzigesmal unterbrochen und dies hatte die erwünſchte Folge, daß auch die übrigen Generale, Officiere und gemeinen Soldaten der combinirten Armee mit Zutrauen und wechſelſeitiger Freundſchaft neben einander dienten.

Die Felder von Faſeoli und am Remo waren Zeugen des Siegs, den beyde combinirte Heere über den Feind erfochten. Die Schlacht am letzten Orte war eine der blutigſten und hartnäckigſten. Der erſte General und Miniſter (welche Würden in einer Perſon vereiniget ſind) des othoniſchen Reiches commandirte in eigner Perſon und über Hunderttauſend der auserleſenſten Truppen fochten an ſeiner Seite. Mit anbrechendem Tage fing das hitzigſte Gefecht an und der Abend begrüßte die combinirten Generale als Sieger. Der Verluſt der Othonier belief ſich, ihrer eignen Ausſage nach, auf Zwanzigtauſend. Gefangene wurden nicht gemacht, weil die Wuth des Siegers keinem das Leben ließ. Die hie und da zerſtreuten Feinde, die ſich zum Theil auf Bäume geflüchtet hatten, wurden überall aufgeſucht und wie Raubvögel herabgeſchoſſen. Das ganze feindliche Lager fiel ihnen in die Hände und gab ihnen eine Beute, dergleichen die bojariſche und aſtraliſche Armee noch nie gemacht hatten.

Die Folgen dieſes doppelten Siegs waren glänzend, ſowohl für das Ganze als auch für unſern Kakodämon. Die Königin Miranda überſendete ihm nebſt einem gnädigen Handſchreiben den wichtigſten Orden ihres Reichs und eiren mit Brillanten reich beſetzten Degen, mit der Inſchrift unter einem Lorbeerzweig:

„Dem Ueberwinder des othoniſchen Großgenerals.“

Zugleich wurde ihm wegen der gegen den Feind bewieſenen außerordentlichen Bravour der bedeutungsvolle Beyname: Kakodämon beygelegt, eine Benennung, unter welcher wir den Grafen bisher immer aufgeführt haben und auch ferner aufführen werden. Paſſender konnte wohl kein Beyname für ihn ſeyn. Er bezeichnet ſo ganz das Verhältniß, in welchem er gegen die

Feinde ſtand. Ein verderblicher, verheerender Gott — ſo lernten ihn die Othonier und Podalier, die Mauern von Jſpael und Perga kennen. Ein ſchrecklicher mit Feuer und Schwerdt verheerender Gott! Auch der Beherrſcher der Aſtralier dankte ihm auf das verbindlichſte für den ſeiner Armee geleiſteten Beyſtand und überſchickte ihm zur Belohnung das Diplom eines aſtraliſchen Reichsgrafen; ſo daß ſich unſer Held von nun an: „Graf beyder Reiche“ unterzeichnen konnte.

Bald nach dieſem glorreichen Siege ſtanden beyde Feldherrn ſchon wieder in Schlachtordnung, um dem neuen feindlichen Großgeneral noch ein entſcheidendes Treffen zu liefern. Allein es kam nicht dazu, da wenige Tage zuvor Eilboten beym Prinzen Caprara eintrafen, welche ihm die Nachricht von dem zwiſchen Auſtralien und den Othoniern geſchloſſenen Waffenſtillſtande überbrachten. Der König von Kanonenland, eiferſüchtig auf die großen Fortſchritte, welche ſein gefürchteter Nachbar in dieſem Kriege machte, entſchloß ſich, den bedrängten Othoniern beyzuſtehen, und ſeine Krieger ſtanden ſchon an den Grenzen, um Auſtralien im Rücken anzugreifen. Da auf dieſe Weiſe die Plane der Feldherrn vereitelt und ihre Vereinigung fruchtlos war, ſo trennten ſie ſich wieder unter den traurigſten Gefühlen, daß ihnen die ſo nahe und ſchöne Gelegenheit, ſich neue Lorbeere zu erwerben, durch unvorhergeſehene politiſche Verhältniſſe benommen wurde.

Fürſt Panſalvin machte indeß ebenfalls glänzende Fortſchritte, drang mit Rieſenſchritten vorwärts, nahm eine Feſtung nach der andern mit Sturm ein, und wies alle Friedensvorſchläge ſtolz zurück. Unter ſolchen glücklichen Ereigniſſen näherte ſich dieſer Feldzug ſeinem Ende und da die eintretende rauhe Jahrszeit keine weitern Operationen mehr zu verſtatten ſchien, ſo erhielten die Truppen Befehl, in die Winterquartiere zurückzukehren. Schon hatten ſie den Rückmarſch angetreten, als Kakodämon ganz unvermuthet vom Fürſten Panſalvin den Befehl erhielt: nach der Feſtung Jſpael aufzubrechen und ſie, für welchen Preis es auch ſey, einzunehmen.

Man denke, wie erwünſcht ihm dieſer Befehl kommen mußte! Wie er ſeinen Durſt nach heroiſchen Thaten befriedigte! Die Othonier hatten ihn als einen tapfern, kühnen Feldherrn kennen gelernt und die Ueberlegenheit ſeiner Kraft gefühlt, jetzt ſollten ſie ihn als Kakodämon, als verderbenden,

todt·

todtbringenden Gott erfahren! Zu größter Eile ertheilte er ſeinen Truppen Befehl zum Aufbruch. Sein ganzes Heer beſtand aus Acht und zwanzigtauſend Mann, wovon die Hälfte Kaſſier waren. Dieſe Treuen und Tapfern waren immer die Gefährten ſeiner Siege. Wie auf Flügeln eilte er von ſeinem Standquartier aus an den Ort ſeiner Beſtimmung und am zweyten Tage hatte er ſchon über zwanzig Meilen zurückgelegt und ſtand unter den Mauern von Jſpael. Von hier aus ſchickte er einen Eilboten an Fürſt Panſalvin, überreichte ihm ſeine entworfene Diſpoſition und meldete ihm zugleich: „daß er ſich lieber unter den Trümmern von Iſpael begraben laſſen, als von der Einnahme zurückweichen würde.“

Kakodämon ließ die Feſtung von ſeinen Truppen ſogleich von allen Seiten, ſowohl vom feſten Lande als von der Waſſer-Seite her, einſchließen. Er machte Miene, als ob er eine regelmäßige Belagerung anfangen wollte, und ließ daher das wenige ſchwere Geſchütz, welches er bey ſich führte, aufpflanzen; dies geſchah alles, um die Feinde ſicher zu machen, da ſie gar wohl von der Unmöglichkeit, mit einer ſolchen Armee und in dieſer Jahreszeit (es war ſchon im Winter) eine Belagerung mit glücklichem Erfolg vorzunehmen, überzeugt ſeyn mußten. Den andern Tag ſchickte er dem Commandanten eine förmliche Aufforderung zur Uebergabe zu, welche dieſer ſogleich in einem ſehr ſchwülſtigen und großſprecheriſchen Tone beantwortete. „Er rathe den Bojaren, hieß es unter andern darin, in Rückſicht der ſpäten und ſehr ſchlechten Jahreszeit, wo ſie Noth an allem leiden könnten und da die Beſatzung an allem Ueberfluß habe, ſogleich wieder abzuziehen.“ Zu dem Officier, der nochmals in die Feſtung geſchickt ward, ſagte er im hohen Tone: „Ehe würde die Dwina in ihrem Laufe ſtille ſtehen, oder der Himmel zur Erde ſich neigen — als daß ſich Iſrael ergeben würde."

Doch Lakedämons Drohung ging beſſer in Erfüllung als der kühne Vorſatz des ſtolzen Friedländers *).

*) Der Herzog von Friedland, bekannter unter dem Namen Wallenſtein, dieſer große Held des dreyßigjährigen Kriegs, verſicherte bey Belagerung der Stadt Stralſund, die eine verzweifelte Gegenwehr leiſtete. „Und wenn die Stadt mit Ketten an den Himmel geſchmiedet wäre, ſo will ich ſie erobern!" Aber zum erſtenmal ſcheiterte der Stolz des allmächtigen Wallenſteins und er erlebte die Demüthigung, unverrichteter Sache wieder abziehen zu müſſen.

Er hatte, noch ehe der Sturm ſelbſt begann, der Beſazung Sturm und unvermeidlichen Todt gedroht — aber im Vertrauen auf ihre Ueberzahl und ihre ſiebenfachen Bollwerke hielt ſie das alles für lächerliche Prahlerey. Und in der That hätte man das Unternehmen dafür halten ſollen. Die Feſtung Jſmael hat einen Umfang von beynah einer Meile; ſie hat 8 feſte Baſtionen, der Wall iſt drey, zum Theil vier Faden hoch, und der Graben ſechs bis ſieben Faden tief. Die Waſſerſeite war ſtark mit Wällen und Batterien befeſtiget, welche ein horizontales Feuer geben. Die Beſazung, welche von ſieben Fürſten befehliget wurde, beſtand aus Drey und vierzigtauſend Mann, wovon die Hälfte den Kern der othoniſchen Truppen ausmachten. Der Feſtungscommandant Odulos war ein im Kriege grau gewordener General, ein Mann, der zweymal die Würde eines Großgenerals ausgeſchlagen hatte und in einem furchtbaren Anſehen ſtand. Ueberdies hatte der Beherrſcher der Othonier den Befehl ergehen laſſen, daß ſich die Garniſon auf keinen Fall ergeben ſollte, und falls es geſchehe, ſo wurde jedem Befehlshaber der Befehl gegeben, ohne weiteres Verhör demjenigen von der Beſatzung den Kopf vor die Füße zu legen, der ſich jenſeits der Dima antreffen laſſen würde. Von einer ſolchen Beſatzung war alſo die hartnäckigſte Vertheidigung zu erwarten.

Kakodämon hielt einen Kriegsrath, worin der Sturm beſchloſſen wurde. Er hielt nicht nur hier, ſondern auch an jedes einzelne Corps eine Rede voll Feuer und Nachdruck: „Ihr müßt nur wollen, ſagte er unter andern, ſo kann den bojariſchen Waffen Nichts in der Welt widerſtehen. Der Feind iſt ſtolz auf dieſe Feſte, und hält es für eine Unmöglichkeit, daß ſie ihm genommen werden könne. Auf denn, tapfere Bojaren, und zeigt ihm, daß Ihr das Unmögliche möglich machen könnt, auf, demüthiget den Stolz dieſer barbariſchen

Feinde! Schon zweymal war das bojarische Heer unter diesen Mauern, und jedesmal wich es zurück — jetzt, zum drittenmal, bleibt uns nichts anders übrig, als ruhmvoll zu siegen, oder zu sterben!"

Eben diesen Entschluß gab er auch dem Courier mit, den Fürst Pansalvin in diesem Augenblicke an ihn abschickte, und durch welchen er ihm die Nachricht überbringen ließ: „daß, wenn er seiner Sache nicht ganz gewiß sey, er lieber den Sturm nicht wagen sollte." Seine Antwort war: „Meine Dispositionen ist genommen. Zweymal war schon das bojarische Heer vor Ispael;

es würde eine Schande ſeyn, auch zum drittenmal unverrichteter Sache zurückzugehn." — Seine Truppen waren alle voll Muth und konnten den Augenblick des Sturms vor Begierde nicht erwarten.

Endlich kam er dieſer ſehnlich erwartete Augenblick. Gleich nach drey Uhr um Mitternacht ſtieg die erſte Raquete, ſich fertig zu halten zum Sturm; vier Uhr die zweyte, ſich zu formiren; fünf Uhr die dritte, vorwärts zum Sturm — und die ſechs Kolonnen zu Land und drey zu Waſſer rückten ſogleich gegen die Feſtung an. Einer Sonderbarkeit des Generals müſſen wir hierbey gedenken. Er ſagte Abends zuvor in dem verſammelten Kriegsrathe: „Um zwölf Uhr werde ich mich zu Bette legen und um zwey Uhr wieder aufſtehen; dann bete ich eine Stunde, und wenn das vorbey iſt, dann werde ich auf den Tiſch in meinem Zimmer treten und dreymal wie ein Hahn krähen. Beym dritten Krähen wird das Signal zum Allarm gegeben.“ Und ſo erfolgte es auch wirklich. Er legte ſich um zwölf Uhr nieder, ſtand um zwey Uhr wieder auf, betete dann eine Stunde, und krähte hierauf dreymal wie ein Hahn — und das Angriffszeichen erfolgte. Dieſe ſonderbare Handlung Kokotámens gehört unter die unerklärbaren Eigenheiten dieſes Mannes. Vielleicht wollte er dadurch ſeinen Kriegern ein Symbol der Wachſamkeit ſeyn (denn das iſt bekanntlich der Hahn) — ? Vielleicht wollte er in den Augen ſeiner Halbwilden als eine Art von Zauberer erſcheinen? Vielleicht — doch wozu die Vielleichts häufen, da ſich hierin ſchlechterdings nichts Zuverläſſiges beſtimmen läßt?

Seine beſten Generale leiteten die Angriffe auf den Seiten und auf der Fronte. Er ſelbſt leitete das Ganze und hatte ſich eine Stelle in der Mitte zwiſchen den Colonnen gewählt, von wo aus er Alles leichter überſehen, die

Rapporte einnehmen und die nöthigen Ordren geben konnte. Er hatte gehofft, daß ſein Angriff den Feinden ganz unerwartet kommen ſollte; allein hierin hatte er ſich geirrt. Ein treuloſer Kaſſier, welcher den Abend vor dem Sturm zu den Feinden übergieng, hatte den ganzen Plan verrathen. Statt alſo die Oſmanen in ſorgloſer Sicherheit zu finden, ſtanden ſie unter den Waffen, um den kühnen Feind mit Gewalt abzutreiben. Mit einer beyſpielloſen Unerſchrockenheit näherten ſich, unter dem fürchterlichſten Kartätſchen-Feuer aus der Feſtung, die bayeriſchen Colonnen dem tiefen Graben, wo an einigen Stellen das Waſſer ſo tief war, daß es bis an die Schultern ging; ſie warfen Faſchinen ein, ſtiegen muthig hinab und ſetzten die Leitern an den Wall, der zum Theil ſo hoch war, daß zwey Leitern an einander gebunden werden mußten, wiewohl dieſe vier bis fünf Faden lang waren. Da dies an mehrern Orten der Geſchwindigkeit wegen nicht geſchehen konnte, ſo kletterten die Stürmenden, einer mit Hülfe des Andern, auf den Bojonnetten, die in den Wall geſpießt wurden, in die Höhe.

Die Hinderniſſe, mit welchen die kühnen Stürmer zu kämpfen hatten, übertreffen alle Beſchreibung. Waren ſie nach tauſend Gefahren oben auf dem Walle, ſo mußten ſie jeden Fußtritt ſich erkämpfen. Zwey Colonnen hatten den Wall bereits erſtiegen, als ſie auf einmal von der feindlichen Uebermacht wieder hinab in den Wallgraben geworfen wurden. In demſelben Augenblicke eröffneten die Othonier das dazwiſchen befindliche Thor, thaten mit 8 — 10,000 Mann einen Ausfall mit großem Geſchrey, und hieben wie wüthend von hinten ein. Selbſt eine Menge Weiber waren unter ihnen mit dem Dolch in der Hand. Es entſtand ein mörderiſches Gemetzel von beyden Seiten. Endlich eilte Verſtärkung herbey und machte ſich mit dem Bajonnet Luft;

die bedrängten Kaskier erholten ſich wieder und trieben den Feind zurück. Was ſich nicht über die Brücke in die Stadt rettete, das wurde niedergeſäbelt und in den Graben hinabgeworfen. Ein neuer Verſuch, den Wall zu erſteigen, gelang beſſer, und der Poſten wurde behauptet. Die andern Colonnen fanden bald mehr bald weniger Widerſtand.

Man denke ſich einen ſolchen Kampf noch in der Dunkelheit der Nacht, wo die beyderſeitigen Truppen ſich durch weiter nichts als das Kriegsgeſchrey unterſcheiden konnten! Als es anfing zu tagen, hatte ſich der Sieg ſchon auf die Seite der Stürmenden gewendet, und um acht Uhr waren ſie Meiſter aller Feſtungswerke auf der Land- und Waſſerſeite. Der Sturm war nun zu Ende; aber man fing ein nicht minder mörderiſcher Kampf innerhalb der Stadt auf den Straßen und Marktplätzen an. Von allen Seiten drängte man ſich hieher; ſo viel einzelne Partheyen, ſo viel kleine Gefechte und Schlachten. Die Osmanier thaten in den engen Straßen und aus den Häuſern den hartnäckigſten und verzweifeltſten Widerſtand; auch waren noch mehrere ſteinerne Thürme und gewölbte Häuſer zu erobern, in welchen ſich zahlreiche Corps mit Kanonen, Flinten, Säbeln und

Dolchen bis auf den letzten Mann vertheidigten.

An einem ſolchen Orte befand ſich auch der eben ſo tapfere als unglückliche Commandant **Odulos**. Nachdem ſeine tapfern Vertheidiger an ſeiner Seite fechtend gefallen waren, gerieth er nebſt dem kleinen noch übriggebliebenen Häufchen in feindliche Gefangenſchaft. Ein raubgieriger Bojar wollte ihm den koſtbaren Dolch, den er im Gürtel trug, abnehmen. Um dies zu verhindern zog einer ſeiner Begleiter den Säbel, und traf damit, ſtatt des Thäters, den feindlichen Anführer ins Geſicht. Hierauf ſtürzten ſich ſogleich die in Wuth geſezten Bojaren auf dieſen Reſt und durchbohrten die mehreſten, unter welchen auch der tapfere Odulos war, ein Mann, der eines beſſern Schickſals werth geweſen wäre. Kakodämon ſelbſt bedauerte ſeinen Verluſt.

Erſt am Abend dieſes ſchrecklichen Tages waren die Stürmenden völlig Sieger und Herren von Jſpael, durch den blutigſten Sturm, der ſeit vielen Jahrhunderten ſeines Gleichen nicht hatte. Wüthend war die Gegenwehr ſo vieler Tauſend Othonier; ſelbſt Weiber mit Dolchen und andern Waffen warfen ſich wie Furien, auf die Soldaten. Als Held ging jeder Bojariſche Anführer der Gefahr entgegen, mit Löwenmuth focht jeder gemeine Soldat. Unbeſorgt wegen der Gefahr kämpften ſie über zehn Stunden lang, ununterbrochen den Feind angreifend, oder von ſeinen Schaaren umringt. Ihr Arm ward nicht müde, ihre Unerſchrockenheit durch nichts erſchüttert. Zehn Stunden früher waren ſie noch in voller Ungewißheit wegen des Erfolgs — jetzt deſſen gewiß; das Blut derer, die noch kurz vorher das Schwerdt gegen ſie zuckten, floß ſtromweiſe zu ihren Füßen. Straßen und große Plätze waren von den Leichnamen ihrer Feinde geſperrt. Gleich folgſam als muthig eilten die feurigen Rotten jedem Führer nach, der ihnen voranging; da ſie am Ende des Kampfes zerſtreut fochten, und manches Bataillon die Hälfte ſeiner Officiere verlohren hatte, wurden oft Grenadiers und Kaskier von Musquetier- und Jägerofficieren angeführt.

Das kleine Feuer dauerte noch die ganze Nacht hindurch, ſelbſt bis zum folgenden Morgen, weil noch viele Othonier zerſtreut in den Tempeln, Häuſern, Kellern und Scheuern lagen. Die meiſten derſelben wurden niedergemacht. Die Straßen wurden von denen, die ſich einzeln verlaufen hatten, völlig gereiniget. Zahlreiche Cavalleriepiquets zogen umher und hieben während dem Zuge eine große Menge Othonier nieder, die ſich noch blicken ließen und wüthend Widerſtand thun wollten. Die Reiter ſprangen von den Pferden herab und ſuchten mit dem Säbel in der Hand die Verſteckten auf.

Kakodämon hatte den Soldaten, um ihren Muth zu befeuern, eine Plünderung von dreymal vier und zwanzig Stunden verſprochen. Dieſe nahm nun mit allen Greuelſcenen ihren Anfang. Die Feder vermag es nicht alle die Greuel- und Jammerſcenen, die ſich hier ereigneten, zu ſchildern. In alle Häuſer drang der übermüthige und raubgierige Sieger ein. Alles, was er darin fand und was ſeine Lüſte reizte, wurde ſeine Beute. Auch hier hörte das Blutvergießen noch nicht auf. Viele Hausväter widerſetzten ſich den Räubern und wollten lieber ihr Leben als ihre Haabe verlieren. Weiber und Mädchen, ohne Unterſchied des Alters und Standes mußten ſich dem Willen der Sieger preißgeben und konnten ſich glücklich ſchätzen, wenn ſie ihr Leben noch erhielten. Viele verloren es, weil ſie ſtandhaft genug waren, ſich den Mördern ihrer Männer, Väter und Brüder nicht hingeben zu wollen. Viele fanden ihren Tod auch dann noch, nachdem ſie ſich hatten auf eine brutale Weiſe mißhandeln laſſen. Die Kaskier zeichneten ſich vor allen durch Grauſamkeit aus; nicht der zitternde Greis, nicht der Säugling an der Bruſt ſeiner Mutter wurde verſchont!

Kakedämen ſelbſt hatte ſich während des Sturms vor der Stadt aufgehalten und kam erſt dann in dieſelbe, als ſie völlig im Beſitz der bojariſchen Armee war. Er ſtattete ſeinen Kriegern die ihnen gebührende Dankſagung ab, hielt einen feyerlichen Dank-Gottesdienſt und trug Sorge dafür, daß dieſe glänzende Unternehmung ſo ausführlich, als möglich, an Panjolvin und an den Hof ſeiner Königin berichtet wurde.

Von der ganzen Beſatzung rettete ſich nur ein Mann, welcher durch die Düna ſchwamm und dem Groß-General die erſte Nachricht von der Einnahme der Feſtung überbrachte. Drey und dreyßigtauſend Mann waren auf dem Kampfplatze geblieben; nur ungefähr zehntauſend kamen in Gefangenſchaft, ſo wie auch über ſechstauſend Weiber und Mädchen, wovon die Officiers und Kaslier die ſchönſten für ſich behielten. Unter den Todten befanden ſich ſechs Fürſten, der Commandant und eine große Menge vornehmer Generale und anderer ausgezeichneter Perſonen.

Die Beute war beynah unermeßlich. Man ſchätzte den ganzen in Iſrael gefundenen Reichthum über zwölf Millionen Thaler. Kakodämon behielt von allen gar nichts für ſich, nicht einmal ein Pferde; er begnügte ſich mit dem Ruhm: Ueberwinder von Iſrael zu ſeyn. Dagegen nahm er deſto größern Antheil an den Freudenfeſten, welche einige der vornehmſten Generale ſeiner Armee gaben. Acht Tage nach der Einnahme kehrte er mit dem größten Theil der Armee wieder zurück, nachdem er eine ſtarke Beſatzung zurück gelaſſen hatte.

Die Nachricht von dieſer glänzenden Eroberung verbreitete ſich wie auf Flügeln durch ganz Europa, und Kakodämon ward in allen Zungen als der kühnſte Held ſeines Zeitalters bewundert. Miranda konnte nicht Worte genug finden, um ihm ihren Dank für ſeine Verdienſte auszudrücken. Sie ließ auf die Eroberung Iſpaels goldne und ſilberne Medaillen prägen, um ſo den Ruhm Kakodämons noch mehr zu verewigen.

Eilftes Kapitel.

Eine Zwiſchen-Scene.

„Tu, ne crede fallaci aulae aurae!“

Fenton.

Wir haben ſchon mehrmals des freundſchaftlichen Verhältniſſes gedacht, in welchem Kakodämon mit dem mächtigen Fürſten Panſalvin ſtand, und wir haben die Urſachen, aus welchen ſich dieſe beyden Helden des Jahrhunderts näher aneinander anſchloſſen, oben entwickelt. Zugleich bemerkten wir, wie vorſichtig Kakodämon bey dieſer Verbindung zu Werke ging und wie er nie aufhörte, die Unternehmungen Panſalvins mit ſcharfem Auge zu beobachten. Während dieſer ſich ſeiner als Mittel bediente, vergaß Kakodämon nicht, daß er auch Zweck ſey, und wenn er ſich als das erſte brauchen ließ, ſo that er es in keiner andern Abſicht, als um den letzten deſto ſicherer zu erreichen.

Panſalvins Entwürfe wurden immer kühner, ſeine Anmaßungen immer gebieteriſcher, ſeine Forderungen immer größer. Selbſt Miranda fing an ſeinetwegen beſorgt zu werden, und ob ſie gleich ihre Beſorgniſſe unſerm Helden noch nicht entdeckt hatte, ſo konnte ſie dieſer doch leicht errathen. Auch er fing an, für ſeine Perſon beſorgt zu werden, und auf Mittel zu denken, und denken zu laſſen, wie er ſich Panſalvins Bothmäßigkeit entziehen und ihn vielleicht ſtürzen könne. Das Detail hiervon wird aus folgender Unterredung zwiſchen ihm und ſeinem treuen Iberius, der ihn bey allen ſeinen Siegen begleitet hatte, deutlicher erhellen.

Kakodämon. Das iſt einmal wieder eine von Panſalvins unerträglichen Anmaßungen. Nein wahrlich, Iberius, länger iſt's nicht auszuhalten!

Iberius. Soviel ich einſehe, Herr General, werden Sie's entweder noch lange aushalten müſſen, oder der Zeitpunkt iſt gekommen, wo Panſalvin geſtürzt wird.

Kakodämon. Geſtürzt? O wer wollte ſich an dieſen Macht-Coloß wagen? Er iſt übermächtig geworden.

Iberius. Eben deßwegen wird er entweder bald ſtürzen; oder allmächtig werden.

Kakodämon. Das Letztere fürcht' ich; ſchon iſt er's geworden.

Iberius. O nein, das iſt er noch nicht ganz; aber er ſtrebt mit aller Kraft darnach, und er wird ſeine Abſicht erreichen, wenn er nicht bald vom Schauplatz entfernt wird.

Kakodämon. Da mir das Letztere nicht wahrſcheinlich iſt, ſo fürchte ich das Erſte. Es war zwar eine Zeit, wo ich's nicht fürchtete, wo ich ihm ſelbſt zu ſeinen Planen hülfreich die Hand bot. Aber jetzt, wo er auch gegen mich den Despoten zu machen anfängt, wo ich keinen Ausweg mehr ſehe, als mich ihm unbedingt hinzugeben — jetzt iſt mir's ein göttlicher Gedanke, mir ſeinen Sturz vorzuſtellen. Aber das ſind blos fromme Wünſche! Miranda iſt völlig in ſeiner Gewalt; ſie iſt das Werkzeug ſeines Willens. Sie muß ganz verblendet ſeyn, und die Gefahr, mit welcher ſie von dieſem gebieteriſchen Günſtling bedroht wird, gar nicht ahnden.

Iberius. So ſcheint es allerdings, mein Gebieter. Und doch habe ich zu ihrem Alles durchdringendem Verſtande das Zutrauen, daß ſie Panſalvins ſchreckliche Plane errathen und vereiteln wird. Dies Weib iſt über ihr Geſchlecht viel zu erhaben, als daß ſie ſich von der gewöhnlichen weiblichen Schwäche beſiegen laſſen ſollte. In einzelnen Momenten erſcheint ſie zwar als Weib; aber im Ganzen handelt ſie mit einer Feſtigkeit und Energie, wie nur Wenige unſers Geſchlechts zu handeln pflegen. O ich müßte mich ſehr irren, wenn ich nicht in ihren Blicken etwas leſen ſollte, was nur eine wichtige Veränderung anzukündigen ſcheint.

Kakodämon. Das kann wohl ſeyn. Wie aber, wenn dieſe Veränderung darin beſtände, daß ſie dem Panſalvin ihre Hand giebt und den Thron öffentlich mit ihm theilt?

Iberius. Wollte Gott ich könnte mit Gewißheit ſagen: Nein! Aber höchſt wahrſcheinlich iſt es mir, daß das Miranda nicht thun wird. Sie iſt viel zu ſehr Selbſtherrſcherin, als daß ſie das Scepter, das ſie ſo lange ſchon regierte, aus der Hand geben und den Thron, auf welchem ſie ſich mit bewundernswürdiger Herrſcherkraft behauptete, mit einem Andern theilen ſollte. Sie hat zu lange die *erſte* Rolle geſpielt, als daß ſie es ertragen ſollte, um mit der zweyten vorlieb zu nehmen. Entweder hört Miranda auf, Miranda zu ſeyn, oder ſie opfert den kühnen Günſtling auf.

Kakodämon. Du weißt die Sache ſehr wahrſcheinlich zu machen, Iberius. Wenn's auch nur Hypotheſen ſind, die der Verſtand für weiter nichts erkennt, ſo ſind ſie doch von der Art, daß das Herz ſie ſo gewiß glaubt, als ob es Geſchichtswahrheiten wären. Ich bin ſehr begierig, was Miranda von mir will. Eine Sache von Bedeutung muß es ſeyn, denn ſonſt würde ſie mich nicht ſo eilig hieher berufen haben. Vielleicht hat ſich Panſalvin über mich beklagt und auf meine Entfernung gedrungen; vielleicht ſoll mir dieſe angekündiget werden.

Iberius. Sehr leicht möglich, daß ſich Panſalvin über Sie beklagte; aber höchſt unwahrſcheinlich, daß Sie deshalb entfernt werden ſollten. Wäre dies ihre Abſicht, wahrlich ſie hätte Sie nicht hieher berufen. In dieſem Umſtande liegt etwas, was meine Vermuthung ſehr beſtätiget. Herr Graf, Miranda hat in dieſer Angelegenheit ein größeres Vertrauen in Sie geſetzt, als Sie ſelbſt glauben mögen. Durch Sie ſoll der fürchterlich gewordene Günſtling geſtürzt werden.

Kakodämon. Hoffe nicht zuviel, Iberius! In einigen Stunden werde ich Dir beſtimmtere Auskunft über mein Schickſal geben können.

Kakodämon hatte hierauf eine lange Unterredung mit der Königin. Die Relation davon befindet ſich in folgender Unterredung.

Iberius. Nun, mein Gebieter, iſt Ihr Schickſal enthüllt? Habe ich mich in meinen Vermuthungen getäuſcht?

Kakodämon. Ich kann Deine Fragen weder mit Ja, noch mit Nein beantworten. Ich bin noch in derſelben Ungewißheit, in welcher ich mich vorhin befand, ja dieſe iſt durch das räthſelhafte Betragen Mirandas nur noch vermehrt worden.

Iberius. Wie ſo? Darf ich Sie um die Mittheilung des Vorgangs bitten?

Kakodämon. Für Dich hab' ich kein Geheimniß; und das gegenwärtige ſcheint mir nicht einmal von großer Wichtigkeit zu ſeyn. Alſo: Die Königin empfing mich mit der Gnade und Grazie, die ihr ſo ſehr zu Gebote ſtehen, machte mir die größten Lobſprüche wegen meiner Tapferkeit und Klugheit und trug mir dann das Obercommando über alle Truppen auf, die an der ſuevenländiſchen Grenze verſammlet werden.

Iberius. Das Obercommando über dieſe Truppen? Wirklich, Herr General?

Kakodämon. Ja. Sie ſetzte noch hinzu, daß ein ſolcher Feldherr, wie ich ſey, ganz freye Hand in ſeinen Operationen haben und nicht von den Befehlen eines Andern abhängen müſſe. In jener Gegend, meynte ſie überdies, bedürfe ſie eines thätigen und entſchloſſenen Befehlshabers, da dort bisher die Operationen ſo ſchläfrig betrieben worden wären. Auch wäre ich ihr mehr zur Hand, wenn ſie etwa meines beſondern Beyſtandes bedürfen ſollte.

Iberius. Und das nennen Sie noch Ungewißheit?

Kakodämon. Ich ſehe doch aber wahrlich nicht viel Licht und Deutlichkeit in dieſen Aeußerungen.

Iberius. Ich aber ſehr viel, Herr Graf! Daß Miranda Sie dem

Oberbefehl Pansalvins entzieht und Ihnen ein eignes von seinem Einflusse ganz abgesondertes Commando überträgt, ist ein sehr wichtiger Schritt, den sie mit kluger Ueberlegung gethan hat. Glauben sie wohl, daß der herrschsüchtige Pansalvin gleichgültig dabey seyn wird, wenn er erfährt, daß Sie, den er zu fürchten anfängt, seiner Aufsicht entnommen sind?

Kakodämon. Gleichgültig wird's ihm freylich nicht seyn; aber ich fürchte nicht nur, daß gerade diese Veranlassung ihn zu bedenklichen Schritten verleiten möchte.

Iberius. Wohl möglich; aber ſollte wohl Miranda dieſen Fall nicht auch bedacht, und ſollte ihr ſchöpferiſches Genie nicht auch hier ſchon Rath geſchaft haben? Sagte ſie denn gar nichts von Panſalvin?

Kakodämon. O ja, ſie ſprach oft von ihm; aber das war mir eben ſo räthſelhaft.

Iberius. Zum Beyſpiel?

Kakodämon. Sie ſagte, zum Beyſpiel: „Ihre Entfernung wird dem Fürſten Panſalvin freylich unangenehm ſeyn, da er an Ihnen einen ſo wichtigen Mann und den Stolz ſeines Heeres verliert; allein ich kann ihm nicht helfen, und wenn er auch noch ſo unwillig darüber werden ſollte."

Iberius. Das iſt zu ſehr deutlich. Er ſoll vielleicht darüber unwillig werden.

Kakodämon. Sie ließ dann auch noch eins und das andere über mein bisheriges Verhältniß mit ihm fallen. „Es war mir lieb, ſagte ſie unter andern, daß Sie mit ihm einverſtanden waren; ich ſelbſt begünſtigte Ihre Freundſchaft, und ich war immer beſorgt, daß Ihnen die Herrſchſucht, die er zuweilen und beſonders zuletzt gegen Andere blicken ließ, unerträglich ſeyn möchte. Freylich haben ſich jetzt die Umſtände etwas geändert. Er hat ſich bey mir ſogar über Sie in etwas beſchwert — doch das wird nichts zu bedeuten haben; ich werde ihn ſchon zu bedeuten wiſſen. Sie können ſich auf meinen Schutz gänzlich verlaſſen — und ich rechne auf Ihre Ergebenheit!“

Iberius. Himmel, das iſt ja deutlich genug!

Kakodämon. Aber ſie ſprach ja doch davon, daß ihr mein Einverſtändniß mit ihm angenehm geweſen ſey.

Iberius. Geweſen ſey? Fühlen Sie nicht dieſen mächtigen Unterſchied zwiſchen der vergangenen und gegenwärtigen Zeit?

Kakodämon. Richtig! Aber wenn ſie das alles nur ſo geſagt hätte, um mich auszulocken? Wenn ſie Panſalvin völlig wider mich eingenommen hätte? Ich weiß ſelbſt nicht, wie zweydeutig mir ihr Betragen vorkam; ſo räthſelhaft ſchien ſie mir noch niemals zu ſeyn, als heute.

Iberius. Das iſt ganz natürlich, da ſie noch nicht gewiß davon überzeugt iſt, wie Sie in Anſehung des Fürſten geſinnt ſind. Geben Sie ihr den Beweiß hiervon, ſo wird ſie ſich ſchon beſtimmter erklären. Daß Ihnen keine Falle gelegt iſt, beweißt, dünkt mich, der Umſtand ſehr deutlich, daß Sie das freye und vom Fürſten ganz unabhängige Commando einer zahlreichen Armee erhalten.

Kakodämon. Du haſt Recht, Iberius. Sie hat die Abſicht, den Fürſten zu ſtürzen, und ſie will ſich dabey meiner Hülfe bedienen, oder will wenigſtens im Nothfall meines Beyſtandes verſichert ſeyn. Bravo!

Iberius. So iſt es, Herr General. Wir werden nächſtens mehr Aufſchluß hierüber erhalten.

Iberius hatte richtig geahndet. Miranda wollte ſich der Ergebenheit Kakodämons verſichern, um ſich im Nothfall ſeines Arms gegen den Fürſten, der aus ſeinen verderblichen Entwürfen kein Geheimniß mehr machte, zu bedienen. Sie erfuhr nun, daß er den Untergang Panſalvins lebhaft wünſchte, und daß er zum Sturze deſſelben alle ſeine Kräfte aufbieten würde. Er erhielt hierauf von ihr die gehörigen Aufſchlüſſe und Inſtruktionen. Der Friede mit Suevenland wurde, ohne den Fürſten darum zu fragen, in aller Eile abgeſchloſſen; aber Kakodämon behielt das Commando der in dieſem Kriege fechtenden Armee bey und kam nach Piraneburg zur Ausführung des geheimen Plans. Iberius ſpielte dabey die Hauptrolle und reiſte, mit geheimen Aufträgen, zu der Armee ab, die Panſalvin commandirte. Dieſer war eben im Begriff, ganz für ſich allein einen beſondern Frieden mit den Othoniern abzuſchließen; als er ganz unerwartet vom Tode in ſeinen Unternehnehmungen gehemmt wurde. Sein plötzlicher Todt konnte keinem Menſchen ein Räthſel ſeyn, der mit den Conjunkturen am Hofe der Miranda bekannt war. Iberius erhielt große Belohnungen und Kakodämon ging als Gouverneur in die nämlichen Provinzen ab, die Panſalvin ſchon als ſein Reich zu betrachten gewohnt war.

So war alſo unſer Held von einem Rival befreyt, der ihm zwar anfangs durch ſeine Freundſchaft nützlich wurde, der ihn aber zuletzt gewiß geſtürzt haben würde, wenn man ihm nicht zuvorgekommen wäre. Ohne den guten Rath des treuen Iberius würde ſich unſer Held wahrſcheinlich nicht ſo glücklich durch die gefährlichen Klippen der Politik und Hofcabale hindurch gearbeitet und zum erwünſchten Ziele hinübergeſchwungen haben. Dieſer weltkluge Mann war, wie man zu ſagen pflegt, in allen Stücken ſeine rechte Hand und beſaß das Zutrauen ſeines Principals in einem ſo hohen Grade, daß er nichts unternahm, ohne ihn vorher um Rath gefragt zu haben. Es war daher ein unerſetzlicher Verluſt für ihn, daß ihm dieſer Iberius nicht lange darauf durch ein hitziges Fieber entriſſen wurde. Er war untröſtlich über dieſen Verluſt und noch jetzt wünſcht er ſich oft ſeinen lieben Iberius zurück, wenn er ſich in irgend einer Verlegenheit befindet.

Zwölftes Kapitel.

Die Freyheitsliebenden Podalier werden durch bojariſche Bajonnette unterjocht. Mörderiſche Schlachten, und Sturm von Perga.

> Fuimus Troes! Fuit Ilium!
>
> *Virgil.* (Aen. II.)

Schon oben haben wir einmal des unglücklichen podaliſchen Reiches erwähnt. Nachdem es ſich, durch innerliche Unruhen zerrüttet und durch die Gewalt der feindlichen Waffen geſchwächt, die Theilung hatte gefallen laſſen müſſen, welche die gegen daſſelbe verbündeten Mächte vorzunehmen für gut gefunden hatten, hörte in dem Ueberreſte deſſelben der Faktionsgeiſt nicht zu wüthen auf. Und weit entfernt, daß die benachbarten Mächte zur Dämpfung deſſelben hätten behülflich ſeyn ſollen, waren ſie es vielmehr, die das Feuer der Zwietracht und des Partheygeiſtes unterhielten und ihm immer neue Nahrung verſchafften. Endlich vereinigte ſich der beſſere Theil der Nation zu einem Bündniſſe, das keine andere Abſicht hatte, als dem Vaterlande die ſo lange entbehrte Ruhe und das faſt ganz verlorne Anſehen wieder zu verſchaffen. Der König ſollte mehr Macht bekommen, der Adel eingeſchränkt und der Bürger- und Bauernſtand in die Rechte wieder eingeſetzt werden, die man ihm ſo lange unrechtmäßigerweiſe entzogen hatte. Die ganze Nation billigte mit einer Stimme dieſe Staatsreform und verſprach ſich davon die beſten Wirkungen. Nur hie und da ſuchten einzelne von den auswärtigen Mächten beſoldete Ruheſtörer den Geiſt des Mißtrauens und der Harmonie zu ſtören — und, leider, gelang es ihnen nur allzuſehr.

Unter allen auswärtigen Feinden war für Pedalien keiner gefährlicher als Miranda. Vom Anfang ihrer Regierung an, hatte ſie gegen dieſe Nation einen unbeſiegbaren Widerwillen gefaßt und ihr ganzes Beſtreben war offenbar dahin gerichtet, dieſe ihr verhaßte Nation an den Rand des Verderbens zu bringen und gänzlich zu Grunde zu richten. Pedaliens König, ein Menſch von gutmüthigem Charakter und einigen Talenten, die ihn als Privatmann beliebt machten, beſaß auch nicht eine einzige zum Regenten qualificirende Eigenſchaft. Am allerwenigſten taugte er als Regent eines ſolchen Reichs, das vor tauſend andern einen thätigen, kraftvollen und feſten Beherrſcher erforderte. Er war im eigentlichſten Sinne des Worts Mirandas Geſchöpf und wagte es als ſolches nicht, ſich gegen den Schöpfer aufzulehnen. Daher kam es denn, daß er beſtändig unter bojariſchen Einfluſſe ſtand und immer von dem Intereſſe dieſes Reichs geleitet wurde. Dieſer Mann war es eigentlich, der als Mirandas Werkzeug, ſein Vaterland, das ſich ſo große Hoffnungen von ihm machte, zu Grunde richtete.

Miranda war über dieſen National-Verein der Podalier äußerſt aufgebracht, und wendete alle Künſte der Politik an, um die benachbarten Mächte gegen dieſes Reich zu bewaffnen. Aſtralien, das ſeit undenklicher Zeit mit dem bejariſchen Reiche in Verbindung ſtand und ſeines Beyſtandes beſonders gegen die Othonier bedurfte, war leicht dazu zu bereden, zumal da die Vortheile, die ihm verſprochen wurden, ſo anlockend waren. Ungleich mehr Mühe koſtete es in Anſehung Navonenlandes, welches immer als ein natürlicher Alliirter von Podalien betrachtet wurde, und es bisher auch geweſen war. Die Podalier rechneten auch ganz auf ſeinen Schutz und trauten den feyerlichen Verſprechungen, die es bey ſo vielen Gelegenheiten und noch ganz kürzlich gegeben hatte. Ach, die guten Podalier waren viel zu bieder und leichtgläubig! Alfreds II. Nachfolger Saul der Dicke befolgte die Grundſätze einer verkehrten Politik, und ließ ſich durch die Schmeicheleyen Mirandas und durch die Rathſchläge ſeiner erkauften Miniſter zu einem Bündniſſe gegen ſeinen Nachbar verleiten, der in der Folge die Schutzwehr ſeiner Staaten und der treueſte Bundesgenoſſe werden konnte. Die Hoffnung, einige ſchöne Provinzen zu bekommen, verblendete ihn in Anſehung der Vortheile, die er von dem Nichtbeſitz derſelben gehabt haben würde.

Doch wir können hier nicht das Detail der podaliſchen Unruhen ſchildern, weil wir nicht die Geſchichte derſelben, ſondern blos den Antheil beſchreiben können, den unſer Held an denſelben nahm. Wir müſſen daher alle die Begebenheiten, welche auf das Innere der podaliſchen Revolution ſelbſt, und auf die Kriegsgeſchichte der mit Bejarien vereinigten Mächte Beziehung haben, als bekannt vorausſetzen.

Die bejariſchen Truppen hatten ganz Podalien beſetzt und verfuhren hier mit der größten Willkühr. Die Reichsverſammlung zu Garnau mußte unter dem Schutze von 800 bejariſchen Grenadieren gehalten werden; äuſſerte irgend ein Mitglied zu freye Grundſätze, ſo ward es ſogleich arretirt. In Wirſa ſaßen über 8000 Mann. Endlich erwachte der allgemeine Unwille über dieſe Bedrückungen. Die Contre-Revolution brach in Wirſa mit voller Wuth aus; man fiel über die bayariſchen Truppen her, und mordete ſie ohne Schonung. Nur ein kleiner Theil derſelben entkam. In wenig Tagen war ganz Podalien von feindlichen Truppen befreyt. Alles ſchien den Podaliern glücklich zu gehen.

Als aber Saul der Dicke, der in dieſem Kriege Lorbeern einärndten wußte und daher dem Feldzuge in Podalien in Perſon beywohnte, die unwirkſame Belagerung der Stadt Wirſa aufheben und ſich mit beträchtlichem Verluſte wieder nach ſeinen Grenzen zurückziehen mußte — und als auch die bejariſchen Befehlshaber, welche in Verbindung mit ihm agirt hatten, ſich in ihre alten Poſitionen zurückziehen mußten, und als die ſiegreiche podaliſche Armee unter Anführung ihres tapfern Feldherrn Koſko wie ein unaufhaltſamer Strohm immer weiter um ſich griff — da nahm Miranda abermals zu dem Feldherrn ihre Zuflucht, der ſchon einmal die Podalier in mehrern Feldzügen beſiegt und ſeitdem das

Schrecken der Othonier geweſen war — da nahm ſie, ſagen wir, ihre Zuflucht zu Kakodämon. Dieſer ſollte nun als ein ſchrecklicher, furchtbarer Gott die podaliſche Macht in Furcht und Zittern ſetzen; der furchtbare Ruhm ſeiner Waffen, ſollte die Feinde muthlos machen, und Perga und Wirſa ſollten das Schickſal von Iſpael erfahren.

Er befand ſich ſeit zwey Jahren in ſeiner Provinz, die er ſeit Panſalvins Sturz zur Belehnung erhalten hatte, als ihm Miranda den Auftrag gab, mit einer zahlreichen Armee in Pedalien einzudringen und dieſes Reich zu erobern. So wie er den Befehl erhielt, war er auch ſogleich zum Aufbruch fertig, und in Zeit von 8 Tagen traf er ſchon an der feindlichen Grenze ein. Der Marſch dahin war einer der beſchwerlichſten, da die Wege ſehr ſchlecht und der Schnelligkeit wegen die Magazine noch nicht angelegt waren. Der Anführer nahm aber, um ſeinen Officieren und Soldaten ein gutes Beyſpiel zu geben, an allen Beſchwerlichkeiten der Reiſe Theil. Bis zu ſeinem Einzuge in Wirſa kam er faſt nie vom Pferdte und bediente ſich nicht einmal eines Fuhrwerks. Die treuen Kaſſier waren auch hier ſeine beſtändigen Begleiter. Er ſelbſt bediente ſich ihrer

Pferdte und ritt oft viele Meilen weit recognoſciren blos in Begleitung eines einzigen Kaſakiers. Oft blieb er in dem Lager der Kaſakier, welches gewöhnlich auf den Vorpoſten war, beſprach ſich mit dieſen Leuten, nannte ſie: „Brüderchen!“ und ruhte auf Stroh bey ihrem Wachfeuer aus. Es läßt ſich leicht denken, daß ein ſolches Betragen ihm die Liebe und Ergebenheit der ganzen Armee bis zu einem gewiſſen Enthuſiasmus verſchaffen mußte.

Kakodämon konnte nicht lange im Felde ſeyn, ohne den Feind anzugreifen, da es ſeine Sitte nicht iſt, blos zu obſerviren, ſich blos auf die Defenſive einzuſchränken und durch Märſche und Contre-Märſche die Truppen zu ermüden. Sein Loſungswort iſt: „Vorwärts und angegriffen!“ Dieſem Grundſatze verdankt er ſeine Siege und den Ruhm, den Krieg ſchnell zu beendigen. Die Podalier hatten ein Corps von 17,000 unter Anführung eines ihrer tapferſten Generale in der Nähe des Kloſters Krapos zuſammengezogen. Bey ihnen befanden ſich eine ganz neue Art von Streitern, welche, ſtatt der gewöhnlichen Waffen, eine 10 Fuß lange Stange führten, woran eine ſcharfſchneidende Klinge, beynah wie eine Senſe, und woran eine lange und ſpitzige Pique war. Mit dieſen furchtbaten Waffen, welche eine Erfindung des pedaliſchen Obergenerals Koſeles waren, fechten ſie in Colonnen und gewöhnlich auf den Flügeln der regulairen Truppen. Solcher ungewohnter Krieger befanden ſich diesmal über Zweytauſend bey der feindlichen Armee.

Der Anführer deſſelben hielt es für unmöglich, daß Lakedämon ſchon in dieſer Gegend ſeyn könnte; als er ſich aber durch den unerwarteten Augenſchein davon überzeugte, nahm er ſogleich eine noch feſtere Stellung hinter einem großen Moraſte ein. Ohne ihm aber Ruhe zu laſſen, ließ Lakedämon ſeine

Truppen anrücken, unter dem feindlichen Kanonenfeuer durch den Moraſt ſetzen und mit dem Bajonnet angreifen. Vergebens leiſteten die tapfern Podalier den hartnäckigſten Widerſtand; das feindliche Ungeſtüm warf ſie zu Boden und die Uebrigen mußten die Flucht ergreifen. Dieſer erſte Sieg, wo der Feind ungeachtet ſeiner vortheilhaften Stellung, in die Flucht geſchlagen wurde, war von großer Wichtigkeit und der Vorbote zu den andern, welche binnen kurzer Zeit hintereinander erfolgten.

Nach ſeinem Rückzuge hatte ſich der Feind in weiter Entfernung vom Schlachtfelde bey Breſo gelagert und viele kleine Corps an ſich gezogen, um den Bojaren die Spitze zu bieten. Er erwartete täglich ihren Angriff; da er aber nicht erfolgte, ſo wurde er endlich ſicher, und unterließ die nöthige Wachſamkeit. Kakedämon marſchirte, durch gute Wegweiſer geleitet, die beſchwerlichſten Seitenwege mit einer beyſpielloſen Geſchwindigkeit, und ſtand plötzlich vor der feindlichen Armee, welche ihn von dieſer Seite nimmermehr erwartet hätte. Dießmal entſchied die Cavallerie allein den Sieg und die Infanterie kam gar nicht zum Gefechte. Es dauerte ſechs Stunden und nach Verlauf derſelben war das ganze feindliche Corps, über 13,000 Mann ſtark, völlig aufgerieben. Nur etwa 300 retteten ſich durch die Flucht; eben ſoviel geriethen in Gefangenſchaft; die übrigen alle lagen auf dem Schlachtfelde.

Kakodämon raſtete nach dieſem Siege einige Wochen in Breſo. Seine Truppen, welche durch Strapatzen, durch Eſcorten und Vorpoſten, wie auch durch den Feind, ſehr geſchwächt waren, bedurften Erholung, und es war nöthig, daß ſich die Corps, welche unter Commando der Generale Deſila und Ferro in einer andern Gegend fochten, mit ihm vereinigten. Dieſes zu verhindern gab ſich der podaliſche

Großfeldherr Koſeko, der nach der unglücklichen Schlacht bey Breſo in eigner Perſon commandirte, alle Mühe. Er ſuchte Kakodämons ſchwaches Corps von allen Seiten einzuſchließen; allein ſein Vorhaben ward durch die Klugheit des Generals Deſila vereitelt. Er ſelbſt wurde überliſtet und General Ferro, welcher von der andern Seite herbeyeilte und über die Wachſa ſetzte, nöthigte ihn bey Maſchezi zu einem Treffen, welches ihm ſeine Armee und das Leben koſtete.

Wider ſeinen Willen zur Schlacht genöthiget bot Koſeko die letzten Kräfte auf, um mit ſeiner Cavallerie

Widerſtand zu leiſten, mußte aber endlich das Feld räumen. Er ſuchte auf einem ſchnellen Pferdte zu entkommen, wurde aber von einigen Kaskiern eingeholt. Er hatte ſchon zwey Hiebe bekommen, einen in den Hals, den andern auf den Kopf, und da er, als man ihn, Pardon zu rufen, aufforderte, ſtumm war, ſo gab ihm ein Kaskier mit der Lanze einen Stich in den Rükken, daß er ohne Bewußtſeyn vom Pferde ſtürzte. Er würde unfehlbar verloren geweſen ſeyn, wenn nicht ein neben ihm flüchtender Officier dem Kaskier zugeſchrieen hätte: daß man ſeiner ſchonen möchte, weil dies der Anführer ſey. Man trug ihn halb entſeelt in das nahe liegende Kloſter, wo man ihn ſorgfältig verband und bald darauf als Gefangenen nach Piranoburg bringen ließ. In ſeiner Taſche fand ſich eine geladene Piſtole, deren Gebrauch leicht zu errathen war, woran er aber durch den Verluſt des Bewußtſeyns verhindert wurde. Das grauſame Schickſal wollte es, daß dieſer große Mann das Unglück ſeines Vaterlandes überleben ſollte.

Dieſe unglückliche Schlacht entſchied Podaliens Schickſal. Der Muth der Truppen wurde durch den Verluſt ihres Anführers völlig niedergeſchlagen; beſonders ahndete die Hauptſtadt den baldigen Untergang der podaliſchen Verfaſſung. Die Anführer der podaliſchen Truppen hatten bisher die Nachricht, daß Kakodämon, das Schrecken der Othonier, die bojariſchen Truppen anführe, vor den Ihrigen ſorgfältig verborgen, um ihren Muth nicht niederzuſchlagen. Als ſie doch den Namen des commandirenden Generals erfuhren, gaben ſie vor, daß es ein junger General ſey, der mit jenem berühmten Bändiger der Othonier weiter nichts als den Namen gemein habe. Nunmehr aber war es nicht länger möglich, Kakodämons Daſeyn zu verbergen und — die Folge dieſer Entdeckung war eine gänzliche Muthloſigkeit unter den Officieren und gemeinen Soldaten. So furchtbar wirkte Kakodämons Name! Noch einmal ſtellten ſich die Podalier bey Kabyla in Schlachtordnung; allein die bojariſchen Bajonnette und Kakodämons Name brachten ſie bald zum Weichen. In wilder Unordnung flohen ſie und eilten nach Wirſa und Perga, wo ſie ſich verſchanzten, mit dem Entſchluß, hier ihr Leben theuer zu verkaufen.

Dem Sieger blieb nun nichts weiter übrig als die in Wirſa und Perga verſchanzte feindliche Macht anzugreifen. Hier ſtanden über Dreyßigtauſend Mann der auserleſenſten Truppen unter den Waffen und hinter Bollwerken, die ſie mit der größten Kunſt und Anſtrengung aufgeworfen hatten. Wirſa, die neue Hauptſtadt des podaliſchen Reiches, war in einem guten Vertheidigungszuſtande; hier war die ganze Generalität der Armee verſammelt; hier befanden ſich die Häupter der Conföderation; hier waren die Reichsverſammlung und der König an ihrer Spitze. Auf der andern Seite des Wachſa-Strohms war in Verga, welches als eine Vorſtadt von Wirſa angeſehen werden kann und durch eine große ſteinerne Brücke mit der Hauptſtadt zuſammenhängt, ein verſchanztes Lager, welches dieſer zur Vormauer diente. Kakodämon näherte ſich mit ſeiner ganzen Armee dieſen Verſchanzungen auf die Weite eines Kanonenſchuſſes, und beſchloß, durch einen Sturm das Schickſal des Reichs zu entſcheiden. Iſpaels Schickſal ſchwebte ihm bey dem Plan dazu vor Augen und ließ ihn nicht an dem glücklichen Erfolg ſeines kühnen Wagſtücks zweifeln.

In einem kleinen Dorfe, in der Nähe der feindlichen Verſchanzungen, nahm er ſein Standquartier und von hier aus vertheilte er die Rollen zu dem fürchterlichen Trauerſpiel, das in der folgenden Nacht ſeinen Anfang nehmen ſollte. Die ganze Armee ſtand zum

Sturm fertig und wartete mit Ungeduld auf das Signal zum Angriffe. Nach Mitternacht gab er das erſte Zeichen. Bey dunkler Nacht ſetzten ſich ſogleich alle ſieben Colonnen, nach der gemachten Diſpoſition, in Bewegung. Er ſelbſt verließ ſein Quartier und ſtellte ſich auf eine Anhöhe, von wo aus er Alles überſehen konnte. Hier ſtand er in furchtbarer Größe wie der allmächtige Lenker des Donnergeſpanns; ſein Blick drohte Todt und Verderben. Er richtete ſein Geſicht auf Wirſa und Perga, das noch in dunkler Nacht vor ihm lag, wie der Würgengel, welcher die Erſtgeburt in Aegypten ſchlug.

Unter einem fürchterlichen Kartätſchen- und Flintenfeuer, welches die Feinde von ihren Feſtungswerken auf die anrückenden Colonnen machten, ſtürzten ſich dieſe über Gräben und Wälle, unaufhaltſam vorwärts und warfen mit dem Bajonnet Alles zu Boden, was ihnen in den Weg kam. Mit dem größten Ungeſtüm drangen ſie über alle Verſchanzungen nach der Brücke hin, welche Perga von der Hauptſtadt trennt, und ſchnitten ſomit dem Feinde alle Rückkehr ab. Was nicht niedergeſtoßen wurde, das wurde in den Strohm getrieben. Alle Colonnen erreichten ihren Beſtimmungspunkt, und ihnen folgte die Reſerve nebſt der Artillerie und

Cavallerie, welche die eroberten Poſten beſetzte, um den Stürmenden keine Zeit zu rauben, ihren Sieg weiter zu verfolgen.

Nachdem die Colonnen den Feind aus allen Verſchanzungen vertrieben hatten, drängten ſie ſich von allen Seiten durch die letzten Befeſtigungen in Perga ſelbſt ein, wo ſie auf den Straßen und öffentlichen Plätzen ein fürchterliches Blutbad anfingen; Alles ſtrömte hier von Blut über. Das Schauervollſte war das Niedermetzeln einiger Tauſend am Ufer der Wachſa, die in die Flucht getrieben ſich nicht weiter retten konnten. Die Einwohner von Wirſa mußten dieſes traurige Schauſpiel von der andern Seite mit anſehen, ohne ihren unglücklichen Brüdern beyſtehen zu können. Alle Schonung hatte hier aufgehört, jede Regung von Menſchengefühl war in der Bruſt des blutgierigen Kriegers erſtickt. Unter den Stürmenden befanden ſich mehrere, die vor acht Monaten dem Blutbade in Wirſa mit Noth entgangen waren. Sie waren Zeugen von der Grauſamkeit geweſen, mit welcher man damals ihre Waffenbrüder erwürgt hatte; das Blut derſelben ſchien um Rache zu ſchreyen, und ihre Cameraden, denen ſie ihre Wuth mitgetheilt hatten, unterſtützten ſie in dieſer ſchaudervollen Rache.

Ein großer Theil der Häuſer von Perga ſtand in Flammen. Rings umher hörte man nichts als das Brüllen der Kanonen, das Geklirr der Waffen, das Geſchrey der Kämpfenden, das Gewinſel der Verwundeten, das Röcheln der Sterbenden. Unter dieſen ſchrecklichen Umſtänden brach der Tag an und beleuchtete mit ſeinen Strahlen dieſe ſchrecklichſte aller Scenen. Die podaliſchen Truppen, welche ſich in Wirſa befanden, beſetzten mit einer ungeheuern Artillerie das diſſeitige Ufer; um einen Uebergang des Feindes abzuwehren und machten ein entſetzliches Feuer gegen das jenſeitige Ufer; allein dadurch ſchadeten ſie ihren eignen Waffenbrüdern, die nach den Fluß gedrängt wurden mehr als den Bojaren. Ein großer Theil der Truppen, die in Perga fochten, kam durch das Geſchütz ſeiner jenſeitigen Cameraden ums Leben. Die Beſtürzung in der Hauptſtadt war allgemein und in allen Volksklaſſen herrſchte die größte Mutloſigkeit. Das Ziſchen der Kugeln, die Schläge der Bomben, das Erbeben und Geheul von Perga her war in allen Winkeln der Stadt hörbar. Man zog die Sturmglocken und dieß dumpfe Ertönen, vereiniget mit dem Winſeln und Geſchrey der Einwohner, erfüllte die Lüfte mit einem ſchrecklichen Widerhall.

Nach einem vierſtündigen Sturme, um neun Uhr des Morgens, war ganz Perga in der Gewalt der Bojaren. Mit einem Schlage war durch dieſes kühne Unternehmen der Reſt der podaliſchen Macht vernichtet. Eine dreyfache Verſchanzung, die auf eine Beſatzung von 30,000 Mann und eine ſehr zahlreiche Artillerie trotzte, war in den Augen der Hauptſtadt des Königreiches, die alle ihre Hoffnung auf dieſes Bollwerk ſetzte, mit bewaffneter Hand genommen. Ueber Dreyzehntauſend Feinde lagen auf dem Kampfplatze; über

Zweytauſend waren im Strohme ertrunken; gegen Funfzehntauſend geriethen in Gefangenſchaft. Von der ganzen Beſatzung retteten ſich gleich anfangs ungefähr Achthundert über die Brücke nach Wirſa. Der Verluſt der Bojaren war ſehr unbedeutend und betrug nicht über Sechshundert Mann. Alles Geſchütz von Perga und alle Vorräthe fielen den Siegern in die Hände.

Kakodämon ſtand als Sieger vor dem brennenden Perga und betrachtete die Wirkungen ſeiner zerſtörenden Macht. Es war ein fürchterlicher Anblick, ihn hier wie die Gottheit des Verderbens ſtehen zu ſehen. Nachdem

Alles vorüber war, ſetzte er ſich am äußerſten Punkt der Verſchanzungen, unweit dem Thiergarten, nieder. Seine vornehmſten Generale verſammelten ſich hier um ihn herum, und ſtatteten ihm ihre Glückwünſche zu dieſem Siege ab. Der Feldherr ließ ſie unter einem Zelte auf der Erde mit einer kleinen Mahlzeit bewirthen, zu welcher auch die gefangenen feindlichen Generale eingeladen wurden. Ein ſchreckliches Mahl!

An den König von Kanonenland, der ihm kurz vor dem Sturm Nachricht von ſeiner mißlichen Lage hatte geben laſſen, fertigte er ſogleich einen Eilboten ab. Der ganze Brief, worin er ihm dieſen wichtigen Sieg meldete, beſtand in den Worten: „Perga iſt mein und Wirſa zittert!“ Es war nicht möglich, den gegenwärtigen Zuſtand kürzer und treffender zu charakteriſiren. Eben ſo kurz und kraftvoll war die Nachricht, die er ſeiner Königin davon gab: „Hurrah! Perga!“ „Miranda, über dieſen Sieg höchſt erfreut, antwortete ihm eben ſo kurz wieder: „Hurrah! Feldmarſchall!“ Wenig Wochen darauf erhielt er das Patent zu dieſer wichtigen Stelle, über welche er die größte Freude bezeugte. „Nicht wahr, ich kann noch ſpringen?“ ſagte er zu ſeinem Gefolge, und ſprang dazu nach Sitte der Kaskier einigemal im Zimmer auf und ab. Alle verſtanden, was er damit eigentlich ſagen wollte. Er war verſchiedenen andern Generalen en chef vorgezogen worden, oder hatte ſie, wie man zu ſagen pflegt, überſprungen. Den Feldmarſchallsſtab nahm er nicht eher an, als bis er durch die Einſegnung eines Prieſters geweiht worden war. Bald darauf überſchickte ihm auch der König von Kanonenland ſeine beyden großen Orden, und Aſtraliens König überſendete ihm, zum Beweis ſeiner Achtung, ſein Bildniß reich in Brillanten gefaßt. Miranda vermehrte dieſe Geſchenke noch durch Siebentamſend Bauern, welche im bojariſchen Reiche bekanntlich wie eine Waare verkauft und verſchenkt werden.

Wenig Tage darauf ergab ſich die Stadt Wirſa an den Sieger ohne Schwerdtſtreich. Sie ſchickte drey Deputirte zu ihm nach Perga, welche die Unterwerfung der Stadt ankündigen und um Schonung flehen ſollten. Dieſe drey Patrioten wurden durch den Anblick des verwüſteten Pergas und durch die traurige Rückerinnerung an das Vergangene ſo wie durch die ſchreckenden Gedanken an die Zukunft ſo gerührt, daß ſie im Zelte des Grafen vor Thränen lange nicht reden konnten.

Kakodämen behandelte ſie nicht hart, ja er ließ ihnen ſogar Wein und Brod zur Erfriſchung reichen. Die Bedingungen waren gelinder als ſie erwartet hatten; nur konnten ſie nicht verſprechen, daß die in der Stadt noch befindlichen Truppen die Waffen niederlegen ſollten, weil ſie keine Macht darüber hatten. Dieſer Punkt verurſachte noch Schwierigkeiten und Aufſchub und veranlaßte mehrere Geſandſchaften an den Grafen, welcher durchaus darauf beſtand, daß die podaliſchen Truppen entwaffnet werden ſollten. Als dieſe endlich abzogen, kam die Capitulation zu Stande.

Sein Einzug glich einem Triumphe bey den Römern. Vor ihm her defilirten die dazu beſtimmten Truppen mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen über die Brücke durch die Stadt. Er ſelbſt ritt in der Mitte ſeiner Generale und Adjutanten. Am jenſeitigen Ufer dicht bey der Brücke empfingen ihn ſämmtliche Mitglieder des Magiſtrats knieend und in ſchwarzer Kleidung. Der Vornehmſte unter ihnen überreichte ihm auf einem ſamtnen Küſſen die Schlüſſel der Stadt von Silber und ſtark vergoldet, desgleichen Brod und Salz, und hielt dabey eine kurze Bewillkommungsrede.

Kakodämon bewies ſehr viel Herablaſſung gegen den Magiſtrat und gegen die Bürger, die ſich haufenweiſe auf den Straßen zu ihm hindrängten. Mehrere derſelben wurden von ihm umarmt, andern drückte er treuherzig die Hände und nannte ſie dabey: „Brüderchen!“ Ueberall, wo er hinkam, erſchallte auf den Straßen und von den Fenſtern herab der Ruf: „Es lebe Miranda! Es lebe Kakodämon!“ Er nahm nun ſein Quartier für beſtändig in Wieſa.

Der König von Podalien, deſſen Reich bald nicht mehr von dieſer Welt war, weil es die Beute ſeiner mächtigern Nachbarn werden ſollte, befand ſich auch noch in der Stadt, die nun bald aufhörte, ſeine Reſidenz zu ſeyn. Kalodämon hatte eine feyerliche Audienz bey ihm und erſchien hier in einem Pompe, dergleichen man an ihm noch nie geſehen hatte. Wer ihn in ſeiner gewöhnlichen Tracht, einer aufgeſchlagenen grünen Jacke und ledernen Hoſen, zu ſehen gewohnt war, der hätte ihn faſt nicht erkannt, als er ihn in einer feyerlichen Staatsuniform, mit allen ſeinen beynah unzähligen Orden und Ehrenzeichen behangen, zu dieſer Audienz in einem Staatswagen einherfahren ſah. Vor ihm her ritt eine ganze Escadron Huſaren, zwey und zwey, um ſeinen Wagen mehrere Generale und Officiers von allem Range. Hintennach folgte eine Escadron Jäger zu Pferde in Linien, die den Beſchluß machten.

Die pohlaiſchen Truppen, welche Wirſa vor ſeinem Einzuge verlaſſen hatten, wurden von ſeinen Generalen bald eingeholt, und theils völlig zerſtreut und niedergemacht, theils zur Niederlegung der Waffen gezwungen. Der ſchwache König reiſte bald darauf nach Garnau, wo er durch eine feyerliche Akte ſein Reich abtrat und ſein Vaterland, das er ſo unmännlich vertheidiget hatte, der Theilung und Zerſtückelung Preis gab.

Lakodämon genoß ein ganzes Jahr hindurch der Früchte ſeines Siegs. In Wiſa wurde er wie ein Halbgott verehrt und man beſang ſeine großen Kriegsthaten in Volksliedern. Erſt nachdem die völlige Theilung Podaliens beſchloſſen und ins Werk geſetzt war, verließ er die bisherige Hauptſtadt und kehrte nach Piramburg zurück, wo ihn Miranda beynah königliche Ehre erwieß.

Dreyzehntes Kapitel.

Kalodämons Ruheſtand. Mirandas Todt. Disharmonie zwiſchen Palämon und Kalodämon. Wiederausſöhnung.

„Non civium ardor prava iubentium,
Non vultus inſtantis Tyranni
Mente quatit ſolida —
Nec fulminantis magna Iovis manus.“
Horat. (Od. III. 3.)

Auf ſeinen Lorbeern ruhte der Held
Da kein Krieg mehr war, ſo beſchränk-

te ſich ſeine ganze militäriſche Thätigkeit und Revuen, die er zu beſtimmter Zeit und in verſchiedenen Gegenden des Reichs hielt. Die übrige Zeit brachte er entweder in der Reſidenz, oder auf ſeinen Landgütern und im Zirkel der Seinigen oder in Betrachtung ſeiner großen Thaten zu. In ſeinem Vaterlande ſtand er in dem größten Anſehen und die erſten Familien des Reichs beeiferten ſich um ſeine Freundſchaft und nähern Verbindung. Da er eine Tochter beſaß, ſo gab es eine Menge Fürſten und Grafen, die ſich um die Hand derſelben bewarben. Jeder junge Baron wünſchte der Schwiegerſohn eines ſolchen Mannes zu werden. Aber auch ohne dieſe allerdings wichtigen Rückſichten, war Gräfin Sophie, das iſt ihr Name, einer ernſtlichen Bewerbung werth. Der Glückliche, der von ihr und ihrem Vater gewählt wurde, war Graf Caspar Zaboka, ein Mann von vorzüglichen Talenten, der in der Armee ſeines Schwiegervaters bis zum General emporgeſtiegen war.

Während dieſer Familienfreuden ereignete ſich ein Unfall, der unſern Kalodämon ſehr erſchütterte. Es war der Todt der Königin Miranda, ſeiner grosmüthigen Beſchützerin und vieljährigen Freundin. Sie hatte ein unerſchütterliches Vertrauen in ihn geſetzt und bekannte es öffentlich, daß Kakedämon die vornehmſte Stütze ihres Throns und Reiches ſey. Dagegen zeigte dieſer hinwiederum eine Ergebenheit und Anhänglichkeit an ſeine Monarchin, die in der Geſchichte ſelten ihres Gleichen hat. Er war das Schwerdt und der Bogen Mirandas, und richtete jeden ihrer Befehle mit der größten Pünktlichkeit aus. Selbſt in der Periode, wo Lanſalvin, der Fürſt der Finſterniß, ſie ganz beherrſchte, und er, in einer gewiſſen Hinſicht, nicht mehr in dem vorigen Credit ſtand, blieb er ihr doch getreu; und endlich trug er ſehr viel dazu bey, ſie von dem übermächtig und daher übermüthig gewordenem

Günſtling zu befreyen, wie wir oben geſehen haben.

Mirandas Thronfolger war Palämon der Erſte. Auch er kannte Salotämons groſſe Verdienſte um das bojariſche Reich und benuzte jede Gelegenheit, wo er ihm ſeine Erkenntlichkeit und Gnade bezeugen konnte. Allein unſer Held fand bald wichtige Urſachen, mit dieſem neuen Regenten unzufrieden zu ſeyn. Es waren dies keine perſönlichen Beleidigungen, keine Herabſetzung oder Vernachläſſigung — es war aber etwas, was ihm von ganzer Seele ſchmerzlich war. Der neue König fand nämlich für gut, bey der Armer gewiſſe Veränderungen vorzunehmen, z. B. in der Kleidung, Armatur u. ſ. w., welche ihm als nützlich und zweckmäßig geſchildert worden waren, die aber den Beyfall Kakodämons und mehrerer älterer Generale nicht hatten. Ferner wurden viele Officiere, die zum Theil durch ihn avancirt worden waren, verabſchiedet, weil ſie das Unglück hatten, denjenigen zu mißfallen, die einen großen Einfluß auf den neuen König hatten.

Kakodämon war freymüthig genug, dem König gegen dieſe Maaßregeln Vorſtellungen zu thun, und ihm das Unzulängliche und Unzweckmäßige derſelben vorzuſtellen. Wer die Verfaſſung des bojariſchen Reichs kennt, der weiß, wie viel es ſagen will, gegen den ausdrücklichen Willen und Befehl des Königes Vorſtellungen zu thun. Es war daher allerdings eine große Kühnheit, zumal da Palämon der Mann gerade nicht iſt, der ſich Vorſtellungen gefallen laſſen will, und da er von der ſouverainen Gewalt ſo ſonderbare Begriffe hat. Indeß Kakodämon wagte ſie und Palämon nahm ſie von dieſem Manne nicht ungnädig auf, da er wußte, daß er's gut meyne. Indeß wurde doch weiter keine Rückſicht darauf genommen und die anbefohlnen Veränderungen wurden ſogleich ins Werk gerichtet.

Dies war mehr als Kakodämon ertragen konnte. Er mochte nun nicht länger mehr bey einer Armee dienen, wo die Einrichtungen, die er mit ſo gutem Erfolg, wie der Augenſchein lehrte, gemacht hatte, gänzlich umgeſtoßen und mit minder brauchbaren vertauſcht wurden. Durch dieſen Befehl fühlte er ſeine Ehre aufs tiefſte gekränkt, und er bat daher um ſeinen Abſchied. Er wollte ſich ganz vom Schauplaz der öffentlichen Geſchäfte entfernen und in der Einſamkeit den Reſt ſeiner Tage verleben. Diejenigen Officiere, welche man ſo ungerecht, wie er glaubte, verſtoßen hatte, nahm er zu ſich und gab ihnen den nöthigen Unterhalt aus ſeinen eignen Mitteln. Er hoffte, daß man in Anſehung ihrer anders geſinnt werden würde, und er hielt es daher für ſeine Pflicht, dieſe braven Männer der bojariſchen Armee zu erhalten.

Palämon war empfindlich über dieſe Empfindlichkeit und dieſen Trotz des alten Kriegers. Dennoch hatte er zuviel Achtung für ſeine Verdienſte, als daß er ihm ſeine Ungnade hätte fühlen laſſen ſollen. Uiberdies war er eben im Begriffe, einen Krieg gegen die utopiſche Republik anzufangen —

und dazu bedurfte er eines Anführers wie Kakodämon war. Statt ihm alſo Vorwürfe zu machen, kam er ihm vielmehr mit Bitten und Schmeicheleyen entgegen. Er ſchrieb ſelbſt an ihn, nannte ihn den Stolz und die Stütze ſeines Reichs, und bat ihn den Commandoſtab wieder aus ſeinen Händen anzunehmen und einen Krieg zu führen, den nur Er mit glücklichem Erfolg zu führen im Stande ſey.

Es war ſchwer, ſolchen Schmeicheleyen und Bitten zu widerſtehen. Aber daß es gerade dieſer Krieg war — das erweichte den trotzigen Sinn des alten Feldherrn noch mehr als alle ſüßen und liebkoſenden Reden. Wir wiſſen, daß er von jeher ein großer Freund und Vertheidiger der ſouverainen Gewalt war. Deshalb war er gleich beym Ausbruch der utopiſchen Revolution ein heftiger Gegner derſelben. Sein Haß gegen ſie und die Urheber und Leiter derſelben nahm mit jedem Jahre zu, und ſein ſtiller Wunſch war es ſchon längſt geweſen, gegen die gottesvergeſſene, königsmörderiſche und raſende Nation, wie er ſie nannte, zu Felde zu ziehen. Den König in dieſem Reiche wieder herzuſtellen, den Religionscultus und die Geiſtlichkeit wieder auf den alten Fuß zu ſetzen, und den Adel in ſeine vorigen Rechte wieder einzuſetzen — dies dünkte ihm ein Triumph zu ſeyn, für den er alle bisherigen aufzuopfern bereit war.

Unter ſolchen Umſtänden alſo war es ihm nicht möglich, den Wünſchen ſeines Monarchen entgegen zu ſeyn. Er übernahm das Commando der Truppen, die, in Verbindung mit den Aſtaliern, den Uebermuth der Utopier demüthigen und in jenem Lande die alte Ordnung der Dinge wieder herſtellen ſollten. Hätte er gewußt, wie ſchwer dies Unternehmen ſey, und wie ſehr ſein Ruhm dabey in Gefahr kommen würde — gewiß er wäre in der Einſamkeit geblieben, in die er ſich ſo ehrenvoll zurückgezogen hatte. Die Türken haben das Sprüchwort: „Das Schickſal läßt ſich an keine Ketten legen." Dies ging auch mit unſerm Helden in Erfüllung; das Schickſal wollte ihn noch einmal auf die Bahn der Ehre führen, um hier eine Tücke an ihm auszuüben, die ihm ſchmerzlicher als der Verluſt ſeines Lebens ſeyn mußte. Doch das Schickſal läßt ſich nicht an Ketten legen! Die Utopier waren nun einmal dazu beſtimmt, auch dieſen Heldencoloß zu erſchüttern und das Unglück der Othonier und Podalier an ihm zu rächen.

Ohne Ahndung ſeines Schickſals eilte er demſelben entgegen. Jugendliche Kraft war wieder in ihn zurückgekehrt, er ging nicht, ſondern er flog, mit der Schnelligkeit eines Adlers, an den aſtraliſchen Hof, wo er mit der größten Auszeichnung empfangen wurde und von da zu der Armee, die in Rumalien eindringen ſollte. Die aſtraliſchen Truppen, welche unter ſeinem Oberbefehl ſtehen ſollten, waren den bozariſchen auf der Bahn des Siegs ſchon vorangegangen und hatten beträchtliche Vortheile über den Feind erfochten, der ſich damals in einer ſehr ſchlechten Verfaſſung befand. Lakedämon kam, wie ein zweyter Cäſar, ſchlug und ſiegte. Sein Anfang war glänzend, ſein Name ſchien wie ein Taliſman zu wirken, und er wirkte ſo lange, bis — der Zauber vorüber war, um mit den Hexen in Shakespeares Macbeth zu reden.

Auf welche Art ſich Kakodämon gegen die Utopier benahm und welcher Mittel er ſich bediente, um ihnen ſeinen Namen recht furchtbar zu machen, davon haben wir bereits im erſten Kapitel dieſer Schrift gehandelt, welches unſern Leſern nunmehr hoffentlich ganz deutlich ſeyn wird.

Vierzehntes Kapitel.

Ein Geſpräch über Kakodämon.

„Horrendus late nomen in ultimas
Extendat oras — — — —
Quis non Latino ſanguine pinguior
Campus ſepulcris impia proelia
Teſtatur, auditumque Medis
Heſperiae ſonitum ruinae?“

Horat. (Od. III. 3. et II. 1.)

Macer, Brevow, Anir.

(Die Scene iſt in Rumalien, im bojariſchen Lager, im Zelte des bojariſchen

Hauptmanns Bredow, welchen der rumaliſche Major Macer beſucht. Erſt ſpäterhin kommt Anirt, Kakodämons Adjutant, hinzu.)

Bredow. Willkommen bey mir, Freund Macer! Längſt ſchon hab' ich mich einmal geſehnt, dich wieder zu ſprechen. Wer hätte es denken ſollen, als wir damals miteinander gegen die Othonier zu Felde zogen, daß wir uns jemals wieder, daß wir uns in Rumalien wieder ſprechen und gemeinſchaftlich gegen die Utopier fechten würden?

Macer. Ja wohl, beſter Bredow! Wer hätte das denken ſollen? Daß ich Dich hier wieder finde, freut mich von ganzem Herzen und iſt eine von den wenigen und ſeltenen Freuden des Kriegs. Aber, Bruder, des Kriegs ſelbſt bin ich nun herzlich müde, beſonders eines Kriegs wie der gegenwärtige iſt!

Bredow. Ihr ſeyd freylich ſchon lange unter den Waffen: und da iſt's kein Wunder, wenn ihr's nach und nach überdrüßig werdet. Ich kenne Dich von ſonſt her und weiß, daß Du, ſo wie ich, den Krieg als eine ſchreckliche Nothwendigkeit betrachteſt, und daß Du ihn an und für ſich ſelbſt verabſcheueſt. Aber wir ſind nun einmal Krieger — —

Maier.

Macer. Trauriges Loos!

Bredow. Du warſt ja aber doch ſonſt mit Deinem Stande zufrieden, gerade ſo wie ich's auch bin. Beſchwerlich, ſehr beſchwerlich iſt er freylich.

Macer. Ach, die Beſchwerden wollt' ich gern tragen, und ich bin ſie zu tragen gewohnt — aber — —

Bredow. Nun, Bruder, was haſt Du denn für ein Aber?

Macer. Aber die Unmenſchlichkeiten — die empören das menſchliche Gefühl —

Bredow. Ich antworte Dir, wie vorhin: eine traurige Nothwendigkeit.

Macer. Richtig. Allein es giebt Unmenſchlichkeiten, die ſich nicht mit der traurigen Nothwendigkeit entſchuldigen laſſen — freywillige, abſichtliche Unmenſchlichkeiten, die mein ganzes Gefühl empören!

Bredow. Ich weiß nicht, worauf Du beſonders zieleſt.

Macer. Bredow, wir ſind Freunde, alte Freunde und Cameraden! Wir müſſen offenherzig mit einander reden. Das, was ich geſtern mit den Gefangenen ſah, iſt eine von dieſen Unmenſchlichkeiten, noch ſchaudert mir die Haut, wenn ich daran denke. Ha, das war barbariſch!

Bredow. Du haſt Recht, Bruder! Auch mir war der Auftritt ſchauderhaft und iſt mirs noch ~~und das~~ Benehmen Kakodämons iſt mir unerklärbar. Indeß glaube ich doch, daß er ſeine beſondern Urſachen dazu haben muß.

Macer. Das mögen ſchöne Urſachen ſeyn! Nein, glaube mir, ſeine Grauſamkeit iſt die einzige Urſache.

Er iſt grauſamer als ein Tiger geworden!

Bredow. So könnte es ſcheinen, und doch hab' ich ſo viele Beweiſe fürs Gegentheil. Du haſt ihn ja ſonſt auch gekannt?

Macer. Wohl hab' ich ihn in dem Feldzuge gegen die Othonier kennen gelernt und unter ihm gedient. Damals war er freylich auch ein wilder Krieger, deſſen Grundſatz es war: „Alles nieder!“ Allein ſo grauſam war er damals doch nicht. Und überdies hätte ſichs noch gegen die unmenſchlichen Othonier rechtfertigen laſſen, um das Vergeltungsrecht an ihnen auszuüben.

Bredow. Wie, wenn er in dem gegenwärtigen Kriege dieſelbe Abſicht hätte?

Macer. Wie kann er das, da die Utopier unſere Gefangene immer ſehr gut behandelt haben? Was ſie gegen die bojariſchen Truppen thun werden, hätte er erſt abwarten ſollen. Aber ſo, haben ſie das Vergeltungsrecht auszuüben, und ich fürchte, daß ſie's auf eine ſchreckliche Weiſe thun werden.

Bredow. Ich ſtelle mir die Sache ſo vor; Kakodämon iſt im hohen Grade gegen die Utopier eingenommen; er hält ſie für eben ſo barbariſche Wilde, wie die Othonier und glaubt, ſie völlig auf gleichen Fuß behandeln zu müſſen. Ueberdies glaubt und weiß er, daß ſein bloßer Name ihnen furchtbar ſey; um ſie in dieſer Furcht zu erhalten und ihnen gleich anfangs ein recht paniſches Schrecken einzujagen, behandelt er ſie auf eine Weiſe, die freylich gegen alles Kriegsrecht iſt. Er will dadurch bewirken, daß ſie gar nicht mehr gegen ihn Stand halten ſollen, er will ihre Horden blos durch den Schrecken ſeines Namens vor ſich hertreiben. Hörteſt Du nicht, wie er zu Perend ſagte: „Sag ihnen, Kakodämon ſey da?“

Macer. Wohl hörte ich's, und ärgerte mich über dieſe Fanfaronade.

Bredow. Etwas mehr ſcheint es mir doch zu ſeyn. Wenn er ſeine Abſicht erreicht, ſo iſt das gewiß das beſte Mittel, den Krieg abzukürzen. Und das iſt immer ſeine Hauptabſicht; ein kurzer, entſcheidender Feldzug iſt ſeine Manier; den Krieg ins Lange zu dehnen iſt ſeine Sache nicht. Wirkt der Schrecken ſeines Namens bey den Utopiern, wie er unſtreitig wirken wird, ſo wird der Krieg bald zu Ende ſeyn, und die Alliirten erreichen dann ihre Abſichten.

Macer. Gut, wenn es wirkt. Wie aber, wenn es nicht wirkt?

Bredow. Freylich — freylich dann wäre es ſchlimm!

Macer. Und es wird gewiß nicht wirken. Glaube mir, ich kenne die Utopier aus langer Erfahrung. Je größer die Gefahr für ſie iſt, deſto muthiger und kühner werden ſie. Sie ſind uns nie fürchterlicher geweſen, als wenn wir ſie am Rande des Verderbens glaubten. Sie zeigen dann eine bewundernswürdige Energie; ſie vereinigen ſich dann mit einem an Raſerey gränzenden Enthuſiasmus; alle Partheyſucht hört dann auf, ſie ſtehen alle für einen Mann, ſie kämpfen wüthend für ihr Leben, für Vaterland und Freyheit und — ſie ſind unüberwindlich. Wir haben die traurige Erfahrung davon in ſechs Feldzügen gemacht. Die Stimme: „Das Vaterland iſt in Gefahr!“ wirkte wie ein elektriſcher Schlag durch ganz Utopien; Schaaren von Kriegern ſtrömten an die Grenzen — und die Gefahr des Vaterlandes war bald vorüber. Unſer König hätte gewiß Friede mit ihnen gemacht, und gehalten, wenn er nicht durch fremden Einfluß wäre gehindert worden. Wir haben jetzt einen neuen Feldzug begonnen, und der Sieg iſt bis jetzt ſtets auf unſerer Seite geweſen. Aber, Freund, wir haben dergleichen Feldzüge ſchon mehrere gemacht. Der Anfang war glücklich und glänzend, aber das Ende war unrühmlich und gefährlich für uns. Wären wir in dem gegenwärtigen Anfangs einigemal geſchlagen worden, dann würde ich mehr Hoffnung zu glücklichen Fortſchritten unſerer Waffen haben. Jetzt ſind meine Hoffnungen ſehr klein; jetzt fürchte ich einen ſchrecklichen Vernichtungskrieg.

Bredow. Ich kann Dir nicht widerſprechen. Indeß habe ich doch großes Zutrauen zu der Tapferkeit unſerer Truppen, und zu unſerm Kalodämon.

Macer. Auch ich ſetze in beyde kein Mistrauen; nur glaube ich, daß ſich unſer Feldherr ſehr verrechnet und falſche Maaßregeln ergriffen habe.

Bredow. Wahrſcheinlich iſt mirs nicht, ob ich es gleich nicht für unmöglich halte. Die Erfahrung wird es uns bald lehren. —

(Anirt tritt in das Zelt.)

Anirt. Nun wie geht's, Herr Hauptmann? Iſt die Ordre befolgt? Das ſoll ich Sie im Namen des Herrn Feldmarſchalls fragen.

Bredow. Ja, ſie iſt befolgt, Herr Adjutant! Hier habe ich die Ehre Ihnen den aſiatiſchen Major, Herrn v. Macer, einen alten Freund und Waffenbruder aus dem othoniſchen Kriege, vorzuſtellen.

Anirt. Ich habe ſchon geſtern die Ehre gehabt, den Herrn Major zu ſehen.

Macer. Ja, Sie rapportirten geſtern, als ich beym Herrn Feldmarſchall war.

Knirt. Sie ſchienen über den Vorgang mit den Gefangenen äußerſt unzufrieden zu ſeyn. Ich bewunderte die Kühnheit, mit welcher Sie es wagten, dem Feldmarſchall Gegenvorſtellungen zu thun.

Macer. Wollte Gott, daß ſie nur nicht fruchtlos geweſen wären!

Knirt. Kakodämon war geſtern bey ganz guter Laune. Ueber Tiſche ſcherzte er über Ihren Unwillen. „Der Major, ſagte er, ſcheint ein ganz guter Mann zu ſeyn; nur ſcheint er zuviel Zartgefühl zu haben und meine Maaßregeln nicht zu verſtehen. Er wird hoffentlich noch Gelegenheit haben, jedes abzulegen und dieſe kennen zu lernen. Es thut mir leid, daß ich etwas hart mit ihm reden mußte. Aber die Subordinationsgeſetze fordern das ſo." Einem bejahrtern Officier hätte ich das nicht rathen wollen.

Bredow. Ich warlich auch nicht. Der Feldmarſchall iſt gut, aber einreden läßt er ſich durchaus nichts.

Macer. Der Oberbefehlshaber hat die Macht, das zu verlangen. Nur dünkte es mir doch zuweilen beſſer, wenn er einen guten Rath annähme.

Bredow. Das wohl. Allein wer will's ihm gebieten?

Knirk. Haben Sie die Neuigkeit ſchon gehört, meine Herren, daß Prinz Aurelius die Utopier abermals geſchlagen hat?

Bredow und Macer zugleich. Nein, davon haben wir noch nicht ein Wort gehört!

Unirt. Die Sache iſt ganz gewiß und wurde ſo eben durch einen Courier im Hauptquartier gemeldet. Der Sieg ſoll von großer Wichtigkeit ſeyn.

Macer. Das iſt ja vortreflich! Dieſe Nachricht wird dem Herrn Feldmarſchall ſehr angenehm geweſen ſeyn?

Unirt. (zuckt mit den Achſeln.) Angenehm? Ich weiß nicht; wenigſtens hat ſie ihn nicht heiter gemacht. Er machte ein ſehr finſteres Geſicht und ſagte weiter nichts als: „Schon wieder ein Sieg — und ich habe bis jetzt blos noch Scharmützel gewonnen!

Nun, ich werde doch die verdammten Utopier auch noch ſchlagen!“

Bredow. O gewiß, das wird er!

Anirk. Daran iſt nicht zu zweifeln. Gott gebe aber nur, daß es bald geſchieht, ſonſt haben wir, die wir beſtändig um ihn ſeyn müſſen, keinen guten Tag! Doch, ich muß Sie jetzt wieder verlaſſen, meine Herren, weil ich noch einige Aufträge zu beſorgen habe. Bis auf Wiederſehen!

(Anirk geht ab.)

Macer. O wie klein! Kakodämon iſt neidiſch auf den Kriegsruhm des Prinzen Aurelius und trauert, wenn dieſer einen Sieg erfochten hat! Das wird in der Folge gut gehen!

Bredow. Kalodämon iſt doch gar zu ruhmſüchtig! Gebe nur der Himmel, daß er bald eine Schlacht gewinnt, ſonſt gehen unſere Angelegenheiten ſehr ſchief.

Macer. Was hilft eine, was helfen zwey und mehrere Schlachten? Sein Siegesdurſt wird nie befriediget werden. Er wird entweder immer Gelegenheit haben, uns zu beneiden, oder wir werden beyde geſchlagen und dann kann ſich einer mit dem andern tröſten.

Bredow. Geſchlagen werden? Das überlebt Kakodämon nicht.

Macer. Die Erfahrung wird's lehren! Ich verſpreche mir von einem ſolchen Kriege nicht viel Gutes!

Ende.

Folgende Schriften können als äußerſt intereſſant empfohlen werden.

Saul der Zweyte, genannt der Dicke, König von Kanonenland, mit Kupf. 1799. 1 thl. 10 gr.

Wer erkennt in der gefälligen Form, in dem einnehmenden Vortrage der verwickeltſten Begebenheiten, nicht den Verfaſſer ähnlicher mit dem größten Beifall aufgenommener politiſcher Gemälde. Das Leben eines großen Mannes, der eine Krone trug, ſie bei gefährlichen Verhältniſſen, unter überraſchenden Gefahren trug, gewinnt noch an Intereſſe, durch Darſtellung von Thatſachen, die bisher Geheimniſſe der Kabinette blieben, die keine fremde Feder kannte, und die unſer Urtheil über einen der merkwürdigſten Zeiträume, über eine der wichtigſten Perſonen entſcheiden.

Der Fluch der Geburt oder Ueberreſte der geſetzlichen Rohheit. Drei Thle m. Kupf. v Jury. 1799. 8. 1 thl. 12 gr.

Dieſer Roman zeichnet ſich unter ſo vielen ſeiner Brüder durch Wahrheit der Erzählung und durch edle ſchmuckloſe Darſtellung aus. Er ſchildert rührende Szenen, aus der Barbarey einer Leibeigenſchaft, die ſelbſt noch einen Theil des Vaterlandes drückt, und die unter dem Schutze der Geſetze, zur Schande unſers Jahrhunderts die Rechte einer ganzen Menſchenklaſſe zu Boden tritt. Er verdient um ſo mehr Aufmerkſamkeit, da ihm eine wahre Begebenheit zum Grunde liegt, die jedes fühlende Herz empört und die allein vermögend wäre, wenn ſie zu den Ohren der Mächtigen durchdränge, jenen Gräueln ein Ziel zu ſetzen.

In allen Buchhandlungen iſt zu haben:
Edmund Olivier, ein Seitenſtück zu Rouſſeaus Heloiſe. Mit 1 Kupfer v. Kohl u. Schn-

hart, 1s Bändchen, 8. Erfurt in der Henningſchen Buchhandl. 20 gr.

Bei der geiſt- und herzloſen Menge der deutſchen Romane, die unſere Literatur überfluthen, bleibt es immer verdienſtvoll die Originalwerke unſerer Geiſtesverwandten der Engländer auf den vaterländiſchen Boden zu verpflanzen. Aber ſeit langer Zeit konnte ſich dieſes Verdienſt niemand mit ſo vollem Rechte zueignen, als die Ueberſetzerin dieſes Buchs, voll Geiſt, Phantaſie und Gefühl. Man kennt es in London nur unter den Namen der Heloiſe der Engländer, ſo ganz iſt man über den Werth deſſelben einverſtanden, daß man es Rouſſeaus Meiſterwerke an die Seite ſetzt. Wir können einem Buche, daß einen ſo ſchönen ſittlichen Zweck verfolgt, kein beſſeres Lob ertheilen, als wenn wir in dieſes Urtheil einſtimmen, und es ſo den Leſern empfehlen die Rouſſeaus Namen verehren. Das 2te und letzte Bändchen folgt nächſtens nach.

Europens Götter im Fleiſch.
Ein Gemälde aus der politiſchen Welt.
Von dem Verf. der Miranda und des
Sauls des Zweiten. Zwei Thle mit
ſatyr. Kpf. 1799. 1 thl. 12 gr.

Ich habe mich meinem Ziele genähert, hier übergebe ich dem Publikum die letzten Reſultate meines Herumirrens in der politiſchen Welt. Unerkannt, jedem meiner Leſer unbekannt habe ich ſelbſt viel oder wenig Theil genommen an dem, was ich ſchrieb, habe ich zum Theil die Rollen mitgeſpielt die ich austheilte. Eine große Periode meines Lebens, habe ich an den größten Höfen Europens zugebracht, und habe als Augenzeuge manches beſſer als jeder andre ausſagen können; dies habe ich gethan, und dies war der Zweck meiner Schriftſtellerei. Dieſe Bahn meines Lebens iſt geſchloſſen, mit ihr dieſe Art von Wirkſamkeit. Das Leben zweier großen Menſchen, die mich einſt Freund nannten, erhält das Publikum hier, in meiner letzten Arbeit; man hat auch ſie verkannt, ſie ſind zu wichtig, als daß ich das Publikum noch mit andern Gründen zur Prüfung dieſer Schrift auffordern ſollte.

Wanderungen eines Franzoſen durch Irland aus d. Franzöſiſch. 1r Th. Mit Kpf. 8. 1800. 16 gr.

Das merkwürdige Land, von dem dieſe Wanderungen ein anſchauliches Bild liefern, hat in die gegenwärtige allgemeine politiſche Erbitterung tief eingewürkt, mehr eingewürkt als der, dem nur die Oberfläche der Dinge begreiflich iſt, vermuthen konnte; um ſo intereſſanter ſind dieſe Anſichten eines partheyloſen Mannes, der jeden Stand, die kleinſten Verhältniſſe beobachtend, hier ein Reſultat aufſtellt, das uns das engliſche Miniſterium in einem Lichte zeigt, in dem man es nicht gern erblicken möchte, und das überhaupt Gedanken weckt, auf welche politiſche Seh [illegible] noch nicht kamen.

Reiſen unter S [illegible] Mond u. Sterne. Ein [illegible] Gemälde. 2r Th. Mit K [illegible] 1 thl.

Der

Edle unter den Schurken.

Familien-Geſchichte aus achtzehn Jahrhunderten.

Erſter Theil.

Hamburg, 1801.
bey Benjamin Gottlob Hoffmann.

[illegible] (112)

L4[illegible]

Inhalt
des erſten Theils.

Erſtes Buch.

1. Der Onkel und der Neffe . . Seite 3
2. Thereſe 5
3. Der Bruder 11
4. Familien-Verhältniſſe 16
5. Die beſtandne Probe 21
6. Blicke in die Vorzeit 24
7. Sprung zu einer andern Branche . . 30
8. Vom Bücken 36
9. Eine Dame tritt auf 38
10. Die Konferenz 43
11. Die Geſpräche 49
12. Die ſchlafloſe Nacht 55

Zweytes Buch.

1. Die ſchöne Anna 60
2. Das wird zu grob 63
3. Finden konnte er ſich noch nicht darauf 64

4. Die Reſultate . . . . Seite 71
5. Unvermuthete Geſellſchaft in der Stadt . 77
6. Phyſiognomie-Glück 84
7. Hochzeitliſte der Schurken und Edlen . 90
8. Die Berichtigung 98
9. Unſchuld iſt die beſte Mauer . . . 104
10. Sein Gewiſſen war rein . . . 108
11. Schurken-Erſcheinungen . . . 114
12. Ernſt und Scherz auf Hochzeiten . . 120

Drittes Buch.

1. Aufklärungen 133
2. Eine Ueberraſchung 143
3. Verſchiedene Schurkenſtreiche . . . 147
4. Die Excellenzen 156
5. Die Verwirrung nimmt zu . . . 161
6. Die Rektorin 168
7. Der Jüngling 172
8. Schlag auf Schlag 178
9. Ein peinlicher Zeitraum . . . 184
10. Der Himmel wird trübe . . . 194
11. Strenge Juſtiz 202
12. Amalie 210

Der

Edle unter den Schurken.

Erſter Theil.

Erſtes Buch.

1.

Der Onkel und der Neffe.

Von hinterrücks, mein lieber Neffe — von hinterrücks mußt du ihm den Dolch ins Herz ſtoßen, ſagte Herr Franz Matthias von Schurke, indem er im großen Lehnſtuhl am Kaminfeuer ſein Pfeifchen ſchmauchte, und ſeine Abendportion Doppelbier trank.

Lieber Onkel! wenn das nur ſo gienge, erwiederte der Neffe, Treuherz von Schurke genannt, aber die Sekundanten leiden das nicht.

„Haſt du nicht einen Jäger, der gut ſchießt, und im Hohlwege bey der Eiche aufpaſſen kann?“

Er reitet nicht allein, und dann findet man doch den Thäter.

„J Närrchen, dann iſt's ein Verſehen geweſen. Der Kerl ſitzt ein Vierteljahr, dann ſchwört er — du ſchwörſt vor ſeine Ehrlichkeit, und ſo iſt die Sache abgethan. Ein Stück Geld macht das alles. Wie ich auf Reiſen war, forderte mich auch einmahl ſo ein Hund. Ich machte gewaltig den Bramarbas, und zur Bedingung wegen meines Poſtens, daß wir allein reiten wollten. Wie wir bald aus Fleck waren, gab ich dem Pferde den Sporn, that als ob es ſcheu würde, und im Drehen jagt' ich ihm die Kugel durch den Kopf. Ihn war ich los, und hatte noch den Vortheil, daß man mich für einen tapfern Kerl hielt. Ich mußte zwey Monat ſitzen, und hernach wollte keiner mehr mit mir anbeißen.“

Da hatt' ich doppelten Gewinn — denn Kurage habe ich nie gehabt.

Die Sache iſt mir doch ſo kitzlich. Ich werde wohl anbeiſſen müſſen.

„Wie biſt du aber nur mit dem verdammten Kerl zuſammen gekommen? Er ſoll gewiß ſchießen, wo er faßt.“

2.

Thereſe.

Herzens Onkel! ſagte der Bube, ſeine Schweſter iſt ein nettes ſchmuckes Mädchen. Jn der ganzen Runde um uns her, weiß ich kein Geſchöpf, das ſo vielen Eindruck auf mich gemacht hätte, als ſie. Jhr Schwanenhals gleicht dem gefallenen Schnee. Jhre Wangen ſind das Jnkarnat der Roſenknoſpe. Jhre Lippen duften Honig. Aus ihren Augen ſprüht die Glut des Aetna. Jhre Hände ſind wie Sammet anzufühlen. Jhr Haar — ach — was ſoll ich von ihrem Haare ſagen — keine Seide iſt ſo ſchön goldgelb, und alle ihre übrigen Reize —

„Teufels Junge du! ihre übrigen Reize? Wo haſt du ſie denn geſehen, daß du ſo enthuſiasmirt ſeyn kannſt?“

Onkelchen! Jm Bade — im Bade! Sie wiſſen ja, daß man am Ende des Gartens beym Ausgang des Fluſſes ein neues Badehaus angelegt hat. Jch bin ſchon ſo oft da herum geſchlichen, aber der Garten iſt ſehr verwahrt. Jch mache mich alſo des Nachts auf einem Kahne an das Haus, und ſchneide eine Oeffnung in die Bretter. Den andern Tag höre ich plätſchern. Ich fahre hinan, ſchiebe mein Brettchen weg, und ſieht das holdſeligſte aller möglichen Mädchen unter der Sonne, wie der liebe Herrgott ſie geſchaffen hat. — Sie hört mich und ſie ſchreyt ſo laut, daß es die ganze Welt hätte hören können.

Unglücklicher Weiſe iſt der Bruder im Garten. Auch ſetzt der Kerl, mir nichts, dir nichts über den Zaun, und ſieht mich wegrudern. Schurke, ruft er, wir finden uns.

Für die, welche es hörten, war es nichts beſonderes. Der liebe Gott hat mir ja den Namen gegeben, aber er nahm ihn doch in anderer Bedeutung.

Indeſſen hätte er geſchwiegen, ſo hätte ich auch geſchwiegen. Da ſchickt mir aber der Eiſenfreſſer dieſen Ausforderungsbrief.

Der Onkel nahm den Brief, und las:

Elender Menſch!

Die Sittſamkeit eines Frauenzimmers beleidigen, heißt, ihr das einzige Gut nehmen, was ſie beſitzt. Ich habe für Thereſen ſelbſt ſo viel Achtung gehabt, ihr nicht zu ſagen, wer der Verworfne war, der einen Raub ihrer Seelenruhe an ihr begehen konnte. Stellen Sie ſich morgen früh um 6 Uhr im Park auf dem Platze ein, der mit Buchen umgeben iſt, und vertheidigen Sie eine That mit Ihrem Degen, die nur Ihr Blut abwaſchen kann.

Ferdinand von Edel.

Da wollen wir ſchon Mittel finden, ſagte der Onkel.

Er nahm den Brief zu ſich, ſchrieb einen neuen an Thereſen, ſiegelte dieſes Ausforderungs-Billet hinein, und befahl dem Neffen vor dem Abend des andern Tages nicht auszugehen.

Treuherz fragte nur, ob er ihm für jede üble Folge ſtünde? und als der Onkel dieſes bejahte, ergab er ſich geduldig und gern in ſeine Straſe, und kühlte, unter uns geſagt, bey einem Gegenſtande aus dem Stalle, die Glut, die Thereſe in ihm entflammt hatte.

Thereſe von Edel ſaß in ihrem Zimmer nachdenkend, und es trat zuweilen eine Thräne in ihr Auge. Warum habe ich geſchryen? ſagte ſie zu ſich ſelbſt, warum habe ich mich nicht ſtill angekleidet, und bin weggeſchlichen? Wer war es, der mich belauerte, und wird mein guter Bruder wohl Verdruß darüber haben? Er iſt hitzig. Vielleicht iſt es jener auch. Was ſoll daraus entſtehen? Er will es nicht ſagen, das iſt ſchlimm. Er geht nachdenkend umher, das iſt noch ſchlimmer. Er hat in ſeinen Papieren gekramt, und vieles zu thun gehabt, das iſt am allerſchlimmſten.

Um meinetwillen ſoll er leiden, um meinetwillen untergehen!

Sie weinte mehr. Da trat ihr Kammermädchen herein, und überreichte ihr einen Brief, den ſie ihr ganz allein geben ſollte. Sie nahm ihn, und ſahe ihn an. Sie zauderte lange, ob ſie ihn öffnen ſollte. Da ſagte das Mädchen, der Bediente habe hinzugeſetzt, er ſey von einem alten Herrn.

Sie öffnete nicht ohne Zittern. Ihres Bruders Hand fiel ihr entgegen.

Gott! was iſt das. Sie las die Ausforderung zuerſt. Ich bin verloren: ſagte ſie.

Dann nahm ſie jenen Brief, und fand:

Liebenswürdiges Mädchen!

Einliegendes Billet von Ihrem Bruder fand ich auf dem Zimmer meines Neffen. Ich fand ein paar Piſtolen, und einen Degen, fand ſeine Papiere verſiegelt, und einen Zettel dabey, der mir ſagte: Wenn er fiele, ſolle ich ihn nicht bedauern, denn er fiele für das Wohl ſeiner Seele. Heftige Leidenſchaft habe ihn verleitet, Sie im Bade zu belauſchen, er erkenne die Größe ſeines Fehlers, und ſey bereit dafür zu ſterben.

Ich habe ihm alles weggenommen, und eben jetzt, da er zu Hauſe kam, ihn eingeſperrt. Ich werde ihn nicht gehen laſſen. Melden Sie das Ihrem Bruder.

Er iſt mein einziger Erbe. Wollen Sie ſeine Hand annehmen, ſo mögen Sie ihm verzeihen, ſonſt ſchicke ich ihn nach Indien. Erſchießen laſſe ich ihn aber nicht. Antworten Sie mir, ſobald Sie können.

Ihr
ergebenſter
Franz Matthias v. Schurke.

Thereſe ſahe lange auf das Blatt. Er that es aus Leidenſchaft, ſagte ſie, und die auch dem beſten Mädchen angebohrne Eitelkeit ließ ſie das Verbrechen ſchon in einem weit ſchwächern Lichte betrachten.

Treuherz von Schurke war ein ſchöner Mann. Thereſe hatte vorher wohl auf ihn geſehen, und gefunden, daß er Vorzüge vor andern Erdenſöhnen hatte, aber ihr Herz war dabey nie ins Spiel gekommen. Außer ſeiner Geſtalt hatte er Beredſamkeit, Leichtigkeit, Witz. Er war ein angenehmer Geſellſchafter, und nie hatte er einer Dame unartig begegnet. Dieß alles machte ſeinen Umgang wünſchenswerth. Aber vorzüglich hatte Thereſe ihn nicht gewünſcht. Traf ſie ihn in einer Geſellſchaft, ſo war es ihr lieb; traf ſie ihn nicht, ſo war es ihr gleichgültig.

Jetzt aber fand ſich eine geheime Sehnſucht in ihrem Herzen ein, den Mann zu ſehen, der um ihrentwillen ein ſo romantiſches Wagſtück unternehmen, um ihrentwillen einen Kampf auf Leben und Tod beſtehen konnte.

Sie hing mit unbeſchreiblicher Anhänglichkeit an ihrem Bruder. Die Gefahr, in der er ſich befand, war ihr unerträglich geweſen, hatte Thränen aus ihren ſchönen Augen entlockt, hatte ihr Herz zum Zerſpringen gepreßt.

Aber dieſe Gefahr war nun vorüber. Zum Schießen ließ es der Onkel ja nicht kommen. Eine andre trat an deren Stelle. Der Mann, der Leidenſchaft für ſie fühlte, ſollte entfernt, nach Indien entfernt werden, und es war die erſte Erfahrung ihres Lebens.

Thereſe! Thereſe! Dein Herz ſcheint verloren.

3.

Der Bruder.

Ferdinand von Edel trat ein. Ruhe war nicht auf ſeinem Geſichte. Aber ernſtes geſetztes Weſen trennte ſich nie von dem Manne, der, obgleich jung, vieles in der Welt erfahren, und in vielen ſchon durch Biederſinn und Muth den Sieg davon getragen hatte.

Seine Schweſter war das einzige ihm anvertraute Pfand in der Welt. Von Vater und Mutter war ſie ihm auf ihren Sterbebetten anempfohlen worden, und er hatte das Gelübde in ihre Hand gelegt, für ihr Wohl zu ſorgen. Ein ſolches Gelübde war ihm heilig. Er hatte des Vaters mittelmäßige Güter ererbt, die deſſen und ſeine eigne Oekonomie zu der Vollkommenheit gebracht, daß er ruhig, und faſt reichlich leben konnte. Nur wenig vom mütterlichen Erbe war Thereſen zu Theil geworden, aber er wußte, daß ihre trefflichen Eigenſchaften bey einem edlen Manne dieſen Fehler deckten.

Wollen wir nicht ein wenig in den Garten gehen? ſagte er.

„O ja, lieber Bruder.“ Sie ſah ihm wehmüthig in die Augen, und es drang in ſein Herz.

Was iſt dir — Schweſter? Dich drückt ein Kummer.

„Bruder! ich weiß alles. Gottlob! die Gefahr iſt vorüber. Der Kummer nicht.“

Die Gefahr vorüber. Woher weißt du alles? Sollte er elend genug geweſen ſeyn —

Sie gab ihm das Billet des Onkels. Er las es.

Sollte er elend genug geweſen ſeyn — das ſo zu veranſtalten! — rief er.

„Nein, Bruder! das gewiß nicht. Er hat alle Eigenſchaften ſeines Standes, und der Muth ſollte ihm fehlen?“

Du ſeine Vertheidigerin! Thereſe, das iſt ſchlimm. Liebſt du ihn? Hatte er eine Ahndung davon, ſo war ſein Frevel deſto größer, und unverzeihlich.

„Nein, keine Ahndung, keinen Gedanken

konnte er haben. Wir haben nie anders als gleichgültig uns geſprochen.“

Er bietet ſeine Hand dir an. Für das Verbrechen freylich Erſatz. Aber kennſt du ihn? Glaubſt du mit ihm glücklich zu ſeyn?

„Ich will ihn kennen lernen. Ich will in der erſten Unterredung mit ihm entdecken, ob er meine Verachtung verdient. Iſt das nicht, ſo bin ich eitel genug, ihm zu verzeihen.“

Thereſe! Ich liebe dich ſehr. Du weißt das, und daß ich dein Glück meinem eignen vorziehen kann. Ich werde dich nie zu einer Verbindung zwingen. Ich werde nie einer in den Weg treten, die du ſchließen willſt. Aber ich bitte dich, ſey auf deiner Hut. Du wärſt eitel genug, eine ſolche Beleidigung zu verzeihen? Sollteſt du auch wohl eitel genug ſeyn, mehr zu verzeihen?

„Bruder! Ferdinand! Was war das? Gab deine Schweſter dir je Gelegenheit, dieſe Frage an ſie zu thun? Soll eine ſchlafende, und vielleicht durch dieſen Umſtand geweckte Neigung ſtrafbar ſeyn, und müſſen ihre Folgen denn auch ſtrafbar ſeyn?“

Nichts mehr davon, Thereſe. Ich gehe zum Onkel.

Wirklich eilte Ferdinand ſo ſchnell er konnte.

Indeſſen hatte Herr Franz Matthias von Schurke ſeinen Neffen ſchon vorbereitet. Die Parthie, ſagte er, iſt keine reiche. Aber ſie verſchaft Connexionen, und dieſe ſind oft beſſer als ſelbſt baares Geld. Man nennt dieß freylich den Schlüſſel zu allem, und er iſts auch, wenn man ihn recht zu gebrauchen weiß. Aber Connexionen ſparen ihn, und geben ſchnelleren Effekt.

Wird ſie mich nehmen? Wird der Bruder das zulaſſen?

Herr von Edel wurde gemeldet. Ins Kabinet, Burſche, ſagte Franz Matthias.

Er trat mit Anſtand und Würde ein. Ich glaubte nicht ſo mit Ihrer Familie zu ſtehen, ſagte er. Indeſſen wo die Schweſter lieben könnte, da kann der Bruder verzeihen.

Der Neffe ſtürzte aus dem Kabinette. Ja Verzeihung, Verzeihung für das, was blinde Leidenſchaft that. Dieſe Verzeihung hätte ich auch gebeten, ehe wir uns geſchlagen hätten, aber um die Hand ihrer Schweſter hätte ich nicht eher angehalten, bis ich Ihnen Genugthuung gegeben.

Das wirklich? ſagte von Edel. Nun, dann hätte ich mich doch wohl betrogen. Geben Sie mir morgen beyde die Ehre auf meinem Gute. Sie werden Thereſen finden, ſprechen, und vielleicht wird etwas entſchieden.

Von beyden Seiten wurde alles verabredet, und Ferdinand gieng weg, und dachte bey ſich ſelbſt: Scheiterſt du denn jetzt mit deiner Menſchenkenntniß! Warum habe ich die Menſchen nicht für gut gehalten?

Du bekömmſt morgen Beſuch, Thereſe, ſagte er bey der Rückkehr. Ich wünſche, daß du mehr Ernſt an den Tag legſt, als die Veranlaſſung zu verrathen ſcheint. Es iſt ein Schritt, der über deine ganze Zukunft entſcheidet, und deines Bruders Ruhe nicht minder ſtört, als die Deinige, wenn er übel ausfällt.

Thereſe fiel ihm um den Hals, und ſagte: Du biſt doch mein lieber — lieber Bruder!

Ferdinand merkte, daß hier das Loos ſchon geworfen war, und übergab ſie dem

Segen des Himmels, und dem Gotte, der die Ehen ſchließt, wie man ſagt.

4.

Familien-Verhältniſſe.

Du biſt ein verdammter Heuchler, ſagte Herr **Franz Matthias**, wie **Ferdinand** ſie verlaſſen hatte, zu ſeinem Neffen, denn du hätteſt das doch gewiß nicht gethan.

„Sollt' ich die Gelegenheit vorbeylaſſen, Oheim, ihn in ſeinem Syſteme irre zu machen, welches von mir eben nicht zum Beſten ſpricht?“

Mag auch wohl recht haben, der **Ferdinand** da, aber liebſt du denn **Thereſen** wirklich?

„Als ſchönes Weib lieb ich ſie wahrhaftig, ob als Frau, das wird ſich finden.“

Haſt es weiter gebracht, als ich, Blitzjunge. Mit ſo 'ner dreiſten Stirn könnt' ich nicht lügen.

Ein Bedienter kam jetzt, und meldete Herrn **Berend Schelmſtück**, einen Handelsmann aus der Stadt, der dem Herrn aufwarten wollte.

Laß'n kommen, ſprach Herr Franz Matthias.

Berend Schelmſtück kam. Auf ſeinem Geſichte war Schrecken zu leſen.

Was iſts, Herr Schelmſtück — was iſt paſſirt?

„Ich bin ein geſchlagner, ein unglücklicher Mann. Ew. Hochwohlgebl. Gnaden Vetter, der Elias Schurke, der Erzſchelm —“

Sachte — ſachte, ſchrie der Onkel Matthias, zwar nicht hochadlich, aber doch mein Vetter —

„Ey was, hochadlich hin, hochadlich her. Er thät umſchmeißen, und ich kriege noch 10000 Thaler. Nun weiß ich, daß Ew. Hochwohlgebl. Gnaden 27000 Thaler auf das ſchöne Vorwerk haben ins Hypothekenbuch eintragen laſſen, und ich weiß ſehr wohl, daß Ew. Hochwohlgebl. Gnaden nicht 27000 Schillinge davon hergegeben.“

Sachte, ſachte, mein Freund, ſo könntet ihr euch bald um den Hals reden. Wißt ihr, was ein Prozeß iſt, und wißt ihr, daß ihr mich höchſtens auf den Schwur bringen könnt —

„Das weiß ich wohl, daß Ew. Gnaden in dieſem Punkte mit den Bürgerlichen ſehr gleichdenkend ſind. Zwey Finger iſt ihnen eine Kleinigkeit. Aber da iſt ein gewiſſer alter Buchhalter **Jakob**, dem iſt eine Rolle Louisd'or verſprochen, und nicht gegeben worden, und der ſagt —“

Was der ſagt, mein Freund, brauch' ich nicht zu wiſſen. Wollen Sie ſich nicht ſetzen, Herr **Schelmſtück**? Heinrich! he! Eine Bouteille acht und vierziger! Sind weit gegangen, lieber Herr **Schelmſtück**. O belieben ſich doch zu ſetzen. Lieber **Treuherz**! Bring doch einen Teller voll von den zweymal gebacknen Makaroni. So was Delikates, Herr **Schelmſtück**, haben Sie ſchwerlich ſo bald gegeſſen.

Sagen Sie mir doch, Herr **Schelmſtück**, woher rührt denn Ihre Forderung an meinen Vetter Elias?

„J, von dem letzten Kornhandel. Sie wiſſen ja wohl, es war ein Quantum von 100000 Thalern und 90000 ſind drauf bezahlt.“

Was! die Forderung iſt es? Herr! und Sie unterſtehen ſich noch, bey einer Sache, wobey 40000 Thaler reiner Gewinn durch Ihre falſchen Preiß = Courante Ihnen wurden, dieſe Summe zu fordern?

Heinrich! Laß den Wein nur unten, Treuherz! Bleib nur weg mit den Makaroni!

Was! So einem Betrüger ſollte ich meine beſten Labſaale auftiſchen? Gehn Sie zum Teufel. Mit dem Jakob will ich ſchon fertig werden.

„Herr Hochwohlgebl. Gnaden, das werden Sie nicht. Er iſt heut morgen aus dem Comtoir abgegangen, und wie man hört in Herr Thuguts und Kompagnie Dienſten.“

Das wäre! Nun ich bitte recht ſehr. Bleiben Sie ſitzen.

Er gieng an die Thür, rief Heinrich und Treuherz zu, die bewußten Dinge nur zu bringen, und während dem Frühſtück wurde nichts als von Allotris geſprochen.

Nachher meynte Matthias, ob nicht der Jakob wieder beyzuſchaffen wäre.

Ich wüßte einen Weg, ſagte Schelmſtück, aber für nichts iſt der Tod.

Nun wurde gehandelt. Schelmſtück zeigte die Wechſel von Elias Schurke vor, und Matthias handelte darauf. Endlich wurden ſie auf 2000 Thaler einig, jedoch verſprach Schelmſtück den Jakob wieder herbeyzuſchaffen. Der eine zahlte, der andre lieferte ab, und ſie ſchieden.

Franz Matthias von Schurke begleitete den Herrn Schelmſtück, bis ans Pferd, und wie dieſer aufgeſtiegen war, griff er in die Taſche, zog einen Brief heraus, den er vergeſſen zu haben vorgab, und ſprengte davon.

Der Onkel nahm den Brief, erbrach, las, und ſchrye laut auf: Der Spitzbube! Der Hund! Sitzt auf! Ihm nach — fangt ihn — erſchießt ihn.

Aber das Territorium des Herrn von Schurke war ſo groß nicht. In 10 Minuten hatte Herr Schelmſtück es zurückgelegt. Indeſſen rannte er doch im Hofe herum. Der Neffe nahm den Brief auf, und las folgendes:

Lieber Hochwohlgebohrner Herr Vetter!

Mein Bankerott iſt vorbey. Es hat mir freylich wohl, daß einer aus meiner Familie das Beſte dabey verdient. Aber weil ich gern auch etwas zurück haben wollte, ſo habe ich mit dem Herrn Schelmſtück, einen kleinen Kniff ausgeſonnen, der, ſo Gott will, Sie um 1000 Thaler ärmer macht. Ich werde mich damit erholen, und gelegentlich Sie wieder zu Rathe ziehen. Der Jakob iſt in Friede und Ruhe bey mir, erwartet aber die 100 Louisd'or vor morgen. Sonſt möchte er nicht reinen Mund halten.

Uebrigens wünſche ich Ihnen Glück. Sie werden ein Krösus in unſrer großen Familie, und können dann allen armen Schluckern wieder auf die Beine helfen. Der Ihrige

Elias Schurke.

Haſt du geleſen? frug der Onkel. „Ich habe — da iſt einer über den andern gekommen.“

Lach nur, Spitzbube! mich dauert nichts, als der acht und vierziger. .

5.

Die beſtandene Probe.

Am andern Morgen ſchmückten ſich der Onkel und der Neffe feſtlich, und ritten, begleitet von ihren meiſten Dienern, in großer Gala zum Herrn Ferdinand von Edel.

Sie wurden von ihm am Thore empfangen, und in feſtlich bereitete Zimmer geführt, wo eine Kollation in Bereitſchaft ſtand.

Thereſe war aber noch nicht zugegen. Treuherz frug nach der Göttin ſeiner Seele, und Ferdinand öffnete eine Thür, in welche er ihn zu treten bat.

Er that es, und fand ſich Tête à Tête mit der Beleidigten.

Werden Sie mir verzeihen können, rief er aus, und ſichtbare Verlegenheit war zu ſeinem Glücke in ſeinem Geſichte. Zu ſeinem Glücke, ſage ich, denn Thereſe hatte auf dieſen Augenblick gerechnet, und wähnte das, wahres inneres Gefühl, was eigentlich Wirkung der Ueberraſchung war, und was ſie ſchwerlich gefunden haben würde, hätte ſie ihn in der Geſellſchaft der andern empfangen.

Denn Frechheit war die Grundlage ſeines immerwährenden Benehmens, und dieſe konnte ſie nicht dulden. Die Verlegenheit, redete ſie ihn an, die ich in Ihren Zügen erblicke, iſt mir Bürge, daß Ihre That eine Uebereilung war, und wer wird eine Uebereilung nicht vergeben!

Aber ich ſpreche Sie noch von der Verbindlichkeit frey, mein Herr, mir Ihre Hand zu geben. Wobey ich rein blieb, das kann keinen Flecken auf mich werfen. Prüfen Sie ſich wohl. Nur Beſcheidenheit vermag mich zu beſiegen. Ich gebe meine Liebe — und dann heiße — treue Liebe gern einem Manne, der ihren Werth zu ſchätzen weiß.

Treuherz war klug genug, auf einmahl ganz zu ſehen, wen er vor ſich hatte. Er wußte ſo ſchön über das Glück einer Ehe, die nicht Konvention knüpfe, zu reden, er wußte ſeine ſchon lange gegen ſie gehegte Leidenſchaft in ein ſo ächtes Licht zu ſetzen — Er machte die ſchnelle Ueberraſchung des Augenblicks beym Bade ſo augenſcheinlich wahrſcheinlich, daß er ganz ihre Seele einnahm.

Seine Beredſamkeit trieb es ſo weit, daß ſie geſtand, ſie ſchätze den Zufall glücklich, der ihr die Kenntniß eines ſo ſeltenen Karakters erworben, und ſie gab ihm ihr Jawort in der ſicheren Ueberzeugung, ſie habe nie glücklicher wählen können.

Sie traten ins Zimmer, und die Freude des Onkels war bey der Entdeckung ſo groß, als das Nachdenken des Bruders ſich tief verlor.

Indeſſen wurde auch er getäuſcht. Treuherz ſprach noch ſo viel, ſo ſchön und richtig über Liebe und Glück der Ehe, daß Ferdinand von Edel zu verſchiedenen Mahlen ihn umarmte, ſich glücklich pries, am Badehauſe ihn überraſcht zu haben, und ſeiner Schweſter zum gezogenen großen Looſe herzlich Glück wünſchte.

Aus der vorgenommenen Probe, die ſo gut beſtanden war, ward nun eine förmliche Verlobung, und der leidenſchaftliche Treuherz drang ſo innig und heftig auf die Beſchleunigung ſeiner vollkommnen Glückſeligkeit, daß man den achten Tag nach dem heutigen zum Tage der Vermählung feſtſetzte.

6.

Blick in die Vorzeit.

Elias Schurke, den wir aus einer ſeiner Handlungen ſchon kennen, und Hieronymus Schurke, der ältere, waren zwey Brüder, die direkte Abkömmlinge des erſten Schurken in der Welt waren. Man ſagt, daß dieſer Herr zu den Zeiten Kains, des Brudermörders, gelebt habe, und daß er ſeine Exiſtenz eigentlich der erſten Nacht nach dieſem Brudermorde zu verdanken habe, die der an der Stirn gezeichnete, oder vielmehr gebrandmarkte Kain, mit einer Magd ſeines Vaters, die dem Abel nicht ganz grün war, und viel zu den häßlichen Stündchen Kains beytrug, in ſündlicher Wolluſt zubrachte.

Ein Engel, oder wie andre wollen, eine unbekannte Stimme, ſoll damahls herabgerufen haben: Schurke ſey dein Name, und dein Geſchlecht ſoll nicht ausgehen auf Erden, ſo lange ſie lebet, Sela!

In wiefern dergleichen Machtſprüche, im Rechte der Dinge über uns, gegründet ſind, oder nicht, wage ich nicht zu unterſuchen.

Genug, das Geſchlecht der Schurken hat ſich erhalten, und wird ſich troz allem dem, was neuere Einrichtungen, Aufklärung und Politik auch dagegen unternehmen möchten, bis zur Epoche der letzten Poſaune erhalten.

Auch wird, wie es im Laufe des alten und neuen Teſtaments unſerer Schriftſteller war, es immer Mode bleiben, daß Herren dieſer großen Familie ſich unter andern Namen, das Anſehen geben, als ob ſie nicht zu derſelben gehörten, aber wie die Schrift ſagt: An ihren Werken wird man ſie erkennen!

Die Herren von Schurken ſtammten aus dem nehmlichen Blute her; aber weil von jeher es ſich ſo verhielt, daß Verdienſte ſeltner belohnt wurden, als Beyſtand zu ſchlechten Streichen, ſo konnte es gar nicht fehlen, verſchiedene aus dem Hauſe der Schurken mußten ſich an die Thronen drängen, und wurden dann gleich und mehr als andre Männer von Verdienſt mit Diplomen, Orden, Landgütern, ꝛc. ꝛc. — begnadigt. So entſtand die Branche derer von Schurken, wovon wir vors erſte jetzt Oheim und Neffen haben kennen lernen, und die ſich aus den Ritterzeiten herdatieten, wo man die Reiſenden todtſchlug, um ſich ihrer Schätze, ihrer Weine, ꝛc. ꝛc. zu bemächtigen, und wo die Familie zuweilen ſo uneins war, daß ein Schurke den andern im Burgverließ todt hungern ließ, indeß er ſchwelgte, dafür aber von einem dritten Ritter Schurken bald überfallen, gemordet, und ſein Raubneſt geſchleift ward.

Es bleibt einem andern Kapitel vorbehalten, was die heilige Geſchichte uns im Punkte dieſer großen Familie für Aufklärungen giebt, wir wollen uns vors erſte ans weltliche halten.

Viele der Herren aus dieſem Hauſe ſind zur Thronfähigkeit gelangt, und haben Beweiſe ihres ſuperieuren Talents in der praktiſchen Ausbreitung ihrer Familienfähigkeiten gegeben. Aemter und Würden jeder Art ſind aus ihnen beſetzt worden, und ſollte bey einer allgemeinen Auferſtehung aller menſchlichen Weſen ſich einmahl dieſe Familie zu einander ſammlen, ſo iſt kein Zweifel, daß ſie allen übrigen den Rang ablaufen würde.

Nikodemus Schurke war der Vater der beyden Brüder, und ein ſchwerreicher Mann geweſen. Aber er hatte einen großen Nagel gehabt, und da verſchiedene Stückchen aus ſeiner ehemahligen Laufbahn es nicht zuließen, daß er ſelbſt geadelt wurde, ſo hatte er doch ſeine einzige Tochter dem Herrn Ibrahim Detlef von Schurke, Erbherrn auf ſechzehn äußerſt verſchuldeten Landgütern, zum Weibe gegeben; und da die Schulden dieſes Herrn immer eine neue Geſtalt gewannen, ſo war nach Etablirung zweyer Handlungen, die er ſeinen Söhnen übergab, ihm von ſeinen Millionen nichts übrig geblieben, als die Ausſicht, an dem wirklich morgenländiſchen Luxus ſeines Schwiegerſohnes Antheil zu nehmen.

Aber Frau Barbara Ilſabe von Schurke, die Tochter des reichen Nikodemus Schurke, hielt es nicht für rathſam, den bürgerlichen Papa auch nur in ihrer Nähe zu dulden, und obſchon im Erbherrn Ibrahim Detlef ſich eine Saite von Dankbarkeit zu einem kleinen Tone regte, ſo wußte ſie doch durch die Vorſtellung, daß er ihr alles zu verdanken habe, und blindlings ihrem Willen folgen müſſe, ihn ſchnell in der frommen Aufwallung zu betäuben, und es wurde dem Vater wöchentlich ein Thaler ausgeſetzt, den er, 20 Meilen von den Gütern des Erbherrn entfernt, verzehren ſollte.

Den alten Mann hätte der Schlag rühren ſollen.

Allein es war ihm noch mehr vorbehalten. Er berief ſeine zwey Söhne zu ſich, ſtellte ihnen die Unbilligkeit ihrer Schweſter vor, und bat ſie um Eintritt in eine ihrer Handlungen.

War er vorher gemißhandelt worden, ſo wurde er jetzt gerädert. Ein Hagel von ſcheltenden Vorwürfen machten den Alten ſtumm. Noch hatten Elias und Hieronymus nicht geglaubt, daß er ſo arm wäre, daß er Millionen in des adelichen Schwelgers Taſche geworfen.

Nun wußten ſie dieſe Gewißheit, nun wurden ſie wüthend, daß ſie nichts mehr zu hoffen hatten. Sie nannten es philoſophiſche Schonung, daß ſie nicht Hand an ihn legten, um ihn fühlbar für das Unrecht zu ſtrafen, was er ihnen gethan. Sie ſchwuren, weſſen Haus er beträte, aus dem ſollte er geworfen werden. So ſchieden ſie.

Acht Tage darauf wurde ein alter Mann auf einem Miſthaufen todt gefunden. Ein Kammerjunker, ein Freund von Frau Ilſabe, war dabey zugegen, erkannte den Alten, ſteckte es ihr ſogleich, und einige Handvoll Dukaten machten, daß er ihr ausgeliefert wurde, wo ſie ihn auf einem nahen Dorfe ganz ſtill beerdigen ließ.

Elias Schurke legte ſich von dieſer unglücklichen Epoche an aufs Bankerottmachen, in welchem er ſich dreymal bisher als Meiſter gezeigt, und Hieronymus Schurke, dem das Glück ein wenig mehr wohl wollte, half ſich mit Neutraliſiren, ſo daß beyde in dieſem Augenblick zu einer anſehnlichen Höhe geſtiegen ſind.

7.

Sprung zu einer andern Branche.

Die beyden Ehrenmänner Elias Schurke, und Hieronymus Schurke würden vielleicht in ihren hochgetriebenen Metiers es nicht ſoweit gebracht haben, wenn nicht ein weitläuftiger Verwandter Nehemias Schurke, Konſulent mit dem Rathstitel in einer benachbarten Stadt, ihnen zu Hülfe gekommen wäre, für Geld und gute Worte ihre ſehr verwirrten Bücher in Ordnung gebracht, und dem einen durch ein Deficit von 100000 — 50000 reinen Gewinn, dem andern aber durch 71 Schiffe eine Revenüe errungen hätte, deren kein kleiner Fürſt nach Abrechnung der Hunde, Maitreſſen und Kammerbedienung ſich zu ſchämen gehabt haben würde.

Nehemias war ſo berühmt, daß er von vielen Meilen her zu Rathe gezogen wurde. Er pflegte zu ſagen: Ein Sachwalter ſey das unentbehrlichſte Ding in der Schöpfung, und er nahm es ſehr übel, als ein ſehr ehrlicher Mann ihm einmahl antwortete: Ja! in der verpfuſchten Schöpfung ſey er es. Denn ſicher, ſetzte er hinzu, ſicher hat der liebe Gott die Menſchen nicht für Prozeſſe geſchaffen.

Aber die Prozeſſe für Menſchen, erwiederte der ſprudelnde Rath und Konſulent, und biß bey der Gelegenheit eine Pfeiſe entzwey, die er aber gleich durch eine andre erſetzte.

Die Prozeſſe ſind nicht von Gott, ſondern vom Teufel, ſagte jener.

Glauben Sie an einen Teufel? frug der gelaſſen gewordene Sachwalter.

So lange es noch Schurken giebt, war die Replik, o ja!

Realiter, nicht nominaliter, meynen Sie doch, ſprach der Sachwalter, ſchon etwas röther —

Nehmen Sie es, wie Sie wollen —

Das heißt Sie Gott ſagen — denn ich nehme es von der guten Seite —

„Warum nicht von der böſen? Was hätten Sie denn machen wollen?

Herr! dann hätten Sie einen Injurienproceß bekommen, der Sie Geld und ein Juramentum gekoſtet.

„Hätte nicht geſchworen. Eine Ohrfeige koſtet 5 Thaler, was koſtet eine Wahrheit?“

Herr Friedlieb Schurke, Amanuenſis des Nehemias, ein junges hoffnungsvolles Subjekt, welcher kriechen konnte, daß es eine Luſt war, kam zwiſchen die beyden Herren, und verſicherte dem einen und dem andern, daß ſie in dem Falle wären, ſich gar nicht recht zu verſtehen, und daß bey ein wenig genauer Unterſuchung der Sache, ſie beyde ſo vollkommen Recht hätten, daß es nicht einmahl möglich wäre, einen Prozeß zwiſchen ihnen zu inkaminiren.

Der ehrliche Mann glaubte hinreichend ſeine Meynung geſagt zu haben, und ſchwieg. Nehemias, der Rath, hielt eine kleine Vorleſung über die angehenden Talente dieſes Mannes, ſeines Herrn Vetters, ein Name, mit dem er ihn zum erſtenmahle beehrte, und eine Beſtimmung für den Jungen, auf welche dieſer Jahre vergebens gehofft hatte.

Er bückte ſich auch bis auf die Erde, und von dem Tage an, ward er in alle Geſellſchaften gezogen, heyrathete kurz darauf die Tochter

ter eines Burgemeiſters, und bekam einen trefflichen Dienſt.

Nehemias Schurke hatte als Rath gleichen Rang mit den Herren von Schurke, und ſo kam es denn auch, daß er zu dem feyerlichen Hochzeitfeſte des Herrn Treuherz von Schurke eine Einladungskarte erhielt. Die Burgemeiſterstochter, nur die ſchöne Anna genannt, konnte ſich nicht zufrieden geben, daß ſie und ihr Mann nicht mit eingeladen waren. Sie tribulirte den alten Nehemias ſo lange, bis er darüber einen Brief ſchrieb, der eine Konferenz zwiſchen Oheim und Neffen veranlaßte, bey welcher man, das hochadliche Blut des ſchurkiſchen Hauſes zum Hauptaugenmerk habend, ſchwerlich eine günſtige Antwort verfaßt haben würde, wenn Thereſe nicht dazwiſchen gekommen wäre, und behauptet hätte, man müßte Niemanden die Freude verderben, und ſie erwarte daher aus Gefälligkeit für ſie, die Einladung der ſchönen Anna.

Es wurde alſo nachgegeben, aber nun mußte auch Herr Hieronymus Schurke gebeten werden, bey dem ſich kein rechtlicher Einwurf fand, ihn zu verwerfen, ſobald ein andrer Bürgerlicher des Geſchlechts der Schurken mit zugegen war, denn Herr Elias blieb wegen gemachten noch unvergeſſenen Bankerottes für dasmal zurück.

Dieſe kleine Abweichung mag in der Folge bey Lieferung der Liſte der Hochzeitgäſte die Richtſchnur des Leſers ſeyn, wenn er etwa aus dem hochadlichen Hauſe der Schurken iſt, und reine Auswahl vermißt.

Nehemias Schurke war übrigens ein Abkömmling des Erfinders der Tortur, der auch zu dieſem rechtsgelehrten Zweige der Familie gehörte, und den Nehemias immer als einen Mann von Kopf und Talent erſter Größe anpries, auch ihn beſtändig im Munde zu führen pflegte.

Auch hatte er ſich in allem, was zur Tortur gehörte, und von Tortur handelte, ſo umgeſehen, daß er dieſelbe vom kleinſten Grade bis zum größten an den Fingern herzählen konnte, und öffentlich behauptete, daß es beſſere Zeiten geweſen wären, wie die Tortur noch exiſtirt hätte, daß aber, obſchon ſie abgeſchafft, ein kluger Kopf doch immer noch Grade genug heimlicher Tortur in petto habe, um ſeinen Mann damit bis zur Verzweiflung zu bringen.

Und wirklich Herr Rath und Konſulent Nehemias Schurke beſaß dieſen Tortur-Swatz im höchſten Grade, denn er hatte ſo viel Kniffe und Klauſuln, Duplikate, Replikate, Exekutionen und Pfändungen, und des Zeuges mancherley in ſeiner Gewalt, daß er die Menſchen oft Blut ſchwitzen machte.

Und weil er doch nicht gern ſich die Menſchen zu perſönlichen Feinden machen wollte, ſo nahm er zwar alles wider diejenigen an, denen er eigentlich nicht hold war, übertrug es aber hernach kleineren Freunden, die ihm ſolche Gefälligkeit aus alter Bekanntſchaft nicht abſchlagen durften, die denn auch, wenn ſie ſelbſt einſahen, es ſey doch zu ſehr tyranniſirt, ſich auf ſeine Härte beriefen, und mit Achſelzucken behaupteten, dem Herrn Nehemias Schurke könne man ohnmöglich widerſtehen, weil er gar zu viel Einfluß habe.

So kann ein kleines Licht oft einen großen Brand anrichten, und wenn der Herr Rath Nehemias ſchon viel gefürchtet wurde, ſo ward er doch deſto weniger geliebt, und mancher, der ſich vor ihm bücken mußte, ſpie aus, wenn er ſich umdrehete, und ſagte: Pfui des Schurken!

8.

Vom Bücken.

Das Bücken, pflegte Herr Rath Nehemias zu ſagen, iſt eine erſtaunlich kitzelnde Sache, und nichts in der Welt iſt dem Menſchen angenehmer, als die Bückenden um ſich herum zu ſehen.

Holla! mein Herr Rath, nicht zu ſchnell geurtheilt. Ich habe Menſchen genug gekannt, denen das Bücken um ſich her die empfindlichſte Sache war, und die dem kriechenden Bücker weit weniger gewogen waren, als dem Manne, der mit offner Stirn vor ſie trat, und ſagte: So iſt die Sache!

Das Bücken hat verſchiedene Gattungen. Das gezwungene Bücken iſt ein entſetzliches Gefühl, beſonders wenn man es gegen Menſchen zu thun genöthigt wird, die man im Herzen verachtet.

Vor den entſchiedenen Böſewicht ſich bücken zu müſſen, der in dem Augenblick vielleicht des Bückenden hohnlacht, kann den kälteſten Mann aus ſeiner Faſſung bringen, und Selbſterhaltung iſt ſchwer im Stande dieſes beym Menſchen zuwege zu bringen.

Aber Pflichten gegen andre, Pflichten gegen theure Gegenſtände, Pflichten gegen den Nothleidenden, dem man nicht anders helfen kann — zwingen zu einer Ueberwindung, die dem rechtſchaffenen Mitgliede des bürgerlichen Zirkels immer wehe thut.

Er faßt ſich dazu, und verachtet dann ſelbſt den Gegenſtand, der dieß von ihm verlangen konnte. Er freuet ſich des erlangten Zwecks, und vergißt darüber des erniedrigenden Mittels, welches er ſich in dieſem Falle verzeihen darf.

Freywilliges Bücken iſt ſchon von einer andern Gattung. Es zeichnet aber doch nicht immer den Böſewicht. Leichtſinn und Leidenſchaft entſchuldigen es oft. Falſch verſtandner Ehrgeiz bringt dazu. Hoffnung aus verdrießlichen Lagen zu kommen, leidet Schritte, die man ſonſt nicht thun würde.

Aber der kriechende Schmeichler, der ſich um Braten bückt, der für ein Abendeſſen dem ſchmeichelt, den er im Grunde verachten ſollte, oder der heute den einen auf Koſten des

Butterbrods des andern verachtet, und morgen den andern wieder bis in den Himmel erhebt, um auch mit ihm ein Mahl zu verzehren, der der Buhlerin eines Großen ehrerbietig begegnen kann, weil er öffentlich einen freundlichen Blick von ihr zu haben wünſcht, der nicht einmahl wegen Bedürfniſſe, ſondern um wohler zu leben, den Großen hofieren kann, das iſt der Bücker, den die ganze Welt mit Koth werfen ſollte.

Die gern vor ſich bücken laſſen, ſind ſtolz, oder Narren, oder Böſewichter. Die erſten bemitleidet, die andern verlacht, die letzten verachtet man.

Ich bücke mich tief — tief, für den rechtſchaffenen Mann, für den Mann mit der offnen Stirn, der da ſpricht, wie er denkt, für den Beſchützer der Bedrängten, für den Retter der Armen, für den, der Menſchenelend lindert.

Alles andre Bücken hole der Teufel.

9.

Eine Dame tritt auf.

Ilſabe Triebreich von Schurke, Wittwe des ehemahligen Oberrentmeiſters

Spiz von Schurke, der den Ruf des dümmſten aber auch reichſten Subjekts in einer Monarchie hatte, da er noch lebte, den aber jeder nach ſeinem Tode — das heißt jeder, der ſich vor ſeine Wittwe bückte, — den weiſeſten Mann nannte, den nichts erſetzen könnte — Beſitzerin einer kleinen halben Million, war natürlich eine der erſten, welcher die Verlobung, und ſo baldigſt feſtgeſetzte Vermählung eines adlichen Zweiges ihrer Familie gemeldet werden mußte, und zwar mit dem Zuſatze, daß man ihre Einwilligung dazu erböte.

Sie unterließ nicht, merkliche Verwunderung an den Tag zu legen, daß Herr Ferdinand von Edel ſich entſchloſſen habe, dieſe Vereinigung zuzugeben. Sie kannte ihren Herrn Vetter Treuherz ſehr genau, und man kann eben nicht ſagen, daß ſie ihm ſonderlich gewogen geweſen wäre.

Indeſſen, ſprach ſie, da es ihm geglückt hat, einen Fiſch dieſer Art zu fangen, ſo bin ich mit ihm zufrieden, und verſpreche, ſein Vermählungsfeſt mit meiner hohen Gegenwart zu ehren, auch der Braut eine anſehnliche Ausſteuer zu beſorgen.

Ilſabe Triebreich von Schurke war aus dem alten Geſchlechte der Dummſtolze, die ſich ſo alt verſchrieben oder dünkten, daß ſie das von ihrem Namen nie vorſetzten, ſondern ſich ſchlechtweg Dummſtolz nannten, wo denn jedermann ſchon wußte, ſie waren altadelich.

Fräulein Triebreich hatte in ihrer frühen Jugend, ihres Namens eingedenk, den Schmeicheleyen eines Kornets, den man in ihrem Zirkel den wohlgewachſenen Jungen nannte, nicht widerſtehen können, und hatte ihm ihre Tugend, als eine Waare, die in ihrem Stande, wie ſie ſehr fälſchlich behauptete, keinen Werth habe, preisgegeben. Der Herr Kornet war aber nicht ſo diskret geweſen, ſie ihr mit einem gültigen Ehebande zu bezahlen, ſondern nach geſchehener Arbeit und zurückgelaſſenem Andenken war er gegen die Türken gezogen, um, wie er ſagte, in den Serails der Baſſen zu ſchwelgen. Fräulein Triebreich empfand ſeinen Verluſt nicht ſehr, ſondern nachdem das kleine Weſen bey einem Bauer untergebracht war, ſuchte ſie bey dem neueingerückten Kavalleriekorps Zerſtreuung für ihren Verluſt. Bald aber merkte ſie doch, daß ihr guter Ruf zu wanken anfieng, und da verſchiedene der jungen Herren, die auch das von vor ihren Namen zu ſchreiben nicht nöthig hatten, auf geſchehene Anfrage, ob ſie ſich wohl mit der Dame verbinden würden, verneinend antworteten, ſo war der Antrag des Herrn Spiz von Schurke immer ein willkommner Zeitpunkt.

Spiz von Schurke hatte in zwey Lotterien das große Loos gewonnen. Eins derſelben hatte er ſo von ohngefähr gefunden. Andre behaupteten, es ſey dem Kollekteur unter der Hand weggekommen, und da dieſer vor der Ziehung es noch öffentlich bekannt machte, ſo ſandte Herr Spiz mit der Verſicherung zu ihm, er habe dieſes Loos von einem Juden am Hamburger Thore gekauft, legte auch eine Proteſtation bey der Kommiſſion der Lotterie ein, und wurde im Beſitze geſchützt, da es des Kollekteurs Pflicht ſey, auf ſeine Looſe Acht zu haben.

Wie der große Gewinn erſchien, war er großmüthig genug dem Kollekteur 5 Thaler Douceur anzubieten, die dieſer aber mit der Erinnerung zurückſpedirte, daß er ſeit dem Tage, wo er zuletzt bey ihm geweſen, ſeine daß Politik gewiſſermaaßen erforderte, dieſes Objekt eines künftig möglichen großen Glücks nicht vor den Kopf zu ſtoßen, und daß ſie daher, wenn nicht ganz beſondre Urſachen den Bruder und die Schweſter abhielten, bäten, das Anerbieten, die Hochzeit dort auf ihrem Erbſitze zu feyern, nicht auszuſchlagen.

Ferdinand von Edel wollte ſchwer daran. Er behauptete, er habe dieſe Ehe mehr um des Innern Glücks ſeiner Schweſter, als um ihrer äußern Wohlfahrt gewünſcht. Dieſe ließe ſie mit wenigen beſtimmen, und ſie würde ſie mit einem ganz armen Gatten durch ſeinen Fleiß und Betriebſamkeit gewiß gefunden haben.

Thereſe aber, die die Güte ſelbſt war, wollte nicht einen Menſchen, auch nicht einmahl eine Dame Triebreich vor den Kopf ſtoßen, und ſo brachte ſie mancherley Gründe des Nachgebens zum Vorſchein, unter welchen der, der ganzen Familie, in welche ſie heurathete, angenehm zu werden, der wichtigſte war, und ihren Bruder vermochte, dieſem nachzugeben.

Es wurde daher eine Deputation an die Dame Triebreich geſandt, die ihr den

Beſuch zur Konferenz auf den andern Tag ankündigte, und die von ihr ſehr feyerlich empfangen wurde.

Noch feyerlicher war der Empfang zur Konferenz ſelbſt. Der große Audienzſaal des Oberrentmeiſters, in welchem er bey Ablegung der Generalrechnungen allemahl die Deputation des Landesherrn bewirthete, und der in vielen Jahren nicht gebraucht war, wurde in aller Geſchwindigkeit wieder aufgeputzt, und zur Hochzeit aptirt.

Die Präliminarien ſollten in den Putzzimmern der Dame abgemacht werden, in welchem denn auch am folgenden Tage, die Braut mit ihrem Bruder, und der Bräutigam mit ſeinem Onkel erſchienen.

Unter allen fand Niemand ſo viel Gnade vor den Augen der Dame Triebreich, als Herr Ferdinand von Edel, ein junger ſchöner, wohlgewachſener Mann mit großen himmelblauen Augen, einer offnen, freyen, heitern Stirn, einer einnehmenden Freymüthigkeit im Umgange, kurz, geſchaffen, dem weiblichen Geſchlechte zu gefallen, ſobald dieſes das nämliche ſuchte.

Dame Triebreich war noch nicht vierzig paſſirt, war ſehr ſchön geweſen, trug Spuren dieſer Schönheit, auch ohne an ihrer Toilette geweſen zu ſeyn, und wußte an derſelben jedes abgegangene Pünktchen davon, ſo meiſterlich zu erſetzen, daß es gar nicht ſo ausſahe, als wenn ſie dieſen Abgang erlitten.

Ihr ſchwarzes Auge hatte noch Feuer genug, ihr Haar war nicht unbedeutend, und ihr Embonpoint reichte gerade bis an die wünſchenswerthe Linie zwiſchen Fülle und Dickheit. Kurz, dem Wollüſtlinge blieb nichts an ihr auszuſetzen, als vielleicht zu viel Uebung, wo Unterricht oft angenehmer iſt.

Sie hatte ihn bisher nur von Hörenſagen gekannt, und das Ideal, welches ſie ſich von ihm nach verſchiedenen Beſchreibungen gemacht, ſtieg beym Anblicke bis zu einem Grade von Verrücktheit.

Die Laune der Dame war ſichtlich eine, die noch Niemand an ihr bemerkt, und ihren Hausgenoſſen war eine ſo anſpruchloſe Heiterkeit, wie ſie an dieſem Tage zeigte, noch nicht vorgekommen. Sie bewilligte alles, was man von ihr verlangte, ſie machte alle Welt glücklich. Sie überhäufte ihre Verwandten mit Schmeicheleyen, ſie ſagte der Braut tauſend verbindliche Dinge, und wußte Ferdinanden ſo überraſchend zu unterhalten, daß er das ihm von ihr entworfene Bild nicht erkannte, und die Bildner einer verläumderiſchen Darſtellung beſchuldigte.

Indeſſen nahm nach eingenommenem glänzenden Mittagsmahl die Konferenz ihren Anfang. Herr Matthias Franz von Schurke hatte eine lange Liſte aller einzuladenden Perſonen bey ſich, die er der Dame Triebreich zur Durchſicht überreichte, die auch ſogleich mit einer Bleyfeder ſich darüber machte, und in weniger als 5 Minuten, war alles bürgerliche Kropp weggeſtrichen.

Der Onkel Franz mochte hier Einwendungen machen, wie er wollte, denn er wagte ſogar von der Feindſchaft des Herrn Rath Nehemias, dem ſie als adelich chargirt, ſtehen gelaſſen, zu reden, wenn ſein Vetter Friedliebchen nicht mit dabey wäre, alles würde keinen Eindruck gemacht haben, wenn nicht Ferdinand von Edel, der mit der Schwachheit der Dame Mitleid zu haben ſchien, ſich ins Mittel geſchlagen, und über das ungezweifelte Erſcheinungerecht auch der

Bürgerlichen bey Familienangelegenheiten ein Wort hätte fallen laſſen.

Ja, wenn der Herr Vetter Ferdinand freylich der Meynung ſind, ſo kann ich nicht widerſprechen, ſagte ſie mit einem holdſeligen Lächeln, und ſogleich wurde dem Vetter Ferdinand förmlich der Auftrag gegeben, die Liſte ganz nach eigner Willkühr zu formen, auch den Pater Familias bey dem ganzen Hochzeitfeſt vorzuſtellen, der, um allen fernern Weitläuftigkeiten zu entgehen, die Ehre annahm.

So endete ſich etwas ſehr leicht, wobey Neffe und Oheim einen harten Widerſtand erwartet hatten, und dennoch wäre ihnen der härteſte Widerſtand angenehmer geweſen, als dieſe Wendung, die ihnen nicht ohne Folgen werden zu können ſchien.

Nach einer Parthie Cinquille und eingenommenem glänzenden Veſperbrodte empfahl man ſich, weil von beyden Seiten noch zu viel Vorbereitungen zu machen waren, um dem bloßen Vergnügen nachzuhängen.

11.

Die Geſpräche.

Da wir nur eins von beyden wählen können, entweder bey der Wittwe auf dem Schloſſe zu bleiben, oder mit den Reiſenden unſern Weg zu ſuchen, ſo wählen wir das letztere, und überlaſſen die Dame Triebreich ihren Gefühlen, bey denen wir ſie ſchon zur rechten Zeit wieder überraſchen werden.

Was alle vier in der vereinten Fahrt bis zu des Oheims Sitz vorgenommen, ſoll uns nicht ſehr kümmern, und da Thereſe und Ferdinand dieſe gleich verließen, um auf ihr Gut zurückzukehren, ſo finden wir ſie beyde allein. Der Oheim ſtopfte ſeine Pfeife, und ſagte:

Neffe! Was dünkt dir ,von dem heutigen Tage?

Neffe. Daß wir mit leichterer Mühe abgekommen ſind, als wir nach unſrer Idee es geglaubt haben.

Oheim. Weiter iſt dir nichts aufgefallen? Will doch die Pfeife gar nicht brennen. So — nun gehts —

Neffe. Was ſollte mir aufgefallen ſeyn? — als, daß Muhme Triebreich ſehr aufgeräumten Gemüths war.

Oheim. Sehr verliebten Humors, willſt du ſagen. Das iſt dir doch nicht entgangen.

Neffe. Wahrhaftig, das iſt mir entgangen. Jetzt fällt mir eine Binde von den Augen. Ich glaube, Schwager Ferdinand hat ihr gefallen.

Oheim. Das glaubſt du nur, alter Prakticus. Da glaubſt du etwas, was jeder andre gewiß weiß.

Neffe. Nun, das iſt doch zum Todtlachen — Wahrhaftig, das hätte ich eher wiſſen ſollen —

Oheim. Nicht ſo ganz zum Todtlachen. Ein wenig kurzſichtig ſind der Herr Neveu doch.

Neffe. Ich will nicht hoffen, Onkel, daß Sie auch nur auf ernſtliche Abſichten ahnden?

Oheim. Mit deinem Ahnden. Treuherz! biſt du aberwitzig geworden? Was für ein reizenderes Glück könnte ſich die Wittwe träumen, als mit einem ſo ſchönen angeſehenen Mann wieder in der großen Welt aufzutreten, und an ſeiner Seite die Schwelgereyen ihrer vorigen Jahre fortzuſetzen!

Neffe. Daß ſie das gern thäte, weiß ich. Aber er — lieber Onkel — er —

Oheim. Er! er! Er wäre ein Narr, ein Rindvieh — wenn ers nicht thäte. Donnerwetter! Eine halbe Millien iſt kein Spas. Damit läßt ſich etwas anfangen — Wirft die einer weg — ins Tollhaus mit ihm. Und wir — wir verlieren ſie. Da haſt du eine Frau gewonnen, die nichts hat, und bezahlſt ſie mit Tonnen Goldes.

Neffe. Sie erſchrecken mich. Ich bin ſchon kalt, Onkel — ich erblaſſe. Das kann nicht ſeyn.

Oheim. Das iſt — das iſt — das wird ſeyn, wenn wir nicht alles aufbieten, es zu hintertreiben. Ich habe vor Angſt das Fieber gekriegt. Hol' mir Unzers Pulver. Ich will ins Bette. Das wäre mein Letztes. Mein Tod wäre es. Ich wollte, du hätteſt den Teufel eh'r geſehen, als das Mädchen im Bade. Er hat dir mein Seel mehr Schaden gethan, als wenn er dich erſchoſſen hätte.

Neſſe. Da wäre ich ja todt, Herr Onkel.

Oheim. Todt ſo — So gut wie todt, jetzt. Nun, nun, iſt mir recht, daß du noch lebſt. Aber Hülfe, ſchaff' Rath.

Neſſe. Ich will ſie ihm ſchon ſo ſchwarz machen, daß er an den Satan nicht denken ſoll.

Oheim. So! Den Satan und ſeine ganze Sippſchaft nehm ich für 'ne halbe Millien. Ich hätte ſie lange geheyrathet, wenn ſie mich gewollt hätte. Einen Korb hab' ich gekriegt, in optima forma.

Neſſe. J, willkommen Schmerzensbruder. Ich bin auch ſo klug geweſen, um ſie anzuhalten. Sie hat mich auch abgeführt, roch den Braten, und ſagte: Ihre halbe Millien ſey nicht für mich.

Onkel und Neffe fielen ſich nach dieſer Erklärung um den Hals, erkannten jeder ſein wahres Ebenbild an den andern, ſchwuren, daß ſie ſich rächen wollten, und ſchieden, um in nächtlicher Einſamkeit Pläne zum Verderben der Dame Triebreich zu ſchmieden.

Von einer andern Art war die Unterhaltung, die Thereſe und ihr Bruder Ferdinand mit einander hatten. Schon im Wagen that Thereſe einige verfängliche Fragen an ihn, die ſein Herz und deſſen Zuſtand betrafen. Ferdinand erwiederte ihr mit ſeiner gewöhnlichen Offenherzigkeit, daß er nicht verſchloſſen gegen die Liebe zu ſeyn glaube, daß aber ſehr viel Umſtände würden zuſammentreffen müſſen, ehe ſein Herz ſich zu einer Wahl bequemen könnte. Er hätte, ſagte er, durch die Erfahrung vieler beobachteten Ehen das Reſultat ſich gezogen, daß nur ſehr ſelten eine glückliche unter vielen traurigen zu finden, und da einmahl der Mann um ſo eher Zeit habe zu warten, als das Mädchen nach den Grundſätzen der neuern Welt eilen müſſe, um unter die Haube zu kommen, ſo wolle er dieſen Vorzug, den Natur und Sitten ſeinem Geſchlechte gegeben, ſo lange benutzen, als ſeine Standhaftigkeit es erlaube.

Dieſe Materie wurde ziemlich erſchöpft, und wenn Thereſe in die Seele der Wittwe einen Blick gethan, und hierauf etwa jene verfänglichen Fragen gegründet, ſo ſahe ſie ein, daß wenigſtens für den Augenblick

Ferdinand an jener nur den Antheil zuvorkommender Artigkeit genommen.

Wie ſie zu Hauſe ankamen, und ein frugales Abendbrod genoſſen hatten, ſagte Ferdinand:

Liebe Thereſe! Du kömmſt da in einen eignen Zirkel von Verwandten. Du geräthſt an eine Reihe von Klippen, an deren jeder zu ſcheitern iſt. Ich wage noch nicht zu behaupten, daß dieſe Menſchen alle gut ſind, ſo wie ich auch im Gegentheil dem allgemeinen Rufe nicht beypflichten kann, der gegen ſie herrſcht. Daß die Thorheit des Adelſtolzes eine der ihrigen iſt, haſt du heute geſehen, wer weiß, ob ſie deren nicht noch hundert andre beſitzen, die ohne meine Gegenwart dir erträglicher vorkommen, ja vielleicht gar dir eigen werden könnten. Hüte dich davor. Prüfe gleich anfangs alles, was du zu thun aufgefordert wirſt, und frage mich allenfalls um Rath. Ich wünſchte nicht, daß deine Ehe deinem reinen unbefangnem Herzen nachtheilig werden möchte.

Thereſe ſchwieg. Sie hatte das nicht erwartet.

Du ſcheinſt empfindlich, fuhr er fort.

Das iſt nicht gut. Du wirſt dein eigner Herr. Sollteſt du auf dieſen Umſtand einen Werth ſetzen, ſo thuſt du übel. Eine Frau iſt mehr Gebieterin als ein Mädchen. Aber ſie hat einen ſtrengeren Gebieter, als Eltern.

Lieber Bruder, ſagte Thereſe jetzt, und fiel ihm um den Hals. Ich habe dir ja alles zu danken. Aber du machſt mir Vorwürfe, und ich weiß nicht warum?

Sollte Thereſe, erwiederte er, ängſtliche Beſorgniſſe brüderlicher Liebe für Vorwürfe nehmen? Laß uns das bis morgen verſchieben — dann wird deine Stimmung anders ſeyn.

12.

Die ſchlafloſe Nacht.

Daß Onkel Franz und Neffe Treuherz eine boshafte Nachtwache hielten, wiſſen wir, daß Thereſe wegen der Unzufriedenheit mit ihrem Bruder nicht ſchlafen konnte, ſage ich meinen Leſern, und leider kann ich nicht ſagen, daß dieſer Zug zu dem übrigen gepaßt hätte, was wir bisher von ihr wiſſen. Sie erſcheint etwas zweydeutig, und die Zeit muß lehren, ob dieß wirklich ihr, oder nur dem Einfluß eines vorübergehenden böſen Genius zu verdanken iſt, der ſie mit einem etwas unangenehmen Hauche verpeſtet.

Der gute Ferdinand ſchlief leider auch nicht, denn ihm war dieſe noch nie gehörte Sarte im Herzen ſeiner Schweſter ein gewaltiger Mißton, der einen böſen Akord für ihre Zukunft erwarten ließ.

Wenn in ihr ein Keim lag, den ſie bisher verſteckt gehalten, oder der bey der guten Behandlung des Bruders, in dem möglichen Fügen in alle ihre Wünſche, ſich nicht hatte zeigen und entwickeln können, ein Keim, der auch nur eine falſche Wurzel ſchlüge, ſo war er gewiß, ſie kam dort in Hände, die dieſen zum böſen Baume emporwachſen ließen.

Unter ſeiner Leitung konnte ſie doch nicht blühen, und das gute Geſchöpf nun dort verwildern zu ſehen, war eine Empfindung, die ihn höchſt traurig machte, und den Schlummer ſogar von ſeinem Lager verſcheuchte.

Dame Triebreich hatte wohl die unruhigſte Nacht, weil körperliche Wallungen ſchon ihr den Schlaf unmöglich machten, und mit deren Uebermaaß eine ſeltner, aber deſto angreifender, erſcheinende Seelenunruhe ſich verband, die die Ueberlegung ihrer eigenen Zukunft betraf, und im Schlummer, der Minuten lang anhielt, Träume ſchuf, die wieder zu neuen Unruhen weckten.

Dame Triebreich hatte Reize genug, bey ihrem Reichthum von Erfahrung Ferdinanden, wenn er anders fühlender Menſch war, auf einige Zeit zu feſſeln, und einen Liebeshandel mit ihm anzuſpinnen, der die eine Seite ihrer Wünſche befriedigt hätte.

Aber ſie wählte ſich den Triumph, dieſen ſchönen und anerkannt edlen Mann ganz ihr Eigenthum zu nennen, ſo groß, daß ſie auf Mittel dachte, ihn zu genieſſen, und ſollten dieſe Mittel mit der größten Verſtellungskunſt, und vielen augenblicklichen Aufopferungen verſchwiſtert ſeyn.

Leicht war die Eroberung in dieſer Art nicht, das wußte ſie; gut konnte ihr Ruf nicht ſeyn, das lehrte ſie der Blick auf ihr voriges Leben, aber ſie hatte einige Pfeiler, auf welche ſie das Gebäude ihrer Hoffnungen ſtützen konnte.

Einmahl die Güte ſeines Herzens, nach welcher, wie bekannt, er nie Verläumdungen Gehör gab, ſondern alles ſelbſt prüfte, ehe er urtheilte. Er hatte dadurch auch weniger Gelegenheit, Böſes von andern zu hören, und ſie hatte Kraft genug, mit einzelnen Zügen, wie ſie deren ſchon bey der erſten Zuſammenkunft angewendet hatte, Eindrücke, die er ja bekommen haben konnte, zu verlöſchen.

Ihr zweyter Grund war eine bekannte Meynung vom weiblichen Geſchlechte, die er in ſich trug, und die keine leichtſinnige Jugend, und wäre ſie auch die eines unbefangenen Engels geweſen, in ihm ausrotten konnte. Alſo durfte ſie ſchnelle, wachſende Neigung gegen ein andres Subjekt nicht fürchten. Sie hatte Zeit, mit Vorſicht zu handeln.

Beſchloſſen wurde daher in einem Tête à Tête, welches bloß ſeine Schweſter betreffen ſollte, ſich ihm in einem Lichte zu zeigen, welches ihm der Umgang mit ihr angenehm machen könnte, und wenn der Faden ſo zu ihrem Vortheil geknüpft wäre, dann nach und nach, erſt ſeine Achtung und dann ſein Herz zu gewinnen.

Dabey entgieng es ihr nicht, daß ſie volle Rückſicht auf die Herren Franz und Treuherz zu nehmen, und dieſe als ihre kapitalen

Feinde betrachten, und wo möglich, aus dem Felde ſchlagen müſſe, ohne zu zeigen, daß ſie ſie ſchlagen wolle.

Hierin richtig geurtheilt zu haben, bewieß der Erfolg. Denn Matthias Franz war kaum aus den Federn, als er ſchon Treuherz beſuchte, und das Reſultat beyder durchwachten Nächte, war eine Sendung an Ferdinand von Edel, mit der Bitte, ſie heute allein zu beſuchen.

Eine gleiche Einladung ohne die letzte Rubrik erhielt der junge Mann von der Dame Triebreich, und entſchloſſen nun jeden Verſuch zu machen, um ſeiner Schweſter Zukunft zu ſichern, nahm er beyde Einladungen an, und ſchickte ſeine Schweſter zur Dame Triebreich voraus, um ſein baldiges Nachkommen zu melden.

Ende des erſten Buchs.

Zweytes Buch.

1.

Die ſchöne Anna.

Die Burgemeiſterstochter, die ſchöne Anna genannt, Gemahlin des Herrn Friedlieb Schurke, nunmehrigen Raths- Einnahme-Berechnungsführers, hatte durch einen Zufall erfahren, daß bey der Dame Triebreich eine große Konferenz wegen der Hochzeitfeyer des Schurke- und Edelſchen Hauſes gehalten werden ſollte, und fürchtete, und das mit Recht, ihre Entfernung.

Ihr Mann hatte bereits anſehnliche Einkünfte, und ſie eine Equipage, zwar nur von zwey Pferden; da aber bey der zuletzt entworfenen Rechnung der geheimen Einnahmen und Ausgaben, ein ſtarkes Geſchenk für Verſchwiegenheit abgefallen war, ſo wurden mit Aufopferung eines Theils dieſes Geſchenks noch zwey Füchſe angekauft, und die ſchöne Anna fuhr an demſelben Morgen, wie Ferdinand eingeladen war, um den erſten glänzenden Beſuch bey der Wittwe von Schurke abzuſtatten.

Wahrſcheinlich wäre ſie nicht einmahl angenommen worden, wie ſie ſich melden ließ, wenn die Dame nicht in dem Augenblick an Ferdinand gedacht, und ſie als ein Mittel hätte brauchen wollen, ſich geltend zu machen.

Es wurde daher von zwey Bedienten der Schlag der einſpännigen Kutſche aufgemacht, die Dame herausgehoben, und ſchon an der Treppe, welches ſonſt nie bey Bürgerlichen der Fall war, kam ihr die Wirthin entgegen.

Wäre Ferdinand ſchon da geweſen, ſo hätte ſie ſie vielleicht umarmt. So bewillkommnete ſie ſie ſehr artig, führte ſie ins Zimmer, und erſtaunte nicht wenig, da die ſchöne Anna, deren Auftritt ſie, nach den vier Pferden zu urtheilen, ſtolz erwartet hatte, ihr den Rock küßte, und um Verzeihung bat, daß ſie nicht ſchon lange dem erſten glänzenden Sterne des Hochadlichen von

Schurkiſchen Hauſes ihre Demuth bezeugt hatte.

Wenn Dame Triebreich ſchon merkte, wohin das zielte, ſo war ihr doch dieſe Selbſtverläugnung in Gegenwart ihrer Bedienten ſo äuſerſt willkommen, daß ſie nicht unterlaſſen konnte, zu erwiedern, wie ſie die Bekanntſchaft eines neuen, obſchon bürgerlichen, doch ehrenvollen Zuwachſes ihres Hauſes zu ſchätzen wiſſe und ſchon lange gewünſcht habe.

Uebrigens war ihre erſte Aufwallung, bey Erblickung der wirklich ſchönen Frau, nur durch den überladenen Putz gehemmt worden, mit welchem dieſe auftrat, und gegen den ihr einfacher Anzug in den Augen eines reellen Mannes auffallend gewinnen mußte.

Man unterhielt ſich von Stadtneuigkeiten, von Moden, vom Landleben. Die ſchöne Anna hechelte ein wenig, welches die Dame ſittſam ablehnte, und ſo gieng es bey einem nicht ſparſamen Dejeuner fort, bis Thereſe von Edel angefahren kam, und die Nachricht von der baldigen Ankunft ihres Bruders brachte.

Doppelt willkommen war der Dame

Triebreich ſehr die Erſcheinung Annens. Denn wie hätte ſie Thereſen unterhalten ſollen, da ſie mit dem Bruder allein ſprechen wollte.

Sie brachte beyde nun zuſammen, und ſtellte Annen als eine Verwandte vor, die ſie eigentlich erſt auf ihrer Hochzeit hätte ſollen kennen lernen, durch dieſen Zufall aber nun früher ihre Bekanntſchaft machen würde.

Das Herz der ſchönen Anna hüpfte vor Freuden. Sie ſchrieb ihrem Einfall die glückliche Erreichung ihres Zweckes zu, denn ſie wußte nichts von den Nebenumſtänden, die dazu beygetragen hatten. Sie war aber zuvorkommend artig gegen Thereſen, und wußte ſich ſo zu nehmen, daß Dame Triebreich merkte, ſie könne ſich ihrer in jedem Nothfall bedienen.

2.

Das wird zu grob.

Ferdinand war indeſſen zu Herrn Matthias Franz von Schurke geritten, und wollte hören, was dem Herrn eigentlich zu wiſſen, oder zu ſagen noth wäre.

So wenig er vorher von dieſen Leuten gehalten hatte, und ſo ſchnell die Meynung des Gegentheils gekommen war, ſo war doch kein Urtheil und keine Schlußfolge über ſie, ihm noch entſchlüpft, und die Entdeckung an Thereſen machte ihn geneigter, der erſtern Vermuthung beyzutreten, als der letzten Belehrung. Da er aber ihnen offenbar keinen Beytrag noch Antheil daran beweiſen konnte, ſo war er auch billig genug, dieſes Entſtehen von Mißtrauen zu unterdrücken.

Gänzlich von der Verbindung mit dieſer Familie zurückgehen, konnte er theils des ehelich gegebnen Worts wegen nicht, theils war und blieb ja Thereſe die Hauptperſon, die hier zu wollen, oder nicht zu wollen hatte.

Er kam an, und warm und herzlich wurde er empfangen. Man rief die geſtern abgebrochnen Geſpräche vor, man redete von dem Glücke einer aufgeklärten Denkungsart, man prieß ſein und Thereſens Verfahren vis à vis der dummſtolzen Dame.

Dumm — ſagte Ferdinand, nein, das finde ich ſie nicht, und ſelbſt ihr Stolz ſcheint dem Verſtande, nach allem, was ich geſtern bemerkt habe, untergeordnet zu ſeyn. Sie faßte ſich ſehr ſchnell.

Merkſt du was? flüſterte der Onkel dem Neffen zu. Dieſer, der es mit keiner Parthie, am allerwenigſten aber mit Thereſens Bruder verderben wollte, erwiederte: Allerdings hat ſie Verſtand, auch ziele mein Onkel mit der Dummheit nur auf den Stolz.

Eine galante Dame, mein lieber Bruder, fuhr er fort, kann nie dumm ſeyn, und wie galant gab ſie ihnen gleich bey der Aeußerung ihrer Meynung nach! Wahrhaftig, ich erkannte ſie da ganz aus den vorigen Zeiten wieder, die zwar mein Alter als kindiſch noch nicht zu beobachten wußte, die aber Zeitgenoſſen von der Matrone mir mitgetheilt haben.

Matrone! erwiederte Ferdinand lächelnd, nun Matronen-Anſehen hat die Dame Triebreich noch wohl nicht. Hat ſie die Jahre, ſo hat ſie ſich wenigſtens gut konſervirt.

Bey dieſem Ausdruck nahm Ferdinand zum erſtenmahle einen kleinen Anſtrich von Leichtſinn an, hüpfte zum ſervirten Dejeuner und trank ein Glas Roſoli aufs Wohl der jungen Matrone.

Die verſchiedenen Herren von Schnurken glaubten hier einen unbemerkbaren Augenblick zu haben, ſahen ſich verwunderungsvoll an, zuckten die Achſeln, winkten ſich zu, und dieſes alles bemerkte Ferdinand im gegenüberſtehenden Spiegel durch einen flüchtigen Blick ſehr genau.

Sich auf dieſe Art der Denkungsart derer zu nähern, mit denen ein enges Bündniß unvermeidlich iſt, hielt er nicht für unerlaubt. Gleich war aber auch die Entſchuldigung bey ihm parat, daß dieß der reichen Erbſchaft zu Gefallen geſchähe.

Eine kleine Entfernung Ferdinands wenig Augenblicke nachher aus dem Zimmer gab ihnen Zeit zu einer Unterredung, in welcher das Detail von dem Leben der Dame Triebreich beſchloſſen wurde. Auch wandte ſich das Geſpräch gleich nach ſeiner Zurückkunft dahin.

Erben mit ihrem ſeligen Eheherrn hat ſie freylich nicht, ſagte Schurke der ältere. Aber man ſpricht von einigen ſeitwärts entſproſſenen Söhnlein und Töchterchen, die denn doch wohl im Teſtamente von ihr reichlich bedacht werden könnten. Wirklich wußten die Herren nicht einmahl von dem einen etwas, deſſen ſich auch die Mutter kaum noch entſinnen konnte.

Schurke der jüngere ſuchte mitunter zu mildern, was der Aeltere zu bunt machte, worüber dieſer endlich in Zorn gerieth, und herausfuhr: Ey was! Man könnte ſie füglich die große Hure von Babylon nennen, denn noch jetzt ſtrebt ſie ja allen Männern nach.

Das wird zu grob, ſagte Ferdinand bey ſich, und ſuchte das Geſpräch abwärts zu lenken.

Nicht ſo mit ſeinen Gedanken. Die blieben nicht bey der Wittwe allein, ſondern bey der ganzen Sippſchaft ſtehen, und er fieng an zu wünſchen, daß er das Badehaus, welches den Anlaß zu dieſer ganzen Heyrath gegeben, nicht möchte haben bauen laſſen.

Ohne zu ſagen, wohin er nun gehen würde, bat er um die ſchnelle Abfertigung, und nach einigen ſehr vortheilhaft für ihn mitgetheilten Ehepaktpunkten entfernte er ſich von Onkel und Neffen.

Dieſe ſahen einander verwunderungsvoll an, und behaupteten, da er weg war, es wäre ſo gut als ſey er nicht da geweſen, wenn er, wie gewöhnlich, die Sache auf die leichte Achſel nähme.

3.

Finden konnte er ſich noch nicht daraus.

Die Dame Ilſabe ſuchte verſchiedene Gelegenheiten ſich von der Geſellſchaft wegzuſtehlen, und brachte dieſe Augenblicke auf einem Altan zu, der nach der Landſtraße blickte, und von dem ſie ſehnſuchtsvoll nach Ferdinand, ach! hätte ſie ſeufzen können: Nach ihrem Ferdinand! ſich umſahe.

Sie war glücklich genug, ihn kommen zu ſehen und wirklich, nie nahm ſich Ferdinand beſſer aus, als zu Pferde. Da ſaß der ganze ſchöne Mann wie angegoſſen, und muthig, aber die ſtolze Laſt, die er trug, fühlend und achtend, trabte der Gaul daher.

Die Dame wagte nicht, ſtarr nach ihm hinzublicken, aber den Kopf in die Hand geſtützt, ſchielte das eine Auge auf ihn herab, und bewirkte ſo wohlgefällige Ideen, daß ſie beym Abſteigen vom Pferde ſich verlor, ihm entgegenzugehen vergaß, und nachdenkend ſitzen blieb.

In dieſer Stellung hatte ſie ja Ferdinand ſchon lange bemerkt, hatte ſie nicht für erkünſtelt, wie ſie es vom Anfange war, gehalten, und da in dieſer Minute die ſchändlichen Verläumdungen ihrer Verwandten ſich ihm zurückriefen, und er ganz das abſcheulichſte, ſolche Blutsfreunde zu haben, empfand, ſo gerieth ſeine natürliche Lebhaftigkeit in Enthuſiasmus, er ſchlich ſich auf den Altan, und dicht hinter ihr rief er: Sie ſind ſehr gedankenreich vertieft, meine Gnädige.

Wirklich erſchrocken wandte ſie ſich um, und glühete im Geſichte, eine große Empfehlung für ſie, denn Ferdinand konnte nie Schminke leiden. Sie war wirklich allerliebſt einfach gekleidet, und hätte auf jedem nicht ſo im Herzen gewaffneten, wie Ferdinand, Eindruck gemacht.

Verzeihen Sie, Herr von Edel, meine doppelte Nachläſſigkeit — einmahl Sie nicht zu bemerken, und dann von Ihrer liebenswürdigen Schweſter mich zu trennen. Doch ſie hat Geſellſchaft, und rathen Sie?

„Ich bin zu wenig Seher — um dieſes zu können —“

Eben die Dame, der ich geſtern den Zutritt zur Hochzeit verweigern wollte. In der That, wenn ich Sie nicht nach eben dieſer

Erfahrung für zu aufgeklärt hielte, ich würde um Verzeihung bitten, daß ich geſtern Adelſtolz äußerte. Indeſſen danken muß ich Ihnen für den geweckten Lichtſtrahl in meinem Herzen, der bisher in einer Hülle gelegen haben muß. Gäbe es noch Zauber, ich würde ſagen, Sie haben mich entzaubert — doch — von einer Ungerechtigkeit haben Sie mich gerettet. Laſſen Sie uns zur Geſellſchaft gehen. Hernach — weswegen ich Sie bitten ließ.

Beſcheiden, aber doch vertraulich, reichte ſie ihm den Arm. Da iſt doch auch nicht eine Spur von babyloniſchem Weſen, dachte er und führte ſie fort. Sie kamen bey den übrigen an. Thereſe war äußerſt munter. Die geputzte Anna mißfiel ihm auf den erſten Anblick und der ſchlauen Wittwe entgieng das nicht.

Sie ſtellte ſie ihm als eine Verwandte vor, und noch einmahl erröthete ſie, oder wußte zu erröthen. Daß dieſes gegen die dick geſchminkten Wangen Annens abſtechen mußte, das wußte ſie gewiß auch.

In der Folge bemerkte Ferdinand, daß Thereſe ſich ſehr viel mit der geputzten Anna zu ſchaffen machte, wie ſie ſich denn auch bald in den Garten verloren, und beyde allein ließen.

Jetzt bat ſich Ferdinand die Urſache ſeines verlangten Beſuchs aus.

Es betrift meine Vettern Franz Matthias und Treuherz von Schurke, erwiederte ſie.

Wie, dachte Ferdinand, ſollte die Gegenlitaney hier angehen?

Ohne gerade zur Vormünderin Ihrer Schweſter geſetzt zu ſeyn, fuhr ſie fort, halte ich mich doch wegen meiner mehreren Jahre, und vielleicht einiger nicht unbedeutenden Erfahrung, berechtigt, etwas über eine Verbindung zu ſagen, die uns beyde intereſſirt.

So unbillig es von mir wäre, Vetter Treuherzens im Böſen zu gedenken, wenn ich dergleichen auch wirklich von ihm wüßte, ſo voreilig wäre es, ihm jedes Fehlers zu entbinden, und als ein vollkommnes Muſter aufzuſtellen. Ich will ihn daher weder loben noch tadeln.

Ihre Schweſter, meine gewiß liebe Thereſe, iſt ein von Ihnen gebildetes Frauenzimmer. Erſparen Sie mir das, was die

Welt darüber zu Ihrem Beſten ſagt, aber erlauben Sie mir auch vorauszuſetzen, daß Ihre Schweſter ſo wie jede unſeres Geſchlechts Schwachheiten hat.

Ich glaube bemerkt zu haben, daß ihre Herzensgüte zu weit geht, und ich brauche wohl nicht zu ſagen, daß ich ſie nicht gern ein Opfer derer ſehen möchte, die durch Nachgeben nicht in Schranken gehalten werden.

Rechnen Sie es auf die Liebe zu Ihrer Schweſter, daß ich in meinem Vertrauen ſo weit gehe, meine Verwandte in ein ſchwaches Licht zu ſtellen. Uebrigens werden Sie die Erfahrung dieſer Wahrheit bald ſelbſt machen.

„Ich habe ſie gemacht,“ dachte Ferdinand.

Weil aber dieß zu ſpät kommen möchte, weil ich in einem falſchen Lichte bey Ihrer Schweſter erſcheinen könnte, wenn ich darüber ſpräche, ſo bitte ich Sie, warnen Sie Thereſen. Sie ſoll Gefälligkeit zeigen, wie die Frau ſie dem Manne, wie die Nichte ſie dem Oheim ſchuldig iſt, aber ſie ſoll Rechte, die die ihrigen ſind, Grundſätze, die Sie ihr gegeben haben, nicht aus Gefälligkeit mit andern vertauſchen — die —

Hier machte ſie eine lange Pauſe, und ſahe Ferdinanden ſcharf ins Auge —

Die — endete ſie — wer will denn tadeln, aber die Ihrigen ſind doch beſſer.

Nun nahm ſie ihn wieder bey der Hand, und lebhaft und unbefangen fort mit ihm, um Thereſen aufzuſuchen. Ferdinand wußte nicht, wie ihm geſchahe.

Ehe ſie die Geſellſchaft fanden, ſagte ſie noch: Sehen Sie, das war es alles, was ich Ihnen zu ſagen hatte, und nun, haben Sie Geſchäfte, ſo reiten Sie in Gottes Nahmen — wo nicht, ſo bringen Sie den Tag, ſo vergnügt ich Ihnen ſolchen machen kann, bey mir zu.

Und wenn ich auch Geſchäfte hätte, ich gienge heute nicht, ſagte Ferdinand.

4.

Die Reſultate.

Ferdinand fühlte in dem Augenblick, er habe etwas geſagt — nicht — was er nicht hätte ſagen ſollen, aber doch, was er nicht geſagt zu haben wünſchte. Dame Triebreich wurde roth, und wurde roth — ohne daß Ferdinand auf ſie ſahe — alſo, wenn ſie das Rothwerden wirklich in ihrer Gewalt gehabt hätte, war es dießmahl nicht Kunſt.

Ich ſehe einige meiner Leſerinnen die Näschen rümpfen. Wie! Sie glauben nicht, daß eine Dame, die den Vierzigen nahe iſt, noch roth werden könne? Liebe — ſüße Seelen! Wie ſeyd ihr im Irrthum.

Das Rothwerden ſteckt wahrhaftig nicht in den Jahren, und ich habe Mädchen von 16 Jahren bey Ausdrücken leichenblaß bleiben ſehen, bey welchen eine ſechzigjährige ehrliche Frau in ihrer dritten Ehe gewiß roth geworden wäre. Ach, das Rothwerden liegt tief im Herzen, und in den augenblicklichen Geſinnungen des Herzens. Und doch wette ich, beym erſten ehelichen Gedanken, der dieſem 16jährigen Mädchen praktiſch vorkommt, wird ſie bey dem nehmlichen Ausdrucke blutroth überlaufen.

Dame Triebreich wurde roth, weil dieſe Aeußerung Ferdinands ſie überraſchte, weil ſie ſie noch gar nicht vermuthete, weil ſie vielleicht fühlte, ſie verdiene ſie noch gar nicht, und nach ihrer eignen Würdigung die lange Laufbahn vor ſich ſahe, ehe ſie wirklich verdienen konnte, was ſie zu beſitzen wünſchte, zu hoffen wagte.

Daß in Frau Ilſabe Triebreich eine gewaltige Veränderung, eine von den augenblicklichen Situationen vorgefallen war, die aufs ganze Leben Einfluß haben, wird der Leſer ſchon ſelbſt ſehen.

Dieſer jetzige Zug aber brachte noch ein neues Reſultat hervor, und das lautete nicht anders, als:

Dieß iſt ein ſehr guter Menſch, und du mußt beſſer, viel beſſer werden, wenn du ihn verdienen willſt.

Aber auf ihre Heiterkeit hatten dieſe wenigen Worte noch einen ganz beſondern Einfluß. Sie wußte ſich keines Tages in der ganzen Reihe ihrer Jahre zu erinnern, der dem heutigen gleich gekommen wäre, und ſie konnte nicht unterlaſſen zu bemerken, es ſey ein unſchuldig vergnügter Tag.

Auch Ferdinands Reſultate waren mancherley. Das Betragen der Wittwe zuſammengerechnet, war ſie das Gegentheil von dem, was die Herren Vettern geſagt — daß ſie ſich nicht ſchminkte, war gut — daß ſie roth wurde, war gut — daß ſie Thereſen warnen wollte, war gut — daß ſie ihre Verwandte, obgleich bürgerlich, ſo gut aufnahm, wie er es ſahe, das war ſehr gut — beſonders nach der geſtrigen Aeußerung ſehr gut.

Ein Reſultat alſo war gewiß — daß ſie beſſer war, als die Vettern — das Reſultat ſeiner verdienten Achtung war ein anderes, und das Reſultat des gehabten ſehr vergnügten Tages war das dritte, und ebenfalls unverwerflich. Auch hat ſie ihre Jahre nicht verläugnet, ſagte er, und das iſt beym Frauenzimmer ſehr viel.

Ferdinands Vergnügen über dieſen Tag würde ganz rein geweſen ſeyn, wenn er mehr mit ſeiner Schweſter zufrieden geweſen wäre; aber dieſe hatte ſich ſo tief mit der ſchönen Anna verwickelt, hatte ſo viel über Putz und Stadtmoden konverſirt, hatte verſprochen, ſich in die Stadt abholen zu laſſen, um Brautputz einzukaufen, hatte überhaupt mit dieſer Modenärrin eine ſo innige Freundſchaft gemacht, daß Ferdinand faſt an ihr verzweifelte.

Der Wagen mit den vier Pferden raſſelte vor, und da der Weg zur Stadt über das von Edelſche Gut gieng, ſo ſetzten ſich beyde Damen zuſammen, und Thereſens

Wagen fuhr leer nach. Dem ſchönen Reiter folgte die Wittwe, ſo weit ihre Augen ſie trugen.

5.

Unvermuthete Geſellſchaft in der Stadt.

Ferdinand fand auch am heutigen Abend, daß mit Thereſen nicht viel zu ſprechen wäre, und da er ſelten ſo heitre Tage wie dieſen erlebte, wollte er ſich den Abend, der vorzüglich ſchön war, nicht trüben.

Sogar als ſeine Schweſter um die Erlaubniß bat, morgen mit Annen in die Stadt zu fahren, geſtand er es gleich zu, und machte nur auf die Bitte, ob er nicht mitfahren wollte, die Bemerkung:

Mit vier Pferden fahre er nicht gern, weil er aber ohnedem in der Stadt zu thun habe, wolle er reiten. Angenehmer konnte er Thereſen nichts ſagen. Seine Gegenwart war ihr lieb, lieb auch, daß ſie mit Annen allein fahren, und von ihren Angelegenheiten ſprechen konnte.

Dieſe Dame hatte ihre ſchlafende Neigung fürs Glänzen erweckt, und das Feuer hatte ſchnell um ſich gegriffen. Sie wähnte ſich glücklich, wenn ſie jede Mode nun mitmachen könnte.

Der Morgen erſchien, und früh mit ihm Anna. Sie ladete Schweſter und Bruder auf den Mittag zu dem Vetter Nehemias Schurke ein, und die Einladung wurde nicht abgeſchlagen. Wie man gefrühſtückt hatte, und ſich zur Abfahrt bereit machte, drückte Ferdinand ſeiner Schweſter einen Beutel voll Dukaten mit den Worten in die Hand: Zu deinen Bedürfniſſen, Thereſe!

Wie biſt du gut, lieber Bruder, ſagte ſie, und eine Thräne ſchlich aus ihrem Auge.

Daß die Dame Anna von Boutique zu Boutique rollte, daß der Wagen beynahe nicht zureichte, die eingekauften Sachen zu packen, daß die Kaufleute für die ſchönen Dukaten tiefe Bücklinge machten, daß die Menſchen auf den Straßen beſonders die vier Pferde der ſchönen Anna angafften, daß junge Herren in den Kaufläden die Damen umzingelten, ſind Alltags-Dinge.

Anna hatte Herrn Nehemias Schurke noch am Abend den glücklichen Erfolg ihrer Reiſe bekannt gemacht, und dieſer voll Freude ein köſtliches Mahl veranſtaltet.

Aber mehrere Gäſte hatte er nicht erwartet. Indeſſen erſchienen am Morgen bey ihm Herr Franz Matthias Schurke und Herr Treuherz Schurke, und warum erſchienen ſie?

Um haarklein ihm zu erzählen, was ſich mit der Dame Triebreich zugetragen, und wie es ein möglicher Fall ſey, daß dieſe ihnen mit der Erbſchaft aus dem Netze gienge. Sie wünſchten ſeinen Rath und ſeine Wirkſamkeit, dieſes zu verhindern, und um ihn ganz für ſich zu ſtimmen, führten ſie die Antipathie an, die die Dame gegen ſeine Muhme gezeigt.

Wie erſtaunte ſie aber, als Herr Rath Nehemias erklärte, hier müſſe ein Irrthum obwalten, denn geſtern ſey die ſchöne Anna aufs freundſchaftlichſte bey der verwittweten Frau Oberrentmeiſterin von Schurke aufgenommen worden, habe den ganzen Tag bey ihr zugebracht, und ſey, ſo zu ſagen, ihre innigſte Freundin geworden. Die junge Braut ſpeiſe heut bey ihm dem Rath Nehemias, und er bäte ſich Ihre Gegenwart bey dieſem kleinen Feſte auch aus.

Stupider kann kein Menſch ausſehen,

als Matthias Franz in dieſem Augenblicke; nur Treuherz hatte Faſſung genug, zu erwiedern: wo ſeine Braut ſey, wäre ihm jede Einladung willkommen.

Der Herr Konſulent fuhren aufs Rathhaus, die Vettern ins Kaffeehaus, und während erſterer ſich Mühe gab, an ſechzehn Terminen das heutige Mittagseſſen zu verdienen, wozu etwas viel gehörte, ſpielten die letztern, in ſichtlicher Unruhe, was aus dem allen werden ſollte, eine Parthie Schach, die der Oheim verlor, obgleich er während derſelben drey Gläſer Bavaroiſe zur Kühlung ſeines Bluts geleeret.

Das iſt ein verdammter Streich! rief der Onkel beym Aufſtehen.

„Sie verſahen, den Thurm zu rechter Zeit zu decken, Herr Onkel.“

Das Spiel meyne ich nicht, ich meyne den Verfall bey Nehemias.

„Wahr! Aber man muß ſich zu faſſen ſuchen. Wir werden Delikateſſen, ich werde meine Braut ſehen, und das übrige wird der gerechte Himmel ſchon nach unſern Wünſchen leiten.“

Indem rollte der Wagen mit den vier Pferden vorüber.

Sieh da, meine Braut mit der Frau Rathseinnahme - Berechnungsführerin, — rief der Neffe.

Hält ſich die ſchon vier Pferde? ſprach der Onkel. Der Wagen hielt gegen über, und man flog dahin.

Man befand ſich in einem Putzladen. Tauſend Dinge wurden angeſehen, hundert gekauft. Der Onkel ſtieß den Neffen an, um zu bezahlen. Der Neffe ſchüttelte den Kopf, trällerte ſich ein Stückchen, und gieng die Gemählde zu beſehen. Der Onkel mußte wohl oder übel den Beutel ziehen. Thereſe behielt einen Theil ihrer neuen Dukaten, und die ſchöne Anna verſicherte, ſie werde es beym Vetter Nehemias zu rühmen wiſſen.

Das weckte den Alten. Da bezahlt|war, erſchien Treuherz wieder, um mit ſeiner Braut zu reden, und Herr Franz ließ ſich von der ſchönen Anna alle Umſtände des geſtrigen Tages berichten. Er erſtaunte, und ſo viel mit ſeiner weiſen Vorſicht beſtehen konnte, ließ er dieſe Dame in den Plan ſehen, den er vermuthete, den Anna überſeben hatte, über den ſie nun herzlich erſchrack, denn oft hatte ihr Friedlieb Schurke von dieſer Erbſchaft, woran ſie auch Theil nehmen müßten, erzählt, und ſie hatte ſchon berechnet, Schulden darauf machen zu können, denn Herr Spitz von Schurke war näher mit Nehemias verwandt geweſen, als mit dem Geſchlechte der Franze.

Sie wurden von Treuherz unterbrochen, weil dieſer, nachdem er ſchon ein kleines goldnes Etui kaufen müſſen, welches ſeiner Braut ſehr gefiel, fürchtete, es möchte ihr noch mehr gefallen, und den Aufbruch beſchleunigen wollte.

Da der Wagen zu ſehr bepackt war, um alle zu faſſen, und die Witterung ſchön, ſo ließ man ihn ſachte nachfolgen, und gieng zu Fuße. Franz ſtimmte die ſchöne Anna auf dieſem Wege noch dafür, Herrn Nehemias Kälte bey der Sache zu erforſchen; aber um hierüber nicht ein beſonderes Kapitel anzufangen, benachrichtigen wir die Leſer im Voraus, daß Herr Rath Nehemias über dieſen Punkt ſtumm wie ein Fiſch war, lächelte, wenn man auf den Punkt kam, und zuweiſen wohl zu ſagen pflegte, Ferdinand wird nicht toll ſeyn!

Alles verſammelte ſich. Die Thüren des glänzenden Saals flogen auf, und herein traten — von der einen Seite die ganze ſchon erwähnte Geſellſchaft, von der andern Herr Rath Nehemias Schurke, den edlen Ferdinand an der Hand führend.

Neue Beſtürzung von verſchiedenen Seiten. Nie noch war Herr Nehemias freundlicher geſehen werden, als eben an dieſem Tage, und nie hatte man Herrn Matthias Franz ſo beklommen, ſo zögernd, ſo träge bemerkt, als bey dem feyerlichen Mittagseſſen, was der Rath heute gab, und wobey ein Fiſch ſich präſentirte, der bey 50 Thaler gekoſtet. Man behauptet, daß nur Kaufleute und Advokaten dergleichen beſtreiten können.

Bey der Tafel brachte der Rath Nehemias ſelbſt das Wohlſeyn der Wittwe des Oberrentmeiſters, als eines glänzenden Sterns der Familie, aus, und mehrerer Nebenzweige in andern Weltgegenden Geſundheiten wurden getrunken. Ferdinand war aufgeräumt, aber nicht ausgelaſſen, wie Thereſe, die in der Grobheit ihrer Laune ſelbſt nicht ihres Bräutigams ſchonte, ſondern einige ſeiner freylich nicht paſſenden Aeußerungen, mit beißendem Witze lächerlich machte.

Zufrieden und unzufrieden erhob man ſich, und wie Thereſe ihrem Bruder geſegnete Mahlzeit wünſchte, dankte ſie ihm zugleich für den ihr gemachten ſchönen Tag, wogegen er mit einem brüderlichen Händedruck erklärte, er wünſche, daß es nur ein unnütz zugebrachter Tag ſeyn, und daß deſſen Folgen nicht ſchädlich werden möchten.

Das war ſchon die zweyte ſtille Warnung, welche Thereſe von ihrem Bruder erhielt, die ſie leichtſinnig in den Wind ſchlug, und nur zu ſehr zeigte, daß ſie eines ganz andern Führers auf der Bahn ihres Lebens bedürfe, als in Treuherz zu finden war.

6.

Phyſiognomie-Glück.

Rath Nehemias hatte eine Menge Bediente zur Aufwartung. Jeder Gaſt hatte einen Aufwärter hinter ſeinem Stuhl ſtehen, damit es ihm ja nicht etwa einen Augenblick an dem fehlen könnte, was Kitzel des Gaumens hieß. Faſt wurde aufs Denken der Gäſte ſervirt, und ein Blick war gewiß hinlänglich, die Diener errathen zu laſſen, was man wünſchte.

Hinter Ferdinands Stuhle ſtand ein blutjunger Menſch, deſſen ſchönes Anſehn, und melancholiſcher Blick alle Augen auf ſich zog, der aber vom Herrn von Edel näher beobachtet wurde, als von allen übrigen.

Die Miene des Menſchen, die Aufmerkſamkeit, mit welcher er ihm alles reichte, ein hervorſtechendes Gefühl, daß er das thun müſſe, ließen ihm Schlüſſe auf die Seele des Jünglings machen. Er wünſchte einen Blick in dieſelbe thun, und er wünſchte ſogar etwas entdecken zu können, was er ihm zu gefallen zu thun im Stande wäre. Dieß bewirkte ein ſehr leutſeliges Benehmen gegen ihn, was den Jüngling ſichtlich aufheiterte.

Nach Tiſche frug Ferdinand den Rath, wer der ſchöne junge Menſch ſey, den er da in ſeinen Dienſten hätte? Er iſt nicht in meinem Dienſt. Er ſchreibt zuweilen für mich, ſagte der Rath, und weil er ſo ſchön iſt, produzire ich ihn bey der Tafel. Er thut es nicht gern, denn er hat einen kleinen Dünkel, aber ich habe ihm angekündigt, daß er jenen Verdienſt auch verliert, wenn er nicht mit dieſer Aufopferung verbunden würde. Da hat er ſichs gefallen laſſen, aber er iſt dann immer mißvergnügt. I nun, ein junger Menſch muß vieles in der Welt gewohnt werden.

Ferdinand bat ſich aus, die Hand des jungen Menſchen zu ſehen. Nehemias führte ihn in ſein Kabinet, und ſie war ſehr ſchön.

Ich möchte den Mann wohl zu mir nehmen, ſagte Ferdinand. Das wäre ein verdienſtliches Werk, erwiederte Nehemias, und ſchickte Friedrich, ſo hieß der Jüngling, zu ihm.

Sie ſcheinen Kummer zu haben, ſagte Ferdinand, als er kam.

Laſſen Sie mich dieſen behalten, entgegnete Friedrich. Herr von Edel drang nicht in ihn, ſprach von andern Dingen, entdeckte Kenntniſſe, Studium, Kopf — und ſagte: Sie ſollten nicht aufwarten.

Ich habe kein ander Brod, erwiederte

der junge Menſch, und eine Thräne rollte die Wange herab.

Wollen Sie mein Sekretair werden? Ich arbeite in geheimen Geſchäften und verlange nur Verſchwiegenheit.

Prüfen Sie mich, Herr von Edel, und dann nehmen Sie meinen wärmſten Dank. Sie machen mich ſehr glücklich, denn Sie geben mich mir ſelbſt wieder.

Rath Nehemias trat ein. Sie haben einen Schatz vergraben. Ich will ihn hervorſuchen. Er iſt mein Sekretair, Herr Rath — und Sie können gleich heute die Reiſe mit mir antreten, fuhr er fort, indem er ſich zu dem Jüngling wandte.

Sieht Er, mein Freund, daß es gut war, ſprach der Rath, daß Er bey mir aufwartete? Ich verſprach ſeiner Phyſiognomie immer viel Glück. Führ Er ſich nun nur gut auf.

Ich habe noch ein Handpferd mit mir, das können Sie reiten, ſagte Herr von Edel. Sie eſſen an meinem Tiſche, denn der Gefährte meiner Arbeiten muß nicht glauben, daß ich Bequemlichkeiten vor ihm voraus haben will.

Nehemias erſtaunte. Aber er ſagte doch, es ſey edel vom Herrn von Edel gedacht, und da er vielleicht Friedrichen manchmahl Dinge ſchreiben laſſen, die wohl nicht vor jedermanns Augen und Ohren zu produciren waren, ſo wolle er ſich ihm dadurch verbindlich machen, daß er gleich der Geſellſchaft das Glück bekannt machte, welches einen Menſchen betroffen, dem er ſchon lange ſeine Achtung geſchenkt, den zu belohnen aber, ſeine Kräfte und ſein Wirkungskreis zu ſchwach geweſen wären.

Mit einer Beſcheidenheit, die Erziehung und Lebensart verrieth, nahm der junge Friedrich dieſes alles auf. Weder das Naſenrümpfen des Herrn Franz Matthias, noch die witzige Gratulation Treuherzens, noch der Seitenblick der ſchönen Anna brachten ihn aus der Faſſung. Er entſchuldigte ſich über die Bitte, die Geſellſchaft verlaſſen zu dürfen, mit der Betäubung eines ſolchen Auftritts, und gieng, um ſeine Sachen zur Abreiſe in Ordnung zu bringen.

Es iſt gut, daß Sie dem Pauvre Diable auf die Beine helfen, ſagte Franz Matthias, und Ferdinand antwortete ihm: Es wäre gut, wenn jedesmahl an die Beförderung des Talents gedacht würde, deſſen ich in dieſem Augenblick bey dem Manne mehr gefunden, als ich ſeit drey Jahren vergebens unter Welt- und Erziehungsmenſchen ſuche.

Die erſte Minute, wo Thereſe mit ihrem Bruder allein reden konnte, ergriff ſie, um ganz das warme Gefühl ihres Herzens über dieſe That ihm zu entfalten, und weckte dadurch die ſchon faſt ſchlafende Hoffnung bey ihm, daß ſie nicht ganz verderben ſey.

Bleib mein Lehrer, ſagte ſie, wenn ich auf dem neuen Wege, den ich gehen muß, nicht ganz richtig fortſchreite; und er verſprach ihr mit Hand und Mund, dieſes Moments nicht zu vergeſſen, und kehrte weit froher aus der Stadt zurück, als er in derſelben angekommen war.

Nicht ſo die Herren Franz Matthias und Treuherz von Schurke, und die ſchöne Anna.

7.

Hochzeitliſte der Schurken und Edlen.

Hätte die Frau Oberrentmeiſterin Ilſabe Triebreich von Schurke nicht ſelbſt die Ausrichtung der Hochzeit über ſich genommen, und wären die Einladungen nicht von ihrer Seite gekommen, ſchwerlich würde das Feſt ſo groß und glänzend geworden ſeyn. Viele der auswärtigen Schurken würden es nicht der Mühe werth geachtet haben, bey Herrn Franz Matthias zu erſcheinen, andre hätten es für ein Kompliment genommen, und wieder andre hätte man nicht gewagt dazu einzuladen.

Aber die halbe Million, von der man ſie gewiß Beſitzerin wußte, und über welche ſie nach der Meynung der ganzen Schurkenfamilie einzig und allein zu disponiren hatte, lockte jeden. So ſchlecht der Ruf von ihrer Lebensart war, ſo groß war die Begierde in ihrer Gunſt zu ſtehen, und keiner ſchämte ſich, offen und frey zu bekennen, daß er mit ihr verwandt, und die äußerſten Nebenzweige ſuchten ſorgfältig eine nähere Verbindung mit der ausſchweifenden Dame, oder logen einen nähern Verwandtſchaftsgrad, der nie exiſtirt hatte.

Auffallend war es beſonders ihren Hausgenoſſen, daß Dame Triebreich anſehnliche Beſuche, die ſie ſonſt regelmäßig aus der Stadt und den benachbarten Gegenden annahm, jetzt gänzlich abweiſen, und ſo auffallend abweiſen ließ, daß es bald in den Zirkeln bekannt wurde. Indeſſen begnügte man ſich damit, ſich zu ſagen, die große Hochzeit beſchäftige ſie, und nach Endigung derſelben werde ſie die alte Lebensart gewiß fortſetzen.

So natürlich dieß auch ſelbſt bey Liebhabern von Verleumdung erſcheinen mußte, ſo ſchwach und unbefriedigend war dieſes Urtheil in den Augen der Herren Franz Matthias und Treuherz.

Sie wußten wohl, was ſie gern in die Welt gebracht hätten, ſie ſelbſt aber durften es nicht hineinbringen, und nach langem Deliberiren, erhielten ſie in einem Augenblick, wo ihr Verſtand ganz am Ende zu ſeyn ſchien, die Liſte der eingeladenen Schmäuſe von der Dame Triebreich.

Ihr Sendſchreiben lautete folgendermaaßen:

Einen freundlichen Gruß, liebe Vettern!

Ich glaube von den von unſerer Familie

einzuladenden Perſonen muß billig der 1) ſeyn *), Se. Excellenz der Kriegsminiſter Trautmann Ehrenhold von Schurke nebſt deſſen Gemahlin, zwey Töchtern, und hoffnungsvollen vier Söhnen a). Dann folgt 2) der Domainenrath Philipp von Schurke mit ſeinen zwey Schweſtern b). 3) Se. Excellenz der General Schnellfuß von Schurke c), mit ſeinem Sohne dem Ma-

---

*) Wir liefern, uns kürzer zu faſſen, in einer Note die Bemerkungen, die Herr Franz Matthias von Schurke ſeinem Neffen über dieſe Perſonen mittheilte, auszugsweiſe.

a) Er rieth ſeinem Landesherrn zum Kriege, weil er ſich auf keine andre Weiſe aus ſeinen Schulden ziehen konnte. Das Projekt gelang, und mit Hülfe von 20000 verarmten Menſchen, die Neutralität glücklich gemacht hatte, retablirte er ſich.

b) Er ſetzte ſeinen Hals gegen die Abſetzung eines ehrlichen Generalpächters auf die Waage. Die Spekulation gelang. Er behielt den Hals, ein Vetter die Pachtung, und der Ehrliche ſtarb arm, von der ganzen Welt ein Schelm genannt.

c) Dieſer verkaufte den feindlichen Generalanführer, den er ganz eingeſchloſſen hatte, für eine anſehnliche Summe, verrieth ſeine Nation, gieng mit den Geldern durch, und lebt nun auf einem jor Herzlieb von Schurke d), und ſeinem Neffen dem Kapitain Bernhard von Schurke e). 4) Der Vicepräſident Strellhahn von Schurke, nebſt Gemahlin und ſieben Töchtern f). 5) Der Rath und Kon-

---

anſtändigen Fuß in unſrer Nachbarſchaft. Er iſt ein ſehr weitläuftiger Verwandter, aber doch immer eine Excellenz.

d) Sein Sohn der Major übergab eine Veſtung, und ſetzte ſich dadurch in Ruhe, und

e) ſein Neffe iſt der nehmliche, dem als Lieutenant ein Vorpoſten mit einer Kanone anvertrauet wurde, die er abſchießen ſollte, wenn er ſich nicht mehr halten könnte. Wie der Feind anrückte, glaubte er ſich nicht mehr halten zu können, und befahl Retirade. Er vergaß aber die Kanone abzufeuern. Ein reſoluter Unteroffizier kroch wieder zurück, feuerte ſie ab, und verlor durch eine feindliche Kugel den rechten Arm. Er pflegte hernach ſelbſt zu erzählen, er habe zwar die Kourage nicht verloren, aber doch die Kanone vergeſſen. Der Schuß rettete die Armee. Er wurde Hauptmann, und weil er keinen ſolchen Unteroffizier wieder zu finden glaubte, nahm er ſeinen Abſchied. Der letzte geht mit einem Arm betteln.

f) Dieſer war von ſeinem Landesherrn wegen Kaſſendefekten weggejagt, hob ſich aber in einem andern Lande, und präſidirt bey den ſchönen Wiſſenſchaften.

ſulent Nehemias Schurke, mit ſeinem Vetter Friedlieb Schurke, und deſſen Gattin der ſchönen Anna. 6) Der Rentenirer Simon Schurke g). 7) Die Schiffsrheder Hieronymus Schurke, Chriſtian Schurke, Geldhold Schurke, mit zwey Weibern, fünf Söhnen und drey Töchtern h); dieß möchten in allen 50 Perſonen werden. Ich erwarte, was von der von Edelſchen Familie noch hinzugebeten werden muß. Da mein Saal 280 Kouverts faßt, ſo könnte man allenfalls im Allgemeinen eine Zeitungs-Einladung machen, daß alle

---

g) Dieſer Rentenirer erhielt aus einem revolutionairen Lande ein Schiff mit Gold und Silber beladen, ohne Addreſſe. Er nahm die Ladung an ſich, verkaufte das Schiff, ignorirte die Berechnung deſſelben, und fieng mit den gekaperten Schätzen einen einträglichen Handel an.

h) Chriſtian Schurke und Geldhold Schurke haben die ſchönſten Häuſer, und ſind ſo geitzig, daß ſie keinem Armen ein Almoſen geben. Sie ſuchen vielmehr das Bischen eines jeden, dem ſie beykommen können, zu dem ihrigen hinzuzufügen, und haben die Ausſicht Millionairs zu werden, wenn der Teufel ſie nicht früher holt.

unbekannte Verwandte des Geſchlechts der Schurken ſich einfinden ſollten; da aber die Sippſchaft zu groß ſeyn möchte, ſo bitte ich mir einen andern Rath deswegen aus.

Uebrigens hoffe ich dem Herrn Vetter Treuherz mit meinen Anſtalten Ehre zu machen, und dadurch zu zeigen, wie ſehr ich eine Anhängerin meiner Familie bin.

Ilſabe Triebreich Wittwe
v. Schurke,
gebohrne v. Dummſtolz.

Kaum hatte die Dame Triebreich dieſen Brief weggeſchickt, als Ferdinand bey ihr erſchien. Da ſie ſo vielen Antheil an Thereſen nahm, ſo hatte er nicht unterlaſſen wollen, ihr deren Aeußerung von geſtern mitzutheilen.

O ſchön, daß Sie kommen, ſagte die Dame. Ich hätte Sie ſonſt beſucht. Ich wünſche von Ihnen die Liſte Ihrer Familie, die Sie zur Hochzeit eingeladen wünſchen. Je mehr es ſind, deſto angenehmer iſt es mir, denn ich habe nun einmahl eine Vorliebe für ihre Namensvettern bekommen.

Meine Familie iſt klein, ſagte Herr von Edel. Die meiſten ruhen im Dunkeln, weil ſie ſich nicht aufzuſchwingen vermochten. Ich habe einen ehrlichen Onkel, einen Greis, der im ſiebenjährigen Kriege es zum Lieutenant brachte, Lieutenant geblieben iſt, und vor drey Jahren auf halben Sold geſetzt iſt.

Ich hätte ihn gern zu mir genommen; allein er liebt ein Bauerhaus und einen Garten zu ſehr, den er von erſparten Geldern erkauft, und deſſen Ertrag er ſich ſelbſt zubereitet. Ich hätte ihn gern bey der Hochzeit meiner Thereſe. Zwey meiner Brüder leben in Indien und können nicht erſcheinen. Meiner Mutter Schweſter, eine würdige Matrone von 60 Jahren, eine Frau von Thugut, meine Pathe, wünſche ich auch da zu ſehen. Sie wird um Thereſens willen ſich gern auf einige Tage aus dem kleinen Zirkel ihres Wohlthuns entfernen. Das iſt alles, ſchloß er.

O Gott! ſagte die Wittwe, warum ſind ſie nicht ſo reich an Verwandten, als ich?

„Warum das, meine Theure?"

Weil dieſe Sie gewiß lieber hätten, als die Meinigen mich haben, die nur mein Bischen Vermögen, nicht mich lieben. Ich weiß gewiß, man wünſcht meinen Tod.

Laſſen Sie die traurigen Bilder, ſagte Ferdinand. Er fieng an von Thereſen mit ihr zu reden, erzählte die Geſchichte von geſtern. Man kam auf Gefühle des wahren Menſchenwerths, die man ſich wechſelſeitig aus einander ſetzte, und Ferdinand fand zu ſeinem Erſtaunen hier, zwar ungebildete, aber doch reelle Anlagen zum Guten, und Willen ſie zu benutzen.

Der Mittag kam. Er blieb. Der Abend erſchien, und auch dieſer überraſchte ihn noch zu früh.

Wie iſt es möglich, ſagte er zu ſich ſelbſt, daß ich hier einen ganzen Tag zubringen können, ohne mich wegzuſehnen, und ſprengte ſeinem Hofe zu.

Er erſtaunte noch mehr, als er Geſchäfte, die er verſäumt zu haben glaubte, von Friedrich ſo vollkommen berichtigt fand, daß er ſeine Entfernung gar nicht bereuen durfte. Er ſahe voraus, dieſer würde ſein Freund werden.

8.

Die Berichtigung.

Nach durchgeleſener Liſte, gemachten Bemerkungen, und einigen noch aufgeſchriebenen doch unbedeutenden Mitgliedern der Schurkiſchen Familie, ſagte Herr Franz Matthias:

Mir iſt ein großer Stein vom Herzen, lieber Neffe. Hier finde ich Balſam für unſere Wunde.

Erklärung wurde verlangt, und dadurch gegeben, daß Herr Elias Schurke, da er auf der Liſte fehle, das zu gebrauchende Subjekt ſeyn würde, um die Abweiſung der bisherigen Geſellſchaft der Dame Triebreich zu berichtigen, und dem über ſie ſich auslaſſenden Publikum eine nähere Möglichkeit zu geben, aus einem Schneeballen eine Lava zu machen.

Am dritten Morgen, da Tags vorher ſchon alle Einladungskarten geſandt waren, und die halbe Welt der Gegend ſchon wußte, wer eigentlich zu der Hochzeit käme, und wer ausgeſchloſſen ſey, machte Onkel Franz ſich auf den Weg zur Stadt, trat vor Herrn

Elias Hauſe ab, und ging gerade aufs Komtoir zu.

Aber ſchon im Vorzimmer trat Elias Schurke ihm in den Weg, öffnete ein prächtiges Seitenzimmer, worin das Gold der betrogenen Gläubiger glänzte, und ſagte:

Wenn Sie meiner ſpotten wollen, gnädiger Herr Vetter, ſo thun Sie es wenigſtens nicht in der Gegenwart meiner Leute. Ich weiß es ſchon, daß ich vom Hochzeitfeſte ausgeſchloſſen bin, und wahrſcheinlich haben die 2000 Thaler —

„Lieber, beſter Herr Elias, wie kommen Sie auf ſolche Gedanken! Glauben Sie denn, daß ich einem Manne, an dem ich ſo viel verdient habe, nicht mit dieſem unter die Arme greifen ſollte, und noch, werthgeſchätzter Herr Vetter, ſtehen Ihnen 100 Louisd'or ohnentgeldlich zu Dienſte, wenn dieſe Sie glücklich machen können.“

Gott ſey Dank! deſſen bedarf ich nicht. Die Zeiten ſind wieder gut, und der Spekulationsgeiſt hat mich noch nicht verlaſſen. Ich habe eine Entrepriſe gemacht, wobey, im Vertrauen geſagt, eine Tonne Goldes zu verdienen iſt. Ich habe ein Schiff mit Ladung aſſecuriren laſſen, und es geht gewiß unter. Sobald es unter Waſſer iſt, vielgeliebter Herr Vetter, will ich Ihnen die ächten Dokumente, die wir beym [illegible] ſtahlen, und falſche dafür ſchmiedeten, zurückgeben, damit Sie ihnen nicht mehr ſchaden.

„Ja, wahrhaftig, die ſind ja noch in Ihren Händen. Nun eine Hand wäſcht die andre. Ich komme bloß zu Ihnen, um über eine mögliche Wendung nachzudenken, wie wir **Sie** noch mit zur Hochzeit bringen; denn daß ich mit Leib und Seele für Sie geſtritten habe, werden Sie erfahren. Aber die Dame im Schloſſe iſt nun einmahl auf den **Ferdinand** erpicht, und haben Sie etwa mit dem etwas?“

Handlungsgeſchäfte — geheime Lieferungen — Sie wiſſen wohl, wie das geht. Ich war geſtern früh bey ihm, da hieß es, er wäre bey der Dame **Triebreich**. Ich war Nachmittags wieder hinausgefahren, es hieß eben ſo; ich entſchloß mich zu ihr zu fahren, aber ich wurde nicht vorgelaſſen. Es hieß, ſie wollte nicht geſtört ſeyn.

„Da mögen ſie wohl nicht mit einander gebetet haben. Das Publikum ſpricht ſchon viel von der Entfernung aller ihrer alten Liebhaber. Wenn Sie, als Augenzeuge das ein wenig berichtigen könnten, und ſo recht ſchnell herumbringen, wer weiß, welchen Effekt das machen würde.“

Das will ich thun, Herr Vetter. Sie ihrerſeits könnten der Dame inſinuiren, daß ich durch ein Fenſter ſo etwas Geſchehenes geſehen, worüber ſich eine ſkandalöſe Kronik ſchreiben ließe, und —

„Bravo—verlieren wir keine Zeit. Handeln wir von nun an brüderlich Hand in Hand. Auf Wiederſehn, Herr Vetter, unſre Mienen müſſen wirken.“

Er nahm ein Frühſtück von Tokayer und einem indianiſchen Vogelneſte, und hielt, nachdem er ſich entfernt, ein Selbſtgeſpräch, wie bey dem Verrath des Vetter Elias wegen des Schiffes wohl ein Sümmchen zu verdienen wäre, wie aber durch jene Dokumente ein ſchönes Gut zu verlieren ſey, und gebot daher ſeiner Zunge zu verſchweigen, was ſein geitziges Herz gern entdeckt hätte.

9.

Unſchuld iſt die beſte Mauer.

Den folgenden Tag ſchon war es eine Stadtneuigkeit, daß Herr Ferdinand von Edel den ganzen Tag bey der Dame Triebreich zugebracht. Die ſchöne Anna erzählte es im Vertrauen ſechs Freundinnen, die, unter uns geſagt, die erſten Plauderſchweſtern in der Stadt waren.

Sie verſäumte auch nicht zu Thereſen zu fahren, und lächelnd und glückwünſchend ihr die Neuigkeit zu hinterbringen. Thereſe getrauete ſich nicht daran zu zweifeln, weil Ferdinand wirklich den ganzen Tag abweſend geweſen war, weil er ihr ſelbſt geſagt, er habe einen angenehmen Tag dort zugebracht, und da ſie jetzt erſt erfuhr, welchen Ruf die Dame eigentlich hatte, ſo fieng ſie an ein heimliches Mißtrauen in die Sittenreinigkeit ihres Bruders zu ſetzen, ein Keim, der in ihrem Herzen fortwuchs, und einen Theil der Achtung gegen dieſen Bruder verzehrte.

Herr Matthias Franz ſchickte der Dame ein Handbriefchen, worin er ſie bat, für Herrn **Elias** auf ihrer Hut zu ſeyn, der vorgeſtern etwas wolle geſehen haben, was mit der Ehrbarkeit einer Wittwe ein wenig kontraſtire.

Er gab den freundſchaftlichen Rath, lieber den Herrn **Elias Schurle** mit zur Hochzeit zu bitten, als ſich der Gefahr auszuſetzen, daß ein Augenzeuge das, was die ganze Welt ihr übrigens in der Stille nicht verdenken würde, öffentlich ausposaune.

Zum erſtenmahle hob ſich in dieſer Dame das Gefühl, welchen Werth ein unbeſcholtener Ruf habe. Seit dem ſo glücklich mit **Ferdinand** verlebten Tage hatte ſie tauſend Dinge an ihm entdeckt, die ihn noch immer liebenswürdiger ihr machten. Sie war mit jedem nachher verflogenen Augenblicke ſchüchterner geworden, ſich gegen ihn zu meſſen, und ängſtlicher wurden dadurch ihre Beſorgniſſe, dem Manne nichts ſeyn zu können, der ihr alles geworden war.

Wie konnte dieſes Handbrieſchen alſo wohl angenehm auf ſie wirken! Wie war es möglich, daß bey ihr der Gedanke nicht entſtehen könnte: „Erfährt er das, ſo iſt er für dich verloren!“

Eine Thräne trüben Mißmuths ſtand in ihrem Auge, und ſie hätte ihre halbe Million darum gegeben, jetzt unſchuldig da zu ſtehen in den Jahren der Vorzeit, wie ſie in dieſem Augenblicke da ſtand. Wäre Ferdinand gleich jetzt gekommen, ſie wäre ihm zu Füßen gefallen, hätte ihn um Vergebung und um Liebe gebeten. Aber gut war es, daß er nicht zugegen war, denn die folgende Minute war ſie ſchon voll von der Gewißheit, daß ihre Beſſerung, und gebeſſert fühlte ſie ſich wahrlich, noch nicht genug auf ihn gewirkt haben könne, um ihr ſeine Achtung zu erwerben.

Alſo war ſie froh, daß er nicht kam, ſo groß ihre Sehnſucht war, ihn zu ſehen. Sie beſchloß nach langem Ueberlegen, das Handbriefchen ganz zu ignoriren, keinen Schritt in Anſehung Herrn Elias Schurke zu thun, aber auch nicht dawider zu ſeyn, wenn ihn der Vetter Matthias auf ihrem Gute einführte.

Sie dachte, er könne wohl ſo mitunter laufen, wie manche Dame auf unſern heutigen Bällen, gegen welche viele die Naſe rümpfen; wenn aber der Herr Chriſtus auferſtehen, und ſagen ſollte: die da unſchuldig iſt, werfe den erſten Stein auf ſie — ſo würde keine es wagen, einen zu heben.

So wie der Onkel Matthias das Briefchen an die Dame entwarf, ſo ſchrieb Vetter Treuherz einen andern an den Bruder Ferdinand, in welchem er freylich ſeine Hand ſo meiſterlich zu verſtellen ſuchte, wie es ihm immer möglich war. Es enthielt eine Warnung, gegen die Nachſtellungen der Dame Triebreich auf ſeiner Hut zu ſeyn, weil ſchon die letzte zwölfſtündige Unterhaltung mit einer ſolchen Phryne die Aufmerkſamkeit mehrerer Biedermänner auf ſich gezogen.

So mögen die Biedermänner, ſagte Ferdinand, kommen, und ſehen, was geſchieht. Arme Ilſabe! rief er aus, wenn du nach Maaßgabe dieſer Unſchuld auch in andern Fällen behandelt worden biſt, ſo bedaure ich dich von Herzen. Dann iſt wohl jeder Ruf verloren, und wäre er noch ſo unbefleckt.

Dame Triebreich ſchwebte über dieſes Geſchehene im Dunkeln. Hätte ſie es aber gewußt, ſicher würde ſie vergnügter geweſen ſeyn, als ſie es war, denn ſie hatte durch den Zufall viel gewonnen.

Am Abend arbeitete Friedrich am Schreibtiſche Ferdinands, und die Aufſchrift des Briefes, der eben da lag, zog ſeine Augen auf ſich. Was ſehen Sie ſo ſtarr, Herr Sekretair? ſprach Ferdinand.

Die Hand fällt mir auf, erwiederte jener. Bey Herrn Rath Nehemias ſah ich auch einſt ein Billet davon, und er ſagte zu mir: Da ſeh' er einmahl die Hand eines Böſewichts!

Und weſſen Hand war es?— Sagen Sie mirs — mir muß daran liegen.

Iſt denn keine Unterſchrift darunter? frug der Sekretair erſtaunt —

„Sonſt würd' ich nicht fragen. Ich bitte Sie, weſſen Hand iſt es?“

Und ich bitte Sie, die Antwort nicht zu verlangen — es iſt beſſer —

„Es muß ſehr ſchlimm ſeyn, wenn es beſſer iſt, die Wahrheit zu verſchweigen. Doch bitte ich —“

Sie wollen, und ich muß. Vielleicht iſt's mein Unglück — und dann halt ichs für Prädeſtination

„Glauben Sie mich ungerecht? Ich könnte argwöhniſch werden.“

Das nicht, und wenn Sie mir meinen Abſchied geben. Es iſt die Hand Ihres künftigen Schwagers, aber verſtellt. So gab er einſt einen Aufſatz zu einer Schandſchrift. Glauben Sie mir es, ich habe Sie bedauert, ich habe Ihre liebenswürdige Schweſter bedauert, wie ich dieſe Verbindung hörte. Ein Theil meiner melancholiſchen Laune war das, wie Sie mich zum erſtenmahle ſahen.

„Guter Mann! Umarmen Sie mich. Dieß Vertrauen macht Sie mir werther. Aber hier iſt kein Mittel.“

Kein Mittel wäre, ein gewiß unglückliches Band zu trennen?

„Sie liebt ihn. Schaffen Sie Heilung davor. Wider mich ſogar iſt ſie ſchon eingenommen. Können Sie einen Felſen wegwälzen? Können ſie einen Strom in ſeinem Laufe aufhalten?“

So zeigen Sie ihr wenigſtens dieſen Brief, denn Gutes kann er nicht enthalten, damit ſie nicht einſt ſagen kann, Sie hätten ſie nicht gewarnt.

„Junger Mann! Wo nehmen Sie dieſe

Faſſung, dieſe Urtheilskraft her? Ja, ich will ihr den Brief zeigen, und Sie ſind von heute an mein Bruder. Friedrich! Was ich habe, iſt auch mir dein! Ich brauche keiner Prüfung mehr, als der heutigen.“

10.

Sein Gewiſſen war rein.

Die Feyer der Hochzeit nahete ſich. Nur zwey Tage waren noch dazwiſchen. Thereſens Schickſal war dann auf immer, entſchieden. Es war Ferdinand an dem Abend nicht möglich den Brief zu zeigen, und in der Nacht ſtiegen allerhand Zweifel auf, ob ers auch thun ſollte. Er gab ſich nicht allein in die Hände ſeiner Schweſter, ſondern auch die Wittwe, und Anna — die ſchöne Anna war es, der er das Geheimniß nicht mitgetheilt wiſſen wollte.

Er konnte dieß wohl verbieten, aber welche Tochter Evens hört in ſolchen Augenblicken auf Verbot, wo es ihre Seelenfreundin betrifft! Was mußte Thereſe ſelbſt von ihm denken, daß man wagen konnte, ihm dergleichen zu ſchreiben — was erſt, wenn ſie wußte, wer es geſchrieben?

Alle dieſe Vorſtellungen vermochten aber doch nichts über Friedrichs Gründe, und nach einer abermahls unruhigen Nacht gieng er doch am Morgen mit dem Briefe zu ihr.

Wer ihn geſchrieben, ſollte ſie nicht wiſſen. Aber ernſthaft wollte er die Sache nehmen. Thereſe, ſagte er, ich leide um deinetwillen. Man hat mir meinen langen Beſuch bey der Frau von Schurle übel ausgelegt.

O, ſagte ſie lächelnd, das weiß ich ſchon. Wenn du eine Eroberung gemacht, ſo gratulire ich dazu.

„Du weißt es — und du ſagteſt mir nichts? Und du kannſt heiter ſeyn, wenn deines Bruders guter Nahme angetaſtet wird? Du kannſt ſchökern bey ſo einem Vorfall?“

Thereſe merkte, daß Anna ihr keinen guten Rath gegeben, denn von ihr war der Wink, nach dem ſie handelte.

Nun ſollſt du auch wiſſen, von wem der Brief iſt, er iſt von deinem Treuherz. Zwar hat er ſeine Hand verſtellt, aber ich weiß gewiß, daß er ihn geſchrieben. Unſeliges Ballhaus! Thereſe! tritt noch zurück, noch iſt es Zeit. Du kannſt mit einem Mann nicht glücklich werden, der alle ſeine Sachen unter dem Deckmantel der Heimlichkeit treibt. Er hat dich und mich überliſtet. Laß uns beyde noch umkehren.

„Nun ſeh' ich, erwiederte Thereſe, daß Ferdinand mich nicht liebt. Denn wie könnte er auf meinen Geliebten zürnen, wenn er ihn für eine Buhlerin warnt?“

Halt, ſagte Ferdinand, ſprich nichts weiter. Mein Gewiſſen iſt rein. Geh deinen Weg. Aber ſey auf deinem Wege nicht ungerecht. Höre nicht auf die Lockungen, mit denen man dich fangen will, um andern zu ſchaden. Nenne den Nahmen nicht mehr von einer Frau, die, was die Welt auch ſagt, mir immer achtungswerth iſt. Sey ſie geweſen, was ſie wolle, ſeit ich ſie kenne, iſt ſie rein, wie ein Engel Gottes, und ich vertheidige ſie gegen Leumund.

Thereſen mochte es verdrießen, daß Ferdinand ſo warm wurde, und ſie ſagte ſcherzend:

Du willſt alſo ihr Ritter förmlich werden?

Ich will — o Schweſter — ich will dich lieben — ich will dir dienen — aber achten kann ich dich nicht mehr.

Er entfernte ſich ſchnell, weil er für Hitze ſich fürchtete. Er eilte in ſein Zimmer, und rief aus: Es iſt alles verloren, Friedrich, ich habe keine Schweſter mehr!

Mißmüthig warf ſich Thereſe auf ihre Bergere. Warum mußte auch das alles ſo kommen, ſagte ſie. Ich bin gewiß nicht ſchuld, und mein Gewiſſen iſt auch rein. Ich liebe einen unbeſcholtenen Mann, er eine berufene Frau — wer hat denn nun von uns beyden Recht? Sollte Friedrich ihm auch wohl dergleichen in den Kopf ſetzen?

Gerade trat Treuherz ein. Sie frug etwas ungeſtüm, ob er einen Brief an ihren Bruder geſchrieben? Er ſtutzte und verfarbte ſich. Sagen Sie nur die Wahrheit, fuhr ſie fort, es liegt nichts dran. Es iſt ja eine gute Warnung.

Treuherz erholte ſich nun. Wohl gut gemeynt, ſagte er. Die Syrene hat ihn wahrlich ſchon in Stricken.

Sollte Friedrich wohl die verſtellte Hand gekannt haben? frug ſie wieder.

Richtig, ſagte Treuherz. Ich habe dem Rath Nehemias einmahl einen Aufſatz ſo geſchrieben.

Die Schlange muß weg, ſprach Thereſe.

Ich werde mich hüten ſie anzugreifen, entgegnete Treuherz. Nun hat der Sekretair zu viel Gewalt über Ihren Bruder und den Rath. Und auch dieſe beyden ſcheinen ſich zu verſtehen. Dem iſt nicht mehr beyzukommen.

Dame Triebreich fuhr vor, wurde gemeldet, kam gleich hinterher, und ſo ſchmelchelnd ſie Treuherz empfieng, ſo zweydeutig war Thereſens Betragen. Verſtellung hatte ſie noch nicht in ihrer Gewalt.

Die Wittwe merkte wohl gleich, daß etwas vorgefallen. Aber ſie glaubte nur zwiſchen Treuherz und Thereſen.

Auch brauchte ſie von dieſer Meynung nicht abzugehen, denn Ferdinand erſchien gleich, und war artiger als jemahls.

Sie haben verſprochen, Herr von Edel, ſagte ſie, den Vater des Hauſes zu machen, und ich komme Ihnen zu melden, daß Ihre Zimmer, ſo wie die Ihrer Fräulein

Schweſter bereit ſind. Es dürften morgen ſchon Gäſte eintreffen, und ich zu verlegen werden, ſie zu empfangen.

Sind deine Sachen in Ordnung, Thereſe, ſagte der Bruder, ſo können wir heute noch aufbrechen.

Etwas unartig verſicherte Thereſe, ſie ſey darauf noch gar nicht gefaßt.

Das empfand Ferdinand. Wohlan, ſagte er, das ſoll uns nicht ſtören. Ich will Friedrich nur einige Befehle geben, und fahre dann gleich mit Ihnen, gnädige Frau.

Er entfernte ſich. Das Brautpaar ſahe ſich verwunderungsvoll an, und die Wittwe hatte einen ſchönen Triumph. Zu jeder andern Zeit würde ſie ihre Freude nicht haben unterdrücken können, aber ihre Beſſerung war ſchon ſo weit, daß ſie nicht mehr kränken wollte. Sie ſuchte unbefangen Thereſen aufzuheitern.

Ferdinand blieb nicht lange. Meine Ankunft iſt um ſo nothwendiger, ſprach er, da ich ſo eben höre, daß der General mit ſeiner Suite hier vorbeygefahren. Laſſen Sie uns deswegen eilen. Liebe Thereſe! du wirſt ſchon ſo viel möglich eilen.

Dame Triebreich umarmte Thereſen herzlich, und Treuherz wurde flüchtig gegrüßt. Gedanken blieben frey.

Denkt was ihr wollt! ſagte Ferdinand in ſich, mein Gewiſſen iſt, weiß es Gott — rein.

11.

Schurken-Erſcheinungen.

Man fuhr auf einem andern Wege ſo ſchnell, daß man noch vor dem General ankam. Herr von Edel ſetzte ſich in Poſitur, ſeine Würde anzutreten, und die ſchmachtenden Augen der Wittwe ſahen dem Spielwerke in der wohlgefälligen Hoffnung zu, daß es einſt Ernſt werden ſollte.

Se. Excellenz der General waren die Artigkeit ſelbſt. Der Major war ein ſchöner Mann, und mit dem erſten Blicke in die Wittwe verliebt. Er verhehlte dieß ſo wenig, daß Ferdinand gar nicht daran zweifeln konnte, in deſſen Seele etwas vorgieng, worüber er ſich gar nicht Rechenſchaft zu geben im Stande war.

Es war ein Gefühl eines Verdruſſes, daß der Major dieſes zeigte, und er machte ſich von dieſem Gefühle die Auslegung, daß es um der Impertinenz willen da ſey, daß ſich jemand dergleichen unterfangen könnte. Es gab aber auch Augenblicke, wo ihm ein inneres Etwas ſagte, er ſey deswegen nicht unruhig, und doch fühlte er ſich unruhig. Ich hätte nicht geglaubt, daß ich von mir ſelbſt in meiner Freude ſo würde geſtört werden! ſagte er zu ſich, wie er ſich auf ſo verſchiedenen Ideen ertappte.

Den andern Tag ſtrömten die Schurken herzu. Die andre Excellenz kam auch. Keiner von den oben genannten blieb aus. Es kamen viele hübſche Männer, eine Menge ſchöner Frauenzimmer.

Für Ferdinand war auch nicht eine da. Alle waren geſchminkt, und das war einmahl ſeine Antipathie.

Thereſe kam Abends ſehr ſpät in Begleitung von der ſchönen Anna. Sie war mit allen ihren Geſchäften fertig geweſen, aber da ſie ihrer übeln Laune wegen der Dame Triebreich einmahl den Zügel ſchießen laſſen, ſo wollte ſie nun auch nicht wieder zurückgehen. Sie ließ gleich nach Ferdinands Abfahrt anſpannen, und fuhr in die Stadt, wo ſie bis auf den Augenblick der Abfahrt nach dem Gute blieb.

Ferdinand erfuhr dieß, und es kränkte ihn ſehr. Er war noch zu ſehr Bruder, um es auf ſeinem Herzen zu behalten; allein, da ſeine brüderliche Empfindlichkeit kalt aufgenommen wurde, ſo ſchwieg er nun auch ganz.

Den Morgen des Hochzeittages erſchienen die nähern Gäſte, und unter ihnen war denn auch Herr Elias. Er hatte ſich an den Rath Nehemias, und dieſer durch die ſchöne Anna an die Dame ſelbſt gewandt, und ſie hatte lächelnd geſagt: Mögen alle Schurken der Welt kommen! und ſachte vor ſich hinzugeſetzt: Um meine Bekehrung zu ſehen.

Mit Herrn Elias kam Herr Schwurwitz Schurke, ein Kaufmann aus der Fremde, der ihn zu beſuchen gekommen, und den Glanz des Schurkiſchen Hauſes in dieſer Provinz weiter zu erzählen betheuerte.

Er ſoll einmahl in einem ſchlimmen Handel geweſen ſeyn, ſagte Oheim Franz Matthias, wie er ihn ſahe.

Einige aus der Geſellſchaft wollten wiſſen wie?

Man hat ihm einen ganz kleinen Meuchelmord an einer Frauensperſon ſchuld gegeben, die er zuvor geliebt, aber er hat ſich mit Ehren herausgewickelt. Der Thäter ſoll hernach entdeckt worden ſeyn.

Ein anderer, Daniel Schurke genannt, aber nicht der Prophet, kam auch. Dieſer hatte einmahl zehn Wechſel an einem Tage abgeſchworen und den andern Tag ſie bezahlt. Die Meynungen über die That waren getheilt. Einige nannten ſie eine heroiſche, weil er ſich damit vom Falle rettete, andre meynten, ſie gehöre unter die niedrigen, weil es doch immer ein falſcher Eyd ſey. Die Polizey ſuchte zwar etwas dabey zu verdienen, aber Herr Daniel Schurke hatte ſo vorſichtig unter andern Rubriken gezahlt, daß man ihm nicht beykommen konnte. Er nahm hernach ein kurioſes Ende, wie der Leſer ſeiner Zeit erfahren ſoll.

Das Pelemele dieſer ganz beſondern Geſellſchaft war denn doch ziemlich gleichförmig, und ſelbſt die des höhern Standes hatten eine gewiſſe Art von theilnehmender Anhänglichkeit gegen die Geringern, weil ſie doch auch zur Schurken-Familie gehörten, und man nicht wiſſen konnte, wie die Kleinſten einmahl durch den natürlichen Trieb aller Schurken mehr zu werden, und durch die leichten Mittel des Betrugs, Verraths, der Schelmerey — ꝛc. ꝛc. in die Höhe und zu einer blendenden Wichtigkeit gelangen könnten.

Hierzu kam, daß alle die anweſenden Schurken Geld hatten, und glänzten, denn die armen Schurken, denen das Glück nun trotz ihrer Kniffe und Pfiffe den Rücken gekehrt, hatten ſich geſchämt in die Geſellſchaft reicher Schurken zu kommen.

Sr. Sr. Excellenzen hielten ſich hauptſächlich an den Flaſchen, der Herr Major krochen wie ein Maykäfer hinter der ſchönen Wittwe Triebreich her. Der Hauptmann erzählte von ſeinen Heldenthaten, und brachte die Kanone noch einmahl vor. Der Domainenrath war mit Oekonomie und Verwaltung der Finanzen jeden Augenblick auf dem Tapet. Der Vicepräſident las verſchiedene Gedichte vor, und drohete mit 21 Reden, die er gelegentlich gehalten. Der Konſulent Nehemias beſchrieb den Damen die Grade der Tortur, und machte die verſchiedenen Arten von Geſchrey nach, die die Delinquenten bey jedem Grade vorzubringen pflegten. Der Rentenirer Simon Schurke lächelte dumm-vergnügt, und erzählte von ſeinen Liebesgeſchichten, und einer von den Schiffsrhedern ſahe einen gemahlten Tempel für eine Börſe an. Schwurwitz Schurke ſchwänzelte um jede Schürze herum, und Daniel log, daß die Balken knackten.

Eine Menge andrer unbekannter Schurken hielten ſich bloß ans Eſſen und Trinken, denn die Geſellſchaft war durch die Güte der geladenen Schurken gegen alle Schurken, mit denen ſie in Verkehr ſtanden, und die ſie mit ſich ſchleppten, bis auf 200 Menſchen angewachſen.

Um ſo eigner nahm ſich der kleine Zirkel der guten Edel aus. Der brave Lieutenant umarmte ſeinen Ferdinand herzlich, die Matrone Thugut vergnügte ſich an Thereſen, und Ferdinand, und, zu ihrer Ehre ſey es hier geſagt, die Dame Triebreich machten mit dieſem alten Paare den einzigen beſcheidnen Theil des Zirkels aus.

Wie die Trauung vorüber war, ſetzte man ſich zur großen Tafel, und wie man da aufſtand, erklärte die Wirthin vom Hauſe, daß für 8 Tage man nun volle Freyheit habe, zu begehren, was man wünſche, und zu handeln, wie man wolle. Niemand ſey gezwungen — die Tafel ſtets gedeckt, alles im Ueberfluß vorhanden.

Herr Franz Matthias nannte dieß aber ein Unweſen, und meynte, mit zween Tagen habe es auch wohl abgethan werden können; doch lächelte er, als Dame Triebreich ihm ſagte, ſie wolle dafür zwey Jahre früher ſterben.

Eine detaillirte Beſchreibung zu machen, was 200 Perſonen, deren größter Theil ausgelaſſen waren, in 8 Tagen für Tollheiten begiengen, wäre zu viel verlangt. Die Hauptperſonen aber darzuſtellen, und charakteriſtiſche Züge zu ſchildern, die hin und wieder vorfielen, ſey mir vergönnt.

12.

Ernſt und Scherz auf Hochzeiten.

Der Bräutigam ſchien mit ſeinem erreichten Zwecke zufrieden, und fieng den andern Tag ſchon an, andre Liebſchaften aufzuſuchen. Thereſe, ſey es nun, daß ſich beyde darüber verſtändigt, oder daß ſie bloß dem Eitelkeitsteufel zu Gefallen ſich einen Gatten gewählt, genug, ſie ſchien das leichtſinnige Betragen ihres Mannes entweder nicht zu fühlen, oder es als Galanterie zu betrachten, und kümmerte ſich bloß um ihren Putz, den ſie auch alle Tage in ſo verſchwenderiſchem Maaße verwechſelte, daß ihr Bruder vor Erſtaunen nicht einmahl ein Wort darüber verbringen konnte.

Ganz anders verhielt es ſich mit der Dame Triebreich. Immer mit Geſchmack und nie überladen gekleidet, entſchuldigte ſie ſich bey allen, die darnach frugen, daß eine Wirthin vom Hauſe nicht im Putze, ſondern in der Bewirthung ihrer Gäſte ihren Stolz ſuchen müßte, und da der einfache Anzug ſie immer nur reitzender machte, und ihre zuvorkommende Gefälligkeit gegen jeden, eines jeden Herz ihr zuwandte, ſo konnte man ſie füglich die Königin des Feſtes nennen.

Bey allem dem aber hielt ſie ſich ſo in den Schranken der Zurückhaltung, daß auch nicht einmahl der entfernteſte Verdacht einer Liebſchaft, geſchweige denn einer Buhlerey, auf ſie kommen konnte. Mit Aufopferung ihrer liebſten Wünſche, und dem Zwange, ihre Gedanken nicht laut werden zu laſſen, war ſie gegen Ferdinand nicht artiger, als gegen jeden andern, ſetzte dadurch alle in Verwunderung, brachte einige Liebhaber zur Verzweiflung, und regte in den Herzen Franzens und des Brautpaars eine Art von Wuth.

Denn leider hatte auch Thereſe ſich mit verſchworen, ſie aufs genaueſte zu beobachten, und wo möglich mit ihrem Bruder oder irgend einem andern ſie zu überfallen, und zu beweiſen, was Ferdinand leider nicht Wort haben wollte.

Wie in den erſten zwey Tagen, ſie die Nichtigkeit ihrer Pläne entdeckten, machte ſich Franz an den Major, und wollten dieſen bereden, tumultuariſch zu verfahren, weil ſie nun einmahl keine Veſtalin wäre.

Das bekam ihm aber übel, denn beym erſten Verſuche, den die Dame mit ſtrengem Ernſt abwieß, raunte ihm Ferdinand ins Ohr: Wenn er nicht etwa mehr Kourage ſich angeſchaft, als damahls, wie er die Veſtung ſo ſchändlich übergeben, ſo möchte er ſich aller Inſolenzen enthalten, weil ohne Kugelwechſeln er auch nicht den kleinſten Verſuch mehr machen dürfe. Er habe das Amt des Hausvaters hier übernommen, und er wolle es ausführen.

Die Sache blieb nicht ganz ohne Zeugen, denn ein Schurke iſt immer des andern Verräther, und da es endlich der Dame Triebreich auch zu Ohren kam, war ſie für Freuden außer ſich, denn eine Stufe war ſchon mehr in ſeinem Herzen gewonnen.

Herr Matthias Franz von Schurke war wüthend, daß auch dieſer Anſchlag ihm fehlgeſchlagen war, und noch mehr, daß er auch nicht eine Muthmaßung erſinnen konnte, warum das alles jetzt ſo ganz anders ſey, wie es ehedem geweſen. Auch nicht im äußern täglichen Umgange der beyden ließ ſich etwas entdecken, was auf das Paar nur einen Schein eines Verſtändniſſes hätte werfen können, und da er alle ihre Schritte und Tritte belauerte, da der frühe Morgen ihn vor ihren Zimmern umherpatrouliren ſahe, da der ſpäte Abend ihn noch in den Gängen fand, da die mitternächtlichen Stunden zuweilen, um unruhige Träume durch Spazierengehen zu verſcheuchen, dort zugebracht wurten, und er nie befriedigt zu ſeiner Lagerſtätte zurückkehrte, ſo war er der unglücklichſte Menſch unter dem ganzen Haufen; denn auf den wahren Grund, auf die Bekehrung der Dame verfiel er gar nicht, weil er bey andern nicht möglich glaubte, was bey ihm ein Werk der Unmöglichkeit war.

Er fand außer dieſer noch verſchiedene andre Gelegenheiten ſeine Galle ins Blut zu jagen. Unter andern klagte Herr Elias an einem Abend, wo ſtark pokulirt worden war, daß er ein ſo reiches Schiff nach Oſtindien geladen, daß er nicht Aſſüradeurs genug darauf bekommen könnte, ohngeachtet er eine außerordentliche Prämie bezahlen wollte, und Herr Simon Schurke der Rentenirer ließ ſich mit ihm auf eine hohe Summe ein, die Matthias nun offenbar in Elias Beutel ſpatzieren ſahe, ohne es verhindern zu können. Er verſuchte zwar dem Elias einige Precente abzulocken, aber das Wort: Dokumente! von dieſem ausgeſprochen, machte ihn gleich wieder ſtumm.

Er mußte mit anhören, daß Dame Triebreich Herrn Konſulenten Nehemias zwölf Bouteillen ihres köſtlichen Tokayers verehrte, und er konnte nicht auf eine Anſpruch machen, denn auf die erſte Anſpielung erwiederte ſie, daß er ihn ja im Ueberfluß in ſeinem Keller habe.

Weil er verdrießlichen Humors war, war er baar Geld, ſobald er ſich zum Spiele niederſetzte, und wenn er das verdammte Badehaus in dieſem Augenblick bis auf die Waſſerpfeiler hätte abbrennen können, wäre es ihm eine wonnige Empfindung geweſen.

Die beyden Excellenzen waren indeſſen auch nicht müßig geweſen. Beym Burgunder, deſſen ſie einige Körbe ausgeſoſſen, hatten ſie überlegt, daß ſie beyde große Familien hätten, daß freylich ihre Umſtände, welches ſie ihrem ausgezeichneten Genie verdankten, eben nicht die ſchlechteſten wären, daß aber doch der Zuwachs einer halben Million für die beyden Häuſer ein eklatantes Glück ſey, und es war die Verabredung unter ihnen getroffen, daß ſie beyde im gleichtheiligen Beſitz dieſes Vermögens kommen wollten, wenn es ihnen glückte, die Dame zur Heyrath mit einem von ihren Söhnen, oder zu einem Teſtamente zu ihrem beyderſeitigen Beſten zu perſuadiren. Sie begehrten daher eines Morgens ein Stündchen Privataudienz, welche ihnen auch in einem Pavillon des Gartens zugeſtanden wurde.

Der Kriegsminiſter führte darin das Wort. Nach einer Menge Lobpreiſungen beklagte er die Dame, ſo wie ſich und die andre Excellenz, daß ſie ſich mit ſolchem Familiengeſchmeiß, wie hier jetzt verſammlet wäre, abgeben müßten, und daß es beſonders für ſie, die Wittwe Triebreich, ſehr penibel ſeyn müſſe, daß alles auf ihren Tod lauerte — daß ſie, die beyden Excellenzen, hierüber lange Konferenzen gehalten, und auf Mittel gedacht, ſie aus dem Joche zu ſpannen.

Meiner Seele, ſagte die General-Excellenz, eine ſo muntere Dame in ihren beſten Jahren, muß in die Welt, die Welt genießen, und nicht ſo auf ihrem Gute hocken. Meiner Seele, nehmen Sie meinen Jungen, den Major. Iſt ein' fixer Kerl, und wird Ihnen ſchon was auf zu rathen geben.

Die Dame wurde roth bis über die Ohren.

Oder, ſagte die feinere Miniſter-Excellenz, ſteht Ihnen einer von meinen Söhnen an, ſo ſoll er in kurzer Zeit Rang und Titel haben, wie Sie es ſelbſt wollen, und ſogar die Excellenz ſoll Ihnen nicht fehlſchlagen.

Meine Herren, ſagte Dame Triebreich äußerſt beſcheiden, Ihr Zutrauen iſt mir ſchmeichelhaft. Auch kenne ich keine größere Ehre, als mich mit den erſten Familien unſers Hauſes ſo nahe zu verbinden. Ich kann ſogar nicht läugnen, daß ich keine Abneigung gegen eine zweyte Heyrath habe, aber ich bin mit der erſten ſo unglücklich geweſen, daß ich den Mann erſt prüfen müßte, dem ich mich überließe.

Weiſe geſprochen, ſagte der Kriegsminiſter. Aber ich bin auch gewiß überzeugt, daß unter ſo vielen jungen Leuten von Erziehung Sie einen finden würden, der Ihren Wünſchen entſpräche. Lernen Sie ſie näher kennen, und entſchließen ſich dann.

Ich komme auf einen andern Punkt. Wir haben beyde zeitliche Güter, um zu leben, das wiſſen Sie. Sie können daher bey unſerm Vorſchlage keinen Eigennutz vorausſetzen. Es iſt Liebe für den Glanz unſers Hauſes, der uns Sie bitten läßt, ihr großes Vermögen einſt nicht unter den Haufen der Sie umgebenden Schmarotzer zu theilen, ſondern bey Zeiten eine Diſpoſition zu machen, daß es zum Beſten der **Schurkiſchen** Ehre angewandt werde.

Wir ſind die beyden erſten Stützen der hochadelichen Branche. Uns ſollten Sie es auf jeden Fall vermachen, und zwar, wäre mein Vorſchlag durch ein Fideicommiß, welches die Hälfte jedesmahl dem Stammherrn jeder Familie ſicherte.

Dame **Triebreich** war äußerſt betreten über eine ſo fein angelegte Plünderung. Indeſſen wollte ſie Klugheit der Liſt entgegenſetzen, und ſagte: Ueber dieſe Sache ließe ſich ſprechen. Sie hoffte bald in die Reſidenz zu kommen, wo weitläuftiger, als in dieſem Trouble, über eine ſo wichtige Familienangelegenheit deliberirt werden könnte.

Ja, meiner Seel, ſchrie der General, Sie ſind eine kluge Frau. Das iſt auch wahr. Da wohnen Sie bey mir, und meine alte **Trulle** ſoll Sie pflegen, wie ein Puthühnchen. **Trulle** war des Generals Gattin, eine ſtille fromme Frau, die am Wandel der ganzen Familie ſo wenig Behagen fand, daß ſie ſich gar nicht unter ſie miſchte.

S

So blieb es denn. Die beyden Excellenzen ſchmeichelten ſich mit der Hoffnung. Dame Triebreich hatte nicht das Herz Ferdinanden etwas von dieſer Konferenz zu ſagen, aus Furcht, er möchte es auf ſich ziehen, und Ferdinand wollte aus Delikateſſe nicht fragen, weil er ein ſchlecht Stückchen vermuthen konnte, und dieß nicht wieder zu ihrer Kränkung in Erinnerung bringen wollte.

An einem der letzten Abende, wo alles ſchon im Schlafe lag, und Herr Matthias, der ſich zuletzt aus Deſperation auf den Trunk legte, in einem Lehnſtuhl ſchnarchte, in dem einzigen Augenblicke, wo Ferdinand und die Dame zum erſtenmahle allein waren, ſagte ſie:

Herr von Edel, ich ſchäme mich dieſes Feſtes. 'Das Geld hätte ich beſſer anwenden können.

Im Entzücken über dieſe Aeußerung antwortete er: Dieſes Geſtändniß habe ich erwartet, und es füllt meine Seele mit neuer Achtung. Aber laſſen Sie ſichs doch nicht gereuen. Sie haben einen Schwarm von

Menſchen kennen gelernt, der ihrer nicht werth iſt.

Ich habe noch etwas auf dem Herzen, ſagte ſie. Es kann nichts Böſes ſeyn, erwiederte er, nur heraus damit.

Thereſe hatte viele Schulden in der Stadt gemacht. Die Rechnungen wurden ihr geſandt, und Treuherz wollte ſie nicht zahlen, weil ſie zur Ausſteuer gehörten. Sie klagte mir es, und bat mich mit Ihnen zu reden, weil Sie nach einer erhaltenen großen Summe ſich nicht getrauete Sie darum anzuſprechen.

Ich habe die Ausſteuer für ſie bezahlt, und bitte deswegen um Verzeihung.

Ferdinand nahm erſtaunt die Rechnungen, fand ſie ſo, daß ſie wirklich über ſeine Kräfte geweſen wären, und die Dame, die ſeine Verlegenheit ſahe, wünſchte ihm gute Nacht, und entfernte ſich ſchnell.

„Sie iſt ganz verloren!“ rief er aus. Dieß iſt nicht mehr Leichtſinn, dieß iſt verdorbenes Herz. Wie konnteſt du ſo lange ſchlafen, giftige Natter der Eitelkeit, und nun haſt du deinen Stich ſo ſchnell und ſo tödtlich angebracht! Ich ſelbſt habe mich täuſchen laſſen.

Sie iſt einem Böſewicht geopfert. Der Geitzhals wird ihr alles verſagen, und Laſter wird die Quelle heißen, aus der ſie ſchöpfen wird.

Die paar Tage giengen ihm unter kummerreichen Mißmuth hin. Der Schwarm verlor ſich.

Wie Thereſe von ihm Abſchied nahm, gab er ihr die Rechnungen. Sie ſind bezahlt, ſagte er. Wollte Gott, daß ſie dir eine Warnung für die Zukunft würden! Ich bin dadurch verwickelt — du kannſt nie mehr auf meinen Beyſtand rechnen. Mit einer nicht erwarteten Kälte nahm ſie die Rechnungen, dankte ihm, und wünſchte, es ihm einſt erſetzen zu können.

Dieſe waren die Letzten, die Abſchied nahmen. Ferdinands Pferd ſtand ſchon geſattelt.

Werden wir uns bald wiederſehen? ſagte die Dame Triebreich zu ihm, mit einem Tone, der ſich nicht darſtellen läßt. So Gott will, recht bald, erwiederte er, denn gute Menſchen müſſen ſich oft ſehen, um das Böſe der andern zu vergeſſen. Er küßte ihre Hand, und ſchwang ſich auf ſeinen Gaul.

Sie ſahe ihm lange nach. Endlich ſagte ſie: Gott ſey Dank! er hält mich für gut. Ach, wenn ich es doch auch wäre! Sie ſuchte alles auf die Seite zu räumen, was ſie an das fatale Hochzeitfeſt erinnern konnte. Der große Saal wurde geſchloſſen, um, wenn es möglich wäre, nie wieder geöffnet zu werden, und ihre einſamen Zimmer auf dem einen Flügel ſollten ſie ſtill verſchließen, um nur ſich, und dem Gedanken an Ferdinand zu leben.

Ende des zweyten Buchs.

Drittes Buch.

1.

Aufklärungen.

Manches möchte dem Leſer nun vors erſte wohl noch ein Räthſel ſeyn, indeſſen wollen wir ſehen, ob wir ihm, ſo wie den mithandelnden Perſonen über alles gehörig das Verſtändniß öffnen können.

Ferdinand hatte aus **Thereſen** ſich nicht finden können. Die anſcheinende Kälte gegen ihren Mann ſchon am Tage nach der Hochzeit war ihm unerklärbar, uns wird ſie es nicht lange mehr ſeyn.

Nach den erſten Verſicherungen ewiger Liebe und Treue, nach beyderſeitiger Ueberzeugung, daß ſie mit einander gut und glücklich leben könnten, hatte Treuherz ein Kapitel vorgenommen, welches ſeiner neuen Frau auf einmahl eine Ueberſicht ihres künftigen Zuſtandes gab, und ſie Maaßregeln billigen ließ, die zwar mit der ſtrengen Denkungsart ihres Bruders nicht übereinkamen, die ſie aber ihrem Manne nicht widerlegen durfte, wenn ſie auf dem Fuß, wie die ſchöne Anna den angefangnen Glanz nicht einzuſchräuken geneigt war.

Unſere Finanzen, liebes Kind, ſagte er, ſind für jetzt nur mittelmäßig beſchaffen, und der Onkel, der reich genug iſt, giebt nur dann, wenn er ſieht, daß man ſpeculirt, das Gegebne zu erhalten. Du haſt bey deinem jetzigen Ankauf viel Geld ausgeſpendet, und eine noch größere und faſt zu große Summe liegt in Rechnungen hier, die ich von dem Geſchenke ſeiner Güte zahlen könnte. Aber wenn wir das Geld behalten, und ihm damit einen Wink geben könnten, wie wir das Unſre zu Rathe halten würden, ſo würde das auf unſre Zukunft ein ſo glänzendes Enſemble werfen, daß wir ſeiner auf immer verſichert wären.

Deinem Bruder wirſt du nicht gern beſchwerlich fallen. Die Dame Triebreich darum zu bitten, ſchickt ſich nicht. Wenn du aber unter dem Vorwande, daß ich dir dieſe Zahlung abgeſchlagen, ſie bäteſt, mit deinem Bruder zu reden, ſo würde ſie, um ſich bey ihm zu inſinuiren, die Summe gewiß ſelbſt bezahlen, und wir behielten das Unſrige rund und rein.

Thereſen fiel ein Flor von den Augen, aber ein Nebel aufs Herz. Der Letzte verſteckte das widrig aufſteigende Gefühl einer ſolchen Handlung, und ließ den Blick des Gewinnes hell und heiter da ſtehen.

Man thue nur den erſten Tritt zur Tiefe hinab, und ſie rollen gleichſam fort, bis man den Abgrund erreicht. Wohl hätte ſie vieles dagegen einzuwenden gehabt, aber die Ausſicht, nun eben ſo viel noch an ſich wenden zu können, und die Furcht, ihren Gatten, von dem ſie doch nun abhieng, zu beleidigen, ließ ſie dieſes Mittel ergreifen, auf welches gleich die Kaltblütigkeit bey dem Abſchiede vom Bruder, und die Folgſamkeit eintrat, mit welcher ſie ſich vor der Welt zu ſtellen bereit war, als mache ſie ſich nichts aus ihrem Manne.

Denn es iſt eine Hauptregel des menſchlichen Lebens, ſagte Treuherz, immer denen ein Räthſel zu bleiben, mit denen man zu nahe umgehen muß, als daß ſie nicht in Geheimniſſe eindringen ſollten, die nur dem Manne und dem Weibe allein bleiben dürfen.

Dieſe Politik war zwar anfangs Thereſen nicht geläufig, aber bald brachte ſie es dahin, daß ſie die ausgelernteſte Heuchlerin wurde.

Ferdinand hatte zu Hauſe den Zuſtand ſeiner Kaſſe überrechnet, und fand ihn mit den Auslagen der Dame Triebreich nicht konform. Er ritt alſo in die Stadt, machte zu der Summe Anſtalt, und ſchickte ſie ihr durch den Sekretair Friedrich mit einem Briefe, den wir mittheilen wollen.

„Wenn Sie, meine Gnädige, darüber zürnen, daß ich Ihnen das für meine Schweſter ausgelegte Geld zurückſende, ſo thun Sie es wenigſtens nicht ohne meine Gründe zu hören. Ich habe ein Gefühl der innigſten Achtung für Sie, und ich möchte dieſes Gefühl nicht gern erkauft wiſſen. Ich habe ein Bedürfniß, mich mit Ihnen zu unterhalten, und ich möchte dieſem nicht gern eine

Feſſel anlegen, die mich oft zurückhalten könnte es zu befriedigen.

Nehmen Sie alſo meine Zahlung, aber auch zugleich das Verſprechen, wenn der Zeitpunkt kommen ſollte, wo ich deswegen in Verlegenheit wäre, daß ich dann frey und offen Sie darum bitten werde.

Erlauben Sie mir, Ihnen morgen aufzuwarten.

Ferdinand von Edel.“

Friedrich kam zurück, und war nicht ganz aufgeräumt. Er brachte eine Antwort, die in jedem Betracht beſcheiden, und empfehlend war.

Was fehlt Ihnen, Friedrich? ſagte Ferdinand, als er einige Furchen an ſeiner Stirn bemerkte.

„Die Dame wollte mir einen Theil des Geldes ſchenken.“

Ich werde ihr melden, ſprach Ferdinand lachend, daß ſie Sie dieſer Verſuchung nicht wieder ausſetzen ſoll. Sie kannte Sie noch nicht, und wie konnte ſie erwarten, daß zwey gute Menſchen unter einem Dache wohnen würden.

Friedrich lächelte zwar auch, wie Ferdinand das ſagte, allein es blieb doch noch etwas in ſeiner Seele zurück, was nicht lachte, und das entgieng dem ſcharf Beobachtenden nicht. Erwähnen wollte er nichts mehr, aber denken that er mancherley, was ihn beunruhigte.

Er kam den andern Tag zu Dame Triebreich. Er fand ſie allein. Er frug, ob noch mehr Geſellſchaft kommen würde? Sie wurde roth. Wünſchen Sie es? erwiederte ſie. „Nein, wie kann ich das? Aber ich weiß, daß Sie gewohnt ſind, immer Geſellſchaft zu haben, und es ſollte mir leid thun, wenn Sie ſich Zwang anthäten.“

Und wenn es Ihnen keine Freude machte, daß ich mir dieſen Zwang anthäte, ſo rechnen Sie es auf den Ueberdruß der zu groß hier geweſenen Geſellſchaft wegen. Heute ſind wir allein.

Ferdinand fand die Wendung fein, würde aber mehr darin gefunden haben, wenn Friedrich ihm nicht im Kopfe geſteckt hätte. Zu ſeiner Beruhigung fieng ſie ſelbſt an.

Sie haben mir geſtern einen ſonderbaren Mann geſchickt. Er war betroffen, wie er eintrat. Er gab mir zitternd Ihren Brief. Ich nöthigte ihn ſich zu ſetzen. Er konnte kaum Worte antworten. Ich ſprach verſchiedenes, worauf er gar nicht eingieng, außer wie ich von Ihnen zu reden anfieng. Leben und Feuer war jedes Wort ſeines Mundes. Er erzählte mir die Geſchichte Ihrer Großmuth, und den Eindruck, den Sie auf ihn gemacht. Aber kaum kamen wir davon ab, ſo war er wieder ſtill, nachdenkend, ich möchte ſagen, melancholiſch.

Da fiel mir ein, daß der junge Mann vielleicht Bedürfniſſe haben könnte, von denen er Ihnen nichts ſagen wollte, und ich wagte es, ihm einen ziemlich großen Theil der mir zurückgeſchickten Summe anzubieten.

Er wollte keine Empfindlichkeit zeigen, aber er dankte auf eine Art, die mich ſie vermuthen ließ. Er entfernte ſich nun auch dringend und ſchnell.

Eine Furcht, die Ferdinand hatte, war gehoben. Ich glaube, der Leſer wird ſchon ahnden, daß die Dame Friedreich Ferdinanden nicht ganz gleichgültig war. Friedrich war ein ſchöner Mann, und Herr von Edel zitterte für irgend eine Entdeckung von Wahrheit in dem allgemeinen Rufe.

Er wurde ganz heiter, und die Wittwe, die ſich ſchon ſelig fühlte, wenn er bey ihr vergnügt war, war es eben ſo ſehr, als ſie ſeit ſeiner erſten Gegenwart geweſen, wenn ſie ihn ſahe.

Die Geſchichte eines Tages, den zwey Verliebte, die ihre Liebe ſich nicht entdecken können, mit einander zubringen, iſt etwas einfach. Es wird mehr gedacht, als geſprochen, indeſſen giengen doch Auftritte vor, die auch den Dritten, der auf den Ausgang dieſer Kataſtrophe nicht gleichgültig blicken kann, intereſſiren müſſen.

Die Dame hatte am Ende des Gartens einen Fluß, an deſſen andrer Seite ſie eine Allee zum allgemeinen Gebrauch der Einwohner aller benachbarten Dörfer angelegt, und wo ſie wohl aus einer ſchräg angelegten Hütte die dort Wandelnden beobachtete.

Hier ſaß ſie nach dem Eſſen mit Ferdinand. Hier machte ſie ihn auf manche ſchöne Ausſicht aufmerkſam. Hier ließ ſie manche vorher nicht einmahl gefühlte, jetzt ihr theuer gewordene Empfindung vom Glück, welches man in die ärmere Menſchheit verbreiten könne, laut werden.

Dem Himmel ſey Dank, ſagte ſie unter andern, daß die verſchwenderiſchen Ausgaben jener Hochzeit auf mein Vermögen nicht den Einfluß gehabt haben, daß ich mir andre Freuden darüber verſagen müſſen. Aber ich habe geſehen, was man mit einer ſolchen Summe thun kann. Die Rechnung betrug 5000 Thaler. Ich habe 5000 Thaler genommen, und die ärmſten Bewohner meiner Dörfer zuſammenrufen laſſen. Ich habe von ihnen die Urſachen ihrer Armuth erforſcht. Ich fand ſie größtentheils in dem Mangel am Verlag, um etwas zu verdienen.

Ich frug nach den nothwendigen Summen dazu, und ich fand ſie ſo gering, daß ich mit dieſem Gelde meiner ſämmtlichen Armuth aufgeholfen, und noch einen großen Theil übrig habe.

Hatte Ferdinand je eine vergnügte Stunde gehabt, ſo war es in dieſem Augenblicke. Hatte je ſeine Achtung für die Wittwe ſich vermehrt, ſo war es jetzt. Er war auf den Punkt ſie zu bewundern, und er fand, daß ſie dieß um ſo mehr verdiente, da ſie wahrſcheinlich nie zu dieſer jetzt geübten Tugend angehalten, nie bey ihres Mannes Leben damit vertraut gemacht worden war, ſondern ſie jetzt aus ſich ſelbſt, und ihrem innern Wegweiſer genommen hatte.

Sie erwähnte nun, daß ſie wohl wiſſen möchte, wie die Menſchen das Erhaltene anwendeten, und ob wohl einem oder dem andern es an der Beurtheilung fehle, recht damit zu verfahren. Wenn Stunden Ihrer Beſchäftigungen, ſagte ſie zu Ferdinand, andre der Erholung von Ihnen begehren, ſo traue ich es Ihrer ſchönen Seele zu, daß Sie wohl die Mühe über ſich nehmen würden, mit dem innern Zuſtande meiner Güter ſich etwas bekannt zu machen, und das Gute, was mein Geld ſtiften kann, durch Ihre Kenntniſſe zur Vollkommenheit zu reifen.

Ferdinand verſprach ihr dieſes, und begleitete dieſes Verſprechen mit einem Händedruck, der ihr deutlich und gewiß ſagte: Du haſt mehr bey ihm gewonnen.

2.

Eine Ueberraſchung.

Wie ſie eben das Detail dieſer in Zukunft zu belebenden Wohlthaten in gemeinſchaftlicher Mitwirkung überredeten, kam jenſeits des Fluſſes ein ziemlich reinlich gekleidetes Weib, mit einem Kinde auf dem Arme, gegangen, und ſetzte ſich ermüdet auf eine Bank, die ihrer Laube ſo nahe war, daß man ungeſehen jedes Wort hören konnte.

Lieber Kleiner! ſagte ſie, und küßte ihr Kind, all' meine Leiden, all' meine Sorgen, mein Kummer und meine ſaure Arbeit ſind nichts, wenn ich nur dich behalte. Daß dein Vater ein Murrkopf iſt, iſt ſchlimm, aber wenn ich dich ihm vorhalte, o! da lacht er doch. Noch nährt dich mein Buſen, und einſt werden dich meine Hände nähren, und wenn du erſt größer biſt, dann wirſt du ſogar einen Theil meiner Sorgen mir wieder abnehmen, du wirſt des Vaters Arbeit theilen, und dann wird er erſt doppelt froh lachen — dann wird er nicht ſchimpfen, und ſagen: Ich hätte kein Weib nehmen ſollen, denn ich habe kein Brod für ſie und ihre

Kinder. Verkauf den Jungen! Verkauf den Jungen! Ja, du kleiner Schelm, das hat er ſehr oft geſagt — aber bewahre mich Gott, daß ich auch nur einen Gedanken dazu haben ſollte! Verſchenken hat er dich ſchon wollen, da hab' ich ihn angeſehen, mit Augen, die ihn durchblickten, und habe ſo ſchön gebeten: Laß mir den Jungen. Du ſollſt keine Sorge von ihm haben. Jetzt ſagt er oft: Hätt' ichs nur gethan. Aber ich glaube nimmermehr, daß das ſein Ernſt iſt. Ein wenig Leiden hab ich wohl verdient, denn ich ließ mich von der Liebe überraſchen, und habe dich zur Welt gebracht, ehe die Kirche ihr allmächtiges Ja, darüber ausgeſprochen; aber dein Vater war ſo ehrlich, und nahm mich doch, und ſagte: Ich bin des Jungen Vater, und will ſein Vater auch öffentlich ſeyn. Davor thue ich ihm nun auch alles zu Liebe, und laſſe mein Leben für ihn.

Der Wittwe rollten bey dieſen Worten einige Thränen von den Wangen, die ſie ſchon lange mühſam zurückgehalten. Es hat Sie überraſcht, ſagte Ferdinand. Hier iſt etwas Gutes zu thun. Iſt es nicht Seligkeit, eine ſolche Mutter zu ſeyn? Lieber der

Arbeit und des Kummers ſich mehr zu machen, als das Pfand einer herzlichen treuen Liebe aus ſeinen Händen zu geben, und fremden Unbekannten es anzuvertrauen? Dein Lohn muß ſchön ſeyn, gutes Weib, und der Himmel hat dich nicht umſonſt hierher geſchickt.

Wehe der Mutter, die ihr Kind verleugnen kann!

Die Wittwe ſchluchzte laut, und lief weg. Hier iſt mehr als Rührung, dachte Ferdinand bey ſich ſelbſt.

Er vermuthete, es ſey etwas im Leben der Dame, was dieſer Augenblick, und dieſe Erſcheinung mehr erweckt. Er zitterte etwas zu finden, was ſeiner Achtung unwerth, und ihr die Schritte wieder zurückgehen machen möchte, die ſie bey ihm gewonnen. Weinen iſt freylich Reue, ſagte er — aber es giebt doch Dinge, die keine Reue wieder gut machen kann.

Er war ſehr unruhig, als die Wittwe zurückkehrte, und die Frau an der Hand mit ſich brachte. Dieſe war bey der Bemerkung, daß jemand ſie hörte, ſchnell aufgeſprungen, und hatte ihren Weg fortgeſetzt. Die Dame aber war ihr entgegen gekommen.

Gute Frau, hatte ſie ſie, immer noch weinend, angeredet, hier iſt Troſt für Euch. Erſchreckt nicht, Euch ſoll geholfen werden. Seyd getroſt, und geht mit mir.

Sie mußte ihre Geſchichte erzählen. Sie war die Tochter eines Handwerkers. Ihr Geliebter Unterofficier. Jahre lang hatte ihre Neigung geglimmet, Jahre lang war ſie gewachſen. Die Hoffnung auf beßre Zeiten hatte ſie immer troſt, und hoffnungsvoll in die Zukunft blicken laſſen. Endlich aber hatte die Natur doch über das ewige Streben geſiegt. Nun hatte ihr Geliebter alles, was er bey ſeiner Stelle als Mahler, welche Kunſt er konnte, verdient gehabt, zuſammengenommen, und ſo viel von Freunden dazu leihen müſſen, daß er die Erlaubniß zu heyrathen bezahlen konnte. Jetzt war Noth auf allen Seiten. Sie gieng als Bote, um etwas nebenher zu verdienen. Sie betheuerte auch, ſie müßte gleich wieder fort.

Die Dame gab ihr ein Geſchenk, und beſtellte ſie den andern Tag mit ihrem Manne wieder.

Das liebreiche Betragen der Wittwe gegen ſie, ſtimmte den trüben Sinn von Ferdinand etwas um. Die übrige Zeit des Tages verlief mit Unterhaltungen über Wohlthun, welches die Leſer eher ausüben als anhören.

So oft das Kapitel auf Mutter- und Kindespflichten kam, traten der Dame Triebreich die Thränen in die Augen, und Ferdinand war zu delikat, um eine Sayte, die ihr ſo offenbar Kummer machte, oft zu berühren.

Iſt es bloß, weil ſie keine Kinder hat, ſagte er ſich ſelbſt, wie er zu Hauſe kam, oder ſteckt dahinter etwas anders?

3.

Verſchiedene Schurkenſtreiche.

Während Ferdinand bey der Dame Triebreich geweſen war, hatte das junge Paar einen Beſuch auf Ferdinands Gute abgelegt, und dieſer bemerkte an dem Sekretair eine ſichtbare Verwirrung.

Er vermuthete, daß der Herr von Schurke und die junge Frau durch ihr Betragen dieſe Mißſtimmung hervorgebracht hätten, und nahm den Ton der innigſten Vertraulichkeit, um ihn zu bitten, wenn er mit minderer Achtung von ihnen behandelt worden, dieſes zu vergeſſen, und es mit unter die Unfälle voriger Zeiten zu bringen. Wenn das nur wäre, ſagte Friedrich, ich würde kein Wort verlieren, denn was geht mich die ganze Welt außer Sie an, ſo lange Sie mein Freund ſind, ſo lange Sie meiner Redlichkeit gewiß, und ich folglich auf mein Brod bey Ihnen rechnen kann.

Nur auf dein Brod, guter Friedrich, ſagte Ferdinand, das wäre übel, wenn deine Glückſeligkeit damit ſich ſchon am Ede befände. Enthülle mir dein Herz, und du ſollſt außer dem Brod noch Freuden haben.

Es fehlt mir etwas, was auch Sie mir nicht geben können. Entbehren müſſen, wonach man allein ſeufzt, iſt eine Unvollkommenheit, die keinen Erſatz geſtattet. Das ruhe. Jetzt bin ich ſchuldig, Ihnen alles zu ſagen, was heute geſchehen iſt, wenn ſchon es Ihrem Herzen kränkend ſeyn muß.

Man wunderte ſich, wie man ankam, Sie nicht da zu finden; allein ſelbſt die Verwunderung darüber ſchien mir zweydeutig. Man wünſchte den Tag hier zuzubringen — wer konnte das ihrer Schweſter verbieten? Auch zeigte die Freude auf den Geſichtern des Hausgeſindes, die Bemühungen, der lieben Thereſe, wie ſie ſie nannten, in allen zuvorzukommen, daß es hart geweſen ſeyn würde, ein Wort gegen dieſen Aufenthalt zu ſagen. Ich ſchwieg alſo, und auch mein Herz würde nichts dagegen gehabt haben, wenn ich den Mann leiden könnte, der ſo unwürdig ihr Schwager heißt. Indeſſen bot ich alles auf, was zu Ihrem Vergnügen gereichen konnte.

Noch vor dem Eſſen traten ſie in mein Arbeitszimmer, und verlangten ziemlich unbefangen den Schlüſſel zum Familienarchiv, änderten aber den Ton bald, als ich dieſen zu geben, abſchlug. Frau Thereſe frug noch gelaſſen, ob ich ihn habe, und als ich dieſes bejahete, meynte ſie, als Schweſter meines Herrn habe ſie das Recht ihn zu fordern. Nur von dem Manne, ſagte ich, der mir ihn anvertrauet, erwarte ich den Befehl, ihn auszuliefern. Die Wuth der Dame läßt ſich nicht beſchreiben. Fragen Sie verſchiedene Ihrer Hausgenoſſen, die mir Vorwürfe machten, daß ich eine ſo ſanfte Perſon ſo in Harniſch bringen können.

Sie ließ ſich endlich beſänftigen, und man gieng ins Tafelzimmer, wo auf drey Perſonen gedeckt war. Ich will mit dem Menſchen nicht eſſen, ſagte Thereſe, und ich befahl ſogleich, mein Kouvert wegzunehmen.

Ferdinand biß ſich in die Lippen. „Aergern müſſen Sie ſich nicht, ſprach Friedrich, das verdient die Sache nicht. Sie verdient Genugthuung, und die ſoll Ihnen werden.“

Der Zorn hatte ſich gelegt, man war beym Eſſen ausgelaſſen. Herr v. Schurke ließ ſich Ihre beſten Weine ſchmecken. Nach Tiſche giengen ſie in die Zimmer, die offen waren, und bald hörte ich ſie in den Seitenzimmern des Flügels, wozu ich die Schlüſſel habe. Ich wunderte mich, frug, und man ſagte mir, daß die Dame einen Hauptſchlüſſel habe, in deſſen Beſitz ſie ſchon von jeher geweſen, den ſie mitgenommen, und Bernhard der Hausmeiſter gab mir ſeine Verwunderung über meine Aengſtlichkeit zu erkennen, da Fräulein Thereſe ſo gut Herr des Schloſſes geweſen wäre, als Sie ſelbſt, und um ſo mehr war es ihm auffallend, da er, ſo wie alles Geſinde, meine ſonſtige Nachgiebigkeit, und mein gutes Gemüth kannten, und in dieſen Auftritt ſich nicht finden konnten.

Ich ſagte ihm nur, daß der Herr bey ſeiner Zurückkunſt mich vertheidigen würde.

Ich wagte es nicht, ihnen nachzugehen, bat Bernhard, der zu der Aeußerung lachte, ein wachſames Auge zu haben, und läugne nicht, daß die frohe Laune, mit welcher ſie jene Zimmer verließen, mir verdächtig war.

Sie beſuchten das Badehaus am Ende des Gartens, wo ſie ausgelaſſen luſtig geweſen ſeyn ſollen, und wollten ſich dann nicht aufhalten laſſen, ſo ſehr auch alle übrige ſie baten, zu bleiben. Sie fuhren der Stadt zu.

Nun frage ich Sie, ob dort etwa Dinge von Wichtigkeit verwahrt ſind?

Das ich nicht wüßte, ſagte Ferdinand etwas zerſtreut. Man ſetzte ſich zu Tiſche, und Ferdinand war in Gegenwart aller Leute vertrauter und freundlicher mit Friedrich, als er es je vorher geweſen war. Er ſchäkerte über den Ueberfall der Schweſter, wie er es nannte, und befahl Bernhard den andern Tag alle Schlöſſer des Hauſes ändern zu laſſen, damit jener Hauptſchlüſſel ſie nicht mehr ſchließe; ein Wink, der Bernhard und die ganze übrige Hausgenoſſenſchaft hinlänglich überzeugte, daß der Sekretair nicht ſo ganz unrecht gehabt.

In der Stadt war dieſer Tag auch nicht ruhig zugebracht worden. Er war es, an dem die ganze nahe Familie der Herren Schurken und von Schurken dem Rath Nehemias Schurke mit 20 Dukaten, den Abend abgekauft hatten, um über Familienangelegenheiten mit ihm zu berathſchlagen.

Es erſchienen dem zufolge die Herren Matthias Franz und Treuherz v. Schurke, Elias und Hieronymus Schurke, die Brüder, der Rentenirer Simon Schurke, und die Schiffsrheder Chriſtian und Geldhold Schurke, die ſchöne Anna, Nahmens ihres Mannes, und Thereſe von Schurke, die etwas beſonderes auf ihrem Herzen hatte, und dem Allgemeinen nur in Geſellſchaft ihres Mannes beytrat.

Hier war die große Frage, die der Rath und Konſulent Nehemias Schurke beantworten ſollte: Wie es möglich ſey, daß er zu dem Betragen der Dame Triebreich ſo ſtill ſchweigen, und auch nicht den geringſten Schritt zum Beſten der Familie thun könne, um ihren Verſchwendungen Einhalt zu thun?

Denn einmahl ſey es doch eine unverantwortliche Debauche geweſen, die auf der Hochzeit, wobey ſie alle zugegen geweſen, ſtatt gefunden, und dann wüßten ſie von ganz gewiſſer Hand, daß die Dame ſeit der Zeit eine Menge Bettlern ſo anſehnliche Summen geſchenkt, daß die Wohlfahrt der Schurkiſchen Familie dadurch offenbar in die Preſſe, und ſie vielleicht um einen ſo anſehnlichen Theil der Erhaltung ihres Glanzes käme.

Die Quelle, woraus das Verderben dieſer Dame entſprießen müſſe, liege zu offenbar vor Augen, behauptete Herr Matthias Franz, als daß ſie ſich nicht mit beyden Händen greifen ließe, und er ſcheue ſich nicht, in Gegenwart ſeiner Nichte ſelbſt zu geſtehen, daß Ferdinand von Edel es ſey, der ihr die verderblichen Grundſätze von Wohlthun erwecke, und daß es noch ſehr zu bezweifeln ſey, ob er nicht mit allen dieſen Bettlern im Einverſtändniſſe einen Theil dieſer Summen für ſich behalte, und dadurch den Reichthum der Frau an ſich ziehe.

Thereſe nahm nun ſelbſt das Wort. Es ſey allerdings, meynte ſie, hart, gegen ſeinen eignen Bruder ſprechen zu müſſen; allein da er durch eine Schwachheit, denn dafür wolle ſie es nur erklären, einmahl ſich ſelbſt ruinire, da er leider aus Liebe zum Bettlervolke auch ihr Vermögen angegriffen haben müſſe, indem er gar nicht Miene mache, ihr etwas herauszuzahlen, ſo könne wohl ein Plänchen bey ihm vorhanden ſeyn, durch der Dame Triebreich Geld ſich aus allen dieſen Verwickelungen herauszuſetzen.

Er hat, ſprach Chriſtian, der Rheder, vor einigen Tagen 2000 Thaler aufgenommen, und ein gewiſſer Menſch, der ſich wohl in der Stille um die Angelegenheiten Andrer zu bekümmern pflegt, ohne eben deswegen ein Spion zu ſeyn, will es beweiſen, daß nicht ein Thaler davon mehr im Hauſe iſt. Wo läßt er das Geld, und wie iſt einem ſolchen Habicht zu trauen?

Ich werde, nahm Treuherz das Wort, den Herrn Konſulent bitten, die Klage Puncto der Allodialgüter des von Edelſchen

Stammes ſchnell anzufangen, ehe nichts mehr da iſt.

So viel ich weiß, erwiederte Nehemias, iſt in dieſer Familie mit Bewilligung aller Zweige ein Paktum gemacht, wodurch die Allodialia abgelauft ſind, und wenn ein ſolches Dokument produzirt werden ſollte, ſo würden der Herr Vetter von Schurke in unnöthige Koſten ſich ſtürzen.

Was ein ſolches Dokument anbetrifft, ſagte Thereſe lächelnd, ſo bin ich gewiß überzeugt, daß es nicht produzirt werden kann, und können der Herr Konſulent deswegen dreiſt die Sache übernehmen.

Wenn das der Fall iſt, ſprach Nehemias, und Eure Gnaden mir für der Nichtproduzirung ſichere Bürgſchaft leiſten können, ſo bin ich gleich zum Prozeſſe bereit.

Alles ſahe verwundrungsvoll auf Thereſen, und erkannte ſie in dieſem Augenblick für einen würdigen Zuwachs in der Familie der Schurken.

Was übrigens, fuhr Nehemias fort, die Gerechtſame der Familie wegen des Triebreichſchen Vermögens betrift, ſo haben die Herren ſichs ja ſammt und ſonders auf der

Hochzeit ſo wohl ſchmecken laſſen, daß ſie wohl zufrieden damit ſeyn können.

Doch erkläre ich allen, daß Herr **Spitz von Schurke** ein Teſtament hinterlaſſen, deſſen Exekutor ich bin, welches aber nicht eher, als 5 Jahre nach ſeinem Tode, oder früher beym Abſterben der Dame geöffnet werden ſoll. Hierzu iſt noch ein Jahr Zeit, und mittlerweile, und unter uns geſagt, für immer, iſt die Dame im Genuß der Revenüen, und wirthſchaftet übrigens ſo gut, daß ſie ſchon hiervon Kapitalia belegt, mithin mehr verthun kann, als ſie verthut.

Dieſer Ausſpruch endete die Unterhandlung auf einmahl, und man fand beym reiferen Erwägen, daß man den Abend mit 10 Dukaten etwas zu theuer bezahlt habe.

Indeſſen ließ man beym Abendeſſen Herrn **Nehemias** nicht viel Vortheil übrig.

4.

Die Excellenzen.

Die beyden Excellenzen in der Stadt warteten auf nichts ſehnlicher, als auf die Ankunft des Winters, um die Dame Triebreich in ihre Zirkel zu bekommen, und durch ewige Zerſtreuung ſie nun dahin zu bringen, daß ſie in einem frohen Augenblicke den ſehr armen Ferdinand vergeſſen, und einem von ihren Söhnen das Band der Ehe zuſagen ſolle. Schon fiel das Laub von den Bäumen, ſchon wurden Bälle und Aſſembleen geordnet, ſchon theilte man die Zeit zwiſchen Spiel, Tanz und Gelag, als ob der liebe Herrgott ſie bloß zum Verſchwenden geſchaffen hätte, ſchon waren Ausgaben auf das Geld der Dame gemacht worden, als auf einmahl ein Brief erſchien, worin ſie ſehr bedauerte, daß ſie den Wünſchen der Excellenzen nicht entſprechen, nicht ihren Landſitz und ihre ſie nothwendig bedürfenden Bauern verlaſſen, und am allerwenigſten darauf denken könne, eine neue Parthie einzugehen, weil ein Teſtament ihres ſeligen Mannes, welches erſt in einem Jahre geöffnet würde, ſie noch nicht einmahl von der Exiſtenz des Vermögens für ihre eigne Rechnung überzeuge.

Wenn die Herren zum Schlage geneigt geweſen wären, ſo hätte er ſie gewiß getroffen. So begnügten ſie ſich ihre Galle in

Burgunder zu erſäufen, fertigten aber ſogleich ein Sendſchreiben an den Rath Nehemias ab, in welchem ſie ihm die bitterſten Vorwürfe über ſein Stillſchweigen zu der Verſchwendung der Dame machten, und ſich erboten, ſelbſt eine Supplik beym Herrn einzugeben, daß ſie pro Prodiga erklärt, und die Verwaltung der halben Million ihr abgenommen würde.

Rath Nehemias hätte ſchon lange gern ſein Müthchen an den Excellenzen gekühlt, die ihm zu ſtolz und unverſchämt waren, und gab ihnen daher in einer befriedigenden Antwort zu erkennen, daß er ſie für toll hielte, indem ſie wohl allenfalls noch Oekonomie von der Dame lernen könnten, und außerdem verſichre er ihnen, daß ihrer auch mit keinem Worte in dem Teſtamente gedacht wäre, und da die Obrigkeit ſeines Orts ihm als Exekutor des Teſtaments völlige Gewalt zu ſchalten und zu walten gegeben, auch die ihm wiſſenden Bedingungen des Teſtament-Kodizills, welches ſchon geöffnet ſey, pünktlich erfüllt würden, ſo würden ſie ihren übrigen Lächerlichkeiten noch eine Stufe hinzuſetzen, wenn ſie ſich in der Sache gerirten.

Wer mahlt aber jetzt den Hagel von Schimpfworten, der aus dem Munde der feinen Hofherren, und ihrer wohlgezogenen hoffnungsvollen Söhne und Töchter auf die Wittwe Triebreich und die ganze übrige Kanaille von Familie ausſtrömte! Mutter Trulla war die einzige, die dabey ruhig blieb, und wohl mit unter ſagte: Sie halte die Dame für ſehr klug, daß ſie ſich in ihre Einſamkeit zurückzöge, und ihre armen Landleute glücklich machte.

Die Zimmer, die für die Dame zubereitet waren, wurden jetzt von einer andern Excellenz aus Rußland eingenommen, die vorher in jenen Dienſten geweſen war, ſich aber dann wegbegeben, um gegen die Türken zu ziehen, und durch Tollkühnheit und Glück im vierzigſten Jahre es bis zum General gebracht hatte.

Dieſe wilde Beſtie war mit der einen Excellenz im Felde zuſammen geweſen, und die wilde Gemeinſchaft war zur bleibenden Freundſchaft ausgewachſen. Bey den Saufgelagen, die man jetzt zuſammen hielt, konnte es nicht fehlen, es mußte der Dame auch erwähnt werden, und da der Name Triebreich dabey zum Vorſchein kam, ſo fiel dieß der Excellenz ſehr auf. Sie erkundigte ſich deutlicher, und kaum war der Familienname genannt worden, als ſie betheuerte, das ſey das nehmliche nette Mädchen, mit welchem in jüngern Jahren dieſelben eine Bekanntſchaft als Kornet gepflogen, und in geſegneten Umſtänden ſie zurückgelaſſen.

Das war Waſſer auf die Mühle der übrigen. Wollen uns doch erkundigen, ſagten die Söhne, nach dem Seitenzweige, den die ruſſiſche Excellenz hingeſetzt.

Halt, ſagte die Miniſter-Excellenz, hier iſt mehr zu bedenken. Das giebt ein Mittel an die halbe Million zu kommen. Wer weiß, was da geſchehen iſt. Vielleicht ſo ein kleiner Kindermord. Die Sache muß kriminell behandelt, muß ſehr genau unterſucht, und dem Landesherrn vorgetragen werden.

Es iſt gut, ſagte der General Schurke, daß keine Weiber dabey ſind, die plaudern. Den Söhnen wurde Stillſchweigen auferlegt, und die ruſſiſche Excellenz machte ſich kein Gewiſſen daraus, eine Beglaubigung auszuſtellen, daß er damahls das Fräulein

Triebreich Dummholz in andern Umſtänden verlaſſen hatte.

Der Kriegsminiſter machte die Sache in der Stille anhängig, und wußte, unter dem Vorwand, die Familie zu ſchonen, es dahin zu bringen, daß eine geheime Kommiſſion zur Unterſuchung an die Wittwe abgeſandt werden ſollte, mit der allenfallſigen Freyheit, ſie ins Geheim zu arretiren, und in die Reſidenz zu bringen.

Da der Kriegsminiſter an der Spitze dieſer Kommiſſion blieb, ſo wunderte ſich die Dame nicht wenig, einen Beſuch von der Excellenz zu bekommen.

Da aber ein ziemlicher Zeitraum dazwiſchen fiel, ſo müſſen wir dem Leſer die Begebenheiten deſſelben vor dieſer Entwickelung noch bekannt machen.

5.

Die Verwirrung nimmt zu.

Ferdinand wurde täglich zerſtreuter. Hätte er ſeinen fleißigen, geſchickten Friedrich nicht gehabt, ſeine Geſchäfte würden darunter gelitten haben. Er ſagte ihm dieſes offenherzig.

Lieber Herr von Edel, ſagte dieſer, was Ihrer Seele fehlt, verlange ich nicht zu wiſſen. Aber eine Frage wünſche ich beantwortet. Warum gehen Sie nicht in jene Zimmer, wo Ihre Schweſter war? Warum unterſuchen Sie nicht, ob etwas zu Ihrem Nachtheil dort geſchehen iſt?

Würden Sie, erwiederte Ferdinand, eilen, einen Menſchen ſchlecht zu finden, den Sie immer noch gut wähnen? Es iſt möglich, daß dort etwas von Schriften geweſen ſeyn kann, es iſt möglich, daß es auch nicht da geweſen iſt. Von der Wahrheit einer ſchrecklichen Möglichkeit mag ich mich nicht überzeugen.

Indem ſie ſo ſprachen, trat ein Amtsbote ein, und brachte Ferdinanden ein verſiegeltes Paket von Amts wegen, nahm ſeine Gebühren, und gieng.

Was kann das ſeyn? ſagte Ferdinand. Sollte ſchon ſo früh Ihre Ahndung erfüllt werden? Oeffnen Sie.

Friedrich öffnete, las, und wurde

bleich. Was iſts — was iſts? ſchrie Ferdinand.

„Eine Klage Ihrer Frau Schweſter um Ihr Allodialvermögen. Eine ſpezificirte Summe von 15000 Thalern — Sie haben ſie ihr gewiß nicht vorenthalten, wenn ſie ſie zu fordern hatte.“

Ruhig, Friedrich, die Welt wird ſehr böſe.

Er ſchloß das Archiv auf, ſuchte etwas, fand nichts, und ſagte: Ja, ſie hat mir das Dokument geſtohlen, und alle dazu gehörige Papiere. Ich entſinne mich, daß ich ihr alles dieſes einſt vorgelegt, um der Ueberzeugung willen, daß ich nichts für ſie thun könne.

Ach Gott! Sie war damahls ſo gut. Sie war ſo unzufrieden, daß ich nur ein Wort darüber reden könnte. Sie meynte, daß ich ſie für eigennützig hielt. Sie ſchloß dieſe Papiere ſelbſt weg, und ſagte, ſie wolle ſie zum Beweiſe aufheben, daß ihr Bruder ſie mit einem Verdacht habe kränken können. Ich muß mein Gut verkaufen, Friedrich.

„Wie! Sie wollten etwas bezahlen, was man Ihnen geſtohlen?“

Und wie es retten? alle Möglichkeit fällt weg. Hat ſie die Dokumente vernichtet, ſo iſt ein Gegenbeweis Schimäre — und der Prozeß koſtete dann noch mehr.

„Aber ihr Gewiſſen. Ein vorgelegter Eyd wird ſie erſchüttern. Mein Zeugniß, das Zeugniß aller ihrer Leute macht ſie verdächtig — ſie wird nicht einmahl zum Eyde gelaſſen.

Ein Eyd! Friedrich! Iſt Bruderverrath nicht mehr als Eyd? und vergeſſen Sie, daß Sie in meinen Dienſten ſind, und nicht für mich zeugen können?“

„Ach, ich werde mir es ewig nicht vergeben, daß ich ihnen nicht nachgieng. Ich hätte ihr die Papiere weggeriſſen — ich hätte meinen Herrn gerettet.

Geduld, Friedrich! meine Prüfungszeit geht an. Ich werde ſie überſtehen.

Man meldete die Dame Triebreich. Sichtbar heiterte ſich Ferdinands Geſicht. Sichtbar wurde Friedrich trübe.

Ferdinand ihr entgegen. „Sind Sie ungehalten, daß ich Sie beſuche?“ ſagte ſie. „Ich will Ihnen eine gute Nachricht bringen. Sie haben die Herzen aller meiner Unterthanen erobert. Man iſt ſo zufrieden mit Ihren Lehren, mit Ihren Anordnungen.“

So habe ich doch etwas Gutes geſtiftet. Die Dame bemerkte, daß Verwirrung herrſchte, und wollte, wenn es möglich wäre, die Urſache wiſſen. Man erzählte ſie ihr. Sie erſtaunte.

Nun, Herr von Edel, ſagte ſie, nun iſts Zeit Ihr Wort zu halten. Ich leihe die 15000 Thaler auf Ihr Gut zu 2 Procent auf 10 Jahre.

Jetzt wurde Friedrich heiter. Das lohne Ihnen Gott, gnädige Frau. Aber vorher ſoll ſie ſchwören.

Nein, ſagte Ferdinand, ich will ihre Seele nicht verderben, aber den Weg der Güte will ich verſuchen.

Dabey blieb es, und man kam davon ab. Der Tag gieng heiterer hin, als man gedacht hatte.

Nach dem Eſſen gieng man ſpatzieren. Der Dame fiel im Garten ein Papier in die Augen, worauf ein Siegel war. Sie hob es auf. Wie kömmt das hierher? ſagte ſie.

„Warum? — irre ich nicht, ſo iſt es das Siegel von einem Ringe meines Schreibers.“

Sonderbar. Meines ſeligen Mannes ehemahliger Ring.

Ferdinand ſtutzte. Friedrich wurde gerufen. Er brachte den Ring. Es iſt ein Geſchenk Ihres verſtorbenen Gemahls, ſagte er. Ich erhielt ihn vor 10 Jahren, als ein Knabe.

„Von ihm? Wo? Ich bitte Sie, Herr Sekretair, wo erhielten Sie ihn?“

Auf Ihrem Schloſſe. Erinnern Sie ſich, daß eines Abends ein Bauer mit einem Knaben zu Ihnen kam, Sie waren nicht in der beſten Laune. Ihr Gemahl auch nicht. Der Bauer übergab ſeinen Brief. Der gnädige Herr las den Brief, gab dem Bauer ein Trinkgeld, und ließ ihn gehen. Mein Vater — er ſeufzte hier — der Verwalter auf einem ſeiner Güter war geſtorben. Der Pfarrer des Ortes ſandte mich zu Ihrem Gemahl, weil, wie er ſagte, dieſer ein wohlthätiger Herr ſey, und mich gewiß verſorgen würde. Er nahm mich mit ſich in ſein Kabinet. Dein Vater iſt todt, ſagte er, und bleibt mir anſehnlich ſchuldig. Das thut nichts.

Lag bey dem erſten Ausſpruche ein Stein auf meinem Herzen, ſo erleichterte ſich mein

Kummer bey dem Nachſatze. So jung ich war, ſo hatte ich ſo viel Erfahrung, daß ich wußte, reiche Menſchen verſchmerzen ungern einen Verluſt. Man hatte mich immer für ein gelehriges Kind gehalten. Ich wußte nach meinen Jahren auch viel, und man nannte mich nur den klugen Friedrich. Der gnädige Herr war liebreich, und frug mich, was ich werden wollte. Ich wünſchte zu ſtudieren. Das koſtet viel, ſagte er, doch, wenn du nur etwas lernſt, kömmt es darauf nicht an. Ich mußte ihm erzählen, was ich ſchon wußte, und er ſchien zufrieden. Er fragte weiter, ob ich mit Geld umgehen könnte, und ich bewies ihm, daß ich die ganzen Rechnungen meines Vaters geführt.

Er gab mir ein Geldſtück, und der Kammerdiener mußte mich auf ſein Zimmer nehmen.

Am Morgen wurde ich früh geweckt, und zu ihm geführt. Hier haſt du zehn Thaler, und dieſen Ring. Der Ring iſt ein Andenken von mir. Hebe ihn wohl auf. Geht es dir einſt ſchlimm, und du bringſt ihn mir, und biſt noch gut und fleißig, ſo will ich dich verſorgen. Sechs Jahre lang haſt du alle

Jahr 300 Thaler bey dem Manne zu heben, wohin ich dich ſchicke. Dann komm wieder.

Ich warf mich vor ihm nieder, und küßte ſeine Knie. Er hob mich auf, und befahl mir zu frühſtücken, dann ſollte ich reiſen. Ich aß und trank mit bangem Herzen. Ich trennte mich ungern von dem Manne. Ich wäre gern bey ihm geblieben, und hätte ihm aufgewartet. Ich nahm weinend Abſchied, und er war ſehr gerührt. Ich glaubte nicht, daß ich ihn nicht wieder ſehen würde.

6.

Die Rektorin.

Der Kammerdiener brachte mich in eine große Stadt. Wir reiſeten einige Tage. In dem Hauſe eines Rektors wurde ich abgeſetzt. Der Kammerdiener übergab dieſem einen Beutel mit Gold. Der Mann, der mich begleitete, war mir auch lieb geworden. Er redete viel mit mir über die edle Art, mit der ſein Herr mich verſorgte. Eine arme Wayſe, ſagte er, muß ſich glücklich ſchätzen, wenn ſie auf ein ſolches Herz ſtößt.

Der Rektor nahm mich eben ſo liebreich

auf. Ich vermißte eigentlich nichts, als die außerordentliche Aufmerkſamkeit, mit welcher mein Vater mich erzogen. Ich war zu einem gelehrten, freundlichen, und rechtſchaffenen Mann gekommen.

Nicht ſo war es mit der Gattin dieſes Mannes. Sie war ein ſtolzes, herrſchſüchtiges, und, ich muß ſagen — boshaftes Weib. Sie verſuchte einigemahl von der Seite der Schmeicheley mich zu fangen, und wollte wiſſen, was für mich gezahlt würde, und wer ich wäre?

Ich beantwortete ihr nichts, bis ich den Rektor gefragt, und da dieſer mir verbot, ihr etwas zu ſagen, folgte ich pünktlich. „Sie taugt nichts, ſagte er zu mir, aber ſie iſt mein Weib. Ich zahle ihr reichlich für dein Eſſen und Trinken. Ich bin aber der Vormund deines Kapitals.“ Er verſagte mir keinen meiner Wünſche. Ich hatte ſoviel Geld, als ich brauchte, und er ſahe es gern, wenn ich Wohlthaten austheilte. Der Gedanke ſtieg damahls nicht in mir auf, daß ich ihrer ſo ſehr bedürfen würde.

Die Rektorin wurde wüthend, wie ich

ihr nichts entdeckte, und jeden Poſſen, den ſie mir thun konnte, that ſie.

Endlich riß ihm ſelbſt die Geduld. Du bekömmſt 100 Thaler Koſtgeld, ſagte er einſt in meiner Gegenwart zu ihr, mehr, als du irgend von einem andern erhältſt, und ich werde den Knaben wegſchicken. Da wurde ſie geſchmeidiger, denn Geld war ihr Abgott.

Nie kann ich dem Manne verdanken, daß er mich jene Geduld lehrte, die ich hernach ſo nöthig gehabt. Vier Jahre war ich bey ihm, als eine ſchwere Krankheit ihn niederwarf.

Ich werde nicht wieder aufſtehen, ſagte er zu mir, als an jenem großen Tage, wo wir von allem Rechenſchaft geben müſſen, was wir thaten. Deinetwegen wird ſie mir leicht werden.

Du kannſt hier nichts mehr lernen, Friedrich. Du mußt die Univerſität beſuchen; du biſt geſetzt genug, dich ſelbſt zu leiten. Selten iſt man das in deinen Jahren. Danke Gott dafür. Ich kenne dich nicht, deinen Wohlthäter nicht. Daß du eine Wayſe biſt, weißt du. Hier iſt die Berechnung deines Geldes, und die Scheine, wo du es heden kannſt. Ich habe es als Vater verwandt. Es ſind noch 1200 Thaler übrig. Beſuche die Akademie, lerne etwas rechtes für das Geld, ſo haſt du einen Schatz, den dir Niemand rauben kann.

Morgen mußt du weg. Ich traue meiner Xantippe nicht, ſie könnte deine Thaler zu den ihrigen machen.

Ihre Wuth läßt ſich nicht beſchreiben. Statt von mir Abſchied zu nehmen, beehrte ſie mich mit den gemeinſten Schimpfnamen, und nachdem ich die Hände des ſterbenden Alten geküßt, nahm ich meinen Weg zur Thür.

Den andern Tag hörte ich, er ſey geſtorben, und der Kaufmann, der mein Geld zahlte, verſicherte, die Frau Rektorin ſey ſchon bey ihm geweſen, um Beſchlag darauf zu legen; da er aber von allem wiſſe, habe er ſie kurz abgefertigt. Ich weinte meinem lieben Lehrer manche Thräne, und kam betrübt auf der Univerſität an, und fühlte mich noch nie ſo verlaſſen, als eben damahls.

7.

Der Jüngling.

Die Dame Triebreich war ſehr nachdenkend bey der Erzählung des jungen Mannes; vielleicht ſtellten ſich ihrem Geiſte die Jahre ihrer Jugend dar, die ſie freylich ganz anders zugebracht hatte, als er. **Ferdinand** rief aus: Wie iſt es möglich, **Friedrich**, aus dieſer Lage, unter dieſen Umſtänden in die gekommen zu ſeyn, in welcher ich dich fand?

Laſſen Sie mich meine Erzählung enden, ſagte er, und wenn Sie dann mein Verfahren tadeln, ſo ſagen Sie: Er war ſchwach, wie jeder Jüngling. Mit Aufmerkſamkeit hörten beyde weiter.

Ich ließ mich einſchreiben. Man fand, daß ich ſehr jung war; man wurde aber bald überzeugt, daß mein Alter die Natur überflügelt hatte. Meine Ordnung, meine genaue Einrichtung, mein Fleiß, wurden bekannt. Ich erwarb mir Freunde unter meinen Lehrern und unter meinen Mitbürgern.

Ein Jahr gieng hin, und meine Kenntniſſe hatten ſich ſehr erweitert. Mein Verſtand war gebildet. Die Zeit des Gefühls erſchien, und mit ihr eine Periode, von welcher ich ſchlechterdings nicht ſagen kann, ob ſie glücklich oder unglücklich für mich war, wenn ſie mich ſchon unglücklich machte.

Mein Hauswirth war ein Drechsler. Ein Mann, nach deſſen Fleiße ich mich hätte bilden können, wenn ich ſelbſt keine Anlage dazu gehabt hätte. Wir ſahen uns wenig, er war unverheyrathet, ſchien finſter, aber war höflich, und ſprach nur, wenn er angeredet wurde.

Er hatte noch ein kleines Zimmer, und an einem Morgen, ſahe ich eine reinliche Frau mit ihrer Tochter — eintreten. Sie miethete das Zimmer. Sie hatte ein ehrliches Anſehen, und — ich muß es ſagen, ſo romanhaſt es klingt, in ihrer Tochter einen Engel.

Mein Hauswirth bekümmerte ſich anfangs wenig um ſeine neuen Einwohner. Sie hielten pünktlich die ihm verſprochenen Bedingungen der Ordnung, und ſo war er zufrieden.

Ich hätte gewünſcht, mich um ſie bekümmern zu können, aber ich war zu blöde; ich ſahe nur, und dieſes Sehen brachte Verwirrung in meinen Fleiß, Unruhe in meine Seele, Wünſche in mein Herz. Ich kannte weder

Liebe noch Wolluſt. Immerwährende Arbeit hatte mich von beyden zurückgehalten, aber deſto drückender ward mir ein unbekanntes Gefühl, das weder mein Verſtand, noch meine Kenntniſſe, noch meine reiche Einbildungskraft zu klaſſificiren wußte.

Ich hörte ihren Namen nennen. Amalie wurde meinem Ohre der wohltönendſte Laut. Auf meinem Zimmer ſprach ich ihn zu hundertmahlen aus, und zerſtreut, wie ich oft war, nannte ich ihn bey mancher Gelegenheit, wo ich Gelächter erregte.

Aber bis in die kleine Stube, wo Amalie wohnte, drang keiner derer, die dieſes hörten.

Mehr als ich, und mit mehrerem Rechte, wurde mein Hauswirth bekannt, und da ſeine Haushälterin über die weibliche Einquartierung unzufrieden wurde, und von ihm gieng, ſo übertrug er der Mutter die Aufſicht ſeines Hauſes.

Amalie war 14 Jahr alt, aber groß. Daß ſie mir ſchön war, brauche ich wohl nicht zu ſagen. Ich ſahe beyde nun oft in meines Wirths Zimmern, und ich kam öfter als ſonſt. Eines Tages machte er mir eine

Vorſtellung über die Theurung meines Eſſens, welches ich mir immer aufs Zimmer bringen ließ, und that mir den Antrag für die Hälfte des Geldes mit ihnen zu eſſen. Konnte mir etwas angenehmer ſeyn? Ich wähnte dadurch nicht den Verluſt meiner Ruhe, aber ich fand ihn.

Ich konnte mich nicht mehr von dem Gegenſtande meiner Aufmerkſamkeit trennen. Mein und Amaliens Jahre und Gefühle grenzten zu nahe, als daß wir nicht beyde einander unentbehrlich hätten werden ſollen.

Unter der Rubrik ihr Lehrer zu ſeyn, waren wir nun immer zuſammen, und ſie meine einzige Geſellſchaft. Ich brach jeden Zirkel ab, beſuchte nur ſparſam die Lehrſtunden, und ſahe mich bald von allen verlaſſen, deren Umgang ich vorher genoſſen.

Aber ich fühlte dieſen Verluſt nicht, ich hatte in meinem Sinn weit mehr gewonnen. In einem halben Jahre lernte Amalie faſt alles, was ich wußte, und wenn ich unter dem Namen des Lüderlichen im Zirkel meiner akademiſchen Mitbürger bekannt war, ſo war ich doch der fleißigſte unter ihnen.

Mein Hauswirth war heiter geworden,

und kündigte mir an einem Sonntage ſeine Verheyrathung mit Amaliens Mutter an. Ich freute mich, Amalie freute ſich — Wir hatten einen frohen Tag.

Nur 8 Tage währte das Glück. In der Nacht kam Feuer im nachbarlichen Hauſe aus, und ergriff das unſrige ſo ſchnell, daß faſt nichts gerettet werden konnte.

Wer ſollte dem armen Drechsler helfen! Niemand kannte ihn, ſo wie mich Niemand mehr kennen wollte. Ich war auch zu ſtolz, jemanden anzuſprechen. Weinen hatte ich ihn noch nie geſehen. Jetzt weinte er. „Trockne deine Thränen, guter Mann,“ ſagte ich. Ich miethete ihm gleich eine Wohnung, ich kaufte ihm Handwerkszeug, um wieder zu arbeiten. Ich richtete ihn ein, wie er eingerichtet geweſen war. Mein Kapital gieng dadurch zu Ende. Aber ich hatte den Ring meines Wohlthäters noch, auf dieſen baute ich.

Ich war mit wenigem zufrieden. Ich kannte die Grundſätze der Oekonomie, weil ich Geld hatte. Aber die Art, Geld zu verdienen, kannte ich nicht.

Mein Wirth arbeitete wieder, und umarmte mich oft mit einer dankbaren Thräne im Auge. Sein Kummer ſollte ſich erneuern. Sein Weib trug die Folgen des Feuerſchrecks in einer unheilbaren Krankheit, und wenig Monate entriſſen ſie ihm.

Eine Stunde vor ihrem Tode war ich allein bey ihr. Friedrich, ſagte ſie, ich kann mit keinem Geheimniſſe ſterben. Amalie iſt nicht mein Kind. Sie iſt Findling. Sorgen Sie für das arme Mädchen.

Ich überlegte nicht, was ſie ſagte, ich begriff es nicht einmahl ganz, ich that nur den feyerlichſten Schwur, Amalien immer zu verſorgen. Mein Freund war untröſtlich, er hatte ein gutes Weib verloren. Er nannte Amalien Tochter, aber er konnte ihr nicht mehr Vater ſeyn. Schwerere Melancholie war wiedergekehrt, als ſie vorher bey ihm geweſen. Seine Arbeiten ſtockten. Sein Gewerbe lag. Amalie mußte für ihn ſorgen.

Und das gute Mädchen that es mit einer Hingebung, als ob ſie bloß für ihn gebohren wäre.

Während dieſer ganzen kummervollen Zeit wuchs meine Liebe zu Amalien. Ich lernte einſehen, daß ich ſie liebte, und fieng an zu wünſchen, ſie möchte die meinige werden.

Die 6 Jahre waren um. Ich konnte mit Ehren zu meinem Wohlthäter zurückkehren. Den Ring hatte ich. Das wenige, was ich noch an Gelde beſaß, ließ ich Amalien. Ich bat ſie unſers Freundes zu pflegen. Ich verſprach ihr baldige Rückkehr, und verließ ſie.

Unſchuldig? frug Ferdinand.

Hätte ich dieſes alles erzählen können, entgegnete Friedrich, wenn es nicht ſo geweſen wäre? Dann wäre Verzweiflung mein Loos geweſen — ſo baue ich noch auf die Vorſehung.

Der Wittwe ſtürzten die Thränen aus den Augen. Ein Seufzer verrieth ein reuiges Gefühl.

8.

Schlag auf Schlag.

Ich gab Amalien zum Abſchiede den erſten Kuß. Ich gieng mit der frohen Hoffnung: der ſo viel für mich gethan, werde auch jetzt etwas thun, und mit etwas war mir ja ſchon geholfen.

Aber wie trübten ſich alle Ausſichten, als ich den Tod meines Wohlthäters erfuhr, als ich den Tod des Kammerdieners erfuhr, und nun Niemand mehr da war, der meinen Ring erkennen konnte!

O! es war jemand da — rief die Witwe. Wären Sie mit dieſem Ringe zu mir gekommen!

„Gnädige Frau! Verzeihen Sie — Ihre damahls ſehr üble Laune, das Beyſpiel der Rektorin! Wer konte mir dafür ſtehen, daß mir nicht auch der Ring, als ein geſtohlnes Gut abgenommen worden wäre?“

Gott! Sie könnten Recht haben — damahls und jetzt — Gewiß ich war noch nicht, die ich bin.

Sie ſahe bey dieſen Worten durchdringend auf Ferdinand, und er verſtand ſie, und bat mit einem ſanften Blicke, ſich und ihn zu ſchonen.

Ich gieng ſchwermüthig weg. Ich kam dahin, wo der Kaufmann wohnte, wo ich beym Rektor geweſen war; noch hegte ich eine dunkle Hoffnung, daß mein Wohlthäter vielleicht in der Stunde ſeines Todes noch an mich gedacht — Vergebens!

Nicht! nicht! rief die Witwe. Er hat

gewiß an Sie gedacht. Sein Teſtament iſt noch nicht geöffnet.

Nun eilte ich an meinen Geburtsort. Der gute Prediger, der mich zu meinem Wohlthäter ſchickte, war geſtorben. Sein Sohn wußte mir nichts zu ſagen. Meines Vaters Nachlaß war verkauft, und zu ſeinem Begräbniſſe ganz aufgegangen. Einige Papiere hatte man behalten. Dieſe erhielt ich.

Ich glaubte nicht, daß mir noch eine ſo herbe Stunde bevorſtehen würde. Ich las die Papiere, und fand die gewiſſe Ueberzeugung, daß der Verwalter nicht mein Vater geweſen.

Nicht? ſagte Ferdinand, und wer war es denn?

Davon war nichts in den Nachrichten. Jetzt erſt fielen mir die Worte jener Sterbenden auf, daß Amalie ein Findling ſey. Alſo auch du biſt das, ſagte ich zu mir ſelbſt. Alſo verſtoßen ihr alle beyde, der Welt hingegeben, um Niemand zu kennen — Niemands zu ſeyn — aber doch beyde für einander zu ſeyn.

Wohlan denn! raſch die Bahn angetreten. Arbeite, Friedrich, für dich und für Amalien!

Ich hatte Amalien etwas von meiner Lage entdeckt. Ich hatte die Verſicherung in ihre Hand gegeben, daß ſie die Meinige einſt werden ſollte, daß, ſobald das Glück mich in den Stand geſetzt, ſie ernähren zu können, ich ihr dieſe Hand reichen, und bis dahin auch nothdürftig für ſie ſorgen wolle.

Das war ein heiliges Verſprechen. Ich mußte es erfüllen, wenn ich ſie von andern Verbindungen abhalten wollte, an denen es weder ihren Reitzen, noch ihrem Herzen fehlen konnte. Jetzt wohin? Zu ihr — wo ihr Umgang, wo Zerſtreuung und ewige Sorge, wie es mit der Zukunft werden könnte, mich abhalten mußten, raſch zu arbeiten!

Hierzu kam ein Brief von ihr, worin ſie mir meldete, daß der Alte am Verſtande ſo ſchwach geworden, daß er nichts mehr verdienen könnte, daß ſie für ihre eignen Bedürfniſſe zwar hinreichend verdiene, aber für ihn dieſes nicht zureiche. Sie hätte ſchon verſchiedenes von ſeinem Handwerksgeräth verkauft, und das übrige würde auch weggehen müſſen, wenn ich ſie nicht unterſtützen könnte.

Schlimmer als dieſe Nachricht war eine andre, daß verleumderiſche Zungen ihren Ruf beſleckt, und dadurch manche ihrer guten Kunden von ihr weggewendet, daß man ſeinen boshaften Geifer auf mich auslaſſe, und ſie die einzige ſey, die mich vertheidige.

Nun flog ich in die Stadt, wo Herr von Edel mich fand. Aber was helfen Kenntniſſe, wo der Weg fehlt, ſie anzubringen! Ich mußte mich entſchließen fürs Geld zu ſchreiben, das ernährte mich kaum. Wie der Rath Nehemias mir das Aufwarten antrug, hätte ich verzweifeln mögen; indeſſen fand ich bald, daß es einträglicher wäre, als das Schreiben — und ich konnte — Gott ſey es gedankt, Amalien ſo viel ſchicken, daß ſie den Alten erhalten konnte.

Schon wollte ich mich dem Dienen ganz widmen, und wäre Amalie bey mir geweſen, ich hätte es gethan.

Aber ſie wollte den Alten nicht verlaſſen. Sie konnte es nicht über ihr Herz bringen, ihn als einen Wahnſinnigen der allgemeinen Verſorgung anzuvertrauen, und ſo entſtand die trübe Trennung, die nun noch fortdauert, und deren Ende in der Hand des Schickſals liegt.

O Gott! ſagte die Dame, und Sie nahmen mein Geld nicht an? Friedrich! Da dachten Sie wohl nicht an Amalien?

O ja, ich dachte an ſie, und ich hätte es angenommen, wäre ich nicht in den Dienſten des edelſten Mannes geweſen, dem ich mich lieber anvertrauen wollte, und bald, Herr von Edel, hätten Sie auch alles erfahren, was mein Herz drückte.

„Friedrich! daß du mir das nicht lange geſagt, kann ich dir kaum verzeihen.“

Man iſt mißtrauiſch, wenn man unglücklich iſt. Zehnmahl ſchon habe ich anfangen wollen, aber der Gedanke, daß ich nicht wiſſe, wer ich ſey, hielt mich zurück. Sie ſind frey von vielen Vorurtheilen, Herr von Edel, aber wußte ich, ob Sie auch Flecken der Geburt verachteten?

Wie ich bey Ihnen war, gnädige Frau, hätte ich mich niederwerfen, und ſagen mögen: Dieß iſt das Haus meines Wohlthäters. Urtheilen Sie, ob ich nicht verwirrt ſeyn müßte, es ſo wiederzufinden, Sie ſo wiederzufinden? Ich hatte den Ring bey mir.

Da, da, rief die Wittwe, hätten Sie mir den Ring geben, die Wohlthat meines Mannes erzählen ſollen —

Es entſtand eine große Pauſe. Die Dame fuhr weg, und verſprach den andern Tag wieder zu kommen.

9.

Ein ziemlicher Zeitraum.

Den andern Morgen ſchickte Ferdinand von Edel Friedrichen mit einer hinreichenden Summe zu ſeiner Amalie. Er befahl ihm, auf jeden Fall ſie und den alten Mann mit ſich zu bringen, weil er für den letztern ſorgen wolle. Seine zweyte Sendung war an Treuherz von Schurke, den er zu ſich einladen ließ.

Dieſer erſchien auch ſogleich, denn er war der dreiſteſte Schurke, der wohl unter der Sonne ſeyn konnte.

Ferdinand ſtellte ihm vor, daß er jetzt ſein nächſter Verwandter ſey, und daß er daher eine andre Behandlung von ihm erwartet habe, als dieſe. Mit ungewohnter Freundlichkeit erwiederte dieſer, daß er an dem fatalen Prozeſſe gar nicht Schuld ſey, daß er ſich dagegen geſträubt und geſtritten habe, daß aber ſeine Frau ſchlechterdings darauf beſtanden. Er habe ihr Vorſtellungen über ihre Eitelkeit und Verſchwendung gemacht, und ſie aufgefordert, durch Sparſamkeit dazu beyzutragen, daß er mit ſeinen mäßigen Einkünften auskäme.

Sie aber, wüthend wie eine Furie, habe ihm verſichert, ſie müßte im größten Glanze leben, und habe ihm ſogleich den Auftrag gegeben, ihren Bruder zu verklagen. Mit Mühe habe er ſie noch zu jenem Beſuche beredet, wo ſie in Güte dieſe Forderung von ihm verlangen wollen, als ſie aber auch da ihn nicht zu Hauſe getroffen, ſey ſie ſogleich in die Stadt gefahren, und habe Herrn Rath Nehemias die Sache übertragen. Sie habe ſich ſogar merken laſſen, er, der Herr von Edel, ließe ſich verläugnen, weil er dieſes Geld zu bezahlen habe, und die Verweigerung des Archivſchlüſſels, wo ſie nur noch einmahl wegen der Richtigkeit der Forderung nachſehen wollen, ſey für ihm, ihrem Gatten, freylich ein auffallender Beweis geweſen, daß ſie Recht habe.

Elende Menſchen, rief Ferdinand, durch die niederträchtigen Kunſtgriffe des Buben, der die Ehre ſeiner Frau nicht einmahl ſchonte, ganz außer Faſſung gebracht, elende Menſchen! Stehlen wolltet ihr dort noch mehr, als ihr geſtohlen habt. Das Dokument, welches ihr wahrſcheinlich vernichtet habt, ſetzt mich freylich außer Stand, mein Recht augenblicklich darzuthun, aber wenigſtens ſollt ihr nicht ſo gelaſſen in den Beſitz des Raubes kommen. Sauer genug will ich ihn euch machen, und euer Gewiſſen ſoll erſt vor aller Welt bloß da ſtehen. Oeffentlich ſchwören ſollt ihr erſt, daß ihr mir die Urkunde nicht geſtohlen — dann nehmt, was ich habe, und verſchweigt es in Putz und Gelagen.

Treuherz ſchien gerührt, und betroffen von der Hitze Ferdinands.

Um Gotteswillen, Ferdinand, rief er, was weiß ich von allen dem. Iſt Ihnen ein Dokument geſtohlen, hat meine Frau dieſes Dokument geſtohlen, was kann ich dafür? Wenn Sie einen ſolchen Zug im Charakter Ihrer Schweſter kenneten, o ſo hätten Sie mich dafür warnen müſſen. In welches Labyrinth bin ich geſtürzt — was habe ich von der zu erwarten, die an ihrem Bruder das thun kann, an einem Bruder, der, wie er ſagt, alles an ihr und für ſie gethan, der es nicht allein ſagt, von dem es die ganze Welt ſagt. Ferdinand! das war doch unrecht, mir nicht den kleinſten Wink davon zu geben!

Brav! ſchön! ſagte Ferdinand. Nun habe ich mich doch recht gut gebettet. Am Ende muß ich der Sündenträger für Dinge ſeyn — die ſie mit meiner Schweſter verabredet, wozu Sie ihr junges, unerfahrenes weichgeformtes Herz verleitet, und Sie ſo elend gemacht haben, wie Sie mich um meines Leichtſinns willen trübſinnig machen. Denn wahrlich, ich hätte Sie erſt prüfen ſollen — und ich brauchte ja ſo wenig, um Sie zu entlarven.

Herr Bruder, ſagte Treuherz, ihr Ton iſt beleidigend. Thereſe würde mich glücklich machen, hätte ſie auch den verzeihlichen Fehler der Eitelkeit. Aber ſie macht mich unglücklich, wenn ſie laſterhaft iſt. Zu ernſtlich haben Sie geſprochen, und zu weit iſt die Sache gegangen, als daß ich ſie ſo tragen könnte. Ich verlange Beweis, und ich kann um meiner Ruhe willen ihn nicht ſchnell und gewiß genug verlangen.

„Wollen Sie den Beweis, daß Sie ein gutes, ſittſames, ſtilles, nichts weniger als zur Eitelkeit geneigtes Mädchen war, ſo fragen Sie alle meine Leute im Hauſe.“

Sind keine Zeugen, dürfen gar für Sie nicht die Finger aufheben. —

„So nehmen Sie den Beweis von meinem Degen an.“

Damit ſind Sie immer bey der Hand. Unſer Verhältniß verſtattet dieſes aber nicht. Noch liebe ich Ihre Schweſter, ich muß Sie aber haſſen, wenn dieſes wahr iſt. Ernſthaft, Herr von Edel, Sie haben auf allen Seiten meine Ruhe untergraben. Beweiſen Sie mir nicht, was Sie ſagen, ſo bleibt ein Wurm in meinem Herzen, der unaufhörlich an meiner Ruhe nagt. Beweiſen Sie mirs, ſo muß ich Thereſen verachten — muß Sie verſtoßen.

„Verſtoßen! Du wollteſt meine Schweſter verſtoßen! Doch was rede ich! Was braucht es denn hier Worte! Sie häufen Büberey auf Büberey. Gehn Sie und laſſen Sie ſich nie wieder vor mir ſehen. Könnten Sie mir meine Schweſter unſchuldig und unverdorben wiedergeben, ſo würde ich Ihnen mein ganzes Vermögen ſchenken, ſo biete ich Ihnen für den Diebſtahl 5000 Thaler an. Geben Sie mir das entwendete Dokument wieder, ſo will ich zu vergeben ſuchen, daß Sie ein gutes Herz geſtohlen und zu Grunde gerichtet haben. Vergeſſen kann ichs nie.“

Ich will das meiner Frau ſagen. Ich will ſie zugleich darauf vorbereiten, welch eine Zukunft Sie haben wird, wenn Ihr Bruder nicht wiederruft.

„Heuchler, ſag ihr nur, daß ihr mit den 5000 Thalern zufrieden ſeyn wollt, um die ihr mich ſo gewiſſenlos beſtehlt. Du haſt ſie gewiß ſchon genug zum Teufel gemacht, daß ſie lächelnd dir den Diebſtahl zurückgeben, und das empfangene Geld leichtſinnig für Tand hinſchleudern wird.“

Fort, Brut, rief er noch außer ſich — und frage, ob ſie das Sündengeld nehmen will?

Treuherz hatte den Muth verloren, und gieng. Wohl überlegte er mit Thereſen, was dabey zu thun ſey. Dieſe, die jeden ſeiner Schritte beobachten ließ, und wußte, daß er nicht von der Wittwe wegkam, und mit dieſer nicht gern es ganz verderben wollte, ſtimmte darauf, das Geld anzunehmen.

Treuherz kam wieder, brachte das Dokument, nahm die 5000 Thaler und betheuerte noch einmahl, er ſey der unglücklichſte Menſch, und nur die Schonung der Familie könne ihn abhalten, die Sache öffentlich bekannt zu machen, und ſich von der Verworfnen ſcheiden zu laſſen.

Ferdinand hatte ſich vorgenommen, kein Wort zu reden, und er hielt ſeinen Vorſatz. Er entgieng dadurch dem Verdruſſe noch einmahl ſein Blut in Wallung zu ſetzen. Stumm blieb er, bis jener gieng.

Er hatte das Geld von der Wittwe genommen. Es war die erſte Verbindlichkeit, die er ihr hatte, und ſo ſchmerzhaft es ihm war, ſo war doch eine innere Zufriedenheit bey ihm, daß er ihr gerade die Verbindlichkeit hatte, und Niemand andern.

Thereſe wußte nicht ganz, was ihr Mann von ihr geſagt, und wie niederträchtig er ſie gemacht hatte. Aber ſie hatte ihn und ihren Bruder hinreichend kennen lernen, um nicht überzeugt zu ſeyn, daß er durch ſie ſich gerettet habe. Auf welche Art dieß geſchehen, wünſchte ſie gern zu wiſſen. Ihren Bruder ſelbſt zu fragen, war ihr unmöglich. Im Gegentheil hatte ſie noch ſo viel Gefühl, daß ſie Ihn vermied, um keiner Erklärung ausgeſetzt zu ſeyn. Bey der Wittwe hatte ſie Zutritt, und wußte ihre Beſuche immer ſo einzurichten, daß er ſie nicht da fand.

Die Dame Triebreich, die in jedem, der nur mit Ferdinand bekannt war, einen Freund mehr ſich zu erwerben wünſchte, hatte Thereſen nie unbeſchenkt von ſich gelaſſen, aber geradezu über dieſe Sache ſie zu fragen, hielt ſie nicht rathſam, weil dann eine mündliche Zuſammenkunft nicht vermieden werden konnte.

Sie beſchloß alſo, um ihrem Eheherrn in allen Stücken ganz gleich zu werden, ihn bey der Dame Triebreich zu verkleinern, damit dieſe bey vorkommender Gelegenheit wieder ihre Parthie nehmen, und wenigſtens in etwas des Bruders Zuneigung ihr erhalten ſollte.

Sie ſchilderte ihren Mann als einen Tyrannen, der ſie gezwungen habe, mit ihrem Bruder zu hadern. Sie erzählte, daß ſie ihm jenes Dokument gezeigt, um ihm zu beweiſen, daß ſie wirklich nichts zu fordern habe, daß er ſich hierauf dieſes Dokuments bemächtigt, und ſie nun gezwungen habe, es gegen ihren Bruder zu gebrauchen. Er habe gedrohet, ſie auf der Stelle zu mißhandeln, wenn ſie nicht ſeinem Willen Folge leiſten wollte. Er habe ſich ſehr arm geſtellt, und verſichert, daß er ſie nicht genommen haben würde, wenn er nicht wenigſtens gewußt, etwas mit ihr zu bekommen.

Die Dame Triebreich, die ſchon ihrer Neigung wegen für Ferdinands Schweſter mehr Vorliebe, und zu ihr mehr Zuneigung haben mußte, als zu ihrem Vetter, glaubte alles leicht, tröſtete ſie, verſprach ihr ihres Bruders Verzeihung, unterließ aber nicht einige ſehr ernſte Regeln des Verhaltens für die Zukunft beyzufügen, die Thereſe ihr gern geſchenkt hätte, aber aus Politik doch anhören mußte.

Ferdinand erfuhr alles ſo wieder, wie Thereſe es erzählt, und ſo wenig er geneigt war, es zu glauben, ſo war doch der Dame Zureden ſo mächtig, ſie wenigſtens bey ihm unſchuldiger zu mahlen, als er ſie in dem

Augenblicke hielt, und er war es ſogar zufrieden, ſie zu ſprechen.

Die Zuſammenkunſt geſchahe. Thereſe mußte ſich noch einmahl der Pein unterziehen, eine Moral anzuhören, auf deren Ausübung ſie längſt Verzicht gethan, ſie mußte ſich den leichten Zwang anthun, die Scheinheilige zu ſpielen, und es ärgerte ſie bey der ganzen Sache nichts mehr, als daß ſie eines noch gehoften Geſchenks quitt gieng;* denn Dame Triebreich erklärte, da Herr von Edel ohne Nachtheil für ſeine Güter dieſe Summe nicht bezahlen könnte, ſo ſchenke ſie ſie als ein Hochzeitsgeſchenk Thereſen, und ſie zerriß wirklich in demſelben Augenblick den Wechſel, den ſie darüber von Ferdinand erhalten.

Der Wendung wegen ließ Ferdinand das ſeyn, und ſagte zu Thereſen: Sie möchte bedenken, daß ſolche Freundinnen nur wenig auf dieſem Erdenrund zu finden, und ihre Maaßregeln zu beſſerer Haushaltung mit dem Ihrigen nehmen.

10.

Der Himmel wird trübe.

Während dieſer Zeit waren 6 Wochen hingegangen. Friedrich hatte geſchrieben, daß die zunehmende Krankheit des Alten ihm keinen Transport erlaube, daß er zwar gern die vielen Sorgen und die Arbeit ſeiner Amalie am Krankenbette theile, daß er aber doch erſcheinen wolle, wenn Ferdinand ſeiner bedürfe.

Der gute Ferdinand wollte lieber allein arbeiten, als zwey Liebenden Kummer machen, und befahl ihm dort zu bleiben. Da er ſeine Zeit zwiſchen arbeiten, Gutes thun, und dem Umgange mit der Wittwe zubrachte, ſo war er nicht im Stande, ſich um etwas zu bekümmern, was außer ihm vorgieng.

Die letztere wurde ihm täglich lieber. Die Hingebung in eine Einſamkeit, die nur durch ihn geſtört wurde, und die um ſo merkwürdiger und verehrungswerther war, je weniger ſie von jeher ſich daran gewöhnt, war ihm ein Beweis, daß dieſer Charakter, hatte er einmahl Grundſätze gefaßt, ſie gewiß nicht wieder aufopfern würde. Die zärtliche Sorgſalt, mit welcher ſie auf alles achtete, was ihn angieng, und die er von einer Gattin in dieſem Grade nicht einmahl verlangt hätte, war ihm ein Beweis, daß ſie ihn wirklich liebe, und die in ſo langer Zeit auch nicht einmahl verletzte Delikateſſe in Anſehung des Phyſiſchen war ihm der dritte und überzeugendſte Beweis, daß ſie einem Gatten nie untreu werden würde, wenn er nicht ſelbſt die Urſache dazu wäre.

Ferdinand war ein voller blühender Mann, und kannte Leidenſchaft. Seine Achtung war dazu geworden. Er konnte freylich nicht in das Herz der Wittwe ſehen, aber das ſeinige konnte er ganz ergründen, und wenn ſie auch wirklich heimliche Gefühle gegen ihn nährte, ſo war er nun überzeugt, ſie könnte darin nicht ſtrafbarer ſeyn, als er ſich ſelbſt in ſich fühlte.

Aus der innigen Freundſchaft der Herzen war eine Vertraulichkeit geworden, die unbemerkt alles ſich entdeckte, und beyde wußten, daß ſie ſich liebten, ehe ſie ſich eine förmliche Erklärung darüber gemacht, ja dieſe Liebe war, trotz dem Unſchied der Jahre von einer ſo romantiſchen Gattung, daß ſie leicht zu einer Schwärmerey hätte ausarten können, wenn die Gelegenheit ſich dazu angeboten hätte.

Wo aber konnte dieſe herkommen? Beyde waren unabhängig, konnten mit ſich machen, was ſie wünſchten, und entzogen ſich auch nichts, was mit ihrer innern Denkungsart harmonirte, denn gewiß war es, daß die Wittwe Ferdinands Denkungsart ganz angenommen, und durch die Behutſamkeit ſich ſo zu benehmen, zu der Feſtigkeit darin gekommen war.

Da ſie ſo in einer gemeinſchaftlichen Seelenruhe lebten, da Niemand Gelegenheit hatte, und Gelegenheit ſuchte, dieſe zu ſtören, ſo konnten ſie von den ſchiefen Urtheilen über dieſen Umgang ſo wenig etwas erfahren, als von den geraden Wünſchen, womit manche einer völligen Vereinigung unter beyden entgegenſahen.

Unter die letzten gehörten beſonders die Unterthanen der Dame, die ſich ſo gut bey dieſer Veränderung ſtanden, ſie ganz auf Ferdinands Rechnung ſchrieben, und mit Sehnſucht dem Augenblicke entgegen ſahen, wo ſie ihn Herr nennen, und keinem Zweifel mehr Gehör geben durften, ihn zu verlieren.

Die ganze Schurkiſche Familie ſahe freylich alles aus einem andern Geſichtspunkte. Von der Reinigkeit der Herzen war bey ihnen gar nicht die Rede, ſondern vielmehr vom baldigen Ueberdruſſe des Genuſſes. Sie kitzelten ſich über die Unvorſichtigkeit der Wittwe, und die Kurzſichtigkeit Ferdinands. Es war bey ihnen gar nicht mehr das lodernde Feuer der Eiferſucht, denn, was ſie gewiß wußten, und nun ſo ganz gewiß zu wiſſen glaubten, das war ihnen genug, um den baldigen Umſturz des Gebäudes ſich zu weiſſagen.

Indeſſen hatten die Excellenzen in der Reſidenz nicht ganz reinen Mund gehalten. Es war in dem Zirkel der verſchiedenen etwas von ihrem Verhaben laut geworden, und auch in dem Dikaſterio, in welchem die Sache zur Kommiſſion gedeihen mußte, mochte irgend ein Acceſſiſt einen Drang gefühlt haben, zu reden, und ein Wink der Geſchichte war zu einem Menſchen gedrungen, der der Dame Triebreich eine Warnung zukommen zu laſſen, für Pflicht der Menſchenliebe hielt.

Daher kam nun von der einen Seite ein zerſtreutes Gerücht an die ſämmtlichen uns bekannten Schurken und von Schurken, welches ſich bald dahin ausdehnte, daß es in kurzem mit der Herrlichkeit der Dame ein Ende haben würde, daß ſie eine Kriminalverbrecherin ſey, und der hohen Juſtiz würde überliefert, auch in einen Kerker geworfen werden, wo weder Sonne noch Mond ſie beſchiene.

Die Konferenzen darüber dauerten einen Tag um den andern fort, und die liebloſen Bemerkungen waren von der Art, daß ſie ſelbſt Thereſen revoltirten, die troz den großen Fortſchritten, die ſie in den entwickelten Familien-Talenten gemacht, doch noch ſo viel von der bey Ferdinand erworbenen Seelengüte hatte, daß ſie ſich vornahm, es ihrem Bruder zu entdecken.

Eines Tages ritt ſie daher zu ihm, und traf ihn allein. Ihre Erzählung beſtürzte ihn. Erdacht war ſie nicht, ſo viel allgemeine Menſchenkenntniß hatte er, und da ihr Weſen ganz das Offne voriger Zeiten verrieth, ſo dankte er ihr für ihre warnende Nachricht, und brachte noch einmahl mit ſo vieler Rührung ſeine Reue vor, daß er ſie in dieſe Familie gelaſſen, und machte ſie auf ſo viele unverkennbar böſe Seiten derſelben aufmerkſam, daß ſie wirklich weinend ihm um den Hals fiel, und ſagte: Bruder! ich bin nicht mehr ſo gut, als ich war.

Er ſuchte ſie wieder zu tröſten, und verſprach ihr, wenn ſie es nicht mehr aushalten könnte, ſie zu ſich zu nehmen. Jetzt aber bat er ſie, ihn zu verlaſſen, und nach dem erhaltenen Verſprechen, nicht zu entdecken, daß ſie ihm das geſagt, ſchied ſie von ihm, unſchlüſſig mit ſich ſelbſt, ob ſie recht oder unrecht daran gethan.

Er flog zur Wittwe. Er traf ſie, einen Brief in der Hand, ihr Geſicht zerſtört, und Thränen im Auge.

Um Gotteswillen, was iſt Ihnen, meine Theure!

Leſen Sie. Sie reichte ihm den Brief.

„Madam! Ein Freund giebt Ihnen einen Wink, auf Ihrer Hut zu ſeyn. Sie ſollen eine Kommiſſion auf Ihr Gut erhalten. Man ſpricht von einem Verbrechen — Wiſſen Sie ſich ſchuldig, ſo nehmen Sie Maaßregeln.“

Ja, man ſpricht davon, ſagte Ferdinand. Auch ich habe dieſe Nachricht gehört.

Gott! was habe ich verſchuldet, daß man ſo mit mir umgeht? — ſagte die Dame, und zerfloß in Thränen.

Dieſe bewieſen nichts, und da übrigens ſie ruhig war, da Ferdinand nicht ſahe, daß ſie irgend Anſtalten machte, etwas gegen dieſen Wink zu unternehmen, ſo blieb auch er ruhig.

Wie man ſich etwas erholt hatte, forſchte Ferdinand wegen ihres Mannes, und nach ſeinen Papieren. „Dieſe ſind alle beym Rath Nehemias, ſagte ſie. Doch weil Sie von Papieren reden — und man nicht wiſſen kann, ob nicht alle meine Sachen unterſucht werden, ſo nehmen Sie dieſe kleine Chatulle. Sie enthält die Thorheiten voriger Jahre, die Ihnen entweder nicht verborgen ſind, oder doch nicht verborgen bleiben dürfen. Sie enthalten auch Papiere über ein Kind“ — hier ſtürzten die Thränen heftig aus ihren Augen — „welches ich vor meiner Verheirathung hatte, und von dem ich ſeit langer Zeit nichts erfahren konnte. Schon viel Thränen habe ich darüber vergoſſen.“

Dieß Geſtändniß macht Sie mir werther, als unſere bisherige Bekanntſchaft, entgegnete ihr **Ferdinand**. Der Freund bloß im Glücke iſt kein Freund. Tugend kann fallen, aber erhebt ſie ſich dann wieder — doppelt Heil ihr!

Wir ſtehen auf einem entſcheidenden Punkte. Theure Frau! Ich liebe Sie. Vielleicht iſts in dieſem Augenblicke vortheilhaft für Sie, wenn Sie ſagen können: Sie ſind meine Verlobte! Ich biete Ihnen Herz und Hand an.

Die Dame ſank zu ſeinen Füßen nieder. Dann ſprang ſie auf, und umfaßte ihn.

Ferdinand! **Ferdinand**! rief ſie, ich liebte dich; vom erſten Augenblicke an, da ich dich ſahe, warſt du meinem Herzen alles. Aber ich hielt mich für unwürdig dich zu beſitzen. Dein Herz und deine Hand ſind meine Seligkeit. Aber ich will dieſe Seligkeit nicht, wenn du mich boshaft ſtrafbar findeſt. Dieſe Chatulle enthält alles. Ueberzeuge dich, und dann — willſt du noch — bin ich dein! Bringe ſie bald in Sicherheit.

Das werde ich thun! antwortete er, und drückte ſeine Geliebte feſt an ſein Herz. Aber öffnen werde ich ſie nicht, bis es nöthig iſt. Von nun an biſt du mein. Mich kümmert nicht, was vergangen iſt. Ich habe dich beobachtet, und habe dich bewährt gefunden.

Er nahm die Chatulle, und brachte ſie weg. Die Dame fiel auf ihre Knie, und rief laut: Gott! habe ich denn ſo viel Glück noch verdient! Sie wollte eben aufſtehen, und ihren Leuten ihr Glück bekannt machen, als ein Wagen in den Hof raſſelte. Sie fuhr vor Schrecken zuſammen. Sie befahl gleich einem Bedienten, Ferdinand nachzureiten, und erſtaunte, den Kriegsminiſter Trautmann Ehrenhold von Schurke die Schloßſtufen herauf kommen zu ſehen.

11.

Strenge Juſtiz.

Die Dame muthmaaßte nichts Gutes. Zwey unbekannte Herren, und ein Officier folgten dem Kriegsminiſter. Sie führte ſie ins Beſuchzimmer, und wer wird es ihr verdenken, daß ſie zitterte.

Böſes Gewiſſen, gnädige Frau, böſes Gewiſſen — ſagte die boshafte Excellenz. Sehn Sie, es iſt ſchlimm, daß ich der Ueberbringer einer böſen Nachricht ſeyn muß, aber es iſt auch wieder gut, daß ich es bin. Doch, ſtrenge Ordre, ſcharfe Ordre habe ich.

— Einige Fragen — entfernen Sie alles aus dieſer Gegend —

Indem ſprengte der Bediente zum Thor hinaus. Wer reitet da weg, rief er wüthend, was iſt das?

Mein Herr, ſagte die Dame, ich glaube noch hier zu gebieten.

„Nicht mehr, nicht mehr, hier iſt der Befehl des Monarchen. Sie ſind meine Gefangene, alles was hier iſt, ſteht unter mir — Wo iſt er hin — Wo?“

Wenn es ſo iſt, ſo bitte ich zu verziehen, bis mein Bräutigam kömmt. Er holt ihn.

„Wer iſt das? Was iſt das? Welch ein Bräutigam?“

Herr Ferdinand von Edel, mit dem ich verlobt bin.

„Wird nichts aus. Er wird keine Gefangene — keine Verbrecherin heyrathen!“

Sie ſchicken ſich ſchlecht zum Richter, da Sie ungehört verdammen.

Einer der beyden Herren nahm das Wort. Wollen Ihro Excellenz geruhen, den Weg des Rechts zu gehen. Gnädige Frau! Beruhigen Sie ſich. Ihr Bräutigam darf alles wiſſen.

Die Herren ſetzten ſich, die Dame auch. Es wurden ihr verſchiedene Fragen vorgelegt, ob ſie mit dem Kornet Keniſtein bekannt geweſen, ob ſie mit ihm ſich vergeſſen, ob ſie ein Kind von ihm gehabt?

Alles dieſes bejahete die Dame. Dieſer Herr verlangt ſein Kind zurück, hat aber einen Verdacht geäußert, als ob die Mutter wohl dieſes Kind umgebracht haben könne.

Die Dame ſprang erſchrocken auf. Nein, ſagte ſie, das habe ich nicht erwartet. Man konnte mich der Schwachheit fähig halten, aber einer ſolchen Verworfenheit? Sechzehn Jahre hätte ich können ohne Gewiſſensangſt leben, wenn ich dergleichen gethan!

Wo iſt denn das Kind? frug einer der Herren.

Ach Gott! das weiß ich nicht, antwortete die Dame, und rang die Hände.

Sehen Sie, meine Herren, ſie weiß es nicht, ſagte der Miniſter. Das iſt viel — viel Verdacht.

Dieß Verdacht! — rief ſie aus — Sie werden in meinen Papieren —

„Gut, Madam! Meine Herren! verſiegeln Sie ihre Papiere, und liefern Sie mir ſolche. Sie werden gleich mit uns fahren, Madam. Sie müſſen in Sicherheit gebracht werden.“

Gut, ich will mit Ihnen fahren. Der Monarch wird gerechter ſeyn, als Sie. Aber nicht eher, bis ich meinen Bräutigam geſprochen.

Der Miniſter disputirte mit der Kommiſſion; allein dieſe wollte ihm hierin nicht nachgeben. **Ferdinand** ſollte erwartet werden. Und mein Verwandter, ſagte die Wittwe, kann ſtrenger ſeyn, als Fremde?

Es betrift die Ehre der Familie, ſchrie der Miniſter. Sie iſt lädirt, unwiederbringlich verloren.

Sie wird etablirt werden, erwiederte die Wittwe noch mit hinreichender Faſſung. Ihr Vetter, mein ſeliger Mann wußte, ehe er mich heyrathete, von dieſem Kinde.

Der eine Kommiſſair fühlte die Lage der armen Frau, und ſagte: Das ſpricht ſehr für Sie, Madam.

Wenn es wahr iſt, ſagte der Kriegsminiſter, und löſchte damit das Fünkchen Hoffnung.

Indeſſen mußte **Ferdinand** doch abgewartet werden, und Dame Triebreich befahl mit viel Faſſung, den Tiſch zu decken. Sie bat ſelbſt die Herren, alle Schriften zu verſiegeln, doch war ſie in ihrem Herzen ſehr froh, daß die kleine Chatulle nicht dabey war. Wer konnte ihr dafür ſtehen, daß man ſie nicht auf die Seite geſchafft hätte, um ſie in Verlegenheit zu bringen, und die Widerlegung eines ſo ſchrecklichen Verdachts zu verhindern, oder wenigſtens zu verzögern?

Ferdinand erſchien endlich. Der Kriegsminiſter forderte ſie nun ſogleich auf, was ſie noch zu veranſtalten hätte, zu beſorgen, und der Transportirung ihrer Perſon weiter nichts in den Weg zu legen.

Die Dame wurde feuerroth, und Ferdinand fühlte das Uebermaaß von Undelikateſſe.

Wiſſen die Herren ſchon, daß Sie meine Verlobte ſind? fragte er die Dame.

Sie bejahete, daß ſie es bereits erklärt hätte, und nun hofte er mit Recht auch die Urſachen zu erfahren, warum man ihr ſo begegne. Zwar müſſe ihnen, ſagte der Kriegsminiſter, an der Vorzeigung unſrer Ordre, uneingeſchränkt zu handeln, genügen; allein um Sie doch mit den nähern Eigenſchaften Ihrer Braut bekannt zu machen, ſo wiſſen Sie hiermit, daß die Sache ein Kind betrift, welches Sie vor Ihrer erſten Verheyrathung gehabt — daß dieſes Kind fehlt — und daß ein ſtarker Verdacht exiſtirt, daß dieſes Kind nicht auf die natürlichſte Weiſe von der Welt gekommen.

Ferdinand mußte alle ſeine Faſſung zuſammennehmen. Er that das aber auch. Sie wiſſen einen hämiſchen Ton in Ihre Relation zu werfen, und wenn der König Ew. Excellenz deswegen zum Miniſter gemacht, ſo bedaure ich den Monarchen. Uebrigens weiß ich von dieſem Kinde, weiß aber auch, daß die Beſchuldigung Verläumdung iſt.

Wenn das iſt, ſagte einer der Kommiſſaire, ſo könnten wir ja wohl nach vorher geleiſteter Kaution die Unterſuchung hier vornehmen?

Nein! Nein! ſchrie der Kriegsminiſter, das muß in der Reſidenz und unter den Augen des Vaters vor ſich gehen.

Des Vaters? fragte Ferdinand etwas verwirrt.

„Ja, des jetzigen Generals von Konitſtein Excellenz —“

Ach, meines Onkels, der eine ſehr edeldenkende Verwandte von mir zur Gattin, mit ihr verſchiedene Kinder hat, und übrigens eben nicht als ſittlicher Mann und guter Vater bekannt iſt. Gottlob aber, daß er es iſt; denn wäre der Mann unverheyrathet, ſo würde ſich vielleicht ein Hinderniß unſrer Verbindung in den Weg geſtellt haben, die ich jetzt mehr als jemals wünſche, weil meine ſeligſte Freude iſt, der unterdrückten Unſchuld beyzuſtehen.

Ferdinand! rief die Dame entzückt — um eines ſolchen Augenblicks willen, meinetwegen noch tauſend Beleidigungen eines Mannes, wie dieſer es iſt! Sie werden meine Unſchuld finden, und ich weiß, Sie ſind der Mann, um ſie ſelbſt dem Monarchen vorzutragen. Ich reiſe ruhig. Ich bitte Sie, ehe Sie von hier abgehen, meine Leute und meine Unterthanen zu beruhigen, die die Quelle dieſes Auftritts nicht kennen, und ihn nicht verſtehen werden.

Das alles will ich thun, ſagte Ferdinand, rechnen Sie darauf, mich bald zu ſehen. Meine Herren, indem er ſich zu den beyden Kommiſſairen wandte, Sie haben

Proben Ihrer Gerechtigkeitsliebe gegeben — Sie ſind unſchuldig an dieſen. Ihnen, edler Kriegsmann, ſehe ich auch Großmuth und Menſchenliebe im Auge und Zügen. Ich übergebe Ihrem Schutze meine Braut, und ſollten Sie, barbariſche Excellenz, ſich unterfangen meiner Braut unanſtändig zu begegnen, ſo koſtet es Ihnen Blut. Jetzt ſind wir fertig. Laſſen Sie uns ſpeiſen, und dann fahren Sie in Gottes Nahmen.

Der Kriegsminiſter war bey Tiſche nicht ganz heiter, die übrigen alle aufgeräumt, die Wittwe ganz froh.

Sie hieng nur an Ferdinands Blikken, und ſie hielt es halb ſelbſt für einen Traum, daß ein ſo vollkommner Mann der ihrige werden können.

Nach Tiſche verlangte der Kriegsminiſter alle Papiere mit eingepackt. Dieß geſchahe ohne Weigerung. Er hatte wohl während dem Eſſen den Plan ausgeheckt, dieſe Papiere zu unterſuchen, und ſeine teufliſchen Hände allein und ungeſehen darin wühlen zu laſſen.

Wie alles fertig war, ließ die Dame ihre ſämmtliche Hausgenoſſenſchaft zuſammen kommen. Sie ſtellte ihnen den Herrn von

Edel als ihren künftigen Herrn vor. Alle freuten ſich, hatten aber über den Vorfall Thränen und Sorge in den Augen. Ferdinand verſprach ſie darüber zu beruhigen. Die Dame reiſete mit dem Officier in ihrem eignen Wagen, und die Excellenz mit den Papieren in den ihrigen.

12.

Amalie.

Ferdinand hatte alles im Schloſſe beſänftigt und begütigt. Er konnte aber die Nacht nicht da bleiben, weil er zu neugierig nicht allein, ſondern auch zu eifrig auf die Gewißheit der Unſchuld ſeiner Braut war. Er eilte alſo noch am ſpäten Abend fort, und fand in ſeiner Wohnung ſeinen Friedrich mit Amalien und dem alten Manne.

Seine Freude war herzlich. Friedrich fiel ihm zu Füßen, Amalie ließ dankbare Thränen auf ſeine Hand fallen, und der Alte betheuerte, er habe es ihm zu danken, daß er ſeines Verſtandes wieder mächtig ſey.

So beſchäftigt ſeine Seele mit dem war,

was er jetzt erfahren ſollte, ſo konnte er doch nicht umhin, die Freude der Angekommenen zu theilen, und er ſetzte ſeiner billigen Sehnſucht ein Ziel, und hörte die Geſchichte, die Friedrich ihm erzählte.

Sie hatten ſich in der größten Noth behelfen müſſen — kein Menſch hatte ſie geachtet, kein Menſch hatte ſie unterſtützt. Friedrichs kleine Beyhülfen hatten ſie eigentlich nur kümmerlich erhalten, weil man alles ihnen in den Weg legte, um es ihnen ſauer zu machen, nur noch zu leben.

Endlich war Friedrich gekommen. Sogleich hatte ſich Amalie erheitert, ſogleich war die Sorgſalt für den Alten geſtiegen, und nach langen — langen Bemühen, war es endlich ſo weit mit ihm, daß er Friedrich wieder erkannte.

Er begriff, daß es äußerſt gut von dem jungen Mann gedacht ſey, daß er Amalien nicht verlaſſen, und endlich konnte man ihm auch die Erzählung beybringen, daß Herr von Edel der Wohlthäter ſey, der ſie jetzt ganz glücklich machen wollte.

Bey dieſes Namens Nennen war er, wie aus einem Traume erwacht, aufgefahren.

Nennt mir den Namen noch einmal, hatte er geſagt —— und — Gott ſegne ihn! war ſein Ausruf geweſen.

Darauf war er in einen ſanften Schlummer gefallen, und hatte wohl 12 Stunden geſchlafen. Beyde Liebende waren bange für einen Todesſchlaf geweſen, beym Erwachen aber hatte er ſich ſo geſtärkt und ſo geſund gefühlt, daß er geſagt: Nun, bringt mich denn zu dieſem edlen Mann, damit ich ihm vor meinem Ende danke.

Von Tag zu Tag ſey er nun muntrer und ſtärker geworden.

Hätte Herr von Edel genau Acht auf ihn geben können, ſo hätte er Gefühle bemerken müſſen, die ihm auffallend geweſen wären. Das konnte er aber nicht, weil ſeine Braut zu ſehr ſeine Seele beſchäftigte.

Deſto genauer betrachtete er Amalien. Je mehr er ſie anſahe, deſto lebhafter entwickelten ſich in ihm Züge der Aehnlichkeit mit ſeiner Braut.

Er konnte nicht länger aushalten. Er gab Müdigkeit vor, und ging in ſein Kabinet. Amalien wurden Thereſens Zimmer angewieſen, und dem Alten die, wo ſein

Onkel gewöhnlich wohnte, wenn er ihn beſuchte.

Wie er allein war, riß er die Schatulle auf. Eine Menge Briefe warf er auf die Seite — endlich kam er auf ein Paket, welches überſchrieben war: Meine verlorne Tochter betreffend.

Dieß erbrach er. Gleich fiel ein Taufzeugniß heraus. Amalie Louiſe Konſtein wurde getauft — ꝛc. ꝛc.

Sie iſt es — ſie iſt es gewiß, rief er aus. Er fand, daß eine artige Summe für ſie gegeben war, und daß ſie ein kleines goldnes Kreuz an der Bruſt gehabt, in welchem der verſchlungene Name ihrer Mutter geſtanden. In ihrem ſechſten Jahre war ſie bey einem Kriegstrouble verloren gegangen; der Bauer hatte die Papiere der Dame zurückgebracht.

Sie iſt es — ſie iſt es gewiß, rief er aus. Gott hat mein Gutſeyn geſegnet. Liebe — liebe Braut! wie viel Freude kann ich dir nun bringen. Schlafen konnte er nicht. Aber im Schlafe ſtören, wollte er auch die von der Reiſe Gekommenen nicht. Er kramte die ganze Nacht. Er fand faſt den ganzen Lebenslauf ſeiner Braut. Er fand tauſend Schwachheiten — viele Verirrungen, keine Bosheit — viele Temperamentsfehler — keine Wolluſt.

Sie iſt ja gebeſſert, ſagte er, und ſie liebt dich ſo innig, mit ſo viel Reſignation. Gute Seele! Du ſollſt mein ſeyn, und wir wollen ein Leben führen, um das uns jeder beneiden ſoll.

Der Morgen brach an. Friedrich war zuerſt bey ihm. Wie dankbar ſagte ihm dieſer guten Morgen, und wie warm erwiederte das Ferdinand. Er ſagte ihm, daß er ſich mit der Wittwe verlobt habe. Friedrich wünſchte ihm Glück. Sie iſt gewiß gut, ſagte er.

Hat deine Braut ein kleines goldnes Kreuz? fragte Ferdinand. Sie hat es, war die Antwort, aber woher wiſſen Sie das?

Wenn das iſt, ſo kenne ich ihre Mutter. Geſchwind wollte Friedrich es wiſſen. Beym Frühſtück, ſagte Ferdinand, und ließ Friedrichen in der Erwartung.

Man kam zuſammen. Noch einmal erſtaunte Ferdinand über die Aehnlichkeit. Er machte eine Bemerkung darüber. Um Gotteswillen, ſprach Friedrich und ward leichenblaß, ich will nicht hoffen, daß das ihre Mutter iſt!

„Und warum nicht?“

Ach meine ſchönen Hoffnungen! ſagte jener, und Thränen traten in ſeine Augen.

Pfui, Friedrich, ſprach Ferdinand, das habe ich nicht um dich verdient. Ich führe ſie zu ihrer Mutter, ſagte er zu Amalien. Die fiel ihm in die Arme. Wer! Wer iſt das? —

Meine Braut iſt es — ſie werden meine Tochter, und Friedrich ſoll mein Sohn werden.

Weiter beſchreiben läßt ſich die Scene nicht. Der Alte ſaß dabey, lächelte, und ſagte: So etwas kann nur einer aus dem Edelſchen Hauſe thun.

Das hätte bemerkt werden ſollen, aber es ging verloren. Ferdinand holte jetzt die beweiſenden Papiere. Das Kreuz wurde beſehen, der verſchlungene Name entziffert.

Geſchwind zu unſrer Mutter, ſagte Friedrich.

Kinder! ihr ſeyd im rechten Zeitpunkt gekommen, ſprach Ferdinand. Man hält deine Mutter für deine Mörderin. Fort — ſie zu retten. Er erklärte ihnen dieß.

Alle Anſtalten zur Reiſe wurden gemacht. Der Alte gefragt, ob er mit wollte. Nein, ſagte er, ich gehe nie mehr aus dieſem Hauſe.

Ende des erſten Theils.

Der

Edle unter den Schurken.

Familien-Geſchichte aus achtzehn
Jahrhunderten.

Zweyter Theil.

Hamburg, 1801.
bey Benjamin Gottlob Hoffmann.

Inhalt

des zweyten Theils.

Viertes Buch.

1 Die Familien . . . . Seite 3
2 Das Lauffeuer 6
3 Die Ueberraſchung 10
4 Die Reſidenz 18
5 Eine Infamie über die andre 24
6 Der Menſch denkt, Gott lenkt 30
7 Ein unerwarteter Freund in der Noth . . 33
8 Die Juſtiz kann doch ſchnell ſeyn, wenn ſie will 36
9 Alt Gebrot und Korn 39
10 Der Triumph 42
11 Mutterliebe 45
12 Wie die That, ſo der Lohn 55

Fünftes Buch.

1 Die Ankunft . . . . 62.
2 Ungebetene Gäſte 72
3 Das Feſt des Wiederſehens 77
4 Anſchläge mancherley 86
5 Herr Daniel, nicht der Prophet 88

Inhalt.

6 Eine fatale Nachricht . . . . Seite 96

7 Ein zweyter Schlag 100

8 Das tertium comparationis 105

9 Wer war nun wohl zu wählen 108

10 Schöne Seele! wir danken dir 111

11 Fast erneuerte Geschichte von ehedem . . . 116

12 Kein Glück ist vollkommen 121

Sechstes Buch.

1 Vermuthung 126

2 Fehlgeschlagene Hoffnungen 129

3 Der Sohn fühlt dem Vater nicht gleich . . 132

4 Das wird sich finden 137

5 Wer hat eigentlich Recht 141

6 Einer ist klüger als der andere 145

7 Der [illegible] Vereinigungspunkt 149

8 Der alte Mann 152

9 Der Vater soll etwas einbringen 155

10 Der Aufruf 157

11 Das Testament 159

12 Die Schurken bestrafen, und die Edlen belohnen sich selbst 163

Der

Edle unter den Schurken.

Zweyter Theil.

Viertes Buch.

1.

Die Familien.

Wir haben uns bey der Geſchichte Amaliens und Friedrichs, ob ſie gleich noch nicht geendet iſt, doch etwas lange aufgehalten, und wir ſind wenigſtens ſelbſt nicht minder begierig, unſern Leſern das Ende derſelben vorzutragen, als ſie neugierig darauf ſeyn mögen. Möge dieſe Neugierde nun aus dem Intereſſe entſpringen, welches ſie für das Edle, Karakteriſtiſche derſelben fühlen, und was zwey Findelkinder, ſo eigen gleich geſtimmt, zuſammenführte, oder möge ſie blos den Grund haben, von der Wahrſcheinlichkeit überzeugt zu ſeyn, daß Friedrich ein Sohn des Herrn Erz von Schurke ſey, und daß ſie ſich, ohne Verwandte zu ſeyn, alſo näher angingen, als man es dachte.

Freylich können wir nicht umhin, zu geſtehen, daß, wenn die Sache ſich ſo verhält, der gute Friedrich eben nicht den liebenswürdigſten Vater gehabt, und daß ſeine ganze Fülle von Güte eben nicht dem Inſtinkte zuzuſchreiben ſeyn mögte, der vom Vater aus in ihn gekommen.

Indeſſen iſt es doch im Erdenlaufe nichts ſo ganz Neues, daß der Edle vom Schurken abſtammt, ſo wie es ein nicht ſeltner, ſondern leider häufiger Fall iſt, daß des Edlen Sohn in einen Schurken ausartet. Dieſe beyden großen Familien der Erde ſind phyſiſch betrachtet, eben ſo oft und ſehr verwandt, als ſie moraliſch angenommen, in gar keiner Harmonie mit einander ſtehen.

Und dies iſt es, worüber uns einige Worte mitzutheilen übrig bleiben, ehe wir mit Ferdinands Eile zur Reſidenz fliegen, und die Wittwe in ihren betrübten Umſtänden treffen, die eine kleine Züchtigung zur gänzlichen Verbeſſerung ihres Charakters waren.

Sie war ja auf dem Wege, aus der einen Familie in die andre mit vollem Rechte überzutreten.

Aber ich ſehe bey dieſem Ausdrucke bey vielen Leſern einen Unmuth auf der Stirn, daß ich die Dame Triebreich, die unter den jetzigen Umſtänden freylich liebenswürdig genug erſcheinet, daß ich dieſe auch in moraliſcher Hinſicht mit zu der ſchlimmern Klaſſe beyder großen Familien zu zählen wage.

Die Liebenswürdigkeit, die ſie durch Reue und Beſſerung erzeugt, deckte freylich vorige Fehler, deckte ſie mit Recht: allein man wird doch zugeben, daß leichtſinnige Hingebung des ſchönſten Schatzes, den ein Weib beſitzt, daß unnatürliche Verſtoßung ſeines eignen Kindes, daß Befriedigung, übertriebne Befriedigung von Temperamentsfehlern Dinge ſind, die zum Adel der Seele ſich wenigſtens nicht zählen laſſen, und daß, ſo lange dieſe Dame alles das noch unverbeſſert, und ohne Gewiſſensbiſſe zu fühlen, dachte und übte, ſie, wenn wir die Welt moraliſch nur in dieſe zwey Branchen theilen wollen, unumſtößlich zu der Schurken-Familie, obgleich in weit minderem

Grade gehörte, als ſie ſich phyſiſch bisher dazu bekannte.

Indeſſen bleibt es immer ein großes Glück für ſie, und ein außerordentlicher Fall, daß in dem Zeitpunkte, wo ihre moraliſche Würde von dem einen Zweige an den andern ſich hinüber ſchwang, auch ihre phyſiſche Exiſtenz die eine ihr fatale Familie verlies, und zu der andern überging.

2.

Das Lauffeuer.

Vom Munde zum Ohre, und vom Ohre wieder zum Munde iſt im menſchlichen Leben eine Paſſage, die man ſehr füglich mit einem Lauffeuer vergleichen kann, nur daß es ſich in unzählige Nebenſtraßen verbreitet, und Millionenfach vervielfältigt. So laufend ging auch die Nachricht, daß die Dame Triebreich arretirt ſey, auf alt und jung über. Auf dem Lande und in der Handelsſtadt, unter dem Adel und den Bauern war vom frühen Morgen des andern Tages an, bey jedem, der ſich begegnete, von der einen Seite gewiß die Frage die erſte: Haben Sie ſchon von der

Dame Triebreich gehört? und oft ſtolperten beyde Theile ſo raſch damit heraus, und jeder eilte ſo ſehr, ſie zuerſt zu beendigen, daß beynahe tauſend andre Menſchen durch das immer lauter werdendere Schreyen, davon mit unterrichtet wurden.

Auch war bald, ſo wenig als die Arretirung, es kein Geheimniß mehr, daß die Dame in jüngern Jahren ein Kind umgebracht, und die vielverbreitende Fama ſetzte hinzu, daß alle Beweiſe dafür wirklich ſchon vorhanden, ſie als überwieſen betrachtet, und mit dem Schwerte vom Leben zum Tode gebracht werden ſolle. Amen! Das Urtheil war geſprochen, wer wollte dagegen etwas unternehmen!

Unter allen den verſchiedenen Schurken und Schurkinnen, war von jedem Geſchlechte eine Perſon, die etwas Auszeichnendes dabey im Beſitz hatte, die übrigen behalfen ſich mit hämiſcher Schadenfreude, mit dem Sprichworte: Der Krug ginge ſo lange zu Waſſer, bis er den Henkel verlöre, und mit Aengſtlichkeiten, ob denn wohl die liebe Obrigkeit, wie es bey Delinquenten der Fall ſey, das ſchöne Vermögen der halben Million ein- und den rechtmäßigen Erben es entziehen würde.

Die zwey Exceptionen in dieſem Falle waren, der Rath Nehemias, welcher gewiß wußte, daß an der Sache nichts war, und Thereſe, deren Gefühl bey dem Unglück der Wittwe ganz allein unter dem ganzen Schwarme von Schurken rege wurde, und die zu ihrem Bruder eilte, um ihn, den ſie gewiß auch darüber betrübt erwartete, zu tröſten.

Wie erſchrack ſie, als ſie die Nachricht hörte, daß ihr Bruder bereits abgereiſt, und zur Reſidenz gegangen ſey, um ſich der Unglücklichen und unſchuldig Leidenden anzunehmen!

So ſehr der Funke zum Guten auch in ihr aufloderte, ſo war ſie doch in der Familie, wo ſie ſich jetzt befand, ſchon ſo eingeweyht, daß ſie bey dem Worte „unſchuldig“ anfing zu lachen, und als der zurückgebliebene Greis, Amaliens Pflegvater, ihr dieſes ganz trocken als eine Unart vorhielt, ſich des Ausdrucks bediente: ſie wiſſe nicht, wie alles Bettelvolk gerade immer zu ihrem Bruder käme?

Bernhard, der Hausmeiſter, war dabey

zugegen. Die Liebe, die er ehedem in ſo hohem Grade für das Fräulein von Edel gehabt, war durch den Vorfall mit dem Dokumente, den er nach ſeinem ganzen Umfange erfahren, ſehr geſchwächt worden. Indeſſen war ſie nicht ganz in ihm erſtickt. Er hatte, ſo viel er nur möglich machen konnte, auf den ſchon als ſchlecht ihm bekannten Gatten Thereſens die Schuld gewälzt, und ſie als eine Verführte betrachtet. Allein eben dieſe Güte des Herzens, womit er ſie vertheidigte, eben dieſe Vorliebe, die in der Erziehung, die er ihr als guter Menſch, zum Theil mit gegeben, wenigſtens durch ſein Beyſpiel befördern helfen, riß auch in dieſem Augenblicke den ganzen Reſt ſeiner Empfindungen für ſie zu Boden, und er ſetzte den ſonſt immer bey ihm prädominirenden tiefen Reſpekt bey Seite, indem er ſagte, ſo etwas habe er ſich von Thereſen von Edel nicht träumen laſſen, und ſie würde es auch gewiß nicht gelernt haben, ſo zu ſeyn, wenn ſie nicht in die Familie der Herren von Schurke geheurathet hätte.

Der ehrliche Mann ſey auch im Bettlerkleide ſein Geld werth, meynte er, und wen ſein Herr bey ſich aufnähme, und ihn wie ſeines Gleichen behandelte, der müßte von niemanden beleidigt werden, am wenigſten aber von einer Perſon, die ſchon einmal eine Handlung begangen habe, die einem Schelmſtück ſo ähnlich ſähe, wie ein Ey dem andern.

Thereſe erſchrack. Sie merkte, daß er mehr wußte, als ſie glaubte, und ſie hielt es für das rathſamſte zu ſchweigen, und ſich, ſo ſchnell ſie konnte, auf den Rückweg zu begeben.

3.

Die Ueberraſchung.

Rath Nehemias war immer derjenige, zu welchem die ganze Familie ihre Zuflucht nahm, wenn ſie ſich in Noth befand. Er ließ auch wirklich unter gewiſſen Bedingungen niemanden leicht ſtecken. Einmal mußte es ſein eigner Schade gar nicht ſeyn, und dann mußte er auch etwas weniges dabey verdienen. War es viel, deſto beſſer. Und wenn denn nun zwey Partheyen waren, wovon die eine zu der Schurken-Familie gehörte, ſo diente er dieſem doch faſt noch lieber, wenn bey dem andern nicht etwa zu holen war, was bey dem Herrn Vetter nicht erlangt werden konnte. Das iſt aber überhaupt ſo die Art aller Schurken. Wenn einer nichts dabey leidet, ſo hilft er dem andern durch.

Bey ihm hatten ſich alſo auch die ganzen Zweige der Sippſchaft, die man dort oft ſchon zuſammengeſehen, verſammlet, und zwar durch die Bemühungen der Herren Franz Matthias und Treuherz von Schurke, die Boten in die ganze Sippſchaft umhergeſchickt hatten.

Thereſe war von Treuherzen eigentlich unterrichtet, wie ſie ihren Bruder vorbereiten ſollte, der auch mit dabey erſcheinen mußte, und den man bey dieſer Gelegenheit ganz von der Schwärmerey mit der Wittwe zu heilen gedachte. Uebrigens war es alles in voller Angſt verhandelt worden, daß durch das Verbrechen, das Vermögen verloren gehen könne.

Thereſe war ſchnell zurückgeeilet, um ihrem Manne noch die Nachricht von der Abreiſe ihres Bruders zu bringen; dieſer war aber nebſt dem Onkel Franz bereits im vollen Galopp auf die Stadt zu, und da ſie nun doch vor ſeiner Ankunft bey Nehemias, ihm von nichts Nachricht geben konnte, ſo beſchloß ſie, über Schloß Düneburg, ſo hieß der Wohnſitz der Dame Triebreich, zu fahren, und ſich an der Verwirrung (wir müſſen uns leider dieſes Ausdrucks bedienen) ein wenig zu weiden, die dort herrſchte.

Mittlerweile war man bey Herrn Nehemias auch nach und nach angekommen, und hatte dieſem jeder in einer beſondern Art vorgetragen, was er von den Vorfällen des Tages vernommen.

Es kamen Erzählungen zum Vorſchein, die auch das kälteſte Herz in Bewegung geſetzt hätten.

Einige erzählten, die Dame wäre bey ihrer Arretirung braun und blau geſtoßen und geſchlagen worden, man habe ſie mit den niedrigſten Schimpfwörtern belegt, und einer wollte die wahrſcheinliche Muthmaßung erhalten haben, die ihm ſo ziemlich zur Gewißheit geworden, daß beym erſten Schreck, da man ſie als Mörderin ergriffen, ein zweytes neues Subjekt erſchienen ſey, welches zu dem erſten Verbrechen wieder hätte Anlaß geben können, daß man aber trotz dieſes Zuſtandes ſie ohne Mitleid als eine Perſon, die ohnedem nicht lange mehr in der Welt zu leben habe, in den Wagen geworfen und davon geführt.

Ueber ihre Zukunft wurde mancherley geſchwatzt. Der Kerker, in den ſie geworfen werden ſollte, wurde ſogar ſchon beſchrieben, und die Zeugen zum offenbaren Beweiſe der That, habe man bereits ins Geheim von dem Dorfe kommen laſſen, wo ſie ehemals als Fräulein Dummſtolz gewohnt, und den ſchrecklichen Mord dort begangen habe.

Rath Nehemias hätte dieſem allen mit einem Worte Einhalt thun können. Aber wie ſollte er das? Es war ja eine Art von Tortur, die er in der ganzen Geſellſchaft bemerkte; in jedem Geſichte mahlten ſich andre Züge der Angſt, der Erwartung. Er konnte hier Beyträge zu einer Abhandlung von der innern Seelentortur ſammeln, die er unter der Feder hatte, und nicht allein ſeine Kenntniſſe dafür bereichern, ſondern, da, wie wir ſchon oberflächlich bey der Hochzeit erwähnt, eine ſeiner Hauptbeluſtigungen in Geſellſchaft in Nachahmung des Mienenſpiels bey Torquirten beſtand, ſo beobachtete er auch hier einen Schatz von nachahmenswürdigen Geſichtern.

Die Verſammlung hatte ſchon ziemlich lange gedauert, als endlich der unter allen am ängſtlichſten gewordene Onkel Matthias Franz von Schurke den Rath dringend bat, auch einmal das Wort zu nehmen.

Daß ich nicht gern eine Sache zweymal ſage, ſprach Rath Nehemias, weiß jedermann. Nun aber iſt die Geſellſchaft noch nicht vollſtändig, und es wäre nöthig, daß ich der noch fehlenden wichtigen Thereſe einen neuen Detail von dem vortragen müſſe, was ich zu ſagen hätte.

Wo bleibt denn aber auch meine Frau? fragte nun haſtig Treuherz.

Sie wird wohl ihren Bruder mitbringen, entgegnete Herr Matthias, und es gehört Klugheit dazu, ihm eine ſolche fatale Situation gehörig vorzuſtellen.

Indem flogen die Flügelthüren auf, und herein trat die edle Dame ganz allein, begleitet von niemand, als von Kummer und halber Wuth in ihrem Geſichte.

Erhitzt ſetzte ſie ſich, und ehe ſie zu Worte kommen konnte, hatte ſie ſchon von allen Seiten die Relationen gehört, bey welcher die Herrn Rentenierer, Schiffsrheder, und Speculanten nicht übel zu verſtehen gaben, daß doch im Grunde die Verbindung mit dem

Edelſchen Hauſe alle dieſe Unruhen gemacht, die längſt vergeßne Sache aufgerührt, und die Schurkeſche Familie um die halbe Million brächte, die ihr Eigenthum ſey.

Bey der verläumderiſchen Nachricht von einem abermahligen Unglück der Art konnte ſich Thereſe nicht länger halten.

Nein, ſchrie ſie, dazu iſt mein Bruder zu brav, und das könnte doch jetzt ihr einziger Geliebter ſeyn. Aber eine ſchrecklichere Nachricht habe ich zu bringen, denn ich komme ſo eben von Büneburg. Sie iſt völlig geſund, und in Ruhe und Friede abgereiſet, zwar in Begleitung der Kommiſſion, aber ohne alle Mißhandlung. Davor hat ſie Ferdinand geſchützt, der ſich vorher noch förmlich mit ihr verlobt.

Mit ihr verlobt? ſchrie alles aus einem Munde.

So daß, fuhr die Dame fort, wenn ſich auch die Wittwe von ihrem Verbrechen entſündigen könnte, dieſe halbe Million doch für uns alle, die wir hier verſammelt ſind, verloren, und wenn ich mich des Bruders wegen ſo ausdrücken dürfte, zum Teufel iſt.

Größere Beſtürzung konnte es nicht geben, als hier nun auf einmal zu ſehen war. Hatte Rath Nehemias jemals Gelegenheit gehabt, Tortur der Seele in Zügen des Geſichts zu leſen, ſo war es hier, und er weidete ſich auch nicht wenig daran.

Hab ich dies nicht geſagt! murmelte Matthias Franz Treuherzen zu. Das verfluchte Badehaus! Nun das Bad haben wir bezahlt. Das iſt ein verdammter Streich! hörte man hier — ſo geht's, wenn man ſich von ſeinem eignen Blute trennt! ſagte ein Andrer. Hätten Sie nicht aus der Schurkeſchen Familie heyrathen können! ein Dritter.

Ey was, beſchimpft iſt ſie doch immer — fing hier Elias an — und die ſchöne Anna, die Burgermeiſters Tochter, fuhr fort: Wenn man auch den Prozeß ſo ſpielt, daß kein Beweis zur Todesſtrafe da iſt, ſo weiß ich doch wohl von meinem Vater her, daß eine ſolche verdächtige Perſon auf einige Zeit zur Korrektion ins Zuchthaus kömmt, und da wird Herr von Edel ſie auch nicht mehr nehmen.

Meine ſchöne Anna, ſagte Nehemias jetzt, daraus wird nichts. Die Dame iſt ſo unſchuldig, wie die liebe Sonne am Himmel.

Ein Kind hat ſie gehabt, das iſt wahr, aber das Kind iſt getauft und verſorgt worden. Die Art, wie es abhanden gekommen, iſt mir bekannt, kann ſie dokumentiren.

Ey! warum haben der Herr Vetter denn das nicht eher geſagt? ſprach Herr Franz Matthias.

Wollte Thereſen abwarten. Dieſes, meine liebe Verſammlung, fuhr der Herr Rath fort, iſt ſo ein feines Stückchen von den Excellenzen in der Reſidenz, die etwas Macht haben, und ihr gern an den Geldbeutel wollen. Aber die Excellenzen ſollen mit langer Naſe abziehen. Davor wird der Rechtsgelehrte Nehemias ſorgen.

Wir ſind ſehr unglücklich, ſagte der geizige Treuherz.

Nicht ſo ſehr als du glaubſt, flüſterte Thereſe ihm ins Ohr. Sie werden keine Kinder kriegen, und da bekommen wir doch das beſte. Thereſe war wirklich guter Hoffnung.

Du biſt ein Engel vom Himmel, rief Treuherz, der in die Möglichkeit der Sache eindrang, nahm Thereſen am Arm, und weil die Schimpfereyen über ſeine Heyrath ein wenig zu laut wurden, entfernte er ſich mit dem Engel ſeiner Seele, und **Mathias** humpelte hinterdrein.

Weiß ich doch nicht, ſagte **Nehemias** nun zu den übrigen, wie ihr alle auf das Geld der Frau ſo erpicht ſeyn, und darauf hoffen könnt, da ihr 1) zu leben habt, und 2) noch nicht wißt, was in Herrn **Spitz** Teſtament ſteht.

Alle glaubten einen Wink darin zu finden, daß er wohl den Herrn Rath **Nehemias** ſelbſt zum Erben eingeſetzt, kratzten ſich hinter den Ohren, und ſchlichen betrübt zu Hauſe.

4.

Die Reſidenz.

Eine andre Art von Tortur hatten die Excellenzen der Wittwe zubereitet.

Dieſe wurde freylich eingeſperrt, aber nicht in einen Kerker, ſondern in das Haus der einen Excellenz des Generals **Schnellfuß**, wo ihr die alte **Trulle** zur Geſellſchafterin gegeben wurde, die eigentlich nicht einmal wußte, was mit ihr vorging und vorgehen ſollte, ſondern nur blos von den Excellenzen die Ordre hatte, ihren Sohn den Major Herzlieb von Schurke ihr ſo reizend als möglich zu mahlen, und alle Beredſamkeit anzuwenden, um ſie zu einer Verbindung mit demſelben zu bewegen.

Die Generalin Trulle Excellenz war in den politiſchen Planen, die in der Familie obwalteten, ſo ſehr eine Null, daß ſie ſich in nichts mengte, und in nichts mengen durfte. Deſto beſſer verſtand ſie ihre Küche, ihre Wirthſchaft, und die Aufheiterung der Menſchen, die in ihr Haus kamen. Sie trippelte von einem zum andern, und da ihre ſtille Frömmigkeit ihr immer ein gutes ruhiges Gewiſſen ließ, ſo konnte ſie alles, was um ſie her geſchahe, wenn es auch nicht mit ihren Grundſätzen harmonirte, doch ſehr gelaſſen anſehen.

Daß die Wittwe ihr gefiel, war ausgemacht. Von ihrem Ruf, von ihrem Leben, von dem, was man jetzt mit ihr vorhatte, wußte ſie kein Wörtchen, und da Major Herzlieb, ihr Söhnchen, ihr verſichert hatte, daß ſich die Dame Triebreich ſehr für ihn ſchicke, daß er ſehr glücklich mit ihr ſeyn würde, da ſie von ſeinen Ausſchweifungen gern durch eine Heyrath ihn zurückhalten wollte, ſo war das Geſpräch bald eingelenkt, und ſie ſchilderte der Dame die guten Seiten ihres Sohnes mit einer Art kindiſcher Beredſamkeit, ſo daß die Dame nicht darüber zürnen konnte, und auf der andern Seite verhehlte ſie ſo wenig ſeine Fehler, daß die Wittwe von der Reinigkeit ihres Herzens überzeugt war.

Sie ſchloß ſich deswegen auch an ſie, machte ihr weder Hoffnung, noch verwarf ihren Antrag, und erhielt ſich dadurch in einer glücklichen Mittellage der Beruhigung, die ihr jetzt ſo nöthig war.

Am andern Morgen ihres Aufenthalts, wie Frau Trulle den ganzen vorigen Tag mit ihr verplaudert hatte, und nun mächtig in ihrer Küche beſchäftigt war, ließen ſich die beyden Excellenzen bey ihr anmelden, und wie ſie erſchienen, ſtellten ſie zuerſt ihre eigne Güte gegen ſie ins Licht, und wie ſorgſam ſie ihr den Schimpf eines öffentlichen Gefängniſſes erſpart hätten.

Die Wittwe ließ ſie ganz ausreden.

Nun erlauben ſie mir zu reden, ſagte ſie.

Daß ſie alles, was jetzt geſchehen iſt, angeſtellt haben, um mich in Verlegenheit zu ſetzen, davon bin ich feſt überzeugt. Daß Koniſtein ihnen meinen Leichtſinn bekannt gemacht, glaube ich. Daß ich mein Kind verſorgt, kann ich beweiſen, daß es abhanden gekommen, ebenfalls. Der Rath Nehemias hat hierüber Belege, dahin ſchreiben ſie. Dann will ich mehr ſagen.

Die Excellenzen wurden verlegen, verbargen dies, ſchienen etwas erfreut, erboten ſich, ſogleich einen Boten an Nehemias abzuſenden, und nur der Kriegsminiſter ſetzte noch hinzu:

Die Sache iſt wider unſern Willen eklat geworden. Gewiß kann ſie aber niemand wiſſen. Wollen ſie ganz ſchnell ihre Hand einem von meinen Söhnen, oder dem Major geben, ſo können ſie ſogleich auf freyen Fuß kommen, und die Klage wird unterdrückt.

Aha! ſagte die Dame, darauf ſoll es alſo ausgehen. Nun, nun, das habe ich mir faſt gedacht. So viel alſo nur: Ich gebe weder dem Major, noch irgend einem von ihren Söhnen meine Hand. Sie ſind Augenzeuge geweſen, daß ich mich mit Ferdinand von Edel verlobte.

Donner und Wetter! ſagte der General Schnellfuß, das geht aber nicht. Das ſoll nicht gehen!

Donner und Wetter, Herr General! erwiederte die Wittwe, machen ſie es einmahl anders. Verlobt bin ich.

„Aber in ihren jetzigen Umſtänden? Ihre Lage fordert Beruhigung. Da können ſie ſcharmant zurückziehen.“

Das geht wohl vor dem Feinde, wenn man in ſchlechten Umſtänden iſt, und eine Retirade macht, um dieſe zu verbeſſern.

Der General wurde über die Pille böſe. Der Kriegsminiſter ſchlug ſich ins Mittel. Madam, ſagte er, es iſt jetzt nicht Zeit zu ſpaßen.

O ja, Ihro Excellenz, erwiederte ſie, es iſt gerade Zeit zu ſpaßen. Wenn man ein gutes Gewiſſen und ein unſchuldiges Herz hat, dann iſt es die beſte Zeit zu ſpaßen. Ich bin in meinem Leben noch nicht ſo aufgelegt dazu geweſen, als jetzt. In vorigen Zeiten, ſehen ſie, da hatte ich immer etwas mit mir ſelbſt zu ſtreiten, ich war mit mir nie zufrieden, und da heiterte mich die beſte Zeit nicht ſo auf, wie die jetzige Trübe mich ermuntert. Führen ſie mich zum Ball, und ich werde mit dem unbefangenſten Herzen tanzen. Führen ſie mich in einen Kerker, und ich werde ohne Weigerung hineingehen.

Sie, meine Herren, glauben mich in eine äußerſt fatale Sache verwickelt, ich ſehe mich in der beſten Lage von der Welt. Meine Unſchuld muß in jedem Fall an den Tag kommen, und dann habe ich noch den Vortheil, daß inskünftige man andre Verläumdungen auch nicht glaubt, wenn dieſe unwahr befunden iſt.

Und wollen ſie wiſſen, wem ich dieſe Ruhe meiner Seele, dieſe ſo beneidenswerthe Ausſicht in die Zukunft verdanke? ſo antworte ich ihnen: Ferdinand von Edel. Er iſt der erſte, der mich zur Liebe brachte, und er ſoll der einzige ſeyn, der die Früchte ſeiner Anſtrengung um mich durch ächte, treue, aufrichtige Liebe erwiedert erhält. Alles, was ich vorher kannte, war Täuſchung.

Die beyden Excellenzen winkten ſich. Der Kriegsminiſter ſagte zur Dame Triebreich: Alſo Herr Rath Nehemias weiß von allem? „Der weiß alles,“ entgegnete ſie. Der General, immer noch böſe, erklärte der Wittwe: Er warte noch vier und zwanzig Stunden, dann müſſe ſie vor ſeinen Sohn entſcheiden, oder er wolle ein Feuer anzünden, welches ihre muntre Laune bis auf den Grund verſengen ſolle.

Man ſchied, denn die Dame antwortete auf dieſe Kriegsfloſkel nichts.

Frau Trulle bemerkte viel helle gute Laune an der Wittwe, und wähnte, es gehe alles gut. Sie ſprach in ſcherzhaftem Tone von Hochzeit und Freuden, und es war das einzige, was die Wittwe bekümmerte, daß dieſe gute alte Frau in ihrer Freude geſtöhrt werden mußte. Auf Ferdinands Erſcheinung konnte ſie ſicher zählen. Er würde die Beweiſe, die er in Händen hatte, ja nicht ungenutzt liegen laſſen.

5.

Eine Infamie über die andere.

Die Herren Excellenzen, Miniſter und General, hatten ſich, gleich nachdem ſie das Zimmer, oder eigentlicher, Gefängniß der Wittwe verlaſſen hatten, mit ſechs Bouteillen Burgunder eingeſchloſſen, und nachdem ſie ein kleines Konſilium gehalten, einen Brief geſchrieben.

Brief und Konſilium betraf den Rath Nehemias. Wer kannte ihn nicht? Wer wußte nicht, daß ſeine ſchwache Seite Geld war? Wer hätte nicht, unſre aufmerkſamen Leſer vielleicht ausgenommen, gedacht, daß, ſo wie in allen, ſo auch in dieſem Punkte, der Herr Rath ein X für ein U machen würden, um ſich das Gold, welches daraus laborirt werden konnte, nicht entgehen zu laſſen?

Das Konſilium war kürzlich: daß der Rath Nehemias Beweiſe habe, die die Unſchuld der Dame in völliges Licht ſetzten — daß bey dem Herrn Rath Nehemias alles für Geld zu haben ſey — daß folglich auch dieſe Beweiſe käuflich von ihm an ſich zu bringen wären.

Der Brief enthielt nun einen Vorſchlag mit einem anſehnlichen Goldgebot, wenn dieſe Beweiſe ausgeliefert würden, gleich zahlbar, und eine Vorſtellung, wie ſehr das Wohl der Schurkeſchen Familie dadurch gewönne, wenn Dame und Geld bey den Schurken bliebe. Man zweifle, ſetzte man hinzu, daher keinesweges an der Auslieferung, und an dem Eifer des Herrn Raths, die Familie aufrecht zu erhalten.

Wie man den Brief expedirt hatte, ſchloß man weiter, daß, da der Wittwe nun alle Mittel genommen wären, ſich zu vertheidigen, ſo würde man nicht mit den vorherigen Bedingungen zufrieden ſeyn, ſondern nun müſſe die Wittwe gleich außer der Heyrath mit dem Major noch die Hälfte ihres Vermögens unter die Adminiſtration der beyden Excellenzen geben, und auch hierzu würde Herr Rath Nehemias gegen Erlangung der Gebühren, um ſo mehr Ja ſagen, da ſonſt bey ausgelieferten Dokumenten doch kein Beweis geführt werden, und die Dame ſich nicht würde entbrechen können, das ganze Vermögen als conſiſcirt anzuſehen.

Nachdem dieſe Punkte in Ordnung, und die ſechs Flaſchen Burgunder geleert waren, ging man äußerſt fröhlich zur Tafel. Auch die Wittwe war ſehr heiter, und um der Trulle Excellenz willen, that ſie ſich ſogar den Zwang an, mit dem Major, der ihr zur Seite ſaß, ein wenig viel zu reden, welches dieſem ſehr willkommen war, die Excellenzen in Verwunderung ſetzte, und die Generalin ganz ſpaßhaft machte. Die Becher gingen ſtark umher, und ſelbſt die weibliche Excellenz trank etwas mehr, als vor Durſt.

Man ſaß, bis die Dämmerung einbrach, und eben wollte man ſich von der Tafel erheben, als ein Bedienter hereintrat, und meldete, es halte ein Fremder in einem Wagen unten, und verlange die Frau von Schurke auf Büneburg zu ſprechen. Er ſey ſchon bey Sr. Excellenz dem Herrn Kriegsminiſter geweſen.

Das iſt mein Ferdinand! rief die Wittwe voll Freude.

Alles ſprang auf. Führt ihn ins Viſitenzimmer, ſagte der General. Was will der hier? fuhr der Major ziemlich raſch auf. Frau Trulle ſahe die Wittwe bedeutend an. Der Kriegsminiſter nahm ihre Hand und bat ſie ihn zu begleiten. Das alles war das Werk eines Tempo. Die Wittwe vom erſten raſchen Augenblick hingeriſſen, dachte nicht anders, als der Kriegsminiſter würde ſie ins Beſuchzimmer zu Ferdinand führen, ſie wußte ja nicht, wo es war; ſie dachte in der Gemüthsunruhe nichts als nur ihn, und ſahe ſich betroffen um, als ſie ſich in ihrem vorigen Zimmer erblickte.

Werden Sie Ferdinand hierher bringen? fragte ſie ihn verlegen.

Ich muß für ſie haften, ſagte er. Es iſt beſondre Gnade, daß ſie den Aufenthalt in meinem Hauſe ſtatt des öffentlichen Gefängniſſes erlangt haben. Ich darf dieſe Gnade nicht mißbrauchen. Sie dürfen niemand hier ſehen, als meine Familie, das iſt ausdrückliche Bedingung.

Trübe fühlte die Dame das Unglück einer verlohrnen Hoffnung. Ein Seufzer war alles, was ſie gegen dieß barbariſche Betragen ſetzte. Der Kriegsminiſter ging, und man kam im Viſitenzimmer hart an einander.

Ferdinand war es würklich, der Friedrich und Amalien indeſſen in einem Wirthshauſe gelaſſen, und ſeine Braut aufgeſucht hatte. Er machte den Excellenzen in wenig Worten triftige Vorſtellungen über ſein Recht, und ihre unnatürliche Weigerung, ſeine Braut zu ſehen, denn ſie hatten es ihm gleich rund abgeſchlagen.

Er ſetzte ihren Gründen auf ſeine Kavalierparole die Gewißheit entgegen, daß er die Unſchuld ſeiner Braut ſo klar darthun wolle, als ſich die Sonne am Firmament befinde. Allein es half nichts.

Ganz mit ſeinem Geheimniß herauszukommen; war er zu vorſichtig. Er kannte ſo manchen Streich dieſer Herren, und wollte ſich keinem tumultuariſchen Verfahren Preis geben.

Nur noch einige Worte, ſagte er, und dann gehe ich andere Wege. Sie behaupten, die Delinquentin, wie ſie ſie nennen, dürfe keine Seele ſprechen, und deklariren dadurch, daß ihre Familie keine Seelen hat, denn ich habe ja ſo eben erfahren, daß ſie mit Ihnen und dem Major bey Tiſch geſeſſen. So lange eine Perſon noch außer der Gewahrſam eines Gefängniſſes iſt, wozu ſie ihr Haus, und ſich doch wohl nicht zum Kerkermeiſter machen wollen, iſt ihr nach den Geſetzen nicht verboten, jedermann zu ſprechen, den ſie, und der ſie zu ſprechen wünſcht. Ich werde daher darauf dringen, daß entweder ich zu ihr gelaſſen werde, oder ſie wirklich ins Gefängniß kömmt. Welches von beyden wählen ſie?

Der General, der in ſeinem Herzen ſchon ein wenig zu verzweifeln anfing, daß aus der Parthie mit dem Major etwas werden würde, ſagte haſtig genug: Da ſie ihr Bräutigam ſind, ſo bringen ſie ſie, wohin ſie wollen, und da können ſie ſie denn auch wieder herholen. Bruder Miniſter! fuhr er fort, überliefre ſie der Gerechtigkeit, ſie iſt unſrer Bemühungen nicht werth, und die Beweiſe ihrer Unſchuld ſind Chimären.

Der Miniſter, etwas nachdenkender, redete Ferdinand zu, nur vier und zwanzig Stunden noch ſich zu gedulden. Nicht einen Augenblick, ſagte Ferdinand, und eilte davon. Die infame Behandlung dieſer Schurken empörte ſein ganzes Blut, und es koſte was es wolle, ſo nahm er ſich vor, ſchnell, wie das gemeine Sprichwort ſagt, der Pauke ein Loch zu machen.

6.

Der Menſch denkt, Gott lenkt.

Ferdinand hatte ſich, wie es im Leben gewöhnlich geht, das Recht leichter erreichbar gedacht, als man es findet. Die Wege, die man gehen mußte, um es zu erhalten, kannte er alle. Die krummen hatten jene gewiß alle verrammelt. Mit den Schlupfwinkeln bekannt, die nicht jeder betritt, war ihnen auf dieſen nicht beyzukommen, wohl aber auf der großen, geraden, fahrbaren Straße, welcher man nie Verhaue in den Weg legen kann.

Sein Weg führte ihn zum Präſidenten des Kabinets, der eigentlich des Fürſten eigne Perſon darſtellte, und ſchrie um Gerechtigkeit. „Die müſſen ſie haben — die ſollen ſie haben.“ Er erzählte den Fall.

O weh, ſagte der Präſident, hier ſcheint etwas im Wege zu liegen. Die Sache iſt zu klar vorgebracht worden. Sereniſſimus haben eine beſondre Kommiſſion darin ernannt, haben den nächſten Verwandten der Verbrecherin den Vorſitz in derſelben gegeben, haben gnädigſt erlaubt, daß die Sache in der Stille abgemacht würde. Kann ich dem Kriegsminiſter ſein Recht nehmen?

„Sie iſt aber unſchuldig?“

Beweiſen ſie das dort, und ſie muß gleich freygelaſſen werden.

„Die Tochter iſt da, iſt noch am Leben.“

Beweiſen ſie das dort, und ihre Ankläger müſſen ihr Genugthuung geben.

„Ihr Richter iſt ihr Feind. Er will gerade ſie ſtürzen.“

Das kann er nicht. Wenden ſie ſich an die beyden Kommiſſarien. Das ſind rechtſchaffene Leute.

„Der Kriegsminiſter alſo nicht? Nun das iſt doch einmal ein Wort.“

Das habe ich gerade nicht geſagt, ſprach der Präſident lächelnd. Oft muß der Menſch ſelbſt an Ueberzeugung zweifeln. Hätte ich ſie nun vorher gekannt, Herr von Edel, hätte ich einige Winke von der Sache gehabt, ſo würde ich, da alles von mir abhing, des Kriegsminiſters Geſuch um den Vorſitz in der Kommiſſion abgewieſen haben. Allein ich glaubte ein ſehr gutes Werk zu thun, wie konnte ich vermuthen, daß etwas Schlimmes daraus werden könnte!

„Und können ſie denn gar nichts? Iſt die Gerechtigkeit denn ſchlechterdings dem Schlendrian unterworfen?“

Nicht immer, aber doch oft. Hier betrifft es einen Verdacht — der Mord heißt.

„Der gar nicht exiſtirt, den man aus der Luft gegriffen hat.“

Das ſagen ſie. Die Kläger ſprechen anders. Daß die Kläger Verwandte der Verdächtigen ſind, macht die Sache ſchlimmer. Ich will die Kommiſſarien rufen laſſen. Ich will befehlen, daß die Sache in ein mündliches Verhör gezogen wird. Ich will dieſes auf morgen beſtimmen. Da müſſen ſie zugelaſſen werden, und wenn Sie ihre Beweiſe gültig machen, iſts gleich ein Ende.

Ferdinand war auch über dieſe Ausſicht erfreut. Freylich ſeinen Zweck hatte ſie nicht erreicht. Aber es war doch nur ein Tag zwiſchen ſeinen neuen Ausſichten.

7.

Ein unerwarteter Freund in der Noth.

Eben wollte Ferdinand gehen, als der Präſident ein Paket erhielt, welches er entſiegelte. Dies trieb den Herrn von Edel um ſo mehr, nicht länger läſtig zu ſeyn, und er wiederholte nur noch einmal eine Erinnerung an das ihm beſtimmte Verſprechen auf morgen, als der Kabinetsminiſter, der einen Blick auf die Unterſchrift eines Briefes gethan, ihm ſchnell zurief: Warten ſie, hier iſt etwas in ihrer Sache. Er las weiter.

Schurken, und kein Ende, ſchrie er auf einmal. Hier iſt die ganze Beſcherung. Hören ſie:

Ew. Excellenz

kann ich nicht umhin, anzuzeigen, daß aus ihrem Kabinette eine der größten Ungerechtigkeiten entſprungen iſt, die wohl jemals ſtatt gehabt hat. Man hat ohne alle Unterſuchung meine Curandin die Wittwe des ſel. Herrn Spitz von Schurke eines Verbrechens wegen arretirt. Wenige Erkundigungen, und die ganze Klage wäre in Nichts verſchwunden. Es ſtreitet dieſes Verfahren gegen die Rechte des Menſchen, und erlauben Sie mir zu ſagen, da dieſe Rechte jetzt nicht mehr ſo wichtig vor Gerichten gefunden werden, gegen die Rechte des Adels. Die müſſen denn doch wohl aufrecht erhalten werden, wenn ſie den Fürſten ſichern ſollen. Die angeſponnene Klage iſt ein Verſuch, an das Vermögen meiner Curandin zu kommen.

Hierbey folgen alle Beweiſe der Unſchuld, und eine Supplike nomine meiner Curandin ad Serenissimum. Ich flehe Ew. Excellenz um augenblickliche Expedition an, und erſterbe in Ehrfurcht —

Der Name — der Name, ſagte Ferdinand eifrig und erwartungsvoll.

„Nehemias Schurke — Rath und Konſulent — Curator der Dame, die in Verdacht gebracht worden.“

Ferdinand wußte ſehr wohl, daß er der Curator der Wittwe war; allein er trauete nicht zu denken, daß ein Schurke ein ſolches Stückchen machen könnte. Der Vorwurf fuhr in ſeine Seele, daß er doch wohl der Familie hin und wieder ein wenig zu nahe träte, und er rief aus: Das ſoll dir vergolten werden!

Warten ſie eine Viertelſtunde, ſagte der Miniſter. Gehn ſie zu meiner Nichte, und trinken ſie eine Taſſe Thee.

Es klingelte. Führt dieſen Herrn zu meiner Nichte. Ich werde bald ſelbſt wieder da ſeyn. Gleich vorgefahren.

8.

Die Juſtiz kann doch ſchnell ſeyn, wenn ſie will.

Ferdinand fand ein ſehr angenehmes Frauenzimmer, welches er ſo artig unterhielt, als es ſeine unruhige zerſtreute Lage zulaſſen wollte. Sie ſchien Menſchenkennerin zu ſeyn, denn ſie kam darauf zu ſprechen, daß ſie ihm Kummer anſähe, und verſicherte ihn in den leutſeligſten Ausdrücken, daß ihr Oheim gewiß der Mann ſey, der jeden Kummer zu lindern ſuche, wo nur irgend eine Möglichkeit dazu vorhanden wäre.

O das glaube ich, ſagte Ferdinand, ganz von Herzen. Er hat ſich mir ſchon von einer vortreflichen Seite gezeigt.

Die Freude darüber leuchtete ſichtlich in den Augen der liebenswürdigen Perſon, und Herr von Edel wurde immer mehr überzeugt, es wären noch viel gute Menſchen unter den Böſen verborgen, und das Laſter käme freylich mehr ans Tageslicht, als die Tugend, die ſich nicht brüſten wolle.

Es dauerte nicht einmal eine Viertelſtunde, ſo war der Miniſter wieder da.

Was bringen ſie mir für Hoffnung? fragte Ferdinand.

Hoffnung? ſagte der Miniſter — das wäre wenig — Troſt! Hülfe! bring ich. Hier haben ſie einen Specialbefehl des Fürſten, ihnen ſogleich ihre Braut auszuliefern.

Sagt ichs nicht, fiel die junge Dame ein; daß mein Onkel helfen würde, wenn er könnte?

„Gott! Ja! ſie haben mirs geſagt. Und ſo ſchnell! Und ſo eklatant vollkommen geholfen. Ew. Excellenz! Womit — ich bitte ſie — womit kann ich ihnen dieſes verdanken?“

Damit, mein theurer, edler Freund, daß ſie der Juſtiz nie ungehört, und unerforſcht etwas zur Laſt legen, bis ſie erforſcht haben, ob ſie auch unrecht hat. Wir haben ja immer zwey Klippen, durch die wir ſchiffen müſſen. Keiner Parthey ſollen wir zu nahe treten. Scheingründe gehn der Wahrheit vorher, und ehe wir dieſe finden, müſſen wir jenen Glauben beymeſſen. Wer konnte ſichs denken, daß ein Mann wie Herr Trautmann Ehrenhold von Schurke, in der Charge, in welcher er ſich befindet, ſichs einfallen laſſen ſollte, nicht nur eine Verläumdung anzuzetteln, ſondern auch das Haupt derſelben zu werden, um ſie ſchreckvoll auszuführen?

Sie ſehen, daß, wo Recht iſt, man ſchnell Recht ſchaffen kann. Nie habe ich in ſolcher Eile dem Fürſten eine Supplik vorgeleſen, und mit den Beweiſen ſie dokumentirt. Nie habe ich mehr in ihn gedrungen, ſchnell zu entſcheiden, weil jede Minute einer längern Ungerechtigkeit, die er wiſſe, für ihn verantwortlich ſey. Nie hat er ſchneller und williger unterſchrieben, und nie hab' ich ihn zorniger geſehen, als auf dieſen verdammten Schurken.

Ferdinand drückte dem Miniſter herzlich die Hand, und Thränen ſtanden ihm im Auge.

Laſſen ſie ihre Braut zu mir kommen, ſagte der Miniſter, damit auch der Schein eines Unrechts in den Augen der Welt wegfalle. Sie kommen morgen mit ihr zur Tafel.

Und ich, ſprach die Nichte, will ſie in meinem Phaeton abholen. Ich bin nicht ſtolz darauf, daß ich das thue, Herr von

Edel, ich halte es für Pflicht der Gerechtigkeit. ....

Zufriedner war Ferdinand in ſeinem Leben noch nicht geweſen, und daß er das dem Rath Nehemias zu verdanken hatte, vergaß er nicht.

9.

Alt-Schrot und Korn.

Während dieſer Zeit hatten die Excellenzen ſich nicht bey Frau Ilſabe ſehen laſſen, wohl aber war Mutter Trulle zu ihr aufs Zimmer gekommen, und hatte, nach einem kleinen Präambulo, ſich deutſch und ordentlich erkundigt, wer der fremde Herr eigentlich ſey, den ſie ihren Ferdinand genannt?

Frau Ilſabe wurde verlegen, wurde roth, konnte nicht gleich antworten.

Kind! keine Geheimniſſe vor mich, ſagte die Generalin. Sie können mir glauben, ich liebe ſie, und da ich keinem Menſchen etwas Böſes wünſche, ſo wünſche ichs natürlich denen am wenigſten, die ich liebe. Noch mehr, meine Taube. Ich fürchte ſelbſt, hier iſt eine kleine Spitzbüberey im Spiel, die die Herren Excellenzen ſich erlauben. Ich bin keine Freundin von ſo etwas — alſo reinen Wein. Wer iſt der Ferdinand?

Ach, Mutter, ſagte die Dame, es iſt mein verlobter Bräutigam.

Was! Das Gott erbarm! Ihr verlobter Bräutigam! Und dem wollen ſie ſie wegnehmen, und weil ſie reich ſind, meinem Sohne geben? J du gottloſe Brut! Nein, ich fluche nicht gern, das weiß mein Gott, aber da mag er mirs einmal verzeihen, da muß doch das Donnerwetter drein ſchlagen mit ſolchen Abſcheulichkeiten! J du Rotte Korah! Was wirſt du noch alles über mich bringen!

Frau Ilſabe hätte vor Freuden weinen mögen. Sie hatte ja nun einen Troſt, eine Freundin. Dieſe wollte doch nicht in ihr Unglück willigen, wollte doch keine Ungerechtigkeit begehen laſſen. Dieſe war wenigſtens noch auf ihrer Seite, und hatte ſie vielleicht auch directe nicht viel zu ſagen, ſo konnte doch indirecte ihr Mißfallen wohl manches hemmen, oder aufſchieben, was mit ihr vorgenommen werden ſollte.

Aber die Alte hatte mehr im Sinn. Sie war wirklich von altem Schrot und Korn. Hier ſchien ihr Ehrlichkeit, Treue und Religion verletzt. Hier wollte ſie einmal durchgreifen.

Ich ſuche ihren Ferdinand auf, mein Kind, ich will ihn ſchon ausfragen. Ich habe auch getreue Anhänger, wenn ich will. Der Gerechte iſt nicht immer verlaſſen. Bewahre Gott! Eine Braut verführen zu wollen. Ich will ihm ſagen, er ſoll ganz ruhig ſeyn. Der Major ſoll nun und nimmermehr wieder an ſie denken. Das will ich ihm ſchon aus der Bibel beweiſen.

Ilſabe dankte der guten Alten tauſendmal. Sie waren noch im Kapituliren und Berathſchlagen, wie Frau Trulle es am beſten machen könne, um Ferdinand zu ſprechen, als ein Wagen vorrollte. Die Fenſter gingen dahinaus. Beyde flogen ans Fenſter. Es war der Wagen des Kabinetsminiſters. Beyde Excellenzen traten vor die Thür. Der Schlag wurde geöffnet, und Ferdinand ſtieg heraus. Die Excellenzen kehrten unmuthig um. Das kam ihnen unerwartet.

Da iſt mein Ferdinand, ſprach Ilſabe. Schön, Kind, er iſt beym Miniſter geweſen. Das wird gut gehen.

10.

Der Triumph.

Daß er beym Miniſter geweſen wäre, konnten die Excellenzen auch wohl ſchließen.

Es ſoll ihm doch nichts helfen, daß er ſeinen Wagen hat, ſagte der Kriegsminiſter. Ich habe einmal das fürſtliche Dekret zur Kommiſſion. Indeſſen müſſen wir die Equipage reſpektiren.

Sonſt hätte ich ihn auch nicht ins Haus gelaſſen, ſagte der General.

Ferdinand trat ein. Der Miniſter wünſcht, ſagte er, daß ſie mir ſogleich meine Braut verabfolgen laſſen.

Wünſche ſtehen einem jeden frey, antwortete der General, aber Wünſche ſind Thorheit.

So befiehlt der Fürſt, entgegnete Ferdinand — Ich möchte ſie gern ſchonen, aber ſie wollen nicht.

Spielen ſie nicht mit dem Fürſten,' ſagte der Kriegsminiſter, deſſen Befehle ich im Büreau habe.

Indem trat Frau Trulle herein. Sind ſie Herr Ferdinand, der Bräutigam der Wittwe da oben?

Ja, der bin ich, Ihro Excellenz. Ferdinand von Edel, Ihnen aufzuwarten.

„So müſſen ſie von Gott und Rechtswegen ſogleich ihre Braut wieder erhalten. Man kann wohl trachten nach Gut und Reichthum, wenn es mit Gott und Ehren geſchehen kann, aber die Gottesfurcht muß man dabey nicht aus den Augen ſetzen. Mein Sohn, der Major, iſt ein braver Kerl, aber ſo Gott will, ſoll er keines andern Braut zum Weibe haben — wenigſtens, ſo lange ich lebe, nicht.“

Brav gedacht. Meine Herren! ich bitte noch einmal —

Nimmermehr, ſchrie der Kriegsminiſter. Der Proceß muß erſt entſchieden werden.

Trulle! ſagte der General, geh auf dein Zimmer, du ſtehſt uns hier im Wege. Weiber brauchen wir nicht.

Dasmal, ſagte die Generalin, braucht ihr ein Weib, um euch aus den Klauen des leidigen Satans zu retten. Dasmal gehe ich nicht, denn mein Gewiſſen verbietet mirs.

Ruhig, Mutterchen, ſprach Ferdinand, und drückte treuherzig ihre Hand — wir ſind gleich am Ende. Er zog den Befehl hervor. Hier, Herr General, — Specialbefehl des Fürſten — und — .

Er rief zur Thür hinaus: Friedrich! Ein Bedienter erſchien. Wollen Sie den Herrn Sekretair herauf bitten.

Alles ſtand ſtumm. Der Sekretair des Miniſters erſchien. Wann ſie die Dame nicht gleich ausliefern, ſo habe ich Ordre, dem Fürſten zu referiren.

Ich will ſie holen, Herr Sekretarius, ſprach Frau Trulle, und trippelte fort.

Alles blieb ſprachlos. Wenig Minuten, und ſie kehrte mit Frau Ilſabe zurück. Dieſe fiel Ferdinand in die Arme. „Biſt du da, mein Geliebter?“ Um dich im Triumph zurück zu führen. Du biſt frey. Rath Nehemias hat die Beweiſe deiner Unſchuld dem Miniſter geſandt. Der Fürſt und er bedauern, daß du unſchuldig gelitten. Der Miniſter wird dir das morgen bey der Tafel ſelbſt ſagen. Komm mit mir. Deine

Sachen werde ich abholen laſſen. Meine Herren! leben ſie wohl. Und ſie, brave Mutter, auch.

Ilſabe fiel der Generalin um den Hals. Denken ſie zuweilen an mich.

Oft, oft, ſagte Mutter Trulle, und an die Gerechtigkeit Gottes im Himmel.

Sie entfernten ſich. Die Excellenzen waren mit Trullen allein.

Seht nun einmal, wie beſchämt und elend ihr da ſteht, ſagte ſie. Iſts nun nicht beſſer, ein reines Gewiſſen zu haben? Ihr mögt mir ſchöne Hechte ſeyn. Da bin ich dort oben beſſer angeſchrieben. Mir iſts nur lieb, daß ihr das Bubenſtück nicht zu Stande gebracht habt. Mein Sohn und all ſeine Kinder wären ja unglücklich geweſen, um eurentwillen.

Sie ging, und die armen Sünder ſahen ſich an. Herr Bruder, was war das? ſagte der General!

„Ey was einmal vorbey iſt, iſt vorbey. Aber der verdammte Brief an Nehemias. Wenn er ihn dem Fürſten ſchickt!“

Da ſind wir verloren. Geſchwind eine Staſette geſchickt. Vielleicht bekommen wir ihn noch zurück.

„Und iſt das nicht, ſo müſſen wir ihn von ihm kaufen. Hätten wir eher geſchrieben, wer weiß, was er gethan hätte. Herr von Edel hat ihn gewiß gut bezahlt, und wir ſind zu ſpät gekommen.“

Da koſtet es nun noch Geld, daß man nichts ausgerichtet. Nein, das paſſirt mir gewiß — Mit den Edeln gebe ich mich in meinem Leben nicht mehr ab, da zieht man immer den Kürzern.

11.

Mutterliebe.

Ferdinand hatte die Equipage des Miniſters, die er, um alle Weitläuftigkeit zu vermeiden, nebſt dem Sekretair ihm mitgegeben hatte, zurückgeſandt, und war in ſeinem Wagen ins Gaſthaus gefahren.

Hier hatte er für ſeine Braut beſondre Zimmer beſtellt, und hatte nicht einmal recht willens, die Hauptentdeckung, die ihr bevorſtand, noch am heutigen Tage ihr zu machen.

Er konnte es denken, daß ſie von allem, was ihr ſeit den wenigen Tagen begegnet war, ſo angegriffen ſey, daß eine ſo auffallende Entdeckung ihr leicht ſchaden könnte.

Ihr ſelbſt lag vieles im Kopfe, was er nicht darin vermuthete. Er hatte ihr freylich Herz und Hand angeboten; allein es war in dem Augenblicke ihres ſchwerſten Leidens geſchehen.

Wie ſie ſich ein wenig erholt hatte, ſagte ſie:

Lieber Ferdinand! haben ſie meine Papiere geleſen? Glauben ſie noch mit einer Perſon glücklich zu ſeyn, die Leichtſinn und Verführung ſehr weit auf die Bahn des Irrthums führte? Glauben ſie auch in Anſehung der Welt und ihres Rufs etwas zu verlieren, wenn ſie dieſe Perſon zu ihrer Gattin machen? Ich zittre freylich davor, ſie jetzt zu verlieren, aber ſagen ſie ſelbſt, was ich fühlen müßte, wenn einſt ſie ſagten: Ich habe dich zwar genommen, aber meine Karriere iſt dadurch gehemmt!

Still, ſagte Ferdinand, und hielt ihr den Mund zu. Kein Wort weiter. Daß dir ſolche Gedanken einfallen können, verzeihe ich dir. Sie liegen in der Güte deines Herzens. Aber das könnte ich dir nicht verzeihen, wann du ſie nährteſt, da ich dir ſage, ich will nichts davon wiſſen.

Laß mich dir ein Beyſpiel ſagen, und — du wirſt anders denken.

Schweſter Thereſe war ein gutes Mädchen — das wirſt du mir geſtehen. Welch eine Frau iſt ſie nun! Ich habe Dinge von ihr gehört, die mir ſchrecklich geweſen ſind. Können Laſter nicht auch eine Schule ſeyn?

Freylich nur gewiſſe Grade von ihnen — Grade, die ich, wie bey dir, Verirrungen nennen würde.

Aber Thereſe iſt ſchon weiter, als Verirrungen gehen können. Da iſt ſchon Bosheit, ſichtliche Bosheit.

„Du erſchreckſt mich, lieber Ferdinand. Was hat ſie denn gethan?“

Das kann ich dir jetzt nicht ſagen. Ich habe wichtigere Dinge mit dir abzuhandeln. Ich habe deine Papiere durchgeleſen, ich habe dich oft leichtſinnig verirrt, nie tückiſch, nie boshaft, nie ungerecht, ich möchte ſagen, nie zweydeutig gefunden. Du biſt mir dadurch um ſo viel mehr werth geworden, obgleich ich auch dann nicht von dir gelaſſen, und dieſe

Fehler an dir zu verbeſſern geſucht hätte. Deine Tochter heißt Amalie. —

Amalie heißt ſie, ſagte die Wittwe raſch. Und wo iſt Friedrich? Erinnerſt du dich nicht, daß ſeine Geliebte auch Amalie hieß, daß auch ſie ein Findling war? Ich bitte dich um alles in der Welt, Ferdinand, was macht Friedrich? Warum iſt mir denn das damals nicht aufgefallen?

„Du nahmſt zu viel Theil an den Leiden des jungen Mannes, als daß du darauf hätteſt denken können. Mir fiel es aber ſehr wohl ein. Ich habe immer auch, ohne zu wiſſen, daß deine Tochter Amalie hieß, mir ſo als einen Traum es gedacht, daß vielleicht deine Tochter der Findling ſeyn könnte!“

Du ſagſt mir nicht — wo Friedrich iſt? Ich bitte dich um alles —

Die Erzählung hat mich es vergeſſen laſſen. Er iſt mit mir hier.

„Er iſt mit dir hier — und du ſagſt nichts mehr? Er iſt mit dir hier, und iſt noch nicht da geweſen, um mich zu ſehen? Nein, das kann Friedrich nicht. Dahinter ſteckt etwas anders. Amalie iſt mit ihm —“

Ja, Amalie, ſeine Geliebte, iſt mit ihm zurückgekommen.

„Gott! Ferdinand! Sollte es wahr ſeyn? Sollte mir die unausſprechliche Freude bevorſtehen, meine Tochter zu ſehen? Verhehle mir nichts. Ach wie ſelig würde mich das machen!“

Nun, wenn es dir denn wirklich Seligkeit iſt, ſo will ich ſie nicht länger dir vorenthalten. Ja, ſie iſt deine Tochter, ſie hat das Kreuz mit deinem verzogenen Namen.

„Laß mich ſie ſehen! Geſchwind, laß mich ſie ſehen, ehe die Freude mich tödtet.“

Amalie und Friedrich ſtürzten zur Seitenthür herein. Amalie flog der Wittwe in die Arme. Mutter! Mutter! rief ſie, und ſprachlos lag ſie da.

„Helft ihr, helft ihr, ſie ſtirbt. O Gott! ich glaubte mich ſchwach, aber dieſe greift es mehr noch an als mich. Liebe, liebe Tochter! Komm zu dir — du biſt in den Armen einer Mutter, die dich liebt, die dich nicht vergeſſen konnte.“

Es iſt ſchon gut, liebe Mutter. Es war nur der erſte Schwindel der Ueberraſchung. Gott hat mir den ſeligſten Augenblick meines

Lebens geſchenkt. Ich habe eine Mutter, ich habe nichts mehr zu wünſchen.

Doch ein Wunſch bleibt dir noch übrig, Amalie, Einer muß noch erfüllt werden.

„Wie! noch einen Wunſch — bey dieſen Ausſichten! Auf der einen Seite eine liebevolle Mutter, auf der andern einen Geliebten, dem ich ſo oft mein Leben zu verdanken habe.“

Eben darin liegt es, ſagte Ferdinand. Um dieſen zu beſitzen, bedarfſt du ja ihrer Einwilligung.

Amalie entfärbte ſich ein wenig. Du biſt zum erſtenmale grauſam, Ferdinand, ſagte die Wittwe. Wie könnteſt du denken, daß ich derjenigen, die meine mütterliche Zärtlichkeit ſo lange entbehren mußte, den erſten Beweiß derſelben abſchlagen würde!

Mein Ferdinand, wenn du es willſt, ſo ſey unſre Verbindung an einem Tage mit der Ihrigen. Es ſind nur noch wenige Wochen, ſo iſt das fünfte Jahr verfloſſen, und das Teſtament meines verſtorbenen Mannes wird geöffnet. Ich habe eine Ahndung, daß uns dann manches entwickelt werden wird, was jetzt Geheimniß iſt. Vielleicht, wer kann das wiſſen, ſteht dann auch unſern Glücksumſtänden eine andre Epoche bevor.

Herr von Edel fiel ihr um den Hals. Dieſes ſey mir die letzte Probe, der letzte überzeugende Beweiß, daß du ganz gut biſt. Auf dieſe wollte ich dich noch ſtellen. Der kleine Stolz, den du bey der Verfertigung der Hochzeitliſte blicken ließeſt, iſt das einzige, was noch nicht ganz aus meiner Seele ſich verlieren wollte. Da du dieſen Feind beſieget, haſt du auch keinen mehr zu bekämpfen.

Wer kann es Frau Ilſabe verdenken, daß ſie voll warmen Gefühls auf den ſchönen Mann ſahe, der ihr jetzt alles war, daß ſie die Monate, bis ſie zu ſeinem Beſitz kommen ſollte, zu langweilig fand?

Doch davon hernach mehr. Jetzt ſahe ſie wohlgefällig auf das wirklich ſchöne junge Paar herab. Friedrich warf ſich ihr zu Füßen. Mutter! ſo darf ich ſie ja nun nennen — Mutter! war es nicht beſſer, daß ich das Geld nicht annahm? Dann wäre das erſte Gefühl, eine Wohlthat von ihnen erhalten zu haben, nicht ſo reitzend geweſen, wie es jetzt iſt. Sie geben mir ihre Amalie, und mit ihr geben ſie mir die Welt.

„Fühle ich nicht ſelbſt in dieſem Augenblicke, was in dem Beſitz eines ſo reizenden, allein geliebten Gegenſtandes liegt, und wie ſollte ich denn das deinige nicht fühlen? Du nannteſt mich Mutter, Friedrich. Ich habe ein leiſes Vorgefühl, daß du ſchon Urſach hatteſt, vorher mich Mutter zu nennen. Laß das aber jetzt ruhen. Ihr ſeyd innerlich glücklich. Bald hoffe ich auch äußerlich es ſagen zu können.“

Nun war Ferdinand ſehr froh, Amalien noch heute die Entdeckung gemacht zu haben.

Am andern Morgen ſtanden ſie heiterer auf, und nach dem erſten Taumel hatte ein jeder erſt Muße, die Fülle ſeines Glücks zu überlegen. Der Mittag mußte ſie trennen. Die liebenswürdige Diana, die Tochter des Miniſters, erſchien, um die Wittwe abzuholen, und fuhr im Triumph mit ihr durch die Stadt. Es befand ſich eine große Geſellſchaft beym Miniſter, welcher dieſer die Gefahr und die Unſchuld der ſchönen Wittwe mit dem Zuſatz bekannt machte, daß er es gern ſähe, wenn die Geſchichte ſehr verbreitet würde, theils um des Gegenſtandes willen ſelbſt, theils um den Ruf der Juſtiz wieder empor zu bringen, der etwas gefallen war, weil der Kriegsminiſter ihn gemißbraucht hatte. Es waren eine Menge Damen in der Geſellſchaft, welche heimlich wünſchten, auch auf dieſe Art gefallen zu ſeyn, wenn ſie auf dieſe Art etablirt werden könnten.

Aber Ferdinand und Ilſabe fanden ſich doch nicht auf ihrem Platz, und wünſchten ſich lieber zu den Ihrigen zurück. So ſehr der Miniſter bat, länger da zu bleiben, ſo ſehr er darauf drang, daß er ſie dem Fürſten ſelbſt vorſtellen, und ſie aus deſſen Munde noch die Beſtätigung des Eingriffs des Kriegsminiſters in ſeine Rechte hören ſollten, ſo mußte er doch zuletzt ihren dringenden Vorſtellungen, daß ihre Gegenwart ſowohl wegen der Weitläuftigkeit der Güter der Frau Ilſabe, als auch wegen Hemmung des üblen Gerüchts, nothwendig ſey, nachgeben, und ſie waren kaum aus ſeinem Hauſe wieder in den Armen ihrer geliebten Kinder, als ſie auch die Reſidenz verließen, und mit ſeligem Entzücken ſich wieder den Fluren näherten, wo ihre Liebe den Keim gefaßt, wo ſie ſo ſchön emporgewachſen, und wo ſie nun auch die ſchönen Früchte derſelben erndten ſollten.

12.

Wie die That, ſo der Lohn.

Der Bote, welchen die beyden Excellenzen mit dem bewußten Briefe an den Rath **Nehemias Schurke** abgeſchickt, war unter den Flügeln der Gottheit der Ungerechtigkeit, im gemeinern Ausdrucke, mit der Schnelligkeit eines Teufels, der Unheil ſtiften will, zur Stadt geeilet, ſo daß der nachgeſandte zweyte Merkur ihn nicht hatte erreichen können, ſondern vollends auch zu dem Rath hatte gehen müſſen, um das zweyte auf dieſen Fall ihm gegebne Schreiben ihm einzuhändigen.

Der Herr Rath waren eben nicht in der beſten Laune, als ſie das erſte Sendſchreiben erhielten. Am nämlichen Abend, wie er die förmlichen Beweiſe der Unſchuld der Dame an den Miniſter geſchickt, war er gerade unbeſchäftigt, und grilliſirte, ſeine Pfeife im Munde, denn dieſe legte er nie weg, wie wohl das meiſte Geld in der Welt zu verdienen ſey?

Plötzlich ſtand die Verlobūng der Wittwe Schurke mit dem Herrn von Edel vor ihm, und: Donner und Wetter! rief er ſich zu, wie haſt du die Idee ſchlafen laſſen können, ſelbſt um dieſe Parthie anzuhalten?

Im erſten Augenblick wollte das gar nicht ganz reif werden. Es iſt ja ohnedem vorbey, dachte er nun, und Dinge, die geſchehen ſind, ändert man einmal nicht.

Er legte ſich ſchlafen, aber ein fataler Traum machte ihm viel zu ſchaffen. Er ſahe ſich im Beſitz aller der Güter des Spitziſchen Hauſes, er wühlte in den großen Revenüen umher, er hatte nicht mehr nöthig zwanzig Termine abzuwarten, um ſeines Leibes Nothdurft pflegen zu können, ohne ſein Geld anzugreifen. Er erwachte mit einem Angſtſchweiß, der ſeiner Geſundheit gefährlich werden konnte.

Nun ermannte er ſich, er ſtand auf, er brachte die ganze Sache in ein Syſtem, und erklärte ſich für einen ſehr dummen Menſchen, und den Himmel für ſehr hämiſch, daß er ihm nicht dieſen Einfall gegeben, ſo wie ohngefähr der Lottoſpieler nach der Ziehung das Schickſal verwünſcht, daß es ihm nicht die gezogenen Nummern habe träumen laſſen.

Da würden die Officianten, die auch leben wollen, und der Unternehmer ſchreyen: Der Teufel halte ein Lotto, wenn die Leute die rechten Nummern träumen wollen!

In dieſer Laune erhielt den erſten Brief der Excellenzen der Herr Rath, und ohne einmal im geringſten zu deliberiren, ob er das runde Sümmchen abſchlagen, oder annehmen ſollte, beſchloß er gleich, daß dieſe Herren eine [illegible] größere Angſt empfinden ſollten, als er ſelbſt ſie fühle. Er ſetzte ſich, ſchrieb abermals an den Miniſter, und meldete das Verfahren mit beygelegtem Briefe.

Während der Zeit kam der andre. Das war freylich ein andrer Fall. Beym erſten mußte er Dokumente ausliefern, die einmal gegen ihn producirt werden konnten, in dieſem aber mußte er nur einen Brief ausliefern, der als nicht geſchrieben anzuſehen war, der um der Schreiber willen nie producirt werden konnte, und wenn er auch producirt werden würde, auf ihn doch wenigſtens keinen Einfluß hatte.

Hier ſchwankten zwey Leidenſchaften, der Geiz und die Rachſucht. Die letzte unterſtützte das Torturſyſtem. Denn welch ein Grad von Seelentortur war es nicht für die Excellenzen dieſe beyden Briefe nun in den Händen des Miniſters zu wiſſen!

Hätte er ſie perſönlich beobachten können, ſo wäre für die Tortur entſchieden geweſen. So ging ein großer Theil ſeines Vergnügens dabey unwiederbringlich verloren.

Sollte, dachte er bey ſich ſelbſt, ſollte es denn nicht möglich ſeyn, beyde Leidenſchaften mit einander zu befriedigen? Da fiel ihm ein, daß er noch ein Geſuch, wegen einer anzulegenden Fabrik auf den Gütern der Frau von Schurke beym Miniſter liegen habe, für deſſen Ausfertigung ſie ihm ohngefähr die nehmliche Summe verſprochen, daß dieſes Geſuch damals zwar abgeſchlagen, dieſesmal aber, als ein Aequivalent für erlittenes Unrecht, von Seiten der Juſtiz leicht zugeſtanden werden könnte, und nun war es gleich entſchieden.

Hierzu kamen noch zwey wichtige Dinge, die er wohl zu beherzigen hatte.

Einmal konnten die Dame und Herr von Edel nicht wohl die Aufopferungen, die er gemacht, ohne Belohnung laſſen, und zweytens, ſetzte er ſich beym Miniſter und überhaupt beym Fürſten und den Gerichtshöfen in einen Ruf von Uneigennützigkeit, der ihm bisher abgegangen war, und weswegen mancher fette Auftrag von daher ihm vorüberging.

Beyde Briefe wurden daher eingepackt, und dem Miniſter mit der Verſicherung zugeſchickt, daß er die eklatanteſte Satisfaktion für die Wittwe erwarte, und daß er ſich glücklich genug halte, Sr. Durchlaucht und dem Miniſter einen Beweiß geben zu können, wie warm er für Recht, und die Aufrechthaltung deſſelben denke. Dieſem füge er zum Beſten der gekränkten Wittwe das erneuerte Geſuch wegen der cum Privilegiis zu errichtenden Fabrik bey.

Den Excellenzen ſchrieb er, er habe nimmer geglaubt, daß in Männern von ihrem Gewicht ſo ſchmutzige Charakterzüge Fuß faſſen könnten, und da er als Rechtsgelehrter beſonders das dem Ganzen Schädliche auszuretten verpflichtet ſey, ſo habe er ihre beyden Briefe dem Miniſter kommunicirt, und überließe ihr Verfahren der Gnade des Fürſten.

Betrübter und niedergedrückter kann man wohl nicht ſeyn, als die Excellenzen es in dieſem Augenblicke waren. Der Empfang des Briefes lähmte ſogar ihre Denkkraft auf eine Zeitlang, und nachdem ſie zwölf Stunden in dem unthätigſten Schlummer der Erwartung der Dinge, die da kommen ſollten, zugebracht, erſchien bey dem Kriegsminiſter eine Kommiſſion, die nebſt ſeiner Entlaſſung den Befehl brachte, das Portefeuille ihm abzunehmen, die Briefſchaften zu verſiegeln, und ihm ſelbſt den Stadtarreſt anzukündigen, der General aber wurde in Gnaden des Landes verwieſen, da, wie wir wiſſen, er nicht in Dienſten war.

Frau Trulle ſahe die niedergedrückten Excellenzen mit einer andächtigen Mine an.

Wie mans treibt, ſo gehts! ſagte ſie endlich. Was habt ihr nun davon, daß ihr immer reicher habt werden wollen? Wißt ihr nicht, daß man da in viel Stricke und Verſuchung fällt? Am Ende werdet ihr doch zu Frau Trullens Andachtsbuch eure Zuflucht nehmen, an eure Bruſt ſchlagen, und euch als arme Sünder bekennen müſſen.

Wenn Rath Nehemias da zugegen geweſen wäre, es würde von Seiten ſeiner eine Leidenſchaft reichlich befriedigt worden ſeyn. Von allen Torturen, die Menſchen ausgeſtanden, war wohl keine gräßlicher, als die des Kriegsminiſters, der ſchon im ſichern Beſitz, wenigſtens der einen Hälfte des Vermögens der Wittwe ſich geglaubt hatte, und nun ſeiner Ehre, ſeines Poſtens und dieſer Hoffnung auf einmal beraubt war.

Er ſuchte ſich ſo ſchnell als möglich vom Stadtarreſt zu befreyen, und beſchloß mit ſeinem Vetter gemeinſchaftlich eine große Herrſchaft in einem fremden Lande zu kaufen, wo ſie gemeinſchaftlich ſtill und friedlich leben wollten, denn ſo gebrandmarkt, konnten ſie, wo ſie waren, ohnmöglich fort vegetiren.

Da ſeine übrigen Sachen in Ordnung waren, ſo erhielt er dieſe Erlaubniß leicht, und wie man in den aufgepackten Wagen ſich ſetzte, ſang Frau Trulle das Lied:

Solls denn ſo ſeyn,
daß Straf und Pein
auf Sünden folgen müſſen,
ſo fahre fort
und ſchone dort!

Man wagte es nicht ſie zu ſtören. Das erwachende böſe Gewiſſen iſt ſogar ein Heilmittel für Brutalität.

Ende des vierten Buchs.

Fünftes Buch.

1.

Die Ankunft.

Die Reiſenden in ihre glückliche Heimath ſchwebten in einer ſeligen Wonne. Frau Ilſabe hatte mehr gewonnen, als ſie in ihrem Leben beſeſſen hatte. Sie hatte das Verlorne wieder, ſie hatte eine Tochter, die ganz ihr Ebenbild war, bey der ſie aber auch immer noch dreiſt als Schweſter ſtehen, und in Anſehen und Schönheit ſich mit ihr meſſen konnte.

Sie hatte den liebenswürdigſten, beſten jungen Mann zu ihrem Bräutigam, ein Fall, der einem Traume ähnlich ſahe, da ſie theils ſelbſt ſich Vorwürfe zu machen hatte, theils ihren Ruf entſchieden gekränkt wußte. Ihr Reichthum hätte ihr freylich Freyer von allen Seiten, aber keine Liebende erworben, und ſelbſt die, welche gern um ſie geſreyt haben würden, waren noch ungewiß, bis das Teſtament geöffnet worden, was ſie eigentlich beſaß. Man wollte nicht aufs Ungewiſſe kaufen.

Zum Verkaufen hatte daher die Dame Triebreich nach einigen Monaten, wenn ihr Vermögen in guter Lage blieb, wohl Ausſichten, aber nicht zum Lieben. Und ſo mußte das Schickſal gerade den zuführen, der unter allen allein ſie ſo glücklich machen konnte, weil er ſie erſt beſſerte.

Auf dieſer Reiſe wurde ſo manches abgehandelt, was die künftige Lebensweiſe anging. Trennen wollte man ſich nie. Blieb man im Beſitz eines großen Vermögens, ſo wollte man gemeinſchaftlich daran arbeiten, es zum Wohl und Beſten der Menſchheit anzuwenden, und um ſich her ſo viel reines Glück zu verbreiten, als man könnte. Blieb man nicht in dieſem Beſitz, ſo wollte man durch gemeinſchaftlichen Fleiß wirken, dieſes dennoch zu thun.

Sie ſind der Schöpfer einer Kette von Gutem, ſagte die Dame zu ihrem Bräutigam. Ohne ſie wäre ich noch ein elendes ſchwankendes Weſen zwiſchen Tugend und Laſter. Ohne ſie wäre der gute Friedrich noch hinter den Stühlen des Rath Nehemias, und meine arme Amalie wäre im Elend umgekommen. Kinder! laßt uns dieſen Schöpfer ſo vieles Guten ja recht lieben. Ich will euch mit gutem Beyſpiel vorgehen.

Schmeichlerin, entgegnete Ferdinand. Als ob ſie nicht ein ſo großes Recht auf meine Dankbarkeit hätten, als ich auf die Ihrige. Ich haßte ſchon die Weiber, und Thereſens Beyſpiel würde mich ſie noch mehr haſſen gelehret haben, wenn ich nicht da, wo ich es gar nicht erwartete, eine Ausnahme von der Regel gefunden hätte, die ich mir feſtgeſetzt. Oberfläche ſuchte ich bey allen, und fand ſie bey allen. Bey ihnen fand ich ſie nicht.

Für Amalien und Friedrich iſt mir nicht bange. Sie ſind in der Schule des Unglücks geweſen; das iſt ein bedeutendes Lehrgebäude. Es giebt Erfahrung und Kraft.

Ich habe auch glückliche Tage erlebt, ſagte te Amalie. Meine Kinderjahre bey dem guten Bauer waren Tage der Wonne. Dieſe Leute hatten mich ſo lieb. Sie trugen mich auf den Händen. Sie ſagten mir, ich hätte ihr Glück gemacht. Ob ſie weiterhin glücklich geweſen ſind, weiß ich nicht. Ich habe mir es wohl tauſendmal vorgeworfen, daß ich mich weder um den Namen des Bauern, noch des Orts erkundigt habe. Aber es hat ſo ſeyn ſollen, damit ich meinen lieben Friedrich anträfe. Hätte ich den Namen gewußt, ich wäre dorthin gegangen, und hätte dich gewiß nie geſehen.

Es war in Ellrode, ſagte Frau Ilſabe. Die Menſchen hatten durch den Krieg ſehr gelitten, haben ſich aber bald erholt. Ich bin in dieſer letzten Zeit bey ihnen geweſen. Mein Gewiſſen trieb mich dahin. Ach! ſie weinten noch um die verlorne Amalie, und ich habe mit ihnen geweint.

Ich werde ſie doch ſehen? ſagte Amalie.

Wir wollen alle ſie ſehen, ſprach Ferdinand. Sie gehören mit zu dem kleinen Zirkel, den wir uns ſchaffen wollen, und in welchen keine Konnexionen noch Verhältniſſe dringen ſollen. Die Familie ſey davon ausgeſchloſſen, wir wollen uns eine eigne Familie bilden.

Alle waren neugierig auf Amaliens Schickſale, ſeit ſie von dem Bauer weggekommen. Ferdinand wußte ſie, allein er war zu delikat, etwas, was ihm allein anvertrauet war, weiter zu verbreiten.

Ich war ſehr glücklich in meiner ländlichen Wohnung, ſagte ſie. Ich verrichtete mit Leichtigkeit für meine Jahre ſchwere Arbeiten, und ich war gleichſam die Aufſeherin des kleinen innern Hausweſens. Man war ſehr gut eingerichtet, und man ſagte, man habe mir das alles zu verdanken. Man wollte mich mit der Arbeit ſchonen, das litt mein Ehrgeiz nicht. Man ſprach von einem ganz andern Leben, zu dem ich aufbehalten ſey; das verſtand ich nicht. Man erwähnte einer Mutter. Ach! ich wußte nicht, daß ich einſt eine ſo vortreffliche Mutter finden würde, die Bäuerin ſchien mir es. Sie ehrte ich, ſie liebte ich ſo.

Du hatteſt recht, Amalie, ſagte Frau Ilſabe, ſie war dir auch mehr Mutter, als die deinige, die dich verſtoßen konnte.

Unterbrich ſie nicht, liebe Ilſabe, ſagte Ferdinand.

Der Krieg brach aus. Im ganzen Dorfe hörte ich Klagen. An einem Morgen kamen viele Soldaten, man ſchoß in die Häuſer, und auch meine Mutter wurde verwundet. Auf einmal hieß es Feuer! Alles lief, was laufen konnte. Ich lief heraus, unſer Haus brannte ſchon. Alles eilte aufs Feld. Auch dahin ich. Es kamen wieder Soldaten. Ich verſteckte mich hinter einen Buſch. Es wurde heißer Mittag. Mich durſtete. Ich ſchlich mich vor, und ging an eine Quelle.

Wie ich meinen Durſt gelöſcht hate, und mich umſahe, ſtand eine Dame vor mir. Willſt du mit mir gehen? fragte ſie. Nein, ſagte ich, ich will zu meinen Eltern. — „Wer ſind ſie?“ — Bauern im Dorfe.

Da iſt alles todt, da findeſt du niemand mehr. Ich weinte. Bringt ſie in den Wagen, ſagte die Dame zu einigen Bedienten. Man ſetzte mich in den Wagen, und ſie fuhr mit mir fort. Ich konnte mich nicht zufrieden geben; da ſie aber liebreich und ſchmeichelnd war, da ſie mir vorſtellte, daß es noch ein Glück für mich ſey, daß ſie mich angetroffen, ſo beruhigte ich mich, beſonders da ſie mir verſprach, genau ſich nach meinen Eltern erkundigen zu laſſen, und wenn ſie noch lebten, mich wieder hinzuſchicken. Ich ſprach ſehr oft mit ihr davon, und nachdem wir ſchon auf ihren Gütern angekommen waren, und ich nicht nachließ, immer deswegen anzufragen, ſo las ſie mir einmal einen Brief vor, in welchem ſtand, daß der Vater und die Mutter des kleinen weggenommenen Mädchens, welches aber auch eigentlich nicht ihr Kind, ſondern ein Fündling geweſen, beyde umgekommen, ihr Haus abgebrannt ſey, und auch nicht eine Spur von ihnen mehr zu finden wäre.

Alles dieſes waren Unwahrheiten. Das erfuhr ich erſt nach ihrem Tode.

Ich faßte mich nun, und arbeitete bey ihr nach meinen Kräften. Allein ſie wurde täglich mürriſcher und verdrießlicher. So viel ſie anfangs auf mich gehalten, ſo ſehr ſie mich geliebt hatte, ſo verwandelte ſich nach einigen Jahren ihre Liebe beynahe in Haß. Ich wollte, ich hätte den Balg dort gelaſſen, ſagte ſie, und ich that ihr doch nie etwas zu Leide. Die Kammerfrau nahm immer meine Partbie, und da dieſe alles bey ihr galt, ſo ging es mir wenigſtens leidlich. Nach vier Jahren ſtarb ſie.

Nach ihrem Tode wurde ſogleich alles verſiegelt und weggenommen. Mit genauer Noth bekamen die Kammerfrau und ich unſere Kleider, und unſern rückſtändigen Lohn. Wir mußten gleich vom Schloſſe weg.

Wo werde ich nun bleiben? ſagte ich weinend.

Du bleibſt bey mir, ſagte die Kammerfrau. Du ſollſt meine Tochter ſeyn. So lange ich etwas habe, haſt du auch etwas. Der liebe Gott verläßt niemand.

Frau **Ilſabe** ſtürzten die Thränen aus den Augen. Du hatteſt eine ſo reiche Mutter, ſagte ſie, und litteſt Noth.

Es iſt ja vorbey, antwortete **Ferdinand**. **Amalie** küßte ihr die Hand. Was konnten ſie denn davor, liebe Mutter? Wußten ſie das? Konnten ſie es wiſſen? Und war das nicht zu meinem Beſten?

Ich hörte nun von der Kammerfrau, daß die Dame gar nicht zu den Korgion gehört, daß ſie durch die Gegend, die ſie gar nicht kenne, gereiſet ſey, daß ſie mich geſehen, und aus Einfall, wie ſie ſolche oft gehabt, mich in ihrem Wagen mitnehmen laſſen; daß ich dumm oder offen genug geweſen war, ihr das alles ſelbſt zu erzählen, was hernach in dem Briefe ſtand, daß ſie dieſes aufgefangen, und ſich deſſen gegen mich bedient, daß ſie übrigens weder wiſſe, wo das Dorf liege, noch wie es heiße, noch wer meine Eltern wären.

So ſehr mich das alles ſchmerzte, ſo war doch die Hoffnung mir angenehm, daß meine guten Eltern vielleicht noch leben könnten. Ich ſetzte mich in Gedanken wieder dahin. Ich durchlief noch einmal alle die Freuden meiner Kinderjahre, ſtreichelte meiner guten Bäuerin die Wangen, und ſtopfte dem alten Landmann ſeine Pfeiſe, wie ich es wohl ehedem gemacht.

Ich wollte fort, und ſie aufſuchen. Aber ſie, meine gute zweyte Muter, Friedrich weiß wohl, wie gut ſie war, redete mir das aus, und ich ließ es mir gefallen, bey ihr zu bleiben. Wir zogen in eine Stadt, arbeiteten fleißig, und ernährten uns, bis wir Friedrich kennen lernten.

Der Wagen rollte in den Schloßhof der Dame Triebreich. Mit aufgeſperrten Mäulern ſtanden alle Bediente da. Sie wußten vor Freude nicht, ob ſie den Wagen aufmachen ſollten, oder nicht. Die unerwartete Erſcheinung ihres Herrn in Begleitung der Frau, war ihnen ein Wunder.

In fünf Minuten war das halbe Dorf verſammlet. Ein lautes Hurrah bewillkommte die Wiedergefundne. Ferdinand und Ilſabe mußten ſich auf dem Balkon zeigen, und der Jubel ging aufs neue an.

Die erſte aufwallende Freude der Menſchen muß belohnt werden, ſagte Ferdinand. Er ordnete ſogleich ein kleines Feſt.

2.

Ungebetene Gäſte.

Matthias Franz von Schurke, Treuherz von Schurke, und die Edel geweſene Thereſe, hatten die Zeit, ſeit der Erklärung des Rath Nehemias, in Kummer und Sorge zugebracht, und nur der letzteren tröſtende Verſicherungen, daß dieſe Ehe keine Erben erzielen würde, war ein Balken im Waſſer geweſen, durch den ſie ſich vor dem Untergehen ſchützten.

Unmuthig hatte man eine Parthie de Plaiſir vorgeſchlagen, die acceptirt wurde. Alle drey ſetzten ſich zu Pferde, und ohne Begleitung, um ungehinderter reden, und intriguiren zu können, ging es vorwärts.

Der Weg führete über Büncburg, oder vielmehr man nahm ihn, um, wie Herr Franz Matthias ſich auszudrücken beliebte, an der Todtenſtille ſich zu weiden, die auf dem ehemaligen Schauplatze der Freude und des Jubels herrſchte.

Wie ſehr wurde man überraſcht, als man alles zum Schloſſe ſtrömen ſahe, als man lautes Geſchrey hörte, und mit dem Ohrenſpitzen über das kaum Glaubbare kamen auch Ideen zum Vorſchein.

Herr Franz Matthias war der weiſen Meynung, hier müſſe ein Aufruhr ſeyn, wahrſcheinlich zerſtöre man das Schloß, und es ſey denn doch wohl Pflicht hier Einhalt zu thun. —

Und zu retten, was zu retten iſt, ſetzte Treuherz, auf ſeinen eignen Beutel bedacht, hinzu.

Thereſe ahndete das nicht. Ihr ſchienen gleich die Töne, die ſie hörte, mehr [illegible] ne der Freude als des Mismuths zu ſeyn. Ihr ſchienen hier Dinge vorzugehen, die keinen angenehmen Eindruck auf ſie machen würden.

Der Weg ging durch den Schloßhof ſelbſt, und ſie gab den Rath umzukehren. Iſts etwas Gutes, ſo werden wir uns darüber nicht freuen, und iſts etwas Böſes, ſo laufen wir Gefahr.

Die Bemerkung iſt ſo unrichtig nicht, ſagte der Herr Franz Matthias, aber doch bin ich neugierig —

Ja, und retten, was möglich iſt, gelzte Treuherz, und ſprengte raſch voran. Die andern mußten folgen.

Eben war Ferdinand mit Ilſabe, Amalien und Friedrich auf den Balkon herausgetreten, um den verſammleten guten Menſchen anzudeuten, daß heute ihnen ein Tag der Freude gegeben werden ſollte, ein andrer nicht minder froher ihnen aber in doppelter Vermählung noch bevorſtände, als er ſtarr über den Anblick der Reuter ſtehen blieb.

Sieh da, mein lieber Bruder, rief Thereſe, mit einem Tone, als ob ſie geſagt hätte: hat dich der Teufel ſchon wieder da! ſchwang ſich vom Roſſe, und die Menge, die nicht ins Herz ſehen konnte, machte der Schweſter ihres geliebten Herrn Platz.

Hier iſt eiſerne Faſſung nöthig — ſagte **Ferdinand**, wie er vom Balkon in den Saal zurückkehrte.

Ilſabe's Erſcheinung hatte dem jungen **Schurken** banges Herzklopfen verurſacht, und dem alten ein Zittern zuwege gebracht, was ſich bey der Bewillkommung der Erſchienenen noch nicht verloren hatte.

Ferdinand führte ſeine Schweſter in den Saal, und die andern folgten.

Ich ſtelle euch hier, ſagte er, meine völlig freygeſprochene, vom Fürſten und Miniſter geehrte Braut vor. Hier ihre Tochter, **Amalie von Koniſtein**, eben die, welche — doch laßt mich nicht ausſprechen, was die Verläumder ihr ſchuld gegeben haben.

Wer mahlt das Erſtaunen auf allen Geſichtern! Wer könnte ihre Herzen ſchildern!

Abgebrochne Worte kamen zum Vorſchein. Ey — das iſt ja ein recht glücklicher Zufall — wiedergefunden alſo — und ſo zu gelegner Zeit —

Ja, wiedergefunden, und als eine Geliebte Friedrichs wiedergefunden, und ihm auch ſchon von der Mutter zugeſagt, und unſre Hochzeiten werden beyde an einem Tage ſeyn.

Doch wohl in der Stille, ſagte Thereſe, wegen der Ungleichheit der Parthieen.

„Wie du es nehmen willſt, Schweſter. In der Stille, in Anſehung des Schwarms, der einſt auf deiner Hochzeit tobte, nicht in der Stille, ſondern im Geräuſch, in Anſehung meiner guten Unterthanen, die alle zugegen ſeyn ſollen, und die, wie heute, Theil an unſrer Wonne nehmen werden.

Jetzt, lieber Ferdinand, ſagte Frau Ilſabe, bitte ich dich auf den Balkon zu gehen, und mit den Leuten zu reden, und unſre lieben unerwarteten Gäſte, werden mit einem ländlichen Feſte vorlieb nehmen, und mit uns den Tag unſers Wiederauflebens begehen.

Was wollten ſie thun? die Einladung ausſchlagen? Das was nicht zu ändern war, konnten ſie damit nicht. Die Mediſance konnte durch ihre Gegenwart einen Schritt mehr Raum gewinnen, und die Abweſenheit — würde ihnen theils nichts einbringen, theils waren ſie bange, daß die Reihe getadelt zu werden, ſie ſelbſt treffen möchte, ſo bald ſie den Rücken wendeten.

Sie wollten alſo dem ennuyanten Feſte beywohnen. Das ſagten ſie zwar nicht, aber jeder einzelne dachte es.

3.

Das Feſt des Wiederſehens.

Für die verſammleten Landleute war es nichts weniger, als ennuyant. Dieſe ſahen einen ſchönen Traum erfüllt, deſſen Ziel ſie noch weit hinaus geſteckt geglaubt hatten. Sie ſahen ein Ungewitter ganz vernichtet, welches ſich über das Haupt ihrer lieben Herrſchaft drohend zuſammengezogen hatte, und wovon ihnen ſo viele Boten der an dieſer Sache nur zu ſehr theilnehmenden Schurken, eine Schilderung gemacht, die alles übertraf, was die Bosheit nur mahlen konnte. Man hatte ihnen die Dame ſchon auf dem Schaffot vorgeſtellt, und ſie gefragt, ob ſie ſie auch würden enthaupten ſehen?

Manche dieſer Hiobsboten waren Geſandte von Herrn Franz Matthias geweſen, und hatten nicht ganz reinen Mund gehalten, daß ſie das wären. Deswegen hatten die Bauern auch, ſo ehrerbietig ſie der Schweſter ihres Herrn Platz gemacht, ihre Begleiter ſo unvermerkt mit einigen Ellenbogenſtößen regalirt, ingleichen ihre Roſſe ſie ſo lange halten laſſen, bis Bediente der Herrſchaft herzukamen.

Sie ſchüttelten die Köpfe auch gewaltig, wie ſie hörten, man ſolle die Pferde in den Stall führen, weil die Herrſchaften dem Feſte mit beyzuwohnen beliebt hätten.

Die Bauern nahmen ſich aber auch vor, an ſie oder alles, was ſie etwa als Hinderniß der Freude in den Weg legen möchten, ſich keinesweges zu kehren, ſondern ohne Scheu ihrer reinen unſchuldigen Wonne ſich zu überlaſſen, und die vier guten Subjekte der herrſchaftlichen Geſellſchaft ſtimmten hierin ſo willig und theilnehmend ein, beſonders gaben Ferdinand und Ilſabe ſich alle Mühe, dieſen Leuten theilnehmend begreiflich zu machen, daß das Feſt um ihrentwillen angeſtellt ſey, daß ſie faſt immer allein ſaßen, denn, wenn auch Friedrich oder Amalie ſich ihnen näherten, um ſie zu unterhalten, ſo wurden ſie ſo kurz und ſchnöde abgefertigt, daß ſie ſich gern gleich wieder zurückzogen, und die Murmelthiere ihr eignes Weſen treiben ließen.

Die Herren wußten ſich am Burgunder ſchadlos zu halten, der ihnen nicht gut verſagt werden konnte, obgleich Herr von Edel meynte, der ſchlechteſte Landwein ſey für ſie zu gut; für Thereſen aber blieb kein andres Mittel übrig, als Kopfſchmerzen ſich anzudichten, um des Abſcheulichen überhoben zu ſeyn, unter den Bauern mitzutanzen, welches Ilſabe und Amalie zur großen Freude Ferdinands thaten, und mit manchem Juchhe! ſich von den derben Landmännern herumſchwenken ließen.

Wie einſt ein neuer Tanz angefangen war, dem alles neugierig zuſahe, und man für eine gute Weile von Zuhörern frey zu ſeyn glaubte, entſtand folgendes Geſpräch zwiſchen der mißvergnügten Parthey:

Matthias. Nun, meine liebe Nichte! was denken ſie zu dem allen, und wie kömmt ihnen ihr Herr Bruder vor, der da eine liebliche Wirthſchaft unter Bauern und Bauermenſchern treiben zu wollen ſcheint?

Treuherz. Ich habe nie geglaubt, daß man ſich ſo wegwerfen könnte.

Thereſe. Wahrhaftig, ſein ganzes Weſen hat ſich verändert. Aber iſt das ein Wunder! Hat Dame Triebreich nicht eine gemeine Erziehung genoſſen, ſo hat ſie ſich eine ſehr gemeine Außenſeite angewöhnt, und bey dem täglichen Umgange mit ihr konnte es wohl nicht anders ſeyn, das Gute, was Ferdinand hatte, mußte mit abgeſchliffen werden.

Matthias. Nun, nun, Frau Nichte, ſchieben ſie nur nicht alles auf unſre Familie. Es muß wohl ein Keim zur Unſittlichkeit im Menſchen liegen, wenn er der Feinheit ſo ganz entſagen will. Es freut mich nur, daß ſie treu auf unſrer Seite geblieben ſind, und es muß unter uns deswegen kein Zwiſt ſtatt finden. Wir müſſen wahrhaftig aufs ſtrengſte zuſammenhalten, wenn wir nicht von dieſen Kannibalen unterdrückt werden wollen.

Treuherz. Ja, lieber Onkel, laſſen ſie uns lieber von der Perſönlichkeit gegen einander abſtrahiren, und die wichtigere Sache nicht aus den Augen ſetzen. Unſere gute Thereſe iſt wahrhaftig ein Phönix unter uns. Wer weiß, wenn das Schickſal es nicht ſo gefügt hätte, welchem weit ſchlimmern Bären die Dame **Triebreich** zu Theil hätte werden können, der uns noch mit minderer Delikateſſe behandelt haben würde!

Was hältſt du, meine Liebe, von Amalien?

Thereſe. J nun, daß ſie ein Seitenkind ſeyn mag, daran zweifle ich im geringſten nicht, aber daß ſie wirklich das Kind vom Kornet Konnſtein, dem jetzigen General, iſt, das glaube ich nicht, und zu dieſem Glauben wird mich auch nun und nimmermehr jemand zwingen wollen.

Matthias. Das war einmal ſehr vernünftig geſprochen, Frau Nichte. Ich hatte auch ſo etwas im Sinne, aber ich getraute mir es nicht zu ſagen, aus Furcht, ſie zu beleidigen.

Fürs liebe Geld findet man bald ein Kind, fürs liebe Geld läßt ſich ein Miniſter wohl zu etwas bereden, und giebt dem Fürſten eine paſſende Relation. Die Excellenzen werden ſich auch nicht ſchlecht dabey geſtanden haben, und haben gewiß gern ihre Klage fallen laſſen. Nun, das wird ſich ja alles entwickeln.

Treuherz. O! Nehemias, der Rath, war auch vorher beſtochen. Das muß man indeſſen dem Herrn Ferdinand laſſen: Ein Meiſterſtück von ſchneller Einfädelung und Ausführung hat er geliefert, und der Plan, wenn er ſchon gegen uns iſt, macht ihn werth, zu uns zu gehören.

Matthias. Aber, Potz Element! Bomben und Granaten! Wenn ſich das ſo verhält, ſo haben wir einen gewaltigen Bock geſchoſſen — einen entſetzlich — verdammt dummen Streich gemacht.

Thereſe. Wie ſo, mein lieber Onkel! Was hätten wir denn thun ſollen?

Matthias. Was? Was wir hätten thun ſollen? Die Hände nicht in den Schoos legen. Unſre Dienſte ebenfalls für baare Bezahlung anbieten.

Treuherz. Ja, lieber Onkel, wir dachten aber —

Matthias. Siehſt du wohl, daß das Denken nicht immer gut iſt. Wir dachten, und wir haben dumm gedacht. Wir hätten gar nicht denken, ſondern handeln ſollen.

Thereſe. Ich war ja gleich bey meinem Bruder, und er war ſchon fort.

Matthias. Ein Zeichen, daß er ſchneller iſt, als ſie. Nun, der Mann hat ja immer etwas vor dem Weibe voraus.

Treuherz. Ließe ſich denn aber nicht noch in der Sache etwas thun? Man muß doch etwa erfahren, wo das Thier hergekommen iſt, und da ließe ſich weiter nachſpüren, wer ſie eigentlich iſt — Falſch ſie zeigen, verdächtig die ganze Begebenheit machen, die Lüge ſichtbar aufdecken.

Matthias. Mein guter Treuherz! Unternimm dir nicht, mit einer halben Million zu kämpfen. Wenn ihr aber genug habt, ich bringe meine alten Tage wohl durch.

Wenn ich das Mädchen durch meine Lorgnette anſehe, ſo ſcheint ſie mir ſo ein ganz niedliches Ding zu ſeyn. Wahrhaftig, ich dächte, ich ſollte ſie wohl irgendwo geſehen haben. Sie ſcheint gewandt zu ſeyn, und den Ton zu verſtehen. Wenn man ihr Portrait einmal in den öffentlichen Häuſern der Reſidenz zur Schau trüge, was gilt's, es ſollte wohl mehrere Menſchen geben, die ſie kenneten.

Treuherz. Das iſt auf den Nagel getroffen. So ſcheint ſie auch zu ſeyn. Daher iſt ſie gewiß auch —

Thereſe. Nun, Pardieu! das iſt denn doch auch entſetzlich, mit einer ſolchen Perſon verwandt ſeyn zu müſſen!

Matthias. Von der linken Seite, ma Cousine, da ſind wir gröſstentheils mit der ganzen Welt verwandt. C'est un defaut, qu'il ne se change pas. Da wird ein rundes Sümmchen, bey dieſen Unterhandlungen drauf gegangen ſeyn. Nun werden die Bauern nicht mehr ſo viel bekommen.

Der Tanz hörte auf. Wir wollen einmal recht artig ſeyn, ſagte Herr Matthias. Er ſtand auf, ging den Paaren entgegen, und ſagte: à merveille! ich wundre mich über die himmliſche Familiarite', die ſie mit niedern Perſonen zu beobachten wiſſen. Wahrhaftig, das muß ihre Unterthanen recht erfreuen. Treuherz wurde auch geſprächiger. Nur Thereſe lernte der Luſtbarkeit keinen Geſchmack abgewinnen. Ihre Kopfſchmerzen verloren ſich nicht, allein ihre Augen waren die Verräther ihres Herzens. Sie konnte ſie nicht von Amalien wegbringen. Das Mädchen war ihr zu ſchön. Des alten Matthias Bemerkung über ſie war ihr ſnicht entgangen, und ſehr bösartiger Neid keimte in ihrem Herzen.

Man ſetzte ſich zur Tafel, und ſie ſehnte ſich nach dem Augenblicke, der ſie aus dieſer peinlichen Lage erlöſen ſollte. Ehe er erſchien, trat einer der Bauern auf, und hielt folgende Anrede:

Gnädigſter Herr! Gnädigſte Frau! Liebes junges Paar! Geſchätzte Verwandte unſrer gnädigſten Herrſchaft!

Erlauben Sie eine Geſundheit zu trinken. Die Geſundheit des Feſtes des Wiederſehens! Wiedergeſehen haben wir unſere gnädige Frau, in Ehren und in Freuden, die in Kummer und ſchändlicher Verläumdung von hinnen zog. Wiedergeſehen haben wir ihren Bräutigam, der an ihrer Seite alle Freuden der Liebe ſchmecken möge! Wiedergeſehen haben wir den Tag unſers Glücks. Die Sonne müſſe immer heiter über ſie ſcheinen, nie müſſen trübe Gewitterwolken ihren Frieden ſtören. Gott ſegne die Guten, und beßre die Böſen!

Vivat hoch das Wiederſehn!

Die Geſundheit wurde dankbar angenommen, und die gemeynten Böſen konnten ſich ſogar nicht entbrechen ſie mitzutrinken. Dann mußten aber Thereſens Kopfſchmerzen auch gleich zum Vorwande des Aufbruchs dienen, und die Böſen ritten davon, indeß die Guten noch bis in die Nacht heitre Freude genoſſen.

4.

Anſchläge mancherley.

Der Ritt zu Hauſe geſchahe mit möglichſter Eilfertigkeit. Thereſe hatte alle mögliche Anlage, das unleidlichſte Geſchöpf von der Welt zu werden, und gewiß wäre ſie es gegen Mann und Onkel geworden, wenn dieſe nicht eine eiſerne Standhaftigkeit in dem Punkte gehabt hätten, das trotzkopfmäßige ungehudelt zu laſſen. Mehreremale ſchon hatte Thereſe verſucht, ob ſie nicht durch Eigenſinn, mochte er nun in Maulen oder in Krankſeyn beſtehen, etwas erzwingen könnte, aber es war ihr nicht geglückt. Herr Franz Matthias hatte über die Weiber eine Erfahrung, die einzig war, und im erſten Fall ſprach man gleich acht Tage kein Wort, und im letztern wurden Aerzte und Arzneymittel gleich in einer ſo ſtarken und unangenehmen Maſſe herbeygeholt, daß die Dame froh war, wenn das nur wieder ein Ende nahm.

Wollte ſie alſo friedlich und ruhig leben, ſo mußte ſie ja ſagen, wo man ihre Stimme und Entſcheidung nicht nöthig hielt. Wir wollen einen Rath halten, ſagte Herr Franz Matthias.

Das geſchahe denn auch, ſobald man zu Hauſe angekommen war. Der erſte Beſchluß ging dahinaus, in die Reſidenz zu ſenden, und von den Excellenzen Erkundigung einzuziehen. Das geſchahe noch denſelben Abend.

Die zweyte Operation ſollte die Aufwiegelung der ganzen übrigen Familie ſeyn. Doch wurde der Rath Nehemias als ein unnützes und verrätheriſches Mitglied gänzlich davon ausgeſchloſſen.

Der dritte Anſchlag kam aus Thereſens Kopfe. Ich habe mich dumm genommen, ſagte ſie. Herr Matthias dachte: Amen! ſagte es aber nicht. Indeſſen mögen mich die Kopfſchmerzen entſchuldigen, und können es auch.

Morgen aber fahre ich nach Büneburg

und mache genaue Bekanntſchaft mit der Kreatur. Es müßte ſchlecht ſeyn, wenn durch Schmeicheln und durch die Ehre, die ich ihr anthue, ihr nicht beyzukommen wäre.

Richtig, ſagte Herr Matthias. Das iſt ein Weg, und dann hetzen ſie ein wenig.

In ihrem Herzen hatte noch ein andrer Plan Wurzel gefaßt. Wenn ich ſie dem Friedrich abſpenſtig machen könnte, wenn ich ſie in Schlingen ziehen könnte, daß ſie ein wenig liederlich würde.

In dieſem Augenblicke trennte ſich Thereſe ganz von der Edelſchen Familie, und ging in die der Schurken über. Der letzte Faden, der ſie noch an ihre Erziehung, und an ihr Herz kettete, war zerriſſen. Ein bösartiger Genius hatte ſich ihrer bemeiſtert. Sie war unerrettbar verloren.

5.

Herr Daniel, nicht der Prophet.

Wir haben im erſten Theile unſerer Familiengeſchichte eines gewiſſen Herrn Daniel Schurke gedacht, eines Mannes, der in der Welt zu ziemlichem Anſehn, zu großem Reichthum gekommen war, den das Glück gewiſſermaßen verfolgte, der aber von der Verfolgung dieſer Göttin ſo wenig Gebrauch zu machen wußte, daß er alles, was ſie ihm ſchenkte, verſchlenderte.

Talent, Kopf, Witz, Weiber, Geld — alles dieſes hatte ihm zu verſchiedenen Zeiten und in verſchiedenen Lagen immer zu Gebote geſtanden; auf dem Punkt der Verzweiflung oft, war immer ein Hülfsmittel wie aus der Erde gewachſen, und hatte ihn vom Rande des Ruins wieder auf eine Höhe gebracht, die er kaum erklimmen zu können jemals geſtrebt hatte.

Freylich auf eine ehrliche Weiſe hatte er ſelten die Winke benutzt, die ihm das Glück gab, auch war dieſes vielleicht ſelbſt daran ſchuld, daß er ſeine Laufbahn für unüberwindlich hielt, und ſo von einem Taumel in den andern überging, und aller Laſter Herr ward, um ſie alle auszuüben.

Seine Grundſätze waren die entſetzlichſten, die man ſich denken konnte. Weiber verführen, die man für unverführbar hielt, war eines ſeiner Lieblingsprojekte. Wirklich mißlang es ihm ſelten; wo es ihm aber einmal mislang, da knirſchte er wütend mit den Zähnen, und da ihm in einem ſolchen Falle ſchon nichts zu heilig geweſen war, um den Zweck zu erreichen, ſo haßte er hernach eine ſolche Perſon von Herzensgrunde, ſo wie er überhaupt die Tugend haßte, verfolgte, und es ſeinen Triumph nannte, ſie von der Erde zu vertilgen.

Sein Aeußeres war nicht gerade regelmäßig ſchön, aber idealiſch ſchön, und er wußte dieſem Aeußeren durch ſein Weſen einen Werth zu geben, weil er eine Ueberredungskraft hatte, die immer eindrang. Beurtheilen konnte er auf den erſten Blick ſeinen Mann, und hatte er eine ſchwache Seite entdeckt, ſo packte er dieſe ſo lange, bis er ihn in ſeinem Netze hatte. Hatte er ihn aber einmal feſt, ſo war auch an keine Erlöſung eher zu denken, bis er ihn wie eine ausgepreßte Zitrone völlig unbrauchbar wegwerfen konnte.

Der größere Theil ſeines Lebenslaufs beſtand darin, auf der einen Seite auf die pfiffigſte Art Geld zu erpreſſen, auf der andern auf die übertriebenſte Art es wieder zu verſchlingen, nicht gerade ſelbſt es zu verſchlingen; denn außer den Freuden, die die Reizbarkeit ſeiner Nerven ihm gewährte, genoß er wenig, aber es durch ganz unſinnige Projekte wieder in die Welt zu ſtreuen.

Sein Abgott war eine Art von Werth, den er darin ſetzte, zu können, was er wolle, und einer Kaprice zu gefallen, warf er tauſende weg, indeß er einen edlen Mann, dem er das Seinige abgenommen, darben ließ.

Frühzeitig reifte ſein Genie im Verſchwenden, frühzeitig fand es Nahrung und Stoff. Kaum den Kinderſchuhen entlaufen, wußte er es ſo einzurichten, daß er einem Kollekteur ein Lotterieloos abſchwatzte, und dieſer Verſuch, dieſe Aufforderung an das Glück gelang ſo wohl, daß er zwey tauſend Thaler gewann. Gegen einen reichlichen Gewinn war der Kollekteur gefällig genug, ohne ſeiner Mutter Wiſſen das Geld ihm auszuzahlen. Auch der Lehrer der Schule, wo unſer Daniel in Penſion war, ließ die Füchſe ſich blenden, auf 14 Tage nebſt einem ſeiner Kameraden ihm Urlaub zu geſtatten, und Daniel flog mit ſeinem getreuen Kumpan in die Welt, zog von Dorf zu Dorf, von Städtchen zu Städtchen, lernte für ſein Geld mancherley kennen, was ihm vorher nicht bekannt geweſen war, und wurde nach tauſend tollen Streichen ſeines Geldes in 14 Tagen ſo quitt, daß bey ſeiner Rückkehr ein ſchöner Treſſenhut, die damals ſehr en vogue waren, der einzige Reſt ſeines Gewinns blieb.

Auf der Univerſität fand ſein Genie ein volles, freyes Feld ſich auszudehnen. Da er nicht viel Vermögen hatte, ſo mußten die Spekulationen das meiſte bey ihm thun, denen er denn auch mit vielem Eifer nachhing, und Weiber und Philiſter prellte, daß ihnen die Augen übergingen. Alle dieſe kleinen Intriquen forderten aber doch Nachdenken und Zeit, und es blieb ihm daher keine dafür übrig, zu ſtudiren; obgleich er ſich oberflächliche Kenntniſſe von allen zu verſchaffen, und durch ſeine Suade es dahin zu bringen wußte, daß er von allem mitreden konnte. Seine Beurtheilung ließ ihn gleich ſehen, ob einer in der Geſellſchaft war, der ihn überſahe, und dann ſchwieg er.

Doch war alles das nur Palliativkur. Sein Genie mußte ſich von Zeit zu Zeit zu helfen, aber die Hülfe kurirte nur auf Augenblicke. Die brillianteſte Epoche ſeines Lebens erſchien. Als ein flüchtiger junger leichtſinniger Menſch erſahe ihn einer der reichſten Partikuliers des Orts, wo er ſich aufhielt, zu einem tüchtigen Subjekte, um ein gewiſſes Uebel, das man wohl Maitreſſe zu nennen pflegt, ſich vom Halſe zu ſchaffen.

Das Ding war ihm zu überlaut geworden, und er fürchtete Furienausſichten für die Zukunft. Es war ihm nicht zu verdenken, daß er dieſe gern auf einen andern wälzen wollte, da theils ſein Geldbeutel ihm die Ausgaben dafür erlaubte, theils er erwarten konnte, daß ein jüngerer raſcherer Mann als er allenfalls eine Legion Teufel auszutreiben fähiger wäre, als ſein ſchwaches Alter.

Herr Daniel bekam daher den Antrag. Sie ſehen, und ſie für ſich paſſend finden, und gleich ja ſagen, war das Werk eines Augenblicks; aber der Plan, der nachher ausgearbeitet wurde, war das Werk mühſamen Nachdenkens.

Hier, ſagte Daniel zu ſich ſelbſt — hier iſt der Zeitpunkt, wo du auf einmal glänzend werden kannſt.

Freylich, wirſt die Heirath mit einer Donna amata nicht gerade das erſte beſte Licht auf deine Karriere, aber es gehört auch

Zeit dazu, bis du zu der gänzlichen Beherrſchung des Alten kommen kannſt, und bis dahin biſt du dieſe entweder los, oder ſie hat ſich auch ſo zu ihrem Vortheil verändert, daß ſie die Rolle mit dir ſpielen kann.

Wie er es eingerichtet, wodurch er den Alten ſo weit brachte, daß er gänzlich von ihm abhing, daß er auch das Letzte, was er beſaß, ihm aufopferte, iſt im geheimnißvollen Dunkel geblieben. Genug, edle Züge ſind es gewiß nicht geweſen. Die Schwachheit des guten angeſehenen Mannes koſtete ihm Vermögen und Ruhe, und mit genauer Noth rettete er die öffentliche Ehre.

Man rechnet, daß dieſe Bekanntſchaft dem Herrn Daniel 400000 Thaler eingebracht; ſolche unſinnig zu vergeuden, war ſein ewiges Beſtreben, und er ſelbſt hatte, wie alles dieſes zu Ende war, gar nichts mehr von allem Reichthum. Aber Konnexionen hatte er ſich gemacht, und da der Stolz ſo wie die Verſchwendungsſucht ihm plagte, ſo war er vermuthlich durch des Alten Geld zu Konnexionen gekommen, die er nicht bereuen durfte, wenn er ſie zu benutzen gewußt hätte.

Aber durch ſeine wüſte Lebensart, durch

tauſenderley unausführbare Projekte, durch Eigenſinn und Sucht, auf eine dumme Art zu glänzen, verlor Herr Daniel alle dieſe Bekanntſchaften wieder.

Endlich nachdem jener Mann ſchon ruinirt und er von den Trümmern jenes großen Vermögens noch ſo viel als möglich ſich zu brüſten ſuchte, gelang es ihm ein wahres ächtes Schaaf zu finden, welches durch ein eben ſo unmenſchliches Glück, wie er gehabt hatte, zu vieler Wolle gekommen war, und welches bereit ſchien, ſich von ihm ſcheeren zu laſſen.

Zwar ſtand es nicht gerade zu ſtill, es machte einige Kapriolen, wenn man ihm etwas nahm, aber da es für manche Lockung Sinn hatte, ſo ward es einem ſo ausgelernten Genie, wie Daniel es war, ſehr leicht, die Köder zu finden, die es willig machten, ſich etwas rupfen zu laſſen.

Herr Martinus Schurke war dieſes friedliebende Geſchöpf, welches ſich aus einem Nichts durch eine weltberühmte vielfach privilegirte Peſt des Menſchengeſchlechts, die wir dem Leſer zu rathen überlaſſen, zum Vermögen aufgeſchwungen, welches dem gleich war, was Herr Spitz von Schurke hinterließ, und in dieſem Vermögen ſahe der alles verſchlingende Daniel eine Diamantgrube eröffnet, aus welcher er ſo lange zu graben ſich vornahm, als noch ein Steinchen, ſollte es auch nur ein Bruchſtückchen ſein, darin übrig wäre.

Er grub auch, und grub ziemlich ſcharf. Aber Herr Martin beſahe doch jeden Stein ſehr ſorgfältig, und es hatte das Anſehen, als ob er zwar ſich willig finden ließe zu geben, aber begehrte wieder zu nehmen, ſo daß Daniel der Anſtrengung ſeines Kopfes zu ſehr bedurfte, um nicht des Wartens müde zu werden.

Er dachte daher auf ein Mittel, wie er dieſes Huhn, welches ihm wohl zuweilen ein goldnes Ey legte, auf einmal um den ganzen Vorrath dieſer Eyer bringen könnte.

6.

Eine fatale Nachricht.

Dieſe Speculation fiel ohngefähr in die Epoche der Triebreichſchen Angelegenheiten, und die größere Zahl der in dieſe Angelegenheiten nahe verwickelten Perſonen hatten

ten den Herrn **Daniel Schurke** bey dieſer Gelegenheit des Feſtes kennen lernen, da er ihnen vorher ziemlich unbekannt war.

Als ein feiner lebhafter Geſellſchafter hatte er eine der wichtigſten Rollen mitgeſpielt, hatte durch kleine Schnurren und Streiche, beſonders die Damen verwirrt, und von ihnen reiches Lob eingeerndtet. Sie hießen ihn nur das lebhafte **Danielchen**, und ſelbſt die Braut hatte ſich nicht enthalten können, in ihm einen Mann zu ſehen, der beſonders von ihrem Geſchlechte aufgemuntert, und ſo zu ſagen venerirt zu werden verdiente.

Die Wittwe hingegen hatte ihn ſade, und **Ferdinand** elend gefunden. Der letztere behauptete zwar mit allen übrigen, daß Kopf und Geiſt ihm nicht abzuſprechen wäre, daß aber ſein Herz ein ſo vermaledeyeter Sammelplatz von Ideen für Menſchenunglück ſey, daß ſich billig ein jeder für ihn hüten, und ſeinem Einſchmeicheln ausweichen müßte.

So viel auch ſchöne Mädchen und Weiber ſich auf der Hochzeit befanden, ſo viel auch von manchen ihm Avanzen gemacht wurden, ſo ſchien doch damals die Dame **Triebreich**, war es durch ihr wirkliches ſchönes und nicht übertriebenes Embonpoint, wovon er ein anbetender Verehrer war, oder war es durch die Miene der Sanftmuth, die ſie in dieſer Zeit auch Ferdinanden zuerſt auffallend gemacht, die einzige, welcher er nicht zu huldigen dachte.

Er war nicht ununterrichtet von dem Rufe, der ihrentwegen umherging, er war außerdem aber auch eitel genug, zu glauben, wenn auch dieſes nicht wäre, würde ſie ihm doch auf keinen Fall widerſtehen.

Wie verwunderte er ſich, als er kalte Zurückhaltung, als er über alle ſeine Bonmots nicht ein einzelnes Lächeln, als er auf alle ſeine Anſpielungen nicht einmal eine Miene der Erwiedrung ſahe.

Bey ſeiner Dreiſtigkeit konnte es nicht fehlen, er mußte zu einem Tête à-Tête mit ihr kommen, und wie er ihr denn da mit dürren Worten ſeine eigentlichen Abſichten zu verſtehen gab, auch undelikat genug war, Anſpielungen auf ihre vorige Lebensart mit einzumengen, ſo erhielt er eine ſo volle Ladung von Verachtung, daß er ſich beſchämt zurückziehen mußte, und ſich zu rächen ſchwur.

Aber Herr Daniel hatte nicht allein bey den Weibern ſeine Talente ſehen laſſen, ſondern auch den anweſenden Männern hatte er einen Begriff von ſeinen übrigen Eigenſchaften, beſonders der Intriguenmacherey mitgetheilt.

Seine kleinen Künſte von Verhetzungen waren ihnen ſchon ſo einleuchtend, daß ſie zu großen ihn fähig hielten, und wie er einige Stückchen erzählt hatte, wodurch er den einen ganz lächerlich gemacht, und den andern um ſeinen Verſtand gebracht, ſo ſahen ſie ein, wie unendlich ſie verloren haben würden, wenn dieſer nicht zu ihrer Sippſchaft ſich gezählt hätte.

Von dem Augenblicke an, wo die Dame Triebreich es ſich erlaubt hatte, ihm verächtlich zu begegnen, war er ihr entſchiedner Feind, und wandte alles an, um ſie, wo er nur irgend mit Anſtand es thun konnte, lächerlich zu machen.

Auch hatte er vielen Mitgliedern der Schurkeſchen Familie, die denn ſchon nicht gut auf ſie zu ſprechen waren, das heilige Verſprechen gegeben, daß er dieſe ſtolze Babylonerin noch einmal für ihre Eigenliebe und Scheinheiligkeit züchtigen wolle. Dieſes Verſprechen fiel jetzt dem Herrn Franz Matthias ein, und: Ich habe den rechten Mann gefunden! ſchrie er auf.

Wir wollen an Herrn Daniel Schurke ſchreiben. Der ſoll kommen. Um eine ſolche Intrigue auszuführen, konnten wir keinen beſſern wählen. Er iſt ein umfaſſendes Genie. Er tritt mit dem größten Rechte an Nehemias Stelle. Er erſetzt ſie, er übertrifft ihn

Indem er ſo perorirte, kam der Bote aus der Reſidenz zurück, und brachte die Nachricht, daß die beyden Excellenzen abgeſetzt und des Landes verwieſen wären.

7.

Ein zweyter Schlag.

Herr Matthias ſchien zu Schreck gebohren zu ſeyn. Beynahe war ſeine Zunge gelähmt. Kaum konnte er lallend es vorbringen, was geſchehen war, und Thereſe und Treuherz entſetzten ſich eben ſo ſehr. Es mußte eine allgemeine Verſammlung ausgeſchrieben werden, man mußte über Mittel und Wege rathſchlagen, wie unter ſolchen Umſtänden der Erhaltung der Familie am beſten beyzukommen wäre. Das war ein Sturz, der viele nach ſich ziehen konnte. Wo je ein Blitzſtrahl eingeſchlagen, da pflegte er wohl fortzubrennen.

Ungeſäumt wurden Boten geſandt. Die entſetzliche Neuigkeit trommelte auch alles zuſammen, es war ein Feuer in die Adern der ſämmtlichen Schurken gekommen, als ob's eine Hölle wäre.

Wenn das an den Excellenzen geſchieht? Was wird an uns arme Bürgerliche erſt kommen?

Es würde unſre Leſer ermüden, wenn wir ein neues Verzeichniß der Schurken entwerfen wollten, die auf dieſem Reichstage der geehrten Familie erſchienen. Alle, die der Leſer von dem berühmten Hochzeitfeſte her kennt, und die nicht zu ſehr entfernt wohnten, waren dabey.

Daß Daniel Schurke nicht darunter zu zählen war, muß hier erwähnt werden.

Wie alle zuſammen da ſaßen, eröffnete Herr Franz Matthias die Seſſion alſo:

„Wertheſte Trauerverſammlung!

Denn ſo muß ich in der That jetzt unſre verwaißte Familie nennen. Wir ſind geſchlagen, wir ſind beſchimpft, wir ſind beynahe ruinirt. Es hat einem aus der Familie der Edlen geglückt, der unſrigen einen Stoß beyzubringen, und wir ſind die Untergeordneten, die wir oben drauf waren. Wir haben verloren, was uns einen Glanz gab. Die Excellenzen ſind zum Teufel. Niemand horcht mehr auf ihres Mundes Rede. Wenn uns das ſchreckliche Schickſal bevorſtehen ſollte, daß alle Schurken von den Höfen entfernt würden, wenn wir Miniſter und Räthe nicht mehr zu unſrer Zunft zählen, wenn die geheimen Kabinetter nicht mehr von Schurken beſetzt würden, und dieſe blos noch auf den Bürger wirken könnten — was ſoll aus uns werden?

Und ihr wißt es alle am beſten, meine Theuren! daß wenig darauf zu zählen iſt. Wenn wir keinen hohen Wirkungskreis mehr haben, wozu ſoll uns denn der niedrige? Wenn wir nicht mehr in Herrſchern uns geltend machen können, o wie bald werden wir da ganz von der Welt vertrieben werden!

Nehmet mit mir dieſes zu Herzen! Laßt uns den Himmel anrufen, daß er uns nicht verderbe, daß er unſern Saamen nicht untergehen laſſe auf Erden!“

Nachdem dieſes Herr Franz Matthias geſagt, ſo wurde nun erſt alles erzählt, was bisher in der Familienangelegenheit vorgegangen war, und Thereſe wußte das Feſt des Wiederſehens ſo perſiflirend, aber auch zugleich ſo gefährlich zu ſchildern, daß alle ſchon den Untergang der ganzen Familie vor Augen ſahen, wenn dergleichen Mißbräuche unter den Angeſehenen der Familie ſelbſt Statt fänden.

In dieſer traurigen Lage, ſagte nun Matthias, weiß ich wahrhaftig keinen andern Ausweg, als euch auf ein Mitglied aufmerkſam zu machen, welches wahrſcheinlich zu einer gewiſſen Zeit eurer aller Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen, und deſſen ihr euch, wenn ich den Namen euch vortrage, ſogleich erinnern werdet.

Es iſt dieſes der Herr Daniel Schurke, der auf der Hochzeit der uns ſo theuern Thereſe des voll- und ebenbürtigen Zuwachſes unter uns, mit zugegen war, und uns alle mit ſeiner Laune entzückte.

Von allen Seiten erſcholl ein lautes Bravo. Die Teufel jauchzen einander zu, und die Schurken ſtehen ſich bey. Es iſt ein himmliſcher Einfall, ſagten beyde, die Männer und die Weiber, die zugegen waren. Die letztern freueten ſich den ſpaßhaften Mann wieder zu ſehen, an ſeiner Laune ſich zu ergötzen, und ſeinen Schmeicheleyen wieder einmal Glauben beyzumeſſen, und die Männer waren ſo feſt von ſeiner Pfiffigkeit überzeugt, daß ſie auch ſagten, eine Sache wie dieſe zu arrangiren, würde ihm nur eine Kleinigkeit ſeyn. Die Plane dazu fielen ihm aus dem Ermel.

Man war im vollen Jubel, als Herr Elias Schurke herausgerufen wurde. Dieſer kam bald darauf mit einem todten bleichen Angeſichte herein, und hielt den Brief, den er erhalten, vor ſich.

Nein, ſolch — wir wollen nicht nachſchreiben, was er ſagte — ſolch Allerweltsglück iſt mir nicht vorgekommen. Da hat die Wittwe die Erlaubniß zu ihren neuen Fabriken cum privilegio exclusivo, und das zwar als ein Aequivalent, daß ſie unſchuldig gelitten. Das vermehrt ihre Revenüen gewiſs um die Hälfte.

Und was haben wir für ein Aequivalent, donnerte Herr Franz Matthias, für unſre Sorge, Mühe und Wachen (er ſchlief alle Nacht ſo feſt wie ein Ratz)?

O undankbares Geſchick, riefen faſt alle aus. Was ſoll nun aus uns werden?

Dieſer zweyte Schlag war ihnen noch empfindlicher, als der erſte. Der erſte wirkte ja Böſes doch wenigſtens, und das liebten die Herren, wenn ſie nur immer einen gekränkt ſahen.

Aber ſo ein übermäßiges Glück für einen Menſchen, wenn er auch aus ihrer Familie war, das war ihnen unerträglich.

8.

Das tertium comparationis.

Nun nur gleich den Herrn Daniel her, ſchrie alles. Denn wenn irgend ein Menſch hier noch etwas redreſſiren kann, ſo iſt er es. Er hat Bekanntſchaft mit den Miniſtern. Er hat Zutritt bey den Seelen des Hofes, als da ſind: Kammerdiener, Lakayen, Silberwäſcherinnen, Maitreſſen, Beichtväter ꝛc.

Heute iſt der eine am Bret, morgen der andre. Aber er kennt ſie alle, er weiß von allen, er weiß ſich zu benehmen. Eine Staffette an ihn. Und ſo lange bis dieſe wiederkehrt, bleibt alles in statu quo. Wir aber bleiben in der Nähe, um auf jeden Fall bey der Hand zu ſeyn, wenn das Allerweltsgenie ankömmt.

Seine Reiſe ſoll er von mir bezahlt haben, ſagte der eine. Ich will ihn hier frey halten, der andre. Und in Kommun geben wir ihm ein wichtiges Geſchenk, wenn er die Sache durchſetzt.

Geſagt — beſchloſſen! — alles wurde protocollirt, und die Staffette abgeſchickt.

Man hielt auch für gut, ſogleich eine Kaſſe unter dem Namen einer Heilskaſſe zu errichten, und alle gaben ihren Antheil dazu.

Sie müſſen, ſie ſollen ihren Willen nicht haben, ſchrie eins durchs andere. Es iſt eine himmelſchreyende Ungerechtigkeit. Wenn wir nur den Rath Nehemias recht daran kriegen könnten, daß der das wieder herausgeben müßte, was er genommen hat. Das wird Daniel ſchon durchzuſetzen wiſſen.

Thereſens Meynung, daß Amalie gar nicht das Kind der Dame Triebreich ſey, fand allgemeinen Beyfall. Jeder verſprach ſein möglichſtes zu thun, um es darin zu irgend einer möglichen Gewißheit zu bringen.

Aber wenn das alles nicht hilft, ſagte Herr Schwurwitz Schurke, dann wird Danielchen das auch wohl machen. Ich kenne den Patron, wenn's beſonders auf das Ausforſchen eines Weibchens ankömmt, da iſt er Meiſter, ſo etwas macht ihm die größte Freude. Er weiß auch ſo kompendiös das Ding zu greifen, und zu faſſen, er weiß ſo ein Herzchen ganz zu verſtricken, und lockt ihm die Geheimnißchen heraus, daß es eine Luſt iſt.

Man trennte ſich, man erwartete sehnſuchtsvoll die Antwort auf die an Danielchen abgeſchickte Staffette. An deren Statt kam gleich am Abend des Tages ein Notificationsſchreiben an den Herrn Schwurwitz Schurke, daß Daniel Schurke acht Tage vorher das Zeitliche mit dem Ewigen verwechſelt, und zwar auf eine ſo beſondre Art, daß auch ſein Ausgang aus dieſer Welt, ſo wie ſein Leben in derſelben, genialiſch geweſen.

Das war der dritte Schlag, den die Häupter der Konſpiration gegen die Dame erlitten.

9.

Wer war nun wohl zu wählen.

Man mußte gleich wieder zuſammenkommen, und troſtlos und verlaſſen, that man das.

Daniel iſt todt! Daniel iſt todt! erſcholl es in allen Ecken des Saals. Unſer Heil iſt geſtorben — unſer Troſt iſt verdorben — ſchallte es nach. Die Echo des großen Saals vervielfältigten den Namen **Daniel**, und er ertönte hier faſt eben ſo oft, wie an dem Orte, wo er geſtorben war, und wo die Legion ſeiner Kreditoren ihn von allen Seiten ertönen ließ. Sein Tod ward wohl nirgends ſo bedauert, als hier, wenn ſchon ſein Leben allen, denen er ſchuldig war, weit angenehmer geweſen wäre, weil ſie immer noch hofften, daß ſein glückliches Genie ihn einen Weg würde finden laſſen, ſie zu bezahlen.

Und das wäre denn auch wohl geſchehen, wenn das mächtige ſchwere Projekt, welches er in Anſehung Martinus Schurkens hatte, zu Stande gekommen wäre. Der Leſer wird in einem der folgenden Kapitel dieſes Projekt deutlich aus einander geſetzt, und auch die Art finden, wie es ſcheiterte.

Wir bleiben bey der Verſammlung, die uns noch zu wichtig iſt, um ſie ſogleich zu verlaſſen.

Wer wird uns nun retten? riefen alle. Wer wird an die Spitze treten, und rathen und helfen?

Das weit umfaſſende Genie Thereſens gerieth nun auf einmal in Schwung, und ſie ſagte:

Ey, ey! Wer wollte denn gleich verzweifeln! Wenn große Männer ſterben, ſo ſtehen auch große Männer wieder auf. Wie wollte es um die Welt ausſehen, wenn der Verluſt eines Einzelnen ſie umſtürzen wollte?

Und iſt unſre Familie nicht eine kleine Welt? Iſt es wohl erlaubt, daß wir uns alle zuſammen ſo für gar nichts halten, und Danielchen nur allein für ein Licht? Wahr iſt es, er hatte ſeine Verdienſte. Ich habe ihn ſtudiert, ich habe ihn geprüft und bewährt gefunden. Aber deswegen iſt er noch kein Gott — und Menſchen können ihn erreichen.

Ich, was mein Theil betrifft, habe ihm manche ſeiner kleinen Künſte abgelernt, ich habe von dem großen Genie mir eigen zu machen geſucht, was ich von ihm nur habe erwiſchen können, und ſeine Schlußfolgen über das, was man thun und laſſen muß, um jederzeit ſeinen Zweck zu erreichen, ſind meinem Herzen tief eingeprägt.

Mein Gedächtniß hat mich nicht getrogen, und habt ihr Zutrauen zu mir, ſo ſoll unter euch aufſtehen ein zweyter Daniel, der euch befreyen wird, wie dieſer es immer hätte thun können.

Bravo! Bravo! erſcholl es von allen Seiten im ganzen Saale. Es lebe unſer weiblicher Daniel!

Ich danke euch, würdige Mitglieder unſrer Familie, ich danke euch, daß ihr dieſes unſchätzbare Zutrauen mir gezeigt. Ja, ich verſpreche euch, ich will für euch alle denken und handeln. Ich will Hinderniſſe überſteigen, und wenn ſie unüberſteiglich ſchienen. Ich will im Kampfe ſiegen oder ſterben.

Lauter Beyfall war ihr Lohn. Einſtimmig würde ſie zum Präſes der Verſammlung erwählt, und ſie verſprach, bald ſolle man die Folgen ihrer Wirkſamkeit erleben.

Wie ſie zu Hauſe ankam, fiel ihr Mann ihr um den Hals. Welch einen Engel hab ich in dir! rief er aus; und meiner Seele, ſetzte der Onkel hinzu, du biſt die würdigſte Perſon, die ich in unſrer ganzen Familie kenne. Wir können uns gratuliren zu deiner Eroberung.

10.

Schöne Seele! wir danken dir.

Wollen wir heute nicht ein wenig ausfahren, ſagte Ferdinand zu der Geſellſchaft der vier Edlen, ſich ſelbſt mit einbegriffen, und lachte dazu ſo freundlich, daß, wenn man auch keine Luſt gehabt hätte, man es ihm doch nicht abgeſchlagen haben würde. So wie es einſtimmig angenommen war, fuhr auch ſchon ein Phaeton mit vier Pferden beſpannt vor, auf welchem aber eine gewaltige Menge Eßwaaren geladen waren, ſo daß Frau Ilſabe die Frage an ihn that, ob er irgendwo ein Traktament geben wolle?

Eine halbe Tagereiſe von hier, ſagte er, liegt ein angenehmes Holz, in welchem zwar ein ganz artiges Haus zum Logiren der Fremden, aber keine Wirthſchaft iſt. Sollte es uns gefallen, ſo bleiben wir gleich einige Tage da.

Das war für alle ein überraſchendes und unerwartetes Vergnügen. Je unverhoffter dergleichen kömmt, deſto mehr entzückt es. Man fuhr fort, und kam erſt ſehr ſpät in der Nacht an.

Man blieb da, man ging am andern Morgen im Holze ſpazieren, man fand es unbeſchreiblich ſchön, und Ferdinand that gegen Mittag den Vorſchlag, die ſchöne Ueberſicht jenſeits des Holzes auch einmal zu betrachten.

Wer hätte ihm widerſprechen ſollen! Er hatte ſie ſchon ſo ſchön überraſcht, er konnte ja noch mehreres thun wollen. Man ſetzte ſich wieder ein, aber man wunderte ſich doch ein wenig, daß alles wieder aufgepackt war.

Wie man vor das Holz hinaus kam, fuhr Amalie im Wagen auf.

Was iſt das? rief ſie. Wo ſind wir? Ja, es iſt es, es iſt es. Dort liegt das Dorf, wo ich war, dort iſt noch der nemliche Kirchthurm, das iſt die nemliche Mühle. Hier iſt des Holzes Weg, den ich ſo oft gegangen bin. O meine theure Mutter! O mein beſter Vater! Was bereiten ſie mir für eine Freude!

Aber, ſagte ſie ſtotternd — werde ich auch Freude haben? Sie ſind ja todt, die ich hier liebte.

Ferdinand nahm ſie bey der Hand. Sey ruhig, Amalie, ſagte er. Da aber dieſes ſchon ſo viel Eindruck auf dich macht, ſo kann ich dich der Ueberraſchung nicht blos geben, die deiner wartet. Ich will dich darauf vorbereiten. Deine Pflegeeltern leben beyde noch.

Ach! Gott ſey gedankt, ſagte Amalie, ſo kann ich ſie noch einmal ſehen, noch einmal ihnen danken für alle die Liebe, die ſie mir erwieſen. Noch einmal kann ich an ihrem Halſe weinen.

Ilſabe konnte ſich der Thränen nicht erwehren. Sie müſſen nicht weinen, liebe

Mutter, ſagte Amalie. Sie müſſen ſich freuen. O ich freue mich auch, erwiederte Ilſabe. Es ſind halb Thränen der Freude über dein Gefühl — halb ſind es Thränen der Wehmuth, daß ich eine ſolche Tochter ſo lange habe entbehren müſſen.

Liebe Mutter! Ich bleibe ja nun immer bey ihnen. Aber, lieber Vater, wiſſen es die Leute auch, daß ich noch lebe?

„Ja, ſie wiſſen es, ihrem Alter konnte ich nun gar keine Ueberraſchung machen, die ihrem Leben hätte gefährlich werden können. Ich habe ſie vorbereitet. Sie erwarten uns.“

Man näherte ſich dem Dorfe. Amalie bat ausſteigen zu dürfen. Der Wagen würde ſie hindern. Alle ſtiegen aus. Sie gingen zu Fuße durchs Dorf. Die Alten hatten nicht geſchwiegen. Sie waren ſtolz, daß ihre vornehme Pflegetochter ſie noch einmal beſuchen wollte. Die Einwohner wußten es, und alles ging hinterher.

Das kümmerte Amalien nicht. Sie ging ihren Weg immer weiter, bis ſie ans Haus kam. Da ſtand Mutter Feldmann an der Thür. Raſch rief ſie auf ſie zu, und fiel ihr an den Hals. Ach liebe, liebe Mutter

Anne, rief ſie, was machſt du? Iſt das mein Malchen, ſagte die Alte, und ſetzte hinzu — ey, nun biſt du groß und ſchön geworden.

Der Vater hörte den Lerm und ſtürzte heraus.

Vater Peter, ſagte ſie, da haſt du deine dankbare Tochter wieder.

Die Scene war ſehr rührend. Man ſahe allenthalben Freudenthränen weinen. Die Dorfleute, die ſich Mahlchens noch erinnern konnten, kamen alle, wie ſie ſahen, daß ſie ſo treuherzig und gemein war, und gaben ihr die Hand. Mädchen, die mit ihr geſpielet hatten, erinnerten ſie an kleine Vorfälle, und ſie wußte ſie alle noch, war noch mit jeder Kleinigkeit bekannt. Jeder Raſenplatz war ihr erinnerlich, wo ſie getanzt hatte, ſie wußte jedes Haus zu finden.

Ferdinand, der die Freude nicht ſo allgemein geglaubt hatte, ſahe wohl, daß ſein Vorrath nicht weit reichen würde, und machte Anſtalt, mehr herbeyzuſchaffen.

Auch hier wurde ein Feſt des Wiederſehens gefeyert, nur mit dem Unterſchied, daß keine fatale Geſellſchaft ſich mit einſchlich, welches doch vielleicht geſchehen wäre, wenn

Thereſe gewußt hätte, wo man ſich aufhielt, oder es auf Schloß Büneburg hätte erfahren können, wo man es ſelbſt nicht wußte, denn es ſollte ja Geheimniß bleiben.

11.

Faſt erneuerte Geſchichte von ehedem.

Um dem Verſprechen nachzukommen, welches die Dame Thereſe der ſämmtlichen Schurkeſchen Familie gegeben hatte, und wodurch ſie zum Präſidio in der merkwürdigen Verſammlung mit noch mehrerem Rechte gekommen war, als eine gewiſſe andre Dame zum Präſidio in der Akademie der Wiſſenſchaften, hatte ſie ſich, mit allen möglichen Waffen der Schmeicheley verſehen, auf den Weg nach Schloß Büneburg gemacht, und hatte zu ihrem Glück oder Unglück dort niemand zu Hauſe angetroffen.

Da aber Thereſe mit der Dame Triebreich immer auf einem ſehr vertrauten Fuß geweſen, ſie dieſelbe jederzeit auch über ihre geheimſten Dinge hatte gehen laſſen, und man vermuthete, daß die Herrſchaft, da es ſchon den Tag nach ihrer Abreiſe war, zurückkehren würde, ſo hatte man ihr den Schlüſſel zum Zimmer der Dame gegeben, und ſie da bedient.

Die Augenblicke, in denen ſie allein war, hatte ſie dazu angewendet, alles herum zu ſtören, was ſich in den Zimmern befand, und da hatte ſie denn auch einen Aufſatz entdeckt, der die ganze Geſchichte Friedrichs, ſo wie der Leſer ſie ſchon weiß, enthielt.

Alſo auch ein Baſtard, ſagte ſie. Nun das iſt eine ſchöne Zucht, da werde ich wohl vorbeugen müſſen, daß er nicht zuletzt gar für einen Sohn des Herrn Spitz erklärt, und die ganze Erbſchaft zu Gunſten ſeiner und ſeiner Erben reklamirt wird.

Sie hatte außerdem auch noch ſo verſchiedene Papierchen geſehen, die in ihren Kram dienen mochten, und ſie wünſchte nun recht ſehr, daß die Herrſchaften nicht wieder zurückkehrten, damit man auch nicht den leiſeſten Verdacht einer Mittheilung haben möchte.

Das Glück war hierin ihr auch ſehr günſtig. Der Abend erſchien, und ſie ritt wieder weg.

Kaum war ſie zu Hauſe, als ſie ſchon ihre Entdeckungen bekannt machte, und alles damit in Verwunderung ſetzte. Man fragte, ob ſie die Papiere mit habe? Nein, ſagte ſie, ſeit jener Dokumentsgeſchichte, die denn mein ſaubrer Herr Gemahl ſo zu verdrehen wußte, daß ich bey meinem Bruder allen Kredit darüber verlor, habe ich mich wohl gehütet, jemals den Gedanken des Wegnehmens wieder reif werden zu laſſen. Ich begnüge mich zu unterſuchen, zu forſchen, und zu benutzen.

Es war ſeit langer Zeit, daß die Dame keinen Ausfall auf ihren liebwertheſten Gatten gemacht hatte. Dieſer war nun freylich wohl etwas ſtark; allein jetzt war ſie auch im Vortheil, und da ſie von ſich allein das Heil des ganzen Schurkeſchen Hauſes abhängig glaubte, ſo durfte ſie ſchon ein wenig den Zügel ſchießen laſſen.

Was iſt dabey zu thun? ſagte Herr Franz Matthias. Was dabey zu thun iſt, will ich ihnen in wenig Worten ſagen; aber ihre Sache, Herr Onkel, iſts dann, es auszuführen. Wir müſſen in der Geſchwindigkeit, ehe ſie Zeit gewinnen, ihre jetzt gewiß ſchon reiſenden Projekte ins Werk zu ſetzen, einen Mann dahin disponiren, daß er nach Bäneburg reiſet, nach dem Verwalter ſich erkundigt, dem er das Kind aufzuheben gegeben, und es ſich zurückerbittet. So fällt wenigſtens aller Verdacht weg, als ob wir an ſo etwas Theil hätten, ſie werden in ihrer Fabel unterbrochen, und wir beugen dem zweyten Rechte auf das Vermögen vor, indem wir uns dann Mühe geben, wegen Amalien auch neue Zweifel zu entdecken.

Ja, ſagte Herr Matthias, das geht ſehr gut. Und dazu muß man einen recht ſchlechten Patron nehmen — Und wo möglich, gar keinen Verwandten, ſagte Treuherz, damit dieſer nicht hernach die Gelegenheit ergreift, die Anſprüche auf ſeinen Sohn geltend zu machen.

Und zur erſten Bedingung, ſetzte Thereſe hinzu, machen wir es, daß er nie darein willigt, daß Amalie, Friedrich heirathet.

Prächtig geſprochen, ſagte Herr Franz Matthias. Was meynt ihr zu dem Schwurwitz Schurke?

Treuherz. Er iſt mir ein wenig zu pfiffig. Wo es aufs verdienen ankömmt, da hat er den Teufel im Leibe, und dann iſt er auch immer noch verwandt.

Ja, wenn wir einen ganz fremden, der gar nicht einmal Schurke hieße, dazu bekommen könnten, der ſich für den Bruder des Verwalters etwa ausgäbe.

Thereſe. Da geb ich meinen Willen nicht. Vom Verwalter ſelbſt habe ich auch nicht eine Nachricht geſunden. Ein Bruder müßte von einem Bruder doch wohl referiren können, und wenn der nun ſogar nichts von ihm wüßte, ſo würde der Betrug ſehr leicht entdeckt werden. Dann käme er wieder auf mich. Ich danke dafür, immer in ſchlimmeren Ruf zu kommen.

Ich ſtimme für Herr Schwurwitz. Die Verwandtſchaft iſt weitläuftig, der Anſpruch, wo ſollte näher er hergeleitet werden, als ihn Onkel Matthias hat?

Kurz und gut, es iſt einerley, wer Vater iſt, wenn es nur ein andrer iſt, als Herr Spitz von Schurke. Es iſt genug, wenn Amalie Friedrich nicht kriegt, weil er dann die Rechte nicht mitkriegt, die ſie auf die ganze Erbſchaft hat, und daß ſie keinen andern nehmen ſoll, dafür will ich dann wohl ſorgen. Die Pläne, die ich mit ihr habe, laſſen ſich nicht ſo laut ſagen. Sie gehören zu einer Gedankengattung, die man nur in ſeinem Innern behält, weil ſie auch von dem ſchlechteſten Menſchen übel ausgelegt werden, wenn er ſie an andern wahrnimmt.

Es war mit Thereſen wirklich weit gekommen, daß ſie das von ſich ſagte.

Zu Pferde ſetzte ſich der Oheim, und fort zu Schwurwitz Schurken. Es iſt doch ſchade, ſagte Thereſe, daß Danielchen nicht mehr lebt, den ich bey dieſer Gelegenheit wegen Amalien vortreſſlich hätte brauchen können.

12.

Kein Glück iſt vollkommen.

Am dritten Tage waren die vier Edlen erſt wieder zurückgezogen in ihre Heymath, und hatten mit ſich genommen den guten Peter und die alte Anna. Die beyden guten Pflegeeltern Amaliens ſollten verſuchen, ob ſie ſich daran gewöhnen könnten, ihre häusliche Einrichtung zu verlaſſen.

Ferdinand wollte den ſehr ehrlichen Bauer, der ſeine Landwirthſchaft aus dem Grunde verſtand, zum Verwalter des nehmlichen Guts machen, was ehedem Friedrichs Pflegevater gehabt.

Wie man kam, hörte man, daß Thereſe da geweſen, und man äußerte nicht ganz leiſe, daß es ſehr gut geweſen, daß ſie den Aufenthalt nicht erfahren. Die einzige Amalie ſchwieg, und als man ſie fragte, warum ſie ſo ſtill ſey, ſagte ſie, ſie habe eine große Aehnlichkeit zwiſchen Thereſen und Ferdinand bemerkt, und da ſie nicht glauben könne, daß ſogleich gute Geſichter in Geſinnungen ſo verſchieden ſeyn könnten, ſo rechne ſie immer noch auf Freundſchaft von Seiten einer ſo gut wenigſtens entſproſſenen Schwägerin.

Dergleichen wenigſtens muß immer die Erfahrung lehren, ſagte Ferdinand. Prüfe ſie, liebe Amalie, und dann ſage mir wieder, wie du ſie findeſt.

Es ſtieg kein ahndender Genius in Amalien auf, der ihr zugeflüſtert hätte: Du vertheidigſt deinen Todfeind!

Am andern Morgen ſchon, nachdem ſie zurück gekehrt waren, ließ Herr Schwurwitz

Schurke ſich melden, und verlangte eine Audienz unter vier Augen mit der Dame Triebreich, die ihm auch ſogleich zugeſtanden wurde.

Schwurwitz hatte viel Gnade, und einen Verſtellungsgeiſt, der zwar der Schurkeſchen Familie im Ganzen eigen, aber doch manchem Subjekte in höherm Grade zu Theil geworden war, wohin denn auch unſer Kaufmann quaestionis gehörte.

Meine gnädige Frau, hub Herr Schwurwitz-Schurke ſeine wohlſtudierte und memorirte Rede an, ich bin ein Kind des Unglücks, wenn Sie mir nicht zu helfen vermögen. Es iſt nicht Geld und Gut, welches mir abgeht, ich habe deſſen genug; aber es iſt ein Fall mir begegnet, der meine Ruhe auf ewig vernichten wird.

Die klägliche Einleitung rührte die Dame ſchon. Wenn ich helfen kann — gern, herzlich gern, ſagte ſie.

Vor ein und zwanzig Jahren liebte ich ein Mädchen, die die Eltern mir nicht geben wollten. Sie liebte mich, und Liebe — Temperament — kurz, gnädige Frau, ſie gebaren eine Schwachheit, deren Folge ein Sohn war.

Ich war glücklich genug, die Niederkunft insgeheim zu veranſtalten, ich ließ den Liebling meines Herzens unter dem Namen Friedrich taufen. Ich hoffte, er ſollte den Frieden einſt unter mir und meinen geliebten Eltern herſtellen.

Frau Ilſabe wurde bey dem Namen Friedrich mächtig erſchüttert.

Ich konnte ihn nicht bey mir behalten. Ich übergab ihn meinem Bruder in dieſer Gegend. Ich wohnte weit entfernt. Ich wurde kränklich, ich machte Diſpoſitionen — ich erholte mich, aber die traurige Nachricht meines Bruders, daß mein Friedrich geſtorben, warf mich wieder aufs Krankenlager, und der kurz darauf erfolgte Tod meiner Geliebten warf mich beynahe ganz zu Boden. Endlich ſiegte die gute Natur doch.

Ich habe alle dieſe Jahre einſam und ſtill verlebt. Ich dachte immer noch an meine gute Laura, ſie war mir unvergeßlich, ich konnte mich zu keiner Heurath entſchließen.

Vor acht Tagen iſt mein Bruder geſtorben. Sein Gewiſſen hat ihn gerührt. Er ſchreibt mir reuevoll und wehmüthig: Ich habe dich betrogen. Dein Sohn iſt nicht geſtorben. Ich wollte dich beerben. Ich gab ihn weg. Er iſt bey einem Verwalter auf den Gütern des Herrn Spitz von Schurke gegeben worden; nun ich aber höre, daß dieſer todt, und er verſchollen iſt, ſo bleibt mir nichts übrig, als meine Reue.

Er bat mich ihm nicht zu fluchen.

Das habe ich auch nicht gethan. O meine gnädige Frau! Wenn ſie Mitleid mit meiner Pein haben, ſo laſſen ſie ſich genau erkundigen. Ich komme fern her, um zu ſehen, ob ich den Gegenſtand meines Glücks nicht wieder erlangen kann. Sollte es wohl möglich ſeyn?

Dame Triebreich wurde verwirrt. Sie bat ihn, etwas zu verziehen, ſie wolle gleich wieder bey ihm ſeyn.

Das geht ſcharmant, ſagte Herr Schmurwitz Schurke, als ſie weg war. Ich bin wohl oft mit Recht und Unrecht Vater genannt worden, aber ſo noch nicht.

Ende des fünften Buchs.

Sechſtes Buch.

1.

Vermuthung.

Ferdinand war ſo erſtaunt, wie Frau Ilſabe es immer hatte ſeyn können, als ſie die Mähre von Herrn Schwurwitz gehört. Beyde waren zu weit davon entfernt dieſen Mann für ſchlecht zu halten, da ſie ihn noch von keiner ſchlechten Seite kannten, als daß ſie geradezu auf einen Betrug hätten ſchließen ſollen.

Indeſſen kann, ſagte Ferdinand, eben ſo ſonderbar, als dieſes gekommen iſt, es auch eine Irrung auf der andern Seite ſeyn. Einem Vater ſeinen Sohn vorenthalten, iſt immer eine kitzliche Sache, und wir wollen uns das nicht zu Schulden kommen laſſen. Ueberdem bleibt er ja durch Amaliens Hand unſer Sohn, und gegen dieſe Verbindung wird er doch nichts einzuwenden haben, der Vater, der ihn ſo glücklich dadurch ſieht.

Beyde hatten etwas auf dem Herzen, und beyde traueten ſich es nicht zu ſagen.

Endlich konnte Frau Ilſabe dem Drange nicht mehr widerſtehen. Wozu ſollen wir denn Geheimniſſe haben, ſagte ſie. Ich hoffte, lieber Ferdinand, in Friedrich einen Sohn meines verſtorbenen Mannes zu ſinden.

Ich hoffte dieſes auch, liebe Ilſabe, erwiederte Ferdinand, und ich hatte Grund es zu hoffen, denn das Betragen deines Mannes gegen den Knaben bürgte mir gewiſſermaßen dafür. Wenn es aber nicht iſt, ſo haben wir, wie viele Menſchen in der Welt, eine vergebne Hoffnung genährt, und müſſen uns darüber tröſten.

„Aber doch, dächte ich, ſprächen wir vorher einmal mit dem Rath Nehemias, ob er vielleicht etwas näheres darüber wiſſen ſollte, ob er vielleicht vom Teſtamentsinhalte etwas weiß, und daraus ſchließen kann.“

Das wollen wir thun, und ich will indeſſen den Herrn **Schwurwitz** Hoffnung nur machen.

Ferdinand ging zu ihm. Er bedauerte, daß ihn gerade ein ſolches Geſchäft zu ihm führe, und verſicherte, was in ſeinen Kräften ſtände, beyzutragen, um ſeine verlorne Ruhe ihm wieder zu verſchaffen.

Muthmaßungen, ſagte er ihm, wären da, und wenn er am andern Morgen ſich wieder her bemühen, oder bis dahin hier bleiben wolle, ſo könne er ihm vielleicht nähere Auskunft geben.

Herr **Schwurwitz Schurke** wählte das letztere. Er dachte, es ſey beſſer bey der Quelle zu bleiben, als den Leutchen Gelegenheit zu laſſen, ſich hierüber zu bereden, und zu Entſchlüſſen zu ſchreiten. Ueberdem dachte er noch eine kleine Rolle zu ſpielen. Das Ding fing an, ihm Spaß zu machen, und mit dieſem Spaße außer dem Zeitvertreibe auch noch etwas zu verdienen, das war ihm ein geſundenes Eſſen.

2.

Fehlgeſchlagene Hoffnungen.

Ferdinand ſetzte ſich gleich aufs Pferd, und ließ Frau Ilſabe in keiner kleinen Verlegenheit, ob ſie den Herrn Schwurwitz mit in die Geſellſchaft Friedrichs und Amaliens bringen, oder ſich allein mit ihm unterhalten ſollte.

Hernach mehr davon. Der Rath Nehemias war gerade noch zu Hauſe, und war gerade in einer günſtigen Laune.

Was bringen ſie mir, lieber Herr Vetter, es iſt doch kein Verhaftsbefehl wieder da.

Ferdinand. Nein, lieber Herr Rath, aber ein Vorfall jagt doch den andern. Wie ſie wiſſen, ſo ſteht's mit Friedrich ſehr gut bey mir, und er ſoll nun Amalien heurathen.

Nehemias. Das iſt ſcharmant, ſcharmant, mein lieber Vetter. Nun es freut mich doch, daß ich zu dem Glücke des armen Schelmen etwas mit habe beytragen können. Wie wird der ſich einſt freuen, daß er hinterm Stuhle geſtanden!

Ferdinand. Nun aber findet ſich ein Vater zu dem jungen Manne.

Nehemias. So — ja ſie ſagten mir einmal, wenn ich nicht irre, daß es ein Findling ſey, daß er bey einem Verwalter des Herrn Spitz erzogen werden, und daß dieſer auch etwas für ihn gethan habe.

Ferdinand. Sehen ſie, lieber Herr Rath, da meynte ich nun, und meine Braut, die meynte auch —

Nehemias. Was meynten ſie denn beyde? Es ſcheint, ſie wollen nicht recht mit der Sprache heraus. Mir können ſie —

Ferdinand. O ja, Herr Rath, offenherzig ſind wir, das wiſſen ſie, beyde. Wir dachten, weil Herr Spitz ſich des Knaben ſo ſehr angenommen, daß es vielleicht gar ein Sprößling von ihm ſelbſt ſey.

Nehemias. Ja! das ſollte ich doch wohl faſt nicht glauben. Mir wenigſtens, der ich doch ſein vertrauteſter Freund war, mir hat Herr Spitz nie etwas dergleichen merken laſſen. Auch ſind ja aus ſeiner Ehe keine Erben entſproſſen. Sehen Sie, das ſetzt die Sache ganz in Zweifel. Ueberdem ſagen ſie ja, der Vater iſt da.

Ferdinand. Aufrichtig, Herr Rath.

der Vater iſt mir ein wenig verdächtig — Ich traue nicht recht.

Nehemias. Phyſiſch oder moraliſch? Aber Spaß bey Seite, wer iſt es denn, der die Laſt wohl auf ſich laden möchte?

Ferdinand. Herr Schwurwitz Schurke iſt der Mann, und er hat eine wahrſcheinliche rührende Geſchichte —

Nehemias. Halt! Phyſiſch kann es richtig ſeyn, denn ich habe Prozeſſe über Kinder genug für ihn geführt. Moraliſch aber — das Rührende gefällt mir nicht. Indeß der Vater wäre nicht zu verachten. Er iſt reich.

Ferdinand. Vermuthen ſie nicht etwa, lieber Herr Rath, daß im Teſtamente etwas ſeyn könnte, was uns aufklärte?

Nehemias. Daran zweifle ich faſt. Daß Legate, oder dergleichen darin ſind, daß auch vielleicht dem Burſchen, dem er Gutes gethan, und welches, wie nun zu erſehen, Friedrich war, ein anſehnliches Geſchenk zugedacht iſt, das könnte ſeyn, aber von väterlichen Aeußerungen, oder Anſprüchen der Art gewiß nichts. Was ſie mir einmal von dem Ringe geſagt haben, darüber hat er ſich auch wohl ausgelaſſen, und gewünſcht, daß er zum Vorſchein kommen möchte. J nun, laſſen ſie ihn gehen. — Er ſcheint zum Glück geboren. Schwurwitz kann ihn verſorgen.

Mit dieſem Troſte mußte Ferdinand wieder abtrollen, und Frau Jlſabe war über die fehlgeſchlagene Hoffnung eben ſo wenig erfreut, als über das, was ſich indeſſen bey ihr zugetragen hatte.

3.

Der Sohn fühlt dem Vater nicht gleich.

Wirklich hatte Frau Jlſabe lange deliberirt, ob ſie nicht Friedrich und Amalien für den Tag entfernen ſollte. Allein welchen Vorwand ſollte ſie nehmen. Mit zu vielem Zutrauen war ſie bisher mit ihren Kindern umgegangen, als daß ſie ſich eine Lüge, ſelbſt eine Nothlüge gegen ſie hätte erlauben ſollen.

Die Wahrheit durfte ſie hier indeſſen gar nicht ſagen. Sie mochte ſich es überlegen, wie ſie wollte, ſo war es immer beſſer, das Schickſal ſelbſt entſcheiden zu laſſen, und ſie trauete Herrn Schwurwitz ſo viel Delikateſſe zu, daß ſeine Sache er vor der Zeit nicht laut werden laſſen würde.

Ein Umſtand beſtimmte ſie gänzlich für die ruhige Erwartung.

Thereſe kam. In der vollen Verwunderung, den Herrn Vetter Schwurwitz hier zu finden, konnte man unmöglich ein Einverſtändniß muthmaßen, und dieſe beyden Leutchen betrugen ſich gegen einander ſo kalt höflich, daß man ſie eher in ihren Ideen himmelweit von einander entfernt, als ſich ſo auffallend nahe geglaubt hätte.

Thereſe machte ſich mit ſo inniger Anhänglichkeit an Amalien, ſie wußte ihre letzte fatale Laune durch ihre Krankheit und durch einige Kapricen ihres Mannes ſo ganz wieder gut zu machen, daß Amalie ſie ſehr lieb gewann.

Man ſprach bey dieſer Gelegenheit über Männer, und Thereſe behauptete, nach der Verheurathung wären ſie alle launig und mürriſch, und Amalie würde die nehmliche Erfahrung machen, denn es habe wohl nie einen trefflichern nachgebendern Bräutigam gegeben, als den ihrigen.

Da Friedrich auch zum Vorſchein kam, ſo ließ Schwurwitz ſogleich ſeine Batterie ſpielen. Den erſten Eindruck, den er von Frau Ilſabe bemerkt ſahe, zeichnete er mit einer Art von Schreck, und dieſer verwandelte ſich dann in aufmerkſames Beobachten. Er ſagte Friedrichen viele verbindliche Dinge, die ſo ſehr ins Zärtliche übertrugen, daß dieſer gar nicht wußte, wie ihm geſchahe.

Frau Ilſabe beobachtete eben ſo genau Friedrich. Sie wollte eine Sympathie des Blutes zu leſen ſuchen, allein es ſchien vergebens. Er entſprach den Geſinnungen des andern nicht im geringſten, im Gegentheil, es ſchien ihm dieſe Zudränglichkeit zuwider zu ſeyn, und er ſagte einigemal ſachte zu Ilſabe: wenn doch Herr von Edel wieder hier wäre, daß er mich bey der fatalen Priſe etwas ablöſete.

Nun, das wird gut werden, ſagte Frau Ilſabe vor ſich, wenn der Vater dem Sohne widerlich iſt.

Man ſetzte ſich zu Tiſche, und hier war es, wo, jedoch erſt beym Deſert, als Amalie einmal den Namen Friedrich nannte, Herr Schwurwitz auffuhr, und ſagte: Nein, läuger kann ich mich nicht halten, ich fühl's, es iſt mein Sohn, es iſt mein Friedrich. Komm, lieber guter Junge! komm in meine Arme.

Friedrich wurde leichenblaß. Das iſt wider die Abrede, ſagte Jlade. Sie wollten warten, bis Ferdinand zurück käme.

Es iſt ſein Vater! — rief Amalie. Iſt es dein Vater? ſagte ſie zu Friedrich.

Und wenn er es iſt, ſagte Thereſe, iſt es dann dem Vater zu verdenken, wenn das innre Gefühl ihn überſtrömt?

Thereſe hätte das nicht ſagen ſollen. Es machte die Wittwe ſehr konfuß.

Friedrich war aufgeſtanden. Allein anſtatt in ſeines Vaters Arme zu laufen, war er auf die andre Seite des Tiſches gegangen, und ſtand da ſtill.

Die Ueberraſchung, ſagte er, iſt mir neu und eigen. Sind ſie mein Vater, ſo bin ich Ihnen Gehorſam und Ehrfurcht ſchuldig. Liebe aber, mein Herr, können ſie nur verlangen, wenn ſie etwas gethan haben, was ihre Liebe mir erwirbt, und die meinige dagegen fordert.

Jetzt will ich mich entfernen, denn auf dieſen Auftritt war ich nicht gefaßt. Sobald mein Wohlthäter zurück kömmt, will ich wieder erſcheinen. Ehe nicht. Er verließ ſchnell das Zimmer.

Das iſt entſetzlich, ſagte Schwurwitz, und ſchlug die Hände über dem Kopf zuſammen. Das iſt barbariſch. Was kann ich dafür, daß ich um ihn betrogen wurde! Gern hätte ich mein halbes Vermögen darum gegeben, wenn ich ihn hätte wieder erhalten können — und nun — o Bruder, Bruder! hätteſt du dein Geheimniß behalten!

Die Dame **Ilſabe** fand ſelbſt ihn als Vater bedauernswerth, konnte aber ſeine Gerechtigkeit noch nicht finden. Friedrich blieb ihr ein Räthſel. Amalie weinte, und Thereſe konnte nicht unterlaſſen, zu ſagen: Was haſt du von einem ſolchen Mann zu erwarten?

Alles zerſtreuete ſich, alles blieb allein, nur Thereſe und Amalie blieben zu großer Freude der erſtern, und ſichtlichem Schaden der letztern beyſammen.

4.

Das wird ſich finden.

Dame Triebreich war ihrem Bräutigam entgegen gefahren. Sie wollte nicht, daß er durch die ſonderbare Scene erſchreckt werden ſollte. Sie überraſchte ihn bey der Erzählung genug.

Das iſt ſchlimm, ſagte er, denn wahrſcheinlich iſt Schwurwitz ſein Vater. Seinen Haß gegen ihn kann ich aber nicht erklären. Nehemias weiß von nichts.

Er kam im Schloß an, und ging zu dem aufgebrachten Vater. Sie müſſen ſich faſſen, ſagte er. Der Baum fällt nicht auf einen Schlag. Wahrſcheinlich ſind ſie der Vater des jungen Friedrichs, oder vielmehr es iſt wahrſcheinlich ihr Sohn.

Das weiß ich, daß er mein Sohn iſt, ſagte Schwurwitz, aber der Bube ſoll ſich freuen, daß er ſeinen Vater findet, und das thut er nicht. Kann er mir etwas zur Laſt legen? Wäre er bey mir geweſen, ich hätte ihn wohl anders erziehen wollen.

Er iſt gut erzogen, ſagte Ferdinand. Lernen ſie ihn erſt kennen.

Friedrich trat ein. O mein Wohlthäter, ſagte er, rathen ſie mir, helfen ſie mir. Dieſer Mann behauptet, ich ſey ſein Sohn.

Du biſt es, wenigſtens iſt aller Anſchein dazu da, und ich hoffe, Friedrich, daß du die Pflichten eines Sohnes kennen und üben wirſt. Sie ſind die wichtigſten, die heiligſten.

„Ich kenne ſie, und ich werde ſie üben, ſo weit ich ſie ſchuldig bin. Ich habe mir ſo oft eine Glückſeligkeit darin gedacht, einen Vater zu kennen, zu lieben, ihm zu gehorchen. Aber dafür kann ich doch nichts, wenn in meiner Seele das anders iſt, als ich mir es dachte. Mein Blut redet nicht zu ihnen, mein Herr. Ich kann es nicht glauben, daß ich ihr Sohn bin. Zum Glauben läßt ſich niemand zwingen, der muß von ſich ſelbſt gegeben werden.“

Glaube es nicht, wenn du es nicht glauben willſt, aber gehorche und folge mir nur. Bilde dir nicht ein, daß ich mein Vaterrecht aufgeben werde. Du hängſt von dieſem Augenblicke an von mir ab.

„Daran zweifle ich. Wenn ſie denn auch mein Vater ſind, wenn ich ihnen das Leben zu verdanken habe, ſo habe ich doch das, was ich bin, und was ich habe, mir ſelbſt zu verdanken. Meine Exiſtenz bisher bewerkſtelligte ich. Mein Fleiß hat mich ernähret, und ſo kann ich auch unmöglich von der Willkühr eines Mannes abhangen, der auf einmal auftritt, und ſagt: Ich bin dein Vater! eines Mannes, für den ich einmal keine kindliche Liebe fühle, und nie fühlen werde.“

Friedrich! ſagte Ferdinand, ſo hörte ich dich ja noch nie reden. Ich bitte dich, beſinne dich. Wenn du auch jetzt den Mann noch nicht kindlich liebſt, und das iſt dir nicht ganz zu verdenken, weil du ihn noch nicht kennſt, ſo wirſt du ihn kennen lernen, und kannſt dann vielleicht ihn lieben.

Ich erwarte von ihnen, Herr von Edel, ſagte Herr Schwurwitz mit ziemlich hartem Tone, daß ſie mir ſogleich ihn verabfolgen laſſen, um ihn mit mir zu nehmen. Lieben lernen ſoll er mich ſchon.

„Erwarten ſie nicht zu viel von mir. Ihr Sohn hört nicht auf ein freyer Menſch zu ſeyn, weil er ihr Sohn iſt. Er iſt in einem Dienſte, in dem er bleiben kann, wenn er will. Und wenn ſie ihm alle Schätze der Welt geben, ſo können ſie ihn nicht zwingen müßig zu ſeyn. Und wenn er keine andre Arbeit thun will als dieſe, ſo kann er dabey bleiben. Hier brauchen wir gar keine Geſetze. Dies lehrt uns das Naturrecht, und das iſt jeder Menſch zu ehren ſchuldig.“

Ich ſehe ſchon, mein Herr, ſagte Schwurwitz ſehr heftig, daß ſie mit ihm unter einer Decke ſind — aber das ſoll ihnen doch nicht gelingen. Ich werde mein Recht ſchon ſuchen, und hier wird kein Miniſter ſeyn, der ihnen nach dem Munde redet.

Ferdinand ſahe den Mann vom Kopfe bis auf die Füße bedeutend an, und dann ſagte er feſt und entſchloſſen:

Beynahe glaube ich ſelbſt, daß ſie nicht ſein Vater ſind. Indeſſen, ſie mögen es ſeyn, oder mögen es nicht ſeyn, nun bekommen ſie ihn nicht. Unglücklich ſoll er nicht werden um ihrentwillen, da gebe ich ihnen mein Wort drauf.

Herr Schwurwitz Schurke entfernte ſich mit vielem Fluchen und Poltern, und um nicht Verdacht zu erregen, folgte Thereſe ihm nicht, ſondern blieb die Nacht da. Sie war auch mit Amalien noch nicht ſo weit, wie ſie eigentlich zu ſeyn gewünſcht.

Beym Weggehen kehrte der ſogenannte Vater noch einmal um, und brüllte mehr, als er ſprach: Ich will ihn haben, ich muß ihn haben. Herr von **Edel** antwortete kurz und kalt: Das wird ſich finden.

5.

Wer hat eigentlich Recht.

Es war **Ferdinand** nicht ganz recht, daß man ſogleich in Gegenwart **Thereſens** über Recht oder nicht Recht in dieſer Angelegenheit zu disputiren anfing, denn er trauete dieſer nicht im geringſten.

Friedrich behauptete geradezu, er könne nicht ſein Vater ſeyn, denn einiges Gefühl für ihn, würde doch wohl in ihm erwacht ſeyn, ſo aber rege ſich gerade das entgegengeſetzte Wahrzeichen, nemlich ein Widerwille, der eher Antipathie als Sympathie des Bluts verrathe, und der von der Natur ohnmöglich ohne wirkende Kraft in den Menſchen gelegt ſeyn könne.

Thereſe meynte, ſie habe lange ſchon den Grundſatz verworfen, als ob Sympathie des Bluts etwas thue.

Deſto mehr wirkt jetzt die Sympathie des Geldes, ſagte Herr Ferdinand von Edel, wider ſeine Gewohnheit, nicht ganz ohne Bitterkeit, doch war Thereſe klug genug, das unbemerkt vorbeyſchlüpfen zu laſſen.

Entweder dieſer Mann hat mir ſchon vieles zu Leide gethan, daß ihn meine geheimen Gefühle haſſen, oder er wird mir noch vieles zu Leide thun, und es iſt Vorgefühl davon, was mich von ihm bannet.

Das erſte könnte ſeyn, ſagte Ferdinand, das letzte aber wollen wir ſchon verhindern. Wüßten wir nur mit überzeugender Gewißheit, daß er dein Vater wirklich wäre, ſo wollten wir ſchon einen dritten Ausweg finden.

Dem Himmel ſey Dank, ſagte Friedrich, es giebt doch noch jemanden, der die Zweifel an dieſer Vaterſchaft mit mir theilt. Er ſagt es, iſt das genug? Er will mich tyranniſiren, iſt das väterlich gehandelt? Er ſoll mir erſt deutlich und ausführlich dokumentiren, daß er mein Vater iſt, dann wollen wir ſehen, was die Rechte über meinen freyen Willen beſtimmen.

Es iſt aber hart, lieber Friedrich, ſagte Dame Triebreich, wenn ein Sohn mit dem Vater rechtet.

Es iſt aber eben ſo hart, liebe Ilſabe, entgegnete Ferdinand, einen Vater ſich aufdringen zu laſſen, für den man nicht das Gefühl des Sohnes hat, und in einem Alter ihn ſich aufdringen zu laſſen, wo man keines Vaters mehr bedarf, und unter Verhältniſſen ihn ſich aufdringen zu laſſen, wo man ſelbſt, wann er auch Vater wäre, keine Verbindlichkeiten mehr gegen ihn hat, weil er nichts gethan, um Vaterliebe zu zeigen, und Sohnesliebe zu erwecken.

Ich weiß ſehr wohl, daß der ältern Völker viele die Vaterrechte bis ins höchſte Alter ausdehnten, aber heut zu Tage haben wir denn doch lieber die Menſchenrechte zu Hülfe genommen, und dehnen ſie nur bis auf die gebrauchte Verſorgung von väterlicher Seite aus. Eigner Erwerb giebt eignes Recht.

Bruder! Bruder! ſagte Thereſe, nie würdeſt du mit mir gezürnt haben, wenn ich ſo väterliche Rechte herabgeſetzt hätte.

Wenn du es jetzt thäteſt, würde ich mich nicht mehr wundern, antwortete er. Damals band dich wohl die unausſprechliche Liebe, die man für ſich hatte. Du haſt deinem Vater alles zu danken, und er wird es dir in einem andern Leben ſchlechten Dank wiſſen, wenn du ſo fortfährſt ſeine Lehren nicht auszuüben.

„Der Herr Bruder fangen an bitter zu werden, ich werde mich wohl entfernen müſſen.“

Du bringſt mich zur Bitterkeit. Was haſt du für Urſache, jenes Mannes, der nicht als guter Mann bekannt iſt, Parthey gegen den guten Friedrich zu nehmen, da du ſo wenig als ich es beſtimmen kannſt, ob er ſein Vater iſt?

„Ich dächte, das was Herr Schwurwitz weiß, bewieſe genug. Gewiß iſt es doch, daß Friedrich beym Verwalter Jakob erzogen iſt, daß dieſer ihn für ſeinen Sohn gelten laſſen, daß er um die Zeit geboren, um die Zeit hingekommen, um die Zeit weggekommen iſt. Ich nehme immer die Parthei der gerechten Sache.“

Thereſe brach auf. Recht hatte eigentlich keiner behalten.

6.

Einer iſt klüger als der andere.

Ferdinand von Edel hatte in Thereſens Erzählung wegen der unbezweifelten Vaterſchaft Schwurwitzens etwas bemerkt, was ihm ſchon wörtlich bekannt vorkam. Er ließ ſich aber davon nichts merken, wie er denn, wie wir ſchon erwähnt, und noch einmal erwähnen müſſen, gar nicht für dieſe Unterhaltung bey offnen Ohren war.

Er entfernte ſich, und war glücklich genug, beym erſten Blick auf das Schreibepult ſeiner Braut das Papier zu finden, auf welches Friedrich einmal die Notata wegen ſeiner Geburt aufgeſchrieben; er erkundigte ſich ſogleich bey den Leuten, wo Thereſe beym letzten einſamen Beſuch ſich aufgehalten. Er erfuhr, daß ſie die ganze Zeit in dieſem Zimmer geweſen, und der Gedanke eines neuen Betrugs aus der Schurkeſchen Familie ſetzte ſich in ſeinem Kopfe feſt. Er war zu ſehr mit tauſend Winkelzügen von ihnen bekannt geworden, als daß er hier nicht einen ſuchen ſollte.

So ganz auf den Grund konnte er nun wohl nicht kommen, ſo viel aber ſchien ihm deutlich, daß dieſer Malabar nicht der Vater ſeines Friedrichs ſey, ſondern durch Hülſe der ſchweſterlichen Nachrichten dazu aufgefunden, um wieder eine neue Verwirrung in ihren kleinen häuslichen Zirkel zu bringen, und vielleicht durch einen neuen Kanal der Möglichkeit mehrerer Vertraulichkeit ſich zu nähern. Denn andre Data, als die hier geſchrieben ſtanden, hatte weder ſeine Schweſter, noch der Herr Vater angeführt, und die Lüge vom Bruder war ausgeheckt in einem Augenblick.

Doch wollte Ferdinand von allem dem jetzt nichts ſagen, um nicht zu neuem Disputiren Anlaß zu geben, und neue kleine Revolutionen zu veranlaſſen. Friedrich aber verdiente wohl, daß er ihm einen kleinen Wink gäbe, da ſich der arme Schelm ſo ſehr ängſtigte, und er wirklich die Unruhe ſeiner Seele über den aufgedrungnen Vater um ſo mehr als recht anerkannte.

Er ging daher auf deſſen Zimmer, und fand Amalien weinend, und ihn ſelbſt ſehr zerſtört. Er wollte wiſſen, was ſie mit einander hätten, aber niemand wollte ihm Red und Antwort geben. Er bat, und man bat wieder um Erlaubniß zum Schweigen. Nein, ſagte er, die Erlaubniß will und kann ich nicht geben. Ich muß wiſſen, was ihr mit einander habt, ich ſoll für Euer Wohl und Beſtes ſorgen, und das kann ich nicht, wenn ihr Geheimniſſe, und zwar drückende Geheimniſſe vor mir verbergt. Seyd aufrichtig, oder ſagt mir, daß ihr meine Mitwirkung zu eurem Beſten nicht mehr verlangt.

Um alles in der Welt, ſagte Friedrich, erzürnen ſie ſich nicht. Wir wollten ſchweigen, weil es ihre Schweſter betrifft. Ich glaube, Friedrich! ſagte Ferdinand, du biſt überzeugt, daß ich meine Schweſter kenne. Was ſie Böſes thut, zu wiſſen, iſt mir jetzt zuträglich, ich möchte ſagen, nothwendig. Sie hat euch entzweyen wollen, das ſehe ich. Rede, Amalie!

Amalie zerfloß in Thränen. Sie hat mir nicht allein den Eheſtand im Allgemeinen als den unglücklichſten Zuſtand geſchildert, ſondern ſie hat mir Friedrich mit ſo ſchwarzen Farben gemahlt, daß ich ihn eher haſſen als lieben müßte. Sie hat mir gerathen ganz ledig zu bleiben, und zu ihr zu ziehen, ſie hat mir freylich verboten, das alles wieder zu ſagen, aber ich habe ihr das nicht verſprochen, denn ich fühlte, daß ich es nicht konnte. Sie hat über eine Verläumdung wegen eines Dokuments, welches ſie geſtohlen haben ſollte, mir ſo viel Nachtheiliges von Friedrich geſagt, daß, wenn das wahr wäre, ich ihm ja gar nicht mehr lieben könnte, weil er ein böſes Herz dann hätte. Darüber haben wir geſtritten.

„Gut biſt du doch, liebe Amalie, aber nun ſey auch ruhig. Sie hat das Dokument wirklich geſtohlen, und dein Friedrich iſt der ehrlichſte Menſch unter der Sonne. Weil ich aber noch die Maske nicht ganz haben kann, ſo wirſt du mir wohl den Gefallen thun, und ihr es nicht ſagen, daß du etwas geſagt haſt. Was ſie dir noch ſagt, ſag du uns alles wieder. Verſprich ihr nie etwas, ſo behältſt du dein Gewiſſen immer rein. Jetzt geh und weine nicht mehr. Ich erkläre dir, meine Schweſter taugt nichts.“

7.

Ein ſtiller Vereinigungspunkt.

Wie Amalie ſich entfernt hatte, ſagte Ferdinand ſeufzend: Ich hätte nicht gedacht, daß meine Schweſter einſt meine größte Widerſacherin werden ſollte. Friedrich wollte Entſchuldigungen machen. Schweig du nur, ſprach Ferdinand, und laß mich ſie züchtigen. Dir habe ich eine gute Nachricht zu bringen. Ich ahnde einen Betrug in Anſehung deines Vaters, und die Betrügerin iſt abermals meine liebenswürdige Schweſter. Sie hat die Papiere meiner Braut in unſrer Abweſenheit durchgeſtört, und da liegen die Data wegen deiner Geburt. Sie haben das ſchnell benutzt, weiß Gott, zu welchem Zweck.

Friedrichs Auge lachte freudige Wonne. Es war auch unmöglich, daß das mein Vater ſeyn konnte. Das iſt ein Mann, der keinen ehelichen Sohn gezeugt haben kann. Ich müßte von ſeinem ſchlechten Blute etwas behalten haben, und davon iſt nicht ein Tropfen in mir.

„Du übertreibſt, mein Sohn! Doch das

bey Seite. Wir wollen nur überlegen, was wir bey der Sache zu thun und zu laſſen haben, um ſie zu unſerm Beſten zu wenden. Schlagen wir dieſen Sturm ab, ſo denken ſie auf einen neuen. Laſſen wir ſie aber ſo ſtill fortwirken, und ſehen nur zu, daß wir den Rücken decken, ſo vergeſſen ſie darüber neue Anſchläge, und thun uns weniger Schaden.“

Alſo wir unterſuchen nichts. Halten ſie Ruhe, ſo halten wir auch Ruhe. Sollten ſie klagen, ſo machen wir unſre Einwendungen, bitten uns theils beßre Beweiſe aus, theils beſtehen wir aufs Erwerbsrecht. Im Ganzen erkennen wir nichts an.

Friedrich fand das alles ganz vortrefflich. Er war ſeelenvergnügt, denn er war aus einem tiefen Abgrund wieder auf eine ſchöne Höhe gekommen. Es zeichneten ſich ihm die herrlichſten Ausſichten. Er verſprach auch Ferdinand alles anzuwenden, daß Amalie gegen Thereſen reinen Mund hielte, und ſie noch bey Gutem zu erhalten ſuchte.

Thereſe war auch, da ſie zu ihrem Manne kam, erfreut, Schwurwitzen noch da zu finden, mit dem ſie nicht ganz zufrieden war.

Hab ich meine Sachen nicht gut gemacht, ſagte er. War nicht alles überzeugt, daß ich der rechte Vater ſey?

Das wohl, entgegnete ſie, aber warum haben ſie nicht ihren Sohn gleich mitgenommen? Das hat mir nicht gefallen.

„Ey, ey, gehorſamer Diener, das war meine Meynung gar nicht. Die Sache ging gerade den Weg, den ſie gehen mußte, wenn ich nicht unzufrieden werden ſollte. Glauben ſie denn, daß ich mir einen Sohn wirklich auf den Hals laden will. Ich denke noch zu heurathen, und da hab ich dann eigne Kinder zu verſorgen. Nein, ſo haben wir nicht gewettet.“

Laſſen ſie das auch nur gut ſeyn, ſagte Herr Franz Matthias. Unſer Zweck iſt ja erreicht. Es iſt ein Vater da, und ſie können nun den Herrn Spitz von Schurke doch nicht mehr dazu machen. Dasmal haben wir es in der Geſchwindigkeit über ſie davon getragen.

Ja, Thereſe hat das wahrhaftig prächtig eingefädelt, ſagte ihr Eheherr. Davor muß ich dich küſſen, Weibchen.

Thereſe. Und dem guten Mahlchen

hab' ich ſo zugeſetzt, daß ſie gewiß ſchon viel Thränchen geweint hat. Soll denn dem Volke alles nur zu Glück gehen? Nein, ſie müſſen auch ein wenig erfahren, was Unruhe iſt.

So war denn auch hier beſchloſſen, daß alles ruhig bleiben ſollte, und ohne es zu wiſſen, war man von beyden Seiten einmal einerley Meynung.

8.

Der alte Mann.

Bey ſo vielen Unruhen im Hauſe der Wittwe, bey dem Wunſche, **Amalien** ihre ehemaligen Pflegeeltern zu zeigen, hatten die ſämmtlichen Herrſchaften noch nicht ſo viel Zeit gewinnen können, ins **Edelſche** Haus zu gehen, und den alten zweyten Pflegevater **Amaliens** zu beſuchen. **Friedrich** machte ſich dies jetzt zur erſten Pflicht.

Der Alte hatte ſich bey der Wartung, die er dort genoß, indem ihn jeder Bediente auf Ferdinands Befehl als ſeinen Herrn betrachtete, außerordentlich erholt, und Friedrich fand ihn im Garten ſpazieren gehend. Der

Alte war kindiſch vergnügt, wie er ihn wieder erblickte. Er fiel ihm um den Hals und wollte nun auch gleich wiſſen, wie es mit ſeiner Amalie ſtände. Sie iſt die Tochter einer vornehmen und reichen Frau, ſagte Ferdinand. Aber ſie hat mir ihr Herz deswegen nicht entzogen, und ihre Mutter will ſie mir auch zum Weibe geben, und meine Mutter ſeyn.

Nun das iſt ſchön, ſagte der Alte. Ich werde ſie doch auch ſehen. Ferdinand drang in ihm, daß er mit nach Büneburg reiſen, und die allgemeine Freude vermehren ſollte, aber er weigerte ſich. Ich fürchte, ſagte er, wann ich einmal aus dieſem Hauſe weggehe, daß ich dann nicht wieder herein komme. Ich bin einmal weggegangen, und das hat ſo lange gedauert, bis ich es wieder geſehen habe. Warte einmal — laß mich zählen — zehn — zwanzig — dreyßig — vierzig — ja fünf und vierzig Jahr.

Friedrich ſahe den Alten ſtarr an. Er glaubte, es wäre ein neuer Anfall ſeiner Verwirrung gekommen.

Ich weiß wohl, warum du mich ſo betrachteſt, Friedrich, aber ich will dir aus dem

Traume helfen. Ich rede wirklich die Wahrheit. Ich bin hier geboren und erzogen, und bin davon gelaufen, und habe nicht geglaubt, daß ich auf meine alten Tage hier Ruhe, Ehre und Freude finden würde. Aber Gott hat mich damit reichlich geſegnet, und das dank ich ihm.

Friedrich drang nun um ſo mehr in ihm mitzugehen, und am Ende ließ ſichs der Alte gefallen. Ferdinand von Edel war nicht weniger erſtaunt, in ihm den Sohn eines Pachters ſeines Vaters zu finden, und vergönnte ihm gern, da zu ruhen, wo er die erſten Jugendfreuden genoſſen. Der Alte floß über von den Lobeserhebungen des Vaters unſers Ferdinands.

Es war eine beneidenswerthe Verſammlung, die auf Büneburg hauſete. Es lockte Thränen hervor, mit welcher Sorgfalt Amalie alle ihre Pflegeeltern wartete, und welche Mühe Friedrich ſich gab, ſie zu unterhalten.

Thereſe kam zuweilen; da aber Amalie zurückhaltender war, ſo mochte ſie es merken, daß ſie etwas geſagt. Indeſſen war man von Seiten der verſchiedenen Schurken ganz ruhig, weil man Friedrich einen unſchädlichen Vater gegeben hatte.

9.

Der Vater ſoll etwas einbringen.

Herr Schwurwitz Schurke hatte aus der Heilskaſſe der Schurkeſchen Verſammlungen ein ziemlich anſehnliches Douceur dafür bekommen, daß er ſich zum Vater Friedrichs brauchen laſſen. Er dachte aber, daß hieraus vielleicht auch noch mehr Gewinn zu machen, und ſann Tag und Nacht auf Mittel, wie das recht klug einzuleiten ſey. Soll ich mich abkaufen laſſen, und dann Vaterrecht aufgeben?

Das war ein Vorſchlag, der nach ſeiner Meynung ſehr wahrſcheinlich durchgegangen wäre, weil man ihn haßte, und nichts von ihm wiſſen wollte, folglich froh ſeyn würde, ihn los zu werden. Denn daß er ſchon in einem verdächtigen Lichte ſtand, wußte er ja nicht.

Aber da war ihm ſeine Verbindung mit den Schurken im Wege. Dieſe würden nicht ja dazu ſagen, weil es ihren Plänen entgegen ſeyn mußte. Er hatte ihnen ja verſprochen, die Verbindung Friedrichs mit Amalien nicht zuzugeben, und um das zu können, mußte er Vaterrechte behalten. Es machte ihm unausſprechliches Kopfbrechen, wie er gewinnen ſollte.

Vors erſte begnügte er ſich denn damit, daß er ſchrieb, er wolle zwar nicht dawider ſeyn, daß Friedrich bey dem Herrn von Edel bliebe, und da er einmal arbeiten wollte, dort fortarbeitete, obgleich er ihm wohl ſo viel geben könne, daß er unabhängig lebe.

Er zweifle im geringſten nicht, daß er bey anhängig gemachtem Proceſſe gewinnen, und ſein Sohn ihm werde ausgeliefert werden müſſen; allein da es fatal ſey, wenn Vater und Sohn mit einander vor Gericht lägen, ſo habe er beſchloſſen, dieſe Idee gänzlich aufzugeben, nur behalte er ſich jedes fernere Recht als Vater vor, wogegen ſein Sohn einmal der Erbe ſeines anſehnlichen Vermögens würde.

Dieſer Brief wurde ad acta gelegt, und weder Ferdinand noch Friedrich kümmerten ſich darum.

10.

Der Aufruf.

So vergingen einige Monate, in welchen man zwar unaufhörlich zuſammen kam, und die ganze übrige Familie der Herren Schurken und von Schurken darauf dachten, dem Häuflein der Edeln auf Büneburg alles zum Poſſen zu thun, was man nur thun konnte, in denen aber doch der öffentliche Friede ungeſtört blieb.

Nehemias, der Rath, dem es zwar weiter nicht unlieb war, daß er von den Zudringlichkeiten ſeines Hauſes befreyt blieb, hatte doch manches kleine Einkommen von ihnen, und merkte, daß ihm dieſes itzt entginge.

Er war reich genug, um deſſen nicht zu bedürfen, und da er auch nicht der Jüngſte mehr war, ſo wollte er die Tage ſeines Lebens nicht in ewiger Arbeit zubringen. Es verdroß ihn aber, daß die Parthey ohne ihn leben konnte, und da er von den Mitgliedern des Edelſchen Hauſes, die ihm für ſein Benehmen gegen die Wittwe noch vielen Dank ſchuldig zu ſeyn glaubten, und wirklich waren, außer der doppelt erhabtenen Prämie wegen der Fabrik von der einen Seite, auch noch ſehr vor andre Dienſte beſchenkt, dabey aber gebeten wurde, ſich ihrer auch fernerhin gegen die Anſchläge und Anfälle ſeiner Vettern und Baſen anzunehmen, ſo dehnte ſich ſein Geiſt mit Gewalt über verſchiedene Punkte aus, wie er wohl den Schurken in corpore einen Hauptſchlag verſetzen könnte.

Er kam auf ein ſehr glückliches Remedium hierzu. Doch wollte er erſt einen gewiſſen Zeitpunkt vorübergehen laſſen, und das war der, wo das Teſtament des Herrn Spitz von Schurke geöffnet werden ſollte.

Er ſahe nach und fand, daß nur noch vier Wochen Zeit dazu übrig wären. Er ließ daher einen öffentlichen Aufruf bekannt machen, und ladete in dieſem alle zur Schurkeſchen Familie gehörige, und an dem Teſtamente des Herrn Spitz von Schurke Antheil zu haben glaubende feyerlichſt auf den beſtimmten Tag zu erſcheinen, ein.

11.

Das Teſtament.

So lange hatte Ferdinand von Edel ſeine Verbindung mit Ilſabe aufgeſchoben, ein Opfer, welches in der That ſowohl von ſeiner als der Wittwe Seite groß genannt zu werden verdiente.

Ihre Liebe war mit jedem Tage gewachſen. Ihre Sehnſucht, ganz einander das zu ſeyn, was Prüfung, und entſchiedene Anhänglichkeit verdienten, war auf der größten Höhe, und beyde dachten ſich, und fühlten im Voraus die volleſte Seligkeit in dieſem Bunde.

Der große Tag der Entſcheidung kam denn auch heran. Es war eine unbeſchreibliche Menge Menſchen zugegen. Man hätte ſagen können, Schurken aus allen Weltgegenden kamen zuſammen, und der Hub derſelben habe bey der Urne des Spitzes, der füglich an ihrer Spitze ſtehen konnte, Poſto gefaßt.

Ehe Herr Nehemias, der Rath, das Teſtament eröffnete, hielt er eine kleine Anrede, worin er unter andern betheuerte, daß er von dem Inhalte des Teſtaments kein Wort wiſſe — daß aber der Teſtator kurz vor ſeinem Tode noch die Bankoobligationen einer halben Million außer dem Vermögen der Wittwe in ſeine Hände niedergelegt, und ihm die Intereſſen derſelben bis zum Tage der Eröffnung des Teſtaments als Aequivalent für Mühwaltung und pünktliche Erfüllung des Teſtaments gegeben.

Alles erſtaunte darüber, den ſel. Herrn Spitz noch einmal ſo reich zu wiſſen, als man ihn gehalten.

Hierauf wurde der letzte Wille geöffnet, und laut geleſen, zu jedermanns Wiſſen und Warnung.

Wir übergehen die Einkleidungen und die Artikel, die die Seele, den Leib, und die Legalität der Urkunde betreffen, weil ſie die wenigſten unſrer Leſer auch ſchon deswegen nicht intereſſiren würden, weil ſie im gewöhnlichen Styl waren.

Die wichtigern Punkte waren folgende:

a) Meine Wittwe, welche ſich während unſrer Verbindung artig, gefällig und liebreich gegen mich betragen, erhält an Gütern und Gelde ohne die Mobilien, welche ihr beſonders geſchenkt ſind, die

Summe von fünfmalhunderttauſend Thalern, deren Zinſen ſie bis zum Tage der Eröffnung meines letzten Willens zieht, dann aber mit dem ganzen Kapitale nach ihrem Wohlgefallen ſchalten, walten und verfahren kann.

Sollte ſie einen Mann glücklich zu machen, für gut finden, welches ſie gewiß kann, ſo wird derſelbe Mitbeſitzer und Miteigenthümer dieſes Vermögens, und kann es mit ihrer Genehmigung verpraſſen, verſchenken, vermachen, wem er will.

b) Die zweyte Hälfte meines Vermögens, die Herr Nehemias Schurke in Händen hat, und ebenfalls 500000 Thaler beträgt, beſtimme ich zu 4 Fünftheilen alſo 400000 Rthlr. meinem vor der Ehe erzeugten, und bey meinem Verwalter Jakob erzogenen Sohne Friedrich, welcher gewiß noch am Leben iſt, denn der Himmel ſtraft nicht immer die Guten, und er war gewiß ein ſehr guter Menſch. Er hat von mir einen Siegelring, den er produziren und ſich damit legitimiren muß. Er wird ihn aber ſicher auch noch haben.

Wie der Rath Nehemias dieſes geleſen hatte, bekam er einen ehrlichen Anfall von Gefühl, und einige Thränen rollten ſeine Wangen herab. Guter Friedrich! ſagte er, du haſt hinter meinem Stuhle aufgewartet, indeß ich Tonnen Goldes für dich hatte. Der Herr Schwurwitz von Schurke ſprang auf und ſagte: Da müſſe eine Irrung vorgegangen ſeyn!

Hernach davon, ſprach der Rath. Ich will den einen noch übrigen Punkt erſt leſen.

c) Die letzten 100000 Rthlr. ſind für meine ganze übrige Familie. Doch ſollen ſie ſich ſo drein theilen, daß jeder, der bis in den zehnten Grad mit mir verwandt iſt, daran Theil habe, und nach den Köpfen gezahlt werde, ſo daß ein Kopf ſo viel bekömmt, wie der andre. Der Rath theilt dieſes aus.

Damit ſchloß Herr Rath Nehemias Schurke ſeine Vorleſung und ſchlug das Buch zu.

12.

Die Schurken beſtrafen, und die Edlen belohnen ſich ſelbſt.

„Nachdem er ſtille ſchwieg, entſtand ein Murren unter dem verſammleten Volke. Man ſchimpfte, man ſteckte die Köpfe zuſammen. Man ſprach von Umſchmeißen des Teſtaments.

Das alles iſt vergebens, ſagte der Herr Rath. Aber wir haben noch andre Dinge abzumachen. Hier iſt ein Klaglibell gegen die Verſammlung der Schurken, die ohne mich gehalten worden iſt, und in welcher die verläumderiſchen Angriffe auf die Dame Triebreich entworfen und zu Stande gebracht worden ſind. Dieſes kann ihnen ſo wie den Excellenzen Ehre und Vermögen koſten.

Ich übergebe die Klage, wenn ſie nicht auf die hunderttauſend Thaler Verzicht thun.

Hier ſind die Beweiſe, daß Frau Thereſe von Schurke, gebohrne von Edel, und Herr Schwurwitz Schurke die Betrügerey wegen Friedrich angezettelt, und zum Theil ausgeführt haben.

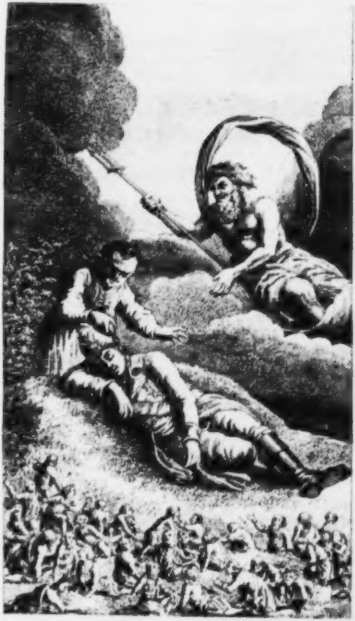
Jeder von dieſen beyden ſchenke den Armen 1000 Thaler, oder ich bringe ſie an den Pränger.

Ich will euch lehren, ſetzte er hinzu, ohne mich Familienverſammlungen zu machen.

Was ſollte man thun? Man mußte ſich ſchicken. So beſtrafte ein Schurke die andern.

Auf Büneburg wurden die beyden Hochzeiten gefeyert. Die Pflegeeltern präſidirten da. Die Edlen belohnten ſich ſelbſt, und traten in ein glückliches Leben.

Ende.



[illegible]
[illegible]

Staub der Erſte

Kayſer der Unterwelt

als Beſchluſs
des
Pankalvin
und der
Miranda,
von demſelben Verfaſser.

PERSEPOLIS
1802.

BIBL.
UNIVERS.
LIPS.

Staub der Erſte

Kayſer der Unterwelt.

1.

Staub biſt du, vom Staube biſt du, und Staub ſollſt du wieder werden! So ſprach der Mann, der das Knäblein, welches die Königin Miranda zur Welt brachte, ſegnete.

Und Staub ſollſt du heißen, ſagte Miranda, die in der Wuth ihres Herzens ſich hierüber ärgerte.

Zürnen Sie nicht, Madam, ſprach der Weiſe mit dem langen Barte. Staub ſind wir alle, Staub müſſen wir alle werden. Staub iſt der Urſprung des Menſchen in der Ober- Unter- und Mittelwelt. Staub war der Stammvater aller. Staub iſt das Saamenkorn, welches Früchte trägt. — Staub iſt

Waſſer, Luſt und Feuer. — Daß die Erde Staub iſt, wiſſen wir alle. Der vom Bettler erzeugte, der vom König entſproſſene, der dem Kutſcher entriſſene — alles, meine Dame, alles iſt Staub.

Alles was ſie genieſſen iſt Staub. Die delikaten Liqueurs, die ſie ſich aus der Ferne kommen laſſen, ſind Staub. Der Chineſiſche Thee, den ſie aus der Mittelwelt bekommen. Nur die Seele iſt kein Staub, die Gedanken die ſie denkt, ſind kein Staub. — Die Worte, die der Menſch redet, ſind kein Staub.

Staub ſollſt du alſo heißen, fuhr er fort, Staub ſoll dein Name ſein —

Ja, ja, er mag Staub heißen — ſagte Miranda, und machen ſie ein Ende mit Ihren Bemerkungen aus dem Staube.

Laß mich denn dich, zärtlicher Wurm aus dem Staube, vom Staube, zum Staube, laß mich dich begrüßen mit dem Namen: Staub! Erfreue dich, daß du dieſen Namen erhälſt, denn er wird dich immer daran erinnern, daß du Staub biſt, und daß dich nichts davon retten kann, wieder Staub zu werden. Wann du einſt, als Staub der Erſte, denn noch keiner deines Geſchlechts führte dieſen Namen, die Unterwelt beglückſt oder beunglückſt, da mögeſt du dich deſſen erinnern, daß deine majeſtätiſche Mutter dir den Namen Staub ertheilte.

Kleiner Staub! ich ſehe auf deiner Stirne ein großes Zeichen, aber ich kann nicht enthüllen, ob dieſes Zeichen deiner Größe, ob es der Unterwelt Nutzen, ob es ihr Schaden, ob es ihr Ehre, ob es ihr Schreck bringen wird. Großer Staub! ſo will ich dich nennen, wenn die erſten Hypotheſen eintreffen, wo nicht, ſo wirſt du der Nachwelt ein kleiner Staub, ein Stäubchen bleiben.

Und du, Miranda, Nahmensſchweſter einer großen Königin der Mittelwelt, du, die Mutter dieſes zartgebohrnen Staubes, nimm dich des Würmchens an, und laß den Umfang deiner Größe und deiner Freuden in der Unterwelt, dich nicht abhalten, zu bedenken, daß dieſes dein Blut iſt, und daß du für dieſes dein Blut verantwortlich biſt.

Dieſer Staub ſey das Ziel deiner Aufmerkſamkeit. In dieſem Staube laß deine große Seele aufwachſen, trenne aber von ihm alles Ungereimte, welches ſich vielleicht noch bey dir, die du nur ein ſchwaches Weſen der Unterwelt biſt, befindet. Haſt du bisher dir gelebt, und dir leben können, ſo bedenke nun, [illegible] dir, nur ihm leben mußt, daß von nun an du den Freuden abſterben, und der Sorgfalt für ihn blos da ſeyn mußt.

Unterſuche dich einmal, Miranda, das haſt du wohl noch nicht gethan. Laß deinen vortrefflichen Kopf einmal mit deinem nicht ganz vortrefflichen Herzen zu rathe gehen, was du eigentlich für Eigenſchaften ablegen mußt, um gegen ihn pflichtmäßig zu handeln.

Verbinde die Mutter mit der Regentin, und du kannſt noch etwas vor dich bringen, was die Unterwelt in Staunen ſetzen kann.

Der Mann mit dem langen Barte ſchwieg, endete ſeine Zeremonie, und verlies das Zimmer.

2.

Das Zimmer war voller Höflinge und Höflinginnen ihrer Majeſtät geweſen, und wenn Miranda nicht bey ihrer Staatsklugheit einen großen Grad von Leichtſinn gehabt hätte, ſie hätte ſich leicht im Kindbette ein Fieber an dem Hals ärgern können. Denn etwas kirſchbraun war ſie doch geworden.

Der Name Staub hatte keine kleine Senſation unter den Anweſenden gemacht, und beſonders hatten die Herren ihn oft gemurmelt, in Tönen die einige Satyre anzuzeigen ſchienen. Man gratulirte der hohen Niedergekommenen auch beſonders des Namens wegen, und Ihro Majeſtät waren froh, als das Männergeſchmeis ſich aus dem Zimmer verlor, in welchem die Zeremonie vor ſich gegangen war.

Wie ſie mit den Damen allein war, die nun Glück und Unglück mit ihr theilten, und deren Schickſaal ſo ganz von ihren Launen und ihrer Willkühr abhieng, weil ſie im Geiſte ſowohl als im körperlichen Reizen ihnen überlegen, ihre Macht uneingeſchränkt und ſie Herrin war, ſeufzte ſie laut, und ſprach:

Iſt es nicht ein Jammer, daß ein ſolcher Menſch Privilegia hat, ſagen zu dürfen, was er will, und daß man ihm das Maul nicht ſtopfen darf. Wenn dieſe Zeremonie, und wenn diejenigen, die mit dieſen fatalen Zeremonien das Recht verbinden, einem Wahrheiten zu ſagen, nur aus der Welt wären.

Ach! wenn alle kluge Menſchen nur aus der Welt wären — ſezte ſie heftig hinzu.

Da müßten Ihre Majeſtät aber übrig bleiben, entgegnete eine Dame.

Eine weiſe Bemerkung, ſagte Miranda. Du bleibſt dann auch da, meine Liebe.

Dies Geſpräch nahm eine andere Wendung.

Die Hebamme, die zugegen war, war von dem Namen Staub nicht ſehr erbaut. Die Damen aber ſtritten mit Gewalt, es ſey ein artiger Name, er habe einen Wohllaut, und beſonders ſey das Diminutivum des Namens allerliebſt.

Ich kann mir gar nichts niedlicheres denken, rief eine, als: Prinz Stäubchen!

Prinz Stäubchen! erſchell es von allen Seiten. Ach Prinz Stäubchen! Prinz Stäubchen!

Alles lief auf das Prinzchen zu, und küßte es. Der Knabe lies einen Widerwillen gegen dieſes Küſſen blicken, und krazte mit den kleinen Nägelchen die eine ſehr hübſche Hofdame blutig.

Das wird ein Held werden, ſagte dieſe.

Miranda ſpitzte die Ohren. Sie ließ ſich den Knaben bringen. Sie legte ihn vor ſich, und ſahe ihn ſcharf an. Er zog das Geſicht in Falten.

Mürriſches Geſchöpf; ſagte ſie, nicht einmal deine Mutter lächelſt du an. Ja, wenn ich wüßte, daß du mir einſt gefährlich werden könnteſt — geh — nehmt mir den Knaben. Ich kann mich nicht über ihn freuen. Es iſt nicht möglich, daß man den Kindern männlichen Geſchlechts die Weisheit einprägen kann, die Mütter den Mädchen einimpfen. Wäre meine Erſtgebohrne eine Tochter geweſen, gewiß hätte ſie ſollen werden, was ich werde.

Sie gab den Knaben weg, und legte ſich ſtill auf die Seite zur Wand. Wohl eine halbe Stunde lag ſie ſo, da wandte ſie ſich heiterer wieder um. Ich werde für mich ſorgen, ſagte ſie bedeutend und ihn ſeinem Schickſale überlaſſen.

Widerſprechen that ihr niemand. Die Amme, die es auch gehört hatte, drückte das Kind an ihren Buſen und ſagte: ſie wird dir doch nichts thun, mein kleines Stäubchen.

3.

Mirandens Gemahl war bey der Zeremonie nicht gegenwärtig geweſen, weil er verreiſt war. Er kehrte zurück zur Freude vieler, die ſeine Gattin Miranda gern bey ihm in Ungnade geſehen hätten. Mirandens Gemahl war nicht völlig ſo hellen Kopfes, wie ſie, aber es war von Seiten des Herzens mit ihm ſo gut beſtellt, wie mit irgend einem Potentaten der Unterwelt, und weil das manchem, der es nicht verſteht, noch nicht gar ſo viel geſagt ſcheinen möchte, wohl ſo gut, wie mit irgend einem ſeiner Unterthanen. Er hatte die herzlichſte Bereitwilligkeit zu helfen, wo er nur konnte, und er dachte von niemand übel, bis er überzeugt war, er habe es verdient, daß man übel von ihm denkt.

Wenn dies auch eben bey der Politik der Unterwelt nicht das allgemeinſt beliebtſte Gute an einem

Herrſcher war, ſo war doch von Seiten der Menſchheit es ein angenehmes Phänomen.

Er hatte daher auch auf ſeine Gattin keine übeln Gedanken, und rechnete manches, was ihm an ihr nicht gefiel auf menſchliche Schwäche, die er immer verzieh.

Man kam ihm diesmal mit gewaltigen Klagen entgegen, die er alle mit freudigen Antlitz aufnahm. Daß ſeine Gattin ihm einen Sohn gebohren, war ihm das wichtigſte und erfreulichſte. Daß er durch den Weiſen mit dem langen Barte ſchon einzeremonirt, war ihm auch angenehm, weil er dergleichen Zeremonien würklich nicht liebte, und es gern entübrigt war, dabey ſeyn zu müſſen.

Daß er den Namen Staub erhalten, war ihm ſo gleichgültig, daß er ſogar lachte.

Mag er Staub oder Laub heißen ſagte er; das iſt mir alles einerley, wenn er nur ſeines Vaters ehrliches Herz hat; und wenn ihm die Mutter denn, ohne ihre Schwachheiten in Anſchlag zu bringen, eine gute Portion ihres offnen Kopfes mitgegeben, ſo kann ſchon was rechts aus ihm werden.

Ein Höfling meynte, ob er den Namen nicht ändern wolle, welches doch in ſeiner Macht ſtünde.

Behüte mich Gott, ſagte er, daß ich ändern ſollte, was ein Mann mit langem Barte, und meine Frau mit einander verabredet.

4.

Mirandes Gemahl gehörte zu den Männern die eine herzliche Freude haben, wenn ihre Weiber ſich auch freuen. Nun hatte ſie ſich in der That anfangs gefreut, wie das Knäblein zur Welt gekommen. Sie konnte nicht anders denken, als daß ſie durch dieſes Kind einen Zuwachs in der Liebe ihres Gemahls erhalten würde, und durch dieſen Zuwachs in der Liebe auch einen Zuwachs in der Macht, warum es ihr eigentlich zu thun war.

Dinge, die die Folgezeit entwickeln, lagen damals noch nicht in ihrer Seele, und nach dem kann man ſie alſo in dieſen Augenblicken nicht beurtheilen.

Aber ihre Idee war im Augenblicke umgeſtimmt, wo ſie den Knaben vor ſich liegen hatte, und er den Blick verfinſterte, nachdem man geſagt, er würde ein Held werden.

Die Gefühle ihres Herzens war ſie nicht gut im Stande zu verbergen, und ſo kam auch kein freundliches Geſicht zum Vorſchein, als der König der Unterwelt ſich näherte, um ihr und ſich Glück zu wünſchen. Kalt nahm ſie ſeine herzlichen Aeuſſerungen an.

Er als ein Mann, der von der Epoche der Niederkunft einer Dame keine Kenntniſſe hatte, hielt ihre üble Laune für eine Folge dieſes weiblichen Zufalls, und blieb gleichgültig dabey. Das ärgerte ſie noch mehr, ſie ſah einen Schimmer von Verachtung in dem Blick anſpruchloſer Ruhe, und es entſpann ſich in ihrer Seele das Saamenkorn eines Haſſes der hernachmals fortwurzelte.

Der König ſtellte große Feyerlichkeiten wegen der Geburt dieſes Sohnes an. Er glaubte, man müſſe keinen Augenblick verfliegen laſſen, wo man froh ſeyn könnte, und deswegen wartete er nicht die Geneſung Mirandens ab, ſondern lies ſeiner Freude freyen Lauf.

Das verdros Miranden wieder. Nun ſagte ſie, bin ich ganz aus ſeinem Herzen. Nun ſteckt der Sohn an meiner Statt tief in ſeiner Seele, und der Haß der ſchon auf den Vater gefallen war, fiel nun auf den Sohn zurück. Auch er wurde von ihr mit der ſcheelſten Miene angeſehen.

Armer Staub! du haſt in den erſten Tagen deines Lebens Dinge erfahren, die, wenn dein Geiſt ſie hätte entziffern können, gewiß auf ihn eine Wirkung für die Folge gehabt hätten. Aber zu einer ſo hohen Stufe du auch gebohren wareſt, du konnteſt doch der menſchlichen Schwachheit nicht entgehen, erſt nach und nach zu lernen, was auf einem Blick dich vollkommen belehrt haben würde.

5.

Wenn Prinz Stäubchen von der Mutter nicht geliebt wurde, und vom Vater wegen ſeiner vielen Geſchäfte, keine öftern und zärlichen Liebkoſungen empfieng, ſo war er dagegen beym ganzen Hofe der Augapfel. Daß der Vater viel auf ihn hielt, wußte man, und daß die Mutter ihn haßte, wußte niemand, denn ſie wußte dieſen Haß wohl vor des Vaters Wiſſen zu verbergen, und nach der einen Aeuſſerung wo die Amme ihn an ihren Buſen drückte, hatte ſie ſich auch nie wieder etwas entſchlüpfen laſſen, was man darauf hätte deuten können.

Ueberhaupt wurde ſie ſtill nachdenkend, und verſteckt. Ja der kleine Staub bekam oft Liebkoſungen von ihr, die er zurückgewieſen haben würde, hätte er in ihr Herz ſehen können.

Er ahndete nichts von dem großen entſcheidenden Zeitpunkte, der für ſeine Mutter bald erſcheinen ſollte. Auſſer dieſen wenigen ſich abgezwungenen Liebkoſungen bekümmerte ſie ſich aber auch gar nicht um ihn, und der Schwarm der Höflinge, die ſich täglich um das Kind herum verſammelten, und die jeden kleinen Eigenſinn zu befriedigen, jeden Wunſch zu gewähren wußten, legten den Keim des fürchterlichen Eigenwillens in ihm, der ſich ſo lange verſteckte, bis endlich, nachdem jedes Hinderniß, was ihn band, aus dem Wege geräumt war, in ſeiner ganzen Größe hervortrat.

6.

Bis zu dieſer Epoche dauerte es aber noch ſehr lange, und das kleine Stäubchen mußte ſowohl jetzt als wie es zum anſehnlichen Staub herangewachſen war, unter manches Joch ſich ſchmiegen, welches er dann auch abſchütteln zu können, mit Sehnſucht erwartete.

Sein Vater wurde in andere Welt berufen, andre ſagen, geſchickt. Seine Mutter betrat die Staffel des höchſten Glücks und der höchſten Ehre. Angebetet von der Unterwelt, machte ſie Anſpruch auf die Anbetung der Obern. Hatte ihr Talent, unter dem Zwange, nicht ſelbſtſtändig geweſen zu ſeyn, verborgen gelegen, ſo wuchs es jetzt zu einem ſ* ausbreitenden Baume empor, der bemerkt und gerühmt zu werden verdiente. Hätten ihre Schwachheiten aber auch noch unter dem Zwange des Wohlſtandes ruhen müſſen, ſo vergaß ſie jetzt dieſe Regeln ganz, und lebte bloß ihren Wünſchen und ihrem Ruhme.

Und mochten die erſten auch noch ſo barok ſeyn, und noch ſo barok von ihr erfüllt werden, ſo wußte ſie doch von dem letzten ſie ſo zu trennen, daß in der Unterwelt ſie ihr nichts ſchadeten.

7.

Wegen ihrer Ideen über Stäubchen, ſind die Meynungen immer ſehr getheilt.

Daß ſie ſehr gewiſſenhaft in Anſehung des Lebens eines Menſchen geweſen, will man eben nicht behaupten, aber doch habe ſie ein Muttergefühl für den Knaben empfunden, das ſie nie unterdrücken können.

Gegen dieſes Muttergefühl ſtreiten andere, und behaupten, ſie habe ſo wenig Muttergefühl für ihn gehabt, daß ſie ihn als ganz unbedeutend nicht geachtet.

Die dritte und ſehr wahrſcheinliche Meynung aber iſt die, daß ſie ihn als einen Schutz und Schirm gegen alles Zudringen der Großen in ihrem Lande der Unterwelt angeſehen. Sie behaupten nicht mit Unrecht, daß er die Wache geweſen, die ihr die Regierung geſichert.

Miranda war nicht ganz mit dem Muthe auf den Thron geſtiegen, den ſie nachher zeigte, nicht ganz mit dem Heroismus begabt geweſen, der ſie vor ſo vielen ihres Geſchlechts auszeichnete, und ſie ihrem Volke beliebt, und den Auswärtigen verehrlich machte.

Die entſcheidende Epoche, die ſie auf die große Stufe ſetzte, war zaghaft von ihr angehoben, beynahe ſie mit Gewalt zu der Ausführung des Streichs gebracht werden, die freylich geſchehen mußte, wenn ſie ſelbſt nicht das Opfer werden wollte.

Aber nachher hatte ſich ein Licht nach dem andern in ihrer Seele angezündet. So wie den Unglücklichen jeder Schlag, der ihn trifft, immer der gänzlichen Muthloſigkeit näher bringt, ſo bereitet

jeder

jedes werdende Glück ſeinen Günſtling zu immer verwegnern Schritten auf dieſer Bahn fortzuwandeln, und Miranda hatte es würklich ſo weit gebracht, daß ſie zuletzt ſich über das Glück ſelbſt erhaben glaubte.

8.

Aber ihre weiſe Politik ſetzte deswegen den Geſichtspunkt nicht aus den Augen, daß ſie auf einen Thron regierte, der der Gegenſtand der Unruhen in der Unterwelt von jeher geweſen, und den ſie mit aller ihrer Macht nicht zu einem ruhigen umſchaffen würde, wenn Liſt ihr nicht zu Hülfe käme. Daher die große Wahrſcheinlichkeit, daß ſie Stäubchen um der Sicherheit ihres Thrones willen beybehalten. Wer konnte erwarten, daß er einen Theil der zu jedem Aufruhr nöthigen Menſchenmenge an ſich ziehen würde, wenn dieſe Menſchen alle wußten, daß noch ein Nachfolger da ſey, an dem ſie hiengen.

Prinz Stäubchen wurde daher auch bey jeder Gelegenheit dem Volke gezeigt, und die etwannigen unruhigen Großen ſahen ſelbſt in ihm einer ruhigen Zukunft, einer gegen den andern entgegen. Da einer da war, dem die Thronfolge angehörte, ſo konnte keiner unter ihnen ein Näherrecht bringen, wie ſie alle gethan haben würden, wenn Prinz Stäubchen nicht geweſen wäre, und nach dem doch immer täglich möglichen Tode der Königin, das Reich verwayßt wäre.

Man dachte da auf keine Revolutionen für die Zukunft, und ſo fielen die Vorbereitungen dazu, und folglich auch die Möglichkeit der Entſtehung weg.

9.

Aber eine andere Unruhe quälte Mirandens Herz, und dieſer mußte ſie ihre ganze Politik entgegen ſetzen, wenn ſie nicht davon wenigſtens ewig innerlich gequält ſeyn wolle, wenn ſie auch nicht daran ſcheiterte.

Prinz Stäubchen blieb nicht immer Prinz Stäubchen, ſondern er wurde Prinz Staub, und mit dieſem Werden und Wachſen entwickelten ſich denn auch immer mehrere Eigenſchaften, mehrere Kenntniſſe, mehrere Wünſche und Verlangen nach Befriedigung.

Unter dieſen konnte ſich Wunſch und Talent zum Herrſchen entwickeln, und dann war es wohl ein möglicher Fall, daß ſich Theilnehmer fanden, die dieſes Aufkeimen unterſtützten, den Stoff zu der Erlangung eines ſolchen Wunſches darboten, und zur Ausführung von Planen arbeiteten.

Nicht genug ſchien es der weiſen Königen in dieſem Falle in Anſehung ihrer eignen Regierungsart, in Anſehung des Erwerbs der Liebe des Volks für ſich, alle mögliche Schritte zu thun.

Er konnte ja dieſe auch thun. Prinz Staub konnte ſich eben ſo gut befleißigen der Regierungskunſt gewachſen zu werden, er konnte ſich eben ſo viele Mühe geben, Liebe und Achtung des Volks ſich zu erwerben, und dann ſtand ſie immer mit ihm in Parallele, und da ſie auch täglich älter wurde, und nicht wußte, ob ſie ſchwächer werden würde, ſo ſtanden Jugend und Neuheit ihm dann zur Seite und machten auf jeden Fall einen Vorſprung aus, den er vor ihr behielt.

17.

Das Reſultat der Ueberlegungen wie man ſich für dieſen Fall ſchützen könne, fiel alſo dahin aus, daß Staubchen auch nicht die geringſte Kenntniß von irgend etwas was Politik beträfe, erhalten ſolle, um als Staub nicht irgend jemanden ſo gut zu erſcheinen, als ob er es ihr in der Regierungskunſt einmal gleich thun könnte. Dieſer Plan ſchien ihr ſicher und unbedenklich. Auch ſahen ihre Augen noch viel weiter. Sie wußte freylich, daß ſie als Regentin ihrem Lande etwas ſchuldig war, ſchuldig dafür zu ſorgen, daß wenigſtens man nicht ſagen könnte, ſie wolle mit ihrem Tode den Sturz des ganzen Reichs.

Aber ſie hatte Luſt lange zu leben, und ſo war die Ausſicht für die Zukunft auch eine lange Epoche, für die ſie immer neue Spekulationen machen konnte, unter denen keine der kleinſten war, daß Prinz Staub ſobald er die mannbaren Jahre erreicht, heyrathen, und dann von dieſen Zweigen irgend einer von ihr abgerichtet werden ſollte, wenn ſie alt und lebensſatt einmal die Welt verließe, das Regiment in ihrer Anlage fortzuführen.

11.

Wir können uns von Staubs Kinderepoche nicht verlieren, ohne die unter vielen Menſchen in Schwange gehenden Meynungen mit anzuführen, die man über ſeine Geburt ausgeſtreuet.

Der Gatte Mirandens der Vater unſers Staubes, ſolle weder ſein Vater geweſen ſeyn, noch auch Miranda ſelbſt ſeine Mutter. Es ſey ihr nothwendig geweſen, einen Erben zum Vorſchein zu bringen, um ſich bey dem Vater zu erhalten, und ihre Wahl wäre auf ein' ganz gewöhnliches Produckt einer andern Ehe gefallen. Allein alles ſtreitet ſo ſehr gegen dieſe Vermuthung, daß wir ſie auch nicht einmal erwähnt haben würden, wenn man uns nicht vielleicht den Vorwurf gemacht, wir hätten uns nicht einmal darum bekümmert, was die Unterwelt von unſerm Helden geſagt.

Es giebt bey einer Unterſuchung dieſer Art, ſo viele mitwiſſende Perſonen, daß ſie unmöglich hätte verſchwiegen bleiben können, und wenn man auch den größten Deſpotismus Mirandens annimmt, ſo kann man doch eine vierzig Jahr lang dauernde Verheimlichung einer ſo wichtigen Sache nicht annehmen.

Prinz Grand iſt und war wohl der einzige ächte Sohn Mirandens und ihres unglücklichen Gemahls, den jeder bedauert, der ſich ſeiner noch erinnern kann, eines Fürſten, der gewiß mehr gutes, wo nicht mehr Glanz, als Miranda in das Reich der Unterwelt gebracht haben würde, welches er beherrſchte.

12.

Viele unſrer Leſer werden Miranda ſchon aus den Begebenheiten kennen, die wir ihnen von Panſalvin dem Fürſten der Finſterniß mittheilten, und die wir damals nur unter dem Namen einer Fürſtin vorſtellten, weil wir von denen, die uns Erlaubniß dazu geben konnten, ſie nicht hatten, ſie Majeſtät zu nennen.

Dieſe Erlaubniß iſt uns nunmehro ertheilt, und wir treten freyer ins Publikum als wir ehedem es thaten. Sie, die unſrer Aufmerkſamkeit nicht ententgangen iſt, und deren reines und ungeſchminktes Leben wir auch noch einmal authentiſch darzulegen gedenken, ſpielt in dieſem Buche in ſo fern nur eine Rolle als ſie ihren Sohn angeht, und mehr ſoll auch von ihr nicht vorkommen.

Prinz Stäubchen kam unter Aufſicht von Damen, die ihn verbildeten, und Dame Spadilla, die ſchon aus jenem Buche bekannt ſeyn muß, hatte vielen Antheil an der Erziehung.

13.

Frau von Spadilla war damals, wie der Prinz ihrer Aufſicht anvertraut wurde, etwas anſehnliches jünger, als wie wir ſie beym Fürſten der Finſterniß auftreten ſehen. Sie war erſt kürzlich mit dem Herrn von Spadilla vermählt, und die Liebſchaft mit dem

Baron Pento hatte ihren Anfang noch nicht genommen.

Fürſt Krömit war damals ſchon im Stillen der Anbeter von Miranden, wie Prinz Stäubchen zur Welt kam, und bey der Epoche, wo Miranda unumſchränkte Beherrſcherin ihrer Reiche wurde, erklärte ſich dieſes öffentlich. Er war es auch, der ſie zu der Stufe erhob, auf welcher ſie hierdurch ſtieg, und es konnte nicht fehlen, ſie gieng mit ihm auch über das Schickſaal ihres Sohnes zu Rathe.

Ein merkwürdiges Geſpräch, welches beyde hierüber hatten, und welches uns aus den Archiven des Fürſten Körmit in die Hände gefallen, wollen wir unſern Leſern unzertrennt mittheilen. Seine Erbin hatte es in ſeinen geretteten nachgelaſſenen Papieren vorgefunden. Es lautete im Archive alſo.

14.

Es war einer von den ſchönen Abenden, die ich mit Miranden zubrachte. In ihrem Zimmer, welches mit ſybaritiſchem Geſchmack ausmöblirt war, ſaß ich an ihrer Seite mein Auge auf die Blicke des ſchönſten aller Weiber geheftet.

Ich ſoll ein ſchöner Mann ſeyn. Ich finde mich ſelbſt ſo, wenn ich meinen Spiegel zu Rathe ziehe. Wohl tauſend Weiber haben mirs geſagt. Aber wenn ich mich gegen ſie betrachtete, ſo kam ich mir als ein häßliches Ding vor, welches ſich gar nicht wagen darf, mit ihr ſich zu meſſen.

Und wann ich mir nun vollends die Größe dieſer Frau vorſtelle, und wie herablaſſend gütig ſie mir begegnet, ſo halte ich mich vor den glücklichſten Menſchen auf der Welt.

Das Feuer ihrer Augen brennt mich, aber der Brand iſt mir Wolluſt. Der Kuß ihrer Lippen entzündet mich, aber da er mich nicht verzehrt, ſo hebt er mich zum Gotte.

Ich liebe dich ſo unausſprechlich, ſagte ſie zu mir, und ich wüßte nicht, ob ich nicht wünſchte, in ein Nichts zu gehen, wenn ich deine Liebe entbehren

behren ſollte. Daher zittre ich auch für alles, was dieſer unſrer Liebe gefährlich werden kann. Laß mich nicht wiederholen, mein Theurer, was du für mich gethan, wie du es möglich gemacht haſt, daß ſo weit meine Wünſche erfüllt ſind. Ich bin dir zu dankbar dafür, als daß ichs je vergeſſen ſollte.

Ich muß geſtehen, dieſe Aeuſſerung ſetzte mich in Erſtaunen, und in Verlegenheit. Was hatte ich denn für ſie gethan? Ich hatte ihren Werth, der der ganzen Welt in die Augen leuchtete, dahin erhaben, wohin mein Herz und Gefühl mich trieb, ihn zu erheben. Ich hatte für mich ſelbſt gearbeitet, indem ich die Möglichkeit erarbeitete, ihr Geliebter, und durch ſie glücklich zu werden. Wäre ich es nicht geweſen, ſo hätte ein anderer ſie dahin erheben, wo ſie jetzt ſteht, und es war nur ein glücklicher Wurf des Schickſals für mich, daß ich gerade der erſte war, der dieſen Einfall hatte.

Ich wollte ihr antworten, daß ich nicht verſtehe.

Miranda. Ach, ich habe einen Sohn?

Ich. Nun, meine Theure — dieſer Sohn kann unſrer Liebe nie gefährlich werden.

Miranda. Nicht ihr gefährlich werden? Kurzſichtiger Menſch! Ihrer Größe, ihrem Umfange kann er freylich nicht gefährlich werden. Aber ihrer Dauer. —

Ich. Nein auch ihr kann er nie gefährlich werden. Meine Liebe iſt ewig. Meine Liebe geht über meine eigne Dauer hinaus. Wer dieſe Liebe je in einem Augenblicke lau finden wird, der muß mir ſagen, ich ſey toll. O Miranda! Wer könnte des Glücks theilhaftig geworden ſeyn, welches ſie mir gegeben, und doch noch einen andern Gedanken haben, als Sie?

Miranda. Du verſtehſt mich nicht, Geliebter. Wird dieſer Sohn nicht täglich größer werden? wird er nicht täglich mehr fühlen, mehr wünſchen lernen? Werden ſeine Wünſche nicht Theilnehmer finden? Wird ſeine Geburt, werden ſeine Verhältniſſe ihm nicht Anhänger verſchaffen? werden dieſe

Anhänger nicht ihn reizen, ſeinen Wünſchen und ſeinen Begierden Wirklichkeit zu verſchaffen?

Ich. Miranda! Sie ſind eine große Frau! Sie ſehen weit hinaus, in die Zukunft. So weit hätte ich nicht geſehen. Ich muß aber geſtehen, Sie ſehen richtig, fein mit Scharfblick. Aber erlauben Sie mir auch meine Bemerkungen über dieſen Gegenſtand zu ſagen.

Prinz Stand war bey meinem ganzen Plane eine ſehr wichtige Perſon. Er iſt jetzt Ihr Beſchützer — er iſt noch mehr der meinige.

Miranda. Wie verſtehen ſie das, Fürſt? Was könnte er für mich thun, und wie mich beſchützen?

Ich. O Miranda weis das ſelbſt recht gut. Sie will nur ſehen, ob auch ich es weis. Haben ſie Geduld mit mir, große Frau, wenn ich zu ſchwach ſchildere, was Sie tauſendmal beſſer darſtellen können.

Sie ſtehen in einer großen Sphäre, in der größten vielleicht, die auf der Unterwelt iſt. Sie ſind die Erſte aller Regentinnen. Sie haben viel Reiche — Sie nennen unendlich viel Große ihre Unterthanen.

Aber alle dieſe Großen dünken ſich beynahe Ihnen gleich zu ſeyn. Stünden Sie allein da, ſie würden alle denken: Warum könnteſt du nicht an der Stelle ſtehen, wo dieſe Frau ſteht?

Zwar huldigen alle Ihren ausgezeichneſten Verdienſten. Aber wenn mehrere auch nicht die ſtolze Idee hätten, ſo viel zu ſeyn, wie Sie ſind, ſo kann doch ein Stolzer ſich darunter befinden, und dieſer ſtellt die übrigen bald an.

Mranda. Richtig und gut geſagt. Aber in wie fern ſollte das um des kleinen Standes willen nicht ſtatt haben?

Ich. Sie wollen, daß ich weiter rede. Wohl. Nicht nur, daß durch eine beſtimmte Erbfolge ſchon jeder für den Gedanken eines geſicherten Throns empfänglich iſt, und daher ſchon ſchwer laut werden laſſen möchte, daß er Gedanken auf Uſurpation hege, ſondern keiner traut dem andern, und es bleibt durch dieſes Mistrauen der Funke einzeln und glimmet nicht um ſich her.

Miranda. Sollte aber dieſes Mistrauen ſich verlieren, wenn Staub nicht da wäre?

Ich. Verlieren? Nein, keines weges. Es bleibt Mistrauen, lenkt ſich aber zur Mitwirkung. Jeder denkt, indem er dem andern zu helfen verſpricht, für ſich zu arbeiten, und ſchon den rechten Zeitpunkt zu finden, wo er, den er heben will, ſtürzen kann.

Und es iſt ja nicht genug, Große beyſammen zu haben, es müſſen auch kleinere geworben werden; welcher kleinere aber, wird den kleinen Thronfolger, den das ganze Volk liebkoſet, verrathen?

Du haſt trefflich geſprochen, lieber Fürſt, ſchlos Miranda. Ich danke dir. Aber ich verſichere dich auch, daß ich das nicht ſo überſehen haben würde, und daß, wenn du von meinem Scharfblik ſprichſt, ich den deinigen nicht minder leben muß.

Das ſagte die herrliche aber alles nur, mir zu ſchmeicheln. Sie wußte das alles ſchon, denn ſie war mir in der Staatskunſt und im Verſtande ſo weit überlegen, wie die Oberwelt von unſerer Unterwelt.

Ich habe mir aber doch dieſes Geſpräch aufgeſchrieben, um die ganz beſondre Leutſeeligkeit dieſer groſſen Frau immer ſchriftlich vor Augen zu haben.

13.

Ob Fürſt Körmit darin recht hatte, und ob die Dame vorher hieran, wenigſtens an ſo genauer Ausführung des Nutzens, den Prinz Staubchen ihr bringen könnte — gezweifelt, kann uns einerley ſeyn, genug ſie war ſeit der Zeit in ſich, oder durch ihn überzeugt, daß Staub ihr nothwendig wäre, doch konnte ſelbſt dieſe Nothwendigkeit den Haß nicht vermindern, den ſie einmal auf den Prinzen geworfen.

Wie geſagt, Dame Spadille war eine von denen die mit die Oberaufſicht über den Knaben hatte, und dieſe Spadille war auch eine ſo vollkommne Hofdame, daß ob ſie gleich, wie wir ſchon im Fürſten der Finſterniß geſehen haben, viel bey der Königin galt, folglich auch viel von ihren Geheimniſſen wußte, dennoch im ganzen Laufe ihres Lebens über dieſen Punkt nie etwas geſagt, oder ſich gerühmt, geheime Aufträge empfangen zu haben.

Aber reichlich trug ſie das ihrige dazu bey, den Prinzen Staub ſo eigenwillig, und unausſtehlich zu machen, daß er würklich von mehreren, die ihn näher kennen lernten, gehaßt, und als ein Muſter von Laune empfohlen wurde.

Das war nun zwar nur in dem Kreiſe derer, die groß waren, und zum nähern Umgang mit ihm kamen. Aber das was ja auch der Kreis derer, die Miranda gefährlich werden ſollten, und es deswegen durch ihn gewiß nicht wurden, weil ſie ihn nicht ausſtehen konnten.

Das Volk durfte ihn nur ſehen, ſo war es entzückt. Und ſonderbar war es, daß ſeine kleine tyranniſche und widerwillige Laune ſich verlor, ſobald er unter gemeine Unterthanen ſeiner künftigen Reiche kam. Da war er die Freundlichkeit ſelbſt, und daher blieben ihm dieſe auch immer ſehr zugethan, und dieſe eigenthümliche Anhänglichkeit, die, wie wir in der Folge ſehn, er doch wohl troz der Großen für ſich hätte benutzen können, dieſe war es auch, die ihn vor gewaltſamen Unternehmungen gegen ſeine Perſon bewahrte.

Er hat nachher, wie er regierte, freylich ſtrenge Verordnungen ins allgemeine ausgehen laſſen, aber man bemerkte doch immer, daß er das allgemeine zwar nannte, aber den größern Theil der Vornehmen damit meynte.

So viel iſt gewiß, daß Prinz Stäubchen, das eigenſinnigſte Kind war, was man wohl ſeit der Schöpfung geſehen hatte, und daß man alles anwendete, es in dieſem Eigenſinn nicht allein zu erhalten, ſondern dieſen Fehler der Erziehung immer in ein helles Licht zu ſetzen, ihn zu loben und glänzen zu laſſen, wo es nur möglich war. Die Abſicht davon war deutlich einzuſehen. Man wollte den kleinen Prinzen ſo verhaßt als möglich machen.

Indeſſen erreichte man nicht immer ſeinen Zweck. Staub hatte ſchon als Kind Augenblicke, wo ſeine Launen ganz von ſeiner Erziehungsart abwichen, und wo er das Gegentheil von dem that, was man eigentlich wünſchte, was er da thun ſollte. Es that dies beſonders, wenn er recht geweckt wurde eigenſinnig zu ſeyn. Er ſchien es zu merken, daß man es haben wollte, und thats deswegen nicht, und dies machte die Anweſenden irre, und die für ſeine Erziehung zu ſorgen hatten, verdrieslich.

Wenn er denn einmal ſo recht ſanftmüthig und verträglich gegen Fremde geweſen war, lies er ſeinen Kopf wenn dieſe weg waren, an den Wärterinnen aus, die ſich nun freuten, wenn ſeine Mutter einmal dazu kam, und ihn ſo fand.

Gewöhnlich war er aber immer ſo, wenn ſie kam, weil er auch ohne nach richtigen Vernunftſchlüſſen urtheilen zu können, ſchon bemerkt hatte, daß ſeine Mutter ihm nicht gewogen war.

16.

Als Kind kann man keine Gegenſtände der Bemerkung darlegen. Als Jüngling geht das ſchon eher an.

Als Prinz Stäubchen kam er unter der Obhut der Weiber, und war ſehr froh herauszukommen. Er hatte durch alle die kleinen Neckereyen, durch die Verächtlichkeiten, die der kindiſche Verſtand ſogar ſchon bey ihnen wahrnahm, das weibliche Geſchlecht haſſen gelernt.

Er hatte vieles geſehen, wovon man ihm nicht zutraute, daß er es beurtheilen könnte. Aber er entwickelte manches früher, als andere Kinder, weil man ſeinen Geiſt durch Neckereyen gereizt hatte.

Dies iſt würklich ein Weg, Kinder bald klug zu machen, aber gewöhnlich werden ſie auch boshaft.

Der weiblichen Schule entlaufen, kam er unter männliche Obhut, und Miranda ſorgte dafür, daß er wieder unter Hände kam, die nach ihrem Plane arbeiteten. Ans Studium von Politik, an Kenntniſſe war nicht zu denken.

Mechaniſche Wiſſenſchaften konnte man nicht entfernen. Uebungen des Körpers hieng er ſelbſt nach. Uebrigens wurde ſeinen Launen nachgegeben, und damit er nicht im Ernſte Luſt zu kriegen bekäme, wurde ihm das Spielen mit dem Kriege vergönnt. Das war denn auch eine ſeiner liebſten Beſchäftigungen, die er auch bey reifern Jahren noch ſpielend trieb, und ſelbſt nachher noch als Spiel forttrieb, wie er ſchon Millionen Seelen und Körper beherrſchte.

Wie er zu reifern Jahren kam, konnte er nicht immer für geſcheuten Leuten gehütet werden. Beſonders konnte Miranda nicht verhindern, daß nicht Fürſt Aurebo, der nach ihm die erſte Perſon im Staate war, und für den ſie ſelbſt viele Hochachtung hatte, zuweilen mit ihm zuſammen ſeyn ſollte.

Das lies ſie geſchehen, theils weil ſie nicht glaubte, wenn er auch etwas Kluges hörte, daß dieſes an ihm haften ſolle, theils weil ſie glaubte, Fürſt Karodò würde ſich gar nicht die Mühe geben, ſich mit ihm einzulaſſen.

Aber Karodò entdeckte in dem Menſchen, dem man ihm ſo ganz ſtupide geſchildert hatte, in der That einige Züge von unerwartetem Talent, und einige Winke die er ihm gab, waren wenigſtens hinreichend etwas in ihm zu entwickeln, ſo viel zu entwickeln, daß er nach Dingen frug, die zur Regierungskunſt gehörten.

17.

Dies blieb von den übrigen, die eigentlich die nähere Aufſicht über ihn hatten, nicht unbemerkt, und man hinterbrachte es Miranden.

Dieſe war ſehr aufgebracht, das zu hören, aber ſie traute denen, die es ihr entdeckten auch nicht zu daß ſie ihn ſelbſt damit bekannt gemacht hätten. Es mußte eine andre Quelle ſeyn, aus welcher er geſchöpft hätte, und ſie ſprach das Wehe über die Quelle aus, wenn ſie ſie entdecken würde.

Selbſt ihr Forſchen war lange vergebens, bis endlich einmal Prinz Staub ſelbſt bey einer Gelegenheit der Namen Karodó nannte, wo er ihr ſehr beyfiel. Sie wurde blutroth.

Das war gerade der Name, der ihr Schrecken einjagen konnte, aber auch der Name, den ſie jenes Wehe nicht konnte empfinden laſſen, was ſie auf die Entdeckung geſetzt.

Karodó war ihre rechte Hand, und zwar eine rechtſchaffene rechte Hand, und ſie liebte dieſe Hand wegen ihrer Rechtſchaffenheit ſowohl als wegen der Dienſte, die ſie ihr leiſtete, denn eine arbeitſamere und beſſere konnte ſie nie erlangen.

Wenn ſie willens gehabt hätte, aus dem Prinzen einen Nachfolger zu bilden, ſie würde ihn keinen andern Händen übergeben haben, als eben dieſen, der rechten Hand, und wenn ſie nun bedachte, daß eine Weisheit wie die des Fürſten Karodó dò ihr ganzes Projekt ſcheitern laſſen könnte, ſo ſchauderte ſie.

Ein ganz ſchneller Entſchluß konnte nicht genommen werden. Doch mußte verhindert werden, auf der Stelle verhindert werden, daß der Prinz keine weitere Zuſammenkünfte ohne vorherige Stimmung hätte.

Fürſt Körmit wurde ſchnell zu Rathe gezogen, und es wurde beſchloſſen, dem Prinzen indeſſen Stubenarreſt zu geben, bis man über etwas einig ſey.

Das geſchahe. Prinz Staub war ein Arreſtant, ohne zu wiſſen warum er es war.

13.

Fürſt Körmit war zu erſtaunt, um gleich an etwas denken zu können. Hatte die Nachricht ihn nicht auſſer Faſſung gebracht, ſo hatte ſie ihn doch beſtürzt gemacht.

Endlich war das Reſultat, daß die Königin Miranda ſelbſt mit dem Fürſten Karodò eine Zuſammenkunft halten, und darin das Geheimniß enthüllen ſolle, daß ſie lieber einen dummen als klugen Nachfolger haben wolle. Das ſahe ſie wohl ein, daß das Geſchäft nur für ſie war, denn dem Fürſten Kermit und ſeinesgleichen, hätte er ins Geſicht geſagt, und dadurch wäre das Uebel nur ärger geworden.

Aber angenehm war ihr das Geſchäft wahrlich auch nicht. Sie hatte verſchiedene ſchlafloſe Nächte, und endlich mußte ſie doch in den ſauren Apfel beiſſen, weil man ihr berichtete, daß Prinz Staub gar zu ſehr wüthe, und man für ihn beſorgt ſey.

Man habe auch gehört, daß er ſchlechterdings verlangt mit ihr zu ſprechen.

19.

Sie lies alſo den Fürſt Karodò kommen. Dieſer erſchien ſogleich.

Sie machte das Exordium damit, daß ſie ihn frug, ob er nicht davor hielte, daß ein Regent eben nicht des höchſten Umfangs vom Verſtande bedürfe, und daß es im Gegentheil wohl beſſer für das Volk ſey, wenn er eine kleine Portion davon beſäße?

Mit nichten, meine Theuerſte Monarchin, ſagte Fürſt Karodò. Ich glaube im Gegentheil, ein Regent kann des Verſtandes nicht genug haben, nur muß er auch zugleich guten Willen und ein fühlbares Herz haben, welches das Unglück und Glück ſeiner Unterthanen nicht mit Härte und Kaltblütigkeit betrachtet.

Miranda wurde über dieſe Antwort etwas verlegen, ob gleich ſonſt Verlegenheit eben nicht ihre Sache war. Sie faßte ſich doch aber bald wieder und ſchien einzuſehen, daß ſie ſeine eigenen Worte vielleicht zu ihrem Beſten gebrauchen konnte.

Ja, da haben Sie ganz recht, Fürſt, im Fall Herz und Kopf gut ſind, mag es wohl ſchön zuſammen ſeyn, und ein ſolches Subjekt als Regent viel gutes wirken können. Aber ſetzen ſie nun den Fall, daß das Herz nicht gut iſt, iſt es denn nicht beſſer, wenn der Verſtand in wenigern Maaße erweckt wird.

Ew. Majeſtät ſprechen wahrſcheinlich von der Erziehung eines jungen Regenten. Zugegeben, daß ſein Herz nicht das beſte iſt, ſo hat jeder Menſch einen Funken des Guten in ſich, und wenn man dieſen Funken zu treffen weis, wenn man die Zeichen ſeines Daſeyns zur rechten Zeit faßt, und ſie in Wirkſamkeit verwandelt, wenn er nur einmal das Gute, welches aus ihm hervorquellen kann, geſehen hat, dann wird er wohl ferner auf dem Wege fortgehen. Wie haben einen Fall in der Nähe.

Ich verſtehe ſie nicht, ſagte Miranda mit Zeichen des Unwillens.

20.

Ew. Majeſtät belieben mich anzuhören, wenn ſie das Nähere zu wiſſen verlangen, was ich in dieſem einen Worte nur ſo hinwarf. Zugleich bitte ich nichts von dem, was ich hier ſagen werde, ſo auszulegen, als ob es etwas andres als Erinnerung und gehorſamſte Bemerkung wäre.

Unſre Zeiten werden täglich aufgeklärter. Der Theil der Unterwelt, den Ew. Majeſtät beherrſchen erfährt dieſe Veränderung, jetzt durch Dero eigne Bemühung in einem hohen und beneidenswerthen Grade. Die vermehrte Glückſeligkeit ihrer Völker ſpringt von allen Sejten deutlich in die Augen, ſo wie von allen Seiten man laut und aus dem Herzen das Lob der Regentin erſchallen hört, und die Veränderung aus der alltäglichen in die glücklichere Lage ihnen beymißt.

Miranda hörte gern ſo von ſich reden, und am liebſten von einem Manne wie Fürſt Karodó es war, von einem Mann, deſſen Einſicht ſie eigentlich viel zu verdanken hatte, und deſſen Urtheil über ſie, wenn ſie ſchon über alles in der Welt ſich wegzuſetzen den Stand und das Recht hatte, ihr aus angebohrner Eigenliebe eines jeden Menſchen nicht gleichgultig war, Ihr zorniges Weſen lies daher nach, und in den Zügen ihres Geſichts zeigte ſich die Freundlichkeit wieder, mit welcher ſie alle Welt an ſich zog. Fahren ſie fort, ſagte ſie, als er inne hielt.

Es iſt unmöglich, lies der Fürſt ſich ferner vernehmen, daß die Laſt, die auf Ew. Majeſtät Schultern liegt, ſie auf alles aufmerkſam ſeyn laſſen kann, was um ſie her vorgeht, und nicht gerade zu Regierungsangelegenheiten betrift, und ſo muß und kann es ihnen denn auch entgangen ſeyn, daß Prinz Staub nicht die eigentliche Erziehung genießt, die ihm als den Erben eines ſo weiten Reichs zukömmt, und daß die ihn umgebenden ſowohl ſein Herz als ſeinen Verſtand vernachläſſigen.

Sollte die große Miranda nun wohl etwas dawider haben, wenn einer ihrer Unterthanen die Lücke die ihnen verborgen blieb bemerkt, und zur Vollkommenheit das Fehlende zu bringen ſucht.

Ich, Miranda, habe dem Unfuge zugeſehen, ich habe unterſucht, ob der Fehler in dem Subjekte liegt oder in den objektiven Gegenſtänden, die auf ihn wirken, und ich habe das letztere gefunden.

Ich habe den Jüngling unterſucht, ich habe ein gutes Herz, ich habe Eigenſchaften angetroffen, die ich nicht erwartet hätte. Ich bin zwar überzeugt, daß zu einem großen Theile ſeines Talents, Bildung die nur in früher Jugend anſchlagen kann, vergeblich iſt, daß er die Stufe nie erreichen wird, die er ſonſt erreicht hätte. Aber wollen Ew. Majeſtät ihn noch ganz meiner Aufſicht anvertrauen, ſo ſetze ich meine Ehre zum Pfande, er ſoll ihnen wenigſtens als ihr Nachfolger keine Schande machen. Das wenige, was ich ihm bis jetzt geſagt habe, hat ſo gut Wurzel gefaßt, iſt ſo warm von ihm aufgenommen, und nach Möglichkeit ſo gut ausgeführt worden, daß es nicht fehlen kann, wird er kein vollkommner, ſo wird er doch kein unwürdiger Regent der weitläuftigen Staaten, die Ew. Majeſtät ihm laſſen.

Das ſoll er nicht werden, ſagte Miranda nicht ganz ſo unwillig, wie im Anfange, aber doch mit deutlicher Feſtigkeit, um einzuſehen, daß es ihr Ernſt ſey.

Das ſoll er nicht werden, wiederholte Fürſt Karedo betroffen, nun verſtehe ich ſie nicht, Miranda, ſetzte er mit einem ernſten Nachdruck hinzu, der einer Art von Vorwurf glich.

Auch ich will ihnen Erläuterung geben, entgegnete ihm Miranda, verlies das Zimmer, und verſprach, gleich wieder zu erſcheinen.

21.

Armer Jüngling! rief der edle Fürſt, wie er allein war, es wäre beſſer für dich, nicht in einem ſo hohen Stande gebohren zu ſeyn. Was kannſt du nun erwarten, wenn deine Mutter dich nicht zur Regierung beſtimmt hat. Dann bedaure ich dich.

Aber meine Hand will ich nicht von dir abziehen. Das ſchwör ich dir — ich wenigſtens will dir treu bleiben, und will ſuchen, deiner Schickſaale Bitteres zu erleichtern.

Und was wäre es denn, fuhr er etwas entrüſtet fort, wenn ich nun auch ihr ſagte, daß ſie wider alle Billigkeit handelte?

Still alter Graukopf — laß das Herz nicht mit deinem Verſtande davon gehen. Verbinde beydes mit einander. Laß uns in der Stille fortarbeiten, laß uns ferner das thun, was Politik uns befiehlt; laß uns hinter dem Mantel der Verſtellung ſpielen. Dem Staatsmanne iſt das keine Schande, er muß es und er kann oft dadurch mehr gutes ſtiften als er denkt.

Karodo mußte ſein Selbſtgeſpräch abbrechen, denn die Dame erſchien wieder mit einem Paket Briefen in der Hand.

Ich habe ſie vielleicht unruhig gemacht, Fürſt, ſagte ſie, ich will ſie wieder beruhigen. Laſſen Sie mich indeſſen immer einen Fehler geſtehen, der dieſer iſt, daß ich auf mein langes Leben, und meine dauernde Geſundheit zu viel gebaut habe, daß ich daraus Pläne entworfen, die, wenn das Schickſal es anders beſchloſſen gehabt hätte, vielleicht zum Nachtheil meines Landes und meines Nachruhms etwas beygetragen haben würden. Aber meinen Ruhm mußte ich auch erſt durch Jahre gründen, und ſtarb ich früher, ſo war es theils immer noch Zeit, daß Männer, wie ſie, den minderjährigen Staub erziehen kennten, theils lag mir dann nicht viel daran, wer nach mir herrſchte.

Allein entſündigen ſie mich von dem Leichtſinne, daß ich nicht auf die Erziehung des Prinzen geſehen, dieſes, was ſo um mich her vergieng, ſo nahe mir war, nicht zu bemerken, hatte mich zur Kurzſichtigkeit herabwürdigen müſſen, die bey einem Regenten ein Hauptmangel iſt.

Geſtehen ſie aber nur immer, Fürſt, ihre Weisheit hat es ihnen nicht entgehen laſſen, daß ich das ſo wollte. Und nun — hier ſind die Briefe aus dem Reiche Kareldufs. Vater und Mutter wollen gern ihre Tochter verabfolgen laſſen. Prinz Staub ſoll ſie kennen lernen.

Aus dieſer Ehe will ich Ihnen den erſten Sohn anvertrauen. Sie ſagen, es gäbe Bildungen, die in der Jugend nicht überſehen werden müſſen. Wohlan! dieſen bilden Sie. Hier bitte ich ſie, hier beſchwöre ich ſie, alles anzuwenden, damit er der Großmutter nachſchlage.

Ich muß freylich lachen, wenn ich mich Großmutter nenne, da Sie nur zu gut wiſſen, wie warm mein Herz an mütterlichen Gefühlen hängt, die mir leider verſagt ſind. Aber hier erforderts die Nothwendigkeit und die Eitelkeit muß ſchweigen.

In ein paar Jahren, Fürſt, haben wir einen Prinzen, an dem ſollen Sie ihre Sorgfalt üben, und für ihre Bemühung nehmen Sie dieſes Kammergut auf Abſchlag.

Aber Prinz Staub laſſen Sie nur gehen. Ich habe ihn beſtimmt für den Genuß zu leben, und nicht für die Regierung.

22.

Deutlich genug hatte ſich die Dame ausgedrückt. Fürſt Karodó konnte keinen weitern Zweifel in ihre Willensmeynung ſetzen. Indeſſen gieng er beſchenkt und betrübt nach Hauſe, und nahm ſich vor, troz ihrem Verbote wenigſtens den Prinz Staub nicht ganz zu verlaſſen, ſondern zu ſehen, daß auf den Nothfall, denn Miranda war ja doch für jeden Tag ſterblich, er die Regierung, ohne nicht ganz verwahrloſet zu ſeyn, antreten konne.

Es war gerade der Zeitpunkt, wo die Liebſchaft Mirandens mit Panſalmi dem Fürſten der Finſterniß im heftigſten Brande war, und dahin zielten auch Mirandens Ausfälle auf ſich ſelbſt.

Staub war in dieſer Zeit würklich, die äuſſre Ehrfurcht ausgenommen, die öffentlich ihm jeder erweiſen mußte, welches denn auch nur öffentlich von den meiſten geſchahe, ein unangeſehenes und vollkommen überflüſſiges betrachtetes Weſen bey allem, was den Hof ausmachte. Er fuhlte das ſehr gut, und da er eine gewaltige Portion Stolz hatte und nährte, die ſeine eigne Größe kannte, und die durch manchen verächtlichen Anſtoß immer vermehrt, und zur Rache geſpornt wurde, ſo entſtand hieraus der Reichthum von Ideen der Demüthigung der Größen, die nachher beym Antritt ſeiner Regierung beynahe in Grauſamkeit ausartete.

Denn Staub war übrigens gegen die niedern Stände beſonders gefällig, und gutthätig, wurde auch von ihnen zum großen Verdruß Mirandens auſſerordentlich geliebt.

Fürſt Karodò hatte ihm ſogar die niedern Stände achten gelehrt, und er war in dieſem Punkte ganz der Meynung der beſſern Fürſten, daß man, weil man von der niedern Klaſſe der Menſchen hauptſächlich Macht, Ehre, Reichthum zu erhalten habe, und ſie den Herrſcher eigentlich zum Herrſcher machen, man auch wieder ſie achten und ſchätzen müſſe.

Ja es ſchien ſogar eine kleine Diſpoſition in dem Prinzen Staub zu ſeyn, die Gleichheit der Menſchen in Anſehung ihrer Vorrechte anzuerkennen, und Verdienſt und Fleiß und kultivirte Talente, unterſchieden ſie nur einen von andern, und wären nur das eigentliche, was ſie unterſcheiden müſſe.

Daher auch wohl die erſt ſo bittre Strenge gegen ein gewiſſes Syſtem von Menſchenunabhängigkeit, welches in den Zeiten ſeiner Regierung allgemein zu werden anfieng, und bey dem auch er befürchtete, es möchte nicht zur Glückſeeligkeit des Allgemeinen beytragen, nachher aber durch dieſe innern Gefühle geleitet, es ſehr gut fand, und ſich ſogar zur Ausbreitung deſſelben vereinigte. Doch davon mehr, wenn wir ihn werden glänzen ſehen.

23.

Er bemerkte, ſo jung er war, und ſo wenig man ihn zum Nachdenken angehalten hatte, doch eine kleine Veränderung in des Fürſten Karedo Benehmen.

Er ſchien ihm ſchüchtern, wenn er zu ihm kam. Es wurde gewartet, über wichtige Dinge zu ſprechen bis dieſer oder jener ſich entfernt hatte, und ſelbſt wenn Bediente zugegen waren nahm man ſich in Acht, ihm eine bedeutende Frage vorzulegen.

Prinz Staub hatte ſeit einiger Zeit mehr Geiſt bekommen. Die wenigen Bemerkungen, welche der Fürſt gegen ihn ſich ausgelaſſen, hatte ſeinem Denken, welches lange ſchon ausbrechen wollte, aber keinen Spielraum dazu fand, einen Weg geöffnet, und es war ihm eine neue Beſchäftigung die um ſo hinreißender ihn anzog.

Eines Tages gab es doch die Gelegenheit, daß er mit ihm allein war. Ich habe ihr Vertrauen nicht mehr, Fürſt, ſagte er, womit hab ich es verſcherzt. Ich wünſche Offenherzigkeit, und ich werde ſie erwiedern.

Mit einer Thräne im Auge ſahe der Fürſt ihn an. Ich will offenherzig ſeyn, ſagte er, und ſie werden mich nicht verrathen. Sie haben mein Vertrauen noch ganz. Ganz ſo wie ſie es vom erſten Anfange hatten. Aber ich kann nicht, wie ich will. Mir iſt der Weg verſperrt ihr Freund zu ſeyn.

„Ich verſtehe ſie.. Alſo verboten — verboten hat man ihnen, mich zu belehren. Ich bin Gottlob ſo viel bey Sinnen, daß ich einſehe, wo das hinaus will. Nicht nur meinen Vater hat man geopfert, man will auch mich zum Opfer machen. Ich wär es auch lange, wenn man es nur könnte. Aber man iſt noch zu bedenklich.“

Schlagen ſie ſich das aus dem Sinn, ſagte der Fürſt.

Ich will mir es nicht aus dem Sinn ſchlagen, erwiederte etwas eifrig Prinz Staub, und ſeine Mine verzog ſich in düſtre Falten. Ich will immer daran denken, denn woran ſollte ich ſonſt denken, als an meinen Vater und an meine Vernachläſſigung. Ich will Rache deswegen nehmen.

Mir können ſie das ſagen, fuhr der Fürſt ſchnell heraus — aber laſſen ſie es nicht weiter merken.

Und ich hoffe entgegnete Staub, daß ich ihnen das ſagen kann, denn ſie haben ein Herz, und mit einem Herzen kann man ſo etwas nicht gut heißen. Und ich hoffe auch, daß ich um dieſes Befehls willen nicht ihren Unterricht vermiſſen werde.

Wo ich, und wie ich kann, ohne meiner Pflicht zu nahe zu treten, ſollen ſie ihn haben.

Fürſt Karodò hätte gern viel Wort gehalten. Aber es war ſelten der Fall, daß er konnte.

Theils war er zu ſehr in den Augen Mirandens, die einmal etwas zu fürchten zu haben glaubte, und von ihrer Vorſicht ihre Exiſtenz größtentheils erwartete — theils hatte er ſelbſt den Prinzen von einer heftigen Seite kennen lernen, und ſein Temperament ſchien ihm etwas gefährlich.

Der Saame zur Herrſchſucht liegt ſtark in ihm, pflegte er wohl zu ſich ſelbſt zu ſagen, und das: ich will! iſt in dem Munde eines rohen Despoten immer disharmonirender, als in dem Munde eines gebildeten, wenn er denn auch Intrigue damit verbindet.

Wenn beyde gut ſind, er der eine aus Herrſchſucht der andere aus Intrigue ſich auf die böſe Seite lenken, ſo will ich denn doch noch immer lieber unter dem intriganten als unter dem rohen ſtehen, denn der Rohe fährt zu, und wenn er mich einmal ins Elend geſchickt, oder gar in den Orkus, ſo kann ſeine wiederkehrende Güte mir nicht helfen, anſtatt daß der intrigante leiſer zu Werke geht, und ich vielleicht von der erweckten Milde ſeines Herzens noch Nutzen ziehen kann.

24.

Was Miranda mit ihren Briefen geſagt, und dem Fürſten entdeckt, geſchah. Es wurde dem Prinzen Staub eine Gattin vorgeſchlagen.

Er überlegte, ob dieſe Veränderung für ihn zuträglich wäre. Er fand die bejahende Stimme, und er beſchloß daher, ſich zu vermählen.

Die Perſon war ihm nicht zuwider. Seine Lebensart war einförmig, wild und roh. Er ſuchte mehr Zerſtreuung. Er glaubte ſie in einer Verbindung zu finden. Er fand ſie nicht allein für ſeine äuſſern Verhältniſſe, ſondern auch für ſein Herz.

Auf eine kurze Zeit war Prinz Staub ein ganz anderer Menſch als er vorher geweſen Seine Düſterkeit verlor ſich, es kam ein lebhaftes Weſen in ſein ganzes, welches ihn, ſelbſt denen, die ihn vorher unerträglich gefunden, erträglich machte, und Fedora, ſo nannte ſich ſeine Gattin, war nicht unglücklich mit ihm.

Warum des Schickſals eiſerne Hand, dieſes Band trennte, warum Fedora gerade in dem Augenblicke, wo ſie ihm noch mehr werden ſollte, als ſie ihm ſchon war, aus der Unterwelt abgefordert wurde, das konnte er nicht begreifen, und der Schlag traf ihn um ſo ſchmerzlicher, als er unerwartet war. Fedora drückte ihm den letzten Abſchiedekuß auf den Mund, und verſchied mit der gewiſſen Ueberzeugung, daß er zwar eine eben ſo reizende Gattin wieder bekommen würde, nie aber eine, die ihm den Werth ihres Herzens brächte.

23.

Prinz Staub war nicht der einzige, welchem der Vorfall, der für ihn ſo ſchmerzhaft war, traurig und auffallend blieb. Es gab mehrere, die für die entſchlafene Fedora eine auſſerordentliche Vorliebe gewennen hatten.

So wie alles bey ihrem Leben ſich mit ihr beſchäftigte, und ſie der Gegenſtand der allgemeinen Achtung und Liebe war, ſo war auch alles bey ihrem Tode in Bewegung, ich will nicht ſagen in Aufruhr.

Gewiſſe Gefühle reizen zum Nachdenken, und erwecken durch dieſe Muthmaſungen. Es iſt natürlich, daß das, was ich nicht gern verliere, mehr meine Aufmerkſamkeit auf Art und Urſache, warum ich es verliere, ſpannt, als was mir gleichgültig iſt.

Das Bedauren der armen Fedora, lies ſagen, daß ſie wohl länger hätte leben können. Der ſehnliche Wunſch, daß das geſchehen wäre, lies behaupten, daß ſie würklich länger hätte leben können, und der Gedanke lies den dritten erwachſen, daß ſie länger gelebt haben müſſe, wenn ſie nicht hätte ſterben ſollen.

Dieſes Sterbenſollen wurde denn aufgefangen, und eine Menge Menſchen wollten behaupten, daß man Mittel gefunden habe, eine Perſon, die wegen ihrer einfachen Herzensgüte ſich nicht in die Geſellſchaft ſchicke, in welche man ſie eingeführt, einen längern und ſichern Weg als den gewöhnlichen in die Wohnungen der Seeligen finden zu laſſen, wo ſie weit beſſer aufgehoben wäre, als in den unſrigen.

Eine andere Parthey war der ganz entgegengeſetzten Meynung. Sie behaupteten, die ſo allgemein beliebte Fedora ſey der Abgott aller Menſchen von Miranda an, bis zum niedrigſten Bewohner der Unterwelt geweſen, und deswegen könne ſie gar nicht anders als eines natürlichen Todes geſtorben ſeyn, weil niemand ſich getraut haben würde, Hand an ſie zu legen.

Eben, weil man nicht Hand an ſie legen wollte, ſagte ein anderer, iſt ſie ein Opfer geworden; man hat ſie ihrem Schickſal überlaſſen, und ſo iſt ſie denn auch ihrem Schickſale in die Ewigkeit entgegen gegangen, da Bemühungen ſie hätten retten können.

26.

Ein merkwürdig belauſchtes Geſchpräch wird hier nicht am unrechten Orte ſtehen.

Frau von Spadilla, die Gräſin Manille, und Baron Ponto waren beyſammen. Sie waren ja bey Hofe und alſo mußten ſie auch die Parthey derjenijenigen halten, die am Hofe angeſehen und gelitten war. Panſalvin der damals ſchon viel galt, hatte auch ſehr gut von Fedora geſprochen, und wie nun eines Tages dieſe drey in Einigkeit und Langerweile beyſammenſaßen, kam das Geſpräch auf die kürzlich verſtorbene Fedora, und das allgemeine Bedauren ihres Verluſts.

Codille. Woran muß nur die gute Dame geſtorben ſeyn? Sie war die Liebe ſelbſt, die Milde leuchtete aus jedem ihrer Blicke, und Ehrlichkeit war ihres Herzens erſter Grundſtein.

Manille. Sie wollen wiſſen, woran ſie geſtorben iſt? Sie ſtarb an der Ehrlichkeit, an der Milde und an der Menſchenliebe.

Ponto. Ey, ey! habe ich doch in meinem Leben von ſolchen Krankheiten auch gar nichts gehört. Benennt man denn die Krankheiten jetzt nach den Namen der Tugenden? So haben die Laſter ja wohl die wunderlichſten Krankheiten Namen.

Manille. Verſtehen ſie mich recht. Sie war zu mild, zu liebreich, zu ehrlich, um unter den Menſchen glänzen zu können wie ſie glänzen mußte, durch Feinheit, Intrigue und Kabale.

Spadille. Ihre Majeſtät die Königin hatten ſie ſehr lieb. Sie war wahrhaftig Mirandens Augapfel und ſie konnte ſo zu ſagen keine Stunde ohne ſie leben.

Ponto. Wahrhaftig, Ihre Majeſtät waren ſehr gnädig gegen eine ſo klein entſproſſene Dame. Ich habe geſehen, daß ſie ſie aufs zärtlichſte umarmt haben.

Manille. Wahr und richtig, auch ich habe das ſehr oft geſehen. Allein ich glaube bemerkt zu haben, daß gerade Miranda die ſchönſten edelſten und größten Handlungen der Prinzeſſin zwar bewunderte, aber durch Geberden und halbe Worte, zu verſtehen gaben, daß in einem bürgerlichen Leben, dieſes zwar ſehr glänzende Tugenden ſeyn mögten, und daß man da mit dieſer Verfahrungsart glänzen könne, daß aber im gemeinen Ueberſehen der Leiden des ganzen für Fürſten und Regenten nur Ruhm zu ärndten wäre, und daß das Detail dieſe große Ueberſicht hindere, deswegen auch keine Perſonen dieſes Ranges ſich mit der Unterſtützung der Individuen abgeben, ſondern blos ins Große arbeiten, und den Individuen es uberlaſſen müſſe, ins kleine für ihre Mitmenſchen zu ſorgen.

Ponte. Das iſt wahrhaftig ein Grundſatz, der der großen Frau werth iſt, eine fein ſpeculative Idee, die unſer einer gar nicht haben kann, ſondern auf welche man nur durch ein ſo hervorſtrahlendes Genie geleitet wird. Es giebt noch nur wenig Sterne erſter Große, und wie glücklich ſind wir, daß wir unter einem ſolchen Sterne lernen können, wie man eigentlich groß werden muß.

Spadille. Werden Sie es lernen, und werden Sie Gelegenheit haben, es zu üben, wenn ſie es auch lernten, da ſie den halben Theil der vier und zwanzig Tagesſtunden im Bette, das Viertheil am Spieltiſch verbringen, und im letzten Viertel entweder eſſen, oder mit angenehmen Nichts ſich beſchäftigen.

Ponto. Die Damen ſind nun einmal in ihrer Laune, und da will ich nicht widerſprechen.

Manille. Da leb ich mir den Fürſten Vanſalmi, der weis beynahe nicht, was Schlaf iſt. Doch weg davon. Wir verfallen in den Fehler über Kleinigkeiten das wichtige zu vergeſſen. Wir ſprachen von der Fürſtin Fedora, von den großen Ueberſichten Mirandens und kommen nun auf uns ſelbſt als kleine Individuen.

Prinz Staub hat Fedora zärtlich geliebt. Prinz Staub hat die Grundſätze der Gattin ſehr richtig und gut gefunden. Er hat Hoffnung gegeben, ſich darnach zu bilden. Dieſe Hoffnung hat aber übeln Eindruck gemacht. Nach Grundſätzen der Milde ſich bilden, heißt bey den Fürſten der Unterwelt, wie es auf der Oberwelt in Europa ꝛc. ausſiehet, das weis ich nicht, aber hier heißt es, ſchwach werden, aus dem Gleiße heraustreten, in dem man zu bleiben angewieſen iſt, den Herrſcherwerth durch Kleinigkeiten verlieren.

Da ſoll ſich denn unter einigen heimlichen Rathgebern Mirandens ein Plänchen entwickelt haben, welches man ihr mitgetheilt, daß nemlich die Fürſtin Fedora den Prinzen Staub zu einem weichen gefühlvollen Menſchen umſchaffe, daß wenn auch ſie, Miranda ganz ſicher für jetzt ſeyn könne, ſolche mildere Geſinnungen im Volke gezeigt, doch allerdings einen Eindruck der Anhänglichkeit erwecken, und in der Folge gefährlich werden könne. Daß ferner für die Kinder Federens nichts viel ſich unternehmen laſſen würde, weil bey ſo zärtlicher Uebereinſtimmung Vater und Mutter ſich nicht gefallen laſſen würden, ſie von ſich zu geben, und bey der Erziehung der verweichten Perſonen nicht viel daraus erwachſen könne.

Es ſey daher, fuhren die Rathgeber in ihren geheimen und allgemeinen Bemerkungen fort, wohl rathſam, wenn der Himmel, der über der Mittelwelt ſchwebe, und auch die Unterwelt zu gleich regiere, ein kleines Einſehn darin hätte, und Federen, die für ſeine Denkungs- und Lebensart ganz gemacht wäre, bald zu ſich nähme.

Spadille. Ey ey, das iſt ja eine Deduktion, die des erſten Miniſters werth iſt. Das iſt eine ſo ſcharmante Auseinanderſetzung von Gründen und Gegengründen, daß man ſich darüber freuen muß. Ich möchte den Mann wohl kennen, der das gearbeitet, und wenn er auch ſo heßlich wäre, wie die Sünde ſelbſt — doch geſtehe ich, daß dieſe manchmal ſehr ſchön iſt — ich würde ihn lieben können.

Ponte. Ew. Gnaden ſind ſehr feuerfangender Natur. Ich muß geſtehen, es gehört eben nicht viel Kunſt dazu, einen ſolchen Plan zu entwerfen, wenn man nur auf die rechten Ideen kommt.

Spadille. Da haben ſie wohl recht, mein ſcharmanter Schatz, wenn man nur auf die rechten Ideen kömmt. Ja die rechten Ideen werden ſie aber doch wahrlich im Schlaf nicht erlangen.

Ponto. Ihre Spötteleyen werden mich nicht aufbringen, meine Theuerſte. Sie werden aus einem ſo angenehmen Munde geſagt, daß ſie Wohlklang ſind. Es liegt ein überraſchendes Behagen darin. Darf ich ſie bitten, Dame Manille, mir zu ſagen, wenn ſie es anders wiſſen, wie Miranda dieſe Pläne aufgenommen hat.

Manille. Sie ſoll ganz entſetzlich erzürnt geweſen ſeyn, daß man über ihren Liebling einen Rath ihr mitzutheilen ſich erdreiſten können. Sie hat zwar nicht geläugnet, daß in dem Aufſatze erſchrecklich viel Syſtem der Regimentsform läge, allein ſie hat auch geſagt, daß es ſie beleidigen hieße, wenn man Federen etwas unrechtes ſelbſt hierin zutraute.

Ponto. Aber es kömmt mir ſo vor, daß ſich das nicht mit dem reime, was ſie mir erſt geſagt haben. Jenes ſchien ſo etwas von Wunſche vorauszuſetzen, und Federa iſt doch nun würklich todt.

Manille. Von Wunſche. J bewahre Gott! wie können Sie das nur glauben?

Sie hätten ſehen ſollen, wie Miranda gewütet hat, daß der Himmel ſo ſchnell in Erfüllung der Wünſche der Unholde geweſen iſt, die ihrer Federa ſo ſonderbare Ideen zutraueten.

Spadilla. Sie ſind wahrhaftig eine kleine Spitzbübin, Mamſelle. Aber man ſieht es, daß ſie bey dem Fürſt Panſalmi in die Schule gehen.

27.

Prinz Staub war auſſer ſich. Es war eine Epoche ſeines Lebens, die wohl den meiſten Einfluß mit auf eine harte, widrige Stimmung ſeiner Seele gegen gewiſſe Stände erzeugt hatte. Er hatte weder in ſeiner zarten Jugend, noch in dem Mittelalter Gelegenheit gehabt, mit irgend einem Menſchen, das was man innigen Bund nennt, zu ſchlieſſen. Er wußte nicht einmal, was Vertraulichkeit war.

Er hatte keinen Jugendgeſpielen ſeines gleichen gehabt, und jeder andere war vor ihm zurückgetrieben, weil er ihm zu hoch war. Seine Gefühle hatten geahndet, daß es etwas dergleichen geben müſſe, was man Herzenswärme nennt, aber gefunden hatte er ſie nicht.

Selbſt das weibliche Geſchlecht hatte wenig Reiz vor ihm gehabt. Von ſeiner Mutter ſichtlich vernachläſſigt, machte dies ſchon keine reizende Idee für ihr Geſchlecht in ihm rege. Die Hofdamen waren ihm zu eitel, zu kokett, zu weggeworfen. Der übrige Theil warf ſich ihm entweder in den Weg, und da waren ſie von der ſchlechteſten Klaſſe, oder ſie zogen ſich gänzlich vor ihm zurück, wenn ſie zu den beſſeren gehörten.

Seine Seele ahndete etwas von möglicher Glückſeligkeit, wie er den Vorſchlag zu einer Vermählung hörte. Ideen davon konnte er nicht haben, worin dieſes Glück beſtehen könnte. Die Ehen des Hofes waren mit dem Zeremoniel deſſelben ſo undurchdringlich umgeben, daß in ihr inneres kein Blick zu thun war, und wenn ja einmal etwas über Ehſachen öffentlich wurde, ſo waren es ſcandaloſa, die ihn eben nicht erbauen konnten.

Nicht einmal theoretiſcher Kenntniſſe davon konnte er ſich rühmen. Wer hätte ihm das Glück der Ehe lehren ſollen, da es keiner theils kannte, theils man voraus wußte, wenn er auch zur Ehe be-

beſtimmt wäre, ſo würde dieſes doch nur eine konventionelle Ehe werden, die auf Herzenliebe keinen Bezug hätte.

Prinz Staub trat alſo in dieſen Stand, ohne etwas anders, als Neuheit und Veränderung ſich dabey zu denken, und er fand noch mehr, als er geſucht hatte. Er fand eine liebenswürdige Gefährtin ſeiner Gefühle, er fand eine harmoniſche Theilnahme an ſeiner Laune und Mislaune. Er fand die entſchiedne Wahrheit, daß auch ein Fürſt in einer Gattin Freund und Schweſter finden kann.

Das war ſeinem Herzen anfangs ein angenehmes Spielwerk, und ſeiner Seele zuletzt ein nothwendiges Bedürfniß. Auch kannte er keinen, nicht den kleinſten Grad von Verſtellung, und offen ſahe jedermann, wie innig er mit der guten liebenswürdigen Fedora vereinigt war.

Hätte er Freunde gehabt, ſie hätten ihn warnen müſſen.

Nicht als ob wir jenen hämiſchen Bemerkungen der Dame Kamille Glauben beymeſſen wollen, aber leider iſt ein Fürſt immer weiſe, wenn er das, was in ihm vorgeht, mehr für ſich zu behalten ſucht, als wenn er es offen darlegt, weil mit dem guten oft Schwächen zum Vorſchein kommen, wer zu ſehr beobachtet iſt, als daß man an ihm ſie nicht gleich bemerken, nicht gleich tadeln ſollte.

Gewiß iſt es aber, daß Prinz Staub die Zeit, in welcher er mit Federen gelebt, für die glücklichſte ſeines Lebens hielt, und ſelbſt immer geſtanden hat — keine Vorzeit und keine Folge habe bey ihm die Stufe der Zufriedenheit erreicht, die ihm damals zu Theil geworden.

23.

Und ſie war dahin, die Blume, die ſeine Tage verſchönerte. Sie war dahin die liebliche Frucht, die ſein künftiges Leben ihm angenehm machen ſollte.

In den Augenblicken der ſchönſten Hoffnungen, in der Minute, wo er den Umfang der reizenden

Ausſicht bewunderte, die ihm bevorſtand, wo er den Gegenſtand der Seeligkeit, die er genoß, und nun erſt genießen ſollte, anbetete — riß ein wüthender Sturm das ſchöne reizende Gebäude zu Grunde, ſchnitt ein ſcharfer Senſenhieb den Halm ab, auf dem die Hoffnung grünte.

Zugegen war er nicht in dieſem Augenblicke. Wiſſen mußte er die Trauerpoſt. Niemand war, der ſie ihm ſagen wollte. Schüchtern floh jedermann vor ihn.

Aengſtlichkeit bemächtigte ſich ſeiner. Er wollte dahin, wo die Entſeelte lag, wo ſie den letzten Hauch von ihm gegeben hatte. Man hatte ihm dies noch nicht geſagt — man wähnte, er könnte ihr gefährlich werden. Er glaubte ſie noch lebendig, und lies ſich abweiſen. Hoffnung lebte ja noch in ihm.

29.

Aber Miranda wußte es ſchon, und die Sorge um ihren Sohn hatte ihren Schmerz etwas gehemmt.

Sie ſchickte nach ihren Liebling Panſalmi. Sie frug ihn, ob er ſich wohl getraue, dem Prinzen Staub die Nachricht vom Tode ſeiner Gattin zu hinterbringen?

Getrauen? erwiederte er. Warum das nicht. Es iſt ja kein grimmiges Thier, ſondern nur ein Menſch. Alſo iſt ſie todt! Und warum iſt ſie todt — und warum muß ſie todt ſeyn?

Da rechte mit dem Himmel ſagte Miranda.

Mit dem Himmel — erwiederte er bedenklich. Nun es hat ſo ſeyn ſollen, es hat ſo ſeyn müſſen. Aber den Arzt, der ſie in der Kur gehabt, den lies ich doch ein bischen aufhenken.

„Panſalmi! Das wäre ja grauſam — unerhört wäre es. Wie kömmſt du dazu?“

Wie ich dazu komme. Je nun, ich denke, die Aerzte ſind da, um die Menſchen geſund zu machen, nicht ſie zu tödten.

„Aber das Sterben können ſie doch nicht verhindern.“

Das ſollen ſie ja eben verhindern. Und am allererſten ſollen ſie das bey guten Menſchen. Die böſen — ey die möchten ſie immer hinſterben laſſen.

„Panſalmi! — biſt du raſend? Da würden ja die meiſten ſterben.“

Und wenn auch ich und du unter den Todten wären, ſo lebte doch Fedora wenigſtens noch.

Es ſchien Miranden zu verdrießen, daß Panſalmi ſich die Freyheit nahm, ihr das zu ſagen. Allein er hatte ſich ſchon mehrere Freyheiten zu der Zeit genommen. Und ſo ganz konnte ſie nicht über ihn losbrechen; weil er ſich ſelbſt auch mit genannt. Sie wendete es alſo als einen Scherz, und bat ihn nur zu eilen, ehe Prinz Staub etwa durch einen andern es erführe, und in der erſten Hitze unangenehme Dinge begienge.

Panſalmi, der Fedoren ſehr hoch geſchätzt hatte, bereuete es nicht, ſeiner Galle Luft gemacht zu haben, und mußte doch wohl muthmaaßen, daß es nicht ſo ganz richtig mit Fedoren zugegangen, weil er ſich ſolche Ausdrücke erlaubte. Er wäre auch wohl aus Achtung für ſie, gern dem Manne an der Gurgel geweſen, der ſie nach ſeiner Meynung vernachläſſigt hatte, aber es war ihm nicht gut beyzukommen.

30.

Indeſſen trat er ſeine Wanderung zum Prinzen Staub an. Dieſe beyden waren ſtets mit einander auf einen entfernten zwar aber doch artigen Fuß umgegangen. Prinz Staub that dieſes nicht aus Achtung für den Geliebten ſeiner Mutter, denn er hatte ſie nicht lieb genug, um auch noch ihrem Geliebten gewogen zu ſeyn, ſondern es war Achtung, die er für das Talent des Fürſten hatte, welches aus ſeinen Handlungen hervorblickte. Er hatte noch mehr Achtung für den Kriegsmann der ſchon ſo vielfältig ſeine Thaten gezeigt, wie er überhaupt Achtung für Heldenmuth und Kriegerſinn hatte, wovon er ſelbſt Freund war.

Er hätte gewiß gern vielen Feldzügen beygewohnt, wenn der Rath ſeiner Freunde, ſich nicht von da zu entfernen, wo ſeine Gegenwart vielleicht in einem kritiſchen Augenblicke ſehr nöthig ſeyn könnte, ihn abgehalten, den Ort ſeines Aufenthalts zu verlaſſen.

Panſalmi, deſſen Lieblingsleidenſchaft, wie wir wiſſen, der Stolz war, hatte auf alles, was Anſpruch, gerechten Anſpruch auf Stolz machen konnte, ſein Augenmerk, und das war die Urſache, warum er ſich gegen den Prinzen Staub immer mit einer Ehrfurcht betragen, die dieſen es vergeſſen lies, daß er vielleicht bey ſeiner Mutter ihm Eintrag thun, und nach Dingen ſtreben könnte, die ihm eigentlich gebührten.

Auch war dieſes wie die Leſer ſchon aus dem Leben Panſalmis wiſſen werden, gar nicht ſeine Abſicht, und wenn ſie ja es geweſen wäre, wie die letzten wüſten und unglücklichen Tage ſeines Lebens wohl etwas von einer ſolchen Idee ahnden laſſen können, ſo war doch damals noch kein Keim davon in ihm.

Wenn aber dieſe beyderſeitige Artigkeit ſchon keine Uneinigkeit unter dieſen beyden anzeigte, wenn ſchon dieſes Verhältniß allgemein bekannt, und man wußte, Prinz Staub und Fürſt Panſalmi wären keine Feinde, ſo waren doch ihre Zuſammenkünfte ſehr ſparſam, und Panſalmi kam nur an Courtagen zum Prinzen, ſo wie dieſer zuweilen der Etikette wegen den Fürſten mit ſeinem Beſuche beehrte.

Aber ſo ein freundſchaftliches unverhoftes Ueberfallen fand unter ihnen nicht ſtatt, und Prinz Staub wurde leichenblaß, als Fürſt Panſalmi unangemeldet in ſein Zimmer trat.

31.

Du biſt mir ein fürchterlicher Bote, rief er ihm entgegen. Du kannſt mir nichts gutes bringen. Meine Mutter ſchickt dich zu mir, du ſollſt mir eine Trauerpoſt melden. Sprich ſie nicht aus. Du könnteſt mich raſend machen.

Der Fürſt machte Mine zu reden, aber Prinz Staub faßte ihn bey beyden Händen.

Sprich ſie nicht aus, ſage ich noch einmal. Du ſiehſt ich rathe alles — aber Worte — Worte darüber kann ich nicht hören — darf ich nicht hören. Die Gedanken darüber tödten mich faſt, geſchweige denn Worte.

Wohlan, Prinz, ich will nichts reden. Glauben ſie denn, daß es meinem Herzen auch angenehm iſt, der Ueberbringer einer ſolchen Botſchaft zu ſeyn? Betete nicht die ganze Welt um uns ſie an, und iſt es nicht, als ob ein Engel unter uns geſtorben wäre? habe ich mich nicht überwinden müſſen, bey der Nachricht nicht raſend zu werden, und habe ich nicht ihrer Mutter Bitterkeiten unſchuldig fühlen laſſen, und die Ungerechtigkeit des Schickſals beynahe bis zur Beleidigung gegen Miranda verwünſcht?

Haſt du das gethan? Nun wenn du das gethan haſt, dann muß ich dich wohl unter die guten Menſchen zählen. Dann kannſt du auch von ihr reden, denn nur die guten Menſchen dürfen von ihr reden.

Du biſt meiner Mutter Buſenfreund, und ich ſollte dir das nicht ſagen. Aber ich muß es dir doch ſagen, denn wer als du, könnte es ihr wieder ſagen.

Bitte ſie — bitte meine Mutter nicht von ihr mit mir zu reden, und wenn du etwa denkſt, ich glaube meine Mutter ſey nicht gut, ſo denke das nur immer, denn ich glaube, wenn eine Mutter ihren Sohn nicht lieben kann, ſo iſt ſie nicht gut.

Aber den Arzt ließe ich aufhängen, ſagte Panſalmi, dem der Gedanke der Grauſamkeit ohnedem oft in der Seele lag, und der bey dieſer Gelegenheit, weil er wurklich Federens Tod nicht gern ſahe, eine größere Portion in ſich aufkeimen lies. Sie wäre doch wohl zu retten geweſen.

Wild fuhr der Prinz auf:

Wäre ſie zu retten geweſen? kannſt du mir das verſichern. Laß ihn holen, laß ihn bringen.

Panſalmi ſtand ſchon auf, und triumphirte ſchon in ſich, daß er jemanden hängen ſehen würde, von dem er glaubte, daß er ihm eine unangenehme Stunde gemacht — als ihn der Prinz zurückrief.

Bleiben ſie nur, ſagte er gelaßner — das hilft doch zu nichts. Sie könnte noch im Grabe zürnen.

Siehſt du, Panſalvin, fuhr er fort — wenn ſie zu retten geweſen wäre, man hätte ſie gewiß gerettet, denn ſo teufliſch konnte kein Menſch ſeyn, dieſe liebe Fedora nicht zu retten. Was hat ſie denn irgend einem Menſchen gethan?

Und wenn man teufliſch genug hätte ſeyn können, ſie zu tödten, was wäre denn das bischen Aufhängen für eine Strafe? Das wäre eine Wohlthat für ſolche Menſchen, denn ihr Gewiſſen muß ſie ja ewig peinigen.

Hierin war nun Panſalvin mit dem Prinzen nicht einerley Meynung. Er hätte lieber hängen ſehen — Aber doch bewunderte er dieſe Stimmung des Gemüths des Prinzen, von der er ſicher wußte, ſie war vorher nicht ſo da geweſen, und die er alſo ganz allein auf Rechnung Fedorens ſchreiben mußte.

Es wurde nun mehr von ihr geſprochen. Der Prinz konnte nicht genug gutes von ihren vortrefflichen Eigenſchaften erzählen, und der Fürſt ſtimmte mit ein.

Sie ſchieden als die beſten Freunde in einer traulichen Umarmung.

Ich werde ihnen dieſen Tag nicht vergeſſen, Panſalvin. Sie haben mich wirklich aufgerichtet. Daß ein Menſch in den erſten Augenblicken meines Schmerzens ſo theilnehmend mit demſelben war, das hat mich der Vernunft wieder gegeben.

Fedora ſelbſt würde es gut heißen, wäre ſie hier, ſagte Panſalvin.

Ja, das würde ſie, entgegnete der Prinz, und ſeine Augen wurden naß.

32.

Würklich war es ein glücklicher Einfall von Miranden, daß Panſalvin dieſen Auftrag von ihr bekam. Er hatte ſich deſſen auch ſo gut entledigt, daß ſie ihm ihre volle Zufriedenheit zu erkennen gab.

Er ihr nicht ganz die ſeinige. Er war unbeſcheiden genug, ihr zu ſagen, daß es nicht ſchmeichelhaft für eine Mutter ſey, wenn der Sohn wünſche, daß ſie nicht mit ihm über Angelegenheiten ſeines Herzens ſprechen ſolle, und er ſey auch wegen des zukünftigen Glückes des Landes nicht damit zufrieden, daß ſie ſo wenig harmoniſch mit ihm lebe, denn die Hoffnung, auf welche ſie ſich wegen der Zukunft geſtützt, ſey doch nun vorüber, und der Prinz würde ſich ſchwerlich zu einer neuen Wahl entſchließen.

Gefehlt, ſagte Miranda, ich wette mit ihnen, Fürſt, das Gegentheil. Nicht daß er Fedoren ſo leicht vergeſſen hätte, oder vergeſſen könnte, ſondern weil ihm es Bedürfniß geworden iſt, eine Gefährtin ſeines Lebens zu haben.

Wenn der erſte Schmerz vorüber iſt, ſagte ſie, wenn er erſt nicht mehr fühlen wird, was er hatte, ſondern was er verloren hat, dann werden ſie ihn bald wieder ſtreben ſehen, in die Lage zurück zu kommen, aus welcher man ihn geriſſen.

Man ihn geriſſen? — Auf dieſes Wort legte Panſalvin einen ſtarken Akzent.

Hören ſie auf, mich mit dem zu quälen, was das Verhängniß thut. Der Herrſcher iſt in dem Falle, jeden Augenblick mit dem nicht zufrieden ſeyn zu können, was um ihn her vorgeht.

Panſalvin ſchwieg. Es war aber von dieſem Zeitpunkte an, eine Kälte in ſeinem Betragen gegen Miranda, und ſeine Freundſchaft für den Prinzen Staub wurde Anhänglichkeit.

Freylich miſchte ſich die Politik mit in dieſe Anhänglichkeit, und vielleicht würde ſie ſo ſchnell geendet haben, wie ſie entſtanden war, wenn Prinz Staub der Mann geweſen wäre, der Panſalvin etwas hätte in den Weg legen können. So aber war das glücklicherweiſe der Fall nicht, und Panſalvin ſahe ſich im Stande, in der Folge dem Prinzen einen ſo weſentlichen Dienſt zu leiſten, daß er gewiß ſehr ſeine rechte Hand geworden wäre, wäre Panſalvin nicht geſtorben, ehe er zur Regierung kam.

31.

Dieſer Fall traf in die Zeit, wo Panſalvin ſchon von der Liebe zu Miranden geheilt, blos noch dem Stolze ſein Opfer brachte, und die Liebe andern überließ.

Dieſe beſaß bey Miranden ein junger ſchöner Mann, gegen welchen Panſalvin auch ſo lange nichts einzuwenden hatte, als er ihm ſelbſt nicht gefährlich werden konnte.

Miranda hatte zwar nicht ganz unrecht gehabt, wie ſie als Menſchenkennerin prophezeyhet, daß dem Prinzen Staub bald eine Gattin unentbehrlich werden würde, und daß er eine ſo gewohnte Anhänglichkeit erſetzt haben müſſe, denn der Prinz nahm eine zweyte Gattin, mit welcher er in einer ruhigen und glücklichen Einigkeit lebte, und mehreremale die Freude hatte, ſeine Ebenbilder auf dem Schooße zu wiegen, allein, das, was der Genuß ſeiner erſten Verbindung geweſen war, war dieſer ihm doch nicht.

Miranda hatte, ihren Zweck beſſer und wichtiger erreicht. Sie ſagte dieſes triumphirend dem Fürſten Panſalvin, und mit einem bedeutenden Winke auf die Zukunft dem Fürſten Karodó, der zwar ihr erwiederte, daß er ihr Glück bewundere, welches ihr auf allen Seiten zuzufallen ſchien, aber doch nicht für gut hielt, daß etwas gegen den Prinzen Staub unternommen würde, weil einmal auf ſeinen edlen menſchenfreundlichen Karakter das Volk baue. Nun war es wahr und richtig, daß der Prinz beſonders gegen Arme und Nothleidende einen ausgezeichneten Edelmuth bewies, daß er ſehr ſcharf wahre Leidende von verſtelltem Unglück zu unterſcheiden wußte, und mit dieſen erſtern als mit ſeinen Freunden verfuhr, aber die eingeſchränkten Kräfte erlaubten ihm das oft nicht, und ſeine eigne Mutter hielt ſo viel ſie konnte, ſeine kleinen Revenuen zurück, oder ſuchte ſie auf andre Ausgaben zu leiten, damit er nicht zu viel Freunde mit ſeiner Gutmüthigkeit ſich machen ſollte.

Graf Solo war es, der in dem Herzen Mirandens unumſchrenkt herrſchte, ſeitdem Fürſt Panſalvin mit ihr überein gekommen, daß ſie ſich nur hochſchätzen wollten. Graf Solo war der ſchönſte Mann, der vielleicht in der ganzen Unterwelt ſich befand, und es iſt die Frage, ob die Mittelwelt einen dergleichen aufzuweiſen, und die Königinnen derſelben je von einem ſchönern Manne entzückt geweſen.

Graf Solo hatte bey ſeiner reizenden Geſtalt einen einnehmenden Verſtand, und eine Gabe ſich einzuſchmeicheln. Sanft ſcheinen war eine ſeiner Künſte, und weil Miranda gern Sanftheit mit ihrem etwas heftigen und wilden Karakter, beſonders in der Liebe paarte, ſo wurde er ihr vor allen werth.

Doppelt angenehm erſchien er ihr, wie ſie auch gewahr wurde, daß er Ausführungsgeiſt beſaß. Denn mit dem Prinzen wurde es ihr von Tage zu Tage läſtiger. Je mehr ſie den kleinen Staub anſahe, deſto widriger war er ihr geworden, je mehr ſie den großen Staub anblickte, deſto gefährlicher kam er ihr vor.

Jetzt ſchien er ihr in den Augen der Bewohner ihrer Länder in der Unterwelt immer mehr zu gewinnen, da er den Staat mit der Gewißheit künftiger Beherrſcher verſorgt.

Sie glaubte nun in jedem Augenblicke nicht ſicher für ihn zu ſeyn. War es das böſe Gewiſſen, was ſie ſchlug, oder war es irgend ein andrer Dämon, der ſie bange machte, genug, ſie gieng ſorgenvoll zu Bette, und ſtand ſorgenvoll wieder auf.

Sie fürchtete ihn. Er hatte keine Idee ihr etwas zuwider zu thun. Er war troz den Haß mit dem ſie ihn haßte, gehorſamer Sohn. Er ſtrebte nie nach dem, was ihm nicht von Rechtswegen zukam, und es war Strafe für ſie, daß ſie ſich nicht davon überzeugen konnte.

34.

Es war ein froher Tag für ſie, als ſie entdeckte, daß Graf Solo nicht abgeneigt ſey, ihr in dem Plane, ihrer Furcht und ihrer Zweifel los zu werden, beyzuſtehen. Sie durfte weder dem Fürſten Panſalvin, noch dem Fürſten Karodò mehr mit dergleichen Anträgen kommen.

Fürſt Körwit war auſſer Aktivität, und kümmerte ſich nicht mehr um ſie, oder irgend etwas, was ſie angieng. Alſo ihr geliebter Solo war ihr Troſt. Das Komplott wurde gemacht. Staub ſollte das Opfer werden.

Es war alles trefflich angelegt. Ein Zufall ſollte es ſcheinen, und der Zufall konnte nicht beſſer angelegt ſeyn.

Aber Panzalvin hatte große Spione. Er war zwar entfernt von dem Orte, wo Miranda mit dem Geliebten ihres Herzens ſich aufhielt, er war zu einer großen Expedition entfernt, aber demohngeachtet wußte er alles bis auf den kleinſten Umſtand, was den Miranda vergieng. Nicht der Schritt, den ſie außer dem gewöhnlichen Gange that, war ihm verborgen, wie hätte ein Vornehmen von dieſer Wichtigkeit vor ihm geheim gehalten werden können.

Es war aber nicht genug es zu wiſſen, es mußte geholfen werden. Prinz Staub war nicht allein ſein Freund, er war ihm nothwendig. Er konnte dieſen Plan leicht verhindern, wenn er nur merken lies, er wiſſe ihn. Dann wurde er nicht ausgeführt, allein dann wurden gewiß andre eingefädelt, die vielleicht beſſer ausgeführt wurden. Es mußte aller fernerer Verſuch zugleich mit verhindert werden.

37.

Prinz Staub hatte noch einen Freund, der es zwar nicht ſo öffentlich war, daß jedermann es wußte, aber eben, daß dieſes nicht bekannt war, war ein Grund, warum Fürſt Panſalvin auf ihn verfiel, und ihn zur Rettung des Prinzen brauchen wollte. Sie verabredeten es mit einander, und General Mittreff, ſo war der Name des Edlen, mußte, nach einem ſonderbaren ausgefuhrten Manöver, welches beyder Uebereinſtimmung gänzlich in Zweifel zog, dahin reißen, wo Miranda ſich aufhielt.

Auf alles dieſes hatte man nun keinen Verdacht. Im Gegentheil, Miranda verſicherte, ſie ſelbſt wolle an die Verſöhnung Wittreffs mit Panſalvin denken, und daran arbeiten, ſolche Stützen ihres Reichs wieder in gemeinſchaftliche Thätigkeit zu ſetzen.

Nichts weniger aber dachte ſie, als daß dieſes ihren Plan treffen und zerſtören ſollte. Selbſt das kennte keinen Verdacht erregen, daß General Wittreff ſogleich dem Prinzen Staub einen Beſuch machte. Dies war Gewohnheit bey jedem, der an den Hof kam.

Indeſſen entdeckte der General dem Prinzen Staub ſogleich, wovon die Rede war, und dieſer erſchrak nicht wenig, war aber auch nicht wenig vergnügt, wie er hörte, daß ſelbſt Panſalvin mitgewirkt, um ihn zu retten.

Man bedurfte es aber ſehr, ſeine Maasregeln ſo vorſichtig als möglich einzurichten, damit man nicht allein dieſer Gefahr entrinnen, ſondern auch die Möglichkeit verhindern könnte, neue Pläne auf den Untergang des Prinzen zu machen.

Da der General alle mögliche Addreſſen Panſalvins hatte, ſo konnte es ihm nicht ſchwer werden, Urheber und Mitſchuldige des Komplots herauszubringen, und er wußte bald, daß Graf Solo nicht allein der Hauptanführer deſſelben ſey, ſondern auch es auszuführen ſelbſt über ſich genommen.

Daher richtete man ſeine Sache ſo ein, daß dieſer in die Falle fiel, die er andern gegraben.

Prinz Staub ſubſtituirte jemanden, der auch mit einer leichten Wunde davon kam, und wie Graf Solo eben im Begriff war, die lezte Hand an das Werk zu legen, da brach der General und Prinz Staub ſelbſt hervor, und Graf Solo wurde ſo hart verwundet, daß er wenige Tage nachher an ſeinen Wunden ſtarb.

Es konnte hierüber nichts geſagt werden. Es war ein Zufall, und Miranda ſelbſt, und Graf Solo hielten es für einen Zufall. Es war ein unglücklicher Zufall, über den Miranda lange Thränen vergos.

Indeſſen ſo wie jenes, was Zufall ſeyn ſollte, zu Panſalvin und Wittreffs Wiſſenſchaft kam, ſo wurde, da nichts ſo klein geſponnen iſt, was nicht endlich an die Sonne käme, auch dieſes entdeckt, daß die Rettung des Prinzen Staub nicht Zufall ſondern Verabredung geweſen.

Wie die Entdeckung zugegangen, gehört nicht in Staubs Geſchichte, genug, daß der General Wittreff darüber die Unterwelt meiden, und eine Stufe höher ſich begeben mußte, daß die Verrätherin des Zufalls einen bedauernswerthen aber doch vielleicht gerechten Tod ſtarb, und man wohl einzuſehen anfieng, man wäre zu nahe von Argusaugen umgeben, um ohne eine faſt unmögliche Vorſicht etwas gegen den Prinzen Staub bewürken zu können.

Ende des erſten Abſchnitts.

Staub der Erſte

Kaiſer der Unterwelt.

Zweyter Abſchnitt.

1.

Miranda, deren Ruf die ganze Unterwelt erfüllte, die von übel unterrichteten, beſoldeten, hungrigen und ſchmeichelnden Geſchichtſchreibern zur zweyten Semiramis erhoben wurde, wenigſtens ſo lange ſie lebte; — war auf nichts eifriger bedacht, als ihren Glanz, ihren Ruhm bey der Unterwelt zu erhöhen, ihre Staaten zu vergrößern, und als Weltkaiſerin die Nationen aller Reiche vor dem Throne ihrer Finſterniß in Feſſeln zu ſehen.

Bärenland war zum Theil in ihrer Gewalt, aber dieſes, das ſie mit dem Fürſten von Sandland und dem Herzog von Fettland theilen mußte, genügte ihrem Länderdurſte bey weitem nicht. Sie ſah das ihr nahe gelegene Fichten- Eis und Wallfiſchland als gute Priſen an. Der König von Fichtenland ſchien ihr leicht überwindlich, ſeine Krankheit machte ihr Projekt leicht, und eben ſo leicht ware ihr die Ausführung geworden, hatte ihr nicht der Prinz, deſſen Weisheit und Vorſicht allgemein bekannt iſt, unüberſteigliche Hinterniſſe im Weg gelegt. Deſto ſicherer glaubte ſie beym jungen König vom Eisland zu gehen. Starno, das iſt der Name dieſes jungen Königs, hatte durch Meuchelmord ſeinen allgemein geliebten Vater verlohren, und hierauf baute Miranda ihnen Plan. Der arme Prinz iſt einſam, verlaſſen -- dachte ſie, — er ſehnt ſich nach einen Gegenſtande der Geſelligkeit, der Unterhaltung — der Liebe, die Leeren ſeines jungen Herzens auszufüllen. Wie? bin ich nicht im Stande ihm dieſen zu gewähren? ihm eine Geliebte zu geben, die meine Tochter iſt, die ihn zu meinem Sohne und mich zur Mutter des Königs und des Landes macht? Müttern iſt man Gehorſam ſchuldig — Mütter herrſchen — und ich verſtehe zu herrſchen und Starno werde ich lehren gehorſam zu ſeyn. Wir werden ſehen, in wie weit Starno ſich auf das letztere verſtand.

Damals lebte Miranda in Zwiſtigkeit mit Starno, deſſen Reiche ſie ſchon in frühern Zeiten einige ſeiner traurigen Provinzen abgenommen hatte, und höchſt wahrſcheinlich iſt blos das neuaufkeimende Projekt in Mirandas Kopfe die Urſache des ſchnellen Friedens, den ſie ſo eben mit ihm geſchloſſen hat. Denn kaum war durch den Frieden die Eintracht und das gute Vernehmen zwiſchen Miranda und Starno hergeſtellt, als man auch bald zwiſchen ihnen gegenſeitige Aufmerkſamkeit, und überhaupt ein Betragen merkte, das mit dem Haß, der Erbitterung und den Schmähungen, womit ſie ſich während des Kriegs verfolgt hatten, auf eine höchſt auffallende Art kontraſtirte. Die Schimpfnahmen, die man während des Krieges gegen den armen König von Eisland am Hofe der untern Welt ausgeſtoſſen hatte, verſtummten auf einmal, und ſelbſt die Offiziere beyder Reiche bezeigten bey jeder Gelegenheit die Achtung, die ſie ſich gegenſeitig eingeflößt hatten, denn mit Ausnahme einiger Mamelukkenſtreiche des Generals Woſtned, war dieſer Krieg auf eine ganz andre Art geführt worden, als die Heerſchaaren des finſtern Reichs der Unterwelt ehedem gewohnt waren. Sie fanden in den Eisländern Feinde, deren Edelmuth ihrer Bravour gleich kam, und der wohlerzogne Bewohner der Unterwelt, der beyde Eigenſchaften ſelbſt beſitzt, weiß ſie auch im Nachbar zu entdekken und zu ſchätzen.

Fürſt Felſenherz, den ſeine Miſſion oder vielmehr ſeine Regierung in Bärenland ſo berühmt gemacht hat, ward von Miranda erleſen, als Geſchäftsträger nach Eisland zu gehen und an der Realiſirung ihres Lieblingsprojecktes zu arbeiten. Miranda, die nur dann mit ihren Nachbarn in Friede leben konnte, wenn ſie ihr unterworfen oder wenigſtens abhängig von ihr waren, ſuchte nun alle Mittel hervor, ihren ehemaligen Einfluß auf den Eisländiſchen Hof wieder herzuſtellen, den die Talente und Selbſtändigkeit Starno's zernichtet hatten. Jezt wurde die Heurath zwiſchen einer jungen Fürſtin der Unterwelt und den jungen Prinzen Starno das Lieblingsprojekt, der Ruhm- und Länderdurſtigen Miranda, und einige Geſchichtſchichtſchreiber wollen ſogar behaupten, daß dieſe Verbindung ſchon ein geheimer Artikel des Friedens geweſen wäre. So viel wenigſtens iſt zuverläſſig, daß die junge Fürſtin Alexandra mit der Hoffnung erzogen wurde, Königin von Eisland dereinſt zu werden; alle die ſie umgaben, beſtärkten ſie in dieſem Wahne, und unterhielten ſie beſtändig von der Schönheit und Liebenswürdigkeit des jungen Starno. Ihre junge Phantaſie ſchuf ſich ein ſchönes Ideal von ihm, das ſie wachend und träumend umſchwebte, und das ſie lieben lernte, wie der fromme Pflegling des Romanismus ſeinen Schutzengel.

Selbſt Miranda unterließ nicht, dieſer Idee neuen Schwung und dem ſchönen Gebilde der Seele mehr Licht und höhere Tinten zu geben.

Eines Tages, als ſie ſich mit der liebenswürdigen Alexandra unterhielt, lenkte ſie das Geſpräch abſichtlich auf Liebe, Neigung, Heurathen und dergleichen — ſcherzte mit ihr, ob ihr Herz noch nicht verſchenkt ſey, und wem ſie ihr Herz ſchenken würde, wenn es noch frey wäre?

Alexandra erröthete.

Du errötheſt? gewiß iſt dein Herz nicht mehr dein? geſteh' es, kleine Schelmin!

Alexandra ſah vor ſich hin, tiefer errötheten ihre Wangen, ihre Blicke wurzelten am Boden.

Habe ich dein Zutrauen verlohren? Alexandra! oder wirſt du nicht wieder geliebt? haſt du einen Kummer, ſo entdeck' ihn deiner Freundin, ſagte Miranda und faßte ſie traulich bey der Hand.

Daß deine Wahl, deine Neigung auf einen Gegenſtand gefallen, der deiner würdig iſt — daran hab' ich keinen Augenblick gezweifelt — oder haſt du noch nicht gewählt — dein unſchuldiges Herz läßt mich das vermuthen — ſieh hier will ich dir ſie alle vorlegen, die jungen Männer die dermalen würdige Gegenſtände deiner Wahl abgeben könnten — wähle dir ſelbſt — und ſteht es in meiner Macht, deine Wahl zu billigen, ſo ſoll der Auserwählte dein werden.

Mit dieſen Worten öffnete ſie ein Portefeuille worin ſich die Gemälde mehrerer Prinzen befanden, die in dem Alter waren, zu heurathen.

Da liegt nun die junge Mannſchaft vor deinen Augen aufgebreitet, fuhr ſie fort, da iſt Orontes der Prinz der Szithen, da iſt Alderomo Prinz von Egipten, hier Alzidoro Prinz von Indien, und nun noch eine Suite der nordiſchen Prinzen, welchen unter ihnen möchteſt du nun wohl zu deinem Gemahl?

Tiefe Röthe überflog abermals das Geſicht der holden Alexandra, und mit zögerndem Finger deutete ſie auf das Bild des jungen Königs von Eisland, von welchem ihr ſo ſchöne Dinge waren erzählt worden, und den ihre wachende Fantaſie ſchon zum Geliebten ihrer Seele erkohren hatte. Die gute Großmutter, die nicht daran dachte, daß ihre Enkelin leſen gelernt und den Prinzen von Eisland an ſeinem Namen erkannt hatte, der unter dem Gemälde ſtand, hielt die Wahl der Prinzeſſin für Wirkung von Simpathie, und betrieb nunmehr ihren Plan mit erneuertem Vergnügen.

2.

Auch in dem Herzen des jungen Starno ſuchten mehrere Perſonen, die Zutritt bey ihm hatten, die nemlichen Regungen zu erwecken; allein ich wage es nicht zu beſtimmen, ob der König, ſein Vater, der ſelbſt ſo unbeugſam, und zu ſehr Despot war, am Ende in dieſe Verbindung gewilligt haben würde, ſo glücklich ſie auch für die beyden Liebenden geweſen wäre. Zuträglich für den Staat wär ſie auf keinen Fall geworden. Auf jeden Fall wurden Mirandas Plane durch den plötzlichen und ſchrecklichen Tod von Starnos Vater zertrümmert. Sie beſtanden in nichts geringern, als den König von Eisland an der Spitze ſeiner Eisländer nach dem Lande der Freyheit zu ſchicken, und ihm dort die Rolle ſpielen zu laſſen, die einſt Guſtav Adolf und Karl der Zwölfte Donquixette von Eisland im Eichenlande und Bärenlande geſpielt hatten; dort hoffte ſie für ihn daſſelbe Ende, und glaubte dann in Eisland die Herrſchaft über den minderjährigen und verwaiſten Starno führen, und ihn mit ſeinem Reich unter ihre mütterliche Aufſicht nehmen zu können.

Allein Toskar, der während der Minderjährigkeit ſeines Neffen Starno das Ruder des Staats ergriffen hatte, zeigte ſich ſehr bald dem Syſteme des finſtern Reichs gänzlich abgeneigt. Er war weniger galanter Ritter als ſein Bruder, und fand keinen Beruf in ſich, einer Donna, wie Miranda war, ſein Reich aufzuopfern, gegen die er denſelben Haß im Herzen trug, den dieſe während des Kriegs gegen ihn gefaßt hatte, als vom Donner ſeiner Karthaunen die ehrne Burg ihres finſtern Reichs erbebte. Dieſer Seekrieg, den er noch überdies ziemlich unglücklich führte, hatte ihn gegen die Finſterländer erbittert; er wußte alle Schmähreden, die am Hofe zu Pierrosburg gegen ihn ausgeſtoſſen wurden, und kannte das Beſtreben, womit man ihn, dort lächerlich zu machen ſuchte. Miranda lies ſogar in ihrem Schloſſe Komödien aufführen, worin er verächtlich gemacht wurde. Alle mögliche Mittel wurden gegen ihn angewandt, ſelbſt die elendeſten Beſtechungen aller Art, niederträchtige Intriken wurden gegen ihn im Gang gebracht. Die Kinder des Lichts ſahen abermals mit Abſcheu wie eine Monarchin, die als eine Gottheit auf ihrem Throne verehrt ſeyn wollte, ſelbſt

Empörungen in einem Reiche anzettelte, wie ſie Verräther erkaufte und Mörder dung. Den großen Toskar zu ſtürzen, an ſeiner Stelle einen Regentſchaftsrath zu errichten, worein nur ihre Kreaturen kommen ſollten, und Eisland auf dieſe Art neben Bärenland an ihrem Triumpfwagen zu führen, dies war der Plan, den ſie entworfen hatte, und den ſie durch alle denkbare Mittel auszuführen ſuchte. Felſenherz, deſſen Verſtand, Witz und angenehmer Umgang den König ganz für ſich eingenommen hatten, und der dagegen nach ſeinem eignen Ausdruck in dieſem Fürſten einen vollkommenen Ritter fand, der ſeiner unſterblichen Monarchin würdig wär; hielt jezt um ſeine Zurückberufung an. Sein Stolz konnte ſich nicht ſo weit erniedrigen, daß er jezt eine ziemlich unbedeutende Rolle bey dem Regenten eines jungen Königs von Eisland ſpielen ſollte, nachdem er ſelbſt ſo lange der Regent eines alten Königs von Bärenland geweſen war. Moronzo, Bruder von dem, der in Eichenland gekannt iſt, und mit Recht geſchäzt wird, war ſein Nachfolger; troz ſeines großen Verſtandes konnte er ſich aber in Eisland nicht das Anſehn verſchaffen, das ſein Bruder in

Eichenland genoß, denn ſeine Inſtruktionen waren zu verwickelt und zu treulos. Toskar hatte Urſache, ſich über ſeine Komplotte und verſteckten Händel zu Pierrosburg zu beklagen und man ſah ſich dort genöthigt, ihn zurück zu rufen.

Miranda entſagte der Hoffnung nicht, in Eisland zu herrſchen, ſich zur Beſchützerin des jungen Königs aufzuwerfen, und den edeln Toskar für einen Tirannen gelten zu machen, der die Minderjährigkeit ſeines Neffen mißbrauche, oder für einen Jakobiner, der dem Beyſpiele des Herzog von Orleans nachahmen wollte. Sogar ließ ſie den König Starno einladen, ſich unter ihren Schutz zu begeben, oder wenigſtens eine Reiſe zu ihr zu machen; es wurde alles mögliche aufgebothen, um ihn ohne ſeinen Onkel nach Pierrosburg zu locken, und es iſt in der That zu verwundern, daß Toskar nicht endlich aufs äuſſerſte gebracht wurde. Dieſer that jetzt einen Schritt, der für Miranda äuſſerſt empfindlich war und alle ihre Hoffnungen in ihrer Quelle zernichten mußte.

1.

Die Wahl einer Gattin für ſeinen jungen Mündel war es, womit er Mirandas Zorn aufs neue reizte. Er hielt für Starno um eine Prinzeſſin von Felſenburg zur Gemahlin an, ließ ſie feyerlich mit ihm verloben, und machte dieſe Verbindung allen Höfen bekannt. Der Graf Obizzo, der ſchon einmal am Hofe Mirandas geweſen war, wo ihm ſeine Geſtalt viele Freundinnen erworben hatte, wurde mit eben dieſem Auftrage nach Petersburg geſchickt, allein ſchon an der Grenze des äußern Reichs fand er einen Befehl von der Kaiſerin, worin ihm verboten wurde, vor ihr zu erſcheinen. Dieſe höchſt auffallende, äußerſt kleine Handlung verräth die Erbitterung eines beleidigten Weibes, das dennoch, troz Diadem und Szepter ein gebrechliches Weib iſt, -- aber ſtimmt nicht mit der Würde einer großen Monarchin überein. Wie? weil der König von Eisland eine andere heirathet, als ihre Enkelin, darum will ſie die Notifikation der Heirath, nach hergebrachter Sitte nicht annehmen? dies würde ſich höchſtens eine verlaſſene Geliebte erlaubt haben, die weder Dezenz noch wahren Stolz beſeſſen hätte. Die Achtung, die ſie ſich ſelbſt, ihrem Geſchlecht, und vorzüglich ihrer liebenswürdigen Enkelin ſchuldig war, hätte ſie verhindern ſollen, ihren Zorn auf dieſe erniedrigende Art ausbrechen zu laſſen. In dieſem Augenblicke hatte ſie ganz vergeſſen, daß ſie Miranda war, und Semiramis ſeyn wollte. Sie gieng weiter, — weil man ſelten eine Unbeſonnenheit allein begeht — Sie lies, um ihrem höchſt beleidigenden Benehmen einen Anſchein von Rechtmäßigkeit zu geben, Toskar durch ihren Geſchäfts- oder vielmehr Intrikenführer eine auffallende Note überreichen, worin ſie ihn nicht nur des Verbrechens ihrer finſtern Majeſtät beſchuldigte, ſondern ſogar darauf hinzudeuten ſchien, daß er einverſtanden geweſen ſey, mit dem Mörder ſeines Bruders, des Königs, deſſen Rache zu übernehmen ſie ſich berufen fühle. Noch nicht genug, vielmehr ſchien alles darauf hinzudeuten, daß man den König von Eisland mit Kanonen zwingen wollte, ſeine Verhältniſſe mit der Prinzeſſin von Felſenburg abzubrechen, und die junge Großfürſtin Alexandra zu heyrathen.

Dieſe liebenswürdige Prinzeſſin verdiente weit eher, daß ein junger Fürſt ſich ſchlug um ſie zu beſitzen.

ſitzen, als ſie zu verweiſen. Man machte ernſtliche Anſtalten, Breter wurden auf das Eis gelegt, das ſtark genug war, einen Thurm zu tragen, damit die Kanonen nach dem jenſeitigen Ufer von Eisland transportirt werden könnten. Man ſprach bey Hofe und in allen Geſellſchaften vom Kriege, und Generale marſchierten mit ihren Regimentern an die Grenzen. Auch verbreitete man das Gerücht, daß der König wirklich in ſie verliebt ſey, daß aber Toskar ſein Onkel ſich heftig dagegen ſetzte, und daß der König nur darauf denke, ſeine Verbindung mit der Prinzeſſin von Felſenburg aufzuſchieben, um, wenn er majorenn würde, ſich für Alexandra erklären zu können.

So viel iſt einmal richtig, daß mehrere Eisländer theils durch Verſprechungen der Kaiſerin, theils durch eigene Hoffnung zu prächtigen Geſchenken ſich verleiten ließen, dem jungen Könige ſolche Ideen einzuflößen, und alles anzuwenden, um in ſeinem Herzen dieſelbe Leidenſchaft zu erregen, die man in dem Buſen der liebenswürdigen Alexandra entzündet hatte. Es wurde ſogar eine ſtarke Korreſpondenz zwiſchen den Perſonen, welche die junge

Prinzeſſin umgaben, geführt, und einige dieſer Briefe wurden durch eine vertraute Dame Miranden vorgelegt. Wer konnte nach allen dieſen heftigen Schritten gegen den Regenten ſich noch einfallen laſſen, daß er nachgeben werde? und dennoch that ers; entweder lies er ſich ſchrecken oder gewinnen. Demetrius, der eben von ſeiner Reiſe durch Eichenland zurückgekommen war, wo er für den Prinzen Konſtantin eine Gemahlin geſucht und die Erbprinzeſſin von Hauptberg mit ihren drey Töchtern nach Pierrosburg gebracht hatte, wurde für fähig gehalten, die Schwierigkeiten zu beſiegen, die ſich der Vermählung der jungen Prinzeſſin entgegenſetzten. Zuerſt reiſte er nach Felſenburg, um daſelbſt die Renunziazion zu bewirken, und von dort wurde er als Geſander nach Eisland geſchickt. Durch Geld, Drohungen, und Verſprechungen trug er endlich den Sieg davon. Man verſprach, daß ſich Starno erſt nach angetretener Majorennität verheirathen ſolle, und Toskar, der ohne Zweifel einen überzeugenden Beweis geben wollte, daß ſein Mündel in der Wahl einer Gemahlin, ſo wie in ſeinem ganzen Benehmen völlig frey wäre, willigte ſogar endlich in ſeine Reiſe nach Pierrosburg wohin er mit ſo vieler Wärme eingeladen wurde. Der Artikel der Heirath, der wahre Grund dieſer Einladung, wurde nur ganz leicht und ſentimentaliſch berührt. — Wenn, wie man ſagte, beyde Kinder ſich ſchon liebten; wenn ihre Neigung bey näherer und perſönlicher Bekanntſchaft noch fortdauerte, ſo würde man ſehen, wie man im Stande wäre, ihr gegenſeitiges Glück zu gründen. — Dies war die Sprache Mirandas, den König nur erſt an ihrem Hofe zu haben, war ſchon viel für ſie gewonnen. Miranda rechnete auf die Reize der Prinzeſſin, und auf die Gnadenbezeugungen, womit ſie den König, Toskar, und ihr ganzes Gefolge zu überhäufen gedachte. Sie zweifelte nicht, daß der junge Starno, wenn er erſt die Prinzeſſin würde geſehen haben, die er aus Staatsurſachen ſich unterſtanden hatte, zu verwerfen, das Reich und den Ruhm Karls des zwölften gern darum geben würde, ſie zu beſitzen.

4.

Starno erſchien mit ſeinem Onkel Toskar in der Reſidenz Pierresburg und Miranda mit ihrem ganzen Hofe jauchzten Beyfall und Jubel. Des alten Grolls wurde nicht mehr gedacht, man überhäufte einander mit Artigkeiten und Ehrenbezeugungen jeder Art. Feſte wurden veranſtaltet, der Hof verſammelte ſich, Bälle wurden gegeben, eines ſuchte das andre im Glanze zu übertreffen und dem Könige von Eisland Beweiſe von der Macht und Herrlichkeit des finſtern Reichs zu geben. Das Militär lies in mancherley Evolutionen ſeine Stärke und Geſchicklichkeit ſehen, und Feuerwerke und Illuminationen eine prächtiger als die andre belebten die Finſterniß der Nächte mit ihres Glanzes blendender Magie.

Starno ſah die Schönheiten mit an, ſchenkte ihnen ſeinen Beyfall, aber ohnmöglich konnten ſie in ſeiner Seele den Effekt hervorbringen, den ſie bewirken ſollten — ſie rauſchten gleich den bunten Dekorationen einer Feenoper an ſeiner Seele vorüber, die keines Eindrucks, keines Zaubers mehr bedurfte, denn er hatte Alexandra geſehen, und das Bild der Himmliſchen hatte ſeine ganze Seele erfüllt. Wer ſollte auch Alexandra ſehen können, ohne von dem Zauber ihrer Reize hingeriſſen zu werden? Früh hatten ſich ihre Reize entwickelt, um mit ſüßer Anmuth emporkeimende Kraft zu paaren. Ihr ſchönes Geſicht, ihr goldlockiges Haar, ihr liebevolles Auge, ihr Wuchs, ihr Gang, alles athmete Grazie mit holder Majeſtät verſchmolzen. Starno ſah ſie, ſie ihn, und in ihren Seelen dämmerte das freundliche Morgenlicht aus ihres Daſeyns verworrenem Dunkel zur Gewißheit empor — er iſt für mich — ich bin für ſie gebohren. Das Zauberbild, das beyde Seelen ſich vor der perſönlichen Anſchauung von einander geſchaffen hatten, ſank in die Träume der Fabelwelt zurück, überleuchtet von der Wirklichkeit erhöhtem Zauber. Mehr als alle Schilderungen gedungener Schmeichler, mehr als mahleriſch ſchön gelogene Bilder, hob der Wechſelblick ins Auge der Liebenden, die geſchöpften Ideale zur ätheriſchen Klarheit empor. Ein Blick begegnete dem andern, Alexandra trank mit ſüßem Fieberſchauer, mit wechſelnden Erröthen und Erblaſſen die Züge ihres geliebten Starno in die geöffnete Seele, und er blickte nach ihr, ſenkte ſeinen Blick zur Erde, und huldigte der Majeſtät der Liebe.

Die Anweſenheit der Hoflinge, die mit Falkenaugen jede ihrer Mienen zu erlauren trachteten, vermehrten ihre Verlegenheit noch mehr. Wie gern hätten die Liebenden den kaiſerlichen Prunkſaal nicht mit einer einſamen Hütte vertauſcht, wo ſie zwanglos einander in die Arme ſinken, und Mund an Mund, Arm an Arm ihre heiſe Liebe ſich geſtehen konnten. Miranda ſah mit Entzücken ihre rundausgedrechſelten Pläne reifen, ſie ſah nicht das Glück der Liebenden, deren Stifterin ſie war, nicht die wechſelſeitige Seeligkeit, die ſie begründete, ſondern blos den erſten Schritt zum Eisländiſchen Throne, und Befriedigung ihrer ruhmräthigen Habſucht. Sie verſchaffte den Liebenden häufige Gelegenheit, ſich heimlich zu ſprechen, — wie wohl hinter jeder Tapete Spione lauſchten, die jedes Wort der Beyden ihr wiederbringen mußten, und erlaubte ſogar in ihrer Gegenwart, daß Starno ſeiner Geliebten den erſten heiligen Kuß der Liebe geben durfte. Gewiß der erſte, der die keuſchen Lippen der züchtigen Alexandra berührte, und der für die ſchöne Seele die Quelle trüber Tage wurde.

Glücklicher fühlten ſich ſelten Fürſtinnen und Fürſten, als unſer Starno mit ſeiner geliebten

Alexandra, deren Herzen innige Liebe mit einander verbunden hatte, und dem Bande der Konvenienz ſeine Laſt benahm.

In ſüßen traulichen Stunden der Einſamkeit, hatten die Liebenden ſich ihre wechſelſeitige Neigung geſtanden, hatten ſich Treue gelobt, und nichts ſtand ihrem Glück entgegen — wären ſie nicht Fürſtenkinder geweſen.

Miranda ſah die Gluth der Liebenden, und ehe ſie an der Gewohnheit langſam tödender Eisbank erkalte, wollte ſie ihr Werk, vom Zufall begünſtigt, durch eine Vermählung und vortheilhaften Heirathskontrakt ſchließen. Zwey ihrer vertrauteſten Miniſter erhielten den Auftrag, ihn zu entwerfen. Bey dieſer Gelegenheit zeigte ſich ein Umſtand, der in den Augen jedes Hellſehenden nichts anders als eine Kleinigkeit geweſen wär, der aber bey den Großen der Erde wenigſtens dem äuſſern Anſchein nach, noch zu jenen Wichtigkeiten gehört, mit denen ſie vergebens ihr Volk zu blenden ſuchen. Er heiſt Religion.

Starno war mit ſeinem Reiche der reinen Lehre eines Mannes zugethan, um den man ſich einſtens unter Anführung ſeines Ahherrn dreißig Jahre lang im Eichenland die Köpfe zerklopft hatte, und der ſeinem ſchwärmeriſchen Aeltervater ſelbſt das Leben gekoſtet hatte. Alexandra hingegen, war ſo wie das ganze Reich der Finſterniß einer Lehre ergeben, die eben ſo finſter war, wie das Reich, worin ſie geprediget wird.

Da nun das Glück vom gewöhnlichen Schlage in Meinungen beſteht, und man gewohnt iſt, ſich noch immer wegen Gleichheit oder Ungleichheit in Meinungen zu haſſen oder zu lieben, ſo warf auch dieſe Verſchiedenheit in Meinungen, die eigentlich nichts weiter ſind, als Meinungen, zwiſchen den beyden Liebenden eine grauſenvolle Scheidewand, die ſie auf immer von einander trennte.

Starno für ſeine Perſon hätte ſich, geleitet an der Liebe ſtarker Hand, muthig über dieſe Scheidewand geſchwungen, hätte ſich über die Meinung ſeines Volks hinweggeſetzt, und hätte Alexandra mit ihrer Meinung immerhin ruhig neben ſich hingehen laſſen, aber Toskar hielt zu eifrig auf den Glauben ſeiner Väter, den die Eisländer ſelbſt nach dreyßigjährigen jammervollen Gemetzel im Eichenlande begründet hatten, und für deſſen Stifter ſie ſich anſehen konnten, da ſelbſt einer ſeiner Könige ihn mit ſeinem Tode bekräftigt hatte. Er gab Starno zu bedenken, daß man äuſerſt inkonſequent handeln würde, dem Lande eine Mutter zu geben, die nicht der Meinung wäre, die man mit Feuer und Schwert gegründet hätte, daß die Reichsſtände ſehr ſchwürig, die Unterthanen ſelbſt äuſſerſt aufgebracht werden müßten, wenn eine Ketzerin als Königin ihm zur Seite ſtehe. Starno gab Toskar zu verſtehen, wenn Alexandra in Eisland ihre Religion nicht öffentlich ausübe, könne ſich weder Unterthan noch Reichsſtand daran ſtoſſen. Allein der Regent verlangte, daß ſie ihre Religion ein vor allemal abſchwören und die der Eisländer annehmen müſſe, übrigens könne ſie bey ſich denken und glauben was ſie wolle.

Starno wendete noch manches vernünftige dawider ein, aber Toskar blieb feſt auf ſeinem Grundſatze ſtehn, und ſtellte ihm von neuen vor, daß es in jetzigen Zeiten gefährlich wär, den Ständen und dem Volke einige Urſachen zum Mißvergnügen zu geben. Es ſey am beſten, man befrage die erſten darum. Starno fügte ſich den Einſichten des Regenten, ſo ungern er es auch that, es wurde nach Eisland geſchrieben, und bald erſchien die Antwort der Stände, die eben ſo ausfiel, wie Toskar vorausgeſagt hatte, nämlich: man wolle der Wahl des Monarchen keinen Zwang anthun, allein Religionsübung könne man der Königin auf keinen Fall geſtatten, auch nicht einmal einen Prieſter ihrer Sekte dürfe ſie in die Staaten von Eisland bringen. Das war nun wohl nach dem Sinne Starnos eben kein Hinderniß, allein ſo wie er Alexandra kannte, konnte er mit Zuverläſſigkeit ſchließen, ſie werde ihren Glauben weder ändern, noch verläugnen.

Auch von Seiten Mirandens hatte man ſchon an dieſen Punkt gedacht, und zugleich einen neuen Kanal geſucht in den Prieſtern, die man Alexandra mit an Toskars Hof geben wollte, und die man zu mancherley Triebfedern in der politiſchen Maſchinerie zu brauchen gedachte.

6.

Mirandas Vorſicht lies ihr über dieſen Punkt nicht mancherley für ihren Plan erſprießliches ahnen. — Sie kannte die Hartnäckigkeit der Eisländer auf ihrer intoleranten Religion, und Alexandra ihre Religion abſchwören laſſen, war für ihren Stolz und die Würde des finſtern Reichs, ein viel zu großes Opfer, als daß es dem Könige von Eisland — den man vordem bey Mirandas Hofe nur den kleinen armen Jungen genannt hatte — gebracht würde. Sie ſelbſt konnte in Glaubensſachen, troz ihrer Souveränität nicht nach Willkühr ſchalten, und mußte wenigſtens der Form wegen, den Patriarchen ihrer Kirche darum befragen. Sie ließ ihn zu ſich kommen, und folgendes höchſt intereſſante Geſpräch entſpann ſich zwiſchen beyden.

Ich habe Sie rufen laſſen, Oberprieſter, eine Sache von Wichtigkeit mit Ihnen abzuhandeln.

Der Patriarch. In tiefer Demuth verehrt der Kirche unwürdiger Diener der Monarchin erhabnen Ruf, und harret der Befehle, was die Erlauchte beſchloſſen haben ſollte.

Miranda. Nicht von Befehl iſt hier die Rede, wir wollen überlegen. Ich bedarf jetzt Ihres Raths und Ihrer Hülfe.

Der Patriarch. Scherzt Ihro Majeſtät mit ihrem grauen Diener? Die Weiſe kann des Raths nicht bedürfen, und Hülfe der Allmächtigen zu leiſten, iſt dieſer Arm zu ſchwach.

Miranda. Ihr werdet bitter — ſcheint über Euren Hohn der Kirche Allmacht zu vergeſſen die in Euren Händen ruht.

Der Patriarch. In meinem Herzen liegen die Geſetze, unverbrüchlich, unverletzlich, und das Gewiſſen heiſcht von meiner Pflicht Erfüllung. Gewalt iſt nur bey Gott, und ſeine Diener folgen ſeinem Willen.

Miranda. Und dennoch ſeyd Ihr Kammerherrn des Himmels, ſeit Euch zu löſen und zu binden des Himmels Schlüſſel anvertrauet wurde.

Der Patriarch. Wir löſen nur in ſeinem Nahmen was zu löſen iſt, und uberlaſſen ſchwere Sunden dem Gewiſſen. Frey iſt des Menſchen Wille, und die vollbrachte That gehört dem Richterſtuhl des Allmächtigen, wir nur ſind ſeine Diener und können unſer ſterblich Haupt nie über des Geſetzes Allgewalt erheben, wo ſelbſt des Ewigen Wille der Gerechtigkeit ſich fügt, die ſelbſt der Allbarmherzigkeit gemeßne Gränzen zieht.

Miranda. Ihr ſcherzt, und wollt mich glauben machen, als ſtehe ſelbſt der Himmel unter den Geſetzen.

Patriarch. Ein jedes Ding hat ſein geſetztes Ziel und Maas, und was daruber oder darunter iſt -- das iſt vom ubel. Das Geſetz muß Ordnung, muß die Welt in ihren Schranken halten, und ihre Grenzen uberſchritten führen zur verderblichen Empörung.

Miranda. Ihr redet weiſe —

Patriarch. Weisheit kömmt von Gott und ſeine Furcht iſt ihr erhabner Urquell, und tiefer Weisheitſinn liegt in den Schranken des Geſetzes das überſchritten nur zu Thorheit und Verbrechen führt!

Mranda. Ihr weicht mir aus —

Patriarch. Wenn durft' der Menſch — der Diener deines Staats es wagen, deinem Scharfblick ſich zu entziehen. Der Diener Gottes kennt nicht Menſchenfurcht, und redet offen, wie er das Geheimniß ſpendet.

Miranda. Und dennoch ſucht Ihr Eurer Kirche Allmacht zu verbergen.

Patriarch. Der Kirche Allmacht iſt ſo unſichtbar, wie unſer Stifter der Allmächtige, nur in ſeinen Werken kenntlich.

Miranda. Und die Gewalt zu binden und zu löſen, und das verirrte Schaaf mit eurer Kirche zu verſöhnen, das reuige dem Himmel zuzuführen, ſtände nicht in eurer Macht?

Patriarch. Miranda, die mit Weisheit ihre Schritte mißt, iſt über das Geſetz erhaben, und hat nichts zu bereuen. —

Miranda. Auch iſt von Reue nicht die Rede. Ich hab' Euch rufen laſſen. Eine Frage ſollt Ihr mir entſcheiden. Sagt, darf man, wenn die Noth es heiſchen ſollte, des Glaubens innere Meinung wohl verſchweigen?

Patriarch. Frey iſt des Menſchen Wille, die Meinung ſeiner Ueberzeugung unbeſchränkt, und ſie verläugnen hieſe Hochverrath an der Vernunft und ſeinem Glauben. Es ſey denn, daß mir meine Meinung Schande macht, dann iſt es aber auch Verbrechen, ſie im Stillen nur zu hegen.

Miranda. Ihr habt mich nicht verſtanden. Nicht von der Meinung eines Menſchen und ſeiner Ueberzeugung iſt die Rede — von ſeinem Glauben.

Patriarch. Kann man ohne Ueberzeugung glauben? und iſt ein Glaube ohne Ueberzeugung werth, daß man ihn in des Herzens Innern aufbewahre? Der Glaube ſey das Licht des Verſtandes und werde mit der Offenbarung zu unverbrüchlicher Ueberzeugung, wie Gottes einzige Wahrheit. Wer nicht von ſeinem Glauben ganz durchdrungen und von der Offenbarung überzeuget iſt, der thut noch beſſer, wenn er gar nichts glaubt, dann braucht er vor der Welt nichts zu verheimlichen. Doch wenn er ohne Ueberzeugung einen Glauben heuchelt, ſo iſt er ein ſchlechter Menſch, weil er nicht wahrhaft iſt — denn Wahrheit nur iſt Gottes ſchönſte Tugend und Lügen ſchändet ſeine Meiſterwerke.

Miranda. Ihr redet wahr. Doch ſagt, iſt es denn eben nöthig, ſeinen Glauben zur Schau herum zu tragen?

Patriarch. Der Glaube ſey des Chriſten höchſter Stolz, ſey ſeiner Seele Adel. Durch ſeinen

Glau

Glauben muß der Menſch den Glauben an die Menſchheit im Menſchen zu erwecken ſich bemühen. Und hat er keinen Glauben, wie kann [illegible] von den Menſchen noch verlangen, daß er ihm [illegible]eue und Glauben tauſchen ſoll, da man nicht weis was er im Schilde führt. Der Glaube ſey der Freybrief für den Redlichen, des Zutrauens feſtes Siegel und wer verlangt, daß Menſchen ihm vertrauen, der verſäume nicht den ſchönen Freybrief offen vorzuzeigen.

Miranda. Doch käm er unter ein verworfnes blindes Volk, das ihn um ſeines Glaubens willen haßt, verfolgt, ſoll er da noch den ſchönen Freybrief zeigen, der ihm hier zum Verderben wird.

Patriarch. Mit Verworfnen wird der Sohn des Lichts ſich nicht vermengen, wenn er nicht ſelbſt verworfen iſt. Und ſoll die Sonne darum ihren Glanz verbergen, der ganzen Welt entziehn, die ſich in ihren Strahlen wärmt und freut, weil der Maulwurf lichtſcheu ſie nicht ertragen kann, und der Verbrecher ſich vor ihrem Tage fürchtet?

Miranda. Doch ſeinen Glauben der Verachtung des Unwiſſenden blos zu ſtellen?

Patriarch. Der Unwiſſende kann meinen Glauben nicht verachten, der Weiſe wird ihn ehren, wird den Menſchen ſchätzen, der ſich für nicht mehr noch minder giebt, als was er iſt, und das Gute wie das Böſe verheimlichen, bleibt immerfort Verbrechen. Des Glaubens Ehre liegt in mir, und die Verachtung trift nur den Verächter.

Miranda. Und keine Ausnahme wäre vorhanden?

Patriarch. Die Wahrheit iſt einfach.

Miranda. Wenn nun zur Ehre meines Reichs und unſrer Kirche, Eisland an unſre Krone käm, doch es zu erlangen, Alexandra ſich mit dem lutheriſchen König verbinden müßte. —

Patriarch. Nicht in der Länderzahl beruht des Reiches Ehre, und wenig Fromme ſind Gott angenehmer. Doch was ſollte Alexandra thun? —

wenn ſie der König liebt, ſie ihn, ſo ſchließe Eure Majeſtät den Bund, daß unſre Kirche ihn beſtätige.

Miranda. Endlich einmal ſind wir auf dem rechten Punkte. Alexandra liebt den König, er ſie auch, und wünſcht nichts ſehnlicher, als ſich mit ihr zu verbinden, doch iſt ihr Glaube noch der einzige Anſtoß, nicht wegen ihm, blos wegen ſeines Volkes.

Patriarch. Wenn er ſie liebt, wird er ſie nicht um ihrer Meinung laſſen, wenn er ſie liebt, wird er ihren Glauben nicht der Grille ſeines Volkes opfern. Und wenn ſie Chriſtin iſt, und treu am Glauben ihrer Väter hängt, wird ſie ihr Seelenheil nicht einer blinden Leidenſchaft vertauſchen.

Miranda. Und doch wünſcht ich, daß die Verbindung glücklich von ſtatten gehe. Man verlangt, ſie ſoll ihrem Glauben entſagen. —

Patriarch. Wer, von dem Weib' gebohren, kann verlangen, daß ich meinen Glauben wie abgetragne Kleider wechſeln ſoll, wer kann mich zwingen,

gen, die unbeſtechbare Vernunft, die nimmer heuchelnde zur Lügnerin zu machen? Die Politik? — und wer kann es ſich unterſiehen, der erhabenſten Monarchin Geſetze vorzuſchreiben? — Die Nothwendigkeit? Gewiß nicht, — und ſollten ſich nicht andre Fürſten, größer noch und mächtiger für die erhabne Enkelin finden? muß es eben dieſer ſeyn?

Miranda. (ungeduldig) Das iſt des Staats Intereſſe.

Patriarch. Und dieſem ſoll die Seele der jungen Fürſtin geopfert werden?

Miranda. Ihr redet dreiſt!

Patriarch. (mit Würde) Es iſt des Glaubens Sache.

Miranda. Alexandra muß des Königs von Eisland Gattin werden.

Patriarch. Wohl, und was hat ihre Religion hiebey zu thun?

Miranda. Wie meint ihr, wenn man dem Könige auf halben Weg entgegen zu kommen, Alexandra, nur zum Schein, mit großer Feyerlichkeit ihren Glauben abſchwören lies, den in der Stille ſie beybehalten mußte, und bey dem Volke ſich beliebt zu machen, das Lutherthum zum Scheine öffentlich annähm'? — man kann ja glauben was man will — was meint Ihr?

Patriarch. Daß Eure Majeſtät allmächtig ſind. — Doch meine Meinung kann hier nicht entſcheiden. Die Kirche ſpricht hier laut, daß es nicht geſchehen darf, ohne ſich vor Gott und vor der wohlverdienten Verachtung auszuſetzen. Alexandra bleibe bey ihrem Glauben und ziehe, begleitet von ihren Prieſtern mit ihrem Gemahl nach Eisland. Zu keinem andern Rath, werd ich als Diener Gottes meine Hände bieten.

Miranda. Ich hätte mehr Folgſamkeit erwartet.

Patriarch. Es iſt des Glaubens Sache. Ich kann, ich darf hier keinem Menſchen folgen, Gott leitet mein Herz.

Miranda. (bitter) und dennoch werd' ich thun was mir beliebt, was zu des Reiches Wohlfahrt dient, getraut die Monarchin ſich zu verantworten.

Patriarch. Eure Majeſtät ſind allmächtig.

Mit dieſem zweydeutigen Komplimente verließ er das Zimmer.

Miranda ärgerte ſich, daß ſie den Prieſter hatte rufen laſſen, und beſchloß dem Patriarchen zum Poſſen ihren Plan durchzuſetzen. Alexandra ſollte ihre Religion abſchwören und in der Stille beybehalten.

Sie berief ihre vertrauteſten Miniſter, trug ihnen die Sache vor und forderte ihr Gutachten von ihnen. Man zuckte die Achſeln in aller Unterthänigkeit und meinte ganz unmasgeblich: es wäre nicht wohl ſchicklich, und dieſe Nachgiebigkeit von Seiten des kaiſerlichen Hofes, zeige ſchon eine Art von Unterwürfigkeit an. Es wäre beſſer, man ſuchte Starno zu bewegen, er übergehe den Punkt gänzlich, und geſtatte ihr im Pallaſt freye Uebung ihrer Religion.

7.

Starno zu bewegen? ſagten Sie nicht ſo? wiederhohlte Miranda, der dieſes Wort aufgefallen war, weis vielleicht der junge König etwas von unſern Abſichten?

Faſt ſcheint es ſo, erwiederte der geſchmeidige Hofmann. Starno wär alles zufrieden, aber der Herzog Regent der eigenſinnige Toskar, dringt in Anſehung der Religion ſehr in ihn, es hat ſchon heftige Debatten zwiſchen beyden geſetzt —

Miranda. Was ſagen Sie?

Markov. Man will ſogar wiſſen, oder vielmehr, es iſt gewiß, daß Toskar an die Stände von Ewland geſchrieben hat, daß ſie geantwortet, man wolle der jungen Königin keinen Gewiſſenszwang anthun, aber ohnmöglich könne man ihr im Lande ſo wenig als im Schloſſe freie Religionsübung geſtatten.

Miranda. Immer noch impertinent genug von den Ständen eines ſo armſeligen Königreichs. Und Prieſter muß ſie mitbringen — ſo ein Beichtvater iſt von nicht geringem Nutzen, er unterhält einen beſtändigen Telegraphen, und hat den beſten Weg, in die Geheimniſſe des Staats einzudringen.

Subow. Indeſſen wenn Ihro Majeſtät allergnädigſt erlauben, ſo hielt ich einen feinen Staatsmann auf einem ſolchen Poſten doch immer für wichtiger als ſo einen Popen. Ja wenn es römiſche Prieſter, Jeſuiten oder Dominikaner wären, die mit der Prieſterweihe auch den Geiſt der Klugheit und Intrike erhalten, wär der Poſten eines Beichtvaters allerdings ſehr intreſſant; allein unſere Pfaffen, die ſich nie in Welthändel miſchen, würden hier eine ſchlechte Figur ſpielen. Dieſe ſind zufrieden, wenn ſie ihre Meſſe geleſen haben, und ſich dann im Branntweine beſaufen können. — Sie haben gar den Geiſt der römiſchen Prieſter nicht.

Miranda. Das iſt freylich wahr.

Markow. Die Religion dürfte die Prinzeßin auf keinen Fall abſchwören. Wenn der König ſie liebt, wird er das überſehen, und wenn er ſeine Augen zu einer Großfürſtin erhebt, ſo darf er es nicht wagen, über dieſen Punkt Bedenklichkeiten zu äuſſern.

Subow. Vielmehr darf dieſer Punkt nicht berührt werden. Er nimmt ſie mit, nach und nach kann man dort den Gottesdienſt ſchon einführen. Man könnte das auch machen. — Der König iſt verliebt, wenn man ihm ſo ein qui pro quo ſpielte —

Miranda. Wie meinen Sie das?

Subow. Wenn man den Punkt ſo ganz verſtohlen mit in den Kontrakt ſetzte, den König betäubte, daß er ohne zu bedenken und zu prüfen nur unterſchrieb. Er iſt verliebt, und Verliebte ſind den Betrunkenen ähnlich.

Miranda. Der junge Starno lies ſich wohl blenden, aber ſein Mentor, Toskar, wie leicht kann er den Blendſpiegel drehen? (mit Nachdruck) nehmen Sie ſich in Obacht —

Subow. Es kömmt alles auf Gewandheit an, und daß der Kontrakt klug ausgearbeitet würde.

Miranda. Ich hab' es Ihnen übertragen.

Subow. Auch ſchmeichle ich mir Höchſtdero Befehl nach Kräften erfüllt zu haben.

Somit zog er den Entwurf des Kontrakts aus der Taſche, und reicht ihn in aller Unterthänigkeit der Kaiſerin dar. Sie durchlas ihn, und ſchenkte ihm ihren Beyfall. Recht ſehr brav, lieber Subow ſagte ſie, nachdem ſie ihn geleſen hatte, nur kömmt es auf den Zeitpunkt an, wo man ihn vorlegt. —

Subow. Dürft' ich ohnmasgeblich meine Meinung ſagen, ſo würde ſie dahin gehen, daß der junge König durch einem Beſuch bey ſeiner Geliebten ins Feuer geſetzt würde, daß man den Tag der Verlobung beſtimme, daß man ihm ſage, man werde alles thun, was zu ſeiner und der Stände Befriedigung verlangt würde, und überhaupt ſich in allem ſo nachgiebig, wie möglich bezeigen. Man kann ja das in vielverſprechenden nichtsſagenden

Komplimenten abfaſſen — wenn er dann berauſcht vom nahen Glück, und der Liebe genoſſenen Süſſigkeiten ſchwindelnd auf ſein Zimmer zurückkehrt, wenn er noch berauſcht vom Opium des Weines und der Liebe, in glühender Fantaſie die Seeligkeiten vor und nachrechnet — dann ihn überraſcht und den Kontrakt vorgelegt. — Er wird keinen Augenblick Anſtand nehmen, ihn zu unterſchreiben.

Miranda. Aber wenn Toskar —

Subow. Man müſſe dieſen entfernt halten, müſſe Starno, wenn er bey der Prinzeßin wär, überraſchen, ihre Gegenwart müſſe ihn bezaubern, daß er nicht rückwärts könnte. —

Miranda. Das hat den Schein der Partheilichkeit, und kann ihm allerhand Gedanken über uns einflöſen. —

Subow. Denken mag er, was er will, wenn er nur handelt, wie wir wünſchen. Und über alle Meinung kleiner Seelen, ſind Eure Majeſtät weit erhaben. Der kleine König darf es ſich nicht einmal

mal merken laſſen, wenn er ſich überliſtet glaubt, er würde ſonſt der eignen Klugheit ſchlechten Weihrauch ſtreuen.

Miranda. Wir wollen der Komödie erſten Akt veranſtalten, den zweyten auszuführen überlaß ich Eurer Klugheit.

8.

Jetzt wurde aus allen Kräften an der Abſchlieſſung der Bedingungen für die gewünſchte Verbindung gearbeitet. Miranda hatte nun ein für allemal beſchloſſen, mehr um dem Stolze der Nation zu fröhnen, als aus Ehrfurcht für die Religion derſelben, auf Eislands Thron eine Königin zu ſetzen, die dieſer Religion zugethan ſey. Je neuer der Fall war und je erniedrigender für die eisländiſche Nation und Regierung er ihr ſchien, deſto mehr ſchmeichelte er ihrer Eitelkeit. Die Ausſichten waren blühend. Der junge König war verliebt, verblendet, Toskar ſchien gänzlich gewonnen; wie wenig Anſchein war daher vorhanden, daß nach allen ſchon öffentlich geſchehenen und ſo ganz entſcheiſcheidenden Schritten ſie ſich jetzt noch dieſer Einrichtung entgegen ſetzen würden? in allen Privatunterredungen hatte man dieſen Artikel nur ganz leiſe berühret; es war Starno und Toſkar kaum der Gedanke im Sinn gekommen, daß Miranda hierüber Anſtand nehmen würde, und der junge König habe ſogar geäußert, daß, um die Vorurtheile der finſtern Nation zu ſchonen, die Prinzeßin nicht gezwungen werden ſollte, ihre Religion förmlich abzuſchwören. Miranda im Gegentheil war überzeugt, daß die Sache jetzt ſchon zu weit gediehen wäre, als daß ſie wieder zurück treten könnte. Von der andern Seite hatte der eisländiſche Geſandte in einer feyerlichen Audienz ſchon förmlich um die Prinzeßin angehalten, und Tag und Stunde der Verlobung wurden feſtgeſetzt.

Der ganze Hof erhielt den Befehl, ſich in dem Thronzimmer in Galla zu verſammeln. Schon um 7 Uhr erſchien die junge Prinzeßin als Braut geſchmückt und umgeben von ihren jüngern Schweſtern, den Prinzen, deren Gemahlinnen, und allen Damen und Herren des Hofes; auch der Erbfürſt ihr Vater, war mit ſeiner Gemahlin zur

Verlobung ihrer Tochter zugegen. Miranda ſelbſt erſchien mit allem möglichen Pomp; es fehlte niemand mehr als der junge Bräutigam, deſſen Saumſeligkeit ſogleich auffiel. Bald erregte das öftere Hin- und Hergehen des Fürſten Subow und die Unruhe die man an Miranda bemerkte, die Neugierde der Damen. Man liſpelte ſich in die Ohren: Was vorgefallen wär? ob der König krank wär? wenigſtens zeige er ſich ſehr ungalant. Wie er es wagen könne, die Monarchin ſo warten zu laſſen, in dem Zimmer des Thrones und bey verſammelten Hofe und dergleichen — allein der ſo ſehnlich erwartete König erſchien nicht.

Die Urſache dieſes Auſſenbleibens war die mißglückte Stratagie Markows, und Subows die vereint den Heirathskontrakt entworfen hatten.

Abends ſieben Uhr ſollte ſich der König an Hof begeben; um ſechs Uhr brachte der diplomatiſche Markow den Kontrakt mit den dazu gehörigen Artikeln. Als Starno ſie geleſen, äuſſerte er ſein Erſtaunen darüber, daß er Dinge darin fände, worüber er mit Miranda gar nicht übereingekommen wäre.

Die Artikel enthielten nebſt vielen andern die ſehr geheim gehalten wurden, daß die Prinzeſſin in dem königlichen Pallaſt ihre eigne Kapelle und ihre beſondre Geiſtlichkeit haben ſollte, außerdem waren noch einige Verbindlichkeiten beygefügt, zu denen ſich Eisland gegen das Land des Lichts verſtehen ſollte.

Zu wiederhohltenmalen durchlas Starno die Artikel — ſah eine Zeitlang vor ſich hin — dann wieder aufs Papier — und fixirte Markow mit einem feſten, durchdringenden Blick: Sagen Sie mir doch im Ernſte, hat Ihnen Miranda wirklich den Auftrag gegeben, daß Sie in **ihrem Namen mir dieſe Artikel zur Unterſchrift vorlegen**?

Markow. Auf Pflicht und Ehre: Ja!

Starno. So muß ich Ihnen ſagen, daß die Sache durchaus ohnmöglich iſt; Ich bin nicht geſonnen, dem Gewiſſen der Prinzeſſin Zwang anzuthun, ſie kann im Stillen immerfort ihre Religion bekennen und die Gebräuche derſelben verrichten;

allein in meinem Pallaſte kann ich ihr weder eine beſondre Kapelle, noch Geiſtliche ihrer Religion verſtatten, vielmehr muß ſie in allen äuſſerlichen Zeremonien die Religion meines Landes bekennen. —

Stelle ſich das Erſtaunen und die Verlegenheit des kleinlichen Markow vor, wer da kann. Er vermochte gegen die kategoriſche Antwort des Königs nichts vorzubringen. Der Held der Kabale verſtummte vor der offnen Kraftſprache des unerſchrockenen Mannes, der ſeine Würde fühlte, und viel zu weiſe war, als ſich zur Marionette eines despotiſchen Hofs und ſeiner kriechenden Vaſallen mißbrauchen zu laſſen.

Er packte ſeine Papiere wieder ein, und eilte zu ſeinem Kollegen Subow, ihm die ſchreckliche Nachricht zu hinterbringen, daß der junge König nicht unterſchreiben wolle.

Bald aber kam er in der größten Angſt ſeines zerknirſchten Herzens wieder zum Könige zurück, und trug ihm vor, daß die Kaiſerin mit dem ganzen Hofe ſich ſchon im Thronzimmer befände, daß es nicht mehr möglich wäre, ſie zu ſprechen, und daß man hoffe, er werde keine Szene veranlaſſen wollen, die für die Monarchin, die junge Prinzeßin und das geſammte Reich ein unerhörter Schimpf ſeyn würde. Nach und nach kamen auch Bezborodko und mehrere andre dazu, und drangen in den König, baten und beſchworen ihn, beynahe fußfällig, nachzugeben; ſelbſt alle Eislander, die aufgefodert wurden, ihre Meinung zu ſagen, neigten ſich auf ihre Seite. Tockar, der bis jetzt ſich bey der ganzen Verhandlung leidend verhalten und auf dem Canape ſitzend, ruhig zugehört hatte, als er gebeten wurde, dem Könige Vorſtellung zu thun, begnügte ſich zu ſagen, daß es ganz vom Könige abhienge. Er nahm ihn bey Seite, gieng eingemal das Zimmer mit ihm auf und ab, ſprach leiſe mit ihm, und ſchien in ihn zu dringen, daß er nachgeben möge. Allein der König antwortete mit lauter Stimme: Nein! nein, ich will nicht, ich kann nicht! ich werde nicht unterſchreiben!

Er widerſtand allen Vorſtellungen und den dringendſten Zureden der Miniſter des finſtern Reichs, die ſich in Bitten und Beredungen gänzlich erſchöpften; und müde endlich dieſes ſtürmiſchen Eindringens, gieng er in ſein Kabinet und ſchloß die Thüre hinter ſich ab, nachdem er zuvor noch einmal ſeine Weigerung, irgend etwas zu unterſchreiben, was den Geſetzen ſeines Landes zuwider wäre, klar und beſtimmt erneuert hatte. Die Miniſter des finſtern Reichs waren ſtarr vor Schrecken über die Kühnheit eines Königs, der noch ein Kind ſchien, und der es wagte, ſich auf eine ſo imponirende Art gegen ihre große Monarchin aufzulehnen. Sie beſprachen ſich noch unter einander über die Art, wie man Miranda dieſe Kataſtrophe am ſchicklichſten beybringen könnte.

Dieſe Debatten zwiſchen dem König und ſeinen Miniſtern hatten bis beynahe zu Mitternacht gedauert. Noch wartete Miranda mit ihrem verſammelten Hofe in ſchrecklicher Ungeduld auf ihrem Throne. Endlich näherte ſich Fürſt Subow ihr, auf eine geheimnißvolle Art. Lange hatte er gezaudert ihr die Schreckensbothſchaft zu überbringen, daß alles abgebrochen ſey, aber endlich mußte er, in der feſten Ueberzeugung, daß dieſer Schritt zum Throne der letzte zu ſeinem völligen Sturze ſey, den ſauern entſcheidenden beginnen. Er ſprach leiſe und mit zitternder Stimme mit der großen Monarchin. Die Gottheit erbleichte auf ihrem Throne, es fuhr ihr gleich dem galvaniſchen Donnerſchlage durch alle Glieder. Dann raffte ſie noch den Ueberreſt ihrer Kräfte zuſammen, ſtammelte einige Worte, verlies den Thron, und wankte in ihr Zimmer. Sie hatte eine Anwandlung vom Nervenſchlag, der als Vorbothe deſſen erſchien, der ſie einige Wochen nachher ins Grab ſtürzte. Der Hof wurde unter dem Vorwande entlaſſen, daß eine plötzliche Unpäßlichkeit, welche Starno — vielleicht aus allzugroßer Freude über ſein bevorſtehendes Glück — überfallen, ihn hindre zur Verlobung zu erſcheinen. Doch blieb dem feinen Geruch der Hofleute der wahre Grund des Außenbleibens, ſo wie das augenblickliche Erbleichen. Mirandens nicht lange Geheimniß. Ein Theil entrüſtete ſich über die Kühnheit des kleinen Eiskönigs, andre konnten ſich Mirandas Unvorſichtigkeit mit ihrer ſonſtigen Weisheit nicht zuſammenreimen, daß ſie ſich ſo unüberlegt einer Szene ausgeſetzt hatte, die ſie ſamt ihren Hofe in der Welt — das heißt freylich nur in den Ländern des Lichts, wo man frey denken, reden und ſchreiben darf — lächerlich machte. Darin war man aber vollkommen einig, daß Markow und Subow ganz allein an allem Unglücke ſchuld ſeyen. Man ſchmähte und ſchimpfte auf ſie und ihren elenden Eigendünkel, der ihre Dummheit verleitet hatte, den König von Eisland und ſeine Gefährten — die doch wohl klüger ſeyn mußten, als man anfangs geglaubt — durch eine ſo plumpe Ueberraſchung täuſchen zu wollen.

9.

Das wichtigſte Opfer dieſer thörigten Liſt war ohnſtreitig die liebenswürdige Alexandra. Kaum hatte ſie Kraft genug in ihr Zimmer zu wanken.

Hier überließ ſie ſich ihren Thränen und dem bittern Schmerz ihres zerriſſenen Herzens, der alle Nerven ihres Gefühls zu zerreißen drohte, und ſie aufs Krankenlager warf. Ihr Schmerz erweckte die Theilnahme aller Gouvernantinnen und Geſellſchaftsfräuleins, die ſie umgaben und Zeugen ihrer Trauer waren.

Zwey Tage nach dieſer traurigen Ereigniß, fiel das Geburtsfeſt der Prinzeßin Anna Federowna ein. Die Etikette des Hofs verordnete für die Feyer deſſelben einen Ball, aber niemand wollte auf demſelben tanzen. Starno fand ſich zum größten Erſtaunen dabey ein, und hatte nicht einmal die Gefälligkeit ſeine angenommene Krankheit wenigſtens noch einige Tage fortzuſpielen. Auch Miranda erſchien, aber nur einige Augenblicke, würdigte aber Starno keines Blickes. Sogar Subow ſchmollte mit ihm — die Verlegenheit ſchattirte alle Geſichter. Die kranke Alexandra fehlte, und mit ihr Licht und Wärme der ganzen Verſammlung. Der König tanzte mit den übrigen Prinzeßinnen, unterhielt ſich einige Augenblicke mit dem Prinzen Alexander, und begab ſich bald weg, indem er jedermann noch weit höflicher als gewöhnlich grüßte. Dies war aber das letztemal, daß er bey Hof erſchien. Die Gallatage, der Pomp und die glänzenden Feſte, verwandelten ſich plözlich in Stille, Trauer und Langeweile, und nie muß ein König an einem fremden Hofe traurigere und unangenehmere Tage verlebt haben, als Starno am Hofe des finſtern Reichs verlebte, ſeit Alexandra, die Geliebte ſeiner Seele, ſein zweytes beſſeres Ich, von ihm geriſſen war. Das Intereſſe, das Starno und Alexandra verdient und eingeflößt hatte, erweichte alle Herzen bey ihrer gegenwärtigen unſeligen Lage. Man beklagte ſie als ein unglückliches Schlachtopfer der Eitelkeit und Thorheit der despotiſchen Miranda und ihrer elenden Günſtlinge.

Selbſt Starno konnte kein Herz, einiger Empfindung fähig, die innigſte Theilname verſagen, daß er gezwungen ſey, ein Opfer zu bringen, das blutend aus ſeinem wunden Herzen geriſſen, eine ewig ſchmerzende Leere zurücklaſſen mußte, die kein neuer Gegenſtand, keine höhern Reize auszufüllen vermögen. — Er hat ſich ſeitdem mit der jungen Prinzeßin von Spiegelbach, einer Schweſter der Prinzeßin Eliſabeth vermählt. Es iſt bekannt, daß ohngeachtet der Reize ſeiner Gemahlin, er nicht glücklich mit ihr lebt; und es iſt ſehr zu fürchten, daß Alexandra, die, wie es heißt, an einen Prinzen von Fettland verheirathet werden ſoll, nicht glücklicher ſeyn wird, da Starno der einzige Jüngling war, den ſie liebte, und dem ihr Herz mit heiliger Simpathie entgegen ſchlug. Er iſt von ihr geriſſen — Allein blickt ſie mit verweinten Augen in die dunkle freudenleere Ferne ihres trüben Schickſals, die Welt iſt für ſie ausgeſtorben.

Und welch ein ſeltnes, welch ein glückliches Paar unter den Fürſten des ſublunariſchen Reichs wäret ihr geworden Starno und Alexandra! hätte nicht Bosheit und Niederträchtigkeit elender Höflinge, unwiſſender plumper, ränkeſchmiedender Diplomatiker, die ſtolze Thorheit eines herrſchſüchtigen Weibes, und vermeinter Religion eiskalte Hand, die ſchöne Blumenkette Eurer Liebe fühllos, barbariſch zerriſſen. —

Mit gerechtem Abſcheu empörten ſich die Herzen aller Redlichen gegen die Zerſtörer des Glücks wahrer reiner Liebe, den ſelbſtgenügſamen Subow und den kriechenden projektirenden Markow. Laut verwünſchte man die Elenden, die Miranda zu einer unverzeihlichen Unbeſonnenheit verleitet, und ſie ſelbſt einem äuſſerſt beſchimpfenden Auftritte ausgeſetzt und Alexandra — die gute ſanfte liebe Alexandra um die Ruhe ihres Daſeyns aufs ſchändlichſte betrogen hatten.

Mirandas Benehmen war äuſſerſt problematiſch; ſie ſelbſt eine Beute des nagendſten Kummers. —

10.

Die Elenden konnten es demohngeachtet noch wagen, ihr zu rathen, den jungen Starno der ſich bis jetzt noch in ihrer Gewalt befinde, zur Verbindung zu zwingen, und ſie auf die ſträflichſten und nichtswürdigſten Wege zu leiten, den Prinzen zu vermögen, das angefangene Werk nach ihrem Wunſche zu vollenden. Miranda gab hierüber keine beſtimmte Antwort, ſo wenig als ſie die Nichtswürdigen über die Vorſchläge beſtrafte, wie ſie hätte thun ſollen, da ſie ſo äuſſerſt entehrend und gegen ihre — gegen die menſchlichen Würde ſo herabſetzend waren. Sie verſchloß ſich vielmehr einen ganzen Tag in den tauriſchen Pallaſt, unter dem Vorwande, daß ſie die Stiftung ihrer dortigen Kapelle feyern müſſe, eigentlich aber, den Kummer der ſie quälte, vor den Augen der Welt die ſie umkroch zu verbergen, und ſich nochmals mit ihren Prieſtern und Favoriten über den mißlichen

lichen Fall zu berathen, worin ſie ſich zu befinden wähnte.

Seitdem wurde alles aufgebothen, die ſchon verlohrne Hoffnung zu erfüllen, und die ſtockenden Maſchinerien vom Neuen im Gang zu bringen. Starno hatte noch einmal bey Miranda Privataudienz, und die beyderſeitigen Miniſter hielten mehrere Konferenzen; bis endlich Starno des Quälens müde, allen fernern Anträgen durch die Erklärung auswich, er könne nach den Geſetzen ſeines Reichs, ein vor allemal nicht in das Verlangen der Monarchin willigen, er wolle aber die Stände darüber befragen, die ſich bey ſeiner Volljährigkeit verſammeln würden; wenn dieſe es zufrieden wären, daß ſie eine Königin aus dem finſtern Reiche bekämen, ſo wolle er alsdann ſchicken und die Prinzeßin abholen laſſen.

Starnos Standhaftigkeit — nochmehr aber, die unerſchütterliche Kühnheit, mit der er es wagte, eine ſolche formigte Sprache vor dem Throne der großen Semiramis zu führen, war dem Despotismus des finſtern Reichs äuſſerſt zuwider. Man gab

ſch.

ſich alle Mühe, man verſuchte alles, ſeine Feſtigkeit zu untergraben und da alle Verſuche fehlſchlugen, alle Pfeile an ſeinem Heroismus ſplitterten, machte man ſich endlich kein Verbrechen daraus, ihn gegen die Stände ſeines Reichs aufhetzen zu wollen. Man ſuchte es dahin zu bringen, daß er ſeinen Reichsſtänden trotzen möge, mühte ſich ihn aufzuwiegeln, daß er als Souverain handeln und ſich ſeinen unumſchränkten Willen von jenen nicht binden laſſen ſolle, ja man war frech genug, ihm auf den Fall, daß ſie ſich widerſetzen und empören würden, die erforderliche Unterſtützung anzubieten, um ſie zur Strafe ziehen. —

Menſchen! die ihr dieſes leſt, ich rufe euch auf! Schaudert euch nicht die Seele, wenn eine alte Despotin einen guten König zum Verräther ſeines Volks, zum Mörder ſeiner Stände, zum Tirannen, zum Wütherich umſchaffen will. Könige! und ihr, die ihr auf Thronen ſitzt, und von Gottes und des Aberglaubens Gnaden, den blinden Pöbel beherrſcht, ihr ſtraft Hochverräther, ſcheltet eine edle Nation, die ſich frey macht von den Feſſeln eurer Despotie, die ihr Vernünftige auf dem Mordaltare eures

Aberglaubens, und eurer bleyernen Despotie und der Bosheit eurer Prieſter ſchlachtet, die ihr den leiſeſten Gedanken nach Freyheit mit Kerker und Feſſeln beſtraft, was könnt ihr ſagen, was werdet ihr vorbringen, wenn eurer Genoſſen Vornehmſte ſelbſt die Fackel der Empörung ſchwingt, wenn ſie einen König zum Verräther machen will, womit kann eure kriechende Politik dieſen Frevel entſchuldigen? und welchen feinern Namen könnt ihr dem Verbrechen geben, das mit dem Tode ihr am Unterthan ſtraft, wenn eures Gleichen es verüben? —

Aber Starno beſaß zu viel edle Selbſtſtändigkeit, um von einer alten Sibille ſich verleiten zu laſſen, und nichts war vermögend, ihn von ſeiner einmal gegebnen Erklärung auch nur ein Haarbreit abzubringen.

Ohngefähr acht Tage nach dieſer Kataſtrophe reiſte der König ab, und zwar am Geburtsfeſte des Erbfürſten Staub, zu nicht geringer Blame der Diplomatiker des finſtern Reiches, die es nicht wagten, in öffentlichen Blättern auch nur ein Wörtchen von dieſen Geſchäft ſprechen zu laſſen; nicht einmal der Reiſe Starnos in die finſtern Saaten wurde mit einer Silbe in irgend einem Zeitungsblatte gedacht.

Starnos Abreiſe hinterlies der Monarchin vielen Kummer und nagenden Verdruß. Sein Bild blieb in Alexandras Herzen, wo es auch gewiß nie verlöſchen wird. Schmerzlich war ihr das Gefühl, ſich von ihm verlaſſen zu ſehn. — Sie blieb lange krank und ſchwermüthig.

Miranda wollte in den Augen der Welt die Schande einer plötzlich abgebrochenen Verbindung nicht haben, und um dem Publikum kein Aergerniß zu geben, machte man ſich gegenſeitige Geſchenke.

Die Finſterländer waren hingeriſſen von Erſtaunen über den Reichthum und Geſchmack, wodurch ſich die Geſchenke des Königs von Eisland auszeichneten, da es beſonders in der letzten Zeit am finſtern Hofe allgemeiner Ton geweſen war, ihn *als einen armen Jungen* zu behandeln.

11.

Wenn in dieſer intereſſanten Epiſode unſer Staub gar keine Rolle ſpielt, und er kaum oder ein paarmal nur genannt wird, ſo kömmt es daher, weil Miranda, die den Plan hatte, ihrem Enkel Alexander ihr Reich und ihren Geiſt zu hinterlaſſen, ihn gar nicht in Betracht zog, und obwohl dieſes Geſchäft ſein eigen Kind betraf, ſo wurde ſeiner, ſo wenig wie bey Staatsgeſchäften, geachtet. Vielmehr wohnte er während Starnos ſechs wöchenlichen Aufenthalte in ſeinem Schloſſe zu Finſterburg, und kam in dieſer Zeit nur zweymal nach Pierrosburg. Deſto mehr wurde ſeine Gemahlin mit Hin- und Wiederreiſen gemartert, welche drey- bis viermal in der Woche den beſchwerlichen Weg von Finſterburg nach Pierrosburg meſſen mußte, den Feyerlichkeiten beyzuwohnen, und wenigſtens zum Schein ihre Rechte und Pflichten als Mutter zu behaupten und zu erfüllen. Mehrmalen ſagte die liebenswürdige Mutter: Wenn die Verheirathung aller meiner Töchter mir ſo viel Mühe koſtet, ſo ſterb ich an den Hin- und Herreiſen!

Ein einziges mal war Starno mit Toskar blos der Form wegen, zu Finſterburg, und zu Paulsſtadt geweſen. Staub und Toskar, waren in ihren Geſinnungen und Einſichten zu ſehr von einander unterſchieden, als daß ſie ſich nur einen Augenblick gefallen konnten.

Paul

Staub zeigte ſich bey dieſer Zuſammenkunft in ſeiner Lexikalgeſtalt, und zum erſtenmal in ſeinem Leben einerley Sinnes mit ſeiner Mutter; er übertraf ſie ſogar noch in Gewiſſensſkrupeln und in lächerlich eifriger Anhänglichkeit an die orthodoxe Glaubenslehre ſeines finſtern Reichs.

Sehr wahrſcheinlich iſt es, daß Staub auch in Zukunft dem Glück ſeiner unglücklichen Tochter eben ſo viele Hinderniſſe entgegen ſetzen wird, als durch die Eitelkeit Mirandas und das abgeſchmackte Benehmen ihrer Miniſter bereits geſchehen iſt. Sein dummer Pöbelſtolz wird ihn noch zu mancher Albernheit verleiten, aus welchem ohnehin der ganze Kubus ſeiner unwerthen Exiſtenz beſteht, ſeine abgeſchmackte Dummheit verſteht er nicht einmal zu verbergen, und jede ſeiner Aeuſſerungen trägt das

Gepräge brutalen Stolzes mit ſtumpfſinniger Dummheit gepaart, an der ſchamloſen Stirne. Hier ein kleines Pröbchen. Einſt als er ſich im Zimmer Alexandras befand, ſcherzte er mit einem ihrer Fräuleins über ihre bevorſtehende Heirath und endigte mit den Worten: Was meine Tochter Alexandra betrift, ſo kann ſie nicht heirathen, denn ihr Liebhaber hat noch nicht ſchreiben gelernt.

Und was war der Schlüſſel dieſes ſinnreichen Scherzens? Er hatte nämlich einen Brief vom König von Eisland erhalten, auf deſſen Adreſſe der Sekretär einige Titel des autokratiſchen Staubes vergeſſen hatte, unter andern den damals ganz neuen eines Herzogs von Kurland. Damit es für die Zukunft niemand mehr wage, dergleichen Verbrechen zu begehen, erlies Staub einen eignen Befehl, worin er ſeinen Titel der ganzen Länge nach vorſchrieb, den er ſich beygelegt haben wollte, zugleich wurden auch alle ehemaligen Provinzen die ſeine Vorfahren beſeſſen hatten, angeführt. Die Strafe des Hochverraths ward denen, die eine dieſer Provinzen auslieſen. In jedem Bittſchreiben mußte ihm dieſer Titel beygelegt werden, der kompreß geſchrieben, eine ganze Folioſeite einnimmt.

Wegen der Majeſtätsverletzung, daß Starno ſich unterſtanden hatte, einige Provinzen in ſeinem Titel zu vergeſſen, war er im Begriff, ihm von neuen den Krieg anzukündigen. Er fieng an, neue Feindſeligkeiten auszuüben, und machte dadurch ſeine intereſſante Tochter auf ihre ganze Lebenszeit unglücklich, weil er durch dieſes unvernünftige Verfahren den König von Eisland zwang, ihr auf ewig zu entſagen.

Das fehlgeſchlagene Heirathsprojekt hat die Diplomatiker des finſtern Reichs im höchſten Grade lächerlich gemacht, und Miranda mußte es fühlen, wie erniedrigend es für ſie war, daß ſie ſo kleinliche Wege eingeſchlagen hatte. Die Kränkung — eine bloſe Folge ihrer Unternehmungen, — welche ſie an jenem unglücklichen Verlobungsabend erfahren mußte, beſchleunigte ihren Tod.

Schon ſeit langer Zeit war das Auf- und Abſteigen der Treppen ihres Pallaſts, das Ankleiden und Erſcheinen auf wenige Augenblicke in den Zukeln für ſie eine deſto größere Anſtrengung geweſen weil ſie ſich bemühte, noch immer jung und geſund zu erſcheinen, und ſich deshalb in einer Senfte tragen lies. Einige Höflinge, die wohl wußten, wie ſauer es ihr wurde, die Treppen zu ſteigen, hatten an jenem Tage, wo ſie dem Könige von Eisland ein Feſt gaben, die Treppen ihrer Palläſte in ganz ſanfte Abhänge mit ungeheuren Koſten verwandeln laſſen, welche mit den weichſten Decken belegt waren. Dieſe Galanterie koſtete Besborodko fünftauſend Rubel, blos um Miranda den Eintritt in ſein Haus zu erleichtern.

In den letzten Tagen ihres Lebens war Miranda unförmlich dick geworden; Leib und Bein waren faſt beſtändig geſchwollen, und brachen öfters auf.

Lambro-Kazzioni, der berühmte Korſar, den der Admiral Ribas durch Subows Verwendung bey ihr eingeführt hatte, die Rolle eines Hofnarren zu übernehmen, nachdem er ihr im Archipelagus als Korſar gedient hatte, trat nun auch als Arzt auf. Er verſicherte ihr, daß er ein untrügliches des Mittel für ihre kranken Füße kenne, und reiſte ſelbſt ab, Seewaſſer für ſie zu holen, wovon ſie täglich kalte Fußbäder nehmen ſolle. Anfänglich befand ſie ſich wohl dabey, und ſpottete mit Lambro über ihre Aerzte, doch bald vermehrte ſich das Uebel. Ihre Beine ſchwollen ärger, und die vielen Bewegungen die ſie ſich machte, verbunden mit den beſtändigen Nachtwachen, verſchlimmerten das Uebel aufs Aeuſſerſte. Der unſelige Moment, in welchem ſie die Hiobspoſt von Eubow erhielt, daß Starno ſich weigere, den Heirathskontrakt zu unterzeichnen, wodurch ſie genöthigt wurde, den Hof zu entlaſſen, den ſie unvorſichtig zur Verlobungsfeyer ihrer Enkelin verſammelt hatte, fühlte ſie einen leichten Anfall vom Schlagfluß. Der Zwang, den ſie ſich in den folgenden Tagen auflegte, jede Miene des Kummers und Unmuths aus ihrem Geſichte zu verbannen, trieben ihr Blut und die böſen Säfte immer mehr zum Kopfe. Ihre Geſichtsfarbe, die lange ſchon ſehr roth geweſen war, wurde jetzt noch weit dunkler, und die unſterbliche Miranda befand ſich faſt beſtändig unpäßlich.

Als der große Julius fiel, öffneten ſich die Grüfte der Toden, der Mond ſchien blutig und langgeſchweifte Kometen verkündigten ſein herannahendes Ende, und ſelten ſtirbt ein großer Potentat ohne daß ein Erdbeben, eine Mondfinſterniß oder ein Komet die ſublunariſche Welt von ſeinem baldigen Abſterben zuvor avertirt hätte.

Als Miranda an einem Abend mit Starno zum Grafen Samilow ſich begab, entſtand über ihrem Haupte eine halbe Sternſchnuppe, welche in feuerigen Bogen, in den Fluß fiel. Die ganze Stadt ſprach von dieſem Anzeigen. Einige behaupteten, die Erſcheinung des ſchönen Sterns bedeute die Ueberfahrt der jungen Königin nach Eisland; andre aber, die bemerkt hatten, daß der Stern in der Gegend herabgefallen war, wo die Begräbnißſtätte der Kaiſerin iſt, verſicherten ganz ins Geheim und mit Zittern, daß er den Tod der Monarchin andeute.

Am Vorabend ihres letzten Morgens befand ſich Miranda im Zirkel ihrer auserleßnen Geſellſchaft, und war über ihre Gewohnheit luſtig. Ein Schiff hatte ihr die Nachricht gebracht, daß ihre Truppen die Kinder des Lichts uber den gelben Fluß in ihre Gränzen zurück getrieben hätten. Ihr Oberſtallmeiſter, der zugleich die Rolle ihres erſten Hofnarren übernommen hatte, und dem ſie mancherley Kleinigkeiten abhandelte, die er gewöhnlich gleich einem hauſirenden Krämer in ſeinen Taſchen zum Verkauf mitbrachte, war diesmal der vorzüglichſte Gegenſtand ihrer Unterhaltung. Sie neckte ihn auf eine launige Art über ſeine Furcht bey Todesfällen und machte ihm zugleich den Tod des Königs vom Gebürge und der langen Inſel bekannt, den ſie ebenfalls erfahren hatte.

Sie ergoß über dieſen Gegenſtand viel Munterkeit und Laune. Demohngeachtet entfernte ſie ſich früher, als ſie ſonſt zu thun pflegte, aus dem Zirkel, weil ſie ihrem Vorgeben nach, von dem allzuvielen Lachen einige leichte Kolikanfälle ſpürte.

12.

Am andern Morgen ſtand ſie um die gewöhnliche Stunde auf, lies ihren geheimen Miniſter Priapus rus zu ſich kommen, mit dem ſie ſich einige Zeit unterhielt. Dann beſorgte ſie mit ihren Sekretären einige Geſchäfte, ſchickte aber den letzten von ihnen wie er ſeinen Vortrag anfangen wollte, mit dem Befehle wieder fort, daß er im Vorzimmer warten ſolle; ſie werde ihn nachher wieder rufen laſſen, um die Arbeit mit ihm fortzuſetzen.

Eine geraume Zeit wartete dieſer in der Antichamber. Allein der Kammerdiener, dem es zu lange dauerte, beſonders weil er durchaus kein Geräuſch im Zimmer der Monarchin hörte, öffnete endlich die Thüre.

Ein gräßlich Schauſpiel zeigte ſich ſeinen erſtaunten Augen.

Mit Entſetzen ſah er die Monarchin auf den Boden zwiſchen zwey Thüren liegen, die aus ihrer Alkove in ihre Garderobe führten. Schon war ſie ohne Bewußtſeyn und ohne Bewegung.

Sogleich ſchickte man zum Miniſter Priapus, der das Zimmer unter ihr bewohnte, lies den Arzt rufen, legte die Monarchin nahe ans Fenſter auf Matrazen, ſchlug ihr Ader, ſetzte Kliſtire, und wandte alle, in ſolchen Fällen gewöhnliche Mittel an, die auch hier nicht wirkungslos blieben. Noch lebte die unſterbliche Miranda, noch ſchlug ihr Herz, aber ſonſt gab ſie auch nicht das geringſte Zeichen des Lebens von ſich. Als der Miniſter Priapus dieſen ſchrecklichen Zuſtand ſah, lies er eiligſt die Grafen Soltiko und Besborodko nebſt einigen andern rufen. Jeder von den Herrn hatte kein dringenderes Geſchäft, als in aller Stille Kourire nach Finſterburg, den Aufenthalt des Prinzen Staub zu ſchicken. Subow ſchickte ſeinen eignen Bruder.

Die Kaiſerliche Familie, noch ſonſt jemand auſſerhalb des Pallaſtes, wußten den eigentlichen Zuſtand der Kaiſerin, der mit größter Sorgfalt verheimlicht wurde.

Erſt gegen 11 Uhr, wo Miranda gewöhnlich die Prinzeßin zu ſich kommen lies, erfuhr man, daß ſie unpäßlich wär, und erſt um 1 Uhr Nachmittags ſagte man es ſich auſſerhalb des Pallaſtes, daß ſie krank wär.

Einige Perſonen aber, die durch Zufall oder weil ihre Stellen es mit ſich brachten, zuerſt von der wahren Lage der Sachen unterrichtet wurden, eilten, dieſe äuſſerſt intereſſante Nachricht ihren Familien und Freunden mitzutheilen, da man Mirandas Tod, wegen dem Karakter des Erbfürſten Staub und der Pläne und Anordnungen, die man von der Kaiſerin vermuthete, allgemein für die Epoche einer auſſerordentlichen Staatsumwälzung hielt.

Wichtig war es deshalb, daß man ſchon im Voraus ſeine Maasregeln ergreifen konnte, auch geriethen mit der Verbreitung dieſer Nachricht der Hof und die Stadt in die größte Gährung, und man erwartete mit banger Sorge, was die Sache für eine Wendung nehmen würde.

Fünf und mehr Kourire kamen faſt zu gleicher Zeit zu Finſterburg an; ſie trafen Staub nicht dort, der eben mit ſeinem ganzen Hofe nach einer Mühle gegangen war, die er einige Meilen hinter Finſterburg bauen lies. Sein Gefühl bey der Nachricht war in ſeinen Aeuſſerungen ganz unkenntlich, und konnte vor übermäßigen Schreck ſo gut wie vor übermäßige Freude gelten.

Bald faßte er ſich wieder, that einige Fragen an die Kourire, ertheilte Befehle zu ſeiner Reiſe, die er mit einer ſolchen Geſchwindigkeit machte, daß er den Weg von Finſterburg, nach Pierrosburg der zwölf Stunden weit iſt, in drey Stunden zurücklegte. Gegen Abend um 8 Uhr kam er daſelbſt an, wo er den kaiſerlichen Pallaſt in der größten Verwirrung f[illegible]

Seine Gegenwart verſammelte wieder einige Höflinge und Miniſter um ſich her; die übrigen alle waren verſchwunden. Der Günſtling der Kaiſerin und erſter Miniſter Priapus hatte das Ruder fallen laſſen, die Großen des Reichs dachten auf die Folgen die dieſer plötzliche Todesfall für ſie haben könnte, und brachten in aller Stille ihre Privatangelegenheiten in Ordnung; alle Hofintriguen ſtockten mit einem Male, denn der Vereinigungspunkt fehlte, wie die Sonne, wenn ſie erlöſcht, das Planetenſyſtem dieſes Weltalls aus ſeinem Gleichgewicht bringen würde.

13.

Mit ſeiner ganzen Familie begab ſich Staub zu ſeiner ſterbenden Mutter, die beym Anblick ihrer Kinder und Enkel nicht des Lebens geringſtes Zeichen von ſich gab.

Der Prinz Alexander, ſeine Gemahlin, die jungen Prinzeßinen zerfloſſen in Thränen und bildeten eine äuſſerſt rührende Gruppe. Selbſt die gebeugte Alexandra, der Miranda den Gallenbecher des Lebens noch kurz vor ihrem Abſchiede zugetrunken hatte, ſelbſt Alexandra weinte heiſe Thränen und küßte die kalte Hand der erbleichten Wermuthſpenderin.

Weder die Prinzeßinnen, noch die Herrn und Damen des Hofes giengen zu Bette. Alles blieb angezogen und erwartete den leßten Athemzug der Monarchin. Aeuſſerſt oft kam auch der Erbfürſt mit ſeinen Söhnen, um Zeuge ihres Todes zu ſeyn.

In gleicher Unruhe verſtrich auch der folgende Tag in kritiſcher Erwartung zwiſchen Leben und Tod.

Staub, der nicht viel Kummer über den Hingang einer Mutter empfand, die ihn vom erſten Anblick an, nicht leiden konnte, war indeſſen eifrig beſchäftigt, Befehle auszutheilen, und alles zu ſeiner Thronbeſteigung anzuordnen; gleich einem Schauſpieldirektor oder Taſchenſpieler — und eigentlich ſind die groſen Herrn die gröſten Taſchenſpieler, ſie verſtehen die Kunſt, den Leuten, die Meilen weit von ihnen entfernt ſind, das Geld aus der Taſche zu zaubern — gleich einem Schauſpieldirektor und Taſchenſpieler der mit aller Sorgfalt ſeine Dekorationen, [illegible] Gruppen des Stücks und ſeine Maſchinen, ehe ſich der Vorhang öffnet, mit gröſſerer Sorgfalt ordnet, ſo benahm ſich auch Staub bey dieſer wichtigen Epoche ſeines Lebens. In der That iſt auch der Tod eines Erdengottes nicht vielmehr, als der Zwiſchenakt in einem Schauſpiel; der gewöhnlich niemand intereſſirt, als jene, die ſich vielleicht in der Stille genöthigt ſehen, vom Theater abzutreten.

Noch athmete Miranda, und ſchon waren die Veränderungen, die ſich nach ihrem Tode ereignen können, der Hauptgegenſtand aller Aufmerkſamkeit und alles Spekulirens.

Nach und nach füllten ſich die Zimmer des Pallaſtes mit Offizieren, die aus Finſterburg, in einem ſo grotesken und nie geſehenen Koſtume anlangten, daß ſie aus einer ganz andern Welt zu kommen, oder Abgeſchiedne vergangner Jahrhunderte zu ſeyn ſchienen, die aus ihren Gräbern erſtanden waren, Mirandas Hingang furchtbarer zu machen, und ihre Seele mit ſich in die Regionen der Geiſter zu nehmen.

Kummer, Schmerz und Furcht waren auf den Geſichtern der alten Höflinge abgebildet; ſie ſchlichen blaß und niedergeſchlagen umher, und entfernten ſich endlich ganz, den neuen Ankömmlingen Platz zu machen. Zahlloſe Wagen umringten den Pallaſt, und hielten in allen Straßen, die zu demſelben führten; wer nur die geringſte Bekanntſchaft darin hatte, brachte den Tag daſelbſt zu, um der Entwickelung nahe zu ſeyn. Der Ausgang aus der Stadt war verboten; nicht einmal Kouriere durften abgehn. Allgemein glaubte man, Miranrandas Unſterblichkeit habe ſchon am Abend vorher ihren letzten Tag geſehen, und daß man aus politiſchen Gründen ihre Sterblichkeit verheimliche. Aber zuverläßig iſt es, daß ſich ihre Unſterblichkeit noch immer in einer Art von Lethargie befand; die angewendeten Mittel hatten gehörig bey ihr gewirkt; ſie hatte ſogar noch einen Fuß bewegt, und krampfhaft einer ihrer Kammerfrauen die Hand gedrückt; aber zum größten Glück für Staub hatte ſie die Sprache auf ewig verlohren. –

Gegen 10 Uhr Abends ſchien ſich ihre Unſterblichkeit auf einmal zu ermuntern. Sie fieng ſchrecklich an zu röcheln. Schnell eilte die Kaiſerliche Familie zu ihr; aber man ſah ſich genöthigt, die Prinzeßinnen von dieſem ſchrecklichen Schauſpiel zu entfernen. Miranda ſtieß endlich einen ſo heftigen Schrey aus, daß man ihn in den benachbarten Zimmern hörte, und verſchied nach einem ſieben und dreyßig ſtündigen Todeskampfe! Die ganze Zeit über hatte ſie nicht das mindeſte Zeichen des Schmerzens geäuſſert, als im Augenblick ihres Hinſcheidens; ihr Tod ſchien eben ſo glücklich, als ihre ganze Regierung es geweſen war.

Wenn man zuweilen nach dem Barometerſtand des Schmerzes über den Todesfall eines Regenten auf die Liebe, die er verdient hat, ſchlieſen will, ſo kann dieſes nie der Fall im Finſterlande ſeyn, wenn man anders nicht den Hof für das ganze Reich nehmen will.

Priapus, der Günſtling der Monarchin, den ſie allein aus ſeinem politiſchem Nichts auf den Gipfel der Gröſe und Macht gezogen hatte, und der nun durch ihren Tod auf einmal in ſeine vorige Nacht zurücktaumelte, war am allerbekümmertſten, und neigte mit ſeinem, vom Kummer ganz erſchlaften Körper das thränenſchwere Haupt, in Gram verſenkt, zu Boden, ſein Schmerz war wirklich rührend.

Die jungen Prinzeßinnen, die ihre Groſsmutter zärtlich liebten, die ſie für die Quelle ihres Glücks und aller ihrer Freuden, für ihre Vorſehung gehalten hatten, und weit vertraulicher und inniger mit ihr umgiengen, als mit ihren eigenen Eltern, zollten ihrem Andenken heiſe aufrichtige Thränen.

Die Herren und Damen des Hofes, die Wohlthaten von Miranda genoſſen, und ſich ihres Privatumgangs zu erfreuen hatten, beweinten die Monarchin ebenfalls aufrichtig. Sogar die Fräuleins und junge Herren bedauerten die glücklichen Abende, die ihnen die kleinen Zirkel gewährt hatten, wo Miranda mit unumſchränkter Freyheit, Heiterkeit und Scherz um ſie her verbreitete; ſie verglichen dieſe frohen Abende mit dem ſoldatiſchen Zwang und der ſteifen Etikette, die ſie nun unter Staubs Regierung zu erwarten hätten. Man zitterte bey der Vorſtellung, künftig Perſonen verehren zu müſſen, deren man ſich bisher zur Zielſcheibe ſeines Spottes und Verachtung bedient hatte, und daß man ſich nun zu einer Lebensart zwingen müſſe, worüber man erſt ſeinen Witz ausgegoſſen hatte.

Noch andre Perſonen ſahen blaß und verzweifflungsvoll, aber dieſe Gattung hatte keine Thränen; nicht Trauer um die Verſtorbene, vielmehr Bewuſtſeyn ihrer Verbrechen, bleichte ihre übertünchten Larven mit Hippokratiſcher Schminke ihres, mit Miranda geſtorbenen Glücks. Es war die zahlloſe Menge von Kreaturen des Miniſter Priapus, von untreuen Miniſtern, von feilen Höflingen und Schurken alles Standes und aller Art, deren Macht und Vermögen ſamt ihrer ganzen politiſchen Exiſtenz und den Misbräuchen ihrer Regierung auf Mirandas ſchwachen Karakter beruht hatte.

Unter dieſer Klaſſe befanden ſich auch die Theilnehmer einer Revolution in vorigen Zeiten, von der auf der Oberwelt nicht viel bekannt wurde, und welche die Rollen elender Verführer und Henker geſpielt hatten. Jetzt ſchienen ſie aus dem langen Schlafe aufgerüttelt, der ſie verhindert hatte, nachzudenken, ſie waren eine Beute der folterndſten Angſt ihrer eignen Gewiſſensbiſſe und wahnſinniger Verzweiflung.

Das Volk hingegen, jener allgemein anerkannte Richterſtuhl des Verdienſtes ſeiner Monarchen, ſah allem was im Pallaſte vorgieng, mit namenloſer Gleichgültigkeit zu. Das Gerücht verbreitete ſich, der Preis der Lebensmittel werde fallen und die Gewalt der Herren über ihre Sklaven eingeſchränkt und genau beſtimmt werden. Die angeſehenen Einwohner der Reſidenz verſtummten vor Schrecken.

Die Furcht und der allgemeine Haß, den der Erbßfürſt Staub eingeflößt hatte, ſchienen in dieſem Augenblick die Liebe vom neuen anzufachen, die mit ſo vielem Recht für Miranda glühte.

Die Veränderungen, die in einer ſo glänzenden Hauptſtadt, wie Pierropolis, und beſonders an einem ſo glücklichen und verfeinerten Hofe plötzlich entſtanden, waren aber auch äuſſerſt auffallend; die Freyheit, Ungezwungenheit und Galanterie, die daſelbſt herrſchten, wurden von einem faſt unerträglichem Zwange verdrängt. In den Zimmern, worin Miranda ſo eben entſchlafen war, erſchallten Kommandoworte, das Geräuſch von Soldaten und ihren Waffen, das hele Tönen von ungeheuern Küraſſierſtiefeln und das Klirren der Spornen.

Die Trauerkleider der Damen, die burlesken Anzüge, womit die Männer ſich ausſtaffirten; die neue Sprache, die man in aller Eile annahm, und die vielen Veränderungen von aller Art, die ſo ſchnell auf einander folgten, verurſachten eine Menge, zum Theil komiſcher Verirrungen. Man begegnete einander ohne ſich zu erkennen, that Fragen ohne Antwort zu erhalten, und ſprach mit einander, ohne ſich zu verſtehen.

14.

Das lezte Angſtgeſchrey der ſterbenden Miranda war der erſte Ausruf, der den Prinzen Staub zum Kaiſer der Unterwelt proklamirte.

Seine Gemahlin war mit ihren Kindern die erſte, die ihm zu Füßen fiel, und ihm ihre Unterwürfigkeit bezeigte; er hob ſie auf, küßte ſie und die Kinder, und verſicherte ſie alle ſeiner Kaiſerlichen und väterlichen Gnade. Hierauf näherten ſich alle übrigen Anweſenden, die Chefs der Departemente, die Häupter der Armee und warfen ſich vor Staube im Staub, ihm den Eid der Treue, jeder nach ſeinem Rang und ſeiner Anciennität zu leiſten. Ein Detaſchement der Garden, das vor dem Pallaſt aufgeführt war, die Offiziere und Soldaten, die in der Eile von Paulopolis und Finſterburg angekommen waren, huldigten ihm ebenfalls. Die Chefs der verſchiedenen Kollegien begaben ſich in ihre Verſammlungshäuſer, um von ihren Untergebenen den Eid der Treue ablegen zu laſſen; der zum neuen Kaiſer emporgewehte Staub verfügte ſich ſelbſt in den Senat, um ihn dort in Perſon anzunehmen; und ſo gieng dieſe merkwürdige Nacht ohne Unordnung und die geringſte Verwirrung vorüber. Am andern Morgen wurde Staub allenthalben als Kaiſer der Unterwelt, und ſein Sohn Alexander zum Thronerben ausgerufen. So wurde nun endlich Staub, der Sohn der großen Miranda, nach fünf und dreißig Jahren voll Zwang, Entbehrung, Beleidigung, Verachtung und allgemeinem Spott, was er im äuſſerſten Grade hatte erdulden müſſen, im drey und vierzigſten Jahre ſeines Lebens, ſein eigner Herr, und Kaiſer der Unterwelt.

17.

Die erſten Schritte die er that, ſchienen anfänglich die Meinung, die man von ſeinem harten und widerſpenſtigen Karakter hatte, gänzlich zu widerlegen.

legen. Er ſelbſt hatte ſchon lange durch die Mißbräuche und Unordnungen die bey Hofe eingeriſſen waren, empfindlich gelitten; er war durch die Schule des Unglücks gekrochen, hatte den Gang der Geſchäfte aus der Ferne beobachtet, das Betragen ſeiner Mutter und ihrer Großen belauert, um in dreyßigjähriger Muſe ſein eignes Benehmen zu bebrüten. Auch ſchien er wirklich eine Menge ganz fertiger Verordnungen und Einrichtungen in der Taſche zu haben, die er gleichſam nur herauszog, und mit einer erſtaunlichen Schnelligkeit in Ausübung brachte.

So ward zum Beyſpiel ſein militäriſches Reglement, welches er ſchon ſeit einiger Zeit ſeinen Freunden mitgetheilt, und welches man in Finſterburg und Paulopolis befolgt hatte, in einem Augenblick das einzige Geſetz für die Armee der Unterwelt.

Dem Betragen ſeiner Mutter entgegen, zog er anfangs ſeine Söhne ganz in ſeine Nähe, übertrug jedem eines von den Garderegimentern, und ernannte den ältern zum Gouverneur von Pietropolis; eine höchſt wichtige Stelle, die den jungen Prinzen an die Seite ſeines Vaters feſſelte.

Durch ſein erſtes Benehmen gegen die Monarchin, deren Lage und Schickſal allgemeine Theilnahme erregte, war jedermann überraſcht und entzückt. Er behandeltee ſie auf einmal auf eine ganz andere Art, wies ihr beträchtliche Einkünfte an, vermehrte verhältnißmäßig die ſeiner Kinder, und überhäufte ſeine ſämtliche Familie mit Liebkoſungen und Wohlthaten.

Sogar ſein Betragen gegen Priapus den Günſtling Mirandas hatte ganz den Anſtrich von wahrer Großmuth. Die Verzweiflung des Mannes ſchien ihn zu rühren, und ſeine Anhänglichkeit und Liebe, die er gegen Miranda zeigte, ſeine Dankbarkeit aufzufodern.

In den ſchmeichelhafteſten Ausdrücken beſtätigte er ihn in allen ſeinen Aemtern und Würden, und ſagte, indem er ihm den Komandoſtab, den der Generaladjutant zu führen pflegt, übergab, zu ihm: Fahren Sie fort, bey dem Leichnam meiner

Mutter* ihre Funktionen zu verrichten; ich hoffe, daß Sie mir in der Folge eben ſo treu dienen werden, als Sie mir gedient haben.

Auf dieſelbe verbindliche Art wurden Miniſter und Chefs der Departementer in ihren Aemtern beſtätigt; die mächtigſten unter ihnen wurden noch befördert und mit Gnadenbezeugungen überhäuft.

Das erſte Geſetz, das er gab, verrieth die ſchönſten Geſinnungen, und mußte ihn beſonders dem Adel ſehr geneigt machen. Eine neue Aushebung von Miranda in ihren letztern Tagen befohlen, welche den hundertſten Bauer betreffen ſollte, wurde durch dieſes Geſetz eingeſtellt und wiederrufen. Dieſes geſchah aber blos, wie man in der Folge ſah, dem Adel zu ſchmeicheln, der Bauern hatte, denn einige Monate nachher wurde Mirandas Werbungsverordnung dennoch in Erfüllung gebracht.

Faſt in jeder Stunde erfuhr man eine weiſe Veränderung, eine gerechte Beſtrafung, eine verdiente Gnadenbezeugung, Staunen und Bewunderung

rung feſſelten den Hof und die unſern Staub umgebende Welt.

Hätten nicht Politik, Furcht vor den Großen des Reichs, und Freude, endlich einmal vom Joche einer verächtlichen Vormundſchaft befreyt und Selbſtherrſcher zu ſeyn, den neuen Kaiſer der Unterwelt zu dieſen erſten Schritten verleitet, er wäre in den erſten Tagen ſeiner Regierung würdig geweſen, die Mißbräuche des finſtern Reiches abzuſchaffen und die Ordnung wieder herzuſtellen. Wirklich fieng man an zu glauben, daß man ſeinen Karakter verkannt habe, und daß er durch die lange traurige Vormundſchaft, unter der er geſeufzt hatte, doch nicht ganz verkrüppelt wäre. Jedermann ſah ſich auf die glücklichſte Art getäuſcht, und das Betragen des Kaiſers machte in dieſen erſten Stunden den Prinzen Staub vergeſſen, da der Monarch Staub dem Betragen dieſes ſo ſchön und wider alles Erwarten, widerſprach.

Doch nur zu bald ſollte der Erbprinz wieder ins Gedächtniß zurückgerufen werden, wie uns die Folge enthüllen wird, welche leider! die Prophezeikung des Mannes mit dem Silberbarte beym Taufaktus beſtätigte: „Staub biſt du, vom Staube biſt du, und Staub ſollſt du wieder werden. Staub ſind wir alle, Staub müſſen wir alle werden. Staub iſt der Urſprung des Menſchen in der Ober- Unter- und Mittelwelt. Staub iſt das Saamenkorn, welches Früchte trägt. Staub iſt Waſſer, Luft und Feuer. — Daß die Erde Staub iſt, wiſſen wir alle. Der vom Bettler erzeugte, der vom Könige entſproſſene, der dem Kutſcher entriſſene — alles iſt Staub. Erinnere dich, daß du Staub biſt, und daß nichts dich davon retten kann, wieder Staub zu werden.

Kleiner Staub! ich ſehe auf deiner Stirne ein großes Zeichen, aber ich kann nicht enthüllen, ob dieſes Zeichen deiner Größe der Unterwelt Nutzen oder Schaden, ob es ihr Ehre oder Schande, Freude oder Schrecken bringen wird. Großer Staub! ſo will ich dich nennen, wenn die erſten Hypotheſen eintreffen, wo nicht, ſo wirſt du der Nachwelt ein kleiner Staub, ein verächtliches Stäubchen bleiben.“

Am Schluſſe ſeiner Heldenbahn, werden wir zuverläſſig erfahren, welchen Namen er von der Nachwelt zu fordern berechtigt iſt.

16.

Die zwey erſten Schritte, die Staub unternahm, ſtößten Zutrauen zu ihm ein, gewannen ihm den Adel, und retteten von zwey ſchrecklichen Uebeln, die Miranda im Sterben ihrem Reiche vermacht zu haben ſchien; ſie hieſen Krieg und Staatsbankrutt.

Miranda, ſo ſehr ſie ſich ſelbſt erleuchtet wähnte, hatte dennoch den beſtimmten Entſchluß gefaßt, auf eine wirkſame Art die Kinder des Lichts zu unterdrücken, weil ſie das Licht ihrem finſtern Reiche für gefährlich achtete, den Herzog von Fettland gegen die Helländer zu unterſtützen, und mit dieſem den König von Sandland anzugreifen. Sie wollte den König von Sandland wieder an die Ufer des gelben Stromes treiben, und ihm mit Kanonen fühlen laſſen, wie ſchlechterdings nöthig es für ihn wäre, der ehedem getroffenen Koalitien wieder beyzutreten. Wenn Kanonen nicht würkſam genug ſeyn ſollten, wurden durch Mirandas Geiſt und ihre Helfershelfer in den ſandländiſchen Staaten allerley Empörungen angezettelt.

Dieſer Krieg war der Grund jener projektirten Rekrutenaushebung. Nach Mirandas Willen ſollten hunderttauſend Mann gezogen werden. Da jedoch die Staatskaſſen erſchöpft waren, und das Papiergeld zu einer ſo ungeheuern Maſſe angewachſen war, daß ihm einerley Schickſal mit den helländiſchen Aſſignaten bevorſtand, ſo wollte ſie auf einmal die Summe ihres baren Geldes verdoppeln, und erhöhte den wahren Werth jedes Stücks auf noch einmal ſo viel. Beyde verderbliche Maasregeln, die man ſchon wirklich auszuüben begann; vernichtete Staub augenblicklich.

Nach dem ſchändlichen Beyſpiele eines kleinen Tirannen in Eichenland hatte auch Miranda einen Menſchenhandel mit dem Lande der Milzſucht angefangen und manches Sümmchen von dort aus für ihre Landeskinder gezogen, die gegen die Kinder des Lichts geführt werden ſollten. Staub hielt dieſen

Handel, dem Stolz ſeiner Kaiſerwürde zuwider, und beleidigend für ſein Ehrgefühl, das Blut ſeiner Unterthanen an eine kleine Nation zu verzapfen, und brach auf der Stelle den Subſidientraktat ab. Einige wollten in dieſer ſchönen Handlung die Anerkennung des neuen Freyſtaats von Helland ſehen, allein das lag auſſer Staubs Karakter, der das Blut ſeiner Unterthanen gern umſonſt vergoſſen hätte, wenn er Helland unters alte Joch zu bringen im Stande geweſen wär.

Als Miranda vereint mit dem Herzog von Fettland und König Saul von Sandland ſich über Bärenland hermachte, deſſen letzter König eine ſchwache Kreatur ihres Hofs geweſen war, und dieſes Land aus ſeiner geographiſchen und politiſchen Exiſtenz vertilgte — da rangen einige Patrioten um die Freyheit ihres Vaterlandes und fochten mit verzweifelndem Muthe gegen die drey Konföderirten Räuber ihres Vaterlands. Sie mußten der Uebermacht unterliegen, und Philopömen, der letzte Bärenländer und Anführer der vaterländiſchen Armee wurde in den ſchönen Geſchäft der Vertheidigung ſeines Vaterlandes von Mirandas Räuberhorden gefangen.

fangen. Der Edle hatte blos ſein Vaterland und ſeine natürlichen Rechte gegen fremde Unterdrücker vertheidigt. Dennoch machte ihn die deſpotiſche Miranda gegen alles Völkerrecht und allen geſunden Menſchenverſtand zum Staatsgefangenen. Staub ſchenkte ihm und ſeinen Mitgefangenen die Freyheit, die ſeine Mutter ihnen widerrechtlich vorenthalten hatte, und war großmüthig genug, Philopömen ſelbſt zu befreyen, er machte ihm ein Geſchenk von Sklaven, die er aber nicht annahm, ſondern eine Summe Geld, um in fremden Landen unabhängig leben zu können.

Dieſe edle Handlung machte auſſerordentlichen Eindruck und gereichte ihm, ob es gleich eine bloſe Handlung der Gerechtigkeit war, zum allgemeinen Ruhm und zur größten Bewunderung. Doch um ſein edles Betragen gegen Philopömen ins gehörige Licht zu ſetzen, muß man bedenken, daß Philopömen nicht ihn, ſondern ſeine Mutter perſönlich beleidigt hatte. Staub verzeiht, ſo wenig wie ſeine Mutter eine perſönliche Beleidigung, und eigentlich verdankt Philopömen ſeine Freyheit blos dem Haß, den Staub gegen Miranda hegt, den ſie ihm durch ihr abgeſchmacktes Betragen gegen ihn, eingepflanzt hatte, und dem Beſtreben des neuen Monarchen, von allem was ſie gethan, das Gegentheil zu thun!

Das Leichenbegängniß Mirandas hemmte auf einige Zeit den Strom der neuen Verordnungen und ſeltſamen Einrichtungen, die Staub in ſeine Unterwelt zu pudern gedachte, andere Dinge beſchäftigten ihn — eben ſo ſonderbar und eigenthümlich, wie die Kettenreihe der Handlungen und Ereigniſſe ſeines Lebens.

Jene Leſer, die meine Miranda geleſen haben, werden ſich erinnern, daß ſie ihren Gemahl ehe zum Himmel ſpedirte, eh er gerufen wurde, und ſich nach ſeinem Tode — er ſtarb bekanntlich am Schlage aber nicht am Schlagfluße — als Autokratin auf den finſtern Thron geſchwungen hat.

Damals wendete man alles an, den Namen des Seeligen beym Volke verhaßt zu machen — aber Staub hielt es für Pflicht, die Ehre ſeines Vaters bey der Nation zu retten, und führte die ſeltſame Idee aus, beyde Ehegatten auf einen Tag zu beerdigen, obwohl der Kaiſer beynahe fünf und dreyßig Jahre voraus marſchiert war.

Mit Erſtaunen las man nun auf einmal den Namen des Kaiſers auf dem Leichenzeremonial, der unter Mirandas Regierung ausgeſprochen, zum Staatsverbrechen ward, und Fremdlinge mußten glauben, beyde Gatten hätten die Reiſe nach ihrem Hades oder Wallhalla an einem Tage angetreten.

Staub ſelbſt begab ſich ins Kloſter, wo der Staub ſeines Vaters beygeſetzt war, um mit dem Staube der Kirchenerde zu Staube zu werden, wo Staub bey Staube moderte. — Die alten Mönche mußten ihm das unbekannte ungeachtete Grab ſeines Vaters zeigen und in ſeiner Gegenwart den Sarg öffnen; er zollte den traurigen Ueberreſten, die er noch erblickte, hochachtungswerthe und wirklich rührende Thränen, faßte einen von den Handſchuhen, die noch die Gebeine ſeines Vaters deckten und küßte ihn unter einem Strome von Thränen zu wiederhohlten malen. Staub! du beſitzeſt wahrlich das Herz eines Sohnes, aber eine Mutter hat dir gefehlt!

Staub ſah die Reſte ſeines Vaters. Aſche waren die mächtigen Gebeine, Staub ſeines Körpers verwirrte Reſte, die ihn umwehten; nur ſeine Augen ſahen unverſehrt hell im Sarge umher, dann auf ihn und ſchienen ihm zu ſagen:

Einſt hab auch ich in Deiner Burg gewohnt
Auf Deinem goldnen Thron hab ich wie Du gethront
Wie viele ſchon, die dort geglänzet haben
Sind auch wie ich, zu Staube Staub begraben.
Wir ſind vergeſſen; nur die Tugend lebt
Ihr Name iſts den keine Zeit begräbt.
Folg ihr, und tritt in ihre Spur
Was man der Menſchheit thut durch edle große Gaben,
Das bleibt im Tode nur —

Der Sarg wurde ſogleich mitten in die Kirche geſtellt, und dieſelben Religionsfeyerlichkeiten dabey beobachtet, wie bey Mirandas Leiche, die im Pallaſt auf einem Paradebette aufgeſetzt war.

17.

Staub lies alle Diener aufſuchen, die ſeinem Vater zur Zeit ſeiner unglücklichen letzten Periode gedient hatten, und unterdeſſen in förmlicher Ungnade, oder vergeſſen vom Hofe alt geworden waren. Der Baron Oſtemes, ein ehrwürdiger Greis, der ſeit langer Zeit entfernt von der eiteln Schimmerbühne des Hofs in philoſophiſcher Einſamkeit unter dem Zirkel weniger, aber geprüfter Freunde gelebet hatte, und ſich aus ſeinem ſokratiſchem Sorgenfrey nicht wieder an den Glanz des Hofes ſehnte, wurde plötzlich zum General en Chef ernannt, und zum Kaiſer berufen, zu dem er ſogleich in das Kabinet geführt wurde.

Als ihn Staub auf die allergnädigſte Art bewillkommt hatte, ſagte er: haben Sie ſchon gehört, was ich für meinen Vater thue?

Ja Ihro Majeſtät! Ich habe es mit Verwunderung gehört! erwiederte Oſtemes.

Wie? mit Verwunderung? fuhr der Kaiſer fort Es war ja eine heilige Pflicht, die mir oblag! Sehn Sie, — indem er auf das Portrait ſeines Vaters deutete, das ſchon im Zimmer aufgehängt war — er ſoll Zeuge von meiner Dankbarkeit gegen ſeine treuen Diener ſeyn!

Hierauf umarmte er den General, und hieng ihm den Orden der ſternflammenden Königin um.

So ſehr der würdige Greis über jede Art von Eitelkeit erhaben iſt, konnte er dieſer rührenden Behandlung nicht widerſtehen, als er das Kabinet verlies, floſſen häufige Thränen von den grauen Wimpern die Wangen herab.

Bald hernach übertrug ihm Staub den Dienſt bey der Leiche ſeines Vaters, und befahl ihm, ſich für die Ceremonie dieſelbe Uniform machen zu laſſen, die er als Generaladjutant ſeines verſtorbenen Vaters getragen hatte.

Oſtomes war ſo glücklich, noch eine ſolche Uniform bey einem ſeiner alten Bekannten aufzufinden, Staub wollte dieſe Reliquien ſelbſt ſehen, und behielt ſie nachher für ſich. Sie machte das Glück von dem, der ſie ſo gut verwahrt hatte. Noch mehrere Offiziere, und unter ihnen jener, welcher bey einem Aufſtande der einzige geweſen war, der zu Vertheidigung des verſtorbenen Kaiſers Widerſtand hatte leiſten wollen, würden aus ihren Schlupfwinkeln aufgefordert, nach Hofe berufen und mit Gnadenbezeugungen überhäuft.

18.

Jedermann war über die Ehre, die Staub ſeinem Vater erwies, erſtaunt. Man ſchrieb ſie eben ſo gut auf Rechnung des Haſſes gegen Miranda, als ſeine Liebe für ſeinen Vater; viele hielten dieſes ganze Verfahren nur für einen politiſchen Kunſtgriff, um aufs feyerlichſte den für ſeinen Vater bekannt zu machen, der ihn nie für ſeinen Sohn erkennen wollte. Beſonders wurde es Staub ſehr zur Laſt gelegt, daß er mit ſo viel Geräuſch und auf eine ſo äuſſerſt frappante Art den Staub ſeines Vorfahrers aus dem Grabe hervorholte, um ihn der Verehrung des Volks auszuſtellen.

Der Sarg wurde mit einer Krone geziert, weil ſein Bewohner nicht gekrönt, und unter dieſem Vorwande auch nicht in das Begräbniß der Kaiſer beygeſetzt worden war, um bey dem übrigen Staube der Kaiſer zu Staube zu werden. Mit dem größten Pomp wurde er in den Pallaſt geführt und dort in einem beſonders dazu erbauten Tempel neben Mirandas Leichnam niedergeſetzt.

Jedes das ſich dieſem Heiligthume näherte, küßte mit Ehrfurcht den Sarg des einen, und die falſche Hand der andern; zugleich mußte man die Knie beugen, und durfte nicht anders als rücklings von dem Trauergerüſte herabſteigen.

Miranda war ſchlecht einbalſamirt worden, ſah ganz entſtellt aus; ihre Hände, Augen und das ganze Untergeſicht waren gelb, ſchwarz und blau unterlaufen. Sie war ganz unkenntlich für alle, die ſie nie anders als mit ihrem gemahlten und übertünchten Geſichte geſehen hatten. Alle Pracht die ſie umringte, jene unſchätzbaren Koſtbarkeiten, die ihre Leiche umgaben und bedekten, halfen nur den

Abſcheu vermehren den ihre ſcheusliche Geſtalt erregte.

Durch das Hervorrufen des Vaters aus der Gruft durch das feyerliche Leichenbegängniß, rufte Staub aus einer fünf und dreyßigjährigen Vergeſſenheit das Andenken an jene Greuelſzenen wieder zurück und überhäufte ſeine Mutter mit Schande. Deſto edler hingegen war die Rache, die er an einigen Henkern ſeines Vaters nahm.

Den berüchtigten Alexis Orlow, auffallend durch ſeinen gigantiſchen Körperbau und antiken Kleidung zwang Staub, den Staub ſeines Vaters zu Grabe zu begleiten, und weckte durch dieſe gerechte Strafe ſein längſt im Schlaf verſenktes Gewiſſen.

Der zweyte Mörder Fürſt Bariatinsky wagte es jetzt gar nicht vor Staub zu erſcheinen, da dieſer ſchon von jeher ſeinen Blick nicht ertragen konnte. Er flüchtete von Pierropolis.

Paſſet, der demſelben Verbrechen ſein ganzes Glück zu verdanken hatte, deſſen Geſichtszüge eben ſo ſcheußlich verzerrt waren, wie jene von Bariatinskys, und ſtets an ſeine Schandthat erinnerten, war zu ſeinem größten Glück nicht in Pierropolis gegenwärtig, und ſtarb wenige Tage nachher.

Als dieſe Mörder den Monarchen auf ſeinem Landhauſe bey Tiſche uberraſchten, ihm die Serviette um den Hals wanden und rucklings zur Erde warfen, dieſer ſich in der Angſt der Verzweiflung retten wollte, faßte er krampfhaft mit den Händen in Paſſeks und Bariatinskys Backen und zerriß und zerſetzte ſie mit den Nägeln in der Angſt ſeines Todeskampfs, daß ſie zeitlebens die Spuren ihres Verbrechens mit ſich herumtrugen.

Staub lies beyde Leichen, die ſeines Vaters und Miranda's mit einander in die Burg führen, und in die Kaiſergruft ſetzen. Nun erſt blieben beyde Gatten in Ruhe neben einander.

Miranda ſchlummerte nun in ihrer Gruft neben ihrem Gemahl, den ſie voraus dorthin geſchickt hatte und Staub war nun ihrer drückenden Vormundſchaft los, und ſah ſich als unumſchränkten

Kaiſer der Unterwelt auf dem Throne des finſtern Reichs. Dennoch wagte er es noch nicht, ſich ganz als Autokrat zu zeigen, und hielt ſeine Machtſprüche ſo lange zurück, bis er ſich ſeiner Macht vollkommen verſichert halten konnte. Hierzu war nun unumgänglich nöthig: die Leibgarden, jenes gefährliche Korps, das den Vater von Throne geſtürzt hatte, und das ſchon längſt im Regierungsantritt unſers Staubes das Ende ſeiner militäriſchen Exiſtenz fürchtete, zu vernichten, und ſeine Gewalt für die Krone unſchädlich zu machen.

16.

Mit kaum denkbarer Ungeduld erwartete er die Ankunft ſeiner eignen Battallions, die er aus Finſterburg kommen lies; Tag und Nacht mußten dieſe marſchiren, damit ſie gleich am andern Morgen in Pierropolis ankamen. Der kleine Ratikow, der weiter kein Verdienſt beſaß, als daß er dem Kaiſer die ſehnlichſt erwartete Ankunft ſeiner Truppen meldete, wurde ſogleich zum Adjutanten des Großfürſten ernannt, und erhielt den Orden des

Verdienſtes, der auch auſſer ihm ſchon manchen Unverdienten ertheilt wurde.

Nun hatte Staub ſeine kleine Armee um ſich, nun fürchtete er ſich vor nichts mehr. Schnell warf er die leichte Hülle von Edelmuth und Sanftheit von ſich, die er nur ſo lange angenommen hatte, als ihn keine Wache deckte, und handelte eben ſo und noch weit ſchlimmer als er zu Finſterburg als Erbfürſt Staub gehandelt hatte.

Von ſeinen angekommenen Kriegern vertheilte er die Bataillons unter die verſchiednen Garderegimenter, ſteckte die Offiziere unter alle Kompagnien derſelben, und beförderte ſie um zwey und mehr Grade, ſo daß bloße Lieutenants oder Kapitains von der Armee plötzlich zu Kapitains unter der Garde vorrückten, was doch bis dahin eine ſo wichtige und geehrte Stelle geweſen war, die den Rang eines Oberſten und ſogar eines Brigadiers gegeben hatte.

Hierdurch kamen mehrere alte verdiente Gardekapitains aus den erſten Familien des Reichs unter Offiziere zu ſehn, die wenige Jahre vorher als Korporale oder Sergenten aus ihren vorigen Kompanien in die Bataillone des Erbprinzen übergegangen waren.

Dieſe ſchnelle und gewagte Veränderung, die zu jeder andern Zeit ihrem Urheber verderblich geweſen wäre, brachte keine andre Wirkung hervor, als daß einige hundert Offiziere und Unteroffiziere ihren Abſchied forderten — faſt alle die auſſer ihrem Dienſte zu leben hatten, oder denen es unverdaulich war, ſich ſo gräßlich übergangen zu ſehn, und nicht Luſt hatten, ſich an die ermüdende und pedantiſche Disziplin zu gewöhnen, die von den neu angekommenen Soldaten aus Finſterburg eingeführt werden ſollte.

Keiner von alle dieſen eingeſchobenen Offiziers hat ſo ſchnell ſein Glück gemacht, als ein gewiſſer Araktſchniß. Als Staub noch Erbprinz war, und eine Artilleriekompagnie zu Paulopolis zu haben wünſchte, verlangte er vom General Meliſſino einen Offizier, der im Stande wär, ſie einzurichten. Dieſer empfahl ihm Araktſchniß, der im Kadettenkorps war erzogen worden, und ſich durch ſeine Fortſchritte in den Wiſſenſchaften, vorzüglich aber durch ſeinen leidenſchaftlichen Eifer für die Details der militäriſchen Disziplin ausgezeichnet und empfehlungswürdig gemacht hatte.

Demohngeachtet und troz ſeiner unermüdeten Härte und pünktlichen Genauigkeit im Dienſt, verſtrich eine geraume Zeit, ehe er im Stande war, die Gunſt des Erbfürſten zu erobern.

Er lies ſich nicht ermüden, bis es ihm endlich gelang, durch verſchiedene vortreffliche Feuerwerke, mit Hülfe ſeines ehemaligen Meiſters zu Paulopolis verfertigt — vorzüglich aber durch ſeine Exerzierwuth die ihn ſo begeiſterte, daß er den armen Soldaten Tag und Nacht keine Ruhe gönnte, den Beyfall des Prinzen Staub zu erringen, der ihn gleich beym Antritt ſeiner Regierung zum Major unter der Garde mit Generalsrang, und zum militäriſchen Gouverneur in Pierropolis ernannte, den Orden des Verdienſtes ertheilte, und ihm ein Geſchenk von mehrern tauſend Sklaven machte. Er ward in der Folge Staubs rechter Arm.

Dieſer Menſch war nicht ganz ohne Kenntniſſe und in Rückſicht dieſer nicht leer an Verdienſten. Aber ſeine empörende Brutalität, womit er ſchon im frühern Zeiten die Kadetten behandelte, ſeine raſende Wuth und die unbarmherzigen Stockſchläge, wodurch er ſie ausläßt, macht ihn zum Abſcheu der Menſchheit. Mehrere Soldaten hat er unter Staubs Augen eigenhändig zu Tode geprügelt. Der Tirann hat im Militärdienſt des finſtern Reichs eine vorher nie gekannte Grauſamkeit eingeführt. Er beſchimpft und ſchlägt ſogar die Offiziers beym Exerzieren. Er erhielt in der Folge ſeinen Abſchied, wurde aber bald wieder zurückberufen und — baroniſirt.

Als Staub ſeine Soldaten gegen die Kinder des Lichts nach Eichen und Citronenland marſchieren lies, übertrug er Araktſchniff die Muſterung dieſer unglücklichen Schlachtopfer.

Wenn auch bey Staubs Reform ſeines Militärs vielleicht die wenigſten jungen Offiziere, die den Abſchied verlangten, weniger Gefühl für die Beſchimpfung hatten, die ihnen theils durch Uebergehung

hung, theils durch Zurückſetzung wiederfuhr, ſo konnte es ihre Eitelkeit am wenigſten verdauen, daß ſie nun ſo mit einem male ihre prächtigen galanten Uniformen, in welchen ſie ſo manches Glück bey den Damen, ſo manche Eroberungen gemacht hatten, ablegen und andre nach einem bizarren Modell anziehen ſollten, worüber ſie vorher geſpottet hatten. Die Gährung wurde allgemein, und drohte in einen förmlichen Abfall der Armee vom Kaiſer auszuarten.

20.

Wüthend ſprang der Kaiſer auf, als er eine furchtbare Kunde des Abfalls über die andre vernahm, eilte ſelbſt in die Kaſernen, ſchmeichelte den Soldaten, und beſänftigte die Offiziers, die er dadurch bey ihren Regimentern zwang, daß er alle, die ferner ihren Abſchied fordern würden, zu allen Zivil- und Militärdienſten unfähig erklärte, und ihnen verbot Uniform zu tragen.

Zugleich erlies er einen Befehl, ſo albern als grauſam; daß jeder Offizier oder Unteroffizier der ſchon wirklich ſeinen Abſchied gefodert habe, oder noch fodern werde, innerhalb vier und zwanzig

Stunden die Hauptſtadt verlaſſen und ſich nach Hauſe begeben ſolle (!!!)

Staub hatte bey Verfertigung dieſes muſterhaften Edikts, ſo wenig als ſein Sekretär bedacht, daß der letzte Ausdruck wahrer Unſinn war; indem die mehreſten Offiziere aus Pierropolis waren und ihre Familien daſelbſt wohnten; ſie begaben ſich zufolge des 2ten Theils des Geſetzes wirklich nach Haus, ohne die Hauptſtadt zu verlaſſen, wo ſie in größter Angſt ihres Herzens verborgen im innerſten Winkel des Hauſes harrten, wie ihr Ungehorſam gegen den erſten Theil aufgenommen werde.

Unglücklicherweiſe begieng einer der Miniſter die Albernheit, unſern Staub vom Widerſpruch des Edikts zu benachrichtigen, und verleitete ihn zu einer grauſamen Interpretation, daß nämlich nur der erſte Theil: Pierropolis zu verlaſſen, befolgt werden ſolle.

Eine Menge junger Leute wurden nun wie Verbrecher in ihren Häuſern aufgehoben, zur Stadt hinaus geführt, mit dem Verbot, ſie niemals wieder zu betreten, und auf der Heerſtraße, wo ſie nirgends Schutz noch Obdach finden konnten, der ſtrengſten Kälte, dem Hunger und der Verzweiflung preisgegeben. Unglücklicher noch waren jene, deren

ren Heimath in entfernten Provinzen lag, und die faſt alle kein Geld hatten, die Reiſe dorthin zu machen. Verzweiflungsvoll irrten ſie in der Gegend von Pierropolis umher, und mehrere ſtarben vor Hunger und Kälte.

Nicht nur Offiziere ſondern auch Generäle ſeufzten unterm Drucke dieſer Barbarey. Letztere erhielten Ordre, ſich auf der Stelle zu ihren Regimentern zu begeben, oder ihren Abſchied zu fodern. Durch dieſen unpolitiſchen barbariſchen Schritt wollte Staub die Liebe ſeiner Armee gewinnen! — Auch zeigte er nur zu bald, daß er als Kaiſer den militäriſchen Spielereyen nicht entſagt hatte, mit denen er als Erbprinz ſeine Tage hinbrachte.

Gleich nach Antritt ſeines Kaiſerthums gab er ſich mit allen kleinlichen Veränderungen ab, die er in der Kleidung und dem Exerzieren ſeiner Soldaten eingeführt haben wollte. Fremdlinge mußten glauben, die Kaiſerburg ſey von feindlichen Truppen erobert worden; ſo ſehr waren jene, die gegenwärtig die Wache darin bezogen, in Ton und Kleidung, von denen unterſchieden, die noch Tags vorher dieſelben Poſten behauptet hatten.

Die Einrichtung der Wachtparade, die Einführung eines neuen Exerzitiums, und überhaupt ſein Militär, waren die Haupttendenz ſeiner Regierung.

Drey bis vier Stunden des Tages brachte er auf der Wachtparade mit Exerzieren zu. Hier gab er Audienz, hier empfieng er Berichte, ertheilte Be-

Befehle, Gnadenbezeugungen und Strafen. Hier mußte ihm auch jeder Offizier vorgeſtellt werden. Seine Söhne und Adjutanten umgaben ihn, er ſuchte ſich durch Trippeln mit den Füſſen zu erwärmen. Sein kahler Kopf war größtentheils unbedeckt; die eine Hand ruhte auf ſeinen Rücken, während die andre den Stock hebt und wiederfallen läßt, um den Soldaten den Takt zum Marſchieren anzugeben. Er ſuchte einen großen Theil ſeines Ruhms darinn, einer Kälte von funfzehn bis zwanzig Graden zu trotzen.

Kein Offizier durfte es wagen, im Pelz zu erſcheinen, und die alten Generale mit Huſten, Schnupfen, Podagra und Rheumatism behaftet, mußten ſich eben ſo wie Staub gekleidet, beſtändig in ſeiner Nähe halten.

Das Land der Finſterniß iſt zugleich das Land der größten Kälte — wo kein Licht iſt, kann keine Wärme ſeyn, und die Wärme und Licht gewohnte Seele befindet ſich nirgends übler als in Finſterniß und Kälte. Kein Wunder alſo, wenn ſich niemand im Reiche der Finſterniß wohl befinden konnte, als lichtſcheue, finſtre Seelen, und die Kinder des Lichts das Reich der Finſterniß und des Aberglaubens verabſcheuen! —

Ende des zweyten Abſchnitts.

Staub der Erſte

Kaiſer der Unterwelt.

Dritter Abſchnitt.

1.

Regieren iſt keine Kunſt — man befiehlt, beſtraft was nicht gehorchen will, ſchickt fort was einem mißfällt — und läßt ſeine Miniſter fürs übrige ſorgen, die Regierung geht indeſſen fort, wie die ordinäre Poſt. Freylich gehört eine gewiſſe Art von — wie ſoll ichs doch nennen — Härdieſſe? — oder angebohrne Regentenkunſt dazu, die nur einer Perſon von herrſchendem Geblüte eigen iſt, und eine gewiſſe Gewohnheit, die ſich durch die Uebung lernt — und das Regieren geht ſeinen Gang, wie ein aufgezognes Uhrwerk. Zuverläſſig kannte unſer Staub dieſe weiſe Maxime, und benützte ſie zeitig. Ein Weilchen hielt er damit hinterm Berge, um vorher ſeine Leute kennen zu lernen, und auf dem Throne feſten Fuß zu faſſen. Er kannte das Schickſal ſeines ſeeligen Herrn Papa, kannte die grauſame Nation, die ihn umringte, und das gefährliche Hofgeſchmeis — deſſen er ſich wenigſtens nicht ſogleich entledigen konnte. Er kannte die elenden niedrigen Schurken, die ſich unter Mirandas Regierung bereichert, und eine große Rolle zu ſpielen mit Glück unterſtanden hatten, und noch zu ſpielen wagten. Der neue Staub, der ſich noch nicht dichte genug auf den Thron feſtgeſetzt hatte, hätte dieſe Böſewichter — nicht weil ſie es waren, ſondern, weil ſie ihm gefährlich ſchienen — längſtens fortgeſchaft, allein noch war er zu neu, und traute ſich noch nicht laut und mit autokratiſchem Fuße aufzutappen, bis er ſeine Leute genauer kenne, und das blinde Zutrauen ſeines blinden Volks erworben habe. Sobald aber die erſten Eindrücke von Furcht in ſeinem Herzen erloſchen waren, lies er Beſtrafungen und Verabſchiedungen eben ſo zahlreich und ſchnell auf einander folgen, als er vorher Wohlthaten ausgetheilt hatte, und manchen Perſonen wurden beyde Extreme innerhalb 24 Stunden zu Theil. So viel iſt indeſſen gewiß, daß die meiſten Beſtrafungen gerecht waren; allein man muß dabey bemerken, daß Staub nicht wohl andre als Schuldige ſtrafen konnte, weil alle, die unter der vorigen Regierung den Thron der großen Miranda umkrochen hatten, im höchſten Grade ſchlecht und ſtrafbar waren. Subow, den er ſchon längſt gehaßt hatte, bezeigte er viel Gnade, ſuchte ihn mit den huldreichſten Worten zu beruhigen, lies ihm aber zur nämlichen Zeit ſeine Kanzley verſiegeln, und ſeine Sekretärs und Offiziere öffentlich aus dem Pallaſte jagen. Ein ähnliches Schickſal betraf den diplomatiſchen Markow und ſeine Leute. Ein gewiſſer Tersky, Generalreferent im hohen Rathe, der öffentlich mit der ſchreienſten Unverſchämtheit die Gerechtigkeit an den Meiſtbiethenden verkauft hatte, wurde anfänglich vom Kaiſer mit einem Orden belohnt, und erhielt auch von ihm die Güter, die er behauptete, daß Miranda ſie ihm einige Tage vor ihrem Tode verſprochen habe. Aber wenige Augenblicke ſpäter, erhielt er ſeinen Abſchied. — Mit wahrer Einfalt bewunderten die Bewohner von Pierropolis den Reſpekt, den Staub gegen den vermeinten Willen ſeiner Mutter hegte, und ſein Beſtreben, einen Schurken vorher noch zu bereichern, ehe er ihn fortjagte. Beſſer würde er zuverläſſig gethan haben, wenn er dieſem Nichtswürdigen, der die Güter der Wittwen und Waiſen geplündert hatte, den Prozeß hätte machen laſſen, um in ihm dem Staat und der gerechten Rache ein Opfer zu bringen.

Dem Generalprokurator Simon hatte er ebenfalls auf eine ſo ehrenvolle Art in ſeinem Amte beſtätigt, daß er ihm ſogar ein Geſchenk mit viertauſend Bauern gemacht hatte, was wenigſtens zwanzigtauſend Bahamed'ore Renten beträgt, wenige Tage nachher aber ſetzte er ihn ab, lies ihn ins Gefängniß werfen, und ſeinen Sekretär in die Veſtung bringen. —

Dies unſichere, ſchwankende Betragen, das die erſten Handlungen Staubs karakteriſirt, beweiſt offenbar, daß er ſeine Gnadenbezeugungen nur aus Politik ertheilte; ſo wie auch die Dienſtentlaſſungen und Strafen, die auf jene folgten, nicht ſeinem Gefühl von Gerechtigkeit, ſondern ſeinem Zorn, und ſeinen Leidenſchaften anzurechnen ſind. Was aber vorzüglich alle jene in Verwirrung ſetzte, die in den erſten Stunden ihn bewundert hatten, war, daß ſie ihn in einer Epoche, wo er in ein Labirinth von Geſchäften trat, und eine Kette der verwickelſten verſtokteſten Mißbräuche vor ſich hatte, die für den ganzen Staat von ſo großer Wichtigkeit waren, daß er ſich wenigſtens einige Tage damit hätte beſchäftigen ſollen; daß ſie ihn ſchon am erſten Morgen nach ſeiner Thronbeſteigung mit der wüthenſten Leidenſchaft, ſich mit dem kleinlichſten Detail des Militärdienſtes beſchäftigen ſahen. Die Form eines Hutes, die Farbe eines Federbuſches, die Höhe einer Grenadiermütze, die Stiefeln, Kamaſchen, Kokarden und Zöpfe, wurden zu wichtigen Staatsgeſchäften erhoben, die ſeine ganze Thätigkeit verſchlangen. Er war mit Modellen von Waffen und Uniformen aller Art umringt. Verſtand Kapetus, ehemaliger König von Holland die beſten Schlöſſer zu verfertigen, ſo verſtand Staub zuverläſſig am beſten Knöpfe zu putzen, und gab ſich fleißig damit ab.

In den erſten Tagen ſeiner Regierung hatte man in ſeinen Augen kein größers Verdienſt, und konnte ihm ſeinen Eifer nicht beſſer beweiſen, als wenn man vor ihm in ſeiner neuen Tracht erſchien, die er einführen wollte. Ein Offizier, der im Stande war, ſogleich einem Schneider 200 Rubel zu geben, um in einigen Stunden ein Kleid nach dem neuen Schnitt fertig zu haben, und der den andern Morgen damit auf der Wachtparade erſchien, durfte zum Voraus überzeugt ſeyn, daß ihm eine Beförderung, oder ein Ordenskreuz nicht fehlen konnte. Viele haben nie andre Verdienſte gehabt; und auch nie andre Mittel angewandt, um die Gnade ihres neuen Kaiſers in hohem Grade zu erwerben.

Eine andre Sonderbarkeit, die nicht minder Aufſehen erregte, war das Verbot runde Hüte zu tragen, oder vielmehr der ganz plötzlich ertheilte Befehl, ſie denen, die ſich damit betreten lieſen, von den Köpfen zu nehmen und zu zerreißen: Dies veranlaßte eine Menge ſkandalöſer Auftritte in den Straſen, und beſonders in der Nähe des Pallaſtes. Die Koſaken und Polizeiſoldaten warfen ſich über die Vorübergehenden her, riſſen ihnen die Hüte ab, und wenn dieſe es nicht gutwillig geſchehen laſſen wollten, weil man gar nicht wußte, was es zu bedeuten hatte, ſo erhielten ſie noch

Schläge obendrein. Ein empfindlicher Kaufmann, der im Schlitten vorbey fuhr, wurde auf dieſe Art angehalten, und ihm ſein Hut vom Kopfe geriſſen. Er glaubte, man wolle ihn berauben, ſprang vom Schlitten herab, warf den Soldaten zu Boden, rief nach der Wache. Allein ſtatt der Wache kam ein Offizier, der auf den Engländer losſchlug, dieſer wehrte ſich, und wurde endlich übermannt, ſogleich band man ihn feſt, und führte ihn vor die Polizey. Zum Glück begegnete er aber dem Wagen des engliſchen Geſanden, der eben nach Hofe fuhr, und forderte ſeinen Schutz auf. Dieſer brachte ſogleich ſeine Klage beym Kaiſer an, nun begriff dieſer, daß ſo gut ein runder Hut zur Nationaltracht der Engländer gehört, er vielleicht auch einen Theil der engliſchen Tracht ausmachen könnte; und antwortete daher dem Geſanden, daß man ſeinen Befehl falſch verſtanden habe, und daß er ſich gegen Arkarow deutlicher darüber erklären wolle. Den andern Tag wurde in den Straßen und in den Häuſern bekannt gemacht, daß auf die Fremden, die nicht in Dienſten ſtänden, oder naturaliſirt wären, ſich dieſes Verbot nicht erſtrecke. Nun riß man die runden Hüte nicht mehr von den Köpfen ab, allein wen man mit dieſem unglücklichen Kleidungsſtück antraf, der wurde vor die Polizey geführt, um dort zu unterſuchen, wer er wäre. Fand es ſich, daß es ein Finſtländer war, ſteckte man ihn ſogleich unter die Soldaten; und wehe dem Holländer, der ſich auf dieſe Art hätte betreten laſſen, zuverläſſig wäre er ſogleich als Jakobiner verurtheilt werden.

2.

Eben ſo auffallend und unbegreiflich war das plötzliche Verbot, welches die Reform der Wagen betraf. Die Menge glänzender Equipagen, wovon die Straßen in Petropolis beſtändig angefüllt geweſen waren, verſchwanden in einem Augenblick. Die Offiziere, ja ſogar die Generäle fuhren in kleinen Schlitten auf die Parade, oder giengen zu Fuße dahin; was übrigens ebenfalls mancherley Unbequemlichkeiten und Gefahren unterworfen war.

Es iſt eine uralte barbariſche Etikette, daß, wer einem Kaiſer der Unterwelt, ſeiner Gemahlin, oder ſeinem Sohne begegnet, ſogleich den Wagen anhalten läßt, herausſteigt, und ſich im Schnee oder im Koth auf die Erde wirft. Daſſelbe muß geſchehen, wenn man zu Pferde iſt. Dieſer barbariſche, und in einer großen Stadt, wo immer eine Menge Equipagen ſich in den Straßen durchkreuzen, die ſehr ſchnell fahren, ſchwer zu beobachtende Gebrauch, war unter Mirandas freyer Regierung, mit Recht gänzlich abgekommen. Allein eine der erſten Handlungen Staubs beſtand darin, daß er ihn in ſeiner ganzen Strenge wieder einführte. Ein General, der vorbey fuhr, ohne daß ſein Kutſcher den kaiſerlichen Kutſcher erkannte, wurde ſogleich angehalten und im Arreſt geſchickt. Als man ihm nach einiger Zeit ſeinen Degen wiederbrachte, wollte er ihn nicht mehr annehmen, ſondern behauptete, es ſey ein goldner Degen, den er von der verewigten Miranda mit dem Privilegium erhalten habe, daß er ihm niemals abgenommen werden ſolle. Staub lies ihn hierauf zu ſich kommen, gab ihm den Degen ſelbſt wieder, und ſagte ihm dabey, daß er blos ein Exempel habe ſtatuiren wollen, aber keinen Zorn weiter gegen ihn habe. Nichts deſto weniger ertheilte er ihm ſogleich den Befehl, zur Armee abzureiſen.

Gleiche Behandlung wiederfuhr noch mehreren andern Perſonen, ſo daß man zu Fuß oder im Wagen nichts ärgeres zu befürchten hatte, als dem Kaiſer zu begegnen. Was jedoch einer gewiſſen Frau von Likarow geſchah, verdient in Staubs Biographie aufgeſtellt zu werden, um der Menſchheit den verdienten ewigen Haß gegen den Tirannen einzuflößen.

Dieſe Dame war mit ihrem Manne dem Brigadier Likarow, auf einem Landgut nahe bey Pierropolis; letztere wurde plötzlich von einer Krankheit befallen, und ſeine Frau wollte ſich auf niemand anders verlaſſen, um in der Stadt den Arzt und die ſonſt benöthigte Hülfe mit der größten Eile herbey zu holen. Sie kam gerade an, als die ganze Stadt durch dieſen neuen Befehl in der größten Verwirrung war; ihre Leute aber, die vom Lande waren, kannten den neuen Kaiſer nicht, und noch weniger ſeine neuen Befehle. Die Dame dachte an nichts als an den gefährlichen Zuſtand, worin ſie ihren Mann verlaſſen hatte, und trieb den Kutſcher an, ſie ſo ſchnell als möglich, vor das Haus ihres Arztes zu fahren.

Unglücklicher Weiſe fuhr ihr Wagen ohne ſtille zu halten, in einer kleinen Entfernung vor Staub vorbey: der ſpazieren ritt. Wüthend ſchickte dieſer ſogleich einen Adjutanten nach, lies die Equipage anhalten, ſogleich die vier Bedienten unter die Soldaten ſtecken, und die impertinente Dame ins Polizeyhaus ſetzen. Hier mußte die Unglückliche vier Tage eingeſperrt bleiben; allein dieſe ſchreckliche Behandlung und der Zuſtand, worein ſie ihren Gatten zurückgelaſſen hatte, zerriſſen ihr Herz und verwirrten ihren Kopf. Sie fiel in ein hitziges Fieber, und man ſah ſich genöthigt, ſie endlich in einen Gaſthof zu ſchaffen, um ſie einigermaſen verpflegen zu können. Die bejammernswerthe, iſt jedoch auf immer ihres Verſtandes beraubt geblieben. Ihr Gatte, der in ſeinem traurigen Zuſtande ohne Hülfe gelaſſen, und ſeiner Frau und ſeiner Bedienten beraubt war, ſtarb in Verzweiflung, ohne ſie wieder geſehen zu haben.

Im Innern des Pallaſtes wurde die Etikette eben ſo ſtreng und fürchterlich. Wehe dem, der zu der Ehre gelaſſen wurde, die dürre Hand Sr. Majeſtät der Unterwelt zu küſſen, wenn unter ſeinem Knie nicht der Boden zitterte, und der Fall nicht eben ſo erſchütternd war, als wenn ein Soldat mit ſeinem Flintenkolben aufſtößt. Auch das Schnalzen der Lippen bey dem Kuſſe ſelbſt mußte laut gehört werden, um von dem Kuſſe, wie vom Kniefall alle Anweſende zu überzeugen. Der kaiſerliche Kammerherr, Prinz Georgio Gallizino wurde von Sr. Majeſtät höchſt ſelbſt auf der Stelle im Arreſt geſchickt, weil er auf eine zu nachläſſige Art ſeine Ehrfurcht bezeugt, und die Hand geküßt hatte.

3.

Nächſt dieſen Unarten, lies er allen Kauf- und Handelsleuten aufs ſtrengſte anbefehlen, auf ihren Schildern, ſogleich das Wort: Magazin auszuſtreichen, und ſtatt deſſen: Bude zu ſetzen, weil der Kaiſer der Unterwelt nur allein Magazine von Holz, Mehl und Getreide und dergleichen anlegen könne, daß aber ein Kaufmann ſich nicht über ſeinen Stand erheben, ſondern bey ſeiner Bude bleiben müſſe.

Man müßte ſich in allzu eckelhafte Details einlaſſen wenn man alle Befehle von dieſer Wichtigkeit, die innerhalb 8 Tagen auf einander gefolgt ſind, aufführen wollte. Seit dem hat er auch durch beſondre Reichsgeſetze verboten, keine Fraks, Gilets, und Pantalons zu tragen. Ferner hat er der Akademie der Wiſſenſchaften verboten: Wenn die Rede vom Sternenlauf oder Veränderung im Planetenſiſtem wäre, ſich des Wortes: Umwälzung, Revolution, nicht mehr zu bedienen; und den Schauſpielern iſt befohlen, ſtatt des Wortes: Freyheit, in ihren Anſchlagezetteln künftig das Wort Erlaubniß zu gebrauchen. Den Fabrikanten iſt endlich verboten: irgend ein Band, Stoff, oder ſonſtiges Zeug von drey Farben zu verfertigen, dieſe möchten ſeyn, welche ſie wollten.

Was iſt von einem Manne, der Miranda in der Regierung nachfolgte, und doch dergleichen Einrichtungen für ſein dringendſtes Regierungsgeſchäft hält, noch weiter zu ſagen? Was von ihm zu hoffen? Nicht ſelten widerſprachen ſich dieſe wichtigen neuen Verordnungen unter einander, oder eine wurde auch durch die andre wieder aufgehoben,

ben, und der Kaiſer ſah ſich mehr als hundertmal genöthigt, das Geſetz welches er am Abend hatte bekannt machen laſſen, am Morgen wieder aufzuheben oder wenigſtens einzuſchränken, und reſtrictiſſime zu interpretiren. Man kann mit einem Worte ſagen, daß Staub, durch den Kaiſermantel, in den er ſich hüllte, von den erſten Stunden an, die Ohren des Erbprinzen durchſehen lies, und daß er ein weitläuftiges Reich eben ſo beherrſchen zu können glaubte, wie er ſein Paulopolis beherrſcht hatte, ſeine Hauptſtadt wie ſein Haus, und 30 Millionen Menſchen von allen Ständen und allen Nationen, wie ein Dutzend Lakaien.

4.

Unter allen unerwarteten und gänzlich unvorbereiteten Veränderungen, die er getroffen hat, waren jene in der Armee die beträchtlichſten und unpolitiſchten. So viel iſt gewiß, daß in dem Kriegsdepartement große Verbeſſerungen und große Reformen nöthig waren. Das harte Schickſal des Soldaten zu erleichtern, das von den Offizieren, die noch unglücklicher ſind, zu verbeſſern, die Anzahl der überzähligen nach und nach zu vermindern, und Ordnung und Diſziplin wieder herzuſtellen, die durch die Regierung ſo vieler Weiber und ſo vieler Günſtlinge gänzlich zerſtört waren — Dies wäre doch gewiß ein weites und ſchönes Feld für den militäriſchen Geiſt unſers Staubs, geweſen; allein ſtatt deſſen ſetzte er noch häufiger jüngere Offiziere den ältern vor, vermehrte den ohnehin ſchon allzu zahlreichen Generalſtab, veränderte Uniformen, Rang, Kommandoworte und Namen — Dies war alles, was er zu thun wußte! Die finſterländiſche Armee hatte durch ihre Schönheit, die Einfachheit und Bequemlichkeit ihrer Kleidung, die ſo ganz dem Klima und dem Nationalgeiſte angemeſſen war, ein nachahmungswerthes Muſter dargeſtellt. Die Uniform beſtand in großen Pantalons von rothem Tuch, die ſich am Fuß in Stiefeln von weichem Leder endigten, und über einer rothen oder grünen Weſte mit einem Gürtel feſtgemacht wurden, der Kopf war mit einem kleinen Helm bedeckt, der ſich recht militäriſch ſchön ausnahm; die Haare waren rund um den Kopf abgeſchnitten, ſo, daß ſie die Ohren bedeckten und leicht rein gehalten werden konnten. Der Soldat war in einem Augenblicke angezogen, denn er hatte nur 2 Kleidungsſtücke, dieſe waren jedoch ſo weit, daß er darunter Kleider anziehen konnte, die ihn gegen Kälte ſchützten, ohne der Gleichförmigkeit des Ganzen Eintrag zu thun. Jetzt hingegen, muße er dieſen leichten Anzug, gegen die ganz alte Eichenländiſche Uniform vertauſchen, die der Finſterländer verabſcheut. Er muß ſeine blonden Haare, die er gewohnt war, jeden Morgen zu waſchen, mit Mehl und Talg beſchmieren, und faſt eine Stunde zubringen, ehe er mit dem Zuknöpfen ſeiner verwünſchten ſchwarzen Kammaſchen fertig iſt, die ſo eng ſind, daß ſie ihm die Waden preſſen, der Finſterländiſche Soldat murrt laut darüber. Als der Feldmarſchall Numanos dieſes alte Original, die Ordre erhielt, dieſe neuen Einrichtungen einzuführen, und mit dieſer auch zugleich kleine Stäbe zum Maaß der Zöpfe, und hölzerne Modelle für die Locken, ſagte er: der Haarpuder iſt kein Kanonenpulver; die Locken ſind keine Kanonen, und die Zöpfe keine Bajonette! Dieſe Worte, die auf den gegenwärtigen Fall ſo ſehr paſſen, giengen in den Regimentern von Mund zu Mund, und waren die eigentliche Urſache, warum Staub den alten Romanus zurück rief, und ihm

ſeinem

ſeinen Abſchied ertheilte. Der alte Krieger iſt der Abgott der finſterländiſchen Soldaten, wie er durch ſeine Grauſamkeiten im Zitronenlande, das Scheuſaal und Schreckensbild der Zitronenländer geworden iſt.

5.

Daſſelbe Verhältniß hat auch bey den Veränderungen, die Staub im Zivilſtande vornahm, ſtatt; er will nicht verbeſſern, ſondern nur verändern. Es iſt hinreichend, daß eine Sache unter der Regierung Mirandas ſtatt gehabt hat, um von ihm abgeändert zu werden. Alle Tribunale und Gouvernements im Reiche ſind verlegt und umgeſchmolzen worden; ſogar auch dasjenige, welches dem Ruhm der unſterblichen Semiramis geweiht war, und ihren Namen führte — Mirandopolis wurde abgeſchaft, und gewiß iſt dieſer Schimpf, den Staub dem Andenken ſeiner Mutter zufügte, ein Brandmal ſeines eignen verworfenen Herzens. Zu den kleinlichſten Schritten hat er ſich herabgewürdigt, um ſeinen Haß gegen das Andenken ſeiner Mutter am Tag zu legen. Die Perſonen, welche unmittelbar der Kaiſerin gedient hatten, trugen Ringe, auf denen in Email der Tag ihres Todes geſchrieben war. Ihr Sohn hatte die Unverſchämtheit, ſein Mißfallen darüber erkennen zu geben; er verlangte, daß man Ringe mit der Inſchrift tragen ſollte: Staub tröſtet mich! Sie tröſteten auch in der That ſo ſehr, daß jedermann darüber lachte. Er hat dieſes unnatürliche Benehmen eines Sohnes ſo weit getrieben, daß er ſogar den Plan von einer Geſellſchaft reicher Finſterländer, die ſich in der Stadt Hampepolis unter dem Schutz der finſterländiſchen Legation vereinigt hatte, dem Andenken Mirandas ein poetiſches Denkmal zu errichten, durch Bezeugung ſeines Mißfallens gänzlich ſcheidern machte.

Man urtheile nun von der Verwirrung, den Ungerechtigkeiten und dem zahlloſen Unglück, die durch die vielen Dienſtverſetzungen im Finſterland veranlaßt werden müſten. Die Revolution der Helländer hat, um das ganze zu regeneneriren, deren nicht viel mehr verurſacht, als die Thronbeſteigung Staubs um alles zu verderben. Mehr als zwan-

zigtau=

zigtauſend Edelleute wurden durch ſeine Thronbeſteigung auſſer Dienſt geſezt.

So verderblich jedoch die neue Regierung für die Armee und die armen Edelleute geweſen iſt, ſo war ſie es noch weit mehr für die Bauern, welche im Finſterlande nur armſeelige Sklaven ſind, denn Staub hat ſich beſtrebt, ihre Ketten noch drückender zu machen. Hätte er dem Beyſpiel des Königs von Sandland auch nur in einer Sache folgen wollen, ſo war es in der Behandlung der Bärenländer, die durch Treuloſigkeit ſeiner Herrſchaft unterworfen worden.

6.

Zuverläſſig iſt es, das Philopömen, wenn er den Sieg errungen hätte, nicht wohl im Stande geweſen wär, den bärenländiſchen Sklaven mehr Freyheit zu geben, als ſie von der ſandländiſchen Regierung erhalten haben. Der König von Sandland hat keineswegs dieſe Unglücklichen tauſendweiſe unter ſeine Höflinge vertheilt, wie Miranda und ihr Thronfolger Staub der erſte, um ſie dadurch in kleinen Theilen einer noch unerträglichern Tirannei zu unterwerfen; ſondern er hat ſie zu ſeinen eignen Domänen gezogen, wo ſie ein weit beſſeres Schickſal haben, als je zuvor.

Alle Fürſten, welche die Abſicht gehabt haben, dem Volke aufzuhelfen und die Großen zu erniedrigen, haben immer vorzüglich dahin ihre ganze Tendenz gerichtet, die Güter und Vorrechte des Adels nach und nach zu ihren Domänen zu ſchlagen. Die finſterländiſchen Selbſtherrſcher aber gehen einen ganz entgegengeſetzten Weg; ſie vertheilen die Krondomänen an den Adel und machen ihn dadurch zum Theilnehmer an einer Tirannei, die weit ſchrecklicher iſt, als das Feudalſiſtem ſie jemals aufgeſtellt hat.

Durch dieſes abſcheuliche Verfahren verſetzen ſie ſich ſelbſt in die Unmöglichkeit, jemals in Zukunft ihren Sklaven die Freyheit zu ſchenken.

Die frohe Sage, Staub werde die Gewalt der Herren über ihre Sklaven einſchränken, und den Herrnbauern eben die Vorrechte ertheilen, welche die Kronbauern genießen, belebte die Hauptſtadt mit der größten Freude, und erquickte das Volk mit der ſchmeichelhafteſten Hoffnung.

In dieſem Augenblick der allgemeinen Freude, reiſte ein Offizier von Pierropolis zu ſeinem Regiment nach Auripolis ab. Auf der Reiſe befragte man ihn über den neuen Kaiſer und deſſen Verordnungen; und nun erzählte er, was er geſehen und gehöret. Unter andern auch, was man von dem Geſetze ſprach, das nächſtens zu Gunſten der Bauern erſcheinen würde. Auf dieſe Nachricht begiengen die erfreuten Bauern in Tuernium und Neogrotium einige Exzeſſe, die man ſogleich für den Anfang von Rebellion anſah, und die mit wüthender Strenge von den Herrn in beyden Gouvernements beſtraft wurden. Unverzüglich ſendet Staub den alten Feldmarſchall Repino mit Truppen gegen einige Dörfer ab, deren arme Einwohner ſich zu laut und übertrieben über die Hoffnung gefreut hatten, daß ihr neuer Kaiſer, wie man ihnen ſagte, ihre Feſſeln erleichtern würde. Man hatte unterdeſſen die Veranlaſſung zu ihrem Irthum erfahren, und der Offizier, der auf ſeiner Reiſe ſo unſchuldiger weiſe die Neuigkeiten aus Pierropolis erzählt, und jene falſchen Hoffnungen in den Bauern erregt hatte, wurde ſehr bald als ein Verbrecher, als Revolutionsſtifter und Freyheitsprediger mit Feſſeln beladen nach Pierropolis zurück geführt.

Wer vermag es ohne Entrüſtung zu vernehmen, daß der Senat dafür hielt, dieſer Unglückliche habe den Tod verdient, daß er ihn zur Baſtonade und wenn er dieſe Strafe überſtehen ſollte, zur ewigen Arbeit in den Bergwerken verdammte; und zwar blos, weil er in einigen Poſthäuſern auf der Straße von Pierropolis nach Auripolis geſagt hatte, der neue Kaiſer werde, beſeelt von Menſchengefühl, die Gewalt der Herrn über die Sklaven einſchränken.

Staub beſtätigte dieſes einfältig barbariſche Urtheil!

Dies iſt der erſte Kriminalprozeß, der dem Publikum mitgetheilt wurde, und rechtfertigt vollkommen die Art von Schaam, womit dergleichen Abſcheulichkeiten vorher geheim gehalten wurden.

Der Senat war unverſchämt genug, das Siegel der Gerechtigkeit und der Geſetze auf eine blutiggrauſame Handlung zu drücken, die zwar unter Miranda's Regierung zuverläſſig auch begangen, aber mit dem Mantel des Stillſchweigens bedeckt worden wäre, damit ein Verbrechen dieſer Art nie bekannt würde.

7.

Durch nichts könnte ſich ein Monarch des finſtern Reichs verdienter machen, als wenn er zwiſchen ſich und ſeinen Sklaven eine Kommunikation eröffnete, daß er ihnen erlaube, ihre Noth in Bittſchriften, oder mündlich, ihm ſelbſt vorzutragen. Denn die willkührlichen Handlungen und Gewaltthätigkeiten ſind nirgendswo ſo ſchreiend und ſo häufig als im Finſterlande. Jeder der die Kühnheit hatte, ein Bittſchreiben unmittelbar bey Seiner Majeſtät einzureichen, wurde bisher, und ſogar unter Mirandas Regierung, ſogleich ins Gefängniß geworfen. An dem erſten Tag nach ſeiner Thronbeſteigung ſchien Staub dieſe Schändlichkeit abſchaffen zu wollen; Er nahm einige Schreiben an, die ihm dargereicht wurden. Sogar lies er auf der Stiege des Pallaſtes ein eignes Kabinett anlegen, in dem jedermann ſeine Briefe an ihn abgeben konnte. Zugleich wurde bekannt gemacht, daß er ſie alle leſen und nach geſchehener nöthiger Unterſuchung eine Antwort darauf ertheilen würde.

Dieſem zufolge wurde verboten, daß man ihn künftig auf der Wachtparade mit Suppliken überlaufe, und von nun an lies er alle in Arreſt bringen, die mit einem Papier in der Hand, frech genug waren, ihm nahe zu kommen.

Indeſſen häuften ſich die Briefe in dem Kabinette, und da Staub wider ſein Erwarten mehr Bittſchriften als Anklagen darunter fand, ſo wurde er durch die ungeheure Menge derſelben abgeſchreckt, und konnte es nicht über ſich gewinnen, ſich durch den angeſchwellenen Supplikenwuſt durch zu arbeiten.

Er überlegte nicht, daß ſie abnehmen würden, je ordentlicher und ſchneller er ſie beantwortete.

Manchmal erlies Staub Befehle, die ſich auf erhaltene Briefe bezogen, aber Antworten ertheilte er auf keinen.

In der Folge lies er die abſchläglichen Antworten auf die Supliken, die ihm überreicht werden, in der Zeitung von Pierropolis abdrucken. Der Monarch ſollte in dergleichen Angelegenheiten gegen ſeine Unterthanen das ſeyn, was ein Beichtvater für ſeine Beichtkinder iſt; dieſer hingegen macht ſelbſt die Geheimniſſe der Familie öffentlich bekannt, und verräth auf dieſe Art das Zutrauen ſeiner Unterthanen.

Alles fiel nun wieder in das vorige Chaos zurück, und von den Sekretären, denen die Unterſuchung dieſer Papiere aufgetragen wurde, hängt gerade, wie vorher, das Schickſal der Unglücklichen ab, die bey ihrem Monarchen Schuz ſuchen.

8.

Die Finanzen des Staats, die durch die Verſchwendungen, oder richtiger geſagt, Verſchleuderungen,

gen, unter Mirandas Regierung gänzlich entmarkt und zerrüttet waren, bedurften einer ſchleunigen Aufhülfe, und Staub ſchien im Anfang ſehr darauf Bedacht zu nehmen.

Halb durch die Hoffnung, und halb aus Schrecken, ſtiegen die Kronpapiere, wirklich in etwas. Man mußte in der That glauben, daß der Großfürſt vom Reiche der Finſterniß, der ſeit dreyßig Jahren mit hunderttauſend Bahamsdor hatte leben müſſen, Sparſamkeit gelernt hätte; allein bald ſah man, daß er mit noch größerer Verſchwendung, und noch weniger Auswahl ſeine Schätze verſchleuderte, als ſeine Mutter gethan hatte. Mit den Ueberreſten des unglücklichen Bärenlandes wurden nach wie vor, Leute noch mehr bereichert, die ſchon übermäßig reich waren.

Bey ſeiner Krönung allein, verſchenkte Staub, unter andern Geſchenken, unter etliche zwanzig Perſonen zwey und achzigtauſend — ſage: zwey und achzigtauſend Seelen.

Dieſes heiſt, in menſchliche Sprache überſetzt: Er hat eine Strecke Landes verſchenkt, auf der zwey und achzigtauſend männliche Sklaven wohnen und es bebauen.

Im Reiche der Finſterniß gilt eine Frau noch nicht einmal für eine Seele (!) durch dieſes Geſchenk tritt der Monarch alle Privatrechte ab, die er über dieſe Unglücklichen zu haben behauptet, ſo wie über die Ländereyen, die man ſie zu bearbeiten verdammt, und behält ſich blos die Oberhoheit darüber vor.

Angenommen nun, daß eine Sklavenſeele, oder ein Bauer, dem Körper, oder Edelmann, welchem ſie zugehört, nur jährlich ſieben Bahamsd'or einträgt — was eine ſehr mäßige Taxe iſt — ſo folgt daraus, daß der Kaiſer fünf hundert vier und ſechzigtauſend Bahamsd'or jährliche Einkünfte von den Krondomänen verſchenkt hat; und in Rückſicht der natürlichen Beſchaffenheit des Geſchenkes iſt das Kapital davon gar nicht zu berechnen.

Durch ähnliche Verſchwendungen hatte Miranda ihre Domänen faſt gänzlich erſchöpft; allein die Fürſtenthümer und konfiszirten Güter in Bärenland, ſind die Quelle aus der Staub ſchöpft. —

Ueberflüſſig wär es, hiebey zu bemerken, daß in Finſterland oder Bärenland eine Menſchenzahl von zwey und achzigtauſend männlichen Einwohnern ſchon eine auſſerordentlich große Provinz einnehmen muß.

Alle Einrichtungen, die Staub zu treffen gewußt hat, um wieder eine Art von Gleichgewicht zwiſchen Einnahme und Ausgabe herzuſtellen, beſchränkten ſich blos allein auf eine ungeheure neue Auflage, die er auf alle Klaſſen ſeiner Sklaven gelegt hat. Die Kopfſteuer der unglücklichen Leibeignen iſt verdoppelt worden, und dem Adel iſt ein neuer Tribut aufgelegt, der doch auch wieder auf den Leibeignen zurückfällt.

9.

Die überraſchende Schnelligkeit, mit der Staub die Zügel der Regierung ergriff, und der Schrekken, den ſeine unnatürliche Strenge und ſeine vorher nie gekannte Thätigkeit einflößen, verſperrten anfangs die finſtern Pfade, auf denen Schelme aus allen Ständen die Schätze des Staats in ihre Beutel zu leiten wußten. Man würde beynahe die Einkünfte des Reichs verdoppeln, wenn man nur die allerſchreiendſte Verſchleuderung zu hintertreiben im Stande wäre. Das Stehlen iſt ein Fehler im Reiche der Finſterniß, der in der Staatsverfaſſung ſelbſt liegt und auf dem Nationalkerakter beruht; er folgt aus dem gänzlichen Mangel an Sittlichkeit, Rechtſchaffenheit, und öffentlichen Gemeingeiſt.

Es iſt nicht zu läugnen, daß Staub moraliſch beſſere Menſchen, als Miranda hat; deſto größer mußte aber auch ſeine Schuld ſeyn, wenn er dieſelben Unordnungen fortdauern läßt. Zwar behauptete Miranda, daß ſie ihr Vieh ſelbſt führen wolle. Staub hingegen wird ſich eher durch Bediente, als durch erleuchtete Staatsmänner führen laſſen. Der Grund hievon liegt in ſeiner groben Eigenliebe; Er würde ſich durch den Rath eines Mannes, der unterrichteter ſcheinen wollte, als er, erniedrigt halten. Die Perſon, die jezt mehr unmittelbaren Einfluß auf ſeine Handlungen hat, als je ſeine Miniſter, und ſogar ſeine Maitreſſe, über ihn bekommen werden, war einer ſeiner Kammerdiener, Namens Moneſtatos, ein gebohrner Sohn des Weihrauchlandes, der von ſeiner Kindheit an Sklave war, und den Staub erziehen lies.

Dieſer Sohn des Weihrauchlandes war ſo ſehr die einzige Quelle der Gnaden Staubs des erſten, daß alle Generale und alle Großen des Reichs, ihm wetteifernd den Hof machten. Die Liebe iſt des Menſchen heftigſte Leidenſchaft und folglich am leichteſten zu entſchuldigen, auch ſind ihre Erzeſſe und die Mißbräuche, wozu ſie verleitet, weit weniger haſſenswerth, und es iſt weit weniger erniedrigend, von Günſtlingen und Maitreſſen beherrſcht zu werden, als von Bedienten. Auſſer der gemeiniglich ſehr ſchlechten Erziehung, die mit vollem Recht ſchon gegen ſie einnimmt, verräth es immer eine niedrige Denkart, wenn ein Fürſt ihnen Einfluß verſtattet, und ihr Kredit muß all-

gemei

gemeinen Widerwillen erregen, weil er an ihre Dienſte in der Garderobe erinnert.

Monoſtatos hob ſich bald aus der Garderobe zum Staatsrath, er bekam den Tittel Exzellenz. Täglich gelangten Bediente, Hof- und Kammerfourirs, zu den anſehnlichſten Bedienungen. Auf dieſe Art vereinigen ſich die beyden äuſſerſten Punkte; ſo führen die Uebertreibungen des Obſkurantismus wieder zur Gleichheit der Menſchenrechte, die er verabſcheut, und die auch in dieſem ein weſentliches Unglück iſt. Ein vornehmer Herr im Reiche der Finſterniß hatte die Gewohnheit angenommen, jeden Küchenjungen oder Stubenheitzer, dem er im kaiſerlichen Pallaſte begegnete, die Hand zu reichen, und ihn Bruder oder Vater zu nennen.

Als ſich jemand über dieſe Vertraulichkeit wunderte, antwortete er: es geſchieht blos aus Politik; von Heute auf Morgen können dieſe Leute meine Kollegen ſeyn. —

10.

Während Staub noch Erbfürſt war, wo er von ſeiner Mutter gehaßt und verachtet, von den Günſtlingen geſchimpft, von den Höflingen lächerlich gemacht wurde; wo er unter einer glänzenden prunkvollen Regierung einſam und verlaſſen lebte, und mitten unter der Verderbniß und Zügelloſigkeit, die am Hofe ſeiner Mutter herrſchte, ſtrenge und unbeſcholtene Sitten beybehielt; damals hätte er gewiß ſehr wenig Tugenden und Liebenswürdigkeit beſitzen dürfen, um in allen vernünftigen Leuten, Theilnahme, und beym Volke Verlangen nach ſeiner Regierung zu erwarten. Man hätte auf ihn blicken ſollen, wie auf einen künftigen Befreyer; allein, er war allgemein gefürchtet, und gleich einer tödtlichen Influenza geflohen; ſeine Offiziere, ſeine Diener, ſeine Höflinge, ſeine Günſtlinge, ſogar ſeine Kinder, nahmen im größern oder geringern Grade Theil an dieſen ſchrecklichen Geſinnungen.

Staub argwöhnte, daß er dieſe Gefühle einflöße. Dieſe Idee erbitterte ihn noch mehr, und machte ihn unfähig, ſein Betragen zu ändern.

Bey dieſem Karakter ſind die einzelnen Züge von Gerechtigkeit und Güte, die ihm hie und da entwiſchten, nur deſto auffallender, und erregen allgemeines Bedauern, daß die mancherley vorzüglichen Eigenſchaften, die man mit Recht von ihm erwarten konnte, ſo gänzlich in ihm erſtickt worden ſind.

Vor ſeiner Thronbeſteigung fürchtete man ſich vor ſeiner Gnade; denn auſer daß ſie oft die Ungnade der Kaiſerin und des Miniſter Priapus nach ſich zog, verhielt ſich auch dieſe Gnade zu ſeiner Ungnade, wie nach dem Sprichwort, der Regen zum Sonnenſchein, das heiſt: die eine war immer ein untrüglicher Vorbothe der andern. Nie hat irgend ein Menſch ſo viele Wankelmüthigkeit und Sonderbarkeit in der Wahl ſeiner Freunde gezeigt. Anfänglich überlies er ſich einem Manne, der in ſeine Ideen einzuſtimmen ſchien, mit einem gränzenloſen Zutrauen und einem völligen Hingeben. Bald darauf aber fieng er an, dieſe Vertraulichkeit zu bereuen, und hielt nunmehr dieſen Mann für gefährlich, oder gar für eine Kreatur ſeiner Mutter oder des Günſtlings, der ſich blos bey ihm einzuſchmeicheln geſucht habe, um ihn zu verrathen. Auſſer denen, die wegen irgend eines kleinen Beweiſes von Güte, den ſie von ſeiner Gemahlin erhielten, ſeinen Zorn auf ſich geladen hatten, fand man auch in allen Orten des Reichs fortgejagte Bediente, in Ungnade gefallene Günſtlinge, und abgeſetzte Offiziere von ihm. Derjenige, der ihm am nächſten geweſen war, hatte immer am meiſten Urſache ſich über ihn zu beſchweren; der am meiſten Gnade von ihm genoſſen hatte, war in der Folge am aller unglücklichſten.

Der Fürſt, den ſich Staub zum Muſter in ſeinen Handlungen und in ſeiner Regierung gewählt zu haben ſchien, war ein König von Sandland, des großen Priſſus Vater, den die Welt den einzigen nennt. So wenig er dieſes ſelbſt zugiebt, da er einmal ſelbſt ſagte: **er wolle Morgends Priſſus der einzige, und Abends Kapetus der vierzehnte,** Beherrſcher des jetzt republikaniſirten Hollands **ſeyn.**

Man findet in dem Kaiſer der Unterwelt die nämliche Härte, dieſelbe Unbiegſamkeit, die nämliche Strenge der Sitten, dieſelbe Leidenſchaft für die Soldaten.

Was ſeine äuſſere Geſtalt betrift, ſo hat er ſie nicht ſelbſt gemacht; man behauptet ſogar — auch ſein Vater nicht; es wäre alſo ungerecht, ſie ihm zum Vorwurf machen zu wollen. Wer ſich noch erinnert, daß das Volk in der Hauptſtadt von Helland ſich um Staub, wie er noch ſehr jung dort war, verſammelte, und ein über das andre mal ausrief: Guter Gott, wie iſt er ſo garſtig! der wird auch noch wiſſen, daß er damals ſo viel Verſtand beſaß, ſelbſt hierüber zu lachen.

Er hat ſich ſeitdem in dieſer Rückſicht ſehr verändert, oder wagt es vielmehr jetzt erſt, ſich ſo zu zeigen, wie er vielleicht damals ſchon war. Er iſt alt und runzlich geworden. Ein unglücklicher Soldat, der auf Staubs Befehl für einen leichten Dienſtfehler unbarmherzig zerprügelt wurde, rief unter den Martern der Strafe in voller Verzweiflung aus: Ach der verfluchte Kahlkopf! ach der verfluchte Kahlkopf!

Hierauf lies der entrüſtete Kaiſer der Unterwelt befehlen, daß man den Menſchen unter der Falatta das Leben ausprügeln ſollte. Zugleich erlies er eine Verordnung, worin bey derſelben Strafe verbothen wurde, ſich des Beywortes Kahl, zu bedienen, wenn vom Kopf, und des Wortes: Stumpf, wenn von der Naſe die Rede wäre. Wahrſcheinlich hat er geleſen, daß einſt ein heiliger Prophet zwey und vierzig Knaben von den Bären hat zerreiſſen laſſen, weil ſie ihn Kahlkopf geſcholten hatten, und der Kopf des Autokraten der Unterwelt, iſt doch ohne Zweifel, eben ſo viel werth, als der eines Eliſa!

Die Kaiſerin gleicht neben ihm einer Dame, wie man ſie auf den Gemälden findet, die einen garſtigen kleinen Neger neben ſich hat mahlen laſſen, um dadurch ihren Wuchs und den Glanz ihrer Schönheit deſto vortheilhafter ins Licht zu ſetzen.

Eine reine ſchöne Seele, iſt der Hauptzug in Amazilis Karakter. Ihre Sanftmuth, ihre Geduld, ihre Beſcheidenheit, haben durch die härteſten und bizarreſten Behandlungen, eine bewundrungswerthe Probe beſtanden. Ihr Leben iſt eine Reihe von erfüllten Pflichten, und von Beſchäftigungen, die ihrem Stande angemeſſen ſind. Die Erziehung ihrer Kinder machte jetzt ihr vorzüglichſtes Glück aus, nachdem ſie ſo lange bittre Thränen über die Trennung von ihnen hat vergießen müſſen. Faſt jährlich kam ſie in Finſterburg nieder, und mußte ihre Kinder in fremden Händen dort zurücklaſſen. Unter Mirandas Augen wurden ſie erzogen, ohne daß weder Vater noch Mutter den geringſten Einfluß auf ihre Erziehung hatten, oder über ihre Aufführung das geringſte äuſſern durften; in der letzten Zeit vergiengen ſogar oft mehrere Monate, ohne daß ſie ein einziges mal ſie zu ſehn bekam.

So ſuchte man das Herz dieſer Kinder von ihren Eltern, die ſie kaum kannten, abwendig zu machen.

Aus Gefälligkeit für ihren Gemahl hat ſie äuſſerſt häufig Leibesbewegungen und Beſchwerlichkeiten ausgehalten, die für ihr Geſchlecht nicht paſſen, und ihrem Geſchmack durchaus zuwider ſind.

Wie oft iſt ſie nicht mit Staub in den traurigen Ebenen von Finſterburg und Paulopolis herum geritten? und wenn Müdigkeit und Hitze ſie niederdrückten, wenn ſie, was oft geſchah, von Regen durchnäßt, und mit Schnee bedeckt war, ſo lächelte ſie ihm auch dann noch zu.

Oft poſtirte er die Grosfürſtin auf eine Anhöhe, um ſeinen Truppen zum Angriffspunkt zu dienen. Er ſelbſt vertheidigte die Stellung. Eines Tages ſtellte er ſie in dieſer Abſicht auf den zerfallenen Thurm eines alten hölzernen Schloſſes, um welches herum er dann alle mögliche Vertheidigungsanſtalten traf. Einen Theil der Truppen hatte er dem Komando des Majors Tillino übergeben, und ihm dabey befohlen den Angriff ganz nach ſeinem eignen Plane zu formiren. Dieſer Plan ſollte den Ruhm des Majors gründen, und auch Staub traf Anſtalten, um in der Vertheidigung ſeine militäriſchen Kenntniſſe zu zeigen.

Die Fürſtin blieb unterdeſſen auf ihrem Thurme, wo ſie von Regengüſſen durchnäſt wurde; Staub aber jagte von einem Punkte zum andern; wo er nur immer den Feind erwarten konnte, und tummelte ſein Pferd im heftigen Regen eben ſo ſtolz als einſt der Tenkiſchett aus Norden, unter einer

Saat von Kugeln. Allein eine Stunde nach der andern verſtrich, der Regen nahm zu, und noch immer lies ſich kein Feind ſehn.

Staub, der eine äuſſerſt vortreffliche Meinung von ſeinem ſandländiſchen Offiziere hatte, behauptete feſt, daß er geſchickte Umwege hinter dem Wald her gemacht habe, um ihn deſto ſicherer zu überfallen, dem zufolge viſitirte, veränderte und verſtärkte er alle Augenblicke ſeine Vorpoſten, und ſchickte kleine Korps ab, zu rekognosziren. Mehrmals lies er ſich von einer edeln Ungeduld hinreiſſen, und jagte ſelbſt weit vor, um einen Feind aufzuſuchen, deſſen unbegreifliche Langſamkeit ihn doch nach gerade zu beunruhigen anfieng. Allein bald verwandelte ſich ſeine Ungeduld in Verdruß und Wuth, Tillino war bey frühem Morgen ausgerückt, und hatte einen großen Umweg um das Dorf herum, durch das nahgelegne Landgut von Soltiko gemacht; allein er hatte ſich mit ſeiner Kolonne zwiſchen den Hägen und Gärten verwickelt, es war Unordnung eingeriſſen, er wußte nicht mehr, wo er ſich herausfinden ſollte, und konnte kein Terrain zum Deploiren gewinnen. Die Adjutanten des Großfürſten, die alle Augenblicke ankamen, ihm Befehle von Staub brachten, und ihn antrieben, ſich zu eilen, brachten ihn vollends auſſer aller Faſſung. Endlich wußte er ſich nicht anders mehr zu helfen, als daß er eine heftige Kolik vorwendete, nach Hauſe gieng, und ſeine Truppen ſtehen lies. Staub war in der fürchterlichſten Wuth, daß er vergebens ſo ſchöne Dispoſitionen entworfen hatte, jagte nach Haus, um ſeinen Zorn in ſeinem Pallaſte auszulaſſen, und bekümmerte ſich nicht weiter um ſeine Gemahlin, ſeine Armee, und alle Gäſte, die er auf dieſes herrliche Kampfſpiel zu Scherz und Luſt eingeladen hatte, und die insgeſammt bis auf die Knochen durchnäßt waren. Jedermann hatte in dieſem ſchrecklichen Wetter von frühmorgens fünf Uhr, bis ein Uhr Nachmittags aushalten müſſen.

Auf dieſe oder doch auf eine ähnliche Art, mußte die gute Kaiſerin Amazili faſt alle ihre Vormittage zubringen, wobey nur eine oder höchſtens zwey Damen ſie begleiteten, und von dieſen war die eine die Maitreſſe von Staub, der von ihm ſelbſt ſowohl, als von allen Höflingen alle Arten von Aufmerkſamkeiten erwieſen wurden.

11.

Die liebenswürdige Kaiſerin Amazili war vielleicht im ganzen Reiche der Finſterniß die thätigſte und arbeitſamſte Dame. In Muſik, Mahlerey, Stickerey und Steinſchneidekunſt beſitzt ſie vorzügliche Talente, und dieſe Künſte beſchäftigten ſie in der traurigen Einſamkeit, worin ſie leben mußte, und machten ihr dieſelbe erträglich. Studium und Lektüre, waren bey ihr weniger Geſchäfte, als Erholung; und häusliche Beſorgniß nebſt Handlungen der Wohlthätigkeit, vollendeten die Ausfüllung ihres ſchönen Tagewerks.

Sie iſt groß, wohlgeſtaltet, noch friſch, und mehr ſchön als hübſch; ſie hat mehr Majeſtät als Grazie, und weniger Verſtand als Gefühl. Sie iſt eben ſo ſehr dankbare Tochter und zärtliche Schweſter, als treue Gattin und gute Mutter. Statt ihr Vaterland und ihre Eltern im Glanz, der ſie umſtrahlt, und in der weiten Entfernung, die ſie von ihnen trennt, zu vergeſſen, wird vielmehr ihre Liebe und ihr Andenken dadurch nur deſto friſcher und heiliger. Sie trägt ihre zahlreiche Familie immer in ihren Herzen; die Korreſpondenz mit derſelben verſchaft' ihr die glücklichſten Stunden; ſie glaubt ihr Glück zu verdoppeln, wenn ſie es mit denen theilt, die ſie liebt. Sie hat nicht, wie die ehrgeizige Miranda den Finſterländern geſchmeichelt, durch Annahme ihrer Sprache, Sitten und Vorurtheile; noch hat ſie ſich bemüht, die Achtung dieſer Nation dadurch zu gewinnen, daß ſie die ihrige verachtete, und ihres Herkommens ſich ſchämte, ſondern durch ihre Herzensgüte, Liebe, durch ihre Tugenden allgemeine Verehrung erworben. Als Gattin wäre ſie zu beklagen, wenn nicht die Liebe ihrer koſtbaren Familie zu ihrem Glück hinreichte; Finſterland wird ihr dereinſt das ſeinige verdanken. Ihre Fruchtbarkeit ſichert dem Reiche eine ruhigere und natürlichere Thronfolge zu und das ſchöne Blut, das ſie in dieſe Linie brachte, wird vielleicht die Barbarey verwiſchen, die ehedem darin herrſchte.

12.

Seine ſonderbare Art, ſich zu kleiden und ſeine rohen Manieren machen Staub noch weit häßlicher als er iſt.

Staub iſt vielleicht in ſeinem ganzen Reiche der allerhäßlichſte Mann, und er ſelbſt findet ſeine Geſtalt in ſolchem Grade auffallend, daß er es nicht hat über ſich gewinnen können, ſie auf ſeine Münzen prägen zu laſſen. Statt des Bildniſſes ſieht man nur ſeinen verzogenen Namen, mit den Worten aus der Bibel, die hier gar keinen Sinn haben: Nicht für uns, nicht für uns, ſondern in deinem Namen. Ohne Zweifel iſt dieſes irgend ein Wahlſpruch des Obſkurantismus oder Martinismus, der in Staub ſeinen Protektor verehrte. Der Kaiſer ſcheint ſogar dieſen Orden mit dem Orden der Ritter vom Felſen zuſammenſchmelzen zu wollen, von welchem er ſich zum Erſtaunen der ganzen Unterwelt in eben dem Augenblick zum Großmeiſter aufgeworfen hat, wo er ein Bündniß mit den unglücklichen Bewohnern der Gewürzländer abſchließt, gegen die ſich die

Ritter vom Felſen verbunden haben, und deren ſtete Verfolgung und Bekriegung zu Waſſer und zu Lande der Hauptzweck ihres Ordens iſt.

Wie ſehr ſich Staub bemühte, ſein finſtres Reich noch mehr zu verdunkeln, und in die egyptiſche Finſterniß zurück zu führen, iſt wohl der ſtärkſte Beweis, daß er plötzlich allen Fremden der hellern Länder den Zutritt in ſeinem Reiche verſagte.

Die Furcht, ſie möchten in ſeinem Reiche den Saamen der Revolution ausſtreuen, die eben damals Holland beunruhigte, hatte ihn höchſt wahrſcheinlich zu dieſem Schritte verleitet.

Die jungen Eichelländer, die in ihrem Vaterlande kein Brod finden konnten, ſahen Finſterland als den einzigen Zufluchtsort, für ihre im Vaterland verkannte Muſe an, um dort als Hofmeiſter, Muſikus oder Informator ihr Fortkommen zu finden. Mancher opferte den Reſt ſeines kleinen Vermögens ſeine Reiſe dorthin zu machen, wo er Brod zu finden hoffte. — Wie ſchrecklich ſahen ſich dieſe Unglücklichen betrogen, als ihnen Staub an der Grenze ſeines Reichs, den Eingang verſperrte. Auch ſchon anſäßige Eichellander wurden aus Finſterland gejagt.

1. Bey ſeinem Schloſſe Paulepolis war eine bedeckte Terraſſe, von der er alle Schildwachen überſehen konnte, die er in Menge und überall hinſtellte, wo nur ein Schilderhäuschen Platz hatte. Auf dieſer Terraſſe, brachte er einen Theil ſeines Tages zu; mit dem Fernglaſe in der Hand beobachtete er alles, was um ihn her vergieng. Oft ſchickte er einen Bedienten zu einer oder der andern Schildwache, und [illegible] ihr befehlen, einen Knopf mehr oder weniger zuzuknöpfen, das Gewehr höher oder tiefer zu tragen, mehr oder weniger Schritte auf ihrem Poſten hin und her zu gehn, und dergleichen. Manchmal gieng er ſelbſt eine Viertelſtunde weit, um dergleichen wichtige Ordres zu überbringen, und dann prügelte er entweder den Soldaten, oder ſteckte ihm einen Bahamsd'or in die Taſche, je nachdem er mit ihm zufrieden war, oder nicht.

Paulopolis die Reſidenz unſers Staubs, als er noch Großfürſt war, iſt ein ganz offenes Dorf, dennoch aber wurden Wachen angeſtellt, die aufſchreiben mußten, wer hinein und heraus paſſirte; man mußte angeben, wohin man gienge, woher man käme und was für Geſchäfte man habe? Jeden Abend wurde in allen Häuſern nachgefragt, ob man keine Fremde beherberge? Wer auf der Straße ſich mit einem runden Hute ſehen lies, oder einen Hund bey ſich hatte, wurde ſogleich arretirt.

Vorher war Paulopolis wegen ſeiner ſchönen Lage häufig beſucht worden, jetzt kam kein Menſch mehr hin: man nahm einen Umweg, den Ort zu vermeiden, und vor Staub rannte jedermann, wie vor dem Teufel, ſo weit man ihn nur erblickte.

Aber eben dieſes vermehrte ſeine üble Stimmung und ſeine argwöhniſche Laune, oft lies er Leute verfolgen, und ein Verhör über ſie anſtellen, um zu erfahren, warum ſie ſo ſchnell vor ihm weggelaufen wären.

Einmal lies er alle Offiziere ſeines Bataillons in Arreſt ſetzen, weil ſie ihn ſchlecht mit dem Spon-

ten

ton ſalutirt hatten, als ſie nach dem Exerzieren vor ihm vorbey marſchirt waren; nun ließ er ſie acht Tage lang, täglich eine Stunde heraus, und vor ihm vorbey marſchiren, worauf er ſie ſogleich wieder auf die Hauptwache ſchickte, bis es ihnen glückte, ihn nach ſeiner Phantaſie zu ſalutiren.

Als er eines Tags ſein Regiment Küraſiers exerzierte, ſtürzte ein Offizier mit dem Pferde. Wüthend ſprengte Staub hinzu. Steh auf, Elender! — Gnädigſter Kaiſer! ich kann nicht, mein Bein iſt zerbrochen. — Hierauf ſpie Staub gegen ihn aus, und ritt fluchend weiter.

Ein andermal gieng er ganz unerwartet und heimlich vor einem ſeiner Wachthäuſer vorbey; der Offizier, der ihn nicht erkannte, rief ſeine Leute nicht ins Gewehr. Nun kehrte Staub wieder um, gab dem Offizier Ohrfeigen, ließ ihm den Degen abnehmen, und ihn in Arreſt bringen.

Auf dem Wege von Hierapolis nach Paulopolis, wo die Straße durch einen moraſtigen Wald geht, erinnerte er ſich einmal plötzlich, daß er etwas vergeſſen habe, und befahl dem Kutſcher ſogleich wieder umzukehren.

Nur noch zwanzig Schritte weiter, gnädigſter Kaiſer, gab der Kutſcher zur Antwort; der Weg iſt hier zu enge.

Wie, Schurke ſchrie Staub, du willſt nicht hier auf der Stelle umkehren?

Statt zu antworten, eilte der Kutſcher, die Stelle zu erreichen, wo es möglich war umzukehren. Allein Staub warf ſich in den Schlag, rief ſeinem Stallmeiſter und befahl ihm, den rebelliſchen Kutſcher zu arretiren und abzuſtrafen.

Der Stallmeiſter verſicherte ihn, daß im Augenblicke umgekehrt werden ſolle.

Das brachte Staub auſſer ſich und in wahnſinnige Wuth, — er ſchäumte. —

Du biſt ein Schurke wie er, brüllte Staub ihn an, er mag umwerfen, er mag mich den Hals brechen laſſen, aber gehorchen ſoll die Kanaille und umwenden, ſobald und wo ichs ihm befehle.

Der Kutſcher hatte indeſſen den Ort erreicht, wo er umwenden konnte; allein Staub lies ihm auf der Stelle eine Tracht Prügel aufzählen.

Auf einem Spazierritt ſtolperte ſein Pferd. Er befahl Markow ſeinem Stallmeiſter, es Hungers ſterben zu laſſen.

Den achten Tag hernach ſtattete Markow den Rapport ab, daß es verſchieden ſey. Es iſt gut, antwortete Staub.

Seit ſeiner Thronbeſteigung geſchah es ihm auch einmal, daß ſein Pferd in einer Straße von Pierropolis mit ihm ſtolprete. Sogleich ſtieg er ab, lies durch ſeine Stallmeiſter eine Art Standgericht über daſſelbe halten, und das Pferd wurde zu funfzig Hieben mit der Spitzruthe verurtheilt.

Staub lies ſie ihm auch wirklich in Gegenwart einer unzählbaren Menge Volks austheilen, zählte die Schläge ſelbſt, und rief ihm dabey zu: Es geſchieht dafür, weil du dich gegen den Kaiſer vergangen haſt! —

13.

Schon als Großfürſt war Staub ſo äuſſerſt genau und pünktlich, in Beobachtung der ſtrengſten Einförmigkeit beym Exerzieren, daß, als er an einem ſchönen Tage im Frühling bemerkte, daß das Bajonet der Liebe bey ſehr vielen Soldaten ſtarr empor ſtand, und ihre engen Hoſen empor hob, er dem ganzen Korps den Befehl ertheilte, es auf denſelben Schenkel zu ordnen, eben ſo, wie ſie auch alle auf derſelben Schulter die Flinte trugen.

Einſt begegnete Staub einem Manne, der einen runden Hut auf hatte, und ſich vor ihm zu verbergen ſuchte. Er lies ihm nachgehn und ihn vor ſich bringen; es fand ſich, daß es der Uhrmacher war, der die Uhren im Schloſſe aufgezogen hatte. Nachdem ihm Staub einen langen Sermon über die gröbliche Indezenz der runden Hüte gehalten hatte, foderte er von ſeiner Gemahlin einige Stecknadeln, ſtülpte damit die ſchmalen Seiten des kleinen Hutes ſelbſt auf, was nun äuſſerſt lächerlich ausſah, und ſetzte ihn dann wieder auf den Kopf ſeines Eigenthümers.

Unter dieſer Menge von Sonderbarkeiten lies er jedoch auch manchmal Handlungen der Menſchlichkeit von ſich hören. Er ertheilte Unglücklichen Penſionen, ſtiftete Hospitäler für ſeine Soldaten, die er erſt zu Schanden geprügelt hatte, und lies unter ſeine armen Offiziere die er mit ſelbſt beliebigen Portionen von Stockprügeln, Ohrfeigen und Schimpfworten traktirt hatte, Fleiſch austheilen.

Mehrere Züge von Wohlthätigkeit und Gerechtigkeit, gaben ihm das Zeugniß, daß er noch weit mehr Launen und Eigenſinn, als Bosheit hatte.

So ſanft, ſo engelgut im Gegentheile ſeine Gemahlin gegen ihn war, ſo widerſpenſtig grob, wild und ungezogen war er gegen ſie; die einzige Periode ausgenommen, wo er ſich einbildete, ſie zu fürchten zu haben, wiewohl er nie von der ſanften

Amazili etwas zu beſorgen brauchte, wenn auch ſchon die geſammte Nation noch mehr Liebe für ſie, und noch mehr Haß gegen ihn gehabt hätte.

Vergebens würde das Volk und die Garden Amazili gebeten haben, den Thron zu beſteigen; gewiß hätte ſie eine ſolche Aufforderung mit demſelben Abſcheu verworfen, den ſie verdient.

Mit Erſtaunen ſah man, wie dieſer vorher ſo harte und wunderliche Gatte, ſein ganzes Betragen gegen ſie plötzlich veränderte. Er fieng damit an, daß er ihr eine Summe von fünfmal hundert tauſend Bahams zu ihren Privatausgaben anwies, und hieben bediente er ſich noch des Ausdrucks: daß es nur einſtweilen wäre, bis er mehr thun könne.

Als Großfürſtin hatte Amazili jährlich nur ſechzig tauſend Bahamsd'or und war bey dieſer Summe freygebiger, und that mehr Gutes, als in der Folge, wo ihr Staub die Summe von fünfmal hundert tauſend Bahams zugelegt hatte.

Eilends lies er Idali, ihre Kammerdame wieder zurück kommen, die er einige Jahre vorher auf eine plumpe Art fortgeſchickt hatte. Er ernannte Amazili zur Superiorin des Kloſters der jungen Fräulein, um ihr Beſchäftigung zu geben, die ihrem Geſchlecht angemeſſen und ihres Herzens würdig wären. Kurz er ſchien das für ſie zu ſeyn, was er immer hätte ſeyn ſollen.

Dieſe ganz unverhoffte Umänderung erregte allgemeines Aufſehen, und der große Haufen ſchrieb auf Rechnung ſeines Herzens, was doch in der That nur Würkung ſeiner Politik, und ſogar ſeiner Furcht war.

14.

Der unverhoffte Tod Mirandas hatte ſie an der Ausführung eines Plans verhindert, der für unſern autokratiſchen Staub weit verderblicher geweſen wäre, als alle Revolutionen und Weiberdespotie, wäre er zu ſeiner Reiſe gediehen, was aber die Jugend und gute Denkart ſeines älteſten Sohns bis zu Mirandas Tode immer vereitelt hatten.

Vielleicht aber hätte man es noch dahin gebracht, den jungen Prinzen zu verführen, der durch die Reinheit ſeines Herzens und die Schönheit ſeiner Bildung, allen, die ihn ſehen und kennen Bewunderung einfloßt. Man fand beynahe das Ideal in ihm realiſirt, das uns im Telemach entzückt; ſo ſehr jedoch ſeine Mutter die häuslichen Tugenden einer Penelope beſitzt, ſo hatte er doch zum Vater nichts weniger als einen Uliſſes; und zum Erzieher keinen Mentor. Auch könnte man ihm ohngefähr dieſelben Fehler vorwerfen, die der unſterbliche Fenelon ſeinem idealiſchen Zöglinge läßt. Mit einem Herzen, das edel und zu allem Guten geneigt war, fand man ihn dennoch weder gefällig noch gefühlvoll für Freundſchaft, noch freygebig noch dankbar für die Mühe die man ſich um ihn gab, noch beſleißigte er ſich auch Verdienſte zu entdecken. Allein dieſes ſind vielleicht nicht ſowohl Fehler, als vielmehr Mangel an einigen Vorzugen, die ſich bis jetzt noch nicht in ihm entwickelt haben, oder die durch den verächtlichen Umgang, den man ihm gab, in ſeiner Seele zurück gehalten worden ſind. Er beſitzt Mirandas große Denkart, und ihren unerſchütterlichen Gleichmuth; einen richtigen, eindrindringenden Verſtand, und eine ſeltne Verſchwiegenheit. Zugleich bewundert man in ihm eine Zurückhaltung und kluge Vorſicht, die über ſein Alter ihn erheben, und Verſtellung heiſen könnten, wenn man ſie nicht eher der zwangvollen Lage, in der er ſich zwiſchen ſeinem Vater und ſeiner Großmutter befunden hat, als ſeinem eignen Herzen, das von Natur offen und freymüthig iſt, beymeſſen müßte.

Von ſeiner ſchönen Mutter hat er den körperlichen Wuchs, die Schönheit, die Sanftmuth und den Hang zur Wohlthatigkeit, allein durch keinen Zug ſeiner Bildung nähert er ſich ſeinem Vater; den er überdies auch mehr Urſache hatte zu fürchten, als zu lieben, oder, was Gott in Gnaden verhüten wolle — nachzuahmen.

Staub errieth Mirandas Abſichten mit dieſem Sohne, und hatte daher immer einne heftige Abneigung gegen ihn, zudem fand er in ihm nichts von ſeinem Karakter und ſeinen Neigungen: denn Alexander that alles was ſein Vater von ihm verlangte, mehr aus Gehorſam, als eignem Antriebe. Der Soldat betet ihn an, wegen ſeiner Güte, der Offizier bewundert ihn wegen ſeiner Einſichten; er macht den Vermittler zwiſchen den Monarchen und den Unglücklichen, die durch ein Nichts den Zorn und die Rache des Kaiſers der Unterwelt gereißt haben.

Wäre dieſer Zögling des Senekas der Holländer auch nicht Thronerbe des Reichs der Finſterniß, ſo würde er dennoch Intereſſe und Liebe einflößen. Die Natur hat ihn aufs reichlichſte mit den liebenswürdigſten Eigenſchaften ausgeſtattet, und dieſe müſſen über den Thronerben des gröſſeſten Reichs der Unterwelt nicht vergeſſen oder für unbedeutend gehalten werden. Vielleicht iſt er vom Schickſal beſtimmt, dreyßig Millionen Sklaven die Freyheit zu geben und ſie derſelben würdig zu machen.

15.

Mit all' ſeinen Vorzügen beſitzt er aber einen allzu paſſiven Karakter; es mangelt ihm an der nöthigen Kühnheit und Selbſtvertrauen, um Männer aufzuſuchen, und ihnen entgegen zu gehen. Er iſt allzubeſcheiden und zurückhaltend, und es iſt daher zu befürchten, daß es dem Zudringlichſten und Unverſchämteſten, — und dieſe ſind gewöhnlich die Unwiſſendſten und Boshafteſten, — endlich glückt, ſich ſeiner zu bemächtigen. Er folgt nicht genug den Eingebungen ſeines eignen Verſtandes und Herzens, ſondern läßt ſich zu ſehr durch fremden Einfluß leiten. Mit ſeinen Lehrern, und beſonders mit dem erſten derſelben, dem Seneka von Holland, dem er alle ſeine Kenntniſſe zu verdanken hat, ſchien er auch alle Luſt am Lernen zu verlieren.

Auch wär es möglich, daß ſeine allzufrühe Heirath ſeine Energie abgeſtumpft hätte. Kurz, er iſt bey allen ſeinen äuſſerſt glücklichen Anlagen dennoch in Gefahr, einſt die Beute ſeiner Höflinge und ſogar ſeiner Bedienten zu werden.

Mit dieſem Karakter wird er gewiß nie von ſich ſelbſt den abſcheulichen Plan wieder hervorholen, zu deſſen Ausführung Miranda ihn vergebens zu bewegen ſuchte.

Dennoch wurde er während der Todesangſt Mirandas und auch in den erſten darauf folgenden Tagen ohne Unterlaß an der Seite ſeines Vaters feſt gehalten, der ihn mit Aeußerungen von Zärtlichkeit überhäufte, die dem Mißtrauen die Mienen abgeborgt zu haben ſchienen. Kaum hatte er täglich eine Stunde um ſeine junge Gemahlin zu beſuchen. Der Kaiſer umringte ihn mit Offizieren, auf die er ſich verlaſſen konnte, und entfernte alle diejenigen von ihm, die ihm nicht ſchon als Spione gedient hatten.

Er nahm ihm ſein Regiment, und gab ihm ein andres; endlich ernannte er ihn zum militäriſchen Gouverneur von Pierropolis, wobey er ihm jedoch den barbariſchen Araktſcheeff zum Gehülfen, oder vielmehr zum Aufſeher beygeſellte.

Die Apanage des jungen Prinzen, die nur dreyßigtauſend Bahamed'er betragen hatte, wurde auf zweymal hundert tauſend erhöht; und Staub übertrug ihm mehrere Arbeiten, wodurch er genöthigt wurde, faſt den ganzen Tag bey ihm zu ſeyn, blos in der Abſicht, ihn ſelbſt unter den Augen zu haben zu beobachten.

15.

Anfänglich war der Haufen, der Alexanders ſtillen Ernſt für Stolz hielt, für ſeinen jüngern Bruder Konſtantin, mehr eingenommen, der jedoch in keiner Rückſicht eine Vergleichung mit Alexander aushält. Aber bald war ihr falſcher Wahn widerlegt, da man Alexander genauer kennen zu lernen Gelegenheit bekam, und er Proben ſeines Geiſtes und vortrefflichen Herzens gab. Er wurde allgemein geliebt, geachtet — angebetet, und das Volk wünſchte ſich im Voraus Glück, dereinſt einen Regenten auf dem Throne der Unterwelt zu ſehen, der ihre Feſſeln mildern und die Spuren von den Gräuelthaten Staubs, unter deſſen bleyernen Szepter die ganze Unterwelt erſeufzte, vollkommen vertilgen würde.

Staub war ſchon vor Antritt ſeiner Regierung der allgemeine Gegenſtand des Haſſes des Volks, der Verachtung der Edlen, und des Geſpöttes des Hofs geweſen. Während ſeiner Regierung hatt' er wenig oder gar nichts gethan, der Unterwelt eine beſſre Meinung von ſich zu geben, vielmehr gieng ſein kalibaniſches Beſtreben ganz dahin, den Fluch der Menſchheit auf zu laden. Er ſpielte gefliſſentlich den Kaliban mit dem Herrſcherſtabe. Wodurch er ſich bey der Unterwelt vollkommen lächerlich und verächtlich gemacht hat, war ſein elendes Bemuhen, ſein Reich, das noch Jahrhunderte nöthig haben wird, ſich aus ſeiner moraliſchen und rationalen Finſterniß herauszuwickeln, mit aller Gewalt in der vorigen Barbarey alte Nacht zurück zu drängen.

Noch lächerlicher machte er ſich vor der ganzen Unterwelt, als er ſich zum einzigen Vermittler zwiſchen Eichelland und der helländiſchen Republick, die mit einander im harnäckigen Kampfe um Freyheit und Eigenthum rangen, aufwarf, und den großen Konſul von Helland mit plumper Brutalität dem Fehdehandſchuh zuwarf, daß er es im Namen beyder Völker mit ihm ausmachen wollte! —

Der Oberprieſter der Latiner und Etrurier, der gegenwärtig qua nudus detentor den vatikaniſchen Dreyfuß behauptet — mit Vergünſtigung des oberſten Konſuls der Helländer, verſteht ſich, ein Obſkurant ſo gut wie Staub — das würdige Gegenſtück von ihm, der, wie dieſer die Hüte den Männern auf den Straßen, durch die Buttel, den Damen die neumodiſchen Kleider und Aufſätzchen vom Leibe und Kopfe reißen läßt — der alles anwendet, die alte Finſterniß wieder zu verbreiten, die ſeine würdigen Vorfahren zu verdrängen ſuchten, begab ſich in den Schutz des großen Kaiſer-Staub — des Ketzers ſeiner Kirche — konnte er einen würdigern Schutzherrn als Staub finden? und wer war ſeines Schutzes würdiger als der Obſcurant Klaramontus? der dieſen emblematiſchen Namen ſo ſehr paradirt?

Doch ich fürchte meine Leſer zu ermüden, und habe ſie vielmehr ſchon zu ſehr ermüdet, als daß ich ſie länger mit den abgeſchmackten Nichtswürdigkeiten eines Monarchen langweilen ſollte, der von ſeinem Entſtehen bis zum letzten Moment ſeines Verſtiebens nichts war, als ein verderblicher elender Staub, der ſich nie aus ſeinem Staube erhoben hat. *Das Schickſal mit ſeinem alles belebenden, alles ordnenden, alles lenkenden Hauche hatte ihn nur auf* einen höhern Staubhügel geweht, von dem er bemerkt wurde, während andre Kreaturen, mit Stern und Ordensband, als kleine unbemerkbare Stäubchen um Staubs großen Staubhügel in angemeſſenen Elende — dem Staubbade ihres Kretenslebens herumkrochen, und patſchelten; einer dem andern Staub in die Augen warf, der ſich aus dem Staube empor arbeitete, nachdem er einen andern im Staub begraben hatte, bis endlich auch er im geliehenen Staub, — phyſiſch oder moraliſch, gleichviel — zurückſank, und endlich die Staubmaſſe der Vergänglichkeit, das ganze Heer der kleinen Stäubchen, ſo gut wie den großen Kaiſer Staub, in ihrem Orkus begrub.

17.

Wenn der beſte Staat Mißvergnügte unter ſeinen Bürgern zählt, wenn in der beſten Verfaſſung die Klaſſe der Verdrüßlichen nicht ausgerottet wer-

und die mildeſte Regierung nicht alle Beſchwerden ſtillen kann; wie mußte es unter Staubs Regierung im Reiche der Finſterniß um die allgemeine Zufriedenheit ſtehen, wo jeder Stand die gerechteſte Urſache hatte, zu klagen, wo man faſt keinen Menſchen antraf, der nicht von Staub mittelbar oder unmittelbar beleidigt worden wär. Man murrte laut — aber die Feigheit der ſklaviſchen Nation die für den wahren Geiſt der Freyheit nicht empfänglich iſt, die nicht verſteht das Joch der Knechtſchaft abzuſchütteln, lies es zu keiner Selbſthülfe kommen — Was könnte auch ein gebohrner Sklave an Seel und Leib, für Anſprüche auf Freyheit und Rechte des freyen Mannes machen, die er in keiner Hinſicht verdient, da er ſie nicht zu ſchätzen, nicht einmal zu genießen weis?

Hätte Staub eine Miranda zur Gemahlin gehabt, zuverläſſig hätte er ſein Unweſen nicht ſo lange treiben dürfen, als er es leider zur Schmach ſeiner ganzen Nation und Aerger der ganzen Welt getrieben hat. Er würde gleich Pierro, Mirandas unglücklichem Gemahl, früher noch zum gelichenen

Staube befördert werden ſeyn, als es wirklich geſchah.

Amazili die ſanfte edle ſchöne Seele, war aber einer ſo abſcheulichen That — die, ſo erhaben ihr Zweck fürs allgemeine Beſte, dennoch der Vollſtreckerin, zumal wenn ſie das Unglück hat, des Tirannen Gattin zu ſeyn, ein ewiges Brandmal iſt — nicht fähig. Auch ſein Sohn Alexander, obſchon von der damals noch lebenden Miranda, und nach ihrem Tode, von den verſchwornen Mißvergnügten, dringende Auffoderungen an ihn ergiengen, war viel zu edel zu einer ſolchen Unternehmung. Von ſeiner Gattin hatte Staub ſo wenig zu fürchten als von ſeinem Sohne. Aber der Unbeſonnene hatte ſich ſeinen Strick ſelbſt geflochten.

Staub! unbeſonnener, unüberlegender Staub! ſaheſt du nicht das Schickſal deines unglücklichen Vaters, wußteſt du nicht was Miranda durch die Leibgarden ausrichtete? waren dieſe es nicht von jeher, die die vorhergehenden Beſitzer deines Reichs und deines Throns zermalmten? du ſelbſt fürchteteſt ſie bey deiner Thronbeſteigung, und konnteſt ſie unbeſonnen reizen, die Waffen gegen dich zu kehren? für dich den Stahl zu ſchleifen der dich beſchützen ſollte? Unbeſonnener, wohin verleitete dich deine raſende Despotie am Gangelbande deiner Kalibaniſchen Dummheit!

Die despotiſchen Veranderungen mit dem Garderegiment, und überhaupt die abſcheulichen Behandlungen des Militärs, brachten dieſes wider ihn auf. Es bildete ſich eine Konföderation Mißvergnügter unter der Garde, zu der ſich bald noch mehrere geſellten, die ſo gut wie jene beleidigt worden waren. Man ſprach, überlegte, prüfte einander, und die Verſchwörung war fertig.

Man muß es den Verbündeten zum Ruhme nachſagen, ſie giengen vorſichtig zu Werke, und ließen alle ihre Plane zur gehörigen Reiſe kommen, auch richteten ſie ihr Unternehmen ſo ein, daß nichts aus ſeiner Ordnung kam, und Staub ſo ſtillſchweigend und ganz und gar ohne Trompeten und Pauken vom Schauplatze der Unterwelt abtrat. ſeinem würdigern Nachfolger Platz zu machen, als wär er niemals da geweſen.

Nicht mindern Ruhm verdient dieſe Verſchwörung vor ſo vielen andern, die nur aus Privatintereſſe angeſponnen wurden, daß ſie blos den edlen Zweck vor Augen hatte, das Vaterland von einem Ungeheuer zu befreyen.

Die Konföderirten hatten nicht den geringſten Vortheil von ihrem Unternehmen; wohl aber Verluſt ihrer Glücksgüter, Stellen — ihres Lebens zu erwarten, wenn Staubs Nachfolger ihr Komplott durchſchauen werde, deſſen Gerechtigkeitsliebe und bewundernswürdige Anhänglichkeit an ſeinen despotiſchen Vater ſie kannten, und zu fürchten Urſache hatten.

Nicht ohne lange reife Ueberlegung ſchritt man zu Werke, und lies dadurch Staub Zeit zur Beſſerung. Man warnte ihn ſogar durch anonime Briefe und ermahnte ihn zur Beſſerung: allein die Würkung hievon war, daß Staub nur noch erbitterter wurde, und ſeine Strenge mit Grauſamkeit gepaart, verdoppelte.

18.

Er war nun mißtrauiſch gegen alles, was ihn umgab, ſah in ſeinen beſten Freunden, wenn anders die Günſtlinge eines Tirannen dieſen Namen je verdienen — Verräther, und die Jakobinerfurcht, die ſeit der Holländiſchen Revolutionsepoche im Reiche der Finſterniß ſchon bey Miranda epidemiſch war, überfiel den elenden Staub, den ſie ſeit ſeiner jämmerlichen Exiſtenz noch keine Stunde verlaſſen hatte, mit neuen, weit fürchterlichern Paroxismen, als jemals. Er ſann Tag und Nacht, wer wohl die fürchterlichen Menſchen ſeyn möchten, und der Schwachkopf begriff nicht, daß er ſeine Feinde unter denen zu ſuchen habe, die er am meiſten beleidigt — mißhandelt habe. Monoſtatos, der ſein vertrauteſter Günſtling war, und deſſen niederträchtige Seele es nicht verdauen konnte, daß Alexander allein ihn als Kammerdiener ſeines Vaters behandelte, während alle Großen des Reichs ihm den Hof machten, leitete Staub auf die unglückliche Idee: Alexander ſey vielleicht im Komplott dieſer Verſchwörung — durch die in die Augen ſpringende Zuneigung des Volks, durch die größere

Verehrung die man ihm vor Staub erwieß, ſuchte er ſeiner boshaften Anklage die Schminke der Wahrheit zu geben.

Staub war raſend, und beſchloß auf der Stelle ſeinen Tod — doch bald überlegte er, daß dieſer raſche Schritt das Volk empören könnte, vor dem er ſich zu fürchten anfieng. Er lies Alexander blos verhaften.

Schon das machte ungeheures Aufſehn, obwohl man mehrmals wußte, daß er Arreſt gehabt hatte, und Staub ſeine militäriſche Despotie in dieſer Art, ſogar bis in ſeine Schlafkammer ausdehnte, und ſeiner liebenswürdigen Gattin, der ſanften Amazili mehr als ſechsmal zwey und dreytägigen Arreſt gegeben hatte. Man ſprach von Verrätherey, von allzugroßer Strenge, von Despotie — wenn man im vertrauten Zirkel war, und einige ſtrenge Urtheile kamen Staub zu Ohren, daß er nicht wagte, weiter zu gehen und Monoſtatos zwang, ihm ſeine Anklage zu beweiſen.

Der Elende verwickelte ſich in Widerſpruche, muthmaßte, ſtotterte, und da Staub ihn mit grimmigen Blicke fixirte, verlor alle Geiſtesgegenwart, fiel dem Kaiſer zu Füßen und geſtand ſeine Schuld.

Der Kaiſer tobte, maulſchellirte den Wicht, und gab ihm dreytägigen Arreſt — der Bube hätte hängen ſollen.

Alexander ward ſeines Arreſts erledigt.

Nun glaubten die Verſchwornen nicht länger zaudern zu dürfen. Staub konnte noch viel Böſes ſchaffen und Gutes vernichten; da er ſeinen Sohn der erlognen Denunziazion ſeines niederträchtigen Kammerdieners ohngeprüft, ohngehört aufopfern konnte.

Dazu kamen täglich neue Beſchwerden, und die Furcht, noch vor vollbrachter That verrathen zu werden, beſchleunigte ihren längſt gefaßten Entſchluß. Nur fehlte der Mann der das Werk unternehmen ſollte. Auch war man über Zeit und Ort noch nicht einig, wenn ihm am ſicherſten beyzukommen wäre.

19.

Monoſtatos war vom Kaiſer beleidigt, und ſeine tückiſche Türkenſeele kochte Rache. Er lies ſich bey einigen, die ihm den Hof machten, und von denen er glaubte, daß ſie nicht zu Staubs Freunden gehörten, über den Kaiſer und ſeine Gebrechen heraus. Man nahm ſich vor, ihn in Obacht zu nehmen, doch berichteten es die Verſchwornen einander, man baute auf dieſe Aeuſſerung den kühnen Entſchluß: Monoſtatos ſelbſt in die Verſchwörung zu ziehen, und ihm vielleicht die Ausführung des entſcheidenden Streichs anzuvertrauen. Doch durfte der Orden mit ſeinen Mitgliedern dieſem Statsrath-Kammerdiener keineswegs blos gegeben werden. Einer davon mußte es unternehmen, den gefährlichen Werbungsverſuch zu machen, deſſen Gelingen auf den Karakter des niederträchtigen Monoſtatos berechnet war.

Monoſtatos war als Kind ſchon Sklave geweſen; Staub hatte ihn erziehen laſſen, in der Folge war er Kammerdiener, und wußte ſich den Titel eines Staatsraths zu erkriechen. Geiz und bäueriſcher Stolz ſind ſeine wüthendſten Leidenſchaften; er iſt den Meiſtbiethenden feil, und verſteht ſich zu allem was ihm Geld einträgt.

Man ſtellte ihm vor, daß er in Staubs Ungnade fallen könnte — und führte ihm die häufigen Beyſpiele von geſtürzten Günſtlingen, die täglich unter ſeinen Augen erſcheinen, zu Gemüthe. Dabey wurde nicht unterlaſſen, ihn einige Blicke in die Zukunft thun zu laſſen, wenn Staub über Kurz oder Lang zum geliehenen Staube zurückkehren ſollte. Von Alexander konnte er wenig oder gar nichts hoffen, vielmehr hatte er unter ſeiner Regierung alles zu fürchten, worunter Kaſſation und Verbannung aus dem Lande noch immer das Geringſte war. Staubs Laune kannte er ohnehin zu gut, als daß er nicht für jede Stunde zittern mußte. Man gab ihm demnach den Rath, ſeine Kaſſe zu füllen, und ſeinen Raub in irgend einem Winkel eines entfernten Himmelsſtrichs in Ruhe zu genießen. Von ferne wurden ihm, bunte lockende Vorſtellungen gezeigt — — — Monoſtatos war gewonnen. —

Freylich mußten ungeheure Summen aufgeopfert werden, wenn er feſt gehalten werden und nicht alles verrathen ſollte; denn Geld war das einzige Band, das ihn an die Menſchen feſſelte, der einzige Pol, wohin ſich die Magnetnadel ſeiner Handlungen und Lebensmaximen richtete, — und welche Aufopferung von Seiten der Verſchwornen wäre wohl zu groß geweſen, einen ſo wohlthätigen Zweck für die Menſchheit zu erreichen?

20.

Monoſtatos erhielt viel Geld, wurde in die Verbindung aufgenommen, ohne mehr als höchſtens drey oder vier Mitglieder derſelben zu kennen. Nach langem Bemühen unterzog er ſich dem Meuchelmorde, den er ſo gut zu nutzen verſtand, daß er noch einige Tage vor der entſcheidenden Stunde eine ungeheure Summe von den Verſchwornen erpreßte, wenn er ſie nicht verrathen ſollte. Man zahlte ſie ihm aus, wies ihm aber auch zugleich ſeinen eigenhändig unterſchriebenen Kontrakt vor, vermöge deſſen er ſich anheiſchig gemacht hatte, den Kaiſer Staub zu meuchelmorden, und drohte ihm, daß wenn der Kaiſer, von heute an, noch drey Sonnen untergehen ſähe, am vierten Morgen dieſes Papier in der Hand des Monarchen ſeyn ſolle.

Darauf war Monoſtatos nicht gefaßt. Er ſchauderte zuſammen und fragte erbärmlich, ob man Wort halten werde?

So gut als, daß nach glücklich vollbrachter That noch dreyßig tauſend Bahamed'er dein werden.

Der Kaiſer ſoll die dritte Sonne nicht erleben rief er, und ſtürzte hinaus.

Am andern Tage nach dieſer Kataſtrophe, kam Monoſtatos zu den Verbündeten, und kündigte ihnen auf den Mittag die Erfullung ihres Zwecks an.

Der Zufall begünſtigte das Unternehmen. Staub kam äuſſerſt verdrießlich von der Parade nach Hauſe, wo er ſich herumgeärgert, und die Soldaten höchſt eigenhändig zerprügelt hatte.

Mißlauniſch ſetzte er ſich zu Tiſche, aß wenig, trank aber haſtig mehrere Becher Wein nach einander aus.

Von der Tafel gieng er im Garten ſpatzieren, von ſeinem einzigen Kammerdiener in der Ferne begleitet.

Bald übermannte ihn eine ungewöhnliche Müdigkeit; er legte ſich auf einen Raſenhügel und entſchlief.

Sobald Monoſtatos verſichert war, Staub ſchlafe feſt, ſchlich er langſam, lauernd nach allen Seiten, hinterwärts den Hügel herum, zog eine Phiole voll ſchnell wirkenden Gifts hervor, und goß es ihm in die Ohren, da er auch ſchon den Wein vergiftet hatte, den Staub bey der Tafel genoß.

Staub verließ die Unterwelt ohne zu wiſſen wie? der Schlaf hatte ſich ſeiner bemeiſtert und überlieferte ihn ſeinem ältern Bruder, dem Tode.

Charon, der ſeinen Nachen ſchon lange bereit bereit gehalten hatte, die Unterwelt von dieſem Ungeheuer zu befreyen, nahm ihn auf in ſein Fahrzeug, und führte ihn über den Stix und Acheron zur ehrnen Burg des finſtern Hades — Staub der erſte Kaiſer der Unterwelt war nicht mehr, und ſeine Hülle wurde dem Staube, wovon ſie genommen war, wiedergegeben, um zu ihrem Urſtoff zurück zu kehren.

Als Monoſtatos die That vollendet, und ſich durch die eintretenden Simptome vom Tode ſeines Kaiſers überzeugt hatte, eilte er von hinnen, den Verbündeten die erwünſchte Nachricht zu ertheilen, und die Summe vollends zu erhalten. Aber kaum hatte er das nächſte Gebüſch im Rücken, als ein Vermummter ihm einen gläſernen Dolch ins Herz ſties, und abbrach, daß er betäubt darnieder ſtürzte — Du wirſt die Verſchwornen nun nicht an den neuen Thronfolger verrathen, brüllte ihm die Maske in die Ohren, wenn er dir auch noch ſo viel bieten würde, in unſerm Akkorde hatten wir uns auch dein Leben mit bedungen, du wirſt nichts mehr auf dieſer Welt verrathen. So geh denn mit Staub den finſtern Gang nach der Oberwelt, und

er=

erzähle ihm, wie er und du aus der Unterwelt gekommen ſeyd. — Mit dieſen Worten ſchnitt ihm der Vermummte die Gurgel ab, eben als er nach Hülfe ausbrüllen wollte, und entfernte ſich ſchnell. — — — — — — — —

Man fand Staub auf ſeinem Raſenhügel liegen. Das Geſicht und die Hände waren blau unterlaufen. Man behauptete daher, er ſey am Schlage geſtorben.

Das Volk, dem es gleichviel war; auf welche Art es des Bedrängers ledig geworden, glaubte es, und jubelte laut auf. Der Tirann war nicht mehr! — — — — — — —

Staub biſt du, vom Staube biſt du, und Staub ſollſt du wieder werden! So ſprach der prophetiſche Mann mit dem weiſen Barte, der das Knäblein Staub ſegnete, als es Miranda zur Welt brachte.

Kleiner Staub! ich ſehe auf deiner Stirne ein großes Zeichen, aber ich kann nicht enthüllen, ob dieſes Zeichen deiner Größe der Unterwelt Nutzen oder Schaden, Ehre oder Schande, Freude oder Schreck bringen wird. Großer Staub, ſo will ich dich nennen, wenn die erſten Hypotheſen eintreffen, wo nicht, ſo wirſt du der Nachwelt ein kleiner Staub, ein Stäubchen bleiben.

Großer Prophet! Dein Staub hat der Welt nichts als Schaden, Schreck, Schande und Unglück gebracht, allgemein iſt er verachtet, verabſcheut. Der zweyte Theil deiner Prophezeihung iſt in Erfüllung gegangen: Staub wird der Nachwelt ein kleiner Staub, ein elendes Stäubchen bleiben.

Alexander ergriff die verworrenen Zügel der Regierung und ſuchte wieder gut zu machen, was ſein Vater verdarb. Er ſuchte Aufklärung zu verbreiten und hat eine Univerſität, die erſte in Finſterlande — geſtiftet, berief Gelehrte und ermunterte ſie durch Geſchenke. Die Nachwelt mag ſeine Geſchichte ſchreiben. Ueber Staubs Grabe zerbreche ich meinen biographiſchen Kiel! —

J. F. Schmidt.

Pcaruel Orcant [illegible]
Jonatas, Offer [illegible]